Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

AP
30
G29++
v.29-30

008086

Cornell University Library

Digitized by Google

DATE DUE

APR 15 1982			
GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Neunundzwanzigster Band.

(Nr. 1—26.)

Berlin 1886.

Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

Digitized by Google

Register.

Neunundzwanzigster Band.

Seite

Achelis, Th., Die Entstehung des Gewissens 347
Alsberg, Moritz, Anthropologische Probleme 179. 403
— Das Geistesleben im Thierreich 388
Bauer, Erwin, Der letzte der Moskauer Slavophilen . . 145. 163
Bauernfeld, Eduard von, Aus meinem poetischen Tagebuche 165
Behrmann, Max, Eine russische Tragödin in Berlin 366
Berghoff-Ising, Franz, Die Frage der Rentengüter 159
Blind, Karl, Rußland und Südeuropa 210
— Am Vorabend der Entscheidung in England 305
Bolin, Wilhelm, Paul Heyse's achtzehnter Novellenband . . . 25
— Anzengruber's neuer Dorfroman 154
Braun-Wiesbaden, Karl, Der neueste Band von Ranke's Weltgeschichte 87
Breitinger, H., Amerikanische Dichter 373
Bulle, Oskar, Sylvester-Schwänke 29
— George Taylor's „Elfriede" 41
— La perduta gente 69
— Dramatische Aufführungen 126. 158. 174. 189. 205. 221
— „Sammt und Seide" von Oskar Blumenthal 94
— „Treu dem Herrn" von Richard Voß. — „Die Lorelei" von A. L'Arronge 108
— „Die armen Reichen" von Hugo Lubliner 141
— Berliner Romane 200
— Streifzüge in die neueste Lyrik 297
— Physiognomik — einst und jetzt 393
Bulthaupt, Heinrich, Ein Requiem 405
Carriere, M., Der goldene Schnitt 181
— Das Schöne und der Zweck in der Kunst 261
Castelnuovo, Enrico, Das ewige Blatt 60
— Ein Duell 186
— Die Demokratin 395
Conrad, H., George Eliot über die deutsche Literatur 390
Dincklage, E. von, Der Weiberleuthof 12. 26. 43
— Zu gut 412
Doehn, Rudolf, Der interoceanische Canal 354
Dornblüth, Fr., Die Aerzte und die Krankencassen . 275. 291. 323
Duboc, Julius, Zufall und Weltordnung 115
— Gelehrten-Deutsch 295
Ehrlich, Heinrich, Richard Wagner's nachgelassene Schriften . 11
— Opern und Concerte . . 46. 110. 175. 204. 238. 270. 286. 334 382
Elcho, Rudolf, Eine, die ihren Beruf verfehlte 251. 267
Expertus, Zur diplomatischen Lage 81
Fischer, Arnold, Die nationale Frage im europäischen Osten . 369
Fischer, C. W. Th., Die Umgestaltung Roms 277
Gebhardt, Bruno, Treitschke's deutsche Geschichte 135
Geßner, L., Vom völkerrechtlichen Institut 19
Gopčević, Spiridion, Vom serbo-bulgarischen Kriegsschauplatze 1
— Zum serbisch-bulgarischen Friedensschluß 289
Goverts, Herman, Aus dem neuen Rom 91
Groß, Ferdinand, Ein geistreicher Chinese 198
— Ein naturalistischer Lyriker 359

Seite

Groth, Klaus, Sin Wort 341
Gutmann, G. J., Ernst von Teschenberg 243
Hartmann, Eduard von, Unsere beiden politischen Tagesfragen 129
Heimann, Ludwig, Aus dem Zunftlande 17
— Zur Geschichte der Strikes 385
Heldt, E., Eine Dissonanz 121
Hellwald, Friedrich von, Zur Frage der Auswanderung und Colonisation 65
— Honegger's allgemeine Culturgeschichte 282
— Die Erforschung von Deutsch-Westafrika 407
Hepke, R. F., Vom deutschen rothen Kreuz 339
Heveši, Ludwig, Lebende Bilder 235
Honegger, J., Wiener Dichterinnen 182
Jagow, Eugen von, Die Pariser Theatersaison 233
Jansen, Albert, Ein altes Genfer Bilderbuch 119
Jensen, Wilhelm, Fortschritt 195
Jentsch, Carl, Materie und Geist 325
Ihering, Rudolf von, Die Wahrheit in der menschlichen Gesellschaft 246
Jubiläumsausstellung, Eröffnung der 350
Karpeles, Gustav, Julian Schmidt 227
Klein, Hugo, Das Personen-Porto 3
Kleinpaul, Rudolf, Schottisch 6
— Philosophische Metaphern 148
Lector, Wereschagin als Schriftsteller 279
Lichtwark, Alfred, Aus dem Künstlerverein 30
— Die Menzel-Ausstellung. — Eine Concurrenz 77
— „Die Jaquerie" von Rochegrosse. — Die Rathhausconcurrenz . 124
— Kunstausstellungen 142. 204
— Die Ausstellung der Königlichen Porzellanmanufactur . . . 254
— Die Aquarellistenausstellung 302
— Wereschagin-Ausstellung 317
— Unser Holzschnitt 376
— Die Jubiläumsausstellung 381. 397
— Die Engländer auf der Jubiläumsausstellung 414
Lingg, Hermann, Kunst und Poesie 6
— Kalte Nacht 67
Lorm, Hieronymus, Deutsche Redacteure 83. 103
— Zur Frage des dramatischen Plagiats 133
— Einsame Bücher 195
— Literarische Plaudereien 405
Lortzing, Max, Vergleichende Sprachwissenschaft und Mythologie 356
Lotheißen, Ferdinand, Ein Buchdrama von Renan 9
— Ein Traum von Englands Zukunft 410
Lübke, Wilhelm, Lionardo da Vinci als Architekt . . . 307. 331
— Vervielfältigende Kunst 362
Mamroth, Karl, Die Ursachen der Productionskrisen 209
Markevicz, Boleslav, Ein Roman in Depeschen 171
Marsop, Paul, Ein Pariser Operntext 137
— Das Tedeum des Verkannten 264
Melle, W. von, Das englische Regiment in Helgoland 372

Digitized by Google

Seite
Meyer, Conrad Ferdinand, Ein Feind der Kleinstädter . . 166
Meyer, Jürgen Bona, Die Revision der kirchenpolitischen Gesetze 257
Minghetti, Marco, Mein kunsthistorisches Bekenntniß 140
Münz, Sigmund, Ein Idyll aus Assisi 378
Nordmann, H., Arbeitszeit und Arbeitsordnung 193
Peters, Carl, Der deutsche Colonialverein und die Gesellschaft für deutsche Colonisation 273
Posn.-Germanus, Polnische Forderungen in deutscher Beleuchtung 99
Du Prel, Karl, Materialismus und Moral 215
Quarck, Max, Das Wirthschaftsjahr 1885 . . . . . 33. 51
Richter, Hermann Michael, Mission und Colonisation . . . 131
Rosenstein, Alfred, Ein „ächter" Philosoph 88
Sahler, A., Vergolten 155
Sanders, Daniel, Carl Abel's sprachwissenschaftliche Abhandlungen 56. 71
Scheffel, Joseph Victor 245
Schippel, Max, Die Schutzzollbewegung in England 177
Schlaeger, E., Die Grund- und Bodenfrage in den Vereinigten Staaten 241
Schmidt, Rudolf, „Vom Jenseits" 75
Schneidewin, Max, Sonderbare Petition eines zeitgenössischen Philosophen 21
Schütze, Paul, Ein stiller Poet 54
— Geibel-Denkwürdigkeiten 151
— Zur Geschichte des deutschen Puppenspiels 341
Schwarzkopf, Gustav, Die Jagd nach dem Mann . . . 332. 348
Seydlitz, Georg von, Ein Minister als Novellist 170
Singer, Wilhelm, Die Lage in Frankreich 49
Spitzer, Daniel, Wiener Briefe 68. 147
Sterne, Carus, Die Schönheit der ersten Menschen 258
Thaler, Karl von, Ferdinand von Saar's „Thassilo" . . . 38
— Lotheißen's „Margarethe von Navarra" 265
Thüna, D., Freiherr von, Belgische Arbeiterliteratur . . . 321
Turgenjew, Iwan, Talagajew 105
Twain, Marc, Der gestohlene weiße Elephant . . 283. 300. 315
Viereck, Ludwig, Zur Geschichte des gelehrten Unterrichts . . 35
Vollmöller, Karl, Ein Spielmannsbuch 328
W., Déroulède in Deutschland. Ein Aprilscherz 202. 220
Walcker, Karl, Die Londoner Unruhen 113
Wehl, Feodor, Die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger 184
Weisbrodt, Gustav, Das bulgarische Räthsel 82
Wenn denn, so sei's. Kriegspolitische Betrachtungen . . . 337. 354
Werner, Anton von, Erinnerungen an Victor von Scheffel 293. 312
Winter, Georg, Zur Lebensgeschichte der Brüder Grimm . . 58
Wollmann, Moriz, Die Arbeiter-Bewegung in Belgien . . . 225
Ziel, Ernst, Adolf Friedrich Grafen von Schack's „Memnon" . 218
— Ein neuer Roman von Richard Voß 345
Zola, Emil, Die Rundreise 364
Zolling, Theophil, „Frau Director Striese" von Franz und Paul von Schönthan 14
— Der neue Tartarin 22
— „Denise" von Alexander Dumas Sohn 62
Seite
Zolling, Theophil, Ein komischer Roman von Felix Dahn . 117
— Drei ungedruckte Gedichte von Heinrich von Kleist 211
— Der Faust-Tragödie dritter Theil 229. 248
— „Timandra" von Adolf Friedrich Grafen von Schack 269
— „Die Liebesbotschaft" von A. Rheinisch 285
— Zola's Künstlerroman 309
— Die Münchener Volksschauspieler 366
Zorn, Philipp, Der Thronwechsel in Bayern 401

Notizen.

Adler, Centralverwaltung unter Maximilian I. 159. Archiv für öffentliches Recht von Laband und Störk 190. Aschrott, Das englische Armenwesen 159. Bergbohm, Völkerrecht von Martens 190. Berlepsch, Die Alpen in Natur- und Lebensbildern 319. Bilderatlas, culturhistorischer 15. Brieger, König Humbert in Neapel 205. Dahlmann's kleine Schriften und Reden 223. Dehlen, Theorie des Aristoteles 205. Demmin, Die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwicklung 287. Düntzer, Abhandlungen zu Goethe's Leben und Werken 78. Duruy, Geschichte des römischen Kaiserreichs 127. Edler, Der letzte Jude 47. Eckstädt, Berlin und Wien 1845—1852 222. Entsch's Bühnen-Almanach 46. Ernouf, L'Art des Jardins 399. Frenzel, Neue Novellen 255. Friedmann, Seraphina 78. Friedrich der Große 319. Friedrich, Mit den Waffen 95. Friedrichs, Gedichte 191. Fontane, Unter'm Birnbaum 239. Genschcu, Vier Erzählungen 223. Glaser, Das Fräulein von Villecour 79. Goethe's Briefe an Frau von Stein 15. Greif, Martin, Gedichte 63. Groller, Prinz Klotz 207. Henne am Rhyn, Culturgeschichte des deutschen Volkes 318. Hevesi, Neues Geschichtenbuch 206. Hindersin, Gedichte 287. Holzschnitte, Mustersammlung von Lipperheide 15. Hopp, In der großen Stadt 47. Hoppe, Lehrbuch der englischen Sprache 127. Kautsky, Die Alten und die Neuen 79. Kerner, Bilderbuch aus meiner Knabenzeit 143. Keyser, Der Muth zur Wahrheit 399. Königsbrunn-Schaup, Der Mond 319. Kretzer, Im Riesennest 287. Kürschner, Deutscher Literatur-Kalender 127. Mähly, Aristophanes' Werke 222. Meyer, Conrad Ferdinand, Die Richterin 239. Meyer's Conversations-Lexikon 319. Moses Mendelsohn und seine Familie 31. Perthes in Gotha 95. Pfafferoth, Jahrbuch der deutschen Gerichtsverfassung 206. Putlitz, Mein Heim 239. Raabe, Unruhige Gäste 399. Schack von Igar, Licht, mehr Licht 159. Scheffel-Ausgaben von Adolf Bonz & Comp. 335. Scheffner, Biographische Nachlieferungen 207. Schubin, Geschichte eines Genies. Die Galbrizzi 207. Schücking, Lebenserinnerungen 255. Schwarzkopf, Der Roman, bei dem man sich langweilt 46. Seibt, Architektur der italienischen Renaissance 222. Storm, John Riew', Ein Fest auf Hadersleyhuus 255. Teweles, Die Armen 95. Walloth, Gedichte 223. Walling, Vom Land des Weins und der Gesänge 399. Zimmermann, Die Wonne des Leids 78. Zu spät erkannt 191.

Offene Briefe und Antworten.

Steudel's Petition 79. Die Deutschen in Siebenbürgen. Von Dr. Vormeng 143. Wer ist Fidus? 191. Nochmals die Umgestaltung Roms. Von H. Goverts 303. Deutschland in Süd-Amerika 351. Ueber Gelehrten-Deutsch 383.

Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 2. Januar 1886. Band XXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Vom serbo-bulgarischen Kriegsschauplatze. Von Spiridion Gopčević. — Das Personen-Porto. Von Hugo Klein. — **Literatur und Kunst:** Kunst und Poesie. Von Hermann Lingg. — Schottisch. Von Rudolf Kleinpaul. — Ein Buchdrama von Renan. Von Ferdinand Lotheißen. — Richard Wagner's nachgelassene Schriften. Von Heinrich Ehrlich. — **Feuilleton:** Der Weiberleuthof. Von E. von Dincklage. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Vom serbo-bulgarischen Kriegsschauplatze.

Von Spiridion Gopčević.

Als nach dem Staatsstreiche von Philippopel Serbien seine active Arme mobilisirte, hatte die serbische Regierung dabei die Besetzung von Altserbien im Auge. Da aber dieser Landstrich an der Eisenbahn Mitrovica-Salonik liegt, so war vorauszusehen, daß Oesterreich gegen solche Gelüste Protest einlegen würde. Dies geschah denn auch thatsächlich zur großen Unzufriedenheit der serbischen Regierung, welche energische Vorstellungen machte, daß Serbien für seine Freundschaft mit Oesterreich in irgend einer Weise belohnt werden müsse. Kalnoky sah die Berechtigung dieser Vorstellungen ein, und da sich aus fremder Haut am leichtesten Riemen schneiden lassen, lenkte er Serbiens Compensationswuth nach dem Bruderlande Bulgarien ab, indem er dabei der serbischen Regierung gewisse bindende Versprechen machte, unter andern durch die Länderbank etliche (ich glaube 25) Millionen Gulden der serbischen Regierung vorstreckte.

Ich befand mich seit 22. September in Bulgarien und stand mit dessen Regierung auf dem intimsten Fuße. Da ich vollkommen begriff, welche verhängnißvollen Folgen ein serbo-bulgarischer Krieg für beide Länder nach sich ziehen müsse, that ich mein Möglichstes, ihn zu verhindern und brachte ein Compromiß zwischen Serbien und Bulgarien in Vorschlag, in einer Allianz auf Kosten der Türkei gipfelnd. Karavelov und Stranski gingen auf meinen Vorschlag ein und versuchten seine Verwirklichung, doch umsonst. Serbien war bereits gebunden und konnte aus Rücksicht auf Oesterreich nicht annehmen. In meinem Bestreben, den Krieg zu verhindern, verfiel ich auf eine andere Idee, welche ebenfalls Karavelov's Zustimmung fand und besseren Erfolg hatte: den Sultan zu einer Erklärung zu veranlassen, daß er jeden Angriff auf Bulgarien als Angriff auf türkisches Gebiet betrachten und danach handeln werde. Durch diese Erklärung meinten wir Alle, Serbien von dem unglücklichen Kriege abgeschreckt zu haben. Im Vertrauen darauf blieb der größte Theil der Armee an der türkischen Grenze concentrirt, während an der serbischen Grenze von Vidin bis Köstendil kaum 15 000 Mann aufgestellt waren. Man kann sich daher denken, wie bestürzt wir waren, als am 14. November um 2 Uhr Morgens die serbische Kriegserklärung eintraf. Karavelov ließ mich Morgens wecken, und noch am selben Tage fuhren wir Alle von Philippopel nach Sofia, wo wir bereits Mittheilung vom ersten Gefechte vorfanden. Diesen Feldzug, den ich bis zu seinem Ende mitmachte, will ich nun in Kürze schildern.

Serbien hatte im Ganzen 5 Divisionen mit einem Sollstande von zusammen 70 000 Mann mobilisirt — an sich schon zu wenig, um Bulgarien niederzuwerfen, das bereits 90 000 Mann unter Waffen hatte. Die serbischen Divisionen waren aber zudem nicht vollzählig, daher ihr Effectivbestand schwerlich 60 000 Mann erreicht haben dürfte. Von diesen 5 Divisionen sollte eine unter Commando des Generals Lešjanin gegen Vidin operiren, eine andere Vranja gegen eine türkische Invasion decken, eine dritte gegen Köstendil operiren, die beiden übrigen gegen Sofia via Caribrod und Trn vorgehen. Diese Zersplitterung der ohnehin ungenügenden Kräfte war der zweite Hauptfehler. Er hätte nur dadurch ausgeglichen werden können, daß man dem hochverdienten General Horvatović den Oberbefehl gab, einem Feldherrn, dem die Bulgaren nichts, auch nur annähernd Ebenbürtiges entgegenstellen konnten und dessen strategisches Genie sicher Mittel und Wege gefunden hätte, die Bulgaren zu überlisten und aus dem Grenzgebiete hinauszumanövriren. Leider wurde Horvatović aus persönlichen Gründen (seiner Geradheit und Freimüthigkeit halber ist er oben ebenso unbeliebt als unten populär) auf seinem Gesandtschaftsposten belassen, und man gab dem unfähigen General Ivanović den Oberbefehl.

Trotzdem standen für die Serben die Dinge in den ersten Tagen insofern ausnehmend günstig, als die Bulgaren nicht auf den plötzlichen Angriff vorbereitet waren und daher nur eine unbedeutende Streitmacht den Serben gegenüberstand. Von den obenerwähnten 15 000 Bulgaren befanden sich 6000 in Vidin, 2000 bei Caribrod, 1000 bei Trn, 4000 bei Slivnica und Dragoman, der Rest in Sofia und Köstendil.

Am 14. November überschritt die Vorhut der serbischen Hauptarmee — 6 Bataillone, 2 Escadronen und 2 Batterien stark — die Grenze und griff die vor Caribrod stehenden zwei bulgarischen Bataillone an, von denen das eine (reguläre) eine Schanze in der Ebene vor der Nišava-Brücke, das andere (Miliz) die angrenzenden Höhen besetzt hielt. Fünf Stunden lang wehrten sich die Bulgaren gegen die dreifache Uebermacht, endlich zogen sie sich mit einem Verlust von 34 Mann zurück, und die Serben besetzten Caribrod.

Anderen Tages setzten letztere ihren Vormarsch fort. Es galt, den Dragoman-Paß zu forciren, ein Defilé, das von einigen hundert Mann gegen eine ganze Armee gehalten werden konnte, wenn es nicht den Nachtheil besäße, daß es umgangen werden kann. Hier standen am 15. etwa 6000 Bulgaren, gegen welche die Serben mindestens 15 000 Mann ins Feuer brachten. Es kam zu einem endlosen Artilleriekampfe, der endlich nach vierzehnstündiger Dauer damit endete, daß sich die Bulgaren auf Slivnica zurückzogen und die Serben Nachts den Dragoman-Paß besetzten.

Digitized by Google

Am selben Tage war auch Trn angegriffen und vom fürstlichen Adjutanten Marinov gegen die serbische Uebermacht ebenso hartnäckig als tapfer vertheidigt worden. Als er endlich weichen mußte, blieben seine acht Geschütze im Kothe stecken und fielen den Serben in die Hände. (Wie mir der fürstliche Geheimsecretair Merges später in Pirot erzählte, sollen die Bulgaren bei der Wiederbesetzung von Trn jene 8 Geschütze noch immer an gleicher Stelle im Kothe steckend angetroffen haben.)

Sofia war verloren, wenn die Serben am 16. Slivnica angriffen, denn die hier stehende Macht hätte sich nicht halten können. Darüber war Jedermann so einig, daß wir im fürstlichen Palais beriethen, ob man sich nach Ostrumelien oder Nordbulgarien zurückziehen solle. Der Umstand, daß die Serben den 16. unthätig verstreichen ließen, wurde ihr Verderben. Am 17. waren bereits 15 000 Bulgaren in Slivnica concentrirt und die Schanzen vollendet. Trotzdem wäre Alles verloren gewesen, wenn die Serben entweder über den Ginci-Paß im Norden, oder über Bresnik im Süden einen ernsten Umgehungsversuch gemacht hätten. Das war es, was wir alle fürchteten, als die Nachricht kam, daß serbische Streifpatrouillen sich bei Bučena und Pernik gezeigt hätten. Wären statt derselben an beiden Punkten einige Bataillone erschienen, so würden Slivnica und Sofia sofort kampflos geräumt worden sein.

Am 17., Mittags, griffen zwei serbische Divisionen Slivnica an, wo sich jetzt der Fürst persönlich befand. Die als so furchtbar geschilderten bulgarischen Befestigungen von Slivnica beschränkten sich thatsächlich auf eine Batterie und zwei Redouten, welche amphitheatralisch hinter einander am Rücken eines Höhenzuges lagen, der auf der österreichischen Generalstabskarte mit der Cote 574 m markirt ist. Die bulgarische Feldartillerie hatte auf den Höhen nördlich von Slivnica und bei Vladimirovce Stellung genommen.

Der Kampf begann Mittags. Die Serben wollten den Bulgaren über Bratuškoselo in den Rücken kommen, aber da zeigte sich glänzend die Wahrheit der Behauptung, daß der Umgehende meist selbst der Umgangene sei. Capitän Kovalar mit einem Freiwilligen-Bataillon und Lieutenant Markov mit einer Escadron fielen die serbische Umgehungscolonne bei Bratuškoselo unversehens an und warfen sie in voller Auflösung zurück. Inzwischen war es auch auf dem rechten Flügel bei Slivnica zu einem heftigen Kampfe gekommen, der die Ohnmacht der serbischen Artillerie und die geringe Offensivlust der serbischen Infanterie genügend bewies und daher den Fürsten ermuthigte, einen Bajonettangriff zu versuchen. Derselbe gelang vollständig; die Serben wurden 3000 Meter weit zurückgeworfen und dadurch das bereits arg gefährdete Slivnica gerettet. Rittmeister Benderev (den die Zeitungen zu einem Preußen Binder gestempelt haben) verfolgte den Feind.

Dieser Bajonettangriff war für den ganzen Verlauf des Feldzuges entscheidend. Es zeigte sich nämlich, daß die Serben, statt ihn festen Fußes zu erwarten und bis zum letzten Augenblicke Schnellfeuer abzugeben — davonliefen, als die Stürmenden noch 500 Meter weit entfernt waren! Da sie zudem mit allzu hohem Visir schossen und daher die Kugeln beständig über die Köpfe der Stürmenden hinwegflogen, riskirten die Bulgaren beim Bajonettangriff sehr wenig, da ihre Verluste dabei stets unbegreiflich geringfügig waren. Kein Wunder, wenn wir jedes der folgenden Treffen durch Bajonettangriffe entschieden sehen. Dieser erste Sieg hob den bereits gesunkenen Muth der Bulgaren und gab ihnen Hoffnungen, die bis dahin Niemand hatte, da jeder Tag neue Verstärkungen bringen mußte.

Schon am 18. waren die Bulgaren 20 000 Mann stark, während die Serben immer noch blos die Donau- und Drina-Division vor Slivnica stehen hatten, also nicht viel mehr. Serbischerseits befehligte Ivanović, bulgarischerseits, Major Gudzev und der Fürst. Der Kampf begann auf der linken Flanke um 5½ Uhr früh, zog sich dann auf die rechte Flanke herüber, wo die Serben um 11½ Uhr wichen. Um 4 Uhr beschloß der Fürst hier die Offensive zu ergreifen, indem er drei Bataillone mit dem Bajonett angreifen und die nächste serbische Höhe erstürmen ließ. Damit war auch der zweite Sieg entschieden. Anderntags standen bereits 25 000 Bulgaren gegen etwa 22 000 Serben, welche indeß im Verlaufe des Kampfes durch die Sumadja-Division auf 34 000 Mann verstärkt wurden. Die beiderseitige Artillerie war auffallend schwach; ich sah blos vier bulgarische nnd fünf serbische Batterien in Thätigkeit.

Dieser Kampf vom 19. November läßt sich als die Entscheidungsschlacht ansehen; in ihr wurde die serbische Offensive gebrochen und der Grund zu der bulgarischen gelegt. Sie war auch sonst in jeder Beziehung höchst interessant, insbesondere bot sie einen prächtigen Anblick für den, der das Schlachtfeld nach Belieben nach allen Richtungen durchstreifen durfte, wie z. B. ich.

Um 8 Uhr früh standen die Serben mit ihrem linken Flügel (Donau-Division) zwei Kilometer nordwestlich von Slivnica auf den Bergen; ihre Linie zog sich über Vladimirovce nach Gaber. Die Bulgaren standen zwischen Slivnica und Bratuškoselo mit der verschanzten Höhe im Centrum als vorgetriebener Keil. Die Serben begannen um 8 Uhr Morgens das Feuer, welches von den Bulgaren lebhaft erwidert wurde. Die beiden auf dem äußersten linken serbischen Flügel gelegenen Berge wurden mit dem Bajonette genommen und die anstoßenden zwei Berge durch stetes Vordrängen der Plänkler. Mittags war auf diese Weise der ganze serbische linke Flügel bereits sieben Kilometer weit auf der Straße nach Dragoman zurückgedrängt, bis zu jenem Punkte, welcher auf der österreichischen Generalstabskarte die Cote von 726 m trägt. Dadurch gerieth die serbische Aufstellung in die mißlichste Lage. Machten einige bulgarische Bataillone hier einen weiteren Vorstoß gegen Dragoman, so war die ganze serbische Armee von der Straße abgedrängt, aufgerollt und in das unwegsame Gebirge zwischen Jarlovce und der Grloska planina geworfen, wo sie zum mindesten Artillerie und Gepäck eingebüßt hätte.

Ich befand mich bei der Cote von 668 m, wo die äußerste rechte bulgarische Batterie aufgefahren war und sich mit einer zwischen Jarlovce und Solince aufgefahrenen serbischen Batterie herumschoß. Ich konnte somit die mißliche Lage der serbischen Armee am besten würdigen; bat daher einen bulgarischen Officier, welcher eben nach Slivnica zurückrücken sollte, um den Munitionsnachschub zu betreiben, er solle dem Fürsten hiervon Mittheilung machen und ihn bitten, einige Bataillone hierher zu senden, um die Entscheidung herbeizuführen. Leider hatte aber der Fürst schon Vormittags das Schlachtfeld verlassen und war nach Sofia gefahren, weil er die falsche Nachricht von der Besetzung Bresnik's durch eine serbische Division erhalten hatte. Daher kam ihm auch meine Botschaft nicht zu, und bis Abends beschränkte sich der Kampf auf dem rechten Flügel lediglich auf ein Feuergefecht. Dabei wurde ich dreimal zur Aenderung meines Standpunktes veranlaßt; zuerst durch eine drei Schritte von mir einschlagende Granate, dann durch eine mir zwischen die Füße fallende Flintenkugel, endlich durch das Salvenfeuer eines serbischen Bataillons, dessen Kugeln, statt in die bulgarische Plänklerkette zu fallen, mir um die Ohren pfiffen. Kein Wunder, wenn sich in Folge dessen in Sofia das Gerücht von meiner Verwundung verbreitete und die Volksmenge meinen Rücktransport erwartete.

Inzwischen war auf dem serbischen rechten Flügel die Sumadja-Division eingetroffen und hatte ½5 Uhr einen heftigen Vorstoß gegen Vladimirovce unternommen, der nur mit Mühe und in Folge Eingreifens der bulgarischen Reserve abgewehrt wurde. Die Dunkelheit machte um 6 Uhr dem Kampfe ein Ende, und der Sieg blieb den Bulgaren, welche ihn mit dem Verluste von 1600 Mann bezahlten, während jener der Serben 3000 Mann betragen haben soll.

Beide Theile waren furchtbar erschöpft, daher verstrich der folgende Tag kampflos. Die Serben hatten ihre Stellungen geräumt und sich auf Dragoman zurückgezogen. Um mich davon zu überzeugen, unternahm ich am 21. eine Recognoscirung bis gegen den Eingang des Passes, bis mich zwei Schüsse zum Rückzug zwangen.

Am 22. um 9 Uhr früh wurde der Dragomanpaß von den Bulgaren angegriffen, welche jetzt bereits auf 40 000 Mann angewachsen waren. Um 2 Uhr tobte die Schlacht am heftigsten, aber schon begannen die Serben zu weichen. Daher

Digitized by Google

ließ der Fürst gewohnheitsmäßig um 4 Uhr das Regiment Tirnovo zum Bajonettangriff vorgehen und zwei Höhen erstürmen, worauf die Serben den ganzen Paß räumten.

Am nächsten Tage zogen wir durch diesen gegen Caribrod. Auf den Höhen vor und hinter diesem Dorfe standen die Serben in äußerst vortheilhafter Stellung, der Kampf hatte schon um 10 Uhr früh begonnen, als noch die serbische Nachhut das Ende des Passes von Dragoman besetzt hielt. Benderev und Panica mit zwei fliegenden Corps griffen so weit zur Umgehung aus, daß sie erst anderen Tags auftauchten. Trotzdem gaben die Serben den Paß kampflos auf. Desto hartnäckigeren Widerstand leisteten sie vor Caribrod, wo sie um 1 Uhr von der 9000 Mann starken bulgarischen Avantgarde angegriffen wurden. Die Serben waren unklug genug, ihren Nachtrab ohne Verstärkung und sogar ohne Artillerie zu lassen. Die Bulgaren hatten übrigens auch nur 4 Geschütze bei sich. Um 3 Uhr drang ich mit den ersten bulgarischen Truppen in Caribrod ein und nahm Quartier, als noch auf den umliegenden Höhen und sogar hinter uns gekämpft wurde und die Kugeln uns lustig um die Ohren pfiffen. Um 4½ Uhr erklommen die Bulgaren, welche bis dahin albernerweise im Thale gekämpft, die Höhen und traten den Serben auf dem Kamm entgegen. Das Feuer begann jetzt mit erneuter Heftigkeit, trotzdem wurden jedoch die Serben um 6 Uhr aus ihren Stellungen vertrieben. Die Bulgaren hatten unbegreiflicherweise blos 40 Mann verloren und machten an 60 Gefangene.

Am 24. November standen noch drei serbische Bataillone ohne Artillerie auf dem Berge Preglediště, an dessen Fuß Caribrod liegt. Hier wurden sie um 4 Uhr von zwei bulgarischen Bataillonen angegriffen, Anfangs zurückgedrängt, erhielten aber dann noch 1 Bataillon Verstärkung und gewannen das verlorene Terrain zurück. Wir begannen schon für Caribrod zu fürchten, da wir nicht wissen konnten, ob nicht hinter Preglediště die ganze serbische Armee bereit stehe, doch wurden unsere Besorgnisse zerstreut, als um 4¾ Uhr ein bulgarisches Bataillon den Serben in den Rücken kam und sie mit dem Bajonett angriff. In einer Viertelstunde war der Berg erstürmt und die Serben hinabgeworfen. Sie ließen 82 Todte auf dem Gipfel, während die Bulgaren (so unglaublich es auch klingt) blos 7 Todte und 45 Verwundete hatten und dabei 750 Gefangene machten. Anderntags herrschte, eine kleine Kanonade abgerechnet, Ruhe.

Am 26. standen bereits 50 000 Bulgaren zum Angriff auf Pirot bereit, woselbst die Morava-Division eingetroffen war und die serbischen Streitkräfte auf 35 000 Mann brachte. Von 10—1 Uhr befand ich mich auf dem Preglediště, wo jetzt die Bulgaren eine Batterie aufgefahren hatten, von welcher aus ich die erste Hälfte der Schlacht ansehen konnte. Der Kampf begann auf beiden Flügeln im Gebirge — rechts bei Peterlaš, links auf der Straße von Trn nach Pirot. Auf beiden Flügeln wurden die Serben durch Bajonettangriffe vertrieben. In der Ebene, bei Čerkeskovo, standen vier serbische Bataillone und eine Cavallerie-Abtheilung, welche durch die anrückende bulgarische Vorhut — 1 Batterie, 1 Cavallerie-Regiment und 2 Bataillone — auf Pirot zurückgeworfen wurden, wo sich jetzt die ganze serbische Armee concentrirte. Der bulgarische Obercommandant Oberst Nikolajev und sein Generalstabschef Capitän Petrov begingen nun eine Ungeschicklichkeit, welche fast die ganze bulgarische Armee der Vernichtung ausgesetzt hätte. Sie concentrirten nämlich die ganzen 50 000 Mann in der Ebene, um dadurch die Serben „einzuschüchtern", statt die beiden Flügel auf den beiderseitigen Höhen vorrücken zu lassen und so das Centrum zu sichern. Diese Dummheit, welche nicht einmal einem Secondelieutenant zu verzeihen wäre, ist so groß, daß ich, als ich die Flügel in die Ebene herabsteigen sah und deren Commandanten um den Grund dieser unbegreiflichen Bewegungen befragte, gar nicht glauben wollte, daß Nikolajev sie angeordnet und mich heftig darüber ausließ, was mir später Unannehmlichkeiten zuziehen sollte.

Die Folgen jener Ungeschicklichkeit zeigten sich bald, als um 4 Uhr — nachdem seit einer Stunde das Feuer zweier bulgarischer Batterien unerwiedert geblieben — plötzlich von allen Seiten serbische Batterien demaskirt wurden, welche einen förmlichen Granatenhagel auf die Ebene niedersausen ließen, so daß wir uns alle niederwerfen mußten. Hätten die Serben bis 5 Uhr damit gewartet, so wäre die bulgarische Armee furchtbar decimirt worden und mindestens die Hälfte rettungslos verloren gewesen. So aber gelang es noch den Bulgaren, sich rechtzeitig aus der Schlinge zu ziehen und den Kampf unter so ungünstigen Bedingungen verhältnißmäßig glücklich zu führen. Sie konnten dies jedoch nur deßhalb, weil die Serben selbst nicht das Mindeste thaten, die günstige Sachlage auszunützen, d. h. auf den Hügeln im Gebirge vorzudringen und dadurch die bulgarische Armee von drei Seiten in der Ebene einzuschließen.

Um 6 Uhr flog das Granatenmagazin des Piroter Schlosses in die Luft, von den Serben selbst angezündet — warum, ist mir unerfindlich, denn es schädigte blos die Stadt und zerstörte das Schloß. Immer mehr und mehr kamen die Bulgaren in den Vortheil; endlich um 8 Uhr Abends drangen sie in Pirot ein, wo sie bis andern Morgen 7 Uhr blieben. Um diese Zeit wurden sie von den Serben nach kurzem Straßenkampfe hinausgeworfen. Die Serben selbst gaben aber die Stadt wieder um 1 Uhr Nachmittag auf.

Der zweite Schlachttag (27. November) endete gleichfalls zu Gunsten der Bulgaren, da sich die Hauptmacht der Serben bereits auf Niš und Kujaževac zurückgezogen hatte und den Bulgaren nur die Nachhut gegenüber stand, welche sich von 7 bis 3 Uhr auf den umliegenden Höhen vertheidigte. Die Serben wurden nach und nach auf Gradišnica nördlich und Kostul westlich von Pirot zurückgeworfen, dagegen räumten sie erst andern Tages die Höhen oberhalb Gnilen. Diese zweitägige Schlacht kostete den Bulgaren blos 500 Mann, die Serben sollen das Doppelte verloren haben — in Anbetracht der furchtbaren Kanonade lächerlich geringe Verluste.

Ich selbst war mit einem Freunde um 4 Uhr in Pirot eingerückt, wo wir eben zurecht kamen, Augenzeugen der von den Bulgaren verübten Gräuel zu werden. (Die halbe Stadt wurde geplündert, sechs Personen getödtet, drei Weiber geschändet — notabene was wir selbst bezeugen können, doch ist es nicht ausgeschlossen, daß auch noch andere Fälle vorkamen.) Wir retteten dem Kellner des Hotels Srpski Kralj das Leben und dieses selbst vor völliger Zerstörung und waren die Einzigen, welche es wagten, in Pirot zu übernachten. Fürst, Stab und übrige Correspondenten wagten sich erst andern Tages nach Pirot. Der Umstand, daß ich dem Fürsten von dem Geschehenen Mittheilung machte und Erschießung der Schuldigen verlangte, trug mir zwar den schriftlichen Dank des Fürsten ein, aber auch den Haß und die Feindschaft der höheren bulgarischen Officiere (Nikiforov, Petrov und Nikolajev), welch' letztere sich übrigens dadurch selbst das entsprechende Zeugniß ausstellen. Am 28. Morgens traf Khevenhüller mit der Kaiserlichen Botschaft ein.

Damit war der kurze, aber rühmliche Feldzug beendet.

Das Personen-Porto.

Von Hugo Klein.

Die Idee des Personen-Portos feiert in diesem Jahre ein Jubiläum: Gerade vor zwei Decennien war es nämlich, daß der Engländer Raphael Brandon mit dem Vorschlage hervortrat, auf allen Bahnen des Inselreiches ein einheitliches Personen-Porto einzuführen. Radicale Reformen dieser Art sind nun mit einem Schlage nicht durchzuführen, man hält überall in der Welt zäh an hergebrachten Begriffen und Einrichtungen, und neuen Umwälzungen in großem Stil kann nur mühsam der Weg gebahnt werden. Wie lächerlich machte Thiers das Project eines ersten Eisenbahnbaues von Paris nach Versailles, wie geringschätzend äußerte sich Franz Deák über ähnliche Pläne in Ungarn, welche Kämpfe hatte Rowland Hill zu bestehen, bis es ihm gelang, die Herabsetzung des Briefportos durchzusetzen. Wenn nun auch Raphael Brandon die Genugthuung hat, daß in seinem Vaterlande wie anderswo die Fahrpreise für den localen Verkehr der großen Städte, der

Digitized by Google

sehr große Strecken umfaßt, heute bereits weit geringer ist, als der Portosatz, den er für alle Bahnfahrten ohne Unterschied in Vorschlag brachte — 25 Pf., 50 Pf. und 1 Mark — so hat sich sein Princip selbst doch noch nicht den Sieg erkämpft, und längere Reisen gestalten sich noch immer in aller Herren Ländern kostspieliger, als mit den wahren Interessen der Bevölkerung sowohl wie der Eisenbahngesellschaften verträglich ist. Trotzdem fand die Idee Brandon's auch auf dem Continente begeisterte Fürsprecher, in Deutschland den General-Postmeister Dr. Stephan, in Oesterreich den Redacteur und Nationalöconomen Theodor Hertzka, welcher seine Vorschläge bezüglich der Einführung eines Personen-Portos in Oesterreich, seine Bemühungen, sie zur Geltung zu bringen, seine Debatten mit den Eisenbahn-Inspectoren soeben in einem höchst lesenswerthen Buche dargelegt hat.*) In Deutschland, wo man mit der Herabsetzung der Fahrpreise für den Personenverkehr der Eisenbahnen so lehrreiche Erfahrungen gemacht hat, dürften die bemerkenswerthen Ausführungen Dr. Hertzka's ganz besonders interessiren.

Bevor wir auf unseren Gegenstand näher eingehen, wollen wir hier sofort bemerken, daß die Idee des Personen-Portos weder in England, noch in Deutschland an der Undurchführbarkeit des Projectes, sondern lediglich an dem Widerstande der großen englischen Eisenbahn-Compagnien, beziehungsweise der deutschen Privatbahnen scheiterte. Soweit es sich um die Durchführbarkeit des Projects handelt, lautet die Hauptfrage: Steht das vorgeschlagene Personen-Porto im richtigen Verhältnisse zu der gebotenen Leistung? Diese Hauptfrage wird, so fürchten wir, so lange eine Streitfrage bilden, bis das praktische Leben ihre Lösung gebracht haben wird, welche unserer Meinung nach nicht ausbleiben, ja viel früher erfolgen kann, als viele Leute glauben mögen. Dr. Hertzka bemüht sich lebhaft, den Nachweis zu führen, daß sein Project auch auf der Basis ruht, welche das wirthschaftliche Princip von Leistung und Gegenleistung bildet. In Deutschland macht jeder Eisenbahnreisende durchschnittlich eine Reise von 70 Kilometern und in Oesterreich stellt sich die Distanz noch kürzer. Wenn wir indessen selbst annehmen wollten, daß die durchschnittliche Fahrt 100 Kilometer beträgt, so würden sich die Eisenbahnen nach der Berechnung des Dr. Hertzka bei einem Einheitstarife von ungefähr 15 Kreuzern (25 Pf.) für jeden Passagier vollständig auf ihre Selbstkosten kommen. Bei dieser Aufstellung würden indessen nur die für jeden bewältigten Achs-Kilometer entfallenden Betriebskosten auf die beförderten Personenwagen und Personen umgerechnet, während auf die Verzinsung des Anlagecapitals keine Rücksicht genommen ist. Zwar behaupten die meisten Eisenbahnen, daß die Personen-Tarife auch heute kaum die Selbstkosten hereinbringen, allein das ist mit vereinzelten Ausnahmen unrichtig, und in dem zukünftigen Personen-Porto soll jedenfalls eine ausgiebige Beitragsquote zur Verzinsung des Anlagecapitals enthalten sein. Bei dem colossalen Aufschwung, welchen der Personenverkehr zufolge der radicalen Herabminderung der Fahrpreise annehmen müßte, wären die Eisenbahnen wahrscheinlich bald gezwungen, ihre Fahrbetriebsmittel zu erweitern und neue Geleise zu legen, das Personen-Porto müßte also auch gleichzeitig die Möglichkeit zur Verzinsung des größeren Capitals bieten. Das Anlagecapital der österreichisch-ungarischen Eisenbahnen beträgt um rund 3.4 Milliarden Gulden, der jährliche Zinsenaufwand hierfür 170 Millionen Gulden. Von diesem Betrage deckt gegenwärtig der Personen-Verkehr, wenn es hoch kommt, 15 pCt. oder rund 25 Millionen Gulden. Nehmen wir aber an, daß sich nach Einführung eines Einheitssatzes von wenigen Kreuzern der Personen-Verkehr sehr rasch mindestens verfünffachen würde, so brauchte von den 250 Millionen Passagieren, die dann das österreichisch-ungarische Eisenbahnnetz befahren, jeder blos einen Zuschlag von 10 Kreuzern zu bezahlen, um die Eisenbahnen und den Staat vor jedem Rückgange ihrer Einnahmen zu bewahren. Bei einer Verzehnfachung des Personen-Verkehrs hätten die Eisenbahnen schon eine Mehreinnahme von 25 Millionen, bei dessen Verzwanzigfachung eine solche von 75 Millionen Gulden. Solche Steigerungen sind sehr wahrscheinlich, wie ja die Erfahrungen bei der Herabsetzung des Briefportos klar genug erweisen. Bei einer Verfünffachung des Verkehrs müßte dabei kaum eine nennenswerthe Vermehrung der Fahrbetriebsmittel stattfinden, nachdem unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Personenwagen der Eisenbahnen im Durchschnitte höchstens zum vierten Theile ausgenützt sind, während drei Viertheile der Sitzplätze gewöhnlich leer bleiben. Den Eisenbahnen würden daher vor Allem wohlgefüllte Waggons geschaffen, welche keine größeren Kosten verursachen, als leere Waggons. Der Verfasser behauptet nach Alledem, daß es nicht blos möglich, sondern im wohlverstandenen Interesse der Bahnen gelegen wäre, als Fahrpreis einen Einheitssatz von 25 Kreuzern für die Beförderung auf dem Gebiete der Monarchie zu acceptiren; für den Localverkehr, beziehungsweise für Distanzen bis zu 30 Kilometern soll der Portosatz nur 10 Kreuzer betragen.

Mit der Einführung dieses Personen-Porto-Tarifs wäre natürlich eine ganze Reihe anderweitiger Umwälzungen verbunden. Vor Allem müßte die ganze Personenbeförderung centralisirt werden, so daß die Fahrmarken von verschiedenen Filialen eines einzigen Eisenbahnamtes auszugeben wären, welches die Repartirung des Ertrages nach den Grundsätzen eines wohleingerichteten Claringhouse zu besorgen hätte. Diese Einrichtung besäße gegenüber den gegenwärtigen Gebräuchen alle Vortheile, die sich aus der Vereinfachung ergeben. Eine andere Reform bestände in der Neueintheilung des Verkehrs. Die Personenzüge hätten in derselben Weise zu verkehren, wie die Lastzüge, das heißt, man ließe einen Zug nur abgehen, wenn er gefüllt ist. Diese Verkehrseintheilung hat sich bereits im Localverkehr der großen Städte bestens bewährt. Warum sollte sie für weitere Strecken nicht dieselben Vortheile besitzen? Wozu braucht derjenige, der einen derartigen Zug benützen will, die Fixirung einer bestimmten Abfahrtszeit? Die Zahl der Züge würde natürlich in demselben Verhältnisse abnehmen, als die Entfernung von den großen Abfahrtscentren zunimmt; der Localverkehr würde bald auch an Wochentagen die Ablassung der Züge von zehn zu zehn Minuten erfordern und selbst auf entfernteren Strecken (der Verfasser bringt die Strecke Wien-Triest als Beispiel) würde sich die Frequenz derart regeln, daß mindestens jede Stunde ein Zug verkehren müßte. Daß es aber dem Publicum besser conveniren wird, zehn- oder fünfzehn Mal des Tages von Wien nach Triest reisen zu können, auch wenn auf den Abgang des Zuges mitunter eine Stunde lang gewartet werden muß, als zwar genau vorauszuwissen, wann die Züge verkehren, dafür aber nur drei bis vier Züge täglich benützen zu können, das steht außer Zweifel, davon ganz abgesehen, daß man sich durch das Telephon an den verschiedensten Punkten der Stadt über die jeweilige Abgangszeit der nächsten Züge informiren könnte. Damit diese neue Eintheilung des Verkehrs leichter durchführbar, die Controle vereinfacht und die vollständige Ausnützung der Waggons gesichert werde, proponirt der Verfasser die Aufhebung der Classenunterschiede bei den Personenwagen. Es soll nur eine Fahrclasse zu dem erwähnten Einheitspreise (25 Kr. für den großen, 10 Kr. für den Localverkehr) geben. Gegen besondere Bezahlung könnte wohlhabenden Reisenden auch Bequemlichkeit geboten werden, beigestellt von eigenen Gesellschaften, welche mit den Eisenbahnen nach dem Muster der Schlafwagen-Compagnien Privatverträge abschließen würden. Dank dieser Einrichtung würde in Kurzem alles übertroffen werden, was an Reisecomfort bisher üblich war. Ja, dieser Comfort würde nicht blos den oberen Zehntausend, sondern auch dem mäßig begüterten Mittelstande zugänglich gemacht werden. Der Verfasser bringt auch in dieser Beziehung Vorschläge und Berechnungen. Ein Salonwagen für 15 Personen kann mit 15 000 Gulden mit geradezu fürstlichem Luxus ausgestattet werden; nehmen wir nur an, daß ein solcher Wagen im Durchschnitt blos zehn Stunden täglich in Verwendung ist und durchschnittlich zehn Passagiere führt. Das Gewicht des Wagens wird etwa 150 Centner betragen; lassen sich die Bahnen für die Beförderung vom Unternehmer 4 Kreuzer per Kilometer bezahlen, so wären (wenn in 10 Stunden 350 Kilometer zurückgelegt werden) an Traktionskosten für den Tag 14 Gulden zu bezahlen; hierzu 6 Gulden täglich zur Verzinsung und Amorti-

*) „Das Personen-Porto", Wien, Spielhagen und Schurich.

Digitized by Google

sation der Anschaffungskosten und 4 Gulden täglicher Regie, gibt einen gesammten Kostenaufwand von 24 Gulden. Es brauchte also der einzelne Reisende täglich blos 2 Gulden 40 Kreuzer, oder 24 Kreuzer stündlich oder 3/4 Kreuzer per Kilometer zu bezahlen, um eine solche Unternehmung auf ihre Kosten zu bringen. Fordert man vom Reisenden einen Kreuzer per Kilometer oder 35 Kreuzer für die Stunde, so ergibt dies für die Unternehmer einen Reingewinn von 4000 Gulden oder eine 32 procentige Verzinsung des investirten Capitals. Bei der zweifellos großen Concurrenz der verschiedenartigsten Luxusunternehmer müßte man bald zu den sinnreichsten und mannigfaltigsten Verbesserungen der Eisenbahnwagen gelangen. Für einen Preis, bei welchem der Passagier noch immer viel wohlfeiler fahren würde, als heute in einem Waggon dritter Classe, müßte man binnen Kurzem gegen die Hitze geschützte Sommer-Reisewagen, mit Bibliotheken ausgestattete Lesewagen, Speise- und Schlafwagen, Wagen mit separirten Schlafcabinen, Conversationssalons und Badezimmer ꝛc. ꝛc. zur Verfügung haben. Immer wird es die durch das Personen-Porto hervorgerufene Massenfrequenz sein, die dem Unternehmer die Beistellung dieser Bequemlichkeiten zu Preisen gestattet, die mit den heute gezahlten in keinem Verhältnisse stehen. Sehr richtig bemerkt der Verfasser: „Wer hierin einen inneren Widerspruch zu finden glaubt, der vergißt, daß wegen eines Sitzplatzes erster Classe ein ganzer Wagen mitlaufen muß, der zum Ueberflusse regelmäßig nicht einmal den nothwendigen einen Passagier besitzt. Hätten die Eisenbahnen für große, einander in kurzen Abständen folgende Personenzüge auch nur einen die ganze Fahrt zahlenden Passagier in jedem Wagen, sie würden bei den gegenwärtigen Preisen trotz der kostspieligen Controle ausgezeichnete Geschäfte machen."

Wird aber die Zunahme des Personenverkehrs über das Fünf- und Zehnfache hinaus und die dadurch nothwendige Vermehrung der Betriebsmittel resp. die Vermehrung des Anlagecapitals den Eisenbahnen keine übergroßen Schwierigkeiten machen? Zur Beantwortung dieser Frage untersucht der Verfasser, welches Erträgniß mit dem Wachsthum des Personen-Transportes verbunden sein müßte, um die Kosten neuer Geleise-Anlagen zu decken. Den Kilometer für zwei Geleise mit 100 000 Gulden berechnet, was reichlich bemessen ist, wäre für 100 Kilometer, die von einem Passagier im Durchschnitt befahren werden, ein Capital von 10 Millionen Gulden erforderlich. Da von den 25 Kr. des Portosatzes 15 Kr. zur Deckung der Betriebskosten erforderlich sind und der einzelne Passagier also blos 10 Kr. zur Verzinsung der Anlagekosten beiträgt, müßten auf einer solchen Strecke jährlich mindestens 5 Millionen Passagiere befördert werden, um die erforderlichen Zinsen von 500 000 Gulden hereinzubringen. 5 Millionen Personen jährlich repräsentiren einen Tagestransport von 13 720 oder rund 14 000 Personen — eine Leistung, deren Vier- und Fünffaches, wie jeder Eisenbahnmann zugeben wird, spielend auf einem Geleise bewerkstelligt werden kann. Eine zweigeleisige Strecke kann, wenn es sein muß und wenn nur rollendes Material in genügender Menge vorhanden ist, auch die zwanzigfache Personenzahl binnen 24 Stunden befördern. Auch die Beschaffung und Amortisirung des rollenden Materials kann keine Schwierigkeiten machen. Die Gestehungskosten eines Sitzplatzes kommen im Maximum auf 100 Gulden zu stehen; rechnen wir davon 5 pCt. an Interessen und 10 pCt. zur Amortisirung, so muß der Sitzplatz, um sich auszuzahlen, 15 Gulden jährlich hereinbringen, das heißt also nach unserer Rechnung, es müssen ihn 150 Passagiere im Jahre benützen. Da nun 100 Kilometer selbst bei nicht sehr minutiöser Ausnützung des rollenden Materials doch von jedem Waggon täglich mindestens einmal hin und zurück durchmessen werden können, so kann die Eisenbahn statt der 15 Gulden, die sie braucht, jährlich 73 Gulden und, wenn sie genau sein will, 100 Gulden und darüber einnehmen, das heißt, sie kann sich im ersten Jahre den Waggon voll bezahlt machen.

Der Verfasser legt in beredter, eingehender Weise dar, wie weiten Kreisen, ja selbst einem Theile der Eisenbahnwelt noch gar nicht bewußt zu sein scheint, daß die Eisenbahnen bei ihren heutigen Tarifsätzen der Hauptsache nach doch nur das Beförderungsmittel der besitzenden Classen sind, während sie für mindestens neun Zehntel des Volkes gar nicht existiren oder höchstens in ganz vereinzelten Ausnahmefällen, wo es sich um rasche Beförderung um jeden Preis handelt, benützt werden können. Jene Volksschichten, welche notorisch die ungeheuere Mehrzahl der Gesammtheit bilden, sind in unseren Eisenbahnhallen und Eisenbahnzügen nur als verschwindende Minorität vertreten — ist dies eine natürliche Erscheinung? Wer da sagt, die besitzlose Masse sei seßhaft an die Scholle gebunden, verwechselt Ursache mit Wirkung. Die besitzlosen Massen haben dasselbe Bedürfniß nach Ortsveränderung wie die Besitzenden, können sich aber mangels eines ihren Verhältnissen entsprechenden Transportmittels nicht von der Scholle losringen. Ungezählte Millionen nehmen alljährlich den Wanderstab in die Hand, um wochenlange Fußwanderungen zu machen, weil ihnen der Fahrpreis für eine Eisenbahnreise von wenigen Stunden unerschwinglich ist. Gewiß, es ist widersinnig, wenn Jemand, und wäre es gleich nur ein Taglöhner, einen Arbeitstag opfert, um 45 bis 60 Kreuzer zu ersparen. Aber diese Leute haben nicht die Wahl zwischen Fußmarsch und Eisenbahnfahrt, weil sie die wenigen Gulden nicht besitzen, um deren Preis sie die Fußwanderung vermeiden und die fraglichen Arbeitstage gewinnen könnten. Das Personen-Porto müßte in dieser Beziehung einen vollständigen Umschwung herbeiführen und zur Verbesserung der Lage der ärmeren Bevölkerung in außerordentlicher Weise beitragen. Der Arbeiter ist in seinem Erwerbe auf den jeweiligen Wohnort und dessen unmittelbare Umgebung beschränkt.

Es unterliegt nun keiner Frage, daß, wenn einmal durch das Personenporto dem ärmsten Manne die Möglichkeit großer Eisenbahnreisen geboten ist, auch sehr rasch die erforderlichen Institutionen entstehen würden, um die Unternehmer sowohl wie die Arbeiter überall über das wechselnde Verhältniß von Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkte im Laufenden zu erhalten. Der Arbeitskraft würde Beweglichkeit verliehen, die sie heute nur in sehr beschränktem Maße besitzt, und damit müßte auch ein gutes Stück socialen Elends aus der Welt geschafft werden. Dr. Hertzka ist im Rechte, wenn er bei Besprechung dieser Seite seiner Reformvorschläge von der Hebung des Nationalwohlstandes spricht, die sich durch die gesunde Entwicklung des Eisenbahnwesens in der angedeuteten Richtung ergeben müßte, und er ist auch im Rechte, wenn er darauf hinweist, daß jährlich Millionen und Millionen Gulden erspart würden, welche heute dem Armen- und Schubwesen in den Rachen fließen.

Es fragt sich jetzt nur noch, ob die Selbstkosten im Personenverkehr der Eisenbahnen derzeit wesentlich höher seien als im Lastenverkehr. Ist dies nicht der Fall, so steht der Durchführung des Hertzka'schen Projectes kein ernst zu nehmendes Bedenken im Wege, denn die sonstigen Einwendungen gegen die Möglichkeit, Nützlichkeit und den Erfolg einer derartigen Tarifrevolution sind eben nicht ernst zu nehmen. Endgiltig entschieden kann dieser Streit nur werden, wenn nach den beiden Hauptkategorien des Verkehrs gewissenhaft gesonderte Betriebsrechnungen mehrerer großen Bahnen vorliegen werden. Freilich ruht der officielle Apparat der meisten Eisenbahnen in Händen der Widersacher des Personenportos, und es steht zu fürchten, daß da manche tendenziöse Statistik das Licht des Tages erblicken werde. Wir zweifeln indessen nicht, daß es der Energie des Verfassers gelingen werde, auch in diesem Punkte die Wahrheit zu ergründen. Die Idee des Personenportos ist eine so großartige und weitausgreifende, daß wir lebhaft wünschen, es möchten sich immer weitere Kreise für den Gegenstand interessiren, um eine Reform zu ermöglichen, die der Gesammtheit ungeheuere Vortheile bringen muß. Die Furcht der Eisenbahngesellschaften vor neuen großen Investitionen, die Furcht ihrer Inspectoren vor einer gründlichen Revolution im Eisenbahndienste, die mit den althergebrachten Traditionen und dem eingelebten Schlendrian aufräumen müßte, finden wir begreiflich; schließlich dürfen jedoch solche Bedenken das Zustandekommen ersprießlicher Reformen nicht verhindern, wenn den letzteren sonst keine wesentlichen Hindernisse entgegenstehen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Kunst und Poesie.

Von Hermann Lingg.

Unter Einem Stern geboren,
Unter dem schönen der Phantasie,
Leben, zum Heil der Menschen erkoren,
Holde Schwestern, Kunst und Poesie.
Ahnten Völker, die Beide gepflogen,
Welche Macht ihr Zauber verlieh?
Um ein Lied wurden Schwerter gezogen,
Und ein Lied, eine Melodie
Hat Zwingburgen, hat Himmel gestürmt;
Die Kunst hat den Stein entschwert,
Ihn über Wolken gethürmt,
Und im Bild den Geist sich erkennen gelehrt.

In des Jünglings Brust den Heldengedanken
Weckte die Ilias, den Thatendrang,
Bis zu des Weltmeer's äußersten Schranken
Rief den Wiking zum Waffengang
Nordischer Harfenklang.

Wandelt vereinigt, Kunst und Poesie!
Feiert gemeinsam Siege, windet
Eure Lorbeern in edler Harmonie!
Was der einen Geist erfindet,
Förd're die And're, — friedlichen Muthes
Waltet gemeinsam eures Gutes!

Unbeirrt von der schwankenden Meinung,
Die sich oft huldigend zugewandt
Nur der Frohen willkomm'ner Erscheinung,
Fühl' nicht die Ernstere sich verkannt;
Wenn jedoch die Feuerbeschwingte
Stürmend hervortritt und Fesseln brach,
Folg' ihr gern die Mitverjüngte,
Folg' ihr die Sinnenbeherrschende nach.

Denn sie wechseln, wenn die Eine
Trauernd und einsam im Schatten ging,
War es die And're, die Gold und Gesteine
Stolz um den üppigen Nacken hing.
Eine hat stets die Höhen erklommen,
Eine wird stets die Gepriesene sein,
Eine wird auch in Hütten willkommen,
Eine begrüßt in Palästen sein.

Bleibet vereinigt, bleibet uns nah!
Sehet, daß nicht verloren gehe
Tieferes Wesen, und was geschah,
Daß es durch Euch zum Licht erstehe,
Auch Verborg'nes, und hie und da
So die Schöpfung ein Blick noch sehe,
Wie sie der erste bewundernd sah.

Schottisch.

Von Rudolf Kleinpaul.

Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust.
Goethe.

Die Sprache der Hochschotten, das Ersische oder das Gälische, ist bekanntlich im Untergehen. Das keltische Idiom weicht mehr und mehr vor dem Englischen zurück, die jungen Schotten vollenden ihre Erziehung jenseits des Tweed und verstehen die Gesänge Ossians, die Hirtenspiele Allan Ramsay's und die Lieder, welche Robert Burns hinter seinem Pfluge gedichtet hat, ohne Wörterbuch nicht mehr. Nur auf den Hebriden oder den Westlichen Inseln reden die Bewohner noch jetzt gälisch; und hier ist es auch, wo der englische Schriftsteller Samuel Johnson bei seiner schottischen Reise im Jahre 1773 die Spuren einer anderen nationalen, gleichfalls im Erlöschen begriffenen Sprache aufgefunden hat. Derjenigen, die nach seinem Vorgange the Second Sight, das Zweite Gesicht, genannt wird; auch die Franzosen sagen danach Second Vue und die Italiener Seconda Vista, während der gälische Ausdruck Darasuil oder Taischitaraugh, d. i. Schattengesicht, ist.

And Scottish gift of second sight!

Das Zweite Gesicht ist eine Sprache, wie die der Orakel und Propheten; es äußert sich in Visionen. Die Plattdeutschen nennen es die Gabe „Schicht to kiken", das heißt, das Schicksal zu sehen. Auf den Ruinen der heiligen Insel Jona sitzend, glaubt der Nachfolger Columba's die Gesänge der Culdeer, der keltischen Geistlichen, und das Geläute der Glocken zu vernehmen. Robert Bruce weiß es, wenn Jemand sterben muß. Er steht in der Nacht auf und tritt vor das Haus, da geht ein Leichenzug vorbei. Er schaut zur Kirche hinein und sieht in derselben seinen Nachbar aufgebahrt. Er sieht sich selber mit verkehrtem Plaid und bereitet sich zum Tode vor. Robert Bruce sieht in die Nähe und in die Ferne, und nicht blos vorwärts, sondern auch rückwärts, was Schopenhauer a retrospective second sight genannt hat. Er fährt auf einem Kauffahrteischiffe von Liverpool nach Saint John: eines Mittags will er zum Capitän gehen, erblickt aber einen völlig fremden Mann in der Cajüte. Der Capitän ist auf dem Verdeck; er geht mit Robert Bruce hinunter. Sie finden Niemand, aber auf dem Tisch die Worte, von fremder Hand geschrieben: Steuert nach Nordwesten! — Man steuert nach Nordwesten und stößt nach einigen Stunden auf ein verunglücktes, nach Quebeck bestimmtes Schiff, das in einem Eisberge steckt. Die Passagiere werden aufgenommen; unter ihnen befindet sich der Mann, den Robert Bruce in der Capitänscajüte hat sitzen und schreiben sehen. Es ist ebenfalls ein Schotte; er hatte Mittags tief geschlafen und nach seinem Erwachen versichert, noch heute werde Hülfe kommen.

Johnson, der gerne der Schotten spottet und vom Hafer sagt, daß ihn in England die Pferde, in Schottland die Menschen verzehren, entschied einst die Frage: ob der Mensch seine Existenz frei wählen, oder ob ihn Gott dazu zwingen müsse? dahin: soll der Mann ein Engländer werden, so wird er sich die Existenz wählen, soll er aber ein Schotte oder Ire werden, so wird ihn Gott zwingen müssen! — Aber Gott zwingt die Menschen in Schottland nicht blos zur Existenz, sondern auch, wie Kassandra, zum Anblick des Unabwendbaren. Schweres hast du ihnen beschieden, Pythischer, du arger Gott, der du leise in ihnen sprichst! — In der That ist es schön und für die Anschauung förderlich, diese wundersame Gabe nicht dem Seher, sondern einem höheren Wesen zuzuschreiben, das in seiner Brust wohnt und ihm gleichsam seine Sinne und seine Allwissenheit zeitweilig leiht. Spricht denn aber der Gott wirklich nur in der Brust der Schotten? Gehört die neue, geheimnißvolle Sprache, die aus einer anderen Welt zu uns herübertönt, etwa gleichfalls zum Keltischen? — Sie gehört vielmehr zu einer Offenbarung, die Menschen aller Zeiten und aller Rassen empfangen haben. Am 18. September des Jahres 96 wurde der Kaiser Domitian von dem Freigelassenen

Digitized by Google

Stephanus ermordet. In der Stunde, wo er fiel, soll Apollonius von Tyana, der damals in Ephesus war, über den Marktplatz gelaufen sein und ausgerufen haben: „So ist's recht, Stephanus, erschlage den Mörder!" — Nun, das war ganz eine schottische Vision. Ja, die Sprache des Zweiten Gesichts entwickelt anderwärts eine noch höhere Poesie — die tiefsinnige Poesie des Traumes und die überraschende Symbolik, die Joseph in Egypten gedeutet hat; gleich dem Traume versteckt sie die Thatsachen in wunderbare Bilder. Aber die Sinnbilder, die der Weissagegott im Zweiten Gesicht wählt, sind andere als im Traume: seine Ausdrucksweise ist eine ganz eigene, außerordentliche.

Ein bemerkenswerther Unterschied besteht zwischen Träumen und Visionen, wie wir sie bereits im Alterthume finden. Nicht sowohl der, daß jene im Schlaf, diese im Wachen zu erfolgen pflegen: dieser Unterschied trifft durchaus nicht das Wesentliche, ja, man könnte versucht sein, einzelne Traumbilder geradezu für Visionen des Zweiten Gesichtes zu erklären und umgekehrt. Es kommt auf die Art und den Werth der Bilder an. Der Traum ist ein Dichter, der in Märchen und Gedichten erkennt die ew'gen Weltgeschichten. Er ist gleichsam ein guter Uebersetzer: er übersetzt die Dinge in Symbole, indem er aus Thränen Perlen, aus den Hausbewohnern Zähne, aus Verlobungen Hochzeitsfackeln macht. Die Gebilde des Zweiten Gesichtes erinnern dagegen an mythologische Schöpfungen oder an Ariel und Caliban in Shakespeare's „Sturm": es sind neue persönliche Wesen und übernatürliche Gestalten. Hinter der Natur wird eine dämonische Kraft geahnt, sozusagen aus ihr herausgebildet und leibhaftig angeschaut. In jedem See wohnt nach dem Glauben der Schotten ein weißes Roß, Kelpy genannt, wie nach dem Glauben der Irländer auf Felsvorsprüngen der Phooka in Gestalt eines Adlers, oder nach dem Glauben der Slowenen auf dem Gipfel des Triglav der Zlatorog, wörtlich der Goldhorn, haust. Den Kelpy sieht der am Felsrand sitzende Schäfer bald am Ufer des Sees weiden, bald wiehernd und schnaubend auf dem Wasser stampfen. Es ist ein unheimlicher Geist: an der Stelle, wo er erscheint, wird nächstens ein Mensch ertrinken. Da haben wir ein Stück moderner Mythologie, die der classischen nichts nachgibt, denn schon Neptun hat das Roß erschaffen und die Meereswogen werden von jeher als springende Rosse angesehen, ja von den italienischen Seeleuten geradezu so genannt. Aber das Befremdende bei dem schottischen Kelpy ist, daß er sich dem Auge des Schäfers in einem Augenblicke zeigt, wo das schwarze Loos gefallen ist: die Erscheinung resümirt gewissermaßen das bevorstehende Ungeheure und zeigt es in Form eines elementaren Wesens, das den ihm Verfallenen abruft. Dergleichen Mächte werden nun vom Volksgeist nicht blos in den Elementen, sondern in der Natur und im Leben überhaupt empfunden. Hinter allem, was ihn umgibt und zu seinem Schicksal in Beziehung steht, ja, in seinem eigenen Hause und Schiffe erblickt der Heide eine Art von Gottheit, ein Phantom, das ihm ähnlich ist; je nach Umständen und je nach der besonderen Richtung der Phantasie entstehen Geister, Genien, Walküren, Furien, Kobolde, Domowojs, die bald vor Gefahren warnen, bald Unglück bringen, bald wichtige Geheimnisse erschließen; sie werden im Zweiten Gesichte unbewußt und unwillkürlich eingeschoben, gleichsam mit Vollmacht ausgerüstet und zu Herolden bestellt, daher erscheinen sie unerwartet, unvorhergesehen, wie Himmelsboten oder wie Ungeheuer, die von der Hölle ausgespieen sind. In diesem Falle, Engel und Boten Gottes, steht uns bei! — Furchtbar ist das Zweite Gesicht des Schuldbeladenen: seine Gestalten haben die niederschmetternde Gewalt des finstern Verhängnisses — während der gerechte Mann sein Ende gelassen kommen sieht und auch wenn er durch eine prophetische Stimme plötzlich daran gemahnt wird, nicht erzittert, sondern den Tod betrachtet wie der Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg: er träumte, auf seiner Gruft in der Kirche zu Heilbronn sei ein Engel umgefallen. Zwei typische Gegensätze sind in dieser Beziehung Dion und Brutus. Aber ihre beiderseitigen Gesichte haben auch an sich etwas Charakteristisches, zunächst das Geschlecht.

Während man in Deutschland frühmorgens nicht gern alten Weibern begegnen mag — der alte Dessauer kehrte wieder um, wenn er welche im Walde traf: herrscht in Italien der Aberglaube, daß es Unglück bringe, wenn man beim ersten Ausgang des Tages oder zu Neujahr eine Jungfrau treffe; ihr Erscheinen gilt für ein schlechtes Omen, wie das eines Priesters, eines Mönches, eines Hasen, einer Schlange, einer Eidechse, eines Rehs und eines Wildschweins; ein lüderliches Frauenzimmer ist dagegen ein gutes Omen. Von einem solchen, das nicht recht mitzählt, abgesehen, scheinen also alle Frauen etwas Ominöses zu besitzen, und dieser seltsame Verdacht mag nicht nur mit dem Glauben an Hexen, die doch immer etwas Reales gewesen sind, sondern auch mit dem Umstand zusammenhängen, daß die Phantasie des Volkes von jeher den unheimlichen Wesen, die es als Ursachen von Verderben und Krankheit betrachtete, die Gestalt von Weibern verliehen hat, denn nichts ist so dämonisch wie das Weib. Die häßlichen Harpyien, Personificationen der Sturmwinde, die gespenstischen Lamien, die in den Ammenmärchen der Griechen bis zur Gegenwart fortleben, die blutsaugenden Strigae, vermenschlichte Eulen, werden alle in Frauengestalt gedacht, so allgemein, daß sich aus dem letzteren Wort in Italien und Griechenland geradezu der Begriff „Hexe" entwickelt hat. Und wiederholt müssen wir hervorheben, daß es nicht blos alte Frauen, sondern überhaupt Frauen, oft sogar Jungfrauen sind, welche als Unholdinnen Menschen und Götter schrecken. Die Gorgonen, die Eumeniden sind Jungfrauen, was sage ich, schöne Jungfrauen, aber von grauenhafter Schönheit. Wer kennt nicht aus seinem Homer die Ate, die personificirte Verblendung, die bethörend über den Häuptern der Götter und Menschen wandelt, die sie unbesonnen zu Schuld und Sünde fortreißt und hinter der dann langsam die Litae, die reuigen Bitten kommen, um wieder gut zu machen, was die Ate geschadet hat? Bei den tragischen Dichtern, zumal bei Aeschylus, erscheint sie in einem anderen Lichte: sie rächt wie eine Nemesis oder eine Erinys das Verbrechen und verhängt die gerechte Strafe. Erinyen, furchtbares Wort! Die Erinyen sind die Flüche, die Flüche von Vater und Mutter, die dem Herzen die Ruhe nehmen, das Familienglück zerstören, der Nachkommenschaft berauben; die Flüche, denen eine magische Wirksamkeit innezuwohnen scheint. Auch sie werden also von den Griechen als Jungfrauen vorgestellt. Hesiod nennt sie die Töchter der Erde, aus den herabfallenden Blutstropfen des Uranos empfangen. Keine Bitte, kein Opfer, keine Thräne vermag sie zu erweichen oder den Verfluchten vor ihrer Verfolgung zu schützen: sie jagen ihn wie Hunde, und wenn sie fürchten, er könne ihnen entschlüpfen, so rufen sie die Dike oder die Gerechtigkeit zu Hülfe. In ihrem Aeußern gleichen sie den Gorgonen — schwarze Kleidung, das Haar mit Schlangen durchflochten, bluttriefende Augen; spätere Dichter beschrieben sie als geflügelt. Auf der Bühne erschienen sie in milderem Charakter, als ernste, feierliche Jungfrauen in reichem Jagdcostüm, mit einem Schlangenband um den Kopf und Schlangen oder Fackeln in der Hand.

Wir dürfen uns nun nicht wundern, wenn das Zweite Gesicht bei den Alten gelegentlich die Gestalt der Erinyen entlehnte. Dion, der berühmte Syracusaner und Freund des Plato, hatte kurz vor seinem Ende und noch bevor er es erleben mußte, daß sich sein junger Sohn aus einer geringfügigen und kindischen Veranlassung vom oberen Stock hinunterstürzte und todt blieb, eine wunderbare Erscheinung (353 v. Chr.). Der Mann, dessen Charakter über Gebühr gepriesen worden ist, saß gegen Abend in der Galerie seines Palastes allein und in Nachdenken versunken, als sich plötzlich am andern Ende der Galerie ein Geräusch hören ließ und er in der Dämmerung ein großes Weib erblickte, nach Art der Erinyen gebildet und gekleidet. Die Frau kehrte mit einem Besen das Haus aus. Zu Tode erschrocken und an allen Gliedern zitternd, ließ Dion seine Freunde rufen, erzählte ihnen das Gesicht und bat sie, bei ihm zu bleiben und die Nacht bei ihm zu verbringen. Er war ganz außer sich vor Angst, daß ihm, wenn er allein wäre, das schreckliche Phantom noch einmal vor Augen kommen könnte. Dieses Erlebniß ist um so merkwürdiger, als es mit einer noch heute in Griechenland cursirenden Vorstellung zusammentrifft. Nach dieser

Digitized by Google

besteht die Pest aus drei Frauen, die gemeinsam durch die Städte rennen, diese zu veröden. Die eine trägt eine Rolle, die andere führt eine Scheere, die dritte aber einen Besen, wie Dions Erinys. So treten sie in die Häuser ein, aus denen sie ihre Opfer holen wollen, die erste schreibt den Namen des Verfallenen in die Rolle ein, die zweite schneidet ihm mit der Scheere eine Haarlocke ab, die dritte fegt ihn aus — eine Umbildung des Mythus nicht sowohl von den Erinyen, sondern von den Parzen.

Denn auch die Krankheiten werden vom Volke häufig unter dem Bilde schrecklicher Frauen angeschaut, die den Menschen abfordern und wegnehmen — liegt doch in unsern eignen Ausdrücken eine gewisse Personification, wenn wir sagen, daß das Fieber Jemand „ergreife", Jemand „wegraffe" oder daß es von ihm „überwunden" werde. Nach dem russischen Volksglauben befällt das kalte Fieber, die Schüttlerin oder die Trjassowitza, den Menschen in Gestalt von neun leiblichen Schwestern, die wie böse Geister nacheinander ausgetrieben werden müssen; die Italiener vergleichen das Fieber mit einer Hydra, der man mit dem Chinin einen Kopf nach dem andern abhauen und ausbrennen solle; die alten Römer bauten der Febris Tempel. Aber es sind namentlich die verheerenden epidemischen Krankheiten, die Cholera und die Pest, welche die Phantasie des Volkes aufregen und zu schauerlichen Visionen reizen. Durch die Lüfte fliegen sie, auf den Dächern sitzen sie, durch die Gassen der Städte schreiten sie, unter den Masken einer Redoute tauchen sie plötzlich auf. „Kennst du die Pest? Ich bin's! Nimm mich auf deine Schultern und trage mich auf der Erde herum; übergehe keinen Ort, denn ich muß alle besuchen. Du erzittere vor nichts, denn gesund wirst du bleiben unter den Sterbenden" — mit diesen Worten erschien die Pestjungfrau, eingehüllt in weißes Leinen, im Jahre 590 bei verzehrender Sonnengluth einem alten Manne, der zu Constantinopel unter einem Lärchenbaume saß. Vor Schrecken wollte er entfliehen, aber sie ergriff den Geängstigten mit ihrer langen Hand und klammerte sich an ihn; so mußte er sie durch ganz Europa tragen, bis er in Verzweiflung mit ihr ins Wasser sprang. Bekannt ist die hübsche Sage, derzufolge auf dem Wege nach Smyrna einem Griechen die Cholera erscheint, ihm verspricht, nur zehntausend Opfer zu fordern und ihm, da sie ihm nach einiger Zeit wiederbegegnet und er ihr vorwirft, sie habe nicht Wort gehalten und nicht zehntausend, sondern doppelt so viel getödtet, zur Antwort gibt: Ich habe nur zehntausend getödtet, aber andere zehntausend hat die Furcht vor mir getödtet.

Bei uns ist der Tod männlich und, wie der Thanatos und der moderne Charos bei den Griechen, ein dunkler Reiter, der oft als Todesbote auftritt; bei den alten Römern und bei allen romanischen Nationen ist der Tod ein Femininum. Pallida Mors aequo pulsat pede pauperum tabernas regumque turres. Das macht nun allerdings solange nicht viel aus, als der Tod ein bloßes Gerippe ist, das eine Sense führt, denn dem Skelett kann nur etwa ein Anatom das Geschlecht gleich ansehen. Aber daß die romanischen Nationen, wenn sie den Tod vor Augen sehen, in der That keinen Sensenmann, sondern eine Sensenfrau vor sich zu haben glauben, geht aus der Darstellung des Todes in der italienischen Renaissance hervor, welche die Sense von einer schreckhaften, aus den Himmelshöhen herabfliegenden Megäre jäh geschwungen werden läßt: die dämonisch ergreifende Ausgestaltung dieser Idee ist das berühmte Bild des Trionfo della Morte im Camposanto zu Pisa, das in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts fällt und früher Orcagna zugeschrieben wurde. Und ursprünglich haben auch wir in Deutschland statt des Sensenmanns eine Todesgöttin gehabt, die bleiche, gierige, unbarmherzige Hel oder, was dasselbe ist, die Hölle, die zwar gegenwärtig, wie der griechische Hades, die Unterwelt, das Haus und Reich der Hel, bezeichnet, aber deren persönliches Andenken im Volke noch nicht erloschen ist; im Schleswig'schen reitet zu Pestzeiten die Hel auf dreibeinigem Pferde; wenn dann Nachts die Hunde heulen, so heißt es: die Hel ist bei den Hunden. Die Hel mag das furchtbare Weib in alter Tracht mit einem Menschenherzen in den Händen gewesen sein, welches der Seherin von Prevorst in ihrem Todesjahre (1829) wiederholt erschien. Ja, es wäre nicht unmöglich, daß die Weiße Frau, die in deutschen Schlössern erscheint, wenn Todesfälle von Familiengliedern bevorstehen, eine Reminiscenz daran enthielte; denn auch die slawische Smertiza, ebenfalls ein Femininum und so viel wie Tod, erscheint als weiße Frau. Man hat gesagt, im Mittelalter sei die Trauerfarbe einer Fürstin die weiße Farbe gewesen und so habe der Ausdruck: die Weiße Frau ist erschienen, weiter nichts heißen sollen als: unser Fürst wird bald fort müssen. Aber abgesehen davon, daß meines Wissens nicht in Deutschland, sondern in China weiß getrauert wird, so ist die weiße Farbe nicht einmal obligatorisch, sintemal zum Beispiel im neuen Residenzschlosse zu Baireuth die Weiße Frau vielmehr eine Schwarze Frau sein und sich wie eine Dame tragen soll, deren Porträt im Schlosse hängt: dunkles, mit Pelz verbrämtes Kleid und Kapuze mit weißem Schleier. So ist sie angeblich Napoleon I. in der Nacht vom 14./15. Mai 1812 und dem General d'Espagne erschienen, der sie für die Botschaft seines baldigen Todes nahm (1809). Und das ist offenbar die richtige Anschauung: die Weiße Frau nur eine Form, welche die Todesahnung im Zweiten Gesicht annimmt. Sie ist die Gestalt des Todes, einer Pestjungfrau oder einer Erinys zu vergleichen; nur das Gefühl kann entscheiden, ob sie den eignen Tod oder den eines Regenten anzeigt.

Es ist eine ziemlich verbürgte Sage, daß dem Brutus vor der Schlacht bei Philippi sein böser Dämon erschienen sei. Als er im Herbst des Jahres 42 v. Chr. im Begriffe stand, nach Europa zurückzugehen, um den Triumvirn die Spitze zu bieten, saß er nachdenkend und in tiefes Sinnen verloren in seinem Zelte. Es war Nacht, das ganze Lager still, der Raum schwach beleuchtet. Da war es Brutus, als ob Jemand einträte. Er sah nach der Thür und erblickte ein ungeheures und furchtbares Wesen, das schweigend vor ihm stand. Er faßte sich ein Herz und fragte: „Wer bist Du und was willst Du?" — Die Erscheinung antwortete: „Dein böser Dämon, Brutus; Du wirst mich bei Philippi wiedersehen." Worauf Brutus unerschrocken sagte: „Ich werde Dich wiedersehen". Und in der That sah er zwanzig Tage später, in der Nacht vor der zweiten Schlacht, den bösen Dämon wieder, aber diesmal, ohne daß er etwas sagte. Shakespeare, dessen „Julius Cäsar" auf den Plutarch in der Uebersetzung von North gegründet ist, hat aus dem bösen Dämon den Geist Cäsar's gemacht.

Es gibt zweierlei Dämonen, gute und böse, Genien des Lichts und der Finsterniß; die Einen wie die Andern sind offenbar gleichfalls Geschöpfe einer schwärmenden Phantasie, die das Zweite Gesicht in die Wirklichkeit projicirt, nur von einem subjectiveren Charakter. Der böse Dämon erscheint wie eine Personification des bevorstehenden Unglücks, fürchterlich, unerbittlich; der gute Dämon ist dasselbe, aber indem er die drohende Gefahr anzeigt, warnt er vor der Gefahr. Bekanntlich schrieb sich Sokrates im Gegensatze zu äußeren Orakeln, zu Augurien und Auspicien eine Art göttlicher Warnungsstimme zu, die ihn, wenn sie ertöne, davon abhalte, was er zu thun gedenke, niemals antreibe, und die ihn demgemäß auch vom Staatsdienst zurückschrecke; er nannte sie Dämon, während wir sie Schutzengel nennen würden (Apologie 31 d.). Analog behauptete Cardanus, einer der seltsamsten Menschen, die je gelebt haben, er habe keinen Freund auf Erden, dafür aber einen Luftgeist vom Saturn und vom Merkur, der im Traum mit ihm verkehre, ihn fortwährend leite und an seine Pflichten erinnere. Im Gegensatz zu dem Sokratischen wäre das also ein positiver Genius gewesen. Aus dem Leben religiöser Personen ist Mehreres bekannt, was man für die Stimme eines solchen halten möchte. Es heißt von der Aebtissin von Maubuisson, der sogenannten Princesse Palatine, sie habe sich im Hühnerstalle bekehrt: das gründet sich darauf, daß die Fürstin einst eine Henne im Hofe sprechen zu hören glaubte. Bossuet, der ihr die Leichenrede gehalten hat, erwähnt darin die Anecdote. So hörte schon Augustinus im August des Jahres 386 in Mailand, in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre, als er weinend und tiefbekümmert im Garten unter einem Feigenbaum lag, eine Stimme, wie die eines singenden Knaben oder Mädchens, die zu wiederholten Malen rief:

Digitized by Google

Nimm und lies, nimm und lies (tolle, lege; tolle, lege). Da er sich nicht erinnern konnte, daß Kinder etwa in irgend einem Spiel etwas dergleichen sängen, so erkannte er in diesen Worten eine Mahnung des Himmels. Er griff zu den Briefen des Paulus und las die Stelle Römer XIII., 13: Laßt uns ehrbarlich wandeln, als am Tage; nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid; sondern ziehet an den Herrn Jesum Christum — und das war der Grund seiner Bekehrung. Man darf freilich zweifeln, ob es nicht war wie bei dem Jütländer Steno, dem Bekannten von Leibnitz und Bischof zu Hannover, der plötzlich zum katholischen Fanatiker wurde, weil eben, als er an einem Hause vorüberging, eine Dame einige gleichgültige Worte zum Fenster hinunterrief, die er für einen Befehl des Himmels hielt. Genug, der Traum ging in Erfüllung, durch den einst die fromme Mutter des Augustinus, die heilige Monica, in Karthago getröstet ward: sie stand im Traum auf einem Richtscheit, womit das Richtscheit des Glaubens, die Regula Fidei, gemeint war. Da kam, während sie sich über ihren Sohn härmte, ein glänzender und heiter lächelnder Jüngling zu ihr. Er fragte, warum sie tagtäglich weinte und trauerte. Sie antwortete, sie weine über das Verderben ihres Sohnes. Da sagte der Jüngling, sie solle sich beruhigen und nur hinsehen: wo sie sei, sei auch ihr Sohn. Und Monica sah den Augustinus neben sich auf demselben Richtscheit stehen (Confessiones III., 19).

Kein Zweifel, daß die gute oder schlimme Kunde, die hier durch einen Dämon verkörpert wird, auf natürlichem Wege erlangt und wie jede andere Wahrheit durch Beobachtung und Schlüsse gefunden worden ist: sie kommt uns nur deshalb überraschend, weil die geistige Arbeit, welche ihr vorausging, unbewußt geschah. Gelegentlich kann der Dämon unsere eigene Gestalt annehmen und zum Doppelgänger werden, eine Projection des eigenen Ichs in die Außenwelt. Jeder Mensch zerfällt, sobald er zweifelt und zwischen zwei Wegen schwankt, gleichsam in zwei Personen, wovon die eine will, die andere abredet und abhält. Jener fromme Geistliche geht aus, um den nahen Berg mit der schönen Aussicht zu besuchen. Unterwegs fragt er sich: Was thust Du hier? Hat Dich höherer Beruf oder eitle Neugier hinausgeführt, ist es auch recht, daß Du hier gehst? — Er bleibt stehen, tritt unter, um besser zu überlegen, und während er überlegt, rutscht das Gestein, ein Felsblock löst sich ab und stürzt auf den schmalen Fußsteig, den der gute Mann zu seinem Glücke verlassen hatte. Wie ihm gerade sein Bedenken gekommen war, bleibe dahingestellt, man halte sich daran, daß er sich eben dadurch gewissermaßen selber, wie eine leibhaftige Warnung, in den Weg trat — man verweile einen Augenblick bei dieser Phrase — und man ahnt, wie so ein De Wette in Basel seinen Doppelgänger sieht.

Der Professor der Theologie ist eines Abends in einem befreundeten Haus zu Gast gewesen. Aufbrechend tritt er ans Fenster und sieht in seine Wohnung hinüber, die gerade gegenüber liegt. Er sieht sich selbst, wie er mit dem Lichte in der Hand in das anstoßende Schlafgemach geht. Mittlerweile stürzt in dem Schlafzimmer die Decke ein und sein Bett wird durch einen schweren Stein zertrümmert. Aber indem sich der Professor selbst sieht, thut er eben gar nichts anderes als der fromme Geistliche auf dem Berge, gleich ihm fragt er sich wohl: ist es auch Recht, daß du das thust? Sollst du auch hinübergehen? Wäre es nicht besser, noch zu warten? — nur daß er sich mit einem ihm selber gar nicht zum Bewußtsein kommenden Acte der Phantasie leibhaftig vor sich hinstellt und nach dem obigen Ausdruck projicirt. Warum das in einem bestimmten und richtig berechneten Augenblick geschieht? — Weil der Gott, der diese Phantome in Lebenstiefen schafft, scharfsinniger ist, als der mit der Studirlampe arbeitende Verstand, und wie Allah die allerschwärzeste Ameise in der allerschwärzesten Nacht auf dem allerschwärzesten Marmor laufen sieht.

Denn es sind entscheidende Momente, die den inneren Gott veranlassen zu sprechen oder, in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übersetzt, die das Phantom veranlassen zu erscheinen: beim Zweiten Gesichte handelt es sich gewöhnlich um Leben oder Tod. So lange das Schiff stolz und sicher über die Nordsee fährt, haust der Klabautermann, der klopfende Kobold desselben, ruhig unter der Ankerwinde; droht aber dem Schiff ein Unglück, so klabautert er oder klopft er, und steht dem Schiff sein Untergang bevor, so setzt er sich auf das Steuer und zerbricht es. So pflegt das Schicksal, so lange das Schiff unseres Lebens mit vollen Segeln geht, zu ruhen und zu schlummern; zieht sich ein Ungewitter über ihm zusammen, so klopft es, und sind die Würfel gefallen, so erscheint es. Wie Brunhilde zu Siegmund sagt:

Nur Todgeweihten
taugt mein Anblick:
wer mich erschaut,
der scheidet vom Lebenslicht.

Nun, es ist eine alte Sache, daß der Blick von Sterbenden geschärft ist: was werden sie besser erkennen, als daß sie sterben müssen? — Diese Erkenntniß wird eingekleidet in eine Selbsterscheinung, und darum heißt es: wer sich im Traume im Wasser spiegelt, stirbt bald.

Der englische Dichter Shelley ertrank bekanntlich auf der Fahrt von Livorno nach dem Golf von Spezia im Mittelmeer. Vor Antritt derselben hatte er, wird versichert, ein nacktes Kind aus der See auftauchen, vor Freude in die Hände klatschen und ihm lächelnd zuwinken gesehen, vielleicht sein Töchterchen Allegra, und zugleich hatte er sich selbst gesehen. Eine schwarze Maske erschien ihm um Mitternacht, gab sich ihm als ein zweiter Shelley zu erkennen und fragte: Sind Sie zufrieden? Siete soddisfatto? — Ist es nicht, als ob der Gott in Shelley's Brust gefragt hätte: Sind Sie zufrieden? Habe ich deutlich genug gesprochen? Moriturus te salutas! —

Ein Buchdrama von Renan.

Von Ferdinand Lotheißen.

Der liebenswürdige Skeptiker des 16. Jahrhunderts, Michel Montaigne, behauptet in seinen „Essays", es sei ein wahres Unglück für die Menschen, daß sie meinten, etwas wissen zu können. Die Ueberzeugung von der Nichtigkeit jeder menschlichen Einsicht will ihm aber nicht schier das Herz verbrennen, sondern lehrt ihn bescheidene Resignation. Bei jedem Problem, das er auf seinem Lebensweg findet, beruhigt er sich achselzuckend mit der Frage: „Was weiß ich?" Er hat dieses Wort auf der Stange seiner Wage eingegraben gefunden, es beherzigt und möchte mit seiner Hülfe die Menschen zur Toleranz bewegen, — eine doppelt anerkennenswerthe Bemühung in den Zeiten der Religionskriege, die er durchlebte.

Wieder sind solche Zeiten heraufgestiegen, zwar nicht des Religionskrieges, doch der unversöhnlichen Gegensätze, des Hasses, der nicht allein Nationen gegen Nationen stellt, sondern auch innerhalb der einzelnen Staaten die Parteien voll blinder Erbitterung gegen einander führt. Der Ruf nach Mäßigung verhallt heute, wie er zu Montaigne's Zeit verhallte. Aber je heftiger der Kampf entbrennt, desto größer wird die Zahl Jener, welche sich skeptisch von allem öffentlichen Leben zurückziehen und die Arbeit dafür als nutzlos verwerfen. Das aber war Montaigne's Meinung nicht, da er ja selbst längere Zeit die Verwaltung der Stadt Bordeaux leitete. Es ist kein Zeichen von Gesundheit, wenn die Bürger mißgestimmt sich der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten enthalten. Wir sind verpflichtet, Partei zu nehmen, wie schon das alte athenische Gesetz mit Recht bestimmte. Nur einzelnen auserwählten Geistern kann es gestattet sein, von der Höhe ihrer Stellung herab die Menschenwelt in ihrer Gesammtheit theoretisch zu lieben und im Detail zu verachten.

Eine solche Unlust an den Menschen mag zeitweise auch Ernest Renan überkommen. Vor Jahren stand er noch inmitten eines Kreises von Männern, die gleich ihm Vertreter der feinsten, um nicht zu sagen, raffinirten Geistesbildung waren, und heute sieht er sich allein, wie auf einem von der Sturmfluth umheulten Felsen. Kaum könnte man ihm einen

Digitized by Google

anderen Sohn des heutigen Frankreich vergleichen. Denn eine neue Epoche hat für das Land begonnen, ein anderer Geschmack hat gesiegt, ein anderer Geist beseelt die Bürger.

Renan gehört zu den Männern, die mit Aufbietung aller Kräfte die heiß ersehnte Wahrheit suchen, die aber zu wenig leidenschaftlich sind, um das Resultat, das sie finden, als die allein gültige Weisheit zu verkünden. Sie können sich den Einwendungen ihrer Gegner nicht ganz verschließen und versuchen eine Vermittelung, die unmöglich ist. So zeigte sich Renan von jeher schwankend; er bejahte trotz aller Verneinung und blieb schwärmerisch religiös, ein Idealist, so sehr er sich auch bemühte, seinen Ausführungen rationalistische und realistische Bestimmtheit zu geben.

Wenn irgendwo, wäre hier die Gelegenheit geboten, das Wort Montaigne's zu gebrauchen. Allein Renan liebt solche Kürze nicht und zieht es vor, denselben Gedanken in seiner Weise, in bilderreichen, langen Sätzen mehr zu verhüllen, als zu offenbaren. Er fühlt sich im Widerspruch mit seiner Zeit, die Entwickelung des modernen Europa berührt ihn schmerzlich, und die rasche „Amerikanisirung" seines Landes, der Verlust der feineren Bildung, der Egoismus und die Beschränktheit der Parteien, alles das verletzt ihn in tiefster Seele. Von Zeit zu Zeit macht er seinem Unmuth Luft in phantastischen Allegorien, die er „philosophische Dramen" nennt. In dem ersten derselben, „Caliban", mit dem er 1878 hervortrat, wollte er den Sieg der modernen Demokratie über die alte Geistesbildung, und im zweiten, dem „Jugendbrunnen" („L'eau de Jouvence" 1880), deren endgiltigen Triumph anschaulich machen.

Vor Kurzem hat nun Renan ein drittes philosophisches Drama, „Der Priester von Nemi", veröffentlicht, das allenthalben und zumal in Frankreich berechtigtes Aufsehen macht.*)

Wenn ein Mann wie Renan seine Ansichten über den Gang der Zeit äußert, kann er gewiß ernstliche Aufmerksamkeit beanspruchen. Diesmal muß sie sich ihm ganz besonders zuwenden, da sein neues Drama, mehr als die früheren, abgeklärt und einheitlich erscheint, und es neben dem großen philosophischen und moralischen Interesse, das es erweckt, auch eine rein menschliche, etwas wie dramatische Theilnahme hervorruft.

Das Stück führt uns allerdings, nur durch die Namen seiner Personen, in alte Zeiten zurück. Die Stadt Alba longa, die seit lange die Vorherrschaft in Latium gehabt hat, sieht sich von der aufstrebenden Macht Roms, der benachbarten, von Räubergesindel kaum erst gegründeten Stadt, besiegt und in ihrer Zukunft bedroht. Denn die Orakel sind den Römern günstig und reden schon von der Herrschaft der Welt, die Jenen zufallen werde. Die Albaner haben ihr Königsgeschlecht vertrieben und einen Freistaat begründet, der aber bei dem wüsten Kampf der Parteien gegen einander, einem Wrack vergleichbar, richtungs- und haltlos seinem Verderben entgegentreibt.

Zu der Schwäche, die eine Folge der politischen Parteiungen ist, gesellt sich noch ein weiterer Grund des Verfalls. Der alte Glaube geht verloren. Er hatte sein Hauptheiligthum am Ufer des Nemisees, und unzählige Menschenopfer wurden zu Ehren der unheimlichen Gottheit gebracht, die das Volk dort verehrte. Selbst der Priester war nur gottgefällig, wenn er mit eigener Hand seinen Vorgänger getödtet hatte. Nun ist aber seit Kurzem ein Priester in den Tempel eingezogen, der sich nicht mit Blut befleckt hat, der die Menschenopfer verabscheut und überhaupt nicht an Götter glaubt, die am Mord Gefallen finden. Er träumt von einer schöneren Zukunft und sieht im Geist die Zeit voraus, da aus dem fernen Osten eine Religion der Liebe die Welt gewinnen wird. Hätte Antistius — so heißt der Priester — Thatkraft, so könnte er vielleicht als Reformator auftreten und das Volk mit sich fortreißen. Doch er lebt nur in sich gekehrt, und das Volk versteht ihn nicht. Aber da nun Gefahr droht und der Albanerstaat ins Wanken kommt, schreit man gegen den schlechten Priester, der Schuld ist an der Götter Ungnade. „Ein Priester braucht nicht zu denken!" sagt einer aus der murrenden Menge, und Metius, der Führer der Aristokraten, erklärt es für den Ruin der altheiligen Gebräuche, wenn man nur das Geringste an ihnen ändere.

Der Zweifel ist indessen in Alba eingezogen und zersetzt die ganze Gesellschaft. Gar viele, die nicht mehr an die blutdürstigen Götter glauben, haben auch den Glauben an jede moralische Kraft eingebüßt. Spricht einer zu den Demagogen von der Aufgabe, an der Verbreitung der Civilisation, der Veredlung des Menschenthums zu arbeiten, so spotten sie. „Die Menschen veredeln? — geht doch! Das Recht zu begründen? ein schönes Vergnügen! Wenn das neue Recht den Menschen so viel nützen wird als uns, das heißt, wenn es ihnen die Freude läßt, zu verhungern und von den Aristokraten mißhandelt zu werden, — dann gratuliren wir ihm." Der Demagoge, der so redet, hält die Worte Tugend und Moral für Reste des alten Priesterkauderwelsch.

Eine ähnliche Zersetzung zeigt sich unter den Kriegern von Alba longa. Wozu der Krieg, der nur den Aristokraten nützt? „Dem Uebel wäre an dem Tag abgeholfen, an dem jeder Soldat im Namen der Gleichheit seinen Vorgesetzten erschlüge, statt auf den Feind loszugehen." Cethegus, der so declamirt, ist der Führer der Ultraradicalen, und seine Lehre findet Beifall. „Der Muth ist ein Luxusartikel, den man wie jeden andern besteuern sollte", entgegnet ein Bürger. „Ueberhaupt sollte man jede Gutthat mit einer Abgabe belegen, denn die Menschen thun das Gute ja doch nur zu ihrem Vergnügen", bemerkt ein anderer.

Er habe das beängstigende Bild eines Volks ohne Ideal geben wollen, sagt Renan selbst in der Vorrede zu seinem Drama. Wo ist da Heilung zu finden? Metius, das Haupt der Aristokraten, kennt nur den Krieg als Mittel der Gesundung, freilich einer Gesundung, wie er sie versteht. „Man regiert ein Volk, wenn man es in seiner Natur erfaßt, als ein seiner selbst unbewußtes Wesen, das betrogen, umschmeichelt, geleitet sein will, als ein geistesarmer Cyclop, als eine blinde Kraft, die einem Stier gleich vorwärts stürmt." Nach Metius' Ansicht kann die Welt gar nicht ohne Verbrechen und Gewaltthat bestehen. Er will also den Krieg, obwohl er weiß, daß die Niederlage sicher ist. „Das Volk, das zehn Jahre lang den Hohn seines Siegers erträgt, ist verloren", sagt er, und ohne Mühe stürzt er Alba in einen Conflict mit Rom.

Während aber der wilde Ruf „Nach Rom! nach Rom!" durch die Straßen der Stadt ertönt, weilt Antistius verlassen und an sich selbst verzeifelnd im Tempel. Lohn und Anerkennung hat er nie verlangt; ihm genügte das Bewußtsein, für das Wohl der Menschheit zu arbeiten. Doch die neue Krisis läßt ihn irre werden an sich selbst. Er macht sich Vorwürfe, daß er seinem Volk geschadet habe; er habe die Menschen erheben wollen und sie verdorben. „Eine Wahrheit ist nur für den gut, der sie gefunden hat. Was dem Einen Nahrung bietet, wird dem Andern zu Gift. O, Licht, das ich lieben lernte, sei verflucht! Du hast mich verrathen!"

In dieser Stimmung sieht Antistius dem Tod als einer Erlösung entgegen. Er fällt unter dem Dolch eines Bösewichts, der nun selbst Priester wird und sich vornimmt, die Blutopfer wieder herrlicher als je erstehen zu lassen. Wie trüb und furchtbar wird die Zeit! Für Alba ist die Katastrophe unabwendbar. Das Drama zeigt zwar nicht mehr, wie sie hereinbricht, aber ein Zweifel über den Ausgang des Kampfes ist unmöglich. Ueber die Gegenwart hinausblickend, verkündet die Sibylle Carmenta, die in Antistius' Lehren eingeweiht war, prophetischen Tons das Nahen des Heilands. Aber wird das Reich der Liebe dann wirklich begründet werden? Ein Prophet Israels, der in der Gefangenschaft zu Alba lebt, spricht das trostlose Schlußwort: „Also geht die Arbeit der Völker verloren, und was die Menschen errichten, verzehrt das Feuer." (Jerem. 51. 58.)

Soweit das philosophische Drama. Renan hat zum Voraus gegen jeden Versuch protestirt, darin Anspielungen auf specielle Verhältnisse der Gegenwart zu finden. So plump arbeitet er nicht. Aber daß ihn die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte zu seinem Schauspiel angeregt haben, wird er nicht in Abrede stellen.

Und was ergibt sich aus dem merkwürdigen Buch? welche

*) Ernest Renan, Le prêtre de Nemi. Drame philosophique. Paris, Levy. 1886.

Digitized by Google

Lehre sollen wir ihm entnehmen? Vielleicht die, daß der Weise dem Volk seinen Glauben, selbst seinen Unglauben lassen, sich selbst aber mit wenigen Gesinnungsgenossen der reinen Wahrheit in Form einer Geheimlehre erfreuen soll? Daß ein freidenkender Priester den Glauben vergiftet, die Sittlichkeit seiner Gemeinde untergräbt, den Staat gefährdet? Daß alle humanen Bestrebungen vergeblich sind?

Gewiß nicht. Das konnte Renan's Meinung nicht sein, als er das traurige Ende eines verkommenden Volkes zeichnete. Doch er stellt sich einmal zur Abwechselung auf den Standpunkt seiner Gegner, um zu sehen, was diese von einem Antistius sagen könnten. „Ich spreche ein wenig gegen mich selbst", sagt er in der Vorrede; „aber ich bin ein Denker und muß eine Sache von allen Seiten betrachten." Das dünkt uns ganz recht, allein ebenso richtig würde es uns scheinen, wenn der Denker seine Ansicht folgerichtig entwickelte. Und das vermißt man doch im Renan'schen Drama, das uns den Eindruck einer völlig pessimistischen Weltanschauung machen müßte, fänden wir nicht in der Vorrede gerade das Gegentheil davon ausgesprochen. So zeigt sich denn auch hier wieder die alte Unbestimmtheit des Ausdrucks. Abgesehen von dem Widerspruch, in den sie mit dem Inhalt des Dramas geräth, ist die Vorrede jedenfalls eine der merkwürdigsten und edelsten Aeußerungen des französischen Gelehrten. „Ich gehöre nicht zu den Aengstlichen, die da glauben, die Wahrheit bedürfe des Halbdunkels. Ich habe an Allem Kritik geübt, und was man auch sagen möge, Alles vertheidigt. Meine Kritik hat mehr dazu beigetragen, die Religion zu erhalten, als alle Apologien . . . Oft habe ich mich gefragt, ob die Wahrheit nicht vielleicht traurig ist? Aber ich habe niemals glauben können, daß es schadet, klar zu sehen. Jede Wahrheit ist gut zu kennen." Renan möchte als letztes Ergebniß seines Dramas die Ueberzeugung zur Geltung bringen, daß die Menschheit trotz aller Siege, welche Dummheit und Schlechtigkeit erringen, doch auf dem Weg zum Guten stetig fortschreitet. „Antistius wird immer wieder erstehen, um immer wieder besiegt zu werden; aber schließlich wird es sich doch zeigen, daß seine zahlreichen Niederlagen einen Sieg bedeuten."

Daß die Hoffnungen des Priesters sich noch einmal verwirklichen sollen, daß Metius sammt seines Gleichen in ferner Zukunft besiegt wird und die Gerechtigkeit vom Himmel zur Erde niedersteigt, — das sind freudige Verheißungen. Nur klingen sie uns nicht aus dem Drama entgegen, und weil Renan gefühlt haben mag, daß uns dieses eigentlich das Gegentheil sagt, hat er sich entschlossen, dem „Priester von Nemi" eine Vorrede als erklärende und beschützende Begleiterin mit auf den Weg zu geben.

Ein französischer Kritiker hat dieser Tage bei Besprechung der Renan'schen Schrift voll Stolz darauf hingewiesen, wie reich unser Jahrhundert an Gedanken und feinen Empfindungen sei. Ein Voltaire, ein Diderot, meint er, würde denselben Stoff in einem Geschichtchen auf zwanzig Seiten in ganz anderer Weise behandelt haben. Oberflächlicher, will er sagen. Höchst wahrscheinlich. Aber weder Voltaire, noch Diderot hätten nöthig gehabt, in einer Vorrede zu erläutern, was sie eigentlich hätten sagen wollen. Hatte Montaigne Unrecht, wenn er ohne lange Umschweife offen seine Zweifel bekannte? Seine Frage: Was weiß ich? bietet in ihrer bündigen Kürze auch schon die entschiedene klare Antwort, und das ist auch ein Vorzug.

Richard Wagner's nachgelassene Schriften.

Von Heinrich Ehrlich.

Macaulay erzählt in einem biographischen Essay einen Zug aus Cromwell's Leben und bezeichnet ihn als Wegweiser für Lebensbeschreibungen im Allgemeinen: Der große „Protector" Englands ließ von einem Maler sein Bildniß malen. Vor der ersten Sitzung sagte er ihm: „Malet mein Gesicht wie es ist, mit allen Furchen und Narben, fehlt auch nur eine, so zahle ich keinen Heller". Wie jener Maler das Antlitz Cromwell's, so sollten die Biographen den Charakter ihres Helden malen, wahrheitsgetreu! Gar Wenige haben den Muth, die moralischen Furchen und Narben des großen Mannes zu zeichnen, dessen geistiges Bild sie der Nachwelt überliefern. Steht denn wirklich ein hochbedeutender Mensch darum weniger hoch, weil er menschliche Schwächen besaß, vielleicht mehr als Andere, unbedeutende? Wahrlich, es ist ein Glück, daß die Werke der großen Dichter, besonders die kleineren, leicht hingeworfenen Verse, dem ernsten Leser einen Anhalt bieten für die Erkenntniß des Charakters; von den Biographen ist meistens wenig anderes als Lob und Preis zu erfahren*). Und was die Musiker und Maler betrifft, so überwiegt das Poetische noch heute das Geschichtliche in den meisten Biographien; erst die neuere Zeit erlaubt sich, kritisch zu Werke zu gehen und dem Grundsatze zu folgen, daß der große Mann doch ein großer Mann bleibt, wenn ihm auch menschliche Schwächen nachgewiesen werden.

Daher ist eine Veröffentlichung von Richard Wagner's nachgelassenen Schriften**) eine dankenswerthe, dem ernsthaften Leser willkommenere, als gar viele biographisirende Mittheilungen. Ein richtiges Urtheil über Richard Wagner's Persönlichkeit ist heute aus den Schriften, die ihn betreffen, nicht zu schöpfen. Die Einen wollen womöglich den Menschen noch höher stellen, als den Künstler und wüthen gegen Jeden, der nicht Alles, was von Wagner kam, als das Höchste, Schönste, Edelste anbeten will; Andere dagegen ziehen aus menschlichen Schwächen Folgerungen für die Werke des Künstlers, werfen Alles in einen Verdammungstopf. Und wer sich die Freiheit nimmt, zu unterscheiden, der ist selbstverständlich keiner Partei genehm. Man darf sich eben nicht beirren lassen und muß zwischen beiden Parteistühlen auf eigenen festen Füßen stehen.

Das vorliegende Buch bietet einen tiefen Einblick in die geistige Entwickelung Richard Wagner's, vielleicht die wichtigste Grundlage für eine künftige richtige Lebensbeschreibung. Die erste Abtheilung „Entwürfe" zeigt den R. Wagner der Gährungsjahre 1849—51, der die Wiederbelebung der Kunst nur aus der vollständigen Umwandlung des Bestehenden erhofft, in seinen Aufzeichnungen zu einem größeren Aufsatze „das Künstlerthum der Zukunft"; „zum prinzip des communismus" (die Orthographie ist beibehalten). Hier wird „die vollkommenste Befriedigung des Egoismus durch den Communismus, durch die vollständige Verneinung, Aufhebung des Egoismus" gepriesen, „das Christenthum ist nothwendiger Irrthum, nicht aber die Nothwendigkeit selbst; die Nothwendigkeit ist die Wahrheit, welche überall als treibende — selbst den Irrthum treibende — Kraft hervortritt, wo der Irrthum sein Ziel erreicht, sich selbst verachtet hat" ***) u. s. w. Merkwürdig ist eine Betrachtung (Seite 25) über die Entstehung und Verbreitung des Christenthums (als rein „populärer

*) Goethe's Persönlichkeit ist meistens dem Menschlichen ebenso ganz und gar entrückt worden, wie seiner Zeit die Beethoven's; es ist noch ein Wunder, daß nicht schon bewiesen wurde, ihnen wäre Nahrung und Stoffwechsel nicht nothwendig gewesen, wie anderen Menschen — andererseits hat es auch eine Zeit gegeben, wo jede Leichtfertigkeit von Mozart geglaubt wurde, weil er eben ein Mensch gewesen ist.

**) Entwürfe, Gedanken, Fragmente. Leipzig, Breitkopf & Haertel.

***) Im Original sind große Anfangsbuchstaben nur nach einem Schlußpunkte angewendet, alle anderen Wörter mit kleinen Buchstaben geschrieben.

Digitized by Google

Ausdruck", als „Geburt des Volkes"), über dessen Entartung durch die Theologie und Philosophie und dessen künftige Rettung durch den aus dem Volke entsprungenen Communismus. Die Prämissen Richard Wagner's sind unrichtig; denn schon der große Historiker Schlosser, bekanntlich ein schwärmerischer christlicher Idealist, Verehrer der ältern Kirchenväter-Schriften, hat im Hinweis auf Semler's und Griesbach's Läuterungsversuche bemerkt, das „Urchristenthum", mit dem die Theologie nichts zu schaffen hatte, wäre ein sehr problematisches. Aber es ist doch in hohem Grade interessant, nachzuforschen, wie Richard Wagner die religiösen Fragen im Beginn seiner Laufbahn auffaßte und wie er sie später deutete!

Ein kleiner Abschnitt „Persönliches" belehrt den Leser über die Grundsätze Wagner's und warum er auf Angriffe gegen ihn und seine Kunstansichten nichts erwiderte. Hier wäre zu bemerken, daß seine „Censuren" zwar nicht directe, aber ziemlich unverhüllte Erwiderungen auf Angriffe gewesen sind, daß der Brief an Frau v. Muchanoff mit der „zweiten Auflage des Judenthums in der Musik" die stärksten Beschuldigungen aller Gegner dieser Schrift enthält, und daß seine unbedingten Anhänger nicht blos gegen Angriffe, sondern gegen jede leise Abweichung von der Meinung, gegen einen leisen Zweifel an der Unfehlbarkeit in oft unbezeichenbarer Weise polemisirten. Ich will dieser unerquicklichen Frage keine weitere Betrachtung widmen und zu dem ganz merkwürdigen dritten Abschnitt übergehen: 1856, Zürich, 16. Mai, datirt eine Skizze zu einem Musikdrama, das die letzten Wanderungen und Lehren Buddha's darstellen sollte (Seite 97/98). Daneben (Seite 99) „Mariafeld 1864: Buddha — Luther — Indien — Norddeutschland: Dazwischen Katholizismus*) (Süden—Norden) Mittelalter. Am Ganges: milde reine Entsagung: in Deutschland mönchische Unmöglichkeit: Luther deckt diese klimatische Unmöglichkeit zur milderen Entsagungslehre des Buddha auf: es geht hier nicht, wo wir Fleisch essen, Gebrautes trinken, uns stark bekleiden und warm logiren müssen. Hier muß transigirt werden: unser Leben hier ist so geplagt, daß wir ohne „Wein, Weib und Gesang" es nicht aushalten und selbst dem alten Gotte nicht dienen können." — Wenn Richard Wagner genau erforscht hätte, wie die Priester Buddha's alljährlich im Frühling während einiger Wochen das Fest feiern, in welchem sie der Entsagung entsagen, und sogar mit Hinweis auf den Stifter der Religion,**) so wäre er leicht zu dem Schlusse gelangt, daß die Pfaffen am Ganges und anderen heiligen Strömen nicht anders geartet sind als die in kälteren Klimaten und daß der wahre Glaube und dogmatisches Formelwesen überall oft ziemlich weit auseinanderliegen. — Eine merkwürdige, kurze aber inhaltschwere Auslegung des Cis-moll-Quartetts von Beethoven zeigt Wagner'n im glänzendsten Lichte des großen Tondichters und ernsten Denkers. Auch die Auslegung des Vorspiels zum dritten Acte der „Meistersinger" ist ungemein anregend. Seltsam nimmt sich nach der eben angeführten Skizze von Buddha und jenen Worten über Luther die Skizze aus: „Vorspiel zu Parsifal". Und es ist höchst bezeichnend, daß der Commentator des Buches, Herr von Wohlzogen, der getreueste Anhänger R. Wagner's und genaueste Kenner all' seiner Hervorbringungen, der in einem Anhange fast zu jedem einzelnen Theile jedes Abschnitts die Stellen in den „Gesammelten Werken" angibt, welche mit dem Theile im Zusammenhange stehen (oft sechs bis zehn für einen Satz), keine Stelle fand, die er auf Buddha-Luther und die Skizze für das Parsifal-Vorspiel beziehen könnte. Vielleicht gibt der vierte Abschnitt des Buches selbst einigen Aufschluß: „Metaphysik, Kunst und Religion, Moral, Christenthum". Hier begegnet man einem Satze (S. 114): „Unter Gott sucht sich der Mensch genau genommen das Wesen vorzustellen, welches den Leiden des Daseins (der Welt) nicht unterworfen ist, somit über der Welt steht — dieses ist nun Jesus (Buddha), der die Welt überwindet." Dieser Satz beweiset wohl unwiderleglich, daß Rich. Wagner sich das Christenthum nach seiner Weise zurechtlegte. Und noch die letzten Worte des letzten Artikels, den er geschrieben hat im Palaste Vendramin 11. Februar 1883, weisen auf Buddha hin. Das Fragment mit der Ueberschrift „Das Weibliche im Menschlichen" war die Grundlage eines Artikels, der zur bereits veröffentlichten Abhandlung „Religion und Kunst" den „Abschluß" bilden sollte. Diese letzte, die in Vegetarianismus, Thierschutz und Auswanderung nach Süd-Afrika das Heil für die künftige Menschheit verkündigte, habe ich seiner Zeit in der „Gegenwart" besprochen. Das eben genannte Fragment darf nicht endgiltig beurtheilt werden, da ja der Abschluß fehlt. Nur der Standpunkt läßt sich bezeichnen, von welchem R. Wagner die Frage betrachtet, mit seinen eigenen Worten: „Während mit hellster Deutlichkeit uns der Verfall der menschlichen Racen vorliegt, ersehen wir die thierischen Geschlechter, außer wo der Mensch sich ihrer Mischungen bemächtigte, in großer Reinheit forterhalten*): offenbar, weil diese keine auf Eigenthum und Besitz berechnete Conventions-Heirath kennen. Sie kennen aber auch keine Ehe; und ist es die Ehe, welche den Menschen so weit über die Thierwelt zur höchsten Entwickelung seiner moralischen Fähigkeiten erhebt, so ist wiederum der Mißbrauch der Ehe zu gänzlich außer ihr liegenden Zwecken der Grund unseres Verfalles bis unter die Thierwelt." Diesem Satze folgen Betrachtungen über Polygamie und Monogamie, denen, wie schon bemerkt, der Abschluß fehlt, über die also ein Urtheil nicht gefällt werden darf.

Das Buch kann als ein unschätzbares Fundament betrachtet werden für künftige ruhige Forschung nach dem Geistesgange R. Wagner's. Heute, wo es unmöglich ist, Partheifragen von der Forschung ganz auszuscheiden, besonders aber Parthei-Polemik zu vermeiden, heute, wo die gewaltige Persönlichkeit R. Wagner's noch aus dem Grabe in Kunstfragen auf manches Für und Wider bestimmend einwirkt, heute darf der unabhängige Forscher nur Materiale für den Nachfolger sammeln. Und mehr als alle Mittheilungen Anderer bietet dieses Buch. Der oben erwähnte, von Herrn von Wolzogen verfaßte Anhang ist ein dankenswerther Beitrag.

*) Hier ist bereits die Orthographie der oben gedruckten gleich; große Anfangsbuchstaben der Substantiva.

**) Siehe Lindner's „Zur Tonkunst" Seite 204/5. Lindner war ein eifriger Anhänger Schopenhauer's, der ihn und Frauenstädt seine „Apostel" nannte. Aber er war zu sehr tiefer Kenner der Musik, um Schopenhauer's sehr oberflächliche Ansichten über Tonkunst zu theilen. — Ob R. Wagner wohl geahnt hat, daß eine der Hauptlehren der Buddhaisten „Musik machen" verbietet?

Feuilleton.

Der Weiberleuthof.

Von E. von Dincklage.

Der Kutscher und Großknecht Jan zog seine Holzschuhe aus, kratzte an die Thür und trat in Socken vor seine alte, sehr corpulente Herrin, welche mit gekreuzten Armen, die Füße auf der Feuerkieke, in ihrem Lehnstuhl am Fenster saß.

„Nun, Jan, müssen sie wieder beschlagen werden?" fragte die Herrin gutmüthig.

Jan machte ein entrüstetes Gesicht: „Alle vierzehn Tage beschlagen lassen —? wär' gut für den Gevatter Schmied-Herm —! Nee, die Sache ist die, daß ich neun Jahr bei Euch gedient habe und zur Maizeit, wenn daß es ins zehnte geht, kündige!"

Bei der alten Frau war Alles rund, Gestalt, Kopf, Wangen, Nase und Augen. Mit diesen runden Augen sah sie

*) Das ist nun ganz falsch; nur die Raub- und die Waldthiere erhalten ihre Racen ungeschwächt. Die zahmen verkümmern und verfallen in der Fortpflanzung der Familie; nur die „Mischung" kräftigt die Racen.

Digitized by Google

den Knecht eine ganze Weile an und fragte dann: „That's etwa meine Tochter Truda?"

„Niemand that's, Frau von Lahring, ich habe Alles, wie ich's wünschen kann, Lohn, Kost, Pferdestall, Hafer und Behandlung, Alles zum Besten, aber eine Mannsperson kann im Weiberleuthaus nicht über zehn Jahre bestehen, und Jeder hat sein Leben gern!"

„So — na, dann nimm Dir 'mal einen Stuhl, Deine Füße haben viel zu thun! und sag' mir, weshalb eine Mannsperson hier nicht über zehn Jahre aushalten kann?"

Jan holte einen Stuhl, setzte sich auf eine Ecke desselben und begann langsam die Ereignisse an seinen plumpen Fingern aufzuzählen: „Erstens starben Eure beiden Erben, ehe denn sie zehn Jahr alt wurden, zweitens lief Euer Mann, was Herr von Lahring war, nach neun Jahren aus diesem Hause in die weite Welt, drittens — —"

„Ja", unterbrach die Gutsherrin mit Nachdruck, „aber er kam nach einer halben Stiege Jahre wieder —!"

„Wiederkommen that er zwar lebendigen Leibes", fuhr der hartnäckige Knecht fort, „aber er starb drittens nach sechs oder sieben Jahren, ich sang noch hinter der Leiche, ich konnte immer wunders gut singen."

Die alte Frau nickte bestätigend, sie begann die Daumen ihrer fetten weißen Hände langsam umeinander zu wirbeln und machte ein gar schlaues, beinah' listiges Gesicht, als der Knecht fortfuhr:

„Viertens der zweite Mann, Jacob Tangendorf —!" Herrin und Diener schauten sich in die Augen; wenn der Letztere schwieg, so geschah das nicht aus Zartgefühl, der traurigen Ereignisse halber, die sich an Jacob Tangendorf knüpften, oder weil Jan sich nicht zum unverblümten Reden berufen fühlte, o nein, er legte sich nur die Dinge zurecht, die er ganz so gut kannte und ganz so unverzagt beurtheilte als die Greisin selbst.

„Ja wohl, ja wohl!" rief diese mit einem Lachen, das sich nicht recht den Ausweg bahnen konnte: „Jacob hat mir die guten Lehren gegeben, mich nicht nach guten Lehren zu richten, sondern nach — — nun ja, Du weißt schon, Jan —"

Der Knecht bejahte und legte seine großen Fäuste ernsthaft auf die beiden Kniee, wie um dieselben zu schützen und zu wärmen.

Die klaren alten Augen der Hausfrau wurden immer vergnügter, die Daumen wirbelten schneller: „Geistlich und weltlich kamen sie daher und schrieen und flüsterten, ich müßte abschlut den ersten Heirathsfehler verbessern, denn alles Herzweh mit Lahring sei nicht sowohl durch ihn als durch mich entstanden — eine Müllerstochter paßte nicht zu einem Baron, ein reiches Mädchen nicht zu einem Bettler, eine Bauern-Erziehung zum rastlosen Fleiße nicht zu einem Hochmuth, der keinen Werkeltag kennt, ich hatte auf ihn bestanden und daher war's gekommen, Alles, Alles, daß er dies Haus verfluchte, weil mein Vater, der Windmüller, die alte Burg abbrechen ließ, daß er nicht mehr eines gemeinen Mannes Brod — Jan, mein Vater, war ein ehrlicher Müller und hatte Prosper um Gotteswillen aufgefüttert! — essen wollte und daß er endlich davon ging, auch daß Truda seinen Sinn geerbt hat, Alles warfen sie mir vor, aber — —" sie lachte wieder in sich hinein, „aber wenn ich auch nichts wegleugne, selbst nicht, daß Prosper Lahring stark an den Trunk gekommen war, so möchte ich ihn doch nicht anders wünschen und denken, wie er hier an meiner Seite lebte und wenn ich da Oben ankomme nach meinem Heimgange und die lieben Heiligen mich fragen: Für was hast Du gelebt? dann antworte ich: Prosper Lahring's Frau bin ich! — Das ist genug!"

Der Knecht schüttelte den Kopf und hielt die Rede seiner Brodherrin ihrem hohen Alter zu Gute. Frau von Lahring — dieser Name war ihr, trotz der zweiten Ehe immerdar, wie eine unveräußerliche Tradition verblieben — suchte in keiner Art die Auffassung ihres Landsmannes zu berichtigen, sondern ging mit innerer Freude über die Unhaltbarkeit der geistlichen und weltlichen guten Lehren zu einer Beleuchtung der Tangendorf'schen Eigenschaften über: „Jacob war kein grüner Junge, sondern betagt und Wittmann, sagten die Leute, da ich keinen Sohn hatte, brachte er gleich einen langen Laban mit in die Ehe. Jacob stammte von keiner Burg sondern aus einer Schänke, sagten die klugen Leute; er war nicht mit Almosen groß gemacht, sondern besaß Land und Sand und Papiere und Hypotheken, wußten die Rathgeber! Der ehrbare Jacob war kein Tagedieb, sondern Advokat — Alle waren so mit ihm zufrieden, nur ich nicht!"

„Und Frölen Truda nicht!" ergänzte der Knecht.

„Nein, die ganz und gar nicht!" bestätigte die Mutter mit Stolz. „Sie hob den Lahring-Kopf höher und höher, erst Streit, dann Haß, Jacob schäumte wie ein toller Hund gegen sie, die über unsre Lahring-Rechte wachte, und eines Tages schoß er auf sie und dann auf sich selbst."

„Darauf kam fünftens der Schwiegersohn von Dornen, Frölen Anna's Mann," kehrte Jan zu seinem Thema zurück, „der stammte von einer Zehr-Art, und Frölen Truda hat ihn rechtschaffen durch drei Schwindsuchts-Jahre zu Tode gepflegt. Na, blieb noch sechstens der Junge nach, sein Sohn, und der ging im vorigen Sommer auf den Kirchhof, somit möchte ich nicht der siebente sein."

„Mag seine Richtigkeit haben", gab die Greisin zu, „bist Du Manns genug, es Truda selbst zu sagen?"

„Ich soll es ihr selbst sagen?" rief der Knecht erschrocken, „nee, das bringe ich nicht fertig!"

Die Alte nickte: „Weißt Du was —? Die Kleinen sollen's ihr zutragen, denen sagt sie kein böses Wort, von wegen der Kinder-Unschuld!"

Jan war's zufrieden und stand auf.

Aber der Großknecht sollte seinem Schicksal nicht entgehen, eben traten die Kleinen ein, Veronika trug in der Schürze eine Brut junger Entelein, Helene im Arm einen blühenden Nelkenstock: „Mama, sieh, die Entküken sind ausgekommen!" „Mama, sieh, die rothe Nelke ist aufgeblüht!" riefen beide zugleich beglückt und wichtig. Die Kleinen waren freilich kurz und rund, aber keineswegs jung, die Scheitel der Vierzigerinnen waren im Gegentheil bereits stark ergraut, aber ihr Wesen hatte jene sorglose Kindlichkeit behalten, welche, ein Segensgeschenk schwach begabter Seelen, den Verstand der Verständigen als eine beklagenswerthe Mitgift erscheinen läßt.

„Bronchen, Lenchen — betrachtet Euch den Jan da, er will aus unserem Dienste gehen!"

„Jan, ist das wahr?" fragte Lenchen vorwurfsvoll und setzte den Nelkentopf vorsichtig auf die Fensterbank.

„Ja — es ist so!" gab Jan mit erstickter Stimme zu und fuhr sich mit der Oberfläche seiner Hand über die Augen.

„Wenn Dich Truda gehen läßt!" bemerkte Bronchen schlau und streichelte den Sammetflaum der jungen Entlein.

Lenchen öffnete das Fenster und rief in den Hof: „Lina, Tina — quält doch das Lamm nicht! Geht, sagt Eurer Mutter, unser Großknecht Jan hätte gekündigt!"

Gleich darauf öffnete sich die Zimmerthür, eine schlanke Blondine, in tiefe Trauer gekleidet, trat mit zwei kleinen Mädchen, welche gleichfalls Trauer trugen, herein. Es war die Wittwe Anna von Dornen, die dritte Tochter der alten Herrin. Nichts konnte überraschender sein, als die beiden älteren Schwestern, welche vor der Flucht des Vaters geboren waren und seit manchem Jahrzehnt „die Kleinen" hießen, mit der hübschen Frau zu vergleichen, die um 15 Jahr jünger, mit Umgehung der Windmüller-Erbeigenthümlichkeiten, die Erscheinung des erlöschenden Lahring-Stammes überkommen hatte. Die vornehm geschnittenen, anmuthigen Züge der trauernden Dame waren aber nur selten wirklich anziehend, dann nämlich, wenn sie vergaß, daß sie ein Opfer des Schicksals sei, und sie vergaß das ungemein selten, da sie gewohnt war, sich ausschließlich mit sich selbst und dem Loose ihrer kleinen Mädchen zu beschäftigen, und in steter Fehde mit den Fügungen der Vorsehung dahinlebte, ohne sich doch zur Höhe läuternden Schmerzes aufschwingen zu können: „Es ist nicht möglich, Jan", sagte sie im beleidigten Tone, „daß Du die Wittwen und Waisen dieses Hauses, welche schutzlos dastehen, verlassen willst."

Jan reckte sich aus seiner ehrerbietigen Haltung beinah trotzig auf, denn Anna war in ihrer Umgebung sehr unbeliebt, da sie gegen die stolze Zurückhaltung des Landvolkes durch ihre übertriebenen Klagen und Unzufriedenheiten verstieß und

Digitized by Google

gar wenig Selbstbeherrschung anwandte. „Ich nehme weder das Brot noch die Hunde mit!“ entgegnete der Knecht, andeutend, daß weder Wohlstand noch Sicherheit durch sein Gehen beeinträchtigt würden.

Die Greisin, welche in ihrer Einfachheit klug und wahr urtheilte, warf ein: „Weshalb sollte Jan uns Opfer bringen? er that seine Pflicht und wir die unsere!“

„Pflicht —!“ wiederholte Anna von Dornen, „als ob ich nicht meine Pflicht gethan hätte! und doch starben mein Mann und mein Knabe und ich und die Waisen — —“

Die Thür öffnete sich rasch und geräuschlos, um Truda von Lahring einzulassen; Anna verschluckte den Schluß ihrer Rede, als ihre jüngere Schwester eintrat. Truda ähnelte der Wittwe von Dornen ungemein, und doch erinnerten ihr Mienenspiel, ihre Haltung, ihre klare entschiedene Art auch sehr an die Mutter. Wenn ihre Züge nicht so fein waren als die ihrer Lahring-Vorfahren, so verriethen dieselben statt des unbefriedigenden Zurückschauens auf die bessere Vergangenheit, welche jenen die kränklichen, unstäten Linien um Lippen und Augenbrauen eingrub, eine bäurische Standhaftigkeit, die nahezu gleich Eigensinn oder Herrschsucht wirkte.

Truda's graue Augen verengten sich ein wenig unter dem scharfen Blicke, welchen sie auf Jan, der ein gewisses kribbelndes, unsachtes Gefühl in den Knieen verspürte, richteten.

„Jan hat zu Ostern gekündigt!“ sprach die alte Frau mit jener hellen unbeirrten Stimme, welche das erregbare Lahring-Blut in ihrer Tochter stets zu bändigen pflegte.

„Daß er kündigt, ist sein Recht,“ entgegnete Truda mit festem Tone, „daß er sich wider uns aufhetzen ließ, ist eine Schande.“

„Aufhetzen, Frölen?“ staunte der Knecht, „wer sollte mich aufhetzen und gegen was?“

„Wer —? Du fragst, als ob wir vom ersten Scheffel Salz mitsammen äßen! Natürlich meiner Mutter Stiefsohn, Dr. Johannes Tangendorf. Gegen was? Gegen mich! Denjenigen, der uns Unrecht that, können wir vergessen, aber die Spur dessen, den wir tödtlich kränkten, ist wie ein glimmend Feuer, das im Wachen und Schlafen vor den Augen flimmert.“

„Aber Herr Johannes that Euch nichts,“ bemerkte der Knecht mit einem Blick aus den Augenwinkeln.

„Er war 18 Jahr alt, als sein Vater auf mich schoß und sich dann selbst umbrachte, weil er mich ermordet glaubte.“ Truda hatte das so kalt, mit so leiser, deutlicher Stimme gesagt, daß Alle schwiegen.

„Er achtet mich nicht für Einen, den man aufhetzen kann,“ erklärte nach einigen Sekunden der Knecht.

Truda wandte sich mit dem Anstande einer regierenden Fürstin zu ihrer Mutter: „Hat Frau von Lahring etwas einzuwenden?“

„Nein,“ antwortete gelassen die Greisin, „ich nehme die Kündigung an!“

Jan hatte gehen können und mögen, aber er wußte, Truda würde ihm keine Gelegenheit wieder geben, sich wegen seines Fortgehens zu rechtfertigen, daher trat er jetzt vor sie und erklärte hastig: „Es ist weil das Mannsvolk auf dem Weiberleuthofe nicht zu grauen Haaren kommt!“ Er schwieg eine Weile, als Truda nicht antwortete, fügte er mit einem Blicke auf Anna von Dornen, die ihrem Töchterchen die wirren Zöpfe ordnete, hinzu: „Deine armen Brüderchen starben doch —“

„Ach lieber Gott, es war so schade —“, seufzte Frau Anna, „wenn unsre Brüder noch lebten —“

„Schade?“ — unterbrach Truda scharf, „sie hatten beide Wasserköpfe und das einzige Vernünftige, was sie thun konnten, war, zu sterben!“

„Ach, und mein Antönchen!“ rief Anna weinerlich.

„Der war doch klug genug!“ ergänzte der Knecht wuchtig. Truda's wetterfestes Antlitz ward von einer grauen Blässe überzogen, als ob ein Spinneweb davor hinge, sie preßte die farblosen Lippen fest aufeinander und sagte dann, wie um einer inneren Qual Worte zu geben: „Wenn ich ihn wiederholen könnte — ich liefe mit nackten Füßen über glühende Pflugscharen ins Dorf nach seinem Grabe.“

Die alte Frau beschattete, als wollte sie genauer sehen, ihre Augen mit der Hand und schüttelte leise den Kopf, Anna schluchzte, die Kinder rieben sich die Augen, um ohne besondere Rührung zu weinen, und die Kleinen standen verschüchtert am Fenster.

„Doctor Tangendorf konnte ihm nicht mehr helfen!“ äußerte Jan, indem er mit ungeschickten Bewegungen der Thür zuschritt.

„Ach, mein Antönchen, wenn ich Dich noch hätte!“ wimmerte Anna.

„Nun ja“, sprach die alte Frau, „wenn Du ihn noch hättest, würdest Du ihn so erziehen, daß er ein Taugenichts werden müßte!“

„O, Ihr Herzlosen!“ schrie Anna auf und floh aus dem Gemache.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Frau Director Striese.

Schwank in vier Acten von Franz und Paul von Schönthan.

Nach der freundlichen Aufnahme, welche die unsichtbare Frau Director Striese im „Raub der Sabinerinnen“ gefunden, hielten es die Autoren für gerathen, diese selbst dem Publicum vorzustellen. Zu diesem Zwecke wurde der neue Schwank geschrieben. Wir begrüßen einige Figuren als alte Bekannte, vor Allem den köstlichen Schmierendirector Striese, der so manches herzliche Gelächter geweckt hatte. Leider kann die Frage, ob wir uns nicht besser mit der unsichtbar waltenden Titelheldin begnügt hätten und ob es sich lohnte, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, nicht in einem den Autoren günstigen Sinne beantwortet werden. Die Directorin ist im ersten Stücke hinter den Coulissen jedenfalls amüsanter, als in der Fortsetzung auf der Bühne. Dort hatte sie all das Zeug dazu, um ein Typus zu sein, hier aber fehlt ihr so ziemlich Alles zum Charakterkopf. Es ist eine im Grunde ziemlich physiognomielose Figur. Beherrscherin ihres schwachen Mannes, gut und streng, gemüthlich und stramm, eine liebenswürdige oder böse zukünftige Schwiegermutter, je nachdem der Schwiegersohn es verdient, ohne besonderen Humor, aber gefühlvoll, wenn es sein muß, — das Ganze, wie man sieht, gar keine außergewöhnliche Variation der landläufigen Theatermutter, höchstens daß ihr Abscheu vor der Bühne, die sie reich gemacht, ihr Verbot, in ihrem Hause nie das Wort „Theater“ auszusprechen, ihr eine neue Nuance gibt. Denn Director Striese, und damit kommen wir auf die Handlung zu sprechen, die jedes Zusammenhangs entbehrt und nur mühsam aus dem Durcheinander von Episoden losgelöst werden kann, Director Striese also hat sich zur Ruhe gesetzt und lebt in einer kleinen Stadt der Beschaulichkeit und Geflügelzucht. Seine Töchter sind heirathsfähig geworden und haben Beide ihre Anbeter mit ernsthaften Absichten, und Frau Director freut sich schon auf ihre neue und letzte Rolle als wirkliche Schwieger- und Großmama. Da führt der Unstern Lerche herbei, ein ehemaliges Mitglied des Striese'schen „Meerschweinchens“. Er entflammt in seinem Director die alte Wanderlust und Theaterfreude, und ohne das energische Dazwischentreten seiner besonnenen Hausfrau, die den stolzen Mimen in die Flucht schlägt, würde die Firma Striese ohne Zweifel wieder auf dem Aushängeschild eines Thespiskarrens zu lesen sein. Diese Handlung ist mit einer Menge neuer und alter Episoden, guter und schlechter Einfälle versehen. Für die alten und schlechten Ingredienzen haben die Brüder Schönthan in dem stets dankbaren Festtagspublicum nachsichtige Richter gefunden, und so soll auch hier nur der neuen und guten Seiten gedacht werden. Da sind Verwechslungen von Personen, zweier Liebespaare, von Gegenständen wie Frauenhandschuhen, dann von Begriffen, z. B. daß die Wittwe eines äpfelverkaufenden Spreefahrers für die eines See-

Digitized by Google

fahrers gehalten und als Frau Capitän durch maritime Reden, Matrosenaufzüge und den schönen Chor: „Wohlauf, Matrosen, die Anker gelichtet“ gefeiert wird. Auch die beliebten Parodien wurden neu aufgelegt. So mimen Striese, Tochter und Lerche das Finale des „Glöckners von Notre-Dame“ mit Wolterschrei, Volksauflauf und Sturm der Glocken. Unterstützt wurden die Verfasser ganz nach Wunsch von den Darstellern des „Wallnertheaters“. Man darf denselben aber den Erfolg des Abends mit nichten ausschließlich zuschreiben, denn gerade die letzten verunglückten Novitäten dieser Bühne haben bewiesen, daß die Darstellung ein schlechtes Stück nicht zu retten vermag.

Z.

Notizen.

Wenn in unsere Holzschnitt-Technik ein größerer Schwung kommt und wenn unsere Künstler sich entschließen, für den Holzschnitt zu zeichnen, so ist dieser doppelte Fortschritt zum guten Theile der Anregung des Berliner Verlegers Franz Lipperheide zu danken. Nicht nur daß er in seiner „Illustrirten Frauenzeitung“ weniger den steifen Facsimileschnitt, sondern den effectvolleren Tonschnitt nach den eigenen Zeichnungen der Künstler pflegen läßt, er setzt neuerdings auch drei Preise für die besten Zeichnungen zur Wiedergabe durch den Holzschnitt aus und lädt die deutschen Künstler zu reger Betheiligung ein. Im Anschluß an diese Concurrenzeröffnung gibt er zudem eine „Mustersammlung von Holzschnitten“ heraus, von der die ersten Lieferungen erschienen sind. Die Beispiele sind aus englischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Blättern genommen und in der That so geschickt gewählt und meisterhaft reproducirt, daß jedes einzelne Blatt ein Kunstwerk genannt werden darf. Die Herstellung ist jedenfalls so kostspielig, daß es unbegreiflich erscheint, wie man den künstlerischen Zweck so sehr verkennen und von einem Speculationsunternehmen schreiben konnte. Wir finden hier u. A. treffliche Crocquis in Linienmanier der Pariser Illustration, ein paar schöne Landschaften aus der Frauenzeitung, den herrlichen Gouache-Lichtdruck eines amerikanischen Blattes, den genialen Menzel'schen Alten Fritz aus Scherr's „Germania“ und andere köstliche Blätter. Auch die spanischen illustrirten Zeitungen, der italienische „Pasquino“, die Pariser Vie moderne würden reichliche Ausbeute gewähren. Hoffentlich erreicht der kunstsinnige Verleger seine schönen Ziele und schaart eine Künstlerschaar um sich, die mit Stift, Feder, Gouache oder Tusche für ihn schafft und die süßlichen Bilder nach Photographien von Gemälden für immer aus unseren illustrirten Blättern verdrängt.

Culturhistorischer Bilderatlas. I. Alterthum. Bearbeitet von Prof. Theodor Schreiber. Leipzig, E. A. Seemann. — In diesen hundert Tafeln gilt es einen ersten Versuch, aus dem weithin zersplitterten Material unseres Wissens vom materiellen und geistigen Leben der Alten das Wichtigste herauszugreifen. In der That ist auch die Vielseitigkeit der classischen Cultur trefflich und möglichst allseitig zur Anschauung und zum Verständniß gebracht, wobei namentlich auch das noch Unbekannte und Unerklärte berücksichtigt wird. Die Abbildungen sind selten aus zweiter Hand, d. h. den besten Publicationen, gewonnen, sondern zumeist nach photographischen Vorlagen neu angefertigt, wodurch die ganze Publication einen erhöhten Werth bekommt. Manches Inedituum wird auch in dieser Sammlung zum erstenmal bekannt, z. B. mehrere Wandbilder und Reliefs aus Neapel und Pompeji. Man findet hier viele Bilder aus sonst sehr schwer zugänglichen theuren Fachschriften und Vereinspublicationen. Willkommen sind ferner die häufigen literarischen Nachweise und die treffliche Einleitung, worin die überwältigende Fülle des Stoffes gruppirt, übersichtlich gestaltet und erklärt wird. Einige Lücken werden sich in späteren Supplementen leicht ausfüllen lassen. Vielleicht zieht dann auch die rühmlichst bekannte Verlagshandlung in Erwägung, ob gewisse Tafeln zu besserer Anschauung nicht chromolithographisch herzustellen sind. Aehnliche Werke wie Lübke's Bilderatlas haben bereits diesen Weg betreten.

Die Kosaken. Kaukasische Novelle von Graf Leo Tolstoi. Aus dem Russischen von G. Keuchel (Berlin, Deubner). — Das Localcolorit dieser kurzen Tolstoi'schen Dichtung ist bezaubernd. Im Kaukasus, an der Tereklinie, an welcher die grebenski'schen Kosakendörfer liegen, spielt sich die einfache Handlung, die sehr einseitig bleibende Liebesgeschichte eines russischen Fähndrichs mit einem Kosakenmädchen, ab. Der Terek trennt die Kosaken von den Bergbewohnern; die Dörfer der ersteren sind Militärstationen; jeder Mann ist Krieger oder Jäger; die Frauen bestellen das Hauswesen und den Acker. In dieses eigenthümliche, von der Cultur nur eben gestreifte Leben wird ein reicher, verwöhnter, junger Russe verschlagen; er liebt die kräftige Tochter seines Quartierwirthes, ein sonderbares, halbwildes und doch höchst selbstbewußtes Naturkind, natürlich ohne Erfolg. Sie lacht ihn aus, als er sentimental wird und weist ihm die Thür, als er nach dem Tode seines Nebenbuhlers, eines jungen Kosakenkriegers, ernstlich um sie wirbt. Das ist der ganze Inhalt der Geschichte; aber mit welcher plastischen Kunst ist er vorgetragen! Die wenigen Figuren leben vor unseren Augen, und das Treiben im Dorfe und auf dem Kriegspfade ist mit erstaunlicher Natürlichkeit und großem Farbenreichthum geschildert. Ein alter Kosakenkrieger, der Onkel Jeroschka, wird der stete Begleiter des jungen Russen; seine Gestalt ist prächtig gezeichnet, mit ebenso viel Humor als sittlichem Ernste. Wer von dem gewöhnlichen Pflanzboden unserer Romane und Novellen einmal einen Streifzug in unbekanntes, romantischeres Gebiet unternehmen will, der wende sich an dieses Buch.

Goethe's Briefe an Frau von Stein. Herausgegeben von Adolf Schöll. Zweite vervollständigte Auflage, bearbeitet von Wilhelm Fielitz. (Frankfurt a. M. Literarische Anstalt von Rütten und Loening. 1. Bd. 1883. 2. Bd. 1885.) — Diese zweite Ausgabe der berühmten Briefsammlung hat leider, obgleich der zweite Band infolge der Berufsgeschäfte des neuen Herausgebers erst nach einem langen Zwischenraume dem ersten nachfolgte, die Schätze des der Forschung endlich geöffneten Goethe-Archivs nicht zu Hülfe nehmen können. Es befinden sich dort im Original noch die Briefe Goethe's aus Italien an Frau von Stein, welche in der „Italienischen Reise“ eine Ueberarbeitung erfahren, indem alles Persönlich-Intime aus ihnen ausgemerzt ist. So sehr es zu bedauern ist, daß der Bearbeiter dieser neuen Auflage sich diese Vervollständigung seines Werkes entgehen lassen mußte, so sehr ist nach der anderen Seite hin die Bereicherung anzuerkennen, welche die Authenticität dieser Ausgabe des Briefwechsels durch die Berücksichtigung aller neueren Forschungen und besonders durch die Vergleichung mit dem Originalmanuscripte der Briefe erfahren hat. Dieses umfangreiche Manuscript (7 Foliobände) befindet sich im Besitz des Urenkels der Frau von Stein und zeigt eine ganz andere Anordnung der Briefe und Billets auf, als der erste Druck. Der Bearbeiter hat nun aus verschiedenen Gründen, die er in der Einleitung näher erörtert, den im Manuscript angegebenen Jahrgang gegenüber der ersten Ausgabe wieder aufgenommen, so daß sich diese zweite Ausgabe wesentlich von jener unterscheidet. Auch hat er — was ihn in einen Streit mit Düntzer verwickelte — die undatirten Briefe und Zettel nach Vermuthungen, die sich lediglich auf innere Gründe stützten, in die Reihe der datirten eingeordnet und das Princip, sie am Schlusse der Bände separatim abzudrucken, aufgegeben. O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Im Verlage von **Adolf Bonz & Comp.** in **Stuttgart** sind neuer erschienen:

Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren von **J. V. von Scheffel.** Mit 112 Illustrationen von **A. von Werner.** Gr. 8°. In Prachtband . . . . . M. 10,—.

Drei Buschen. Weil's mi freut! ✦ Habts a Schneid!? ✦ Um Sunnawend. Gedichte in oberbayerischer Mundart von **Karl Stieler.** Mit 20 Vollbildern und 84 kleinen Illustrat. von **Hugo Engl.** Gr. 8°. In Prachtband . . . . . M. 12,—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Kleine antike Büsten

in brillanter Ausführung von **Elfenbeinmasse.**

Venus von Milo u. Hermes des Praxiteles, Apollo vom Belvedere und Diana von Versailles, 13 cm, mit kleinen schwarz polirten Holzuntersätzen 21 cm hoch Stück 5 M.

Klytia und Eros, 11 cm, mit Untersätzen 19 cm hoch, Stück 4 M.

empfiehlt

G. Micheli,

Berlin C., Schlossfreiheit 8/9.

Firma und Wohnung genau zu beachten.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Zum 90. Geburtstage Ranke's, den 21. Dec. 1885.

Soeben erschien im Verlage von **R. L. Prager** in **Berlin NW. 7:**

Leopold von Ranke

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Gesammelt und mit Lebensabriss herausgegeben von **Arthur Winckler.**

13 Bogen 8° br. *M* 3.— eleg. Lwdb. *M* 4,—

Dreissig Expl. auf Büttenpapier à *M* 10.—

Obige Schrift bietet die Quintessenz der Lebensanschauung Ranke's und ermöglicht auch denen, welchen es nicht vergönnt ist, die Schriften des Nestors der Historiker zu studiren, einen Eindruck zu bekommen von der reichen Persönlichkeit und der eminenten Gedankenfülle des grossen Geschichtsschreibers.

Zu haben in allen Buchhandlungen sowie von der Verlagshandlung.

Verlag von OTTO WIGAND in LEIPZIG.

Johannes Scherr's Werke.

Die Nihilisten. 3. Auflage. 4 M. Gebunden 5 M.

Neues Historienbuch. 2. Auflage. 5 M. Gebunden 6 M. 50 Pf.

Geschichte der deutschen Frauenwelt. Vierte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage. 2 Bände. 9 M. Gebunden 10 M. 50 Pf.

Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. Achte, verbesserte und ergänzte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8 M. Gebunden 9 M. 50 Pf.

Schiller und seine Zeit. **Illustrirte Prachtausgabe, neue verbesserte Auflage.** Mit 1 Stahlstich, 14 Portraits und 20 historischen Bildern. 13 M. 50 Pf. Eleg. gebunden 17 M. **Volksausgabe,** 4. Auflage (ohne Illustr.) 3 Theile in 1 Bande. Gebunden 4 M. 50 Pf.

1870—1871. **Vier Bücher deutscher Geschichte.** Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. 2 Bände. 16 M. Sehr eleg. geb. 18 M. 50 Pf.

1848. **Ein weltgeschichtliches Drama.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bde. 13 M. Geb. 15 M. 50 Pf.

Blücher. **Seine Zeit und sein Leben.** Dritte Ausgabe. Gr. 8. 3 Bde. 9 M. Geb. 12 M.

Die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert. Pracht-Ausg. m. 45 Bild. 2. Aufl. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf. Volks-Ausg. (ohne Illustr.) 1 Mark 50 Pf.

Vom Zürichberg. **Skizzenbuch.** Zweite Auflage. 5 Mark.

Geschichte der englischen Literatur. Dritte, verb. u. verm. Aufl. 4 M. Geb. 5 M.

Menschliche Tragikomödie. **Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Neue, billigste Ausgabe in 12 Bänden à 1 Mark,** dauerhaft gebunden à Band 1 Mark 30 Pf. Jeder Band wird apart abgegeben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

RAPHAEL

sein Leben und seine Werke

von **J. A. Crowe** und **G. B. Cavalcaselle.**

Aus dem Englischen übersetzt von Carl Aldenhoven.

Zweiter Band. (Schluss.)

Mit 16 Tafeln in Lichtdruck. gr. 8. Preis geheftet: *M* 14.

Elegant in Halbmaroquin gebunden: *M* 17.50.

Preis des completen Werkes: 2 Bände geheftet *M* 24.—

2 Bände in Halbmaroquin gebunden *M* 31.—

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Sensationelle politische Neuigkeit!

Berlin und Wien

in den Jahren 1845—1852.

Politische Privatbriefe

des damaligen k. sächs. Legationssekretärs

Karl Friedrich Grafen Vitzthum von Eckstädt.

Mit einem Vorwort von Dr. Karl Müller.

gr. 8°. XXIII und 338 Seiten.

Eleg. brosch. M. 5. — Eleg. gebunden M 6.—.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 9. Januar 1886. Band XXIX.

CORNELL UNIVERSITY JAN 26 1886 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Aus dem Zunftlande. Von Ludwig Heimann. — Vom völkerrechtlichen Institut. Von L. Geßner. — **Literatur und Kunst:** Sonderbare Petition eines zeitgenössischen Philosophen. Von Max Schneidewin. — Der neue Tartarin. Von Theophil Zolling. — Paul Heyse's achtzehnter Novellenband. Von Wilhelm Bolin. — **Feuilleton:** Der Weiberleuthof. Von E. von Dincklage. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Sylvester-Schwänke. Von O. B. — Aus dem Künstlerverein. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Aus dem Zunftlande.

Von Ludwig Heimann.

Oesterreich besitzt durch sein neues Gewerbegesetz Zunftverhältnisse, die so ziemlich dem entsprechen, was die Zunftfreunde bei uns erstreben. Es wird daher von doppeltem Interesse sein, zu sehen, wie sich die Dinge dort unter der neuen Gesetzgebung gestaltet haben. Man sollte freilich meinen, die Zeit seit Erlaß der neuen Gesetze sei eine zu kurze, um bereits von einer irgendwie beachtenswerthen Wirkung derselben auf die gewerblichen Zustände sprechen zu können. Das ist auch nicht unsere Absicht, vorläufig können diese Gesetze weder für eine Verbesserung noch für eine Verschlechterung der Dinge verantwortlich gemacht werden. Und dennoch zeigen sich bereits jetzt, nachdem kaum die neuen Bestimmungen das Licht der Welt erblickt haben, so charakteristische Erscheinungen im dortigen gewerblichen Leben, daß sie die öffentliche Besprechung herausfordern, ganz besonders aber unsere Beachtung verdienen, da es immer mehr den Anschein hat, als ob wir im deutschen Reich in demselben Fahrwasser treiben, in welchem sich in Oesterreich die Zunftfreunde bisher mit den stolzesten Hoffnungen getummelt haben.

Es zeigt sich nämlich in ganz auffälliger Weise, daß die Zünftler mit dem eben erhaltenen Gesetz, das ihre weitgehendsten Wünsche zu erfüllen schien, noch lange nicht zufriedengestellt sind. Von allen Seiten bereits, aus Vereinen, Versammlungen, Innungsverbänden heraus, ertönen mehr oder weniger dringende Stimmen, die eine noch größere Ausdehnung der zünftlerischen Rechte und eine noch weitere Vermehrung der Schranken verlangen, welche das gewerbliche Leben schon in so großer Menge in der hinderndsten Weise durchziehen. Ein recht deutliches Bild von diesen Bestrebungen erhalten wir, wenn wir einen Blick auf die Verhandlungen der Niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer in Wien werfen, an welche in der letzten Zeit eine Menge Petitionen und Anfragen in Bezug auf die Bestimmungen des Gewerbegesetzes von Privaten, Corporationen und Behörden gerichtet wurden, die bezeichnend für den Geist sind, der die österreichischen Gewerbetreibenden erfüllt. Wir heben aus den betreffenden Eingängen bei der Kammer folgende hervor.

Da ist zunächst eine ganze Anzahl von Petitionen und Beschwerden aus den Kreisen der Kaufleute, veranlaßt durch die Sondertheilung derselben in Specerei-, Colonial- und Materialwaarenhändler, Vermischtwaarenhändler, Greißler, Fragner und Victualienhändler. Jede dieser Abtheilungen wird von der andern mit Argusaugen bewacht, und wehe dem Kaufmann, der es wagt, einen Artikel zu führen, zu dessen Verkauf er nicht berechtigt ist. So gelangt eine Anfrage an die Kammer, ob den Specerei- und Vermischtwaarenhändlern auch der Verkauf von Kindermehl und condensirter Milch gestattet sei; die Kammer erklärt dies für zulässig, ebenso hält sie die Vermischtwaarenhändler zum Verkaufe von Schiefertafeln und Griffeln berechtigt; aber sie kann sich nicht damit einverstanden erklären, daß Greißler, Fragner und Victualienhändler auch „Schreib- und Briefpapiercouverts, Tinte, Bleistifte, Zwirn, Nadeln, die gewöhnlichen Arten von Gewürzen und insbesondere Zucker, Kaffee und Feigenkaffee in geringeren Quantitäten" verkaufen sollen. „Diese Wünsche", heißt es in dem Votum der Kammer, „gehen nicht nur über den Rahmen der bestehenden Usancen und Vorschriften hinaus, sondern sind auch deshalb nicht zu unterstützen, weil die im Verzeichnisse aufgeführten Waaren im Allgemeinen vollkommen genügen, um den Angehörigen der betreffenden Branche, wenn nicht Umstände eintreten, die außerhalb der Machtsphäre des Gesetzgebers liegen, hinlänglichen Erwerb zu sichern. Sollten dennoch in speciellen Fällen die Verhältnisse eine Ausdehnung des Geschäftes in der angedeuteten Richtung zur Nothwendigkeit machen, so liegt ja die Abhülfe sehr nahe, nämlich die Anmeldung eines Vermischtwaarenhandels, beziehungsweise -Verschleißes, was nur mit einer nicht sehr ins Gewicht fallenden Steuererhöhung verbunden wäre." Ueber die hier bezeugte wirthschaftliche Weisheit, die so genau anzugeben im Stande ist, wie viel und welche Artikel genügen, „um den hinlänglichen Erwerb zu sichern", wollen wir nicht weiter sprechen; aber wir meinen, wenn die Steuerdifferenz zwischen den einzelnen Classen der Kaufleute eine so geringe ist, zu welchem Zweck stellt denn da überhaupt das Gesetz ein so wunderbares Kastenwesen auf, das für die Betreffenden die Quelle von endlosen Scheereien sein muß? Besonders in den Geschäften in kleineren Orten lassen sich die vom Gesetz gezogenen Grenzen sehr schwer innehalten. Meistens zeigt da erst die Praxis, welche Artikel ein Kaufmann mit Vortheil führen kann oder nicht. So hat sich in einer kleinen Ortschaft ein „Galanteriewaarenhändler", wahrscheinlich in Folge öfterer Nachfrage, auch gewöhnliche Rechen und Getreideschaufeln beigelegt; aber die Kammer erklärt in Folge einer Anfrage der betreffenden Bezirkshauptmannschaft, zur Führung dieser Artikel wären nur Vermischtwaarenhändler, aber nicht Galanteriewaarenhändler berechtigt.

Zu vielfachen Anfragen und Beschwerden geben weiter die Handwerker Anlaß, die bei der Art ihres Berufes leicht in die Lage kommen, auch die Arbeit verwandter Berufszweige zu verrichten. Dies ist besonders bei den Holzarbeitern viel-

Digitized by Google

fach der Fall. So hat in einem kleinen Dorfe, in welchem es keinen Tischler, wohl aber einen Zimmermann gibt, der Letztere aus ein Paar Brettern einen einfachen Sarg zusammengeschlagen. Das hat, wahrscheinlich in Folge der Denunciation eines Tischlers in einem Nebendorfe, die k. k. Bezirkshauptmannschaft zu der Anfrage veranlaßt, ob die Zimmerleute zur Anfertigung von Särgen berechtigt seien. Die Kammer sagt: „Die Anfertigung von Todtensärgen gehört als geleimte Arbeit allerdings zu den eigentlichen Tischlerarbeiten", auf dem flachen Lande sei aber die Grenze zwischen den Gewerbsrechten der Tischler und der Zimmerleute nicht immer genau festzuhalten; hier in dem besonderen Falle solle man daher den Zimmermann unbehindert die Särge anfertigen lassen.

Aus gleichem Grunde hält es die Kammer für zulässig, die Zimmerleute auf dem flachen Lande Fenster- und Thürstöße anfertigen und Fußböden legen zu lassen, „obwohl diese Arbeit in den Städten gewöhnlich von Bautischlern besorgt wird". Auch läge hier um so weniger Grund zur Ausschließung der Zimmerleute vor, „als die Arbeiten zu den sogenannten ungeleimten gehören". Man beachte wohl die strenge Unterscheidung zwischen „geleimter" und „ungeleimter" Arbeit. Wenn ein Zimmermann, der in seinem Berufe keine Arbeit hat, um sich auf andere Weise etwas zu verdienen, seine Geschicklichkeit benutzt und zum Leimtopf greift, so wird er bestraft!

Einer drängt aber den Andern. Wenn den armen Zimmerleuten so sehr auf die Finger gesehen wird, glauben sie sich natürlich berechtigt, die anderen Gewerbetreibenden mit gleichem Maß zu messen. Daß z. B. die Mühleneinrichter in ihrem Berufe öfter auch Zimmermannsarbeit verrichten, erscheint ihnen als ein Eingriff in ihre Rechte, flugs wird bei der Bezirkshauptmannschaft Klage geführt; diese holt sich in dieser schwierigen Sache Rath bei der Gewerbekammer, welche darauf erklärt, daß nach der Gewerbeordnung die Mühleneinrichter zur Vornahme von Zimmermannsarbeiten in Mühlen befugt sind.

Ebenso wie bei den Holzarbeitern können natürlich auch bei den Metallarbeitern Collisionen unmöglich ausbleiben. Wie dort Zimmerleute und Tischler, so stehen sich hier Schlosser und Schmiede feindlich gegenüber; und zwar ist hier ein sehr hitziger Streit darüber entbrannt, ob die Schlosser zum Schärfen und Repariren von Krampen, Hauen u. dgl. Werkzeugen berechtigt seien. Die Niederösterreichische Statthalterei verlangt über diese heikle Frage ein Gutachten von der Kammer, die nach reiflichem Ueberlegen erklärt: „Die Kammer muß vorausschicken, daß es ihr Mangels einer den neueren Verhältnissen entsprechenden gesetzlichen Bestimmung schwer fällt, in dem vorliegenden Falle eine präcise Auskunft zu geben, wie in der That auch seit Langem schon die Vornahme der bezeichneten Arbeiten Anlaß zu Klagen wegen Gewerbsüberschreitung zwischen Schlossern und Schmieden gab. Da nun an vielen Orten wohl Schlosser, aber keine Schmiede vorhanden sind und im Falle eines Baues in einem Orte, wo das Schmiedegewerbe nicht ausgeübt wird, die in Rede stehenden Werkzeuge oft in weit entfernte Ortschaften geschafft werden müßten, selbst um verhältnißmäßig geringfügige Reparaturen vorzunehmen, was oft mit sehr empfindlichen Kosten verbunden wäre, glaubt die Kammer schon aus Gründen der Opportunität für die Berechtigung der Schlosser zur Vornahme der bezeichneten Reparaturen eintreten zu sollen." Die Kammer erklärt also selbst, von der Unhaltbarkeit der vom Gesetz geschaffenen Zustände überzeugt zu sein, dennoch aber nach Lage der Dinge keine „präcise Auskunft" geben zu können. Die Frage wird daher nach wie vor eine offene bleiben, und die Schmiede werden es wohl schwerlich dulden, daß sich ein Schlosser unterstehen sollte, einmal eine Axt zu schärfen oder einen Stift in eine zerbrochene Krampe zu schlagen.

Viel Kopfzerbrechen machte der Kammer die Frage, welcher Unterschied zwischen dem freien Gewerbe eines „Marmorwaaren-Erzeugers" und eines „concessionirten Steinmetzgewerbes" sei. Nach Anschauung der Kammer wäre der Steinmetz, dessen Gewerbe zu den concessionirten Baugewerben zähle, zur Ausführung von Steinobjecten für Bauzwecke berechtigt, der Marmorwaaren-Erzeuger aber nicht. Die Kammer erklärt jedoch, daß sie sich über diese höchst schwierige Frage selbst noch nicht ganz klar sei und weiter darüber nachdenken werde.

Zwei Weber und ein Zwirner sind der Gewerbsüberschreitung angeklagt, weil die Weber auch Schafwolltüchel, gedruckte Baumwolltüchel, schafwollene Kleiderstoffe und gedruckte Doppelbarchente führen, der Zwirner aber auch Strickschafwolle verkauft hatte. Die Kammer legt in einer langen Auseinandersetzung dar, daß die armen Weber und Zwirner sich keiner Gesetzesüberschreitung schuldig gemacht haben und auch Schafwolltüchel verkaufen können.

Auch die Buchbinder sind wegen der Anfertigung von Leder-Galanteriewaaren verklagt worden, jedoch die Kammer hält Buchbinder für berechtigt zur Ausführung von Leder-Galanterie- sowie von Cartonage- und Futteralarbeiten.

Ebenso sind auch Drechsler wegen Anfertigung von Etuis für Meerschaum- und Bernsteinwaaren zur Strafe gezogen worden; die Kammer kann aber in diesen Arbeiten keine Uebertretung der Gewerbeordnung sehen.

Im Allgemeinen hat sich ja die Wiener Handels- und Gewerbekammer, wie aus obigen Entscheidungen ersichtlich, bemüht, die Härten des Gesetzes möglichst zu mildern; jedoch es fehlt auch nicht an recht bedenklichen Meinungsäußerungen derselben Kammer. So erklärt dieselbe einmal auf die Anfrage, ob Kürschner zur Erzeugung und zum Verkaufe von Kopfbedeckungen aus Stoffen berechtigt seien, „die Anfertigung von Kopfbedeckungen in Form von Mützen, Kappen u. dgl. aus Tuch und anderen Stoffen ist seither ganz allgemein und anstandslos von Kürschnern betrieben worden, und dies wäre schon deshalb kaum abzustellen, weil es den Gewerbsleuten der bezeichneten Art sonst an genügender Beschäftigung während der Sommermonate fehlen würde. Hingegen sind die Kürschner nicht berechtigt, Hüte zu erzeugen und zu führen." Was sagt aber die Zunftweisheit dazu, wenn die Leute irgendwo in der Mehrzahl Hüte und keine Mützen kaufen wollen und die Kürschner in Folge dessen Hunger leiden müssen?

Ueber den Umfang des Geschirrhandels befragt, sagt die Kammer, daß unter „Geschirrhandel" nur der Handel mit Erd-, Steingut- und Porcellan-Geschirr zu verstehen sei, während die betreffenden Händler Holz-Geschirr nicht führen dürfen.

Eine Anfrage, ob ein Trödler berechtigt ist, die von ihm eingekauften alten Oefen behufs besserer Weiterveräußerung vorher zu repariren, wurde von der Kammer dahin beantwortet, daß das Trödlergewerbe als Handelsgewerbe zu gelten hat und daher die Trödler zu gewerbsmäßiger Vornahme von Reparaturen an Oefen zum Zwecke der besseren Verwerthung derselben nicht befugt sind.

Zur Vervollständigung des Bildes, das wir hier zu geben beabsichtigen, ist es nun auch erforderlich, daß wir noch der Versammlungen der verschiedenen Innungen gedenken, weil aus den dort gefaßten Beschlüssen die Denunciationen anderer Gewerbetreibenden und die Anträge bei den Behörden hervorgingen, so wie wir sie oben bei der Wiener Handels- und Gewerbekammer kennen gelernt haben. Es wird genügen, wenn wir eine beliebige derartige Versammlung herausgreifen. Nehmen wir also eine vor einiger Zeit abgehaltene Versammlung der „Bürsten- und Pinselerzeuger" in Wien. In derselben wurde zunächst gänzliche Unterdrückung des Hausirhandels verlangt, selbst das Hausiren der Gehülfen und deren Frauen. Ein Redner forderte entschiedene Schritte gegen das unbefugte Führen von Pinsel- und Bürstenwaaren seitens der Friseure und Anstreicher. Ein zweiter klagte die Korbflechter der gleichen Verfündigung an. Ein dritter verlangte, daß den Specereihändlern der Verkauf von Bürstenwaaren untersagt werde. Gleiches begehrte der nächste Redner gegenüber den Kammachern und Seifensiedern. Endlich wurde noch Zollerhöhung für die aus Deutschland kommenden Bürstenwaaren verlangt. Der Hergang in dieser einen Versammlung ist typisch für den Verlauf aller anderen Innungsversammlungen in Oesterreich. In allen ist dasselbe Spiel, alle sind von demselben Geist beseelt — von dem Geist der strengsten Exclusivität, des starrsten Kastenwesens, wie in dieser Form es nur das Zunftwesen der vergangenen Jahrhunderte gekannt hat. Durch die schärfsten Prohibitirungsregeln soll künstlich das

Digitized by Google

Handwerk geschützt werden. Jede Freiheit in der Bewegung soll unterdrückt, der Ausübung jedes Handwerks sollen durch Vorschriften und Bestimmungen enge, unverrückbare Schranken gesetzt werden. Das ist aber die Zunft, die alte Zunft, die so unsagbares Elend über das deutsche Volksleben gebracht hat. Denn wie weit ist denn Oesterreich heute noch von diesem Ideal seiner Innungsmeister entfernt, wenn aus deren Kreisen heraus Anforderungen an die Behörden gemacht werden, wie wir sie oben mitgetheilt haben, wenn ein Zimmermann denuncirt wird, weil er einen einfachen Sarg macht, ein Schlosser, weil er eine Axt schärft, wenn selbst eine verhältnißmäßig freisinnige Corporation, wie die Wiener Handels- und Gewerbekammer, von diesem Geiste angesteckt, sich zu den traurigsten Entscheidungen verleiten läßt, indem sie, um nur eins nochmals hervorzuheben, für strafbar erklärt, wenn ein Trödler, von seiner eigenen Geschicklichkeit Gebrauch machend, an einem zum Verkauf bestimmten alten eisernen Ofen irgend eine Reparatur vornimmt!

Nein, mit diesen Zuständen stehen wir überhaupt schon mitten drin in der ganzen Misère jenes Zunftwesens, das wir uns schon gewohnt hatten, als eine Curiosität längst vergangener Zeiten zu betrachten. Was nun noch kommt, ist nur der weitere Ausbau jenes unseligen Systems, das Prof. Stahl in seinem leider unvollendeten Werke: „Das deutsche Handwerk" mit folgenden Worten trefflich schildert: „Die deutsche Handwerkerverbindung (Zunft), wie sie in den letzten zwei Jahrhunderten bestand und die älteren der lebenden Generation sie noch gesehen haben, war die vollendete Verkörperung des Exclusivitätsprincipes auf dem gewerblichen Gebiete. Die engherzigste Beschränkung des Betriebsrechts, ein unüberwindlicher Hemmschuh der selbstständigen Entfaltung der Thätigkeit des Einzelnen, hinderte sie auch alle technische und wirthschaftliche Entwickelung im Ganzen und bewirkte eine dauernde Stagnation im Wesen und der Frucht, wie in den Formen des Lebens der Handwerker. Die Organisation der Zunft schloß das Ganze und jeden Einzelnen in eiserne Ketten, um den Umfang des Handwerks stets möglichst klein zu erhalten, sie band Alle und Alles in feste Formen, um den Geist, der sie in jener Zeit beherrschte und auf dem sie ruhte, stets zu erhalten, neu zu wecken und zu verstärken."

Wort für Wort stimmt heute schon auf das Treiben in Oesterreich, denn jeder Tag zeigt uns, wie das zünftlerisch-egoistische Kastenwesen dort immer weiter seine Kreise zieht, wie es mit einer unerbittlichen Logik die Consequenzen seines Systems bis aufs Aeußerste verfolgt.

Wer einmal in Wien war, kennt jene ambulanten „Maronimänner", arme Teufel von Italienern, die auf den Straßen geröstete Kastanien feilbieten. In letzter Zeit haben diese Händler nun auch gebratene Kartoffeln verkauft; letzteres ist ihnen aber, auf irgend eine Denunciation hin, auf Grund des neuen Gewerbegesetzes verboten worden! Armen slovakischen Frauen, „Krovotinen", wie sie der Volksmund nennt, die den ganzen Tag mit ihrem Obstvorrath und nicht selten mit einem Kind auf dem Rücken die Treppen hinaufkeuchten, ist in Folge Einschreitens der „Fragner" der Obsthandel verboten. In den letzten Tagen endlich haben das Gremium der Wiener Kaufmannschaft und der Verein für kaufmännische Interessen in Wien in Folge einer Anfrage der Wiener Handelskammer sich für die Ausdehnung des Befähigungsnachweises auf das Handelsgewerbe ausgesprochen! Man könnte geneigt sein, dergleichen Sachen anecdotenhaft zu behandeln, sich an denselben, wie an den curiosen Dingen der „guten alten Zeit" zu ergötzen, wenn sie nicht einen gar zu ernsten Hintergrund hätten, und wenn sie uns nicht das ganze traurige Elend der verkommensten Interessenwirthschaft zeigten.

Für uns in Deutschland sind jene Vorgänge aber von der allergrößten Wichtigkeit, weil sie uns mit voller Deutlichkeit zeigen, wohin uns die augenblicklich hier herrschende Strömung nothwendig führen muß. Wir steuern denselben Zielen zu wie die Oesterreicher, weil die zünftlerische Bewegung bei uns in ganz denselben Erscheinungsformen auftritt wie dort. Wir geben zu, daß die letzten Ziele des Ganzen der Anfangsbewegung noch unbewußt sind. Wir hören auch heute noch aus den Reihen unserer Zunftfreunde den Ausruf: „Was wir wollen, sind nicht die alten Zünfte". In den Bahnen jedoch, in denen sich diese Bewegung hält, gibt es nur den *einen* bestimmten Ausweg. Wohl mögen im Anfang verworrene und unbestimmte Ideen in den Köpfen der Leute kein klares Bild von der weiteren Entwickelung der Dinge aufkommen lassen, wohl mögen sich auch Einzelne zuerst noch der Täuschung hingeben, daß es jederzeit in ihrer Macht steht, nach Belieben dem weiteren Vorwärtsschreiten, oder besser gesagt Rückwärtsschreiten, der Dinge Einhalt zu thun. Wir haben aber soeben in Oesterreich die traurige Logik der Thatsachen gesehen. Sowie erst einmal die schiefe Ebene betreten ist, geht es abwärts und immer weiter abwärts, die Personen mögen wollen oder nicht; denn bei jedem Zielpunkte, den dieselben erreicht haben, sehen sie sich von ihren Anfangswünschen noch ebenso entfernt, wie beim Beginn ihres Treibens, weil eben naturgemäß dieser Verlauf der Dinge keine gedeihlichen positiven Resultate bringen kann; und so treibt das Verhängniß die Kämpfer dazu, immer mehr noch alte vermorschte Waffen aus den alten Arsenalen zu entnehmen, um endlich in einer Zeit, in der es mehr wie je auf eine Einigung aller Kräfte ankommt, als Schlußwirkung aller dieser wirthschaftlichen Bestrebungen einen Interessenkampf des nacktesten Egoismus zu entfesseln, — den Kampf Aller gegen Alle.

Vom völkerrechtlichen Institut.

Von L. Geßner.

Ueber die Sitzungen des völkerrechtlichen Instituts hat die „Gegenwart" in früheren Jahren sehr eingehende Berichte von *Bluntschli* gebracht, unter denen namentlich derjenige über die Verhandlungen, welche im September 1880 zu *Oxford* stattfanden, eine hervorragende Stellung einnimmt. Diese erstreckten sich auf eine Reihe der wichtigsten internationalen Fragen, wie z. B. die Auslieferung von Verbrechern, welche in politischer Absicht zugleich ein gemeines Verbrechen, wie Mord, Raub oder Brandstiftung, begangen haben, sowie mit dem Schutze der submarinen Kabel in Kriegs- und Friedenszeiten, und brachten überdies den Entwurf eines den modernen Rechtsanschauungen entsprechenden allgemeinen Kriegsrechts zum Abschluß. — Ueber die späteren Verhandlungen des Instituts, welche 1882 zu *Turin* und 1883 zu *München* stattfanden, enthält die „Gegenwart" vom 26. April v. J. einen Bericht, welcher von dem jetzigen Referenten verfaßt worden ist.

Mit besonders wichtigen Aufgaben hat sich das Institut in der Sitzung beschäftigt, welche am 7. September d. J. zu *Brüssel* ihren Anfang nahm. Zunächst war es der aus gründlichen Commissionsverhandlungen hervorgegangene *Entwurf eines internationalen Wechselrechts*, welcher zur Berathung gelangte und nach eingehenden Verhandlungen mit mehrfachen Abänderungen Annahme fand. Die große Bedeutung, welche ein internationales Handels- und Wechselrecht für den Handelsverkehr der civilisirten Völker hat, und das dringende Bedürfniß, welches für die Einführung eines solchen besteht, ist in juristischen und geschäftlichen Kreisen längst anerkannt worden, und dem in Brüssel beschlossenen Entwurfe, an welchem deutsche, englische, belgische, französische, schweizerische, russische und italienische Sachverständige mitgewirkt haben, darf daher für die Erreichung dieses Zieles eine wichtige Bedeutung beigelegt werden.

Wenige Rechtsverhältnisse gibt es bekanntlich, welche in Folge der in den verschiedenen Ländern von einander vielfach in scharfer Weise abweichenden Bestimmungen der Landesgesetze so große Rechtsunsicherheiten veranlaßt haben, wie die *Ehen*, insofern die Ehegatten verschiedene Heimathsländer hatten und der Eheschluß in dem einen oder dem andern dieser Heimathländer oder im Auslande stattgefunden hatte. Es sind dadurch Streitigkeiten über die Gültigkeit solcher Ehen entstanden, welche vielfach zu rechtlich unlösbaren Differenzen geführt und die wichtigsten Familien- und Vermögensverhältnisse in

Digitized by Google

Unsicherheit gebracht haben. Die gerichtlichen Entscheidungen des einen Landes wurden von den Autoritäten des anderen Landes für ungültig erklärt, weil sie mit den dortigen Landesgesetzen sich in Widerspruch befänden. Das in Brüssel verhandelte „Projet de conclusions concernant les mariages" beabsichtigt, diese Rechtsunsicherheiten, welche bekanntlich auch in neuerer Zeit noch große Mißverhältnisse herbeigeführt haben, durch internationale Bestimmungen über die Gültigkeit der unter den erwähnten Umständen geschlossenen Ehen zu beseitigen. — Nachdem die in Frage kommenden allgemeinen Grundsätze ausführlich erörtert waren, wurde das Project, welches von dem Professor Brusa zu Turin und dem Professor v. Bar zu Göttingen entworfen war, einer Commission zu näherer Erörterung überwiesen, um durch Berichterstattung in der Sitzung des nächsten Jahres eine Beschlußfassung herbeizuführen.

Von großer Wichtigkeit war ein von dem Geheimerath Professor Dr. von Stein zu Wien gemachter Vorschlag für den Schutz der Eisenbahnen in Kriegszeiten, welcher von einer eingehenden Denkschrift unter dem Titel: Le droit international des chemins de fer en cas de guerre, die in dem Heft IV dieses Jahres der zu Gent erscheinenden Revue de droit international veröffentlicht ist, begleitet war. Im Eingange dieser Denkschrift heißt es: „Die Frage über das internationale Recht der Eisenbahnen in Kriegszeiten ist bisher viel zu wenig in Erwägung gezogen worden, die Bedeutung derselben muß aber wachsen mit der Entwickelung des europäischen Eisenbahnsystems. Anfangs bildete dieses System lediglich einen Verkehrs-Organismus für den einzelnen Staat, dasselbe beginnt aber allmählich ein wesentlicher Bestandtheil der großen Gemeinschaft zu werden, in welcher sich die Staaten Europas befinden." — Weiterhin wird angeführt, daß die Eisenbahnen in den ersten 30 Jahren ihres Bestehens lediglich nach dem Gesichtspunkte von Privatunternehmungen angesehen worden seien, daß aber diese erste Epoche einer zweiten Platz gemacht habe, welche durch den Grundsatz charakterisirt werde, die Eisenbahnen seien eine Staatseinrichtung, und den unternehmenden Gesellschaften ständen lediglich die Erträge zu. Die früher lediglich als Privat-Etablissements angesehenen Eisenbahnen erhielten dadurch einen internationalen Charakter. Es fehlte ihnen aber theoretisch und praktisch die Grundlage des internationalen Rechts, und die sich jetzt entwickelnde dritte Periode habe der Antrag eingeleitet, welchen Bayern vor einiger Zeit bei dem deutschen Bundesrathe eingebracht habe. Es soll im Wege der Reichsgesetzgebung angeordnet werden, daß alles fremde Frachtgut, während es sich auf dem Eisenbahnwege eines fremden Landes befindet, rechtlich hier genau so behandelt wird, wie das Frachtgut des eigenen Landes. Dieser Grundsatz, welcher für den Eisenbahnbetrieb in Friedenszeiten für das deutsche Reich Geltung erhalten soll, enthält, wie Stein sehr richtig bemerkt, den leitenden Grundsatz, welcher nach Lage der Verhältnisse auch für Europa consequenter Weise Geltung erlangen muß. Er drückt dies mit den Worten aus: „Cette immunité du matérial roulant des chemins de fer est encore un système nouveau: c'est la neutralité de ce fonds roulant vis-à-vis du droit civil et commercial, formulée au nom de l'intégrité du grand organisme européen des chemins de fer." Dieselbe Grundlage soll, wie weiter ausgeführt wird, auch für das Eisenbahnrecht in Kriegszeiten maßgebend sein.

Daß die Eisenbahnen große Bedeutung für den Krieg haben, geht aus dem Umstande hervor, daß stets die Concession von einem Gutachten der Kriegsministerien darüber abhängig gemacht worden ist, ob die bezügliche Linie auch vom militärischen Standpunkte gerechtfertigt sei. Die Eisenbahnen sind unzweifelhaft auch als wichtige Hülfsmittel für die Kriegsführung anzusehen. Deshalb ist auch Stein einverstanden, daß der Kriegführende bei der Occupation eines feindlichen Landes befugt ist, den Bahnkörper, möge dieser Staats- oder Privateigenthum sein, für seine Zwecke zu benutzen. Bei den beweglichen Bestandtheilen des Eisenbahnwesens, wie Wagen, Locomotiven und allen Gegenständen, welche erforderlich sind, um die Bahn zu benutzen, soll dem Kriegführenden bei Staatsbahnen das Recht zustehen, diese Gegenstände sich anzueignen, während ihm bei Privatbahnen nur gestattet ist, davon, soweit dies für seine Kriegszwecke nothwendig ist, Gebrauch zu machen. Eine Verwendung dieses Materials für seine Handelszwecke würde eine Rechtsverletzung sein.

Ein großes europäisches Interesse hat die Frage, inwieweit der Eisenbahnbetrieb neutraler Staaten durch die Kriegführung in Mitleidenschaft gezogen werden darf, namentlich in den Fällen, wo Betriebsmaterial und Frachtgüter auf dem Eisenbahnwege über ein occupirtes feindliches Territorium geführt werden. Es ist das Grundprincip aufzustellen, daß die Immunität dieses neutralen Eigenthums von der Kriegführung unter allen Umständen und besonders auch bei der Passage durch occupirtes feindliches Gebiet Anerkennung zu finden hat. Hier ist nicht der Ort, auf die völkerrechtlichen Ausführungen Stein's für die Begründung dieses wichtigen Grundsatzes näher einzugehen, und wir beschränken uns deshalb auf die Mittheilung, daß er mit vollem Rechte zwei Ausnahmen von dieser für die Handelsinteressen hochwichtigen Regel zugesteht. Einmal kann mit blockirten feindlichen Festungen auch der neutrale Eisenbahnverkehr aus Kriegsnothwendigkeit behindert werden. Ueberdies ist der Kriegführende berechtigt, Kriegsmaterial, welches seinem Feinde zugeführt werden soll, wegzunehmen. Er hat sich jedoch darauf zu beschränken, von diesem Kriegsmaterial und den Wagen, worauf dasselbe befindlich ist, Besitz zu ergreifen, und ist verpflichtet, alles übrige in dem Zuge befindliche neutrale Eigenthum unbehindert zu lassen.

Nachdem über die allgemeinen Grundsätze des Stein'schen Vorschlages verhandelt worden war, wurde dieser einer Commission überwiesen, um für die nächste Sitzung darüber Bericht zu erstatten. — Auch für die Telegraphie, namentlich für die submarinen Kabel, ist ein derartiger Schutz in Kriegszeiten vielfach bereits von namhaften Sachverständigen in Vorschlag gebracht worden. In dieser Hinsicht ist besonders die 1876 zu Leipzig erschienene sehr lehrreiche Schrift des Oberpostdirectors Fischer: „Die Telegraphie und das Völkerrecht" zu erwähnen. Es wird darin für den Fall, wo ein submarines Kabel ein kriegführendes Land mit einem neutralen verbindet, ein Auskunftsmittel vorgeschlagen, wodurch die vorübergehende Zerstörung des Kabels unnöthig wird. Fischer befürwortet die Einsetzung einer gemischten Commission, welche die eingehenden Depeschen überwacht und verpflichtet ist, solche Depeschen zu unterdrücken, welche für die Kriegführung von Bedeutung sind. Dadurch sind beide Kriegführende gleichmäßig behindert, den neutralen Ausgangspunkt für ihre Kriegsinteressen zu benützen. Die großen Verluste, welche den Kabelgesellschaften durch die Zerstörung der Kabel erwachsen, werden dadurch beseitigt. Es ist zu beklagen, daß die europäischen Mächte beim Abschluß des internationalen Vertrages zum Schutz der submarinen Kabel, welcher in diesem Jahre in Paris erfolgte, diese wichtigen Vorschläge ganz unberücksichtigt gelassen haben. Der Vertrag beschäftigt sich ausschließlich mit dem Schutz in Friedenszeiten und sagt kein Wort über den Schutz in Kriegszeiten. Es bleibt also nach wie vor auf diesem Gebiete, wo es sich um die größten internationalen und Privatinteressen handelt, Alles der Willkür der Kriegführenden anheimgegeben.

Der durch langjährige Commissionsberathungen in den Sitzungen des Instituts zu Zürich, Paris, Oxford, Turin und München bereits mit Ausnahme eines Punktes zum Abschluß gelangte Entwurf, betreffend ein den heutigen Rechtsanschauungen entsprechendes Kriegsrecht zur See, konnte leider zu Brüssel eine Erledigung nicht finden, da der Referent, Geheime Rath und Professor Bulmerincq, behindert war, an den Sitzungen Theil zu nehmen. Es handelt sich nur noch darum, festzustellen, ob die Ausübung der Prisengerichtsbarkeit wie bisher in allen Instanzen von den kriegführenden Mächten ausgeübt werden oder ob in zweiter Instanz eine durch gemischte Commissionen ausgeübte internationale Gerichtsbarkeit zur Anwendung gelangen soll. Zu dieser letzteren Ansicht schien die Mehrheit der Mitglieder bei den Verhandlungen in München hinzuneigen, während die von einigen Mitgliedern vertretene Ansicht, daß diese Gerichtsbar-

Digitized by Google

keit bereits in erster Instanz eine internationale sein müßte, vielfach als unpraktisch angesehen wurde. Es ist allerdings nicht anzunehmen, daß irgend eine Macht geneigt sein wird, auf die Ausübung dieser Gerichtsbarkeit vollständig zu verzichten.

In der nächstjährigen Sitzung wird auch dieser wichtige Entwurf voraussichtlich zum Abschluß gelangen.

Der frühere Ministerresident, Prof. Geffken warf die Frage auf, ob die Kriegführung Frankreichs gegen China ohne vorherige Kriegserklärung nicht eine Verletzung des Völkerrechts sei, und es knüpfte sich daran ferner die Frage, ob es berechtigt sei, wie dies von England und Frankreich gegen schwächere Nationen bisweilen geschehen ist, Blockaden in Friedenszeiten in Anwendung zu bringen. Eine Commission soll sich mit diesen Fragen beschäftigen und in der nächsten Sitzung hierüber Bericht erstatten.

Beim Beginn der Verhandlungen hatte das völkerrechtliche Institut die Ehre, dem Könige der Belgier eine Adresse zu überreichen, in welcher Leopold II. als Chef des durch den Berliner Vertrag begründeten Congostaates die Huldigungen und Glückwünsche für das Gelingen dieser großen civilisatorischen Aufgabe ausgesprochen wurden. Die Adresse, welche von dem zeitigen Präsidenten des Instituts, Rolin-Jaecquemyns, der unter dem früheren liberalen Ministerium Minister des Innern war, vorgelesen wurde, fand eine sehr freundliche Aufnahme Seitens des Königs, welcher sich mit den einzelnen Mitgliedern in seiner gewohnten liebenswürdigen Weise unterhielt.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß der Staatsrath von Martens eine sehr gründlich ausgearbeitete Vorlage über die Regelung der internationalen Flußschifffahrt gemacht hat. Dieses „Projet de règlement international de navigation fluviale" ist zunächst einer Commission zur Prüfung und Berichterstattung überwiesen worden.

Ueber die Aufgaben, welche das völkerrechtliche Institut verfolgt, äußerte sich der Präsident desselben, Rolin-Jaecquemyns, zuerst bei Gelegenheit eines Diners, welches die belgischen Mitglieder ihren Collegen gaben, und woran sich auch mehrere Vertreter auswärtiger Mächte betheiligten, in einer sehr bemerkenswerthen Rede. Es wurde der Gedanke ausgeführt, daß die Vertreter der völkerrechtlichen Wissenschaft, ebenso wie die Staatsmänner und Diplomaten für die Erreichung der politischen Ziele vereint wirken müßten, um die großen internationalen Aufgaben zu glücklicher Lösung gelangen zu lassen, welche in neuerer Zeit und besonders seit Beendigung des deutsch-französischen Krieges mit vielfachem Erfolge angestrebt wurden. Die Aufgabe des völkerrechtlichen Instituts sei es daher nicht sich mit doctrinären Problemen, sondern lediglich mit den großen Aufgaben und Fragen zu beschäftigen, von denen das politische und gesellschaftliche Leben der civilisirten Völker zur Zeit bewegt werde.

Literatur und Kunst.

Sonderbare Petition eines zeitgenössischen Philosophen.

Von Max Schneidewin.

Vor Kurzem erschien in Stuttgart, im Selbstverlage des Verfassers, eine Broschüre des Philosophen Adolf Steudel „Kritischer Bericht über die Lehre der christlich-protestantischen Kirche", welche dadurch sehr merkwürdig wird, daß der Verfasser seinen schon in seiner umfangreichen „Kritik der Religion" (2. Abtheilung 2. Bandes der „Philosophie im Umriß", Stuttgart 1881) ausgesprochenen Wunsch, die Regierungen möchten die religiöse Frage praktisch in die Hand nehmen, nunmehr geradezu zu der Forderung (S. 23 ff.) verdichtet, „der Staat" möge in allen Formen richterlicher Cognition die Wahrheit oder Unwahrheit der protestantischen Dogmen einer Untersuchung resp. einer definitiven Entscheidung unterwerfen lassen, von welcher letzteren dann der Fortbestand, die Reform oder die Aufhebung der protestantischen Kirche abhängen solle.

Die katholische Kirche schließt der Verfasser aus dem Grunde von dem angedeuteten „einzuleitenden Proceß" aus, weil diese in Glaubenssachen principiell nur ihre eigene Autorität anerkenne, daher keinem Gerichtshof über sich die Competenz zugestehen werde. Es scheint nach dem Eingange, als ob er überhaupt die katholische Kirche durch Luther und die Reformation für wissenschaftlich todt ansieht, womit dann freilich die wirkliche zähe Lebendigkeit dieser Kirche, die sich bekanntlich durch den Culturkampf zu neuer gewaltiger Lebensmanifestation zusammengerafft hat und über eine starke dogmatische Ueberzeugungstreue der Mehrzahl ihrer Mitglieder gebietet, seltsam contrastirt. Die protestantische Kirche dagegen, meint Steudel, könne bei ihrem Princip der freien Forschung unmöglich sich einem staatlicherseits über die Wahrheit ihrer Dogmen veranstalteten Processe entziehen wollen.

Die Steudel'sche Forderung macht zunächst den in dieser Beziehung bestehenden allgemeinen Anschauungen gegenüber den Eindruck der Abenteuerlichkeit, zu welcher sich eine gern von sich sprechen machen wollende, unreife Eitelkeit habe hinreißen lassen. Allein bei der Person ihres Aufstellers ist solche Auffassung gänzlich hinfällig. Adolf Steudel, württembergischer Ober-Tribunals-Procurator a. D., ist nahezu 80 Jahre alt, und hätte somit ein Aufdrängen seiner persönlichen Ansichten und Wünsche an die öffentliche Meinung, wenn es sich um ein solches handelt, unbegreiflich lange auf sich warten lassen. Er hat vielmehr einen hervorragenden Beweis gegeben, daß die persönliche Eitelkeit kein leitendes Motiv in ihm ist, sofern er den Horazischen Rath „nonum prematur in annum" weitaus übertroffen hat: den ersten Band seines einzigen und Hauptwerkes hat er nach jahrzehntelangem, stillem Denken und umfassenden Studiren, gleichgültig gegen die Reizungen der öffentlichen Bekanntheit, im Alter von sechzig Jahren veröffentlicht, wogegen ein philosophisches Hauptwerk z. B. bei Kant schon sehr spät in das achtundfünfzigste Lebensjahr fällt. Steudel hat sich ferner in jenem großen Werke überall als streng wahrheitsliebenden, unvoreingenommenen, aller Phrasenhaftigkeit und Verschwommenheit specifisch feindlichen Denker bewiesen und dem Ganzen eine Einleitung unter 19 Rubriken vorausgeschickt, in welcher ein Kanon des idealen philosophischen Forschungsverhaltens aufgestellt ist, dem an Reinheit, Ausführlichkeit und scharfem Bewußtsein der Fehlerquellen in der ganzen philosophischen Literatur so leicht nichts zur Seite gestellt werden dürfte. Ein solcher Mann hat sich das vollste Recht erworben, ernst genommen und in den Motiven seiner Handlungsweise nicht verdächtigt zu werden, und wenn nach S. 21 der Broschüre seine „Kritik der Religion" (1159 Seiten) einerseits völlige Nichtbeachtung, in den wenigen Besprechungen seitens theologischer Orthodoxie aber nur ein „Herumtreiben in unwesentlichen Aeußerlichkeiten und einen hier übel angebrachten leichtfertigen Hohn und Spott" gefunden hat, so ist er im besten Recht, sich über seine Zeitgenossen zu beklagen, die sachlichkeitsliebende Zurückhaltung aber, mit der er es thut, macht, zumal im Gegensatze zu Schopenhauer's unermeßlichem Sichausgrollen und -poltern in der gleichen Lage des Secretirtwerdens seiner Werke, einen höchst edlen Eindruck.

Somit außer Stande, Steudel's obige Forderung einfach als eine Curiosität zu registriren, habe ich ihr, in dem Versuche, mich zum ausdrücklichen Interpreten der gefühlsmäßig sich gegen solche Forderung regenden Bedenken zu machen, sachlich das Folgende in möglichster Kürze entgegenzuhalten:

Zunächst ist die Möglichkeit einer definitiven Kritik der Wahrheit der christlichen Religion bei der Höhe unserer Erkenntnisse und der Ausbildung unserer Untersuchungskraft sehr wohl zuzugeben, und die Einwendungen gegen solche Möglichkeit und die sittliche Erlaubtheit solchen Beginnens hat Steudel Th. II, S. 1—14 auf das siegreichste zurückgewiesen. Allein die Form, in welcher sich solche Kritik zu vollziehen hat, denkt sich Jeder, der literarischen Wirklichkeit gemäß, als wissenschaftlich-literarische Streitführung, und Niemand als processualisches Untersuchungsverfahren. Es ist zwar sehr

Digitized by Google

wohl denkbar, daß, sagen wir ein Richtercollegium der dreizehn, durch universelle Anlage und Bildung, durch unparteiische Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe und durch wissenschaftliche Forschungs- und Urtheilskraft berufensten deutschen Männer jene Aufgabe in einem dem gerichtlichen analogen Verfahren sachlich endgültig lösen könnte. Indeß wie sollte dieser Gerichtshof constituirt werden? Selbst den höchsten bestehenden Gerichtshöfen Deutschlands würde Niemand, ganz abgesehen von ihrer sonstigen Arbeitslast, eine solche Qualität und Competenz zusprechen. Die deutsche Reichsregierung oder eine etwaige internationale Commission — wie sie allerdings schon gar nicht zu Stande kommen könnte — der Regierungen protestantischer Staaten würde die Aufgabe, einen solchen Gerichtshof zu ernennen, als gänzlich jenseit ihrer amtlichen Bereichsweite liegend perhorresciren, jedenfalls aber der Möglichkeit, statt der mit historischer Langsamkeit sich allmählich abläuternden Gährung plötzlich eine tabula rasa für die jetzt protestantischen Bevölkerungen zu schaffen, ausweichen, folglich nicht den absolut unparteiischen Gerichtshof, sondern einen schon in seiner Tendenz ausgeprägten, wahrscheinlich maßvoll conservativen, einsetzen. Etwaige Wahlen aber aus dem Schoße der Bevölkerungen heraus, deren Modalität wieder mit geradezu unübersteiglichen Schwierigkeiten zu kämpfen hätte, würden zu einem Ergebniß führen, welches wohl das sic volo, sic jubeo einer Majorität widerspiegelte, aber nimmermehr das gewünschte sic est ans Licht brächte. An die Constituirung des fraglichen Gerichtshofes ist also nicht zu denken, noch weniger daran, daß das Urtheil eines solchen sich bei der großen Mehrzahl derjenigen, welche mit demselben nicht übereinstimmten, Gehör und praktische Nachhaltung verschaffen würde. Steudel verkennt in dieser Beziehung, wohl in Folge der bei ihm selbst ganz singulär ausgeprägten Unterordnung der Gefühlsvelleitäten unter das Licht des unparteiischen Verstandes, das thatsächliche Geartetsein der menschlichen Naturen, demzufolge diese sich an den Gegenstand ihrer gefühlsmäßig nun einmal vorhandenen Neigung klammern, sich in die nun einmal gegebene Richtung des Herzens verrennen, auch wenn ihnen von der Verstandesseite her ein Verdict entgegentritt, welches bei einer herrschenden Stellung des Verstandes in der psychischen Gesammtpersönlichkeit jenen Neigungen den Boden unter den Füßen wegziehen würde. Steudel scheint mir ferner die geistige Nothlage der gegenwärtig von der Kirchenlehre nicht befriedigten Elemente zu überschätzen, von der weit schlimmeren Nothlage aber, in welche die dem Staate gerechter Weise doch ebenso am Herzen liegenden, gläubigen Elemente durch ein von ihm offenbar erwartetes, gegen den Glauben ausfallendes Verdict versetzt werden würden, sich gar keine Vorstellung zu machen. Die Beobachtung des Lebens zeigt unzweifelhaft, daß diejenigen, welche mit dem Glauben gebrochen haben, keineswegs von sehr schweren religiösen Beunruhigungen geschüttelt werden, daß sie vielmehr von den Aufgaben und Verhältnissen des diesseitigen Lebens, denen sich von vornherein ihr Herz zuneigt, in einer Weise ausgefüllt zu werden pflegen, welche eine Zerrissenheit durch religiöse Conflicte nicht aufkommen läßt. Dagegen müßte für die Gläubigen eine aus eingehender richterlicher Cognition hervorgehende officielle Erklärung der staatlichen Autorität, daß dem christlichen Glauben die Eigenschaft eines Wahngebildes zukäme, die furchtbarsten gemüthlichen Erschütterungen und unübersehbaren Neugestaltungen hervorrufen, gegen welche der gegenwärtige Zwiespalt der Ungläubigen zwischen ihren wirklichen Meinungen und ihrer Kirchenzugehörigkeit als das bei weitem kleinere Uebel erscheinen muß.

Es wird also Herrn Dr. Steudel's Aufruf an die Regierungen gegenüber voraussichtlich Alles beim Alten bleiben. Dieses Alte und Bestehende hat ja freilich die Nachtseite, daß unsere Zeit einen nicht einheitlich in sich geschlossenen Charakter, keine aus dem tiefsten Lebensprincip gemeinsamer religiöser Lebensauffassung quellende Einigkeit der Grundgesinnung der Zeitgenossen besitzt. Aber das ist das unabwendbare historische Schicksal gährender Uebergangsepochen, in deren einer der allerbedeutsamsten wir leben. Herr Dr. Steudel, der den gordischen Knoten durchhauen möchte und das Ei des Columbus in einer großartigen Angelegenheit der Menschheit auf den Tisch stellen will, möge sich zum Troste über die geschichtliche Langsamkeit großer Processe doch nicht dagegen verschließen, welche allmählich reifenden Resultate doch auch der sich im unendlich Einzelnen vollziehende Kampf der Meinungen mit sich bringt. Der siegreichste Factor in diesem Kampfe muß ja die objective Wahrheit sein, und diese muß allmählich immer mehr Persönlichkeiten zu sich herüberziehen, bis eine auf diese Weise sich gestaltende erdrückende Majorität auch zu einem einmaligen entscheidenden Schritte — nach welcher Richtung auch immer — führt, wie er dem bekannten Schritte des Kaiser Constantinus entsprechen würde. Die Freiheit der eigenen Meinung ist eine unverwüstliche Natureinrichtung, in der Freiheit der socialen Geltendmachung der Meinungen haben wir Riesenschritte vorwärts gethan, auf der anderen Seite aber uns aufs tiefste in die Anschauung hineingewöhnt, daß in das Werden der innersten Weltanschauung kein autoritatives Machtwort hineingehört.

Es scheint, als ob der Jurist, der Staatsbürger und der ungerecht behandelte Schriftsteller in Herrn Dr. Steudel sich vereinigt haben, um ihm seinen fremdartigen Aufruf auszupressen. Die auffallende Dringlichkeit der beiden ersteren Factoren wird man dem ehrwürdigen Greise gern zugute halten; dem unbeachteten Schriftsteller aber ist in der That die jüngere Zeitgenossenschaft eine Genugthuung schuldig. Es ist erstaunlich, welche fata noch jetzt oft die Bücher haben, namentlich im Verhältniß zu einander, und wie wenig nach Recht und Gebühr es oft in der Oeffentlichkeit des geistigen Lebens zugeht. Da will ich denn gern mit dem Bekenntniß schließen, daß mir Herrn Dr. Steudel's „Kritik der Religion", insbesondere auch die zweite Hälfte, „Kritik des Christenthums" (685 S.), im höchsten Grade beachtenswerth und als ein eminenter Beitrag zur Klärung des Processes, den Steudel jetzt durch eine richterliche Procedur entschieden wissen will, erscheint. Wer Steudel's Kritik widerlegen zu können glaubt, der kann sich wahrhaftig dann seines Glaubens freuen, und wer Steudel's Kritik mit Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit beherrscht, der kann sich sagen, daß er nicht leichtfertig sich vom Glauben abgewandt hat: ohne den größten Gewinn wird keiner von beiden von dieser Feuerprobe, der die Kirchenlehre unterworfen wird, Kenntniß nehmen, und seltsamer Weise sind deren, welche die gleiche redliche Arbeit für sich selbst im eigenen Denken vollbracht haben, also einer solchen Lectüre überhoben sind, nicht so zahlreich, wie man wohl annimmt. Steudel's Prüfung ist überall eine schlicht-sachliche, die den untersuchenden Verstand mit dem Kernpunkt der Fragen confrontirt: die beliebte Manier, aus einer anderweitigen Ueberzeugung — die Steudel sich übrigens in vollem Umfange erarbeitet hat — seine Gegenbehauptungen aufzustellen und wie aus unermessenen Untiefen eigener höherer Weisheit heraus zu wirthschaften, ist diesem prunklosen Denker gänzlich fern. Hätte er aber nicht das unverantwortliche Schauspiel erlebt, daß Alles hüben und drüben so weiter geht, als hätte er nie den Mund aufgethan, hätte er eine loyale Berücksichtigung seiner Leistung erfahren, dann würde sein heut besprochener befremdlicher Schachzug nicht von ihm gethan sein. Darin liegt für die, welche es ihrer wissenschaftlichen Stellung zufolge angeht, ein Fingerzeig, wie das Petitum des Philosophen richtig zu beantworten sein wird.

Der neue Tartarin.

Von Theophil Zolling.

Ein neuer Tartarin und doch der alte! Der berühmte Provençale, der im Wüstensande harmlose Esel für grimme Löwen hielt, wirft seine türkische Pfeife und seine Babouchen in einen Winkel, nimmt Abschied von seinem tarasconer Gärtchen, wo sein Baobab (arbos gigantea) in einem Topfe vegetirt, und wie sein erhabenes Vorbild Don Quijote zieht er nach langer Rast zu neuen Abenteuern aus. Seine Haare sind spärlicher geworden, seine Taille dicker, aber er selbst ist

Digitized by Google

der Alte geblieben: tapfer, stolz, schwatzhaft, laut, gutmüthig und von einer Phantasie, die an ihre frechsten Lügen glaubt. Offen gesagt, er folgt bei seiner neuen Ausfahrt mehr der Noth, als dem eigenen Triebe. Er ist Präsident des Alpenclubs von Tarascon geworden, und eine solche Würde legt Verpflichtungen auf. Seine Genossen begnügen sich damit, allsonntäglich die Berglein der Alpilles, welche die glühende Volksphantasie mit den schrecklichen Namen Bout du Monde, Pic des Géants u. s. w. getauft hat, in corpore zu ersteigen, lächerliche Bergfexereien mit Tornister- und Zeltausrüstung und Musik an der Spitze, und das „Forum", das Tageblättchen von Tarascon, beschreibt pünktlich diese Heldenthaten mit volltönendem Pathos. Tartarin selbst nimmt an diesen Kindereien nicht Theil. Als aber sein Nebenbuhler im Club, Costecalde, gegen ihn intriguirt, um ihn vom Präsidentenstuhle zu verdrängen, da hält er es für geboten, die Achtung seiner Mitbürger wieder zu gewinnen und abermals eine Heldenthat zu vollbringen. Er schafft sich also Tornister, Rettungsseil und Eisbeil an, übt sich im Dauerlauf, stählt sich gegen Schwindel, indem er auf dem Springbrunnenrande in seinem Gärtchen balancirt, schreibt sein Testament versenkt es in den Freundesbusen des Apothekers Bezuquet und verreist nächtlicherweile in die Schweiz. Alphonse Daudet, sein Biograph, erzählt uns in seinem neuen Buche Tartarin's Abenteuer in den Alpen*).

Und der Regen regnet jeglichen Tag. Die Misses im Lesezimmer des großartigen Hotels auf dem Rigikulm blicken erstaunt hinaus in den Nebel, durch welchen sich irgend ein Etwas Bahn bricht und dem Hotel nähert. Sie halten es für eine verirrte Kuh, dann für einen mit seinem Handwerkszeug beladenen Klempner, der gebrauchte Blechwaaren wieder verzinnen soll. Zehn Schritte näher verändert sich die Erscheinung abermals und zeigt einen mittelalterlichen Bogenschützen, die Armbrust auf der Schulter, den Helm mit geschlossenem Visir auf dem Kopfe, noch viel unwahrscheinlicher auf diesen Höhen anzutreffen, als eine Kuh oder ein Fußgänger. Auf dem Perron aber ist der Mann mit der Armbrust nur noch ein dicker, untersetzter, vierschrötiger Mann, der inne hält, um sich zu verschnaufen, von seiner gelben Tuchmütze und der gestrickten Weste den Schnee abzuschütteln, und dabei nichts weiter sehen zu lassen von seinem Gesicht, als einige ergraute Bartflocken und colossale grüne Brillengläser, gewölbt wie die Gläser eines Stereoskops. Das Eisbeil, der Alpenstock, eine Tasche auf dem Rücken, ein Packet Stricke über der Brust gekreuzt, Eisklammern und eiserne Haken am Gürtel einer englischen Blouse vervollständigen den schwerfälligen Anzug dieses perfecten Alpensteigers. „Wer ist das?" flüstern die Touristen in allen Sprachen. Sich beobachtend fühlend, erstaunt einen Augenblick über das riesenhafte Hotel im Schnee, wird der Fremde ein wenig verlegen, aber er gewinnt seinen Aplomb bald wieder. Er verlangt ein Zimmer, weist den Aufzug, den man ihm anbietet, mit Entrüstung zurück und folgt dem Bernermaidli zu Fuß die Treppe hinauf. Als man ihn aber seinen Namen ins Fremdenbuch einzutragen bittet, stockt er einen Augenblick. Welches Erstaunen, wenn man erfahren wird, daß er es ist. Sollte er nicht lieber sein Incognito bewahren? Nein, er entschließt sich zu zeichnen: „Tartarin aus Tarascon, P C A" (Präsident des Club-Alpin). Allein niemand ist darob erstaunt oder entzückt. Offenbar haben diese Barbaren noch nichts von dem berühmten Löwenjäger gehört.

Aber auch sonst ist auf dem übercivilisirten Rigi mit seinen Eisenbahnen und Hotels für einen Alpenclubisten nicht viel zu holen. Tartarin bringt trotzdem mit seiner südfranzösischen Verve Leben in die langweilige Gesellschaft und improvisirt einen allgemeinen Ball, macht ferner die Bekanntschaft einer hübschen Russin Namens Sonia und erhält endlich einen Drohbrief von einer Bande Nihilisten, denen er durch seine Vertraulichkeit verdächtig wird. Nachdem er noch den unsichtbaren Sonnenaufgang bewundert, steigt er zum Vierwaldstättersee hinab. Nachdem er noch den Schmerz erlebt, daß sogar der Maler der Tellskapelle — es ist Ernst Stückelberg aus Basel gemeint — die Existenz Wilhelm Tells in Zweifel zieht, trifft er mit einem berühmten Führer zusammen, der die Alpen, den Himalaya, die Cordilleren bestiegen haben soll, und in dem er keinen Anderen erkennt, als den ehemaligen Director des Clubs von Tarascon, den lustigen Bompard. Die beiden Provençalen sind über diese Begegnung sehr erfreut und schütten sich wechselseitig die Herzen aus. Tartarin gesteht, daß er, dem weder die Löwen der Sahara, noch die Kanonen von Krupp Anno 71 imponirt, sich dennoch vor den Alpen zu fürchten anfängt, seit er ein Bild gesehen, worauf vier englische Touristen auf dem Matterhorn verunglücken. Bompard beruhigt ihn, indem er die erstaunliche Beschreibung einer wahrhaft märchenhaften Schweiz improvisirt.

„Welch' seltsames Land, diese Schweiz!" rief Tartarin. Bompard brach in Gelächter aus.

„Ach geh, die Schweiz! . . . Es gibt gar keine Schweiz! Heute ist die Schweiz nichts mehr als ein großer Kursaal, geöffnet vom Juni bis zum September, ein mit Panorama verbundener Kursaal, wo man aus allen Welttheilen zusammenströmt, um sich zu amüsiren, eine Unternehmung, ausgebeutet von einer überaus reichen Gesellschaft mit ein paar hundert Millionen, welche ihren Sitz in Genf und London hat. Es brauchte viel Geld, um dieses ganze Land zu pachten, zu durchlöchern, zu schmücken: Seen, Wälder, Berge und Wasserfälle; um ein Volk von Beamten, Statisten anzustellen und auf den höchsten Gipfeln prachtvolle Hotels einzurichten mit Gasbeleuchtung, Telegraph, Telephon" . . .

„Das ist wahr," bestätigte Tartarin, wobei er an den Rigi dachte.

„Na, ob! . . . Aber Sie haben noch gar nichts gesehen . . . Reisen Sie in diesem Lande weiter, so werden Sie auch nicht einen Winkel finden, der nicht seinen Kniff, seine Maschinen hätte, ganz wie der Schnürboden eines Theaters: taghell beleuchtete Wasserfälle, Tourniquets am Eingange der Gletscher, und für die Bergbesteigungen eine Menge hydraulischer Aufzüge und Drahtseilbahnen. Da aber die Gesellschaft an ihre englische und amerikanische Kundschaft denkt, so ist sie darauf bedacht, einigen berühmten Bergen, der Jungfrau, dem Mönch, dem Finsteraarhorn den Ruf gefährlicher und wilder Berge zu bewahren, trotzdem es in Wirklichkeit nicht mehr Gefahren dort gibt, als anderswo."

„Na, na, und die Gletscherspalten, mein Lieber, die entsetzlichen Abgründe? Wenn Sie da runterfallen?!" . . .

„So fallen Sie auf weichen Schnee, Herr Tartarin, und es thut Ihnen nicht weh. Denn unten in dem Abgrund ist immer ein Portier, ein Jäger oder sonst eine hülfreiche Seele, um Sie aufzuheben, zu bürsten und sich sehr anmuthig nach Ihrem Befinden zu erkundigen: ‚Haben der Herr kein Gepäck?'".

„Was machen Sie mir da vor, Gonzague?"

Und Bompard fuhr mit doppeltem Eifer fort:

„Der Unterhalt dieser Gletscherspalten ist eine der größten Auslagen der Gesellschaft."

„Aber, mein Bester, wie erklären Sie dann die entsetzlichen Unglücksfälle, z. B. auf dem Matterhorn?"

„Es sind 16 Jahre her. Die Gesellschaft war noch nicht gegründet, Herr Tartarin."

„Und letztes Jahr, die Katastrophe auf dem Wetterhorn, wobei zwei Führer sammt ihren Touristen herunterstürzten?"

„Ei, das geschieht nur zur Reclame, um die Alpenschwärmer zu ködern. Ein Berg, bei dem man sich nicht ein Bischen den Kopf einrennt, hat für die Engländer keine Anziehungskraft. Das Wetterhorn drohte schon seit einiger Zeit im Cours zu sinken; durch jenes Unglück sind die Einnahmen gestiegen."

„Und die beiden Führer?"

„Befinden sich ebenso wohl, als ihre Touristen; man hat sie nur auf die Seite geschafft, indem man sechs Monate lang im Ausland für

*) Das prachtvolle Werk ist vom „Figaro", dem bekannten Boulevardblatte, verlegt, der Buchhändler Calmann Levy besorgt den Vertrieb, und die Firma Guillaume hat dafür eine neue Art der Illustration in Anwendung gebracht, die mit dem bei uns gebräuchlichen Meisenbach'schen Verfahren identisch scheint. Es sind hübsche Aquarellen und Phototypien, von denen die letzteren oft in origineller Weise über den Druckrand hinaus gehen. Die besten Blätter sind ohne Zweifel die des österreichischen Malers v. Myrbach, der offenbar die Alpenwelt und das Touristenleben gründlich kennt. Weniger scheint mir der Typus Tartarin's gelungen, den man sich doch viel komischer und charakteristischer denkt.

Digitized by Google

ihren Unterhalt sorgte. Eine theure Reclame allerdings, aber die Gesellschaft ist reich genug, um sie sich zu gestatten. Wenn Sie z. B. in der deutschen Schweiz reisen, so sehen Sie wohl auf schwindelhaften Höhen einen Pfarrer, der im Freien aufrecht auf einem Felsen oder einem Baumstumpf eine Predigt hält. Einige Hirten, Sennen, die Hand an ihrem Lederkäppchen, Frauen in der Tracht ihres Cantons, schaaren sich um ihn in möglichst malerischen Stellungen, und dazu ist die Landschaft hübsch: grüne Weiden oder frisch geerndtete Felder, Wasserfälle bis zur Landstraße herab und Herden mit schweren Glocken auf allen Stufen des Berges. Dies Alles ist Decoration, Theater. Aber nur die Beamten der Gesellschaft, die Führer, Hirten, Couriere, Gasthofbesitzer sind in das Geheimniß eingeweiht, und es liegt in ihrem Interesse, daß Niemand etwas davon erfährt, damit die Kundschaft nicht abgeschreckt wird."

Dieses Phantasiebild versetzt Tartarin in namenloses Erstaunen, beruhigt ihn aber zugleich über die Gefahren seiner künftigen Bergbesteigungen. Vor der Hand führt ihn jedoch der Zufall auf der Brünig-Route wieder mit den Nihilisten zusammen, die sich sogar seines Rettungsseiles bedienen, um einen Spion zu erhängen. Abgesehen davon ist diese Gesellschaft, zumal die reizende Sonia, die einen russischen General im Winterpalast erschossen hat, gar nicht ohne Reiz für ihn. Ein neuer Herkules zu den Füßen Omphale's, verliebt er sich sogar in die Nihilistin und vergißt seine großen Pläne, die ihn in die Schweiz geführt haben. Jeden Morgen guckt die schneeschimmernde Jungfrau in sein Fenster, als ob sie ihn vorwurfsvoll fragen wollte: Kommst Du bald, Tartarin? Und die geliebte Russin bringt ihn so weit, daß er sich selbst in ihre Verschwörungen verwickelt, sie dazu aufmuntert und ihren Spießgesellen Unterricht im Tyrannenmord ertheilt. Auf den Schnitzeln seines an Bezuquet gerichteten Briefes, den der neugierige Provisor heimlich mit großer Mühe wieder zusammenstellt, ist zu lesen: „wahnsinnig verliebt", was keinen Zweifel über den Geisteszustand des Präsidenten zuläßt. Ja, Tartarin entehrt sich und den Club in dieser capuanischen Ruhe! Um ihn zur Pflicht zurückzurufen, schickt ihm Bezuquet das Banner des Clubs durch eine Deputation: Commandant Bravida, den Hasenfuß, Excourbanies, den Scandalmacher, und den sanften Pascalon, den Lehrburschen des Apothekers, einen kindlichen Verehrer von Tartarin. Im Anblick der treuen Freunde und des Banners entrafft sich der Held dem entnervenden Einflusse der russischen Gesellschaft, und nachdem er noch eine Jagd auf eine gezähmte Gemse bestanden — die wir unseren Lesern bereits mitgetheilt haben —, wird die Jungfrau bestiegen. Tartarin, der über dem Eingang zu den Gletschern von Grindelwald gelesen hat: „Entrée 1 Franc", ist nun fest überzeugt, daß die von Bompard enthüllte Gesellschaft auch die Jungfrau ausbeutet und daß die Gefahren in Wirklichkeit bloße Vorspiegelungen sind. Und lachend und schelmisch mit den Augen blinzelnd, den Führern bei jeder neuen „Gefahr" die Elbogen in die Rippen stoßend als Zeichen, daß er sie durchschaue und mit im Geheimniß sei, überschreitet er die Gletscher und Abgründe, so daß die Führer in den bewundernden Ruf ausbrechen: „Brav . . . brav . . . Franzose!" Solch' einen Alpensteiger haben sie noch nie gesehen! Und welcher Triumph für Tartarin, als er das Banner des Clubs auf dem höchsten Gipfel aufpflanzen darf, während in dem Nebel über ihm sich ein gigantischer Tartarin abmalt, „gleich einem der scandinavischen Wolkengötter".

Dieser amusanten Besteigung folgt die beschwerlichere des Montblancs. Tartarin stand nämlich schon im Begriffe, mit seinen Freunden den Heimweg anzutreten; er hatte mit Sonia gebrochen, die ihn vergeblich aufforderte, mit ihm nach Rußland zum Tyrannenmord zu reisen, und er war auch glücklich der Gefangenschaft in dem von Byron besungenen Schloß Chillon entkommen, wo man den Besitzer des Rettungsseils als Mitschuldigen an dem Morde des Spions auf dem Brünig eingesperrt hat. Und nun erfährt er in Genf, daß ganz Tarascon nicht mehr von seiner Jungfraufahrt rede, sondern von der ernsthaften Absicht des bösen Costecalde, den noch höheren Montblanc zu besteigen. Tartarin zögert keinen Augenblick: er will dem Feinde zuvorkommen, und Bompard und ein pessimistisch angekränkelter junger Schwede schließen sich ihm an. Ein Strick bindet die Bergsteiger fest aneinander, und im Gänsemarsch geht es aufwärts. Bompard, der offenbar gar nichts von der Sache versteht, erweist sich als großes Hemmniß. Trotzdem werden Spalten und Abgründe übersprungen und schwindelhafte Gletscher beschritten. Der Fehltritt eines Einzigen bringt Allen den Untergang. Plötzlich stockt die Caravane.

„Was gibt es denn?" Der lange Schwede, der vor Tartarin hergeht, steht plötzlich still und berührt mit seinen eisenbeschlagenen Absätzen die Mütze des Präsidenten. Die Führer haben gut schreien: „Vorwärts!" und Tartarin ruft ebenso vergeblich: „Vorwärts, junger Mann!" Er rührt sich nicht. Seiner Länge nach aufgerichtet, mit nachlässiger Hand sich festhaltend, beugt der Schwede sich niederwärts und die aufsteigende Sonne streift seinen dünnen Bart und beleuchtet den seltsamen Ausdruck seiner aufgesperrten Augen, während er Tartarin zuruft: „Nicht wahr, das wäre ein Sturz, wenn ich los ließe?!"

„Zum Teufel auch, das will ich glauben! . . . . Sie würden uns Alle mit hinunter reißen. Vorwärts, steigen Sie weiter!"

Der Andere blieb unbeweglich und fuhr fort: „Eine schöne Gelegenheit, um mit dem Leben abzuschließen, durch die Eingeweide der Erde in das Nichts einzugehen, von Eisspalt zu Eisspalt zu rollen, wie dieser Brocken, den ich da mit meinem Fuße loslöse." Und bei diesen Worten bog er sich sorglos niederwärts, um dem Stückchen Eis nachzusehen, das von Klippe zu Klippe rollte und endlos in der Nacht erklang.

„Unglücklicher, nehmen Sie sich in Acht!" schrie Tartarin entsetzensbleich, indem er sich an der schwitzenden Wand anklammerte, und mit heißem Eifer entwickelte er seine Argumente zu Gunsten des Lebens: „Es hat doch auch sein Gutes, zum Donnerwetter! . . . Namentlich in Ihren Jahren und für einen hübschen Burschen, wie Sie . . . Denken Sie doch nur 'mal an die Liebe!"

„Nein", versetzte der Schwede. „Die Liebe ist eine Lüge der Poeten, ein überflüssig Ding."

„Mag wohl sein! . . . Ja ja, die Poeten sind ja alle mehr oder weniger von Tarascon . . . sie übertreiben immer ein Bischen, aber trotz alledem ist es doch eine hübsche Sache um die Weiber . . . Und dann die Kinder, reizende kleine Bengel, die uns wie aus den Augen geschnitten sind!"

„Bah, die Kinder sind eine Quelle der Sorgen. Seitdem meine Mutter welche hatte, weinte sie ohne Unterlaß."

„Na hören Sie 'mal! . . . Ich sage Ihnen . . ."

Und mit seiner ganzen mittheilsamen Seele bemühte sich Tartarin, diesem Opfer von Schopenhauer und Hartmann neue Lebenslust einzuflößen.

Man denke sich die Umgebung zu dieser philosophischen Auseinandersetzung: eine hohe Eismauer, kalt, grünlich schimmernd, naß, gestreift von einem blassen Schimmer, und staffelförmig einer über dem andern, wie an einem Bratspieß, daran hängend, ein paar menschliche Körper, indeß ein fürchterliches Gurgeln und Kollern aus den weißlichen, gähnenden Tiefen emporsteigt und die Flüche der Führer ertönen, die sich loszubinden und die Touristen ihrem Schicksale zu überlassen drohen. Endlich sieht Tartarin ein, daß alle Beredtsamkeit umsonst ist und daß man diesem Narren die Todessehnsucht nicht austreiben kann; doch gelingt es ihm noch, ihn vorderhand von einem Sprung ins Nichts abzuhalten und ihn davon zu überzeugen, daß der Tod auf der höchsten Spitze des Montblanc doch viel erhabener sein müsse.

Dieser aufregende Zwischenfall benimmt den beiden Südfranzosen die Lust, höher zu steigen, um so mehr als der Berg „sein Pfeifchen schmaucht", d. h. ein Nebelwölkchen am Gipfel einen Schneesturm verkündigt. Da der Schwede jetzt darauf besteht, bis zur Spitze zu klettern, so lassen ihn Tartarin und Bompard in Gesellschaft seiner Führer und beginnen selbander den Abstieg gen Chamonir. Das Wetter holt sie unterwegs ein, sie fliehen in eine Höhle am Fuß eines Firnblocks, und dort legen die Freunde im Anblick des nahen Todes die Beichte ihrer Lügen ab.

Plötzlich ergriff Tartarin, die Augen geschwollen, die Lippen aufeinander beißend, die Hand seines Gefährten, und indem er ihn mild betrachtete, begann er: „Verzeihen Sie mir, Gonzague, ja, ja, verzeihen Sie mir. Ich habe Sie Lügner genannt." . . .

„O das schadet gar nichts."

„Ich war weniger als jemand dazu berechtigt, denn ich habe viel

Digitized by Google

gelogen in meinem Leben, und in dieser meiner letzten Stunde fühle ich das Bedürfniß, Ihnen mein Herz zu öffnen, meine Eitelkeit zu vergessen, meine Lügen einzugestehen."

„Wie, Sie haben gelogen?"

„Hören Sie mich an. Ich habe noch niemals einen Löwen getödtet."

„Das wundert mich nicht," versetzte Bompard ruhig, „aber braucht man sich für solche Kleinigkeit aufzuregen? Unsere heiße provençalische Sonne ist daran schuld, wir kommen mit der Lüge auf die Welt. Habe ich denn jemals eine Wahrheit gesprochen, seit ich auf der Erde bin? Sowie ich nur den Mund öffne, kommt die Lüge über mich, wie ein Anfall. Die Leute, von denen ich rede, kenne ich nicht, die Länder von denen ich schwadronnire, habe ich nie gesehen, und Alles ist ein solches Gewebe von Erfindungen, daß ich mich selbst nicht mehr zurecht finde."

„Das ist die Phantasie," seufzte Tartarin, „wir sind Lügner aus zu lebhafter Einbildungskraft." — —

Und während sie sich ihre Sünden beichten, wird es plötzlich heller über ihnen. Es schneit und stürmt nicht mehr, und blaue Streifen erscheinen, die das Grau des Himmels zerreißen. Schnell vorwärts! Sie binden sich wieder an den Strick, und Tartarin kehrt sich noch einmal um, den Finger auf dem Munde:

„Aber nicht wahr, Gonzague, Alles, was wir da geplaudert haben, bleibt unter uns?"

„Na, natürlich."

Sie verirren sich. An einem furchtbaren Abgrunde glaubt der Eine, daß der Andere herunterzustürzen im Begriffe sei, und Beide haben denselben Gedanken: den Strick abzuschneiden, den Gefährten im Stiche zu lassen und nur auf die eigne Rettung bedacht zu sein. Das Seil ist entzwei, und Beide rollen nun in entgegengesetzter Richtung bergab. Bompard gelangt nach Chamonix und Tartarin nach dem Piemont. Sie sind gerettet, aber von Gewissensbissen gequält. Bompard wirft sich vor, den Tod von Tartarin verschuldet zu haben, und Tartarin hält sich für des Freundes Mörder. Bompard kehrt als Erster nach Tarascon zurück und erzählt im Club die Katastrophe in seiner phantasiereichen Art. Die ganze Stadt ist in Trauer gehüllt. Im Club soll der neue Präsident, natürlich Costecalde, gewählt werden. Da geht die Thür auf, und der als todt beweinte Tartarin erscheint. Er erklärt das „Mißverständniß" in seiner Weise. Alles lacht, schüttelt sich die Hände, jubelt, und „nur mit Mühe gelingt es, die Musikbande zum Schweigen zu bringen, welche ganz in Tartarin's Trauermarsch vertieft war". — —

Wer würde glauben, daß dieses lustige Buch von einem Todtkranken verfaßt wurde? Und doch ist es so. Mit zitternder Hand, die kaum die Feder zu halten vermochte, schrieb der gichtkranke Dichter die unwiderstehlichen galejades seiner südfranzösischen Landsleute in den Alpen. Während er Tartarin die Jungfrau und den Montblanc besteigen ließ, mußte er sich fragen, ob er selbst jemals den Gebrauch seiner Beine wieder erlangen werde. Als er zum Glück seine Gesundheit wieder erlangt hatte, da war er nicht ohne Besorgnisse über den Werth eines unter solchen Umständen geborenen Werkes. Er las es wieder, lachte herzhaft und war beruhigt.

Die Kritik muß ihm Recht geben. Der Contrast zwischen dem fröhlichen Buch und dem sich in Schmerzen windenden Verfasser verräth sich nirgends. Höchstens daß sich darüber streiten ließe, ob Tartarin's neue Abenteuer an die vor fünfzehn Jahren beschriebenen in Bezug auf frisch quellende, originelle Erfindung hinanreichen. Sicher ist, daß das Buch von echtestem Humor erfüllt ist. Wie prächtig sind nicht die drei von mir angeführten Scenen: die köstliche Ateliercharge von der Ausbeutung der Schweiz durch eine Gesellschaft, die philosophische Disputation in der Gletscherspalte, die Lügenbeichte Tartarin's und seines Gefährten! Und auch sonst noch finden sich da und dort zerstreut wahrhaft befreiende Aeußerungen einer komischen Weltanschauung, die inmitten unserer pessimistisch und naturalistisch angekränkelten Literatur doppelt angenehm berühren. Und überall zeigt sich der tiefe Menschenkenner, der feine Naturbeobachter, der geniale Schilderer. Daudet hat, trotz einzelner Irrthümer, die Schweiz richtig gesehen, mag auch bei der Wiedergabe die überlegene Ironie eines Parisers, stete komische Uebertreibungssucht, manchmal auch etwas Schwarzseherei mit unterlaufen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Verfasser sich zugleich für eine vor etlichen Jahren in der Gesellschaft des Malers de Nittis unternommene und grausam von Anfang bis zu Ende verregnete Schweizerreise rächen wollte; seither hat der in die Sonne verliebte Künstler gegen die gerühmte Alpenwelt einen Zorn, den er sich hier vom Leibe schreiben mußte. Ich denke mir aber, daß die Schweizer diese im Grund harmlose Satire auf ihre sogenannte „Fremdenindustrie" und die ganze lächerliche Alpenfexerei um so gutmüthiger aufnehmen werden, als ja Daudet über den langweiligen oder arroganten Touristen, den diebischen Wirthen und Kellnern, den conspirirenden Nihilisten und anderen Landplagen die Lieblichkeit oder Erhabenheit der Natur keineswegs vergißt. Wie lächerlich kommen ihm daneben die Hügel seiner Heimat vor, und sogar Tartarin hört auf dem Montblanc zu schwadroniren auf! Ueberhaupt sind die kurzen Pinselstriche der Schilderung mit gewohnter sicherer, stimmungskundiger Hand geführt und erreichen in der prachtvollen Beschreibung der Montblanc-Besteigung den Höhepunkt ihrer Kunst. Nur die Bewohner der ehrsamen Stadt Tarascon dürften ob dieser neuen „Verunglimpfung der schönen Stadt, die ihm nie etwas zu Leide gethan", in einen neuen komischen Wuthausbruch verfallen. Jedenfalls möchte ich dem Verfasser rathen, das südfranzösische Schilda nicht so bald mit seinem Besuche zu beehren, da es ihm sonst ungefähr so ergehen könnte, wie es der mit einem soliden Bakel bewaffnete Tartarin den beiden Philosophen Schopenhauer und Hartmann wünscht.

Neulich, wurde mir erzählt, erlaubte sich ein geistreicher Handelsreisender in Tarascon den Scherz, unter dem allen Tarasconern ewig verfluchten Namen: „Alphonse Daudet" sich in das Fremdenbuch seines Gasthofs einzutragen. Sobald die Anwesenheit des Pariser Schriftstellers ruchbar wurde, brach ein Jubelsturm in der Stadt los. „Endlich haben wir ihn, den elenden Lohnschreiber, der es wagt, Tarascon lächerlich zu machen!" Und mit Zinken und mit Gabeln und anderen wohlklingenden Instrumenten zogen sie hohnneckend vor das Absteigequartier des Geschäftsreisenden, welcher nur mit Noth durch sechs Gendarmen vor der Lynchjustiz der erbosten Tarasconer nach dem Bahnhofe gerettet werden konnte.

Paul Heyse's achtzehnter Novellenband.

Von Wilh. Bolin.

Die stattliche Reihe seiner bisherigen Novellenbände hat Paul Heyse kürzlich wieder um einen neuen vermehrt.*) Bei jedem derselben hat man während des Lesens den Eindruck, der Dichter habe sein Bestes gegeben und könne sich nimmermehr überbieten, und mit jedem neuen Band wiederholt sich dieser Eindruck, nur daß man immer mehr über die Ergiebigkeit seiner rastlos thätigen Phantasie erstaunt, die bei aller Fülle des Schaffens nirgend auf einer Wiederholung des früher Dargebrachten betroffen wird. Man ist so gewöhnt, aus den Händen dieses Erzählers allemal Vorzügliches zu erhalten, daß Mancher vielleicht es kaum besonders Acht hat, wie vollendet in der Erfindung und der Ausführung Alles ist, wie anschaulich in den Charakteren und den geschilderten Begebnissen, wie entzückend im Stil und Ausdruck, wie hervorragend in der Behandlung und der Auswahl der jedesmal gewählten Themata.

Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß der vorliegende Band nicht zu der Art Lectüre gehört, „die jede gebildete Mutter unbesorgt ihren zarten Töchtern übergeben kann". Die wohlbekannte Frau Toutlemonde wird unserm Dichter kein Loblied über sein neuestes Buch singen, und vielleicht hätte der Verleger klüger gethan, dessen Erscheinen über

*) Himmlische und irdische Liebe. — F. V. R. I. A. — Auf Tod und Leben. — Achtzehnte Sammlung der Novellen. Berlin, Wilh. Hertz.

Digitized by Google

die Weihnacht hinaus zu verschieben, um sich vor etwaigen Protesten seitens solcher Käufer zu schützen, die wegen ihrer Bescherungen auf dem Büchermarkt den glänzenden Namen und der eleganten Ausstattung allein nachgehen und es sicherlich übersehen werden, daß der Dichter seine Novellen diesmal nicht als „moralisch" empfohlen, aber freilich auch sonst niemals den Ruf angestrebt hat, den Autoren beigezählt zu werden, deren Leistungen zu Confirmationsgeschenken und ähnlichen Gelegenheitsgaben geeignet sind.

Von den drei Novellen des neuen Bandes behandeln zwei die eheliche Untreue und die erste ein solches Vergehen seitens des Gatten, von dem es trotzdem heißt, er wäre „ein ganz einziger Mensch, wie es keinen zweiten gibt", wohlverstanden in rühmlichster Bedeutung. Thema und Titel dieser wunderbaren Novelle beziehen sich auf das berühmte Tizian'sche Gemälde im Palazzo Borghese in Rom — Amor sacro ed amor profano, zu Deutsch „Himmlische und irdische Liebe" — versinnbildlicht durch zwei Frauengestalten, eine unbekleidete und eine im Gewande der damaligen Zeit. Nach der hier zu Grunde gelegten Auffassung stellt jene „die einzige Liebe dar, die des Namens würdig ist", weil doch nur die allein wahrhaft ist, „die Alles hingibt, was sie hat, ganz ohne falsche Scham und ängstliche Zurückhaltung: sie hat sich im vollen keuschen Glanz ihrer schleierlosen Schönheit mitten am herrlichsten Frühlingstage dort auf den Rand des alten Sarkophages gesetzt, in welchem ein Bad bereitet ist" — — — — aber sie zaudert noch, den Blick zur dabeistehenden reichgekleideten Schwester gewendet, deren Mienen eine strenge Mißbilligung ausdrücken, und der sie zu sagen scheint: „Komm', thu' es mir nach, was kümmert Dich die Welt mit ihren engen Begriffen von Zucht und Sitte? Nur wer sie verachtet, kann das Himmelreich der wahren heiligen Liebe schauen". Gepredigt wird diese Lehre von einem jungen Universitätsprofessor, der seine „himmlische Sehnsucht" nicht in den Armen seiner tugendsamen hochgebildeten Gattin, sondern in denen eines armen Mädchens stillt, da es ihm gerade das entgegenbringt, was er bei jener, einer gefeierten Schönheit unter den akademischen Honoratioren, vergeblich gesucht: ein hingebendes Herz. Diesen Vollgenuß eines seligen Entzückens, dem aber nur kurze Dauer beschieden ward, muß er freilich durch die Folgen entgelten, die sich unabwendbar aus seiner Stellung als Ehemann ergeben. Unter der Wucht seines Verschuldens gegen die im alltäglichen Sinn durchaus tadellose Gattin bricht er zusammen, um von zwei Unglücklichen beweint zu werden, von denen nur die eine ihm ein volles Glück zu bereiten verstanden.

Die zweite Novelle, mit dem befremdlichen Titel F. V. R. I. A., die Abkürzung eines lateinischen Satzes bedeutend, handelt von weiblicher Untreue, wobei der hintergangene Ehegatte dem von seiner herzlosen Frau gesponnenen Verrathe erliegt. An sich ist es eine reizende Künstlergeschichte vom Niederrhein, prächtig angelegt und farbig ausgeführt, originell in der Erfindung und bei allem Freisinn der darin niedergelegten religiösen Anschauung so anmuthig und ergreifend erzählt, daß auch sprödere Gemüther, denen die vorhin referirte Haupterzählung der Sammlung etwa zu gewagt vorkommen sollte, an den Schicksalen des um sein Eheglück betrogenen rheinischen Bildschnitzers gewiß den innigsten Antheil nehmen werden. Bedeutend ist die Novelle auch als Culturbild aus der Reactionszeit der dreißiger Jahre, wo der Glaubenseifer der katholischen Bevölkerung jener Gegenden noch lebendiger war, obschon doch bereits weitab von „der guten alten Zeit der heiligen Inquisition und der Ketzergerichte", von denen die hier geschilderten Vorfälle nur einen ganz schwachen Abglanz zeigen.

Bei der dritten Novelle dieses Bandes, die in unsern Tagen spielt und einen versöhnlichen Abschluß findet, ruht der Schwerpunkt in einem Conflict, der, so viel wir wissen, noch niemals novellistisch verwerthet und vielleicht kaum jemals mit nöthiger Unbefangenheit theoretisch erörtert worden, obwohl die vielseitigste Aufforderung dazu vorhanden. Es ist das Problem von der Zulässigkeit eines erlösenden Eingriffs in ein zu steten Qualen verurtheiltes Dasein. Während es nämlich als ganz selbstverständlich gilt, „einem Thier, das man leiden sieht, seine Qualen zu verkürzen", macht man es Aerzten zur Pflicht, „ein verlorenes Leben, das ihnen jammervoll unter den Händen hinschwindet, mit aller Mühe und Kunst noch um Wochen, Tage und Stunden zurückzuhalten, Qualen zu verlängern, nur um das arme Dasein, das allen Werth verloren, noch zu fristen". Ein Widerspruch bleibt es allerdings, daß wir „die uns die Liebsten und Nächsten sind, von jedem kleinsten Schmerz zu befreien suchen", — — — dagegen „mit der größten, der unerträglichsten Qual, dem Sterbenwollen und nicht Sterbenkönnen, kein Erbarmen haben; wir sehen sie nicht nur unthätig sich in Todesschmerzen hinquälen, sondern entfernen aus ihrer Nähe Alles, was ihnen in einem Augenblick der Verzweiflung dazu helfen könnte, ein Ende zu machen". Welche Abhülfe dem Dichter fraglichenfalls die einzig richtige dünkt, möge man in seiner tiefergreifenden Darstellung selbst nachlesen.

Auch in diesem neuesten Bande sind es wiederum bedeutende Probleme, die den Dichtungen zu Grunde liegen, und wer der hochsinnigen und sittlich erhabenen Weltanschauung des Dichters zu folgen vermag, wird auch die vorliegenden Novellen mit wahrhaftem Entzücken lesen, so viel immerhin vom Standpunkte banaler Lebensweisheit gegen die darin entwickelte Denkweise einzuwenden sein mag. Wie verfänglich auch die Fassung der Probleme gegenüber den Forderungen der Alltagsmoral scheinen könnte, man wird es nicht übersehen dürfen, daß der Dichter damit keine Glorification des Anstößigen bezweckt, wie dies schon hinlänglich aus der Keuschheit hervorgeht, womit er der Schilderung alles dessen aus dem Wege geht, was nur irgend in der Richtung des Lüsternen und Unschönen liegt. Hierin ist er ebenso gewissenhaft Künstler, wie er es in der altbewährten Meisterschaft ist, seinen Gegenstand, dem Wesen der echten Novelle entsprechend, an einer ganz geringen Zahl handelnder Figuren zu entwickeln.

Feuilleton.

Der Weiberleuthof.

Von E. von Dincklage.

(Fortsetzung.)

Der Großknecht preßte seine mit dicken Socken aus Haidschnuckenwolle bekleideten Füße wahrhaft unbarmherzig in die riesigen Holzschuhe, stampfte die Steinstufen hernieder und wandte sich seitwärts dem Pferdestall zu, dessen Thürklinke er einige Secunden unschlüssig in der Hand hielt, um sie los zu lassen und in den Wagenschuppen zu treten, er überblickte die Ackerwagen, Karren und Eggen, um einen Pflug aus der Ecke zu ziehen, ihn niederzulegen und mit der schwieligen Hand mehrmal über die aufwärts gerichtete Schneide zu fahren.

„Guten Tag, Jan — willst Du pflügen?" fragte eine tiefe Stimme über den Lattenzaun, die, von einem durchdringenden Knastergeruch begleitet, des Knechtes schweres Nachdenken unterbrach. —

„Guten Tag auch, Herr Magister — mit dem Pflügen hat's noch eine gute Weile Zeit."

„Freilich wohl", lachte der Schulmeister, „ich nehme 'mal den Richteweg über Eure Hofesaat, um nach meinen Immen zu sehen."

„O, die werden schon fett", betheuerte Jan, „setzt nur bald einen neuen Kranz auf, Blixum, haben sie nicht auf dem Raps geweidet, das tanzte nur so drüber weg im Sonnenschein, nun die Haide und der Buchweizen — ich wette, es wird doppelt so viel geschlachtet als vorig Jahr."

„Meine Frau sagt auch so — vorig Jahr habe ich keinen Korb über 35 Pfund gebracht."

Jan's Augen hefteten wieder an der Pflugschar: „Was ich fragen wollte, Magister, die Heiligen und Märtyrer, ehedenn sie vor den Leuten bekannt wurden oder ihr Martyrium annahmen, wie waren sie da? Konnte man sie von klein auf erkennen?"

Digitized by Google

Der Magister legte seine Stirn in Falten und bohrte den Zeigefinger ermunternd in seinen Pfeifenkopf: „Ja, Freund", entgegnete er dann wichtig, „diese Dinge muß man von Rechts wegen aus den Büchern lesen, denn erleben kann man sie nicht."

„Weshalb nicht?" forschte der Knecht.

„Weil — nun, weil es in unserer Gegend nicht vorkommt und die, welche heilig gesprochen werden, auch schon lange todt sind. Nun waren einige Heilige in ihren jungen Jahren große Sünder, andere aber waren so begnadigt, daß sie stets im Glauben dahin wandelten, ob sie nun Kriegsleute oder Fischer oder Geistliche oder Hoch oder Niedrig waren —"

„Und ihre Arbeit thaten und aßen und tranken, so wie Unsereins, und ihr Haus regierten und streng waren gegen sich und Andere?"

Der Schulmeister klopfte die Asche aus seiner Pfeife, seine Würde gestattete ihm nicht, zu gestehen, daß ihm die Häuslichkeit der also Begnadigten nicht ganz vertraut sei, er sprach daher ganz keck: „Sicher — mit der Pflichterfüllung fängt der erbauliche Wandel an!"

„So, und wenn nun so einer den Kopf steif hält, komme was da wolle, und wenn er mit nackten Füßen über glühende Pflugscharen ginge —"

„Dergleichen ist vorgekommen, oder doch Aehnliches, wird aber in jetziger Zeit nicht mehr verlangt — indeß mag sich Jeder seine Buße auflegen nach dem Maßstabe seiner Reue — guten Tag auch, Jan."

„Guten Tag, Magister."

„So — Buße —!" murmelte Jan und schleuderte den Pflug ingrimmig an seine Stelle. Dann ging er in den Stall, klopfte kameradschaftlich auf die Croupe des wohlgenährten braunen Handpferdes und rief: „Du, Bleß, wir müssen zur Mühle — können gleich ein Fuder Sand mitbringen", erinnerte er sich dann selbst, es ist alles Eins.

Während die Braunen den Wagen mit den Kornsäcken durch die tiefen Sandgeleise bedächtig weiter zogen, wurde des Großknechtes lederfarbenes Antlitz förmlich braun in der Anstrengung des Denkens. Einmal schlug er sogar den ahnungslosen Handigen so, daß dieser sich ganz entrüstet umsah und sofort über den Strang schlug. Jan brachte den Schaden etwas beschämt wieder in Ordnung und sagte, sich bei den Pferden entschuldigend: „Nein, Frölen hätte Euch nicht angetickt ohne Ursache."

Auf der Chaussee, die, mit Birken und Ebereschen bepflanzt, sich unweit der Mühle durch die Ebene zog, ritt ein großer Mann auf einem langbeinigen Rappen. Als Jan in Sicht kam, legte der Reiter die behandschuhte Rechte über seine dunklen Augen, um den Knecht schärfer zu beobachten, setzte sein Pferd in die langsamste Gangart und kam eben bei der Mühle an, als der letzte Kornsack emporgewunden und von dem Müller in die Luke eingeholt war. Als Jan wieder auf der Wagenbank saß, die Schaufel zum Sandgraben zwischen den Knieen, redete ihn der Reiter an: „Nun, Junge, wie steht's im Steinhause, was treiben Mutter und Schwestern?"

„Das Heu ist gut eingekommen!" war des Großknechts Antwort, indem er die Pferde antrieb.

„So — ja!" rief der Reiter mit einem harten, bösen Lachen. „Bist bange, daß ich Eurer Frölen Truda ein Wörtchen nachrede. Sei ruhig, wenn Euch das Weiberregiment recht ist — mir kann's nichts verschlagen, denn vor *mir* fürchtet sich die Gewaltige!"

„So?" meinte Jan ungläubig und schlug mit der Peitsche einige Ringeln durch die Luft, „so — Frölen Truda fürchtet ihren Halbbruder, den Doctor Tangendorf?"

„Kannst Gift drauf nehmen!" lachte der junge Mann überlaut.

„Nee — danke, aber", Jan's Antlitz wurde überaus schlau, „aber etwas Anderes habe ich doch genommen, meinen Abschied aus dem Weiberleuthause."

„Teufel — auch wegen Truda?"

„Wegen wem denn sonst? Die Kleinen thun Niemand nichts!" Jan hatte ungewöhnlich rasch gesprochen.

„Das geht gut, Jan ist nicht länger Kettenhund neben ihrer Thür — was hattest Du mit ihr?"

„Meine Sach', Herr Doctor!"

„Oho, ich weiß schon, Du spracheste sicher gegen die Heirath mit den armen Lieutenant, in den sie so vernarrt ist — —"

„Weshalb hätte ich gegen den Lieutenant sprechen sollen, sie kann ihn doch zehnmal durchfuttern, wir haben's ja — wir haben's!"

„Aber sie hat ihn abgewiesen!" sprach der Arzt in sichtbarer Erregung.

„So — so — deshalb war sie Tag und Nacht auf den Füßen und an der Arbeit —! Ja, das muß sie selbst wissen!"

„Sie — und *ich*!" betonte der Reiter.

„Meinetwegen!" entgegnete Jan, hielt die Pferde an und sprang vom Wagen, denn hier war die Sandgrube.

„Wenn sie heirathet — so heirathet sie mich!" schrie der Doctor Tangendorf, durch Jan's Theilnahmlosigkeit gereizt. Der Knecht lachte, daß er sich die Seiten halten mußte: „Wollt Ihr sie mit der Flinte zwingen, wie Euer Vater, dem Gott vergeben mag?"

„Pfui, Jan! nein, sie soll sich selbst zwingen!"

Jan bohrte die Schaufel tief in die Erde und schleuderte diese klatschend auf die Wagenplanken.

„Hab's nicht nöthig, mein Junge", fuhr der Arzt fort, „habe ein besseres Mittelchen, eine — — ha! ha! *Medicin* gegen Starrköpfigkeit. Wenn Du heim kömmst, so mach' Deiner gnä Frölen eine Freude und bestelle ihr, ich muß Ende der Woche zum Schwurgericht um meine Aussagen wegen eines Mordes aus Fahrlässigkeit abzugeben, vergiß nicht, Freundschaft, eines Mordes aus Fahrlässigkeit! Ich rechne, es stehen zwei bis drei Jahr Gefängniß auf den Fall!"

„Der ist so was einerlei!" entgegnete Jan verächtlich.

„Dies nicht — dies gewiß nicht! Sie hat's um Dich verdient geärgert zu werden — einen so treuen arbeitsamen Kerl wegzubeißen, einen Großknecht, um den sie das ganze Kreisamt beneidet!"

Jan sagte nichts, aber er wühlte wie ein zorniger Stier die Erde auf.

„Wenn Du zur Kirche gehst, sprich 'mal bei mir vor, und guten Tag auch!"

Der Knecht wühlte weiter, bis die Hufschläge verhallt waren, dann wischte er den Schweiß von der Stirn, stellte sich fest in die Holzschuh und stützte sich mit beiden Fäusten auf die Schaufel. Seine Haltung wurde immer gebeugter, einen Kornsack schulterte er mit Leichtigkeit, aber so neue und schwere Gedanken überstiegen seine Kräfte, was half es, von einem Fuß auf den andern zu treten, seinen Pferden zuzuschreien sie sollten ruhig stehen? Vor seinen Augen drehte es sich wie Windmühlenflügel; der Lieutenant, der Doctor, Heirath, Mord — Gefängniß! Zum Glück hatte Jan jenen Ordnungssinn, den gelehrte Leute „Methode" nennen. Der alte Junggesell blies zuvörderst seine Wangen auf, ließ sie allmählich wieder zusammensinken, legte den Zeigefinger der rechten Hand an den Daumen der linken und sagte, wie ein erlösendes Wort: „Erstens!"

Ja: Erstens — aber was war denn Erstens! Es dauerte eine schwere, lange Zeit, dann rief der Grübeler ganz erfreut und sieghaft: „Erstens ist der Doctor ein Hallunke!" Nach diesem schönen Erfolg fiel sein zweites Gesicht, sein Seelenauge auf Truda's ernste, fast strenge Erscheinung. Jan fürchtete sich vor ihr, wennschon sie ihm nie ein unrechtes Wort gesagt hatte, und doch traute er ihr so, daß er hätte bei ihr beichten können, es kam ihm wohl so vor, sie würde, wenn er ihr eine recht große Sünde sagen müßte, durch jenes milde, schöne Lächeln antworten, das sie den Kindern und Kranken und Unglücklichen zeigte. Jan konnte es nicht recht aus seinen strohfarbenen Haaren herauskratzen, aber irgendwo unter denselben war er überzeugt: die größte und opfermuthigste Barmherzigkeit stützt sich auf einen festen klaren Sinn. Mochte der Magister Recht haben, daß in dieser Gegend keine Heiligen wuchsen, aber doch manches Andere, zweihundertjährige Linden, dreihundertjährige Ulmen, und ein neuer Kirchthurm war gebaut und Truda stand auch da. Aber da stand auch noch

Digitized by Google

Jemand, der doch, Gott sei Dank, seine Hausgenossen zu vertheidigen verstand, und das war Jan, er wollte sich doch lieber alle Rippen im Leibe zerschlagen lassen, als dulden, daß so ein grüner Junge, so ein Großmaul sich wider Willen und Dank auf dem Weiberleuthofe festsetzte. So, das war nun fertig. „Also zweitens! Hü, Bleſſe, na, na, na, es war ja nicht so bös gemeint, jetzt kommt zweitens der Lieutenant!" Der Knecht hielt seine beiden „zweitens" ausdrückenden Finger vor das Maul des Handigen und blickte ihm fragend in die großen, braunen, zurückfragenden Augen.

Truda war zwei Jahre im Kloster — aber da konnte sie den Lieutenant nicht kennen gelernt haben, in Rothenfelde, wohin sie ihre kleine Nichte zur Soole-Cur brachte, auch wohl nicht, ah, richtig, er lag ja hier in Quartier sechs Wochen lang, als hier herum eine Regiments-Exercise war. Es ging nun wohl ins dritte Jahr, daß eines Tages laute Musik erklang und die Truppe in einer großen Staubwolke anrückte. Jan dachte den Lieutenant noch ganz gut, nun er ihn glücklich wieder erwischt hatte, ein großer, blonder, gutmüthiger, junger Mann, mit einem Bariton und einem sonderbaren kleinen, kleinen Clavier, zwei Spannen lang, das er auf den Tisch legte und darauf herumfingerte, bis es wie eine Harfe klang. Natürlich war der Lieutenant gutmüthig, sonst hätte er nicht soviel Sinn an einem Mädchen gehabt, die ihm doch das neue Jahr abgenommen; erstens war sicher im ganzen Regiment Keiner, der so fix und so ausgelernt klug war als Frölen Truda, und zweitens hätte solch' ein jeniger sich auch nicht mit gnä Frölen vertragen, denn seine Köpfe brauchen viel Raum. Erst hatte Truda den Lieutenant gewollt, dann wieder nicht, wie konnte Truda aber zweisinnig sein? — o nein, sie — sie war nicht veränderlich, aber, es war etwas dazwischen gekommen — „Bleß! Bleß! was war's denn?" Hatte nicht der Sacraments-Doctor von einem — pfui Teufel — von einem — drittens, Jesus, Maria, Josef! drittens von einem Morde geredet? Sein Vater, der Jacob Tangendorf, hatte auf Frölen Truda geschossen in der Wuth und sich selbst umgebracht, denn wenn er angetrunken war, wurde er immer wüthend wie ein toller Hund, aber nee! nee! das war's nicht! Dann starb der Schwager, Herr von Dornen, nun, der hatte die Zehrung schon von Kindsbeinen an im Leibe, dann starb der kleine Anton, unser weißköpfiges Antönchen — „es kam was schnell — Herr, Du mein Gott — Frölen Truda pflegte ihn, weil seine Mutter gleichzeitig schwer krank war — na, Bleſſe, sag's nur heraus: Jan ist ein Esel, ein dreifacher Esel und sollte von Rechts wegen zehn Jahre ins Gefängniß gesperrt werden, weil er seinem Brodherrn die Ehre stiehlt und ein Faullenzer, ein Tagedieb ist er — das kommt von der verflixten Nachdenkerei! Höllischer Unsinn — unser Antönchen gemordet — Bleſſe, so lache Du auch über Jan, den Dummkopf!" Jetzt grub der Knecht, als wollte er sich quer durch die Erdkugel graben, und dann trabte und stolperte er neben den Pferden heimwärts und gab verkehrte Antwort und wollte an die Arbeit denken und konnte nicht so viel in die Reihe bringen als ein nüchternes Kalb.

Die Bestellung wegen des Schwurgerichts richtete er aus, als es bereits dämmerte, es wurde ihm dabei zu Muthe so hundeelend, als wenn er Tags zuvor auf der Kirchmeß gewesen wäre. Truda schwieg eine gute Weile, als er gesprochen hatte, dann antwortete sie ganz laut: „Ich bin neugierig zu erfahren, wie das mit dem Schwurgericht zugeht, mithin werde ich auch hinreisen dieses Mal."

„Es ist noch wegen des bissigen Kettenhundes, der das Kind —"

Ein halb unterdrücktes Stöhnen unterbrach Jan, oder hatte er sich geirrt, denn ganz festen Tones sprach gleich die Dame — Truda von Lahring war eine Dame, selbst wenn sie Holzschuhe trug: „Es ist gut, genau zu wissen, wie das Gesetz urtheilt!" „Soviel den Doctor anlangt, so wird Alles verurtheilt!" rief der Knecht entrüstet. Für die Freiheit von Ohm Schmied-Herm, dem der Hund zugehört, gebe ich keinen Deut mehr!"

Truda wandte sich, sie duldete die müßige Unterhaltung ihre Leute nicht und wußte ihren Stolz schweigend zu bethätigen, nach einigen Schritten kehrte sie aber wieder zurück, ihre hübsche Hand leuchtete dicht vor Jan durch das Halbdunkel, und während er ungeschickt nach derselben langte, sagte sie in ihrer stetigen Weise: „Ich danke Dir für alle Freundschaft, Jan, das bleibt gewiß: Wahrheit ist Freiheit, und die Wahrheit ist stärker als der Doctor und die Richter!" Die nette, kalte Hand glitt aus den harten Fingern des Knechtes, er hatte so gut wie gar nichts verstanden von dem, was sie sprach, aber er wußte jetzt, sie würde sich den Drohungen ihres Stiefbruders, der um das schöne, hartköpfige Mädchen und ihr großes Vermögen warb, frei machen, so viel hätte Jan beschwören können, obschon er erstens nicht begriff, was der Schleicher von einem Doctor dem Frölen Schuld gab, noch zweitens, wie sie gegen ihren Feind auftreten würde, denn drittens war ihm die ganze Angelegenheit unklar.

Am nächsten Tage sagte die Köchin des Lahring-Hauses, welche der Landessprache nach einfach „der Koch" genannt wurde, „der Koch" Ann-Trin sagte also, den schweren Zinnkump mit dampfendem Gemüse auf den Tisch setzend: „Fräulein Truda will ins Schwurgericht!"

Jan hatte seit 5 oder 6 Jahren eine verschämte Neigung für Ann-Trin gefaßt, die er geschickt hinter einem brummigen Umgangston verbarg: „Das wird sie Dir grade anvertrauen", knurrte er.

„Nee, denn sie redet nicht mit dem Dienstvolk über ihre Angelegenheiten, aber sie hat es den kleinen Frölens und den Kindern erzählt, und die sagen Alles wieder".

„Ebenso wie der Koch, die Weibsleute können nichts verschweigen."

„Ist es da beim Schwurgericht wohl sicher zwischen all' den bösen Leuten?" sorgte Ann-Trin.

„Da wimmelt Alles von Gendarmen!" rief Jan kauend.

„O, Jan —", mahnte Ann-Trin, die Hände zusammenschlagend, „was muß Dir doch unters Wamms gekommen sein — Du ißt, ohne vorzubeten. —"

„Das kommt", entgegnete Jan verlegen, „das kommt — weil ich die Gicht im Arme habe!"

„O, Mar-Josef, in dem rechten?" —

„Du bist eine Gans, natürlich in dem linken."

Der Großknecht war niemals, selbst da nicht, als er ganz allein einen Dammbruch bei Hochwasser mit Gefahr seines Lebens verhinderte, so stolz auf sich gewesen, als diesen Mittag: „Ich lüge ja wie gedruckt!" sagte er sich und bedauerte nur, daß Ann-Trin, „der Koch", und die Bleſſe erstens nicht hören, zweitens nicht taxiren konnten, welch ein loser Kopf er doch im Grunde war. Bis zur Breizeit am Abend hatte er denn auch richtig eine ganze Intrige, und zwar ohne weitere Abtheilungen fertig, er kam in seinem Sonntagsnachmittags-Rock, zog auf dem Vorplatz die Holzschuhe aus, kratzte an der Wohnstubenthür, steckte den Kopf ins Zimmer und rief: „Ist was zu bestellen? weilen ich die Gicht so höllisch in die Knochen habe, gehe ich nach dem Doctor herunter." Dies herunter bezog sich nicht etwa auf eine Boden-Absenkung, sondern bekundete die Gewohnheit, die alten Grundbesitze mit „auf" statt „zu" oder „in" zu kennzeichnen.

„Wenn Du herunter gehst, bring Beschüt mit!" bestellte Anna, die ihre „armen" Kinder gern mit Backwerk fütterte. Zuletzt von allen Besorgungen kam die von Frölen Truda, sie reichte einen versiegelten Brief und sagt: „Wenn Du bei dem Doctor fertig bist, geh' ein paar Schritt weiter zur Post und schiebe diesen Brief in den Schalter!" —

Jan grinzte förmlich vor Vergnügen, es kam ganz wie er's gedacht, Truda wollte dem Doctor feindlich gegenübertreten und Jan war der angenommene Cartellträger.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Sylvester-Schwänke.

„Tilli",
Lustspiel in 4 Acten von Francis Stahl.

„Der Bureaukrat",
Schwank in 4 Acten von G. von Moser.

Der aus Wien zu uns gelangten Sitte, dem scheidenden Jahre noch eine möglichst erheiternde dramatische Neuheit mit auf den Weg zu geben, haben bei der letzten Jahreswende sowohl das Königliche Schauspielhaus als das Deutsche Theater Rechnung getragen. Beide Bühnen, „des trockenen Tones einmal satt", brachten Schwänke zur Aufführung, wie sie sonst glücklicherweise nicht auf ihrem Repertoire verzeichnet stehen, und schlossen das Jahr mit einer heiteren Verleugnung ihrer „höheren" Traditionen. Wir möchten jene Sitte nicht tadeln; wir möchten eher befürworten, daß für diesen Abend des fröhlichen Abschiednehmens auch die Kritik ihres „Schergenamtes" einmal vergäße und die Augen lustig schlösse vor der Ungereimtheit, die sich so gerne zum Spaße gesellt; aber wenn dann das neue Jahr heraufgestiegen mit seinem neuen Ernste und seinen neuen Pflichten, muß auch wieder die Licenz aufgehoben sein, die nur für jenen heiteren Abend gewährt wurde. Und wenn gar aus dem Beifalle, den ein Publicum in Sylvesterlaune jenen Schwänken spendete, eine Berechtigung für diese Stücke, für immer oder auch nur für einige Zeit in dem Repertoire der genannten Bühnen zu haften, gefolgert wird, muß die Kritik die Brauen wieder düster senken und ihre Waffen gegen jene Sylvesterscherze schwingen wie gegen Faschingsmasken, die noch im Sommer lärmen wollen.

Das Stück, welches im Schauspielhause am Sylvesterabend aufgeführt wurde und leider auch im neuen Jahre noch aufgeführt wird, trägt, als schäme es sich an dieser vornehmen Stätte seines wahren Namens, fälschlicherweise die Bezeichnung: Lustspiel. Und doch ist es nur ein Schwank, wenn überhaupt eine Häufung von Unnatürlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, eine Aufstapelung von derb-komischen Effecten und drastischen Situationen und ein Kunterbunt von schwächlicher Satire und Jovialität diese Gesammtbezeichnung verdienen. Oder sollten wir dramatisch schon so weit heruntergekommen sein, daß ein Stück, in welchem lediglich die abgeschmackte Fabel von dem unwiderstehlichen Hauslehrer nach altem Muster vorgetragen wird, die gleiche Gattungsbezeichnung wie Lessing's „Minna von Barnhelm" oder Freytag's „Journalisten" tragen darf? Daß Carikaturen wie wirklich dramatische Figuren sich unter falscher Flagge auf einer königlichen Hofbühne herumtreiben dürfen? Herr Francis Stahl hat in seiner „Tilli" — so heißt dieses soi-disant Lustspiel — keine einzige Gestalt wahr nach dem Leben gezeichnet; bei den meisten hat er mit Absicht carikirt, bei anderen ist ihm der Versuch, natürliche Linien zu ziehen, gänzlich mißlungen; soll man eine Zusammenstellung solcher Zerrbilder noch durch den Namen „Lustspiel" ehren? Doch im Grunde thut ja die Gattungsbezeichnung nichts zur Sache und kann am leichtesten corrigirt werden. „Ein Titel muß kein Küchenzettel sein", sagt Lessing in seiner Dramaturgie. Schwieriger ist es schon, auch nur annähernd das Recept festzustellen, nach dem diese undefinirbare dramatische Suppe zusammengekocht ist.

Tilli ist ein junges Mädchen von achtzehn Jahren. Ihr Vater ist der Bankier Rebus, ihre Mutter ist eine geborene von Trenkwitz-Hausburg, ihr ältester Bruder Alfred ist dreiundzwanzig Jahre, ihr jüngster, Oskar, zehn Jahre; das Alter ihrer Cousine Ella, die als Mündel im Hause des Onkels lebt, ist diskreter Weise nicht genannt. Dafür aber erfahren wir, daß der Hauslehrer, den die adlig geborene Mutter für ihre verschiedenalterigen Kinder engagirt, dreißig Jahre alt ist. Er heißt Ernst Müller, ist Dr. phil. und hat die facultas docendi in allen Fächern für alle Classen. — Man lese diese Personalbeschreibung laut und recht rasch vor sich hin und man wird den Eindruck einigermaßen naturgetreu erhalten, den der erste Act des Stückes auf die Zuschauer macht. Sein Inhalt ähnelt der gegenseitigen Vorstellung in einer größeren Gesellschaft; man macht sich eine steife Verbeugung und wartet theilnahmlos der Dinge, die da kommen werden. Denn von den Keimen für eine künftige spannende Verwicklung ist in dieser sogenannten Exposition sehr wenig vorhanden. Daß die Mutter auf ihren Adel stolz ist und nur einen Hauslehrer zu engagiren wünscht, der „von Familie ist und schon in fürstlichen Häusern servirt hat", oder daß der Aspirant auf die vacante Stelle in Folge dessen lügt, er sei drei Jahre am Hofe des Königs von Spanien gewesen, sind doch wahrlich nur sehr spärliche und unwahrscheinliche Lustspielelemente. Auch das Liebesverhältniß zwischen dem Hauslehrer und Tilli, das im ersten Acte schon angedeutet, wenn auch noch nicht angebahnt wird, bietet nur eine kümmerliche Aussicht auf Unterhaltung dar. Man kennt ja solche Liebeleien schon aus hundert Schwänken. So läßt uns der Autor am Schlusse seines ersten Actes in einer sehr oberflächlichen Spannung haften, die ungefähr dem Eindruck gleichen mag, den unsere Vorfahren nach Abtreten des Prologus hatten, wenn er in einer weitschweifigen Rede den Titel und das Amt der agirenden Personen aufgezählt hatte. Dem spärlichen Anfang entspricht ein dürftiger Fortgang. Der Hauslehrer entdeckt sofort in der ersten Unterrichtsstunde, die er seinem dreiundzwanzigjährigen Zögling Alfred, merkwürdigerweise bei einer Flasche Johannisberger, ertheilt, diesem seine Liebe zu Tilli, während ihm der hoffnungsvolle Eleve anvertraut, daß er seine Schwägerin Ella verehrt. Die letztere wiederum schüttet dem jungen Manne, der ihr gestern erst als Literatur- und Morallehrer vorgestellt worden ist, ihr ganzes Herz aus; sie soll einen alten Grafen heirathen, will aber nicht und beschwört deshalb den pädagogischen Don Juan, mit ihr zu entfliehen. Dieser verspricht es. Die dritte Unterrichtsstunde ertheilt er sofort nachher der jungen Tilli; er spielt vor ihr die lebendige Garnwinde — wie naiv! — und plaudert mit ihr von seinem Leben und seiner armen Mutter — wie rührend! Dabei erfahren wir auch, daß er ein großer Gelehrter ist, der ein epochemachendes Werk als Manuscript im Pulte liegen hat; aus Geldmangel konnte er es bisher nicht drucken lassen; Tilli beschließt natürlich bei sich, diesen Geldpunkt zu erledigen. Nachdem auch noch die adlige Mama, die von hier an stets am Arme eines albernen Barons erscheint, sich dem Hauslehrer anvertraut hat, schließt dieser Act des gegenseitigen Herzausschüttens. Es ist interessant, es sich näher anzusehen, auf welche Weise der Autor diese rasche und große Vertraulichkeit aller Betheiligten dem jungen Lehrer gegenüber einleitet. Der letztere hält z. B. seine merkwürdige Unterrichtsstunde mit Alfred. Sie plaudern beim Wein von allen Möglichem, unter Anderm auch von Liebe. Netter Hauslehrer! Alfred, der in arger verliebter Verlegenheit das rechte Wort nicht findet, verspricht sich plötzlich und nennt den Namen seiner Cousine Ella. Halt! ruft Dr. Müller, Sie lieben Ella! Der Zögling gibt es zu und bittet den Lehrer um seine Mitwirkung zur Realisirung dieses Herzensbundes; darauf stoßen sie an und reden weiter von Liebe. Der junge Lehrer versinkt in Seufzen und träumerisches Nachdenken und nennt plötzlich den Namen Tilli. Halt! ruft nun der intelligente Zögling, Sie lieben meine Schwester Tilli! Stoßen wir an auf Schwägerschaft. Sie stoßen an und sind von nun an in jeder Beziehung Verbündete. Auf ähnliche Weise — das plötzliche Versprechen zu rechter Zeit spielt dabei stets die Hauptrolle — wird der unwiderstehliche Hauslehrer der Vertraute Aller im Hause, selbst des Dienstmädchens. Diese letztere Bekanntschaft compromittirt ihn natürlich vor der gnädigen Frau; eine Kunstreiterin, die frühere Beziehungen zu einem Herrn Müller, der in Spanien war, geltend macht, läßt auch in seinem Principal Verdacht gegen seine Moralität entstehen, und als gar noch herauskommt, daß er der etwas überspannten Cousine Ella versprochen, mit ihr zu entfliehen, erscheint seine Stellung im Hause aufs ärgste erschüttert. Die Geborene von Trenkwitz-Hausburg kündigt ihm mit großer Grandezza den „Dienst" auf. Da — wie ein Engel in der höchsten Noth — erscheint Tilli im Hintergrunde und hält ein Buch in die Höhe. Es ist das Werk des jungen Gelehrten, das sie mit Hülfe einer Anleihe, die

Digitized by Google

sie bei ihrem Papa machte, heimlich hat drucken lassen. Nun klärt sich ja auf einmal Alles auf; alle Betheiligten, die vorher ganz unmotivirt geschwiegen, finden nun auf einmal das einfache Wörtlein, das alle Mißverständnisse löst und den verdächtigen Hauslehrer von aller Schuld reinigt. Er sinkt gerührt seiner Tilli in die Arme, nachdem vorher Alfred das Gleiche mit Ella gethan. Die Geborene von Trenkwitz-Hausburg läßt ihren Stolz entfliehen und Alles endet in größter Zufriedenheit. — Wir sehen in diesem Schwanke abermals eines der gleichsam auf gut Glück hin gearbeiteten dramatischen Werke. Der Autor baut auf eine sehr dumme Lüge, die schon durch eine naheliegende Frage im ersten Acte zerstört werden könnte, ein Gebäude von Situationen auf, deren Komik oft nur in ihrer Unwahrscheinlichkeit liegt. Eine Dosis Sentimentalität genügt zur Ausstattung der Liebesscenen, und der Schwank ist in seinen Grundzügen fertig. Daß die Ausführung in ihren Einzelnheiten daneben manches Schöne und manche hinreißenden, packenden Stellen enthalten kann, soll nicht in Abrede gestellt werden. Auch Herrn Francis Stahl sind einzelne Scenen trefflich gelungen. Das Ganze bleibt aber trotzdem ein unerquickliches, unbedeutendes Machwerk, das am allerwenigsten den Weg auf eine königliche Bühne finden sollte. Nicht einmal die Entschuldigung einer gewissen Tollheit und Derbheit steht diesem Schwanke zur Seite; im Gegentheil, ein etwas philiströser Ton, der sich gerne, wenigstens in den Aeußerlichkeiten, auf der Höhe des Lustspiels halten möchte, ist ihm eigenthümlich.

Was das Letztere, den Ton und die Haltung des Ganzen, betrifft, so ist „Der Bureaukrat" von G von Moser, der Sylvesterschwank des Deutschen Theaters, wenigstens ein Stück aus einem Gusse, das nicht vornehmere Allüren annehmen will, als ihm seinem Wesen nach zustehen. Wie wir hören, hat das Manuscript dieser dramatischen Arbeit seinen Weg durch die Lektorenzimmer des Schauspielhauses und des Wallnertheaters hindurch gemacht, ehe es im Deutschen Theater für die Sylvesteraufführung angenommen wurde. Wir verdenken es der Leitung der Wallnerbühne, daß sie sich dieses Stück entschlüpfen ließ; gewiß würde der Rendant Lemke, die Hauptperson in demselben, eine treffliche und dauerhafte Figur in dem Repertoire dieser Bühne geworden sein, während er im Deutschen Theater sich etwas seltsam ausnimmt unter seinen anspruchsvolleren Genossen.

Herr von Moser ist uns schon aus vielen seiner früheren Werke, auch den besseren, als der rücksichtslose Schriftsteller bekannt, als den er sich auch in dem „Bureaukrat" wieder zeigt. Er setzt sich einer komischen Figur oder auch nur einer komischen Scene zu liebe, die er besonders herausarbeiten will und die ihm wohl allein erst den Anlaß zu dem betreffenden Stücke gab, über alle Regeln der Logik und Aesthetik mit kühnem Schwunge hinweg. Was sich nicht jener komischen Anfangsidee von selbst anfügen und anschmiegen will, wird mit Gewalt darangepreßt und -geschweißt, und wenn das Aussehen des Ganzen durch dieses literarische Schmiedeverfahren auch noch so verschroben und unnatürlich werden sollte. Auch in dem neuen Stücke müssen um des Rendanten Lemke willen unsere guten Ansprüche an die Natürlichkeit der dramatischen Entwicklung oft genug sich freiwillig aufopfern. — Herr Lemke ist eine einheitlich durchgeführte Gestalt. Er ist vor allem Königlicher Beamteter, in zweiter Linie erst Ehemann, Vater zweier heirathsfähigen Töchter und Vermiether an ledige Chambregarnisten. Als Beamteter, der sein Gehalt pünktlich am Ersten jedes Monats bezieht, hat er einen großen Abscheu vor allen „nicht angestellten" Leuten, besonders vor Schriftstellern, Musikern u. dergl. Deshalb trifft es sich unglücklich, daß seine Frau zwei junge Schriftsteller als Chambregarnisten aufnimmt und noch unglücklicher, daß einer dieser Schriftsteller und ein Musiker als Bewerber um die Hand seiner Töchter auftreten. Es läßt sich ahnen, daß es eines gewaltigen Apparates von komischer Entwicklung bedarf, um diesen in seinen Beamtetendünkel verbohrten Rendanten zu veranlassen, nicht nur in die Verheirathung seiner Töchter mit diesen unsicheren Menschen einzuwilligen, sondern sogar auch in demonstrativer, fast revolutionärer Weise gegen seine Vorgesetzten aufzutreten. Herr v. Moser bewältigt diesen Apparat mit fast spielender Leichtigkeit. Er richtet es zunächst so ein, daß des Rendanten Wohnzimmer nicht weniger als fünf Thüren hat. Hierdurch gewinnt er die Möglichkeit, daß er von allen Seiten die verschiedensten Personen mit den verschiedensten Zwecken hereinführen darf und um Ab- und Zugänge nie verlegen zu werden braucht. Ob das Zimmer hierdurch den Charakter eines Corridors erhält, was kümmert das ihn oder gar den Rendanten, der dort gemüthlich seinen Morgenkaffee trinkt oder eine fidele Kneiperei in Rüdesheimer-Berg mit seinem Chambregarnisten, dem flotten Herrn von Meng, hält? Wie natürlich im Sinne des Herrn von Moser macht es sich, daß ein Dienstmädchen, gerade als die Kneiperei im besten Zuge ist, einen Maskenanzug bringt, daß der Rendant, der inzwischen benebelt wird, sich gerne überreden läßt, diesen Anzug anzuprobiren und daß er so ausstaffirt einem Vorgesetzten, der eben auch zu einer der fünf Thüren hereintritt, grob begegnet! Wie natürlich ist es ferner, daß die Geliebte des Herrn von Meng gerade die gute Freundin der Töchter des Rendanten ist, daß sie, ohne es zu wissen, durch die letzteren bei ihrem Liebhaber ein Gedicht bestellt, was an ihn selbst gerichtet ist, und daß der übel behandelte und sehr beleidigte Vorgesetzte des Rendanten gerade bei ihrem Vater als Gastfreund wohnt. Und dergleichen Natürlichkeiten noch viele! Es ist bekanntlich eine Unmöglichkeit, einen Moser'schen Schwank in knapper Form zu erzählen. Wozu auch sollte man es thun? Jeder dieser Schwänke ist eine bunt zusammengesetzte Reihe von komischen Scenen, von denen man jede einzelne belacht, wenn sie vorbeizieht, über die man sich aber hinterher ärgert, weil das Band gar zu fadenscheinig ist, das sie zusammenhält. So ist es auch mit dem „Bureaukrat". Für einen lustigen Sylvesterabend ist er ein treffliches Stück, für Abende aber, an denen man im Theater mehr sucht, als bloße Belustigung und Zerstreuung, ist er nicht genügend. Und daß man im Deutschen Theater an jedem Abend im Jahre mehr gefunden hat, dafür trug die Direction bisher weislich Sorge. Möge sie es auch im Hinblick auf das Moser'sche Stück künftig thun.

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß der reiche Beifall, den beide Schwänke am Sylvesterabend fanden, durch das treffliche Spiel auf beiden Bühnen miterzeugt war. Im Schauspielhause waren es besonders Frau Kahle-Keßler, Fräulein Conrad und Herr Keßler, welche das unbedeutende Stück einigermaßen hoben, während im Deutschen Theater Herr Engels als Rendant Lemke und Fräulein Sorma und Herr Kadelburg als junges Liebespaar sich auszeichneten.

O. B.

Aus dem Künstlerverein.

Die Hochfluth von Ausstellungen, die im December über uns hereingebrochen war, ist ebenso schnell zerflossen wie angeschwollen. Wir können mit einiger Ruhe in die Zukunft blicken. Es ist augenblicklich nichts weiter in Sicht als die neuesten Werke von Wereschtschagin, die noch in Wien das Publicum in Athem halten. Wir werden sie wohl kühler aufnehmen und in den Versuchen des eigenartigen Mannes, den religiösen Stoffen neue Gestalt zu leihen, nicht so schnell ein Sacrileg sehen. — Treffer dürfen wir in diesem Winter auf den Ausstellungen des Künstlervereins nicht erwarten, es gibt sich eben im Hinblick auf die Jubiläumsausstellung Niemand aus. Von dieser verlautet noch nicht viel. Trotzdem sie dem Namen nach keine internationale sein darf, sollen verschiedene hervorragende englische Künstler ihre Betheiligung bereits zugesichert haben. Für uns wird jedenfalls ihr Hauptwerth in der übersichtlichen Vereinigung aller deutschen Schulen liegen, wie sie bei andern Gelegenheiten in Berlin bisher nicht zu Stande gekommen ist. Eine retrospective Vorführung der Berliner Schule seit einem Jahrhundert dürfte bei dieser Gelegenheit nach außen hin die eigenartige nationale Richtung, welche von den drei Führern Chodowiecki, Schadow und Menzel eingeschlagen wurde, erst ins Bewußtsein bringen.

Unter den augenblicklich im Künstlerverein ausgestellten neuen Kunstwerken gehört Mannfeld's große Radirung: Ansicht Marienburgs von der Nogat aus zu den bedeutendsten. Seit wenigen Jahren erst

Digitized by Google

der Radirung zugewandt, hat dieser eigenartige Künstler mit erstaunlicher Schnelligkeit die schwierige Technik beherrschen gelernt und sich durch große Ansichten nationaler Baudenkmäler einen populären Namen gemacht. Er hatte in dieser Zeit stets drei Eisen zugleich im Feuer. Kaum war ein großes Blatt heraus und fing an, seinen Weg zu machen, so erschien ein neues oder gar eine ganze Folge von kleineren Blättern. Seine Arbeiten haben wesentlich dazu beigetragen, den Kupferstich in Linienmanier aus der allgemeinen Gunst zu verdrängen, eine Erscheinung, auf die noch vor zehn Jahren bei uns Niemand vorbereitet war.

Es ist ganz erstaunlich, wie weit die einst so reich gepflegte Kunstgattung der Radirung um die Mitte dieses Jahrhunderts bei uns heruntergekommen war. Sie lag fast ausschließlich in Händen von Dilettanten, und wenn ein Künstler wie Schrödter sich ihrer noch bediente, so hatte sie doch selbst unter seinen Händen ihre alte malerische Kraft verloren und kam nur noch im Sinne einer zarten, die Handschrift des Künstlers unmittelbar wiedergebenden Reproduction einer Umrißzeichnung zur Geltung. Als Wandschmuck war sie dem Kupferstich längst nicht mehr gewachsen. Irgend ein älteres Kunstwerk in einer Radirung zu reproduciren, konnte Niemandem einfallen.

Es ist der beste Beweis gegen die oft angenommene kunstzerstörende Tendenz der mechanischen Reproductionsmittel, daß zu gleicher Zeit mit der Photographie und allen ihren Dependenzen die Radirung wieder zu Kräften kam. Bei uns freilich später als in England und Frankreich. Dort war sie ein Product des Rückschlags gegen den Classicismus und wurde in einem Umfange ausgebildet, den wir noch nicht erreicht haben. Alle Künstler, die auf eine Wiedergabe der malerischen Erscheinung ausgehen und neben ihnen und durchaus unabhängig von ihnen eine große Zahl von begabten Dilettanten brachten die verlorene Technik in unglaublich kurzer Zeit wieder hoch, so daß man an die Reproduction der um dieselbe Zeit und aus denselben Ursachen wieder zur Geltung gekommenen Niederländer gehen konnte, denen mit dem Kupferstich in Linienmanier gar nicht beizukommen ist. Dem größeren Publicum in Deutschland sind die Leistungen dieser ganz modernen englischen und französischen Kunst so gut wie unbekannt. Bei uns kauft man eben nur dann eine Radirung, wenn man einen Wandschmuck braucht. Zur künstlerischen Erbauung Kunstwerke zu erwerben, die nur in ruhigen Stunden aus der Mappe geholt werden, das liegt noch hoch über unserm Niveau. Bei unseren westlichen Nachbarn ist das ganz anders. Dort hat sich bereits wieder ein Stock von Sammlern moderner Radirungen gebildet, der mit seinem werkthätigen Interesse der Production unmittelbar folgt. Wie weit haben wir es bis dahin!

Bei uns hat die Radirung vorläufig eigentlich nur die Erbschaft des Kupferstichs angetreten. Sie arbeitet, wie dieser noch vor zwanzig Jahren, für den Wandschmuck und für die Illustration höherer Prachtwerke. Das ist ein zu unwürdiger Zustand, als daß er sich auf die Dauer halten ließe. Eine so originelle Kraft wie Max Klinger kann in Deutschland absolut nicht aufkommen, während sie unter gleichen Bedingungen des Talents nach England verpflanzt in kürzester Zeit einen aufmerksamen Kreis von Verehrern sich schaffen würde, die dann ihrerseits auf den Gang seiner Entwickelung durch die kritische Theilnahme einen heilsamen Einfluß ausüben würden. Bei uns besteht der gesammte Aufwand für die Kunst in dem Eintrittsgeld der Ausstellungen. Wir schinden Kunst, um die Sache mit dem kräftigen Studentenausdruck zu bezeichnen.

Bisher hat auch Mannfeld wesentlich nur auf dem einmal gegebenen Felde gearbeitet. Mit richtigem Gefühl für das, was das Publicum gerade will, hat er sich auf die Wiedergabe der romantischen Denkmale unserer älteren Baukunst geworfen, in jüngster Zeit in seinem Rheinwerk mit besonderer Betonung des Landschaftlichen. Sollen wir mit ihm rechten, daß er sein bedeutendes Talent in den Dienst der Tagesmode stellt? Gewiß nicht. Was hätten wir gewonnen, wenn auch er sich auf ein ideales Feld begibt, das ihm behagt, und dort für einige Feinschmecker producirte. Seine großen Wandbilder und Prachtwerke für den Salontisch kommen mir immer vor, wie die Arbeit des Pflügers, der gewaltsam den Boden aufreißt, um die Keime zu streuen. Mannfeld ist noch jung. Wenn einmal der Geschmack sich von der gegenwärtigen Alterthümelei, die auf künstlerischem Gebiet der literarischen unserer Väter gefolgt ist und dann wieder auf die Literatur zurückwirkend die moderne Incarnation der verflossenen Raubritterromane erzeugt hat, abgewendet hat, dann hat sich der Künstler selbst den Boden für die späteren Leistungen geschaffen. Wir wollen hoffen, daß bis dahin unsere gebildeten Stände ein innigeres Verhältniß zur bildenden Kunst gewonnen haben.

Unter den übrigen ausgestellten Werken, durchweg Oelgemälden, ist keins, das uns seinen Urheber von einer wesentlich neuen Seite zeigte, außer einer Landschaft von Kurzwelly in einem Format, an das sich der meist in kleinen Strandbildern sich ausgebende Künstler, soweit uns bekannt, bisher nicht gewagt hat. Sehr hübsche Blumenstücke stellt die Landschafterin Frau Begas-Parmentier aus; mit einer Reihe von Aquarellen aus der lieblichen Lauenburger Stadt Mölln erinnert Streckfuß an die landschaftlichen Schätze des schönen Ländchens, das von Touristen so selten betreten wird. Auch A. Hertel, K. Lessing und Flickel sind durch anziehende Landschaften vertreten. A. L.

Notizen.

Zum hundertjährigen Todestage Moses Mendelssohn's am 4. Januar 1886: Moses Mendelssohn und seine Familie von Adolf Kohut. (Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.) Die vorliegende kleine Schrift will „kein philosophisches und kein strengwissenschaftliches, systematisches Buch" über den vor hundert Jahren abgeschiedenen Popularphilosophen sein, sondern will nur das Andenken dieses verdienstvollen Mannes für die weiteren Kreise der Gebildeten erneuern. Zu diesem Zwecke hat der Verfasser nur die edlen menschlichen Eigenschaften des „deutschen Sokrates" hervorgehoben, ohne auf seine Bedeutung als philosophischer Schriftsteller näher einzugehen. Diese Einseitigkeit schadet dem entworfenen Portrait. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Wirksamkeit Moses Mendelssohn's als „Humanitätsapostels" für das literarische und sittliche Leben in dem Norddeutschland des vorigen Jahrhunderts sehr bedeutsam war, aber sie läßt sich ohne einen Hinblick auf seine wissenschaftliche Thätigkeit, die ihn zum ebenbürtigen Freunde eines Lessing und eines Kant machte, nicht von Grund aus verstehen. Wer nichts vom „Phaedon" oder von den „Morgenstunden" weiß, kann auch die innere Entwicklung des schüchternen, gedrückten, in den Vorurtheilen des starren Judenthums befangenen „Schutzjuden" zu dem milden, erleuchteten, freidenkenden Weltweisen nicht begreifen. Am allerwenigsten aber sollte man, wie das der Verfasser an mehreren Orten seiner Schrift gethan hat, die Gestalt und das private Leben Mendelssohn's zu panegyrischen Anmerkungen über das Judenthum und zu heftigen Ausfällen auf Stöcker und Rohling benützen. Das gehört durchaus nicht in die Lebensbeschreibung dieses vorurtheilsfreien Philosophen und schadet dem im Uebrigen so warmen und herzlichen und frischen Eindrucke der kleinen Gedenkschrift. — Die Mittheilungen, welche Herr Kohut über das Familienleben des edlen Denkers und daran anschließend über seine — zum Theil ja berühmten — Nachkommen gemacht hat, sind vom größten Interesse uud verdienen mehr als das Lebensbild des Philosophen selbst eine allgemeinere Aufmerksamkeit.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

6 mal prämiirt mit ersten Preisen.

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente. **Stumme Violine** z. Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blasinstrumente. Schulen z. allen Instr. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate** u. v. A. Ausf. Preis-Courante werden gratis fco. zugesandt.

Gebrüder Wolff,
Instrumenten-Fabrik,
Kreuznach.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist erschienen:

Die Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland

mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien.

Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der socialen Frage

von

Dr. Georg Adler.

Gr. 8. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.** Soeben erschien:

Schulröschen.

Erzählung
von
Rudolf von Gottschall.

Preis geb. *M* 5,50.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Radenhausens Werke
in wohlfeilen Ausgaben.

ISIS

Der Mensch und die Welt.
Dritte Ausgabe. 4 Bände. 6 Mark.

OSIRIS

Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Zweite Ausgabe. 3 Bände. 6 Mark.

In der ISIS hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Hauptzügen zur Darstellung zu bringen. Im OSIRIS versucht er die Weltgesetze, Entstehen und Vergehen der Welten festzustellen und begründet dieselben durch den Entwickelungsgang des Erdenlebens.

Christenthum ist Heidenthum
nicht Jesu Lehre.
Zweite Ausgabe. 1 Mk. 50 Pf.

Die echte Bibel und die falsche.
10½ Bogen 1 Mk. 50 Pf.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Deutsche Litteraturzeitung.

Herausgegeben von **Dr. Max Roediger,**
Professor an der Universität Berlin.

7. Jahrgang. 1886. Wöchentlich eine Nummer von 2—3 Bogen. Preis vierteljährl. 7 M.

Die Deutsche Litteraturzeitung bietet ihren Lesern eine **knappe Uebersicht über alle Gebiete der Litteratur,** indem sie die neu erscheinenden litterarischen Erzeugnisse nach Massgabe ihrer Bedeutung ohne allzu eingehende fachmännische Erörterungen behandelt. Nahezu 500 Fachleute, meist unbestrittene Autoritäten, besprechen unter Namensfertigung die **deutschen** wie die **ausländischen** wissenschaftlichen Erscheinungen; nur hinsichtlich der **schönen Litteratur** beschränkt sich die DLZ. auf die wichtigsten Erscheinungen Deutschlands.

Besonders darf auf die grössere Ausdehnung, welche den

wissenschaftlichen Mittheilungen

gegeben worden ist, als auf eine wichtige Verbesserung aufmerksam gemacht werden. Daneben bildet die

Inhaltsangabe aller wissenschaftlichen Zeitschriften etc.

von einiger Bedeutung einen ständigen Theil jeder Nummer, wie ihn **keine Zeitschrift** in dieser Ausdehnung — wir geben den Inhalt von ca. **500 Zeitschriften aller Länder** an — bisher geboten hat.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten. **Bestellungen** nehmen neben diesen auch Postanstalten an.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

Mit Beginn des Jahres 1886 erscheint in unserem Verlage wöchentlich:

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung der Herren Professoren Dr. **J. Bernstein,** Dr. **A. v. Koenen,** Dr. **Victor Meyer,** Dr. **B. Schwalbe** und anderer Gelehrten herausgegeben von

Friedrich Vieweg & Sohn.

Preis pro Quartal 2 *M.* 50 *pf.* Probenummern gratis und franco. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt entgegen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena. Zu haben in jeder Buchhandlung.

Die Tlinkit-Indianer.

Ergebnisse einer Reise
nach der **Nordwestküste** von **Amerika** und der **Beringstraße,**
ausgeführt im Auftrage der **Bremer Geographischen Gesellschaft** in den Jahren 1881—1882 durch die Doctoren Arthur und Aurel Krause
geschildert von

Dr. Aurel Krause.

Ein starker Band gr. 8° mit zahlreichen Illustrat. u. einer Karte 11 Mk., eleg. geb. 13 Mk.

Die Reisenden haben längere Zeit unter einem von der Civilisation noch wenig oder gar nicht berührten Stamme des hochinteressanten Tlinkit-Volkes gelebt, die merkwürdigen Sitten und Gebräuche derselben kennen gelernt und ihre mündlichen Ueberlieferungen gesammelt.

Indien.

Von **Paul Mantegazza,**
Mitglied des Senats, Professor an der Universität Florenz.

Autorisirte Ausgabe. Aus dem Italienischen von **H. Meister.**

Ein starker Band gr. 8°. In eleg. Ausstattung 8 Mk., eleg. geb. 10 Mk.

Der große italienische Gelehrte, der sich einen wohlverdienten Weltruf und insbesondere in Deutschland durch seine Physiologie der Liebe (in gleichem Verlage, 2. Aufl. 1884) zahlreiche Freunde erworben hat, schildert uns in seinem neuesten Buche Indien, auf das gerade jetzt Aller Blicke gerichtet sind. Ein hervorragender deutscher Kritiker sagt: „Dieses Buch über Indien ist ein Meisterwerk seiner Beobachtung und prächtiger Schilderung."

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 16. Januar 1886. Band XXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Wirthschaftsjahr 1885. Von Max Quarck. — **Literatur und Kunst:** Zur Geschichte des gelehrten Unterrichts. Von Ludwig Viereck. — Ferdinand von Saar's „Thassilo" Von Karl von Thaler. — George Taylor's „Elfriede". Von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Der Weiberleuthof. Von E. von Dincklage. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Das Wirthschaftsjahr 1885.

Von Max Quarck.

Als das „Deutsche Handelsblatt", das Organ des deutschen Handelstages, zu Anfang 1884 einen Rückblick auf das Wirthschaftsjahr 1883 warf, mußte es dieses als ein rechtes „Angstjahr" für Industrie und Handel bezeichnen. Wenn das Organ des deutschen Handels jetzt auf das Wirthschaftsjahr 1885 zurückblicken wird, so wird es nicht umhin können, jene Benennung auch für das letztverflossene Jahr zu wiederholen. Es würde dann nur die Prophezeiungen des bekannten englischen Fachblattes „Statist" bestätigen, das in seiner Nummer vom 31. Januar 1885 äußerte, das neue Jahr beginne mitten in ernstlicher Stockung mit einer Depression, und diese Einflüsse würden eine Zeit lang fortwirken; ein Umschlag in solchen Zuständen erfolgte sehr langsam, der Preissturz aber so stetig, daß an eine baldige Besserung nicht zu denken sei. In der That ist das Wirthschaftsjahr 1885 ein solches Krisenjahr geworden, daß es in dieser Beziehung seine Vorgänger womöglich noch überflügelt. Wir wollen im Nachfolgenden eine rasche Ueberschau über die Lage der wichtigsten Industrien, ihrer Arbeiter und des Handels, wie sich dieselbe gegenwärtig ergibt, halten; die gespannte Aufmerksamkeit, die wir während des ganzen verflossenen Jahres auf alle in die Oeffentlichkeit dringenden Aeußerungen über diese Lage gerichtet haben, ermöglicht es uns, ein in den Hauptzügen zuverlässiges Bild schon jetzt zu geben, dessen Richtigkeit die nachkommende und zusammenfassende amtliche Statistik uns wird bestätigen können.

Wenden wir uns in Deutschland zunächst zu derjenigen Industrie, die im Zeitalter der Maschinen schon ein Barometer für die Lage der meisten übrigen Branchen abgibt, zur Eisenindustrie. Ueber die Lage derselben wurde schon in der ersten Hälfte des Jahres aus ihrem Centrum, dem westfälischen Eisenbezirke, gemeldet, daß sie sich „von Tag zu Tag" verschlechtere. So lägen z. B. die beiden großen Werke bei Handringson, die früher an 400 Arbeiter beschäftigten, still; schon sei das eine mit Brettern vernagelt, während in dem anderen nur noch 5—10 Leute arbeiteten. Im September verlautete weiter von dort, daß die Krisis immer heftiger auftrete. Der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung", dem bekannten Organ der dortigen Großindustriellen, wurde geschrieben, daß die Grafenberger Gußstahlfabrik 300 Arbeiter entlassen habe und nur noch zwei Werkstätten betreibe. Es sei dies, so schreibt das Blatt, ein Zeichen der Zeit, ein harter Schlag für die Arbeiter und ein bitterer Zwang für das Etablissement. Die äußerst trostlose Conjunctur zwinge die Werke schließlich zur Einschränkung des Betriebes, wenn sich die Hüttenwerke nicht in immer größere Lasten setzen wollten. Auch manches Eisenwalzwerk werde sich noch genöthigt sehen, den Betrieb sehr zu reduciren und die Arbeiter zu entlassen, wenn nicht sehr bald eine Wendung zum Besseren eintrete. Die Letztere trat leider nicht ein: denn aus Dortmund kam im October jede Woche in den Handelsberichten die stereotype Nachricht: „Die Lage des Eisengeschäfts ist unverändert geblieben". Dazu stimmte es, daß der Verwaltungsrathsbericht des „Bergischen Gruben- und Hüttenvereins" zu Hochdahl mittheilte, daß von seinen drei Hochöfen zwei ausgeblasen worden seien, daß man Arbeiter habe entlassen müssen und daß der Durchschnittsverdienst der noch Beschäftigten um 38 Mark für das Jahr zurückgegangen sei. In den letzten Tagen des vergangenen Jahres wurde auch noch aus Oberhausen, dem Hauptknotenpunkte der Köln-Mindener Bahn, gemeldet, daß dort ebenfalls die großen Eisenwerke die Arbeitszeit eingeschränkt und zahlreiche Arbeiter entlassen hätten, darunter solche, die 20—25 Jahre lang in demselben Betriebe thätig waren. Und dasselbe trostlose Bild bot das östliche Centrum deutscher Eisenindustrie. Im Juni wurde von dort geschrieben, daß die Lage in Oberschlesien eine „äußerst mißliche" sei. Verschiedene Hochöfen seien gelöscht worden; die Production habe in den kleineren Werken und Fabriken, besonders in den Gießereien und der Walzeisenproduction, ungemein nachgelassen — nur die größeren Werke arbeiteten noch flott, verkauften aber zu äußerst billigen Preisen. Im August gelangte eine Erklärung des Aufsichtsrathes der großen Tarnowitzer Hütte in die Oeffentlichkeit, in welcher dieser umlaufenden Gerüchten gegenüber erklärt, daß er Alles daran setzen werde, das „an und für sich günstig gelegene Werk lebensfähig zu erhalten", freilich „durch Ersparnisse in allen Zweigen der Verwaltung und des Betriebes" — ein deutliches Zeichen der Noth. Damit fällt eine anderweite Nachricht aus Oberschlesien zusammen, nach welcher die dort von Woche zu Woche immer mehr anschwellenden Lagerbestände von Roheisen einen fortwährenden Druck auf die Preise und die allgemeine Stimmung ausübten, so daß selbst die Speculation, welche sonst bei niederen Preisen einzugreifen pflege, zurückhaltend sei, weil sich überall günstige Gelegenheit zum günstigen Kaufe biete. Im November erhärtete endlich ein Bericht der „Schlesischen Zeitung" durch eine genaue Vergleichung der jetzigen Lage der schlesischen Eisenindustrie mit den Verhältnissen besserer Jahre die acute Krisis ziffermäßig. Darnach standen in Oberschlesien im Jahre 1880 48 Coaks- und 2 Holzkohlen-Hochöfen in Feuer, welche allerdings wöchentlich nur 6450 Tonnen Roheisen producirten, während

Digitized by Google

jetzt neben 2 Holzkohlen-Hochöfen nur noch 31 Coaks-Hochöfen im Betriebe sind, die jedoch 8500 Tonnen Roheisen pro Woche erzeugen. Gleichzeitig ist aber, und zwar in viel stärkerem Maße, der Verkaufspreis für Roheisen gesunken. Derselbe stellte sich vor fünf Jahren periodisch auf weit über 7 Mark pro 100 Kilogramm. Heute werden Angebote zu 4.30 Mark gemacht, ohne zu Abschlüssen zu animiren. Dabei haben sich die Bestände des Roheisens bis zu der bedeutenden Höhe von 30 000 Tonnen angesammelt. In der Verarbeitung desselben haben Einschränkungen derart stattgefunden, daß statt früher 350, jetzt nicht ganz 300 Puddelöfen im Betriebe sind; die Anzahl der producirenden Schweißöfen ist von 170 auf 150 gesunken; von den 43 Kupolöfen der größeren Eisengießereien sind nicht ganz 30 in Thätigkeit; ferner wird mit 3—4 Convertern weniger gearbeitet als früher, und 10 Dampfhämmer, die in besseren Tagen mit der Anfertigung von Halbfabrikaten beschäftigt waren, stehen still. — In Bukau bei Magdeburg aber lag im December die vor einigen Jahren noch so blühende Maschinenindustrie darnieder: die alte Maschinenfabrik z. B., welche früher etwa 2000 Arbeiter beschäftigte, hat jetzt höchstens den zehnten Theil derselben, und auch dieser arbeitet nur halbe Tage. Zu Anfang December mußte selbst den ältesten Arbeitern, die 10—20 Jahre dort gearbeitet hatten, eine $6^1/_2$ procentige Lohnreduction als traurige Weihnachtsbescheerung angekündigt werden. Selbst in derselben Fabrik herrschten die ungewöhnlichsten Zustände: während die Arbeiter der einen Werkstelle am Tage spazieren gehen konnten, mußten diejenigen einer anderen Tag und Nacht schaffen. In den Eisenfabriken zu Magdeburg-Neustadt und Sudenburg sah es zu derselben Zeit ebenso traurig aus. — Wir denken, dieses Bild ist vollständig genug. Sogar die mächtigsten Werke werden von dieser Sachlage beeinflußt. Ueber das Krupp'sche Etablissement haben wir zwar Nichts in Erfahrung bringen können; bei Borsig in Berlin jedoch feiern zur Zeit die Schmiede auf dem sogenannten Eisenwerke, längere Arbeitspausen für einzelne Arbeitergattungen, halbtägige oder halbwöchentliche Arbeit sind schon lange Zeit die Hilfsmittel gewesen, die Arbeiterentlassungen vorbeugen sollten, und im December war erst Locomotive Nr. 4176 in Arbeit, während bei normaler Thätigkeit längst Nr. 4200 hätte fertiggestellt sein müssen.

Das ist die Lage der mächtig entwickelten Industrie, die in den östlichen wie westlichen Gegenden Deutschlands vorherrscht; betrachten wir uns jedoch auch noch diejenige, die sich namentlich im Herzen des deutschen Reiches, im Königreiche Sachsen, in Thüringen, der Provinz Sachsen, sowie auch am Rheine ausgebreitet hat: die Textilindustrie. Im April wurde aus Chemnitz berichtet, daß unter der Weberbevölkerung daselbst große Aufregung herrsche, weil die sonst zahlreich einlaufenden Bestellungen in der Woll- und Strumpfwaarenbranche fast gänzlich ausgeblieben seien. Nach einer Mittheilung vom Mai nahm die Calamität in der Stickereibranche zu Plauen immer größere Dimensionen an, da die früher erhaltenen Aufträge auf Tüllspitzen zur Auslieferung gelangt seien und neue ganz fehlten. Damals waren dort etwa 700 Maschinen außer Thätigkeit, was gleichbedeutend sei mit einer Beschäftigungslosigkeit von 1400 Personen, während die noch beschäftigten Personen zu einem so geringen Lohnsatze arbeiteten, wie er dort noch nicht gezahlt worden sei. Im Juni wurde diese Lage der Dinge durch eine Correspondenz der „Vossischen Zeitung" bestätigt, nach welcher mehr als der sechste Theil der Stickmaschinen im sächsischen Voigtlande völlig still stände, während in der Mehrzahl der Fabriken die Arbeitszeit bedeutend verkürzt worden sei. Aehnlich wurde im November von der großen „Sächsischen Kammgarnspinnerei" zu Harthau verschiedenen Etablissements der Vorschlag gemacht, von Neujahr an eine Arbeitsverminderung eintreten zu lassen, um sich vor allzugroßer Ueberproduction und vor Schleuderpreisen zu schützen. In Thüringen sah es genau so aus. Aus Gera meldete man im October von einer dort und in Greiz eingetretenen Geschäftskrisis der Wollenindustrie, die bereits einen Geschäftsverlust von 20 Millionen Mark für die Fabrikanten herbeigeführt und einen Beschluß des Geraer Fabrikantenvereins dahin zur Folge gehabt habe, die Löhne der Arbeiter herabzusetzen. In Apolda aber waren nach Schluß der ebenfalls sehr flauen Leipziger Michaelismesse die meisten Wirkerwerkstätten auf die Hälfte ihrer Arbeit angewiesen, und der Vorstand der dortigen Wirkerverbände erließ eine Erklärung, nach welcher der Geschäftsgang der Apoldaer Wollwaarenbranche so darnieder liege, daß ein sehr großer Theil der Arbeiter seit Monaten brodlos sei, auch ein Aufschwung zum Besseren für dieses Jahr nicht geahnt werden könne. Selbstverständlich theilte die Textilindustrie am Rheine dieses traurige Schicksal ihrer sächsischen Genossin in allen Stücken. Im Mai wurde über die Lage der Branche im Regierungsbezirke Aachen gemeldet, daß die Tuchfabrikation innerhalb der vor Kurzem noch vollauf beschäftigten Tuchhandweberei bedeutend nachgelassen habe und auch in den Fabriken der Betrieb zu wünschen übrig lasse. Die Verschlechterung der Lage wurde hauptsächlich auf das Ausbleiben hinreichender Bestellungen aus Nordamerika zurückgeführt. Auch beeinträchtigten die andauernden financiellen Krisen in den La Platastaaten und in Chile die Consumtions-Fähigkeit jener Länder erheblich und hinderten die deutsche Einfuhr. Besser gingen die Spinnereien. Auch die Kunstwoll-, Teppich-, Filztuch- und Leinen-Industrie war gut beschäftigt, während die Seidenindustrie, welche im Regierungsbezirke Aachen nur als Hausindustrie vertreten ist, darniederlag. Womöglich noch schlechter ging es bereits im Februar der Crefelder Seidenindustrie: sie habe „einen ungeheuer schlechten Geschäftsgang zu verzeichnen", so schrieb man von dort unter Hinzufügung folgender kurzen, aber beredten Statistik: Es gab

im Betrieb befindliche Handwebstühle	4354
stillstehende	1036
im Betrieb befindliche mechanische Stoffstühle .	532
stillstehende	175
im Betrieb befindliche mechanische Sammetstühle	664
stillstehende	57.

Dabei war noch zu bemerken, daß die im Betrieb befindlichen Stühle meistens auch nur dreiviertel Tag arbeiteten. — Dieselben Klagen, die einzeln aufzuzählen zu lange währen würde, verlauteten aus den verwandten Industriezweigen, aus der Musselinbranche, der Blumenfabrikation u. Aehnl. — In Klingenthal, dem Centrum der voigtländischen Musikinstrumenten-Industrie, erließ zu Beginn des Jahres ein Fabrikant von Mundharmonikas einen Aufruf an seine Genossen, in welchem er zu einer Versammlung einlud, in welcher der Minimalpreis festgesetzt werden sollte, unter welchem nicht verkauft werden dürfe. Diese Maßregel sollte dem fortwährenden Preisrückgang auch in dieser Branche entgegentreten; wir haben Nichts davon erfahren können, daß sie verwirklicht worden wäre und jene Wirkung gehabt hätte. — Daß die Zuckerindustrie in Folge der riesigen Ueberproduction des Jahres 1884 eine Krise durchmachen mußte, die noch bis in den Anfang des Jahres 1885 hinein reichte, ist allgemein bekannt. In der Provinz Sachsen fallirten im Frühjahr 1885 noch eine ganze Anzahl Zuckerfabriken. Welchen Einfluß diese Krisis auf die Lage der Kohlenbergwerke, die Zuckerfabriken zu Kunden hatten, und auf die Erwerbsverhältnisse der rübenbauenden Grundbesitzer äußern mußte, läßt sich leicht ermessen. Und doch ist nach den eben veröffentlichten amtlichen Ausweisen über die letzte Zuckercampagne (vom 1. August 1884 bis 31. Juli 1885 reichend) die Zuckerproduction weiter in so ungesunder Weise gestiegen, daß sowohl die Fabrikation von Zucker als die Menge des nach dem Auslande gesandten Fabrikates beträchtlich zugenommen hat. Es betrug nämlich die versteuerte Rübenmenge

	1884/85	1883/84	1882/83	1881/82
Ctr.	207 975 950	178 362 606	174 943 074	125 438 960
	Ausgeführt wurden Fabrikate			
Ctr.	13 524	11 774 414	9 355 080	6 117 478
	Davon Raffinade			
Ctr.	2 191 624	1 882 917	1 470 498	1 091 850

Noch ist die für Süddeutschland so wichtige Spiegelglasfabrication der Erwähnung werth: auch in ihr beschloß die Vereinigung bayrischer Fabrikanten bereits im Frühjahre, den

Digitized by Google

gesammten Betrieb vom 15. März bis 31. October auf die Hälfte zu beschränken.

Schließen wir unsere Rundschau innerhalb der Grenzen des deutschen Reiches mit einem Resumé der Lage der reichsländischen Industrie. Bis zum Schluß des Jahres lauteten die Berichte von dort ungünstig. Die Kammwollindustrie liegt schwer darnieder. Verschiedene Fabriken stehen still, in fast allen sind Arbeitszeit und Löhne reducirt. Auch die übrigen Manufacturindustrien haben geringen Absatz. Ueberhaupt wird die Lage fast jeglicher Industrie als recht schecht bezeichnet. Der Verbrauch habe sehr erheblich abgenommen, und da die Production kaum vermindert sei, so sei eine Ueberladung des Marktes und ein so bedeutender Preisrückgang eingetreten, daß manche Werke mit Verlust arbeiten müßten. Die Maschinenfabrik zu Grafenstaden z. B., welche noch 1400 Mann beschäftigte, setzte gleich zu Beginn des Jahres die Arbeitszeit von 11 auf 9 Stunden herab. Dank einem im Jahre 1880 abgeschlossenen Vertrage mit französischen Eisenbahngesellschaften war das Werk durch bedeutende Locomotivlieferungen begünstigt, von denen die letzten nun effectuirt sind. Zur Zeit sind die Geschäfte mit Frankreich erschöpft, und man hat in diesem Lande, welches selbst eine hartnäckige industrielle Krisis durchmacht, zum großen Nachtheil für die elsässischen Werke die Anordnung getroffen, von dem zum Betriebe der Eisenbahn nöthigen Material so wenig als nur möglich außerhalb des französischen Territoriums ausführen zu lassen, damit den einheimischen Etablissements nicht auch noch die letzten Bestellungen entgehen. Da die elsässische Eisenindustrie noch nicht allzuviele Verbindungen mit dem deutschen Markte hat, droht ihr diese Sachlage sehr verhängnißvoll zu werden. Ein abschließendes Bild entrollt der Geschäftsbericht der „Lothringer Eisenwerke" für 1884/85. Dieses Unternehmen arbeitete im abgeschlossenen Geschäftsjahre wiederum mit einem ganz bedeutenden Verluste, der sich auf 483 186 Mark (gegen 333 777 Mark im Vorjahre) stellt. Der Aufsichtsrath bemerkt, daß die Reorganisation der Werke jetzt so vollkommen durchgeführt sei, wie dies unter den obwaltenden Umständen möglich gewesen sei. Die Gesellschaft befinde sich indeß, wie die meisten Eisenwerke, in einem circulus vitiosus: um billig zu produciren, müsse sie möglichst viel produciren, obwohl jede Production ein Nachtheil sei, solange die Verkaufspreise Verluste ergäben. Wenn die Production, wie dies logischer Weise geschehen sollte, überhaupt sistirt würde, so würden die Generalkosten wohl verringert, der Werth der Anlage gleichzeitig aber außerordentlich geschädigt werden. Bis jetzt habe sich die Gesellschaft mit theilweisen Einstellungen geholfen; ob sie zu noch weitergehenden Maßregeln werde schreiten müssen, vermöge der Aufsichtsrath noch nicht zu sagen.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Zur Geschichte des gelehrten Unterrichts.

Von Ludwig Viereck.

Für den Streit um die Gestaltung unserer höheren Lehranstalten ist die Geschichte des gelehrten Unterrichts von höchster Bedeutung; die Geschichte soll uns ja nicht blos lehren, was war, sondern uns auch befähigen, Schlüsse für die Zukunft aus der Vergangenheit zu ziehen. In jenem Kampfe handelt es sich vorwiegend um die Stellung, welche dem classischen Unterrichte in den höheren Schulen anzuweisen sei. Ist sie in den vergangenen Jahrhunderten stets dieselbe gewesen? oder wenn nicht, welche Veränderungen sind im Laufe der Zeit mit der Gestalt des höheren Unterrichtswesens vorgenommen? Diese Fragen versucht Paulsen in seiner Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgange des Mittelalters bis zur Gegenwart unter sorgfältigster Benutzung eines umfangreichen Quellenmaterials zu beantworten, indem er nicht wie Raumer in seiner „Geschichte der Pädagogik" sein Urtheil den Zeiten aufdrängt, sondern diese über sich selbst urtheilen läßt.

Im Mittelalter waren Schulen und Universitäten kirchliche Einrichtungen; im Unterricht ward der ganze Nachdruck auf den Inhalt gelegt, unter völliger Geringschätzung der Form. Das Latein war die Universalsprache, aber nicht das classische, sondern jenes durch langen Gebrauch beim Lesen heiliger Schriften ausgebildete. Im Gegensatze dazu verband der Humanismus mit der Hochschätzung der Form die größte Gleichgültigkeit gegen den Inhalt; Cicero's Latein nur galt als Muster. „Mangel an Eloquenz ist Schuld an allen Uebeln in den Sitten", „Bildung ist der Weg zur Tugend", das ist die Summe der humanistischen Lebensweisheit. Von diesem Gesichtspunkte aus wurden griechische und lateinische Schriftsteller in den Schulen und Universitäten behandelt.

Die große Kirchenrevolution hatte auch den Rückgang der höheren Lehranstalten zur nächsten Folge. Aber die neue Lehre verlangte, da sie auf das reine Wort Gottes gegründet war, ein tiefes Studium der alten Sprachen. Ohne Griechisch keine wahre Theologie! Deshalb gingen Luther und Melanchthon an die Errichtung eines gelehrten Unterrichtswesens im protestantischen Sinne. Für die Universitäten ward Wittenberg mit seinem von Melanchthon ausgearbeiteten Lehrplan das Vorbild. In den Städten wurden Stadt- oder Rathsschulen gegründet, in Sachsen und den thüringischen Herzogthümern, in Pommern und in Württemberg u. s. w. Fürsten-, Landes- oder Klosterschulen angelegt. Schulordnungen wurden verfaßt, so von Bugenhagen, von Sturm; den größten Einfluß übte jedoch die von Luther gebilligte und von Melanchthon für Sachsen verfaßte vom Jahre 1528. Die Erlernung der lateinischen Sprache und zwar an und aus den classischen Schriftstellern bis zur Fertigkeit in Prosa und Versen ist die Substanz des Unterrichts. Die Elemente des Griechischen und Hebräischen mögen, soweit es möglich ist, hinzukommen. Von der heute beliebten Formel, die Jugend in den Geist des classischen Alterthums einzuführen, wollten die Pädagogen der Reformationszeit nichts wissen, da ihnen das Alterthum eben Heidenthum war. Die Eloquenz war das erste Ziel des Unterrichts. Mit der Rede hat das Mittelalter den guten Geschmack, die Sittlichkeit, die Religion verloren. Deshalb ward mit Hülfe von Collectaneenbüchern, in welche die Schüler „res et verba" zum späteren rhetorischen Gebrauche eintrugen, prosaische und poetische Eloquenz erstrebt; rhetorische Schulacte und dramatische Aufführungen bildeten den Höhepunkt dieses Unterrichtes. Da sollte es uns doch nicht wundern, daß die Hauswirthe und Dienstmädchen in Goldberg Latein redeten, „daß du geglaubt hättest, in Latium selbst zu sein", oder daß um 1550 in Amersfoort in den Niederlanden alle Kaufleute Griechisch verstanden und ihre Töchter und Dienstmädchen lateinische Lieder sangen!

Mit der Religionsspaltung hing eine Trennung des geistigen Lebens überhaupt zusammen. Die katholischen Lehranstalten schlossen sich schroff gegen die protestantischen ab und bald auch diese wieder unter einander. So stellte jedes Land und Ländchen ein für sich abgegrenztes Unterrichtswesen dar. Auch übernahm jetzt der Staat die Unterhaltung und die Beaufsichtigung der Schulen und Universitäten, wie es früher die Kirche gethan hatte.

Bei aller Anerkennung der Vorzüge der im Humanismus verkörperten Lebensgestaltung darf nicht übersehen werden, daß mit der Mitte des 15. Jahrhunderts die Scheidung des Volkes in „Gebildete und Ungebildete" beginnt, daß die Muttersprache verarmte und verwilderte in Folge des lateinischen Schulbetriebs im 16. Jahrhundert und ihre Verachtung dem Französischen im 17. Jahrhundert zu einem leichten Siege verhalf. Erst als man wieder deutsch dachte und empfand, erst als eigene Gefühle und Gedanken des deutschen Gemüths wieder in eigener Form und Sprache ausgedrückt wurden: da erst konnte in der modernen Culturentwickelung das goldene Zeitalter der deutschen Literatur eintreten. —

Digitized by Google

Um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert waren es Ratich und Comenius, welche mit ihren Forderungen für den Sprachunterricht: erst die Sache, dann die Regel, erst die Muttersprache, dann die fremde Sprache — die Methode änderten, wenn auch Latein das erste und wichtigste Ziel des ganzen Unterrichts noch blieb. Dem Humanismus widerstrebende Richtungen erstanden aber in der christlichen und modernnationalen Anschauung. Der Pietismus verabscheute die heidnische Weisheit und betrachtete die humanistischen Studien nur als dienende Werkzeuge der Theologie. Die Anhänger des Rationalismus sahen in den Alten nicht die „ewigen Muster", sondern nur die Anfänger, die nicht nachzuahmen, sondern zu übertreffen seien, und pflegten den Verkehr mit den modernen Völkern. Kepler und Galilei, Descartes und Hobbes, Leibniz und Pufendorf, Thomasius und Chr. Wolff sind die geistigen Führer der neuen Richtung.

Am Hofe Ludwig's XIV. fanden theologische Dinge keine Pflegstätte. Der Herrenstand gebot hier. Demgemäß ward die Erziehung zu einem vollkommenen Hofmann, „galant homme", das Ziel der Bildung. Auch davon wurde Deutschland beeinflußt. Derartige Bestrebungen sind am schärfsten in Leibniz ausgeprägt und gewinnen in der Gründung von Ritterakademien feste Gestalt. (Lüneburg 1655, Wolfenbüttel 1687, Liegnitz 1708 u. a.) Die lateinische Sprache blieb zwar, weil sie für den Gebrauch unentbehrlich war; aber für Griechisch und Hebräisch traten die neuen Sprachen ein, neben denen auch die exacten und geschichtlichen Disciplinen als für die höfische Bildung nöthig gepflegt wurden.

Den Forderungen des Zeitgeistes mußten Universitäten und Gelehrtenschulen nachgeben. 1694 gründete der preußische Staat in Halle die erste eigentlich moderne Hochschule, an welcher Chr. Thomasius, A. H. Francke, Chr. Wolff die Bannerträger der neuen Bildung wurden. Die modernen Disciplinen drängten die humanistischen Studien überall zurück. Die Einführung der „galanten" Disciplinen in die gelehrten Schulen hatte eine Einschränkung der alten Sprachen zur nothwendigen Folge.

Hatte man im Zeitalter des Humanismus die Alten nur der Imitation wegen gelesen, war am Ende des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts der Unterricht hauptsächlich Sprachunterricht gewesen, — im Zeitalter Friedrich's des Großen wurden die Alten, besonders die Griechen, nicht ihrer Sprache, sondern des in ihrer Sprache Niedergelegten, der Literatur wegen sehr hochgeschätzt. Göttingen wurde die Pflegstätte, Gesner († 1761) und Chr. Heyne († 1812) wurden die Apostel des „neuen Humanismus". In ihrem Sinne wirkte in Sachsen Ernesti († 1781), wurde in Preußen das Unterrichtswesen unter von Zedlitzens Ministerium erneuert. Hier wurde das neue Princip am besten in den Berliner Schulen unter ihren berühmten Rectoren Meierotto († 1800) und Gedike († 1803) durchgeführt.

Natürlich fanden derartige Bestrebungen nicht überall und sofort Eingang. Viele Schulen, besonders die städtischen, standen noch auf dem Standpunkte des 16. Jahrhunderts. Latein war im Grunde noch überall die Hauptsache, zu dem Mathematik und Physik, Geschichte und Geographie u. s. w. sich wie etwas Nebensächliches verhielten. So war auch in den katholischen Lehranstalten, welche, Hand in Hand mit der Gegenreformation, im 16. Jahrhundert mit Erfolg von den Jesuiten hinsichtlich der Unterrichtsmethode und des Stoffes umgestaltet waren, der Cursus vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, unbeeinflußt durch die Neuerungen, ziemlich derselbe geblieben. Doch wurden im Zeitalter der Aufklärung in Oesterreich und Bayern, am Main und Rhein die Schulen in einer dem Standpunkte der protestantischen entsprechenden Weise neu geordnet, so daß am Ausgang des 18. Jahrhunderts auf dem Boden der Aufklärung das protestantische und katholische Deutschland nach langer Trennung sich wieder zusammengefunden hatten.

Ein besonderer Versuch, das Schulwesen umzugestalten, ging von den Philanthropinisten aus. Nach ihnen hatte sich die moderne Cultur bereits so weit entwickelt, daß sie der Hülfe der alten entbehren und die Erziehung und Bildung ihrer Gelehrten aus eigenen Mitteln bestreiten kann. Die Erlernung fremder Sprachen erklärte Trapp für ein nothwendiges Uebel.

In ähnlichem Sinne will Herbart die Erlernung der fremden Sprachen nur durch die Nothwendigkeit, sie zu verstehen, gerechtfertigt wissen. Damit tritt er in Gegensatz zu den „Neuhumanisten", deren erster und treffendster Vertreter Herder gewesen ist. Würde und Schönheit der freien Menschennatur wurden sein Dogma, Humanität und Bildung zur Humanität der Grundsatz seiner einflußreichen Schriftstellerthätigkeit. Für die Idee der Humanität öffnen uns am besten die Griechen die Augen; in dem Studium ihrer Werke erheben wir uns selbst zum ideellen Menschenthum; die Gelehrtenschule, der Tempel des Griechenthums auf Erden, hat diese Anschauung zu vermitteln. Diese Ideen hat Fr. Aug. Wolf (1759—1824) in die Universitäts- und Schulwelt eingeführt. Doch ist er dabei sehr besonnen vorgegangen. Wer nicht studiren will, soll die alten Sprachen nicht lernen. Für den bürgerlichen Beruf gewährt die Realschule eine bessere höhere Ausbildung; das Gymnasium, wenigstens in seinen beiden oberen Classen, ist nur für künftig Studirende. Das Griechische, bei dessen Lectüre es vor Allem auf den Inhalt, wenig auf die Grammatik ankommt, ist nur für Theologen und Gelehrtenschullehrer obligatorisch zu machen; der Jurist und der Mediciner mögen Griechisch lernen, wenn sie Anlage und Lust dazu haben. So maßvoll äußert sich Wolf in seinem Gutachten über die Prüfungsordnung, welche 1812 das Griechische als nothwendigen Bestandtheil der Prüfung und somit als Vorbedingung für die Zulassung zum Universitätsstudium überhaupt forderte.

Wie phantastisch demgegenüber Passow und Jachmann! Die deutsche Nationalerziehung müsse eine gleichartige sein; es könne demnach nur eine Schule geben, die eine „vollkommene und harmonische Ausbildung der Körper- und Geisteskraft bis zu einem idealischen Vernunftleben erstrebt", dazu führen die alten Sprachen, folglich muß — jeder deutsche Jüngling die alten Sprachen und vor Allem die griechische erlernen.

In Preußen vollzogen sich in dieser Zeit wichtige Neuerungen. 1788 wurden durch die Einführung der Abiturientenprüfung aus der Menge der Lateinschulen die Gymnasien herausgehoben und fest geregelt. Ihre Zahl betrug 1818 nur 91, während 1750 schon 400 Lateinschulen bestanden. Ein Zeugniß der Unreife schloß sowohl jetzt wie noch 1812 nur vom Genuß der Beneficien, nicht vom Studium aus; dies that erst die Verordnung für die Reifeprüfung vom Jahre 1834. 1817 wurde die seit 1808 für die Verwaltung der äußeren Verhältnisse des Unterrichtswesens und des Cultus bestehende dritte Abtheilung als eigenes Ministerium begründet, welches 1825 die Provinzialschulcollegien einrichtete. Damit schloß die Verstaatlichung des Gymnasialwesens ab und hatten die Philologen an Stelle der Theologen das Schulregiment übernommen. — Der Gymnasialunterricht erhielt bestimmtere Gestalt durch die auf W. von Humboldt's Anregung verfaßte und 1812 veröffentlichte Prüfungsordnung und durch den Normallehrplan von 1816. Für Latein wurden, wenigstens in den beiden oberen Classen, 8 Stunden, für Griechisch 7 St., für Mathematik 6 St., für Deutsch 4 St., für Geschichte und Geographie 3 St., für Religion und Naturwissenschaften je 2 St. festgesetzt. Das Französische war ausdrücklich vom Unterrichte ausgeschlossen. Die Alterthumswissenschaft, besonders jedoch das Griechische, galt als Mittel- und Zielpunkt aller gelehrten Studien. Männer wie Niebuhr und Bekker, Boeckh und Fichte, Lachmann und Ritschl lehrten in diesem Sinne. Nach ihnen war das Alterthum von einzigem und ewigem Werthe und hatte die Kraft, die Menschheit zu unvergleichlicher Würde und Schönheit des Lebens zu erheben. Welch' eine Umwandlung hatte sich gegen das 16. Jahrhundert vollzogen! Was damals als utopistische Forderung angesehen wäre, jetzt war's Wirklichkeit geworden: alle Studirende sollten das Griechische verstehen. Die griechische Sprache war ein Bestandtheil der Vorbildung auch der Baumeister und Postbeamten, der Officiere und Kaufleute, der Chemiker und Zahnärzte!

In der Zeit der Demagogenriecherei war es unter dem

Digitized by Google

Ministerium Altenstein (1817—40) der „Provisor alles Gifts", Johannes Schulze, der Alles „regulirte, egalisirte und schematisirte". Als der große Röhrenmeister staute, dämmte, leitete und mischte er den befruchtenden Strom des neuen Lebens aus dem Revolutionszeitalter. Verordnung über Verordnung, Vorschrift über Vorschrift wurde erlassen. Besonders erfreute sich die lateinische Sprache seiner Fürsorge. Die den alten Sprachen innewohnende Kraft sollte noch gesteigert, daneben aber auch die sonst beiläufig betriebenen Gegenstände (Deutsch, Mathematik, Geschichte und Geographie) in größerem Umfange gelehrt werden. Sein Normallehrplan von 1837 weist im neunjährigen Cursus dem Lateinischen 86 Stunden, dem Griechischen 42, dem Deutschen 22, dem Französischen 12, der Mathematik und dem Rechnen 33, der Naturwissenschaft 16, der Geschichte und Geographie 24, der Religionslehre 18, der philosophischen Propädeutik 4 Stunden zu.

Das Geforderte zu leisten war einfach unmöglich. Die Lust der Jugend wurde durch die Ueberbürdung mit Pensenarbeit erstickt. Alles war genau vorgeschrieben bis ins Einzelne hinein, und dessen Ausführungen wurden vom Schulrathe überwacht. Ein freudiges Arbeiten der Schüler, ein freies Wirken der Lehrer, gestützt auf die persönliche Tüchtigkeit, hörte auf. Berühmte Rectoren finden sich nicht mehr. Selbstständige Naturen paßten eben nicht in die Schnürstiefel des Decernenten Johannes Schulze. —

Zurückhaltender zeigten sich die mittel- und süddeutschen Gelehrtenschulen. Gottfr. Hermann war ein Bewunderer der Griechen, war aber nicht so absurd, die Deutschen zu Griechen machen zu wollen. Friedr. Thiersch schätzte ein wirkliches Können auf einem beschränkten Gebiete höher als ausgedehntes passives Wissen. Der Lehrplan für Sachsen schloß sich in Stundenzahl und Lehrziel mehr an die entsprechenden preußischen Bestimmungen vom Jahre 1816 als an die von 1837. In Bayern wurde durch den Lehrplan von Thiersch 1829 die Concentration in möglichster Form erreicht, indem sich an die classischen Studien alles Andere, selbst Religion und Mathematik, aufs engste anzuschließen hatte. Württemberg hielt am zähesten an seinem im Reformationszeitalter begründeten Schulwesen fest. Stifte und Klöster widerstrebten jeder Neuerung. Die Realschulen jedoch brachen sich hier schneller Bahn. 1837 wurde das Realschulwesen gesetzlich geordnet; 1847 bestanden schon 52 solcher Anstalten; Latein war kein Unterrichtsgegenstand. Der Lehrplan für die badischen Schulen näherte sich in seinen Bestimmungen den preußischen, nur waren für die alten Sprachen erheblich weniger, für Französisch und Deutsch entsprechend mehr Stunden angesetzt.

War auch die Pflege der „Alterthumswissenschaft" eine umfangreiche, ihre Stellung war gegen das 18. Jahrhundert doch eine ganz andere geworden. Dort bildete sie den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens, jetzt war sie Specialwissenschaft geworden. Die begeisterte und begeisternde Liebe und Verehrung für die Griechenwelt war durch die technisch geschulte Fertigkeit zu wissenschaftlichen Untersuchungen auf dem Gebiete des Alterthums verdrängt. Auf die Schule ward möglichst wenig Rücksicht genommen. So lehrten in den Jahren 1843 bis 1849 von allen preußischen Hochschulen nur Bonn und Greifswald griechische Grammatik, fehlte in derselben Zeit die lateinische in Berlin und Königsberg gänzlich. Das gebildete Publicum wandte sich ab, weil es die alten Studien als nicht so überaus wichtig oder gar unentbehrlich für die höhere Bildung überhaupt ansah.

Die Schulpolitik ward unter Friedrich Wilhelm IV. eine andere. Eichhorn leitete das Unterrichtsministerium, in dem Eilers das höhere Schulwesen bearbeitete. Nicht auf das Wissen um alle Dinge, sondern auf das Können auf einem beschränkten Gebiete, nicht auf die Bildung, sondern auf die Gesinnung kam es beim Unterrichte an. Grammatik ist der Mittelpunkt aller menschlichen Bildung. Die humanistische Bildung ist unchristlich, Wolf ein vollständiger Heide. Auf den Geist der Demuth muß hingearbeitet werden. Von solchen Gesichtspunkten ließ sich Eilers bei seinen Verordnungen leiten. Damit brachte er den Zeitgeist gegen sich auf. Im Revolutionsjahre machte derselbe sich Luft. Doch hatten die Bestrebungen, welche vor Allem auf Beschränkung des altsprachlichen Unterrichts zu Gunsten des modernen, auf Beschränkung der Schreib- und Sprechübungen zu Gunsten der Lectüre gerichtet waren, zunächst keinen Erfolg.

In Oesterreich stand in den sechsclassigen Schulen noch seit 1775 das Latein mit 56 Stunden, während auf die übrigen Gegenstände nur 54 Stunden fielen, ganz im Mittelpunkte des Unterrichts. Dies änderte der von Exner und Bonitz verfaßte und 1849 veröffentlichte „Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen". Beim altsprachlichen Unterrichte kam es vor Allem auf verständnißvolle Lectüre an. Im achtclassigen Gymnasium hatte das Latein nur 47 Stunden, das Griechische 28 St., Mathematik erhielt 24 St., die Naturwissenschaften bekamen 21 St. Somit bilden die alten Sprachen nicht mehr den Mittelpunkt des ganzen Unterrichts, sondern einen Lehrgegenstand neben den andern.

Im Gegensatz dazu stand das Vorgehen der preußischen Unterrichtsverwaltung. Unter K. v. Raumer's Leitung begann jene Reaction, die durch die berüchtigten Stiehl'schen Regulative vom October 1854 für die Volksschule aufs Unzweideutigste sich kundgab, und die im formalen Princip den ewigen, durch nichts zu ersetzenden Werth der Gymnasialbildung erkannte und deshalb in Vereinfachung und Concentration des Unterrichts in der Richtung auf die Lateinschule des Reformationsjahrhunderts das zu erstrebende Ziel sah. Der Lehrplan von 1856 ordnete das Nöthige an. In der Abgangsprüfung trat das griechische Scriptum an die Stelle der schriftlichen Uebersetzung aus dem Griechischen; dasselbe wurde jedoch 1871 wieder aufgegeben und 1882 ganz beseitigt, weil nicht das Verständniß des Schriftstellers, sondern die Grammatik die Hauptsache geworden war.

Galt auch die grammatische Schulung als das eine, was noth thue, zu einem wirklichen Können brachten es die Schüler nicht; die Latinität wurde nicht gebessert. Darüber ward auf vielen Philologenversammlungen geklagt; neue Wege wurden vorgeschlagen; so sollten z. B. Theologen und Philologen in Prima auf den mathematischen und physikalischen Unterricht verzichten dürfen. Schwere Bedenken wurden besonders gegen den lateinischen Aufsatz laut. Eckstein verstieg sich noch zu dem Ausruf: „Mit dem lateinischen Aufsatz steht und fällt das humanistische Gymnasium!" Besser würdigten die Sachlage und den Zeitgeist die mecklenburgischen Gymnasiallehrer, als sie auf ihrer Versammlung 1873 erklärten, daß der lateinische Aufsatz, als an sich todt, aus der Schule zu entfernen sei. Doch dem sei, wie ihm wolle. Fest steht das eine über die Stellung des Lateinischen im Unterrichte, daß das Ziel desselben, sich wenigstens schriftlich in dieser Sprache auszudrücken, nicht erreicht wird.

Diese Thatsache fand Anerkennung im Lehrplan vom 31. März 1882. In den alten Sprachen, von denen das Lateinische 9 Stunden, das Griechische 2 Stunden verlor, sollte die Lectüre die Hauptsache sein, da das Verständniß der literarischen Erzeugnisse in den alten Sprachen nach ihrem Gedankeninhalt und in ihrer Kunstform das eigentlich Bildende sei. Der naturwissenschaftliche Unterricht wurde wieder hergestellt; Mathematik und Französisch erhielten eine Verstärkung; der Anfang des Griechischen wurde aus Quarta nach Tertia verlegt.

Früher schon war die Macht des Lateinischen auf den Universitäten gebrochen worden. 1848/9 hatten sie noch am Lateinischen als der Gelehrtensprache festgehalten, am 22. Mai 1867 wurde durch Ministerialerlaß den medicinischen und philosophischen Facultäten — diesen mit der Beschränkung, daß die deutsche Sprache nur auf Antrag des Candidaten und durch jedesmalige Beschlußfassung der Facultät und überhaupt nicht für Gegenstände aus dem Gebiete des Alterthums zuzulassen sei — die Befugniß ertheilt, deutsch geschriebene Dissertationen zuzulassen. Darin folgte ihnen 1876 die juristische, während die theologische noch stark am Ueberlieferten festhält.

Während im Reactionszeitalter der altsprachliche Unter-

Digitized by Google

richt als das einzig Wahre hingestellt wurde, fand der Zeitgeist Berücksichtigung in der Bildung der Realschulen. Als Gründer der Realschule ist Hecker anzusehen, der 1747 zu Berlin eine „öconomisch-mathematische Realschule" einrichtete, nachdem bereits 1706 der Archidiaconus Semmler in Halle eine „mathematische und mechanische Realschule" für Liebhaber und Ausüber der mechanischen Künste, jedoch ohne vollständigen Schulcursus begründet hatte. Ihre Zahl vermehrte sich jedoch besonders, als Anfangs dieses Jahrhunderts das Gymnasium aus der Masse der Lateinschulen herausgehoben wurde und viele der übriggebliebenen sich in Bürgerschulen umwandelten. Durch Instruction von 1832 erhielten sie als eine untergeordnete Art höherer Schulen Anerkennung. Durch ein Abgangszeugniß wurde die Berechtigung zum einjährigen Dienst und der Zutritt zu verschiedenen Subalternämtern (Post-, Forst- und Baufach z. B.) erworben. Unter Friedrich Wilhelm IV. wurden wiederholt für die Erlangung der Berechtigungen erschwerende Bedingungen erlassen, was die Realschulen zwang, ihren Cursus zu verlängern und den Lateinunterricht zu erweitern. Dieser Zustand fand in der vom Ministerium von Bethmann-Hollweg am 9. October 1859 erlassenen Verordnung die staatliche Anerkennung, indem der Cursus 9jährig in 6 Classen wurde. Das Latein erhielt die größte Stundenzahl unter den Sprachen (44 St.); für Mathematik und Rechnen waren 47 Stunden angesetzt.

Diese Realschulen I. Ordnung waren den Gymnasien hinsichtlich der Dauer des Lehrganges, der Rechte der Lehrer und Schüler gleichgestellt — nur sollte ihr Abgangszeugniß nicht zum Universitätsstudium berechtigen. Ein kleines Zugeständniß machte ihnen die Verfügung vom Jahre 1870, indem den Realschulabiturienten das Studium der Mathematik und Naturwissenschaften und das der neueren Sprachen in gleicher Weise und mit gleichen Aussichten wie den Gymnasialabiturienten zugestanden wurde. Der seitdem für die Gleichberechtigung mit dem Gymnasium geführte Kampf hat mit dem Lehrplan vom Jahre 1882 vorläufig abgeschlossen. Die Realschule I. Ord. heißt nun Realgymnasium; das Latein hat eine Verstärkung erfahren (54 St. gegen 77 im Gymnasium); die Stundenzahl in der Mathematik und den Naturwissenschaften ist auf 44 und 30 vermindert worden. Das Gymnasium hat ihm, wie oben ausgeführt ist, Zugeständnisse machen müssen. Dadurch haben sich Gymnasium und Realgymnasium so bedeutend genähert, daß ein Uebergang aus der einen Anstalt in die andere ohne Schwierigkeit möglich ist.

Eine erweiterte Zulassung der Abiturienten zu Universitätsstudien erfolgte zwar nicht, muß aber erfolgen, da das Realgymnasium für Mediciner, ja selbst für Juristen eine mindestens ebenso angemessene Vorbildung als das alte Gymnasium gewährt. Es gibt eben nur eine Art geistiger Reife. Wer die Fähigkeit hat, ein Fach zu studiren, ist damit überhaupt zum Studiren befähigt. 1873 sprach Wiese sich noch entschieden gegen die Zulassung der Realschulabiturienten zum medicinischen Studium aus, 1881 billigte er es ausdrücklich, daß die Realschule das Recht der Vorbildung zum medicinischen Studium erhalte.*)

Die geschichtliche Entwicklung des gelehrten Schulwesens beweist in den letzten drei Jahrhunderten die allmähliche Loslösung einer selbstständigen, eigenthümlichen modernen Cultur von der antiken. Für die Zukunft ergäbe sich daraus die Folgerung, daß der gelehrte Unterricht sich immermehr einem Zustande nähert, in welchem derselbe aus eigenen Bildungsmitteln bestritten wird.

Der gegenwärtige Zustand ist nicht haltbar. Die Verbindung des Cursus in den alten Sprachen und Literaturen mit einem Cursus in den modernen Wissenschaften, Sprachen und Literaturen kann das Gymnasium auf die Dauer nicht durchführen. Andererseits wird auch der Versuch zur Wiederherstellung der Lateinschule nicht gemacht werden, da sich die allgemeine Culturbewegung dagegen entschieden hat; denn die Entfernung der modernen Cultur vom classischen Alterthum ist am Ende des 19. Jahrhunderts erheblich größer als am Anfang desselben, die alte Literatur ist dem gegenwärtigen Geschlechte viel fremder geworden. Demnach steht von der Zukunft eine Umbildung des Unterrichtswesens auf Kosten des classischen Unterrichts zu erwarten. Daß vor allem dann eine Verstärkung des jetzt so stiefmütterlich behandelten deutschen Unterrichts wird erfolgen müssen, ist die nothwendige Folge von der Stellung des Gymnasiums als einer Vorbereitungsanstalt unserer Hochschulen, da für diese philosophische und literarische Uebungen in erster Linie wichtig und erforderlich sind.

Paulsen schließt sein Werk mit folgendem Urtheil über unsere Gymnasialpädagogik: „Zwischen dem Spiel des Knaben und dem Beginne der Arbeit des Mannes liegt gegenwärtig eine zwanzigjährige Lernzeit, welche über Büchern und Papier, fast ohne jede Berührung mit andern als Schulaufgaben zugebracht wird, während am Anfang des Jahrhunderts der Beginn des Lateinlernens von Vielen erst mit 12 oder 16 Jahren, und der Beginn der Berufsübung, namentlich auch im Schulfach, schon mit 20 Jahren gemacht wurde. Wenn Goethe Recht hat, daß das Geheimniß des Unterrichts darin bestehe, Probleme in Postulate zu verwandeln, dann war der gelehrte Unterricht wohl zu keiner Zeit weiter von seiner wahren Aufgabe entfernt als gegenwärtig."

*) Von höchstem Interesse ist auch die Meinungsänderung von Du Bois-Reymond. Derselbe hatte als Rector der Berliner Hochschule sich gegen die Zulassung der Realschulabiturienten zu Universitätsstudien ausgesprochen. In einem Vortrage über „Culturgeschichte und Naturwissenschaft" erklärte er dann, daß er für jenes Gutachten nicht mehr eintreten könne. In den Anmerkungen zu jenem, jetzt in „Reden von E. Du Bois-Reymond" S. 240 ff. veröffentlichten Vortrage geht er noch weiter und erklärt S. 300: „Da nun auch die humanistische Bildung der Mediciner als so unbefriedigend erfunden wird, müssen wir zu unserem großen Leidwesen erklären, daß unter solchen Umständen die Vorbereitung durch die Realschule für die Mediciner nun doch zweckmäßiger erscheint, als die durch das Gymnasium."

Ferdinand von Saar's „Thassilo".

Von Karl von Thaler.

Es ist ein wunderliches Ding um die Meteore. Sie erscheinen plötzlich, leuchten einige Secunden hell und glänzend auf und zerspringen dann oder fallen schwer zur Erde nieder. Man hat sie zu Tausenden untersucht und ihre chemischen Bestandtheile auf das Sorgfältigste bestimmt, aber über ihren Ursprung, ihre Bahnen, ihren kosmischen Zweck sind die Gelehrten noch heute nicht einig, und die Wissenschaft weiß nicht genau, was sie aus ihnen machen soll. Mit diesen kleinen, geheimnißvollen Himmelskörpern, die wie Boten aus anderen, unbekannten Welten in die Atmosphäre der Erde fliegen, haben manche historische Gestalten eine unleugbare Aehnlichkeit. Sie flammen jäh und grell aus dem Dunkel ihrer Zeit empor, verbreiten für einen Augenblick blendenden Schimmer und erlöschen ebenso schnell. Die Geschichtschreiber befinden sich ihnen gegenüber in noch schwierigerer Lage wie die Astronomen mit den Meteoriten. Die Thaten eines Menschen haben kein specifisches Gewicht, und seine Beweggründe lassen sich nicht durch Säuren prüfen. Jedes historische Urtheil ist subjectiv, und es wird um so schwankender, einer je ferneren Periode der Mann angehört, dem es gilt; je unklarer sein Bild auf die Nachwelt gekommen. Vollends bei Persönlichkeiten, die den obenbezeichneten Meteorcharakter an sich tragen, nützt die fleißigste Forschung wenig. Um sie zu schildern, muß in der That die Phantasie die Mutter der Geschichte werden. Wir legen das Wort Mommsen's jedoch so aus, daß wir sagen: Der Dichter soll die Aufgabe erfüllen, die der Historiker nicht zu bewältigen vermag.

Ein geschichtliches Meteor im wahrsten Sinne war jener letzte Agilolfinger Thassilo, der den Herzogsmantel mit der Kutte vertauschen mußte, — der älteste Vertreter des unseligen Particularismus, der elfhundert Jahre lang das deutsche Volk

Digitized by Google

wie eine Erbsünde belastet und von der Zeit Karls des Großen bis in die Gegenwart den nationalen Kobold spielt. In Thassilo hat er sich zum ersten Male rein verkörpert. Es war kein religiöser, kein Stammesgegensatz, der ihn zum Widerstande gegen seinen Vetter Karl trieb, auch nicht die in jener Zeit herrschende Begier, dem Bruder oder Verwandten die Krone vom Haupte zu reißen, um das eigene mit ihr zu schmücken. Nein, Thassilo empörte sich, weil er das Reich nicht über Baiern dulden wollte, er stritt als Landesfürst wider den Reichsfürsten, der echte Particularist im modernen Sinne, der es nicht verschmähte, fremde Hülfe gegen Volksgenossen anzurufen und dabei in einem Theile seines Stammes bereitwillig unterstützt ward. Sogar Karl der Große, der im ganzen Reich statt der bisherigen Gold- die Silberwährung einführte, war nicht im Stande, den Silbersolidus den Baiern aufzuzwingen, sondern sie behielten dem mächtigen Kaiser zum Trotz ihren alten Goldsolidus, der aber nicht dem früher allgemein üblichen zu 40 Denarien entsprach, sondern nur 32 Denare galt. Sie mußten, wie die Friesen, um jeden Preis ihr besonderes Geld, ihren eigenen Münzfuß haben!

Im Verhältniß zu der bedeutenden und gefährlichen Rolle, welche der Baiernherzog Thassilo spielte, wissen wir wenig von ihm. Nicht einmal das Jahr seiner Geburt steht fest. In die Geschichte tritt er als Jüngling mit einem Verbrechen ein, welches immer und bei allen Völkern an gewöhnlichen Kriegern mit dem Tode bestraft wird, an Fürsten aber häufig ungerächt bleibt. Er begleitete im Jahre 763 seinen Oheim Pipin in den Krieg wider Herzog Waifar von Aquitanien, verließ plötzlich mit seinen Baiern das Lager und kehrte nach Hause zurück. Er beging also Desertion vor dem Feinde — in seiner Zeit nannte man das: härisliz. Fast zwei Jahrzehnte erfreute sich Thassilo thatsächlicher Unabhängigkeit. König Karl war durch die fortwährenden Kämpfe, unter denen sich die Gründung des Reiches vollzog, namentlich durch die Sachsenkriege, so in Anspruch genommen, daß er Baiern vergessen zu haben schien. Erst im Jahre 781 erinnerte er Thassilo an seine Pflicht. Dieser leistete den Huldigungseid, hielt ihn aber nicht. Da rückte Karl mit Heeresmacht in Baiern ein; Papst Hadrian I. bedrohte den Herzog mit dem Bannfluche, und nun erschien Thassilo demüthig im Lager zu Augsburg und nahm sein Herzogthum von Karl zu Lehen und stellte dreizehn Geiseln, darunter einen seiner Söhne, für seine Reichstreue. Das geschah am 3. October 787, — es war der Tag, welcher Baiern endgültig dem Reiche einfügte.

Thassilo hatte, wie er später ausdrücklich eingestand, mit innerem Vorbehalt geschworen und seine Vasallen aufgefordert, das Gleiche zu thun. Er wollte die Kette zerreißen, die man ihm übergeworfen, und seine Gattin Luitberga — „das böse und gottverhaßte Weib" nennen sie die Lorscher Annalen — hetzte ihn unablässig auf. Diese ehrgeizige Frau, eine Tochter des von Karl besiegten und entthronten Longobardenkönigs Desiderius, war der Dämon Thassilo's. Alle gleichzeitigen Quellen stimmen darin überein, daß sie den Gatten zum Aufstande und zum Bündnisse mit den heidnischen Avaren verleitete. Es kam aber nicht zum Kampfe. Auf der Reichsversammlung zu Ingelheim im März 788 ward die Anklage auf Hochverrath gegen Thassilo erhoben, und sie ging von bairischen Edeln aus. „Er konnte nicht leugnen", erzählt Einhard in seinen Jahrbüchern, „sondern ward der Schuld überführt und ihm nach einstimmigem Urtheil aller Anwesenden als einem Majestätsverbrecher der Tod zuerkannt. Jedoch der König schenkte ihm das Leben, er ward des weltlichen Gewandes entkleidet und ins Kloster geschickt, wo er ebenso fromm lebte, als er gern eingetreten war." Die Annalen melden, daß dies zu Sct. Goar am Rhein geschehen und daß auch Frau Luitberga in ein Kloster verwiesen worden sei; die letztere Quelle spricht von zwei Söhnen, die das Schicksal des Vaters getheilt hätten.

Sechs Jahre, nachdem Thassilo unfreiwillig die Tonsur erhalten, holte man ihn noch einmal aus seiner Zelle, damit er in der Reichsversammlung zu Frankfurt am Main für sich und seine Erben auf Baiern feierlich verzichte. Dann verschwindet er für immer aus der Geschichte. Wann und wo er gestorben, ist zweifelhaft. Wahrscheinlich verhallte sein letzter Seufzer in den Mauern des Klosters Lorch an der Bergstraße. Die Zeitgenossen hatten ihn bereits vergessen, aber nach tausend Jahren gedenkt man seiner mit dem Interesse, das jede tragische Gestalt einflößt. Sein Schicksal war ohne Zweifel ein tragisches im engsten, technisch-literarischen Sinne des Wortes. Der Particularismus, den er verfocht, ist allerdings keine weltbewegende hohe Idee, aber immerhin ein ganz bestimmter Gedanke, für den er unterging, und sein Bündniß mit den Avaren liefert die tragische Schuld in bester Form. Der Forderung, daß der Held einer Tragödie auch Fehler und Schwächen haben solle, entspricht Thassilo fast gar zu reichlich. Daß er kein Charakter war, ergibt ein Blick auf seinen Lebenslauf, und an politischem Scharfblick muß es ihm vollständig gemangelt haben. Er blieb ruhig, als sein Schwiegervater von Karl entthront ward, er rührte sich nicht, als die Sachsen Karl's Heere vernichteten, und er wagte den Kampf um seine Unabhängigkeit erst, nachdem er hoffnungslos geworden und nur durch Eidbruch begonnen werden konnte.

Kurz, Thassilo ist ein so wohlbeschaffener tragischer Held, wie man ihn nur wünschen kann. Das haben schon wiederholt Historiker bemerkt. Büdinger z. B. sagt, in Thassilo's Fall spiegele sich das Geschick ab, wie es die griechische Tragödie in höchster Reinheit darstelle, „das Räthsel der Beziehung lösend, die zwischen dem freien Willen des Menschen und der göttlichen Bestimmung waltet". Der hochfreisinnige Sugenheim, dessen hellen Verstand der Wahnsinn umnachtete, ehe er seine Geschichte des deutschen Volkes vollenden konnte, bricht bei der Schilderung Thassilo's in den Ruf aus: „Welche lehr- und trostreiche Verknüpfung menschlicher Dinge durch jene höhere Hand, die über der Sterblichen Würfel ausgleichend und rettend waltet!" Da schon die Geschichtschreiber den alten Baiernherzog gleichsam den Dichtern zuschieben, so darf man sich billig wundern, daß er nicht öfter dramatisirt ward. Er ist kein gewöhnlicher Gast in der Tafelrunde des historischen Trauerspiels, und außer Fouqué wüßten wir aus dem Gedächtnisse keinen namhaften Poeten anzuführen, der ihn schon für fünf Acte verwendet hätte. Jedenfalls gehört er nicht zu den abgebrauchten Helden, deren Namen alle Augenblicke auf der Bühne oder auf dem Umschlage eines Buchdramas erscheinen. Ferdinand von Saar hatte wenig Vorgänger, und gerade dies mochte ihn reizen, den Stoff zu behandeln. Der begabte Dichter hat sich ungewöhnlich lange mit demselben herumgetragen, und nur allmählich, im Laufe von mehr als anderthalb Jahrzehnten, ist sein Trauerspiel herangereift. Schon im Jahre 1868 hat er mir davon gesprochen und nun, da er das Werk der Oeffentlichkeit übergibt, neigt sich das Jahr 1885 seinem Ende zu.

Saar hat seinen Helden stark idealisirt. Das ist das gute Recht des Dichters, bei dem wir nicht nach historisch genauer, sondern nach dramatisch richtiger Charakterzeichnung zu fragen haben. Aber in dem Bestreben, Thassilo mit hohen Eigenschaften auszustatten, ging Saar etwas zu weit. Er machte einen so herrlichen Menschen aus ihm, daß sein Untergang und Tod uns wie eine unnöthige Grausamkeit erscheinen. Der Umstand, daß er die Avaren zu seiner Unterstützung herbeiruft, ist nicht so stark hervorgehoben, der nach unserer Meinung erforderlich war. In dem Bündniß mit den Reichs- und Volksfeinden liegt nicht nur das politische Verbrechen Thassilo's, hier liegt zugleich seine tragische Schuld, und sie hätte bedeutsamer hervorgehoben werden sollen, nicht blos flüchtig gestreift. Eine zweite Schwäche der Dichtung ist es, daß der rein politische Kern der Handlung nicht deutlich genug, nicht vollkommen klar heraustritt. Wie ein Rad um seine Achse, so dreht sich das Trauerspiel um die Frage, ob Thassilo verpflichtet ist, dem König Karl Heeresfolge zu leisten. Der Leser aber gewinnt nirgends den Eindruck, daß darüber kein Zweifel herrschen könne, daß das Recht vollkommen auf Seite des Frankenkönigs sei. Als dieser selbst Aufschluß von seinem Kanzler verlangt, wie es mit der Heeresfolge und Botmäßigkeit stehe, erhält er folgende Antwort:

Digitized by Google

Das läßt sich nicht in kurzen Worten sagen.
Die Frage ist so alt, wie Deine Väter
Es heute würden sein, wenn sie noch lebten —
Und dennoch wurde sie noch niemals ganz
Und klar gelöst. Thatsache ist: daß schon
Zwei Bojerherzoge vor Thassilo
Den Franken dienst- und heerespflichtig waren.
Doch Keiner hat die Pflicht erfüllt — und Jeder
Für seine Unabhängigkeit gekämpft.

Auf den Einwurf Karls, daß Thassilo ja in Compiègne den Eid der Treue geleistet habe, erklärt Eginhard, solche Eide würden meist mit Vorbehalt geschworen und verlören mit der Zeit an Kraft. Auch habe Thassilo den Eid nicht Karl selbst, sondern dessen Vater Pipin geleistet. Der fränkische Diplomat ist somit keineswegs von dem unbedingten Rechte König Karls überzeugt — eine Auffassung, die Saar vielleicht irgend einem officiellen bairischen Historiographen entlehnt hat, die aber seinem Werke schadet. Thassilo erscheint nicht als trotziger Rebell, der im Namen des Particularismus die Fahne des Aufstandes erhebt, sondern der Leser zweifelt, wer denn eigentlich Recht habe: der Baiernherzog oder der Frankenkönig? Ja, man hat nicht übel Lust, den Letzteren für einen muthwilligen Angreifer und Thassilo's Ende für eine brutale Härte des Geschicks zu halten — also ein ganz falsches Urtheil über den Kampf zwischen Karl und Thassilo zu fällen.

Möglich, daß diese Bedenken weniger eine ästhetische als eine politische Quelle haben. Wer kann sich bei einem rein politischen Stücke, dessen bewegende Idee heute noch lebendig ist und auf demselben Boden fortwirkt, auf dem Saar's Drama spielt, seines politischen Standpunktes völlig begeben? Wäre der Dichter nicht über den Verdacht erhaben, daß er ein Tendenzstück habe schreiben wollen, man könnte leicht in den Glauben verfallen, er hätte den modernen Particularismus in historischer Spiegelung zu verherrlichen beabsichtigt.

Saar's Wesen und echt künstlerischer Art zu schaffen widerstrebt solche Absicht freilich vollständig. Er hat wohl nicht einmal daran gedacht, daß man seinen „Thassilo" so auffassen könnte, und es ist nur ein Spiel des Zufalls, wenn er so gerathen ist. Man vermag nicht mit tieferem Ernst an die Lösung einer dramatischen Aufgabe zu gehen, als es Saar gethan. Sein „Thassilo" ist herb und streng, aber in großen Linien, in wahrhaft historischem Style gezeichnet, die psychologische Entwickelung der Hauptgestalten vortrefflich. Thassilo selbst will Anfangs nichts von Kampf gegen Karl hören. Er weist die Versuchung des Longobarden Romuald kühl zurück. „Auf mich rechnet nicht!" erwidert er dem Abgesandten, als dieser ihn auffordert, dem Schwager zur Befreiung der Longobarden beizustehen. Die Bitten seines ehrgeizigen Weibes vermögen Nichts über ihn:

„Ich bin nicht da, für meine Schwäher Throne,
Die längst gestürzt sind, wieder aufzurichten" —

entgegnet er Luitberga. Er meint, die fränkische Herrschaft bereits abgeschüttelt zu haben und glaubt nicht, daß König Karl von ihm Heeresfolge fordern werde. Als das aber dennoch geschieht, da bäumt sich sein Stolz auf. Unter vier Augen sagt er zu Karl ruhig: Nein. Wie der Frankenkönig ihn in offener Versammlung an seine Pflicht mahnt, da bricht er los und ruft seinem Gefolge zu:

„Nicht hinter jenes Königs Rücken wollt'
Ich mich erheben, nicht verfrüht, und spinnend
Unlaut're Ränke: nein, von Angesicht
Zu Angesicht, ihm fest ins Auge blickend,
Damit sich so im off'nen Kampf erweise,
Daß Agilolf vor Heristal besteht!"

Nun, in der Gefahr, wächst Thassilo mächtig empor, und Luitberga umfaßt ihn mit der Leidenschaft des reifen Weibes, das in dem Gatten die kühnsten und stolzesten Träume der Jugend verwirklicht sieht. Daß sie der Dämon war, der ihn in das Verderben trieb, hat Saar kaum angedeutet und desto stärker den Liebesherbst des Paares betont.

Wo and're Herzen mälig schon verlöschen,
Da lodern uns're erst in Flammen auf,

singt Luitberga in der Abschiedsscene, und Thassilo erwidert:

Haushält'risch waren wir gar lang, mein Kind,
Und nun verschwenden wir. —

Aus ihren Armen sich losreißend, zieht er in die Schlacht und fällt, vom Pfeil eines Sachsen durchbohrt. Wittekind hat den Schützen gedungen, denn

Das Haupt erheben durfte Keiner mehr,
Wo Wittekind das seine schon dem Joch
Gebeugt.

Luitberga ersticht sich an der Leiche des Gemahls, und das Trauerspiel schließt mit dem Aufbruch Karl's gegen die herannahenden Avaren.

Kraftvoll und markig wie die Hauptgestalten, oft mit wenigen Worten, sind auch die Nebenpersonen charakterisirt. König Karl, Wittekind, die beiden Feldherrn Thassilo's, der Avarenhäuptling Tutar treten scharf und lebendig hervor. Weniger will uns der junge Rothar gefallen, ein überflüssiger Mensch, der mit der Handlung weiter nichts zu schaffen hat, als daß er mit einer krankhaften Liebe für Luitberga behaftet ist. Er sagt ihr, er wolle König Karl ermorden, wenn sie ihn erhöre. Als Thassilo ihn bei dieser vertraulichen Mittheilung stört, will er dem Herzog an das Leben und wird von ihm erschlagen. Dieser Rothar, der die jungen Mädchen verschmäht und nicht nach der Blüthe, sondern nach der reifen Frucht schmachtet, die „bereits vom Wurm des Schmerzes angestochen ist", muthet uns in dem Trauerspiel wie ein Anachronismus an, denn er ist modern. Als ihn Thassilo niederstößt, hat man die Empfindung, es sei eine überflüssige Schachfigur beseitigt worden. Dennoch hat Saar seinen Tod künstlerisch zu verwerthen gewußt, indem die Mutter Rothar's, Frau Rotrudis, im letzten Act gleich dem strafenden und rächenden Schicksal vor Luitberga tritt.

Wird Jemand Saar einen Vorwurf daraus machen, daß er, der Geschichte entgegen, Thassilo in der Schlacht und Luitberga durch ihre eigene Hand enden läßt? Es ist heute wohl nicht nöthig, das souveräne Recht des Dichters zu solchen Verbesserungen der Wirklichkeit zu beweisen. Am wenigsten bei diesem Stoff. Ein historisch treuer Schluß müßte hier geradezu possenhaft wirken, zumal auf der Bühne. Das Wort ist heraus, und es ruft sofort die Frage hervor: Wird Saar's „Thassilo" auf dem Theater denselben bedeutenden Eindruck wie auf den Leser ausüben? Die Antwort wird uns die bevorstehende Aufführung im Wiener Burgtheater geben. Wilbrandt hat sich zuerst spröde und ablehnend gegen Saar's Trauerspiel verhalten, dann aber den Entschluß gefaßt, es anzunehmen, und wohl in der richtigen Erkenntniß, daß das erste Theater Oesterreichs die Verpflichtung habe, ein neues Werk des ersten lebenden österreichischen Dramatikers vorzuführen, ohne den Erfolg allzu ängstlich abzuwägen. Wenn Wilbrandt an diesem zweifelt, so mag er nicht Unrecht haben. Saar hat augenfällig mit Rücksicht auf das Theater geschrieben, sich deshalb manche Beschränkung auferlegt und das knappste Maß eingehalten. Wenn der poetische Werth eines Dramas dessen Wirkung auf der Bühne verbürgte, so müßte „Thassilo" diese erzielen. Aber wer ist Idealist genug, um an den Theatererfolg eines Stückes zu glauben, weil es als Dichtung hochsteht? Wer hält die Gesellschaft, die sich zu einer Première des Burgtheaters versammelt, für geneigt oder auch nur für fähig, sich poetischem Reiz gefangen zu geben? Vielleicht dann, wenn derselbe nach der romantischen Seite hin liegt. Saar's Tragödie aber hat einen ausgesprochen antiken plastischen Zug; es ist stellenweise wie aus Marmor gehauen, und dem Marmor gegenüber bleibt das große Publicum aus Mangel an Verständniß gewöhnlich — kalt.

Digitized by Google

George Taylor's „Elfriede".

Besprochen von Oskar Bulle.

Der Professor der Kirchengeschichte, welcher unter dem obenstehenden, englisch klingenden Pseudonym Romane schreibt, hat sich mit seiner neuen Erzählung*) auf ein neues belletristisches Gebiet begeben. Während er bisher in seinem „Antinous", seiner „Klytia" und seiner „Jetta" historische Figuren und Ereignisse oder wenigstens historische Bildwerke zum Gegenstande seiner Dichtung machte, bietet er uns jetzt ein allegorisches Lebensbild dar, dessen äußere Züge, so romantisch sie uns auch zuweilen anmuthen, durchaus den modernen Zuständen entnommen sind. Ein Märchen aus unseren Tagen! Wir können uns nun einmal nicht dazu verstehen, den Königssohn, der sich auf Betrieb des bösen Zauberers im Walde verirrt und die gütige Fee findet, als moderne Figur aufzufassen und wenn auch, wie es in der vorliegenden Erzählung geschieht, der Königssohn zum jungen Schloßherrn, der Zauberer zum Gärtnerburschen und die gütige Fee zur Gärtnerstochter degradirt werden, bleibt des Märchenhaften doch so viel in den Beziehungen dieser drei Menschen zu einander bestehen, daß wir unmuthig das Auge wegwenden von dieser unharmonischen Bekleidung holder Jugendideale mit modernen Gewändern.

Der Verfasser von „Elfriede" hat seiner Erzählung eine tiefere Symbolik zu Grunde gelegt. Ein „Prolog im Himmel" geht deshalb dem verwirrten und trüben Geschehen auf Erden voraus. Eine droben schwebende Seele sehnt sich herab nach dem Stern, den sie durch der Wolken Spalt erblickte, nach dem Stern, den sie Erde nennen. Sie fleht zum Vater der Liebe, daß er sie, die Friedlose im Reiche des Friedens, herabsinken lasse nach dem Lande ihrer Sehnsucht. Nur im Kampfe hofft sie das Gleichgewicht, das sie durch ihr Sehnen nach dem Thale der Schatten verlor, wiederzufinden. „So gehe", sagt der Ewige ernst, „ich strafe Dich, indem ich Deine Wünsche erfülle." Und die Seele sinkt tiefer und tiefer, ihr Licht erbleicht, je ferner sie dem Urquell des Lichtes kommt; sie läßt sich nicht halten, auch nicht durch den Gesang der Enttäuschten, die ihr auf dem Wege nach der Erde entgegenkommen, die ihren irdischen Lauf vollendet haben und nun heimkehren voll Klagen über das Weh und die Falschheit der Welt. Als sie so verblendet in ihr Verderben hinabschwebt, fühlen zwei Zwillingssterne, die in friedlichem Einklang neben einander am Himmel glänzen, Mitleid mit ihrem himmlischen Genossen. „In gleichen Bahnen kreisten wir mit ihm, und es trübte unsere Seligkeit, als wir ihn ferner und ferner von Dir sinken sahen", so sprechen sie zum Herrn. „Laß uns mit ihm ziehen; wir wollen ihn begleiten, daß er nicht verloren gehe, denn wie könnten wir forthin froh sein, wenn wir ewig die leere Stelle sähen, wo er einstmals glänzte." „Die aus Liebe hinabsteigen, um Andere zu retten, hielt ich nie zurück; gehet hin, ich werde mit Euch sein", erwidert der Ewige, und auch sie sinken herab zum Erdball. Sie sinken mit der Gefährtin in dasselbe Dorf, in die Gärtnerhütte des Schlosses, welches jene zum Endziel erwählt, und während sie ihre irdischen Wohnungen aufsuchen, fällt noch ein dritter Funke vom Himmel; „er leuchtet grell, bald feuerroth, bald gelb"; an der hinteren Mauer des Dorfes sieht man ihn niederschlagen, da, wo es am winkligsten und schmutzigsten ist.

Soweit der „Prolog im Himmel". Es weht ein pessimistischer Hauch durch denselben. Die abtrünnige Seele begeht gleichsam ein Verbrechen, indem sie ihrer Sehnsucht nach der Erde genugthut, und eilt ihrer Strafe für das irdische Begehren entgegen. Das Geborenwerden ist also für sie eine Sünde, eine im Jenseits begangene Sünde, für die der arme, ahnungslose Staubgeborene büßen muß. Welche furchtbare Prädestination! Und für die beiden anderen Seelen, das Doppelgestirn, das aus Mitleid herabgeschwebt ist, ist die Erstehung zum Menschen wiederum keine Sünde; sie können hier von dem opus supererogatum zehren, das sie durch ihr Mitgefühl im Himmel geleistet haben. Sie gehen also herrlichen Tagen entgegen, während ihre Genossin ihr irdisches Dasein in Abbüßung der droben verwirkten Strafe verzehren muß. Wir müssen gestehen, daß uns schon diese im Prolog entwickelte Schicksalsvertheilung etwas seltsam vorkam, noch seltsamer aber sind die Schlußfolgerungen, die für das irdische Leben der gefallenen Sterne aus ihr gezogen werden. Sehen wir diese näher an.

Vier Kinder werden in dem Dorfe in einer Stunde geboren. Im Schlosse erblickt der junge Erbe als kränkliches Knäblein das Licht der Welt. Das verderbte Blut vieler liederlicher Ahnen und einer schwächlichen Mutter schleicht matt durch seine Adern. Im Gärtnerhause aber gebiert eine kräftige Mutter dem gesunden Vater ein derbes Zwillingspaar; und an der hinteren Mauer des Dorfes, „da, wo es am winkligsten und schmutzigsten ist", krächzt das elende Kind einer verwahrlosten Dirne dem Düster seines Lebens entgegen. Seine Seele spielte im Prolog nicht ausführlich mit; wir wissen nur, daß sie als greller Meteor hernieder sauste. Der abstracte Bösewicht der Erzählung, der schlimme Zauberer des Märchens, ist auf diese plötzliche Weise zur Erde gekommen und zur concreten Erscheinung gelangt.

Die Kinder wachsen ihrer himmlischen und irdischen Prädestination gemäß heran; der junge Schloßherr als verweichlichtes, blasses Bürschchen, das von einem müßiggängerischen Vater, einer launenhaften Mutter und einem vorurtheilsvollen Heer von Tanten ganz von selbst zu dem Taugenichts und moralischen Schwächling erzogen wird, zu dem es sein eigensinniges Sehnen im Himmel schon vorher bestimmt hat; die Gärtnerkinder, gesund an Leib und Seele, zu wahren „Tugendbolden" und der meteorentstammte Proletariersohn zu dem rothhaarigen Scheusal, das wir erwarteten. Natürlicherweise vollzieht sich des Letzteren Ausbildung zum teuflischen Friedensstörer in einem Rettungshause für verwahrloste Kinder, das mit seinem frömmelnden Tone seiner schwarzen Seele noch die Heuchelei einimpft. Der vollendete Schurke derartiger Erzählungen darf ja nie der Tartüffe-Eigenschaften entbehren. Aus jener Anstalt kommt der junge Bösewicht als Gärtnerbursche aufs Schloß und die drei Sterne sammt dem Meteor sind nun zur irdischen Vollendung ihrer himmlischen Vorausbestimmung hübsch nahe bei einander.

Ihre Schicksale sind im Ganzen zunächst sehr einfach. Nik — so wird der adlige Knabe mit Abkürzung seines Namens Nikolaus genannt — wird von Johann, dem Gärtnerburschen, zu allen möglichen dummen, ja selbst zu bösen Knabenstreichen verführt und nur zeitweise durch den guten Einfluß der Gärtnerskinder, Fritz und Elfriede, auf gute Wege geleitet. Er ist ein fauler verwahrloster Bursche, der bei einem Dutzend von Hauslehrern nichts gelernt hat und in dem Gymnasium, das er später besucht, nur vorwärts schreitet, als sich Fritz, der natürlich ein Muster von Fleiß und guten Sitten ist, seiner annimmt und ihn daran gewöhnt, bei Elfriede vor dem Gärtnerhause zu sitzen und ihr die deutschen Classiker vorzulesen. Seine Eltern kümmern sich im Ganzen sehr wenig um ihn, selbst dann nicht, als durch seine Schuld Elfriede erblindet und er sich in einer Aufwallung der edlen in ihm schlummernden Eigenschaften und in dem Gefühle, daß er ohne Beistand der guten Sterne ein Taugenichts werden würde, mit dem blinden Kinde verlobt. Er nimmt den Treuschwur ernst, ebenso ernst als das Versprechen, immer in den eingeschlagenen guten Bahnen zu wandeln, aber kaum haben ihn die guten Sterne für kurze Zeit verlassen, — Fritz zieht auf die Universität, Elfriede wird zur Ausbildung in eine Blindenanstalt geschickt — so drängt sich der Teufel wieder an ihn heran, und er wird nun zum vollendeten moralischen Schwächling. Von der Schule gejagt, gewöhnt er sich auf einer Ackerbauakademie das Trinken an und kehrt nach kurzer Zeit ehrlos und haltlos, moralisch und physisch zerrüttet ins Elternhaus zurück. Noch einmal nimmt sich die ebenfalls heimgekehrte Elfriede aus liebevollem Mitleide seiner an, aber er sinkt trotz ihrer Aufmunterung von

*) Elfriede. Eine Erzählung von George Taylor. Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

Digitized by Google

Stufe zu Stufe. Sein Vater züchtigt ihn in öffentlicher Gesellschaft, die ihm von der Mutter zugedachte reiche Braut verläßt ihn, und schließlich geräth er durch ein höchst schmutziges Liebesabenteuer mit der Schwester des rothhaarigen Bösewichts ganz in die Gewalt dieses schwefligen Sternes, dessen irdische Einkleidung inzwischen zum Portier des Hauses avancirt ist. Er plant mit ihm eine Bestehlung des eigenen Vaters; Johann, der Bösewicht, soll den Diebstahl ausführen, Nik gibt ihm die Schlüssel zu dem Schlafzimmer des Grafen. Aber der Bestohlene ertappt den Dieb und dieser ermordet den alten Grafen. Der Verdacht der That fällt auf Nik, derselbe wird in das Gefängniß gelegt und erst durch Elfriede, welche den heuchlerischen Bösewicht zu überführen versteht, wieder befreit. Als Irrsinniger kehrt er in die Freiheit zurück; der Säuferwahnsinn bricht, begünstigt durch die überstandene Aufregung, in ihm aus, und in einem Anfalle der Tollheit beschließt er, sich und Elfriede zu tödten. Er lockt die Arglose auf einen Nachen, den er dem Wassersturze einer Mühle zutreibt. Fritz, der herbeieilende Bruder Elfriedens, wirft sich opfermuthig in die Fluthen, um das Schifflein anzuhalten, aber zu spät, die Mühlenräder begraben alle drei. Fritz und Elfriede werden als Leichen heraufgezogen, Nik kommt wieder zum Bewußtsein, und irrsinnig wie er ist — lebt er weiter.

„Durch den unendlichen Weltraum aber unseres Gottes schwangen sich die Zwillingssterne hinauf und kehrten heim zu dem hellen Lande, aus dem sie, dem Zuge ihres Herzens folgend, herabgestiegen waren in das Thal der Schatten. Die drei Mal sieben Jahre waren ihnen jetzt wie ein einziger Tag. „Wir konnten ihn nicht retten", klagten sie vor Gottes Thron. „Er ging verloren, wie so Viele verloren gegangen sind"

Aber eine milde, tröstende Stimme ging aus vom Throne des Ewigen. „Indem Ihr einen Anderen zu retten suchtet, habt Ihr Euch selbst gerettet, und nicht anders, wenn die Zeit seiner Läuterung vollendet ist, wird auch er die Heimkehr finden in der ewigen Liebe Schooß."

Mit diesem Epilog schließt das Ganze.

Was wir nach einer einzigen kurzen Stelle des Prologs in der Erzählung zu finden hofften, haben wir nicht gefunden. „Nur im Kampfe werde ich das Gleichgewicht wiederfinden", sagt die nach dem Irdischen strebende Seele, als sie den Herrn um Entlassung aus dem himmlischen Reiche bittet. Wo findet sich aber in dem ganzen irdischen Dasein dieses Sternes nur eine Spur von dem selbsterlösenden Kampfe, den er zu kämpfen verspricht? Ist diese schwankende Seele, die bald den guten Einflüssen des Doppelgestirns, bald dem bösen Zauber des Meteors nachgibt, wirklich eine mit sich selbst ringende? Und wie wird ihre schließliche Erlösung, ihre Befreiung vom Irdischen, ihre am Schluß in Aussicht gestellte Zurückführung nach oben motivirt? So wenig als die Nacht des Irrsinns, welche den Geist des Schwächlings am Ende umhüllt, einen befriedigenden poetischen Abschluß des auf Erden sich abspielenden Theils der Erzählung bildet, so wenig wird durch die „milde, tröstende Stimme, die aus dem Throne des Ewigen geht", das transcendente Problem, das der Verfasser in seinem Prolog und Epilog andeutet, in poetischer Weise gelöst. Von dem hohen Sinn des Goethe'schen Epilogs zum „Faust":

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

ist kein Abglanz auf diese Lebensallegorie gefallen; sie bewegt sich ganz und gar in dem Banne einer theologischen Prädestinationslehre, die ebensowenig wie die rein mechanische Weltanschauung des orthodoxen Materialisten noch Raum für eine poetische Auffassung des Menschenlebens gewährt. Die Klage des heimgekehrten Doppelgestirns: „Er ging verloren, wie so Viele verloren gegangen sind" ist deshalb das völlig entsprechende, nur in sentimentalem Sinne ausgeführte Seitenstück zu dem die nackte Trostlosigkeit des Lebens so furchtbar prägnant bezeichnenden Ausspruche des Mephistopheles: „Sie ist die Erste nicht."

Im Grunde hat die Art der vorliegenden Erzählung etwas Gemeinsames mit dem mißverstandenen „Realismus", der sich jetzt in unserer belletristischen Literatur so breit macht. Wenigstens die Gestalt des Nik, die Erdenerscheinung des sündigen Sternes, ist ganz in der Tendenz durchgeführt, welche auch die Erzeugnisse der genannten literarischen Richtung trotz des anmaßenden Gebahrens ihrer Vertreter zu undichterischen Gebilden stempelt. Diese Tendenz gipfelt in der rein descriptiven Kunst, die reale, sinnliche Erscheinung des zu behandelnden Objects in möglichster Treue, in stark gezogenen Umrissen und mit dick aufgetragenen Farben zu schildern, ohne den tiefen Sinn auch nur anzudeuten, der nach poetischer Auffassung einer jeden realen Erscheinung zu Grunde liegt, und ohne die Auflösung der Disharmonie, in welcher die peinlich treu geschilderten Einzelheiten stehen, unter einem höheren idealen Gesichtspunkte zu versuchen. Deshalb trägt jedes dieser „realistischen" Erzeugnisse zugleich einen pessimistischen Zug an sich. Auch der Held der Taylor'schen Erzählung vermag unser Interesse durchaus nicht in einer tieferen Weise zu fesseln als es etwa der Bericht über den niedersteigenden Stufengang eines uns sonst unbekannten verwahrlosten Menschen im Stande ist. Mag dieser Bericht auch noch so treu und kunstvoll sein, so wird er uns doch nicht innerlich ergreifen und bewegen, wenn er nicht zugleich einen schweren Kampf andeutet, den jener Unglückliche gegen sein Schicksal geführt hat, oder den Verlust von hohen idealen Gütern ahnen läßt, die jener vergeudete. Wo sind aber diese inneren Schätze, wo der Kampf mit sich selbst bei diesem schwachen Nik in dem vorliegenden Lebensbilde? Der Unglückliche ist hier ein unbedeutendes, gutmüthiges Menschenkind, das dahinwelkt wie ein Grashalm. Der Verfasser hat mit großer Kunst die Bedingungen für das physische und moralische Siechthum des Schwächlings geschildert; abgesehen von dem „Prolog im Himmel" mit seiner vorirdischen Prädestination ist die Entwickelung des Lebensschicksales des Helden echt realistisch und naturgetreu; aber sie erhebt sich auch in keinem Punkte über diese descriptive Stufe der Darstellung und ähnelt deshalb mehr einem eingehenden Polizeibericht, als einer Dichtung.

Allerdings hat Taylor dem herabsinkenden, sündigen Sterne das gute, rettende Princip in der Gestalt Elfriedens zur Seite gegeben. Er hat, wie er durch den Titel des Werkes andeutet, sogar diese Gestalt in den Vordergrund des Ganzen rücken wollen. Aber die Ausführung blieb hinter der Absicht zurück. Elfriede ist ein farbloses und verzeichnetes Gebilde, ein poetisches Seitenstück zu einem Overbeck'schen Engel. Unschuldig leidend für ihren Geliebten, diesen stets stützend und wiederaufrichtend, schwebt sie, unfaßbar und allzuerhaben für unser Gefühl, über die Erde dahin. Ob ihr Verhältniß zu dem Unglücklichen auf irdischer Liebe beruht oder blos eine Folge jenes himmlischen Mitgefühls ist, das im Prolog sich äußert, läßt der Verfasser unentschieden. Wir werden aus ihrem hyperidealen Gebahren nicht klug, bis der Epilog uns nochmals auf ihren himmlischen Ursprung hinweist. Hat der Verfasser in dieser Figur etwa eine liebe menschliche Gestalt verklären wollen? So nur können wir uns die Erscheinung des Engelbildes auf Erden erklären.

So märchenhaft uns, wie schon im Eingang erwähnt, die Zusammenstellung dieses feenhaften Geschöpfes mit dem realistisch geschilderten Nik und dem teuflischen Bösewicht Johannes anmuthet, so undichterisch erscheint uns die Isolirung des guten und des bösen Principes, wie sie sich in den Gestalten Elfriedens und des bösen rothhaarigen Gärtnerburschen vollzieht. Der Kampf, welcher im Prolog in Aussicht gestellt wurde, ist hierdurch nicht in die Seele des eigentlichen Helden der Erzählung gelegt, sondern wird bei der Personification des Teufels und des Engels ganz äußerlich, und ohne irgendwelche Spur im Helden selbst zurückzulassen, geführt. Wie der „Kasperl" im Puppentheater wird Nik zwischen Engel und Teufel hin und her gezogen und fällt schlapp und regungslos

Digitized by Google

hin, sobald der Engel nach Besiegung des Teufels wieder zum Himmel eilt. Wahrlich eine seltsame Allegorie vom menschlichen Leben! Wenn sich überirdische Mächte genug um uns gezaust und uns tüchtig abgeschüttelt haben, ist das Spiel aus, in dem wir nur Puppen gewesen sind. Ein trostloser Pessimismus! Was nützt es uns denn, über unser irdisches Elend noch den poetischen Zauber auszugießen, den das höchste ideale Gut des Menschen, das Streben, gewährt? Für solchen Pessimismus paßt niemals jener Epilog mit seinem transcendenten Troste.

Wir können unsere kritische Betrachtung nicht mit diesem verwerfenden Urtheile über die Idee des Ganzen abschließen, wenn wir nicht ungerecht sein wollen. So mißlungen uns die Anlage der ganzen Dichtung erscheint, so sehr erfreut wurden wir doch durch manche Schönheiten, die die Ausführung der Einzelheiten darbietet. Der Verfasser der „Elfriede" ist kein Dutzendschreiber, der auf der breitgetretenen Straße der belletristischen Mittelmäßigkeit wandelt. Er erhebt sich durch seine prächtige, gedankenreiche Sprache und besonders durch die Lebendigkeit und Anmuth seiner Darstellung um Haupteslänge über die Menge der Prosaisten unserer Tage und hat in dem vorliegenden Werke uns außerdem ein so glänzendes Zeugniß seiner trefflichen Beobachtung unserer gesellschaftlichen Zustände geboten, daß wir nur umsomehr bedauern müssen, diese Vorzüge nicht an einem Meisterwerke bewundern zu können.

Feuilleton.

Der Weiberleuthof.

Von E. von Dincklage.

(Schluß.)

Dr. Tangendorf behandelte die höllische Gicht seines Patienten mit empörender Gleichgiltigkeit, er überlegte nur, ob Jan für oder gegen die alte Brodherrschaft auftrete, nachdem er den Dienst gekündigt hatte.

„Ich hoffe", sagte der Knecht, „daß ich doch wenigstens zu Gange bleibe, ich muß für Alles aufkommen, wenn Frölen Truda im Schwurgerichte ist!"

Das recht hübsche, wenn auch nicht Vertrauen erweckende Antlitz des jungen Arztes flammte in heller Freudenlohe auf: „So — so!" rief er, mühsam seine Stimme beherrschend, „sie will den Spaß mit ansehen?"

„Spaßig ist's wohl nicht —" erwiderte Jan, „mag auch das Schwurgericht nur Vorwand sein!" — er fuhr mit der Hand prüfend über die Brusttasche seines Rockes, in welcher ein Papier knisterte.

„Der linke Arm, sagst Du, und die Gicht?" erinnerte sich der Arzt, „wir müssen das untersuchen, zieh' den Rock aus!" Der Knecht that so und mußte nun allerhand Bewegungen mit dem kranken Gliede anstellen, welches der Arzt unsanft, mit kalten, zitternden Fingern mißhandelte; kein Zweifel, Dr. Tangendorf hätte in diesem Moment jene Truda auf die Folter spannen mögen, welche auf den Brief in Jan's Brusttasche geschrieben hätte: „Sr. Hochwohlgeboren Herrn Premier-Lieutenant Erich von Warnheim". Sehr empfindlich schien die Gicht nicht zu sein, Jan verzog keine Miene, ja die leidenschaftliche Erregung des Arztes, welche diesen ganz unbarmherzig machte, schien den Patienten entschieden zu erfreuen.

„Guten Abend denn!" sagte endlich der Knecht, setzte seine „Kippe" auf und stolperte draußen einige Stufen der Stiege abwärts, das heftige Geräusch erweckte seinen Treppenverstand, der ihn veranlaßte, stehen zu bleiben, seine eigenen breit hervorstehenden Backenknochen mit einer ungeheuren Maulschelle zu bedecken und sich selbst anzuschnauzen: „Das thut's nicht: Wüthend mußte er werden! Schäumen mußte er, außer sich kommen mußte er!"

Schon nahten die Hausbewohner mit Lichtern, um die Ursache des Lärmens zu beaugenscheinigen, als der verzweifelnde Knecht im Schutze des Dunkels und so laut er konnte schrie: „Halloh! Hochzeit ist auch ein Schwurgericht!"

„Halt's Maul, verfluchter Kerl!" drohte von Oben des Arztes Stimme in den höchsten Fisteltönen des Zornes.

„Ich habe meinen lustigen Timpen selbst bezahlt", rief der Knecht zurück, „besser, ich krähe hier auf Eurer Hühnerleiter, als daß ich zur Flinte greife, wie Euer — —"

Schon hatte ihn der Arzt am Kragen in sein Zimmer gezerrt und die Thür verschlossen.

„Nu, was gibt's?" fragte der Knecht wie erstaunt: „ich trank nur ein wenig von wegen der höllischen Gicht — — und bald erfahren's die Leute ja doch, daß Frölen Truda Euch, Herr Menschendoctor, einen Korb gegeben hat!"

Der junge Arzt saß keuchend vor seinem Schreibtisch, sein Zorn erstickte ihn beinah: „Nie — nie — nie heirathet sie einen Andern!" stieß er heiser hervor und schlug dazu mit der geballten Faust gegen einen der Auszüge des Schreibtisches.

„Darüber kann Jeder das Seine denken!"

„Was solche Klötze denken, bleibt sich gleich, aber ich halte sie — hiermit halte ich sie!" und er schlug wieder gegen die Schieblade.

„Na — denn gute Nacht und wohl zu schlafen!" fort war Jan.

Der Brief, welchen der Großknecht zur Post trug, lautete: „Erich! Ich komme am 17. d. Mts. in die Stadt, um einer Schwurgerichts-Verhandlung beizuwohnen und Ihnen dann mitzutheilen, was uns, Sie und mich, getrennt hat und für immer trennen wird. Der Kampf, durch welchen ich diesen Entschluß errang, war so groß, wie meine unwandelbare Liebe.

Gertrud von Lahring."

Am vorbestimmten Tage reiste Truda ab. Die Schwurgerichts-Sitzung war wenig besucht, es handelte sich ja um keinen Scandal oder irgendwelche interessante Familientragödie, nur um den bissigen Kettenhund eines fahrlässigen Grobschmieds, der ein Kind anfiel, das an den Folgen dieses Bisses starb. Vielleicht wäre der Meister Schmied mit leichterer Strafe, als es geschah, davongekommen, wenn nicht Dr. Tangendorf gar so eingehend und beweglich über die Leiden des Kindes berichtet hätte, er würde kaum für ein eigenes Kind wärmeres Mitgefühl ausdrücken können, als für dies fremde. Während er sprach, waren seine Augen auf die Zuschauer-Sitze gerichtet und hafteten an einer bleichen, jungen Dame, die mit marmorner Unbeweglichkeit an der Seite eines großen, bedrückt aussehenden Officiers saß. Als das Paar sich endlich, nach gefälltem Urtheilsspruch, erhob, um auf die Straße zu gehen, folgte Dr. Tangendorf seinen Feinden von fern und war nicht wenig betreten und in seiner Siegesfreude gestört, als Beide in der Wohnung des Staatsanwaltes verschwanden. Was konnte Truda eben dort zu suchen haben, wohin zu kommen sie, nach dem Urtheile ihres Stiefbruders, vor allen anderen Begegnungen am meisten fürchten mußte? — Und doch stand sie alsbald vor dem Staatsanwalt, ihm voll ins Gesicht blickend, indeß ihr militärischer Begleiter sich dem Fenster zugewandt hatte und anscheinend dort hinaus blickte.

„Herr Staatsanwalt", begann Truda, „im vorigen Jahre pflegte ich meine erkrankte verwittwete Schwester, Anna von Dornen und deren Söhnchen Anton, welches gleichzeitig, vier Jahre alt, von den Masern ergriffen war. Ich hatte das Unglück, mich in den Medicinflaschen zu irren, gab dem Knaben die falsche Mixtur ein, und derselbe starb in der folgenden Nacht, es war die vom 23. auf den 24. August."

Es folgte dieser Mittheilung die Stille der Ueberraschung; der Staatsanwalt forderte mit einem Wink die Dame auf, sich zu setzen, und sie folgte diesem Wunsche, während der Beamte noch einmal die Visitenkarte überlas, welche er in den Fingern hielt.

„Hatten Sie irgend einen Vortheil durch den Tod des Knaben?"

Digitized by Google

„Ja, Herr Staatsanwalt, die Söhne gehen in unserer Familie zu doppelten Theilen!"

„Haben Sie sich erschöpfend überzeugt, daß der Tod des Kindes in Folge der Verwechselung jener Mixturen eintrat?"

„Dr. Tangendorf, welcher die Kranken behandelte, sagte mir, nachdem ich ihm, voll Schmerz und Entsetzen, meine strafbare Nachlässigkeit mitgetheilt hatte, er sei überzeugt, ich habe Antönchen gemordet, und wiederholte diese Aussage, nachdem er in seinem Hause noch einmal die Mixtur untersucht hatte".

„Tangendorf" — wiederholten beide Männer, indem Erich Warnheim nahe an Truda herantrat und ihre bebende Hand ergriff — „Tangendorf, dessen Vater Sie erschießen wollte — —"

„O, das hängt nicht mit meiner Schuld zusammen! Ich entziehe mich der verdienten Strafe nicht, nur möchte ich bitten, womöglich meiner alten Mutter und meiner ihres einzigen Sohnes beraubten Schwester den tödtlichen Schmerz dieser Entdeckung zu ersparen; ich klage mich selbst an, und mithin darf ich ohne Weiteres der Strafe gewärtig sein, ich werde dieselbe sogar freudig verbüßen!"

„Mein gnädiges Fräulein, die Sache liegt wohl nicht so einfach — darf ich zuvörderst bitten, mir von jenem Angriff des älteren Herrn Tangendorf auf Ihr Leben zu berichten?"

„Der Mann ist todt, er strafte seinen Jähzorn am eigenen Leben und erschoß sich; außerdem — ich war jung und unbedacht, ich reizte ihn —!"

„Ich darf bitten, mein Fräulein!"

„Jacob Tangendorf war der zweite Gatte meiner Mutter, welche ein bedeutendes Vermögen von meinem, damals bereits verstorbenen Großvater, dem Windmüller Claas Janßen, ererbte und zwar mit einigen unerheblichen Verpflichtungen, welche mein Großvater uns auf dem Todtenbette ans Herz legte. Wir sollten, unter Anderem, seiner alten Schwester Stine Janßen eine Jahresrente von 120 Thalern oder 360 Mark auszahlen. Das war stets geschehen, und sie erhielt, da sie arm ist, mehr als das; Jacob Tangendorf aber behielt die Hälfte des Legates zurück, sagte der 75jährigen, sie sei eine faule Person, deren fortwährendes Beten nur lästig für unsern Herrgott wäre, und sie solle für ihr Brod arbeiten; er kränkte die einfältige Greisin beinah zu Tode. Meine Mutter wußte nichts von diesem Unrecht. Als ich von dem Besuche meiner Großtante, die mir dies Alles klagte, heimkehrte, befand sich Jacob Tangendorf auf einer Treibjagd, ich ging ihm Abends im Mondenschein entgegen und stellte ihn entrüstet zur Rede. Er hatte wohl reichlich viel getrunken und wollte mich anfassen, ich war aber die Stärkere und warf den Wüthenden zu Boden, er schoß auf mich und, als er mich zusammenbrechen sah, auf sich selbst —".

Die beiden Männer blickten fast befremdet auf das so kurz angebundene Mädchen, das von so blutigen Vorgängen redete, als läse sie einen Zeitungsbericht.

„Erfolgte eine Untersuchung?" fragte der Staatsanwalt.

„Als ich wieder zum Bewußtsein kam, war Jacob Tangendorf bereits begraben, und man nahm an, er sei gestolpert und sein Gewehr habe sich dabei entladen."

„Glaubte man in Ihrer Gegend dieser Annahme?"

„Nein, Herr Staatsanwalt, denn einige Leute wußten, daß wir in Feindschaft lebten."

Der Jurist warf einen fragenden Blick auf den Officier, dieser verbeugte sich und sprach: „Ich bin der Verlobte des Fräulein Gertrud von Lahring!"

Eine Verklärung verschönerte Truda's bleiches Gesicht: „Gott lohn es Ihnen, Erich, aber ich nehme das Opfer nicht an, diese zerstörende Hand hat kein Glück zu bieten. Meine Natur legt mir auf, überall und immer gegen den Strom zu schwimmen, meine Mörderhand verdient eher abgehauen zu werden, als sich nach dem höchsten Erdenloose auszustrecken!"

Truda sprach leise und klar, ihre Stimme bebte nicht, es lag in ihr die tödtliche Ruhe der Hoffnungslosigkeit. Der große Officier hatte sich abgewandt und schluchzte. Fräulein von Lahring war im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als der Staatsanwalt, sichtbar bewegt, ihre Rechte ergriff, einige aufmunternde Worte an sie richtete und sie aufforderte, das Gesagte niederzuschreiben. „Sie erlauben, daß ich mir hier und da Auskunft von dem Herrn Lieutenant erbitte", schloß er, „Sie werden seiner Zeit den Ort unserer nächsten Zusammenkunft selbst bestimmen!"

„Sie sind sehr freundlich; mir wäre die Försterei zu Maigrund sehr angenehm, der alte Förster lebt dort allein und hat mich aus der Taufe gehoben!"

„Seien Sie unbesorgt, Ihren Wünschen soll mit möglichster Pünktlichkeit entsprochen werden!"

„Und Sie stehen mir zur Seite, Erich, — bis — bis sich mein Loos erfüllt. Adieu!"

Erich konnte nicht antworten, er folgte ihr auch nicht.

„Welch ein Weib!" rief der Staatsanwalt, nachdem sich die Thür geschlossen, „sie hätte schon vor 2000 Jahren über die Haide wandeln können und würde in die Bedingungen der Urzeit gepaßt haben!"

„Weshalb muß gerade sie, mit ihrer seltenen Kraft und Gewissenhaftigkeit, vom Strom der Ereignisse an den Strand geschleudert werden?" fragte Erich von Warnheim anklagend.

„Mit dem Strom kann auch ein Cadaver schwimmen, gegen den Strom aber nur ein kräftiger Wille."

Dr. Johannes Tangendorf's Aufregung wurde zu einer fast beängstigenden Rathlosigkeit gesteigert, als er etwa 14 Tage nach jener Schwurgerichtsverhandlung, welcher er so siegreich entgegengereist war, die Aufforderung erhielt, über die Todesursache des kleinen Anton von Dornen die gewünschte Auskunft zu ertheilen. Der Arzt war überzeugt, Truda könne nur in einem Anfall von Wahnsinn sich selbst angeklagt haben, und gerade diesem ganz Unerklärlichen gegenüber machte er die schauerliche Entdeckung, daß sein Streben, sich Truda's Hand zu erzwingen, nicht etwa sein Rachegelüst gegen sie war, daß er nicht aus Hochmuth das gnädige Fräulein, nicht aus Habsucht das reiche Mädchen, nicht aus Eitelkeit die schöne, stolze Frau begehrte — nein, er liebte sie, liebte sie um so leidenschaftlicher, je räthselhafter ihm ihr Wesen wurde. Aber er durfte sein Herz nicht zu Rathe ziehen, er mußte sorgsam erwägen, welcher Weg hier einzuschlagen war. Bestätigte er die fahrlässige Tödtung des Knaben, so ward er selbst strafbar durch Verheimlichung dieser Thatsache, gab er zu, das Kind sei, Alles erwogen, nicht ausschließlich an dem Genusse der Medicin gestorben, so war nicht nur sein ehrlicher Name, sondern jede Hoffnung auf Truda verloren. Er verfluchte das tolle Weib in einem Augenblicke, während er im nächsten bittere Thränen weinte, daß dies einzige, trotzige Geschöpf ihn verachtete, überlistete — er nannte ihre Selbstanklage Ueberlistung, — und lieber in den Tod, als in seine Arme flüchtete!

Truda war mit vielen Geschenken in ihr Vaterhaus zurückgekehrt, die alten Kleinen steckten schmunzelnd und verschämt die Köpfe zusammen und vertrauten sich an: „Trudchen ist so lustig — gewiß nimmt sie den Lieutenant jetzt!" Daß ihre Schwester durch andere Menschen oder Verhältnisse gehindert werden könne, fiel ihnen nicht entfernt ein.

Die kleinen Mädchen jubelten: „So schön wie Tante Truda mit uns spielt, kann es doch Keiner, Niemand auf der Welt kann schneller laufen als sie, o, sie hat gestern viel Vergnügen gehabt!"

Frau von Dornen klagte: „Ach, Gertrud, wenn Du mir auch alle Wünsche an den Augen absiehst, das kannst Du nicht verlangen, daß ich heiter werde!"

Die alte Frau von Lahring beobachtete ihre Tochter mit wachsender Unruhe, wennschon sie zu klug war, in irgend welcher Art dem, was da kommen sollte, vorzugreifen. Das hastige Aussichhinausleben des ernsten Mädchens, ihre dann und wann hervorbrechende Zärtlichkeit waren Verstöße gegen die Stammes-Eigenthümlichkeiten, welche die Alte eben so unberechtigt fand, wie der Gärtner die Ausläufer an veredelten Stämmen.

Jan wurde natürlich nicht um seine Meinung befragt, noch kam ihm irgend welche Mittheilung zu, aber er sah bald nachdenkend, bald pfiffig aus, und einmal sagte er: „Du, Ann-Trin, wenn Alles gut geht, dann freie ich um Dich!"

Digitized by Google

„Wann was gut geht?“ erkundigte sich „der Koch“ und stemmte die Hände in die Seiten.

„Erstens ist das meine Heimlichkeit und zweitens kannst Du nichts davon begreifen!“ entgegnete der Großknecht und legte sich eine glühende Torfkohle auf seine Pfeife, um dann fortzugehen.

Der norddeutsche Bauer hat die Eigenschaft des Abwartens; so warteten denn die drei Unverbildeten des Lahring-Hofes, Frau von Lahring, Truda und der Großknecht, jeder in seiner Weise; es hätte noch länger dauern können, aber es waren nur etliche Wochen. Truda wollte eines Tages den alten Gevatter Förster besuchen und zugleich ein paar Hundert Lärchenpflänzlinge einkaufen und Jan sollte sie hinfahren. Abends vorher theilte Truda der Familie mit, daß sie jetzt, so lange Jan noch am Platze sei und nach dem Rechten sehe, ein paar Monate wieder ins Kloster gehen möchte um der Andacht und inneren Auffrischung wegen; die würdige Mutter hatte ihre ehemalige Schülerin eingeladen.

Ehe Jan auf den Kutschbock stieg, winkte er nach dem Küchenfenster und sagte: „Na jetzt — Ann-Trin!“

Worauf sie lachte und unehrerbietig zurückrief: „Du Döfekopp!“

Der Wagen mochte sich an zwei Stunden bewegt haben, die Chaussée verlassend auf tiefen Sandwegen, als Jan das Schweigen unterbrach, mit dem Peitschenstiel auf das nächste Fichtengehölz deutete und sagte: „Da reitet auch der Doctor — hol ihn der Luchs!“

„Laß langsam angehen!“ erwiderte Truda, und des Kutschers Faust ballte sich schwer um die Zügel.

Der Förster hob sein Pathkind aus dem Wagen, sagte, er habe den Brief erhalten, fragte dies und jenes und tätschelte dazwischen mit seinen sehnigen, leicht zitternden Händen über Truda's Haar und Schultern. Sie wollte nichts genießen, so führte er sie die Stiege hinauf in einen größeren, öden Raum, den man Saal nannte. Der Staatsanwalt, Dr. Tangendorf, Lieutenant von Warnheim und noch ein anderer Herr saßen mit sehr ernsten Gesichtern da, um sich bei dem Eintreten des Paares respectvoll zu erheben.

Truda prüfte, sicheren Blickes, die wenig Gutes verkündenden Mienen der Anwesenden und sprach klar und gefaßt: „Ich bitte Sie, Herr Staatsanwalt, jenen Herrn, der, wie ich vermuthe, mein Richter ist, nicht mit einer Darstellung des Falles zu ermüden, sagen Sie mir einfach, welche Strafe ich verdiene, und ich bin bereit, dieselbe anzutreten!“

„Gertrud!“ rief der Officier.

Sie winkte freundlich begütigend zu ihm hinüber.

„Gnädiges Fräulein!“ sprach der fremde Herr, Truda eine Medicinflasche überreichend, „würden Sie jene verhängnißvolle Mixtur wiedererkennen?“

„Armes Antönchen!“ sagte die Dame leise, und ihre Augen wurden feucht: „Frau von Dornen, nach Vorschrift einen Theelöffel voll!“ las sie dann und hielt die Flasche vor das Licht. „Ich dächte“, antwortete sie nach einer Pause, der Löffel wäre damals ganz farblos geblieben, das heißt, diese Medicin scheint mir dunkler, aber es ist nur so ein Gedanke, natürlich war in jener Stunde der Schrecken so überwiegend, daß sich alles Andere verwischte!“

„Sie gaben dem Kleinen einen Eßlöffel voll aus der unrichtigen Flasche?“

„Ja!“

„Bemerkten Sie Ihren Irrthum sogleich?“

„Antönchen sagte: ‚Das schmeckt gut!‘ indeß er seine eigene Medicin bitter fand.“

Frage reihte sich an Frage. Alle wurden einfach und ohne auch nur mit einer Silbe sich selbst zu entschuldigen oder gar den Arzt anzuklagen, von Gertrud von Lahring beantwortet.

Die Augen des Officiers ruhten inzwischen auf dem scharf geschnittenen bleichen Antlitz des jungen Arztes, er gewahrte, wie dasselbe immer zuversichtlicher und herausfordernder wurde, bis zuletzt die Blicke der beiden Männer unverhohlenen gegenseitigen Haß aussprachen.

Der Officier betrachtete die Flasche und überreichte dem Staatsanwalt eine geschriebene Notiz, dieser nickte und lächelte. Dieses Lächeln machte einen sichtbar unangenehmen Eindruck auf den Arzt, er streckte einmal die Hand nach der Flasche aus, zwang sich dann aber wieder zur Ruhe. Da Truda selbst jede Art von Vertheidigung abwies, so waren die Fragen bald erschöpft und schien die Thatsache nach allen Seiten erledigt.

Da knarrte draußen die Stiege, es kratzte an der Thür und Jan trat ein. Die Art seines eben so unerwarteten als unberechtigten Erscheinens in einem Augenblick, wo über die Zukunft dreier jungen Menschen entschieden werden sollte, war so bewältigend, daß selbst der Förster, welcher aufgesprungen war, verstummte. Jan trat an den Tisch, sah sich die Herren an und setzte vor dem Staatsanwalt eine Medicinflasche nieder, sich, ganz im Stile seiner Herrin, selbst anklagend: „Die habe ich dem Doctor da aus seinem Schreibtisch stibitzt! Das kam so, Herr, er, der Doctor, sagte, er könne unser gnä Frölen zwingen, ihn zu heirathen, und da schlug er gegen eine Schieblade. Na, ich überlegte mir das Ding und dachte: Jan, dachte ich, besser, du brummst ein paar Wochen bei Wasser und Brod, als daß Frölen Truda diesem, mit Erlaubniß zu sagen, Hunde-Doctor gute Worte geben muß — na, sie hat's Gott sei Dank auch nicht gethan! — gut! Als der Doctor in aller Herrgottsfrüh mit der Bahn zum Schwurgericht abfahren will, da laufe ich in sein Haus, so wie er draußen ist und rufe: der Doctor hat was vergessen und schickt mich, schnell! schnell! Natürlich kennen mich die Leute im Hause, ich springe mit einem kleinen Stemmeisen herauf, der Schreibtisch ist so ein papiernes Ding von weichem Holze! Das Eisen eingetrieben und heraus kommt diese Pulle. Na, ich dachte mir doch was dabei, steckte das Ding ein, und da ist es!“

„Jan“, zürnte Truda, „nun hast Du Dich in Strafe gebracht, und ganz unnütz, was geschehen ist, bleibt geschehen.“

„Das muß sich wohl noch zeigen, gnädiges Fräulein!“ sagte der Staatsanwalt mit einem Seitenblick auf den Arzt, der sich, ganz überwältigt, an einer Stuhllehne aufrecht erhielt — „außerdem trägt diese Flasche das Datum des 22., indeß die andere Mixtur, wie der Herr Lieutenant bemerkte, einen Tag nach dem Tode des Kleinen vom Apotheker registrirt wurde, ein Umstand, der mir nicht entgangen ist. Und jetzt, mein gnädiges Fräulein, werden Sie sich geduldigen müssen, bis auch diese Medicin, die freilich farblos ist, auf ihre Bestandtheile geprüft ist, und ich eile heimwärts, um Sie auch keine Stunde länger als nothwendig in Ungewißheit zu lassen.“

Eine Stunde später saß Jan in seiner verbummelten Haltung auf dem Bocke, und als der Wagenschlag zuklappte, fuhr er, ohne aufzublicken, mit dem Frölen von dannen.

Beide schwiegen eine gute Weile, dann sagte Gertrud: „Du hättest es nicht thun sollen —!“

Der Knecht wandte den Kopf nicht, er schlug einige Kringel mit der Peitsche in die Luft, blickte rechts und links auf den Weg: „Das ist ja erstens nicht so schlimm und zweitens hätte Frölen Truda für einen von uns eben so viel gethan! —

Darauf schwiegen sie wieder. Nahe vor dem Hofe schaute Jan seine Herrin mit einem pfiffigen Zwinkern an und sagte: „Ich sehe die Sache für gut an!“

„Ich bin nun ja von allem Zwange frei in meinen Gedanken!“ entgegnete Truda, „an die engen Mauern muß man sich gewöhnen, die drücken nicht so schwer als — —“ sie stockte.

„Nein!“ bestätigte Jan das Unausgesprochene und nickte „dem Koch“ zu, denn Ann-Trin stand am Fenster.

Zwei Tage darauf langte eine Depesche an für Fräulein Gertrud von Lahring, sie lautete: „Alles gut! Die Medicin ist durchaus harmlos und unschädlich gefunden. Jubelnd Erich.“

Die muthige, nervenstarke Truda stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht, aber die letztere dauerte nicht lange, sie küßte ihrer besorgten Mutter Hände und Gewand, lehnte ihr von Dankesthränen überströmtes Gesicht an die Brust der Schwester Anna und sprang dann auf, um die alten und jungen Kinder stürmisch zu umarmen. Dann riß sie das Fenster auf und rief schallend über den Hof: „Jan, Jan!“

Digitized by Google

„Hier!“ antwortete der Knecht unter einem Leiterwagen hervor, dessen Achse beschädigt war. Truda lief ihm entgegen und sagte: „Hier lies — die Medicin konnte Antönchen nicht tödten — o, mir ist, als könnte ich in die Wolken greifen, wie blau, wie blau der Himmel, wie leicht, wie leicht mein Herz!“

„Hm!“ — knurrte Jan, „und ich muß gleich von wegen der höllischen Gicht zum Doctor — nun ja, gnä Frölen, und zweitens will ich auch die Ann-Trin heirathen!“

Doctor Tangendorf konnte nichts gegen die höllische Gicht thun, denn er war verreist, wahrscheinlich sehr weit weg, denn er kam niemals wieder.

Jan's Liebeswerbung um „den Koch“ vollzog sich in der schmeichelhaften Mittheilung: „Da ich, von wegen Lebens und Sterbens hier nicht über's zehnte Jahr weiter dienen will, so ist es wohl am besten, ich richte mich im Mai selbst ein und heirathe Dich! Manche Leute haben mir davon abgerathen, weil Du gewohnt bist, tief in den Fetttopf zu greifen und überhaupt in Schmier und Ueberfluß zu leben, aber ich werde mich hüten, eine Frau zu nehmen, die mir angepriesen wird, denn erstens wissen ja doch die Leute gar von nichts, und zweitens halte ich mich an meine Erfahrung!“

„So!“ — erkundigte sich Ann-Trin mißtrauisch, „was hast Du denn erfahren?“

„Das habe ich erfahren, daß mir keiner meinen Kopf ersetzen kann!“

Ann-Trin war überzeugt und entgegnete: „Ich habe mir einen guten Stüber zurückgelegt, wenn Dein Geld und mein Geld in einen Strumpf zusammen kommt, kann's schon was helfen!“

Seitdem trug Ann-Trin den Kopf furchtbar hoch, indeß Truda, die Herrin, eine gar demüthige Braut war: „Mutter“, sagte sie, „nur der kann sein Glück ermessen, der ein schweres Leid auf die andere Wagschale wirft und sieht: das Glück überwiegt!“

Jan, der sich nun schon ein Wort erlauben konnte, meinte an Truda's Hochzeitsmorgen: „Gnä Frölen, bange machen gilt nicht, wir zwei sind nicht vor dem Doctor bange geworden, und: Halloh, Hochzeit!“

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Frau Marcella Sembrich. Eine neue Operette.

In letzterer Zeit haben berühmte Oper-Primadonnen den Ausweg gewählt, sich als Concertsängerinnen dem Berliner Publicum vorzustellen. So zuerst Frau Nilsson, jetzt Frau Sembrich. Sagen wir gleich, daß diese einen weit glänzenderen und vielfach auch verdienten Erfolg errungen hat, als jene, bei der eigentlich die große Reclame, die hohen Preise und die Nonchalance des Programms vorzugsweise verwundernd waren, die Leistungen viel weniger. Frau Sembrich ist nicht, wie Frau Nilsson, eine einstige Berühmtheit, sondern eine gegenwärtig großartig glänzende Sängerin. Ursprünglich der deutschen Dresdener Hofoper angehörig, hat sie seit mehreren Jahren die Laufbahn der italienischen Sängerin gewählt und wirkt als solche an den Bühnen in London, Paris und Petersburg; in der russischen Hauptstadt hat sie die glänzendsten Erfolge zu verzeichnen. Sie besitzt eine sehr schöne, besonders in den höchsten Lagen vollendet reine und kraftvolle Stimme und ganz außerordentliche Coloratur; nur der Triller kommt nicht immer in voller Gleichheit zu Stande, alle anderen erdenklichen Gesangs-Kunststücke, auf- und absteigende Läufe, Staccati, Sprünge und Verzierungen aller Art sprühen wie eine Raketen-Feuergarbe aller Farben blendend empor. Der Vortrag ist feurig und frei von jener Affectation, durch welche der Gesang der Frau Nilsson mir so unleidlich wurde. Tiefere Empfindung darf man auch bei Frau Sembrich nicht suchen; auch ist ja die ganze Richtung, die sie vertritt, nicht dazu angethan. Sie sang die große Arie der Constanze aus Mozart's „Entführung“, die Wahnsinnsarie aus „Lucia“, Walzer von Arditi — dazwischen ein paar Lieder; diese letzten waren die schwächste Leistung; das „Es blinkt der Thau“ von Rubinstein haben viel kleinere Sängerinnen als Frau Sembrich besser gesungen. Aber wenn man von dieser einen verfehlten Nummer absieht, so kann man das Urtheil anderer großer Städte, welche Frau Sembrich in die erste Reihe der Bühnensängerinnen stellen, vollkommen bestätigen. Sie fand stürmischen Applaus. Da Frau Sembrich früher nur deutsch gesungen hat, erscheint es uns verwunderlich, daß sie nicht versucht hat, als deutsche Künstlerin an der Königl. Oper zu wirken; ein ganz großartiges Gelingen konnte ihr nicht fehlen.

Im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater ist eine neue Operette von M. Wolf (Text von Schirmer und Schnitzer), „Rafaela“, gegeben worden. Der Componist hat in früheren Jahren durch zwei Operetten, „Cesarina“ und „Die Porträtdame“, angenehme Hoffnungen erweckt, die erstgenannte erfreute sich besonders guter Aufnahme. Man erkannte Talent und ein sehr achtbares Streben nach gutem Tone und anständiger Haltung in Melodie und Instrumentation. Ein solches ist auch in der neuen Operette vorherrschend, leider zeigt sich kein Fortschritt im originellen Schaffen, und es erscheint nicht unbedenklich, daß die Nummern, die dem Publicum am besten gefielen, Couplets waren, welche eigentlich ganz aus dem Rahmen der Operette zu nehmen und in den der Posse zu bringen wären. Allerdings hat auch das Textbuch dem Componisten gar wenig Anregendes geboten; es enthält viel Unwahrscheinlichkeiten, und der dritte Act entbehrt jeder Handlung. Gespielt und gesungen wurde die Neuheit ganz gut.

Heinr. Ehrlich

Notizen.

Der bewährte Wegweiser durch die deutsche Theaterwelt, Th. Entsch's „Bühnen-Almanach“, feiert seinen Jubiläums-Jahrgang. Fünfzig Jahre hindurch erscheint dieses Buch, welches als „Repertorium der Königl. deutschen und französischen Schauspiele in Berlin“ 160 Seiten stark seinen Ursprung genommen und heute als 72 Druckbogen starkes Buch sich präsentirt. Die diesjährige Ausgabe ist besonders reichhaltig. Der Artikel „Fünfzig Jahre deutsche Bühnengeschichte“ bietet einen reichen Fonds von theatralisch-historischen und statistisch bemerkenswerthen Daten, aus dem man Material für die noch ungeschriebene Theatergeschichte der letzten 50 Jahre schöpfen kann. Werthvoll ist ferner die Einstellung sämmtlicher Daten über den Zweck, den Bestand und das Vermögen der deutschen Bühnen-Genossenschaft; auch hat der Kalender, die für die Theater- und Kunstwelt bemerkenswerthen Tage, die Wohnungs-Adressen sämmtlicher Mitglieder in den größeren Städten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Rußlands ꝛc. eine größere Ausdehnung gefunden. Bis in die kleinsten Orte sind weiter alle Theaterberichte bringenden Journale — Berlin leider nicht vollständig! — mit Angabe der Redactionsbureaux, mit Registrirung der referirenden Redacteure, für Schauspiel und Oper, und Angabe der Privatwohnungen und Empfangsstunden derselben angemerkt, und endlich schmücken vierzig Bilder verstorbener Bühnengrößen der letzten fünfzig Jahre dieses auch heuer wieder zu empfehlende Vademecum für Alle, welche „zum Bau“ gehören oder sich für denselben interessiren.

Der Roman, bei dem man sich langweilt. (Wien, Carl Graeser.) Ebensowenig als Pailleron die „Welt, in der man sich langweilt“, hat Schwarzkopf den Roman, bei dem man sich langweilt, entdeckt. Allein was Beide vor Andern auszeichnet, ist, daß sie den Muth haben, recht herzlich zu — gähnen. Der Franzose thut dies allerdings weltmännisch elegant; er hält die Hand vor den Mund, so daß man manchmal glauben möchte, er lächle blos. Der Deutsche hingegen schränkt sich hierin durch keinerlei Zwang ein; er sperrt die Kiefer weit auf, räkelt

Digitized by Google

sich fast die Arme vom Leibe, und wenn er damit fertig ist, schlägt er derb auf den Tisch und läßt das Donnerwetter auf den Urheber der Langeweile, auf den idealistischen Roman, niedersausen, welcher, von den gepriesensten Namen gedeckt, noch immer den Weihnachtsmarkt und die Ruhmeshalle der deutschen Schriftsteller: die Leihbibliothek, nährt und das geistige Brod der Familien bildet. Es ist dem Verfasser Ernst mit seinem Zorn, und er führt seine Sache mit Schneidigkeit, kaustischer Schärfe und einer Schlagkraft des Ausdrucks, die Einem die Versuchung, zu citiren, fortwährend nahelegt. Ihm gilt es für ausgemacht, daß der idealistische Roman ein literarischer Anachronismus geworden, welcher den wirklichen Bedingungen des Daseins keine Rechnung trägt und eine falsche, faule, hohle, unsinnige Welt widerspiegelt, eine Welt, die sittlich verlogen und ästhetisch werthlos ist. Zum Beweis dessen wählt er sich namentlich Redwitz' „Haus Wartenberg" aus — ein Werk, dessen Held in die unmöglichsten Situationen geräth, die abgeschmacktesten Ansichten vorbringt und, anstatt menschlich zu denken und zu handeln, „Tugendgymnastik treibt, in Entsagung schwelgt und wahre Aufopferungsorgien feiert". Er zergliedert — nein, er erzählt blos die Handlung dieses Buches und gelangt zu dem Schlusse, daß der Autor sowie alle Jene, welche die gleichen Bahnen gehen, sich ohne jede Berechtigung berühmen, als echter Dichter geschaffen und dem Volke eine künstlerisch verklärte, eine bessere, eine ideale Welt gezeigt zu haben. Wäre dies der Fall, dann müßten sie nothwendig die Probe bestehen; „dann müßte diese ideale Welt, wenn sie nur irgend etwas taugt, in Demjenigen, dem sie vorgeführt wird, doch logischer Weise das Verlangen erwecken, in ihr zu leben, dann müßte die Gesellschaft der Menschen, die er in diesen Romanen kennen gelernt hat, dem Leser doch wünschenswerther erscheinen als diejenige, in welcher er wirklich zu leben gezwungen ist." Weit wichtiger ist es, zu erfahren, welche Bücher Schwarzkopf für gute und nachahmenswerthe Muster hält. Er nennt Boz und Gottfried Keller, jedoch er kann es nicht verbergen, daß er sein Herz eigentlich nur an den naturalistischen Roman der Franzosen gehängt hat. Er übersieht dabei allerdings die Kluft zwischen deutschem und französischem Wesen; er vermißt nicht den Abstand der gesellschaftlichen Anschauungen diesseits und jenseits der Vogesen, und er vergißt vor Allem, daß der naturalistische Roman Daudet-Zola'scher Factur sich aus den zur Convention erstarrten, festen Formen, Gefühlen und Conflicten der Pariser Welt nur unter Verlust seiner charakteristischsten Eigenschaften in die Heimath der Individualitäten, nach Deutschland, verpflanzen läßt. Daß ihm in der Hitze der Polemik noch sonst manche Einseitigkeit, ja manches bedenkliche Paradoxon mit unterläuft, ist bei einem Mitgliede der „anonymen" Wiener Gesellschaft nur natürlich und fällt nicht ins Gewicht gegenüber der unerbittlichen Logik, mit welcher Schwarzkopf den Grundgedanken verficht. F—nn.

In der großen Stadt. Von Ernst Otto Hopp. (Berlin, Verlag von Friedr. Nonnemann), enthält Berliner Skizzen, in feuilletonistischer Weise aufgefaßte Augenblicksbilder aus dem Leben der Weltstadt. Der Verfasser beobachtet gut und hat ein großes künstlerisches Vermögen, fesselnde und überraschende Gruppen für seine Aufnahmen zu finden. Dabei hat er seine Platte mit einer sehr wirkungsvollen Mischung von echtem Mitgefühle, weichlicher Sentimentalität, moralischem Ernst und naivem Straßenhumor überzogen, so daß das entstehende Bild auf alle, die sich gerne an den Localcorrespondenzen der Zeitungen erbauen, einen rührsamen Eindruck zu machen nicht verfehlen wird. Aber im Grunde hat doch jene Mischung das wahre und scharfe Colorit des eigentlichen Geschehens sehr verwischt und gedämpft, und die Poesie, welche über den kleinen Bildern lagert, ist eine sehr künstliche, die mit dem Realismus der Erscheinungen nichts gemein hat. Wir sind nicht der Meinung, daß diese Localreporter-Poesie wirklichen literarischen Werth besitzt, auch wenn sie in so feiner Weise auftritt, wie in dem Buche Hopp's. Durch sie wird eine Sentimentalität in die Auffassung der reichshauptstädtischen Verhältnisse gebracht, welche schließlich noch unwahrer und widerlicher werden muß, als die süßlichste Lyrik von Blumen und Mondschein. Der Verfasser steht in seinen Schilderungen zu hoch, als daß bei ihm diese Gefahr sehr zu fürchten wäre; aber seine Nachahmer, welche ebenfalls den „Pulsschlag des Berliner Lebens bis in die geheimsten und entlegensten Tiefen sein vielbedeutendes Tiktak machen" hören, werden uns bald zeigen, zu welchem literarischen Elende diese Poesie der localen Theile in der Presse führt, sobald sie nur einmal auch in Buchform Anerkennung gefunden hat. Aus diesem Grunde scheint uns auch die vorliegende Sammlung von Local-Feuilletons und „Stimmungsbildern" aus der Reichshauptstadt trotz manchem Trefflichen, welches sie enthält, in ihrer ganzen Anlage sowohl als auch in ihrer arg pessimistischen Ausführung, von künstlerischem Standpunkte aus betrachtet, ein verfehltes literarisches Unternehmen zu sein. O. B.

Der letzte Jude. Roman von Karl Erdm. Edler. (Leipzig, Schlicke.) — Es war eigentlich zu verwundern, daß der tragische Vernichtungskampf, in welchem die politische Selbstständigkeit des jüdischen Volkes vor den Legionen Roms zerschellte, nicht schon längst seinen Romanhistoriker gefunden hatte. Geschah es vielleicht aus dem Grunde, daß die einzige ausführliche Quelle über jenen judäischen Krieg von einem Abtrünnigen, Josephus, herrührt, welcher die Helden und Vorkämpfer seines eigenen Volkes als Räuber und Meuchelmörder bezeichnet oder als Wahnsinnige darstellt? Nun, die für historische Romane so gebräuchliche Ummodelung der Geschichte in jenes zwielichtartige Gemisch von Traum und Wirklichkeit würde auch in diesem Falle das grausame Düster jenes Berichtes verdeckt und das helle Licht nationaler Größe heraufgezaubert haben! Ein anderer innerer Grund scheint aber hauptsächlich die poetische Bearbeitung jener Zeit bisher verhindert zu haben, nämlich das Fehlen eines besonders hervortretenden jüdischen Helden in jenem Endkampfe. Simon Jeras, Johannes von Giscala, Eleazar und wie die jüdischen Fanatiker alle hießen, eignen sich nicht zu Trägern der Idee von einem urwüchsigen jüdischen Volksthum, das damals überhaupt schon längst zu Grabe gegangen war. Will daher eine historische Dichtung trotzdem in einigermaßen idealer und wohlthuender Weise das jüdische Volk jener Tage in einer Figur verkörpern, so muß sie diese Figur erfinden, wie ja auch Felix Dahn in seinem „Kampf um Rom" die Hauptfigur frei aus der Luft geschaffen hat. — Der Verfasser des vorliegenden Buches scheint diese Nothwendigkeit gefühlt zu haben, denn er dichtet einen neuen Simson in die Welt, der, wie sein Urbild aus dem Buche der Richter, in traumhafter Unbefangenheit und mit kindlichem Herzen durch die Welt geht, die über seine ungeheure körperliche Kraft sich täglich verwundert. Othniel, so heißt dieser rein körperliche Held, ist der Sohn der häuslichen Martha, der Schwester des Lazzarus. Dieselbe ist mit ihrem Manne, einem alten frommen Juden, nach Rom verschlagen worden, woselbst der junge Simson ein Spielgenosse des Titus wird. In Partien wächst er später zum Helden heran und kommt rein zufällig von dort nach Jerusalem, vor dem sich gerade das römische Heer lagert. Er hat Gelegenheit, Berenice, die Tochter des Herodes Agrippa, vom Feuertode zu erretten, und wird von ihr geliebt, aber sehr im Incognito, denn er ahnt nicht, daß dieses auch ihn berauschende Weib die Fürstin ist, die er wegen ihrer Römerfreundschaft hassen muß und sogar in Folge eines geheimen Auftrags des Sanhedrin ermorden soll. Natürlich kommt, als er diesen Meuchelmord auszuführen sich anschickt, Alles an den Tag und Othniel beschließt nun, seinen Tod im Dienste des Vaterlandes zu suchen. Er vertheidigt zunächst Jerusalem, dann die Bergfeste Machärus in fast übertapferer Weise mit und entkommt aus beiden Plätzen stets glücklich, um schließlich auf dem Felsen Masada, dem letzten Zufluchtsorte des letzten Häufleins der Juden, seinen Heldentod zu finden. Vorher haben alle Mitvertheidiger dieses Felsens sich selbst den Tod gegeben; er hält bis zum Schluß allein aus; daher sein Name: „der letzte Jude". — Es versteht sich von selbst, daß in dem ganzen Roman viel Blut fließt, daß die römischen Kaiser von Claudius bis Titus handelnd auftreten, daß die Secte der Nazarener zuweilen erwähnt wird und daß auch Josephus bei dem ganzen Apparate nicht fehlt. Abgesehen von dieser historischen Ausschmückung, in der unsere deutschen Romandichter jetzt ja Meister sind, ist der Gehalt der Dichtung ein sehr geringer. Der etwas sentimental angehauchte „letzte Jude" nimmt sich seltsam unter seinen wilden, fanatischen Genossen aus, wird aber vielleicht gerade deshalb ein Liebling unserer höheren Töchter werden, ganz wie seine Ebenbilder, die ostgothischen Könige Dahn's. O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

CACAO-VERO

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/1 1/2 1/4 1/8 = Pfd.-Dose
850 500 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Soeben erschien:

Pasilingua!

Eine Gemein- oder Weltsprache.

Elementargrammatik mit Übungsstücken
von **P. STEINER.**

Preis Mark 1,50.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.
Heuser's Verlag (Louis Heuser) in Neuwied a. Rh. und Berlin C., Spittelmarkt 2.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von Carl von Schloezer.

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

In unserm Verlag erschien:

Der vorgeschichtliche Mensch.

Von

Wilh. H. Preuß.

Preis 80 Pf.

Dieser auf der 10. Jahresvers. des oldenb. Alterthumsvereins gehaltene Vortrag, welcher in der Versammlung größte Sensation erregte, ist, nachdem er noch vielfach erweitert, soeben in Buchform erschienen. Bei Einsendung von 80 Pf. in Briefmarken nach Auswärts franco.

Bültmann & Gerriets Nachf. Varel.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

Mit Beginn des Jahres 1886 erscheint in unserem Verlage wöchentlich:

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung der Herren Professoren Dr. **J. Bernstein,** Dr. **A. v. Koenen,** Dr. **Victor Meyer,** Dr. **B. Schwalbe** und anderer Gelehrten herausgegeben von

Friedrich Vieweg & Sohn.

Preis pro Quartal 2 *M.* 50 *pf.* Probenummern gratis und franco. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt entgegen.

Verlag von OTTO WIGAND in LEIPZIG.

Johannes Scherr's Werke.

Die Nihilisten. 3. Auflage. 4 M. Gebunden 5 M.

Neues Historienbuch. 2. Auflage. 5 M. Gebunden 6 M. 50 Pf.

Geschichte der deutschen Frauenwelt. Vierte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage. 2 Bände. 9 M. Gebunden 10 M. 50 Pf.

Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. Achte, verbesserte und ergänzte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8 M. Gebunden 9 M. 50 Pf.

Schiller und seine Zeit. **Illustrirte Prachtausgabe, neue verbesserte Auflage.** Mit 1 Stahlstich, 14 Portraits und 20 historischen Bildern. 13 M. 50 Pf. Eleg. gebunden 17 M. **Volksausgabe,** 4. Auflage (ohne Illustr.) 3 Theile in 1 Bande. Gebunden 4 M. 50 Pf.

1870—1871. **Vier Bücher deutscher Geschichte.** Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. 2 Bände. 16 M. Sehr eleg. geb. 18 M. 50 Pf.

1848. **Ein weltgeschichtliches Drama.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bde. 13 M. Geb. 15 M. 50 Pf.

Blücher. **Seine Zeit und sein Leben.** Dritte Ausgabe. Gr. 8. 3 Bde. 9 M. Geb. 12 M.

Die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert. Pracht-Ausg. m. 45 Bild. 2. Aufl. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf. Volks-Ausg. (ohne Illustr.) 1 Mark 50 Pf.

Vom Zürichberg. **Skizzenbuch.** Zweite Auflage. 5 Mark.

Geschichte der englischen Literatur. Dritte, verb. u. verm. Aufl. 4 M. Geb. 5 M.

Menschliche Tragikomödie. **Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Neue, billigste Ausgabe in 12 Bänden à 1 Mark,** dauerhaft gebunden à Band 1 Mark 30 Pf. Jeder Band wird apart abgegeben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 23. Januar 1886. Band XXIX.

FEB 16 1886

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Lage in Frankreich. Von Wilhelm Singer. — Das Wirthschaftsjahr 1885. Von Max Quarck. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ein stiller Poet. Von Paul Schütze. — Carl Abel's sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Von Daniel Sanders. — Zur Lebensgeschichte der Brüder Grimm. Von Georg Winter. — **Feuilleton:** Das ewige Blatt. Von Enrico Castelnuovo. Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Die Lage in Frankreich.

Von Wilhelm Singer.

Paris, im Januar.

Das sind nicht die besten Theaterstücke, die nur dadurch bestehen und fortgeführt werden können, daß ein einziges Wort unausgesprochen bleibt, obwohl alle Welt es errathen hat, und das, nicht ausgesprochen zu hören, ein peinlich drängendes Gefühl erregt. Dennoch gibt es viele Dichter, die mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit solche Situationen zum Vorwurf ihrer dramatischen Behandlung wählen, wiewohl sie ihnen schon so manch hartes Ungemach gebracht. Einem Dichter dieser Art gleicht im gegenwärtigen Augenblick die republikanische Partei in Frankreich. Seitdem die letzten Wahlen in die Kammer die Zahl der Monarchisten von Einhundert auf Zweihundert erhöht haben, also die Situation der Republikaner vom Standpunkte der Sicherheit mindestens eine zur Behutsamkeit mahnende geworden, predigt die ganze Welt, daß nur die „Einigkeit" eine glückliche Lösung aller Schwierigkeiten herbeiführen könnte; aber gerade diese Einigkeit ist bis heute nicht zur Wirklichkeit geworden, obwohl es im republikanischen Lager Niemanden gibt, der nicht einsähe, daß bei dem bisher verfolgten System des Haders und der Zwietracht das vernichtende Ungemach über die Republik bald hereinbrechen müßte. Indessen stehen wir mit der jüngsten Bildung des Cabinets Freycinet vor einer neuen Epoche. Dieser feine und findige Kopf, unterstützt von der Autorität des Staatsoberhauptes, hat es unternommen, das Einigungswerk der Republikaner der Thatsache entgegenzuführen, und er hegt den Glauben, daß es ihm gelingen werde, sein so dringend und von den überlegten Geistern so sehnsüchtig erwünschtes Ziel zu erreichen. Ehe wir jedoch an die Beurtheilung der Chancen der gegenwärtig geschaffenen Sachlage gehen, sind wir genöthigt, einen Blick nach rückwärts zu werfen, um in großen Umrissen darlegen zu können, auf welche Art sie entstanden und von welcher Beschaffenheit die sie zusammensetzenden Elemente sind.

In einer Rede in Havre hatte der ehemalige Ministerpräsident Herr Jules Ferry den Satz ausgesprochen: „Die Gefahr für die Republik liegt nicht auf der rechten Seite, bei Monarchisten und Clericalen, sondern auf der linken Seite, bei den Radicalen". Darüber läßt sich streiten, ob solch eine Excommunication einer republikanischen Fraction durch einen Republikaner ein Act politischer Klugheit war. Jedenfalls war sie der Ausfluß einer erklärlichen Illusion. Jules Ferry stand damals auf der Höhe seines Ansehens und politischen Glücks, und er mochte vermuthen, daß im Lande seinem energischen Auftreten gegen den Radicalismus Beifall gezollt werde und er dadurch die Radicalen der Gunst der französischen Wählerschaft berauben und den gemäßigteren Elementen den Zutritt zur gesetzgebenden Körperschaft erleichtern werde. Vorläufig hatte diese Rede aber nur die eine Folge, die radicalen Mitglieder der Kammer und ihren Anhang im Reiche in einen unversöhnlichen Gegensatz zur regierenden republikanischen Partei zu bringen, in einen Gegensatz, welcher in der von Jules Ferry befolgten Colonialpolitik stets neue Nahrung fand. Ohne uns auf eine Kritik einzulassen, wie diese Politik geführt wurde, mit welchen politischen Ausblicken und mit welchen Mitteln, constatiren wir blos, daß sie das Ministerium Ferry nicht allein zu Falle brachte, sondern auch nach seinem Sturze das republikanische Lager mehr entzweit als je zurückließ. Eine Persönlichkeit, welche vermöge ihrer Ausnahmestellung nicht genöthigt war, an den Kämpfen der einen oder der anderen Partei Theil zu nehmen, nämlich der Kammerpräsident Herr Henry Brisson, wurde förmlich gedrängt, die Regierung anzutreten und den Versuch zu machen, die entzweiten Brüder wieder zusammenzuführen. Schon damals pfiffen alle Spatzen auf dem Dache: „Einigkeit! Einigkeit!" Allein die ehemalige Regierungspartei stellte als Bedingung für ihr Bündniß mit den Radicalen auf, daß das frühere Regierungssystem sammt der Colonialpolitik fortgesetzt werde, während die Radicalen wiederum als Preis für ihre Regierbarkeit den vollständigen Bruch mit den alten Praktiken stürmisch begehrten. Herr Brisson wagte nicht, resolut in der Diagonale vorzuschreiten; wozu sollte er einen heroischen Entschluß auch fassen? Standen ja die Wahlen vor der Thür, und vom Suffrage universel, diesem höchsten Richter der Republik, erwartete er einen sicheren Fingerzeig, wohin er seine Schritte lenken müsse.

Die Wahlen kamen, und in drei Lager getrennt zogen die Republikaner aus, die Stimmen des Landes zu werben. Die ehemalige Regierungspartei, die sogenannten Opportunisten fochten unter dem Banner Jules Ferry's, und nur da, wo die Colonialpolitik auf zu große Abneigung der Wählerschaft stieß, wurde das Versöhnungsfähnlein Brisson's ausgestreckt. Die Radicalen marschirten, voran die Fahne Clemenceau's, dröhnenden Schrittes, und die Revolutionäre und Intransigenten schwangen verschiedenerlei Fahnen, der Grund aber bei allen war roth. Jede von diesen Parteien ließ das Wort Einigkeit vernehmen, jede aber stellte ein absolutes Programm auf, dessen einzelne Punkte nichts von Versöhnung und nichts von Verständigung an sich trugen. Jedes dieser Programme war eine conditio sine qua non. Und der größte Gegensatz lag in der Colonialpolitik, welche die Einen

Digitized by Google

als mit Frankreichs Ehre verknüpft erklärten, die Anderen in rücksichtslosester Art und mit den schneidigsten Ausfällen verdammten. Verschärft wurde dieser Zwiespalt durch die neue Wahlart, das scrutin de liste, die Wahl aller Abgeordneten eines Departements durch alle Wähler dieses Departements, dessen Anwendung man nicht genau kannte und von dem man nicht wußte, welche Ergebnisse es für die Republikaner zu liefern im Stande wäre. An ihrem Siege zweifelte die ehemalige Regierungspartei aber nicht. Die Radicalen ihrerseits konnten zwar nicht auf eine Majorität hoffen; aber sie setzten ihre Erwartungen auf eine so große Verstärkung ihrer Partei, daß in der neuen Kammer ihnen die Entscheidung in allen politischen Fragen zufallen würde, woferne die geschlagene ehemalige Regierungspartei nicht mit der Rechten gehen wollte. Was die Wahlen in der That brachten, bereitete den Republikanern, und namentlich der ehemaligen Regierungspartei, eine schreckliche Ueberraschung. Departements, welche bisher republikanisch gewählt hatten und deren Abgeordnete gemäßigte, mit die Regierung unterstützende Republikaner waren, gingen gänzlich an die Monarchisten und Clericalen verloren, die in ein wahres Huronengeschrei über ihren unverhofften großen Sieg ausbrachen: Tonking! Tonking! Mit Entsetzen sahen die Republikaner, welche Verwüstung die Colonialpolitik in ihren Reihen angestiftet hat. In einem imposanten Elan, die Gefahr der schwarzen Reaction vor sich sehend, verbanden sich aber die Republikaner aller Schattirungen zu einem einzigen Kriegsheer gegen die übermüthig gewordene clerical-monarchische Armada. Und bei den Nachwahlen siegten die Republikaner auch, „wie sie wollten", die republikanische Majorität war glänzend gerettet, wo aber war die Regierungsmajorität?

Wenn im politischen Leben der gesunde Menschenverstand allein maßgebend wäre, würden sich die Republikaner, einmal wieder geeint, nicht mehr getrennt haben. Kaum aber in der Kammer angelangt, begann wieder das alte Spiel um Macht und Oberherrschaft. Das Schlimmste, was die Wahlen hätten bringen können, haben sie gebracht, nämlich keine von den republikanischen Gruppen ist stark genug wiedergekehrt, um zugleich der republikanischen wie der monarchisch-clericalen Opposition siegreich die Stirne bieten zu können. Trotzdem bestand jede von den Fractionen auf ihrem Programm, hoffend, daß sie mächtig genug sein werde, auf die Andern eine Anziehungskraft zu üben und sich solcherart mit der Zeit bis zur Majorität zu vergrößern. Nachdem die Versuche in Vorversammlungen der Abgeordneten, eine Majorität zu bilden, gescheitert waren, nahmen die Opportunisten, wissend, daß die Regierung, so apathisch sie sich auch zeige, immer eine ansehnliche Macht in der Kammer bilde, Herrn Brisson für sich in Anspruch. Er wehrte sich nur schwach, und so hatte er bald das Gros der Radicalen zu Gegnern. Die letzte Debatte über die neuen Credite für die Colonialpolitik sollte nun die Entscheidungsschlacht liefern. Sie sollte endgültig darthun, welche von den Parteien in Zukunft die führende sein müsse? Alles hing für die ehemalige Regierungspartei von diesem Votum ab. Ob die Unbestimmten und Zweifelnden in der Kammer, die Unabhängigen und „Wilden" sich den Opportunisten anschließen und so wieder eine Majorität bilden würden; ob es möglich wäre, einen Führer der Opportunisten zum Präsidenten der Republik an Stelle des neunundsiebenzigjährigen Grévy zu wählen und auf diese Art die höchste Magistratur des Landes in den eigenen Machtkreis zu ziehen; ob die Colonialpolitik und mit ihr Jules Ferry und sein ganzes System vor den neugewählten Abgeordneten eine Rehabilitation erfahren würden, Jules Ferry, wenn nicht unmittelbar, so doch in naher Zukunft die Regierung wieder an sich bringen könnte — das Alles sollte durch das eine Votum in der Kammer entschieden werden. Leider gab die Abstimmung keine klare und entscheidende Antwort. Ungeachtet der warmherzigen Beschwörung des Kriegsministers Campenon, ungeachtet der geradezu hinreißend vorgetragenen Rede des Herrn von Freycinet, ungeachtet der Parteinahme für die Credite durch den „ersten Erwählten von Paris", Lockroy, erreichte die Regierung und mit ihr die opportunistische Partei blos eine Majorität von vier Stimmen, und von diesen vier Stimmen wurden nachträglich noch drei als ungültig angefochten. Unter solchen Umständen glaubte Herr Brisson, nicht mehr an der Spitze der Regierung verbleiben zu können, um so weniger nach dem mißlungenen Versuch, ihn zum Gegencandidaten des Herrn Jules Grévy zu machen, dessen Wiederwahl zum Präsidenten der Republik auf weitere sieben Jahre, am 28. December des Jahres 1885 in der Assemblée nationale zu Versailles, mit großer Majorität erfolgte. Alle Bemühungen, Herrn Brisson zur Zurücknahme seines Entlassungsgesuches zu bewegen, waren vergeblich. Er sah ein, daß er auf die Art wie bisher das Regieren mit Erfolg nicht fortsetzen könne, und der Präsident der Republik wandte sich daher an seinen alten Freund und Intimus, mit dem er in politischer Ideengemeinschaft gelebt, dem Minister des Aeußeren, Herrn Charles de Freycinet.

Wie ist nun die Sachlage, die Herr von Freycinet vorgefunden? Zweihundert Monarchisten und Clericale gegen dreihundertundachtzig Republikaner — eine republikanische Majorität also von etwa hundertundachtzig Mitgliedern. Wer könnte behaupten, daß unter solchen Umständen die Republik compromittirt sei, wenn — alle Republikaner nur einig gegen die Reaction sich stellten, wie sie es während der Stichwahlen gethan? Wo in der Welt ist noch eine Regierung, die eine Majorität von 180 Mitgliedern im Parlamente aufzuweisen hätte? Leider bedenken die Republikaner nicht, daß die monarchisch-clericale Opposition in Frankreich, nicht wie die reactionären Oppositionen in anderen Ländern, die liberalen Grundsätze allein bekämpft, sondern daß die französische Opposition auch namentlich gegen das republikanische System einen mörderischen Streich führen will, und die Republikaner spalten sich, wie vor den ersten Wahlen, wieder in drei Lager: in die Opportunisten, welche noch immer die stärkste Gruppe in der Kammer sind; in die Radicalen, deren Zahl etwa hundert beträgt, und die Intransigenten, etwa 50 oder 60 Mann stark. Diese Intransigenten werden eine Regierung vielleicht zeitweilig unterstützen, es ist aber auf die Dauer auf sie nicht zu rechnen, weil deren Programm bei dem gegenwärtigen Stande der gesellschaftlichen und rechtlichen Anschauungen in Europa fast wie ein unangenehmes Hirngespinnst erscheint und weil das ungestüme Temperament ihrer Wählerschaft sie nolens volens zu heftigen, wenn auch von vornherein als unerfüllbar anerkannten Forderungen antreibt. Die sechzig Intransigenten müssen also zu den Gegnern gezählt werden, so daß noch 324 Republikaner übrig bleiben, die zu einer einigen Majorität zu verbinden die erste und schwierigste Aufgabe der neuen Regierung ist. Ja, wenn eine große, begeisternde, politische Frage vorhanden wäre, auf welche hin sich diese Einigung vollziehen ließe, ja, dann brauchte die neue Regierung sie nur an die Spitze ihres Programms zu stellen, und die Opportunisten wie die „Regierungs"-Radicalen marschirten dann wie ein Mann immer vorwärts! Leider ist eine solche Frage nicht vorhanden; alle fundamentalen Freiheiten sind bereits erobert; die Schule, die Presse, das Wort, die Vereinigung sind frei! Was noch Passion erregt, ist der Kampf gegen den Clericalismus: die Trennung der Kirche vom Staat, und die Colonialpolitik. In diesen beiden Fragen aber gerade sind die Republikaner getheilt, und es steht daher bei der Rechten, bald der einen, bald der anderen Fraction das Uebergewicht zu verleihen.

Den Clericalen und Monarchisten die Möglichkeit der Entscheidung über die Geschicke der republikanischen Regierung zu entreißen, ihnen die Gelegenheit zu benehmen, die Stabilität der Regierung und damit das Vertrauen des Landes in die Regierungsfähigkeit der Republikaner zu vernichten, war das zunächstliegende Ziel des neuen Ministerpräsidenten. Und da dies nicht auf positivem Wege geschehen kann, das heißt, da eine Einigung in den schon gestellten Fragen unmöglich, muß es auf negativem Wege geschehen, nämlich durch Zurückdrängung, Verschiebung und vorläufige Beseitigung aller jener Angelegenheiten, welche die Republikaner in ihrer Entzweiung erhalten und den Monarchisten und Clericalen willkommenen Anlaß geben, sich störend und schädigend einzudrängen. Und da ohnedies nicht Alles auf einmal gethan werden kann, hat Herr von Freycinet in das Arbeitsprogramm der Kammer für das erste Jahr blos solche Punkte aufgenommen, über welche ein Widerspruch in der republikanischen Partei nicht besteht

Digitized by Google

und die auch Dringlichkeit genug besitzen, um nicht als Lückenbüßer angesehen zu werden. Dies sind also: die Herstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalte durch Ersparungen namentlich im Kriegsbudget (um neuen Steuern, Anlehen und Erhöhung von Zolltarifen auszuweichen), die Beschränkung der Kosten, Lasten und Verantwortlichkeiten der Colonialpolitik auf das allernothwendigste Maß und die schärfere Beaufsichtigung und Organisirung der Verwaltung, damit die republikanische Staatsform eine ihr ergebene und treu dienende Beamtenschaft finde. Wenn die geschäftliche Behandlung dieser Fragen den zwieträchtigen Geist, der bisher jede Angelegenheit verwirrte und in die Länge zog, einmal abgeschwächt und vielleicht ganz verdrängt haben, wenn die Majorität der Republikaner sich an das Zusammengehen gewöhnt haben und es nicht mehr nothwendig sein wird, bei jedem Anlasse von dem Sieg der einen Gruppe und von der Demüthigung und Niederlage der anderen zu sprechen; wenn mit einem Wort der Waffenstillstand abgeschlossen und eingehalten sein wird, dann braucht man auch nicht an den Friedensschluß über die sogenannten „irritirenden" politischen Fragen zu verzweifeln; denn einmal können sie sich nach etwa einem Jahre unter einem günstigeren Aspect zeigen, so daß ihre Behandlung nicht mehr die gleichen Schwierigkeiten bietet, das andere Mal würden die Gruppen an die Unterhandlung über die gegenseitigen Concessionen im Geiste größerer Mäßigung gehen und würde die Möglichkeit der Verständigung erleichtert werden, abgesehen davon, daß die wohlthätigen Folgen der Einigkeit so in die Augen springend wären, daß nicht so leicht Jemand die Verantwortung auf sich nehmen könnte, sie wieder zu zerstören. Ist der Optimismus in dieser Sache gerechtfertigt? Wenn Männer von Erfahrung und Geschicklichkeit, wie der Präsident der Republik und Herr von Freycinet, an die Möglichkeit des Erfolges glauben, warum sollten wir den Gedanken an ihn sofort von der Hand weisen. Endlich muß man ja doch auch in die Wirksamkeit der mahnenden Stimme der Verhältnisse, wie sie durch die letzten Wahlen und Zwistigkeiten in der Kammer geschaffen worden, ein wenig Vertrauen setzen. Interessant und spannend ist das unternommene Experiment in jedem Falle. Die Bestrebungen eines Friedensmannes, wie Herr von Freycinet, sollten überall, wo man Interesse daran hat, daß die Republik bestehen bleibe und sich kräftige, wenn schon nicht eine wohlwollende, so doch eine gerechte Beurtheilung finden, und es sollten ungeschickte und übelwollende Publicationen nach Möglichkeit vermieden werden, da sie ja, provocirt oder nicht, ihm nur seine ohnedies so undankbare und schwierige Aufgabe erschweren und den Monarchisten und Clericalen Waffen in die Hand drücken würden, damit der Republik einen vergifteten Stich mehr zu versetzen. Diese ist und bleibt ja doch die beste Gewähr für den europäischen Frieden.

Das Wirthschaftsjahr 1885.

Von Max Quarck.

(Schluß.)

Im Auslande sah es in wirthschaftlicher Beziehung nicht besser aus.

In Nordböhmen stand bereits zu Beginn des Jahres die Reichenbacher Manufacturbranche vor einer Krisis, und die halb beschäftigungslosen Webereien sahen im Herbst mit Bangen dem Winter entgegen. — In Schweden leidet seit dem August die hochentwickelte Eisenbranche derart, daß Werke, die seit Jahrhunderten bestanden, mit dem Abbruch ihrer Oefen begonnen haben. — Der allgemeine Rückgang war so intensiv, daß selbst die verhältnißmäßig gering entwickelte russische Industrie von ihr ergriffen wurde, die bislang eine wirthschaftliche Krisis deshalb leichter überwinden konnte, weil in dem großen Lande eine ungeheure Menge billiger Lebensmittel aufgestapelt liegen; sogar der Finanzminister mußte die Berechtigung der allgemeinen Klagen über die Ausfuhrstockung, das Steigen des Wechselcourses, den Mangel an Aufträgen und die daraus folgenden industriellen Falliments (namentlich in der Zuckerindustrie), den schlechten Lohn der Arbeiter (so namentlich im polnischen Lodz) und die Zunahme landwirthschaftlicher Zwangsversteigerungen zugestehen. — Wie schwer die gesammte Textilindustrie darniederliegt, belegen Hiobsposten aus aller Herren Länder. Im Herbst wurde zu Wald in der Schweiz eine große Baumwollenfabrik von 10 000 Spindeln, 260 Webstühlen und entsprechender baulicher Größe mit Material von 25—30 000 Francs Werth für 180 000 Francs versteigert: eine ganz kolossale Entwerthung! — In Norditalien ist es den Spinnereien und Webereien nicht gelungen, sich wegen des schlechten Geschäftsganges mit dem Steuerfiscus über eine angemessene Reduction der Gewerbesteuer zu verständigen; der Betrieb soll deshalb allgemein eingestellt werden. — Das Wüthen der industriellen Krise in Frankreich hatten wir bei der Betrachtung der reichsländischen Industrie bereits Gelegenheit zu erwähnen; das Darniederliegen der Pariser Industrie ist ja notorisch. — In England befindet sich die einst so stolze Textilindustrie in ihren ältesten und jüngsten Branchen in einem hochtraurigen Zustande: als Beispiel für die ersteren möge die Flachsspinnerei von Leeds gelten, die fast völlig zu Grunde gegangen ist, vor 25 Jahren mit 200 000 Spindeln und 20 000 Menschen arbeitete, im verflossenen Jahre aber nur noch in dem größten Etablissement dieser Art, in der Firma Marshall & Co., weiterlebte und mit dem Ende des Jahres, da auch diese kolossale Fabrik ihren Betrieb einstellen will, völlig erlöschen wird; als jüngste Branche der englischen Textilindustrie aber sei die Juteindustrie angeführt, die im verflossenen Jahre bereits mit fünfprocentigen Lohnreductionen und Cartellen zu Betriebseinschränkungen operiren mußte. — Im ungeheueren belgischen Montanbezirke feierte im August ein Theil der Walzwerke völlig, ein anderer zündete die Feuer erst Mittwochs oder gar Donnerstags an, und alle beschränkten die Abschlüsse bei den gedrückten Preisen auf die Tagesbedürfnisse. Ungefähr der dritte Theil der belgischen Zuckerfabriken aber erklärte, im Juli den Betrieb einstellen zu wollen, woraus man bereits berechnete, daß die belgische Gesammtproduction von Zucker im Jahre 1885 um 50 Millionen Kilogramm niedriger sein werde, als die des Jahres 1883. — Amerika, sonst das Sicherheitsventil für ungewöhnliche Spannungen im europäischen Wirthschaftsleben, konnte im verflossenen Jahre die Folgen der großen Handelskrisis von 1884 noch immer nicht verwinden: die Rückwanderung nach Europa nahm bereits im Februar ganz erhebliche Dimensionen an, namentlich aus Pennsylvanien; die ausgedehnte Cigarrenfabrication klagte fortwährend; das Baumwollgeschäft war „völlig todt"; am härtesten aber erschien im Wirthschaftsjahre die Eisen- und Stahlbranche getroffen, in welcher Hunderttausende strikender Arbeiter sich nicht in die allerdings enorme 20—25 procentige Lohnreduction fügen wollten, während die Unternehmer ziffermäßig nachzuweisen suchten, daß ohne diese Reduction bei den gedrückten Marktpreisen der Betrieb nicht fortzuführen sei. — In beredter Uebereinstimmung standen endlich die sachkundigen Berichte, die selbst aus noch in höherem Grade unerschlossenen Ländern nach Europa gelangten: „Wir erhalten aus Südafrika", so schrieb die „Kreuzzeitung" im Frühling, „die bestimmte Nachricht, daß Handel und Wandel so sehr darniederliegen, daß ein allgemeiner Staatsbankrott befürchtet wird"; und ein kaufmännischer Bericht aus Australien vom Ende des Jahres sagte, es hieße in sehr vielen Fällen so viel, als „jumping out the frying-pan into the fire" (aus der Bratpfanne in das Feuer springen), wenn man aus dem krisenerschütterten Europa in das noch weit mehr an geschäftlicher Unsicherheit leidende Australien auswandern wolle. —

Wir haben mit dieser flüchtigen Uebersicht in erster Linie nur die Lage der Unternehmung innerhalb der Weltproduction während des Wirthschaftsjahres 1885 zu skizziren versucht; um annähernd vollständig zu sein, müssen wir auch noch des anderen Productionsfactors, der Arbeiter, gedenken. Die massenhaften Strikes, welche die Geschäftswelt im verflossenen Jahre erlebte (wir erinnern nur an den Strike der Maurer, eines Theiles der Steinnußknopfarbeiter und der Metallarbeiter in Berlin, der Weber zu Nowawes und Erdmannsdorf, der

Digitized by Google

Maler, Lackirer, Maurer und Maschinenarbeiter zu Leipzig, der Schuhmacher in Dresden, der Zimmerleute zu Kaiserslautern), waren, so sehr die Meinungen sich theilten über die Berechtigung oder Nichtberechtigung mancher dieser Arbeitseinstellungen, immerhin Symptome für das Wüthen einer Arbeiterkrisis. In der That förderten sie zum Theil Mittheilungen über Lohnverhältnisse während des verflossenen Wirthschaftsjahres zu Tage, die bewiesen, daß die Arbeiter nicht die letzten waren, welche unter der allgemeinen Depression zu leiden hatten; so wurde z. B. festgestellt, daß ein Schuhmacher in Dresden durchschnittlich 9,62 Mark die Woche, ein Weber in Nowawes etwa 10 Mark, in Erdmannsdorf sogar nur 7,60 Mark verdiente, und daß die Zimmerleute in Kaiserslautern als Forderung nur 13 Mark pro Woche aufstellten. Dem entsprach es, daß die tonangebenden Verwaltungsbehörden im verflossenen Jahre bei Gelegenheit der Einführung des Krankenkassengesetzes im Zittauer Bezirke constatirten, daß der Lohn der dortigen Handwebergehülfen bei Weitem nicht die für die Versicherung angenommene durchschnittliche Höhe auch nur des ortsüblichen Tagelohnes (1,25 Mark für Männer, 0,85 Mark für Frauen) erreichte. Die Amtshauptmannschaft bewirkte eine statistische Erhebung, nach welcher sich der Durchschnittslohn dieser Arbeiterkategorie auf etwa 300 Mark jährlich beläuft. Noch bezeichnender sind folgende Daten, weil sie beredte Vergleichungen mit früheren Zeiten anstellen. Im Erzgebirge wurde nach zuverlässigen Berichten der von dorther gut informirten „Volkszeitung" in der Spitzenindustrie einige Zeit vor Ostern per „Wagen" noch ein Lohn von 1,20—2,00 Mark gezahlt; derselbe sank gleich nach Ostern auf 1,40 bis 1,50 Mark und betrug im April und Mai 1,10—0,80 Mark. In der Wollenweberei des sächsischen Voigtlandes verdienten im Jahre 1883 Arbeiter 8—16 Mark, im Juli 1885 dagegen nur noch 5—11 Mark wöchentlich. Zahlreiche Arbeiter an mechanischen Webstühlen zur Fabrication von Kammgarnstoffen, die im Jahre 1884 immer noch 12—14 Mark Lohn erhielten, waren völlig beschäftigungslos. Während noch vor zwei Jahren Perl- und Gorlnäherinnen ab und zu 7—8 Mark Wochenlohn erzielten, gehörte es im Sommer 1885 zu den Unmöglichkeiten für diese Arbeiterinnen, „auch bei dem größten Fleiße und der größten Anstrengung" und bei einer wöchentlichen Arbeitszeit von 84—90 Stunden mehr als 4 Mark zu erarbeiten. Zur selben Zeit schrieb man der clericalen „Augsburger Abendzeitung", im benachbarten Fichtelgebirge sei die Verdienstlosigkeit derart, daß erwachsene kräftige Arbeiter nicht einmal bei 70—80 Pfennig täglichem Lohne Beschäftigung fänden. Man könnte einwenden, daß diese Ziffern zu einseitig und aus ärmlichen Gebirgsgegenden hergeholt seien. Aber auch die größten Industriecentren zeigen uns für das verflossene Wirthschaftsjahr kein besseres Bild der Arbeiterlage. In den königlichen Steinkohlengruben bei Saarbrücken betrug der durchschnittliche Jahresverdienst eines Bergarbeiters im Jahre 1884/85 nur 938 Mark gegen 963 Mark im Jahre 1883/84 und gegen 979 Mark im Jahre 1882/83; er hat sich demnach im verflossenen Wirthschaftsjahre um weitere 25 Mark gesenkt. Am Niederrhein aber wurden bereits im Frühjahr aus den Reihen aller Arbeiter Klagen über Klagen laut über den abnehmenden Verdienst, und es war für die unter der Weberbevölkerung herrschenden Noth bezeichnend genug, als die „Crefelder Zeitung" zu Beginn des Jahres Mittheilungen über Ermittelungen machen mußte, die von der dortigen Stadtverwaltung in den Volksschulen angestellt worden waren und welche ergeben hatten, daß in acht von den vorhandenen vierzehn Schulen 29 Kinder sich befanden, die, ohne das Geringste genossen zu haben, Morgens in die Schule gingen. Das Stadtverordnetenhaus beschloß eine Unterstützung von 4000 Mark für die bedrängten Familien und Wegebauten für die verdienstlosen Arbeiter; allein im Schooße des Collegiums fiel selbst die Aeußerung, daß diese Maßregel der allgemeinen Arbeiternoth gegenüber nur ein Tropfen auf einen heißen Stein sei. Man nehme zu diesen Daten die Arbeiterentlassungen und Lohnreductionen, die schon oben bei der Schilderung von der Lage der Unternehmung miterwähnt wurden, noch in Aussicht stehen und in Magdeburg und am Rheine Arbeiter betrafen, die bereits Veteranen der Fabrik geworden waren, sowie die im verflossenen Wirthschaftsjahre sich wiederum höher stellenden Zahlen der Obdachlosen und aus dem Armenfonds Unterstützten in unseren Großstädten, so ergibt sich ein Gesammtbild für die Lage der deutschen Arbeiter im Jahre 1885, welches an Traurigkeit demjenigen der deutschen Unternehmung nicht nachsteht, es vielleicht noch übertrifft. Und wie in Deutschland, so überall. Im Januar wurde die Zahl der unbeschäftigten Arbeiter in Prag auf 8000, in Basel auf etwa 2000 geschätzt. Seit derselben Zeit bis Mitte des Jahres waren auch in Rußland und speciell in Polen jene Krawalle unbeschäftigter oder strikender Arbeiter an der Tagesordnung, die mit der vandalischen Verwüstung der Fabriken zu enden pflegten. Und welcher Widerspruch offenbarte sich dabei in Folgendem: „Während man einerseits", so schrieb man der „Weserzeitung" im März, „beschäftigt ist, neue Richtungen für die großen Ueberschüsse des Landes an Cerealien ausfindig zu machen, macht es auf der anderen Seite einen überaus peinlichen Eindruck, zu erfahren, daß große Strecken des russischen Reiches von Hungersnoth heimgesucht werden und der Hungertyphus Verheerungen unter der Bevölkerung anrichtet." Gleich schlimm war das Frühjahr für die belgischen Arbeiter. Die liberale Presse sammelte zwar 45 000 Francs für die Beschäftigungslosen; aber im Kohlenbassin Borinage, in dem 7000 Kohlenbergleute zur Erzielung höherer Löhne feierten und wo Schaaren bettelnder Arbeiterfrauen und -Kinder die Ortschaften durchzogen, kam es zu ähnlichen Ausschreitungen, wie in Rußland. Ganz dieselben Zustände wurden der „Kölnischen Zeitung" für Februar in einem Amsterdamer Briefe aus Holland gemeldet. Die spanischen Arbeitermanifestationen, zu deren Verschärfung noch die dortigen elementaren Katastrophen beitrugen, fielen in dieselbe Zeit des verflossenen Wirthschaftsjahres. Ueber die französische und speciell Pariser Arbeitsnoth im Vorjahre sind bereits so viele Berichte in die Oeffentlichkeit gedrungen, daß wir sie nicht noch besonders schildern wollen. Wir erinnern nur an die Hauptstrikes der Pariser Schneider und Schuhmacher sowie der Lyoner Weber, die sich sämmtlich um die Lohnfrage drehten, an die von der Pariser Municipalität zu Beginn des Jahres festgestellte Thatsache, daß es damals in Paris nahezu 20 000 leer stehende Wohnungen (davon ein großer Theil kleine) gab, sowie an die dem Pariser Gemeinderathe wie der französischen Kammer gemachten gesetzgeberischen Vorschläge, den 400 000 hungernden Arbeitern — so schätzte sie Toni Révillon — einen gesetzlichen Nachlaß des von ihnen geschuldeten Miethzinses zu gewähren, ihre Pfänder aus den Leihhäusern freizugeben und ihnen einen Credit von 25 Millionen zur Unterstützung zu bewilligen. Bei dem völligen Darniederliegen der Industrie in England, wie wir es oben sahen, konnte natürlich auch dort die Massenarmuth nur zunehmen. Der Londoner „Economist" wies schon zu Beginn des Jahres, im Monat Januar 1885, im Vergleich mit Januar 1884 nach, wie die Zahl der unterstützten Armen im verflossenen Wirthschaftsjahre sich erschreckend vermehrt hat, und zwar um viele Tausende. „Es ist klar", sagt das Organ der internationalen Finanzaristokratie, „daß die Lage unserer arbeitenden Klassen schlechter geworden ist. Und die Noth", so fügt es hinzu, „ist nicht mehr auf die Bergwerks- und Schiffsbaubetriebe beschränkt, sondern erstreckt sich bereits auf fast alle Bezirke." Ein Aufruf in den „Daily News" vom 12. Februar konnte deshalb das Elend mit den Worten schildern: „Zehntausende von Männern, Weibern und Kindern sind im Ostviertel Londons dem Hungertode nahe. Tausende von Männern sind außer Arbeit, weitere Tausende finden nur einen Tag in der Woche Beschäftigung." Die Massenmeetings der Beschäftigungslosen in London, Birmingham und anderen Industriecentren mit ihrem stereotypen Verlangen nach einer Enquete, welche die Ursachen der drückenden Krisis bestimmen soll, sind in ihrer Fortdauer bis zu Ende des Jahres ein deutliches Zeichen dafür gewesen, daß die Noth das ganze Jahr ungeschwächt fortgedauert hat. Zudem sind die Cassen der wohl fundirten Trade-Unions noch nie so beunruhigend stark in Anspruch genommen worden, als im verflossenen Jahre. Ein schließlicher Blick nach Amerika zeigt uns das gleiche Gemälde grau in grau. Im Februar des Jahres betrug der Procentsatz der beschäftigungslosen Arbeiter in der

Digitized by Google

Stadt New-York 24, in Philadelphia 31, in Minnesota sogar 40. Nach genauen Ermittelungen einer zuverlässigen New-Yorker Geschäftsagentur betrug die Zahl der Feiernden im Mai 1 200 000. Außerdem waren in den meisten Gewerben die Löhne um 10—30 Procent herabgesetzt. Noch im December lauteten die Nachrichten nicht anders, mit dem Zusatze, daß fortwährend noch Zuzug aus den Landgebieten in die Stadt komme, der sich durch Hungerlöhne und schmale Gehälter nicht abschrecken lasse.

Dieser Zustand der Production, der sich nicht nur in der Lage der Unternehmung, sondern auch in der Lage des Arbeiterstandes während des verflossenen Wirthschaftsjahres abspiegelte, mußte selbstverständlich auch die nachhaltigste Wirkung auf den Gewerbszweig üben, der sich damit befaßt, die fertigen Producte dem Consum zuzuführen: den nationalen und internationalen Handel. Den allgemeinen Zurückgang und die überall beklagte Handelsstockung hatten wir schon oben des Oefteren zu streifen Gelegenheit. Hier seien einige wenige specielle Data angeführt. Der Bericht des Generalconsuls der Vereinigten Staaten in Frankfurt a. M. über das zweite Viertel des verflossenen Jahres stellte fest, daß der Werth der deutschen Gesammtausfuhr nach Amerika für diesen Zeitraum nur 6 799 386 Dollars, das heißt 1 479 362 Dollars weniger als im gleichen Zeitraum des Vorjahres, betrug. Lediglich die Bezirke Elberfeld, Mainz und Nürnberg hatten sich einer Mehrausfuhr zu erfreuen. Wie hoch sich dagegen das Manco bei einzelnen hochwichtigen Industrien belief, mögen die Ausfuhrziffern der Wollenwaarenindustrie in den reußischen Fürstenthümern und der deutschen Maschinenindustrie zeigen. Die erstere exportirte in der Zeit vom 1. Januar bis 1. April 1884 für 1 860 000 Mark Fabrikate, im gleichen Zeitraume des Jahres 1885 dagegen nur für 1 520 000 Mark. Und für die Ausfuhr der deutschen Maschinenindustrie liefert die Handelsstatistik, welche die Erzeugnisse dieser Branche, abgesehen von Dampfkesseln, unter „Locomotiven und Locomobilen", sowie „Andere Maschinen" verzeichnet, über die letzten Jahre folgendes betrübende Zahlenbild.

Ausfuhr in den ersten neun Monaten

im Jahre	Locomotiven u. Locomobilen	Andere Maschinen	Zusammen
	Doppelcentner	Doppelcentner	Doppelcentner
1880	53 625	373 177	426 802
1881	51 298	415 476	466 774
1882	95 834	529 121	624 955
1883	101 657	572 692	674 349
1884	73 713	552 784	636 497
1885	52 462	478 228	530 690

Nach einem erfreulichen Aufschwunge in den Jahren 1882 und 1883 ist es also mit dem Export der deutschen Maschinenindustrie, welche zu ganz hervorragender Leistungsfähigkeit gelangt ist, schnell wieder abwärts gegangen; die Einbuße aber, welche sich im verflossenen Jahre ergeben hat, ist die allerbeträchtlichste seit 1883 gewesen: sie belief sich auf nicht weniger als über eine Million Doppelcentner! Dem entspricht es, wenn ein rheinisches Hüttenwerk über den Rückgang der Preise, welche es in den letzten Jahren erzielte, folgende lehrreiche Tabelle aufstellen konnte. Es wurden erzielt

in den Jahren für	1882/83	1883/84	1884/85
Walzeisen	185 Mark	119 Mark	109 Mark
Eisenschott aller Art .	57 „	52 „	48 „
schmiedeeiserne Drehspäne	48 „	45 „	40 „
Roheisen	53 „	46 „	43 „

Das Sinken des Marktwerthes, namentlich wieder im verflossenen Jahre, zeigt sich am eclatantesten beim fertigen Producte, beim Walzeisen. Und wie in der Eisenindustrie, so in den meisten Erwerbszweigen; vom Frühjahrsgeschäft der ebenfalls durch raschen Aufschwung vielversprechenden Berliner Confectionsbranche z. B. wurde gemeldet, daß das Geschäft deshalb kein gutes zu nennen gewesen sei, weil der Bedarf der Vereinigten Staaten von Nordamerika geringer als früher gewesen sei, und auch Holland und die Schweiz mit ihren Nachbestellungen ausgeblieben wären. Die Tuchmessen in Leipzig und Frankfurt a. O. schlossen mit denselben unbefriedigenden Ergebnissen. Die Zahl der Concurseröffnungen im deutschen Reiche betrug deshalb im November 1885 etwa 385 gegen 338 im Vorjahre, und vom Beginn des Berichtsjahres bis Ende November sind 4226 Concurse eröffnet worden gegen 3931 im gleichen Zeitraume des Vorjahres. Ist das nicht eine erschreckende Zunahme? Der für Holland so wichtige Handelsartikel: gutordinärer Javakaffee, stand im verflossenen Jahre so niedrig im Preise, wie noch nicht wieder seit 1850/52. Um unsere Leser nicht allzusehr mit fatalen Ziffern zu ermüden, seien nur noch englische Handelsverhältnisse kurz skizzirt. Nach dem Quartalbericht des Vollzugsrathes des Verbandes der englischen Baumwollspinner belief sich der Export von Garn in den ersten vier Monaten unseres Berichtsjahres auf nur etwa 80 Millionen Mark gegen etwa 87 Millionen Mark in derselben Zeit des Vorjahres. Der Werth der fabricirten Baumwollwaaren aber sank in denselben vier Monaten unseres Wirthschaftsjahres um etwa 37 Millionen Mark gegen die gleiche Zeit des Vorjahres; auf das ganze Jahr übertragen, würde dieser Ausfall etwa 110 Millionen ausmachen. Als augenblickliche Folge solcher Lage des Handels zeigte sich auch in England eine rapide Zunahme der Falliments. Nach dem bereits citirten Londoner „Economist" vom 4. Juli 1885 fallirten im ersten Halbjahre

	Engrosgeschäfte	Detailgeschäfte
1884	320	1949
1885	299	2300

Das bedeutet für den Detailhandel eine neuerliche Zunahme der Bankerotte um etwa 19 pCt.! Und gegen das Ende des Jahres verschlimmerte sich die Sachlage sogar noch. Im October waren bereits 554, und im December 640 Falliments mehr angemeldet, als im Vorjahre. —

Wenn es nun gilt, ein Gesammturtheil über das Wirthschaftsjahr 1885 abzugeben, so erscheinen uns zunächst die Worte des Generalsecretariates des deutschen Handelstages, mit welchem dieses seinen Rückblick auf das Jahr 1883 schloß, noch heute den Nagel auf den Kopf zu treffen und die Sachlage am allseitigsten zu würdigen. „Wir fassen", so begann diese wohl orientirte Stelle, „die aus der Mehrzahl der Berichte herausklingenden Klagen über Absatzerschwernisse, schlechte Preise, mangelnden Verdienst nicht in dem Maße trübe auf, wie dies von Einzelnen geschieht. Vielmehr berücksichtigen wir, daß Diejenigen, deren Geschäfte in flottem und hochlohnendem Betriebe stehen, nicht immer das Bedürfniß empfinden, diese Thatsache in ihrem vollen Umfange sogleich zur Kenntniß der Behörden und zugleich auch der Geschäftswelt zu bringen, während die Unzuträglichkeiten und Mißstände in Handel und Wandel gewohnheitsmäßig in Aller Munde sind. Gleichwohl befestigt sich in uns die Ueberzeugung, daß die Großindustrie in vielen Branchen bereits an der Grenze rentabler Fabrication angekommen, daß der durchschnittliche Handelsnutzen im weiteren Rückgange begriffen ist und daß ebenso die Forteristenz der bestehenden, wie die Neubegründung gewerblicher Betriebe vermehrten Schwierigkeiten begegnet. Alle in den Berichten hervortretenden Klagen erscheinen in der Hauptsache als Symptome der . . . Ueberproduction. Eine weitere Vermehrung der Production kann der deutsche Markt nicht mehr aufnehmen. Diese Geschäftslage ist eingetreten trotz, ja wohl zum Theil wegen der bewundernswerthen Fortschritte der großindustriellen Technik, der großartigen Ausdehnung des Verkehrswesens, der Erweiterung und Vervollkommnung der industriellen Production. Kein Erwerbszweig ist hiervon unberührt: am besten sind selbstredend diejenigen daran, welche jeweilig die größten Fortschritte in der Fabrications- oder Handwerkstechnik ihren Concurrenten im In- und Auslande gegenüber aufzuweisen haben, während die unter dem Durchschnittsniveau Zurückgebliebenen über kurz oder lang der Concurrenz erliegen müssen." — Wir möchten das in den letzten Sätzen des deut-

Digitized by Google

schen Generalsecretärs beim Handelstage angedeutete moderne wirthschaftliche Gesetz, das sich auch in der Verkehrsentwicklung unseres eben verflossenen Berichtsjahres mit furchtbarem Nachdrucke wieder offenbart hat, noch deutlicher und präciser herausschälen. Der Widerspruch zwischen dem allgemeinen und tiefen Mißbehagen im Erwerbsleben, wie wir ihn im ersten Theile unseres Rückblicks zum Ausdruck bringen mußten, und den lachenden Reihen hoher Dividenden einzelner Erwerbsgesellschaften, die sich auch für das Wirthschaftsjahr 1885 zusammenstellen lassen, predigt laut und deutlich die rapid zunehmende Concentration aller Betriebe. Man versteht darunter die Erscheinung, daß innerhalb des modernen Wirthschaftslebens je länger, je weniger Raum bleibt für viele kleinere capitalschwache und in Folge dessen technisch weniger vollkommen ausgerüstete Unternehmungen, und daß das Productionsfeld wie die gewinnbringende Handelsthätigkeit besetzt wird von jenen stetig an Zahl abnehmenden, an Ausdehnung und Vervollkommnung des Betriebes aber zunehmenden Großbetrieben, wie z. B. die Eisenindustrie im Krupp'schen Etablissement zu Essen einen solchen besitzt. Aus allen den Berichten, die wir oben über das Wirthschaftsjahr 1885 gesammelt haben, geht hervor, daß die Entwicklung in dieser Richtung fortschreitet: wir sehen im Rheinlande und in Sachsen die alten Textilbetriebe mit der Hand am ersten und meisten leiden und absterben, während die capitalmächtigen Actiengesellschaften durch das ganze Reich prosperiren, in Schlesien eine größere Eisenproduction sich auf immer weniger Oefen vertheilen, die großen Werke ebendaselbst, am Rheine und in den Reichslanden sich reorganisiren und technisch immer mehr vervollkommnen, um in den kritischen Zeiten mit den größten ihrer Branche concurriren zu können, endlich in England die kleinen Detailgeschäfte in weit höherem Maße von der Krisis decimirt werden, als die capitalmächtigen Engrosgeschäfte. Kurz, das Eine geht aus unserem wirthschaftlichen Rückblicke am Jahresschlusse unwiderleglich hervor: die zunehmende Concentration der Betriebe ist das Zeichen, unter dem das Wirthschaftsleben unserer Zeit steht.

Literatur und Kunst.

Ein stiller Poet.

Von Paul Schütze.

Eine Geschichte der modernen Novelle wird für den künftigen Literarhistoriker eine interessante und dankbare Aufgabe bilden. Zwei Stufen lassen sich leicht unterscheiden. Die ältere Novelle gibt sich als die Darstellung einer irgendwie bemerkenswerthen, oft abenteuerlichen Begebenheit, sie arbeitet auf Spannung und Ueberraschung hin. Anders die neuere Novelle: sie verlangt einen beherrschenden Mittelpunkt, zu dem Alles hinleitet, ein Problem, das gelöst, einen Conflict, der entschieden werden soll; in dieser ihrer strengen Geschlossenheit stellt sie sich dem Drama an die Seite.

Der vorzüglichste Repräsentant der Problem- oder Conflictnovelle ist Paul Heyse. Ihm gesellt sich Theodor Storm zu. Doch hat des Letzteren Novellistik insofern einen eigenthümlichen Entwicklungsgang durchgemacht, als sie sich aus der Lyrik herausgebildet hat. Storm's früheste Novellen sind wesentlich Stimmungsnovellen, in denen die Darstellung seelischer Probleme und Conflicte noch zurücktritt.

Eine deutliche Verwandtschaft mit Storm zeigt der Poet, dem in diesen Zeilen eine eingehendere Betrachtung gewidmet werden soll: Heinrich Seidel. Seine erste Erzählung „Der Rosenkönig" (1869—70) läßt den Einfluß des holsteinischen Dichters besonders stark spüren: auch hier die eigenartige Verwendung der Natur als Stimmung erregenden Factors, das traumhafte Ueberschleiern der Gestalten und Situationen; auch hier die Verdichtung der Stimmung zum Liede. Wenn der Rosenkönig das Volkslied mit einer wilden Rose vergleicht und Marie sagt: „Ich kann mir gar nicht denken, daß solche Lieder gemacht werden; ich meine, sie müßten so entstehen, wie eine Blume sich aufthut, ganz von selber", so erinnert das direct an Reinhardt's Worte in „Immensee": „Solche Lieder werden gar nicht gemacht; sie wachsen, sie fallen aus der Luft, sie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tausend Stellen zugleich gesungen. Unser eigenstes Thun und Leiden finden wir in diesen Liedern; es ist, als ob wir Alle an ihnen mitgeholfen hätten."

Während Storm die Stimmungsnovelle zur Conflict- und Problemnovelle fortbildete, ist Seidel im Wesentlichen auf jener Stufe stehen geblieben, sich allmählich zu einer gewissen Eigenart des Stils und der Darstellung hindurchringend.

Ein stilles mecklenburgisches Dorf ist sein Geburtsort. Sein Vater, als Dichter geistlicher Lieder nicht unbekannt, war dort Prediger. In dem beschaulichen Frieden des evangelischen Pfarrhauses, das unserer Literatur schon so manchen Poeten geschenkt hat, wuchs er auf. Er läßt uns selbst in das sonnige Idyll seiner Kindheit blicken in der Erzählung „Jorinde". Wir sehen da den Knaben nachdenklich zwischen den Gräbern des alten Friedhofes umherwandeln oder vom hölzernen Glockenstuhl aus träumerisch in das Land hinausblicken. Ein Hang zum märchenhaft Phantastischen entwickelte sich früh bei ihm; doch hielt demselben die Vorliebe für das einfach Sinnige die Wage. Diese beiden Züge sind es auch, die seine dichterische Physiognomie constituiren.

Die bisher von Heinrich Seidel veröffentlichten Erzählungen sind in drei zierlichen Bändchen erschienen unter den Titeln: „Vorstadtgeschichten" (3. Auflage), „Geschichten und Skizzen aus der Heimath" (2. Auflage), „Jorinde und andere Geschichten".*) Es sind keine interessanten Probleme, keine bedeutsamen Conflicte, keine spannenden Verwickelungen, die der Dichter uns bietet; es sind stille Geschichten, deren Reiz in erster Linie auf der Darstellungsweise beruht. Denn Seidel ist ein vorzüglicher Erzähler. Er erzählt ohne jedes Raffinement; alle Effectmittelchen verschmäht er; er bleibt immer einfach, seiner Natur getreu. Außer von Storm hat er von Dickens, Andersen, Mörike, Stifter und Keller gelernt. In der Wahl seiner Novellenstoffe geht er seine eigenen, oft absonderlichen Wege. Gern läßt er seine kleinen Erzählungen sich auf dem Boden seiner mecklenburgischen Heimath abspielen, die er von ihrer anmuthigsten Seite zu schildern weiß. Im Titel erinnert an Fritz Reuter's „Hanne Nüte" die längste von Seidel's Novellen „Odysseus. Eine Vogel- und Menschengeschichte": Ein junger auf der Wanderung begriffener Naturforscher läßt sich in der glühenden Mittagshitze durch einen schattigen Waldweg von dem breiten Pfade der Chaussee abseits locken; er kommt ans Ufer eines Sees, der ihn zum Bade einladet. Währenddem macht sich ein Vagabund mit seinen Kleidern auf und davon, ihm nur einen schäbigen Filzhut und ebenso zweifelhafte Stiefel zurücklassend. Ein zweiter Odysseus, steht er nun splitternackt da im Walde. Er beschließt, bis zum Abend zu warten und dann in einem nicht weit entfernt gelegenen villenartigen Gebäude, welches er vom See aus bemerkt hat, Hülfe zu suchen. Doch die Erlösung naht ihm schon vorher in Gestalt einer jungen Dame, die ihren Spaziergang bis zu seinem Lagerplatze ausdehnt und der er aus seinem Blätterhaufen heraus sein Mißgeschick mittheilt. So kommt Hermann Werder nach Goldensee und wird von dem prächtigen Herrn Konrad Bastian und seinem Bruder Ludwig, einem großen Vogelkenner und Vogelfreund, auf's Liebenswürdigste aufgenommen. Zwei Mädchen lernt er dort kennen, Agnes, die Tochter des Hauses, die still und echt weiblich, Veronica, ihre Freundin, die lebhaft und sinnlicher Natur ist. Seine Neigung schwankt zwischen Beiden. Vorübergehend wendet sie sich der letzteren zu, die er in der Erregtheit eines Augenblicks küßt. Dann aber bricht die Liebe zu Agnes mächtig durch, die denn auch nach Ueberwindung einer Verstimmung auf ihrer Seite zur Vereinigung führt. Ein einfaches Motiv, wie man sieht, in humoristisch abenteuerlicher Weise reizvoll eingeleitet. Den breitesten Raum nimmt die Schilderung des Lebens in und mit der Natur, namentlich

*) Alle drei Werke erschienen im Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Digitized by Google

des seltsamen Vogelparadieses ein, das sich eine alte, treue, um das Familienglück betrogene Junggesellenseele hier abseits vom Geräusch der Welt geschaffen hat. Die Stimmen der Vögel selbst klingen symbolisch in die Erzählung hinein. Dem gegenüber treten die Menschen etwas zu sehr zurück; hin und wieder gewinnt es den Anschein, als seien sie blos Staffage. Auch nach der psychologischen Seite hin wäre eine größere Vertiefung hier und anderswo zu wünschen; der Einklang zwischen Natur und Menschenherz ist nicht seelenvoll genug.

Wie im „Odysseus" einen jungen Naturforscher, so läßt Seidel im „Dornröschen" einen jungen Gelehrten, der Sagen und Lieder aus dem Munde des Volkes sammelt — ein auch bei Storm beliebtes Motiv — abseits vom Wege das Glück seines Lebens finden. Der Dichter entfaltet hier eine anmuthvolle Naturromantik. Die Wirklichkeit wird zum holdesten Märchen, fast zu hold für diese Welt.

Als einen Meister auf dem Gebiete des Gespenstisch-Phantastischen zeigt ihn das in plattdeutscher Sprache geschriebene Geschichtchen von „Hans Peiter Semmelmann", dem kleinen buckligen, schiefbeinigen „Fidelmuskanten". Dasselbe bekundet zugleich die außerordentliche Befähigung des Plattdeutschen für dieses Genre der Erzählung; einen solchen Reichthum an lautmalenden Wörtern, namentlich nach der Seite des Schaurigen, Heimlichen, Dämmrigen hin, besitzt das Hochdeutsche nicht. Seidel hat den plattdeutschen Dialekt noch in einer anderen Erzählung, im „Gartendieb", in Anwendung gebracht: die Gestalt des Gärtners Christian Bohmhamel wäre eines Reuter's würdig. In Seidel's Gespenstergeschichten ist der Einfluß des „Classikers der modernen Spukgeschichte", E. T. A. Hoffmann's — die Vorliebe für ihn gesteht er selbst in einer der Vorstadtgeschichten ein — merkbar. Aber die athembeklemmende, alpdrückende Wirkung, die dieser ausübt, fällt bei Seidel fort; statt dessen eine Neigung zu grotesk-komischer Darstellung: außer in „Hans Peiter Semmelmann" noch in den Erzählungen „Das arme alte Gespenst" und „Professor Muckensturm's Lebensretter", letztere mit der Gestalt des alten Knochenmannes Hans Mors, der in eigener Person mit Stundenglas und Hippe den Dichter besucht. Eine interessante Sagenbildung aus dem modernen Berlin führt uns Seidel in der Geschichte von der „Nebeldroschke" vor, welche in naßkalten Herbstnächten an den Straßenecken hält und Heimkehrende, die nicht mehr ganz sicher auf den Füßen sind, zum Einsteigen verlockt; aber der alte graue Schimmel und der Kutscher sind ein Nebelphantom, und wehe Demjenigen, welcher der Müdigkeit nachgebend einsteigt: am andern Morgen findet er sich wie zerschlagen an allen Gliedern draußen auf einem Felde in einer Schneelache oder im Chausseegraben wieder. Zur steten Erinnerung an die Nebeldroschke aber heißt der siebente Schoppen in Berlin der „Nebelkutscher".

Damit sind wir zu den Berliner Geschichten Seidel's gekommen, in denen sich der Dichter am originellsten und reifsten zeigt. Es ist merkwürdig, wieviel ausgesprochen sinnige und beschauliche Poeten das im Ruf verstandesmäßigster Nüchternheit stehende Berlin beherbergt. Zu diesen Stillen in der Großstadt gehört in erster Linie Heinrich Seidel. In seinen „Vorstadtgeschichten" führt uns der Dichter nicht in den Lärm und das Gedränge der großen Verkehrsstraßen, nicht in die staubige, heiße Luft der Tanz- und Concertlocale, nicht in die Höhlen des Lasters und Verbrechens, sondern, wie schon der Name es sagt, abseits in die stilleren Stadttheile. Hier gibt es noch wunderliche alte Häuser im Rococostil mit seltsam verschnörkelten Fensterkrönungen und von verwilderten Gärten umgeben, rückdeutend in längst vergangene Zeiten. Und schnurrige Heilige hausen darin, alte Damen, die keine Fäden mehr ins Leben hinausspinnen und mit ihren Erinnerungen einsam dahinleben, bis der Tod sie abruft; alte Herren, die für E. T. A. Hoffmann schwärmen und sich bereits den Sarg haben zimmern und die Capelle bauen lassen, worin sie nach dem Tode ruhen wollen. Und welch eigenartige Poesie birgt solch altes halbverfallenes Haus mit all seinen Winkeln und Ecken, Treppen und Kammern, mit seinen Kupferstichen und Büchern aus der Großmutterzeit an den dunklen Wänden und in den hohen Schränken, mit seinen bunten Tassen und geschliffenen Gläsern, mit seinen braunen geschnitzten Möbeln und all dem hundertfältigen Urväterhausrath, der sich hier durch Generationen hindurch aufgehäuft hat. In einem solchen alten Rococokasten haust Daniel Siebenstern, ein wunderlicher Kauz, dessen Bekanntschaft der Dichter auf dem Friedhofe vor dem Grabe Chamisso's macht: die kleine Skizze ist mit das Vorzüglichste, was Seidel geschaffen. Neben den verwitterten Gebäuden aus alter Zeit sind es die traulichen, von wohlgepflegten Gärten umgebenen Häuschen in den Vorstädten Berlins, die des Dichters Interesse auf sich ziehen („Der Rosenkönig"), oder er steigt auch in die Dachstube hinauf zu einem einsamen jungen Künstler, der dort in der Stille sein Talent ausreifen läßt („Das Atelier"). Es ist eine eigene Welt für sich, die uns Seidel schildert; unbemerkt führt sie ihr Leben mitten im Getriebe der großen Stadt, auf welche von ihr aus ein märchenhafter Schimmer fällt. Nur bisweilen tönen ihre Laute in jene hinein, durch den Contrast die Heimlichkeit noch verstärkend: ein Eisenbahnzug, der donnernd über die Canalbrücke fährt, und das Brausen des Stadtgewühls, das wie aus weiter Ferne in die monderhellte Garteneinsamkeit tönt.

Zu den Originalen und Sonderlingen, für die Seidel eine ähnliche Vorliebe zeigt, wie für absonderliche Häuser, gehört auch Leberecht Hühnchen, ein ganz eigenes Menschenexemplar, ein poetisch gesteigertes Abbild von des Dichters optimistischer Welt- und Lebensanschauung, zugleich von seiner anspruchslosen, still genügsamen Weise. Seidel steht in völligem Gegensatz zu der aufdringlich naturalistischen Art der modernen Novellisten; er versenkt sich mit Liebe in das Kleinleben der Natur und der Menschenseele und übergießt Alles, was er schildert, mit einem poetisch verklärenden Hauche. Ein inniges Genügen und Behagen gewinnt man aus der Lectüre seiner Erzählungen, und gern sucht man ihren erwärmenden Sonnenschein wieder auf. Seine Stärke beruht nicht in der Erfindung. Wir wandeln keine vielverschlungenen Wege, sondern schlicht und einfach fließen die Geschichten dahin. Aber gerade diese Einfachheit ist es, was sie anziehend macht. Seidel schildert in der oben erwähnten Novelle „Das Atelier" die künstlerische Individualität seines Helden, des jungen Malers, mit folgenden Worten: „Seine sinnige und beschauliche Natur hatte ihn zu Darstellungen geführt, welche dem Stillleben nahe verwandt erscheinen. Der Ausdruck seiner Bilder war das reine Behagen an einer künstlerisch verschönerten Häuslichkeit. Eine einzelne Person in entsprechender Umgebung war gewöhnlich der Inhalt dieser Darstellungen, etwa eine Frau aus der Renaissancezeit, die in einem schön geschnitzten Schrank kostbare Geräthe ordnet, oder ein Kunstliebhaber in der formen- und farbenreichen Unordnung seines Arbeitszimmers mit dem Studium eines alten Kruges beschäftigt. Diese Bilder drängten sich nicht auf, aber hatte man sie entdeckt, so kehrte man immer mit Liebe und Behagen wieder zu ihnen zurück." Diese Sätze enthalten eine unbewußte Selbstcharakteristik. Ein ander Mal spricht der Dichter von einer „Vollendung in der Beschränktheit"; sie ist die Signatur seiner Erzählungen; mit derselben Anmuth, mit welcher er uns etwa den Zauber der Dachstuben- und Bodenpoesie ausmalt, versenkt er sich in die Betrachtung einer blühenden Rosenranke, die im Morgenwinde leise vor seinem Fenster sich wiegt. Solch ein Poet kann nicht Pessimist sein; die Natur wird für ihn der Jungbrunnen, in dem er sich immer wieder gesund badet. So blickt Seidel froh und mit kindlichem Auge in die sonnige Welt hinaus, und die Sonne webt ihre Strahlen auch in seine stillen Geschichten hinein. Selten ein tiefer Conflict, eine ernsthaftere Wendung, wie in „Hedwig", selten ein trübes, wehmüthiges Ausklingen, wie in „Engelbert" und „Sonnenuntergang".

Nehmen wir noch das märchenhaft phantastische Element hinzu, das sich mit sinniger Beschaulichkeit auch in Storm's Novellen vereinigt, so steht der Dichter in seiner Eigenart wohl ziemlich deutlich vor uns. Daß ein Poet wie Seidel sich vorzüglich zum Märchenerzähler eignet, ist klar. Seine „Wintermärchen"*) gehören denn auch zu dem Besten, was in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete der Märchenliteratur

*) Verlag von Karl Flemming, Glogau.

Digitized by Google

erschienen ist. In das Empfindungs- und Anschauungsvermögen des Kindes hat Seidel sich hier vortrefflich zurückzusetzen verstanden. Das eigene Jugendleben hat in diesen Märchen dem Dichter Gestalt und Ausdruck gewonnen.

Das Bild, welches wir von Seidel aus seinen Prosaschöpfungen gewonnen haben, wird ergänzt durch seine lyrischen Dichtungen, die ebenfalls in drei Bändchen, als „Blätter im Winde", „Wintersliegen" und „Idyllen und Scherze", erschienen sind. Melodiöse Sprache und sanfte Innigkeit des Tones zeichnen sie aus. Daneben kommen die Geister eines liebenswürdigen Humors zur Geltung. Jugendlich schwärmerische Liebes- und Wanderlieder enthalten die „Blätter im Winde". Auch die Erinnerung an Kindheit und entschwundenes Glück schlägt ihr dunkles, seelenvolles Auge auf. Diese Töne führen die „Wintersliegen" weiter. In rührender Bescheidenheit spricht hier der Dichter von sich selbst und seinem Können: er gedenkt der Kinderzeit, wie er dem Küster bewundernd zugeschaut, wenn er die Glocken geläutet, und wie er dann in den Garten gelaufen und „Läuten" gespielt habe; er fährt fort:

„An eine andre Glocke hab' seitdem
Ich schüchtern mit dem Finger angepocht,
Und wünschte brennend als das Höchste mir,
Daß einst im Lauf der Zeiten käm' ein Tag,
Wo ich sie läuten dürfte und auch könnte. —
Doch sehr vermessen war wohl dieser Wunsch,
Denn gar gewaltig ist die mächt'ge Glocke
Und nur ein starker auserwählter Arm,
Ein gottgesegneter, vermag die Kunst,
Daß rings mit Schauer der gewalt'ge Laut
Die Herzen füllt und mit Bewunderung. —
Mir blieb, wie einst, mein kleines Glöckchen nur
Und stillvergnügt, wie einstmals, spiel' ich „Läuten!" —

In den „Idyllen und Scherzen" überwiegt der Humor, den er in die verschiedenartigsten Formen zu gießen weiß.

Ein harmonischer, in sich zufriedener Mensch ist Heinrich Seidel, klar die Grenze seines Könnens erkennend, aber innerhalb dieser Grenze rastlos und emsig sich die Vollendung erarbeitend. Wer seine Erzählungen unter die kritische Lupe nehmen will, der wird das bald aufgeben. Das liebenswürdige Ich des Poeten nimmt ihn gefangen, und fast wird der Wunsch zur Wahrheit, den der Dichter einmal ausspricht:

„Einmal nur, ach einmal,
So denk' ich oft, wenn müde und verdrossen
Mein Auge jetzt durch Bücherzeilen schweift,
Und all' die kleinen Teufel kritisch meckern,
Ach einmal noch möcht' so ich lesen können,
Wie damals in der gläub'gen Kinderzeit!"

Carl Abel's sprachwissenschaftliche Abhandlungen.

Von Daniel Sanders.

Mit dem genannten Buche, das freilich die Jahreszahl 1885 auf dem Titel trägt, aber bereits im Sommer 1884 in meine Hände gelangte, ist es mir eigen ergangen. Ich war damals durch den Abschluß eigener Arbeiten bis auf das äußerste Maß meiner Kraft in Anspruch genommen und konnte und mochte nicht daran denken, mich in fremde Arbeiten zu versenken, galt es doch für mich, übernommenen Verpflichtungen gemäß, sowohl mein „Ergänzungswörterbuch der deutschen Sprache" wie mein „Verdeutschungswörterbuch" zum Herbste fertig erscheinen zu lassen und Verleger und Setzer saßen so zu sagen unablässig andrängend mir auf den Fersen. Was war natürlicher, als daß ich da alles eben nicht ganz Unaufschiebliche zurücklegte und es so auch mit den „Sprachwissenschaftlichen Abhandlungen" von Abel*) machen wollte? Aber bei diesem bewährte sich mir das alte Wort des Vaters Homer:

αὐτὸς γὰρ ἐγέλκεται ἄνδρα σίδηρος.

Zunächst konnte ich mir nicht versagen, in das zurückgeschobene Buch doch wenigstens einen vorläufigen ersten Blick hinein zu thun und, als ich dann, angezogen durch den eigenthümlichen Reiz der neuen Gesichtspunkte, aus welchen hier das Sprachliche betrachtet wird, Anfangs eigentlich widerwillig mich immer mehr in das Buch vertiefte, hatte ich es nicht zu bereuen, da ich dadurch in der That mich nicht von meiner Arbeit abgezogen, sondern vielmehr dazu angefrischt und gestärkt fühlte.

Man begreift nun leicht, wie dabei in mir der lebhafte Wunsch entstehen konnte, bei erlangter freierer Muße auch andere Freunde sprachwissenschaftlicher Abhandlungen auf ein Werk aufmerksam zu machen, dem ich so mannigfache Anregung und Förderung verdanke; aber gleichzeitig mußte ich mir sagen und darf auch den geneigten Lesern von vornherein das offene Bekenntniß nicht vorenthalten, daß es sich für mich nur um eine warm empfehlende Anzeige handeln kann und soll. Das Abel'sche Werk umfaßt ein weites Gebiet von Sprachen, von denen viele mir unbekannt sind, und — ganz abgesehen von mir — ist sicher die Anzahl Derer, die sich zu einer allseitigen Beurtheilung eines solchen Buches für berufen erachten können, eine nur geringe, und wer aus dieser Zahl das Buch eingehend zu beurtheilen und zu würdigen sich entschließt, wird wahrscheinlich darüber ein Buch schreiben, das an Umfang dem Abel'schen gleich kommen dürfte. Nicht gering aber ist meiner Ansicht nach die Anzahl Derer, die — eben so wie ich — sich gerne durch ein solches Buch belehren und anregen lassen und sich freuen, hier die Sprache aus einem neuen oder doch nur wenig beachteten Gesichtspunkte betrachtet zu sehen. Für solche Leser — und nur für solche — ist diese meine Anzeige bestimmt.

Ich will versuchen, in einem möglichst kurzen und gedrängten Abrisse dem geneigten Leser wenigstens einen schwachen Begriff von der Behandlungsweise des Verfassers zu geben und ich wähle dazu die beiden in dem engsten Zusammenhang stehenden Abhandlungen: „Ueber den Ursprung der Sprache" — und „Ueber den Gegensinn der Urworte".

Der Verfasser legt — gewiß mit dem vollsten Rechte — seiner Betrachtung die egyptische Sprache zu Grunde. „Das Egyptische" — sagt er, wobei ich mir nur, wie auch in weiteren Anführungen, wenige geringfügige Aenderungen erlauben werde, indem ich namentlich hier und da ein vielleicht entbehrliches Fremdwort durch einen allgemein verständlichen deutschen Ausdruck ersetzen werde, —

„Das Egyptische ist eine Sprache, welche sich in den hieroglyphischen Schriften bis etwa 4000 Jahre vor Christus und in der koptischen bis etwa 1000 Jahre nach Christus verfolgen läßt. Es gewährt somit die Gunst, einen ungemein langen Zeitraum sprachlicher Entwickelung — wahrscheinlich den längsten, welcher in irgend einer Sprache übersehbar ist — darzulegen. Da die ursprüngliche Gestalt, in welcher es bei seinem ersten Auftreten erscheint, überdies durch eine einfache Bildung und Weiterbildung unserem Verständniß nahe gelegt wird, so eint es dem Vorzuge der Alterthümlichkeit und langen Entwickelung den weiteren, der Untersuchung ein offenes, in seinen wesentlichen Zügen erkennbares Antlitz zu bieten".

Hier muß und will ich gleich die Bemerkung einschalten, daß, wie gewiß den meisten der Leser, auch mir, dem Berichterstatter, das Egyptische ein verschlossenes Gebiet ist und daß ich deshalb nicht minder als sie das von dem Verfasser als Thatsache Hingestellte auf Treu und Glauben anzunehmen genöthigt bin. Ich bringe dafür aber in Anschlag, daß — wie der Verfasser selbst auch ausdrücklich hervorhebt — in den von ihm als Stütze seiner Behauptungen aus der Hieroglyphenschrift beigebrachten Beispielen eins und das andere vielleicht auch eine andere Erklärung und Auffassung zuläßt und daß hier und da in den Inschriften auch die Verschiedenheit der Zeit und des Ortes mit zu erwägen ist; aber, wenn danach auch Einzelnes in Abzug zu bringen und einzuschränken ist, so bleiben doch unbestreitbar in der durch die Hiero-

*) Leipzig, W. Friedrich.

Digitized by Google

glyphenschrift übermittelten Sprache zwei beim ersten Hinblick für uns höchst befremdliche und räthselhafte Thatsachen bei Bestande, für uns — sage ich —, die wir gewohnt sind, die Sprache als das Mittel anzusehen, wodurch wir unsere Gedanken möglichst klar, deutlich, verständlich und bestimmt ausdrücken. Die beiden Thatsachen aber sind, daß in dem Egyptischen in der Hieroglyphenzeit einerseits ein und dasselbe Wort oder sagen wir: ein und dieselbe Lautverbindung eine Menge der verschiedenartigsten Begriffe bezeichnen kann und daß andererseits ein und derselbe oder doch ziemlich derselbe Begriff durch eine ungemein große Zahl der verschiedensten Lautverbindungen oder Wörter bezeichnet werden kann. Wir können und wollen hier nicht die von dem Verfasser angeführten und, wie er sagt, mit leichter Mühe zu vermehrenden Beispiele hersetzen; es genügt hier, wenn wir sagen, daß einerseits z. B. ein und dieselbe Lautverbindung folgende 8 Bedeutungen hat:

tanzen, Herz, Kalb, Mauer, fortgehen, verlangen, linke Hand und Figur

und daß andererseits z. B. für den Begriff „schneiden" der Verfasser 38 nur zum Theil laut- oder stammverwandte Ausdrücke aufzählt, denen er sogar noch ein „u. s. w." nachfolgen läßt. Der Verfasser sagt:

„Wir stehen also in der That vor einem fluthenden Wörtergewirr, in welchem viele Wörter vielerlei Verschiedenes bezeichnen und ein Begriff durch vielerlei Wörter bezeichnet werden kann, — kurz, wir stehen vor der scheinbaren Unverständlichkeit".

Wie aber löst sich nun das Räthsel, daß man sich in einer so unverständlichen Sprache doch verständlich machen konnte? Wir müssen und wollen, was der Verfasser hier eingehend ausführt, ganz kurz aussprechen: das Verständniß wurde erreicht — für das geschriebene Wort durch das hinzutretende Verdeutlichungsbild, für das gesprochene durch die hinzutretende Verdeutlichungsgeberde. Der Verfasser erörtert dann ferner, sich auf den Uebergang der altegyptischen Sprache in die koptische stützend, die weitere Entwickelung der nur vermittels der verdeutlichenden Bilder in der Schrift und Geberden in der Rede verständlichen älteren Sprache in die auch ohne diese Hilfsmittel verständliche, die wir heute vorzugsweise oder allein als „Sprache" zu bezeichnen uns gewöhnt haben.

Wir haben gesehen, daß im Altegyptischen eine Lautverbindung viele sehr verschiedene Bedeutungen in sich vereinigen konnte; besonders befremdlich erscheint dabei, daß häufig ein Wort zwei geradezu entgegengesetzte Bedeutungen in sich schließt. Ueber diese wunderbare Erscheinung der „Umkehrung des Sinnes" und die sich anschließende der „Umkehrung der Laute" handelt Abel in den beiden erwähnten Aufsätzen. Er sagt, um diese wunderbaren Erscheinungen uns Deutschen an einem erdichteten Beispiel aus unserer Sprache zu verdeutlichen:

„Angenommen das deutsche Wort „gut" wäre egyptisch, so könnte es neben „gut" auch „schlecht" bedeuten, neben „gut" auch (umgekehrt) „tug" lauten; „tug" wiederum könnte ebenfalls sowohl „gut" als „schlecht" besagen und in einer geringen lautlichen Abänderung, wie sie sich eben so leicht im Leben der Sprache ergibt, — etwa zu „tuch" — Veranlassung zu erneuter Umdrehung in „chut" ergeben, welches seinerseits noch einmal beide Bedeutungen zu vereinigen vermöchte. Was kann unglaublicher sein?"

Namentlich die erste Erscheinung der Umkehrung des Sinnes wird in dem geistreichen und scharfsinnigen Aufsatz: „Ueber den Gegensinn der Urworte" mit zahlreichen Beispielen belegt und eingehend erörtert und hier ergibt sich für die „unglaubliche, wunderbare und räthselhafte" Erscheinung die Lösung in der einfachen Erwägung, „daß unsere Begriffe durch Vergleichung entstehen".

„Wäre es immer hell, so würden wir zwischen „hell" und „dunkel" nicht unterscheiden und demgemäß weder den Begriff noch das Wort der Helligkeit haben können. Wären alle Dinge um uns her von demselben Umfang, so würden die Begriffe „groß" und „klein" sich niemals dem menschlichen Auge oder Verstande dargeboten haben. . . . . Wäre Jeder und Jedes vollkommen, so würden „gut" und „schlecht" keine Wesenheit und mithin auch keine Benennung haben . . . . Es ist offenbar, Alles auf diesem Wandelstern ist bezüglich und hat unabhängige Wesenheit nur, insofern es in seinen Beziehungen zu und von anderen Dingen unterschieden wird . . . . Da jeder Begriff der Zwilling seines Gegensatzes ist, wie konnte er zuerst gedacht, wie konnte er Anderen, die ihn zu denken versuchten, mitgetheilt werden, wenn nicht durch die Messung an seinem Gegensatz?

Wie sie diese Erwägungen veranlaßt, so wird die egyptische Umkehrung des Sinnes durch dieselben auch aufgeklärt. Die Wörter mit entgegengesetzten Bedeutungen erläutern das Werden von Begriff und Sprache in der Urzeit. Da die Gegenwart zweier entgegengesetzten Begriffe im Geiste ursprünglich nothwendig war, um die eine fassen zu lernen, so kamen beide gleichmäßig zur Geltung in gewissen Wörtern der ältesten erhaltenen Sprache . . . . Es ergibt sich, daß der Mensch seine ältesten und einfachsten Begriffe nicht anders hat erringen können, als im Gegensatz zu ihrem Gegensatz und daß er erst allmählich die beiden Seiten des Gegensatzes sondern und die eine ohne bewußte Messung an der andern denken gelernt hat. Das Wort, welches die Begriffe „stark" und „schwach" ursprünglich vereinte, bezeichnete in Wahrheit weder „stark" noch „schwach", sondern nur die Beziehung beider und den Unterschied beider, welcher beide gleichmäßig erschuf. Es enthielt in seinem weiten Umfang — und erinnerte den Hörer an — den Gesammtbegriff der Kraft mit allen seinen mannigfachen Arten und Stufen in ungesonderter Fülle. Es war ein bloßes Mittel des Verhältnißmaßes innerhalb des Gesammtbegriffes: „stark-schwach", der je nach der Hervorhebung der einen oder der anderen Seite als beziehungsweise stark, d. h. als stark oder als beziehungsweise schwach, d. h. schwach zu fassen war*), um seine Sonderung überhaupt zuzulassen."

Hier drängt sich nun aber die schon oben erwähnte, aber auch schon in ihrer Lösung angedeutete Schwierigkeit auf: Wie hat der alte Egypter, nachdem er gelernt hatte, z. B. bei seinem Worte: „qen", welches sowohl „stark" wie „schwach" bedeuten konnte, je die eine oder die andere Seite des Zwitterbegriffs für sich allein und abgesondert, ohne den Zwillingsbegriff des Gegensatzes zu fassen und zu denken, — wie hat er da bei dem Worte „qen" es deutlich zur Anschauung gebracht, welche der beiden entgegengesetzten Bedeutungen er damit bezeichnen wollte?

Es ist schon oben gesagt: in der Schrift durch ein veranschaulichendes Bild, in der Rede durch eine veranschaulichende Geberde. Abel belehrt uns:

„Wenn das egyptische Wort qen" stark bedeuten soll, steht hinter seinem alphabetisch geschriebenen Laut das Bild eines aufrechten, bewaffneten Mannes; wenn dasselbe Wort „schwach" auszudrücken hat, folgt den Buchstaben, die den Laut darstellen, das Bild eines „hockenden lässigen Menschen" — und man begreift ohne Weiteres, wie in der gesprochenen Rede die Unterscheidung der Bedeutung durch entsprechende Geberde veranschaulicht wurde.

Es wird genügen, hier aus den von Abel angeführten Beispielen nur noch ein einziges anzuführen. Im Egyptischen bedeutet ein und dasselbe Wort sowohl „aufsteigen" wie „unten." In der Bilderschrift ist dem durch seine Laute ausgedrückten Worte in der ersten Bedeutung das Bild einer aufwärts führenden Treppe beigefügt, in der andern dagegen das Bild einer fallenden Mauer und es bedarf keines Wortes, wie leicht der Sprechende durch eine Handbewegung nach oben oder unten die beiden entgegengesetzten Bedeutungen desselben Wortes veranschaulichen konnte u. ä. m.

Es braucht wohl kaum wiederholt zu werden, daß diese Veranschaulichungsmittel nicht blos bei der Scheidung der entgegengesetzten, sondern überhaupt der vielfachen Bedeutungen ein und desselben Wortes oder ein und derselben Lautverbindung in der egyptischen Sprache unerläßlich waren.

Abel hat in seiner Abhandlung über den Gegensinn der Urworte auf eine englische Stelle aus Prof. Bain's Logik hingewiesen. Dies hat mich an eine Stelle aus Hegel's Logik erinnerte, die ich herzusetzen mir erlaube:

*) Bei dem Verfasser heißt es: „gefaßt zu werden hatte", eine öfter vorkommende Eigenheit des Verfassers, die man nicht billigen kann.

Digitized by Google

„Aufheben hat in der Sprache den gedoppelten Sinn, daß es so viel als aufbewahren, erhalten bedeutet und zugleich so viel als aufhören lassen, ein Ende machen. Das Aufbewahren selbst schließt schon das Negative in sich, daß Etwas seiner Unmittelbarkeit und damit einem den äußerlichen Einwirkungen offenen Dasein entnommen wird, um es zu erhalten. — So ist das Aufgehobene ein zugleich Aufbewahrtes, das nur seine Unmittelbarkeit verloren hat aber darum nicht vernichtet ist. — Die angegebenen zwei Bestimmungen des Aufhebens können lexikalisch als zwei Bedeutungen dieses Wortes aufgeführt werden. Auffallend müßte es aber dabei sein, daß eine Sprache dazu gekommen ist, ein und dasselbe Wort für zwei entgegengesetzte Bestimmungen zu gebrauchen. Für das speculative Denken ist es erfreulich, in der Sprache Wörter zu finden, welche eine speculative Bedeutung an ihnen selbst haben; die deutsche Sprache hat mehrere dergleichen."

Diese Stelle aus Hegel habe ich hier hauptsächlich deshalb mitgetheilt, um daran zu erinnern, daß der „Gegensinn der Worte" nicht blos auf die Ur-Anfänge der Sprache beschränkt ist, sondern in einzelnen Fällen auch auf dem Standpunkt der vollkommenen Sprachentwicklung aus ganz andern Gründen hervortreten kann.

Abel bietet in seinem Buch einen „Anhang von Beispielen des egyptischen, indo-europäischen und arabischen Gegensinns". Unter den Beispielen aus den indo-europäischen Sprachen steht (nach der Reihenfolge des Abc) an der Spitze das lateinische altus, welches bekanntlich die entgegengesetzten Bedeutungen: „hoch" und „tief" in sich vereinigt. Hierin kann man allerdings ein Ueberbleibsel aus jener Urzeit der Sprachentstehung erblicken, wo der Mensch noch nicht im Stande war, den Begriff der Höhe anders als zugleich mit dem Begriff des Gegensatzes, der Tiefe, zu fassen, und abgesondert davon, durch ein eigenes Wort zu bezeichnen; aber es ist hierfür doch auch eine andere Auffassung möglich und ich darf mir wohl erlauben, hierbei auf mein „Wörterbuch der deutschen Sprache" unter dem Worte „hoch" hinzuweisen, wo ich für den bei diesem Eigenschaftswort stehenden Accusativ des Maßes u. A. auch gesagt, daß er sich auch finde übertragen von der auf die Länge scheitelrechten Richtung auf die darauf wagerechte, bei der Angabe, wie viel Soldaten ꝛc. hinter einander aufgestellt sind, wofür nach der Anschauung vom entgegengesetzten Standpunkte aus, auch „tief" stehen könne, unter Anführung einer aus Rüstow und Köchly's „Geschichte des griechischen Krieges" entnommenen Belegstelle, in der beide Ausdrücke sich unmittelbar hinter einander finden:

> „In kurzer Zeit standen die Hopliten in einer acht Mann tiefen Schlachtordnung ... Sich acht Mann hoch zu stellen ꝛc."

und so möchte ich auch, wie Abel unter den Beispielen des Gegensinns das griechische ἔρχεσθαι aufführt, welches sowohl „kommen" wie „gehen" bezeichnet (vgl. das von Abel ebenfalls angeführte lateinische cedere für „gehen" und „kommen"), auf unsere eigene Sprache hinweisen, in der „kommen" nicht nur dem lateinischen venire (französisch venir), sondern auch zuweilen dem entgegengesetzten lateinischen ire (französisch aller) entspricht, s. in meinem angeführten „Wörterbuch der deutschen Sprache":

Kommen mit Umstandswörtern des Orts: Komm zu mir her, herauf, heraus, herein, herunter ꝛc., auch — abweichend vom Französischen ꝛc. — mit „hin", „indem sich der Sprechende gleichsam schon an den Ort der Bestimmung geistig hinversetzt": Geh nur ins Theater, ich komme auch noch hin. — Ich will schon ins Haus hineinkommen ꝛc.

Abel ist, wie wir oben berichtet, um für uns Deutsche das Gesetz von dem Gegensinn der Urworte zu verdeutlichen, von dem erdichteten Fall ausgegangen, daß ein und dasselbe deutsche Wort die Bedeutungen „gut und schlecht" in sich schließe; unter den „Beispielen indo-europäischen Gegensinns" führt er nun auf:

> altsächsisch bat (gut) und englisch bad (schlecht), wie auch: deutsch: bös (schlecht) und: baß (gut), vergl. auch: englisch to boot (nützen) und deutsch: Buße (Nutzen für Andere, Schaden für sich);

aber auch das Wort „schlecht" selbst tritt in unserer Sprache einigermaßen in seinem Gegensinn auf, — in der Verbindung mit „recht", wie denn z. B. Bürger in seinem „Lied vom braven Mann" von diesem singt:

> Sieh! schlecht und recht, ein Bauersmann
> Am Wanderstabe schritt daher.

Hier aber ist nachweisbar (s. mein Wörterbuch unter „schlecht" und „schlicht") nicht an einen aus der Urzeit stammenden, die beiden Seiten des einen Begriffes in sich schließenden Gegensinn des Wortes „schlecht" zu denken, sondern es ist der ursprünglich tadellose oder lobende Sinn von „schlecht" (= schlicht, vergl.: einfach und einfältig ꝛc.) allmählich in einen verächtlichen und tadelnden Sinn übergegangen, der den ursprünglichen fast ganz verdrängt hat.

Aber, mögen auch einzelne der von Abel angeführten Beispiele des Gegensinns eine andere Auffassung und Erklärung zulassen oder selbst heischen: immerhin bleiben so viele auf andere Weise unerklärbare, daß die Abel'sche Auffassungs- und Betrachtungsweise, von der ich hier natürlich nur einen sehr dürftigen Abriß habe geben können und wollen, die größte Beachtung aller Sprachforscher zu verdienen scheint. Und gewiß werden alle Freunde geistreicher und scharfsinniger sprachwissenschaftlicher Untersuchungen, eben so wie ich, für die Erweiterung ihres Gesichtskreises, die Eröffnung neuer Gesichtspunkte und vielfache Anregung dankbar sein. Besonders lieb wäre es mir, wenn die Leser aus dem Vorstehenden die Ueberzeugung gewonnen hätten, daß man, um den Erörterungen und Schlußfolgerungen des Verfassers zu folgen, nicht, wie er selbst, in dem weiten von ihm beherrschten Sprachgebiet zu Hause zu sein braucht. Ein Anderes freilich ist es, wenn man sich durch das Buch nicht blos anregen und belehren lassen, sondern es eingehend prüfen und beurtheilen will; aber diesen Standpunkt konnte, wie ich von vorn herein erklärt, weder ich einnehmen, noch bei den Lesern, für die ich meinen Aufsatz berechnet, voraussetzen.

(Schluß folgt.)

Zur Lebensgeschichte der Brüder Grimm.

Von Georg Winter.

Selten wohl ist es vorgekommen, daß rein wissenschaftlichen Bestrebungen von einem ganzen Volke eine so begeisterte Theilnahme entgegengebracht worden ist, wie das bei den großartigen gelehrten Schöpfungen der Fall war, durch welche die Brüder Grimm Sinn und Sprache, Sagen und Sitten der deutschen Vergangenheit dem Verständnisse der Nachlebenden erschlossen haben. Wohl hat die Popularisirung der Wissenschaft in unserem Jahrhundert Fortschritte gemacht, welche noch die Gelehrtenwelt des 18. Jahrhunderts für völlig undenkbar gehalten haben würde: aber nur selten pflegt das eigentliche Volk seine wissenschaftliche Erkenntniß an erster Quelle zu schöpfen, selten nur dringen die großen gelehrten Arbeiten der führenden Geister unmittelbar zu demselben; zumeist werden sie ihm vielmehr erst durch Dritte vermittelt, welche in mehr oder minder selbstständiger Form die Resultate der großen Denker dem Verständniß des Volkes näher bringen, d. h. populariſiren. Diesem Bedürfniß des weiteren Lesepublicums dient ja der größere Theil unserer populären Zeitschriften fast ausschließlich. Manche unserer größten Geister auf allen Gebieten menschlicher Geistesarbeit sind und bleiben dem Volke selbst nur dem Namen nach bekannt, ihre Forschungsresultate kennt es nur aus den Ueberarbeitungen Dritter.

Zu den wenigen Auserwählten, welchen es vergönnt war, von vornherein mit ihren geistigen Schöpfungen in unmittelbaren Contact mit dem Volke zu treten, gehört eben vor Allem jenes edle Brüderpaar, welches in vielseitigster und umfassendster Thätigkeit der Nation unzählbare Schätze der Vergangenheit aus dem Dunkel der Vergessenheit gerettet hat. Zum großen Theil mag das an dem Gegenstande liegen, auf

Digitized by Google

den sie in einer geistigen Gemeinschaft, die fast ohne Gleichen dasteht, die ganze Energie ihres eingeborenen Genius concentrirten; war es doch, als wenn sie mit ihrem großartigen Entdeckungstalent dem Volke gleichsam eine neue Welt erschlossen hätten, eine Welt, die ganz sein eigen und ihm doch völlig fremd geworden war: und das zu einer Zeit, in der die Nation soeben in der höchsten Gefahr geschwebt hatte, ihrer ganzen nationalen Selbstständigkeit durch die universale Eroberungspolitik eines fremden Eroberers verlustig zu gehen! Indem man daranging, Hab und Gut, Leben und Blut für diese nationale Unabhängigkeit einzusetzen, erwachte mit ungeahnter Energie auch die Liebe zu der nationalen Vergangenheit, deren Inhalt die Gegenwart erfüllt. Eben diesen Trieb zu erhalten und fortzubilden waren die Gebrüder Grimm vor Allem berufen: daher das begeisterte Verständniß, das sie mit ihren Werken fanden, daher das bleibende Andenken, welches sie sich in den Herzen ihres Volkes auch über die Grenzen ihres Lebens hinaus gestiftet haben. Wann wäre je der Gedenktag eines längst dahingeschiedenen Forschers unter so allgemeiner populärer Theilnahme gefeiert worden, als der Jacob Grimm's am 4. Januar dieses Jahres. Und mit dem älteren Bruder zugleich empfing schon damals auch der jüngere den berechtigten Antheil des nationalen Dankes: kann man doch das Wirken und Schaffen des einen gar nicht verstehen, ohne dem des Andern gleiche Berücksichtigung zu widmen. Und wie die von ihnen zuerst einer systematischen Sammlung und wissenschaftlichen Bearbeitung für würdig erkannten deutschen Volksmärchen noch jetzt ein Schatz des deutschen Hauses sind, so lebt auch das Bild Derer, die diesen Schatz gesammelt, in dem Herzen des Volkes fort und wird fortleben, solange aus dem deutschen Geistes- und Gemüthsleben jener tiefinnerliche Idealismus nicht geschwunden sein wird, der die deutsche Geistesthätigkeit von je geadelt hat.

Es kann daher wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß der am 24. Februar dieses Jahres bevorstehende 100jährige Geburtstag des jüngeren der Brüder, Wilhelm's, mit derselben allgemeinen Theilnahme gefeiert werden wird, wie jüngst der Jacob's begangen wurde. Und wie damals nicht nur alle periodischen Schriften, sowohl die größeren Zeitschriften als die Tageszeitungen, ausführliche Aufsätze dem Andenken des Gefeierten widmeten, sondern auch besondere Festschriften von größerer oder geringerer Bedeutung erschienen, so wird Aehnliches auch an dem bevorstehenden Gedenktage Wilhelm's der Fall sein.

Am frühesten hat sich zu dieser Feier wie vor einem Jahre das engere Heimathland der Brüder, Hessen, gerüstet. Schon jetzt liegt eine stattliche Festschrift vor,*) welche der Marburger Professor E. Stengel dem Andenken Wilhelm Grimm's gewidmet hat, deren Bedeutung aber weit über den Rahmen dessen, was man gewöhnlich mit dem Namen „Festschrift" zu bezeichnen pflegt, hinausgeht. Während man sich sonst gewöhnlich damit begnügt, einen mehr oder weniger gelungenen Auszug aus schon vorhandenen Biographien des Gefeierten zu geben, werden uns hier eine Fülle neuer, bisher ungedruckter Materialien zur Beurtheilung des Lebens und Schaffens der Brüder Grimm geboten: denn auch hier erwies es sich als unmöglich, den Einen ohne den Andern zum Gegenstande gesonderter Betrachtung zu machen.

Durch mühsame und mit Umsicht unternommene Umfrage bei allen denjenigen hessischen Familien, mit denen beide Grimms in näherem Verkehr gestanden haben, und durch erneute Nachforschungen in dem ehemals kurhessischen, jetzt preußischen Staatsarchive in Marburg ist es dem Verfasser gelungen, eine sehr bedeutende Anzahl theils vertraulicher privater Correspondenzen, theils mehr oder minder officieller Actenstücke aufzufinden, welche nicht nur für die äußere Lebensgeschichte der Brüder, sondern auch für die Erkenntniß ihres ganzen Wirkens und Schaffens von hoher Bedeutung sind und zweifellos von jedem Gebildeten mit größter Theilnahme und hohem Interesse werden gelesen werden. Denn wie die Gebrüder Grimm mit fester Anhänglichkeit an ihrer Heimath wurzelten, wie sie Anfangs mehrfache von außerhalb an sie herantretende glänzende Anerbietungen ausschlugen, um in ihrem Hessenlande zu bleiben, wie sie später noch immer diesem ein treues und bleibendes Andenken bewahrten, so haben sie dort auch viele ihrer innigsten Freundesverbindungen geschlossen mit Männern, denen sie die geheimsten Regungen ihres Herzens mit offener Freimüthigkeit darlegten. Und gerade diese Unmittelbarkeit und rückhaltlose Offenheit zeigt sich allüberall in dem vorliegenden Briefwechsel und macht denselben zu einer höchst schätzenswerthen Quelle für die Lebens- und Schaffensgeschichte der Brüder.

Mehrere der Correspondenten sind Mitarbeiter an den großen literarischen Schöpfungen der Brüder, namentlich an dem Monumentalwerk des deutschen Wörterbuches. Naturgemäß bildet bei ihnen also dieses den Mittelpunkt des Briefwechsels. Mit staunender Bewunderung und ungeschwächtem Interesse beobachtet man bei der Lectüre den feinen Scharfsinn der Briefschreiber, jene intuitive Begabung für den großen organischen Zusammenhang der Sprachprobleme, mit denen sie beschäftigt sind, eine Begabung, welche dann in eigenthümlichster Weise mit jener liebevollen Versenkung in das Detail, mit jener Durchbildung des Einzelnen gepaart ist, welche uns namentlich bei Wilhelm Grimm in überraschender Weise entgegentritt. Unter denen, mit welchen ein besonders lebhafter Briefwechsel über solche literarische Fragen gepflogen wird, treten namentlich zwei hervor: der Goßfeldener Pfarrer Bang, dessen Nachkommen, bei Deren einem beide Brüder Grimm Pathenstelle vertreten haben, jetzt in Marburg leben, und Dr. Lorenz Diefenbach, der sich durch eigene linguistische Studien einen hochgeachteten Namen erworben hat. Bei dem ersteren tritt aber neben dem literarischen Inhalt auch die rein vertrauliche, freundschaftliche Aussprache über alle möglichen politischen und wissenschaftlichen Vorgänge der Zeit hervor: denn mit dem schlichten Pfarrer, der an der Spitze eines damals hochberühmten Erziehungsinstituts stand, verknüpfte die Brüder nicht nur die Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Interessen, sondern eine herzliche und nie nachlassende Freundschaft. In dem Briefwechsel mit ihm schütten beide Brüder ohne Rückhalt offen ihr Herz aus: Alles, was sie in ihrem persönlichen Leben bedrückt und bewegt, kommt hier ebenso eingehend zur Sprache, als ihre Gedanken über die politischen Zustände des geliebten Vaterlandes, an dem die beiden Gelehrten, hocherhaben über jeden Parteischematismus, mit unauslöschlicher Liebe hingen. War doch ihre ganze wissenschaftliche Thätigkeit selbst in eminentem Sinne eine national-patriotische That.

Wenn wir gesagt haben, daß die beiden Grimms sich im Großen und Ganzen mit keiner der in Deutschland vorwaltenden Parteien identificirt haben, wenn wir sogar ferner ausdrücklich hervorheben, daß ihre Theilnahme an der berühmten That der „Göttinger Sieben" keineswegs auf eine unbedingte Billigung der liberalen Ideen in ihrer damaligen Form zurückzuführen ist, so ist das doch keineswegs so zu verstehen, daß sie nun etwa den auf eine deutsche Verfassung gerichteten Bestrebungen des Volkes gleichgültig oder gar ablehnend gegenübergestanden hätten. Es ist kurzsichtige Verblendung oder Schlimmeres, wenn neuerdings hier und da Reactionäre oder gar Particularisten die beiden Grimms als zu ihnen gehörend zu reclamiren suchen. Wenn hierüber noch irgend ein Zweifel möglich gewesen wäre, so ist er durch die jetzt zum ersten Male veröffentlichten Correspondenzen definitiv beseitigt. Freilich nicht für eine überhastete und stoßweise Entwickelung des lange zurückgehaltenen deutschen Verfassungslebens traten sie ein, aber wie sehr auch sie von dem Gange der Dinge auf dem Wiener Congreß und nach demselben enttäuscht waren, wie sehr sie die Berechtigung der so lebhaft geäußerten und doch nicht beachteten populären Tendenzen anerkannten, darüber lassen sie in diesen ihren vertraulichen Correspondenzen nicht den mindesten Zweifel. Besonders ist es Wilhelm Grimm, der wiederholt auf diese wichtigste aller vaterländischen

*) Private und amtliche Beziehungen der Gebrüder Grimm zu Hessen. Eine Sammlung von Briefen und Actenstücken als Festschrift zum hundertsten Geburtstag Wilhelm Grimm's, den 24. Februar 1886, zusammengestellt und erläutert. 1. Band. Briefe der Brüder Grimm an hessische Freunde. 2. Band. Actenstücke über die Thätigkeit der Brüder Grimm im hessischen Staatsdienste. Marburg. Elwert'sche Buchhandlung. 1886.

Digitized by Google

Angelegenheiten zurückkommt. So schreibt Wilhelm am 28. August 1815 an Bang (S. 26/27 des vorliegenden Werkes): „Wie vieles ist seit Ihrem Brief vorübergegangen, und wie wenig sind die frischen und jugendlichen Hoffnungen erfüllt, zu denen wir uns berechtigt glaubten. Die Fürsten haben wenig Einsicht in das Leben der Völker gezeigt und wenig Bereitwilligkeit, sich mit ihnen zu verständigen, dennoch aber bin ich fest überzeugt, nicht blos davon, daß guter Samen gesät, sondern auch daß er aufgegangen und nicht mehr zu unterdrücken ist. Kann er nur langsam wachsen, so wächst er desto sicherer, wie sich in Pflanzen die edlere Natur zeigt, die längere Zeit nöthig hat, aber desto dauerhafter ist." Und wie Wilhelm Grimm über die thörichte Demagogenriecherei und über die Verfolgungen gegen die deutsche Burschenschaft auf den Hochschulen denkt, hat er an mehreren Stellen dieser Correspondenzen mit aller wünschenswerthen Klarheit an den Tag gelegt. Es sei uns gestattet, auch hierüber einen seiner Aussprüche wörtlich anzuführen. „Was sagen Sie denn", so schreibt Wilhelm am 6. November 1817 an Suabedissen (S. 171 des vorliegenden Werkes), „zu der Geschichte auf der Wartburg? Der Gemeinsinn und die Lebendigkeit, die sich dabei gezeigt, sind doch sehr erfreulich; hier ist nicht sehr laut davon gesprochen worden, und man hat an manchen Orten wenig Gefallen daran gehabt, indessen hoffe ich nicht, daß etwas unrechtes und tadelnswerthes, wie man auch erzählt hat, vorgefallen ist; daß der Student etwas über die Schnur haut, ohne es unrecht zu meinen, weiß man ja."

Vor Allem aber tritt auch in seiner politischen Auffassung jener intensive geschichtliche Sinn hervor, der ihn wie seinen Bruder auf wissenschaftlichem Gebiete das Höchste erreichen ließ. Wie er von diesem seinem streng historischen Standpunkte aus, unbefangen und vorurtheilsfrei, über die deutschen Parteien denkt und wie er sich die Versöhnung dieser Gegensätze eben in einer geschichtlichen Auffassung des Staatslebens vorstellt, hat er trefflich klar und schön an folgender Stelle eines Briefes an Suabedissen vom 23. Mai 1821 ausgesprochen: „Liebster Freund, ich habe Ihre kleine Schrift: „Philosophie und Geschichte" gleich und mit der Theilnahme gelesen, die ich für Alles habe, was von Ihnen kommt. Sie besitzen ein eigenes Geschick zu klarer Auseinandersetzung eines solchen Gegenstandes, wozu nun kommt, was Ihnen ihr eigener Geist verleiht. Sie haben gewiß etwas Zeitgemäßes zur Sprache gebracht, und ich glaube, wer soweit gekommen ist, daß er ohne Rückhalt und Eigenliebe dem Gegner Recht thun will, auf den werden Sie Eindruck machen. Allein ich habe gefunden, daß Viele sich lieber zu einer Partei halten, weil es in der Erscheinung einen Vortheil gibt, auch das Ansehen von Festigkeit und Ueberlegenheit. Unwillkürlich, wegen der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, wird Jeder zu einer Partei gehören, aber das Unrecht fängt da an, wo man mit Bewußtsein sich absondert und nun den Irrthum, der in jeder Partei liegt, weiter treibt. Denn das Gute ist keine, ob man es gleich gesagt hat. Ich neige mich mit meinem ziemlich friedfertigen Charakter mehr zu der geschichtlichen Partei, weil ich denke, die beste Vernunft hat sich in der Geschichte kundgegeben, und in dem gewaltsamen Gegeneinandertreiben einer langen Zeit sind die hellsten Funken herausgesprungen, auch mögen meine Studien mitwirken." Denselben Geist der Mäßigung und zugleich des unerschütterlichen Vertrauens auf die Zukunft seiner Nation athmet das, was er am 18. October 1832 an denselben schreibt: „Ich theile mit Ihnen die Hoffnung, daß sich Deutschland zu einem besseren Zustande durcharbeitet, weil mein Vertrauen auf den tüchtigen und gesunden Sinn der Nation zu groß ist, als daß ich fürchtete, er werde sich irgend einer ausschweifenden Richtung ergeben, wie die unglücklichen Franzosen thun, denen ein tiefgewurzelter Egoismus alle wahre Vaterlandsliebe ertödtet, so daß sie in sinnloser Hast und Bethörung von einer Idee zur andern fortjagen und wohl mit Erschöpfung und Gleichgültigkeit endigen werden."

Aber nicht diese und ähnliche politische Aeußerungen allein oder auch nur vorwiegend sind es, welche diesen Briefen, die uns hier vorgelegt werden, ihren eigenthümlichen Reiz verleihen. Es ist vor Allem die Frische und Ursprünglichkeit, mit der sich beide Brüder über Alles, was ihren Geist und ihr Herz bewegt, den Freunden gegenüber aussprechen. Auch für ihre Lebensgeschichte wird der Wissenschaft aus diesen Correspondenzen manche erwünschte Kunde erwachsen. Hier sind namentlich von Interesse Wilhelm Grimm's Briefe an den Theologen J. Müller (später in Halle), in denen genaue Nachrichten über das Vorgehen der „Göttinger Sieben" und den damit zusammenhängenden Weggang der Brüder aus Göttingen enthalten sind. Daneben wird das Interesse des Lesers vor Allem durch die mannigfachen eingestreuten Bemerkungen über die wichtigsten neuen literarischen Erzeugnisse der Zeit gefesselt. Wer sollte nicht mit größter Theilnahme ein eingehend motivirtes Urtheil Wilhelm Grimm's über Byron's Dichtungen, wer nicht die zahlreichen Bemerkungen über die letzten Arbeiten des alternden Goethe, über den literarischen Streit zwischen Johann Heinrich Voß und Creuzer u. a. m. lesen? Man wird dadurch gleichsam mitten hinein versetzt in das literarische und wissenschaftliche Treiben und Streben der reichbewegten Zeit. So wird das Buch nicht nur für jeden Gelehrten, sondern auch für jeden Gebildeten, der für das großartige Wirken und Schaffen des edlen Brüderpaares offenen Sinn und Verständniß hat, eine ebenso anregende als belehrende Lectüre sein, die wir der Theilnahme der Nation nur angelegentlichst empfehlen können, wenngleich wir nicht verkennen wollen, daß es dem Herausgeber im Eifer des Sammelns nicht selten begegnet ist, daß er Gleichgültiges und Nebensächliches der Aufbewahrung und Veröffentlichung werth gehalten hat: doch liegt diese Gefahr bei einem Werke dieser Art, das nur durch mühsames Nachforschen zu Stande zu bringen ist, zu nahe, als daß wir dem verdienstvollen Gelehrten daraus einen schwerwiegenden Vorwurf machen wollten.

Feuilleton.

Das ewige Blatt.*)

Von Enrico Castelnuovo.

Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns.

Excelsior — es war der Schriftstellername eines jungen Literaten — hatte soeben in der Abendstunde das langersehnte Wort: Ende unter die letzte Seite seines neuen Romanes geschrieben. Und nun schickte er sich an, mit krampfhafter Hand die 475 Blätter der Arbeit abzuzählen, die er am folgenden Morgen einem Herausgeber zuzustellen im Sinn hatte. Er überlief mit dem Auge die Blätter, die ihm so viele Monate, so viel Anstrengungen, so viel Nachtwachen gekostet hatten, er hielt dabei ab und zu an den Stellen inne, an denen er besonders dramatische Lebendigkeit entwickelt zu haben glaubte, wiederholte sich mit pathetischer Simme diese und jene Redewendung und versuchte sich in eine Vorahnung des Erfolges hineinzuleben, den sie auf das Gemüth des Lesers hervorbringen mußten. Inzwischen vergingen die Stunden, das Petroleum sank in der Lampe, und als Excelsior am Ende seiner Durchsicht angelangt war, war bereits die zweite Morgenstunde angebrochen. Da wandte er das Auge von seinen Papieren, stützte das Kinn in die Hand und saß lange unbeweglich, — gedankenvoll. Allmählich aber malte sich eine tiefe Traurigkeit auf seinem Antlitze; er sprang vom Stuhle auf und begann erregt im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Und auch du", rief er, den Blick wieder dem Manuscript zuwendend, das auf dem Schreibtische lag, „auch du wirst das

*) Der Ausdruck „la pagina eterna" ist entlehnt aus Manzoni's berühmter Ode: „Der fünfte Mai", in deren 12. Strophe Napoleon der Welt sich selbst zu schildern versucht:

„Doch auf die ew'gen Blätter sank
Ermattend stets die Hand."

Digitized by Google

Schicksal deiner älteren Brüder theilen! Du wirst mit einer schmeichelhaften Empfehlung in die Welt gehen, wirst freundlich begrüßt werden von einigen wohlwollenden und wahrscheinlich vom Verleger herrührenden Artikeln; du wirst mir den Händedruck mancher liebenswürdigen Leserin eintragen — und dann — und dann wirst du ein ehrenvolles Grab finden — in den Büchergestellen der Bibliotheken. Und dazu hatte ich dich also so lange gedacht, dazu so lange mich zerarbeitet, so lange und so innig genährt das heilige Feuer der Ideale? Dazu nahm ich das Pseudonym Excelsior an? O, nur gut, daß meine Seele weniger hochmüthig ist, als mein Pseudonym!"

„Es ist etwas Tragisches um das Geschick des größten Theiles der Bücher, welche wie Schatten vor den Augen des Publicums vorüberhuschen, scheint es nicht, als ob sie den Todesschrei der römischen Gladiatoren auf ihren Lippen trügen: Ave, Caesar, morituri te salutant. Dem Tode geweiht! Ja, das ist das richtige Wort! Dem Tode geweiht! Aber sie sind keine Gladiatoren, sie haben nicht erst gekämpft, bevor sie sterben. Nein, — sie sterben am Grind!"

„Ah, wenn diese Ratten, die sich Bibliothekare nennen, Leute von Geist wären, was für würzige Epigramme würden sie schreiben können über die ersten Versuche, die sie so nach und nach unter die Hände erhalten und registriren! Mindestens würde es sich für sie nöthig machen, eine Rubrik anzulegen, wie man sie in der bürgerlichen Statistik hat für die — Todtgeborenen. Welch ein bitterer Hohn für ein Buch, mit seinem neuen Einbande, mit seinen noch feuchten Blättern, mit seinem handlichen, ausgesuchten Format, mit seinem schönen Titelblatt neuesten Datums sich neben den wurmstichigen Bänden einiger vorhergehender Jahrhunderte aufgestellt zu sehen und sich sagen zu müssen: ich lebte nur ein Jahr, nur einen Monat, ja vielleicht nur einen Tag, und bin bereits todt und begraben, während unter jenen Hundertjährigen ewige Jünglinge sich befinden, ewig, weil sie unsterblich sind!"

„Es gibt also auch unter den Büchern eine Art von Unsterblichen, es gibt Bevorrechtigte, welche durch die Jahrhunderte dahinschreiten mit der strahlenden Stirn olympischen Lichtes, als Freunde, als Trostspender aller Generationen?"

„Oh, daß es solche gibt!"

Excelsior warf einen Blick auf seine eigene Bibliothek und fand unter dem Haufen der anderen gar bald die zwanzig bis dreißig Bände heraus, deren Blätter er selbst immer wieder und wieder einsah.

„Und das Geheimniß dieser eurer Lebensfähigkeit", fuhr er, sein Selbstgespräch wieder aufnehmend, fort, „würdet ihr es mir enthüllen können? Gab es unter den Büchern, die nun schon seit Langem nicht mehr gelesen werden, keines, das euch gleich war? Und wird nicht ein Einziges eures Gleichen unter denen sein, die man heute schreibt und die man schon nach fünf Jahren nicht mehr lesen wird? Das Glück, der Zufall — sollten sie auch beim Ruhm eine Rolle spielen? Oder ist die Berühmtheit lediglich Tochter des Verdienstes? Und wenn es so ist, woher habt ihr den ewigen Lufthauch genommen, der euch vor der Verwesung bewahrt? Vom Hirn oder vom Herzen? Vom Leid oder von der Freude? Von der Liebe oder vom Haß? Vom Glauben oder vom Zweifel? Von der Ruhe oder von der Leidenschaft? Wer kann es sagen? Gibt es etwa ein Gesetz, das alle Menschen nach denselben Grundsätzen regiert, und das nur unter gleichen Lebensverhältnissen die Blume ihres Genies zur Entfaltung gelangen läßt? Der Eine fand in tiefer, angestrengter Verstandesthätigkeit, was der Andere in kindlich reiner Seele sah. Für den Einen war die Quelle der Begeisterung der Schmerz, erlittene Schmach, das Verlangen nach Rache, der Schimpf der Verbannung, die Qual des Hungers, ein Anderer fühlte die Flügel seiner Phantasie erlahmen, wenn tiefe Stille ihn umgab, im Heiligthum des Hauses, bei munterem Kinderplauder: der Eine fühlte sich erhabener im Gebet, der Andere im Zweifel. Der Eine bedurfte mönchischer Sittenstrenge, ein Anderer des Umganges mit dem Weibe. Aber auch das Weib war nicht Allen dieselbe. Es gab eine Beatrice, eine Laura und eine Fiametta: Geist und Materie! Viele hielten übrigens weniger von dem Weibe als von den Weibern! Goethe und Byron würden nicht gewußt haben, was sie mit der idealen Liebe anfangen sollten, die der Muse eines Petrarca genügte. In Folge der verschiedenartigsten Zufälle, ganz entgegengesetzten Kunstkriterien huldigend, ja oft mit Durchbrechung aller Schulregeln wurde das Meisterstück geboren, entstand das unsterbliche Buch — —"

Excelsior hielt mit nachdenklicher Miene mitten im Zimmer inne, schwieg einen Moment und begann dann, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, von neuem: „Das unsterbliche Buch! Sollte es nicht richtiger sein zu sagen: das unsterbliche Blatt? Da, da liegt der Schlüssel zu allem. Die Unsterblichkeit der Bücher macht oft ein Blatt, ein einziges Blatt! Sie kann in einem Lächeln liegen, das in seinem Leuchten der Sonne Strahl beschämt, in dem qualvollen Aufschrei einer Mutter, die ihre Kinder verloren, in der friedlichen Stille einer lieblichen Maiennacht, in dem Wüthen oceanischen Sturmes, in dem Wiederhall einer fernen Musik, in der Unbarmherzigkeit eines über die Ufer schäumenden Flusses; sie kann eine Hymne sein oder ein Fluch — was liegt daran! In seinem unsterblichen Worte, auf seinem ewigen Blatte hat der Autor einen Theil seiner eigenen Seele niedergelegt oder besser, — ein Stück der Weltseele! Und dieses Blatt stirbt nicht, und wenn im Laufe der Jahrhunderte ein verständnißvolles Auge auf dasselbe stößt, wenn ein sympathischer Geist es noch einmal denkt, so scheint es, als ob das Herzblut von neuem in der Lebendigkeit pulsire, die es einst geboren, scheint es, als ob unter den Buchstaben jenes Lächeln wieder hervortrete, jene Thräne ins Leben sich dränge, welche vor hundert und aberhundert Jahren ein Mensch in einem Satzgefüge, einer Redensart, in einem Worte zu verkörpern verstand."

„Das ewige Blatt! O, der Glückliche, der es geschrieben! Alle Anderen hat er mit ihm! Wenn es fehlte, würden sie zerstreut sein wie des Spätherbstes dürre Blätter, hat er es aber, so halten alle anderen Brüder es umschlungen und leuchten in strahlendem Wiederschein. Gewiß, es sind viele ihm ähnliche geschrieben, und ein Schatz von Gedanken ist verschwendet in tausend vergessenen Büchern. Aber diese Bücher sind todt, weil sie es nicht haben — das ewige Blatt!"

„Und hier, hier ist es nicht", vollendete der junge Literat bitter und muthlos, „diese vierhundert und fünfundsiebenzig Blätter, die ich morgen dem Druck übergeben werde, sind wieder nur für den Augenblick geschrieben, es wird nichts darin sein, was auch in der Zukunft noch dauern wird. — Und warum soll das niemals, niemals sein können? — Wenn ich sie noch einmal durchdenken würde, meine Arbeit — wenn ich versuchte —"

In diesem Augenblicke flackerte das Licht, welches bereits seit einer Weile vielsagend geknistert, noch einmal zuckend auf — und dann erlosch es, einen häßlichen Geruch im ganzen Zimmer verbreitend. Und Excelsior, der sich somit wieder in die Gefühlsströmungen des realen Lebens zurückgeschleudert sah, suchte tastend nach einem Streichholz und zündete ein Wachslicht an. Sein Blick fiel auf die Uhr. Sie zeigte die vierte Stunde des Morgens, und der ekelhafte Geruch des Petroleums machte es unmöglich, die Arbeit wieder aufzunehmen. So entschloß er sich endlich, sich zur Ruhe zu begeben und — das unsterbliche Blatt blieb für dies Mal in der Feder. Am Tage darauf fand er es nicht mehr, — er hat es nie geschrieben. Und als er bereits nach wenigen Jahren das Ende seines Lebens nahe fühlte, rief er das holde Wesen an sein Lager, welches ihm in seinem Dasein am nächsten gestanden, und flüsterte ihr mit ersterbender Stimme zu: „Alle meine Manuscripte, alle meine Werke, nimm sie hin! Ich hätte sie Dir offen vor aller Welt widmen können, aber warum sollte ich Deinen Namen mit dem Tode verknüpfen? Ich habe beständig geharrt des Blattes, das Deiner würdig sein sollte, ich habe es niemals gefunden — das ewige Blatt!"

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Denise.

Schauspiel in vier Acten von Alexander Dumas Sohn.

Das neue Stück des jüngeren Dumas, das im Residenztheater in ziemlich mittelmäßiger Weise, aber mit großem Erfolg zur Darstellung gelangte, hat gerade vor einem Jahre im Théâtre français, dem „Hause Moliere's", das Licht der Bühnenwelt erblickt. Es gehört so recht zu jenen rücksichtslosen Sensationsdramen, für die der alte Laube die Bezeichnung „starke Stücke" liebte, und welche von jeher die dichterische Domäne des jüngeren Dumas bilden. Als dieser wirklich noch jung war, brachte er seine moralphilosophischen Tendenzen, die meist den herrschenden Anschauungen widersprachen, mit schlauer Vorsicht auf die Bühne; seit er jedoch ein anerkannter Dichter und gemachter Mann ist, schreibt er, nach seinem offenen Geständnisse, nur noch zur eigenen Freude und Genugthuung, ohne den Geschmack und die Principien des Publicums zu berücksichtigen. Einige Male, besonders mit der „Prinzessin von Bagdad", ist es ihm übel bekommen, aber er läßt sich nicht so leicht abschrecken. Diesmal hat er eine schon früher einmal behandelte Frage wieder aufgenommen und mit noch viel größerer Schroffheit dramatisch exemplificirt. In den „Ideen der Frau Aubray" wurde zuerst gefordert, daß man ein gefallenes Mädchen, das man liebt, heirathen müsse, um die Schuld ihres ersten Liebhabers zu sühnen, und für diese seltsame „These" wurden auch die Handlung und die Personen von „Denise" erfunden.

Der erste Act — Exposition — beginnt wie eine zweite „Waise von Lowood", mit einer Gouvernantengeschichte. Der Schloßherr nennt sich diesmal Graf von Bardannes, ein Junggeselle von 35 Jahren, früh verwaist, des Pariser Lebens überdrüssig und nur noch gewillt, die Erziehung seiner innig geliebten Schwester Marthe zu überwachen, die eben aus dem Kloster kommt. Zu diesem Zwecke hat er ein Fräulein Denise Brissot, die Tochter seines Verwalters, ins Haus genommen, eine treffliche Musikerin, mit allen Tugenden versehen und so sittenstreng, daß sie ihre Schülerin sogleich bei ihrem Bruder verklagt, als sie heimlich Liebesbriefe in Empfang nimmt. Bald darauf verlangt eine ehemals sehr leichtfertige und trotz ihrer sechsundvierzig Jahre noch immer kokette Dame, Madame de Thauzette, den Bruder zu sprechen und bittet bei ihm um Marthe's Hand für ihren Sohn Fernand. Bardannes lehnt ab, denn der junge Mann besitzt seine Achtung nicht. Die enttäuschte Mutter wird unangenehm, und im Eifer des Gesprächs sagt sie zu ihm: „Ohne Zweifel leidet Ihre Geliebte, die tugendhafte Denise, diese Heirath nicht." Der Graf protestirt gegen diese ehrenrührige Bezeichnung. „Bah", gibt die Dame zurück, „Sie wären nicht der Erste." Bardannes zuckt zusammen und zeigt alle jene charakteristischen Merkmale, wodurch sich die Liebenden auf dem Theater zu verrathen pflegen. Und während er sich in seiner stillen Liebe tief verwundet fühlt, tröstet die Verleumderin ihren würdigen Sohn: „Alles geht nach Wunsch. Bardannes heirathet Denise, und uns fällt die reiche Marthe in den Schooß." Mit diesem Schlußwort endet der erste Act, der sehr verwickelt und in Folge dessen stellenweise unklar ist.

Der zweite Aufzug — Untersuchung über das Vorleben von Denise — ist leider nicht viel übersichtlicher. Die Liebe von Bardannes wächst, von der Eifersucht angestachelt. Er muß Gewißheit über die Vergangenheit des geliebten Gegenstandes haben. Der alte treffliche Brissot, ein ehemaliger Offizier und die Rechtschaffenheit in Person, theilt ihm mit, daß seine Tochter allerdings einst Fernand geliebt habe, aber es sei nichts weiter gewesen, als warme Freundschaft, wie sie unter jugendlichen Gespielen natürlich sei. Bardannes ist nun entschlossen, um Denise anzuhalten, als ein Zwischenfall die Situation verschärft. Seine herzlich uninteressante Schwester begeht einen dummen Streich nach dem anderen. Unter dem Vorwand, zu keinem Menschen mehr Vertrauen zu haben, gesteht sie Fernand ihre Liebe, beschimpft Denise, deren Ueberwachung ihr lästig fällt, fordert deren Entlassung von ihrem Bruder und erklärt endlich, daß sie lieber ins Kloster zurück wolle, als auf den Geliebten zu verzichten.

Der dritte Act — das Geheimniß von Denise — führt uns wieder zu den Liebesschmerzen des Grafen zurück. Er setzt sein naives Verhör fort. Jetzt kommt Madame de Thauzette an die Reihe; sie nimmt ihre Verleumdungen zurück und bezeugt die Unschuld von Denise. Nicht besser ergeht es ihm gegenüber Fernand, der, getreu dem Codex der Ritterlichkeit, für die Reinheit seiner Beziehungen zu Denise sein Ehrenwort verpfändet. Der eben noch furchtbar mißtrauische Bardannes wird plötzlich kindlich naiv. In der Freude seines Herzens drückt er dem stets verachteten Manne die Hand und heißt ihn als Schwager willkommen. Aber er wird doch wieder unsicher, und zuletzt thut er den einzigen vernünftigen Schritt, womit er hätte beginnen sollen: er befragt Denise selbst. Es ist die Hauptscene des Stückes, meisterhaft vorbereitet und ausgeführt. Ihre Wahrscheinlichkeit läßt sich bemängeln, und man muß sie peinlich, widerwärtig finden, aber die Kraft der Ausführung und ihre packende Wirkung sind unleugbar. Hier versteht man so recht, was Laube meint, wenn er von „starken Stücken" spricht.

Mit verhaltener Leidenschaft, einfach, herzlich erklärt Bardannes seine Liebe. Das edle Mädchen errieth sie längst und erwidert sie. Als er sie aber fragt: „Wollen Sie meine Frau sein?" antwortet sie mit einem traurigen, aber entschiedenen Nein. „Sie haben also Fernand so untröstlich geliebt?" fragt Bardannes von Neuem. „Ja", ist der Bescheid, „aber ich liebe ihn nicht mehr". Da zeigt ihr Bardannes die nahe Vermählung seiner Schwester mit Fernand an. „Wie?" schreit Denise, „er Marthe's Gatte? Das kann nicht sein. Er ist ein Elender und er log, als er Ihnen schwor, daß er nicht mein Liebhaber gewesen. So lang es sich um mich handelte, schwieg ich. Nun das Lebensglück der Schwester unseres Wohlthäters auf dem Spiele steht, muß ich die Wahrheit sagen: Ja, ich war die Geliebte jenes Menschen!" Und mit fliegendem Athem, die Stimme von Thränen halb erstickt, erzählt sie die Geschichte ihres Fehltritts. Leider hängt sich an diese Scene ein ganz gewöhnlicher Coup, ein sogenannter guter Actschluß. Der ehrliche Vater Brissot hat den schnöden Lauscher gespielt. Jetzt stürzt er vor und jagt seine Tochter aus dem Hause, worauf ihm auch noch der lustige Fernand in die Finger geräth. Er will ihn erwürgen, besinnt sich jedoch eines Besseren und ruft ihm zu: „Ich gebe Deiner Mutter eine Stunde Frist, daß sie um die Hand meiner Tochter bitte. Ist diese Stunde vorüber, ohne daß ich Deine Sühne habe, so tödte ich Dich, wo Du auch seist!"

Der vierte Act — die Lösung — beginnt mit einer Familienscene, die von weitem an „Kabale und Liebe" erinnert. Der unerbittliche Brissot wirft seiner Frau vor, ihm die Schande ihrer Tochter verheimlicht zu haben, und die vortreffliche Mutter hat nichts als Worte der Entschuldigung: in gleicher Lage hätte sie nicht anders gehandelt als ihr Kind. Im Uebrigen ist Brissot leidlich zufrieden, denn Fernand will wirklich sein Unrecht sühnen und sich in vierzehn Tagen mit Denise vermählen. Alle Welt scheint ob dieser sauberen Lösung erfreut. Nur Einer nicht: Herr Dumas fils. Er weiß einen anderen Ausweg. Flugs zieht er eine seiner Marionetten am Draht herbei: Thouvenin, Bardannes' Freund, ehemaliger Arbeiter, Erfinder, Moralist, Prophet, „Raisonneur" des Stückes und Strohmann des Dichters. Er ist witzig, praktisch, keusch, pathetisch; er verknüpft und löst die Fäden der Handlung; er sagt Allen, was sie zu thun haben und redet in Alles hinein. Sonderbarer Weise kann man bis dahin die Handlung des Dramas ganz bequem erzählen, ohne dieser aufdringlichen Persönlichkeit auch nur mit einer Silbe zu erwähnen. Aber jetzt geht es nicht länger; er nimmt seine Revanche und steht mit einemmale groß da. Seine Aufgabe ist es zunächst, die philosophischen Absichten des Verfassers zu entwickeln, weniger um Bardannes, als um die Zuschauer zu überreden; er spricht „zum Fenster hinaus", wie manche Parlamentsredner. Er benutzt also diesen willkommenen Anlaß, um einen unglaublich langen Speech zu halten. Im Théâtre français ist er dem trefflichen Sprecher Coquelin, dem besten Schauspieler Frankreichs, in den Mund gelegt, der die langweiligsten Tiraden hübsch zu pointiren

Digitized by Google

und effectvoll ins Parterre zu schleudern weiß. Im Residenztheater, wo der muntere Liebhaber, Herr v. Hoyar, die Rolle spielt, compromittirt der paradoxe Vortrag den Erfolg des Abends. Thouvenin demonstrirt haarscharf, daß es eine schlechte Lösung sei, wenn Bardannes den Verführer tödte oder sich selbst ums Leben bringe. „Wenn Sie Fräulein Brissot nicht lieben, so hätten Sie sie in Ruhe lassen müssen; wenn Sie sie aber lieben, so schafft das ihr entrissene Geständniß ein unzerstörbares Band zwischen Ihnen. Ich fordere Sie auf, Denise zu heirathen. Gesegnet sei dieser Kampf, aus dem Sie widerstrebend, aber triumphirend hervorgehen werden und der Ihnen zeigen wird, was es Größtes und Heiligstes im Menschen gibt: Mitleid und Verzeihung.“ Da der in gesellschaftlichen Vorurtheilen befangene Bardannes sich billig wundert, beweist er ihm, daß der Fehltritt von Denise auch ein wenig seine Schuld sei, denn auch er habe ja an der Sittenverderbniß der Zeit sein wohlgemessen Theil — also im Gegensatz zu einer Kleist'schen Erzählung, „wo um der gebrechlichen Einrichtung der Welt willen“ einem Verführer verziehen wird. So starken Vernunftgründen vermag der sanfte Bardannes natürlich nicht zu widerstehen, er senkt den Blick und antwortet nicht viel Gescheidtes. Allein einen Augenblick — letztes Moment der Spannung — scheinen Thouvenin's Weltbeglückungspläne scheitern zu wollen. Die junge Marthe überzeugt nämlich Denise, daß sie nichts Besseres zu thun haben, als zusammen ins Kloster zu gehen, und die beiden Mädchen rüsten sich zu diesem Gange, als plötzlich Bardannes, der endlich seine Sinne gesammelt hat, den Rath des gesprächigen Thouvenin befolgt und dem in Thränen zerfließenden Publicum Denise als künftige Madame von Bardannes vorstellt. Es ist unter gegebenen Umständen die denkbar beste Lösung, die freilich gar nichts beweist. Gewiß darf man eine Gefallene heirathen, wenn sie solch ein Engel ist, wie Denise.

Ein nacktes, crasses Tendenzstück, wie nur je eines geschrieben wurde, eine dramatische Beweisführung. Alles ist knapp, schlagend, concentrirt. Die Einheit von Ort und Zeit wird so stricte befolgt, daß der alte Boileau seine Freude hätte. Im Saal eines Schlosses, zwischen Frühstück und Diner, von 12 bis 6 Uhr, wickelt sich die ganze Handlung ab. Toilettenaufwand wird nicht verlangt. Die Personen sind auf das Nothwendigste beschränkt. Sieht man von Thouvenin ab, dessen Rolle leicht gestrichen und dessen lange Rede, wenn sie überhaupt nothwendig, durch einen Monolog Bardannes' ersetzt werden könnte, so ist nur noch die lächerliche Familie Pontferrand zu entbehren, die dem ersten Act eine heitere Färbung gibt; die giftige Klatschbase ist blos dazu da, um die Hauptpersonen satirisch zu charakterisiren; sobald die Verwicklung anhebt, räumen diese Episodenfiguren den Trägern der Handlung ausschließlich das Feld. Nun geht es unentwegt auf das Ziel los. Und der Dichter gefällt sich darin, die zu überwindenden Schwierigkeiten zu vermehren. Er nimmt in seinem dramatischen Steeple-Chase alle Hindernisse mit Leichtigkeit und macht noch allerlei Kunststücke und Luftsprünge dabei. Auch auf dem Kopfe steht er manchmal. Er ist wohl geistreich, glänzend, schwungvoll in seiner wortreichen Rhetorik, aber viele Beweisgründe stehen doch auf schwachen Füßen und sind nichts weiter als klingende, blendende Phrasen eines Sophisten. Doch leicht macht er sich die Sache niemals. Es steckt grimmiger Ernst in seiner witzigen Ueberredungskunst, und bei manchen Motiven geht er bis zur Brutalität, um das Exempel frappanter zu machen. So muß die Mutter des Verführers just die ehemalige Maitresse desjenigen sein, der die Schuld ihres Sohnes sühnt. Bardannes will seine Schwester dem Sohne seiner Geliebten zur Frau geben! Dadurch wird diese Frau Mama eine widerwärtige Verquickung von Mutterliebe und Galanterie, die in den schwärmerischen Erinnerungen an ihre einstigen Liebschaften mit dem um sechszehn Jahre jüngeren — Primaner ins Scandalöse wächst. Besseren Sinn hat die intrigante Art, wie Fernand der jungen Marthe, die er ja heirathen will, den Hof macht: sie charakterisirt den gewissenlosen Don Juan, der einer ehrbaren Annäherung gar nicht mehr fähig ist, und soll dem Zuschauer vor Augen führen, wie leicht ein verliebtes Mädchen auf Abwege zu bringen ist und unversehens für Denise und den gewagten Schluß günstiger stimmen.

Aber Dumas kämpft leider auch noch mit anderen Mitteln, als mit dramatischen Effecten und überwältigender Dialektik. Er will alles Widerstreben gegen seine Theorien in Thränen ertränken. Vom dritten Aufzug an richtet er fortwährende Angriffe auf die Thränendrüsen seiner Zuschauer. Das ganze Théâtre français soll bei der ersten Aufführung einen Weinkrampf bekommen haben, und sogar das dicke kritische Orakel Sarcey versichert, daß er seinen zwei Thränenbächen freien Lauf ließ. Unser Publikum ist bei aller Empfänglichkeit weniger leicht zu überrumpeln, aber stellenweise ging doch ein gerührtes Räuspern und Schluchzen durch den Saal. Vor Allem ist die melodramatische Beichte der Gefallenen ein wahres Meisterstück der Rührseligkeit. Blos aus solchen Gründen muß der Fehltritt von Denise Folgen haben; Dumas gibt ihr ein von seinem Vater verleugnetes, ein todtes Kind, als wäre sie nicht schon ohnehin beklagenswerth und ihr Verführer abstoßend genug. Auch das uralte larmoyante Motiv von der tugendhaften Gefallenen, der innerlich rein gebliebenen Verführten muß da wieder herhalten. Ist aber überhaupt ein so vollendetes Wesen wie Denise eines solchen Fehltritts fähig? Ich glaube es nicht, denn sie besaß Vater und Mutter und hatte außerdem in ihrer eigenen Charakterstärke den besten Schutz. Dumas fühlt die geringe Wahrscheinlichkeit wohl selbst, denn er häuft eine verdächtige Menge von erklärenden und zugleich mildernden Umständen. Denise ist mit Fernand zusammen aufgewachsen und ertheilte Clavierunterricht in fremden Häusern. Ueberdies ist sie ein Opfer ihrer Gutmüthigkeit. Am Vorabende eines Duells forderte Fernand den Beweis ihrer Zärtlichkeit von ihr, um sich zum Zweikampf zu stärken... Wie ganz anders hat Heyse in einer jüngsten Novelle Aehnliches motivirt: dort kommt die Jungfrau zu Fall, weil sie ihrem in den Krieg ziehenden Bräutigam ihre Liebe und Güte beweisen will, damit er in Noth und Gefahr, in der Schlacht und am Wachtfeuer mit seliger Erinnerung an sie denken könne. Und welche vollblütige, gesund sinnliche Vertreterin der irdischen Liebe ist jene Traud neben der blutleeren Denise, dieser Personification eines moralphilosophischen Rechenexempels!

Das trotz alledem von Anfang bis zu Ende fesselnde und stellenweise packende Drama verlangt ausgezeichnete Schauspieler, vor Allem vollendete Sprecher. Das Residenztheater kann damit nicht dienen. Immerhin bewährten sich die ständigen Mitglieder — vor Allem Fräulein Charlotte Frohn als eine mehr dämonische, denn pikante Frau von Thauzette — viel besser, als die zwei eigens engagirten Gäste. Frl. Kafka ist keine sympathische Denise, ohne Milde, Stolz und Natürlichkeit, und damit verliert die These ihr bestes Argument. Die Uebersetzung macht klägliche Anstrengungen, den witzigen Einfällen und geistreichen Deductionen des Dichters zu folgen, und leidet durchgehend an einer ungelenken und schleppenden Wörtlichkeit. „Wenn ich Sie gerettet haben werde, so werden Sie mir danken...“ „Wenn Sie dorthin gegangen sein würden, so würde sie es nicht verziehen haben“ u. dgl. Das schmeckt Alles nach dem französischen Exercitium und ermangelt jeder dramatischen Schlagkraft. Z.

Notizen.

Martin Greif's Gedichte. Vierte stark vermehrte Auflage Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung. Eine neue Auflage von Greif's Gedichten macht die Freude eines kleinen, aber gewählten Freundeskreises aus. Für den großen Haufen der Empfindsamen ist dieser Dichter zu tief und ungekünstelt. In seinen Liedern tönt eine warme und innige Herzenssprache, da ist „nichts verlindert und nichts verwitzelt, nichts verzierlicht und nichts verkritzelt.“ Den Lesern dieses Blattes und den zahlreichen Freunden der Greif'schen Muse sagen wir damit nichts Neues; Fremden von der Schönheit und Tiefe dieser zarten Blüthen einer weichen, liebereichen Dichternatur, dieser reifen Weisheitsfrüchte eines in harter Lebensschule geprüften Mannes zu reden, wäre wohl vergebliche Liebesmüh. —r.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Im Verlage von **Adolf Bonz & Comp.** in **Stuttgart** sind heuer erschienen:

Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren von **J. V. von Scheffel.** Mit 112 Illustrationen von **A. von Werner.** Gr. 8°. In Prachtband . . . . . M. 10,—.

Drei Buschen. Weil's mi freut! Habts a Schneid!? Um Sunnawend. Gedichte in oberbayerischer Mundart von **Karl Stieler.** Mit 20 Vollbildern und 84 kleinen Illustrat. von **Hugo Engl.** Gr. 8°. In Prachtband . . . . . M. 12,—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Radenhausens Werke
in wohlfeilen Ausgaben.

ISIS
Der Mensch und die Welt.
Dritte Ausgabe. 4 Bände. 6 Mark.

OSIRIS
Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Zweite Ausgabe. 3 Bände. 6 Mark.

In der ISIS hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Hauptzügen zur Darstellung zu bringen. Im OSIRIS versucht er die Weltgesetze, Entstehen und Vergehen der Welten festzustellen und begründet dieselben durch den Entwickelungsgang des Erdenlebens.

Kleine antike Büsten
in brillanter Ausführung von **Elfenbeinmasse.**

Venus von Milo u. Hermes des Praxiteles, Apollo vom Belvedere und Diana von Versailles, 13 cm, mit kleinen schwarz polirten Holzuntersätzen 21 cm hoch Stück 5 M.

Klytia und Eros, 11 cm, mit Untersätzen 19 cm hoch, Stück 4 M.

empfiehlt

G. Micheli,
Berlin C., Schlossfreiheit 8/9.
Firma und Wohnung genau zu beachten.

Verlag von Theodor Fischer in Cassel.

Soeben erschien:

Lebens-Erinnerungen
von *Dr. Friedrich Oetker.*

Band III.
Aus dem Nachlasse herausgegeben von
Dr. Friedrich Oetker, a. o. Professor der Rechte zu Bonn.
41 Bogen. Broch. M. 10, geb. M 12.—
Durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

Mit Beginn des Jahres 1886 erscheint in unserem Verlage wöchentlich:

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung der Herren Professoren Dr. **J. Bernstein,** Dr. **A. v. Koenen,** Dr. **Victor Meyer,** Dr. **B. Schwalbe** und anderer Gelehrten herausgegeben von

Friedrich Vieweg & Sohn.

Preis pro Quartal 2 *M.* 50 *pf.* Probenummern gratis und franco. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt entgegen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Allen gebildeten Familien wird zum Abonnement empfohlen:

Das Ausland.
Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.
59. Jahrgang. 1886.

Wöchentlich 1 Nummer à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.—

Das Ausland eröffnet mit der soeben erschienenen Nummer 1 seinen 59. Jahrgang. Es genügt ein Blick auf den Text dieser Nummer, um in derselben eine der gediegensten geographischen Zeitschriften repräsentirt zu sehen. Daß das „Ausland" auch in Zukunft hinter den früheren Jahrgängen an Gediegenheit des Inhaltes nicht zurückstehen wird, lehrt das in diesen Tagen ausgegebene Inhalts- und Mitarbeiterverzeichniß für den 58. Jahrgang, welches vielmehr erkennen läßt, daß das „Ausland" durch seine Fülle von Originalmittheilungen, Auszügen und Notizen eine der reichsten Quellen für geographische und besonders auch völkerkundliche Belehrung geblieben ist.

Soeben erschien:

Pasilingua!
Eine Gemein- oder Weltsprache.

Elementargrammatik mit Übungsstücken
von **P. STEINER.**
Preis Mark 1,50.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.
Heuser's Verlag (Louis Heuser) in Neuwied a/Rh. und **Berlin C.,** Spittelmarkt 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Sensationelle politische Neuigkeit!

Berlin und Wien
in den Jahren 1845—1852.
Politische Privatbriefe
des damaligen k. sächs. Legationssekretärs
Karl Friedrich Grafen Vitzthum von Eckstädt.
Mit einem Vorwort von Dr. Karl Müller.
gr. 8°. XXIII und 338 Seiten.
Eleg. brosch. M. 5. — Eleg. gebunden M 6.—.

Hierzu eine Beilage der Monatsschrift „Sphinx".

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 30. Januar 1886. Band XXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Frage der Auswanderung und Colonisation. Von Friedrich von Hellwald. — **Literatur und Kunst:** Kalte Nacht. Von Hermann Lingg. — Wiener Brief. Von D. Spitzer. — La perdata gente. Von Oskar Bulle. — Carl Abel's sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Von Daniel Sanders. (Schluß.) — **Feuilleton:** „Vom Jenseits." Von Rudolf Schmidt. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von J. Langfeldt. — **Aus der Hauptstadt:** Die Menzel-Ausstellung. — Eine Concurrenz. Von A. L. — Notizen. — **Offene Briefe und Antworten.** Von Adolph Steudel. — Inserate.

Zur Frage der Auswanderung und Colonisation.

Von Friedrich von Hellwald.

Es ist eine, wohl keinen Widerspruch duldende Thatsache, daß die in Deutschland stärker denn irgendwo sich vollziehende Auswanderung eine sehr empfindliche Schädigung des Nationalvermögens mit sich bringt. „Unsere Auswanderer", sagt Wilhelm Roscher, „mögen sie nun nach Canada oder den Vereinigten Staaten, nach Australien oder Algerien ziehen, gehen dem Vaterlande mit Allem, was sie sind und haben, regelmäßig verloren; sie werden Kunden und Lieferanten fremder Völker, oft genug unsere Nebenbuhler und Feinde." Um diesen tief einschneidenden und am Marke des Volkes zehrenden Mißstand zu beseitigen, gibt es nun — so wird vielfach behauptet — blos ein einziges Mittel, und zwar: Organisirung der sich völlig planlos vollziehenden Auswanderung. Dies hört sich in der Theorie allerdings auch trefflich an. Eine solche Organisirung glaubt nämlich die gleichzeitige Förderung des persönlichen und des nationalen Interesses bezwecken zu können. Letzteres kann aber nur dann gewahrt werden, wenn der Emigrantenstrom vor Zersplitterung bewahrt und in ein einheitliches großes Bett geleitet werden kann, in welchem seine nationale Eigenthümlichkeit ihm erhalten bleibt. Vollständig ließe sich dieses Ziel bloß dadurch erreichen, daß es gelänge, eine direct vom deutschen Mutterstaate abhängige Colonie zu stiften und die Emigrantenmasse dorthin zu lenken. Ohne vollinhaltliche Erfüllung beider dieser Bedingungen ist eine Abwendung des durch die Massenauswanderung verursachten Schadens ganz undenkbar.

Ehe wir uns nun umsehen nach der Planetenstelle, welcher wir die Ehre einer solchen Gründung zudächten, müssen wir sorgfältig und scharf unterscheiden zwischen den beiden großen Gruppen der Handels- und der Ackerbaucolonie. Die ersteren vermehren den Nationalwohlstand durch Aufschließung neuer Handelsgebiete und Märkte für die heimathlichen Industrieproducte, die anderen erstreben die Verminderung der Armenzahl durch stetige Massenauswanderung. Für die geplante Organisirung der Auswanderung kann nun bloß die Kategorie der Ackerbaucolonie in Betracht kommen, denn die große Masse der deutschen Auswanderer will in gesundem Klima mit eigenen Armen und Händen sich ein behagliches Dasein schaffen. Dieses Ideal kann nur in einer Ackerbaucolonie, wie sie allein in gemäßigten Breiten möglich, verwirklicht werden. Nun ist in solchen thatsächlich kein Raum mehr für selbstständige Ansiedlung. Zwar hat man in neuester Zeit dies in Abrede stellen wollen und auf mannigfache Erdenräume hingewiesen, wo noch reichlich Platz für deutsche Besiedlung vorhanden sei. Selbst das Innere Afrikas pries man als dafür geeignet. Eine nüchterne Prüfung vertragen indeß solche Aussprüche nicht. In Wahrheit sind wohl so ziemlich alle Erdenräume schon vergeben und besetzt, die sich zum Colonialbesitz für den deutschen Ackerbauer eignen, weshalb denn auch dieser bisher die Besitzungen fremder Völker aufsuchen mußte, um sich dort niederzulassen.

Allem Anscheine nach befinden sich nun die Deutschen noch am besten in den Vereinigten Staaten von Amerika, denn dorthin hat sich seit den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts der Strom der Auswanderung mit solcher Vorliebe gewendet, daß alle übrigen Gebiete damit gar nicht in Vergleich kommen. Ist nun in dem amerikanischen Wunderlande nicht Alles Gold, was glänzt, geht es dort dem neuen Ankömmling oft lange nicht so gut, wie man mitunter meint, und hat in jüngster Zeit die Ungunst der wirthschaftlichen Lage in Nordamerika eine augenblickliche Stauung der Einwanderung zu Stande gebracht, so erfordert doch die Billigkeit, zu bekennen, daß trotz der jetzt gegen früher bedeutend minder günstigen Verhältnisse der Deutsche mit Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit in den Vereinigten Staaten noch immer am besten sein Fortkommen findet. Dagegen läßt sich keineswegs das Gleiche vom nationalen Gesichtspunkte aussagen; denn der Deutsche hat dort im Großen und Ganzen seine Nationalität nicht aufrecht erhalten, hat sich derselben sogar mit auffallender, beispielloser Schnelligkeit entäußert. Und es hat auch gar keinen Anschein, daß dies anders werde, trotz der Hoffnungen, welche man auf das seit 1870 gehobene Selbstbewußtsein der Deutschen gesetzt hatte. Die deutsch-amerikanische Presse blickt in ihrer großen Mehrheit mit wahrer Verachtung auf das alte, in „Fürstenfesseln schmachtende" Vaterland herab, predigt in ihrer crassen Unwissenheit das Dogma des alleinseligmachenden Amerikanismus und wüthet gegen Jeden, welcher sich unterfängt, an diesem zu zweifeln und die Schäden im politischen und socialen Organismus der großen transatlantischen Republik aufzudecken. In ihrem fanatischen Eifer übertrifft sie weitaus die amerikanische Presse englischer Zunge. Wohl gibt es rühmliche Ausnahmen, sie sind aber selten. So darf man denn für den allergünstigsten Fall und bei fortdauernder starker Zufuhr deutschen Blutes bloß hoffen, vielleicht die deutsche Sprache in den neueren Gebieten zu einer zweiten Landessprache werden zu sehen.

Nicht mit Unrecht wird den Deutschen ein allzu großes passives Assimilationsvermögen gegenüber anderen Völkern, anderen Sprachen, anderen Sitten vorgeworfen. Und was sich in Nordamerika vollzieht, wiederholt sich auch in anderen

Digitized by Google

Theilen der Welt, am meisten in englischer oder angelsächsischer Umgebung, weshalb denn auch sonst nicht ungeeignete Wanderziele, wie Australien oder Südafrika, als Aufnahmsbecken deutscher Masseneinwanderung vom nationalen Gesichtspunkte nicht weiter in Betracht kommen. Man hat sich nun die Frage vorgelegt, ob man denn diese nationale Abtrünnigkeit als etwas Unvermeidliches hinnehmen müsse, ob es denn nothwendig sei, daß die Deutschen nach solchen Ländern auswandern, wo sie in Bezug auf Ackerbau und Gewerbe so zu sagen erst von Neuem in die Schule gehen müssen. Sicherlich gibt es noch Völker, welchen die Deutschen so weit überlegen sind, daß erstere die deutsche Culturweise, und nicht die Deutschen die ihrige annehmen müssen. So sagte man sich, und brachte schon alle möglichen und unmöglichen Gebiete von Marocco bis Korea als passende Auswanderungsziele in Vorschlag. Doch gibt es eigentlich bloß ein einziges, großes und fruchtbares Ländergebiet, welches für die deutsche Masseneinwanderung Raum besitzt und wo vielleicht die Möglichkeit einer nationalen Entwicklung gegeben ist, nämlich der südliche Theil Südamerikas, Südbrasilien, Uruguay, Argentinien, Südchile und Nordpatagonien, welche klimatisch und agriculturell die Eignung zu großen Ackerbaustaaten besitzen. In Südbrasilien leben auch schon 100—150 000 Deutsche, die sich eines gewissen Gedeihens erfreuen, und auch in Argentinien und Chile existiren einige zwar kleine, aber blühende Niederlassungen. Nun ist dort freilich zur Zeit kein Territorium herrenlos, und es könnte sich also bloß darum handeln, jenen Gebieten allmählich deutsches Blut stetig und so lange andauernd zuzuführen, bis dasselbe nach und nach vollständig in der Majorität wäre und die spanischen und portugiesischen Elemente völlig absorbirt, aufgeschlürft hätte.

Dieser Gedankengang wurzelt, wie man sieht, in der dogmatischen Vorstellung, daß der deutsche Volkstypus dem spanisch-amerikanischen ebenso überlegen sei, wie der anglo-amerikanische dem deutschen. In der That erhält sich in Südbrasilien deutsches Wesen viel zäher, als in den Vereinigten Staaten. Dennoch ist auch an den dortigen Deutschen die Anartung an den Boden unverkennbar; verräth auch heute noch der helle Teint, das blaue Auge und das blonde Haar ihre deutsche Abkunft, so hat ihnen doch die neue Heimath schon einige Züge des Südländers verliehen. Noch halten die Einwanderer an der deutschen Sprache fest, aber unter dem Nachwuchse kommt die vielfach unentbehrliche Kenntniß der portugiesischen Staatssprache naturgemäß immer mehr in Aufnahme, und das Beispiel der sonst in Brasilien angesiedelten Deutschen zeigt, daß, wie immer sich auch die erste Generation gebahren möge, die zweite, im Lande geborene, sobald sie flügge geworden, über die elterlichen Gartenzäune hinwegsetzt. Zudem will die brasilianische Politik keinen Staat im Staate und dürfte daher der frischen Zufuhr deutschen Blutes nur schwachen Vorschub leisten. Der Proceß der Entnationalisirung mag also wohl in Südbrasilien weniger rasch vor sich gehen, als anderwärts, auf die Dauer dürfte er auch dort kaum aufzuhalten sein. Ist dies nun schon unter dem für inferior erachteten lusitanischen Elemente denkbar, um wie viel mehr erst im Wettkampfe mit dem ungleich stärkeren hispanischen! In den Ländern dieser Zunge, in Argentinien, Uruguay und Paraguay hat insbesondere das verwandte italienische Volksthum, daneben die baskische Auswanderung einen gedeihlichen Boden gefunden, in welchen sie starke Wurzel geschlagen. Ob diese Länder, so menschenbedürftig sie auch sind, eine deutsche Masseneinwanderung mit offenen Armen begrüßen werden, steht dahin. Am ehesten ließe sich dies noch von dem entvölkerten Paraguay voraussetzen, welches aber bei seiner binnenländischen Abgeschlossenheit und seinem größtentheils noch subtropischen Klima von allen Ländern Südamerikas am allerwenigsten für deutsche Ackerbauer sich eignet. Angesichts der lebhaften Agitation, welche in jüngster Zeit zu Gunsten Paraguays sich bemerklich macht, ist es nothwendig zu betonen, daß die neuesten Berichte über jenes Land in keiner Weise zur Auswanderung dahin ermuthigen. Die 1881 gegründete deutsche Ansiedlung von San Bernardins ist eine durchaus verfehlte Schöpfung, und obendrein haben die im ganzen Lande kaum hundert Köpfe zählenden Deutschen sich dadurch in Mißcredit gebracht, daß von ihnen die meisten der in den letzten Jahren vorgefallenen Verbrechen begangen wurden.

Manche Colonialpolitiker sehen in Erwägung dieser Umstände ab von den überseeischen Ländern, betonen aber dafür, daß es nützlicher wäre, statt in entlegenen Welttheilen Ackerbaucolonien zu suchen, den von den Vätern ererbten Boden zu behaupten und den Uebergriffen des Slaventhums über die deutschen Grenzen zu wahren. Man denkt dabei an die deutschen Niederlassungen in Ungarn, im Banat, in Siebenbürgen und Südrußland. Dort, im Osten und Südosten, ganz nahe, durch Eisenbahnen zugänglich, liege ein weites Feld für die deutsche Industrie und, da jene Gegenden noch alle dünn bevölkert sind, auch für die deutsche Auswanderung, welche dort der Nation nicht verloren gehen werde. Auch dies ist indeß ein schwerer Irrthum. Der deutsche Charakter ist nirgends mehr gefährdet, mehr der Degenerirung ausgesetzt, als in der ganzen slavischen Welt. Im südlichen Rußland haben sie sich allerdings in einzelnen Gegenden rein erhalten, einen Aufschwung, namentlich einen geistigen, vermögen sie aber nicht aufzuweisen. Was Prinzessin Therese von Bayern in ihrem hoch beachtenswerthen Reisewerke über diese Deutschen berichtet, klingt durchaus nicht erfreulich. Die siebenbürger Sachsen nehmen an Kopfzahl beständig ab und erliegen einem unaufhaltsamen Vermoderungsprocesse. In Ungarn ist das deutsche Wesen überall moralisch und numerisch im Sinken begriffen. In den früher deutschen Städten Oberungarns sind die Bewohner Magyaren oder gar Slovaken, ja selbst Ruthenen geworden. Die Slavisirung schreitet dort allerwärts unaufhaltsam vorwärts. Selbst in dem tüchtig aufstrebenden Königreiche Rumänien ist für deutsche Ansiedlungen im Großen kein Feld.

Bei dieser Musterung der verschiedenen Auswanderungsziele gelangt man also zu keinem befriedigenden Resultate, wenn die Erhaltung der Nationalität in den Vordergrund gerückt werden soll. Dies wäre ja höchstens in einem überseeischen deutschen, aber noch wenig oder gar nicht bevölkerten Territorialbesitze möglich. Aber selbst wenn ein solcher Erwerb gelänge, übersieht man doch, daß alle Ackerbaucolonien von Natur aus demokratisch sind und nach Selbstständigkeit, Selfgovernment und Loslösung von dem Mutterlande streben, wie eine Umschau in Australien, Ostafrika und Britisch-Nordamerika lehrt. Damit fallen aber alle Gründe für die etwaigen Vortheile des Besitzes einer Ackerbaucolonie hinweg. Freilich erhofft man von einer solchen zweierlei: einmal, den Zug der Auswanderer dahin zu lenken, dann aber bei der rasch anwachsenden Bevölkerung solcher Territorien einen regen, stetig zunehmenden Absatz für deutsche Industrieproducte zu finden. Nun, heutzutage läßt sich der Handel zwischen Mutter- und Tochterstaat wohl nicht von oben her mehr regeln; der Handel wird und muß sich stets dahin wenden, wo er den besten Markt findet, denn er ist seinem Wesen nach kosmopolitisch. Ebenso wenig läßt sich der Auswanderungsdrang vom Colonialbesitze bestimmen, d. h. es ist durchaus keine Folge, daß, weil es eine deutsche Ackerbaucolonie gäbe, die deutschen Auswanderer nunmehr dahin pilgern würden; ja, vielleicht möchten sie eine solche nicht einmal bevorzugen, wie denn auch in dem Vierteljahrhundert 1853—1878 wenig mehr als ein Drittel der Gesammtauswanderung aus Großbritannien den englischen Colonien zugeflossen ist. Fast zwei Drittel wandten sich nach den Vereinigten Staaten.

Es ist ja sehr natürlich, daß eine aufstrebende Nation wie die deutsche auch eine ihres Werthes würdige Geltung ihrer Sprache und Literatur in anderen Ländern herbeisehnt. Aber diese Verbreitung der Sprache ist doch die großen Opfer nicht werth, durch welche sie auf dem Wege einer deutschen Ackerbaucolonie vielleicht, und dann jedenfalls nur künstlich und sehr allmählich erreicht werden könnte. Verhehlen wir es uns nicht: Wer sein Bündel schnürt und der alten Welt die Liebe aufgekündigt hat, der nimmt bezüglich seines Wanderzieles keine Rücksicht auf etwaige Wünsche und Bedürfnisse seiner alten Heimath, sondern er wendet sich egoistisch dorthin, wo er sich am besten zu befinden, wo er seine Freunde und Verwandten zu treffen hofft. Denn diese sind es gerade, welche unsere Fernwanderer nachziehen. Fast immer treten die

Digitized by Google

Späteren in die Fußtapfen ihrer schon früher ausgewanderten Freunde oder Angehörigen, und darin liegt auch das Geheimniß der großen Anziehungskraft, welche die Vereinigten Staaten ausüben, zumal gar kein anderes Land der Erde dem Landmanne eine solche Gesammtsumme verlockender persönlicher Vortheile bietet, wie eben die nordamerikanische Union mit ihren freisinnigen politischen Einrichtungen. So viel ist also gewiß und wird wohl auch allgemein zugestanden, daß von selbst der große und regelmäßige deutsche Auswanderungsstrom von seinem bisherigen, freilich entnationalisirenden Zuge nach den Vereinigten Staaten nicht ablenken wird. Dies künstlich bewirken zu wollen, ist aber ein völlig aussichtsloses Beginnen, denn es gebricht hierzu an allen und jeglichen Mitteln. Daraus möge man entnehmen, was es mit allen, mit der deutschen Massenauswanderung zusammenhängenden Colonialprojecten auf sich hat. Sie sind und bleiben insgesammt Utopien, die niemals praktisch verwirklicht und daher je rascher, desto besser fallen gelassen werden. Man räume also endlich auf mit den hohlen Schlagwörtern, mit den Speculationen auf im Monde liegende Ackerbaucolonien, mit der angeblichen Organisirung der Auswanderung! Es ist hohe Zeit, daß man nicht länger hartnäckig die Augen verschließe vor der Erkenntniß, wie die angestrebte gleichzeitige Forderung des persönlichen und des nationalen Interesses nach Lage der Thatsachen einfach eine Unmöglichkeit und ein Widerspruch ist. Denn wo es dem Auswanderer wohl ergeht, dort verliert er seine Nationalität; wo sie ihm aber erhalten bleiben könnte, dort fehlen die Bedingungen seines materiellen Gedeihens. Die Wahrheit bleibt: verloren für das Vaterland ist der Auswanderer, wohin er sich auch wende, es sei denn, daß er als gemachter Mann in späteren Jahren und dann auf immer zurückkehre in die alte Heimath, wie manche romanische Völker thun.

Dies führt zur Erörterung der zweiten Kategorie von Colonien, bei welchen eine wesentlich kürzere Fassung statthaft ist, obgleich ihre Bedeutung ungleich wichtiger ist, weil wir hier den festen Boden der Wirklichkeit betreten. Wie so oft ist auch hier das Bessere der Feind des Guten gewesen. Während man dem Phantome der Ackerbaucolonie nachjagte, übersahen die Meisten die weit leichter zu erreichenden Handelscolonien. Erst am 6. December 1882 fand sich zu Frankfurt a. M. eine Anzahl deutscher Männer behufs Gründung eines vom Freiherrn Hermann von Maltzan mit rastlosem und aufopferungsvollem Eifer angeregten Colonialvereines zusammen, welcher in erster Reihe die Errichtung von Handelscolonien postulirte und die Agitation zu Gunsten von solchen sich zur vornehmlichsten Aufgabe stellte. Rascher als man damals ahnen konnte, sind die Ziele des deutschen Colonialvereines durch die im Frühjahre 1884 erfolgte Entsendung des leider verstorbenen Dr. Gustav Nachtigal und dessen Erklärung deutschen Protectorates über weite Strecken Westafrikas, welcher die Besitznahme anderweitiger Gebiete im Osten des schwarzen Erdtheiles und in der Südsee folgte, überholt, dem als Agitationsmittel gegründeten Vereine selbst indeß die Existenzberechtigung genommen worden. Seine ursprüngliche Aufgabe ist mehr denn erfüllt, und wenn derselbe sich nunmehr anderweitigen, die Auswanderung ins Auge fassenden Zielen zuwendet, so dürfte sich zum mindesten eine Aenderung des jetzt gegenstandlos gewordenen Titels „Colonialverein" in eine zutreffendere Bezeichnung empfehlen.

Handelscolonien haben nun mit der Massenauswanderung gar nichts zu thun. Die ländlichen Emigranten suchen eine neue Heimath, eine solche können sie nimmer in Handelscolonien finden. Der Natur der Sache nach liegen diese fast stets in den Tropen oder in den subtropischen Regionen und können schon deshalb niemals ein Ziel europäischer Auswanderung im Großen werden, denn die Lehre von der allmählichen Acclimatisation ist ein nachweislicher Irrthum. In keinem Fall wird die bloße Handelscolonie eine eigene Nation, einen selbstständigen Ableger des Mutterlandes bilden. Dazu ist der Handel viel zu sehr ein bedingtes Gewerbe und beschäftigt zu wenig Menschen. Letztere werden auch durch die Unstätigkeit ihres Geschäftes zum ehelosen Leben gezwungen und wollen meistens so bald wie möglich in die Heimath zurückkehren. Der Nutzen der Handelscolonien ist daher hauptsächlich in der Bereicherung der Nation im Großen zu suchen. Da fast alle größeren unmittelbaren Handelscolonien aus einfachen Handelsfactoreien hervorgegangen sind, so mag man daraus die Bedeutung der an der afrikanischen Westküste errichteten deutschen Factoreien ermessen. Sie bilden die Vorstufe zu den Handelscolonien, aus welchen das Reich eine ansehnliche Vermehrung seines nationalen Wohlstandes in der Zukunft erhoffen darf. Zudem haben fast alle Colonien, mögen sie später auch zu ganz anderen Classen gehören, doch als Handelscolonien angefangen. In den Tropen ist nun freilich wenig Aussicht vorhanden, sie je in Ackerbaucolonien umzugestalten, wohl aber vielleicht in Pflanzer-, oder wie der moderne Ausdruck lautet, in Cultivationscolonien, d. h. in solche, wo die agriculturelle Ausbeutung der Bodenschätze durch den Betrieb tropischer Culturen mit einheimischen Arbeitskräften, aber unter europäischer Oberleitung, vor sich geht. Nichts weiter kann und darf man sich als möglich denken, und wenn sich schon sanguinische Stimmen vernehmen ließen, welche das herrliche gesunde Klima der Hochterrassen Innerafrikas aus vollen Backen priesen und von einer deutschen Massenbesiedlung etwa Ostafrikas träumten, so ist vor derartigen Ueberschwänglichkeiten nicht genug zu warnen. Selbst bis zur Instandsetzung einer solchen Cultivationscolonie wird jedoch noch eine lange Zeit verstreichen, und deshalb wird man auch den Nutzen, welcher dem deutschen Volke aus der Gründung überseeischer Handelsstationen erwachsen kann, nicht überschätzen dürfen. Ehe die farbigen Menschen, mit denen man auf diese Weise in Berührung tritt, starke Abnehmer deutscher Waare werden können, ehe sie im Stande sind, erhebliche Massen eigener Producte dem deutschen Markte zuzuführen, müssen sie nämlich selbst eine recht ansehnliche Cultur angenommen haben und aus dem Stande der äußersten Armuth und Bedürfnißlosigkeit zu einem gewissen Grade von Wohlhabenheit, Arbeitsverständniß und — was die Hauptsache — Arbeitslust sich erst emporgeschwungen haben, der sie befähigt, Staaten zu gründen. Dann erst würde der Handel mit ihnen ein allgemeines Interesse gewinnen, weil es erst dann möglich würde, daß dieser Handel einen Einfluß auf die deutsche Industrie und die Erweiterung derselben ausüben könnte.

Aus dem Gesagten geht wohl zur Genüge hervor, daß Auswanderung und Colonisation, obgleich in engem Zusammenhange stehend, praktisch mit einander gar nichts zu schaffen haben. Die Auswanderung kann einzig und allein Ackerbaucolonien gebrauchen, Handelscolonien sind durchaus unabhängig von jeder Auswanderung. Die Erwerbung der ersteren ist in absehbarer Zukunft ein Ding der Unmöglichkeit; zur Errichtung von letzteren gehört blos ein festes Wollen, wie das energische Vorgehen der deutschen Reichsregierung gezeigt hat. Ohne sich sanguinischen Illusionen hinzugeben, darf man behaupten: der nunmehr betretene Pfad ist der einzig richtige, er allein kann zu segensreichen Ergebnissen in der Zukunft führen.

Literatur und Kunst.

Kalte Nacht.

Es singt der Schnee. Er singt ein Lied
Von jammerstarrem Händefalten,
Vom Armen, der im Frost verschied,
Von Menschenherzen fühllos Walten.

Es singt der Schnee wenn man ihn tritt,
Wenn über ihn die Räder gehen,
Die Mondesstrahlen singen mit
Die kalt zur Erde niedersehen.

Hermann Lingg.

Digitized by Google

Wiener Brief.

Von D. Spitzer.

(Fasching. Josef von Weilen. Gustav Heine.)

Unsere Buchhändler haben noch kaum die bemalten Pappendeckel aus den Schaufenstern entfernt, mit denen sie zur Weihnachts- und Neujahrszeit Geist und Herz zu erquicken bestrebt sind, und schon wieder sind wir in festlich gehobener Stimmung, denn der Fasching hat begonnen, der sich freilich in den Auslagen der Buchhändler gar nicht bemerkbar machen würde, wenn nicht hin und wieder unter den dort in reichster Fülle prangenden Pariser Romanen, die in Paris nicht gelesen, sondern nur für den Export geschrieben werden, ganz verschämt ein Büchlein über die verschiedenen, von der Wissenschaft empfohlenen Methoden der Pfändung hervorschaute.

Die Leserwelt wird auf den Fasching nur dadurch aufmerksam gemacht, daß in dem Blatte, mit dem sich, was die weite Verbreitung betrifft, kein anderes zu messen vermag, bereits das Pärchen erscheint, das mit rührender Zärtlichkeit immer Hand in Hand wandelt, das gleich den edelsten Vorbildern unzertrennlicher Freundschaft nie von einander läßt, das stets zusammen genannt wird, wie David und Jonathan, Castor und Pollux, Weilen und Jokai,*) die „zwei Stück Faschingskrapfen", die uns jetzt in holder Vereinigung aus jeder Speisekarte entgegenlächeln. Schon lesen wir in den Zeitungen von den großartigsten Ueberraschungen, mit denen die Veranstalter von Maskenbällen und Narrenabenden uns zu verblüffen vorhaben, schon überlegt die junge Frau, die ihrem Gatten am Weihnachtsabend ein Paar gestickter Pantoffeln als Symbol der Unterwerfung unter ihren Willen überreicht hat, auf welchen Ball sie diesen zuerst führen solle, und die tanzfreudigen Mädchen addiren sinnend die ritterlichen Jünglinge, die im Ballsaale vor ihnen turnieren und denen sie im Cotillon den Theuerdank an die Brust heften werden.

Wir haben glücklicherweise schon aus den letzten Verhandlungen des böhmischen Landtages erfahren, welchen Nutzen die Erlernung der czechischen Sprache dem Deutschen gewährt, und gewiß wird schon Mancher diese Lücke in seinen Sprachkenntnissen tief bedauert haben, der im Fasching bei Schwender eine interessante Maske verfolgt hat, die sich in dem Augenblicke, da er sie durch den Zauber seiner Plauderei zu blenden suchte, als böhmische Köchin entpuppte, so daß jede Verständigung mit ihr in der Sprache Goethe's und Schiller's unmöglich war. — Lieblichere Abenteuer darf der Don Juan der Gegenwart von einem Maskenballe nicht erwarten, und der Vorwitzige, der auf dem Tanzbeete der Gartenbaugesellschaft die blaue Blume der Romantik zu finden hofft, muß sich auf die bittersten Enttäuschungen gefaßt machen, denn das schwache Geschlecht mißbraucht meistens die Larve, um als schönes Geschlecht Erfolge zu erzielen.

Aber nicht nur die Maskenbälle haben ihren ehemaligen Glanz vollständig eingebüßt, seitdem die Besucher immer die Opfer der nämlichen weiblichen Intrigue werden und nur die traurige Rolle eines Buffet-Cicisbeo zu spielen haben, auch das einst so rege Interesse für die Narrenabende beginnt allmählich sich abzustumpfen, denn die Narrheit eines solchen Abends hält mit der des Tages, die auf allen Gebieten die größten Fortschritte aufzuweisen hat, keinen Vergleich aus. Das Sprüchwort behauptet zwar, daß Kinder und Narren die Wahrheit sprechen; aber wenn dies wahr wäre, dann wüßten wir nicht, wieso die Narren zu ihrem ebenfalls sprüchwörtlich gewordenen „Narrenglück" kämen. Die Wahrheit bringt kein Glück, und man meidet sie bei der Feier eines Narrenabends ebenso wie bei der Feier eines Lebensabends — einem Jubiläum.

War das etwa Wahrheit, was der Dichter Weilen an dem Jubel-Abende gesprochen hat, den Baron von Heine-Geldern, der Gründer des officiösen „Fremdenblatt", zur Feier des vierzigjährigen Bestandes dieses Organs der elftausend schlafenden Jungfrauen veranstaltete? In dem Ueberschwange der Begeisterung brachte nämlich der gottbegnadete Sänger einen Toast aus und nannte in diesem „die Rubrik für Theater und Kunst im „Fremdenblatt" einen Ziergarten, in dem sich der Jubilar als würdiger Bruder seines unsterblichen Bruders gezeigt habe". Nun leidet aber Baron Gustav Heine nicht an der poetischen Ader; ja er verschmäht es auch, seine Gedanken vorkommenden Falls in meisterhafter Prosa niederzuschreiben, wie sein Bruder Heinrich, sondern begnügt sich mit einer mündlichen Aussaat seiner Ideen. Die letzteren sollen aber, wenigstens der Leutsage nach, niemals einen „erschießlichen" Charakter an sich tragen, wie die des Bruders Heinrich, und wenn Jemand zu besorgen hat, erschossen zu werden, so ist es nicht Baron Gustav, sondern irgend ein frevelhafter Componist oder ein verschleierter Tenor, der in den Ziergarten gerathen ist. Da also der Gründer des „Fremdenblatt" niemals, weder für den Nutz- noch für den Ziergarten desselben geschrieben hat, sondern diese untergeordnete Arbeit den geistvollen Mitabeitern seiner Zeitung überläßt; da derselbe ferner keine Gesinnung hat, die jener seines Bruders Heinrich in irgend welcher Weise verwandt wäre, so beruht nur jener Theil des v. Weilenschen Toastes auf Wahrheit, in welchem er den Bruder Poeten unsterblich nennt, während jener Theil, in welchem von dem Bruder Millionär die Rede ist, nicht als zutreffend bezeichnet werden kann.

Gustav Heine war, bevor er in der österreichischen Armee als Officier gedient hatte, Productenhändler, und als er im Jahre 1846 den Säbel abschnallte, um das „Fremdenblatt" zu gründen, so kehrte er wieder, wie Cincinatus zum Pfluge, zum Productenhandel zurück und wurde Geistesproductenhändler. Er stellte sein Blatt der Regierung zur Verfügung, und man muß es ihm nachrühmen, daß er niemals einen Treubruch beging, den unzähligen Regierungen, deren wir uns in diesen vierzig Jahren erfreuten, unverdrossen anhing und so während seiner langen journalistischen Laufbahn die verschiedenartigsten Ueberzeugungen hatte, mit Ausnahme einer — einer eigenen. — Gegenwärtig ist sein Blatt das Organ des Ministeriums Taaffe, das bekanntlich die etwas pikirten Nationalitäten Oesterreichs auf Kosten der Deutschen zu „versöhnen" bestrebt ist. — Man ersieht daraus, daß es nur eine unwürdige Verleumdung von Seite Heinrich Heine's war, wenn er in einem Briefe an seinen Verleger Campe (22. Band, S. 311) von dem „zänkischen Charakter" seines Bruders Gustav spricht, und von dessen Sucht, „die meisten Familienglieder gegeneinander zu verhetzen". — Kann man denn annehmen, daß Derjenige, der die Völker Oesterreichs einander in die Arme zu führen sucht, wie der Gründer des „Fremdenblattes", zänkisch sei, und sollte wohl ein Mann, der die Glieder der österreichischen Völkerfamilie zu versöhnen sucht, die ihm gewiß noch näher stehenden Glieder der eigenen Familie zu verhetzen trachten?

Aus dem eben erwähnten Briefe entnehmen wir aber auch, daß Heinrich Heine von dem Feuilleton des „Fremdenblattes" nicht so groß und edel dachte wie der Dichter Weilen, denn er schreibt (S. 312): „Man meint wirklich, ich würde ein solcher Narr sein, des Geldes wegen meinen Namen von Gustav für die Feuilletons seines Journals oder sonst wie als Annonce ausbeuten zu lassen."

Es scheint hiernach beinahe, daß Heinrich die Besorgniß gehegt habe, durch die anderen herrlichen Gewächse des Ziergartens in den Schatten gestellt zu werden. —

Doch wir lesen täglich in unseren Zeitungen so viel Schönes von dem oder richtiger über den Dichter Weilen, daß wir nicht glauben können, er habe blos, um das herrliche Gleichniß vom Ziergarten auszulüften oder eine geistreiche

*) Josef Ritter von Weilen, der Dichter historischer Dramen, wie „Drahomira" und „Rosamunde", und Jokai, der fruchtbare ungarische Romanschriftsteller, sind die beiden, auf Banketten sich häufig umarmenden Redacteure des Prachtwerkes unseres geistvollen Kronprinzen „Oesterreich in Wort und Bild", jener für Cis-, dieser für Transleithanien. — Ich kenne nicht die Stimmung der Ungarn, aber die Völker diesseits der Leitha scheinen mir nicht sich glücklicher zu fühlen, seit sie von Weilen absolut redigirt werden. —

Anm. des Correspondenten.

Digitized by Google

Parallele zwischen zwei einander ganz und gar unähnlichen Brüdern zu ziehen, oder endlich gar — nein, nein! — um dem Obergärtner des Ziergartens zu schmeicheln, durch dessen Gunst Gänseblümchen zu Rosen der Poesie erhoben werden können, sich verleiten lassen, vom Pfade der Wahrheit mit Siebenmeilenstiefeln abzuweichen. Uns schlägt vielmehr aus dem duftigen Strauße, den der gratulirende Dichter für den Jubilar gewunden, ein äußerst scharfer Geruch, wie von bitteren Mandeln, entgegen. Es ist wahr, der Bruder Heinrich ist ein unsterblicher Dichter, aber er war krank und arm, ein Bettler, der elend in seiner Matratzengruft zu Grunde ging. Er wurde geschmäht, da er noch lebte, und wird es noch noch immer, obwohl er todt ist; die Literarhistoriker wehren sich mit ihrer ganzen Bornirtheit gegen ihn und Keiner denkt in unserer Denkmale setzenden Zeit daran, ihm ein solches zu errichten, obwohl die Steine, die man ihm nachgeworfen hat, für das großartigste Monument ausgereicht hätten. Und wenn nun der jubilirende Bruder, der viele Millionen erworben hat, der stets der Knopf auf Fortuna's Mütze gewesen und dessen Leben jedenfalls reicher an Anerkennungen als an Verdiensten war, mit dem armen, unglücklichen und geschmähten Bruder gleichgestellt wird, wenn der — Freund aller Regierungen, der sich die Freiherrenkrone zu erringen wußte, mit einem lumpigen Fürsten der Poesie von allegorischen Gnaden, mit einem solchen „Zigeunerbaron" in Einen Topf geworfen wird, so ist das keine frivole Schmeichelei, sondern im Gegentheile eine bittere Satire gegen flitterhaften Glanz, Schätze ohne Rahmen, nichtige Eitelkeit — vanitas vanitatum vanitas!

Leider ist der Satiriker nur auf denkende Leser angewiesen, und es hat daher nur ein einziges Blatt den Muth gehabt, die Leser mit diesem satirischen Theil des Weilen'schen Toastes zu erbauen — das „Fremdenblatt".

Hoffentlich wird man nicht in dieser Ehrenrettung des Dichters Weilen, die ich versucht habe, eine feindselige Gesinnung gegen den Jubilar herausfinden wollen. Ich wünsche vielmehr, daß dieser noch recht lange lebe, daß er noch weitere vierzig Jahre zur Freude seiner Leser keine Zeilen für das „Fremdenblatt" schreibe, und daß er stets gesund, reich und Baron bleiben, kurz seinen Bruder nie ähnlicher werden möge als bisher. Amen.

La perduta gente.

Von Oskar Bulle.

Vor wenigen Wochen erst wurden wir wieder einmal laut und eindringend daran erinnert, daß kein Sterblicher ungestraft nach dem Höchsten strebt; abermals hat ein Dichter, der um den edelsten Lorbeer ehrlich gerungen, dem Irdischen den grausamen Tribut zahlen müssen: Albert Lindner! Nachdem er Jahrzehnte hindurch den bitteren Kampf mit der erbarmungslosen Lebensnoth vergeblich geführt, sank er dahin in die Nacht des Irrsinns, die wohl niemals wieder ein Geistesstrahl erhellen wird.

Erschütternd wie keine andere ist diese Tragik des Strebens. Wohl trägt das Ringen um die edelsten, allein unvergänglichen Güter des Lebens den Lohn schon in sich selbst — aber mit ihm auch die Strafe: während sich das Auge zum Himmel wendet, strauchelt der Fuß auf der Straße der gewöhnlichen Lebensführung, auf der jeder andere Dummkopf so sicher wandelt, und der Götterliebling sinkt zurück aus der Himmelsnähe in den gemeinen Staub. Die Pforte, die zum höchsten Ruhme führt, ist so oft zugleich der Eingang zur Hölle auf Erden, und neben der glänzenden Verheißung des unvergänglichen Lorbeers ist auf ihr auch das düstere Wort zu lesen, das über dem Thore zum Inferno des Dante steht:

Per me si va tra la perduta gente.

Durch mich gelangt man zum verlor'nen Volke!

Das „verlorene Volk" ist so alt, wie die Menschheit und wird mit ihr erst aussterben. Gleich Ahasver, dem ewigen Juden, begleitet seine düstere Erscheinung die um das tägliche Brod sich abmühenden Geschlechter durch die Jahrhunderte hindurch und erinnert sie mit seinem Wehruf über das irdische Drangsal an die bleibende Incongruenz zwischen Streben und Leben. Sokrates und Christus, Giordano Bruno und Spinoza gehören gerade so zu ihm, wie der Jahrzehntelang um eine Stellung kämpfende Lessing, wie der trostlos sterbende Kleist. Im endlosen Ringen schlingt sich die Schaar Derer durch die Geschichte, die ihr irdisches Leben opferten, um ihren himmlischen Idealen genug zu thun. Nicht immer hat eine dankbare Erinnerung ihre Namen aufbewahrt, nicht Aller Büsten stehen in der geistigen Walhalla, in dem „Tempel der Ehren", bekränzt mit dem Lorbeer unvergänglichen Ruhmes. Gar viele sind für immer dahingesunken in das Dunkel, das schon ihr irdisches Leben umhüllte, ohne eine Spur von ihrem Streben zu hinterlassen, für das sie alles Glück auf Erden preisgegeben; sie sind „untergepflügt" als der namenlose Dung, aus dem eine höhere Cultur für spätere Geschlechter emporsprießen sollte; sie sind gefallen, wie der gemeine Soldat in der Schlachtreihe, der nie genannt wird und doch auch ein Held war.

Es gibt keine wehmuthvollere Betrachtung und keine, die mehr zum Pessimismus anregt, als die, welche die Geschichte des „verlorenen Volkes" in allen Jahrhunderten zum Gegenstande hat. An langen dunklen Zeiträumen vorüber führt sie nur sporadisch zu den Lichtepochen, in denen es den Kindern jenes Volkes vergönnt war, aufzuathmen und sich des Daseins zu freuen. Diese Oasen in der Wüste des allgemeinen Menschenelends nennen wir die Glanzzeiten der Culturgeschichte. Das Blühen der griechischen Geistesbildung, die lebensfrohe Cultur der Renaissance, die kräftige und doch so kindlich-unbefangene Periode der höfischen Dichtung im Mittelalter, der Aufschwung der Künste beim Beginn unserer Epoche und die classische Weimarische Zeit gehören zu ihnen. Hochsinnige Mäcene und geistesgeweckte Völker haben sich in diesen Glanzzeiten des „verlorenen Volkes" angenommen, haben ihm die irdische Lebensbahn geebnet und es aus der hemmenden Daseinsnoth befreit. Aus diesen Zeiten stammen deshalb die Geistesthaten, die auch die Nahrung für die dunklen Epochen des Culturlebens abgeben müssen. Wie bald sind die letzteren immer wiedergekehrt, wie rasch immer sind die lichtvollen Jahrzehnte vorübergerauscht! Das „verlorene Volk" ward wieder sich selbst überlassen, hinabgestoßen in den athemraubenden Staub, aus dem sich nur so selten das edlere Streben zum Lichte emporringt. Eine unbewußte Feindseligkeit gegen die gente perduta bemächtigt sich in solchen dunklen Zeiten der großen Menge; das irdische Märtyrerthum der verstoßenen Idealisten gilt als die vollverdiente Strafe für die Anmaßung, sich über die eigene Zeit erheben zu wollen.

Feindselig in diesem Sinne ist auch unsere Zeit gegen das ideale Streben, und zahlreicher denn je ist das „verlorene Volk" in ihr. Noch nie in der Weltgeschichte hat eine Epoche mit so vollem Bewußtsein den Idealismus abgeschworen, wie die heutige. Voll Selbstgefühls über die großen materiellen Errungenschaften, über die Erfindungen und Entdeckungen, die den „Blitzesstrahl in Menschenhand gelegt" und „Dampfeskräfte seinem Arm verliehen", über die Fortschritte in der Erkenntniß der Naturgesetze, die unser Jahrhundert gemacht, über die politischen und socialen Freiheiten, zu denen es sich aufgeschwungen, vermeint der Mensch der Neuzeit, über sich selbst, über sein Herz und seine geistigen Bedürfnisse hinwegspringen zu können. Er will ein Prometheus sein und gedenkt nicht, daß der Epimetheus in ihm nimmermehr ersterben kann. In diesem falschen prometheischen Stolze lehnt er sich gegen die Götter auf, die seine Jugend schirmten, und tritt Jene, die noch zu ihnen beten wollen, mit Füßen. Als brauche er solche Götter nicht mehr! Und doch beweist er täglich seine grenzenlose Sehnsucht nach ihnen, indem er die frechen Götzen anbetet, die jene erhabenen Bilder ersetzen wollen. Was ist der Hang nach Zerstreuung, nach Lachen und frivolen Scherzen und nach den Reizmitteln, die dieses Lachen selbst in den blasirtesten Mienen hervorzwingen sollen, anderes als das Be-

Digitized by Google

dürfniß, sich über sich selbst, über das Einerlei des Tageswerkes, über den Ernst des Lebenskampfes für einen Augenblick hinweg zu setzen? Freilich hat das jetzige Zeitalter verlernt, die Befriedigung dieses Bedürfnisses in dem Emporschauen zu jenen Götterbildern zu suchen. „Wir sind satt geworden bis zum Ueberdruß an den olympischen Mahlen unserer Classiker", sagt ein zeitgenössischer Schriftsteller zutreffend, „jetzt wollen wir Lachen oder Zerstreuung." Ja, wir haben heute wieder eine jener Epochen, in denen der Idealist zum „verlorenen Volke" gehört. „Was gilt das reichste Talent, der eisernste Fleiß, das reinste Streben gegen den Fluch der Zeit, die den Cancan will?" so fragt jener Schriftsteller weiter. Er hat ein Recht, so zu fragen. Er war in der Lage, eine Revue über die gente perduta unserer Tage zu halten. Es ist der Generalsekretär der deutschen Schillerstiftung Julius Grosse, der in seinem neuen Romane „Der getreue Eckart"*) das „verlorene Volk" unserer glorreichen Zeit zum Gegenstande der Dichtung genommen hat. Wie viel Elend mag dieser Schriftsteller in seinem Amte aus eigener Anschauung kennen gelernt haben! „Ich sehe sie Alle in einer unübersehbaren Reihe", so sagt er, „Gelehrte, Künstler, Poeten, Enkel einer großen Epoche, genährt mit dem Marke der erhabensten Ueberzeugungen — Idealisten, die einst hochfliegend begannen, unermüdlich vorwärts strebten, kämpften, schweigend litten, bis sie endlich doch zu Grunde gingen an dem Felsen der Gleichgültigkeit, im Flugsande des verwandelten Geschmacks, in der naturgemäßen Ebbe, nachdem die Hochflut geschwunden, die einer anderen Zeit angehört."

Es ist an der Zeit, daß ein Dichter, der das Elend des „verlorenen Volkes" unserer Tage so unmittelbar geschaut hat, seine Stimme erhebt, um den Schreckensruf auch in die bisher gleichgültigen Herzen hineinzudonnern. Für Julius Grosse selbst mag es zunächst nur ein individuelles dichterisches Bedürfniß gewesen sein, die Last, die der Anblick der „Verlorenen" auf sein Herz gehäuft hat, nach Poetenweise abzuschütteln; wir aber betrachten seine Dichtung als einen Sang, der einem allgemeineren Bedürfnisse nothwendig entsprungen ist. Sie erscheint uns als das Kampfeslied, das, vielleicht dem Dichter in seiner vollen Wirkung unbewußt, dem Herzen des zu Boden geworfenen, geknechteten Idealismus entquollen ist. Wie ein Wehruf klingt es, durchdringend und laut, und doch vielleicht noch nicht laut genug für unsere Zeit. Denn in ihr ist es Mode geworden, das geistige Elend zu verhüllen. „Der moralische Tod, das Hinuntergestoßenwerden, das Eingepflügtwerden, das Sterben im Leben, das hält Niemand des Erwähnens werth." Wer unterliegt, trägt selbst die Schuld! so ruft heute die Menge, für welche das Goethe'sche Wort: Jeder sehe, wie er's treibe! die Summe der Lebensweisheit ist. „Verkannte Genies" gibt es nicht mehr; „das ist eine abgethane fable convenue", das echte Talent wird sich immer emporringen, und wenn ein Geisteshelos in den Staub dahinsinkt, sind die Ursachen des Verfalls in ihm selbst, in seiner Persönlichkeit zu suchen, die sich nicht in die Welt schickte. Warum schickte sie sich auch nicht in die Welt? — So hört man es heute in tausend Stimmen schallen. Auch bei der Kunde von dem tragischen Geschicke Albert Lindner's fehlte es neulich nicht an ähnlichen Selbsttröstungen des herabgekommenen Geschmackes, und an den üblichen Hinweisungen auf andere „Dichter", die sich ja Villen bauen und Hunderttausende sammeln. Man will gerade in der Schriftstellerwelt heutzutage am allerwenigsten von der eigenen gente perduta hören. Seitdem das Literatenthum begonnen hat, ein Beruf zu werden, seitdem der Journalismus Tausende, die jenem Berufe angehören, bequem ernährt, allerdings auch gänzlich absorbirt, seitdem Vereine zu gegenseitiger Unterstützung gegründet und Pensionskassen für die alternden Berufsgenossen gestiftet sind, hat man nicht mehr nöthig, so meint man, vom „verlorenen Volke" der Schriftsteller zu reden. Im Gegentheil, es würdige den ganzen Stand in den Augen der wohlanständigen anderen Leute herunter, wenn man so viel über eigenes Elend klage. So ist man heute sogar dahin gelangt, die Existenz des „verlorenen Volkes" überhaupt zu bezweifeln; jeder Zeitungsreporter, der sich doch auch „Schriftsteller" nennt, findet es unbegreiflich, daß sein „Bruder in Apollo" so arm bleibt, während er selbst Tausende verdient, und weist auf ihn hin als auf einen Bettler, der nur nicht „arbeiten" wolle.

Es ist ein eigenthümlicher Optimismus, der auf Grund der Thatsache, daß die Literatur, als „Geschäft" betrieben, heutzutage viel Geld einbringen kann, einen geistigen Nothstand unserer Zeit leugnet. Julius Grosse, der gewiß einen tieferen Blick in das geistige Leben unserer Nation thun konnte, als jene laudatores temporis praesentis, der mit einem warmen Dichterherzen sich der Armen und Verstoßenen kraft seines Amtes annahm, während jene uns nur kalte Zahlen aus den Geschäftsbüchern der Zeitungsredactionen und Theateragenturen vorlegen, hat in seinem Romane wuchtige Streiche gegen die Schönfärberei hinsichtlich der gente perduta unserer Tage geführt. Seine Dichtung gewinnt hierdurch einen wehmüthigen, fast pessimistischen Zug, den er auch durch die praktischen Vorschläge, die er für die Erlösung des „verlor'nen Volkes" aus seiner irdischen Hölle thut, nicht gänzlich verwischen kann.

Sein „getreuer Eckart" ist ein wissenschaftlich und gesellschaftlich hochgebildeter Mann, der auf langen Wanderfahrten durch Länder und Meere des Elends viel gesehen und seine Spuren im vollen Herzen bewahrt hat. Er hat die Zeit studirt, in der er lebt — es ist die unsrige — und hat sich nicht durch das, was in den heutigen Culturzuständen blühend, befriedigend, vorwärtsstrebend und vervollkommneter als früher erscheint, über das Kranke in ihnen hinwegtäuschen lassen. „Wer tiefer hineinblickt in unsere Zustände", so spricht er seine Ueberzeugung einmal aus,

„gewahrt eine geheimnißvolle Zerstörung, Symptome einer tiefen inneren Krankheit und Auflösung, die freilich geleugnet oder todtgeschwiegen wird.... Wir stehen jetzt schon mitten in einer Umwälzung aller sittlichen Werthe und Begriffe. Dazu braucht es keine sociale Revolution mehr. Die öffentliche Meinung ist jener Ocean, der die Küsten des früheren geistigen Festlands allmählich unterwäscht und verändert. In der öffentlichen Meinung, in der Sitte, im Modegeschmack werden geistige Provinzen erobert — aber auch verloren. In diesem Sinne ist jene Revolution eigentlich vollzogen.... Servi padroni — die Dienenden sind die Herren geworden und umgekehrt. Die Masse und ihr Geschmack gebieten heut. Intelligenz, Glaube und Wissen sind längst zu Heloten geworden des platten Menschenverstandes. Die Aristokratie der geistigen Bildung, die im vorigen Jahrhundert in erster Reihe stand, steht heute so ziemlich in der letzten.... Wer heute jene humanistischen Bestrebungen, jenen Cultus des Ideals noch forttreiben will, der schafft sich einen künstlichen Frühling, der braucht Treibhausluft, denn die Zeit ist zu kalt geworden. Die Idealisten von heute sind beklagenswerthe Epigonen, sie mögen Alles wissen, Alles können, Alles wollen; praktisch zählen sie nicht mehr mit. Der Instinct der Zeit ist ihnen verloren gegangen. Statt zu genießen, reflectiren sie, statt zu schaffen, reproduciren sie, excerpiren sie, in der Wissenschaft wie in der Kunst; ihr Schicksal im besten Falle ist mit dem Trostwort „Akademiker" besiegelt. Andere werden Tausendkünstler, Polyhistoren, Sammler, Reiseprofessoren, um das allgemeine Nivelliment zu vollenden. Der Gottesacker solcher Fremdlinge in der Gegenwart ist groß. Die Besten von ihnen suchen einen neuen großen Inhalt für die alten Idealformen, aber sie finden ihn nicht, denn nur der Religion der Zukunft kann dies vorbehalten bleiben. Vorzeitige Märtyrer — wie dereinst die Albigenser."

Diese Anschauungen entwickelt der weltgewandte Gelehrte, der einen akademischen Lehrstuhl kurz vorher wegen seiner thätigen Betheiligung an der socialen Bewegung unserer Tage aufzugeben gezwungen worden war, vor einem intelligenten Fürsten, an den er durch eine gemeinsame Freundin empfohlen worden ist. Der Fürst, schon längst nach dem Umgange mit einem solch selbstständigen unterrichteten Manne strebend, ernennt den getreuen Eckart zu seinem Cabinetsrathe und geht damit zugleich auf die Ausführung eines Planes ein, den der Menschenfreund ihm in Anschluß an jene Mittheilung seiner Weltansicht entwickelte, des Planes, der den Angelpunkt des Grosse'schen Romanes überhaupt bildet.

*) Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Zwei Bände.

Digitized by Google

Was soll man thun, jene hereinbrechende geistige Verwilderung zu hemmen, zu vereiteln? so hatte der Fürst den pessimistischen Gelehrten gefragt.

„Elementargewalten muß man austoben lassen!“ rief Eckart. „Wir sind einmal in der Periode des Niedergangs, oder, wie ich sagte, der Idealismus ist in der Ebbezeit . . . Einstweilen könnte man nur sorgen, das Gefährdete zu retten, daß die besten Güter der Menschheit nicht verloren gehen. Ich komme auf das Bild der Völkerwanderung zurück. Damals flüchtete sich die Cultur der alten Welt in die Wüste und in die Klöster, wenn auch nur als geduldetes Stiefkind. Aber dort konnte sie eines Tages nach Jahrhunderten wieder entdeckt werden, um aufs Neue die Welt zu verjüngen, zu befruchten. Es wird nicht lange dauern, und wir werden in ähnlicher Lage sein.“ —

„Wie — Sie wollen neue Klöster gründen?“ rief der Fürst überrascht. „Diese Idee wäre originell, wenn sie nicht ein monströser Anachronismus wäre.“ —

„Ich habe die Sache im Auge, Hoheit, die Namen dafür sind gleichgültig. Sprach ich von Klöstern, so war es nur ein Gleichniß“, erwiderte Eckart. „Von religiösen Anstalten im bisherigen Sinn kann keine Rede sein, aber Zufluchtsstätten, Asyle sollte es geben für alle jene verlorenen Existenzen, die von einer eisernen Zeit verläugnet und zertrümmert werden, weil sie alten Idealen dienten, . . . Asyle, wo im Geheimen ungestört der Cultus des Schönen, des Forschens erhalten bliebe, jener Tempeldienst der Ideale und alles Hohen und Erhabenen, was bisher die Menschenbrust durchglühte — Alles das wird in kurzer Zeit ebenso entwerthet sein, wie der Idealismus unserer Väter.

Man hat schon früher das Wort Prytaneen aufgeworfen, und wahrlich nicht mit Unrecht. Denen, die ihr Blut und ihre Kraft im Kampfe dem Vaterland zum Opfer gebracht, baut man Invalidenhäuser. Für Frauen und Stadtarme gibt es Spitäler und Stifte, gealterten Beamten winkt ein sorgenfreies Alter in den meisten Staaten, aber den Kämpfern des Geistes — Gelehrten, Forschern, Künstlern, was blüht ihnen, wenn sie ein Menschenalter lang verdienstvoll gewirkt oder wenn sie die Waffen strecken mußten vor einer veränderten Zeit — wenn sie Parias wurden, verstoßen, verschollen, preisgegebene Greise? . . . Die Unglücklichen werden vergessen, als wären sie nie dagewesen auf Erden.“

Der Fürst, begeistert durch den edlen Enthusiasmus seines Cabinetsrathes und erschüttert durch zwei Vorfälle, die frappante Beispiele für die Ausführungen desselben bieten — ein hervorragender alter Gelehrter und ein alter Maler enden durch Selbstmord in seiner unmittelbaren Nähe ihr enttäuschungsreiches Dasein — beschließt anfangs, auf die Verwirklichung dieses Planes einzugehen, wird aber kurze Zeit darauf durch Intriguen vermocht, den beneideten Günstling von sich zu stoßen. Die Lebensaufgabe desselben scheint nicht zur Erfüllung gelangen zu sollen, als er plötzlich die Kunde erhält, daß ein millionenreicher Graf, der sein Leblang den Mäcen gespielt, ihn zum Erben aller seiner Güter unter der Bedingung eingesetzt habe, daß Prytaneen auf ihnen ins Leben gerufen würden. Mit Begeisterung und Energie schreitet Eckart nun zum Werke. Er sammelt aller Orten die unglücklichen Angehörigen der gente perduta. Manche Abweisungen muß er erdulden, manches Mißtrauen bekämpfen, manche Vorurtheile zerstören. Aber schließlich gelingt es, seine drei ererbten Schlösser vollständig mit den Enterbten aus der Geistesaristokratie zu bevölkern. Freilich hat er nicht die scharfe Auslese halten können, die nöthig gewesen wäre; manche unsauberen Elemente haben sich mit eingeschlichen, Unfug aller Art, Unbotmäßigkeit gegen die festgestellte Hausordnung, Feindseligkeiten unter den Mitgliedern zerstören bald die friedliche Idylle, und als schließlich noch auch die Enterbten des vierten Standes, die ebenfalls Ansprüche auf die Hinterlassenschaft des Grafen machen zu können meinen, mit roher Gewalt eingreifen, zerfällt die Schöpfung in sich selbst. Eckart aber stirbt den Heldentod in der Vertheidigung des ihm zu edlem Zwecke anvertrauten Gutes gegen die revoltirenden Arbeiter. An seinem Grabe erscheint der alte Graf, der nur scheintodt gewesen, und verspricht, des Todten großes Werk fortzuführen.

„Allerdings eine Umgestaltung wird unumgänglich sein. Unseres seligen Freundes Idee war neu und groß, aber in der Praxis scheint man ihm bereits im Auslande zuvorgekommen zu sein . . . . Man hat in Frankreich längst dergleichen segensreiche Einrichtungen . . . Die Organisation der segensreichen maisons de retraite. Die Wittwe Rossini's hat ihr ganzes Vermögen einer maison de retraite für Musiker vermacht. Das ist zwar eine einseitige Bestimmung, aber es geht daraus hervor, daß man dergleichen Zufluchtsstätten längst besitzt, und daß sie sich bewährt haben müssen . . . . Schämen wir uns nicht, wenn wir diesmal ein fremdes Muster zum Vorbild nehmen. Es wird sich immerhin nach deutscher Sitte, nach deutschen Lebensansprüchen und Gewohnheiten modificiren müssen und so eine selbstständige deutsche Einrichtung werden.“

„Aber die Anerkennung von Seiten des Staates?“ warf ein Bedächtiger dazwischen.

. . . Der Graf rief: „Das ist eben Eure deutsche Schwerfälligkeit, Alles vom Staate zu erwarten, wo nur die Autonomie und eigene Initiative zum Ziel kommt!“

Soweit dieser merkwürdige Roman. Ich will hier nicht auf die künstlerische Form desselben eingehen, die manche Bedenken erregen kann. Man vergißt sie über den warm von Herzen kommenden Ton, in welchem der Gesang von dem „verlorenen Volke“ unserer Tage angestimmt ist. In einigen kräftig wirkenden Beispielen führt uns der Dichter die Angehörigen der zum Grabe wallenden idealen Gesinnungsrichtung vor; sie mühen sich und winden sich in ihrer Herzensnoth vor unseren Augen und sterben in Verzweiflung, weil Niemand sie versteht, Niemand sich ihrer erbarmt. Man bemerkt in allen Punkten, daß der Verfasser seine reichen, in seinem nationalen Amte gesammelten Erfahrungen vor uns ausbreitet. Wie lebenswahr ist in Folge dessen die Schilderung der Einladung gelungen, die Eckart an die „Verlorenen“, welche in ganz Deutschland zerstreut wohnen, ergehen läßt. „Hinter den Zäunen und den Hecken, auf den Straßen, in den Ecken“ muß er sein Häuflein mit vieler Mühe zusammenlesen. Die Zeichnung dieser einzelnen Gestalten aus der gente perduta ist durchaus keine schematische, sie ist realistisch und wahr, und sicher genau nach Vorbildern hergestellt.

Julius Grosse läßt auch in seinem Roman den idealen Plan der öffentlichen Prytaneen scheitern; er zweifelt also wohl selbst an der Möglichkeit der Ausführung des schönen Traumes, den sein „getreuer Eckart“ uns vorträumt. Er verweist zum Schluß auf die kleinen Anfänge, die in Frankreich mit der Einrichtung der maisons de retraite zur Unterstützung der „Verstoßenen“ gemacht worden sind und fordert zur Nachahmung auf. Gewiß sind sie der Nachahmung werth. Aber glaubt der Dichter, der uns dieses verzweiflungsvolle Lied von dem „verlorenen Volke“ gesungen, wohl selbst, daß in ihnen dem Idealismus, der jetzt vertrieben und landflüchtig umherirrt, eine sichere Zufluchtsstätte beschieden sei? Die Zeit geht ihren Gang, wer vermöchte sich ihr entgegenzustemmen? „Wir sind Alle Cäsaren geworden. Wir sehen die Kämpfer ebenso mitleidslos zu Grunde gehen, wie die alten Römer — morituri te salutant — und Niemand ruft um Gnade.“ Die Kämpfer aber sind das „verlorene Volk“.

Carl Abel's sprachwissenschaftliche Abhandlungen.

Von Daniel Sanders.

(Schluß.)

Nachdem ich die Leser einigermaßen mit der Weise des Verfassers bekannt gemacht zu haben glaube, kann ich bei Dem, was ich aus dem Buche auswählend oder herausgreifend noch mitzutheilen gedenke, mich kürzer fassen.

In mehreren der Aufsätze wird die zwar allbekannte, aber nicht überall und immer zur Genüge beachtete und namentlich nicht im vollen Umfange für die daraus auf dem Gebiete der Völkerseelenkunde zu ziehenden Schlüsse gewürdigte Thatsache ausdrücklich hervorgehoben, daß nur in den seltensten Fällen in den verschiedenen Sprachen die Wörter oder Ausdrücke für einen Begriff sich ganz und vollkommen decken.

Digitized by Google

Der Aufsatz: „Ueber den Begriff der Liebe in einigen alten und neuen Sprachen" wird mit der Betrachtung eingeleitet:

„Da der kürzeste Ausdruck eines Gedankens ein Wort ist, so haben die Menschen diejenigen Gedanken, welche sie am häufigsten und lebhaftesten denken, in dieser gedrungenen Form verkörpert. Gedanken, welche seltener oder matter gedacht werden, müssen durch die Zusammenstellung mehrerer Wörter, die sich gegenseitig ergänzen, ausgedrückt werden."

Und nun wird weiter gesagt, daß z. B. für den überall so häufig vorkommenden Begriff „Mann" wohl in allen Sprachen ein besonderes Wort vorhanden sei, wie auch für die Eigenschaften „groß" und „klein", daß dagegen manche Sprachen sich mit Ausdrücken, wie „großer Mann", „kleiner Mann" begnügen, während bei anderen Völkern, bei denen auffallende Abweichungen von dem Durchschnittsmaß der Körpergröße häufig genug ins Auge fielen, um eine eigene Bezeichnung in der Sprache zu veranlassen, eigene Wörter, wie: „Riese" und „Zwerg" entstanden. Dies wird dann weiter fortgeführt auch auf dem Gebiete des Geistes und dann fährt Abel fort:

„Wenn dies richtig ist, so ergibt sich daraus, daß die Wörter einer Sprache die gebräuchlichsten und empfundensten Gedanken eines Volkes ausdrücken, daß sich in ihnen die wesentlichen Züge seines seelischen Seins in einem echten und unzweifelhaften Abdruck wiedergeben, daß seine natürliche Anlage, seine Erlebnisse und seine Geschichte sich in diesen urkundlichen Zeugnissen spiegeln müssen. Ein Volk, das viele Wörter für irgend eine sinnliche oder geistige Vorstellung hat, muß sich viel mit derselben beschäftigt, muß sie nach mancherlei Seiten hin entwickelt und abgestuft haben; ein Volk, bei dem das Gegentheil der Fall ist, läßt uns den entgegengesetzten Schluß auf seine äußere und innere Geschichte machen. Das Wörterbuch, zumal wenn es die Bedeutung der Wörter nicht nur oberflächlich angibt, sondern aus ihrem Gebrauch heraus genau bestimmt, nimmt damit die Gestalt einer Fundgrube für Seelenkunde an und die Erkenntniß seines Inhalts wird zur scharf umrissenen Zeichnung einer Volks-Eigenart. Zur Zeichnung, nicht zum Gemälde. Denn da bekanntlich viele Gedanken nicht durch einzelne, sondern durch mehrere zusammengestellte Wörter — durch Sätze — ausgedrückt werden, so geben die einzelnen Wörter nur einen Umriß von dem Volksdenken, dessen wechselnde Färbung und Abschattung alles Das, was mit den Worten zusammengedacht wird, liefert. Das Wort ist der Baustein, der Satz das Gebäude, jedes Buch, jede Rede eine Stadt für sich. Dieser Gebäude wechselnden Stil zu beschreiben, ist die Aufgabe der Cultur- und Literaturgeschichte; die Erforschung des Bausteins, der, lange dauernd, verhältnißmäßig wenig im Laufe der Zeiten sich verändert, verbleibt der Philologie. Ebenso die Beschreibung derjenigen Verbindungen, in denen zwei oder mehrere Wörter so häufig aufzutreten pflegen, daß sie einen feststehenden, vom Volksbewußtsein einheitlich angenommenen Gedanken bilden."

Abel hat, um ein Beispiel für die neue und eigenartige Betrachtung der Wörter aus dem Gesichtspunkte der Seelenkunde zu geben, die Wörter gewählt, welche den Begriff der Liebe und der angrenzenden Empfindungen und verwandten Gefühle bezeichnen, weil sie ihm — und gewiß mit vollem Recht — als besonders geeignet erschienen, „den Werth der Sprache als einer wahren Selbstschilderung der Völker zu erläutern". Er hat aber nicht die seiner Abhandlung zu Grunde liegenden Forschungen selbst mitgetheilt, die allein ein ganzes Buch ausmachen würden, sondern nur die Ergebnisse. Galt es doch bei jedem einzelnen Ausdruck die dem allgemeinen Volksbewußtsein entsprechende Durchschnittsbedeutung, losgelöst von abweichenden, eigenthümlichen Anwendungen bei Einzelnen, durch zahlreiche Vergleiche unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung der Begriffe, genau und bestimmt festzustellen. Der Verfasser hat sich darauf beschränken müssen, in einem Anhange einige Beispiele zu geben, die bei jedem der hier besprochenen Ausdrücke in den vier zur Vergleichung gewählten Sprachen für den Kenner den Durchschnittswerth der Bedeutung ergeben. Zur Vergleichung hat Abel nicht etwa beliebige Sprachen aufs Gerathewohl herausgegriffen, sondern mit reifer Ueberlegung und gutem Bedacht als Vertreter verschiedener Stämme und Zeiträume gewählt: das Hebräische für die semitische Urzeit, das Latein für das gebildete europäische Alterthum, das Englische für die neue germanische und das Russische für die aufstrebende slavische Welt.

Der Verfasser hat nun zunächst für jede einzelne der vier genannten Sprachen die sich in derselben für den Begriff der Liebe findenden Ausdrücke aufgeführt und bei jedem möglichst kurz und schlagend angegeben, welche besondere Seiten und Beziehungen des gemeinsamen Begriffes und in welcher eigenartigen Beleuchtung und Abschattung dieselben hervortreten, so daß wir zunächst ein das Wesen des Volks abspiegelndes und kennzeichnendes Bild erhalten von Dem, was gerade dieses Volk im Allgemeinen und im Besondern über die Liebe gedacht und gefühlt und in welcher Weise es diese Empfindung eigenthümlich aufgefaßt. Dann werden die so gewonnenen Bilder neben und gegen einander gestellt, woraus sich für die Völkerseelenkunde bedeutsame Eigenarten und Verschiedenheiten der Völker in der Auffassung der Liebe ergeben und endlich ergibt der zusammenfassende Ueberblick über alle behandelten Ausdrücke aus den verschiedenen Sprachen eine möglichst viel- oder allseitige Anschauung von dem Begriff der Liebe nach den verschiedenen Beziehungen und Auffassungen, was für die allgemeine Seelenkunde des Menschen von Belang sein muß.

Ich gehe hier natürlich nicht in Einzelnes ein, da ich eben nur die eigenartige Behandlung sprachlicher Fragen durch den Verfasser kennzeichnend andeuten und zum Lesen seines Werkes anregen, nicht den Inhalt mittheilen will.

So genügt es denn auch für meinen Zweck vollkommen, wenn ich hier von dem sehr gehaltvollen und belehrenden Aufsatz über die elf Zeitwörter des Befehls im Englischen in aller Kürze sage, daß er allen Denjenigen, welche sich eingehend mit der englischen Sprache beschäftigen, reiche Aufschlüsse nicht nur für die scharfe und genaue Unterscheidung der sinnverwandten Wörter, sondern zugleich auch über manche Seiten des englischen Volksgeistes gewährt.

Zu dem das Buch eröffnenden Aufsatze aber „Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise" möchte ich mir einige noch ins Einzelne gehende Bemerkungen erlauben.

Abel geht hier von den im Französischen und Deutschen einander entsprechenden Wörtern „ami" und „Freund" aus. Beide Wörter haben ursprünglich eine sehr hohe und edle Bedeutung, die aber in der Anwendung vielfach abgeschwächt und verflacht ist. Im Deutschen, wie im Französischen. Das verkennt auch Abel nicht, wenn er sagt: „Im Deutschen hat der Begriff und darum das Wort ‚Freund' einen idealen Klang. Es kann allerdings auch der Ausdruck einer gutmüthigen Herablassung sein, bei der nicht einmal von Bekanntschaft, viel weniger von Freundschaft die Rede ist, wie wenn man ‚lieber Freund' oder ‚Freundchen' zu einem Untergeordneten sagt." — „Aber" — fährt er fort — „diese Anwendung ist selten und hat den edleren Sinn des Wortes nicht zu schwächen vermocht."

Hingegen möchte ich denn aber doch Einspruch erheben unter Bezugnahme auf mein Wörterbuch.

Wenn der Deutsche auf den Anruf: „Wer da?" mit: „Gut Freund!" antwortet, so ist offenbar in dem abgegriffenen und abgeschliffenen Worte „Freund" hier nicht mehr von dem ursprünglichen Vollgehalt geblieben, als wenn der Franzose den Anruf: „Qui vive?" mit ami beantwortet. Kant sagt von dem Kaufmann: „Unter dem Freund versteht er seinen Correspondenten". Wir wissen ferner Alle aus den Gleichnissen der Bibel, daß der Herr den gegen ihn murrenden Arbeiter im Weinberge anredet: „Mein Freund, ich thue dir nicht Unrecht" und daß der König den zum Festmahl ohne Festgewand gekommenen Gast zürnend anfährt: „Freund, wie bist du hereingekommen und hast doch kein hochzeitliches Kleid an?" — wo beide Mal die französische Uebersetzung nicht „ami", sondern „compagnon" setzt, und Schiller läßt sogar die Jungfrau von Orléans (Aufzug II, Auftritt 7) dem Montgomery in dem Augenblick, wo sie in der feindlichsten Absicht auf ihn eindringt, um ihn zu tödten, zurufen: „Stirb, Freund!"

Trotzdem wird die Beobachtung richtig sein, daß die Franzosen mit der Benennung: „ami" noch verschwenderischer

Digitized by Google

umgehen als die Deutschen mit der Bezeichnung: „Freund". Die Ausführung im Einzelnen hier mitzutheilen, verbietet der Raum; wir setzen nur den Schluß her:

„Wüßten wir auch von der Art und Weise, wie französische Menschen mit einander verkehren, weiter Nichts als was uns durch diese lexikographischen Beobachtungen über den Gebrauch des Wortes ‚ami' gelehrt wird, so würden wir schon zu dem Schlusse berechtigt sein, daß, wo ein und derselbe Name zur Bezeichnung der innigsten und der losesten Beziehungen dient und wo er gewöhnlich zur Bezeichnung der letzteren gebraucht wird, auf die erstere nicht so viel Gewicht gelegt werden kann, wie in Deutschland. Die Freundschaft kann dort nicht so warm, die gewöhnliche Bekanntschaft nicht so kühl sein als bei uns. Man wird sich seltener so viel werth werden, aber man wird sich ebenfalls seltener so gleichgültig bleiben. Man wird sich bald nett finden, aber weniger häufig schätzenswerth. Man wird sich rasch flüchtigen Zuneigungen hingeben, sie aber nicht so manches Mal zu einem ernsten Lebensbesitz werden lassen als schwerfälligere und tiefer angelegte Völker."

Abel fährt aber nun fort und sagt, in der bekannten Stelle aus Schiller's „Bürgschaft":

„Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht"

ließe sich französisch das Wort „Freund" freilich nur durch ami übersetzen, aber wie wenig wäre damit der Sinn des Deutschen wiedergegeben! „Hinter dem deutschen Worte ‚Freund' ruht wie Abendsonnenschein die tiefe und schöne Stimmung des Bundes edler Menschen; im französischen ‚ami' liegen der hohe und der niedere Begriff, dessen das Wort fähig ist, derart nebeneinander, daß der letztere den ersteren wie mit einer farblosen, an dem Wärmemaß des gewöhnlichen Lebens erstarrten Kruste bedeckt hat. Ein Funken feuriger Sympathie glüht wohl noch darin, aber über ihm liegt berghoch die Lava der Alltäglichkeit. Der Freund, der für Möros bürgte, dessen wegen Möros mit den Räubern kämpfte, sich in die Wasserfluthen stürzte und dem Henker darbot, war mehr als ein bloßer ami. Ein ami ist am Ende Jeder, der oft mit uns gesprochen und dabei keinen Grund gehabt, unhöflich zu werden; ein Freund sucht einen Theil seines eigenen Glücks im Glücke seines Freundes. Hätten wir die berühmte Stelle in Corneille's Trauerspiel: ‚Soyons amis, Cinna!' zu verdeutschen, so würden wir demnach richtiger frei übersetzen: ‚Machen wir Friede, Cinna!' als wörtlich: ‚Seien wir Freunde, Cinna!' ꝛc.

Hier ist, scheint es, dem geistreichen und scharfsinnigen Forscher doch etwas Menschliches begegnet: er beurtheilt den Eindruck, den ein französisches Wort auf den Franzosen macht, nicht aus der Seele des Franzosen heraus, sondern aus der des beobachtenden Deutschen.

Hätte Abel bei seinem Vergleich dem Deutschen und dem Französischen eine Sprache gegenübergestellt, in der es einen eigenen Ausdruck ausschließlich für die hohe und edle Bedeutung von „Freund" gibt, wie das hebräische ohew, von dem Gesenius in seinem hebräischen Wörterbuch sagt, es bedeute: „liebender Freund, Vertrauter, mehr als rea (d. i. Bekannter)", — für eine solche Vergleichung, sage ich, möchte Abel's Schlußfolgerung zutreffen. Aber im Deutschen wie im Französischen haben die Ausdrücke für „Freund" nicht ausschließlich den edlen und hohen Sinn; in beiden Sprachen werden die entsprechenden Ausdrücke auch in abgeblaßtem, abgeschwächtem und verflachtem Sinne gebraucht, wozu sich ferner noch mannigfache Nebenbegriffe einmischen. In beiden Sprachen wird also nur der gesammte Sachverhalt und der Zusammenhang den Ausschlag geben und entscheiden, ob die Ausdrücke ihren ursprünglichen, edeln und reinen Vollgehalt haben oder ob sie im abgeschwächten Sinne stehen und welche Nebenbegriffe sich hinzugesellen. Ich habe in meinem „Wörterbuche" aus einer Erzählung in Ramler's „Fabellese" eine Stelle angeführt, in der ein Gärtner den ertappten Obstdieb anredet:

„Du sauberer Vogel, Du!
Bist Du der gute Freund, der mir mein Obst gestohlen?"

Eben so wenig, wie ein Deutscher hier das Wort „Freund" in der gewichtigen, edlen und hohen Vollbedeutung auffassen wird, die es in der „Schiller'schen" Bürgschaft" hat, eben so wenig wird andererseits ein Franzose eine andere als diese Vollbedeutung in das Wort „ami" legen, wenn er in einer Uebersetzung des genannten Gedichtes etwa liest: qu'un ami ait manqué de foi à son ami.

Daß dem so ist, hätte Abel auch gerade aus dem von ihm angeführten Ausruf: „Soyons amis, Cinna!" schließen können und müssen. Dieser Ausruf wäre nicht so berühmt und hätte es nicht werden können, wenn Augustus den gegen ihn Verschworenen damit nur hätte ersuchen wollen, mit ihm Frieden zu machen, nicht ihm in edler Großmuth seine Freundschaft angetragen hätte.

Abel hat hier, was er als Deutscher aus seinen Beobachtungen geschlossen, dem Franzosen als dessen Empfindung untergeschoben. Ich möchte hier an das ins Deutsche übernommene Fremdwort „parliren" erinnern. Der Deutsche, der es versucht, sich französisch zu unterhalten, fühlt ganz richtig, daß dieses sein Sprechen nicht den Vollgehalt hat und haben kann, wie wenn er seinem Gedanken und Empfindungen in der Muttersprache Ausdruck gibt, und so hat er vollkommen Recht, wenn er im Deutschen „parliren" nicht für gleichbedeutend und gleichwerthig mit „sprechen" gelten läßt; aber er beginge einen ähnlichen Fehlschluß wie Abel, wenn er aus diesem seinem für einen Deutschen ganz richtigen Gefühle folgern wollte, daß nun auch für den Franzosen das französische parler nicht denselben Vollgehalt habe, wie für ihn, den Deutschen, das deutsche Wort „sprechen" ꝛc.

Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß, was ich im Vorstehenden gegen die Abel'sche Darstellung eingewendet, nur das eine von ihm, wie mir scheint, nicht glücklich gewählte Beispiel trifft, nicht die Sache selbst, in der ich mit ihm vollkommen übereinstimme, daß nämlich in sprachlichen Erscheinungen die Verschiedenheit dessen, was die verschiedenen Völker denken, thun und mithin auch reden, hervortritt.

So verdient es z. B. die vollste Anerkennung, wie geistvoll und scharfsinnig er höchst überraschende und doch durchaus zutreffende Schlußfolgerungen aus dem zunächst gewiß für die Meisten unbedeutend erscheinenden Umstande zieht, daß der Engländer für den Begriff, für welchen wir nur das eine Wort „billig" haben, deren zwei besitzt, fair und equitable.

Auch gegen Das, was Abel weiter über die Verwischung des Unterschiedes zwischen den beiden Ausdrücken: „Beschluß" und „Entschluß" aussagt und folgert, hätte ich sachlich nicht viel und jedenfalls nichts sehr Bedeutendes einzuwenden, sondern nur Einzelnes zu ergänzen und zu berichtigen. So hätte ich von meinem Standpunkt des deutschen Wörterbuchschreibers aus es gern hervorgehoben gesehen, daß von den Hauptwörtern: „Beschluß" und „Entschluß" das erstere einem thätigen, das zweite einem rückbezüglichen Zeitwort entspricht: Man beschließt — Etwas — und: Man entschließt sich — zu Etwas. Damit hängt es zusammen, daß bei dem Beschluß das hauptsächlich ins Auge gefaßte Ziel Dasjenige ist, was geschehen soll, dagegen bei dem Entschluß das eigene Ich des sich Entschließenden, sein Wille in Bezug auf Das, was diesen bestimmend oder ihm entgegenwirkend ins Gewicht fällt. Man beschließt auch Etwas, das Andere thun sollen oder: Man faßt Beschlüsse über das von Anderen zu Thuende, — aber man entschließt sich zu Etwas, das man selbst thun will, man faßt den Entschluß, es zu thun ꝛc. —

Abel sagt nun, wir haben im Deutschen in „Ent-" und „Beschluß" zwei Wörter, die etwa den englischen resolution und determination entsprechen; „aber", fährt er fort,

„das Uebel ist, daß wir sie im Gebrauch neuerdings nicht mehr recht auseinander halten, weil der wichtige Unterschied, welcher sie trennt, sich in unserm Bewußtsein zu verwischen begonnen hat. Früher, wenn man von Entschlüssen sprach, waren es heiße und große Entschlüsse .... Nach heutigem Sprachgebrauch dagegen entschließen wir uns ebenso oft, einen kleinen Ausflug zu machen, als wir es beschließen, entschließen wir uns etwa ebenso leicht, unsern Schuhmacher zu wechseln, als wir es beschließen. Und doch würden

Digitized by Google

wir, wenn wir genauer sprächen, und wenn die Würde Dessen, was ein Entschluß ist, uns hinreichend gegenwärtig wäre, solche Kleinigkeiten höchstens beschließen, uns aber nimmer dazu entschließen. Aber wir sind es müde geworden, in diesem und in manchem ähnlichen Punkte Unterscheidungen zu machen, und legen deshalb in unserer Umgangssprache dem schweren Entschluß nicht mehr durchweg den Adel bei, der ihn über den leichten Beschluß erhebt. Es muß wohl sein, daß unser heutiges in bestimmten Geleisen eintönig verlaufendes, von denselben weltlichen Beweggründen bewegtes Leben nicht mehr genug Entschlüsse erzeugt, um Das, was sie von bloßen Beschlüssen trennt, im allgemeinen Bewußtsein lebendig zu erhalten. So ist denn der Begriff ‚Entschluß' allmählich in den ‚Beschluß' hinabgetaumelt, ohne daß der Beschluß von der Ueberlegenheit des ehemaligen Entschlusses erhoben worden wäre. Es ist nunmehr fast Alles Beschluß geworden, ein Vorsatz, der Einen nicht besonders erregt, der aber auch nichts Besonderes bezweckt."

Ich habe schon oben angedeutet, daß ich den Unterschied zwischen Be- und Entschluß ein wenig anders fasse. Ich will meine Auffassung an einem der von Abel gewählten Beispiele erklären: Jemand ist mit seinem Schuhmacher unzufrieden, er glaubt, von einem anderen besser bedient zu werden, er wechselt deshalb den Schuhmacher. Hier genügt die Angabe der Thatsache, ohne daß von einem Be- oder Entschluß die Rede zu sein braucht. Freilich kann es auch heißen: Er beschließt, den Schuhmacher zu wechseln; aber dann erscheint der in Rede Stehende als ein Mann, der auch etwas Andern so geringfügig Erscheinendes wie den Wechsel eines für ihn Arbeitenden nicht ohne Ueberlegung und Erwägung des Für und Wider vollzieht. Heißt es aber: Er entschließt sich, den Schuhmacher zu wechseln, so mischt sich ein Zug des Gemüths ein, daß es ihm Ueberwindung kostet, einen Mann, bei dem er bisher hat arbeiten lassen, abzuschaffen und daß er sich nur widerstrebend durch triftige Gründe dazu bestimmen läßt. Und dieser Unterschied galt, glaube ich, früher ebenso wie heute.

„Um das Rhinoceros zu sehn
(Erzählte mir mein Freund), beschloß ich auszugehn.
Ich ging vor's Thor mit meinem halben Gulden" 2c.

Es hätte füglich genügt, wenn der Erzählende gesagt hätte: Um das Rhinoceros zu sehen, ging ich mit meinem halben Gulden vor's Thor; aber Gellert's Freund war eben ein bedächtiger Mann, der nicht so leicht einen Gang antrat, welcher ihm einen halben Gulden kostete, — wenigstens nicht, ohne vorher zu überlegen, ob das Sehen des seltenen Thieres auch wohl den Gang und das Geld lohnen werde. Hätte der Dichter seinen Freund sagen lassen: Ich entschloß mich auszugehen, so würde darin die Andeutung gelegen haben, daß der Freund ein wenig mit sich selbst gekämpft, ob er nicht lieber zu Hause bleiben und seinen halben Gulden sparen als seine Neugier befriedigen solle.

Abel spricht nun weiter von der noch auffälligeren Erscheinung, daß für manche Begriffe die eine Sprache ein eigenes Wort hat, während andere dafür keine besondere Bezeichnung haben. Er sagt:

„Manche Gedanken kommen manchen Völkern nicht oft genug vor oder werden nicht lebhaft genug empfunden, um besondere Wörter für sie nöthig zu machen, während sie von anderen Völkern für wichtiger gehalten und des Vorzugs besonderer Wörter gewürdigt werden. Naturanlage, Umgebung und Geschichte entscheiden darüber."

Ich erinnere an das, was schon oben über die Wörter: „Zwerg" und „Riese" im Vergleich zu den Umschreibungen: „kleiner Mann", „großer Mann" gesagt ist.

„Alle Sprachen haben ein besonderes Wort für ‚Vater' . . . ., aber nur manche, in denen verwandtschaftliche Beziehungen besonders innig oder besonders streng aufgefaßt werden, unterscheiden zwischen der Schwester des Vaters und der Mutter . . . . Ebenso haben alle Sprachen ein Wort für ‚werfen', aber manche wilden Völker, deren Mitglieder ziemlich häufig Wurfgeschosse gegeneinander gebrauchen, haben verschiedene Ausdrücke für ‚scharf und schneidig werfen', für ‚matt werfen', ‚im Bogen werfen' u. s. w. Aber man braucht nicht bis zu wilden Völkern zu gehen. Haben Sie einmal englische Damen Kleider einkaufen sehen? Es wird Ihnen dann gewiß aufgefallen sein, wie genau diese die verschiedenen Farbenabstufungen unterscheiden. In Deutschland behelfen wir uns gewöhnlich mit den allgemeinen Bezeichnungen: roth, grün und gelb, braun und blau und haben höchstens noch ein paar fremde Wörter wie lila, rosa u. dgl. für beliebte Mitteltöne. Darüber hinausgehende Unterscheidungen macht nur der Maler, der Fabrikant und höchstens die Putzmacherin. Für die Masse gewöhnlicher, farbloser Menschenkinder wäre es geziert, ihnen nachzuahmen. Anders in England. Kein einziges einigermaßen entwickeltes Kind wird die beiden Farbentöne rose colour und pink mit einander verwechseln, obschon wir beide nur mit ‚rosa' bezeichnen. Keine englische Dame wird es unnatürlich finden, zwischen violet und peach, d. h. zwischen Veilchen- und Pfirsichblüthenfarbe*), zu unterscheiden, obgleich ihre deutschen Schwestern die letztere Farbe, so weit meine Erfahrung reicht, gar nicht benennen. Kein englischer Schriftsteller, der etwas auf treffenden Ausdruck hält, wird es unterlassen, hazel—hazel, auburn—auburn und bay—bay zu nennen, wenn auch ein Deutscher, der nicht gesucht erscheinen will, in allen drei Fällen nur ‚braun' zu sagen pflegt. Ein gültigerer Beweis, daß die sinnliche Betrachtung in England lebhafter ist, als bei uns, ließe sich nicht beibringen. In Deutschland wird nun Derjenige, der ein besonderes Auge für Farben hat, jene Abstufungen entdecken, und dann mit eigengeschaffenen Umschreibungen bezeichnen müssen, die in England Jedermann als selbstverständlich verschieden ansieht und deshalb mit eigenen, allgemein angenommenen und althergebrachten Wörtern benennen kann. Hier hat also der deutsche Sprachschatz geradezu eine Lücke im Vergleich zum englischen. Es ist dies einer der wesentlichsten Unterschiede, die zwischen zwei Sprachen obwalten können, eine jener Thatsachen, die am schlagendsten zeigen, wie die Sprache ein Spiegel ist der Gedanken, die allen Mitgliedern eines Volkes gemeinsam sind und wie verschieden sich diese Gedanken und darum die sprachlichen Spiegel gestaltet haben."

Im Allgemeinen wird man das hier Gesagte ganz und voll unterschreiben können, wenn man auch vielleicht hier und da im Einzelnen eine kleine Einschränkung zu machen hat. So möchte ich hier namentlich auf einen Aufsatz von Karl Vogt aufmerksam machen, der sich in der von Karl Müller herausgegebenen Zeitschrift „Die Natur" (Jahrg. 30 S. 94 ff.) findet und auf den ich auch in meinem „Ergänzungs-Wörterbuch" bei der Abhandlung über den Ausdruck „braun" hingewiesen habe. Ich begnüge mich hier, daraus eine ganz kurze Stelle anzuführen:

„Der Berner Dialekt hat kein Wort für Violett . . . . Das Veilchen ist (in dieser Mundart) ‚vielibrun' (veilchenbraun)", wie denn (s. mein „Wörterb. der deutschen Sprache", Bd. I, S. 200 c) auch Theodor Körner „violbraun" sagt.

Vogt warnt mit Recht davor, aus dieser Thatsache den voreiligen Schluß zu ziehen, den Bernern fehle die Farben-Wahrnehmung und -Unterscheidung zwischen Braun und Blau; aber daß sie schwächer und nicht so lebhaft sich ausspricht, wie da, wo man die Ausdrücke violett und veilchenblau anwendet, dürfte unleugbar sein, und mehr folgert ja auch Abel nicht. Dagegen sagt Steinthal mit Recht in seinem vortrefflichen Buche: „Der Ursprung der Sprache im Zusammenhalt mit den letzten Fragen des Wissens" (3. Ausg. 1877) S. 207, wo er falsche Schlüsse L. Geiger's in Bezug auf Farbenbenennungen und Farbenwahrnehmungen nachweist, Geiger habe den Unterschied von Empfindung — und Begriff (oder Vorstellung) und Wort unbeachtet gelassen.

Ein Anderes ist es, wenn der Naturforscher von ultravioletten Strahlen spricht (s. mein „Ergänzungswörterbuch" S. 588 b) als solchen, die „im Spectrum jenseit des Violetts liegen und nicht fürs Auge (als Farbe), doch chemisch wahrnehmbar sind. Gäbe es Geschöpfe, bei denen auch die Sehwerkzeuge durch diese Strahlen bis zur Farbenwahrnehmung erregt würden, so hätten sie das Recht, uns Menschen in Bezug auf die jenseit unserer Wahrnehmung liegenden Farben als farbenblind zu bezeichnen; aber es wäre entschieden falsch, zu sagen (s. Steinthal a. a. O.): „In den Inschriften der Aegypter findet sich kaum ein anderer Gegenstand häufiger

*) Gedruckt steht „Pflaumenblüthenfarbe"; aber doch wohl nur durch einen der in diesem Buche gerade nicht allzu seltenen Druckfehler.

Digitized by Google

als der Himmel erwähnt, doch wird er niemals blau genannt, so wenig wie die Sonne gelb oder roth" und daraus zu schließen, die alten Aegypter hätten nicht die Wahrnehmung dieser Farben gehabt, — haben sie doch an ihren Tempeldächern in glänzender Lebhaftigkeit den Sternenhimmel blau und golden abgebildet ꝛc.

Hervorheben möchte ich aber weiter doch, daß es auch uns Deutschen neben der allgemeinen Bezeichnung „braun" nicht an einer sehr großen Anzahl von Ausdrücken für die verschiedenen Töne und Abstufungen dieser Farbe fehlt. Abel führt für das Englische außer brown nur noch drei Wörter an: hazel, auburn und bay. In Roget's Thesaurus of English Words and Phrases finden sich noch 15 weitere; aber in meiner Bearbeitung und Erweiterung dieses englischen Werks*) finden sich mehr als 80 deutsche Bezeichnungen, und ich möchte darauf hinweisen, daß ich z. B. in meinem „Ergänzungs-Wörterbuch" aus einem hauptsächlich über Pferde handelnden Werke folgende Arten von braunen Pferden aufgeführt habe: die Hell-, Gold-, Fahl-, Roth-, Kirsch-, Castanien-, Dunkel-, Schwarz-, Apfel- und Spiegelbraunen.

Ich gebe übrigens bereitwillig zu — worauf es ja Abel auch nur hauptsächlich ankommt —, daß derartige genaue Bestimmungen sich meist nur in besondern Fällen finden und daß wir Deutschen in der gewöhnlichen Rede uns oft mit der allgemeinen Bezeichnung „braun" behelfen, wo die Engländer bestimmtere Wörter ganz allgemein üblich verwenden; aber einzelne Ausdrücke sind doch auch im Deutschen im gewöhnlichen Leben ganz geläufig und allgemein gültig. Man mag eine besonders genaue Bezeichnung des Naturforschers darin erblicken, wenn Goethe (40bänd. Ausg., Bd. 40, S. 280) in einer Beschreibung des „braunen" Kalksteins sagt: „Theils ocher-, theils nelkenbraun gefärbt .... Nur das nelkenbraun gefärbte (Gestein) nähert sich dem Schimmernden" ꝛc.; aber wenn Goethe (Bd. 18, S. 153 = Wanderjahre, 1. Buch, 11. Cap.) einer Erzählung die Ueberschrift gibt: „Das nußbraune Mädchen", so entspricht dies ganz dem gewöhnlichen und allgemeinen Gebrauche, doch kommt freilich in der Erzählung selbst neben der bestimmteren Bezeichnung auch die allgemeinere: das braune Mädchen abwechselnd vor.

Wenn ferner Abel meint, daß deutsche Damen für das englische peach als Farbbezeichnung keinen entsprechenden deutschen Ausdruck gebrauchen, so irrt er. Bezeichnungen wie pfirsichblüthenfarb(ig) sind in Damen-Unterhaltungen wie in Modezeitungen durchaus nicht selten, und so schreibt denn auch z. B. (s. mein „Wörterbuch" und mein „Ergänzungs-Wörterbuch") Ferdin. Gustav Kühne: Mit pfirsichblüthenen Beinkleidern ꝛc., und ähnlich Immermann; vergl. auch: Die Farbe der Morgenröthe, pfirsichblüth und orangegelb. Musäus. Man wird gelb, roth, grün, blau, violett und pfirsichblüth bald hier und da erblicken. Goethe Bd. 36, S. 400. — Das Hochroth schon durch das Violette überwältigt und zu einem halben Pfirsichblüth verändert. Ebenda. S. 410, u. Aehnl. m.

Und selbst für das von dem rose colour geschiedene englische pink finden wir bei Wieland (Leipzig 1853, Bd. 3, S. 47) im 3. Buch der Musarion:

Aus einem Nachtgewand mit nelkenfarbnem Grunde;

aber freilich ist diese Bezeichnung im Deutschen eine sehr vereinzelte, pink dagegen im Englischen eine allgemein übliche und geläufige, und somit dient dies Beispiel nicht dazu, die Auseinandersetzung Abel's zu entkräften, sondern vielmehr, sie zu bestätigen.

Diese Auseinandersetzung, in welcher der scharf- und tiefsinnige Sprachforscher uns an einigen wenigen herausgegriffenen Beispielen recht zu Gemüthe führen will, daß die Wörter einer Sprache auch mit den nächst entsprechenden einer anderen sich in den seltensten Fällen ganz und vollkommen decken, so daß, streng genommen, eine voll entsprechende Uebersetzung aus der einen Sprache in die andere unmöglich ist, — diese Auseinandersetzung schließt Abel mit dem unbestreitbaren und zur Beherzigung eindringlich zu empfehlenden Satze, daß, wer fremde Sprachen eingehender betrachtet, auch in der Würdigung fremder Völker milder und vorsichtiger werden wird .... „Vordringend wird er in jeder Sprache den Quell der göttlichen Vernunft rieseln sehen, in manchen nur ein Bächlein, in anderen schwellend zum weiten, tiefen Strom. Er wird die Sprechenden schätzen lernen in der Sprache und die Sprache in den Sprechenden und den Dichter verstehen und mit ihm sagen:

In jedem Wort, wenn wir's erwägen, liegt ein ganzes Buch
Und mannigfach ist auszulegen der einfachste Spruch.
Viel kann aus wenig Worten lernen, wem es ist verliehn,
Als wie du kannst aus kleinen Kernen große Bäume ziehn."

*) Deutscher Sprachschatz, geordnet nach Begriffen zur leichten Auffindung und Auswahl des passenden Ausdrucks (Hamb., 1873—77, 2 Bde.), S. 399, Nr. 313.

Feuilleton.

„Vom Jenseits."

Von Rudolf Schmidt.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von J. Langfeldt.

„Bitte, kommen Sie hier herein, Herr Steuereinnehmer, das Geld liegt abgezählt", sagte die alte Frau.

Ich wußte, daß sie das sagen werde, wußte auch, daß die anderthalb Kronen in Papier gewickelt auf der Commode beim Fenster in dem letzten der beiden Zimmer der Wohnung lagen. In den acht Quartalen, die sie in der Straße gewohnt, hatte sich immer dasselbe wiederholt. Den Mann hatte ich nie gesehen; er war Maschinenschmied und arbeitete in einer Fabrik am Toldboden; im Buche stand er aufgeführt mit dem niedrigsten Satze: 800 Kronen, Steuereinnahme 200 Kronen, also vierteljährlich 1 Krone 50 Oere.

Gewöhnlich sind es die niedrigsten Beträge, von denen man am meisten Lauferei hat. Hier hatte man mich nie gebeten, wiederzukommen; das Geld war stets abgezählt gewesen und hatte auf mich gewartet.

Die Frau sah solide und tüchtig aus; sie war offenbar die, welche das Haus regierte.

In ihrer Stimme und Betonung war nichts Ungewöhnliches gewesen. Wie erstaunte ich daher, als mein Auge das Bett in der Ecke des Zimmers streifte. Sonst wars immer wohl gemacht und mit seiner Decke versehen, und jetzt entdeckte ich, daß ein blutjunges Mädchen mit farblosen Backen und geschlossenen Augen darin lag. Das ungeflochtene dunkle Haar hing lose um die beiden Seiten des Gesichtes und ringelte sich anmuthig über die fast ganz weiße Nachtjacke hinaus. Die Hände waren über der Brust gefaltet.

Unwillkürlich fragte ich:

„Ist sie todt?"

„Nein, aber sie macht's nicht lange mehr", antwortete die Frau. — „Wollen Sie so gut sein: noch zwei Zehnöre und ein Fünföre zu, dann wird's wohl stimmen!"

Alltagsmenschen sind in ihrem Sprachgebrauche so unbegreiflich hart! Die Worte wurden in vollkommen ruhigem Tone gesprochen. Trotzdem sagte mir ein Blick auf das vergrämte Gesicht, wie tief ihr Schmerz gehe. Obgleich das Mädchen im Bette viel feinere Züge hatte, so gewahrte ich doch gleich die Aehnlichkeit.

„Es ist meine Tochter", sagte sie, als errathe sie meine Gedanken. — „Letzten Fastnacht war sie sechzehn Jahr."

„Das ist früh, sie zu verlieren."

„Ja, und dann ein solches Kind; aber vielleicht ists am besten so."

Die Stimme war vollkommen ruhig; ich merkte aber, daß sie den Drang fühlte, sich auszusprechen. Ich blieb stehen. Und ohne weiteren Anlaß von meiner Seite gerieth nun die Erzählung in einen stillen, gleichmäßigen Fluß.

„Nie hat sie mir Verdruß gemacht, und selbst jetzt, da

Digitized by Google

sie fort muß, mischt sich eine Art von Freude in meinen Schmerz. Als kleines Ding schrie sie nie, als Kind war sie nie unartig. Und wenn es sich auch nicht vermeiden läßt, daß ein Mädchen in ihrem Stande Verschiedenes zu hören und zu sehen bekommt, so ist doch nie auch nur so viel wie ein Gedanke von etwas Gemeinem und Häßlichem an ihr hängen geblieben. Gott mag wissen, wie's zuging: es war gerade, als ob's von ihr abregnete! Unser Herrgott muß sie wohl aus einem feineren Stoff geschaffen haben, daß nichts Derartiges an ihr sitzen blieb. Auch in der Schule war sie tüchtig, — der Liebling ihrer Lehrer. Sie liehen ihr Bücher und wollten, daß wir sie in eine höhere Bildungsanstalt thun sollten. Wie hätten wir das wohl zu Wege bringen sollen? Das Einzige, was wir thun konnten, war, daß wir sie das Schneidern erlernen ließen. Auch hier stach sie von den Andern ab; aber merkwürdigerweise waren sie doch nicht hinter ihr her. Nur Eine war da, die's nicht recht verwinden konnte, daß unsere Tochter reiner und besser sein sollte, als die Uebrigen. Früher hatte sie als die Schönste in der Nähschule gegolten; nun ward sie von meinem Kinde in Schatten gestellt, und daher paßte sie ihr bei jeder Gelegenheit auf, um ihr eins anhängen zu können.

Ich wußte es wohl; aber was kümmerte ich mich darum? Ich kannte ja meine Ida. Sie erzählte mir immer so treuherzig, daß Diese an der Straßenecke mit einem Herrn zusammentreffe, der so aussehe, und Jene an der mit einem andern, der so aussehe. Das war etwas, das für sie gar nicht existirte, und ich stehe dafür ein, daß sie nicht das Geringste davon verstand.

Mit einem Mal fing sie dann an, still und verschlossen zu werden und hatte mir nie mehr 'was zu erzählen, wenn sie nach Hause kam. Sie brauchen sie nicht so ängstlich anzusehen: sie hört gar nichts, daß Gott erbarm! — Na, ich dachte mir nichts weiter dabei. Dann begegne ich eines Tages aber ihr, die ihr immer auf dem Nacken saß, und als sie schräg über die Straße geht, um mit mir zu sprechen, da kommt mir gleich eine Ahnung, daß etwas nicht richtig sein muß. „Na, nun hat Ida ja auch ihren Schatz, mit dem sie Abends herumlaufen kann," sagt sie spöttisch. — „Das ist eine unverschämte Erdichtung!" antworte ich. — „So fragen Sie sie selbst!" sagt sie und rauscht die Straße hinab.

Als ich nach Hause kam, nahm ich mein Kind vor, und — Gott segne sie! — sie gesteht mir gleich die ganze Wahrheit. Es war der Sohn des Branntweinbrenners, dem dies Haus gehört, der ein Auge auf sie geworfen hatte und ihr in der Nähe ihrer Kundschaft aufpaßte. Er ist Contorist und Mitglied eines dramatischen Vereins, und dann hat er wohl Verse für die „Sonntagspost" geschrieben. Seine äußere Erscheinung paßt dazu: Flaumbart, Augen so weißblau wie die abgerahmte Milch seines Vaters und langes gelbes Haar. Er nahm die Sache anders, als die Herren gewöhnlich thun. Es handelte sich nicht darum, mit ihr zu soupiren; er versicherte sie, daß er sie liebe und sprach von Heirathen.

Wie hätte ein armes Ding sein Ohr solcher Rede wohl verschließen können? Seine Worte zündeten in ihrem Herzen und ließen es stärker klopfen. — Mutter, ich weiß wohl, sagte sie, daß nie was draus werden kann; es thut aber doch wohl, so was zu hören und dann habe ich doch die Freude gehabt — o Mutter, mir geht's gar nicht gut! — Nun wurde mir heiß um die Ohren. — Du willst doch nicht, daß ich glauben soll, es sei nicht richtig mit Dir, Ida? sage ich in meiner Angst. — Ja, Mutter, hier in der Brust! sagt sie und sieht mich mit ihren klaren Augen an: das Gesicht war wie ein aufgeschlagenes Buch! Ich schämte mich vor meinem eigenen Kinde und fühlte mich froh und erleichtert, obgleich das mit der Brust schlimm genug war. Sie müssen nämlich wissen, daß der Arzt schon ein paar Jahr früher von ihrer Brust gesagt hatte, daß sie nicht gut sei.

Denselben Abend, als sie in Schlaf gefallen war, sprach ich mit meinem Mann darüber. Er ist immer stolz auf sie gewesen, sie ist sein Augapfel. — Und warum sollte nichts draus werden können? sagt er. Ist so ein Federfuchser vielleicht zu gut für meine Tochter? — Dieselbe Hoffnung hatte auch ich im Stillen genährt, wenn ich auch den Branntweinbrenner kannte und wußte, welche Rolle das Geld in der Welt spielt. — Aber wie dem nun auch sei, mein Mann besteht darauf, daß der Vater es wissen soll, und wenn er seine Einwilligung nicht gebe, so solle der ganzen Geschichte sofort ein Ende gemacht werden.

Vom Fenster aus sah er den Branntweinbrenner gerade über den Hofplatz schreiten. Er stand mit eins auf, um hinunter zu steigen: das ist nun so seine Weise, überall den geraden Weg zu gehen. — Er kriegt richtig den Bescheid, den ich erwartet hatte: wenn wir auf unsere Tochter achten wollten, so werde er schon auf seinen Sohn Acht geben; — und dann wär's am besten, wir suchten uns zum nächsten Umziehtag eine andere Wohnung.

Es wurde Acht gegeben, sowohl von dem Branntweinbrenner, als uns. Ida kriegte eine andere Stelle, wohin sie zum Nähen ging, und ich holte sie jeden Abend ab, so knapp meine Zeit auch war. Sie sagte nichts; sie hatte von Anfang an keinen rechten Glauben an ihr Glück gehabt, und als armer Leute Kind hatte sie gelernt, sich zu fügen und zu entsagen. Sie war sanft und gut wie ein Engel; aber ihre Kräfte nahmen ab, und sie wurde immer blässer.

Die Hindernisse machten den Contoristen indeß nur eifriger — das hatte ja viel zu viel Aehnlichkeit mit dem, was er in seinen Romanen gelesen hatte. Und wann hat eine ältere Person es wohl fertig gebracht, die Jugend zu hüten? Als ich eines Abends mit Ida nach Hause gekommen war, mußte ich gleich wieder fort, um ein Bischen zum Abendessen zu kaufen, bis mein Mann von der Arbeit kam. Wie ich meine Einkäufe gemacht habe und die Treppe hier im Hinterhaus hinaufgehen will — sie ist ein wenig steil, wie Sie wohl bemerkt haben werden —, da höre ich vor unserer Thür ein paar Stimmen flüstern. Richtig; es waren der Contorist und Ida! Er betheuerte ihr seine ewige Liebe und sie bat ihn auf das inständigste unter Thränen, zu gehen.

Ich wollte mich gerade zu erkennen geben, als ich mit einem Mal eine neue Stimme hörte, laut und polternd — es war der Branntweinbrenner. Vom Vorderhaus hatte er sich über den Bodenraum geschlichen und war ihnen von oben in den Rücken gefallen. Ehe ich noch Zeit hatte, über die häßlichen Worte nachzudenken, die er sprach, hörte ich einen gellenden Schrei, und die Treppe hinunter stürzte mein Kind und schlug mit der Stirn gerade gegen meinen Korb an. Wäre das nicht geschehen, so hätte sie sich sicherlich den Kopf zerstoßen, nun verschlug sie sich nur am Geländer, wurde aber doch im Fallen ohnmächtig.

Seit diesem Augenblick ist sie bettlägerig gewesen. Wahrscheinlich ist inwendig etwas zerbrochen, der Doctor weiß nicht recht was, und schwach war sie ja im Voraus. Aber werden Sie's glauben? Gerade in dieser Schmerzenszeit habe ich meine große Freude an ihr gehabt und so recht gefühlt, welchen Schatz unser Herrgott mir in diesem Kinde anvertraut hatte. Was so gut ist, muß fort: die Welt ist allzu schlecht für solche. Sie hat sich ein paar Mal über ihr unschuldiges Verlieben in das Milchgesicht unten ganz offen ausgesprochen. Sie hat ihn immer hoch über sich gestellt und nie gehofft, daß etwas daraus werde. Noch gestern sagte sie zu mir: „Ich denke noch daran wie an etwas Schönes, das mir einmal widerfahren ist — ohne Schmerz und Entbehrung; es ist, als wäre ich vor langer Zeit aus dem Leben geschieden und sähe alles droben vom Jenseits." — Glauben Sie mir, man wird ein besserer Mensch, wenn man sie so sprechen hört!

Wenn sie's auch nie erfahren wird, so ist doch eins da, was mich schmerzt, nämlich, daß mein Kind sich in einen solchen Flaps verlieben mußte! Ein paar Mal kam er in der Dämmerung angeschlichen, um zu hören, wie 's stehe. Dann logirte ihn der Vater irgendwo in der Stadt ein und verbot ihm aufs strengste, sich hier im Hause blicken zu lassen. Und als mein Mann vorgestern Abend auf dem Wege von der Fabrik durch die Amalienstraße kam und einen Augenblick stehen blieb, um die vielen geputzten Menschen, die zur Casinomaskerade wollten, aus dem Wagen steigen zu sehen — wen, glauben Sie, daß er da sieht? Monsieur Urian, unsern Contoristen! Und was meinen Sie wohl, wer mit ihm war? Das Ding von der Nähstube, das neidisch auf mein Kind war! Sehen Sie, das kriegte sie nicht zu wissen, der Schmerz

Digitized by Google

blieb ihrer jungen Seele erspart! — Nein, seien Sie ganz ruhig, sie hört nichts!"

Die letzte Bemerkung wurde durch eine neue Handbewegung hervorgerufen, die ich ausgeführt hatte: ich glaubte ein paar Mal gesehen zu haben, wie ein schwaches Zucken über ihr blasses Gesicht ging.

Und ich irrte mich kaum; denn plötzlich schlug das Mädchen die Augen auf — wie verklärt waren sie, wie mild! — und sagte mit leiser Stimme:

„Ja, ich habe Alles gehört, Mutter, aber in weiter, weiter Ferne — vom Jenseits!"

Nun brach die harte Rinde! Die Mutter warf sich schluchzend über sie. Ich entfernte mich leise — was hatte ich hier noch zu thun? Am nächsten Tage stand das Mädchen in der Zeitung unter Denjenigen aufgeführt, die bei der Obrigkeit als todt angemeldet waren.

Aus der Hauptstadt.

Die Menzel-Ausstellung. — Eine Concurrenz.

Wir haben in den letzten Jahren regelmäßig Menzel-Ausstellungen gehabt; bald bot ein Jubiläum des Künstlers, bald die Vollendung eines größeren Bildes die Veranlassung. Eine umfassende Vorführung seiner Hauptwerke steht uns wiederum bei der Jubelausstellung der Akademie im nächsten Sommer bevor. Aber das kleine Publicum, das sie nicht blos deshalb besucht, weil sich's einmal anders nicht schicken würde, hat sich an ihnen nicht ersättigen können. Bei der soeben geschlossenen, die ein Comité von Menzelverehrern — wir nennen nur Max Jordan, Albert Hertel, Julius Lessing, Paul Meyerheim — zum siebzigsten Geburtstag des Meisters in den Räumen der Akademie veranstaltet haben, wird von allen Seiten die ernste Klage laut, daß sie nach so kurzer Dauer während der ungünstigen Festwochen einer Ausstellung des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen weichen muß. Man kann sich aufrichtig über die Erfolge dieses Vereins freuen, dessen Existenz das Seinige dazu beiträgt, daß sich das Interesse von der verheerenden Musik abwendet, aber ihm doch etwas mehr Geduld wünschen. Was hätten die Menzelfreunde um vierzehn Tage Aufschub gegeben!

Menzel ist dem weiteren Publicum selbst in Berlin nur durch seine wenigen Bilder in der Nationalgalerie und durch gelegentliche Reproductionen in den illustrirten Blättern bekannt. Die Illustrationen in Kugler's Geschichte sind jetzt der gehütete Besitz künstlerischer Feinschmecker; die Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen, in denen Jahre seines Lebens stecken, sind zwar durch den Wiederabdruck der alten Stöcke, der vor einigen Jahren in den Handel gekommen und schnell vergriffen ist, einigen Liebhabern mehr in die Hände gekommen, aber nicht ins Volk gedrungen. Seine köstlichen Aquarelle und Gouachen verschwinden im Privatbesitz, oft ehe sie noch ausgestellt waren, oder liegen in den Mappen des Handzeichnungscabinets der Nationalgalerie, wo sie nur selten einmal ein Neugieriger verlangt — außer einer kleinen Gemeinde von Verehrern. Und wie Viele sind denn in Deutschland, die, ohne Künstler zu sein, im Stande wären, selbstständig die Verdienste des einzigen Mannes zu würdigen, wie Viele sind in der Fähigkeit der künstlerischen Anschauung soweit gebildet, daß sie aus sich heraus seine Werke verstehen könnten? Es hat nicht leicht einen Künstler seines Ranges gegeben, der fünfzig Jahre hindurch eine gleich unerschöpfliche Schaffenskraft bewiesen, der sich an den volksthümlichsten Stoffen begeistert hat und doch der Masse, selbst den Gebildeten seines Volkes, so himmelfern steht. Menzel ist nie populär gewesen, weil er fast sein ganzes Leben hindurch gegen den Strom geschwommen oder der allgemeinen Entwickelung vorangeeilt ist. Noch in diesem Augenblick, wo ihm die höchsten und rauschendsten Ovationen bewiesen haben, daß man in ihm den ersten lebenden Künstler ehren möchte, wird er nur von Wenigen begriffen, sind nur Wenige im Stande, ihn zu genießen. Cornelius und Kaulbach durften sich von der Begeisterung ihrer ganzen Nation getragen fühlen, Thorwaldsen wurde von ganz Europa — mit Ausnahme Frankreichs — abgöttisch verehrt. Menzel steht an einem Jubeltage, wie ihn selten ein Künstler erlebt, einsam in seinem Volke, das für seine vornehme Kunst so bald nicht reif sein wird.

In Rücksicht auf die Jubiläumsausstellung der Akademie hatte das Comité fast alle großen Bilder Menzel's diesmal ausgeschlossen und es sich angelegen sein lassen, alle die im Privatbesitz zerstreuten kleineren Werke des Meisters zu vereinigen, die von ihren glücklichen Besitzern kaum für die Dauer eines Sommers zu erlangen gewesen wären. Nur wenige umfangreiche Compositionen, wie die gewaltige Schilderung der Schlacht bei Hochkirch (1856 gemalt) aus dem Besitz des Kaisers, unterbrechen die Arbeiten in kleinem Format. Welche Fülle aber und welcher Umfang! Wie viele Maler, ja, wie viele Künstler überhaupt haben jemals das Leben so allseitig beobachtet und dargestellt. Menzel fehlt nur eins, wenn wir es ihm als Mangel anrechnen wollen, der Sinn für die banale Schönheit. Und bei all den kolossalen rein künstlerischen Eigenschaften ist er zugleich der gedankenreichste unter allen modernen Künstlern. In dieser Richtung auf das Andeutende, über den rein malerischen Inhalt hinaus Bedeutungsvolle, hängt er wiederum innig mit den Tendenzen seiner Jugendzeit zusammen, die den denkenden Künstler voranstellte. Aber selbst wo ihm auf Adressen oder Tischkarten, auf Randzeichnungen oder bei Illustrationen das Bild nur ein Symbol zu sein scheint, das einen auch in Worte faßbaren Inhalt vermittelt, läßt er sich an der Vertiefung in die Erscheinung nicht hindern, wie es Kaulbach und Cornelius gethan. Deshalb ziehen uns seine Schöpfungen selbst dann unwiderstehlich an, wenn ihr Inhalt noch nicht klar geworden oder es nicht mehr ist. Er läßt sich nie an dem Einfall genügen. — Der Universalität der Anschauung entspricht bei Menzel die der Technik. Er hat Alles versucht und Alles ergründet, was vor ihm da war, zu neuem Leben erweckt, was hingesiecht war, und obendrein neue Pfade betreten. Auch von dieser Seite Menzel's Universalität anzudeuten, hat sich die Ausstellung angelegen sein lassen. Wir müssen es uns an dieser Stelle versagen, auf Einzelheiten einzugehen. Wo anfangen und wo aufhören? Aber wir wollen den Wunsch aussprechen und werden ihn wiederholen, so oft sich Gelegenheit bietet, daß zunächst die Jubiläumsausstellung im kommenden Sommer all den Besuchern, die von Außen kommen, ein umfassendes Bild der Entwickelung dieses einzigen Mannes bieten möge. Weiterhin müßten in allen großen Centren Deutschlands in den nächsten Jahren Menzelausstellungen veranstaltet werden, damit wenigstens die Gebildeten überall aus eigener Anschauung den Meister kennen lernten. — —

Im Rathhaus waren die Concurrenzprojecte für die Ausmalung des Treppenhauses zugänglich gemacht. Es sind nur sechszehn Entwürfe eingegangen und keiner darunter dürfte ohne Weiteres zur Ausführung sich eignen. Das hat bei einer Aufgabe von dieser Bedeutung etwas Auffallendes, erklärt sich aber von selbst, wenn man erfährt, daß bereits seit einigen Jahren Entwürfe von A. von Werner existiren, die keineswegs ad acta gelegt sind. Es konnte sogar das Gerücht auftreten, daß es sich nur um eine Scheinconcurrenz handle.

Der Raum ist nicht schön. Eine schluchtartige Treppe führte zu einer Rast, auf der sie sich rückläufig theilt. Selbst an hellen Tagen herrscht eine Grabesbeleuchtung in dieser Halle mit ihrem bleiernen Oberlicht. Weshalb wohl unsere Architekten so sehr auf diese Art der Lichtzufuhr versessen sind? Sie ist geradezu lebensgefährlich — es gibt öffentliche Gebäude, bei denen jeder starke Schneefall, jeder Sturm und Hagelschlag das Hauspersonal in fieberhafte Aufregung versetzt — und gewährt nur in seltenen Fällen ein mehr als zweifelhaftes Licht. Uns haben immer die Laternen mit hocheinfallendem Seitenlicht, wie sie die frühere Zeit liebte, viel besser gefallen. Sie repräsentiren sich nach Außen und Innen ungleich vortheilhafter. In dem Treppenhaus des Rathhauses sind drei große Flächen für die Malerei verfügbar: zwei lange Seitenwände und die Rückwand dem Aufgang gegenüber Als Thema war die Erhebung Berlins zur Reichshauptstadt gestellt. In Bezug auf die Wahl des Motives war dem Künstler volle Freiheit gelassen.

Digitized by Google

Ob das richtig ist? Viel schneller dürfte es zum Ziel führen, wenn in solchen Fällen eine angemessen zusammengesetzte Commission sich auch über das Motiv einig wird, so daß der Künstler seine ganze Kraft auf einen Punkt richten kann.

A. von Werner dürfte wohl dasjenige Thema gefunden haben, das die Mitwelt am besten versteht und der Nachwelt am erwünschtesten sein muß. Er hat von Allegorien und von geschichtlichen Anspielungen abgesehen und einfach auf der schmäleren Rückwand den Einzug des Kaisers auf dem Pariser Platz, auf den Seitenwänden Züge des ihm entgegeneilenden Volkes dargestellt, ein Mal mehr kriegerischen, das andre Mal mehr friedlichen Charakters. Ungezwungen läßt sich auf diesem Wege das frische Bild der großen Zeit festhalten, für dessen Ueberlieferung spätere Geschlechter dankbar sein müßten.

So einfach und sachlich ist keins von den Concurrenzobjecten vorgegangen. Allegorie und historischer Parallelismus spielen fast bei Allen ihre Rolle. Am naivsten hat Mühlenbruch den Vorwurf angepackt und jedenfalls in der ungezwungenen Vereinigung des Realen und Idealen Großes geleistet. Auch seine malerische Beanlagung scheint nach dieser Probe eine ganz ungewöhnliche. Er hat überdies den richtigen Tact gehabt, auf diesen Skizzen keine miniaturartig ausgeführten Puppen zu geben, sondern breit und flott auf die farbige Erscheinung des Ganzen zu gehen. Unter seinen Motiven imponirt vor Allem das Mittelfeld mit dem Kaiser im Spiegelsaal zu Versailles, wie ihm in dem großen Augenblick die Victoria, auf ihrem von prachtvollen weißen Rossen gezogenen Wagen über Gewölk heranstürmend, die Krone reicht. Die beiden Seiten haben weder im Inhalt noch in der Anordnung ein rechtes Gleichgewicht; links ist ein Auszug aus der Geschichte seit 1848 zusammengedrängt; während sich hier Alles im Freien abspielt, führt uns die andre Seite eine ideale Versammlung in einem großen schweren Rundbau vor. Als malerische Gesammterscheinung ist dieses Bild in seiner Einfachheit ausgezeichnet. Nur sind die Einzelheiten nicht recht verständlich. Wir wollen jedoch nicht erst fragen, was links und rechts in den offenen Hallen vor sich geht, ob der Genius in der Mitte auf dem Altar die Fackel auslöscht oder eine Flamme entzündet. In dieser Gestalt würde auch der Künstler seine Entwürfe nicht zur Ausführung bringen. Auf alle Fälle ist in ihnen ein bedeutendes Talent zuerst mit einem großen Wurf vor die Oeffentlichkeit getreten. Hoffentlich wird Mühlenbruch sich bald an einer großen Aufgabe erproben können.

Neben diesem weitaus interessantesten Ergebniß der Concurrenz macht die Arbeit des Bildhauers Eberlein viel Aufsehen. Sie ist, wie auch nicht anders zu erwarten stand, bis zur Unruhe pathetisch. Knackfuß hat sich ganz in ein mittelalterliches Costüm gehüllt. Kolitz gibt einen Ueberblick über die letzten Jahrhunderte der preußischen Geschichte mit einem unerhörten Aufwand an Nebel, Wolken und Vorhängen. Kaulbach behilft sich mit einer langen Reihe allegorischer Frauengestalten in altdeutscher Tracht. Freiherr von Babo bietet eine große Composition allegorisch historischen Charakters mit einzelnen frappanten Zügen.

Neben diesen seien noch die Entwürfe von Ehrenberg, Knapp, O. Heyden, Eichstädt und H. Louis genannt.

Das Ergebniß dürfte wohl eine engere Concurrenz sein. Vielleicht auch wird man zu den Werner'schen Entwürfen zurückkehren.

A. L.

Notizen.

Seraphina. Eine Erzählung zwischen Wellen und Wogen von ***, herausgegeben von Alfred Friedmann (Minden i. W., J. C. C. Bruns). Etwas umständlich hat Alfred Friedmann seine neueste poetische Gabe eingekleidet, und er will uns allen Ernstes glauben machen, daß er die Schöpfung eines anderen herausgibt, über die er in seinem Vorwort sich sogar ein Urtheil erlaubt. Nun, der Herausgeber wird uns wohl gestatten, daß wir ihn für den alleinigen und ausschließlichen Verfasser des Buches halten, und zu schämen braucht er sich dieser seiner Leistung wahrlich nicht. Im Gegentheil: von den uns bekannten poetischen Werken des Verfassers halten wir das vorliegende neueste sogar für sein bestes. Die von einem Cyclus lyrischer Gedichte ein- und ausgeleitete poetische Erzählung im Blankvers ist inhaltlich schlicht und ohne besondere Spannung oder Verwickelung erfunden. Die Liebesgeschichte einer fremden exotischen Frauenblume und eines phantastischen, nach einem romantischen Abenteuer verlangenden feurigen jungen Mannes, der nach der jähen Vernichtung seines holden Traumes erst im deutsch-französischen Kriege wieder zur Thatkraft erwacht und hier den Heldentod stirbt. Besonders die Naturschilderungen und die Beschreibung der ersten Begegnung der Beiden sowie das letzte Ausklingen der Geschichte sind von großer Anmuth. Unter den Liedern finden sich viele Perlen echter Lyrik; selten etwas Gekünsteltes, nur hie und da ein nicht ganz flüssig gewordener und in Poesie aufgegangener Gedanke. Ob ein Buch, das so ganz und gar mit allen seinen geheimsten Fasern noch in der „veralteten" Romantik wurzelt, heute seinen Weg machen wird? Wir zweifeln daran. Das kann uns aber nicht abhalten, es aller Modeströmung zum Trotz für eine der reizvollsten und liebenswürdigsten Gaben zu erklären, die wir seit Langem auf unserem Büchertische gefunden haben.

T—n.

Die Wonne des Leids. Beiträge zur Erkenntniß des menschlichen Empfindens in Kunst und Leben, von Oswald Zimmermann. (Leipzig, Reißner.) Die erste Auflage des vorliegenden Buches ist in Oesterreich erschienen und alsbald verboten worden. Wie das bei einem Buche möglich ist, das mit den Prätensionen auftritt, ein wissenschaftliches zu sein, wird eines jener nie lösbaren Räthsel bleiben, welche die österreichische Censur der erstaunten Welt seit jeher aufgegeben hat. Daß in diesem Buche das sexuelle Element behandelt und zwar vorzugsweise behandelt werden mußte, versteht sich ja von selbst; geben doch die geschlechtlichen Ausschweifungen, die antiken und orientalischen Culte, welche dies Gebiet berühren, eine reiche Ausbeute für Das, was der Verfasser zeigen und beweisen will. Daß derselbe hierbei irgendwann einmal über die streng gezogene Grenze wissenschaftlicher Forschung und Feststellung hinausgegangen oder seinen Stoff in indecenter Weise behandelt und unnöthig breitgetreten habe, wird Niemand behaupten dürfen, der die klaren, knappen und präcisen Ausführungen des Buches verfolgt hat. Eher könnte man demselben vorwerfen, daß er Einzelnes gar zu aphoristisch behandelt habe. Im Allgemeinen aber gibt sich in jedem Abschnitt ein scharfes, philosophisches Denken kund, das zu überraschenden, interessanten Resultaten führt und eine offenbare Lücke in vielen unserer wissenschaftlichen Compendien zum ersten Male in logisch gegliederter und ausführlicher Weise auszufüllen unternimmt. Das Gebiet, auf welches der Verfasser sich gewagt hat, verspricht einem Nachfolger, nun die Bahn einmal eröffnet ist, noch reiche Ausbeute und ist gleichzeitig für jeden Laien (für den auch Zimmermann in dankenswerther Allgemeinverständlichkeit geschrieben hat) fesselnd und originell. Manchen wird in dem vorliegenden Buche die häufige Bezugnahme des Verfassers auf das bekannte Buch des Prof. Jäger „Die Entdeckung der Seele" stören; denn wenn das letztere auch vieles Wahre enthalten mag und ganz mit Unrecht zum Gespötte geworden ist, so ist es doch unzweifelhaft so voll von Wunderlichkeiten und Schrullen, daß es bedenklich ist, sich auf diese Autorität zu stützen, und die zum Theil willkürlichen Bezeichnungen derselben verbotenus hinüberzunehmen.

T—n.

„Abhandlungen zu Goethe's Leben und Werken" von Heinrich Düntzer. (Leipzig, Ed. Wartig.) Nachdem der erste Band dieses verdienstvollen Werkes in Nr. 42 gewürdigt wurde, liegt nunmehr der abschließende zweite vor. Es sind fünf Essays von verschiedenem Umfange. Der erste behandelt „Goethe's Beziehungen zu Köln"; er fixirt die Momente im Leben unseres Dichters, wo er Kölnischen und rheinländischen Boden überhaupt betrat, und weist klar und präcis die Einflüsse nach, welche rheinisches Leben auf das dichterische Schaffen des Großmeisters von Weimar gewann. Der zweite Aufsatz beschäftigt sich eingehend mit dem „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern"; es werden uns hier Nachweise geboten über die Entstehungszeit, den Zweck, die Charaktere und die Composition dieses dramatischen Gelegenheitsspiels, und es fallen dabei interessante Schlag-

Digitized by Google

lichter auf Goethe's Leben und Dichten überhaupt. Noch bedeutender dem Gehalt nach als diese beiden ersten Essays sind ohne Frage die Abhandlungen „Satyros oder der vergötterte Waldteufel" und „Stella". In ersterem Aufsatze wendet sich Düntzer namentlich gegen die bisherigen falschen Auffassungen und Deutungen, die das merkwürdige Phantasiespiel gefunden, und eröffnet uns tiefe Einblicke in Wesen und Bedeutung desselben, während er in dem Essay „Stella" gegenüber Arndt, Urlichs und Anderen seine besonderen Anschauungen über Entstehung und Absicht dieses Dramas vertritt. Die interessanteste unter den Abhandlungen des zweiten Bandes ist aber wohl die den Schluß des Werkes bildende Untersuchung über „Goethe's politische Dichtungen". Der Aufsatz widerlegt u. a. mit durchschlagenden Gründen die landläufige Meinung: Goethe habe kein patriotisches Gefühl und kein politisches Verständniß besessen. Besonders fesselnd sind hier die Darlegungen über den „Epimenides", welche die kritische Spürkraft Düntzer's wieder einmal von der glänzendsten Seite zeigen.

E. Z.

Das Fräulein von Villecour. Roman von Ad. Glaser. 2 Bde. Dresden u. Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1886. Wenn sich jedem Leser des Werkes auch unabweisbar der Gedanke aufdrängen wird, er habe ein Gegenstück zu Scheffel's „Trompeter" vor sich, so soll damit keineswegs die eigene Erfindung des Verfassers verdächtigt werden. In Wirklichkeit bewegt sich doch Alles in anders geschauten Verhältnissen. Eine kleine historische Skizze bildet den Hintergrund der Fabel. Ferdinand Lohmann, der liebenswürdige, frische, geniale Musiker und Componist aus ehrenhaft bürgerlichem Stande, erringt sich Ruhm und zum Weibe seine Jugendgespielin, ein Mädchen aus einem der vornehmsten fürstlichen Häuser Frankreichs, durch treue Ausdauer und muthiges Eintreten für die Verstoßene und deren von höfischer Intrigue und religiösem Fanatismus während der Religionskriege des 17. Jahrhunderts grausam verfolgten Vater. Nur daß in der vorliegenden Erzählung die Braut ihrem Stande entsagt, während Scheffel seinem Helden eine wohlthätige Standeserhöhung angedeihen läßt. Die Bezeichnung als „Roman" scheint uns jedoch wohl nur durch die äußere Form des Buches veranlaßt. Denn trotz der zwei Bändchen ist die künstlerische Form die knappe, lange Entwicklungszeiten kurz zusammenfassende und in der Färbung durchaus ruhig gehaltene Erzählungsweise der älteren Novelle. Demgemäß sind auch die Charaktere der Erzählung wie die Conflicte, in welche sie verflochten werden, wenn auch nicht ohne die naturgemäße Tiefe, aber doch meist mehr skizzenartig, ohne alle aufregende Leidenschaftlichkeit geschildert. Erfindung und Entwickelung des kleines Werkes sind anmuthig, und es liest sich rasch und angenehm.

v. S.

Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (2 Bde., Leipzig, Reißner.) Dieses M. deutet natürlich auf keinen Max oder Moritz, sondern auf eine Minna. Nur Frauen lassen ihren Vornamen in suspenso, um das angebliche Vorurtheil gegen schriftstellernde Frauen nicht von vornherein zu Ungunsten ihrer Bücher wirken zu lassen. Als ob man den Kunstgriff nicht längst erkannt hätte und die weiblichen Verfasser nicht ohnedies an ihrer Schreibweise erkennte. M. Kautsky hätte nun am allerwenigsten Ursache, ihr Geschlecht zu verheimlichen. Sie hat für Männer geschrieben, und so, daß Männer, welche die Feder führen, sich ein Beispiel an ihr nehmen können. Ihr vorliegender Roman verdient nach Form und Inhalt Anerkennung. Derselbe ist nicht nur in einem kraftvollen Stil geschrieben und voll gesund-realistischer Gestaltungskraft energisch zum Ziel geführt: er behandelt auch Probleme, an die sich sonst eine Frau nicht wagt und ihrem ganzen Bildungsgange nach nicht wagen kann, mit einer Beherztheit, die nicht rühmlich genug erwähnt werden kann. Mit schöner Beredtsamkeit ergreift die Verfasserin die Partei der Enterbten, führt sie ihr Werk zu Gunsten des vierten Standes. Das Alles aber nicht nach der Schablone oder auf Grund einer theoretischen Begeisterung und weiblich-mitleidigen Regung, sondern sie läßt die Verhältnisse in dem österreichischen Gebirgsdorf und unter den Bergwerksarbeitern der Saline erst in lebenswahren Bildern vor uns auferstehen, ehe sie unsere Theilnahme und unsere Zustimmung für die Reformpläne zu wecken sucht, die sie in Bereitschaft hat und die sich in dem Streben und Wirken ihres Helden verkörpern. Nirgends macht sich dabei eine vordringliche Tendenz breit, vielmehr reden die Thatsachen überall für sich selber, und unsere warmen Sympathien gehören den Bestrebungen des Helden. Etwas nach Frauenart idealisirt ist der Letztere nun wohl, aber dafür hält ihn die Verfasserin offenbar auch als zu gut für diese Welt, denn sie läßt ihn schließlich bei einem Rettungswerk durch einen Bergsturz zu Grunde gehen, obgleich für diesen Untergang zwingende Gründe ästhetischer Art keineswegs vorliegen. Sie will wohl andeuten, daß die Zeit für seine Ideale doch noch nicht reif ist, und darin hat sie ja leider Recht. Daß aber seine schwer erkämpfte Geliebte nach seinem Tode mit den Paaren aus dem Arbeiterstande zugleich nach Amerika auswandert und dort Mutter seines Sohnes wird, den sie in seinem Geiste erziehen will, erscheint uns etwas phantastisch und überflüssig. Ebenso ist die Figur des verliebten Jesuitenpaters stark „romanhaft". Um so mehr Anerkennung verdienen die übrigen Gestalten.

T—n.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals Steudel's Petition.

Geehrter Herr!

Auf die in Nr. 2 dieses Blattes enthaltene, im Ganzen sehr freundliche Besprechung meines jüngst erschienenen Schriftchens „Kritischer Bericht über die Lehre der christlich-protestantischen Kirche" durch Herrn Dr. Max Schneidewin erlaube ich mir, berichtigend Folgendes zu erwidern.

Es ist mir nicht entfernt eingefallen, für die Untersuchung des Begründetseins der protestantischen Kirchenlehre ein einzuleitendes processalisches Verfahren und ein von einem hierzu einzusetzenden Gerichtshofe auszugehendes formelles Verdict zu postuliren, noch ist es meine Absicht, den gordischen Knoten der vorliegenden Frage zu zerhauen; vielmehr sage ich in meinem besprochenen Schriftchen mit ausdrücklichen Worten: die Sache lasse sich, da der Staat sich keinen Glaubenszwang erlauben dürfe, nur auf die Art sachdienlich austragen, daß auf eine sichere, kunstgerechte, d. i. wissenschaftliche Weise festgestellt werde, wie es sich mit der Begründung der angezweifelten Kirchenlehren verhalte. Allerdings möge sich der Staat mit der Sache befassen und der herrschenden Unsicherheit ein baldiges Ende zu machen suchen; die Sache lasse sich aber nicht übers Knie abbrechen, vielmehr werden die nöthigen Verhandlungen eine größere Zeit in Anspruch nehmen. Uebrigens werde der durch mein Beginnen eröffnete Proceß von selbst seinen Lauf nehmen und seine Erledigung finden, der von dem Staat einzuleitende Proceß aber — worunter ich natürlich keinen gerichtlichen Proceß verstanden habe — müßte öffentlich geführt und dabei allen Urtheilsfähigen Gelegenheit gegeben werden, ihre Stimme über die Sache abzugeben. Meine Absicht war demnach, den Staat zu bestimmen, daß er das Seinige dazu beitragen möge, um den Streit über die dogmatische Kirchenlehre auf wissenschaftlichem Wege zum Austrag zu bringen. Es schwebte mir dabei vor, daß er vorerst die philosophische und die theologische Facultät zur Einleitung von hierzu sachdienlichen Schritten und etwa zur Stellung eigener Gutachten über die angeregten Fragen veranlassen oder auch selbst eine öffentliche wissenschaftliche Besprechung derselben anregen könnte; und es lag mir sonach durchaus ferne, ihn zu einem dictatorischen oder gewaltsamen Eingreifen in den Streit auffordern zu wollen. — Dieser mein Antrag steht hiernach dem, was Herr Dr. Schneidewin fordert, nicht als ein gegensätzlicher gegenüber.

Stuttgart, den 16. Januar 1886.

Dr. Adolph Steudel.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Kleine antike Büsten

in brillanter Ausführung von Elfenbeinmasse.

Venus von Milo u. Hermes des Praxiteles, Apollo vom Belvedere und Diana von Versailles, 13 cm, mit kleinen schwarz polirten Holzuntersätzen 21 cm hoch Stück 5 M.

Klytia und Eros, 11 cm, mit Untersätzen 19 cm hoch, Stück 4 M.

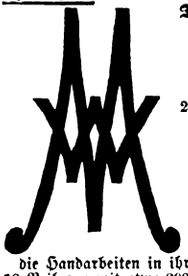
empfiehlt

G. Micheli,

Berlin C., Schlossfreiheit 8/9.

Firma und Wohnung genau zu beachten.

Auflage 344.000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.



Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

In unserm Verlag erschien:

Der vorgeschichtliche Mensch.

Von

Wilh. H. Preuß.

Preis 80 Pf.

Dieser auf der 10. Jahresvers. des oldenb. Alterthumsvereins gehaltene Vortrag, welcher in der Versammlung größte Sensation erregte, ist, nachdem er noch vielfach erweitert, soeben in Buchform erschienen. Bei Einsendung von 80 Pf. in Briefmarken nach Auswärts franco.

Bültmann & Gerriets Nachf. Varel.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Allen gebildeten Familien wird zum Abonnement empfohlen:

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

59. Jahrgang. 1886.

Wöchentlich 1 Nummer à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.—

Das Ausland eröffnet mit der soeben erschienenen Nummer 1 seinen 59. Jahrgang. Es genügt ein Blick auf den Text dieser Nummer, um in derselben eine der gediegensten geographischen Zeitschriften repräsentirt zu sehen. Daß das „Ausland" auch in Zukunft hinter den früheren Jahrgängen an Gediegenheit des Inhaltes nicht zurückstehen wird, lehrt das in diesen Tagen ausgegebene Inhalts- und Mitarbeiterverzeichniß für den 58. Jahrgang, welches vielmehr erkennen läßt, daß das „Ausland" durch seine Fülle von Originalmittheilungen, Auszügen und Notizen eine der reichsten Quellen für geographische und besonders auch völkerkundliche Belehrung geblieben ist.

Verlag von OTTO WIGAND in LEIPZIG.

Johannes Scherr's Werke.

Die Nihilisten. 3. Auflage. 4 M. Gebunden 5 M.

Neues Historienbuch. 2. Auflage. 5 M. Gebunden 6 M. 50 Pf.

Geschichte der deutschen Frauenwelt. Vierte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage. 2 Bände. 9 M. Gebunden 10 M. 50 Pf.

Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. Achte, verbesserte und ergänzte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8 M. Gebunden 9 M. 50 Pf.

Schiller und seine Zeit. **Illustrirte Prachtausgabe, neue verbesserte Auflage.** Mit 1 Stahlstich, 14 Portraits und 20 historischen Bildern. 13 M. 50 Pf. Eleg. gebunden 17 M. **Volksausgabe,** 4. Auflage (ohne Illustr.) 3 Theile in 1 Bande. Gebunden 4 M. 50 Pf.

1870—1871. **Vier Bücher deutscher Geschichte.** Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. 2 Bände. 16 M. Sehr eleg. geb. 18 M. 50 Pf.

1848. **Ein weltgeschichtliches Drama.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bde. 13 M. Geb. 15 M. 50 Pf.

Blücher. **Seine Zeit und sein Leben.** Dritte Ausgabe. Gr. 8. 3 Bde. 9 M. Geb. 12 M.

Die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert. Pracht-Ausg. m. 45 Bild. 2. Aufl. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf. Volks-Ausg. (ohne Illustr.) 1 Mark 50 Pf.

Vom Zürichberg. **Skizzenbuch.** Zweite Auflage. 5 Mark.

Geschichte der englischen Literatur. Dritte, verb. u. verm. Aufl. 4 M. Geb. 5 M.

Menschliche Tragikomödie. **Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Neue, billigste Ausgabe in 12 Bänden à 1 Mark,** dauerhaft gebunden à Band 1 Mark 30 Pf. Jeder Band wird apart abgegeben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

RAPHAEL

sein Leben und seine Werke

von **J. A. Crowe** und **G. B. Cavalcaselle.**

Aus dem Englischen übersetzt von Carl Aldenhoven.

Zweiter Band. (Schluss.)

Mit 16 Tafeln in Lichtdruck. gr. 8. Preis geheftet: *M* 14.

Elegant in Halbmaroquin gebunden: *M* 17.50.

Preis des completen Werkes: 2 Bände geheftet *M* 24.—

2 Bände in Halbmaroquin gebunden *M* 31.—

Soeben erschien im Verlage von **R. L. Prager** in **Berlin NW. 7:**

Leopold von Ranke

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Gesammelt und mit Lebensabriss herausgegeben

von **Arthur Winckler.**

13 Bogen 8° br. *M* 3.— eleg. Lwdb. *M* 4,—

Dreissig Expl. auf Büttenpapier à *M* 10.—

Obige Schrift bietet die Quintessenz der Lebensanschauung Ranke's und ermöglicht auch denen, welchen es nicht vergönnt ist, die Schriften des Nestors der Historiker zu studiren, einen Eindruck zu bekommen von der reichen Persönlichkeit und der eminenten Gedankenfülle des grossen Geschichtsschreibers.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 6. Februar 1886. Band XXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur diplomatischen Lage. Von Expertus. — Das bulgarische Räthsel. Von Gustav Weisbrodt. — **Literatur und Kunst:** Deutsche Redacteure. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte. Von Hieronymus Lorm. — Der neueste Band von Ranke's Weltgeschichte. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Ein „ächter" Philosoph. Von Alfred Rosenstein. — **Feuilleton:** Aus dem neuen Rom. Von Herman Goverts. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von B. — Notizen. — Inserate.

Zur diplomatischen Lage.

Als Palmerston Manteuffel zur Theilnahme am Krimkrieg zu bewegen suchte, gestattete sich der preußische Minister die Frage, welche Ziele sein Vaterland, nach Auffassung des englischen, in dieser Angelegenheit eigentlich verfolgen solle? „Das Gleichgewicht der Macht und die Interessen der Cultur", erwiderte der redegewandte Lord. Der nüchterne Manteuffel gab die Bedeutung dieser hohen Gesichtspunkte zu, behielt es sich aber vor, ihre Anwendung den preußischen Bedürfnissen gemäß zu gestalten. Nach seiner Ansicht würde Preußen das Gleichgewicht seiner eigenen Macht wenig gefördert haben, wenn es England und Frankreich zum Siege über Rußland verhalf, und dann, während Rußland sich mit den beiden anderen, geographisch sicheren Gegnern bald wieder befreundete, weil es ihnen eben nichts anhaben konnte, mit Rußland in bedenklichem tête-à-tête allein geblieben wäre.

Der von Preußen vermiedene Fehler wurde von Oesterreich begangen. Noch im Olmützer Machtbewußtsein schwelgend, glaubte Oesterreich, seiner erneuten Machtstellung eine Theilnahme an den Weltereignissen schuldig zu sein, und schickte die bekannte Sterbearmee nach Galizien, welche eine entsprechende Anzahl russischer Truppen in Volhynien festhielt. Als Napoleon seinen Zweck, sich den Dynasten furchtbar und den Franzosen glorios zu zeigen, erreicht hatte und nunmehr einen hastigen Frieden schloß, um Rußland durch die Vernachlässigung Englands zu gewinnen, blieb Oesterreich mit Rußland wirklich allein.

Oesterreich hatte gerade genug demonstrirt, um Rußland von der Nothwendigkeit, ihm vor Wiederaufnahme seiner alten orientalischen Pläne entgegenzutreten, zu überzeugen; und es hatte doch zu wenig gethan, um Rußland, das von Frankreich vor ernster Schädigung bewahrt worden war, an einem Antagonismus gegen Habsburg zu hindern! Daß er diese Situation eher begriff, als ein Anderer, und sie sofort mit der ganzen Entschlossenheit seines Wesens benutzte, ist die Grundlage der glänzenden Laufbahn des Fürsten Bismarck geworden. Wie viel bequemer auch den Russen ein getheiltes Deutschland gewesen sein mochte als ein einiges, ihr nächstes Ziel war die Umgestaltung des Ostens. Setzte diese, wie nunmehr erwiesen war, die geänderte Stellung Oesterreichs voraus, und ließ sich diese Veränderung der österreichischen nicht ohne entsprechende Veränderung der preußischen Stellung erreichen, so mußte die letztere concedirt werden. Auf diese Erkenntniß gründete Fürst Bismarck seine Politik. Während die öffentliche Meinung Europas, des Warschauer Rencontres zwischen Kaiser Nikolaus und Graf Brandenburg eingedenk, Rußland noch immer für den Gegner aller deutschen Unificirungspläne ansah, war Rußland, nach Fürst Bismarck's Berechnung, durch den Krimkrieg in das preußische Lager gedrängt. Sicher angestellt und durch persönliche Verbindungen verificirt, täuschte diese Berechnung nicht. Auch als die diplomatischen und militärischen Genies, die in jener Krisis zu besitzen wir das Glück hatten, unser starkes Volksthum zu außerordentlichen Siegen führten, wie sie das russische Cabinet weder hatte voraussehen noch wünschen können, hielten Alexander und Gortschakoff an der Nothwendigkeit fest, Preußen in Deutschland zu stützen, wenn man Oesterreich im Orient nicht länger zum Gegner haben wolle. Die neue Petersburger Politik bewährte sich rasch. Als Rußland den Orient nur einige Jahre nach 1870 aufs Neue in Angriff nahm, war Oesterreich seiner politischen Basis entrückt, vom Gegner zum Genossen Rußlands in der Theilung der Türkei geworden. Das revanchesinnende Frankreich überließ ebenfalls den Sultan sich selbst, so daß England, allein geblieben, dem allgemeinen Beispiel mehr oder minder zu folgen hatte.

Trotz der günstigen Offerten wurde die Sache indeß von Rußland damals nicht zu Ende gebracht. Die drohende Haltung Lord Beaconsfield's bestimmte die russische Regierung, sich mit einem neuen partiellen Ersatze zu begnügen und die schließliche Erledigung der Angelegenheit auf eine bequemere Zeit zu verschieben. Daß diese kommen mußte, war klar; die Tories konnten nicht ewig regieren, und Oesterreich blieb sicherlich zur Cooporation mit Rußland geneigt, so lange es aus Deutschland ausgeschlossen war, oder, was dasselbe bedeutete, so lange Frankreich durch seine antideutschen Planmachereien von jeder anderen großen Politik, und somit auch von der orientalischen, abgezogen war. Ueberdies war es gerathener, die Artischocken blattweis zu verzehren, als sie auf die Gefahr hin, sich eine Indigestion zuzuziehen, auf einmal zu verschlingen.

Auch diese Voraussetzungen, welche das russische Cabinet die Abschlagszahlung des Berliner Friedens acceptiren ließen, haben sich seitdem so glänzend bestätigt, daß die Wiederaufnahme der orientalischen Dinge sogar während einer conservativen englischen Regierung möglich geworden ist. So sehr ist der Sultan von seinen alten Helfern verlassen; so sehr ist Oesterreich zur Theilung geneigt und der englische Liberalismus jeder weiteren Einmischung, die nicht Constantinopel direct beschützt, entgegen, daß sogar Lord Salisbury, der Genosse Lord Beaconsfield's auf dem Berliner Congreß und ein energischer, ritterlicher Mann, der von seiner journalistischen Carrière her eine berufsmäßige Freude an Leitartikelnoten

Digitized by Google

hat, kein Hinderniß für die Wiedereröffnung der orientalischen Frage schien.

Die dafür neuerlich gewählte Methode ist ein Meisterstück der diplomatischen Kunst — das Wort im Sinne des vorigen Jahrhunderts genommen. Hatte man Rußland auf dem Berliner Congreß ein halb selbstständiges Bulgarien und Rumelien aufgedrängt, so war nichts natürlicher, als daß diese neuen Staaten nunmehr im alten Sinne für sich selber handelten und Rußland die etwaige Mühe und Gefahr des eigenen Avancirens ersparten. So wurde dann die Vereinigung der beiden bulgarischen Gemeinwesen ohne Rußland, obschon mit Hülfe der russischen Officiere und Agenten, die in beiden commandirten, durchgesetzt. Oesterreich, das zur intimsten Theilnahme bereit, konnte sich entweder durch die Desavouirung und theilweise Abberufung der handelnden Personen entschädigt finden, oder aber sich auf eigene Hand zu entschädigen suchen. Es wählte das Letztere, ließ die Serben gegen die Bulgaren los und blieb, da es den Krieg weder ernsthaft führen zu lassen, noch die Geschlagenen wirksam zu unterstützen wagte, zunächst in einer, vom diplomatischen Standpunkt aus wenig beneidenswerthen Position zurück. Nicht besser ging es England, das, den Fürsten von Bulgarien für einen selbstständigen Factor haltend, die Einigung beider Bulgarien, die es auf dem Berliner Congreß gegen Rußland vertheidigt hatte, jetzt eifrig befördert und dabei obenein gegen Rußland zu handeln wähnte!

Einen so großen Erfolg mit so geringen Mitteln erreicht zu haben, konnte sich Fürst Gortschakoff niemals rühmen. Freilich waren seine Zeiten Rußland noch nicht so günstig, als die heutigen; freilich — es ist nöthig, das hinzuzufügen — ist noch nicht aller Tage Abend.

Expertus.

Das bulgarische Räthsel.

Von Gustav Weisbrodt.

Es ist allerdings traurig, daß der Friede von 300 Millionen Menschen in Europa ernstlich bedroht ist, weil es einer halben Million, Alles zusammen gerechnet, Bulgaren, Serben und Griechen dort „hinten weit in der Türkei" zu rumoren beliebt, aber es ist einmal so. Das bulgarisch-ostrumelische Revolutiönchen, nach bekanntem Muster übrigens, konnte man anfangs mit einiger Seelenruhe gewähren lassen, aber in der weiteren Entwickelung der Dinge sind wir denn doch dahin gelangt, daß der schließliche Ausgang schon fast der Berechnung spottete. Vielleicht hat man das, was nördlich und südlich des Balkans vorgegangen, auch bisher unterschätzt: die wunderbare Präcision wenigstens, mit welcher, ohne daß nur ein einziger Schuß abgefeuert zu werden brauchte, der Kunstbau, welchen der Berliner Vertrag in Ostrumelien aufgerichtet, niedergelegt wurde, die Disciplin, mit welcher jeder einzelne Acteur zu rechter Zeit den ihm angewiesenen Posten einnahm, das vollständig „klappende", genau ineinandergreifende Gefüge der Schilderhebung, das Alles mußte mindestens auf eben so geübte Maschinisten als auf findige Werkzeuge schließen und die Ahnung heraufdämmern lassen, daß hier ein neuer Factor erstanden, mit welchem zu rechnen sei. Bulgarien ist im Grunde noch ein unerforschtes Land, ein Räthsel: es steht seit sieben Jahren auf der Landkarte verzeichnet und hat einen eignen Fürsten, viel mehr weiß man auch heute noch nicht von ihm, und speciell die politischen Kreise nahmen so wenig Notiz von ihm, daß sie die periodisch wiederkehrenden Meldungen von irgend einem Zank oder Krawall mit wohlfeiler Witzelei unter die Rubrik „Zankov und Krawallov" einreihten.

Indeß das nur beiläufig, denn es ist lediglich unsere Absicht, mit wenigen Strichen den Ministerpräsidenten Petko Karavelov zu zeichnen, der die sämmtlichen Fäden der neuesten Erhebung gesponnen und an ihnen Fürst und Volk geleitet hat und noch leitet, dessen Name aber schon seit lange, schon lange vor dem russisch-türkischen Kriege, ohne daß man ihn irgendwie hätte fassen können, mit den geheimnißvollen „Komitas", welche das ganze Land wie mit einem Netz überzogen, aufs Engste verbunden war.

Westlich des bisher wissenschaftlich nur nothdürftig erforschten Waldgebirges der Sradna Gora, welches in einer Höhe von 1500 Metern an der rumelischen Seite des Balkan lagert und eine auch unter der türkischen Herrschaft mit einer gewissen Autonomie ausgestattete ausschließlich bulgarische Bevölkerung enthält, liegt, mit ungefähr 8500 Einwohnern und von zahlreichen kleinen Gebirgsdörfern umgeben, der Markt Panagjuriśte (türkisch Otluk Ktöi), der Mittelpunkt des bulgarischen Aufstandes vom Mai 1876. In einer Entfernung von 4½ Stunden weiter östlich, mehr als 1000 Meter über dem Meeresspiegel, steht, mit 5700 Einwohnern, mitten in prächtigen Buchenwäldern und Triften das Städtchen Kopriśtica (türkisch Avradalan). Die Leute, sofern sie nicht das Vieh weiden — denn das Land bringt nur Gerste und Hafer hervor —, ziehen als Krämer, Tuchscheerer (Abadschis) und Viehhändler weit und breit herum, sie gehen nach der Walachei und nach Constantinopel und schweifen selbst über die Inseln des Archipelagus und Kleinasien bis nach Egypten, kehren aber im Winter regelmäßig in ihre rauhe und im strengen Winter fast unzugängliche und von allem Verkehr abgeschnittene Heimath zurück. Kopriśtica indeß, wie klein auch, gelangte unter den Gebirgsstädten des Balkan zu einer gewissen Bedeutung, weil in ihm die meisten christlichen Pächter der Viehsteuer (Beglik auf türkisch), die Beglikdżis, heimisch waren, einflußreiche Männer, welche mit einem Geleit von 100 bis 200 bewaffneten Dienern auf dem Balkan, an der Byla und in den Bergen Macedoniens und Albaniens den großherrlichen Zehnten von den Schaf-, Rinder- und Pferdeheerden einhoben und, ohne daß sie zum Islam übergetreten wären, in der Reformzeit Mahmud's II. und Abdul Medschid's an den Höfen der Paschas und Veziere eine wichtige Vermittlerrolle zwischen der Regierung und der Rajah spielten; das große Kloster Byla (1840 neu errichtet) mit seinen 300 Zellen ist zum großen Theil eine fromme Stiftung der Beglikdżis von Kopriśtica. Seitdem und nachdem sie ein bedeutendes Vermögen erworben, siedelten sie in der Mehrzahl, und nteur ihnen Stoičo Karavela, nach Philippopel über und dieser Stoičo hatte zwei Söhne, Ljuben und Petko.

Ljuben, der ältere Bruder, und Petko bezogen nach dem Krimkriege eine russische Universität (Moskau): ihre Mittel erlaubten es ihnen. Aber Ljuben gab das Studiren bald auf, er wurde, eine stürmische und leidenschaftliche Natur, Journalist und vor allen Dingen Revolutionär. In Bukarest war er das Haupt und die Seele der bulgarischen Emigranten in Rumänien und der Begründer der Geheimbünde (die Türken nannten sie Komitas), welche alles bulgarische Gebiet zum Aufstand vorbereiten sollten: ein Blatt, „Nezavisimost" (Unabhängigkeit) ging trotz der Wachsamkeit der türkischen Behörden massenhaft in die Türkei hinein. Gleichzeitig dichtete er Revolutionslieder, markig und lebendig, und schrieb Novellen, auch hier die Sehnsucht nach politischer Freiheit anfachend und nährend. Ewig beaufsichtigt und verfolgt, immer bitterer und heftiger werdend, erlebte er noch den letzten russischen Krieg, aber noch während der Occupation, im Anfang des Jahres 1872, ereilte ihn in Ruščuk der Tod. Petko, der jüngere Bruder, der jetzige bulgarische Ministerpräsident (der Name ist abgeleitet von der heiligen Petka, der Schutzpatronin von Trnovo, der alten bulgarischen Residenzstadt) zog, wie der ältere, in seiner Jugend mit den Händlern von Kopriśtica hier und dort in der Türkei herum und hütete sonst im Sommer die Heerden seines Vaters auf der Sradna Gora und dem Balkan oder im Winter in der Ebene zwischen Adrianopel und Constantinopel, wo die Rinder nach altem Brauch in die Winterquartiere gehen. Im Jahre 1858 bezog er, ohne genügende Vorbildung, das Moskauer Gymnasium und dann die dortige historisch-philologische Facultät; Geschichte und Nationalöconomie waren seine Lieblingsfächer, Niebuhr's römische Geschichte kannte er fast auswendig: er kehrte aber nicht mehr

Digitized by Google

in die Heimath zurück, sondern blieb, erst als Erzieher, später als Lehrer der Geschichte an einer Kriegsschule, in Moskau. Da kam die russische Occupation, und um die Verwaltung zu organisiren, wurden noch während des Krieges alle studirten Bulgaren herangezogen. Karavelov wurde zunächst Vicegouverneur von Viddin, d. h. er leitete neben dem russischen Militärgouverneur die Verwaltung des westlichen Bulgariens. Die im Jahre 1879 nach Trnovo einberufene constituirende Notabeln-Versammlung wählte ihn zu ihrem Vicepräsidenten und sofort warf er sich zum Führer der liberalen Majorität auf: das von Rußland vorgelegte „Elstav" mit einer nur zur Hälfte gewählten, zur andern Hälfte ernannten oder aus Mitgliedern de jure zusammengesetzten Nationalversammlung brachte er zum Fall und ersetzte es durch eine Verfassung nach belgischem Muster. Als der damalige Prinz von Battenberg zum Fürsten von Bulgarien berufen wurde und dieser das erste bulgarische Ministerium (Burmov und Balabanov) den Reihen der conservativen Minorität der Constituante entnahm, lehnte er die ihm angebotene Stellung eines Generalsecretärs im Ministerium des Innern ab und war, an der Spitze der Opposition, Präsident der ersten in Sofia tagenden, aber schon nach wenigen Tagen (November 1879) geräuschvoll wieder aufgelösten Nationalversammlung. Das (im Frühjahr 1880) neugewählte Parlament brachte dieselbe Parteigruppirung, und ein liberales Cabinet, mit Zankov, dem bisherigen, diplomatischen Agenten in Constantinopel, als Präsident, gelangte an's Ruder; Karavelov erhielt das Portefeuille der Finanzen, trat aber im Herbst an Stelle Zankov's, der das Ministerium des Innern übernahm, als Ministerpräsident. Im April 1881 erfolgte der Staatsstreich, kraft dessen die große Nationalversammlung von Svištov die Verfassung von Trnovo theilweise suspendirte und dem Fürsten eine Reihe von Vollmachten übertrug; Karavelov, ohne offen den Kampf dagegen aufzunehmen, ging nach Ostrumelien, wurde in Philippopel zum Bürgermeister gewählt und gewann großen Einfluß beim Generalgouverneur Aleko Pascha (Vogorides). Inzwischen eilte man in Sofia von Katastrophe zu Katastrophe: im Ministerium bildete sich eine Partei, welche, noch über das Manifest von Svištov hinaus, offen dem Absolutismus zusteuerte, der an die Spitze berufene russische General Skobeleff war, obgleich abwechselnd mit allen Parteien gehend, nicht mehr im Stande, die verfahrene Regierungsmaschine wieder ins Geleise zu bringen, und als schließlich Conservative und Liberale vereint gegen ihn Front machten, stellte der Fürst die suspendirte Verfassung wieder her und ernannte (1883) ein gemischtes Ministerium Zankov. Aber auch diesem wuchsen die Dinge alsbald über den Kopf, neben den verbündeten Conservativen und Liberalen von ehedem hatte sich eine radicale Partei gebildet, und ihr Haupt war Karavelov, der inzwischen aus Philippopel wieder nach Sofia übersiedelt war. Die nächste, wieder nach dem alten Wahlgesetz einberufene Nationalversammlung (1884) entschied den Sieg der Radicalen und mit ihnen Karavelov's, der seitdem als Ministerpräsident und Finanzminister gegen eine numerisch unbedeutende Opposition am Ruder ist.

Karavelov — so schildert ihn uns eine Persönlichkeit, die mit ihm in vielfacher amtlicher und privater Berührung gestanden — ist von kleiner und hagerer Statur, hat krauses schwarzes Haar und dunklen wettergebräunten Teint. Sein ganzes Aeußere zeugt von fast excentrischer Lebhaftigkeit: schon von weitem sieht man seine bewegliche Gestalt, immer in einem Anzug von gewöhnlichem bulgarischen Tuch, weiß im Sommer, gelb im Winter, auch im Gespräch auf der Gasse mit den Händen gesticuliren. Sein Namengedächtniß ist außerordentlich, und in Bibliographie, Statistik und Nationalöconomie ist er ein wandelndes Bücherregister, doch hält er sich fern von aller bibliothekarischen Pedanterie; er heißt in Sofia der „Aristoteles von Kopristica". Er spricht vortrefflich, weil einfach, klar und überzeugend, Zeitungsartikel schreibt er nur sehr selten — schon die Unterschrift verräth dann seine nervös unruhige Hand —, geläufig spricht er nur bulgarisch und russisch, gebrochen deutsch, aber er liest englisch, französisch und deutsch. Im Hause und in seiner Lebensweise ist er sehr einfach, Prunk und Aufwand kennt er nicht. Er nennt in Sofia ein bescheidenes Heim sein eigen, ein landesüblich niedriges und gelbgetünchtes Gebäude mit drei oder vier spartanisch einfach eingerichteten Zimmern. Seine Frau ist eine hübsche freundliche Bulgarin aus Ruščuk, aber in Rußland erzogen, und ein bischen Schriftstellerin, denn sie hat unter Anderem auch ein englisches Handbuch der Philosophie ins Bulgarische übersetzt.

Literatur und Kunst.

Deutsche Redacteure.

Ein Beitrag zur Literaturgeschichte.

Von Hieronymus Lorm.

Geschichte, Welt- oder Literaturgeschichte, bemüht sich, dem beschränkten menschlichen Bewußtsein Beistand zu leisten, indem sie ihm in das Gedächtniß prägt, was entweder keine Nachwirkung und keine Spur zurückläßt oder Spur und Nachwirkung, aber nicht von selbst auch den Ursprung beider, dem Bewußtsein gegenwärtig hält. Dabei geschieht es aber, daß Trockenes und Unfruchtbares, Gleichgültiges und Uninteressantes sorgfältig für die Nachwelt aufbewahrt wird, während Momente, die wahres Leben und ewigen Inhalt hatten, aber ihre historische Bedeutung nicht sonnenklar an der Stirne trugen, wirkungs- und spurlos verhallten, immerwährender Vergessenheit überantwortet wurden.

Man denke sich einen der kleinen Kriege, wie sie zahlreich zwischen den Republiken des Alterthums oder zwischen den italienischen Freistädten im Mittelalter vorkamen. Geschichtsbücher gibt es genug, die uns Veranlassung und Entscheidung, Stärke und Schwäche der aufgewendeten Mittel und Beschaffenheit der Kampfplätze haarklein berichten. Wenn sich aber dabei etwa ereignete, daß eine großartig schöne oder überhaupt vom natürlichen Adel des Weibes getragene Erscheinung, eine Tochter mit heroischer Entschlossenheit und edel vordringender Bewegung den Todesstreich empfing, der dem greisen Vater gegolten hätte, worauf dieser ruhig seiner Verzweiflung überlassen wurde, so ergaben sich in einer solchen oft vorgekommenen Handlung Momente ewiger Schönheit, welche dem Gedächtniß aufbewahrt bleiben müßten, während die Geschichtsschreibung solche Vorfälle summarisch abthut, indem sie nur von mannigfachen Gräueln spricht, die sich ereignet haben.

Wie hier die Weltgeschichte, so läßt auch die Literaturgeschichte bei Seite liegen, was mit den Thatsachen, deren sie schon allzu viele dem Gedächtniß der Leser einprägen muß, keine sichtbar nachwirkende Verbindung hat. Stimmung und Tendenz einer literaturgeschichtlich geschilderten Epoche werden ausschließlich den Schriftwerken entnommen, und selbst die nöthigen Nachweise über Lebens- und Entwicklungsgang von Autoren, die den Stempel ihrer Individualität der bezüglichen Epoche aufprägten, beschränken sich sachgemäß auf diejenigen Momente, welche unmittelbar auf die geistige Production einwirkten. In Wahrheit ist aber auch hier das scheinbar Unbedeutende, das scheinbar Unhistorische Dasjenige, was gerade der allgemeinen menschlichen Theilnahme ewig wichtig wäre, wobei freilich auch dem gewissenhaftesten Historiker der Zugang zu den bezüglichen Quellen oft abgeschnitten ist.

In der Geringschätzung jenes scheinbar Unbedeutenden hat die Literaturgeschichte auch vergessen, auf die Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten der Zeitungs-Redactionen ihr Augenmerk zu richten, welche seit 40 bis 50 Jahren mächtig in die Stimmungen und Tendenzen des öffentlichen Lebens eingriffen. Dieses Eingreifen wurde ausschließlich den Blättern selbst zugeschrieben und der Stamm, aus dem sie herauswuchsen, unbeachtet gelassen. Allerdings scheint eine Zeitung das unmittelbarste Product der Zeit zu sein, eine von ihr hervorgerufene unbedingte Nothwendigkeit, zu der sich die

Digitized by Google

Menschen, die sie verwirklichen, von selbst fänden. Ja, man könnte deshalb glauben, die Zeitung bringe den ihr erforderlichen Redacteur hervor, nicht umgekehrt der Redacteur die Zeitung, und deshalb wird auch in den geschichtlichen Literatur-Chroniken nur von der letzteren gesprochen. Für den denkenden Beobachter verhält es sich jedoch anders. Ihm ist das nächste Product der Zeit nicht die Zeitung, sondern der Mensch, der sie herausgibt, und den sich die Naturgesetze der Weltgeschichte ganz besonders zu diesem Zweck geschaffen zu haben scheinen.

Ich will zum Beweise dessen nicht weiter als bis auf das Ende der Regierung Friedrich Wilhelm III. zurückgehen, als die chimärischen Hoffnungen, welche die Thronbesteigung seines Nachfolgers erweckte, noch nicht aufgekeimt waren, aber bevorstanden, auf die Zeit unmittelbar vor und nach 1840. Wie hätte damals die „Vossische Zeitung" ohne Rellstab, wie „Der Gesellschafter" ohne Gubitz den Charakter an sich tragen können, den die genannten Zeitungen wirklich behaupteten? Oberflächlich angesehen wären diese Blätter unter allen Umständen nicht anders gewesen, als sie waren, weil die Censur-Verhältnisse und der durch diese erzogene und geschädigte Geist der Bevölkerung keine andere öffentliche Manifestation zuließen, als die Betrachtung des Weihnachtsmarktes und die Pflege der Belletristik, die der schwächlichste Abguß einer an sich schon verkommenen Romantik war. Allein die Männer, welche diesen Charakter der Zeitung vertraten und verwirklichten, wären in ganz Berlin nicht weiter aufzufinden gewesen; die Natur der Dinge hatte nur sie geschaffen und berufen, das für den Augenblick Nothwendige zu leisten.

Schmähen wir jetzt im Besitz der politischen und culturellen Güter, die wir damals in dem Grade entbehrten, daß selbst in den sittlichsten und idealsten Naturen ein zur Berserkerwuth gesteigerter Grimm ethisch gerechtfertigt war, schmähen wir im Sonnenlicht des Tages, der so maßlos bewegt und in der Angst vor Erschütterungen selbst schon erschüttert ist, nicht die ungestörte Ruhe jener Vergangenheit, jenes dreißigjährigen Friedens, über welchen freilich erst die aus dem Heute hinaus sich sehnende Erinnerung ein verklärendes Abendgold wirft. Die Zeit, da „Der Gesellschafter" die höher gebildeten Kreise Berlins, die nicht für Rellstab erglühen konnten, geistig anmuthete, hegte noch ein Ideal, welches im Gegensatz zum verschwommenen Idealismus, den die Flachköpfe allein in jener Zeit erblicken wollen, würdig wäre, einst wieder das Ideal der Menschheit zu werden. Gubitz war der Mann, ein lyrisches Gedicht für den Schwerpunkt des Weltalls zu halten, von einer Kritik, die er schrieb oder aufnahm, von einer Kritik über eine Novelle oder ein Drama zu erwarten, daß sie die gesammte Menschheit im Innersten bewege.

Solche Männer gehören aber auch dazu, um neu auftauchenden literarischen Erscheinungen die weltgeschichtliche Wichtigkeit zu verleihen, die sie heutzutage, wenn sie weder einer krankhaften Mode, noch einer dem Kunstgebiet fernliegenden Tendenz huldigen, wenn sie der Poesie angehören, durchaus nicht mehr erringen können. Gubitz hat im „Gesellschafter" Heinrich Heine zuerst bekannt gemacht, und mit Aufmerksamkeit und mit Staunen hat der Rahel-Varnhagen'sche Kreis auf die harmlosen kleinen Gedichte geblickt, welche natürlich unter der Aegide der Berliner Censur in politischer und socialer Beziehung nichts Auffallendes hatten. Sie waren Poesie — und nichts weiter, und dies genügte Gubitz und dies genügte seiner Zeit. Ist das nicht ein idealer Zustand? Freilich hat man sich zur Bejahung dieser Frage nur eine Kleinigkeit hinzuzudenken: die völlige Befriedigung der nationalen Bestrebungen oder wenigstens den völlig freien Weg, um zu ihr zu gelangen.

Die Polemik desselben Gubitz gegen Hebbel bei seinem Auftauchen mit der colossalen Ungeheuerlichkeit, die er „Maria Magdalena" nannte, ein Trauerspiel, in welchem ein verzwickter tragischer Witz sich bemüht, eine an sich häßliche Lebenswirklichkeit mit einer phantastischen Häßlichkeit auszustatten, welche niemals die Wirklichkeit des Lebens hatte — diese Polemik blieb ohne Gewicht, weil sie bereits in die Zeit der großartigen Illusionen fiel, welche die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. allüberall erweckt hatte. Illusorische Hoffnungen auf ein ganz neues Entwicklungsstadium der nationalen Zustände werden auch in der Literatur immer von der Täuschung begleitet, das durch seine Absonderlichkeit Neue müsse mit Jubel aufgenommen werden. Neu kann in der Kunst nur sein, was das urewig Alte, das von Jedermann Empfundene zu einem neuen, noch nicht gesagten Ausdruck bringt, nicht aber, was eine neue stoffliche Materie mit sich zu führen vorgibt, ein neues Menschenthum, weil es ein solches schon seit Weltanfang nicht mehr gibt.

Auf dem Gebiete der Zeitungsredactionen vollzogen sich mit dem Erscheinen des „geistreichen" Königs, lange bevor man ihn als „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" erkannt hatte, die außerordentlichsten Wandlungen. Der Schauplatz derselben war aber mehr Leipzig als Berlin. Zwar konnte man trotz der angeblichen Censur-Erleichterungen (Obercensurbehörde) politisch mit der Sprache noch nicht heraus, es hätte denn jede Zeitungs-Nummer 21 Bogen stark sein müssen, weil nur dieser Bogenzahl Censurfreiheit gewährt war. Selbst in der philosophischen Einkleidung durch das Oberhaupt der Jung-Hegelianer, durch Ruge, welcher von Leipzig aus die „Halleschen Jahrbücher" redigirte, selbst in solcher Einkleidung erschien die Zeitungspolitik noch als ein nackter Frevel, den die Polizei aus den Straßen wegschaffen mußte. Allein in die rein belletristischen Blätter fuhr ein neues Leben, eine regere Thätigkeit, die fortwährend mit gespitzten Ohren auf den mit Sicherheit erwarteten Moment der völligen Gedankenfreiheit zu lauschen schien. Kühne, eine für diesen gespannten Augenblick viel zu friedfertige Natur, trat die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt" an den stets kriegerisch gestimmten Laube ab. Daß man gleichwohl nicht viel davon erwartete, bewies das damals in Leipzig circulirende Epigramm:

„Der Baum der Freiheit, der da grünt,
Wird sich nicht durch dies Blatt belauben,
Denn was sich Kühne nicht erkühnt,
Das wird sich Laube nicht erlauben."

Er war auch seiner ganzen Anlage nach nicht zum politischen Heros geschaffen. Sein Geschmack wendete sich ausschließlich der französischen Belletristik zu, und wie er aus ihr später als Dramaturg sein Repertoir schöpfte, so bezog er jetzt die Muster für sein Blatt aus den Feuilletons des Julikönigthums. Hauptinhalt seiner Zeitung war die Illusion, daß es einen deutschen Salon gebe und eine für denselben zurecht gemachte pikante Causerie. In dieser Zeitung wurde zuerst die Geschichte vom Flohbändiger Bartolotti erzählt, der bei einem der vielen kleinen Herzöge in Deutschland sich producirt hätte, und ich kann die kleine Begebenheit, deren Wortlaut mir längst entfallen ist, nur in neuer Stilisirung wiedergeben:

Es war ein heißer Tag, die Herzogin, die ein leichtes Sommerkleid trug und Hals und Nacken entblößt hatte, sah der Vorstellung zu. Die kleinen Schwarzkünstler exercirten und manövrirten mit größter Präcision, als es dem General der Truppe zu langweilig zu werden schien. Mit genialem Entschluß sprang er plötzlich der Herzogin an den Hals, und auf einer Kunstreise ohne Engagement verschwand er in den umliegenden Gegenden. Die Herzogin schrie auf vor Entsetzen, der Herzog vor Lachen und Bartolotti vor Angst. — „Das habe ich nie erlebt!" stöhnte die Herzogin; „wir müssen ihn herausrufen", der Herzog; „der beste meiner Gesellschaft", der Director.

„Ja, liebes Kind", sprach endlich der Herzog mit einigermaßen beruhigtem Zwerchfell, „wir können den Mann nicht ruiniren, er muß seinen ersten Liebhaber wieder haben."

Kammerfrauen wurden gerufen, die Herzogin entfernte sich schwankenden Schrittes, und beklommen harrte der „Bändiger" des Ausgangs. Zum Glück dauerte es nicht lange, bis die Zofe den mit unblutiger Geschicklichkeit gefaßten Flüchtling zurückbrachte. Mit seligem Lächeln streckte Bartolotti den gebieterischen Finger nach dem Deserteur aus, aber nur, um sogleich mit der Ruhe der Hoffnungslosigkeit zu sagen: „Es ist der Meine nicht."

Digitized by Google

Daß jetzt erst das Amusement des Herzogs den Gipfel erreichte, läßt auch vermuthen, daß er den unglücklichen Director genügend entschädigt haben wird.

In derselben Zeitung gab es auch Geschichten mit pikanten Motiven, die man bis dahin im frommen Deutschland nicht journalistisch verwerthet hatte. Allerdings waren sie zuweilen von sehr primitiver Art und von sehr altem Ursprung. So wurde von einer Engländerin erzählt, die auf einer Jagd in der Nähe von Paris vom Pferde gestürzt und ohnmächtig geworden war. Die Gesellschaft hatte dies nicht gleich bemerkt, und die Unglückliche war fünf Minuten lang bewußtlos im Walde liegen geblieben. Während dieser Zeit war ein einfacher Forstgehülfe ihrer ansichtig geworden und hatte sie durch Oeffnen des Kleides und Durchschneiden des Mieders zur Besinnung gebracht. Fortan hatte sie darauf bestanden, diesen jungen Mann, der in keiner Weise zu ihrer Erziehung und Bildung paßte, und den sie nicht liebte, heirathen zu müssen und es wirklich durchgesetzt. Diese Anekdote war aber nur die Paraphrase eines schon zu Anfang des Jahrhunderts vorgekommenen Lustspielmotivs von Steigentesch, der dabei eine Wespe, die in den Busen einer Dame geflogen und von einem jungen Manne herausgezogen wird, nachdem die Dame entsetzt um Hülfe geschrien, die Hauptrolle spielen läßt.

Die stilistische Einkleidung solcher Histörchen war möglichst der französischen verve nachgebildet, und es gab in der That bereits deutsche Schriftsteller, die ein ursprüngliches Talent dazu bei dieser Gelegenheit glänzen zu lassen nicht versäumten. So lieferte Feodor Wehl entzückend stilisirte Kunstberichte aus Berlin für Laube's Zeitung. Diese konnte übrigens, deutschen Zuständen gegenüber noch zur äußersten Vorsicht gezwungen, eine freiere Richtung in der Beurtheilung österreichischer Verhältnisse geltend machen. Das Metternich'sche Oesterreich war der Prügelknabe, welcher für die neue Journalistik die Sünden von ganz Deutschland zu büßen hatte und auf den sie unter der „Obercensurbehörde" ungestraft losschlagen durfte.

Gerechte Ursache dazu war genug vorhanden, mit Ernst und Würde aber, zugleich mit Geist und Geschicklichkeit unterzog sich nur ein einziger Mann der Aufgabe, journalistisch dagegen anzukämpfen. Dieser Mann war Ignaz Kuranda, eine der hervorragendsten und eigenthümlichsten Gestalten unter den Redacteuren des Jahrhunderts. Kuranda gebührt gerade in seiner Eigenschaft als vormärzlicher Redacteur eine Stelle in der deutschen Culturgeschichte, eine weit höhere Stelle als die historische, die ihm später als Parlamentarier und Journalist in der speciellen Entwickelungsgeschichte Oesterreichs angewiesen wird. An Kuranda bewährt sich die Behauptung mit überzeugender Deutlichkeit, daß die geheimen Naturgesetze der Weltgeschichte die Männer ins Leben rufen, deren die Zeit bedarf und die allein fähig sind, ihr das gerade Nothwendige zu leisten.

Kuranda war in Prag geboren und, da sein Vater dort ein angesehenes Buchhändlergeschäft betrieb, von Jugend an literarischen Einflüssen zugänglich gewesen. Freilich waren diese bis zum Jahre 1840 nur die belletristischen Eindrücke gewesen, die von der armseligen, der sogenannten „vaterländischen" Beamten-Literatur seiner Heimath ausgegangen waren. Unter solchen Eindrücken hatte er ein Trauerspiel: „Die letzte weiße Rose" geschrieben (der Titel verräth bereits, daß es sich um die York- und Lancaster-Kämpfe handelt) und in Bäuerle's „Wiener Theaterzeitung" harmlose Aufsätze und Gedichte veröffentlicht. Ich erinnere mich gerne an das ungeheure Lachen Heinrich Laube's und Moriz Hartmann's, als ich mit diesen Beiden 1846 in einer Berliner Restauration sitzend, ihnen die Vorgeschichte Kuranda's erzählte und dabei ganz naiv mittheilte: „eine seiner ersten Arbeiten war ein Gedicht auf den Geburtstag des Kaisers Franz; der Kaiser ist auch bald darauf gestorben."

Der Geist Kuranda's war nicht der eines literarischen Genies, sondern eines praktischen Politikers. Er erkannte sogleich, wie unter den neuen deutschen Censurverhältnissen wirksam gegen das Verrottete in Alt-Oesterreich aufzutreten wäre. Vorerst ging er nach Brüssel und suchte sich dort durch die ziemlich geschätzte Arbeit: „Belgien seit seiner Revolution" literarischen Credit zu verschaffen. Dort gründete er auch die Zeitschrift „Grenzboten", in der Meinung, die censurlos geschriebene Zeitung werde im neuen Deutschland Einlaß finden können. Hierin getäuscht, verlegte er seinen Wohnsitz und die „Grenzboten" nach Leipzig, wo, wie schon bemerkt, auch unter der Censur der Kampf gegen das Metternich'sche Regime unternommen werden konnte.

Kuranda wohnte im Hotel de Bavière, in einem gewissermaßen literaturgeschichtlichen Hotel, dessen Besitzer und dessen Gäste damaliger Zeit in den Lebenserinnerungen Laube's, die einen bedeutenden Theil der Gesammtausgabe seiner Schriften bilden, ein Capitel gefunden haben. Noch im Sommer 1847 fand sich dort an der table d'hôte Alles zusammen, wie es Laube schilderte. Viele Schriftsteller, deren Namen für berühmt galten, und die gleichwohl heute verschollen sind, sah ich an der Tafel, und es fehlte nur noch Kuranda, der endlich sommerlich gekleidet in weißen Beinkleidern eintrat. Lustig rief man: „Kuranda's letzte weiße Hose!" mit Anspielung auf seine eben genannte Tragödie. Sie war einige Jahre früher unter Holbein's Direction auf dem Burgtheater gegeben worden; viele der Angehörigen des Verfassers, worunter eine große Zahl von Brüdern, hatten lebhaft geklatscht, so daß ein boshafter Kritiker, als unter solchem Applaus der Vorhang zum letzten Male gefallen war, die Bemerkung gemacht hatte: „Diesen Beifall ist das Stück unter Brüdern werth." Das Trauerspiel war übrigens viel besser als die meisten Novitäten, die heutzutage im Burgtheater aufgeführt werden, eine Behauptung, die zu begründen nicht im Gebiet dieser Aufzeichnungen liegt.

Der Geist Kuranda's war jedoch, wie schon erwähnt, nicht der des Schriftstellers, Denkers oder Dichters, sondern der des literarischen Organisators. Mit Findigkeit, Geschmack und Geschicklichkeit hatte er die „Grenzboten" zu einem Bassin gestaltet, in welches alle Strömungen gerechter Unzufriedenheit aus sämmtlichen Sphären des österreichischen politischen und literarischen Lebens sich ergossen. In diesem Sommer 1847 stand das Blatt auf der Höhe seines Rufes und seiner Bedeutung. Die letztere ist culturgeschichtlich nicht gering anzuschlagen. Die „Grenzboten" waren natürlich in Oesterreich officiell verboten, durch ein seltsames, vielleicht nie wieder vorgekommenes Verhalten der Regierung jedoch die am meisten verbreitete Zeitung von „Draußen" oder „aus dem Reiche", wie man damals im Gebiet an der Donau Deutschland benannte.

Wird heutzutage eine Druckschrift verboten, dann wird Ernst gemacht mit der Unverbrüchlichkeit des Gesetzes, und wer sich die verpehmte Schrift dennoch verschafft, der setzt sich großen Kosten und großer Gefahr aus. Die „Grenzboten" konnten unbehindert durch jede Wiener Buchhandlung bezogen werden, höchstens, daß man die Bestellung dem Commis vorsichtig ins Ohr flüsterte und dieser mit einem verschmitzten Lächeln schweigend zustimmte. Daraus ging hervor, daß die Regierung das Blatt für ein willkommenes Ableitungsventil des öffentlichen Grimmes und Grolles hielt. Einer der Gewaltigen aus der polizeilichen Bureaukratie soll gesagt haben: „Wir haben natürlich keinen Dunst davon, daß die „Grenzboten" in Wien existiren, bilei! (bei Leibe nicht!) Wer das Blatt hat, der hat die Polizei betrogen, und mit dieser Ueberzeugung legt er sich glücklich ins Bett und macht keine Revolution."

Unter den vielen höchst werthvollen Beiträgen zur Geschichte der damaligen Zustände in Oesterreich brachten die „Grenzboten" wohl keinen, der aus literarischem Gesichtspunkt heute noch ein Interesse einflößen könnte, mit Ausnahme eines einzigen, welcher unverdienter Weise in die verdiente Vergessenheit der übrigen mit einbezogen ist. Dieser Beitrag führte den Titel: „Aus der Caserne. Memoiren eines österreichischen Militärs. Herausgegeben von Stefan Thurm", und obgleich nach dem Erscheinen in den „Grenzboten" noch in zwei Auflagen als Buch verbreitet, ist seit 1848 die seltsame Schrift vergessen und verschollen.

Stefan Thurm war pseudonym für Adolf Neustadl, Redacteur der Preßburger Zeitung und wirklicher Herausgeber, nicht aber der Verfasser jener Aufzeichnungen. Der Verfasser war ein außer Dienst gesetzter österreichischer Officier, der seine

Digitized by Google

letzten Lebenstage in kümmerlichster Nothlage in Preßburg verbrachte. Er schrieb diese Denkwürdigkeiten aus seiner militärischen Vergangenheit nur zu dem Zweck nieder, um einiges Honorar dafür zu erwerben. In der naiven literarischen Unschuld eines Militärs des Glaubens, die Preßburger Zeitung werde diese drastischen Enthüllungen aus dem Zustande der Armee ohne Weiteres veröffentlichen können. In der ungarischen Krönungsstadt herrschte zwar auch in Bezug auf die Presse ein etwas ungebundeneres Leben als im Rayon der Wiener Theaterzeitung, und vielleicht hätte die Drucklegung auch in der That keine behördlichen Anstände herbeigeführt; allein das eben erwähnte ungebundene Leben gab sich vornehmlich in der ungehinderten Eigenmächtigkeit kund, womit sich Jeder selbst Genugthuung verschaffte. Man prügelte sich in Ungarn, und das Todtschlagen mit Knütteln war schon durch die Wahlen landesüblich geworden. Schiller hat nicht geahnt, daß sein schöner Vers aus der „Glocke" bis zum heutigen Tage die Devise der ungarischen Wahlen bilden werde: „Nehmet Holz vom Fichtenstamme."

In dem stets antisemitisch gestimmten Preßburg wäre Neustadl einfach todtgeschlagen worden, wenn er es nicht vorgezogen hätte, die Memoiren „aus der Caserne" statt in der „Panonia", dem belletristischen Beiblatt der Preßburger Zeitung, in den „Grenzboten", und zwar mit sorgfältiger Verhüllung seines Namens, zu veröffentlichen. Die Memoiren haben einen doppelten Reiz: zunächst entschleiern sie die komische Seite der militärischen Bureaukratie mit unbeschreiblich drastischer Wirkung, sodann entwickeln sie eine erotische Geschichte mit mehr Meisterschaft und mehr Lebenswahrheit, als Thümmel in seiner berühmten und berüchtigten „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich". Uebrigens bleibt in unserm lieben Deutschland so Werthvolles und Gediegenes unbeachtet, daß man über den spurlosen Verlust einer bloßen literarischen Gourmandise nicht klagen darf.

Um dieselbe Zeit, als die „Grenzboten" in ihrer Blüthe standen, gab es in und für Deutschland keine Wochenschrift von gleicher Bedeutung, und von Redacteuren, welche durch die ausgesprochene Eigenthümlichkeit ihres persönlichen Wesens einen Charakterzug ihrer Epoche bildeten, nur mehr zwei: Lewald und Lehmann. Der Erstere war jedoch sammt der Thätigkeit, die speciell von ihm ausgegangen war, bereits im geistigen Absterben begriffen. Lewald hatte das Verdienst, in das ewige monotone und platte Theatergeschwätz, zu welchem das geknechtete und zerrissene Deutschland allein den Mund hatte aufthun dürfen, einigen Esprit und einiges Leben gebracht zu haben. Er war weniger dramaturgisch als journalistisch eine Säule des deutschen Theaters gewesen, so daß Heine seine Pariser Theaterberichte speciell an Lewald adressirte, was diesem mehr Eingang in die Unsterblichkeit verschafft, als was er selbst jemals geschrieben hat. Weiß doch heute Niemand mehr auch nur von der Existenz der zahlreichen Bände Novellen, die den Namen August Lewald trugen.

Entscheidend für seine Thätigkeit als Redacteur war auch hier wieder die Persönlichkeit. August Lewald repräsentirte den durchaus interessanten Mann nach dem Muster der Pariser bohême. Rasche Auffassung und möglichst mit Pointen verzierte Wiedergabe der Vorkommnisse in der Theaterwelt, die man allein mit einiger Freiheit behandeln durfte, während die Pariser Feuilletonisten solche Auffassung und Wiedergabe den Vorkommnissen in der Gesellschaft widmen durften — dies war das auszeichnende Merkmal seiner Schriftstellerei. August Lewald war zum ersten Male ein deutscher Schriftsteller, der zugleich Weltmann war. Zu einem solchen hatten ihn seine Lebensschicksale herangebildet. Als Secretär im russischen Hauptquartier hatte er die Befreiungskriege mitgemacht, und nachdem er schon als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Königsberg von den Nachtseiten des Lebens wenig incommodirt worden war, mußte ihn, wie man sich wohl denken kann, die Gesellschaft der russischen Officiere erst recht in die vergnüglichen Glanzseiten des Lebens einweihen. Da er nicht wirklich Cavalier war, so konnte ihm nur das Theater eine Welt aufschließen, in der sich nach seiner Weise leben ließ. Als Schauspieler war er mit wenig Erfolg aufgetreten, um so mehr leistete er als Dramaturg, zwar nicht im großartigen Sinne des Wortes, wohl aber nach den theatralischen Bedürfnissen seiner Zeit und seines Landes.

Als Sammelpunkt für die schriftstellerische Bethätigung seiner diesbezüglichen Erfahrungen hatte er 1834 in Stuttgart die „Europa" gegründet, eine „Chronik der gebildeten Welt". Sie machte in ihrer Zeit Epoche, brachte neben der Kritik auch Theaterstücke, wie z. B. ein bis auf den Titel vergessenes Schauspiel von Berthold Auerbach, bevor dieser seine „Dorfgeschichten" geschrieben hatte und folglich noch ziemlich unbekannt war. Fortwährende Verbindungen mit Paris gestalteten diese Chronik für ihre Zeit besonders anziehend und pikant. Im Jahre 1847 jedoch war der Glanz der „Europa" bereits erloschen; sie war nach Leipzig an Gustav Kühne übergegangen, der sie zu einem Organ für literarische Kritik gestaltete. Lewald wurde Regisseur am Stuttgarter und später am Münchener Hoftheater und ging endlich, um sich die Verbindung mit einer reichen Frau zu ermöglichen, zum Katholizismus über.

Da er jetzt keine öffentliche Thätigkeit mehr hatte, so wäre sein fernerer Lebenslauf, der 1871 schloß, mit Schweigen zu bedecken, wenn Lewald nicht selbst noch durch journalistische Aeußerungen die Verwandlung des heiteren Weltmannes in den finstersten Ultramontanen verrathen hätte. Die Beispiele sind nicht selten, daß Männer, die bis zum Exceß dem sinnlichen Vergnügen gefröhnt hatten, im Alter die scheinbar entgegengesetzte Richtung des katholischen Kirchengläubigen einschlugen; man braucht nur an Friedrich Schlegel oder an Zacharias Werner zu erinnern, welch' Letzterer unmittelbar von der Bühne, wo er als dramatischer Schriftsteller gewirkt hatte, auf die Kanzel gesprungen war. Die psychologische Erklärung dieses Phänomens ist nicht schwer; dieselbe Lebensgier, welche sich in den ausgelassensten Freuden der Sinnlichkeit Luft gemacht, will nicht zugleich mit der Fähigkeit ihrer Befriedigung erlöschen. Leben, nur leben, über das Grab hinaus, ewig leben! Keine andere Religion aber verspricht ein so seliges ewiges Leben und zeigt so deutlich den Weg, auf dem es ohne Schwierigkeit zu erreichen wäre, den Weg des Gebetes, der kampflosen Frömmigkeit und nöthigenfalls der härtesten Unduldsamkeit. Vor dem Glauben, der allein selig macht, vor dem Glauben an das ewige Leben, verschwinden alle Bedenken, welche der eigene Charakter, der eigene Verstand und das eigene Gewissen entgegensetzen könnten, sie erweisen sich nur als Eingebungen des Teufels.

Aus dem Kreise der Redacteure jener Zeit hebt sich mit Lehmann eine leuchtende Gestalt hervor. Er hat sein hochangesehenes Organ in Berlin im Sinne eines Spruches geführt, den einst Saphir in München für ein Blättchen ausgesonnen hatte, für den „Bazar" eine „Frühstückszeitung", bei welcher freilich die Tendenz des Spruches selbst im Trinkglas und auf dem Speiseteller aufgezehrt wurde. Der Spruch besagte:

„Alle Dinge wohl beachtend!
Mit dem Guten gut und sittlich
Mit dem Schlechten unerbittlich,
Und Gemeine still verachtend!"

In diesem Sinne hat der Urheber des „Magazin" bis zu seinem Tode sein Unternehmen geleitet, und wie der Schreiber dieser Zeilen mögen noch Viele dem sanften, stillen und geistvollen Manne ein immerwährendes Andenken bewahren. Das Unternehmen selbst konnte zwar nach seinem Zweck und seiner Aufgabe nicht unmittelbar und auffallend in die Strömungen der Epoche eingreifen, allein in seiner ursprünglichen Beschaffenheit war es schon deshalb merkwürdig, weil es nirgends als in Deutschland hätte entstehen können, und sich nirgends als in Deutschland treu dem Gedanken, dem es entsprungen war, hätte behaupten können. Der kosmopolitischen Tendenz des deutschen Gemüthes ist in Bezug auf den nöthigen nationalen Stolz, auf das öffentliche Leben überhaupt, manches Ueble nachzusagen; in der geistigen Verklärung, in der objectiven Bewältigung des Fremdartigen können die Arbeiten solcher Tendenz zu einem nationalen Ruhme werden,

Digitized by Google

auf welchen ausschließlich die Deutschen Anspruch haben. Aus den bezüglichen Bestrebungen muß eine reichhaltige und interessante Correspondenz mit Lehmann hervorgegangen sein, welche vielleicht noch im Archiv des Unternehmens aufbewahrt ist.

(Schluß folgt.)

Der neueste Band von Ranke's Weltgeschichte.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Vor etwa hundert Jahren dichtete Johann Heinrich Voß den bekannten siebzigsten Geburtstag. Danach sitzt das Geburtstagskind von 70 Jahren:

„auf die Postille gebückt zur Seite des wärmenden Ofens".

In meiner Jugend, vor fünfzig Jahren, haben wir dieses Gedicht eifrig und wiederholt gelesen und daraus die Ueberzeugung gewonnen, ein Mann von 69 oder 70 Jahren habe eigentlich nichts zu thun als gebückt hinter dem Ofen zu sitzen, jedenfalls könne ihm kein Mensch einen Vorwurf daraus machen, wenn er sein Dasein auf diese vegetative Verrichtung beschränke.

Diese Weisheit, welche wir in unserer Jugend eingesogen, ist in unserem Alter zu Schanden geworden. Wir sehen einen Mann, der zwanzig Jahre mehr zählt, einen Greis von neunzig Jahren, der, hoch geehrt in Staat und Gesellschaft, an der Spitze unserer Geschichtsforschung und Geschichtschreibung steht, mit beinahe jugendlicher Kraft und Schneidigkeit ein großes Werk zu Ende führen, das er erst im Greisenalter begonnen. Es ist Leopold von Ranke, von welchem ich spreche. Zu Weihnachten 1880 erschien der erste Band seiner Weltgeschichte, der sich auf die älteste historische Völkergruppe und die Griechen beschränkte; zu Weihnachten 1885 ist der sechste Theil erschienen, welcher die Zersetzung des Karolingischen und die Begründung des deutschen Reichs darstellt. Jedes Jahr ist ein neuer Theil, bestehend in zwei Abtheilungen, also ein Doppelband, erschienen, — eine erwünschte Weihnachtsgabe für alle gebildeten Deutschen. Mit zehn Bänden soll das Ganze vollendet sein. Der sechste Band, der uns jetzt vorliegt, reicht bis zu Otto I., dem großen deutschen Kaiser aus dem sächsischen Hause. Der zehnte und letzte Band soll spätestens 1889 erscheinen und bis zu Kaiser Wilhelm, dem ersten deutschen Herrscher aus dem Geschlechte der Hohenzollern, reichen. Also den Zeitraum vom Tode Otto's des Großen bis zur Gründung des neuen deutschen Reiches und der Uebertragung der Kaiserkrone auf Wilhelm I., durch den gemeinsamen Beschluß der deutschen Staaten und des im Reichstag geeinigten deutschen Volkes, von 973 bis 1871, einen Zeitraum von neunhundert Jahren, sollen vier Bände umfassen, deren Erscheinen uns noch bevorsteht. Die Geschichtabschnitte, welche den Inhalt der Theile VII, VIII und IX bilden werden, die Zeiten vom elften bis zum achtzehnten Jahrhundert, sind schon vielfach Gegenstand der Ranke'schen Forschung und Darstellung gewesen, dagegen die Geschichte der neuesten Zeit, von Friedrich dem Großen bis Kaiser Wilhelm, bildet eine im Wesentlichen ganz neue Aufgabe. Wir dürfen annehmen, daß ihre Darstellung nicht nur uns, sondern auch dem berühmten Verfasser ein ganz besonderes Interesse einflößt — ihm, dem Gebenden, und uns, den Empfangenden.

Im Uebrigen ist die „Weltgeschichte" die Krönung der Werke Leopold von Ranke's in demselben Sinne, wie der „Kosmos" die Krönung der Werke Alexander von Humboldt's. Alle früheren Werke Humboldt's sind unter dem Einfluß der kosmischen Idee, und alle früheren Werke Ranke's unter dem Einfluß seiner weltgeschichtlichen Auffassung geschrieben, welche stets das Ganze im Auge hat, indem sie die Geschicke der verschiedenen einzelnen Zeiten, Länder und Völker in ihren Wechselwirkungen und Wahlverwandschaften unter einem einheitlichen Gesichtspunkt betrachtet. Jedes Buch und jede Zeile erinnert uns an die einleitenden Worte, welche Polybius seinem Geschichtswerk vorausschickt und die ich in wörtlicher Uebersetzung hier wiedergebe. Sie lauten:

Das Eigenthümliche unseres Geschichtswerkes und das Wunderbare unserer Zeiten ist dieses: daß, wie das Schicksal fast allen Welterereignissen die Richtung nach Einem Punkt hin gegeben hat und alle mit Nothwendigkeit nach Einem und demselben Ziele sich hat bewegen lassen, so auch die Geschichte den Gang, den das Schicksal eingeschlagen, um alle Ereignisse zur Vollendung zu bringen, mit Einem Blicke übersehen lassen soll. Denn was uns ermunterte und antrieb, die Geschichtschreibung zu unternehmen, war eben dieser Gedanke, in Verbindung mit dem Umstande, daß noch Niemand in unserer Zeit unternommen hatte, eine allgemeine Geschichte zu schreiben; denn dann hätte ich weit weniger mich an diese Aufgabe gewagt. Nun aber, da ich sah, daß zwar Manche die einzelnen Kriege und gewisse mit ihnen zusammenhängende Thaten behandelten, den allgemeinen, alles Einzelne umfassenden Zusammenhang der Ereignisse aber, wann und wovon sie ihren Ursprung und wie sie dieses Ende nehmen, kein Einziger, so viel wir wissen, zu untersuchen sich nur auch vorsetzte, so hielt ich es für durchaus nöthig, das schönste und zugleich nützlichste Werk des Schicksals nicht zu übersehen und nicht zu dulden, daß man gleichgültig daran vorübergehe. Denn obgleich das Schicksal vieles Neue bringt und beständig in dem Leben der Menschen sich wirksam erweist, so hat es doch wirklich niemals ein solches Werk hervorgebracht und von dem, was es vermag, eine solche Probe gegeben, wie in unserer Zeit. Dies läßt sich aus Denjenigen, welche nur besondere Geschichten schreiben, nicht erkennen; es müßte denn Einer, der die vornehmsten Städte, eine nach der anderen, besucht, oder gar sie im Bilde, eine jede besonders, gesehen hat, darum glauben, er habe auch die Gestalt der gesammten bewohnten Erde und ihre ganze Lage und Ordnung kennen gelernt, was gewiß Niemand annehmen wird. Denn Denjenigen, welche durch die besondere Geschichte eine ordentliche Kenntniß des Ganzen zu gewinnen glauben, scheint es mir gerade so zu ergehen, als wenn Leute, die die abgerissenen Stücke eines vorher beseelten und schönen Körpers sehen, dadurch eine wirkliche Anschauung von der Kraft und Schönheit des lebenden Wesens selbst zu gewinnen meinten. Denn wenn Einer die Glieder selbst zusammensetzen und das lebende Wesen nach seiner Gestalt und mit dem Adel der Beseelung vollkommen wiederherstellen und dann seinen Leuten zeigen würde, so würden sie alle, denke ich, sogleich eingestehen, daß sie vorher gar weit von der Wahrheit entfernt und den Träumenden zu vergleichen waren. Aus einem Theile kann man zwar eine Vorstellung von dem Ganzen bekommen, einen rechten Begriff und eine wirkliche Einsicht kann man nicht daraus gewinnen. Woraus zu schließen ist, daß die besondere Geschichte gar wenig zu einer zuverlässigen Kenntniß des Ganzen beitrage. Nur die Verknüpfung und Nebeneinanderstellung sämmtlicher Theile, sowie die Aehnlichkeit und der Unterschied kann hierzu führen; und wer die Geschichte in diesem Sinne sorgfältig erforscht, vermag eben so viel Nutzen als Vergnügen aus derselben zu ziehen."

Diese Kunst der Verknüpfung und Nebeneinanderstellung sämmtlicher Theile, welche es versteht, die abgerissenen Stücke eines vorher beseelten und schönen Körpers so wieder zusammenzufügen, daß wir gleichsam die Anschauung der Kraft und der Schönheit des lebenden Wesens wieder gewinnen, — eine Kunst, die Polybius aus den Ereignissen seiner Zeit, in welcher das Römerthum die ganze damals bekannte Welt mit sich in Beziehung zu setzen und zugleich unter sich in engere Verbindung zu bringen begann, erlernte und in seinem Geschichtswerke zum ersten Mal übte — diese Kunst finden wir in Ranke's Weltgeschichte auf dem Gipfel ihrer Vollendung.

Der soeben, ebenfalls wieder in zwei Abtheilungen oder Bänden erschienene sechste Theil der Weltgeschichte ist so recht geeignet, uns diese wissenschaftliche Methode in ihrem glänzendsten Lichte zu zeigen. Die erste Abtheilung erzählt uns den Verfall des von Karl dem Großen gegründeten und zwischen die Macht des Islam und der Araber und das römisch-byzantinische Ost-Reich hineingeschobenen romanisch-germanischen mittel- und westeuropäischen Reiches. Ranke zeigt uns, wie dasselbe weniger an den Schwächen und Fehlern einzelner

Digitized by Google

Personen, als an den Widersprüchen zu Grunde ging, die es in seinem Innern barg, indem es auf der einen Seite nach der Weltherrschaft strebte und alle vorhandenen Cultur-Elemente in sich aufzunehmen bestrebt war, auf der anderen aber festhielt an der privatrechtlichen Anschauung des fränkischen Bauern, der sein Erbe theilt unter seine Söhne. Jener einheitliche Staatsgedanke der Weltmonarchie und dieser territoriale Privatgedanke der Particularwirthschaft waren nicht zu vereinbaren. Dazu kam dann noch der Kampf zwischen den „beiden Schwertern", dem weltlichen des Kaisers und dem geistlichen des Papstes, der nicht minder nach der Weltherrschaft strebte, wenn auch mit anderen Mitteln. Unter den letzteren figuriren u. A. auch die „isidorischen Decretalen", welchen Ranke ein besonderes Capitel widmet. Die zweite Abtheilung erzählt uns den Uebergang des deutschen Königthums von dem fränkischen auf das sächsische Haus und die Begründung des deutschen Reiches unter Otto I. Sehr interessant ist der Gegensatz dargelegt zwischen Kaiser Heinrich I., der von dem Papstthum nichts wissen will, und Kaiser Otto I., der nicht, wie jener, blos mit weltlichen Machtmitteln rechnet, sondern eine Verbindung sucht mit dem Papst und der Kirche. Allerdings in der Absicht, sie für sich auszubeuten und sich zu unterwerfen; allein diese Absicht gelingt nicht; und so sehen wir denn den Kampf beginnen zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt, die Beide nicht von einander lassen, aber doch sich nicht mit einander vertragen können. Auf der anderen Seite steht das byzantinische Reich, wo die Cäsaren selber die Dogmen festsetzen, und der Islam, wo der Chalif sogar die Kanzel der Moschee besteigt und keine Theilung zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt herrscht, sondern vollständige Einheit. Diese Einheit ist der Grund des schnellen Wachsthums des Islam, aber auch der Grund des raschen Verfalles. Was schnell wächst, hört bald auf, „Che cresce presto, manca presto", sagt der Italiener.

Man hat in diesem Bande etwas vermißt. Vor Allem ist es Georg Winter, der dies hervorgehoben, im Hinweis auf die Forschungen von Paul Roth. Dies ist die Auseinandersetzung jenes Herganges, wie in Deutschland die Erhaltung und Ausbildung der Reichs-Einheit durch den Feudalismus und den sich daraus entwickelnden Territorialismus vereitelt wurden, oder — um es mit anderen Worten auszudrücken: Wie das Lehnswesen den einheitlichen Staat von Innen heraus aufgefressen und zerstört hat — im Gegensatz zu anderen Staaten, wie England, Frankreich u. s. w., welche trotz aller Hindernisse zur einheitlichen Monarchie durchgedrungen.

Allein ich denke mir, Ranke hat sich diese Darlegung für den 7. Band vorbehalten, um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen. Denn er liebt es nicht, so große Stoffe fragmentarisch zu behandeln, woran er meines Erachtens sehr wohl thut.

Wir nehmen hier Abschied von Band VI, den wir eben so warm, wie die vorhergehenden Bände der Gunst des großen gebildeten Publicums empfehlen, indem wir dem Erscheinen der zukünftigen Bände hoffnungsvoll entgegensehen. Denn bei der Rüstigkeit Ranke's und der vorsichtigen Lebensweisheit, mit welcher er seine Kräfte zu Rath hält und auf dieses große Werk concentrirt, sowie bei den umfangreichen und erschöpfenden Vorarbeiten, die er für dasselbe gemacht hat, dürfen wir trotz der neunzig Jahre des großen Meisters eine Vollendung des Werkes erwarten.

Ein „ächter" Philosoph.

Von Alfred Rosenstein.

Ich habe einen Freund, der zwar nicht Philosoph von Fach ist, aber es liebt, sich auf dem Gebiet der Philosophie au courant zu halten; sieht er eine dahin gehörige Schrift, so liest er sie entweder selbst, oder, wenn er nicht die genügende Muße dafür findet, bittet er mich, sie statt seiner zu lesen und ihm nach der Lectüre mein Urtheil und meinen Rath betreffs ihrer Lesenswürdigkeit mitzutheilen. So neulich, als er mir ein Heft von mäßigem Umfang in grauem Umschlag brachte, das den Titel führte: Philosophische Abhandlungen und Aphorismen. Beiträge zur Einsicht in ächte Weisheit von Edmund von Hagen. Erster Haupttheil: Genius, Geist und Gemüth. Heft I.: Intellectuelles. „Du wirst", bemerkte er, indem er die Broschüre auf meinen Schreibtisch legte, „die früheren Werke des Verfassers sicherlich kennen, denn aus dem Prospect hier, der dem Buche beigegeben ist, geht hervor, daß der Verfasser ein hervorragender Philosoph sein muß." Zu meiner tiefen Beschämung mußte ich meinem Freunde gestehen, von einem Philosophen Hagen auch nicht das Geringste zu wissen. Mein Freund sah mich groß an, und ich konnte gewichtige Zweifel an meiner Competenz über philosophische Dinge zu urtheilen von seinem Gesichte ablesen. „Wie", sagte er, „Du kennst wirklich nicht einen Philosophen, von dem hier u. a. gesagt ist, daß die Deductionen seines neuesten Werkes namentlich darum so bedeutend sind, weil dieselben zum ersten Male eine Ableitung der geistigen Vermögen aus der Natur des nur in Zeit, Raum und Causalität erscheinenden Kosmos enthalten, und weil dieselben ferner zum ersten Male die wahre Unendlichkeit des Geistes, die ewige, feste, kosmische Natur des Menschengeistes in überzeugenden Folgerungen darthun ... Es sind diese Deductionen ihrer Bedeutung und Neuheit wegen geistige Hochthaten, welche allein schon hinreichen würden, dem berühmten Verfasser in der Reihe der Philosophen für alle Zeit den hervorragendsten Platz zu begründen, und welche das gegenwärtige Werk, wie schon oben bemerkt wurde, als dazu bestimmt erscheinen lassen, die philosophische Intellectual-Krone für die geistige Entwickelung des neunzehnten Jahrhunderts zu bilden."

Da lastete das Gefühl meiner Unwissenheit schwer auf mir, und ich suchte mich mit der Bemerkung herauszuwinden, daß der Prospect am Ende doch nur ein Prospect sei, und bei solchen Prospecten immer ein bischen buchhändlerische Reclame und Uebertreibung mit unterlaufe. Doch mein Freund ließ nicht locker. „Dem Prospect sind aber Urtheile der Presse beigegeben, und sieh' nur, was die Kritiker, die doch die Sache verstehen müssen, schreiben." Ich las die betreffenden Stellen, und in der That, eine war immer voller des Lobes als die andere.

Was half mir da alles Ausreden weiter, ich erklärte mich für besiegt und konnte den Zorn meines Freundes über meine Ignoranz nur beschwichtigen, indem ich ihm versprach, die Weisheit des Herrn von Hagen „aus der Quelle des Urtextes zu trinken". Ich habe mein Versprechen gehalten, ich habe mir die Einsicht in die ächte Weisheit Edmunds von Hagen verschafft, und werde nicht umhin können, wie der Referent der neuen Zeitschrift für Musik verlangt, der Gelehrsamkeit des Autors wie seiner wahrhaft inbrünstigen Durchdringung und Behandlung der Materie alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man glaubt aber nicht, eine wie schwere Aufgabe das ist. Ich muß leider bekennen, daß ich von Natur etwas zur Satire hinneige und das Wort difficile est satiram non scribere mir wirklich manchmal wie aus dem Herzen gesprochen ist. Nun sagt aber unser Philosoph ausdrücklich: „Unsäglich widerwärtig berührt die sokratische Ironiermethode, welche, da dieselbe in wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Kreisen zu einem geradezu ekelhaft zu nennenden Aufspielen der Schlauheit ausgenutzt wird, ebenso verpönt sein sollte, wie das Suggestivverfahren vor den Gerichten."

Digitized by Google

Und S. 8 heißt es: „Auch das viele Spotten, Höhnen, Tadeln und Genöcker aller Art kommt daher, daß diese pietätlosen, frivolen Leute längst Geist, Gewissen und Wahrheit verloren haben".

„Alle diese Leute sind von der Lüge verstrickt; nur an List und Ränken, an Kabalen und Intriguen haben diese Schufte und Schuftinnen, Schurken und Schurkinnen, Lumpe und Lumpinnen noch Spaß, oder sie sind schon ganz und gar dem Snobismus, dem Indifferentismus und Nihilismus, und damit so recht eigentlich dem Bösen, dem Nichtigen, dem Nichts verfallen".

Da muß ein Mensch, der auf honettes Wesen etwas hält, Herrn v. Hagen gegenüber doch vorsichtig sein. Schuft, Schurke, Lump möchte ich mir bei Leibe nicht von einem Mann, der in der Metaphysik des Aristoteles ebenso zu Hause ist, wie in Schelling's Religionsphilosophie ꝛc. ꝛc., anhängen lassen, nicht um die Welt. Auch habe ich noch einen andern Grund, nicht irgendwie Herrn von Hagen durch „vieles Spotten, Höhnen, Tadeln und Genöcker" zu ärgern, einen Grund, der mit meiner Wißbegierde auf das engste zusammenhängt. Herr von Hagen, wie das freilich bei einem Besitzer ächter Philosophie nicht weiter verwunderlich ist, verfügt auch noch über eine artige Summe von Specialkenntnissen, die er, wie er selbst angibt, durch scharfes Nachdenken gewonnen, nämlich von folgenden Dingen: der Identität der lebenden Wesen, der Hexenkünste der Frauen, der Raum-Dimensionen und dem Winkeltreiben, der Mediumnistik und dem animalischen Magnetismus ꝛc. Dieses ꝛc. mache nicht ich, sondern Herr von Hagen, und nie hat dem Verstande des Menschen ein solches „ꝛc." eine gewaltigere Perspective neu zu erfahrender Kenntnisse eröffnet. Wie, wenn Herr von Hagen nun uns, die wir in stumpfer Unwissenheit dahin leben, alle diese geheimen Schätze seiner „tiefblickenden philosophischen Einsichten" nicht gönnte, falls wir uns beikommen ließen, sein Wesen, wie er das nennt, durch Höhnen und Nöckern zu stören? Wenn er dann sagte: Seid ihr *so*, dann bin ich *so* und verkünde euch nichts von allen diesen Kenntnissen und Einsichten, in deren ausschließlichem Besitz ich mich zu befinden die Ehre habe. Welch ein Verlust für die Menschheit, wenn sie betreffs der Identität der lebenden Wesen, der Hexenkünste der Frauen, der Raum-Dimensionen und des Winkeltreibens, der Mediumnistik und des animalischen Magnetismus durch eigene Schuld ebenso klug oder dumm bliebe wie zuvor.

Trotzdem aber bin ich mit meinen Bedenken, ob ich auch der *richtige* Mann sein werde, über Herrn von Hagen zu referiren, nicht zu Ende. Denn wenn der Leser die Einsicht in die ächte Philosophie Edmunds von Hagen hätte, so würde er von selbst wissen, daß der Philosoph in der Geisterrangordnung oder auch dem Geistertheater einen Platz im ersten Rang einnimmt, während ich dagegen als Journalist „mit den übrigen Schriftstellern, herunter bis zu den Romanschriftstellern, Novellisten, Feuilletonisten, Belletristen und Journalisten", von Herrn von Hagen in den vierten Rang verwiesen werde. Man wird selbst einsehen, daß Jemand vom vierten Range der Geisterrangordnung nicht gut über einen Mann des ersten Ranges urtheilen kann. Man glaube übrigens nicht, daß ich ärgerlich auf Herrn von Hagen bin, weil er mir einen so schlechten Platz im vierten Rang angewiesen. Durchaus nicht. Bilden wir auch den „Uebergang zu den Tagesknechten", so sitzen wir doch immerhin im vierten Rang, etwas hoch, ich gebe es zu, aber doch immerhin entre nous, in amüsanter Gesellschaft. Dagegen Bismarck, Moltke und Leute in ähnlicher Stellung, wie sind sie in Bezug auf ihren Platz in der Geisterrangordnung (die man ja nicht mit der Hofrangordnung verwechseln darf) zu bemitleiden! Sie kommen in den fünften Rang, und urtheilen Sie selbst, wie gemischt die Gesellschaft des fünften Ranges ist. Unser Freund sagt „der fünfte Rang, angefüllt mit den ‚in Stellung', ‚im Dienste' befindlichen Leuten. Hier beginnt schon die Sklaven-Region, vom Minister an bis zum untersten Staatsbeamten, vom General bis zum gemeinen Soldaten."

Der Mensch ist immer etwas egoistisch, und die geehrten Leser, um ihre Rangplätze besorgt, würden es mir gewiß übelnehmen, wenn ich ihnen die Meinung des Herrn von Hagen, der den Logenschließer des Geistertheaters oder den Ceremonienmeister der Geisterrangordnung macht, über ihre bezüglichen Plätze vorenthielte. Auf den ersten Rang wird hoffentlich keiner der Leser speculiren. Da käme er schön an. Da sitzen nur Kant (wegen der Kritik der reinen Vernunft), Schopenhauer (wegen der Welt als Wille und Vorstellung), Goethe (wegen des Faust), Wagner (wegen der Götterdämmerung). Wie diese vier Männer in jenem ersten Rang placirt sind, darüber sagt Herr von Hagen nichts. Man darf aber wohl annehmen, daß, da sie nur ihrer vier sind und der erste Rang doch sicher so groß wie die andern Ränge ist, sie hübsch weit auseinander sitzen. Denn wollte man auch voraussetzen, daß Kant, Schopenhauer, Goethe, Wagner von Herrn von Hagen ursprünglich hart nebeneinander sitzend gedacht sind, so glaube ich, soweit ich diese vier Geister kenne, daß Schopenhauer sofort Kant Vorwürfe über die zweite Auflage der Kritik der reinen Vernunft gemacht und Wagner Goethe über seinen Text zu einem zweiten Theil der Zauberflöte ins Gebet genommen hätte, also daß diese vier Geister in Bälde auseinandergerückt und jeder so weit wie möglich von dem anderen entfernt das Centralfeuer seiner Riesensonne, wie Hagen jedes der vier Werke bezeichnet, hätte leuchten lassen.

Ich habe, wie schon erwähnt, allen Grund, anzunehmen, daß auch Herr von Hagen selbst sich einen Platz im ersten Rang reservirt hat. Seine Bescheidenheit verbietet ihm zwar, das ausdrücklich zu sagen, aber wenn man von dem Laster der Dummheit sich freimacht und mit Besonnenheit, wie es der Verfasser wünscht, sein Werk liest, so erräth man doch, was der bescheidene Philosoph ausdrücklich zu sagen sich geschämt hat. Herrn von Hagen's principium divisionis bei Aufstellung der Ränge ist nämlich folgendes: „Die Rangordnung der Geister bestimmt sich nach ihrem Verhältniß zum höchsten kosmischen Weltprobleme, sowie nach ihrem aristokratischen Verhalten in ethischer und gesellschaftlicher Hinsicht". Was nun das erstere, das Verhältniß zum kosmischen Weltprobleme betrifft, so kann man sich gar kein besseres Verhältniß als das des Herrn von Hagen zu diesem Probleme ist, denken. Denn es ist ohne Zweifel das Innere des Herrn von Hagen selbst, das sich vor unserem staunenden Blick aufthut, wenn wir in der Vorrede lesen:

„Frei und sonnenhaft besonnen schwebt der Intellect über den Willen, er schaut die Ideen, das Wesen der Dinge, sieht im Einzelnen stets das Allgemeine, er entwickelt sein Abstractionsvermögen, seine Urtheilskraft, seine Individualität, charaktervoll und voll der Güte und des Wohlwollens freut er sich an sich selbst und seinen Gebilden, ernst und heiter wie ein Kind! So ist der Intellect des Genius! Ein solcher Geist kann gar nicht genug verherrlicht werden! Ein solcher Geist ist göttlich, königlich, aristokratisch, kraft seines Wissens, kraft seiner Bildung, kraft seiner Tugend, kraft seiner Besonnenheit."

„Ja, der Genius rastet in seiner Gründlichkeit nicht eher, als bis er den erkennbar letzten Urgrund der Welt erreicht hat, den Sonnenäther, als dessen Correlat er das Licht seines Intellectes erschaut, in unendlicher Klarheit und Ruhe.

Dieser Lichtblick, welchen der Intellect in der Philosophie als in der Wissenschaft vom Geiste in ächter Weisheit ausstrahlt, ist der ewige Triumph des Genius."

Was aber das andere, das aristokratische Verhalten der Geister in ethischer und gesellschaftlicher Hinsicht betrifft, so spricht sich Herr von Hagen bezüglich seines eigenen Verhaltens viel offener aus. Er erinnert sich zur rechten Zeit des Goethe'schen Wortes: „Nur die Lumpe sind bescheiden" und erweist sich hier als ein rechter Meister in der schweren Kunst der Selbstkritik. Indem er als Kriterium für Geister ersten Ranges Schopenhauer's Bemerkung anführt, daß sie niemals Fachgelehrte sein werden, kommt er nach längerer Ueberlegung zu folgendem Resultat:

„Antisthenes und Platon, Spinoza und Kant, Schopenhauer *und ich*, sehet, das scheinen mir beinahe die Einzigen zu sein, welche noch wie wahrhaft frei und unabhängig, so auch edel und nobel gedacht haben."

Digitized by Google

Und auf der nächsten Seite:

„Auf Grund der vorstehenden Thatsachen und Ergänzungen erklärt es sich, warum wahrhaftige wissenschaftliche Forscher nicht angestellt sind".

„Beispiele sind: Spinoza, Schopenhauer und ich."

„Es ist für mein Wesen mir sehr erfreulich, mich durch und durch als aristokratischen unabhängigen Geist zu sehen, und mich als geistig zu wissen . . . Als das Innerste meines Wesens habe ich immer gefühlt das Wollen der Erkenntniß, das Streben nach Wissen, den Drang nach Gedanken, den Trieb zum Denken, ich möchte sagen, den Willen zu Ideen und Vorstellungen, kurz, den Willen zur Vorstellung."

„Daß ich hiermit den innersten Kern der Welt und menschlicher Persönlichkeit erreiche, glaube ich schon durch den Hinweis auf den Titel des Schopenhauer'schen Hauptwerkes: ‚Die Welt als Wille und Vorstellung' hinlänglich zu beweisen."

Demnach dürfte es keine Frage sein, daß auch Herrn von Hagen ein Platz im ersten Range seines Geistertheaters gebührt. Man verzeihe, daß ich mich bei der Klarstellung dieser Frage so lange aufgehalten habe, aber ich wünsche Herrn von Hagen zu zeigen, daß, wenn ich auch im vierten Range sitze, ich doch kein „Lump" und „Schurke" bin, sondern ein dankbarer Mensch, der das Vergnügen, das er ihm mit seinem Buch bereitet, einigermaßen durch die vortheilhafteste Beleuchtung seiner eigenen aristokratischen Persönlichkeit zu vergelten sucht.

Ich wende mich, nachdem ich Herrn von Hagen den ihm gebührenden Platz im ersten Range vor allen Verdunkelungen einer undankbaren Nachwelt gesichert habe, zu den übrigen Rängen. Der zweite erfreut sich auch noch einer gewissen Exclusivität. Hier stehen, sagt unser Freund, noch Heroen wie Platon und Aristoteles, Seneca und Plotin, Aeschylos und Sophokles, Euripides und Pindar. Hier stehen Shakespeare und Schiller, Fichte und Hegel, Darwin und Humboldt. Im dritten Rang befinden sich die berühmten Historiker, Redner und Kritiker. Des vierten und fünften Ranges habe ich schon gedacht. Den sechsten Rang nehmen die Kaufleute, die Handeltreibenden und Krämer ein. Den siebenten Rang haben die Handwerker inne, den achten Rang die Bauern, den neunten die Hefe oder die unterste Plebs. Nachdem er so die Geister in neun Ränge getheilt hat, macht Herr von Hagen eine Bemerkung, die beweist, daß ihm auch das Gebiet des Humors nicht fremd. „Das Ganze", sagt er, „ist eine Spielerei, in der Keiner zurückgesetzt werden soll." Na, na, Herr von Hagen, Sie sagen zwar auf S. 49 Ihres Buches: „Man kann des Guten nie zu viel thun", aber mit den neun Rängen, bei denen doch Keiner zurückgesetzt werden soll, scheinen Sie mir doch etwas zu viel des Guten gethan zu haben.

Doch dem sei wie ihm wolle, ich meinestheils bin mit meinem Platz im vierten Rang ganz zufrieden, und keine verletzte Eitelkeit soll mich abhalten, meine Leser auf das, was ihrer in der echten Philosophie des Herrn von Hagen harrt, gebührend aufmerksam zu machen. Ich brauche mich zu dem Ende nur an das Vorwort zu halten, welches den Plan des gewaltigen von Herrn von Hagen beabsichtigten Werkes enthält. Man erinnert sich, daß das erste vorliegende Heft die Aufschrift „Intellectuelles" enthält. Dieses erste Heft bildet aber nur den Beginn des I. Theiles: Genius, Geist und Gemüth. Der II. Theil behandelt: Mensch, Moral und (politische) Macht, der III. Theil: Gesellschafts-, Lebens- und Liebesgenuß. Man bemerkt den Stabreim in den Titeln, durch welchen, wie ich annehme, Herr von Hagen künftigen Philosophiestudirenden das Citiren seiner Werke ersten Ranges erleichtern will, eine Vorsicht, der sich andere große Philosophen ebenfalls hätten befleißigen sollen und auf die ich zukünftige große Philosophen hiermit aufmerksam gemacht haben will. Wie wenig sorgfältig war darin z. B. Kant: „Kritik der reinen Vernunft"! Es ist fast ein Wunder, daß ein solcher alliterationsloser Titel sich der Nachwelt überliefert hat. Schopenhauer verstand es schon besser: Welt als Wille und Vorstellung. Man sieht doch wenigstens den guten Willen. Aber erst Herr von Hagen darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, System und Methode in dieser Hinsicht in die Philosophie gebracht zu haben.

Weniger schon gefällt mir der Titel der Unterabtheilungen des ersten Theils. Hier gibt Herr von Hagen die Alliteration auf und wählt statt dessen die assonirenden monorimes.

Im ersten Heft gibt er

1. Intellectuelles

und verspricht weiter

2. Logisches,
3. Dialektisches,
4. Sprachliches,
5. Psychologisches,
6. Metaphysisches.

Nicht wahr, das erinnert an ein Schriftstück, das dem Leser vielleicht irgendwo in Oesterreich in die Hände gekommen ist? Oder sollte er nie eine Wiener Speisekarte gelesen haben mit ihrem

Kälbernes,
Schweinernes

u. s. w.?

Ja, ja, Herr von Hagen versteht's. Er will eben Appetit im Leser erregen und daher die versteckte Anspielung auf die österreichische Speisekarte. Hätte ich doch nie geglaubt, daß ein aristokratischer Philosoph ersten Ranges ein so loser Schalk sein könnte.

Mit meinem Urtheil wird man mir aus den angegebenen Gründen gestatten, noch zurückzuhalten, zumal ja erst das gesammte Werk eines Philosophen vorliegen muß, ehe man, wenn man es überhaupt darf, über sein System urtheilen kann. Wer wollte etwa Kant's „Kritik der reinen Vernunft" nach den ersten Capiteln der transcendentalen Aesthetik beurtheilen. Warten wir also in Ruhe und Demuth ab, es wird sich schon Alles enthüllen. Herr von Hagen hat es ja nicht nöthig, wie Kant, ein Jahrzehnt an seinem System zu schreiben. Er steht erst, wie ich aus dem Prospect ersehe, im 35. Lebensjahre und hat schon der Welt sieben mehr oder minder umfangreiche Werke geschenkt. Außer der Vollendung des vorliegenden Werkes verspricht er als demnächst erscheinend noch: 1. Reise nach Paris und Italien im Jahre 1884. 2. Das Wesen des Weibes. Im Lichte philosophischer Wahrheit. 3. System der Logik. Man sieht, Herr von Hagen entwickelt eine außerordentliche Fruchtbarkeit, und jetzt erst verstehe ich ganz den tiefen Sinn seines Dictums, das S. 37 wörtlich heißt: Echter Geist darf und soll nicht zum Kameele werden.

Möge dieses Wort stets Herrn von Hagen als Richtschnur vorschweben und möge es ihm gelingen, das Ziel der Sehnsucht seines Geistes, als welches er angibt „die Entdeckung des ersten Sonnenätherkeims und seines Correlatverhältnisses zum menschlichen Intellect" zu erreichen. Möge er aber auch in seinen künftigen Werken mit dem strengen Ernst des Philosophen den liebenswürdigen Humor des Menschenfreundes paaren, wie er ihn im vorliegenden Werkchen so reizend offenbart hat. Ich würde das kleine Heft aus letzterem Grunde auch meinen Lesern zur Lectüre empfehlen, wenn Einem nicht leider doch sehr oft ein Gefühl jenes „ewigen Athemzuges" beschliche, an dem nach Herrn von Hagen alles Leben Antheil hat (S. 36). Ueberlassen wir es daher besser einer erleuchteteren Zukunft, Herrn von Hagen's Werke und ihren „marmor-lapidaren" Stil nach Gebühr zu würdigen.

Digitized by Google

Feuilleton.

Aus dem neuen Rom.

Von Herman Goverts.

Der 20. September 1870 ist der große Tag, an welchem die Geschicke Roms sich umwandelten, so tiefgreifend und gewaltig wie seit Jahrhunderten nicht. Am 20. September 1870 ergriff der König Victor Emanuel, in Folge der Schlacht von Sedan, von der Stadt Rom Besitz, um dem geeinigten Italien seine Hauptstadt zu geben. Seitdem ist manches Jahr dahin gegangen und manches Mal hatte ich gewünscht, das neue Rom, von dem die Reisenden und die Zeitungen so oft und so viel berichteten, zu sehen. Doch erst unlängst konnte ich diesen Wunsch erfüllen.

Ich hatte in dem päpstlichen Rom, noch kurz vor seinem Ende, mehrere Monate zugebracht, und den ganzen, mit Worten nicht auszudrückenden Gegensatz gesehen, in welchem Alles dort gegen das übrige Italien und alle gebildeten, anständig regierten Länder stand. Wie begierig und gespannt war ich nun, die Veränderung und Umwandlung kennen zu lernen! Und wie sehr hat das, was ich gesehen, alle meine Vorstellungen und Erwartungen übertroffen! Viele andere Städte sind auch in staunenswerther Weise während der letzten Jahrzehnte erweitert und umgestaltet worden, und ich hatte noch vor Kurzem die gewaltigen Veränderungen bewundert, welche seit wenigen Jahren in Antwerpen vorgenommen waren, und die mir nach dem Maßstabe dessen, was man sonst sieht, beinahe unvergleichlich vorkamen. Aber Rom stellt alles das sehr bedeutend in den Schatten, und man begreift kaum, wie es möglich gewesen, in 14 oder 15 Jahren alle diese Unternehmungen ins Leben zu rufen. Ganze große Flächen sind mit riesigen zahllosen Gebäuden bedeckt, mächtige Straßen geöffnet, viele alte durchbrochen, ganze Häuserviertel niedergelegt, lange Straßen verbreitert worden. Vom venezianischen Platze führt nach den Thermen des Diocletian, dem Bahnhofe und den neuen Stadttheilen die breite und prächtige Via nazionale, — vom venezianischen Platze wird nach der Engelsbrücke ein neuer breiter Straßenzug eröffnet. Hier, wie z. B. in der Via felice, wird die Häuserreihe auf der einen Seite der Straße niedergelegt, und etwas weiter zurück, so daß die Straße breiter wird, wieder aufgebaut. Dort, wie z. B. in der alten Via di porta pia, die jetzt Via del XX. settembre heißt, weil über diese Straße damals das königliche Heer einzog: dort sind beide Seiten hinausgerückt und die Straße wird nunmehr durchweg von neuen Häusern gebildet. Längs dem Tiber an beiden Ufern werden auf langen Strecken Staden oder Werftstraßen angelegt, welche künftig den Fluß auf seinem ganzen Laufe durch die Stadt begleiten sollen, neue Brücken werden über den Strom geschlagen, und das weite Feld zwischen dem Vatican, der Engelsburg und dem Tiber, der Ripetta gegenüber bis zur Porta del popolo und darüber hinaus, wird mit Palästen und Landhäusern bedeckt. Das Abreißen, Durchbrechen, Straßenöffnen, Plätzeausheben, Neubauen, Verbreitern will kein Ende nehmen. Ueberall stößt man auf derartige Unternehmungen. Ueberall begegnen Einem in endloser Zahl die zweirädrigen Wagen, hoch und breit beladen mit Balken und Steinen, mit Kalk und Schutt, mit Eisen und anderm Baumaterial. Ein unlängst von Carlo Marre gezeichneter Plan der Stadt gibt in verschiedenen Farben alle diese Umwandlungen und Erweiterungen an und gewährt eine ausgezeichnete Uebersicht, um das alte päpstliche Rom mit dem neuen nationalen Rom zu vergleichen. Selbst Derjenige, welcher die Stadt nicht aus eigener Anschauung kennt, würde gewiß schon aus der Betrachtung dieses Planes sich eine annähernde Vorstellung der gesammten großartigen Unternehmung bilden können, und diese Vorstellung müßte sein Staunen erregen. Um wieviel größer muß dieses Staunen sein, wenn der alte Bekannte Roms zwischen den alten und neuen Straßen, über die Straßendurchbrüche und auf den neuen Plätzen umherwandelt und, die Erinnerung belebend, mit eigenen Augen das Alte und Neue zugleich und vergleichend überschaut! Die Veränderung ist eine ganz gewaltige, Vieles umstürzende, Vieles neu gestaltende: Rom wird eine andere Stadt als es war und ist es schon geworden.

Zwar die Erscheinung des Neuen kann sich neben dem Alten, obwohl die Bauweise sich an die überlieferten heimischen Vorbilder hält, nicht behaupten. In Florenz, wo man sich ebenso an die dortigen alten Vorbilder lehnte, hatte man im Ganzen mehr Geschick und Glück. In Rom erscheint das Neue aber besonders kalt und nüchtern, vielleicht unter bedeutend mitwirkendem Einflusse des Umstandes, daß man auch heute noch, wie vor 2000 Jahren, in Rom hauptsächlich in Backstein mit Mörtelverputzung baut. Genug, dem Neuen fehlt der wahre und freie künstlerische Geist. Unsere Zeit überhaupt ist ja mehr groß im Machen und Durchführen, im Ersinnen und Rechnen, in der Geschicklichkeit und im Mechanischen als im dichterischen Schaffen und künstlerischen Gestalten. Das eben lehrt handgreiflich auch die Umgestaltung Roms.

Der Geist dieser neuen Zeit bringt mächtig in den Körper der ewigen Roma ein, da hingetragen durch die wieder zum Leben und zur Kraft erwachte Seele des italienischen Volkes, und dort gehalten, entfaltet und bethätigt durch den Willen der ganzen sich selbst wiedergegebenen Nation. Die hierdurch bewirkte Entwickelung hat offenbar etwas sehr Gewaltsames und verändert den Charakter Roms, auch abgesehen von dem eben schon bemerkten, ganz durchgreifend. Rom ist nicht mehr, wie Rückert sie pries, „die ewige Weltstadt, wo der Künste Heimath ist", sondern die aufstrebende Hauptstadt des italienischen Nationalstaates. Und wenn Schiller sang: „Aber Rom in allem seinem Glanze ist ein Grab nur der Vergangenheit", so ist auch das vorbei. Rom ist durchdrungen von der Bewegung und Thatkraft eines neuen mächtigen Lebens. Aber eben dadurch ist das alte geschichtliche Rom, das so unvergleichlich war und das so Vielen reiche Geistesnahrung gab, sehr zurückgedrängt, und es wird lange dauern, ehe Vermittelung und Einheitlichkeit eintritt. Rom ist nicht mehr jener einzige Ort stiller Beschaulichkeit, ruhiger Sammlung und geschichtlicher Weihe, der es für so viele empfängliche und denkende Menschen war. Aber um diese Sprache der Weihe zu verstehen, mußte man auch ehedem schon sich in das Anschauen dieser Stadt mit all' ihren stummen und doch so beredten Denkmälern vertiefen, — sonst vernahm man diese Sprache nicht einmal äußerlich. Man mußte wissen, es zu sehen und zu hören, zu fühlen und zu erkennen, wie da jeder Stein Geschichte predigt voll der gewaltigsten Thaten. Welche Schicksale sind über den Boden dieser Stadt Rom dahingegangen! Und wenn man auf diesem Boden zu lesen versteht, so erzählt er noch immer von diesen Schicksalen. Freilich, nicht Jeder versteht und verstand zu lesen. Es gab immer schon in Rom Leute, welche nicht einmal die Buchstaben dieser Schrift kannten, Einheimische wie Fremde, Unkünstlerische wie Künstler, Ungelehrte wie Gelehrte. Da sagte wohl ein Maler, wenn man zu ihm von dieser unvergleichlichen geschichtlichen Weihe Roms gesprochen hatte, endlich mit Unwillen: „Ach was, wenn in Rom die Campagnolen nicht wären, so lohnte es sich gar nicht, hierher zu kommen." Nun ja, es ist wahr: diese Kerle sind in ihrem Aufzuge mit den Ziegenfellen, den umbundenen Waden und Füßen, dem spitzen Hute und dem sonstigen Zubehör recht malerisch, auch sieht so ein Mann zu Pferde, gerade aufgerichtet reitend, mit dem langen Stecken, der ihm zum Oeffnen der Gatter dient, schön und fast ritterlich aus. Aber was ist dieser doch immerhin leichte malerische Reiz gegen die wuchtige Sprache der Jahrhunderte! Und dann ist es mit den Campagnolen doch auch so eine eigene Sache. Es ist eine recht verwilderte Gesellschaft, die in Schmutz und Unbildung lebt, und es würde schwerlich besonders angenehm sein, im Pferdebahnwagen zwischen zwei dicken, stinkigen, struppigen und staubbedeckten Campagnolen zu sitzen. Das sind Erscheinungen wie aus einer fremden Welt, und man wird nicht gern mit ihnen aus der nämlichen Schüssel essen. Aber gerade durch diesen Gegensatz fesseln sie vielleicht den Maler. Indessen in Kamerun wäre dieser Gegensatz doch noch stärker! Und die Neger sind zum Theil ganz bewunderungs-

Digitized by Google

würdig schön gestaltet. Jener Maler müßte in Kamerun seine Rechnung viel besser finden, als in Rom, — denn für die tiefen Anregungen des Geistes und der Phantasie, der Erfindungsgabe und der Schaffenskraft, wie sie Rom bot und bietet, hat er kein Auge und keinen Sinn.

Und Rom bietet sie wirklich noch, diese Anregungen, wie es sie früher bot, — aber die Umstände, unter denen das geschieht, sind andere geworden.

Rom ist nun ein geräuschvoller großstädtischer Ort geworden, mit einem betäubenden Durcheinander von Wagen und Fußgängern. Wie sinnlos fahren in den engen Straßen oft die Omnibusse, Kutschen, Droschken und kleineren Fahrzeuge im raschen Laufe gegeneinander und in die Fußgänger hinein, so daß man fürchtet, es ginge alles drunter und drüber. Dazwischen kommen die Lastwagen mit Fässern und Kisten, die Karren mit den Baumaterialien und mit Schutt. Oft drängt und stopft sich Alles so, daß selbst der behende Fußgänger an dem Wirrwarr nicht mehr vorbeischlüpfen kann und warten muß, bis sich der Knäuel löst. Prächtige Kaufläden mit reichen Auslagen verrathen die Bedürfnisse und den Wohlstand der Bevölkerung. Zahlreiche und zum Theil recht gut eingerichtete Gasthöfe und Wirthshäuser deuten auf den umfänglichen öffentlichen Verkehr. Alle Mundarten Italiens und viele fremde Sprachen hört man reden. Die Uniformen aller Truppengattungen des Königreichs bieten sich, besonders an den Sonntagen, wo der reichere Putz angelegt wird, glänzend den Blicken dar. Hundert Rufe ertönen an allen Ecken, und zu bestimmten Stunden laufen die Zeitungsverkäufer durch die Menge, mit lautem Geschrei ihre Blätter anpreisend. Auch Sonntags früh und Abends erscheinen wie gewöhnlich die Zeitungen, auch Sonntags ist die Post den ganzen Tag offen: es bewegt sich der öffentliche Verkehr ebenso wie in der Woche, nur daß die Geschäfte zum Theil geschlossen sind und die Kirchen stärker besucht werden. Ueberall in der Stadt ist man auf Ordnung und Sauberkeit bedacht und hat schon Manches erreicht, — doch fehlt immer noch Viel, und in viele Ecken und Winkel ist der neue Geist nicht mit einem einzigen Hauche eingedrungen. Im Großen und Ganzen aber und in den besseren Stadttheilen ist die erfreulichste Verbesserung wahrzunehmen. Selbst in den alten ekelhaften Ghetto ist Licht getragen, und die Pescheria, jener stinkende Fischmarkt bei der Halle der Octavia, ist geräumt worden.

Und zu Alledem nun die Menge der neuen öffentlichen Gebäude, welche großen modernen Bedürfnissen dienen! Der alte Bahnhof bei den Thermen des Diocletian ist durch einen umfangreichen Neubau ersetzt, der Platz davor mit reizenden Gartenanlagen bedeckt, einige Schritte weiter erheben sich riesige Gasthöfe, es folgt ein Kunstausstellungsgebäude mit Säulenhallen, mehrere Ministerien, besonders das großartige Finanzministerium schließen sich an. Hier ist eine landwirthschaftliche Anstalt mit einem Museum, dort eine kunstgewerbliche Schule und drüben unterm Palatin beim Velabrum ein neues großes Gebäude für den Fischmarkt und die umfangreichen Gasanstalten. Und endlich — o Wunder über Wunder! — öffnen mehrere große evangelische Kirchen frei und ungehindert ihre Thore, Alle, die kommen wollen, zum Eintritte ladend.

So ist man jetzt in Rom ganz und gar vom Geiste dieser unserer Zeit umgeben, von seinem geräuschvollen und drängenden Treiben, von seinen Anregungen und Antrieben, von seinen Vorzügen und Schwächen, von seiner Kraft und seiner Nüchternheit. Und wohl ist es wahr, daß dieser Zustand es sehr erschwert, die Stimme des alten geschichtlichen Rom zu vernehmen. Wer das Ohr dieser Stimme leihen will, daß er ihre Klänge und Rede innig verstehe, der muß das Alltägliche einmal abzustreifen wissen, muß dem Geräusche des Tages entfliehen und seine Seele jener großen und feierlichen Stimmung öffnen können, die ihn empfänglich macht, hinter dem bunten Teppich des großstädtischen Lebens Gestalten und Thaten der Weltgeschichte zu schauen, den ehernen Schritt der Jahrhunderte zu vernehmen. Das ist aber heute schwerer als sonst. Die Alles vermittelnde Zeit erst wird hier wieder Ausgleichung und Gleichgewicht bringen. Erst wenn das Niederreißen und Aufbauen einmal aufgehört haben wird, wenn das Neue alt, grau und geheiligt sein wird, wenn die tägliche Gewohnheit von Neuem einen ruhigeren Gang im festen Geleise angenommen haben wird: erst dann wird das Geräusch wieder geringer werden, welches den Klang jener Stimme übertönt.

Neben dieser Umgestaltung zum Modernen hat aber auch in Bezug auf das Alte ein sehr umfangreiches Suchen und Forschen und Finden stattgefunden. Das antike Forum romanum ist gänzlich bloßgelegt worden: aber freilich, was es dabei an Werth und Bedeutung für die Alterthumskunde gewonnen hat, das hat es an poetischem und malerischem Reize verloren. Die Kaiserpaläste auf dem Palatin sind fast vollständig aufgegraben, die Arena des Colosseums mit ihren unterirdischen Anlagen ist zur Hälfte aufgedeckt worden. Am Pantheon haben sehr wichtige Freilegungen stattgefunden. Die Thermen des Caracalla sind bloßgelegt worden. Und überall, wo man zum Zwecke der neuen Unternehmungen den Spaten in den Boden stach, hat dieser Zeugen und Denkmäler des Alterthums zurückgegeben. Die Ausbeute in dieser Hinsicht war eine unermeßliche, und sie mehrt sich noch täglich. Allein diejenigen Marmorwerke, welche auf städtischem Grund und Boden gefunden wurden und soweit sie der Aufnahme in ein großes Museum würdig erschienen, füllen mehrere umfangreiche Säle, welche neben den älteren Sammlungsräumen des Conservatorenpalastes neu gebaut wurden. Und dasjenige wieder, was der Staat aus seinem Grund und Boden gewonnen hat, wird zu einem neuen großartigen Alterthumsmuseum in den Thermen des Diocletian eben jetzt vereinigt. Auch für die Kenntniß der alten örtlichen Verhältnisse, der Straßen und Straßenzüge, der Höhenlagen und Bebauungen ist mancher neue Gesichtspunkt gewonnen worden, so daß die Umwandlung Roms zur modernen Großstadt Hand in Hand ging mit der Wiederaufdeckung oder Wiedererkennung wichtiger Theile des alten Rom. Auch in dieser Thatsache liegt eine ermuthigende Bürgschaft für den Eintritt jener vorhin angedeuteten Ausgleichung.

Nur ein einziges gewisses Etwas steht in diesem neuen Rom abseits, fragwürdig und feindlich, sich hoch und theuer gegen alle und jede Ausgleichung verwahrend. Das ist der Vatican. Der ehemalige Beherrscher Roms kann den Verlust seines Königreiches nicht verschmerzen. Grollend hat er sich in seinem Palaste eingeschlossen und vor aller Welt sich zum Gefangenen erklärt, — obwohl ihn Niemand hindert, frei ein- und auszugehen, wie es ihm beliebt. Auch ist er ja das Haupt und der oberste Hirte der katholischen Christenheit völlig unangefochten geblieben, und diese hohe Würde kann doch nicht abhängig sein von dem Besitze einer Scholle Landes oder einer Stadt und wäre diese Stadt selbst Rom. Aber der Papst behauptet, als solcher in der Ausübung seines Hirtenamtes, durch die Einverleibung Roms in den italienischen Nationalstaat als dessen Hauptstadt, auf's Schwerste behindert zu sein, er klagt über Vergewaltigung und Beraubung, er verwahrt sich und den heiligen Stuhl gegen das ihm angethane Unrecht, er sucht Hülfe bei den großen Mächten und verlangt bei passenden Gelegenheiten in feierlicher Weise Rom zurück. Die Versöhnung mit Italien wird als unbedingt ausgeschlossen hingestellt. Ob diese Politik dem Worte Jesu: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" entspricht, ist insofern ganz unerheblich, als auch die gründlichste Verneinung dieser Frage an der Haltung des römischen Stuhles nichts ändern würde. Aber andererseits ist der Papst auch niemals über diese Haltung hinausgegangen, auch Pius IX. nicht, der den Schlag doch persönlich erleiden mußte und der sich doch so gerne als den Papst-König (Papa-Rè) begrüßen und feiern ließ. Nach strenger Folgerichtigkeit des Grundsatzes „non possumus", der abgegebenen feierlichen Erklärungen und des beharrlich eingehaltenen Benehmens hätte er Rom und die ganze italienische Eindringlingsschaar mit dem Kirchenbanne belegen können, vielleicht müssen. Aber er that das nicht und thut es auch nicht, denn diese Maßregel birgt zugleich tausend Gefahren und das schwerste Unheil in ihrem Schooße. Andererseits aber föhnte er sich eben auch mit dem Könige von Italien, mit seiner eigenen wiedererwachten Nation — Pius XI. wie Leo XIII. sind Italiener — nicht aus. Auch das begreift sich leicht, denn es ist klar, daß diese Aus-

Digitized by Google

söhnung des Italieners, der doch nicht aufgehört hat, dies zu sein, wenn ihn auch die päpstliche Krone ziert, mit seinem Volke und dessen König der Weltstellung des heiligen Stuhles leicht hätte Abbruch thun können. So wurde ein Zustand eingeführt, der vor den Augen der weiten Welt als strenger Ausfluß des non possumus-Grundsatzes, als bittere Feindschaft gegen den Berauber des heiligen Stuhles erscheint, der aber im Stillen und Einzelnen einen schicklichen modus vivendi zuläßt. Und dieser hat sich denn auch ganz von selbst durch die zwingende Gewalt der Dinge ergeben. Das ist in Wahrheit vaticanische Politik.

Zwar an allen Thoren des Vaticans stehen die Schweizer grimmig bewaffnet Wache, und beim Eingange am Petersplatze haben sie ihre starke Hauptwache. Es sind in der That Schweizer, leider sogar deutsche Schweizer, die in ihren in schwarz, gelb und roth zusammengenähten Landsknechtskleidern, mit einem modernen Helme bedeckt und mit einem Schießgewehre ausgerüstet, hier ihre schweren Pflichten in ertödtender Eintönigkeit thun. Drei Schritte vor der Hauptwache stehen ununterbrochen zwei italienische Schutzleute, sogenannte Carabinieri oder Guardie civili, um bei einer etwaigen Ungehörigkeit sofort zum Schutze der Schweizerwache und des Vaticanes selbst eingreifen zu können. Schräg gegenüber am Petersplatze ist auch in der dortigen Kaserne eine große Wache unter einem Officier eingerichtet. Rückwärts, dem Palaste gegenüber, stehen mehrere italienische Schildwachen. Bei dem geringsten Versuche zu einem gegen den Vatican sich richtenden Unfuge würde sofort eine ausreichende Macht bereit sein, um denselben im Keime zu ersticken. Aber äußerlich betrachtet sieht das Alles so aus, als ob die königliche Polizei und Kriegsmacht den Vatican und seinen Gefangenen einschließe und überwache. Doch kümmern sich diese Männer nicht im Geringsten um Die, so da kommen oder gehen, — so lange die öffentliche Ordnung ungestört bleibt. Sie gehen selbst andächtig in die Peterskirche, und an Sonntagen wimmelt es da von Officieren und Mannschaften aller Waffengattungen. Die Briefträger der königlichen Post geben ihre Sachen im Vaticane ab und forschen selbst in den Sacristeien der Peterskirche nach Empfängern, die sie noch nicht kennen. Ein ganz regelmäßiger, aber nicht auffallender Verkehr besteht zwischen dem Vaticane und der Stadt, die ihn mit Allem, was er braucht, versorgt, ihm Alles vermittelt und einem großen Theile der dort Bediensteten und Allen, welche durch Geschäfte und Obliegenheiten dahin geführt werden, Wohnung gewährt. Der Vatican ist durchaus ein Stück der Stadt Rom geblieben, und alle seine Bewohner und Angestellten bis auf Einen bewegen sich in der Stadt frei nach ihrem Belieben und ihrer Willkür. Die Cardinäle fahren von ihren Palästen zum Vatican oder sie fahren spazieren vor die Thore, um frische Luft zu schöpfen. Alte und junge Priester, einzeln und in Schaaren, Mönche aller Gattungen: schwarze und braune, weiße und blaue, graue und gemischte, schwarz- und weiße, weiß- und schwarze, schwarz- und rothe, weiß- und rothe und wie das so weiter geht, sogar rothe Nonnen wandeln und wimmeln durch die Straßen Roms, untrügliche Zeichen der Gegenwart des Pontifex maximus, lebendige Zeugen der Freiheit, die das Königreich Italien dem Oberhaupte der Kirche gewährt. Nur der Eine überschreitet nicht die Schwelle seines Gefängnisses, wenigstens nicht öffentlich und sichtbar. Was im Geheimen geschieht, das freilich weiß und erfährt man nicht. Warum aber sollte der Papst nicht ohne päpstlichen Prunk, im einfachen Wagen, schlicht und unerkannt einmal in die Campagna fahren und sich an der offenen Natur erfreuen? Niemand hindert ihn daran, Niemand hat einen Nachtheil davon und, wenn er will, braucht er es Niemanden merken zu lassen. Wer weiß, ob er nicht schon manches Mal aus seinem Fenster über die weite Stadt hinübergeschaut hat nach dem Quirinale, und ob der König im Quirinale aus seinem Fenster nicht auch hinübergeschaut hat zum Vaticane, und ob dann nicht Papst und König sich verstanden und sich zugenickt haben! Mit Hülfe guter Ferngläser könnten sie sich sogar anlächeln und sich Zeichen geben. Und wie viele stille Boten mögen vom Quirinale zum Vaticane, und vom Vaticane zum Quirinale wandern. Man versteht sich, will sich von Herzen wohl und hat stillschweigend ein ganz angenehmes Verhältniß geschaffen, aber vor der Welt, vor der katholischen Christenheit spielt man Gefangenen und Räuber. Das wird wohl auch noch eine gute Weile so fortgehen, vermuthlich sogar eine recht lange, lange Weile.

Auch im Innern des Vaticans merkt man von der Gefangenschaft nicht die geringste Spur. Die Sehenswürdigkeiten des Palastes stehen den Besuchern offen wie ehedem, die Pracht und der Glanz des päpstlichen Hofes sind unverändert dieselben geblieben, die zahlreichen Bewaffneten bekunden die fürstliche Unabhängigkeit des Gebieters, der Papst ist von der alten Unterwürfigkeit umgeben. Wenn er eine halbe Stunde in frischer Luft sich ergehen will, so wird ein Ceremoniell aufgewendet und eine Dienerzahl benöthigt, wie kein europäischer König, selbst wohl Philipp II. von Spanien nicht, dieselben je gehabt und geduldet haben. Ein ganzer langer Aufzug, wie ich ihn neulich erst mit angesehen habe, ist da erforderlich. Voran schreiten mehrere der buntgeschlitzten Schweizersöldner in schwarzem, gelbem und rothem Tuche, dann folgen einige Leute der päpstlichen Palastwache, der sonannten Guardia palatina, mit blanken rittterlichen Helmen und gewaltigen Schwertern und daran schließen sich Geistliche. Nun aber kommt der Papst. Der Papst ist ganz in weiße Seide gekleidet und sitzt in einer rothseidenen Prachtsänfte, welche von zwei ausgesucht großen und starken Männern getragen wird. Rechts und links von jedem derselben schreiten zwei Begleiter von gewöhnlicher Größe. Alle sechs sind mit seidenen Kleidern von dem nämlichen Roth wie die Sänfte und im Schnitte des siebzehnten Jahrhunderts bedeckt. Hinter der Sänfte wandeln wieder Geistliche, dann folgt die Guardia palatina und den Schluß machen wieder die schweizerischen Landsknechte. So bewegt sich der Zug aus den Gemächern des Papstes durch die Hallen am Hofe des heiligen Damasus, die langen Gänge der Galleria lapidaria und der Bibliothek in den päpstlichen Hofgarten, und überall, wo er auf seinem Wege an Wächtern, Dienern, Aufsehern oder sonst Jemandem vorbeikommt, fällt Alles in tiefster Verehrung auf die Knie, während der Papst mit freundlichem Lächeln die rechte Hand segnend erhebt. Es gehört schon ein gutes Theil Schwärmerei dazu, um in diesem segnenden und von mehr als königlichem Prunke umgebenen Papste jenen Gefangenen des Vaticans zu erblicken, von dessen Strohlager, zur Rührung der Gläubigen, schon einzelne Halme theuer ausgeboten wurden.

Indessen, man mag die Politik, welche der Vatican dem Königreiche Italien gegenüber seit dem 20. September 1870 innegehalten hat, noch so sehr verstehen und begreifen: zugeben muß man unbedingt, daß die Entwicklung der Stadt Rom sich durch diese Politik nicht hat hemmen oder beeinflussen lassen, und daß sie täglich über dieselbe zu ihrer Tagesordnung übergeht. Zugestehen aber muß man auch, daß das Papstthum seit den langen Jahrhunderten mit Rom auf's Engste verwachsen worden ist und daß die ganze Bevölkerung Rom's, mit Ausnahme der Nichtkatholiken und einiger Freidenker, das Oberhaupt der Kirche unbedingt und innigst verehrt. Aber diese selbe Bevölkerung fühlt sich ebenso unbedingt und innig als einen Theil des italienischen Volkes, und sie jauchzt jubelnd dem lebenden Könige zu oder wallet auch dankbar und gerührt zum Grabe des todten Königs im Phantheon des Marcus Agrippa. Im Herzen der Römer ist der Ausgleich zwischen Papstthum und Königthum vollzogen, aber noch ist die Formel nicht gefunden, in welcher die beiden großen geschichtlichen Gewalten selbst, ohne sich etwas zu vergeben, sich aussöhnen könnten. Und schwer wird es sein, vielleicht unmöglich, diese Formel zu finden. Aber am Ende geht es auch ohne Formel ganz gut so weiter wie bisher. Ein guter modus vivendi ist eine unbezahlbare Erfindung.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Sammt und Seide".

Lustspiel in 4 Acten von Oskar Blumenthal.

Dieses neueste Stück Blumenthal's, welches übrigens seiner Abfassung nach älter sein soll, als selbst der „Probepfeil", war bestimmt, eine neue Directions-Aera des Wallnertheaters mit einem großen Erfolge einzuleiten. Die Erwartung, mit der man demselben entgegensah, war infolge dessen äußerst hoch gespannt, schlug aber, vielleicht gerade weil die Zuschauer „mit hohen Augenbraunen" dasaßen und „gern erstaunen" wollten, in eine vollständige Enttäuschung um. Der Verfasser, der sich von jeher als scharfer Satiriker erwiesen hat, der auch in den drei Stücken, welche von ihm auf dem Repertoir des „Deutschen Theaters" stehen, diese schriftstellerische Eigenschaft, dort aber nur an einzelnen Figuren, bewährt hat, verwechselte diesmal die Formen des Lustspiels durchaus mit denen einer dramatischen Parodie unserer gesellschaftlichen Zustände. „Die Komödie will durch Lachen bessern; aber nicht eben durch Verlachen", sagt Lessing in dem 29. Stück der Dramaturgie. Nun, des Lachens vergißt man bei dem Anhören dieser peinlichen, fast groben Geißelung eines gesellschaftlichen Unfugs vollständig, und das Verlachen widersteht selbst Dem, der es ausüben soll, wenn es, wie in diesem Falle, vier lange Acte hindurch fortgesetzt wird.

Die Hauptfiguren in „Sammt und Seide" entbehren durchgängig der Liebenswürdigkeit, welche uns, wenn es ein wirkliches Lustspiel wäre, über ihre charakterlosen Handlungen und Eigenschaften hinwegtäuschen müßte. Wir würden im wirklichen Leben mit Menschen, wie sie uns Blumenthal diesmal vorführt, zu verkehren uns wohl scheuen, schon aus Furcht, von ihnen compromittirt zu werden. Denn ihre gesellschaftlichen Begriffe sind von einer Dehnbarkeit, welche gegebenen Falls selbst eine Berührung mit dem Strafgesetze nicht ausschließen würde. Dabei entwickeln sie dieselben mit so vollem Bewußtsein ihrer Verwerflichkeit, daß von dem „harmlosen Betruge" des Lustspiels kaum noch die Rede sein kann.

Gleich der Eingang ist in dieser Hinsicht höchst bemerkenswerth. Ein junger Rechtsanwalt memorirt eine rührende Vertheidigungsrede, welche er für einen Bankerotteur, von dessen betrügerischem Vorgehen er vollkommen überzeugt ist, zu halten gedenkt. Er gewinnt durch diese Rede auch wirklich später den Proceß für seinen schurkischen Clienten und erzählt seiner Frau und einem Freunde dann frohlockend, mit welchen Lügen er die Geschworenen übertölpelt habe. Wir fragen verwundert: wozu das? Auf den Gang des Stückes hat es durchaus keinen Einfluß, ob jener Client ein Betrüger oder ein Ehrenmann war. Der Rechtsanwalt erhält allerdings von dem Freigesprochenen ein geringeres Honorar, als er erwartet hatte und kann deshalb seiner Frau eine verheißene Robe nicht kaufen, das würde aber doch höchstens involviren, daß Jener ein Geizhals ist, nicht ein Schurke. Und doch belastet Blumenthal ohne jede innere Nothwendigkeit den jungen Juristen, eine der Hauptfiguren des Stückes, mit dem Makel einer Geschäftspraxis, deren sich jeder ehrenwerthe Advocat schämt. Bei solcher Gesinnung hat die Komik ihr Ende gefunden, und wer über sie noch lachen kann, muß überhaupt schon jeden Betrug für ein Lustspiel halten.

Wunderbar ist es nun, daß dieser junge Rechtsanwalt, der hinsichtlich seiner Praxis eine so laxe Anschauungsweise entwickelt, über die Börsengeschäfte kurz darauf das moralisch strengste Urtheil fällt. Seine Frau, deren einziger Wunsch das neue Kleid ist, redet ihm zu, zur Aufbesserung seiner noch mangelhaften Vermögensverhältnisse doch an der Börse zu spielen. Sie wurde von ihrer Freundin, der in allen heutigen Lustspielen unvermeidlichen, immer ungeheuer reichen Banquiersgattin, auf diese schöne Art, Geld zu gewinnen, aufmerksam gemacht. Der ehrenwerthe Rechtsanwalt ist entrüstet: ich bin Rechts! anwalt, so ruft er aus, nicht Börsenjobber! Welcher wunderbare Stolz- Aber derselbe hält nicht lange vor. Um seine Frau auch von der Gefährlichkeit des Börsenspiels, über dessen Unmoralität er sich schon so entrüstet stellte, zu überzeugen, beschließt er, eine mäßige Summe auf die Schaukelwage der steigenden und fallenden Course zu legen; natürlich bittet er den befreundeten Banquier, es so einzurichten, daß er das Geld verliert; exempli causa. Seine Frau, in ihrer Sehnsucht nach Sammt und Seide, beschließt zu derselben Zeit, ebenfalls zu spielen. Sie bittet freilich denselben Banquier, ihr Geld so anzulegen, daß sie sicher gewinnt.

In diesem Doppelspiele, von beiden Theilen heimlich betrieben, liegt die einzige Idee, welche das lose gefügte Stück noch einigermaßen zusammenhält. Sie wird, wie der Zuschauer von vorneherein leicht erräth, so durchgeführt, daß der widerwillige Börsianer, der Rechtsanwalt, eine große Summe gewinnt, während seine Frau in drückende Schulden geräth. Um die letzteren zu tilgen, greift sie zu einem wunderlichen Ersparungssysteme, welches sogar kleine Diebstähle und Betrügereien nicht ausschließt. Wiederum hat hier Blumenthal die Grenze des komisch Erlaubten überschritten. So graciös er auch die kleine Diebin darstellt, so peinlich berührt doch ihr Verhalten. Es gibt eben gewisse Vergehen, die auch durch die liebenswürdigsten Motive nicht entschuldigt werden können; das Strafgesetzbuch nennt sie: gemeine Verbrechen. Diese in den Bereich der Komik zu ziehen, ist ein Wagniß, welches selbst die Leichtherzigkeit unserer modernen Aesthetik nicht ungestraft unternehmen kann.

Hiermit würde eigentlich der Bericht über den Inhalt des Stückes erledigt sein, denn was sich sonst noch in den vier Acten ereignet, ist lediglich Füllung. Jedoch nimmt die letztere einen so breiten Platz ein und beeinflußt so sehr den ganzen Habitus des Stückes, daß wir sie ausführlich berücksichtigen müssen. Es handelt sich darum, das Kleid, für welches die Frau des Rechtsanwalts beinahe ihre Ehr' und Seligkeit opfert, nun auch wirklich zu kaufen. Zu diesem Zwecke wird schon im ersten Acte der berühmteste Damenschneider der Residenz, Herr Alphons Timm, auf ziemlich ungeschickte Weise in das Zimmer der Dame hereinbugsirt, und der ganze zweite Act darauf verwendet, uns in die Geheimnisse eines Mode-Magazins einzuweihen. Manches an der Figur dieses Alphons Timm ist wohl gelungen, im Ganzen sind aber auch er und das Reich, in dem er herrscht, in der scharfen Manier gezeichnet, die vielleicht wahr und realistisch, aber nicht mehr komisch ist.

Ein Schneider, welcher seinen Beruf als Kunst auffaßt, welcher die Schöpfungen seiner Nadel mit Symphonien und lyrischen Gedichten vergleicht, der es versteht, eine groteske Reclame für sein Geschäft zu veranstalten und durchdrungen ist von dem Gefühl seiner Wichtigkeit für das europäische Staatsleben, ist in der That eine Gestalt für ein Lustspiel; sobald aber dieser Schneider anfängt, vor unseren Augen die unlautersten Geschäftskniffe zu entwickeln, sobald er Berliner Ramschfabrikat für echte Lyoner Seide verkauft und dabei sich noch todtlachen möchte über die Dummheit seiner Kunden, sobald er sich zum Helfershelfer einiger galanter Damen macht, die ihre Liebhaber auf die unsauberste Weise betrügen, hört dieser Geselle auf, unsere Heiterkeit zu erregen. Ein Gauner ist doch nicht an und für sich eine komische Figur, und die dunkle Geschäftspraxis mancher Confectionäre ist noch kein Lustspielmotiv. Wir fragen uns hier kopfschüttelnd, was wohl eigentlich Blumenthal gewollt hat? Im wirklichen Leben wird er sich gewiß selbst mit Verachtung von dem Sumpf wegwenden, in dem er seine Figuren auf der Bühne knietief herumwaten läßt; warum versucht er also noch, ihm eine komische Seite abzugewinnen? Für eine scharfe Satire, die er wohl zu schreiben im Sinne hatte, ist die Komödie nicht die rechte Form, und für die Komödie wieder ist das Treiben dieser dunklen Ehrenmänner nicht der rechte Stoff.

Daß Blumenthal in der That mehr eine Satire als ein Lustspiel im Sinne gehabt hat, erkennt man deutlich an einer nur episodisch auftretenden Figur, welche rein satirisch gehalten ist: es ist ein Schulmädchen, welches in das Modemagazin hereinkommt, um dem berühmten Schneider Vorwürfe über ein verfehltes Kleid zu machen. Sie habe mit diesem Kleide in der Schule in der Ecke stehen müssen, und es seien doch nicht einmal Plissés daran; sie habe sich deshalb so geschämt.

Digitized by Google

Dann macht das Dämchen noch einige recht altkluge, aber nicht unnatürliche Bemerkungen über ihre Eltern und schwebt mit den Allüren, welche sie den großen Damen abgelauscht, wieder ab. Diese Figur ist in der That gut gelungen, weil sie von vorneherein nicht komisch wirken will, und der Zuschauer durch sie also nicht in das Dilemma versetzt wird, in welches ihn die anderen Gestalten bringen, bei denen er nie weiß, ob er lachen oder empört sein soll.

Es würde sich nicht verlohnen, auf diese Carricatur eines Lustspieles, die Blumenthal in „Sammt und Seide" geliefert hat, so umständlich einzugehen, wenn sich nicht doch in der Ausführung der Einzelheiten in einigen Punkten der gute Zeichner verriethe. Manche Anmerkungen, manche vortreffliche Epigramme und auch zuweilen eine gutgefügte Situation lassen das Stück nicht eigentlich als flach erscheinen. Es ist eben mißrathen aus Gründen, die der Verfasser wohl am besten selbst anerkennen wird.

Die Aufführung durch das Personal des Wallnertheaters hat durchaus nicht, wie manche Freunde des Verfassers behaupteten, den Mißerfolg des Stückes verursacht. Die Darsteller machten aus den Rollen, was sich überhaupt erreichen ließ, und waren lobenswerther in ihren Leistungen, als der Verfasser in den seinigen. Ob das Stück nicht trotz des ersten Mißerfolges seinen Gang über die Bühnen Deutschlands nehmen wird, bleibt immerhin zweifelhaft, und der Verfasser kann an ihm vielleicht die Wahrheit einer Bemerkung erproben, die er vor zehn Jahren, als er noch Journalist war, gelegentlich machte. Er sagte damals in einer von ihm redigirten Monatsschrift: „Der Director des Drurylanetheaters in London hat kürzlich den Nachweis geführt, daß in England die schlechtesten Stücke die besten Einnahmen ergeben. Es ist uns ein Land bekannt, wo ganz ähnliche Zustände herrschen. Wem noch? . . . ."

B.

Notizen.

Mit den Waffen. Roman von Friedrich Friedrich. (3 Bde., Leipzig, Friedrich.) Der unermüdlich thätige, einen Dreibänder nach dem andern auf den Büchermarkt liefernde Verfasser, einer der Nestoren unserer Romanliteratur, hat in dem neu vorliegenden Werke das actuelle Thema des Duell-Wesens oder vielmehr Unwesens behandelt. Zu einem befriedigenden Resultat kommt er freilich nicht und kann er nicht kommen. Denn wenn der Referendar Rüling z. B. ein ihm wegen einer Vertheidigungsrede angetragenes Duell ausschlägt und dann seine Carrière aufgibt, um, wie sein reicher Vater, Zeitungsredacteur zu werden, so ist das eben keine Lösung, und ein Anderer in gleicher Lage hätte diese Zuflucht nicht. Ueberdies wird es auch nicht jedem Duellverweigerer vergönnt sein, seinen persönlichen Muth gleich durch eine kühne Lebensrettung, welche sein Gegner für unmöglich erklärt und deren Wagniß er verweigert, vor aller Welt zu erweisen. Und wie, wenn dieser Gegner — wie er ja droht und wie es ihm durchaus ähnlich sähe — jenen Verweigerer öffentlich ohrfeigt? Wird auch dann derselbe bei seiner Weigerung beharren? Diesem Dilemma ist Friedrich aus dem Wege gegangen; die praktische Lösung dieser heiklen Frage ist ihm also nicht gelungen und konnte ihm nicht wohl gelingen. Ebenso bedenklich erscheint es uns, daß Friedrich, wenn er in den beiden Brüdern Rüling die Gegensätze militärischer und bürgerlicher Ueberzeugungen zu leider nur allzu wahrer Anschauung bringt, dem Vertreter der letzteren durch den großen Reichthum, den er ihm beilegt, ein Uebergewicht verleiht, das der von demselben verfochtenen Sache, — die doch sichtlich auch die des Verfassers selber ist, — nur Schaden bringen kann. Wie die Dinge nun einmal liegen, sind die Conflicte, in welche sich reiche Leute durch starres Festhalten an ihren Ueberzeugungen bringen, viel leichter zu lösen, als die ihrer unbegüterten Gesinnungsgenossen. Dagegen muß man dem Verfasser zugestehen, daß er einzelne recht lebenswahre Gestalten erfunden hat, daß er Situationen des wirklichen Lebens schildert und mit ruhigem Ernst seine Grundidee zur Verkörperung bringt. Nur schade, daß Friedrich als Erzähler über eine gewisse, trockene Nüchternheit nie herauskommt, daß seine Dialoge immer etwas Abgehacktes an sich tragen, daß er sich nie zu Schwung und Wärme der Schilderung erhebt, sondern allein Daten an Daten reiht, als ob er ein Protokoll zu führen hätte. Möglich, daß seine Bücher gefallen; aber auf den uneingeschränkten Beifall der gebildeten Minderheit muß er dann freilich Verzicht leisten.

T—n.

Die Armen. Kleine Romane von Heinrich Teweles. (Leipzig, Reißner.) Kleine Romane giebt es bekanntlich gar nicht. Aber auf das Aushängeschild kommt es ja im Grunde nicht an, und was der Verfasser „kleine Romane" nennt, das sind lose Skizzen und Genrebilder höchstens Romanstoffe aus dem großstädtischen Leben. Dieselben sind mit entschieden ausgesprochenem realistischen Talent geschrieben und keineswegs ohne packende Einzelheiten, ja, sie legen von der scharfen Beobachtung des Autors und von seinem technischen Können ebenso beredtes Zeugniß ab, als sie durch die Einfachheit der Darstellung, die stellenweise beherzte Keckheit der Schilderung und die klare anschauliche Sprache für sich gewinnen. Nur schade, daß die Tendenz etwas aufdringlich in ihnen hervortritt und daß die Erfindungsgabe des Autors scheinbar nur mäßig ist. Die Herren Realisten meinen immer nach Zola's Vorbild, daß sie nichts Spannendes zu erzählen brauchen und gehen allem Ungewöhnlichen systematisch aus dem Wege. Der „Roman des Hausmeisters", der voll hübscher, lebenswahrer Genrebilder ist, ist leider ganz ohne Schluß und daher äußerst unbefriedigend; „Ilona Eßlaky" ist eine scharf durchgeführte Skizze; „Café Steinwender" fesselnd, aber nicht ohne Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten. Alles in Allem kein hervorragendes Buch, aber eines, das den Verfasser als einen hoffnungsvollen Anfänger hinstellt, von dem wir ohne Zweifel noch Gutes zu erwarten haben.

T—n.

Justus Perthes in Gotha 1785—1885. Die Firma Justus Perthes in Gotha feierte im September vorigen Jahres ihre hundertjährige Jubelfeier. Zu derselben ist eine Geschichte dieses weltberühmten Verlags von dem jetzigen Chef desselben „nach gedrucktem und ungedrucktem Material" zusammengestellt und den Mitarbeitern gewidmet worden. Es ist auch für den Fernerstehenden ein angenehmes Gefühl, diese Aufzeichnungen zu durchblättern, denn sie führen uns durch ein Jahrhundert voll emsiger, redlicher Arbeit, der das Gelingen nicht fehlte, durch ein weites wissenschaftliches Gebiet, auf dem uns überall Blühen und Gedeihen in reichem Maaße entgegenquillt. Die geographischen epochemachenden Werke, die Atlanten und Kartensammlungen, denen die Namen ihrer Bearbeiter Karl von Spruner, Heinrich Berghaus, Adolf Stieler, Emil von Sydow, August Petermann für Jahrhunderte hinaus Bedeutung geben, sehen wir aus kleinen Anfängen entstehen und sich zu ihrer späteren Vortrefflichkeit emporringen. Und auch den unermüdlichen, auf alle einschlägigen Fragen Antwort gebenden Rathgeber, den „Gothaischen Hofkalender", dürfen wir in seinem Werden und Wachsen beobachten. Aus den trefflich ausgestatteten, ziemlich umfangreichen Aufzeichnungen wehen der Geist der Pietät und der Dankbarkeit gegen die treuen Mitarbeiter und die freudige Hoffnung heraus, daß auch in dem zweiten Jahrhundert ihres Bestehens diese Anstalt in der alten Weise weiterblühen werde. Wir bringen ihr hierzu von ganzem Herzen unsern Glückwunsch.

Berichtigung: Im „Wiener Brief" von Nr. 5 ist zu lesen: 2. Sp. 11. Z. v. u. Max statt Man; 3. Sp. 14. Z. v. u. Segen statt Rahmen; 3. Sp. 4. Z. v. u. Zeile statt Zeilen; 3. Sp. 2. Z. v. u. seinem statt seinen.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **W. Spemann** in Berlin und Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,

herausgegeben von Professor **Jos. Kürschner.** Bd. 84, Abth. 1. **Goethes Werke III. 1** (Gedichte). Herausgegeben von Prof. Dr. **Heinrich Düntzer.**

8° VIII u. 312 S., brosch. 2,50 M., geb. 3,50 M.

Soeben erschien in allen Buchhandlgn. vorräthig:

Hillebrand, Karl, Zeiten, Völker u. Menschen.

Neue Ausgabe. Eingeleitet von H. Homberger. I: Frankreich u. die Franzosen. 3 Aufl. — IV: Profile. — V: Aus dem Zeitalter der Revolution. — VI: Zeitgenossen und Zeitgenössisches. 8°. Jeder Bd. geh. M. 6,00, geb. M. 7,00.

Karpeles, G., Geschichte der jüdischen Literatur. 2 Bde. (74 Bogen gr. 8°, geh. M. 18,50, geb. M. 21,00.

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Prachtwerke, Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

---

6 mal prämiirt mit ersten Preisen.

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente. **Stumme Violine** z. Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blasinstrumente. Schulen z. allen Instr. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate** u. v. A. Ausf. Preis-Courante werden gratis fco. zugesandt.

Gebrüder Wolff,
Instrumenten-Fabrik,
Kreuznach.

Verlag von Otto Meissner in Hamburg.

Radenhausens Werke
in wohlfeilen Ausgaben.

ISIS

Der Mensch und die Welt.
Dritte Ausgabe. 4 Bände. 6 Mark.

OSIRIS

Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Zweite Ausgabe. 3 Bände. 6 Mark.

In der ISIS hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Hauptzügen zur Darstellung zu bringen. Im OSIRIS versucht er die Weltgesetze, Entstehen und Vergehen der Welten festzustellen und begründet dieselben durch den Entwickelungsgang des Erdenlebens.

Christenthum ist Heidenthum
nicht Jesu Lehre.
Zweite Ausgabe. 1 Mk. 50 Pf.

Die echte Bibel und die falsche.
10½ Bogen 1 Mk. 50 Pf.

Soeben erschien:

Pasilingua! **Eine Gemein- oder Weltsprache.**

Elementargrammatik mit Übungsstücken
von **P. STEINER.**
Preis Mark 1,50.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.
Heuser's Verlag (Louis Heuser) in Neuwied a/Rh. und Berlin C., Spittelmarkt 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Sensationelle politische Neuigkeit!

Berlin und Wien
in den Jahren 1845—1852.
Politische Privatbriefe
des damaligen k. sächs. Legationssekretärs
Karl Friedrich Grafen Vitzthum von Eckstädt.
Mit einem Vorwort von Dr. Karl Müller.
gr. 8°. XXIII und 338 Seiten.
Eleg. brosch. M. 5. — Eleg. gebunden M 6.—.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena. Zu haben in jeder Buchhandlung.

Die Tlinkit-Indianer.
Ergebnisse einer Reise
nach der **Nordwestküste** von **Amerika** und der **Beringstraße,**
ausgeführt im Auftrage der **Bremer Geographischen Gesellschaft** in den Jahren 1881—1882 durch die Doctoren Arthur und Aurel Krause
geschildert von
Dr. Aurel Krause.

Ein starker Band gr. 8° mit zahlreichen Illustrat. u. einer Karte 11 Mk., eleg. geb. 13 Mk.

Die Reisenden haben längere Zeit unter einem von der Civilisation noch wenig oder gar nicht berührten Stamme des hochinteressanten Tlinkit-Volkes gelebt, die merkwürdigen Sitten und Gebräuche derselben kennen gelernt und ihre mündlichen Ueberlieferungen gesammelt.

Indien.
Von **Paul Mantegazza,**
Mitglied des Senats, Professor an der Universität Florenz.
Autorisirte Ausgabe. Aus dem Italienischen von **H. Meister.**
Ein starker Band gr. 8°. In eleg. Ausstattung 8 Mk., eleg. geb. 10 Mk.

Der große italienische Gelehrte, der sich einen wohlverdienten Weltruf und insbesondere in Deutschland durch seine Physiologie der Liebe (in gleichem Verlage, 2. Aufl. 1884) zahlreiche Freunde erworben hat, schildert uns in seinem neuesten Buche Indien, auf das gerade jetzt Aller Blicke gerichtet sind. Ein hervorragender deutscher Kritiker sagt: „Dieses Buch über Indien ist ein Meisterwerk feiner Beobachtung und prächtiger Schilderung."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Allen gebildeten Familien wird zum Abonnement empfohlen:

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.
59. Jahrgang. 1886.

Wöchentlich 1 Nummer à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.—

Das Ausland eröffnet mit der soeben erschienenen Nummer 1 seinen 59. Jahrgang. Es genügt ein Blick auf den Text dieser Nummer, um in derselben eine der gediegensten geographischen Zeitschriften repräsentirt zu sehen. Daß das „Ausland" auch in Zukunft hinter den früheren Jahrgängen an Gediegenheit des Inhaltes nicht zurückstehen wird, lehrt das in diesen Tagen ausgegebene Inhalts- und Mitarbeiterverzeichniß für den 58. Jahrgang, welches vielmehr erkennen läßt, daß das „Ausland" durch seine Fülle von Originalmittheilungen, Auszügen und Notizen eine der reichsten Quellen für geographische und besonders auch völkerkundliche Belehrung geblieben ist.

Verlag von Theodor Fischer in Cassel.

Soeben erschien:

Lebens-Erinnerungen
von *Dr. Friedrich Oetker.*
Band III.
Aus dem Nachlasse herausgegeben von
Dr. Friedrich Oetker, a. o. Professor der Rechte zu Bonn.
41 Bogen. Broch. M. 10, geb. M. 12.—
Durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 13. Februar 1886. Band XXIX.

MAR 3 1886

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Polnische Forderungen in deutscher Beleuchtung. Von Posn. Germanus. — **Literatur und Kunst:** Schliemann's „Tiryns". Von Karl von Thaler. — Enthüllungen eines Bonapartisten. Besprochen von F. Lotheißen. — Deutsche Redacteure. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte. Von Hieronymus Lorm. (Schluß.) — **Feuilleton:** Talagajew. Von Iwan Turgenjew. — **Aus der Hauptstadt:** „Treu dem Herrn"; „Die Lorelei". Von B. — „Der Zigeunerbaron"; Concerte von H. E. — Inserate.

Polnische Forderungen in deutscher Beleuchtung.

Noch ehe die polnische Fraction des Reichstages dazu gekommen ist, die Forderungen, mit denen sie zu Beginn der Sitzungsperiode gedroht hat, in der Form eines Antrages dem Reichstage vorzulegen, hat die preußische Regierung Maßregeln angekündigt zur Germanisirung oder, wie man wohl vom Standpunkte der Regierung mit mehr Recht sagen wird, zur Verhinderung der Polonisirung unserer östlichen Provinzen.

Wir halten die Anschauung der Regierung, als bereite sich in den östlichen Provinzen eine Polonisirung vor, die von Tag zu Tag erstarke, für nicht ganz zutreffend. Man kann höchstens zugeben, daß das Deutschthum in den letzten Jahren nicht dieselben Fortschritte gemacht habe, wie in vergangenen Jahrzehnten, und daß demnach die völlige Germanisirung der Ostprovinzen und ihre Gleichstellung in nationaler und intellectueller Beziehung später eintreten werde, als dies nach den Wünschen aller Gutgesinnten geschehen müßte.

Den Hauptgrund dieses Verhältnisses der Bestrebungen der Deutschgesinnten zu der steten Gegenwirkung derjenigen Einwohner der östlichen Provinzen, welche ihre polnische Nationalität aufrecht erhalten wollen, suchen wir nicht in dem Anwachsen des Polenthums, sondern in der Schwäche des Deutschthums.

Das Polenthum ist in keiner Beziehung stärker geworden. Sein Grundbesitz nimmt täglich ab, und somit schwächen sich auch die Mittel der Agitation. Die Bildung des polnischen Elements wächst in sehr geringem Grade, keineswegs in dem Verhältniß, in dem die Bildung im Allgemeinen und ganz besonders die Bildung des deutschen Elements in den Ostprovinzen zunimmt. Die unterste Schicht der polnischen Bevölkerung hat kaum je ein Gefühl der nationalen Zugehörigkeit besessen. Wenn es im letzten Jahrzehnt in dieser Beziehung anders, im Sinn des Polenthums besser, geworden ist, so liegt die Ursache wohl lediglich in den Verhältnissen, die der sogenannte Culturkampf geschaffen hat.

Von je waren in Polen Nationalität und enger Anschluß an den Katholicismus identisch. Der Kampf, den die deutsche Regierung gegen den schädlichen Einfluß der Kirche aufnahm, gab den Führern der polnischen Bewegung diese mächtigste Waffe von Neuem in die Hand. Vaterland und Religion wurden verquickt, und der polnische Bauer, dem der Begriff des Vaterlandes nur eine unklare Vorstellung war, sah in Demjenigen, der ihm die Darreichung der Sterbesacramente verweigerte, seinen größten Feind. Was in vergangenen Jahrhunderten Polens Verderben gewesen, eben jene Verquickung vaterländischer und kirchlicher Interessen, wurde in diesem Falle ein mächtiger Hebel der patriotischen Bewegung.

Das deutsche Element dagegen findet keine Stärkung, kaum noch numerischen Zuwachs. Die Bevölkerung der Ostprovinzen oder — um uns auf das geographische Gebiet zu beschränken, das den Mittelpunkt der polnischen Agitation bildet — der Provinz Posen hat (die feineren Unterschiede bei Seite gelassen) drei Gesellschaftsschichten, die bei der Gestaltung der Verhältnisse in Betracht kommen: das Polenthum, das Deutschthum und das in Bezug auf Zahl wie auf Besitz wichtige Element des jüdischen Kaufmannsstandes.

Der polnische Bauer erkennt denjenigen Staat als seinen Freund an, der ihm einen gewissen Grad von Wohlhabenheit und Lebensgenuß gewährt, und er ist in diesen seinen Forderungen äußerst bescheiden. Ein eigentliches Bürgerthum gibt es unter den polnischen Bewohnern der Provinz nicht. Zu dem Kaufmannsstande stellen die Polen einen so geringen Procentsatz, daß von einer Bedeutung desselben nicht gesprochen werden kann. Den Hauptbestandtheil des polnischen Elementes bildet noch immer der Adel; er ist der Träger der Intelligenz, er ist der Schöpfer derjenigen Institute, welche der polnischen Sprache und somit der Erhaltung der Nationalität dienen sollen: des Theaters in Posen, des Museums in derselben Stadt, des Vereins der Freunde der Wissenschaften, der Banken und Handelsgesellschaften.

Das deutsche Element, welches dieser Thätigkeit des polnischen Adels gegenüber einige Bedeutung gewinnen könnte, ist nicht seßhaft genug, um dauernd Werthvolles zu leisten. Auch die Deutschen stellen einen zu geringen Procentsatz zu dem intelligenten Kaufmannsstande; die hauptsächlichsten Vertreter des reinen Deutschthums sind die Beamten und ein Theil der besseren Handwerker. Der Beamte aber, der in die Provinz Posen versetzt wird, betrachtet seinen Aufenthalt nur als einen vorübergehenden; sein Wunsch ist nicht die Beförderung in einen höheren Posten an seinem bisherigen Wohnort, sondern eine Versetzung in eine bessere Provinz, denn Posen betrachtet er als die schlechteste. Das Gesagte gilt in demselben Grade vom Militär- wie Civilbeamten.

Was an höher gebildeten Lehrern, Archivbeamten u. s. w. u. s. w. in der Hauptstadt und in der Provinz vertreten ist, hat keinen einigenden Mittelpunkt. Die Versuche der jüngsten Zeit, wie die Begründung einer historischen Gesellschaft und die Herausgabe einer Zeitschrift für die Geschichte des Landes Posen sind zu winzig, als daß sie für eine wirksame Germanisirung in Betracht kämen. Denn die Führer der deutschen Wissenschaft — um diesen stolzen Namen von Männern zu gebrauchen, die sich doch immer in der Abhängigkeit von den großen Bildungscentren unseres Vaterlandes befinden

Digitized by Google

werden — gehören eben auch zu der Klasse von Beamten, die sich fortsehnt und somit nicht dasjenige Interesse an der Entwickelung des engeren Vaterlandes in einer ganz bestimmten Richtung hat, wie sie nur die Zugehörigkeit zu einem geliebten Gemeinwesen eingibt.

Der Kaufmannsstand recrutirt sich fast ausschließlich aus dem in der Provinz Posen zahlreich vertretenen jüdischen Elemente. Innerhalb dieser Schicht sind die mannichfachsten Abstufungen vertreten, von dem Großkaufmann mit vielseitiger, weitausschauender allgemeiner Bildung bis herab zu dem gänzlich bildungslosen Händler. Eigenthümlich, wenn auch nicht auffällig, ist die Erscheinung, daß, je höher die Bildung des jüdischen Kaufmanns, desto geringer seine Kenntniß des Polnischen wird; ein Beweis dafür, daß das Bestreben dieser Gesellschaftsschicht dahin geht, sich dem gebildeteren deutschen Elemente anzuschließen, und daß diesem Streben um so leichter Folge gegeben werden kann, je geringer die Abhängigkeit von dem Publicum wird. Der arme Händler, der sein bischen Waare mit geringem Verdienst losschlagen will, ist genöthigt, die Sprache seines Käufers zu sprechen; der Großkaufmann nöthigt seinen Käufer zum Gebrauch derjenigen Sprache, die er als seine Muttersprache betrachtet; und der ganze jüdische Kaufmannsstand der Provinz hält die deutsche Sprache für seine Muttersprache. Aber wie groß ist die Kraft der Germanisirung bei den Vertretern dieses Stammes? Nur den wenigen hochgebildeten Kaufleuten kann überhaupt eine solche zugestanden werden, nur diese halten mit vollem Bewußtsein die Zugehörigkeit zum deutschen Reiche hoch und stehen in einem eigentlichen Kampfe mit dem Polenthum.

Die große Masse der jüdischen Kaufleute hält zwar unbedingt zu dem Deutschthum, wie jede Wahl und die Richtung, die den Kindern gegeben wird, beweist, aber sie besitzt weder ein klares Bewußtsein der Ziele, noch eine sichere Kenntniß der Mittel der Germanisirung.

Bei einer solchen Lage der Verhältnisse ist für eine active Germanisirung, um es so auszudrücken, wenig gethan. In der ersten Zeit nach der Einverleibung der östlichen Provinzen war schon durch den Zuzug deutschen Elements, das hier Brot suchte, eine Schwächung des Polenthums gegeben; allmählich mußte ein Stillstand eintreten, und man kann von dieser Grenze ab weniger von einer Zunahme und Stärkung des deutschen Elements, als von einer stetigen Schwächung des polnischen sprechen. Wenn es den Vertretern der Regierung heute so erscheint, als ständen die Verhältnisse noch ungünstiger, d. h. als wäre nicht nur ein Stillstand des Germanisirungswerkes wahrzunehmen, sondern sogar ein Zuwachs der Polonisirung, so liegt, meinen wir, die erste Ursache dieser Beobachtung an den Folgen des Culturkampfes.

Forderungen, wie die Begründung einer Universität und eines Lehrstuhls für die polnische Sprache und Literatur an der äußersten Grenze der Ostprovinzen (in Königsberg), beweisen durchaus nicht, daß das Polenthum sich kräftiger fühlt als je. Nie standen die Ansprüche der polnischen Führer im Verhältniß zu ihrer Kraft, nie waren sie das wohlberechnete Ergebniß der Parteiverhältnisse. Solche Schlüsse wären durchaus unberechtigt. Die polnischen Führer stellen solche Forderungen immer wieder, lediglich um irgend einen festen Punkt zu gewinnen, um den sich alle anderen nicht in Formeln zu fassenden Bestrebungen kristallisiren könnten.

Aber die von den Polen angeregten Fragen ließen sich auch von einer ganz anderen Seite betrachten. Die Frage der Begründung eines Lehrstuhls für polnische Sprache und Literatur an der Universität zu Königsberg kann gerade vom deutschen Standpunkt erörtert werden.

In jedem Kampfe ist es wichtig, die Kraft des Gegners zu kennen; wichtiger, größer noch wird dies Bedürfniß, wenn der Gegner nicht blos Wand an Wand mit uns, sondern in denselben vier Wänden wohnt. Die deutsche Bewohnerschaft der Provinz Posen kennt weder die Geschichte der politischen, noch geistigen Entwickelung in Polen. Man steht also einem Gegner gegenüber, dessen Charakter, dessen Sprache, dessen Geschichte man gar nicht kennt. Dieser Theil der Bevölkerung der preußischen Provinzen, also das deutsche Element des östlichen Preußens, bedarf unbedingt dieser Kenntnisse; es müßte ihm die Möglichkeit gegeben werden, sich mit der Geschichte, der Literatur und der Sprache Polens vertraut zu machen.

Ob dieser Lehrstuhl für ein Specialfach in Königsberg zu errichten sei, wie die Polen wünschen? Wir würden uns für Berlin entscheiden. Die Residenz ist den polnischen Einflüssen mehr entrückt als irgend eine andere Stadt des deutschen Reiches. Sie ist der Erhaltung deutsch-nationalen Geistes günstiger, als die beiden oder, wenn man will, als die drei Städte, die zu berücksichtigen wären: Königsberg, Posen oder Breslau. Die Universität Berlin, die in wissenschaftlicher Beziehung die vielseitigste nicht blos der deutschen, sondern der europäischen Universitäten überhaupt ist, würde durch diesen neuen Lehrstuhl eine den Bedürfnissen des Staates entsprechende Erweiterung erfahren. Dieser Lehrstuhl müßte aber die praktischen Erfordernisse ganz besonders berücksichtigen. Der Vertreter dieses Lehrstuhls dürfte nicht einseitig Philologe, Historiker oder Literaturgeschichtsforscher sein; er müßte vielmehr die Geschichte, das Schriftthum und die Sprache Polens in gleich hohem Grade beherrschen. —

Beide Fragen — die der Begründung eines Lehrstuhls für die polnische Wissenschaft, wie die einer Universität zu Posen, stehen im engsten Zusammenhange. Der Lehrstuhl für die polnische Sprache soll denjenigen Deutschen, welche um ihres Amtes willen oder aus irgend einer anderen Rücksicht den Wunsch haben, sich mit den polnischen Verhältnissen vertraut zu machen und sich die Kenntniß der polnischen Sprache anzueignen, die Gelegenheit dazu bieten. Er soll sozusagen Kämpfer für die deutsche Sache vorbereiten. Eine Universität in Posen wäre der neu gewonnene Mittelpunkt für alle an dem Kampfe theilnehmenden Vertreter des Deutschthums.

Die Provinz Posen ist die einzige, welche dieses wichtigen Factors der Bildung und Erziehung noch entbehrt. Unzweifelhaft hat die Regierung nur aus einem Grunde bisher verabsäumt, gerade dieser Provinz die wichtige Wohlthat einer Hochschule zu erweisen. Dieser Grund ist die Befürchtung, es möchten sich an einer Universität zu Posen die jungen Polen zu Vereinigungen und gemeinsamen Bestrebungen zusammenfinden, eine Befürchtung, die, wenn sie wahr wäre, allerdings Ursache genug enthielte, um die Provinz Posen gegenüber den anderen Provinzen zurückzusetzen.

Darum hat auch die Regierung, so oft sie dieser Frage näher trat, die zweite Stadt der Provinz ins Auge gefaßt. Bromberg sollte der Sitz der Provinzial-Hochschule werden. Damit wäre eine Verschiebung der gesammten Verhältnisse der Provinz gegeben. Posen war der Sitz der höchsten Behörden vom ersten Tage der Einverleibung an. Posen ist die volkreichste Commune und die größte Handelsstadt der Provinz. Es hat ein intelligenteres und wohlhabenderes Bürgerthum, und es ist endlich, geographisch betrachtet, das Centrum des Landes. Was für Bromberg sprechen könnte, die fortgeschrittenere Germanisirung, kann nicht verhindern, daß sich das junge Polenthum daselbst einen neuen Herd schaffe, ja man könnte vielleicht meinen, daß bei der Isolirung, welcher die jungen Polen in der deutschen Stadt ausgesetzt wären und welche sie selbst noch zu vergrößern stets bestrebt sein würden, ihr Thun und Lassen eher der Controle entzogen wäre.

Wir würden die Begründung einer Universität in Posen lieber sehen als in Bromberg, legen aber auf diesen Punkt nur geringeres Gewicht. Wollte sich die Regierung nur entschließen, an einem oder dem anderen Orte endlich damit vorzugehen!

Wir meinen nämlich, es ließe sich leicht ein Weg finden der die Universität zu dem wichtigsten Factor der Germanisirung machte, ähnlich, wie die Universität Straßburg es für die neugewonnenen elsaß-lothringischen Lande war und noch heute ist.

Zu berücksichtigen wären hier zunächst diejenigen Umstände, die einer Zusammenrottung polnischer Elemente am wenigsten Vorschub leisten oder gar entgegenwirken könnten. Die Polen, die heute an unseren Universitäten studiren, widmen sich zumeist denjenigen Fächern, die ihnen eine gewisse Unabhängigkeit von dem Willen der Regierung geben. Den

Digitized by Google

juristischen Studien z. B. widmen sich nur sehr wenige aus leicht erklärlichen Gründen. Für die Carrière des Anwalts, die die Wahl des Aufenthaltsortes gestattet, fehlt dem Polen die Geläufigkeit in der deutschen Rede. Wenn er auch die Sprache bis zu einem gewissen Grade beherrscht, ist er doch nicht im Stande, die Concurrenz mit denjenigen Collegen aufzunehmen, die von frühester Jugend an keine andere als die deutsche Sprache gebraucht haben. Die richterliche Carrière wird darum weniger gewählt, weil die Regierung in der Lage ist, ihren Beamten den Wohnsitz anzuweisen und dadurch die Möglichkeit der Agitation zu nehmen. Wer von den Polen die richterliche Carrière einschlägt, ist entweder darauf vorbereitet, fern von seiner Heimath zu wirken oder aber sich von jeder Agitation fern zu halten. Die Begründung einer juristischen Facultät wäre demnach, vom deutschen Standpunkte betrachtet, etwas gänzlich Ungefährliches.

Nur zwei Facultäten oder, richtiger gesagt, die katholisch-theologische Facultät und die Hälfte der sogenannten philosophischen, geben im vollen Sinne die Möglichkeit einer Vereinigung der Studirenden polnischer Nationalität. Eine katholisch-theologische Facultät wäre kein Bedürfniß für die Provinz Posen; das müßte sogar von den strenggläubigsten Polen anerkannt werden, da für die Vorbereitung zum geistlichen Stande eine hinlänglich große Anzahl von Seminarien bereits existirt, die ihrer Aufgabe in jeder Richtung gewachsen sind. Die philologisch-historische Classe wäre demnach die einzige, bei der eine wirkliche Gefahr zu befürchten wäre. Dieser Gefahr ließe sich mit Leichtigkeit entgegenwirken, indem man nicht sofort eine Universität mit vollen vier Facultäten gründet, sondern allmählich eine Facultät nach der anderen einrichtet und so Zeit gewinnt, um die Einwirkung der neuerrichteten Facultäten zu prüfen und, wenn sie sich bewähren, die noch fehlenden Facultäten hinzuzufügen.

Setzen wir den Fall, es würde im Jahre 1890 eine juristische Facultät eröffnet, ein Jahrzehnt später die medicinische und wiederum nach Verlauf eines Jahrzehnts die mathematisch-naturwissenschaftliche Abtheilung der philosophischen Facultät. Die Heranziehung hervorragender Lehrkräfte würde dieser Universität in politischer Beziehung eine Bedeutung geben, wie sie keine zweite im preußischen Staate hat, ja, wie sie keine zu haben braucht. Mit der Einrichtung der Facultäten wäre der Stadt und der Provinz ein neuer Reiz und höherer Werth verliehen. Die höheren Beamten aller Ressorts, die akademisch gebildeten Männer des Bürgerstandes würden sich um die hervorragenden Vertreter ihrer Wissenschaft schaaren. Die neuerrichteten Institute, welche zu dem wissenschaftlichen Apparate einer Universität gehören, würden für alle Strebsamen Anziehungskraft besitzen, die neue Anregung zur Arbeit gäbe; und diese Arbeit würde sich zum Nutzen des Staates und des Reiches auf dem localen Boden der Provinz bewegen und von dem Standpunkte aus unternommen werden, der für uns der einzig maßgebende sein muß: vom Standpunkte der gegenwärtigen politischen Verhältnisse und dem des preußischen Staatsbürgers.

Nun könnte man leicht den Einwurf machen: Wenn sich auch Lehrer für die neu zu gründende Universität finden ließen, wo sollten die Schüler herkommen? Aus den ferneren Provinzen wird nicht leicht Jemand nach Posen oder Bromberg gehen, um die schönen Jahre seiner Jugend in diesen doch etwas vernachlässigten Provinzialstädten zu verbringen. Zugegeben! Die Provinz Posen allein aber sendet heute soviel Studirende auf die anderen deutschen Universitäten, daß der Rückschluß auf eine genügende Anzahl Hörer für eine heimische Hochschule gestattet ist. Zur Grundlage unserer Wahrscheinlichkeitsrechnung machen wir die Anzahl der Abiturienten. Die Zahl der Gymnasien in der Provinz Posen beträgt 14 neben Progymnasien und Realschulen, die wir zunächst nicht in Anschlag bringen wollen. Diese 14 Gymnasien stellen jährlich im Durchschnitt 175 Abiturienten, von denen höchst selten einer — wie die Gymnasial-Programme ausweisen — sich einem anderen Berufe als dem Studium widmet. Man muß, wenn man die Anzahl der Studirenden an einer Universität berechnen will, acht Semester ansetzen, denn höchstens absolviren Juristen ihre Studien in sechs Semestern (drei Jahren), wogegen Mediciner und Philologen in den meisten Fällen weit über acht Semester Schüler der Universität bleiben. So gewänne man eine Zahl von $4 \times 175 = 700$ Studienbeflissenen. Die beiden Gymnasien zu Posen entlassen allein jährlich gegen 50 Abiturienten, von welchen man in den meisten Fällen annehmen darf, daß sie den Haupttheil ihrer Studienzeit in der Heimathsstadt zubringen werden. Sollte auch ein Theil der Abiturienten der Provinz es noch immer vorziehen, fremde Universitäten zu besuchen, — die stärkste Frequenz der Posener weisen Breslau, Berlin und Leipzig auf — so wird für diese sicherlich ein Ersatz ganz besonders aus dem südlichen Preußen eintreten, welchem Posen (bezw. Bromberg) näher liegt, als das nördliche Königsberg.

Die Regierung hat wiederholt durch ihre Vertreter eine Reform der Schulen in den Ostprovinzen in Aussicht gestellt. Ob dabei auch an eine Hochschule gedacht wurde, können wir nicht wissen, und wie weit die Regierung der Forderung eines Lehrstuhls für die polnischen Wissenschaften, die bisher doch nur von polnischer Seite angeregt wurde, Aufmerksamkeit geschenkt hat, wissen wir ebenso wenig. Wir sind aber fest überzeugt, daß beide Maßregeln von größter Wirkung sein müßten. Die Erfolge geistiger Waffen zeigen sich nicht immer in der ersten Stunde, und sie treten auch dem Abwartenden nicht bald so klar und deutlich entgegen, wie das mit einem Schlage durch die Gewalt administrativer Maßregeln Erreichte. Aber sie sind darum nicht weniger bedeutungsvoll und zukunftsreich.

Posn. Germanus.

Literatur und Kunst.

Schliemann's „Tiryns".

Von Karl von Thaler.

Heinrich Schliemann ist ein Zauberer mit dem Spaten. Wo immer er diesen ansetzt, da gibt die Erde Schätze heraus, welche sie durch Jahrtausende verborgen hielt und keinem Andern gönnte. Wie Viele haben vor ihm an denselben Stätten gegraben und Nichts oder nur Unbedeutendes zu Tage gefördert? Er aber braucht nur zu erscheinen und seine Arbeiter zum Angriff auf die im Boden schlummernden Geheimnisse der Vorzeit zu befehligen, so öffnet sich vor der erstaunten Welt ein archäologisches Sesam. So war es auf dem Hügel Hissarlik, dessen Ruinen nun fast allgemein als jene des homerischen Troja anerkannt werden, so später in Mykenae, so zuletzt in Tiryns. Daß an diesem Orte nichts mehr für die Wissenschaft zu gewinnen sei, darüber herrschte kaum eine Meinungsverschiedenheit. In den Trümmern einer Burg, die nach der gewöhnlichen Annahme 468 vor Chr. zerstört worden ist, in Wirklichkeit aber wohl schon sechshundert Jahre früher dies Schicksal erlitt, konnte sich, wie man glaubte, nur wenig erhalten haben, zumal da sie nahe am Meere und in geringer Höhe lag, so daß es leichter war als in Mykenae, die Reste einstiger Herrlichkeit zu plündern. Außer den gewaltigen Ringmauern, welche schon Pausanias als Zeugen uralter Bauweise bewunderte, mußte ja längst Alles vernichtet und verschwunden sein. So dachte man, und die oberflächlichen Ausgrabungen, welche Schliemann selbst im Jahre 1876 auf und unter der Burg von Tiryns unternommen, schienen diese Voraussetzung zu bestätigen. Allein der Hexenmeister des Spatens hatte in den Schachten, die er damals abteufen ließ, doch so Manches entdeckt, was ihn zu gründlicher Untersuchung reizte, und in den Jahren 1884 und 1885 ging er der alten Feste mit ebenso gewaltigen Mitteln, mit derselben zähen Ausdauer und Gewandtheit zu Leibe, wie früher Troja und Mykenae. Seine Anstrengungen wurden hier nicht minder reich belohnt, und ihr Ergebniß liegt nun in einem prächtig ausgestatteten Bande aus dem Verlage von F. A. Brockhaus vor, der sich den älteren Werken Schliemann's würdig anreiht.

Digitized by Google

Wie schon bei dem letzten Buche über Troja, hat sich Schliemann auch diesmal treffliche Mitarbeiter gewählt. Der Architekt Dr. W. Dörpfeld, welcher bereits bei den Ausgrabungen auf Hissarlik im Jahre 1882 hervorragende Dienste geleistet, wirkte auch in Tiryns mit, und fast die Hälfte des Buches stammt aus seiner Feder. Außerdem hat Oberbaurath Dr. Adler eine Vorrede zu demselben geschrieben, welche ein musterhaft klares und übersichtliches Bild der ältesten Baukunst auf kleinasiatischem und griechischem Boden gibt, während die beiden Capitel, welche Dr. Dörpfeld beigesteuert, die Burg von Tiryns bis in die kleinsten Einzelheiten schildern und sie aus den vorhandenen Resten gleichsam vor unseren Augen noch einmal aufbauen. Daß Schliemann statt der Archäologen die Architekten zu Hülfe gerufen, erklärt sich aus der Beschaffenheit der tiryntischen Entdeckungen. Sie sind, obwohl auch viele Funde gemacht wurden, welche Gelehrte anderer Fächer angehen, zunächst für die Geschichte der Baukunst wichtig. Aus den Ruinen von Tiryns läßt sich erkennen, wie eine griechische Königsburg vor fast dreitausend Jahren eingerichtet, wie für die Vertheidigung, wie für die Bequemlichkeit vorgesorgt war, und aus diesen Dingen darf man auf die hohe Cultur schließen, deren sich in einer so fernen Zeit die Völker an den Gestaden des Mittelmeeres erfreuten.

In so hohes Alterthum rückt Schliemann die Ruinen von Tiryns hinauf. Er ist der Ansicht, daß die Burg nicht erst 468 v. Chr., sondern gleich Mykenae schon kurz nach der Rückkehr der Herakliden — 1104 v. Chr. — von den Argivern eingenommen und zerstört worden sei. Die englischen Freunde Schliemann's, die berühmten Philologen Sayce und Mahaffy, haben dieselbe Meinung und unterstützen sie hauptsächlich durch die Thatsache, daß Mykenae und Tiryns zusammen nur vierhundert Mann zu dem griechischen Heere schickten, welches bei Plataeae wider die Perser strit. Diese kleine Zahl von Streitern würde unerklärlich sein, wenn Tiryns und Mykenae damals noch selbstständige und mächtige Städte gewesen wären, während sie sehr begreiflich wird, wenn die beiden Städte schon seit vielen Generationen von den Argivern niedergeworfen, ihrer Citadellen beraubt und in Abhängigkeit gerathen waren. Ein noch weit wirksameres Argument für eine viel frühere Zerstörung der Burgen von Mykenae und Tiryns führt Schliemann selbst an. Er weist auf die überaus rohen und primitiven Idole hin, die in beiden Trümmerstätten gleichförmig vorkommen und die Gestalt einer Frau, neben deren Brüsten Hörner hervorstehen, oder einer Kuh haben. „In Mykenae", schreibt er, „fand ich dieselben sogar in den obersten archaischen Schuttschichten; in Tiryns fand ich sie überall in den Räumen des die ganze obere Citadelle einnehmenden großen prähistorischen Palastes. Es ist somit als gewiß anzunehmen, daß diese Idole noch zur Zeit der Zerstörung des Palastes in Tiryns, sowie zur Zeit der Zerstörung von Mykenae allgemein im Gebrauch waren. Es scheint uns aber unmöglich, anzunehmen, daß die Schutzgöttin von Tiryns und Mykenae im 5. Jahrhundert v. Chr. noch in so uralten Formen dargestellt gewesen sein sollte. Ebenso unmöglich scheint es uns, daß man sich in jener verhältnißmäßig späten Zeit noch sollte der rohen Messer und Pfeilspitzen aus Obsidien bedient haben, die man in Mykenae sowohl als in der Citadelle von Tiryns, in dem Palaste und außerhalb desselben, in sehr primitiver Form in colossalen Massen findet."

In der That ist es schwer möglich, daß in einer Zeit, in welcher die griechische Plastik bereits der höchsten Stufe ihrer Vollendung zustrebte und Phidias schon einige seiner bedeutendsten Werke geschaffen hatte, im Herzen Griechenlands noch solche unförmliche, kaum erkennbare Idole in Gebrauch gewesen wären. Zeigen doch die im Louvre befindlichen Reliefs vom Tempel zu Assos oder die Metopen von Selinunt, die um mehr als ein Jahrhundert älter sein müssen als die Perserkriege, schon ziemlich entwickelten Formensinn, und obwohl die ersteren deutlich den orientalischen Einfluß verrathen und die letzteren durch die Gedrungenheit ihrer Gestalten an die Carricatur streifen, beweisen sie doch deutlich einen Zustand der bildenden Kunst, welcher es ganz und gar unwahrscheinlich macht, daß auch nur in derselben Periode, um 600 v. Chr., in einem griechischen Königspalaste Götterbilder in der Art der tiryntischen vorgekommen sein sollten. Im Jahr 468 aber, als die Giebelfiguren des Tempels von Aegina bereits aufgestellt waren, mußten derlei Idole auch bei den Hellenen schon Antiquitäten geworden sein.

Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß unter den zahlreichen Gegenständen, welche Schliemann aus dem Schutte von Tiryns hervorgeholt, ein und der andere einer weit höheren Entwickelungsstufe der Kunst angehört, als die übrigen und zu diesen ebenso wenig passen will, wie in das elfte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Auf Seite 180 ist der Obertheil eines Idols abgebildet, das eine bedeutende Kunstfertigkeit und ausgeprägte, beinahe hübsch zu nennende Gesichtszüge zeigt, und ganz wohl aus dem sechsten Jahrhundert statt dem elften stammen könnte, während dicht daneben Idole zu sehen sind, bei denen man errathen muß, daß sie ein menschliches Gesicht darstellen. Wir finden ferner auf einer Vasenscherbe einen laufenden Krieger abgebildet, der ziemlich dem Aegineten-Typus entspricht, anatomisch richtig construirt ist und einen Helm trägt, der im wesentlichen schon die bekannte griechische Form hat, während alle anderen Menschenfiguren auf den Vasen an die Schmierhefte unserer Kinder erinnern, ganz unmögliche Glieder von sich strecken und außerdem, wenn es Krieger sind, einen konischen Helm auf dem Haupte haben. Schliemann selbst bezeichnet beide Stücke, namentlich das letztere, als sehr auffallend, und meint bezüglich desselben, es müsse von einem anderen Orte auf irgend eine Weise nach Tiryns gekommen sein. Dagegen wird man wohl einwenden, daß es zur Zeit der Herakliden keinen Ort in der ganzen Welt gegeben habe, an welchem man eine so gute Zeichnung hätte anfertigen können. Vielmehr werden dies Vasenbruchstück und das früher erwähnte Idol von den Gegnern Schliemann's als Waffen benutzt werden, um seine Theorie von der Zerstörung der Burg von Tiryns um das Jahr 1100 v. Chr. anzugreifen. Indeß wird durch diese beiden Gegenstände aus späterer Zeit das ungeheure Alter der übrigen ausgegrabenen Sachen noch nicht widerlegt. Gerade in der Kunstgeschichte gibt es Räthsel, die schwer zu erklären sind, und manches auf uns gekommene Stück widerstreitet durchaus der Zeit, welcher es thatsächlich angehört. Wer jemals Ravello besucht hat, der erinnert sich des wunderbaren Frauenkopfes aus weißem Marmor, welcher hold lächelnd von der Kanzel der Kathedrale San Pantaleone niederblickt. Wer möchte dies Meisterwerk nicht lieber einem großen Künstler der Renaissance, als dem dreizehnten Jahrhundert zuschreiben?

So interessant aber auch die Einzelfunde von Tiryns sind, die zum Theil von den Herren Dr. Fabricius und Köppe beschrieben werden, — sie stehen doch weit zurück gegen die Bedeutung der Mauerreste selbst, aus denen sich zum ersten Mal ein vollständiges und klares Bild des Königspalastes in der griechischen Heroenzeit gewinnen läßt. Wir haben schon erwähnt, daß es das Verdienst des Herrn Dr. Wilhelm Dörpfeld ist, wenn wir heute ganz genau wissen, wie die Herrscher von Tiryns gewohnt haben. Ein tüchtiger Architekt und ein gelehrter Archäologe zugleich, hat Dörpfeld die Steine gezwungen, zu reden und von der grauen Vergangenheit zu erzählen. Für ihn gilt das Wort: Saxa loquuntur. Man wird, wenn man seine Beschreibung liest, an Geibel's „Zauberschloß" erinnert, das in wüstem Schutt versunken liegt. „Doch wenn die rechten Losungsworte schallen, dann steigt's empor wie in der Vorzeit Tagen." Das Wunder ist an der alten Burg von Tiryns vollbracht worden; Dr. Dörpfeld hat sie, mit dem Metermaß in der Hand, im Geiste reconstruirt.

An seiner Hand steigen wir die Rampe empor, die an der Ostseite der Burg hinaufführte und in ihren oberen Theilen durch eine mächtige äußere Ringmauer gedeckt war; in seinem Geleite schreiten wir durch einen engen Thorweg in den weiten Vorhof. Dort zeigt er uns den aus kleinen Kieseln und Kalk bestehenden Estrich und den großen Altar mit der Opfergrube. Dann geht es durch Vorhalle und Vorsaal in den großen Männersaal, einen Raum von fast hundersechzehn Quadratmeter, in dessen Mitte der mächtige Herd, von vier Säulen umgeben, steht. Wie der Saal erleuchtet ward, darüber kann man keine Gewißheit erlangen. Dörpfeld meint, daß die vier Säulen eine Art Kuppel trugen, welche über das

Digitized by Google

Dach hinausragte, und daß die Beleuchtung durch Seitenfenster in der Kuppel — basilikales Oberlicht — erfolgte, d. h. durch dieselben Oeffnungen, welche dem Rauch des Herdes freien Abzug gewährten. In der Nähe des Männersaals lag das Badezimmer, dessen Fußboden aus einem einzigen colossalen Kalksteinblock von zwölf Quadratmeter Oberfläche besteht. Die viereckige Thonrinne, durch welche das Wasser ablief, hat sich noch an Ort und Stelle gefunden, auch noch das Stück einer Badewanne aus starker Terracotta. Dörpfeld führt uns weiter in den Frauensaal, der ca. 42 Quadratmeter mißt und von hier aus zu den kleineren Schlafgemächern. Es waren ihrer vier nebst zwei Vorzimmern. Ob der Königspalast ein Obergeschoß hatte, ist zweifelhaft, indeß sprechen Treppenstufen dafür. Allerdings können die Stiegen auch nur auf das flache Dach hinaufgeführt haben.

Nachdem W. Dörpfeld den Grundriß und die einzelnen Räume der Oberburg festgestellt, schildert er uns die Ausschmückung der letzteren. Diese war keineswegs dürftig, wie man es von dem Heroenzeitalter vermuthen möchte, sondern ziemlich luxuriös. Schon der Fußboden hatte farbige Verzierungen in geometrischem Muster. Die Wände waren mit Kalkputz überzogen und mit ornamentalen, theilweise auch figuralischen Malereien bedeckt. Ziemlich große Stücke derselben haben sich erhalten und zeigen sowohl die Zeichnung als die Farben noch ganz genau. Ueber den Malereien scheint sich ein besonders sorgfältig ausgeführter, umlaufender Fries aus Alabasterplatten befunden haben, dessen Muster an die von Schliemann entdeckte sculptirte Decke von Orchomenos erinnert. Er war mit eingesetzten Stücken blauen Glasflusses geschmückt und mag, nach den geretteten Resten zu schließen, einen sehr anmuthigen Anblick gewährt haben. Die Thüren der Säle und Zimmer waren theils ein-, theils zweiflügelig und gleich der Umrahmung aus Holz; die Schwellen meist aus Stein, einige wenige ausgenommen. Die Decke bestand wahrscheinlich aus Rundhölzern, auf welche dann eine Lage von Stroh oder Schilf und darüber eine dicke Lehmschicht gebreitet ward. Von Dachziegeln fand sich in der ganzen Burg keine Spur. Soweit erstreckte sich die Cultur in der vorhomerischen Zeit nicht, wohl aber entdeckt man die deutlichen Zeichen einer Canalisation, und die sorgfältige Untersuchung der äußeren Mauern hat ein merkwürdiges System von Galerien und Kammern zu Tage gefördert, das bautechnisch und archäologisch gleich bedeutsam ist.

Die Mauern von Tiryns wurden von der Sage den Cyclopen zugeschrieben, und sie haben in der That so außerordentliche Verhältnisse, daß sie kaum ein Werk von Menschenhänden zu sein scheinen. Sie erreichen stellenweise eine Stärke von siebzehn Metern, und an zwei Seiten, im Osten und im Süden, bergen sie in ihrem Innern eine Reihe von überwölbten Kammern, deren Thüren in einen Längsgang führten. Die Bestimmung dieser unterirdischen Räume war sehr unklar, so lange man nur die Gallerien kannte, jetzt kann man, wie Dörpfeld meint, an einen fortificatorischen Zweck gar nicht mehr denken. „Wenn wir auch annehmen, daß jedes der Zimmer ein als Schießscharte zu benutzendes Fenster hatte, so hätten innerhalb der ganzen Südmauer doch nur sechs kämpfende Vertheidiger Platz finden können. Und für sechs Vertheidiger wird man doch nicht eine so große Anlage gemacht haben! Die Kammern und Corridore können nichts Anderes, als kellerartige Magazine gewesen sein, in welchen man allerlei Arten von Lebensmitteln und andere Gegenstände praktisch und sicher aufbewahren konnte.“ Es ist ganz gewiß kein Zufall, daß dieselben Kammern, fast von der nämlichen Größe, nur in abgerundeter statt in viereckiger Form, in mehreren phönicischen Colonien Nordafrikas, in Karthago, Hadrumetum, Utika u. s. w. entdeckt wurden. „Sicherlich liegt hier ein innerer Zusammenhang vor“, sagt Dörpfeld. „Entweder waren es phönicische Bauleute, welche sowohl in Nordafrika, als auch in der argivischen Ebene die Burgmauern errichtet haben, oder wir haben es hier mit einer Anordnung zu thun, welche in der ältesten Zeit von irgend einem Volke erfunden, allmählich typisch geworden war und so von mehreren Völkern in gleicher Weise ausgeführt ward.“ Wer hätte bisher daran gedacht, daß die Kasematten eine so uralte Einrichtung sind? Die Frage, ob die Phöniker die Lehrmeister der Griechen in der Architektur gewesen, bleibt vorläufig offen, und Herr Dr. Adler meint in der schon erwähnten Vorrede, sie würde ihrer Entscheidung jedenfalls näher gebracht werden, wenn erst alle die uralten Bauwerke in Lykien wie auf Kreta untersucht wären.

Vorläufig ist durch Schliemann's Ausgrabungen in Tiryns unsere Kenntniß altgriechischer Bauwerke mächtig gefördert und helles Licht über eine bisher gänzlich dunkle Partie der Culturgeschichte verbreitet worden. Ich erinnere mich aus meiner Gymnasial- und Universitätszeit, welche undeutlichen Vorstellungen nicht nur wir Schüler, sondern auch unsere Professoren von den Wohnungsverhältnissen der homerischen Zeit hatten, und ich fürchte, daß es für manchen sonst wackeren Philologen noch heute in dieser Beziehung nicht besser bestellt ist. Man vergißt bei der Erklärung der Ilias und Odyssee gewöhnlich, daß der Dichter keine Phantasiegebäude, sondern die zu seiner Zeit üblichen Paläste geschildert hat. Er mag sie größer und prächtiger dargestellt haben, als sie in Wirklichkeit waren, aber im Wesentlichen hielt er sich naturgemäß an das, was er vor Augen hatte. Wie sehr dies der Fall war, darüber belehrt uns das wiedererstandene Tiryns. Mit vollem Rechte darf Dörpfeld schreiben: „Alle bisherigen Versuche, ein Bild des homerischen Herscherhauses zu entwerfen, mußten nothwendigerweise bis zu einem gewissen Grade unbefriedigend bleiben, weil Homer die Paläste seiner Helden nicht ausführlich beschreibt, sondern nur gelegentlich kurze Notizen über dieselben gibt. Es blieben immer noch viele Fragen übrig, auf welche auch der größte Scharfsinn der Homerforscher keine Antwort aus den Worten des Dichters herausfinden konnte. Manche dieser Räthsel löst jetzt der Palast von Tiryns. Gewiß wird er in einzelnen Punkten von den Palästen des Odysseus, des Alkinoos und des Menelaos abweichen, aber im Allgemeinen liefert er uns ohne Zweifel ein getreues Bild des homerischen Wohnhauses.“

Schliemann hat somit seinen Verdiensten um die Alterthumswissenschaft ein neues, nicht geringes hinzugefügt. Wir danken es seinem Eifer und seiner Unermüdlichkeit, wenn wir heute deutliche Begriffe von den griechischen Herrscherwohnungen der Heroenzeit haben und in das tägliche Leben eines Geschlechtes, das beinahe drei Jahrtausende vor uns im rosigen Lichte des Tages wandelte, einen ziemlich genauen Einblick gewinnen. Es ist heute nicht mehr nöthig, die Bedeutung und den Werth der Arbeiten Schliemann's besonders hervorzuheben, denn der Umschwung zu seinen Gunsten, welcher sich in der gelehrten Welt vollzogen, ist ebenso unwiderruflich, als die Beweiskraft seines Spatens. Als vor nun zwölf Jahren sein erstes Buch über Troja erschien, war es ein Wagestück, öffentlich für ihn einzutreten, und nicht ohne Heiterkeit denke ich daran, wie ich selbst ob meiner Parteinahme von etlichen Fachleuten mit Spott überschüttet und als „journalistischer Laie“ abgekanzelt ward. Heute sind die Gegner so still geworden, daß man sie kaum mehr hört, und Schliemann bedarf keiner Jünger mehr, die in der Publicistik für ihn kämpfen. Er sorgt selbst für seinen Ruhm.

Enthüllungen eines Bonapartisten.

Besprochen von F. Lotheißen.

Das Ergebniß der letzten Wahlen in Frankreich, das ein Anschwellen der monarchischen Parteien erkennen ließ, hat allgemein überrascht. In solchem Maße hatte man eine Wandlung der Stimmung jenseits der Vogesen nicht erwartet. Nicht am wenigsten merkwürdig ist aber die Erscheinung, daß die Imperialisten mit gewohnter Keckheit sich an die Spitze der antirepublikanischen Liga geschwungen haben und ihre hochgehenden Hoffnungen ungescheut verkünden. Ein halbes Menschenalter nur nach Sedan, wo das Geschlecht der Napoleone die Krone für immer verloren zu haben schien! Das Erstaunen wächst, wenn man erfährt, daß die Bo-

Digitized by Google

napartisten niemals die Hoffnung auf eine Restauration der kaiserlichen Familie aufgegeben haben, und schon in den ersten Jahren nach dem Krieg ernstlich an einen Staatsstreich dachten. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß man diese Umtriebe jetzt offen eingesteht und sich ihrer rühmt.

Die Mittheilungen über die geplante gewaltsame Wiedereinsetzung des Kaisers Napoleon, oder der Erhebung seines Sohnes, des kaiserlichen Prinzen, finden sich ausführlich in dem „Tagebuch eines Imperialisten", das Fidus vor kurzem veröffentlicht hat.*)

Doch wer ist Fidus? Unter diesem Namen birgt sich ein Autor, dessen Maske bisher noch nicht gelüftet worden ist. Man nannte wohl einen Herrn Loudon, der früher Secretär des Herzogs von Bassano, des kaiserlichen Intendanten von Chislehurst, war. Ruhm wird der Verfasser freilich durch sein Buch nicht erlangen, denn wenn sein „Tagebuch" auch ein gewisses Aufsehen gemacht hat, ist dies mehr dem Erstaunen über die Naivetät zuzuschreiben, mit der darin die Pläne der bonapartistischen Partei kundgegeben werden.

Oder sollte es weniger Naivetät als Uebermuth sein, welcher das Buch dictirt hat? Jedenfalls ist es ein geistiges Armuthszeugniß für Fidus, daß er nichts als Kammerdienergeschwätz vorzubringen weiß, obgleich er Zeuge einer bewegten Zeit war und vielen Hauptpersonen nahe stand. Nur einer merkwürdigen Leistung kann er sich rühmen. Ein Buch zu schreiben, das jedes bedeutsamen Gedankens bar ist und doch Interesse erregt, ist eine schwere Aufgabe, aber Fidus hat sie gelöst. Man thäte darum den begabteren Männern der imperialistischen Partei Unrecht, suchte man in ihren Reihen den Verfasser des „Tagebuchs".

Seine Aufzeichnungen beginnen mit dem Juni 1871. Er war vor der Commune aus Paris geflohen, nach deren Niederwerfung aber zurückgekehrt. Der patriotische Mann bemerkte mit Wohlgefallen, wie traurig und verworren die Zustände in Frankreich waren, und wünschte sie noch schlimmer zu sehen. Denn je schlechter es gehe, desto schneller werde das Volk den Kaiser zurückrufen. Er war empört über die Nachsicht, mit der man die Communards behandelte, und fand, daß man nicht genug Leute deportirte oder erschoß. Er zeigt sich immer als ein Verehrer der brutalen Gewalt, und will vom Kaiser in Chislehurst eines Tages die Zusage erhalten haben, daß nach der Wiederaufrichtung des Kaiserthums jede liberale Laune verpönt werde und die Verfassung des Jahres 1852 wieder in ihrer ganzen Strenge aufleben solle. Napoleon habe ferner betont, daß er sich künftighin vorzugsweise auf die Kirche stützen werde, welche die ihr gebührende Macht zurückerhalten müsse. Prinz Lulu schrieb sogar an Pius IX. und versprach ihm, die weltliche Macht des Papstes wiederherzustellen, wenn er je zur Herrschaft in Frankreich gelangen werde. Was wohl der Papst für ein Gesicht gemacht haben mag, als er dieses Sendschreiben erhielt? — vorausgesetzt, daß es wirklich an ihn abging.

Soweit waren diese kaiserlichen Pläne und Träume ziemlich harmloser Natur. Napoleon III. hatte schon manchen Glückswechsel erlebt und scheint noch immer an seinen Stern geglaubt zu haben. „Der Kaiser hat niemals mehr Vertrauen auf die Zukunft gehabt, als jetzt", schreibt Fidus im Anfang des Jahres 1872. Der Cäsar, der das allgemeine Stimmrecht in Frankreich eingeführt hatte, hielt bei alldem nicht viel vom souveränen Volk. Er erinnerte eines Tages, wie Fidus erzählt, an den Jubel, mit dem die Pariser in alter Zeit ihren König Karl V. empfingen, nachdem dieser den Bauernaufstand unterdrückt hatte. „Wäre er besiegt worden", meinte Napoleon, „oh, so wären sie ihm alle feind gewesen". Die Nutzanwendung lag nahe; Fidus aber war entzückt über diese Weisheit. „Das nenne ich ein gesundes Urtheil über das Volk. Wer es so gut kennt, ist fähig zu regieren."

Fidus will zeitweilig längere Besprechungen mit dem Kaiser gehabt haben und sah jedenfalls die Hauptführer der Partei, Rouher, Pietri, Conti u. a. sehr oft. Wie müssen ihm glauben, so überraschend es auch klingt, wenn er sagt, daß man schon im Jahr 1872 an eine Wiederholung des Straßburger oder Boulogner Versuchs dachte, und mit Sicherheit auf einen glänzenden Erfolg rechnete. Man glaubte eines großen Theils der Armee sicher zu sein, und baute zumeist auf General Bourbaki, der damals ein Armeecorps in Lyon befehligte. Allein die Ausführung des Plans scheiterte an dem Zustand Napoleons. Der alternde und kranke Kaiser konnte sich zu solchen Unternehmungen nicht mehr aufraffen. Auch glauben wir, daß er die Verhältnisse und die Aussichtslosigkeit eines Abenteuers dieser Art besser würdigte, als seine ehrgeizigen Anhänger. In ihrer Unruhe wandten sich diese nun einem andern Plan zu. Sie träumten von einer Fusion der Legitimisten und Bonapartisten, bei der natürlich die Letzteren den Löwenantheil an der Beute davongetragen hätten. Man wollte wissen, Graf Chambord sei dem kaiserlichen Prinzen sehr zugethan und werde, um seinen Vettern von Orleans einen Streich zu spielen, den Prinzen Louis adoptiren. Man kann die andern Menschen immer nur nach dem eigenen Charakter beurtheilen. Eine solche Adoption konnten die Bonapartisten wohl ausinnen, aber Graf Chambord hätte sich wohl nie zu solchem Stückchen hergegeben.

Mitten in das Getriebe dieser und ähnlicher Machenschaften fiel wie ein Donnerschlag die Nachricht vom Tod des Kaisers (9. Jan. 1873). Aber nach einem Moment der Entmuthigung stiegen die Hoffnungen der Partei um so höher. Thiers wurde aus der Regierung verdrängt, und Marschall Mac Mahon erhoben. Man erwartete von dem Letzteren, daß er kurzen Proceß machen und den Kaiserthron wieder aufrichten werde. Fidus will aus guter Quelle wissen, daß Prinz Louis bereit war, in Frankreich zu erscheinen und den Kampf gegen die Republikaner zu beginnen. Mac Mahon habe schon 1871 versprochen, er werde, wenn er sich an die Spitze der Regierung gestellt sähe, nach sechs Monaten vorbereitender Arbeit einen Appel an das Volk richten und den Kaiser zurückführen. Napoleon aber habe ihm nicht geglaubt. Nach der Berufung des Marschalls an die Spitze des Staates zeigte es sich jedenfalls, daß die Bonapartisten ihre Hoffnungen vertagen mußten. Fidus äußert sich empört über Mac Mahons „Charakterschwäche". „Man kennt seine Hartnäckigkeit", sagt er ein andermal; „wenn er noch etwas Dankgefühl gegen das Kaiserthum bewahrt, so hat er sich doch der Nationalversammlung gegenüber verpflichtet, und man sagt, er wäre im Stande, sowohl den kaiserlichen Prinzen wie den Grafen Chambord verhaften zu lassen. Die politischen Fragen, die sich ihm aufdrängen, haben ihn schon ganz verwirrt, wie mir einer seiner Minister, Mr. Ernoul, versichert. Im Uebrigen ist er ein Aristokrat und ohne persönliches Interesse."

Der Marschall erfüllte die auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht, und man mußte nun wohl bis zur Mündigkeitserklärung des Prinzen Louis warten. Am 16. März 1874 wurde dieser 18 Jahre alt, und unter großen Feierlichkeiten trat er als Prätendent auf. Zunächst galt es, ihn als besonders begabt, als einen ernsten, charaktervollen Jüngling zu zeigen, und Fidus schwärmte alsbald für ihn. Prinz Louis hat Geist, Festigkeit und scharfen Blick. „Er erstrebt den Thron nicht aus Herrschsucht; er hat vielmehr ein tiefreligiöses Gemüth und ist überzeugt, daß er die Mission hat, sein Volk wieder moralisch aufzurichten."

Die Wiederherstellung der Bourbonenmonarchie in Spanien elektrisirte die Imperialisten. Wie Prinz Alfonso, so konnte ja auch Prinz Louis durch die Armee berufen werden. Man flüsterte sich die Namen höherer Generale zu, die gewonnen seien, und Fidus scheut sich nicht, den General von Ciffey als einen der Verschwörer zu nennen. Derselbe kann freilich nicht protestiren, denn er ruht im Grabe. Warum es aber nicht zum Putsch kam, fragt man verwundert. Auch hierfür hat Fidus die Antwort. Die nächsten Rathgeber des Prinzen seien zu schwach und muthlos, klagt er; selbst die Kaiserin sei als Mutter besorgt und gegen eine kühne Politik.

Sich aus den Banden seiner Umgebung zu lösen, selbständig zu erscheinen und seinen Muth zu beweisen, setzte der Prinz es endlich durch, daß er am Krieg gegen die Kaffern theilnehmen durfte. Im fernen Capland endete er, wie be-

*) Fidus, Journal de 10 ans. Souvenirs d'un Impérialiste. Paris, Fetscherin et Chuit. 1886.

Digitized by Google

kannt, unter den Speeren der Zulus, und die bonapartistischen Umtriebe geriethen nothwendigerweise eine Zeitlang ins Stocken. Soweit ist indessen Fidus mit seinem Bericht noch nicht gelangt; ein zweiter Band soll weitere Aufklärungen bringen.

Das „Tagebuch" von Fidus liefert einen neuen Beweis dafür, daß die Bonapartisten die gefährlichsten Gegner der Republik sind, die Ultraradicalen etwa ausgenommen. Die Napoleonische Tradition ist allerdings im französischen Heer geschwunden, aber auch der Haß gegen das Geschlecht der Napoleone muß in dem Maße schwinden, in dem die Armee sich durch die Politiker der Kammer in ihrer Kraft bedroht fühlt. Noch eine solche Verhandlung, wie die über Tonking, und der republikanische Geist sowie die Disciplin des Heeres wären mehr als gefährdet. Bis jetzt fehlt es den Imperialisten an einem wirklichen Führer, einem Haupt. Sollte sich derselbe finden, so ständen der Republik ernste Tage bevor.

Deutsche Redacteure.

Ein Beitrag zur Literaturgeschichte.

Von Hieronymus Lorm.

(Schluß.)

Die revolutionäre Bewegung ergriff gleich einer wachsenden Sturmfluth den Journalismus immer heftiger, je näher das Jahr 1848 rückte. Indessen ist die Ausbeute des Historikers an originellen Redactions-Charakteren, die ihr eigenes Gepräge ihren Blättern und dadurch der Zeit aufdrückten, nur in Oesterreich zu finden, weil hier der Contrast zwischen dem absoluten Despotismus und der ausgelassensten Ungebundenheit ein so einziger und überwältigender war, daß er nothwendig die originellsten Figuren und Gestaltungen hervorrufen mußte.

Um sie zu verstehen, diese merkwürdigen Blätter und Persönlichkeiten, muß man sich durch einen Rückblick auf die journalistischen Zustände des Landes unmittelbar vor dem Bewegungsjahr die geistige Atmosphäre, in der das österreichische Volk schwebte, ein wenig vergegenwärtigen. Wien war natürlich der Ausgangspunkt der bezüglichen Luftströmung, und hier herrschte bei einer bis zum heutigen Tage sich gleich gebliebenen, wenn nicht gesteigerten absoluten Indifferenz der für gebildet geltenden Stände des Bürgers wie des Adels gegen die wirkliche Literatur, für welche einige Jahrbücher und sonstige sporadisch erscheinende Bildungsorgane thätig waren, ausschließlich der Geist zweier Männer: Bäuerle's und Saphir's. Allgemein bekannt wurde schon damals in Wien das Epigramm Grillparzer's, als er die Porträts der genannten Redacteure in einer Ausstellung des Kunstvereins nebeneinander hängen gesehen hatte:

„Sie sind es Beide unbestritten,
Nur fehlt der Heiland in der Mitten."

Neben der allgemeinen Zustimmung, die diesem verwerfenden Urtheil des Witzes zu Theil wurde, erhielt sich gleichwohl ungeschwächt die allgemeinste Verbreitung der betreffenden Blätter. Bäuerle's „Theaterzeitung" bestand damals schon seit vierzig, Saphir's „Humorist" seit zehn Jahren. Bäuerle drückte den Geist der Bevölkerung durch unendlich flache belletristische Arbeiten immer mehr zum Niveau der äußersten Gedankenlosigkeit herab und machte sich dadurch in den Augen der Regierung wohlverdient um die öffentliche Ruhe und Ordnung; Saphir belebte diese sich lang dahinstreckende öde Geisteswüste durch die Fata Morgana des literarischen Gesinnungswechsels und durch kleinen boshaften Skandal. Bäuerle, gottvergnügt durch die alleinseligmachende Censur, benützte diese Institution, um sich allzu schlechte Gedichte von Personen, die er nicht verletzen wollte, vom Halse zu schaffen, indem er klagte, daß die unsinnige Censur solche Gedichte nicht durchließe; Saphir stand nicht an, so oft ihm von Seiten der Behörden irgend ein Widerstand entgegengesetzt wurde, durch die devotesten Schmeicheleien in Geburtstagshymnen die Potentaten zu feiern. Saphir, ein Possenreißer, der aber die höher Gebildeten erst dann belustigte, wenn er sehr ernsthaft und sehr gefühlvoll zu schreiben glaubte, ein Mann der Feder, der von tausend Einfällen lebte und niemals für einen Gedanken gelebt hat, wäre für eine Galerie merkwürdiger Menschen-Exemplare erst noch literarisch abzubilden.

Dies waren die beiden einzigen Vertreter von Ruf, die einzigen namhaften Redacteure der österreichischen Journalistik damaliger Zeit, und gerade diese Redacteure, die es doch am nächsten hätte angehen müssen, schloß man aus guten Gründen aus, als man Unterschriften für eine Petition an Metternich um Erleichterung der Censur sammelte. Vierzig Jahre sind seitdem verstrichen, ein Zeitraum, der wohl erlaubt, über jene Petition mit unbefangenster Objectivität zu urtheilen und dadurch der Literaturgeschichte einen nicht unwichtigen Beitrag zu liefern. Ich leiste dies am besten in Form eines Gespräches, das ich mir damals aufgezeichnet und seitdem noch nicht veröffentlicht habe:

„Sie sind selbst Dichter", sagte A.; „haben Sie die Bittschrift der Wiener Schriftsteller um Erleichterung der Censurgesetze nicht auch unterschrieben?"

„Nein", erwiderte B. lebhaft, „ich würde mich in meinem Leben nicht entschließen und fände es ganz unter der Würde eines Poeten, um Erleichterung einer Ungerechtigkeit zu bitten, statt die gänzliche Beseitigung gebieterisch zu verlangen. Um eine mildere Censur bitten, das heißt ja noch immer um Censur bitten. Lieber möchte ich niemals eine Feder ergreifen, als zu dem Zweck, ein so abscheuliches Gesuch zu unterschreiben."

„Da sprechen Sie ganz in meinem Sinne", bemerkte hierauf A.; „obgleich ich kein Schriftsteller bin, so hat mich doch meine Freundschaft für Grillparzer ganz in die Gefühle eines Schriftstellers versetzt. Grillparzer ist ein großdenkender Mann. Als man zu ihm kam, um ihn zu der Versammlung bei Hammer-Purgstall einzuladen, wo die Petition an Metternich berathen wurde, da war er geneigt, aus zwei Gründen abzulehnen. Den ersten haben Sie eben selbst hervorgehoben, der zweite war die Ueberzeugung von der völligen Nutzlosigkeit des Schrittes. Indessen hat er aus einem richtigen Beweggrund sich angeschlossen. Daß man ihn der Feigheit beschuldigt hätte, wenn er fern geblieben wäre, das hätte ihn bei seiner Weltverachtung wenig gekümmert; allein die Herren von der Regierung hätten sich darauf berufen, daß Grillparzer nicht mitthun wollte und hätten daraus einen lügenhaften Vorwand geschöpft, die Sache nicht für wichtig anzusehen."

„Ja, er war der Erste, der unterschrieb", sagte B., „wenigstens steht es so in den ‚Grenzboten'".

A. lächelte, und zwar mit einem Ausdruck, der in Hohn überging.

„Um die Veröffentlichung in den ‚Grenzboten'", erklärte er, „war es den eitlen jungen Schriftstellern, die auf wohlfeile Art für Freiheitshelden gelten möchten, ja eigentlich zu thun. Es sind darunter Subjecte, die früher die loyalsten, unterthänigsten Gedichte machten. Grillparzer war nicht der Erste, der unterschrieben hatte, sondern der Dritte. Die ersten Beiden waren Hofrath Hammer und Professor Endlicher. Erst nach der Ablehnung Metternichs, als die Petition zum Druck nach Leipzig ging, haben die beiden ersten Unterzeichner ihre Namen in die Mitte setzen lassen, um nicht zu sehr in die Augen zu stechen."

Dieser Dialog ist getreu nach der Wirklichkeit aufgezeichnet, und ebenso ist sein Inhalt vollkommen der Wahrheit getreu. Noch heute leben Subjecte, welche aus der submissesten Liebedienerei gegen die damaligen Machthaber plötzlich in den wohlfeilen und ungefährlichen Liberalismus hineinsprangen, jene Petition zu unterzeichnen, um in den „Grenzboten" zu figuriren; freilich spielten sie dann den blutigen Jacobiner, als es nämlich in den Revolutionstagen ebenfalls wohlfeil und ungefährlich war, um heute wieder Orden zu tragen und ihrem Namen ein Adelsprädicat zu erbetteln. Solche Personen gehören in das Naturaliencabinet, aber es wäre zu grausam, sie zu diesem Zwecke mit dem nöthigen kritischen Material auszustopfen, bevor sie todt sind.

Digitized by Google

Parallel mit jener famosen Petition lief die Gründung der Akademie der Wissenschaften in Wien. Damals schrieb mir eine angesehene Dame nach Leipzig, wo ich, aus Oesterreich geflüchtet, die Herausgabe meines ersten Buches besorgte:

„Ich verstehe gar nicht, wie man sich oben mit etwas Anderem beschäftigen kann, als mit Galizien. Der Aufstand im vorletzten Frühjahr ist ja das Gräßlichste, was in der Welt vorgekommen ist. Dagegen sind ja die Aufstände in französischen Provinzen, selbst in der Vendée, reines Kinderspiel gewesen. Die Bauern gegen die Gutsherren! Sengen und Brennen, Morden und Wüthen — und die Regierung dort schaut zu und gibt sogar Geld dazu her."

Später erfuhr ich genau den Zusammenhang zwischen dem galizischen Aufstand und der Akademie der Wissenschaften. Niemand wird glauben, daß die polnischen Bauern lesen und schreiben können oder Philosophie studirt haben. Dennoch haben dieselben ungelehrten Landleute, die dort mit Sensen und Dreschflegeln gemordet haben, in Wien die Akademie der Wissenschaften gestiftet. Der Baron Hammer-Purgstall war ein großer Gelehrter. Er hatte den ganzen Orient in der Westentasche stecken und war dabei eitel wie Einer, der seine ersten Verse will drucken lassen. Er hatte einmal die Idee gehabt, eine Akademie der Wissenschaften zu gründen, oder besser, er hatte die Idee gehabt, Präsident einer Akademie der Wissenschaften zu werden. Oben hatte man ihn ausgelacht; später hatte Professor Endlicher etwas bescheidener angefangen, wo hätte man denn auch im damaligen Oesterreich die Leute zu so etwas hernehmen sollen, wie eine Akademie! Aber auch das Gesuch von Endlicher war liegen geblieben. Kein Mensch hatte mehr etwas davon gewußt. Plötzlich schrie ganz Europa über die Gräuel des galizischen Aufstandes. Fürst Metternich hatte gleich ein Kunststück bei der Hand, um Oesterreich, statt in Blut getaucht, in einem schönern Licht zu zeigen. Jetzt waren wir glücklich. Jetzt hatten wir Alles, was wir brauchten, die Völker lobsangen dem Herrn, sie hatten ja jetzt Wissenschaft. So hatten die galizischen Bauern die Akademie gestiftet.

Das Spaßigste war, daß der Polizeigraf Sedlnitzky einen größern Herrn spielte, nicht nur als alle Männer der Wissenschaft, sondern sogar als der Curator der neuen Akademie, Erzherzog Johann, ja sogar als der Curator der ganzen Monarchie, der Stellvertreter des Kaisers Ferdinand, Erzherzog Ludwig. Hammer-Purgstall hatte seine Eröffnungsrede für die Akademie den beiden Großherzogen vorgelegt, natürlich als Concept, und sie waren ganz damit einverstanden. Mit dieser Censur hätte es doch genug sein können. Aber Sedlnitzky war Chef der Censur und ließ sich nicht ins Handwerk pfuschen. Eine Stelle in der noch nicht gehaltenen Präsidentenrede Hammer's war es, die den Polizeigrafen ärgerte. Saphir sagte in Privatbriefen, weil er es nicht öffentlich sagen durfte: „Es herrscht ja die größte Aehnlichkeit zwischen der Rede und Sedlnitzky selber: Beide sind ungehalten."

Bald darauf war diese ganze Welt kleinlicher Haupt- und Staatsactionen im Sturm von 1848 zusammengebrochen. Wie die Meeresfluth groteske Muscheln und abenteuerlich gestaltete Seethiere ans Land wirft, so brachte die revolutionäre Fluth jetzt auf das Gebiet der Journalistik eine Menge von ungeheuerlich gestalteten Existenzen, sämmtlich vom Größenwahn beseelte Redacteure, jeder Fußtritt der Schritt eines Danton, jeder Zoll ein Robespierre. Sie einzeln zu charakterisiren, wäre selbst in einem Geschichtsbuch überflüssig, weil sie allesammt damit zu bezeichnen sind, daß sich durch sie der reine Unverstand journalistische Tempel baute und mit blutrother Tinte unverständliche Inschriften an die Wände schrieb. Daß dem Volke die Inschriften Hieroglyphen blieben, schadete dem Zwecke nichts, wenn nur die Tinte roth genug war.

Mitten im abscheulichen Umherkrabbeln dieser Sorte von Redacteuren tauchte plötzlich ein Mann auf, der für die österreichische und zum Theil auch für die deutsche Journalistik bis zum heutigen Tage mindestens in technischer Beziehung maßgebend geblieben ist, wenn man auch seiner nicht mehr gedenkt. Dieser Mann war August Zang, der Sohn eines ehemaligen Professors der Anatomie an der Wiener Universität, aber von Jugend an nicht geneigt, in die wissenschaftlichen Fußtapfen seines Vaters zu treten. Er war, wenn auch nicht von hervorragend geistiger und am wenigsten literarischer Bedeutung, doch ein Mann von Genie, ein eminent speculativer Kopf, wobei natürlich an die Speculation auf dem Markte, nicht an die des Philosophen zu denken ist. Die heterogensten Dinge konnte er anfassen, weil sie für ihn das Gemeinsame hatten, in seinen Händen zu Geld zu werden.

Vor der Revolution hatte er in Paris eine Wiener Brodbäckerei gegründet und sie genugsam in Schwung gebracht, um sie nach den Märztagen vortheilhaft verkaufen und in Wien eine Zeitung gründen zu können. Dies geschah unter der Aegide des einzigen verständigen Staatsmannes, den Oesterreich in jener Epoche besaß, des Grafen Stadion, eines gemäßigten Altliberalen im schönsten Sinne des Wortes. Das Blatt bekam nach dem Muster des damals geistreichsten Journals von Paris („La Presse") den Namen „Die Presse" und wird heutzutage, längst in andere Hände gekommen, insgemein „Die alte Presse" genannt. Mit Ueberraschung und, nach der Stimmung des Tages, mit Zorn nahm man den verständigen Geist entgegen, der aus den politischen Anschauungen dieses Blattes sprach. Obgleich es verlacht, verwünscht, von den tonangebenden Radicalen verleumdet wurde — die tiefversteckte, bessere Richtung der Gemüther fand darin eine, wenn auch nicht laut eingestandene Genugthuung, und bald war es für die gebildeten Classen unentbehrlich geworden.

Entscheidend aber für den Werth des Unternehmens und das eigentliche Verdienst Zang's war die äußere Gestaltung und Organisation der „Presse". Zum ersten Male war ein Blatt vorhanden, welches die Interessen der Volkswirthschaft, Handel, Gewerbe und Börse in den Kreis seiner täglichen Erörterungen zog. Dazu gesellte sich die aufopfernde Thätigkeit einer Nachtredaction, welche alle Correspondenzen und Depeschen, die zwischen 10 Uhr Abends und 5 Uhr früh einliefen, noch in der Morgenausgabe unterbrachte, zur Verzweiflung der übrigen Journalunternehmer, welche sich es bisher bequemer gemacht hatten und jetzt natürlich hinter der Geschwindigkeit der „Presse" nicht zurückbleiben konnten. Diese äußere Einrichtung des Blattes war das erste Muster, nach welchem bis zum heutigen Tage die täglich in zwei Ausgaben erscheinenden Blätter redigirt werden.

Den Chefredacteur seiner „Presse" hatte sich Zang aus Paris mitgebracht, einen talentvollen Wiener, Dr. Leopold Landsteiner, welcher viele Jahre lang die Regierungsmaschine des Julikönigthums an Ort und Stelle studirt hatte. Landsteiner war ein ausgesprochener Doctrinär, was seinen Leitartikeln einen oft an das Komische grenzenden orakelhaften Ton überlegener Weisheit gab. Im gewundenen Stil seiner Expectorationen lag oft nur ein geheimnißvolles Schweigen von hoher Bedeutung. Mitten jedoch in dem Geheul der Radicalen that diese Zurückhaltung unendlich wohl.

Rasch jedoch änderte sich die Physiognomie der Epoche, und als der blutigen Revolution eine noch blutigere Reaction gefolgt war, und verbissene Wuth der eigentlich gerechte Ton der Zeitungen gewesen wäre, wurde Landsteiner's doctrinäre Weisheit unerträglich. Zang, der niemals eine andere Rücksicht kannte, als die auf das „Geschäft", entließ seinen Chefredacteur Knall und Fall, und dieser mußte zu seinem eigenen Schaden erfahren, wie gerecht die Entlassung war. Denn die Zeitung, die er jetzt selbst, unterstützt von Regierungsmännern, mit großem Pomp gründete, eine „Oesterreichische Reichszeitung", ging an dem geheimnißvollen Schweigen von hoher Bedeutung mit den denkbar raschesten Schritten zu Grunde. In der kurzen Zeit ihres Bestehens konnte man den dramatischen Dichter Friedrich Hebbel zum ersten und letzten Male in der Gestalt eines Redacteurs sehen. Er hatte die Leitung des Feuilletons der „Reichszeitung" übernommen, und wenn man die unklare Weisheit im obern Stockwerk der Zeitung nicht verstand und sich von ihr im untern Stockwerk erholen wollte, dann bekam man erst recht Abnormitäten und Abstrac-

Digitized by Google

tionen zu genießen, daß man plötzlich der Meinung wurde, man könnte doch eher noch aus dem obern Theil klug werden.

Hebbel lieferte als Redacteur ein Pröbchen von — Unbefangenheit, welches für die Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient. In die Zeit seiner Redaction war nämlich die erste Aufführung seines verunglückten und höchst widerwärtigen „Rubin" gefallen, eines „Märchen-Lustspiels", wie er es nannte, und am Tag nach der Première las man im Feuilleton der Reichszeitung: „Der Rubin. Märchen-Lustspiel von Friedrich Hebbel. Beurtheilt von Friedrich Hebbel." Die Kritik begann mit dem denkwürdigen Ausspruch: „Das Stück ist durchgefallen. Es gibt jedoch Stücke, denen gegenüber nur das Publicum durchfallen kann."

Der frühe Untergang der „Reichszeitung" belehrte Landsteiner, daß er seine ganze Politik aufgeben mußte, wenn er nicht seinen Erwerb aufgeben wollte. Er gründete ein Blatt in ganz entgegengesetzter Richtung, eine Volkszeitung, die „Morgenpost". Dabei begünstigte ihn ein seltenes, ein unerwartetes Glück. Es bestand nicht etwa darin, daß er ausgezeichnete Mitarbeiter gefunden hätte, auch wichtige Nachrichten kamen ihm nicht zuerst zu, nachdem er die Fühlung mit der Regierung verloren hatte. Selbst daß er eines Romanes habhaft wurde, „Die beiden Grasel" (zwei volksthümliche Räuber), welcher das Publicum dort, „wo die letzten Häuser sind", in Extase des Entzückens versetzte, war nicht entscheidend, sondern die Acquirirung eines Administrators, der die Aufgabe, dem Blatt Verbreitung zu verschaffen, mit ungewöhnlichem Geschick zu lösen verstand. Dieser Mann, ohne Schulbildung, nicht fähig, einen einzigen Satz in correctem Deutsch zu sprechen, wurde durch die Erfolge, die er dem Blatt verschaffte, die maßgebende Autorität und der Herr und Meister Landsteiner's selbst. Jedes selten gebrauchte hochdeutsche Wort hielt der Administrator für ein lateinisches oder französisches Fremdwort und ließ Jupiter's Donner vernehmen, wenn zum Beispiel in einem Artikel das Wort „Narbe" vorkam, statt, wie er sagte, das deutsche Wort: „Blessur". Den Romanschreibern des Blattes gab er weise Rathschläge, die beispielsweise dahin lauteten: „An dieser Stelle muß nothwendig ein Kind weggelegt werden."

Besagter Administrator hat später selbstständig eine Carrière gemacht, die noch nicht beendet ist und daher künftiger Geschichtsschreibung aufbewahrt bleibt. Landsteiner, der dem Gedeihen seines Blattes das Opfer bringen mußte, nichts dafür zu schreiben, gesellte zu diesem Opfer das ebenso negative Vergnügen, das Blatt niemals zu lesen. Er ergab sich bis zu seinem Tode einer grenzenlosen Trägheit, die ihn, der ein liebenswürdiger Causeur und mehr noch, ein für den Humor empfänglicher Zuhörer war, ganz wohl anstand. Er hätte wegen seiner Trägheit das Epigramm unterschreiben können, welches ich, ein großer Freund des Fahrens, einst meiner eigenen Lebensanschauung widmete:

Was mir allein gefällt
An dieser schnöden Welt
Ist, daß man nicht zu Fuß
Aus ihr hinausgeh'n muß.

Seitdem ist die Journalistik in Oesterreich in einen regelrechten Gang gekommen, welcher Specialitäten in Gestalt eigenthümlicher Persönlichkeiten unter den Redacteuren nicht mehr duldet. Vielleicht die letzte dieser Art war Karl Sitter, der das Wiener Witzblatt „Figaro" gründete und bis zu seinem Tode leitete. Die Wiener Witzblätter übergeht man besser mit Schweigen, denn sie verstehen — keinen Spaß. Die Eigenthümlichkeit Sitter's war, daß er beständig mit ebenso viel Wahrheit als Erfolglosigkeit die bildungsfeindliche Richtung des Wiener Lebens geißelte. Diese Feindlichkeit ist in der That nicht einmal eine aufrichtige, denn sie verschmäht, wenn es gilt, lärmende Ovationen darzubringen, nicht die öffentlichen Acte literarischer Bildungsheuchelei. Man feiert die Geburtstage mit Festen und Geschenken, während die Werke des betreffenden Dichters niemals von den Wienern gekauft werden und in tausenden von Exemplaren das Magazin des Verlegers füllen.

Noch wäre jener Persönlichkeiten zu gedenken, die, wie der verstorbene Ernst Keil und der in Stuttgart von der Journalistik zurückgezogen lebende Hofrath Dr. E. Zoller, durch ihre besonders dafür geschaffene Eigenthümlichkeit das deutsche Familienblatt zu gründen verstanden. Dieser Gegenstand jedoch ist für eine objective Erörterung im Rahmen einer Betrachtung nicht geeignet, die nur darauf hinweisen wollte, wie sehr die Entwicklung der deutschen Journalistik von der Persönlichkeit der Redacteure abhängig war.

Feuilleton.

Talagajew.

Von Iwan Turgenjew.*)

Es war im Juli, in jener fürchterlich heißen Zeit, welche die Bauern die „Leidenszeit" nennen. Ich wollte mein Pferd und mich selbst vor der Hitze schützen, welcher wir beinahe erlagen, und hatte deshalb unter dem breiten Vordache eines Wirthhauses an der Landstraße Halt gemacht, dessen Besitzer — er war früher Leibeigener eines Edelmanns gewesen — ich sehr gut kannte. In seiner Jugend ein magerer und unansehnlicher Bursche, war er jetzt ein behäbiger, wohlbeleibter Mann mit immer noch dichten, aber schon ergrauenden Haaren, mit großen fetten Händen und einem Stiernacken. Er trug gewöhnlich einen leichten Kaftan, welcher durch eine schmale Seidenlitze zusammengehalten wurde; an den Füßen hatte er ebenso wenig Strümpfe, als am Hals eine Binde; das Hemd hing über schwarzsammtenen Hosen. Dank seiner Intelligenz hatte er sich ein ganz hübsches Vermögen gemacht und dabei, was selten ist, weder Verdacht noch Haß geweckt.

Ich verlangte einen Samowar und Thee, der ein in der Sommerhitze kühlendes, wie in der Winterkälte erwärmendes Getränk ist. Alexjewitsch, so nannte man meinen Wirth, setzte sich neben mich, um eine Tasse zu trinken, die ich ihm aus Freundlichkeit anbot und die er aus Höflichkeit annahm. Wir plauderten von der Erndte, die gut zu werden versprach, vom wohl beendeten Heuen und von einigen vereinzelten Fällen von Rinderpest, als er plötzlich die Hand an den Schirm seiner Mütze legte, wie um sie zu verlängern, und ausrief: „Aha, da kommt unser Raubvogel. Sobald man von kranken Thieren spricht, erscheint er."

Ich blickte nach der Seite hin, die mir sein Finger wies, und sah ein seltsames Gefährt auf der Landstraße gerade auf uns zu kommen. Es war ein vierrädriger Wagen, offen und niedrig, einen breiten Sitz vorne und eine Art ledernen Korb hinten, mit einer Lederdecke darüber; ferner Säcke, eine alte Waidtasche, ein langes Gewehr, nicht unähnlich einer türkischen Flinte, eine große Kürbisflasche, ein Haufen von Lumpen und Fetzen aller Art, ein riesiger Priesterhut, zwei todte Wildenten, eine zahme Ente, die ängstlich schrie, daneben zwei Hühner mit gesträubten Federn, aber offenbar in ihr Schicksal ergeben; das Alles lag drunter und drüber und durcheinander gerüttelt durch das Schütteln des Wagens, während ein schwarzes Kaninchen, aufrecht auf seinen Beinen, furchtsam an einigen Krautstrünken schnupperte, die aus den Rissen des Korbes guckten.

Der Mann, der auf dem Bock mit untergeschlagenen Beinen wie ein Türke saß, sah nicht weniger seltsam aus, als sein Gefährt. Es war ein ziemlich hübscher Bursche von etwa dreißig Jahren, trotz der Hitze mit einer ganz neuen Blouse angethan, die über den Hüften mit einem circassischen Gurt zusammengehalten war. Eine circassische Mütze mit langen Kameelshaaren umgab mit ihren Franzen den Kopf. Er hatte außerordentlich große, helle und scharfe Augen; seine Wangen

*) Nachdruck verboten. Wir bieten hier unseren Lesern das letzte Werk des russischen Erzählers, der es seiner verehrten Freundin Frau Viardot-Garcia auf dem Todtenbett in die Feder dictirt hat. Die prächtige Charakterstudie ist ein würdiger Schwanengesang des großen Dichters. D. R.

Digitized by Google

waren rund, roth und von vielen kleinen Falten gefurcht, und um den Mund lief beständig ein Lächeln, dessen Unverschämtheit noch durch den Schwung der gut geschnittenen Adlernase erhöht wurde. Ein langer, krauser Schnurrbart drehte sich über dem stets rasirten Kinn, denn sein Besitzer wollte weder für einen Bauer noch einen Krämer, noch viel weniger für einen Pfaffen gehalten werden. Sobald er unser ansichtig wurde, hielt er sein Pferd an und rief uns mit hell schmetternder Stimme zu: „Hollah, Brüderchen? Ihr seid draußen, um Euch zu erfrischen? Ja, ja, Alexjewitsch, Dein Bauch hat es nöthig, daß er gelüftet wird."

„Wer ist dieser Herr?" fragte ich meinen Wirth leise.

„O", war die Antwort, „Einer, von dem ich Ihnen nicht wünsche, daß Sie ihn bei nächtlicher Weile begegnen, besonders wenn Sie ein Pferd zu viel haben. Er würde für dasselbe gleich eine Verwendung wissen. Ein großer Pferdeliebhaber!" fügte er mit bitterem Lachen hinzu.

„Guten Tag, Plato Sergewitsch", fuhr mein Wirth mit lauter Stimme fort, indem er die Fingerspitzen an sein Mützendach führte. „Und woher des Weges? Aus der Stadt?"

„Aus der Stadt? Was soll ich dort? Leute sehen, die reich geworden sind, wie Du? Oder Bureaukraten, die Euch in die flache Hand gucken, um zu spioniren, ob nichts darin ist, das ausziehen möchte?"

„Ja ja", meinte der Wirth, „es ist lange her, daß die Hand leer ist. Aber sagen Sie mir doch, Plato Sergewitsch, was ist das für eine Wirthschaft, die Sie da mit sich herum führen?"

„Dies, mein Lieber", war die Antwort, „ist ein Zeichen, daß ich Kaufmann werde. Und warum etwa nicht? Weil ich von Adel bin? Ach was! Weil mein Urgroßvater Hosen von goldenem Tuch trug, die ihm Tamerlan geschenkt hat? . . . Im Uebrigen, das geht Dich nichts an. Komm, kaufe mir lieber diese Paar Enten ab . . . frisch geschossen und erster Güte."

Der Wirth, der sich mit kleinen Schritten dem Wagen genähert hatte, deckte so nebenbei das Gewehr auf und kam, nachdem er sich vergewissert hatte, daß kein Pulverkörnchen darin war, langsam wieder zu mir. Talagajew (denn der Leser muß wohl den Familiennamen unseres Helden kennen) bemerkte diese Vorsichtsmaßregel meines Wirthes und schrie hastig: „Nun denn, so nimm die zahme Ente da."

„Nein", brummte der Wirth.

„Ich sehe, daß mit Ihnen kein Geschäft mehr möglich ist. Wozu also soll ich Ihnen dies Kaninchen anbieten? . . . ich weiß ja zum voraus, daß Sie es nicht wollen . . . und doch gibt das famose warme Fußbekleidung."

Mit Entrüstung warf er das hoch an den Ohren gehaltene Thier in den Wagen zurück. „Da habe ich z. B. ein herrliches Leopardenfell, aber ich mag es Dir gar nicht anbieten, denn ich weiß, daß das über Deinen Horizont geht. Vielleicht darf ich es dem Herrn anbieten? . . ."

Er sah, daß ich nicht darauf anbiß.

„Bah", rief er, „Du Kopfkenseele, ich weiß wohl, daß Du Dir eingebildet hast, mein Gewehr sei nicht geladen. Da sieh!" Und indem er die Flinte aus seinem Versteck hervorbeugte, schoß er sie zwischen den Ohren seines Rößchens ab, das sich, an solche Knalleffecte gewöhnt, nicht einmal rührte. Man hörte einen Schrei aus dem Hause. Eine dicke blasse Frau, ein Kind im Arme, erschien am Fenster.

„Sie haben meine Schwiegertochter erschreckt", schrie der Wirth, roth vor Wuth. „Und meine andere liegt in Kindesnöthen. Gleich auf der Stelle trollen Sie sich oder . . ."

„Nun, was denn ‚oder'?" schrie Plato. „Die Straße ist für Jeden da! Gehört sie denn nicht dem Zaren? Und wenn Du glaubst, ich habe puncto Waffen nur diese alte Flinte, so irrst Du. Da sieh." Er beugte sich nieder und zog aus seinem Wagen einen herrlichen circassischen Dolch.

„Nun, wenn es so steht . . ." sagte ruhig der Wirth und klatschte in die Hände. Sofort erschienen drei handfeste Burschen aus verschiedenen Theilen des Hofes, ein jeder mit einer großen Gabel bewaffnet.

„Wollen Sie mit meinen Burschen da weiter sprechen?" Eine haßerfüllte Verzerrung lief über Plato's Gesicht. Er kehrte sich wüthend um und galoppirte, die Faust ballend, davon.

„Sie haben sich da einen gefährlichen Feind gemacht", meinte ich zu meinem Wirthe.

„Der da", antwortete er, die Schulter zuckend, „in einer Woche wird er wiederkommen und mir seine Enten oder seine Hühnchen zum Verkaufe bieten. Aber es ist besser, klug zu sein, obgleich die Gefahr nicht von dieser Seite kommt."

In diesem Augenblick hörte ich, wie Talagajew fern im Walde das Volkslied von Stenko Rasin anstimmte. Seine Stimme war weder angenehm, noch sang er richtig. Ein Knecht aus dem Hofe murmelte zwischen den Zähnen: „Das will ein Räuber sein und kann nicht einmal das Räuberlied!" Einige Minuten später hörte ich, wie derselbe Bursche das nämliche Lied sang mit einer Kraft und Gluth, die mir zu denken gegeben hätte, wäre ich der Wirth gewesen.

II.

Talagajew gehörte zu einer alten Adelsfamilie des Gouvernements Tula, die, ehedem sehr reich, Dank einer Reihe verschwenderischer Söhne ins Elend gekommen war. Ohne daß wir seinen Stammbaum höher zu verfolgen brauchen, haben wir schon an seinem eigenen Vater ein hinreichendes Beispiel. Er hing seinen Pferden silbernes Geschirr an und ließ sie sogar mit demselben Metall beschlagen. Einmal schenkte er hundert Rubel und die Freiheit einem Kutscher, der mitten im Winter, nachdem er seinem Pferde die Augen verbunden, von einem Felsen in einen beeisten Fluß hinunter sprengte; das Eis brach zwar und er versank im Wasser, aber er tauchte mit blutüberströmtem Gesichte wieder auf, ganz munter und gesund und jeden Augenblick bereit, einen mächtigen Humpen Brantwein auf die Gesundheit seines Herrn und Befreiers zu leeren.

Der arme Talagajew hatte nicht mehr die Mittel, derartige Einfälle so fürstlich zu belohnen, aber er that sein Möglichstes, um solcher Ahnen nicht allzusehr unwerth zu sein. Darum genoß er auch im ganzen Lande den Ruf eines Scandalmachers, eines Menschen, mit dem man lieber nichts zu thun hatte.

Ich hatte unter meinen Nachbarn einen braven kleinen Gutsbesitzer von etwa sechzig Jahren: grau, wohlgenährt, großer Jäger vor dem Herrn, guter Esser, immer wohlauf, lebhaft und lustig. Er besuchte mich öfter, denn wir hatten die nämliche Leidenschaft: das Kartenspiel, nicht die großen Partien, sondern das freundliche stille Whist mit Flüchen auf den Unstern, Schwüren, nie wieder eine Karte zu berühren u. s. w. und dem obligaten Wiederbeginn am folgenden Tage. Eines Abends jedoch kam mein Nachbar in einem ganz verzweifelten Zustande. Sein Gesicht war geschwollen, man sah sogar die Spur vieler Thränen. Ich ergriff seinen Arm und führte ihn ins Nebenzimmer. „Paul Martinitsch," rief ich, „was ist Ihnen zugestoßen?"

„Ich bin ein verlorener Mann!" stammelte er, indeß neue Thränen hervorstürzten, die so schlecht zu seinem jovialen Gesichte paßten.

„Aber was gibt's denn? Ist Ihnen ein Unglück begegnet?"

„Nein, nicht mir . . . . aber ein schreckliches Unglück."

Aus seinem Schluchzen erfuhr ich, daß seine Tochter, eine hübsche Blondine von etwa fünfzehn Jahren, die sein ganzes Leben ausmachte, seit dem Morgen aus dem Hause verschwunden war.

„Sie muß bei jenem elenden Kerl sein, jenem Talagajew, dem infamen Räuber", schrie der Nachbar. „Man sah ihn gestern um mein Haus schleichen, ja man behauptet sogar, daß er mit ihr im Garten geplaudert habe. Und sie, mein Freund . . . sie, die noch nie ohne ihre alte Dienerin ausgegangen ist! . . . Fünfzehn Jahre! Allein ausgegangen, verschwunden! . . . wie ein Lämmlein! . . . Stellen Sie sich das vor! . . . Fünfzehn Jahre! . . . Aber das darf nicht so bleiben . . . und ich komme, Sie um Ihre Hülfe zu bitten."

„Was kann ich für Sie thun, mein armer Paul Martinitsch?"

Mein Nachbar kreuzte seine Arme über der Brust. „Gehen wir zusammen zu diesem Räuber und nehmen wir ihm die Beute weg. Sehen Sie, wenn es sein muß, ich würde mich sogar mit ihm duelliren, ihn tödten."

Digitized by Google

„Aber warum sind Sie so fest überzeugt, daß sie bei ihm ist?"

Der Nachbar unterbrach mich mit Heftigkeit. „Sie ist bei ihm! Kein Zweifel. Wer wäre denn sonst eines solchen Streiches fähig? Etwa Jegor Antimowitsch oder Sacher Plutarchitsch? . . . Nein, nein, dort müssen wir sie suchen."

Da ich einsah, daß er von seiner Meinung nicht abzubringen war, so ließ ich anspannen, und einige Minuten später rollten wir über die Straße hin, welche zu Talagajews Wohnung führte, die nur wenige Werst entfernt war. Während der ganzen Fahrt war mein Nachbar im bemitleidenswerthesten Zustande. Man wußte nicht, ob aus Furcht oder aus Sehnsucht nach seinem Kinde. „Ein wahres Lämmlein!" wiederholte er unablässig, „ein armes Täubchen, das sich nicht vertheidigen kann! . . . Fünfzehn Jahre!" Endlich gelangten wir an unser Ziel. Das Haus von Talagajew war so klein, so niedrig, so zerfallen, daß es eher einer schlechten Bauernhütte glich, als einer einst herrschaftlichen Wohnung. Kaum waren wir in ein elendes Vorzimmer gelangt, wo ein kleiner Kosak uns mit verblüfften Augen empfing, als wir schon unmittelbar vor dem Herrn des Hauses standen. Eingehüllt in einen alten persischen Schlafrock, eine Mütze vom nämlichen Stoff auf dem Kopfe und eine lange Pfeife im Munde, machte er vergebliche Anstrengungen, sich in seiner Würde zu zeigen. Ich sah, wie er beim Anblick meines Nachbars leise bebte, aber noch hatte er nicht die Zeit gehabt zu sprechen, als Paul Martinitsch mit flehentlich erhobenen Armen ihm entgegenstürzte und außer sich vor Schmerz rief: „Nastia! Wo ist Nastia!" — Talagajew erhob sich in seiner ganzen Größe, und indem er einen Mundvoll Rauch emporblies, sagte er sehr arrogant: „Von welcher Nastia reden Sie eigentlich?"

„Meine Tochter! Meine Tochter meine ich!" seufzte der arme Mann. „Sie ist bei Dir seit heute Morgen, ich bin es gewiß! Gib sie mir wieder! Du hast kein Recht, sie mir einfach wegzunehmen. Denn siehst Du, trotz Deiner Pistolen, Säbel, Dolche und Deines Schnurrbarts werde ich keinen Stein hier auf dem anderen lassen, und was Dich selbst betrifft, so . . ."

„Das ist köstlich", unterbrach ihn Talagajew. „Der Alte da behauptet, ich hätte seine Tochter verführt und schlägt deswegen Lärm in meinem Hause! . . . Bei mir, Talagajew, einem Edelmann, zu dem noch Niemand mit erhobener Stimme zu sprechen gewagt hat! Und Sie selbst, mein Herr —" fügte er, zu mir gewendet, bei, „welche Rolle spielen Sie eigentlich hier? Mit welchem Rechte dringen Sie in mein Haus ein?"

„Ich bin es", entschuldigte Paul Martinitsch, „ich bin es, der unseren respectabeln Nachbarn gebeten hat, mich zu begleiten, und was meine Tochter betrifft, so werde ich nicht von hier weichen, bis . . . Nastia! Nastia!" schrie er aus vollem Halse, indem er gleich einem wüthenden Thier im Zimmer hin- und herlief. „Nastia! Meine Kleine, wo bist Du?"

„Hier, Papa!" rief plötzlich ein wohlbekanntes Stimmchen. Es war wie ein Theatercoup. Mein Nachbar stürzte aus dem Zimmer in den Hof, woher die Stimme zu kommen schien.

Ich folgte ihm. „Nastia!" fuhr der Vater zu schreien fort, aber dieses Mal keuchte er vor Freude. „Meine Taube, wo bist Du?"

„Ich bin hier, Papa! Eingeschlossen!" antwortete die Stimme des jungen Mädchens. Mein Nachbar eilte gegen die Thür einer kleinen Scheune, und als er mit einem Fußtritte das schlechte Schloß aufgesprengt hatte, sah man Nastia auf einem alten Ledersopha sitzen, mit sehr traurigem aber nicht verzweifeltem Ausdruck. Der Vater warf sich ihr an den Hals und bedeckte sie mit Küssen, indem er dabei wiederholte: „Ah, Du Böse! Du Häßliche! Schämst Du Dich nicht, mich so zu ängstigen. Und wem zu Liebe?!"

„Verzeihung, mein Vater, Verzeihung! Aber Sie wissen", fügte sie hinzu, indem sie plötzlich zurückwich und ihm scharf ins Auge sah, „Sie brauchen meinetwegen nicht zu erröthen. Ich weiß zu wohl, was ich meiner Ehre schuldig bin . . . und vor meiner Hochzeit . . . nimmermehr!"

„Später, später! wir reden später davon! Jetzt müssen wir handeln", sagte Paul Martinitsch, und drängte seine Tochter nach dem Wagen zu.

„Wir wollen doch erst sehen, ob man Sie einfach so gehen läßt", ertönte plötzlich die metallische Stimme Talagajew's, aber der Vater warf ihm über die Schulter hinweg einen so schrecklichen Blick zu, und sein altes Gesicht nahm einen so bedrohlichen Ausdruck an, daß Talagajew einen Augenblick zögerte. Der Greis benutzte dies, faßte seine Tochter um die Taille und hob sie in den Wagen, sprang selbst hinein und rief mit aller Kraft: „Vorwärts, Kutscher, nach Hause!" Der Wagen setzte sich sogleich in Bewegung. Talagajew, außer sich vor Wuth und Enttäuschung, hetzte seine vier großen Windhunde hinter uns her, aber der Kutscher meinte lächelnd, indem er sich zu Paul Martinitsch wandte: „Seien Sie ruhig, Herr, der russische Windhund ist ein gutmüthiges Thier, das weder Menschen noch Thieren was thut". In der That machten alle vier, nachdem sie uns etwa hundert Schritte weit begleitet, plötzlich Halt, indem sie mit ihren großen buschigen Schweifen voller Genugthuung wedelten. Während wir uns so von Talagajews Häuschen entfernten, konnten wir dessen wüthende Schimpf- und Drohreden vernehmen, aber wir hatten Besseres zu thun, als darauf zu achten. Nastia wurde nicht müde, ihren Vater zu umarmen und von Zeit zu Zeit auch mich. Sie weinte unaufhörlich und war doch ganz toll vor Freude. Der Vater weinte gleichfalls und lachte noch viel lauter.

„Ich habe es Ihnen ja gesagt", wendete er sich zu mir, „fünfzehn Jahre, Herr! . . . Ein Kind! sie braucht noch Spielzeug. Aber dennoch" — und damit kehrte er sich zu seiner Tochter — „wie kommt es nur, daß Du jenem Kerl Dein Ohr leihen konntest?"

„Ach, fragen Sie mich nicht", antwortete Nastia und barg ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Nun?" . . .

„Er ist so ein hübscher Bursche", murmelte sie, indem sie die Finger auseinander bog.

„Er? . . . hübsch? Weißt Du, wenn Dir sein langer Schnurrbart gefällt, so hat unser Kater einen noch längeren."

„Und dann versprach er mir, mich in die Stadt, nach Moskau, zu führen und mir den Kreml zu zeigen . . ."

„Und Dir schöne Kleider zu kaufen, nicht wahr?"

„Ja, aber die reizten mich weniger . . . Und endlich meine Freiheit . . ."

„Wie, bist Du nicht frei genug, undankbares Mädchen? Aber warte, auch ich will Dich nach Moskau begleiten und Dir den Kreml zeigen . . . und noch viele andere Sachen."

Und darauf umarmten sich Vater und Tochter, und ich betrachtete den Rücken des alten Kutschers, der mit dem Kopfe wohlgefällig nickte. Auch er war zufrieden.

Man erfuhr später, daß die Kleine damals, ohne ein Wort zu sagen, nur mit einem Bündel Kleider und einem Paar Schuhe in der Hand, durch den Garten entflohen war.

III.

In einer Entfernung von etwa fünfzehn Werst von meiner Behausung liegt ein großes und reiches Dorf, fast ganz nur von freien Bauern bewohnt. Zweimal im Jahre wird dort ein vielbesuchter Markt abgehalten. Es sind die richtigen Bauernmärkte, auf denen man nur das findet, was sie vor Allem gebrauchen, wie Pferde, Vieh, Geräthschaften, Handwerkszeug und all die anderen zahlreichen Dinge, die ein russischer Bauer und seine Frau haben müssen. Auf diesen Messen geht es gewöhnlich sehr lebhaft und lärmend zu, was die große Anzahl von Schenken und Garküchen, die sich überall aufthun, hinreichend erklärt. Ich war nach Grakhowo — so heißt der Jahrmarktsort — mit der Absicht gekommen, ein Paar Pferde zu kaufen, welche man dort gut und preiswürdig findet. Mittags angekommen, war ich nicht sonderlich erstaunt über den Lärm, der mich empfing, sobald ich die kleine Hügelreihe, welche das Dorf umgibt, hinter mir hatte, aber der Scandal nahm, als ich mich dem Wagenmarkte näherte, einen so intensiven Charakter an, daß ich mir sagte: Da muß einer jener Streithähne sein, die auf Bauernmärkten niemals fehlen. Und in der That sah ich etwa fünfzig Schritte vor mir und umgeben von einer Schaar angeheiterter und zorniger Leute, einen kräftigen Burschen in circassischer Tracht, der große Gesten machte und in welchem ich sogleich Talagajew erkannte.

Digitized by Google

Es war wohl drei oder vier Monate her, daß ich ihm nicht mehr begegnet: sein Aeußeres hatte nichts gewonnen, im Gegentheil, er war zerlumpter als je und hatte nichts von seiner Unverschämtheit eingebüßt. So viel ich aus dem Geschrei, das mich betäubte, verstehen konnte, beschuldigte man Talagajew, einen Bauer bei einem Pferdehandel betrogen zu haben. Talagajew war empört ob dieser öffentlich gegen ihn erhobenen Beschuldigung, gegen welche er mit umso größerer Heftigkeit protestirte, als er sich ihre Berechtigung eingestehen mußte. Er wollte mit seinem sonoren Organ imponiren, aber wie er auch betheuerte, seine Arme gen Himmel hob, die Fäuste ballte, an seine Brust schlug, das Alles machte auf die Menge gar keinen Eindruck. Erhitzte Gesichter näherten sich dicht dem seinigen, und ein wahres Wuthgeheul mischte sich in sein Geschimpf. Ein kleiner, schwarzer Bauer mit struppigem Bart zeichnete sich vor Allen aus. „Zum Friedensrichter! Vorwärts, zum Friedensrichter! Ihr sogenannten Edelleute habt uns jetzt die längste Zeit geschunden."

„Wie könnt Ihr's wagen, elende Bauernlümmel!" schrie Talagajew, der mich, ich muß gestehen, ein wenig an Don Juan erinnerte, wie er im Finale des ersten Actes von den Bauern bedroht wird.

„Freilich wagen wir es! Das wäre noch schöner!" entgegnete der Schwarze; „ja, das ging früher wohl, Täubchen, aber heutzutage nicht mehr."

„Ich zum Friedensrichter?" rief Talagajew aus, der jetzt statt seines gewöhnlich gelben Gesichts ein scharlachrothes bekommen hatte und wüthend die Augen rollte, „wagt es!" Und man sah die Klinge eines Dolches, den der aufs Aeußerste getriebene Eisenfresser über seinem Kopf schwang, aber die Waffe wurde ihm von einem blonden Riesen, der sich bis dahin ruhig verhalten, sogleich entrissen. „Weg damit, Euer Gnaden!"

Talagajew stürzte auf ihn zu, wurde jedoch sogleich von einem Dutzend robuster Fäuste aufgehalten, welche den circassischen Kaftan, den der Edle trug, in Fetzen rissen. Die Astrachanmütze rollte zu Boden, der elegante Gurt wurde auch zerrissen und Alles, was von Talagajew und seinem schönen Schnurrbart übrig blieb, bot einen so jämmerlichen Anblick, daß ich mich auf der Stelle von dem wilden Bauernkrieg, von allem Scandal, von dieser Lynchjustiz abwandte. Der erstickende Staub, das Geschrei, der Schnapsgeruch, die Roheit dieser Rauferei, Alles flößte mir tiefen Abscheu ein, und ich versprach mir, mich nie wieder einer solchen Scene auszusetzen, und auch Jenem auszuweichen, der sie hervorgerufen haben mochte. Und doch täuschte ich mich. Ich sollte Talagajew wiedersehen.

IV.

Es war an einem traurigen und kalten Novemberabend. Ich war genöthigt, zu einem Diner bei einem nahen Verwandten auszufahren, und kehrte nach Hause zurück in einem kleinen Schlitten, welchen ein einziges Pferd mit einem ganz kleinen Glöckchen zog und ein junger Kutscher begleitete, der nöthigenfalls die Zügel halten sollte. Der Schnee fiel dicht und stät seit dem zweiten Abend, er überdeckte die Wege und bog nach und nach die Wipfel der Bäume; von Zeit zu Zeit schnaubte ein Windstoß, als wollte er Alles über der Erde niedersegen. Der Himmel hing tief und schwer; große, schwarze Wolken verhüllten jeden Augenblick den Mond, dessen kleine Sichel aus einem Gewölk ins andere zu springen schien, als ob er vor einem unsichtbaren Feinde sich verbergen wollte. Das Licht, das er ausstrahlte, war ganz ebenso unruhig und ungewiß; man glaubte weiße Hasen laufen oder schnelle Schatten über den Weg huschen zu sehen; die Gegenstände nahmen seltsame und doch vertraute Formen an, wuchsen ins Maßlose und verschwanden mit einemmale. Es war ein eigenthümliches Spiel zwischen Licht und Schatten. Weiß Gott, warum mein Kutscher zu singen anfing, erst leise, dann, durch mein Schweigen ermuntert, ein wenig lauter und mit einer reinen und schwermüthigen Stimme, die trefflich zu dem eintönigen Geklingel des Glöckchens und der stillen Traurigkeit der Nacht paßte. Ich konnte weder das Lied, noch die Worte deutlich verstehen, aber es handelte sich wahrscheinlich, wie in den meisten Volksliedern, um junge Mädchen und die Liebe.

„Wie alt bist Du?" fragte ich, ihn jäh unterbrechend.

„Ich . . . ich bin bald achtzehn", antwortete der Bursche erstaunt.

„Möchtest Du heirathen?"

„Warum nicht, wenn sich ein hübsches Mädchen fände?"

„Wie z. B. die kleine Nastia, was?" sagte ich.

„O, Herr, Sie scherzen. Das ist kein Gericht für unser Maul. Wollte ich heirathen, so fänden sich ganz nette Mädchen im Dorf. Der Vater würde sich nicht lange bitten lassen . . . was liegt ihm dran? er ist öfter im Wirthshaus als anderswo . . . und was die gute Alte anbetrifft, ich wickle sie um den Finger herum . . . Aber was gibt's denn?" rief er plötzlich, indem er sein Pferd zurückzuhalten suchte, das mit einemmal auf die Seite gesprungen war. Der Mond huschte eben in eine dichte Wolke und die Finsterniß verdoppelte sich. Das Pferd rührte sich nicht von der Stelle, schüttelte hartnäckig den Kopf und prustete. Ein dunkler Gegenstand, dessen Umrisse ich nicht deutlich erkennen konnte, lag quer über dem Wege.

„Sieh mal nach, was es gibt", sagte ich zum Kutscher, „ich halte unterdessen die Zügel."

Der Bursche sprang vom Schlitten, aber es war keine leichte Aufgabe, das Pferd still zu halten, denn es zitterte an allen Gliedern und seine Mähne sträubte sich.

„Herr", sagte der Kutscher plötzlich ganz ernst, „fahren wir weiter".

„Warum?"

„Was Schlimmes."

„Aber warum nicht?" fragte ich, ebenfalls vom Schlitten springend.

„Was Schlimmes, Herr!" Und indem er dies sagte, bekreuzte er sich und machte einige Schritte abseits. „So müßten sie Alle enden, diese Pferdediebe . . . es ist ihm recht geschehen", murmelte er, und ein wilder Zug erschien auf seinem bartlosen, friedfertigen Gesichte. Ich näherte mich dem Gegenstande, der das Pferd und den Kutscher so in Schrecken versetzte. Ich erkannte Talagajew. Ein Beilhieb hatte ihm die Stirne gespalten. Der Mond erschien in diesem Augenblicke wieder und spiegelte sich in der Blutlache, welche den Kopf umgab und ihm gleichsam eine goldrothe Aureole verlieh. Zwei Enden eines dicken Strickes lagen neben seinem Hals auf der Erde, und diese ganze zerlumpte, beschmutzte, zerschlissene Gestalt hob sich grell von dem jungfräulichen Weiß des Schnees ab.

Ich erinnerte mich, eines Tages nach einem seiner Händel von ihm gesagt zu haben: „Es wäre traurig, wenn ein Talagajew bei einer solchen Rauferei sein Ende finden würde", und Talagajew hatte erwidert: „Warum nicht gar, die Talagajews enden anders."

„So enden sie", dachte ich jetzt vor seinem verstümmelten Leichnam.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Treu dem Herrn". Schauspiel in 4 Acten von Richard Voß. — „Die Lorelei". Trauerspiel in 5 Acten von Adolf L'Arronge.

Zwei sehr interessante Novitäten waren es, welche die beiden vornehmen Bühnen unserer Hauptstadt, das Königl. Schauspielhaus und das Deutsche Theater zum Schlusse der vorigen Woche brachten, besonders merkwürdig auch dadurch, daß beide neuen Stücke nicht der Mode des angeblich allein modernen Conversationsdrama's huldigen, sondern wieder zurücklenken in die alten Bahnen des bürgerlichen Schauspiels und des phantastischen Ritter- und Feenstückes.

Das im Schauspielhause aufgeführte bürgerliche Drama „Treu dem Herrn" von Richard Voß ist, wie eine dem Titel beigefügte Angabe besagt, nach einer Erzählung von Friederike Lohmann bearbeitet. Mir ist diese Erzählung leider nicht zur Hand, aber ich glaube aus der Art des ganzen Stoffes schließen zu können, daß die durch Friederike Lohmann ursprünglich gewählte novellistische Form dem letzteren

Digitized by Google

angemessener war, als die von Richard Voß nachträglich beliebte dramatische Umarbeitung. Denn Vieles in dem Schauspiele ist peinlich zugespitzt und mit einer übertriebenen Consequenz ausgeführt, was in der Erzählung, wo eine ruhiger einherschreitende, schildernde Motivirung stattfinden konnte, sicherlich ein in etwas natürlicheren Falten fallendes Gewand trägt.

„Treu dem Herrn" spielt in der ersten Zeit des siebenjährigen Krieges, und die Handlung schraubt sich auf der historischen Grundlage, welche die schmähliche Capitulation der sächsischen Armee bei Pirna gewährt, gleich im ersten Acte zu der künstlichen, athembeklemmenden, tragischen Höhe empor, auf welcher sie durch weitere drei Acte hindurch bis zum Schlusse verharrt. Bernhard Ellinger, sächsischer Rath und Haupteinnehmer der öffentlichen Gelder, erfährt auf seinem Weinberge bei Dresden, wo er mit zwei Töchtern und einer alten Dienerin, der Jungfer Justine, den Sommer verbringt, von dem Unglücke, das sein engeres Vaterland und seinen Landesherrn, den Kurfürsten betroffen hat. Der Letztere ist in voller Hast aus Dresden entflohen, die Preußen sind in der Stadt eingerückt und haben die Verwaltung übernommen. Auch dem Rath wird durch einen Untergebenen, den Calculator Börne, die Weisung des preußischen Commandanten überbracht, am nächsten Tage die Kassen auszuliefern. Er ist erschüttert durch diese Zumuthung, er zaudert; der Plan, wenigstens das Geld durch seine Treue für seinen unglücklichen Landesherrn zu retten, nachdem derselbe das Land durch Verrath und Feigheit verloren, gewinnt in ihm Gestaltung. Der Calculator, der schon vor seinem Auftreten von Justine als ein Schleicher, ein schlechtes heimtückisches Subject geschildert wird, benutzt diese Unentschlossenheit seines Vorgesetzten auf das Feinste. Er wirft Worte hin, halbe Worte, die nichts sagen und doch Alles andeuten, er windet sich und krümmt sich, bis der Rath, um dem gegenseitigen Fangespiel ein Ende zu machen, ihn geradeheraus fragt, ob er ihm bei der sofortigen Rettung jener Gelder vor der Beschlagnahme durch die Preußen behülflich sein wolle? Da wirft plötzlich der Teufel seine Maske ab. Ja, sagt der Calculator, er wolle mitwirken, aber nicht wie der Rath aus Patriotismus, aus Treue gegen seinen Herrn, sondern — wie er mit cynischer Offenheit eingesteht — aus Eigennutz, aus Gewinnsucht; er wolle auf dem Lebensweg, auf dem er bis daher nur mühevoll, Schritt für Schritt vorwärtsgekommen, endlich einmal einen raschen, weiten Sprung thun. Nun ja, sagt der Rath, was er denn fordere, es solle ihm Alles bewilligt werden. Was ich verlange? schreit da plötzlich der Bösewicht. Ich verlange — Ihre Tochter Marianne!

Das Publicum ist bei dieser Stelle eigentlich noch mehr erschrocken, als der arme Vater auf der Bühne. Marianne ist dem Zuschauer vorher in einer kurzen, trefflichen Scene vorgestellt worden; sie ist ein schönes hochsinniges Wesen, das in schwärmerischer Liebe für einen Offizier, der in Pirna mit in Schande und Noth kam, erglüht. Und diese holde Idealgestalt soll durch irgendwelche dramatische Entwicklung jenem Bösewicht, der als Teufel von der Sohle bis zum Scheitel von Anfang an auf der Bühne herumschreitet, in die Arme geworfen werden oder wenigstens eine Zeitlang die Angst erleiden, sein Weib werden zu müssen? Der Zuhörer empfindet dieselbe Angst schon im Voraus, ohne doch nur irgendwie in den Glauben versetzt werden zu können, daß jene Ungerechtigkeit des Schicksals je sich vollziehen könne. Weil sie zu groß sein würde, hat sie alle Wahrscheinlichkeit von vorn herein verloren. Der Bogen der dramatischen Spannung ist allzu straff angezogen worden, er bricht schon, ehe der Pfeil abgeschnellt ist. Und weil die allzu große Härte des Conflicts den Zuschauer an der Wahrheit desselben sofort zweifeln läßt, erscheint die Fortführung des peinlichen Spiels, die nun stattfindet, eher wie eine poetische Heuchelei, als wie kunstvolle dramatische Täuschung. Der Zuschauer tröstet sich mit einem Blick auf den Zettel, wo der alte Zieten schon als Rettung im Busche lauert, und denkt sich: es kommt doch nicht so weit!

Zunächst läßt es allerdings der Dichter recht weit, ja, für meinen Geschmack allzu weit kommen. Der alte Rath wird, nachdem er anfangs dem unverschämten Calculator die Thüre gewiesen, durch eine inzwischen einlaufende ausdrückliche Appellation des Kurfürsten an seine Unterthanentreue bewogen, das Opfer seiner Tochter zu beschließen. Er läßt jenen Schurken zurückrufen und gibt sich und sein Kind in seine Hände. Nun folgen einige peinvolle Scenen, die den ganzen zweiten und die erste Hälfte des dritten Actes füllen, welche aber nicht etwa die Handlung fördern, sondern nur dazu da sind, alle schrecklichen Folgen jenes unheilvollen Entschlusses recht breit und deutlich auszumalen. Wie man dem armen Sünder früher mit den Folterzangen recht laut vor den Ohren klapperte, ehe er auf die Bank gestreckt wurde, so zeigt uns auch Richard Voß alle Schrecken jener Heirath, von der wir doch bestimmt wissen, daß sie nicht zu Stande kommt, schon im Voraus. Der Schmerz und die Verzweiflung der von einem Besuche bei der Mutter ihres Geliebten fröhlich heimkehrenden Tochter, als sie von dem schrecklichen Entschlusse des Vaters hört, die traurige Auseinandersetzung mit jenem jungen Manne, der nun auch all sein Glück verlieren soll, und schließlich ein peinvolles Beisammensein mit dem Bösewicht, der sich in dem Hause seines künftigen Schwiegervaters roh und unverschämt benimmt und die jungfräuliche Marianne über seine viehisch-sinnliche Liebe nicht im Unklaren läßt — das ist der mittlere Theil des Stückes. Dem gequälten Vater wird schließlich der Jammer zu ungeheuer, und er legt sich deshalb schon die Pistole zurecht, um durch einen guten Schuß sich von der Verantwortung und seine Tochter von dem aufgedrungenen Scheusal zu befreien. Da tritt Jungfer Justine auf den Plan. Sie hat aus Andeutungen und Beobachtungen den Zusammenhang des ganzen Unglücks, über dessen Ursprung der Rath zu schweigen durch Ehrenwort verpflichtet ist, erkannt und weiß, als sie noch dazu jene verrätherische Pistole findet, keinen anderen Ausweg aus der Noth zu finden, als den, daß sie ihren Herrn und seinen schurkischen Genossen bei dem preußischen Commandanten anzeigt. Hier setzt zugleich das patriotische Element des Stückes mit kräftigem Erfolge ein. Jungfer Justine ist nämlich eine geborene Preußin — sie war einst die Amme des General Zieten — und vertraut fest auf die Gerechtigkeit und die Großmuth des Heldenkönigs. Ihr Vertrauen täuscht sie nicht. Der Rath und sein Calculator werden auf jene Anzeige hin zwar verhaftet, und der Letztere tödtet sich bei dieser Gelegenheit, verschwindet also bei guter Zeit, aber dem braven Diener seines Landesherrn geschieht kein Leid. Der alte Zieten, welcher zur rechten Zeit auf der Bühne erscheint, um seine Amme zu begrüßen, bringt Alles hübsch in die Reihe, und unter Lachen über eine recht gut gezeichnete komische Figur, die zum Schlusse mit glücklichem Griffe in den Vordergrund der Handlung gestellt wird, fällt der Vorhang.

Wie es von dem Werke eines so talentvollen Dichters, wie Richard Voß ist, zu erwarten war, enthält „Treu dem Herrn" manche lebens- und leidenschaftsvolle Scene, das Ganze jedoch läßt unzufrieden, weil die rechte Vermittelung zwischen tragischer Nothwendigkeit und unheilsvoller Willkür in dem Charakter des Rathes nicht gefunden ist. Selbst eine prächtige, frische, durch archaistische Färbung kräftige Sprache erhebt nicht über diesen Zwiespalt, den auch die Hervorkehrung des patriotischen Tones gegen das Ende hin nur oberflächlich verdeckt. Für das Schauspielhaus wird das Schauspiel indessen eine gute Errungenschaft bedeuten, deren sich die Künstler dieser Bühne durch eine recht brave Darstellung auch würdig zu machen suchten.

Schwieriger als bei dem eben besprochenen Werke gestaltet sich die Aufgabe für den Kritiker bei der Betrachtung des ganz eigenartigen, in volltönenden Versen geschriebenen Trauerspiels „Die Lorelei" von L'Arronge. Nicht etwa weil der eigentliche Inhalt dieses Stückes, der im Ganzen dürftig genug ist, als besonders verwickelt und tief angelegt sich darstellte, sondern weil zur Ausschmückung dieses unbedeutenden Kernes eine Fülle von Kunst und Künsteleien verwendet worden ist, welche das ganze scenische Gefüge größer, inhaltsvoller und gewichtiger erscheinen läßt, als es bei schärferem Hinschauen sich ergiebt. Eine unklare Symbolik hat aus einzelnen Theilen dieses Trauerspiels, das den Lebenssturm eines Don Juans im ritterlichen Eisenkleide darstellen will, ein zuweilen total unverständliches Zaubermärchen geschaffen, welches durch Ausschmückung mit allerlei theatralischen Effekten nur auf die gröberen Sinne noch eine Wirkung ausüben kann. Wenn es eine Dramaturgie zu schreiben gälte, so würde dieses Stück gute Gelegenheit geben, über die Grenzen der Zulässigkeit des Symbolischen

Digitized by Google

im Drama des Weiteren abzuhandeln; wir müssen uns hier darauf beschränken, als Resultat dieser ungeschriebenen Abhandlung nur die Ueberzeugung auszusprechen, daß L'Arronge jene Grenzlinie unbedingt verletzt hat.

Die Sagengestalt der Lorelei, über deren eigentliches Alter wir uns mit dem Autor nicht erst in eine philologische Auseinandersetzung einlassen wollen, stellt in dem Trauerspiele zunächst das böse Princip dar, welches einen Jüngling aus aufgezwungener Entsagung in das volle Leben hineintreibt, zu Sieg, Macht und Liebesglück führt, aber auch zu Ueberhebung, Grausamkeit und Unmenschlichkeit anreizt. Also ganz derselbe Ausgangspunkt wie in C. F. Meyer's Novelle: „Die Hochzeit des Mönches". Der Zweitgeborne des gräflichen Hauses Katzenellenbogen ist von seinem älteren Bruder, wegen der Wildheit und Unbotmäßigkeit seines Charakters und wegen der hieraus drohenden Gefahr für den Bestand der Herrschaft, in ein Kloster gesteckt worden. Wir begegnen im ersten Akte diesen unfreiwilligen Mönch mit seinem Lehrer, dem aufgeklärten, warmherzigen Pater Constantin, am Ufer des Rheines. Ein Ertrunkener ist eben an das Land gezogen worden; die böse Nixe hat ihn getödtet, so schreit das ihn umdrängende Volk. Pater Constantin benutzt diese Gelegenheit, um die „alte" Sage von der schiffer- und kahnverderbenden Lorelei auf ihren verstandesgemäßen und historischen Inhalt zu prüfen, als ihn Philippus, so heißt der junge Graf in der Mönchskutte, ungestüm unterbricht und ihm nach himmelstürmenden Klagen über sein trauriges Erdenloos mittheilt, daß er an jene Sage glaube. Pater Constantin ist darob baß entsetzt, tröstet sich aber bald und läßt den unglücklichen Jüngling allein, um einen Kranken zu besuchen. Philippus bricht nochmals in seinen leidenschaftlichen lauten Schmerz aus und sinkt, nachdem er die Nixe um Hülfe und Errettung aus seiner Noth angefleht, am Ufer hin. Der Mond geht auf, Harfengeklimper ertönt und Geigenklang, und oben auf dem Fels erscheint die Loreley. Sie singt ein Lied — natürlich nicht das bekannte von Heine — und lockt den Schläfer. Alle Güter der Erde verheißt sie ihm, Erfüllung seiner höchsten Wünsche, wenn er sich ihr ganz angeloben, ihr sein Herz schenken wolle. Der Träumer breitet sehnsüchtig seine Arme nach der Lichtgestalt aus und gelobte Alles, Alles; sein Herz, sein ganzes Denken und Sein, und das Phantom taucht unter in den Rhein.

Der zweite Act bringt dem Unglückseligen, der sich der „Hexe" angetraut, die Erfüllung seiner irdischen Wünsche. Er wird, eben als er im Begriff ist, das erzwungene Priestergelübde zu leisten, von seinen Rittern, die ihm den Tod des Bruders melden, auf den Herzogsthron geholt; er erringt das schöne Weib, das er in seiner Jugend geliebt hat, er wirft seine Widersacher zu Boden und kehrt siegreich auf seine stolze Burg heim. Aber in die Siegesklänge mischen sich bereits die Mißtöne des hereinbrechenden Unheils. Durch Uebermuth gegen die Besiegten, Rachsucht gegen seine Feinde, Grausamkeit gegen seine Untergebenen macht er sich überall verhaßt, und auch daheim bricht er das Herz eines armen Mädchens durch sein frevelvolles, genußsüchtiges Spiel und vergilt die hingebende Liebe seines Weibes mit sträflichem Eigennutz und roher Begehrlichkeit. Er hat kein Herz mehr für das Irdische, was ihn so vollauf umgibt, sein Herz ist draußen am Rheinfels bei der Nixe, zu der es ihn immer wieder geheimnißvoll hinzieht. Der durch seine Gewaltsamkeit entfesselte Sturm bricht über ihn herein, er wird besiegt, gefangen genommen und zum Tode bestimmt. Sein eigener, alter, treuer Diener, dem er den einzigen Sohn erschlug, bietet die Hand zu seinem Untergange. Aber die Liebe seines Weibes weiß seinen Kerker zu öffnen; indem sie, Maria, selbst für ihn in den Tod geht, befreit sie ihn, ihn, der ihr kaum die Hand zum Abschied reicht in seiner unersättlichen Sehnsucht nach dem Leben, nach dem Genusse. Dieses glühende Sehnen treibt ihn auch jetzt wieder zuerst zur Lorelei; er ersteigt den Felsen, auf dem sie haust, er ruft sie mit gellender Stimme, aber nur das Echo antwortet ihm und die laute Stimme des Gewissens. Er breitet die Arme sehnsüchtig nach dem Phantom aus, das seine verwirrten Sinne hören und sehen, eine dunkle Gestalt reißt ihn an sich, als er sein höchstes Ideal, die Lorelei, zu umarmen meint, und stürzt ihn in die Tiefe. Mit zerbrochenen Gliedern wird er vom Pater Constantin in das Kloster gebracht; dort stirbt er vor dem Altare, nachdem dem brechenden Auge der Engel des Altarbildes, zu dem Maria Modell gewesen, noch eine visionäre Verzeihung herabgewinkt hat.

Diese kurze Skizzirung des Inhaltes ist dürftig zu nennen gegenüber der Fülle von Personen und Begebenheiten, die den einfachen Kern umrankt, und hat nur das Verständliche herausgesucht aus dem symbolischen Wust, den das leibhaftige Eingreifen der Rheinnixe in die Handlung erzeugt. Was eigentlich die Lorelei bedeuten soll, erkennen wir im Stücke selbst nirgends klar; ist sie das unbestimmte Ideal des in der Fülle des Genusses Verschmachtenden, das Ziel der nie zu stillenden Lebensbegierde, des unermeßlichen Lebensdranges, das schließlich zerrinnt und den Unglücklichen in die Tiefe stürzt, wenn er es eben zu fassen vermeint? Ist es das Höchste in uns, das unser Streben nach überirdischen Zielen veranlaßt, oder ist es das Tiefste, die nie zu tödtende Sucht, zu leben? Am Ende des Trauerspiels wird die Lorelei sogar das personificirte böse Gewissen, um sich gleich darauf wieder in die grausame Nixe zu verwandeln, die ihr Opfer in die Tiefe stürzt. Was ist sie nun eigentlich?

Auch das visionäre Element hat L'Arronge sehr unverständlich und ungleichmäßig in das Wesen seines Helden eingeschaltet. Philippus erblickt anfangs die Nixe immer nur bei Mondschein, so daß wir ihn, wie seine Umgebung es thut, recht gut für einen Mondsüchtigen halten können, der unter dem Einfluß des Planeten zu schwärmen beginnt. Aber dem widerspricht dann die Greifbarkeit der Sturmnacht, in welcher der Held den Loreleifelsen ersteigt, und für welche eine nüchterne Erklärung nicht zu finden ist. In ihr ist Philippus nicht mehr Mondsüchtiger, also Visionär; was ist er aber dann? Ein Wahnsinniger, dem die eigene Leidenschaft das Gehirn zerstörte? Wir wissen es nicht und L'Arronge läßt es uns nicht errathen.

Es würde zu weit führen, auf die reiche Ausschmückung, welche L'Arronge seinem seltsamen Stoffe gegeben hat, ausführlich einzugehen, denn von allen Seiten her hat er Beziehungen für dieselbe zu finden gewußt. Kunsterörterungen, philanthropische Ideen und Culturkampfgedanken fehlen dem Ganzen ebensowenig, als lyrische Gedichte, Trinkgesänge (freilich hinter der Bühne) und Liebesschmerz. Es ist zuweilen, als hätte der Verfasser ein Potpourri aus unseren Klassikern zusammenstellen wollen, um seine Künstler in recht passenden Rollen vorzuführen. Und in der That hat er erreicht, daß ein sehr packender erster Eindruck erzeugt wird, der freilich wieder schwindet, sobald man im stillen Kämmerlein über den Inhalt des Stückes nachdenkt. Eine Reihe gut „gemachter" Scenen rollen wie Perlen, die auf eine dünne Schnur gezogen sind, an uns vorüber; greifen wir ernstlich nach dem Schmucke, so reißt die Schnur und die Perlen fallen in den Sand. Immerhin ist das Bestreben des Verfassers, ein ernstes Lebensbild auf symbolischem Hintergrunde zu zeichnen, äußerst lobenswerth und wir müssen bedauern, daß dem Ganzen die Einheitlichkeit der großen Idee fehlt, welche allein die trefflich ausgeführten Einzelheiten werthvoll gemacht haben würde.

B.

Opern und Concerte.

„Der Zigeunerbaron", Operette in drei Acten von Johann Strauß, Text nach einer Erzählung*) Moriz Jokai's von J. Schnitzer, aufgeführt im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater. Brahms' vierte Symphonie. Herr Friedheim. Herr d'Albert.

Johann Strauß, der geniale Tanz-Componist, dem im „Lustigen Krieg", im „Cagliostro" und Anderem viele lustige Operetten-Gesänge ganz vorzüglich gelungen waren, hat in seinem neuesten Geistesproducte den Versuch angestellt, in die höhere Region der komischen Oper emporzusteigen. An Versuchen, diesen Versuch als höchst gelungen, als den Beginn einer neue Aera im Wirken Strauß' hinzu-

*) „Erzählung" besagt der Theaterzettel, „Grundidee" sagt das Textbuch.

Digitized by Google

stellen, hat es nicht gefehlt. Seit mehr als einem Jahre wurde in vielen Journalen fast jede zweite Woche eine neue Nachricht verkündigt über Berathungen mit den Autoren, Veränderungen im Texte und in den musikalischen Anordnungen, über die ganz neue Richtung welche der Componist eingeschlagen habe u. s. w. Als endlich die Erwartung und Spannung so hoch gestiegen waren, daß nur mehr noch ein Nachlassen möglich war, da kam endlich die erste Aufführung in Wien und ein immenser Erfolg ward nach allen Richtungen ausposaunt. Nur sehr aufmerksame Leser konnten aus nebenbei hingeworfenen Bemerkungen errathen, daß im „Zigeunerbaron" nicht Alles so ganz vortrefflich sei, wie es vorher angekündigt worden war, und daß der ausgezeichneten Wiedergabe, besonders der Girardi's in der wirksamsten Rolle, ein Hauptantheil des nicht ganz unbestrittenen Erfolges gebührte.

Hier in Berlin war die Spannung des Publicums noch durch den Nebenumstand erhöht worden, daß „Der Zigennerbaron" ursprünglich vom Besitzer des „Walhalla-Theaters", Herrn Großkopf, erworben war, daß der Componist dem neuen Pächter dieses Theaters, Herrn Steiner, das Recht der Aufführung nicht zugestand, daß ein Prozeß entstanden war, der mit einem Rechtsspruche zu Gunsten Strauß', mit einem Vergleiche und mit der Uebersiedlung des Zigeunerbarons in das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater endete. Die erste Vorstellung fand auch nicht blos vor einem vollständig besetzten Hause, sondern auch vor dem elegantesten Publicum statt, das sich je im Neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in der Chausseestraße versammelt hatte. Der Erfolg war ein unbestritten günstiger in den ersten beiden Acten, ein unbestritten abfälliger im dritten, den nur die aus den vorhergehenden mitgebrachte gute Stimmung des Publicums vor Zeichen des Mißfallens gerettet hat. Allerdings ist der Text in diesem Schlußacte geradezu unbegreiflich farblos und langweilig; unbegreiflich, weil die gewählte Grundlage vielfachen Stoff zu den komischsten Zwischenfällen bot. Ich will versuchen, in Kürze den Inhalt der Handlung zu erzählen; sie spielt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Barinkay, ein junger ungarischer Emigrant, der nach seiner eigenen Erzählung in der Fremde als Menagerie-Wärter und Taschenspieler gelebt hat, kehrt nach Hause zurück und erhält durch den Regierungscommissarius seine Güter wieder — Sumpfboden und eine alte Schloßruine. Er stellt seinem Gutsnachbare, den reichen Schweinezüchter Zsupán, bei der ersten Zusammenkunft das Anerbieten, dessen schöne Tochter Arsena (die er nie gesehen) zu heirathen, und dieser geht sofort darauf ein. Doch das schöne Mädchen liebt den Sohn ihrer Erzieherin Ottokar; um den lästigen Freier los zu sein, erklärt sie, nur wenn er Baron würde, sollte er ihre Hand erhalten, und der Vater stimmt ihr bei. Barinkay ist wüthend, lernt gleich nach dem eben erzählten Vorfall eine junge Zigeunerin Saffi und deren Mutter Szipra kennen, heirathet sofort das Mädchen und wird Woywode der Zigeuner, „Zigeunerbaron". Szupán und seine Tochter sind beschämt, der Regierungscommissar erklärt die ohne alle kirchliche Trauung und gesetzliche Erlaubniß vorgenommene Ehe null und nichtig, und will Barinkay und Saffi ins Gefängniß führen lassen. Der Obergespan des Temeser Comitats, Graf Homonay erscheint als Deus ex machina und als Werber für die Armee, da ein Krieg bevorsteht. Ihm übergibt die alte Czipra ein Document des Inhaltes, daß Saffi die Tochter des letzten Türkenpascha's in Ungarn sei. Barinkay aber erklärt, er wage nicht der Fürstin die Hand anzutragen (obwohl die Hochzeit schon vollständig gefeiert worden war) und zieht in den Krieg. Zu diesem werden auch der alte Szupán und Ottokar gepreßt, der Graf-Obergespan (!) hat sie durch List mit dem Werbewein zu den Soldaten gereiht! Hiermit endet die Handlung vollständig. Im dritten Acte kommen alle Personen in Wien nach einem Parademarsch der heimkehrenden Sieger zusammen und die Paare vereinigen sich; nicht eine einzige Scene, nicht der kleinste Zwischenfall bringt auch nur eine vorübergehende Abwechslung in die Leere.

Die Musik von Johann Strauß zeigt in den ersten zwei Acten einen entschiedenen Fortschritt in der künstlerischen Arbeit, in der Instrumentation und Stimmführung. Der Componist hat seine Aufgabe mit Ernst und Fleiß zu erfüllen gesucht, und vielfach Feines und Charakteristisches geschaffen. Wenn die zu oft wiederkehrende ungarische Färbung ein wenig abspannend wirkt, so liegt die Schuld nicht in der Musik die meist frisch und wirksam klingt, sondern in der Wahl des Stoffes; Zigeuner- und ungarische Werbungslieder konnten nicht anders musikalisch behandelt werden. In einzelnen Scenen, wo die nationale Färbung nicht geboten war, hat Herr Strauß wirklich Anerkennenswerthes hervorgebracht; so in einem kleinen Quintett des ersten Actes, das sehr geistreich gearbeitet ist, in einem Liebesduett zu Anfang des zweiten Actes, in einem darauf folgenden Frauenduett, und am hervorragendsten in einem Duette Barinkay's und Saffi's, als sie von dem Regierungscommissar gefragt werden, wer sie getraut habe und Zeuge gewesen, und sie antworten, „der Dompfaff hat uns getraut unter dem Himmelsdome, und zwei Störche waren die Zeugen"; das ist ein ganz reizendes Stücklein, das dem Componisten überall die verdiente Anerkennung gewinnen wird. Merkwürdigerweise sind dem so genialen Tanzdichter diesesmal die Walzer nicht so gut gelungen, als man von ihm mit vollem Rechte erwarten durfte. Nur der erste kurze nach dem obenerwähnten Frauenduette läßt seinen Schöpfer erkennen. Der zweite sehr lang ausgesponnene, der als Finale des zweiten Actes erscheint, ermangelt der Originalität, und wirkt nicht in aufsteigender Linie.

Im dritten Acte hält die Musik gleichen Schritt mit dem Texte, das heißt, sie erlahmt vollständig; aber wie ich zu Anfang angedeutet habe, die Wirkung der ersten beiden Acte war eine so warme, daß sie der Erkaltung des Endes Widerstand leistet. Ueber die Frage der weiteren Dauer auf der Bühne kann ich ein Urtheil nicht fällen, da bei Operetten die Launen eines Publicums maßgebend sind, für dessen Kunstanschauungen mir jedes Verständniß fehlt.

Die Vorstellung und die ganze scenische Anordnung verdienen das beste Lob. Alle Mitwirkenden waren ausgezeichnet, die Chöre und Orchester unter Herrn Capellmeister Federmann leisteten Vortreffliches, das Zusammenspiel war bis in die kleinsten Einzelheiten ganz vorzüglich einstudirt, und die Decorationen und Costüme sind künstlerisch ausgeführt!

Von den Ereignissen der Musikwelt, welche eine nachhaltige und künstlerische Wirkung hervorgerufen haben, ist in erster Reihe Brahms' neue Symphonie zu nennen, die unter Joachim's Leitung in einem Philharmonischen Concerte aufgeführt wurde. Sie gehört zu den Meisterwerken der Gattung und reiht in die klassischen; Ideenreichthum. Meisterschaft der Form, und Klangschönheit sind in ihr vereint. Allerdings ist der letzte Satz, der alle möglichen Variationenformen über ein nicht einmal ganz klar dargelegtes Thema bringt, nur einem sehr kleinen Theil der Hörer faßbar; aber die ersten drei Sätze wirken unmittelbar auf Kenner und Laien. Das Andante hat in Cöln, wo ich die Symphonie im November vernahm, ebenso das Entzücken der Hörer erregt wie in Berlin, wo der erste Satz eine noch enthusiastischere Aufnahme fand als dort. Jedenfalls wird das Werk überall als die vollendetste Schöpfung Brahms' für Orchester anerkannt werden, die mit seinem Schicksalslied und dem deutschen Requiem auf gleicher Höhe steht. Von Virtuosen-Concerten sind die des Herrn Arthur Friedheim und d'Albert zu nennen. Der Erstgenannte, Schüler Lizst's, ist unbestritten der größte Claviertechniker der Jetztzeit; er führt Alles, was auf dem Clavier an Schwierigkeiten hervorgebracht werden kann, mit der größten Sicherheit, Kraft und mit einer Ruhe aus, die seine Leistungen einen viel höheren Rang als den bloßer Virtuosität sichert. Dabei ist er nach allen Seiten hin gründlich musikalisch gebildet. Er wäre bestimmt der erste Künstler auf dem Flügel, wenn er mit der großartigen Technik auch Wärme des Ausdrucks verbände. Aber diese ist ihm nicht verliehen. Ihr Segen begleitet den kleinen großen d'Albert auf allen Wegen. Bei jedem Auftreten erscheint er gereifter, künstlerisch höher. Er vereinigt bedeutendste Technik mit größter Wärme des Vortrags; in bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung und Beobachtung der Schönheitsgrenzen im Vortrage classischer Musik steht dieser 23jährige Künstler jetzt obenan, nur mit Einem zu vergleichen, mit — Joachim.

H. E.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,

herausgegeben von Professor **Jos. Kürschner.** Bd. 145, **Tieck und Wackenroder** (Phantasien über die Kunst, Franz Sternbald's Wanderungen). Herausgegeben von Prof. Dr. **Jak. Minor.** 8° VIII u. 410 S., brosch. à 2,50 M., geb. à 3,50 M.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Soeben erschien bei **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig:**

Im Riesennest.

Berliner Geschichten

von **Max Kretzer.**

8°. Preis Mark 1.50.

Der Autor, bekannt als der Schöpfer des specifisch Berliner Romanes, einer der Hauptvertreter der realistischen Strömung in der neueren deutschen Litteratur, schildert hier gleichwie in seinen „Betrogenen" und „Verkommenen" das Leben der Residenz in tiefgreifenden Bildern, deren Eindruck sich Niemand wird entziehen können.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Soeben erschien und **ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:**

„Der Fürst von Kaiatea",

Posse mit Gesang und Tanz in 2 Acten von Oenophilus.

Preis: Mark 1,50.

In unserm Verlag erschien:

Der vorgeschichtliche Mensch.

Von **Wilh. H. Preuß.**

Preis 80 Pf.

Dieser auf der 10. Jahresvers. des oldenb. Alterthumsvereins gehaltene Vortrag, welcher in der Versammlung größte Sensation erregte, ist, nachdem er noch vielfach erweitert, soeben in Buchform erschienen. Bei Einsendung von 80 Pf. in Briefmarken nach Auswärts franco.

Bültmann & Gerriets Nachf. Varel.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Sensationelle politische Neuigkeit!

Berlin und Wien

in den Jahren 1845—1852.

Politische Privatbriefe

des damaligen k. sächs. Legationssekretärs

Karl Friedrich Grafen Vitzthum von Eckstädt.

Mit einem Vorwort von Dr. Karl Müller.

gr. 8°. XXIII und 338 Seiten.

Eleg. brosch. M. 5. — Eleg. gebunden M 6.—.

Verlag von OTTO WIGAND in LEIPZIG.

Johannes Scherr's Werke.

Die Nihilisten. 3. Auflage. 4 M. Gebunden 5 M.

Neues Historienbuch. 2. Auflage. 5 M. Gebunden 6 M. 50 Pf.

Geschichte der deutschen Frauenwelt. Vierte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage. 2 Bände. 9 M. Gebunden 10 M. 50 Pf.

Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. Achte, verbesserte und ergänzte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8 M. Gebunden 9 M. 50 Pf.

Schiller und seine Zeit. **Illustrirte Prachtausgabe, neue verbesserte Auflage.** Mit 1 Stahlstich, 14 Portraits und 20 historischen Bildern. 13 M. 50 Pf. Eleg. gebunden 17 M. **Volksausgabe,** 4. Auflage (ohne Illustr.) 3 Theile in 1 Bande. Gebunden 4 M. 50 Pf.

1870—1871. **Vier Bücher deutscher Geschichte.** Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. 2 Bände. 16 M. Sehr eleg. geb. 18 M. 50 Pf.

1848. **Ein weltgeschichtliches Drama.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bde. 13 M. Geb. 15 M. 50 Pf.

Blücher. **Seine Zeit und sein Leben.** Dritte Ausgabe. Gr. 8. 3 Bde. 9 M. Geb. 12 M.

Die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert. Prachtausg. m. 45 Bild. 2. Aufl. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf. Volks-Ausg. (ohne Illustr.) 1 Mark 50 Pf.

Vom Zürichberg. **Skizzenbuch.** Zweite Auflage. 5 Mark.

Geschichte der englischen Literatur. Dritte, verb. u. verm. Aufl. 4 M. Geb. 5 M.

Menschliche Tragikomödie. **Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Neue, billigste Ausgabe in 12 Bänden à 1 Mark,** dauerhaft gebunden à Band 1 Mark 30 Pf. Jeder Band wird apart abgegeben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Theodor Fischer in Cassel.

Soeben erschien:

Lebens-Erinnerungen

von *Dr. Friedrich Oetker.*

Band III.

Aus dem Nachlasse herausgegeben von

Dr. Friedrich Oetker, a. o. Professor der Rechte zu Bonn.

41 Bogen. Broch. M. 10, geb. M. 12.—

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

RAPHAEL

sein Leben und seine Werke

von **J. A. Crowe** und **G. B. Cavalcaselle.**

Aus dem Englischen übersetzt von Carl Aldenhoven.

Zweiter Band. (Schluss.)

Mit 16 Tafeln in Lichtdruck. gr. 8. Preis geheftet: *M* 14.

Elegant in Halbmaroquin gebunden: *M* 17.50.

Preis des completen Werkes: 2 Bände geheftet *M* 24.—

2 Bände in Halbmaroquin gebunden *M* 31.—

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 20. Februar 1886. Band XXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Londoner Unruhen. Von Karl Walcker. — **Literatur und Kunst:** Zufall und Weltordnung. Von Julius Duboc. — Ein komischer Roman von Felix Dahn. Besprochen von Theophil Zolling. — Ein altes Genfer Bilderbuch. Von Albert Jansen. — **Feuilleton:** Eine Dissonanz. Von E. Heldt. — **Aus der Hauptstadt:** Die Jacquerie von Rochegrosse im Künstlerverein. — Noch einmal die Rathhausconcurrenz. Von A. L. — Dramatische Aufführungen. Von B. — Notizen. — Inserate.

Die Londoner Unruhen.

Von Karl Walcker.

Hervorragende Männer verschiedener volkswirthschaftlicher und politischer Richtungen sind mit Recht darüber einig, daß der jüngste Londoner Aufruhr von 1886 eine viel größere Bedeutung hat, als so manche scheinbar ähnliche Krawalle, welche in London und in anderen Städten früher vorgekommen sind. Die nächsten Veranlassungen der Unruhen sind wohl in der Arbeitslosigkeit vieler englischer Arbeiter und in den Aufreizungen der englischen Socialdemokraten, vielleicht auch irischer Revolutionäre und festländischer, nach London geflüchteter Socialisten und Anarchisten zu suchen. Dazu kam noch die Plünderungssucht gemeiner Verbrecher, die ihren Raub-Tendenzen niemals ein politisches Mäntelchen umgehängt haben. Die Unruhen hatten indeß auch tiefer liegende Gründe, welche mit der ganzen neueren Geschichte Englands eng zusammenhängen.

Schon König Jakob I. klagte am 20. Juni 1616 vor der Sternkammer, London sei die Milz des englischen Staatskörpers, mit deren Anschwellen die übrigen Glieder abmagerten. Wenn alle hier zusammenströmten, bleibe dem Lande nur Verödung übrig. Aehnlich war der berühmte, 1687 verstorbene Nationalökonom Sir William Petty ein Gegner des krankhaften Wachsthums Londons, welches im 19. Jahrhundert noch viel größere Dimensionen angenommen hat. Der Londoner Polizeibezirk hatte in runden Zahlen 1801: 959,000; 1851: 2,362,000; 1881: 4,760,000 Einwohner. Dazu kommt noch ein oligarchischer Mißbrauch, der auf dem Festlande im Allgemeinen unbekannt war und ist. Der Grund und Boden der englischen Städte gehört nämlich in der Regel benachbarten Lords, benachbarten Latifundienbesitzern, nicht den s. g. Hausbesitzern. Die Bauunternehmer miethen den Boden auf 20, 30, 40, oder 99 Jahre, nach welcher Zeit das Haus ohne (!) Vergütung für die Baukosten und die sonstigen Kosten an den Eigenthümer des Bodens fällt. Das ist ein Hauptgrund der unsoliden Bauart vieler Arbeiterhäuser.

Das heutige englische Latifundienwesen stammt keineswegs, wie Viele wähnen, aus der Zeit Wilhelm des Eroberers. Es ist viel jüngeren Ursprungs. Der alte normannische Adel ist auf den Schlachtfeldern und Schaffotten der Zeit der Rosenkriege fast ganz vernichtet worden. 1853 gab es nur noch 14, zum Theil erst im 15. Jahrhundert geadelte Lordsfamilien, und der Grundbesitz dieser alten Familien verschwindete vor der Masse des Reichthums der neueren Familien. Die von Heinrich VIII. eingezogenen Klostergüter und andere Domänen wurden nämlich von den Tudors und Stuarts an ihre Günstlinge verschenkt oder zu Spottpreisen verschleudert. Kleine bäuerliche Grundbesitzer wurden ferner durch chicanöse Processe oder durch offene Gewalt ihres Eigenthums beraubt, Gemeindeländereien wurden rechtswidriger Weise von benachbarten Latifundienbesitzern angeeignet, und Nabobs, die sich in Ostindien durch Erpressungen bereichert hatten, kauften im 18. Jahrhundert so manche Bauern aus. Eine Theilung der Latifundien auf dem Wege von Erbtheilungen fand nicht statt. Fideicommisse sind zwar nach dem englischen Recht formell verboten, die englischen entails und settlements sind indeß thatsächlich Fideicommisse, und diese Gebundenheit des Grundbesitzers schädigt nicht blos die Interessen der Landgentry und des fast ganz vernichteten grundbesitzenden Bauernstandes, sondern auch die Interessen der Industrie. Cobden sagt mit Recht: „Es gibt kaum eine Großstadt in England, deren Gedeihen und Verbesserungen, deren Lebensinteressen nicht durch unsere Fideicommißgesetze geschädigt werden. In der Nachbarschaft von Manchester kann man ungebundenes (freehold land) Land fast garnicht kaufen; Birmingham ist fast ganz auf Pachtland (leasehold land) gebaut . . . . In manchen Gegenden werden die Fabriken durch ähnliche Hemmungen daran gehindert, sich über unsere Kohlenlager auszubreiten.“ Ein englischer Fabrikant mußte nach Cliffe Leslin meilenweit von seinem alten Etablissement ein neues anlegen, weil er keine sichere Pacht (lease) erhalten konnte, und weil der Fideicommißbesitzer ein Abwesender (absentee) war. Cobden hebt auch hervor, daß die ländlichen Arbeiter durch das Latifundienwesen nach den Städten getrieben werden, häufig der städtischen Armenpflege zur Last fallen, an Epidemien sterben und noch die Krankenwärter anstecken. Ja, sie werden zum Theil sogar von socialistischen Raubideen angesteckt, wie die jüngsten Londoner Unruhen gezeigt haben. Der krankhafte Zuzug der ländlichen Arbeiter nach London, überhaupt nach den Großstädten dauert noch immer fort, wie auch Professor G. M. Asher constatirte. Das Latifundienwesen verhindert eben die Entstehung eines Standes grundbesitzender Bauern und Arbeiter, der sich durch Gemüse- und Obstbau, Beerenzucht, Geflügelzucht, Milchwirthschaft und Anderes einen guten Erwerb verschaffen könnte.

Der übermäßige Zuzug der ländlichen Arbeiter Englands und Irlands nach London hängt auch mit der ehemaligen systematischen, noch heute nachwirkenden Unterdrückung der irischen Industrie und Landwirthschaft zusammen. Güterconfiscationen, nationale und confessionelle Gegensätze und Bürgerkriege sind auch in anderen Ländern und Zeiten, z. B. in Böhmen, Ungarn, Polen und Litthauen, vorgekommen;

Digitized by Google

aber die vandalische Unterdrückung der irischen Industrie und Landwirthschaft hat in der ganzen Weltgeschichte kaum ihres Gleichen. König Wilhelm III. mußte z. B. brodneidischen englischen Concurrenten der Irländer versprechen, die irische Wollindustrie zu unterdrücken, was auch wirklich geschah. Aehnlich ging es den übrigen irischen Industriezweigen und der irischen Landwirthschaft. Die Einfuhr irischen Viehes nach England war verboten, und noch im 18. Jahrhundert durfte irische Butter in England nur zum Schmieren der Maschinen verwandt werden. Sie wurde deshalb denaturirt, Zollbeamte mußten durch jedes irische Butterfaß einen Stock mit Theer stecken (!). Die Nemesis für solche Gräuel, unter denen auch der germanisch-protestantische Nordosten Irlands litt, ist im 19. Jahrhundert nicht ausgeblieben.

Eine eingehende Erörterung all' der Mittel, welche zur Ueberwindung der Socialisten Londons, überhaupt Englands, zu ergreifen sind, würde hier zu weit führen. Die wichtigsten Maßregeln dieser Art lassen sich indeß in Kürze darlegen, wenigstens skizziren.

Eine bloße Reform und Verstärkung der Polizei wäre keine genügende Garantie gegen die Wiederkehr der Unruhen, welche in London, in Leicester und in anderen Städten Englands stattfanden. Eine wesentliche Verstärkung der Garnison Londons wäre schwer durchzuführen, weil die englische Armee durch Werbung ergänzt wird, und weil die Einführung des Conscriptionssystems in England sehr geringe Chancen hat, selbst wenn der Loskauf der besitzenden und gebildeten Klassen dabei gestattet würde. Eher wäre es möglich, die Miliz und die Freiwilligencorps im Sinne der französischen Nationalgarde fortzubilden, die in Straßenkämpfen der 1830er und 40er Jahre, auch in der großen Junischlacht von 1848, trotz ihrer Mängel, Anerkennenswerthes für die Sache der Ordnung geleistet hat. Solche polizeilich-militärische Maßregeln allein genügen indeß nicht zur Beseitigung der socialen Gefahren Londons. Das bekannte Wort, daß man sich auf Bajonette nicht setzen könne, ist treffend; mag es nun wirklich von Talleyrand herrühren, oder ihm blos zugeschrieben sein.

Die stellenlosen Arbeiter Londons hielten am 8. Februar ein Meeting ab, in welchem sie sich gegen jede Gemeinsamkeit mit den revolutionären Bestrebungen der Socialisten verwahrten und ihre eigenen Wünsche in drei Punkten formulirten. Diese Punkte waren die Vornahme öffentlicher Unterstützungsarbeiten, die Versorgung der Ackerarbeiter, um ihr Einströmen in die Städte und damit die Arbeitsnoth zu verhindern und die Einführung eines Schutzzolles auf ausländische Industrieproducte. Die dritte Forderung ist, auch vom Standpunkte englischer gewerblicher Arbeiter aus betrachtet, verkehrt; weil solche Schutzzölle von den ländlichen Arbeitern, überhaupt vom englischen Publicum, nicht geduldet werden würden, und weil das Ausland durch solche Zölle zu schutzzöllnerischen Repressalien gereizt werden würde. Die beiden ersten Forderungen sind dagegen verständig und schon von anderen Seiten wiederholt aufgestellt worden. Die moderne englische Landfrage stand in den 1830er Jahren noch nicht auf der Tagesordnung, und die leitenden Organe der beiden regierenden Parteien, die conservative Quarterly Review und die liberale Edinburgh Review, waren hinsichtlich wichtiger Streitfragen selten einig. Trotzdem brachten beide Zeitschriften schon 1330 und 1832 interessante, noch heute lesenswerthe, von Gustav Cohn in seinen Untersuchungen über die englische Eisenbahnpolitik (Band I. 1874 S. 41 ff.) in deutscher Uebersetzung mitgetheilte Plaidoyers gegen die Uebervölkerung der englichen Großstädte und für eine möglichst gleichmäßige locale Vertheilung der Bevölkerung über das gesammte Staatsgebiet. Eine solche Reform ist eine bloße Frage der Zeit, einer nicht mehr fernen Zukunft. Nothstandsarbeiten können höchstens einige Monate, aber nicht Jahre lang fortgesetzt werden, weil sie, namentlich unter englischen Verhältnissen, selten ihre Kosten decken und Zuschüsse der Steuerzahler erfordern. Massenauswanderungen englischer Arbeiter kommen ferner nicht in Frage, weil die Arbeiter selbst im Lande bleiben und sich redlich nähren wollen, und weil die australischen und vollends die amerikanischen Zustände ihre frühere Anziehungskraft stark verloren haben. Sind doch Tausende europäischer Arbeiter amerikamüde aus den Vereinigten Staaten wieder nach Europa zurückgekehrt. Es bleibt also nur der Ausweg übrig, den beschäftigungslosen Arbeitern in England im engeren und weiteren Sinne des Wortes, namentlich in der Landwirthschaft, Beschäftigung zu verschaffen und die Wohnungsnoth der in London und anderen Städten verbleibenden Arbeiter zu heilen. Die städtischen Hausbesitzer müßten, wie auf dem Festlande, zugleich städtische Grundbesitzer werden, d. h. der im Besitze benachbarter Lords und sonstiger Gutsbesitzer befindliche Theil des städtischen Grundes und Bodens müßte zu Gunsten Derer expropriirt werden, welche Häuser auf diesem Grunde und Boden erbaut, ihr Capitel so zu sagen in den Boden gesteckt haben. Dann würden, wie erwähnt, die Arbeiterhäuser solid und nicht für eine bloße Dauer von einigen Jahrzehnten gebaut werden. In Folge des Abströmens eines großen Theiles der großstädtischen Bevölkerung nach den Landbezirken und nach den Kleinstädten würden auch die hohen städtischen Miethen ermäßigt werden.

Sogar auf den höchsten Culturstufen kann die Existenz von Magnatenlatifundien ausnahmsweise mehr Nutzen als Schaden bringen, wenn ein tüchtiger Pächterstand vorhanden ist, und wenn die Pächter genügende Meliorationsentschädigungen, etwa nach dem im 18. Jahrhundert vom schottischen Lord Rames angegebenen System erhalten. Ein in nationalökonomischer, überhaupt in staatswissentschaftlicher Beziehung gründlich gebildeter, sittlich ernster und begabter Magnat, der z. B. 25 Rittergüter besitzt, kann bei der Bekämpfung schädlicher, reactionärer, oder radicaler Neuerungsbestrebungen und bei der Förderung gesunder Reformen mehr leisten, wie 25 Rittergutsbesitzer, die je ein Gut besitzen und schwer unter einen Hut zu bringen, zu einheitlichem Handeln zu vermögen sind. So ausgezeichnete, um nicht zu sagen ideale Magnaten sind indeß in England und anderswo selten genug; vorausgesetzt, daß sie überhaupt vorkommen. Ja, nach dem Zeugniß der letzten englischen Agrar-Enquête und dem Nasse's ist sogar ein bedeutender Theil der Landgentry von den Latifundienbesitzern ausgekauft worden. Der wichtige Rittergutsbesitzerstand läuft Gefahr, dasselbe Schicksal zu erleiden, wie einst der englische Bauernstand, d. h. zu verschwinden. Die Entwickelung ist bis zu dem Puncte gediehen, daß das englische Volk nur die Wahl hat, unterzugehen, oder dem Latifundien-Wesen und Unwesen ein „Bis hierher und nicht weiter!" zuzurufen. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, für welche Alternative sich das englische, trotz seinen Schattenseiten zähe und tüchtige Volk entscheiden wird. Wenn England die Aufhebung der Fideicommisse, die Zerschlagung der Latifundien, die Vermehrung der Zahl der Rittergutsbesitzer, die Wiederherstellung des Bauernstandes, die Schaffung eines grundbesitzenden ländlichen Arbeiterstandes, eine gleichmäßigere locale Vertheilung der Bevölkerung und ähnliche gemeinnützige Reformen beginnt und mit angelsächsischer Energie durchführt, so werden dadurch auch ähnliche Reformen auf dem Festlande befördert werden. Böhmen, Mähren, Ungarn und andere Gegenden, darunter auch einige Gegenden des Deutschen Reiches, leiden ebenfalls an Latifundien, und die von M. Haushofer treffend s. g. großstädtische Krankheit, die Uebervölkerung und Wohnungsnoth der Großstädte, ist auch in Frankreich, im Deutschen Reiche und in anderen Ländern fühlbar genug. Eine Aufzählung und Besprechung der bezüglichen Mittel würde hier zu weit führen. Es sei nur beispielsweise erwähnt, daß man durch Eisenbahndifferentialtarife, überhaupt durch Eisenbahntarife, sowie durch Secundärbahnen den übermäßigen Zuzug nach den Großstädten wirksam bekämpfen, ja, sogar einen Theil der großstädtischen Fabriken zur Uebersiedelung nach untervölkerten Kleinstädten und Ackerbaugegenden mit billigen Miethen und Arbeitslöhnen veranlassen kann, wie englische, amerikanische und deutsche Eisenbahnverwaltungen und verschiedene Verlegungen großstädtischer Fabriken nach Mittel- und Kleinstädten gezeigt haben. Kurz, die socialen Gefahren, von denen England bedroht wird, geben auch festländischen Politikern zu denken.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Zufall und Weltordnung.

Von Julius Duboc.

Der religiöse Mensch, was an dieser Stelle soviel heißen soll, als der an eine persönliche Lenkung und Leitung, der Alles, was vorgeht, untergeben ist, gläubige Mensch, kennt keinen Zufall. Er kann von zufällig im Sinn von unbeabsichtigt, von unvorhergesehen reden — „zufällig kam ich des Wegs daher" — aber da nach dem christlichen Bekenntniß jedes Haar auf unserem Haupte gezählt ist und kein Vogel vom Dach fällt ohne den Willen des Höchsten, so kann ihm nichts eigentlich Zufälliges begegnen. Und hierin macht auch der sonstige Religionsinhalt keinen Unterschied. Ob Römer oder Grieche der alten Welt, ob Mohamedaner oder Christgläubiger: für Alle gilt die gleiche Unvereinbarkeit ihres Standpunktes, ihrer Annahme einer Alles lenkenden Willensbestimmung mit dem Gegensatz desselben, dem „von Ungefähr", dem legitimationslos in der Welt sich breit machenden Zufall. Erst mit und in Folge der Entäußerung des religiösen Charakters in dem angegebenen Sinn schließt der Mensch mit dem Zufall Bekanntschaft und zwar, wie ihm vorkommt, eine sehr intime. Der moderne irreligiöse Mensch redet jeden Augenblick vom Zufall. Bald ist es ein glücklicher, bald ein abscheulicher, bald der „reinste Zufall", daß etwas geschieht. Zwar das scheint dem modernen und namentlich dem modernsten Menschen verbrieft und ausgemacht, daß das Gesetz des causalen Zusammenhanges überall Gültigkeit beanspruchen darf. Wie er Alles in einem mechanischen Abhängigkeitsverhältniß, in einer ursächlichen Bedingtheit erblickt, in der das Gegenwärtige stets als Wirkung von etwas Vergangenem als seiner Ursache erscheint (nur das eigene freie Belieben behält er sich meistens auf Grund seines souveränen Freiheitsgefühls als Ausnahme vor), so meint er auch mit dem von Ungefähr des Zufalls nicht etwa ein unverursachtes, gewissermaßen rein auf eigene Faust vor sich gehendes Geschehen, sondern er versteht unter ihm nur ein beliebiges, sinnentblößtes, blindgeborenes, ohne eine Nothwendigkeit, welche ihm ein absolutes raison d'être verliehen, zu Stande kommendes Geschehen. Und die Vorstellung eines solchen erregt ihm keinen Anstoß, weil er es als Ausfluß einer nackten, einfach gegebenen und von uns so hinzunehmenden, sozusagen brutalen Thatsächlichkeit, nenne man dieselbe nun Urschooß, Urgrund, Stoff, Materie, Weltsubstanz oder wie sonst, betrachtet. Es ist klar, daß, wo diese Annahme gilt, wo der Urgrund, aus dem Alles emporsteigt, als eine beliebige, irrationelle Größe zu Grunde gelegt wird, auch die Action desselben als irrationell verlaufend — das ist alsdann das Zufällige — erfaßt werden muß. Im All geschieht (auf diesem Standpunkt der Auffassung) jedes Einzelne gesetzmäßig oder folgerichtig,*) aber das All selbst erscheint wie eine Gesetzlosigkeit, wie Etwas, dem keine vernünftige Norm seines Seins, seines Beschaffenseins, wie es ist, innewohnt. Die Gesetzmäßigkeit in der Gesetzlosigkeit — dies entspricht eigentlich der modernen Auffassung, es ist ihr theoretischer Grundkern, dessen schwerer Bedeutung sich allerdings die Allerwenigsten bewußt werden.

Ziehen wir nun einmal das ethische Ergebniß für den religiösen Standpunkt, der also keinen Zufall kennt, und den modernen, der ihn in sich aufgenommen hat. Das schwerste Leid, das den Einzelnen treffen kann, ist auf dem ersteren Standpunkt nie von Ungefähr, sondern von einer lenkenden und erhaltenden Macht verhängt. Gleichviel ob als Prüfung oder Strafe angesehen, nie ist es beliebig, zufällig, rein irrationell, immer ist es — um die weiteste Grenzlinie zu ziehen — innerhalb des Heilsplans gelegen, der dem Einzelnen wie dem Ganzen vorgezeichnet ist. Aus ihm kann es nicht herausfallen, es ist demnach keine Sinnlosigkeit. Der moderne Standpunkt kennt eine sinnlose Gewaltthat des Zufalls als Ausfluß einer nackten, einfach gegebenen, brutalen Thatsächlichkeit, dem Seinsgrund der Materialisten. Er ist insofern einer Brutalität unterworfen und kann der verrohenden Rückwirkung dieses Verhältnisses auf sein Inneres nicht entgehen.

Der Vorstellung einer sinnlosen Gewaltthat des Zufalls widerstreitet aber nicht allein der religiöse Gedanke in der alten Form und Fassung. Auch die Auffassung des Seinsgrundes als einer sinnbegabten Nothwendigkeit, um einstweilen diesen kurzen Ausdruck zu gebrauchen, steht ihr diametral entgegen, d. h. wenn ich dazu gelange, das zu Grunde-Liegende als in und durch sich selbst gerechtfertigt, insofern es das einzig Mögliche ist, zu begreifen, so muß ich auch in Allem, was der Weltbestand trägt, enthält und zu Wege bringt, eine sinnbegabte Nothwendigkeit anerkennen, und dies heißt wiederum nichts anderes, als daß wir eine sinnlose Zufälligkeit nirgends als vorhanden annehmen dürfen. Und wenn der reine Praktiker, der stets Pathaloge ist, hier auch wahrscheinlich sagen wird: ‚wenn ich durch ein Erdbeben oder sonstwie zu Grunde gehe oder geschädigt werde, so kann es mir gleichgültig sein, ob das auf Grund einer sinnlosen Gewaltthat des Zufalls oder einer sinnbegabten Nothwendigkeit geschieht, und wenn er mit diesem klugen Ausspruch auch unzweifelhaft den Beifall aller erleuchteten praktischen Geister für sich haben wird, so widerlegt dies doch nicht, daß für den höheren, über die Sphäre des reinen Praktikers hinausgelegenen, von ihm ignorirten und nicht begriffenen Standpunkt einer Weltanschauung, also für Ethik und Aesthetik, die von derselben nicht zu trennen sind, gerade dieser Punkt von der entscheidensten Wichtigkeit ist. Das für das Geschöpf Furchtbarste, wie es der Weltenlauf ja jederzeit in seiner dunkelen Tiefe birgt, um es bald hier, bald dort verwüstend hervorbrechen zu lassen, ist für den überschauenden Geist (freilich nicht für die pathalogische Wirkung) ein Anderes, wenn er es als Unvermeidliches in einem sinnbegabten Zusammenhang erhebt, ein Anderes, wenn er es als blos thatsächlich Gegebenes, sinnlos Vorhandenes anschaut.

Fehlen nun für diese letztere Auffassung etwa alle Stützpunkte? Im Gegentheil, sie sind umsomehr vorhanden, als die gegentheilige, d. h. also die Anschauung des Welten-Urschooßes als eines blos thatsächlich Gegebenen, mit dem wir uns wohl oder übel abzufinden haben, gleichzeitig den Gedanken in sich trägt und sich mit ihm deckt, daß derselbe im Grunde auch anders beschaffen sein könnte, was auf einen Widersinn hinausläuft. Die stillschweigende Unterstellung der Möglichkeit, daß das Seinsprincip auch anders geartet sein könne, als es sich thatsächlich in dem Seienden offenbart, schließt einen vollständigen Ungedanken ein, der auch deshalb nur außerhalb, nicht innerhalb des Gedankenbereichs der Philosophie je bestehen kann. Gewiß läßt sich Alles eher einsehen und annehmen, als daß nicht das Seiende mit innerster Nothwendigkeit ist, wie es ist. Ist es aber mit und aus innerster Nothwendigkeit, so ist es eben nicht mehr nackte, rohe Thatsache, es hat seine raison d'être, es ist sinnbegabte Nothwendigkeit. Als sinnlos bezeichnet man ja ein Thun oder Geschehen, zu dem gar keine Veranlassung vorliegt. Muß man aber von dem Seinsprincip annehmen und aussagen, daß es weder nicht sein noch anders sein kann, so muß man ihm auch die vollwichtigste Veranlassung (um uns

*) Wie Steinthal in seiner „Allgemeinen Ethik" (Berlin 1885) dies Grundverhältniß auffaßt, bleibt mir unklar. Einerseits nimmt er „mit Nothwendigkeit ablaufende Reihen von Erscheinungen" an, rückt aber ihr „Zusammentreffen" aus der Nothwendigkeit heraus. Dieses sei „von keinem Gesetz bestimmt" und ergebe daher einen „leeren Zufall". „Nothwendig und unvermeidlich", meint er, „möge es sein, daß dieses Wesen in diesem Augenblick an dieser Stelle sich befand und daß auch jenes andere Wesen in demselben Augenblick daselbst eintraf" — aber gleichwohl soll die Begegnung als gesetzlos aufgefaßt werden, denn „weder aus dem inneren Gesetz des einen Wesens, noch aus dem des anderen kann folgen, wem es begegne". Wie es möglich sein soll, das, was die Begegnung hervorruft und zu Wege bringt, als „nothwendig und unvermeidlich" zu bezeichnen, die Begegnung selbst, also das Product, aber nicht in dieselbe Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit unterzubringen, sondern sich hier einen „leeren Zufall" zu construiren, entzieht sich meinem Verständniß.

Digitized by Google

so anthropomorphistisch auszudrücken) zuschreiben, so zu sein, wie es ist. Weil es diese Veranlassung besitzt, ist es als sinnbegabt zu bezeichnen. Sein Nichtandersseinkönnen ist sein Sinn. Bildet eine sinnbegabte Nothwendigkeit aber das Seinsprincip, so ist es dasselbe nicht blos für sich, sondern mit Allem, was es in sich trägt und gebiert. Mit Allem, denn wo sollte wohl eine Ausnahme statuirt, eine Grenzlinie, jenseits deren das sinnentblößte Zufällige begönne, gezogen werden können? Es läßt sich deshalb, wenn man die Worte wägt und die äußersten Consequenzen zieht, sogar behaupten, daß, wie es nichts Willkürliches gibt, so auch, streng genommen, in Allem, was vor sich geht, sich nichts als eigentlich überflüssig bezeichnen läßt. Freilich, vom Standpunkt des Individuums betrachtet, erscheint es entsetzlich überflüssig (d. h. für seinen Seinsbestand zweckwidrig und daher unnöthig), wenn ihm ein Splitter ins Auge fliegt, oder ein toller Hund sein Leben in Gefahr bringt, oder ein herabstürzender Balken ihn verletzt — und dieser Standpunkt des Individuums wird von Allen, die mit ihm zusammenhängen und die also durch das, was ihn trifft, mit betroffen werden, nothwendigerweise getheilt. Aber vom Standpunkte des universellen Seins ließe sich doch nur als überflüssig das bezeichnen, dessen Vorhandensein gar keinen Sinn in sich schlösse. Ist aber in dem Nichtandersseinkönnen, wie oben erwähnt, der Sinn des Seinsprincips gelegen, so ist auch das, was in Folge dieses Nichtandersseinkönnens auftritt und vorgeht, d. h. Alles in diesem Sinn eingeschlossen, und nichts kann daher, streng genommen, als überflüssig angesehen werden. So existirt denn auch für die philosophische Betrachtung kein Recht, irgend eine Individualität als überflüssig zu bezeichnen. Moses, Shakespeare und Kant und Hinz, Peter und Kunz sind in dieser Hinsicht von gleicher Geltung, in diesem einen Punkt von gleichem Gewicht. Sie halten Alle eine Stelle besetzt, die zum Bestand des Ganzen gehört und die gerade nur durch sie, in der ihnen zugehörigen Weise besetzt sein kann. Und ist es nicht tröstlicher — vom Logischen gar nicht zu reden — sich an diese Auffassung zu halten, als sich vorzustellen, daß die Culturheroen mit einer ihnen vom „Weltgeist" anvertrauten Mission an wichtigen Wendepunkten des Völkerlebens erschienen (wie dies einer sogenannten geschichtsphilosophischen Ansicht entspricht), während Hinz, Peter und Kunz nur so „zufällig" höchst überflüssiger Weise auf der Welt umherlaufen — um so überflüssiger, wie es dem Menschen vorkommt, je gleichgültiger oder verderblicher ihre Lebensverrichtung für das Gemeinwohl ist. Welch' eine Vorstellung gewährt überhaupt ein Weltproceß, der sich mit Ueberflüssigem einließe oder es zuließe!

Mit dem Zufall im Allgemeinen schwindet der Zufall der Geburt, und damit wird auch in der einzig möglichen Weise das beleidigende und erdrückende Gefühl wenigstens gemildert, das den Ungläubigen sehr zu seinem Nachtheil im Gegensatz zu dem Gläubigen belastet, das Gefühl, ein Product des reinen blinden Zufalls zu sein und an einer von Ohngefähr (durch die Umstände der Geburt, Erblichkeit u. s. w.) auferlegten Leidenskette, gegen die selbst alle angebliche Freiheit des Willens ohnmächtig ankämpft, vielleicht zeitlebens zu schleppen. Freilich das, was ich an einer anderen Stelle „die Preisgebung des Individuums" genannt habe — seine schutzlose, preisgegebene, von vornherein jedes gerechte Gleichmaß ausschließende Stellung im Weltproceß — wird dadurch nicht beseitigt. Diese ist überhaupt nur für Den nicht vorhanden, der sich die tröstliche Gewißheit zu erhalten weiß, daß Er, aus dessen Hand Alles kommt, nur das schickt, was zu unserem Besten dient. Für jeden anderen Standpunkt ist sie ein unaufhebbarer Thatbestand. Der ganze Individuationsproceß, mit dem ja der „Zufall" der Geburt aufs Engste zusammenhängt, steht ersichtlich unter dem Zeichen eines „Gedränges", um mich eines von Vischer in seiner Aesthetik gebrauchten andeutenden Ausdrucks zu bedienen, das zur Quelle all' der Mißbildungen, Mißgeburten, Mißhandlungen und Leidensprocesse wird, von denen das Weltbild starrt. Was mit der hier vertheidigten Annahme, die ebenso dem Monismus wie dem Idealismus zu Gute kommt, gewonnen wird, ist nur, daß uns ermöglicht wird, alles dies nicht mehr als blind geborenen Zufall, sondern als innerhalb einer sinnbegabten Nothwendigkeit gelegen anzuschauen. Aber eben mit dieser veränderten Anschauung verändert sich auch unsere ganze Stellung zu dem hier in Frage kommenden ethischen und Vernunft-Problem.

Wenn wir auf diese Weise den Zufall in der einzigen ihm zukommenden Bedeutung gänzlich aus unserer Begriffswelt streichen, so restituiren wir mindestens soweit eine Weltordnung, daß wir eine sonst vorhandene sinnentblößte Lücke ausfüllen. Aber freilich Weltordnung und Weltordnung ist noch keineswegs ein und dasselbe, und für den modernen Menschen, der mit diesem Thema abrechnen will, entsteht zunächst die Frage, ob er sich mit der sichtbaren Weltordnung begnügen will oder auf eine unsichtbare zurückzugehen, Veranlassung findet. Die sichtbare Weltordnung, an die sich der Realist und also auch die realistische Gegenwart durchschnittlich hält, stellt einfach einen Lebensproceß — Entstehen, Werden und Vergehen — vor Augen, der von der ungläubigen Mehrheit, der das religiöse Geheimniß mit seiner Transcendenz zerronnen ist, als Selbstzweck erfaßt wird, der im Einzelnen streng gesetzmäßig, nach der Logik seiner Seinsbeschaffenheit, ohne das Eingreifen eines freien Beliebens verläuft (wodurch es sich besonders als „Ordnung" zu erweisen scheint) und der Lust und Unlust in verschiedenem Maße, vom Jubel bis zur Verzweiflung, über Alles, was lebt, ausschüttet. Wer das Leid absolut überwiegend findet, pflegt sich dann einer pessimistischen Auffassung zuzuneigen, die große Mehrheit findet, daß sich Lust und Leid wohl ungefähr die Wage halten dürften und daß das letztere in Folge fortschreitender Verbesserungen Aussicht hat, allmählich verringert zu werden. Aber ob so oder so aufgefaßt, immer wird der Boden der sichtbaren Weltordnung nicht verlassen, so lange man einen tieferen Hintergrund der Lebensvorgänge nicht annimmt, sondern diese selbst als die eigenste Bedeutung, den innersten Gehalt dessen, was sich überhaupt begiebt, ansieht. Wir verbleiben dann eben bei dem, was uns sichtbar wird. Die metaphysische Verbrämung durch den Pessimismus im Sinne Schopenhauer's macht dabei ebenso wenig einen Unterschied, als wenn der gemäßigteren Auffassung gehuldigt wird, daß die Lebensarbeit vielleicht kein sehr lohnendes Geschäft sei, aber auch nicht den absoluten Bankerutt bedeute und als Entfaltung lebendiger Kraft im Streben und Ringen dem verständigen Planetenbewohner genügen müsse.

Eine unsichtbare Weltordnung taucht erst auf, wo dies als ungenügend verlassen wird, und hierfür liegt ein Hauptgrund in dem Bedürfniß unserer Vernunft, ein Maßverhältniß als vorhanden anzunehmen zwischen dem thatsächlichen Aufwand, um mich so auszudrücken, des Weltprocesses und dem Wofür. Positiv ist der Begriff der Ordnung ohnehin nicht zu trennen von dem des Maßverhältnisses, und deshalb wird Derjenige, der hiervon erfüllt ist und dem nicht die bloße, mechanische Regelmäßigkeit schon als Begriff der Ordnung erscheint, auch immer erst dann bei einer wirklichen, ihren Namen verdienenden Weltordnung anzugelangen glauben, wenn er sich einen inhaltsvolleren Zusammenhang aus den ungeheuren Lettern, in denen der Weltenlauf niedergeschrieben ist, zusammen zu buchstabiren vermag, als ihn der sichtbare Verlauf dessen, was sich auf Erden zuträgt, vor Augen stellt.

— — — Zu ernsthaft
Hat's angefangen, um in Nichts zu enden.

sagt Wallenstein im Hinblick auf den tiefbedeutsamen Aufwand dessen, was sich bis zu einem gewissen Punkt seiner Laufbahn und seines Unterfangens bereits zugetragen — und verwandt, nur noch viel unabweislicher ist der Eindruck, den wir im Hinblick auf den gewaltigen Aufwand des Weltprocesses empfangen. Zu unermeßlich, um in Nichts zu enden oder — um in dem Nichts des bloßen Entstehens und Vergehens zu verharren, wie es sich Diejenigen vorstellen, welche die bloße auf- und niederwogende Lebensbewegung, gebärend und mordend, gründend und verwüstend, vernunftgrübelnd und genußschlürfend, welche das Leben als Selbstzweck für Alles halten. Die unsichtbare Weltordnung aber, die Denen für eine Realität gilt, wenn sie sie auch nicht zu erschauen ver-

Digitized by Google

mögen, denen die sichtbare aus den angeführten Gründen nicht zu genügen vermag, wird entweder eine vom Leben abgewendete oder ihr zugewendete sein. Geht der Pessimismus zu der Annahme einer Selbstvernichtung des Seins im All als Erlösung über, faßt er den Gedanken eines Endes des Weltprocesses, so bewegt er sich in dem Glauben an eine unsichtbare Weltordnung, die er für den bedeutsamen Hintergrund aller Welthändel, ihren eigentlichen Grundgedanken erklärt. In gleicher Weise betritt aber auch Der den Boden einer unsichtbaren Weltordnung, der die Voraussetzungen und Schlüsse des Pessimismus nicht theilt und statt dessen etwa zu der Annahme gelangt, daß das universelle Leben im steten Fortschreiten zur Vollendung ein Proceß der Vergeistigung ist und daß auch das Menschengeschlecht mit all seinem Thun und Treiben nur eine eingebaute Stufe in dieser Welterhebung zur Idee darstellt. Insofern dieser oder ein ähnlich formulirter Standpunkt am Leben festhält, während der Pessimismus sich von demselben abwendet, wodurch sich beide als gegensätzlich verhalten, darf man ihn als Optimismus bezeichnen. Auf die theoretische Begründung desselben, die ich in meiner Schrift: „Der Optimismus als Weltanschauung" unternommen habe, ist an dieser Stelle nicht einzugehen.

In A. Claar's „Geschichte des modernen Dramas" heißt es irgendwo im III. Theil: „Das geistige Leben unserer Uebergangszeit enträth nun einmal des transcendentalen Zuges, der die Tragödie so mächtig gemacht hat. Die Tragödie von ehedem schloß mit einem Doppelpunkt, und jedes gläubige, im höheren Sinne fromme Gemüth wußte auf seine Art den Satz sich zu vollenden. Die Tragödie der Gegenwart schließt mit einem trostlosen Fragezeichen." Dieser Ausspruch ist nicht allein charakteristisch für unsere Zeit, sondern auch — sehr wahr, namentlich wenn man den letzten Satz speciell auf die Schicksals-Tragödie anwendet. In dieser ist ja nicht mehr ein Erlebniß des Einzelnen, nicht das, was der Einzelne erfährt, sondern das Schicksal an sich, das, was nur die Gesammtheit erfahren kann, der wirkliche Gegenstand. Wenn Oedipus durch Schicksalsschluß oder Götterbestimmung leidet, wie er leidet, so wird in ihm das Leiden der Menschheit, so einer dunklen Verkettung unterworfen zu sein, offenbar — mit einem Wort, es handelt sich um das, was sich in der Gesammtheit zuträgt, um den Verlauf, dem Alle unterworfen sind. Und in diesem poetischen Spiegelbild des Weltganges, den uns die Schicksals-Tragödie ans Herz legt, steht jeder Scheiterhaufen und jede körperliche oder geistige Folterqual, jeder sinnlose Ausbruch verwüstender Naturgewalten und jeder Zerstörer, der durch den „Zufall" der Geburt und der Umstände zur Geißel der Menschheit und zum schweren Verhängniß wird, wie ein trostloses Fragezeichen da, das nur der absoluten Gedanken- oder Herzlosigkeit oder dem reinen Praktiker nichts zu schaffen macht. An zwei Momenten aber, die hier erörtert wurden, hängt die Beseitigung dieses Fragezeichens und damit auch die Möglichkeit einer Schicksals-Tragik: an der Klarstellung, daß es überhaupt keine Zufallsthat gibt und an der Annahme einer unsichtbaren Weltordnung im Sinne des Optimismus. Erst dann erhebt sich das wirre Weltgetriebe über seinen mechanischen Bestand hinaus zu einer Ordnung, die den Geist zu erheben vermag, die Schicksals-Tragödie aber wird wieder das, was die Tragödie den Alten und ursprünglich überhaupt war, eine Weltordnungs-Tragödie.

Ein komischer Roman von Felix Dahn.

Besprochen von Theophil Zolling.

Immer für Weiber und Kinder! Ich dächte man schriebe für Männer,
Und überließ dem Manne Sorge für Frau und für Kind.

Immer für Weiber und Kinder! in den Goethe'schen Seufzer muß auch die Kritik einstimmen, wenn sie einen Blick auf die moderne Romanliteratur zumal in Deutschland und England wirft. Ein uferloser Strom von Maculatur fluthet sie dahin. Die Besten werden von ihrem seichten Geplätscher fortgerissen, und mit dem Rachechor der Schriftstellerinnen produciren auch sie bloße Modebücher, Futter für unsere Familienblätter, sogenannte „historische" Romane. Das große weibliche Lesepublicum, die schreibenden Damen, die illustrirten Zeitschriften haben unseren Roman entmannt, verweiblicht, so daß man den drohenden Naturalismus nachgerade als Segen, oder doch als wohlthätige Reaction willkommen heißen muß. Namentlich der „archäologische" Roman hätte schon die längste Zeit an seinen typischen Anachronismen zu Grunde gehen sollen. Gleichzeitig mit der Renaissance-Mode, dem stilvollen Zimmer, dem echten Geräth, kam auch in die Literatur ein culturhistorischer Zug. Die Butzenscheibenlyrik, um Heyse's treffliches Wort anzuführen, und der Culturstimpelroman. Ja, wenn letzterer nur auf den ihm von Walter Scott, Scheffel und Flaubert vorgezeichneten Bahnen geblieben wäre, aber er wurde bei uns Modesache, Frauenliebhaberei, das Schoßkind der höheren Töchterschule und war in Folge dessen genöthigt, auf diesen Geschmack Rücksicht zu nehmen, um nicht in Mißcredit zu gerathen. Er ist gegenwärtig glücklich so weit gelangt, daß er seinen schönsten Ruhmestitel darin findet, wenn man ihn „unbesorgt jedem jungen Mädchen in die Hand geben kann". Und diesem erhabenen Zwecke weiß er gar schlau sein Wesen anzuschmiegen. Er ist unnatürlich, geziert, sentimental, süßlich, verlogen, voller Spießbürgermoral, aber immer anständig. Der Stoff muß recht entlegen oder klassisch oder Renaissance sein, jedenfalls aber so, daß er an den Lehrstoff der höheren Töchterschule anknüpft. Wenn man es in der Schule „gehabt", ist das Verständniß doppelt leicht und angenehm. Die Beschreibung ist kleinlich; ab und zu wird irgend eine Aeußerlichkeit, ein Kleid, ein Geräth beschrieben, was dann den Leserinnen sehr imponirt, denn es ist ein schönes Gefühl, zu wissen, wie man in Alexandrien Toilette machte oder in Rom speiste oder im alten Lüneburg Fässer baute. Gelehrte Anmerkungen sind nicht mehr chic, denn sie werden doch nicht gelesen; man prunkt mit Gelehrsamkeit und Belesenheit nur zwischen den Zeilen. Die Handlung kann stellenweise wild, abstoßend, fremdartig sein, aber die Zuchtlosigkeit, auch wo sie in der geschilderten Zeit und den Charakteren liegt, darf nie geschildert und soll immer getadelt werden, so daß über die Parteinahme des Verfassers kein Zweifel walten kann. Ist die Beschreibung einer Orgie absolut nicht zu umgehen, so soll die Entrüstung, das Erröthen der Heldin stets hervorgehoben werden. Ebenso sind Ausblicke auf das siegreiche Christenthum sehr beliebt, wenn sie auch nicht immer verlangt werden. Hauptsache ist und bleibt die Liebesgeschichte. Am Begehrtesten ist das Halm'sche Thema vom Sohn der Wildniß, von dem durch die Liebe gezähmten, gebesserten, bekehrten Naturburschen. Es kann aber auch ein Mägdelein sein. Der Held ist immer wild, doch unverdorben, stark und schön, das wahre Backfischideal. Ein Lieutenant mit egyptischem Königsschurz oder in der Brünne. Die Heldin aber sei munter, pikant, ungestüm, aber immer gefühlvoll, schalkhaft, doch tugendhaft und erfreue sich aller möglichen leiblichen und seelischen Vorzüge. Der ganze mädchenhafte oder frauenhafte Reiz ist über sie ausgegossen. Achtung ist höher zu schätzen, als Liebe. Leidenschaft ist nicht auszuschließen, findet jedoch immer ihre Strafe. Der Dichter läßt nur ahnen, aber entschleiert, reizt nie. Im Uebrigen ist Alles lediglich Frage des Costüms. Ob Ebers' Gestalten in egyptischen oder

Digitized by Google

römischen oder altdeutschen Kleidern herumgehen, es sind dennoch — plus ça change plus c'est la même chose — die nämlichen guten Leipziger, die der berühmte Herr Engemann, weeß Kneppchen! keinen Augenblick als engere Landsleute verleugnen würde. Nicht viel besser steht es um Dahn's altgermanische Indianermaid Bissula und manche Figur in dem sonst großartigen „Kampf um Rom". Und in erster Linie für Backfische scheint Dahn auch seinen neuesten „kleinen Roman aus der Völkerwanderung" geschrieben zu haben, obgleich der prächtige Stoff nur für einen Rabelais oder Fischart geschaffen scheint. Es ist ganz lehrreich, hier einmal zu den Quellen hinabzusteigen und zu sehen, wie das gediegene Gold der Ueberlieferung ausgebeutet, mit einer schlechten Mischung legirt und zum dünnen Plättchen breitgeschlagen wird — zum höheren Vergnügen der höheren Töchter.

Eine heitere merkwürdige Begebenheit aus der Zeit der Merowinger liegt den „Schlimmen Nonnen von Poitiers"*) zu Grunde. Dahn sagt uns nirgend, ob er um eine frei erfundene Handlung das Mäntelchen culturgeschichtlicher Forschung gehängt habe, aber daß der Historiograph der Franken, der treffliche Gregor von Tours, als dramatis persona erscheint, ist ein Fingerzeig und verräth die Quelle, wenn sie dem Kundigen nicht schon aus dem Titel in die Augen springt. In der That finden sich die Grundzüge, das Beste daraus in der Historia Francorum, welche der erste Chronist des sechsten Jahrhunderts niedergeschrieben hat.**) Gregor erzählt ausführlich und mit weitläufigen Actenbelägen das Folgende:

In dem von der heiligen Radegund zu Poitiers gestifteten Kloster lebte Chrodield, die sich Tochter des Königs Charibert nannte, in offenem Zwist mit der Aebtissin Leudorera und verabredete mit etwa vierzig anderen Nonnen den Plan, diese durch Anschuldigungen zu verdrängen, um selbst an ihre Stelle zu kommen. Sie beschuldigten die Aebtissin, daß sie häufig am Brette gespielt und mit Laien geschmaust habe, daß sie sich unterfangen, ihrer Nichte aus einem schwerseidenen Altarbehang Kleider machen zu lassen und die goldenen Blättchen, die am Saume dieser Decke befestigt waren, abzuschneiden und schamloserweise dieser Nichte umzuhängen, auch daß sie aus Putzsucht für dieselbe einen reich mit Gold geschmückten Kopfputz habe anfertigen lassen und endlich innerhalb des Klosters Maskenfeste veranstaltet habe. Die unzufriedenen Nonnen verließen im Jahre 589 das Kloster und kamen nach Tours, wo Chrodield vor Gregor erschien, ihre Gefährtinnen seiner Obhut anzuvertrauen, während sie selbst zu den Königen reisen wolle, um ihnen ihre Klagen vorzutragen. Vergebens las Gregor ihr einen Beschluß der Bischöfe vor, welcher Nonnen, die das Kloster verlassen, mit dem Banne bedroht; sie ging an den Hof Guntrams und bewog diesen, einige Bischöfe mit der Untersuchung der vorgebrachten Klagen zu beauftragen. Indeß führten die ausgewanderten Nonnen das zügellosefte Leben; mehrere von ihnen verheiratheten sich, und da sie von dem niedergesetzten bischöflichen Gesetze hörten, gingen sie nach Poitiers, um sich den Maßregeln, die man gegen sie treffen würde, mit Hülfe einer Bande von Bösewichtern gewaltsam zu widersetzen. Die Bischöfe kamen und excommunicirten die Ungehorsamen, wurden aber von jener Bande in einer Kirche so mißhandelt, daß sie Poitiers in eiliger Flucht verließen, um ihr Leben zu retten. Chrodield stand jetzt mit ihrer Muhme Basina, einer Tochter Chilperichs, an der Spitze einer förmlichen Nonnenrebellion. Vergebens schickte Childebert den Priester Theutharius, sie zu begütigen. Sie weigerten sich beharrlich, vor ihm zu erscheinen, bis der Bann von ihnen genommen sei. Die Nonnen zerstreuten sich zwar, weil sie, wenn sie beisammen geblieben, aus Mangel an Holz die Härte des Winters nicht hätten ertragen können (!). Aber der Mörderhaufen blieb vereinigt. Durch ihn ließ Chrodield die Aebtissin unter schrecklichen Mißhandlungen aus der Kirche schleppen und andere arge Frevel begehen. Darüber fingen die Diener der Aebtissin an, sich Jenen gewaltsam zu widersetzen. So ward Poitiers mit blutigen Händeln erfüllt. Es verging „fast kein Tag ohne eine Mordthat, keine Stunde ohne Zwist, kein Augenblick ohne Thränen."

Auch diesen Frevels meinten Childebert und Guntram durch einen aus Bischöfen beider Reiche bestehenden Ausschuß, welchen sie zur Untersuchung des Streites ernannten, ein Ziel setzen zu können, aber Gregor, der Mitglied sein sollte, war der Meinung, daß die weltliche Macht vorher einschreiten müsse, um den Aufruhr zu stillen, und weigerte sich daher, nach Poitiers zu gehen, bis dies geschehen sei. Dazu bekam nun der dortige Graf Macco den Auftrag. Chrodield befahl zwar den Ihrigen, sich zu widersetzen, Macco griff aber das Kloster mit Bewaffneten an und überwältigte die Bande. Nun kamen die Bischöfe und hörten Chrodield's Klagen gegen die Aebtissin an; sie wurden aber sämmtlich unbedeutend oder unerwiesen befunden, die Aebtissin daher wieder eingesetzt und die aufrührerischen Nonnen so lange mit dem Banne belegt, bis sie hinreichend Buße gethan haben würden. Auf einer Synode, die Childebert im nächsten Jahre, 590, zu Metz versammelt hatte, warf sich Basina vor den Bischöfen nieder, bat um Verzeihung und gelobte, in das Kloster zurückzukehren. Chrodield aber beharrte darauf, nicht hineinzugehen, so lange die Aebtissin darin bleiben würde. Dieser Trotz wurde durch das Ansehen des Königs unterstützt. Auf seine Bitte wurde Beiden die Strafe erlassen, und Chrodield erhielt sogar ein Landgut zum Wohnsitz eingeräumt.

Soweit die Geschichte. Der Roman folgt ihr getreulich. Was er da und dort ändert, mildert, zusammenzieht, betrifft nur Nebensächliches: der Hauptpunkt ist, daß die Zeit im Ganzen trefflich geschildert und die Begebenheit glaubhaft und anschaulich gestaltet ist. Vielleicht hätte der nationale Gegensatz zwischen den gallischen Urbewohnern und den fränkischen Eroberern noch mehr hervorgehoben werden müssen, denn es ist keineswegs anzunehmen, daß schon damals die beiden Völker, wie späterhin, zu einer einzigen Nation zusammengewachsen waren. Ueberhaupt war diese bedeutsame Epoche des beginnenden Mittelalters keineswegs eine „gute alte Zeit". Die Franken, welche das civilisirtere Gallien erobert und sich dort festgesetzt hatten, wandelten sich zu bald in verderbte, entartete Germanen. Die Bande göttlicher und menschlicher Ordnung wurden von den Gliedern aller Stände durchbrochen, und Sinnlichkeit, Habsucht und Rachgier waren die verbreitetsten Laster im eroberten Gallien. Dem bösen Beispiele gingen die Könige voran; die merowingischen Familiengräuel sind ja bekannt. Auch die Diener der Religion versanken in der allgemeinen Corruption, und Gestalten wie der heilige Martin und unser Historiograph sind Ausnahmen. Die Priester waren auch durch ihr Amt nicht sichergestellt, und das heilige Asylrecht der Kirche war kein Damm mehr für die heftigen Leidenschaften. „Die Kirche", klagt Gregor (IV., 48), indem er sich eines auch heute noch beliebten Bildes bedient, „die Kirche findet zu tieferen Seufzern Anlaß, als selbst zu den Zeiten der diocletianischen Verfolgung". Der Nonnenkrieg ist ein sprechendes Beispiel dieser allgemeinen Zuchtlosigkeit.

Unbeschränktes Lob verdient die dichterische Gestaltung der hervorstechenden Figuren Nur ein wahrer Poet vermag dergleichen. Indem Dahn seine Charaktere aus gregorianischen Anekdoten ableitet und krystallisirt, schafft er Personen, die zwar selten historisch wahr, aber doch möglich, glaubhaft sind. Er nimmt eine gewisse Eigenschaft als punctum saliens an, um der ganzen Gestalt Halt, Physiognomie und Stimmung zu geben, wobei er meist, dem humoristischen Grundtone zu Liebe, eine lächerliche Seite übertreibt. So verwendet er das notorisch schlechte Latein Gregors, das seinen Interpreten so viel Kopfzerbrechen bereitet, dazu, um der im Ganzen imponirenden Gestalt ein Narrenglöcklein anzuhängen. Aehnlich ist auch König Guntram componirt. Gregor schildert ihn uns als mildthätig, fromm, vorsichtig, „rex ac si bonus sacerdos", aber auch als unbeständig, zornig, feige, ausschweifend, ja grausam. Dahn macht aus ihm einen guten, furchtsamen König, dessen Frömmigkeit, dem wunderfrohen Zuge der Zeit folgend, lustig ins Abergläubische nnd Wundersüchtige ausartet. Er sieht überall Mirakel, versucht sich ebenfalls darin und ist von seiner eigenen Heiligkeit überzeugt. Allerdings hat das Portrait einen Stich ins Carikirte. Wenn Dahn ihn schildert: „Sein Untergewand, das den Gürtel verloren oder heute noch nicht getragen hatte, hielt er mit der Linken über dem Bauch zusammen" —

*) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**) Historia Francorum IX. 39 ff. in Bouquet's Recueil des Historiens des Gaules et de la France (1739) II. 354 ff. Vgl. ferner das Register s. v. Pictaviensis urbs etc. 789a. und Loebell's Gregor-Monographie.

Digitized by Google

so werden wir an die Merowinger Könige der Pariser Possen und Operetten erinnert. Es fehlt nur noch das kalauernde Couplet:

„Et moins heureux que les Gaules
J'appelle en vain l'invasion des . . . francs."

Ganz reizend ist die frei erfundene Episode am Pariser Hofe. Dort regirt Childebert II. oder vielmehr dessen adelige und geistliche Vormunde. Gregor erzählt, daß der Jüngling, der auf Anstiften seines Ohms ermordet werden sollte, durch einen australischen Großen, den Herzog Gundobald, gerettet und auf den Thron des Vaters gesetzt worden war. In Folge dessen kam im austrasischen Reiche die Macht in die Hände der hohen Hof- und Staatsbeamten, welche als ein vormundschaftlicher Rath die Angelegenheiten des Reiches entschieden und dabei weit mehr für sich und ihre Anhänger als für den Thron und dessen Rechte sorgten. Dahn schildert nun sehr ansprechend dieses Hausmeierthum, in das die zwei Anführerinnen der Nonnen mit ihren Ohrfeigen und Listen wie ein reinigendes Gewitter hineinfahren: der lüsterne junge König wird von seiner Base übertölpelt, in die Arme seiner Braut Faleuba geführt und reift so zum Manne. Leider war die Wirklichkeit weniger schön, denn Childebert starb jung, ehe sein Charakter sich recht zeigen konnte . . . Ebenso erkennen wir in dem raufluftigen „trinkbaren" Bischof Truchtigisel von Soissons, dem Oberbayer vom Chiemsee, kaum noch einen Nachklang des gregorianischen Bischofs Badegisel von Mans, des Leuteschinders. Wahrscheinlich hat noch mehr ein alter Freund dem Dichter vorgeschwebt, etwa der „Stielerkarl", dessen Andenken das Buch gewidmet ist, aber die Geschichte, wie dieser prächtige Trinker von seinem Capitalverbrechen durch seine betende Frau geheilt wird, ist denn doch unerlaubt sentimental und unwahrscheinlich. Mit besonderer Liebe hat Dahn auch den feinsinnigen, witzigen Bischof Felix von Nantes gezeichnet. Was doch der Dichter vermag! Wer würde es glauben, daß das historische Urbild dieses Bischofs ein ziemlich unangenehmer Patron war? Gregor, wie in seinem fünften Buche zu lesen ist, lebte mit ihm in argem Zwist und klagt ihn ungemessener Habsucht an. So breitet der Poet den rosafarbenen Schleier der Dichtung verschönernd über die Welt.

Der größte Fehler ist, daß Dahn seinen urkräftigen Stoff nicht für Männer behandelt hat. Warum nicht? Weil Männer bei uns keine Romane lesen? Eine schiefe Ansicht. Jedenfalls hat er nur seinen weiblichen Lesern zu Gefallen die Heldinnen des Buches, die unstreitig richtige Nonnen waren, sophistisch in entflohene oder — um sein Lieblingswort zu gebrauchen — „ausgekommene" Pensionärinnen verwandelt. Man höre nur folgendes Plaidoyer!

„Wir sind nicht Nonnen, wohl nennt man uns so, oder Religiöse oder Sanctimoniale: und weil es der allgemeine Brauch, haben wir uns wohl auch selber so genannt. Aber wir sind lediglich Schülerinnen, welche man, meist ohne uns zu fragen, in das Kloster gesteckt hat, darin den heiligen Glauben und allerlei Anderes zu lernen. Und es ist — leider! — auch wahr, daß unsere Eltern oder Mundwalte von den Meisten von uns wollen oder erwarten, daß wir dereinst Nonnen werden sollen. Von uns Vierzig hat auch noch nicht Eine das Gelübde abgelegt. Wir sind nicht Nonnen. Hätten sonst so Viele von uns sich verloben und verheirathen können?"

Dieser Wortschwall klingt verdächtig, Herr Dahn. Meister Gregor wußte das besser. Darum forderte er auch kategorisch die vorgängige Niederwerfung der Nonnenrevolution durch weltliche Macht, ehe von Recht und Gnade die Rede sein sollte. Bei Dahn's harmlosem „Feuer in der Mädchenschule" begreifen wir den Lärm und das strenge Strafgericht am Ende nicht recht. Um so größere Anerkennung verdient es, daß Dahn doch wieder allzu sehr Dichter ist, um die ziemlich starke Verführungsgeschichte der Klausnerin zu unterdrücken, die eine richtige Madame Toutlemonde veranlassen müßte, das Buch auf ihren Inder zu setzen. Wäre nur nicht dieser breite Strom von Sentimentalität und gemachter Schalkhaftigkeit, der durch das ganze Buch geht! Namentlich in dem überflüssigen neunten Capitel. Einmal wird bei Anführung eines jungen Mannes naseweis bemerkt: „ein Gegenstand unglaublichen Interesses für die jungen Mädchen!" Das ist das Seitenstück zu dem Redwitz'schen: „O über das glückliche Bräutchen!" Auch das ist ganz backfischromanhaft, daß Dahn mit koketter Pedanterie für die fränkischen Personennamen stets die am fremdartigsten klingende Form wählt. Ich gehe nicht so weit, zu fordern, daß er die ganz späte und willkürliche Veränderung wie etwa Clotilde für Chrodield hätte aufnehmen sollen, aber weshalb schreibt er Guntchramn, wo Guntram vollkommen genügen würde, ganz abgesehen von Irmintrudis, Chlodowech und anderen Unaussprechlichen. Aber das Genre will es so. Man stolpert gerne mit der Zunge darüber, wenn man nur das beruhigende Gefühl hat, das Alles stilvoll und echt ist.

Aber im Ganzen ist es doch eine ganz respectable Arbeit, viel frischer als die letzten Werke Dahn's, hoch über der unglücklichen „Bissula". Es steckt Komik und oft wirklicher Humor in dem Ding. Die einundvierzig Nonnen sind hübsch charakterisirt, so Basina und die ewig schlafluftige Ulfia. Die Novelle, denn ein Roman ist es eigentlich nicht, liest sich wie ein Lustspiel, und die Geschichte mit dem Kreuze gibt eine überraschende Lösung. Es würde ein guter Text für eine komische Oper sein. Wenn nur nicht die vielen Pfaffen und Nonnen wären!

Ein altes Genfer Bilderbuch.

Von Albert Jansen.

Verderbendrohender als 1569 war nie ein Jahr für den Calvinismus angebrochen. Seit 1567 übte Herzog Alba sein Schreckensregiment in den Niederlanden. Schon vor seiner Ankunft flohen Hunderttausende von Protestanten in die benachbarten Staaten. Die zurückblieben, endeten zu Tausenden unter dem Beile des Henkers. Auf dem Markte zu Brüssel fielen die Häupter der Grafen Egmont und Horn. Der letzte entscheidende Schlag sollte 1569 auf Frankreichs Erde zugleich die französischen mit den niederländischen Ketzern treffen. Die Krone Frankreichs hatte sich dazu mit der Krone Spaniens vereinigt, und der gesammte Katholizismus, der Papst an der Spitze, zeigte sich bereit, für das Werk des Fanatismus zu beten, zu zahlen oder selbst zu bluten, während der Protestantismus in sich gespalten war, und die Lutherischen den Calviniften gar keine oder nur sehr geringe Theilnahme bewiesen.

Wie eine Mutterstadt um ihre Colonien, wie der gute Hirt um seine Heerde, bangte und sorgte sich Genf um die Bekenner seines Glaubens. Die Bürger und Insassen der Stadt, zum großen Theil eben erst oder vor wenigen Jahren eingewandert, zitterten auch großen Theiles für Leben und Seligkeit der nächsten Blutsverwandten, Freunde und Angehörigen, welche sie in den Niederlanden und vornehmlich in Frankreich zurückgelassen hatten. Aber gleichzeitig lebten sie in dem felsenfesten Glauben an den Sieg der guten Sache. Diesen frommen Helden der Burg des Calvinismus offenbarte sich der Ewige in der Geschichte der jüngsten Vergangenheit als der Beschützer ihrer Religion. Sie fühlten sich als ein auserwähltes und geheiligtes Volk, das er durch Unglück läuterte, aber niemals untergehen ließ, das er zur Belehrung der Menschen schon oft wunderbar gerettet und an seinen Feinden gerächt hatte.

Aus solchen Gesinnungen heraus ist da auch der Plan erwachsen, die französische Geschichte der jüngsten Vergangenheit, die „histoire des choses advenues en France de nostre temps" bildlich allem Volke darzustellen. Eine Anzahl Urkunden, die sich auf das Unternehmen beziehen, wurden von Théophile Dufour, dem gegenwärtigen Director des Archives und der Bibliothek der Republik Genf, 1877 entdeckt und 1885 mit einer Fülle anderer Forschungen veröffentlicht. Seine Schrift führt den Titel: „Notice sur Jean Perrissin et Jacques Tortorel. Extrait de: Les grandes scènes historiques du XVI. siècle, reproduction facsimile du recueil de J. Tortorel et J. Perrissin, publiée

Digitized by Google

sous la direction de M. Alfred Franklin, administrateur de la Bibliothèque Mazarine (Paris, librairie Fischbacher)." Eine sehr gelehrte, gründliche und gewissenhafte Arbeit, verdient die „Notice" Théophile Dufour's namentlich den Kunsthistorikern auf das Beste empfohlen zu werden. Sie ist es, welcher wir die Kenntniß der folgenden Thatsachen verdanken.

Am 18. April 1569 wurde zwischen den Kaufleuten Nicolas Castellin und Pierre Le Vignon aus der flandrischen Stadt Tournay einerseits und dem Maler Jean Perrissin und dem Holzschneider Jacques Le Challeux aus Lyon andererseits zu Genf ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem sich Perrissin verpflichtete, gleich vom folgenden Tage an die ihm angegebenen und bestimmten Historien zu zeichnen (pourtraire), während sich Le Challeux anheischig machte, vom nächsten ersten Mai an die mit den Aufzeichnungen versehenen und ihm überlieferten Holzstöcke durchaus druckfertig zu schneiden. Dafür sollte jeder der beiden Künstler einen Monatsgehalt von 15 Tourischen Francs beziehen, aber sie mußten auch geloben, daß sie keine andere Arbeit nebenbei übernähmen und vor Vollendung des Werkes zu Niemandem davon sprächen. Ueber den Druck verständigte sich Castellin am 8. Julius mit dem Drucker und Schriftgießer Jean de Laon aus Grandvilliers in der Picardie und am 12. Julius 1569 sowie am 24. Februar 1570 über die Papierlieferungen mit dem Genfer Bürger und Handelsmann François Chautemps. Um die Erlaubniß zur Veröffentlichung und um ein Privilegium auf drei Jahre wurde den 14. Julius 1569 beim kleinen Rathe nachgesucht, und neun Tage später kam Castellin mit Jean Perrissin und Jacques Tortorel aus Lyon dahin überein, daß ihm Beide die ganze Reihenfolge der Historien in Kupfer radirten, diesem Auftrage ausschließlich ihre Zeit widmeten und für jede Platte, sowie sie fertig würde, 4 Thaler oder 10 Francs ausgezahlt erhielten.

Die notariellen Documente, denen die vorstehenden Angaben entnommen sind, haben einen großen historischen Werth. Wer sie jedoch allein ins Auge fassen und hiernach das Bildwerk als ein blos geschäftliches Unternehmen ansprechen wollte, der würde vollständig den schweren Ernst der Zeit verkennen, in welcher es entstand, und der tiefinnerlichen Religiosität der Menschen Unrecht thun, welche es planten und ausführten.

Von den vereinigten Künstlern, Perrissin, Tortorel und Le Challeux, wurden, sowohl als Holzschnitte wie als Radirungen, vierzig Historien in querliegendem Großbogen-Format fertiggestellt. Man veranstaltete vier verschiedene Ausgaben derselben, insofern man die Ueberschriften und die erläuternden Unterschriften Lateinisch, Französisch, Italienisch oder Deutsch hinzufügte.

Aus der Reihenfolge der Bilder, aus der Auswahl und Behandlung der einzelnen Gegenstände redete deutlich zu aller Welt die gewaltige Theologie des alten Genf, der universalhistorische Gegensatz der Calvinistischen Republik und der katholischen Monarchie Frankreichs. Die erste Tafel zeigt die Sitzung des Pariser Parlamentes vom 10. März 1559, in welcher König Heinrich II. erschien und den protestantisch gesinnten Rath Anne du Bourg, dann auch mehrere seiner Genossen verhaften und auf die Bastille bringen ließ. Damit begann das Unrecht an den Auserwählten Gottes. Auf der zweiten Tafel sehen wir die Belustigungen bei den Hochzeiten der Schwester und der Tochter des Königs. Inmitten derselben, das stellt das dritte Blatt dar, fiel auf Heinrich II. die Strafe des Himmels; bei dem Tourniere wurde er durch einen Zufall, nach der Ueberzeugung der Protestanten durch die sichtbare Hand des Ewigen getroffen. Das vierte Bild ist König Heinrich II. auf dem Sterbebette. Aber Die, welche seine Macht erbten, verstanden in ihrer Blindheit nicht sein Geschick. Sie verurtheilten Anne du Bourg zum Tode des Ketzers durch Strang und Scheiterhaufen (Tafel 5). Da mußten sich die menschlichen Leidenschaften auch in den Protestanten entflammen. Calvin mißbilligte den unklug gefaßten und ungeschickt ausgeführten Anschlag, den La Renaudie 1560 auf Amboise machte und mit dem Leben büßte (Tafel 6). Den Siegern genügte es nicht, daß La Renaudie zu Grunde ging; seine am Leben gebliebenen Genossen wurden gehängt, oder ersäuft, oder geköpft (Tafel 7). Die entsetzliche Grausamkeit des mächtigen Cardinal Karl von Lothringen empörte alle Gemüther. Mit der kirchlichen Neuerung verband sich die politische Opposition, so daß sich der Cardinal selber zur Milde bequemen und die Versammlung der drei Stände zu Orléans (Tafel 8), sowie das Religionsgespräch zu Poissy (Tafel 9) bewilligen mußte, dessen Ergebniß das Friedensedict von 1562 war. Nun aber stand an der Spitze des Staates ein Weib, eine Italienerin, die Königin-Wittwe Catharina, welche sich nur durch den beständigen Gegensatz der Parteien behaupten zu können meinte. Die geschürten Leidenschaften kamen zu grausigen Ausbrüchen: Cahors wurde erfüllt von „Mord und Todtschlag" (Tafel 10), Sens in Burgund durch „Würgereien, die der gemeine Pöbel begieng" (Tafel 11), und Vassy durch die „greuliche Würgerei", welche der Herzog Franz von Guise, der Bruder des Cardinals, 1562 veranlaßte (Tafel 12).

Auf den ungeheuren Frevel folgte der offene Krieg mit Nothwendigkeit. Das Genfer Bilderbuch bringt daraus zuerst die Eroberung von Valence, den „Mord und die Würgung zu Tours", die Eroberung von Montbrisson und die Niederlage bei Saint-Gilles (Tafel 13—16). Am längsten verweilten die Künstler bei der Schilderung der Schlacht von Saint-Dreux, die am 19. December 1562 geschlagen wurde; sie widmeten ihr sechs Tafeln. Wir erblicken die „Anordnung der beiden Kriegsheere zur Schlacht" (Tafel 17), „den ersten Angriff", bei welchem Prinz Condé den Connetable von Montmorency gefangen nimmt (Tafel 18), das „zweite Treffen", Verfolgung der Truppe des Connetable durch Condé (Tafel 19), „den dritten Einbruch", wobei Condé gefangen wird (Tafel 20), „das vierte Treffen", in welchem der feindliche Marschall Saint-André fällt (Tafel 21), und endlich „den Abzug" (Tafel 22). Entscheidung hatte der blutige Kampf nicht gebracht. Der Herzog Franz von Guise umlagerte Orléans (Tafel 23) und wurde hierbei von Poltrot von Merey oder Méré ermordet (Tafel 24), welchen dafür das Gericht durch auseinandergetriebene Pferde in Stücke reißen ließ (Tafel 25). Den Protestanten, die den Meuchelmord verdammten, erschien der Ausgang Guise's doch wie ein Gottesurtheil für seine Greuelthat in Vassy, und die Königin-Wittwe Catharina wurde dadurch bewogen, auf der Loire-Insel Aux Bouviers Frieden zu schließen (Tafel 26).

Lange Zeit genoß Frankreich Ruhe. Allein die Hugenotten, die schon 1565 ein geheimes Bündniß der Regierung mit Spanien vermutheten, die es 1567 für ganz sicher hielten, beschlossen durch einen Handstreich ihren Feinden zuvor zu kommen und den Hof, der eben in Monceaux residierte, ihrem Willen zu unterwerfen. Alles schlug fehl. Der Cardinal von Lothringen rettete sich nach Rheims, und der Hof entkam nach Paris, wo ihn eine strengkatholische Bürgerschaft umgab. In offener Feldschlacht am 10. November 1567 bei Saint-Denys geschlagen, mußten es die Hugenotten als Glück betrachten, daß der Connetable von Montmorency tödlich verwundet wurde (Tafel 27). Die weiteren Ereignisse des zweiten Bürgerkrieges, welche das Bilderbuch vergegenwärtigt, sind die „Würgung und der Mord zu Nimes" (Tafel 28), die „Antreffung der beiden Heere bei Cognac" (Tafel 29), und die Belagerung der Festung Chartres durch Condé (Tafel 30). Aus Furcht, den wichtigen Platz zu verlieren, gewährte die Regierung den Frieden von Longjumeau. Nur war sie nicht gewillt, ihn zu halten. Ermuthigt durch die Erfolge des Herzogs Alba in den Niederlanden, wollte auch sie ihre Hand an die Häupter der Ketzer legen. Der Prinz Condé, der Admiral Coligny und viele Andere mußten sich nach La Rochelle flüchten. Im Frühlinge 1569 rüsteten sich beide Religionsparteien zum entscheidenden Waffengange. Niederländer und Deutsche unter Wilhelm von Nassau-Oranien und unter Herzog Wolfgang von Zweibrücken zogen den Hugenotten zu Hülfe. Dagegen verstärkten die Katholiken, vor Allem die Spanier, die Macht des französischen Königs.

Das Genfer Bilderbuch eröffnet die Darstellung des dritten Hugenottenkrieges, 1569 bis 1570, mit der „Schlacht zwischen Cognac und Châtauneuf", d. h. der Schlacht von Jarnac, in welcher der Prinz von Condé besiegt, gefangen und von einem ehrlosen Feinde erschossen wurde (Tafel 31—32).

Digitized by Google

Hierauf folgen Coligny's Sieg von La Roche-Abeille, wo „der Signor Strossy" den Hugenotten in die Hände fiel (Tafel 33) und die Belagerung von Poitiers (Tafel 34). Abermals erlagen die Hugenotten bei Moncontour (Tafel 35) und hier wurden jene deutschen Krieger vernichtet (Tafel 36), welchen der Tod ihren Führer, den Herzog von Zweibrücken, schon einige Zeit vorher entrissen hatte. Als es da mit „denen von der Religion" am Ende zu sein schien, offenbarte sich ihnen am herrlichsten die Gnade ihres Gottes. Wohl eroberte der König Karl IX. die Feste Saint-Jean d'Angeli, allein an dem kühnen und langen Widerstande der Vertheidiger brach sich die Kraft seiner Armee (Tafel 37). Die Hugenotten nahmen Nimes durch Ueberrumpelung (Tafel 38) und wenn ihnen auch mit der Stadt Bourges nicht dasselbe Glück beschieden war (Tafel 39), so behaupteten sie sich doch in ihrem Besitzstande und gewannen weiteren Boden. Kleine Schaaren, geführt vom Admiral Coligny, vollbrachten Wunderdinge. Beim Uebergange über die Rhone im Dauphiné erfolgte ein denkwürdiges Zusammentreffen mit den Feinden (Tafel 40), und Coligny faßte den Entschluß, an die Loire und dann nach Paris vorzudringen.

Den Griffel in der Hand, die heftigste Aufregung im Herzen, folgten Perrissin und Tortorel den wechselvollen Ereignissen der Jahre 1569 und 1570. Das Gottvertrauen, womit ihr Werk angefangen war, sollte sich glänzend bewähren. Am 8. August 1570 erlangten die Hugenotten den Frieden von Saint-Germain. Aber Umstände, die bis jetzt verborgen geblieben sind, verhinderten den Abschluß des Genfer Bilderbuches, so daß in ihm, wie es uns vorliegt, die Darstellungen der Friedensschlüsse nicht nur von Longjumeau, sondern auch von Saint-Germain fehlen.

Der Kaufmann Le Vignon war bereits am 19. Januar 1570 nicht mehr unter den Lebenden, und sein Geschäftsgenosse Castellin starb den 20. August 1571. Diese Unfälle können es jedoch nicht gewesen sein, welche den plötzlichen Abbruch ihres Unternehmens veranlaßten; denn es wurde ruhig nach dem ersten weitergeführt, und geraume Zeit vor dem zweiten veröffentlichte man die Holzschnitte und Radierungen, soweit sie fertig waren. Die französische Ausgabe erhielt den Titel: „Premier volume, contenant Quarante tableaux ou Histoires diverses qui sont mémorables etc". Das Berliner Kupferstichcabinet besitzt ein Exemplar der deutschen Ausgabe mit dem Titel: „Der erste tail / Mancherlayen gedenkwirdiger historien von krierg / mord und aufrüeren, welche sich / diese verflossene nechste iaren hehr in frankreich zugetragen, in vierczig taflen begrif / fen: alles nach glaublicher künschaft und beteurüng derienigen so / selbsten personlich darbei gewesen seint, und es mit / augen geseen haben, wahrhaftig / abconterfeitet · . ·" Eine breite und reiche Umrahmung umschließt diese Schrift und trägt die Bezeichnung: „Persinus fecit". Dem Exemplare fehlt das zweite Blatt, welches in der französischen Ausgabe den „Avis au lecteur" enthält und dieselbe Umrahmung oder Cartouche wie das Titelblatt hat. Ferner fehlt ihm die zweite Tafel, welche in der französischen Ausgabe „Rejouissance pour les mariages de la soeur et de la fille du Roy Henri II" genannt wird. Alle Blätter mit dem Monogramm Perrissin's, oder mit den Bezeichnungen „1569 Persinus fecit", „Perrissin (oder Perrissim) fecit 1570", oder „J. Perrissin (Perrissim) fecit" sind von Perrissin nicht nur componirt, sondern auch radirt oder auf die Holzstöcke übertragen. Dagegen sind die Blätter mit den Bezeichnungen „J. Tortorel fecit" oder „J. Tortorel fecit 1570" die alleinige Arbeit Tortorel's. Bei den Blättern endlich, welche das Doppelmonogramm allein, oder mit der Unterschrift „J. Tortorel fecit", oder welche das Monogramm Perrissin's mit der Beischrift „J. Tortorel fecit" dem Beschauer zeigen, darf gewiß angenommen werden, daß Perrissin die Compositionen schuf. Die mechanische Arbeit des Schneidens sämmtlicher Holzstöcke machte Le Challeur.

Nach den Mittheilungen Théophil Dufour's hat man auf Auctionen der neuern Zeit einzelne Exemplare der „Quarante tableaux" mit 800, mit 1300, mit 1500, ja mit 2500 Francs bezahlt. Die Künstler gestatteten sich jede Freiheit gegen die Gesetze der Perspective und verhielten sich durchaus gleichgiltig bei den Größenverhältnissen landschaftlicher oder architektonischer Gegenstände zu den Figuren. Ein treues Bild von Städten oder einzelnen Baulichkeiten zu geben, lag gar nicht in ihrer Absicht; bei ganz gothischen Gebäuden zeichneten sie weder gothische Fenster noch Thüren und höchst selten sind ihre Architekturen, wie die Bastille von Paris, auch wiederzuerkennen.

Ihr einziges Bestreben war darauf gerichtetet, daß sie die Vorgänge des Menschenlebens, daß sie die denkwürdigen Ereignisse der Geschichte klar und deutlich, belehrend, erschütternd und erbaulich schilderten. Sehr beachtenswerth als ein Denkmal der französischen Kunstgeschichte, sind die „Quarante tableaux" doch unvergleichlich kostbarer als ein Denkmal der wahrhaft erhabenen Frömmigkeit des alten Genfer Calvinismus. Auf dem Titel steht als Motto: „Ferme en adversité."

Feuilleton.

Eine Dissonanz.

Von E. Heldt.

In einem geschmackvoll ausgestatteten Zimmer des riesenhaften, stadtartigen Hotels der Hauptstadt ging eine Dame in gleichmäßigem Schritt auf und ab. Sie war nicht mehr jung, auch nicht schön. Die kleine, zierlich gebaute Gestalt beherrschte ein Kopf von feinen, durchgeistigten Zügen, mit eigenthümlich ruhigem Ausdruck, gleich der glatten Oberfläche des Meeres bei Windstille, wenn der Schiffer fast vergißt, welche gefährliche Tiefen sie deckt und wie gewaltig im Sturm die Wogen brausen können.

Vor dem Sopha stand ein zierlich arrangirter Theetisch. Die Teppiche auf dem Boden, die schweren, niedergelassenen Vorhänge, Kerzenlicht neben der brennenden Hängelampe, flammendes Kaminfeuer, gaben dem Zimmer den Schein von Behaglichkeit. Eine Thür führte in ein Schlafcabinet, in dem ein geöffneter Reisekoffer stand.

Die Dame unterbrach ihre Wanderung, und nach mehreren tiefen Athemzügen ging sie in das Cabinet und fuhr in ihrer Beschäftigung fort. Diese bestand darin, aus allem Weißzeug, das der Koffer enthielt, die Initialen auszuschneiden. Es schien eine ermüdende Arbeit; mehreremal ließ sie mit überdrüssigem Ausdruck die Scheere sinken. Endlich war sie am Ende. Sie hatte sorgsam die ausgeschnittenen Buchstaben in eine Schale gelegt, nahm diese jetzt und, in das Wohnzimmer zurückkehrend, schüttete sie die Läppchen in das Kaminfeuer. Dann ordnete sie mit großer Sorgfalt den Koffer wieder und schloß den Deckel. Endlich nahm sie aus ihrer Handtasche ein Portefeuille und zählte das darin befindliche Geld, vor sich hinsprechend: „So viel für die Rechnung, mehr kann es nicht sein. — Trinkgeld. — Dann bleibt übergenug für das Begräbniß."

Sie legte das Geld zurück, nahm aus den Taschen des Portefeuille einen Brief, entfaltete und las ihn. Mit einem Ausdruck leidenschaftlicher Zärtlichkeit hob sie ihn plötzlich an ihre Lippen und küßte die kräftigen, schönen Schriftzüge. Am Kamin stehend beobachtete sie, wie das Feuer ihn erfaßte, zusammenrollte, bräunte und zu Asche verbrannte. Das geschlossene Portefeuille barg sie dann in der Tasche ihres Kleides.

Als sie die Hand hervorzog, hielt diese ein Fläschchen umschlossen. Sie sah gedankenvoll auf die dunkle Flüssigkeit, die es enthielt, und plötzlich erbebte ihr Körper von einem Schauder, dem ein heftiges Zittern folgte. Sie sank auf einen Stuhl neben dem Bett und wartete mit festgeschlossenen Lippen, bis der Anfall vorüber war.

„Seltsam", sagte sie halblaut, „daß die thierische Natur in uns noch fürchtet, was die geistige schon überwunden hat."

Kaum hatte sie das Fläschchen wieder verborgen, als es

Digitized by Google

stark an die Thür klopfte. Sie eilte in das große Zimmer und stand einem stattlichen Mann gegenüber, der ihr herzlich die Hand schüttelte.

„Da wär' ich, liebe Freundin", sagte er mit frischer, wohlklingender Stimme, „nicht wenig neugierig, aber aufrichtig erfreut, Sie zu sehen."

Sie sah mit dem Ausdruck selbstvergessener Freude in das hübsche, intelligente Gesicht. Er warf den beschneiten Ueberrock ab. „Das Wetter ist nicht besonders geeignet für ein Stelldichein mit der Eisenbahn. Auch konnte ich mich schwer von verschiedenen Verpflichtungen loslösen, aber da Sie es waren, die rief, machte ich Alles möglich."

„Ich danke Ihnen", sagte sie mit klarer, herzlicher Stimme, indem sie ihm die Hand reichte. „Sie sollen später hören, warum ich Ihnen beschwerlich fiel." Sie führte ihn zum Tisch, den er mit freundlichen Augen ansah. „Nun ruhen Sie aus nach der langen Fahrt und lassen Sie sich betrachten nach der langen Trennung."

„Ausruhen", lachte er, „eine Fahrt von vier Stunden ermüdet nicht. Die Zeit vergeht mir so unbeschreiblich schnell, daß mir eigentlich nichts „lang" erscheint. Doch muß es ungefähr ein Jahr sein, seitdem wir uns in D. Lebewohl sagten."

„Mehr als das. Sie verließen uns im Herbst. Jetzt ist der Januar zum zweitenmal da." Sie sprach Alles mit dem warmen, sanften Ton, den er so wohl kannte, der ihm hundertmal tröstend, beruhigend, erfreuend ins Ohr geklungen hatte. Er fühlte plötzlich etwas wie einen Stich im Gewissen, und die Folge davon war, daß er mit Wärme die kleine weiße Hand nahm und küßte.

„Ich muß Sie noch um Verzeihung bitten, liebe Anna, daß ich so selten geschrieben habe; ich sagte Ihnen immer, Briefschreiben ist mir verhaßt. Als ich aus den Verhältnissen zu D. (wie schwer sie mich bedrückten, weiß ja Keiner besser als Sie) mich gelöst hatte und nach meinem jetzigen Aufenthaltsort gegangen war, stürmte so Vieles auf mich ein, daß ich erst nach längerer Zeit zum Schreiben kommen konnte."

„Genau nach drei Monaten und fünf Tagen", ergänzte sie. „Ich kann mir vorstellen, wie schnell ihnen die Zeit verstrich, aber mir — ich war so an Ihre Gesellschaft gewöhnt; ich bin leider eine so ausschließliche Natur, daß ich Sie — sehr — vermissen mußte, zumal da jenem ersten Briefe — kein zweiter folgte."

„Es war unrecht von mir, Ihre herzlichen Worte unbeantwortet zu lassen", antwortete er reuig. „Verzeihen Sie es mir. Ich weiß, Sie haben schon verziehen, ohne daß ich bitte."

„Gewiß", sagte sie freundlich. „Und nun will ich Ihnen den Thee einschenken, wie in alten Zeiten."

Sie that, wie sie gesagt, und bediente ihn beim Essen in geschickter, anspruchsloser Weise. Er plauderte in bester Laune und sagte plötzlich: „Welch' eine gute Idee war es doch von Ihnen, mich hierher zu bestellen. Mir ist fast, als säße ich wieder in Ihrem gemüthlichen Zimmer, wo ich Abend für Abend nicht nur körperliche Nahrung fand, sondern vor Allem geistige, herzliche Sympathie, guten Rath und Verständniß! Erinnern Sie sich, wie ich in Verzweiflung nach jenem Zerwürfniß mit meinem Chef zu Ihnen ins Zimmer stürmte?"

„Sie meinen damals, als Sie bei der Eindämmung unseres Flusses mit Ihren, den einzig richtigen Vorschlägen, nicht durchdringen konnten und klar das Unglück voraussahen, das entstehen mußte, wenn man die Anordnungen Ihres beschränkten, eigensinnigen Chefs ausführte", fiel sie lebhaft ein. „Es war eine schwere Zeit!"

„Zum Verzweifeln!" rief er. „Klar das Gute erkennen und das Verkehrte thun müssen!"

„Und doch folgte gerade auf diese Krise der Umschwung zum Glück", fuhr sie fort. „Denn als das Unglück nun wirklich eintrat und die Dämme brachen, als Ihr Chef völlig den Kopf verloren hatte, da gelang es Ihrem thatkräftigen Eingreifen, Ihrer beispiellosen Aufopferung, das Schlimmste abzuwenden! Wie sehr mußte Jeder Sie bewundern! Die Arbeiter, die bisher lässig oder entsetzt dem hereinbrechenden Unheil zugesehen hatten, belebte Ihr Geist und feuerte Ihr Beispiel an! Goethe's Dichterwort wurde zur Wahrheit: Daß sich das größte Werk vollende, genügt ein Geist für tausend Hände!"

„Ich that nur meine Pflicht", entgegnete er einfach. „Aber Sie haben Recht, aus dem Unglück erblühte mein Glück! Wer weiß, wie lange ich noch in unerträglich beschränkten Verhältnissen hätte ausdauern müssen, wäre durch diesen Vorfall nicht unser Minister auf mich aufmerksam geworden. Nun, als diese Arbeit vollendet war, stellte er mich auf den Platz, den ich jetzt einnehme. Welch' ein anderes Leben freien Schaffens unter eigener Verantwortung! — Aber ich werde niemals vergessen, wie gut Sie damals waren! Und die liebe alte Tante mit ihrem weißen Haar und dem Strickzeug! Wie geht es ihr?"

„Meine Tante starb vor acht Tagen", antwortete sie ernst. „Ich kam hierher, sobald ich unseren Haushalt aufgelöst hatte."

„Ach", rief er mit aufrichtigem Bedauern, „die gute, freundliche Dame! So werde ich sie niemals wiedersehen! Jetzt sehe ich erst, daß Sie in Trauer sind. Sie kleideten sich freilich immer dunkel. Wie traurig für Sie! — Was gedenken Sie nun zu thun?"

„Ich will es Ihnen später erzählen, wir haben ja noch zwei Stunden Zeit, bis Ihr Zug wieder zurückgeht. Erst erzählen Sie von Ihrem Ergehen, lieber, lieber Freund!"

In Ihrer Stimme zitterte eine schmerzliche Freude, deren Ausdruck ihm an ihr fremd war. Er blickte etwas beunruhigt in ihre dunklen tiefliegenden Augen, aber entdeckte nichts Anderes in ihnen, als herzliche Freundlichkeit, und so gewann er den alten Humor wieder.

„Nun erzählen Sie", bat sie. „Sie sind mir viel schuldig. Nachdem ich anderthalb Jahre lang Alles erfahren hatte, was Ihr Herz bewegte, bin ich seit 16 Monaten Ihrem Innenleben fremd geblieben, deshalb mußte ich Sie sprechen. — Gestehen Sie, daß Sie meine Zumuthung seltsam fanden."

Er erröthete leicht und verneinte unsicher, fuhr dann aber rasch fort: „Sie kennen mich, liebe Anna, daß ich nicht lügen kann. Und so will ich Ihnen aufrichtig sagen, daß ich die Unbequemlichkeit des Reisens für ein Beisammensein von wenigen Stunden anfangs empfand. Eben so wahr ist aber, daß ich jetzt von ganzem Herzen froh bin, gekommen zu sein, und hätte ich nur eine Viertelstunde Ihr liebes Gesicht gesehen!"

Seine blauen Augen blitzten treuherzig zu ihr hinüber. Die Theekanne zitterte in ihrer Hand und floß über. Sie machte den Schaden wieder gut, ehe sie in alter, liebenswürdiger Weise dankte.

„Um gleich zum Kernpunkt meiner Gedanken und meines Lebens zu kommen, sehen Sie hier."

Er zog eine Photographie aus seiner Brieftasche und reichte sie ihr. Das Bild stellte den Kopf eines jungen Mädchens mit freundlichen, unbedeutenden Zügen dar. Erwartungsvoll suchte er ihren Blick, aber sie hatte sich tief über das Bild gebeugt, und so sah er nicht das Lächeln bitteren Spottes, das einen Augenblick um ihren feinen Mund spielte.

„Sie ist sehr anmuthig", sagte sie endlich mit bedeckter Stimme. „Ihr Haar ist blond, ich sehe es. Bitte, erzählen Sie, wie Alles kam."

Er fand im Stillen, daß sich die Freundin sehr kühl ausdrückte, und das verdroß ihn. Mit desto größerer Lebhaftigkeit und Wärme erzählte er die alte Geschichte von zwei Herzen, die sich in Liebe fanden, und wie seine Braut hold und klug und gut sei. Wie Alles sich in ihr vereinige, was er je für seine Frau gewünscht. Nach Geld habe er nie gefragt, aber auch das sei ihr gegeben. Ihrer Jugend wegen müsse die öffentliche Verlobung und Hochzeit noch um ein Jahr hinausgeschoben werden. Aber das sei kein Unglück, da der heimliche Brautstand auch seine großen Freuden habe. „Der Himmel helfe mir", schloß er warm, „daß ich dies holde Wesen glücklich mache. Wenn die Zukunft mir früher, zu der Zeit, als wir uns kannten, düster und trüb erschien, nur durch Sie als einzigen Stern erhellt, so liegt sie jetzt reich und hoffnungsschön vor mir!"

Sie hatte bei der Erzählung unbewegt dagesessen, die

Digitized by Google

Augen fest auf das Bild geheftet, die gefalteten Hände auf den Rand der Karte gelegt. Jetzt hob sie den Blick empor und sagte mit leiser, inbrünstiger Stimme: „Gott sei gelobt! Jetzt kann ich mich freuen, daß Sie mich nicht mehr brauchen!"

Er hörte nur ihr erstes Wort (er besaß die Gabe, unbequeme Dinge zu überhören), und es rührte ihn. „Liebe Freundin", sagte er mit aufrichtigem Ausdruck, „ich verdiene nicht, daß Sie so warmen Antheil an mir nehmen. Aber Sie waren immer so gut, daß man aufgeben mußte, mit Ihnen zu wetteifern. Bitte, erzählen Sie mir jetzt von Ihren Plänen."

Sie klingelte und befahl dem eintretenden Kellner, abzuräumen und dann eine Flasche Wein und Gläser zu bringen. Als dies geschehen war, füllte sie die Gläser und trank mit warmen Worten auf sein Glück und auf ein langes freudenreiches Leben. Dann erst begann sie:

„Sie wissen, daß meine Tante meine einzige nahe Verwandte war. Das Wanderleben, das wir ihrer Gesundheit wegen führen mußten, verhinderte einen Anschluß an Fremde; noch mehr meine Naturanlage, die sich sehr schwer zur Sympathie erregt fühlt. Es ist ja etwas Zauberhaftes um dies Gefühl. Nur die sympathische Hand führt den Mosisstab, der einen Quell lebendigen Wassers dem Gestein entlockt, die gleichgültige findet nichts als den harten Fels; sie scheint rauh und wäre sie noch so weich; sie erfreut nicht, und ob sie mit Gaben überschütte!"

Die ruhige Hoffnungslosigkeit in ihrer Stimme klang mißtönend für seine frische Lebenslust. Er machte eine Bewegung, wie um sie zu unterbrechen, aber sie fühlte seine Empfindung und fuhr in verändertem heiterem Tone fort:

„Ich sage dies, lieber Freund, weil mein völliges Alleinstehen den — ungewöhnlichen Schritt — vielleicht rechtfertigt, den ich thun will. Außer Ihnen ist mir Niemand lieb und steht mir nah. — Keiner wird mich vermissen, wenn ich gehe — und deshalb denke ich mein Glück auf einem andern Welttheil zu versuchen."

„Sie wollen nach Amerika", rief er überrascht. „Zu welchem Zweck? Hoffentlich nicht auf Gerathewohl!"

Sie neigte das Haupt: „Ja, ganz auf Gerathewohl, ganz ins Ungewisse hinein! Die Wahrheit zu sagen, ich bin meines bisherigen Lebens herzlich müde. Vielleicht finde ich anderswo, was ich hier vergebens ersehnte."

„Nein, liebe Anna", sagte er, ernsthaft überredend, „das dürfen Sie nicht thun! Es gibt hier noch manches Fleckchen Erde, auf dem Sie glücklich werden können. Wenn ich schon verheirathet wäre, müßten Sie uns besuchen, um zu sehen, wie zufrieden man z. B. in unserer Stadt leben kann. Dann würden Sie sich vielleicht an uns ein Beispiel nehmen!"

Da sie nicht antwortete, setzte er schnell hinzu: „Verzeihen Sie den Scherz. Wenn man selbst glücklich in einem Verhältniß ist, wünscht man unwillkürlich seinen Freunden dasselbe. — Im Ernst", fuhr er mit herzlichem Tone fort, „geben Sie Amerika auf; nach Allem, was ich davon gehört habe, ist dies kein Boden, auf dem Sie gedeihen können. Glauben Sie mir, der Gedanke, dort Glück zu finden, ist eine Ihrer Illusionen."

Sie war sehr blaß geworden, lächelte aber ihr altes, geistreiches Lächeln: „Vielleicht ist es die allergrößte, die ich je gehegt! Wir sind ja immer eifrig bemüht, uns die goldnen Schleier des Illusion ums Haupt zu spinnen, wenn es eine Wahrheit gilt, die wir nicht sehen wollen, bis sie das Gewebe mit schonungsloser Hand zerreißt und wir nicht ohne Schauder in ihr ernstes, strenges Antlitz blicken müssen. Die Starken klammern sich dann an diese harte, aber feste Hand an und wandern weiter, wenn auch mit Straucheln, um nach neuerrungener Kraft das alte Spiel wieder zu beginnen. Die Müden, die nicht genesen können und nicht wieder hoffen, suchen sich einen Winkel — zum Sterben. Ganz ohne Illusion zu leben, ist unmöglich. Jede Hoffnung ist Illusion. Lassen Sie mir die letzte, in einer neuen Welt die Last der alten — zu vergessen."

Sein Blick hatte sich während der längeren Rede auf das Bild geheftet; mit freundlichem Lächeln nahm er es und schob es wieder in die Brieftasche.

„Wie paradox", rief er dann. „Ich bin voller Hoffnung, aber ohne Illusion." —

„Das ist eben ihre größte Illusiou, daß Sie keine zu besitzen glauben", sagte sie scherzend.

Er begann eifrig seine Sache zu führen, ihr zu beweisen, wie die Wahrheit allein ohne Illusion allen Lebensverhältnissen die Sicherheit verleihe. „Der Scharfblick und das Verständniß, das ich für meine Mitmenschen besitze, vielleicht meine einzige werthvolle Eigenschaft", setzte er bescheiden hinzu, „hat sich nur entwickeln können auf der Basis der Wahrheit. Ich beurtheile die Menschen nach ihrem wahren Werth, ohne mich durch trügerischen Schein blenden zu lassen. Ist nicht unsere Freundschaft der beste Beweis dafür? Als ich Sie kennen lernte, fühlte ich sofort, welch ein Schatz von Güte und Größe Ihrem verschlossenen Wesen zu Grunde lag. Ich versuchte, diesen Segen für mich zu gewinnen, aber ich zeigte mich, wie ich bin, mit aller Verdüsterung, die mich damals bedrückte. Nun, sind wir nicht gute Kameraden gewesen ohne alle Illusion und Exaltation? Wir genossen das Beisammensein und fanden uns in die Trennung, wie vernünftige Menschen es sollen. Und so wurden Sie der tröstende Engel meiner schweren Lebenszeit, wie meine liebe Braut der beseligende meiner freundlicheren Tage ist und bleiben wird."

„Sie sprechen fast so vernünftig wie Jung-Stilling", erwiderte sie in demselben scherzenden Ton wie vorher. „Er dankt Gott von ganzem Herzen, daß jede seiner vier Frauen just zur rechten Zeit starb. Nachdem sie ihm so viel Glück gegeben hatte, als sie vermochte, konnte sie ruhig ins Grab gehen."

„So hat er es nicht gemeint und ich nicht" rief er.

„Streifen wir die Illusion ab, so bleibt nur dies. Glauben Sie, daß die Frauen, die ihn alle herzlich liebten, ihre Aufgabe hätten erfüllen können mit dem klaren Bewußtsein, ihr geliebter Mann würde einmal finden, daß sie gerade zur rechten Zeit gestorben seien? Jede, sich geliebt glaubend, hing ihr Herz an ihn mit allen Fasern, mit jener unzerstörbaren Liebe, die bei uns Modernen das Fatum der Hellenen ersetzt, einer Liebe, die sich vom Bewußtsein nährt, des Geliebten Lebensinhalt und Lebenswerth zu bilden und die mit der Erkenntniß dieser Illusion nicht stirbt, aber tödtet!"

Er stützte den schönen, männlichen Kopf nachdenklich in die Hand. „Sie mögen nicht ganz Unrecht haben, ich muß darüber nachdenken. Jedenfalls will ich das Buch nächstens wieder einmal lesen."

Die Unterhaltung blieb auf allgemeinen Gebieten. Mit Vergnügen bemerkte er, wie die Freundin ganz die Alte wurde und heiter-geistreich das Gespräch lenkte. Das beschwingte die Minuten und so fuhr er plötzlich erschrocken auf mit dem Ausruf, daß seine Zeit abgelaufen sei. Sie zog ihre Uhr. „In einer halben Stunde fährt der Zug ab, in zehn Minuten bringt eine Droschke Sie zum Bahnhof. Bleiben Sie noch ein wenig. Bedenken Sie, wir sehen uns — lange — nicht wieder."

Das brachte ihn auf ihre Auswanderungsidee zurück, die er über das Gespräch fast vergessen hatte. „Ist es denn wirklich entschieden?" fragte er ehrlich erschreckt und besorgt. „Sind Sie fest entschlossen?"

„Ganz fest entschlossen!" Sie sagte es mit der ruhigen Entschiedenheit, die jeden Widerspruch vergeblich macht. Er schwieg deshalb. Nach einer Weile begann er seufzend: „Wenn ich nur wüßte, wie Sie auf diese Idee gekommen sind; sie paßt garnicht zu Ihnen."

„Vielleicht kennen Sie mich nicht so gut, wie Sie glauben."

Er lachte frisch und hell: „Liebe Freundin, Ihr reiches Herz mit seinen Tiefen und Höhen liegt so offen vor mir, wie ein liebes und vertrautes Buch. Lassen Sie mich ferner darin lesen. Versprechen Sie mir, bald zu schreiben, mir über Ihr Ergehen Nachricht zu schicken? Ich will mich bessern, glauben Sie mir. Sie werden nicht Gleiches mit Gleichem vergelten", bat er.

„Für's Erste erwarten Sie keine Nachricht", antwortete sie. „Alles ist so unsicher, ich muß mich erst orientiren."

Das sah er ein. Als er dann aufstand, um Abschied zu nehmen, und ihre kalte, kleine Hand ergriff, faßte ihn plötzlich

Digitized by Google

ein Gefühl tiefen Mitleids, über das er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte. Denn war sie nicht klug und gut und außerdem alt genug, um zu wissen, was sie that. Aber seine Stimme bebte, als er sagte: „Leben Sie wohl, Gott weiß, wie ungern ich Sie so in's Blaue hinein reisen lasse!"

Er legte den Arm mit brüderlicher Herzlichkeit um sie und küßte ihre Stirn.

Zu seiner unangenehmen Ueberraschung (er haßte Scenen) brach sie in Thränen aus. Er kämpfte das Gefühl des Unbehagens nieder, denn es war ja natürlich, daß sie, nervös nach der Krankenpflege, nicht die nothwendige Herrschaft über sich besaß, und sprach ihr zu mit tröstenden, freundlichen Worten. Sie weinte eine Weile an seiner Brust, so daß er schon fürchtete, den Zug versäumen zu müssen. Aber sie raffte sich bald zusammen und mahnte ihn nun selbst zum Gehen. Er zauderte unschlüssig.

„Ich verlasse Sie ungern so traurig, aber leider — habe ich bestimmt versprochen, heut' Abend zurückzufahren — meine Braut" —

Sie hatte schon völlig die Selbstbeherrschung wiedergewonnen, als sie sagte: „Natürlich müssen Sie fort. Verzeihen Sie, daß ich so schwach war, — leben Sie wohl! Gott sei mit Ihnen!"

Sie hob das Gesicht zu dem seinen empor und er küßte ihre zitternden Lippen. Dann eilte er rasch zur Thür. Ehe er sie schloß, blickte er sich noch einmal nach ihr um. Sie stand in der Mitte des Zimmers, wo er sie verlassen hatte, das bleiche Gesicht über der schwarzen Kleidung fast geisterhaft anzusehen. Aber sie lächelte ihm zu und winkte mit der Hand ein Lebewohl.

So verließ er sie, so lebte sie fort in seiner Erinnerung. Die Zeit seines Brautstandes und seiner jungen Ehe verging ihm so schnell, daß fast zwei Jahre verflossen, ehe er sich ernstliche Sorge darüber machte, daß sie Gleiches mit Gleichem vergalt und nicht schrieb. Er forschte dann nach bei gemeinsamen Bekannten, bei Behörden und Gerichten. Aber er erfuhr nur nur ihre Abreise von ihrem letzten Aufenthaltsort nach dem Tod der Tante, die dem Stelldichein vorausging. Seitdem war und blieb sie verschollen.

Aus der Hauptstadt.

Die Jacquerie von Rochegrosse im Künstlerverein. — Noch einmal die Rathhausconcurrenz.

Drei Bilder haben genügt, dem blutjungen französischen Historienmaler einen Namen zu verleihen, der jedem Künstler und dem ganzen gebildeten Publicum Europas geläufig ist. Als sein Erstlingswerk, der Vitellius, im Salon von 1882 Aufsehen erregte, zählte der Künstler kaum zwanzig Jahre. Ein Jahr später schlug seine Andromache an derselben Stelle durch, und heute gelangt nach kurzer Pause seine furchtbare Schilderung einer Scene aus dem Aufstand der Jacquerie, nachdem sie bereits vieler Herren Länder gesehen, zu uns in die ultima Thule. Mit jedem Werke ist er vor unsern Augen gewachsen. Es scheint, als ob sich die Hoffnungen, die sein erster Wurf erregten, einst erfüllen sollten. Möge er nur nicht der Speculation in die Hände fallen. Sie wird nach ihm von allen Seiten die Fangarme ausstrecken, denn er besitzt alle Eigenschaften, deren sie bedarf, um jede Art Publicum anzulocken. Zu einer ausgeprägten Fähigkeit, dramatisch zu erfinden, gesellt sich die Freude des Jünglings an furchtbaren Schreckbildern, und aus der strengen französischen Schulung bringt Rochegrosse eine Summe von Können mit, die überall außerhalb Frankreichs imponirt. Noch haben sich seine Qualitäten freilich nicht geklärt. Aber er ist sehr jung, so jung im Verhältniß zu seinem Vermögen, daß die Reclame in ihrer Findigkeit, wo es gilt, ein Moment des Interesses herauszukehren, vom ersten Augenblick an die Tendenz zeigte, ihn als eine Art Wunderkind hinzustellen. Die Salonberichte von 1883 geben ihm vierundzwanzig Jahre. Reclameartikel, die seine Jacquerie durch Deutschland geleiten, reduciren sein Alter auf dreiundzwanzig.

Uns kommt es auf eins mehr oder weniger nicht an, wenn auch die Jugendlichkeit einen scharfen Zug in seinem künstlerischen Charakterbilde ausmacht. Bei seiner offenbaren großen Begabung möchten wir das Wilde, fast geschraubt Pathetische seines Wesens ebensosehr als eine Aeußerung des stürmenden jugendlichen Genius ansehen, das alle Dämme durchbrechen möchte, wie als Ausfluß der allgemeinen Tendenzen der moderne Kunst seines Volkes.

Der Vitellius bei der Erstürmung Roms wurde darin noch übertroffen durch die entsetzliche Schlächterei auf der „Andromache", die auf dem Salon des folgenden Jahres trotz Meissonnier den Mittelpunkt des Interesses bildete. Die Scene aus der Zerstörung Trojas spielte auf einer steilen Steintreppe, die auf die colossale Stadtmauer führt. Andromache ist auf den untersten Stufen mit einer Handvoll Griechen im Kampfe um ihren Sohn Astyanax begriffen, den ihr ein Krieger entrissen hat, um mit ihm hinauf zu eilen zu Odysseus, dessen Silhouette sich oben scharf gegen den Himmel hebt. Er hat den Befehl gegeben, ihm den Sohn des Hektor zu bringen, um ihn mit eigenen Händen über die Mauer zu werfen. Das brutale Ringen in diesem bis zum Theatralischen dramatischen Moment ist mit äußerstem Realismus dargestellt. Weder die Heldin, noch die Krieger gehören zu den vornehmen Idealgestalten, die uns die vorige Generation geboten hätte. Andromache ist üppig bis zur Corpulenz, und in den griechischen Kriegern entdeckten die Franzosen eine frappante Aehnlichkeit mit Indianern auf dem Kriegspfade.

Daß es sich um keine Spiegelfechterei handelte, hatte der junge Künstler in den Zuthaten blutig unterstrichen. Einen Augenblick vorher war das Postament der Treppenrampe als Richtblock benutzt. Ein Polster von dickem Blut bedeckt es, Ströme Blutes rinnen auf seinen Seiten herab zu dem wüsten Haufen abgehauener Köpfe, die unten übereinanderliegen wie zerhacktes Holz. Verstümmelte Leichen am Boden umher ergänzen das Bild, und mit grausem Humor oder in einer Anwandlung religiöser Gefühle hat einer der Henker mit blutigem Finger das altheilige Hakenkreuz auf die Mauer gemalt. Die öde Mauerstrecke links über der Freitreppe wird zweckentsprechend durch eine Reihe verstümmelter, den Vögeln zum Fraß aufgehängter Cadaver belebt, bei denen der Künstler in jugendlicher Rücksichtslosigkeit nicht einmal vor der getreuen Wiedergabe handloser Armstümpfe zurückschreckte. Daß er das geläufige antike Theatercostüm aufgegeben und sich für seine Ausstattung, soweit es ihm paßte, an das durch Schliemann zu Tage geförderte Material hielt, versteht sich eigentlich von selbst, darf ihm aber nicht einmal als Verdienst angerechnet werden. Bei aller Rohheit der Mittel nöthigte das Werk durch seinen kühnen Wurf und die geschlossene Consequenz der Erscheinung zur Achtung. Man sagte sich, daß hier der französischen Kunst die Aussicht auf einen bedeutenden originellen Historienmaler sich aufthat, der im Stande sei, seinen eigenen Weg zu gehen.

Die Jacquerie hat die Erwartungen nicht getäuscht. Immer noch entsetzlich genug drängt das Colossalbild seine Schrecken dennoch nicht in den Vordergrund. Das Costüm würde es auch nicht vertragen. Was den halbnackten Leibern der alten Griechen geschieht, geht uns nicht halb so nahe, wie wenn es an einem Körper in modernem Gewande vollführt wird. Auf der andern Seite packen uns auch die seelischen Qualen der unglücklichen modernen Menschen auf der Jacquerie weit tiefer als das fossile Leid der Andromache.

Denn trotz des spätmittelalterlichen Costüms, in dem er uns vorgeführt wird, ist der Stoff des Bildes ein ganz moderner, der uns wie ein eigenes Erlebniß oder ein bevorstehendes Schicksal ergreift. Es handelt sich um eine Scene aus dem französischen Bauernaufstand um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, einem der frühesten revolutionären Symptome, die seitdem, von Jahrhundert zu Jahrhundert an Fruchtbarkeit wachsend, stetig wiederkehrten, und deren Ende wir noch nicht hinter uns haben. Jacquerie heißt der Aufstand aus demselben Grunde, der später der deutschen Bauernerhebung den Namen: der arme Conrad eintrug. Das schließliche Schicksal war ja bei all den

Digitized by Google

Versuchen der Bauern, ihr furchtbares Loos zu mildern, dasselbe; blutige Unterdrückung durch eine Coalition von Edelleuten.

Rochegrosse hat aus einem der typischen Ueberfälle auf das Schloß des Edelherrn den letzten, grauenvollsten Moment gewählt und mit unerbittlicher Consequenz durchgebildet. Es ist für die Wirkung seines Werkes im höchsten Grade vortheilhaft, daß er nicht mit Hülfe eines gelehrten Freundes in den Quellen nach einem bestimmten historischen Vorgang gesucht, sondern schlankweg eine stetig wiederkehrende, ohne Commentar verständliche Situation herausgegriffen hat. So kommt das unbehagliche Gefühl der Unwissenheit nicht auf, das sonst die erste Wirkung eines Historienbildes zu sein pflegt. Wir stehen vor dem Saal, in welchem sich die Frauen mit den Kindern verbarricadirt haben. Gerade ist es den Aufständischen gelungen, die Fensterladen aufzubrechen. Die ersten sind bereits ins Zimmer gedrungen, da stockt ihre Bewegung einen Moment, wie sie die unglücklichen Weiber in den Prachtgewändern vor sich am Boden zusammengekauert sehen, dieselben, die sonst wie höhere Wesen über ihnen lebten. Nur eine steht aufrecht vor ihnen, die Großmutter in nonnenhafter Wittwentracht und hält mit energischer Geberde die Arme zurück, halb wie zum Schutz des wirren Menschenknäuels hinter ihr am Boden, halb wie zum Angriff. Mit dem Ausdruck geisterhaften Entsetzens erheben sich daraus die Häupter der jungen Frau und einer alten Amme. Die Trophäen, die sie in den Händen der Bauern erblicken, schneiden ihre letzte Hoffnung ab. Der Vorderste senkt wie im feierlichen Gruß die erbeutete Hausfahne, die dasselbe [Wappen trägt, das in dem Wandteppich wiederkehrt, und ironisch grinsend zieht er dabei seine Kappe. Ein anderer neben ihm hat das blonde blutige Haupt des Schloßherren auf dem Spieß, ein Dritter das rauchende Herz. Noch nicht genug, die schmutzige Masse, die ein Vierter hochhebt, und die man wohl zuerst für einen Stein halten möchte, ist ein verwestes Menschenhaupt. Was dies alles sagen will, ist klar — keine Gnade, weder den Todten noch den Lebenden. Es ist derselbe Zug, wie der Haufen abgeschlagener Köpfe auf der Zerstörung Trojas. Von außen dringen Andere nach. Bluttriefende Arme haben die Scheiben in den Oberfenstern zerschlagen, über den Häuptern der Ersten klettern Andere nach. Furchtbare Gestalten sind darunter, die schrecklichste ein Weib, dem im Kampf fast alle Kleider vom Leibe gerissen sind. Sie steht auf dem Fenstersitz und blickt, die Hände auf die Knie gestemmt, mit wahnwitzigem Lachen auf die Todesangst der vornehmen Frauen. Im andern Fenster schickt sich der Vorderste an zum Angriff auf die alte Dame, deren majestätische Gestalt die Scene beherrscht. Er bückt sich, duckt den Kopf und greift mit den Händen aus wie ein Ringer, der einen überlegenen Gegner vor sich hat.

Rührend sind die Kinder in den Armen der Frauen, sie wissen nicht, was das Alles soll. Ein kleines Mädchen hat schützend sein Kätzchen im Arm, das Spielzeug des Knaben liegt am Boden. Sie sind blond wie ihre Eltern, während die Bauern der dunkelhaarigen dienenden Rasse angehören.

Es ist viel zu sehen in dem Gemach. Den Boden deckt ein köstlicher Fliesenbelag wie ein Teppich, Tapisserien schmücken die Wände oberhalb der Vertäfelung. Vor die Thür nach dem Innern sind die Möbel geschoben, aber schon haben die Aufständischen ihre Füllungen durchbrochen, und noch vor ihnen strömt der Rauch des angelegten Brandes herein und zieht sich in leichten Wölkchen nach den offenen Fenstern. Der Künstler hat über seine archäologische Genauigkeit viele Complimente gehört. Aber man darf ihm das Costüm nicht genau nachrechnen und namentlich die Fensterladen nicht datiren wollen. Sie waren zur Zeit der großen Revolution noch nicht alt. Aber auf dergleichen kommt es gar so sehr nicht an. Viel höher als das Streben nach historischer Genauigkeit des Details möchten wir Rochegrosse die Wiederaufnahme einiger schöner alter Farben anrechnen, wie das tiefe Purpurviolett auf dem Sammetgewande der alten Dame. Das Empire verwendete es es noch dann und wann, seitdem ist es aus dem Gebrauch gekommen und wird wie das Gelb vom großen Publicum kaum noch als Farbe geachtet.

Ein großer und sogar peinlich berührender historischer Verstoß scheint mir die Waffenlosigkeit der Frauen. Sie haben damals sicherlich nicht mit leeren Händen den Todesstoß erwartet. Aber das gibt der Scene wieder etwas grausig Modernes und steigert damit ihren Effect auf den Beschauer, der an die Commune und Gott weiß was zu denken gezwungen wird. Es müßte sonderbar zugehen, wenn nicht auch die Erinnerung an den Schrecken der Pariser Aufstände dem jungen Künstler die Anregung gegeben hätte.

Als Werk eines älteren Künstlers würde die Jacquerie kaum dasselbe Aufsehen erregen, und man würde bei aller Hochachtung für die großen Qualitäten der räumlichen Wirkung, für die Selbstverständlichkeit des gewählten Moments, für das Colorit und die tüchtige Zeichnung doch mehr, als es jetzt geschieht, die Unzulänglichkeiten betonen, namentlich das Theatralische des Effects, das in der Unwahrscheinlichkeit des Benehmens der Bauern entspringt. Würden die Vordersten der Bewegung, wenn einmal die Fenster zertrümmert sind, ein paar Minuten lang stillstehen können vor deren Nachdrang? Aus dieser inneren Unwahrscheinlichkeit erklärt sich auch wohl das Unlebendige einiger dieser Gestalten, so des Fahnenträgers.

Ueberhaupt ist in den beiden Gruppen, in welche die Composition zerfällt, zu handgreiflich auf den Contrast hingearbeitet. Dabei sind die Angreifer entschieden zu klein gerathen, sodaß die Schlachtopfer auf der andern Seite wie Colossalfiguren wirken. Auch in der Idealisirung auf der einen, in der bis zur Caricatur getriebenen Charakteristik auf der andern dürfte zu viel geschehen sein.

Ob die Erfindung der Probleme die starke Seite in der Begabung von Georges Rochegrosse ausmacht, läßt sich noch nicht sagen. Einstweilen fällt an seinen drei großen Historienbildern die Uebereinstimmung der stofflichen Ideen auf. Bei dem der Uebermacht erliegenden Vitellius, der ohnmächtig rasenden Andromache, den Schlachtopfern der Jacquerie ist der Vorwurf im Kern immer derselbe, der Untergang wehrloser Opfer durch krasse Brutalität.

In Deutschland würde ein Talent wie Rochegrosse andere Wege einschlagen müssen. Das Schwelgen in Gräueln, das wir bei einem modernen Franzosen nachgerade als nationale Eigenschaft hinnehmen, würde ihm nicht in den Sinn kommen. Ein Zug der Grausamkeit, der zum Nationalcharakter aller lateinischen Rassen zu gehören scheint, ist beim Franzosen besonders hervorstechend. In gesunden Zeiten drängt er sich in der künstlerischen Production nicht gerade vor. Wenn aber, wie in unserem Jahrhundert, die Kraft des Volkes erlahmt, so bildet sie mit der niederen Sinnlichkeit, die vielleicht aus verwandter Anlage entspringt, ein charakteristisches Element der Kunst. Es ist jedenfalls eine Erscheinung, die das eingehendste Studium verdient, daß die germanische Kunst sich nach beiden Richtungen weit mehr zurückhält.

Aber die Jacquerie ist ein Jugendwerk! Wer so früh so Originelles und Bedeutendes schafft, von dem ist mehr zu hoffen. Auch der Drang nach schonungsloser Consequenz pflegt ja zu den Eigenschaften des ngendlichen Genies zu gehören. — —

Der Ausfall der Concurrenz für die Ausmalung des Treppenhauses im Rathhause hat überall die größte Befriedigung hervorgerufen. Es ist bekanntlich Mühlenbruch, der den ersten Preis in der ungewöhnlichen Höhe von fünfzehntausend Mark davongetragen. Wir haben kaum jemals eine so einmüthige Befriedigung über das Ergebniß einer Concurrenz beobachtet. Namentlich wohlthuend berührte die enthusiastische, neidlose Freude in den Künstlerkreisen, denen der junge Sieger nahe steht. Ein Fest, von dessen Vorbereitungen viel gesprochen wird, soll der Stimmung Ausdruck geben. Wir dürfen gerade in dieser Anerkennung eines Talentes, das sich in der Oeffentlichkeit zu bethätigen noch so wenig Gelegenheit fand, eine Bürgschaft für seinen Gehalt sehen, denn fast regelmäßig läßt sich beobachten, daß eine plötzlich mit einem überzeugenden Werk ihren Rang einnehmende Begabung in den intimen Fachkreisen längst seinem Werthe nach begriffen war. Ob Mühlenbruch die Ausführung erhalten wird, steht noch dahin, soll aber dem Vernehmen nach in Aussicht stehen. Wir können nur dem kräftigen Wunsche Ausdruck geben, daß es geschehen möge. Bei unserer Besprechung der Entwürfe haben wir uns die Unfertigkeit der Seitenbilder nicht verhehlt, eine Auffassung, die wir mit dem Künstler selber theilen, wie uns berichtet wird. Das Mittelbild dürfte ohne wesentliche Veränderungen für die Ausführung reif sein

Digitized by Google

und dem Aufgang gegenüber mit überwältigender Macht zur Wirkung kommen. — Es heißt, daß auf die Skizzen hin dem jungen Künstler die Ausmalung der Kuppel in der Halle der Jubiläumsausstellung angeboten sei, und daß er noch zögere, ob er bei der Kürze der Zeit sich der umfangreichen Aufgabe unterziehen solle. Nach den Erfahrungen, die er bei den Decorationen zum Leipziger Schützenfest und bei den Colossalbildern der Evangelisten in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin gemacht, die ihn zur Zeit in Anspruch nehmen, sollte er unbedingt einschlagen. Es wäre ein Gewinn für ihn und für die Sache.

A. L.

Dramatische Aufführungen.

„Das lachende Berlin." Heiteres aus der Berliner Theatergeschichte in einem Vorspiel und 3 Acten von Ed. Jacobson und H. Wilken. — „Alfred's Briefe." Schwank in 4 Acten von A. Oskar Klaußmann und Fritz Brentano.

Wenn der literarische Mensch nicht mehr im Stande ist, Eigenes zu schaffen, fängt er an, Altes zusammenzustellen; das ist eine längst bekannte Thatsache. Anthologien und Blumenlesen, Chrestomathien und Revuen, und welche schöne Titel solche Buchbinderarbeiten sonst noch tragen mögen, verdanken dieser löblichen Gepflogenheit ihr Dasein. Auf dem Gebiete der dramatischen Literatur war diese Arbeit des Zusammenleimens bisher nur versteckt, gleichsam verschämt zur Anwendung gekommen. Die großen Dichter unserer Tage haben es allerdings nicht verschmäht, in Ermangelung eigener Erfindungs- und Productionskraft bei den in der tiefen Vergessenheit theatralischer Archive ruhenden Werken fruchtbarerer Vorgänger Anleihen zu machen, sie thaten es aber mit derselben Vorsicht und derselben Heimlichkeit, welcher sich auch sonst ein pumpender Mensch zu befleißigen pflegt. Ihre Gläubiger konnten sich meist nicht mehr regen, da sie längst im Grabe ruhen, und ließen es sich daher schweigend gefallen, daß ihre Gedanken eines Anderen Haupt mit posthumen Lorbeeren krönten. Dieses System der heimlichen Anleihe ist aber nun doch in neuester Zeit durch den Lärm, den manche Schreihälse darüber schlugen, nicht mehr ganz ungefährlich für den Ruf des Dichters geworden, und es bedeutet daher einen großen Schritt nach Vorwärts, daß zwei erfindungsreiche Köpfe nach einem Wiener Muster auf den Ausweg gekommen sind, durch das beliebte literarische Mittel des „Blumenlesens" die unbenutzt schlummernden dramatischen Schätze vergangener Generationen zu fructificiren. „Dramatische Revue", „Possen-Anthologie", „Theatralische Goldkörner, gesammelt aus allen Zeiten und allen Völkern" u. a. m." — das sind die Theaterzettel-Titel der Zukunft. Beachtet es wohl, ihr dramatischen Dichter! Ein wenig Belesenheit, einige Geschicklichkeit im Auffinden und Zusammenstellen packender Scenen in den alten Schriftstellern, und euer Ruf, eure Tantièmen sind gemacht!

Die Possen-Revue, welche das Walhalla-Theater nach den Angaben jener industriösen Köpfe unter dem Titel „Das lachende Berlin" brachte, hat in der That durch ihren Erfolg den dramatischen Zusammenstellungen die Aussicht auf eine äußerlich recht glänzende Zukunft eröffnet. Welche innerliche Hohlheit und Armuth auf dem Gebiete der dramatischen Komik sie zugleich damit für unsere Zeit bezeugte — das ist ja Nebensache.

Es wird nun auch künftighin Aufgabe jedes braven Kritikers sein, solche Revuen nachträglich mit den nöthigen historischen Anmerkungen zu verzieren, dem erleuchteten Publicum genau anzugeben, wann und wo jeder Brocken und jeder Bissen des zusammengestellten Ragouts zuerst gekocht worden ist und überhaupt jenem dramatischen Humbug ein recht gediegenes, wissenschaftliches Ansehen zu verleihen. Wir weisen einstweilen auf dieses weite, fruchtbare Feld, welches sich hierin der Kritik eröffnet, gebührend hin, um nach keiner Seite die Würdigung der dramatischen Blumenlesen zu verabsäumen, unterlassen es aber heute noch, selbst dieses Feld zu beackern. Es ist ein gewisses wehmüthiges Gefühl, welches uns bei der Possen-Revue im Walhalla-Theater beschlichen hat und welches uns in der Ausführung jener hohen kritischen Aufgabe noch einigermaßen störte. Der historische Sinn wird durch weitere derartige Zusammenstellungen gewiß im Publicum, wie auch in uns derart erstarken, daß wir es nicht mehr, wie heute, für hart und unschön halten, wenn auf das herzige, trotz seiner Einfachheit und Biederkeit doch mit durchschlagender Komik wirkende „Fest der Handwerker" von Angely (3. Bild des 1. Actes im „lachenden Berlin") oder auf die amüsante Scene aus „Einer von unsere Leut" von Kalisch (1. Bild des 2. Actes) der bunt colorirte Costümbilderbogen mit Musikbegleitung folgt, der das einzige greifbare Resultat aus den Possen des letzten Jahrzehntes bildet. Auch das Auftreten einer männlichen Prima-Ballerina, welches sich als das einzig bedeutsame Erzeugniß der Riesen- und Monstre-Komik unserer Tage im letzten Bilde ereignete, wird vor den dann nur mit historischer Brille bewaffneten Augen der Kritik dieselbe Gnade finden dürfen, welche sie den harmlosen Figuren des Eckensteher Nante (2. Bild des 1. Actes) oder des Corporals Säbelknopf im „Strahlower Fischzuge" (1. Bild des 1. Actes) angedeihen ließ. Beachtet es wohl, ihr Kritiker, auch euch nahen frohe Zeiten! Ein wenig Studium der Theatergeschichte, und ihr könnt ohne jedes ästhetische Bedenken dem neuen Geschmacke gerecht werden!

Es erscheint wie ein Frevel an dem hohen Ziele, welches der Dramatik auf dem eben besprochenen offenen Wege des „Blumenlesens" gesteckt ist, wenn wir es hieran anschließend unternehmen, ein Bühnenwerk zu besprechen, das noch nach dem alten System der stillen Anleihe gefertigt wurde. Aber wir können nicht dafür, wenn Jacobson's und Wilken's große That nicht, wie es sich eigentlich gebührte, alle anderen Bestrebungen auf dem Gebiete des Schwankes sofort vernichtet hat, und müssen die letztern überall noch berücksichtigen, wo die anthologische Reformation noch nicht siegreich durchdrang. „Alfred's Briefe", so heißt das Erzeugniß älterer Compositionsmanier, welches am Sonntag im Wallner-Theater zum ersten Male aufgeführt wurde, ist ein Schwank, in welchem der Versuch, alte und älteste Lustspielmotive in neuer Bearbeitung und neuer Complication anzubringen, von den Autoren mit großem Fleiße ausgeführt worden ist. Bekanntlich lehrt uns die Combinations- und Variationsrechnung, daß verschiedene Größen, a, b, c, d . . . ., in den verschiedenartigsten Gruppirungen, die nur ganz wenig von einander verschieden sind, auftreten können. Denken wir uns nun für a, b, c, d . . . verschiedene alte Scherze und komische Situationen gesetzt, so ergibt sich mit mathematischer Sicherheit, daß, wie beim Scatspiel die Karten sich immer anders mischen, auch im Lustspiel Combinationen stattfinden können, die wir noch nicht beobachtet haben, wenn wir auch die einzelnen Elemente schon längst genau kennen. In „Alfred's Briefen" haben wir ein solches Resultat der Variationsrechnung. Die Autoren sind große Mathematiker, aber sie rechnen eben auch nur mit a, b, c, d . . . ., und schließlich langweilt auch den geduldigsten Schulbuben einmal diese ewige Wiederholung von a, b, c, d . . . . Nichts Neues, keine einzige frische, selbstständige Idee finden wir in dem tollen Durcheinander dieses Schwankes der wohl die neue Direction des Wallnertheaters auch nicht über die herbe erste Enttäuschung trösten wird. Daß überhaupt Menschen in solchen Schwänken auftreten, erwarten wir ja schon lange nicht mehr; wir sind bereits hart geworden und haben uns an die Marionetten gewöhnt, die in den unwahrscheinlichsten Verrenkungen ihres inneren und äußeren Wesens vor uns herumtanzen — aber immer wieder dieselben alten Mißverständnisse, deren Auflösung immer nur an einem Worte hängt, dieselben Verlegenheiten, in die ein harmloser Fehltritt einen geplagten Ehemann stürzt, dieselbe zürnende Ehefrau und dieselbe weinerliche junge Dame mit ihrem täppischen Geliebten ansehen und anhören zu müssen, das ermüdet schließlich auch den seichtesten Geschmack. Und immer wieder dieselbe Gesellschaft! Ein Bankier, der auf die Börse muß, eine Hausfrau, die für Kunst oder sonst etwas schwärmt, ein befreundetes Ehepaar, das immer Besuche macht, ein vorlauter Bedienter, ein Referendar, ein Major a. D. u. s. w. u. s. w. Giebt es denn gar keine anderen Menschen mehr, als diese Schablonen-Gesellschaft, die nirgends auf der Welt existirt?

Digitized by Google

Die Kritik hat sich in neuerer Zeit bei den Berichten über solche Schwänke die Freiheit gestattet, den Inhalt nicht mehr zu erzählen, weil es meistens absolut unmöglich ist. Bei „Alfred's Briefen" von dieser Freiheit Gebrauch zu machen, ist beinahe eine Pflicht. Wir erwähnen deshalb nur die großartige Unwahrscheinlichkeit, auf welcher die im Titel angedeutete Hauptverwicklung des neuen Schwankes beruht: Alfred ist ein großer Musiker, aus dessen Nachlaß eine versiegelte Mappe mit der Aufschrift: Mein Briefwechsel! zur Versteigerung kommt. Zwei schon sehr angejahrte Damen, die eine schon Mutter einer heirathsfähigen Tochter, haben als 15jährige Backfische diesem Alfred, ihrem damaligen Musiklehrer, Liebesbriefe geschrieben und wünschen jetzt, in der Voraussetzung, daß jene Mappe ihre Briefe enthalte, dieselbe um jeden Preis zu kaufen. Und warum? — Weil sie fürchten, ihre Männer könnten sie der Untreue beschuldigen, wenn sie ihre Backfischbriefe entdeckten. Wie harmlos — und wie langweilig!

In ähnlicher Unwahrscheinlichkeit geht es vier Acte hindurch fort, die Scenen und Auftritte jagen sich förmlich, wie auf einer Leierorgel die Melodien, und schließlich, wenn man drei Stunden lang um ein Nichts gelacht, geht man ärgerlich nach Hause. Heiliger Jacobson und Wilken! Naht euch auch hier mit einer Revue! B.

Notizen.

Lehrbuch der englischen Sprache für Schulen von A. Hoppe. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. — Dieses Lehrbuch beabsichtigt, „der Schule für das Gebiet des Englischen die Fortschritte zuzuwenden, welche das Toussaint-Langenscheidt'sche Aussprache-System unstreitig erzielt hat". Zu diesem Zwecke und von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß beim Unterricht in einer lebenden Sprache der Aussprache dieselbe Sorgfalt gewidmet werden muß, wie der Formenlehre und der Syntax, hat der Verfasser in jedem der fünfzehn Capitel seines Elementarbuches einen gesonderten Theil für die Aussprache eingeschaltet, um in der letzteren die Schüler ebenso wie in der Grammatik stufenweise fortschreiten zu lassen. Die Angabe der Aussprache geschieht nach dem phonetischen Systeme der Toussaint-Langenscheidt'schen Methode. Zur Empfehlung der letzteren ist es wohl überflüssig, heutzutage noch ein Wort zu sagen. —r.

Von dem „Deutschen Literatur-Kalender", herausgegeben von Joseph Kürschner (Stuttgart, Spemann) ist soeben der achte Jahrgang (auf das Jahr 1886) erschienen. Die Anordnung des vortrefflichen, für alle Redactionen und Literaturfreunde überaus nützlichen Werkchens ist im Großen und Ganzen dieselbe, wie in den früheren Jahren geblieben, innerhalb des alten Rahmens aber hat eine abermalige Bereicherung des Materials stattgefunden. Abgesehen von den Vervollständigungen, welche die mit so vieler Zustimmung im vorigen Jahre eingeführte „Städteschau" und die Rubrik der Zeitungen erfahren haben, ist das Adressenverzeichniß bedeutend gewachsen. Der vorliegende Band enthält mehr als 9000 Namen von Schriftstellern und Schriftstellerinnen. Leider hat bei dieser Ueberfülle der Herausgeber sich entschließen müssen, bei jedem Autor nur die im letzten Jahre erschienenen Werke anzugeben, hinsichtlich der früher verfaßten aber auf den vorigen Band des Kalenders zurückzuverweisen. Diese Maßregel, die zur gleichzeitigen Führung zweier Jahrgänge des Werkes nöthigt, ist unseres Erachtens unpraktischer, als eine etwas compendiösere Form des Buches gewesen sein würde, und wird hoffentlich im nächsten Jahrgange wieder aufgehoben. —e.

Geschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zum Einbruche der Barbaren. Von Victor Duruy, aus dem Französischen übersetzt von Gustav Hertzberg. Leipzig. Schmidt und Günther. Victor Duruy, gegenwärtig ein Greis von 74 Jahren, ist ein Gelehrter, dessen Thätigkeit eng mit der Aera Napoleons III. zusammenhängt. Ursprünglich Lehrer der Geschichte an verschiedenen Pariser Schulen, hatte er seit 1843 mehrere historische Schulbücher, darunter eine in jeder Beziehung musterhafte Geschichte und Ethnographie von Frankreich (zuerst in der Revue Contemporaine) und eine römische Geschichte herausgegeben. Als nun Napoleon III. damit umging, das historisch-biographische Werk Histoire de Jules César zu veröffentlichen, ward Victor Duruy ausersehen, mit anderen Alterthumsforschern die Voruntersuchungen anzustellen; dadurch kam er in nähere Berührung mit dem Kaiser, welcher ihn (23. Juni 1863) zum Minister des öffentlichen Unterrichts ernannte. Als solcher hat er viele wichtige Reformen durchgeführt, freilich auch gleich im ersten Monat Renan abgesetzt (11. Juli 1863). Er blieb Minister bis zum Jahre 1869, also beinahe bis zum Sturze des zweiten Kaiserreichs; es ist menschlich, um nicht zu sagen französisch, aber beschränkt, wenn sich diese Zeit über in Duruy die Ueberzeugung entwickelte, daß das französische Reich die unmittelbare Fortsetzung des alten römischen Reiches sei — für Erbschaftsangelegenheiten scheint er wenig richtigen Sinn gehabt zu haben und es ist gut, daß er seine große römische Geschichte mit dem Einbruch der Barbaren schließt. Aber in diesem Sinne schrieb der nunmehrige Senator eine Histoire des Romains depuis les temps les plus reculés jusqu' à la fin du règne des Antonins (1870 ff.); später ward sie fortgesetzt und eine neue, reich illustrirte Prachtausgabe veranstaltet (1879 ff.). Die alte Kaisergeschichte hat das französische Kaiserreich überlebt: sie gilt für ein sehr bedeutendes Werk. Folglich wird wohl auch die Uebertragung ein bedeutendes Werk sein. Bei der Uebersetzung eines französischen Werkes ins Deutsche kommt fast nur der Name und Werth des Originales in Betracht: die Uebersetzung an sich hat wenig Verdienst, sie könnte allenfalls ein Secundaner machen. Anderweitige Verpflichtungen sind der Grund, daß der namhafte Historiker und Alterthumsforscher Gustav Hertzberg das Duruy'sche Werk in seiner zweiten Hälfte nur übersetzen, höchstens hier und da corrigiren will. Einzelne Verdeutschungen, wie z. B. den Ausdruck „Großbeamtungen" (S. 44), finden wir nicht einmal glücklich, doch wollen wir daran nicht mäkeln; daß die Uebersetzung im Ganzen und Großen gut ist, versteht sich gewissermaßen von selbst. Das vornehmste Verdienst erwirbt sich bei dieser Publication meines Erachtens die Verlagshandlung, da sie ein in einer der bekanntesten Sprachen des Erdballs geschriebenes Werk doch noch verbreiten hilft, weil es durch seinen Reichthum an Illustrationen jeder Art ein vorzügliches Mittel für den Anschauungsunterricht gewährt. Goethe sagt (29. Dez. 1786), Geschichte lese sich von Rom aus ganz anders, als an jedem Ort der Welt: anderwärts lese man von außen hinein, hier glaube man von innen hinaus zu lesen; es lagere sich alles um uns her und gehe wieder aus von uns. So kann man sagen: auch in dem Duruy'schen Werke lese sich die römische Geschichte ganz anders als gewöhnlich; denn durch die Portraits, die Landschaftsbilder, die Ruinen wird man gleichsam nach Rom selbst versetzt. Mehr noch: man hat hier alles zusammen, was zur römischen Geschichte gehört, auch das, was man im gegenwärtigen Rom nicht findet — zum Beispiel die schöne „Apotheose des Augustus" im ersten Heft. Ich will freilich nicht sagen, daß der Zusammenhang zwischen Wort und Bild immer ein strenger ist — das französische Werk macht manchmal den Eindruck des Zusammengerafften; hoffentlich kommt durch die einsichtige Leitung des Verlags in den ungeheuren Stoff eine weisere Eintheilung hinein. Rudolf Kleinpaul.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Im Verlage von **Adolf Bonz & Comp.** in **Stuttgart** sind neuer erschienen:

Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren von **J. V. von Scheffel.** Mit 112 Illustrationen von **A. von Werner.** Gr. 8°. In Prachtband . . . . . M. 10,—.

Drei Buschen. Weil's mi freut! ✻ Habts a Schneid!? ✻ Um Sunnawend. Gedichte in oberbayerischer Mundart von **Karl Stieler.** Mit 20 Vollbildern und 84 kleinen Illustrat. von **Hugo Engl.** Gr. 8°. In Prachtband . . . . . M. 12,—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Otto Meissner in Hamburg.

Radenhausens Werke
in wohlfeilen Ausgaben.

ISIS
Der Mensch und die Welt.
Dritte Ausgabe. 4 Bände. 6 Mark.

OSIRIS
Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Zweite Ausgabe. 3 Bände. 6 Mark.

In der ISIS hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Hauptzügen zur Darstellung zu bringen. Im OSIRIS versucht er die Weltgesetze, Entstehen und Vergehen der Welten festzustellen und begründet dieselben durch den Entwickelungsgang des Erdenlebens.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Gratis und **franco** versenden:

Catalog No. 194. **Forstwissenschaft. Jagd. Garten- und Obstbau. Land- und Hauswirthschaft. Landwirthschaftliche Gewerbe. Thierzucht. Thierheilkunde. Pferdezucht.** — Catalog No. 195. **Musik. Theater.** — Catalog No. 196. **Bibliotheca Silesiara II.** Werke aus dem Gebiete der Naturgeschichte, Geschichte und Literatur Schlesiens. Nachtrag zu Catalog No. 186.

Breslau, 16-18 Schweidnitzer Strasse.
Schletter'sche Buchhandlung.

Lehrbuch der englischen Sprache für Schulen. Von Prof. Dr. A. Hoppe* 320 S. 2 Mk. 40 Pf.

Soeben in zweiter, verbesserter Auflage erschienen.

Über dieses — seit seinem ersten Erscheinen (1880) in vielen Schulen eingeführte Lehrbuch urteilt die **Zeitschrift für das Gymnasialwesen,** Berlin 1883, Nr. 5, wie folgt:

„Alles in allem stehen wir nicht an, diese Grammatik zu dem Vorzüglichsten zu rechnen, was für den Schulunterricht im Englischen bisher geleistet ist; in bezug auf die Behandlung der Aussprache gebührt ihr unbedingt der erste Platz."

Berlin SW. 11, Langenscheidtsche Verlags-Buchhandlung
Möckernstraße Nr. 133. **(Prof. G. Langenscheidt).**

* Verfasser des jetzt in neuer Bearbeitung befindl. „Engl.-deutschen Suppl.-Lexikons."

Im Verlage von **H. Barsdorf** in **Leipzig** beginnt zu erscheinen:

Floegel-Ebeling, Geschichte des Grotesk-Komischen.

3. umgearb. Auflage **mit 40 theils farbigen interessanten Abbildungen.**
Complet in 6 Lieferungen à 3 M.

Das ganze Werk ist mit **blauer Farbe auf gelblichem Papier** gedruckt und auf das vornehmste ausgestattet.

Lief. 1 in allen Buchhandlungen vorräthig und gegen Einsendung des Betrages auch direct von H. Barsdorf in Leipzig zu beziehen.

Verlag von Richard Bertling in Danzig.

Anton Moeller's
Danziger Frauentrachtenbuch
aus dem Jahre 1601,
in getreuen Facsimile-Reproductionen mit begleitendem Text von
A. Bertling,
Archidiakon und Archivar der Stadt Danzig.

Auf holländischem Büttenpapier. Pergamentband mit Klausuren. In kl. 4°. Preis 8 M. Seitens der Kritik ist das interessante und originelle Werk bei seinem Wiederaufleben bestens begrüsst worden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien und **ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:**

„Der Fürst von Kaiaea",
Posse mit Gesang und Tanz in 2 Acten von Oenophilus.
Preis: Mark 1,50.

In **J. D. Sauerländer's Verlag** in **Frankfurt a. M.** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Trotz alledem!
Gedichte
von
Johannes Proelß.
Ein Band 8°. Elegant gebunden M. 3.50.

Gedichte
von
Friedrich Rückert.
Neue Auswahl. 22. Auflage. Miniatur-Ausgabe in elegantestem Prachtband M 7.—
Gegen Einsendung des Betrages auch von der Verlagshandlung direct franco zu beziehen.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 1/2 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Neueste Romane
der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Rosenthal-Bonin, H., Das Haus mit den zwei Eingängen.
Geheftet M 5. —; fein geb. M 6. —

Suttner, A. von, Der Fatteno.
Geheftet M 5. —; fein geb. M 6. —

In zweiter Auflage erschienen soeben:

Samarow, Gregor, Schwere Wahl.
4 Bde. Geheftet M 15. —; fein geb. M 17.—

Vosmaer, K., Amazone. Mit einem Vorwort von **Georg Ebers.**
Geheftet M 5. —; fein geb. M 6. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten
von **Carl von Schloezer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Robert Schumann's
Jugendbriefe.
Mitgetheilt von **Clara Schumann.**
Geh. M 6.—. Eleg. geb. M 7.—.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 27. Februar 1886. Band XXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Unsere beiden politischen Tagesfragen. Von Eduard von Hartmann. — Mission und Colonisation. Von Hermann Michael Richter. — **Literatur und Kunst:** Zur Frage des dramatischen Plagiats. Von Hieronymus Lorm. — Treitschke's Deutsche Geschichte. Von Bruno Gebhardt. — Ein Pariser Operntext. Von Paul Marsop. — **Feuilleton:** Mein kunsthistorisches Bekenntniß. Von Marco Minghetti. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von B. — Kunstausstellungen. Von A. L. — Notizen. — **Offene Briefe und Antworten:** Die Deutschen in Siebenbürgen. Von Dr. Vormeng. — Inserate.

Unsere beiden politischen Tagesfragen.

Von Eduard von Hartmann.

Es ist neuerdings in verschiedenen Tagesblättern behauptet worden, daß das Spiritusmonopol von mir zuerst in Anregung gebracht worden sei, und bin ich in Folge dessen von der Redaction dieses Blattes aufgefordert worden, mich über diesen Gegenstand zu äußern.

Es ist richtig, daß ich im Sommer 1881 in meiner Broschüre „Die politischen Aufgaben und Zustände des Reichs" S. 27—30 nicht blos für das damals zur Erörterung stehende Tabaksmonopol eingetreten bin, sondern auch das Spiritusmonopol gefordert und motivirt habe und diese Forderung im Herbst 1884 in meiner Schrift „Das Judenthum in Gegenwart und Zukunft" wiederholt habe (S. 136 der 1. Aufl.). Ob ich mit dieser Forderung als der erste aufgetreteten bin, ist mir nicht bekannt; auch würde ich auf etwaige Prioritätsansprüche niemals einen Werth legen, da dieselben ohne sachliche Bedeutung sind. Dagegen habe ich schon damals im Jahre 1881 betont, daß „bis zum Spiritusmonopol die öffentliche Meinung wohl noch viele Etappen zurückzulegen hat, die vorläufig durch ergiebige Steuererhöhungen ausgefüllt werden müssen" (S. 27), und habe Näheres über die Ausführbarkeit und Modalität dieser Steuererträge angedeutet (S. 28 und 29).

Die Gründe, welche mir das Monopol zu fordern scheinen, sind theils finanzpolitischer, theils volkspädagogischer Natur. Was zunächst die ersteren betrifft, so halte ich Steuern auf Einnahmen für principiell fehlerhaft und verlange an ihrer Stelle Steuern auf Ausgaben; die directe Personalsteuer (Classen- und Einkommensteuer) müßte nicht auf die Einschätzung der Einnahmen, sondern auf diejenige der Ausgaben gegründet werden (ebenda S. 14), und zur Ergänzung müssen die indirecten Steuern dienen, welche ebenfalls als Consum- oder Ausgabesteuern wirken. Gibt man zu, daß bei den gegenwärtigen Ansprüchen des Staats und der Gemeinden an die Steuerkraft der Bürger ohne indirecte Steuern praktisch nicht auszukommen ist, so fragt es sich nur, welches die geeignetsten Consumartikel sind, die einerseits fähig sind, hohe Erträge abzuwerfen, und denen andererseits ohne Unbilligkeit solche auferlegt werden dürfen. Die Steuern auf die unentbehrlichen Bedürfnisse sind zwar sehr ertragsfähig, sie sind aber auch sehr unbillig als Präcipualbelastung der ärmeren Stände und der kopfreichen Familien. Die Steuern auf Luxusartikel, welche in der Hauptsache nur von den höheren Ständen gebraucht werden, entsprechen zwar der Billigkeit, sind aber nicht ertragsfähig, und sind nur darum beizubehalten, damit nicht gegen die Billigkeit allzu sehr verstoßen zu werden scheint. Die Luxusartikel der niederen Stände hingegen entsprechen beiden Anforderungen, und sie müssen deshalb den Kern der indirecten Steuern bilden und speciell die Deckung liefern für die unproductiven Ausgaben, zu denen der Staat um seiner Sicherheit willen genöthigt ist. So lange noch irgendwie ein höherer Ertrag aus den Luxusartikeln des gemeinen Volkes herauszuschlagen ist, kann eine Besteuerung der unentbehrlichen Bedürfnisse desselben aus finanzpolitischen Gründen nicht gerechtfertigt werden; erst wenn jede Möglichkeit einer Ertragssteigerung der ersteren abgeschnitten ist, kann die Nothlage des Staates es entschuldigen, wenn zur Salz-, Mahl- und Petroleumsteuer gegriffen wird. Dies schließt natürlich nicht aus, daß aus anderen als finanzpolitischen Gründen (z. B. behufs Erhaltung der wirthschaftlichen Selbstständigkeit der Nation in Bezug auf Erzeugung des Brodkorns) Schutzzölle auf solche Objecte gelegt werden können; es sollte dann aber wenigstens in äußerlicher sichtbarer Gestalt der Ertrag solcher Zölle oder Steuern den niederen Classen, welche sie vorzugsweise aufbringen, auch wieder zu Gute kommen (z. B. zur Vollendung der Socialreform).

Nun sind die drei Haupt-Luxusartikel des gemeinen Volks Branntwein, Tabak und Bier; deshalb sind diese auch schon aus rein finanzpolitischen Gründen der höchsten Besteuerung zu unterwerfen, nnd zwar um so höherer, je ertragsfähiger sie sind, also der Branntwein in erster, das Bier in letzter Reihe. Je höher aber der Steueraufschlag eines Consumartikels bemessen wird, desto größer werden die indirecten Erhebungskosten, d. h. der Aufschlag, den der Zwischenhandel in Form einer Gewinnquote auf die gemachte Steuerauslage von den Consumenten erhebt, desto mehr führt die Form der indirecten Steuer zur Uebervortheilung des Staats und der Consumenten und zur zwecklosen Bereicherung des Großhandels, Zwischenhandels und Kleinhandels, desto dringender wird also die Aufforderung, zum Monopol überzugehen. Diese Dringlichkeit liegt in erster Reihe beim Branntwein, in zweiter Reihe beim Tabak vor, während für das Bier mit der Verbindung von Malz- und Schanksteuer für so lange auszukommen sein wird, bis etwa der Bierconsum in ganz Deutschland Dimensionen angenommen haben wird, wie jetzt in Bayern.

„Das Monopol allein vereinigt in sich alle Vorzüge der directen und indirecten Steuern unter Vermeidung der Nachtheile beider; die Schattenseiten, welche auch ihm unbestreitbar anhaften, müssen in den Hintergrund treten, wo es sich um Steuerquellen ersten Ranges handelt" (ebenda S. 27). Ich könnte mir eine fernere Zukunft denken, wo die Gegner des

Digitized by Google

indirecten Steuersystems Recht bekommen und es nur noch progressive directe Steuern gibt, vorausgesetzt, daß Branntwein und Tabak — und dann wohl auch Bier — durch Monopolisirung zu bleibenden Grundlagen der Staatseinnahmen geworden sind, während ohne diese Vorbedingung die völlige Beseitigung der indirecten Steuern wohl ins Reich der Utopien gehört.

Noch wichtiger und entscheidender als die finanzpolitischen Gründe sind die volkspädagogischen, die theils ins Gebiet der staatlichen Gesundheitspflege theils in dasjenige der socialethischen Institutionen fallen. Am unerheblichsten sind diese Gründe beim Bier; wenigstens ist es hier nicht sowohl der Biergenuß selbst, dem gesteuert werden muß, als die Lock- und Reizmittel der öffentlichen Bierschänken, und diese Aufgabe ist sehr wohl durch die Verbindung einer hohen Schanksteuer mit verschärfter sittenpolizeilicher Aufsicht zu lösen. Schon schwerer fallen die volkspädagogischen Rücksichten beim Tabak ins Gewicht, weil diesem jeder Nährwerth fehlt und sein Reizwerth auf das Nervensystem nur bei dem Fehlen aller sonstigen Stimulantien in Betracht kommen könnte. Das Biertrinken ist ein Bestandtheil der Ernährung und Volksgeselligkeit, das Rauchen eine theils schädliche und lästige, theils zwecklose üble Angewohnheit eines Theils der erwachsenen Mitglieder des männlichen Geschlechts, eine sinnlose Vergeudung von Nationalcapital, welche mit Fug und Recht zu Gunsten der nichtrauchenden Mehrheit des Volks mindestens mit einer recht hohen Steuer bestraft werden sollte. Das Branntweintrinken aber ist eine mehr und mehr um sich greifende Epidemie, welche die durchschnittliche Lebensdauer verkürzt, die Sterblichkeitsziffer erhöht, die Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Nation verringert, ihre wirthschaftliche Tüchtigkeit, Solidität und Widerstandsfähigkeit gegen wucherische Ausbeutung schwächt, das Familienglück und die Sittlichkeit untergräbt, die Zahl der Verbrecher und Geisteskranken vermehrt und in einem von Geschlecht zu Geschlecht wachsenden Maße die Rasse degenerirt und depotenzirt.

Wie die südeuropäischen Germanenstaaten der Völkerwanderung wesentlich darum zu Grunde gingen, weil ihre Begründer zu dem billigen Wein ihrer Besiegten nicht deren Mäßigkeit herzubrachten, so steht die moderne Cultur vor der Gefahr, im 20. Jahrhundert in Folge der Ueberschwemmung mit billigem Branntwein zu Grunde zu gehen und wiederum in Barbarei und Entartung zu versinken. Soll diese Gefahr abgewendet werden, so muß mit dem laisser aller laisser passer des individualistischen Liberalismus schlechthin gebrochen, aber auch jeder Umschlag in die extreme Forderung völliger Enthaltsamkeit vermieden werden, — so muß die Gesetzgebung zu ganz drastischen Mitteln greifen, gleichzeitig aber auch die Vereinsthätigkeit sich zu bisher ungewohnten Anstrengungen aufraffen. Es genügt nicht, den doppelt giftigen unreinen Spiritus vom Consum auszuschließen und Gesetze gegen Trunkenheit zu erlassen; es genügt auch nicht, den Branntweinpreis zu steigern, daß es für den Mann des Volkes zur kostspieligen Extravaganz wird, sich auch nur einmal wöchentlich an gemeinem Schnaps zu betrinken. So lange noch der Kleinhandel mit Branntwein Personen belassen wird, welche ihren Lebensunterhalt aus demselben schöpfen und an einer Steigerung des Umsatzes interessirt sind, ist keine gründliche Abhülfe möglich. Erst wenn alle Verkaufsstellen so eingerichtet sind, daß die Verkäufer an der Verminderung des Branntweinconsums ein pecuniäres Interesse haben und die Verzehrer auf die gleichzeitig feilgebotenen Ersatzmittel (Thee, Kaffee, Chocolade u. s. w.) hinweisen, erst dann ist eine durchgreifende Besserung zu erhoffen. Dies ist aber nur möglich, wenn die Gesetzgebung bestimmt, daß Schankconcessionen nur noch an staatlich Angestellte oder an staatlich beaufsichtigte Vereine vergeben werden dürfen. Im ersten Falle ist es kaum anders zu denken, als daß der Staat auch als Lieferant des auszuschenkenden Branntweins eintritt; im letzteren Falle bleibt es allerdings möglich, daß die Vereine den Branntwein im Großen auf offnem Markte einkaufen, doch wird dadurch die Beaufsichtigung des Geheimverkaufs unnütz erschwert ohne irgend welchen gegenüberstehenden Vortheil. Gibt man einmal zu, daß der Branntwein im Kleinen nur von Vertretern des Staats oder concessionirter Wohlthätigkeits-Vereine verkauft werden darf, so hört jedes Motiv der Gegnerschaft gegen die Monopolisirung auf; so lange aber eine derartige finanzkräftige Vereinsorganisation fehlt, kann überhaupt die Gesetzgebung nur auf den andern Fall, den Verkauf durch staatlich angestellte und controlirte Personen, Rücksicht nehmen, bei welchem das Monopol unersetzlich ist. Wie das pecuniäre Interesse dieser Personen mit der Verminderung des Absatzes zu verknüpfen sei, ist freilich eine schwierige Frage, und es scheint mir deshalb, daß der Staat besser thut, auf die Mithülfe der Vereinsthätigkeit zu rechnen. Wahrscheinlich wird die Einführung des Monopols ohnehin noch so lange dauern, bis die Vereinsorganisation Zeit gehabt hat, sich für die Lösung dieser Aufgabe vorzubereiten; andernfalls müßte der Staat die staatlichen Verkaufsstellen nur als provisorischen Uebergangszustand betrachten, welcher zur allmählichen Ablösung durch Vereinsstellen bestimmt ist.

Vorläufig steht die Idee des Branntwein-Monopols dem Volke noch zu fremdartig gegenüber, als daß auf eine rasche Verwirklichung derselben zu hoffen wäre. Ich unterlasse es deshalb, in eine Kritik des Gesetzentwurfs einzutreten, welche sich hauptsächlich gegen die Exportprämie richten würde. So lange die kleinen und mittleren Brennereien, an deren Erhaltung allein die Landwirthschaft ein dringendes Interesse hat, noch nicht ausreichend für den inländischen Bedarf von Sprit sorgen, könnte die Regierung sich füglich darauf beschränken, die Deckung dieses Bedarfs durch Ankäufe von den Großbrennereien zu vervollständigen, im Uebrigen aber es den Großbrennereien überlassen, den Ueberschuß ihrer steuerfreien Production wie bisher auf ausländischen Märkten nach eigenem Belieben zu verkaufen. Gehen die Großbrennereien bei der jetzigen Conjunctur ohne Exportprämie zu Grunde, so ist das Interesse an ihrer Erhaltung nicht so dringlich, um dieselbe den Steuerzahlern aufzubürden.

Aber auch wenn das Monopol gegenwärtig abgelehnt wird, so darf man doch annehmen, daß das Hinauswerfen dieses Projects auf den Tummelplatz der öffentlichen Meinung die erste Fremdheit überwunden haben wird, daß es ebenso wie das des Tabaksmonopols von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchen und jedesmal dem Volke vertrauter und annehmbarer scheinen wird, und daß es schon jetzt die Gegner des Projects zu irgend welcher Steuerbewilligung in irgend welcher Form auf diesem Gebiete zwingen wird und sei es nur zur Bewilligung der vor fünf Jahren abgelehnten Schanksteuer in Preußen. Bei einem späteren Wiederauftauchen wird alsdann eine weitere Steuererhöhung bewilligt werden, ebenso wie die Erhöhung der Tabakbesteuerung binnen Kurzem unausbleiblich ist. Jede Erhöhung der Branntwein- und Tabaksteuer führt aber dem Punkte näher, wo die Consumenten einsehen, daß sie dem Kleinhandel einen höheren Preis zu zahlen genöthigt sind, als der Staat von ihnen fordern würde, und daß sie außerdem noch anderweitige Steuern zur Deckung des Staatsbedarfs aufbringen müssen, welche bei der Monopolisirung wegfallen würden, oder doch für Lösung neuer Aufgaben verfügbar würden. Dann tritt von selbst der Umschwung der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Monopols ein. Und wenn auch die Kosten der Einführung immer höher werden, je größer die Ausdehnung des zu monopolisirenden Betriebes inzwischen geworden ist, so bedeutet das doch nur eine Verlängerung der Frist, innerhalb deren die Monopolerträge nicht zur Erhöhung der Staatseinnahmen, sondern blos zur Verzinsung und Amortisation der Einführungskosten dienen. Schließlich aber muß der Monopolertrag doch immer dem Staatshaushalt zu Gute kommen, und wenn nicht dem Geschlecht, welches es einführt, so doch sicher seinen Kindern und Kindeskindern, für die man in der Staatswirthschaft doch auch zu sorgen hat.

Die politische Arbeit der nächsten Generation wird zum guten Theil in der Liquidation und Regulirung des Bismarck'schen Ideennachlasses bestehen; wenn der ächt germanische Widerstand gegen die Person gegenstandslos geworden sein wird, dann werden die Ideen derselben ihren Siegeslauf erst recht ungehemmt beginnen. So gewiß die Socialreform zu Ende geführt werden wird, so gewiß werden auch die Laster-

Digitized by Google

Monopole zur Einführung gelangen, — denn Laster sind gewohnheitsmäßiges Schnapstrinken und Rauchen auf gleiche Weise. Ebenso wird auch die Germanisirung des Reichsgebietes im nächsten Jahrhundert ihrer Verwirklichung entgegengehen, eine weitere große nationale Aufgabe, in welcher Fürst Bismarck so eben mit gewohnter Energie die Führung des deutschen Volkes übernommen hat. Da diese Frage, wenn auch nicht in innerem, so doch in äußerem Zusammenhang mit der des Branntweinmonopols steht, insofern sie beide es vornehmlich sind, welche in diesem Augenblick die öffentliche Meinung beschäftigen und erregen, so sei mir zum Schluß auch über diesen Gegenstand noch eine Bemerkung gestattet.

Die geneigten Leser dieses Blattes erinnern sich vielleicht, daß Anfang Januar vorigen Jahres (in Nr. 1, 2 und 5 desselben) ein Aufsatz über den Rückgang des Deutschthums von mir erschien, welcher von allen Seiten heftige Proteste wachrief.*) Es wurde mir zum Vorwurf gemacht, daß ich Verhältnisse und Zustände, die jedem klarer Blickenden bekannt waren, zum Gegenstand einer öffentlichen Erörterung gemacht hatte, anstatt dieselben zu cachiren; man fürchtete besonders in Deutschösterreich, daß das bloße Eingeständniß der wirklichen Sachlage bis zur Lähmung entmuthigen könne. Ich war im Gegentheil der Ansicht, daß man einer traurigen Wahrheit vor allen Dingen offen ins Gesicht sehen muß, daß ein Stamm, der dazu nicht mehr den Muth besitzt, auf alle Fälle verloren ist, daß aber, wenn irgend noch ein Funke von Widerstandskraft in ihm schlummert, dieser Funke zur Flamme geschürt werden muß durch den deutlichen Einblick in die Größe der drohenden Gefahr. Man hat es mir in Deutschösterreich sehr übel genommen, daß ich jede Hoffnung auf politische Hülfe von Seiten des deutschen Reichs im Kampfe gegen das überwuchernde Slaventhum als eine eitle und gefährliche Illusion aufdeckte und den Deutschösterreichern klar zu machen suchte, daß sie, abgesehen von moralischen Sympathien, ganz allein auf ihre eigene Kraft angewiesen seien. Der Verlauf der Thatsachen hat seitdem mit feurigen Zungen gesprochen und nur zu schlagend bewiesen, daß meine damals geäußerten Ansichten über den Rückgang des deutschen Einflusses nicht übertrieben waren; er hat aber auch gezeigt, daß die altgermanische Kraft und Zähigkeit noch nicht erloschen ist und, wenn sie auch schwer aus ihrem Schlummer wach zu rütteln ist, doch, einmal erweckt, zu immer trotzigerem Widerstande sich verhärtet. Wir können nur wünschen, daß diese Kraft sich mit Weisheit in der Wahl ihrer Mittel paaren und nicht im Ringen nach praktisch unerreichbaren Zielen sich aufreiben möge.

Diese Erörterungen über die Stellung des Deutschthums außerhalb der Reichsgrenzen waren aber weder ein Hauptzweck noch ein Nebenzweck meines Aufsatzes, sondern lediglich Mittel der Beweisführung für das alleinige Ziel desselben, d. h. für die Frage, was wir Deutsche innerhalb der Reichsgrenzen zu thun haben, um als Deutsche unsere Schuldigkeit zu erfüllen und ein kleines Gegengewicht in die Wagschale zu werfen gegen die außerhalb stattfindenden Verschiebungen, welche zu hindern wir ohnmächtig sind. Mir kam es ganz allein darauf an, die Nothwendigkeit einer raschen und energischen Germanisirung der polnischen Provinzen Preußens zu beweisen, insbesondere auf dem Wege der „inneren Colonisation" und sei es selbst um den Preis von ein paar hundert Millionen Mark. Wenn nunmehr die preußische Regierung diese Aufgabe in großartigem Stil in die Hand genommen hat, so befindet sie sich in der schwierigen Lage, die eigentlich dringenden Argumente für ihre Absicht ebensowenig wie diese selbst offen aussprechen zu dürfen. Statt von Germanisirung der polnischen Landstriche muß sie von Schutz des Deutschthums gegen Polonisirung sprechen, eine Verkleinerung des Zwecks, welche die Höhe der geforderten Mittel als außer Verhältniß stehend erscheinen läßt, und als alleinige Gründe muß sie den Stillstand der spontanen Gemanisirung und die Zunahme des Polonismus an einigen Punkten anführen, obwohl diese seit Jahrzehnten bestehenden Uebelstände die Dringlichkeit des jetzigen Eingreifens nicht zu erklären vermögen. Daß jetzt als so überaus wichtig hingestellt wird, was so lange ziemlich unbeachtet geblieben ist, daß auf einmal Gefahr im Verzuge scheint und plötzlich die größten Anstrengungen gemacht werden sollen, um ihr entgegenzuwirken, erklärt sich nur aus den Vorgängen außerhalb der Reichsgrenzen, auf welche die Regierung nicht eingehen kann ohne den Schein einer Einmengung in die inneren Verhältnisse befreundeter Nachbarstaaten, und aus Erwägungen der hohen Politik, welche ebenfalls aus Rücksicht auf den bestehenden Frieden nicht öffentlich erörtert werden können. Deshalb hat die Opposition in dieser Sache sehr leichtes Spiel; sie braucht nur die Unzulänglichkeit der ausgesprochenen Ziele und Motive zu bemängeln und die unausgesprochenen entweder zu ignoriren oder gar in unpatriotischer Weise auszubeuten, um die Regierung in Verlegenheit zu setzen. Leider haben wir in unserm jungen parlamentarischen Leben solchen Mangel an politischem Tact, wie er in andern Ländern unmöglich wäre, schon mehrfach vorkommen sehen; möchten diese Zeilen dazu beitragen, vor seinem Zutagetreten auch in diesem Falle zu warnen.

*) Derselbe ist wieder abgedruckt in „Moderne Probleme" (Leipzig 1886).

Mission und Colonisation.

Von Hermann Michael Richter.

Es ist kürzlich als Besiedlungsobject für deutsche Auswanderung auch auf die altberühmten Gegenden am Euphrat und Tigris hingewiesen worden. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, die sich der Ausführung eines solchen Unternehmens entgegenstellen würden, sind, wie es scheint, gänzlich übersehen worden. Sie können auch hier nicht untersucht werden. Aber hat man denn ebenfalls vergessen, daß in einer westlich davon gelegenen Gegend, und zwar in einem der ältesten Culturländer der Erde, das noch von viel größerer Wichtigkeit für uns ist als jene zuvorgenannten Lande, bereits blühende deutsche Colonien bestehen? Die Gründer dieser Colonien wurden allerdings durch eine religiöse Idee in das „gelobte Land" geführt, und dieselbe Idee durchdringt jetzt noch das ganze Colonisationswerk. Wir sprechen nämlich von der Tempelgemeinde, die von den Württembergern, den Herren Christoph Hofmann und Christof Paulus nach Palästina geführt worden ist, und die heute noch, wenn wir nicht irren, unter denselben Führern steht. Bei den außerordentlichen Schwierigkeiten, denen zu begegnen, den Hindernissen, die zu überwinden waren, ist es zu verwundern, wie es diesen Männern gelingen konnte, in einer so kurzen Zeit von kaum zwei Jahrzehnten ein so großes Werk zu vollbringen, sich fest zu setzen, Landbau einzuführen, Schulen, Spitäler zu gründen, Straßen anzulegen, sich überhaupt einen Zustand zu schaffen, der, wenn er auch noch Vieles zu wünschen übrig läßt, ein sprechendes Beispiel von dem Eifer, dem praktischen Sinn und der Energie jener Leute ist.

Das Gelingen dieses großen Unternehmens ist aber wohl nur der religiösen Idee, welche die Sache trug, zuzuschreiben. Weiß man doch, daß auf andern Principien beruhende Versuche, welche von andern Nationen daselbst gemacht worden sind, fehlgeschlagen haben, während andererseits der große Einfluß, den sich Franzosen und Russen in jenen Gegenden zu erwerben gewußt, ebenfalls nur der geschickten Benützung der religiösen Ideen zugeschrieben werden muß. In der That, keiner andern Ursache sind die Vortheile entsprungen, denen sich diese beiden Nationen in der Levante erfreuen. Die orientalischen Christen griechischer Confession blicken mit Vertrauen und der Hoffnung einer besseren Zukunft zu ihrem kirchlichen Oberhaupt in dem heiligen Rußland auf, und die katholischen Christen jener Gegenden mit nicht weniger Vertrauen zu der französischen Nation, in der sie seit Jahrhunderten ihre ebenso wichtige als wohlwollende Beschützerin erblicken. Bei dem regen Interesse, welches man gegenwärtig auch bei uns in Deutschland allen derartigen Unternehmungen entgegen-

Digitized by Google

bringt, wollen wir versuchen, an der Hand eines Franzosen, welcher den Orient gründlich kennt, des Herrn Gabriel Charmes, die Erfolge der katholischen Missionsthätigkeit daselbst einer kurzen Betrachtung zu unterziehen, um dann unter der Leitung einer vielgereisten Engländerin auch auf die Thätigkeit der englischen Mission einen Blick zu werfen.

Man ist bei uns gewöhnt, über die Colonisationsbestrebungen der Franzosen kurzweg abzusprechen, ja es ist das eines jener schablonenmäßigen Urtheile, die so leicht zu wiederholen sind und daher stets von dem Einen dem Andern nachgeredet werden. Die staatliche Richtung, welche sie denselben gegeben und meistens auch heute noch geben, mag dieses Urtheil in gewisser Beziehung allerdings rechtfertigen. Man übersieht aber dabei zwei Thatsachen vollständig. Die eine ist die, trotz aller aus jener staatlichen Richtung hervorgegandenen Mißgriffe stets größer werdende Blüthe Algeriens; die andere sind die großen Resultate, welche die katholische Mission unter dem Protectorate Frankreichs im Orient zu erringen gewußt hat. Ueber den ersten Punkt mag man die Arbeiten von Leroy-Beaulieu nachlesen, dessen Name bei uns ja denselben guten Klang hat, wie in seinem eigenen Vaterlande. Von dem andern soll eben hier die Rede sein.

Bei Gelegenheit des Culturkampfes in Frankreich, welchem die Congregationen bekanntlich zum Opfer fielen, hat der mit den orientalischen Angelegenheiten so sehr vertraute Franzose Gabriel Charmes in der „Revue des deux Mondes“ (1883, 15. Febr.) den Einfluß untersucht, welchen diese Vorkommnisse im Innern auf die auswärtigen Beziehungen Frankreichs im Orient gehabt haben, und aufzuweisen versucht, daß diese neue Politik seines Vaterlandes, den Anstrengungen der Engländer und der Russen gegenüber, nur zum Ruin des alten französischen Ansehens und Einflusses im Orient ausschlagen könne.

Die orientalischen Bevölkerungen, und zwar die des äußersten Orients, Chinas und Japans, nicht minder als die der Levante, werden vor Allem durch die religiösen Ideen beeinflußt und geleitet. Die Muselmänner, welche ihre eigene Religion für die vollkommenste der Welt halten, haben auch eine hohe Achtung vor der christlichen, während sie einen Menschen, der sich brüstet, keine Religion zu haben, wenn sie ihn überhaupt begreifen, gründlich verachten. Eben deshalb haben auch die französischen Missionen im Orient sich stets einer so hohen Achtung unter der Landesbevölkerung erfreut, welche dem Einfluß des Heimathlandes zu gut gekommen ist; und selbst jetzt noch, nach der Unterdrückung der Congregationen, fahren die Missionen fort, unter diesen halbbarbarischen Völkerschaften „unsere Sprache und unsere Geschichte zu lehren, unsere Sitten und unsere Ideen zu verbreiten, unsern Nationalruhm kennen und lieben zu lehren.“ Der Verfasser jener Arbeit weist dann auf die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit hin, dasselbe Resultat durch die Kräfte des Staats allein zu erreichen. Kann der Staat die Begeisterung erwecken, die Hingebung erzeugen, die nur durch die religiöse Idee zu erzeugen, die aber zur Erreichung so großer Resutate unerläßlich sind? Ja selbst die materiellen Mittel, welche erfordert werden, um ein so großes Colonisationswerk zu stützen, zu fördern, wie jenes ist, welches die französischen Missionen im Orient geschaffen haben, können durch den Staat nicht aufgebracht werden. Kann der Staat jene Tausende von Schulen unterhalten, welche die Missionen gegründet haben? welche diese leiten, fördern, bezahlen? durch deren unermüdliche Thätigkeit der französische Name zu so hohen Ehren gelangt ist? Wie will der Staat für die Invaliden des Klimas sorgen, dessen mörderischem Einfluß so viele Opfer fallen? Ich führe dieses Thema übrigens nicht weiter aus, da die deutsche Politik bekanntlich nach ganz andern Principien verfährt, als die französische. Nichtsdestoweniger hat man aber, selbst bei unsern schwachen Anfängen, schon erkennen mögen, daß ohne bedeutende Geldbewilligungen nichts zu erreichen ist, Bewilligungen, die von Jahr zu Jahr größer werden müssen.

Endlich gerade bei der Richtung, welche die deutsche Colonisationsthätigkeit eingeschlagen hat, wäre es wohl um so natürlicher, jedem freien Ausfluß des Volkswillens offene Bahn zu gewähren. Wenn nur die Schule unter der Leitung unserer Volksgenossen steht, so wird der von ihr ausgestreute Same nicht verloren gehen, und das Vaterland, die Nation wird den Nutzen davon haben. Auf das deutlichste zeigt das eben jener französische Reisende und Schriftsteller, dessen Arbeit wir die meisten unserer Angaben entnommen haben, aber an der Wirksamkeit der Missionen selbst. Es ist ja so ziemlich allgemein bekannt, daß deren eigentliche Missionsthätigkeit, ihr Bekehrungswerk, gar häufig nur von geringem Erfolge begleitet, ja oft nur zu sehr geeignet ist, den Haß jener halb oder ganz barbarischen Völkerschaften, unter denen sie wirken, hervorzurufen. Ist aber auch dies zuweilen der Fall, was übrigens doch nur ausnahmsweise geschieht, so sind die Schulen, wo die Jugend unterrichtet, die Spitäler, wo die Kranken verpflegt, ja selbst die Capellen, wo die Religion gepredigt wird, von um so größerer Achtung umgeben. Der Erfolg der gesammten Colonisationsthätigkeit steht aber damit in engster Verbindung. Noch vor wenigen Jahren waren die Schulen der Franzosen auf Madagascar von etwa 9000 Kindern beiderlei Geschlechts besucht. Nach der Verfolgung der Congregationen aber durch die Gesetzgebung des Mutterlandes wurden diese Schulen vollständig desorganisirt, worauf die Engländer sich beeilten, die Stelle ihrer Rivalen einzunehmen. Sie nun bedeckten die Insel mit ihren Schulen, ihren Capellen, ihren Asylen, durch acht von ihnen gegründete Journale suchten sie auf die Bevölkerung der Insel einzuwirken. Man weiß, was all' dies die Franzosen gekostet hat, erst neulich ist ja ihr Friedensschluß mit den Hovas zu Stande gekommen.

Ebenso haben in China, und zwar selbst in den innersten Provinzen dieses ungeheueren Reichs, die Missionen durch ihre Schulen, ihre Asyle, ihre Spitäler Mittelpunkte für den abendländischen Verkehr geschaffen, deren hohe Bedeutung von keinem europäischen Reisenden, den seine Geschäfte in diese entlegenen Gegenden geführt, verkannt wird. Mitten in einem Lande, dessen Sitten uns so fremd sind, dessen Sprache wir nicht kennen, findet man so ein Stückchen Europa, wo man sich heimisch fühlen kann, wo man vollkommene Sicherheit genießt, da diese Asyle auch von den Localbehörden, anstatt verfolgt, in den meisten Fällen beschützt, ja begünstigt werden. So berichtet ein anderer französischer Reisender, Herr Franzis Garnier, in seinem „Von Paris nach Thibet“ betitelten Werke; während Herr Gabriel Charmes, der die Mittelmeerländer so wohl kennt, also schreibt: „In rein muselmännischen Städten habe ich Mönche umhergehen sehen, denen man mit allgemeiner Achtung begegnete: Jedermann erhob sich, um sie zu grüßen; Einige kamen, um ihnen die Hände oder den Saum ihres Gewandes zu küssen.“ Sollte es weise sein, die Mühen und Arbeiten solcher Bahnbrecher unbeachtet zu lassen? Schon vor einem Menschenalter hat der französische Admiral Jurien de la Gravière, der gegen Ende der vierziger und zu Anfang der fünfziger Jahre die chinesischen Gewässer durchkreuzte, seine Landsleute zum Aufschauen aufgerufen. „Der Orient“, schrieb er, „ist voll dumpfer, geheimnißvoller Geräusche. Alles beweist, daß jene alte Gesellschaft tief zerrüttet ist und auf ihren Grundlagen wankt.“ Seitdem ist die Geschichte nicht stiller geworden. Es heißt auf dem Platze sein.

Was dann jene Franzosen ganz besonders in Erstaunen setzt, ist die Handlungsweise der Engländer den katholischen Missionen gegenüber. Während die französische, diese so skeptische Nation dieselben verfolgt, scheuen sich die Engländer, deren feste Anhänglichkeit an ihren religiösen Ueberzeugungen und kirchlichen Gebräuchen so unerschüttert ist, nicht im geringsten, da, wo es in ihrem Interesse zu liegen scheint, auch die Verbreitung des Katholicismus zu schützen und zu fördern.

Von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus berichtet eine vielgereiste Engländerin über die Missionen, allerdings nicht über die katholischen, wohl aber über die der englischen Dissenters, denen sie, übrigens eine stramme Anhängerin der anglikanischen Kirche, nicht viel mehr Sympathie entgegenbringt als den Katholiken, kommt aber ganz zu demselben Resultat wie jene Franzosen. Ueber ihre Erlebnisse, Beobachtungen, Erfahrungen an diesen verschiedenen Orten hat sie sehr interessante Berichte veröffentlicht, die gar manches enthalten, was den Beobachtungen der männlichen Reisenden verborgen zu bleiben pflegt. Von einem Besuche in einer wesleyanischen Mission bei Maritzburg in Natal schreibt sie: „Ich fühle mich

Digitized by Google

gedrungen, Zeugniß zu geben, und zwar nicht allein an diesem Beispiel und in dieser Colonie, von der ungeheuren Masse von wirklichem, greifbarem, verständigem Guten, welches von wesleyanischen, methodistischen und baptistischen Missionen und Missionären über die ganze Welt hin unter den schwarzen Rassen gethan worden ist."

Und wie auf Jamaica, wie im Süden von Afrika, so fand sie es auch in den Himalayaländern.

Moderne Templer, Katholiken, Protestanten aller Benennungen wirken mit gleichem Eifer über die weite Erde hin. Die Hingebung, die Opferwilligkeit ist da und dort gleich groß. Gelegenheit zu gleicher Wirksamkeit ist noch genug vorhanden, die Bahn zwar kaum irgendwo mehr ganz verschlossen, aber die Schwierigkeiten dennoch schwer zu überwinden. Doch dem religiösen Enthusiasmus ist nichts zu schwer. Und solche Hülfstruppen sollten bei Seite gelassen werden?

Literatur und Kunst.

Zur Frage des dramatischen Plagiats.

Von Hieronymus Lorm.

Ich beginne selbst mit einem Plagiat und zwar mit einem Plagiat an mir selbst. Es sind mehr als zwölf Jahre, daß ich veranlaßt wurde, in einem kleinen Freundeskreise — ich gleiche nicht dem Banquier, der einen Bekannten mit den Worten einlud: „Kommen Sie Abends zu mir, zu einer vertraulichen Soirée, es werden nur 200 meiner nächsten Freunde anwesend sein" — einen Vortrag über literarische und namentlich dramatische Plagiate zu halten. Der Abdruck gelangte nur in wenige Hände, so daß nur meine Gewissenhaftigkeit mich zwingt, des Umstandes, daß die Eingangsworte der nachfolgenden Betrachtung schon einmal, wenn auch nur in tiefer Verborgenheit gedruckt waren, Erwähnung zu thun.

Die Anklagen, die sich in Berliner Blättern gegen Oscar Blumenthal erhoben, weil er für sein Lustspiel „Sammt und Seide" den Scenengang und selbst den Dialog eines alten französischen Stückes verwendet haben soll, ohne die Benutzung auf dem Theaterzettel einzugestehen, hat mir meinen alten Vortrag wieder in Erinnerung gebracht. Der Fall Blumenthal mag an sich unbedeutend sein und wäre auch gewiß einer längeren Discussion in einer namhaften Zeitschrift, besonders nachdem einige Wochen über den Fall hingegangen sind, nicht würdig. Allein das Kleinste und Unbedeutendste wird von unendlicher Wichtigkeit für das Geistesleben einer Nation, sobald sich in dem kleinen und unbedeutenden Vorgang große Irrthümer wiederholen, denen sich die öffentliche Meinung consequent überläßt. Die Frage ist: Gibt es berechtigte oder gibt es ausschließlich blos unberechtigte Plagiate in der literarischen und dramatischen Welt?

Kaum dürfte es einen Schriftsteller von Namen und Bedeutung geben, mag er nun das Schwergewicht seines Talentes in das Drama oder in das Epos verlegt und auf einem dieser Gebiete die größten Erfolge errungen haben, dem man nicht einmal des Plagiats beschuldigt hätte. Shakespeare, Goethe und Unzählige aus der neuesten Literatur haben sich diese, zuweilen mit großem Lärm erhobene Anklage gefallen lassen müssen. Heftiger und oft zu zahlreichen Pamphlets und Zeitungsartikeln sich ausdehnender Streit entbrannte über die Stichhaltigkeit oder Ungerechtigkeit der Beschuldigung. Man hat dabei einen Gesichtspunkt außer Acht gelassen, welcher einen großen Theil des Gezänkes erspart hätte: Eng ist die Erfahrung, weit ist der Gedanke.

Um als Dichter auf dem Gebiet der erfahrungsmäßigen Thatsachen kein Plagiat zu begehen, müßte man statt einer Dichtung eine neue Natur, eine nie dagewesene reale Welt schaffen. Eine unnennbare Unendlichkeit wogt in den Leidenschaften und in den Ideen, von keinem Gefühl auszumessen, von keinem Kopf auszudenken. Auf diesem Gebiete wird es zur abgeschmackten Lüge, daß Alles schon dagewesen wäre und daß es nichts Neues unter der Sonne gäbe. Jeder Dichter, der Leidenschaften ausdrückt oder Gedanken verkündet, ist entweder eine früher nie dagewesene Novität der Schöpfung oder er ist überhaupt kein Dichter. Entlehnt er einem Vorgänger den Ausdruck der Affecte oder der Ideen, so gibt ihm diese Nöthigung das Armuthszeugniß, welches ihn von dem ungeheuren Reichthum an solchen innerlichen Gütern, der die wahren Poeten umfluthet, ausgeschlossen zeigt und er ist als Plagiator zu verurtheilen.

Diesem intellectuellen Reichthum steht eine stoffliche Armuth gegenüber, welche, zur Dichtung benutzt, keineswegs auf dem Mangel an menschlicher Erfindungsgabe, sondern allein auf der Einfachheit und Dürftigkeit des real Möglichen beruht. Was geschehen kann, setzt sich immer aus gleichen, wenn auch zufällig immer anders gefärbten Factoren zusammen, aus Bestandtheilen, die an Zahl und Verschiedenheit die Holzstückchen nicht übertreffen, aus denen das chinesische Spiel, das man casse-tête nennt, seine mannigfachen Figuren zusammenlegt.

Man müßte aber ein Chinese sein, um der Poesie, der Kunst die Aufgabe zu stellen, bloße Figurationen des Lebens zu bilden, welche nichts weiter ausdrücken, als was man eben sinnlich vor den Augen hat. Alles Stoffliche wird in der ästhetischen Behandlung ein Symbolisches und was es von dieser Bedeutung losgelöst an und für sich ist, sinkt deshalb zu etwas unendlich Gleichgültigem herab.

Bloße Thatsachen, bloße Combinationen äußerer Geschehnisse können darum ohne Scheu vom Dichter wie der Geschichte, so auch der Novelle oder selbst einem früheren dramatischen Product entlehnt werden, während die Aneignung auch nur eines Atoms jenes contemplativen Gehalts, welcher nicht aus der mechanischen Aneinanderreihung von Thatsachen, sondern aus der Inspiration einer psychologischen oder philosophischen Weltanschauung entspringt, ein unverzeihlicher Raub ist.

Dies waren die Eingangsworte des Vortrags, zu welchem mich gerade damals, vor zwölf Jahren, ein eklatantes Beispiel veranlaßt hatte, ganz geeignet, den Unterschied zwischen dem berechtigten und unberechtigten Plagiat deutlich in die Augen fallen zu lassen. Der dramatische Dichter Heinrich Kruse schrieb einen „Brutus" und zwar machte er nicht den Brutus, der seine Söhne zum Tode verurtheilt, sondern denselben Brutus zum Helden der Tragödie, welcher Cäsar ermordete; der „Brutus" von Heinrich Kruse hat denselben Stoff wie Shakespeare's „Julius Cäsar". An den bloßen Stoff hat aber die ganze Welt gleiches Recht und nur dem Wahnsinn könnte es beifallen, hier von einem Plagiat zu sprechen. Anders stellt sich jedoch die Sache durch folgenden Umstand: In die berühmte Rede des Antonius an der Leiche Cäsar's hat Shakespeare mit genialer psychologischer Inspiration die Erwähnung von Cäsar's Testament einbezogen. Mit vollem Recht hat daher ein namhafter Kritiker in seiner Recension des Kruse'schen Dramas auf die Wiederholung dieses Zuges als auf eine unberechtigte Entlehnung hingedeutet. Kruse glaubt sich dadurch vertheidigen zu können, daß er aus Plutarch und noch aus einem anderen römischen Geschichtsschreiber das Testament Cäsar's und die zündende Wirkung, die es auf das Volk übte, als historische Thatsache nachweist. Mit demselben Rechte, mit welchem jener namhafte Kritiker die Anklage erhob, blieb er auch bei derselben stehen, trotz der Vertheidigung Kruse's. Denn nicht um die Thatsachen selbst handelt es sich im poetischen Schaffen, sondern um ihre dichterische Verwendung. Plutarch erzählt die Existenz des Testamentes und den Effect seiner Eröffnung auf das Volk, er erzählt aber nichts davon, daß Marc Anton bereits darum gewußt hätte, als er an der Leiche Cäsar's die Wuth des Volkes gegen die Mörder aufstachelte. Die Benutzung der historischen Thatsache gerade für die Leichenrede ist ein dramatisch entscheidendes Moment der Tragödie und als solches ein unantastbares Eigenthum des Dichters, der zuerst auf den Gedanken dieser Benutzung als wirksamsten Hebel, um das Volk zum Aufruhr zu treiben, verfallen war.

Eng ist die Erfahrung, weit ist der Gedanke. Die ver-

Digitized by Google

storbene Birch-Pfeiffer ist mit der ununterbrochenen Reihe ihrer dramatischen Plagiate stets in der Enge der Thatsachen verblieben. Die Folge davon ist, daß ihre Stücke stets mehr und mehr den Eindruck des Leichenhaften machen, daß ein vernünftiger Mann ihre Schauspiele: „Mutter und Sohn", „Die Marquise von Villette" u. s. w. selbst dann kaum mehr zu ertragen vermag, wenn er mit der Absicht ins Theater geht, sich einmal gedankenlos zu zerstreuen. Nur jene ihrer Stücke erhalten sich noch, in welchen sie — sehr gegen ihren Willen, denn alles eigentlich Poetische war ihrer Natur antipathisch und in den Tod verhaßt — das Plagiat über die rein stofflichen Thatsachen hinaus auf die dichterische Inspiration, namentlich in der Zeichnung der weiblichen Haupt-Charaktere („Dorf und Stadt", „Die Grille" und „Die Waise von Lowood") ausdehnen mußte. Waren jene oben erwähnten leichenhaften Stücke als bloße Ausbeute der für die Poesie gleichgültigen Thatsachen das berechtigte Plagiat, so stellt sich bei den letzterwähnten drei Stücken die Sache anders dar. Hier, wo das Stoffliche mit dem Dichterischen so untrennbar verschmolzen ist, daß es nur durch das specielle Geisteslicht, das der Poet darauffallen läßt, bemerkenswerth und begreiflich wird, gestaltet sich das Plagiat an Stoff auch zu einem am Gedanken und dadurch erst zu einem literarischen Verbrechen.

Frau Birch-Pfeiffer hat noch die letzte Epoche wacker ausgebeutet, in der es Deutschland an gehörigem Schutze des geistigen Eigenthums fehlte. Das Unrecht war nicht damit gesühnt, daß sie anstandshalber die Namen der Autoren, deren Schöpfungen sie unbefugt für ihre gemeinen materiellen Zwecke zugleich verwerthete und entwerthete, auf den Theaterzettel setzte. Denn an dem materiellen Ertrag hatten die ursprünglichen Eigenthümer keinen Antheil. In Frankreich hat Emil Augier mehrere der besten Romane von Jules Sandeau dramatisch umgestaltet und zwar mit so schöpferischer Eigenthümlichkeit, daß das Drama kaum mehr als die Idee dem Epos verdankte. Gleichwohl wurde der Verfasser der Romane stets als Mitverfasser des Stückes, zu dem er keinen Federzug beigetragen hatte, auf dem Zettel genannt, was zur Folge hatte, daß ihm die Hälfte der Tantième zufloß. So geschieht es immer in dem Lande, von welchem wir in literarischer Beziehung so viel zu lernen hätten, im Lande des artistischen Anstandes, in Frankreich.

Der materielle Entgang kann dem Beraubten von der Zeit nicht ersetzt werden, allein sie bringt ihm den idealen Werth seiner Arbeit wieder zurück und löscht die ihm widerfahrene moralische Kränkung aus. Die drei oben erwähnten Beispiele unberechtigten Plagiats der Birch-Pfeiffer haben nicht nur auf Ruhm keinen Anspruch, immer entschiedener wendet sich auch die Genußfähigkeit des Theaterpublicums von ihnen ab, während die beraubten Dichter Auerbach, G. Sand, Currer Bell ihren Ruhm ungeschmälert behaupten und das Lesepublicum zu ihren Originalwerken immer wieder zurückkehrt.

Die häufigen Anklagen, der namhafte dramatische Dichter unterzogen wurden — aus neuerer Zeit mögen nur Friedrich Halm, Heinrich Laube, Scribe und Sardou genannt werden — die Anklagen, sie hätten sich fremden literarischen Eigenthums für ihre Zwecke bemächtigt, sind schon deshalb in Nichts zerfallen, weil die Werke der genannten Autoren sich lebendig erhalten haben, die angeblich beraubten Producte aber nie lebensfähig waren und gänzlich der Verschollenheit anheim fielen. Anders verhält es sich, wenn ein nur zufällig vergessenes Stück zum Theil wörtlich abgeschrieben wird und sogar der Scenengang für das neue Stück herhalten muß, Alles unter dem Siegel der Verschwiegenheit des neuen Autors.

Im Allgemeinen trifft den Plagiator, namentlich den dramatischen, immer die scharfe Geißel des Salongespöttes. So sagt z. B. der Eine: „Allgemein bekannt ist das Scherzwort Heine's, daß man nicht vorsichtig genug in der Wahl seiner Eltern sein könne. Für einen dramatischen Autor, der sich mit Plagiaten abgibt, gewinnt der Ausspruch die entgegengesetzte Richtung, daß man nicht vorsichtig genug in der Wahl seiner Kinder sein könne." Ein Anderer wieder bemerkt, der Plagiator wäre von einem guten Bekannten mit der Frage behelligt worden: „Haben Sie Ihr nächstes Stück schon gelesen?"

Blödsinnig aber sind die Eiferer gegen das Plagiat, wo eben nur das blöd Materielle, der nackte Stoff entlehnt wurde. Solche Aneignung ist nicht nur bei der Enge des real Möglichen unvermeidlich, sie gewährt auch erst den genußreichen Einblick in die Mannigfaltigkeit des ideal Möglichen. Zu weit würde es führen, auch nur aus der modernen Literatur alle Beispiele dafür anzuführen, daß ein und derselbe Stoff von verschiedenen Dichtern behandelt, auch zu völlig von einander verschiedenen Erzeugnissen sich gestaltet hat. Um jedoch Exempel jener Fälle zu geben, in welchen das Plagiat vollkommen berechtigt ist, will ich hier kurz von zwei dafür sehr bezeichnenden Novellen Gottfried Keller's sprechen.

Gottfried Keller eröffnet den dritten Band seiner „Leute von Seldwyla" mit zwei Novellen: „Kleider machen Leute" und „Der Schmied seines Glückes". Unter den dramatischen Entwürfen, welche man nach Shakespeare's Tode mit Recht oder Unrecht zu den unausgeführten Plänen des Dichters zählte, befindet sich auch die Behandlung der Anecdote, daß ein schlichter Mann aus dem Volke von einem Edelmann betrunken gemacht und dann in besinnungslosem Zustand von den Dienern und Angehörigen des Hauses als Herr und Lord begrüßt wird, so daß die Versicherungen des Erstaunten, er wäre nichts weiter als ein armer Mann, für Grillen und Einfälle des Augenblicks ausgegeben werden, so lange, bis der Genarrte endlich selbst zu glauben beginnt, er wäre von jeher ein Reicher und Vornehmer gewesen und all' die Genüsse und Huldigungen, die ihn umgeben, kämen ihm mit Recht zu.

Das Leben ein Traum! Mit diesen Worten hat schon Calderon den Grundkern ähnlicher Fabeln, die alle einen unvermutheten Glückswechsel betreffen, in den Titel seines Schauspiels gelegt. In neuerer Zeit hat Plötz in seinem oft mit Erfolg aufgeführten Lustspiel „Der verwunschene Prinz" denselben Grundgedanken mit vielem Humor und nicht zu unterschätzenden psychologischen Wendungen neu bearbeitet.

Eng ist die Erfahrung. Gewisse Geschehnisse, Handlungen, Fabeln schlingen sich unzerstörbar durch die Jahrtausende, tauchen in den Märchen und Erzählungen der Völker immer wieder als dieselben Stoffe auf, nur äußerlich nach Zeit, Umständen, Landessitten verändert, und bleiben ein unveräußerliches Besitzthum der Menschheit. Auf ein dünnes Büchlein ließe sich vielleicht die unermeßliche Fülle mannigfacher Volksgeschichten zusammenziehen, wenn man überall nur die ursprüngliche Thatsache nackt hinstellen, die Variationen davon abstreifen wollte, welche unwesentlich und äußerlich sind, oder nur der eigenthümlichen dichterischen Behandlung entspringen. Denn weit und unausmeßbar ist nur der Gedanke. Hat doch der verdienstvolle, zu früh geschiedene Julius Braun in seiner „Naturgeschichte der Sage" die Identität selbst der Mythologien bei den durch Zeit und Raum am meisten getrennten Völkern nachgewiesen. Die Lebensgeschichte Jesu Christi hat in ihren hervorragendsten Momenten einen fast buchstäblich getreuen Vorgänger an der Lebensgeschichte Buddha's gehabt. Die unermeßliche Verschiedenheit der daraus entwickelten Gedanken allein hat die Verschiedenheit der Religionen bewirkt.

In Gottfried Keller's Novelle „Kleider machen Leute" ist der verwunschene Prinz ein Schneider und er wird nicht Prinz, sondern blos ein polnischer Graf. Es hängt eben nur von der Beschaffenheit des Dichtergeistes ab, aus derselben uralten Erfahrung immer wieder etwas ganz Neues zu gestalten.

Mit der andern der beiden Novellen, „Der Schmied seines Glückes", ist ein Meisterstück der komischen Literatur geliefert und dennoch ist der Stoff ganz derselbe, dem Friedrich Halm in seiner Novelle „Das Haus an der Toledo-Straße" einen durchaus tragischen Inhalt gegeben hat. Hier ist Gelegenheit, die göttliche Mannigfaltigkeit der Gedanken zu bewundern, die aus demselben bischen Erdenstaub zwei von einander himmelweit verschiedene Welten schaffen.

Wie das epische, so findet auch das dramatische Talent in bekannten Fabeln, Vorgängen und Ideen schon fertige Stoffe vor, deren es sich unbedenklich bemächtigen kann, ohne Furcht,

Digitized by Google

ein unberechtigtes Plagiat zu begehen. Die Kritik pflegt dann zu sagen: „Die Idee ist nicht neu", aber ist das Stück gleichwohl gut, so muß man dankbar sein, daß, was sich im Leben stets wiederholt, auch in der Kunst immer wieder, aber als ein neues Werk zur Erscheinung kommt.

Treitschke's Deutsche Geschichte.

Von Bruno Gebhardt.

Zu den schwierigsten Problemen, die sich der Historiker stellen kann, gehört die Aufgabe, die Geschichte der jüngsten Vergangenheit zu schreiben, zumal wenn er nicht blos eine Quellenschrift für die Zukunft liefern, sondern selbst eine künstlerisch gestaltete Darstellung schaffen will. Ich habe an einem anderen Orte*) den Nachweis versucht, weshalb eine abgeschlossene Periode für die künstlerische Bewältigung am leichtesten sei, eine Periode, deren Kenntniß aufgehellt, deren Werth und Wirkung vom posthumen Standpunkte aus sich abschätzen läßt, deren Beurtheilung unter universellerem Gesichtswinkel schon möglich ist.

Die Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert hat, abgesehen von populären Darstellungen, zwei Schilderer gefunden: Gervinus und Treitschke. Das Werk von Gervinus, das die gesammteuropäischen Verhältnisse in seinen Kreis zieht und zum Theil sehr ausführlich auch die außereuropäischen hinzunimmt, war im Jahre 1866 abgeschlossen; Treitschke, der sich bei der Darlegung der Geschichte Deutschlands bescheidet, begann sein Werk 1879.**) Die beiden Daten sprechen laut genug für sich. Der jüngere der beiden Historiker hat in Wirklichkeit eine abgeschlossene Epoche vor sich, das Jahr 1870 bildete den Schlußstein für das Zeitalter der Revolution und Reaction, für das Zeitalter der inneren Kämpfe und Gegensätze in Deutschland. Man merkt dem Treitschke'schen Buche deutlich an, daß es in einer Zeit entstanden ist, in der Preußen seine deutsche Mission erfüllt hat; man merkt es ihm hier und da sogar zum Schaden der historischen Objectivität und Gerechtigkeit an, aber es läßt sich nachfühlen und verstehen, wie der nationalbegeisterte Geschichtschreiber, der sich seinen Weg mühsam genug durch die Misere der Kleinstaaterei, ihrer egoistischen Eifersucht und lächerlichen Großmachtthuerei gebahnt hat, immer wieder sich neue Kraft und Frische und Muth in der Betrachtung des trotz vieler Mißgriffe und Hemmungen aufsteigenden preußischen Staates holt. Im Vorwort zum dritten Bande sagt Treitschke selbst: „Noch deutlicher als seine Vorgänger zeigt der vorliegende Band, daß die politische Geschichte des deutschen Bundes nur vom preußischen Standpunkt aus betrachtet werden kann; denn nur wer selber feststeht, vermag den Wandel der Dinge zu beurtheilen. Die Macht Preußens in unserem neuen Reiche ist von langer Hand her durch redliche stille Arbeit vorbereitet; darum wird sie dauern." —

Damit ist der Hauptgegensatz zwischen Gervinus und Treitschke festgestellt: der Erstere steht auf dem Standpunkt des süddeutschen Liberalismus, der Letztere auf dem preußischen Standpunkt. Weiter hatte Gervinus fast gar kein archivalisches Material, Treitschke stehen die preußischen Archive unbeschränkt zu Gebote; jener schrieb in einer Zeit der Verstimmung und Bitterkeit, dieser nach der Zeit der Erfüllung und Vollendung; der Aeltere ist mehr Geschichtsphilosoph, der Jüngere mehr Politiker. Wer die Wahrheit besitzt? Sie wird wohl auch hier in der Mitte liegen, und jedes der beiden großen Geschichtswerke hat seine eigenthümlichen Verdienste. Nicht zu den geringsten Treitschke's gehört die hinreißende Beredtsamkeit seiner Darstellung. Es ist nicht blos die schöne Form, die da fesselt, sondern auch die lebhaft bewegte Sprache, die hohe Kunst, mit wenigen Worten viel zu treffen, die Begabung für lebendige Charakteristik von Personen und Ereignissen. Vergangenheit und Gegenwart stehen ihm vor Augen, er kennt die diplomatischen Actenstücke, aber auch die Volksstimmung, er durchdringt das geistige Sein der Nation und hat eindringendes Verständniß für die materiellen Fragen des Staates und der Bevölkerung. Enthusiasmirender Schwung steht ihm ebenso zu Gebote, wie bittere Ironie und satirische Schärfe. Kein anderer deutscher Historiker hat so viel Aehnlichkeit mit den Engländern, vor Allem mit Macaulay, als Treitschke. Von der Politik ging er aus, seine politischen Essays stehen in Deutschland unübertroffen da, vielmehr dem politischen Leben als der strengen Wissenschaft gehört seine Lebensthätigkeit an. Und daraus sind die Fehler wie die Vorzüge seiner Historiographie erwachsen; nicht daß es ihm an Gelehrsamkeit und Forscherfleiß, an Kritik und Methode fehlte, nimmermehr könnte man das in Wahrheit behaupten, aber — ihm genügt nicht „zu zeigen, wie es war", sondern er will wirken, politisch wirken, nicht für die Partei, aber für das Staatsideal, das er für das höchste und nützlichste hält, und für die nationale Idee. Den Enthusiasmus, den Goethe für das Beste hält, das die Geschichte gibt, will er erwecken, den Enthusiasmus für das deutsche Reich unter Preußens Führung. Das ist Stern und Kern seiner Darstellung, Absicht und Zweck seiner Schilderung, und nur unter Festhaltung dieses Gesichtspunktes gelangt man zu einer richtigen Schätzung des verdienstvollen Werkes, dessen Lectüre, einmal begonnen, nicht mehr losläßt, und das an neuen Aufschlüssen und Mittheilungen außerordentlich reich ist.

Das erste Buch schildert einleitend in großen Zügen unter Hervorhebung aller charakteristischen Momente Deutschland vom westfälischen Frieden bis zum Wiener Congreß. Wenn man bedenkt, daß bei Abschluß dieses Friedens der Große Kurfürst den Kurhut trug, und daß ein Säculum danach der Aachener Friede geschlossen wurde, in dem Friedrich der Große im Besitz Schlesiens bestätigt wurde, so sind zwei Punkte der aufsteigenden Linie von Preußens Macht damit bezeichnet. Die Katastrophe von 1806 erscheint dem Blicke der Nachwelt nur als Episode von beklagenswerther augenblicklicher Wirkung, aber von heilsamen nachträglichen Folgen. Die Erhebung des Volkes im Jahre 1813, die Waffenthaten des Befreiungskrieges ließen Alle, die an Preußens Geschick Antheil nahmen, wieder aufathmen. Mit dem Wiener Congreß beginnt eine neue Aera der europäischen Geschichte, dort setzt auch unser Geschichtschreiber ein. Mit spitzer Feder, mit geistreicher Gewandtheit zeichnet er die Fürsten und Diplomaten, die Theil nahmen, die Absichten und Ansichten, Neigungen und Tendenzen, die Platz griffen, die Verhandlungen, die stattfanden, die Schwierigkeiten, die sich in den Weg stellten, die Mittel und Wege, durch die sie beseitigt wurden; Napoleon's Rückkehr unterbrach die Arbeit der Diplomatie und rief auf's Neue die Völker unter die Waffen. Mit der heiligen Allianz und dem zweiten Pariser Frieden schließt das Zeitalter der Kriege, im friedlichen Mühen sollte Europa nun die Wunden heilen, die ihm geschlagen waren.

Die weiteren beiden, bis jetzt vorliegenden Bände des Treitschke'schen Werkes führen die Ereignisse bis zur Julirevolution; da es unmöglich ist, den Gang der Begebenheiten in Kürze zu schildern, so lassen wir uns genügen, einzelne Momente hervorzuheben, die zugleich eine Probe der Art und Auffassung unseres Historikers bieten. Zu den glänzendsten Partien gehören unzweifelhaft die literaturgeschichtlichen: man lese das Capitel „Geistige Strömungen der ersten Friedensjahre" oder „Literarische Vorboten einer neuen Zeit", und man wird trotz mancher Härte und Einseitigkeit des Urtheils sich doch dem genialen Schwunge nicht entziehen können. Wie wundervoll schildert er, um aus der Fülle des Schönen nur ein Beispiel herauszugreifen, Goethe's Dichtung und Wahrheit: „Immer wenn Goethe in das deutsche Leben hineingriff, hatte er sein Höchstes geleistet; so waren denn auch die Gestalten, die er jetzt aus der Erinnerung heraufbeschwor, von Seelenwärme durchleuchtet, wie nur die schönsten seiner freien Dichtergebilde. Aus dem Pfarrhause von Sesenheim drang ein Strahl der Liebe in die Jugendträume jedes deutschen

*) Vgl. meine kleine Schrift „Geschichtswerk und Kunstwerk. Eine Frage aus der Historik." Breslau 1885.

**) Leipzig, S. Hirzel. 3 Bde.

Digitized by Google

Herzens, und wenn ein Deutscher an die seligen Tage seiner eigenen Kindheit zurückdachte, so stand mit einem Male das winklige alte Haus am Hirschgraben und der fließende Brunnen im Hofe vor ihm, und er schaute der glücklichen Frau Rath in die tiefen lachenden Augen. Der Dichter sagte mit seinen Alten: in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten. Ihm selber fiel ein anderes Loos; denn so mächtig war der Zauber dieses Buches, daß noch heute, wenn Goethe's Name genannt wird, fast Jedermann zuerst an den königlichen Jüngling denkt; seine Mannesjahre, die er selbst nicht mehr geschildert hat, scheinen neben dem sonnigen Glanze dieser Jugendgeschichte wie ein Schatten zu liegen." Wie schön spricht er über Niebuhr, wie verständnißvoll weiß er Alexander von Humboldt und Karl Ritter zu schätzen, wie versteht er es, in wenigen Worten Schleiermacher gerecht zu werden!

Doch die geistigen Strömungen sind blos Einleitungen zu den politischen Begebenheiten: der deutsche Bund, Preußen, Süddeutschland wechseln als Mittelpunkte der Erzählung ab. Was entnimmt Treitschke nicht alles seinen Acten zur Illustrirung der Misere des deutschen Bundestages! Nur zwei hochkomische Anekdoten seien wiedergegeben. Durch einen Beschluß vom 1. Juli 1824 hatte der Bundestag bestimmt, aus den Protokollen seiner Sitzungen nur eine Auswahl zu veröffentlichen; die gesammten Protokolle wurden in wenigen nummerirten Exemplaren gedruckt und an die Höfe versandt, wo sie bis 1848 still verborgen in den Archiven schlummerten. Aber einmal drohte dem streng gewahrten Geheimniß ein entsetzliches Attentat. Der Secretär einer Gesandtschaft holte sich eines Tages höchst eigenhändig sein Abendbrod im Wurstladen, und als er zu Hause sich das zur Verpackung verwendete Papier ansieht, erkennt er mit Entsetzen in diesem den Abdruck eines hochweisen Bundestagsprotokolles. Man denke, dies geheimnißvolle Actenstück als Wurstpapier! Er schlägt Lärm, die umfassendsten Nachforschungen werden angestellt, und der findigen Frankfurter Polizei gelingt es, bei dem Wursthändler einen ganzen Stoß dieser Acten zu beschlagnahmen. Weitere Recherchen führen auch zur Entdeckung des Attentäters oder besser der Attentäterin. Die Köchin des Ernestinischen Bundestagsgesandten hatte in ihrem bodenlosen Leichtsinn „die alten Papiere", die ihr Herr doch niemals las, an den Wurstler verkauft! Feierlich und gründlich wurde dieser tragische Fall von der hohen Versammlung berathen, die Acten der polizeilichen Untersuchung, die Berichte und Referate der stattgefundenen Sitzung und die aus Metzger- und Köchinnenhänden geretteten, fettduftenden Bundestagsprotokolle wurden, zu einem besonderen Fascikel vereinigt, in das Archiv niedergelegt, woselbst der Name der pflichtvergessenen Bundesköchin noch heute für das Gedächtniß des Nachwelt aufbewahrt wird! Deutschland war wieder einmal gerettet!

Noch amüsanter und charakteristischer ist Folgendes, das wir in Treitschke's eigenen Worten wiedererzählen. „Das Treiben in der Eschenheimer Gasse", sagt er, „ward schlechthin gespenstisch, unterschied sich in nichts mehr von den Regensburger Zeiten. Die vielbelachten Eutiner Gemeinweiden, in denen einst der alte Reichstag bei seinem Untergange stecken geblieben war, fanden im Jahre 1827 ihr würdiges Gegenstück, als die Mainzer Festungsbehörde „mit Eilfertigkeit und ebenso rücksichtsloser Hintansetzung ihres Verhältnisses zu hoher Bundesversammlung" einige Abtritte in den Garnisonlazarethen erbaut hatte, und der Bundestag über diese Eigenmächtigkeit in gerechte Entrüstung gerieth. Natürlich waren die Missethäter preußische Officiere. Da sich jedoch „die Nothwendigkeit der getroffenen Vorkehrung nicht bestreiten ließ, so beschloß man endlich, durch die Militärcommission „die Verwendung der angeschlagenen Summe vordersamst zu constatiren, wornächst" unter strenger Verwarnung der schuldigen Behörde das Geld ausgezahlt werden sollte. Im folgenden Jahre wurden wegen derselben Abtritte nochmals so harte und grundlose Vorwürfe erhoben, daß Nagler (Generalpostmeister und preußischer Gesandter) den erbitterten Kleinen vorhalten mußte: das preußische Festungsgouvernement solle doch erst gehört werden, bevor man sein Verfahren mißbillige.

In der wegwerfenden Beurtheilung des Bundestages stimmen Treitschke und Gervinus überein, und wo diese Gegensätze zusammenklingen, ist wohl an dem historischen Urtheil nicht mehr zu deuteln. Anders natürlich stehen sie Preußen gegenüber, wie schon hervorgehoben ist. In der Entwickelung dieses Staates hebt der neuere Historiker vor allem die Schöpfung des Zollvereins hervor, zu dessen Würdigung in der That Treitschke, auch schon in früheren Arbeiten, das Meiste beigetragen hat. Es waren wenige erleuchtete Köpfe, die in der Gründung jenes ein für die Zukunft Deutschlands hochbedeutsames Ereigniß sahen, in der Einigung zu materiellen Zwecken die Vorläuferin der politischen Einigung. Daneben bietet das wechselvolle Spiel der Parteien am Hofe, die Einwirkuug der deutschen und außerdeutschen Verhältnisse, der Verfassungskampf, die beginnende clericale Bewegung aus Anlaß der gemischten Ehe und des Hermesianismus zahlreiche interessante Lichtpunkte. Zu den schönsten Partien gehört im zweiten Bande die Wanderung durch die preußischen Provinzen. Mit wirklich bewundernswerthem Scharfblick weiß da der Autor die lebendigsten Schilderungen zu entwerfen, Vergangenheit und Gegenwart erwachen in ihm und verknüpfen sich zu abgerundeten Bildern. Von activem Interesse ist geradezu, was er von Posen sagt. Der Adel nur auf Verschwörungen bedacht, das deutsche Beamtenthum zu nachsichtig und von falscher Milde, trotzdem aber ein stetes Forschreiten des deutschen Elementes, denn „während die Deutschen andern Nachbarvölkern gegenüber nur zu oft eine haltlose Empfänglichkeit zeigten, fühlten sie sich hier im Slavenlande stolz als Herrscher und Lehrer, als Träger einer überlegenen Gesittung". Und „die Masse des Volkes nahm an den Umtrieben des Adels geringen Antheil. Der polnische Bauer wußte wohl, daß sein Stand noch niemals, seit es ein Polen gab, glücklichere Tage gesehen hatte; dem adlichen Pan traute er nicht, der grausame Vogt der alten Zeit und die Karbatsche mit dem eingeknoteten Blei blieben ihm unvergessen. Nur der confessionelle Haß entfremdete das gutmüthig harmlose Volk den preußischen Beamten. Denn der Clerus begegnete der ketzerischen Regierung von Haus aus mit stillem Groll; er verzieh ihr nicht, daß sie die Klöster den strengen Vorschriften des Landrechts unterwarf, daß sie überall Volksschulen anlegte, die in den katholischen Dörfern bisher fast unbekannt gewesen, und für die Bildung der jungen Priester durch neue Lehranstalten sorgte. Die Einflüsterungen der Capläne ließen die Dankbarkeit für die Wohlthaten der preußischen Herrschaft nicht aufkommen, und bald galten bei den Bauern die Namen: katholisch und polnisch, evangelisch und deutsch als gleichbedeutend."

Recht bezeichnend für Treitschke's Auffassung bleibt es, daß, während er so dem innern Leben Preußens intensive Aufmerksamkeit zuwendet, Oesterreich für ihn nur in Beziehung auf den Bund oder das gesammte Europa existirt. Dagegen ist er reichhaltiger in seinen Mittheilungen über Süddeutschland und die mittel- und norddeutschen Kleinstaaten. Wer seine historisch-politischen Aufsätze aus den sechziger Jahren kennt, dem ist seine Ansicht über jene nicht verborgen, und er hat offenbar mehr Auge für ihre Sünden und Schwächen, als für die allerdings geringen Segnungen, die sie der ganzen Nation gebracht. Immerhin haben die süddeutschen Verfassungskämpfe mancherlei für die politische Bildung der Nation gewirkt und auch damit eine gewisse historische Aufgabe erfüllt. Ueber die Kleinstaaten des Nordens lautet sein Urtheil: „fast überall unhaltbare Verhältnisse, überreif zum Untergange, und nirgends auch nur ein Verständniß für das nächste erreichbare Ziel der nationalen Politik, für die wirthschaftliche Einheit des Vaterlandes". Dies Urtheil ist hart aber nicht ungerecht, wenn auch im Lichte der historischen Entwickelung betrachtet, manches erklärbarer, verzeihlicher erscheint.

Das letzte Capitel, welches „Preußen und die orientalische Frage" behandelt, schließt mit den Worten: „Glücklicher als die fünf ersten Friedensjahre endete dies Jahrzehnt deutscher Geschichte. Die Tage der Seelenangst und der blinden Parteipolitik gingen zu Ende. Die Monarchie der Hohenzollern stand wieder auf eigenen Füßen. Sie wahrte fest und umsichtig dem Vaterlande den Frieden, sie begann der wirthschaftlichen Macht und Selbstständigkeit der Nation eine neue

Digitized by Google

Laufbahn zu eröffnen, und schon ließ sich die Zeit ahnen, da aus dem Chaos deutscher Staaten endlich der deutsche Staat emporsteigen mußte."

Möge dem Autor Zeit und Kraft bleiben, die schweren Kämpfe, die noch bevorstehen, und die Erfüllung der sehnsüchtigen Träume und Hoffnungen in seiner glänzenden, von dauernder geistiger Jugend zeugenden Art zu schildern.

Ein Pariser Operntext.

Von Paul Marsop.

Einundsechzig Jahre, nachdem Corneille mit seinem gewaltigen „Cid" hervorgetreten war, erschienen die phantastischen Gestalten Rodrigo's und Chimene's zum ersten Male auf der Opernbühne. Seit dieser Zeit — seit nunmehr nahezu zwei Jahrhunderten — haben eine stattliche Reihe von Componisten aus aller Herren Länder es versucht, die Schicksale eines der heißblütigsten Liebespaare, von dem Sage und Dichtung zu künden wissen, auch musikalisch zu illustriren. Unter diesen Autoren befinden sich Namen von gutem, gelegentlich bestem Klange. Händel's erste italienische Oper, welche 1708 in Florenz zur Aufführung gelangte, führt den Titel „Rodrigo". Piccini, der Nebenbuhler Gluck's, schrieb für Neapel einen „Gran Cid"; Sachini und Paësiello widmeten den Manen des castilischen Heros ebenfalls gleichnamige Partituren. Aus neuerer Zeit seien nur zwei Namen genannt: Peter Cornelius, der geistreichste und erfolgärmste Nachtreter R. Wagner's — er dichtete zu seiner Oper, gleichwie zu seinem Erstlingswerke, dem „Barbier von Bagdad", selbst den Text — und Georges Bizet, welchem es indessen nicht vergönnt war, die bereits in Angriff genommene Composition seines „Cid" zu Ende zu führen. Hätte er die Anerkennung der Theaterdirectoren, welche ihm nach seinem Ableben zu Theil wurde, schon bei Lebzeiten gefunden, so würde die Opernliteratur vielleicht um ein charakteristisches Werk reicher sein. Ob er damit einen nachhaltigen Erfolg, das heißt, einen Erfolg in der Musikgeschichte gehabt haben würde, steht dahin. Vielleicht hätte er sich gerade so vergeblich mit dem Stoffe abgemüht, wie dies so mancher seiner Vorgänger that, wie dies neuerdings sein Landsmann und ehemaliger Mitschüler am Pariser Conservatorium, Jules Massenet, gethan hat, und wie dies ein noch viel Begabterer als der Letzgenannte ebenfalls thun würde, wenn er sich entschlösse, ein Buch wie das der Herren d'Ennery, Gallet und Blau zu componiren. Betrachten wir einmal diesen neuesten „Cid", der vor einigen Monaten in der Pariser Großen Oper aufgeführt worden ist.

Wer der Ansicht ist, daß ein Kunstwerk vor allen Dingen einen einheitlichen Charakter aufweisen muß, wie er sich nur in einem durchaus individuellen, poetischen Empfinden offenbaren kann, wird bereits ohne thatsächliche Beweise sich vorzustellen fähig sein, wie sich die Physiognomie einer Dichtung ausnimmt, an welcher drei Köpfe mitgearbeitet haben. Eine wahre Librettisten-Hydra!

Wenn wir sagen: drei Köpfe, so zählen wir den des Maestro Massenet nicht mit. Und auch nicht den des Pierre Corneille und den des guten Spaniers Guilhem de Castro, der sein an dichterischen Schönheiten reiches, aber in der Form etwas ungefüges Drama Corneille, um einen Lieblingsausdruck neufranzösischer Schriftsteller zu gebrauchen, der französischen Bühne „adaptirte". Das schadete ihm nichts. Einmal weil der wahre Dichter seinen Stoff dort nehmen kann, wo er ihn findet, sodann, weil er seinen Vorgänger mit dem ihm gebührenden Respect behandelte, und drittens, weil er selbst aus Eigenem genug und übergenug hinzufügen konnte. Nun haben aber die Herren d'Ennery und Genossen ihrerseits sowohl de Castro als Corneille der Opernbühne adaptirt. Das war an und für sich auch nicht schlimm. Denn wenn Corneille aus dem Stücke de Castro's schöpfte, weshalb sollte es d'Ennery nicht thun? Nichtsdestoweniger mißglückte diesmal das Experiment. Das Eigene nämlich, was die Librettisten hinzuthaten, war recht übel, und das Gute, welches sie vorfanden, haben sie nach Möglichkeit verdorben. Was jedoch das Böseste ist: sie sahen nicht ein, daß ihr im Ganzen nach dem Scenengange des de Castro entworfenes und mit „zündenden" Stellen aus Corneille ausgeschmücktes Büchlein nicht nur schlecht, sondern gerade für eine musikalische Bearbeitung völlig ungeeignet war.

De Castro's und Corneille's Dramen bauen sich auf dem Ehrenhandel zwischen Graf Gormas und Don Diego auf. Da haben wir schon eine Klippe, an welcher die Musik scheitern muß. Es gibt dramatische Entwicklungen, welche sich nicht in der knappen Wortfassung, wie sie durch die Eigenart des musikalischen Dramas bedingt ist, wiedergeben lassen, die nur durch die eingehendste Darlegung des gedanklichen Processes verständlich werden. Diesem kann eben der Musiker Wort für Wort nicht folgen, ohne sie um ihre ganze Wirkung zu bringen. Einem Dialog, in welchem Rede und Gegenrede aufeinanderprasseln, wie Degen in einer Duellscene, kann sie nicht folgen, und wenn ihre Noten eine mehr als Rossini'sche Behendigkeit hätten; die Töne hängen sich wie Bleigewichte an den Sinn der Worte, die Differenz zwischen dem Tempo des Gedankens und dem des Capellmeisters wird immer unerquicklicher, und mit der tragischen Stimmung ist es vorbei. Wollte der Componist es andererseits versuchen, die Worte zu sparen und die Musik „vicarirend" eintreten zu lassen, dann würde er der Letzteren mehr zumuthen, als sie zu leisten fähig ist; denn die Musik kann — und auch dann zuweilen nur, wenn ihr das Wort zur Hülfe kommt — wohl zwischen wechselnden Gefühlen, aber nicht zwischen wechselnden Gedanken eine Brücke bauen. Versucht sie es doch, dann wird die Handlung wie die Musik unverständlich und die tragische Stimmung geht auch auf diesem Wege verloren. Die erste Anforderung, welche wir an eine Bühnenhandlung, und sei sie die einfachste Pantomime, stellen müssen, ist die, daß sie in allen Phasen verständlich sei. Ist sie dies nicht, kann sie dies nicht sein, so verschlägt es wenig, daß der Componist, wie im vorliegenden Falle, die verhängnißvolle, classische Ohrfeige mit schallenden Sforzati illustrirt. Man sagt sich dann höchstens: Tant de bruit pour un — soufflet! — und zuckt die Achseln.

Hinwiederum vergegenwärtige man sich die furchtbare Bedeutung, welche die so schwere Beleidigung im Drama des Corneille hat. „Was in seinen Folgen so tragisch werden kann, was unter gewissen Personen nothwendig so tragisch werden muß" — das sagt Lessing von ihr.

Was von der Exposition gilt, das gilt auch vom eigentlichen Drama. Rodrigo und Chimene rufen als Helden eines Schauspieles bedeutende, mächtige Wirkungen hervor; als Helden einer Oper sind sie unmöglich. Schlegel sagt mit Recht, daß das Stück des Corneille einen durchaus lyrischen Charakter habe. Ereignet sich in den ersten anderthalb Acten außerordentlich viel, so geschieht in den folgenden, trotz aller leidenschaftlichen Ausbrüche, fast gar nichts mehr — es sei denn, daß Rodrigo während eines Zwischenactes die Mauren auf's Haupt schlägt. Mit anderen Worten: nach dem Duell und mit dem Beginn des wirklichen Dramas, das sich zum Wesentlichen in der Brust Chimene's abspielt, vollzieht sich die Entwicklung so langsam, daß das geringste retardirende Moment, welches etwa noch hinzuträte, genügen würde, um sie vollends ins Stocken zu bringen. Ein solches wird aber durch die Musik geliefert, die, wie bemerkt, die Eigenschaft hat, alles, mit dem sie sich befaßt, zu verlangsamen. Noch einige Pulsschläge weniger, als im französischen-spanischen Cid, und wir haben gar keine Handlung mehr, sondern eine Reihe lebender Bilder, welche durch die musikalische Nebenarbeit um ihre an sich gar nicht üble malerische Wirkung gebracht werden. Dann bedenke man noch ein Weiteres. Chimene fordert Sühne — die Musik gibt uns Dissonanzen, unruhig bewegte Tempi; diese müssen sich nach musikalischen Gesetzen in ruhige Tempi, in Consonanzen wandeln. Sind nun letztere da, dann merkt der Zuhörer, daß in Chimene's Herz wieder Friede einkehren, daß sie verzeihen und ihre Liebe siegen lassen wird. Denn es gibt auch Fälle, in welchen die Musik ihrerseits mehr

Digitized by Google

sagen kann, als das Wort: „es redet trunken die Ferne wie von künftigem, großem Glück". Wir erfahren somit bereits im fünften Bilde, welches durch das große Duo der Liebenden ausgefüllt wird, was uns das zehnte sagen wird, und zwar auch ohne leitmotivische Andeutungen, und wir begreifen nicht, weshalb der edle Ritter die ferneren Unbequemlichkeiten eine Kampfes für König, Vaterland und stürmisch bewegte Ensemblesätze noch auf sich nehmen soll.

Oder vielmehr: wir begreifen es nur zu gut, wenn uns die äußerlichen und frivolen Operneffecte vorgeführt werden, welche die Librettisten in den noch folgenden Scenen ebenso reichlich anhäuften, wie sie es in den vorangehenden thaten — ohne Zweifel in dem Bestreben, der etwas mageren Handlung ein wenig aufzuhelfen. Denn nicht genug damit, ein Sujet zu wählen, welches seiner Natur nach für eine musikalische Ausgestaltung ganz ungeeignet ist, haben sie ein Buch geliefert, das eigentlich nur aus einer Reihe von Sünden gegen den gesunden Bühnenverstand besteht. Es ist lehrreich, dieselben im Einzelnen durchzugehen, schon um sich wieder einmal darüber klar zu werden, was denn die „große Oper" eigentlich für ein wunderliches Wesen ist.

Die erste Scene des neuesten Cid spielt sich im Hause des Grafen Gormas ab. Es muß irgend ein frohes Ereigniß stattgefunden haben, über dessen Natur man uns zu unterrichten nicht für nöthig hält: genug — es stehen zur Feier dieses räthselhaften Vorganges allerhand Festlichkeiten in Aussicht. Der König, so hören wir, will Rodrigo zum Ritter schlagen, „eine Gunstbezeugung, die nur selten ertheilt wurde". Weshalb? Aus Rücksicht auf die Verdienste, welche sich Rodrigo's Vater, Don Diego, in früheren Jahren um den Staat erworben hat. Wir wußten bisher nicht, daß es ehedem in Spanien üblich war, die Söhne berühmter Männer lediglich in Rücksicht auf den Ruhm ihrer Väter avanciren zu lassen. Während wir die Seltenheit des Falles erwägen, tritt Chimene ein und gesteht ihrem Vater, daß sie für den Helden des Tages eine mehr als freundschaftliche Neigung empfände. Graf Gormas billigt ihre Liebe und geht an den Hof des Königs. Die Infantin erscheint. Sie spielt im Drama des Corneille bereits eine ziemlich untergeordnete Rolle; im Buche des Herrn d'Ennery ist sie vollends überflüssig, da sie zur Förderung der Handlung nicht das Geringste beiträgt. Aber es galt, eine „zweite" Sängerin auf den Plan zu stellen, und wo gäbe es eine solche, die sich nicht zur unrechten Zeit einer Indiscretion schuldig machte? Diese bleibt auch hier nicht aus; die Infantin gesteht Chimene, daß sie ebenfalls Rodrigo liebe. Wozu dieses Bekenntniß, das nur dazu dienen kann, Chimene's Seelenfrieden gleich von Vornherein zu trüben? Ist es nicht viel wirksamer, wenn die Heldin — unbeschadet der früheren Ahnung eines noch ungewissen Unheils — erst durch die Kunde von dem verhängnißvollen Zusammentreffen der feindlichen Väter aus ihren Glücksträumen aufgeschreckt wird? Es kann vielleicht die Librettisten, aber nicht die Zuhörer beruhigen, daß auf dies Geständniß der Infantin sogleich die Versicherung ihrer Resignation folgt. Welche Frau wird einer solchen Versicherung Glauben schenken, zumal wenn sie Spanierin und Heldin in einer Person ist, wenn die Rivalin noch dazu auf den Stufen des Thrones steht? Aber das ist noch dazu eine von den geringeren Unwahrscheinlichkeiten, die wir in den Kauf nehmen müssen.

Es folgt die Scene des Ritterschlages. Rodrigo schwört, den Gesetzen der Ehre treu zu bleiben und gelobt sich dem heiligen Jacob von Compostella zu. An die Ceremonie schließt sich die Ernennung Don Diego's zum Gouverneur des Infanten; Graf Gormas protestirt, wird aber von dem Monarchen kurzweg abgewiesen. Alle verlassen die Bühne bis auf Don Diego, Gormas und die Freunde des Letzteren, vor denen sich dann die Ohrfeigenscene abspielt! Es ist das Unglaublichste von Rohheit, was uns bisher auf dem Theater begegnete. Zwanzig Menschen stehen da und sehen es, ohne eine Hand zu rühren, ruhig mit an, wie ein schwacher, hülfloser Greis von einem kräftigen Manne geohrfeigt und entwaffnet wird — nur weil sie „amis de Gormas" sind. Aber nicht genug damit: sie stimmen auch noch einen Spottchor an, mit dem sie den Wehrlosen verhöhnen! Das Publicum jedoch bleibt ganz gelassen und scheint gar keine Ahnung davon zu haben, wie durch das Hinzutreten des leibigen Opernchores die Tragik zur Brutalität herabgewürdigt wird. Hätten die Dichter sich wenigstens noch an die Version des de Castro gehalten, der die Katastrophe in Anwesenheit des Königs sich abspielen läßt. In der bezüglichen Scene des spanischen Dramas bleiben die Umstehenden augenblicklich nur deshalb passiv, um nicht dem Monarchen vorzugreifen. Das ist nicht menschlich schön, aber es entspricht wenigstens den Gesetzen der Etikette.

Der unglückliche Gouverneur bleibt allein und versucht es, seinem Schmerze Ausdruck zu verleihen. Was im Drama Ausbruch der Verzweiflung ist, wird in der Oper zur weibischen Klage. Rodrigo tritt auf. Statt des mit blitzartiger Geschwindigkeit vorüberbrausenden Dialoges, statt des berühmten „Va, cours, vole" ein endloses Hin- und Herreden. Rodrigo, welcher seinen Ritterschwur schon vergessen zu haben scheint, muß sich erst dreimal an seine Kindespflicht erinnern lassen, ehe er sich zum Handeln aufrafft. Warum bleibt aber auch Diego auf der Bühne, nachdem er die Erzählung von seiner Schmach beendet hat! Er muß zu der Mutter seines Sohnes wenig Vertrauen haben. Warum geht aber auch Chimene während des Zwiegespräches im Hintergrunde vorüber! Nur damit Diego zum zukünftigen Cid sagen kann: „Tu trembles, tu faiblis?" Allerdings kann das selbst einen Operntenor aufrütteln — Rodrigo ermannt sich und der Vorhang fällt.

Zweiter Act. Scene: Ein Platz vor dem Hause des Grafen Gormas. Rodrigo tritt auf und singt die herrlichen Verse: „Percé jusques au fond du coeur" — oder vielmehr, er singt nur drei davon, welche die Librettisten mit einigen ebenso willkürlichen als nutzlosen Veränderungen ihrem Buche einverleibt haben. Man weiß nicht, was verdrießlicher ist, die Zerstörung der schönen Verse oder der Umstand, daß Rodrigo dieselben (nicht wie bei Corneille am Schluß des ersten Actes) unmittelbar vor dem Duell singt. Damit erhält diesmal die dramatische Muse einen Schlag ins Gesicht, denn sobald Rodrigo den Gegner aufsucht, muß er über alle Gefühls-Schwankungen längst hinweg sein. Im Weiteren folgt Mißgriff auf Mißgriff. Zum Entgelt für die gestrichene Lyrik wird der dramatische Dialog Wort für Wort in Musik gesetzt. Nach peinvollem Harren fliegen endlich die Degen aus der Scheide, und der Missethäter geht zu seinen Vätern ein. Jetzt folgt wieder ein Hauptschlag der Librettisten. Chimene stürzt aus dem Hause — die Volksmenge, welche sich inzwischen versammelt hat, weicht scheu zurück: „Wer hat ihn erschlagen? — — Meine Hand soll ihn fällen! Warst Du es? Nein — Du liebst ihn! Du — nein! Und auch Du nicht!" Endlich hat sie die ganze Bühne durchmessen und gewahrt ihren Geliebten, der bleich und gesenkten Hauptes dasteht. „Ah! Er! Rodrigo!" — und sie fällt ohnmächtig zu Boden. Ist das glaubhaft? Ist das mehr als ein Coulissenceffect? Muß es Chimenen, sobald sie die Kunde vom Tode ihres Vaters vernimmt, nicht das eigene Herz sagen, daß kein Anderer der Mörder gewesen sein kann, als Rodrigo? Oder sollte sie gar nichts von dem erfahren haben, was sich im ersten Acte zutrug? Die Volkmenge sowie die umherstehenden Cavaliere bleiben bei der überraschenden Entdeckung Chimene's völlig stumm, was um so unbegreiflicher ist, als Don Diego doch im Beisein einer Anzahl von Hofleuten für seinen Sohn um die Hand der nun Verwaisten geworben hatte. Im Hause des Grafen hat sich dagegen im Umsehen ein Trauerchor eingefunden, der aus der Coulisse heraus ein „Rasch tritt der Tod den Menschen an" — nicht doch, ein „Requiem sempiternam" ertönen läßt.

Ein plötzlicher Decorationswechsel läßt uns nicht Zeit, über die Vergänglichkeit alles Irdischen nachzudenken. Auf Mitternacht folgt im Handumdrehen heller Tag, auf die traurige Begebenheit das vergnüglichste aller Opernvolksfeste. Niemand weiß, weshalb es stattfindet — es müßten denn die Habitués der großen Oper sein, welche um eine bestimmte Stunde das erste große Ballet des Abends zu sehen wünschen. Dieses wird ihnen denn auch mit aller nur denkbaren Reichhaltigkeit dargeboten; nicht weniger als sieben verschiedene

Digitized by Google

Nationaltänze werden den kunstbegeisterten Einwohnern von Burgos vorgeführt. Es war für uns hochinteressant, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß die Spanier die „Andalouse" schon erfunden hatten, als Andalusien noch den Mauren gehörte. Für wenige Augenblicke erfährt der Tanz eine kleine Unterbrechung. Damit auch die untersten Zehntausend, welche bekanntlich vom Ballet allein nicht satt werden, sich völlig befriedigt zeigen, erscheint die Infantin und theilt Almosen aus. Es ist nur menschlich, daß sie die Gelegenheit wahrnimmt, um eine Cavatine zu singen. Aber ihre Börse ist bald erschöpft, viel schneller als das Füllhorn des Balletmeisters, der innerhalb einer halben Stunde die Runde durch sämmtliche Provinzen Spaniens macht. Wir Andern aber, die wir noch nicht ganz vergessen haben, daß uns eine Bühnenhandlung versprochen wurde, fragen ungeduldig nach Rodrigo und Chimene. Diese scheinen sich jedoch nach den Aufregungen der Nacht noch ein wenig auszuruhen. Endlich gewahrt man durch das Gewirr von Mantillen, Fächern und goldgestickten Netzen hindurch einige ernsthafter aussehende Gestalten. Sie sind's — nein, der Monarch erscheint und versichert seiner Tochter, daß es eine angenehme Pflicht sei, zu regieren, wenn die Unterthanen gutherzige Leute wären. Gewiß, es ist schön, wenn ein Fürst sein Ballet liebt. Nachdem die Dichter alle Mittel erschöpft zu haben scheinen, um Chimene so lange als möglich vom Schauplatze fernzuhalten, tritt sie endlich auf und fleht den König um Sühne an. Diego, welcher doch wohl ahnen muß, daß die Dinge über kurz oder lang einmal diese Wendung nehmen würden, tritt aus der Seitencoulisse und plaidirt für seinen Sohn. Das Volk spaltet sich in zwei Parteien; die eine stellt sich auf die Seite Rodrigo's, die andere auf die Chimene's. Ist es möglich? Sollte der biedere Diego noch andere Feinde gehabt haben, als den Grafen Gormas? Es muß doch wohl so sein. Denn es kommt zu einem großen Ensemble, in welchem die eine Hälfte des Chores das bejaht, was die andere verneint, so daß der Zuhörer nicht das Geringste versteht. Der arme König steht hülflos in der Mitte dieses wilden Lärmens und sieht sich vergebens nach Jemand um, welcher die Versammlung für geschlossen erklären könnte: da erschallt aus dem Hintergrunde eine Trompete. Ein maurischer Gesandter erscheint, um dem König im Namen seines Gebieters Boabdil eine Kriegserklärung zu übermitteln. Boabdil, so fragen wir? Wir wissen nur von einem dieses Namens, dem Helden unzähliger Dichtwerke und Kunstausstellungen, welcher 1492 um Krone und Reich kam. Und wir sind erst im elften Jahrhundert. Also ein Boabdil von d'Ennery's Gnaden! Wenigstens trägt er indirect dazu bei, die etwas verwickelte Situation zu klären. Die spanische Majestät nimmt die Kriegserklärung an — es würde ihr auch nichts helfen, wenn sie dieselbe ablehnen wollte —, aber sie schüttelt sorgenschwer ihr Haupt: was soll sie thun, da Gormas, der Feldherr, erschlagen ist? „Setzt Rodrigo an seine Stelle", ruft der diesmal um das Fortkommen seines Sohnes wirklich besorgte Vater aus. Richtig geht der König, trotz des Widerspruchs der Chimenisten, auf diesen Vorschlag ein. Die Klägerin wird mit einem: „Nous compterons après" abgefunden. Der Richter scheint also genau zu wissen, daß der Angeklagte heil und ruhmgekrönt aus dem Kampfe nach Hause kehren wird. Mit dieser Wendung sind wir fast auf dem Niveau der Operette angelangt. Jemanden, der sich vergangen hat, dadurch bestrafen, daß man ihm vor allem Volke einen Ehrenposten zuweist — das ist mehr, als der geduldigste Zuschauer hinnehmen kann.

Es war eine unglaubliche, aber geniale dichterische Kühnheit Corneille's, seinen Rodrigo Chimenen allein und in ihrer eigenen Behausung gegenübertreten zu lassen, noch ehe über das Schicksal des Mörders etwas entschieden war. Ein solch ungestümer Tollkopf konnte dann allerdings freiwillig sein Leben zur Sühne bieten, ein solcher konnte heimlich, ohne Geheiß seines Königs, aus der Stadt entweichen, um sich mit seinen wenigen Freunden und einem flüchtig zusammengerafften Häuflein dem Feinde entgegenzustürzen. Was will aber der Rodrigo d'Ennery's noch bei Chimene, nachdem er ihr bereits vor dem Richter gegenüberstand, nachdem sein Geschick längst entschieden ist? Ihr sein Leben darbieten? Er hat es viel zu lieb. Er will sich nur gehörig ausjammern und die Versicherung seiner Angebeteten erhalten, daß sie ihn nicht mehr hasse. Welch ein Held, der nur klagen und stöhnen kann! Er verscherzt sich durch sein unmännliches Betragen den Rest unserer Sympathien. Und Chimene? Sie sagt bei Corneille gerade schon so viel, als sie sagen darf — um Tochter einer erlauchten Familie zu bleiben. Im Libretto sagt sie noch etwas mehr, und das Duo der Liebenden erhält dadurch eine ganz eigenthümliche Färbung. Das ist der Schritt vom Erhabenen zum Pikanten, von Corneille zu d'Ennery.

Endlich sehen wir Rodrigo im Felde. In Burgos verließen wir ihn, in der Nähe von Cadix finden wir ihn wieder, und zwar noch in demselben Acte. Die Spanier dazumal bei Cadix? Und Rodrigo eins, zwei, drei ganz unten an der Seeküste? Haben die Librettisten jemals eine Karte von Spanien gesehen? Doch gleichviel: Rodrigo ist jetzt dazu bereit, sich ins Schlachtgewühl zu stürzen. Aber wie ehedem sein Muth, so lassen ihn jetzt seine Soldaten im Stich. Sie loben sich Wein und Glücksspiel; sie haben eine Anzahl orientalischer Tänzerinnen erbeutet und ziehen es vor, anstatt sich mit den Feinden abzugeben, sich eine „Rhapsodie mauresque" vorführen zu lassen, welche einen etwas verfänglichen Charakter hat. Vergebens mahnt Rodrigo seine Untergebenen, den dornigen aber sicheren Pfad der Tugend zu wandeln; seine Getreuen lassen ihn im Stich und beginnen schließlich haufenweise zu desertiren, als er ihnen mittheilt, daß sie sich allesammt in einer kritischen Lage befänden. Der Held ist in Verzweiflung. In seiner Noth ruft er schließlich seinen Patron, den heiligen Jacob an, der ihm denn auch erscheint und Sieg verheißt. Man kann der Ansicht sein, daß das Wunder im Drama seine volle Berechtigung hat, und es doch mindestens bedenklich finden, ein Object einer religiösen Verehrung selbst auf die moderne Scene zu bringen. Ein solcher Fall liegt hier vor. Die spanische Bühne hatte mit anderen Factoren zu rechnen.

Im vierten Acte treffen wir den König und seinen ganzen Hof in Granada. Weiß d'Ennery, wann Granada spanisch wurde? Flüchtlinge haben die Botschaft gebracht, daß Rodrigo gefallen sei; Chimene bekennt nunmehr laut und vor Allen, sie habe den Feldherrn geliebt. Kaum ist das Geständniß über ihre Lippen gekommen, als der Todtgeglaubte an der Spitze des Heeres erscheint und „sich dementirt". Von Neuem erwacht der Grimm in Chimene. Was thut der König? Statt ein Machtwort zu sprechen, weist er der etwas hysterischen Dame die Entscheidung zu. Dieser Herrscher spricht entschieden zu viel. Die Theaterkönige machen dann die beste Figur, wenn sie sich so selten als möglich zeigen und so wenig, als es irgend thunlich ist, sagen. Indessen bleibt die Gutmüthigkeit des redseligen Herrn im vorliegenden Falle ohne schlimme Folgen: Vernunft und Liebe tragen den Sieg davon; Chimene verzeiht, und Rodrigo hat ein holdes Weib errungen.

Soviel zur Kritik der Dichtung. Es erschien nicht unangemessen, sich eingehend darüber zu vergewissern, was sich das Publicum der ersten lyrischen Bühne Frankreichs heutzutage bieten läßt — und was voraussichtlich auch deutsche Kunstfreunde ohne Widerspruch hinnehmen werden. Dem Unternehmen, nach den Vorbildern des de Castro und Corneille einen musikalischen Cid formen zu wollen, stellen sich, wie wir zu Anfang nachwiesen, die gewichtigsten principiellen Bedenken entgegen. Versuchte man es dessenungeachtet, so hätte man zum mindesten auf die bescheidensten Anforderungen, die auch an eine naive Bühnenhandlung zu stellen sind, einige Rücksicht nehmen sollen. Das ist nicht geschehen. Will man aber durchaus einen singenden Campadeor, so lasse man die Kunstwerke bedeutender Dichter in Ruhe und schaffe eine Figur frei nach den alten spanischen Romanzen, einen wilden und tollen Gesellen, der Abenteuer über Abenteuer besteht und sich heute mit dem verträgt, mit dem er sich gestern schlug. In dieses bunte und phantastische Treiben mag dann eine Liebesgeschichte hineingewoben werden, die der Dichter frei von jeder beengenden Fessel und nur den Anforderungen der lyrischen Bühne gemäß ausgestalten kann. Er wird dann auch nicht in Versuchung kommen, mit den klassischen Zeilen Corneille's Reime zusammenzuflicken, die aus recht modernen Empfinden heraus-

Digitized by Google

gewachsen sind, und er wird so den Hörern, die auch nur einigermaßen etwas auf Styleinheit halten, das peinlichste Mißbehagen ersparen. Er wird es dann auch sicherlich vermögen, selbst einen mittelmäßigen Musiker zu besseren Leistungen zu inspiriren, als sie uns diesmal Massenet geboten hat.

Feuilleton.

Mein kunsthistorisches Bekenntniß.

Von Marco Minghetti.

Autorisirte Uebersetzung von Sigmund Münz.*)

Die Malerei ist wie alle schönen Künste im Heiligthume geboren. Sie war in ihren Anfängen der Schmuck und die Zierde des Tempels. Ein altes Kunststatut der Maler von Siena aus dem Jahre 1355 beginnt mit folgenden Worten: „Wir offenbaren von Gottes Gnaden den schlichten Menschen, die die Urkunden des Glaubens nicht kennen, die Wunder der Religion.“ Giotto ist ja dürftig in der Technik, und leicht könnte ihn tadeln, wer da das vollendete Abbild des Wahren oder seiner reinsten Formen suchte. Aber er ist doch wunderbar erfindungsreich, wunderbar empfindungsreich, und so wiederholten denn nicht nur seine unmittelbaren Nachfolger, sondern sogar viele spätere Künstler die Compositionen und Motive Giotto's.

Dann folgte auf eine lange Reihe von Vertretern der Schule Giotto's die Periode, da der Künstler das Bedürfniß empfand, das Wahre genauer wiederzugeben, und sich bemühte, seine Gemälde zu echten Ebenbildern der Wahrheit zu gestalten. So entstand denn das sorgfältige Studium der Perspective, der Anatomie, der Verkürzungen, der Landschaft — lauter Dinge, die die Schule Giotto's kaum kannte.

Aber indem der Künstler die Natur copirt, lernt er gleichzeitig sich nicht mit deren einfacher Nachahmung begnügen. Er sieht bald ein, daß unter den Eigenschaften der Dinge manche zufällig und nebensächlich sind. Es wäre nicht nur unnütz diese wiederzugeben, sondern sogar störend und ermüdend. Aus solcher Erkenntniß lernt der Künstler Vorsicht; er ahmt das Wahre nach, aber mit Auswahl: er zeichnet nur jene charakteristischen Züge, die dem dargestellten Gegenstande sein Relief verleihen. Dabei setzt er sich vor, sein Bild nicht etwa zu einer nackten Copie der Wahrheit zu machen; vielmehr soll es im Geiste des Beobachters die Eindrücke, die Ideen, die Empfindungen hervorrufen, die die Figur oder die vorgestellte Thatsache, wenn er sie selber schaute, in ihm erwecken möchten.

Aber ein Theil der Künstler strebt dabei auch an, eine ideale Schönheit ausfindig zu machen, und bemüht sich ganz besonders, dem Ausdrucke der Leidenschaften gerecht zu werden. Und weil die religiöse Empfindung noch die vorherrschende ist, schenken sie namentlich dieser ihre Aufmerksamkeit.

Das sind die vier, um mich eines heute vielgebrauchten Wortes zu bedienen, vorrafael'schen Perioden. Mehr oder weniger entsprechen sie einer jeden Schule, und auch der Umbrischen Schule. Da sind wir bei jenem Augenblicke angekommen, wo die Kunst das Heiligthum verläßt. Sie ist so zu sagen männlich geworden und tritt in die Welt ein, nachdem sie sich von den architektonischen Fesseln befreit hat, die sie an die Kirche ketteten. Auch jetzt noch und auch noch später ist die Malerei auf Stoffe aus dem Heiligenleben angewiesen; aber sie geht doch mehr auf das Schöne als auf das Heilige, und die Kunst wird Selbstzweck. Die Motive der Composition, die Würde und Grazie der Formen, die Mannigfaltigkeit und Harmonie der Farben, überhaupt die Vollkommenheit der Kunst wird dem Maler nunmehr das höchste Gebot. So entwickelt sich die Malerei durch das ganze 14. Jahrhundert und bis zum letzten Viertel des 15. Jahrhunderts. In diesem und im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts erreichte sie den Gipfel der Vollendung. Und gerade damals lebte Rafael, und unter den ausgezeichneten Malern war er der ausgezeichnetste. Eine nach jeder Richtung hin glückliche Natur: Geburt, Erziehung, Verhältnisse und Erfolge — Alles zusammen begünstigte ihn wunderbar.

Aber kaum hatte die Kunst den Gipfel erklommen, als sie von ihrer Höhe niederstieg. Einerseits machten sich wissenschaftliche Rücksichten wesentlich geltend, und namentlich das Studium der Anatomie des Menschen; andererseits begann die Kunst aus Liebe zum Neuen und zu größerer Erhabenheit und Eleganz, die Bewegung der Ruhe vorzuziehen, das Verwickelte dem Einfachen, das Ungeheure dem Schönen, das Künstliche dem Natürlichen. Indem die Kunst diesen Weg nimmt, meint sie zu immer höherer Vollendung zu gelangen. Sie schaut nur zurück, um an sich und dem ruhmvoll zurückgelegten Wege Gefallen zu haben. Aber da kommt ein Augenblick, da sie an ihrer Verwirrung die Spuren des Verfalles wahrnimmt; und um die ihr drohende Gefahr zu beschwören, macht sie noch eine letzte Anstrengung: sie vertraut nicht mehr auf die Zukunft, sie gedenkt vielmehr mit Bewunderung der Vergangenheit, und in dieser sucht sie die Elemente neuer Größe. Sie sieht, wie jede Schule ihr besonderes Verdienst hatte, das sie vor den andern auszeichnete; und so bildet sie sich denn ein, das beste von allen auszulesen und daraus ein einziges Ganzes zu gestalten. Die neue Schule solle in dem Maße die alten Schulen übertreffen, als die Summe aller Elemente mächtiger sei denn ein einziges Element. Durch diese Methode jedoch, die wir mit einem griechischen Ausdrucke als Eklekticismus bezeichnen, begibt sich die Kunst nicht nur, insoweit sie von ausgezeichneten Malern vertreten sein könnte, ihrer Selbstständigkeit, und erreicht nicht nur nicht ihr ersehntes Ziel; vielmehr verliert sie an Kraft, verfällt und wird gleichsam greisenhaft. Dieses Siechthum kann sich bis ins Unendliche hinziehen. Und erst in Folge einer neuen religiösen Strömung oder eines frischen Jugendhauches, der im Volke weht, feiert sie ihre Auferstehung und beginnt gleichsam ein neues Leben.

Wenn diese allgemeinen kritischen Umrisse nicht ganz werthlos sind, so geht daraus die Nothwendigkeit hervor, die Geschichte der Kunst, und insbesondere die der Malerei in Italien, gründlich umzuarbeiten. Und da ich von dieser Nothwendigkeit überzeugt bin, scheue ich mich nicht, es auszusprechen. Gewiß haben wir vieles und werthvolles Material, von Vasari und den municipalen Schriftstellern an bis auf unsere Zeit. Aber die Geschichte der Malerei war bis jetzt, wenn mir das Wort gestattet ist, unorganisch aufgebaut, und sie müßte organisch hergestellt werden. Obschon man jede Schule ohne Rücksicht auf ihre Verwandtschaft mit der andern und ohne Rücksicht auf die Zeit, in welcher sie blühte, behandelte, so hat man doch eine Schule mit der andern zusammengeworfen. Und indem man einige einander ähnliche Eigenschaften an zwei Schulen wahrnahm — das Ergebniß der Zeit und der Verhältnisse — schloß man daraus, daß die eine die Tochter der andern sei.

Wenn Giotto das Feld der Malerei beherrscht, sehen die Geschichtschreiber in seinen Zeitgenossen seine Schüler. In der That aber waren viele seiner Zeitgenossen ganz unabhängig von Giotto; und steht er auch über ihnen Allen, so kannte doch vielleicht Mancher nicht einmal seine Werke. Dann kommt die Zeit, da die Malerei sich anstrengt, den Charakter einer That und einer Person vor den Sinnen des Beobachters genau vorzustellen, und das wird gleichsam ihre einzige Sorge. Der wunderbare Vertreter dieser Schule ist Mantegna. So leiten sie denn von ihm alle so gearteten Maler Oberitaliens ab. Und Perugino erscheint ihnen als Meister und Muster Derjenigen, die da nach dem wirksamen Ausdrucke der Leidenschaften strebten. Aehnlich und noch mehr war es mit Rafael der Fall. Zu seiner Schule zählt man viele Maler, die keinerlei Beziehung zu ihm hatten.

*) Aus dem jüngst erschienenen Werke „Raffaello“ des früheren italienischen Ministerpräsidenten. Der genannte Uebersetzer bereitet eine deutsche Ausgabe dieses Buches vor.

Digitized by Google

Die neue Geschichte der Malerei wird in dem Leben der Künstler und in ihrem Wirken nicht ein Zufälliges, sondern die Entwicklung eines Lebendigen sehen, das seine Gesetze in derselben Weise hat, wie die Natur und die menschliche Gesellschaft.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die armen Reichen".

Lustspiel in 4 Aufzügen von Hugo Lubliner.

Es ist nicht immer geschickt, den Titel eines Stückes schon viel sagen zu lassen. Denn leicht kann es kommen, daß er mehr sagt, als das ganze Stück selbst, und daß er gewichtigere Gedanken im Zuschauer anregt, als jemals in des Dichters Haupt überhaupt aufgekeimt sind. Eine Enttäuschung greift dann leicht um sich, mag des Autors Kunst sich nach anderen Seiten hin auch vortrefflich bewähren. Wir sind eben immer noch die Pedanten, vor denen schon Lessing warnte: wir wollen in jedem Titel gerne einen Küchenzettel sehen und ärgern uns, wenn anders gekocht ist, als wir erwartet hatten.

Der Titel des neuen Lustspiels von Hugo Lubliner gehört unter jene, welche mehr versprechen, als der Autor und sein Stück zu erfüllen vermögen. „Die armen Reichen!" Welch' eine weite Aussicht eröffnet schon diese Antithese! Welcher Sarkasmus liegt schon verborgen in dieser Hinzufügung des grausamsten Adjectivs, welches unsere Zeit besitzt, zu dem scheinbar alles irdische Glück umfassenden Substantive! Welche drastischen Schilderungen, welche tiefe Ironie, welche packenden Lustspielmotive, aus unserem gesellschaftlichen Leben in seinen innersten Beziehungen geschöpft, konnten unter dem Freipasse dieses Titels auf die Bühne hereingeschmuggelt werden! Und was hat Hugo Lubliner aus dem Lustspiele zu diesem schönen Titel gemacht? Eine artige, nette Skizze, ein kleines Erlebniß aus dem alltäglichen Leben, eine dreifache und doch so einfache Liebesgeschichte, die, harmlos und ohne tiefere Beziehung auf die Antithese in der Aufschrift, uns einige Stunden angenehm beschäftigt, um sogleich wieder aus der Erinnerung zu schwinden.

Den Mittelpunkt der Handlung, soweit von einer solchen bei dem kraus in einander sich schlingenden scenischen Aufbau überhaupt die Rede sein kann, bildet die Liebes- und in Folge dessen auch Leidensgeschichte einer reichen und schönen jungen Erbin. Sie befindet sich auf der steten Flucht vor etwaigen Freiern und ist deshalb in der That bedauernswerth; das Mißtrauen, daß nur Glücksjäger sich ihr nahen würden, läßt sie nie zu behaglichem Genusse ihrer Umgebung kommen. Das arme Kind! Trotz ihrer Vorsicht bei der Beurtheilung der jungen Männerwelt benimmt sie sich aber sehr unvorsichtig, als sie dem ruinirten Herrn von Schönbühl, den wir im ersten Acte das Schloß seiner Väter zwangsweise verkaufen sahen, zufällig begegnet. Es ist wunderbar, mit welcher Offenherzigkeit diese beiden jungen Leute, die vom Schicksal, d. h. von dem Autor von vorneherein für einander bestimmt sind, gleich beim ersten Zusammentreffen mit einander verkehren. Sie gefallen sich natürlich sofort und beginnen sich zu lieben, obgleich sie weiß, daß er ein armer Edelmann, und er von ihr vernommen hat, daß sie eine reiche Erbin ist. Der Verkehr zwischen diesen beiden Menschengattungen kann nun allerdings für die Dauer niemals harmlos bleiben, und deshalb entwickelt sich auch in der Dame bald wieder das gewöhnliche Mißtrauen. Sie geht aus der anfänglichen Vertrauensseligkeit rasch zur Grobheit über und verletzt den armen Jungen, der natürlich nicht im Entferntesten daran dachte, die Hand nach der Erbin auszustrecken, aufs tiefste in seinem Stolze. Er beschließt, ihr zu zeigen, daß er ein Mann ist — und wird Privatsecretair bei seinem früheren Bankier. Dieser Letztere gehört laut ausdrücklicher Erklärung des Autors ebenfalls zu den „armen Reichen". Und warum? Weil er neben seinen Millionen eine nervöse und etwas bildungsheuchlerische Frau besitzt. Sonst befindet er sich aber ganz wohl und ist ein äußerst fideler Herr, gar nicht der „arme reiche Mann", dessen Figur er doch eigentlich darstellen soll. Hier tritt am stärksten die Oberflächlichkeit in der Charakterisirung hervor, an welcher das ganze Stück krankt. — Doch zurück zu unserem Liebespaare: Der Privatsecretair des Hausherrn wird, wie es so häufig geschieht, von der nervösen Frau ins Herz geschlossen, und seine Zeit durch ihre Studien stark in Anspruch genommen. Die junge Erbin, welche dies beobachten kann, ist deshalb sehr eifersüchtig. Sie unternimmt einen Versuch, den so stark geliebten jungen Mann aus dem gefährlichen Hause zu locken, aber dieser Versuch scheitert an der Hinterlist der Bankiersgattin. Erneuter Zornesausbruch der jungen Erbin, erneute Grobheit gegen den armen, deposseedirten Edelmann, der diesmal ganz unschuldig ist. Sie leide an einem „Jähzorn des Herzens", so entschuldigt sich die furiöse Dame später wegen dieses unmotivirten Benehmens. Vorläufig kann das der junge, armgewordene Reiche nicht wissen und flieht deshalb, abermals tief in seinem Stolze verletzt, zum zweitenmale vor der Dame seines Herzens. Er vergräbt sich in die Einsamkeit und beginnt, stramm zu arbeiten; er schreibt Revue-Artikel, die ihn in merkwürdig kurzer Zeit angesehen und selbstständig machen. Die Erbin sieht nun ein, daß sie ihm Unrecht gethan hat, sie sucht ihn in seiner ländlichen Einsamkeit auf, hält ihm eine sehr schöne Rede und sinkt zum Schluß gerührt in seine Arme. Damit hat sie endlich aufgehört, die Rolle einer „armen Reichen" zu spielen.

Auch die anderen Reichen des Stückes sind währenddessen von ihrer Armuth geheilt worden, welche freilich bei den meisten eine sehr künstliche war. Das zweite Liebespaar, eine reiche russische Wittwe, die einen Professor der Philosophie liebt und dieser selbst, der für einen Philosophen etwas dumm ist, besitzt eigentlich gar keine der Eigenschaften, welche es befähigen könnten, in diesem Stücke mit dem tendenziösen Titel eine Rolle zu spielen. Sie ist geistreich, lebhaft und interessirt sich für Philosophie, er ist gelehrt, etwas unbeholfen und interessirt sich für seine schöne Schülerin. Eine mit erkünstelter Grazie ausgearbeitete Scene, in welcher er ihr Unterricht in der Logik ertheilt, und die für einen Philosophieprofessor merkwürdig kindlich gehaltene Liebeserklärung am Schlusse können uns nicht über die Zwecklosigkeit dieses Liebespaares im Stücke hinwegtäuschen.

Das dritte Liebespaar, ebenfalls den reichsten Ständen entstammend, ist auf noch harmlosere Weise von dem Autor mit künstlicher Armuth begabt worden. Er ist ein junger, gutmüthiger, leichtsinniger Lebemann, der ein ungeheures Vermögen auf möglichst angenehme Weise genießt; sie, seine Cousine, ist die Tochter des schon genannten Bankiers, die sich gerne mit ihrem Vetter neckt. Die Neckereien arten meistens in Grobheiten aus und diese letzteren eröffnen beiden eine wunderbare Einsicht in das gegenseitige Gemüthsleben. Als er sie einmal wieder tüchtig hart angelassen hat, jubelt sie laut auf: O, er kann zornig werden, kann grob sein, welch' ein tiefes Gemüth muß er haben!" und damit ist der erste Schritt zur Verlobung gethan. Am Schlusse haben auch sie die Armuth, die aber diesmal nur in heimlicher Neigung bestand, glücklich abgeschüttelt.

So sehen also die „armen Reichen" aus! Arm sind die vielen reichen Personen des Stückes allerdings, aber nur arm an Originalität, an Leben, an Liebenswürdigkeit und an Wahrheit. An dieser Armuth trägt jedoch nur der Autor die Schuld, nicht unser soziales Leben. Die tiefen Schäden, welche in Wirklichkeit so oft die reichen Leute arm sein lassen, sind im Stücke kaum angedeutet und nur flüchtig genannt worden; zur Basis einer lebendigen und fruchtbaren Entwicklung ist das Motiv, welches im Titel des Stückes so glücklich angeschlagen wurde, nicht weiter benutzt worden. Als ob nicht auch dem Lustspiel eine ernstere Motivirung zu Grunde liegen könnte, als ob es zu seinem Wesen gehörte, daß wir immer nur auf der äußersten Oberfläche des Lebens durch seine Scenen hindurchgleiten! Auch die Technik im Aufbau dieses Stückes und besonders der Dialog lassen viel zu wünschen übrig. Die drei Einzelhandlungen sind so lose und in so erkünstelter Weise mit einander verknüpft, daß wir oft den Faden ganz zu verlieren meinen, und die Ausfüllung der Scenen geschieht zumeist in einer

Digitized by Google

so pedantischen, so trockenen Weise, daß auch manche glänzendere Stellen nicht über das schließlich immer mehr sich regende Gefühl der Langeweile hinwegzuhelfen vermögen.

Der Darstellung im „Deutschen Theater", in welcher sich besonders Herr Friedmann als schüchterner Gelehrter auszeichnete, hat dem Stücke zu einem noch einigermaßen glänzenden äußeren Erfolge verholfen. B.

Kunstausstellungen.

Vor der Jubiläumsausstellung. — Neue Boecklin.

Die Jubiläumsausstellung wirft ihre Schatten voraus. Was Wunder! Handelt es sich doch um einen umfassenden Versuch, der Reichshauptstadt die gebührende Stellung im Ausstellungsleben sowie im Kunsthandel zu erringen — wenigstens für die moderne Kunst. Es ist nur zu wohl bekannt, wie sehr wir in dieser Beziehung zurückstehen. Seit Jahren wiederholt sich die Klage, daß unsere akademischen Ausstellungen das Ausland so gut wie gar nicht und das Inland nur äußerst mäßig anziehen. München führt ein Leben für sich und beherrscht mit seinem ausgedehnten und vortrefflich organisirten Kunsthandel den ganzen Süden des Reiches. Auswärtige Künstler zeigen weit mehr Zutrauen zu der von König und Hof verlassenen bayrischen Hauptstadt, als zu der jungen Riesin an der Spree mit dem einflußreichsten Hofe Europas, mit einer unvergleichlich reicheren Gesellschaft, mit colossalem Fremdenverkehr, an der Schwelle Rußlands und in gewissem Sinne Amerikas. Daß bei uns die Bedingungen trotzdem ungünstig liegen, entspringt aus dem unheilvollen Zusammenwirken vieler an sich so schwer nicht in die Wagschale fallender Factoren, auf die wir ein andermal näher eingehen werden. Für unbesiegbar scheint gegenwärtig der Kunsthandel die Schwierigkeiten des Berliner Marktes nicht mehr zu halten. Schon hat eine große rheinische Firma ihre Filiale eröffnet und eine Hamburger kündigt sich an, wie es heißt. Wir müssen ihnen den ausgiebigsten Erfolg wünschen, denn auch die Kunstproduction bedarf heutzutage des vermittelnden, findigen Zwischenhändlers, welcher Absatzgebiete erschließt, die dem Künstler unerreichbar sind. Daß der norddeutsche Kunsthandel gerade jetzt in Berlin Fuß zu fassen sucht, mag als günstige Vorbedeutung für den Erfolg der Ausstellung dienen.

In dem Hygiene-Gebäude wird emsig gearbeitet. Schon erhebt sich die olympische Tempelfaçade, in ihren ursprünglichen Abmessungen massiv aufgeführt. Sie soll den Eingang zu dem von Kips und Koch, die an Ort und Stelle ihre Studien ausgeführt, entworfenen und mit Hilfe einer Schaar jüngerer Künstler ausgeführten Panorama von Pergamon bilden und sich auf einer Reconstruction des pergamenischen Altars erheben, dessen Treppe zugleich den feierlichen Aufgang abgibt. Zur Klärung der Anschauung des naiven Publicums, das sich um die Dinge nicht weiter kümmert, als es sie vor sich sieht, mag allerdings diese Ineinanderarbeitung von Pergamon und Olympia nicht viel beitragen. — Wie verlautet, beabsichtigt man, den Tempel mit seinem Figurenschmuck unter Leitung von Fachleuten in dem alten Farbenschmuck herzustellen, d. h., soweit sichere Spuren den Weg weisen. Von diesem Experiment erwarten wir wenig Freude. Es dürfte kaum etwas Anderes als eine Halbheit herauskommen, sowie man sich lediglich an die strict beweisbaren Thatsachen hält. Freilich möchten wir nicht gerathen haben, Vermuthungen zu Grunde zu legen. — Doch das sind unreife Früchte.

Gegenwärtig, wo die Greuel der Jacquerie schon etwas Altes sind, bildet die Eröffnung der Frühjahrs-Ausstellung bei Gurlitt das künstlerische Tagesereigniß. Eine erlesene Gesellschaft von Künstlern hat sich bei ihm zusammengefunden. Da ist Boecklin, nach dem wir uns bei Gurlitt gewohnheitsmäßig zuerst umschauen, mit drei neuen Bildern — eines darunter von ganz seltener Macht; da ist Jan van Beers mit nicht weniger als vierzig Bildern und Skizzen, die von dem viele Gebiete umfassenden Vermögen des Künstlers Zeugniß ablegen; da ist Douzette mit einer Landschaft, wie wir sie selbst aus seiner Hand nur selten so köstlich erhalten; dann von Lenbach ein köstlicher Kopf mit sympathischen Zügen, deren Reiz unter den Händen des vielgefeierten Manieristen einmal nicht verduftet ist; von Ludwig Passini fehlen die üblichen exquisiten Mädchenköpfe nicht, die der Künstler mit so unerschöpflicher, immer gleich frischer Phantasie zu variiren weiß, und Eberlein bietet außer einigen charakteristischen Bronzen dreifarbige Statuetten — anderer Meister nicht zu gedenken.

Wir sind mit van Beers so schnell nicht fertig geworden und wollen ihn das nächste Mal für sich betrachten. Vorläufig hatte uns Boecklin so viel zu sagen, daß wir ihm allein zuhören mußten.

Er ist immer ein Anderer und doch stets derselbe. Er kennt nur ein Thema, die Schilderung der Natur, aber er empfindet sie in all ihren Erscheinungsformen von der vernichtenden Erhabenheit des Gewittersturms bis zur schmeichelnden Frühlingsidylle. Das beweisen jedes auf seine Weise die drei neuen Bilder.

Das umfangreichste, im Kunsthandel „Vor dem Heiligthum" getauft, ist die Variante eines schon einmal von dem Künstler behandelten Themas. Wir haben die erste Fassung nicht zu Gesichte bekommen, wie es heißt, befindet sie sich in Breslau. Boecklin liebt es zuweilen, denselben Grundgedanken wiederholt zu behandeln, aber niemals, soweit unsere Kenntniß reicht, ohne in Stimmung oder Anordnung neu zu schaffen. Am bekanntesten sind seine Wiederholungen des „Schloß am Meer" und der „Todteninsel". Letztere ist mindestens in drei Redactionen vorhanden. — Das Heiligthum ist nicht ein Tempel oder Prachtaltar, sondern ein üppiger, buschartig mit vielen Stämmen aufgesprossener Baum, den eine kreisförmige, mehr als mannshohe Mauer aus Marmorsteinen einschließt. Vor dem kunstlosen Eingange, gegenüber dem Erzbilde des Gottes, dessen dunkle Silhouette die Mauer überragt, haben sich drei Krieger auf die Marmorstufen niedergeworfen, während der Wächter des Heiligthums, ein bärtiger Mann mit wehendem Helmbusch, auf die Lanze gestützt, neben ihnen steht. Seine hochragende Gestalt überschneidet den Ausblick auf das aufgeregte Meer, an dessen flachem Ufer das Heiligthum sich erhebt. Der Sturm peitscht die weißköpfigen Wogen auf und jagt das dunkle Gewölk über den Himmel. Ein Schauer zieht durch das schwere Laub des heiligen Baumes; es ist, als hörte man seine Blätter rauschen, und der scharfe Hauch entführt die rothen Blätter des jungen Ahorns, der im Schutz der Mauer aufgesprossen ist. Dicht wie Schnee deckt ihre rothe Masse den heiligen Boden innerhalb der Mauer, den der Fuß der Anbetenden nicht zu betreten wagt, und in rothen Flocken irren sie über die vom vorüberziehenden Regen genäßten Marmorstufen.

Es ist eine wahre Pracht, dies blankgeschliffene Gestein mit seinen tiefen glühenden Tönen von unsagbarem Reichthum. Hie und da haben sich, wo an den Kanten der Seewind für Feuchtigkeit sorgt, tiefgrüne Algen angesiedelt, und heben durch den Contrast die röthlichen Tinten des vielgeaderten Gesteines. Es ist kaum denkbar, daß mit der Oeltechnik, wie sie bisher in Uebung war, diese Sattheit und Gluth sich erzielen ließe. Wir haben an dieser Stelle wiederholt darauf hingewiesen, welche Bedeutung für unsere Kunst gerade die technischen Neuerungen des genialen Erfinders gewinnen. Was er mit seinen Firnißfarben erreicht, steht an Wichtigkeit neben den Folgen der Aquarellmalerei, deren moderne Entwickelung die gesammte Naturauffassung verjüngt hat. Auch in der dunklen grünen Patina der Bronzestatue des Kriegsgottes und bei dem mannichfachen Spiel der regenschweren Blätter offenbart sich die Macht der neuen Technik, die Boecklin mit immer wachsender Sicherheit ausbildet.

Frappanter noch als das Heiligthum, dessen unvergleichlich großartige und einfache Raumanlage sich unvergeßbar dem Gedächtniß einprägt, wirkt ein kleineres Gemälde, nicht gerade glücklich: „Das Schweigen im Walde" genannt. Es ist ein Stück Waldrand, wo durch die engstehenden Baumstämme, deren Kronen nicht mehr sichtbar sind, auf einem Einhorn eine Jungfrau geritten kommt. Das wundervoll lebendige, häßliche Thier, das sich mit den plumpen Bewegungen des Schelchs durch die tiefgrünen Stämme windet, taucht mit dem ungefügen Haupte aus den tiefen Schatten hervor, welche noch die Gestalt der weißgekleideten Jungfrau verdunkeln. Das schwache Licht, das aus engen Oeffnungen hoch oben in den Kronen auf sie fällt, wirkt in

Digitized by Google

dem tiefen Walddunkel wie Mondschein und läßt kaum noch den blauen Kranz von Kornblumen in ihrem losen Haar erkennen. Neben dem Haupte des Thieres strahlt durch die Lichtung ein Stück weiter heller Landschaft herein und läßt den Raum zwischen den Stämmen noch dunkler erscheinen. Den Boden bedecken abenteuerliche Schwämme und gegen den einen der mit tiefgrünem Flechtenkeim wie mit Sammet überzogenen Stämme drückt sich ängstlich ein aufgeschrecktes Eichhorn. — Das ungeschlachte Fabelthier ist wieder eine jener originellen Bildungen, die kein Anderer so glaubhaft zu machen weiß, wie Boecklin. Wir wissen die Gestalt des seit dem Mittelalter unzählige Male in derselben Form dargestellten Einhorns auswendig. Es ist ein schlankes, meist weißes Pferd mit dem einen Horn auf der Stirn. Boecklin dagegen sieht es plump, mit schiefstehenden schwieligen Beinen, wie der Elch sie hat, und schweren Kameelsfüßen. Das Fell ist buntscheckig und an Hals und Brust langzottig gewachsen. Mit blödem, dummem Ausdruck blickt das große Auge aus dem häßlichen Kopf, der ebensoviel vom Bauernpferd wie vom Ochsen hat. Wir werden an das vielgestaltige Volk der Meermänner, der Tritonen, der See- und Landcentauren, der Nixen erinnert, deren blasse Schemen der Künstler durch einen Trunk frischen Blutes zu neuem Leben erweckt hat. Was war vor ihm aus allen diesen köstlichen Erfindungen der jugendlichen Phantasie der Alten in den Händen der Modernen geworden? Seit Boecklin können wir wieder an sie glauben. Und wie er das Einhorn ohne Anlehnung an die Schablone zu bilden vermag, so weiß er mit dem ganzen Motiv seines Bildes umzugehen. Es ist eins der geläufigsten im Märchen und in der Märchenillustration, nur daß die weißgekleidete Jungfrau auf dem Hirsch durch den Wald zu reiten pflegt. Aber wer denkt daran? Es ist, als habe Boecklin die Welt zum ersten Male gesehen. Kein Anderer von den modernen Künstlern hat mit den Schöpfungen der Vergangenheit so wenig gemein.

Das dritte Bild ist eine Landschaft ohne Staffage. Ueber hellfarbene Ruinen im Vordergrund schweift der Blick von hohem Berge auf eine unendliche einsame Waldlandschaft im farbigen Herbstgewande. Schwere Wolkenmassen ziehen über sie dahin und bedecken weite Flächen mit ihrem Schatten. Hie und da blinkt der blaue Fluß aus den dunklen Waldniederungen auf und oben über den Ruinen kreist ruhig ein Adlerpaar. Nicht besser hätte das Gefühl der fernen, menschenleeren Einöde, das der Anblick der Landschaft hervorruft, verstärkt werden können. In der Farbe ist der Vordergrund vielleicht gegen die Fernen zu hell gerathen.

Wir wollen hoffen, daß Boecklin auf der Jubiläumsausstellung würdig vertreten sein möge. Es wäre schade, wenn diese Gelegenheit vorüberginge, ohne daß sie dem Ansehen und Einfluß des originellsten unserer Künstler der mittleren Generation zu Gute käme. A. L.

Notizen.

Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786—1804. Von Justinus Kerner. (Stuttgart, Krabbe.) — Zum hundertjährigen Geburtstage Justinus Kerner's erscheint in neuer, unveränderter Auflage dieses mustergültige Stück Selbstbiographie, worin der schwäbische Dichter die Erlebnisse seiner Kindheit und frühen Jugendzeit geschildert hat. Dieses Meisterstück der deutschen Memoirenliteratur, das die von dem Verfasser noch mitdurchlebten Zustände in Staat und Familie zu Ende des vorigen Jahrhunderts schildert und uns den Einblick in die allmähliche Entfaltung seines inneren Wesens gewährt, ist nach vierzig Jahren in seiner nie veraltenden Originalität jugendfrisch geblieben. Das Andenken an den trefflichen Sänger von Weinsberg, dem im Leben so viele edle Geister sich verwandt gefühlt und noch heute warme Herzen entgegen schlagen, kann in der That nicht würdiger gefeiert werden, als durch diese schöne Jubelausgabe.

Offene Briefe und Antworten.

Die Deutschen in Siebenbürgen.

Geehrte Redaction!

In Nr. 5 Ihrer geschätzten Wochenschrift citirt Friedrich von Hellwald in seinem Artikel: „Zur Frage der Auswanderung und Colonisation" einen Ausspruch der Prinzessin Therese von Bayern: daß die Siebenbürger Sachsen „an Kopfzahl beständig abnehmen und einem unaufhaltsamen Vermoderungsprocesse erliegen". Das ist irrig. Nach zuverlässigen Zählungen (Ruissenberger: Die Seelenzahl der evang. Landeskirche A. B. in Siebenb. vor 105 Jahren. Siebenbürgen in statistischer Beziehung. In Geogr. Nachrichten für den Welthandel u. Volkswirthschaft. Meltzl: Statistik der sächsischen Landbevölkerung.) stellt sich die Frage über die Zu- oder Abnahme folgendermaßen, wenn wir den Stand von 1765, 1851, 1873 und 1883 mit einander vergleichen: Im Jahre 1765 betrug die ev. deutsche Bevölkerung in Siebenbürgen 95200 Seelen (zunächst die Landgemeinden ins Auge gefaßt), im Jahre 1883: 151 072 Seelen. Die Vermehrung in 118 Jahren beträgt also 58.7 pCt., oder jährlich 0.49 pCt. In dem gleichen Zeitraum beträgt die Zunahme in Ungarn nur 0.37 pCt. In der angeführten 118jährigen Periode weisen von 227 sächsischen Landgemeinden blos 25 einen Rückgang auf, 1 ist stationär geblieben, 201 haben zugenommen. Die Zunahme beträgt jährlich 0.6 pCt. In 55 Gemeinden ist die Bevölkerung um mehr als 100 pCt. gestiegen, in 126 Gemeinden um mehr als 50 pCt. Einzelne Gemeinden weisen einen jährlichen Zuwachs von 1.72 pCt. bis 4.70 pCt. auf oder für jene 118 Jahre 202.5 pCt. bis 557.5 pCt. In dem Zeitraum von 1873—1883 ist die evangelische Bevölkerung (die nahezu zusammenfällt mit der deutschen) um 4203 Seelen in den Landgemeinden gestiegen oder jährlich um 0.28 pCt., während die jährliche Zunahme der Gesammtbevölkerung in Ungarn in diesem Zeitraum blos 0.12 pCt. beträgt. In dem 22jährigen Zeitraum von 1851—73 ist die Bevölkerung um 1.40 pCt. gestiegen trotz zahlreicher störender und ungünstiger Verhältnisse grade in diesen Jahren. Nimmt man zu diesen Zahlen der Landgemeinden noch die Städte hinzu, so stellt sich die Sache noch viel günstiger. In den Jahren 1880—84 hat die deutsche Bevölkerung in Siebenbürgen um ca. 6000 Seelen zugenommen; gegenwärtig stellt sich die Zahl der Deutschen in Siebenbürgen auf etwa 211000. Und was nun den behaupteten „Vermoderungsprozeß" anbelangt, worin äußert er sich? Etwa darin, daß vom Gesammtbesitz in allen Gemeinden der größere Theil in den Händen der Sachsen sich befindet? Von den Wohnhäusern besitzen sie (in den Landgemeinden) 60.1 pCt., in den Städten viel mehr; vom Grundbesitz 72 pCt.! Oder etwa darin, daß die Sachsen für Kirchen- und Schulbauten von 1868—80 1578628 fl. ö. W. (d. i. 3 Mill. Mark) ausgegeben haben, während die Geschenke und Stiftungen an Kirche und Schule in jener Zeit 1045737 fl. ausmachten? (Die Steuern für Kirchen und Schulen 398200 fl., die Umlagen für Kirche und Schule 555331 fl.). Das rege Leben auf geistigem, wissenschaftlichen, geselligen, kirchlichen und politischen Gebiete wird jeden Besucher Siebenbürgens wohlthuend anmuthen. Competente Beurtheiler, wie Schwirker, F. v. Löher, Wattenbach (in der „Gegenwart"), haben das anerkannt. Ebenso unrichtig ist die weitere Angabe, daß im eigentlichen Ungarn überall das deutsche Wesen moralisch und numerisch im Sinken begriffen sei. Im Banate z. B. nimmt dasselbe erheblich zu und gewinnt auf friedlichem Wege sogar gegen Rumänen und Serben fortwährend an Boden, trotz aller Bedrückung von Seiten der Magyaren. Es wohnen dort allein jetzt über 400000 Deutsche, während deren Zahl im Jahre 1775 40000, im Jahre 1851 335080 Seelen betrug. (Rosenfeld: Die Deutschen als Culturkämpfer im Banat Temesvar, 1882.)

Dr. Vormeng,
Schriftführer des Allg. Deutschen Schulvereins.

Digitized by Google

Inserate.

Autoren,

welche ihre Werke im Selbstverlage erscheinen lassen wollen, empfiehlt sich zu guter und sehr billiger Drucklegung derselben die

Buchdruckerei von Wehmeyer's Nachf.
in Tilsit.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Der Materialismus
im Verhältniss zu
Religion und Moral.
Von
Dr. F. Wollny.
Preis M. 1,50.
Verlag von Theodor Thomas, Leipzig.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren ꝛc.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Verlag von Richard Bertling in Danzig.

Anton Moeller's
Danziger Frauentrachtenbuch
aus dem Jahre 1601,
in getreuen Facsimile-Reproductionen mit begleitendem Text von
A. Bertling,
Archidiakon und Archivar der Stadt Danzig.
Auf holländischem Büttenpapier. Pergamentband mit Klausuren. In kl. 4°. Preis 8 M. Seitens der Kritik ist das interessante und originelle Werk bei seinem Wiederaufleben bestens begrüsst worden.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von **F. und P. Lehmann** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Fürst von Raiatea.
Posse mit Gesang und Tanz in 2 Akten
von
Oenophilus.
Preis: 1,50 Mark.

Während die Gleise des deutschen Trauerspiels, wie es scheint, ausgefahren sind, und das deutsche Lustspiel gegenwärtig es, selbst in seinen beliebteren Productionen, kaum zu etwas mehr, als zu einer Nachahmung des französischen bringt, hat die höhere Posse offenbar noch eine größere Zukunft. Die vorstehende ist eine beachtenswerthe Probe davon.

In unserem Verlage erschienen soeben:

F. C. Dahlmanns
Kleine Schriften und Reden.
gr. 8. XIV und 484 Seiten.
M. 6. —

Zeitschrift für allgemeine Geschichte,
Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte.
1885. Zweiter Band. Komplett. 63 Bogen.
M. 12. —
Mit Beiträgen von **Beer, Gregorovius, Heigel, Hillebrand, Huber, Lindner, Ritter** u. A.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Lehrbuch der englischen Sprache für Schulen. Von Prof. Dr. A. Hoppe*
320 S. 2 Mk. 40 Pf.
Soeben in zweiter, verbesserter Auflage erschienen.
Über dieses — seit seinem ersten Erscheinen (1880) in vielen Schulen eingeführte Lehrbuch urteilt die **Zeitschrift für das Gymnasialwesen,** Berlin 1885, Nr. 5, wie folgt:
„Alles in allem stehen wir nicht an, diese Grammatik zu dem Vorzüglichsten zu rechnen, was für den Schulunterricht im Englischen bisher geleistet ist; in bezug auf die Behandlung der Aussprache gebührt ihr unbedingt der erste Platz."

Berlin SW. 11, Möckernstraße Nr. 133. **Langenscheidtsche Verlags-Buchhandlung**
(Prof. G. Langenscheidt).

* Verfasser des jetzt in neuer Bearbeitung befindl. „Engl.-deutschen Suppl.-Lexikons."

Im Verlage von **H. Barsdorf** in **Leipzig** beginnt zu erscheinen:

Floegel-Ebeling, Geschichte des Grotesk-Komischen.
3. umgearb. Auflage **mit 40 theils farbigen interessanten Abbildungen.**
Complet in 6 Lieferungen à 3 M.
Das ganze Werk ist mit **blauer Farbe auf gelblichem Papier** gedruckt und auf das vornehmste ausgestattet.
Lief. 1 in allen Buchhandlungen vorräthig **und gegen Einsendung des Betrages auch direct von H. Barsdorf in Leipzig zu beziehen.**

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

RAPHAEL
sein Leben und seine Werke
von **J. A. Crowe** und **G. B. Cavalcaselle.**
Aus dem Englischen übersetzt von Carl Aldenhoven.
Zweiter Band. (Schluss.)
Mit 16 Tafeln in Lichtdruck. gr. 8. Preis geheftet: *M* 14.
Elegant in Halbmaroquin gebunden: *M* 17.50.
Preis des completen Werkes: 2 Bände geheftet *M* 24.—
2 Bände in Halbmaroquin gebunden *M* 31.—

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.
Sensationelle politische Neuigkeit!
Berlin und Wien
in den Jahren 1845—1852.
Politische Privatbriefe
des damaligen k. sächs. Legationssekretärs
Karl Friedrich Grafen Vitzthum von Eckstädt.
Mit einem Vorwort von Dr. Karl Müller.
gr. 8°. XXIII und 338 Seiten.
Eleg. brosch. M. 5. — Eleg. gebunden M 6.—.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**
Dante Alighieri's Paradies.
Dritte Abtheilung der Göttlichen Komödie.
Genau nach dem Versmasse des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen versehen
von
Julius Francke.
VIII, 218 S. gr. 8. geh. *M* 5.—. Eleg. geb. *M* 6.50.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 6. März 1886. Band XXIX.

Universität Illinois

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der letzte der Moskauer Slavophilen. Von Erwin Bauer. — Wiener Brief. Von D. Spitzer. — **Literatur und Kunst:** Philosophische Metaphern. Von Rudolf Kleinpaul. — Geibel-Denkwürdigkeiten. Von Paul Schütze. — Anzengruber's neuer Dorfroman. Von Wilh. Bolin. — **Feuilleton:** Vergolten. Von C. Sahler. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von B. — Notizen. — Inserate.

Der letzte der Moskauer Slavophilen.

Von Erwin Bauer.

Am Montag, den 8. Februar cr., starb in Moskau unerwartet an einem Herzschlage Iwan Aksakow, der vielgenannte Führer der Moskauer Nationalen. Mit ihm ist der Letzte aus der Zahl der Begründer der Slavophilenpartei aus dem Leben geschieden: aus ihren Anfängen schöpfte er die geschichtsphilosophischen und politischen Ideen, welche im Wandel der Zeiten und Verhältnisse mit erstaunlicher Ueberzeugungstreue bis auf unsere Tage zu verfechten, gerade ihm beschieden war, und sein Tod bezeichnet zugleich das Ende der Moskauer Hegemonie dieser politischen Doctrin, die bereits seit Beginn der Regierung Kaiser Alexander III. in St. Petersburg Fuß zu fassen begann und nunmehr hier, allerdings den praktischen Bedürfnissen des Staates angepaßt und durch diese modificirt, ihren Schwerpunct für die Zukunft finden wird. Eng verknüpft mit der Entstehung und Ausbreitung, den Mißgeschicken und Erfolgen seiner Partei, geben somit das Leben und die Thätigkeit Iwan Aksakow's ein Bild ihrer Geschichte, die — als ein bedeutsames, wenn nicht gar das wichtigste Capitel der jüngsten Phase der politischen und culturellen Entwickelung Rußlands — auch für Westeuropa genug des Interesses hat, um hier in kurzen Strichen gezeichnet zu werden.

Die Anfänge der slavophilen Bewegung datiren in die zweite Hälfte der Regierungszeit Kaiser Nikolai's zurück und gingen aus der Opposition der gebildeten Gesellschaft in Moskau gegen das herrschende Regierungssystem hervor. „Unser Kreis" — so erzählt Alex. Koschelew in seinen „Memoiren", S. 67 ff. —, „den man spöttisch den slavophilen genannt hat, setzte sich nicht künstlich zusammen, um einem vorher festgesetzten und bestimmten Ziele zuzustreben, sondern naturgemäß, von selbst, ohne alle Voreingenommenheit in unseren Ideen und Absichten. Männer, welche von ein und denselben Gefühlen für die Wissenschaft und für ihre Heimath beseelt waren und von der inneren Nothdurft gedrängt wurden, nicht wie Papageien nachzusprechen, was irgendwo da im Westen geredet wurde, sondern so zu denken und zu leben, wie ihre nationale Eigenart es forderte, und welche durch gegenseitige Freundschaft und den Aufenthalt in ein und derselben Stadt, in der alten Residenz im Herzen Rußlands, zusammengeführt worden waren, — diese Männer sahen sich täglich, discutirten in Gemeinschaft die auftauchenden Fragen, theilten mit einander die gesellschaftlichen Freuden, deren es sehr wenige gab, und den allgemeinen Kummer, der im Ueberfluß vorhanden war, und bildeten so, selbst von den Theilnehmern unbemerkt, allmählich einen in seinen Gefühlen und Gedanken einmüthigen Kreis. Derselbe entstand so spontan und unmerklich, daß es unmöglich ist, das Jahr seines Entstehens auch nur annähernd zu bestimmen. Er hatte zuerst einen sehr schwachen, dann aber einen mehr und mehr wachsenden Einfluß nicht nur auf die Literatur, sondern auch auf das gesellschaftliche, endlich sogar auf das politische Leben Rußlands . . . ." So geschah es in der That. Der geistige und moralische Druck, den die Regierung Kaiser Nikolai's auf alle Kreise und Gesellschaftsclassen in allen Fragen des öffentlichen, ja sogar privaten Lebens ausübte, war die Veranlassung, daß sich speciell in Moskau ein Kreis bildete, welcher, aus den besten, gebildetsten und wohlhabendsten Elementen der Gesellschaft der alten Zarenstadt bestehend, in der Opposition gegen die Knechtschaft, in welche die Freiheit des Denkens und Handelns gebannt war, seinen festen Kitt und im Studium der geistigen Strömungen des Auslandes sein belebendes geistiges Element fand, fortwährend genährt durch die Mittheilungen der aus dem Auslande heimkehrenden Gelehrten und durch die Lectüre verbotener deutscher, englischer und französischer Bücher. Namentlich aber waren es die Schriften der deutschen Philosophen, vornehmlich der Hegel'schen Schule, welche den Hauptstoff zu den Discussionen lieferten. Wenngleich nun die Kritik der herrschenden Zustände und bestehenden Einrichtungen und die Vergleichung derselben mit den Verhältnissen in Westeuropa die Triebfeder zu den Versammlungen und Disputationen waren, ist es doch eine Thatsache, daß die Fragen der praktischen Politik in der ersten Zeit durchaus nicht berührt wurden. Es wurden theologische, philosophische und geschichtliche Themen behandelt, zu deren Discussion die deutsche Philosophie die Art und Weise der Argumentation, die Fragen und Gesichtspunkte, die wissenschaftlichen und logischen Kampfmittel lieferte. Die ganze Gesellschaft theilte sich dabei naturgemäß in zwei Lager. Die Einen neigten sich unbedingt der westeuropäischen Cultur zu und vertraten die Auffassung, daß die Zukunft des russischen Reiches in der unbedingten Annahme der westeuropäischen wissenschaftlichen und moralischen Errungenschaften liege, die Anderen dagegen sahen hierin den Weg zum Verderben, zum Untergange der culturellen und politischen Selbstständigkeit des Russenthums, dessen Rückkehr und Fortentwickelung auf nationaler Basis sie verlangten. Aus diesen Gegensätzen entstanden bald die zwei feindlichen Richtungen der sog. „Anhänger des Westens" und der sog. „Slavophilen", deren erbitterter Kampf in der Wissenschaft und Literatur und alsdann um die Herrschaft im Staate den Inhalt des geistigen, socialen und politischen Lebens in Rußland während der folgenden Decennien ausmachen sollte. Im Auge zu behalten

Digitized by Google

ist indeß, daß diese Gegensätze sich in den ersten Jahren nach ihrem Entstehen gesellschaftlich vortrefflich vertrugen. Zu einem offenen Bruche kam es erst in der Mitte der vierziger Jahre, als der Dichter Jasykow in einem damals in Moskau handschriftlich cursirenden Gedichte den Hauptvertreter der Anhänger des Westens, Peter Tschaadajew, in heftigster Weise persönlich angriff. Der in diesem Gedichte angeschlagene Ton überstieg alle Grenzen des Erlaubten, die Feindschaft fing mit demselben an und nahm bald, nachdem die ersten Druckwerke der Slavophilen erschienen waren, jenen heftigen, giftigen und unversöhnlichen Charakter an, der den Kampf der späteren Jahrzehnte so wenig vortheilhaft auszeichnete. Beide Richtungen gingen von nun ab ihre eigenen Wege und der Gegensatz wurde dadurch nur noch verschärft, daß die Anhänger des Westens den Schwerpunkt ihrer literarischen Thätigkeit nach St. Petersburg verlegten, während die Slavophilen Alleinherrscher in Moskau blieben, wo sie für ihre Lehre in den von ihnen herausgegebenen Sammelwerken und Journalen „Sſimbirski Sbornik", „Moskowitjänin", den „Moskowskije Sborniki" und dem „Sbornik Walujew's" Propaganda zu machen suchten.

Die Grundzüge dieser slavophilen Lehre lassen sich kurz folgendermaßen resumiren:

..... Seit dem Schisma, d. h. seit der Scheidung der christlichen Kirche in die römische und die orientalische, hat die allgemeine Civilisation zwei gesonderte Wege eingeschlagen und zwei verschiedene und eigenartige Culturwelten geschaffen: die westeuropäische römisch-germanische und die orientalische griechisch-rechtgläubige. Die Geschichte der ersteren ist gleichbedeutend mit der Geschichte des Niederganges des allgemeinen Menschenthums auf allen Gebieten: dem kirchlich-religiösen, dem staatlich-politischen und dem wissenschaftlich-literarischen. In der römischen Kirche haben der trockene, rein äußerliche Rationalismus, der in ihre Lehre und Organisation eindrang und bald an Stelle des lebendigen Bekenntnisses zur Herrschaft gelangte, und die Einmischung in weltliche Händel, welche im Verein mit dem Rationalismus die im rechten Christenthum keineswegs begründete Autorität des Papstes schuf, den Verfall vorbereitet und im Laufe der Jahrhunderte befördert. Er offenbarte sich in der Reformation am unwiderleglichsten. Hatte die römische Kirche die logische Vernunft höher gestellt als das Glaubensbekenntniß, so proclamirte der Protestantismus das Recht des individuellen Urtheils, und Beides führte naturgemäß zum Unglauben, der in unserer Zeit den Occident zersetzt. Auf dem staatlich-politischen Gebiete, das aus den römischen Eroberungen und den durch sie geschaffenen staatlichen und rechtlichen Bildungen und Normen erwuchs, waren Gewalt und Willkür die schaffenden Elemente: sie erzeugten den Unterschied der Gesellschaftsclassen (Eroberer und Besiegte), sie schufen die feudale Aristokratie und die politische und moralische Knechtschaft, sie waren die Ursache, daß die ganze Geschichte Westeuropas nichts Anderes aufweist als eine Reihe von Gewaltthaten, Parteikämpfen und Revolutionen. Dasselbe traurige Bild zeigt sich auch auf dem wissenschaftlich-literarischen Gebiete: die ganze Bildung Westeuropas erwuchs auf dem Boden des von der Kirche großgezogenen Rationalismus; seine Philosophie ist in Folge dessen nichts weiter als ein unaufhörlicher Streit sich befehdender logischer Abstractionen, dessen Ergebniß eine Abwendung von der ewigen Wahrheit und eine allgemeine Verblendung gegenüber den hoch „über Vernunft und Logik schwebenden lebendigen Ueberzeugungen" ist ..... Bedeutet somit die ganze Civilisation des Occidents eine Verirrung vom rechten Wege, die überall zum Untergange aller menschlichen Cultur führen muß und wird, — so haben sich in der orientalischen griechisch-rechtgläubigen Culturwelt alle die Principien intact erhalten, welche durch das ursprüngliche, reine Christenthum der Menschheit offenbart worden sind. Als Hauptträger dieser Cultur erscheint in der Jetztzeit das russische Volk. Sein Bekenntniß, welches die unverfälschte Lehre der ersten allgemeinen christlichen Kirche enthält und aus der lebensvollen theologischen Philosophie der orientalischen Kirchenväter entstanden ist, ist das einzig wahrhafte Christenthum. Die rechtgläubige Weltanschauung ist die einzig richtige, weil sie auf der höchsten sittlich-freien Speculation beruht. In dem russischen Volke hat sich aber nicht nur das religiöse Bekenntniß erhalten, das allein die Wege zur Wahrheit weist, sondern auch die antike Bildung, wie sie sich vor der Einseitigkeit, Nüchternheit und Unvollkommenheit des römischen Formalismus nach Byzanz geflüchtet hatte, im Laufe der Jahrhunderte durchdrungen, verbessert und geläutert durch die echt christliche Lehre der Orthodoxie. Und wenn auch die altrussische Bildung in der Schulung der rein äußerlichen Vernunft hinter der occidentalen zurückblieb, so übertraf sie dieselbe doch an Tiefe des Gefühls für die lebendige christliche Wahrheit. Weisen also das rechtgläubige Christenthum und die altrussische Cultur einzig und allein die Anfänge und Prinzipien auf, welche die Menschheit zu höherer Sittlichkeit und würdigerem socialen und politischen Dasein führen können, so zeigt auch die russische Staatenbildung und Geschichte Anfänge und Formen, deren Fortentwickelung zu keinem der Mißstände geführt haben, welche den Occident immer tiefer sinken machen. Statt der Eroberung haben wir hier eine freiwillige Berufung, statt Gewalt und Willkür — friedliche Culturarbeit, Gesetzgebung und staatliche Organisation. Deshalb hat es im alten Rußland nie eine feudale Aristokratie, nie Stände und Classenunterschiede, nie einen socialen Kampf der Bevölkerungsschichten gegeneinander gegeben. Der Besitz war gemeinsam, der Staat eine große Gemeinde, der Zar der Vertreter der Allgemeinheit, seine Gewalt der Ausdruck des Willens derselben, der auf allgemeinen Volksversammlungen kundgethan ward. Und weil der Zar in seiner Person auch die höchste kirchliche Gewalt repräsentirte, so hat es nie einen Kampf der Kirche mit der weltlichen Macht gegeben, wie er den Occident zerfleischte ..... So aber ist es leider in Rußland nicht geblieben. Die Reformen Peter's des Großen haben gewaltsam den Gang der russischen Cultur unterbrochen und sie auf die falschen Bahnen der westeuropäischen Civilisation zu drängen versucht. Das Volk aber hat sich nicht mitreißen lassen. Daraus entstand der tiefe Gegensatz zwischen ihm und der gebildeten Gesellschaft, welche sich mit der westeuropäischen Bildung übertünchen ließ, die ihr indeß innerlich stets fremd geblieben ist, dieser Gegensatz, auf den alles Uebel im heutigen Rußland zurückzuführen ist. Durch ihn ward die nationale Einheit zerrissen; das staatliche Leben begann sich ohne Theilnahme des Volksbewußtseins zu vollziehen; die Bildung der höheren Classen blieb dem Volke unverständlich; die Kirche versank in einen trockenen Formalismus und das Volk gerieth in Unwissenheit und Knechtschaft und theilte sich in religiöse Secten. Diese gewaltsame Zerstörung der nationalen Entwickelung Rußlands durch die petrinischen Reformen erscheint um so frevelhafter, als seine ursprüngliche Cultur ethisch höher stand, als diejenige des „innerlich faulen Westens". Deshalb muß Rußland, soll es gerettet werden, zu den Principien, Anschauungen und rechtlichen und socialen Verhältnissen vor der „St. Petersburger Periode" zurückkehren; die Gesellschaft muß zum Volke herabsteigen, das allein den alten nationalen Principien treu geblieben ist und die ursprüngliche Eigenart erhalten hat. Durch eifriges Studium der in ihm lebenden Tradition, seiner Sagen, Lieder, Sitten und Gebräuche, soll die Kluft zwischen Volk und Gesellschaft beseitigt werden. So wird Rußland, indem es sich zugleich die nützlichen Errungenschaften und reichen Erfahrungen des Westens nutzbar macht, sich wieder wahrhaft national fortentwickeln; es wird die orientalisch-griechisch-russische Civilisation wieder zu Ehren und die rechtgläubige Kirche wieder zur Herrschaft bringen und als der Träger der einzig wahren Cultur, nachdem es sich selbst gerettet, auch die Menschheit befreien; es wird seine, ihm von der Vorsehung auferlegte hohe Mission erfüllen und dem Westen — nach der Selbstvernichtung der falschen Cultur desselben — die unveräußerlichen Wohlthaten des wahren Christenthums, des menschlich-freien Staatslebens und der einzig richtigen sittlich-freien und lebensfähigen Philosophie und Wissenschaft bringen! .....

Das sind die wesentlichsten geschichtsphilosophischen Ansichten der Slavophilen, wie sie sich in den Disputationen derselben mit Gegnern und Gesinnungsgenossen in der ersten Zeit ausbildeten. In ihnen liegen auch die Keime für die

Digitized by Google

Richtung, in der sich die Thätigkeit des slavophilen Kreises zu entfalten begann. In der Folge hat sich Manches in diesen Ideen geklärt; sie haben das romantische, idealistische Gewand abgestreift, sich in den Forderungen modificirt und auf realeren Boden gestellt, — ihre Grundzüge aber sind, vornehmlich in den Schriften Iwan Aksakow's, bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben. Es würde zu weit führen, hier ihre Haltlosigkeit darzulegen und das Gemisch von Unkenntniß allgemeiner Welt- und russischer Specialgeschichte, von orthodoxer Einseitigkeit und beschränkter Geschichtsauffassung, von nationaler Verblendung und Größenwahn, entstanden unter dem Einflusse der westeuropäischen Romantik und zu einer förmlichen Theorie entwickelt durch das Studium einer Philosophie, die nur halb oder gar nicht begriffen ward, gebührend zu kennzeichnen. Eine Thatsache ist es, daß die Verkündiger dieser Lehre an ihre Untrüglichkeit wie an das Evangelium glaubten und ganz und gar von ihrer hohen Mission und der weltbeglückenden Zukunft des National-Russenthums erfüllt waren. Sie waren eben philosophische Träumer, romantische Schwärmer, Idealisten, aber mit erstaunenswerther Energie begabt und von der heiligen Pflicht durchdrungen, ihre idealen Anschauungen in die Wirklichkeit zu verpflanzen, die Beweise für die Richtigkeit derselben durch wissenschaftliche Arbeit zu erbringen und selbst mit gutem Beispiel voranzugehen, um die Gesellschaft „um- und zurückzubilden", ihren Zusammenhang mit dem „Volksbewußtsein" wiederherzustellen, dieses zu studiren und so weitere Kreise für ihre Ziele zu gewinnen und zu begeistern. Dieser Umstand und die Thatsache, daß die nachfolgenden geschichtlichen Ereignisse ihre Bestrebungen begünstigten, erklären die späteren großen Erfolge der slavophilen Lehre.

(Schluß folgt.)

Wiener Brief.

Von D. Spitzer.

Dem Minister unseres ohnehin so bedauernswerthen Handels und Verkehrs, Herrn Pino von Friedenthal ist schon wieder ein großes Eisenbahnunglück zugestoßen, das dritte binnen wenigen Jahren. Man erinnert sich vielleicht noch, wie schwer er im Jahre 1883, ebenfalls im Februar, bei der Debatte über den Bau der Galizischen Transversalbahn in unserem Abgeordnetenhause mitgenommen wurde, einer strategischen Bahn, bei der ganze Regimenter bestochen wurden; hierauf entging er mit knapper Noth einem kleinen Malheur auf dem zweiten Geleise der Eisenbahnstrecke Tulln-Wien, und nun wäre er in dieser Woche bald das Opfer der Prag-Duxer Bahn geworden, und er darf sich glücklich preisen, daß er bei dieser Kohlenbahn mit dem nackten Portefeuille davonkam und nur fürchterlich angeschwärzt wurde. Es sind unglaubliche Dinge im Abgeordnetenhause zur Sprache gebracht worden, es hagelte Beschuldigungen und Beschimpfungen, und einmal fiel sogar das derbe Wort Siegmund Reizes — was schreibe ich denn? — nein, der regierungsfreundliche Abgeordnete Dr. Kronawetter sprach wohl auch davon, daß der Minister sich um diesen Bankier nicht mehr kümmern solle, da die von ihm so heiß geliebte Regierung dieses Reizes nicht bedürfe; aber das derbe Wort, das er gebrauchte, war der Ausdruck: „Schweinereien", mit denen er die Financirung der Prag-Duxer Bahn bezeichnete; eine Allegorie, die ich unerwähnt ließe, wenn sie nicht von dem Hause mit enthusiastischem Beifalle begrüßt worden wäre.

Die Vorgeschichte dieser Bahn ist schnell erzählt. So wie man in den Siebziger-Jahren, in dieser Zeit des epidemisch gewordenen Gründungskitzels, Baugesellschaften gründete, um im Hinblicke auf den wohlfeilen Sand der Wüste daselbst Zinshäuser zu errichten, mit der Aussicht auf die Fata morgana, so erbaute man damals auch phantastische Kohlenbahnen, um die Kohlen, auf denen die Freunde der Ungeduld zu stehen lieben, zu verfrachten. Zu diesen Kindern der verjüngten Volkswirthschaft gehörte auch die Prag-Duxer Bahn, die eine sogenannte Sackbahn war, indem sie von Prag über Dux in den Sack der Gründer ging. Sie begann bald nach ihrer Geburt zu kränkeln, und die rhachitische kleine Eisenbahn mußte sich daher jener Roßcur unterziehen, die in der schonungsvollen Bankierssprache „Sanirung" genannt wird. Dieses edle therapeutische Ziel wurde durch ein Heftpflaster erreicht, nämlich durch die Vereinigung mit der kerngesunden Dux-Bodenbacher Bahn. Da nun aber in Folge der hohen Apotheker-Rechnung zu besorgen steht, daß die Actionäre beider Bahnen ihr ganzes Geld verlieren, und so die Verwaltungsräthe ihrer natürlichen Versorger beraubt werden könnten, so hat man an den Staat das Verlangen gerichtet, er möge die Dux-siamesischen Zwillinge adoptiren und deren Locomotive an seinem Busen wärmen.

Der Handelsminister, der sich für die Verstaatlichung dieser Bahn schon vorher in hohem Grade interessirt hatte, weihte leider in seine verkehrspolitischen Pläne einen Mann, Namens Klier, ein, der sich eines solchen auf gegenseitige Achtung gegründeten Verhältnisses nicht würdig zeigte, indem er sich von den Bestechungs-Technikern der Bahnunternehmung für seine Vermittlerrolle zwischen dieser und dem Minister durch eine Summe von „enormer Höhe" entlohnen ließ. Glücklicherweise aber wurde dieser Mittelsmann, ehe er dem Unternehmen noch weitere Male bezüglich der Ertragsfähigkeit desselben auf den Zahn fühlen konnte, von der sühnenden Gerechtigkeit erreicht, da er später bei dem Versuche, auch das Vertrauen einiger Hausknechte zu mißbrauchen, die er angeblich in seine Dienste nehmen wollte und um die verlangten Cautionen prellte, von dem Gerichte zu einer mehrjährigen Kerkerstrafe verurtheilt wurde und so gewissermaßen selbst, noch vor der Prag-Duxer Bahn, in die Regie des Staates überging.

Es wurden in dem Abgeordnetenhause für Klier sehr beschämende Briefe vorgelesen, da aus denselben hervorging, wie nahe er dem Minister stand und wie tief er seither gesunken ist, der gegenwärtige Kerkersträfling. Mit heiterem Staunen vernahm man, wie in dieser geschäftlichen Correspondenz Klier's mit mehreren Financiers Herr v. Pino nicht mit seinem wirklichen Namen, sondern entweder aus Scherz oder aus Zartgefühl mit den Pseudonymen „Exenhofer" und „Alfred" bezeichnet wird. Nachdem man aber dessen klägliche Vertheidigungsrede im Hause gehört hatte, war man selbst versucht, ihm statt seines wirklichen Prädicates „v. Friedenthal" das pseudonyme „v. Jammerthal" beizulegen. Der Minister führte zu seiner Rechtfertigung an, daß er sich keiner Menschenkenntniß erfreue, für die er ja in der That kein Portefeuille besitzt, daß er ein zu „weiches Gemüth" habe und daher „manchen Menschen, den er hätte hinauswerfen sollen, nicht hinausgeworfen habe". Es wäre nur zu wünschen, daß der Handelsminister in Anbetracht der Weichheit seines Gemüthes, die ihn davon abhält, ihm nahestehende Persönlichkeiten zur Thür hinauszuwerfen, für eine solche Thätigkeit die von Klier geprellten Hausknechte engagiren würde, um sie so für ihre bei seinem Vertrauten erlittenen Verluste zu entschädigen. Eine triftigere Entschuldigung für den angegriffenen Minister machte der Abgeordnete Dr. Magg geltend, der darauf hinwies, daß zwei andere hervorragende Mitglieder des Cabinets, der Ministerpräsident Graf Taaffe und der Finanzminister Dunajewski, ebenso an Gemüthserweichung litten, wie ihr College, indem auch Männer, die ihnen näher standen und die sie gleichfalls nicht hinauswarfen, gegenwärtig in Banden schmachten, wie Klier, die Schwindler Neminar und Bontoux. Es wäre recht hübsch, wenn die drei Freunde der drei Minister, nachdem sie ihre Freiheit wiedererlangt haben werden, ein kleines Consortium bilden und eine Bahn, wenn auch nur eine Secundärbahn, bauen würden für den Criminalverkehr mit — Stein.*)

Da der Abgeordnete Dr. Steinwender, dem wir den ganzen Einblick in das Gemüthsleben unseres Handelsministers verdanken, auch gegen die „Strohmänner" geeifert hatte, die durch ihre Abstimmung in der General-Versammlung die Ver-

*) Eines unserer angesehensten Gefängnisse.
Anm. des Corresp.

Digitized by Google

einigung der blühenden Dux-Bodenbacher Bahn mit der dahinwelkenden Prag-Duxer Bahn bewirkt hatten, stürzte sich die Regierungspresse mit Ingrimm auf die armen Strohmänner und verlangte für solche die strengsten Strafbestimmungen. Wenn der Fuchs von den Flöhen zu sehr gepeinigt wird, so nimmt er ein Bündel Stroh in das Maul, geht damit in das Wasser, und wenn die Flöhe dann auf das trockene Stroh hüpfen, läßt er dieses fallen und lacht seine Quäler aus. So nehmen auch die Officiösen, da ihnen das Wasser schon bis an den Hals reicht, die Strohmänner ins Maul, damit die Opposition sich auf diese stürze, und wenn dies geschieht, lassen sie jene ganz einfach fallen.

Wir wissen es ja schon lange, daß in dieser Welt des Scheines, um nicht zu sagen des Betruges, der Strohmann eine höchst wichtige Rolle spielt. Man denkt nicht an ihn und spricht von ihm nicht, und wenn nicht hin und wieder bei großen Bank- oder Eisenbahnscandalen die Verdienste, die sich der Strohmann um die Gesammtheit erwirbt, besprochen würden, so wüßten wir nichts von diesem bescheidenen, unter uns wandelnden Wohlthäter der Menschheit. Kommt Einer dem Menschen-Ideal näher als der Strohmann? Während der Actionär die General-Versammlung, die über sein Wohl und Wehe entscheiden soll, schwänzt, macht der Strohmann, der arme Teufel, den die Sache gar nichts angeht, der keine einzige Actie besitzt, der niemals in seinem Leben auf eine Dividende zu rechnen hat, die Versammlung beschlußfähig und haucht das „Ja", das den schweren Alp von der Brust des Verwaltungsrathes wegbläst. Wir haben es vor Jahren bei dem berühmten Processe gegen den Eisenbahn-Director Ofenheim im Gerichtssaale gehört, wie das ganze Getriebe der Actiengesellschaften ohne den Strohmann stocken würde — die Schlote müßten aufhören zu dampfen, die Mühlen zu klappern, die Locomotiven zu keuchen. Und seinem Verdienste wird mit Undank gelohnt. Während er regelmäßig dem müßigen Verwaltungsrathe für dessen Mühewaltung dankt, ist es noch nie einem Vorsitzenden eingefallen, den Strohmännern für ihre Opfer an Zeit und Mühe den Dank des Verwaltungsrathes auszudrücken; er übergeht die Verdienste derselben mit Stillschweigen, und wir erfahren hiervon erst in den leider so seltenen Fällen, in denen die Herren Verwaltungsräthe auf der Anklagebank sitzen.

Und ist es denn in dem seriösen wirklichen Theater anders als in dem Kasperl-Theater des wirthschaftlichen Lebens, als in der Kreuzer-Komödie einer General-Versammlung? Die Stimme einer Sängerin zerreißt sein Ohr, aber in seiner Selbstlosigkeit schreit der Strohmann: Da capo! Eine neue Trompeten-Oper würde durchfallen, wenn nicht der Strohmann da wäre, der sich aufopfert, indem er bei den langweiligen Stellen, bei denen selbst Frauen mit den häßlichsten Zähnen das Gähnen nicht unterdrücken können, enthusiastisch klatscht, und während bei einem Trauerspiele die egoistischen Zuschauer schon längst nach dem Winterrocke geeilt sind und an das Nachtmahl denken, wird er noch immer nicht müde, den Autor herauszurufen, der hingebungsvolle Strohmann, obzwar er sich ebenso gelangweilt hat wie du, erbärmlicher Genußmensch! Stünde nicht die lateinische Sprache gegenwärtig, da man damit umgeht, diesen ererbten classischen Uebelstand abzuschaffen, in solcher Mißachtung, ich würde mit dem Dichter rufen: Sic vos non vobis!

Soll ich auch noch von den Strohmännern der Minister sprechen? Nein.

Die slavisch-clericale Majorität unseres Abgeordnetenhauses hat sich nicht um die schweren Anklagen gegen den Minister gekümmert; sie hat ihm, der selbst mit seinem Vertrauen zu Unwürdigen so wenig sparte, ihr Vertrauen votirt und die Eisenbahnvorlage angenommen. Und auch Jene haben zugestimmt, die so oft den sittlichen Ernst gepredigt und nicht den Millionären, sondern den Armen, die sich um das Stück Brod zum Leben ängstigen, den Werth der ehrlichen Arbeit angepriesen haben. Ehrliche Arbeit — woher nehmen und nicht stehlen? Tragt eure nunmehr so reich mit Butter beladenen Häupter ja nicht mehr in der Sonne spazieren! Doch auch auf die Sonne ist nicht mehr mit Sicherheit zu rechnen, denn sie bringt in unserer Zeit so manche sonderbare Unschuld an den Tag, daß ich fürchte, sie wird selbst noch, wenn sie so fortfährt, in ein sehr schiefes Licht gerathen.

Literatur und Kunst.

Psychologische Metaphern.

Von Rudolf Kleinpaul.

Im Menschenhirne malt sich die Welt anders, als sie ist und als sie der Philosoph zu construiren sucht. Bunter, farbenreicher, einfacher malt sie sich. Wo der Naturforscher nur Schwingungen einer den Raum erfüllenden, dünnen und elastischen Flüssigkeit sieht, sehen wir Licht und Farben; wo nach der Lehre vom Schalle eine Saite gestrichen wird, die gestrichene Saite in mehr oder weniger schneller Bewegung hin und her schwingt, ihre Bewegung der umgebenden Luft und durch diese unserem Ohre mittheilt, hören wir einen wundervollen Ton. Ein Haufen außerordentlich kleiner Theile, die nur darum so fest aneinanderhaften, weil sie auf einander eine Anziehungskraft ausüben, erscheint uns als ein Stück Eisen — die chemische Verbindung des Kohlenstoffes mit dem Sauerstoff der Luft erscheint uns als eine Flamme — ein Bewegungszustand der Moleküle ist uns Wärme. Dunkle Kräfte, Modificationen einer einzigen Grundkraft, von der nicht ein Minimum im Weltall verloren geht, verwandeln wir in Stoffe und Bilder, die nichts als Gesichtsempfindungen sind und die wir erst nach außen projiciren, legen wir in Raum und Zeit, in Natur und Geschichte glänzend auseinander und machen daraus, was Welt heißt. Auf geistigem Gebiete entfernen sich die populären Vorstellungen von der Natur eines Gegenstandes, der gar nicht in die Sinne fällt, noch mehr. Die Psychologie, wie sie das Volk versteht, sieht eher nach allem Anderen aus, als nach einer Seelenlehre, ja, ohne es zu wissen und zu wollen, nimmt die Wissenschaft selbst die hahnebüchenen Metaphern und die unzutreffenden Umschreibungen der Menge in ihre Terminologie auf, sie kann sich derselben gar nicht erwehren. Eine wissenschaftliche Psychologie ist noch zu schreiben, denn der Begriff Psychologie selbst ist eine Concession an volksmäßige Anschauungen. Auch der Laie fühlt wohl, daß das griechische Wort „Psyche" darin steckt, was heißt das aber eigentlich? — Hauch oder Athem. Die Psychologie ist, streng genommen, die Lehre vom Athem. Alle Sprachen leiten aus den sinnlichen Begriffen des Wehens, Hauchens, Blasens und Athmens die Vorstellung des Geistes und der Seele her, indem sie sich stufenweise vom Athem zum Lebensodem, vom Lebensodem zum Leben, vom Leben zur Seele als der Trägerin des Lebens erheben. Und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Sämmtliche hebräische Worte für „Seele", Rucha, Nefesch und Neschamah, bedeuten ursprünglich Athem und Wind, genau so wie unser Geist und das lateinische Spiritus; denn hinter Geist steht ein Stamm für hauchen, wehen, blasen, wie spirare hinter Spiritus und wie πνεῖν hinter Πνεῦμα. Das lateinische Animus, Geist, und das griechische Ἄνεμος, Wind, sind eins: im Griechischen hat sich die physikalische Bedeutung erhalten, während im Lateinischen die psychologische überwog, gerade umgekehrt wie bei Θυμός, Muth, und Fumus, Rauch; auch diese beiden Worte sind identisch, das lateinische F entspricht dem griechischen Θ, wie Theodor bei den Russen zu Feodor und wie das th im Munde der Engländer zu f wird. Es ist demnach ganz und gar folgerichtig, wenn unsere Vorfahren, den Spiritus sanctus übersetzend, gelegentlich „heiliger Athem" sagten: eine Zeitlang schwankte die althochdeutsche Kirche zwischen âtum und geist für den heiligen Geist, erst allmählich gewann „Geist" die Oberhand, so daß âtem im Mittelhochdeutschen die abstracte Bedeutung nicht

Digitized by Google

mehr hat. Bei „Geist" erlosch umgekehrt die sinnliche Bedeutung. Und so ist also auch ψυχή eigentlich soviel wie Hauch und Athem, verwandt mit dem Verbum ψύχω, hauche, kühle, und mit unzähligen Worten, die „kühl" und „kalt" bedeuten, denn man kühlt ja die heiße Suppe, indem man auf sie bläst, und dem Kinde, das sich den Finger verbrannt hat, sagt man, es solle darauf blasen. „Psychologie" ist eine erste Concession an den Verstand der Laien, die der Philosoph machen muß, heiße er Herbart oder Leibniz.

Und es gibt viele solcher Concessionen! Ist etwa unser „Seelenlehre" entsprechender? Das Wort „Seele" wird von Grimm mit „See" zusammengebracht und als die bewegende, wogende, fluthende Kraft gedeutet. Die Seele soll die „bewegliche" sein, wie die See die bewegte Wassermasse ist. Diese Deutung will, wie so manche andere, nicht recht befriedigen; am ersten würde sie noch auf das Blut passen, von dessen Begriffe sich zu dem des Lebens und der Seele gelangen läßt, wie von dem des Athems. Und wie hinwiederum „Blut", ein „junges Blut", a blood in unserer und der englischen Sprache nicht selten den ganzen Menschen und das lebende Wesen selbst bezeichnet, so sagen wir auch gern „Seele" für die Person, ohne daß dabei eine bestimmte Beziehung auf die Lebenskraft hervorzutreten braucht; wir sagen: Du gute Seele! Geh, liebe Seele! Eine Gemeinde mit zehntausend Seelen u. s. w. Dies führt weiter dazu, die Seele als eine Art zweiten Leib zu fassen, der im ersten Leibe steckt: sie ist ein Geistleib oder ein Astralleib, wie die Spiritisten sagen, oder, wie die Griechen sagen, ein Menschenbild (Εἴδωλον). Solche Anschauungen haben in der Kunst einen monumentalen Ausdruck gefunden. Das Mittelalter über bediente man sich, um eine Seele darzustellen, fast regelmäßig einer kleinen nackten menschlichen Figur, sagen wir eines Kindes, das bald, ins Leichentuch gewickelt, von Engelshänden zum Himmel emporgetragen wird, bald auf seinen eigenen Füßen in die mandelförmige Glorie eingeht, welche die ewige Herrlichkeit bedeutet. Verließ die Seele gerade den Körper, so malte man wohl eine kleine Menschenfigur, die unten wie eine Eidechse in einen Schwanz auslief und damit aus dem Munde des Sterbenden hervorkroch, um hier, je nachdem, von einem Engel oder von einem Teufel in Empfang genommen zu werden — die beiden Schächer von der Kreuzigung Christi gaben hierzu eine schöne Gelegenheit. Aber die rohe Bildlichkeit früherer Zeiten gefiel sich nicht blos kleine Menschen, sondern auch kleine Thiere in den Menschen hineinzuthun: Schmetterlinge, Insecten, Vögel, Mäuse — aus dem Munde der sterbenden Sancta Reparata sieht man auf Abbildungen eine weiße Taube zum Himmel emporfliegen, und man erinnert sich an den Traum des Frankenkönigs Guntram, der auf der Jagd sein Haupt auf das Knie seines Stallmeisters legte und einschlief. Da kam aus seinem Munde ein kleines Thier und suchte über das Bächlein, das vorbeifloß, hinüberzukommen. Der Stallmeister hielt sein Schwert über den Bach, das Thierchen lief darüber und fuhr in ein Loch des nahen Berges. Nach einiger Zeit kam es wieder heraus, schlüpfte auf dem Schwert über das Wasser und in den Mund des Königs zurück. Unterdeß träumte dem Könige, er gehe auf eiserner Brücke über einen Fluß und in einen Berg, wo er eine große Menge Goldes erblicke; die vom Körper gelöste Seele war ihm und seinem Begleiter nach altem Germanenglauben als eine Maus oder meinetwegen als ein Wiesel oder als eine Eidechse erschienen. Auch diese phantastischen Vorstellungen haben in der Sprache Boden gewonnen; oder reden wir nicht tagtäglich von „Grillen", von „Schnaken" und von „Mucken"? Beruht nicht das französische Caprice und das italienische Capriccio auf einem Vergleich der menschlichen Launen mit den unerwarteten Sprüngen einer Ziege? Der Muthwille, die Unruhe, der beständige Trieb den Ort zu wechseln, ist ein Hauptmerkmal der Ziege, italienisch Capra. Darum haben die Italiener unsere wunderlichen Einfälle und Alles, was wir Unvernünftiges und Unüberlegtes thun, gleichsam „Ziegerei" genannt; ungefähr dasselbe bedeutet das italienische Ticchio, welches aus unserem „Zicke" entstanden ist, während man in Frankreich auch sagt: cette femme a des rats dans la tête. Wer dagegen recht hochmüthig ist, von dem heißt es, er habe einen Wurm oder einen Spatz. Ja, wie stellen wir uns am Ende die Seele Gottes vor? Nicht abermals als einen Vogel, und zwar wie bei der heiligen Reparata als eine Taube, das Sinnbild der Reinheit? Mit ausgebreiteten Flügeln schwebte der Geist Gottes auf dem Wasser, gleich als eine Taube fuhr der heilige Geist vom Himmel herab und kam über den getauften Jesus, eine Taube sitzt Papst Gregor dem Großen auf der Schulter und flüstert ihm göttliche Geheimnisse ins Ohr. Und an alle diese kindlichen Versuche, das Unsichtbare zu verkörpern, muß die wissenschaftliche Psychologie Concessionen machen.

Sie kommt aus den Concessionen gar nicht heraus! Denn da die wahre Thätigkeit der Seele nur geahnt, aber nicht angeschaut werden kann, hat das Volk auch gar keine Ausdrücke dafür erfunden, sondern es behilft sich mit halben Bezeichnungen und unangemessenen Bildern. Um über psychologische Vorgänge halbwegs correct zu schreiben, wäre eine ganz neue Terminologie vonnöthen, denn die, welche die Sprache bietet, sieht einer Fabel ähnlich. Wir reden wie die Blinden von den Farben; unsere Ausdrücke sind entweder bildlich oder zum mindesten indirect. Zwischen den Begriffen des Erkennens und des Zeugens, zwischen den Wurzeln GNO und GEN, findet in den indogermanischen Sprachen ein unverkennbares Verwandtschaftsverhältniß statt, obgleich sie bereits in der Urzeit unterschieden worden sind. Als vermittelnden Begriff betrachtet man bald den des Keimens, bald den des Kommens; vielleicht aber bedarf es dieser Vermittelung gar nicht. Unser „können" ist eigentlich soviel wie „wissen", diese Begriffe tauschen sich ja auch in andern Sprachen aus: „ich kann tanzen" entspricht auf das genaueste dem französischen je sais danser oder dem italienischen so ballare. Erst später entwickelte sich aus dem „Wissen" die Bedeutung des „Vermögens". Indessen ist „ich kann" eigentlich kein Präsens, sondern ein Perfectum, nämlich ein sogenanntes starkes Präteritum, analog den Formen „ich sann", „ich begann", „ich entrann": das Perfectum „ich kann" setzt ein Präsens „kinnen" voraus, welches „kinnen" etwa dem lateinischen noscere zu vergleichen wäre, so daß „ich kann" dem lateinischen novi gleichsteht. Das Zeitwort „kinnen" nun hatte wiederum ursprünglich die Bedeutung „erzeugen", „ich kann" hieß: „ich habe erzeugt". „Ich kann ihn" durfte etwa ein Vater von einem natürlichen Sohne sagen, wenn es galt, ihn als erbberechtigt hinzustellen; „ich kann ihn" war soviel wie „ich bin sein Vater" und dies soviel wie „ich kenne ihn", „ich erkenne ihn an". „Ich kann ihn" durfte auch die Mutter in gleichem Falle sagen, dann war es soviel wie „ich habe ihn geboren". Aus der Anerkennung eines Kindes wäre demnach der Begriff aller Kenntniß überhaupt hervorgegangen, und es unterliegt ja keinem Zweifel, daß die Kenntniß, welche Vater und Mutter von ihrem Kinde haben, die allerstärkste und die allerbeste ist, sintemal dem Volksglauben nach dem Vater und dem Sohne, wenn sie sich unbekannterweise küssen, sogar die Nase blutet und das Mutterauge den Wandersmann am ersten wiederzuerkennen pflegt. Bei dem lateinischen considerare, welches eigentlich die Sterne (Sidera) betrachten heißt, ist ein beschränkter Begriff in ähnlicher Weise verallgemeinert worden. Lassen wir diese Genesis des Begriffes gelten, so steht also „ich kann" so ziemlich auf derselben Stufe wie „ich weiß", welches abermals ein uraltes Perfectum ist und eigentlich „ich habe gesehn" bedeutet, entsprechend dem vêda des Sanskrit, dem griechischen οἶδα und dem lateinischen vidi, nur daß das Erzeugthaben eine noch entferntere Ursache des Wissens ist als das Gesehenhaben. Aber hier wie dort wird nicht das Wissen selbst, sondern ein Erlebniß angedeutet, welches zum Wissen geführt und den Zustand der Wissenschaft möglich gemacht hat; „ich kann" und „ich weiß" sind bloße Voraussetzungen des Wissens. Und das nenne ich einen indirecten Ausdruck.

Aber diese Mode, äußerliche Vorarbeiten für die nachkommende Seelenthätigkeit zu setzen, beherrscht die ganze Psychologie. Wir sagen, daß wir uns etwas vorstellen, eine Meinung verstehen, eine Sache begreifen, eine Geschichte überlegen. Dergleichen Ausdrücke sind nicht gerade bildlich, aber sie machen Thätigkeiten namhaft, die blos Mittel zum

Digitized by Google

Zwecke sind, und verlieren die Functionen der Seele über Präliminarien, die auf ein exactes Wissen abzielen, ohne das Wissen selbst zu sein. Das Leben und Treiben unserer Seele ist den Menschen ein Geheimniß, sie haben Worte für Alles, wodurch das Denken vorbereitet wird, aber sowie sie an die Grenze des unentdeckten Landes kommen, geht ihnen der Athem aus. Sie haben den guten Willen, vom Geist zu reden, aber sie tappen wie im Finstern; sie möchten fliegen und können nicht. Wenn ich mir einen Stuhl vorstelle, wenn ich ihn vor mich hinstelle, so daß ich ihn recht genau sehen und mir seine Construction einprägen kann, so ist das ganz zweckmäßig und ganz im Geiste der empirischen Naturforschung. Aber ich hole den Stuhl doch nur deshalb, um ein Bild von ihm in meine Seele zu bekommen und um mir den Stuhl innerlich vorstellen zu können. Wie? Was ist das? Muß ich hier wieder vorstellen sagen? — Freilich; für die stille Function der Seele oder des Gehirns, kraft deren eine Anschauung reproducirt wird, fehlt uns eben jegliches Verständniß, wir kommen wie Blödsinnige immer wieder auf das materielle Vorstellen zurück. Oder was heißt das: ein Ding verstehen? Doch wohl dasselbe, was das griechische ἐπίσταμαι besagt — daß wir durch das Hintreten vor ein Ding und durch langes Stehen vor demselben, daß wir dadurch dem Dinge auf den Grund kommen — wie wir ja auch sagen: hinter etwas kommen. Jeder Forscher steht in diesem Sinne lange und prüfend vor seinem Gegenstand, bis er ihn endlich versteht — aber es ist doch kläglich, daß wir in der Sprache den Anfang für das Ende und das elementarste Vorstudium für die Blüthe der Erkenntniß halten. Wir überlegen uns eine Geschichte, das heißt, wir wenden sie um und um, drehen sie hin und her, wie ein Stück Kattun, das wir kaufen wollen und von dem wir eine Seite über die andere legen. Es ist wirklich das, was etwa bei der Prüfung eines Planes zu geschehen pflegt, aber das Geistige daran, das Hin- und Herschwanken der Seele, entgeht uns, es klingt, als ob wir leblose Automaten wären. Und so begreifen wir die Wahrheit wie ein Huhn, wir erfassen sie wie einen Zipfel, wir erwägen sie wie ein Pfund: penser und peser ist im Französischen identisch, das eine wie das andere kommt von dem lateinischen pensare, welches selbst schon die doppelte Bedeutung des Wägens und des Abwägens oder Erwägens hat.

Neben solchen halb bildlichen Wendungen gehen die allgemeinsten, ungenauesten und vagsten Ausdrücke nebenher, Ausdrücke wie erinnern — empfinden, d. i. entfinden — vergessen, d. i. verlieren, das Gegentheil zu dem englischen to get, erhalten — wahrscheinlich bedeutet auch das lateinische oblivisci einfach „verloren haben", nicht verblassen oder überstreichen (oblinere). Es steht schlimm um die Psychologie: der Philosoph hat hier Alles, Alles neu zu machen, er verkündigt wie der Apostel Paulus einen unbekannten Gott, er erzählt von einer Seele, von der das Volk so gut wie gar nichts weiß. Man darf das noch keinen Materialismus nennen, denn der Materialismus hat doch wenigstens ein Gehirn, während sich die Psychologie des Volkes um das Gehirn nicht viel mehr als um eine unkörperliche Seele kümmert. Sie geht über die äußerlichsten und unwesentlichsten Erscheinungen des Seelenlebens nicht hinaus. — —

Die Natur selbst scheint sich in Metaphern zu gefallen und über grobsinnliche Ausdrücke nicht hinwegzukommen. Ich sage, scheint: denn was wir Natur nennen, ist doch nur Wirkung einer dunkeln Phantasie, die unser Wesen leitet. Aber was es auch sei, die Thatsache steht fest, daß nicht blos die volksthümliche Psychologie die Erscheinungen des Seelenlebens ganz verballhornt, sondern daß auch unser eigner Körper, wenn er auf diese Erscheinungen reagirt, ausnehmend ungeschickt ist und unter seinem Gegenstande bleibt. Ich meine die Reflexerscheinungen, die durch gewisse Empfindungen und Gefühle hervorgerufen werden, wie Lachen und Weinen.

Alle unsere Thränen, Seufzer, Schreie und Jauchzer sind Reactionen, die auf Reize zu erfolgen pflegen. Auf Reize, die von außen an uns herantreten und wie kleine Feinde den Organismus aus seiner Ruhe aufstören. Um ein einfachstes Beispiel anzuführen: wenn uns etwas ins Auge gekommen ist, so fängt es an zu thränen. In diesem Falle ist die Reaction eine natürliche und zweckentsprechende; denn unsere Thränen haben die Bestimmung, den Augapfel zu reinigen und die Mücke oder was uns sonst belästigt, wieder hinwegzuspülen, wie man bei Häfen die Schleusen öffnet, um Versandungen wegzuspülen. Bekanntlich weint der Mensch in geringem Maße beständig, indem fortwährend Thränen abgesondert werden, um die Oberhautschüppchen von der Bindehaut und Hornhaut wegzuspülen und die letztere durchsichtig zu erhalten.

Aber die Erfahrung lehrt, daß eine reale Ursache nicht immer vorzuliegen braucht, um die Reaction auszulösen: oft genügt die bloße Vorstellung der Störung. Man erzählt von einem Schüler Boerhaves, der alle Krankheiten der Klinik selbst bekam und die Medicin an den Nagel hängen mußte, weil er einen solchen praktischen Kursus nicht aushalten konnte. Wir alle haben etwas von diesem Studenten, denn unsere Einbildungskraft wirkt Wunder, wir schlagen uns mit Hirngespinnsten und Phantasiebildern herum. Die Furcht erbleicht lange vor der Schlacht und die Keuschheit erröthet bei einem Wort. Nehmen wir an, Heine habe im Traum geweint, weil ihm träumte, daß ihm etwas ins Auge gekommen sei. Die Phantasie ist wahrlich eine verhängnißvolle Gabe, die unsere Schmerzen verdoppelt und verdreifacht, steigert und verlängert.

Was werden wir nun sagen, wenn dieselbe Maschine nicht blos auf die Vorstellung der natürlichen Störung, sondern auch auf ganz und gar andere, allgemeine Eingriffe, auf schwere Verluste und Unglücksfälle, in der alten Weise reagirt, als ob sie nur locale Schmerzen hätte? Wenn unser Auge, sonst nur gewohnt, bei Anwesenheit eines Stäubchens oder einer Mücke zu schmelzen, bei einer Hiobspost überfließt,

wie Arabiens Bäume thaun
von heilungskräft'gem Balsam? —

Was werden wir sagen? — Daß es eine psychologische Metapher ist, ein Tropus des in uns wirkenden Lebensgeistes, der ein großes, persönliches Leiden localisirt, weil er es nicht anders fassen und fühlen kann.

Unsere Thränen sind ein handgreiflicher Beweis für die absolute Unfähigkeit des Menschen, in Sachen der Psychologie über die nächstliegenden sinnlichen Eindrücke hinauszugehen. Wir können sie Metaphern nennen, die sich von Generation zu Generation forterben und gleich wirklichen Metaphern nachgesprochen werden; aber sie verrathen doch weniger den Erfindungsgeist als die Furcht des Organismus, sich in etwas Höheres hineinzudenken. Man wende nicht ein, daß das Weinen in Leid und Freude eine rein mechanische Sache sei, weil der Thränenapparat durch Nerven in so naher Beziehung mit dem Gehirne stehe, daß durch Gemüthseindrücke leicht eine vermehrte Absonderung und ein Ueberlaufen der Thränen über die Augenränder zu Stande komme; warum würde denn da bei anderen heftigen Gemüthseindrücken nicht geweint? Nein, nein, dahinter steckt eine naive Poesie. Von dem Geiste, der in uns wohnt, der auch in unsern Träumen Dornen aus Hindernissen macht, wird der Schmerz gleichsam in ein Stäubchen übersetzt, das ins Auge gekommen ist: der Organismus versucht es beinahe kindisch hinwegzuspülen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß auch gewisse Thiere, Hunde, Pferde, Hirsche und Delphine im Todeskampfe weinen: beim Homer weinen bekanntlich die unsterblichen, von Weltschmerz ergriffenen Rosse des Achill. Das würde nur beweisen, daß diese edlen, menschenfreundlichen Geschöpfe auch unsere Sprache reden. Und wie merkwürdig! Sobald der Schmerz zu groß, zu furchtbar und unerwartet ist, versagt unsere Bildlichkeit und der Geist steht gleichsam eine Weile still: wir vermögen es nicht nach unserer Art zu fassen, wir können's nicht überwinden. Wenn wir's können, fließen auch die Thränen."

Dieses Princip der psychologischen Metaphern, deren Wahl von localen Nerveneinflüssen abhängen mag, ist für das Verständniß des organischen Haushalts von der höchsten Wichtigkeit: auf ihm beruhen alle Naturlaute und Lebensäußerungen, die durch mehr als blos physische Reize hervorgerufen werden. Die physischen Reize liefern das Tertium comparationis. Wie wir den Schmerz beim Weinen in eine materielle Störung des Auges übersetzen, so sehen wir

Digitized by Google

ihn ein andermal unter dem Bilde einer drückenden Last, ein drittes Mal unter dem Bilde eines Feindes, den wir erweichen, ein viertes Mal unter dem Bilde eines drohenden Ungeheuers an, das wir verscheuchen wollen. Der Mensch seufzt von Natur, wenn ihm ein wirklicher, centnerschwerer Stein die Brust beklemmt und die Lunge am Athmen hindert; er seufzt aber noch viel öfter aus Kummer oder aus Liebesschmerz, der ihm wie ein Stein auf dem Herzen liegt. Der Mensch klagt und jammert von Natur, um einen grausamen Gegner zum Mitleid zu bewegen und ihn durch die rührenden Laute umzustimmen; er klagt aber auch am Sarge eines Todten, wo kein Gegner zu sehen ist, indem er sich an das unerbittliche Schicksal wendet. Der homerische Krieger schreit, wenn er auf der Wahlstatt vom Speer getroffen wird — er will gleichsam den Feind durch seinen lauten Schrei erschrecken und verjagen; aber wir alle schreien auf, wenn uns eine furchtbare Nachricht überrascht, als verfolgte uns Diomedes. Es ist dieselbe Manier, mit der wir in der Freude und Verwunderung die Hände zusammenschlagen, weil wir uns des unverhofft kommenden Wunders erwehren wollen. Weshalb steckt ein Bauernkind, wenn es einen Fremden erblickt, seinen Finger in den Mund und verbirgt sich hinter der Schürze seiner Mutter? Weshalb kratzt sich der Verlegene am Kopfe oder mit dem Rücken der rechten Hand die Bartstoppeln gegen den Strich? Weshalb räuspert er sich, weshalb kaut er an der Feder, weshalb dreht er sein Taschentuch um und um? — Luther wischte, wenn er in Erörterungen kam, wie der Japaner beim Gruße, mit der Hand über seine Knie, dieser Gestus war ihm eigen — Turgenjew's Markeloff stieß bei derselben Gelegenheit den Zeigefinger vor sich hin. Ueberall die Tendenz, den unsinnlichen Reiz zu versinnlichen, gleichsam verständlich zu machen und nun dagegen zu reagiren: wie Schulmeister halten wir uns an das Concrete, um dem Abstracten beizukommen.

Wie ein Vogel, dem die Flügel gebunden sind, fällt die Seele immer wieder auf die Erde und in die Sinnlichkeit zurück. Wir möchten Gott und die Welt anklagen, und wir weinen; wir möchten einen guten Einfall haben, und wir kratzen uns am Kopfe; wir lesen die Knallerbsen, und wir sollen und müssen lachen. Wir lachen nicht, ohne sozusagen einen Kitzel des Gedankens zu empfinden — ein ebenso gewöhnliches, wie lehrreiches Beispiel psychologischer Uebertragungen. Ueber unsere Achselhöhlen oder über die Fußsohlen läuft ein sonderbarer Reiz, eine leicht hinstreichende Berührung, die, wechselweise hervorgebracht und unterbrochen, zwischen Sein und Nichtsein gewissermaßen schwankend, die Empfindungsnerven neckt und das Zwerchfell erschüttert. Einen analogen Reiz ruft im Verstand das Lächerliche hervor, indem es ihn fast gleichzeitig aufrichtet und niederdrückt und aus dem Gefühl seiner Ueberlegenheit unversehens in das Gefühl seines Nichts überspringen läßt. Sei es, daß die Natur durch Zufall das Widersprechende verknüpft; sei es, daß der Witz wie ein gewissenloser Priester jedes ihm vorkommende Pärchen traut: immer sind wir für einen Augenblick die Düpen des Spaßmachers — aber unmittelbar darauf durchblitzt uns etwas wie unsere eigene Ungereimtheit — wir versuchen's noch einmal und gehen abermals in die Falle, dann besinnen wir uns wieder — so werfen wir unsern Irrthum gleich einem Balle in die Höhe und fangen ihn wieder auf, um ihn abermals auszuwerfen; bis wir dann, gleichsam im Gehirn gekitzelt, zu lachen anfangen, halb über die eigene, halb über die fremde Dummheit. Nur muß uns hierbei die Wahrheit aufgehen wie ein Licht; darum lachen wir nicht, wenn wir in der Schulstube langsame und regelrechte Fortschritte auf der Straße der Erkenntniß machen, aber wohl, wenn wir im Schaukelstuhle der Unterhaltung sitzen und die Witzworte wie Raketen aufeinanderplatzen.

Vielleicht daß man da auch einmal die psychologischen Metaphern des Menschen zum Lachen fände. Er gleicht dem Papierdrachen, der nur soweit steigt, als der Bindfaden in der Hand des spielenden Knaben reicht; er ist wie ein Fisch, der sich höchstens auf einen Augenblick über den Spiegel des Wassers emporzuschnellen und den wahren Himmel und die wahre Erde im Fluge zu sehen vermag, aber gleich wieder untertaucht;

> Er scheint mir, mit Verlaub von Ew. Gnaden,
> Wie eine der langbeinigen Cicaden,
> Die immer fliegt und fliegend springt
> Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt! —

Es ist das alte Liedchen von den Sinnen, von sinnlichen Reizen, von sinnlichen Erfahrungen, von sinnlichen Thätigkeiten, das kein Wort für die Seele hat.

Wer darf sagen, er glaube an keine Seele? Sie verbirgt sich wie ein Künstler hinter ihrem Werk! „Aber spricht die Seele, so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr."

Geibel-Denkwürdigkeiten.

Von Paul Schütze.

Bald jährt sich der Tag zum zweiten Male, an welchem die Glocken von St. Marien in Lübeck ihrem Sänger das Geleite zur ewigen Ruhe gaben. Wenn ein Mensch gestorben ist und der Hügel sich über seinem Grabe wölbt, überschaut man sein Erbe: — das ist der Welt Lauf. Wenn ein Dichter gestorben ist, überblickt man, was er an ewigen Gütern seiner Nation und der Menschheit hinterlassen hat. Das ist gut so, und eine schöne Aufgabe, wo es sich um Poeten von Gottes Gnaden handelt. Emanuel Geibel war ein solcher. Einst legte er den Schwur ab:

> „So helfe Gott mir, daß ich walte
> Mit Ernst des Pfundes, das mir ward,
> Daß ich getreu am Banner halte
> Der deutschen Ehre, Zucht und Art."

Er ist diesem Gelübde treu geblieben sein Leben lang. Unsere Pflicht aber ist es, mit dem Pfunde, das er uns anvertraut hat, zu wuchern, in die Eigenart seines Seins und Dichtens einzudringen und seine Gestalt am literarischen Horizonte seiner Zeit bestimmt und klar abzuzeichnen.

Dazu sind denn auch schon mehrere Anläufe genommen worden. Vor Allem sind die „Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten" von Karl Theodor Gaedertz*) zu nennen, die umfangreichste unter den bisher erschienenen Publicationen. Den Grundstock des Buches bildet das Material, welches Gaedertz von den verschiedensten Seiten, namentlich von Freunden und Verwandten des verstorbenen Dichters zur Verfügung gestellt wurde: Actenstücke, Briefe, Tagebuchblätter, Gedichte und Erinnerungen aus allen Perioden seines Lebens. Interessant ist, was aus einem Programm des Katharineums zu Lübeck über die Schulzeit Geibel's mitgetheilt wird. Einer seiner Lehrer in der Untersecunda berichtet, als schaue er ahnend die künftige Meisterschaft, ausführlich in den Zeugnissen über sein damaliges Wissen und Können. Da heißt es z. B.: „Er hat einen sehr empfänglichen Sinn für alles ästhetisch Ansprechende, auch für die Energie der lateinischen Sprache. Im deutschen Stil hat er alle übertroffen. Die Ueppigkeit in Behandlung derjenigen deutschen Stoffe, welche die Phantasie und das Gefühl erregen, ist ein erfreuliches Zeichen seiner geistigen Fülle. Als Beleg von der Energie seiner Einbildungskraft und der Leichtigkeit seines Versbaues kann eine von der ganzen Classe mit Verwunderung gehörte Darstellung der Empfindungen des Germanicus beim Anblick des römischen Lagers im Teutoburger Walde dienen." Unter den hier zum ersten Male gedruckten Gedichten sind die an Caecilie Wattenbach, Geibel's Jugendgeliebte, weitaus die bedeutendsten, zart und duftig wie eine eben sich erschließende Rose, innig und gläubig wie das Gebet eines Kindes:

*) Berlin 1886, Verlag von W. Friedrich Nachf.

Digitized by Google

„Du neigst das Haupt so leise,
Du blickst mich an so still,
O rede, was Dein Auge
Schweigend mir sagen will.
Mir schwillt vor Deinen Blicken
Das Herz so unruhvoll;
Ich weiß nicht, ob ich hoffen
Oder verzagen soll."

Ueber das, was sich eigentlich zwischen ihn und sie geschoben, erfahren wir auch aus diesen Denkwürdigkeiten nicht mehr, als was uns das schöne Gedicht „Wie es geht" schon lange gesagt hat. Geibel schreibt in späteren Jahren an Caecilie: „Wie schwer haben wir uns damals selbst das Leben gemacht! Wieviel unschuldiges Glück uns dadurch verkümmert, daß wir uns in jugendlicher Befangenheit nicht ganz offen zu geben wußten"; und in dem Widmungsliede, mit welchem er ihr die „Spätherbstblätter" übersandte, lautet die zweite Strophe:

„Nimm sie hin, wie trüb uns immer
Irrsal und Verhängniß schied,
Dein vergessen konnt ich nimmer,
Denn Du warst mein erstes Lied."

Von den übrigen neu mitgetheilten Gedichten hätte Manches fortbleiben können. Geibel schüttelte derartige Gelegenheitslieder mühelos aus dem Aermel. Daß die alle gedruckt werden, verlangt die Literaturgeschichte zunächst noch nicht. Uebrigens verwertete er gelegentlich ein Motiv zweimal, wie ein Vergleich des dem gastfreien Landrath Heuberger in St. Goar als Erinnerung hinterlassenen Gedichtes (1843) mit dem in Escheberg bei einem Feste vorgetragenen, dem Freiherrn von der Malsburg geltenden Liede (1844) zeigt; die letzte Strophe ist hier wie dort die gleiche:

„Traun! so gern, bevor ich schied,
Brächt' ich meinen Dank zur Stelle,
Und so warf ich denn dies Lied
Dir als Ros' auf Deine Schwelle."

Bemerkenswerth sind noch die burlesken Verse von dem nackten Merkur auf der Holstenthor- oder Puppenbrücke in Lübeck, welche Geibel beim Abschied aus Bonn (1836) Gaedertz's Vater ins Stammbuch schrieb, bemerkenswerth dadurch, daß sie das erste Gedicht waren, welches Friedrich Wilhelm IV. von Geibel kennen lernte, und daß sie die Gewähr eines Jahresgehalts mit veranlaßten. Interessant ist auch die Erzählung von der Entstehung des „lustigen Musikanten". An Briefen von Geibel wird wenig mitgetheilt. Sie wären wichtiger als die Gelegenheitsgedichte. Welch' klaren Einblick gewähren seine Briefe an die Familie von der Malsburg, auf die ich hernach zurückkomme, in sein ganzes Wesen und sich Geben, in sein poetisches Streben, und in die Art, wie er Stellung nahm zu den seine Zeit bewegenden Fragen. Gaedertz zieht für seine Darstellung aus ihnen zu wenig Nutzen. Mit ein paar Zeilen geht er über die für das innere Ausreifen und Mitsicheinigwerden des Dichters so bedeutsame Escheberger Zeit hinweg. Dankenswerth und dem künftigen Biographen Mühe ersparend mag die Mittheilung der verschiedenen Schreiben an König Ludwig, an Friedrich Wilhelm IV., an Se. Majestät den Kaiser sein. An charakteristischen Zügen enthalten sie wenig. Von Freunden Geibel's haben Erinnerungen namentlich Heinrich Kruse und Graf von Schack beigesteuert. Interessant ist, was über Kruse's und Geibel's dramaturgische Meinungsverschiedenheit mitgetheilt ist: jener ein Anhänger Shakespeare's, dieser ein Bewunderer der strengen, Einheit der Zeit und des Ortes wahrenden Tragödie. Die im Liede so schön verklärte Bonner Studentenzeit und der denkwürdige, in der Erinnerung des Dichters immer wieder sich erneuernde Aufenthalt in Griechenland kommen in Gaedertz's Darstellung sehr zu kurz. Den Abschnitt „Dr. Geibel, chez Mr. Mr. de Catacazy, Ministre de Russie, Athènes" müssen Gedichte von Ernst Curtius füllen helfen, mit welchem Geibel gemeinschaftlich die sonnenüberströmte Fahrt durch das griechische Inselmeer machte. Für das Capitel „Student zu Bonn am Rheine" hat Gaedertz die Briefe seines Vaters verwerthet, der damals ebenfalls in Bonn studirte und mit Geibel viel verkehrte. Ueber Essen, Trinken und Wohnung geben sie ja genügenden Aufschluß, aber das geistige Streben und Werden des jungen Poeten enthüllen sie uns nicht. Auch die paar Anekdoten, die eingestreut werden, stellen uns in dieser Beziehung nicht zufrieden. Wie schon vorher in der Darstellung des griechischen Aufenthalts, ist auch in dem Abschnitt „St. Goar und Freiligrath" ferner Liegendes aufgenommen und das Bild des Dichters darüber vernachlässigt worden. Auf die schönen in St. Goar geschriebenen Briefe an den Freiherrn von der Malsburg ist nicht Bezug genommen.

Das Material, welches Gaedertz für sein Buch vorlag, ist in seinem Werthe ein sehr ungleiches. Eine Scheidung des wirklich Charakteristischen vom Unwichtigen und Bedeutungslosen hat er nicht vorgenommen. Wäre das geschehen, so hätte jenes in einer mäßigen Broschüre zusammengefaßt und von einem erklärenden Texte begleitet gewiß einen schönen Beitrag zur Geibel-Literatur gebildet. Gaedertz aber hat Wichtiges und Unwichtiges ohne Wahl aufgenommen und durch eine verbindende Darstellung aneinander gereiht, die den Anspruch erhebt, eine Biographie des Dichters sein zu wollen. Zwar sagt er im Vorwort: „Keine erschöpfende Biographie enthalten diese Blätter, sondern nur Beiträge." Weiterhin aber spricht er die Hoffnung aus, man werde „das Bild des Dichters, das Bild seines Lebens und Seins frisch und farbensatt dargestellt finden". Ein Bild seines Lebens und Seins frisch und farbensatt, was ist das anderes als eine Biographie! Den Schein einer solchen erweckt auch die Eintheilung in Capitel und deren Ueberschriften. Nun begnügt sich Gaedertz aber im Wesentlichen mit der Erzählung des äußeren Lebensganges des Dichters. Sein geistiges Wachsthum, das, was uns an ihm vor Allem interessirt und dessen Darstellung seine Biographie erst frisch und farbensatt gemacht hätte, tritt allzusehr in den Hintergrund. Eine Charakteristik seiner Lyrik in den einzelnen Perioden, die doch so lockend nahe lag, hat Gaedertz nicht versucht. Ebenso ist die Aufgabe, Geibel's Stellung und Bedeutung in unserer Literatur zu fixiren, die für seine Dichtung bestimmenden Factoren herauszustellen und andererseits seinen Einfluß auf jüngere Poeten zu verfolgen, unangetastet geblieben.

Im Stil wäre Manches zu tadeln. Das Buch ist zu salopp, zu feuilletonistisch geschrieben. Wendungen wie man sie auf Seite 54 liest:

„Wie? höre ich meine schöne Leserin ungeduldig fragen Hatte Geibel nur Sinn für derlei Allotria? hatte er keine Augen für seine Jugendliebe? — O, gewiß, und er empfand es mit namenloser Wonne, daß auch sie ihm gut geblieben —"

dürften doch in einer ernst gemeinten Schrift, die noch dazu Sr. Majestät dem Kaiser gewidmet ist, nicht vorkommen.

Rein und klar als Dichter und Mensch tritt uns Emanuel Geibel entgegen in den von Albert Duncker herausgegebenen, „Briefen Geibel's an Karl Freiherrn von der Malsburg und Mitglieder seiner Familie".*) Im Frühling 1840 war Geibel aus Griechenland nach Lübeck zurückgekehrt. Die Sehnsucht hatte ihn heimwärts getrieben; aber die Heimath erfüllte ihm nicht, wonach er verlangte: nur „ein Liederbuch und ein verwundet Herz" gab sie ihm. Damals erschien eine erste Sammlung seiner Gedichte; damals erfolgte der Bruch mit Caecilie und starb seine Mutter. Wie es in jenen Tagen in seiner Seele aussah, das schildert er später selbst in der Elegie „Die Landwehr":

„Bestürmt von Zweifeln rang ich damals, o wie oft,
Umsonst nach Klarheit in mir selbst! Verfehlt erschien
Mir all mein Streben, Täuschung selbst der Muse Ruf,
Der immer wieder lockend an mein Herz erging."

Dieser Stimmung entriß ihn die Einladung eines Freundes seines Vaters, des Freiherrn Karl von der Malsburg, auf sein Schloß Escheberg bei Kassel. Hier, in einem heiteren, an-

*) Berlin, Verlag von Gebr. Paetel, 1885.

Digitized by Google

regenden, an seinem Schaffen theilnehmenden Kreise, im behaglichen Studium der interessanten Bücherschätze, namentlich der reich vertretenen spanischen Dichter, im steten, innigen Zusammenleben mit der Natur gesundete sein Herz wieder, klärte sich sein Blick, reifte der ganze Mensch. Noch oft in späteren Jahren denkt er dankbar zurück an „das alte Schloß im Habichtswald, das forstumrauschte". Von Lübeck aus schreibt er im August 1842 noch unter dem unmittelbaren Eindruck der schönen Escheberger Tage an Malsburg: „Wäre ich noch bei Ihnen, ich hätte mir längst irgendwo im Wald eine kühle Schlucht ausgesucht, am Boden, mit weichem kurzem Moos bedeckt, oben von mächtigen Buchen überschattet. Da wollt' ich in den heißen Stunden liegen und über mir die warmen Lichter in den Laubwipfeln spielen sehen und leise, leise den Faden meiner Gedanken fortspinnen. Es müßten sich hübsche Märchen und zauberhafte Geschichten ersinnen lassen in der duftigen Waldstille." Der einschneidenden Bedeutung des Escheburger Aufenthaltes für seine innere Entwickelung ist er sich wohl bewußt:

„Dort auf sonn'gen Höh'n mich lüftend, losgelöst
Vom kleinen Druck des Lebens, lernt' ich mächt'ger bald
Die Flügel rühren und der eignen Kraft vertraun."

In diesem Vertrauen auf die eigene Kraft hatte er schon, bald nachdem er Escheburg verlassen, sich zugerufen:

„Tritt auf in blanken Waffen,
Mein Geist, und werde frei!
Es gilt noch mehr zu schaffen
Als einen Liebesmai."

Und im Januar des folgenden Jahres (1843) schreibt er an Malsburg, nachdem er die Verleihung eines Jahrgehaltes seitens Friedrich Wilhelm's IV. mitgetheilt, die herrlichen Worte: „So bin ich denn nun in den Stand gesetzt, ganz Poet zu sein, und, bei Gott, ich will's. Ich will ein redlicher Kämpfer sein in dieser verworrenen Zeit für das, was ich als groß und herrlich erkannt habe, will nicht rechts, nicht links sehen, sondern, der innersten Ueberzeugung getreu, das Schwert des Geistes führen. Ich fühl es wohl, ich werde einen schweren Stand haben, denn mein Glauben ist nicht der Glauben der Menge, und die Freiheit, die ich verfechte, dünkt Vielen eine Thorheit. Aber ‚Vorwärts' ist mein Wort, und wenn ich auf meinem Wege unterliegen sollte, so will ich wenigstens fallen, wie der Fähnrich, der sich noch blutend in sein Banner hüllt. Das ist mein Gelübde." Geibel ist nicht unterlegen; aber schwer ist es ihm oft geworden, „in diesem hastig stürmischen Leben, in all der blühenden Verworrenheit immer das rechte Gleichgewicht zu bewahren, immer rein von Eitelkeit und Sinnlichkeit, frei von Selbstbetrug, Uebermuth und Verzagtheit zu bleiben." „All mein Leben", so schreibt er vier Jahre später an eine der Damen der Malsburgischen Familie, „ist Kampf und Sehnsucht; oft wird mir schwül und müde, und ich meine fast zu erliegen; aber dann säuselt es plötzlich wieder kühl und frisch, wie ein himmlisch Erbarmen um meine Schläfe, eine unendliche Siegeshoffnung strömt in mein Herz; ich fühle alle Kräfte gestählt, und mit unverzagtem Muth und klingender Seele schreit ich vorwärts auf der begonnenen Bahn."

Die ersten der an die Malsburgische Familie gerichteten Briefe sind aus Hanau und Frankfurt a. M. geschrieben, wohin der Dichter von Escheburg aus eine mehrwöchentliche Reise unternommen hatte. Es galt besonders, eine Aufführung seines „Roderich" in Frankfurt a. M. zu betreiben. Dann folgen die Lübecker Briefe (1842 und 1843). Im ersten derselben werden die Töne Eichendorff'scher Romantik angeschlagen in der Schilderung der nächtlichen Postfahrt: „Es war eine seltsame Nacht; die laue, von Blüthen gewürzte Luft strich durch den Wagen, hoch über den Bergen stand der Mond, die Ferne dämmerte im silbernen Nebel. Mir war's, als hört' ich durch das Gerassel der Räder die Bäume rauschen und hier und da aus dem tiefen Blätterdunkel eine Nachtigall schlagen, und Rauschen und Nachtigallschlag verwob sich wunderbar mit meinen Gedanken, die noch immer in Escheburg waren. So versank ich endlich in tiefen Traum, der mit wechselnden Bildern grün und kühl durch meinen Sinn zog, wie ein freundlicher Abschiedsgruß der schönen letztvergangenen Zeit." Im zweiten Briefe schildert er den Besuch Uhland's in Lübeck und das Fest, das man ihm im Rathskeller gab. Uhland selbst war ihm, als er ihn zuerst sprach, „häßlich von Gesicht und etwas einsylbig in der Rede" erschienen: „aber an diesem Abend hatte der Glanz der Seele, der auf seinen unebenen Zügern lag, jedes Unangenehme weggenommen, und seine Stimme wuchs nach und nach zum metallenen Klange." Es begegnen uns noch mehr derartige Dichterportraits in diesen Briefen. Von Herwegh heißt es: „Ein Dichter, der nur der Politik huldigt, kommt mir vor, wie ein Geigenspieler, der alle Seiten seines Instruments bis auf eine einzige abgeschnitten hat und nun auf dieser allein sich hören läßt. Herwegh hat sie freilich wie ein Paganini gespielt, aber ich fürchte auch, es ist bald zu Ende mit seinen Melodien." Ueber Freiligrath schreibt er von St. Goar: „An ihm habe ich einen Freund gefunden, wie ich ihn brauchte, offen für alle meine Interessen, von poetischem Geiste, liebevollem Herzen und ehrenhafter Gesinnung." Kerner und das Stillleben in seinem Hause schildert er mit folgenden schönen Worten: „Ich war unter den lieben Leuten bald wie zu Hause, Kerner lehnte sich an mich, wie an einen Sohn, ich mußte ihn Du nennen, er hatte eine eigene Freude an meinen neuesten Liedern, das Alles that mir unbeschreiblich wohl. In dem ganzen Hause athmet ein Geist der Redlichkeit, Freundlichkeit und Milde, der jeden neu Hereintretenden anziehen und fesseln muß; es ist eine selige Zurückgezogenheit, ein friedliches Eiland, wo die Menschen stille fortwandeln, wo die Blumen im Garten ruhig fortblühen, noch unberührt von dem Sturme der jungen Zeit, der hoch über ihren Häuptern brausend dahin fährt, und von dem nur dann und wann ein leises Säuseln bis zu ihnen herabkommt." Treffend auch wird Dingelstedt gezeichnet: „Er ist ein Mensch von glänzenden Gaben, geistreich, leicht beweglich, voll feinen Sinns für die schöne Form, dabei, wenn ihn die böse Laune nicht plagt, angenehm und liebenswürdig in der Unterhaltung. Aber selten weiß ich, wie weit es ihm eigentlich Ernst ist; er spielt mit Allem und glaubt an seine eigene Poesie nicht." In demselben Stuttgarter Briefe gedenkt er eines Abends, den er in kleiner, aber ausgesuchter Gesellschaft mit Liszt zusammen verlebt: „Die Worte flogen herüber und hinüber, ein blitzender Trinkspruch folgte dem andern; der Champagner schäumte und zischte dazwischen. Da plötzlich sprang Liszt von der Tafel auf und ließ auf dem Flügel Don Juan's Champagnerlied daherbrausen. Es war, als ob er, ein Zauberer, alle Dämonen muthwilligen Jubels losgelassen hätte, wir glaubten den tönenden Flügelschlag eines trunkenen Elfenreigens in der Luft zu vernehmen, ein Rausch der Freude kam über uns alle."

Einen Blick auf seine eigene dichterische Entwickelung wirft Geibel in einem Lübecker Briefe vom Jahre 1847; er spricht von den „Juniusliedern" und erklärt, den Titel deswegen gewählt zu haben, „weil diese Gedichte meistens in der ersten hohen Sommerzeit meines Lebens entstanden sind und eine dem entsprechende Stimmung in ihnen vorwaltet": „Die Zeit des Mai's, der Blüthen, der Träume, der ersten süßen Neigung ist vorüber. Nur dann und wann macht sie sich noch geltend, aber als ein Vergangenes, das im Glanze der Erinnerung steht. Auch die Leidenschaft bricht noch hervor wie ein Gewitter, aber sie zieht vorüber und beruhigt sich in ernster Betrachtung. Auf die Empfindung folgt der Gedanke, auf die flackernde Gluth die milde, dauernde Wärme, auf den Kampf der erste Schritt zur Versöhnung." Der nächste Brief ist in dem gewaltigen Jahr 1848 geschrieben. Er zeigt uns den Dichter in vollster Theilnahme an dem Geschicke seines Volkes: „Ich habe Tage, ja Wochen gehabt, wo meine Seele, als wäre sie des Leibes ledig, nur in den ungeheueren Begebenheiten der neuesten Weltgeschichte fluthete, alle die leidenschaftlichen Kämpfe der Zeit freudig und schmerzlich mitkämpfend." Klar und offen spricht er seine Meinung aus: „Es ist auf allen Seiten gesündigt worden, und an die Stelle der gestürzten Lüge ist eine neue eben so große getreten"; er fordert: „Was hinten liegt, was hier wie dort gefehlt wurde, möge vergessen

Digitized by Google

sein — vom Volke, wie von den Fürsten. Es gibt nur eine Sühne für das Geschehene, und die ist, auf den neuen Grundlagen deutscher Freiheit und Volksthümlichkeit mit jungen Kräften einen glorreichen Bau zu begründen." Geibel hat diese Forderung noch zur Wahrheit werden sehen. — Vier Jahre später meldet er dem Freiherrn sein junges Glück, seine Verlobung mit Amanda Trummer, der „Ada" seiner Lieder: „Meine Braut ist ein junges, schüchternes Kind von kaum achtzehn Jahren, weder vermögend noch auffallend schön, aber ein Schatz von Liebe und Treue, innig und anmuthig, und mit jener feinen Empfänglichkeit für das Schöne begabt, die mir wenn auch nicht das erste, doch ein nothwendiges Erforderniß für meine zukünftige Lebensgefährtin schien." Er macht seine Pläne für die Zukunft, nicht ahnend, wie kurz dieses Glück sein werde. Der letzte dieser Briefe an die Malsburgische Familie stammt aus dem Jahre 1868. Wieder gedenkt er der Bilder aus der alten, schönen Zeit, die wie ein holdes Märchen ihm tief in die Seele geschrieben ist. Haftete doch an Escheberg und seinen Wäldern ein Stück seiner Jugend, nach der sich umzublicken es ihn allezeit wie Heimweh zwang.

Anzengruber's neuer Dorfroman.

Von Wilh. Bolin.

Es ist nicht gar lange her, daß ländliche Stoffe in der Malerei wie in der Dichtung für abgethan und daher ferner unzulässig galten. Man meinte, der Dorfgeschichten und der dörflichen Bilder nachgerade genug zu haben, als mit einem Mal Franz Defregger, und nach ihm eine ansehnliche Zahl gleichartiger Künstler durch ihre hervorragenden Leistungen dörfliche Gegenstände wieder zu Ehren brachten. Und fast gleichzeitig hat Ludwig Anzengruber ländliche Gestalten und Verhältnisse auf der Bühne und in der erzählenden Dichtung zu neuer Bedeutung erhoben, wie jene Meister der Farbe beweisend, daß es in der Kunst in erster Reihe auf das Wie der Leistung ankomme und diesem Hauptbedingniß des Könnens gegenüber die Aussprüche einer dünkelhaften Kritik wie Spreu verwehen. Wie den Bildern Defregger's und seiner Genossen haben die Freunde wahrhafter Kunst auch den Schilderungen jenes hochbegabten österreichischen Dichters das wärmste und vielseitigste Verständniß entgegen gebracht, und werden sie denn auch nicht minder freudig den zweiten Dorfroman begrüßen, den dieser Autor kürzlich veröffentlicht hat.

Dieser ist „Der Sternsteinhof" betitelt und bildet mit seinen zwei Theilen den dritten und vierten Band der vor Jahresfrist mit dem zweibändigen „Schandfleck" eröffneten Serie von Anzengruber's Dorfromanen.*) Den Namen hat jener Roman von einem reichen Bauerngehöft, von dessen Besitzer es heißt, „daß ihm Alles wie vom Himmel fiel, seit er den feurigen Stein, die Sternschneuze, die just zur Zeit, als er den neuen Hof zu bauen begann, auf seinen Grund herniederschoß, aus der Erde heben und in das Fundament einmauern ließ". Besagtes Gehöft ist jedoch weder vornehmster Schauplatz noch Mittelpunkt der Begebnisse im Roman, sondern bildet das Ziel der Bestrebungen von dessen Hauptfigur, welche zum Besitzer des Gehöftes und zu dessen Sohn in wechselnde Beziehungen gebracht wird, bis es ihr schließlich gelingt, sich zur Herrin jener vielbeneideten Besitzung emporzuschwingen. Wie im „Schandfleck" ist auch in dem vorliegenden Roman eine weibliche Gestalt die Trägerin der Handlung, die wiederum bei den Kinderjahren anhebt und die Entwickelung dieses Charakters bis zu dessen voller Reife unter den mannigfachsten Verhältnissen vorführt. Als Leistung dem vorhergehenden Roman in seiner nachmaligen Gestaltung durchaus ebenbürtig, wird „der Sternsteinhof" gar bald zu den vorzüglichsten Erscheinungen deutscher Erzählungskunst gerechnet werden, so einfach auch die Handlung selbst ist, bezüglich welcher der Autor die ironische Bemerkung macht, sie zeige nur, „wie es im Leben zugeht", und das noch in dem eingeschränkten Wirkungskreise ländlicher Verhältnisse, wo das Wechselspiel der Charaktere und Leidenschaften, in voller Natürlichkeit und Ursprünglichkeit thätig, an einem Mechanismus sich darthut, der gleichsam am Tage liegt.

Freilich fühlt man sich unter den hier auftretenden Gestalten nicht recht behaglich. Wer bei Dorfgeschichten den Reiz ländlicher Gemüthlichkeit verlangt, wird enttäuscht werden, ohne dem Dichter daraus einen Vorwurf machen zu dürfen. Dieser hat für seine Erzählung einen Standpunkt gewählt, der den heutigen Anschauungen über Welt und Leben in genauester Weise entspricht. Kein Anderer ist es, als der durch das Losungswort vom Kampfe ums Dasein gekennzeichnete. Aber weil seine Gestalten von unverkennbarer Naturtreue und die Beziehungen zwischen ihnen auch genau so gehalten und entwickelt sind, wird man gerade durch die Wahrhaftigkeit der Darstellung unwiderstehlich gefesselt. Bei allem Realismus in diesem wohlberechtigten Sinn ist das Ganze so tief durchdacht, so sinnig angelegt und so prächtig durchgeführt, daß der Gesammteindruck, so wenig man sich von den handelnden Persönlichkeiten inniger angezogen fühlt, ein durch und durch künstlerischer verbleibt.

Die weibliche Hauptfigur des Romans, ein wahres Prachtexemplar für den biologischen Proceß der geschlechtlichen Auslese, ist ein wunderbar durchgeführter Charakter, so sehr ihr auch all' die Lieblichkeit abgeht, welche die Hauptgestalt im ersten Dorfroman des Autors auszeichnete. Während diese ganz Herz und edelste Hingebung war, ist das nach dem Besitz des „Sternsteinhofes" strebende arme Mädchen — hier wird man an den ganz analogen Ausgangspunkt in Daudet's „Fromont" erinnert — ein Ausbund von Kaltherzigkeit und unentwegter Rücksichtslosigkeit. Durch die alleinige Treue gegen sich selbst, welche bei ihr von stetem Verrath an Andern unabtrennbar scheint, gelangt sie, trotz Enttäuschungen und Mißerfolgen zu dem ihr gleichsam vorherbestimmten Siege. „Die wußte, was sie wollte", heißt es von ihr, „hat unverrückt ihr Ziel im Aug' behalten, gleich bereit, wenn es dasselbe zu erreichen galt, darnach zu laufen oder langsam Fuß vor Fuß zu setzen, und obwohl sie schon einmal nach einer Seite herabgestürzt war, kommt sie doch von einer andern heran und erreicht's. Sie wird's erreichen! Ein harter Kopf und ein fester Wille. Nicht wie es sonst damit bei den Weibern bestellt ist. Schlüg' ihr der Teufel ein Bein unter, auch da, wo sie den Fuß zum letzten Schritt hebt, glaublich, sie wüßt' doch auf den Fleck zu fallen, wo sie hinrechnet." Als ihr schließlich vergönnt wird, um was sie sich Jahre hindurch bemüht, „fühlt sie es nicht anders, wie wenn das, was ihr nun geworden, ihr rechtens zukäme"; aber in dieser vollen Befriedigung ihres Selbst, nachdem sie Alles niedergeworfen, was ihr hinderlich entgegengetreten, findet sie, neben der selbstverständlichen Fürsorge um ihr Eigenes und ihre Kinder, auch Muße und sogar einen gewissen Bedarf, sich um das Wohl Anderer zu bekümmern. Allerdings nicht aus einem tiefern Gefühl wahrhafter Antheilnahme, sondern aus Eitelkeit; denn wie sie, „um als achtbare Mutter wohlgearteter Kinder vor den Augen der Welt dazustehen", tüchtig in ihrem Anwesen und ihren Angehörigen gegenüber war, so auch war ihre Bereitwilligkeit, Bedürftigen beizuspringen, und ihre Freigebigkeit für gemeinnützige Zwecke stets mit etwas Prahlerei gepaart. Aber dies alles wurde ihr zu „lauter Steinen, die sie bei den Leuten im Brette hatte, und im Ort wie in der Umgegend galt sie für ein Kernweib in allen Stücken". Ueber dies Kernweib vergaß man ihre trübe und nicht ganz tadellose Vergangenheit, „man fragte nicht darnach, was die Sternsteinhoferin gewesen, noch was sie würde, man nahm sie wie sie war". Und dementsprechend wirkt dieser Charakter auch auf den Leser. Bei aller Eitelkeit und Eigensucht hat sie nicht die geringste Spur von Verlogenheit, und weil sie in ihrem Egoismus ebenso rechtschaffen wie rücksichtslos ist, ohne ihr Thun vor sich selbst oder Andern irgend zu beschönigen, flößt sie wahrhaftes Interesse ein und übt eine sich stets gleichbleibende Anziehung.

Eine nicht minder gelungene Charakterfigur ist ihr Wider-

*) Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Digitized by Google

part, der Besitzer des Sternsteinhofes, ein alter, reicher und etwas protziger Bauer, der allem Sträuben und allen Hindernissen zum Trotz schließlich doch der Schwiegervater des Mädchens wird, als veränderte Verhältnisse und zunehmendes Alter ihn zur Nachgiebigkeit zwingen. Und nicht nur, daß er sie zu sich ins Haus bekommt, sie bringt es dahin, daß er sie in ihrem ganzen Werthe schätzen lernt, wobei ihm noch der Segen eines freudigen Lebensabends zu Theil wird. Bis es dazu kommt, ist sie ihm freilich „a Drach, aber was ein' Schatz hüt't; ließ' mer so ein'm sein Fleckl aussuchen und 'n d'rauf in Ruh', hätt' mer's beste Auskommen, — doch wer sieht denn so'n Unthier gern af'm Sein'n?" Aus diesem anfänglichen Widerwillen und weil er seinem Sohn, der das arme Mädchen gern gehabt und zum Weibe begehrt, „den Herrn zeigen wollte", war all' die Trübsal und all' das Ungemach geflossen, das sie auszustehen gehabt und in welches Andere durch sie mitgerissen wurden. Denn so ganz Unrecht hat sie nicht, wenn sie, nach erfolgter Trauung mit dem Sohne, dem Vater die Hand zum Frieden bietend aber in kindischem Eigensinn von ihm abgewiesen, diesem sagt: Sünde und Schande, jedes Unterkriechen und Verstellen, Alles, was sie die siebenthalb Jahre her gepeinigt hat, wären ihr erspart geblieben, hätte er seiner Zeit nicht in gleich herzloser wie unnöthiger Weise sich dawider gesetzt und damals schon zugegeben, was er hinterher nicht hat verhindern können. Indem sie fortan mannigfache Gelegenheit findet, ihm ihre Ueberlegenheit zu zeigen und er sich ihrem festen Willen fügen lernt, wohl einsehend, daß „sie der Bauer da am Hof geworden", legt er seine „erbarmlose Hochfahrt" ab und macht eine Läuterung des Gemüths durch, die auch ihn der Theilnahme des Lesers zuletzt näher bringt.

Im Uebrigen hat der Roman eine Menge mehr oder minder bedeutender Nebengestalten, alle prächtig gezeichnet und von der nämlichen Lebenswahrheit wie die beiden Hauptfiguren. In ihrem Verhältniß zu diesen finden sie die trefflichste Verwendung und geben zu einer Reihe der farbigsten und ansprechendsten Schilderungen Anlaß. Stellenweise könnte es scheinen, als wären diese, wie bei der Episode im Pfarrhause zu Anfang des zweiten Theils, etwas gar zu sehr ins Breite gerathen, indem der geistliche Herr selbst und dessen Gehülfe stärker in den Vordergrund treten, als es bei ihrer Bedeutung für die Oeconomie des Ganzen erforderlich wäre. Man verweilt aber gern bei diesem mit vollem Behagen ausgemalten Genrebilde, welches die prächtige Galerie der „geistlichen Herren" unseres Dichters um zwei wunderbar gelungene Individuen bereichert. Jedenfalls ist dies Mehr durchaus nicht störend für den Verlauf der Handlung, deren Hauptmomente, alle stets mit echtem künstlerischen Geschick behandelt, immerhin die Oberhand behalten und sich gerade so dem Bewußtsein des Lesers einprägen.

Absichtlich haben wir die ebenso wahrhafte wie unterhaltende Fabel dieses Dorfromans verschwiegen. Das köstliche Buch will gelesen sein, um nach Gebühr geschätzt zu werden. Außer durch seinen Gegenstand und die meisterhafte Ausführung fesselt es ganz besonders durch den Humor beim Darstellen, der allerdings zeitweis ein wenig pessimistisch angehaucht ist, und nicht minder durch den Reiz des von den handelnden Personen gebrauchten Dialekts, der von gediegenen gutdeutschen Ausdrücken und Redewendungen strotzt, um welche unsere gebildete Alltagssprache jene Länder wohl beneiden könnte.

Feuilleton.

Vergolten.

Von C. Sahler.

Still und sonnenglänzend dehnte sich das weite Meer, nur am Strande rollten die Wogen mit gleichmäßigem Gemurmel den Klippen und riesigen Steinen entgegen, welche jetzt zur Zeit der Ebbe weithinein sichtbar waren. Nur langsam kehrte die Fluth zurück. Es war ein ewig gleichmäßiges Drängen der schaumgekrönten Wellen nach dem Ufer zu, — stolz erhobenen Hauptes rauschten sie daher wie in freudiger Hast einem Ziele zu, — aber sie zerrannen, noch ehe sie es erreicht oder zerschellten ohnmächtig zischend die Brust an den Felsblöcken, die ins Meer hinausragten. Eine melancholische Wiederholung gleichen fruchtlosen Ringens war es, und doch verfolgte der alte Mann, der dort am Strande gegen einen ans Land gezogenen Fischerkahn lehnte, mit seltsam gespanntem Blick eine Welle nach der andern, wie sie siegesgewiß heranrauschte und dann kläglich zerrann. Ein alter Seemann war es, mit wetterharten Zügen; einem Steinbild gleich war sein Gesicht, wie es das stete Trotzen der Gefahr, Wind und Meer nicht selten hervorbringen. Ein Netz lag vor ihm, aber die zitternden Finger der nervigen Hand hielten müßig die Maschen, während sein Geist in die Ferne wanderte und vielleicht sich selbst nicht mehr klar war, wohin er wanderte. Nicht weit von ihm spielte ein fünfjähriger Knabe im Sande des Ufers mit den vom Wasser glatt geschliffenen Kieseln und Muscheln, und freute sich, wenn die allmählich höher steigenden Fluthen seine kleinen Bauten bespülten. Allmählich hatten sie Alles begraben, und das Kind eilte den Strand hinauf zu dem alten Manne, der seiner offenbar ganz vergessen hatte.

„Großvater, wie lange fließt das Meer schon hier auf und ab?" sagte er und richtete die großen blauen Augen fragend auf den Greis.

„Lange schon, sehr lange, mein Kind", erwiderte dieser mit leiser, eintöniger Stimme, als ob seine Gedanken noch ferne weilten.

„So lange, wie Du lebst, Großvater, und das ist schon sehr lange, nicht wahr?"

„Ja, sehr lange, — sehr lange, mein Kind."

„Wird es immer so fließen?"

„Immer, immer, auch wenn ich todt bin und Du todt bist, immerzu."

„Aber, Großvater, Du stirbt ja nicht", rief das Kind erstaunt. „Du bist schon so alt und bist noch nicht gestorben!"

Der alte Seemann fuhr aus seinem Halbtraum auf und starrte das Kind an. „Der Tod vergißt Keinen", murmelte er, in seine frühere Apathie zurückfallend, — „aber wenn er mich nun vergäße, — er hat mich vergessen draußen auf dem Wasser im Sturm, im Schiffbruch, überall wo die Andern versanken und starben, er hat mich vergessen, als er Deine Mutter holte, mein Kind, die fröhliche, blonde Maria!" —

„Ich habe meine Mutter getödtet, nicht wahr, Großvater"? sagte das Kind in fast wichtigem Tone, wie eine Formel, die es wiederholte, weil sie ihm vorgesprochen war, die es aber nicht verstand. Der alte Mann war wieder in seine vorige Apathie zurückgefallen, sein stumpfgewordener Geist durchwanderte die Vergangenheit, — „ja, mein Sohn", sagte er wie im Traum, „Du hast Deine Mutter getödtet."

Das arme Kind senkte sein blondes Köpfchen mit dem dichten wirren Haar, — noch nie war ihm bei seinen Spielen, die er stets allein trieb, die Einsamkeit fürchterlich erschienen.

„Großvater, ich fürchte mich", weinte er, „kommt der Vater bald zurück?"

Dieser Gedanke erweckte die Lebensgeister des Alten wieder; er erhob sich mühsam und schaute angestrengt nach Westen.

Digitized by Google

„Dort um die Ecke der Klippe kommen sie gerade, die Fluth steigt, in einer halben Stunde sind sie hier!"

Das Kind sprang auf; die Thränen standen noch auf seinen gebräunten Wangen, aber die Augen leuchteten fröhlich auf. Mit den bloßen Füßchen kletterte es geschickt auf die großen Steine bis weit in das Meer hinein, von einem zum anderen gleitend und springend, ohne eine Ahnung zu haben von dem wagehalsigen Treiben, nur von dem Drang beseelt, dem Vater so weit als möglich entgegen zu eilen. Arme Mutter, wenn Du Dein Kind so gesehen hättest!

Der kleine Punkt am Horizont, den der alte Seemann als das Fischerboot erkannt, vergrößerte sich rasch, — schnell schoß das Schiffchen heran bei dem Stein vorbei, auf dem der Knabe hockte und fröhlich mit den Armen winkte. Als das Boot dicht heran war, sprang er hinein und wurde von einem bärtigen Fischer in den Armen aufgefangen.

„Heinrich, das sollst Du nicht, Du böses Kind", rief er in strengem Tone und drückte doch das kleine Geschöpf mit leidenschaftlicher Heftigkeit an sich; sein düsteres Gesicht erhellte sich, als er auf den Knaben blickte, dann stellte er ihn plötzlich unsanft auf den Boden des Schiffes und starrte in das Meer. Der Knabe schien diese Ausbrüche schon gewöhnt, er blieb still neben dem Vater stehen und redete kein Wort, bis die anderen Fischer ihm die gefangenen Fische zeigten.

Dann half er sie ans Land tragen, sich immer dicht zu seinem Vater haltend, den er bewundernd und halb scheu betrachtete, der ihn aber nicht zu bemerken schien. Die Fische wurden ausgelesen, einer der Männer trug sie nach dem nahen Badeort. Hans Anderson, der Vater des Kleinen, nahm sein Netz und anderes Geräth und ging schweigsam seiner Hütte zu, die sich etwas weiter die Klippe hinauf befand. Der Alte war vorausgeschlichen, das Kind folgte mit seinen kleinen Füßchen hastig über Steine und Sand dahinlaufend, dem Vater nach, bemüht, an seiner Seite zu bleiben und den halb scheuen, halb bewundernden Blick auf ihn heftend. Anderson war ein noch junger Mann, aber auf seinem dunklen Gesicht lag ein Zug so finsterer Melancholie, so düsterer Schwermuth, der auch bei ihm als Seemann auffiel, obwohl der Ernst durch das rauhe gewaltige Element, mit dem sie stets zu kämpfen haben, oft den Bewohnern der Meeresküste aufgeprägt ist.

In der offenen Thür der Hütte, zu der dieses ungleiche Paar jetzt hinaufklomm, stand eine hohe Frauengestalt mit ähnlichen Zügen wie Anderson, nur daß der Ernst seines Gesichts in dem ihren zu finsterer Härte gesteigert war. „Tante Brigitte!" sagte das Kind und schmiegte sich dichter an den Vater, sein kleines Herz fürchtete sich und er hätte so gern die Hand des Vaters gefaßt. — „Du bist gut, Brigitte, daß Du kommst", sagte der Mann einfach, als er in die Hütte trat.

„Muß ich nicht kommen, um nach dem Rechten zu sehen, wenn Du den ganzen Tag fort bist. — Der alte Mann wird kindisch, und eine Frau hast Du ja nicht mehr, die Dir Dein Hauswesen besorgt", erwiderte sie mit harter Stimme und warf einen fast feindlichen Blick auf den Knaben. Hans seufzte und ging in die Kammer nebenan. Auf dem Tische stand eine einfache Abendmahlzeit, aber das Kind hatte sich in eine Ecke gekauert in die Nähe seines Bettchens, über dem das Bild einer Frau mit fröhlich lächelnden Augen hing. Brigitte war seinen Blicken gefolgt und sagte, vor ihm stehen bleibend:

„Ja wohl, wärst Du nicht geboren, so ein unnützes Stück Sorge mehr für den Vater, dann wäre Deine Mutter nicht gestorben und Dein Vater hätte noch eine Frau und wäre noch wie er früher war, und ich brauchte nicht immer herüber zu kommen um ihm in seiner traurigen Hütte einen Empfang zu machen."

Das Kind zitterte unter der harten Rede und der harten Hand, die sich auf sein Köpfchen gelegt hatte.

„Geh', knie Dich hin und sprich den Abendsegen, ehe Du ißt und schlafen gehst, und bitte den lieben Gott, daß er Dich nicht zu sehr dafür straft, daß Du Deine Mutter getödtet hast!"

Ein unterdrücktes Schluchzen folgte diesen grausamen Worten, da that sich die Kammerthür auf, Hans erschien auf der Schwelle. „Quäle den Knaben nicht, Brigitte", sagte er traurig, wie Einer, der oft dasselbe gesagt, was ihm fatal ist, und von dem er weiß, daß es fruchtlos ist und nun in dumpfer Resignation jeden Widerstand aufgibt, — „was kann er eigentlich dafür, daß Maria bei seiner Geburt gestorben ist, er versteht ja nicht, was Du von ihm willst!"

„Ja, nimm Du ihn nur in Schutz, wenn ich mir Mühe gebe, Ernst und Gottesfurcht ihn zu lehren, bestärke Du ihn im Trotz und Leichtsinn; Sorglosigkeit wird ihm schon im Blut stecken", murmelte sie halblaut und unsicher.

„Jetzt schweigst Du!" fuhr der stille Mann auf, wie ein gereizter Löwe, so daß das Kind sich still zusammenkauerte, hastig seine Suppe aß und ins Bettchen schlich. Lange nachdem die Tante fortgegangen, lag er regungslos, der Großvater schlief schon, da trat Hans vor das Bett des Kindes und schaute darüber hinweg auf das Bild seines verstorbenen Weibes. Eine Thräne nach der andern fiel in seinen dunklen Bart, und sehnsuchtsvoll blickte er auf das liebliche Antlitz.

Sein eigener Gram hatte den schon schwermüthigen Mann noch verschlossener gemacht und so verstand er nicht und merkte nicht, wie des Kindes kleines Herz, das nie Mutterliebe gekannt, sich nach dem seinen mit tausend Fühlfäden ausstreckte. Da hörte er das leise Schluchzen. „Ich habe sie getödtet, Vater", wimmerte es fragend und doch voll Hoffnung, einmal ein Nein auf diese von der Tante ewig bejahte Frage zu hören. Da sank der Mann am Bette nieder und vermochte vor Schluchzen dies Ja nicht zu sprechen, und das Kind schlief ein, nachdem es vergebens auf eine Antwort gewartet. — — — —

Der Sommer verging; prächtige Sonnentage mit ruhig lächelnder See, aber auch Tage mit grollenden Stürmen und brausenden Fluthen zogen an dem Fischerdörfchen vorbei. Hans Anderson fuhr mit den andern Fischern hinaus ins Meer, er wurde stiller und ernster, der alte Mann schwächer und kindischer, Tante Brigitte wirthschaftete selbstständiger und rauher als je und der kleine Heinrich spielte einsam am Strand und lernte Abends seine Gebete bei der Tante. Die Hütten des Fischerdorfs lagen zu vereinzelt auf den Klippen, als daß die Kinder sich zu gemeinsamen Spielen zusammenfanden, und die Gäste des nur etwa 20 Minuten entfernten Badeorts Busow wählten ihre Spaziergänge größtentheils nach der entgegengesetzten Richtung, wo der Strand malerische Schönheiten bot. Als im Herbst das Kind an den längeren Abenden schwer zu beschäftigen war, wurde es in die Schule geschickt, und so wanderte der kleine Heinrich mit den anderen Kindern jeden Morgen nach Busum und malte Abends, neben dem müden Großvater sitzend, seine neugelernten Buchstaben voll Eifer und mit glühenden Wangen auf die Tafel. Aber etwas war es doch, was das Kind unablässig beschäftigte und worüber es nicht klar werden konnte. Hans hatte zwar seiner Schwester aufs strengste verboten, dem Kinde je wieder zu sagen, es habe seine Mutter getödtet; es war das einzige Mal, daß der duldsame Mann heftig und energisch der Schwester entgegengetreten war, darum wurde sein Gebot auch befolgt, aber das so oft gehörte, schreckliche Wort hatte sich fest in des kleinen Heinrich Gedächtniß geprägt und hatte, vermöge des ihm dunklen Sinnes und der unverstandenen Bedeutung, feste Wurzel darin gefaßt. Jetzt hörte er in der Schule die Bedeutung des Gebots, hörte von Kain dem Mörder, und wieder fiel das Strafwort Tante Brigitte's ihm ein. Aber paßte es auf ihn? Keine der Erzählungen, keins der Gefühle, keiner der sie treibenden Gedanken fand einen Wiederklang in seiner Seele, keiner der Fälle paßte auf ihn, und das kleine Gehirn zermarterte sich umsonst, indem es nach Erlösung aus diesen verwirrenden, angstvollen Räthseln suchte. Sein kleines Herz, das so voll Liebe war, er, der keinem Thier ein Leid zufügen wollte, sollte gestraft werden für etwas, was so furchtbar war; — und daß es nur einen strafenden, ewig strengen, unerbittlich richtenden Gott gab, wußte er von Tante Brigitte. Wenn es auch keine klare Vorstellung hatte, so ahnte das unglückliche Kind, daß es seinem Vater einen unermeßlichen Verlust verursacht; und die tiefe Liebe und scheue Bewunderung, die das einsame Kind stets für den stillen Mann gehegt, steigerte sich zu einer fast fanatischen

Digitized by Google

Hingebung und zu einer stummen Bitte um Gegenliebe, die der schweigsame Mann wohl empfand, aber nicht zu zeigen verstand. Nach und nach formte sich in dem unablässig darüber nachdenkenden Köpfchen die Idee, daß er etwas thun müsse, um Das wieder zu ersetzen, was er dem Vater geraubt. — — — —

Die lange Herrschaft des Winters war gebrochen, weiche Lüfte wehten über das grünlich schillernde Meer, eine traumhafte Stimmung lag über dem Strand, und der halbverschleierte Himmel, durch den einzelne Sonnenstrahlen nur leise und zögernd brachen, verdeckte noch geheimnißvoll die kommende Herrlichkeit des Frühlings. Aber der alte Seemann, der wieder neben dem kleinen Heinrich am Strande saß, blickte sorgenvoll über die See.

„Großvater, bald schwimme ich wieder hinaus", rief das Kind, „es wird warm und der Sommer kommt!,'

„Ja, und der Sturm kommt heute noch und die Fluth wird hoch gehen", murmelte der Alte, „wo ist dein Vater hin?"

„Er ist mit den Busowern heute gefahren und kommt Nachmittag im Busower Hafen wieder an."

„Kind, wir wollen hingehen", sagte der alte Mann, „das Meer wird gewaltig heute und sie kommen nicht allein herein!"

„Du, Großvater", rief Heinrich ungläubig, „Du kannst doch nicht mehr ausfahren und bis Busow ist es weit für Dich, — der Sturm wird auch nicht kommen."

„Die Fluth kommt, Kind, die kommt plötzlich und schnell und der Wind weht vom Meer und treibt sie hoch!" Die halberloschenen Augen des Alten glühten auf, der abwesende Blick verschwand darin, und prüfend hob er die Arme, um noch einen Rest der alten, oft geübten Kraft zu spüren, aber mit trostlosem Ausdruck ließ er sie schlaff herunterfallen. „Ein altes, nutzloses Wrack bin ich, über das die Stürme zusammenschlagen", murmelte er.

Heinrich schaute angstvoll von dem Großvater auf das Meer, dessen Fluth sich allmählich hob und mit einförmigem Getöse hie und da in die Klippen und zwischen die Steine drang.

„Großvater, geh' hinauf in das Haus!" bat das Kind plötzlich, „Tante Brigitte kommt zu Dir; komm!" drängte es, „ich führe Dich." „Ja, es wird eine Springfluth, Gott schütze uns", murmelte der Alte und folgte dem heftig vorandrängenden Kinde. Sorgsam richtete Heinrich für den Großvater das gewöhnliche Plätzchen her am Fenster, das einen weiten Ausblick über die grauer werdende See öffnete. Der alte Mann hatte seine apathische, stumpfe Ruhe wiedergewonnen, nur ab und zu, wenn das Brausen und Zischen der Brandung bis herauf drang, zuckte es schmerzlich über das wetterharte Gesicht. Beflügelten Fußes war indessen Heinrich nach einer nicht zu entfernten Fischerhütte gelaufen, hatte dort Tante Brigitte gebeten, zu dem Alten zu gehen und hatte dann, ohne die etwas verwunderte, mürrische Antwort abzuwarten, den Weg nach Busow eingeschlagen. Er lief auf der Höhe der Klippe entlang und schaute mit bangen Augen auf das Meer. Der Wind hatte sich aufgemacht und pfiff mit gellen Tönen darüber hin, brausend rollte die Brandung am Ufer entlang, nur zuweilen wurde das dumpfe Getöse durch das laute Brüllen der größeren Wogen unterbrochen, die in langen Zügen heranbrausten. Alles schien das unheimliche Grauen in der Natur zu erhöhen und trieb den angsterfüllten Knaben vorwärts. Der Wind stemmte sich mit Gewalt ihm entgegen, aber die Angst um den Vater trieb ihn zu immer größerer Eile.

In Busow waren große Schaaren der Fischer und anderen Einwohner theils oben auf den Felsen, theils unten am Strande versammelt, alle gegen die Gewalt des stärker werdenden Sturmes ankämpfend und mit bangem Entsetzen dem raschen gewaltigen Steigen der Fluth folgend. Zum Hafen, dessen vorgestreckte Molen weit und kraftvoll in die brausende, zischende Fluth hinausragten, drängte unaufhörlich die Menge. Heinrich ließ sich mit fortreißen, dort an der Mole konnte das Boot nur gelandet sein oder mußte noch dort anlegen. Mit rasender Gewalt stürzten jetzt die Wogen über die noch kurz vorher blosgelegten Klippen und Steine, sie durcheinanderwühlend wie leichte Spielbälle. Die dicht am Strande erbauten Häuser und Hütten hatte die Fluth schon erreicht und ging theilweise in brausender Woge darüber hinweg; ein furchtbares Entsetzen ergriff die Menschenmenge, selbst besonnene Schiffer fürchteten für die festen, wie für die Ewigkeit gefügten Quadern der Molen, an denen das Meer rüttelte und tobte mit der ganzen elementaren Gewalt entfesselter Kräfte. Der Sturm hob den Schaum der weißgekrönten Wasserberge von dem verwandten Element empor, um ihn als Nebel verkörpert von einem Wasserhügel zum andern zu schleudern.

Da ertönte mitten in dem tobenden Aufruhr ein gellender Schrei, der weit unter den Menschen wie ein Ruf in Todesnoth fortgetragen wurde. „Ein Boot ist noch draußen!" — Ja, mitten auf den wildbewegten Wellen trieb ein kleines Schiff, von Woge zu Woge geschleudert und jeden Augenblick vom Untergang bedroht. Es hatte jedenfalls Steuer und Maste verloren und konnte vom Sturm wehrlos gegen die Riffe und Steine geschleudert werden. Niemand konnte sich jetzt hinauswagen, um ihm Hülfe zu bringen, und weinend und händeringend liefen die Frauen der unglücklichen Busower Fischer hin und her, die Schiffer des Rettungsbootes um Hülfe beschwörend. Es wäre sicheres Verderben gewesen, ja eine Unmöglichkeit, jetzt abzufahren. Ganz vorn an der Spitze der Mole standen die Capitäne der Rettungsboote, alte ergraute Seeleute, die kühnsten Schiffer des Ortes, bewährte Lotsen und Seefahrer in lebhafter Debatte und ernster Ueberlegung. Hierher wurde das Schiffchen getrieben und hier mußte es auch anlegen, nur wurde es stets von den brandenden Wogen zurückgerissen oder konnte an die Klippen geschleudert und zerschellt werden.

Neben den wetterharten Gestalten stand in höchster Erregung ein kleiner Knabe, jedes Wort mit gieriger Sehnsucht erlauschend, die großen Augen weit aufgerissen, in stummer Qual die kleinen Hände flehend erhoben.

„Geh' fort Kind", sagte rauh ein alter Matrose und schob ihn bei Seite, aber die angsterfüllten Augen des Knaben und die vor Entsetzen stummen Lippen redeten eine beredte Sprache zu dem Herzen des sturmgewohnten Mannes.

„Dein Vater ist da draußen?" — Das Kind nickte nur und faßte die harte schwielige Hand.

„Geh' heim zu deiner Mutter, Kind", sagte der Mann sanfter und drängte ihn fort.

„Ich habe ja meine Mutter getödtet, jetzt muß ich ja meinen Vater retten, sagt mir doch wie, — ich will es thun, wenn Ihr nicht wollt, ich fürchte mich nicht!".

„Gott weiß, wir auch nicht!" rief der Matrose aus, „aber es geht nicht."

Jetzt war das Boot so nahe herangekommen, daß man durch das Sturmgeheul und das Wogenbrausen deutlich die Stimmen der sechs Männer hören konnte.

„Vater, Vater!" jammerte das Kind und kauerte sich gegen die Steinwand der Mole.

„Ein Tau! ein Tau her!" rief plötzlich die Stimme des Commandeurs der Rettungsboote. Jeder verstand die Absicht, und die Augen von all den Hunderten, die am Strande versammelt waren, richteten sich auf den Strick, der dem schwankenden Fahrzeug zugeworfen werden sollte, um es sicher zwischen den Felsen heranzuziehen. Aller Herzen standen still, Sturm und Wogengeheul waren vergessen in der gewaltigen Aufregung und Spannung, die sich Aller bemächtigte. Das Tau wurde geschleudert — der Sturm faßte es und schlug es wie einen leichten Sommerfaden zurück — ein Weheschrei aus tausend Kehlen folgte dem Mißlingen. Wieder und wieder flog das Rettungsseil, stets ohne in die ausgestreckten Arme der dem Tode Geweihten zu gelangen.

Plötzlich wurde die Aufmerksamkeit durch ein neues, entsetzliches Schauspiel abgelenkt. Heinrich war, als das Tau fehlging, in höchster Erregung die Mole entlang gelaufen und unten am Strande angelangt, von einem der riesigen Steintrümmer zum andern geglitten und gesprungen, wie er es im kindischen Spiele so oft gethan, um seinem Vater entgegen zu eilen. Die Wogen zischten und rauschten um ihn her, über ihn hinfort; — mit der Geschmeidigkeit einer Katze glitt er vorwärts, sich fest an die Steine drückend, wenn die Fluthen über ihn hinschlugen. So war er bis an die letzten Riffe

Digitized by Google

gelangt, die aus den schäumenden Wassern hervorragten, ohne daß es Jemand beobachtet oder verhindert hatte. Es war unverständlich, welche Absicht er mit diesem unbegreiflich tollen Wagestück hatte. Die Felsen lagen weiter in das Meer hinein als das Ende der Mole und in nicht zu großer Entfernung von dem kämpfenden Boote. Jetzt, als das Seil wieder erfolglos zurückflog, drückte er sich fest an den Felsen, ergriff mit der andern Hand das daran entlang schleifende Seil, schlang es mit wunderbarer Geschwindigkeit um sich und ließ sich in das Meer hinabgleiten. Die Wogen schienen den kleinen Körper zu verschlingen; — sich auf sein Schwimmen zu verlassen, wäre Unmöglichkeit gewesen gegen die tobende Allgewalt des Sturmes und der Wogen. Aber er erkannte mit dem durch das stete Leben am Meer geübten schnellen Blick und wie durch plötzliche Eingebung, daß das Boot durch die Wogen ihm zugetrieben würde und die von dem Felsen zurückprallende Brandung ihn demselben zuschleudern würde, und mit der trotzigen Energie und der beinah fatalistischen Kühnheit der Leute seiner Umgebung that er das Seine zur Rettung aus den Armen des tückischen Elementes. Minutenlanges, athemloses Bangen erfüllte die Menge — da — ein jauchzender Schrei durch all die höllischen Laute! — Das Kind wurde von den geretteten Männern in das Boot gehoben, das nun langsam an den Hafendamm gezogen wurde.

Hans Anderson saß mit weit aufgerissenen Augen und starrem Blick im Boot, seinen Heinrich im Arm. Das Kind lag erschöpft nach rückwärts, seine Augen senkten sich in die des geretteten geliebten Vaters, ein Schimmer des seligsten Friedens lag auf dem bleichen Gesichtchen. Wie die Beiden ans Land kamen, durch die aufgeregte Menschenmenge, aus all der Verwüstung, die die Springfluth und der allmählich sich senkende Sturmwind gewirkt, — sie wußten es nicht. Hans fühlte wohl, wie er, sein Kind im Arm, dahinschritt mit Allen, die zugegen waren, daß es ein Wunder unendlicher Gnade war, die diesen ungeheuerlichen, in seiner Schrecklichkeit gar nicht erkannten Gedanken in des Kindes Hirn erzeugt hatte. Als die Wasserwogen wieder abwärts rauschten, da rauschten auch von Hansens Seele all die Schwermuth und die Bitterkeit über sein trauriges Loos, — was für einen Schatz und Born der Freude hielt er doch in seinen Armen! Und als des Kindes leise Stimme fragte: „Vater, glaubst Du, daß meine Mutter sich freut, daß ich Dich gerettet habe?“ — da brach des starken Mannes Stimme in weichen, zärtlichen Liebeslauten für sein geduldiges, heldenmüthiges Kind, und eine Zukunft, leuchtend in fröhlichem Liebesglanz, that sich vor ihm auf, die ihre erwärmenden Strahlen auch auf Tante Brigitte und den alten Großvater warf. —

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Der zündende Funke“. Lustspiel in 1 Act von Eduard Pailleron. „Herr Godin und seine Töchter“. Schwank in 3 Acten von Maurice Ordonneau.

Es war im Ganzen genommen ein unglücklicher Abend, den das Residenztheater am vorigen Sonnabend mit zwei französischen Neuigkeiten ausfüllte, denn die erstere derselben, der reizende Einacter: „Der zündende Funke“ (L'étincelle) von Pailleron fand wegen einer ungenügenden Darstellung nicht die volle Würdigung, während die letztere, der Schwank: „Herr Godin und seine Töchter“ (Les petites Godin) von Ordonneau, mit seiner Potenzirung des dramatischen Blödsinns das Publicum vergeblich in eine alle Logik vergessende Carnevalsstimmung zu versetzen suchte. Gleichwohl verdient dieser Abend nicht, daß die Kritik kurz über ihn aburtheilt; selbst der tolle Schwank, der seinen Haupttheil ausmacht, gibt uns ein anschauliches Bild von der Geschicklichkeit der Mache und von der Grazie, mit welcher die französische Dramatik, der nun einmal in unserer deutschen Hauptstadt eine Bühne ständig eingeräumt bleibt, auch die größten Verrenkungen des gesunden Geschmackes auszuführen weiß.

Die kleine Plauderei von Pailleron hat fünf Jahre gebraucht, ehe sie über den Rhein zu uns kam. Sie hat im Théâtre français einst einen großen Erfolg gehabt, welcher allerdings zumeist auf die Rechnung einer Darstellerin, der jugendlichen Naiven, Frl. Samary, zu setzen war. Diese Dame kreirte für das Stück die Lachrolle des lustigen Backfischchens, welche im hiesigen Residenztheater leider so ungenügend vertreten ist. Sie verstand es, so reizend und klangvoll durch eine ganze Tonleiter hindurchzulachen, daß das Publicum jedes Mal wohl oder übel mit einstimmen mußte, und sie zog dabei ihren Mund in so drolliger, das ganze Gebiß offenbarender Weise breit, daß die Pariser Zahnärzte noch jetzt die Photographie, welche Frl. Samary in diesem Glanzpunkte ihrer Rolle zeigt, als Reclame für ihr Geschäft aushängen. Das Lachen der jungen Antoinette ist in der That äußerst wichtig für die ganze Wirkung des kleinen Lustspiels. Wir begreifen erst, wenn es vortrefflich ausgeübt wird, warum der junge Mann, der eigentlich die Tante des halberwachsenen Mädchens liebt, sich einbildet, in das letztere vernarrt zu sein. Das silberne, elektrisirende Lachen hält ihn gefangen und läßt ihn nicht eher wieder los, als bis er einsieht, daß es eben nur dieses Lachen ist, welches ihn an dem Backfische so gefallen hat. Die geschickte Art, in welcher ihn die eifersüchtige Tante von der Unbedeutendheit ihres Mündels zu überzeugen sucht, in welcher sie ihn sogar auf die körperliche Unbeholfenheit desselben aufmerksam macht, ist alsdann ebenso erheiternd wie die reizende Scene, die den jungen Schwärmer zum Innewerden seiner eigentlichen tiefen Liebe gelangen läßt. Er hatte vergeblich gesucht, in das lachende, und immer nur lachende Mädchen den zündenden Funken zu schleudern, der ihr noch schlummerndes Gefühl zur Leidenschaft entflammen sollte; er hatte ihr Gedichte vorgelesen und ihr die Theorie des Küssens entwickelt. Alles vergebens. Zuletzt wagt er, ihre Eifersucht rege zu machen; er „spielt“ mit der Tante eine Liebesscene, aber aus dem Spiel wird Ernst. Der zündende Funke schlägt auf ihn selbst zurück und weckt die alte, unter Asche verborgene Gluth zu neuem Leben. Und das Backfischchen — nun, es lacht auch hierüber in der gewohnten herzlichen Weise und noch hinter dem fallenden Vorhange hervor erklingt ihr perlendes Lachen, d. h. es müßte hervorklingen. Im Residenztheater war das leider nicht der Fall.

Der Schwank von Ordonneau zeichnet sich vor den deutschen Schwänken, die wir in der letzten Zeit sahen, dadurch aus, daß er eine einheitliche durchgehende Idee hat; er stimmt aber mit ihnen darin überein, daß die gesellschaftlichen Voraussetzungen, auf denen die Handlung beruht, ganz unmögliche und unnatürliche sind. Ist man einmal daran gewöhnt, — und dazu sind wir jetzt allmählich gezwungen worden — von dem letzteren Uebelstande abzusehen, so ist es im Grunde auch einerlei, ob die Purzelbäume, welche der dramatische Unsinn schlägt, etwas mehr oder weniger grotesk sind, und ich sehe nicht ein, warum wir über den Franzosen die Achseln zucken sollen, weil er allzukühn in seinen Seiltänzerkünsten ist. Purzelbaum bleibt Purzelbaum, und wenn die deutschen Schwankdichter noch nicht solche Fertigkeit und Unerschrockenheit in der Kunst, einen solchen zu schlagen, erworben haben wie ihre französischen Collegen, so sind sie nichtsdestoweniger ebenso Seiltänzer wie jene.

Die Handlung in „Herr Godin und seine Töchter“ baut sich auf ihrer unmöglichen Basis mit belustigender Consequenz auf. Herr Godin, der Vater dreier heirathsfähigen Töchter, will eine junge Amerikanerin, die er auf einer Geschäftsreise in ihrem Vaterlande kennen gelernt hat, ehelichen. Er hat ihr gesagt, daß er kinderloser Wittwer sei und gesteht auch, als sie zufällig seine älteste Tochter entdeckt, nur diese ein. Die beiden jüngeren hofft er durch schleunige Verheirathung mit ihren schon vorhandenen Liebhabern rasch aus dem Gesichtskreis seiner Braut verschwinden lassen zu können. Selbst seinen künftigen Schwiegersöhnen gegenüber muß er sich infolgedessen als der „Vater einer einzigen Tochter“ ausgeben, und eine Reihe von drolligen Scenen entspinnen sich aus dieser einen, allerdings sehr unwahrscheinlichen Lüge. Die Schwiegersöhne, die sich natürlich gegenseitig nicht als Schwäger kennen, gerathen

Digitized by Google

in die schwierigsten Verwicklungen, und ein Versteckspielen von athemraubender Komik füllt den ganzen mittleren Theil des Stückes. Schließlich wird die Lüge enthüllt, dabei aber ein neuer Irrthum geschaffen, der dem tollen Durcheinander die Krone aufsetzt: die junge Amerikanerin wird nämlich von den Schwiegersöhnen des Herrn Godin für dessen vierte Tochter angesehen — da er zwei verleugnete, konnte er füglich auch noch eine dritte versteckt halten — und Herr Godin wird in dem eigenen Lügengewebe so fest gemacht, daß er wohl oder übel seine Einwilligung zur Verheirathung dieser sogenannten vierten Tochter mit einem Vicomte geben muß.

Es ist entdeckt worden, daß die höchst unwahrscheinliche Grundidee auch dieses Stückes nicht neu ist: Graf Fedro hat sie schon in seinem Lustspiele: „Seine einzige Tochter" behandelt. Es würde also wieder einmal die Frage des dramatischen Plagiats vorliegen. Nun, in diesem Falle ist sie leicht zu erörtern: Ordonneau tanzt einfach in wunderbar künstlerischer Weise auf dem Seile, das ein anderer vor ihm aufgespannt hat.

Die Aufführung dieses Schwankes durch das Personal des Residenztheaters war in jeder Hinsicht lobenswerth, ebenso muß der Inscenirung durch Herrn Anno wie immer volle Anerkennung gezollt werden. B.

Notizen.

Das englische Armenwesen in seiner historischen Entwicklung und heutigen Gestalt. Von P. F. Aschrott. Leipzig, Duncker & Humblot. Der Verfasser sieht mit Recht in England das klassische Land der staatlichen Armenfürsorge. Er steht den dortigen Verhältnissen aber mit großer Objectivität gegenüber und ist ebenso frei von chauvinistischem Hochmuth, als von kritikloser Bewunderung, dem in den fünfziger Jahren üblichen Fehler. Natürlich hat er beim Studium der englischen Verhältnisse die deutschen im Auge. Mit richtigem Tact hat er aber im eigentlichen Context des Werkes die deutschen Verhältnisse außer Acht gelassen und nur in einer Schlußbetrachtung sich mit der Frage beschäftigt, inwiefern uns England bei einer Neuregelung unseres Unterstützungswesens als Vorbild dienen könne, wobei er zu folgenden Resultaten kommt: Die Armenpflege müsse einheitlich geordnet sein. Denn bei einer Verschiedenheit der Fürsorge fände ein Zuströmen der Armen nach den besser dotirten Bezirken statt, welche ungebührlich belastet würden. Die Gleichmäßigkeit der Fürsorge sei somit auch die Voraussetzung für das zu erstrebende Ziel, die Armengesetzgebung von der Heimathgesetzgebung zu trennen und den Bedürftigen jedesmal am Aufenthaltsorte zu unterstützen. Dies müsse mit Aufnahme in eine geschlossene Anstalt (Arbeitshaus oder Colonie, je nach den localen Verhältnissen) verbunden sein, damit die Arbeitsleistung des Bedürftigen ein Aequivalent für die von ihm empfangene Unterstützung bilde. Ein Hauptvorzug des englischen Armenwesens sei endlich die genaue Abgrenzung der staatlichen und privaten Armenpflege. Der Staat schützt die Bedürftigen nur vor der äußersten Noth, die Privatwohlthätigkeit hat besonders den Zweck, Jemandem zur wirthschaftlichen Selbstständigkeit zu verhelfen oder die gefährdete Selbstständigkeit zu erhalten. Wie die London Charity Organisation Society eingerichtet ist, um den gedachten Zwecken zu genügen, zeigt der Verfasser in Anhang I. Diese Gesellschaft, welche seit 1870 besteht, unterstützt Bedürftige nur zum Theil aus eigenen Mitteln, mehr noch dient sie dazu, die Privatwohlthätigkeit in die richtigen Bahnen zu lenken. Sie führt zu diesem Behuf ein Register über die bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten, gibt über dieselben Informationen, weist etwaigen Gebern Unterstützungsbedürftige nach, nimmt Recherchen vor u. s. w. Hierbei kommt es der Gesellschaft sehr zu statten, daß in ihrem Vorstand auch ein großer Theil der communalen Armenbeamten sitzt. Ein Unterstützungsgesuch wird zur Berücksichtigung empfohlen, wenn: 1. Hülfsbedürftigkeit vorliegt, 2. dieselbe ohne eigenes grobes Verschulden des zu Unterstützenden eingetreten, 3. ein dauernder Nutzen von der Unterstützung zu erwarten ist, 4. voraussichtlich ein nachtheiliger Einfluß auf die in ähnlicher Lage befindlichen Personen nicht stattfindet. Man ersieht aus diesen Erfordernissen, namentlich denen zu 3. und 4., daß die Gesellschaft wegen des einzelnen Falles das Interesse der Allgemeinheit nicht außer Augen läßt. Wer sich genauer mit der behandelten Materie beschäftigten will, dem können wir das Aschrott'sche Werk sehr empfehlen. Es beruht auf gründlichen Studien an Ort und Stelle, ist klar disponirt und anregend und gut geschrieben. C.

Licht, mehr Licht! Ein livländischer Roman in drei Bänden von Schack von Igar. (Breslau, Schottländer.) — Ein junger Schriftsteller, der lettisches Blut in sich hat, wagt zu der Tochter eines Riga'schen Patricierhauses die Augen zu erheben und erringt ihre Hand, nachdem er ihr Herz durch ein edles Geisteswerk schon längst gewonnen hat. Dieses kurze Hauptthema ist umrankt von einer Fülle von Nebenhandlungen und Episoden, die zuweilen in keiner Beziehung zu dem Kerne des Romanes stehen und deshalb dem letzteren das Gepräge einer übermäßigen Breite und Weitschweifigkeit aufdrücken. Gleichwohl offenbaren sich gerade in einzelnen Theilen dieses Beiwerkes die Originalität und plastische Schöpfungskraft der Verfasserin. So hat sie uns in der jüngeren Schwester der Heldin, einem lustigen, übermüthigen Backfische, eine allerliebste Figur gegeben, auch die älteste Schwester, eine Künstlerin, die über ihrer Kunst für einige Zeit sogar ihren Mann und ihr Kind vergißt, um nachher zu um so innigerer Vereinigung mit ihnen zurückzukehren, ist mit festen und edlen Strichen gezeichnet. Das Leben in dem Patricierhause und auf der Sommerbesitzung des reichen Riga'schen Kaufmanns ist mit ebenso viel Natürlichkeit als Ausführlichkeit geschildert. Oft ist des Guten etwas zu viel gethan. Der russische Oberst z. B., der als Freund des Hauses einen Sommer in der Kaufmannsfamilie verlebt, ohne jedoch irgend welchen Einfluß auf die Handlung zu äußern, tritt viel zu sehr in den Vordergrund und langweilt schließlich durch seine, von der Verfasserin stets hervorgehobene, scharfe Aussprache des Deutschen. Auch die mehr oder weniger geschickt eingefügten Abhandlungen über die Geschichte des lettischen Volkes, die Episoden aus dem russisch-türkischen Kriege, und die vielen allzu ausführlichen Beziehungen auf die zeitgenössischen Geschichtsereignisse nehmen zu viel Raum ein. Jedoch vergißt man über der Anmuth, mit welcher die Verfasserin zu erzählen weiß und über dem Ernst, mit welchem sie ihre von edelster Humanität getragenen Anschauungen vorträgt, sehr leicht diese Mängel in der Composition und lernt diesen Roman liebgewinnen als eines der besseren Geisteserzeugnisse in der endlosen Fluth unserer Tagesliteratur.

Die Organisation der Centralverwaltung unter Kaiser Maximilian I. Von Sigmund Adler. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) — Wenn die Tochter Neckers von Frankreich behaupten konnte, es sei immer nur regiert worden „ . . . par des coutumes, souvent par des caprices et jamais par des lois", — so kann ein Gleiches auch von der Verwaltung des Heil. Röm. Reiches deutscher Nation gelten. Daß die Schuld hierfür nicht zu gleichen Theilen bei Kaiser und Reich lag, wird immer klarer, je tiefer die moderne Geschichtsforschung uns in die Anläufe und Versuche einweiht, die das deutsche Kaiserthum unternommen hatte, um die Fäden einer gesetzlich geordneten concentrirten Verwaltung in die Hände zu bekommen. Das vorliegende aus Schmoller's geistig bewegtem Seminar hervorgegangene tüchtige Werk schildert mit sprechenden Zügen die auf jenen Punkt abzielende Lebensarbeit des „letzten Ritters", dessen große geschichtliche Gestalt uns durch das grundlegende Werk Ulmann's erst jüngst so plastisch vor's Auge gestellt worden ist. — Die rechte historische Behandlung der deutschen Verwaltungsorganisation hat durch Adler's Buch eine eingreifende Förderung erhalten. F. St.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Autoren,

welche ihre Werke im Selbstverlage erscheinen lassen wollen, empfiehlt sich zu guter und sehr billiger Drucklegung derselben die

Buchdruckerei von Wehmeyer's Nachf.
in Tilsit.

Verlag von Richard Bertling in Danzig.

Anton Moeller's

Danziger Frauentrachtenbuch
aus dem Jahre 1601,
in getreuen Facsimile-Reproductionen mit begleitendem Text von
A. Bertling,
Archidiakon und Archivar der Stadt Danzig.
Auf holländischem Büttenpapier. Pergamentband mit Klausuren. In kl. 4°. Preis 8 M. Seitens der Kritik ist das interessante und originelle Werk bei seinem Wiederaufleben bestens begrüsst worden.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

6 mal prämiirt mit ersten Preisen.

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente. **Stumme Violine** z. Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blasinstrumente. Schulen z. allen Instr. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate** u. v. A. Ausf. Preis-Courante werden gratis fco. zugesandt.

Gebrüder Wolff,
Instrumenten-Fabrik,
Kreuznach.

Verlag von OTTO WIGAND in LEIPZIG.

Johannes Scherr's Werke.

Die Nihilisten. 3. Auflage. 4 M. Gebunden 5 M.

Neues Historienbuch. 2. Auflage. 5 M. Gebunden 6 M. 50 Pf.

Geschichte der deutschen Frauenwelt. Vierte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage. 2 Bände. 9 M. Gebunden 10 M. 50 Pf.

Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. Achte, verbesserte und ergänzte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8 M. Gebunden 9 M. 50 Pf.

Schiller und seine Zeit. **Illustrirte Prachtausgabe, neue verbesserte Auflage.** Mit 1 Stahlstich, 14 Portraits und 20 historischen Bildern. 13 M. 50 Pf. Eleg. gebunden 17 M. **Volksausgabe,** 4. Auflage (ohne Illustr.) 3 Theile in 1 Bande. Gebunden 4 M. 50 Pf.

1870—1871. **Vier Bücher deutscher Geschichte.** Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. 2 Bände. 16 M. Sehr eleg. geb. 18 M. 50 Pf.

1848. **Ein weltgeschichtliches Drama.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bde. 13 M. Geb. 15 M. 50 Pf.

Blücher. **Seine Zeit und sein Leben.** Dritte Ausgabe. Gr. 8. 3 Bde. 9 M. Geb. 12 M.

Die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert. Prachtausg. m. 45 Bild. 2. Aufl. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf. Volks-Ausg. (ohne Illustr.) 1 Mark 50 Pf.

Vom Zürichberg. **Skizzenbuch.** Zweite Auflage. 5 Mark.

Geschichte der englischen Literatur. Dritte, verb. u. verm. Aufl. 4 M. Geb. 5 M.

Menschliche Tragikomödie. **Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Neue, billigste Ausgabe in 12 Bänden à 1 Mark,** dauerhaft gebunden à Band 1 Mark 30 Pf. Jeder Band wird apart abgegeben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

Mit Beginn des Jahres 1886 erscheint in unserem Verlage wöchentlich:

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung der Herren Professoren Dr. **J. Bernstein,** Dr. **A. v. Koenen,** Dr. **Victor Meyer,** Dr. **B. Schwalbe** und anderer Gelehrten herausgegeben von

Friedrich Vieweg & Sohn.

Preis pro Quartal 2 *M.* 50 *pf.* Probenummern gratis und franco. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt entgegen.

In unserem Verlage erschienen soeben:

F. C. Dahlmanns Kleine Schriften und Reden.

gr. 8. XIV und 484 Seiten.
M. 6. —

Zeitschrift für allgemeine Geschichte,

Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte.
1885. Zweiter Band. Komplett. 63 Bogen.
M. 12. —
Mit Beiträgen von **Beer, Gregorovius, Heigel, Hillebrand, Huber, Lindner, Ritter** u. A.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von B. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 13. März 1886. Band XXIX.

CORNELL UNIVERSITY APR 2 1886 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Frage der Rentengüter. Von Franz Berghoff-Ising. — Der letzte der Moskauer Slavophilen. Von Erwin Bauer. (Schluß.) — **Literatur und Kunst**: Aus meinem poetischen Tagebuch. Von Eduard von Bauernfeld. — Ein Feind der Kleinstädter. Von Conrad Ferdinand Meyer. — Ein Minister als Novellist. Von Georg von Seydlitz. — **Feuilleton**: Ein Roman in Depeschen. Von Boleslav Markewicz. — **Aus der Hauptstadt**: Dramatische Aufführungen. Von B. — Opern und Concerte. Von Heinr. Ehrlich. — Inserate.

Die Frage der Rentengüter.

Von Franz Berghoff-Ising.

In allerneuester Zeit macht sich auf dem Gebiete der Agrarreform unverkennbar eine Strömung geltend, die im Gegensatze zu der schon in den Tagen Stein-Hardenberg's inaugurirten Politik der Befreiung des Grund und Bodens von Lasten und Verfügungsbeschränkungen jedweder Art, eine gewisse Vinculirung und legale Fixirung der Grundbesitzverhältnisse anstrebt. Zeichen dieser Strömung sind die Vorschläge zur Verstaatlichung des Grundcredits, wie sie von Schäffle und in schroffster Form in einer eben erschienenen Broschüre*) eines ungenannten, aber ziemlich autoritativ auftretenden Verfassers aufgestellt sind, ferner die erweiterte Bedeutung, welche die Höferollen, hauptsächlich in Folge der lebhaften Agitation in den Bauernvereinen für die Integrität der bäuerlichen Besitzungen gewonnen, und last not least das an die Form der Emphyteusis und Erbpacht anknüpfende Rentengüter-Project.

Die Idee, den in der Erbpacht liegenden socialpolitischen Kern für unsere modernen Wirthschaftsverhältnisse zu verwenden, war in wissenschaftlichen Arbeiten schon mehrfach ventilirt worden, ehe die preußische Staatsregierung in officieller Weise sich derselben bemächtigte. Männer wie Schönberg, von der Goltz, Wagner und Andere hatten schon wiederholt auf eine den veränderten Zeitumständen entsprechende reformirte Erbpacht hingewiesen, in der sie „eine wichtige Maßregel gesunder Socialpolitik" erblicken; Ruprecht hatte in einem besonderen Werke: Die Erbpacht, Göttingen 1882, ausführliche Vorschläge zur Wiedereinführung derselben gemacht. Den eigentlichen Anstoß jedoch, der Sache näher zu treten, gab für die preußische Regierung das total verunglückte Experiment der Domänenveräußerung in den siebziger Jahren und die Arbeiternoth in den Gebieten des Großgrundbesitzes. Bekanntlich steht jedoch der § 91 und 94 des Gesetzes vom 2. März 1850, das in Vollstreckung der 1848 promulgirten Grundrechte des deutschen Volkes der Erbpacht den Todesstoß versetzte, der Einführung jedweder Form derselben hindernd entgegen. Bei erblicher Ueberlassung eines Grundstückes ist nur die Uebertragung des vollen Eigenthums zulässig. Neu auferlegte feste Geldrenten ist der Verpflichtete nach vorgängiger sechsmonatlicher Kündigung zum zwanzigfachen Betrage abzulösen berechtigt, sofern nicht vertragsmäßig anders bestimmt ist. Die Kündigung kann aber auf dem Wege des Vertrages nur während eines Zeitraumes, welcher 30 Jahre nicht übersteigen darf, ausgeschlossen werden. Ferner steht gesetzlich der Antrag auf Ablösung sowohl dem Berechtigten als auch dem Verpflichteten zu.

Die Vorbedingung jeder praktischen Bedeutung der ministeriellen Vorlage, welche, dem Königl. Landesökonomie-Collegium in seiner letzten Sitzung unterbreitet, die Begutachtung einer versuchsweisen Einführung von Rentengütern verlangte, ist sonach zunächst eine Abänderung der bestehenden Gesetzgebung. Das Landesökonomie-Collegium, welches schon im Jahre 1879 auf Antrag des Oekonomie-Raths Dr. Korn den damaligen Landwirthschaftsminister Friedenthal ersuchte, eine eingehende Prüfung der Frage vornehmen zu lassen, ob sich eine Aenderung der Gesetzgebung in derjenigen Richtung empfehle, daß die Wiederherstellung von Verhältnissen ähnlich der Erbpacht oder Emphyteusis ermöglicht werde, hat die ministerielle Vorlage ohne wesentliche Modification beinahe einstimmig, nur zwei Stimmen sprachen sich principiell dagegen aus, angenommen. Veranlassung zu dieser Resolution war wohl zunächst das Fehlschlagen der zahlreichen bisherigen Domänenveräußerungen und Parcellirungen gewesen, welche man hauptsächlich zur Creirung eines landwirthschaftlichen Mittelstandes und einer seßhaften Arbeiterbevölkerung vorgenommen hatte. Mancherlei dabei gemachte Fehler hatten den Zweck vollständig vereitelt. Bei den gestellten Kaufbedingungen: Zahlung 1/6 bei der Uebergabe, 1/6 nach Jahresfrist, 2/3 nach 5 Jahren, war auch die Nachfrage, besonders bei den kleinen Parcellen, die man für Käufer aus Arbeiterkreisen berechnet hatte, nur eine äußerst geringe, ja manche Grundstücke konnten nicht einmal unter Taxe veräußert werden. In überraschend kurzer Zeit verfielen die veräußerten Parcellen, deren Eigenthümer durch den Kaufschilling überschuldet wurden, dem Agglomerationsprocesse und bilden schon jetzt wieder Bestandtheile der großen Latifundien und Rittergüter. Obwohl nach einer dem Abgeordnetenhause im Januar d. J. zugegangenen Nachweisung über dreißigtausend Hectare Domänenland seit 1867 parcellirt und veräußert wurden, war doch nirgendwo die geringste sociale Wirkung, auf die man es abgesehen, davon zu verspüren gewesen. Gegen eine Wiederholung dieses Vorganges bildet das geplante Zurückgreifen auf eine lange Rente nach Analogie der Erbzinse und Erbpachten ein glückliches und wirksames Palliativ. Bei directem und freien Verkauf wird die gleich anfängliche oder doch später so leicht eintretende Verschuldung der Besitzer immer wieder zur Enteignung und Zusammenlegung führen. Die Rentengüter geben die Garantie, daß die ausgegebenen Parcellen auch wirklich dauernd den socialpolitischen Zwecken, Förderung der

*) Die Verstaatlichung des Grundcredits. Jena, Fischer.

Digitized by Google

Colonisation und Besiedelung, und vor Allem der Seßhaftmachung des ländlichen Arbeiterstandes erhalten bleiben. Gleichwohl möchten wir uns dagegen aussprechen, die Rente zu einer dauernd unablöslichen zu machen. Um die zu errichtenden Rentengüter in dem ihnen nach Prüfung des localen Bedürfnisses zugewiesenen Umfange zu erhalten, dürfte eine auf einen längeren Zeitraum festgelegte Rente — vielleicht auf die Dauer einer Generation — ausreichend sein. Während dieses Zeitraumes müßte natürlich die Veräußerungs- und Parcellirungsfreiheit des Rentenpflichtigen aufgehoben sein, was ja durch freien Vertrag auch nach Lage der bestehenden Gesetzgebung geschehen kann. Man darf nicht vergessen, daß die Rentengüter als solche keine dauernde Institution bleiben können, daß sie vielmehr nur als Mittel zum Zweck eine Art von Uebergangsetappe in der Uebertragung von Grundeigenthum aus den Händen des Großgrundbesitzes in die der mittleren und kleineren Wirthe bilden sollen. Denn sie bleiben doch immerhin ein fremdartiges Gebilde innerhalb der aus den Bedürfnissen einer neuen, gegen früher total veränderten Zeit, hervorgewachsenen Wirthschaftsformen. Sind die Rentengutsinhaber mit ihren Heimstätten durch eine langjährige Wirthschaft verwachsen, haben sie in dieser Zeit sich als ökonomisch lebensfähig erwiesen, so wird man sie unbesorgt in die Reihen der freien Besitzer eintreten lassen können. Die dauernde Unablösbarkeit der Rente wird für strebsame Männer wenigstens ein Hemmschuh sein, sie werden in Zeiten, wie die unserigen, sobald sie das erforderliche Capital beisammen haben, dringend die Ablösung wünschen. Der Gedanke einer Schuldenlast, welche nie getilgt werden kann, hat, wie Roscher sehr treffend bemerkt, gerade für den guten Wirthschafter etwas ungemein Drückendes. Und nach dem Gefühle der meisten Rentenpflichtigen würde sich schon binnen wenig Menschenaltern der Rentenberechtigte in eine Art von unvordenklichen Pfandgläubiger verwandeln. Nach Ablauf der für die unbedingte Dauer des Rentenverhältnisses stipulirten Zeit müßte eine einseitige Kündigung desselben insbesondere auch dem Rentenpflichtigen eingeräumt werden. Sofern aber weder dieser noch auch der Rentenberechtigte die Ablösung verlangte, stände einer Erneuerung des alten Verhältnisses ja nichts im Wege. Der Uebergang des Rentengutseigenthums in völlig unbelastetes Eigenthum würde so nach verschiedentlich langen Zeiträumen ganz nach der individuellen Lage der einzelnen Contrahenten ohne gefährlichen Zwang allmählich vor sich gehen.

Von besonderer Wichtigkeit dürfte sich die geplante Institution für die landwirthschaftliche Arbeiterwelt erweisen, obwohl wir ihre Bedeutung auch für andere Zweige der agrarischen Socialpolitik, der Moorcolonisation und Besiedelung, der Gründung bäuerlicher Besitzungen nicht verkennen. Daß gerade die ländlichen Arbeiterverhältnisse zumal in Gegenden mit vorwiegendem Großgrundbesitz Berücksichtigung erfordern, das hob, mehr noch wie die jetzige Vorlage, der erwähnte Antrag des Landesökonomie-Collegiums im Jahre 1879 nachdrücklich hervor. Und in der That ist die Lage der Arbeiterbevölkerung in unseren östlichen Provinzen eine überaus traurige. Während im mittleren und südwestlichen Deutschland dem Arbeiter überall Gelegenheit geboten ist, sich ein kleines Grundstück durch Fleiß und Sparsamkeit zu erwerben, ist jede Möglichkeit dazu in jenen Provinzen ausgeschlossen. Dabei ist die Lebenshaltung der weiten Schichten der Arbeiterbevölkerung auf ein derartig niedriges Niveau herabgesunken, wie man es in Gegenden mit besserer Grundeigenthumsvertheilung nicht kennt.

Der einzig mögliche Weg für den ländlichen Arbeiter, sich und den Seinen allmählich eine bessere wirthschaftliche Existenz zu erringen, liegt eben in der Erwerbung eines kleinen Grundstückes; wo bei der herrschenden Bodenvertheilung dazu jede Aussicht versperrt ist, muß der Arbeiter muthlos werden, muß Arbeitslust und Sparsinn in gleicher Weise leiden, denn es liegt, wie Fritz Reuter sehr richtig einmal sagt, „tief in der menschlichen Natur, daß Jeder ein noch so kleines Stück Erde sein Eigen nennen will". Darum stellt auch v. d. Goltz in seinem trefflichen Werke über die ländliche Arbeiterfrage „als letztes und höchstes Ziel" die Forderung auf, „die Arbeiter zu landwirthschaftlichen Unternehmern zu machen". Darum ist die Gründung von Arbeiterheimstädten als die vornehmste Aufgabe der geplanten Rentenguts-Institution anzusehn. Gerade in Bezug auf die unterste Stufe der Bevölkerung, auf die jetzt taglohnenden Klassen, läßt sich mit einer gegebenen Summe von Mitteln ein größerer Erfolg erzielen, als etwa bei Einrichtung von bäuerlichen Besitzungen, deren Wichtigkeit für ein glückliches sociales Verhältniß innerhalb der ackerbautreibenden Bevölkerung wir nicht verkennen. Zum Glück verschließt sich die Regierung dieser Einsicht nicht; hob doch die Norddeutsche Allg. Zeitung in einem anscheinend officiösen Artikel noch vor wenig Wochen, nachdem die Verhandlungen des Oekonomie-Collegiums und die zahlreichen Aeußerungen der Tagespresse vorlagen, ausdrücklich zur Klarstellung der Angelegenheit hervor, daß die Rücksicht auf die Arbeiterbevölkerung das Hauptmotiv zur Rentengüter-Vorlage abgegeben habe. In der That, die Auswanderungen der Arbeiter gerade aus den Bezirken des Großgrundbesitzes rufen auch laut genug nach Hülfe. „Kann es etwas Traurigeres geben für ein Volk und für die Volkswirthschaft", sagt Ruprecht, „als wenn die kräftigsten Söhne des Landes ihre Arbeitskraft in die Fremde einer unsicheren Zukunft entgegentragen, und wenn diese nicht etwa aus Gegenden kommen, wo Uebervölkerung herrscht, nein, wo bei besserer Vertheilung des Grundeigenthums noch Raum wäre für viele Tausende?" Wie kann das aber anders sein, wenn den reichen Latifundienbesitzern und Domänenpächtern ein zahlreiches Arbeiterproletariat gegenübersteht, dem keine Hoffnung gegeben, Selbstständigkeit und eine höhere wirthschaftliche Stufe zu erklimmen! Die Statistik der Grundeigenthumsvertheilung, verglichen mit den Auswanderungslisten, läßt keinen Zweifel darüber, daß die Grundeigenthumsvertheilung in innigstem Causalconner mit der Intensität der Auswanderung steht. Nicht diejenigen Provinzen, welche die dichteste Bevölkerung aufweisen, sondern die, welche bei vorwiegendem Großgrundbesitz relativ dünn bewohnt sind, geben das größte Contingent der Europamüden ab. Leider gestattet es nicht der Raum, hier den auch noch in mancherlei anderer Hinsicht interessanten statistischen Nachweis zu erbringen.

Zur Sanirung der Arbeiternoth ist vor Allem erforderlich, daß die Arbeiterheimstätten so groß abgemessen werden, daß sie zur Nahrung der Familie und zur völligen Absorbirung der Arbeitskräfte derselben ausreichen. Denn nicht im Interesse des Großgrundbesitzes, sondern um der Arbeiter selbst willen soll das Institut der Rentengüter den Erwerb von Grund und Boden ermöglichen. Ist das Arbeiterheim zu klein, so liegt die große Gefahr vor, daß man, statt die Lage der Arbeiter zu bessern, nur den Rittergutsbesitzern und Domänenpächtern einen Dienst erweist, die nun an die Scholle gebundene Arbeiter haben, die ihnen nicht mehr entlaufen können. Man nähme damit das letzte und traurige Refugium, die Auswanderung, diesen modernen glebae adscriptis.

Leider dürfen wir nach den Aeußerungen des Ministers Lucius im Landesökonomie-Collegium eine Verwendung des Dominialbesitzes zur Errichtung von Rentengütern nicht erwarten, weil, wie derselbe ausführte, die Domänen zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes nicht genügen würden, auch als Beispiele guter Bewirthschaftung zu erhalten wären. Auch wir sind grundsätzliche Gegner des Domänenverkaufs en bloc, wie ein solcher auch heute noch vielfach von Anhängern der individualistischen, manchesterlichen Volkswirthschaft gefordert wird, können aber doch dem Standpunkte des Ministers nicht völlig beipflichten. Wir glauben, um Beispiele guter Bewirthschaftung zu demonstriren, bedarf es keiner 1073 Vorwerke mit einem Areal von über 353 000 Hectaren, und da gerade in denjenigen Provinzen resp. Regierungsbezirken, die an einer ungesunden Verschiebung der Eigenthumsvertheilung zu Gunsten des Großgrundbesitzes am meisten kranken, auch der fiscalische Besitz am bedeutendsten ist, so könnte immerhin eine theilweise Parcellirung und Veräußerung in jenen Gegenden schon einige Remedur schaffen. Damit wäre natürlich nicht ausgeschlossen, daß die Regierung nach dem Vorschlage Professor Schmoller's Fonds zum Ankauf von Rentengütern für die in Betracht kommenden östlichen Provinzen zur Disposition stellt.

Digitized by Google

Wenn wir den statistischen Erhebungen folgend zu den großen Gütern solche rechnen, die einen Umfang von 600 Morgen und mehr haben, so nehmen diese Güter von der Gesammtfläche der alten preußischen Provinzen 43,86 % ein, in Schlesien dagegen schon 51,22 %, in Posen 57,33 % und in Pommern sogar 62,05 %, während der Regierungsbezirk Stralsund mit über 81 % an der Spitze marschirt. Hier ist also das Bedürfniß nach Abhülfe der Grundbesitznoth das Dringendste, hier kann aber auch ein Versuch am leichtesten ausgeführt werden. In diesen drei Provinzen befinden sich 327 Domänen mit einem Areal von über 490 000 Morgen, wovon auf den Regierungsbezirk Stralsund allein 131,000 Morgen entfallen. Nach der Berufsstatistik vom 5. Juni 1882 zählt dieser Bezirk 26 000 Einzelwirthschaften auf einer Gesammtanbaufläche von 298 000 Hectar, wovon den Löwenantheil von über 250 000 Hectar die verschwindende Anzahl von 975 Großgrundbesitzungen vorwegnimmt, so daß also zur Nahrung von über 25 000 Wirthschaften nur ca. 48 000 Hectar übrig bleiben.

Angesichts solcher Zustände kann man nur wünschen, daß die Staatsregierung der Aufforderung des Landesökonomie-Collegiums Folge leistet und bald mit praktischen Ausführungen beginnt.

Der letzte der Moskauer Slavophilen.

Von Erwin Bauer.

(Schluß.)

In der slavophilen Richtung waren vornehmlich die ersten Häupter der Bewegung thätig: A. S. Chomjäkow, Iwan und Peter Kirejewski und Konstantin Aksakow. Der Erstere, ein vielseitiger Encyclopädist und entschieden der fähigste Kopf des Kreises, trat in zahlreichen theologischen, größtentheils in französischer (!) Sprache verfaßten Schriften für das slavophile Dogma von der unverfälschten Wahrheit des rechtgläubigen Bekenntnisses und der hohen Aufgabe der orientalisch-russischen Orthodoxie ein. Die Brüder Kirejewski und einige Andere ihrer Genossen, namentlich aber der junge D. Walujew, gingen mit Eifer an die Erforschung der vaterländischen Geschichte und besonders der Sitten und Gebräuche, der Traditionen, Sagen und Lieder des russischen Volkes; sie publicirten als Ergebniß ihrer unermüdlichen Arbeit eine Reihe werthvoller wissenschaftlicher Essays, vor Allem aber die von Peter Kirejewski zusammengestellte hochbedeutsame Sammlung russischer Volkslieder und Sagen. Konstantin Aksakow endlich, ein scharfsinniger Kopf und bedeutender Gelehrter, stellte es sich zur Lebensaufgabe, mit dem ganzen Aufgebot seiner Fähigkeiten aus der russischen Geschichte den Nachweis für die Richtigkeit der historischen Theorie der Slavophilen zu liefern. Hierin fand er eifrige Mitarbeiter in dem Geschichtsschreiber Pogodin und in Juri Ssamarin, bekannt durch seine spätere Thätigkeit als politischer Publicist und Kämpe für die Ausbreitung und Festigung des orthodoxen Russenthums in den anders redenden und glaubenden Grenzmarken des Reiches. Weiter sind noch Alexander Koschelew und Jelagin zu nennen, die Financiers und Nationalökonomen des Slavophilenthums, welche seine Lehre auf wirthschaftlichem Gebiete zu fructificiren suchten; endlich die Dichter Jasykow und Tjutschew und Andere mehr.

In den Kreis dieser Männer trat auch 1850 Iwan Aksakow, der im Jahre 1823 am 26. September russischen Stiles auf dem väterlichen Gute Nadeshino im Gouvernement Orenburg geborene jüngere Bruder Konstantin Aksakow's. Durch diesen bereits während seines Studiums in der Rechtsschule in Moskau und seiner kurzen Laufbahn (1848—50) im Staatsdienste in vielfache Berührung mit dem slavophilen Kreise gebracht, hielt sich indeß Iwan Aksakow anfänglich den Bestrebungen desselben fern; er dichtete und veranlaßte durch seine Neigung für die westeuropäische Cultur häufige Klagen seines Bruders (vgl. Koschelew: „Memoiren", S. 75). Diese Theilnahmlosigkeit kann indeß nicht lange angedauert haben, denn bereits im Jahre 1852 gab Iwan Aksakow den „Moskowski Sbornik" heraus, dessen Inhalt bereits ganz auf dem Boden der slavophilen Theorie steht. Von diesem Journale erschien indessen nur der erste Band, denn noch in demselben Jahre entführte ein ehrenvoller Auftrag der Russischen Geographischen Gesellschaft Aksakow nach Kleinrußland, wo er sich ein ganzes Jahr mit dem Studium des dortigen Volkslebens beschäftigte, — ein Studium, das gewiß nicht ohne Einfluß auf seine spätere volksthümliche Thätigkeit gewesen ist. Das greifbare Resultat desselben war, wie gleich hier bemerkt sei, eine eingehende Arbeit über den Handel auf den Jahrmärkten der Ukraine, welche im Jahre 1859 auf Kosten der Geographischen Gesellschaft veröffentlicht und prämiirt wurde.

Inzwischen hatten Iwan Aksakow's Freunde in Moskau nicht wenig auszustehen. Trotzdem, wie bemerkt, ihre Thätigkeit eine ausschließlich wissenschaftliche und auf dem Gebiete der Geschichte des russischen Volkslebens unleugbar nutzbringende war und sich öffentlich lediglich in der Presse und den obenerwähnten Publicationen bemerkbar machte, erregte sie doch den Argwohn der Regierung. Dieselbe fühlte instinctiv, daß sie es mit einer Opposition zu thun habe, die dem herrschenden System gefährlich werden könne, und hegte den Verdacht, die Slavophilen seien verkappte Revolutionäre. Die Folge war, daß man ihre Publicationen durch die Censur maßregelte und sie unter geheime polizeiliche Aufsicht stellte. Diese Behandlung erbitterte die Mitglieder des Kreises, die sich bewußt waren, das Beste auf gesetzmäßigem Wege zu wollen: sie war der Hauptgrund, welcher die Slavophilen der Politik in die Arme trieb. Dazu kam der Krimkrieg, dessen Ereignisse den Slavophilen in ungeahnter Weise in die Hände arbeiteten.

Die Niederlagen der Armee trotz ihrer unleugbaren Tapferkeit riefen im ganzen Lande das Gefühl der Schmach, der Erbitterung über das herrschende System hervor, dem alle thatsächlichen und moralischen Mißerfolge zugeschrieben wurden. Es ist vielleicht nicht so allgemein bekannt, wie es wahr ist, daß man nirgendwo so sehr damals erkannte, auf welch' thönernen Füßen der russische Coloß stehe, als in der unabhängigen gebildeten russischen Gesellschaft selbst. Diese in immer breitere Schichten dringende Erkenntniß kam naturgemäß der Partei zu statten, welche, immer kühner das Haupt erhebend, offen in der Presse und in Versammlungen erklärte: Seht! soweit hat uns die „St. Petersburger Periode" gebracht! Kehrt um zum Volke! Dieses allein kann das Vaterland retten! . . . Die Stimmung für die slavophile Lehre ward mit jedem Tage günstiger; mit einem Schlage wurden ihre Verkündiger, die man bisher belächelt oder verspottet hatte, für die einzig rechten Patrioten gehalten, und es ist ein Verdienst der Partei in ihrem Sinne, daß sie die Situation mit Geschick auszunutzen begann. Von diesem Augenblicke an beginnt erst die eigentliche praktische Thätigkeit der Slavophilen, die um so erfolgreicher wurde, als sie die Theorie zeitweilig an den Nagel hingen und mit einzelnen Forderungen hervortraten, die realisirbar waren, sich allgemeiner Sympathieen erfreuten und dennoch — wenn auch nur als erste Abschlagszahlungen — völlig auf dem Boden ihres Programmes standen. Der Tod des Despoten Nicolai und die Thronbesteigung Kaiser Alexander's II., dessen liberale Neigungen bekannt waren, gestalteten die Aussichten noch um ein Bedeutendes günstiger.

Es ist bezeichnend für Iwan Aksakow, daß er die veränderte Situation voll begriff und sich mit dem ihm eigenen Feuereifer in die Agitation stürzte. Er war, als es hieß das Vaterland sei in Gefahr, im Jahr 1855 freiwillig in den Landsturm eingetreten und nach Bessarabien gezogen, ohne indeß ins Gefecht zu kommen. Als der Friede in sicherer Aussicht war, kehrte er zu Anfang des Jahres 1856 nach Moskau zurück, leistete indeß sofort einer Aufforderung des Fürsten Wassiltschikow Folge, die ihn als Glied der zur Untersuchung der während des Krieges von der Intendantur verübten Mißbräuche eingesetzten Commission in die Krim rief. Diese Thätigkeit sagte ihm indeß nicht zu, und wir

Digitized by Google

sehen ihn bereits gegen Ende desselben Jahres wieder in Moskau, wo seine Mitarbeit an dem slavophilen Werke um so nothwendiger ward, als die Partei durch den Tod Iwan Kirejewski's (11. Juni 1856) einen empfindlichen Verlust erlitten hatte. Iwan Aksakow fand die Freunde in voller Thätigkeit. Zwei Dinge waren es, welche sie zunächst anstrebten, und zwiefach war der Weg, den ihre Propaganda einschlug. Um einen ersten wesentlichen Schritt vorwärts zu thun, die Kluft zwischen Gesellschaft und Volk auszufüllen, sollte das Volk von der Leibeigenschaft befreit werden; um seine Theilnahme an der Regierung mit der Zeit zu ermöglichen, sollte der Kaiser bewogen werden, eine allgemeine Landschaftsversammlung einzuberufen, welche den Boden für die allgemeine Volksversammlung der Zukunft vorbereiten sollte. Die Propaganda für die Verwirklichung dieser Forderungen sollte einestheils durch die Presse in die Gesellschaft getragen werden, anderntheils sollten Eingaben an den Kaiser gemacht werden, um ihn für das slavophile Programm zu gewinnen. Beides wurde sofort in Angriff genommen. Bereits im Herbst 1855 wurde die Gründung eines Journals, der „Rußkaja Beßjeda" (Russische Unterhaltung) unter der Chefredaction Koschelew's beschlossen, und derselbe reichte gleichzeitig dem jungen Kaiser ein Memoire ein: „Ueber die finanziellen Hülfsmittel Rußlands zur Fortsetzung des Krieges gegen die Türkei und Europa." „In dieser Eingabe" — so erzählt Koschelew selbst in seinen „Memoiren", S. 83 — „führte ich aus, daß nach den Erfahrungen des letzten Krieges es für Rußland auch in Zukunft unmöglich sein würde, während der kriegerischen Verwickelungen eine auswärtige Anleihe zu machen, und daß es in Folge dessen unvermeidlich sein werde, sich die inneren Hülfsmittel zugänglich zu machen; — daß in Anbetracht der bereits geschehenen ungeheuer großen Emissionen von Creditbillets von einer bedeutenden Vermehrung derselben nicht mehr die Rede sein könne; — daß es daher unerläßlich sei, den Staatscredit im Innern des Reiches selbst zu beleben, zu vermehren und zu festigen, und daß zu diesem Zwecke" — und nun kommt das punctum saliens! — „das einzig untrügliche Mittel die Berufung von Wahlmännern aus dem ganzen russischen Reiche wäre. Denn diese Maßregel allein würde jeden Krieg, den der russische Staat zu führen haben werde, zu einem Volkskriege verwandeln u.s.w." ... Diese Denkschrift blieb, wie vorauszusehen war, ohne Folgen, ja ohne Antwort. Dagegen trat die „Rußkaja Beßjeda" im April 1856 ins Leben. Ihre Mitarbeiter waren außer den bisher genannten Führern der Slavophilen: Fürst W. A. Tscherkaßki, J. D. und M. W. Beljäjew, J. J. Philippow, Prof. Tschitscherin und viele Andere. Das Journal gedieh und fand allgemeine Beachtung, besonders nachdem Iwan Aksakow im Jahre 1858 die nichtofficielle Chefredaction übernahm. Das hielt ihn indeß nicht ab, schon 1859 ein zweites Blatt, den „Parus" (Das Segel) zu gründen, welches er jedoch bereits nach der dritten Nummer eingehen lassen mußte. Hand in Hand mit diesen Bestrebungen gingen die eifrige — namentlich von Koschelew betriebene — Agitation für die Aufhebung der das Volk demoralisirenden und den Staat schädigenden Branntweinspacht und die Bemühungen in den Kreisen der Regierung, der Büreaukratie und der Armee Anhänger für die slavophile Theorie zu werben resp. den Slavophilen selbst den Eintritt in dieselben zu ermöglichen. Zugleich wurde die wissenschaftliche und publicistische Propaganda unermüdlich fortgesetzt. Die Erfolge der Partei auf all' diesen Gebieten sind bekannt. Es ist hauptsächlich ihr Verdienst, daß im Jahre 1861 die Emancipation der Bauern durchgeführt wurde, aber sie trägt auch die Schuld, daß dieser Maßregel die historisch nicht nachweisbare Idee vom sog. altrussischen Gemeindebesitze zu Grunde gelegt wurde. Die Branntweinspacht wurde aufgehoben, und durch die Einführung der Kreis- und Gouvernements-Landschaftsversammlungen ward, wie Koschelew meint, „der unumgänglich nothwendige und feste Grund für die allgemeine Landschaftsversammlung der Zukunft" gelegt. Ihre auf eine Constitution hinauslaufende Einberufung erscheint indeß, trotz der eifrigsten Propaganda, namentlich in der neuesten Zeit, immer noch so fern, wie im Jahre 1855. Das „Slavische Comité" trat in Moskau ins Leben und hat sich als „Slavischer Wohlthätigkeitsverein" über das Reich verbreitet, seit den siebenziger Jahren eine moralische und politische Macht im Reiche. Daß es endlich auch in Regierungskreisen bald nicht an der Vertretung der Slavophilenpartei fehlte, beweisen die Namen Fürst Tscherkaßki, Miljutin, Fürst Wassiltschikow Ignatjew, Durnowo, Skobelew ꝛc., und daß die durch den Tod Chomjäkow's (†1860), Konstantin Aksakow's († 1861), M. Pogodin's († 1874) und Juri Ssamarin's († 1875) veranlaßten Lücken in den Reihen der wissenschaftlichen und publicistischen Vertretung des Slavophilenthums bald ausgefüllt wurden, bekräftigen die mehr oder minder bekannten Namen eines Hilferding, Oreſt Miller, Ilowaiski e tutti quanti, deren Thätigkeit es zuzuschreiben ist, daß die nationale Richtung im heutigen Rußland nicht nur die Gesellschaft, sondern seit dem Regierungsantritte des jetzigen Kaisers auch das officielle Rußland beherrscht . . .

Bis zu dem Beginn der sechziger Jahre war das Slavophilenthum eine rein russisch-nationale Bewegung. Erst damals, als ihre politische Agitation begann und sie auch im Auslande Hilfsmittel für dieselbe suchte, fand jene Verquickung mit dem Panslavismus statt, welche es zu Wege gebracht hat, daß man — sehr mit Unrecht — heute in Westeuropa Slavophilenthum und Panslavismus für identisch hält. Es ist bekannt, daß der Panslavismus ein Product des sog. Südost-Slaventhums ist, hervorgerufen durch die seit Mitte des vorigen Jahrhunderts im Schwange gewesenen Emancipationsbestrebungen der Slaven auf der Balkanhalbinsel, und daß er zunächst in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts von den sog. Westslaven, den Tschechen, Slowaken ꝛc., aufgenommen und zu einer politischen Theorie ausgearbeitet worden ist. Es war mehr als natürlich, daß der Panslavismus einen großen Theil seiner Hoffnungen auf den einzigen selbstständigen Slavenstaat richtete, und es hat seit seinen Anfängen nie an Versuchen gefehlt, Rußland für ihn zu begeistern. Diese Versuche waren meist ohne nachhaltige Wirkung, und aus dem Kreise der ersten Slavophilen war es nur Michael Pogodin, der sich für die panslavistischen Ideen so begeisterte, daß er sie mit der slavophilen Theorie zu vermengen suchte. Seine Bemühungen wurden indeß schon von dem Gedanken geleitet, der bis heute für das russische Slavophilenthum maßgebend gewesen ist und in dem Ausspruche Pogodin's gipfelt: Rußland sei das große slavische Meer, in das sich alle slavischen Ströme ergießen müßten, wollten sie ein Ganzes bilden und sich vor der Einwirkung der römisch-germanischen Welt retten. Die im Sinne dieses Ausspruches modificirte panslavistische Idee griff in Rußland um sich, als Koschelew und namentlich Iwan Aksakow auf ihren Reisen zu Beginn der sechziger Jahre persönliche Fühlung mit den Führern des österreichischen Slaventhums gewannen. Sie machte sich bereits in dem von Aksakow nach seiner Heimkehr gegründeten Journale „Denj" bemerkbar, wuchs mit dem Fortgange der sog. orientalischen Frage und ward bald eine der wesentlichsten Forderungen auch der Moskauer Slavophilen, wenngleich ein wenig getrübt durch den polnischen Aufstand im Jahre 1863 und seitdem mehr den Balkanslaven zugewandt als den Polen und Tschechen, weil eine der slavophilen Hauptforderungen, die Gleichheit des religiösen Bekenntnisses, nur bei ersteren vorhanden war. Nichtsdestoweniger kam es im Mai 1867 zu jener bekannten Verbrüderung der Slavophilen mit den Panslavisten in Moskau, wo Pogodin, Juri Ssamarin und Iwan Aksakow, damals schon Präses des „Slavischen Comitées", die österreichischen Gäste Graf Palacky, Ladislaus Rieger und Andere in Reden und mit Banketten feierten. Des Weiteren hat gerade in Aksakow's publicistischer Thätigkeit, in seinen Zeitungen „Moskwa", die 1868 erschien, bis zum October neun Verwarnungen und drei Verbote erlebte und bald einging, im „Moskwitsch", der im folgenden Jahr ins Leben trat, aber gleichfalls bald verboten wurde, und in der seit 1881 erscheinenden „Russj" die aus der geschilderten Verquickung des Slavophilenthums mit dem Panslavismus hervorgegangene sog. „slavische Idee" die Hauptrolle gespielt. Sie bestand im Wesentlichen darin, daß Rußland im Sinne der slavophilen Lehre, wie sie eben skizzirt worden ist, sich auf nationaler Grundlage entwickeln und festigen und als Vor-

Digitized by Google

macht des Slaventhums alsdann daran gehen müsse, die im Banne Westeuropas schmachtenden übrigen Slaven zu befreien und in sich aufzunehmen. Diese „slavische Idee" feierte ihren höchsten Triumph vor, während und nach dem Türkenkriege von 1877/78, eine Zeit, die zugleich Iwan Aksakow auf dem höchsten Gipfel seiner Macht zeigte. Er und seine Gesinnungsgenossen waren es, welche Rußland in diesen Krieg trieben, ihr Werk war der Friede von San Stefano, der in Rußland einen unendlichen Jubel hervorrief, und ihre Niederlage, von der sie sich bis heute nicht erholt haben, war der Berliner Congreß und der von ihm geschaffene Friedensvertrag. In seiner berühmten Rede in dem slavischen Wohlthätigkeitsverein, in welcher Aksakow diesen Vertrag als die größte Schmach Rußlands seit Jahrhunderten geißelte, und welche vielleicht die bedeutendste Enunciation des alten slavophilen Volkstribuns war, trat der Gegensatz grell zu Tage, in welchem sich die Führer der panslavistisch angehauchten Nationalpartei mit der herrschenden Richtung im officiellen Rußland befanden. Dasselbe war zwar damals und ist heute noch mehr bereit, die slavophilen Wege zu wandeln, aber nicht in der radicalen, romantisch-utopistischen Richtung Iwan Aksakow's und seiner Gesinnungsgenossen, sondern geleitet durch die dem russischen Reiche als europäischer Großmacht gebotenen Rücksichten und Modificationen des nationalen Programms. Daß Iwan Aksakow diese nothgedrungene Mäßigung nicht begriff und sich mit den bereits verwirklichten Erfolgen und der Voraussicht nicht begnügte, daß Rußland im Begriff sei, das wirklich Realisirbare der slavophilen Theorie mit der Zeit zu acceptiren und in der Praxis auszuführen, war die Ursache, daß er sich auch mit dem Regime Kaiser Alexanders III. nicht befreunden konnte, daß er sich durch seine herbe Kritik derselben noch kurz vor seinem Tode Maßregelungen zuzog und schließlich in einem ungerechtfertigten Grolle hinschied.

Die Zeit schreitet über die Gräber der Männer, die ihr eine bestimmende Richtung zu geben bemüht waren, hinweg, aber sie nimmt den Theil des von ihnen Erstrebten, der nicht untergehen kann, auf und gelangt schließlich, wenn auch auf anderen Wegen, zu denselben Zielen. Ein Beispiel hierfür bieten das heutige Rußland und die Geschichte der geschilderten nationalen Bewegung, und wenn auch der letzte Führer der Moskauer Slavophilen unbefriedigt ins Grab sank, so werden die ihn Ueberlebenden doch sehen, daß seine Ideen, nunmehr den praktischeren Händen seiner Jünger in St. Petersburg übergeben, immer mehr der Verwirklichung entgegen gehen werden. Das ist eine Thatsache, welche die Zukunft erhärten wird, und welche Westeuropa und besonders Deutschland stets im Auge behalten möge.

Literatur und Kunst.

Aus meinem poetischen Tagebuch.

Von Eduard von Bauernfeld.

Was ich in jungen wie alten Jahren
Geträumt, gefühlt, gedacht, erfahren,
In leichten Reimlein steht's hier aufgeschrieben —
Ist Manches auch in der Feder blieben.

Aus den Zwanziger Jahren.

Sobald der junge Tag erwacht,
Magst dein Geschäft verrichten,
Doch einzig taugt die Sternennacht
Zum Lieben und zum Dichten.

Vöglein flattern im Gedränge,
Federvolk, man läßt es gelten,
Spatzen gibt es eine Menge,
Eine Nachtigall ist selten.

Aengstlich regt er seine Schwingen,
Ist's ein Singvogel, so wird er singen.

Die „Ahnfrau" gelesen. Bin außer mir.
Das ist ein Dichter! Was sind wir?

Im Anfang hat ein Jeder dilettirt,
Weiß Keiner, ob er ein Künstler wird.

Die längst als des Parnasses Spitze prangen,
Auch Goethe und Schiller haben angefangen.

Das aber diente uns aufzureiben:
Anfangen und Anfänger bleiben!

Wer ist größer? Schiller? Goethe?
Wie man nur so mäkeln mag!
Himmlisch ist die Morgenröthe,
Himmlisch ist der helle Tag.

Ein Jeder ein Erster! Seid zufrieden,
Daß Euch zwei solche Größen beschieden,
Hat Jeder seine sondern hohen Gaben,
Ein Goethe-Schiller ist nicht zu haben.

Bedeutenden Menschen begegne nur mit Zagen,
Was hast Du ihnen, was sie Dir zu sagen?

Grillparzer kennen lernen.
Er nahm sich meiner freundlich an,
Ich hätte gern mein Herz ihm aufgethan,
Doch naht man ihm, so wird er sich entfernen.

Ein Dämon haust in seinem Busen,
Der Incubus erschreckt die Freunde, scheucht die Musen.

Bin ja kein Vagabund, kein Strolch,
Ich bin ein Kind der heitern Musen,
Und nichts als einen Theaterdolch
Trag' ich versteckt im Busen.

Immer klingt's mir in den Ohren:
Censurirt sind wir geboren!

Er köpft den Dichter wie den Denker,
Der Censor, dieser geheime Henker.

Wie sie den Fürsten Metternich verhimmeln
Und unsern Goethe und Schiller verstümmeln!

Ein Polizeistaat, tönt's zu uns'rer Schmach
Durch England, Frankreich, alle freien Lande,
Mein Oesterreich, wann wirst Du endlich wach
Und wann zersprengst Du Deine Knechtesbande?

Wollt ich derlei drucken lassen,
Würde die Censur mich fassen;
Aendert sich der Dinge Lauf,
Heb' ich's für die Zukunft auf.

Sagst Du zum schönen Augenblick: „Verweile!" —
Du mahnst vergebens. Er hat Eile.

Die Jugend und die Liebe,
Sie wollen sich nicht beerben,
Sie denken, mit einander
Zu leben und zu sterben.

Mein Wort, sie hat es mir zurückgegeben,
So bin ich jetzt allein und frei —
Doch glücklich? Nein! Dazu gehören zwei,
Und sie gehört zu meinem Leben.

Digitized by Google

Sie sitzen und schreiben und streichen
Ihre Besoldung ein;
O Glück sonder Gleichen,
Beamter zu sein!

Sie dienen, sie dienen,
Wär's unter Ruinen!

(1827.)

Ein Abschnitt in meinem Lebenslauf!
Ein Lustspiel fertig! Wer führt mir's auf?

Hab' unter Zweifeln und Bangen
Ein zweites und drittes angefangen,
Und kam die Sach' einmal in Guß,
Für Schubert die Oper zum Ueberfluß.*)

(1828.)

Rührt die Trommel, rührt!
Mein Stück wird aufgeführt!

Die ersten Scenen. Mir ward nicht wohl.
Die Verse klangen so schaal, so hohl!
Hat sich das Publicum amüsirt?
Schwind und Schubert haben applaudirt.

Lobsprüche der Freunde, von Allen!
Mir aber ist, als wär ich durchgefallen.**)

(Beethoven † im Frühjahr 1827.
Schubert † 19. November 1828.)

Wer schafft uns eine Heroika?
Wer frische Müllerlieder?
Das Reich der holden Musika
So glanzvoll kehrt es nimmer wieder!

(1829.)

So viel versucht und nichts erreicht!
Die fleißige Arbeit will nicht lohnen,
Und wenn ein Tag dem andern gleicht,
Verlegt man sich auf Reflexionen.

Die Kunst — Ihr läugnet mir's nicht weg,
Ist das Zweckmäßigste ohne Nebenzweck.

Und wenn ich erst gestorben bin,
Ich könnt mich nicht drein finden,
Mir ist, als müßt' die ganze Welt
Mit mir aus der Welt verschwinden.

Fruchtbarer Regen
Ist Himmelssegen,
Und gibt's auch Straßenüberschwemmung —
Ertragt die kleine Promenadenhemmung.

Es darf Dir nicht den Sinn verwirren
Dein Herz, es soll für's Gute nicht erkalten —
Weit lieber mit dem Edlen irren,
Als mit dem Schurken Recht behalten.

Der Eine treibt's,
Der And're schreibt's,
So leben wir, ein Jeder,
Der von der Gans, der von der Feder.

Fühle zart und denke scharf,
Was nicht Jeder kann,
Gib der Welt, was sie bedarf,
Und Du bist ihr Mann.

Die Perle, die in der Muschel ruht,
Sie liegt in der Meeresgötter Hut.

Bergauf sachte,
Bergab achte,
Grad aus trachte.

Wenn man sich nur verstehen möcht',
Es ließe Manches sich erreichen,
Doch ist man immer ungerecht,
Am meisten gegen seines Gleichen.

Partei zu nehmen bringt kein Heil,
Vorliebe ist immer auch Vorurtheil.

Schnell nützt sich's ab, das ist der Zeiten Fluch,
Der neue Gedanke, das neueste Buch.

Das Glück will Manchem ein Amt bescheeren,
Für das er nicht erkoren,
Und kommt ein Esel zu Ehren,
So wachsen ihm noch die Ohren.

Der große Mann eilt seiner Zeit voraus,
Der Kluge geht ihr nach auf allen Wegen,
Der Schlaukopf beutet sie gehörig aus,
Der Dummkopf stellt sich ihr entgegen.

*) „Der Graf von Gleichen." — Schubert hatte die Oper in seinem letzten Lebensjahre völlig durchcomponirt, aber nur theilweise instrumentirt, hatte auch Franz Lachner und mir einzelne Partien vorgespielt und vorgesungen, zu unserer großen Befriedigung. Herbeck instrumentirte späterhin einige Stücke dieser Oper und brachte sie in einem der philharmonischen Concerte mit Glück zur Aufführung. Nur ein bedeutender Componist wäre im Stande, die Oper im Geiste Schubert's zu instrumentiren und gewissermaßen zu redigiren, um das Werk der Neuzeit anzupassen. Auch der jugendlich lockere Text würde eine Umwandlung erfordern.

Anmerkung des Autors im Jahre 1885.

**) Grillparzer nahm dieses Lustspiel (Der Brautwerber, in fünf Acten und in Alexandrinern) in besondere Protection. Er umarmte mich, als er es gelesen hatte. In seinem Nachlaß fand sich dagegen eine Notiz, in welcher er sich über alle meine übrigen Arbeiten wie über mich selbst höchst mißfällig äußerte. Man muß das dem krankhaften und von Stimmungen abhängigen Poeten nicht zu hoch anschlagen.

Anmerkung des Autors im December 1885.

Ein Feind der Kleinstädter.

Von Conrad Ferdinand Meyer.

Wenn wir, von Zürich oder Basel kommend, an dem Städtchen Brugg im Aargau mit dem Bahnzuge vorübereilen, erinnert sich wohl Mancher, daß dort ein Freund Geßner's und Lavater's wohnte, aber Wenige wissen, ein wie qualvolles Leben Johann Georg Zimmermann, der Verfasser der bekannten Schriften „Ueber die Einsamkeit" und „Vom Nationalstolz", in diesem Städtchen geführt hat, welches sich dem Vorbeifahrenden oder dem von der Habsburg auf dasselbe Hinabblickenden so heimlich darstellt. Vierzehn Jahre — 1754 war der in Göttingen und Bern an eine bedeutendere Umgebung gewöhnte, erst sechsundzwanzigjährige Mann einem Rufe als Stadtphysikus in seine Vaterstadt gefolgt — vierzehn lange Jahre verbrachte er dort in so widrigen und gespannten Verhältnissen, daß er dieselben, auch in ganz andere Zustände versetzt, bis an das Ende seiner Tage nicht vergessen konnte, so wenig als die Persönlichkeiten, welche, wie er glaubte, ihm den Aufenthalt in Brugg verbittert hatten. Seine Galle fließt über bei der flüchtigsten Erinnerung an das dort in der Wirklichkeit und in der Einbildung Erlittene.

Digitized by Google

Bringen wir nun auch das reizbare, ja gefährliche Naturell des früh berühmten Mannes, seine Ruhmsucht und Eitelkeit oder was seinen Mitbürgern als solche erschien*) in volle Rechnung, und halten wir die Schuld, wie sie es auch war, für eine getheilte, so bleibt doch noch genug übrig, um uns eine Vorstellung zu geben, wie eng und gering zu jener Zeit das Dasein in einer Kleinstadt war und wie ein dazu verurtheilter bedeutender Mensch darunter leiden konnte.

Wir Leute des zu Ende gehenden neunzehnten Jahrhunderts, die wir nicht an der Scholle haften, wundern uns über diesen eben so schmerzlichen als unfruchtbaren Kampf Zimmermann's gegen seine Mitbürger, welche er absolut zur Anerkennung von Verdiensten zwingen wollte, die außerhalb ihres Horizontes lagen. Aber die Zustände des „Prophetenstädtchens" nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat er in seinen Schriften und Briefen nun einmal verewigt und uns Epigonen dadurch in den Stand gesetzt, dieselben mit mehr Humor zu betrachten, als dem hypochondrischen Verfasser des Werkes „Ueber die Einsamkeit" damals möglich war.

Im Frühling (März) 1766 veröffentlichte der in Zürich erscheinende und von Lavater redigirte „Erinnerer" einen merkwürdigen Artikel, eine leidenschaftliche, für den damaligen Stand der deutschen Literatur meisterhaft geschriebene Diatribe, welche betitelt war: Vorschlag zu einem Kleinstädter Katechismus. Der mit einem G. unterzeichnete Artikel war datirt „W. — 22. Februar 1766" und enthielt die schärfsten Ausfälle gegen Kleinstädterei. Begreiflicher Weise wirkte das ungewöhnliche Product aufregend, und die erste Frage ging weder nach seinem literarischen noch nach seinem ethischen Werthe, sondern war natürlich die: „Wer damit gemeint sei?" Das W. und die Satire wurden auf Winterthur (bei Zürich) bezogen, und — merkwürdig — zu den hier gezeichneten Gesichtern fanden sich ohne Mühe in Winterthur die Originale. Es wird erzählt, daß der Herausgeber des „Erinnerers", der junge Lavater, Gefahr lief, von den sich verspottet Glaubenden thätlich mißhandelt zu werden. So unentwickelt waren damals die Sitten.

Schließlich blieb man aber doch im Ungewissen über den Verfasser der Satire und die authentische Zielscheibe ihrer Pfeile. Nur die Brugger konnten, insoweit sie von dem „Erinnerer" Kenntniß nahmen, weder über den Urheber dieser öffentlichen Züchtigung noch über die von ihr Getroffenen im Zweifel schweben; denn sie erkannten aufs Deutlichste sowohl ihre Stadtgeschichten als ihre Charakterköpfe und sie wußten, daß sie etwas auf dem Kerbholze hatten bei einem ihrer Mitbürger, welcher der Feder auf eine ungewöhnliche Weise mächtig war. Ihre Liebe zu Zimmermann mag nicht gewachsen sein.

Der fragliche Artikel ist in dem aufgeregten Tone geschrieben, welcher Zimmermann kennzeichnet, übrigens mit Nachdruck und Feuer. Er enthält für ein aufmerksames Auge das Geheimniß der Begabung, mit welcher Zimmermann schon in ganz jungen Jahren sich einen schriftstellerischen Namen ersten Ranges erwarb, die eigenthümliche Mischung nämlich einer kaum beherrschbaren Vehemenz und eines kalten, schneidenden Verstandes. Merkwürdig ist sein Gehalt. Mögen uns auch manche Paragraphen dieses groben Katechismus mitten in die Gasse einer Kleinstadt, auf die Klatschbank vor der Hausthür, in die Trinkstube, in das Rathszimmer versetzen, so sind andere doch von weit ausgedehnterer Anwendung. Neid, Unbescheidenheit, Schmähsucht sind, wenn auch in wechselnden Formen, allgemein menschliche Eigenschaften. Blaise Pascal schrieb auf ein Sudelblatt seiner „Provinzialen", in welchen er die unsittliche Casuistik der Jesuiten brandmarkte: Omnes homines jesuitae! Zimmermann hätte an den Rand der Handschrift seines Kleinstädter-Katechismus schreiben dürfen: Jeder Mensch ist ein Brugger!

*) Goethe hat Zimmermann in „Wahrheit und Dichtung" — zwischen Ernst und Scherz — gegen den Vorwurf der Eitelkeit vertheidigt. Als Tissot Zimmermann eine Abhandlung widmete mit der Dedication: „celeberrimo nobilissimo etc.". schrieb der Brugger seinem Lausanner Freunde: „Warum nicht einfach „Zimmermann zugeeignet"?" Das ist eher Stolz als Eitelkeit.

Dann ist es merkwürdig, wie sich der Verfasser der Satire verlarvt und doch gleich aus seiner Rolle fällt. „Uns Predigern" sagt er an einer Stelle und spricht dann an einer andern von seinem Ansehen „bei einer Menge auswärtiger, vornehmer Herrn, großen Geistern ꝛc.", um sich schließlich zu rühmen, „er trinke, hoch über den Pfeilen der Verleumdung, die Gluth der Sonne"; was alles auf einen einfachen Geistlichen nicht anwendbar ist. In einem Punkte aber hat Zimmermann, und es ist ihm sicherlich schwer gefallen, ein strenges Incognito beobachtet: er hat sich, so nahe es ihm liegen mochte, keinen Ausfall gegen den Unverstand der Kleinstädter in ärztlichen Dingen erlaubt.

Unter seinen Collegen waren es die sogenannten Empiriker, welche sein Wirken mit der Behauptung erschwerten, man sei, bei der Verschiedenheit der Klimate, zu der Ausübung der Arzneikunst in der Schweiz nicht befähigt, wenn man die Anfangsgründe derselben nicht ebenhier gelegt habe. Sie wiesen dabei hohnlächelnd auf die englische Perrücke, welche Zimmermann von Göttingen gebracht hatte. Auch wurde ihm vorgeworfen, es mangle ihm Beobachtung und Aufmerksamkeit, er unterlasse, den Kalender zu berathen und ein gewisses Glas zu schütteln. Aber — nicht genug am Neide und der Feindschaft seiner Collegen — auch bei dem Publicum brachten ihn einige Todesfälle in den Ruf eines unglücklichen oder ungeschickten Arztes, und, wie es zu geschehen pflegt, die einmal in Gang und Lauf gekommene öffentliche Meinung steigerte sich bis ins Ungeheure und Phantastische. Zimmermann wurde von den städtischen Klatschbasen, natürlich nur unter der Hand, aus den nichtigsten Ursachen und mit den lächerlichsten Gründen beschuldigt — so behauptet er wenigstens — Gift gemischt und ein Kindlein lebendig zergliedert zu haben. Aber nicht nur die Lebenden, auch die Todten klagten in ihrer Weise den Stadtphysikus an, und eine von Zimmermann behandelte Bruggerin erschien nach ihrem Ableben mit seinen Medizinen in der Hand ihrer besten Freundin, um derselben warnend mitzutheilen, diese Arzeneien seien an ihrem Tode Schuld.

So ist es kein Wunder, daß es Zimmermann in Kurzem nicht nur mit seinen Collegen, sondern auch auf dem bürgerlichen und geselligen Boden mit den Regierenden und Tonangebenden gründlich verdarb, sogar mit den Bruggerinnen, welche ihn haßten und die er dann in seinem Katechismus so unritterlich behandelte. Und doch war er ein schöner Mann von sichern Umgangsformen, der ihnen überdies keinen Anlaß zu Herzensangelegenheiten und daraus entstehender Eifersucht gab. Zimmermann hatte ein zärtlich geliebtes Weib nach Brugg gebracht, eine Bernerin und Haller's Verwandte, eine verwittwete Steck, welche dem Ruhelosen Sanftmuth und Gleichmaß der Stimmung als werthvollste Mitgift zubrachte.

Wenn wir uns Zimmermann vergegenwärtigen, wie er durch die reinliche Hauptstraße von Brugg und über die alterthümliche Brücke schritt, so war es eine vornehme Erscheinung vom Bernerschlage, ein großer und starkgebauter Herr, von Naturell heftig und gerade vor sich hin, doch sein Aeußeres und sein Betragen vollständig beherrschend. Ein schöner, leicht von den Blattern markirter Kopf, ein geistvolles blitzendes Auge mit einem durchdringenden Blicke, eine gewinnende Stimme, ein fester und leichter Gang, kurz, ein imponirendes Wesen zeichnete ihn — mit Lavater zu reden — vor Zehntausenden aus. Aber dieser Gestalt fehlte die natürliche Anmuth; sie bewegte sich mit weltmännischer Gewandtheit, doch ohne Freiheit und Harmonie. Zimmermann's Gesundheit war von jung an bedroht, und wenn er von seinem Lieblinge, J. J. Rousseau, sagt, daß fürchterliche Keime von Hypochondrie und Melancholie seit früher Jugend in seinen Eingeweiden und Nerven lagen, so mag er auch an sich selbst gedacht haben.

Ich glaube, daß Zimmermann nur selten jenes leichte, schmerzlose Dasein genoß, welches allein den Namen Leben verdient, und daß seine gewaltsame Selbstbeherrschung, die übrigens nur eine äußerliche war — denn sein eigentliches Wesen zu bändigen ist ihm nie gelungen — sich an seiner Gesundheit rächte. Lavater verräth uns, daß Zimmermann's Stimmungen in der Intimität auf eine erschreckende Weise wechselten und in ihr Gegentheil umschlugen, Kälte in

Digitized by Google

Thränen, Zärtlichkeit in Härte, Rücksichtslosigkeit in Unterwürfigkeit, Empfindsamkeit in Satire und so weiter, und daß bei ihm die mittlern Zustände, Wärme, Wohlwollen, Bescheidenheit, Humor fast gänzlich fehlten. So nennt er ihn einen „fragmentarischen Charakter, der in einem Augenblick alle mögliche, im andern gar keine Herrschaft über sich besaß, der im intimen Umgange von beleidigender Kälte zur Liebeshitze und umgekehrt überging, einen herzregierenden Mann, den jedoch ein Kind leiten konnte, wenn es ihn kannte (was Zimmermann's Glück in der Ehe erklärt), dazu gebildet, keinem Menschen Langeweile zu machen, aber oft Langeweile mit Todesangst zu erdulden."

Letzteres ist für einen in der Kleinstadt Lebenden eine gefährliche Anlage, und wenn man hinzunimmt, daß Zimmermann's Geist offenbar an gewissen Tagen mit gezogenem Schwerte erwachte und mit einem nicht zurückzudrängenden Bedürfnisse nach Polemik, ja nach Satire und Invective, so fühlt man heraus, daß beide Theile, Zimmermann und seine Brugger, zugleich Beleidigte und Beleidiger waren.

Vor allem verdroß es Zimmermann, daß ihm von den örtlichen Gewalthabern die schuldigen Rücksichten — er war schon in ganz jungen Jahren eine wissenschaftliche und schriftstellerische Persönlichkeit — hartnäckig verweigert und er von denselben nicht nach den gültigen Gesetzen der guten Lebensart behandelt wurde.

Einen ganz besonderen Abscheu hatte Zimmermann gegen die Brugger Rechtssachen. Kalt wie in der Todesstunde floß ihm der Schweiß aus allen Gliedern, sagt er uns, sobald er von gerichtlichen Händeln sprechen hörte. So empfand er denn einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den streitsüchtigen Stadtadvocaten, obgleich dieser auch ein Freund der Einsamkeit war.

Auch auf dem politischen Boden, wo der Schweizer sich so heimisch fühlt, konnte es der junge Stadtarzt zu nichts bringen.

Es ist anzunehmen, daß die Brugger, wenn sie von seinen wissenschaftlichen und schriftstellerischen Erfolgen wie von einem Märchen reden hörten, sich noch mehr gegen ihn verhärteten und das republikanische ne quis emineat! doppelt strenge geltend machten. Man verbiß sich gegenseitig und diese einbildischen und bornirten Spießbürger mögen sich wirkliche Ungezogenheiten und Rohheiten gegen ihn erlaubt haben. Er aber war nicht ruhig und innerlich groß genug, um in diesen Fällen das zugleich milde und strenge Goethe'sche Wort in Anwendung zu bringen: „das Gemeine muß man nicht rügen, denn das bleibt sich immer gleich."

So gänzlich verlassen übrigens war Zimmermann nicht. Er besaß in Brugg einige gute Freunde, die Prediger Stapfer und Rengger und den Rathsherrn Schmid, einen Verwandten, der ein sehr braver Mann gewesen sein muß. Diesen blieb er bis an sein Lebensende unwandelbar verpflichtet. Seine Freundestreue und seine Dankbarkeit werden einstimmig gerühmt.

Von seiner exemplarischen Frau wurde der Widerspruchsvolle verstanden und herzlich geliebt;*) sie machte ihm das Flämmchen seines häuslichen Herdes anmuthig. Auf seine zwei Kinder dagegen — und das ist die tragische Seite seiner Hypochondrie — färbte seine Ruhmsucht und seine Verstimmung gegen die kleine Vaterstadt nur allzubald ab. Das Herz zieht sich zusammen, wenn man den Vater selbst erzählen hört, wie der fünfjährige Knabe, welchem die Biographien Plutarch's in die Hand gegeben wurden, die Frage thut: „Wird man dann dereinst mein Leben auch beschreiben?" und wie die kleine Katharina, im Dialekt „Gattüngi" geheißen, sich beklagt: „Mutter, Mutter, ich weiß nirgends hin, ich habe gar erschrecklich lange Zeit, das Leben ist so einförmig ('s Lebe ist so glich)!" Aus dieser „Gattüngi" wurde das arme Mädchen, von der Goethe erzählt, und der frühreife Knabe, der fragte, ob man sein Leben beschreiben werde, erlosch in der Dunkelheit des Wahnsinnes.

*) Ihr letztes Wort auf dem Sterbebette war: „Wer wird dich, armer Zimmermann, verstehen, wenn ich nicht mehr da bin?"

Endlich machte sich Zimmermann von Brugg los. Er nahm die durch den Tod Werthof's erledigte Stelle in Hannover mit einem Gehalte von 1200 Thalern an. Er wurde königlich britischer Hofarzt, um es bis an sein Lebensende zu bleiben.

Zimmermann besaß in Brugg ein sehr schönes Haus mit bequemen Räumen und tausend Erinnerungen. Da war das Fenster, an welchem er einst mit Lavater gestanden, einem militärischen Zuge zusehend, welcher sich durch die Gassen von Brugg bewegte. Lavater wurde trotz seines in die Ferne kurzen Auges von der Gasse herauf durch einen Kopf dergestalt frappirt, daß er sich bewogen fühlte, ein sehr entscheidendes Urtheil über denselben abzugeben, übrigens ohne die mindeste Ueberlegung, ohne den mindesten Gedanken, daß er etwas Merkwürdiges sage. Zimmermann fragte ihn mit einigem Erstaunen, worauf sich sein Urtheil gründe, und Hans Kaspar erwiderte: ich las es aus dem Halse. Dies war die Geburtsstunde der Physiognomik.

Dort hinten hinaus lag das stille Schlafgemach, wo ein Traum geträumt worden war, welcher dem Züricher den Anlaß zu seinem ersten Buche gab und so mittelbar den Grund zu seinem literarischen Namen legte. Das war so gekommen. Zimmermann hatte träumend eine Vision seiner Frau als einer Seligen gehabt, obwohl dieselbe ruhig an seiner Seite schlummerte. Das Traumbild hatte sich über die Zustände einer Abgeschiedenen würdig, ich möchte fast sagen verständig geäußert, und Zimmermann hatte seinen Traum sofort an Lavater geschrieben. Die Einbildungskraft des Zürichers fing Feuer und es entstanden: „Die Aussichten in die Ewigkeit", deren Behauptungen und Combinationen man nicht einmal gewagt und abenteuerlich nennen kann, weil sie überhaupt jenseits des Erkennbaren, außerhalb der Grenzen von Erfahrung und Vernunft liegen und ins Besondere dem Geistlichen, wie mir scheint, durch die Definition des Glaubens im Hebräerbriefe widerrathen waren. Diese „Aussichten in die Ewigkeit" erschienen dann als „Briefe", welche der noch unbekannte fünfundzwanzigjährige Lavater an den siebenunddreißigjährigen schon berühmten Zimmermann richten durfte. Sie fanden Verbreitung und trugen Hans Kaspar von orthodoxer Seite das Attribut eines Ketzers, von rationalistischer dasjenige eines Narren ein, als Gegenwerthe aber ein hübsch eingeschränktes öffentliches Lob von Herder und ein paar bibelfeste, herrliche Zeilen von Goethe, welcher bekanntlich seinen Unglauben an die mögliche Vernichtung des Individuums durch alle Entfaltungen seines Lebens fest und sich consequent für einen Unsterblichen gehalten hat.

Da war vor allem, weit über die Häuser weg ins Freie blickend, die hoch und still gelegene Dachstube, welche Zimmermann zu seinem Museum erwählt hatte, eine luftige Klause, wo ihm nur etwa ein Vogel, auf dem Sims des offenstehenden Fensters herumhüpfend, Gesellschaft leistete. Hier lebte der halb freiwillige Eremit mit seinen Büchern und seiner Feder; hier schrieb er, neben manchem kleineren Versuche, das Leben seines Meisters Haller und die drei Werke (vom dritten wenigstens den ersten Entwurf), welche seinen Namen — Zimmermann war ohne Vergleich der am meisten übersetzte Deutsche seiner Zeit — von dieser Dachkammer aus über die Welt verbreiteten. Ich bin überzeugt, daß seine Bücher, das „vom Nationalstolz", das von Goethe in „Wahrheit und Dichtung" charakterisirte „von der Erfahrung in der Arzneikunst" und das bekannteste „über die Einsamkeit" heute noch in der kleinen Bibliothek manches französischen oder italienischen Pfarrers und Landarztes an dem Ehrenplatze stehen, mit Erbauung gelesen und als unbedingt classisch betrachtet werden.

Sie entstanden in dem „reizlosen und alle Flammen des Geistes auslöschenden Orte", wie Zimmermann öffentlich in einem seiner Werke — und das war entschieden zu viel — sein Vaterstädtchen nannte. „Wäre ich in Brugg nicht verachtet und verfolgt gewesen", erklärt er uns, „ich hätte keine Bücher geschrieben und wäre nicht berühmt geworden". Auch wäre der Beweis leicht zu führen, daß sowohl das Buch „vom Nationalstolze" als das über die „Einsamkeit" den Brugger Verhältnissen seinen Ursprung verdankt. Denn

Digitized by Google

Zimmermann war eigentlich ein Gelegenheitsschriftsteller, der ein Motiv leidenschaftlich aufgriff, in seinem von allen Windstößen der Zeit durchbrausten Kopfe hin und her warf und dann stimmungsvoll und rhapsodisch behandelte. Erst in der folgenden Auflage vergrößerte er den Rahmen, durchdachte und vertiefte das Thema, legte die Gewichte von Wahrheit und Gegenwahrheit, beseitigte die Paradoxen und die Widersprüche, strich die Invectiven oder richtete sie an eine andere Adresse und fügte, nach französischem und englischem Muster, den illustrirenden historischen Zug, die witzige Anecdote bei.

Und alles, was er schrieb, wurde ihm zur persönlichen Sache. So wenig als Lavater, hatte er den Begriff des uneigennützigen Denkens oder des selbstständigen Kunstwerkes. Das lag nicht in seiner Zeit. Beides, Denken und Kunst, sollten, ächt republikanisch, bessern, belehren und sich unmittelbar praktisch verwerthen lassen. Er geberdete sich, wie Rousseau und Lavater, als öffentlicher Lehrer, als Reformator und drängte der Welt die Willkür und Schrankenlosigkeit seiner Person auf. Das gab ihm Gewalt über die Seelen, so oft und so lange er mit einem revolutionären Elemente oder mit einer gerechten Forderung der Zeit von ungefähr zusammenging, erklärt aber auch die Heftigkeit der persönlichen Angriffe, denen er sich bloßstellte, und die Verkennung, welche er erfuhr, als er dem Zeitgeiste zu widersprechen begann.

Zimmermann war ein Kenner der Einsamkeit. Er nennt sie seine erste Liebe und suchte sie schon als Knabe. Er suchte sie als Jüngling an den Ufern des Leman und empfand sie als eine Süßigkeit des Daseins. Er suchte sie als Mann in seiner Dachstube, und sie gab ihm den Ruhm. Er suchte sie noch in der Agonie und endete mit den Worten: „ich sterbe, lasset mich allein!"

Da war auch im zweiten Stockwerke das nette Sälchen, wo Zimmermann bei einem Glase Wein mit seinem Gaste, dem kaum einige Jahre jüngeren Wieland, sich so lustig gezankt und ein ander Mal mit seinem Züricher Freunde Hans Kaspar Hirzel so ausgiebig geweint hatte.

Sicherlich ging es lebhaft zu, wann Zimmermann und Wieland sich zusammen gütlich thaten. Da rückte der Schwabe dem Brugger seinen impetuosen Geist vor, „der ihm einen Possen um den andern spiele". Der Stadtarzt aber antwortete mit derben Späßen über das aus dem Seraphiker unvermuthet herausgewachsene Weltkind, welches jetzt „den Horaz dem Plato, den Tokaier dem Nektar, eine rundliche Phyllis einer ätherischen Panthea vorziehe." Dabei machte der kräftig Gebaute den angehenden Epikuräer spöttelnd auf seine dünnen Beine aufmerksam. Wieland gab seine Wadenlosigkeit zu, wollte aber in der epikuräischen Schule durchaus nicht so weit vorgeschritten sein, wie Zimmermann ihm zuschob, ja, er leugnete überhaupt, im engern Sinne zu der Herde Epikur's zu gehören. Um Rache zu üben, sprach er dann dem Brugger, welcher seinen Vers, freilich einen sehr formlosen, dichtete wie ein anderer, jedes tiefere Verständniß für Poesie ab*), womit es ihm aber, zu seinem Erstaunen, nicht gelang, den sonst so reizbaren Stadtarzt aufzubringen. Dann stritten sie über den Werth der Metaphysik, die Berechtigung der Anachoreten und Mystiker und über andere interessante Gegenstände, ihre Meinungen wechselnd, wie die Fechter im „Hamlet" ihre Rappiere.

Da mochte Zimmermann dem jugendlichen Dichter wohl auch seine Bruggerleiden vorklagen und dieser, so leichtblütig er war, aus Gefälligkeit mit ihm sympathisiren. Wenn sich dann aber der leidenschaftliche Hauswirth von seiner Beredsamkeit und seiner Galle hinreißen ließ, von einer systematischen Verfolgung zu sprechen, deren Opfer er hier sei, schüttelte gewiß der kluge Schwabe den Kopf dazu und dachte an Rousseau, welcher sich aus ein paar widerwärtigen Vorfällen, Anfeindungen und Verfolgungen mit verderblicher Logik eine gegen ihn gezettelte allgemeine Verschwörung zusammengesonnen hatte. Und, um dem Gespräche eine vergnüglichere Wendung zu geben, forderte er dann wohl den Hypochonder auf, ihm einige der vorzüglichsten und aufdringlichsten Brugger Stadtcaricaturen mimisch vorzuführen. Das ließ sich Zimmermann nicht zweimal sagen, und, sich selbst als den Naturforscher und Arzt Demokrit, seine Mitbürger aber als die Abderiten in Scene setzend, legte er ihnen Worte in den Mund, ungefähr wie folgende: „Unser Stadtarzt wird melancholisch. Man muß ihn vom Morgen bis in die Nacht besuchen; er muß mit uns Kegel schieben und in die Scheibe schießen". Solche Worte mögen von den satirischen Lippen Zimmermann's als Saatkörner in die empfängliche Phantasie Wieland's gefallen sein, dort sich entwickelnd, bis die eigene Erfahrung einer Kleinstadt, des Reichsstädtchens Biberach, den lustigen Roman der Abderiten zeitigte.

Die Beiden blieben noch lange in freundlichem Verkehre, bis sie das Schicksal weit auseinander führte, beide in günstige äußere Verhältnisse, aber den Poeten in ein zufriedenes Dasein, den Arzt in immer dunklere Tage.

Einen kurzweiligeren Gesellen fand Zimmermann in Salomon Geßner, welcher auch in seinem Hause in Brugg erschien und den er dann nach Schinznach, dem Versammlungsorte der Helvetischen Gesellschaft, begleitete. Sie verkehrten viel mit einander und eines Tages, zwischen Habsburg und der Aare sich ergehend, theilte Geßner seinem Freunde mit, er beschäftige sich mit dem Gedanken, „amerikanische Idyllen" zu schreiben, offenbar um für seine idealen Hirten einen realen Boden zu gewinnen. Aber es kam nicht dazu, Geßner blieb seiner heimathlosen Schäferei getreu. Daneben war er aber ein lustiger Schelm, wie ihn Kleist, der Verfasser des „Frühlings", nennt, und dem Idyllendichter kommt das Verdienst zu, Zimmermann zu dem ausgelassensten Gelächter seines Lebens gebracht zu haben. Geßner, in Schinznach von einer heftigen Kolik befallen, ließ ihn zu sich rufen. Zimmermann eilte mit beklommenem Herzen hin, aber kaum hatte er mit dem Kranken ein paar Worte gewechselt, als dieser den Ausdruck seines Leidens mit verzweifelten Sprüngen und sprechenden Geberden so toll carikirte, daß der Arzt und der Patient nicht aus dem Lachen kamen.

Alles dieses haftete an Zimmermann's Brugger Hause und der aus seiner Dachkammer überblickbaren Landschaft. So mag er es ungerne verlassen und, als den 12. Juli 1768 sein Reisewagen aus dem Thore des Vaterstädtchens rollte, auch für dieses, wo nicht einen freundlichen Abschiedsblick, doch einen versöhnlichen Abschiedsgedanken gehabt haben.

Aber Jugendeindrücke sind unvertilglich und treten oft, bei Beginn des Alters, mit verschärfter Deutlichkeit hervor. Zimmermann fand in Hannover, mit Goethe zu reden: „äußeres Ansehen, Ruhm, Ehre, Rang und Vermögen", aber er fand auch die Dämonen wieder, welche ihn in der Kleinstadt gequält hatten. In der großen Ausgabe des Buches „Ueber die Einsamkeit" fällt er mit verdoppelten Keulenschlägen über die Kleinstädter her, mit welchen man am Ende beinahe Mitleiden empfindet, und im Norden von Deutschland, nach zwanzig verflossenen Jahren, kann der königlich britische Leibarzt die alten Fratzen nicht los werden. Das Thema ist: Hartnäckige Einsamkeit als das einzige Rettungsmittel in einer Kleinstadt.

*) Ich glaube, daß Wieland nicht ganz Unrecht hatte. Zimmermann, welcher die englischen Dichter im Originale lesen konnte, spricht in einem Jugendbriefe von Shakespeare's „Strohfeuer". Aber freilich aus einem hingeworfenen sinnlosen Worte läßt sich nichts schließen und später befreundete sich Zimmermann, wie immer den Impulsen der Zeit folgend, mit den Werken des größten Dichters.

Digitized by Google

Ein Minister als Novellist.

Von Georg von Seydlitz.

Daß Minister, wenn sie aus dem Sternbild im Zenithe des Staatshimmels in die milder leuchtende Constellation der Sterne a. D. getreten sind, sich nicht der Muße, sondern den Musen in die Arme werfen, ist dem Engländer eine so bekannte Erscheinung, daß man sie jenseits des Canals schon zu den geheiligten Traditionen rechnen könnte. Bei uns ist ein solches Aus-der-Art-schlagen noch nicht häufig beobachtet. Hier aber haben wir Einen vor uns, der in dem Novellenbüchlein „Von dem Einen und dem Anderen" begann, und fort schritt zu „Fritz Kannacher".*) Alle Achtung, Excellenz, Sie führen uns da einen hübschen Weg, an dessen Ende wir zu der bedenklich neugierigen Frage gerathen, ob Sie, da Sie auf dem Musenpfade entschieden nicht den Beruf verfehlt haben, etwa ehemals auf dem kurzen Excellenzpfade — — hm! Eine Frage, auf welche uns freilich keine Antwort werden dürfte. Bescheiden wir uns also, Ihnen die aufrichtige Freude auszusprechen, auf unserm Olymp, der sich selbst ja, trotz der Geringschätzung drüben, recht hoch taxirt, einen Genossen zu begrüßen, der uns zur Ehre gereicht, und dem geschätzten Publicum zur Freude und patriotischem Genuß.

Als der genannte Roman mir zur Besprechung anvertraut wurde, ging ich mit unverhohlenem Bedenken daran. Es kann ja kaum fehlen, daß jene unter den Federn auf den Staatsbüreaus mehr als gut verbreitete Antipathie gegen die wilde Feder des verfehlten Berufes einen Gegendruck hervorruft. Nach wenigen Seiten schon fühlte ich mich angenehm enttäuscht, und las mit steigernder Theilnahme. Zunächst, was der unscheinbare Titel nicht errathen läßt, welch' glücklicher Griff im Stoff! Er ist entnommen den Zuständen in der Heimathsprovinz des Verfassers, Preußen, zur Zeit, als der Große Kurfürst die Souveränität über Preußen erworben und seine Unabhängigkeit sowohl gegen die heimlichen Bestrebungen Polens, sie wiederzuerlangen, wie gegen die aufrührerischen Gelüste der eigenen Unterthanen wahren, genau genommen: erst begründen mußte. Jener „Kampf ums Recht", wie Droysen, der vortreffliche Darsteller des weltgeschichtlichen Dramas „von der preußischen Politik" es ebenso unumwunden wie scharf verurtheilend nennt, ist geschildert, jenes Ringen des Buchstaben- und Gewohnheitsrechtes engherzigster Standes- und persönlicher Selbstsucht, die vom Staate nur Vortheile verlangt, aber keine irgend wesentliche Pflichten anerkennen will, mit dem Begriff und Recht des modernen Staates, welcher, dem geschichtlich nothwendigen Gange nach, sich verkörperte im fürstlichen Absolutismus, in einer persönlichen obersten Gewalt über alle einzelnen kleinen persönlichen Mächte. Welche lebensvollen Gestalten zeigen sich uns da! Auf der einen Seite, um die bekannten Namen des Obersten Kalkstein und des Bürgermeisters Rhode sich bewegend, eine Schaar persönlich tüchtiger, kraftvoller Männer, erfüllt von Dem, was ihnen „Freiheit" und „Vaterlandsliebe" hieß, hochgemuthet, in einer Zeit voller Krieg und Gewalt zum kühnen Wagen, ja, zur Zügellosigkeit geneigt; wie voll starker Leidenschaften, so auch voll rasch handelnder Ritterlichkeit und edler Gesinnungen, herzlicher Gefühle. Auf der andern ein gewaltiger Herrschercharakter, groß, wie wenige in der Geschichte, weil groß durch das unbeugsame Bewußtsein der Pflicht des Herrschers gegen seinen Staat, das Preußen groß gemacht hat, voll Schaffenskraft und Drang, den Staat nach eben diesem Bilde der Pflicht zu schaffen, welches unauslöschlich bis zum letzten Augenblicke seines Lebens seine Seele erfüllt hat, groß auch in der klaren Erkenntniß der Mittel, die vorhanden, der zweckdienlichen Wege, groß in dem nimmer sinkenden Muth die Schwierigkeiten wegzuräumen, die Feinde zu bekämpfen, welche seine Pläne ja meist scheitern, seine Erfolge rückgängig werden ließen, aber dennoch erfolgreich unter all' dem Elend und der Jämmerlichkeit der Zeit, darin: schließlich aus den zerstreuten Landestheilen einen im Bewußtsein und Willen seiner Angehörigen wohl geordneten, fest gefugten, dauerhaften, den Fortschritt in sich tragenden Staat hinzustellen. Ein Herrscher, stark und mild, in Erkenntniß seiner Pflicht nicht vor Anwendung der Gewalt zurückscheuend, aber in milder Gesinnung gegen seine verblendeten Unterthanen auch nur gerade die unbedingt nöthigsten Schritte thuend. — Zwischen ihnen dann die kühlen Köpfe, die selbstsüchtig, klug, aus den Verhältnissen ihren Nutzen zu ziehen streben, theils auf dem Wege der Intrigue, theils unbedenklich sich zum Werkzeug der Partei hingebend, die nach ihrer Berechnung siegen muß. Ferner Diejenigen, welche mit Banden des Blutes, der Liebe zur Heimath oder des Herzens an die eine Seite, mit der klaren Erkenntniß der neuen Staatsidee und der Begeisterung für ihren Träger an die andere gebunden sind. Man sieht, ein wie reicher, wie lohnender, vielversprechender Stoff es ist, an dessen Darstellung der Verfasser sich wagte.

Im Vorstehenden ist der Grundgedanke und die geschichtliche Anschauung dargelegt, welche den Verfasser leiteten, und es ist ihm gelungen, diesen Grundgedanken in lebensvollen Gestalten und Scenen durchzuführen. Der Titelheld des Romanes, Fritz Kannacher, ein junger Officier des Kurfürsten, der ehrliche Ueberzeugung mit jugendlicher Begeisterung für den großen Fürsten, dem er den Eid geschworen, verbindet, kehrt in die preußische Heimath zur Wiedererlangung seiner ihm verloren gewesenen Erbgüter zurück. Dort sieht er sich schnell von der Anhänglichkeit an seine Landsleute, deren gute Seiten er ebenfalls voll empfindet, in gewisse andersdenkende Kreise gezogen, und ist bald von der Liebe zu einer Verwandten des Obersten Kalkstein, eines innigen Jugendfreundes seines verstorbenen Vaters, der ihm in treuherziger Neigung entgegenkommt, gefesselt. Als der Conflict, nach langem Heranglimmen in ganzer Schärfe ausbricht, erfüllt er zwar, so weh es seinem Herzen und seiner Liebe thut, durchaus die beschworene und klar erkannte Pflicht, versucht aber auch an seinem Theile es zum Guten zu wenden, und wird nun in seinem ehrlichen Vertrauen gerade zu der Flucht des Obersten mißbraucht. In seinem auch gegen sich selbst rücksichtslosen Pflichtgefühl stellt er sich selbst als Gefangener, wird als Mitschuldiger verhaftet, und hat unter dem Zorn seines Fürsten und Kriegsherrn in schwerer Leidenszeit zu büßen, bis er dennoch gerechtfertigt wird, hierauf im ehrlichen Kampf sein Blut für's Vaterland einsetzend, sich rühmlich bewähren und endlich sein Lieb ins wiedererlangte Vaterhaus einführen kann. Er ist frisch und herzgewinnend geschildert. Lebendig und wahrheitsvoll sind ebenso die Beamten, Officiere, die alten, zum Theil wunderlichen Juristen, die verschiedenen Magnaten und kleineren Grundbesitzer, deren ganze Verhältnisse, ferner die Aufruhrscenen, die Vorgänge am Hofe zu Königsberg gezeichnet, anmuthend die Frauencharaktere, vortrefflich die landschaftlichen Scenerien, diese in kurzen, festen Strichen, nirgends breit. Groß und erhaben ragt der Herrscher über Alle hervor, im unbeugsamen Vollbewußtsein seiner Aufgabe, wie in der Milde seines Herzens. Es ist ein Meisterzug der Charakteristik in der Schlußscene, als Fritz Kannacher, nachdem die Stürme ausgetobt haben, die Irrungen beglichen scheinen, seinem gnädigen Fürsten in aller Gutherzigkeit die Frage vorlegt: „Ew. Kurfürstl. Durchl. wird jetzt milder und nachsichtiger über das Verhalten des Obersten Kalkstein denken?" — und die scharfe kurze Antwort bekommt: „Keineswegs!" — dabei dennoch des Fürsten Auge wohlwollend auf sich ruhen sieht, so daß er trotzdem eine Fürbitte für einen der Mitverurtheilten wagt, und ihm gleich darauf die Begnadigung übermittelt wird, so daß dadurch ihm die Möglichkeit gegeben ist, des von der Noth heimgesuchten Mannes Zukunft in einer ehrenhaften Stellung zu sichern. Wir wollen dem Leser nicht durch weiteres Eingehen auf den Inhalt die Freude am Werke stören. Nur einen gewichtigeren Einwand möchten wir nicht unterdrücken. Wie der Verfasser die Gestalt des Obersten Kalkstein einmal schildern wollte, so ist sie durchaus gelungen. Ob er aber der geschichtlichen Wahrheit gegenüber nicht fehl-

*) Fritz Kannacher. Histor. Roman von Arthur Hobrecht. 2 Bde. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung)

Digitized by Google

griff? Er läßt den Obersten viel mehr durch eigenthümliche Verstrickung der Umstände und Intrigue seiner habsüchtigen Verwandten (die übrigens historisch ist) zu dem schweren Schritte des Bruches seines Ehrenwortes und der Flucht nach Polen gezwungen werden, als daß er dabei in freier Initiative als Haupt des unzufriedenen preußischen Herrenstandes handelte. Dadurch kommt eine Art Entzweiung, ja Schlaffheit in den Charakter des, nach den bekannten Urkunden, doch anscheinend sehr energischen und zielbewußten, wenn auch ehrenhaften Mannes, der selbst, als er sich zur Audienz beim Kurfürsten meldet, demonstrativ die polnische Tracht anlegt. In der Darstellung wird somit dem historischen Gedanken des Conflictes eigentlich die schärfste Spitze abgebrochen. Die Sprache ist von wohlthuender Einfachheit und einer gewissen kernigen Knappheit, ohne doch an den gehörigen Stellen der Färbung und der Wärme zu ermangeln. Einige Provinzialismen dienen zur Localfärbung, andere dagegen dürften besser vermieden sein; z. B. darf der im Schriftdeutsch erzählende Verfasser das Wort „einheimisch" nicht für den Begriff „zu Haus anwesend" gebrauchen.

Feuilleton.

Ein Roman in Depeschen.

Von Boleslas Markevicz. Aus dem Russischen.

2. September, Station Olkowka bei Pilsk, an Wronski, St. Petersburg: Angekommen und in der Casse sieben Rubel fünfzig Kopeken gefunden. Abscheuliche Lage. Beruhigt Blanche. Werden trotz alledem zweitausend Rubel finden.
Alexander Olkowski.

6. September, von Olkowka an den Grafen Spiridoff in Moskau: Verwünschte Stellung, mehr Schulden als Vermögen. Sidorenko ehrlich, aber einfältig. Aus Verzweiflung Rechnungen durchstöbert. Habe mich entschlossen, Eure Rathschläge zu befolgen. Schreibt an Zacharoff. Olkowski.

7. September, von Moskau an Olkowski: Endlich! Wird mir höchst angenehm sein. Reiche, einzige Tochter. Reise sofort dahin. Habe an Vater telegraphirt.
Graf Spiridoff.

7. September, von Moskau an Marschall Zacharoff in Pilsk: Habe Ihnen im Englischen Club oft von meinem Neffen Alexander Olkowski erzählt. Wird glänzende Carriere machen. Will Sie besuchen. Küsse die Hände ihrer liebenswürdigen Olga Nicolajewna. Würde mir höchst angenehm sein. Graf Spiridoff.

8. September, von Pilsk an Helene Rozanoff in Belowodsk: Papa Ankunft Garde-Officiers Alexander Olkowski angemeldet. Ahnungen! Ich Aermste! Olga Zacharoff.

9. September, von Belowodsk an Olga Zacharoff, Pilsk: Um Gotteswillen, liebes Herz, festbleiben. Denke an A. Er ist außer sich. Lies im Messager d'Europe letzten Roman von Danilewski. Wird Dich aufklären und belehren.
Helene Rozanoff.

10. September, an Helene Rozanoff in Belowodsk: O. trifft morgen hier ein. Nur auf Messager Russe abonnirt. „Um die irdischen Güter" von Affienko gelesen. Weder aufgeklärt noch belehrt. Olga.

12. September, von Pilsk nach Moskau, an Graf Spiridoff. Danke für Empfehlung. Zacharoff mich gut empfangen Mädchen hübscher als dachte, scheint aber schüchtern.
Olkowski.

13. September, an Olkowski in Pilsk: Schüchternheit heißt auf französisch soviel wie Schamhaftigkeit. Richte Dich danach und mache Dich angenehm. Gott gewähre Dir Erfolg!
Graf Spiridoff.

15. September, an Helene Rozanoff in Belowodsk: O. noch hier. Anders als ich dachte. Denke Dir, Papa hat Deine Depesche geöffnet! Sehr zornig, telegraphire Geheimes an Adresse von Domna Feodorowna Pitchuk. Olga.

16. September, von Belowodsk an Domna Feodorowna Pitchuk in Pilsk: Unfähige, jedes idealen Gefühls enblößte Verwaltung verweigert Urlaub. Mir gleichgültig. Werde trotzdem morgen kommen. Sagt es ihr! Wird sie mich erwarten? Antwort bezahlt. Aristoff.

19. September, an Wronski in Petersburg. Benachrichtige unverzüglich Blanche. Gestern zweitausend Rubel geschickt. Ein Wohlthäter, Marschall Zacharoff, ordnet meine Angelegenheiten. Olkowski.

18. September, von Pilsk an Fourssikoff in Belowodsk: Hölle und Teufel! Man drängt ihr Garde-Officier auf. Zu schwach für Kampf. Werde mich widersetzen. Der Himmel oder das Grab! Antwort bezahlt. Aristoff.

19. September, an Aristoff in Pilsk: Folge meinem Rath, kehre hierher zurück. Keine Dummheiten oder Du büßt sie.
E. Fourssikoff.

19. September, an Fourssikoff in Belowodsk: Bist nur Dummkopf, geh' zum Teufel. Antwort unnöthig.
Aristoff.

20. September, an Helene Rozanoff in Belowodsk: Olga Nicolajewna sehr bedrängt. Papa A. Zutritt zum Hause verboten. Er selbst mit Officier nach Olkowka gegangen.
Domna Pitchuk.

22. September, an Graf Spiridoff in Moskau (8½ Uhr Morgens): Sidorenko Dieb, Vagabund erster Classe. Dank Zacharoff Rechnungen und Bücher geprüft; 14 000 Rubel fehlen. Heute Nacht entflohen. Reise nach Pilsk, um Festnehmung zu verlangen. Olkowski.

22. September, von Pilsk an Herrn A. Olkowski in Olkowka (11¼ Uhr Morgens): Wenn Sie Ehrenmann, werden Sie wissen, was von Ihnen fordere. Hier oder wo Sie wollen. Sie oder ich. Antwort bezahlt. Aristoff.

22. September, an Aristoff in Pilsk (1 Uhr Abends): Habe nicht Ehre, Sie zu kennen. Auskunft von Zacharoff erbeten, Alles erklärt, Lachen unter Thränen. Uebrigens werde um 6 Uhr in Pilsk und zu Ihrer Verfügung sein.
Olkowski.

22. September, an Olkowski zu Olkowka (2 Uhr Abends): Gott weiß, wer zuletzt lachen wird. Erwarte Sie 6 Uhr. Sie oder ich! Antwort bezahlt. Aristoff.

22. September, von Petersburg an Olkowski (Ankunft 3½ Uhr Abends): Bin aus Moskau zurückgekehrt. Blanche ins Ausland gereist. Hier ihre Depesche aus Berlin gefunden:

> 19./30. September, an Garde-Officier Wronski in Petersburg: Lange genug gewartet. Danke. Sage Lulu, ich sei mit kleinem Paloff nach Deutschland durchgebrannt. Kein Geld, keine Blanche.
> Wronski.

22. September, an Wronski in Petersburg (3¾ Uhr Abends): Statt nach Pilsk, reise nach Berlin. Werde sie zum Teufel jagen, aber Paloff muß mir Genugthuung geben.
Olkowski.

22. September (6½ Uhr Abends) an Aristoff in Pilsk: Die Depesche Nr. 1687. Genannter Olkowski hier nicht zu finden. Tatiana Magenschmerz,
Vorstand im Telegraphenbureau Olkowka.

Digitized by Google

22. September: (9¼ Uhr Abends) an Domna Pitchuk in Pilsk. Nicht mehr hier! Hat sich heimlich entfernt, verleugnet sich. Versteckt, aber werde ihn finden. Er oder ich! Wohin fliehe vor meinen Gedanken? Immer trüber, immer schrecklicher. Du wirst sterben! flüstert Stimme. „Sagt es ihr, sagt es ihr.“*) Antwort bezahlt. Aristoff.

22. September, an Helene Rozanoff in Belowodsk (11 Uhr Abends): Schrecklich! A. will O. tödten. Welche Rohheit. Ich verabscheue ihn. Sage ihm Alles. Haltet ihn auf. Ich sterbe, wenn er stirbt. Olga.

23. September, an Olga Zacharoff in Pilsk. Beruhige Dich, mein Engel; habe ihm Alles gesagt. Hast Du A. wirklich verrathen? Das ist schlecht, er läßt sich durch seine trübe Gemüthsstimmung hinreißen. Lies nochmals Orcha von Lermontoff, Du wirst verstehen. Helene.

* * *

23. September, von Belowodsk an Polizeicommissär zu Pilsk (Chiffrirt): Bericht empfangen. Aristoff ohne Urlaub nach Ihrem Bezirk gereist, um sich mit Garde-Officier Olkowsky zu schlagen. Verhindern Sie sofort Duell. Benachrichtigen Sie mich über Erfolg telegraphisch. Bitte Eile.

Gouverneur von Belowodsk.

24. September, an Gouverneur von Belowodsk aus Milsk, Gouvernement Lebedinsk (Chiffrirt): Reservemajor Olchanskoi und Professor der Kalligraphie am Gymnasium Aristoteleff, Beide aus unserem Bezirk, sich schriftlich verpflichtet, nicht zu duelliren. Außerdem versichert, in Ansehung vorgerückten Alters und da sie sich bis jetzt nicht gekannt haben, niemals die Absicht gehabt, sich zu schlagen. Dann behaupteten sie auch, niemals in Ihrem Gouvernement gewesen zu sein. Polizeicommissär von Milsk.

25. September, an den Polizeicommissär zu Milsk, Gouvernement Lebedinsk: Gouverneur verlangt Aufklärung über Ihre Depesche vom 24. September: warum Sie von besagtem Aristoteleff und Olchanskoi telegraphiren, die hier unbekannt und nicht unserem Gouvernement angehören.

Kanzleichef des Gouverneurs von Belowodsk
Soußlikoff.

25. September, an die Kanzlei des Gouverneurs von Belowodsk: Durch Depesche vom 25. September empfing Ihres Gouverneurs Aufträge in Sachen Olkowski's und Aristoff's, Beide unbekannt in Milsk; schloß auf Irrthum des Telegraphen in Namenbezeichnung, wobei ich an bemeldeten Olchanskoi und Aristoteleff in unserer Stadt Milsk dachte.

Der Polizeicommissär Torreadoroff.

26. September, Polizeicommissär Torreadoroff zu Milsk: Vom Telegraphenbureau Auskunft geholt, Namenbezeichnung richtig, Depesche vom 23. September für den Polizeicommissär von Pilsk bestimmt. Kanzleichef: Soußlikoff.

26. September, vom Dorf Olkowka an den Polizeicommissär von Pilsk: Beim Dorf Olkowka Leichnam gefunden, Gesicht entstellt durch Sturz in Schlucht. Raubthiere. Körper reinlich, aber nackt, Loch linke Brust, verursacht durch Kugel. Commissär der Feldpolizei: Della Formosa.

27. September, dem Gouverneur von Belowodsk (Chiffrirt): Halte es für Pflicht, Ew. Excellenz mitzutheilen, daß beim Dorfe Olkowka todter, Niemand gehörender Körper gefunden. Linke Brust von Kugel durchbohrt. Nach Angaben hier wohnender Domna Feodorowna Pitchuk soll Collegiensecretär Aristoff sein, getödtet im Duell, widergesetzlich durch Garde-Officier Olkowski, welcher aus dem meiner Ueberwachung anvertrauten District entflohen ist.

Der Polizeicomissär von Pilsk: Flugueroff.

28. September (Chiffrirt): Circular des Gouverneurs an alle Polizeicommissäre im Gouvernement Belowodsk. Im Falle, daß sich Garde-Officier Olkowski in Ihrem Districte zeigt, sofort festnehmen. Seine Gefangennahme telegraphisch anzeigen! Dringend. Gouverneur.

28. September, Sr. Excellenz, dem Gouverneur von Belowodsk: Es ist meine Pflicht, den Behörden mitzutheilen, daß in einer Schlucht bei Olkowka gefundener verstümmelter und entblößter Leichnam der des Officiers im Garde-Reiterregiment Alexander Olkowski ist. Scheint durch Hand eines Angestellten hiesiger Canzlei, schlechten Subjects und Raufbolds, Namens Aristoff, umgekommen.

Der Marschall: Zacharoff.

29. September, Circular an die Polizeicommissäre des Gouvernements Belowodsk (Chiffrirt): Falls Collegien-Assessor Aristoff in Ihrem Bezirk erscheint, sofort zu verhaften und mich telegraphisch zu benachrichtigen. Eilig.

Gouverneur.

29. September, an den Staatsanwalt zu Belowodsk (Chiffrirt): Dringlich überall auf Bürger von Tschernigoff, Foma Sidorenko, Intendant des Eigenthümers Olchowski, fahnden und verhaften. Ist unter Mitnahme bedeutender Summe geflüchtet. Nach Angabe Marschalls Zacharoff am Vorabend des Tages, an dem Leichnam bei besagtem Dorfe gefunden, der ihn persönlich kannte. Signalement: Roth, Bart, 40 Jahre, Aeußeres nachlässig und schmutzig, schwarze Tuchmütze. Untersuchungsrichter: Bourkoff.

30. September, Circular an die Polizeicommissäre des Gouvernements Belowodsk (Chiffrirt): Verhaftet sofort Bürger von Tschernigoff, Foma Sidorenko, Intendant des Eigenthümers Olkowski, vom District Pilsk, Signalement in voriger Depesche.

Staatsanwalt von Belowodsk.

1. October, an den Staatsanwalt von Belowodsk: Sidorenko Foma festgenommen.

Polizeicommissär von Tschernorisjk,
Katouginne.

1. October, an den Staatsanwalt: Im Auftrag Ew. Gnaden Bürger Sidoroff, mußmaßlich Sidorenko, heute früh festgenommen. Polizeicommissär von Griboff: Sasse.

1. October, Seiner Gnaden, dem Staatsanwalt: Individuum ohne Paß, Signalement des Sidorenko entsprechend, verhaftet. Behauptet, Matyegoumensky zu heißen.

Polizeicommissär von Nicotyne Bodai: Teletz.

1. October, dem Staatsanwalt: Sidorenko gefaßt. Bei mir eingesperrt, ins Dampfbad, da fürchtete, daß aus dem Gefängniß entweiche. Polizeicommissär von Tchaloma,
Major Amcheladze.

1. October, Seiner Gnaden dem Staatsanwalt, Ritter hoher Orden u. s. w. Berichte achtungsvollst, daß 1. October gemäß mit Depesche 1316 empfangener Ordre mit Signalement Bürgers von Tschernigoff, Foma Sidorenko, dieser mit Lebensgefahr durch Officier der Feldpolizei Manuel von Braschke verhaftet. Halte für Pflicht, Aufmerksamkeit Ew. Excellenz auf patriotischen Eifer besagten von Braschke's zu lenken.

Polizeicommissär von Nowobelsk.
Taube von Taubennest, Collegien-Assessor.

1. October, dem Herrn Staatsanwalt: Nach dem in Ew. Excellenz Depesche enthaltenen Signalement Bürgers von Tschernigoff, Sidorenko, habe zwei Vagabonden arretirt. Zweifle jedoch, ob bemeldeter Sidorenko darunter.

Polizeicommissär von Gremislawa, Starogeorgesk.

1. October, dem Staatsanwalt: Sidorenko gestern hier im Dorfe Ignatawka festgenommen, aber durch Nachlässigkeit des Gendarmen Matchakine wieder entwischt.

Polizeicommissär von Mzinska: Matiga.

*) Refrain eines russischen Volkslieds.

Digitized by Google

2. October, von Griboff an Seine Excellenz den General und Gouverneur: Ew. Hoheit und Excellenz, seid mein Vater. Warum muß ich leiden? Polizeicommissär mich meiner Arbeit entrissen und eingesperrt.

Der Arrestant: Sidoroff.

2. October, von Nicotyne an Seine Excellenz, den Gouverneur und General: Durch den wüthenden Polizeicommissär unschuldig unter Diebe und Räuber geworfen und eingesperrt, rufe ich himmlischen Vater und Dich, der Du die Macht hast, an, daß meine Bande fallen und Jeder gebührende Strafe bekomme. Jonas Matyegoumenskai,

Priester der andersgläubigen Kirche.

2. October, von Tchaloma an den Herrn Gouverneur: Der Major Amchelabze mich ins Gefängniß geworfen. Verlange menschliche Behandlung. Befehlen Sie sofortige Freilassung. Swiribenkoff, Kaufmannsneffe.

2. October, von Newobelsk an General Ditiatine in Tamboff: Du warst unser Gebieter und wir Deine Sklaven. Schütze uns, Excellenz. Dieser Dir bekannte Deutsche, der Polizeicommissär, hat mich verhaftet.

Iwan Markoff, Bauer.

2. October, von Tchernorijsk an unsern Herrn Admiral und Seine Excellenz in Nicolaiff am Hafen: Habe fünf Jahre nacheinander straflos gedient, heiße seit meiner Geburt und Taufe Feodor Babylas, weiß daher nicht, wie ich unter Namen von Foma Sidorenko ins Gefängniß gerathen. Befehlt meine Freilassung. Gebe meine letzten Pfennige für diese Depesche.

Der Matrose der 27. Flottenequipage:
Babylas Feodor.

3. October, von Tamboff an die Telegraphendirection zu Belowodsk: Bauer Iwan Markoff bittet mich durch Depesche aus Nowobelsk, seine Vertheidigung zu übernehmen. Er nennt mich seinen Herrn, sich meinen Sklaven — lächerlich! Seit Ukas vom 19. Februar 1861 haben meine Rechte, sowie meine Pflichten in Bezug auf Iwan Markoff ihr Ende gefunden. Bei dieser Gelegenheit hat man die neuen Gerichte eingesetzt. Meine Stimme würde also keinen Einfluß haben. Die Telegraphendirection verursacht mir durch unnütze, alberne Depeschen nur Auslagen für Antwort.

Generalmajor: Ditiatine.

3. October, dem Staatsanwalt in Belowodsk: Der bei Olkowka gefundene Leichnam ist von dem Priester des Dorfes Bogoja Olensk als der seines Sohnes Probus Empedocles, Schülers des Seminars zu Belowodsk erkannt, der sich vermuthlich aus Schwermuth Leben genommen.

Untersuchungsrichter Bourkoff.

4. October, Circular an die Polizeicommissäre des Gouvernements Belowodsk (Chiffrirt): Lassen Sie sofort an Stelle des Sidorenko verhaftetes Individuum frei. Wirklicher Sidorenko hier durch Polizei arretirt. Werden wohl thun, bei Ihnen von Behörden aufgetragenen Verhaftungen sorgfältiger sein. Der Staatsanwalt.

* * *

4. October, an Graf Spiridoff in Moskau: Empfange zugleich Abschiedsgesuch Olkowski's und Nachricht getödtet in Baden durch Kugel Husar Paloff, todt. Hofft die Folgen zu vermeiden. Wronski.

4. October, an Marschall Zacharoff in Pilsk: Neffe Olkowski getödtet im Duell im Auslande. Höchst unangenehm für mich. Bin sein einziger Erbe. Bitte sofortige Maßregeln, Inventar des Vermögens, Siegel anzulegen, alle gesetzlichen Formalitäten bis zu meiner Ankunft. Graf Spiridoff.

5. October, an Helene Rozanoff in Belowodsk: Er ist nicht mehr! Getödtet, ohne Zweifel, für ein Weib, und ich verstehe jetzt erst, wie sehr ich ihn liebte. Ade Leben! Ich gehe in ein Kloster. Olga.

5. October, an Olga Zacharoff in Pilsk: Ich sehe, mein liebes Herz, daß Du Dich noch durch Turgenjeff's „Nest voller Edelleute" beeinflussen läßt. Lies in Boborykine's „Ein halbes Leben", und Du wirst sehen, worin Du schwach warst. Bist sehr zurückgeblieben. Helene.

6. October, aus Petersburg an Domna Pitchuk in Pilsk: Dieser verachtenswerthe Gardeofficier versteckt sich im Auslande. Wollte ihm folgen, aber Börse ist leer. Bin in steter Aufregung, sagt es ihr. Antwort bezahlt. Aristoff.

7. October, an Aristoff in Petersburg: Olga Nicolajewna geht es nicht besser, als Ihnen. Man hat Nachricht von O.'s Tode empfangen. Sie will ins Kloster gehen.

Domna Pitchuk.

7. October, an Domna Pitchuk in Pilsk. Widersetze mich! Der Himmel oder das Grab. Meine Uhr zum Teufel, woraus Billet dritter Classe. Ich fliege zu ihr. Antwort bezahlt. Aristoff.

8. October, dem Grafen Spiridoff in Moskau: Alexander Olkowski gestern wohlbehalten aus dem Auslande zurück; unzufrieden, daß Sie in Sachen Erbschaft so eilig. Uebrigens bin ebenso überrascht, als er. Zacharoff.

8. October, an Wronski in Petersburg: Bedaure, daß Sie mich mit Nachricht vom Tode meines Neffen getäuscht. Erhalte soeben Depesche. Er lebt! Zu Hause! Höchst unangenehm für mich. Graf Spiridoff.

8. October, an Graf Spiridoff in Moskau: Entschiedener Irrthum. Keine Mittheilung meinerseits. Erkundigen Sie sich beim Telegraphenamt. Wronski.

9. October, an Wronski in Petersburg: Erkundigt. Depesche aus Petersburg meldet: Olkowski getödtet Kugel Paloff. Höchst unangenehm für mich. Graf Spiridoff.

9. October, an Graf Spiridoff in Moskau: O. hat Paloff getödtet, nicht er getödtet. Irrthum hier begangen. Bin unschuldig. Auf alle Fälle entschuldigen Sie.

Wronski.

9. October, an Wronski in Petersburg: Natürlich, haben keine Schuld, aber mir höchst unangenehm.

Graf Spiridoff.

12. October, von Pilsk an Wronski in Petersburg: Ich bin im Himmel, ich schwelge. Wäre nur nicht Andenken an treulose Blanche! Tochter Zacharoff's Offenherzigkeit selbst. Glaube ihr zu gefallen. Morgen höchste Entscheidung.

Olkowski.

13. October, an Graf Spiridoff in Moskau: Erlaube mir mitzutheilen, daß Alexander Olkowski um Hand meiner Tochter Olga gebeten. Habe meinen Segen gegeben. Hochzeit aufgeschoben, bis er Abschied erhalten. Bis zu dessen Eintreffen wohnt er bei mir. Zacharoff.

13. October, an Zacharoff in Pilsk: Empfangen Sie herzliche Glückwünsche. Ist mir höchst, höchst angenehm. Schreibe meinem Neffen. Hoffe kleine Differenz jetzt beigelegt. Graf Spiridoff.

13. October, an Domna Pitchuk in Pilsk: Bin verhaftet auf Befehl des Chefs, Ursache Abreise ohne Urlaub. Philister! Wie steht es bei Ihnen? Ich vergehe. Antwort bezahlt.

Aristoff.

14. October, an Aristoff in Belowodsk: Olga Nicolajewna ist gestern mit Garde-Officier verlobt.

Domna Pitchuk.

14. October, an Domna Pitchuk in Pilsk: O Weib! Shakespeare sagte, Du seist ein . . . . Krokodil! Werde ins Hospital gehen. Antwort bezahlt. Aristoff.

14. October, an Helene Rozanoff in Belowodsk: Engel, mein Engel, ich heirathe O. Worte können mein Glück nicht malen. Küsse ohne Ende! Olga.

Digitized by Google

15. October, an Olga Zacharoff in Pilsk: Du bist überzeugt, daß Dir Deine Menschlichkeitsprincipien erlauben, Garde-Officier zu lieben? Lies Nekrassoff nochmals. Wenn trotzdem, wünsche Dir Glück. Wann Hochzeit?
Helene.

30. October — 11. November, von Paris an Alexander Olkowski in Pilsk (Rußland): Mein Lulu, Wronski hat mir Deine Reise mitgetheilt. Willst Du meinen Tod? Komm, zieh mich aus dem Unglück, 15, rue Caumartin. Ich liebe Dich furchtbar. Blanche.

1. November, an Graf Spiridoff in Moskau: Gestern ist Ihr Neffe abgereist, ohne meiner Tochter oder mir ein Wort zu sagen. Erfuhr auf Station, daß er Billet für Strecke Wolochisk, österreichische Grenze, genommen. Bin voller Zweifel. Meine Tochter krank. Zacharoff.

2. November, an Zacharoff in Pilsk: Das ist mir Alles höchst unangenehm. Welcher Thor! Stößt sein Glück von sich und läßt sich von alter Leidenschaft fortreißen.
Graf Spiridoff.

7. November, an Helene Rozanoff in Belowodsk: Er ist abgereist, verschwunden! Hat mich verrathen, verlassen. Was soll daraus werden? Schatz, wenn Du wüßtest, welche Schande. Olga.

7. November, an Olga Zacharoff in Pilsk: Mein Herzchen, habe es vorhergesagt. Was konntest Du von Garde-Officier erwarten? Denke an Lermontoff's Petchorin und die Fürstin Mary. Helene.

21. November, an Zacharoff in Pilsk: Brief vom Neffen empfangen, bittet um Entschuldigung. Sei Ihrer Tochter nicht würdig. Er ist Narr, extravagant. Verheirathet sich mit einem Weibe, das seiner nicht werth. Verstehen wohl, wie höchst unangenehm mir Alles sein muß.
Graf Spiridoff.

26. November, an Aristoff in Belowodsk: Der Verlobte ist ein Scheusal. Hat unterlassen, unser Fräulein zu tödten. Sein eigenes Glück von sich gestoßen. Heirathet jetzt Pariser Närrin. Ihre Sache könnte sich machen, erwarten Sie meine Neuigkeiten. Domna Pitchuk.

26. November, an Domna Pitchuk in Pilsk: Ich zittre. Ich sterbe vor Freude. Ich warte. Antwort bezahlt.
Aristoff.

17. December, an Aristoff in Belowodsk: Kommt.
Domna Pitchuk.

17. December, an Domna Pitchuk in Pilsk: Ich fliege. Antwort bezahlt. Aristoff.

26. December, an E. Fourssikoff in Belowodsk: Sieg! Ernenne Dich zum Intendanten meiner Güter. 3000 Rubel jährlich. Genug? Antwort bezahlt. Aristoff.

26. December, an Aristoff in Pilsk: Lügst Du nicht?
Fourssikoff.

28. December, an Fourssikoff in Belowodsk: Dummkopf! Komm am 15. Januar, damit Du Hochzeit beiwohnst. Ich bezahle Deinen Frack. Aristoff.

15. Januar, an Helene Rozanoff in Belowodsk: Aristoff beauftragt mich, Ihnen mitzutheilen: Olga Nicolajewna und er haben hochzeitlichen Segen empfangen. Reisen heute Abend nach Petersburg. Richten sich in der Hauptstadt ein.
E. Fourssikoff.

16. Januar, an E. Fourssikoff in Pilsk. Dank für Neuheit. Gestern Abend „das nächtliche Opfer" gelesen und dann Triumph-Marsch von Tchernomor gespielt.
Helene Rozanoff.

Sechs Monate später.

26. Juli, von Petersburg an Domna Pitchuk in Pilsk: Heute früh hat mir meine Frau einen Sohn geschenkt! Verheirathet seit wie lange? Antwort bezahlt.
Aristoff.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Leichte Streiche", Schwank in 3 Acten von Carl Laufs. — „Groß Reinmachen", Lustspiel in 1 Act von Eugen Trowitzsch.

Man darf jetzt bei den Schwänken und Possen, die in schier unerschöpflicher Fülle ans Tageslicht resp. ans Rampenlicht des Wallnertheaters treten, überhaupt nicht mehr wagen, einen ästhetischen Maßstab anzulegen; man kann nur noch in Ausdrücken wie: „relativ gut", „relativ gelungen", „relativ erheiternd" reden, wenn man über sie lobend berichtet; man muß sie, in absoluter Hinsicht betrachtet, alle als das nothwendige Uebel ansehen, das nun einmal da ist, und weil es da ist — vernünftig ist? nein! so weit wollen wir doch den Hegelianismus nicht treiben — aber, weil es da ist, wenigstens besprochen werden muß.

Bei dem obengenannten dreiactigen Schwank von Laufs fällt sogleich die Aehnlichkeit in die Augen, welche die Gesellschaft dieses Schwankes mit der eines soi-disant höheren Lustspieles hat, welches neulich an dieser Stelle besprochen wurde, mit den Personen in Lubliner's: „Die armen Reichen". Auch hier haben wir es, wie dort, mit einem ruinirten jungen Baron und mit einer jungen selbstständigen Dame zu thun, auch hier kommt eine Bankiersfamilie mit dem reichen Töchterlein auf die Bühne, auch hier fehlt der Freund und treue Berather des jungen Verschwenders nicht, nur daß er hier mit Absicht eine alberne Figur spielt, während er dort Privatdocent der Philosophie ist und infolgedessen unabsichtlich lächerlich wirkt. In beiden Stücken ist natürlich die junge selbstständige Dame die Retterin des geliebten jungen Barons, der in beiden Stücken sich durch das Spiel ruinirt hat. Es ist unschwer zu erkennen, wer eigentlich diese junge Dame ist und warum sie von den beiden Autoren so bevorzugt wird. Ihr Urbild ist Fräulein Adelheid aus Freytag's „Journalisten". Da es schwierig ist und für die Kräfte unserer neuen Autoren eine wohl unerreichbare Aufgabe wäre, dieser Figur eine mit Freitag's Bolz gleichwerthige gegenüber zu stellen, geben sie uns lieber das verblaßte Bild jenes Barons als Pendant, vielleicht in der richtigen Voraussetzung, daß ein junger Baron, und wenn er auch ruinirt und sonst gar nichts weiter ist, nicht verfehlen wird, auf das deutsche Publicum eine ungeheure und fascinirende Wirkung auszuüben. Auch die übrige Umgebung der Freytag'schen Adelheid in ihren neuen Verkleidungen gibt nur den vollgültigen, wenn auch recht traurigen Beweis, daß weder unser heutiges Lustspiel noch unser Schwank noch im Stande sind, selbstständige Figuren, die nicht den abgegriffensten Typen gleichen, zu schaffen oder auch nur mit einer Figur einen so vollen Griff ins Leben auszuführen, wie ihn Freytag that, als er seinen Weinhändler Piepenrink schuf.

Der neue Schwank zeichnet sich lediglich durch eine gewisse Keckheit und Frische in der Fortführung der Handlung vor seinen Namensgenossen aus. Im Uebrigen trägt er seinen Titel „Leichte Streiche" sehr mit Unrecht, denn die Mittel, zu welchen der ruinirte Baron greift, um sich der Verpflichtung gegen jene selbstständige junge Dame zu entziehen, müssen schon als schlechte Streiche bezeichnet werden. Der Held verlobt sich unter Vorspiegelung falscher Thatsachen mit der Bankierstochter uud betrügt seine Schwiegereltern ganz offenbar dadurch, daß er ein Schauspielerehepaar, welches sich sehr zufällig zur rechten Zeit auf seinem Schlosse vorfindet, als seinen Onkel und Tante vorführt. Freilich entstehen durch dieses letztere Spiel die komischsten Wirkungen, und der Act, in welchem diese Verkleidungsscenen vorkommen, ist der beste des neuen Schwankes.

Digitized by Google

Im Ganzen kümmert sich der Autor sehr wenig um Wahrscheinlichkeit und natürliche Gedankenentwickelung, ohne jedoch durch diese Sorglosigkeit die erheiternde Wirkuug seiner Arbeit wesentlich abzuschwächen. Es stört im Beginn einigermaßen, daß ein junges Mädchen, welches die Verwicklung gleichsam als Spiel im Spiel arrangirt, eine ganze Gesellschaft wie Marionetten an ihren Schnüren zieht, und wir wundern uns zum Schlusse, wenn wir sehen, wie famos ihre Berechnung klappte und wie gut ihr Spiel ausläuft, nicht wenig über diese Art von dramatischer Vorsehung, aber im Grunde verlernen wir ja beim Anhören solcher Schwänke überhaupt das Denken und wollen uns deshalb auch hier nicht übertriebenen Skrupeln hingeben. Der Schwank gefiel und erregte für einige Stunden uneingeschränkte Heiterkeit — damit ist genug gesagt.

Der Einacter, welcher vorher gegeben wurde, ist nicht lebensfähig. Er krankt an einer allzugeringen Handlung, die wohl mit Geist zu einem hübschen Bildchen hätte aufgeputzt werden können, durch das bloße Carikiren aber, welches der Verfasser bei der Zeichnung seiner Figuren anwandte, in ihrer ganzen Unbedeutendheit erscheint. Ein Officier, — so ist kurz der Inhalt — der zu Besuch zu einem Freunde kommt, küßt dessen Schwägerin, die er für ein Stubenmädchen hält, und erwirbt dann beim Bitten um Verzeihung ihre Hand.

B.

Opern und Concerte.

Gluck's „Orpheus" und Lefebvre's „Judith". Brahms' „Nänie". Liederconcerte. Frau Joachim und Fräulein Spieß. Herr Walter.

In den letzten Wochen trat ein eigenthümlicher Contrast zu Tage: Gluck's „Orpheus", eine Oper, die schon seit einiger Zeit viel mehr im Concertsaale, als im Theater heimisch ist, wurde von der Königlichen Oper „neu einstudirt" gegeben, und vom Stern'schen Vereine wurde im Concertsaale ein neues „Lyrisches Drama" „Judith" aufgeführt, das seiner ganzen Anlage und Bearbeitung nach ganz entschieden mehr für die Bühne paßte. Man kann für Gluck die volle gebührende Ehrfurcht hegen und doch behaupten, daß nur die zwei Arien des Orpheus und die Scene mit dem Furienchor heute mehr noch eine unmittelbare Wirkung üben, und daß selbst diese beiden Arien vielleicht schon der unverdienten Vergessenheit anheimgefallen wären, wenn sie nicht zu den wenigeu gehörten, mit denen die Altistinnen „Staat machen" können. Daß „Orpheus" der nur Frauenrollen enthält (bei der ersten Aufführung in Wien 1762 sang noch ein männlicher Altist die Hauptpartie), mit seinen sehr langen Recitativen und mancherlei Archaismen den jetzigen dramatischen Gewohnheiten sehr ferne steht, hat selbst sein größter Verehrer und Biograph A. B. Marx in den Worten eingestanden, diese Oper sei „durch und durch musikalisch, aber nicht durch und durch dramatisch". Wir wollen jedenfalls die pietätvolle Rücksicht der Intendanz die theilweise vorzügliche Wiedergabe der Hauptrolle durch Fräulein von Ghilanyi und die immer ausgezeichnete Leistung des Orchesters unter Radecke anerkennen und wünschen, daß nurmehr die beiden Iphigenien bald wieder vorgeführt werden, die Werke, mit denen der Name Gluck durch alle Zeiten wandeln wird.

Gegenüber dem „Lyrischen Drama" „Judith" des Herrn Lefebvre muß ich noch gleich von vornherein dahin erklären, daß eine derartige rein theatralische Behandlung des Concert-Chorwerkes als ganz verfehltes Unternehmen zu bezeichnen ist. Ein Componist braucht nicht immer die contrapunktischen Formen anzuwenden, wenn er biblische Stoffe musikalisch behandelt, aber er muß jedenfalls seine Werke in einem höheren, als in dem gewöhnlichen Opern-Stil halten; Brahms hat in seinem Requiem, in seinem Schicksalslied und andern Chorwerken gezeigt, was ein Meister zu schaffen vermag, auch ohne nur den rein oratorischen Stil einzuhalten. Die „Judith" des Herrn Lefebvre ist nicht blos ganz theatralisch componirt, sondern auch sogar in der Manier der älteren Formen, mit Orchestervorspielen, Tremolo; und wenn er einmal eine andere Wendung versucht, so ist es die Wagner'sche chromatische, bei der er hier und da nicht unbedenkliche Erinnerungen an Wotan's Abschied, an Loges Feuerzauber u. dgl. wachruft.

In dem ganzen Werke erscheint ein einziger Anlauf zum Oratorischen, im Anfange des zweiten Theiles, in einem Fugato des Orchesters, das ganz bestimmt nicht über 25 Tacte hinaus währt und gegen die erste und unwandelbare Regel der Fuge verstößt, indem dies Thema mit der Dominante und der Tonica (A—D), beginnt und nicht mit der Dominante und Tonica (D—A) beantwortet wird, sondern mit der Quinte des ersten Tones (E—A).*) Auch die Instrumentation zeigt nicht jenes Formgeschick, das den besseren französischen Componisten fast immer eigen ist. Nichtsdestoweniger wäre es ungerecht, dem Herrn Lefebvre Talent abzusprechen. In zwei Chören, „Geh, o Judith" und „Silbern strahlt in weichem Glanze", hat er gezeigt, daß er angenehme Melodien zu erfinden und auch in der Stimmführung und Instrumentation Tüchtiges zu leisten vermag. Aber die anderen Nummern bieten doch so wenig Eigenthümliches, so viel Verbrauchtes, daß man wohl das Urtheil feststellen kann: Herr Lefebvre solle ein- für allemal sich dem Opernfache widmen, dem sein Talent so entschieden zuneigt, und das Feld des oratorischen Chorwerks verlassen. Die Ausführung war eine vorzügliche. Frau Moran-Olden vom Leipziger Stadttheater sang die Hauptrolle, Herr Schwarz vom Weimarer Hoftheater den (sehr flitterhaft ausgestatteten) Holofernes. Die Dame besitzt eine sehr schöne umfangreiche Stimme und feurigen vornehmen Vortrag. Herrn Schwarz' Baryton gehört zu den schönsten, die seit langer Zeit gehört wurden, der Vortrag war feurig, einzelne Ungleichheiten werden von diesem jungen und fleißigen Künstler bald gehoben sein, und dann wird er zu den Ersten seines Faches zählen. Die Chöre sangen vortrefflich unter Herrn Professor Rudorff's bewährter Leitung.

In einem Philharmonischen Concert unter Herrn Professor Joachim kam Brahms' Chorgesang „Nänie" (Text von Schiller) zur Aufführung, ein ungemein edles, zwar düsteres, aber durchwegs charakteristisch geführtes wohlklingendes Werk; Meisterschaft der Form ist bei Brahms selbstverständlich. Der Hochschulenchor löste die Aufgabe in bester Weise. Die Wirkung würde vielleicht noch großartiger gewesen sein, wenn das Zeitmaß hier und da etwas lebhafter genommen wurde.

Die Liederconcerte der Frau Joachim, des Frl. Spieß und des Herrn Walter erfreuten sich lebhaftester Theilnahme des Publicums. Frau Joachim bewährte sich noch immer als die erste Künstlerin in hoher Auffassung und vollendeter Wiedergabe, welche die Abnahme der Stimme in den Mittellagen ganz vergessen läßt. Frl. Spieß dagegen besitzt eine so wunderschöne Stimme, daß man bei ihr über den Wohlklang manche nicht ganz vornehme, mehr auf den Effect berechnete Nüancirungen vergißt und sich nur am Wohllaute erfreut. Herr Walter war einst der erste Schubert-Sänger, jetzt schwelgt man bei ihm in der Erinnerung, die er hier und da noch zu erwecken vermag. Aber wenn man den alten greisen Künstler den ganzen Abend hindurch hört, denkt man dennoch seufzend: „Quantum mutatus ab illo".

Heinr. Ehrlich.

*) Der großmächtige Seb. Bach hat einmal in der G moll-Orgelfuge diese Regel beseitigt, um eine wunderbare unvergleichliche Wirkung zu erzeugen — sonst niemals.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Der Materialismus

im Verhältniss zu

Religion und Moral.

Von

Dr. F. Wollny.

Preis M. 1,50.

Verlag von Theodor Thomas, Leipzig.

Soeben erschien bei **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig:**

Im Riesennest.

Berliner Geschichten

von **Max Kretzer.**

8°. Preis Mark 1.50.

Der Autor, bekannt als der Schöpfer des specifisch Berliner Romanes, einer der Hauptvertreter der realistischen Strömung in der neueren deutschen Litteratur, schildert hier gleichwie in seinen „Betrogenen" und „Verkommenen" das Leben der Residenz in tiefgreifenden Bildern, deren Eindruck sich Niemand wird entziehen können.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Soeben erschien und **ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:**

„Der Fürst von Raiatea",

Posse mit Gesang und Tanz in 2 Acten von Oenophilus.

Preis: Mark 1,50.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken u. einzeln z. höchsten Pr. Kataloge m. Lagers liefere für 30 Pf. fro. L. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten

von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Masuuke,

Geschichte des Culturkampfes.

1. Lieferung zu 75 Pf. soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Ferdinand Schöningh

in **Paderborn** und **Münster.**

In unserem Verlage erschienen soeben:

J. C. Dahlmanns

Kleine Schriften und Reden.

gr. 8. XIV und 484 Seiten.

M. 6. —

Zeitschrift für allgemeine Geschichte,

Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte.

1885. Zweiter Band. Komplett. 63 Bogen.

M. 12. —

Mit Beiträgen von **Beer, Gregorovius, Heigel, Hillebrand, Huber, Lindner Ritter** u. A.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien die **erste Lieferung** der

Kulturgeschichte

der Menschheit in ihrem organischen Aufbau

von **Julius Lippert.**

Das 20 Liefgn. à 1 M. umfassende, zwei stattliche Bände bildende Werk wird im Herbst dieses Jahres vollendet sein.

An sicherer und bewährter Führerhand folgt der Leser den mannigfach verschlungenen Pfaden, welche das Menschengeschlecht in seiner Kulturentwicklung seit der Zeit, da es aus dem Dunkel der Vorgeschichte auftauchte, bis zur Gegenwart gewandelt ist.

Die Darstellung ist außerordentlich klar und fesselnd, überall werden die innersten Zusammenhänge und Ursachen des materiellen und geistigen Fortschreitens der Menschheit aufgedeckt und schließlich wird ein Standpunkt gewonnen, von dem diese Kulturentwickelung als ein organisches Ganzes vor uns liegt.

Gewiß für die gesammte gebildete Welt ein höchst interessantes Buch.

Lehrbuch der englischen Sprache für Schulen. Von Prof. Dr. A. Hoppe*

320 S. 2 Mk. 40 Pf.

Soeben in zweiter, verbesserter Auflage erschienen.

Über dieses — seit seinem ersten Erscheinen (1880) in vielen Schulen eingeführte Lehrbuch urteilt die **Zeitschrift für das Gymnasialwesen,** Berlin 1880, Nr. 5, wie folgt:

„Alles in allem stehen wir nicht an, diese Grammatik zu dem Vorzüglichsten zu rechnen, was für den Schulunterricht im Englischen bisher geleistet ist; in bezug auf die Behandlung der Aussprache gebührt ihr unbedingt der erste Platz."

Berlin SW. 11, Langenscheidtsche Verlags-Buchhandlung

Möckernstraße Nr. 133. **(Prof. G. Langenscheidt).**

* Verfasser des jetzt in neuer Bearbeitung befindl. „Engl.-deutschen Suppl.-Lexikons."

Verlag von Theodor Fischer in Cassel.

Soeben erschien:

Lebens-Erinnerungen

von *Dr. Friedrich Oetker.*

Band III.

Aus dem Nachlasse herausgegeben von

Dr. Friedrich Oetker, a. o. Professor der Rechte zu Bonn.

41 Bogen. Broch. M. 10, geb. M. 12.—

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. **Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12.** **Druck von W. Büxenstein in Berlin.**

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 20. März 1886. Band XXIX.

Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Schutzzollbewegung in England. Von Max Schippel. — Anthropologische Probleme. Von Moritz Alsberg. — **Literatur und Kunst:** Der goldene Schnitt. Von M. Carriere. — Wiener Dichterinnen. Von J. J. Honegger. — Die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger und ihre Pensions-Anstalt. Von Feodor Wehl. — **Feuilleton:** Ein Duell. Von Enrico Castelnuovo. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von B. — Notizen. — **Offene Briefe und Antworten:** Wer ist Fidus? — Inserate.

Die Schutzzollbewegung in England.

Von Max Schippel.

Als vor Beginn der englischen Parlamentswahlen allgemein ein glänzender Sieg der Liberalen vorausgesagt wurde, übersah man wohl in erster Linie den Einfluß der starken, rasch gewachsenen Strömung, welche sich in den Kreisen der englischen Unternehmer gegen die Fortdauer einer liberalen, unbeschränkt freihändlerischen Handelspolitik richtet. Die englische Industrie leidet, mehr als die des continentalen Europa, an einer gewaltigen Ueberproduction. Der Absatz auf den auswärtigen Märkten war eines ihrer Lebenselemente, und gerade dieses sah sie sich durch die protectionistischen Maßregeln fast aller Culturstaaten seit dem Ende der siebziger Jahre verkümmert. Da hierin sobald keine Aenderung zu erwarten, die Schutzzollbewegung vielmehr in vielen Ländern noch immer im Steigen war, so begann man auch in England, erst schüchtern, dann lauter und lauter nach der Hülfe des Staates zu rufen: der Staat solle Zwangsmittel in Anwendung bringen, um entweder die fremden Nationen zu günstigen Handelsverträgen zu nöthigen, oder — wenn diese Bemühungen scheitern — um den inländischen Markt dem heimischen Gewerbsfleiße vorzugsweise zu sichern. Keine Prohibition, keine Begünstigung, aber gerechte Ausgleichung der Benachtheiligung der heimischen Industrie — mit diesem unscheinbaren Schlagwort haben, wie überall, die schutzzöllnerischen Ideen auch in England sich zuerst den Boden bereitet.

Es war eine der klügsten Thaten des Ministeriums Salisbury, daß es sofort nach seinem Antritt die unzufriedene Geschäftswelt dadurch für sich zu gewinnen strebte, daß es die Einsetzung einer „Königlichen Commission zur Untersuchung des Darniederliegens von Handel und Verkehr" bewirkte. Jedermann sah darin einen Beweis, daß das conservative Cabinet den Wünschen der Industriellen entgegenkommen wolle, und es war gewiß auch kein Zufall, daß der erste Bericht der Commission — eine Zusammenstellung alles dessen, was die englischen Unternehmer auf dem Herzen haben — kurz vor dem Wahltermin erschien. Welch ein Antheil des überraschenden conservativen Wahlerfolges diesem wohlberechneten Vorgehen zuzuschreiben ist, läßt sich natürlich nicht näher bestimmen — kamen doch auch andere Fragen, wie die Stellung des Staates zur Kirche, im letzten Augenblick den Conservativen zunutze — aber die Siege in den großen Handels- und Industriecentren würden sicherlich nicht so zahlreich und oft so glänzend gewesen sein, wenn man von einer conservativen Regierung nicht eine wesentlich veränderte Handelspolitik erwartete.

Nichts wäre verkehrter, als wenn man dem vorliegenden First Report of the Royal Commission appointed to inquire into the Depression of Trade and Industry (Folio 229 S.) irgendwelche wissenschaftliche Bedeutung für die Erkenntniß der wirthschaftlichen Entwickelung Englands beimessen wollte; dazu sind die bisher um ihre Meinung gehörten Körperschaften viel zu ausschließlich Vertretungen einseitiger Interessen. Aber als politisches Stimmungsbild, als Beweis der Unzufriedenheit der Unternehmer mit der bisherigen passiven Handelspolitik ist der „erste Bericht" von allergrößtem Interesse. Und wenn ähnliche Wünsche, wie sie hier allerorten auftauchen, Verwirklichung finden sollten, dann würde sich für Deutschland auch ein sehr materielles Interesse an die englische Enquête knüpfen, das Interesse nämlich für unseren Export nach England, der möglicherweise eine recht fühlbare Einschränkung erleiden könnte, nachdem er in den letzten Jahren einen so großen Aufschwung nahm.

Was vor einiger Zeit von der Königlichen Commission veröffentlicht wurde, umfaßt einmal die Auskünfte verschiedener erfahrener Beamten über die Wandlungen der englischen Ausfuhr und Einfuhr, der versteuerten Vermögen und Genußmittel, über die Zahl der Actiengesellschaften, die Handelspolitik der fremden Staaten; ferner aber die Berichte der Handelskammern und der wichtigeren Unternehmerverbände über die commercielle Lage und die Mittel ihrer Besserung. Die auswärtigen Vertreter Großbritanniens und die englischen Arbeiterassociationen sind zwar auch um ihre Meinungsäußerung über verschiedene Fragen angegangen worden, bislang ist dieselbe aber noch nicht erfolgt. So ist der vorliegende Band hauptsächlich den Kundgebungen der Unternehmer gewidmet, und diese können fast alle nicht genug klagen über den beispiellosen Geschäftsdruck, der auf allen Gewerbszweigen laste, auf einigen erst seit ein, zwei Jahren, auf den meisten seit 1881, auf vielen sogar seit 1875. Nach Staatshülfe verlangende Unternehmer haben immer ihre Lage übertrieben darzustellen gewußt, aber die Berichte der Handelskammern und der Commercial Associations sind unter sich und mit anderen Mittheilungen so übereinstimmend, daß man in der That an eine schwere Krisis in England glauben muß.

Die Production hat zwar in Großbritannien auf den verschiedensten Gebieten noch immer zugenommen; dagegen dehnt sich der Absatz lange nicht in ähnlichem Maße aus. 1865—1869 betrug die Kohlenförderung durchschnittlich jährlich 103 Millionen Tonnen, also 3,39 Tonnen auf den Kopf der Bevölkerung, 1880—1884 aber 156 Millionen, jährlich also 4,43 Tonnen pro Kopf. Die Eisenproduction wuchs

Digitized by Google

von 4,9 Millionen Tonnen im Durchschnitt der Jahre 1865—1869 auf 8,1 Millionen in 1880—1884, der jährliche Betrag pro Kopf der Bevölkerung war also 0,16 Tonnen zwischen 1865 und 1869, und 0,23 Tonnen zwischen 1880 und 1884. An Rohbaumwolle verarbeitete England jährlich 8 Millonen englischer Centner, 1880—1884 13,2 Millionen, weit über die Hälfte mehr. Die Wollindustrie zeigt nach Giffen, dem Leiter der statistischen Abtheilung des Handelsamtes, ebenfalls eine aufsteigende Entwickelung; sie verbrauchte als Rohstoff 342 Millionen Pfund zwischen 1870 und 1874, 353 Millionen zwischen 1875 und 1879 und 354 Millionen zwischen 1880 und 1884.

Alle diese Zahlen scheinen der Behauptung eines geschäftlichen Niederganges zu widersprechen. Doch wird der Eindruck sofort ein anderer, wenn man die für die wachsende Waarenmenge erzielten Preise ins Auge faßt. Diese Preise sind in einer bisher geradezu unerhörten Weise hinabgegangen.

Stellen wir wiederum die Durchschnitte der Jahre 1865—1869 und 1880—1884 zum Vergleich, so finden wir beispielsweise bei den exportirten baumwollenen Garnen eine Zunahme der Quantität um 65 Procent, eine Zunahme des Werthes um nur 3½ Procent; bei den ungefärbten baumwollenen Zeugen eine Zunahme des Exportes um 76½ Procent der Menge, um nur 9 Procent dem Werthe nach; bei den exportirten gefärbten Baumwollstoffen eine Steigerung der Mengen um 57 Procent, des Werthes hingegen um nur 8½ Pct. Die britischen Eisenbahnen beförderten dem Gewicht nach jährlich 20 Pct. mehr Güter in der Periode 1880—1884 als 1875—1879; ihre Einnahmen erhöhten sich aber nur um 10 Procent. Im gleichen Zeitraume wuchs die Kohlengewinnung um 16 Procent, die Roheisengewinnung um 25 Procent; nach den Einkommensteuerschätzungen gingen während dessen die Einkünfte der Bergwerke von 13,2 Millionen Pfund Sterling auf 6,9 Millionen, d. h. um etwa die Hälfte zurück; die Gewinne aus den Eisenhütten von 3,6 Millionen auf 2,6 Millionen, also um mehr wie 25 Procent.

Die Preissenkung, welche überall zu Tage tritt, entspringt einmal den abnehmenden Herstellungskosten, dann aber, und wohl auch zu keinem geringen Theil, den immer mißlicher sich gestaltenden Absatzverhältnissen, welchen die britischen Productenmassen, besonders die auf den Export angewiesenen, auf allen Märkten begegnen. Englands Ausfuhr hat zwar auch quantitativ — dem Umfange, nicht dem Werthe nach — sich gehoben, aber noch mehr ist dies seitens der Einfuhr geschehen, so daß England mehr auf dem heimischen Markte einbüßte, als es auf fremden Märkten gewann. Zieht man von der gesammten Einfuhr die wiederausgeführten Waaren ab, so erhält man den Nettoimport der englischen Statistik, der 1865—69 7 l. 16 s. 3 d., 1870—74 9 l. 2 s. 4 d., 1875—79 9 l. 10 s. 4 d., 1880—84 9 l. 14 s. 9 d. pro Kopf der Bevölkerung betrug, also um 25 Pct. wuchs. Der Export britischer und irischer Producte zeigt jedoch folgende Zahlen: 1865—69 5 l. 19 s., 1870—74 7 l. 7 s. 3 d., 1875—79 6 l., 1880—84 6 l. 12 s. 9 d., er wuchs also im Vergleich zur ersten Periode nur um 10 Pct., nur um 13¾ s., denen 38½ s. als Wachsthum des Imports gegenüberstehen.

Woher dieser relative Rückgang des Exportes? Diese Frage ist es, die hauptsächlich in Regierungskreisen erwogen wird und auf die man die verschiedensten Antworten ertheilt. Hier weist man auf die industriellen Fortschritte anderer Nationen hin, dort auf die günstigeren Transportverhältnisse, besonders der Länder mit Staatsbahnen; hier gibt man der Demonetisirung des Silbers, dort der längeren Arbeitszeit und den niedrigeren Löhnen des Auslandes Schuld — aber immer deutlicher klingt aus diesen sich kreuzenden Antworten der Groll gegen die fremden Schutzzölle heraus. Oesterreich hat seit 1877 und 1879 höhere Zölle, Rußland seit 1877 und 1881, Deutschland seit 1879, Frankreich seit 1882, Italien seit 1882, Spanien seit 1877 und 1882, Griechenland seit dem vorletzten, die Schweiz seit dem letzten Jahr, die Vereinigten Staaten haben schon seit langem Schutzzölle von geradezu prohibitiver Wirkung — mußte da der britische Export nicht Schaden leiden und, wenn nicht zurückgehen, so doch in seiner normalen Ausdehnung verkümmern?

Angesichts dieser Verhältnisse liegt natürlich die weitere Frage sehr nahe, ob England seinen Markt ohne jede Ausgleichungsmaßregel fremden Staaten eröffnen soll, die ihm hartnäckig ihre eigenen Pforten verschließen; und man wird um so mehr geneigt, hier verneinend zu antworten, als viele fremde Industrien sich geradezu einer Exportprämie seitens ihres Heimathsstaates erfreuen, ihre Concurrenz also eine um so unbilligere und ungleichere wird. Die modernen Handelsstaaten zahlen freilich nur selten Exportprämien in der directen, unzweideutigen Form, wie sie der Mercantilismus des vorigen Jahrhunderts liebte. Aber als Rückvergütung für Steuern und Zölle, welche auf das in das Product eingegangene Material berechnet werden, zahlt der Staat, wie bei der deutschen Zuckersteuer und manchen französischen Rückzöllen, vielfach beträchtlich mehr zurück, als der Unternehmer ursprünglich entrichtete — und dieser Mehrbetrag ist eine Exportprämie. Ferner sind viele Schutzzölle thatsächlich nichts anderes als Prämien auf die Ausfuhr: viele Industrien verkaufen unter dem Schutz der Zölle ihre Producte im Inlande über den Herstellungskosten und setzen sie alsdann im Ausland zu um so niedrigeren Preisen ab; ihr Gesammtgewinn ist dann immer noch größer, als er ohne die Schutzzölle und die künstlich geförderte Ausfuhr sein würde. Hier wird die englische Schutzzollbewegung aller Vermuthung nach zuerst ihre Hebel einzusetzen versuchen, denn was könnte selbstverständlicher erscheinen, als daß künstliche Prämien auf die Einfuhr nach England durch künstliche Erschwerung der Einfuhr für die concurrirende englische Industrie wieder wettzumachen seien? In der That herrscht hierüber die meiste Uebereinstimmung in den Kreisen, welche mit der gegenwärtigen Handelspolitik unzufrieden sind. „Daß eine Auflage zur Ausgleichung der Exportprämien mit der freien internationalen Concurrenz nicht nur verträglich, sondern durch dieselbe geradezu geboten ist, daß sie mit der Theorie der Kampf- und Vergeltungszölle nichts zu thun hat", diese Behauptung vertritt z. B. die Vereinigung britischer Zuckerraffineure. Aber auch die Abtheilung der Liverpooler Handelskammer, welche die Angelegenheiten des ostindischen und chinesischen Handels zu berathen hat, meint: „Durch alle Mittel lassen Sie uns Freihandel haben, aber Ausfuhrprämien sind durch Zölle auszugleichen."

Auch die Richtung, welche bedeutend weiter geht und Zölle verlangt, wo das englische Product Zöllen im Ausland begegnet, ist in manchen Handelskammern bereits in ausschlaggebender Stärke vorhanden. Die Birminghamer Handelskammer verlangt rundweg: „Auflage eines Eingangszolls auf alle industriellen Producte, welche auch in diesem Lande erzeugt werden"; die Macclesfielder: „eine den heutigen Verkehrsverhältnissen angepaßte Rückkehr zu der Handelspolitik, wie sie vor dem französischen Handelsvertrag (dem ersten freihändlerischen) galt; diese Rückkehr braucht nur dann, wie in manchen Ländern, geradezu prohibitiv zu sein, wenn der Bestand einer heimischen Industrie anders nicht zu erhalten ist."

Den englischen Freihändlern braucht deshalb heute und morgen noch nicht bange zu sein um ihre Herrschaft; aber daß überall sich gegensätzliche Bestrebungen regen und daß sie entschieden im Zunehmen begriffen sind, das beweist der Bericht der Commission, wie es auch die Reden conservativer Politiker und di tagtäglichen Auseinandersetzungen über „free trade" und „fair trade" in den englischen Zeitungen beweisen. Die allgemeine Ueberproduction führte nach der letzten großen Krisis in den meisten Ländern zu schutzzöllnerischen Maßregeln, um die fremden Producte fern zu halten und so an Absatz zu gewinnen, was die auswärtige Industrie einbüßte. Das hilft für eine gewisse Zeit dem heimischen Gewerbfleiß, solange nämlich, als der Export nicht durch eine ähnliche ausländische Schutzzollpolitik beschränkt wird. Durch die Verbreitung schutzzöllnerischer Ideen wird das aber ganz von selbst herbeigeführt. Sollte England mit seinen Colonien jemals zu einheitlichen Gegenmaßregeln greifen, dann dürften die continentalen Schutzzöllner recht bald gewahr werden, daß sie sich selbst eine Grube gegraben haben.

Digitized by Google

Anthropologische Probleme.

Von Moritz Alsberg.

Von allen Fragen, welche den Naturforscher beschäftigen, sind diejenigen, welche den Menschen selbst, die in seiner Körperbildung während vergangener Jahrtausende vor sich gegangenen Veränderungen, die Entstehung der Menschenrassen, sowie das Alter des Menschengeschlechts betreffen, wohl geeignet, auch den der Naturforschung Fernstehenden zu fesseln. Wir fassen im Nachfolgenden jene Schlüsse zusammen, welche sich aus neueren anthropologischen Untersuchungen bezüglich der in Rede stehenden Verhältnisse ergeben.

Fragen wir zunächst: Wann ist der Mensch zuerst auf unserem Erdball erschienen? — so führen die in Höhlen und Ablagerungen bis jetzt aufgefundenen ältesten menschlichen Skelettreste nur bis in die dem geologischen Zeitabschnitt, in dem wir gegenwärtig leben, unmittelbar vorausgehende Epoche, in das „Diluvium" (Quartär- oder Pleistocenzeit), zurück. Auch lassen die Knochen von Thieren, welche zusammen mit den Ueberbleibseln des Diluvialmenschen in verschiedenen Gegenden Nord- und Mitteleuropas angetroffen werden, mit Sicherheit darauf schließen, daß die Lebensbedingungen, welche sich dem diluvialen Bewohner unseres Erdtheils darboten, von den heutigen sich wesentlich unterschieden haben. Während jene Kälteperiode, welche eine Vergletscherung ausgedehnter Gebiete Europas zur Folge hatte, Thiere des hohen Nordens (Moschusochse, Polarfuchs u. dergl.) ins südliche Deutschland und bis nach Südfrankreich gelangen ließ und während, wie zahlreiche Funde beweisen, das Renthier damals am Nordabhang der Alpen und Pyrenäen von dem vorgeschichtlichen Menschen gejagt wurde, deuten andere Umstände darauf hin, daß während jenes auf die Vergletscherung folgenden Zeitabschnitts, wo, zufolge den Untersuchungen von A. Nehring, Norddeutschland und die angrenzenden Gebiete den Charakter einer baumlosen Steppe trugen, Wildpferd, Saigaantilope und verwandte Thiergattungen demselben als Jagdbeute dienten. — Gehen wir in der Reihenfolge der geologischen Bildungen noch etwas weiter zurück und fragen wir nach etwaigen Spuren des Menschen in den Schichten der Tertiärzeit, so ist die Existenz der Gattung homo während der zuletzt erwähnten geologischen Epoche schon vor mehreren Jahren von verschiedenen Forschern behauptet worden. So legte z. B. der französische Abbé Bourgeois dem zu Brüssel versammelten internationalen Anthropologencongreß gewisse unweit Thenay in mittleren Tertiärschichten (Miocen) aufgefundene Feuersteine und Quarzite vor, welche nach seiner Ansicht von Menschenhand zugehauene rohe Werkzeuge darstellen und in diesem Falle die Existenz der Gattung Mensch in dieser weiter entlegenen Erdepoche beweisen würden. Zu Gunsten derselben Annahme sollten ferner auch gewisse Feuersteingeräthe sprechen, welche der Portugiese Ribeiro in den Pliocen- und Miocen-Ablagerungen des Tajo und Sado aufgefunden hat, und ebenso wurden die von dem italienischen Geologen Cappellini in den Tertiärschichten von Poggarione (Finethal) aufgefundenen Walfischknochen — oder genauer gesagt die auf diesen Knochen sich findenden Einschnitte, welche nach der Ansicht des besagten Gelehrten dadurch entstanden sind, daß die vorgeschichtlichen Bewohner des Inselarchipels, der damals die Stelle des heutigen Central-Italiens einnahm, aus dem im seichten Wasser gestrandeten, auf der Seite liegenden Wal mit ihren Steinmessern sich die Rippenstücke herausschnitten — in dem nämlichen Sinne gedeutet. Aber da es bezüglich der zu Thenay aufgefundenen Feuersteine und Quarzite immerhin zweifelhaft ist, ob dieselben von Menschenhand bearbeitet worden sind oder ob sie die ihnen eigenthümliche Form durch zufällige Zersplitterung angenommen haben, da ferner betreffs der Feuersteingeräthe Ribeiro's nicht mit Sicherheit festzustellen ist, ob die Tertiärschichten, in denen sie aufgefunden wurden, die ursprüngliche Lagerstätte dieser Gegenstände darstellen oder ob dieselben nicht vielmehr durch Erdumstürzungen oder andere zufällige Ursachen in die besagten Ablagerungen gerathen sind, da ferner auch die Möglichkeit nicht auszuschließen ist, daß die von Cappellini als beweiskräftig angeführten Rippeneinschnitte anderen Ursachen (z. B. dem Schwert des Schwertfisches) ihre Entstehung verdanken — angesichts dieser Umstände hatten wir bis jetzt kein Recht, die Existenz des Menschen zur Tertiärzeit als bestimmt erwiesen anzunehmen. In jüngster Zeit ist nun aber zu den soeben angeführten Beweisstücken ein neues hinzugekommen und dadurch die Frage, ob der homo sapiens bereits während der Tertiärzeit unseren Erdball bewohnt hat, in ein ganz neues Stadium getreten. Indem nämlich Schaaffhausen*) jene Knochen des Hipparion (tertiärer Vorläufer des europäischen Pferdes), welche von Dücker bereits in 1872 zu Pikermi (Griechenland) gesammelt und später dem Museum zu Bonn übergeben hat, neuerdings eingehend prüfte, war er im Stande, nachzuweisen, daß einzelne Knochen dieses während des Diluviums bereits ausgestorbenen Thieres die Spuren von Schlägen aufweisen, welche gegen den Knochen geführt wurden zu einer Zeit, wo derselbe noch frisch war, und daß dementsprechend an eine zufällige Einwirkung, wie sie z. B. das Rollen im Flußbette erzeugt, in diesem Falle nicht gedacht werden kann. Es spricht vielmehr Alles zu Gunsten der Annahme, daß diese Schläge von Menschenhand geführt wurden und dem Zwecke der Markgewinnung (das Knochenmark bildete bekanntlich ein Lieblingsgericht des Urmenschen) dienten. Die Bedeutung dieses Umstandes liegt aber auf der Hand; denn ganz abgesehen davon, daß entwickelungsgeschichtliche Erwägungen das Vorhandensein des Menschen zur Tertiärzeit wahrscheinlich machen (die hohe Stufe der körperlichen und geistigen Vervollkommnung, zu der sich die Gattung „Mensch" erhoben hat, lassen auf ein sehr hohes Alter derselben schließen), wäre durch die an den Knochen eines ächten Tertiärthieres nachgewiesenen Spuren menschlicher Thätigkeit nunmehr der endgültige Beweis dafür erbracht, daß der Mensch als Zeitgenosse einer längst ausgestorbenen Thierwelt schon während der Tertiärzeit auf Erden lebte und daß er ein Zeuge gewesen ist jener allmählich sich vollziehenden, aber mächtigen Veränderungen, welche seitdem auf der Erde sich zugetragen haben.

Fragen wir ferner: Haben die im Vorhergehenden berührten Veränderungen in den klimatischen und sonstigen Lebensverhältnissen entsprechende Veränderungen in der Körperbeschaffenheit des Menschen während vergangener Jahrtausende herbeigeführt? — so sind hervorragende Anthropologen der Ansicht, daß der Mensch seit dem Diluvium als „Dauertypus" zu betrachten sei, d. h. als eine jener Lebensformen, die, nachdem sie in Folge der Einflüsse der Naturumgebung, des Klimas, der Lebensweise u. dergl. zu einer bestimmten Gestaltung und körperlichen Beschaffenheit sich herausgebildet haben, nunmehr — wie wir dies bei zahlreichen Thieren nachweisen können — ungemessene Zeiträume hindurch sich unverändert erhalten. Zur Begründung der zuletzt erwähnten Anschauung beruft sich J. Kollmann (Basel) auf die Thatsache, daß gewisse Abarten des europäischen Menschen, von denen im Nachfolgenden die Rede sein wird, sich Jahrtausende hindurch rückwärts verfolgen lassen, daß ebensowohl in den Gräbern der Merowinger Zeit, wie in denjenigen der römischen und vorrömischen Periode, in den Pfahlbauten und so durch alle Zeiten hindurch, aus denen uns Schädel vorliegen, bis in das Diluvium hinein dieselben Bildungen unverändert wiederkehren. Indessen, wenn auch unter den menschlichen Skelettresten vergangener Jahrtausende an die Menschen-Affen (Anthropoiden) erinnernde Formen — wie sie z. B. der bekannte Neanderthal-Schädel und der Unterkiefer von La Naulette aufweisen — zu den Seltenheiten gehören und wenn auch im Großen und Ganzen erhebliche Unterschiede zwischen dem Knochenbau des Diluvialmenschen und demjenigen der jetzt lebenden Menschenrassen sich nicht nachweisen lassen, so ist es andererseits doch im hohen Grade wahrscheinlich, daß Veränderungen in der Organisation der Gattung Mensch noch während eines nach geologischer An-

*) Vergl. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Jahrgang XV., Nr. 11, pag. 145 ff.

Digitized by Google

schauung nicht weit zurückzuverlegenden Zeitabschnitts vor sich gegangen sind. Zu diesem Schlusse drängt vor Allem die Beobachtung, daß gewisse Eigenthümlichkeiten, die eben als Ueberbleibsel einer ehemaligen unvollkommeneren körperlichen Bildung aufzufassen sind, bei niedrigstehenden Menschenrassen, sowie hier und da als individuelle Besonderheiten auch bei den Culturvölkern sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Als solche „niedere Bildungen" werden von Schaaffhausen (a. a. O.) die unten ausgeweitete, keinen eigentlichen Nasenrücken aufweisende Nase, das Hervortreten des Stirnwulstes, die stark entwickelte Prognathie der Kiefer (Schrägstellung des Zahnrandes), gewisse in der Form der Finger und Zehen zu Tage tretende Besonderheiten, eigenthümliche Behaarungen der Gliedmaßen, die im Vergleich zu dem wadenlosen Bein kräftig entwickelte Brust- und Armmuskulatur, die höher als gewöhnlich stehende Ohrmuschel, die im Verhältniß zur Körperlänge vermehrte Spannweite der Arme, sowie endlich noch eine besondere Schmalheit des Schädels (hochgradige Dolichokephalie) angeführt. Mit Recht bemerkt auch der zuletzt erwähnte Gelehrte, daß die Vervollkommnung der Werkzeuge, deren sich der vorgeschichtliche Mensch bediente, an und für sich auf zunehmende geistige Befähigung und bedeutendere Gehirnentwickelung schließen lasse und daß letztere wiederum zu Veränderungen der Gehirnkapsel, d. h. des knöchernen Schädels, hätte führen müssen; auch spricht derselbe seine Meinung dahin aus, daß die mit der Zunahme der geistigen Befähigung in innigstem Zusammenhang stehende Vermehrung der Hirnmasse vorzugsweise in der Breite des Schädels zum Ausdruck komme. —

Um hier noch einiger anderer neuerer Forschungen zu gedenken, welche Abstammung und Entwickelung des Menschengeschlechts betreffen, so hat Paul Albrecht auf der im August d. J. zu Karlsruhe abgehaltenen Anthropologenversammlung jene Thatsachen erörtert, welche es wahrscheinlich machen, daß die Gattung Mensch — resp. dessen Vorfahren — im Oberkiefer ehedem nicht 4, sondern 6 Schneidezähne besessen hat. Nicht nur bei mit Hasenscharte behafteten Personen kommen überzählige Schneidezähne vor, sondern dieselben finden sich auch gar nicht selten beim regelmäßig gebauten Oberkiefer als Rückschlag auf frühere Zustände. Da nun weder Affen noch Halbaffen 6 Schneidezähne im Oberkiefer besitzen, so folgert Albrecht aus den soeben erwähnten Thatsachen, daß die Thierform, von welcher der homo sapiens abstammt, auf der organischen Stufenleiter eine noch tiefere Stellung eingenommen habe als Affen und Halbaffen, und da von Säugethieren einzig die Insectenfresser ein derartiges Gebiß aufweisen, so hält der besagte Forscher es für wahrscheinlich, daß eine den Halbaffen und Insectivoren gemeinsame Urform den Punkt dargestellt habe, wo der Mensch von dem Stammbaum der Säugethiere sich abzweigte. Als einen Beweis für die Abstammung des Menschen von auf so niedrig stehender Stufe stehenden Vorfahren glaubt Albrecht auch den Umstand anführen zu müssen, daß menschliche Eck- und Schneidezähne mit doppelten Wurzeln gar nicht selten beobachtet werden; zu Gunsten dieser Anschauung spreche auch ein gewisser Vorsprung am Unterkiefer (processus lemurinus), welcher beim Halbaffen regelmäßig, beim Menschen hier und da sich nachweisen lasse, sowie eine am Oberschenkel nicht selten auftretende Knochenleiste (trochanter tertius), während andererseits die Entstehung des Kinnes beim Menschen auf eine Verkümmerung des Unterkieferzahnrandes — die unvermeidliche Folge der geringen Anforderungen, welche die künstliche Zubereitung der Speisen an den Kauapparat stellt — zurückzuführen sei. Auch sollen, was im Besonderen die Entwickelung des Weibes anlangt, nach der Ansicht des nämlichen Gelehrten gewisse Erscheinungen — wie z. B. die geringere Körperhöhe des weiblichen Geschlechts, ferner die beim Weibe häufiger als beim Manne vorkommenden hohen Grade der Dolichokephalie (Langschädelform), ferner die häufigere und stärkere Prognathie der Kiefer (Schrägstellung des Zahnrandes) und die beträchtlichere Breite und Ausbildung der inneren Schneidezähne beim Weibe, die beim weiblichen Geschlecht häufiger vorkommende Anzahl von 5 Steißbeinwirbeln — diese und einige andere Eigenthümlichkeiten sollen erkennen lassen, daß das menschliche Weib unseren thierischen Vorfahren zur Zeit noch näher stehe als der Mann, resp. daß dasselbe in der Entwickelung zu höherer Körperbildung nicht in dem Maße wie der Mann fortgeschritten sei. Endlich weist, was die fernere Umgestaltung des menschlichen Körpers anlangt, Albrecht darauf hin, daß auch in Zukunft in der menschlichen Körperbildung gewisse Veränderungen mit Sicherheit zu erwarten sind. Während einerseits der Weisheitszahn (fünfte Backenzahn) gänzlich verschwinden werde — ein Vorgang, auf welchen der späte Durchbruch und die geringe Entwickelung dieses Zahnes gegenwärtig schon hindeuten — sei es andererseits wahrscheinlich, daß das unterste (12.) Rippenpaar im Laufe der Zeit sich verlieren, daß die erste Brustrippe zuerst verkümmern und dann verschwinden werde, daß die Zahl der Lendenwirbel von 5 auf 4 herabgehen und daß das Steißbein, welches bekanntlich aus den mit einander verschmolzenen Schwanzwirbeln besteht, immer mehr zu einer verkümmerten Bildung herabsinken werde.

Werfen wir nun zum Schlusse noch die Frage nach der Entstehung der verschiedenen Menschenrassen auf, so liefern die von dem bereits erwähnten Anthropologen J. Kollmann angestellten Untersuchungen*) — deren Ergebnisse der besagte Gelehrte den kürzlich zu Straßburg versammelten Naturforschern und Aerzten vorgetragen hat, — uns gewisse Anhaltepunkte dafür, wie wir uns die natürliche Rassenzüchtung beim Menschen vorzustellen haben. Kollmann legt der Eintheilung der Gattung „Mensch" in verschiedene Unterarten die Ergebnisse von Schädel- und Gesichtsmessungen zu Grunde, welche zu Gunsten der Annahme sprechen, daß aus der Verbindung von langen, mittleren und kurzen Gehirnkapseln mit einer langen und zugleich schmalen, sowie mit einer kurzen und zugleich breiten Form des Gesichtsschädels verschiedene Abarten des Menschen hervorgegangen sind. Die Entstehung dieser Arten ist nach Kollmann's Anschauung in der Weise erfolgt, daß zunächst die gemeinsame Urform in die beiden Unterabtheilungen der Lang- und Kurzgesichter (Leptoprosopen und Chamaeprosopen) sich spaltete und daß durch die umgestaltenden Einflüsse, welche sowohl im Organismus selbst enthalten sind, als auch von außen auf ihn einwirken, sowie durch die Zusammengruppirung dieser beiden Gesichtsformen mit den zuvor erwähnten Formen der Gehirnkapsel die verschiedenen Varietäten erzeugt wurden. Während einerseits die aus Gräbern der Vorzeit und von anderen vorgeschichtlichen Fundorten stammenden Schädel das hohe Alter dieser verschiedenen Formen der Gattung „Mensch" bezeugen, unterliegt es andererseits keinem Zweifel, daß Vertreter dieser verschiedenen menschlichen Typen bei allen Völkern, die bis jetzt auf diese Verhältnisse geprüft wurden, sich finden. So begegnen wir den besagten Gesichts- und Schädelformen bei Semiten, Mongolen, Malayen, Indianern und Negern; so hat neuerdings auch E. Baelz in Tokio bei Gelegenheit seiner Untersuchungen über die Körperbeschaffenheit der Japaner unter den Bewohnern des ostasiatischen Inselreiches lang- und kurzgesichtige Bildungen nachgewiesen. Aus den zuletzt erwähnten Thatsachen ergibt sich aber zugleich der Schluß, daß die Begriffe „Rasse" und „Volk" sich keineswegs decken, daß vielmehr sowohl größere wie kleinere Völker aus den Abkömmlingen verschiedener menschlicher Abarten oder Rassen bestehen und daß lediglich in Folge des Umstandes, daß unter den Bewohnern eines Landes diese oder jene Rasse (Abart der Gattung „Mensch") bald in größerer, bald in geringerer Anzahl vertreten ist und dementsprechend auch in den Mischformen am häufigsten zum Durchbruch kommt, ein jedes Volk ein bestimmtes körperliches Gepräge erhält.

*) „Ueber Rassenanatomie der europäischen Menschenschädel" von J. Kollmann, Professor der Anatomie zu Basel. Tageblatt der 58. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Straßburg i. E., redigirt von Professor J. Stilling. Straßburg 1885.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Der goldne Schnitt.

Von M. Carriere.

Wenn es sich darum handelt ein Ganzes, sagen wir eine Linie in zwei ungleiche Theile zu unterscheiden, so kann man mit einem glücklichen Geistesblick bei eindringendem Nachdenken finden: es wird dann unsern Verstand und unsere Anschauung befriedigen, wenn der kleinere Theil sich zum größeren wie dieser zum Ganzen verhält, denn hier ist die Beziehung der Theile unter einander und zum Ganzen in gleicher Weise gewahrt, hier ist in der anschaulichen Summe beider Theile zugleich das logische nnd geometrische Verhältniß offenbar. Und nimmt man nun wieder den größern Theil als Ganzes, so ist der seitherige kleinere Theil (Minor) nun sofort der größere (Major) des neuen Ganzen, und man findet den neuen kleinern einfach dadurch, das man jenen von diesem abzieht und dann dies beliebig wiederholt, man erhält so eine stetige Reihe. Wählt man Zahlen und nimmt 1000 als Ganzes, so ergibt die Theilung keine ganzen Zahlen; lassen wir die Decimalstellen unberücksichtigt, so finden wir die Reihe: 1000 : 618 : 382 : 236 : 145 : 90 : 55 : 34 : 21 : 13 : 8 : 5 : 3 : 2 : 1. Und so können wir vom Ganzen nun sagen: es ist das Gesetz der Gliederung, wodurch die Einheit als die bestimmende Macht über die in ihr enthaltenen unterschiedlichen Theile erscheint. Daß die Griechen die Sache gekannt und gewürdigt haben, ist schon dadurch klar, daß Euklid in seinem Lehrbuch der Geometrie die Theilung construirt und den Beweis dafür bringt. Zur Zeit der Renaissance bezeichnete Lucas da Burgo, genannt Pacioli, das Verhältniß als die göttliche Proportion, und Kepler behielt diesen Namen bei; sein Wort aber: daß dies Verhältniß allen andern voranstehe, wie das Gold den Metallen, scheint die Veranlassung geworden, daß man der Theilung den Namen des goldnen Schnittes gegeben. Es war Adolf Zeising, der diesen in seiner großen Bedeutung für die Aesthetik erkannte, der dadurch einem Gebiete des formal Schönen die mathematische Grundlage gewann und in einem Buch darstellte, das den Titel führt: „Neue Lehre der Proportionen des menschlichen Körpers aus einem bisher unbekannt gebliebenen, die ganze Natur und Kunst durchdringenden morphologischen Grundgesetz entwickelt". (1851.) Zeising wies an einer Reihe von Statuen nach, wie hier die Theilung in Unter- und Oberkörper nach dem goldnen Schnitt den Nabel trifft, wie bei kurz- oder langschenkligen Menschen aber der Ober- oder Unterkörper unschön überwiegt; er wies nach, wie bei dem Wohlgewachsenen alle Glieder in dem erwähnten Verhältnisse stehen und der Arm z. B. bis in die Fingergelenke hin nach demselben gebaut ist; stets verhält sich ein Kleineres zum Größeren wie dieses zum Ganzen. Indem Zeising dann im Bau von Krystallen, Pflanzen, Thieren, wie in Werken der Architektur und Musik sein Proportionsgesetz aufzeigte, erklärte er es zu einem herrschenden und suchte dies in einer Reihe von Abhandlungen immer weiter durchzuführen.

Einige Aesthetiker, wie Vischer und Lotze, verhielten sich kühl, andere, wie ich selber und später Fechner, erkannten die Errungenschaft für die Lehre vom Schönen freudig an; ich nahm sie in mein Buch auf und Fechner experimentirte mit Rechtecken, deren Höhe und Breite er in verschiedene Verhältnisse brachte; er ließ 100 Personen die ihnen wohlgefälligen wählen, und alle hatten an solchen Figuren ihre Freude, deren eine Seite 21, deren andere 34 Maßeinheiten betrug; es war die Proportion des goldenen Schnittes. Er fügt hinzu: „Man braucht nur die durchschnittlich vorkommenden Bücher-einbände, Druckformate, Schreib- und Briefpapierbogen, Cassenbillets, Wunschkarten, Photographiekarten, Brieftaschen, Schiefer-, Chocoladen- und Bouillontafeln, Pfefferkuchen, Toilettenkästchen, Schnupftabaksdosen, Ziegelsteine anzusehen um sogleich an den goldnen Schnitt erinnert zu werden, wenn man sich das Verhältniß durch Anschauung hinreichend imprimirt hat, um bei Messung der einzelnen Exemplare aus diesen Classen zu finden, daß sie meist nur wenig vom goldnen Schnitt abweichen." Ich bemerke, daß dabei nicht blos das Verhältniß des kleineren Theils zum größeren, sondern auch das des kleineren zum Ganzen in Betracht kommt.

Da war es nun überraschend, daß ein Mathematiker Sonnenburg eine historische Darlegung über den goldnen Schnitt mit dem Satze schloß: Die neue Lehre vom goldnen Schnitt ist eine subjective Ansicht; eine solche Beziehung zwischen Mathematik einerseits und Natur und Kunst andererseits existirt nicht. Das schlug dem alten Bibelspruch ins Gesicht, daß Alles nach Zahl, Maß und Gewicht geordnet sei; dagegen konnte man Platon ins Gefecht führen, nach welchem Gott immer Geometrie treibt, geometrisch verfährt; dagegen könnte man sagen: das logisch Vernünftige liegt stets dem ästhetisch Gefallenden zu Grunde in der Natur und in der Kunst.

Und so ist ein Mann, der sich seit Jahren mit dieser Proportion näher beschäftigt, gegen Sonnenburg aufgetreten, der Dillinger Lycealprofessor Pfeifer mit dem Buch: „Der goldne Schnitt und dessen Erscheinungsformen in Mathematik, Natur und Kunst". Wenn Sonnenburg sich darauf stützt, daß die alten Griechen und Römer dies Proportionsverhältniß weder in der Natur noch in der Kunst erwähnen, und daraus folgert, daß es also da nicht vorkomme, so deckt Pfeifer das Trügerische dieses Schlusses auf: ihre Naturforschung stand in den Anfängen, und ihre Künstler konnten aus unbewußtem Schönheitsgefühl und Tact diese Proportion anwenden, und daß sie es angewandt, ist von Röber, Zeising, Cantor thatsächlich nachgewiesen. Abgesehen davon, daß uns ja lange nicht alle Schriften der Alten erhalten sind, können wir hinzufügen, daß die Mathematiker schwerlich den Beweis für unseren Satz gesucht, Euklid ihn schwerlich in seine Elemente aufgenommen hätte, wenn man die Bedeutung eines Verhältnisses nicht erkannt hätte, auf welches auch Platon in seinem Timäus hinweist, wo er das als das schönste Verhältniß erklärt, in welchem das Kleinere zum Mittleren wie das Mittlere zum Größeren sich verhält.

Wenn Sonnenburg sagt: die Theilung nach dem goldnen Schnitt stehe mit keinem der mechanischen Grundgesetze in irgend einem Zusammenhang, und könne also für die einzig mögliche Naturerklärung, die mechanische, keine Bedeutung haben, so nennt Pfeifer das letztere eine unerwiesene Voraussetzung und gestattet nicht, daß man Alles als nicht vorhanden erkläre, was in der Chemie, Botanik, Zoologie sich zur Zeit nicht rein mechanisch erklären lasse. Pfeifer selbst weist nun das Vorkommen des Verhältnisses vornehmlich in dem Bau des Sonnensystems, dem der Pflanzen und Conchylien nach. Dagegen verweilt er nur kurz bei dem menschlichen Körper, welcher den Mittelpunkt von Zeising's Forschungen bildet, und noch kürzer ist er bei den Künsten, so daß sein Buch keineswegs eine umfassende Darlegung für die Aesthetik bildet, sondern nur als Ergänzung für Zeising's Werk angesehen werden kann und auf dieses fortwährend hingedeutet werden muß.

Das Schätzbarste bei Pfeifer sind seine Erörterungen über Bau und Wachsthum der Pflanzen. Bei den Gebilden, die sich gleichzeitig entwickeln, wie die rechte und linke Seite eines Blattes, herrscht die Symmetrie: wo aber die Entwickelung successiv geschieht, wie beim Wachsthum des Stengels von unten nach oben, beim Blatt vom Stiel zur Spitze, da zeigt sich der goldne Schnitt. Seine Zahlen treten im Gesetz der Blattstellung hervor; die Knospen folgen aufeinander innerhalb Spirallinien, die den Stamm umkreisen; auf zwei Windungen stehen fünf, auf dreien acht Knospen, bis eine wieder senkrecht über der andern hervorbricht; die Zahl der Windungen verhält sich zur Zahl der Blätter, wie der Minor zum Ganzen. Der Mathematiker Günther hat nachzuweisen gesucht, daß durch longitudinalen Druck oder quergerichteten Zug dies mit mechanischer Nothwendigkeit erreicht wird; aber wenn er damit einen rein mechanischen Weltproceß erweisen will, so erinnere ich an das geniale Wort von Kant: „Gerade darum ist ein Gott, weil die Natur auch im Chaos nicht

Digitized by Google

anders als gesetzlich wirken kann"; darum, sage ich, ist das Sein kein blindes, sinnloses, zufälliges Haufwerk von Atomen, sondern ein System von Kräften, eine in sich vernünftige wollende Einheit, die sich zur Vielheit entfaltet und in der Unendlichkeit sich selber erfaßt.

Wiener Dichterinnen.

Von J. J. Honegger.

Wer gegenwärtig über obgenannten Titel schreiben will, der sollte ohne Zweifel die höchst begabte M. E. delle Grazie an die Spitze stellen. Das unterbleibt hier, weil in diesem Blatte schon ausführlich von ihr geredet worden. Drei Namen sollen diesmal folgen, zwei auf dem gleichen Gebiet, einer gesondert.

G. v. Berlepsch bringt unter dem Titel „Ledige Leute" zwei Novellen: Der Chevalier. Jakobe (eine Schweizergeschichte).*) — F. v. Kapff-Essenther stellt als „Wiener Sittenbilder" ebenfalls zwei Novellen auf: Mein Weib. Das Sakrament der Liebe.**)

Ein größerer Unterschied als zwischen den beiden Schriftstellerinnen ist selten schlagender ausgesprochen. Die erste ist die Einfachheit und Natürlichkeit selber, nimmt die allergewöhnlichsten Lebenserfahrungen und Gemüthsbewegungen zum Gegenstand; die zweite wirft uns mitten in die übercultivirten, raffinirten Sittenzustände der lebenden Generationen und ihrer Hauptcentren, d. i. der erschreckend anwachsenden Großstädte hinein und legt schwer verwickelte Herzensprobleme zu Grunde.

Das denkbar Einfachste, in der That, jene zwei ledigen Leutchen. Das ist doch die pure simple Natur mit stark altväterlich patriarchalischem Anstrich und ohne Schminke.

Dieser Chevalier, wie er wegen einer gewissen Feinheit im Auftreten getauft ist, nun, er ist weiter nichts, als ein von Hause aus herzlich armer, durch Geschmack, Arbeit und Sorgfalt wohlhabend gewordener Kleiderhändler, der sich nun so seinen bescheidenen Luxus gönnt, voilà tout; und es geschieht mit ihm weiter gar nichts, als daß er ein einziges Mal aus seinem natürlichen Kreise heraustritt und sich in die feine Gesellschaft mischt, aus der er sich grad' eine Frau holen möchte, was ihm aber, als er mit seinem ehrlichen Stande herausrücken muß, recht übel bekommt. Da bleibt er denn unvermählt und nimmt die alte Mutter zur Hausgenossin, und die Geschichte ist aus.

Nun das weibliche Gegenstück, die alte Jungfer Jakobea Wohlgemuth. Nachem sie den größten Theil des Lebens nur mit Ausbildung ihrer eignen inneren Persönlichkeit zu thun gehabt, fällt ihr auf einmal die pädagogisch gar nicht leichte Mutterſorge für das zurückgelassene Kind eines leichtsinnigen Bruders zu, und nun geht sie ganz in der ungewohnten Lebensaufgabe auf. Sie macht aus dem kleinen Wildfang ein wohlgezogenes Mädchen, legt sich eines Abends zum Sterben, nachdem sie schon vorsorglich den Heirathsplan für das Pflegetöchterchen gemacht; und richtig, dieses wird glückliche Meistersfrau.

Sehen wir die Gestalten noch etwas genauer an.

Der Chevalier ist das Musterbild des gesetzten, ehrenhaften, arbeitenden und ringenden Spießbürgers, eine herzlich gute Seele, der in ihrem engen Schneckenhäuschen wohl ist. Wollen wir ihn und neben ihm jene anspruchsvolle sogenannte vornehme Welt, zumal die „Geborenen" unter die der schlichte Mann trotz aller Eleganz und des schönen Vermögens nun einmal gar nicht paßt, wollen wir sie recht genießen, so greifen wir heraus die verhängnißvolle Badereise mit verunglücktem Heirathsversuch. Es ist köstlich launig, wie der Mann, der bis dahin vom Frauenleben so gar nichts erfahren, unversehens in einen Schwarm heirathsfähiger Töchter hineinkugelt, da langsam aufthaut, einen recht linkischen, aber durch verständliches Entgegenkommen erleichterten Versuch der Annäherung an eine der Gnädigen macht und sich wirklich halb und halb verliebt und verlobt; wie dann aber die ganze Schaar dieser Frauen und Fräulein „von" in heiligen Schreck fällt und die Auserkorene zum Riechfläschchen greifen muß, als sie erfahren, daß sie sich mit einem simplen Kleiderhändler vulgo Schneider gemein gemacht. Geh heim, armer Mann! Und er geht.

Die Jakobea hat so etwas von der Art jener alten Funde in Werkzeugen oder Broncestatuen an sich, die erst ehrwürdig werden, wenn ihnen der bekannte antike Rost angeflogen ist; eine von den antiquirten Gestalten, die im Eisenbahnzeitalter ihren Platz nicht mehr haben und deshalb verschwinden oder wohl ganz ausgestorben sind; ähnliche Exemplare dürften wir höchstens noch in weltabgeschiedener Berggegend auf dem Lande finden. Eine alte Jungfer comme il faut, durch und durch ehrbar und züchtig, ohne auch nur die Ahnung eines schlimmen Gedankens, gutmüthig, aber mit dem für diesen Stand geziemenden Zusatze des Herben, neben ihrer nährenden Handarbeit viel lesend und denkend, bibel- und spruchfest, redefertig, geduldig und doch thatkräftig, natürlich ein bischen Original und auch ein wenig eigensinnig und über die Verderbtheit der jungen Welt klagend. Fast rührend ist, wie sie sich linkisch in ihrer ungewohnten Aufgabe als Erzieherin bewegt und da und dort mit ihren steifen Principien nicht übel in Collision geräth, und wie sie dann, die niemals krank gewesen, sich hinlegt und ruhig stirbt. Der etwas schwerfällige, aber durchaus tüchtige, klar besonnene, dabei mit jovialer Gutmüthigkeit ins Leben schauende Küfermeister Kunz; seine natürlich für den lieben Sohn besorgte und deshalb Heirathspläne spinnende Ehehälfte; der wackere Sohn Heinrich, so ziemlich des Vaters Ebenbild; Jakobea's lebhafte und hübsche Pflegetochter Anna, welche junge Küfermeisterin wird; die Müllerstochter als kopfhängerisch maulfaule Muckerin, die da meint für die Sünden des verstorbenen Vaters, resp. unrechtmäßig erworbenes Gut schon hier unten büßen und beten zu sollen; sie alle sind so getreu aus dem Leben genommen, daß wir nur auf die Straße oder in die Werkstatt zu treten und nach diesen Gestalten zu greifen brauchen; jeder Zug Natur. Von der schlagenden psychischen Wahrheit mag man sich am Besten überzeugen, wenn man aufmerksam verfolgt, wie in den Herzen Heinrich's und Anna's die Liebe groß wächst, so zwar, daß sich die Beiden vom ersten Augenblick an zanken und necken und raufen; und recht fein ist's, wie der kräftig herausgewachsene Bursche scheu und blöd und linkisch wird und ausweicht, so wie er verspürt, daß der schelmische Gott Amor von seinem unerfahrenen Herzen mir nichts dir nichts Besitz genommen, während das viel klügere Jüngferchen activer vorgeht.

Wer ungekünstelte, einfach wahre Lebensbilder in festen Strichen und Formen, mit ein wenig schalkhafter Laune gezeichnet, liebt, dem ist diese Schriftstellerin zu empfehlen.

Nun die andre Wienerin, welch ein Gegensatz! Mit Fräulein von Berlepsch setzen wir uns, wenn die Schneeflocken stürmen, in die warme Kaminecke, wenn es draußen blüht und duftet, in die Rosenlaube; und wir sinnen und träumen, und es wird ruhig in uns, und heimelig zieht es über unser Gemüth, als ginge darüber ein alter, längst verlorener Jugendtraum. Mit Frau von Kapff-Essenther fahren wir auf wild schäumendem Meer, und die Wogen brausen und branden; es ist ein Ringen und Kämpfen, nirgends Ruhe, nicht Halt noch Ziel.

In lebhafter Erinnerung ist mir, wie die erste der zwei Erzählungen im Manuscripte mir vorlag, als es sich um eine preisrichterliche Entscheidung handelte. Nicht weniger als 85 concurrirende Arbeiten waren eingegangen; die genannte aber fiel mir ohne Weiteres als eine originelle psychische Gestaltung auf, sie markirte; und etwas betroffen war ich hernach, hinter dieser kräftigen Zeichnung eine Frauenfeder auftauchen zu sehen. So geht es genau mit der zweiten; die seelischen Probleme sind ganz gleichartig.

Folgendes ist die schwere Verwicklung der ersten Novelle. Ein Mann hat eine blendende Schöne geheirathet; die Herrlichkeit

*) Leipzig, Wilhelm Friedrich 1886.

**) Jena, Hermann Costenoble.

Digitized by Google

dauert nicht lange, da die schöne Hülle sich als leer und nichtig erweist; nach wenigen Jahren stehen sich die Gatten so fern wie Fremde. Da begegnet er einem geistig ebenbürtigen Weibe, und dieses, obgleich durch ihn selbst mit voller Treue über die Verhältnisse aufgeklärt, ergibt sich ihm in Liebe. So gehen — es gelingt, das Innerste des Geheimnisses vor der Welt zu verbergen — Jahre vorüber; der Mann hat Haus und Heimat außer seinem Hause gefunden, und damit bricht die Geschichte ab. Ein gefährliches Experiment!

Nicht weniger das zweite. Ein sehr emancipirtes und frei auf sich stehendes, übrigens imposantes Mädchen aus reicher Fabrikantenfamilie trifft mit einem durch glänzendes Rednertalent bestechenden jungen Gelehrten zusammen und verliebt sich in ihn, trotzdem er verheirathet ist, wie die zweie meinen und erklären, mit einer allzu ordinären oder gemeinen Frau. Es kommt zum gewaltsamen Bruch; die beiden Verliebten hausen sich einfach als Mann und Frau zusammen ein, der mit ihrem Kinde Verstoßenen wird ein Jahrgehalt ausbezahlt, und so bleibt es; auch die nicht legitime Frau bekommt Kinder. Es sind zweifelhafte Charaktere, obgleich dieses junge Weib in seiner exaltirten Weltauffassung und der strengen Erfüllung jener freiwillig übernommenen Pflichten, welche die Welt ja doch nicht gelten läßt, einer gewissen Größe nicht entbehrt. — Der wiederum sehr eigenartige Fall wird durch zwei Intermezzos noch spannender: Der seltsame kleine Vetter unserer Emancipirten, sterblich in sie verliebt und von ihr bald angezogen, bald abgestoßen, erschießt sich, als sie ihm mit ungenirter Offenheit ihren Fall, d. i. ihre Schande entdeckt; ein tragisches Opfer mußte also fallen. Ferner: Nach Jahren, als das eigenthümliche Zusammenleben Beiden zur Gewohnheit geworden, der erste Rausch einer unbändigen Leidenschaft also längst verraucht ist, kommt ein Hausfreund ins Spiel: Ein gediegener und ernst denkender Schriftsteller bietet der Frau, die immer noch bestechende Anziehung und frischen Geist hat, seine Hand an, um sie in eine von der Gesellschaft anerkannte und würdige Stellung zu bringen. Einen Augenblick schwankt sie und — verharrt, indem sie hierin sich selbst treu und wahr bleiben und eine Untreue nicht durch eine zweite erkaufen will, überzeugt wie sie ist, daß sie den etwas haltlosen und widerspruchsvollen Mann, dem sie entschieden Stütze und hebende Nothwendigkeit geworden, durch ihr Aufgeben ins unfehlbare Elend und Verkommen stoßen würde.

Sind die Frauen zum Bewundern oder zum Verdammen? Da haben wir wieder einmal das weibliche Herz, das geheimnißvolle, nie zu enträthselnde. Die interessanten Gemüthsprocesse hat die Schriftstellerin unstreitig in all' ihrem Ernst und ihrer Tiefe erfaßt; eigentlich sind sie uralt und unsterblich, zu allen Zeiten da gewesen; aber in den Lebensformen, wie sie sich da vorgeführt finden, werden sie des Entschiedensten modern, Typen und Symptome unserer zerfahrenen und übercultivirten Generationen; diese Erscheinungen und solche Charaktere sind zudem durchaus großstädtisch und aus dem kampfesschweren Getrieb unserer Tage als wilde Schößlinge herausgewachsen.

Nun die dritte und letzte, Maria Janitscheck, mit den „Legenden und Geschichten".*)

Die Schriftstellerin selbst ist ein Räthsel, das interessirt. Diese wenigen Poesien markiren durch die Form, weit mehr noch durch die Anschauungsweise und Gedankenwelt, eine überwiegend schwere und düstere. Eigentlich sind sie fast durchweg Visionen; das wäre der kürzere und schlagendere Titel, den die Dichterin ihnen hätte beilegen können. Es ist die Prophetie des Leidens, der Vernichtung, die da erschütternde Worte und Anstand ergreifende Bilder annimmt; wir werden ganz unwillkürlich an altbiblische Töne gemahnt, die Stimme des zürnenden Gottes Jehova, der in Wettern spricht. Etwas Schreckendes, Geheimnißvolles, Finsteres, Sinnberückendes liegt in den grandiosen Phantasieen und gigantischen Gestalten, ein Stück Dante'scher Höllenschau. Mit Recht sind darum jene Bibelgestalten, wie der Apostel Paulus, der Täufer Johannes eingeführt. Und ganz passend, daß auch ein Dies irae abklingt; nur daß es diesmal modern ist — ein gewaltsam erschreckendes Capitel aus dem socialen Elend unserer Industriezeit, in den Weltuntergang auslaufend, die überraschendst gewaltige Phantasie, die mir seit Langem vorgekommen. — Daß die riesigen Contouren dieser Traumgebilde oft ins Nebelhafte verfließen und nicht mehr faßbar sind, — es konnte nicht wohl anders sein, sie sind zu ungeheuerlich. Mir ist beim Lesen mehr als einmal begegnet, daß ich die Gestalten fassen, halten und fangen wollte: Geist der Tiefen, wer bist du denn? — Die Form ist in allen Gebilden dieselbe; strophenlos und ohne Reim schreiten sie in jenen ungebundenen Rhythmen vor, welche die Odengattung kennzeichnen, vor Allem den Dithyrambus; übrigens sind die rhythmischen Formen durchaus nicht antikisirend, sondern rein deutsch.

Von bezaubernder Innigkeit und originellster Erfindung ist gleich das „Liebesevangelium". Knabe und Mädchen fremden Stammes, kaum den Kinderschuhen entwachsen, ziehn zusammen aus in die Wüste; der Mangel begleitet sie, und mit liebender Sorgfalt für seine Sela durstend und hungernd erliegt Rami, und nun sucht sie, durch die Welt ziehend, seine entflohene Seele, und endlich, nach langem entbehrungsvollem Wandern, sagt ihr ein alter verlassener Bettler, was die Weisen der Erde ihr nicht deuten konnten:

Es fließt die Seele
In der Scheidung Stunde in den Busen
Des von ihr am meist geliebten Menschen.
Erdwärts ist ihr Himmel, und je treuer
Du des Todten denkst, um so viel höher
Sind die Wonnen seines Himmelsreiches.

Und sie geht zufrieden davon, beglückt.

Hier die seelisch tiefste und milde Tonweise. Aber schon die zweite Legende: „Wer ist wie ich?" führt in die gewaltigen philosophirenden Traumgeschichten über. Kein Geringerer als Jehova sitzt auf dem Thron; und auf die Frage: Wer ist wie ich? drängt sich keck eine zauberisch schöne Gestalt vor:

Ich, ich bin wie Du!
. . . . . .
ich heiße Wahn;
Mit Deiner Schöpfung schufst Du mich,
Und Dir gleich bin ich ewig!

Erschütternder ist kaum je das Heimweh gezeichnet worden als in dem so benannten Liebe.

Und ebenso tief, einfach innig, aber nicht weniger ergreifend eine im Kampfe des Lebens oft ganz still und unbeachtet sich vollziehende Thatsache: der junge Künstler und sein Weib, voller Liebe und voll hochstrebender Ideale, mit denen sie in der Dachkammer verhungern; man lese das Lied: „Sie waren Beide Kinder" . . . . . .

Die als Epilog abschließende „Irdische Komödie" in drei Bildern stößt mich ab, denn sie verletzt; die ewige Natur mit ihren nie ruhenden Wandlungen ist denn doch etwas Anderes noch als ein ungeheures Trümmer- und Leichenfeld; und der „Kampf ums Dasein" ist ein Gegenstand für den Philosophen, nicht für den Dichter. Jedenfalls ist es eine eigene Welt, die in diesem Kopf und Herzen arbeitet. Mich würde die Räthselfrage locken: was hat die Dichterin schon erlebt, erfahren, innerlich und äußerlich?

*) Stuttgart, Spemann.

Digitized by Google

Die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger und ihre Pensions-Anstalt.

Von Feodor Wehl.

Diese Anstalt etwas eingehender und näher zu betrachten, dürfte selbst für weitere Leserkreise nicht ganz ohne Interesse sein. Hat sie allerdings auch noch keineswegs voll und ganz das Ziel erreicht, das man dabei im Auge und mit Sehnsucht erwünscht hatte, so hat sie doch immerhin durch ein glänzendes Beispiel den Beweis geliefert, welche großartigen Erfolge zu erlangen sind, wenn ein einzelner Stand mit vereinten Kräften sich einer gemeinnützigen Aufgabe unterzieht.

Die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger besteht erst seit December 1871 und hat sich vorgesetzt: die Fortentwickelung des deutschen Theaters, sowie namentlich die Sicherung und Hebung der geistigen und materiellen Angelegenheiten seiner Mitglieder zu bewerkstelligen.

Diesem Zwecke nachzukommen, gründete man:

1. die Genossenschaftscasse, deren hauptsächlichste Bestimmung in der Gewährung von zinsfreien Darlehen und Unterstützungen an hülfsbedürftige Mitglieder besteht;
2. die Pensions-Anstalt der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, darauf berechnet: alt und siech gewordenen Theilhabern eine Versorgung für den Abend ihres Lebens zu bieten, und
3. die Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalt der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, durch welche die Wittwen und Waisen der in die Anstalt Eingetretenen sichergestellt, d. h. die Ersteren zum Mindesten den nothwendigsten Lebensunterhalt und die Zweiten die unerläßlichsten Erziehungsmittel erhalten.

Man sieht, es ist nicht wenig, was man beabsichtigt hat und in diesem nicht Wenigen ist schon viel geleistet worden, namentlich nach der Seite der materiellen Bedürfnisse hin. Die geistigen stehen allerdings noch einigermaßen zurück oder haben seither vorwiegend nur soweit Geltung erhalten, als sie sich durch die materiellen ergaben oder durch Anregungen und Erörterungen bei den General-Versammlungen und geselligen Vereinigungen, sowie die Genossenschafts-Zeitung und den Genossenschafts-Almanach gewinnen ließen.

Die beiden letzteren Schöpfungen haben der Genossenschaft viel zu schaffen gemacht, ohne daß es seither noch hat gelingen wollen, denselben den rechten Schick und die wahrhaft zweckmäßige Einrichtung zu geben. Noch auf der General-Versammlung von 1885 lehnte die Verwaltung ab, den Almanach sich übertragen zu lassen und die Verhandlungen schlossen mit Annahme des Vorschlags:

„Die Versammlung beschließt, dem Herrn Gettke die Weiterführung der Firma „Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger" zu gestatten. Herr Gettke wird seiner Zeit alle etwaigen Ueberschüsse aus den Almanacherträgen unserer Genossenschaft zuweisen behufs Bildung eines Almanachfonds. Herr Gettke wünscht, daß von einer von jeder Delegirten-Versammlung zu ernennenden Commission die geschäftliche Führung des Almanachs controlirt werde."

Herr Ernst Gettke, der Herausgeber des „Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", hatte nämlich die Uebertragung desselben auf die Genossenschaft selbst beantragt, weil ihm zu Ohren gekommen war, daß man trotz der Bemerkung auf dem Titelblatt des Almanachs: „Der Reinertrag fällt der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger zu" hier und da die Meinung geäußert hatte: er wolle mit dem Almanach Geld verdienen. Er erklärte bei den über die Angelegenheit gepflogenen Verhandlungen, daß ein Verdienst an Geld bei der Herausgabe des Almanachs überhaupt wohl schwierig sein dürfte, da für dieses Jahrbuch ein Kaufbedürfniß von etwa 3000 Exemplaren sich fühlbar mache, das bei den Herstellungskosten des ganzen Buches zuletzt doch nur einen Ueberschuß von 418 Mark ermöglicht hätte.

Dieser Ueberschuß ist allerdings gering, aber es ist immerhin ein Ueberschuß, und wenn sich derselbe öfter oder gar alljährlich wiederholt, so läßt sich aus ihm doch wohl ein Grundstock von Geldmitteln bilden, den Herr Gettke im Auge hat und welchen er, wenn wir ihn recht verstehen, edelsinniger Weise benutzt wissen will, um den Almanach literarisch noch werthvoller zu machen, als er es bisher schon gewesen ist. Es wäre damit also eine Möglichkeit angebahnt, auch zur Hebung der geistigen Angelegenheiten in der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger systematischer als bislang schreiten zu können.

Es ist unbestritten, daß der Genossenschafts-Almanach in den vierzehn Jahrgängen, die er erlebt hat, manches Ersprießliche und Werthvolle zu bieten sich angelegen sein ließ, aber auch eben so unbestritten dürfte wohl sein, daß er noch Größeres und Würdigeres zu leisten im Stande sein möchte, wenn er sich angelegen sein ließe, der deutschen Bühne dadurch höhere Standpunkte zu eröffnen, daß er sie mehr auf idealere Wege hinzuleiten versuchte.

Die deutsche Bühne soll, wie jede moderne Kunst, den Realismus so lange nicht von der Hand weisen, als er nicht zum Vandalismus ausartet, aber zunächst und vor Allem doch den schönen Idealismus pflegen, der das Muttermaal der deutschen Kunst ist und durch Schiller's Muse unserer dramatischen Dichtung unveräußerlich eingeimpft worden ist. Was sie in dem unsterblichen Gedichte „Die Künstler" in begeistertem Schwunge den Jüngern aller Kunst ans Herz legt, die ewige, große Wahrheit:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!"

das sollte jede literarische That und Unternehmung der Bühnengenossenschaft predigen und recht sichtbar zur Schau stellen. Durch was aber könnte sie es mehr und besser, als wenn sie den im Erlöschen befindlichen Funken des künstlerischen Idealismus neu anzufachen und zu beleben sich bestrebt erwiese? Ein bekannter Kunstkritiker hat einmal den beherzigenswerthen Ausspruch gethan: „Das Verschwinden des Idealismus ist ein sicheres Zeichen des Verfalles der Nationen."

Diesen Verfall des deutschen Volkes zu verhindern, soll das deutsche Theater sich beflissen zeigen, so viel es in seinen Kräften steht, den schönen Idealismus zu behaupten, der in seiner gesunden, unverschwommenen und kraftvollen Natur gleichsam eine Wurzel unseres ganzen Volksthums ist. Unsere ganze Nationalität trägt in sich eine starke Ader des Idealismus, und wer dieselbe in ihr mißkennt oder verleugnet, wird sie nie in ihrer Tiefe erfassen. Daher hätte gerade der Genossenschaftskalender die Verpflichtung, diese Richtung zu pflegen und ihr Ausdruck zu geben. Er müßte sich angelegen sein lassen, die ersten und bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands heranzuziehen und sie anzueifern, durch geistvolle Arbeiten den Schauspieler geistig zu erheben und zu veredeln, ihm überzeugend klar zu machen: ein wie mächtiger Träger der Gesittung, Cultur und Moral er sei und wie er durch seine Kunst gleichsam die Gemüths- und Herzensbildung der höher begabten und strebenden Jugend in der Hand habe. Der Schauspieler, der die weltbedeutenden Bretter der Bühne nicht für die Kanzel der reinsten Lebensweisheit ansieht, wird vielleicht ein berühmter Komödiant, aber nie ein Künstler werden können. Das wahre, echte Künstlerthum beruht einzig und allein in einem gewissen Priesterthum, das ihm nur der Idealismus verleihen kann, jener Idealismus, der in dem dramatischen Spiele etwas mehr als die Ergötzung der Sinne und die flüchtige Wirkung des Augenblicks erkennt und über sie hinaus in dem ästhetischen Erfolge zugleich den ethischen erstrebt.

Ein solches Er- und Bestreben zu erwecken, zu läutern und zu verbreiten, sollten und müßten alle Veröffentlichungen, die von der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger ausgehen oder begünstigt werden, sich zur besonderen Pflicht

Digitized by Google

machen. Je weniger der Staat die Bedeutung des Theaters zu würdigen sich anschickt, je weniger er Miene zeigt, sich seiner guten Dienste zu bemächtigen, je mehr muß die Genossenschaft zu ihrer eigenen Ehre darauf halten, daß das Theater diese guten Dienste freiwillig leistet und seine moralische Bedeutung aus sich selbst und um seiner selbst willen zu Tage legt. Unsere dramatische Kunst soll eine Schule der Wahrheit und der Menschen und zugleich der Ausdruck unseres gesammten Volksthums sein. „Es ist unbegreifliche Verworrenheit", schrieb uns noch jüngst ein charaktervoller Dramaturg, „wenn man behauptet, die Kunst, die Poesie sei schlechterdings international. Soll es etwa für ein Volk ganz und gar gleichgültig sein, ob man ihm in seiner eigenen Sprache oder in Uebersetzungen Dichtwerke darbringe? Als ob das Gefäß der Muttersprache ein Nichts wäre und ein Nichts die schöne eigenthümliche Form, die sich in ihr ausprägt? Und wodurch sind große Dichtungen zu jeder Zeit nur international geworden? Dadurch, daß sie zunächst ganz national waren! So Homer, Sophokles, Shakespeare, Calderon, Molière. Ich möchte mit Bezug auf den Dichter daher das Schiller'sche Wort ein wenig verändern: „Wer den Besten seines Volkes und seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!" Gibt denn nicht eigentlich Jedermann zu, daß selbst die beste Uebersetzung hinter der Muttersprache zurückbleiben müsse? Damit aber beweist man schlagend die Richtigkeit eines nationalen Standpunktes. Was will man da noch mit dem Geschwätze von einer schlechweg internationalen Poesie?"

Jedes Volk hat seine besondere Poesie und Kunst. Sorgt, daß auch das deutsche die seinige unverkümmert, froh und freudig entfalte. Die Schriften der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger sollten jedenfalls darin eine dankenswerthe Aufgabe erblicken und dieselbe mit Ausdauer und Nachdruck verfolgen. Nachdruck und Ausdauer erreichen viel und besonders, wenn sie in zusammengefaßter Art und ausschließlich in einer Sache wirken.

Zur Unterstützung hat die Genossenschaft dann noch ihre Genossenschafts-Zeitung, mit der sie auch noch nicht recht aus und ein weiß und welcher es vor allen Dingen noch an einer weithin maßgebenden künstlerischen Tendenz gebricht. Sie ist weder eigentliches Geschäfts- noch künstlerisches Fachblatt. Sie tastet unsicher umher und hat sich schließlich vor der Hand dahin geeinigt, in den Repertoir-Mittheilungen ihr Hauptverdienst zu erblicken.

Nun sind wir weit davon entfernt, diesen Repertoir-Mittheilungen einen gewissen Werth abzustreiten, aber bekennen müssen wir ehrlich, daß ihre Einrichtung zur Zeit noch eine wenig handliche und die Uebersicht nicht eben erleichternde ist. Auch sind sie in ihrer Reichhaltigkeit in gewissem Grade verödend, und es bedünkt uns durchaus wünschenswerth, sie neben dramaturgisch befruchtendere Aufsätze gestellt zu sehen. Die trockene Statistik hat auf die Länge etwas Ertödtendes, und der Schaden, den sie verursacht, wird damit aufgewogen, daß vorkommenden Falles die künstlerische Thätigkeit eines darstellenden Mitgliedes daraus zu ersehen ist. Die künstlerische Thätigkeit sollte nicht blos rollenmäßig ausgerechnet und beziffert, sie sollte auch angefeuert, geregelt und durchgeistigt werden. Nur das schafft ihr wahren und tiefergreifenden Nutzen.

Nach all' dem bisher hier Gesagten müssen unsere Leser wahrgenommen haben, daß die Hebung und Sicherung der geistigen Interessen in der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger noch wesentlich zu wünschen übrig lassen; weit glücklicher ist man dagegen mit denen der materiellen gewesen. Hier treffen wir auch Ergebnisse sehr schätzenswerther und erfreulicher Art.

Die Pensions-Anstalt steht in voller und immerhin befriedigender Wirksamkeit. Sie ist allerdings gegenwärtig noch nicht im Stande, ihre Ruhegehalte in der Höhe auszuzahlen, die sie Anfangs im Auge hatte; aber sie zahlt im Verhältniß zur Jugend der ganzen Unternehmung und des Vermögensstandes zur Mitgliederzahl anständig und mit einer Regelmäßigkeit und Umsicht, die Vertrauen erwecken und den unumstößlichen Beweis liefern muß, daß die Verwaltung auf gesunden Grundlagen und in den Händen einer Vorstandschaft ruht, die volle Anerkennung und den lebhaftesten Dank aller Betheiligten verdient.

Es ist in der That viel und Bewundernswerthes geleistet worden. Nicht sowohl der begeisterte Opfermuth, die warme Hingabe und der lebhafte Eifer, mit denen der Plan zur Begründung erfaßt und ausgeführt wurde, sind rühmend hervorzuheben, als vielmehr die unerschütterliche Ausdauer, das richtige Geschick und den klugen Tact, der für alle Dinge in der Sache die geeigneten Menschen und Mittel zu finden und sie in entsprechender Thätigkeit zu erhalten wußte. Selten wohl ist eine ähnliche großartige und weitschichtige Unternehmung mit so wenig Mißgriffen, Irrthümern und Fehlern zu Stande gebracht worden, als die Genossenschaft deutscher Bühnenangehörigen. Enthusiastisch begonnen, ward sie mit nüchterner Verständigkeit weitergeführt. Aus einem Kinde des Augenblickes ward eine Schöpfung dauernden Bestandes und was sich in ihr noch entwickelt und ausbildet, ist in diesem Augenblicke nicht abzusehen. Unter glücklichen Umständen kann sie der Schooß unberechenbarer Gestaltungen werden, denn, wenn der Schauspieler seine Zukunft für alle Fälle gesichert sieht, wenn er ohne Sorge für sein Alter und unerwartete Unglücksfälle seinem künstlerischen Berufe sich hingeben darf, so wird er ohne Zweifel im Wesen seiner Genossenschaft auf die idealen Keime zurückgreifen, die von Hause aus darin vorhanden waren und von der nothwendigen Gewalt der materiellen Bestrebungen, durch die allein das Werk gelingen konnte, nur zurückgedrängt, der günstigen Stunde entgegenharren, in der sie sich weiter entwickeln und zu frischem Triebe ansetzen können.

Damit das jedoch dereinst zu geschehen vermag, hat man jetzt um so mehr das materielle Gedeihen der Unternehmung in Obacht zu behalten. Noch darf an kein Rasten gedacht und dürfen die sorgsamsten Bemühungen nicht eingestellt werden. Wohlwollende Gesinnungen haben der Anstalt manchen unverhofften Vortheil geschaffen. Dies sind schätzenswerthe Spenden, allein sie bereichern nicht derart, daß man durch ihre Zinsen einen bemerkenswerthen Zuschuß erhielte. Um einen solchen gewährt zu bekommen, müssen diese unverhofften Vortheile noch ganz andere, müßten noch viele Wohlthäter ihre Hände öffnen und edle Kunstfreunde in zahlreicherer Weise in ihren Testamenten die Anstalt bedenken. Zum Schaden der guten Sache finden und müssen da noch immer Zersplitterungen stattfinden, weil die Mildthätigkeit noch anderweitig für die einzelnen, in Deutschland zerstreut bestehenden Theater-Pensionscassen in Anspruch genommen wird.

Erst jetzt begreifen wir deswegen auch den ganzen und vollen Werth einer Idee, mit der sich einst Karl Theodor von Küstner, getragen hat. Derselbe erwog mehrere Jahre in seinem Geiste lebhaft den Gedanken: ob es möglich sei, für den Bühnenverein ein Pensions-Statut zu erzielen, in das alle bereits in diesem bestehenden Pensionsinstitute einzureihen gingen. Trotz aller Verschiedenheit der Satzungen verzweifelte er nicht ganz an der Möglichkeit. Wäre eine solche Einigkeit erzielt worden, so würde es später nicht schwer gewesen sein, sie in die Pensions-Anstalt der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger überzuführen und dadurch einen Zusammenfluß von allerdings großen Ansprüchen, aber auch von großen Mitteln zu bewerkstelligen, die jetzt vereinzelt wirken und hier und da nicht gerade der Genossenschaftseinrichtung im Wege stehen, ihr aber doch Abbruch thun und die straffe Vereinigung aller der gleichen Absicht dienenden Bestrebungen verhindern.

Ein Theater-Pensions-Statut für ganz Deutschland wäre eine Thatsache von gewaltiger Mächtigkeit. Trösten wir uns indeß über ihr vorläufiges Nichtvorhandensein mit den Schiller'schen Worten: „Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert" und suchen wir vor der Hand unter allen Umständen dem Geschaffenen und Erreichten die seitherige Theilnahme zu bewahren und die Beobachtungen und Erfahrungen nutzbar zu machen, die sich daran im Laufe der Zeit und in der Erfüllung der Satzungen ergeben haben.

Nach einer Mittheilung des Verwaltungsdirectors, hat sich zunächst herausgestellt, daß die aus der allgemeinen

Digitized by Google

Volkszählungsstatistik hervorgegangene Sterblichkeitstafel den eigenen Erfahrungen der Anstalt nicht entspricht und eine viel geringere Zahl von Todesfällen ergibt, als man annehmen zu sollen geglaubt hat. Man ist also in die Lage gebracht, eine neue Sterblichkeitstafel aufstellen und darnach die Rente berechnen zu lassen. Ferner hat sich bei Ertheilung von Ruhegehalten ein eigenthümlicher und der Erörterung sehr werther Umstand erweislich gemacht. Den Schöpfern des Pensions-Statuts schwebte der eine Gedanke vor: Alle für Einen, Einer für Alle. Nun aber muß man nachgerade zweifelhaft werden, ob dies in Bezug auf ganze Bühnenzweige zulässig ist, ohne andere dadurch wesentlich zu schädigen.

Die Aufstellungen der Mitglieder-Statistik weisen nämlich nach eingehender Prüfung nach, daß in den einzelnen Bühnenberufen die vier Pensionsreihen sehr verschieden vertreten sind. Diejenigen, die durch ihre Berufsthätigkeit naturgemäß am frühzeitigsten unwirksam werden, sind die Mitglieder der Oper, und diese, welche die höheren und höchsten Gehälter beziehen, befinden sich selbstverständlich meist auch in denjenigen Pensionsreihen, die die besten Ruhestandsgehalte bedingen, während die Schauspielkräfte, bei denen erfahrungsgemäß eine lange Bühnenthätigkeit angenommen werden darf, bedeutend stärker in den unteren, geringere Gehalte bedingenden Classen vertreten sind. Das Schauspiel, das in der Gegenwart überall gegen die Oper zurücksteht und fast ein Stiefkind in der Gunst des Publicums geworden, ist es beinahe auch in der Pension. Die Schauspieler müssen länger arbeiten und einzahlen, damit die Sänger und Tänzer, nach kürzerer Einzahlung und Wirksamkeit, bessere Ruhegehalte bekommen. Recht deutlich ergibt sich das aus der neuesten Pensions-Tabelle, in welcher Oper und Ballet im Verhältniß zur Mitgliederzahl am zahlreichsten vertreten sind. Die Procentsätze von Pensionären bewegen sich zwischen 5 bis 45; den letzteren hohen Procentsatz stellt das weibliche Ballet, 35 Procent die Oper. Unter den Pensionären der Oper finden sich hervorragende Namen, besonders unter den weiblichen Mitgliedern. Sonst körperlich gesund, meist in den dreißiger Jahren, sind sie jedoch im Sinne des Statuts künstlerisch unfähig, d. h. nicht mehr in dem Fache einer Primadonna verwendbar; sie befinden sich jedoch außerdem in vielen Fällen in guten Vermögensverhältnissen und beziehen dazu eine halbe Lebenszeit die Pension der Genossenschaft. Hiergegen ließe sich nun gar nichts einwenden, wenn auch die übrigen Bühnenberufe sich gleich günstiger Lebensumstände und in der Genossenschaftsanstalt derselben Rechte zu erfreuen hätten. Der Schauspieler, der wird alt beim Theater, die Chorsänger und -Sängerinnen müssen ihren letzten Ton in der Kehle in den Dienst stellen, ehe sie zur Pension bezugsberechtigt sind. Ferner ist es eine unbestrittene Thatsache, daß gegenwärtig die Oper jedes Jahr einen massenhaften Zustrom ausübender Kräfte erhält und daß nur ein kleiner Theil derselben als dazu berufen erscheint und ihr treu bleibt. Die deutschen Theater weisen eine ziemliche Anzahl von Opernmitgliedern auf, welche die Bühne gewissermaßen nur als Versuchsstation besuchen und nach einer Thätigkeit von nur wenigen Jahren zu der Erkenntniß gelangen, daß ihre physische Veranlagung eine dauernde Ausübung der Kunst nicht zuläßt. Sind sie nun Mitglieder der Genossenschaft geworden, dann nehmen sie in den meisten Fällen ihre Zuflucht zu Abschnitt 8 des Pensions-Statuts, worin es heißt: „Wenn ein Mitglied in Bezug auf seine eigene Person durch irgend ein unverschuldetes Unglück, als dauernde Krankheit u. dgl. gezwungen wird, seine Thätigkeit bei der Bühne einzustellen, bevor es der Anstalt zehn Jahre angehört hat, so bleibt es Mitglied derselben, so lange es seine Beiträge weiterzahlt und muß mit Ablauf des zehnten Jahres pensionirt werden."

Andauernde Kränklichkeit, theilweiser oder vollständiger Verlust der Stimme können nun allerdings unverschuldetes Unglück sein und die davon Betroffenen nach zehnjähriger Mitgliedschaft wohl veranlassen, den Ruhegehalt zu beanspruchen. Allein diese Mitglieder sind deswegen hier in einem besonderen Vortheile, weil sie trotz ihres unverschuldeten Unglücks meist immer noch fähig sind, in den früher von ihnen aufgegebenen oder beabsichtigten bürgerlichen Beruf zurückzutreten und die Genossenschaftspension eine verhältnißmäßig lange Zeit in Anspruch zu nehmen.

Eine belastende Schwierigkeit für die Pensions-Anstalt bieten auch die weiblichen Mitglieder des Ballets. Diese Mitglieder befinden sich zumeist an den Hoftheatern, an denen alljährlich einige „aus dienstlichen Rücksichten", d. h. weil sie an Jugendreiz und Schönheit der Erscheinung sowie an Beweglichkeit und Schwungkraft verloren haben, mit Pension in den Ruhestand versetzt werden, damit der junge, von den Balletmeistern schon in Bereitschaft gehaltene Nachwuchs vorrücken kann. Diese Tänzerinnen befinden sich mit ganz geringen Ausnahmen noch in den dreißiger Jahren, wie die Tabellen ausweisen, beziehen eine kleine fürstliche Pension und ohne in Wirklichkeit künstlerisch untauglich zu sein, erheben sie auch bei der Pensionsanstalt der Genossenschaft Anspruch auf lebenslängliche Pension. Es wird Niemand bestreiten, daß sie darin im Recht sind und daß ihre frühzeitige Unverwendbarkeit ein „unverschuldetes Unglück" ist, welches sie unter Umständen gern noch hinausgeschoben gesehen haben würden, aber nichtsdestoweniger bleiben diese jugendlichen Pensionärinnen, die sich sonst in voller körperlicher Zuständigkeit befinden (das bekunden die vielen Eheschließungen nach der Pensionirung) eine Mißlichkeit für die Anstalt. Ohne die Anstalt würden sie ohne Zweifel noch diesen oder jenen andern bürgerlichen Beruf erwählen, was sie jetzt in Rücksicht auf diese unterlassen und kommen nun in ihr unbedingt in Vortheil gegen Diejenigen, deren künstlerische Untauglichkeit erst mit der körperlichen, also in den sechziger Lebensjahren, eintritt. Der Vortheil liegt deshalb auf Seiten der Ersteren, weil diese dieselbe Invalidenpension beziehen, wie jene Andern, die erst im späten Alter zum Ruhestand gelangen.

Im Kreise der Vorstandschaft und der Delegirten sind alle diese Vorgänge bereits zu vielfacher Erwägung gekommen und man sinnt schon seit geraumer Zeit auf Mittel der Abwehr, die aber zu entdecken und ohne die Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit zu verletzen, schwer in Satzungen zu bringen sein werden. Man muß es der Zukunft und der weisen Ueberlegung der Leiter anheimgeben, hier die richtige Erkenntniß und zupassende Aufstellung zu gewinnen. Einer Unternehmung, der so viel gelungen, wird auch darin wohl ein Ausgleich gelingen; jedenfalls liegt kein Anlaß vor, deswegen mit weniger Befriedigung auf die Unternehmung zu blicken, die einen wirklichen Gesammtfonds von 3 127 410 Mark bei 3049 Mitgliedern aufweist, im Jahre 1884 eine wirkliche Einnahme von 331 674 Mark und eine Ausgabe von 122 256 Mark verzeichnet. Am 1. October 1885 bezogen Rente und Pension 471, Rente allein 113 und Theilrente 28 Personen. Die Rechenschafts-Berichte, die dies und vieles Andere nachweisen, liegen gedruckt vor und müssen als im höchsten Grade gewissenhaft, klar und übersichtlich anerkannt werden.

Feuilleton.

Ein Duell.

Von Enrico Castelnuovo.

Autorisirte Uebersetzung von A. von Boguslawska.

„Endlich!" sagte Signora Ersilia, indem sie aufstand.

Die Thür öffnete sich, und ein schöner junger Mann von zwanzig oder einundzwanzig Jahren trat ins Zimmer. Wer ihn einen Augenblick früher gesehen hätte, würde über die außerordentliche Blässe seines Gesichtes erschrocken gewesen sein; jetzt jedoch, nachdem ihm gemeldet worden, daß seine Mutter ihn im Wohnzimmer erwarte, bedeckte ein flüchtiges Roth seine Wangen.

„Setzen wir uns, Alberto", sagte Signora Ersilia, „ich habe mit Dir zu sprechen . . und merke wohl, ich werde mich nicht mit Erklärungen begnügen wie die, welche Du diesen Morgen vorbrachtest . . . ich will Alles wissen."

Digitized by Google

„Du fängst wieder von vorn an? Ich versichere Dich, Mama, Daß Deine erhitzte Phantasie . . .“

„Nein, Alberto, es ist unnütz, daß Du dieselben Ausflüchte wiederholst. Seit heute Morgen bist Du ein anderer Mensch . . . seit heute Morgen zerbreche ich mir den Kopf, um zu errathen, was Dir zugestoßen ist . . . Dein angebliches Kopfweh erklärt nichts, weder Deine Abwesenheit von Hause zu ungewohnter Stunde, noch den Besuch unbekannter Personen, noch das Kommen und Gehen von Ruggero Celentani, der, obwohl sonst immer so artig gegen mich, mich heute flieht, als ob ich die Pest hätte. Du weißt noch nicht, daß er auch heute Abend, als Du ausgegangen warst, wieder hier gewesen ist, und daß ich ihm Johann nachgeschickt habe, um ihn bitten zu lassen, doch einen Augenblick bei mir vorzusprechen . . . Aber Ruggero ließ mir sagen, daß er in Eile sei und um Entschuldigung bäte. Er soll entsetzlich blaß und verstört ausgesehen haben, sagte Johann. Du wirst Dir nun denken können, daß mir das Alles sehr sonderbar vorkommt und ich mich nicht bei Deinen Worten beruhigen kann. Du wirst so gut sein mir zu sagen, wer die beiden unbekannten Herren sind, deren Karten ich auf dem Schreibtisch in Deinem Studirzimmer gefunden habe, und von wem sie Dir vorgestellt worden sind?“

Signora Ersilia rückte näher zur Lampe, um eine dieser Karten zu lesen: „Hauptmann Attilio Gi . . . .“

„Oh, Mama“, unterbrach der junge Mann ein wenig verletzt. „Das ist ja ein vollständiges Verhör. Alles in Allem bin ich doch kein Kind mehr.“

„Gewiß bist Du kein Kind mehr und kannst bei Dir empfangen wen Du willst und wer Dir gefällt. Aber Deine Mutter hat wohl das Recht, indiscret zu sein, wenn sie glaubt, daß Du in einer wirklichen Gefahr bist.“

„Abergläubische Furcht . . .“

„In einer Gefahr, und ich werde Dir auch sagen, welcher Art. Du willst Dich schlagen.“

„Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr.“

„Wenn Du darauf bestehst, Alles zu leugnen, werde ich zu Celentani's gehen. Ich werde Elisa, werde Ruggero jetzt wahrscheinlich zu Hause treffen.“

„Aber Mama! Du wolltest um Mitternacht zu Celentani's gehen?“

„Und warum nicht? Ich kann diese Ungewißheit nicht länger ertragen.“

„Nun wohl“, sagte Alberto mit der Miene eines Menschen, der einen großen Entschluß gefaßt hat. „Da es kein anderes Mittel gibt, Dich zu beruhigen, werde ich sprechen . . . aber versprich mir vor Allem das unverbrüchlichste Geheimniß . . .“

„Alles, was Du willst! Sprich!“

„Du hast richtig gerathen. Es handelt sich um ein Duell . . .“

Signora Ersilia stieß einen Schrei aus.

„Aber ich bin es nicht, der sich schlägt“, fuhr Alberto fort, „es ist Ruggero Celentani und ich bin sein Secundant.“

„Ich glaube Dir nicht.“

„Oh, Mama, habe ich Dich jemals belogen?“

„Niemals, aber heute willst Du es thun.“

„Ich wollte schweigen, das war Alles. Jedenfalls erklärt sich Dir nun die ganze Sache. Meine Verwirrung, Ruggero's Verwirrung, sein Kommen und Gehen, die Sorgfalt, mit der er Dich zu vermeiden suchte, der Besuch jener beiden Herren, welche ihre Karten vorausgeschickt haben und welche die Secundanten des Gegners sind.“

„Wer ist der Gegner?“

„Ich kenne ihn nicht. Ein Officier, der erst seit einigen Monaten hier in Garnison ist . . .“

„Und die Veranlassung des Duells? Ein Streit beim Spiel, ein Streit um irgend ein Nichts . . .“

„Nein, Mama, nein . . . bestehe nicht darauf . . . ich versichere Dich, daß es keine frivole Veranlassung ist.“

„Oh!“ sagte Signora Ersilia, „Du wirst mir nicht den Mund verbieten. Ich muß mich überzeugen, ob Du das Bewußtsein der großen Verantwortung hast, die Du übernimmst, indem Du Celentani's Secundant wirst.“

„Wie?“ sagte Alberto. „Celentani ist mein bester Freund, und ich sollte ihm bei einer solchen Gelegenheit meine Unterstützung verweigern?“

„Gewiß nicht. Im Gegentheil sollst Du ihn mit all' Deinen Kräften unterstützen, aber einzig und allein um die Sache beizulegen.“

„Wenn das möglich wäre!“

„Aber, mein Gott! habe ich denn nicht hundert Mal aus Deinem Munde gehört, daß das Duell ein Ueberbleibsel barbarischer Sitten, daß es eine abgeschmackte Sache ist? Auch kannst Du unmöglich bei Seite lassen, daß Celentani ein einziger Sohn ist wie Du, daß seine Mutter Wittwe ist, wie ich Wittwe bin und daß, wenn sie ihn verlöre, sie all' ihr Glück verlieren würde.“

„Ich weiß es, aber es ist unnütz . . es gibt Fälle . . .“

„Nein, es gibt keine“, unterbrach Signora Ersilia, „die einen Sohn in den Verhältnissen Ruggero's berechtigen, sein Leben aufs Spiel zu setzen.“

„Selbst wenn es sich darum handelte, einen seiner Mutter zugefügten Schimpf zu rächen?“ fragte Alberto heftig.

„Einen Schimpf?“

„Ja, ja . . . Du zwingst mich, Dir Alles zu sagen . . Du wirst nun sehen, ob das Duell sich vermeiden läßt, und auch“, fügte der junge Mann nach einer Pause hinzu, „ob es mich betreffen kann. Ruggero schlägt sich, weil Jemand, der ihn nicht kannte, gestern im Café in seiner Gegenwart gesagt hat, daß seine Mutter einen Liebhaber hat, der nicht der erste ist, und nicht der letzte sein wird.“

„Das ist eine Nichtswürdigkeit.“

„Gewiß ist es eine Nichtswürdigkeit . . . hältst Du für möglich, daß irgend Jemand solche Verleumdungen in Bezug auf Dich aussprechen könnte?“

„Glaubst Du, daß ich es in Betreff Elisa's für möglich gehalten hätte?“

„Ich sage das nicht . . . wie dem auch sei, war sie jedenfalls nicht immer über allen Tadel erhaben. Du selbst hast mehr als ein Mal mit mir besprochen, daß sie manchmal etwas frivole Ansichten hat und zu Klatschereien Anlaß gibt . . . aber in Deinem Leben, Mama, wer könnte da auch nur den kleinsten Flecken finden?“

Signora Ersilia erhob ihre schöne reine Stirn und sagte einfach:

„Was kann ich sagen? ich habe immer gesucht, meine Pflicht zu thun.“

„Ja, das kann ich bezeugen. So lange ich denken kann war ich Zeuge Deines Lebens, Tag für Tag, Stunde für Stunde. Selbst in dem Alter, wo Frauen, die weniger schön, weniger reich waren als Du, Zerstreuungen, Feste, die gefährlichen Triumphe der Eitelkeit aufsuchten, zogst Du, ein Engel an Selbstverleugnung, die Freuden des Hauses vor, und gabst mir, Deinem einzigen Sohn, all' die Liebe, die Du dem verstorbenen Gatten nicht mehr geben konntest . . .“

„Oh, Alberto“, unterbrach Signora Ersilia, „sprich nicht von Selbstverleugnung, von Opfer . . . Voraussichtiger als die Anderen, suchte ich das Glück, den Frieden der Seele, auf dem einzigen Wege, auf dem ich ihn finden konnte . . . und ich habe ihn gefunden, ich schwöre es Dir . . . wie viele Frauen würden gern die Erinnerung an all' ihre früheren Triumphe darum geben, wenn sie an meiner Stelle wären, wenn sie die Liebe und Achtung eines Sohnes besäßen, wie Du es bist.“

Signora Ersilia's Augen füllten sich mit Thränen.

„Meine gute Mama“, rief Alberto, indem er sie küßte und wieder küßte, fast noch mehr bewegt, als sie selbst.

Sie überließ sich einen Augenblick diesen ihr unaussprechlich süßen Liebkosungen, aber bald kehrten ihre Gedanken zu jener anderen Mutter zurück, der vielleicht ein so großer Schmerz bevorstand, und sie sagte:

„Beende Deine Erzählung.“

„Du hast Recht“, erwiderte Alberto, indem er mit der Hand über seine Stirn fuhr. „Sie ist gleich zu Ende . . . als er die unverschämte, gegen seine Mutter ausgesprochene Beschuldigung vernahm, sprang Ruggero vom Stuhl auf und gab dem Beleidiger eine derbe Ohrfeige. Du kannst Dir denken, was folgte . . . ein Streit, eine Herausforderung.

Digitized by Google

Aber, weiß Gott, sie ist von Ruggero nicht provocirt worden, und Niemand wird behaupten wollen, daß ein Mann von Ehre anders hätte handeln können."

„Aber der Andere", sagte Signora Ersilia, „fühlte er denn nicht, wie gerecht Ruggero's Entrüstung war, fühlte er denn nicht, daß es seine Pflicht gewesen wäre, sich zu entschuldigen?"

„Ich glaube, daß er es fühlte, glaube, daß er sich entschuldigen wird . . ."

„Nun, wenn es so steht", rief Signora Ersilia triumphirend.

„Doch erst nach dem Duell, denn Alles geschah öffentlich, und er, als Officier, darf sich nicht schlagen lassen."

„Selbst wenn er erkennt, daß er Unrecht gehabt hat?"

„Selbst dann. Wir verlangen von den Menschen nicht die Tugenden eines Heiligen. Niemand darf für einen Feigling gelten. Uebrigens", setzte Alberto in leichtem Ton hinzu, „thun wir Unrecht, die Sache so tragisch zu nehmen. Die Erfahrung hat bewiesen, daß bei den meisten Duellen nichts herauskommt, so wird es auch bei diesem sein."

„Der Himmel gebe es! Und Elisa . . . ahnt nichts?"

„Nein, und wenn Alles gut geht, soll sie auch nichts erfahren. Wenn Ruggero verwundet werden sollte, werden wir ihr irgend eine Geschichte erzählen. Sie braucht nicht zu wissen, daß sie die Veranlassung war."

„Die arme Frau!" rief Signora Ersilia. „Gott gebe, daß kein Unglück geschieht! Und für die Secundanten, lache nicht, Alberto, für die Secundanten ist keine Gefahr dabei?"

„Welche Gefahr könnte wohl für sie vorhanden sein?"

„Und das Duell, wann, wo wird es stattfinden?"

„Entschuldige, aber ich habe schon zu viel gesagt. Um Mittag werde ich, wie gewöhnlich, zum Frühstück hier sein. Jetzt, theure Mama, geh' in Dein Zimmer und laß auch mich schlafen gehen. Gute Nacht, gute Nacht."

Er stand auf, aber seine Mutter hielt ihn noch zurück.

„Und morgen früh, ehe Du fortgehst, werde ich Dich doch noch sehen?"

„Nein, Mama, ich muß sehr früh fortgehen, und die ersten Morgenstunden sind gerade diejenigen, in denen Du am besten schläfst."

„Schlafen? Du glaubst, daß ich diese Nacht schlafen werde? Komm . . ."

Alberto sagte weder Ja noch Nein.

„Komm", wiederholte Signora Ersilia, „und versprich mir noch etwas."

„Was?"

„Daß Du noch einen Versuch machen willst, die beiden Gegner zu versöhnen."

Der junge Mann schüttelte den Kopf, als ob er sagen wollte: Es ist umsonst.

„Thue es", beharrte Signora Ersilia, „es kann nichts schaden."

„Nun wohl, ja, ich werde es thun . . . Gute Nacht."

Und dieses Mal ging Alberto in der That ohne seiner Mutter Gehör zu geben, die ihm nachrief:

„Warte noch, Alberto, warum eilst Du so? Darf ich denn dem Glauben schenken, was Du mir gesagt hast?"

Er schritt mit gesenktem Haupte durch ein paar Zimmer, nahm aus den Händen eines schlaftrunkenen Dieners ein angezündetes Licht und ging in sein Zimmer, wo er sich einschloß.

* * *

Alberto war in der Morgendämmerung fortgegangen, ohne seine Mutter noch zu sehen, hatte ihr aber sagen lassen, daß er vor Mittag zurück sein werde, und Signora Ersilia erwartete ihn mit angstvoller Ungeduld. Der Gedanke an dies Duell hatte sie während der ganzen Nacht kein Auge schließen lassen; und als sie endlich geklingelt und gehört hatte, daß ihr Sohn schon fort sei, war ihre Unruhe hundertfach gestiegen. Sie war aufgestanden und hatte sich in ihrem Wohnzimmer ans Fenster gesetzt, indem sie die Stunden und Minuten zählte, die noch bis zu Mittag vergehen mußten. Sie dachte an Ruggero Celentani, den sie seit seiner frühesten Kindheit kannte, dachte, wie seine Mutter, ungeachtet so mancher Verschiedenheit in ihren Ansichten und Gewohnheiten, ihr immer eine treue Freundin gewesen war. „Arme Elisa!" sagte sie zu sich selbst, „wenn sie wüßte, daß ihr Sohn sich heute um ihretwillen schlagen muß, wie würde sie ihre kleinen Leichtfertigkeiten bereuen! Wir Mütter sollten nicht allein um unserer selbst, wir sollten vor Allem auch um unserer Kinder willen tugendhaft sein, um ihnen eines Tages eine Beschämung, einen Schmerz, eine Gefahr zu ersparen. Aber", hier bemächtigte sich ihrer ein angstvoller Zweifel, „sind wir denn, so lange wir leben, sicher vor Anderer Bosheit? Wenn ich Alberto höre, so ist es ja undenkbar, daß irgend Jemand unehrerbietige Reden in Bezug auf mich geführt haben sollte, aber wenn man nun erfindet, verleumdet, und das kann man, warum sollte ich denn gerade die Bevorzugte sein, der das nicht geschieht?"

So bemächtigte sich nach und nach ein dumpfer Schrecken der Seele Signora Ersilia's. Wenn Alberto sie getäuscht hätte, wenn er und nicht Celentani der wahre Held des Duells war! Und sie bereute, ihm so leicht Glauben geschenkt zu haben, warf sich vor, nicht dringender in ihren Fragen gewesen zu sein, ihn nicht gezwungen zu haben, zu beschwören, daß er die Wahrheit spreche. Vergebens wiederholte sie sich, daß Alberto ihr noch niemals eine Lüge gesagt habe, vergebens suchte sie sich zu überzeugen, daß seine Worte den Stempel vollkommener Aufrichtigkeit getragen hätten. Ihre Furcht, kaum einen Augenblick beschwichtigt, erhob sich immer wieder mit neuer Gewalt.

Oh Gott, oh Gott, wie lang war dieser Morgen! Sie hatte die Stadt unter ihren Augen erwachen sehen. Die Fensterläden der benachbarten Häuser, die Läden wurden geöffnet, die anfangs so stillen Straßen wimmelten von geschäftigen Menschen. Hundert verworrene Geräusche drangen zu ihr empor. Wagengerassel, das Stampfen der Pferde, das Schreien der kleinen Händler. Es war nicht die Stunde des Müßigganges. Alle, die da vorübergingen, hatten einen Zweck, ein Geschäft, von der Bäuerin, die ihre Früchte zu Markte brachte, bis zu dem Kinde, das in die Schule geführt wurde. Aber Niemand, o Niemand wurde von einer Sorge gequält, wie die jener armen Mutter, welche dort regungslos am Fenster saß, in dem Vorgefühl eines Unglücks, gegen das sie keine Waffen hatte.

Sie saß regungslos am Fenster, indem sie ihre Augen anstrengte, um inmitten der unbekannten Menge ein bekanntes, liebes Gesicht zu entdecken. Wenn zufällig Jemand vor ihrem Hause stehen blieb, wenn Jemand, vielleicht verwundert über die Blässe ihres Gesichtes, sie neugierig ansah, so empfand sie einen heftigen Schmerz, als wenn jener gleichgültige Blick, der dem ihren begegnete, ihr eine Trauerbotschaft hätte bringen sollen.

Es hatte 8 Uhr geschlagen, 9 Uhr, 10 Uhr — Alberto kehrte nicht zurück, und Signora Ersilia befand sich jetzt in jenem Seelenzustande, in welchem wir die Herschaft über uns selbst verlieren und Alles erträglicher erscheint, als das unthätige Warten. So ließ sie denn, zur Verwunderung ihrer Diener, anspannen und befahl dem Kutscher, zu Celentanis zu fahren. Wie sie ihren Besuch zu so ungewöhnlicher Stunde erklären sollte, wußte sie freilich nicht. Gewiß, wenn Elisa von dem Duell wußte, so war Verstellung unnütz. Die beiden Mütter würden mit einander gefühlt haben. Doch sie waren Beide nicht in derselben Lage. Das Unglück, wenn ein Unglück wirklich geschehen sollte, würde nur eine von ihnen betroffen haben. Welche von beiden? Die Celentani, wenn Albert die Wahrheit gesagt hatte. Aber wenn er gelogen hätte? Nun wohl — dachte Signora Ersilia — es ist Zeit, dieser Höllenqual ein Ende zu machen. Aber was thun, wenn die Celentani von nichts wußte? Sollte Signora Ersilia einen nichtigen Vorwand erfinden, eine Einladung zum Mittagessen vorschieben, oder wegen eines neuen Kleides, einer neuen Tapete in ihrem Salon um Rath fragen? Oder sollte sie sie ihrer glückseligen Ahnungslosigkeit entreißen und sie die Qualen erdulden lassen, welche sie erduldete?

Im Hause Celentani angekommen, ohne daß sie einen

Digitized by Google

Entschluß gefaßt hatte, begriff Signora Ersilia sogleich, daß ihre Freundin nichts ahnte.

„Welcher günstige Zufall führt Dich her?" fragte die Baronin, indem sie ihr heiter entgegenkam und die neueste Nummer der „Mode illustrée" in der sie geblättert hatte, auf ein Tischchen niederlegte. Aber sogleich fügte sie hinzu: „Wie bleich Du aussiehst, wie verstört! Um Gottes willen, Ersilia, was ist Dir?"

Signora Ersilia stammelte einige unverständliche Worte. Dann, alle ihre Vorsätze vergessend, oder auch überzeugt, daß ihr Verstellung unmöglich sein würde, fragte sie:

„Ist Ruggero zu Hause?"

„Nein", erwiderte die Celentani. „Er ist sehr früh ausgegangen und wird erst zu Mittag wiederkommen. Warum fragst Du danach?"

„Und Du weist nicht, wohin er gegangen ist?"

„Nein. Ich glaube, zu einem Picknick auf dem Lande."

„O, zu einem Picknick!" stammelte Signora Ersilia mit bitterem Lächeln.

„Warum sprichst Du so sonderbar? Was willst Du von Ruggero?" rief die Celentani, welche anfing, sich ernstlich zu beunruhigen. Und plötzlich von der Idee ergriffen, daß ihrem Sohn ein Unglück zugestoßen sei, ergriff sie heftig den Arm ihrer Freundin und sagte: „Erkläre Dich, ich bitte Dich."

„Ruggero muß mit meinem Alberto zusammen sein", fuhr Signora Ersilia fort, indem sie die Hände rang. „Ich weiß, daß meinem Alberto oder Deinem Ruggero eine Gefahr droht."

„Ruggero in Gefahr!" rief die Baronin, während eine tödtliche Angst ihr kurz vorher noch so heiteres, fast jugendlich frohes Antlitz entstellte.

„Entweder Ruggero oder Alberto . . . es handelt sich um ein Duell."

„Sie schlagen sich? Unsere Söhne schlagen sich mit einander?"

„Nein, Nein! Einer von ihnen schlägt sich und der Andere ist Secundant."

„Welcher von ihnen schlägt sich?" beharrte die Celentani, halb wahnsinnig vor Schreck.

„Ich weiß es nicht . . . ich weiß es nicht", wiederholte Signora Ersilia.

„Aber wer sagte Dir von diesem Duell?"

„Alberto . . . gestern Abend."

„Alberto sagte Dir davon, und es ist Dir nicht gelungen, ihm die Wahrheit zu entreißen? Er sagte Dir nicht, daß er es wäre?"

„Er sagte Nein."

„Ah! es ist Ruggero also?"

„Aber Alberto muß mich getäuscht haben . . . eine innere Stimme sagt mir, daß er mich getäuscht hat" . . .

Die Augen der beiden Frauen begegneten sich. Ein unheilverkündender Ausdruck lag in ihren Blicken. Das waren nicht zwei Mütter, die eine gemeinsame Angst verband, das waren zwei Feindinnen, von denen die eine hoffen mußte, was die andere fürchtete und fürchten, was die andere hoffte.

„Und Du hast seit gestern von diesem Duell gewußt", erwiderte die Baronin, „und hast es nicht verhindert und bist nicht zu mir gekommen? . . . Ersilia, Ersilia, wenn meinem Sohn ein Unglück zustößt, verzeihe ich Dir niemals . . . niemals."

„Still!" sagte Signora Ersilia, indem sie horchte. „Mir ist, als ob ein Wagen in den Hof führe."

Die Baronin stürzte aus dem Zimmer.

„Warte hier!"

Es vergingen einige Secunden, ewige, qualvolle Secunden. Dann hörte man Thüren zuschlagen, ein verworrenes Geräusch von Stimmen, dann war Alles still.

Signora Ersilia konnte sich nicht länger bezwingen und wollte aus dem Zimmer stürzen. Doch in diesem Augenblick erschien, bleich wie eine Todte, die Baronin Elisa auf der Schwelle.

„Ersilia", flüsterte sie liebreich. Dieser Blick, dieser Ton waren eine entsetzliche Enthüllung für Signora Ersilia.

„Elisa", sagte sie mit erstickter Stimme, „es ist also Alberto, der sich geschlagen hat?"

Die Celentani machte ein Zeichen der Bejahung.

„Ah!" schrie Signora Ersilia auf, indem sie mit der Hand nach ihrem Herzen fuhr. „Wo ist er? . . . ist er verwundet?"

Die Baronin wandte das Gesicht ab.

„Sprich", fuhr die Andere fort, indem sie sie heftig an den Schultern schüttelte. „Wo ist er? Wohin haben sie ihn gebracht? . . . Ist er zu Hause? Ich will ihn sehen. Laßt mich fort.

„Später, Ersilia, beruhige Dich."

„Wie? später?" rief die arme Mutter, deren Augen in einer entsetzlichen Weise umherrollten. „Mein Sohn ist verwundet, denn ich verstehe sehr wohl, daß er verwundet ist, und Du sagst mir, ich soll ihn später sehen? Elisa, sieh mich an . . . Gott, welche Erkenntniß! Elisa, sage mir, daß es nicht wahr ist . . ."

„Aber, Ersilia, was denkst Du?"

„Schwöre mir, daß es nicht wahr ist, schwöre es bei dem Leben Deines Sohnes . . . Nein, küsse mich nicht, liebkose mich nicht . . . Oh, mein Alberto, mein Alberto!"

Und die unglückliche Frau fiel, ihrer Sinne beraubt, auf den Fußboden hin.

* * * *

Und zu denken, daß, nach aller menschlichen Voraussicht, die Sache in der befriedigendsten Weise hätte enden können!

Alberto's Gegner hatte vor dem Duell ein Schreiben an die Secundanten gerichtet, in welchem er die beleidigenden Worte zurücknahm, die er in Folge eines unglückseligen Mißverständnisses über eine Dame von fleckenlosem Ruf ausgesprochen hatte. Und die Secundanten waren der Ansicht, daß nach zwei gewechselten Pistolenschüssen die Sache für beendigt angesehen werden müsse. Diese Waffe hatte Alberto gewählt, als er gehört, daß eine kürzlich am rechten Arm vorgenommene chirurgische Operation es seinem Gegner erschwere, den Degen zu handhaben.

Auf dem Kampfplatz angekommen, hatte Alberto zuerst geschossen, ohne zu zielen, und seine Kugel war in den Stamm eines Baumes gegangen. Der Andere, entschlossen, in die Luft zu schießen, hatte kaum mit dem Finger den Hahn der Pistole berührt, als, wahrscheinlich in Folge mangelhafter Construction derselben, der Schuß abging. In demselben Augenblick hörte man einen durchdringenden Schrei und sah Alberto die Arme ausstrecken und fallen. Alle liefen erschreckt herbei, unterstützten ihn, brachten ihn in ein benachbartes Haus. Das Blut floß ihm in Strömen aus Mund und Nase. Die Kugel hatte ihm das Herz durchbohrt. Er war todt.

Das Ehrengericht, das tragische Ereigniß beklagend, versicherte, daß dabei ganz nach den Gesetzen der Ehre verfahren worden sei.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„'s Nullerl". Volksstück mit Gesang in 5 Acten von Carl Morré. „Sympathie." Dramatischer Scherz in 1 Act von Fritz Dunkland.

Der Weg von Steyermark nach Berlin ist weit, und leicht kann es kommen, daß ein Volksstück, welches ihn zurücklegt, auf der langen Wanderschaft einen guten Theil seiner Frische und seines Zaubers einbüßt. Wie ein unverstandener Fremdling, halb mit Neugier halb mit Achselzucken begrüßt, drückt sich dann das Naturkind auf der Bühne der nordischen Hauptstadt umher, kann nicht recht leben und gedeihen in der ungewöhnten scharfen Luft und muß froh sein, wenn es in manchen naiven Gemüthern mit seinen Jodlern noch Anklang findet und sonst vor der gestrengen Kritik mit einem blauen Auge davonkommt.

Auch dem „Nullerl", von dem vor gar nicht langer Zeit durch Rosegger entdeckten steyrischen Volksdichter Morré verfaßt, scheint ein

Digitized by Google

derartiges Exulanten-Schicksal hier in Berlin zu blühen, obwohl es von einem so bewährten Charakterdarsteller, wie es Felix Schweighofer ist, an der Hand genommen und in die fremde Bühnenwelt mit aller Sorgfalt und Freundlichkeit hineingeleitet worden ist. Es konnte trotz der eifrigen und sicher sehr mühsamen Einstudierung, welche dieses durchweg im steyrischen Dialekte geschriebene Stück durch die an das Belle-Alliance-Theater verschlagenen Mitglieder der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne gefunden hat, nicht ausbleiben, daß seine erste Aufführung im Ganzen nur einen Talmi-Eindruck hinterließ, denn mit Ausnahme Schweighofer's, der in der Darstellung der Titelrolle eine ganz vorzügliche Leistung bot, und etwa noch zweier oder dreier seiner hier schon acclimatisirten Landsleute wurde von allen Mitwirkenden ein so gedrechseltes, holperiges steyrisches Deutsch herausgezwungen und im Betragen derart oft gegen die in jenen Bergen heimischen Gebräuche verstoßen, daß das Störende in der Aufführung durchaus nicht zum Genusse und zur vollen Würdigung des Inhaltes kommen ließ.

Ich sage „Würdigung", denn in der That ist „'s Nullerl" seiner ganzen Anlage wie Durchführung nach ein echtes und rechtes Volksstück, und ich kann manche meiner kritischen Herrn Collegen nicht verstehen, wenn sie den ihm zu Grunde liegenden, in den volksthümlichen Sitten und Anschauungen wurzelnden tiefen Conflikt zwischen Neigung und Pflicht unnatürlich, wenn sie die Handlung allzu derb gezeichnet und nur roh umrissen und die Charaktere theils übertrieben wüst und trotzig theils unverhältnißmäßig sentimental geschildert nennen. Alle diese gerügten vermeintlichen Fehler sind doch nur die Eigenthümlichkeiten des Volksstückes, welches schreiender und dickaufgetragener Farben bedarf, um an seinem Platze, in dem naiven Gemüthe des Volkes, zu wirken, und sie verwandeln sich in Vorzüge, sobald nur Bühne und Publikum die für das Volksstück geeigneten sind.

Die Titelfigur, 's Nullerl, ist einer der alten Einleger d. h. Gemeindearmen im Dorf; er muß, da er als Knecht alt geworden und arm geblieben, jetzt, da er arbeitsunfähig ist, sich bei den Hofbesitzern reihum in Quartier legen und wird auf diese Weise durchgefüttert. Seine Gestalt ist von dem Dichter mit großer Sorgfalt ausgestattet und bis in die kleinsten Einzelheiten liebevoll ausgeschmückt worden. Er, der „Anerl" — so heißt er eigentlich — hat gar nichts mehr auf der Welt, weder Gut noch Anhang, nur sein rechtschaffenes Herz und — seine Schlauheit. Mit diesen beiden Gottesgaben weiß er, der doch eigentlich sonst nur eine Null ist, eine gewichtige Rolle in dem anfangs latenten, später aber zum offenen Ausbruch kommenden Zwiespalt zwischen dem Starr- und Eigensinn eines Hofbesitzers und der Neigung seiner Tochter, die den Großknecht liebt, zu spielen. Gabi d. h. Gabriele, so heißt das junge Mädchen, ist natürlich ein Ausbund von Tugend und höchst sentimental geschildert; sie will anfangs lieber an ihrer Tochterpflicht zu Grunde gehen, als ein herzhaftes Wort mit ihrem Geliebten reden, sie opfert später ihren guten Ruf für die Ehre ihrer Schwester auf und wird schließlich in Nacht und Sturm ohne jedes „Gewandl" von ihrem erzürnten Vater hinausgestoßen, so daß sie in Verzweiflung geräth und nur durch's Nullerl von dem Sprung in den Abgrund zurückgehalten wird. Ihr Vater dagegen ist der richtige Oberhofbauer im steyrischen Gewande. Er beharrt fest auf seinem Grundsatze, seine Tochter einem Knechte nicht zu geben, und sollte auch diese und die Welt sonst noch darüber zu Grunde gehen. Als er schließlich von der Bravheit seiner Tochter überzeugt und inne wird, daß sie unschuldig gelitten und — wie er eine Zeit lang annehmen muß — in den Tod gegangen sei, wird er freilich weich wie ein Kind und giebt dem Nullerl Gelegenheit, seine ganze Schlauheit gegen ihn in höchst drastischer Weise anzuwenden. Der von Gabi geliebte Großknecht ist die schwächste Figur, ein idealer Bauernbursche vom Typus der Salontyroler. Ein Bösewicht, welcher der braven Gabi aus Eifersucht alles gebrannte Herzeleid anthut, fehlt auch nicht im Stücke und erhält zum Schlusse seine gebührende Strafe. So sind alle Hauptingredienzen vorhanden, um die derbe, für die Genußfähigkeit des Volkes geeignete Mischung zusammenzubrauen, und auch die Art des Mischens entspricht ganz dem Volksgebrauche.

Es weht durch das Stück außerdem ein socialer Hauch. Dem Nullerl werden zwei andere „Einleger" gegenüber gestellt nnd diese in einer höchst derben und drastischen Scene zu einer Kennzeichnung des bäuerlichen Systems der Altersversorgung verwendet. Der eine dieser Gemeindearmen, der „Kraller-Hias", stiehlt im Herbste gewohnheitsmäßig, um ein Quartier im Gefängniß für den Winter zu erhalten, und der andere, der „Jammerer-Hans", macht sich selbst krank, um in das Spital zu kommen. 's Nullerl hilft sich noch so durch, freilich auch nur kümmerlich. Mit diesen drei Figuren der Einleger werden also, allerdings nur flüchtig angedeutet und volksthümlich verarbeitet, die Gestalten des socialen Zukunftsdramas eingeführt, und die jungen Dichter, welche von jener Gattung das Heil in der Literatur erhoffen, können ja diesem Volksstücke einige gute Lehren entnehmen.

Ich will diesen Bericht nicht schließen, ohne auf eine reizende dramatische Kleinigkeit hinzuweisen, welche uns in der Matinée zum Besten der Unterstützungskasse des Vereins „Berliner Presse" durch Mitglieder des Kgl. Schauspielhauses vorgeführt wurde. Es ist der dramatische Scherz „Sympathie", dessen Verfasserin die Gemahlin des früheren Berliner Polizeipräsidenten von Madai ist. Die Idee, daß jeder eheliche Zwist durch das Schweigen der Frau zu schlichten sei, ist in lustigster Weise verarbeitet. Das Mittel, welches ein verständiger Hausarzt einer jungen Frau gegen die Zornesausbrüche ihres gereizten Mannes verordnet, ist ein Sympathiemittel. Sie muß, weil er krank ist, einen Schluck Arznei nehmen und so lange im Munde behalten, bis der Anfall vorüber ist. Probatum est!

B.

Notizen.

Völkerrecht von Prof. v. Martens in Petersburg. Deutsche Ausgabe von Carl Bergbohm. (Berlin, Weidmann.) — Im Gebiete der Wissenschaft vollzieht sich, unabhängig vom Wellengang der Tagespolitik, ein ewiger Austausch der Güter, der von den Regungen des materiellen oder nationalen Egoismus nicht beschränkt, durch Prohibitivsystem nicht unterbunden werden kann. Ist die Lehre des internationalen Rechts auf deutscher Grundlage entstanden, so ist sie jetzt reif genug, um ihrerseits der deutschen Literatur gute Früchte zuzuführen. Daß die vorliegende Arbeit in ihren Resultaten stellenweise ihren außerdeutschen Ursprung verräth, kann bei der Natur der in Behandlung genommenen actuellen Materie des internationalen Verwaltungsrechts und seiner Organe nicht überraschen und den wahren Freund der Disciplin nicht ängstigen. Zu dem Meinungskampf über die geeignetsten Rechtsinstitute zur völkerrechtlichen Pflege der geistigen und wirthschaftlichen Interessen der Staatengesellschaft tragen die Verfasser eine Reihe werthvollster Anschauungen, wirkungsvoller Argumente bei, die neben einer tiefen Beherrschung der genannten Literatur doch wieder eine ungewöhnliche Unabhängigkeit von brüchigen Schulbegriffen zeigen. Das nun abgeschlossene Werk wird dem Gedanken der internationalen Gemeinschaft wieder eine Zahl treuer Bekenner zuführen; ob in Deutschland oder in Rußland, das ist der „List der Idee" ziemlich gleich. F. St.

Archiv für öffentliches Recht. Herausgegeben von den Professoren Laband und Stoerk. I. Band. 1. Heft. (Freiburg, J. C. B. Mohr.) — Die wichtigen Probleme, welche das positive öffentliche Recht darbietet, sind in jüngster Zeit wieder zum Gegenstande eifriger geistiger Arbeit geworden. Das in der Ueberschrift bezeichnete neue wissenschaftliche Unternehmen ist dazu bestimmt, dieser reichen Thätigkeit auf staats- und völkerrechtlichem Gebiete eine eigene Werkstätte, ein selbstständiges Fachorgan zu eröffnen. Mit Hülfe bewährter fachlicher Mitarbeiter des In- und Auslandes will das Archiv ein genaues Spiegelbild von dem jeweiligen Stande des öffentlichen Rechts Deutschlands und der wichtigeren außerdeutschen Staaten bieten. Das vorliegende erste Heft macht dazu einen guten Anfang mit einem

Digitized by Google

Beitrage des Tübinger Rechtslehrers v. Marlitt über das internationale System zur Unterdrückung des afrikanischen Sklavenhandels; Geffcken erörtert die völkerrechtlichen Fragen im französisch-chinesischen Streite, und Laband die Lehre vom Budgetrecht. Außerdem enthält das gut ausgestattete Archiv Beiträge von Freund, Stoerk (das französische Listenwahlgesetz), Krech, O. Mayer, v. Stengel über actuelle Fragen aus dem öffentlichen Recht unserer reichbewegten Zeit. M.

Gedichte von Hermann Friedrichs. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Der vorliegende, elegant ausgestattete Band zerfällt in drei Abtheilungen: Oktavia, Erloschene Sterne, Gestalt und Empfindung. Die ersten beiden sind bereits unter dem Titel „Erloschene Sterne" als besonderer Band mit einer empfehlenden Einleitung von Woldemar Kaden vor Jahresfrist erschienen und haben die Aufmerksamkeit auf den noch jungen, aber mit fest ausgeprägter Eigenart auftretenden Dichter gelenkt. Die eigentliche Ich-Lyrik findet bei ihm kaum eine Vertretung, und zu den mittelalterlichen Kneipen- und Wanderdichtern gehört er auch nicht. Offenbar rechnet er selber sich zur modernen, realistischen Schule; wir können aber zu unserer Freude wahrheitsgemäß constatiren, daß er den widrigen Auswüchsen dieser an sich ja berechtigten Richtung durchaus fern steht und sich nicht, wie die jüngeren seiner Gesinnungsgenossen, in zügelloser Sinnlichkeit und naturalistischer Verzerrung gefällt. Friedrichs ist durchaus der Ueberzeugung, daß Dichten und die nackte Natur abschreiben, daß Wahrheit und Wirklichkeit zwei ganz verschiedene Dinge sind; er will nichts, als ein Dichter sein, und daß er es auf seine besondere Art ist, wollen wir ihm wahrlich nicht zum Vorwurf machen. An Durchschnittspoeten haben wir ja ohnehin keinen Mangel. Friedrichs verfügt über eine kraftvolle, modulationsreiche Sprache, er beherrscht die Form größtentheils mit Meisterschaft, weiß neue und originelle Bilder zu finden, ist glücklich in der Wahl seiner Stoffe und reißt oft durch ein schönes, dichterisches Feuer uns fort. Seine Verse athmen oft schwüle Gluth, oft wieder sind sie von gesunder, männlicher Frische belebt; weibliches Empfinden, Schmachten, Sehnen und Klagen ist ihm ganz fremd, mit seinen eigenen kleinen Schmerzen und Leiden behelligt er uns überhaupt nicht, sondern richtet seinen Blick immer auf große Menschenschicksale und Weltbegebnisse. „Oktavia" schildert in wechselnden Versmaßen mit ebensoviel Kraft als heißathmiger Anschaulichkeit das Geschick der Gattin Nero's und ihres Geliebten. „Erloschene Sterne" enthalten Balladen und balladenartige Gedichte, von denen einzelne sich dem Besten anreihen, was wir auf diesem Gebiete besitzen, wie „Archimedes" und „Schach dem König". Das dichterisch Reifste aber scheint uns die dritte Abtheilung zu bringen. Wenn dieselbe auch einzelne Lieder enthält, welche wir ganz fortgewünscht hätten, weil sie nicht auf der Höhe der übrigen stehen und nicht bedeutend genug sind, — z. B. „Der Refrain" — so finden wir doch auch hier andererseits Perlen, wie „Doch sie hilft nicht!" ein Nachtstück von packender Kraft und Innerlichkeit, „Casamicciola" und „Die Furcht", zwei Gemälde voll ergreifender Wucht der Schilderung, und manches andere gleich werthvolle Stück. Können wir also dem Dichter auch nicht bedingungslos in Allem zustimmen, was und wie er es bringt, so müssen wir ihm doch das Zeugniß ausstellen, daß er Einzelnes von Bedeutung geschaffen hat. C—n.

Zu spät erkannt. Ein Zeitbild 1871—1873. Vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Officiers". Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann. — Es ist nicht das erste Mal, daß der militärische Feuilletonist, dem wir mit so viel Vergnügen und Anregung auf seinen mannigfaltigen Kriegspfaden gefolgt sind, das Gebiet des Romans betritt. In den zusammenhängenden Bildern, welche durch den gemeinsamen Titel: „Wie es war und wurde" umschlossen sind, hat er schon bewiesen, daß er ebenso hervorragend die Feder des Belletristen, wie einst die Waffe zu führen weiß. Viele ähnliche Züge tragen beide Dichtungen, die soeben genannte und die neu erschienene, an sich: eine fast romantisch zu nennende Führung der Handlung, wunderbare Schicksale der Personen und eine an's Abenteuerliche grenzende Lösung des Knotens; daneben aber ein großer Realismus in den Einzelheiten. Der Verfasser schreibt aus der Zeit und will für die Zeit schreiben; „Zeitbilder" nennt er deshalb seine Erzählungen. Aber er liebt es, den sich ihm aufdrängenden politischen und socialen Erscheinungen, die er mit großer Schärfe und äußerst charakteristisch einander gegenüber zu stellen weiß, einen romanhaften Hintergrund zu geben, der uns neben jenem Realismus der Schilderung seltsam anmuthet. So führt er uns in dem vorliegenden „Zeitbild" mit großem Geschick und mit einem künstlerischen Darstellungsvermögen, das zuweilen an die Plastik Gustav Freitag's in „Soll und Haben" erinnert, in die ersten Regungen des Culturkampfes hinein; er zeichnet die Hauptbrutstätten des ultramontanen Eifers, die adligen Herrensitze in Westphalen und in Posen, sowie die Versammlungspunkte der ultramontanen Abgeordneten in Berlin, mit unverkennbarer Sachkenntniß und in prächtiger Lebendigkeit, aber er führt die allgemeinen zeitgeschichtlichen Gesichtspunkte, die er so trefflich hereinzuziehen wußte, nicht bis zum Schlusse seiner Erzählung fort, sondern läßt die letztere gleichsam in den Sand verlaufen, in den Sand eines effectvollen Romanschlusses mit Enthüllungen über Kinderverwechselung und Ehebruch und mit dem obligaten Morde. Er veräußerlicht auf diese Weise seine Dichtung, deren schöne und tiefe Innerlichkeit uns anfangs gefesselt hat und läßt die gehaltreiche, vielleicht einem ihm selbst fremden belletristischem Bedürfniß zu Liebe, zu einer kraftlosen Unterhaltungslectüre zusammenschwinden. Und wie schön sind doch von Anfang herein die Beziehungen angelegt, die schließlich so abenteuerlich ausarten, wie kräftig und lebensvoll die Gestalten gezeichnet, die am Ende nur noch zu einer dürren Liebesgeschichte zusammenstehen! Es wehte im Eingang der Erzählung der vornehme und doch so warme, so patriotische Hauch, der den Leser mehr erfrischt und anregt, als alle künstlich erzeugte Spannung, aber er ist verweht, wenn wir in das letzte Viertel des Buches kommen und wir klappen das letztere mit dem Bedauern zu, daß der Verfasser die großen Hoffnungen, die die erste Hälfte seines Buches anregte, nicht erfüllte, da doch gerade jener erste Theil bewies, daß er Kraft genug hat, sie zu erfüllen. — Wir können gleichwohl — trotz des unbefriedigenden Schlusses — das Buch nicht weglegen, ohne mit Freude und mit Bewunderung an die große Kunst, zu beobachten und dem Leben seine Einzelheiten abzulauschen die der Verfasser zeigt, zurückzudenken. Auch die markige Sprache, die in ihren kurzen Sätzen und in ihrer knappen Plastik daran erinnert, daß des Verfassers ursprüngliche Schrifterzeugnisse militärische Berichte waren, verdient ein volles Lobeswort. O. B.

Offene Briefe und Antworten.

Wer ist Fidus?

Geehrte Redaction.

Der Verfasser des Artikels: Enthüllungen eines Bonapartisten (in Nr. 7 der „Gegenwart") nennt als muthmaßlichen Autor des sensationellen „Journal de Dix ans" einen Herrn Loudon, weiland Secretär des Herzogs von Bassano, der niemals existirt hat. Gestatten Sie einem Wissenden den Schleier dieses Anonymus zu lüften. Fidus ist kein Anderer, als der ultramontane Schriftsteller Eugène Loudun, der Redacteur der Revue du Monde catholique und Verfasser der Découvertes de la science sous Dieu und des von der französischen Akademie preisgekrönten Werkes: Les Précurseurs de la Révolution.

Hochachtungsvollst

Ein Pariser Abonnent.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **W. Spemann** in Berlin und Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,

herausgegeben von Professor **Jos. Kürschner.** Bd. 89. **Goethe's Werke VIII.** (Götz von Berlichingen, Clavigo, Egmont.) Hrsg. von Prof. Dr. K. J. Schröer. 8°. XXVIII. und 522 S. und Band 137. **Erzählende Prosa der klassischen Periode** 2. Theil. (Johann Heinrich Jung. Karoline Pichler. Joh. Heinr. Pestalozzi. Joh. Heinr. Dan. Zschokke. Karoline Wolzogen. Wilh. Friedr. v. Meyern. Graf zu Bentzel-Sternau. August Lafontaine.) Hrsg. von Felix Bobertag. 8°. 532 S. Brosch. à M. 2,50, geb. à M. 3,50.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 2/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 500 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Autoren,

welche ihre Werke im Selbstverlage erscheinen lassen wollen, empfiehlt sich zu guter und sehr billiger Drucklegung derselben die

Buchdruckerei von Wehmeyer's Nachf.
in Tilsit.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken u. einzeln z. höchsten Pr. Kataloge m. Lagers liefere für 30 Pf. fro. L. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Sensationelle politische Neuigkeit!

Berlin und Wien
in den Jahren 1845—1852.
Politische Privatbriefe
des damaligen k. sächs. Legationssekretärs
Karl Friedrich Grafen Vitzthum von Eckstädt.
Mit einem Vorwort von Dr. Karl Müller.
gr. 8°. XXIII und 338 Seiten.
Eleg. brosch. M. 5. — Eleg. gebunden M. 6.—.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien die **erste Lieferung** der

Kulturgeschichte
der Menschheit in ihrem organischen Aufbau
von **Julius Lippert.**

Das 20 Liefgn. à 1 M. umfassende, zwei stattliche Bände bildende Werk wird im Herbst dieses Jahres vollendet sein.

An sicherer und bewährter Führerhand folgt der Leser den mannigfach verschlungenen Pfaden, welche das Menschengeschlecht in seiner Kulturentwicklung seit der Zeit, da es aus dem Dunkel der Vorgeschichte auftauchte, bis zur Gegenwart gewandelt ist.

Die Darstellung ist außerordentlich klar und fesselnd, überall werden die innersten Zusammenhänge und Ursachen des materiellen und geistigen Fortschreitens der Menschheit aufgedeckt und schließlich wird ein Standpunkt gewonnen, von dem diese Kulturentwickelung als ein organisches Ganzes vor uns liegt.

Gewiß für die gesammte gebildete Welt ein höchst interessantes Buch.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

RAPHAEL
sein Leben und seine Werke
von **J. A. Crowe** und **G. B. Cavalcaselle.**

Aus dem Englischen übersetzt von Carl Aldenhoven.
Zweiter Band. (Schluss.)
Mit 16 Tafeln in Lichtdruck. gr. 8. Preis geheftet: *M* 14.
Elegant in Halbmaroquin gebunden: *M* 17.50.
Preis des completen Werkes: 2 Bände geheftet *M* 24.—
2 Bände in Halbmaroquin gebunden *M* 31.—

Majunke,
Geschichte des Culturkampfes.
1. Lieferung zu 75 Pf. soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.
Ferdinand Schöningh
in **Paderborn** und **Münster.**

In unserem Verlage erschienen soeben:

J. C. Dahlmanns
Kleine Schriften und Reden.
gr. 8. XIV und 484 Seiten.
M. 6. —

Zeitschrift für allgemeine Geschichte,
Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte.
1885. Zweiter Band. Komplett. 63 Bogen.
M. 12. —

Mit Beiträgen von **Beer, Gregorovius, Heigel, Hillebrand, Huber, Lindner, Ritter** u. A.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Hierzu eine Beilage der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 27. März 1886. Band XXIX.

...ELL UNIVERSITY
APR 15 1886
Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Arbeitszeit und Arbeitsordnung. Von H. Nordmann. — **Literatur und Kunst:** Fortschritt. Von Wilhelm Jensen. — Einsame Bücher. Von Hieronymus Lorm. — Ein geistreicher Chinese. Von Ferdinand Groß. — Berliner Romane. Von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Déroulède in Deutschland. Ein Aprilscherz. — **Aus der Hauptstadt:** Concerte. Von Heinr. Ehrlich. — Kunstausstellungen. Von A. L. — Dramatische Aufführungen. Von B. — Notizen. — Inserate.

Arbeitszeit und Arbeitsordnung.

Von H. Nordmann.

Unsere Arbeitsverhältnisse haben sich im Allgemeinen so zugespitzt, daß für den üblichen Arbeitslohn seitens des Arbeiters die volle mögliche Leistung gewährt werden muß, soll der Unternehmer concurrenzfähig bleiben. Wenn daher in einem einzelnen Lande durch staatliche Regelung der Arbeitszeit diese Leistung beeinträchtigt würde, so müßte das den Ausschluß von dem Wettbewerb auf dem Weltmarkte zur nothwendigen Folge haben. Aus diesem Grunde hat man jede Einmischung der Regierung in dies Verhältniß abweisen wollen — allein, wie wir glauben, mit Unrecht. Es ist ein Irrthum, daß die Arbeitsleistung in geradem Verhältniß mit der Arbeitszeit wachse, vielmehr hat sich aus vielfältigen, mit Thieren angestellten Versuchen ergeben, daß auf die Dauer das beste Resultat erreicht werde mit 8 Stunden wirklicher Arbeit bei mittlerer Anstrengung, wozu wegen der unvermeidlichen Versäumnisse ungefähr eine Bruttozeit von 10 Stunden gehört. Verlangt man eine längere oder stärkere Anstrengung, so steht der Mehraufwand an Futter zum Ersatz der verbrauchten Kraft nicht mehr in gleich vortheilhaftem Verhältniß zur Leistung und außerdem tritt eine schädliche Abnutzung des Thieres ein. Die Erfahrung im Großen hat zu ähnlicher Erkenntniß geführt, und kein verständiger Landwirth wird seinen Pferden im Durchschnitt mehr als zehnstündige Arbeitszeitszeit zumuthen, weil er weiß, daß die längere Quälerei auf Kosten der Thiere geschieht und meistens doch nicht mehr schafft, da die Energie nachläßt. Die große Berliner Pferdebahn hat gewiß Anlaß gehabt, sich die vortheilhafteste Art auszuprobiren und läßt ihre Pferde in der Regel täglich nur ungefähr vier Stunden laufen, einschließlich des Aufenthaltes auf den Haltestellen, weil sie größere als mittlere Geschwindigkeit verlangt. Sie glaubt in dieser kurzen Zeit die Thiere am besten auszunutzen, und da sich ihre Beobachtungen über Tausende von Pferden erstrecken, so verdienen dieselben einiges Zutrauen.

Mit der menschlichen Kraft wird es sich ohne Zweifel ähnlich verhalten, als mit der thierischen, nur daß hier in den meisten Fällen auch der Geist mit in Anspruch genommen, also eine doppelte Anforderung gestellt wird. Den Menschen schützt aber nicht der Vortheil des Unternehmers gegen unbillige Zumuthungen. In dem Thier schont dieser sein Eigenthum: in dem Arbeiter will er eine gemiethete Kraft ausnutzen, ohne Rücksicht auf die Abnutzung. Der Zweck, in der längeren Zeit einen größeren Nutzeffect herauszuquälen, wird zwar meistens verfehlt, denn mehr als die menschliche Kraft auf die Dauer zu leisten vermag, geschieht doch nicht: es wird nur auf einen längeren Zeitraum vertheilt und das ist nach zwei Seiten von schädlicher Wirkung. Die längere Zeit verstärkt die Ermüdung und Ermüdung ist Krankheit. Weder Menschen noch Thiere sind zu dauernder Arbeit geschaffen: im natürlichen Zustande erfordert das Bedürfniß der Ernährung nur vorübergehende Anstrengungen, welchen längere Ruhe folgt. Die Cultur stellt beide unter künstliche, der Natur feindliche Bedingungen, deren schädliche Einwirkungen nicht übertrieben werden dürfen und bei der Fabrikarbeit schon an und für sich schlimm genug sind. Eine unnütz verlängerte Arbeitszeit nutzt schon durch ihre längere Dauer den Arbeiter mehr ab, als eine in verständigem Maße kürzere, selbst wenn die Summe der verwendeten Kraft in beiden Fällen nur dieselbe ist. Sie hat aber noch die üble Folge, daß der Arbeiter mit seiner Kraft auf längere Zeit haushalten muß, will er dieselbe nicht vorzeitig erschöpfen. Nur mit der Trägheit kann er sich gegen die übertriebene Zumuthung wehren und die aus der zu langen Dauer entstehende anhaltende Uebermüdung würde ihn selbst wider Willen zu schwächerer Thätigkeit zwingen. Dadurch haben sich bei uns im Allgemeinen nachlässige Arbeitsgewohnheiten eingebürgert, welche unvortheilhaft gegen die anderer Länder abstechen, in denen eine kürzere Arbeitszeit üblich ist. Wenn ein deutscher Arbeiter z. B. nach Nordamerika kommt, so braucht er längere Zeit, um sich an die dortige Arbeitsweise zu gewöhnen, und dem deutschen Landwirth ist es fast unbegreiflich, mit wie wenigen Menschen dort die Wirthschaften betrieben werden, obgleich auch auf dem Lande selten über 10 Stunden gearbeitet wird: während dieser Zeit freilich mit vollem, durch Nichts gestörtem Fleiße. Die nachlässige Arbeitsgewohnheit erschwert es dem Unternehmer, die Arbeitszeit freiwillig zu verkürzen, weil er dabei Gefahr läuft, damit auch das Tagewerk zu verkleinern. Seine Arbeiter sind nicht besser erzogen, als die seiner Concurrenten, welche 12 oder 13 Stunden über der Tagesleistung zubringen, und er hat kein Mittel, sie zu größerer Rührigkeit zu zwingen, weil ihm eine bessere Auswahl fehlt. Jeder Praktiker weiß, wie schwer die Ausrottung gewohnten Schlendrians ist. Noch weniger aber ist der Arbeiter im Stande eine Besserung zu erzwingen, denn ihn unterwirft die Noth des Lebens den Bedingungen des Arbeitgebers. Hier kann nur der Staat durch gesetzliches Einschreiten helfen, und er hat dazu dringende Veranlassung, da es nicht gleichgiltig für ihn ist, ob der Arbeiter ohne Noth vor der Zeit abgenützt werde. Es fällt dies unter die öffentliche Gesundheitspflege, welcher man mit Recht eine besondere Wichtigkeit beilegt. Die Schädlichkeit drückt sich freilich nicht, wie bei Seuchen in der Statistik der Todesfälle aus, weil die Arbeiter

Digitized by Google

bei abnehmenden Kräften andere weniger anstrengende Beschäftigung aufsuchen müssen und also der Arbeiterstand im Ganzen einen jüngeren Altersdurchschnitt mit geringerer natürlicher Sterblichkeit hat. Aber gerade die in die Augen fallende Abwesenheit älterer Leute in den Fabriken beweist den starken Verbrauch. Die Polizei hindert mit vollem Rechte das Beziehen ungesunder Wohnungen, denn sie darf das Leben der unmündigen und unselbstständigen Familienglieder nicht gefährden lassen, und ebenso ist sie befugt, den Familienvater vor schädlichem und zwecklosem Arbeitszwange zu schützen. Wenn aber gesetzlich und allgemein die Arbeitszeit auf das richtige Maß beschränkt wird, welches weder die volle Ausnutzung der Kraft hindert, noch eine übertriebene Abnutzung des Arbeiters zuläßt, so werden alle Arbeitsgeber auf bessere Arbeitsgewohnheit halten müssen und diese bald allgemein machen. Die Arbeiter werden in der kürzeren Zeit denselben Lohn verdienen und der Unternehmer dieselbe Leistung erhalten.

Die Befürchtung, daß bei kürzerer Arbeit der Arbeiter die gewonnene Zeit nicht für sich oder seine Familie benutzen, sondern hauptsächlich in der Kneipe zubringen werde, wird sich nicht bestätigen. Der Arbeiter braucht wenigstens 8 Stunden Schlaf zu seiner Erholung und wenn er 12—13 Stunden arbeiten soll, so bleibt ihm vor und nach der Arbeit zu wenig Zeit, um noch etwas Besonderes damit anfangen zu können. Am Feierabend ist er durch die lange Quälerei erschöpft und hat das dringende Bedürfniß einer künstlichen Auffrischung, welche er in der Kneipe oder bei der Schnapsflasche sucht. Käme er früher und in besserer Verfassung nach Hause, so würde er andere Interessen gewinnen und sich seiner Familie widmen. Der Mensch neigt von Natur zu ordentlichem Leben und es zeigt meistens einen Fehler in seinen Verhältnissen, wenn er davon abweicht.

Aehnlich berechtigt wie das Verlangen nach längeren Tagesfreistunden ist der Wunsch nach regelmäßiger Sonntagsruhe und es ist ganz unnöthig, diese Frage allein vom kirchlichen Gesichtspunkte aus zu behandeln, indem man sich auf die Bibel und göttliches Gebot beruft. Im 2. Buch Moose, Cap. 23 Vers 12 heißt es:

> „Sechs Tage sollst Du Deine Arbeit thun, aber des siebenten Tages sollst Du feiern, auf daß Dein Ochse und Esel ruhen und Deiner Magd Sohn und Fremdling sich erquicken."

Das ist ein einfaches wirthschaftliches, aus der Erfahrung abgeleitetes Gesetz, welches nur, wie alle Gesetze in dem theokratischen jüdischen Staatswesen, in Form einer göttlichen Verordnung ausgedrückt wurde. Nicht kirchliche Andacht und religiöse Zerknirschung, die man Ochse und Esel nicht zumuthen dürfte, sondern Erquickung ist der eigentliche Zweck, welcher durch Freiheit und Ruhe erreicht werden soll. Bei dem Menschen soll die Erquickung natürlich auch zugleich eine geistige sein und es mag ihm überlassen werden, ob er diese in der Kirche oder in Gottes freier Natur und heiterer Gesellschaft sucht, wogegen aufreibende Vergnügungen und Ausschweifungen, denen der blaue Montag seinen Ursprung verdankt, vom Uebel sind. Die englische Sitte, welche am Sonntage die Kneipen geschlossen hält und keine Tanzbelustigungen gestattet, hat daher Manches für sich, denn sie treibt die Leute aus ihren städtischen Höhlen in das Freie zu nützlicher Auslüftung. Sie zeigt auch, daß eine strenge Sonntagsruhe keinen Verlust an der Gesammtleistung der Arbeitskraft verursacht, denn weder steht der englische Arbeiter im Ganzen schlechter als der deutsche, noch hat die englische Industrie ihre Concurrenzfähigkeit eingebüßt.

Nicht ganz so einfach stellt sich die Sache bei der Frauenarbeit. Die Auffassung freilich, welche die weibliche Fabrikarbeit vollständig beseitigen will, weil das Weib in das Haus gehöre, ist gänzlich außer der Zeit. Das hatte einen Sinn, als noch Spinnen und Weben, sowie die Anfertigung der Kleider für die Familie Sache der Frau war. Heute liefert die große Industrie diese Erfordernisse so billig, daß es eine bloße Arbeitsverschwendung wäre, sie zu Hause anfertigen zu wollen. Die Sorge für die Beköstigung und Reinigung allein aber füllt den Tag einer rüstigen Hausfrau bei weitem nicht aus und so ist nicht abzusehen, warum sie den Ueberschuß ihrer Arbeitskraft nicht auswärts verwerthen und dem Spinnrade und Webstuhle in die Fabrik folgen solle — allerdings unter angemessenem Schutze vor Anforderungen in Bezug auf Arbeitszeit, welchen sie in Betracht ihrer sonstigen Obliegenheiten auf die Dauer nicht ohne Schaden entsprechen könnte. Wir halten eine sechsstündige Arbeit der Art für ein volles Tagewerk einer verheiratheten Frau und glauben, daß bei einer solchen Beschäftigung — sofern nicht die Kinderpflege diese überhaupt verbietet — die Familie sich meistens besser befinden wird, als ohne diesen Nebenverdienst. Daß die unverheiratheten Weiber einen besseren Verdienst in der Fabrik finden, als bei der sogenannten Hausindustrie, ist keine Frage. Die letztere wird durch die Vervollkommnung der Arbeitsmaschine immer mehr untergraben und dadurch das weibliche Arbeitsfeld aus dem Hause verlegt: eine Entwickelung, welche allerdings das Familienleben bedroht, mit der man aber doch zu rechnen hat, wenn die Verwerthung der weiblichen Arbeit nicht entbehrt werden kann. Wie sich endlich diese Verhältnisse gestalten und welche Umänderungen die Formen der menschlichen Gesellschaft erleiden werden, das entzieht sich der Voraussicht: das Problem des Tages ist, die Leute auf die beste Weise am Leben zu erhalten, und seine Lösung finden sie selbst am leichtesten. Da aber die Weiber sich fast immer in abhängiger Stellung befinden, ist für sie eine schützende Ordnung um so nöthiger, zu welcher ohne Frage das allgemeine Verbot der Nachtarbeit gehört. Es giebt keine Arbeit, welche ausschließlich von Weibern und nicht ebenso gut von Männern — wenn auch vielleicht etwas theurer — verrichtet werden könnte, und es handelt sich also dabei nur um eine unbedeutende Mehrausgabe, welche gegenüber den sonstigen Rücksichten nicht in Betracht kommt. Ueberhaupt aber ist es ein durch Nichts gerechtfertigter Uebelstand, daß weibliche Arbeiter vielfältig schlechter bezahlt werden, auch wo sie mit Männern gemischt verwendet werden und dasselbe wie diese leisten: ein Mißbrauch, welcher sich auch bei der Stückarbeit eingeschlichen hat und beide Geschlechter schädigt. Der Arbeitsverdienst der Männer wird dadurch herabgedrückt und den Weibern gereichen ihre bescheideneren Lebensansprüche nicht zum Vortheil, sondern zum Schaden.

Viel schlimmer, als die Fabrikarbeit, ist für die Weiber die sogenannte Hausindustrie. Bei der ersteren haben sie einen regelmäßigen und meistens auch auskömmlichen Verdienst, bei der letzteren aber sind sie dem Zufall oder der Noth ausgesetzt. Die nöthige Beschäftigung zu finden, ist eine täglich sich erneuende Sorge und die Arbeiterin steht immer vereinzelt und hilflos dem Arbeitgeber gegenüber, so daß sie der äußersten Bedrückung ausgesetzt ist. Es handelt sich für sie nicht mehr um eine angemessene und gesunde Lebensart, sondern um die Möglichkeit überhaupt zu leben, und oft kann sie diese kaum schaffen, so daß sie der Hunger zur Prostitution treibt. Sie hat dabei in mancher Beziehung mit einer Concurrenz zu kämpfen, welche nicht zu rechnen braucht. Die Töchter der gebildeteren Mittelklassen werden meistens als Kanarienvögel erzogen, ohne anderen Beruf als ihr erfreuliches Dasein und die musikalische Belästigung ihrer Umgebung. Wie den Kanarienvogel hält man sie im Bauer und wie er langweilen sie sich und lieben auch ein Stückchen Zucker extra. Deshalb legen sie sich häufig auf Nebenverdienst durch Sticken und Nähen, wobei sie ihre müßige Zeit tödten ohne den beschwerlichen Aufwand von Gedanken. Wenn sie 20 oder 30 Pfennig auf diese Weise verdienen, so halten sie sich über den Werth bezahlt und machen es dadurch der wirklichen Arbeiterin unmöglich, selbst bei dem angestrengtesten Fleiße ihr Leben zu fristen. Wenn sie den ernsthaften Entschluß zu nützlicher Thätigkeit faßten, so würde die bessere Schulbildung ihnen manchen anständigeren Erwerb zugänglich machen, bei dem sie nicht der Armuth das Brod vor dem Munde wegzunehmen brauchten — abgesehen von dem traurigen Beruf als „Fräulein" oder „Stütze der Hausfrau", welche meistens die am schlechtesten behandelten Dienstboten des Hauses sind. Für die Obliegenheiten des Handlungsgehülfen in fast allen Kramläden reichen die körperlichen und geistigen Kräfte des Weibes vollständig aus und es ist eigentlich eine Verschwendung, junge und rüstige Männer dazu zu verwenden. In den meisten Geschäften dieser Art handelt es sich noch dazu um Artikel für weibliche Kund-

Digitized by Google

schaft, und es hat eigentlich etwas Komisches, einen kräftigen jungen Mann mit ritterlichem Vollbart hinter dem Ladentisch mit der Elle agiren zu sehen: den Ellenreiter des Volkswitzes. Auch die einfache Buchführung und Correspondenz des Krämers geht nicht über weiblichen Horizont und Vermögen hinaus. Wir können in dieser Beziehung von den Franzosen Manches lernen.

Der Hausindustrie mit ihren Auswüchsen kann man leider durch gesetzliche Ordnung nicht beikommen, und das ist noch schlimmer für die Kinder, als für die Weiber. Sind die letzteren schon meistens nicht unabhängig, so ist das Kind ganz willenlos seiner Umgebung unterworfen und vollkommen schutzlos. Das Gesetz kann sich wirksam seiner nur außer dem Hause annehmen, und hier müßte eine regelmäßige und anhaltende Anstrengung, wie bei jeder Fabrikarbeit, vollständig ausgeschlossen werden, so lange wenigstens, als die Schulpflicht dauert: also bis zum Alter von 14 Jahren. Man hat auch wohl dies Alter nicht als Maß der dem Kinde unentbehrlichen Wissenschaft angenommen, sondern in Rücksicht auf die späte Entwickelung unseres Volksstammes, welche ernstliche Arbeitsanforderungen nicht früher gestattet und denen die Schulpflicht bis dahin vorbeugen soll. Nützliche kleine häusliche Nebenverrichtungen sind dabei nicht ausgeschlossen, aber man darf die Kinder nicht dem Eigennutz der Eltern zu rücksichtsloser Ausbeutung überlassen, und wir würden deshalb auch ihre gesundheitsschädliche öffentliche Verwendung, wie z. B. zum Zeitungsaustragen bei Wind und Wetter, oder zum Aushökern von Blumen u. dgl. nicht dulden. Der Staat ist der berufene Vormund der Unmündigen und muß dieses Amtes wie durch den Unterrichtszwang für die geistige Entwickelung, so auch durch eine strenge Arbeitsordnung für das körperliche Gedeihen walten. Der Vortheil der Eltern kommt dabei nicht in Frage, denn die Eltern haben gegen ihre Kinder nur Pflichten, aber keine Rechte.

Wir haben bei dem bisher Gesagten städtische und industrielle Verhältnisse im Auge gehabt, nicht landwirthschaftliche. Auch bei ländlichen Arbeiten würde eine angemessene Verkürzung der Arbeitszeit die Leistung nicht beeinträchtigen, wie die Erfahrung bei allen in Verding gegebenen Arbeiten zeigt. Allein der landwirthschaftliche Arbeiter hat nicht in der Fabrik eine nie anhaltende Maschine zu bedienen, sondern seine Thätigkeit hat zahlreiche Erholungspausen, wechselt fortwährend und geht meistens in freier Luft vor sich. Deshalb ist sie selbst bei längerer Dauer nicht in gleichem Maße aufreibend und auch für Weiber und Kinder weniger schädlich.

Literatur und Kunst.

Fortschritt.

Von Wilhelm Jensen.

Einst hielten in freudiger Andacht wir
Ein Büchlein mit grobem, gekörntem Papier,
Drauf wohl ein Rostfleck, gelb und braun,
Fast wie ein Muttermal zu schau'n;
Ein simpler Umschlag, vor dem Buch
Auf dem Titel ein Greif oder Aschenkrug,
Das Ganze so kunstlos, einfach und schlicht,
Wie einfach schlichte Lippe spricht.

Doch aus der Blätter geheimem Bann,
Da sah es mit Märchenaugen uns an,
Die Dichtung sah uns ins Angesicht,
Wie goldenen Erzgangs schimmerndes Licht.
Es pochte herauf eines Herzens Schlag
Und rief das eigene Herz uns wach.
Es dehnten die Blätter die Brust uns weit,
Wir lebten mit in Lust und Leid,
Wir schwebten mit in fremdem Traum;
Es wandelte sich des Büchleins Saum
Zu leuchtender Himmelsbogen Duft
Und enthob aus der Erde bedrückender Luft.

Wie schritten wir vorwärts! Nun haben wir
Die Dichtung auf kunstvollstem Büttenpapier
Mit auserlesenstem Typendruck;
Der Einband funkelt von goldnem Schmuck.
Aus schmalem Büchlein werden Folianten,
Es eifern illustreste Illustranten
Mit riesigen Bildern die Dichtung zu zieren
Und höchsten Preis ihr aufzunotieren.
Denn Alle müssen für ihre Feste,
Für ihre Theuren, für ihre Gäste
Die theuersten Prachtausgaben haben.
Sie sind Alle ja selber Prachtausgaben
Der neuesten Mode des glitzernden Scheines,
Des goldumfunkelten Similisteines.

Einsame Bücher.

Von Hieronymus Lorm.

Zu allen Zeiten hat es einsame Schriftsteller gegeben, und sie waren nicht die schlechtesten unter den Menschen. Durch zweitausend Jahre hindurch schallt das Gelächter über die Abderiten, die ihren Demokrit für wahnsinnig hielten, weil er nicht mit ihnen, mit den so lieben Bewohnern von Abdera verkehren wollte. Seit uralten Zeiten aber gibt es auch einsame Bücher, und sie sind nicht deshalb die schlechtesten, weil sie nicht gelesen werden.

Der Begriff des einsamen Buches wird jedoch nur durch die Analogie mit der einsamen Pflanze deutlich. Sie wächst im unzugänglichen Urwald, dufterfüllt und farbenprächtig, oder auf dem Gipfel der höchsten Berge Indiens, und ihre Existenz ist nur der Ahnung des Naturforschers aufgegangen, und niemals hat ein Mensch sich derselben in ihrer vollen Wirklichkeit erfreut. So ist sie ein stilllächelnder Widerspruch zum anthropocentrischen Hochmuth, der sich staunend und entrüstet fragt, wozu etwas überhaupt auf Erden vorhanden sei, was dem gar so liebenswürdigen Menschengeschlecht keinen Nutzen und kein Vergnügen bereitet. Die Weltanschauung, die man in den Schulen docirt, ist noch lange nicht über den Wahn hinaus, daß der armselige Mensch die Ursache sei, weshalb überhaupt noch etwas außer ihm ein Dasein erhalten habe. Johannes Huber spricht in einer seiner wenig gelesenen Schriften von dem „sicherlich wohlgenährten" Rathsherrn Brockes zu Hamburg. In neun Bänden legte er versificirte Meditationen darüber nieder, wie Alles in der Welt nur zum Nutzen und Vergnügen des Menschen bestimmt sei. In der Schmackhaftigkeit der verschiedenen Obstsorten und eßbaren Thiere wird dankbarlichst Gott als der „ewig reiche Speisemeister" gepriesen und sorglich wird auch dort ein Nutzen erspäht und entdeckt, wo, wie z. B. bei Füchsen, Wölfen, Leoparden und anderen Thieren, nichts für die Tafel abfällt.

Den wohlgenährten Rathsherrn könnte schon die einsame Pflanze widerlegen, die mit ihrem Duft und ihrer Farbenpracht ausschließlich für die Sinne des Menschen geschaffen scheint und ihm doch niemals vor die Augen und vor das Geruchsorgan kommt. Schwerer schon ist es, von einem Buche zu behaupten, sein Entstehungsgrund wäre nicht der Nutzen oder das Vergnügen der Menschen, da doch kein anderer Zweck für die Hervorbringung desselben denkbar zu sein scheint. Indessen hat die Psychologie des schriftstellerischen Wesens nur die Möglichkeit der für die absolute Einsamkeit bestimmten literarischen Production noch nicht in Betracht gezogen. Ja, es gibt einsame Bücher, nicht solche, die es gegen die Absicht des Verfassers sind und blos durch mangelnden Erfolg zur Einsamkeit verurtheilt wurden, sondern Bücher, die einzig und allein zu dem Zwecke geschrieben und gedruckt wurden, um

Digitized by Google

vom Verfasser selbst als Buch gelesen zu werden. Höchstens, daß ihm dabei noch die Eventualität vorschwebt, es könnte noch einige Wenige in der Welt geben, die sich gleich ihm mit Vorliebe in einen Gegenstand vertiefen, um den sich sonst Niemand mehr kümmert.

Autoren dieser seltsamen Art sind poetischer als Alles, was sie schreiben können und als das Meiste, was geschrieben wird. Darum mag es der Kunstkritik nicht verargt werden, wenn sie sich lieber bei einem poetischen Menschen, als bei unpoetischen Büchern aufhält, selbst wenn das Buch, welches einen so seltsam gearteten Menschen zur Erscheinung bringt, an und für sich das trockenste Object ist, in das sich eine vereinsamte Liebhaberei verbeißen kann. Da lebt auf dem Schlosse Dirschel im preußischen Schlesien ein alter Herr, der, wenn er sich mit seinem vollen Namen und allen seinen Titeln unterzeichnet, schon einige Zeilen dazu braucht und dem Kupferstecher in Breslau, der seine Visitekarten liefert, schon einige Arbeit auferlegt. Ich will es für den Leser gnädig machen und blos den Namen citiren: Ferdinand Alexander Graf Larisch, Freiherr von Elgot und Karvin. Der also benamsete Herr hat beinahe schon das Alter des deutschen Kaisers erreicht, ist gleich rüstig und lebhaft, und wenn er in seinem Parke wandelt und der ungeheure Reichthum einer so langen, im Kriegs- und Staatsdienst verbrachten Vergangenheit sich vor ihm aufthut — woran denkt er? Was nimmt er nach seinem eigenen Geständniß noch in den Traum seiner Nächte mit auf? Die Etymologie der schlesischen Städte- und Familiennamen!

Wäre dies blos eine gelehrte Neigung, so könnte sie längst befriedigt und der Forschungstrieb in eine andere Richtung gerathen sein. Denn es ist längst eine Brochure erschienen: „Keltische Königshöfe in Schlesien", die den Gegenstand erschöpft, weil eben erträglicher Weise nicht mehr davon zu sagen ist, als in ein kleines Druckheft hineingeht. Dem alten Herrn in Dirschel war jedoch bei seiner Leidenschaft für den sprachlichen Ursprung von Eigennamen damit keineswegs Genüge gethan; er fand die etymologischen Untersuchungen über den Unterschied zwischen keltischen und slavischen Bezeichnungen nicht — populär genug, als ob dergleichen Dinge jemals eine volksthümliche Liebhaberei werden könnten. So schrieb er denn selbst ein ziemlich dickes Buch über den Gegenstand: „Betrachtungen über die Urzustände Schlesiens, für Laien geschrieben" und gab das Buch 1885 in Commission zu C. Kothe in Leobschütz. Veranlassung, nicht das Buch zu schreiben, denn diese Veranlassung liegt tief im Innersten der Seele, sondern Veranlassung, die vor dem Publicum zur Entschuldigung dienen muß, daß der Graf auf die Brochure noch ein Buch pflanzt, ist, daß jene zwar vortrefflich und in markigem Stil geschrieben, „aber doch" dem allgemeinen Verständniß nicht durch genügende Ausführung diene. „Manche Stellen sind so dunkel, daß man ihren Sinn nur nach längerem Nachdenken errathen kann."

Diesem Uebelstand und noch mehreren anderen von gleicher Wichtigkeit für das Plaisir der Lesewelt hat der Graf abgeholfen, wodurch, wie er selbst sagt, „der Umfang und Inhalt der nur 24 Druckseiten enthaltenden Brochure bedeutend vergrößert, ja wir können, ohne uns zu rühmen, sagen: dieselbe fast ganz umgearbeitet worden ist".

Diese altfränkische Bescheidenheit, die annimmt, eine Umarbeitung wäre schon eine rühmliche That, zu der man sich nicht ohne die Einschränkung bekennen dürfte, daß man sich nicht selbst dafür loben wollte, stellt uns das Bild eines liebenswürdigen alten Herrn vor Augen, der sich selbst im Angesicht des Gegenstandes, der ihm unendlich groß zu sein dünkt, so viel als möglich verkleinert. Er hält an dieser Bescheidenheit von Anfang an fest, indem er die gebräuchliche Autordemuth von der ersten Person nur im Plural, nur mit „wir" zu sprechen, schon im Vorwort bis zur Drolligkeit ausbeutet. „Von jeher verspürten wir in uns einen lebhaften Drang, dem Ursprung der Dinge nachzuforschen und müssen dies für einen eigenthümlichen Zug unseres Charakters halten, weil er so dauernd in uns auftritt. Wir geben hier das Resultat unserer nächtlichen Betrachtungen." Denn wir haben — nämlich der Verfasser — an Schlaflosigkeit und Einsamkeit gelitten.

Mit der Hervorhebung dieser putzig naiven Schreibweise des alten Herrn sei jedoch der Werth, den das Buch für historische Forscher immerhin haben mag, nicht herabgesetzt, wenn auch die Voraussetzung eines allgemeinen Interesses nur der Gemüthsbeschaffenheit des Verfassers entspringt. „Die Celten", heißt es, „oder, wie die Griechen sagen, Kelten, gehören der Sprache nach zu dem arischen oder indogermanischen Stamme. Sie sollen ihren Wohnsitz am Kaukasus gehabt haben . . . ihr Name ‚Celti' ist aus dem Römischen abgeleitet und deckt sich mit dem Worte ‚Celsus', ‚Celsi', d. h. die Hohen, Erhabenen. Ob diese Benennung von den geistigen oder körperlichen Eigenschaften oder von der localen Beschaffenheit ihres alten Wohnsitzes hergenommen ist, resp. wie sie sich selbst genannt haben, entzieht sich unserer Kenntniß und kann füglich dahin gestellt bleiben."

Nach der Meinung der Majorität des lesenden Menschengeschlechtes hätte wohl das ganze Buch „füglich dahingestellt" bleiben können, besonders im Hinblick auf die schon vorhergegangene und für den Gelehrten erschöpfende Brochure, die den Gegenstand auf 24 Seiten erledigt. Freilich sagt Graf Larisch, sie wäre zuweilen dunkel und erheische an manchen Stellen reifliches Nachdenken, allein dadurch mag sie eben für den Gelehrten grade recht sein. Ueberaus anmuthend jedoch ist die Vorstellung, die ungelehrten Laien würden sich bei größerer Deutlichkeit mit hingebender Liebe in den Gegenstand versenken. Das Anmuthende ist das Gemüth, in welchem sich eine solche Annahme bildet, weil es selbst von der Liebe zu der Sache in dem Grade ergriffen ist, daß es sich eine Gleichgültigkeit für dieselbe gar nicht vorzustellen vermag. Aus der einsamen Scholle, auf welcher der alte Graf haust, wuchs nach und nach das einsame Buch hervor, dank einer Gemüthsstimmung, welche so intensiv im eigenen Fühlen ist, daß es ihr als das Fühlen der Welt erscheint. Eine derartige Gemüthsstimmung ist eine durchaus lyrische, und deshalb spreche ich davon zuerst bei einer Betrachtung der Poesie der Gegenwart. Die Lyrik der Lebensstimmungen ist an nichts gebunden, selbst nicht an die gebundene Rede; auf der Lyra des menschlichen Herzens spielen nicht blos scandirende Finger.

Solcher Lyrik ist es auch fast erwünscht, wenn das Buch, das aus ihr hervorging, einsam bleibt. Es ist einmal vorhanden, und dies genügt dem einsamen Ausspinnen der Gedanken und Gefühle.

Führt nun die Betrachtung zu jenen Büchern, die ohne die Absicht und den Willen ihrer Autoren so häufig einsam bleiben, d. h., nicht gelesen werden, zu den vielen Sammlungen, die man oft lieber in alle Winde zerstreut wissen möchte, zu den Bänden lyrischer Gedichte, die unausgesetzt nach dem Beifall der Welt verlangen, so muß man unterscheiden, was an der allgemeinen Ablehnung der Lyrik in unserer Zeit das gerechte und das ungerechte Moment ist. In einer längst heimgegangenen und verschollenen Dichterzeitung habe ich zu Anfang des vorigen Jahrzehnts darüber Aufzeichnungen niedergelegt, zu denen ich getrost zurückkehren kann, weil die seitdem wieder massenhaft entstandene lyrische Production doch weder ästhetisch noch thatsächlich einen veränderten Gesichtspunkt ermöglicht hat.

Das Mittelmäßige ist in keiner Kunst gänzlich zu verachten und zu verwerfen, ausgenommen in der Lyrik. In den übrigen Künsten, selbst in den übrigen Gattungen der Dichtkunst, dient es dazu, die großen Zwischenräume im Auftauchen einzelner Genies so weit auszufüllen, daß der Sinn für die Kunst überhaupt dazwischen nicht ganz verloren gehe. Wollten Drama, Roman, Musik, Malerei u. s. w. mit ihren Hervorbringungen so lange warten, bis ein Genie dafür auftaucht, so fände auch dieses dann nicht mehr die ihm zur Wirkung im Volke nöthige Empfänglichkeit noch lebendig vor.

In diesen Künsten erfordert aber auch schon das blos Anmuthige, das Gefällige, das Mittelmaß einen Grad von Technik, der nur schwer und mühsam zu erwerben ist. Und da alle Kunst etymologisch wie sachlich vom Können herstammt, so macht hier das nur geschickt Gearbeitete schon

Digitized by Google

nahezu einen künstlerischen Eindruck, der gerade hinreicht, den Sinn für die Kunst überhaupt rege zu erhalten.

In der Lyrik fällt die Schwierigkeit des Technischen so ziemlich ganz hinweg. Wesentlich vorausgestaltet liegt es schon in der „gebildeten Sprache, die für Dich dichtet und denkt". Nur das Genie hat mit ihr zu ringen, weil es immer fürchtet, daß ihm sein Bestes und Tiefstes unausgesprochen im Busen zurückbleibt. Die gewöhnliche Lyrik trifft das Technische ohne Schwierigkeit, macht daher nicht den Eindruck des Könnens und kann folglich keineswegs gleich dem Mittelmäßigen in andern Künsten dazu dienen, den geistigen Antheil der Menge an der bestimmten Kunstgattung wach zu erhalten. Im Gegentheil! Der so mühelos und deshalb jährlich in fabelhaften Massen producirte Singsang hat die Empfänglichkeit abgestumpft.

So weit ist die beinahe grenzenlose Abneigung der neuesten Zeit gegen Lyrik der neuesten Zeit einigermaßen gerechtfertigt. Allein es kommt noch ein Moment der Ungerechtigkeit hinzu. Als ob die Masse gedankenloser Sammlungen nicht hinreichen würde, der Lyrik Verderben zu bereiten, kommt eine Masse gedankenloser Kritik hinzu, die nach der Schablone lobt, und wo noch naive Gemüther übrig sind, die sich davon täuschen lassen, und deshalb in die angepriesenen Gedichte sich versenken, auch diese letzten Empfänglichen enttäuschen und der Lyrik abwendig machen. Man sehe sich doch einmal die gewöhnlichen Kritiken der Tagesblätter über lyrische Production, die den Verlegern oder Autoren gefälligen Notizen etwas genauer an.

So sind, um ein Beispiel zu geben, in diesem Augenblicke „Gedichte" von Pauline Schanz*) erschienen, von denen der Kritiker einer sehr namhaften Zeitung unbedenklich und uneingeschränkt die Ebenbürtigkeit mit den Gedichten von Hermann Lingg behauptete. Diese Bemerkung allein veranlaßte mich, das Buch zu lesen. Ich fand ein sehr respectables Talent, das sich weit über die Mittelmäßigkeit erhebt, schon weil es von der Wahrheit seiner Thränen und seines Mitgefühls zu überzeugen vermag. Allein nur das oberflächliche Drüberhinhuschen vermag einer Pauline Schanz den Platz neben Hermann Lingg anzuweisen, der in seiner ersten, von Geibel herausgegebenen Sammlung gleich das Reifste und das Bestrickendste gab, das er überhaupt zu leisten vermag. Zur Ebenbürtigkeit fehlen den Gedichten der Pauline Schanz nur drei Kleinigkeiten: Originalität der Gedanken, Melodie des Verses und Reinheit der Reime, die drei hauptsächlichsten Vorzüge der Gedichte von Hermann Lingg. Unter den von der „drüberhinhuschenden" Kritik am meisten hervorgehobenen Gedichten der Pauline Schanz hat „Die Noth" folgende Strophe:

„Ich bin der Menschheit Angebinde,
Seit sie verscherzt die Seligkeit,
Geboren ward ich mit der Sünde
Und bin unsterblich wie die Zeit.
Der Herr war es in seinem Grimme,
Der mich erschuf an Edens Thor,
Da, folgend der Versuchung Stimme,
Der Mensch sein Paradies verlor."

Diese acht Zeilen sind charakteristisch genug. Sie zeigen den unreinen Reim, dessen sich die Verfasserin häufig bedient und vor welchem einem Schüler Platen's, wie Lingg, die Haare zu Berge stehen; sie zeigen aber auch in der Anlehnung an die Glaubensmythe den Mangel einer Weltanschauung, die dem philosophisch vertieften Pessimismus, den man der Dichterin ebenfalls nachgerühmt hat, nothwendig innewohnt. An Stelle der Weltanschauung durchzieht blos eine starke Betrübniß das Buch: es nimmt die Leiden der Welt einfach zu Protokoll. Geschieht dies in ergreifender Tonart, nämlich mit dem echten Wiederklang einer von den Dingen der Welt erregten Stimmung, wie es bei den Gedichten der Frau Schanz in der That größtentheils der Fall ist, so ist die Aufgabe der Lyrik mindestens so weit erfüllt, daß dem Buch die Berechtigung zur Existenz nicht abgesprochen werden kann.

*) Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Um sich jedoch auf der Höhe behaupten zu können, welche die Kritik, die es mit Büchern nicht ernst nimmt, diesen Gedichten angewiesen hat, auf der Höhe der in unsern Tagen zur Vollendung ausgebildeten, ja eigentlich von unsern Tagen erst erschaffenen philosophischen Lyrik, müßten die Gedichte mindestens die Form makellos beherrschen. Man wirft dem weiblichen Geschlecht vielleicht mit Unrecht im geselligen Leben die Verkleinerungssucht vor; in der Sprache können namentlich die norddeutschen Frauen nicht davon lassen. Ich habe von einem „Droschkchen" und sogar von einem „Krankheitchen" sprechen gehört und glaubte damit schon das Aeußerste vernommen zu haben; vielleicht geht Frau Schanz noch darüber hinaus, wenn sie von einem „Thränlein" und sogar von einem „Dinglein" spricht. Doch genug! Nicht um die Gedichte von Pauline Schanz zu tadeln, im Gegentheil, um ihnen den Rang anzuweisen, der ihnen wirklich gebührt, also um sie zu loben, dienen diese Bemerkungen. Wird aber, wie dies so oft geschieht, neuen lyrischen Sammlungen ein höherer Rang angewiesen, als ihnen wirklich gebührt, so geht ihnen nachträglich durch die Enttäuschung des Lesers auch derjenige hohe Rang verloren, der ihnen nach Verdienst zukäme. Die leichtfertige literarische Kritik ist der ernsten Verantwortlichkeit nicht eingedenk, die jede öffentliche Kritik den Culturinteressen der Nation gegenüber auf sich nimmt, und ebensowenig des Schadens, den sie gerade ihren Schützlingen durch das Anregen großer Erwartungen zufügt. Man kann von der Kritik mißhandelt, aber auch gewissermaßen von ihr lobhandelt werden.

Ein bisher noch nicht durch Kritiken bekannt gewordener Dichter ist Jeannot Emil von Grotthuß.*) Man könnte annehmen, er gehöre zu jenen einsamen Schriftstellern, von welchen im Anfang dieser Zeilen die Rede ist. Denn er lebt in Rußland, und wer dort am Strome der Zeit sitzt, den Wellenklang erlauschen und sogar darauf antworten will, der muß sich mit tiefer Einsamkeit umgeben, wenn er nicht in die unliebsame und noch tiefere Einsamkeit unterirdischer Bergwerke gelangen will. Wie dem auch sei, Emil von Grotthuß ist ein geistreicher Mann und er gibt dies schon durch die höchst interessante Vorrede zu seinen Dichtungen, mehr aber noch dadurch zu erkennen, daß er eingesteht, mit einer Vorrede zu Dichtungen einen Fehler zu begehen. In der That, wem es um den Genuß und die Werthschätzung lyrischer Dichtung zu thun ist, der kann die Einleitung in Prosa getrost bei Seite lassen, selbst wenn sie so anziehend und so gedankenreich wie die vorliegende geschrieben ist. Ich sprach oben von der philosophisch vertieften Lyrik unserer Zeit und glaube die Gedichte von Grotthuß nicht besser charakterisiren zu können, als wenn ich an ihnen den Unterschied zwischen der unberechtigten, sich selbst aufhebenden Reflexionslyrik und der berechtigten philosophischen Dichtung klar zu machen suche.

Lyrik ist nicht mehr, wenn sie reflectirt; die Betrachtung — wie sie den Philosophen auf die höchste Höhe des Gelingens trägt, stürzt sie den Lyriker in den Abgrund des Unwerthes hinab. Lyrik und Philosophie sind zugleich zärtliche Schwestern und feindlich sich vernichtende Gegner; jenes in der Wirkung auf das Gemüth, in der Erhebung der Seele; dieses im Wahn, ihre Arbeit, ihren Beruf vertauschen zu können. Dem Philosophen sind die Objecte gegeben, und er gewinnt ihnen auf logischem Wege die Erkenntniß ab; dem Lyriker ist im Voraus nichts gegeben, als die Fähigkeit, sich die Dinge nach subjectiven Gefühlen zu gestalten. Sein Lied ist das Neuerschaffen der Objecte, die er besingt; sie sind für ihn nur als seine Stimmungen, für die Hörer nur als die in ihnen erweckten vorhanden. Der Philosoph steht auf der goldenen Säule der Wissenschaft; der Lyriker erhält sich aus sich selbst frei in den Lüften.

Ueber welchem Gegenstand der Lyriker aber schwebe — das ist für den Genuß und die Werthschätzung seiner Production vollkommen gleichgültig. Ob er einen Courierstiefel oder das Mysterium des Welturspungs besinge, das gibt ihm keinen niedrigern und keinen höhern Rang. Wirkung und

*) Am Strome der Zeit. Dichtungen. (Riga, N. Kymmel's Buchhandlung. 1885.)

Digitized by Google

Beurtheilung hängen einzig und allein von der Wiedergabe der Stimmung ab, die ihm der gewählte Gegenstand erregte. Ist dieser zufällig das philosophische Welträthsel, so muß dieses, um lyrisch zur Geltung zu kommen, dieselbe leidenschaftliche Hingebung, dieselbe heiße Sehnsucht erregt haben wie das Weib in Heine oder der gefüllte Becher in Hafis oder der Wald in Lenau.

Dies ist nun einigermaßen bei J. E. von Grotthuß der Fall. In Gedichten wie „Nach geschlagener Schlacht" oder „Der Traum ist süß" pocht leidenschaftliche Sehnsucht mit kräftiger Faust an die Pforte des Weltgeheimnisses. Diese Kraft des Ausdrucks, die überzeugende Macht der Stimmung, nicht aber daß sie zufällig einem Hang der Zeit nach pessimistischer Weltauffassung fröhnen, bewirken, daß man diesen Gedichten eines Deutschen in Rußland bereitwillig einen Platz in den Reihen angesehener Dichter einräumen wird, enthielten sie auch nichts als bei der Abmahnung, Dichtern steinerne Denkmäler zu setzen, die seine Dichterkrone bedeuten sollen, die schönen Worte:

„Legt ihm auf's Grab die schönste aller Kronen,
Ihm, dessen Herz euch warm entgegenschlug;
Die schönste Krone, die ein Mensch errungen,
Das ist die Krone, die der Heiland trug!"

Ein geistreicher Chinese.

Von Ferdinand Groß.

Als die französische Operette sich in ihrer Blüthe befand, gehörte es zu ihren stolzesten Gewohnheiten, immer dann, wenn dem Librettisten nichts Besseres oder eigentlich gar nichts eingefallen war, einige komische Chinesen aufmarschiren zu lassen. Die auf einem geheiligten Herkommen beruhende Komik bestand darin, daß die Operetten-Chinesen wie die Hanswurste über die Bühne tänzelten, die Zeigefinger beider Hände in die Höhe streckten und nach Muster von Pagoden mit den Köpfen nickten. Darob erwachte in der Regel gewaltige Heiterkeit, und die p. t. Europäer und Europäerinnen dünkten sich namenlos erhaben über diese bezopften Asiaten, welche zu nichts gut wären, als dazu, von unglaublich witzigen Textdichtern lächerlich gemacht zu werden ... Nach und nach hat das Bild sich verschoben. In dem Maße, als das „Reich der Mitte" sich mit der europäischen Culturwelt in engere Beziehung setzte, gewann man im Westen wachsende Achtung vor jenen Söhnen des Ostens, die stolz auf eine der ältesten Civilisationen zurückblicken, und denen die Errungenschaften Europas nicht leicht imponiren. Die Japanesen freilich befreundeten sich mit Europa viel intimer, als die Chinesen, aber sie guckten uns doch meist nur Aeußerlichkeiten ab, und ihr Anschmiegen an unsere Gesittung geschah viel zu plötzlich, viel zu unvermittelt, um vor dem Auge des unparteiischen Beobachters für voll und echt gelten zu können. Der Japanese entwickelt eine Art von Virtuosität darin, die verschiedensten Metamorphosen mit seinem lieben Ich vorzunehmen. Er zeigt sich in allen möglichen nationalen Masken, er wird Deutscher in Berlin, Italiener in Rom, Franzose in Paris. Der Chinese, dessen wichtigster Charakterzug ja überhaupt im Beharren liegt, hat den Ehrgeiz, immer und überall Chinese zu bleiben. Wird der Europäer in Yeddo zu einem großen Diner geladen, so bekommt er die Werke eines französischen chef de cuisine vorgesetzt; im gleichen Falle bleibt der Amphitryon in Peking bei seinen heimischen Gerichten und meint, der Magen des Fremden müsse sich nach dem Lande einrichten, in welchem er zu essen bekommt. Der Japanese excellirt in der Verwandlungsfähigkeit, der Chinese will immer zeigen, daß er selbst Jemand ist und — um etwas zu gelten — nicht erst ein Anderer zu werden braucht.

Heute, wie gesagt, hat der Chinese aufgehört, uns zu erheitern. Wir haben gelernt, ihn ernsthaft zu nehmen, und sogar in Paris — wo er lange Zeit in vereinzelten Exemplaren eine drollige Staffage des Boulevardlebens bildete — besinnt man sich und bekommt Respect vor diesem Fremden, der in seinem ererbten Selbstbewußtsein solchen Respect vollkommen berechtigt findet, weil er alle andern Länder im Vergleiche mit dem seinigen für inferior hält. Selbst der oberflächliche Pariser badaud gafft den Chinesen nicht mehr wie ein zur männiglichen Belustigung ausgestelltes Wunderthier an, seitdem competente Leute ihn darüber belehrt haben, daß dieser asiatische Bruder eine ganze Menge im günstigen Sinne hervorragender Eigenschaften besitze.

Als wolle der Zufall speciell die Pariser ganz besonders überzeugen, der Chinese sei ein Bildungsmensch so gut wie irgend ein Europäer, hat er als Militärattaché der chinesischen Gesandschaft einen Mann nach der französischen Hauptstadt verschlagen, der sich eines Tages als ein von Geist sprühender Schriftsteller in — französischer Sprache entpuppte. General Tscheng-Ki-Tong veröffentlichte ein Buch: „Les Chinois peints par eux-même". Die Urtheile, die er darin über europäische Zustände und Einrichtungen abgab, mochten Gegnerschaft, ja Unwillen provociren, aber geradezu Bewunderung erregte die absolute Meisterschaft, mit welcher er das fremde Idiom beherrscht, sowie seine innige Vertrautheit mit den in unserem Welttheile üblichen Anschauungen. Wohl nie vor ihm hat ein Chinese sich mit so scharfer Eindringlichkeit, mit so intimen Verständnisse wie er, in unsere ganze Denkweise hineingefunden. Er sieht eine andere Welt als diejenige, in welcher er geboren worden, aber er begreift sie in allen Details, er faßt sie in all' ihren Kundgebungen richtig auf. Kein bemerkenswerthes Moment aus dem Gesammtbilde europäischer Cultur ist ihm fremd geblieben, aber — und darin bewährt er sich als der echte und rechte Chinese — er hat sich bei uns durch nichts im Uebermaße imponiren lassen, ja, er bleibt, was er auch erfahren mag, immerdar stolz auf seine Heimath, und wenn er Europa eine Freundlichkeit sagt, so mengt er dieser in der Regel ein gut Stück Ironie bei, und am meisten Selbstbewußtsein documentirt er eigentlich, wenn er uns mit der Nachsicht der Ueberlegenheit behandelt. In seinem soeben erschienenen neuesten Buche über das chinesische Theater*), dem zweiten Bande von „Les Chinois peint par eux-mêmes", tritt diese Eigenheit fast auf jeder Seite hervor. Tschng-Ki-Tong nennt auf dem Titelblatte nur seine heimische Bühne, aber er spricht mit Vorliebe von der französischen. Er kennt die letztere mit minutiöser Genauigkeit; die Schriften der Classiker Frankreichs sind ihm ebenso vertraut wie das lebendige Pariser Theater. Im Studirzimmer, wie in seiner Loge in der Comédie-Française hat er sich, scharf beobachtend, mit Frankreichs dramatischem Genius beschäftigt. Er hat sich um Gegenwart wie um Vergangenheit eifrig bekümmert, Voltaire ist ihm nicht minder vertraut wie Francisque Sarcey. In der Vorrede läßt Tscheng-Ki-Tong den weiten Umfang seiner Kenntnisse errathen. Er beginnt mit einem Panegyricus auf Molière; man meint, einen gallischen Schriftsteller zu vernehmen, wenn man Molière da als „le plus grand des hommes" bezeichnet liest. Tscheng-Ki-Tong hat sich die Terminologie seiner französischen Collegen angeeignet, aber diese bleibt nur Schale, nur Gewand. Schon etliche Seiten nach der Vorrede spricht Tscheng-Ki-Tong so entschieden aus seiner nationalen Seele heraus, daß man billig darüber erstaunen darf, wie Jemand zu gleicher Zeit so sehr Franzose und so sehr Chinese sein könne. Zur Einleitung bemerkt unser Autor, gerade er sei dazu berufen, gewisse Dinge und Verhältnisse in Europa zu beurtheilen, weil sie auf ihn, den Unbefangenen, wie Neuheiten wirken mußten. Er vergleicht sich mit einem in alter Zeit Verstorbenen, der nun plötzlich wiedererscheine und die Wahrzeichen unserer Tage als etwas ihm ganz Unbekanntes betrachte. Mit einem Male tauchte ein überraschendes Bild vor ihm auf. Er betrachtete es mit der Neugierde eines Antiken, der sich ohne jeden Uebergang mitten in die moderne Gesellschaft versetzt fand; die Eindrücke, die er empfing, konnten unter dieser Voraussetzung nicht diejenigen aller Welt sein.

Er eröffnet sein Buch mit der Erklärung, daß es ihm nicht

*) Le théâtre chinois. Etudes de moeurs comparées. Paris. Calmann Lévy, éditeur. Deutsch von A. Schulze, bei Reißner, Leipzig.

Digitized by Google

einfalle, das chinesische und das französische Theater zu vergleichen. Er getraue sich überhaupt nur dann von ersterem zu sprechen, wenn man auf der Bühne nicht blos eine auf localem Boden fußende Picanterie suche; wenn man den Glanz der Costüme und den Pomp der Decorationen entbehren und von dem Rahmen absehen könne, um nur das Werk zu studiren; wenn man nichts als die Kunst, unabhängig von Gewohnheiten, Vorurtheilen und überkommenen Ideen, im Auge habe. „Unstreitig", sagt der Verfasser, „ist das französische Theater weit entwickelter als das chinesische, aber dieses ist älter; die dramatische Kunst glänzte in China, als sie in Frankreich noch nicht existirte." Tscheng-Ki-Tong gibt mit ironischem Lächeln die Mängel seiner Bühne zu: „Unsere scenischen Einrichtungen athmen den Geist vergangener Tage und haben sich nicht nach der eleganten Mode gerichtet; unsere Schauspieler erlernen in keinem Conservatorium die Kunst gut zu sprechen, und unsere Schauspielerinnen — es gibt keine." Wenn man aber liest, welche Schilderung der Autor auf dieses Zugeständniß folgen läßt, dann gewinnt man den Eindruck, in China befänden die Schauspieler sich nicht auf der Bühne, sondern im Auditorium, so groß ist die Theilnahme des Publicums, so stark seine Mitarbeiterschaft an der Aufführung. Es fehlen alle Aeußerlichkeiten der mise-en-scène, kein Behelf ist vorhanden, welcher der Phantasie als Krücke dienen könnte. Wer dieses Theater besucht, der kommt wirklich des Stückes wegen, nicht aber, um eine bloße Schaulust zu befriedigen, oder gar, um gesehen zu werden. Der Regisseur erklärt den Ort der Handlung, er beschreibt ihn in den glänzendsten Farben, er stattet ihn mit allen Reizen und Lockungen aus — aber nur in Worten, denn in Wirklichkeit beschränkt sich das Theater, ob nun ein Wald bei Mondschein oder ein lieblicher Garten der Ort der Handlung ist, immer auf seine nackten vier Wände, und es gehört die ganze maßlose Lust des Chinesen am Theater dazu, daß er sich damit zufrieden gibt, die Decoration — zu hören. Der Chinese hat eine unsägliche Vorliebe für die Bühne. In den Straßen der Städte sieht man unzählige Holzbuden, improvisirte Theater; an ständigen größeren Gebäuden für scenische Darstellungen fehlt es, aber in jedem vornehmen Hause findet man einen Theatersaal; außer geladenen Gästen wird in den letzteren, und zwar in eine rückwärtige Abtheilung, Publicum von der Straße eingelassen. Nach Tscheng-Ki-Tong's Ansicht hat China das Theater „an sich", das in Europa fehlt. Trotz der tief eingewurzelten Leidenschaft für Alles, was Theater heißt, gilt in China der Schauspieler — der „bevollmächtigte Gesandte der Dichter bei Seiner Majestät dem Publicum" — als ehrlos. „Wir sind", bemerkt Tscheng-Ki-Tong" heute in China nach dieser Richtung nicht viel aufgeklärter als Frankreich unter Ludwig XIV" — eine Entschuldigung für China und zugleich ein Hinweis darauf, daß auch der Occident sein Zeitalter der Intoleranz gegen die Theaterleute durchmachen mußte." Unser Autor constatirt dann, daß es früher wohl Schauspielerinnen in China gab, daß aber jetzt die Frauenrollen dort von jungen Leuten dargestellt werden. Tscheng-Ki-Tong sieht in diesem Mangel einen Vortheil. Auf jeder Bühne kommen so edle, erhabene Frauengestalten vor, daß in den Ländern, wo Schauspielerinnen zugelassen werden, ihre Repräsentantinnen im wirklichen Leben sehr tugendhaft sein müssen, um nicht den unangenehmsten Vergleichen mit ihren Rollen ausgesetzt zu sein — abgesehen von den Fällen, wo die aus der Halbwelt geholten Heldinnen ein Publicum haben, das zu ihren Vertrauten gehört . . . In China erscheinen nur Männer, und diesen verzeiht man leichter als den Frauen ein zügelloses Privatleben, wenn sie künstlerisch etwas Tüchtiges leisten, zumal der Chinese den Schauspieler bürgerlich meidet und ihn sammt der Illusion, die er hervorgerufen, in seinem Rahmen beläßt.

Es würde zu weit führen, wenn wir hier das Wichtigste reproduciren wollten, was Tscheng-Ki-Tong über Chinas dramatische Literatur mittheilt. In dem Buche selbst suche man die Angaben über den Reichthum dieser Literatur nach, die allein unter der Dynastie der Youens um fünfhundert Bände bereichert wurde, oder die Daten über die große Ausbreitung kritischer Schriften. „Unsere alten Schriftsteller", erzählt Tschang-Ki-Tong, „werden oftmals neu aufgelegt; jede neue Auflage ist von einer Vorrede mit Commentaren und Belehrungen jeglicher Art begleitet, und die Philologen, Historiker, Schriftsteller und Kalligraphen finden daran ihre Freude. In China liest man Vorreden — es ist dies eine unserer Absonderlichkeiten! — und diese Vorreden rufen wieder neue Vorreden hervor, und so setzen diese Veröffentlichungen sich ins Unendliche fort . . ." Das uns vorliegende Buch enthält eine reiche Fülle von merkwürdigen Mittheilungen. Wir heben aus letzteren hervor, daß in China das Strafgesetz jene Dramatiker bedroht, deren Werke einen anderen Zweck verfolgen als: die Tugend zu fördern. Die Obscönität wird als ein Verbrechen behandelt. Tscheng-Ki-Tong macht vor Europa höhnisch seine Reverenz und sagt: „Ich wüßte nicht, daß die Occidentalen ähnliche Zwecke verfolgen. Bei ihnen ist das Schauspiel nicht eigens zur Förderung der Tugend bestimmt, es ist nicht mehr als ein Vergnügen, und gewöhnlich hängt Vergnügen nicht von Tugend ab. Es könnte das anders sein. Die Tugend allein würde hinreichen, um die dramatische Kunst zu inspiriren, aber es fragt sich, ob das Publicum Stand hielte — es zieht wohl „Niniche" vor." Unser Autor geißelt den Pact, den das europäische Theater mit dem Laster geschlossen hat, mit beißendem Spotte, er beschließt das Capitel, das hiervon handelt, mit den Worten: „Mir sind Wilde lieber als diese Art von Civilisirten!" Zu so heftigen Exclamationen läßt Tscheng-Ki-Tong sich selten hinreißen. Gewöhnlich bewahrt er seine Ruhe und gibt diesen Ton auch dann nicht auf, wenn er uns bittere Wahrheiten an den Kopf wirft, mit der stillen Absicht, zu dem Schlusse zu gelangen: „Wir Chinesen sind doch bess're Menschen." Um den Contraft zwischen europäischem und chinesischen Theater hervorzuheben, betont Tscheng-Ki-Tong, daß auf diesem die Liebe keine so bedeutende Rolle spiele wie auf jenem. Nicht das Verhältniß des Mannes zum Weibe, sondern jenes der Kinder zu den Eltern mache in der Regel die Triebfeder der Handlungen aus, die väterliche Gewalt sei ein Angelpunkt unzähliger Dramen. In den meisten kommt ein junger Gelehrter vor, jedoch nicht, um, wie auf der europäischen Bühne, karikirt zu werden — was auch kaum denkbar wäre in einem Lande, wo Gelehrsamkeit das einzige Mittel zur Erreichung von Ehren und Würden ist!

Auf die Berücksichtigung übergehend, welche Europa dem chinesischen Drama bisher zu Theil werden ließ, bemerkt Tscheng-Ki-Tong, daß die chinesische Literatur, die angeblich schon im achten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung Dramatiker besaß, vor hundertfünfzig Jahren in Europa noch unbekannt war. Tscheng-Ki-Tong dankt Voltaire dafür, daß er die Chinesen weder Dickwänste noch Affenfiguren gescholten, ja daß er sogar die Freundlichkeit hatte, zu seinem „Orphelin de la Chine" Sujet und Scenengang einem in Frankreich übersetzt erschienenen chinesischen Drama zu entnehmen. Mit Behagen citirt er die Verse, die Voltaire an den Kaiser Khiang-Lung, einen der distinguirtesten Literaten des achtzehnten Jahrhunderts, gerichtet — er verzeichnet jede solche Huldigung wie einen selbstverständlichen Tribut, welchen Europa dem chinesischen Genius gezollt . . . Unser Autor streift dann einige Aehnlichkeiten, welche das Drama Europas und Chinas aufweise. Dem fünfactigen Theaterstücke des Westens entsprechen Prolog und vier Acte im Osten. Auch schließen hier wie dort eine Menge Komödien à la Scribe mit Heirathen ab. Tscheng-Ki-Tong war erstaunt, als er in Europa das erste Stück dieser Gattung sah: „Ganz wie bei uns, dachte ich, und vielleicht bildete ich mir einen Augenblick lang ein, meine Voreltern seien nach Europa gezogen, um dort in der Kunst: Stücke zu schreiben, Unterricht zu geben. Gehört nicht eine seltsame Phantasie dazu, eine Komödie mit einer Heirath zu schließen? Die wahren Komödien beginnen gemeinhin mit einer Heirath; man frage die Eheleute." Die meisten stereotypen Gestalten der europäischen Komödie treten auch in der chinesischen auf. „Nichts", sagt der Autor, „fehlt unserer Bühne, um mit der occidentalischen gleichzustehen, als — der betrogene Ehemann — diese Rolle, „welche mit so sicher die Heiterkeit namentlich Derjenigen erregt, die sich eigentlich getroffen fühlen sollten . . . Die Komik des chinesischen Dramas ist eine andere als die europäische. Einen Anlaß für lustige Wirkungen gibt jenem die Lehre von der

Digitized by Google

Seelenwanderung. Tscheng-Ki-Tong liefert Proben aus einem Lustspiele: „Die Seelenwanderung des Yo-Scheou.“ Die aus der Hölle befreite Seele des Yo-Scheou wird, da der Körper des letzteren von seiner treulosen Wittwe schon verbrannt worden ist, in die Hülle des eben verstorbenen Metzgers Li gethan, und dieser neue Li mit der fremden Seele erlebt die ergötzlichsten Abenteuer, bis er sich dem religiösen Leben widmet und damit allen weiteren Conflicten aus dem Wege geht. — Das weibliche Geschlecht kommt bei den chinesischen Dramatikern meistens nicht sehr gut weg. Tscheng-Ki-Tong tröstet die Damen mit der feinen Bemerkung: „Es ist eine Thatsache, daß die gegen die Frauen gerichteten Satiren, den Frauen wenig schaden, weil wir die Satiren immer nur auf die Frauen der Anderen anwenden, unseren eigenen aber die Begünstigung der Ausnahme einräumen.“ Hätte Tscheng-Ki-Tong sich nicht schon längst als ein brillanter Geist bewährt, er müßte als solcher anerkannt werden nach der Art und Weise, wie er die legitime Maitresse, die im Familienleben dem Manne gestattete Concubine in Chinas Leben und Dramen, der heimlichen Maitresse gegenüberstellt, die in Europa zu den wichtigsten Figuren des wirklichen Daseins wie der theatralischen Darstellung gehört. „Die Situation“, lesen wir, „ist die gleiche, mit dem Unterschiede nur, daß in China die Frau die Gegenwart der Concubine tolerirt, während nach den französischen Sitten die Frau das Recht hat, die Wahrung des Scheines zu verlangen.“ Wirft man den Chinesen die legitime Maitresse vor, wie sie in den Komödien erscheint, so erinnert Tscheng-Ki-Tong uns boshaft an die Verherrlichung einer Marguerite Gautier. Uebrigens erscheint in den chinesischen Dramen die legitime Maitresse immer als Intrigantin; sie bringt den Ruin über die Familien; sie ist die Feindin der Ehefrau und will den Mann zu einer Scheidung von dieser bewegen. „Trotzdem“, schreibt Tscheng-Ki-Tong, „glauben die Europäer, das Concubinat sei bei uns eine Forderung des Herkommens; man öffne irgend eine Schrift, wir sind darin als Polygamen bezeichnet. Ich habe dies in meinem ersten Buche berichtigt; das hindert aber Diejenigen, welche die Reise um die Welt — in wie viel Tagen immer — machen, nicht, dieselben Unrichtigkeiten stets von Neuem vorzubringen. Wenn ich ebenfalls oberflächlich urtheilen wollte, könnte ich da nicht von der Vielweiberei der Europäer sprechen? Ich kenne viele Leute aus der besten Gesellschaft, und ich versichere, daß ich jenen Schluß ziehen könnte, ohne der Wahrheit oder der Logik ins Gesicht zu schlagen. Es gibt sehr vornehme Männer, die sich nicht nur ein kleines heimliches Absteigquartier einrichten, sondern unter dem Vorwande, eine Haushälterin zu engagiren, das Concubinat in ihrem Heim installiren. Man müßte blind sein, um diese kleinen Geheimnisse nicht zu bemerken — die einzigen in der Regel, welche man dem Fremden zeigt. Haben Sie nicht bemerkt, daß man sich beeilt, den Fremden vor Allem mit dem bekannt zu machen, was man vor ihm verbergen sollte? Man enthüllt uns die Ausnahmen, um uns an die Regel glauben zu machen. Ach, meine Freunde, wie amüsant seid Ihr!“

Amüsant ist Tscheng-Ki-Tong auch, aber angenehm ist er nicht immer, denn er betrachtet uns, unsere Gebräuche, unsere Traditionen, unsere Convenienzen, unsere Moral mit dem kalten Blicke eines Skeptikers — lobt er doch das Mißtrauen ausdrücklich als eine der heilsamsten Eigenschaften des Menschen! — und zugleich mit der Selbstzufriedenheit und Selbstschätzung eines Menschen, der in der Ueberzeugung aufgewachsen ist, er gehöre der vornehmsten Rasse auf dem Erdballe an, und es sei eine Herablassung von ihm, wenn er die um so viel niedriger stehenden Kaukasier zum Gegenstande einer Studie macht. Jedenfalls sind wir begierig darauf, was Tscheng-Ki-Tong noch weiterhin über Europa sagen wird. Daß er die Feder bei Seite legen wird, ist nicht zu erwarten, denn im Schreiben kommt der Appetit, weiter zu schreiben, und Tscheng-Ki-Tong mag sich darin gefallen, mit Hülfe seines wahrhaft tadellosen Französisch und seiner sprudelnden, prickelnden Einfälle auch fortan den in China geborenen Pariser zu spielen.

Berliner Romane.

Von Oskar Bulle.

Zu den Hauptbedingungen für den Realismus in der Dichtung rechnen die schematisirenden Vertreter dieser literarischen Richtung die strenge Localisirung der Handlung, d. h. die Benennung und genaue Schilderung des Ortes, an welchem sich die Handlung abspielt, nach dem Urbilde eines wirklich auf der Landkarte auffindbaren Erdenfleckchens. Die idealen Landhäuser und Schlösser, die irgendwo im Monde liegenden Hochgebirge, die sanft hingleitenden Flüßchen und Bäche ohne Namen, die rauschenden Wälder ohne Bezeichnung des Forstdistrictes und die großen und kleinen Städte mit ihren imaginären Straßen und Häusern, die in den älteren Romanen und Novellen den Hintergrund der Ereignisse bildeten, müssen ebenso den mit Hülfe eines guten Stadtplanes oder eines genauen Geographiebuches oder auch des Bädeckers bestimmbaren Localitäten weichen, wie die Ereignisse selbst nicht über den Bereich der alltäglichsten Möglichkeit hinausragen dürfen. Goethe's Romane, ja selbst des großen Cervantes Don Quixote, mit ihren in der Luft, wenn auch hier über Deutschland, dort über Spanien schwebenden, nirgends auffindbaren Oertlichkeiten sind von diesem Standpunkte des neueren, mechanischen Realismus aus betrachtet, reine Monströsitäten der Phantasie, und man kann heute in der That genug literarische Querköpfe finden, welche Shakespeares „Romeo und Julia“ nur deshalb für eine wahre Dichtung halten, weil in Verona noch das Grabmal der unglücklich Liebenden den leichtgläubigen Fremden gezeigt wird.

Die meisten „Berliner“ Romane, Novellen, Erzählungen, Skizzen u. s. w., die in den letzten Jahren wie Pilze aus der Erde an das Tageslicht gekommen sind, tragen dieses Gepräge des falschen, des gemachten Realismus. Man kann unter ihnen zwei große Gruppen unterscheiden: zu der ersten gehören alle jene prosaischen Schrifterzeugnisse, welche ursprünglich von dem Autor, der vielleicht Berlin gar nicht näher kennt, ohne jeden Nebengedanken an unsere schöne Reichshauptstadt concipirt worden sind; bei der Ausführung kam der Schreibende zuweilen in Verlegenheit, weil er das Bild eines idealen Ortes überhaupt nicht in seiner Phantasie erzeugen und festhalten konnte, er nahm daher einen Stadtplan Berlins zur Hand, bezeichnete mehrere Punkte, an denen seine Helden und Heldinnen domiciliren sollten, ganz willkürlich mit einem Kreuz und schrieb die Straßennamen mit einer fingirten Hausnummer getreulich von der Karte ab und in sein Manuscript nieder. Der Stoff dieser Dichtung hat natürlich mit Berlin gar nichts zu thun. — Die zweite Gruppe der Berliner Romane hat allerdings einen nicht so rein äußerlichen Entstehungsgrund, sondern fußt auf der richtigen Erkenntniß, daß unsere Hauptstadt, trotz ihrer Jugendlichkeit als Weltstadt, einen eigenthümlichen Typus der höheren und niederen Gesellschaft bereits zur Ausbildung gebracht hat, aber auch sie ist noch weit davon entfernt, eine lebensfähige literarische Gattung zu repräsentiren. Abgesehen von Max Kretzer's Romanen, deren Werth und Schwerpunkt übrigens nicht lediglich in der sicheren Beherrschung des Berliner Lokaltones zu suchen sind, giebt es noch keine originale Berliner Romandichtung trotz der vielen Versuche, welche zur Begründung einer solchen schon gemacht worden sind. Alle diese Versuche treten allerdings mit der Anmaßung eines speciell Berliner literarischen Autochthonenthums in die Arena, erweisen sich aber bei näherer Betrachtung nur als Nachahmungen der Londoner und Pariser Localdichtung und als Verpflanzungen der dort abgelauschten Eigenthümlichkeiten an den grünen Strand der Spree. London hat seinen Dickens gehabt und Paris hat seinen Zola, warum sollte nicht auch Berlin seinen — ein Name fehlt eben noch! — haben? so fragen sich die anempfindelnden Fabulisten und lassen flugs eine kleine Liebes- oder auch Ehebruchsgeschichte in der Hohenzollern- und Regentenstraße spielen, wenn sie von reichen Leuten handeln, oder in der Acker- und Großen Frankfurterstraße, wenn sie einmal in ärmere Regionen nieder-

Digitized by Google

steigen wollen. Und da Zola, ihr unerreichtes Vorbild, in einer Reihe von Dichtungen, in der fortlaufenden Geschichte einer ganzen Familie, das Pariser Leben zu schildern und in seinen tiefsten Beziehungen darzustellen versuchte, unternehmen auch die Berliner Romanciers von vorneherein gleich Serien von Romanen, welche aber lediglich durch einzelne Persönlichkeiten mit einander in einen oberflächlichen Zusammenhang gebracht werden. Daß sich durch den Zola'schen Pariser Cyclus eine Idee fortlaufend und stets variirt hinbewegt, der Gedanke an den Atavismus des Lasters, scheint von ihren nur für die Aeußerlichkeiten geschärften Blicken bis jetzt noch nicht erkannt worden zu sein. Denn schon die Anfänge ihrer Serien, die wir vorläufig nur beurtheilen können, entbehren durchaus der allgemeinen Grundzüge, aus welchen sich ein einheitliches Gesammtbild, des Berliner Lebens herausentwickeln könnte.

Mehrere Cyclen Berliner Romane sind zu gleicher Zeit jetzt von bekannten Schriftstellern geplant und in Angriff genommen worden; von zweien derselben liegen die ersten Bände bereits in Buchform vor: „Berlin W."*) betitelt sich der Cyclus, den Fritz Mauthner in Aussicht stellt, und „Quartett" der erste Band desselben; „Berlin im Kaiserreich"**) heißt die von Hugo Lubliner eröffnete Romanreihe; ihren ersten Theil bilden: „Die Gläubiger des Glücks".

Der Mauthner'sche Roman enthält, der schriftstellerischen Art seines Autors entsprechend, mehr eine peinliche Satire auf die Gesellschaft des westlichen Berlins, als eine realistisch aufgefaßte und dargestellte Episode aus dem Leben in diesem Stadttheile. Man darf ihn also überhaupt nicht zu den Versuchen, den Eigenthümlichkeiten der Berliner Gesellschaft dichterisch gerecht zu werden, rechnen, wenn man nicht auch der literarischen Caricatur einen künstlerischen Werth und eine bedeutende Stellung in der Entwicklung der Poesie beizulegen bereit ist. Ich bin stets geneigt gewesen, das letztere zu thun, und meine deshalb, daß ein näheres kritisches Eingehen auch auf dieses seltsame Resultat einer schriftstellerischen Mischung von Satire, Ironie, Galgenhumor und — Sentimentalität sich rechtfertigen läßt.

Die Gesellschaft im „Quartett" ist — vom moralischen Standpunkte aus gesehen — die denkbar schlechteste und — in künstlerischer Beziehung aufgefaßt — die denkbar langweiligste in ganz Berlin. Denn nur zwei Leitmotive weiß der Autor dem Gewirre ihrer Handlungen und Gefühle zu Grunde zu legen: die crasseste Selbstsucht und die niedrigste Sinnlichkeit. Von einem Aufraffen des guten Princips in dieser Gesellschaft zu einer wirksamen Thatkraft ist nirgends die Rede; die braven Menschen in dem Romane sind allesammt gut aber willenlos, sie gehen mit unschuldigen offenen Augen aber schlafend ihren Weg, sie handeln mit einer rührenden Harmlosigkeit aber ohne Vernunft, ohne Ueberlegung, ja, ohne Verstand; sie sind mit einem Worte semmelblonde Engel, denen nur die Flügelein fehlen. Die Bösewichte dagegen, ja, das sind andere Kerle! Was sie wollen, führen sie auch sicher aus, keine ihrer Berechnungen schlägt fehlt, sie haben Alles, Geld, Ansehen, Macht, und erreichen Alles, einerlei, durch welche Mittel.

Der Inhalt dieses „Berliner" Romanes knüpft nur selten und dann immer nur in sehr äußerlicher Weise an das große Berliner Leben an. Die meisten Beziehungen für die Handlung werden noch von dem Börsentreiben gewonnen, denn ein Theil der Figuren des Romanes sind Börsianer. Sehr liebenswürdig sind dieselben gerade nicht gezeichnet. Der reiche und infolgedessen sehr mächtige Commerzienrath Pitersen, ist ein alter, aber immer noch rüstiger und lebenslustiger Wittwer, dessen intimer Verkehr mit den Damen der Halbwelt mehr als einmal Gegenstand der breitesten Erörterung wird. Er hat eine ihm sehr unähnliche Tochter, Martha, eines jener Engelwesen des Romans, die er an einen eingefleischten Teufel, den Verwaltungsrath Herbig, förmlich weggeschleudert und verheirathet hat. Herbig liebt natürlich seine junge Frau, die sich ihm mehr aus Furcht als aus Neigung anhänglich erweist, nicht im geringsten, sondern ist in heftigster Leidenschaft für Martha's Freundin, Leontine, entbrannt, welche ihrerseits wiederum ihren Mann, den harmlosen, gutmüthigen, kindlich-naiven Klavierlehrer Gruber, verabscheut, weil er zu arm ist. Gruber hat ursprünglich Martha, deren Lehrer er war, geliebt, ohne sich seine Neigung, die ebenfalls unbewußt erwidert wurde, deutlich einzugestehen; er hat Leontine geheirathet, man weiß nicht recht warum. Nach wahlverwandschaftlichem Systeme geht nun das Sich-Fliehen und Zu-einander-Hinneigen innerhalb dieses Quartetts vor sich. Herbig will sich, nachdem er Leontinens Einwilligung errungen hat, von Martha scheiden lassen, stößt aber bei seinem Schwiegervater mit diesem Plane auf den energischsten Widerstand, denn dieser will keinen Scandal in seinem Hause dulden. Er hält den liebestollen Schwiegersohn fest in seiner Hand, da dieser ohne ihn ein Bettler ist, und einen Bettler will auch die herzlose, prunksüchtige Leontine nicht haben. Herbig versucht, selbständig reich zu werden und unternimmt die gewagtesten Börsengeschäfte; sie scheitern alle an der Erfahrenheit, oder besser gesagt, an den Kniffen seines Schwiegervaters. Er beginnt sein Weib zu hassen und unternimmt auf einer Schweizerreise sogar einen Mordversuch gegen sie à la Tourville; auch dieses Mittel schlägt ihm fehl. Leontine hat sich ihm mittlerweile, erschreckt durch seine rasende Entschlossenheit, ohne Scheidung ergeben und beide verabreden den abscheulichen Plan, das unschuldige, sich harmlos liebende Paar, die Engel Martha und Gruber, ebenfalls zum Ehebruch anzureizen, um auf diese Weise gesetzlichen Vorwand zur Scheidung Pitersen gegenüber zu erhalten. An dem Tage, an welchem Pitersen an der Börse einen Hauptschlag gegen seinen Schwiegersohn ausübt und ihn vollends bankerott macht, erfährt Gruber Leontinens Untreue. Er stürzt fassungslos in den nahen Grunewald, trifft unterwegs Martha und klagt ihr sein Schicksal. Sie beruhigt ihn und beide gehen Hand in Hand nach der Stadt zurück; da fährt ein geschlossener Wagen vorbei, in dem Herbig und Leontine sitzen. Herbig stürzt heraus, nennt sein Weib eine Ehebrecherin; diese eilt nach dem Halensee und springt ins Wasser, Leontine aber fährt nach der Stadt zurück in die Arme — Pitersens. Dort wird sie wohl noch im zweiten Theil des Cyclus zu finden sein, denn den wüsten und armen Herbig hat sie am Schlusse des ersten Theils für immer abgedankt.

Den Chorus zu dieser halb peinlichen, halb sentimentalen Geschichte bildet der Onkel Martha's, der „große Musiker und kleine Börsenmakler" Jabukowski. Ihn hat der Verfasser mit ersichtlicher Liebe geschildert, denn er soll als Mensch das sein, was Mauthner als Schriftsteller ist: ein Satiriker. Jabukowski liebt seine Nichte innig und thut Alles, um sie aus den Fesseln Herbigs zu befreien, aber auch er kämpft vergeblich gegen das gesellschaftliche Vorurtheil seines Schwagers Pitersen. Im Grunde ist er eine edle, noble Natur mit weichem Herzen, das er aber unter Späßen zu verstecken liebt; seine Umgebung überragt er durch die Ironie, mit welcher er auf die Welt zu schauen sich angewöhnt hat, und durch die Gediegenheit seiner Bildung. Freilich ist er daneben ein verschrobener pessimistischer Kauz, angehaucht von der Trostlosigkeit einer Weltanschauung, die nur noch in der Kunst ihre Ideale sucht und findet. Neben ihm tollen drei auf's Aeußerste carikirte Figuren durch den Roman: ein Revolverjournalist, ein junger Zukunftsmusiker und eine emancipirte Schriftstellerin. Mauthner muß schlimme Erfahrungen mit diesen Menschensorten gemacht haben, daß er ihre Typen so grausam an den Pranger stellt. Die Gemeinheit in höchster Potenz ist das Kennzeichen derselben; ihr Schmarotzerthum, ihre geistige Seichtheit neben der bodenlosesten Unverschämtheit, ihre Habgier und Betrügerei bilden die verzerrten Linien, mit denen er sie zeichnet. Es läßt sich nicht verkennen, daß die grobe Art, in der Mauthner hier carikirt, den peinlichen Eindruck der Haupthandlung noch wesentlich erhöht und uns schließlich mit Entrüstung erfüllt über die seltsame Beobachtungsgabe, die keine andere als diese unsaubere Gesellschaft in Berlin W. zu entdecken wußte.

Ungleich zierlicher, sauberer, aber auch viel weichlicher verfährt H. Lubliner in seiner Darstellung des sogenannten Berliner Lebens. In seinem: „Die Gläubiger des Glücks" werden wir um einige Stufen höher gerückt, aus dem wüsten Treiben

*) Dresden und Leipzig. Verlag von H. Minden.

**) Breslau und Leipzig. Verlag von S. Schottländer.

Digitized by Google

der Börsianer in die feineren Kreise der Künstler. Ich muß mich darauf beschränken, nur die Haupthandlung dieses Romanes nachzuerzählen, denn eine vollständige Uebersicht über den Inhalt würde uns auf Nebenwege führen, die durchaus nicht alle einem festen Mittelpunkte zustreben. Wie in seinen Lustspielen, begeht auch in diesem Romane Lubliner den Fehler, daß er zerstreute Episoden einschaltet, welche meistens nur durch willkürliche und infolgedessen recht oft unnatürliche Verknüpfung in einen äußerlichen Zusammenhang gebracht werden. Es macht diese Art der Composition den Eindruck, als ob der Autor, dem vielleicht selbst die Haupthandlung zu mager erscheint, sich noch während des Niederschreibens von plötzlichen Einfällen bestimmen ließe, welche ihn zwar weit weg von dem ursprünglichen Zwecke führen, dafür aber dem Kunstwerke eine größere Buntheit verleihen.

Clara, so heißt die Heldin des Romans, ist ein häßliches, unter den Menschen umhergestoßenes Mädchen, das durch eine Erbschaft plötzlich Millionärin und damit eine „arme Reiche" wird. Ihre vielen geldsüchtigen Bewerber erregen in ihr den Wunsch, um ihrer selbst willen geliebt zu werden, und als Rainoldi, ein junger Maler, seine ungeheuchelte Bewunderung ihres Geistes ausspricht, glaubt sie endlich das Liebesglück gefunden zu haben. Rainoldi hat sich ihr, wie die anderen alle, in eigennütziger Absicht genähert und diese Absicht, bevor er Clara überhaupt kennen lernte, in frivoler Weise im Freundeskreise kundgethan. Clara erfährt von diesen Aeußerungen, sieht sich abermals in ihrer Sehnsucht getäuscht, reicht jedoch gleichwohl Rainoldi ihre Hand zur Ehe. Sie hat dabei überhaupt auf Glück d. h. auf Liebe resignirt, aber sie ist edel und gut und deshalb eine „Gläubigerin des Glückes, das ganz genau Buch über die Thaten der Menschen führt". Rainoldi liebt sein Weib seit der ersten Begegnung mit ihr, aber jene unglückliche Aeußerung macht sie argwöhnisch und richtet zwischen beiden, die übrigens eine musterhafte Ehe führen, eine Schranke auf. Die Werke des Künstlers, der sich durch seine unbefriedigte Leidenschaft innerlich sehr vertieft, verrathen seinem alten Lehrer seinen Liebes- und Lebensgram. Derselbe redet mit Clara und diese wird endlich — freilich erst mit Hülfe eines rasch eingeschobenen Duells — von Rainoldi's wahrer Gesinnung überzeugt; beide werden glücklich.

Wir freuen uns, in diesem Künstler-Ehepaar zwei trefflichen, edlen Menschen zu begegnen, welche selbst der nackten Geldheirath ein ideales Gepräge aufdrücken, sonst aber können wir an dieser Hauptfabel des Romanes ein tieferes Interesse nicht finden. Die einzige unvorsichtige Aeußerung Rainoldi's, die er übrigens im Rausch gethan hat, verhindert, daß die Eheleute gleich von vorneherein glücklich sind. Dieselbe hätte doch durch wenige Worte richtig gestellt werden können. Das lange Umeinander-herum gehen der beiden sich Liebenden erscheint deshalb so zwecklos, wie die Verwicklung eines neuen Schwankes, die auch auf einem unausgesprochenen Worte aufgebaut ist; der ganze Apparat der Leidenschaft, die Rainoldi entwickelt, ist lediglich ein Schaugerüste, hinter dessen prächtigen Decken nur ein dünnes Balkenwerk zu finden ist.

Die Nebenhandlungen in dem Romane sind zahlreich: zunächst wird die kokette Cousine Clara's ebenfalls verheirathet, sie natürlich auf ziemlich umständliche Weise, deren Schilderung ganz unterhaltend aber höchst zwecklos ist. Um ferner irgend etwas aus den Geheimnissen Berlin's vorführen zu können, versetzt uns der Autor in einem Capitel plötzlich in das Asyl für Obdachlose; Rainoldi sucht dort ein weibliches Modell. Nachdem die Einrichtungen dieses Asyls so breit beschrieben sind, als gälte es einen Bericht an die Stadtverordnetenversammlung, findet der Maler auch das gesuchte Modell, welches ihm bei der Sitzung am anderen Tag eine ergreifende Lebensgeschichte erzählt und sich später entpuppt — als die Mutter Clara's. Clara ist als Kind vertauscht worden, warum weiß man nicht recht. Schließlich führt uns Lubliner auch in die Kreise der Berliner kleinen Handwerker und Fabrikanten und in socialdemokratische Versammlungen. Ein junger Mann irrt im Romane umher, welcher die Herstellung der Gemüse-Conserven und der ungelötheten Blechbüchsen erfunden hat, dann eine Zeit lang schriftstellerte, schließlich Redner und Demagog wurde, also eine richtige großstädtische Existenz führte. Seine Erfindungen werden von einem kleinen Grünkramhändler der sich allmählich zum großartigen Blechbüchsenfabrikant aufschwingt, ausgebeutet. Die Schilderung dieser Kreise ist noch am besten gelungen, ganz farblos und dünn dagegen erscheint der Versuch, einen Strike der Arbeiter darzustellen.

Ueberhaupt ist Lubliner durchaus nicht im Stande, das viele Material, welches ihm seine Beobachtungsgabe zuführt, künstlerisch zu verarbeiten. Ohne jede tiefere Motivirung stellt er die heterogensten Fragen nebeneinander, schweißt allerhöchstens die Oberfläche leicht zusammen, läßt aber sonst das Ganze ohne die Durcharbeitung, welche ihm allein ein einheitliches Gepräge aufdrücken könnte. Lubliner ist eben lediglich ein Fabulist, nicht der Dichter, der ein ergreifendes Problem seit lange im Busen bewegt und nur im künstlerischen Ausdrucke Befreiung von seiner Last findet.

Wir erkennen die leichte oberflächliche Art, in welcher Lubliner seinen Roman entworfen und geschrieben hat, auch an den vielen Flüchtigkeiten des Stils. Auf jeder Seite begegnet man formlosen Bildern oder schiefgebauten Sätzen. Ausdrücke wie: „ihre Augen gleichen leeren Kristallgefäßen", „er zieht den haßerfüllten Blick, der auf ihr ruhte, rasch zurück," „von der Friedrichstraße her tönt . . . . der austönende Lärm der Menschen" u. s. w. gehören noch nicht zu den auffälligsten in diesem Romane. Auch daß durchgehends „Klemptner" statt „Klempner" geschrieben ist, gehört mit unter diese Rubrik. Der Stil Lubliner's erinnert überhaupt daran, daß der Autor zuerst dramatische Werke geschrieben hat: er ist zerfahren, unruhig und entbehrt des classischen Gleichmaßes. Nur selten schwingt sich der Ausdruck über die banale Erzählungsform oder den gewöhnlichen Unterhaltungston zu der leidenschaftlichen, dichterischen Form empor.

Auch dieser Schriftsteller wird den „Berliner Roman" niemals schaffen.

Feuilleton.

Déroulède in Deutschland.

Ein Aprilscherz.

Wenn ich die unzähligen merkwürdigen Dinge, die mir allemal auf Reisen passiren, nur zum hundertsten Theile hätte zu Papier bringen wollen, wäre dafür selbst eine Lebenslänge wie diejenige Methusalems nicht ausreichend gewesen. So behalte ich denn 99 Hundertstel meiner Erlebnisse für mich oder begnüge mich, sie guten Bekannten zu erzählen. Sehr entstellt finden manche derselben ihren Weg in die öffentlichen Blätter, oft zu meinem Verdruß, denn ich erzähle gewissenhaft, und wozu erzähle ich mit solcher Gewissenhaftigkeit, wenn meine Hörer sich nicht die Mühe geben mögen, aufzumerken?

Wieder habe ich auf einer kurzen Spritztour in diesen Tagen Stoff eingesammelt, wie ihn ein Dutzend Stammtische in Jahr und Tag nicht zu verbrauchen im Stande wären, aber warum soll ich mein Gold aus dem Fenster werfen, — immer wieder, immer von Neuem? Ich habe diese Liberalität satt. Man ärgert mich zu viel. Ich will einmal aufzuschreiben versuchen, was ich, ohne indiscret zu sein, der Oeffentlichkeit überliefern kann.

Und im Grunde kommt Indiscretion dabei gar nicht in Frage. Wenn Jemand auf der Station Gunzenhausen in das Coupé steigt, in welchem ich meinen Nachmittagsschlaf halte, und dann bis Heigenbrücken mir nicht einen Augenblick Zeit gönnt, meine unterbrochene Siesta wieder aufzunehmen, bin ich da der Geschädigte oder ist er's? Und wenn Jemand sein Herz unaufgefordert aus der Tasche holt und mich in alle Falten und Winkel und Privatkammern desselben hineinzublicken nöthigt, bin ich da der Gemaßregelte oder ist er's?

Es ist aber überhaupt mir mit keinem Wimpernzucken ein Schloß vor den Mund gelegt worden. Weil ich groß und

Digitized by Google

breit auf meinem Handkoffer den Namen Harry Scraper stehen hatte und darunter noch die Worte: from Philadelphia und weil ich das gebrochene Deutsch, mit dem der Mann mich anredete, englisch erwiderte, — denn ich will nicht außer Uebung kommen — hielt er mich für einen echt gefärbten Yankee, und ich glaube nicht, daß es meine Pflicht war, einem wildfremden Menschen, der in Gunzenhausen mich im Schlafe incommodirt, sobald er mit seinen geheimen Plänen über Revanche herausrückt, zu verstehen zu geben: Seien Sie nicht zu aufgeknöpft, ich bin eigentlich ein geborener Wassertrübinger — eben kommen wir an meinem Geburtsort vorüber, da drüben liegt das gute, alte Städtchen — und vor 27 Jahren hieß ich noch Heinrich Fiedler, ich bin also, was man ein guter Deutscher nennt, soweit man mich nämlich nicht etwa nachexerciren läßt; denn meine Dienstzeit nachzuholen, das fällt mir nicht ein; dann gehe ich wieder übers Wasser, — und was ich ihm sonst noch Alles hätte sagen können. Genug, das hielt ich nicht für meine Pflicht und Schuldigkeit. Und im Uebrigen hatte er auch eine so große Menge Dinge gegen mich auszukramen, daß ich wirklich gar nicht Zeit gefunden hätte, ihm alles das auseinanderzusetzen.

Habe ich schon gesagt, daß er mir gleich nach dem ersten Hundert sacré-tonnères seine Visitenkarte herüberreichte? Ich bin durch Schaden klug geworden und hole also vor Leuten, die ich nicht von Grund aus kenne, meine Brieftasche nie aus dem Rock hervor; man weiß nicht, wohin dergleichen führen kann. Er hat sich daher mit dem Namen, der auf meinem Handkoffer stand, begnügen müssen, und, wie ich glaube, lag ihm auch wenig daran, zu wissen, wer ich war. Wichtiger, so kam mir's vor, war ihm sein eigner Name, denn er gab nicht zu, daß ich seine Karte in die Tasche steckte, ohne mein Augenglas herausgezogen zu haben.

„Können Sie die Schrift lesen?" fragte er dann.

„Nicht gut", gab ich zur Antwort; „sollen das Buchstaben sein?"

„Allerdings, Sie kommen schon dahinter."

„Vorläufig sehe ich Nichts, als ein Mengemus von Säbeln, Patronentaschen, Granaten, Gewehren, Mörsern und Kanonen."

„Ganz richtig."

„Ist's ein Rebus?" sagte ich; „wir haben in unseren amerikanischen Zeitungen auch dergleichen Spielzeug, aber es gehört Uebung und Geduld dazu; meine Tochter Maud ist stark darin; ich wollte, sie könnte so gut kochen, wie sie Rebusaufgaben lösen kann; freilich hat sie mit der Küche noch Zeit; sie ist erst zwölf Jahre alt."

Das war ihm durchaus gleichgültig. „Biegen Sie sich etwas zurück", bat er; „aus einiger Entfernung wird das Entziffern leichter gehen. Nun? Nicht wahr, der erste Buchstabe . . ."

„Ist ein D", sagte ich.

„Und der zweite?"

„Ueber dem schwebt so etwas wie eine Taube."

„Wo denken Sie hin? eine Spitzkugel, der accent aigu über dem e. Aber wozu unsere Zeit dabei verlieren? Ich bin Déroulède."

Er entblößte sein Haupt, und ich glaubte höflicher Weise ebenfalls meine Bibermütze lüften zu müssen.

Da ich den Namen aber nie früher hatte nennen hören, so ließ ich's bei dieser Artigkeit bewenden.

Er mochte das falsch verstehen.

„Sie können ruhig sein", sagte er, nachdem ich stumm geblieben war; „wie drückt sich noch Maria Stuart in der tragédie Ihres unsterblichen Chillér aus, der vor jetzt bald hundert Jahren in die Reihe der Ehrenbürger unserer glorreichen Republik aufgenommen wurde? Ich bin besser als mein Ruf. Nun, der Bürger Déroulède, Mr. Scraper, ist auch besser als sein Ruf, — soweit die deutschen Zeitungen sich mit ihm in Fehde befinden."

„Ich lese nur amerikanische Zeitungen", sagte ich, denn es kam mir vor, als bedürfe meine Unkenntniß seines ohne Zweifel berühmten Namens einiger Entschuldigung.

Wir setzten unsere Kopfbedeckungen wieder auf.

„Dies erklärt Vieles", sagte Déroulède; „wären Sie ein Teutone, so hätten Sie beim Hören meines Namens nichts Eiligeres zu thun gehabt, als nach der Alarmleine zu greifen. Aber daß die amerikanischen Zeitungen gar Nichts von mir gemeldet haben sollten, ist mir nicht recht glaublich. Besinnen Sie sich. Als die gigantische Statue, die wir Franzosen dem edlen Volke der Schwester-Republik jenseits des Oceans zum Geschenk machten, auf dem heiligen Boden Franklin's und Lafayette's gelandet wurde, wessen Name war damals auf allen Lippen? Besinnen Sie sich."

„Mit Vergnügen."

„Denn bei der Einschiffung hatte ich die Rede gehalten, und wenn auch nicht die Statue selbst mein Werk war, mein war doch der Gedanke gewesen, der sie in's Leben rief. Und das ist wahr."

„Wie nannten Sie sich?"

Er donnerte: „Déroulède".

Ich gab mir in der That Mühe, mich auf einen damals von Mund zu Mund gegangenen Namen zu besinnen. „Er fällt mir schon noch ein", sagte ich.

„Déroulède", donnerte er von Neuem.

„Ganz richtig. Gerollt hat in dem Namen auch so etwas wie ein Gewitter; dessen erinnere ich mich recht wohl. Schreiben Sie sich vielleicht für gewöhnlich etwas anders?

„Warum?"

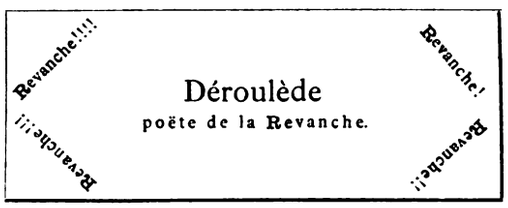
„Es waren wohl noch mehr Rr in dem Namen."

„O ich errathe."

Er holte eine zweite Visitenkarte aus der Tasche.

„Ich pflege sie nur an Landsleute zu geben," sagte er, „es stehen Worte darauf, die einzig den Franzosen wichtig sein können, wichtig sein sollen, die aber in Frankreich deshalb auch die Ueberschrift jedes Journalartikels sein müßten, was sage ich? jeder wissenschaftlichen Abhandlung, jeder Predigt, jeder Einladungskarte, jedes Speisezettels, jedes Magazins, jedes öffentlichen Gebäudes, jeder Kaserne, jedes Pulverreservoirs, — aber ich gerathe in die Hyperbelsprache Victor Hugo's. Fi donc! Hier, lesen Sie. Jetzt wissen Sie, wer Ihnen gegenübersitzt."

Ich hatte mein Monocle eingekniffen und las:



Beim Anblick dieser vielen R's fiel mir ein, nach welchem vertrakten Namen ich in meinem elenden Gedächtniß vergebens gesucht hatte: Rackarock hieß das Ungethüm. Am Tage der Ausschiffung der in zahlreichen Kisten verpackten Statue hatte ein Fenierblatt, dem weder die amerikanische noch die französische Republik beim Plündern der Reichen rasch genug geht, die Bosheit gehabt, eine Extra-Ausgabe zu verbreiten, die hieß Rackarock, bekanntlich der Name des neuen Sprengstoffs, mittels welchem seitdem der berüchtigte große Felsen im Hafen von New-York aus der Welt geschafft worden ist. In dem abscheulichen Extrablatt stand zu lesen: man wird Eure nichtswürdige Puppe, sobald sie an Ort und Stelle steht, mit Rackarock in die Luft sprengen. Geheime Bohrlöcher sind schon gemacht. Werft den Popanz nur lieber gleich ins Meer.

Warum sollte ich den Mann kränken? Ich ließ ihn bei dem Glauben, sein Name, mit den rollenden Revanche-R's garnirt, sei an jenem Tage in Jedermanns Mund gewesen, und das that ihm so wohl, daß er mir zutraulich aufs Knie schlug und mit dem schon erwähnten Oeffnen seiner sämmtlichen Herzkammern begann.

„Sie sind Geschäftsmann", sagte er, „und haben daher anderes zu thun, als sich um europäische Politik zu kümmern. Nicht wahr, wenn die Chinesen Ihnen das Leben nicht sauer machen und wenn die Mormonen sich zur Monogamie bekehren, so bleibt Ihnen nur noch der Wunsch, daß die Trichinen-Impfung Ihres Doctor — wie heißt er noch gleich? — sich ebenso gut bewähre, wie die Wuthgift-Impfung

Digitized by Google

unseres glorioſen Doctor Paſteur? Mehr verlangen Sie nicht, denn Sie haben in Amerika Geld die Fülle, Sie haben das Glück, Republikaner ſein zu dürfen, — kein Figaro bringt Sie allmorgendlich um Ihre gute Laune, — und blicken Sie rückwärts — ich meine, kommen Ihnen retroſpective Stimmungen — ſo ſchwillt Ihr Herz von Stolz, denn hinter Ihnen liegt im ſtrahlenden Glanze der Tag von Saratoga, von Yorktown, von Chattanooga. Wie anders wir!" — Er biß die Zähne mit ſolcher Gewalt zuſammen, daß ich glaubte, er müſſe ſie nie wieder auseinander kriegen können. Aber im nächſten Augenblick ſtrich er ſich mit ſeiner ſehr gepflegten weißen Hand übers ganze Geſicht und ſagte in gelaſſenem Ton: „verzeihen Sie, es war ein Rückfall in alte Gewohnheiten; es ſtieg nämlich das Motiv eines großartigen Revanche-Pſalms vor mir auf; aber ich habe das Dichten abgeſchworen; 777 Mal kommt in meinen Gedichten das Wort Revanche vor; ich hoffte es auf 1000 zu bringen; aber, ſagte ich mir endlich, werden 1000 helfen, wenn 777 nichts, gar nichts geholfen haben? Und ſie haben nichts geholfen. Béranger's Faxen bleiben nach wie vor das, was das Pariſer Volk, wenn es ſich behaglich gehen läßt, vor ſich hinträllert; keiner meiner Rachepſalme iſt bis in die wirkliche Hefe des Volks hinabgedrungen. Und ohne Hefe keine Gährung, ohne Gährung keine Emeute, ohne Emeute keine tollkühne Wagniſſe, ohne tollkühne Wagniſſe, mein Herr, nie und nimmer die wahre, die echte Revanche, la Revanche une et indivisible. Verſtehen Sie mich?"

„Ich glaube wohl", ſagte ich beſänftigend, denn er rollte die Augen, als brauche er irgend Jemand, in deſſen Blut er die Hände tauchen könne.

„Nein", rief er, „Sie verſtehen mich nicht und Sie können mich auch nicht verſtehen. Es giebt Augenblicke, wo ich mich ſelbſt nicht verſtehe, wo ich nicht zu faſſen vermag, woher ich die Erleuchtung gewonnen habe, unter deren Einfluß ich in dieſem Augenblick mich auf dem Wege nach Pendulopolis befinde. Ja, mein Herr, nach Pendulopolis bin ich unterwegs und zwar nicht, um, wie ich einſt geträumt hatte, die vielbeſchriebene Quadriga von der ſog. porte de Brandebourg wieder herabnehmen zu laſſen, damit man ſie nach Paris zurücktransportire, ſiehe Revanche-Pſalm 591, noch auch nur, um an der Spitze meiner ſiegreichen Armee Buch zu führen über die ſämmtlichen uns Anno 70/71 geraubten Pendulen, welche die Bewohner von Pendulopolis unter den Silleuls deponiren würden, ſiehe Revanchepſalm 11 — denn das war ſchon gleich nach dem Friedensſchluß mein ausdrücklicher Vorbehalt, anders, ſoweit Déroulèdes Stimme reicht, kein Frieden, mein Herr, anders kein Frieden. Aber wo war ich ſtehen geblieben?" unterbrach er ſich; „ſo oft ich den Namen Déroulède ausſpreche, rumort es in meinen Eingeweiden, als ſei ich der Veſuv, was ſage ich? der Aetna! Und doch brauche ich während der nächſten vierundzwanzig Stunden das kalte Blut eines Fabius Cunctator Sacré mille tonneres."

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptſtadt.

Concerte.

Symphonie von d'Albert und B. Scholz. „Im Schloßhof" von Heinr. Hoffmann. Oedipus auf Kolonos von Gouvy. Concert des Herrn Grünfeld.

Der verfloſſene Winter — wenn man ihn als verfloſſen betrachten darf — hat noch drei neue Inſtrumentalwerke und eine „dramatiſche Cantate" gebracht. Zuerſt eine Symphonie von d'Albert, die Herr Prof. Klindworth in einem Philharmoniſchen Concerte vorführte. Sie iſt ein Werk, das von beſtem Streben und von Ernſt zeugt, auch geiſtreich erfundene Momente enthält, aber im Ganzen nicht den hohen Erwartungen entſprach, die auch der Componiſt d'Albert durch ſeine im verfloſſenen Jahre aufgeführte Hyperion-Ouvertüre erregt hat. Einige Lieder von ihm, die im ſelben Concerte von Herrn Scheidemantel geſungen wurden, bewieſen, daß der junge große klavierſpielende Künſtler auch über eine ſehr achtenswerthe Erfindungsgabe verfügt; das eine, „Schmetterling", mußte auf ſtürmiſches allgemeines Verlangen wiederholt werden.

D'Albert's Symphonie hat einen „Intereſſe"-Erfolg gewonnen, die von Herrn Scholz einen „Achtungs"-Erfolg mit etwas wärmerer Temperatur. Der erſte Satz hat hübſche, wenn auch nicht gerade originelle Themata, iſt aber zu lang, und in der Durchführung zerfaſert. Das Andante kann auch die wohlwollendſte Beurtheilung nicht als ein gutes Stück anerkennen. Dagegen iſt das Scherzo ſehr friſch und gemüthlich, nnd geſchickt gemacht; und auch das Finale iſt von guter Wirkung; für eine nachhaltige iſt allerdings die Symphonie nicht bedeutend genug. Was ſoll ich nun von Herrn Hofmann's „Suite" „Im Schloßhofe" ſagen? Wenn ihm dieſe Compoſition als die meine vorgeführt worden wäre, ſo hätte er gewiß beim Anhören der „Ankunft fremder Ritter" oder der „Liebesſcene" bei jedem dritten Tacte gerufen: „Das iſt ja Wagner und das iſt Schubert, das iſt Triſtan und Iſolde, das iſt Sigfried-Idyll" und beim Turnier hätte er gerufen: „wie kann ein tüchtiger Muſiker ſich ſolche Banalität erlauben?" Und warum ſoll ich nicht von ihm ſagen, was er in bezeichnetem Falle ganz beſtimmt von mir ſagen würde?

Ein neues Chorwerk, eine „dramatiſche Cantate" von Gouvy, Oedipus auf Kolonos, iſt vom Cäcilienvereine unter Herrn Muſikdirector Hollaenders Leitung aufgeführt worden. Herr Gouvy, ein Franzoſe, hat ſich ſchon ſeit geraumer Zeit einen guten Namen in Deutſchland erworben durch Symphonien und andere Werke, die an dem Leipziger Gewandhaus-Concerte zu Gehör gebracht, einen ganz auf deutſcher Grundlage gebildeten achtungswerthen Componiſten erkennen laſſen. Vor einigen Jahren wurde in Berlin eine dramatiſche Cantate, deren Text ebenfalls einen griechiſchen Stoff behandelte, aufgeführt mit gutem Erfolge. Die neue hat manche Längen und Unzulänglichkeiten, die meiſtentheils durch den Text entſtanden ſind; dieſer bringt viele Wechſelgeſpräche mit verſchiedenartigſten Stimmungen, welche unbedingt ſceniſche Darſtellungen verlangen und im Concertgeſange wirkungslos bleiben müſſen. Aber neben dieſen Fehlgriffen bringt die Cantate doch ſo viele ſehr gut durchgeführte Chöre und melodiſche Einzelgeſänge, daß man ſie als ein achtungswerthes Werk bezeichnen kann. Kürzungen müſſen vorgenommen werden; dann aber kann der Componiſt gute Aufnahme überall erhoffen.

Von Virtuoſenconcerten iſt das des Herrn Alfred Grünfeld hervorzuheben, der in dem Vortrage einer Bach'ſchen, von Liszt übertragenen Orgelfuge und in den geiſtig und techniſch äußerſt ſchwierigen ſymphoniſchen Variationen von Schumann einen ſehr bedeutenden Fortſchritt auf dem Gebiete ernſter Muſik erkennen ließ. Seine ungemein glänzende Virtuoſität iſt von mir immer unbedingt anerkannt worden, bedarf alſo nicht mehr beſonderer Beſprechung.

Heinr. Ehrlich.

Kunſtausſtellungen.

Die decorative Kunſt auf der Jubiläums-Ausſtellung.

Jan van Beers.

In jüngſter Zeit iſt eine der wichtigſten Fragen über den Umfang der Jubiläums-Ausſtellung dahin entſchieden, daß neben der Malerei, Sculptur und Architektur auch die decorative Kunſt Aufnahme finden ſoll. Mit Abſicht iſt die geläufige Bezeichnung Kunſtgewerbe von dem Comité — auf Anregung von Julius Leſſing — vermieden, da es ſich lediglich um ſolche Erzeugniſſe handeln darf, an denen die Kunſt einen weſentlichen Antheil hat. Der ſchnell acceptirte Ausdruck Kunſtgewerbe hat, wie Leſſing zuerſt begründet hat, in der Anſchauung eine nicht ſehr wünſchenswerthe Verſchiebung zuwege gebracht. Während der franzöſiſche Ausdruck art décoratif die Künſtler, welche gewerblichen Zwecken dienen, in die richtige Beziehung zu der ſogenannten hehen

Digitized by Google

Kunst bringt, rückt das deutsche Kunstgewerbe ihn näher an den Handwerker. Die nothwendige Folge ist, daß sich bei uns zwischen der Kunst und dem Gewerbe eine Kluft aufthut, die in Frankreich nicht besteht. Am kräftigsten drückt sich der Mißstand im Verhältniß des Publicums zum Kunstprodukt aus. Während in Frankreich jedes Produkt der decorativen Kunst als Kunstleistung geschätzt und bezahlt wird, möchte man bei uns ein gleichwerthiges Produkt des Kunstgewerbes lieber als Handwerkerarbeit ansehen und danach auch zahlen. Mit der Zeit werden wir wohl, meint Lessing, in unserem Vocabularium das Wort Kunstgewerbe zu streichen oder als veraltet zu bezeichnen und dafür die Uebersetzung der französischen Formel einzuführen haben, — wenn nicht noch Besseres gefunden wird.

Das Comité wird eine schwierige Aufgabe haben, aus der Masse des Eingesandten das Zulässige zu sondern. Denn es handelt sich um das weite Gebiet der Arbeiten in Edelmetall — Schmuck, Tafelsilber, Vasen —, in Bronze — Springbrunnen, Candelaber —, in Eisen — getriebene oder tauschirte Arbeiten, — in Thon, Glas, Porzellan. Es kommen hinzu die decorativen Malereien — Supraporten, Füllungen aller Art — Glasmalereien, Emailmalereien. Besondere Schwierigkeiten erwartet man bei den Holzarbeiten. Es wird in allen Fällen betont, „daß die vollendete technische Ausführung nicht fehlen darf, aber an sich durchaus kein Anrecht auf Zulassung gewährt". Es handelt sich eben überall um das künstlerische Element.

Als Entstehungszeit werden die letzten zwanzig Jahre angenommen. Als Aussteller wird nicht der Verfertiger genannt, sondern der Urheber des Entwurfes, wie sich nach den oben dargelegten Principien von selbst versteht. — —

Aus der Frühjahrsausstellung von Gurlitt ist Jan van Beers nachzutragen. Belgier von Geburt und erster Schulung hat er nachher französische und englische Anregungen verarbeitet. Wie er sich uns jetzt in einer Collectivausstellung als Portraitmaler, Landschafter und Sittenmaler vorführt, kann er im Wesentlichen als Franzose gelten.

Eine Erscheinung wie van Beers ist bei uns in Deutschland auf dem Gebiete der Malerei gerade so unmöglich wie etwa in der Literatur die jüngste Novellistenschule von der Art des Guy de Maupassant. An übersprudelnder Kraft, an Frische und Originalität ist freilich van Beers mit diesem populärsten Jungfranzosen nicht zu vergleichen. Aber er holt seine Stoffe aus demselben Gebiet, zu dem sich der Zögling Flaubert's mit unverhohlener Vorliebe hinabläßt, aus der Halbwelt. Die Mehrzahl der ausgestellten Oelgemälde schildert ein junges Weib, das im besten Falle für ein begehrtes Modell zu halten ist, in irgend einer riskirten Lage auf dem Sopha, auf mächtigem Tigerfell am Boden oder hingegossen im Lehnstuhl. Es sind ganz allerliebste und ziemlich unverfängliche Sachen darunter, wie zum Beispiel die „Eva", aber bei der Mehrzahl war man doch erstaunt, daß sie in unserer prüden Gesellschaft so wenig Entsetzen oder Entrüstung erregten. Man hat sie offenbar nicht verstanden und lediglich nach ihren malerischen Qualitäten beurtheilt. Diese sind allerdings bedeutend und in ihrer Richtung auf Zierlichkeit und Eleganz durchaus dem Gegenstande angemessen, ohne jedoch im geringsten kleinlich zu sein.

Zu der kleinen Gruppe von einfachen Genrebildern gehört die Scene vor der Landungsbrücke, die in mannigfaltigen Reproduktionen überall in Europa in den Kunsthandlungen ausliegt. An der Hand des Steuermanns schickt sich ein graziöses Persönchen in leichter Sommertoilette an, die dunklen starren Stufen des hohen Balkengerüstes zu dem Boot hinabzuhüpfen, welches sie zu dem ruhig vor Anker liegenden Kriegsschiff führen soll. Die seltene Objectivität führt von selbst auf den Gedanken, daß die Hülfe der Photographie vom Künstler nicht verschmäht worden. Besonders reizvoll ist die Gruppe auf der Treppe, die von den Photographen meist allein aus der Composition herausgenommen wird. — „Flirtation", eine moderne Salonscene, ist etwas kühl und in der Farbe stumpfer als der Künstler sonst zu sehen pflegt. Im Maßstab vergriffen ist das übrigens sehr hübsche Motiv eines englischen Cavalleristen, in seiner schreienden rothen Uniform mit einem hellgekleideten Dienstmädchen auf der Bank unter grünen Bäumen.

Weit bedeutender erscheint van Beers im Portrait, leider stellt er jedoch nur drei Bildnisse aus. Ansprechend in der Erfindung und im Colorit ist das Kinderbild, componirt nach dem Motiv des englischen Kinderliedes von Jack Horner. Das auffallend hübsche Kind steht in feinabgetöntem grauen Sammetanzug vor einer rothen Wand. Ganz verschieden ist wieder das kleine, sorgfältig durchgeführte Portrait eines älteren Herrn, das in mehr als einer Beziehung an Thoma erinnert. Das Portrait des Bildhauers van der Straeten ist zwar nur eine flotte Skizze, dürfte aber, was Lebendigkeit und Energie anlangt, den Preis verdienen.

In den Landschaften — nur Skizzen und Studien — schildert van Beers die Natur unter den verschiedensten Stimmungen, aber es geht durch alle ein verwandter Ton. Ob Sommer, ob Winter, ob Regensturm, ob Sonnenschein, es ist selten ein anspruchsloses Stück Landschaft in der alleinigen Absicht auf Wahrheit wiedergegeben; van Beers scheint es nur dann der Mühe werth zu halten, wenn etwas Ungewöhnliches vorgeht. Er schaut mit Vorliebe nach seltenen Lichteffecten, nach frappanten Stimmungen aller Art aus. Bei manchen Motiven fallen einem unwillkürlich die zierlich oder geziert bewegten Finger seiner Modellfiguren ein. Aber er ist auch als Landschafter ein ungewöhnliches Talent und bewundernswerth in der Vielseitigkeit seiner Beobachtungen.

Ob Landschafter, Portraitist oder Genremaler, im Gedächtniß des Berliner Publikums wird van Beers wohl wesentlich mit seinen Cocottenbildern haften bleiben, weil man dergleichen bei uns nicht gewohnt ist. A. L.

Dramatische Aufführungen.

„Frau Doctor", Schwank in 3 Acten von Paul Ferrier und Henri Bocage.

Das Repertoire des Residenztheaters war in diesem Winter weniger abwechselungsreich als in der vorigen Saison, weil „Theodora" und „Denise" zugkräftig für viele Monate wirkten; erst jetzt ist über die rührige Direction die Aera der Experimente hereingebrochen, welche bis zum Auftauchen eines neuen großen Stückes — diesmal steht ja „Georgette" als solches schon vor der Thür — mehr durch die Buntheit ihres raschen Aufeinanderfolgens als durch ihren Gehalt das Publicum an das kleine Theater in der Blumenstraße zu fesseln bestimmt scheinen. Die „Töchter des Herrn Godin" bildeten den ersten dieser Versuche; er mißglückte. „Frau Doctor", der neueste Schwank wird sich wohl etwas lebensfähiger erweisen, ohne jedoch auch nur im Geringsten Anspruch auf ein tiefergehendes dramatisches Interesse machen zu können.

Schon Sparsamkeitsrücksichten müßten es der Direction verbieten, dieses Stück allzulange auf dem Repertoire stehen zu lassen, denn jede Aufführung desselben kostet — einen funkelnagelneuen Cylinderhut. Das Herz eines jeden Hutmachers muß sich freuen, wenn er in der großen Scene im zweiten Acte diese glänzende Kopfhülle unbarmherzig von den Füßen der erzürnten Heldin zertreten und zerknittert werden sieht. Der unschuldige Hut ist zum Verräther seines treulosen Trägers geworden, er gehört dem Manne der „Frau Doctor"; aber es geschieht ihm gerade recht, warum steht er auch so groß und breit in der Behausung einer vielumworbenen Thierbändigerin auf dem Tische, an welchem der berühmte weibliche Arzt gerade sein Recept schreiben will. Dieser zweite Act ist, auch abgesehen von dieser Hutvernichtung, überaus komisch, und sein Inhalt eine Burleske für sich, an die sich der erste und dritte Act nur schwerfällig anfügen. Der galante Ehemann, den seine gelehrte und mit ihrem Berufe vollauf beschäftigte Gattin „vorzeitig zum Eremiten gemacht hat", fühlt das Bedürfniß, seine siebenunddreißig Jahre außer dem Hause geltend zu machen und geräth, in seiner Sehnsucht nach einem zärtlichen tête-à-tête mit der Circusdame, in eine große Mausefalle: die ganze „Künstlerfamilie", die auf reine Sitten hält, lauert ihm auf, um ihm, der natürlich sich als Junggeselle und unter falschem Namen eingeführt hat, im geeigneten Moment das Eheversprechen an die umworbene Tochter abzuzwingen. Das

Digitized by Google

Haupt dieser würdigen Familie ist ein ausgedienter Clown, der auch im Wohnzimmer seine tollen Sprünge und Kunststücke nicht lassen kann; die jüngere Tochter hat sich durch ein ähnliches Zwangssystem, wie es nun gegen den hereingefallenen Frontignan ausgeübt werden soll, einen Marquis gekapert, und die älteste, Drahtseilkünstlerin a. D., beklagt ihre Unerfahrenheit, die ihr einst in ihrer Jugend einen gleichen Erfolg entgehen ließ. Sie ist die Furie des Hauses, welche den Ehestandscandidaten für die sanftere jüngste Schwester unbarmherzig mit den festesten Fesseln zu umschnüren strebt, um an ihm ihr Geschick zu rächen. Die Mittel, welche sie, die einstige Herkulessin, anwendet, sind allerdings ein wenig zu kräftig, denn Frontignan fällt bei Anwendnng derselben in Ohnmacht. Der Arzt wird gerufen, die Frau Doctor erscheint. Sie rüttelt den treulosen Ehemann wüthend aus seiner Ohnmacht auf, eine Cur, welche die große Bewunderung der Künstlerfamilie erregt, und rettet ihn später energisch aus den drohenden Schlingen. „Mißglückt!“ ruft der Clown hierbei aus und schlägt einen Verlegenheitspurzelbaum, als sei ihm sein schönstes Kunststück nicht gelungen — und der Vorhang fällt gerade zur rechten Zeit.

Der dritte Act ist etwas ernster, aber auch langweiliger gehalten Die Frau Doctor hat eingesehen, das sie selbst den Leichtsinn ihres Mannes und sein unselbstständiges weibisches Wesen verschuldet; sie schreitet zu einer radicalen Selbstcur, verwandelt ihre Bibliothek in ein behagliches Wohnzimmer und wird eine Frau, die sie vorher absolut nicht sein wollte. Als sie gar noch entdeckt, daß ihr Mann persönlichen Muth gegen einen Eindringling und einen großen Theil Liebe gegen sie selbst entwickelt, beugt sie echt weiblich vor ihm ihr gelehrtes Haupt und sinkt liebend in seine Arme.

Man kann in diesem Stücke die Colloberatorenarbeit auf Schritt und Tritt verfolgen. Es ist den beiden Verfassern — der eine scheint ernstere Lustspielideen im Sinne gehabt zu haben, welche der andere mit toller Lustigkeit verdrehte und auf den Kopf stellte — nicht gelungen, einen einheitlichen Eindruck zu erzeugen, und diese centaurenhafte Bildung des Ganzen erzeugt immerhin ein gewisses Unbehagen. B.

Notizen.

Neues Geschichtenbuch von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Bonz & Comp. Als vor Kurzem unser witziger Wiener Correspondent D. Spitzer von dem literarischen Werthe des Wiener Fremdenblattes, trotzdem es von einem Bruder Heine's herausgegeben wird, sehr wenig Löbliches zu melden wußte, da vergaß er jedenfalls, daß einer unserer liebenswürdigsten Novellisten dort als Theaterkritiker und Chroniqueur die besten Talentproben fast alltäglich niederzulegen pflegt. Es wird einen der schönsten Ruhmestitel unseres Blattes bilden, daß es Hevesi zuerst dem deutschen Lesepublicum vorgeführt. Seither hat dieser echte Humorist seinen Weg gemacht. Die deutschen Zeitungen und Zeitschriften zählen ihn zu ihren beliebtesten Mitarbeitern, und besonders für die Specialität der Weihnachtsgeschichten ist der Deutsch-Ungar sehr gesucht. Auch die Verleger, die noch vor Kurzem gar nichts von ihm wußten, verfolgen ihn jetzt mit ihren Anträgen. Bereits vor Jahresfrist ist eine erste Sammlung seiner Feuilletons unter dem etwas gesuchten Titel „Auf der Schneide“ erschienen und hat Anklang gefunden. Wir haben das entzückende Buch damals eingehend besprochen, und Wilhelm Goldbaum ließ in der „Gartenlaube“ eine feinsinnige Charakteristik des Dichters folgen. Denn Hevesi ist ein Dichter. Das hat schon vor Jahren Wilhelm Jensen erkannt, als er in der „Gegenwart“ (1883) die meisterhafte Reiseschilderung „Sermione“ las. „Wer ist Hevesi?“ fragte er uns damals, „es muß ein echter Dichter sein“. Dieses Urtheil wird man auch nach Lesung des „Neuen Geschichtenbuchs“ unterschreiben. Hier waltet einzig der Humorist. Eine freundliche Weltanschauung hat diese Dichtungen in Prosa gereift. Die Liebe spielt eine große Rolle darin, wie es ihr auch in der komischen Poesie gebührt, und fast jedes Bild schließt mit einer Verlobung oder Heirath. Sogar in den tragisch oder traurig ausklingenden Erzählungen schwebt über den Schilderungen eine feine Ironie, ein wehmüthiges Lächeln, oft auch eine groteske Komik, die Hebbel, dem Erfinder eines „neuen“ Genres, der Tragikomödie, gewaltig imponiren müßte. Der Humor Hevesi's ist in der Regel fein und discret, er wird aber auch oft zur übermüthigen Charge. Und über wieviel Welt- und Menschenkenntniß, welch tiefe Beobachtung, welches erquickende Erzählertalent, welches virtuose Schilderungsvermögen verfügt er doch! Er skizzirt Caricaturen und wirkliche Menschen, und wir lachen herzlich über jene und glauben an diese. Dabei ist Hevesi durch und durch originell. Selbst ältere Motive werden unter seiner Feder eigenartig und frappant, aber nur selten bewegt er sich auf ausgefahrenen Geleisen: er geht meist seinen eigenen Weg, selbst auf die Gefahr hin, sich zu irren, denn er weiß wohl, daß er sich am Ende doch aus der Verlegenheit ziehen wird. Hevesi ist überall zu Hause; am wohlsten fühlt er sich bei den Zigeunern im heimischen Ungarlande und in Italien, wo er Land und Leute gründlich studirt hat oder mit der Divinationsgabe des wahren Dichters durchschaut. Die beiden Geschichten vom Zigeuner auf der Freite und vom Pferdeknecht und der Pfingstkönigin sind in Poesie getaucht und von der originellsten Volkskomik erfüllt. Ebenso die drei in Italien spielenden Novelletten: Der lustige Kuß- und Bilderschwindel, das barocke Minnewerben zweier spleeniger englischer Unterthanen in Mentone und die gruselige Banditengeschichte mit den lustigen Pointen. Ist es nicht ein köstlich origineller Einfall, das Weiße im Nagel als Liebesorakel zu wählen (in der zuerst in der „Gegenwart“ erschienenen Novellette: Vater Jost's Geheimniß), oder die Anatomie, das ligamentum transversum atlantis, zu Hilfe zu nehmen, um ein Pärchen zu vereinigen? oder die statistische Krankheit, um eine Ueberzählige aus unleidlichen Verhältnissen zu befreien? oder eine veritabel lebendige Puppe zu erfinden, an der Callot-Hoffmann seine Freude haben müßte? Hier lag die Satire nahe, aber der Verfasser geht ihr aus dem Wege, ebenso wie in der erschütternden Geschichte von dem vielleicht zu Tode geimpften Kinde oder dem prachtvollen „Epouseur“, dessen Macht schlau gebrochen wird. Nur in „Irma's Traum“ ist der Glauben an die Prophetie der Träume ein Bischen lächerlich gemacht. Und tiefe Blicke hat Hevesi auch in die Kindesseele geworfen. Er weiß die kleine Welt der Kleinen trefflich zu schildern. „Hans“ ist die Odyssee eines ungezogenen Bengels und die „Kl. Hellmann“ das Freskogemälde von einem Schauspielerkinde. Lustig und originell wie seine Erfindungen sind ferner Hevesi's Vergleiche und Tropen. „Er trabte hin und wieder wie ein neu erfundenes perpetuum mobile, das sich eben vor der technischen Prüfungscommission befindet . . .“ „Sie hatte Augen wie Veilchen, Lippen wie Corallen, Zähne wie Perlen und Wangen wie zwei frische Pfirsiche — ein ganzes Stillleben hätte statt eines Porträts der Maler liefern müssen, der ihr Bildniß malen sollte.“ Wir brauchen dem erquickenden Buche kein Glück zu wünschen, denn es wird seinen Weg von selber machenund überall Freunde finden. Hoffentlich läßt Hevesi nun bald eine Sammlung seiner humorvollen Reisebilder folgen, von denen einige, wie der Besuch bei Dr. Faust, Sermione, Certaldo, Pienza, schon bei ihrem ersten Erscheinen in der „Gegenwart“ Aufsehen erregten.

Z.

Jahrbuch der deutschen Gerichtsverfassung. Herausgegeben auf Veranlassung des Reichs-Justizamts von C. Pfafferoth. Jahrg. 1886. (Berlin, Heymann.) — Bis zu dem in grauer Ferne liegenden Zeitpunkte der deutschen Rechtseinheit im vollen Wortsinne kann das Nationalgefühl des deutschen Volkes Zuversicht aus der großen Errungenschaft der Gerichtseinheit schöpfen. Wenn sich die Weltgeschichte an die Aussprüche logischer Propheten halten würde, hätten wir die erstere vor der letztern, das Leichtere vor dem Schwierigern erlangen müssen. Zum Glück arbeiten Völker rascher als es gelehrte Commissionen thun können. — Pfafferoth's in System und Durchführung gelungene Arbeit ist nicht blos eine notitia dignitatum dieses wichtigen Zweiges der Reichsverwaltung, sie ist für den, der in Daten zu lesen versteht, ein an Aufschlüssen und Erklärungen lehrreiches Handbuch zum bessern Verständniß unseres gesammten Staats- und Behördenwesens. St.

Digitized by Google

Die Theorie des Aristoteles und die Tragödie der antiken, christlichen, naturwissenschaftlichen Weltanschauung. Von A. Dehlen. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) — Der Verfasser bezeichnet, mit originaler Interpretation des Aristoteles, als Grundbedingung künstlerischer Wirkung der Tragödie die Identification des Zuschauers mit dem Helden, dessen innerliche Versöhnung oder Katharsis sich durch Mitleid und Furcht auf den Hörer überträgt, als ob er sie selbst mit erlebte. Die inhaltlichen Bedingungen verändern sich nothwendig mit dem Wandel der Weltanschauungen: in der antiken Tragödie ist es die Unterwerfung unter das eherne Schicksal, welche den Inhalt der Versöhnung bildet, in der christlich-mittelalterlichen die Ueberwindung der Lebenslust und Lebensverlockungen durch den seligmachenden Tod, in der Tragödie der neuesten Weltanschauung die Ueberwindung der ungünstigen Bildungs- und Lebensfactoren bis zur Erreichung innerer Harmonie. Das Buch ist lebhaft anziehend geschrieben, namentlich die letzte Partie interessirt durch eine Fülle eigenartiger Gedanken über die neuere Literatur. B.

Nachlieferungen zu meinem Leben, nach bestem Wissen und Gewissen, stets mit kräftigem Wollen, oft mit schwachem Können von Johann George Scheffner. (Leipzig, Reißner.) Wer die Memoiren des bekannten Kriegsraths Scheffner in Königsberg kennt, der wird auch gern zu diesem Bändchen Nachlieferungen greifen, in denen der Achtzigjährige von seinem Lebensabend mit einer oft rührenden Resignation erzählt. Mancherlei interessante kleine Begebenheiten, die ein charakteristisches Streiflicht auf Zeitverhältnisse und Personen werfen, — unter letzteren den König Friedrich Wilhelm III. und den Kronprinzen, von dem ein sehr werthvoller Brief an Scheffner in dem Buche enthalten ist, — werden uns da neu berichtet oder in uns aufgefrischt. Und den Greis von seinem Siechthum, seinen harten Geduldsproben, der Freude einer ersten Besserung, eines ersten Aufstehens u. s. w. in seiner schlichten, gottergebenen Weise reden zu hören, kann für Niemand ohne Reiz sein. Das Buch verdient trotz mancher interesseloser Seiten gelesen zu werden. T—n.

König Humbert in Neapel. Ein Gedicht von Adolf Brieger. (Rom, Hermann Löscher. Leipzig, Reißner.) In schwungvollen Terzinen wird hier das Erscheinen und Wirken des italienischen Monarchen zur Zeit des Wüthens der Cholera in Neapel, im Sommer 1884, gefeiert. Der Stoff ist überaus dankbar, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Brieger ihm gerecht wird; ohne daß er seine Kunst zu einem byzantinischen Lobeshymnus auf den muthigen Fürsten erniedrigte, stellt er dessen unerschrockene That doch im hellen Lichte der Wahrheit feiernd dar. Daneben umranken arabeskengleich einzelne, lebensvoll und packend geschilderte Scenen aus dem Volksleben zur Zeit des großen Sterbens das Auftreten des Königs. Wir hätten gewünscht, daß das Letztere mehr an das Ende des Gedichts gerückt worden wäre und die vorangehenden Gesänge eine Schilderung des immer wachsenden, endlich seinen Höhepunkt erreichenden Elends enthalten hätten; auch würden hin und wieder wohl ein paar drastischere Bilder aus dieser Schreckenszeit wohl am Platze gewesen sein, um den vollen Eindruck der furchtbaren Wahrheit zu erregen. Dagegen darf nicht verschwiegen werden, daß wir es hier mit einem Dichter zu thun haben, der ergreifende Klänge zu finden weiß, sich von seinem Stoff begeistern läßt und in formaler Beziehung fast nur Musterhaftes leistet. Das Aufbrechen der Cholera aus Indien und die einleitenden Distichen stechen durch Wärme des Ausdrucks und technische Vollendung angenehm hervor. T—n.

Prinz Klotz. Von Balduin Groller. Ernst Wartig's Verlag.) Chlodwig von Rodaun ist der Name eines Mannes, der Kleider für die noch unausgewachsenen Backfisch-Körper seiner Schwestern Cis und D schneidert, was im cisleithanischen Aristokratenjargon, an den uns Ossip Schubin ja schon gewöhnt, Franziska und Gertrude bedeuten soll. Onkel Dausaert hat eine Tochter, die heißt Cidi, Cida, Cidum, und das steht für Placidia. Das idyllische Zusammenleben des Achilles in spe, in Herrenkleidern, aber mit Mädchengefühlen, wird unangenehm unterbrochen durch das Jahr Militärpflicht für Prinz Klotz. Onkel Dausaert thut selbst sein Möglichstes, aus dem schneidernden, kochenden, bartlosen Bürschchen einen Mann, einen Cavalier nach seinem Sinne zu machen, er bringt ihn in passende Gesellschaft, zu Spielern und Lebemännern. Aber seine eigentliche Erziehung übernimmt Placidia. Sie ist der leibhaftige Gegensatz zu unserm Klotz, sie besorgt alle männlichen Uebungen mit gleicher Virtuosität, wie Chlodwig die weiblichen. Sie reitet, turnt, ficht, schießt, sie lehrt all' dies ihrem Spielgenossen spielend. Sie ringen sogar eines Tages miteinander, die Unschuldigen, und als sich das grauleinene Turnkleid verschiebt und der Klotz die weiße Schulter Placidia's erblickt, drückt er einen mannhaften Kuß darauf. Diesen Tag bricht endlich ihre Liebe in hellen Flammen aus. Chlodwig ist nun wirklich ein Mann geworden. Da lebt aber in seinem Regimente ein Herr von Bogosich. Diesem kann und mag Klotz nicht mehr borgen, es entsteht eine complicirte Scene im Officiers-Casino, und Prinz Klotz fällt im Zweikampf gegen Bogosich, der sich dann selbst eine Kugel vor den Kopf schießt. Klotz stirbt in Placidia's Armen. Diese Geschichte ist bis zum letzten Drittel sehr flott und anmuthig erzählt. Der Humor lacht uns auf allen Seiten entgegen, die heikelsten Situationen sind mit einer gewissen künstlerischen Keuschheit in die Sphäre des Erlaubten und Berechtigten gerückt. Aber wir sind enttäuscht, als der schuldlose Prinz ohne Zweck und Grund durch eine barbarische Kugel getödtet und Placidia zur unglücklichen Wittib vor der Ehe gemacht wird. Das Buch wird wohl vermöge der ihm innewohnenden Liebenswürdigkeit und Kraft seinen Erfolg haben. Fr.

Die Geschichte eines Genies. Die Galbrizzi. Novellen von Ossip Schubin. (Berlin, Gebrüder Paetel.) Diese beiden Novellen der Verfasserin veranschaulichen die nun schon bekannten Vorzüge und Mängel ihrer Schreibweise wieder auf's Deutlichste. Wir erhalten einzelne Stimmungsbilder von blendendem Reiz; wir werden gefesselt durch Laute, die der Natur getreu abgelauscht sind, und man führt uns menschliche Typen vor, die wir bis ins geringfügigste Detail hinein schon im Leben vor uns gesehen haben. Aber das Ganze ist zerfahren und ohne jede künstlerische Gedrungenheit und Einheit; keck hingeworfene Pinselstriche voller Farbe, Leben und Gluth, aber kein harmonisches Ganzes, kein wirkliches Gemälde; eine ganze Reihe von raschen und kühnen Effecten, aber nichts, was uns innerlich und für die Dauer erwärmt. Alles in Allem also doch immer nur Kunststücke, Augenblicksgebilde, aber nichts Bleibendes, nichts Werthvolles. Natürlich fehlt die Concentration bei dieser Maßlosigkeit in der Production, welche vollends jede harmonische Ausbildung, jede Ausübung unerbittlicher Selbstcensur unmöglich macht. Und Fräulein Kürschner ist noch nicht einmal der Sprache mächtig, in der sie dichten zu können meint! Sie schreibt halb französisch, halb österreichisch; deutsch ist ihre Sprache nicht. Und wie unordentlich, wie abgerissen, wie ungleichartig ist ihr Stil! Wichtiges in den Geschichten erfahren wir zum Theil gar nicht, obgleich dabei im Grunde die Erzählung überhaupt unverständlich bleibt; Unwichtiges wird mit einer Breite und Ausführlichkeit behandelt, als ob Alles darauf ankäme. Was aber schlimmer ist, sie schreibt jetzt schon sich selber ab, ist gesucht und verfällt in Manierirtheit. Dergleichen blendet noch eine Weile und gefällt um des Absonderlichen und Exotischen willen, aber wir fürchten sehr: Ossip Schubin's Glanzzeit ist schon vorbei, ehe sie noch recht begonnen hat.

T—n.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Verlag von Otto Meissner in Hamburg.

Radenhausens Werke
in wohlfeilen Ausgaben.

ISIS
Der Mensch und die Welt.
Dritte Ausgabe. 4 Bände. 6 Mark.

OSIRIS
Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Zweite Ausgabe. 3 Bände. 6 Mark.

In der ISIS hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Hauptzügen zur Darstellung zu bringen. Im OSIRIS versucht er die Weltgesetze, Entstehen und Vergehen der Welten festzustellen und begründet dieselben durch den Entwickelungsgang des Erdenlebens.

Christenthum ist Heidenthum
nicht Jesu Lehre.
Zweite Ausgabe. 1 Mk. 50 Pf.

Die echte Bibel und die falsche.
10½ Bogen 1 Mk. 50 Pf.

Im Verlage von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart sind heuer erschienen:

Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren von J. V. von Scheffel. Mit 112 Illustrationen von A. von Werner. Gr. 8°. In Prachtband . . . . . M. 10,—.

Drei Buschen. Weil's mi freut! Habts a Schneid!? Um Sunnawend. Gedichte in oberbayerischer Mundart von Karl Stieler. Mit 20 Vollbildern und 84 kleinen Illustrat. von Hugo Engl. Gr. 8°. In Prachtband . . . . . M. 12,—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In unserm Verlag erschien:

Die geschichtliche Entwicklung des Geldwesens und der gegenwärtige Währungsstreit.
Preis 1,20 M.

Nach Urtheil der soeben erschienenen Recensionen (Weserzeitung, Bremer Courier 2c.) ist obiges Buch bis jetzt das **einzige**, welches in gemeinverständlicher, gediegener und rein sachlicher Darlegung Aufklärung über die verwickelte Materie gibt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bei Einsendung von M. 1,20 in Marken franco von **Bültmann & Gerriets Nachf. Varel.**

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist erschienen:

Die Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland
mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien.
Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der socialen Frage
von
Dr. Georg Adler.
Gr. 8. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena. Zu haben in jeder Buchhandlung.

Die Tlinkit-Indianer.
Ergebnisse einer Reise
nach der **Nordwestküste** von **Amerika** und der **Beringstraße,**
ausgeführt im Auftrage der **Bremer Geographischen Gesellschaft** in den Jahren 1881—1882 durch die Doctoren Arthur und Aurel Krause
geschildert von
Dr. Aurel Krause.
Ein starker Band gr. 8° mit zahlreichen Illustrat. u. einer Karte 11 Mk., eleg. geb. 13 Mk.
Die Reisenden haben längere Zeit unter einem von der Civilisation noch wenig oder gar nicht berührten Stamme des hochinteressanten Tlinkit-Volkes gelebt, die merkwürdigen Sitten und Gebräuche derselben kennen gelernt und ihre mündlichen Ueberlieferungen gesammelt.

Indien.
Von **Paul Mantegazza,**
Mitglied des Senats, Professor an der Universität Florenz.
Autorisirte Ausgabe. Aus dem Italienischen von **H. Meister.**
Ein starker Band gr. 8°. In eleg. Ausstattung 8 Mk., eleg. geb. 10 Mk.
Der große italienische Gelehrte, der sich einen wohlverdienten Weltruf und insbesondere in Deutschland durch seine Physiologie der Liebe (in gleichem Verlage, 2. Aufl. 1884) zahlreiche Freunde erworben hat, schildert uns in seinem neuesten Buche Indien, auf das gerade jetzt Aller Blicke gerichtet sind. Ein hervorragender deutscher Kritiker sagt: „Dieses Buch über Indien ist ein Meisterwerk feiner Beobachtung und prächtiger Schilderung."

In unserem Verlage erschienen soeben:

F. C. Dahlmanns
Kleine Schriften und Reden.
gr. 8. XIV und 484 Seiten.
M. 6. —

Zeitschrift für allgemeine Geschichte,
Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte.
1885. Zweiter Band. Komplett. 63 Bogen.
M. 12. —

Mit Beiträgen von **Beer, Gregorovius, Heigel, Hillebrand, Huber, Lindner, Ritter** u. A.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien die **erste Lieferung** der

Kulturgeschichte
der Menschheit in ihrem organischen Aufbau
von **Julius Lippert.**

Das 20 Liefgn. à 1 M. umfassende, zwei stattliche Bände bildende Werk wird im Herbst dieses Jahres vollendet sein.

An sicherer und bewährter Führerhand folgt der Leser den mannigfach verschlungenen Pfaden, welche das Menschengeschlecht in seiner Kulturentwicklung seit der Zeit, da es aus dem Dunkel der Vorgeschichte auftauchte, bis zur Gegenwart gewandelt ist.

Die Darstellung ist außerordentlich klar und fesselnd, überall werden die innersten Zusammenhänge und Ursachen des materiellen und geistigen Fortschreitens der Menschheit aufgedeckt und schließlich wird ein Standpunkt gewonnen, von dem diese Kulturentwickelung als ein organisches Ganzes vor uns liegt.

Gewiß für die gesammte gebildete Welt ein höchst interessantes Buch.

Majunke,
Geschichte des Culturkampfes.
1. Lieferung zu 75 Pf. soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.
Ferdinand Schöningh
in **Paderborn** und **Münster.**

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 3. April 1886. Band XXIX.

...LL UNIV... APR 23 1906 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Ursachen der Productionskrisen. Von Karl Mamroth. — Rußland und Südeuropa. Eine Erinnerung an Mazzini. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst:** Drei ungedruckte Gedichte von Heinrich von Kleist. Mitgetheilt von Theophil Zolling. — Materialismus und Moral. Von Carl du Prel. — Adolf Friedrich von Schack's „Memnon". Besprochen von Ernst Ziel. — **Feuilleton:** Déroulède in Deutschland. Ein Aprilscherz. Von W. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Das Gastspiel von Felix Schweighofer. Von B. — Notizen. — Inserate.

Die Ursachen der Productionskrisen.

Von Karl Mamroth.

Etwa seit dem Ausgange des Mittelalters tritt im westlichen und mittleren Europa mehr und mehr an die Stelle der isolirten Wirthschaft, der „Eigenwirthschaft", die „Tauschwirthschaft", in welcher die Production für den Markt überwiegt. Aus der Naturalwirthschaft entwickelt sich allmählich die Geldwirthschaft (die Geld- und Creditwirthschaft). Durch Anwendung des Dampfes auf das Transportwesen zu Wasser und zu Lande erweitert sich die nationale zur internationalen Arbeitstheilung: die Volkswirthschaft wird Weltwirthschaft.

„Nicht nur eine immense Ausdehnung der productiven Thätigkeit, sondern auch vielfache Umgestaltungen in dem Charakter der einzelnen Productionsarten waren die begleitende Folge. Die Weltwirthschaft wurde dadurch auf das Gebiet der Rohproducte ausgedehnt und bei den durch Verarbeitung zu höherem Werthe gebrachten Gütern die bereits vorhandene allgemeine Concurrenz in der Versorgung des Weltmarktes in hohem Maße extentiv und intensiv vermehrt. Die Eisenbahnen haben die Ueberleitung von der localisirten zur Weltwirthschaft auch in jenen Territorien vollzogen, welche abseits der Wasserstraßen liegen, also für die Binnenländer, und zwar selbst bezüglich jener Producte, welche früher nur in dem örtlichen Kreislaufe der Production und Consumtion sich bewegten."*)

Durch die Erweiterung der Volkswirthschaft zur Weltwirthschaft ist aber auch die Möglichkeit der Störung des Gleichgewichts zwischen Production und Consumtion sehr gesteigert worden. Der Producent schließt aus dem Steigen oder Fallen des Preises auf zu- oder abnehmende Nachfrage; er kennt jedoch nicht die zahlungsfähige Nachfrage, er weiß nicht, wieviel Mengen seine Concurrenten mit ihm auf den Markt bringen werden. Bei sinkendem Preise wird der Producent nicht ohne Weiteres, wie Ricardo deducirt, „seine Capitalien in andere Canäle lenken", sondern er wird zögernd und allmählich seine Production einschränken, weil seine Capitalien meist fixe, seine Verpflichtungen in der Regel in Geld fest stipulirte sind und oftmals humane Rücksichten auf die Arbeiter hinzutreten: das Uebel der Absatzstockung vergrößert sich.

So unbestreitbar dies Alles zu sein scheint, so sind nichtsdestoweniger die Ansichten über die Ursachen der Productionskrisen in der neueren nationalöconomischen Literatur nicht übereinstimmend. Roscher*) meint, daß, „je höher in einem Volke die Arbeitstheilung entwickelt sei, es natürlich desto schwieriger werde, das Angebot eines Productes mit der künftigen Nachfrage immer im Gleichgewichte zu halten; nur die allseitig entwickelte, in Harmonie mit der ganzen Volkswirthschaft fortschreitende Production trage in sich selbst die Garantie des gehörigen Absatzes." Max Wirth**) legt Gewicht darauf, „daß die Verbesserung der Lebensmittel, die Vermehrung der leiblichen und geistigen (!) Güter gleichen Schritt halte mit den aus den Jahreseinkommen aufgesparten Ueberschußcapitalien. Nur wo die Vermehrung des stehenden Capitals eines Landes und der Genußmittel allmählich und langsam vor sich gehe, da beharre das Land ohne Rückschläge in gedeihlicher Entwickelung. Der Einzelne aber sei fast nie im Stande, die Lage der Gesammtproduction, den Vorrath an disponiblem Capital zu übersehen." Abgesehen von der durch den Socialismus, namentlich durch Rodbertus und Lassalle, in vielen Punkten mit Recht angegriffenen „Spartheorie" — als ob die Vermehrung des Nationaleinkommens ähnlich wie die des Einzeleinkommens vorzugsweise vom „Sparen" und nicht vielmehr von gesteigerter Energie und Intelligenz insbesondere der arbeitenden Classen abhinge — stimmt demnach Wirth sachlich mit Roscher überein; Beide erblicken in der durch die fortschreitende Arbeitstheilung gesteigerten Unübersichtlichkeit der Bedarfsdeckungen die Ursache der Productionskrisen.

Während Schäffle***) die kapitalistische Productionsweise für die Productionskrisen verantwortlich macht, will dies Nasse†) nicht zugeben. „Sei einmal speculativer kaufmännischer Geist in ein Volk eingedrungen, so könne gegenwärtig bei allen Betriebsformen ein allgemeiner Irrthum über die Tragweite von neuen Conjuncturen und eine übertriebene Unternehmungs- und Speculationssucht entstehen. Viel wichtiger sei die rapid fortschreitende Arbeitstheilung."

Indeß fragt es sich, ob „speculativer kaufmännischer Geist" ohne capitalistische Productionsweise überhaupt denkbar ist. Nichtsdestoweniger ist Schäffle's Ansicht unrichtig. Denn warum sollten z. B. Lassalle'sche „Productivgenossen-

*) Emil Sax „Die Verkehrsmittel in Volks- und Staatswirthschaft (1878—1879).

*) Zuerst 1849 („Die Productionskrisen u. s. w." in der Brockhaus'schen „Gegenwart") jetzt „Ansichten der Volkswirthschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte" (3. Auflage 1878) und „System der Volkswirthschaft" Band III. Kap. 11.

**) Geschichte der Handelskrisen. 1. Aufl. 1858; 3. Aufl. 1883.

***) Bau und Leben des socialen Körpers" III. 431 f., 445 ff.

†) „Ueber die Verhütung von Productionskrisen durch staatliche Fürsorge" in Holtzendorff-Brentano's Jahrbuch (1879).

Digitized by Google

schaften" sich nicht über Bedarf und Absatzgelegenheit täuschen können?

Eine neue Ansicht über die Ursachen der Productionskrisen hat bekanntlich Rodbertus entwickelt. „Verfehlte Handelsspeculationen sind immer dagewesen, Armuth und Bettelei nicht minder, auch Hypothekennoth hat es schon gegeben; — aber allgemeine Handels- oder besser Productionskrisen, Pauperismus und fortan auch Grundbesitzkrisen . . . sind neue nationalökonomische Erscheinungen, sind Erscheinungen, die erst nach den tiefeinschneidenden Folgen der französischen Revolution entstanden sind und entstehen konnten, sind schon wieder Riß in diesem neuen Kleide der Gesellschaft" . . .*) In der Vertheilung der Güter sieht Rodbertus die primäre Ursache der Absatzkrisen;**) in dem Umstand, „daß, wenn der Verkehr in Bezug auf die Vertheilung des Nationalvermögens sich selbst überlassen bleibt, gewisse mit der Entwicklung der Gesellschaft verbundene Verhältnisse bewirken, daß bei steigender Productivität der gesellschaftlichen Arbeit der Lohn der arbeitenden Classen ein immer kleinerer Theil des Nationalproducts wird."

Rodbertus leugnet gar nicht, daß „die Zeichen des Marktes . . . . so allgemeiner und dunkler Art sind, daß die Unternehmer kaum den Ort des Bedürfnisses zu entdecken, viel weniger den Umfang desselben zu ermitteln im Stande sind", aber doch sieht er hierin nicht die specifische Ursache der Absatzkrisen.

Der Beweis, den Rodbertus mittelst der Statistik im „ersten socialen Briefe" für obige so berühmte Behauptung zu führen sucht, dürfte schwerlich als genügend zu erachten sein. „Nehmen wir aber nun an", sagt Lexis,***) „daß das Rodbertus'sche Ideal erreicht sei und dem Arbeiter bei steigender Productivität eine gleichbleibende Quote, also ein absolut größerer Antheil an dem Product zufalle, so wird die Schwierigkeit, die Production und Consumtion im Gleichgewicht zu erhalten, bei dem bestehenden System der isolirten, selbstständigen Unternehmungen eher größer als geringer werden. Denn die Arbeiter werden in dem Maße, wie ihr Antheil wächst, von den gewöhnlichen Consumtionsgegenständen mehr und mehr zu den feineren übergehen und bei dieser fortwährenden Verschiebung der Consumtion wird die Production in „dem sich selbst überlassenen Verkehr" leicht genug mit ihren Schätzungen des Bedarfs sowohl an Massenproducten, wie an feineren Erzeugnissen fehlgehen. Es würde sich also auch dann wiederholen, was sich gegenwärtig in den mit Lohnerhöhungen verbundenen Perioden des Aufschwungs zeigt, die den Krisen vorangehen: durch falsche Beurtheilung und übertriebene Speculation würde von Zeit zu Zeit Ueberproduction und dann durch Versagen des übermäßig angespannten Credits eine akute Krisis entstehen."

Worin man auch immer die Ursachen der Productionskrisen erblicken mag — die Ansicht, welche eine Zeit lang in Deutschland die herrschende war, als wäre in der Organisation des Credits oder in der Art der Creditumlaufsmittel die primäre Ursache der Productionskrisen zu suchen, ist jetzt allgemein aufgegeben. Daß jedoch auch bei Productionskrisen der Credit eine hervorragende Rolle spielen muß, ergibt sich schon daraus, daß in der Volkswirthschaft der Gegenwart (in der „privatwirthschaftlich organisirten Volkswirthschaft") eine stark gesteigerte, geraume Zeit andauernde Productionsthätigkeit ohne Vermehrung entweder von Baargeld oder von Geldsurrogaten gar nicht denkbar erscheint.

*) „Zur Erklärung und Abhülfe der heutigen Creditnoth des Grundbesitzes" (1868—1869) II. S. 32.

**) Vgl. „Zur Erkenntniß unserer staatswirthschaftlichen Zustände" (1842); „Erster socialer Brief an von Kirchmann" (1850); Zweiter und Dritter (1851); Vierter („Das Capital") (1884).

***) Conrad's Jahrbücher N. F. Band IX (1884).

Rußland und Südeuropa.

Eine Erinnerung an Mazzini.

Von Karl Blind.

In unserer rasch-, politisch etwas kurzlebigen Zeit vergißt man leicht der großen weltgeschichtlichen Gesichtspunkte. Gar Viele, selbst unter den einflußreichsten Staatsmännern, leben, der Zukunft achtlos, von der Hand in den Mund. Ihnen gegenüber sind die mächtigen treibenden Kräfte, welche planmäßig geleitet werden, gewaltig im Vorsprung. Das zeigt sich immer von Neuem: einerseits an dem unabläßigen Vordringen Rußlands in der Richtung nach Indien hin; andererseits an dem von dem Moskauer Panslaventhum genährten Streben nach Erreichung des adriatischen, des ägäischen und des Mittelmeeres — wobei Rumäniens Unabhängigkeit bedroht, Griechenlands größere Zukunft vernichtet werden soll, sogar Italien dereinst schwer geschädigt würde.

Hier mag der Thätigkeit eines Mannes gedacht werden, der unter den Rumänen, den Griechen, den Slaven Osteuropas viele Jahre hindurch mannigfache Verbindungen pflog. Wenige wissen, wie weit diese Fäden reichten. Ueber den verschwörerischen Staatsstreich, welcher den Statthalter Couza in Bukarest stürzte; über die Bewegung, die der Thronentsetzung Otto's in Griechenland vorherging; über mancherlei dunkle Ereignisse in Serbien; über die Pläne, mit denen sich abwechselnd Cavour und die unter Mazzini's und Garibaldi's oft getheilter Leitung stehende italienische Actionspartei in Bezug auf kommende Dinge in der europäischen Türkei trug, ließe sich Manches mittheilen, was auf frühere Geschehnisse ein neues Licht würfe.

Oft ist der italienische Vaterlandsfreund und republikanische Kämpfer, dem sein Volk so viel für die Wachhaltung des Einheitsgedankens, wie für die Planung des sicilianischen Aufstandes von 1860 — der die Einheit brachte — zu danken hat, von seinen unbedingten Anhängern, wie von seinen Gegnern als „der Prophet" bezeichnet worden. Bald geschah es bewundernd, bald in spöttischem Sinne. Niemand aber, der im engeren Verkehre mit ihm stand, wird leugnen, daß er mehr als einmal einen ebenso scharf vorschauenden Blick that, wie er sich über verborgene Dinge in der Gegenwart meist vortrefflich unterrichtet erwies.

Ueber die Verhältnisse und die Bewegungen in Osteuropa, in die er, wie gesagt, durch Briefwechsel, durch Sendlinge und sonstige Mittel nicht selten eingriff, habe ich mit Mazzini von Ende 1858 an, wo ich ihm zuerst persönlich näher trat, vielfach Besprechungen gehabt. Wir stimmten da freilich keineswegs ganz überein, weder in Bezug auf die Türkei, noch auf Oesterreich-Ungarn. Im Einklange befanden wir uns jedoch, was die Gefahren der panslavistischen Bewegung unter Rußlands Leitung betrifft.

Auf diese Haltung Mazzini's glaube ich heute aufmerksam machen zu sollen. Hat doch einer seiner vertrautesten, politisch hochstehenden, in der bulgarischen Frage aber vor etwa acht Jahren mit Gladstone zusammenwirkenden Freunde, in dessen Hause wir öfters zusammentrafen, diese Haltung Mazzini's nach seinem Tode irrig dargestellt — nämlich durch Veröffentlichung sog. „Slavischer Briefe" von ihm, aus dem Jahre 1857, aber unter Ausmerzung der gegen Rußland gerichteten Stellen! . . . .

Die Urheberschaft dieser Briefe könnte in gewisser Weise angezweifelt werden. Sie sind nämlich vor 28 Jahren im „Roma del Popolo" nur mit „Y" unterzeichnet erschienen und bis zu Mazzini's Lebensende nicht als sein Werk bekannt gewesen. Sind sie indessen echt, so enthalten gerade sie die bedeutungsvollsten Warnungen gegen die von Rußland für Europa drohenden Gefahren.

Sowohl die vieljährige Freundschaft mit dem italienischen Führer, als auch der eben erwähnte Umstand, daß man nach seinem Tode so eigenthümlich mit einem angeblichen Erzeugnisse seiner Feder umsprang, veranlaßte mich zu einer genauen

Digitized by Google

Durchforschung alles Dessen, was er seit Beginn seiner Wirksamkeit über die orientalische Frage geschrieben, gethan, oder seit 1858 gesprächsweise mit mir verhandelt hatte. Es war eine Arbeit der mühseligsten Art. Manche Blätter waren in alle Winde verflogen. Die eine oder die andere kleine Schrift von ihm ließ sich nur nach den zeitraubendsten Nachsuchungen wieder erlangen. So u. a. diejenige, welche, mit „Y" gezeichnet, aus dem „Roma del Popolo" als Flugschrift abgedruckt war. Erst dadurch kam ich auf den Beweis, daß man, der bulgarischen Politik Gladstone's zulieb, in London englische Auszüge unter Weglassung der entscheidenden Stellen veröffentlicht hatte.

Nachdem all' die Schriften und Blätter erreicht waren, ergab sich als Gesammtbild: daß Mazzini von Anfang bis zu Ende ein entschiedener Gegner des russischen Vordringens in Europa gewesen; daß er dem Petersburger Panslaventhum so abhold wie nur möglich war; daß er in der späteren Zeit seiner Thätigkeit zwar die sofortige Aufrichtung selbstständiger Staaten im Gebiete der europäischen Türkei mit einer oft politisch kaum zu billigenden Heftigkeit und Hast befürwortete; daß er aber, wo immer Europa Neigung zum kriegerischen Widerstande gegen das Zarenreich kundgab, auf dieser Seite zu finden war; und daß er dieser Gesinnung bis zu seinem letzten Athemzuge treu blieb.

Wie merkwürdig liest sich heute das Nachfolgende! Es war von ihm 1832 — vor 53 Jahren — in einer Abhandlung über Ungarn geschrieben. Da heißt es:

„Ungarn scheint bestimmt, eine wichtige Rolle unter den Kräften der Zukunft zu spielen. Wenn es heute eine Gefahr kriegerischer Einbrüche und Eroberungen gibt, welche das europäische Gleichgewicht stören könnten, so kommt sie von Norden her. Rußland ist der einzige Feind, den der Süden Europas zu fürchten hat. Von Katharina II. an bis auf unsere Tage hat Rußland rastlos und erfolgreich einen Europa feindlichen Vergrößerungsplan verfolgt. Gleich einer die Ufer unterwühlenden und zerreißenden See hat Rußland nach Rechts, nach Links und nach Vorn das es umgebende Gebiet unterhöhlt und an sich gerissen. Jetzt blickt es gierigen Auges nach dem Süden."

Ueber die Ziele der Petersburger Politik sagte Mazzini im Jahre 1832:

„Von Hindernissen, die ihm den Weg verlegten, befreit, mit einer sich mittelbar über die Moldau, die Wallachei, Bosnien, die Bulgarei und Serbien erstreckenden Macht ausgerüstet, strebt das russische Reich durch die Herzegowina nach dem adriatischen, mittelst Griechenland nach dem Mittelmeere hin, indem es auf Ungarn, auf Siebenbürgen, auf Dalmatien und Kroatien die Hand zu legen sucht und durch einen allgemeinen Aufruf droht, den slavischen Stamm, der schon in Böhmen, in Galizien, in den illyrischen Landen sich brausend bewegt, auf dem ganzen Gebiete der österreichischen Herrschaft zur Erhebung zu bringen. Und wie um Europa eine Warnung zu ertheilen, mehrt sich die Bevölkerung Rußlands rasch, in außerordentlichem Verhältnisse. Vierzig Jahre werden Rußland 100 000 000 Einwohner geben."

Die vierzig Jahre sind verflossen; und das Zarenreich hat es, auf die eine oder die andere Art, allerdings zu hundert Millionen Einwohnern gebracht. Diese Vorhersagung Mazzini's ist jedenfalls erfüllt.

Klar war er sich — wie aus Obigem ersichtlich — darüber, daß es russischerseits ebensowohl auf die Zerstückelung Oesterreich-Ungarns, als der Türkei schon damals abgesehen war. Ebenso klar über die Gefahr, welche das Vordrängen der russischen Macht in der Richtung nach dem ägäischen und adriatischen Meere für den Süden, für Italien, in sich barg.

Nach den Umwälzungen von 1848—49 knüpfte der russisch-panslavistische Wortführer Alexander Herzen Beziehungen zu Mazzini an. Des italienischen Führers Urtheil über diese oder jene Bewegung in Osteuropa wurde dadurch wohl gelegentlich in einer Weise beeinflußt, die mir, der ich Herzen ebenfalls genau kennen gelernt hatte, wiederholt Anlaß zur Gegenrede, auch zum Auftreten gegen das Gebahren der Panslavisten durch Zuschriften an Mazzini's „Pensiero ed Azione", durch offene Briefe an ihn u. dgl. m. gab. Selbstverständlich waren wir einig über das grundsätzliche Recht des Volksthums. Lediglich um die maßvolle oder übertriebene Anwendung dieses Grundsatzes in dem Stammes- und Sprachen-Wirrwarr von Osteuropa konnte es sich handeln, oder um die Frage der politischen Rathsamkeit im gegebenen Falle. Ist doch die freie Schweiz auch drei- oder viersprachig; Ungarns nicht zu gedenken.

Als der Ausbruch des Krieges gegen Rußland 1853 bevorstand, machte Mazzini nicht etwa mit Denen gemeinsame Sache, welche Konstantinopel zur Beute Rußlands werden lassen oder England von der Betheiligung am Kampfe abhalten wollten. Im Gegentheil schrieb er: „unwürdig sei es Englands, einer Sünde und einer Schmach komme es gleich, wenn das englische Volk dem mörderischen Anfalle ruhig zusehen und die Worte des Verfluchten wiederholen wollte: ‚Soll ich meines Bruders Hüter sein?'"

Ein Brief, den er an die zur Jahresfeier der polnischen Erhebung von 1830 in London Versammelten richtete, schloß mit den Worten:

„Krieg also, weil es nie zu spät ist für die Sühne! Einer Sühne aber bedarf es für die schimpfliche, gewissenlose, unenglische Staatskunst, welche regungslos zusah, nein, sogar unmittelbar oder mittelbar ihre Beihilfe herlieh beim Sturze Polens, beim Sturze Ungarns, beim Sturze von Venedig, beim Sturze von Rom. Krieg für den edlen Zweck, die Wahrheit und das Recht wiederhergestellt, die Tyrannei in ihrer ruchlosen Laufbahn aufgehalten zu sehen. Der Krieg ist aller Wahrscheinlichkeit nach unvermeidlich. So laßt es Englands Krieg sein — nicht den Krieg Lord Clarendon's und Lord Aberdeen's!"

Gleichviel welches die, zum Theil auf religiösem Boden fußende Begründung in diesen Mazzini'schen Aufrufen war, die dieses ihres Tones halber oft Widerspruch unter anderen demokratischen Wortführern erregten: einig war er mit Denen, welche den Krieg gegen den Zaren Nicolaus verlangten. Die damals von Cobden und Bright empfohlene Politik des Gewährenlassens des russischen Vorstoßes in der Richtung nach Konstantinopel hin verwarf er in den schärfsten Ausdrücken. Bei seinem lebhaften Vorkämpferthume für das Recht der christlichen Völker in Osteuropa war das gewiß ein bemerkenswerther Schritt. Er dachte darin etwa wie einst Ludwig Börne, der gewiß kein besonderer Türkenfreund, aber vor Allem ein Gegner der russischen Weltherrschaftspläne war.

Was nun die heutige Lage betrifft, so bürgt Mazzini's langjährige Griechenfreundlichkeit dafür, daß er in der großbulgarischen Frage gewiß die „größere Zukunft" des hellenischen Stammes im Auge behalten, also nicht das panslavistische Streben nach dem ägäischen Meere hin gebilligt hätte. Er wußte zu gut, welche Gefahr dies für Italiens kaum hergestellte Einheit und Unabhängigkeit bringt.

Literatur und Kunst.

Drei ungedruckte Gedichte von Heinrich von Kleist.

Mitgetheilt von Theophil Zolling.

Der immer größer werdenden Kleist-Gemeinde kann ich heute eine besonders werthvolle Gabe darbieten: nicht weniger als drei Gedichte, die bisher völlig unbekannt und noch nie zuvor im Druck erschienen sind. Wie es kommt, daß sie fast achtzig Jahre unbeachtet, verschollen und vergessen bleiben konnten? Es ist mir selbst ein Räthsel, zumal kein Geringerer als der Historiker Friedrich Dahlmann der Depositar dieses poetischen Vermächtnisses war. Ein halbes Jahrhundert hütete er den handschriftlichen Schatz, den ihm Kleist anvertraut hatte. Nach seinem Tode ging ein Theil desselben, der erste Entwurf der Familie Schroffenstein, ganz von des jungen Dichters Hand geschrieben, auf testamentarische Verfügung des Erblassers in

Digitized by Google

den Besitz der Königlichen Bibliothek in Berlin über — er ist im ersten Bande meiner Kleist-Ausgabe abgedruckt. Die drei Gedichte jedoch behielt sein Sohn, Herr Landgerichtsdirector Dahlmann in Marburg, zum Andenken an die Lehr- und Wanderjahre seines Vaters zurück. Mit nicht genug anzuerkennender Bereitwilligkeit hat er mir jetzt die Handschrift zur Verfügung gestellt — zwar nach Thoresschluß, aber noch immer zeitig genug, um sie in einem Nachtrag meiner Ausgabe einverleiben zu können.

Ueber seine persönlichen Beziehungen zu dem Dichter hat Dahlmann selbst einmal in einem Briefe an Julian Schmidt berichtet. Als im Frühjahr 1809 Oesterreich an Napoleon den Krieg erklärt hatte, stob der Freundeskreis, dem sich Kleist in Dresden angeschlossen hatte, auseinander. Durch einen Zufall fand sich der Dichter mit Friedrich Dahlmann zusammen, der damals, als vierundzwanzigjähriger Jüngling einsam und zwecklos in der Pirnaer Vorstadt hauste, wo auch Kleist wohnte. Noch am ersten Tage ihrer Bekanntschaft beschlossen sie, mit einander zu Fuß nach Oesterreich zu wandern, „denn da einmal der sächsische Hof sich der schlechten Sache anschließe, so sei es besser, die Zukunft in Oesterreich abzuwarten". Kleist besorgte einen Paß, der auf die Freunde gemeinsam lautete und sie wie ein paar Eheleute aneinanderband. Auf dieser Wanderung nach Teplitz, Prag und auf das Schlachtfeld von Aspern durchdrangen sie einander und sahen sich schnell durch die herzlichste Symphatie vereinigt, die so weit ging, daß Kleist seine alte Scheu fallen ließ und dem Gefährten seine Dichtungen, vor allem die eben vollendete und brennend zeitgemäße „Hermannsschlacht", mittheilte. Bei dieser Gelegenheit mag auch die Handschrift der „Familie Ghonorez" in Dahlmann's Besitz gelangt sein, sowie die drei Gedichte, die der junge Historiker in einer Abschrift von seiner eigenen Hand zurückbehielt. Es sind politische Gelegenheitsgedichte, wie sie Kleist mit Vorliebe damals verfaßte, und sie werden wohl schon in Dresden entstanden sein. Um diese Zeit nämlich, als der unausweichlich gewordene Krieg auszubrechen begann, war in Kleist der politische Dichter erwacht. Er schrieb eine Anzahl Zeit- und Streitgedichte, welche, nunmehr längst in seine Werke übergegangen, dazumal als fliegende Blätter oder handschriftlich verbreitet wurden. Der Dichter trug sich sogar mit dem Gedanken, eine „größere" Sammlung seiner patriotischen Lieder herauszugeben. Seinem Freunde Heinrich von Collin schrieb er damals darüber: „Ich wollte, ich hätte eine Stimme von Erz und könnte sie, vom Harz herab, den Deutschen absingen." Und unter eine Auswahl, die er an den Wiener Freund sandte, bemerkte er: „Diese Lieder überläßt der Verfasser jedem, der sie drucken will, und wünscht weiter nichts, als daß sie einzeln erscheinen und schnell verbreitet werden".

Unsere drei Gedichte füllen zwei Quartbogen und sind, wie schon bemerkt, von Fr. Dahlmann's Hand niedergeschrieben. Ein viertes darauf verzeichnetes Lied an den Erzherzog Karl („Als der Krieg im März 1809 auszubrechen zögerte") hat schon Tieck veröffentlicht. An der Echtheit ist gar nicht zu zweifeln. Wer nur eine Zeile des großen Dichters gelesen hat, muß sich sagen, daß da Alles bis auf die sorgsame Interpunction kleistisch ist. Nur ihm eigenthümliche Wendungen und Construction müssen dem Kenner sofort auffallen. Da haben wir seine Vorliebe für Zeitwörterbildungen mit „ent" z. B. entqualmen, entschwärzen, entfliehn, entbinden, entladen, entsagen; Lieblingswörter wie Hölle, Gräuel, Löwe, Ungeheuer; Zusammensetzungen wie „Erndte-nah". Auch „zum Staub sich strecken", das in allen seinen Werken am häufigsten wiederkehrt, fehlt nicht. In seinem Schlachtgesang: „Germania an ihre Kinder" spricht er von „unzählbaren Wunden", hier von unzählbarer Unbill. Aber auch der Geist dieser drei Gedichte verräth den genialen Dichter. Kleist war kein Lyriker. Seine dramatische Gestaltungskraft wird im Liede mühsam niedergerungen; die verständige Auseinandersetzung seiner Prosa mischt sich oft nüchtern ein; er ist da zu sachlich, zu knapp, ohne alle Phrasen. Und doch wird man auch nach diesen drei Proben dem Lyriker Kleist eine eigenartig hervorregende Stelle nicht versagen. Mit welcher Anschaulichkeit malt sein Griffel auch hier, wie originell sind seine Bilder, wie kernig ist sein schlichter, preußisch strammer Vortrag, wie zwingt er doch mit ein paar Worten den Leser in die von ihm gewollte Stimmung! Er ist durch und durch originell, er selbst. Kein conventioneller Anklang an die philiströsen Hofsänger wie Stägemann, keine fliegende Hitze, kein seinem Schiller nachempfundener Schwung. Die niemals mit Worten prunkende Vaterlandsliebe, der wilde, Alles verzehrende Franzosenhaß durchglühen und erheben seine Streitlieder, neben welchen fast Alles, was die Freiheitskriege poetisch hervorgerufen, harmlos und marklos erscheint: er rührt, ergreift, begeistert immer. Gleich das erste Gedicht ist ein Meisterwerk. Da und dort dunkel und schwer verständlich, ungelenk im Ausdruck, aber gewiß völlig ausgereift (von einem Entwurfe hätte sich Dahlmann wohl keine Abschrift genommen), aber welcher kühne Wurf, welch grandiose Auffassung der geschichtlichen Erscheinung Napoleons, des „Höllensohnes", des „der Hölle entstiegenen Vatermörders", wie er ihn anderswo, des „Ungeheuers der Selbstsucht", wie er ihn hier heißt. Er vergleicht den Eroberer einem schwarzen Giftbaum, welcher die ganze Erde durchseucht und sieht im Geiste die Erlösung von all dem Jammer.

Vision (1809).

Ein schwarzer Giftbaum quoll aus blut'gem Grunde,
Wo Leichen längst erschlagner Millionen
Die Saat des Jammers träuften aus der Wunde
Für Alle, die auf dieser Erde wohnen.
Gold lacht von seinen Wipfeln, gier'ge Hunde
Umwedeln ihn, die Arglist wacht der Kronen,
Und drinnen in dem Marke, bleich wie Kreide,
Zerreißt der Neid die eignen Eingeweide.

Nacht deckt die Stätte, Nacht den grausen Höhen
Entqualmend hüllt der Menschen Fluren ein;
Das reine Meer sieht, was es nie gesehen,
Zu großen Gräul, von ihm gesühnt zu seyn.
Es flieht erzürnt; doch Erde, blind den Wehen,
Läßt zu des Herzens Strömen ihn hinein,
Der lechzend sonst zum Staub sich müßte strecken,
Und unglückseelige Gefilde decken.

Doch sieh! Des Westens königliche Bahnen
Entschwärzen sich, es glüht der Sonnenwagen,
Und tausend Stimmen, welche dräuend mahnen
Das Ungeheur der Selbstsucht zu erschlagen:
„Ist keiner rein? Wer wird der Tugend Fahnen,
Ein Eisenherz, dem Tod' entgegentragen,
Ausreuten jenes Holz und ein es hegen,
Wo heil'ge Füße nie der Ruhe pflegen?"

Da steigt ein Blick empor, aus öder Stätte,
Von einem Manne, der in tausend Schmerzen
Die Tiefen aller Sterblichkeit erspähte;
Viel hundert Jahre saß er, Lieb' im Herzen
Doch lautlos — jetzt, als ob ihn Lenz umwehte,
Sieht Lächeln man um bleiche Lippen scherzen.
Er steht! und um ihn sammeln sich die Schaaren,
Die seiner Leiden lange Brüder waren.

„Ich seh', das Ende", spricht er, „aller Zeiten
Wird nicht mehr fern von unsern Tagen seyn.
Drum werd' ich nicht euch zum Triumphe leiten,
Wird auch der Sieg, wie ich es hoffe, mein.
Des Höllenbaumes Wuth nur zu bestreiten,
Laßt euren Lohn und Lohn der Erde seyn,
Daß sie, durch uns aus Schmach und Schuld befreiet,
Sich eines tadellosen Tods erfreuet."

„Denn leben kann die Aermste nun nicht länger,
Der auch des Lebens Liebe schon entflohn.
Sie zählt den Puls mit jedem Schlage bänger,
Und spricht den vor'gen Jugendblüten Hohn.

Digitized by Google

Seit Jahren schuf sie keine Seelen länger;
Der Leib ist jung, doch euer Geist entflohn
Dem Schattenreich, wo, einmahl schon gestorben,
Auf ewig ihm der Sonne Lust verdorben."

Nach langem Kampfe, leichenvoll und blutig,
Sank spät des Baumes letzte Wuth zu Nacht;
Vom letzten Streiter war die Erd' auch blutig,
Sie sah im letzten Blicke ihre Pracht.
Sie selbst zerbricht den alten Leib unmuthig
— Es staunt der Tod der eignen Siegesmacht —
Als, aus den Wunden, aus den Leidensgründen,
Sich neue Pulse, neu erwärmt, entbinden.

Und sieh! ein Wein von schöpferischem Leben
Ringt aus dem rothen Blutmeer sich empor,
Es wollen neue Saaten sich erheben,
Ein leidlos Heldenvolk tritt kühn hervor;
Im lichten Raume seh' ich Götter schweben,
Besänftigend der Wesen jungen Chor;
Die Sonne glüht, es tönen neue Lieder,
Der Frühling blüht, die Liebe athmet wieder.

Auch das zweite Gedicht ist in Octaven gedichtet, deren sich Kleist in seinen letzten Lebensjahren am liebsten bediente. Leider ist nur etwas mehr als die zwei Schlußverse enthalten. Offenbar war das Ganze ein Monolog des Dichters, der auf den Kriegsschauplatz eilt. Wie prachtvoll ist nicht gleich das erste Bild!

— — — — — — — — —

Ist's daß ich so im Geist entschlossen bin,
Daß ich den Erndte-nahen Halm zerträte,
Ein ander Korn in andre Furchen sä'te?

Ja, zieh hinaus! und mögst du das nur tragen,
Was mancher bange Tag dich hat gelehrt,
Den Muth und Kraft, der aus den alten Tagen
Mit Löwenmark die junge Brust genährt.
In seines Landes Liebe Alles wagen,
Hat sich als ein'ge Rettung dir bewährt.
Nimm denn den Stahl! du darfst dir's kühn versprechen,
Du wirst die unzählbare Unbill rächen.

Schon tobt der Streit! Auf unbetretnen Pfaden
Dräng' ich in's rasche Schlagen mich hinein.
Kein feig Geschütz! Die trüben Augen baden
Sich nur gesund im lichten Waffenschein.
Der Blitz der Brust will stürmend sich entladen
Von Feindes Schwert in Feindes Herz hinein.
Sey's froher Kampf, sey's blutig bleiches Sterben,
Ich werde ewig meinen Sieg erwerben.

Sein seltsames, nicht ganz unverschuldetes Geschick hat es freilich mit dem Dichter nicht so gut gemeint. In der Wirklichkeit sollte es ihm nicht vergönnt sein, den „frohen Kampf" als Mitstreiter mitzufechten und auf alle Fälle „seinen" Sieg zu erwerben. Der Kanonendonner von Aspern traf ihn mit Dahlmann beim damals modischen Kriegsspiel, dann wurde das Schlachtfeld besucht, selbst auf die Gefahr hin, als französische Spione erschossen zu werden, und kaum waren die Freunde mit der Siegesbotschaft nach Prag geeilt, als neues nationales Unglück hereinbrach. In der Freude über die „Ueberwindung des Unüberwindlichen" beschlossen Dahlmann und Kleist die Herausgabe eines patriotischen Wochenblattes, um den Franzosenhaß zur allgemeinen Flamme zu schüren, und Kleist schrieb schon in fieberhafer Eile poetische Aufsätze für sein Blatt, noch ehe es da war. Aber die Schlacht von Wagram entschied den Krieg zu Gunsten Napoleon's und machte dem literarischen Plan ein Ende. In dieser verzweifelten Stimmung, im Angesichte der furchtbaren Niederlage und der angeknüpften Friedensunterhandlungen, wurde das dritte Gedicht verfaßt. Es ist an Kaiser Franz gerichtet, den Kleist schon einmal in Dresden am 1. März 1809 zur Feier der Kriegserklärung besungen hatte. In treuherzigen, herzlichen Worten beschwört er den Monarchen, von dem er allein Deutschlands Rettung erwartet, den heiligen Kampf fortzusetzen und fest auf sein anhängliches Volk zu bauen. Dabei nimmt er einen Gedanken wieder auf, den er kurz zuvor in einem Aufsatz: „Was gilt es in diesem Kriege?" erörterte: daß es die heiligsten Güter der Menschheit „Gott, Freiheit, Gesetz und Sittlichkeit" gelte und nicht Eitelkeit, Eroberungssucht oder gar „den Ruhm eines jungen und unternehmenden Fürsten, der in dem Duft einer lieblichen Sommernacht von Lorbeern geträumt hat".*) Auch das Bild der „Vision" von der Entsündigung der fluchbeladenen Erde wird hier abermals und klarer gefaßt.

An Kaiser Franz
während der Friedensunterhandlungen.

O des Gehorsams stille, schöne Pflichten,
Wer kennt sie nicht? wer läßt sie gern?
Doch, sieh'st zum Abgrund du die Schritte richten
Den theuern Vater, theuern Herrn,
Dann bricht verwegne Liebe ihre Sitte
Und mit der Mahnung einet sie die Bitte.

Wir haben viel, o Herr, vor Dir gelitten
In grausen Kampfes herber Wuth;
Es ward für eine Ewigkeit gestritten,
Drum zagte niemals unser Muth:
Wir waren willig von den alten Sünden
Die fluchbeladne Erde zu entbinden.

Denn von der Noth der Sterblichkeit gerühret,
Erschienest Du, ein Arzt der Welt;
Du hast in harte Proben uns geführet,
Uns jenem holden Wahn vermählt,
Wenn wir den argen Feind der Welt erschlagen,
Dann werd' es süß in unsern Busen tagen.

War dies ein Kampf für erdgeborne Güter?
Für unsre Siegerehr' im Streit?
O wann erkannten wir Dich mehr als Hüter
Und Führer in die bessre Zeit,
Als wenn Du spracheſt: Gut und Blut und Leben
Sollt ihr für euren heil'gen Anspruch geben?

Den wolltest Du verlassen? weil das Wagen
Der ersten Würfe Dir misglückt;
Wie einem leichten Wunsche ihm entsagen,
Der leicht gewonnen nur entzückt?
Nie wird das schon vergossne Blut vergeben,
War Eitelkeit des Kampfes ganzes Streben.

Herr! Herr! Vertraue Gott, trau Deinen Treuen!
Wir wollen Dir ein Felsen seyn,
Von Deinem Haupt uns ewig nicht zerstreuen,
Ja sterbend noch um Rache schrei'n.
O winke nur! Wir eilen zu vollbringen,
Was einst die Dichter seel'ger Tage singen.

Auch noch einige bisher ungedruckte Briefe können wir nachtragen, die um so willkommener sein werden, als die erhaltene Correspondenz des Dichters jetzt wohl nahezu vollständig vorliegt. In meiner Ausgabe allein findet man dreißig Briefe abgedruckt. Viel ist gewiß nicht mehr zu erwarten. Im Weimarischen Goethe-Archiv fand sich das mit Spannung erwartete Schreiben Kleist's an Goethe; wie ich durch Herrn G. von Loeper vernehme, dem ich so manchen Hinweis verdanke, steht kein Wort darin von einer Herausforderung. Zwei noch ungedruckte Briefe besitzt ferner W. von

*) Ich habe diese Stelle wörtlich citirt, weil sie mir auch in anderer Beziehung merkwürdig scheint. Sie enthält die erste Idee zur ersten Scene des wenige Monate später geschriebenen „Prinzen von Homburg", zur Nachtwandlung, dem Ausgangspunkte des ganzen Stückes.

Digitized by Google

Maltzahn: aus Dresden im Herbst 1808 an den dortigen Buchhändler Walther wegen der Zeitschrift „Der Phöbus" und vom 28. Januar 1810 aus Gotha an Collin, der das „Käthchen von Heilbronn" auf die Wiener Bühne brachte. Wir bieten unseren Lesern heute vor Allem den folgenden geistreichen Brief Kleist's an seine Dresdener Freundin Frau Sophie von Haza, geb. von Taylor. Diese Dame übersommerte 1807 auf ihrem Gute Dittersbach, und der eben aus französischer Kriegsgefangenschaft in die sächsische Hauptstadt zurückgekehrte Dichter mochte nicht wenig betrübt gewesen sein, das gastfreundliche Haza'sche Haus verschlossen zu finden. Ganz neu ist die Nachricht, daß Kleist im Herbst 1803, als er halb verstörten Geistes nach Paris kam, daselbst mit Frau von Haza und dem Weimarer Buchhändler und Schriftsteller Bertuch zusammentraf. Auf dem Briefe ist der Name des Ehemannes Bernhard v. Haza von fremder Hand sorgfältig ausgestrichen; ein ganzes Familiendrama steckt dahinter. Die Adressatin ließ nämlich bald darauf ihre Ehe trennen, um Kleist's Freund den Aesthetiker Adam Müller zu heirathen. Der Brief wurde mir von dem Besitzer, dem bekannten Militärschriftsteller Herrn Oberstlieutenant Max Jähns, zur Veröffentlichung übergeben.

Seien Sie nicht böse, meine gnädigste Frau, daß ich so viele Jahre habe vorübergehen lassen, ohne Ihnen ein Wort von mir zu sagen. Ich bin, was das Gedächtniß meiner Freunde anbetrifft, mit einer ewigen Jugend begabt, und dies seltsame Bewußtsein ist allein Schuld an der Unart, nicht zu schreiben. Eben weil Alles, über alle Zweideutigkeit hinaus, so ist, wie es sein soll, glaube ich mich der Verpflichtung überhoben, es zu sagen. Die verschiedenen Momente in der Zeit, da mir ein Freund erscheint, kann ich so zusammenknüpfen, daß sie wie ein Leben aussehen, und die fremden Zeiträume, die zwischen ihnen sind, ganz verschwinden. So ist mir der Abend, da ich von Boulogne zurückkehrte, und Sie, mir zu Liebe, die Oper aufopferten, gegenwärtig, als wäre er von gestern; und wenn ich Sie wiedersehe, wird mir grade sein, als ob Sie mit Bertuch, von wo? weiß ich nicht, wieder kämen; denn Sie stiegen grade ein, als ich Paris verließ. Nach Dittersbach konnte ich nicht kommen, weil ich in der That krank war; und noch jetzt ist mein mittlerer Zustand (der Durchschnitt desselben) krankhaft: meine Nerven sind zerrüttet, und ich bin nur par ordonnance gesund. Für Leopolds, mir mitgetheilten, Brief danke ich. Sein Entschluß, wieder in Dienst zu gehen, hat eine doppelte Seite. Wenn er es um des Königs willen thut, so muß man ihn loben; doch thut er es um seinetwillen, bedauern. Was sagen Sie zur Welt d. h. zur Phisiognomie des Augenblicks? Ich finde, daß mitten in seiner Verzerrung etwas Komisches liegt. Es ist, als ob sie im Walzen, gleich einer alten Frau, plötzlich nachgäbe (sie wäre zu Tode getanzt worden, wenn sie festgehalten hätte); und Sie wissen, was dies auf den Walzer für einen Effect macht. Ich lache darüber, wenn ich es denke. Wissen Sie denn, daß ich auch einen Schleifer mitgemacht habe, nach dem Fort de Joux, über Chalons und wieder zurück? Es scheint fast: nein; doch dies ist Stoff für die Winterabende, wenn Sie nach Dresden kommen. Wie lange bleiben Sie denn noch aus? Wollen Sie in Dittersbach einschneien? Denn hier hat es schon gestöbert. Grüßen Sie Bernhard, Pfuel empfiehlt sich ihm und Ihnen, auch dem Kleinen, so wie ich, auf den ich mich unmäßig freue.

Dresden, 30t Oct. 7. H. v. Kleist.

Endlich folgen noch drei Billets des Dichters an seinen Berliner Verleger Georg Andreas Reimer. Auf allen bisher bekannten Briefen Kleist's an Reimer ist der Name des Empfängers später sorgfältig ausgestrichen oder radirt worden. Das „Käthchen von Heilbronn" erschien zur Ostermesse 1810; der „Zerbrochene Krug" zur Ostermesse 1811 und der „Prinz von Homburg" erst zehn Jahre nach Kleist's Tode, sämmtlich in der Reimer gehörigen Realschulbuchhandlung.

I.*)

Hier erfolgt das Käthchen von Heilbronn. Ich wünsche,
1) zu Montag früh Bescheid,
2) hübschen Druck und daß es auf die Messe kömmt;
3) Honorar überlasse ich Ihnen, wenn es nur gleich gezahlt wird.

H. v. K.

*) Im Besitze des Grafen Victor Wimpffen auf Schloß Kainberg.

II.*)

Ich bitte um die Gefälligkeit, mein theuerer Freund, mir ein Exemplar des zerbrochenen Kruges auf Velin zu überschicken, oder aber, falls Sie heut nicht zu Hause sein sollten, es so zurecht zu legen, daß es morgen abgeholt werden kann.

H. v. Kleist.

H. Georg Reimer
Wohlgeb.

III.**)

Wollen Sie ein Drama von mir drucken, ein vaterländisches (mit mancherlei Beziehungen) Namens der Prinz von Homburg, das ich jetzt eben anfange, abzuschreiben?

— Lassen Sie ein Paar Worte hierüber wissen

Ihrem

Freund
H. v. Kleist.
d. 21t Juni 11.

H. Buchhändl. Reimer
Wohlgeb.

Das letztere Billet ist um so werthvoller, als der Dichter selbst zugesteht, daß in seinem Stücke „mancherlei Beziehungen" enthalten seien. Ohne Zweifel meint er Beziehungen auf zeitgenössische Personen und Verhältnisse. Wir haben hier vor Allem an den Titelhelden selbst zu denken. Der erste Kleist-Biograph (nach Tieck) Eduard von Bülow, dessen Quellen stets besser sind, als der Gebrauch, den er davon zu machen weiß, berichtete in einer später unterdrückten Stelle des ersten Abdrucks seiner Monographie:***) „der zufällige Umstand, daß sich damals eine hohe, dem regierenden Hause verwandte Person in Berlin aufhielt, war mit Veranlassung gewesen, daß Kleist sich dieses Stoffes bemächtigte." Wir wissen längst, daß diese hohe Dame niemand anders war, als die Schwägerin des Königs Friedrich Wilhelm III., die Prinzeß Wilhelm, eine geborene Prinzessin von Hessen-Homburg. Nach dem Tode der Königin Luise repräsentirte sie das königliche Haus nach der weiblichen Seite, war echt deutsch, bis ins Herz hinein antifranzösisch und einem lebendigen Protestantismus ergeben. Es war natürlich, daß Kleist nach dem Hinscheiden seiner königlichen Gönnerin seine Augen auf diese edle Frau richtete. Er schickte ihr eine Abschrift des Schauspiels und versah das in unseren Tagen wieder aufgetauchte zierliche Exemplar mit einer Widmungsstrophe, worin er sich mit einem im Volksgedränge singenden Barden vergleicht, dessen Lieder bald trösten, bald verletzen.

Doch Eine denkt er in dem Kreis der Menge,
Der die Gefühle seiner Brust sich weih'n:
Sie hält den Preis in Händen, der ihm falle,
Und krönt ihn die, so krönen sie ihn alle.

Aber der vorsichtige Bülow hat in seiner Monographie noch einen Satz secretirt. Er erzählte früher: „Um es recht gut zu machen, verherrlichte Kleist in seiner Dichtung auch eine Prinzessin von Oranien." In der That nennt der Dichter die Braut seines Helden Prinzessin Natalie von Oranien, sie ist die Nichte des Großen Kurfürsten und Chef eines Dragonerregiments, eine Waise, eine Verbannte. Also auch dies eine von den „mancherlei Beziehungen". Doch auf wen zielt diese Figur? Ich will die Maske lüften. Am preußischen Hofe lebte damals die jüngere Schwester des Königs, die am 18. November 1774 in Berlin geborene Prinzessin Friederike Luise Wilhelmine, seit 1791 vermählte Erbprinzessin von Oranien.†) Ihr Gatte, Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau, der sich nach der Eroberung der Niederlande durch Pichegru nach Berlin begeben, hatte 1806 die Regierung der nassauischen Stammlande übernommen und war nach der

*) Im Besitze des Oberstlieutenant Jähns.

**) In meinem Besitze.

***) In den Ergänzungsblättern zur Augsburger Allgemeinen Zeitung 1816.

†) Sie war die Mutter der vor einigen Jahren verstorbenen Prinzessin Albrecht von Preußen und des Prinzen Friedrich der Niederlande.

Digitized by Google

Schlacht bei Jena in Kriegsgefangenschaft gerathen. Napoleon hatte ihn seines Landes für verlustig erklärt, doch durfte er sich bei seiner Gattin in Preußen aufhalten. In dieser Zeit ihres Exils zu Berlin, Danzig, Pillau, während dessen die Niederlande in ein napoleonisches Königreich verwandelt und dann mit Frankreich vereinigt wurden, mochte die Prinzessin von Oranien dem Dichter öfter begegnet sein, der nun auch einige zarte Anspielungen auf sie und ihr Mißgeschick in seinen „Homburg" aufnahm. An die unglückliche Fürstin dachte Kleist, als er Natalie die rührenden Worte in den Mund legte:

Mir ruht der Vater, mir die theure Mutter,
Im Grab zu Amsterdam; in Schutt und Asche
Liegt Dortrecht, meines Hauses Erbe, da!
Gedrängt von Spaniens Tyrannenheeren,
Weiß Moritz kaum, mein Vetter von Oranien,
Wo er die eigenen Kinder retten soll.

Es ist merkwürdig, wie Kleist hier seine „Beziehungen" künstlerisch bemäntelt, um nicht allzu deutlich zu werden. Zur Zeit der Schlacht bei Fehrbellin führten die Niederlande noch immer den langen und kostspieligen Krieg mit Frankreich, der erst drei Jahre später (1678) im Frieden von Nimwegen sein Ende fand. Wenn aber Kleist hier von Frankreichs Tyrannenheeren gesprochen, so hätte man in dieser Uebereinstimmung leicht einen tendenziösen Effect wittern können. Wie er es in der „Hermannsschlacht" öfter gethan, so vertuscht der Dichter also auch hier die Analogie wieder, indem er lieber einen Anachronismus begeht: das spanische Schreckensregiment wird von ihm um ein Jahrhundert verschoben und Moritz von Oranien, der schon fünfzig Jahre vor der Schlacht bei Fehrbellin gestorben, zum Zeitgenossen des Großen Kurfürsten gemacht. Wir wissen nicht, ob die Prinzessin von Oranien, die im Jahre 1815 mit ihrem Gemahl den Thron der Niederlande bestieg,*) die leichten Anspielungen des Dichters verstand, sicher ist, daß weder sie, noch ihre Schwägerin, Prinzeß Wilhelm, von der poetischen Huldigung sonderlich erbaut war und daß der Dichter vergeblich auf die ersehnte Unterstützung oder die erwartete Hofcharge harrte. Bülow schließt seine Notiz mit der bestimmten Behauptung, daß der „Prinz von Homburg" seinen Gönnerinnen durchaus mißfallen habe. „Es war eine poetische Verblendung gewesen, davon Hofgunst zu erwarten. Man hatte dem Werk erwartungsvoll entgegengesehen und fand sich in den daran gestellten Anforderungen schwer enttäuscht. Eine Enttäuschung in einem solchen Falle verräth sich durch Schweigen. Seine eigene Enttäuschung gab aber der verzweifelten Stimmung, in der Kleist sich bereits befand, neue Nahrung; man kann jene stillschweigende Verwerfung seiner Dichtung als seinen Todesstoß ansehen." Ja, zwei Jahrzehnte später scheint sich die Prinzeß Wilhelm mit dem Werke immer noch nicht ausgesöhnt zu haben, denn Heine erzählt in seinen Briefen aus Berlin: „Der Prinz von Homburg oder die Schlacht bei Fehrbellin darf nicht auf unserer Bühne erscheinen, und zwar wie ich höre, weil eine edle Dame glaubt, daß ihr Ahnherr in einer unedlen Gestalt erscheine."**) Erst unserer Zeit ist es vorbehalten, das reifste Werk dieses Dichters, gleich dem unvergänglichen „Käthchen von Heibronn", zu einem Lieblingsstücke des deutschen Volkes zu machen. Es wird von unserer Bühne, so lange sie ihre Ideale hochhält, gewiß nicht wieder verschwinden. Die „mancherlei Beziehungen", welche die Forschung nur noch mit Mühe erkennt, erweisen sich nicht mehr hindernd, und alle Empfindlichkeiten fürstlicher Verwandtschaften und gekränkter Officiersehre verstummen endlich vor der unsterblichen Dichtung.

*) Sie starb 1837. Auch nach Niederlegung der Krone (1840) brachte Wilhelm I. als Graf von Nassau seine letzten Lebensjahre in Berlin zu.

**) Der neueste Biograph der Prinzeß Wilhelm, Generalsuperintendent W. Baur, dem die Briefe und Tagebücher der Fürstin, allerdings nur zum Theil, vorgelegen, theilt uns mit, daß sich in diesen Papieren keine Aeußerung über Kleist fand. Die Prinzessin hat die Verfügung getroffen, daß ihr geistiger Nachlaß erst 90 Jahre nach ihrem Tode eröffnet werden soll; wir werden uns also noch ziemlich lange gedulden müssen, um zu erfahren, ob sich im Fischbacher Archiv etwas von oder über Kleist vorfindet.

Materialismus und Moral.

Von Carl du Prel.

In welchem Verhältniß steht der Verstand des Menschen zu seinem Charakter, der Intellect zum Willen? Es ist schon manchmal behauptet worden, daß sie von einander ganz unabhängig seien, daß man also aus der Bildungsrichtung und den Bildungsgrad eines Menschen niemals auf seinen Charakter schließen kann, noch umgekehrt. Aber diese Ansicht zu widerlegen, sind nur wenige Worte nöthig: Unsere Handlungen sind das gemischte Product einerseits der angeborenen Willensrichtung, andererseits jener Motive und Gegenmotive, die der Intellect in dem Gewirre der Verhältnisse, in die wir gestellt sind, zu entdecken vermag; die Reichhaltigkeit der Motive und Gegenmotive wächst also mit der Verstandesbildung, dagegen bei ärmlich ausgerüstetem Verstande die Handlungsweise fast nur von der Willensrichtung bestimmt wird. Unser ganzes Leben verfließt also in beständiger Wechselwirkung dieser beiden psychischen Factoren: Verstand und Wille. Mehr noch: unser Charakter selbst ist nur das verdichtete Product unzähliger Handlungen, nicht nur biologisch, als Product der Vererbung, sondern auch individuell, weil gewohnheitsmäßiges Handeln uns zur zweiten Natur wird, wodurch der angeborene Charakter noch mehr befestigt, aber auch abgeändert werden kann. Wäre, wie Schopenhauer meint, der angeborene Charakter eine constante Größe, könnte er durch gewohnheitsmäßiges Handeln, also indirect durch den Verstand, nicht modificirt werden, so wäre ein moralischer Fortschritt weder geschichtlich noch individuell möglich. Vergleichen wir nun aber weit auseinander liegende Epochen, so ist der moralische Fortschritt im Großen und Ganzen unverkennbar, wenn auch zeitweilig bei den dem Untergang zueilenden Völkern moralischer Rückschritt sich zeigt. In den verschiedenen Religionssystemen der Völker ist ihre moralische Gesinnung fixirt; daß aber in jenen ein Fortschritt sich zeigt, und beispielsweise die christliche Religion über dem mexikanischen Götzendienste steht, kann wohl ernstlich nicht bestritten werden.

Ein Causalverhältniß zwischen Verstand und Charakter besteht also offenbar. Der Mensch wäre kein einheitliches Wesen, er würde psychisch in unvermittelte Bestandtheile auseinanderfallen, wenn es anders wäre. Daher fällt auch geschichtlich die auf- oder absteigende religiöse Entwicklung zusammen mit der auf- oder absteigenden allgemeinen Culturentwicklung.

Welches ist nun aber dieses Causalverhältniß? Um diese Frage zu lösen, müssen wir sie erst zuspitzen; denn je ausgeprägter zwei Dinge sind, desto klarer offenbaren sie ihr gegenseitiges Verhältniß. Nun ist der Verstand des Menschen dort am meisten ausgeprägt, wo er aus reichhaltigem Material die Essenz am klarsten ausgezogen hat, d. h. wo er sich zu einer bestimmt gefärbten Weltanschauung verdichtet hat. Wir können also unser Problem zuspitzen zu der Frage: welchen Einfluß hat die Weltanschauung eines Menschen auf seinen Charakter? Damit ist aber nicht gesagt, daß nur der Philosoph Object unserer Untersuchung sein kann. Eine Weltanschauung kann philosophisch ausgeprägt sein, indem sie die Ideale der Wahrheit, Schönheit und Moral zu ihrer Besinnung hat; sie kann aber auch ein religiöses Gepräge haben, indem sie die Moral auf Kosten der anderen Ideale accentuirt; sie kann endlich auch dadurch ausgeprägt sein, daß sie sich in bloßen Negationen bewegt, nur die Naturseite der Welt untersucht, die Ideale aber negirt, oder wenigstens nicht motivirt.

Unsere Besinnung über die Welt liefert also unserem Charakter Motive und Gegenmotive des Handelns. Die Handlungsweise gestaltet sich demnach verschieden, je nach Grad

Digitized by Google

und Richtung dieser Besinnung, so daß also jedem Grade von Moral im Grunde eine bestimmt gefärbte Weltanschauung oder wenigstens ein bestimmter Grad von Besinnung über die Welt entsprechen müßte. So gewiß es nun aber ist, daß Erziehung, Bildung und Weltanschauung den einen Factor unseres Handelns, das Motiv, zu verändern vermögen, so zeigt doch die Erfahrung, daß die Handlungen der Menschen in Wirklichkeit durchaus nicht ihrer Weltanschauung genau correspondiren; es muß also offenbar der andere Factor, nämlich der angeborene Charakter, den überwiegenden Einfluß besitzen.

Wir müssen also aus unserer Untersuchung auch noch diesen angeborenen Charakter ausschalten, und dadurch erfährt unsere Frage noch eine weitere Zuspitzung, indem es sich nun frägt, welchen Einfluß die Weltanschauung eines Menschen auf die Abänderungsfähigkeit des angeborenen Charakters ausübt.

Diese Abänderungsfähigkeit existirt; denn wenn die Gewohnheit zur zweiten Natur werden kann, so modificirt sie die erste, angeborene Natur. Wie aber die angeborene Natur verdichtetes Product einer langen biologischen und historischen Handlungsweise ist, so ist die im Einzelleben erworbene zweite Natur, die psychische Gewohnheit, das verdichtete Product der Handlungen eines Einzellebens. Jede einzelne dieser Handlungen ist aber das vereinigte Product aus zwei Factoren: des gegebenen Charakters und des die Motive bietenden Verstandes. Da nun die Abänderungsfähigkeit des Verstandes unbestritten ist, so muß auch die Handlungsweise eines Menschen, sodann seine Gewohnheit und schließlich sein angeborener Charakter so gewiß abänderungsfähig sein, als eine Summe sich ändert, wenn einer der Summanden verändert wird. Der Irrthum, einen unveränderlichen Charakter anzunehmen, scheint nur dadurch theilweise gerechtfertigt zu sein, daß die Erfahrung nur einen geringen Grad solcher Abänderungsfähigkeit zeigt. Dies ist aber kein Wunder; denn eine Weltanschauung muß schon sehr tief eingewurzelt sein, sie muß den inneren Menschen mit umfassen und tief aufwühlen, sie muß erst gleichsam zur Religion, wenn auch ohne dogmatische Bestandtheile, geworden sein, bis sie ihn vielleicht dazu bestimmt, systematisch auf Besserung des Charakters auszugehen. Selbst stark gefärbte religiöse Epochen bieten nur vereinzelt hervorragende Beispiele dieser Art. Im Großen und Ganzen haben sich aber die Menschen diese Aufgabe überhaupt nicht gesetzt, und gar in unseren Tagen scheint die Ansicht von der Unveränderlichkeit des Charakters sehr durch die Erfahrung bestätigt zu werden, wenngleich der Darwinismus diesen Irrthum ein für alle Mal gründlich beseitigt hat.

Es ist also für den moralischen Fortschritt eines Menschen nicht gleichgültig, welcher Weltanschauung er huldigt. Dies muß sich aber am klarsten zeigen, wenn wir die extremen Weltanschauungen miteinander vergleichen, welche zudem den Vortheil haben, am meisten Anhänger zu zählen, und zwischen welchen nur eine Minorität von Indifferenten liegt. Als extreme Gegensätze zeigen sich aber einerseits die metaphysischen Weltanschauungen — seien sie nun religiös oder philosophisch —, andererseits der metaphysiklose Materialismus. Von diesen beiden entgegengesetzten Standpunkten aus ergibt sich die größte Differenz in Bezug auf die Definition der Welt und der Stellung des Menschen in ihr. Wenn einerseits der Christ sagt, die Welt sei das Werk Gottes, oder Hegel, sie sei „Phänomänologie des Geistes", andererseits der Materialist, sie sei weiter nichts, als eine Mischung von Chemikalien; wenn ferner der Christ sagt, der Mensch sei ein unsterbliches Wesen, dagegen der Materialist, er sei nur das vorübergehende Product chemischer Verbindungen, — so kann man verschiedenartiger über Welt und Mensch nicht denken.

Unsere Thesis lautet demnach: Für den moralischen Fortschritt des Menschen ist es durchaus nicht gleichgültig, ob er an Metaphysik glaubt, oder nicht. Nun werden aber die Materialisten sofort mit ihrer Antithesis bereit sein: Der Materialismus sei eine rein theoretische Weltanschauung, das praktische Verhalten des Menschen ganz unabhängig davon, und nur vermöge einer Verwirrung der Begriffe, oder in der unwürdigen Absicht, den Gegner moralisch zu verdächtigen, könne man den Materialismus als gefährlich denunciren.

Vorerst ist nun aber klar, daß unsere Thesis das gerade Gegentheil einer moralischen Verdächtigung der Gegner enthält; denn wenn ein Mensch sich moralisch verhält, so verdient er um so mehr Respect, je weniger seine Moral von seiner Weltanschauung bestimmt wird, je reiner sie als Ausfluß seines Charakters erscheint, je weniger sie versetzt ist mit metaphysischem Egoismus; bei ihm also läßt sich auf einen größeren Fonds angeborener Moralität schließen. Wenn ein Büchnerianer und ich auf gleicher moralischer Stufe stehen, so muß er mich an angeborener Moralität übertreffen. Durch meine Thesis verdächtige ich also eher mich, als die Gegner. In der That muß die Moralität eines Menschen schon sehr stark befestigt sein, wenn den tausend Versuchungen, die die Welt dem Egoismus bietet, keine Motivationskraft zugestanden wird trotz des vollständigen Mangels eines intellectuellen Gegengewichtes, d. h. trotzdem kein Glaube an Metaphysik vorhanden ist.

Auch die Unterscheidung zwischen theoretischem und praktischem Materialismus muß als berechtigt erkannt werden, soweit das Einzelindividuum in Betracht kommt. Der angeborene Charakter ist offenbar ganz unabhängig von der nachträglich erworbenen Weltanschauung, und es ist bereits bemerkt worden, daß unsere Handlungsweise vorwiegend von diesem Charakter bestimmt wird.

Soweit also sind die Materialisten im Rechte. Anders aber gestaltete sich die Sache, wenn wir aus unserer Untersuchung den angeborenen Charakter ausschalten, d. h. wenigstens ihn nicht als constante Größe betrachten, sondern fragen, welche Weltanschauung die günstigere ist für die Abänderung dieses Charakters im Sinne des moralischen Fortschrittes. Für diesen Fortschritt bietet offenbar eine metaphysische Weltanschauung größere Chancen, er kann nur gedeihen auf Grund einer solchen. Wenn ich mir meine moralische Entwicklung eben so sehr angelegen sein ließe, wie jener Büchnerianer, so müßte ich ihn mit der Zeit übertreffen, weil mir die Metaphysik zwingendere Motive liefert, als ihm der Materialismus, ja weil er sie aus dem Materialismus als solchem überhaupt nicht beziehen kann. Und wie ich günstiger gestellt bin bezüglich der Motive der Aneiferung, so auch bezüglich der vom moralischen Rückschritt abhaltenden. Innerhalb der irdischen Dinge finden sich keine aneifernden Motive, es wäre denn die Rücksicht auf die öffentliche Meinung, der gemäß man wenigstens den Schein der Moralität erwecken will; ebenso bieten die irdischen Dinge keine abhaltenden Motive, es wäre denn der Staatsanwalt, der aber nur Legalität des Handelns erzwingen kann, nicht Moralität der Gesinnung.

Der Materialist also, dem weder die Welt noch der Mensch einen metaphysischen Hintergrund haben, besitzt als solcher weder Motive des Fortschrittes, noch Gegenmotive des Rückschrittes. Wenn die Welt ein physikalisches Problem ist und der Mensch ein chemisches, so läßt sich darauf keine Moral gründen, Pflicht und Verantwortlichkeit haben keinen Sinn; höchstens läßt es sich als zweckmäßig hinstellen, Polizei und Staatsanwalt in Rechnung zu ziehen, die aber nur ein negatives Programm haben, d. h. uns verbieten, dem Nächsten zu schaden, während die Moral weit darüber hinausragt mit ihrem positiven Gebote, den Nächsten zu lieben.

Der Materialist, wenn er moralisch ist, ist es nicht als Materialist; und stände er noch so hoch über Einem, der an eine metaphysische Ordnung der Dinge glaubt, so steht er doch auf seiner Höhe nicht vermöge seiner Weltanschauung, sondern vielmehr trotz derselben. Der Materialist als solcher ist geradezu unlogisch, wenn er sich moralisch verhält, weil sich eine Brücke vom Materialismus zur Moral einfach nicht schlagen läßt. Es liegt ein logischer Widerspruch darin, zu sagen, daß eine Mischung von Chemikalien, der Mensch, die Pflicht habe, sich zu bessern, und für sein Handeln verantwortlich sei.

Bestände gar kein Causalverhältniß zwischen Weltanschauung und Moralität, wie die Materialisten behaupten, so wäre es ein Fehler oder wenigstens Willkür der christlichen Kunst gewesen, ihre Heiligen mit der Bibel oder mit dem

Digitized by Google

Kreuz als Symbol ihres metaphysischen Glaubens abzubilden. Man müßte, und zwar ohne Widerspruch, auch einen Heiligen malen können, der in Moleschott's „Kreislauf des Lebens" blättert, und Correggio hätte seine büßende Magdalena eben so gut in Büchner's „Kraft und Stoff" vertieft darstellen können. Ein solches Bild würde aber geradezu auf unsere Lachmuskeln wirken, und zwar nicht wegen des darin enthaltenen Anachronismus, sondern weil wir den inneren Widerspruch herausfühlen würden. Nicht minder lächerlich wäre es aber, wenn man etwa einen russischen Nihilisten mit dem Evangelium Christi darstellen würde. In seiner Hand würde vielmehr nur ein materialistisches Buch widerspruchslos liegen; daher denn auch in Turgenjew's „Väter und Söhne" der nihilistische Agent die Verführung eines jungen Menschen dadurch einleitet, daß er ihm die Schriften eines bekannten deutschen Materialisten in die Hände spielt. Man wende nicht ein, daß man alsdann mit gleichem Rechte die Inquisition und Bartholomäusnacht aus der christlichen Weltanschauung ableiten könnte. Das geht nicht an, weil diese Dinge nicht aus dem Wesen des Christenthum herausgewachsen sind, sondern ihm widersprechen; dagegen liegt es allerdings im Wesen der Sache, daß Nihilismus, soweit er überhaupt eine intellektuelle Grundlage hat, sich immer mit Materialismus gepaart findet; denn mit irgend einer metaphysischen Weltanschauung ist er unvereinbar.

Die moderne Naturwissenschaft lehrt, daß Fähigkeiten durch Nichtgebrauch verkümmern, und sie lehrt, daß jede Entwicklung in der Linie des geringsten Widerstandes sich bewegt. Auf dieser Grundlage wollen wir unser Problem näher untersuchen; denn diese Grundlage wird dem Materialisten am meisten gerecht, und er wird gegen das Resultat um so weniger einwenden können. Nehmen wir außerdem noch als das für den Materialismus günstigste Object der Untersuchung einen Menschen von hochentwickelten moralischen Anlagen an, der aber im Verlaufe seines Bildungsganges den Glauben an Metaphysik verlöre, d. h. Materialist würde. Da innerhalb eines Einzellebens organische und psychische Anlagen nur in geringem Betrage abändern, so würden bei jenem Menschen die moralischen Anlagen höchst wahrscheinlich den ganzen Lebenslauf bestimmen. Entschieden verneint muß aber werden, daß er durch seinen Materialismus moralisch gefördert werden könnte. Andererseits ist es sicher, daß, wenn er etwa eine Lebensdauer von tausend Jahren erreichen würde, sein geerbtes moralisches Capital allmählich aufgezehrt werden, seine moralischen Anlagen durch Nichtgebrauch allmählich verkümmern müßten. Bei beständigem Mangel an moralischen Aneiferungsmotiven könnte er unmöglich sich auf gleicher moralischer Stufe halten. Auch müßte seine Moral durch seine Weltanschauung allmählich zersetzt werden; er müßte den logischen Widerspruch durchschauen, in dem seine Moral zu seiner Weltanschauung steht, und so wäre die Verkümmerung seiner Anlagen nur eine Frage der Zeit; sie wäre um so unvermeidlicher, da andererseits für ihn keine Abhaltungsgründe vom moralischen Rückschritt bestehen. Der Weg zum Fortschritt ist ihm versperrt, der Weg zum Rückschritt steht ihm offen, und jede Abänderung des Charakters kann nur in der Richtung des moralischen Rückschrittes geschehen, denn dieses ist für ihn die Linie des geringsten Widerstandes, die von jeder Entwicklung eingehalten wird.

Dieses Resultat tritt nun zwar beim Einzelmenschen nicht ein, weil die abnorm verlängerte Lebensdauer fehlt; es muß aber eintreten, wenn in aufeinanderfolgenden Generationen der Materialismus ungehemmt waltet, da diese ihr moralisches Capital aufeinander vererben. Unsere Voreltern haben in einer langen Reihe von Jahrhunderten vermöge ihres Glaubens an eine metaphysische Ordnung der Dinge das moralische Capital erworben, das wir von ihnen geerbt haben. Je mehr der Materialismus in unser Volksbewußtsein eindringt, desto mehr muß dieses Capital aufgezehrt werden, und das Volk müßte, in der Linie des geringsten Widerstandes sich entwickelnd, allmählich moralisch verkümmern. Wenn die in dieser Richtung thätigen Kräfte auf ganze Bevölkerungsschichten sich ausdehnen, dann kommt es meistens dahin, daß die dieser Entwicklung entgegenstehenden äußeren Schranken, die staatliche Ordnung, durch Revolutionen gewaltsam hinweggeräumt werden.

Wir sehen jeder Revolution eine Epoche vorhergehen, in der die unteren Volksschichten die Religion, die einzige ihnen zugängliche Form der Metaphysik, allmählich einbüßen, und dem metaphysiklosen Materialismus anheimfallen, der aber alsdann nicht als bloße Theorie verstanden wird, sondern praktisch ausgeübt wird. Wenn aber, wie das in unserem Jahrhundert sich vollzieht, die theoretische Beeinflussung des Volksbewußtseins noch hinzutritt, muß die Wirkung um so unvermeidlicher eintreten. Seit mehreren Jahrzehnten sehen wir, daß halbgebildete Schriftsteller in populärer Form dem Volke naturwissenschaftliche Bildungsbrocken als angeblich vollständigen Ersatz der Metaphysik anbieten; ja es läßt sich nicht leugnen, daß sogar auf unseren Universitäten der Wahn genährt wird, als sei die Naturwissenschaft berufen, sich auf den Thron der Metaphysik zu setzen. So lange solche Ansichten auf die oberen Gesellschaftsschichten beschränkt bleiben, zeigt sich der Schaden nicht sehr auffällig; denn ihr Verhalten steht in größerer Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung, und sie zehren in der Regel von einem größeren moralischen Capital, das auf dem Wege der Erziehung in ihnen Generationen hindurch mehr und mehr befestigt wurde. Groß dagegen wird die Gefahr, wenn der Materialismus in wissenschaftlichem Gewande in tiefere Schichten des Volkes hinabsickert, wo er, als den schlechten und von keiner Erziehung eingeengten Instincten schmeichelnd, eines großen Beifalls sicher ist. Heute vereinigen sich mit jenen halbgebildeten Schriftstellern, denen auf dem Wege der fast gar keiner Controle unterliegenden Tagespresse der größte Einfluß verliehen ist, auch noch, aus jenen Volksschichten selbst hervorgegangene parlamentarische Redner, die alle entgegenstehenden metaphysischen Bedenken als absichtlich genährte Vorurtheile hinstellen, die dem Volke als Vertröstungen auf das Jenseits eingepflanzt würden, um es geneigter zu machen, auf seinen Antheil an irdischen Gütern zu verzichten.

Solche Strömungen haben noch immer unvermeidlich zu einer Katastrophe geführt, und das Schauspiel, das wir alsdann regelmäßig erleben, mahnt uns durch Scenen, die des Königreichs Dahomey würdig wären, daß mitten in unserer Cultur Volksschichten zu finden sind, an welchen das jahrhundertelange Werk der Veredlung der Menschheit spurlos vorübergegangen ist. Wenn dieser Entwickelung nicht Einhalt geschehen sollte, dann werden wir noch belehrt werden, daß wir nur anmaßender Weise von einer europäischen Cultur reden. Wir haben geglaubt, auf dem einseitigen Wege des intellectuellen Fortschrittes die Veredlung der Menschheit erzielen zu können; aber damit läßt sich wohl eine Civilisation hervorbringen, eine Schminke auf der Wange des Barbaren, aber keine Cultur; diese verlangt die Veredlung des ganzen Menschen, Kopf und Herz, und neben der Ausbildung des Verstandes auch noch die des moralischen Charakters.

Wir sehen unser ganzes Volksleben durchzogen von diesem Widerspruch zwischen Civilisation und Cultur, sogar in jedem Einzelindividuum macht er sich mehr oder minder geltend selbst in Kreisen, wo gesellschaftliche Bildungsformen den moralischen Mangel verhüllen. In der Accentuirung des intellectuellen Fortschrittes ist die Moral nicht nur etwa nur stationär geblieben, sondern ist in der Linie des geringsten Widerstandes im Rückschritte begriffen. Daher zeigen sich einerseits wunderbare, sich hastig überholende Erfindungen als Steigerungsfactoren der Civilisation, während andererseits die in erschreckenden Zahlen der Statistik nachweisbare Zunahme der Vergehen und Verbrechen uns belehrt, daß wir uns von einer alle Volksschichten gleichmäßig umfassenden Cultur immer weiter entfernen. Wir haben das theoretische Fundament der Moral verloren, indem unsere Volksmetaphysik kritisch zersetzt wurde, und das muß sich unvermeidlich in der Praxis des socialen Lebens mehr und mehr geltend machen. Wir predigen zwar nach Moral, aber begründen können wir sie nicht. Wer die Moral als Pflicht hinstellt, muß die metaphysische Naturordnung aufweisen, vermöge welcher sie Pflicht ist. Dazu ist allerdings noch keine Lösung des Welträthsels erforderlich, es genügt die des Menschenräthsels; aber diese ist unentbehrlich.

Digitized by Google

Da wir nun aber die metaphysische Wurzel unserer Individualität nicht mehr erkennen, da wir nicht mehr wissen, was wir sind, thun wir auch nicht mehr, was wir sollen. Nur noch die Sitte, aber nicht die Sittlichkeit, bestimmt unser Handeln, wenn wir zu den Gebildeten gehören, während die Ungebildeten, wenn sie ihren metaphysischen Halt ganz verloren haben, nur mehr durch den äußeren Zwang der Strafgesetze in Schranken gehalten sind, aber auch immer renitenter gegen diesen Zwang werden müssen. Bacon, der Begründer der modernen Geistesrichtung, ist in so fern ein typisches Beispiel geworden, indem selbst seine hohe Verstandesbildung ihn nicht bewahrt hat vor den schweren Vergehen seines Lebens. Diesem Widerspruch in der Verstandes- und Charakterentwicklung müssen nothwendig immer mehr Menschen anheimfallen, und er wird unser ganzes Volksleben durchziehen, wenn es nicht gelingt, die moralischen Entwicklungskeime der Menschheit wiederzubeleben, an die Stelle ihrer Verkümmerung die Steigerung zu setzen. Dies kann aber nur geschehen durch Wiederbelebung des Glaubens an die Metaphysik; und wenn die frühere Form dieses Glaubens vor der Kritik nicht mehr Stand hält, so muß eben eine neue gefunden werden.

Der materialistische Ansatz der Weltformel muß falsch sein, denn er schließt das moralische Problem nicht ein, d. h. sein Erklärungsumfang ist ungenügend. Unsere Verstandesbildung muß demnach, selbst innerhalb ihrer eigenen Sphäre, mit einem Mangel behaftet sein; denn in letzter Instanz ist es Sache des Verstandes, die metaphysische Ordnung der Dinge zu begründen, und wenn die Gründe für eine solche gefunden sein werden, dann werden dieselben das Problem der Moral mit einschließen. Der Sünde liegt also ein Irrthum in metaphysischen Dingen zu Grunde, und insofern hatten die griechischen Philosophen ganz recht, die Sünde für einen Irrthum zu erklären, mit welcher Ansicht sie hoch über dem späteren Mittelalter standen, das umgekehrt den Irrthum, die Ketzerei, als Sünde erklärte.

Wer also seine Zeit verbessern will, muß ihre Weltanschauung verbessern, die Welt oder wenigstens den Menschen metaphysisch definiren. Die Verstandesbildung ist also durchaus nicht ein falsches Programm, sogar es liegt im Verstande der ergiebigste Punkt, wo der Hebel der Verbesserung anzusetzen ist; man muß die Vorstellungen eines Menschen über sich selbst abändern, wenn man ihn gründlich bessern will. Die richtige Vorstellung über den Menschen muß aber den ganzen Menschen umfassen; die Moral ist nicht nur eine Erscheinungsthatsache, sondern sogar die höchste derselben; denn am blos moralischen Menschen vermissen wir die Bildung nicht, wohl aber beim blos Gebildeten die Moral. Der Materialismus kann diese höchste Erscheinungsthatsache aus seiner Weltformel nur entweder ganz ausschalten, oder er muß annehmen, daß die Moral etwas der Naturentwicklung Zufälliges, Widersprechendes ist, daß sie nur ein Vorurtheil ist, mag dieses auch zufälliger Weise Nutzen stiften, statt Schaden.

Man kann also nicht sagen, daß der Materialismus eine indifferente, unschuldige Weltanschauung sei, wie jede andere. Die Moral muß ihren praktischen Einfluß allmählich verlieren, sie muß an Entkräftung sterben, wenn sie nicht theoretisch begründet werden kann. Ein Widerspruch zwischen Kopf und Herz, Theorie und Praxis, innerhalb eines einheitlichen Wesens kann in die Länge der Zeit sich nicht erhalten; er muß sich ausgleichen, wäre es auch nur vermöge der Erblichkeit in aufeinanderfolgenden Generationen. Eine Weltanschauung kann nicht bloße Theorie bleiben. Es gibt Uebergangsperioden, in denen sich jener Widerspruch zwischen Theorie und Praxis noch unausgeglichen ist, und so den Schein erzeugt, als seien sie von einander unabhängig; aber im Großen genommen, spiegelt sich im socialen Zustand eines Volkes die herrschende Weltanschauung. Wenn nicht einmal das Christenthum blos theoretisch bleiben konnte, das doch dem Menschen so wenig schmeichelt, so kann das der Materialismus noch viel weniger, der dem Menschen schmeichelt. Darum ist es eine wirkliche Errungenschaft der modernen Geschichtsphilosophie, daß sie eine Epoche erst dann vollkommen zu verstehen glaubt, wenn sie die in ihr herrschenden Ideen bloßgelegt hat, und gerade Bacon von Verulam, der diesen zu seiner Zeit noch unausgebildeten Zweig des Wissens zu dem Vermißten zählt, sagt in seinem kräftigen Stile: „Wenn die Geschichte der Welt in diesem Theile verabsäumt wird, so kann man sie der Bildsäule des Polyphem mit ausgerissenem Auge beinahe ähnlich schätzen, da derjenige Theil des Bildes fehlt, der die Art und Natur der Person hauptsächlich darstellt.“ (de augm. scientiarum. II., 4.)

Was in dieser Hinsicht von den aufsteigenden Geschichtsepochen gilt, muß auch von den absteigenden gelten. Wer die herrschende Weltanschauung einer Zeit kennt, die durch Hunderte von Canälen das Volksbewußtsein berieselt, der kann auch den socialen Zustand dieser Zeit a priori construiren. Umgekehrt kann jeder Historiker aus unseren socialen Zuständen a priori darauf schließen, daß der Materialismus Macht über uns gewonnen hat. Er ist ins Volksbewußtsein eingedrungen unter der unschuldigen Maske des bloßen Naturstudiums. Allerdings sind gerade unsere bedeutendsten Naturforscher keine Materialisten, das Volk aber hat kein Unterscheidungsvermögen für feinere Nüancen, es versteht nur den grobschlächtigen Materialismus eines Moleschott, Vogt und Büchner.

Die Sünde beruht also auf einem Mangel an moralischen Motiven; dieser Mangel ist aber begründet in einem falschen Ansatz der Weltformel, die, weil sie das moralische Problem nicht einschließt, schon durch diesen ungenügenden Erklärungsumfang sich als falsch erweist. Wer also die Menschen aufklärt über das wahre Wesen der Welt und des Menschen, so daß das Problem der Moral dabei mit umfaßt wird, der verhilft damit nicht nur einer Wahrheit zum Durchbruch, sondern er bekämpft eben damit auch die Sünde, die nur lebensfähig ist auf der Grundlage einer falschen oder einseitigen, metaphysiklosen Weltanschauung.

Wir würden uns also nicht lange erfreuen können an der politischen Neugestaltung und Größe Deutschlands, wenn es nicht gelingt, das Uebel an der Quelle zu verstopfen, vermöge dessen wir in der Civilisation vorwärts, in der Cultur aber rückwärts gehen; und dieser Wiederspruch müßte sich immer mehr steigern, wenn nicht der metaphysischen Bedürfnißlosigkeit des Jahrhunderts ein Ende gemacht wird. Dazu ist aber, und hoffentlich zum Wohle auch der übrigen Völker, zunächst die deutsche Philosophie berufen; es liegen in ihr die Entwicklungskeime zur Ausbildung eines metaphysischen Individualismus, der allein den Anforderungen an das zu Leistende gerecht werden könnte.

Adolf Friedrich von Schack's „Memnon“.

Besprochen von Ernst Ziel.

Wohl kaum in einem anderen Bilde hat die mythenwebende Phantasie der Völker die Sehnsucht nach dem Lichte typischer ausgeprägt als in dem alten egyptischen Mythus vom „Memnon“. Uralt ist in den Völkern das inbrünstige Verlangen nach der Heimath der Sonne. Nach dem Osten ging von je das Sehnen der Menschheit, und dieses Dürsten nach dem Born des Lichtes, der seit Urzeiten dem Menschen zugleich als der Quell des Glückes und der Freude am Dasein erschienen, findet in den ziehenden Völkern des Alterthums wie in den Pilgern und Seefahrern des Mittelalters seinen Ausdruck. Wie aber die Menschheit nach dem Sonnenlande, so trachtet von je der einzelne Mensch in philosophischem Ringen wie in religiösem Sehnen, in den Allegorien der Dichtkunst wie der bildenden Kunst nach dem Lichte der Erkenntniß, gewissermaßen nach einem Osten des Geistes; es ist hier wie dort das ewige Trachten nach der Lösung der höchsten Lebensräthsel, nach dem Anschauen der letzten Wahrheit; man darf das Verlangen nach dem Osten, der Sonne, dem Lichte also ebensogut ein historisches wie ein menschliches nennen. Es ist zugleich ein Trachten nach dem Ideal. Der Idealismus der Völker gab sich aus in jenen weltgeschichtlichen Zügen gen Morgen; der Idealismus des Einzelnen thut sich kund in dem Durste nach geistigem Schauen, und ist die Sehnsucht

Digitized by Google

nach dem Lichte auch die Sehnsucht nach dem Ideal, so darf man in dem egyptischen Mythus vom Memnon, welchem in dem griechischen Ikarus eine verwandte Allegorie gegenübersteht, wohl eine Verkörperung idealistischen Strebens überhaupt erblicken.

In diesem Sinne hat denn auch der neueste Sänger des zu allen Zeiten von fast allen Culturvölkern besungenen Heimwehs nach dem Sonnenlande seine poetische Aufgabe gefaßt: Adolf Friedrich Graf von Schack in seinem „Memnon" (Stuttgart, J. G. Cotta), einem Werke, das in der Reihe der bisherigen Schöpfungen unseres Dichters einen der allerhervorragendsten Plätze einnimmt.

Die Sage überliefert dem heutigen Bearbeiter des Memnon-Mythus den Stoff nur in ganz fragmentarischer Form; denn was alte Schriftsteller darüber melden, beschränkt sich auf unterbrochene Linien und auseinanderfallende Umrisse, die das Bild eines Torsos bieten, der dem Verstande nichts Fertiges, wohl aber der Phantasie ein unerschöpfliches Arbeitsmaterial liefert. Die griechische Dichtung nach Homer kennt einen Fürsten Aethiopiens, Memnon mit Namen, einen Sohn des Tithonos und der Morgenröthe, der Eos, der einen Zug durch Egypten und Persien unternahm und so nach Troja gelangte, wo er im Heere seines Oheims Priamos gegen die Griechen focht und dem Achilleus im Kampfe erlag. Er soll ein kunstgewaltiger Baumeister gewesen sein, und der große Tempel in Abydos wie die Burg von Susa werden als seine Werke bezeichnet. Seinen Namen aber haben uns der westliche Theil von Theben, das Memnoneia der Griechen, vor Allem aber die weithin bekannten Memnonssäulen überliefert, jenes gewaltige Monument bei Theben, das auf die achtzehnte Dynastie der Pharaonen zurückgeführt wird. Längst Ruinen, stehen die Memnonssäulen seit den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung in dem Rufe, beim Sonnenaufgang harfenartige Töne erklingen zu lassen.

Dies die sagenhafte Ueberlieferung vom Memnon! Die dichtende Phantasie des Morgenlandes knüpft daran die Reflexion: Dieses wundersame Tönen beim Frühroth sei ein Morgengruß des Sohnes an die Mutter Eos — ein poetisches Moment, dessen sich die Literaturen des Abendlandes in immer erneuten dichterischen Versuchen bemächtigten; sie sangen die sinnvolle und deutungsreiche Sage vom Memnon in tausend Modificationen und Variationen, aber über die blos lyrische und gelegentliche Verwendung derselben, höchstens über antikisirende epische Anläufe mit didaktischen Zuthaten und dergl. kamen diese Versuche meines Wissens nicht hinaus, und so dürfte Schack, der den Mythus mit modernem Geiste ergriff, seine Aufgabe tiefer gefaßt haben als vielleicht irgend Einer vor ihm.

Es ist bewunderungswürdig, wie unser Dichter den Stoff gewendet und geformt hat. Er baute das sagenhafte Fundament mit schöpferischer Phantasie episch aus, führte auf ihm den Bau seiner Dichtung in freier Breite und stolzer Höhe auf und erfüllte das Ganze mit einer philosophisch-menschheitlichen Idee, welche hier natürlich unter keinem anderen Bilde gegeben werden konnte als unter dem eines gewissermaßen weltgeschichtlichen Heimwehs, welches einen tiefelegischen Zug modernen Weltschmerzes nirgends verleugnet: Memnon sehnt sich nach dem Strahlenantlitz seiner Mutter, der Sonne. Schack hat die Ueberlieferung ethisch vertieft, indem er sie verallgemeinerte: er hat aus dem egyptischen Memnon einen allgemeinen Menschen gemacht, ohne ihm die individuellen Züge, die er in der Sage hat, zu rauben: er hat die Füße seines Helden der Bodenschicht der egyptischen Tradition nicht enthoben, wohl aber hat er sein Haupt in die ideale Luftschicht des Rein-Menschlichen hinauf wachsen lassen. Ein Fluch der Götter lastet auf dem vermenschlichten Memnon unseres Schack. Schon die Schultern des Tithonos hat dieser Fluch gebeugt, und der Sohn sucht die Schuld zu sühnen, unter welcher der Vater litt. Den Geist über das Sinnliche hinaus zum Uebersinnlichen, über die Erscheinung hinaus zur Wahrheit zu erheben, d. h. zum Antlitze der Mutter Sonne durchzudringen, zum Göttlichen — das ist das heiße Streben Memnon's. Aber nur ein einziges Thor führt zur Erkenntniß: der Tod. Bevor wir dieses Thor durchschritten, haben wir nichts als einen Abglanz vom Lichte der Wahrheit — in unserer eigenen Brust.

„Durchschweiftest Du auch alle Himmelssphären,
Der Erde Zonen all', es wär' umsonst:
Nur aus Dir selbst kann sich das Licht gebären.

Versinken muß Dir Alles erst, was sichtbar;
Dann geht im Innern Dir die Sonne auf
Und strahlt in Deiner Seele unvernichtbar —

in diesem Orakelspruch, den der forschende Memnon von den Göttern empfängt, haben wir den geistigen Kern der Dichtung, klar ausgesprochen, vor uns.

Ist das der ethische Gehalt, den der Dichter aus der dürftigen Ueberlieferung seines Stoffes herausdestillirte, so ist das epische Gewand, das er dieser Ueberlieferung anzudichten verstanden, dieses — und beides zeigt, wie ein großes Talent ein halbes Nichts zu einem Etwas zu steigern vermag —: Als Oberfeldherr des großen Ramses führt Memnon ein mächtiges Heer seines Gebieters durch die Länder Afrikas, immer von einem heißen Drange beseelt, dem Drange, das Land des Sonnenaufgangs mit Augen zu schauen. — Diese Sehnsucht ist im Memnon auf dem abenteuerlichen Marsche der ruhende Pol in der Flucht der Erscheinungen. Aber das Sonnenland, nach dem er rastlos trachtet, er sucht es außen, und er sollte es innen suchen, in seiner Brust, wie das Orakel fordert. Diese unselige Verkennung, die tragische Schuld seines Irrthums, tritt prägnant aus dem Gefüge der Dichtung hervor, und die Sühne folgt dem Vergehen auf dem Fuße: Durch die Anstrengungen der mühevollen Wanderung schmilzt die Schaar seiner liebsten Genossen zusammen; er verliert das Ideal, das er sich erkoren, das Ziel seiner Reise in Qual und Noth immer mehr aus den Augen — das Land der Sonne. Das Göttliche in ihm trübt sich, und endlich gedeiht die Schuld zur Reife: Eine sinnenberückende Fürstin des Ostens umstrickt ihn mit ihren Reizen, und mit ihrer Hand gewinnt er Krone und Erdengröße, Ueberfluß und Ruhm — er wird sich selbst ungetreu und tritt in den Dienst von Mammon und Moloch. Sein Ehebund mit der gewaltigen Herrscherin ist aus doppelt sündigem Boden erwachsen: im Tumult des Blutes hat er der Gattin daheim die Ehe gebrochen, und die er gefreit, ist durch ihn eine Sünderin geworden; denn der Bund mit dem Fremdling ist der morgenländischen Herrscherin nur durch schwere Schuld gelungen. Aber die Nemesis geht unerbittlich ihre Bahn: Auf dem Wege zum Licht wird Memnon des Lichtes beraubt — des Augenlichtes. Blind blickt er nach innen, des Orakelspruchs eingedenk:

„Nur aus Dir selbst kann sich das Licht gebären."

Aus allem Glück gestürzt, wendet er sich wieder heimwärts, und erst nach langer Wanderschaft erreicht er, von einem Knaben geführt, sein Vaterland, tiefe Reue im Herzen. Er findet seine Kinder mutterlos — im Gram um den verloren geglaubten Gatten ist sein Weib hingesiecht. Nun aber — und das ist die versöhnende Schlußwendung — in der doppelten Nacht, die ihn umgibt, in der physischen des Blinden und der moralischen des Schuldbeladenen, geht die Sonne, nach der er draußen vergeblich gepilgert, ihm innen auf: gereinigt durch die Buße, fühlt er sich versöhnt mit seiner Mutter, der strahlenden Eos; er sucht sie, die er so lange verleugnet, mit der Seele — und er findet sie: im Hauche des anbrechenden Morgens fühlt er ihren Athem. Erlöst vom Fluche, steigt er sterbend zu ihr hinauf.

Aus dieser kurzen Inhaltsangabe des „Memnon" dürfte erhellen, wie rein und schön der Dichter den stofflichen Gehalt seiner Idee dienstbar gemacht, wie einsichts- und taktvoll er Ueberliefertes und Eigenes verschmolzen und das Ganze episch organisirt hat. Mit großem dichterischen Geschick hat er in das gegebene Concrete der Ueberlieferung einen abstracten Gedanken hineingetragen und wiederum, wie der Künstler es soll, das Abstracte in Concretes umgesetzt. So hat er ein glänzendes Zeugniß dafür abgelegt, wie unter der Hand eines echten Dichters sich der glühende Fluß der Idee im Guß festet zu plastisch und scharf umrissenen Gestalten.

Digitized by Google

„Memnon" ist in unächten Terzinen geschrieben und schwankt zwischen den Extremen der philosophischen Gedankendichtung und des phantastischen Märchens, ohne deshalb ins Stillose zu fallen; er verschmilzt das Visionäre mit dem Epischen, Dante mit Homer, allerdings — das versteht sich von selbst — ohne Diesen oder Jenen zu erreichen. Symbolik und Plastik schließen hier einen Bund, der etwas eigenartig Reizvolles hat.

Ist es ein typischer Zug der Schack'schen Dichtungen, daß ein düsteres Geschick in ihnen nahezu heiter ausläuft, so wiederholt sich dieser Optimismus der Weltanschauung auch hier: Schack's „Memnon" leiht dem modernen Weltschmerze einen classischen Ausdruck, aber er weist über unsere Tage hinaus in eine ideale Zukunft, wo die bange Wanderung nach der Heimath der Sonne im Sinne unserer Dichtung ihre Endschaft gefunden haben wird; sein „Memnon" ringt sich aus negativen Anfängen zu einem positiven Schlusse empor: aus der dunklen, weltschmerzkranken Sehnsucht nach Licht und Glück zu jener allumfassenden Liebe, in welcher fast alle Schöpfungen Schack's versöhnend gipfeln.

Feuilleton.

Déroulède in Deutschland.

Ein Aprilscherz.

(Schluß.)

Mein Reisegefährte griff in seine Brusttasche und riß ein winziges Fläschchen voll weißer Kügelchen heraus. Ein halbes Dutzend derselben verschluckte er, ehe ich es zu verhindern vermochte, denn ich hatte ihn in Verdacht, sich mit Arsenik allen Verdruß vom Halse schaffen zu wollen; er sah ganz so aus; aber es waren glücklicherweise nur Pfeffermünzkügelchen gewesen; er bot mir welche an und, um ihn nicht zu reizen, mußte ich eines nehmen.

„Also Sie können keinesfalls verstehen, was ich in der Zwingburg meines Erzfeindes vorhabe", begann er von Neuem; „jetzt sperren Sie Ihre Ohren gefälligst weit auf. Zunächst par parenthèse eine kurze Richtigstellung. Alle Zeitungen, die ich nicht inspirire, sind albern; da posaunen sie in die Welt hinaus: Weil Déroulède bei der Wahl durchfiel, geht er auf Reisen; das eine Blatt sagt: nach Tonkin, das andere nach Montenegro, das dritte nach Wien. Thorheit! Warum Déroulède auf Reisen ging, habe ich Ihnen gesagt oder Sie erriethen es doch: ich ging auf Reisen, weil ich mir geschworen hatte, nicht mehr zu dichten, weil ein Poet aber auf dem Fleck, wo er zu dichten gewohnt ist, aus dieser Beschäftigung ebensowenig herauskommt, wie ein Baum, der einmal Blätter zu treiben gewohnt ist. Bon! Aber was thut Déroulède in der Fremde? Gewöhnliche Sterbliche legen sich ins Gras und beobachten das Tanzen der Mücken, den Flug der Schwalben, das Zirpen des Cricri. Das darf Déroulède nicht. Er ist eine Idee, er ist ein Losungswort, er ist ein Ausrufungszeichen. Kann er in Monaco an den Spieltisch treten? Kann er am Lac de Genève mit einer drallen fillette charmiren? Kann er auf dem Rigi mit Tartarin um die Wette die Langeweile der britischen Table d'hôte-Gäste persifliren wollen? Das ist Sache namenloserer Creaturen. Wohin Déroulède seinen Schritt lenkt, da folgt ihm sein Schatten, die Revanche, und muß ihm folgen. Seine Muse hat 777 Male nahezu ihre Büste gesprengt, um das Wort Revanche der ganzen französischen Nation, was sage ich? dem ganzen Weltall in die Ohren zu schreien. Und Déroulède sollte in der Fremde sich auch nur einen einzigen Augenblick als seines Ruferamtes entledigt fühlen? Jamais. Aber welche neue Farce wird Déroulède für die Ausführung seiner Mission ersinnen? Sie errathen es nicht. Niemand in der Welt erräth es. Mein alter Concierge rief mir nach, als er mir in den Fiaker half — es war Nr. 1017, ich habe ein wunderbares Gedächtniß, und ich, ich sollte den 2. September 1870 vergessen? impossible! — also Monsieur Déroulède, rief er mir nach, gedenken Sie der Worte aus der Komödie Clymène:

Il me faut du nouveau, n'en fût-il plus au monde!

Ich nickte ihm zu, als sei ich längst mit einem neuen Plan im Reinen, aber ich hatte keinen, absolut keinen, mein Herr, ich schäme mich nicht, es einzugestehen, ich hatte keinen. Eh bien, kaum war ich aus meinem theuren Vaterlande heraus, siehe da — eine Erleuchtung, jene, von der ich Ihnen sprach. Ich habe nie verkannt, daß Emile de Girardin der größte Journalist der Welt war, so wenig mir sein Charakter auch zusagen durfte. Warum war er der größte Journalist? Weil er die große Kunst verstand, eine Antithese zu lanciren. Verstehen Sie, was ich sagen will? Alle übrigen Journalisten beten z. B. die These nach: der Schnee ist weiß. Gibt es etwas Langweiligeres als die Meinung der ganzen Welt zu theilen? Emile de Girardin sagt sich: Warum habe ich Beredtsamkeit unvergleichlicher Art, sobald ich die Feder zur Hand nehme, wenn ich nicht beweisen kann, daß der Schnee schwarz ist? Und in der That, Emile de Girardin beweist es, der Schnee i st schwarz. Natürlich rede ich metaphorisch. Hier eine seiner derartigen Leistungen unsterblicher Art. Er hat bekanntlich das Seine gethan, um uns in den Krieg von anno 70 hineinzuhetzen. Warum? Sehr begreiflich! Paris langweilte sich und Girardin's Dintenfaß se trouvait au sec. Gut. Wir ziehen gegen die Barbaren und wir unterliegen. Was thut Girardin am Tage nach der Einnahme von Paris? Die These, welche jeder Tambour wirbelte, hieß résistance à outrance. Ganz Frankreich kochte. Das letzte Pulverkorn und den letzten Sou wollte es auf dem Altar der Gloire geopfert wissen. Was thut Emile de Girardin? Er proclamirt unverfroren die Antithese: embrassons le vainqueur! Alliiren wir uns mit ihm auf dem Fleck. Albion hat uns hinterrücks zu Waffen verholfen. Zeigen wir ihr, daß wir uns durch ihre Krämerdienste nicht bestechen lassen. Da liegen in unserm Fahrwasser normännische Inseln, die uns von ihr einst geraubt worden sind, das stolze Eiland Jersey und sein Bruder Guernsey, das liebliche Märchen! Gehen wir mit Hülfe unserer Besieger, der Teutonen, an die Abschlachtung des raubgierigsten Haifisches, dem das Weltmeer tributpflichtig ist. Hernach wollen wir über unser rauchendes Paris trauern, aber jetzt erst den Brand in die Börsenpaläste der City geworfen und den tower ausgeräuchert. Und glaubt mir, meine Theuren, so schloß jener dummdreiste Phantasmagorist, unsere Trauer wird im Lachen ersticken. — Hat man ihm geglaubt? Volle vierundzwanzig Stunden lang ist Emile de Girardin wie in seiner glänzendsten Zeit das Orakel gewesen, vor dem sich ganz Frankreich geneigt hat. Alles staunte, Alles rieb sich die Stirn; Alles vermochte nicht zu fassen, daß eine Nation, in deren Mitte ein solch' kühner Denker lebte, unter die Füße getreten worden war. Dann kam man allmählich dahinter, daß man sich von einer bloßen Fata morgana hatte necken lassen. Das Elend der Wirklichkeit gewann wieder die Oberhand und heute spricht man von dem Girardin'schen Kartenkunststück nur noch wie von einem Opiumrausch, aber der literarische Feinschmecker erinnert sich der keck in Scene gesetzten Volte nicht ohne einen Bewunderungsschauder."

Er biß seine Zähne wieder knirschend zusammen und diesmal meinte ich, seine Kinnbacken wie einen Lampencylinder, welcher springen will, knacken zu hören.

Um etwas Beschwichtigendes zu äußern, sagte ich: „Soweit mir die Stimmung in Pendulopolis bekannt ist" — warum sollte ich ihn mit dem Worte Berlin ärgern? — „zweifle ich nicht, daß man Sie mit offenen Armen empfangen wird."

„777!" murmelte er ingrimmig vor sich hin.

„Was schadet das?" sagte ich.

„Jetzt hören Sie, was ich vorhabe", redete er mit finsterm Augenrollen weiter, ohne meine Bemerkung zu beachten.

„Ich denke, Sie wollen Fürst Bismarck umarmen?"

„Habe ich das gesagt?"

Digitized by Google

„Wenigstens ließen Sie es errathen."

Er lachte mit einem Tigerblick.

„Mr. Yankee", sagte er, „so alt ist die alte Welt denn doch noch nicht, daß wir nur — wiederkäuen. Wir Franzosen wenigstens haben noch immer die Fähigkeit, neu zu sein. Denn wie gesagt: Il nous faut du nouveau, n'en füt-il plus au monde. Und Déroulède wird diesem Bedürfniß Rechnung tragen, das schwöre ich Ihnen."

„Sie wollen also nicht rufen: embrassons le vainqueur?"

„Das wäre eben nicht neu; was Emile de Girardin schon gesagt hat, wird Déroulède nicht nachsprechen."

„Dann bin ich neugierig, was Sie im Schilde führen."

„Haben Sie je von Charlemagne reden hören?"

„O gewiß", sagte ich, „schon in der Schule."

„Und von Charles le Gros?"

„Wenn Sie Karl den Dicken meinen, so hörte ich auch von dem."

„So errathen Sie, was ich vorhabe", sagte Déroulède und rieb sich die Hände; seine Augen funkelten wie die Spiegellaternen eines Pferdebahnwagens.

Ich nahm meinen Kopf in beide Hände und rief mir ins Gedächtniß, was ich jemals über Karl den Großen und Karl den Dicken gelesen oder auswendig gelernt hatte. Karl der Große beherrschte, wenn schon unter fortwährenden Rebellionen, halb Europa. Frankreich, ein Theil Spaniens, fast das ganze heutige Deutschland, ein hübsches Stück Italiens waren ihm unterworfen worden. Er war ein ehrlicher Deutscher, allen seinen Zeitgenossen, nach der Versicherung Nithardt's, seines Enkels, an Weisheit, Tugend, Liebenswürdigkeit, Kraft und Ansehen überlegen. Harun al Raschid begrüßte ihn durch Gesandte. Papst Leo III. setzte ihm, während Karl am Altar der alten Peterskirche zu Weihnacht 800 betete, als Festüberraschung die Krone auf den Kopf und sprach ihn als „Carolus Augustus" und als „Kaiser der Römer" an. Die Franzosen vergötterten ihn, nannten ihn den Ihren, nehmen ihn noch heute als solchen in Anspruch und möchten, der Weltgeschichte zum Trotz, seine Asche, statt in Aachen, in St. Denis verwahrt wissen. — Und Karl der Dicke? Nun, unter ihm hatte die Herrlichkeit wieder ihr Ende. — Ich begann Lunte zu riechen.

Wir sahen uns eine Weile schweigend an.

„Eh bien?" lachte Déroulède dann mit dem Lachen eines Schakals, „werde ich reüssiren?"

„Sie wollen dem guten Kaiser Wilhelm . . ."

„Chut!"

„Die französische Krone anbieten?"

„Nicht so laut!"

„Aber haben Sie die Krone denn mit?"

„Mr. Scraper", sagte Déroulède plötzlich sehr ernst, „machen Sie keinen Spaß. Frankreich ist Republik, und eine Republik hält die etwa vorhandene Krone fest unter Verschluß. Ueberhaupt, denken Sie sich die Sache nicht so leicht. Bin ich mit dem Kaiser und mit Fürst Bismarck einig", — er knirschte, als habe er Belagerungs-Commisbrod zwischen den Zähnen — „so beginnt erst die eigentliche Arbeit. Dann muß ich meinen Landsleuten klar machen, daß Déroulède vergebens nasses Stroh in Flammen zu setzen bemüht war; daß alle meine Rachepsalmen in den Wind hineingesungen wurden; daß ich, Déroulède, aber nicht von der Bühne abtreten will, ohne den Pfad der Revanche unbeirrbar klar vorgezeichnet zu haben, und daß ich, immer Déroulède, durch endloses Grübeln herausgeklügelt habe, auf welche Weise allein dem Colosse prussien beizukommen ist, damit er in Bälde, wie das Weltreich von Charlemagne, zerbröckle. Es ist in Frankreich Alles möglich; es ist daher möglich, daß man mich in Bicêtre einsperrt; treffe ich aber den rechten Ton und den rechten Moment, so wird die Kühnheit meiner Idee siegen; man wird ausrufen: endlich ein neuer Gedanke und endlich ein Mann, der noch früher aufzustehen verstanden hat, als der abscheuliche Frühaufsteher Mr. de Bismarck! Wir sind Republikaner, wird man ausrufen, aber wir sind vor Allem Franzosen. Wenn ein anderer Charlemagne sechs Monate im Jahre bei uns Hof hält, so werden wir die Faust im Sack ballen und im stillen Kämmerchen uns die Hände wund ringen, aber wir werden uns sagen: einzig der Glanz von Paris, einzig die Schönheit unserer Frauen, einzig der Wohllaut unserer Sprache, der Zauber unserer Bühne, das Einschmeichelnde unseres savoir vivre wird diese nordischen Barbaren bändigen, wird sie dem tratra ihrer Trompeten und dem larira, larirette ihrer Querpfeifen entfremden, und haben wir sie nur erst so weit, daß sie „Toto, Carabo" mit uns singen, oder „bon voyage, père Dumolet" oder „elle aime à vive, elle aime à boire" oder gar „faut d' la vertu, pas trop n'en faut", nun, wer kann noch zweifeln, daß Lutetia dann wieder der Mittelpunkt der Welt sein wird!"

„Heigenbrücken", rief hier der Schaffner, „eine Minute Aufenthalt."

„Ich habe Sie doch nicht im Schlaf gestört?" fragte Déroulède, indem er in aufgeräumtester Laune mir Hutschachtel, Regenschirm und Handkoffer artig darreichte.

„Das holt sich schon noch nach", gab ich mit einem freundschaftlichen Nicker zur Antwort und stieg aus.

„Einsteigen!" schrie der Schaffner.

Der Zug setzte sich in Bewegung.

„Kommen Sie einmal nach Paris", rief Déroulède, „so steigen Sie bei mir ab. Ich liebe die Amerikaner. Wir wollen schon selbander heraustüfteln, was Amerika dazu thun kann, um meiner Revanche-Idee in die Hände zu arbeiten. Au plaisir!"

„Au plaisir auch von mir! Und meinem guten lieben Kaiser richten Sie herzliche Grüße aus. Vergessen Sie's ja nicht."

„Sind Sie des Teufels!" schrie Déroulède wuthschnaubend, und im selben Augenblick flog mir seine Bonbonnière an den Kopf; „Sie wären ein Deutscher?"

„Wenn man mich nicht nacherercirren läßt, ja".

„Sacré mille . . ." Den Rest verpfiff die Locomotive.

Ich glaube, dies neueste Revanche-Project habe ich glücklich parirt. W.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Das Gastspiel von Felix Schweighofer.

Das Auftreten des obengenannten Wiener Gastes bildet seit den letzten zwei Wochen das einzige bemerkenswerthe theatralische Ereigniß in unserer Hauptstadt. Schweighofer ist den Berlinern kein Fremdling, aber seine früheren Besuche zeigten ihn lediglich in seiner Eigenschaft als Komiker, während er jetzt das Hauptgewicht auf seine in der That eminenten Leistungen als Charakterdarsteller legen zu wollen scheint.

Die Gestalt des „Nullerl", in welcher er diesmal sich hier einführte, ist überhaupt keine komische Figur, und auch die Rolle, welche er hierauf folgen ließ, die des Posamentier Schiefrig in der Wiener Localposse „Sein Spezi", gewinnt nur durch die Ausschmückung, welche ihr der Künstler angedeihen läßt, den humorvollen Zug, den der Dichter ihr nicht zu verleihen vermochte; ihre Wahl ist also auf jeden Fall von Schweighofer auch nur mit Rücksicht auf das weite Feld, welches sie der künstlerischen Initiative des Charakterdarstellers gewährt, getroffen worden.

Schweighofer ist, wie Haase, ein Schauspieler, der den Charakter einer Rolle vom Kleinen aus ins Große hin ausarbeitet; nicht die kühne Intuition des genialen Künstlers, welche die Absichten des Dichters feurig auffaßt und die Wirkung der Darstellung auf einige wenige, aber wesentliche Punkte hin concentrirt, macht ihn bemerkenswerth, sondern der ungeheure Fleiß, mit dem er Strich für Strich, Zug um Zug seine Figuren ausstattet, die seltene Beobachtungsgabe, mit welcher

Digitized by Google

er die kleinsten und scheinbar unbedeutendsten Eigenthümlichkeiten der Menschen um ihn auffaßt, und die sichere Trefffähigkeit, welche ihn diese Eigenthümlichkeiten in Maske, Mienenspiel und Sprache genau wiedergeben läßt, verleihen seinen künstlerischen Gebilden die Vollendung. So setzt sich die Wirkung der letzteren aus einzelnen scenischen Detailgemälden zusammen, von denen jedes in sich abgerundet und — soweit dies der Zusammenhang des Stückes gestattet — auch abgeschlossen ist. Gleichwohl verliert bei dieser Kleinarbeit der Künstler nie den Faden und niemals geht er — es sei denn in Couplets oder besonders bezeichneten Einlagen — über den Rahmen hinaus, der die Einzelbilder zu einem schönen und harmonischen Ganzen vereinigt.

Die Feinheit der Ausarbeitung zu kleinen Genrebildchen ist es also allein, welche uns in den Rollen Schweighofer's entzückt, und sie allein auch ist es, welche uns im Gedächtniß haften bleibt. Wer weidet sich nicht noch in der Erinnerung mit Behagen an der Eingangsscene im „'s Nullerl", welche uns den alten Einleger, über seine morsche Zither gebeugt, mit rostiger Stimme ein Schnadahüpferl singend finden läßt? Wie er das weiße Haupt zitternd, aber doch noch lustig zur Musik bewegt, wie er mit den alten Füßen den Tact tritt, als gälte es, sie nochmals zum Tanze zu heben, wie er dann auffährt und mit erschrockenem Gesichte die Hand auf die Saiten legt, wenn er meint, durch seine krähenden Jodler die daneben schlafende Gabi geweckt zu haben! Alles ist so natürlich, so bezeichnend für den alten „Lumpen", daß wir mit einem Schlage in die Situation, die er im ganzen Stücke einnimmt, versetzt werden. Und später die reizende Scene, in welcher er sich das Nachtlager im Hofe des Bauern zurecht macht! Ich glaube, das Selbstgespräch, welches er dabei führt, nimmt nicht mehr als sechs Zeilen Raum in dem Manuscripte des Stückes ein, und doch füllt der Darsteller eine Lücke damit aus, die, wenn sie im Texte vollzuschreiben wäre, wohl sechs Seiten in Anspruch nehmen würde. Wenn ihm Worte nicht zur Verfügung stehen, nimmt Schweighofer mit unübertrefflicher Nachahmungskunst Naturlaute zu Hülfe: Seufzen, lautes Aufathmen, Lallen, Brummen und halbe, hingeworfene Worte bilden die Requisite seines „stummen" Spiels. Und wie reden während des letzteren seine Augen, wie weiß er immer am richtigen Orte in der rechten Art seinen Körper, Hände, Füße und Haupt spielen zu lassen und treffend die Beschäftigung zu wählen, die ihn, wenn Andere reden, nicht theilnahmlos auf der Bühne stehen läßt. Unübertrefflich ist dieses kleine Spiel in den Scenen, welche ihn essend vorführen. Das Frühstück in „Sein Spezi", welches er mit seinem Busenfreunde einnimmt, ist in dieser Hinsicht, obgleich kaum drei Worte während desselben gesprochen werden, von einer erstaunlich komischen Wirkung.

Bedenken wir noch, daß Schweighofer mit einer peinlichen Genauigkeit seine Maske herstellt und daß er, in Dialektrollen, in mustergültiger Weise die Sprache handhabt, so müssen wir in der That zugestehen, daß einen besseren Charakterdarsteller Berlin momentan nicht aufweisen kann.

Auf die komischen Monodramen, welche der Wiener Gast als besondere „Specialität" diesmal mitgebracht hat, und von welchen er auch einige in „Sein Spezi" als Einlage gibt, wollen wir, da sie nicht die eigentlich dramatische Darstellungskunst berühren, nicht eingehen, wenn sie auch das bedeutende mimische Talent des Künstlers in ganz hervorragender Weise offenbaren. B.

Notizen.

Die Architektur der italienischen Renaissance von Rud. Redtenbacher. — Studien zur Kunst- und Culturgeschichte von W. Seibt, Heft 3 und 4. Hellbunkel I. (Frankfurt a. M., H. Keller.) — Ersteres Werk ist die letzte Arbeit des als Architekt wie Kunstschriftsteller rühmlichst bekannten Verfassers, welcher leider vor Kurzem gestorben ist. Er hat auf dieselbe die eingehendsten und sorgfältigsten Studien verwandt, theils an den Baudenkmalen selbst, theils in den Handzeichnungssammlungen der Uffizien zu Florenz, und bietet darin eine Zusammenstellung des ganzen Thatsachenmaterials über diese wichtige Epoche der Kunstgeschichte nach der historischen wie nach der technischen Seite hin. Das Buch ist daher ein Führer für Jeden, der die Entwicklung der Baukunst in jener Periode studiren will, und diesem Zwecke dienen noch besonders die dem Buche beigegebenen sorgfältig bearbeiteten Register. — Auch das zweite Werk — „Helldunkel" — ist auf Grund gewissenhafter Studien bearbeitet. In dem ersten Theile entwickelt der Verfasser die Resultate seiner Forschungen über den Gegenstand in den Werken der Kunstschriftsteller des Alterthums. In gleicher Weise sind in der nachfolgenden Behandlung des christlichen Zeitalters die theoretischen Schriften und Tractate über die Malerei aus der Renaissance-Periode behandelt, und hiermit geht die Betrachtung und Besprechung der gleichzeitigen Kunstwerke Hand in Hand. Das zweite Heft ist dem großen Vorläufer Rembrandt's im Clair-Obscur, Adam Elsheimer gewidmet und schildert eingehend dessen Leben und Werke, wobei auch das Wirken anderer Künstler, mit denen er in Beziehung gestanden, sorgsam Berücksichtigung findet, so das seines Lehrers Ph. Uffenbach und seines Freundes, des Kupferstechers Hendrik Goudt u. A. Es ist das erstemal, daß der Chiaroscuro als selbstständiges Ganzes dargestellt wird, und wir sehen der Fortsetzung mit Interesse entgegen.

Berlin und Wien 1845—1852. Politische Privatbriefe von Karl Friedrich Graf Vitzthum von Eckstädt. Mit einem Vorworte von Karl Müller. Stuttgart, J. G. Cotta. Die Veröffentlichung dieser Privatbriefe, welche der Verfasser, damals K. Sächs. Legationssecretär in Berlin und Wien, an seine Mutter und seinen Oheim schrieb, füllt gewiß manche Lücke in der Geschichtsschreibung über die Zeit unmittelbar vor und nach dem „tollen Jahre" aus. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß die Darstellungen der Ereignisse, die wir über jene Zeit haben, meistens aus dem Lager der radicalen oder liberalen Parteien stammen, „welche", wie der Vorredner richtig sagt, „Menschen und Dinge einseitiger zu beurtheilen pflegen, als diejenigen, welche entweder selbst Geschichte machen oder wenigstens denen, die sie machen, nahestehen". War auch des damals noch jugendlichen Briefschreibers selbstthätiger Antheil an den Ereignissen ein sehr geringer, so stand derselbe doch mitten in dem Strome des politischen Lebens und hat, nach einer gut angewendeten diplomatischen Vorbereitungszeit in Berlin, auch in den bösesten Tagen seinen Posten in Wien nicht verlassen. Die Briefe, die er über das gesellige, wie über das politische Leben schreibt, zeugen außerdem von einer scharfen Beobachtungsgabe, von außerordentlichem Verstande und gediegener Bildung, so daß ihre Lectüre, besonders wenn man noch berücksichtigt, daß des Verfassers eigener politischer Standpunkt ein großdeutscher und vielfach gemäßigt liberaler war, sich ebenso belehrend, wie anregend gestaltet. B.

Aristophanes' Werke — Aeschylos' Werke, übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen von Jakob Mähly. 3 Bände. (Stuttgart, Collection Spemann.) — Uebersetzung griechischer und römischer Autoren, auch das ist ein fruchtbares Gebiet, auf welchem unser Jahrhundert ungemein viel geleistet hat, Gutes und Schlechtes. Es wäre Gegenstand einer nicht uninteressanten Monographie, zusammenzustellen und vergleichend zu prüfen, was denn eigentlich gethan und welche

Digitized by Google

Fortschritte gemacht worden, seit der etwas hausbackene, aber gediegene Voß in maßgebender Weise sich an den Homer wagte. In Mähly haben wir einen geübten Fachmann. Schon vor Jahren hat er übertragen: Griechische und römische Lyriker; hernach: Ausgewählte Dramen des Euripides; diesen trefflichen Arbeiten folgten dann die zwei einen so gewaltigen Gegensatz darstellenden Häupter Aeschylos und Aristophanes. Diese Uebertragung ist durchaus muster- und meisterhaft; das sind so gut deutsche Uebersetzungen, daß sie sich wie ein Originalwerk lesen, rhythmisch wohlklingend, weil die unserm Ohr fremden äschylischen Chorgesänge mit ihrem höchstens dem Gelehrten verständlichen complicirten Metren in ein uns passendes Gewand gekleidet wurden. Ja, im Prometheus, einem Stücke, das in der Reihe der Arbeiten des großen Tragikers seine besondere Stelle einnimmt, ist die Verwendung des Reimes gewagt. Man übersehe dabei nicht die sehr große Schwierigkeit, welche dem Bearbeiter in der colossalen Unsicherheit der äschylischen Texte entgegentritt, so sehr, daß er an Dutzenden von Stellen den Sinn fast nur durch Divination errathen kann, zumal in den Chören. Aristophanes aber in der kecken Behandlung der Form- und Versmaße, deren schöne Nachbildung im Deutschen an sich schon ein Wagniß sein dürfte, bietet nicht geringere Schwierigkeiten. Die geistreichen Wortbildungen, originellen Wendungen, effectvollen Pointen, der schlagend überstürzende Witz des großen Komikers, — das Alles ist, bis herunter auf den spielenden Wortwitz, so glücklich nachgedichtet, daß wir förmlich zwei deutsche Lustspiele mit griechischem Texte vor uns haben. Und man täusche sich nicht: es ist das Resultat intensiv in den Geist eingedrungener Studien und ernst überdachter Formarbeit. Wie leicht geschürzt und ungezwungen auch diese Verse zu hüpfen scheinen, ganz gewiß mußten die lachenden Formen sorgfältig gesucht und gewählt werden, um dem griechischen Text und dem deutschen Ohr gleich sehr Genüge zu thun.

J. J. Honegger.

Gedichte von Wilhelm Walloth. (Leipzig, Friedrich.) Was bei diesem, keineswegs ohne Selbstbewußtsein vor uns hintretenden Dichter vor Allem auffällt, das ist seine souveräne Verachtung der Reinheit des Reims. Nicht nur, daß sich in jedem seiner Lieder ohne Ausnahme die gewöhnlichen, unreinen Reime vorfinden, — Liebe, trübe, — hinüber, Fieber — röcheln, lächeln u. s. w., Walloth reimt auch consequent „zeigen — streichen, Burgen — Furchen, Felsen — wälzen, Ruder — guter ꝛc.", ja, er hält selbst folgende Reime für erlaubt: „mich — Gezisch, feucht — täuscht, Blättchen — Mädchen, König — höhnisch, nichts — erlischt". Auch an Verzerrungen der Worte dem Reim oder Versmaß zu Liebe fehlt es nirgends, so „buntige Muscheln" „Hufenschlag" u. s. f. oder an Schnitzern, wie: „den stolzen Nobili" u. a. m. Es ist schade, daß hierdurch seine Lieder ziemlich ungenießbar werden denn keines ist nach dieser Seite hin völlig einwurfsfrei; Walloth hat nämlich Talent, sogar viel Talent, wenn er auch noch stümpert wie ein Anfänger, und viel Gesuchtes und Affectirtes in seinen Liedern ist. Nur weil er entschiedene Begabung besitzt, verlohnt es sich ja, ihn auf seine Mängel und Versehen aufmerksam zu machen. In den „Oden", wo er keinem Reimzwang zu gehorchen hat, findet sich manches geradezu Vortreffliche, wie z. B. „Den Freunden" und „Sonnenuntergang". Aber auch hier stört oft große Ungelenkigkeit des Ausdrucks, die sich in den Liedern zum Theil zu absoluter Unverständlichkeit steigert. In den „Elegien" ist gleichfalls manches Erfreuliche enthalten, doch athmet der letzte Cyklus, der wohl Goethe's „Römische Elegien" zum Vorbilde hat, eine so nackte und krasse Sinnlichkeit (die übrigens auch in verschiedenen Liedern schon hervorbricht), daß wir diese Schilderungen nicht mehr für Poesie halten können. T—n.

F. C. Dahlmann's kleine Schriften und Reden. Stuttgart, J. G. Cotta. — Diese Sammlung ist durch die Feier des hundertjährigen Geburtstages des großen Historikers und Patrioten (im Mai 1885) angeregt und von Dahlmann's Sohn und Enkelin mit Unterstützung Varrentrapp's in Marburg ausgeführt worden. Es sind in ihr nicht alle kleineren literarischen Arbeiten des Forschers aufgenommen, dagegen die wichtigsten seiner Reden, sei es academischen, sei es parlamentarischen, und eine große Zahl seiner Zeitungs-Veröffentlichungen in einem Rahmen vereint worden. Die „Gutachten", welche er bei Gelegenheit des Hannoverschen Verfassungsbruches und der Exilirung der Göttinger Sieben verfaßte und der „Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes" aus dem Jahre 1848 nehmen in dieser Zusammenstellung einen hervorragenden Platz ein, aber auch die anderen rednerischen und schriftstellerischen Aeußerungen, welche hier der Vergessenheit der Tagesliteratur entrissen werden, sind, wenn sie auch nicht immer Aufsehen erregten, höchst lesens- und beachtenswerth als Zeichen für das Erwachen eines selbstständigen politischen Lebens in unserem Volke und für die Stimmungen, welche in den Jahren 1815—1850 das politische wie wissenschaftliche Denken beeinflußten. Die ehrliche, lautere Persönlichkeit Dahlmann's, seine geistige Reckennatur, kommt auch in den scheinbar kleinsten und unbedeutendsten Aeußerungen zum Durchbruch und macht die vorliegende Sammlung zu einem trefflichen und nicht genug zu beherzigenden Vorbilde für die neuere, immer mehr verflachende politische Tagesliteratur. B.

Vier Erzählungen. Von Otto Franz Gensichen. (Berlin, Eugen Grosser.) — Wie das diesem Buche vorangedruckte Verzeichniß der bisherigen Arbeiten des Verfassers lehrt, sind die „Vier Erzählungen" die ersten Versuche desselben auf dem Gebiete der prosaischen Dichtung. Bedeutend sind sie durchaus nicht, ja, sie gehen weit unter die Linie der Mittelmäßigkeit hinab, über die sich Gensichen doch durch seine anderen Schriften emporgeschwungen hat. Ihre Mängel liegen ebensosehr in der künstlichen Geschraubtheit der Probleme, welche den Inhalt bilden, als in der ungleichmäßigen Darstellung, die bald seicht wie ein versiegendes Bächlein dahinschleicht, bald mit unnatürlichem Schwunge und krankhaftem Pathos zu wahrer dichterischer Höhe aufzuklettern sucht. In „Frühlingsstürme" begegnen wir dem schweigenden Dulder, dem der geniale Freund die Geliebte verführt hat, der aber mit großer Selbstverleugnung das Kind desselben erzieht. Von Stürmen merken wir nicht viel in der Erzählung, nur in die Verführungsscene ist eine künstliche Gluth hineingemalt, die aber durch ihre Unnatürlichkeit mehr komisch als ergreifend wirkt. In „Lucretia", der zweiten Erzählung, versucht der Verfasser sich an der Aufgabe, ein Weib zu schildern, das einem Angriff auf ihre Ehre mit der Ermordung des Angreifers begegnet. Die moderne Lucretia liebte den Verführer und hatte seine Leidenschaft absichtlich genährt, als er aber den Versuch unternimmt, sich ihrer ganz zu bemächtigen, schießt sie ihn nieder. Es ist lediglich eine Aufwallung des Stolzes und — der Furcht, die ihr die Pistole in die Hand drückt, durchaus nicht das Bewußtsein ihrer befleckten Ehre, und so feig wie ihre Motive in jenem kritischen Momente, sind nun auch ihre ferneren Entschlüsse: sie büßt ihren Verrath an der Liebe durch Selbstmord, richtet es aber so ein, daß sie vor den Augen der Welt als verunglückt erscheint, — damit ja die Ehre ihres Hauses nicht verletzt wird. Halbe Leidenschaften, halbe Gefühle! Die dritte Erzählung: „Finale" ist die schwächste von allen. „Ein Schäfermädchen weidete ꝛc.", so möchte man singen, wenn man diese süßliche Geschichte von der schönen Bauermaid, die den Pfarrerssohn liebt, ihn aber nicht kriegt, gelesen hat. Zu welchen Unnatürlichkeiten es eine schwächliche Sentimentalität bringen kann, erfährt man aus diesem „Finale". Der Pfarrerssohn kehrt nach Jahrzehnten als berühmter Professor in das Dorf zurück, er findet seine Maid in eines Andern Arm, aber „das schöne Weib" (!), die Bauersfrau, liebt ihn noch und fesselt ihn durch ihre Reize und ihre ideale Gesinnung. Sie spricht so schön und edel, wie ein Buch, und ihre Entschlüsse nach dem raschen Tode ihres Mannes sind so hoch und rein, als wäre sie einst eine „höhere Tochter" gewesen. — Die vierte Erzählung „Weihnachtsglocken" ist am besten gerathen; es ist eine humoristisch gehaltene, einfache Pastoral-Anecdote, die uns einigermaßen befriedigt das Buch aus der Hand legen läßt. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **W. Spemann** in Berlin und Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,

herausgegeben von Professor **Jos. Kürschner.** Bd. 84. **Goethe's Werke III. Theil II.** (Gedichte III. 2.) herausgegeben von Professor Dr. Heinrich Düntzer. 8°. IV. u. 308 S. Brosch. à M. 2,50, geb. à M. 3,50.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Eine neue Heine-Biographie

Nach den neuesten Quellen dargestellt von **Robert Prölß.** Mit Illustrationen, worunter ein noch nicht veröffentlichtes Portrait von **Mathilde Heine,** und einem sehr interessanten Autograph. Preis broschiert 4 Mk. 50 Pf. **Elegant gebunden 5 Mk. 60 Pf.**

Eleganteste Ausstattung.

Verlag von Rieger in Stuttgart.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist erschienen:

Die Geschichte der ersten Sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland

mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien.

Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der socialen Frage

von

Dr. Georg Adler.

Gr. 8. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Hermann Costenoble u. zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Hochinteressantes Reisewerk!

Wanderungen eines Naturforschers

im ostindischen Archipel in den Jahren 1873—1883

von **Henry O. Forbes.**

Aus dem Englischen von Dr. med. **R. Teuscher.**

2 Bde. gr.-8. in eleg. Ausstattung, mit einer chromolithogr. Abbildung, zahlreichen Illustrationen u. 4 Karten. broch. 14 Mark, eleg. geb. 18 Mark.

Das Werk ist von bleibendem wissenschaftl. Werth u. doch auch für den Gebildeten hochinteressant und spannend geschrieben. Der Verf. berichtet über seinen Aufenthalt auf den Cocos-Keeling-Inseln, beschreibt ihren Bau, ihre Thiere, ihre Pflanzen, die atmosphärischen Erscheinungen 2c. Die 2. Abth. berichtet über Java. Die 3. Abth. behandelt Sumatra, die Lampongs u. d. Residentschaft Palembang. Die 4. Abth. führt nach Amboina, in dessen Inneres, nach Timor-Laut, einem bis jetzt fast unbekannten Lande. Die 5. Abth. berichtet über die Insel Buru u. den geheimnißvollen See des Inneren; die 6. Abth. schildert Timor, wo ein hochinteressanter Ausflug nach dem Inneren den Schluß bildet. Herr Professor Ernst Häckel hat „das sehr gut geschriebene und viel Neues und Originelles enthaltende Buch" für eine deutsche Bearbeitung empfohlen.

Majunke,

Geschichte des Culturkampfes.

1. Lieferung zu 75 Pf. soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Ferdinand Schöningh

in **Paderborn** und **Münster.**

Vornehmstes Confirmationsgeschenk!

Zweite Auflage.

Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

Vornehmstes Confirmationsgeschenk!

Zweite Auflage.

Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien die **erste Lieferung** der

Kulturgeschichte

der Menschheit in ihrem organischen Aufbau

von **Julius Lippert.**

Das 20 Liefgn. à 1 M. umfassende, zwei stattliche Bände bildende Werk wird im Herbst dieses Jahres vollendet sein.

An sicherer und bewährter Führerhand folgt der Leser den mannigfach verschlungenen Pfaden, welche das Menschengeschlecht in seiner Kulturentwicklung seit der Zeit, da es aus dem Dunkel der Vorgeschichte auftauchte, bis zur Gegenwart gewandelt ist.

Die Darstellung ist außerordentlich klar und fesselnd, überall werden die innersten Zusammenhänge und Ursachen des materiellen und geistigen Fortschreitens der Menschheit aufgedeckt und schließlich wird ein Standpunkt gewonnen, von dem diese Kulturentwickelung als ein organisches Ganzes vor uns liegt.

Gewiß für die gesammte gebildete Welt ein höchst interessantes Buch.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 10. April 1886. Band XXIX.

Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Arbeiter-Bewegung in Belgien. Von Moriz Wollmann. — **Literatur und Kunst:** Julian Schmidt. Von Gustav Karpeles. — Der Faust-Tragödie dritter Theil. Von Theophil Zolling. — Die Pariser Theatersaison. Von Eugen von Jagow. — **Feuilleton:** Lebende Bilder. Humoreske von Ludwig Hevesi. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinr. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die Arbeiterbewegung in Belgien.

Von Moriz Wollmann.

Brüssel, Anfang April.

Aus unscheinbaren Anfängen heraus hat sich in Belgien in den letzten Märztagen eine Bewegung gebildet, welche nicht blos der gegenwärtig in ganz Europa herrschenden socialen Frage eine acute Wendung zu geben geeignet ist, sondern auch mit elementarer Gewalt die anarchistischen Theorien sofort verwirklichte. Die Feier des 18. März, des Jahrestages der Pariser Commune von 1871, war der äußere Anlaß zu einigen an sich unbedeutenden Gewaltthaten in der großen Handelsstadt Lüttich. Wer hätte aber gedacht, daß eine vollständig organisirte revolutionäre Bewegung schon am nächsten Tage das ganze Land ergreifen und in einen gefährlichen Wirbel hineinziehen werde? Wie ein Lauffeuer verbreitete sich der Gedanke, die bestehende Gesellschaft mit allen ihren Einrichtungen und Lebensgewohnheiten umzustoßen, von Osten nach Westen, von Norden nach Süden. Das ganze Elend unserer socialen Organisation trat plötzlich an allen Ecken und Enden zu Tage, riß die Massen zu Gewaltthaten hin und trat wie ein Menetekel vor die erschreckte Bourgeoisie hin. Die Tausende von unglücklichen Arbeitern, welche den ganzen Winter hindurch ohne Erwerb, ohne Obdach und ohne Hoffnung von Ortschaft zu Ortschaft irrten, die anarchistischen Lehren statt der mangelnden Nahrung einsogen und in ihren Kindern die hoffnungslosen Enterbten der Zukunft sahen, fanden sich plötzlich versucht, sich an Jenen zu rächen, denen sie die Schuld an der Trostlosigkeit ihres socialen Zustandes beimessen. Sie, die den strengen Winter hindurch froren, empfanden ein Vergnügen, sich einmal an ganzen Fabriken zu wärmen und zündeten die Stätte an, welche unter ihren Trümmern nicht blos den Reichthum der Großindustrie, sondern auch die letzte Hoffnung der Arbeiter selbst begrub.

Man darf die belgische Arbeiter-Bewegung mit ihrer Gefolgschaft von Plünderungen und Brandlegungen keineswegs von dem Standpunkte betrachten, von welchem aus man die Pariser Commune zu beurtheilen pflegt. In der französischen Hauptstadt bemächtigte sich ein Haufe arbeitsscheuer Menschen in einem geschichtlich denkwürdigen, kritischen Augenblicke der Herrschaft und übte sie aus, wie Narren und Wüthende eben ihre Uebermacht auszuüben pflegen. Obwohl in den Wirkungen vielleicht gleich oder doch ähnlich, unterliegen der belgischen Arbeiterbewegung ganz andere, unvergleichlich reinere Motive. Die ganze Bewegung entsprang einer langjährigen Gährung der Massen, den Einflüssen eines unglaublichen Elends, der Verkehrtheit unserer socialen Verhältnisse, welche noch nicht dazu gelangt sind, der Arbeitskraft die ihr gebührende Werthschätzung zukommen zu lassen. So sehr die Aufständischen von Charleroi und Mons äußerlich den Petroleurs von 1871 gleichen mögen, so war ihnen die Plünderung und Brandlegung doch nicht Selbstzweck, sonders blos Mittel zum Zweck. Sie wollten ihre trostlose materielle Lage verbessern und folgten dem dunklen Drange, durch Furcht und Schrecken zu erreichen, was durch Demuth und Ergebenheit nicht zu erzielen war.

Wer die hiesigen Arbeitsverhältnisse aus eigener Anschauung kennt und auch nur einmal einen flüchtigen Blick in das belgische Arbeiterelend warf, wird nicht so sehr über die letzte Arbeiterempörung an sich erstaunt sein, als vielmehr über die Thatsache, daß die Massen nicht schon längst beschlossen, die Fesseln ihres grausamen Schicksals mit Gewalt zu zerreißen. Es gibt wohl kaum ein Land in Europa oder in der neuen Welt, welches in so hervorragendem Maße der gesunden und zufriedenen Arbeitskraft bedarf wie Belgien, und in welchem der Arbeiter nichtsdestoweniger in materieller und politischer Beziehung eine so inferiore Stellung einnimmt, wie hier zu Lande. Mir ist es niemals recht begreiflich gewesen, warum man in Europa die belgische Verfassung, welche ein ganz ungeschicktes Gemisch von plutokratischen und oligarchischen Anschauungen verkörpert, als eine Musterverfassung preist. Dieses Lob verdient sie wahrhaftig in keiner Weise. Sie garantirt nicht mehr und nicht weniger als die allgemeinen Menschenrechte, welche nicht sie, sondern die französische Revolution von 1789 proclamirte. Wo es sich aber um die Ausübung positiver politischer Rechte handelt, da tritt das Geldsack-System der behäbigen belgischen Bourgeoisie ganz offen zu Tage. Daß auch die Intelligenz und die Arbeitskraft, welche keine Capitalien anzusammeln vermag, ein Recht besitzen, in staatlichen Angelegenheiten mitzusprechen, haben die Urheber der Verfassung so wenig eingesehen, wie ihre heutigen Epigonen. Jeder Artikel der belgischen Constitution, welcher von der Ausübung politischer Rechte spricht, ist mit Steuerziffern bedeckt. Zehn Francs bilden die Taxe für das Wahlrecht zur communalen Vertretung, vierzig Francs verleihen das Wahlrecht in das Haus der Abgeordneten und zweitausend Francs sind erforderlich, um das passive Wahlrecht in den Senat zu besitzen. Die letztere Bestimmung, welche wohl als Unicum einer Verfassung überhaupt betrachtet werden kann, hat in Belgien eine Kammer von Millionären geschaffen, welche natürlich blos die Rolle einer Schutzwehr gegen alle wirklich liberalen und demokratischen Maßregeln der zweiten Kammer spielt.

Digitized by Google

In Folge dieser plutokratischen Organisation gibt es im ganzen Königreich vielleicht 50—60,000 politisch berechtigte Bürger, während die erdrückende Mehrheit, darunter die Arbeiter ohne jede Ausnahme, zur Kategorie der Regierten gehört. Während alle Verfassungen unserer Nachbarn sich im Laufe der letzten Jahre demokratisirt und dem modernen Zeitgeist angepaßt haben, wird die belgische Verfassung von der sie hütenden Bourgeoisie ängstlich immobilisirt und vor allen liberalen Einflüssen geschützt. Die niedere Bourgeoisie und das Heer von Arbeitern, welche den belgischen Nationalreichthum eigentlich geschaffen haben, müssen von jeder Theilnahme an den Staatsgeschäften ferngehalten werden, und wenn man die leitenden Kreise um die Gründe dieser engherzigen Politik befragt, dann sind sie auch um diese nicht verlegen. Man erklärt ganz einfach, die Arbeiter besäßen nicht die zur Ausübung politischer Rechte nothwendige Bildung. Diese Thatsache ist unbestreitbar. Allein wer bemüht sich denn fortwährend, das Bildungs-Niveau des Volkes auf eine Stufe herabzudrücken, welche Belgien sehr bald in dieselbe Reihe mit Rußland und Spanien stellen wird? Wer anders als dieselben ultramontanen Politiker, welche so innig den geringen Bildungsgrad der belgischen Arbeiter beklagen und auf der andern Seite aus der Aufhebung der Schulen ein förmliches System gemacht haben? Man führt uns hier in einen ganz merkwürdigen Circulus vitiosus. Man will den Arbeitern die von ihnen geforderten politischen Rechte nicht geben, weil sie nicht den gehörigen Bildungsgrad besitzen, und benimmt ihnen die Möglichkeit, diesen Bildungsgrad zu erreichen, damit man ihnen keine politischen Rechte zu verleihen braucht. Dieser Jesuitismus schleppt sich nun schon ein halbes Jahrhundert hindurch hin, allein alle Anzeichen sprechen dafür, daß seine letzte Stunde endlich geschlagen.

Die Geschichte der Staaten zeigt uns öfter, daß oligarchische Gesellschaften sich dadurch im ausschließlichen Besitze der Macht zu behaupten trachteten, daß sie die von ihnen Regierten und politisch Rechtlosen in einen Zustand des materiellen Wohlstandes versetzten. Die breiten Massen des Volkes vergessen manchmal über die Freuden des Lebens die politische Engherzigkeit der Erwählten, welche sie regieren, und in diesem System liegt vielleicht das Geheimniß der langen Herrschaft Ludwig Napoleon's. Man mag über den sittlichen Ernst dieses Systems der verschiedensten Meinungen sein, so wird man doch zugeben müssen, daß es wenigstens Gründen der Staatsklugheit entsprang. Was sehen wir aber in Belgien? Dieselbe hohe Bourgeoisie, welche das Staatsruder mit Eifersucht bewacht und förmlich erschrickt, wenn man ihr zumuthet, einen Brocken politischer Rechte für die Enterbten der Gesellschaft abfallen zu lassen, hat nicht das geringste Verständniß für das materielle Gedeihen des vierten Standes. Die Volkswirthschaft hat seit einem Jahrhundert die größten Fortschritte gemacht, welche eine Wissenschaft machen kann. Probleme haben sich auf Probleme gehäuft, die Praxis hat sich mancher Ideen bemächtigt und sie in die Wirklichkeit umgesetzt, große sociale Reformen haben in den letzten zwanzig Jahren die Welt bewegt. In dieser ganzen großen Zeit saß die belgische Bourgeoisie in ihrem weichgebetteten Lehnsessel und schlummerte im Vollgefühle ihrer vermeintlich unerschütterlichen Macht. Man schenkte den Reformen der Nachbarn in Belgien gar keine Aufmerksamkeit und lächelte über die Anstrengungen des Fürsten Bismarck, die gesellschaftliche Ruhe in Deutschland durch große Umwälzungen auf dem Gebiete der Arbeitergesetzgebung einigermaßen zu sichern. Regelung der Arbeitszeit, der Frauen- und Kinderarbeit, der Haftpflicht der Fabrikherren, die Unfalls-, Krankheits-, Altersversicherung — so viele Reformen, so viele unbekannte Begriffe in Belgien. Und doch sollte die ganze sociale Organisation Belgiens diesen Staat schon längst gezwungen haben, an der Spitze der europäischen Reformbewegung einherzuschreiten, denn nirgends, nicht einmal in England, ist der sociale Zustand so faul und ungesund, wie hier zu Lande. Das Verhältniß zwischen der Gesammtbevölkerung und der Zahl der Arbeiter ist vor Allem ein ganz verfehltes, und es kann kein ruhiger, gesellschaftlicher Zustand in einem Lande geschaffen werden, in welchem die Mehrheit der Bevölkerung nicht dem handel- oder ackerbautreibenden, sondern dem arbeitenden Stande angehört. Noch weniger kann aber an eine dauernde Ruhe im Lande gedacht werden, wenn diese Mehrheit der Bevölkerung, welche ihre Kraft consumirt und ihren Körper zerrüttet, Jahr aus Jahr ein mit einem jeder Beschreibung spottenden Elend zu kämpfen hat. Ich will in dieser Richtung gar nicht mein eigenes Urtheil aussprechen und meine eigenen Wahrnehmungen verwerthen. Ich ziehe es vor, eine Quelle zu citiren, welcher man eine Arbeiterfreundlichkeit nicht vorwerfen wird, nämlich den Bericht des Bezirksinspectors des Lütticher Kohlenreviers von 1885, welcher uns die erbauliche Thatsache mittheilt, daß der Gewinn der Kohlenbergwerke in Lüttich allein im Jahre 1885 von 1 200 000 auf 2 Millionen Francs gestiegen ist, weil man den Lohn der Bergleute in entsprechender Weise herabgesetzt hat. Dieser Lohn, ein förmlicher Hungerlohn, beträgt heute im Durchschnitt jährlich 938 Francs für den Mann, wobei zu berücksichtigen ist, daß hierin die höheren Löhne der Werkführer, Aufseher und sonstiger höherer Arbeiter bereits zum Ausdrucke kommen. Die große Mehrzahl der belgischen Grubenarbeiter erhalten für die „Quinzaine", also einen Zeitraum von vierzehn Tagen, die lächerliche Summe von 20 Francs, mit welcher er Frau und Kinder ernähren soll. Für diesen Lohn muß er in die Tiefen der Erde hinabsteigen, ein ganzes Leben lang des Sonnenlichtes entbehren, den Gefahren der schlagenden Wetter und des Erdsturzes trotzen und allen Freuden des Lebens entsagen. Die Frauen werden durch die Noth den häuslichen Arbeiten entzogen, die Kinder in Erziehung und Unterricht vernachlässigt, und im zarten Alter von neun oder zehn Jahren steigen diese Unglücklichen, Knaben oder Mädchen, in die dunklen Schachte hinab, um den mageren Lohn des Vaters um einige Centimes zu vermehren. Ist es da zu verwundern, wenn der Geist dieser Menschen verödet, wenn ihr Körper vor der Zeit gebrochen, ihre ganze Natur verwildert wird? Die Gesellschaft hat die Pflicht, diesen unnatürlichen Verhältnissen zu steuern, wenn sie überhaupt an dem Gedanken festhält, daß sie nicht dazu da ist, für das Wohlergehen einiger Auserkorenen zu sorgen. Ich habe immer mit tiefem Mitleid auf diese Enterbten herabgesehen, und selbst die Schreckenstage von Charleroi vermögen nicht die Sympathie für sie aus meinem Herzen zu bannen.

Wenn der belgische Staat einer ruhigen Entwickelung entgegengehen will, dann genügt es nicht, an allen Ecken und Enden des Königreiches Bajonette aufzupflanzen und den Belagerungszustand einzuführen. Die sociale Frage, welche in Belgien in einer gewiß sehr verständlichen Sprache aufgeworfen wurde, wird nicht durch das Aufgebot der Militärmacht gelöst werden, sondern einzig und allein durch weise Reformen auf dem Gebiete socialer Gesetzgebung und durch die Ausdehnung der politischen Rechte auf die breiten Volksschichten. Die übermächtig gewordene Bourgeoisie muß einen Theil ihrer Machtfülle an die arbeitenden Classen abtreten, damit diese Gelegenheit finden, ihre Klagen und Beschwerden im offenen Parlamente vorzubringen und selbst ihre Vorschläge zu formuliren. Die Regierung hingegen muß von der Mission erfüllt sein, daß sie nicht blos für die wahlberechtigten Bürger, deren Votum an der Urne sie fürchtet, sondern für alle Staatsbürger zu sorgen hat. Dem belgischen Arbeiter muß eine menschenwürdigere Existenz geschaffen werden, damit er nicht ganz und gar der anarchistischen Lehre verfalle. Vor Allem aber ist es nothwendig, das tief herabgesunkene Niveau der allgemeinen Schulbildung zu heben, damit der verwahrloste Arbeiter eine gesunde Denkkraft, eine Grundlage weiterer geistiger Ausbildung erlange. Wenn die herrschende Bourgeoisie in Belgien das Gewölk, welches an ihrem Himmel in den letzten Märztagen aufstieg, richtig zu deuten versteht, dann wird sie den Sturm beschwören, welcher sich über ihrem Haupte zusammenzieht. Wenn sie aber wieder in ihre gewohnte Sorglosigkeit und Behäbigkeit zurückverfällt, dann wird für Belgien das eintreffen, was Heinrich Heine für Deutschland prophezeiht: eine sociale Revolution, neben welcher sich die französische Revolution wie eine Idylle ausnehmen wird.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Julian Schmidt.

Von Gustav Karpeles.

Die Stürme des Frühlings, die so jäh hereingebrochen, haben im deutschen Literaturwald eine stolze Eiche geknickt, die wir Alle noch fest und markig glaubten. Sicher hat Jeder von uns Jüngern, die wir aus unsern Schuljahren noch die Tradition der unbedingten Verehrung für Julian Schmidt in Erinnerung behalten hatten, mit einer gewissen Empfindung von persönlicher Sympathie jüngst die beiden stattlichen Bände zur Hand genommen, welche die letzte große Umarbeitung des Lebenswerkes von Julian Schmidt enthalten. „Die fünf Bände ‚Deutsche Literaturgeschichte von Leibniz bis auf unsere Zeit', von denen die beiden ersten sofort, der dritte in den nächsten Monaten, die beiden letzten im Lauf des Jahres erscheinen werden", so begann die Einleitung zu diesem Werke, und wir erkannten unsern alten Julian wieder und freuten uns, daß er bei allem Wechsel und Wandel der Ereignisse, der Anschauungen und der Literaturmoden immer der Alte geblieben war, wie wir ihn aus jungen Tagen gekannt und gefürchtet hatten. Da kam der Tod und entwand dem gefürchteten Kritiker das Richtschwert. Und nun ist er ein stiller Mann geworden . . .

Von dem äußeren Leben des zu Marienwerder am 7. März 1818 geborenen nachmaligen Lehrers an der Luisenstädtischen Realschule in Berlin und Redacteurs der „Grenzboten", der sich 1863 ganz in das Privatleben und auf seine literarischen Studien zurückzog und seit 1878 als einzige officielle Anerkennung seines Lebens durch die Hochherzigkeit des deutschen Kaisers ein Ehrengehalt von dreitausend Mark jährlich erhielt, ist wenig zu sagen. Desto reicher aber war sein geistiges Leben, sein Wirken und Schaffen auf dem Gebiete der Literaturgeschichte. Ehe Julian Schmidt auftrat, war Gervinus der Alleinherrscher auf diesem Terrain, der Literaturpapst von Deutschland, der über die „Epigonen" seine Geißel schwang und den modernen Dichtern das „Verseschweißen" förmlich untersagte. Eine niedergedrückte Stimmung, eine schwüle Atmosphäre lag über der ganzen Literaturrichtung. Da hat Julian Schmidt das befreiende und erlösende Wort gesprochen. Und das ist, das bleibt sein unsterbliches Verdienst, das nicht verkleinert, nicht abgeleugnet werden darf. Er hat den Bann gebrochen, der auf der modernen Dichtung ruhte, er hat die Fesseln der Epigonen gesprengt und das Recht des Lebenden in überzeugender Weise dargethan.

Wieviel auch Julian Schmidt selbst gesündigt und gefehlt haben mag, dieses erste Auftreten war eine That, die ihre befreiende Wirkung nicht verfehlen konnte. Und die um so mächtiger einschlug, als dieser kleine Schulmeister mit dem vollen Apparat historischer Gelehrsamkeit, mit dem ganzen Rüstzeug kritischer Schärfe und vor Allem mit einer sittlichen Energie auftrat, die selbst den Gegnern Achtung einflößen mußte.

Es charakterisirt seine kritische Lebensarbeit, wenn man allein nur die äußere Geschichte seiner Hauptwerke in Betracht zieht. Im Jahre 1850 erschien sein erstes größeres literarhistorisches Werk: „Die Geschichte der Romantik". Dann beurtheilte er in den „Grenzboten", deren Redacteur er gemeinsam mit seinem Freunde Gustav Freytag geworden, vierzehn Jahre lang die moderne Zeitliteratur mit einer bis dahin unerhörten kritischen Schärfe und einem Freimuth, der ihm fast ebenso viele Feinde als Verehrer schaffte. Im Jahre 1853 erschien, aus diesen Journalartikeln zusammengestellt, seine „Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert" in zwei Bänden, deren erster der Danziger Friedensgesellschaft, deren zweiter Gustav Freytag zugeeignet wurde. Zwei Jahre darauf folgte als ein Supplement die Schilderung der classischen Periode: „Weimar und Jena in den Jahren 1794—1806". Seine kritische Arbeit ging also eigentlich einen Krebsgang. Aber es lag dieser kritischen Rückconcentrirung doch ein tieferes historisches Princip zu Grunde, das im engern Zusammenhang mit seinen literarhistorischen Grundanschauungen steht. Nur im Lichte der neuen Zeit und von dem Standpunkt, den die historische Kritik erst in den letzten Jahrzehnten eingenommen, wollte er die moderne Literatur, die Epoche der Romantik, das classische Zeitalter und schließlich auch die Renaissanceperiode des deutschen Geistes schildern. 1862 erschien das dritte Werk seiner literarhistorischen Trilogie, die „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessing's Tod, 1681—1781". Inzwischen kam von seiner modernen Literaturgeschichte Auflage um Auflage heraus, jede einzelne fast ein neues Werk, bis die vierte —1858— die Vereinigung der beiden Hauptarbeiten zu einer „Geschichte der deutschen Literatur von Lessing's Tod bis auf unsere Zeit" brachte und die sechste, eben erscheinende, alle drei Werke zu einem einheitlichen Ganzen in der „Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit" zusammenfassen soll.

Schon diese Art der Arbeit ist also charakteristisch für den Mann und sein Werk. Noch mehr aber ein Eingehen auf das Grundprincip dieser Arbeit und auf die Entwickelung derselben. Es ist bereits oben angedeutet worden, worin die Bedeutung Julian Schmidt's liegt, der dem Fortschritt und der Wahrheit, die in der modernen Literaturentwickelung lagen, muthig das Wort geredet hat. Gerade aber weil er das, was gut und heilsam in ihr war, erkannte, und weil er sie auf den rechten Weg führen wollte, haßte er alles Halbe und Dilettantische, die Coketterie mit dem Weltschmerz und die hohle politische Lyrik. Daraus entsprang der Widerstreit, in dem er sich Zeitlebens angesehenen Dichtern gegenüber befand, die von den Zeitgenossen verehrt wurden. Von vornherein trat er mit dem Bekenntniß auf, daß an eine streng objective Kritik unserer nationalen Literatur noch nicht gedacht werden könne. Aber freilich, so streng subjectiv brauchte man nicht das geistige Leben anzuschauen, wie er es von seinem curulischen Stuhl aus vornehm absprechend beurtheilte. Sodann trat er mit der Absicht hervor, strenge, unerbittliche Kritik auszuüben. Man konnte darüber streiten, ob diese Absicht die richtige sei, aber man mußte ihr doch sittliche Berechtigung auch vom gegnerischen Standpunkte aus zuerkennen, wenn sie so entschieden und consequent, so unparteiisch nach allen Richtungen hin durchgeführt wurde, wie von Julian Schmidt, der die „Leidenschaft der Kritik" nicht nur für erlaubt, sondern sogar für nothwendig erklärte. Allerdings nur, wenn sie durch Vernunft geläutert ist. Dennoch aber nahm er schließlich warme, hingebende Liebe für sich in Anspruch und eine „Unsträflichkeit des Gewissens", die nothwendig sich mit der strengen Kritik vereinen mußte, sollten die Principien, denen sie das Wort redete, zum Siege gelangen. Vielleicht hat aber nichts so sehr der aufstrebenden Jugend an Julian Schmidt so mächtig imponirt, als gerade diese herbe Kritik. Man staunt heute, wenn man seine Erklärung liest: „Und wenn wir ehrlich unsere Urtheile geprüft haben, kann es uns am Wenigsten einfallen, uns nach den Meinungen und Sympathien der vielköpfigen Menge umzusehen, des sogenannten Publicums, der urtheilslosesten Individualität, die je das menschliche Abstractionsvermögen erdichtet hat."

Man wird mir zugeben, daß ein gewisser Muth dazu gehörte, mit einer solchen Ansprache das verehrte Lesepublicum zu begrüßen. Der Muth in seiner Brust übte überhaupt in jenen Jahren eine weite Spannkraft aus. Je höher Einer in der Achtung der Zeitkritik stand, desto tiefer suchte ihn Schmidt herunterzudrücken. Und weil ihm Karl Gutzkow so recht als der Ausdruck des deutschen Geisteslebens in der Epigonenperiode erschien, darum gerade hatte er sich diesen Schriftsteller auserkoren, um an ihm alle Fehler und Mängel der Modernen, alle Gebrechen der Zeit, alle Lasten und Schwächen des Idealismus der Uebergangsperiode und alle Untugenden des jungen Deutschland in einem abschreckenden Beispiel darzustellen.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß in diesen Executionen, die unter dem Beifall desselben Literaturpöbels, den er so verachtete, stattfanden, etwas Abstoßendes lag. Auch läßt sich nicht leugnen, daß sich in Schmidt zeitlebens recht

Digitized by Google

eigentlich der deutsche Schulmeister nie verleugnet hat. Dieser Schulmeisterton im Belohnen und Strafen, im Censur-Ertheilen und Versetzen mußte die unabhängig schaffenden Dichter um so tiefer verletzen, als sie Schmidt die Berechtigung zu einem solchen Ton keineswegs zugestehen konnten. Aber Julian Schmidt war nicht der Mann, der sich bange machen ließ. Er war eine knorrige, zähe, echt altpreußische Natur, dabei im hohen Grade selbstbewußt, rechthaberisch und wohl auch etwas eigensinnig.

Damit haben wir aber das Register seiner Fehler vollauf erschöpft. Und selbst sein erbittertster Gegner — wenn etwa ein solcher noch leben sollte — würde zugestehen müssen, daß diesen Fehlern mindestens eben so viele schwerwiegende Vorzüge gegenüberstehen. Den Kern seiner literarhistorischen Ansichten habe ich bereits wiederholt berührt. Es ist um so wichtiger, diesen aus seiner Hülle herauszuschälen, als Schmidt gerade von Gervinus ausgegangen und in ihm stets seinen Meister verehrt hat.

Ein zweiter, mit dem ersten eng zusammenhängender Vorzug seiner literaturgeschichtlichen Arbeiten war der nationale Zug, der sie durchwehte. Zu einer Zeit, wo die Freude am Vaterlande arg gefährdet war, hielt er das nationale Banner hoch, sprach er den Verzagenden Muth zu, weckte er den deutschen Geist in den schaffenden Zeitgenossen. Das ist ein Verdienst, welches nicht hoch genug anzuschlagen ist.

Julian Schmidt war ferner ein Vorläufer des Realismus. Auch dies muß ja heute ihm als Verdienst zugesprochen werden. Nicht nur das Programm, sondern auch die Parole der realistischen Dichtung hat Julian Schmidt ausgegeben, in dem Satze: „Der Roman soll das Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei der Arbeit.“ Es war nur ein Tribut des Dankes, daß Freytag seinem ersten Roman „Soll und Haben“ diese Worte als Motto voransetzte. Allein aus dem Volke kann der Dichter, so lehrte Julian Schmidt, sich holen, „was die Herzen erwärmt und den Geist erfrischt.“ Das war sein Realismus, der allerdings von dem der neuesten Literaturwendung sich erheblich unterscheiden dürfte.

Sein hauptsächlichstes Verdienst liegt aber, wie mir scheint, in der nicht zu bestreitenden Thatsache, daß er den Begriff der Literaturgeschichte in Deutschland vertieft und nach allen Verzweigungen hin ausgebaut hat. Sein Leben lang hat er über diesen Begriff nachgedacht, und was er von diesen Gedanken veröffentlicht, ist wohl das Lichtvollste, was wir überhaupt in dieser Richtung besitzen. Es ist erklärlich, daß ein solcher durch ein ganzes Menschenleben sich fortziehender Gedanke mannigfache Wandlungen durchmachen muß. Aber es spricht für die Wahrhaftigkeit seines Schaffens, daß Julian Schmidt nie so selbstbewußt und eigensinnig war, sich der besseren, neugewonnenen Ansicht zu verschließen oder die alte liebgewordene nicht bereitwillig aufzugeben. Wie er sein Leben lang an seinen beiden Hauptwerken unverdrossen feilte und verbesserte, so hörte er auch nie auf, den Begriff der Literaturgeschichte selbst durchzudenken und zu erweitern. Nichts kann den Ernst und die Bedeutung dieser nun abgeschlossenen Arbeit drastischer veranschaulichen, als ein Vergleich zwischen der ersten und der neuesten Auflage seiner Literaturgeschichte. Dort ist Julian Schmidt der Kritiker, hier der Historiker. Dort will er streng und unerbittlich richten, hier „weniger urtheilen als erzählen und darstellen.“ Und auch der Begriff an sich hat sich ihm im Laufe der Jahre wesentlich verändert.

Demgemäß fallen in das Bereich der Literaturgeschichte ebensowohl Politik und Religion als die Wissenschaften und Künste, vor Allem aber die Philosophie. Der Begriff erweitert sich schließlich zu einer Gesammt-Geschichte des geistigen Lebens, und Julian Schmidt erklärt selbst, daß er den Titel „Literaturgeschichte“ nur gewählt habe, weil dieser kürzer und handlicher sei. Das letzte Ziel der Literaturgeschichte ist ihm also, die Wandlungen des Ideenlebens einer Nation darzustellen, soweit dasselbe in den gebildeten Erzeugnissen der Rede und Schrift enthalten ist. Da dieses Ideenleben aber von der Empfänglichkeit und Schaffenskraft denkender Geister getragen wird, so lassen sich seine Wandlungen und Entwicklungen am Besten in der Geschichte dieser Geister darstellen. Das ist der Standpunkt Julian Schmidt's, der heute wohl der allgemeine ist.

Hören wir nun die Vorwürfe, die seine Gegner nicht sowohl gegen seine Fassung, des literarhistorischen Begriffes als vielmehr gegen seine Ausführung dieser Ideen erhoben haben. Der schwerwiegendste und allein berechtigte ist wohl der, daß Julian Schmidt von dem Grundirrthum ausgegangen, in erster Reihe sittliche Maßstäbe an die Dichtung anzulegen. „So gewiß auch die ästhetische Kritik die sittliche Halbheit und Haltungslosigkeit, das Krankhafte der literarischen Erscheinung, besonders wo es in tieferem Zusammenhang mit Culturrichtungen der Gegenwart steht, nicht verschweigen darf, so gewiß kann sie poetische Größen nicht blos mit diesem Maßstabe messen, sondern muß vor Allem ein Organ haben für die Bedeutung des dichterischen Talents.“ Dieser Einwurf war sicherlich berechtigt. Das Anlegen eines blos sittlichen Maßstabes hätte in der That in letzter Consequenz dazu führen müssen, Goethe und Kotzebue durchweg in eine Linie zu stellen, und hat in Wirklichkeit dazu verleitet, Gutzkow neben Kotzebue zu stellen. Julian Schmidt war eben in der Schule des kategorischen Imperativs aufgewachsen, Kant und Fichte waren seine Leitsterne; daher gab sein sittliches Empfinden auch in Fragen der Poesie, wo doch das Schöne in erster Reihe steht, den vollen Ausschlag.

Damit hängt der zweite Vorwurf zusammen, der schon in der Erwiderung des Gegners leise angedeutet liegt. Man hat Julian Schmidt das Organ für die Bedeutung des dichterischen Talents abgesprochen, man hat gesagt, daß er mehr die Fehler eines Werkes herauszufinden als die Schönheiten desselben nachzufühlen verstünde, daß er mehr das Wahre als das Schöne gesucht, und daß er den reinen Genuß an den dichterischen Schöpfungen durch die kritische Reflexion sich selbst vernichtet habe. Ein Körnchen Wahrheit lag auch diesem Vorwurf zu Grunde, — die volle Wahrheit enthielt er nicht. Und Julian Schmidt hat in jeder folgenden Phase seiner geistigen Entwickelung diese Vorwürfe immer nachhaltiger entkräftet, je mehr er aus dem Bereich einseitiger kritischer Negation sich entfernte, je mehr aber auch das dichterische Schaffen der Zeitgenossen einen erfreulichen Aufschwung zu dem Ideal nahm, das dem Kritiker sein Leben lang vorschwebte.

Der schwächste aller Vorwürfe, die sich gegen Julian Schmidt richteten, war der, welcher die sachlichen und formalen Mängel seiner Werke rügte. Es wäre nicht schwer, aus den meisten zeitgenössischen Literaturgeschichten solche Mängel herauszusuchen; sie sind vielleicht von einem so großen Unternehmen geradezu untrennbar. Allerdings war es ein Fehler, in einer modernen Literaturgeschichte Emanuel Geibel zu vergessen; auch die Beurtheilung Platen's und Heine's war eine grundfalsche. Ebenso hat er in seiner „Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution 1789“ (1858) manche unrichtige Urtheile gefällt, so namentlich über Béranger und Victor Hugo. Aber alle diese Fehler hat Schmidt entweder in späteren Auflagen wieder gut zu machen gesucht, oder sie entsprangen aus seinem sittlichen Grundprincip und seiner unbeugsamen ethischen Auffassung des geistigen Lebens.

In keinem Falle aber hat einer seiner Gegner an hohem sittlichen Ernst oder an tiefer wissenschaftlicher Bildung ihn auch nur erreicht, geschweige denn übertroffen. Am wenigsten Ferdinand Lassalle, dessen giftiges Büchlein „Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker“ seiner Zeit so ungemessenes Aufsehen erregte. Erst in diesen Tagen habe ich die Brochure wieder zur Hand genommen — auch nicht ein Punkt ist in diesen „Setzerscholien“, der sich nicht widerlegen, der sich nicht vom Standpunkte Julian Schmidt's rechtfertigen oder mindestens vertheidigen ließe!

Wenn je ein Kritiker, so war Julian Schmidt berechtigt, von sich und seinem Genossen Freytag zu sagen: „Wir haben nach bestem Wissen und Gewissen Gerechtigkeit ausgeübt, wir haben niemals eine persönliche Rücksicht walten lassen, nie die Sache aus den Augen gesetzt, keine Menschenfurcht hat uns berührt; wir haben die Gefühlsströmungen der Masse ebensowenig geachtet als die Empfindlichkeit des Einzelnen, die wir in ihrem Glauben an sich selbst stören mußten; wir haben es treu und ehrlich mit dem Vaterlande gemeint, am meisten da,

Digitized by Google

wo wir seine Neigungen bekämpften.“ Das war ein stolzes Wort, gewiß — aber es ist weder damals noch später aus den dichtgedrängten Reihen seiner Feinde Einer aufgestanden, der gegen dieses Wort Widerspruch erhoben hätte. So ist dieses Wort gerade der ehrenvollste Nachruf, den man dem Kritiker selbst widmen kann.

Julian Schmidt war eine mannhafte, kernige Natur. Sein Auftreten wirkte wie ein luftreinigendes Gewitter. In einer Zeit allgemeiner Muthlosigkeit und Verbitterung hat er die Liebe zum Vaterlande, zum deutschen Volke genährt, die Freude am geistigen Leben geweckt, die Hoffnungen der Poesie verkündet. Sein strenger, in sich geschlossener Sinn, seine reine, ideale Weltanschauung wirkten läuternd und belebend. Mit rücksichtslosem Wahrheitssinn, mit unbeugsamem Gradsinn, mit eindringendem Scharfsinn hat er das Geistesleben des deutschen Volkes von den Tagen seiner Erhebung bis auf die Gegenwart geschildert. Alle Lüge und Heuchelei war ihm verhaßt, alle Empfindsamkeit und Schwäche verächtlich. Er war streng und offen gegen sich wie gegen die Anderen; schroff und oft hart zufahrend, wo er das Symptom eines Uebels oder einer Zeitkrankheit aufspürte, aber stets wahr und aufrichtig in allen seinen Schriften. Die Sache war ihm Alles, die Person nichts. Mit dem Ruf: „die Sache will's!“ stürzte er sich ins Schlachtgewühl und holte sich den gewaltigsten Gegner heraus, um ihn zu vernichten. Ebenso freudig aber verkündete er das Lob eines Mannes, dessen Größe und Bedeutung seinem Ideal entsprach. Seine Charakteristik Kant's ist ein Meisterstück und — um dem Gegensatz recht scharf zu markiren — auch seine Charakteristik Turgenjew's ist das Beste, was über diesen Poeten gesagt worden ist.*)

Und wie in seinem Schaffen, so war er auch in seinem Leben: wahr und bieder gegen die Freunde, schroff und hart gegen Alles, was ihm unsittlich oder gefährlich schien für die Entwickelung des deutschen Nationallebens, ein starker Mann mit einer reinen Kindesseele, kein Gesellschaftsmensch, wie ihn unsere nivellirende Zeitströmung heischt, wohl aber eine gesellige Natur, die sich im engen Kreise gleichstrebender Genossen und vor Allem im Kreise der Kleinen wohl und behaglich fühlte. Ihm selbst war das Kinderglück versagt; wer ihn aber mit den Kindern der Freunde spielen und verkehren sah, in heiterer Unbefangenheit und wahrhaft kindlicher Freude, der wußte es, daß er ein guter Mensch war, daß hier unter rauher Hülle das edelste Herz schlug, und daß er sich von den Menschen abschloß, gerade weil er sie innig liebte.

Was aber über Allem ist: er war ein deutscher Mann, ein Charakterkopf, der um Haupteslänge aus dem literarischen Treiben unserer Zeit herausragte. In diesem Sinne wird sein Name stets in unserer Erinnerung fortleben, als der eines Mannes, der, solange er hier unter uns mittelmäßigen Söhnen dieser Erde wandelte, die Rüstung des Kämpfers nicht im Sturm noch in Sonnengluth ablegte, in welcher er für das Wahre, Gute und Schöne, für die unveräußerlichen Rechte der Poesie und für das große Ideal des deutschen Geistes mit Mannesmuth und Ueberzeugungstreue gestritten und in einer merkwürdig bewegten Uebergangsperiode uns vorausgeschritten ist im Zweifeln, im Hoffen, im Schauen.

*) Turgenjew selbst hat wiederholt den Essay von Julian Schmidt über seine Werke, der in den „Bildern aus dem geistigen Leben unserer Zeit“ (5 Bde. 1870—1878) enthalten, für das Beste erklärt, was er über sich und sein Schaffen gelesen habe.

Der Faust-Tragödie dritter Theil.

Von Theophil Zolling.

Ueber den incommensurablen Werth des ersten Theiles von Goethe's Faust sind bis auf einige Revancheschreier, wie der Narr Barbey d'Aurevilly und der immer jüngere Alexander Dumas, alle Gebildeten einig: der Genius der Poesie hat gleichsam selbst dieses Hohelied des Menschenthums gedichtet. Der zweite Theil dagegen erfreut sich namentlich der Verehrung Jener, die ihn nur vom Hörensagen kennen. Man bewundert ihn, liebt ihn aber nicht und liest ihn noch weniger. Dennoch gilt auch er als ein unvergängliches Meisterwerk, dem man nur mit dem Hut in der Hand nahen darf. Wehe dem Profanen, der etwa seine innerste Ueberzeugung aussprechen wollte, daß der zweite Theil nicht viel warmblütiges poetisches Leben enthalte, daß er dunkel, unverständlich, mit einem Worte langweilig sei! Die ausgiebigste Verachtung würde den Frevler strafen, besonders von Seiten der professionsmäßigen Goethe-Philosophen und -Philologen. Und dennoch lebt ein Mann, der öffentlich auszusprechen gewagt hat, was die Meisten heimlich denken. Es ist ihm auch schlecht bekommen. Er wurde weiblich begeifert und in effigie verbrannt; seine freimüthigen Schriften über Faust haben, wie er selbst sagt, kein Glück gemacht, und am Ende hat er sich in einer lustigen Stunde hingesetzt und seinen Gegnern zum Aerger und sich selbst zur Freude eine Parodie des zweiten Faust geschrieben, die ein komisches Meisterwerk unserer Literatur geworden ist. Das Büchlein führt den Titel: Faust. Der Tragödie dritter Theil. Treu im Geiste des zweiten Theils des Goethe'schen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinski. Die erste Auflage erschien 1862, ist längst vergriffen und wird jetzt von den Antiquaren sehr hoch angesetzt. Die Dichtung schlug damals nicht zündend ein, wie sie es eigentlich verdient hätte; die Kritik, sofern sie sie nicht todtschwieg, machte sie herzlich schlecht, und nur einzelne neugierige Seelen forschten nach dem anonymen Verfasser. Er war bald errathen. Man brauchte sich nur zu erinnern, daß der zweite Faust öffentlich blos von einem Deutschen nicht bewundert, sondern heftig angegriffen worden war. Es war ein Professor der Aesthetik am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, der ungefähr um dieselbe Zeit in seinen „Kritischen Gängen“ die lästerlichen Worte hatte drucken lassen:

„Goethe hat im ersten Theile das Fragment eines wunderbaren, unnachahmlichen Baues aufgeführt, einen Flügel mit sichtbaren Ansätzen und Fugen, die auf einen zweiten Flügel weisen. Im Greisenalter vollendet er den zweiten Flügel mit ermatteter Hand, ein Werk nicht ohne einzelne tiefe und große Gedanken, aber hier flach und matt, dort verschnörkelt, selbst in Grundverhältnissen und Structur vielfach verfehlt und lückenhaft . . . Dieser zweite Theil nimmt da und dort bedeutende poetische Anläufe, läßt da und dort den echten Geist Goethe's durchblicken, ist aber im Ganzen eine Reihe lederner, abstruser Allegorien und verläuft nicht nur durch sie, sondern namentlich auch durch seine senilen Sprachschnörkel auf Schritt und Tritt ins Absurde.“

Nur Friedrich Vischer, der diese Sätze geschrieben, konnte auch der Uebelthäter sein, der die Parodie verbrochen hatte. Gewisse Uebereinstimmungen sprachen zu deutlich. Der Spott über das Opernhafte, Allegorische, Manierirte, Hineingeheimnißte, die saftigen Hiebe auf die Faustklärer, der heilige Manneszorn über unsere Kulturauswüchse, der patriotische Schmerz ob der politischen Ohnmacht seiner Nation, das Alles hatte schon in den ästhetischen und literargeschichtlichen Abhandlungen des Bösewichts mächtig gedonnert und geblitzt. Ja, er mußte auch der wilde Satiriker sein, der sich hier in formschönen, witzigen Versen Luft machte! Und er war es wirklich. Im nächsten Hefte der „Kritischen Gänge“ von 1863 bekannte sich Vischer zur Autorschaft.. Und mit welchen Worten that er es! Gar nicht reumüthig, mit keiner Miene zerknirscht, ohne sich irgendwie zu schämen! Im Gegentheil, er gestand ganz boshaft, daß er mit dem Satirdrama „harmlosen Menschen

Digitized by Google

ein fröhliches Lachen bereiten wollte, wo sie sich sonst kläglich den Kopf zerbrachen — nichts weiter!"

„Als ich vor etlichen Jahren über Goethe's Faust las und an den abgeschmackten Vers des Chors der seligen Knaben*) kam, fiel mir mitten im Vortrag ein: das ließe sich ja hübsch zu einer Satire benützen; Faust wird im Jenseits Präceptor bei den seligen Knaben. Der Anfang und das Motiv, daß der Held nachträgliche neue Prüfungen zu bestehen hat, war fertig, und ein Hauptmangel der Dichtung des Faust, der, ausgenommen den vierten Act, nicht gehandelt, nicht gewirkt hat, zu leichten Kaufs beseligt wird, war am Schopfe gefaßt."

So entstand der Tragödie dritter Theil, welcher jetzt in neuem, schönerem Gewande zum zweiten Mal vor uns erscheint.**) Die neue Auflage kündigt sich als eine verbesserte an. Cum grano salis verstanden, denn gebessert hat sich der Faustverächter nicht. Er ist womöglich noch boshafter als zuvor, seine Satire ist breiter und tiefer geworden, und in einem köstlichen Nachspiel führt er jetzt selbst seine Vertheidigung. Und dennoch ist eine Besserung zu constatiren. Ich meine zunächst die Unterdrückung einiger Derbheiten und Goethe abgeguckter Cynismen. Die Kritik hatte es verübelt, daß er auch Gretchen hereingezogen, wie sie unterdeß in der Nachbarschaft von Schemen, Alraunen und Larven eine geschraubte Bildungsdame geworden. Zwar erwiderte Vischer damals, daß die Komik selbst die reinsten Gestalten der Poesie nie verschont habe und auch nie dazu verpflichtet gewesen sei, indem es ja nicht auf den Gegenstand, sondern auf den Geist ankomme, und daß er sich Gretchen durch seinen Frevel nicht verderbt habe, sondern mit Entzücken und Rührung ihr bis zum letzten schweren Gange folge wie vorher, und Anderen werde es auch so gehen. Aber seither hat er doch ein menschliches Rühren empfunden, und in der neuen Auflage lesen wir mit Behagen gleich Anfangs die tröstliche Verkündigung:

Das arme Gretchen, das zu hart gebüßt:
Ihr ist jedwede Läuterung erlassen,
Als sel'ger Geist ward sie schon längst begrüßt
Im sel'gen Kreis, den keine Worte fassen,
Sie wohnt in der Verklärten Sitz
Zu hoch für eines Dichters Witz.

An ihre Stelle tritt jetzt Lieschen, die Klatschbase vom Brunnen. Und diese ist es auch, die nunmehr als des Schauspiels Chorus oder Chora das Stück eröffnet und uns über Faust's ferneres Schicksal nach seinem Tode beruhigt: da er nicht ganz so strebend sich bemüht habe, als nöthig sei, um sich vom Teufel zu erretten, so müsse er nach dem neuesten Rathschluß sich noch einigen Prüfungen unterwerfen, ehe er in den Himmel eingehen dürfe. Wir sehen ihn also, wie in der ersten Auflage, im mystischen Vorraum vor dem höchsten Himmel als Lehrer der seligen Knaben. Lieschen, die Dank einer himmlischen Töchterschule, arg gebildet geworden, ist ihm als Seelenfreundin und Hausverwalterin beigegeben. Ihr Kostgänger, der seinen Schülern den zweiten Theil erklären muß, was viel Durst und Hunger macht, ist freilich mit ihrer Atzung nicht ganz einverstanden. Heuschrecken, wilder Honig, fade Pflanzenkost, das ist ihm ein Greuel; Bier, Wurst, Knödel sind sein Ideal. Und darum beneidet er auch seinen Nachbar Valentin, der unterdessen Bärbelchen geheirathet und am Himmelsrand ein Wirthshaus für selige Pilger eingerichtet hat. Die heute besonders große Verlockung, wobei Mephisto den Hungrigen in liebliche culinarische Träume einlullt, wird durch die Hilfe Valentins abgeschlagen, der die löbliche Bestimmung hat, dem bedrängten Doctor mit seiner Muskel Boxkraft zu Hilfe zu kommen; und Faust besteht auch die zweite Prüfung, indem er sich durch den Schabernack der seligen Knaben in der Schulstunde doch nicht zu Züchtigungen hinreißen läßt, auf welche die Höllenstrafe gesetzt ist. Hierauf geht es zum zweitenmale zu den Müttern, dieser „abstrusen Erfindung in Goethe's Altersproduct".

Vischer hat diesen Theil gründlich umgearbeitet, und schon darum lohnt sich die eingehende Betrachtung. Valentin darf Faust begleiten. Dieser pfeift in den famosen Schlüssel, mit dem der zweite Faust „eine entschieden gebietende Attüde" macht und den noch kein Commentator erklärt hat, und Mephistopheles erscheint als Kaminfeger. Die „Mütterwohnungsöffnungsprocedur" geht vor sich, und wir sehen einen Raum, der kein Raum ist. Um auszudrücken, daß man sich außerhalb der Zeit befindet, kann die Theater-Uhr gestellt werden. Die Mütter verfertigen allegorische Fratzen aus allerhand Zeug, trinken Kaffee und singen mehrere Couplets. Sie verschwinden bei Fausts Nahen, und Helena erscheint. Da sie aber sieht, daß Faust ihr Pappendeckelwesen erkannt hat und auf der Liebe Stimme nicht mehr hört, ruft sie den Purzeljungen Euphorion herbei, der noch nicht zur Ruhe gekommen ist und immerfort hüpft und singt und sogar dem Papa über den Kopf springt. Vergeblich ermahnt ihn Mama Helena:

Lasse vom tollen Trieb
Deinem Papa zu lieb,
Welcher im Staat
Möglicher künftiger,
Wirklicher zünftiger,
Zünftiger wirklicher,
Spreeflußbezirklicher
Geheimerrath.

Und da Alles nichts hilft, packt der energische Valentin den Kautschuk-Burschen und prügelt ihn noch weicher, als der elastische schon ist. Das ist für das empfindsame Griechenmutterherz zu schauderhaft; weinend sinkt sie Faust noch einmal an die Brust und läßt ihm sterbend ihre Crinoline. Es geht ihr da jedenfalls besser als in der ersten Auflage, wo der derbe Valentin sie mit beiden Händen „am Schopf" faßt, so daß sie von oben herab in zwei auseinanderfallende Stücke zerbricht. Ob dieser symbolisch tiefsinnigen „Plusmacherei der Hölle" sind Faust und Valentin baß erstaunt, und Ersterer, der offenbar Vischer's scharfe Abhandlungen über die Mode gelesen, gibt die Moral von der Geschicht':

Am Hühnerkorbe freilich ist nicht viel!
Die Mode geht jetzt auf ein andres Ziel:
Von außenher umnähet sie den Rock
Mit Flatteraufputz, windigem Gelock,
Nach hinten drängt sie mit vermehrten Kräften,
Der Wölbung dort ein Bauschwerk aufzuheften,
Dort häuft und häuft sie und gestaltet so
Das zücht'ge Weib zum wandelnden Popo.

Faust macht wirklich Miene, sich das Gestell umzulegen, und Valentin preist ihm vergeblich die gute deutsche Joppe. Faust entgegnet:

Nein, nein, hochclassisch will ich jetzo bleiben,
Der Poesie zu ihrem wahren Heil,
Pandora, Epimenides will ich schreiben,
Will schreiben meinen eignen zweiten Theil.

Valentin meint, Faust sei doch ein anderer Kerl gewesen, als er ihn und seine Schwester geschrieben habe. Der Doctor muß ihm Recht geben, und indeß Euphorion zu Guttapercha-Lappen und die Mütter zu Papierfetzen zusammenschrumpfen, ruft Faust, von all dem Puppenspiel angewidert, aufathmend aus:

Fort mit dem Plunder und zertreten sei
Die thatenfaule Humanisterei!

Und der Chor der unsichtbaren Geister stimmt wiederum seinen gewohnten Triumphgesang an: „Glücklich erstanden!"

Mit Recht besinnt sich jetzt der Dichter, daß eine rein

*) Es ist der pädagogisch schöne Text des Finale gemeint:

Er überwächst uns schon
An mächtigen Gliedern,
Wird treuer Pflege Lohn
Reichlich erwidern.
Wir wurden früh entfernt
Von Lebechören,
Doch dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren.

**) Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

literarische Satire doch der nöthigen Würze entbehrt. Wie ganz anders würden noch heute Platen's formblühender „Romantischer Oedipus" oder die „Verhängnißvolle Gabel" wirken, wenn der Dichter, statt sich mit Immermann, Raupach, Kind zu streiten, etwa mit dem seligen Bundestag angebunden oder allgemeine Culturschäden blosgelegt hätte! Vischer vermeidet diesen Fehler und zieht die Politik, welcher der alte Goethe so furchtsam aus dem Wege geht, in seine echt aristophanische Komödie. Die Mütter haben aus Werg und Leinwandlappen eine Puppe geformt, die Mephisto mit zähem Teufelsleim zusammenklebt.

Dann dort vom Unschlitthafen etwas Wichse,
Daß ich den Schnurrbart kräus'le fein,
Denn ausgedreht in zwei sublimen Spitzen
Just wie zwei Rattenschwänze muß er sitzen.

Wir kennen die Bedeutung dieses, goethisch gesprochen, „allegorischen Lumpen": es ist Napoleon III. In der ersten Auflage ging es dem Wauwau schon herzlich schlecht. Er gibt von hinten dem Valentin eine ungeheure Ohrfeige, so daß dieser seitwärts taumelt und in die Knie sinkt. Dem Faust aber streichelt er, indessen er ihm die Börse stiehlt, liebevoll die Wange und ködert ihn mit den schönen Worten: L'empire c'est la paix. Er bietet ihm für Zoll und Handel vortheilhaften Bund, die Himmelskrone als Geisterfürst und einen Prachtsoldaten zu seiner Hilfe, falls der Lümmel Valentin ihn bedrohe. Dieser fordert den halb schon umgarnten Freund auf, den fremden Verführer fortzujagen, aber Faust ist nur aufs Rüsten, nicht aufs Handeln erpicht und freut sich, „Mann der Intelligenz" und „Denker" genannt zu werden: er fordert also Valentin auf, mit ihm und der Gestalt einen Ländler zu tanzen. Darob kommt es zum Streit. Faust (Preußen) wirft dem Valentin (Oesterreich) seine ausländischen Kameraden, die landsknechtischen Panduren und Kroaten, vor, die freilich, wie dieser entgegnet, zu Besserem gut sind, als zu Wachtparaden. Am Ende gehen sie aufeinander los. In diesem Augenblicke versetzt die Gestalt dem Faust eine „ungemeine" Ohrfeige, so daß er zu Boden fällt, was jene dazu benutzen will, um über ihn herzufallen. Das ist den beiden Deutschen denn doch zu arg; sie ermannen sich und dringen geschlossen mit Degen und Prügel auf den Gesellen ein, der sie durch dämonische Seitensprünge zu trennen sucht. Nach kurzem Kampfe sitzt der Hieb und Stoß; die Gestalt zerfällt in Fetzen, und die Essenz, die Mephisto ihr eingegossen, fließt umher. Es stinkt aufs Stärkste.

Ein Vierteljahrhundert ist seit dieser prophetischen Allegorie verflossen. Der deutsche Michel, Faust und Valentin in einer Person, wurde Gott sei Dank ein anderer. Man denke sich, mit welchem Hochgenusse der Satiriker diesen Wechsel nachempfinden und poetisch gestalten mußte! In seinem neuen Buche ist Faust mit einem Mal ein neuer Mensch: nicht mehr der Faust des zweiten Theils, der sich durch Mephisto fingirte Krieger und allegorische Automaten vom Halse jagen läßt, aber auch nicht mehr der friedliebende, thatenscheue Romantiker des dritten Theils von 1862, der zum Spotte der Völker ein halbes Jahrhundert lang Politik der freien Hand trieb. Jetzt fühlt er sich stark und groß und fordert eine Welt in Waffen heraus. Kaum gesagt, erscheint schon ein wisperndes Männchen (Benedetti) und zupft ihn am Bart. Man hört ein dumpfes Brüllen und starkes Krachen: die bekannte „Gestalt" erscheint, zu ihrer Linken ein thierköpfiger Mann mit einer Kugelspritze und zur Rechten ein Wüstenlöwe. Aber Faust stampft, und aus dem Boden taucht „urgewaltige Hülfe": ein großer Bauer mit einer Sense, der geradewegs vom Heuen kommt. Der Bauer schlägt dem Leu eine Tatze ab, Valentin treibt den Mann mit der sonderbaren Drehorgel in die Enge, und die Gestalt überreicht Faust den Degen. Freudig bewegt, stimmt der Leser diesmal dem sonst meistens ironisch gemeinten: „Glücklich erstanden!" zu.

„Aber, aber, aber,
Da kommt der Filucius",

wie es bei Wilhelm Busch heißt. Ehe noch Faust ausruhen kann, stürmt eine neue Prüfung auf ihn ein und die schwerste von allen: der Culturkampf. Da handelt es sich ja nicht um eine ephemere Tagesfrage, sondern um einen leider Jahrhunderte alten, vielleicht ewigen Streit, um die höchsten Güter und die heiligsten Interessen unseres Volkes. Vischer legt in seinem herzlichen Patriotismus auf diesen Theil seines tragikomischen Spiegelbildes das meiste Gewicht. Er ist überzeugt, daß die gerade jetzt wieder wachsenden Concessionen an die Kirche des Mittelalters künftig ein noch ungleich giftigeres Centrum schaffen und ein Pfaffenthum bringen werden, das, keiner Staatsprüfung mehr unterworfen und von der protestantischen Geistesluft getrennt, nur zu vollendeter Sophisterei heranwächst. Mit dem Schmerze des wahren Vaterlandsfreundes sieht er, daß es bei dem allerneuesten Compensationshandel mit Rom frivol zugeht und daß so die Nation in ihrer innersten Gewissensangelegenheit corrumpirt wird. Darum ist es auch ein bitterböses Lachen, das hier aus der ausgelassenen Posse kichert und schluchzt und ein mehr trauriges als lustiges Echo bei dem Leser weckt. Vischer holt diesmal aus einer Dunstwolke drei Schemen mit langem Schifthut, Pechfackel und Räuchergefäß. Im letzteren duftet die benebelnde Aromatik des allein seligmachenden Dogmas; wenn Faust nicht gehorcht, so wird ihm mit der Fackel der Scheiterhaufen entzündet. Als der selbstbewußte Sieger sich jedoch weigert, beginnt ein Hund sein widriges Gebelfer; es ist der Bannbullbeißer, gewöhnlich Hetzkaplan genannt. Und auch ein kleiner Fuchs läßt sich vernehmen:

Burg Malepartus ist mein Ort,
Ich bin und heiße Schwindelhort,
Bin Virtuos in Schlich und Pfiff
Und jedem Advokatenkniff. —
Ich spiele für den heil'gen Rock
Brett, Mühle, l'hombre und Tarock, —
Wer mich beschummeln wollt und fahn,
Der müßte wahrlich früh aufstan.
Treu schwör' ich meinem jetz'gen Herrn,
Doch ist das Wölfische nicht fern.

Darauf fängt auch eine wilde Meute rothgestreifter Katzen zu fauchen und zu kratzen an, denn die Rothen sind ja mit den Schwarzen immer im Bunde. Faust ist nicht furchtsam, aber des Kampfes müde und zur Versöhnung geneigt:

Schon Salomo der Weise sprach:
Freund, der Gescheidteste giebt nach.
Doch nicht umsonst; da heißt es: klüglich fahre!
Man marktet, feilscht, man bietet Waar' um Waare;
Thu' ich Dir dies, dafür thust Du mir jenes,
Ums Schachern ists im Grund doch etwas Schönes. — —
Zu guter Disciplin verhilft mir doch der Schemen,
Mein wildes Bubenvolk wird er mir helfen zähmen.

Sogar Valentin läßt nach und nach vom Widerstand ab. Und schon schicken sich die Beiden zur Unterwerfung an, als das Gewölbe der Höhle sich mit einem starken Knall öffnet, Licht von oben herein dringt und in der Höhe, umgeben von einem Strahlenkreise, zwei Männer, erscheinen. Der Eine stimmte sein altes Lied mit einem neuen Text an, der wunderbar echt und herrlich klingt:

Der alt böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint,
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd' ist nicht sein's Gleichen.
Ein ewigs Gut
Liegt in eurer Hut,
Das ist nicht Wind,
Damit spielen ist Sünd,
Dürft nicht wanken und weichen.
Da nehmt ein Schwert
Ist Mannshand werth,
Heißt Luther's Herz und Muth,
Kräftiglich hauen thut,
Ein gute Wehr und Waffen!

Digitized by Google

Führt es so wie ich
Standhaft ritterlich,
Der Satan steht ihm nicht,
Das macht, er ist gericht't,
Belial und seine Pfaffen.

Der Andere aber, den wir an der hohen Stirn und den blitzenden Augen erkennen, spricht:

Als Losung nicht für weiche, matte Seelen
Hab ich der Duldung schönen Ruf gemeint,
Nicht eurer Schonung wollt' ich ihn empfehlen,
Den „Patriarchen", jeder Duldung Feind!
Laßt euch von mir zu bessern Thaten stählen!
Schämt euch! Ich stand allein, ihr seid vereint.
Da nehmt dies Schwert von mir, sein Nam' ist Wahrheit!
Grad aus, wie ich, haut durch und schaffet Klarheit!

Und der Schwindel weicht aus Kopf und Gliedern, und wie Faust und Valentin drohend ihre Schwerter erheben, verschwinden die gräulichen Popanzen, und aus der Höhe ertönt es wiederum: „Glücklich erstanden!" Diesmal aber nicht ohne Correctur. Ein mystischer Chor fällt in den Text:

Was man zuletzt gesehn,
Als wär' es schon geschehn,
Ist noch nicht factum!
Verbum verwandelt sich,
Merket, es handelt sich
Eigentlich nur um
Futurum
Exactum.

Mit diesem feinen Hinweis auf den noch fortdauernden Kampf und eine hoffentlich nahe Zukunft wird Faust in Gnaden wieder in die Welt des Lichts, des Positiven emporgeschickt. —

Schon 1857 in der Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich hat Vischer in seinen Kritischen Bemerkungen über den ersten Theil geschrieben: „Eigentlich müßte ein langes Gespräch zwischen Mephistopheles und dem Herrn eintreten, worin jener sein Recht auf die Seele Faust's geltend macht und dieser ihn widerlegt; da jedoch Mephistopheles auf jede Antwort eine Gegenantwort hätte und das Gespräch daher ins Unendliche zu gehen drohte, so würde der Dichter diesen grenzenlosen Faden des Für und Wider durchschneiden müssen, indem der Herr den Faust einfach in seinen Himmel rettet. Die Thatsache der Erhebung in den Himmel würde statt der Auseinandersetzung eines philosophischen Begriffes dienen." Diesen trefflichen Einfall hat Vischer erst in der zweiten Auflage ausgeführt, und in welcher tiefsinnigen und doch echt komischen Weise! Alles, was der Kritiker und Philosoph gegen den zweiten Theil auf dem Herzen hat, spricht Mephisto mit ätzender Ironie aus. Dieses Zwiegespräch eröffnet den dritten Act. Mephisto stellt den Herrn zur Rede. Er ist ärgerlich über die wortbrechende Eigenmacht da oben, welche ihm den Faust immer knapp vor dem Falle weggeschnappt und durch den Eingriff seiner Geister befreit hat. Aus einer großen dunklen Wolke, hinter welcher Glanz hervorstrahlt, ertönt die sententiöse Antwort des Herrn auf diese Klagen: „Es irrt der Mensch, so lang er lebt". — „Nicht übel", entgegnet der Böse,

„Und wenn er zappelnd klebt
Und also in Wahrheit nicht mehr strebt,
Ist er nicht mein?"

„Nein", antwortet die Stimme, „er wird sich erheben und wieder streben". Und so fort ins Unendliche. Dem Satan ist bei dieser Schraube ohne Ende um das Drama bange, das auf solche Weise niemals einen Abschluß finden könne. Darauf verspricht der Herr, Faust zum Himmel einzuführen, und das zweite Mal soll es gelten. Mephisto versetzt:

Ja, wenn er doch immer wieder irrt
Und der Sinn nur abstract in den Lüften schwirrt,
Daß das Streben im ewigen Einerlei
Von Fallen und Streben das Wahre sei,
Dann wird ja als sinnlich einzelnes Fact
Die Rettung zu einem gewaltsamen Act,
Ist Staatsstreich, ist Handeln wider den Pact.
Ist des Bildes Bedeutung herausgehoben,
So ist es verflüchtigt, ist zerstoben,
Drängt es sich dick auch dann noch ein,
So ist es schiefer, confuser Schein.

Die Stimme des Herrn schweigt lange. Ist diese Antwort nicht prächtig? Mephisto aber glaubt hinter der Wolke ein heimliches Lachen zu vernehmen, und da er sich eben über die gnädige Laune des Alten freuen will, erscheint Erzengel Michael und macht kurzen Proceß. Der Herr, meldet er, verhandle nicht weiter mit ihm. Es bleibe dabei: Faust werde gerettet. Um den Teufel zu entschädigen und Faust dafür zu strafen, daß er im Pfaffenkampfe nicht Stand hielt, dürfe er ihn aber noch einmal fassen zu einer trockenen und nassen Doppelkur, die Mephisto nach Belieben verschärfen möge. Nur das Feuer dürfe er dabei nicht anwenden. Fluchend geht der geprellte Teufel ans Werk.

Für diese letzten Prüfungen hat Vischer die Schemen entlehnt, die den Schluß des zweiten Theils erfüllen. Er hat schon früher bei einer anderen Gelegenheit seine Meinung darüber rückhaltlos ausgesprochen: „Ein so überladen gothischer Schluß, eine solche Ausbeutung der Rumpelkammer der Legende, ein solches breites Uebergehen in die Mysterienform, ein solcher Weihrauchgeruch und von Heiligen, Kirchenvätern, Engeln wimmelnder Goldgrund steht einem Gedichte, wie der Faust ist, übel an . . . Wir fragen uns, was Faust, der unkirchliche Mann des freien Gedankens, für Augen machen wird, wenn er sich in diesem kindischen Christtagshimmel als eine Art Präceptor der seligen Knaben, himmlischen Collaborator wieder findet". So citirt denn also der moderne Dichter auch für seinen sinnreichen „Harlekinscherz" die schwankenden Gestalten des katholisirenden Mysteriums. Pater Ekstaticus schwebt noch immer auf und ab, Pater Profundus befindet sich fortwährend wohl in der tiefen Region und Pater Seraphicus in der mittleren, nachdem er bekanntlich die seligen Knaben in sich genommen hat, und Doctor Marianus ist nun endlich entschlossen, die „höchste, reinliche Zelle" zu verlassen. Und offenbar theilen jetzt diese übeldunstigen Gesellen die Meinung Vischers, daß Goethes Faust eigentlich gar nicht wahrhaft gestrebt, menschlich gefehlt, aus Schuld sich erhoben habe und daß der Einwurf frommer Gemüther, die das Kirchliche im Schluß für baare Münze nehmen und im Ganzen dieses zweiten Theils die eigentlichen Intentionen des Dichters nicht von der schwachen Ausführung zu unterscheiden vermögen, der Einwurf, Faust werde zu leichten Kaufs erlöst, einen Schein von Recht erhalte. Um diesem tiefgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, nehmen die frommen Herrschaften den Sünder noch einmal innerlich und äußerlich in die Kur. Schon in der ersten Gestalt hat Vischer dies Collegium zu einem fidelen Commers vereinigt, wobei der Fuchs Heinrich Faust commentmäßig getauft wird. Zuletzt gießt ihm Mephistopheles heimlich in den Bierkrug ein Laxier, dessen Verheerung hinter einer schamhaften Nebelwolke verhüllt und vom „Erfinder der Musik der Zukunft" melodramatisch charakterisirt wird. Dem neuesten Faust geht es aber noch schlimmer, wenn auch decenter. Erst wird er einer gründlichen Massagekur unterzogen, denn „es reimt sich Faust auf Faust", wobei ihn zumal die perfiden Handgreiflichkeiten Mephisto's quälen, den endlich Valentin hinauswirft. Er geht mit dem Seufzer: „Am End' noch gar macht mich der Lümmel zahm!" Dann gelangt der „Geknetete, fäustlich Gejätete" aus der mystischen Fuchstaufe in die Traufe. Ein Wirbelwind weht ihm die Kleider vom Leibe; Thales, Nereiden, Tritonen, Pindaros, der Geolog Werner, Lyell, Prießnitz, alle wasserfreundlichen Geister ergießen ihre Fluthen auf ihn; Mephisto, dem das Feuer verboten ist, operirt dafür mit Hexenschnaps, und zuletzt schwebt auch der leuchtende Homunculus in seiner Flasche herbei, doch diese zerschellt, und Faust und Mephisto, von einem Feuerstrome getroffen, liegen am Boden. Allein der Teufel ist nicht umzubringen, und er tröstet sich sehr zeitgemäß:

„Jetzt geh ich fort zu edlen Männern,
Zu junkerlichen Fuselbrennern,
Und fördre mir zum Rachefest

Digitized by Google

Als ihr Genoß die Branntweinpest;
Die Steuer darf man nicht erhöh'n,
Der Reingewinn ist gar zu schön.
Dann auf gedankenschnellem Renner
Jag ich nach Süden übern Brenner
Zu andern Brennern: jenen, die den Urdampf
Anschüren zum gesegneten Culturkampf."

Endlich wird der jetzt himmelreife Faust aus einem Streberich ein Schweberich, und desgleichen mit ihm Valentin, Lieschen, Bärbelchen. Sie erheben ihre Blicke in das Blaue, Absolute empor, und dort sieht Faust in einem erhabenen Sinnbilde der Entwicklung das Geheimniß seines Lebens: einen kolossalen Stiefelknecht, zwei Stiefel und zwei Gruppen von fünf Hühneraugen, die sich durch die Luft in rhythmischen Evolutionen, ähnlich denen des antiken Chors, bewegen und ein pudelnärrisches Lied singen:

Der Sinn, der tief im Innern bleibt zurück,
Lest ihn aus unsrem seelenvollen Blick.

Man könnte bei diesem Symbolum an Goethe's wunderliche Bühnenweisung im vierten Akte des zweiten Theils denken, wo Mephistopheles auf den Siebenmeilenstiefeln des Volksmärchen geschritten kommt: „Ein Siebenmeilenstiefel tappt auf; ein anderer folgt alsbald; Mephistopheles steigt ab; die Stiefel schreiten eilig weiter". Oder an Mephisto's Worte in einem früheren Entwurfe, der etwa aus dem Jahre 1776 stammen mag:

Ein Leibarzt muß zu allem taugen;
Wir fingen bei den Sternen an
Und endigen mit Hühneraugen.

Allein der Schalk, der ebenfalls mit Hühneraugen endigt, hat uns selbst in den Kritischen Gängen die äußere Veranlassung dieser so überaus tollen Vorstellung erzählt:

„Ich kam bei der Betrachtung des zweiten Theiles wie gewöhnlich auf die Allegorie und das reflectirte Symbol zu sprechen. Ich beleuchtete das unorganische Verhältniß zwischen Bild und Inhalt, das in diesen Formen stattfindet; ich zeigte, daß das Bild, da es hier nur als Mittel diene, nicht schön zu sein brauche, daß es eben so gut unschön oder ganz dürftig sein, ja in diesem Falle dem Zweck besser entsprechen könne: ein todtes, mechanisches Object z. B. nöthige uns viel bestimmter, als ein lebendiges Wesen, nach dem Vergleichungspunkte zu sehen und den Gedanken zu suchen, der dahinter versteckt sei; eine Lichtscheere sei ein ganz passendes Bild der Aufklärung, ein Lichtlöscher versinnliche ganz zweckmäßig den Obscurantismus. Dabei fiel mir ein, eben so könnte ein Stiefelknecht als Symbol der geistigen Entwickelung gebraucht werden, sofern sie in einem Lösen von Hemmungen, einem Befreien aus innern Stockungen besteht, Verwicklung in Irrthum, Zweifel, Leidenschaft, die den Fortschritt aufzuhalten droht, wäre dann ein pressender Stiefel, die Leiden des Gemüths auf solchen Knotenpunkten natürlich — Hühneraugen. Die vollendete Absurdität der Vorstellung machte mir Spaß, denn sie erschien mir als ganz naturgemäße Veranschaulichung der richtigen Consequenz des Sinnbilder ausbrütenden Verfahrens.

Zum Schlusse schwingt sich das ganze Auditorium empor zu der colossalen Null, dem reinen Zero des Absoluten, „allwo unbeschnipfelt die Idee sich gipfelt, wo das J sich tüpfelt, wo der Weltbaum wipfelt und die Weltwurst zipfelt". Worauf der Chorus mysticus ertönt:

Das Abgeschmackteste,
Hier ward es geschmeckt,
Das Allervertrakteste,
Hier ward es bezweckt;
Das Unverzeihliche,
Hier sei es verziehn;
Das ewig Langweilige
Zieht uns dahin.

Damit ist der Tragödie dritter Theil zu Ende. Ueber das ganz neue Nachspiel, in dem der Satiriker sich selbst vertheidigt, möge die nächste Nummer berichten.

(Schluß folgt.)

Die Pariser Theatersaison.

Von Eugen von Jagow.

Die abgelaufene Theatersaison war in mancher Beziehung interessanter, als die beiden vorhergehenden, mit denen ich mich an dieser Stelle ja ausführlich beschäftigt habe. Immerhin sind die Novitäten so bedeutend nicht, daß sie 1885/86 zu einem besonders interessanten oder charakteristischen Pariser Theaterjahr machen könnten; dazu bedurfte es einer kleinen Palast-Revolution im Hause Molière's und der Lohengrin-Cabale, welche in den Tageszeitungen der ganzen Welt, besonders aber Frankreichs und Deutschlands, in ausgiebiger, nicht immer sachlicher Weise besprochen worden ist.

Nur wenige Worte darüber und über die musikalische Saison. Letztere ist in der That so inhaltlos — in Hinblick auf neue französische Werke nämlich —, daß das Thema in drei Worten zu erledigen ist, und zwar umsomehr, als Massenet's Cid, das relative Meisterwerk der Saison, der Einäugige unter den Blinden, an dieser Stelle bereits durch eine berufenere Feder beurtheilt worden ist. Die musikalische Schöpferkraft scheint versiegt, und wenn nicht irgend ein Genie aus dem Haupte der Göttin Republik unerwartet hervorspringt, so gibt es nur eine Hoffnung für die französische Musik: ihre Verjüngung durch die Richard Wagner'sche Kunst. Man braucht kein blinder Verehrer dieser letzteren zu sein, um dies zu begreifen. Die Thatsachen beweisen es. Die Oper, diese angebliche Heimstätte nationaler Musik, fristet ihr Dasein kümmerlich mit den Werken Meyerbeer's, Auber's, Gounod's und der Italiener; selbst Massenet, der beliebteste der jüngeren Componisten, macht keine vollen Häuser, wie der technische Ausdruck lautet. Andererseits wird die Wagner-Partei immer größer, und Männer wie Weber im „Temps", Wilder im „Gil Blas", oder Frauen wie Judith Gautier im „Rappel", machen Propaganda für diese neue Kunst. Wagner-Revuen und Vereine werden gegründet, und die Bruchstücke aus den Nibelungen u. s. w., welche in den Concerten Lamoureux's und Colonne's mit dankenswerther Ausdauer immer und immer wieder zum Vortrag gelangen, werden immer und immer wieder mit frenetischem Jubel begrüßt.

Wenn es sich also nur um die reine Frage der Kunst handelte, so wären Wagner's Werke, zumal „Tannhäuser" und „Lohengrin", welche, beiläufig bemerkt, auch Massenet recht eifrig studirt hat, in Paris längst heimisch. Aber Wagner ist Deutscher, man vergißt, daß sein „Tannhäuser" hier schimpflich ausgezischt wurde, erinnert sich andererseits nur zu sehr einer franzosenfeindlichen Broschüre des Meisters, deren Inhalt unendlich übertrieben wird. Die Wagnerfrage, die sich in dieser Saison zu einer Lohengrinfrage zugespitzt hatte, ist, so wie die Verhältnisse nun einmal liegen, eine vorwiegend politische. Es fehlt zwar nicht an französischen Journalisten, welche es offen auszusprechen wagen: „die Person ist todt, seine Werke gehören der Kunst und sind daher international", — die Partei der unkünstlerischen Chauvinisten ist noch allzu mächtig, und so ist denn Lohengrin in der hiesigen Opéra Comique wirklich noch nicht zur Aufführung gelangt. So schrieb beispielsweise die Lamber oder, wie sie sich lieber nennt, Juliette Adam in einem langen Briefe an den Redacteur des „Figaro" u. A.: „Man wird mir antworten: Wagner ist todt. — Nun, und unsere Todten? sind sie wieder auferstanden? — Sobald ich Wagner's Musik vernehme, höre ich die Schritte des Siegers, seinen Triumphzug und das Wehgeschrei der Besiegten." Mit solchen Leuten — und es gibt deren noch viele — läßt sich über die Kunst überhaupt nicht sprechen. Man darf ihnen derartige Anschauungen übrigens kaum verargen, wenn man sieht, daß sich selbst französische Künstler wie Saint-Saëns davon nicht freimachen können.

Im Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe, weilt Altmeister Liszt in den Mauern von Paris. Man feiert ihn als Künstler, der hier dereinst mit Chopin die musikalische Welt entzückte, und als „Ungar"; seine Beziehungen zu Wagner und zu Deutschland werden von der Presse möglichst todt-

Digitized by Google

geschwiegen. Ihm zu Ehren führte man seine „Messe von Gran" auf, und Lamoureux gibt ein Monstre-Concert, so daß die diesjährige recht inhaltlose Concertsaison zu sehr ungewöhnlicher Zeit, d. h. mitten im Frühling, ihren Höhepunkt erreicht.

Im Théâtre Français haben sich große Dinge zugetragen. Zunächst erfolgte ein Directionswechsel. Perrin, der das moderne Repertoir ungemein begünstigte und den Ruf eines Autokraten hatte, starb und wurde durch den Journalisten und Dichter Claretie ersetzt. Es scheint, daß dieser, seiner Kunstrichtung nach, völlig in die Fußstapfen seines Vorgängers treten wird, dagegen noch wenig Autorität besitzt, um sein rebellisches Schauspielervölkchen in Zucht und Ordnung zu erhalten. Allerdings ist dies bei der eigenthümlichen, durch das kaiserliche Decret von Moskau (1812) ins Leben gerufenen Organisation der Comédie auch sehr schwer. Die Schauspieler, die den stolzen Namen von Sociétaires führen, bilden eine Art von Actiengesellschaft, welche ihre künstlerischen Interessen selbst vertritt, sich die Einnahmen als Dividenden theilt, die sogenannten Pensionäre engagirt und einen Ausschuß, das sogenannte „Comité", wählt, das nicht nur über die Annahme der eingereichten Stücke, sondern auch über die Verlängerung der Spielcontracte und die Höhe der Gagen entscheidet. Allerdings steht dem Staate, der eine Subvention zahlt, eine gewisse Controle zu, die entweder direct durch den Minister oder durch den Theaterleiter, den sogenannten Administrator, ausgeübt wird. Es liegt indessen auf der Hand, daß die Schauspieler unter solchen Verhältnissen auf zweierlei hinarbeiten: sich nämlich möglichst unabhängig vom Staate zu machen — daher ein beständiger Antagonismus zwischen diesen beiden Factoren — und möglichst viel Geld zu verdienen bezw. Stücke mit Paraderollen anzunehmen.

Dies an sich höchst interessante Thema ist so verwickelt, so viel Interessen spielen hinein, daß ich auf eine ausführliche Darlegung verzichten muß. Nur dieser eine Punkt sei hervorgehoben: die modernen Stücke, Pailleron und Gondinet, machen mehr Geld, als Altvater Corneille und Racine, und die Herren Societäre handelten also völlig im Interesse ihres Geldbeutels, als sie, früher eingegangenen Verpflichtungen entgegen, Fräulein Dudlay, die letzte Schauspielerin, die im classischen Repertoir überhaupt noch zu wirken vermag, mit einiger Perfidie zu beseitigen suchten. Aber der Staat, der dafürzu sorgen hat, daß im Hause Molière's die Tradition bewahrt werde, intervenirte und verlängerte das Engagement der an sich recht mittelmäßigen Schauspielerin aus eigener Machtvollkommenheit. Das Comité reichte in Folge dessen seine Entlassung ein, die auch angenommen wurde, handelte es sich doch in der That um eine Principienfrage. Fräulein Dudlay war, wie das Glas Wasser in Scribe's berühmtem Lustspiel, nur der Anlaß, nicht die Ursache der großen Umwälzung. In dem Comité sitzen nun ganz junge Leute, mehrere der vorzüglichsten Schauspieler wollen die Comédie verlassen, und da Perrin wie das Heimchen der Fabel gewirthschaftet und nicht an die Zukunft und an Nachwuchs gedacht hat, so ist die Zukunft des ersten Theaters Frankreichs ernstlich bedroht.

Mehr noch, als diese Interna der ersten Bühne Frankreichs interessirt uns das, was aus jenem Vorgange klar herauszulesen ist: es geht mit der classischen Tragödie in Frankreich zu Ende und, beiläufig bemerkt, auch mit dem romantischen Drama, das seit Victor Hugo's Tode wenig cultivirt wurde und immer weniger cultivirt werden wird. Corneille ist dem Publicum unleidlich, Hugo, trotz seiner schönen, politischen Tiraden langweilig, und Shakespeare . . . unverständlich. Letztere Thatsache wird einmal wieder recht deutlich durch das Fiasco bewiesen, das nicht nur Sarah Bernhardt als träumerisch singende Ophelia, sondern auch „Hamlet" überhaupt gemacht hat, trotzdem die Uebersetzung sich mehr an den Text hielt, als bei anderen Shakespeare-Uebersetzungen. So fällte einer der ersten Pariser Kritiker, Fouquier, über den Hamlet u. A. folgendes ebenso unglaubliche, wie culturhistorisch interessante Urtheil: „Trotz der Commentatoren oder um ihretwillen scheint mir Hamlet dunkel und die erste Bedingung einer Genieschöpfung ist Klarheit . . . . Der Hamlet des Monologs, die Scene mit der Königin, der ingeniöse Fallensteller hat keine Beziehung zu dem banalen Phrasenmacher des Kirchhofs, zu dem dummen Blutdürstigen, welcher den ermordeten Polonius höhnt (blague), zu dem verächtlichen Liebhaber, der Ophelia vor Schmerz dadurch wahnsinnig macht, daß er ihr mit Carnevalsalbernheiten und Stallsarkasmen aufwartet." Nach Herrn Fouquier muß erst Sardou Hamlet und Dennery Macbeth überarbeiten. Nur so würde man ein „absolutes Meisterwerk" mit der nöthigen Klarheit haben!

Die Hoffnung, Coppée werde seinem „Severo Torelli" ein classisches Werk folgen lassen, das die Vorzüge des genannten Werkes besitzt und dessen große Fehler vermeidet, ist nicht in Erfüllung gegangen. Die „Jacobites" haben sich trotz des vorzüglichen Spieles der jungen Weber, in welcher man die Sarah Bernhardt der Zukunft entdeckt haben will, auf den Brettern des Odéon nicht lange zu erhalten vermocht, und es scheint fast, als ob der Verdammungsspruch, den die Herren Societäre und die öffentliche Meinung über die alte Tragödie gefällt haben, auch die Coppée'sche, ich möchte sagen, jungclassische Manier träfe. Sie ist weichlich und ohne die mächtigen, tragischen Conflicte, deren ein fünfactiges, gereimtes Trauerspiel nun einmal nicht entbehren kann. Der Dichter wählt historische Stoffe, aber er behandelt sie weder historisch, noch als energischer Dramatiker, sondern er ergibt sich schnell einer phantastischen Detailmalerei und verliert sich in unhistorische Episoden. Der Kronprätendent Carl Eduard, der sich mit Hülfe seiner treuen schottischen Jacobiten den Thron des Vaters wiedererobern will, bei Culloden geschlagen wird und flüchten muß, ist gewiß eine tragische Figur. Aber was hat Coppée daraus gemacht? einen schwachmüthigen, lüderlichen, verächtlichen Prinzen, der die Frau seines treuesten, opferwilligen Anhängers verführt und zwischen der Liebe zu ihr und einem Bettlerkinde, so einer Art von Mignon, hin- und herschwankt. Natürlich fehlt es auch nicht an der Enthüllung des Ehebruchs, dem Generalrecept aller französischen, um die Entwickelung ihres Stoffes verlegenen dramatischen Dichter.

Die naturalistische Tendenz hat, wenn man nämlich den vermittelnden Daudet als einen ihrer Vertreter anerkennen will, in dieser Saison größere Erfolge aufzuweisen, als in den früheren. Die blutigen Vorgänge von Decazeville mit ihren Arbeitseinstellungen führten indessen zum Verbote einer Aufführung von Zola's dramatisirtem Romane „Germinal", der auf amerikanischen Brettern zuerst zur Darstellung gelangen wird. Die wüthenden, journalistischen Ausfälle Zola's gegen den Minister Goblet machten Sensation und haben ebenfalls dazu beigetragen, die diesjährige Saison zu einer ungewöhnlich polemischen zu stempeln.

„Sapho", der bekannte Daudet'sche Roman, durchaus frei bearbeitet, hatte im Gymnase einen großen Erfolg. Charaktere und Grundidee, von einem minder tragischen Schluß abgesehen, sind dieselben geblieben, der Schwerpunkt der Handlung ist indessen, den eigenartigen dramatischen Gesetzen entsprechend, verändert und neue Beziehungen zwischen den Handelnden sind gefunden worden. Mit einem Wort, Sapho ist das erste Stück, in welchem der Naturalismus zugleich etwas Bühnenwirksames und selbst für nicht naturalistisch gesonnene Aesthetiker, welche das „Assommoir" mit seinen auf die rohe Masse wirkenden brutalen Effecten anekelt, durchaus Annehmbares geschaffen hat. Hierin, und nicht in gewissen Vorzügen oder Fehlern im Detail, liegt die große Bedeutung der Sapho-Aufführung, welcher in der nächsten Saison, wenn ich recht unterrichtet bin, die eines Daudet'schen Werkes folgen wird, das direct für die Bühne geschrieben ist. An solchen Werken fehlt es in der That noch sehr; bisher hat sich die naturalistische Schule nur erst auf dem Gebiete des Romans Bürgerrecht erkämpft; um ihr ihr Weltbürgerrecht auf dem Gesammtgebiete der Literatur zu sichern, — von naturalistischer Lyrik spricht man freilich noch nicht! — genügen Sapho und Henriette Maréchal noch keineswegs, und noch viel weniger jene naturalistischen Tendenzstücke, welche, wie im vorigen Jahre „Jean Cévenol" und die Becque'sche „Parisérin", in diesem Jahre „La Pieuvre" von Morel, die Erblichkeit ge-

Digitized by Google

wisser Verbrecherleidenschaften nachzuweisen suchen und den Dichter in einen Gerichtsarzt verwandeln.

Betrachten wir nun die Werke derjenigen Richtung, welche man im Gegensatz zur naturalistisch-realistischen, als die realistisch-idealistischen bezeichnen könnte, wenn in dieser Ideenverbindung nicht ein innerer Widerspruch läge. „Georgette", Sardou's vieractiges Schauspiel, das im Vaudeville einen hübschen, wenn auch nicht glänzenden Erfolg hatte, gelangt demnächst im Berliner Residenztheater zur Aufführung und wird dann auch in diesem Blatt eingehend besprochen werden. Gondinet's „Ein Pariser" wird ebenfalls den Weg auf die deutschen Bühnen finden und ist seit Monaten das Zugstück der Comédie. Er repräsentirt so recht eigentlich die goldene Mittelmäßigkeit. Während der verwandte „Hüttenbesitzer" halb in das Melodrama hinüberspielt, macht der „Pariser", dem die Bäume des Boulogner Gehölzes bereits zu grün sind und der für das Perlgrau der Boulevardbäume schwärmt, leider nicht nur Ausflüge in die Provinz, sondern auch . . . in das Gebiet des Schwankes. Mit einem Wort, das Gondinet'sche Lustspiel führt einen falschen Namen, und wenn Coquelin, der arrogante Liebling des Pariser Publicums, nicht gerade die Hauptrolle spielte, so würde das wirklich recht unbedeutende Werkchen im ernsten Hause Molière's vielleicht doch nicht solchen Beifall gefunden haben.

Wie kommt es nun, daß Raimond Deslandes' Lustspiel „Antoinette Rigaud", das sich durch den gleichen Vorzug völlig unmöglicher Charaktere und Situationen auszeichnet, trotz seines anfänglichen Erfolges völlig vom Repertoir verschwunden ist, während der oder vielmehr „Ein Pariser" volle Häuser macht? Ganz einfach deshalb, weil Deslandes, der zwar ein Theater-Routinier, aber kein Dichter ist, wieder einmal eine Anleihe bei dem so beliebten Ehebruch gemacht hatte. Die Pariser aber haben diesen zwar nicht in praxi, aber doch in effigie gründlich satt und acceptiren ihn nur noch in origineller Form. Die geschickte Mache konnte wohl ein aus Kennern und Blasirten zusammengesetztes Premièrenpublicum interessiren, aber in den Flügeln dieses Werkes lag Blei, um mich eines modernen Pariser Schlagworts zu bedienen. „Ein Pariser" dagegen erfreut sich eines ganz einfachen, hausbackenen, aber ewig jungen Inhalts: ein Vollblut-Pariser hat eine latente Liebe, die erst nach trüben Erfahrungen in einer klatschsüchtigen Provinzialstadt zum Durchbruch kommt. Diese Wandlung eines blasirten Herzens in ein natürlich empfindendes imponirt selbst dem übersättigten Pariser Publicum, wie es ihm s. Z. imponirt hat, daß die Heldin des Ohnet'schen „Hüttenbesitzer" von ihren Adelsvorurtheilen durch die Liebe curirt wird. Die jungen Autoren mögen sich das merken!

Paris, Ende März.

Feuilleton.

Lebende Bilder.

Humoreske von Ludwig Hevesi.

Die Ueberschwemmungen hatten wieder einmal eine Menge Leute brodlos gemacht, und auch im Städtchen Sanct Michael regte sich in Folge dessen ein unbestimmter Wohlthätigkeitsdrang, der nur noch um eine passende oder unpassende Form der Bethätigung verlegen war.

Wir müssen etwas „machen", dieses Gefühl wurde bald in der ganzen Gesellschaft des Städtchens vorherrschend, aber von einem Gefühl bis zu einem Wort ist es vielleicht noch weiter, als von einem Wort bis zu einer That; diese Einsicht herrschte nicht minder vor.

In etwa acht Tagen reifte die Empfänglichkeit der öffentlichen Meinung so weit, daß nunmehr die Ueberzeugung Platz griff: wir müssen ein Wohlthätigkeits-Dingsda veranstalten. Das war jedenfalls ein Schritt vorwärts: der vom „Machen" zum Veranstalten; zugleich war jetzt auch schon der Anlaß der Maßregel in dem Bestimmungsworte „Wohlthätigkeits" klar genug ausgesprochen. Unglücklicherweise aber ist ein Dingsda noch niemals veranstaltet worden, nicht einmal zu dem wohlthätigsten Zweck. Niemand weiß nämlich so recht eigentlich, wie denn ein solches Dingda aussieht, Photographien davon dürften auch kaum zu haben sein, die „Kreise" von Sanct Michael machten also im Laufe etlicher Tage die Erfahrung, daß der Gedanke des Wohlthätigkeits-Dingsda zwar an sich sehr schön, aber leider nicht bestimmt genug umschrieben sei.

In dieser Bedrängniß wendeten sich die „Kreise" von Sanct Michael an den Mann, an den sie sich in jeder gesellschaftlichen Bedrängniß zu wenden pflegten: an den Herrn Gefällsdirectors-Stellvertreter Alexander Marberg, der in Wien und Paris gewesen war und um alles Feine und Weltmäßige am besten Bescheid wußte. Das Ansehen, mit dem dieser junge Mann in den mehrgedachten Kreisen Maß und Ton angab, war erstaunlich, aber wohlbegründet, denn er wußte, ob die Kutscher in London rechts oder links ausweichen, welcher Wohlgeruch augenblicklich bei Hofe im Vordergrund stehe, wie hoch ein paar Inséparables zu stehen kommen, was der Unterschied zwischen einem Tandem und einem Daumont sei, wie alt die nennenswerthesten Monarchinnen Europas seien, wie man Brougham auszusprechen habe, wo sich in London Rimmel's Laden befinde, ob man bei einem Nachmittagsbesuch den Spazierstock in den Salon mitnehmen dürfe oder nicht, welche Comtessen auf dem letzten Subscriptionsball in der Residenz zu sehen gewesen, wo sich die vielbesprochene Fürstin Smetterlenghi gegenwärtig aufhalte, wie viel Schulden der Graf von Luxemburg habe, . . . und noch vieles Andere wußte er, so daß man in Sanct Michael seine weltmännische Gelehrsamkeit nur bewundern, keineswegs aber ergründen konnte.

Als die „Kreise" sich nun an Alexander Marberg wendeten, um aus ihrer Verlegenheit zu kommen, erreichten sie ihren Zweck vollständig, denn er stürzte sie in eine noch viel größere. Durch seinen Ideenreichthum geriethen sie aus dem embarras de pauvreté, wie sich die bekanntlich hochgebildete Frau Majorin von Hochroth, des Ruhestandes, treffend ausdrückte, mit einem Schlage in den embarras de richesse. Sie wußten nun, daß man unter obbemeldetem „Dingsda" zwar ganz gut einen Kattunball, oder einen ländlichen Piknik, oder einen Bazar, oder ein Gulden-Souper, oder eine Liebhaber-Vorstellung verstehen könne, aber ebensogut auch ein Windhundrennen, ein Bauernkränzchen, ein Monstre-Wurstessen, ein Erntefest, eine Tombola, oder eine historische Strümpfe-Ausstellung. Alle diese Unterhaltungen konnten unzweifelhaft in ganz gleich wohlthätiger Weise veranstaltet werden, und die „Kreise" sahen sich nunmehr in die beängstigende Lage versetzt, unter so vielen verschiedenen Dingen, die sich schlechterdings nicht vereinigen ließen, eine Wahl zu treffen.

In dieser neuerlichen Bedrängniß riefen sie abermals nach dem Manne, nach dem sie in solchen Fällen immerdar zu rufen pflegten, nämlich nach dem Herrn Gefällsdirectors-Stellvertreter Alexander Marberg. (Ueber seine Eigenschaften siehe oben.) Dieser rechtfertigte denn auch ihre Erwartungen in der glänzendsten Weise, denn er wählte aus der von ihm vorgeschlagenen Liste etwas, was sie gar nicht enthielt, nämlich die Veranstaltung einer Reihe von lebenden Bildern, was man auf Neuhochdeutsch Tableaux Vivants nennt. Seine geistreiche Wahl fand sofort allgemeinen Beifall und die entzückten „Kreise" erklärten es für rein unbegreiflich, daß die Pariser und Wiener einen solchen Mann hätten ziehen lassen, — eine oft gemachte Bemerkung, welche Herr Alexander Marberg jedesmal damit zu erwidern pflegte, daß seiner Meinung nach Jedermann die Pflicht habe, seine Fähigkeiten zum Besten des engeren Vaterlandes zu verwerthen.

Daß aber solche Verwerthung mitunter sehr schwierig sein kann, davon sollte sich der Herr Gefälls-Undsoweiter Alexander Marberg bald überzeugen. Zwar drang er sogleich mit dem Vorschlage durch, daß die Schaustellung aus Einzelgestalten in einem wirklichen Bildrahmen und dann aus großen Scenenbildern nach wirklichen Gemälden bestehen sollte, aber schon die Beschaffung des Rahmens war ein starkes Häkchen.

Digitized by Google

Die Frau Majorin von Hochroth, des Ruhestandes, besaß nämlich einen alterthümlichen Rococo-Spiegel, den sie für ein bedeutendes Kunstdenkmal hielt; ihr schien es ganz unmöglich, daß in Sanct Michael ein würdigerer Rahmen vorhanden sein könnte, als der ihrige. Die Besitzerin der großen Dampfwalzmühle hingegen, Frau Eveline Mehlstaub, geb. Weizenkorn (in Firma: Heller und Pfennig), welche sich erst nach der letzten guten Mehlconjunctur „aus Wien" neu eingerichtet hatte, gedachte bei dieser Gelegenheit durch den eleganten, mit gewundenen Säulen, gebrochenen Giebeln und geschnitzten Guirlanden versehenen, naturfarbenen Rahmen ihres sieben Fuß hohen Salonspiegels zu glänzen, und machte von dessen Annahme ihre kostbare Mitwirkung abhängig. Außer diesen beiden waren nur noch vierzehn verschiedene Rahmen von vierzehn verschiedenen Besitzerinnen vorgeschlagen worden, natürlich alle in ebenso unabweislicher Form. Herr Alexander Marberg half sich, indem er der Frau Majorin des Ruhestandes und der Frau Dampfwalzmüllerin und den vierzehn anderen Damen sein hohes Entzücken zur Kenntniß brachte, sechzehn so herrliche Möbelstücke verwenden zu dürfen (natürlich waren sie für ihn ganz zwecklos) und bat nur, ihm nicht blos die Rahmen, sondern die ganzen Spiegel zu überlassen, da man gerade einen Kreis so großer Spiegel ringsum aufstellen müsse, um ein günstig reflectirtes Licht für das Bild in der Mitte zu erhalten. Für letzteres borgte er einen mittelgroßen, eirunden, matt vergoldeten Rahmen vom Bilder- und Spiegelhändler der Stadt Sanct Michael, während er für die großen Gruppen einen auf Leinwand gemalten Rahmen vom k. k. priv. Vorstadttheater in Wien verschrieb.

Nachdem die Rahmenfrage dergestalt gelöst worden, ging Herr Alexander Marberg an das Programm. Im Laufe von drei Wochen entwarf er nicht weniger, aber freilich auch nicht mehr, als dreiundzwanzig verschiedene Programme, welche in ebenso vielen Sitzungen durch den aus fünfzehn notablen Damen von Sanct Michael bestehenden Wohlthätigkeitsvorstellungs-Ausschuß, einen förmlichen Wohlfahrtsausschuß, „aufrichtig bewundert", aber aus allerlei Gründen verworfen wurden. Aus der endlosen Reihe von Gründen können hier natürlich nur etliche der bezeichnendsten angeführt werden, und zwar:

Einzelbilder: Die „kleine Großmutter" (ein kleines Mädchen mit großer Hornbrille) scheiterte an dem Widerwillen sämmtlicher Mütter von kleinen Mädchen gegen die abscheuliche Hornbrille, welche dieselben zu alt machen würde; letztere Bemerkung veranlaßte den sofortigen Austritt der schwer beleidigten Hausbesitzersgattin Frau Eva Adam, welche besagte Hornbrille für dieses Bild zur Verfügung gestellt hatte und sich nun andeutungsweise als „altes Weib" gebrandmarkt sah. Für das Bild „Raphaels Geliebte", welches Herr Alexander Marberg vorschlug, weil er davon eine Photographie in Visitenkartengröße besaß, fand sich des anstößigen Stoffes wegen keine Darstellerin; nur das bekannte Fräulein Minna Immergrün erbot sich für diese erotische Verkörperung, da sie aber bereits zwischen fünfzig und sechzig Jahren stand, erhielt sie eine ausweichende Antwort; die Arme hatte sich überdies noch schwer compromittirt und ihre verhängnißvolle Bereitwilligkeit, Raphaels Geliebte darzustellen, wird bis an ihr (hoffentlich spätes) Ende Stoff zu allerlei übler Nachrede bieten. Nicht minder ungünstig wurde „Judith mit Schwert und Holoferneskopf" aufgenommen; Herr Alexander Marberg hatte zwar eine hohe, schlanke, entsprechend rabenlockige Erscheinung hierfür in petto, nämlich die Kaufmannsgattin Frau Betty Herzmann, welche ihre unschätzbaren Judith-Eigenschaften dem Ursprung aus dem erwählten Volke verdankte, an den sie sich seit ihrer Bekehrung zum alleinseligmachenden Bekenntniß nur äußerst ungern erinnern ließ. Daß nun Herr Marberg gerade sie erkoren hatte, eine „Israelitin" darzustellen, faßte sie als hämische Anspielung auf ihren östlichen Ursprung auf, durch welche sie zur Zielscheibe des öffentlichen Hohnes von ganz Sanct Michael nebst Umgebungen gemacht werden sollte; sie trat zornig aus dem Ausschuß und schickte alle ihr zum Vertrieb übergebenen Eintrittskarten umgehend zurück. Auch ein „Gretchen" konnte Herr Marberg um keinen Preis durchsetzen. Zuerst schlug er in seiner ästhetischen Unbefangenheit das Kaulbach'sche Gretchen vor, welches zur Mater dolorosa betet; dies erregte jedoch einen Sturm der Entrüstung, da dieses Gretchen „keinen guten Ruf mehr habe", und eine „solche Person" doch von keinem anständigen Mädchen dargestellt werden könne. Hierauf empfahl er das Gretchen Liezenmayer's, das vor dem Domchor, von dem sich „noch nichts Schlechtes sagen lasse", aber auch mit ihr drang er nicht durch, denn „was nicht ist, kann werden", und sie sei nun einmal „ein leichtes Tuch gewesen". Die „Tochter Tizian's" wäre zwar allen Parteien anständig genug erschienen, sie wurde jedoch aus einem ganz anderen Grunde unmöglich; sie hat nämlich einen Korb mit Früchten zu tragen und dieser Umstand rief unter den guten Hausfrauen von Sanct Michael sogleich den feurigsten Wettstreit wegen der Lieferung des erforderlichen Obstes hervor. Es war ebenso unmöglich, die prächtigen Muskatellertrauben der Frau Weinhändlersgattin Rosa Blau, oder die selbstgezogenen Spalierpfirsiche der Frau Notarin Henriette Rubricius zurückzuweisen, als die saftigen Reineclaudes, deren Samen Frau Director Holzbock immer geradenwegs aus Wien bezog, oder die zuerst gereiften Kaiserbirnen, welche auf den zuletzt gepflanzten Bäumchen der Frau Bürgermeisterin gewachsen waren, oder endlich die paar Gläser eingesottenen Steinobstes der Frau Conditorsgattin Luise Kandis, deren eingemachte Früchte selbst die der Residenz an Süße und Haltbarkeit übertrafen. Jede solche Zurückweisung würde einen „Zorn" verursacht und dem wohlthätigen Zwecke geschadet haben, und eine Tochter Tizian's gar, der man hätte zumuthen können, einen ungeheuren Wäschekorb mit vierzig bis fünfzig Kilo Obst fünf Minuten lang hoch in die Luft emporzuhalten, war in Sanct Michael nicht aufzutreiben.

Scenenbilder: Der „Raub der Europa" von Paolo Veronese scheiterte an der Unmöglichkeit, einen Darsteller für den dabei dringend nöthigen Stier zu finden, welchen die boshafte Welt gewiß für einen Ochsen halten würde. Niemand in der Gesellschaft von Sanct Michael wollte auf ein Viertelstündchen diese Gestalt annehmen, die doch einen Gott Zeus nicht im Geringsten genirt hatte. Die „Himmelfahrt Mariae" von Tizian, welche zu Sanct Michael in einem Holzschnitte des „Familienblattes" und in einem Oelfarbendruck vorhanden war, hatte Anfangs unter den jüngeren Damen viele Anhänger; sie gedachten sich nämlich als Herren zu verkleiden, um die zwölf Apostel, die ja ohnehin weite Gewänder trügen, darzustellen. Der Grund davon war, daß die Apostel ihre Hände alle gen Himmel strecken, was dieselben bekanntlich hübsch weiß erscheinen läßt, ein äußerst günstiger Umstand, welchen die jungen Damen von Sanct Michael mit echt weiblichem Blick sofort erkannt hatten; allein die Unmöglichkeit, eine Madonna aus Fleisch und Bein nebst zwei Dutzend Engeln in der Luft freischwebend zu erhalten, ließ auch dieses Tableau alsbald für unausführbar erklären. Ein sehr leicht zu verwirklichendes Scenenbild wäre Kraft's „Rückkehr des Landwehrmannes" gewesen, schon wegen der modernen Kleidung; leider nur befindet sich darin auch ein Gewehr, das schlechterdings nicht wegzulassen ist, da es unbedingt zum Landwehrmann gehört; ein großer Theil der Damen legte aber Verwahrung ein gegen dieses und jedes andere Bild, in dem mit Schießgewehr gespielt werde. Dagegen empfahl die Frau Gymnasiallehrersgattin Hedwig Dünne, die es verstehen mußte, denn sie hatte in ihrer frühen Jugend zeichnen gelernt, wärmstens eine schöne lithographirte Landschaft aus ihrem Besitze zur „Aufführung", da Landschaften erstens niemals losgingen und zweitens die Schicklichkeit nicht leicht verletzen könnten; es kostete nicht geringe Mühe, bis Herr Alexander ihr begreiflich machte, es seien keine geeigneten Kräfte vorhanden, um eine Landschaft als lebendes Bild vorzuführen, wer sollte z. B. den Wald darstellen, oder die Windmühle, oder gar die Luftperspective?

Und so ging es weiter ins Unendliche.

Wahrlich, die Lage des Arrangeurs war nicht beneidenswerth. Wie viel Bitten, Flehen, Anspielen, Betrügen, Schmeicheln, Händeküssen, Besänftigen, Lügen, Begeistern, Rühren, Stacheln, Sticheln, Seufzen und Klagen von seiner Seite aufging, bis das Programm endlich festgestellt war, kann hier unmöglich postenweise verrechnet werden. Aber es

Digitized by Google

gelang schließlich doch und Herr Alexander Marberg sagte dem weiblichen Fünfzehner-Ausschuß, der ihn wochenlang gemartert und gehindert hatte, seinen wärmsten, „tiefgefühltesten" Dank für die aufopfernde Unterstützung, die ihm von Seite desselben vorgeblich angediehen war.

Es versteht sich von selbst, daß die unter so argen Nöthen schließlich ausgewählten Bilder nach den in Sanct Michael herrschenden Begriffen erst noch die mannigfachsten Veränderungen erleiden mußten, um darstellbar zu werden. Der „Schutzengel" von Murillo z. B., der gestochen in einem „Thalia"-Almanach aus dem gemeinen Jahre 1827, einem „in Pracht gebundenen" Geburtstagsbuche aus der Bibliothek der „seligen Frau Apothekerswittwe" Dütchen vorhanden war und durch das einunddreißigjährige Töchterchen dieser würdigen Dame dargestellt werden sollte, schien mit seinem einzigen Hemde und Shawl denn doch nicht hinreichend angezogen; man mußte der jungen Dame von ausschußwegen gestatten, noch einen gestickten Unterrock, aus der ehemaligen Braut-Ausstattung ihrer lieben Mutter, anzulegen und statt eines ganz glatten, ein an der Brust reich mit Zwirnspitzen besetztes, schon zu ihrer eigenen Ausstattung gehöriges Damenhemde zu benützen. (Eine der prachtvollen weißen, gestickten Nachtjacken, die gleichermaßen zu ihrem annoch platonischen Leinen-Brautschatz gehörten, wollte sie zwar Anfangs auch durchsetzen, stand aber in Folge einer nicht weniger als fünfzehnstimmigen Opposition zuletzt doch davon ab.) Für die Darstellung der heiligen Barbara von Palma Vecchio, welche als Farbendruck vor fünfzehn Jahren das Prämienblatt des „Illuminirten Damenjournals" gebildet hatte und seitdem die Privat-Gemäldegalerie des Herrn Gutsbesitzers Wurmbrand zierte, war in dessen Schwester, Fräulein Alma Wurmbrand, eine passende Persönlichkeit gewonnen, da ihr von Natur ein schiefer Blick eigen war, welcher dem himmelan gewendeten Auge der Heiligen vortrefflich entsprach; nur an dem „abscheulichen" Namen Barbara nahm sie gerechten Anstoß und Herr Alexander Marberg fand nach langem Spintisiren den geistreichen Ausweg, daß er versprach, man werde auf dem Programm statt „Heilige Barbara von Palma Vecchio" drucken: „Heilige Palma, von Barbara Vecchio, dargestellt von Fräulein Alma Wurmbrand", womit sie sich denn zufrieden gab. Zur Darstellung kam ferner „Helene Fourment" (in Sanct Michael „Fuhrmann" ausgesprochen), die Gattin des Rubens, für welche die Frau Hauptmännin von Leeder vorzügliche Eigenschaften besaß, nämlich einen prächtigen blonden Lockenchignon und einen ungeheuern schwarzsammtnen Damenpelz, den sie einst von einer hohen Gönnerin ererbt hatte; da aber auch Helene Fourment (lies: Fuhrmann) außer diesem Pelze nichts weiter am Leibe hat, so bedingte sich die Frau Hauptmännin aus, daß sie die Toilette durch ein paar Pantoffel und ein weißes Untergewand ein wenig vervollständigen dürfe, was ihr Herr Alexander Marberg in Anbetracht ihrer nicht mehr übergroßen Frische gern gestattete. Unter den angenommenen Bildern befand sich sodann eine mittelalterliche „Falkenbeize", deren Abbildung in einem Bande des wohlseligen Pfennig-Magazins vorlag. Dieses Bild wurde auf den dringenden Vorschlag einer sehr maßgebenden Persönlichkeit, der Frau Doctorin Zäpfchen gewählt, welche darin Gelegenheit erhielt, ihre drei heißgeliebten grünen Papageien die Heldenrolle von Edelfalken spielen zu lassen. Noch größeren Apparat erheischte Danhauser's „Augenarzt", dessen Kupferstich die Wohnung des Arrangeurs selber schmückte. Da in dem Bilde zehn Personen beschäftigt sind, so konnte es einer Menge Leuten Gelegenheit bieten, sich in malerischem Lichte zu zeigen, namentlich war die Frau Rechtsanwaltin Billig so liebenswürdig, zu diesem Zwecke fünf ihrer Kinder (sie hatte deren dreizehn) „herzuleihen". Die einzige Schwierigkeit war dabei nur, daß es in Sanct Michael keinen Augenarzt gab, Herr Doctor Zäpfchen aber, ein sehr gewissenhafter alter Herr, sich weigerte, in dem Bilde als Augenarzt zu praktiziren, da er niemals praktische Augenheilkunde geübt habe, in dem Bilde aber eine größere Augenoperation vorkomme, die er nicht unternehmen möge. So blieb am Ende nichts übrig, als daß Herr Alexander Marberg diese Rolle voll schwerer Verantwortlichkeit selbst übernehme, obgleich er gewiß nicht einmal wußte, ob ein grauer Staar eigentlich perlgrau oder taubengrau sei.

Die größte Verlegenheit verursachte aber ein Tableau nach Raphael's Bilde „Hochzeit der Maria und des Josef". Der Stoff zwar fand allgemeinen Beifall, ja sogar die Frau Gräfin Schreckenburg-Angstheim Erlaucht, welche in der Umgebung ausgedehnte Güterbelastungen besaß, erklärte, auf dieses Bild freue sie sich „herzinnig". Dies gab den Ausschlag, nach einem solchen Ausspruch mußte das Bild dargestellt werden, um jeden Preis, und zwar von den allerbesten Kräften. Man erkor also die anerkannteste Schönheit in ganz Sanct Michael zur Verkörperung der Maria, den Josef konnte gar kein Besserer geben als der geniale Festordner, Herr Alexander Marberg selbst, ja für die Rolle des Hohenpriesters ließ sich sogar der Caplan der Pfarre bereit finden, da es unmöglich eine Sünde sein könne, in einem so heiligen Bilde zur Auferbauung aller guten Christen eine so unweltliche Rolle zu übernehmen. Als die Frau Gräfin Erlaucht diese Besetzung erfuhr, freute sie sich noch etwas „herzinniger", am meisten aber freute sich Fräulein Guste Pfau, welche für die Maria ausersehen war, denn daß gerade sie in dem Hauptbilde die Hauptrolle haben sollte, und noch dazu Hand in Hand mit dem allgefeierten Alexander Marberg, der sie von jeher gewaltig interessirt hatte, das machte sie überglücklich. Da, im entscheidenden Augenblick, legte die Mutter des Fräuleins, Frau Pfau, ihr Veto gegen das ganze, von gräflicher Seite etwas unberufener Weise gebilligte Vorhaben ein, da sie es nicht zugeben könne, daß ihre einzige Tochter vor allen Leuten eine Vermählung feiere, an der kein wahres Wort sei, denn heirathen sei eine ernste Sache und am wenigsten dürfe damit ein Mädchen leeres Spiel treiben. Dieses Veto fiel wie eine Bombe in diese ganze aufgeregte Welt. Das Veto der Frau Pfau bildete zwei Tage lang das Stadtgespräch und drang sogar der Frau Gräfin Erlaucht zu Ohren, welche über die Beschränktheit der guten Frau Pfau erstaunt, ja fast entrüstet war. Indeß, was war zu thun? Alexander Marberg suchte vor Allem, denn das war die Hauptsache, die Gräfin zu beruhigen, indem er ihr sein Ehrenwort gab, das fragliche Bild werde dennoch so, wie beschlossen worden, zur Aufführung gelangen ... es geschehe, was da wolle. Damit ging er fort und begann Frau Pfau zu überreden. Vergebliche Anstrengung. Vernunftgründe prallten von der beschränkten Anschauung der halsstarrigen, reichen, alten Wittwe ab, wie Erbsen von der Wand. Aber Alexander Marberg war nicht der Mann, sich so bald besiegt zu geben; als nichts Anderes mehr fruchtete, hielt er kurzweg um die Hand des Mädchens an. Frau Pfau war „paff"; dieser Trumpf kam ihr unerwartet. Dem Arrangeur Alexander Marberg konnte man leicht etwas abschlagen, dem Schwiegersohn Alexander Marberg schwer oder garnicht. An demselben Abend noch fand die Verlobung statt und das Schicksal von Raphael's „Sposalizio" in Sanct Michael war damit gesichert.

— — — —

Das Programm stand also fest, doch nun kamen die Proben. So viel überzuckerter Ingrimm und verbissene Wuth, als Herr Alexander Marberg im Laufe dieser zwanzig Proben ausstand, ist vielleicht noch niemals ausgestanden worden. Warum sollte denn Frau Fleck ihre Hand so und nicht so halten? Wer könnte Fräulein von Heuer zwingen, ein rothes und kein gelbes Tuch um den Kopf zu winden? Warum mußte Frau Geyer im Tableau stehen, während Fräulein Taube, die doch viel jünger und auch ärmer war, in ihrer Gegenwart sitzen durfte? Tausende solcher Schwierigkeiten zu schlichten, welche Herkulesarbeit! Ein Schleier sei hiermit darüber geworfen und Alles vergessen, denn Dank der Umsicht und dem feinen Takte, den der Herr Gefällsdirector-Stellvertreter entfaltete, ging zuletzt Alles vortrefflich zusammen, und die Vorstellung hätte ein Reinerträgniß von rund tausend Gulden abgeworfen, wenn die Frau Gräfin Erlaucht nicht der Ansicht gewesen wäre, daß ihr die Eintrittskarte umsonst gebühre.

Trotzdem hat Herr Alexander Marberg vor Zeugen geschworen, und zwar bei der Liebe seiner schönen Braut, er wolle in Zukunft was immer arrangiren, seinethalben sogar

Digitized by Google

ein halb Dutzend Kindstaufen, (das trug ihm von einer gewissen weißen Hand einen Backenstreich ein), nur keine lebenden Bilder mehr.

Volle drei Monate dauerte es, bis alle die Unzufriedenheiten, beleidigten Selbstgefühle, Spannungen, Grolle und Zorne verraucht waren, welche Herr Alexander Marberg trotz all der schonenden Zartheit, des Taktes und der Menschenkenntniß, womit er vorgegangen war, in den Herzen der verschiedensten Theilnehmer und Nichttheilnehmer gegen sich erregt hatte. Am Tage seiner Hochzeit erst wurde allerseits Frieden gemacht. Nur ein paar ledige Damen konnten ihm niemals die tödtliche Beleidigung verzeihen, die er ihnen angethan, indem er eine Andere geheiratet.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Beethoven's Trauercantate auf den Tod Joseph II., und Opferlied. Concerte des Frl. Spies, der Frau Lucca, des Herrn Mierzwinski.

In dem Concerte des Ochs'schen Gesangvereines wurde eine noch ungedruckte, in Berlin noch nie gehörte Trauercantate von Beethoven auf den Tod Joseph II. aufgeführt. Die Geschichte dieses Werkes, seiner Entstehung, seines Verschwindens, seiner Entdeckung könnte mit einigen Zuthaten und Verzierungen als Grundlage einer romantischen Novelle verwerthet werden. Die Cantate war 1790 — also als Beethoven zwanzig Jahre zählte — für eine bestimmte Trauerfeier componirt worden, kam aber nicht zur Aufführung „aus mehreren Gründen", wie ein damaliger Bonner Bericht meldete. Da Beethoven ihrer nicht mehr erwähnte, so galt sie für verloren. Wegeler, Beethoven's Freund, behauptete, dieser habe sie vernichtet. Im Jahre 1813 kam in Wien der Nachlaß eines Barons de Beyne zur Versteigerung; das Verzeichniß enthielt die Anzeige dieser Cantate („geschriebene Partitur") mit vollem Titel und dem Bemerken, daß sie aus dem Besitze Hummel's in den des Erblassers gekommen sei. Damals achtete wohl Niemand auf diese Anzeige, denn Beethoven und Hummel lebten ja noch. Das Werk verschwand und entschwand dem Gedächtnisse der Menschen. In den sechziger Jahren entdeckte Nottebohm, dem die Musikwelt höchst verdienstliche Forschungen über Beethoven und Schubert verdankt, jenes Nachlaß-Verzeichniß, vermochte aber nicht mehr die Spuren des Werkes selbst aufzufinden. Es galt für verloren oder wenigstens nicht mehr in Europa befindlich. Da unternahm ein junger Wiener Kaufmann, Herrn Armin Friedmann, einen neuen Entdeckungsversuch, und es gelang ihm, diese Partitur in Leipzig bei einem Antiquar zu finden! Die Thatsache, daß in Leipzig, in dem Centralpunkt des Buch- und Musikhandels, ein Antiquar existirte, der eine Partitur von Beethoven besitzt, ohne zu wissen, daß das Werk noch nicht gedruckt und fast unbekannt geblieben ist, kann schon an und für sich eine phantastisch-romantische genannt werden!

Das Werk ist von allen entschiedenen und verläßlichen Kennern als vollkommen echt anerkannt und in Wien und Bonn (auf einem Musikfeste) aufgeführt worden. In den Recitativen und in der Instrumentation leuchtet überall der Geist des Beethoven des „Fidelio". Die Melodie einer Arie hat der hehre Meister später in „Fidelio" (in der Stelle: „Welch ein Augenblick") verwendet. Die Führung der Arien zeigt noch den Einfluß Haydn's und Mozart's. Jedenfalls ist diese Cantate ein Beleg, daß Beethoven schon vor der Zeit seines Erscheinens in Wien sich den Weg vorgezeichnet, den Blick nach der unermeßlichen Höhe gerichtet hatte, welche ihm allein beschieden war. Der Ausführung kann Anerkennnng gezollt werden. Der Ochs'sche Verein ist jung, und Herr Ochs ist der an Jahren jüngste Dirigent, talentbegabt, energisch, fleißig — Ruhe und Umsicht wird ihm Zeit und Gewohnheit bringen. Im selben Concerte wurde auch Beethoven's „Opferlied" zum ersten Male in Berlin aufgeführt. Die Solopartie sang Fräulein Spies, deren herrlich schöne Stimme und feuriger Vortrag ihre Wirkung nie verfehlen werden. Sie hat in ihren beiden eigenen Concerten das Publicum in Enthusiasmus versetzt. Aber auch der ruhigere Hörer und Kenner, der mancher Vortragsweise nicht zustimmen kann, und sie als eine Art von classischer Coketterie taxirt, muß an dem überquellenden Wohllaute der Stimme und an der Wärme der Empfindung seine Freude haben.

Einen ähnlichen Eindruck, der freilich aus ganz anderer Richtung kam, empfing ich in dem Concerte der Frau Pauline Lucca. Diese geniale Künstlerin, die in den letzten Jahren vom ganz willkürlichen Vortrage zum Studium und zur Berücksichtigung künstlerischer Gebote übergegangen ist, hat in diesem Concerte, das sie zum Besten der Hülfen-Stiftung im Philharmonischen Saale gab, die nicht unbedingten Verehrer, die nicht pränumerando Entzückten vielleicht in größeres Erstaunen versetzt, als jene Bedingungslosen, die schon bei der Nennung des Namens Lucca jede Urtheilskraft verlieren. Sie sang zuerst die „Pagen-Arie" aus der „Hochzeit des Figaro" und gleich als Zugabe Mozarts „Veilchen" so verkehrt manierirt, wie wir es von ihr immer gewohnt waren beim Vortrage der Gattung Musik, die nur durch einheitlichen, natürlichen und doch künstlerischen, gebildeten Vortrag und nicht durch immerwährenden Wechsel des Ausdrucks, durch zugespitzte Betonung jedes einzelnen Wortes zu wahrer Geltung gebracht wird. Dann aber sang sie „Am Manzanares" von Jensen, „Pandero" von Rubinstein und — — den „Erlkönig" von Schubert in einer Weise, daß die bisherigen Gegner die ersten Beifallspender waren. Da war Wärme der Empfindung mit richtiger, mit denkender Auffassung gepaart. Im „Erlkönig" trat allerdings hier und da eine wenig zu billigende Zuspitzung der Einzelheiten hervor. Aber im Ganzen und Großen war doch die Wiedergabe eine wirklich geniale; man hatte immer die Empfindung, daß hier eine wahrhaft reiche Natur wirkte, die nicht im Stande ist, im einfach Einheitlichen zu verweilen (und die ihm daher ganz fern bleiben sollte), die aber überall, wo sie sich in verschiedenartigen Empfindungen bewegen kann," selbst den widerstrebenden Hörer mit sich fortreißt. Die Schlußnummer des Concerts war eine Arie aus „Gioconda" von Ponchielli, einem sehr begabten Componisten, der vor Kurzem im blühenden Mannesalter gestorben ist. Die Oper ist in Berlin unbekannt, in Wien dagegen sehr beliebt, weil die Hauptpartie zu den Glanzrollen der Frau Lucca zählt. Soweit als sich aus der Arie schließen läßt, die allerdings einen Hauptmoment der Oper bildet, besaß Ponchielli viel Talent für dramatischen Ausdruck; die Instrumentation und Harmonisation erinnern mehr an Farben und Kalkpinsel des Stubenmalers als an die Hand des bildenden Künstlers. Aber die Begabung für das theatralisch Wirksame ist unbestreitbar. Daß Frau Lucca mit dieser Arie den stürmischsten Beifall hervorrief, war selbstverständlich, denn in der Gattung, wo sie die ganze Gluth der Leidenschaft entwickeln kann, wo die Musik ihr nicht besondere Grenzen vorschreibt, steht sie ja einzig da unter den deutschen Bühnenkünstlerinnen. Wenn ich noch hinzufüge, daß die Stimme fast so frisch und voll klang wie in der besten Zeit, daß Frau Lucca nach jeder Nummer dem stürmisch zurufenden Publicum eine Zugabe sang, ja sogar den „Erlkönig" wiederholte, so mag der geneigte Leser schließen, welche Kraft und Ausdauer die Künstlerin gezeigt hat.

Eine noch stärkere Gesangs-Forcetour hatte etwa vierzehn Tage vorher Herr Mierzwinski vollführt, indem er etwa sechs oder sieben große Arien mit jedesmaliger Zugabe, also etwa 14 Stücke, vortrug. Ich habe oft über ihn geschrieben, Neues nicht zu berichten. Er besitzt eine großartige dicke Heldentenor-Stimme, und dabei eine Technik, die kaum bei den vollendetsten Coloraturfängerinnen zu finden ist feine Triller, mit Vor- und Nachschlägen in den höchsten Lagen (bis ins zweigestrichene C) und mit vollster Stärke ausgeführt, sind geradezu verblüffend; eine derartige Vereinigung der heterogensten Gesangsvorzüge besitzt kein Sänger, besaß vielleicht keiner vor ihm. Er ist eine phänomenale Erscheinung — — — ob eine großartig künstlerische? — — — Ich glaube, Herr M. selbst bekümmert sich nicht sehr um die Beantwortung dieser Frage. Wir leben in der Zeit der großartigen Specialitäten, nicht des Strebens nach künstlerisch vollendeter

Digitized by Google

Abrundung. Wenn selbst wahrhaft hochbegabte und gebildete Künstler darauf bedacht sind, nur Colossales zu vollführen, was Andere nicht vollführen können, unbekümmert, ob das Colossale auch das künstlerisch Schöne ist — warum soll man von einem Sänger, der von Stagione zu Stagione wandert und inzwischen Concerte gibt, verlangen, daß er große Effecte und die damit verbundenen großen Einnahmen den idealen Kunstgesetzen unterordne?

Heinr. Ehrlich.

Notizen.

Die Richterin. Novelle von Conrad Ferdinand Meyer. (Leipzig, H. Haessel.) — Als eine der größten Erscheinungen der Neuzeit auf novellistischem Gebiete fassen wir diese Dichtung des schweizerischen Autors auf. Derselbe hat schon in seinen früheren Novellen bewiesen, mit welcher innigen poetischen Nachempfindungskraft er sich in die vergangenen Zeiten zu versetzen und ihre großen Gestalten aufs Neue ans Licht hervorzuzaubern vermag, in dieser vorliegenden Geschichte hat er dazu noch kund gethan, daß seine Empfänglichkeit für ungeheure, überwältigende Natureindrücke, wie sie eben nur die Schweizer Schluchten und Thäler darbieten, eine staunenswerthe, und seine Kunst, sie plastisch wiederzugeben, eine geradezu grandiose ist. Der Inhalt dieser Novelle liegt weit zurück: in der Zeit Karl's des Großen. Die Richterin, Frau Stemma, ist nur wenige Wochen das zweite Weib des alten Comes von Malmort am Hinterrhein gewesen, sie hat nach seinem plötzlichen Tode die Würde als Judicatrix im rätischen Gau erhalten, die sie kräftig auszuüben weiß. Wulfrin, der Sohn des Comes aus erster Ehe, weilt im Gefolge des Kaisers Carolus, Frau Stemma haust mit ihrer nachgeborenen Tochter, Palma novella, einem Mägdlein von siebzehn Jahren, auf der einsamen Burg im Gebirge. Sie hat jetzt durch einen Abgesandten Wulfrin zu sich entbieten lassen, um sich feierlich vor ihm von dem auf ihr lastenden Verdachte, den alten Comes durch Gift umgebracht zu haben, zu entlasten. Der Jüngling wird von seiner Stiefschwester sehnsüchtig erwartet und freudig begrüßt. Sie durchschweifen zusammen die Schluchten, und die heftigste Liebesleidenschaft flammt auf in Beiden. Wulfrin ist entsetzt über die eigene Todessünde, daß er die Schwester liebt und klagt sich vor der Richterin der furchtbaren Ehrlosigkeit an. Frau Stemma ist aber die Mörderin ihres Mannes, Palma novella ist nicht das Kind des Comes, sondern das eines Anderen, den die Richterin vor ihrer Verheirathung liebte. Mutterliebe und Stolz streiten in ihr einen harten Kampf. An dem Grabmal des alten Comes, während einer Wetternacht, die schauerlich schön geschildert ist, klagt sie sich des Verbrechens an; ihr Kind ist Zeuge dieses Selbstgespräches. Und das Kind vermag, was Niemand sonst gekonnt hätte, sie vermag die Mutter zu überreden, daß sie ihre Schuld auch offen vor der Welt eingesteht. Der Kaiser als Richter, das Volk als Corona, entscheiden über die schreckliche That. Stemma stirbt und Wulfrin erringt sich Palma novella. Es ist unmöglich, auf kurzem Raum einen Begriff von der Kraft und Wucht der Darstellung zu geben, mit welcher der Dichter diesen Inhalt anfaßt. Die Naturgewalten greifen mit ihrer ungeheueren Wirkung in das Leben dieser Menschen ein, die so fest und stark und so erhaben geschildert sind, wie die Berge, auf denen sie wohnen. Es geht wie Erzgerassel und Sturmesbrausen durch diese Dichtung, die uns erschüttert und erhebt, den Athem raubt und uns aufjauchzen läßt über die Schönheit des Wortes, alles zu gleicher Zeit. Die herrliche Novelle ist bereits in die soeben erschienene zweibändige Sammlung der Novellen Conrad Ferdinand Meyer's aufgenommen, worin jedes Stück ein Meisterwerk ist.

Mein Heim. Erinnerungen aus Kindheit und Jugend. Von Gustav zu Putlitz. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Nur einige wenige Stimmungsbilder sind es, die uns der greise Dichter aus seinen Lebenserinnerungen hinmalt, aber sie sind so bezeichnend für den Boden, dem er entsproßte, für die Kreise, denen er entstammte und für die Eigenthümlichkeit seiner frühesten dichterischen Versuche, daß man kein ausführliches Memoirenwerk für sie eintauschen möchte. „Das Haus meines Großvaters" ist das erste Bild betitelt: ein steinalter märkischer Edelmann, der auf einem anspruchslosen Edelhofe haust, denn „damals sah es knapp aus in der Mark", der, umgeben von seinen Bücherregalen, ein stilles wissenschaftliches Leben führt und daneben doch seine Pflichten als Gerichtsherr seiner Gutsleute und als strenges Haupt seiner Familie eifrig erfüllt, der allsonntäglich seine Söhne und Schwiegertöchter und Enkelkinder zum ceremoniellen Familienmahle um sich versammelt und in der Woche mit seinem Schulthen Politik treibt: das ist der Großvater des Dichters. Wir hören die Eichen rauschen über den Strohdächern des märkischen Gutshofes und sehen die Landedelleute der damaligen Zeit in ihrer biederen, aber kraftvollen Einfachheit vor uns, wenn wir diese Skizze lesen. In dem zweiten Bild: „Der Nachlaß der Großtante" berichtet uns der Autor über die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen, in denen seine Familie zu Hans Hermann von Katt, dem unglücklichen Freund Friedrichs des Großen steht: die Großtante hat den feurigen jungen Mann, den Officier des Regiments Gensdarmes noch gekannt, der dann sein Haupt für den fürstlichen Freund auf den Block legte, sie weiß sich der Einzelheiten seiner Verhaftung noch zu erinnern und besitzt noch mehrere Bilder von ihm. Die alte alleinstehende Dame lebt nur noch in diesen Jugenderinnerungen und in dem Gedenken einer unglücklichen Liebe, die ihr Lebensglück vernichtete. Der Schluß dieses Capitels ist ergreifend. Das nächste, „Der alte Reuter", schildert uns in novellistischer Form die Lebensschicksale eines alten Invaliden. In den drei letzten Capiteln des Buches endlich geht der Verfasser zu sich selbst über: sein Elternhaus, das der Vater aus einem einfachen Gutshause zum stattlichen Edelsitze umschafft und das später die Stätte für die schönste Gastlichkeit und Jugendlust wird, das Alumnat in Magdeburg, in welchem der junge Dichter seine ersten Studien treibt, seine ersten Gedichte schreibt und daneben eine romantische Freundschaft mit einem seiner Lehrer schließt, welcher sein erstes Aufsehen erregendes Büchlein „Was sich der Wald erzählt" eigentlich seinen Ursprung verdankt. Zum Schluß folgen einige Bilder aus der Reisezeit des Autors. B.

Unterm Birnbaum. Von Theodor Fontane. (Berlin G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.) — Fontane wandelt in dieser kleinen Erzählung in Temme's criminalistischen Spuren, ohne dabei jedoch die schönen Eigenthümlichkeiten seiner Erzählungsart zu verleugnen. In dem Gasthause eines Oderbruchdorfes, unter den Platt redenden Bauern, deren Kreis nur ab und zu durch ein fremdes Element erweitert wird, spielt sich die Geschichte eines Verbrechens, eines Raubmordes ab, den der Schankwirth an einem Geschäftsreisenden begangen hat. Die Charakterisirung dieses Wirthes und seiner Frau ist vortrefflich; die Frau geht an den Gewissensbissen, die ihr die Theilnahme an dem Verbrechen verursachen, zu Grunde; der Mann, welcher mit besonderer Klugheit den schon früher gegen ihn wachgewordenen Verdacht zu entkräften gewußt hatte, ist dagegen eine starke Natur und weiß sich scheinbar ruhig aufrecht zu erhalten, bis er von der Nemesis erreicht wird. Man wird bei der Lectüre unwillkürlich öfters an das verbrecherische Ehepaar erinnert, das Shakespeare geschaffen: an Macbeth und Lady Macbeth. — Wie kein Anderer versteht es Fontane, den Localton eines märkischen Dorfes wiederzugeben. An seiner Darstellung des scheinbar einfachen und doch so bewegten Lebens im Dorfkruge, welche, trotz des schrecklichen Stoffes, Humor und Ernst so glücklich zu mischen weiß, wird Jeder Gefallen finden, der dem echten Realismus in der Dichtung huldigt. B.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

In jeder Buchhandlung:
Buchholtzens in Paris. 3 M., geb. 4½ M. Grosser Erfolg. Amüs. Familien-Buch. Stets neue Aufl. Verlag: A. Unflad in Leipzig.

Kleine antike Büsten
in brillanter Ausführung von Elfenbeinmasse.
Venus von Milo u. Hermes des Praxiteles, Apollo vom Belvedere und Diana von Versailles, 13 cm, mit kleinen schwarz polirten Holzuntersätzen 21 cm hoch Stück 5 M.
Klytia und Eros, 11 cm, mit Untersätzen 19 cm hoch, Stück 4 M.
empfiehlt
G. Micheli,
Berlin C., Schlossfreiheit 8,9.
Firma und Wohnung genau zu beachten.

Soeben erschienene neue Bücher:
Silberstein, Aug., Landläufige Geschichten aus Dorf, Stadt und Alm. 2 Bde., à 3 M. 60 Pf.
Kohn, S. (Verf. v. „Gabriel"). Neue Ghettobilder. 3 M. —.
Ders. Des Stadtschreibers Gast. — Gerettete Ehre. 2 Erzählgn. 3 M.
Buchholtzens in Paris. 13. Aufl. 3 M.
Burdo, Am Niger und Benue. 6 Monate i. Hinterlande v. Kamerun. 1,80 M.
Zola, Moralische Novellen. 3 M. —.
Paradoxe über die Ehe. 4 M. —.
Gebund. je 1 M. — mehr. Zu haben durch alle Buchhandlgn. u. direkt vom Verlag: **Alb. Unflad** in **Leipzig.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:
Der Materialismus
im Verhältniss zu
Religion und Moral.
Von
Dr. F. Wollny.
Preis M. 1,50.
Verlag von Theodor Thomas, Leipzig.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—
„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Majunke,
Geschichte des **Culturkampfes.**
1. Lieferung zu 75 Pf. soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.
Ferdinand Schöningh
in **Paderborn** und **Münster.**

Vornehmstes Confirmationsgeschenk!
Die Abendmahlskinder.
Von
Esaias Tegnér.
Illustrirt von Erwin Oehme.
Quartformat.
Reichster Prachtband im Renaissancestil.
Preis 12 Mark.
Zweite Auflage.
Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

Vornehmstes Confirmationsgeschenk!
Frauenbilder
aus der
Blütezeit der deutschen Litteratur.
Von
A. Sauer.
Mit 15 ächten Bildnissen.
Kl. Quartformat.
Reichster Renaiss.-Prachtb.
Preis 10 Mark.
Zweite Auflage.
Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

Bad Reinerz
bei **Glatz in Schlesien, Klimatischer Gebirgs-Kurort,** 756 Meter über der Ostsee. **Kohlensäurereiche alkalisch erdige Eisenquellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder, Molken- und Milch-Kuranstalt.**
Angezeigt gegen: Tuberculose, chronische Catarrhe der Respirationsorgane, Magen- und Darmcatarrhe, sowie gegen chronisch-entzündliche Leiden der weiblichen Sexualorgane. Besonders empfohlen für Anämische und Reconvalescenten; ferner empfohlen als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt — **Saisondauer vom 1. Mai bis Anfang October.**

Verlag von Hermann Costenoble u. zu beziehen durch jede Buchhandlung.
Hochinteressantes Reisewerk!
Wanderungen eines Naturforschers
im ostindischen Archipel in den Jahren 1873—1883
von **Henry O. Forbes.**
Aus dem Englischen von Dr. med. **R. Teuscher.**
2 Bde. gr.-8. in eleg. Ausstattung, mit einer chromolithogr. Abbildung, zahlreichen Illustrationen u. 4 Karten. broch. 14 Mark, eleg. geb. 18 Mark.
Das Werk ist von bleibendem wissenschaftl. Werth u. doch auch für den Gebildeten hochinteressant und spannend geschrieben. Der Verf. berichtet über seinen Aufenthalt auf den Cocos-Keeling-Inseln, beschreibt ihren Bau, ihre Thiere, ihre Pflanzen, die atmosphärischen Erscheinungen 2c. Die 2. Abth. berichtet über Java. Die 3. Abth. behandelt Sumatra, die Lampongs u. d. Residentschaft Palembang. Die 4. Abth. führt nach Amboina, in dessen Inneres, nach Timor-Laut, einem bis jetzt fast unbekannten Lande. Die 5. Abth. berichtet über die Insel Buru u. den geheimnißvollen See des Inneren; die 6. Abth. schildert Timor, wo ein hochinteressanter Ausflug nach dem Inneren den Schluß bildet. Herr Professor Ernst Häckel hat „das sehr gut geschriebene und viel Neues und Originelles enthaltende Buch" für eine deutsche Bearbeitung empfohlen.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
RAPHAEL
sein Leben und seine Werke
von **J. A. Crowe** und **G. B. Cavalcaselle.**
Aus dem Englischen übersetzt von Carl Aldenhoven.
Zweiter Band. (Schluss.)
Mit 16 Tafeln in Lichtdruck. gr. 8. Preis geheftet: *M* 14.
— Elegant in Halbmaroquin gebunden: *M* 17.50.
Preis des completen Werkes: 2 Bände geheftet *M* 24.—
2 Bände in Halbmaroquin gebunden *M* 31.—

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 17. April 1886. Band XXIX.

CORNELL UNIVERSITY
MAY 5 1886
Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Grund- und Bodenfrage in den Vereinigten Staaten. Von E. Schlaeger. — Ernst von Teschenberg. Von G. J. Gutmann. — **Literatur und Kunst:** Joseph Victor Scheffel. — Die Wahrheit in der menschlichen Gesellschaft. Von Rudolf von Ihering. — Der Faust-Tragödie dritter Theil. Von Theophil Zolling. (Schluß.) — **Feuilleton:** Eine, die ihren Beruf verfehlte. Von Rudolf Elcho. — **Aus der Hauptstadt:** Die Ausstellung der Königlichen Porzellanmanufactur. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Die Grund- und Bodenfrage in den Vereinigten Staaten.

Von E. Schlaeger.

„Latifundia perdidere Italiam", diese so oft wiederholte Sentenz des jüngeren Plinius, wird jetzt bereits dem Volke der „unerschöpflichen Hülfsquellen", dem „neuen Rom" zwischen dem atlantischen und stillen Ocean, den fünfzig Millionen der nordamerikanischen Union mit dem Tone dringlicher Mahnung und Warnung von amerikanischen Stimmen wiederholt zugerufen. Die ungeheure Ausdehnung eines Continents hat nicht hingereicht, um den sich herandrängenden Millionen die allein zuverlässigen Mittel einer unabhängigen Existenz zu liefern, den eigenen, freien Grundbesitz. Das so lange und so stolz gesungene Lied vom Onkel Sam, der reich genug ist, um Jedem von uns ein Bauerngut zu gewähren, droht in wenigen Jahren zur Legende zu werden, zum Märchen „Es war einmal". Die Statistiker berechnen bereits, daß mit dem Ende des Jahrhunderts, wenn nicht schon früher, der Vorrath des öffentlichen Landes, welcher unter dem Heimstättegesetz für wirkliche Ansiedler bestimmt und vorbehalten ist, vollständig erschöpft sein wird. Und wer an diesem Verschwinden des neurömischen ager publicus dennoch Zweifel hegen sollte, den werden andere Zahlen, dem letzten Census von 1880 entnommen, davon mittelbar überzeugen: Er wird aus ihnen ersehen, daß die Vereinigten Staaten nicht mehr das gepriesene Land von vielen Millionen selbstständiger Farmer oder Kleinbauern sind, sondern daß in den letzten 25 Jahren der Grund und Boden in so überwiegendem Maße in Großgrundbesitz sich verwandelt hat, daß eine bis dahin unbekannte Classe, die der abhängigen Pächter, bereits die Zahl von einer und ein viertel Million übersteigt und der englisch-irische Landlordismus eine Gefahren aller Art heraufführende Institution der Neuen Welt geworden ist. Man begreift in der That nicht, wie das Aufsteigen dieser Gefahren so vollständig unbeachtet bleiben, wie man sich in Bezug auf die Zukunft des Landes so lange in Täuschungen bewegen konnte. Die im Januar- und Februarheft der North American Review veröffentlichten Zahlen und Erwägungen scheinen auf die amerikanischen Massen wie ein Blitz aus heiterem Himmel herniedergefahren zu sein. Obgleich die Censusstatistik schon seit mehreren Jahren vorlag, hatte doch Niemand das dadurch gepredigte Mene mene tekel bemerkt oder verstehen wollen. Erst die Amtsberichte des Bundeslandcommissars Sparks im October 1885 gaben das Alarmsignal, welches die Leiter der erwähnten Revue zur Aussendung eines geeigneten Mannes nach dem Westen veranlaßte, um von der außerordentlichen Wandlung im Besitzstande der großen Prairiestaaten und Gebiete genauere Kunde zu bringen. In wenigen Wochen wurden vier Auflagen der Januarnummer nothwendig. Die Tagespresse, namentlich die des Westens, nahm die jetzt plötzlich in ihrer unheimlich ernsten Bedeutung erkannte Untersuchung weiter auf, die öffentliche Meinung wurde fieberhaft erregt, und Congreß wie die Gesetzgebungen der Einzelstaaten beeilten sich, den „rasenden See" mit Opferangeboten zu glätten und zu beruhigen. Allerdings werden die bis dahin vorgeschlagenen Maßregeln nicht entfernt im Stande sein, den durch frevelhafteste Verschleuderung der Bundesländereien an Eisenbahnen und Speculanten angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Sie werden höchstens hinreichen, um den Rest der Staatsdomaine, welche durch die Schuld der Nationalvertretung auf 200 Millionen Acres zusammengeschmolzen ist, vor weiteren Angriffen ausländischer und einheimischer Landhaifische zu schützen. Aber — und das ist das Wichtigste — die Landfrage ist von jetzt an auch für die Vereinigten Staaten auf die Tagesordnung gesetzt, und die Untersuchungen über den Einfluß, welchen die Anhäufung eines im Geldwerthe immer höher steigenden Grundbesitzes in den Händen der Wenigen auf die Vertheilung des nationalen Gesammteinkommens unter die Vielen, auf Löhne und Zinsfuß, auf das Wohlergehen der Massen schädigend ausübt, werden in noch umfassenderer Weise betrieben werden, als das bis dahin der Fall gewesen ist. Henry George, der bekannte Verfasser von „Progress and Poverty", wird von jetzt ab einen noch weit größeren Leser- und Zuhörerkreis um sich sammeln. Die Vereinigten Staaten finden sich fast mit einem Male einem in ihrer Mitte aufgesprungenen Feudaladel, einem neuen Mittelalter gegenüber und dazu ohne die mildernden Umstände, welche in ökonomischer Hinsicht wenigstens das Verhältniß der alten Ritter und ihrer Hörigen und Schollenpflichtigen umgaben. Der moderne amerikanische Landadel ähnelt vielmehr dem in Irland unter englischer Herrschaft aufgewachsenen System des „absenteeism" und „landlordism", in welches bereits die weiteste Bresche geschossen ist, und dessen Untergang offenbar vor der Thür steht. Die Pachtcontracte der theilweise thatsächlich der Rasse der irischen Landlords angehörigen Großgrundbesitzer im Staate Illinois sind womöglich noch drückender und aussaugender als die auf der grünen Insel in früheren Jahren. Denn in der letzten Zeit, und namentlich seit 1881, sind in Irland die eingreifendsten Verbesserungen von Seiten des Parlaments unter Gladstone's Leitung erfolgt. Die Höhe des Pachtgeldes wird auf Verlangen des Pächters von einer besonderen richterlichen Com-

Digitized by Google

mission festgesetzt, der Ersatz für in den Boden gestecktes Capital ist dem Pächter gesichert, kurz, eine Reihe von Maßregeln sind durchgeführt, welche thatsächlich die Erbpacht ins Leben gerufen haben, jene letzte Station, welche der Umwandlung des Pachtguts in freies bäuerliches Eigenthum voranzugehen pflegt. Während man in England diesem letzten Gliede in der Kette wie einer Katastrophe entgegensieht und sich bemüht, mit dem damit verbundenen Opfer von Millionen von Pfunden und der Erschütterung des Grundeigenthums in seiner bisherigen Gestalt überhaupt sich im voraus zu versöhnen, hat sich in den Vereinigten Staaten ein Colossal-Grundbesitz in den Händen von Corporationen und Einzelner aufgebaut, ohne daß sich Warner und Wächter gefunden hätten, welche für die Armen und Schwachen Gesetzesdämme zum Schutze ihrer Freiheit, Unabhängigkeit und bisherigen Lebenshaltung aufwarfen. Das enorme Wachsen der Grundrente hat bereits seine schädlichen Folgen, die Rentiers, erzeugt, eine bis dahin in den Vereinigten Staaten nur durch wenige Exemplare vertretene Classe. In der Mittelstadt Springfield, im Staate Illinois, schreibt die erwähnte Revue, wohnen gegen zweihundert Landlords (Eigenthümer von Pachtländereien), welche von dem Pachteinkommen ihrer in der Mitte des Staates gelegenen Ländereien leben. Die Kinder derselben lernen in Paris und London den großen Herrn spielen. Ein Grundbesitzer besitzt in einer einzigen Grafschaft allein 40 000 Acres und bezieht davon jährlich mehr als hunderttausend Dollars.

Die Chicago Tribune, welche diesem Großmogul und Irländer, Scully mit Namen, mehrere Spalten widmet, gibt sein aus Pachterträgen bezogenes Einkommen auf 200 000 Doll. jährlich an, die er meistens in London verzehrt. Und dabei entzieht sich der ausländische Millionär jeder Besteuerung seines Einkommens, indem laut Pachtcontract alle auf sein Land fallenden Steuern von den Pächtern ausschließlich getragen werden müssen, und ein Richter leider dahin entschieden hat, daß dasselbe Steuerobject, nämlich das Land, nicht zweimal zu Steuern herangezogen werden dürfe. Es wird also eigner neuer Gesetze dazu bedürfen. Der Zustand der Scully'schen Pächter, die seit den letzten Jahren nur noch aus Deutschen, Holländern und Skandinaviern bestehen, ist ein so gedrückter und materiell unbefriedigender, daß ihre Hütten wie ihr Land schon durch den äußeren Anblick von der Nachbarschaft freier Farmer auffallend abstechen. Es vollzieht sich an jenen derselbe Proceß in wenigen Jahren, welcher erst in Jahrzehnten im Mittelalter die freien Bauern zu hörigen Vasallen der Ritter herabdrückte. Manche haben sich allerdings, die Ergebnisse ihrer Arbeit im Stich lassend, in eine nackte und arbeitsvolle Freiheit zurückgerettet. Einigen ist es auch gelungen, auf Heimstätteland ein eigenes Bauerngut sich herauszuarbeiten, aber dieser Ausweg droht sich bald auf immer zu verschließen. Für die nächste Zukunft schon ist dem Unbemittelten die Gründung eines eigenen Heims auf dem Lande fast unmöglich gemacht. In den Bureaus der Landagenten in Chicago ist schon jetzt Wildland, d. h. nie bepflügte Prairie, nur noch für 15 Dollars der Acre (1½ Morgen) zu haben. Der Erwerb einer Farm von 160 Acres würde somit auf mehr als 2000 Dollars zu stehen kommen. —

Die Fachpolitiker sind offenbar von Angst vor dem kommenden Strafgericht ergriffen. Sie bemühen sich, Buße zu thun, um Gnade und Wiederwahl beim düpirten Volke zu finden. In Jowa ist bereits eine Bill eingebracht, nach welcher Ausländern für die Zukunft verboten ist, Grundeigenthum im Bereich des Staates auf ihren Namen zu erwerben. Denjenigen Ausländern, welche bereits solches Land besitzen, wird aufgegeben, dasselbe innerhalb dreier Jahre zu veräußern, oder sich der summarischen Enteignung desselben durch den Staat auszusetzen. Das solchergestalt vom Staate eingekaufte Land soll dann ausschließlich für wirkliche Ansiedler und Bürger bestimmt sein. Im Congreß liegt ebenfalls ein gegen die ausländischen Großgrundbesitzer gerichteter Gesetzentwurf vor, der sich namentlich auf den Erwerb von Ländereien in den Territorien bezieht, über welche bekanntlich dem Bunde das ausschließliche Verwaltungsrecht zusteht. In welchem Maße sich Ausländer in den Besitz von Bundesländereien zu setzen verstanden haben, ergiebt sich aus einem amtlichen Quellen entnommenen Verzeichnisse, nach welchem 29 ausländische Gesellschaften und Personen als Eigenthümer von nicht weniger als 20⅔ Millionen Acres in den verschiedensten Staaten und Territorien figuriren. Es befinden sich eine Anzahl englischer Lords darunter, z. B. der Herzog von Sutherland mit 425 000 Acres, Lord Dunmore mit 120 000, die Lords Houghton und Dunraven mit je 60 000; ein deutsches Landsyndikat mit einer Million Acres, die holländische Landgesellschaft in New-Mexiko mit 4½ Millionen Acres u. s. w. Es ist klar, daß diese enormen Anhäufungen von Landbesitz in so wenigen Händen nur durch Mißbrauch bestehender Gesetze und durch Corruption im Bundeslandamt selbst zu Stande kommen konnten. Es ist ein trauiges Zeugniß für den Charakter der früheren höchsten Beamten und eine schwere Anklage gegen den die Controle der letzteren nachlässig oder mitschuldig versäumenden Congreß, daß seit einer Reihe von Jahren offenbare Gesetzesverletzungen stattfinden konnten und daß gerade die Gesetze, welche den Unbemittelten den Erwerb einer Heimstätte sichern und erleichtern sollten, in den Dienst ausländischer und einheimischer Capitalisten gepreßt wurden. Dahin gehören das 1841 erlassene Gesetz über das Vorkaufsrecht wirklicher Ansiedler, das Heimstättegesetz von 1862 und das Aufforstungsgesetz von späterem Datum. Eine Menge von jenen Syndikaten und Lords abhängiger Leute ließ sich als Eigenthümer der unter jenen Gesetzen zu beanspruchenden 160 Acres eintragen, um bald darauf an ihre Auftraggeber auszuverkaufen. Und dies Verfahren wurde mit steter Anwendung falscher Eide so oft wiederholt, bis die Millionen-Farmen glücklich zusammengebracht waren. Dazu kamen in den Jahren des großen Bürgerkrieges die riesigen Bewilligungen von Land an die Continentbahnen. Erst 1872 wurde endlich weiteren Verschleuderungen der Riegel des Gesetzes vorgeschoben. Aber ungeheuere Strecken des besten Ackerlandes waren mittlerweile in die Hände der Eisenbahngesellschaften unwiderruflich übergegangen. Der Gesammtbetrag der für Eisenbahnen und Fahrstraßen bewilligten Unterstützungen in Land von 1850 bis 1869 belief sich auf 185 890 794 Acres oder 290 454 Quadratmeilen, eine Fläche, welche dem Gebiete von Großbritannien und Frankreich gleichkommt, und das von Spanien, Italien und der Schweiz übertrifft. Von diesen Millionen kommen auf die zwischen 1861 bis 1871 beschenkten Continentbahnen (Union Pacific, Central Pacific, Northern Pacific, Southern Pacific u. s. w.) nicht weniger als 135¾ Millionen Acres. —

Die Geschichte des Entstehens und Verschwindens der immensen Landreichthümer der Vereinigten Staaten ist die ins Colossale übersetzte des Raimund'schen Verschwenders. In beispielloser Weise regnete der neuen Republik von Anfang an das Glück in den Schooß, aber wie im „Verschwender" wird es mit unglaublicher Sorglosigkeit immer wieder zum Fenster hinausgeworfen. Ohne Staatsdomänen begann im Jahre 1789 der neue Bundesstaat seine Laufbahn. Auf seine Aufforderung traten ihm verschiedene Einzelstaaten der ursprünglichen Dreizehn das sogenannte Nordwestterritorium ab mit beinahe 230 Millionen Acres. 1803 kam das von Napoleon für 16 Millionen Dollar verkaufte, bis zum oberen Mississippi vom mexicanischen Meerbusen hinaufreichende Louisianagebiet hinzu mit 757 Millionen Acres. Florida wurde 1820 von Spanien erworben, ein Zuwachs von 38 Millionen Acres. Der Krieg mit Mexico und der ihn im Februar 1848 schließende Frieden brachte Neu-Mexico und Californien mit mehr als 334 Millionen Acres in nordamerikanischen Besitz. Die Annexion des unabhängigen Südstaates Texas vermehrte denselben um 65 Millionen, der Gadsden-Vertrag mit England um 29 Millionen, der Ankauf Alaskas von Rußland um 369 ½ Millionen. Im Ganzen ein Landerwerb von 1 823 180 387 Acres. Rechnet man davon, als für Besiedlung unbrauchbar, Alaska ab, ferner Gebirge und sonstige uncultivirbare Strecken (400 Millionen), die den Indianern vorbehaltenen Gebiete wie die zu Militärzwecken bei Seite gesetzten (zusammen etwa 157 Millionen), so bleiben 926½ Millionen Acres. Hiervon sind in den Besitz von Privaten und wirklichen Ansiedlern übergegangen: 300 Millionen. An die Einzelstaaten wurden zu Schul- und

Digitized by Google

Unterrichtszwecken verschenkt 161 Millionen, an Soldaten und Matrosen zur Belohnung von Kriegsdiensten 61 Millionen, für Canäle und Fahrstraßen 6 Millionen, zusammen 525 Millionen. Dazu kommen die bereits erwähnten 172 Millionen zur Unterstützung von Eisenbahnbauten. Es sind somit von dem ungeheuren Bundeslandreichthum von 900 Millionen nur noch 200 Millionen übrig, eine Summe, die gegen Ende des Jahrhunderts auf Null reducirt sein wird, indem die jährlich unter den Heimstätten und Aufforstungsgesetzen belegten Ländereien sich auf 10 Millionen Acres während der letzten fünf Jahre belaufen haben.

Wenn erst das amerikanische Volk dies Verschwinden dieser letzten Fetzen der Balzac'schen „Glückshaut" in seiner ganzen niederschmetternden Bedeutung begriffen und empfunden haben wird, können sich die das Land so lange mißregierenden Gewerbepolitiker auf eine Generalabrechnung gefaßt machen. In der That scheinen sie dergleichen zu ahnen und bieten deshalb Alles auf, um den bösen Tag wenigstens noch für eine Zeit lang hinauszuschieben. Sie sind jetzt ungemein eifrig dabei, durch Eröffnung des Indianergebietes den landhungrigen Schaaren des fernen Westens Neuland hinzuwerfen, wie man, von Wölfen verfolgt, sie eine Zeitlang mit hinter den Schlitten geschleuderten Fleischstücken sich vom Leibe hält. Bereits wird die Sioux-Reservation, welche den Eisenbahnen den Weg nach den metallreichen Schwarzen Bergen versperrte, mit dem Schienenkeil bedroht und in zwei Theile gespalten und damit den andringenden Schwärmen der weißen Männer preisgegeben. Ein gleiches Schicksal bereitet sich für das sogenannte Indianer-Territorium vor, die letzte Zuflucht der 300 000 Indianer des Continents jenseits des Missouri. Aber der wirklichen Lösung der Landfrage wird man damit nicht näher gekommen sein. Das rasche Wachsen der Bevölkerung wird die eröffneten Gebiete in wenigen Jahren gefüllt haben und dann die irische Landfrage ihre Wiederholung im Colossalstyl erleben. Daher schon jetzt das außerordentliche Interesse, mit welchem die amerikanische Presse die Grundablösungsstadien in Irland verfolgt. Man fühlt, daß res nostra agitur, daß Irland für die Zukunft Amerikas vorbildlich und typisch zu werden droht. Wenn man den wüthenden Kampf gegen den jetzigen Privatgrundbesitz in Irland und England studirt und im Geiste die Folgerungen für die Weiterentwicklung desselben zieht, wenn man den beginnenden Ansturm in den Vereinigten Staaten zunächst gegen die ausländischen Großgrundbesitzer und ihr Pachtsystem nach seiner Bedeutung fragt, wenn man den wachsenden Einfluß der Schriften und Reden Henry George's auf die öffentliche Meinung ins Auge faßt, so kann in der That der Bestand des Großgrundbesitzes, der modernen Latifundien, als gefährdet erscheinen. Und namentlich, wenn die ursächliche Verbindung, in welche George den Landbesitz und die steigende Landrente mit den periodischen, wenn nicht chronischen Handels- und Geschäftskrisen gebracht hat, sich als kritikfest herausstellen sollte. Eine Umgestaltung des Privateigenthums an Land, eine Unterordnung desselben unter die allgemeinen höheren Zwecke des Staates und der Gesellschaft wird unter den Aufgaben der nächsten wenn nicht schon der gegenwärtigen Generation die erste Stelle einnehmen müssen. —

Ernst von Teschenberg.

Von G. J. Güttmann.

Ein chinesisches Sprichwort nennt, im Gegensatz zu unserer occidentalischen Auffassung und Redeweise die Jugend reich an Jahren, weil sie noch einen Schatz an Jahren, gleichsam einen Reservefond besitzt, den der Mensch mit dem weißen Haar bereits angegriffen und theilweise verbraucht hat. In diesem Sinne schien der Mann auch reich an Jahren, den man vor Kurzem in Wien zur ewigen Ruhe bestattet hat. Ernst von Teschenberg, der am 25. Februar, noch nicht fünfzig Jahre alt, gestorben ist, schien noch reich an Jahren, er war reicher an Ehren und äußeren Erfolgen, am reichsten an innerer Bedeutung, an Talent und Wissen, an den vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens, nach allseitigem Urtheil der Besten Einer, die Oesterreich derzeit sein genannt hat. In seinem Scheiden hinterläßt er in seinem Vaterlande eine Lücke, deren Größe erst allmählich zu ermessen sein wird. Wien ist ärmer um einen Mann, der seit dem Tage, da er zuerst in seiner Gesellschaft auftrat, nicht einen Moment unbemerkt geblieben ist. Oesterreich ist ärmer um einen ausgezeichneten Beamten und Staatsmann, um einen Politiker, der noch zur Bewältigung der höchsten Aufgaben berufen schien, die deutsche Publizistik — und in der Republik der Literatur gibt es kein trennendes Nikolsburg und keinen Prager Frieden — die deutsche Publizistik ist ärmer um einen Schriftsteller, auf dessen Schultern der Mantel von Friedrich von Gentz gefallen zu sein, und der seinem großen Vorbild Alles abgelauscht zu haben schien, nur nicht — die Grundsatzlosigkeit.

Die Wirksamkeit eines Beamten oder Diplomaten, der nicht Minister oder Botschafter oder wenigstens Statthalter einer großen Provinz ist und der nicht in parlamentarische Kämpfe einzugreifen berufen erscheint, entzieht sich vielfach dem Auge des Publicums. Erst wenn sein Leib längst zu Staub zerfallen, kommt der bienenfleißige Gelehrte, der prüfende Forscher, kommt der Ranke oder Sybel, der Arneth oder Vivenot der Zeit und gräbt aus dem Staub der Registraturen und Archive die Zeugen heraus für die Thätigkeit des Verblichenen, und die Welt sieht dann staunend und halb freudig und halb schmerzlich bewegt, welch' ausgezeichneter Mann in ihrer Mitte geweilt und wie viel sie Einem verdankt, den sie, da er lebte, kaum gekannt, nie voll gewürdigt hat. Solcher Art war auch das Schaffen und Wirken Ernst von Teschenberg's; bedeutsam und wichtig für sein Vaterland, bedeutsam und von Interesse für Deutschland, an dem er mit schwärmerischer Bewunderung allezeit hing und dessen Freundschaft und Allianz zu pflegen seit Jahren sein Hauptberuf, sein Stolz und seine liebste Mühewaltung bildete. Am 21. Mai 1836 zu Oedenburg in Ungarn als Sprößling einer um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geadelten Familie geboren, verdankte er seine Erziehung und Ausbildung der berühmten altösterreichischen Pepinière, dem Wiener Theresianum. Zwölf Jahre, von 1847 bis 1859, studirte er dort, schon damals durch die Feinheit seines Geistes und seine Arbeitskraft Aufsehen erregend. Vom Theresianum ging er nach Berlin, wo er zu den Füßen und unter der Anleitung großer Meister rechtshistorische Studien trieb. Willig und dankbar hat er stets anerkannt, was der Aufenthalt in der damaligen preußischen Königsstadt für die Bereicherung seines Wissens und für die Ausreifung seines Talents bedeutet hat. Graf Wickenburg, der damalige Handelsminister, von jeher sein väterlicher Freund und Gönner, berief ihn als Concepts-Adjuncten in sein neuorganisirtes Departement und beschäftigte ihn bald mit wichtigen politischen Arbeiten. Teschenberg arbeitete gern, denn er war jung nnd ehrgeizig, aber auch das Vergnügen und die Lebenslust sollten dabei nicht zu kurz kommen. In der Schule war man fleißig, konnte man aber die Schule schwänzen, so war er auch dazu bereit. Stets hatte er, wie er selbst später erzählte, einen weichen Filzhut in seinem Schreibtisch verborgen, und wenn Minister und Hofrath gerade den Rücken gewendet

Digitized by Google

hatten, so schlüpfte der Herr Concepts-Adjunct gelegentlich auch gerne aus dem Haus und lenkte seine Schritte irgend einem stillen Orte zu, wo guter Wein um nicht allzuhohen Preis verzapft wurde. Wurde er dann im Amt gebraucht, so legte sein auf dem Ständer befindlicher hellglänzender Cylinderhut Zeugniß für seine Gegenwart ab, und der Herr Concepts-Adjunct wurde in der Registratur oder Bibliothek vermuthet, wo er offenbar emsig forschte .... Der Minister bewunderte aufrichtig das Genie seines jungen Freundes, einige der alten Hofräthe waren weniger erbaut davon. Seine überlegene Bildung, sein eminentes Stilgefühl, der Purismus seiner Sprache schien ihnen, die in den Traditionen des Franciscischen Amtsdeutsch aufgewachsen waren, „norddeutsche Affectation". Als einst in einem bereits von dem Minister signirten Erlaß die Worte vorkamen: „Dem löbl. Comité wird der Dank dafür ausgesprochen, daß es sowohl das Angenehme mit dem Nützlichen, als auch das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinigen gewußt hat" und Teschenberg den Act noch im Expedit auffing und beim Minister die Streichung des Gallimathias, den der Minister, ohne ihn zu lesen, approbirt hatte, erwirkte, da schüttelten jene alten Hofräthe die Köpfe und meinten, aus dem jungen Mann mit den „preußischen Ideen" würde nie ein richtiger Beamter werden ....

Staatsminister Schmerling dachte anders. Er suchte zur constitutionellen Reorganisation Oesterreichs mit der Laterne nach Talenten und berief Teschenberg zu sich in das Staatsministerium, vertraute ihm anfangs die Redaction der halbamtlichen „Wiener Abendpost", dann die der amtlichen „Wiener Zeitung" an. Der junge Beamte begann damals für alle möglichen Zeitungen zu schreiben, auch für einige unmögliche, und was er schrieb, wurde sofort bemerkt und fand den reichen Beifall der Kenner. Volle Beherrschung des Materials und der Sprache zeichneten ihn aus, wie wenige. Der Beamte in ihm trug den Publizisten, dieser jenen. In die Publizistik brachte er den vornehmen Geist des Politikers, das Verantwortlichkeitsgefühl des Staatsmanns, die Vorurtheilsfreiheit des Schriftstellers, in das Büreau den unbefangenen Blick des Journalisten, der keck in die Welt hinausschaut und aus dem Leben heraus aus dem Tage für den Tag arbeitet. Der Staatskanzler Metternich hat einmal gesagt, daß der laufende Tag für ihn keinen Werth habe, außer weil er der Vorabend des kommenden sei, „c'est toujours avec le lendemain, que mon esprit lutte". Der Geist des Staatsmanns muß immer mit dem kommenden Tage ringen, die Feder des Journalisten aber muß sich mit dem laufenden messen.

Schmerling fiel und Belcredi fiel und Graf Beust übernahm es, den Faden dort weiterzuspinnen, wo er von wenig geschickter Hand abgerissen worden war. Ein neues Oesterreich sollte auf dualistischer und parlamentarischer Unterlage aufgebaut werden. Wieder galt es, neue, nicht abgebrauchte Kräfte zu gewinnen, und wieder dachte man an Teschenberg. Er wurde als Hof-Secretär ins Ministerium des Aeußern berufen, und hier fand er den festen Boden, den reichen Wirkungskreis für sein kräftig erblühtes Talent. Mit 32 Jahren war er Sectionsrath, mit 34 Jahren Hof- und Ministerialrath, ein Rang, der dem eines General-Majors gleich steht. Wenig wichtige Staatsschriften sind aus der Wiener Staatskanzlei seither hervorgegangen, an denen er nicht in irgend einer Weise, anregend, mitarbeitend, feilend oder redigirend betheiligt gewesen wäre. Kaiserliche Thronreden, Ansprachen an die Delegationen, Rescripte an den böhmischen Landtag, Circularnoten, Instructionsdepeschen, Programm-Artikel, — zu Allem war seine Feder allzeit parat, und Alles bewältigte er mit gleicher Meisterschaft. Die Höhe seines Talents und seines Wirkens erreichte er unter dem Regime des Grafen Andrassy, der, weniger kenntnißreich als Beust und selbst wenig gewandt mit der Feder, in Teschenberg seine unentbehrliche Stütze fand. Er hatte schon 1867 den Kaiser nach dem Orient zur Eröffnung des Suezcanals begleitet, er begleitete den Grafen Andrassy nach Berlin zum Congreß, wo er an den wichtigsten Arbeiten, wenngleich nur in zweiter Linie stehend, theilnahm und insbesondere von dem Thronfolger des deutschen Reiches in der schmeichelhaftesten Weise ausgezeichnet wurde. Voll Selbstständigkeit im Denken, gestählten Geistes und innerlich klar wie selten einer, hat er es doch wunderbar verstanden, sich in den Gedankengang eines Anderen zu versetzen und das eigene Talent einem höheren Willen und der Entwickelung und Vertheidigung von Ansichten zur Verfügung zu stellen, die nothwendig nicht immer die seinen sein konnten. Nie hat ihm der Schlüssel zu den Ereignissen gefehlt, die sich in den Cabineten abspielen; wenn er einen Augenblick unsicher war, konnte es höchstens gegenüber von Begebenheiten sein, die ihren Ursprung auf der Straße nahmen. Als „deutscher Referent" hat er für die Pflege der Beziehungen der habsburgischen Monarchie zum neuen Reiche seine besten Kräfte eingesetzt; ihm, dem Bewunderer der deutschen Literatur, der einen förmlichen Goethe-Cultus trieb, war die Allianz der beiden mitteleuropäischen Kaisermächte fast ein Glaubensartikel, ein politisches Dogma. Daran durfte nicht gerüttelt werden, alles Andere war eher discutirbar. Dieser Bund war ihm Herzenssache und erschien ihm zugleich als segensreiche politische Nothwendigkeit. An seinem Zustandekommen mitgewirkt zu haben, bezeichnete er zuweilen als den werthvollsten Inhalt seines Lebens ...

Unter Haymerle und unter Graf Kalnoky trat Teschenberg, der 1876 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister ernannt worden war, etwas in den Hintergrund. Seine leidende Gesundheit trug die Hauptschuld daran, auch war den Nachfolgern Andrassy's, die beide nicht, wie der distinguirte ungarische Staatsmann, ihre Laufbahn in Zickzacksprüngen, sondern auf geradem Wege zurückgelegt hatten, der hochgebildete, gewandte Publizist, das „wandelnde Conversations-Lexikon", wie man ihn genannt hat, weniger unentbehrlich. Teschenberg wurde noch reich ausgezeichnet, er reorganisirte das zweite Departement des Ministeriums des Aeußern, das sogenannte „Informations-Bureau", er unternahm eine Reise durch die europäische und asiatische Türkei und Nord-Afrika, und auf Grund der Studien, die er dort machte, wurden die ersten Schritte zur Reorganisirung des österreichischen Consulatswesens eingeleitet, aber an der großen Politik nahm er in den letzten Jahren weniger Antheil. Ein Lungenleiden und eine Nierenkrankheit gleichzeitig, untergruben eine Constitution, die nie riesenfest gewesen war.

Teschenberg war zweimal verheirathet gewesen. Seine erste Frau, die ihm zwei Kinder geschenkt hatte, verlor er in tragischer Weise. Auf einem Künstler-Abend des Geselligkeits-Vereins „Hesperus" sank die reizende junge Frau von einem Herzschlag ereilt in die Arme ihres Tänzers und war nach wenigen Minuten eine Leiche .... Vier Jahre später schloß er einen zweiten Bund und führte Bianca Lucas, eine der ersten Schönheiten Wiens, zum Altar. Die Zeitungen haben sie eine Ballettänzerin genannt, sie war es nie. Kind einer guten Bürgerfamilie, hatte sie im Alter von 15 oder 16 Jahren drei- oder viermal in Balletvorstellungen mitgewirkt, das ist alles. Makart, mit dem eine innige Freundschaft das Ehepaar Teschenberg verband, hat die Züge der schönen Frau wiederholt auf die Leinwand gebannt. In seinem „Einzug Kaiser Karl V. in Antwerpen" schreitet sie vor dem Kaiser einher, die „Blondeste der Blonden". Auch aus der Ehe mit ihr sind zwei Kinder entsprossen, die beide noch im zarten Alter stehen.

Teschenberg war eine Künstlernatur. Nächst der Politik hat ihn nichts so sehr interessirt als die Kunst in allen ihren Gestaltungen. Malerei, Bildhauerei, Kleinkunst jeder Art, Architektur, Alles hat er leidenschaftlich geliebt, sich eifrig damit befaßt, und sein erlesener Geschmack, die Reichhaltigkeit seiner Kenntnisse machten ihn zu einer Autorität selbst im Kreise von Fachleuten und Sachverständigen. Gern verkehrte er mit Künstlern und Schriftstellern, auch das heitere Theatervölklein hat er allezeit geliebt, und nur zu zahlreich sind die Nächte, die er, gerne das Wort führend, bald Ernstes erzählend, bald in heiteren Reminiscenzen sich ergehend, in munterem Kreise zugebracht hat. Dann flossen ihm die originellen Einfälle und die drolligen Wendungen unerschöpflich von den Lippen. Dann geschah es wohl, daß er einigen Freunden vorschlug, eine „Gesellschaft zur Verachtung des 19. Jahrhunderts seit dem Tod Goethe's" zu gründen und plötzlich ausrief: „'s geht nicht, ich fürchte, die Leute werden

Digitized by Google

sich so in unsere Gesellschaft hineindrängen, daß uns Niemand zu verachten übrigbleiben wird."

Seit dem Tage, da Friedrich von Gentz gestorben und selbst Metternich etwas wegwerfend von dessen „Phantasiedienst" sprach, war die Publizistik, so wenig es ihr an eminenten Vertretern fehlte, in Oesterreich zwar benutzt, aber nicht in ihren Trägern gewürdigt worden. Ein Biegeleben, ein Weil, ein Bernhard von Meyer machten „Carrière", wie man zu sagen pflegt, nicht weil sie bedeutende Publizisten waren, sondern ohne Rücksicht darauf, fast könnte man sagen, trotzdem. Es wird das dauernde Verdienst Ernst von Teschenberg's bleiben, daß er die Publizistik in Oesterreich, und durch sie und mit ihr die Literatur in ihren Trägern, wieder zur Geltung gebracht, sie salon- und hoffähig gemacht hat. Erst eine spätere Zukunft wird über die Bedeutung seines politischen Wirkens volle Uebersicht und damit die Berechtigung zu einem abschließenden Urtheil gewinnen. Schon heute aber steht fest, daß er es war, der in einem büreaukratischen Staatsorganismus und einer von Bildungselementen wenig durchtränkten Gesellschaft dem Herrlichsten, was der deutsche Geist erzeugt hat, der Literatur, in ihren Werken und in ihren Trägern Anerkennung errungen und erzwungen hat. Wenn Wien längst aufgehört hat, ein „Capua der Geister" zu sein, wenn die Hauptstadt an der Donau jede Regung des deutschen Geistes mitempfindet, wenn ihre Reichsten und Vornehmsten eine neue Renaissance großmüthig fördernd vorbereiten helfen, wenn die Literatur und die Publizistik ihren Einzug gehobenen Hauptes in die Säle der österreichischen Fürsten und in die Cabinete der Wiener Staatskanzlei halten durfte, so ist das nicht zum geringsten Theile Ernst von Teschenberg's Verdienst.

Literatur und Kunst.

Joseph Victor Scheffel.

Der Sänger des „Gaudeamus", der seit vielen Wochen mannhaft mit dem Tode gerungen, weilt nicht mehr unter den Lebenden. Um ihn trauert die ganze Nation, die in ihm ihren populärsten Dichter verliert, vor Allem aber unsere Jugend, deren Sänger er war. So schön wie er hat vor und nach ihm kein deutscher Poet von der berauschenden Maienzeit des Lebens gesungen, so lustig hat keiner die übere schäumende Lebensfrische und Heiterkeit in dichterisch beschwingte Worte gekleidet. Das urwüchsig Starke in ihm war ein unerschütterlicher Optimismus, der nur selten sentimental wird, und dessen vorübergehend trübe Stimmungen höchstens dem Katzenjammer entsteigen. Eine kerngesunde Lebensanschauung, welche die Dornen neben den Rosen wohl sieht, aber sich in der Natur, in der Bücherei, beim feuchten genius loci gern tröstet. Die altgermanische Trinkerfreude und Wanderlust, die weinselige Stimmung lebt sich gewaltig in seinen Liedern aus, wird so ganz aus der Tiefe des süddeutschen Gemüthes geschöpft und klingt nirgends fröhlicher, herzlicher, volksthümlicher. An Nachahmern hat es Scheffel nie gefehlt, aber auch nicht einer hat diesen treuherzigen, naiven Ton der Weinseligkeit getroffen, und wenn sie ihm auch noch so geschickt seine Aeußerlichkeiten abgeguckt haben, die ja leicht nachzuahmen waren. Darum ist er namentlich der Sänger der akademischen Jugend und der nachdenklichen Zecher geworden. Mit welcher Begeisterung haben wir nicht selbst auf der Heidelberger Corpskneipe diese feuchtfröhliche Lyrik in die Luft hinausgejubelt; mit ihm priesen wir die Stadt an Ehren reich, den verflucht seinen Tropfen der Pfalz und die Streiche des Rodensteiners und seines wilden Heers! Das sind Naturlaute Gemüthstöne, die dem deutschen Studenten ans Herz greifen und so lange dieser jung bleibt, wird es auch sein Lied und sein Sänger sein.

Aber Scheffel war überdies ein Mann wissenschaftlicher Forschung, dichterischen Ernstes. Lyrik und Naturwissenschaft, Epik und Archäologie — er hat allzweibeide vereinigt. Er ist ein Schöpfer des historischen Romans. Sein „Ekkehard", diese herrliche culturgeschichtliche Chronik, ist echt und treu bis ins Einzelnste, aber dabei doch frisch empfangen, farbig hingeworfen, dichterisch gefühlt. Keine schweißerfüllte Gelehrtenarbeit, sondern ein wahres Volksbuch, das nicht minder lange leben wird, als seine übermüthigen Trinklieder, und sein lieblicher Romanzencyklus des „Trompeters von Säkkingen" mit dem weltbetrachtenden Kater Hiddigeigei.

Scheffel war ein glücklicher Mensch. In den besten Verhältnissen aufgewachsen, nur kurze Zeit im Staatsdienst, fast immer ein freier Poet. Seine Studentenlieder hatten ihn schon jung bekannt gemacht. Mit kaum dreißig Jahren schrieb er den „Trompeter von Säkkingen", der bis heute 127 Auflagen erlebte. Länger brauchte „Ekkehard", um durchzudringen, aber schließlich holte er das Versäumte redlich ein: die 82 Auflagen beweisen es. Was er in den letzten zwanzig Jahren gesungen ist minder frisch und sympathisch; wir erinnern nur an das ganz byzantinisch angehauchte Festspiel: „Der Brautwillkomm auf der Wartburg" (1873). Das ist der alte Scheffel nicht mehr, den wir Alle so hoch halten und mit Recht feiern. Zuletzt wurde der Verfasser gar in den erblichen Adelstand versetzt, die Stadt am Oberrhein, die sein „Trompeter" verherrlicht, machte ihn zum Ehrenbürger, Heidelberg feierte ihn mit Schmaus und Feuerwerk, und zu seinem 60. Geburtstage nahm er in fröhlicher Laune die Wünsche von Alldeutschland entgegen, — dann mitten im höchsten Triumph der Kampf mit dem Tode, lang und hartnäckig, wie es einem starkknochigen Schwaben ziemt, und jetzt die allgemeine Trauer seines Volkes. . . . Er war ein glücklicher Mensch, und diesen uns zu schildern, mag einer mehr berufenen Feder vorbehalten bleiben. Uns drängte es, an seinem frischen Grabe kurz auszusprechen, was wir Alle an ihm verlieren. Ein Freund unseres Blattes, der kunstsinnige Berliner Sammler Herr Alexander Meyer Cohn, theilt uns zwei interessante Briefe Scheffel's mit, die das Wesen des Menschen und Poeten besser schildern, als manche lange Charakteristik. Der erste ist schon gegen dreißig Jahre alt, also aus Scheffel's bester Zeit, und an einen Illustrator der „Fliegenden Blätter" gerichtet, dem die „typische Gestalt des Rodensteiners" ans Herz gelegt wird.

Lieber Freund.

Nach langer trauriger Zeit möchte ich Ihnen einen Gruß schicken. Beiliegendes Blatt macht Ihnen, dem vortrefflichen Gestalter des Rodensteiners, vielleicht Freude, — u. den fliegenden Blättern, die ich bestens zu grüssen bitte, auch. Ich meine, man könnte den Rodenstein, so wie er das wilde Heer anführt, zu einer typischen Gestalt machen, auf die — poetisch wie malerisch — noch Vieles aus großer Vergangenheit des Trinkens abgeladen werden könnte.

Ich werde nach Kräften hier in Heidelberg, wo allezeit viel am Zapfen gesessen wird, mich um seine weitern antecedentia bemühen. Die drei Dörfervertrinkung des beiliegenden Liedes würde, wie mir scheint, drei schöne Illustrationen verdienen

1) der große volle Saus und Braus
2) weitertrinkend mit mäßigern Mitteln
3) abgebrannt (oder der Blick in die Zukunft, wo die Jugend das dritte Dorf vertrinkt).

Ueberlegen Sie sich die passendste Form. Aber behalten Sie ja die Rodensteinsfigur vom wilden Heer in ihren Grundzügen bei.

Das wilde Heer mit Ihrer prächtigen Illustration ist hier sehr heimisch und sangbar geworden.

Dabei fällt mir noch was ein. Ich kenne Niemand, der mit Compositionen bummliger, aber schöner Musik sich befaßt. Wüßten Sie nicht vielleicht in München einen sachkundigen Mann, der sich entschlösse, das zeitgemäße eble Ausschreiben des Mainzer Carnevals durch musicalische und „dem 11. närrischen Zwecke entsprechende" Inmusiksetzung dieser Rodenstein-Trilogie zu honoriren?

Komische Musik! — — ich meine, die sollte auch noch eine Zukunftsmusik werden können.

Aber die Frist — 22. Dezember, ist kurz. Vielleicht wissen Sie einen „richtigen" Componisten.

Digitized by Google

Ich grüße Sie von ganzem Herzen, und möchte gern wieder einmal in München und auf Ihrer traulichen kleinen Stube sein. Aber meine Erinnerungen sind allzu herb, als daß ich an ein Wiedersehen denken kann. Ich vegetire so hin; zur Zeit in Heidelberg, wo ich den Winter über bleibe,

Adresse: bei Geh. Rath Leonhard am Klingenthor,

— oft fröhlich — noch öfter traurig, — u. dem Leben keinen Reiz mehr abgewinnend.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie gut

Ihrem

Jos. Victor Scheffel.

Heidelberg,
29. Sept. 1857.

An Herrn v. Schwind sowie an seine Gemahlin und die Kinder — und die ganze holzvertäfelte unterirdische Clause, wo ich so manchen Abend fröhlich saß — tausend Grüsse.

Was wohl Scheffel im Grunde seines Herzens von seinem neusten und so erfolgreichen „Trompeter"-Componisten Victor Neßler gedacht haben mag? Man sieht hier, daß sein Ideal eine komische Musik war, die auch noch eine Zukunftsmusik sollte werden können. Nein, Neßler, dem jeder humoristische Zug abgeht — man denke an das lederne Podagra-Lied, eine matte Lortzing-Reminiscenz! — der die ernst gemeinten Lieder in eine sentimentale Sauce taucht und blos mittelmäßige Liedertafelmusik hervorbringt, das ist nicht sein „richtiger" Componist. Drollig ist hier auch Scheffel's pessimistisches Geständniß, daß er dem Leben keinen Reiz mehr abgewinnt, weil dies seltsam contrastirt mit der neckischen Versicherung, daß er sich in Heidelberg, „wo allezeit viel am Zapfen gesessen wird", um die Antecedentien des Rodensteiners nach Kräften bemühen werde. Ja ja, trotz alledem gaudeamus! . . .

Den gelehrten und doch so gemüthlichen Scheffel zeigt uns der zweite Brief. Wir sehen hier den Germanisten, der seinem Studienfreunde G. Rapp über seine allemannischen Wanderungen berichtet.

Verehrter Freund!

Von Jahr zu Jahr ein Lebenszeichen sollten sich alte Freunde und Wandergenossen geben. Mich hat's nach verschiedentlichem Lebensschicksal auf süddeutschem und schweizerischem Boden wieder an den Ort, wo die Wiege stand, zurückgeführt. Es gibt vielleicht einmal Gelegenheit, mündlich Viel zu erzählen. Ich bin nicht ganz sicher, wo zur Zeit Deine provincia, d. i. wie wir's am Lyceum übersetzen mußten „der Schauplatz Deiner Amtsthätigkeit" ist. Sollte es Bernhausen bei Stuttgart sein, so bitte ich um Nachricht und Wegbezeichnung von Stuttgart aus, da ich in diesem Fall, wenn Gott Leben und Gesundheit schenkt, im Lauf der nächsten Frühjahrszeit einmal einen Gang dorthin richten könnte.

Zu sprechen wär' über Mancherlei, z. B. keltische Ringwälle; seit Laubenhausen hab ich einen prächtig erhaltenen auf dem 2ten Gipfel des Blauen bei Badenweiler entdeckt, in der Rheinpfalz und am Donnersberg etliche beschritten ꝛc. sodann über germanistische Studien und die Frage wo Germanica gegenwärtig liegt und über viel Anderes.

Ich hoffe daß Gott Dir ein fröhliches Alter, gute Pfarrkinder und möglichst wenig Weltlärm beschieden hat und bescheiden möge.

Hierlands ist man staatlich ein Apfel, in dem der Wurm arbeitet, während die auf dem Stroh liegende Seite zu faulen beginnt.

Um diesem Brief auch einen eigennützigen Character zu verleihen, schlage ich Dir einen Tausch vor und übersende brevi manu den Trompeter, mit welchem ich gelegentlich ein jugendfröhliches Herz zu erfreuen bitte. Dagegen erbitte ich mir ein Exemplar Deines von mir vielgelesenen und vielverehrten Heliand aus; ich habe das Deinige der Donaueschinger Bibliothek in memoriam parochi Trossingensis einverleibt, wo es wohlgeborgen steht.

1866 war für einen guten Schwaben ein schlechtes Jahr. Gott geb uns bald ein besseres.

In alter Freundschaft und Ergebenheit

Jos. Victor Scheffel.

Karlsruhe, 8. Novemb. 1866.

Merkwürdig ist besonders der Stoßseufzer, daß 1866 für einen guten Schwaben ein schlechtes Jahr war. Scheffel, wie damals sein Landsmann Vischer und andere tüchtige Köpfe, war großdeutsch mit einem starken Stich ins Particularistische. Nun, auch er hat bald darauf seinen Frieden mit Preußen geschlossen und dem wieder aufgerichteten Deutschen Reiche aus vollem Herzen zugejubelt. Noch wenige Monate vor seinem Tode machte er sogar der neuen Reichshauptstadt in aller Stille einen Besuch, wobei er jeder Feierlichkeit aus dem Wege ging und mit einigen guten alten Freunden oft lustig „am Zapfen" saß. Berlin, wie er uns sagte, imponirte ihm gewaltig, aber er sehnte sich doch sehr nach seiner süddeutschen Heimat zurück, in der er mit allen Fasern seiner Seele wurzelte. Wir schieden damals von ihm mit einem fröhlichen: Auf Wiedersehen! Heute wählen wir als Abschiedsgruß den wehmüthigen Refrain eines seiner schönsten Lieder: „Behüt' Dich Gott! Es hat nicht sollen sein!"

Die Wahrheit in der menschlichen Gesellschaft.

Von Rudolf von Jhering.

Ohne Wahrhaftigkeit kann die Gesellschaft nicht bestehen — damit ist das Wahrheitsgebot in einer Weise dargethan, gegen die kein Widerspruch aufzukommen vermag, und welche die Unabweisbarkeit desselben auch dem blödesten Verstande einleuchtend macht. Ist aber dieser Satz wahr, so ist damit auch die sittliche Verwerflichkeit der Lüge über allen Zweifel erhoben: wer lügt, tastet eine der Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung an. Ob die Lüge Jemandem schadet oder nicht, kommt dabei nicht in Betracht. Das ist blos die nächste unmittelbare Wirkung derselben, von der wir die entferntere mittelbare für die Gesellschaft zu unterscheiden haben. Der Standpunkt zur Beurtheilung der letzteren ist nicht der dieses einzelnen Falls — diese einzelne Lüge wird das Vertrauen zur Wahrhaftigkeit nicht erschüttern — sondern der abstracte, kurz ausgedrückt: die Lüge als allgemeine Maxime. Was von dem Falle gelten würde, wenn Alle oder Viele lögen, hat auch von dem zu gelten, wenn ein Einzelner lügt, es kann etwas in thesi nicht gesellschaftswidrig sein, was es nicht auch in hypothesi ist. Die Schlacht geht darum noch nicht verloren, daß Einzelne fliehen, was würde aus dem Heere, wenn ihr Vergehen nicht bestraft würde? Ganz dasselbe gilt von dem einzelnen Lügner — was würde aus der Gesellschaft, wenn Alle oder Viele lögen?

Nur die beschränkte sinnlich-geistige Natur des Menschen, die ihn nöthigt, die Wahrheit, statt sie allein durch sich selber zu gewinnen, aus zweiter Hand zu beziehen, verleiht der Lüge ihren gefährlichen und damit ihren gesellschaftswidrigen, d. i. unsittlichen Charakter. Die Behauptung: „die Wahrheit sei nicht um des Menschen willen, sondern der Mensch um der Wahrheit willen da", enthält einen Ausfluß jenes ungesunden, sich selbst übergipfelnden ethischen Idealismus, der in der sittlichen Welt an die Stelle der menschlichen Gesellschaft die Idee setzt und consequenter Weise auch dahin gelangt ist, den sittlichen Principien selbst für gedachte höhere Wesen über dem Menschen Geltung zu vindiciren (Kant). Die ganze Sittlichkeit aber ist nichts, als der durch die Erfahrung ermittelte Inbegriff der menschlichen Lebensbedingungen — an Stelle der Menschen ein anderes Wesen gesetzt, ein höheres oder ein niederes, und die ganze Sittlichkeit würde eine andere werden, denn jedes Gesetz, selbst das Naturgesetz, findet seinen Grund und sein Maß in dem Endzweck der ganzen Schöpfung: der Erhaltung dessen, was sie geschaffen hat, — alle Gesetze ohne Ausnahme sind hypothetisch.

Digitized by Google

Wäre jene Auffassung des Wahrheitsgebotes die richtige, so müßte jede Uebertretung desselben unsittlich sein, und es macht einen seltsamen Eindruck, wenn diejenigen, welche dasselbe in dieser schroffen Gestalt aufstellen, gleichwohl Ausnahmen zulassen, dann muß man vielmehr auch den vollen Muth der Consequenz haben und jede Ausnahme verwerfen.*) Es gibt nur eine Alternative, entweder die Welt ist um der Wahrheit wegen, oder die Wahrheit ist um der Welt wegen da — alles andere ist Halbheit, und wer vor den praktischen Consequenzen des ersten Satzes zurückschrickt, muß ihn selber opfern, oder richtiger: er bekennt sich, ohne es zu wissen, zu dem zweiten.

Und dazu hat sich auch das Volk von jeher bekannt. So wenig wie alle anderen sittlichen Gebote ist auch das Wahrheitsgebot der Menschheit in die Wiege gelegt, sie hat es nicht bekommen auf dem Wege einer aprioristischen Eingebung oder der allmählichen Entfaltung eines in dem Menschen keimartig beschlossenen Triebes zur Wahrheit, sondern sie hat es finden müssen und zwar finden an der Hand der Erfahrung, welche sie über die Nachtheile, die mit der Lüge verbunden sind, aufklärte.

So hat denn auch die Entwickelung des Wahrheitsgebotes in der Menschheit Schritt gehalten mit ihren realen Zuständen. Nicht die Wahrheit ist das Ursprüngliche gewesen, sondern die Lüge. Das beweist die Erfahrung beim Kinde, welches in aller Naivetät lügt, und auf diesem kindlichen Standpunkte befinden sich noch heutzutage manche Naturvölker (z. B. die Südseeinsulander); sie erblicken in dem Lügen ein unschuldiges, harmloses Spiel der Phantasie, Dichten und Erdichten fallen hier noch zusammen. Mit der Lüge läßt auch die mosaische Schöpfungsgeschichte den Adam beginnen, und die Erzväter setzen das Lügen munter fort und fügen noch das Betrügen hinzu. Abraham lügt, daß sein Weib seine Schwester sei (Moses I, 12, 13; 20, 2), ebenso Isaac (26, 7), Jacob betrügt unter Anleitung der Mutter seinen Bruder um den Segen (27, 9—14), wird dann seinerseits von Laban betrogen, der ihm die falsche Tochter unterschiebt (29, 21—25), und dem er seinerseits wieder den Streich mit den Lämmern spielt (30, 37—43). Der Verehrung der Juden vor ihren Stammvätern hat dies keinen Abbruch gethan, woraus sich ergibt, daß sie das Lügen und Betrügen mit gänzlich anderen Augen angesehen haben als wir.

Ganz dasselbe wie vom jüdischen gilt auch vom griechischen Alterthum. Hier lügen und betrügen selbst die Götter, Hera betrügt den Gatten Zeus, Pallas Athene nimmt jegliche Gestalt an, die ihr passend erscheint, um die Sterblichen zu täuschen, und an Hermes findet die Lüge sogar ihren eigenen Gott — Beweis genug, daß zu der Zeit, als die griechische Mythologie sich bildete, das Volk in dem Lügen und Betrügen noch nichts erblickte, was sich mit der Vorstellung eines Gottes nicht vertrug. Den Erzvätern der Juden entspricht der erfindungsreiche, d. h. deutlicher ausgedrückt der verlogene Odysseus, dieser, um mich eines türkischen Ausdrucks zu bedienen, Vater der Lüge des griechischen Alterthums, und bei Homer gereicht ihm diese Eigenschaft so wenig zum Vorwurf, daß er umgekehrt darob hoch bewundert, gepriesen und gefeiert wird. Erst dem inzwischen fortgeschrittenen sittlichen Bewußtsein der spätern Zeit erscheint er wie die ganze Götterwelt in anderem Licht (Euripides), derselbe Umschwung wie er später bei den jüdischen Schriftstellern sich auch in Bezug auf die Beurtheilung der jüdischen Urzeit vollzieht (Hosea 12).

Bei den Römern ist der Betrug in Handel und Wandel erst in sehr später Zeit verboten worden, der dolus war ursprünglich im Handelsverkehr schlechthin erlaubt, und erst allmählich schied sich der dolus malus vom bonus (S. 581), zuerst in der Sitte, die jenen in gewissen Vertrauensverhältnissen mit Infamie belegte, dann im Recht, welches ihn bei den contractus bonae fidei schlechthin verpönte und außerdem noch eigene Klagen zur Verfolgung desselben aufstellte (zuerst die speciellen Dolusklagen, dann die generelle actio de dolo).

Ob es bei den Germanen anders gewesen? Arminius verdankte seinen Sieg über den Varus dem Verrath, der große Theodorich belastete sich mit dem Morde des Odoaker gegen das ihm gegebene Wort, die Franken waren das verlogenste Volk der Welt, die Nibelungensage endet mit dem Verrath der Chrimhilde, unter den germanischen Göttern sitzt auch Loki, der Gott der Lüge, ein Seitenstück zum griechischen Hermes.

Und wenn wir neben diesen Zeugnissen der Sage, Geschichte und Mythologie auch das der Sprache vernehmen wollen, so enthält der Reichthum der Wendungen, mit dem sie die wissentliche Täuschung bezeichnet, eine Aussage, die jedes Commentares entbehren dürfte.*)

Die Thatsache, die wir damit constatirt haben, hat als solche keinen weitern Werth, als daß sie die zeitliche Entwicklung des Wahrheitsgebots außer Zweifel stellt, womit sich auch die von uns bekämpfte nativistische oder empiristische Wahrheitstheorie vertragen würde, indem sie uns entgegensetzen könnte: der dem Menschen angeborene Wahrheitstrieb sei erst allmählich zur Entfaltung gekommen. Ihren Werth als Argument für die Richtigkeit unserer realistischen Wahrheitstheorie gewinnt jene Thatsache erst dadurch, daß wir den ursprünglichen Zustand und den später sich vollziehenden Umschwung unter dem praktischen Gesichtspunkte beurtheilen. Um den Gegensatz einmal recht schroff auszudrücken, so behaupte ich: es hat für alle Völker eine Zeit gegeben, wo die Lüge nicht blos praktisch ungefährlich, sondern nöthig war, (in der ersten Richtung will ich sie als Betrug, in der zweiten als List bezeichnen), erst als die Verhältnisse, welche dies bedingten, sich änderten, und in demselben Maße, als dies geschah, ist das Wahrheitsgebot zur Geltung gelangt.

So vollzieht sich also die historische Entwicklung des Wahrheitsgebotes nach Maßgabe seiner praktischen Nothwendigkeit — unbekannt, so lange es entbehrlich war, stellt es sich ein, als der Fortschritt des Lebens es erheischte. Und ganz dasselbe Verhältniß bewährt sich bis auf den heutigen Tag an der Erfahrungsthatsache, daß das weibliche Geschlecht es mit der Wahrheit minder streng nimmt als das männliche. Wenn das Leben, d. h. die Erkenntniß von der Nothwendigkeit der Wahrheit in allen Verhältnissen des Lebens die praktische Schule der Wahrheit bildet, so muß nothwendigerweise der Mann dieser Belehrung in ungleich höherem Grade theilhaftig werden, als das Weib, denn die Welt, in der sie sich bewegt, ist die der vier Wände: das Haus, die Welt des Mannes ist die ganze große, weite Welt: Handel und Wandel, Geschäftsverkehr, Amt, Wissenschaft, und überall predigt sie ihm das Gesetz der Wahrhaftigkeit. Was bedeutet praktisch die Unzuverlässigkeit, Unwahrhaftigkeit der Frau gegenüber dem enormen Unheil, welches dieselbe beim Manne in öffentlichen Vertrauensstellungen und selbst im Geschäftsleben anstiften kann? Hat die Erkenntniß der Gemeingefährlichkeit der Lüge dem Menschen das Auge über ihre Verwerflichkeit geöffnet, so muß nothwendigerweise das Gefühl von der Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit im Manne stärker entwickelt sein als im Weibe. Wahrhaftigkeit ist die specifische Tugend des Mannes, Liebe die der Frau, in Bezug auf die erstere schlägt der Mann die Frau, in Bezug auf letztere die Frau den Mann. Bei Beiden ist dies die Folge der ihnen zufallenden eigenthümlichen Aufgabe, das Kind richtet an die Mutter die Anforderung der Liebe, das Leben an den Mann die der Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit. Die Liebe — ich meine die echte, wahre, die hingebende, sich selbst vergessende — diese Liebe ist erst durch

*) So that es Augustinus; welcher behauptete: wenn auch das ganze menschliche Geschlecht mit einer einzigen Lüge zu retten wäre, so müßte man es lieber verloren gehen lassen, als eine Unwahrheit sagen. So Fichte, der auf die Frage, was der Mann machen solle, wenn er voraussehe, daß die todtkranke Frau an der durch die gewünschte Mittheilung der Wahrheit (Tod des Kindes) bewirkten Gemüthserregung sterben würde, antwortete: stirbt die Frau an der Wahrheit, so laß sie sterben.

*) Im Deutschen: Lüge, Betrug, Lug und Trug, List, Hinterlist, Arglist, Falschheit, Tücke, Heimtücke, Verstellung, Gaunerei, Schlauheit, Verschlagenheit, Verschmitztheit, Schelmerei, durchtrieben, gerieben. hintergehen, täuschen, belügen, betrügen, berücken, anführen, überlisten u. s. w. Neben der deutschen kann sich auch die lateinische sehen lassen: fraus, dolus, astutia, calliditas, fallacia, dissimulatio, commentum, perfidia, fraudare, circumvenire, decipere, fallere u. a. m.

Digitized by Google

die Mutter in die Welt gekommen — und auch sie nicht von allem Anfange an, sondern auch sie hat wie alle Tugenden sich erst allmählich entwickeln müssen, auch sie ist ein Product der Geschichte, aber die Natur hat durch das Kind: die Hülflosigkeit desselben, die unausgesetzte Pflege, welche es erfordert, die Sorgen, welche es der Mutter verursacht, und durch das Lächeln, den Liebreiz, die Anhänglichkeit, mit der es ihr lohnt, kurz durch das Kind hat die Natur dafür gesorgt, daß die Liebe in der Mutter zum Dasein gelange. Von ihr stammt alle wahre Liebe der Welt, alle andere Liebe außer der der Mutter ist eine übertragene, von ihr entlehnte, an der Mutter zuerst hat die Welt erfahren, was wahre Liebe ist und was sie vermag, — die Mutterliebe ist der Urquell aller Liebe in der Welt. Das ist der tiefe Sinn des griechischen Mythus von Gott Amor — es ist das Kind, das die Liebe entzündet. Aber bei Amor fehlt die Mutter und die vollendete Symbolisirung der Liebe hat erst die katholische Kirche geliefert, indem sie das Jesuskind der Maria in den Arm legt: die Mutter Gottes, der Urquell aller Liebe, vereint mit dem Kinde die Personification des Evangeliums der Liebe. Erst von der Mutter hat der Mann lernen müssen, was wahre Liebe ist, und ihrem Urbilde verdankt er die seinige. Dem Urbild der Liebe, das sie ihm vorhält, stellt er seinerseits das der Wahrhaftigkeit gegenüber, jeder verdankt sein Uebergewicht nach der einen Seite hin den Antrieben, Lehren, Erfahrungen, welche seine eigenartige Lage ihm entgegentrug, und beide theilen sich das Erworbene mit, die Frau lehrt den Mann die Liebe, der Mann die Frau die Wahrhaftigkeit, aber der Schüler erreicht nie den Lehrer, in der hingebenden Liebe bleibt das männliche Geschlecht stets hinter dem weiblichen, in der Wahrhaftigkeit, Zuverlässigkeit das weibliche hinter dem männlichen stets zurück.

Der Faust-Tragödie dritter Theil.

Von Theophil Zolling.

(Schluß.)

In der ersten Auflage schließt Friedrich Vischer seine satirische Komödie mit einer heiteren Vision: Faust, Valentin nnd Gretchen schweben zu der absoluten Null empor; man bemerkt noch, daß einige Schwierigkeiten, welchen diese Bewegung bei Valentin unterliegt, durch Nachhülfe der Uebrigen beseitigt werden. Inzwischen wird jetzt bei steigernder Klarheit am höheren Himmel ein offenes Fenster sichtbar, aus demselben schaut Goethe; man hört ihn herzlich lachen.

Mein Lebtag hab' ich nicht so froh gelacht,
Noch seit ich hinging zu der Geisterhalle;
Der tolle Kerl, der diesen Spuk erdacht,
Der hat mich lieber, als ihr Andern alle!

Die Erscheinung des Altmeisters fertigte Julian Schmidt in einer kurzen Anzeige mit der Bemerkung ab: „Wir erlauben uns, dies für ein Mißverständiß der Person zu halten." Diese und andere boshafte und erboste Kritiken mögen die Veranlassung gewesen sein, daß Vischer in der neuen Auflage daran ging, seinen Standpunkt in einem besonderen Nachspiele zu vertheidigen.

Zuvörderst drängt es ihn, sich mit Jenen auseinanderzusetzen, denen gegenüber es ihm am leichtesten war, die Satire zu schreiben. Sein Unwille gilt ja weniger dem greisen Goethe, als dem unkritischen Cultus seines „wunderlichen Machwerks", der wohlweisen Geschäftigkeit der Deutungswüthigen, die sich von dem alten Herrn an der Nase herumziehen lassen, den Goethevergötterern und Goethepietisten, den Sinnhubern und Stoffhubern, wie er sie nennt. Ihnen allen gibt er in seinem Nachspiele greifbare Gestalt. In Valentin's und Bärbelchen's Wirthshaus am Himmelsrande führt er die Gesellschaft der an Goethe's Faust sich zu todt erklärt habenden Erklärern ein, bestehend aus den Stoffhubern Scharrer, Karrer, Brösamle und den Sinnhubern Deuterke, Grübelwitz und Hascherl. Auf ihrem Marsche nach dem Himmel haben die Goethegelahrten unverdrossen ihre Faust-Erklärung fortgesetzt und über dem trocknen Ton wie billig Durst bekommen. Die vorhimmlischen Wirthsleute schenken ihnen Tiroler Special ein — offenbar Vischer's Liebling, denn er kommt öfter darauf zurück —, und bei dem edlen Stoffe steigt der Cantus der Stoffhuber:

War's um sechs Uhr oder sieben,
Wann er diesen Vers geschrieben?
War's vielleicht präcis halb achte,
Als er zu Papiere brachte
Diesen Einfall, diesen Witz?
War es vor, war's nach dem Essen,
Als bei Lotten er gesessen?
Was des Weitern dann geschehen,
Durfte, fragen wir, es sehen,
Der Geliebten kleiner Fritz?
Ach, die Knöpf an seinem Rocke,
Ach, die Haare jeder Locke,
Wer sie pünktlich könnte zählen,
Würde nicht den Weg verfehlen
Zu der Wahrheit tiefstem Sitz. — —
Doch uns lockt nicht nur das Nächste,
Ha! wir wagen zu dem Texte
Conjectürchen anzubringen.
Große That! Wird sie gelingen, —:
Unser schönstes Benefiz! — —
Laß ersterben das Abstracte,
Laß erblühen das Exacte!
Leuchte, zeuge, ziehe, züchte
Wahrer Literargeschichte
Musterhafteste Miliz!
Laß ersterben die Aesthetik,
Laß erblühn die Arithmetik!
Schüler, auf! Zum Heiligthume
Der addirten Bröselkrume
Walle feierlichen Schritts!
Geist, Entwicklungsgang und Fatum:
Ihr Geheimniß ist das Datum,
Die Geschichte ist Kalender,
Leb' er hoch, der Einsichtspender
Und sein Segen, die Notiz!

Die Sinnhuber ihrerseits preisen die Seligkeit der nicht am Stoffe klebenden, echt philosophischen Deuterei.

Nur der Geist, er macht lebendig,
Buchstab' ist nur Feld im Winter,
Saatkorn schlummert innewendig;
Fraget stets: was ist dahinter?
Der Poet ist ein Verstecker,
Flieht, was nur sich selbst bedeutet,
Und erwartet den Entdecker,
Welcher den Begriff erbeutet.
Nur erklären, nur erklären,
Aber ja kein Urtheil wagen,
Nur verehren, nur verehren,
Ob poetisch? ja nicht fragen!
Doch auf des Parnasses Gipfeln
Mit den dankbaren Poeten
Wandeln unter Lorbeerwipfeln
Arm in Arm die Interpreten.

Allein die Principienfrage soll die Stoffsammerlinge und Sinnbilddeuterlinge nicht trennen, und einträchtig und melodisch ertönt ihr begeisterter Wechselgesang:

Die Poesie ist sehr viel werth,
Die die Erklärung sehr erschwert!
— Was verständlich ohne Noth,
Gleicht gemeinem Hausmannsbrod,
Seines Ofens feinste Brätzel
Reicht der Dichter uns im Räthsel.
— Am reinsten strahlt der Dichtung Zauberlicht,
Wenn man vergebens sich den Kopf zerbricht.
— — Heiß' er Goethe, Schiller, Rammler,

Digitized by Google

Ohne uns, die Lumpensammler,
Ist der Dichter nur ein Stammler.
— Hennen sind wir, fleiß'ge Hennen,
Kratzefuß soll man uns nennen,
Scharren gackernd auf dem Mist,
Bis ein Schatz gefunden ist,
Ein Notizlein oder mehr:
Brief von Goethe, inhaltsleer!
— Ei, die Forschung ist nicht blöde,
Ist bedeutend vorgerückt,
Zählt sie doch, wie viel von Goethe
Jetzo Briefe sind gedruckt.
— Klebe, kitte, schweiße, löthe
Sand an Sand und Tand an Tand,
Und so bringst du noch von Goethe
Die Biographie zu Stand.
Juvifallera!

Die Debatte wird eröffnet, und Herr Denkerke beginnt seinen Vortrag: da aber der Reim nicht wohl zum strengen Werke paßt, so wechselt er mit einem Hinweis auf Shakespeare die Form und wählt die feierlich bewegte Prosa.

„Goethe sei mit uns! — Verehrte in ihm, im Meister! Mitgestorbene, Mitaufgelöste in ihm! Welches Wunderbare an uns herangetreten, als wir selig gestorben in unserem Beruf, himmelsreisebereit in jener germanischen Stadt, der Pflegerin alles Idealen, uns zusammenfanden, — ihr wißt es. Wir finden des Schauspielhauses Pforten umdrängt, umstürmt, wir lesen auf erraffstem Theaterzettel den Namen einer neuen dramatischen Schöpfung, der unser tiefstes Interesse erregt, mit unseren verdünnten, schon halb verklärten Körpern finden wir unschwer Platz im überfüllten Hause, und von Staunen starr, phrenetisch entzückt schauen, schauen, hören wir. — — Wer mag der unermeßlich Hohe, abgründlich Tiefe, der einzig auserkorene Erbe des Goethegeistes sein, der unter den sinnspritzend, symbolstrotzend klangreichen vier Namen als Verfasser sich verbirgt? — — Nun aber, welche Welt von lösungsbedürftigen Räthseln liegt vor uns! Noch ist der erste und zweite Theil der ewigen, allumfassenden Goethe-Schöpfung lange nicht völlig erschöpfend commentirt und nun wächst dieser neue Wald von Fragezeichen uns zu, schüttelt sich dieses neue Räthselfüllhorn vor uns aus!"

Ein genialer komischer Einfall, daß die Goethenarren gerade auf die Parodie „hineinfallen" und ihren Deutungseifer auch auf diese ausdehnen, aber Vischer ist durch die Thatsachen selbst darauf gebracht worden. Hatte er doch getreu im Geiste Goethe'scher Geheimnisserei Manches mit Absicht in sein Opusculum gesteckt, was in diesem Sinne Verlegenheit bereiten sollte, und so den Spaß erlebt, daß man sich über einigen schlechten Witzen und über Figuren, die einfach zum Apparat der Handlung gehörten, mit geschäftiger Wichtigkeit den Kopf zerbrach. Wer steckt hinter dem D. Marianus, den drei Patres, dem „strengen Böttticher"? so fragten sich einige Unverbesserliche, gerade als ob es sich um Goethe's zweiten Theil handelte. Nun, sie werden in dem Nachspiel genug Nüsse zum Knacken finden. Wer versteckt sich hinter den durchsichtigen Pseudonymen der geistlosen „Münzer von Goethe's letztem Hosenknopf"? Wer sind die Scharrer und Consorten? Sollen wir ihnen auf die Spur helfen? So verrathen wir wenigstens, daß der „Stamm dürrer Linden" einem Exminister v. Linden gilt, der Vischer vor Jahren in der Kammer als Ketzer denuncirte; daß der halbverrückte Mr. Wedge der englische Fausterklärer W. Kyle sein soll, und daß hinter Steinzwänger, der sich mit dem Gentleman und dann mit allen Uebrigen erst zankt und hierauf zu Handgreiflichkeiten übergeht, bis schließlich die ganze Bande von dem biderben Valentin und seiner Bärbel an die Luft gesetzt wird, ein Privalgelehrter aus Hamburg steckt: aller Erklärungswahnsinn, der diesen beiden Figuren in den Mund gelegt ist, wurde wörtlich aus den Faust-Schriften Kyle's und jenes Hamburgers entnommen.

Und jetzt tritt der alte Herr auf. Er spricht für sich:

Hineingeheimnißt hab' ich dies und das
Damit sie tüchtig auszurathen kriegen;
Schon recht; denn lust'ger ist der Spaß,
Wenn sie die Stieg' hinunterfliegen.

Valentin und Bärbelchen bewirthen den himmlischen Gast, und als sie sich erkundigen, wie es ihrem Freunde Faust im Elysium gehe, da erhalten sie die Versicherung, dieser sei nicht der precäre, fragliche Geselle mehr von ehedem, sondern gereift, wahrhaft männlich und pflege oben sein Lieblingskind, die Schule, mit Lust und Segen. Was, himmlischer Schulmeister? Ja, ist die Antwort,

Mit Irrthum, Schwachheit müht man sich auch dort,
Unreife gibt's, Erziehung dauert fort,
Eins aber ist dem Himmelstaat erspart —
Und meinem Faust ist dieses Werk gelungen —:
Der Keil, der Dorn der allerschlimmsten Art,
Der Pfahl, der in des Staates Fleisch gedrungen,
Die Fessel, dran die Schule war gekettet,
Die innere stete Rebellion:
Die Kirche ist vernichtet und gerettet
Die Religion.

Und nun folgt die ernsthafte Auseinandersetzung des komischen Dichters mit Goethe selbst. Schon lange hat sich Vischer darnach gesehnt. In früheren Heften der Kritischen Gänge kommt er immer wieder auf den Gedanken zurück, daß er Goethe vor Goethe retten will. Es gelüstete ihn stets, das „unfertige Werk, mit dem man nie fertig wird", vor seinem eigenen Urheber anzuklagen.

Ich bin auf's Innigste überzeugt: wenn man Goethe dem Jüngling, nein, auch Goethe dem Mann diesen seinen zweiten Theil Faust hätte hinzeigen und sagen können: sieh, dies wirst du einmal machen, ihm hätte zuerst die Hand zu einer ausgiebigen Ohrfeige gezuckt, dann aber wäre er in Lachen ausgebrochen; hierauf hätte er sich vielleicht erbitten lassen, aufmerksamer zu lesen; da hätte er in den humoristischen Stellen und in der Idee, seinen Faust als Fürsten eines freien Volkes sterben zu lassen, sich selbst wieder erkannt, aber nur um so kläglicher hätte er im Hinblick auf alles Uebrige die Götter angefleht: schützet mich vor mir selbst, erlöset mich von diesem Zerrbild meines besseren Ich, das sich mir auf den Rücken schnüren und mit mir in die Ewigkeit wandern will, schickt mir einen Retter, der mir diesen Kobold vom Halse schafft, der mir mit einem himmlischen Höllenstein diese große, ruppige Warze wegätzt, der mir diesen langen, langen Zopf mit dem zierlichen Schwänzchen, den ich mir anbinden soll, mit breiter Scheere abschneidet.

Jetzt kommt er, ein Unbekannter, in die Komödie herein, nennt sich als Urheber des dritten Theils und bittet um ein gerechtes Urtheil. Ihm sei ausgesuchte Pein im Fegefeuer für seinen Frevel beschieden, und nur der große Unbekannte, falls er ihn erweiche, könne durch sein Fürwort Alles ihm erlassen. Jedenfalls sieht sich jetzt der Verfasser der Kritischen Gänge in seinen Erwartungen getäuscht; lebte er doch des Glaubens, daß Goethe im Elysium ihm danken werde, „denn Goethe im Elysium ist ja der verjüngte, der wahre Goethe, nicht der Allegorientrödler und Geheimnißdüftler von 70—80 Jahren." Der alte Herr zeigt aber sehr wenig Lust, das „frostige, allegorische, didaktische, todtgeborene Kind seiner greisen Phantasie" zu verleugnen. Er ist über den frechen Gesellen ungehalten, der seine alten Lästerreden immer wieder vorbringt. „Wie", fragt Goethe, „nur du anerkennst den zweiten Theil nicht, den man jetzt sogar mit Beifall auf die Bühne gebracht hat?" Sogar gegen diesen Einwand ist der Unbekannte gewappnet, wenn er auch nicht zu wissen scheint, daß der Bühnen-Faust blos dazu dienen mußte, um für wankende Theaterdirectoren, intrigante Regisseure und reclamenfreudige Schauspieler als Piedestal zu dienen. Er klagt:

Ausstattungsstück ist jetzt dein Faust geworden,
Da gaffen sie in dichtgedrängten Horden
Beim zweiten Theile dumpfen Staunens voll
Und keiner weiß, was er sich denken soll.
Ist's aber — ja, ich frage — ist es gut,
Daß also man am schwachen Volke thut?
Daß man es anhält sich für klug zu halten,
Indeß beim Anblick blendender Gestalten
Narkotisch alle Nerven sich beduseln
Und Fragezeichen im Gehirne wuseln?

Digitized by Google

Manches rührt freilich der unbequeme Spötter auf, was der Alte heimlich selber schon erkannt hat, aber dieser herrscht ihn dennoch mit einem Selbstcitat an: „Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist?“ — „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist“, lautet die Antwort, „ich lege von dir an dich Berufung ein, denn du kannst es allein verstehen, daß mein ganzer Zorn erkrankte Liebe ist“. Und nun beginnt er einen brausenden Hymnus auf Goethe. Wir möchten ihn ganz herausschreiben, denn er ist von hoher dichterischer Schönheit und stempelt ein für allemal den Verfasser, der doch in erster Linie nur für die Kritik veranlagt war, zu einem echten Poeten.

Zu dir hab' ich von früher Jugend Tagen
Beglückt, entzückt die Augen aufgeschlagen.
Nur Staunen kann uns Mittleren geziemen,
Auch nur zu lösen deiner Schuhe Riemen,
Bin ich nicht werth. Vor Menschen beugt mein Knie
Sich nie.
Doch könnt es je sich beugen,
Wie ich dich ehre, würd' es dir bezeugen.
Es schwebten Feen
Aus seligen Höhn
Und sangen um deine Wiege.
Ein himmlisches Rosenlicht
Umschwamm des Kindes Löckchen und Stirne.
Seliger Knabe du,
Hauchten segnend die Geisterstimmen,
Seliger Knabe du,
Einst, wer dein Lied vernimmt,
Dem werde es wohl, der werde froh,
Leicht, leichter rinne sein Blut! —
Als Gott erschaffen die Welt,
Da sah er an, was er hatte gemacht,
Und siehe da, es war sehr gut.
Also sehn wir mit deinen Augen
Luft und Erde und Baum und Thier
Und der Menschen gute Geschlechter,
Ein solcher Goldglanz zittert um Alles,
Was da ist.
Es quillt, es sprudelt
In deinem Geist,
Ergiebig, reich, voll
Schießen und steigen krystallne Strahlen,
Verdichten sich, werden Bilder,
Scharf gezeichnete, hell geschaute,
Klar wie in jonischem Sonnenlicht,
Wohlbekannte und doch so fremde,
Denn es umschwebt sie ahnungsvoll
Ein namenloses Unendliches.
Sinn und Sinne hatten die Holden,
Jeglichen Nerv dir weihend gesegnet,
Gesegnet vor Allem, daß es schaue,
Dein Auge.
Eine noch trat im Reigen hervor,
Raunend mit fein bewegten Lippen
Küßte sie deinen Kindermund;
Mit dem Gedanken, sagte sie, sei dir
Unbefohlen das Wort zur Hand,
Eines mit ihm, geboren mit ihm!
In einem Momente mit der Stimmung
Summe und klinge im innern Ohr
Die Weise, der Ton, der Accente Rhythmus
Und des Lautklangs seelische Farbe!
Schöpfe am Quell, mein Liebling du!
Aus künstlicher Fassung mögen And're
In zierlichen Bechern holen und bieten
Gestriges Naß. —

Nun wird der gährungberauschte Jugendmuth geschildert, der sich mit strotzender Kraft ins Leben wirft, aber mit taghellem Weltblick unerbittlich den Schein durchdringt. Und dann schwingt sich der Genius wieder in heiligem Wahnsinn, ein geheimer Vertrauter des Weltgeistes, empor, um bald mit mitfühlend menschlichem Nerv vertraulich in unserer Mitte zu weilen. Eine priesterlich sanfte Hand gleitet weiblich weich über die Wunden, mitten im Eumenidengeheul — Iphigenie. Mignon stirbt vor Sehnsucht nach Oliven- und Myrthengärten. Hermann und Dorothea, in denen Vischer bekanntlich Goethe's höchste Leistung bewundert, gehen vorüber, Arm in Arm. Faust fragt die letzten, höchsten Fragen, das Todtenbild betrogener Liebe steigt auf, und ein Weib wälzt sich kettenklirrend auf Stroh, umstanden von den Geistern des Mitleids.

Lasset in Flammen Alles vergehen,
Was sie geschaffen, die Meisterhand,
Lasset den Namen selbst vergessen,
Aber die Blätter gerettet sein,
Die wenigen, die dies Bild entrollen:
Wie? so werden die Enkel fragen,
Wer ist der Geist, der namenlose?
Wer vermag mit so sicherer Hand
Aus des Lebens und aus der Seele
Tiefen zu schöpfen und zu holen,
Wer mit so ungeschminktem Bild
Jegliches Herz in seinem geheimsten
Marke zu packen und zu schütteln? — —
Preisen möchte ich noch die hohe
Ruhe, die hinter allen Stürmen
Wie im Grunde des Meeres wohnt
Preisen möcht' ich die Stille, preisen
Möcht' ich im leicht erregten,
Reizbaren, leidenschaftbestürmten
Geiste die Weisheit.
Läßt sie im Kreise der Engelheerschaar
Steil vortreten den argen Schalk,
Wechselt der Herr des Himmels selbst,
Sicher, daß ihm, dem Weltenlenker,
Dienen muß der Verneinungsdämon,
Menschlich läßliches Wort mit ihm. —
O, mit so heitrer, heller Stirne
Ueber den bunten Wolkenbildern,
Die du heraufführst, über den Drachen,
Die aus dem Abgrund du beschwörst,
Thront sie, die Lichte, die selig Stille
Ruhig, stetig im reinen Blau!
Geht der Dichter nieder in dir,
Der Weise steigt und zu seiner Rechten,
Inniger stets und milder schauend,
Freundlicher, nachsichtsvoller lächelnd
Herzliche Güte, Menschenliebe.

Doch plötzlich stutzt der Unbekannte, der ohne Zeugen, mit dem hohen Bild in seinem Innern allein zu sein glaubte. Nein, nach diesem Loblied ins Gesicht verwehrt es ihm der Stolz, um Begnadigung zu betteln. Alles, was er will, ist mit abgewandtem Blick ein Händedruck von ihm, dann wird er gern alle Strafen erdulden. Der alte Herr reicht ihm die Hand. Da tauchen empor Mephistopheles und die Schemen des Culturkampfs, denen sich noch einige Gestalten im Kirchenrock evangelischer Pastoren und eine unbestimmte Menge von Philisterfiguren angeschlossen, sie ergreifen den Spötter und werfen ihn in das Fegefeuer. Valentin und Bärbelchen aber bitten den alten Herrn, er möge den armen Schelm nicht allzu lange zappeln lassen. Goethe verspricht es ihnen:

Ich denke seinetwegen
Zu rechter Zeit ein Wörtchen einzulegen
Bei einer Frau von wunderbarem Glanz:
Der Nachwelt, dieser obersten Instanz;
Denn gegen die obscuren Kutten,
Die ihm zu schaden sich verquälen,
Auch ihm soll es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen.

Diese Anzeige ist viel länger geworden, als eigentlich der Rahmen des Blattes erlaubt, aber wer könnte der Versuchung widerstehen, diese glückliche Schöpfung zu analysiren, alle Fäden der phantastischen Handlung bloszulegen, den tiefen Sinn und die Komik der Ausführung zu ergründen, die

Digitized by Google

blühende Form zu bewundern und einen Abglanz davon auch hier zu geben? Um diese aristophanische Komödie zu ersinnen und durchzuführen, bedurfte es einer sprudelnden Erfindung, eines lebendigen Witzes, eines geistvollen Kopfes und eines wahren Dichterherzens. Das Alles findet sich in Friedrich Vischer vereinigt. Wie genau kennt er die Schwächen seines großen Vorbilds und Widersachers, und wie sicher trifft er den Ton nach berühmten Mustern! Hier finden wir die mehr oder minder liebenswürdigen Schwächen und Schrullen des Dichtergreises alle wieder, aber durch das Vergrößerungsglas der Komik gesehen: die ledernen Phantasmagorien, die ausgestopften Bälge und Fratzen der Allegorie, die nur bedeuten und nicht leben, die unerquickliche Sinnbildnerei, die unlösbaren Räthsel, die Lust am Mystifiziren, den Hocuspocus, den egyptischen Zug, die opernhaften Neigungen, das schönfärbende Antikisiren, die „ganze Welt von abstrusem Dunkel und Ungeschmack". Köstlich verspottet Vischer in seinen Versen die behäbigen Affectationen von Goethe's Altersstil, vor Allem den sonderbarlichsten, greisenhaftesten, schnörkelhaftesten, einzigsten Mißbrauch des Superlativs oder die absoluten Superlative mit unbestimmtem oder ganz ohne Artikel. Man beachte besonders die virtuos gereimten Gesänge der unsichtbaren Geister, womit Goethe's schon im ersten Theil des Faust grassirende Virtuosenmanier — z. B. im Ostergesang mit seinen gleitenden Reimen: preisen, beweisen, speisen, reisen, verheißen — auf das Glücklichste verspottet wird. Und dann die Versbehandlung und der Ideengehalt im Ernsten! Denn es waltet ja nicht immer der saftige, „dusliche" Ton, der blühende Unsinn, der schlechte Witz, das Beißen und Stechen der Satire, sondern auch ein reines, freies Lachen, echter Humor, ergreifender Tiefsinn und Schwung. Sogar der Getroffene lacht mit, und den Weisen stimmt es nachdenklich. Ein Wort verdient zudem die Gestaltungskraft des Satirikers. Seine Personen sind sämmtlich derbe Holzschnittbilder, allein Valentin und Bärbelchen, mit deren naiver Kraft der junge Goethe hier gleichsam an den alten appellirt, sind keineswegs nur lustige Marionetten, sondern zwei scharf umrissene Charakterfiguren voll urwüchsiger Lebensfülle. Auch der Unbekannte und der alte Herr sind mehr als nur physiognomielose Sprecher: den himmlischen Goethe mag Vischer nicht weniger gut getroffen haben, als sich selbst.

Groß steht hier namentlich der Sprachbeherrscher da. Vischer münzt sich sein Sprachgold selbst, das wissen wir schon von seiner Prosa. Er schöpft gern aus dem Naturboden, dem Jungbrunnen des Volksmundes: die Schweiz, wo er lange gelebt, Schwaben, seine Heimath, die österreichischen Alpengegenden geben ihm ihre Naturlaute. „Gelte", „batten" (helfen), „Glast", schon alt- und mittelhochdeutsche Wörter, sind aus Fischart und Hans Sachs entlehnt; dem Schweizer hat er: „räs", „Wunderfitz" abgelauscht, der Schwabe in ihm steuert „Dachteln", „Heuet" bei, der Tyroler leiht ihm seinen Liebkoseruf: „Lakel". Wer aber im Zweifel ist, was das gut schwäbische Wort „Hosenpreis" bedeutet, dem gibt Faust S. 61 eine poetische Erläuterung, die ihn mehr aufklären wird, als mancher langer Excurs der Goethe-Commentatoren. Und dann die lustigen, originellen Reime: „Mephisto" — „hotto oder histo", „Homunkel" — „Gemunkel", „Mephistofel" — „Pantoffel", „Charakterlump" — „Heiligthumb!" Der Vers:

Aus des Abgrunds dunklen Tiefen
Komm ich aufwärts angestiefelt.
Fußes Schmerzen nimmer schliefen,
Weil der Strumpf zu grob verwiefelt —

ist gewiß von ungemeiner komischer Kraft. Ganz abgesehen von der närrischen Vorstellung, daß er dem himmelfahrenden Pater Profundus in den Mund gelegt ist, auch schon um der formell parodistischen Originalität willen. Es lag nahe von „Fußbeschwerden" zu reden, die sich viel schöner ins Versmaß gefügt hätten, aber gerade die Artikelflucht, die bei dem gealterten Goethe zur Manier wurde, wirkt hier unbeschreiblich lustig. Bei dem „verwiefelt" hüpft aber gewiß jedes süddeutsche Herz, denn der drollige Ton der Heimath schlägt da plötzlich aus dem scheinbar feierlichen Hymnenton. Es ist wie in der „Schönen Helena", wenn Gluck's Euridice-Arie erklingt und mit einemmal ein echt offenbachisch parodistischer Triller alle Neckgeister herauspurzeln läßt.

Wir erleben hier überdies den seltenen Fall, daß ein Dichter sein Werk in späteren Ausgaben nicht verschlimmbessert. Manches ist zwar jetzt ein wenig breit ausgesponnen und auch an Wiederholungen fehlt es nicht, aber die neue Ausgabe ist formell viel gelungener, durchgebildeter. Bessere Fassungen und glückliche Einfälle haben sich mit der Zeit in Hülle und Fülle entwickelt und hier niedergelegt. Um nur einige Beispiele anzuführen: die sinnvolle Neuerung, daß Faust in den symbolisch tiefen Schlüssel pfeift, der ihm den Weg zu den Müttern öffnen soll. Oder daß er erst vom Wasser durchwalkt Gestalt erreicht und planetenhaft gerundet wird, bei welcher Gelegenheit das übermüthigste Gekicher über Goethe's geologische Einschiebsel in den „Faust" losbricht. Des Doctor Marianus' Verheißung:

Du hast vom Erdenstaub für immer Ferien
Und schaueſt die eleusischen
Mysterien —

drückt jetzt der nicht umzubringende Schulmeister Faust selber viel hübscher aus:

Eleusische Mysterien
Schaun wir in ew'gen Ferien!

Gelungen ist es ferner, daß Faust im Augenblicke, da er zum verhängnißvollen Stecken greift, Macbeth's Monolog parodirt: „Wär's abgethan, wenn es gethan", und daß Vischer sich einmal selbst citirt, indem er seinem Helden die berühmten Verse aus der Ballade vom Helfer Brehm in den Mund legt:

Doch dem Guten ist's zu gonnen,
Wenn am Abend sinkt die Sonnen,
Daß er in sich geht und denkt
Wo man einen Guten schenkt —

ein geflügeltes Wort, das noch immer im Büchmann fehlt. Und wie viel bleibt da noch zu bewundern, zu belächeln, zu belachen! Nun, der Leser ist jetzt angeregt; er greife selbst zu dem unergründlichen Buche, und er wird seine angenehme Mühe belohnt sehen. Er erkenne den feinen, philosophischen Geist, den kritischen Freimuth, den Patriotismus, die echte Humanität des Dichters und genieße mit Verstand die entzückende Form. Da leuchtet überall eine wahrhaft befreiende Weltanschauung für Jeden, der noch Natur und Humor besitzt.

Feuilleton.

Eine, die ihren Beruf verfehlte.

Von Rudolf Elcho.

Marling's Haus wurde im Freundeskreis schlankweg als internationaler Salon bezeichnet. Der Mann hatte seine Nation auf beiden Hemisphären als Consul vertreten, und wenn es ihm in der Ferne gelungen war, Millionen zu erwerben, so konnte seine graciöse, warmherzige Frau sich rühmen, viel Liebe und Bewunderung geerntet zu haben. Nun, da die Marlings in der Heimath ihr Nest gebaut, fanden sich Freunde aus fernen Welttheilen ein und diese sahen im internationalen Salon viele Dinge, die sie vertraut anmutheten, denn Frau Marling hatte im Ausland kostbare Andenken gesammelt.

Die Wände ihrer Zimmer waren mit Gemälden bedeckt. Hier sah man peruanische Baudenkmäler, dort stimmungsvolle Gebirgslandschaften, hier japanische Tempel, dort indische Pagoden dargestellt. Riesige Palmenwedel beschatteten hier das Idol eines Indianerstammes, dort die farbige Büste einer Madonna, hier die antike Rüstung eines japanischen Daïmio,

Digitized by Google

dort eine egyptische Sphinx aus verwittertem Porphyr. Dazwischen ausgebalgte Vögel mit buntem Gefieder, seltene Waffen und Schilde, farbenreiche, in stolzem Faltenwurf von der Decke niederwallende Draperien. An beiden Seiten des Salons öffneten sich trauliche Plauderstübchen — gleichsam die Ausbuchtungen des weiten Raums. Hier fanden Gäste, welche dem Gesellschaftstrubel entfliehen wollten, ein Buen Retiro. Rothe Schleier dämpften das Licht der Kronleuchter zur traumhaften Dämmersphäre herab. Lauschige Erker, schwellende Sophas und Polstersessel luden zu gemüthlicher Unterhaltung ein. Auch hier Erinnerungszeichen an die Weltfahrten — allüberall! Riesenfächer, deren Purpurgluth aus den Winkeln hervorleuchtete, schwebende Adler mit ausgespannten Schwingen, chinesische Vasen und fremdartige Landschaftsbilder. Dazwischen ein blumengeschmückter Binsenhut, den die Besitzerin auf Honolulu getragen, oder ein Sattel mit Poncho, das Geschenk eines Araucanerchefs. Alle diese Dinge wußte die feinsinnige Hausfrau mit so viel Geschick anzuordnen und zu verbinden, daß sich dem Besucher ein malerischer Ausblick nach dem andern bot. Man konnte wähnen, in einem Zauberpalast zu sein.

Eine Gesellschaft von etwa vierzig Personen hatte bei Marlings gespeist und nach aufgehobener Tafel von den weichen Polsterstühlen Besitz ergriffen. Eine livländische Baronin erzählte mir im Plauderstübchen eine Episode aus dem Leben Bakunin's, während das Gros der Gesellschaft sich im Salon um den Flügel gruppirte. Uns gegenüber plauderte ein chinesischer Gesandtschafts-Attaché mit einem japanischen; die Gattin des letzteren disputirte mit einem kleinen, nervösen Brasilianer über die Sklavenfrage.

Jetzt glitt Frau Marling in elastischer Bewegung von Gruppe zu Gruppe und legte lächelnd den Finger auf den Mund. Jedermann verstand sie. Der berühmte Geiger S. war an der Tafel gefeiert worden und revanchirte sich durch ein Capriccio, das er als spanische Serenade bezeichnete. Er begann mit einem schmelzenden Adagio, ging dann zu einem Scherzo über, bei welchem die Töne wie ein Schauer blitzender Diamanten unter seinen Bogenstrichen hervorquollen, und nun folgte ein Pizzicato in zuckenden Tanzrhythmen, das ein junger Pianist am Flügel mit gedämpften Accorden begleitete. Diese Musik prickelte und wogte im Blut der Hörer; sie hatte eine völlig elektrisirende Wirkung. Man schlug leise den Tact mit den Fußspitzen und verspürte einen heftigen Drang nach rhythmischer Bewegung . . .

Schon während des Scherzos waren meine Blicke auf eine fremdartige Frauenerscheinung gefallen. Sie befand sich unter dem Rahmen eines Gemäldes, das die Ruinen des Dschainatempels zu Mont-Abu in den Purpurgluthen eines indischen Sonnenuntergangs schilderte. Hätte jene Fremde eine Lotosblume in der Hand gehalten, man wäre auf den Gedanken gekommen, das Götterbild des Schiwa sei aus dem Tempel herabgekommen. Das Gesicht der Frau war mit Runzeln bedeckt, schwer fielen die Lider über dunkle Augensterne. Um den Kopf hatte sie ein dunkelblaues Tuch nach Art der Hindus geschlungen. Ueber die Schläfe hingen zu beiden Seiten Locken in Korkzieherform. Den faltigen Hals umwand eine goldene Schlange, und mit diesem Collier hing lose ein breiter Schmuck aus Edelsteinen und Goldperlen zusammen, der sich als ein flimmerndes Netz in die Wölbung zwischen Hals und Brust legte. Ein dunkles Wollkleid bedeckte die mittelgroße Gestalt und contrastirte in seiner groben Textur und seinem plumpen Zuschnitt auffallend mit dem prunkvollen Halsgeschmeide.

Während ich noch die regungslose Gestalt anstarrte und mich zweifelnd fragte, ob ein lebendes Wesen oder eine Statue mir gegenübersäße, drangen die Klänge der stimulirenden Tanzweise aus dem Salon hervor.

Jetzt mit einem Male geschah etwas Seltsames. Das Frauenbild unter dem Dschainatempel wurde lebendig; es richtete sich langsam auf, neigte den Kopf vor, als wolle es jeden Ton der Musik einsaugen, warf dann die Arme empor und schlug eine Pirouette.

Hätten sich die Säulen des Göttertempels aus der Bildfläche losgelöst, um in voller Körperlichkeit zur Erde zu stürzen, so wäre die Wirkung keine verblüffendere gewesen. Die Baronin ergriff in heftigem Erschrecken meinen Arm, der Chinese reckte den Hals in völlig unheimlicher Länge zwischen den Schultern hervor, der Japaner putzte heftig seine Brillengläser und der Brasilianer sprang von seinem Sessel auf . . . Jedes Gesicht in dem Plauderstübchen zeigte den gleichen Ausdruck maßlosen Erstaunens. Noch zweifelte man, ob dies Wirklichkeit oder Blendwerk sei. Das röthliche Dämmerlicht, die fremdartige Umgebung, die berauschende Musik erzeugten eine romantische Stimmung; Sinn und Verstand waren uns etwas umnebelt; man fühlte sich auf phantastische Erscheinungen vorbereitet. Die Pirouette einer Greisin aber hatte etwas grauenhaft Komisches. Das zerriß den Schleier der Maja und ging weit über die Grenzen dessen hinaus, was wir gesellschaftlich für möglich hielten. Gewiß lag hier eine Augentäuschung vor — — —

Aber nein! Die alte Dame legt jetzt die Hände breit auf die Hüften, wiegt den Oberkörper, hebt sich auf den Zehenspitzen und tänzelt in den hellen Lichtkreis des Salons hinaus.

Im Nu springen die in den Nebenzimmern befindlichen Personen zu den Thüren hin. Alle Blicke wenden sich auf die Tänzerin. Als des Geigers dunkle Augen zufällig die Erscheinung gewahren, klirrt eine zerspringende Saite unter seinen Fingern, dann sinken ihm die Arme gelähmt herab, als habe er einen Schlag empfangen.

Der junge Pianist aber spielt weiter. Im dreiviertel Tact rauscht ein bestrickender Wiener Walzer durch den Saal. Nun springt Fernandez, ein zu allen Tollheiten fähiger spanischer Künstler, in die Garderobe und kehrt mit einem Frauenbarett und einem Radmantel zurück. Das mit wallenden Straußfedern bedeckte Barett stülpt er auf den braunen Lockenkopf, den Mantel schlägt er kühn um die Schultern und beginnt nun, als Amoroso der alten Dame entgegenzutanzen. Ein Kamerad des übermüthigen Spaniers erräth dessen Absicht, hüllt sich in einen Pelzmantel und spielt den eifersüchtigen Bösewicht.

Nun führen diese drei Personen — wie von der gleichen Inspiration ergriffen — eine Pantomime auf, deren Agens die Musik bildet. Ein Liebesdrama mit tragischer Katastrophe spielt sich vor unsern Augen ab. Die Dame eilt auf eine Estrade. Ihre Gesten deuten an, daß sie den Geliebten erwartet. Sie fleht den Mond an, er möge den Pfad desselben erhellen. Nun erscheint der Amoroso unter dem Balcon und bringt der Angebeteten ein Ständchen — ein Besenstiel in seinen Händen ersetzt die Mandoline. Die Dame wirft dem Sänger Kußhände und Blumen zu. Jetzt taucht der Rival aus den Schatten der Nacht hervor. Die Dame fleht den Ritter an, er möge sich retten. Jener aber tritt dem Feind mannhaft entgegen. Ein kurzer Kampf — der Dolch des Bösewichts trifft den Ritter. Jener dreht sich wie ein Kreisel und stürzt dröhnend zur Erde. Die Dame ringt die Hände, eilt in den Garten hinab, drückt pantomimisch die wildeste Verzweiflung aus und greift zuletzt zum Fläschchen. Sie träufelt dem Erschlagenen einige Tropfen auf die Schläfe und den Mund und siehe da! der Betäubte erwacht zum Leben, richtet sich mit vergnügtem Gesicht auf und schließt die Geliebte in seine Arme. Die Musik intonirt eine Mazurka, und nun führen die Liebenden einen Tanz auf, der alle Glücksempfindungen in überschwänglicher Weise zum Ausdruck bringt.

Es ist schwer, die Wirkung dieser Improvisation zu schildern. Während die jungen Künstler absichtlich die tollsten Possen trieben und rechte Caricaturen der Liebeshelden lieferten, befand sich die Dame ganz in der romantischen Stimmung und suchte Schwärmerei und Verzweiflung, Hoffnung und Jubel eines liebenden Mädchens mit aller Gluth der Empfindung auszudrücken. Da nun jeder seelische Affect durch ein runzliges Gesicht und eine plumpe Gestalt in phantastischem Aufzug geschildert wurde, so kam eine Burleske in solch' grotesken Formen zu Stande, daß die Zuschauer sich ausschütteten vor Lachen. Man mochte sich hundertmal sagen, daß es Unrecht sei, sich über eine alte Frau lustig zu machen, die Komik der Pantomime war überwältigend. Ich mußte jener Scene in Victor Hugo's „L'homme, qui rit“ gedenken,

Digitized by Google

in welcher der lachende Mann den Lords des Oberhauses das Elend des Volkes schilderte und dadurch einen Lachsturm erregte. Als die Dame sich über den vermeintlich gemordeten Ritter warf und die Hände rang, wanden sich die Zuschauer vor Lachen.

Die Tänzerin aber schien keine Ahnung von der Stimmung ihrer Umgebung zu haben. Sie stand im Banne einer überwältigenden Vorstellung, ihre Augen leuchteten, ihre Blicke schweiften weit über die Gesellschaft weg, als suche sie eine ferne Welt; über ihre welken Backen zog sich ein flammendes Roth. Und nach und nach rundeten sich ihre Bewegungen ab, ihre Kraft schien zu wachsen unter dem Zauber der Musik. In der Mazurka rief sie lebhafte Verwunderung hervor durch die Kraft und Elasticität der alten Glieder. Nur als Fernandez zum Schluß die breite Taille der Tänzerin umfaßte, um die Letztere drei verwegene Sprünge ausführen zu lassen, wobei die mit schiefgetretenen Zugstiefeln bekleideten Füße ein Battement wagten, da stießen die Zuschauer erneute Schreie der Ueberraschung aus.

Der Brasilianer an meiner Seite wischte sich die Thränen von dem erhitzten Gesicht und rief: „Es wäre möglich, daß ich diese Stadt mit all' ihren Kunstdenkmälern vergessen könnte, aber die Sprünge dieser Frau vergesse ich niemals — so viel ist gewiß!" — Der berühmte Geiger war der Einzige in der aufgeregten Zuschauermenge, welcher einen praktischen Gesichtspunkt ins Auge faßte. Er frug Frau Marling nach dem Alter der Tänzerin und erfuhr, daß dieselbe etwa 63 Jahre zähle. „Guter Gott", rief er mit komischem Pathos, „verleihe mir in hohem Alter die Kraft noch so tanzen zu können, wie diese Frau!"

Jeder wollte wissen, wer die Tänzerin sei, und Frau Marling sah sich bald von Neugierigen umdrängt. Jene nannte einen Namen, der der französischen Geschichte angehört und fügte hinzu, daß die Trägerin desselben die Tochter eines Generals und eine sehr brave Person sei, welche gute Porträts male und sich eine werthvolle Sammlung von Raritäten angelegt habe.

Wo sie die Bekanntschaft dieser seltsamen Dame gemacht habe?

Auf einer Nilreise, vor den Gräbern von Beni Hassan.

„Ah", rief ein Witzbold, „nun ist das Räthsel gelöst. Sie haben in Beni Hassan die Mumie einer Osiris-Tänzerin aus tausendjährigem Schlaf geweckt!"

„Sie verspotten einen lieben Gast meines Hauses", erwiderte Frau Marling in verweisendem Tone. Ich bat dieselbe, mich der Tänzerin vorzustellen. Letztere stand eben im Begriff, den Salon zu verlassen, und ich bot ihr meine Begleitung an.

Sie wohnte an der äußersten Grenze der Stadt in einem jener Häuser, die gleich den Vorposten einer Invasionsarmee im freien Felde stehen. Es war eine kalte Winternacht. Als wir aus dem Schutz der hohen Häuser heraustraten, wirbelte uns der eisige Ostwind von den schneebedeckten Feldern Wolken von Eiskrystallen ins Gesicht. Die Luft war sonst klar und Millionen Sterne strahlten aus den dunklen Himmelstiefen. Ich bemerkte, daß meine Begleiterin leicht bekleidet war und erbot mich, eine Droschke zu holen.

Sie wies jedoch mein Anerbieten zurück. Für sie waren augenscheinlich die fascinirenden Tanzmelodien noch nicht verrauscht, denn ein seltsamer Glanz lag auf ihrem Gesicht und ihre Blicke suchten das Firmament. Mich beschäftigte die Frage, ob die Musik eine Geistesverwirrung bei der alten Dame erzeugt habe. Ich lenkte daher das Gespräch auf den Tanz und frug, ob sie derselbe nicht übermäßig erhitzt und erschöpft habe.

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich fühle kaum die Erde unter den Füßen . . . mir ist's, als hätte ich Schwingen, wie der Götterbote —"

„Wer lehrte Sie tanzen?"

„Niemand. Die Tanzlust ist ein Erbe meiner Mutter; dieselbe war Tänzerin und zwar eine der besten ihrer Zeit."

„Ah, das überrascht mich. Man sagte mir, Ihr Vater sei General gewesen, auch sind Sie die Trägerin eines berühmten Namens — —"

„Ja, Gott sei's geklagt! Rang und Name meines Vaters brachten mir ein verfehltes Leben. Sie sehen mich erstaunt und ungläubig an! Nun, ich hoffe Sie zu überzeugen durch meine Lebensgeschichte. Mein Vater wurde als Knabe durch die große Revolution aus einem der stolzesten Schlösser Frankreichs nach Deutschland vertrieben. Hier fand er später die Unterstützung eines Fürsten, trat in die Armee ein und avancirte rasch. Als Oberstlieutenant heirathete er mit der Erlaubniß seines Monarchen eine spanische Tänzerin. Die Ehe war keine glückliche. Meine Mutter konnte das Heimweh nach der Bühne nicht verwinden. Mein Vater, eine despotische, leidenschaftliche Natur — begriff die Gefühle seiner Frau nicht und glaubte, den Theaterteufel mit Gewalt austreiben zu können. Es kam zu schweren Conflicten. Eines Tages — nach einer heftigen Scene — stürzte meine Mutter zitternd, mit thränenüberströmtem Gesicht ins Kinderzimmer, preßte mich, die ich damals kaum sechs Jahre zählte, in ihre Arme und rief schluchzend: Leb' wohl, mein armes, süßes Herz . . . Gott schütze Dich!

Zwei Tage später sah ich sie stumm aber schön wie ein Engel im Sarge liegen. Weihrauchwolken zogen über sie hin, ein Wald von Palmen, blühenden Camelien und Lorbeern umgab ihr letztes Lager und feierliche Trauergesänge ertönten im Saal. Der Vater starrte trotzig und finster auf die Entschlafene, die er gebrochen hatte, als er sie beugen wollte. Meine Erzieherin flüsterte mir zu, daß die Mama jetzt zum Himmel aufschwebe . . .

Ich stellte mir dies Aufschweben in einer graziösen Attitude vor, denn die Mutter hatte mich oft, wenn wir beide allein waren — ihre Kunst bewundern lassen. Ihr Tanz versetzte mich jedesmal in Entzücken, denn sie ließ mich den ganzen Zauber ihrer Schönheit und Grazie empfinden. Ich reckte die Händchen zu ihr auf und rief: Laß mich mit Dir fliegen, Mama!"

Die Erzählerin brach ab und blickte zur vollen Mondscheibe auf. Sie lächelte wie Jemand, der in seligen Erinnerungen schwelgt. Nach einer Weile erst fuhr sie leise, wie im Selbstgespräch fort: „Als ich die Mutter verloren, wurde es einsam um mich her. Der Vater überließ mich ganz der Sorge einer Gouvernante, die mich in zwei Dingen trefflich unterrichtete, im Zeichnen und Klavierspielen. An einem schönen Frühlingstag hatten Freunde des Vaters mich und die Gouvernante zu einem Fest abgeholt, das in einem alten Jagdschloß abgehalten wurde. Bei dem Gang durch den Wald hatten mir die Damen Kränze aus Schneeglöckchen gewunden und ein Blumendiadem auf meine Stirn gedrückt. Im Schmuck der Frühlingsblumen trat ich, das achtjährige Kind, in den weiten Festsaal, in welchem sich viele Mitglieder der Regentenfamilie, Hofbeamten und Damen der hohen Aristokratie befanden. Ich beachtete die glänzende Gesellschaft kaum, denn bei meinem Eintritt spielte die Militärcapelle einen Walzer, dessen brausende Klänge mich mit völlig magischer Gewalt packten. Ich sah mit einem Male die Mutter vor mir. Die Blumen, die ich in mein Kleidchen gesammelt hatte, fielen zur Erde. Ich begann zu tanzen, und da wurde mir so wohl, so selig zu Muthe! Mir schien es, als trügen mich die Musikwogen aufwärts. Ich vergaß die Welt um mich her. In einem süßen Rausch schwebte ich dahin und meinte der Erde zu entflattern auf unsichtbaren Schwingen. — — —

Mit einem Male erfaßt mich eine Faust, die dunklen Augen des Vaters blitzen mich an und mit einem Ruck fliege ich in den Schooß meiner Erzieherin. Mit zornbebender Stimme hieß uns der Vater sofort das Fest zu verlassen. Tief erschrocken sah ich mich um. Die Blicke der ganzen Gesellschaft waren auf mich gerichtet, aber nicht spöttisch oder zornig, sondern mit dem Ausdruck warmer Sympathie. Mein Kranz lag am Boden, der Vater zertrat ihn. Als ich mich schluchzend entfernen wollte, schloß mich eine liebenswürdige

Digitized by Google

Dame in ihre Arme, schalt den Vater einen Tyrannen und sagte halb im Scherz, halb im Ernste: Ich werde Ihr Töchterchen malen, Excellenz, so wie sie mir heute erschienen ist — als Genius des Frühlings. Ich hörte später, daß die liebenswürdige Dame eine Malerin sei. Sie malte in der That mein Bildniß und nannte es Schneeglöckchen. Eine Copie desselben besitze ich noch — —"

Wir waren vor der Wohnung meiner Begleiterin angekommen. Der scharfe Wind umsauste das einsame Gebäude und trieb uns in den schützenden Thorweg. Ich bat um die Erlaubniß, jenes Bild sehen zu dürfen. Die alte Dame lud mich ein, sie in den nächsten Tagen zu besuchen. Gern hätte ich mehr über ihr Leben gehört, allein sie schauderte vor Frost und ich selber mußte ihr rathen, abzubrechen.

„Ein andermal denn", sagte sie. „In diesem Augenblick fühle ich mich bis ins Mark durchfröstelt. Wie leichtsinnig von einer alten Frau — — indessen, ich befand mich in so seltsamer, so glücklicher Stimmung. Gute Nacht und auf baldiges Wiedersehen!"

Sie entschwand im Dunkel des Hausflurs.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Ausstellung der Königlichen Porzellanmanufactur.

Von den zahlreichen größeren und geringeren Porzellanmanufacturen unter staatlicher Leitung, welche im vergangenen Jahrhundert eine so wichtige Stellung in unserer Industrie einnahmen, haben nur zwei die allgemeine Depression in unserem Jahrhundert überstanden, allerdings die bedeutendsten, Berlin und Meißen. Freilich waren bis vor Kurzem beide von der alten Höhe der künstlerischen Leistungen gleich tief herabgesunken. Heute haben sich beide wieder erhoben, wenn auch in ganz verschiedener Gestalt. Während die Meißener Manufactur sich zu einem industriellen Unternehmen ersten Ranges entwickelt hat und mit ihren Nachbildungen der alten Modelle in den alten Decorationen den Weltmarkt beherrscht, hat man in Berlin die Frage tiefer gefaßt und geht unter Beibehaltung alles dessen, was aus dem Nachlaß der Vergangenheit noch lebensfähig ist, darauf aus, nach den Bedürfnissen unserer Zeit und mit den Kräften der modernen Chemie Material, Formen und Decoration des wichtigen Stoffes zu erneuern.

Die nächste Aufgabe, eine sorgfältige Untersuchung des alten Bestandes an Modellen, die seit einem Menschenalter zurückgestellt waren, bezeichnet die Manufactur gegenwärtig als gelöst. In der Ausstellung, welche den Lichthof des Gewerbemuseums einnimmt, werden nahezu tausend Neuformungen alter Modelle, Kaffee- und Tafelgeschirr, Figürliches, Vasen, sämmtlich seit 1881 neu hergerichtet. Ein großer Theil ist auch bereits nach alten Mustern neu decorirt worden. An neuen Modellen wurden während derselben Zeit nahezu fünfhundert für alle möglichen Zwecke hergestellt und mit neuen Decorationen versehen. Namentlich das Tafelgeschirr erforderte die Erfindung von Gefäßtypen, deren man im vergangenen Jahrhundert noch nicht bedurfte. Besonders fehlte es an Tafelaufsätzen und passenden Schüsseln für Compot und Salat. Wie groß die Zahl der neuen Bedürfnissen entsprechenden neuen Formen für Tafelgeschirr, zeigt am besten das Tafelservice, welches der Kaiser und die Kaiserin zum Hochzeitsgeschenk für den Erbgroßherzog von Baden haben anfertigen lassen, und dessen breiter Aufbau den Mittelpunkt der Ausstellung bildet.

Bis auf den großen Tafelaufsatz, dessen Dimensionen fürstliche Räume voraussetzen, sind die neuen Modelle auch für den bürgerlichen Tisch verwendbar. Zerlegbare kleinere Tafelaufsätze und allerlei Salat- und Compotschüsseln werden in ihrer aus dem Bedürfniß erfundenen Form wohl bald populär werden.

In Bezug auf die Decoration ist es schon weiteren Kreisen von früheren Ausstellungen her bekannt, daß es der Königlichen Porzellanmanufactur in den letzten Jahren gelungen ist, den alten Mitteln, die man sich in der ursprünglichen Reinheit und Frische zu erreichen wieder bestrebt, neue hinzuzufügen. Zu einer ganzen Reihe neuer Farben für Scharffeuer kommt in letzterer Zeit die Verwendung von durchsichtigen farbigen Schmelzen auf Hartporzellan. Gegenwärtig ist die Königliche Manufactur allein bis zur Lösung dieses schwierigen Problems vorgedrungen. Eine Anzahl nach der neuen Erfindung decorirter Gegenstände, die ersten Versuche, geben die Sicherheit, daß ein ganz neues Gebiet der Decoration erschlossen ist. — In der künstlerischen Behandlung schließt sich die Decoration mit Erfolg an die Muster aus den besten Zeiten der alten Manufactur. Die in unserm Jahrhundert gänzlich verfallene Blumenmalerei hat sich in den wenigen Jahren wieder zu hoher Blüthe erhoben. — Was gegenwärtig wieder geleistet wird in der Decoration von Figuren zeigen am besten die Allegorien der Künste, deren Modelle aus dem vergangenen Jahrhundert — wahrscheinlich von dem Bildhauer Meyer — zu den schönsten Erzeugnissen der Porzellanplastik gehören. Das Prunkstück bildet jedoch die Mittelgruppe des gewaltigen Tafelaufsatzes, den Friedrich der Große für die Kaiserin Katharina anfertigen ließ. Sie zeigt die Kaiserin selbst auf dem Thron unter dem Baldachin, umgeben von allegorischen Gestalten, unter denen vorn die Victoria von ganz besonderem Reiz. Auch zu den meisten der übrigen Theile des Gesammtwerkes sind die Modelle noch vorhanden. Zunächst um den Thron stehen Trophäen aus erbeuteten Fahnen, die sich über gefesselten Sclaven erheben. Weiter umher waren gruppenweise in ihrer malerischen Nationaltracht Repräsentanten aller von der Kaiserin beherrschten Völkerschaften geordnet, begleitet jedesmal von dem modisch gekleideten französischen Philosophen, der sie auf ihren Mittelpunkt weist. Es steht zu hoffen, daß nach und nach die sämmtlichen Figuren dieses Meisterwerkes wieder hergestellt werden. Der glänzend gelungene Versuch mit der Mittelgruppe verdankt die Anregung dem Prinzen Georg von Preußen. — Ob das Original in einem der kaiserlichen Schlösser in Rußland noch vorhanden, ist nicht festgestellt. Es gäbe Gelegenheit zu einer glänzenden Publication.

Die Verwerthung des nach seinem Erfinder, dem Prof. Dr. Seger, Beamten der Manufactur, benannten Seger-Porzellans machte wieder erhebliche Fortschritte. Die Decorationen in Unterglasurfarben, die farbigen Glasuren, welche in mannigfaltigen Tönen übereinanderfließen, gestatten die Verwendung fast der sämmtlichen sonst nur der Fayence und Majolika eigenen Farben. Eine Neuigkeit bilden die Proben von farbigen Fliesen in Seger-Porzellan zur Wandbekleidung.

Wir wünschen der neuaufblühenden Manufactur die weiteste und nachhaltigste Unterstützung nicht nur Seitens des Publicums, das sich wieder daran gewöhnen muß, auch bei einem Werke der decorativen Kunst die Kunstleistung zu zahlen, sondern auch eine ausgiebige Berücksichtigung Seitens des Staates. Seit Jahren wird in den Fachkreisen auf das Vorbild Frankreichs hingewiesen, wo selbst die Republik die Porzellan-Manufactur nach den Traditionen aus monarchischer Zeit fördert. Jahraus jahrein werden von Staatswegen zum Schmuck der öffentlichen Bauten im Inlande, der Gesandtschaftshotels im Auslande kostbare Vasen und Service, die viele Tausende kosten, in Auftrag gegeben; Sevres arbeitet so gut wie ausschließlich für den Staat. Bei uns hat man sich zu einem ähnlichen Vorgehen noch nicht entschlossen. Aber die Stimmung ist so nachdrücklich dafür, daß wohl über kurz oder lang diese Bahn beschritten werden muß. Die höchsten Leistungen sind auch in Frankreich erst durch die Staatsaufträge erzogen worden.

Die fünf Jahre, seitdem der Geheime Ober-Regierungsrath Lüders die Leitung der Manufactur in Händen hält, haben wir die Mehrzahl der oben genannten Fortschritte auf technischem und künstlerischem Gebiete geschehen sehen. Als artistischer Director stand ihm Professor Sußmann-Hellborn zur Seite. Unter diesem arbeiten der Malereivorsteher Looschen und die Modellmeister Mantel und Schley; den chemisch-technischen Arbeiten stehen Director Dr. Heinicke und Professor Seger vor.

A. L.

Digitized by Google

Notizen.

Neue Novellen von Karl Frenzel. 2 Bde. (Berlin, Rudolf Waldern.) — Dafür, daß Karl Frenzel als Kritiker mehr Bedeutung erlangen konnte denn als selbstständig schaffender Schriftsteller, geben auch seine vorliegenden neuen Novellen eine deutliche Erklärung. Das feine Formgefühl des Autors, der ausgeprägte Sinn für das ästhetische Maßhalten und eine gewisse dialektische Schärfe in der Ausführung — diese schönsten Eigenschaften eines Kritikers — erfreuen uns bei der Lectüre an jeder Stelle; wir haben nirgends anzuhalten, beleidigt durch offenbare Verstöße gegen die Logik oder gegen ästhetische Gesetze, wir können bei jedem Schritt, den die Handlung nach vorwärts thut, die einzelnen Fäden genau überblicken, an denen sie sich bewegt, Alles liegt so klar, so verständig, so bündig und schön vor uns, daß wir wirklich anfangen, einen ästhetischen Genuß zu empfinden unter der unwillkürlichen Beeinflussung der beruhigenden Ordnung und uns anregen zu lassen durch die sichere Art, mit welcher der Autor, wie ein fertiger Schachspieler, seine Figuren Zug um Zug zu der Entscheidung vorrücken läßt — aber es fehlt eins: es fehlt die Leidenschaft; wir werden nicht erschüttert, nicht hingerissen, nicht des Athems beraubt durch die Theilnahme an dem Geschicke der vor unseren Augen handelnden Personen, sondern wir werden nur neugierig gemacht, nur sanft bewegt und rücksichtsvoll veranlaßt, der Erzählung über Leute, die uns eigentlich gar nichts angehen, aufmerksam weiterzufolgen. Die erste dieser Novellen: „Die Mutter" ist ein prägnantes Beispiel für diese Wirkung der Frenzel'schen Dichtungen. Die aristokratische, stolze Frau, welche sich vor ihrer Vergangenheit fürchtet, obgleich die Schatten in derselben ohne ihre Schuld heraufgezogen waren, welche in dieser Furcht beinahe daran geht, ihr häusliches Glück zu vernichten — wie wahr, wie echt ist die Schilderung und doch auch wie alltäglich! Es fehlt der Schwung, wie in dem Leben dieser ängstlichen Frau, so auch in der Dichtung, gesetzt und berechnend wie der junge Freiersmann ist die ganze Art, in welcher sich die Handlung abwickelt, und auch die Gestalt des wiederauftauchenden, Jahrzehnte lang verschollenen Künstlers bringt kaum einige Bewegung in das stagnirende Leben. In der zweiten Novelle: „Die Verlobung" ist eine meisterhaft ausgeführte Figur, ein Bremer Handelsherr, den in späten Jahren noch die Allgewalt der Liebe erfaßt; im Uebrigen erhebt sich aber die Novelle nicht über die Linie der gewöhnlichen Fabulisterei; auch die vierte: „Das Kind" bleibt trotz mancher liebenswürdigen Züge in dem Sande einer Geheimnißkrämerei, die von Anfang an unnöthig erscheint, stecken. Dagegen ist die dritte: „Der Spielmann" ein Meisterwerk, sowohl in Composition als Ausführung. Wir sind freudig überrascht, hier auf einmal die Töne der zum Herzen gehenden Leidenschaft zu vernehmen, die vorher niemals rege wurden, hier auf einmal das Band angeknüpft zu finden das die Schicksale der Handelnden mit der Theilnahme der Lesenden unlöslich verbindet. Der Spielmann, ein armseliger Fiedler, wird von Simon von Monfort in Toulouse an eine junge Edeldame verheirathet, die durch diese Schmach ihren Patriotismus, den sie gegen die Tyrannei des finsteren Mannes aufrecht erhielt, büßen soll. Der Fiedler liebt seine hohe Gemahlin, die ihn verachtet, er erleidet für sie Gefahren und rettet für sie die Stadt; aus Liebe dann, um sie von sich zu befreien, verschwindet er am Ende. Es ist Frenzel außerordentlich gut gelungen, diese harmlose Spielmannsnatur, in der schließlich die Leidenschaft große Thaten gebiert, Schritt für Schritt sich vor unseren Augen entwickeln zu lassen, auch Eleanor, die Edeldame, ist eine ergreifende Figur von edelster und folgerichtigster Gestaltung.

Lebenserinnerungen. Von Levin Schücking. 2 Bände. (Breslau, S. Schottländer.) — Dieses Memoirenwerk ist Fragment geblieben, den Autor überraschte der Tod, als er kaum über die Schilderung seiner ersten Mannesjahre hinausgelangt war. Und doch ist der Eindruck kein unvollständiger und fragmentarischer: aus dem Gegebenen schon können wir ganz des westfälischen Dichters klare und anspruchslose Art verstehen. Die Erzählung von der ersten in einem einsamen Orte des Münsterlandes verbrachten Jugendzeit des Autors haben die Leser dieses Blattes schon kennen gelernt, da Schücking dieselbe zuerst hier veröffentlicht hat (Jahrgang 1874). Sie ist der bei weitem interessanteste Theil der Autobiographie und fesselt durch die Kunst, den Charakter einer Landschaft und einer Bevölkerung zu schildern, sowie die ersten Regungen einer phantasievollen Kinderseele unter dem Einflusse dieser Umgebung darzustellen. Im weiteren Verlauf der „Lebenserinnerungen" verliert die Schilderung diese poetische Intimität, ohne jedoch an anregenden Elementen Einbuße zu erleiden. Die Bekanntschaft Schücking's mit Annette von Droste, sein Aufenthalt auf der Meersburg und später in dem Fürstl. Wrede'schen Hause, seine journalistische Thätigkeit, zuerst als Redakteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" und dann als Feuilletonist der „Kölnischen Zeitung", bieten eine Fülle von interessantem Stoff. Wir begegnen an Schücking's Hand mancher schon bekannten Gestalt aus jenen Jahren und lernen sie bei seinem interessanten Plaudern immer wieder von neuen Seiten kennen; so ist z. B. die nähere Berührung Schücking's mit Heine in Paris von größtem Interesse und gibt manche neue Aufschlüsse über die dortige Existenz dieses Dichters. Zuweilen verliert sich allerdings Schücking bei solchen persönlichen Reminiscenzen allzusehr ins Breite; wir möchten gerne mehr von ihm selbst wissen, von seiner eigenen dichterischen Entwicklung, von der Entstehung seiner Werke. Hierüber hat er wenig genug gesagt, und man muß umsomehr das frühe Abbrechen des Werkes bedauern, als diese Aufschlüsse sicher von dem Autobiographen noch gegeben worden wären. B.

John Riew'. — Ein Fest auf Haderslevhuus. Zwei Novellen von Theodor Storm. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Der alte Meister zeigt sich noch in voller Kraft und Rüstigkeit in diesen beiden prächtigen Dichtungen. Die erste ist ein realistisches Gemälde von ergreifender Wirkung, durchwürzt von einem tiefen, aber wehmüthigen Humor, die letzte ein hohes Lied von der Minne Leid, eine „Romeo und Julia"-Tragödie in Prosa. John Riew', ein alter Capitän, der an das Land verschlagen ist für den Rest seiner Tage, verschuldet durch die Unvorsichtigkeit, mit welcher er das Töchterlein seiner Hauswirthin an das Credenzen seines starken Grogkes gewöhnt, das Unglück dieses Mädchens. Sie findet Lust am Trinken und verliert später in der Trunkenheit ihre Ehre. Ein Tod durch Selbstmord ist die weitere Folge. Ihr Kind nimmt der im Grunde brave alte Capitän zu sich und erzieht es zu einem tüchtigen Menschen. Die Art, in welcher dieser ergreifende Inhalt behandelt wird, wirkt versöhnend und läuternd. Das „Fest auf Haderslevhuus" wird im 14. Jahrhundert in dem einsamen Waldschloß in Nordschleswig gefeiert. Es ist ein Todtenfest. Dagmar, die einzige dem alten Schloßhauptmann verbliebene Tochter, eine holde Mädchenblüthe, liegt gebrochenen Herzens auf der Bahre. Die Tücke der bösen Wulfhilde, die ihren Mann, Hans Pogwisch, vergiftete, um den edlen und schönen Rolf Lembeck zu freien, hat die unschuldige Nebenbuhlerin gefällt. Der junge Ritter feiert aber sein Beilager mit ihr, er stürzt sich mit ihrem Leichnam im Arme von den Zinnen der Burg. Storm hat es verstanden, die Tragik dieser Dichtung frei von aller Sentimentalität zu halten und hat dadurch eine erhebende Wirkung erzeugt. B.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken u. einzeln z. höchsten Pr. Kataloge m. Lagers liefere für 30 Pf. fro. L. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Nach den neuesten Quellen dargestellt von **Robert Prölß.** Mit Illustrationen, worunter ein noch nicht veröffentlichtes Portrait von **Mathilde** Heine, und einem sehr interessanten Autograph. Preis broschiert 4 Mk. 50 Pf. **Elegant gebunden 5 Mk. 60 Pf.**

Eleganteste Ausstattung.

Verlag von Rieger in Stuttgart.

Bücher-Liebhaber.

Cataloge über neue u. alte Bücher (1870—86) **zu Gelegenheits-Preisen** alle Wissensch. u. Sprachen sendet grat. frco.

H. Barsdorf, Leipzig, Neumarkt.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von Eugen Peterson, Leipzig.

Soeben erschienen:

Rhein, Rön und Loire,

Cultur- u. Landschaftsbilder diesseits und jenseits der Vogesen

von

Herman Semmig, Prof. Dr.

27 Bogen, eleg. brosch. M. 5.

Im Verlage von **H. Barsdorf** in **Leipzig** beginnt zu erscheinen:

Floegel-Ebeling, Geschichte des Grotesk-Komischen.

3. umgearb. Auflage **mit 40 theils farbigen interessanten Abbildungen.**

Complet in 6 Lieferungen à 3 M.

Das ganze Werk ist mit **blauer Farbe auf gelblichem Papier** gedruckt und auf das vornehmste ausgestattet.

Lief. I in allen Buchhandlungen vorräthig **und gegen Einsendung des Betrages auch direct von H. Barsdorf in Leipzig zu beziehen.**

Verlag von Hermann Costenoble u. zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Hochinteressantes Reisewerk!

Wanderungen eines Naturforschers

im ostindischen Archipel in den Jahren 1873—1883

von **Henry O. Forbes.**

Aus dem Englischen von Dr. med. **R. Teuscher.**

2 Bde. gr.-8. in eleg. Ausstattung. mit einer chromolithogr. Abbildung, zahlreichen Illustrationen u. 4 Karten. broch. 14 Mark, eleg. geb. 18 Mark.

Das Werk ist von bleibendem wissenschaftl. Werth u. doch auch für den Gebildeten hochinteressant und spannend geschrieben. Der Verf. berichtet über seinen Aufenthalt auf den Cocos-Keeling-Inseln, beschreibt ihren Bau, ihre Thiere, ihre Pflanzen, die atmosphärischen Erscheinungen 2c. Die 2. Abth. berichtet über Java. Die 3. Abth. behandelt Sumatra, die Lampongs u. d. Residentschaft Palembang. Die 4. Abth. führt nach Amboina, in dessen Inneres, nach Timor-Laut, einem bis jetzt fast unbekannten Lande. Die 5. Abth. berichtet über die Insel Buru u. den geheimnißvollen See des Inneren; die 6. Abth. schildert Timor, wo ein hochinteressanter Ausflug nach dem Inneren den Schluß bildet. Herr Professor Ernst Häckel hat „das sehr gut geschriebene und viel Neues und Originelles enthaltende Buch" für eine deutsche Bearbeitung empfohlen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Sensationelle politische Neuigkeit!

Berlin und Wien

in den Jahren 1845—1852.

Politische Privatbriefe

des damaligen k. sächs. Legationssekretärs

Karl Friedrich Grafen Vitzthum von Eckstädt.

Mit einem Vorwort von Dr. Karl Müller.

gr. 8°. XXIII und 338 Seiten.

Eleg. brosch. M. 5. — Eleg. gebunden M. 6.—.

Verlag von Richard Bertling in Danzig.

Anton Moeller's

Danziger Frauentrachtenbuch

aus dem Jahre 1601,

in getreuen Facsimile-Reproductionen mit begleitendem Text von

A. Bertling,

Archidiakon und Archivar der Stadt Danzig.

Auf holländischem Büttenpapier. Pergamentband mit Klausuren. In kl. 4°. Preis 8 M. Seitens der Kritik ist das interessante und originelle Werk bei seinem Wiederaufleben bestens begrüsst worden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschienene neue Bücher:

Silberstein, Aug., Landläufige Geschichten aus Dorf, Stadt und Alm. 2 Bde., à 3 M. 60 Pf.

Kohn, S. (Verf. v. „Gabriel"). Neue Ghettobilder. 3 M. —.

Ders. Des Stadtschreibers Gast. — Gerettete Ehre. 2 Erzählgn. 3 M.

Buchholtzens in Paris. 13. Aufl. 3 M.

Burdo, Am Niger und Benue. 6 Monate i. Hinterlande v. Kamerun. 1,80 M.

Zola, Moralische Novellen. 3 M. —.

Paradoxe über die Ehe. 4 M. —.

Gebund. je 1 M. — mehr. Zu haben durch alle Buchhandlgn. u. direkt vom Verlag: **Alb. Unflad** in **Leipzig.**

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per	1/2	1/1	1/2	1/4 = Pfd.-Dose
	850	300	150	75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguen-Geschäften.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Preil, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Hierzu eine Beilage der Ls. Ehlersmann'schen Verlagsbuchhandlung in Dresden.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

MAY 13 1886
Library

№ 17. Berlin, den 24. April 1886. Band XXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Revision der kirchenpolitischen Gesetzgebung. Von Jürgen Bona Meyer. — Die Schönheit der ersten Menschen. Von Carus Sterne. — **Literatur und Kunst:** Das Schöne und der Zweck in der Kunst. Von Moriz Carriere. — Das Tedeum des Verkannten. Von Paul Marsop. — Lotheißen's „Margarethe von Navarra". Besprochen von Karl von Thaler. — — **Feuilleton:** Eine, die ihren Beruf verfehlte. Von Rudolf Elcho. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Timandra. Trauerspiel in 5 Acten von Adolf Friedrich Grafen v. Schack. Von Z. — Opern und Concerte. Von Heinr. Ehrlich. — Inserate.

Die Revision der kirchenpolitischen Gesetzgebung.

Von Jürgen Bona Meyer.

Ob es rathsamer ist, die neuen kirchenpolitischen Gesetzentwürfe, wie sie aus dem Beschluß des Herrenhauses hervorgegangen sind, im Abgeordnetenhause anzunehmen oder sofort auf die doch in Aussicht genommene weitere Gesammtrevision unserer kirchenpolitischen Gesetzgebung zu dringen, ist zur Zeit unstreitig eine der wichtigsten Fragen, die ein Abgeordneter sich zu stellen hat. Der Verfasser hat wiederholt seit Jahren versucht, die öffentliche Meinung, besonders in der Provinz, in welcher er die ganze Schwere des Kampfes vollauf miterlebt hat, für die Ansicht zu gewinnen, daß eine endgültige Gesammtrevision unserer kirchenpolitischen Gesetzgebung dem Ansehen und der Würde des Staates ungleich mehr entsprechen müsse, als das fortgesetzte Aufgeben einer Gesetzesbestimmung nach der andern in Folge der fortgesetzten Klagen und Forderungen der Gegner der ganzen Gesetzgebung. Demgemäß ergreift er, zu einer Aeußerung aufgefordert, gern auch jetzt noch einmal die Gelegenheit, sich in diesem Sinne auszusprechen. Der Gang der letzten Verhandlungen, welcher dem Leser aus den Tagesblättern sattsam bekannt ist und auf den wir daher an dieser Stelle nicht zurückzukommen brauchen, scheint uns dringender noch als alles bisherige Handeln und Markten auf die Nothwendigkeit einer solchen Entscheidung hinzuweisen.

Man kennt die Entscheidung des Herrenhauses in den Plenarsitzungen vom 12. und 13. April. Von achtundzwanzig Mitgliedern ward die Resolution beantragt, „das Herrenhaus wolle beschließen, der Staatsregierung seine fortdauernde Bereitwilligkeit zu erklären, bei einer abschließenden Revision der kirchlichen Gesetzgebung, soweit die unveräußerlichen Rechte des Staates dieselbe zulassen, behufs Herbeiführung eines friedlichen Verhältnisses zu der römisch-katholischen Kirche mitzuwirken, und ersucht die Staatsregierung, unter dieser Voraussetzung und zu diesem Zweck einen anderen Gesetzentwurf vorzulegen." Miquel erklärte, zur Beantragung dieser Resolution habe die Ueberzeugung geführt, daß die Annahme des von der Commission vorgelegten Gesetzentwurfes, event. mit den Amendements des Bischofs Dr. Kopp, nur dann rathsam sein könne, wenn dadurch eine endgültige Beilegung des Kirchenzwistes gesichert werde. Eine solche Sicherung habe man in den bisherigen unbestimmten Zusagen der Curie leider nicht zu finden vermocht. Auch die letzte Note vom 4. April gestehe doch nur zu, daß schon jetzt die Anzeigepflicht anerkannt werden solle, wenn nur der Staat officiell die volle Revision der Kirchengesetze nach Maßgabe der kirchlichen Urkunden verspreche. Das sei doch recht dunkel gesagt. Man wisse nicht, in welchem Sinne die Curie die Revision auffasse, in welchem Maße und Umfange sie stattfinden solle. Da lägen Keime zu neuen Kämpfen verborgen. Wünschenswerth aber allein sei ein Abschluß, welcher der Würde des Staates entspreche und einen dauernden Frieden verbürge. Ohne Sicherung dafür dürfe man auf den Einfluß des Staates, auf die Bildung der Geistlichen, auf die Berufung an den Staat und auf das Einspruchsrecht des Staates nicht verzichten. Daher erscheine eine eingehende endgültige Revision der Maigesetze nothwendig, und müsse diese Revision dann in einem großen Act auf Grund eines festgestellten Einvernehmens mit der römischen Curie erfolgen. Eine offene Erklärung habe die Curie bisher noch nicht abgegeben, und er sei keineswegs geneigt, die Fehler, die man bei der Maigesetzgebung gemacht, nun bei Aufhebung derselben zu wiederholen. Das deutsche Volk wünsche zwar den Frieden, aber nur einen ehrlichen und würdigen Frieden, der die naturgemäßen Rechte des Staates nicht preisgebe. — Die Mehrheit des Herrenhauses blieb anderer Meinung und nahm nach lebhafter Befürwortung Seitens des Fürsten Bismarck die Vorlage nach dem Commissionsbeschluß mit den Amendements des Bischofs von Fulda mit 123 gegen 46, resp. 116 gegen 49 Stimmen an. — Die Vorlage ward sofort dem Abgeordnetenhause mitgetheilt, und steht desselben Entscheidung nun nach der Osterzeit bevor, wenn die Abgeordneten sich am 4. Mai wieder im Hause zusammenfinden.

Als wünschenswerth gilt mir nun zweifellos die Wiederholung der von Miquel empfohlenen Resolution und die Erklärung aller liberalen Abgeordneten für dieselbe. Auch vermag ich nicht einzusehen, wie das Centrum es rechtfertigen könnte, einer solchen Resolution nicht zuzustimmen. Der Papst hat doch in seiner letzten Note das unzweifelhaft klar erklärt, daß er eine solche sofort in Angriff genommene Gesammtrevision in erster Linie wünscht und hat überdies das Zugeständniß der unbestimmten Anzeigepflicht nach erfolgter Annahme der jetzigen Vorlage an die Bedingung des Versprechens der alsbald in Angriff zu nehmenden weiteren Revision geknüpft. Das Centrum hat ebenso eine solche endgültige Gesammtrevision schon wiederholt gefordert. Auch die Conservativen waren einer solchen bisher nicht abhold. Die Nationalliberalen haben bisher nur die Initiative zu einer solchen abgelehnt, in der Meinung, daß diese der Regierung zustehe. Warum denn nun in Eile halbe Arbeit thun, wenn man doch alsbald die ganze Arbeit in Angriff nehmen muß, um den Frieden zu erlangen, den man sucht? — Verständlich ist wohl, daß das Centrum auf dem Wege dazu vorläufig mitnehmen möchte, soviel es für seine Ansprüche erhalten kann, nach dem Sprichwort, daß ein Sperling in der Hand besser ist, als zehn Sperlinge auf dem Dache; wie aber andere Parteien, denen das Ansehen und das Wohl des Staates vor Allem am Herzen liegen soll, im dunklen Ausgleichsdrange diese Tactik unterstützen mögen,

Digitized by Google

bleibt unverständlich. Es sollte doch am Ende der Culturkampf als nützlichen Erfolg wenigstens allseitig die Einsicht festgestellt haben, daß ein Feldzug in den Schlupfwinkeln kirchenpolitischen Gebietes nicht leicht zu führen ist und daß feste Grenzbestimmungen nicht durch verzettelte Ordnungen bald hier bald dort zu gewinnen sind. Zum Abschluß gelangt man sicher nicht, wenn man von Fall zu Fall sich mit Augenblicksausgleichen begnügt und die Augen vor den weiteren letzten Consequenzen verschließt. Das kann nur trübe Verhältnisse geben, aus denen dann Diejenigen den meisten Vortheil ziehen werden, die am besten im Trüben zu fischen verstehen. Die gegenwärtige Sachlage scheint mir nun voll solcher bedenklichen Unklarheit noch zu sein.

Zunächst bleibt noch unklar, wie der Papst die umstrittene Anzeigepflicht verstanden haben will. Der Papst sagt nur, er beabsichtige, der Regierung freies Feld zu lassen, der Diöcesanbehörde gegenüber ihre Beweggründe für Ausschließung des vorgeschlagenen Individuums geltend zu machen, sobald sie seine definitive Einsetzung in das betreffende Amt mit der öffentlichen Ordnung unverträglich halte wegen einer der Regierung bekannten und bestätigten ernsten Thatsache. — Wem aber in solchem Fall die letzte Entscheidung zustehen soll, sagt der Papst jetzt nicht. Bischof Dr. Kopp glaubte die Worte des Papstes so auslegen zu müssen, daß selbstverständlich in solchem Falle die beanstandete Anstellung nicht erfolgen werde, und Fürst Bismarck glaubte für diese Auslegung ein größeres Vertrauen in Anspruch nehmen zu dürfen als für die abweichende Auslegung der „Germania". Man ist aber in dieser Hinsicht gar nicht blos auf die Auslegung des Bischof Kopp oder der „Germania" angewiesen, es liegen ja frühere urkundliche Aeußerungen der Curie vor, die deutlich genug sind. In einer Kammerrede vom 28. Mai 1880 theilte der damalige Cultusminister v. Puttkamer mit, was nach einer Depesche des Cardinal-Staatssecretärs vom 27. März an den Nuntius in Wien die richtige Interpretation des die Anzeigepflicht betreffenden Breves des Papstes vom 24. Februar sei. Darnach soll klar und entschieden das Einspruchsrecht des Staates in letzter Instanz seine Grenze finden an dem Willen des Papstes. Es muß nun doch vor Allem volle Klarheit verschafft werden, ob der Papst diese seine urkundlich dargelegte Ansicht noch festhalten oder jetzt aufgeben will, und ob dann der Staat seinerseits geneigt sein kann, seine früher wiederholt mit größtem Nachdruck ausgesprochene entgegengesetzte Ansicht aufzugeben. Obgleich wir das leider im Herrenhause schon aufgegebene Einspruchsrecht des Staates bei der Anstellung von Lehrern der zur wissenschaftlichen Vorbildung der Geistlichen bestimmten Seminare für ungleich bedeutungsvoller ansehen müssen, als das Einspruchsrecht des Staates bei der Anstellung einfacher Pfarrer, halten wir doch in letzterem Punkte nach dem ganzen Verlauf des Kirchenzwistes schon um des Staatsansehens willen für geboten, auf der Erfüllung dieser Forderung zu bestehen. Es ist das äußere, deutlich erkennbare Zeichen, daß die Kirche fortan gewillt ist, die Staatshoheit auf seinem Gebiete anzuerkennen.

Und wie nun hierüber vor Allem volle Klarheit zu erstreben ist, bevor von Friedensschluß zu reden ist, so muß auch zuvor klar sein, ob über die geforderte weitere Revision eine Verständigung möglich ist. Die Verhandlungen in Wien schienen nach den Aeußerungen des damaligen Cultusministers von Puttkamer die Aussichtslosigkeit einer solchen Verständigung dargethan zu haben. Seitdem scheinen ja thatsächlich die streitenden Parteien, Kirche und Staat, einander im Verständniß oder doch wenigstens im Bedürfniß nachgiebiger Verständigung näher gekommen zu sein, und es ist ja wohl auch kein großer Rest von den kurz sogenannten Maigesetzen vorhanden, der noch revisionsbedürftig scheinen könnte. Aber doch liegen noch Bestimmungen vor, über die eine Verständigung schwierig sein wird. Das Lesen von Messen und das Spenden von Sacramenten ist noch nicht ganz außer Strafe gestellt. Von dem Ordensgesetz besteht noch ein großer Theil zu Recht. Der Jesuitenorden bleibt noch verboten. Was mit den zurückbehaltenen Sperrgeldern zu geschehen hat, ist noch unbestimmt, und die Erfüllung der in dieser Beziehung in der ultramontanen Presse geäußerten Wünsche könnte leicht recht verhängnißvoll werden. Kurz — der Himmel ist so klar noch nicht, daß schon Friedenstauben in ihm fliegen können. Und eben daher scheint mir für einen Jeden, der wirklich Frieden oder sagen wir lieber einen Abschluß des Zwistes will, geboten zu sein, sich für den Versuch zu erklären, durch eine endgültige Revision unserer kirchenpolitischen Gesetzgebung die noch trübenden Wolken zu verscheuchen. Wenn das Abgeordnetenhaus sich für eine solche Resolution entschlösse, hätte die Regierung schwerlich Grund, zu widerstehen. Im weiteren Stadium des dann Erforderlichen wäre gewiß eine Mitwirkung des Staatsraths vollauf am Platze. Und der Würde und dem Ansehen des Staates würde eine solche Erledigung sicher besser entsprechen, als das stückweise Abbröckeln der bisherigen Gesetzgebung auf Grund der sich immer steigernden Klagen und Ansprüche der Gegner.

Die Schönheit der ersten Menschen.

Von Carus Sterne.

Cicero sagt in seinem Buche über die Natur der Götter: der Mensch habe der Gottheit die eigene Gestalt zugeschrieben, weil ihm unter allen Gestalten, die vor seinem Auge vorüberziehen, keine besser gefallen habe, als die eigene, und Xenophanes hatte lange vorher der Erkenntniß des Anthropomorphismus in den Göttervorstellungen einen noch viel stärkeren Ausdruck gegeben. Naturgemäß wurde diese richtige philosophische Erklärung der künstlerischen Neigung, die Götter in Menschengestalt darzustellen, von den Priestern und Volkslehrern einfach auf den Kopf gestellt und die umgekehrte Folgerung zur Lehrmeinung erhoben: die Gottheit habe den Menschen nach ihrem Ebenbilde erschaffen. Daraus ergab sich dann folgerichtig weiter, daß das erste Menschenpaar im paradiesischen Urzustande die Züge des göttlichen Vorbildes am reinsten und vollkommensten wiederstrahlen mußte, bevor noch Kummer, Noth, Entbehrung und harte Arbeit das reine Bild getrübt und entstellt hatten. Demgemäß sind die Bibelausleger von den frühesten Zeiten an vorwiegend der Meinung gewesen, der neuerschaffene Adam habe an Ebenmaß der Glieder, Schönheit des Antlitzes, Anmuth der Bewegungen, Schärfe der Sinne u. s. w. alle seine Nachkommen weit übertroffen. Der h. Chrysostomus nannte ihn, wenn auch wohl vorzugsweise mit Bezug auf seine Reinheit und Unschuld, einen „von wunderbarer Glorie umstrahlten irdischen Engel". Schon Eva, lehrte Abälard, sei nicht von eben so göttlicher Schönheit gewesen, und nach dem Sündenfall habe in den Nachkommen Beider die ursprüngliche Schönheit immer mehr abgenommen. Selbst die Ophiten, obwohl sie den Sündenfall als ein im Allgemeinen für den Menschen vortheilhaftes Ereigniß ansahen, schrieben Adam und Eva leichtere und hellere Körper zu, als sie die späteren Menschen besaßen.

Für die Forterhaltung der Ansichten von der hohen leiblichen Schönheit des ersten Menschenpaares trat in späteren Zeiten die bildende Kunst mit mächtigem Nachdruck ein. Die ältere christliche Kunst hatte sich vorzugsweise mit der Darstellung des leidenden Heilandes beschäftigt, den man nach alter Ueberlieferung mit gramdurchfurchtem Antlitz und hagerm Leibe darstellte, um zugleich an die ascetische Lebensweise und die erduldeten Leiden zu erinnern. „Häßlich wie ein Christus von Cimabue" lautet eine italienische Redensart, um einen eckigen, aller Anmuth baren Menschen zu kennzeichnen, und die niederländische und deutsche Kunst wurde noch Jahrhunderte lang von dieser auf eine Bibelstelle gegründeten Tradition beherrscht, nachdem die italienische Kunst der Renaissance sich längst von dieser beengenden Fessel einer unschönen Prophezeiung befreit hatte. Da nun die Kunst der älteren Zeiten wesentlich im Dienste der Kirche stand, so ergriffen die Künstler mit Begierde die einzige Gelegenheit, ohne Widerspruch der Besteller, zwei menschliche Idealkörper in möglichster Unverhülltheit und Schönheit darstellen zu dürfen, und malten Paradiesesbilder, in denen sie ihr ganzes künstlerisches Können und Bekenntniß niederlegten, ja, diese Darstellungen wurden hergebrachtermaßen zum Vorwurf der sogenannten „Meisterstücke", auf denen die angehenden Kunstjünger ihre Kenntniß der Pro-

Digitized by Google

portionen des menschlichen Körpers und ihre Beherrschung der Technik darzuthun suchten. Aber auch als anerkannte Meister kehrten namentlich die deutschen Maler mit Vorliebe immer wieder zur Paradiesesschilderung zurück, die ihnen Gelegenheit gab, den höchsten Gegenstand der Kunst, in idealer Vollkommenheit und allen irdischen Bedenken entrückt, in der herrlichsten Natur und von den mannigfaltigsten Thier- und Pflanzengestalten umgeben, darzustellen.

Wie viele der reizendsten Paradieses-Darstellungen besitzen wir nicht allein von Dürer und Lucas Cranach, und sicherlich hatte Luther eines dieser Bilder im Gedanken, wenn er in seinen Tischreden oder Predigten mit hinreißender Beredtsamkeit die leiblichen und geistigen Vollkommenheiten des ersten Menschenpaares schilderte. „Das Gottesbild, wozu Adam geschaffen war", sagt er in seinem Genesis-Commentar, „war von vorzüglichster und edelster Art, weil frei von jeglichem Aussatze der Sünde in Verstand und Wollen. Die innern wie die äußern Sinne waren höchst rein und vollkommen; (— in den „Tischreden" läßt er Adam viele Meilen weit sehen und das Leiseste hören —) das geistige Vermögen von reinster Art, das Gedächtniß das Beste, der Wille der Lauterste und dabei lebten sie in schönster Sicherheit, ohne alle Todesfurcht und Bekümmerniß. Es kam dazu jene wundervolle, unübertreffliche Vorzüglichkeit des Leibes und aller Glieder, wodurch er allen übrigen lebenden Geschöpfen überlegen war. Denn wahrlich, ich halte dafür: vor der Sünde waren Adams Augen so scharf und klar, daß er den Luchs und Adler übertraf. Mit Löwen und Bären, diesen stärksten aller Thiere, ging er, stärker als sie, nicht anders um, als wir mit Hündlein u. s. w."

Wie reizend stechen diese lebens- und anmuthsvollen Schilderungen von den schweren, phantastischen Grübeleien der katholischen Genesisforscher seiner Zeit ab! Im Besonderen hatte sich der spätere päpstliche Bibliothekar und Titular-Bischof von Candia, Augustinus Steuchus aus Gubbio (Eugubinus † 1550) in seinem Cosmopoeia genannten Werke auf das mystische Capitel der Erschaffung und Leibesbeschaffenheit Adam's eingelassen. Wie konnte die Gottheit, welche doch die Bibel selbst einen unsichtbaren Geist nennt, den körperlichen Adam nach ihrem Ebenbilde erschaffen? lautete das Problem des Eugubinus. Und er antwortet: indem sie selbst vorher die Gestalt des allerschönsten und vollkommensten Menschen, der überhaupt gedacht werden kann, annahm, und nach dieser lichten Gestalt, wie sie von irdischen Augen nachmals nur Moses auf dem Sinai und Petrus auf dem Berge Tabor erblickt haben, schuf er Adam als den Urtypus aller menschlichen Schönheit. „Wie groß und welcher Art glaubst du wohl", so fragt Eugubinus in seiner süßlichen Rhetorik den Leser, „daß die Anmuth jenes ersten Menschen gewesen sein könne? Wie groß der Liebreiz in seinem Munde, welche Grazien darin gewohnt haben? . . . ." Der Gipfel dieser Phantasie ist, daß sie den in seiner Bildung begriffenen ersten Menschen das ambrosische Antlitz und die Schönheit der Hände und Arme seines Schöpfers bewundern läßt!

Solche Vorbilder fanden natürlich begeisterte Aufnahme und willige Nachahmung von Seiten salbungsvoller kirchlicher Scribenten und religiöser Schwärmer, welche sich darin gefielen, die Schönheiten und Vorzüge der ersten Menschen noch weiter auszumalen, und es mag genügen, als Beispiel der gesammten Gattung das Porträt Adam's vor dem Sündenfalle, welches die Schwärmerin Antoinette Bourignon († 1618) in ihren Verzückungen erblickt und geschildert hat, hier in einigen wenigen Strichen anzudeuten. Je häßlicher sie selbst aussah, — sie war als halbe Mißgeburt zur Welt gekommen, — desto reizender stellte sie sich den Körper dieses vollkommensten aller Menschen vor und sah ihn „viel reiner und durchsichtiger als Krystall", so daß sie durch die ätherische Hülle das gesammte Innere, wie es bei vielen Wasserthieren der Fall ist, durchschauen konnte, und Ströme des Lichtes, die von Außen durch alle Schweißporen und Adern eindrangen, darin fluthen sah. Diese Strömungen zeigten die allerlebhaftesten Farben, weiß wie Milch, roth wie Feuer, farblos wie Wasser. Seine Bewegungen hatten einen bewunderungswürdigen Wohlklang an sich; alles gehorchte ihm, nichts widerstand ihm und nichts konnte ihm schaden! Er war von einer viel größeren Leibesgestalt als die jetzigen Menschen; das Haar kurz, kraus und schwärzlich, die Oberlippe mit einem kleinen Schnurrbart bedeckt, mit einem Worte der reine Adonis aus Aether.

Wir müssen hier mit Stillschweigen übergehen, welche Vollkommenheiten diese heilige Unschuld dem Adam sonst noch angedichtet hat. Sie folgte der von Platon und andern alten Philosophen und Rabbinen, namentlich von Maimonides, vertheidigten Meinung, daß der Mensch ursprünglich androgyn erschaffen sei, eine Ansicht, der auch der ebenerwähnte Eugubinus und andere ältere Schriftsteller zugestimmt hatten, wogegen Paracelsus meinte, er sei vor dem Sündenfalle gänzlich geschlechtslos gewesen. Während aber Platon, die älteren jüdischen Gelehrten, Eugubinus, Jakob Böhme u. A. das erste Menschenpaar sich als eine Art Doppelwesen, den siamesischen Zwillingen vergleichbar, vorstellte, welches blos in Mann und Weib getrennt zu werden brauchte — woraus bekanntlich der Philosoph die ewig unstillbare Sehnsucht der beiden Hälften nach Wiedervereinigung herleitete, — stellte sich die Schwärmerin von Lille vielmehr beide Geschlechter zu einem einzigen untheilbaren Körper vereinigt vor, und bewies dabei eine Kenntniß anatomischer Verhältnisse, die man bei einem so gänzlich überirdischen Betrachtungen gewidmeten weiblichen Wesen kaum erwartet hätte. Es mag erwähnt werden, daß hochberühmte Naturforscher unserer Tage, von der Thatsache ausgehend, daß die menschliche Entwicklung stets durch einen androgynen-ähnlichen Zustand hindurchgeht, und daß jedes der beiden Geschlechter an seinem Körper Merkmale des andern behält, ähnlichen Mißdeutungen verfallen sind, wie die Bourignon.

Ueber die wichtige Frage, auf welche Weise später die überirdische Schönheit des menschlichen Geschlechts abgenommen habe, sind verschiedenartige Ansichten ausgesprochen worden. Die Einen meinten, daß sie im Augenblicke des Sündenfalls plötzlich mit der Unschuld und Reinheit des Gemüths verschwunden sei und dieser Ansicht huldigten diejenigen Maler, welche die ersten Menschen bereits bei der Vertreibung aus dem Paradiese häßlich und verkommen darstellten, wie z. B. Lukas von Leyden auf dem Kupferstiche von 1510. Die Meisten aber meinten, die Schönheit habe sich ebenso allmählich, wie die angebliche Langlebigkeit, Gesundheit und Riesengröße der Patriarchen verloren, in dem Maße, wie die Nachkommen immer tiefer in die Sünde versanken, und durch harte Arbeit die Schönheit ihrer Gliedmaßen einbüßten. Mit Hinblick auf die verschiedenfarbigen Menschenrassen der anderen Welttheile, wußte man namentlich den Verlust der schönen weißen und rothen Hautfarbe, in welcher das erste Menschenpaar geprangt haben soll, als Strafen für die Sünden besonderer Stämme hinzustellen. Denn die in neuerer Zeit von dem Ethnologen Prichard vertheidigte Ansicht, daß der erste Mensch auch wohl ein Neger gewesen sein könnte, kam den älteren Bibelerklärern niemals in den Sinn. So heißt es denn bereits im Talmud, Ham, der Stammvater der dunkelfarbigen Völker, sei ursprünglich von ebenso heller Hautfarbe gewesen, wie seine Brüder Sem und Japhet, aber durch den Fluch seines Vaters, gegen den er sich unehrerbietig benommen hatte, sei er mißgestaltet und schwarz geworden, und seine Hautfarbe werde auch in seinen Nachkommen nimmer zur ursprünglichen Helligkeit zurückkehren. Ham wurde an seiner Hautfarbe gestraft, wiederholen die Talmudisten an vielen Stellen, und es ist merkwürdig, wie stark orthodoxe Juden und Christen in Bezug auf das Menschengeschlecht seit jeher darwinistischen Anschauungen zugethan waren, indem sie sich nicht scheueten, die verschiedenartigsten Menschenrassen von einem Paare abzuleiten, und alle Verschiedenheiten des Körperbaues, der Hautfarbe und Haarbildung auf die Einflüsse des Klimas und andere Ursachen zu schieben. Die 1655 von Isaac la Peyrère aufgestellte Präadamiten-Hypothese, nach welcher Adam nur als der Stammvater der Juden, oder höchstens der Menschenstämme, welche die alte Welt bewohnen, zu betrachten wäre, während die wilden Völker Amerikas und Australiens von anderen Adams abzuleiten wären, die vielleicht schon vor dem biblischen Adam existirt haben könnten, wurde verdammt

Digitized by Google

und la Peyrère zum Widerruf solcher ketzerischen Meinungen gezwungen.

Damit war also die Entartungs-Hypothese, welche bisher nur für solche allgemeinen Verhältnisse, wie Moralität und körperliche Gesundheit, Größe u. s. w. angewendet worden war, auf Bau und Beschaffenheit des Körpers ausgedehnt und nach Psalm 7, in welchem es heißt: „Sein Unglück wird auf sein Haupt kommen, und seine Frevel auf seinen Scheitel fallen", gefolgert, daß die Kuschiten durch ihre Sündhaftigkeit auch körperlich immer häßlicher geworden seien, so daß sie gleich den Cerkopen der griechischen Sage zuletzt nur noch als Zerrbilder der ursprünglich edeln menschlichen Gestalt gelten konnten. Diese Degenerations-Hypothese machte um so mehr Glück, als Buffon ähnliche Entartungen im Thierreich gefunden haben wollte, und von edlen Grundtypen der einzelnen Familien sprach, indem er z. B. den Esel als ein entartetes Pferd und die Katze für einen verkommenen Löwen ausgeben wollte. Selbst in neuerer Zeit haben fanatische Gegner der Evolutionstheorie, wie Mivart in England und Michelis in Deutschland, nach diesem Nothanker gegriffen, um sich eine Weltanschauung nach ihrem Geschmack damit zurecht zu machen. Wir werden später darauf zurückkommen.

Mit besonderem Geschick wurde diese Degenerations-Hypothese, nach welcher die Wilden unserer Tage von einem höheren Zustande herabgesunkene, verwilderte Abkömmlinge körperlich und geistig höher stehender Urmenschen seien, von dem Grafen Joseph de Maistre in seinen St. Petersburger Soiréen (1821) verwerthet, indem er den Culturnationen die Abkömmlinge einzelner aus der Culturzone in Wüsteneien hinausgedrängter und in überseeische Länder verschlagener Personen entgegenstellte, und behauptete, daß solche verlassene oder fernhin verbannte „Auswürflinge der Cultur" schnell von der schon erreichten Culturstufe herabsänken und zu sogenannten Wilden würden. Es ist leicht verständlich, daß solche Fälle vorkommen müssen, und man kann dafür leicht Beispiele anführen. In Nordamerika z. B., woselbst die Europäer bei der Entdeckung nur ziemlich rohe Indianerstämme antrafen, verbergen die Erdschichten in der That Ueberbleibsel einer unleugbar höheren und dennoch verlorenen Gesittung; die Sprache der heutigen Australier läßt auf gebildetere Vorfahren schließen, und auf oceanischen Inseln, wo heut Cannibalen hausen, finden sich Spuren von Denkmälern und Bilderschriften, deren Urheber sicher geistig höher standen, als die heutigen Bewohner. Auf solche Beispiele wurde in neuerer Zeit, namentlich von einigen englischen Gegnern der Entwickelungs-Theorie, z. B. dem Herzog von Argyll (1869), Albert Mott (1873) und sogar von A. R. Wallace (1876) von Neuem hingewiesen, um damit die Lyell-Lubbock'sche Schule mit ihrer Verwendung der heutigen Wilden als Portraits unserer eigenen Vorfahren zu bekämpfen.

Um diesen Behauptungen das gehörige Gewicht zu geben, müßte angenommen werden, daß bei dem Herabsinken von höheren Culturstufen auch die Körper- und Gliedmaßenbildung in Mitleidenschaft gezogen werden könne, und auch diese Annahme ist nicht ohne Weiteres zu bestreiten. Wir sehen unter den Thieren, wenn sie sich verschiedenen Lebensweisen anpassen, ebensowohl Ausbildung als Rückbildung der Glieder eintreten, und wenn ein Menschenstamm so weit in der Cultur zurücksinken könnte, daß er den Gebrauch von Waffen und Werkzeugen einbüßte, den aufrechten Gang verlöre und das Gebiß wiederum als Hauptwaffe ausbildete, so würden sich diese Rückschritte nach einiger Zeit wohl auch körperlich ausprägen. Allein die hier und da wahrgenommenen Rückschritte geben sich nur in dem Verluste einer höheren Kunstfertigkeit und Sprechweise zu erkennen, und ein Verlust des Gebrauchs der einfachsten Waffen und Werkzeuge, wie sie sich überall darbieten, ist bei gesunden Menschen wohl überhaupt nicht denkbar. Die ziemlich genau untersuchten prähistorischen Bewohner Europas zeigen nach Körpergröße, Wuchs und Ebenmaß aller Theile, je tiefer man in die Vorzeit hinabsteigt, keine Annäherung an das paradiesische Ideal der Schönheit, sondern weisen vielmehr in ihrem Körperbau eine Menge Merkmale auf, die wir zu den abstoßendsten Eigenthümlichkeiten der tiefstehendsten Rassen unter den heute lebenden Wilden rechnen. Ja, es befinden sich darunter eine Menge Züge, die entschieden an den Skelett- und Schädelbau der Affen erinnern, und die je nach dem Standpunkte der betreffenden Forscher zur Darwin'schen Theorie als niedere Rassen-Merkmale oder geradezu als pithekoide Charaktere bezeichnet werden. Als besonders in die Augen tretende Bildungen, die unter Andern an den berühmten Schädeln aus dem Engisthal und Neanderthal hervortreten, sei hier nur die auffallend niedrige Stirn und die starke Ausprägung der Augenbrauenbögen erwähnt, die diesen Menschen das Aussehen thierähnlicher Wildheit gegeben haben müssen. Bei andern fossilen Schädeln machte sich namentlich durch Schiefstellung der Zähne ein starkes Vortreten des Gebisses in der Profilansicht (Prognathismus), wie es für viele niedere Menschenrassen charakteristisch ist und durchaus nicht zur Gesichtsverschönerung beiträgt, bemerkbar. Auch an andern Skelettheilen treten erhebliche Unschönheiten zu Tage. Die größere Länge des Vorderarmes ist, wie White, Broca, Hamy und Schaaffhausen übereinstimmend ausgesprochen haben, ein gemeinsames Kennzeichen der Affen, Neger und Neanderthal-Menschen. Ebenso ist bei letzterem das Oberschenkelbein stärker gekrümmt und erinnert in dieser Beziehung wie durch manche sonstige Eigenthümlichkeiten an affenartige Bildungen.

Von besonderem Interesse in dieser Beziehung ist ein Kieferfragment, welches in neuerer Zeit (am 26. August 1880) von Professor Maschka in der sogenannten Schipka-Höhle bei Stramberg in Mähren in Gemeinschaft mit verkohlten Thierknochen und rohen Steinwerkzeugen gefunden wurde. Die Thierknochen gehörten meist völlig ausgestorbenen Thieren an, namentlich Mammuthen, Nashörnern, Höhlenbären, Hyänen und Löwen. Das Kieferfragment charakterisirt sich nach dem Verhalten seiner noch nicht zum Durchbruch gekommenen Vorderzähne als das eines Kindes von 9—10 Jahren, da es aber an Größe und Massigkeit der Entwicklung dem Kiefer eines starken erwachsenen Mannes entspricht, so deuteten Dr. Wankel und andere Sachverständige es als den Kiefer eines „Riesenkindes". Ein anderer der pathologischen Wissenschaft angehöriger Sachverständiger, der seit jeher eine große Vorliebe bekundet hat, alle von den Zügen der heutigen Menschen abweichenden Bildungen prähistorischer Skelette für Mißbildungen oder krankhafte Deformationen zu erklären, wollte diese bequeme Ausflucht auch dem Schipkakiefer gegenüber anwenden, allein der Umstand, daß man bereits im Jahre 1866 ein in fast jeder Beziehung ähnliches Fragment eines menschlichen Kiefers zusammen mit den Resten des Mammuth und anderer ausgestorbener Thiere weit von dem neueren Fundort entfernt, in der Höhle von La Naulette (Belgien) aufgefunden hat, raubt jenen pathologischen Erklärungen allen Hinterhalt. Beide Kieferreste zeichnen sich schon auf den ersten Blick dadurch aus, daß sie von ungemeiner, heute nicht mehr vorkommender Massigkeit und Dicke, außerdem stark prognath sind, und keine Spur der bei unsern Schädeln dem Kinn als Unterlage dienenden Ausbuchtung des Knochens aufweisen, so daß sie beide auf das Lebhafteste an Affenkiefer erinnern, denen durchweg die für die Schönheit des menschlichen Antlitzes so wesentliche Kinnausbuchtung fehlt. Noch außerdem fanden Professor Schaaffhausen und Dr. Baume an dem Schipkakiefer eine Menge von Eigenheiten, welche der Eine als deutlich pithekoid, der Andere als wenigstens zweifellos an die Form des Affenkiefers erinnernde Bildungen bezeichnete. So sind, um nur das Eine zu erwähnen, die Wurzeln der Schneidezähne nicht nach vorn gekrümmt, wie beim heutigen Menschen, sondern nach rückwärts wie beim Affen.

Am merkwürdigsten unter allen diesen Abweichungen ist jedenfalls die colossale Größen- und Dicken-Entwicklung des kindlichen Schipkakiefers, aus welcher man anfangs geschlossen hatte, es mit den Ueberresten eines „Riesenkindes" zu thun zu haben. Allein Dr. Robert Baume in Berlin, eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Gebißkunde, hat nach einer sehr sorgfältigen Prüfung aller dabei in Betracht kommenden Punkte unzweifelhaft nachgewiesen, daß dieser Schluß ebenso übereilt war, als der, welcher den Kiefer als krankhaft bezeichnete, daß jene beiden Kiefer der ältesten Steinzeit keineswegs Menschen von Riesenwuchs angehört haben,

Digitized by Google

sondern daß an diesen Menschen eben nur die Kiefer riesenhaft entwickelt waren, wie es bei den Affen in einem noch höheren Grade zutrifft. Selbst bei den menschenähnlichsten Affen finden wir riesige Kiefer mit verhältnißmäßig kleinen Gehirnen verbunden, und auch am Schipkakiefer glaubt Baume nachweisen zu können, daß die dazu gehörige Schädelhöhle nur einen geringen Inhalt besessen haben könne. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem ebenso alten Kiefer von La Naulette, der noch etwas größer ist als der Schipkakiefer und einer Person von 18—20 Jahren angehört haben mag. Mit demselben am gleichen Orte wurde auch ein menschliches Ellenbein gefunden, welches seiner Kleinheit wegen nicht zu der großen Kinnlade zu gehören schien, aber mit derselben wohl vereinbar ist, wenn man eben daran festhält, daß die Kiefer an den betreffenden Körpern stark vor den übrigen Theilen prädominirt haben und daß der nur in seinen Gebißtheilen hervorragende Kopf recht wohl auf einem kleinen Körper gesessen haben kann. Nach den Ausführungen von Maschka, Wankel, Schaaffhausen und Baume bleibt kein Zweifel daran, daß diese Kiefer Rassen angehört haben, die noch um mehrere Stufen tiefer standen, als die niedersten heut lebenden Menschenrassen, so daß sie in der jetzigen Welt nirgends mehr ihres Gleichen finden und Seitenstücke nur in andern prähistorischen Kiefern, z. B. in denen von Grevenbrück, die Schaaffhausen untersucht hat, nachgewiesen werden können.

Das Bild, welches wir uns nach diesen Befunden von den „Menschen" der ältesten Steinzeit in Belgien und Mähren zu machen haben, bietet nicht die allergeringste Aehnlichkeit mit dem Idealbilde Adams, wie es die Theologen und theologisirenden Naturforscher entworfen haben. Auf mehr oder weniger krummen Beinen, die auf einen watschelnden Gang schließen lassen, saß ein gedrungener Oberkörper mit wahrscheinlich ziemlich lang herabhängenden Armen, auf kurzem Halse ein etwas vorgeneigter großer Kopf mit riesig entwickeltem Gebiß. Dem Antlitz fehlte das hervortretende Kinn vollständig, der Mund war colossal, die Nase vermuthlich platt und zum Dreieck ausgeweitet; unter einer niedrigen Stirn blickten die von mächtig hervortretenden Augenbrauenwülsten beschützten Augen in unheimlicher Wildheit hervor. Ueber die Farbe und Bekleidung der Haut dieser Wesen können wir natürlich nichts wissen, aber schon nach dem Angeführten wird sich die Frage aufdrängen: Ja, sollen denn das überhaupt bereits Menschen gewesen sein, müssen wir denn diese Geschöpfe, deren Körperbildung tief unter derjenigen des Negers gestanden hat, wirklich als Wesen unserer Art, als unsere Brüder anerkennen?

Dr. Baume zögert nicht, die Verschiedenheit so stark zu finden, daß man die Menschenart, der jene Ueberreste angehört haben, jedenfalls von den heute lebenden Menschen als eine besondere, gänzlich ausgestorbene Art trennen müßte. „Es liegt jedoch", setzt er hinzu, „im Interesse der Antidarwinianer, daraus nicht eine neue Art zu machen. Es müssen diesmal um jeden Preis Ueberreste von Menschen sein; sonst könnten sie ja freilich nur als Mittelformen gedeutet werden. . . . Sie sind auf der ganzen Erde ausgestorben und haben höherstehenden, mit denen sie schon in der Steinzeit concurriren mußten, Platz gemacht."*)

Diese Ergebnisse der eingehendsten und sorgsamsten Untersuchung lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Man hält den Darwinianern beständig das Fehlen von Uebergangsformen zwischen Thier und Mensch entgegen, allein solche Mittelglieder sind für Jeden, der seine Augen aufmachen will, längst nachgewiesen; wir kennen fossile Anthropoiden, die menschenähnlicher waren, als alle heute lebenden, und fossile Menschen, die affenähnlicher waren, als alle heute lebenden, aber aus falscher Eitelkeit werden sie hinweggeleugnet oder todtgeschwiegen. Man hat sogar bestritten, daß man Bildungen, die sich nur bei niedern lebenden Rassen, fossilen Menschenrassen (und Affen) finden, als pithekoide Bildungen bezeichnen dürfe, da dadurch schon ein Präjudiz für eine noch nicht ausgetragene Frage geschaffen werde! Consequenterweise dürfte man dann noch weniger den ohne Bezug auf diese Frage den menschenähnlichen Affen beigelegten Namen der Anthropoiden gebrauchen, denn offenbar sind Gorilla und Chimpanse, denen diese Benennung doch in Bezug auf die jetzt lebenden Menschen beigelegt wurde, viel weniger menschenähnlich als die „Pithekoiden", wenn man diesen Namen den erwähnten Steinzeitmenschen beilegen wollte, affenähnlich waren. Aber Consequenz und Logik ist nicht immer ein Kennzeichen berühmter Gelehrter.

Die Anhänger der Entartungs-Hypothese könnten nun sagen, jene Steinzeitmenschen hätten ihr Gebiß wieder stärker arbeiten lassen müssen, als ihre menschlichen Vorgänger, dadurch seien die Kiefer verdickt worden und hätten jenen Kinnvorsprung verloren, welcher nur eine Folge der Verdünnung des oberen Randes vom Unterkiefer ist. Die Degenerations-Hypothese könnte ebenso rationell durch die vergleichende Anatomie bewiesen werden, wie die Evolutions-Hypothese, vorausgesetzt, daß man die Weltgeschichte umkehren und die jüngsten Erdschichten für die ältesten erklären könnte. Solche Versuche sind in Wirklichkeit gemacht worden und St. Mivart hat in nicht mißzuverstehender Weise darauf hingedeutet, daß es viel leichter sein würde, die vier Linien der Anthropoiden vom Menschen herzuleiten, als diesen von ihnen, wobei immer untergeschoben wird, daß die Darwinianer an eine derartige Ableitung glauben müßten. Bei der Ableitung der Anthropoiden vom Menschen dürfen sie dann folgerichtiger Weise nicht stehen bleiben, ihre rückschrittliche Weltanschauung müßte sie zwingen, die niederen Säuger als Entartungsergebnisse von Affen anzuerkennen und so ad infinitum, bis der gesammte Theil der Thierwelt, welcher noch eine Spur von Wirbelsäule besitzt, und sogar auch solche Thiere, die keine mehr besitzen, als abschreckende Exempel, was aus einem armen Sünder Alles werden kann, nachgewiesen wären. Solche Versuche sind in einem gewissen philosophischen Sinne — denn wozu ließe die Philosophie sich nicht mißbrauchen? — wirklich gemacht worden, aber sie haben keinen Eindruck hinterlassen; den mit Vernunft und Selbstachtung begabten Menschen kann es für die Dauer unmöglich befriedigen, als die Verthierung eines götterähnlichen Ideals zu gelten, statt sich als Träger eines niemals gänzlich ruhenden Fortschrittes zu höherem Sein zu fühlen.

*) Vergl. Dr. R. Baume, die Kieferfragmente von La Naulette und aus der Schipkahöhle. Mit 14 Holzschnitten. Leipzig 1883.

Literatur und Kunst.

Das Schöne und der Zweck in der Kunst.

Von Moriz Carriere.

Eduard von Hartmann erwirbt sich ein großes Verdienst durch den philosophischen Scharfsinn und die Unerschrockenheit womit er mannigfache Probleme unserer Zeit untersucht und in seiner Weise löst; wenn diese auch nicht überall genügen mag, so bietet sie stets bedeutsame Gesichtspunkte und geistvolle Blicke. Daneben beschäftigt ihn die Aesthetik, und wir folgen mit steigender Theilnahme den vorläufigen Veröffentlichungen über die Principien des Schönen und die Standpunkte für seine Betrachtung wie über die seitherige Behandlung einzelner Künste. Ein Aufsatz über die Architektur und ihre Stellung im System der Kunstlehre sei uns der Anlaß, auf den Zusammenhang von Zweckmäßigkeit und Schönheit unsere Aufmerksamkeit zu lenken.

Hartmann will die Architektur aus dem Bereich der freien Künste verweisen und sie den unfreien, äußern Zwecken dienenden, „anhängenden", gesellen, wie die Kunstindustrie, die Gartenanlage; die hohe Bedeutung der Architektur in der Cultur- und Kunstgeschichte erkennt er an, er gesteht, daß sie da in Blüthezeiten die Führung übernommen, aber er beruft sich auf Fechner's Satz: daß Stil und Geschmack einer Epoche auch nach Gewandung und Haartracht charakterisirt werden können und nennt die römische Toga, die Perücke und den Zopf. Er spricht von äußeren Bedingungen, welche den Selbstzweck eines Kunstwerkes aufheben, indem sie es einem fremden,

Digitized by Google

außerästhetischen Zweck dienstbar machen. „Im letzteren Fall hört die Kunst auf, freie Kunst zu sein und wird zur dienenden, unfreien, ganz gleichgiltig, wie künstlerisch sie diese Aufgabe erfülle, wie anschaulich sie den außerästhetischen Zweck versinnliche und wieviel ideale Symbolik sie in die Ornamentik hineinlege.“ Hartmann nennt, und ich stimme ihm bei, dies das architektonische Stilgesetz: daß jedes Bauwerk schön ist nur nach Maßgabe, als es den Zweck, dem es dient, in seiner ganzen Gliederung und in allen Einzelheiten klar durchscheinen läßt. Alle sonst hinzugethane Schönheit, sei sie rein formaler architektonischer Art oder aus andern Künsten entlehnt, hat nur insoweit Berechtigung, als sie sich dem fundamentalen Stilgesetz ein- und unterordnet.

Was heißt denn Selbstzweck? Um seiner selbst willen da, sich als Zweck selbst erfassend, ist nur der lebendige, selbstbewußte Organismus, nur Gott der Unendliche und hier auf Erden der Mensch, der Endliche. Nur das Subjective, das Fürsichseiende, nichts Objectives, Gegenständliches darf Selbstzweck heißen, denn dieses ist ohne jenes so gut wie gar nicht da, oder für Andres da, von dem es verwerthet, gefühlt, gedacht, genossen wird. Kein Gedicht ist um seiner selbst willen da, als Selbstzweck. Der Dichter befreite sich darstellend darin von einem Leid, oder veranschaulichte sich darin ein Glück seiner eigenen Seele, oder es galt ihm ein Gefühl, einen Gedanken zur Schönheit zu verklären und daran selbst seine Freude zu haben und andern damit eine Freude zu machen. War die Zeusstatue von Olympia Selbstzweck? Soviel wir wissen, schuf Phidias das herrliche Werk zum Zweck, bei dem Nationalfeste der Griechen die Gottesidee zu veranschaulichen, ihrer Verehrung des gemeinsamen Gottes ein das Wesen desselben würdig darstellendes Bild zu geben. Ohne den anschauenden es verstehenden Menschen war das Werk so gut wie gar nicht da; es sollte auch ursprünglich nicht einmal ein ästhetisches Ideal als solches, um der Schönheit willen verwirklichtes, sondern ein religiöses Ideal schön gestalten. Wir streichen es also aus der Reihe der Werke freier Kunst und weisen es der dienenden zu? Oder Rafael's Sixtinische Madonna? Sie hatte den äußern Zweck, als Fahne einer Procession vorangetragen zu werden, der sie, vom Himmel herabschwebend, das Heil, den Heiland, darbrachte; sie hatte den innern Zweck, zu veranschaulichen, wie die männliche und die jungfräuliche Seele das Heil in sich aufnimmt, wie sie von dem Göttlichen erfüllt ist, den innern Zweck, in dem Kinde zugleich die Geistestiefe und die Macht des Welterlösers darzustellen, jene Kindlichkeit, die auch der Greis haben soll, wenn er in das Himmelreich eingehen will. Sebastian Bach schrieb die Passionsmusik zum Mathäusevangelium nicht um ihrer selbst willen — die Noten werden erst Musik, wenn sie gesungen und gehört werden! — sondern er componirte sie zur Erbauung der christlichen Thomasgemeinde zu Leipzig am Charfreitag, und so habe ich sie selber dort gehört. Verlieren diese Werke dadurch an ihrem ästhetischen Werth, oder hören sie auf, echte Erzeugnisse der freien, das Schöne verwirklichenden, das Ideal realisirenden Kunst zu sein? Das Schöne erzeugt sich im fühlenden Geist, die Kunst und ihr Werk ist da „um des seligen Lebens willen“, wie Platon sagt, um das Wohlgefühl harmonischer Lebensvollendung in unserm Gemüth zu erregen. Dies Wohlgefühl verliert nicht, sondern gewinnt und steigert sich, wenn zugleich die religiöse Stimmung, das sittliche Gewissen, der patriotische Aufschwung, der philosophische Sinn im Werke befriedigt wird, oder wenn die Darstellung einer religiösen, politischen, wissenschaftlichen Idee der Ausgangspunkt für den Künstler, den Auftraggeber war. Das Denkmal hat den Zweck, einen nationalen Sieg, eine Befreiungsthat, einen großen Mann zu verewigen; gehört es darum zur dienenden, anhängenden Kunst, wenn es diesen Zweck auf eine ästhetisch befriedigende Weise erfüllt? Zwecklose Künsteleien sind „für die Affen“, wie der Volksmund sagt, ein Unterschied der Beurtheilung ergibt sich nur darin: ob es Gegenstand des Gebrauchs, des Nutzens, der praktischen Verwerthung für irdische Bedürfnisse ist und dazu gemacht wird, oder ob es zur Erhebung und Beglückung des Gemüths durch Verwirklichung einer Idee gestaltet wird; hier ist freie, dort dienende, anhängende Kunst.

Als Kant in der Kritik der Urtheilskraft den Grund zur wissenschaftlichen Aesthetik legte, fand er einige maßgebende Bestimmungen, gegen welche dann Herder polemisirte, aber eigentlich mehr am Ausdruck, als am Inhalt berechtigten Anstoß nahm. Kant nannte unser Wohlgefallen am Schönen eine uninteressirte Freude, alles Interesse setzt Bedürfniß voraus oder bringt eines hervor, und so läßt es als Bestimmungsgrund des Beifalls das Urtheil nicht mehr frei; schön ist, was ohne alles Interesse gefällt. „Das Schöne hat für den Empfindenden gerade das höchste Interesse!“ rief Herder dagegen. Interesse hat, was uns angeht; was uns nichts angeht, das kann uns auch nicht gefallen. Um zu gefallen, muß die Kunst wie die Natur uns interessiren. Interesse ist, wie des Guten und Wahren, so auch der Schönheit Seele; ohne Interesse geht sie an uns vorüber, wie eine ungewürzte Kost, wie eine Schüssel voll Nußschalen. Gibt es ein reineres Interesse, als das am Schönen? Wir antworten: das hat Kant auch nicht geleugnet, er hat vielmehr selbst das uneigennützige Interesse an der Schönheit der Natur für das Kennzeichen einer guten Seele erklärt. Die Rücksicht auf äußere Nützlichkeit, die äußerliche Zweckbeziehung, das selbstische Interesse wollte Kant vom Schönen ausschließen, es sollte durch seine Form und durch sein Dasein gefallen, um seiner selbst willen; das schließt nicht aus, daß dies Wohlgefallen ein Interesse für uns hat, ja zu den höchsten Angelegenheiten der Seele gehört; denn das Wohlgefühl der Harmonie unsres ganzen Wesens, unserer geistigen und sinnlichen Natur in Einem ist ja das Schöne. Selbstvergessen geben wir dem Gegenstand uns hin, werden eins mit ihm, eingestimmt in die Weltharmonie. Und ganz ähnlich sagte Kant: „Schönheit ist Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes so fern sie ohne Vorstellung eines Zweckes an ihm wahrgenommen wird.“ Herder dagegen: „Wo ein Zweckmäßiges in der Form des Gegenstandes so lebhaft wahrgenommen wird, daß diese Wahrnehmung mir Lust gewährt, da muß ich mir einen Zweck vorstellen, oder die Form der Zweckmäßigkeit verschwindet. Ein leeres Gedankenspiel ist's, daß eine Zweckmäßigkeit auch ohne Zweck sein könne; ohne Geist ist jede Form eine Scherbe; Geist erschuf die Form und erfüllt sie, er wird in ihr gefühlt und beseligt“. Auch hier hat Herder dem Ausdruck gegenüber wieder recht; doch dem Sinne nach wollte Kant sagen: daß im Schönen die Zweckmäßigkeit anschaulich sei, in der Form zu Tage trete, nicht erst durch unser Nachdenken gefunden werden müsse. Nennen wir das Schöne die Ineinsbildung des Idealen und Realen, so ist der Zweck ein Ideales, ein Gedanke, der im Materiellen verwirklicht wird, so daß er in der Erscheinung zu Tage tritt. So ist der Organismus das in sich selbst Zweckmäßige in der Wechselwirkung seiner Glieder; der Lebensgedanke gestaltet sich im bildsamen Stoff seinen Leib, und wo uns seine innere Einheit in der äußern Mannigfaltigkeit, wo uns dieser Zusammenhang des Ganzen in seinen Theilen klar entgegenkommt, da ist die Zweckmäßigkeit anschaulich. Und so sagte ich in der Aesthetik: Schönheit ist angeschaute Zweckmäßigkeit in wohlgefallender Form.

Das ist allerdings das Erste, das Schöne vom Wahren und Guten Unterscheidende, daß es durch seine Form gefällt, „es kommt darauf an, wie es aussieht“, aber die Form ist nicht leer, ist keine Schablone, ist nicht gleichgiltig für den Inhalt, sondern ist von ihm bedingt, sie ist das selbstgesetzte Maß innrer Bildungskraft, der beseelte Stoff hat sie sich selber anorganisirt, sie ist ihm nicht von außen angethan, sondern die Selbstbestimmung des Wesens, und so ist das Schöne frei, indem es sein Bildungsgesetz auf eigenthümliche Weise mit originaler Triebkraft erfüllt. Diese immanente Zweckmäßigkeit eignet allem Schönen, und in jeder Kunst, nicht blos in der Architektur, ist es ein Stilgesetz, daß die Seele den Körper baut, daß der Zweck des Ganzen alles Besondere durchdringt und in der Grundgestalt offenbar wird. Die Idee der Pietät tragisch zu offenbaren ist der Zweckgedanke in Shakespeare's Lear, die Idee der Liebe in Romeo und Julie; die Einheit von Macht und Liebe im Wesen Gottes ist die Idee vom Zeus zu Olympia, die Idee des Heldenthums in Beethoven's Heroica. Die Töne und Formen, die Melodien und Harmonien hier und die Charaktere und ihre Ge-

Digitized by Google

schicke dort, sind von diesem Gedanken erwählt und durchdrungen, er ist das Telos, das Ziel wie der Grund des Gestaltungsprocesses. Und diese Ideen in uns lebendig zu machen, unser Innerstes zu erregen, zu erschüttern, über Leid und Untergang zu erheben, uns mit der sittlichen Weltordnung in Einklang zu setzen und im Genuß des Schönen zu beglücken, — das ist der Zweck jener Werke, welchen die Künstler ungesucht erreichen, indem sie darstellend sich selber befreien und ihrem Schöpferdrange genügen, selber das Wohlgefühl des Gelingens in einer naturgemäßen Thätigkeit genießen.

Ob ein Werk äußern materiellen Zwecken und Bedürfnissen dient und für solche Benutzung gemacht wird, oder ob die innere ideale Erhebung, Befreiung und Befriedigung der Seele, die empfundene Weltharmonie der Zweck der Darstellung ist, das scheint, mir den Unterschied von Kunst und Handwerk, von freier und anhängender Schönheit zu bedingen; das Zweckmäßige wohlgefällig zu gestalten, ist des Schönheitstriebes Ziel, der sich vom Boden des Handwerks in den Aether der Kunst erhebt.

Daß die Kunst nicht Nachahmung der Natur, sondern eine den Naturgesetzen gemäße freie Schöpfung des Geistes ist, das sehen wir deutlich an der Instrumentalmusik und an der Architektur; beide haben gar kein Vorbild, das sie nachahmen könnten; beide realisiren ein Ideal in neuschöpferischer Weise, beide beginnen im Anschluß an das tägliche Leben, in seinem Dienste die Bewegungen des Tanzes, des Marsches, der religiösen Feier zu regeln, zu leiten, dem Menschen eine Wohnstätte zu bereiten; aber beide erheben sich dazu, um auch den Seelenstimmungen der Andacht, des Muthes, der Festfreude in tönenden oder sichtbaren Formen einen Ausdruck zu geben und ihre Werke nach den Gesetzen der Schönheit zu bilden, und damit stehen sie in der Sphäre der Kunst. Anschauungen des Geistes in sichtbaren, räumlichen, bleibenden Formen darzustellen, oder die Natur zum Ausdruck idealer Anschauungen zu gestalten, ist Sache der bildenden Kunst, während die Musik die Schönheit des Werdens, die Lebensbewegung des Gemüths und der Natur im zeitlicher Flüsse der Entwicklung offenbart; die Poesie vereint beides. In der Außenwelt aber haben wir die anorganische Natur, den individuellen Organismus und die Organismen in ihrer Beziehung unter einander und zur anorganischen Umgebung, und ebenso im Innern den allgemeinen Geist der Zeit und des Volkes, in Persönlichkeit und die Wechselwirkung der Persönlichkeiten, in dadurch erregten Stimmungen und Handlungen. Die Plastik gibt uns den persönlichen Geist in der Totalität des Charakters ausgeprägt in der vollsten runden Körperlichkeit als eine kleine Welt für sich; die Malerei gibt uns in der thätigen Gruppe mit ihrer Naturumgebung die Darstellung der besonderen Stimmungen und Handlungen der Persönlichkeiten in ihrer Wechselwirkung; so bleibt für die Architektur die Idealisirung der anorganischen Natur: sie erfaßt die allgemeinen Weltkräfte, wie dieselben in Bewegung und Schwere, in Kraft und Last, unterschieden und verbunden den Kosmos bilden, sie zeigt im Ebenmaß, in Contrast und Versöhnung, im Kampf und Gleichgewicht dieser Potenzen, was die anorganische Natur ist, ein wohlgeordnetes Ganzes, gestaltet durch die Erfindungskraft des Geistes, beherrscht durch die Macht des Maßes, in höchster Weise ein Haus und Symbol des lebendigen Gottes.

Einer der bahnbrechenden Künstler unserer Zeit, Schinkel, hat zwei ästhetische Sätze aufgestellt, die einander zu widersprechen scheinen: „Die Zweckmäßigkeit ist das Grundprincip alles Bauens"; — „Das Kunstwerk ist nichts als die Darstellung des Ideals". Ich glaube, daß die Antinomie sich löst, wenn wir bedenken, Schönheit ist angeschaute Zweckmäßigkeit, sofern diese auf wohlgefällige Weise in der Form selbst offenbar wird. Das Ideal wird verwirklicht, wenn der Geist es in den Formen der Natur, den Naturgesetzen gemäß ausprägt. Die ideale Anschauung des Geistes, in der Proportionalität ihrer Verhältnisse, in Symmetrie und Ebenmaß, die Einheit im Unterschiede der Gliederung, die Harmonie darstellend, die Forderung der Schönheit erfüllend, diese ideale Anschauung, sage ich, ist selbst der Zweckgedanke, welcher als geistige Schöpfung durch die Stoffe und Kräfte der anorganischen Natur realisirt wird.

Ob wir das Reale idealisiren, ihm den Stempel freier schönheitfreudiger Geisteskraft aufdrücken, oder das Ideal realisiren, es in den Formen der Natur veranschaulichen, das macht so viel nicht aus, sobald nur das Ziel der Ineinsbildung des Idealen und Realen erreicht wird. Wenn das weltliche Leben der Architektur ihre Aufgaben stellt, ihre Zwecke setzt, so hat sie die Pflicht, diese Zweckgedanken im Werke selbst als immanente zur Erscheinung zu bringen, oder das Reale künstlerisch zu gestalten. Wenn aber die religiöse Idee nach einem Ausdrucke verlangt, wenn die Wohnstätte des Gottes oder der Bau für seine Verehrung als sichtbare Gestaltung der volksthümlichen frommen Gemüthsstimmung gefordert wird, dann gilt es ein Ideal zu realisiren, und gerade da, wo dies geschehen ist, im griechischen Tempel und im christlichen Dom, hat die Architektur es gelernt, auch die einzelnen Glieder des Baues, diese Säulen, diese Pfeiler, diese Gewölbe, an sich schon freie Gebilde des Kunsttriebes, so zu bilden, daß in ihrer Form auch ihre Function, ihre Leistung für sich wie ihr Zusammenhang mit dem Ganzen klar zu Tage tritt; sie hat es gelernt, das constructiv Bedeutende als Kernform des Baues in wohlgefälligen Verhältnisse prächtig hervorzuheben und dem Ornament selbst den Sinn der geschmückten baulichen Glieder plastisch ausdrücken zu lassen. So ist die Kernform Kunstform, so ist das Zweckmäßige schön. Es ist das große Verdienst von Karl Böttticher's Tektonik der Hellenen, daß er diese tektonische Formensprache der Griechen auf klare Begriffe brachte — ich habe sie in meiner Aesthetik zu erweitern und die Gothik wie die Architektur der Renaissance darnach zu erläutern versucht. Ich habe in meinem Buch über die Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung in den Baustilen der Völker den Ausdruck ihres Nationalgeistes, ihrer religiösen Stimmung darzustellen gestrebt, wie das auch Schnaase namentlich für das Mittelalter in meisterhaften Erörterungen gethan. Und der Parthenon von Athen, das Pantheon in Rom, der Kölner Dom sollen keine Kunstwerke sein? Zum Culturgebrauch hätte die einfache kleine Cella, hätte ein ummauerter größerer Raum ohne vorwaltende Höhenrichtung genügt; der Künstlergeist bildete als freie Schöpfung die Säulenhalle mit dem Giebelfelde, das spitzbogige Gewölbe, wie es aus den gegliederten Pfeilern hervorsprießt, und schwang sich damit über die irdische Bedürftigkeit zu idealer Weihe empor.

Der Baustil wird von Einzelnen nicht mit bewußter Absicht erfunden, er erwächst allmählich im Zusammenwirken vieler künstlerischer Kräfte aus den Forderungen des Volksgemüthes und den Bedingungen des Materials; der Stil trägt dann den Meister, aber jedes künstlerisch schöne originale Werk verlangt seinen Meister. So hat auch der epische Volksgesang in Griechenland, Indien, Deutschland die Sage gebildet und den Ton angegeben, aber die Odyssee wie das Ramayana und das Nibelunglied haben dann doch des organisirenden Genius bedurft, der das Gedicht zum künstlerischen Organismus machte.

Ich schließe mit einem Worte Semper's: „Die Menschengeschichte würde nur von chaotischen Zuständen der Gesellschaft zu berichten haben, ohne das jeweilige Eingreifen bewegender und ordnender Kräfte, mächtiger Einzelerscheinungen oder Körperschaften, die mit dem gewaltigen Uebergewicht ihres Geistes die dumpfen gährenden Massen lenken; sie zwingen sich um weltgeschichtliche Ideenkeime zu verdichten und bestimmte geregelte Bahnen anzutreten. Die Geschichte ist das successive Werk Einzelner, die ihre Zeit begriffen und den gestaltenden Ausdruck für die Forderungen der letzteren fanden. Wo aber immer ein neuer Culturgedanke Boden faßte und als solcher in das allgemeine Bewußtsein aufgenommen wurde, dort fand er die Baukunst in seinem Dienste, um den monumentalen Ausdruck dafür zu bestimmen. Ihr mächtiger civilisatorischer Eindruck wurde stets erkannt und ihren Werken mit bewußtem Willen derjenige Stempel aufgedrückt, der sie zu Symbolen der herrschenden religiösen, socialen und politischen Systeme erhob."

Digitized by Google

Das Tedeum des Verkannten.

Von Paul Marsop.

Daß ein Mensch, welcher auf Schritt und Tritt mit Niedertracht und Gehässigkeit zu kämpfen hat, in Stumpfsinn versinkt oder gar verzweiflungsvoll des Daseins Bürde von sich wirft, ist die Regel; daß er, ungeachtet jahrelanger Enttäuschungen, muthig ausharrt und in rastloser Arbeit und Pflichterfüllung Trost sucht und Ruhe findet, darf schon als seltene Ausnahme gelten; daß aber vollends ein Mann an der Schwelle des Greisenalters, wenn er auf die langen, langen nur in Kummer und Bitterniß verbrachten Jahre zurückschaut, keinen Seufzer des Grames zu den Sternen emporsendet, sondern ein frohes Dankgebet dafür, daß er leben dürfe, leben und schaffen: das ist etwas Einziges. Wie tief muß nicht die Ueberzeugung von der himmlischen Liebe und Barmherzigkeit in der Seele eines Solchen festgewurzelt sein, wie rein und keusch nicht ein Herz empfinden, welches sich auch in den schwersten Prüfungen ein festes, freudiges Gottvertrauen bewahrt hat! Herr, erbarme Dich unser — so hätte ein Anderer aufgeschrieen in seiner Noth! Anton Bruckner, der Künstler mit dem gläubigen Kindergemüth, componirte ein stolzes und sieghaftes „Te deum laudamus". Er mochte wohl einmal daran denken, sein Werk, wie dies auch Größere vor ihm thaten, einem Mächtigen dieser Erde zu widmen; aber man bedeutete ihm, daß derartige Beweise der Ergebenheit an maßgebender Stelle zur Zeit nicht gern gesehen würden. Ob dieses Gerede der Wahrheit entsprach — wir wagen es nicht zu entscheiden. Bruckner nahm's so hin, wie man es ihm sagte. „Da hab' ich denn", erzählt er in seiner treuherzigen Weise, „mein Werk dem lieben Gott selbst zugeeignet, zum herzlichen Danke dafür, daß er mich in all' meiner Trübsal doch nicht verlassen hat".

Sein Hoffen hat ihn nicht betrogen. Kaum hatte er die letzten Accorde seines Lobgesanges niedergeschrieben, als wir die ersten Tage der Bruckner-Bewegung erlebten, welche in kurzer Zeit mächtig anwuchs und bereits fast das ganze musikalische Deutschland ergriffen hat. Den kühnen Dramatiker hatte uns der Tod geraubt; die Stätte, an welcher er weilte, blieb verwaist. Aber auf anderem Gebiete erklang ein kecker Trompetenruf: ein neuer Symphoniker trat in die Schranken. Und wiederum bereitet der grauhaarige Alte mit der Feuerseele der künstlerischen Welt die seltenste der Ueberraschungen. Mit einem Schlage tritt er als fertiger, als hervorragender Kirchencomponist vor uns hin.

Es ist lange her, daß in Deutschland ein bedeutsames religiöses Werk geschaffen wurde. Schien es doch, als ob der große Stuttgarter Vernünftler, welcher das Dogma des alleinseligmachenden Quartettgenusses und des inbrünstigen Kunstausstellungsbesuches erfand, das wenige seinerzeit noch vorhandene Gefühl für das Heilige aus dem Reiche der Denker hinausphilosophirt habe. Nahm es sich doch wie eine grausame Ironie des Geschickes aus, daß das Geschoß aus der Schleuder David's des Kritischen, welches die Kirche zu Boden strecken sollte, auf das zurückprallte, was uns fürderhin als Surrogat-Gottheit zu dienen bestimmt war, auf die Kunst. Es ließ sich so an, als ob mit der Frömmigkeit auch die religiöse Kunst verschwunden wäre. Kaulbach, der Mephisto mit dem Zeichnenstift, war schon daran, den Todtentanz der Testamente zu entwerfen, und Johannes Brahms gab einem im Uebrigen wundervollen, ja im Einzelnen großartigen Tongedichte einen Titel, der in seiner eigenartigen Fassung anzudeuten schien, daß der deutsche Geist sich gegenwärtig bemüßigt fühle, dem Evangelium selbst ein Requiem nachzusingen. So mochte man die Dinge ansehen.

Nicht mit Unrecht. Kirchliche Schöpfungen können nur von Malern, von Musikern hervorgebracht werden, die da glauben; das Genie allein und für sich vermag alle Wunder zu verrichten — nur nicht das eines religiösen Kunstwerkes. Es sei Jemand so begabt wie der Allerersten Einer: die Inspiration zum Preise des Heiligen und Ehrfurchtbaren wird nur dann über ihn kommen, wenn er den Gott im eigenen Busen trägt. Rafael und Leonardo da Vinci, Bach und Palestrina würden nicht die erhabenen Meister geworden sein, die wir in ihnen verehren, wenn in ihnen nicht Glauben, Leben und Wirken eines gewesen wäre. Und die verschiedenen, nicht unbegabten Männer, die in den letzten Decennien vor dem gnadenreichsten Bilde der heiligen Cäcilia ein besonderes Opfer darbringen wollten, fanden deshalb keine Erhörung, weil es ihnen an dem Glauben fehlte. Wir dachten bereits in Friedrich Kiel den letzten Priester einer dem Höchsten zugewendeten Polyphonie zu sehen.

Zum Glück ist es anders gekommen. Der alte Gott lebt noch — sogar in der deutschen Kunst. Anton Bruckner hat mit seinem Tedeum den vollgültigen Beweis dafür geliefert, daß ein echtes und rechtes, musikalisch-religiöses Empfinden doch noch nicht zu den überwundenen Standpunkten gehöre. „Selig im Glauben" hat er der Allmacht Ruhm verkündet; wovon sein Herz voll ist, des quillt seine Musik über. Weil in ihm die Gewißheit der unanfechtbaren Wahrheiten lebt, von denen seine Töne melden, deswegen muß auch seine musikalische Sprache überzeugend wirken. Wenn er sein „Non confundar in aeternum" mit flammender Begeisterung herausschmettert, so ist auch der Hörer im Innersten bewegt; auch er fühlt, daß er nicht zu Schanden werden wird in Ewigkeit.

Vielleicht ist dem herrlichen Gedicht des „Ambrosianischen Lobgesanges" seit Händel keine so kühne und kraftvolle musikalische Ausgestaltung zu Theil geworden, wie sie nunmehr in Bruckner's Composition vorliegt. Sein Tedeum ist das Gebet eines Mannes; obschon es an Weichheit und Innigkeit des Ausdruckes nicht fehlt, tritt doch die mächtige Energie der Darstellung als bedeutsamster Grundzug der Tondichtung hervor. Es steckt ein lutherisches Element in diesem überzeugungstreuen Katholiken. Seine Tonmuse hat den ausgesprochenen, germanischen Typus, gleichviel ob sie uns eine symphonische Eroika dichtet oder ob sie ein Lied zur Ehre des Weltenhelden anstimmt. Nichts von Fanatismus — aber das unwiderstehlich fortreißende Feuer des deutschen Propheten.

Der Wucht des Inhaltes entspricht das Kraftvoll-Kernhafte der Form. Dieselbe ist allerdings nicht die eines Utrechter oder Dettinger Tedeum, auch nicht die des Mozartischen und am allerwenigsten die Mißform des Berliozischen; sie ist Bruckner völlig zu eigen. Er hatte uns etwas Selbstständiges zu sagen und hat darum auch *seine* Form gefunden. Nicht das Räthselhafte sorglich eingebetteter, wahrhaftiger oder vorgegebener Geheimnisse, sondern das schnellere Nacheinander dessen, was ehedem meist in behaglicher Breite ausgesponnen wurde: das ist es, was auch den Sachkundigen beim erstmaligen Hören fast in Verwirrung setzt. Wir kannten diese Gedrungenheit im kirchlichen Style bisher nicht; wir werden uns an sie gewöhnen. Die symphonische und die dem Drama angetraute Musik verlangen unter allen Umständen das methodisch weit angelegte Auseinander; die religiöse Musik ist subjectiver als jede andere, so subjectiv wie das religiöse Gefühl des einzelnen Menschen selbst. Mancher empfindet das Bedürfniß, sich jeweilig in weltferne Abgeschiedenheit zu begeben und tagelang allein seiner Andacht zu leben; Manchem genügt eine kurze Weihestunde. Wer mit Faust Niemandem sein Gefühl und seine Kirche rauben will, der muß es auch einem Musiker gestatten, daß er in seiner Weise seinen künstlerischen Gewissenspflichten gerecht wird. Dabei ist freilich alles Willkürliche und Gewaltsame im Vornherein ausgeschlossen; denn nicht zum wenigsten steht in der kirchlichen Kunst das Gesetz der ebenmäßigen Form obenan. Aber wie ist es möglich, daß Jemand den Riesenstoff des Tedeum in einem Zeitraume von dreiundzwanzig Minuten völlig formgerecht bewältigt? Ja — — wie ist es möglich, daß ein Mensch ein Genie sei?

Man muß sogar betonen, daß gerade wegen der außerordentlich geschickten Handhabung der Form Bruckner's neueste Schöpfung einheitlicher und übersichtlicher ist, als seine symphonischen Arbeiten. Von einem gelegentlichen rhapsodischen Ausschweifen, von einem eigensinnigen Ausspinnen einer weniger sich dem Wesen der Composition anschmiegenden als zufällig am Wege aufgerafften Idee ist hier nichts zu merken;

Digitized by Google

jeder Takt kommt einer einheitlichen Durchführung der Gesammtanlage zu Gute. Die Schrullen haben nur im Weltlichen ihren Platz; auch Jean Paul dünkt uns dort manierfrei, wo er religiös wird.

Zudem hat uns der Componist durch Bethätigung einer hohen, musikalischen Kunst das Verständniß seines Werkes außerordentlich erleichtert. Allerdings findet sich nur eine Fuge darin, — sie hat freilich den Teufel im Leibe — aber wir gewahren auf Schritt und Tritt eine Fülle merkwürdiger und fesselnder polyphoner Bildungen. An geeignetem Orte scheut Bruckner auch ein kräftiges Unisono nicht; ihm wird Niemand den Vorwurf machen, daß er sich dazu bequeme, weil sein theoretisches Können nicht zureiche, und dies umsoweniger, als in den bezüglichen Fällen stets eine eigenartige, dem Charakter des zu Grunde liegenden Textes entsprechende Wirkung erzielt wird. Vollauf beweist der Tondichter seine Meisterschaft in der vorzüglich polyphonen Behandlung des Orchesters. Obschon dasselbe dem Chore durchgehends untergeordnet ist, herrscht doch in ihm ein reges individuelles Leben; aller Orten treten zu den melodisch führenden Linien bald ein, bald mehrere Instrumente, mit charakteristischen, prachtvoll contrapunktisch gesetzten Phrasen hinzu.

In Betreff des Styles ist noch am ehesten eine Verwandtschaft mit dem der „missa solemnis" zu erkennen. Bruckner berücksichtigt, wie Beethoven in seiner Riesenschöpfung, die wechselnden Stimmungen und auch die vermittelnden, feineren Uebergänge des Gedichtes; doch ist er, gerade wie sein großes Vorbild, weit davon entfernt, dem besonderen Sinne jedes rituellen Beiwortes ängstlich nachzuspüren. Er hat Gedanken genug zur Hand, um Alles in seiner Art musikalisch eindrucksvoll darzustellen: den Glanz der göttlichen Majestät, die Demuth des Erlösers, das felsenfeste, nur in schwerer Stunde wohl durch ein leises Bangen getrübte Vertrauen des Gläubigen auf ein Fortleben im Jenseits. Aber er hat einen zu guten Geschmack, um etwa bei der Erwähnung des „aculeus mortis" eine Salve von gestopften Horntönen und Cinellenschlägen abzugeben. Auch die mitunter unerhörten Zumuthungen, welche er an die Singstimmen stellt, sind ächt Beethovenisch. Wenn er gegen Ende des grandiosen Schlußtheiles die Soprane in halben und ganzen Noten zuerst sieben Tacte lang das zweigestrichene Fis, dann acht das Gis und darauf während über 5 Tacte ohne Absetzen und mit crescendo das A aushalten läßt, um sie sich schließlich in dreifachem Forte aufs B schwingen zu lassen, so ist dies mehr, als selbst eine in Studirproben ergraute Capellsängerin bewältigen kann.

Wie man uns berichtet, haben sich einige Ungarisch-Freisinnige darüber ereifert, daß Bruckner den Chor zeitweise *instrumentaliter* behandelt und daß er auch vor Textwiederholungen nicht zurückschreckt. Die Herren pflegen zwar die Wahrheit, daß Drama und Oratorium nicht auf demselben Brette stehen, schon um ihrer Einfachheit willen zu verachten; dennoch müssen wir sie wieder einmal darauf aufmerksam machen, daß der Tondichter, wenn er einen quasi-rituellen Text vor sich hat, nicht gut im Tenor die andächtigen Empfindungen von Hinz und im Baß die von Kunz zur Geltung bringen könne; er weiß nur, wie ihm in heilig ernster Stunde selbst zu Muthe ist, und diesem seinem Gefühl kann er allein Ausdruck verleihen. Mit der „musikalischen Ausgestaltung der Charaktere", mit der „sprechenden Bestimmtheit der Motive" ist auf diesem Gebiete nicht viel anzufangen, weil es sich allein um den religiösen Charakter des Componisten handelt. Die Wortwiederholungen aber sind — von rein musikalischen Gründen abgesehen — schon deshalb zulässig, weil der Mensch zwar mitunter seinen Mitmenschen, aber niemals seinem Schöpfer etwas Neues zu sagen hat. Wer sich dem lieben Gott gegenüber „dramatisch" geberdet, der spielt eben mit ihm — Komödie. Manche thun dies auch. Aber Anton Bruckner gehört nicht zu Diesen. Er ist zu schlicht, zu wahrhaftig, zu — uncultivirt dazu. Es gibt keinen tiefer greifenden Unterschied als den zwischen den schöngeistig parfümirten Palestrinaden eines Liszt und der keuschen, weder von Zweifeln noch von devoter Coketterie angekränkelten Kirchlichkeit Bruckner's. Jener ringt auch auf dem Betschemel knieend nach den melodischen Offenbarungen, welche ihm nie zu Theil werden; dieser dankt seinem Herrgott für die robuste musikalische Gesundheit, deren er sich erfreut. Er fühlt — ein modernes Wunder — als wahrhaft naiver Mensch, und diese Reinheit des Herzens befähigt ihn zu einer Kraft des Ausdrucks, als ob ganze Regimenter der himmlischen Heerschaaren zusammen mit ihm jubilirten. Nur eine übel angewendete Gutmüthigkeit, welche der sich von Tag zu Tag rückhaltsloser offenbarenden Ohnmacht des eigenen Idols durch erborgte Familienbeziehungen ein wenig aufhelfen möchte, bringt es fertig, Bruckner um etlicher thematischer Zufälligkeiten willen neben den Aftertitanen der Weimarischen Versuchsstation einen Platz anzuweisen.

Es ist ein Elend, daß wiederum „auch Einer", der zu den Besten seiner Zeit gehört, das ganze programmgemäße Elend des bedeutendsten deutschen Mannes durchzumachen hat und daß ihm nach den Jahren des Todtgeschwiegenwerdens nun auch die des Mißverstandenwerdens nicht geschenkt bleiben. Michel ist unverbesserlich. Erspart doch dem alten Manne, der sechzig Jahre lang auf ein warmes, ermunterndes Wort vergebens gewartet hat, jetzt, da Ihr ihn nicht mehr unbeachtet lassen könnt, wenigstens die Grimassen und Phrasen der falschen Freunde! Nehmt ihn, wie er sich gibt; heftet ihm keine Lappen und Flitter an, sondern begreift ihn in seiner schlichten Wahrhaftigkeit! Er hat mit seinen silberweißen Haaren keine Zeit mehr zu warten, bis Ihr mit dem üblichen Kreislauf aller unwahrscheinlichen Muthmaßungen fertig geworden seid und ihn als das gelten lassen werdet, was er ist: als einen Herrn auf eigenem Grund und Boden. Erlaßt ihm einige Marterstationen auf dem Passionswege zur Berühmtheit und zum Conversationslexicon! Werft ihm zum Mindesten keine Steine in seinen Pfad! Denn daß Ihr ihm eine thatkräftige Hülfe gewährt, das wäre doch wohl zu viel verlangt. Es könnte Einem freilich das Herz abdrücken, wenn man bedenkt, wie ein so reich begabter Componist die kurze Frist, welche ihm noch vergönnt ist, im Zwange des jammervollen, musikalischen Schulmeisterns hinbringen soll, nur um sich ein bescheidenes Stücklein Brod zu erwerben. Die Zeit des Genies ist freilich kein Geld, aber das geistige Capital des Volkes. Wo ist ein Mäcen? Es sind „Interessen" der Nation wahrzunehmen! Wer will auf seine Primadonnen-Soupers verzichten, um dem Künstler zu helfen? Der „deutsche Schriftsteller" kann's freilich nicht; er ist nicht in der Lage, Ballet und Salonmusik materiell zu fördern und hat auch sonst keinen Ueberfluß an Sparpfennigen. Aber sofern er keine Menschen- und Collegenfurcht kennt, kann er wenigstens, aller Kleinlichkeit und Philisterei zum Trotz, der Wahrheit die Ehre geben. Damit verschafft er dem Künstler zwar keine sonderliche Erleichterung, aber er vermag es, die Stätte, an welcher das neue Opfer der berechtigten Eigenthümlichkeiten Michel's aller Wahrscheinlichkeit nach eines Tages zusammenbrechen wird, schon im Voraus mit einem Lorbeerzweige zu bezeichnen. Das ist tröstlich, nicht wahr? Te deum laudamus!

Lotheißen's „Margarethe von Navarra".

Besprochen von Karl von Thaler.

Unter den Werken, welche der „Allgemeine Verein für deutsche Literatur" in letzter Zeit veröffentlichte, befinden sich einige Bücher von hervorragender Bedeutung. Wir rechnen zu denselben namentlich Jastrow's „Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung", die „Literarischen Todtenklänge und Lebensfragen" von Rudolf von Gottschall und das treffliche Werk des Wiener Professors Ferdinand Lotheißen: „Margarethe von Navarra; ein Cultur- und Literaturbild aus der Zeit der französischen Renaissance". Das letztgenannte Buch, dessen gelehrter Verfasser durch seine Biographie Molière's und seine vierbändige „Geschichte der französischen Literatur im siebzehnten Jahrhundert" einen weitklingenden Namen erworben, möchten wir heute den Lesern der „Gegenwart" empfehlen.

Digitized by Google

Die Königin Margarethe von Navarra, die Schwester Franz I. und Großmutter Heinrichs IV., war eine der merkwürdigsten Frauen ihrer Zeit, eine der bedeutendsten weiblichen Erscheinungen in der modernen Geschichte. Sie hat einen ungewöhnlichen Einfluß auf den Gang der Politik, einen entscheidenden auf die Entwickelung der Reformation in Frankreich genommen. Ein Weib von tiefer Empfindung und männlich starkem Charakter, hielt sie sich rein von der in ihrer Epoche fast allgemeinen Sittenverderbniß und nimmt als Schriftstellerin einen ehrenvollen Platz in der Literatur ihres Vaterlandes ein. Man sollte glauben, daß eine so ausgezeichnete Frau, die außerdem eine Krone trug, in den Geschichtswerken einen breiten Raum beanspruchen und nach allen Richtungen hin geschildert sein müsse. Das ist aber keineswegs der Fall. Margarethe von Navarra wird im Gegentheil fast überall nur kurz und nebenbei erwähnt, so daß selbst unter Gebildeten undeutliche, und was schlimmer, unrichtige Vorstellungen über sie verbreitet sind. Der Altmeister Leopold von Ranke widmet der Königin in seiner „Geschichte Frankreichs im 16. und 17. Jahrhundert" kaum eine halbe Seite. Er begnügt sich, das Urtheil des venetianischen Gesandten Dandolo über sie zu citiren, dem sie als der beste Kopf Frankreichs erschien und sowohl in politischen wie in religiösen Gesprächen Bewunderung abnöthigte. Dann erwähnt Ranke die große Liebe Margarethens zu ihrem Bruder. „In ihm sah sie gleichsam das Ideal eines Mannes und begleitete seinen ganzen Lebensgang mit schwärmerischer Bewunderung und jener Theilnahme, die in dem Glücke des Anderen die Befriedigung des eigenen Ehrgeizes sieht. Oft mag sie ihm in den Geschäften mit der Ueberlegenheit eines ruhigen, durch keine Leidenschaften getrübten, hellen weiblichen Geistes zu Hülfe gekommen sein. Aber eine noch selbstständigere Aufmerksamkeit widmete sie den religiösen Fragen. Sie hat darüber geschrieben; ein Buch von ihrer Hand ist dadurch merkwürdig, daß darin nicht mehr vom Fegfeuer noch von der Fürbitte der Heiligen, sondern blos vom Verdienste Christi die Rede war. Ihre religiöse Poesie hat etwas Schwärmerisches; man möchte, an eine spätere Erscheinung im Voraus denkend, sagen: Zinzendorf'sches, aber zugleich ein echtes Gefühl von dem Verhältniß der in den Verführungen der Welt irrenden Creatur zu dem göttlichen Wesen, aus welchem ihr die Fülle und das Bewußtsein des allgemeinen Lebens zu Theil wird." An einer anderen Stelle gedenkt Ranke der Erzählungen der Königin und nennt sie ein Denkmal der damaligen französischen Gesellschaft.

Wer die scharf und ausführlich charakterisirende Art des großen Historikers kennt, die nicht am wenigsten in seinen lebendigen Darstellungen aus der französischen Geschichte hervortritt, wird über die Kürze erstaunt sein, in welcher er das Bild Margarethens entwirft. Seine Worte reichen nur nothdürftig hin, um die falsche Meinung zu zerstören, die man sich vielfach auf Grund ihres Hauptwerkes über sie gebildet hat. Nun wird aber ein moderner Leser des „Heptameron", der die Sitten und die Ausdrucksweise der Epoche nicht kennt, in welcher die fürstliche Verfasserin lebte, sehr leicht über ihren Charakter irregeführt, zumal wenn er mehr die Erzählungen selbst berücksichtigt als die moralischen und philosophischen Gespräche, welche ihnen folgen. Unter den Novellen befinden sich viele, die nach unseren heutigen Begriffen sehr unanständig sind, — man sehe doch nur die 18. und 25., oder die 44. und 45. nach — und in den meisten wird über geschlechtliche Dinge mit einer Offenheit gesprochen, vor welcher heute selbst der Pariser Großkophtha des Naturalismus zurückschrecken würde. Allerdings geschieht dies stets mit der größten Unbefangenheit und Naivetät; von Lüsternheit ist im ganzen „Heptameron" keine Spur zu entdecken und die Grundstimmung eine durchaus sittliche. Aber trotzdem ist ein Fehlschluß auf den Charakter und den Lebenswandel Margarethens leicht möglich, und man darf sich nicht wundern, daß ihn auch Gelehrte, und zwar französische Gelehrte, gezogen haben. Génin und Michelet folgerten nicht nur aus dem „Heptameron", daß die Königin von Navarra nicht viel besser als Margarethe von Valois gewesen sei, sondern aus ihren zärtlichen Briefen an König Franz I., daß sie in einem sträflichen Verhältniß zu dem eigenen Bruder gestanden hätte. Diesen Schimpf häuften sie auf das Haupt einer Frau, deren musterhaftes Betragen und tiefe Frömmigkeit die Besten ihrer Zeitgenossen rühmend anerkannten.

Unnöthig zu sagen, daß Lotheißen im Vorübergehen auch diese abscheuliche Verleumdung streift und widerlegt. Eine eigentliche „Rettung" brauchte er nicht zu schreiben, denn die Königin von Navarra bedarf keiner. Wohl aber entbehrte sie bisher einer ausführlichen, eingehenden und liebevollen Biographie, in welcher ihre Stellung zu den Zeitereignissen, zu der religiösen Bewegung, zu der Literatur ihrer Tage, mit einem Worte: ihr gesammtes Leben und Wirken anschaulich geschildert worden wäre. Das hat Lotheißen unternommen, und er hat seine Aufgabe überaus glücklich gelöst. Sein Buch ist gründlich ohne Schwerfälligkeit, unterhält durch die Fülle von Einzelheiten, die in anziehender Form mitgetheilt werden, und belehrt auf jeder Seite, ohne zu langweilen. Das Hauptgewicht seiner Darstellung legte er nicht auf das literarische Wirken der Königin, denn kaum der siebente Theil des Werkes beschäftigt sich mit demselben, sondern auf das Verhältniß Margarethens zu den politischen und Culturkämpfen der Renaissance, und sein Buch hält in Wahrheit, was der Titel verspricht: es gibt ein allgemeines Bild jener Periode, in welcher Margarethe von Navarra lebte.

Demgemäß wird Franz I. ziemlich ausführlich behandelt. Lotheißen gibt ihm den Ehrentitel des „Letzten Ritters", den man meistens Kaiser Max I. gönnt, nennt ihn auch den Revolutionär auf dem Throne. „Mit seinen glänzenden Eigenschaften hätte Franz Großes leisten können, wenn er Ernst und Beharrlichkeit mit ihnen verbunden hätte. Allein diese wesentlichen Eigenschaften eines großen Staatsmannes gingen ihm völlig ab. Wetterwendisch und oberflächlich, schadete er seinem Lande desto mehr, je mehr er sich von seinem Naturell hinreißen ließ. So wurden selbst Gaben, die ihn zierten, nicht selten gefährlich." Margarethe war, so oft sie in Staatsangelegenheiten eingreifen durfte, der gute Genius ihres Bruders, nicht zum wenigsten nach der Schlacht von Pavia, als der König erst in Pizzighettone, dann in Neapel, zuletzt in einem Thurm des königlichen Schlosses zu Madrid gefangen saß. Lotheißen stellt bei dieser Gelegenheit den angeblichen Ausspruch Franz's I. richtig. Er schrieb seiner Mutter nicht: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht", sondern der Brief, welchen er an sie richtete, begann mit den Worten: „Madame, um Euch mein ganzes Unglück wissen zu lassen, sage ich Euch, daß mir von allen Dingen nur die Ehre und das Leben erhalten blieben." Die Mutter, Louise von Savoyen, übernahm die Regentschaft, und neben ihr erwies sich Margarethe als gewandte Diplomatin. Sie reiste im September 1526 nach Madrid. Dort begnügte sie sich nicht damit, den erkrankten Bruder zu trösten und aufzuheitern, sondern sie unterhandelte über die Friedensbedingungen mit Kaiser Karl V. Ihre Sendung hatte nicht den gehofften Erfolg, aber ihre Geschicklichkeit ward allgemein gerühmt. Kurz darauf (24. Jan. 1527) schloß Margarethe ihren zweiten Ehebund mit Heinrich von Navarra, — die Herzogin von Alençon verwandelte sich in eine Königin, und königlichen Sinnes hat sie fortan in dem kleinen Reiche gewaltet, dessen Bevölkerung ihr bald mit Liebe und Verehrung zugethan war.

Margarethe's Streben ging zunächst dahin, eine geistig vornehme Gesellschaft um sich zu versammeln, Dichter, Gelehrte, Künstler an ihren Hof zu ziehen. Sie hat Franz I. hauptsächlich dazu bestimmt, das „Collège Royal" in Paris zu gründen, welches ein Gegengewicht für die in starrster Orthodoxie versteinerte Sorbonne bilden sollte, und Navarra ward bald ein Asyl für zahlreiche Männer, die um ihres Glaubens willen verfolgt wurden. Diese Flüchtlinge wie die Schriftsteller, welche Margarethe beschützte und in ihren Kreis aufnahm, führt uns Lotheißen in lebendiger Schilderung vor. Wir lernen da eine ganze Schaar interessanter Leute kennen, welche der Schutt der Vergangenheit profanen Blicken verdeckt. So den unruhigen, abenteuerlichen Poeten Clement Marot, den Uebersetzer der Psalmen, der wegen seiner protestantischen Ideen zweimal aus Frankreich flüchten und fern der Heimath sterben mußte. Ferner den Feuerkopf Etienne Dolet, den man

Digitized by Google

1546 auf der Place Maubert in Paris verbrannte, eines der edelsten Opfer freieren Denkens, einen Helden und Märtyrer, der dem Parlament, das ihn verurtheilte, in einer poetischen Epistel zugerufen: „Hat ein Menschenleben so wenig Werth, daß man es wie das einer Fliege oder eines Wurmes vernichten darf?" Dann Bonaventura Des Periers und Andere, wie die Bischöfe Rousſel und Dangu, die edlen Herren Frotté und Lavedan.

Obwohl Margarethe selbst, zumeist aus politischen Rücksichten, nicht zum Protestantismus übertrat, war sie doch eine große Freundin der Reformation. Sie gewährte zahlreichen Verfolgten Zuflucht, besetzte viele wichtige Stellen mit Anhängern der neuen Lehre, und bemühte sich unablässig, König Franz I. milder gegen die Protestanten zu stimmen. Sie hat Manchen vom Tode gerettet, und Calvin, der allerdings mit ihrer vorsichtigen Haltung nicht immer zufrieden war und es ihr zuweilen in harten Worten entgelten ließ, daß sie den offenen Glaubenswechsel vermied, bezeugte wiederholt ihre segensreiche Thätigkeit, zuletzt im Jahre 1545, da er ihr schrieb: „Ich weiß, welche Gaben unser Heiland Euch verliehen, und wie er sich Eurer bedient hat, um sein Reich zu fördern." Navarra und Bearn glichen während ihres Lebens, obwohl ihr Gemahl ihre Anschauungen nicht theilte und nicht übel Lust hatte, sich am Geruche gebratener Ketzer zu ergötzen, einer glücklichen Insel. Dort herrschte Duldung, während rings umher, und am zahlreichsten in Frankreich, der Fanatismus die Scheiterhaufen entzündete. „Margarethe" — so faßt Lotheißen sein Urtheil über sie zusammen — „steht in der Reihe der besten Menschen ihrer Zeit. Sie war tolerant in einem Zeitalter allseitiger Intoleranz. Selbst fromm, achtete sie die Ueberzeugung Anderer, auch wenn ihr diese irrig erschien. Aus dem Hause Valois stammend und Königin, war sie doch die Vorkämpferin geistiger Freiheit. Für die Reform der Kirche eintreten, hieß für den Fortschritt der Menschheit kämpfen. Daß Margarethe dies erkannte und der großen Bewegung bis zu ihrem Tode treu trieb, das zog ihr den Haß der Fanatiker zu und erwarb ihr die Anerkennung der Nachwelt."

In den letzten Abschnitten seines Buches beschäftigt sich Lotheißen mit den schriftstellerischen Arbeiten der Königin. Er erörtert die Gedichte, die geistlichen Spiele, die Novellen. Wenn er von den ersten sagt, sie hätten heute nur noch literarhistorischen und culturgeschichtlichen Werth, ohne poetischen Genuß zu bieten, so ist er etwas zu streng. Er selbst führt einige Stellen an, die von wirklicher Begabung zeugen, darunter den Schluß eines geistlichen Gedichtes, der in seiner kräftigen Sprache an deutsche Kirchenlieder mahnt. Die Strophe lautet in meiner eigenen Uebersetzung:

Erwach', o Herr, ein Donnerwort
Zu sprechen,
Und überall der Deinen Mord
Zu rächen!
Willst Du, daß klar und offenbar
Dein Evangelium kündet
In Schloß und Dorf und Stadt die Schaar
Der Treuen, Dir verbündet:
Gib Deinen Dienern Kraft und Muth
Und starkes Herz;
Dann trotzen sie voll Liebesgluth
Dem Todesschmerz.

In den Liebesepisteln, die zuweilen in die Novellen eingeflochten sind, finden sich manche zarte und anmuthige Verse, die das Talent der Königin bestätigen, wenn sie auch als Prosaikerin einen viel höheren Rang einnimmt wie als Dichterin und ihr Name zunächst durch das „Heptameron" erhalten blieb. In der Besprechung desselben folgt Lotheißen meist den Spuren Felix Frank's, des französischen Gelehrten, der im Jahre 1878 die sämmtlichen Werke Margarethens herausgegeben und mit Erläuterungen versehen hat. Von diesem rührt auch die Deutung der im „Heptameron" auftretenden Personen her, welche er mit großem Scharfsinn und genauer Kenntniß der Zeit bewerkstelligt hat, so daß dem deutschen Forscher kaum etwas übrig blieb, als die Auslegung seines Vorgängers anzunehmen. Nach Frank ist Parlamente Königin Margarethe selbst, Osile ihre Mutter Louise von Savoyen, Hircan ihr Gemahl Heinrich von Navarra. In Simontaut und Ennasuite darf man Franz von Bourdeille und dessen Gemahlin Anna von Vivonne erkennen; in Saffredent und Nomerfide den edlen Herrn Johann von Montpezat und seine Frau. Longarine ist Aymée von Lafayette, Herrin von Longrai. Unter Dagoucin soll der Bischof Dangu, unter Geburon ein Herr von Burge verborgen sein. Daß die meisten Erzählungen des „Heptameron" auf wahren Vorfällen beruhen, und so im Grunde eine Art chronique scandaleuse der französischen Gesellschaft in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts bilden, ist in der Einleitung ganz ausdrücklich bezeugt. „Es gibt wohl Niemanden unter Euch", sagt dort „Parlamente", „der nicht die hundert Novellen von Boccaccio gelesen hätte, welche erst kürzlich aus dem Italienischen ins Französische übersetzt worden sind und von denen der allerchristlichste König Franz, der Erste dieses Namens, der Dauphin, die Dauphine und Madame Margarethe so viel Aufhebens gemacht haben, daß Boccaccio, wenn er sie hätte hören können, durch das Lob solcher Persönlichkeiten wohl zu neuem Leben erweckt worden wäre. Nun höre ich, daß die zwei obengenannten Damen sich mit anderen des Hofes beriethen, ein ähnliches Werk zu schaffen, nur mit dem Unterschied von Boccaccio, daß sie keine Novelle schreiben wollten, die nicht eine wahrhafte Geschichte wäre." Lotheißen hat diesen charakteristischen Satz nicht wörtlich angeführt, sondern nur in einer Umschreibung wiedergegeben. Dafür bemüht er sich, bei mehreren Novellen den Beweis zu liefern, daß sie aus Erlebnissen der Königin und ihres Kreises entstanden sind. Ob die 4. Erzählung auch dahin gehört, und ob es wahr ist, daß Margarethe selbst einmal Nachts im Bette von dem Admiral Bonnivet überfallen ward, und „se défit de ses mains, . . . se mit à le frapper, mordre et égratigner" — das wird wohl nicht mehr festzustellen sein. Wäre das Attentat Thatsache, so würde es das grellste Licht auf die Sitten und Anschauungen jener Zeit werfen und die freie Sprache des „Heptameron" nicht blos erklären, sondern geradezu rechtfertigen.

Feuilleton.

Eine, die ihren Beruf verfehlte.

Von Rudolf Elcho.

(Schluß.)

Als ich zwei Tage später ihre Wohnung betrat, lag sie krank auf einer Chaiselongue. Ihr Gesicht war von Fieberhitze geröthet. Sie streckte mir, matt lächelnd, die magere Hand entgegen. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen", sagte sie. „Meine robuste Gesundheit hat einen Stoß erlitten. Ich war vom Tanze erhitzt und der kalte Ostwind. — — Nun, wenn er von ungefähr die Lebensflamme einer alten Jungfer ausgeblasen, was wäre daran gelegen! Sie wollten jenes Kinderporträt sehen, von dem ich Ihnen gesprochen. Dort steht es, auf dem Kaminsims, neben der mauriſchen Cassette."

Ich blickte mich in dem Zimmer um — es glich dem Magazin eines Raritätenhändlers. Beim breiten Fenster eine Staffelei, daneben ein schwedischer Bauernstuhl, bedeckt mit Palette, Pinsel und Farbenhülsen; die Wände überdeckt mit Schränken und Bildern; in den Schränken antike Schmucksachen, Tabatièren, Schmetterlinge und Schnitzarbeiten; auf den Wandborden Schüsseln, Bronzen, Crucifixe und prähistorische Funde . . . Ich hob das Gemälde vom Kaminsims herab und erblickte ein liebliches Kind, das im Schmuck der Schneeglöckchen in der That als Frühlingsbote gelten konnte. Es reckte die runden Aermchen auf, seine Röckchen flatterten und ein Schimmer der Freude lag auf seinem Antlitz . . . Ich meinte, nie zuvor etwas Holderes gesehen zu haben. „Sie werden mir zugeben, daß der unbarmherzigste

Digitized by Google

Caricaturist die Zeit ist", bemerkte die Kranke in bitterm Tone, als meine Blicke von dem Bilde zu ihr hinüberschweiften. „Dies war ich einst und das hat die Zeit aus mir gemacht." — Sie deutete auf ihr Gesicht.

„Den Entstellungen durch die Zeit sind wir alle unterworfen, aber es gibt Seelen, die im Alter zur Stimmung der Jugend zurückkehren und jene sind beneidenswerth."

Sie blickte verwirrt zu mir auf und stotterte: „Sie fanden mein Benehmen in Marling's Salon kindisch . . ."

„O nein, indessen . . ."

„Keine Ausflüchte! Ich mußte der Gesellschaft als eine alte Närrin erscheinen", unterbrach sie mich in traurigem Tone, „aber ich hatte wieder einmal vergessen, was um mich her geschah — ich tanzte, träumte und war selig." — Sie legte eine Weile das Gesicht auf die Kissen, als wolle sie die Scham verbergen, dann fuhr sie fort: „Sie haben Recht, es gibt Menschen, die im Alter zur Stimmung der Kindheit zurückkehren — ich gehöre zu diesen. Vielleicht verstehen Sie mich, wenn ich Ihnen erzähle, wie sich mein Leben weiter gestaltete. Von der Zeit ab, da ich als Kind in vornehmer Gesellschaft getanzt und dadurch den Zorn meines Vaters erregt hatte, hielt der Letztere alles von mir fern, was irgend wie meine Tanzlust hätte wecken können. Ich zählte bereits vierzehn Jahre, als ich zum ersten Male ein Theater betrat. Es geschah in Gesellschaft einer lebensfrohen Tante, die ich in Wien besucht hatte. Jene ahnte nicht, daß die Bühne für mich den Baum der Erkenntniß in der Schöpfung darstelle und führte mich zu einer Gastspiel-Vorstellung der Fanny Elßler. Der Eindruck, den dieser Theaterabend auf mich machte, war völlig überwältigend. Ein Wunderland hatte sich mir erschlossen, in dem die Elßler als Feenkönigin herrschte. So lange ich in Wien verweilte, besuchte ich allabendlich die Hofoper. Ich dachte kaum an etwas Anderes mehr, als an die schönen Gestalten der Bühne; sie umschwebten mich am Tage und glitten lächelnd durch meine Träume. Ich ahmte in einsamen Stunden die Bewegungen der berühmten Tänzerin nach und bildete mir ein, die Mutter schaue lächelnd auf mich herab. Eines Abends, als die Elßler wieder durch ihre Kunst das Publicum entzückt hatte und die Tante, gleich mir, in völlig begeisterter Stimmung das Theater verließ, frug ich jene, ob sich eine vornehme Familie der Elßler zu schämen hätte. Die Tante verneinte das ohne Zaudern und meinte, auf eine Künstlerin vom Schlage der Elßler dürfe jeder Vater stolz sein, denn die Kunst verleihe auch einen Adelsbrief.

Diese Antwort war für mich entscheidend. Ich beschloß zur Bühne zu gehen und wurde in diesem Vorsatz noch bestärkt, als ich in Shakespeare's ‚Hamlet' die Worte las: ‚Ihr thut, was Neigung und Beruf Euch heißt'."

Nach meiner Rückkehr ins Vaterhaus harrte ich in Furcht und Bangen auf eine gute Stunde, um dem Vater meinen Entschluß mitzutheilen. Eines Abends fand ich ihn froh gelaunt bei der Abendmahlzeit. Er war von der Jagd zurückgekehrt mit reicher Beute und lud mich ein, dem Champagner zuzusprechen. Mit derbem Humor erzählte er eine Jagdgeschichte und frug mich dann, was ich in Wien erlebt hätte.

Zitternd vor Erregung gestand ich, daß die Tante mich zu einer Gastvorstellung der Elßler geführt habe.

Bei dieser Eröffnung ließ der Vater den Champagnerkelch, den er eben zum Munde führen wollte, sinken. Seine Augen wurden groß und starr vor Ueberraschung.

Mir schnürte die Angst die Kehle zu, aber all' meine Energie zusammennehmend, schüttete ich nach kurzer Pause mein Herz vor ihm aus, sprach von der Wirkung, welche die erste Theater-Vorstellung auf mich hervorgebracht, sprach von meinen Gefühlen und Zukunftsplänen, von dem festen Glauben, daß ich in der Kunst einst dieselbe Stufe erreichen werde wie meine Mutter und gestand ihm, daß die Sehnsucht nach der Bühne mich schier verzehre. Je weiter ich mit meinen Enthüllungen kam, desto dunkler röthete sich des Vaters Gesicht, desto drohender wurden seine Blicke, desto höher schwoll meine Angst. Ich sprach immer hastiger und in solcher Verwirrung, wie ein Mensch, der vor einem schrecklichen Gewitter flüchtet. Zuletzt schrie ich die Bitte hervor: ‚Laß mich zum Theater gehen, Vater, laß mich zum Theater geh'n!' — Die heißen Thränen rollten mir über die Backen, ich sank vor ihm nieder, umklammerte seine Knie und barg lautschluchzend mein erglühendes Gesicht in seinem Schooß.

Der Vater blieb lange unbeweglich, dann sagte er in rauhem Commandoton: ‚Steh' auf!'

Ich gehorchte und richtete die verweinten Augen flehend auf sein Gesicht.

‚Was Du begehrst, Lotte', sagte er in auffallend mildem Ton, ‚ist eine Narrheit. Dein Geständniß ruft mehr Mitleid als Zorn in mir wach. Es fließt in Deinen Adern Komödiantenblut und in Deiner Seele lauert ein Dämon. Aber der Teufel der Tanzleidenschaft muß niedergetreten werden. Ich dulde nicht, daß der edle Name, den ein Geschlecht von Helden mir vermacht, in den Theaterkoth gezogen werde. Du kennst die Bühne nicht, aber ich kenne sie und ich halte es für meine Pflicht, Dich vor jeder Berührung mit derselben zu bewahren. Kannst Du die Sehnsucht nicht bekämpfen, so helfe ich Dir — damit'.

Er deutete auf die an der Wand hängende Hundepeitsche und ich verließ gedemüthigt und verzweifelnd das Zimmer. Aber ich gab meinen Vorsatz nicht auf. Ich floh nach Wien und bat um den Schutz meiner Anverwandten, jene aber lieferten mich dem Vater aus. Ich erhielt eine schwere Züchtigung und wurde in ein Kloster gesteckt, in welchem man mich zwei lange Jahre gefangen hielt. Als ich endlich meine Freiheit durch das Gelöbniß, der Bühne entsagen zu wollen, wieder erhielt, war ich ‚gesellschaftsreif'. Der Vater führte mich zu Bällen und sagte: ‚Auf diesem Terrain fröhne der Tanzlust so viel Du magst'.

Ich stürzte mich in den Strudel des Vergnügens und im Tanze erwachte das Gefühl der Liebe zu einem jungen Grafen. Ich erinnere mich ganz genau, daß ich damals, als die ersten Liebesschauer mein Herz überrieselten, den seltsamen Wunsch hatte, im Tanze sterben zu können.

Aber ich blieb leben, und der junge Graf gestand mir seine Liebe und wir verlobten uns. Nun kamen acht Jahre des Hangens und Bangens. Mein Verlobter besaß so wenig eigenes Vermögen als ich selber. Er rechnete auf den Tod seines reichen Onkels, aber jener that ihm den Gefallen nicht, zu sterben. Als nun mein Vater plötzlich starb und die Gläubiger dessen ganze Hinterlassenschaft an sich nahmen, zwang mich der edle Graf durch sein Benehmen, ihn seines Wortes zu entbinden. Ich stand allein und mußte lange und heiß um meine Existenz ringen. Sie ahnen wohl kaum, was für ein Weib dazu gehört, sich den kargen Lebensunterhalt zu verdienen. Die Zeit war vorüber, um mich mit Erfolg der Bühne widmen zu können. Ich zeichnete für Modejournale, malte dann, hatte kleine Erfolge und errang mir nach fast dreißigjähriger, mühevoller Arbeit ein kleines Vermögen. Die Arbeit ist die Sense der Zeit. Ein ganzes Lebensalter war mir dahingeflossen wie ein Traum.

Jetzt, am Abend meines Lebens konnte ich mich etwas rühren, konnte reisen, konnte diese Sammlungen anlegen und — die Theater besuchen. Und seltsam! Die Kunst übte genau denselben Zauber auf die alternde Frau wie auf das Kind aus. Ich sah Adele Grantzow kurz vor ihrem Tode auf der Bühne. Diese Tänzerin schlug mir das Buch der Kindheit wieder auf — Blatt für Blatt. Sie glich meiner Mutter nicht nur in der Erscheinung, sondern auch in der Art der Darstellung. Beide zogen mich mächtig an durch die plastische Schönheit ihrer Posen, durch die Grazie und Harmonie ihrer Bewegungen, und da sie uns ein Uebergewicht der Ruhe empfinden ließen, so glaubte man herrliche Kunstgestalten der hellenischen Welt an sich vorüberschweben zu sehen. Ach, wie es mich berauschte, als die Grantzow durch die Gärten und Paläste Sardanapal's tanzte, umstrahlt von zauberhaftem Licht, umfluthet von den Tonwogen einer lustathmenden Musik! Und wie ich sie beneidete! Ich sagte mir, daß die Entzückungen des Künstlers auf der Bühne in Wahrheit Erlebnisse seien, da eine starke Illusion sich nur dadurch von der Wirklichkeit unterscheide, daß kein irdischer Bodensatz den Trank des Genusses trübe. Nun verstand ich erst ganz das Heimweh der Mutter nach dem verlorenen Eden der Kunst. Und als ich aus der Vorstellung nach Hause kam, weinte ich

Digitized by Google

um mein verfehltes Leben. Ich haderte mit den Schicksalsmächten, daß sie mich nicht in einer Seiltänzerbude zur Welt kommen ließen; dann hätte ich mehr auf meinem Lebenspfad gefunden, als nur das tägliche Brot."

Die Erzählerin seufzte tief auf und starrte in die zuckenden Flammen des Kamins. Der Wintersturm warf dicke Schneeflocken gegen das Fenster und die anbrechende Dämmerung mahnte zur Heimkehr. Auf die Sammlungen deutend, bemerkte ich in scherzhaftem Ton, sie habe außer dem Brot auch Steine auf ihrem Lebensweg gefunden.

„O, das ist Tand, ich sammelte, um mich zu zerstreuen. Diese Liebhaberei und manche andere Schrullen brachten mich zeitweise über die große Leidenschaft fort. Aber es bedurfte nur eines Funkens, um dieselbe wieder anzufachen. Sie haben es erlebt, daß die feurige Musik mich alles vergessen ließ: die Umgebung, mein faltiges Gesicht, meine steifgewordenen Glieder — ich tanzte, wie einst in der Kindheit und war glücklich."

Ich schickte mich zum Fortgehen an und frug, ob ich ihr einen Wunsch erfüllen könne. Sie schüttelte zerstreut den Kopf und bot mir die Hand zum Abschied; dieselbe war fieberheiß.

„Soll ich Frau Marling grüßen?"

„Ach, ja, ich bitte! Frau Marling ist engelsgut . . . in keinem andern Hause hätte ich mich zum Tanzen hinreißen lassen als in dem ihrigen. Ich fühlte mich dort heimisch. — Noch eine Bitte! Frau Marling wollte mich morgen besuchen. Es würde mich herzlich freuen, wenn die spanischen Künstler mit ihr kämen und mir noch einmal jene Serenade spielten, die mich zum Tanz bewog. Sie kommen doch auch mit?"

Ich verließ die Kranke bewegt und fand am nächsten Tage — eine Sterbende. Frau Marling und zwei spanische Musiker waren mit mir gekommen. Der anwesende Arzt setzte unserm Besuch kein Hinderniß in den Weg und bedeutete uns durch Zeichen, daß die Sterbestunde gekommen sei. Der Todesengel beschattete das Lager der einsamen Frau. Die Spanier hatten Geige und Cello mitgebracht, um dem Wunsche der Leidenden zu entsprechen. Jene aber folgte wilden Fieberphantasien und die jungen Leute legten bestürzt ihre Instrumente weg. In düsterm Schweigen umstanden wir das Sterbelager. Die Kranke starrte mich an und rief in klagendem Tone: „Ach, Vater, zertritt nicht meine Frühlingsblumen! Du bist grausam! — Das Leben ist so kurz . . . nur einen Blick laß mich in den Zaubergarten werfen. Ah, Du meinst, diese Leidenschaft sei Wildfeuer — das lasse sich ersticken! Nein, nein, es wird zur Flamme, die mich verzehrt . . ."

Gegen Abend, als die letzten Reflexe der Wintersonne über das Fenster glitten, rang sich die Seele der Sterbenden noch einmal aus dem Delirium auf. Sie sah uns der Reihe nach an und flüsterte: „Musik, bitte . . ."

Frau Marling setzte sich ans Clavier, zögernd nahmen die spanischen Künstler ihre Instrumente zur Hand. Leise erklang ein Trio. Die Kranke schien zu schlummern, bis die Töne anschwollen, die Rhythmen feuriger wurden. Jetzt riß sie weit die Augen auf, ein Leuchten ging über das fahle Antlitz. Etwas wie Jugendglanz flimmerte um Mund und Augen. Sie reckte die Arme auf — — dann sank sie stöhnend zusammen.

Das letzte Aufflackern der Lebensflamme war vorüber. Erschreckt beugte ich mich über sie, da zitterten wie ein Hauch die Worte auf ihren erblassenden Lippen: „Zu Dir, Mutter —"

Sie ging mit einer holden Vision hinüber.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Timandra.

Trauerspiel in 5 Acten von Adolf Friedrich Grafen v. Schack.

Als Nachklang und Nachtrag zu dem vor Monaten gefeierten 70. Geburtstage des Münchener Poeten hat unsere Hofbühne verflossene Woche die Tragödie „Timandra" zur Aufführung gebracht, welche aus dem Jahre 1879 stammt und im 5. Bande der Gesammelten Werke des Grafen Schack*) abgedruckt ist. Sie gemahnt innerlich und äußerlich an den letzten Winter gegebenen „Alkibiades" von Heyse, den ich damals an dieser Stelle besprochen habe. Beides sind echt akademische Tragödien, stilvoll, schemenhaft, ohne theatralische Lebensfähigkeit. Der Conflict ist zum Verwechseln ähnlich, auch die Helden gleichen sich auf ein Haar. Bei Schack wie bei Heyse steht im Mittelpunkt ein griechischer Staatsmann, genial, charakterlos, leichtfertig — es war mir bei der Besprechung des „Alkibiades" sogar das böse Wort „Lump" in die Feder geflossen. Beide Staatsmänner verbünden sich heimlich mit Persien gegen Griechenland und gehen im Drama mehr an einer Liebschaft als an politischen Conflicten zu Grunde. Schack's Schauspiel enthält freilich Haupt- und Staatsactionen, während Heyse's intimeres Gemälde mehr idyllische Zustände schildert, allein hier wie dort steht eine eifersüchtige Perserin im Vordergrunde, die beidemale Mandane genannt wird. Und diese Identität der Namen geht noch weiter, denn beide Stücke haben den Vorzug, eine Timandra zu besitzen, nur mit dem Unterschiede, daß sie bei Schack die Mutter des Pausanias, bei Heyse jedoch eine athenische Hetäre, die treue Freundin des Alkibiades ist. Bei dieser Uebereinstimmung der Handlung, der Conflicte, der Namen ist es sehr natürlich, daß der verwirrte Kritiker erst durch einen Blick in den vergessenen Cornelius Nepos in seinem Kopf wieder Ordnung schaffen muß, um Heyse und Schack, Pausanias und Alkibiades, Pharnabazos und Artabazos, die zwei Mandanen und die beiden Timandras fein säuberlich auseinanderhalten zu können. Nur in einem Punkt ist ein Verwechseln unmöglich. Wer den süßen Schmelz von Heyse's Diction vernommen, der gewöhnt sich nur schwer an die wortreichere, pomphaftere Sprache Schack's, die selten oder niemals einen individuellen Ton anschlägt. Damit soll nicht gesagt sein, daß in Timandra blos der verwaschene, kraftlose, mit Schiller's schwungvoller und schönsprecherischer Diction wetteifernde Theaterjambus regiere. Nein, die Helden Schack's reden durchweg edel, phrasenlos, geschmackvoll, gediegen; nur schade, daß die Schönheit und Glätte der Sprache so gar keine charakteristische, persönliche Färbung zeigt. Der Fluch des Akademischen!

Timandra, die Mutter des Pausanias, wird hier eine Kindsmörderin aus Vaterlandsliebe. Sie hat einmal vor Jahren den unvorsichtigen Schwur geleistet:

In strenger Zucht
Will ich den Sohn erziehn, und wenn er doch
Vom Pfad des Rechtes wiche, so gelob' ich:
Eher, als daß dem Vaterland durch ihn
Das kleinste Unheil nur geschehen soll,
Weih' ich, ich selbst, die Mutter, ihn dem Tod,
Und bei den Bären des Taygetus
Wird er mehr Milde finden, als bei mir.

Mit den Bären des Taygetus hat es allerdings seine guten Wege. Der Dichter müßte kein moderner Mensch und jedenfalls kein beifallsfroher Dramatiker sein, wenn er diese Mutter in ihrer ganzen classischen Unerbittlichkeit zeichnen wollte. Er mildert also ihre Wildheit, indem er ihr allerhand kleine Vorsichtsmaßregeln unterschiebt. Zuerst wählt sie in dem grausamen Dilemma die Liebe als Helferin: die hübsche Diotima soll ihren Pausanias, der sein culturfeindliches Sparta verachtet und lieber in orientalischer Genußsucht schwelgt, wieder auf den

*) Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

geraden Weg führen. Dies Mittel verfängt nicht. Diotima's sanftes Bild ist aus des Helden Herz längst verdrängt: die Perserin Mandane, welche ihm unglaublicherweise durch alle Steppen nachgereist ist, gewinnt seine Liebe wieder und stößt der Nebenbuhlerin den Dolch ins Herz Aber der Sieger von Platää liebäugelt auch mit ihrem Vater Xerxes, und der Landesverrath ist nur eine Frage der Zeit. Gleichwohl will die Mutter noch nicht an seine Schuld glauben und verlangt nach schriftlichen Beweisen. Als auch diese ihr geliefert werden, zögert sie noch immer. Ja, sie greift sogar zu einem spitzfindigen Sophisma. Hat sie nicht wörtlich und wiederholt geschworen:

eh' mein Sohn
Dem vielgeliebten Sparta durch Verrath
Das kleinste Unheil nur bereiten soll,
Eh'r geb' ich selbst, ich, seine Mutter, ihn
Dem Untergange preis . . . ?

Nun, der Verrath ist da, calculirt sie, aber es ist noch kein „kleinstes Unheil" entstanden. Folglich braucht sie ihn noch nicht preiszugeben, und daß das Opfer überflüssig werde, dafür wird sie selbst Sorge tragen. Sie fordert ihn auf, ihr zu schwören:

Aus seiner Seele jeglichen Gedanken,
Der wider Spartas Sitten und Gesetz
Sich sträuben will, auf ewig zu verbannen
Und diesen Boden nie mehr zu betreten.

Natürlich wird sie von ihrem Sohn ausgelacht und heimgeschickt. Und erst als das Perserheer erscheint und der Verräther von seinem Volke beinahe ergriffen und gelyncht wird, sieht sie ein, daß sie jetzt ihr Gelübde endgültig erfüllen muß. Dies Schwanken zwischen Mutterliebe und Pflichtgefühl ist sehr schön geschildert und kann auf das Mitgefühl moderner Zuschauer rechnen, aber es nimmt der durchaus heroisch gedachten Figur Halt und Klarheit.

Ganz dasselbe gilt von anderen Personen des Dramas, vor Allen der wilden Mandane. Wie eine solche Amazone etwa zu zeichnen war, hätte der Dichter an Kleist's Penthesilea, diesem colossalischen und doch wieder echt frauenhaften Mannweib, studiren können. Mandane aber ist eine unmögliche Figur, eine Abstraction, ein Schatten. Man sollte glauben, daß es nicht allzu schwer wäre, eine so einfach angelegte, ganz nur auf eine Leidenschaft gestellte Figur zu zeichnen, doch Graf Schack hak sich auch hier vergriffen. Dieses dämonische Weib, das den Helden ins Verderben reißt, soll nichts weniger als sympathisch sein. Warum aber dann die plötzlich hervorbrechende Sentimentalität, der jähe Knick in ihrem Wesen? Sobald sie vernimmt, daß der Geliebte nicht mit ihr in die persische Heimath ziehen will, sondern selbstverständlich antwortet: „Ich fliehen? mit der Herrschaft steh' und fall' ich" — und daß er an Xerxes um Hülfe schreibt, bricht sie in die elegische Klage aus:

Weh, weh, auf einmal fürchterlich erhellt
Sich mir das Dunkel; nur die Macht, die ich
Ihm bringen soll, hat er geliebt, nicht mich.

Und da ihr der von seinen Feinden bedrängte Held Hülfe schickt, ist sie ganz verwundert, daß er in der höchsten Noth ihrer gedenkt. Aber nein, die Unbegreifliche, die Unverständliche will nicht entfliehen.

Hätt' ich Flügel auch und flöhe
Bis an den letzten Stern im Aetherblau
In meinem Herzen hier die große Leere
Trüg ich mit mir! Nicht alle Erdenräume,
Nicht Himmel, Meere, Welten können sie
Ausfüllen.

Also ganz die Sprache der modernsten „unverstandenen Frau!" Darum haben wir auch kein Mitleid mit ihr, wenn sie in den selbstentzündeten Flammen freiwillig ums Leben kommt, trotz ihres wirklich schönen Scheidegrußes:

Wo kein Gewölk
Die stete Klarheit trübt, sehn wir uns wieder;
Voran schreit ich auf sternumsprühtem Pfad;
Schon zittert unter mir die Scheidebrücke,
Die diamantnen Pforten springen auf
Und glanzreich steigt des Götterberges Gipfel
Vor mir empor. An Ormuzd' hohem Thron
Empfang' ich euch im ew'gen Lichte droben;
Werd' ich auch dich dort sehn, Pausanias?

Sie stirbt mit einer Frage auf den Lippen, die fragwürdige femme incomprise.

Von dem unklaren, unliebenswürdigen, thatenlosen Phrasenmacher Pausanias, der erst einen Schluck Wein nöthig hat, um sich Courage zu holen, spreche ich überhaupt nicht. Er bleibt unverständlich und uninteressant, und der Dichter scheint es selbst gefühlt zu haben, denn er läßt sich dafür durch Diotima mit der bekannten billigen Ausrede entschuldigen:

Glaub, Menschen gibt's,
Die, wie vom Göttersitz zu uns verirrt,
Stets fremd auf Erden bleiben; ihrer Seele Schwung
Trägt sie in Räume fort, wohin der Blick
Der Sterblichen nicht reicht. Ein solcher ist
Pausanias, und ihn mit gemeinem Maß
Zu messen, ziemt sich nicht.

Nach der geschichtlichen Ueberlieferung mußte er den Hungertod sterben. Graf Schack folgt der Tradition nicht, vielleicht, daß ihm diese Agonie, wozu Gerstenberg fünf lange Acte braucht, dramatisch zu langsam schien oder weil auch er schon den Ugolino in seinen „Pisanern" verhungern ließ. Sicher ist, daß er hier wieder einmal auf halbem Wege stehen bleibt. Wohl wächst, wie in Slowacki's „Mazeppa", die Mauer vor Pausanias immer höher, und sogar die Mutter wälzt den ersten Stein herbei — um gleich darauf, wahrscheinlich an diesem Kraftaufwand zu sterben —, aber es ist alles vergebliche Mühe, denn Pausanias verläßt das Asyl des Altars und tödtet sich selbst an der Leiche Timandra's. Damit wird die beste Pointe des Cornelius Nepos zerstört.

Es war eine Ehrenpflicht, den noch lange nicht genug anerkannten Dichter auf der Bühne einmal zu Worte kommen zu lassen. Leider kann man, trotz des warmen Beifalls, den das Werk im Schauspielhause fand, nicht constatiren, daß der Versuch geglückt ist. Vielleicht wäre bei weniger mittelmäßiger Aufführung das Ergebniß günstiger gewesen, jedoch an dem Facit, daß Graf v. Schack nun einmal kein Dramatiker ist, würde auch die beste Darstellung nichts ändern können. Der Dichter geistvoller, formvollendeter Lieder und Epen, der feinsinnige Uebersetzer, der Geschichtsschreiber arabischer, persischer und spanischer Poesie, der verdienstreiche Mäcen und geniale Kunstgelehrte ist groß genug, um füglich auf die dornenvolle Theaterkrone verzichten zu können.

Z.

Opern und Concerte.

Johann von Lothringen. Oper in vier Acten von Victorin Joncières. Text von Louis Gallet und Ed. Blau. Deutsch von Gumbert. Zum ersten Male aufgeführt im Königlichen Opernhause am 17. April.

Ich habe die genannte Oper schon im November verflossenen Jahres in Cöln gehört; dort hatte die Glanzleistung Götze's in der Hauptpartie den Erfolg entschieden. In der Vorstellung der hiesigen Königlichen Oper waren die Leistungen aller Darsteller der größeren Rollen gleich vorzüglich. Der Erfolg war auch hier ein günstiger, doch nicht ein so durchschlagender, daß mit Sicherheit auf eine dauernde Zugkraft für die Casse zu rechnen wäre. Es ist sehr schwer für den Berichterstatter, Neues zu sagen über ein Werk, das ihm nichts Neues gesagt

Digitized by Google

hat*), das sich mit Geschmack innerhalb der Grenzen eines sehr anständigen Eklekticismus bewegt, oder um gut deutsch zu reden, im Mangel einer eigenen festen Stilform zwischen den verschiedenen Stilformen sich zurechtzufinden strebt. Es ist immer anerkennenswerth, wenn ein Componist solches Streben mit Geschick, Anstand und gutem Erfolge ausführt, und das muß dem Herrn Joncières zugestanden werden. Er ist ein gebildeter Künstler. 1839 geboren, ward er von seinem Vater, einem bekannten Journalisten, zur Malerei angehalten und studirte in dem Atelier von Picot. Aber eine unwiderstehliche Neigung führte ihn zur Musik. Seine erste Oper „Sardanapal" wurde im Théâtre lyrique 1865 aufgeführt, und da die Fr. Nilsson, welche damals im vollen Glanze ihres Ruhmes und ihrer Schönheit strahlte, die Hauptrolle (Myrrha) sang, so war der Erfolg im voraus gesichert. Dann hat er noch „Die letzten Tage von Pompeji", 1876 „Dimitri" auf demselben Theater vorgeführt, mit Achtungserfolgen. Auch eine Musik zu Shakespeare's Hamlet (den Alexander Dumas übersetzte) hat er geschrieben. Als Instrumental-Componist trat er mit einem Violinconcert und einer Symphonie-Ode hervor, die in den Concerten der Conservatoriums-Gesellschaft von dem sehr kritischen und allen Neuigkeiten gegenüber sehr schwierigen Publicum günstig aufgenommen wurden. Auch als musikalischer Schriftsteller und Kritiker ist er in die Oeffentlichkeit getreten, als ein unerschrockener und beredter Anhänger Wagner'scher Principien. Sein Muth ist um so anerkennenswerther, als seine Musik keine Spur Wagner'schen Einflusses zeigt und sich in abgebrauchten Formen bewegt. Seit 1877 ist er Ritter der Ehrenlegion. Sein „Chevalier Jean" (so heißt die Oper, das „Lothringen" ist ein Gumbert'scher geographischer Zusatz) bekundet einen Mann, der im Theater gut Bescheid weiß und die Theatereffecte genau zu beweisen und durchzuführen versteht. Er geht hierbei nicht immer künstlerisch zu Werke, seine Instrumentation und Harmonisation sind nicht mit der feinen Tonfärbung von Massé oder Massenet zu vergleichen. (Bizet will ich gar nicht mit in den Vergleich ziehen, dieser war ja ein eigenthümlicher genialer Instrumentalist und Harmoniker.) Herr Joncières wendet hie und da die lärmendsten Instrumente, Becken und große Trommel an, wo sie gar nicht hingehören. Dagegen hat er manchen glücklichen Griff in der Anwendung der Flöten und Clarinetten gethan, wenn er die ersten in gebrochenen Accorden über der Stimme sich bewegen läßt, die letzteren in eigenthümlichen Zusammenstellungen mit anderen Instrumenten verwendet. Auch hat er einen gewissen Naturtrieb für die richtige Steigerung der Effecte. Daß es ihm aber selbst an wahrer dramatischer Auffassung und Begabung nicht mangelt, hat er im dritten Acte, auf den ich später zurückkommen werde, genügend bewiesen.

Das Textbuch ist ein Gemisch verschiedenartigster Stoffe auf sogenannter historischer Grundlage, mit den sonderbarsten Zuthaten. Ich will die Handlung in gedrängtester Kürze erzählen. Sie spielt im 12. Jahrhundert am Rhein. Der Held des Stückes, der Ritter Johann, ist ein Kreuzritter, er hat so lange in Palästina verweilt, daß der Glaube, er sei todt, allgemein verbreitet ist. Plötzlich erscheint er mit einigen Getreuen auf dem Gute seines „väterlichen" Freundes Grafen Arnold, und zwar in dem Augenblicke, als die räuberischen Söldlinge des „Schlesischen Pfalzgrafen" Rudolf (so sagen die französischen Textdichter) die Bauern bei einem Feste überfallen und ihnen die Frauen rauben wollen; er verjagt die Bande und rettet die Bedrängten. Graf Arnold kommt herbei, sie begrüßen einander, Johann erzählt, daß er nach Deutschland gekommen sei, um das Mädchen, das er immer liebte und das ihm Treue gelobt hatte, aufzusuchen; da erscheint die Gräfin Helene, die Gemahlin Arnold's, Johann erkennt die Geliebte, sie sieht den Todtgeglaubten wieder. Graf Arnold wird abberufen, da Soldaten mit dem Banner des Pfalzgrafen sich der Burg nähern, die beiden Liebenden blieben allein; in einem leidenschaftlichen Zwiegespräche erklärt Helene daß sie von dem ruchlosen, allgemein gehaßten Pfalzgrafen, dem mächtigen Günstlinge des Kaisers Friedrich, derart mit Liebesanträgen verfolgt worden sei, daß sie nur in der Ehe mit Graf Arnold, der sie als Tochter behandelt, eine Rettung fand. Rudolf erscheint mit seinen Soldaten, verlangt die Auslieferung Johann's, Graf Arnold verweigert sie; Kaiser Friedrich kommt als Deus ex machina, um den Grafen Arnold aufzufordern, daß er mit ihm ziehe in den Krieg gegen Herzog Heinrich von Baiern; Ritter Johann, den der Pfalzgraf anklagt, vertheidigt sich so kühn und beredt, daß der Kaiser erklärt, solch einen Arm könne er brauchen, und den jungen Helden mit sich führt. Rudolf bleibt zurück als Stellvertreter des Kaisers. Nun ist ihm die allein gebliebene Gräfin preisgegeben, er verfolgt sie von Neuem mit seinen Anträgen, und da sie ihn entrüstet zurückweiset, sinnt er auf Rache. Er beredet einen jungen Pagen, der vor ihrem Fenster singt, in ihr Schlafgemach zu dringen und seine Liebe zu gestehen, der Aermste thut es, Rudolf ruft seine Helfershelfer, sie ermorden jenen als „Buhler der Gräfin" und schleppen diese als Ehebrecherin vor das Gericht, das der feige Mörder selbst leitet. Er bietet ihr Rettung an, sie will sterben, zuvor jedoch einem Priester die Beichte ablegen; Rudolf läßt einen herbeirufen — — es ist Johann, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, da ihm ja die Geliebte durch die Ehe mit seinem Freunde unwiederbringlich verloren war! In der Beichte erkennt er nun die Unschuld Helenens, ihre Liebe zu ihm, sie wird zum Tode geführt, er entschließt sich, noch einmal das Waffenkleid des Ritters zu umgürten, erscheint vor dem Kaiser als Kämpfer für die Unschuld der Angeklagten gegen Rudolf. Ein „Gottesgericht"-Zweikampf findet statt (hinter der Scene); der Verbrecher wird getödtet, Johann will in den geistlichen Stand zurückkehren, doch der Kaiser erklärt ihm, daß er vom Papste seine Befreiung vom Gelübde erlangen werde, daß Graf Arnold im Kriege gefallen sei, und daß nichts mehr die Vereinigung der Liebenden, so lange Leidenden behindere. — Wie viel in dieser Handlung von der Genofeva und vom Lohengrin hineingezogen ist, mag der geneigte Leser selbst entscheiden. Ich will nur bemerken, daß die Textdichter bei einigem Nachdenken die ganze Ordalien-Geschichte vermeiden konnten; der schlimme Geselle Rudolf konnte in irgend einer Weise bestraft werden, ohne daß sich Johann mit ihm hinter der Scene schlug; so eine Rettungsthat, die kein Mensch sieht, die nur erzählt wird, hat doch keinen rechten Sinn.

(Schluß folgt.)

*) Manchem Leser, der auch meinen Bericht im „Berliner Tageblatt" gelesen hat, dürfte es vielleicht auffallen, daß ich in der „Gegenwart" viel ernster, manchmal schärfer urtheile, als dort. Die Erklärung ist eine sehr einfache. Sehr viele Leser einer täglich erscheinenden Zeitung wollen eigentlich nur recht rasch wissen, wie die neue Oper „ausgefallen" ist, und ob man sie einmal „ansehen" soll; sie wünschen mehr einen allgemeinen Ueberblick, als eine eingehende gründliche Prüfung. Ihnen gegenüber muß der Berichterstatter darauf bedacht sein, dem Tadel den mildesten Ausdruck zu geben, das Lob mit hellen Farben anzustreichen, um dem Componisten, dessen Werke und der Theatercasse nicht wehe zu thun. Die Leser einer Wochenschrift dagegen, die auf die Beurtheilung schon eine Woche warten müssen, verlangen mit Recht, daß dieselbe den Schwerpunkt auf die Prüfung des künstlerischen Werthes lege. Die Leser einer Tageszeitung, gewohnt täglich zweimal Neuigkeiten zu erfahren, erinnern sich meistens nur an den Tadel in einer Kritik; die eines Wochenblattes haben geraume Zeit, das Für und Wider der Beurtheilung öfters ins Auge zu fassen und genau abzuwägen. In einer Tageszeitung hat der Beurtheilende nur gegenüber dem unbedingt Schlechten die Pflicht des entschiedenen Tadels, sonst aber die, Wohlwollen und Nachsicht zu üben; in einer ernsteren Wochenschrift kann er die reifliche Prüfung und Zergliederung vornehmen, das Gute voll anerkennen, braucht aber den Tadel nicht zu verdecken, ohne Furcht, daß dieser allein dem Leser den Haupteindruck hinterlasse. Dies zur Erklärung eines anscheinenden Widerspruchs.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren ꝛc.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Verlag von Eugen Peterson, Leipzig.

Soeben erschienen:

Rhein, Rön und Loire,

Cultur- u. Landschaftsbilder diesseits und jenseits der Vogesen

von

Herman Semmig, Prof. Dr.

27 Bogen, eleg. brosch. M. 5.

In jeder Buchhandlung:

Buchholtzens in Paris. 3 M., geb. 4½ M. Grosser Erfolg. Amüs. Familien-Buch. Stets neue Aufl. Verlag: A. Unflad in Leipzig.

Im Verlage von **N. Kymmel, Riga,** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Am Strome der Zeit.

Dichtungen

von **Jeannot Emil von Grotthuß.**

Preis broch. 2 M. 50 Pf. u. eleg. geb. 4 M.

Hieronymus Lorm sagt in No. 13 dieses Blattes über obiges Buch u. A.: „Die Kraft des Ausdrucks und die überzeugende Macht der Stimmung bewirken, daß man diesen Gedichten eines Deutschen in Rußland bereitwillig einen Platz in den Reihen angesehener Dichter einräumen wird.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist erschienen:

Die Geschichte der ersten Sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland

mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien.

Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der socialen Frage

von

Dr. Georg Adler.

Gr. 8. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Deutscher Pitaval.

Vierteljahrsschrift

für merkwürdige Strafrechtsfälle des In- und Auslandes.

Herausgegeben von **Hans Blum.**

Erster Jahrgang. Erstes Heft.

8. geh. Jährlich 4 Hefte. Ladenpreis à Heft 3 Mark.

Diese neue Zeitschrift verfolgt den Zweck, die kulturhistorisch oder kriminalpolitisch interessantesten Strafrechtsfälle zu sammeln und in aktentreuer, sowohl den Fachleuten, als auch dem gebildeten Lesepublikum verständlicher Darstellung vorzutragen. Die zur Aufnahme gelangenden Rechtsfälle, welche sämmtlich in objectivster Form gehalten sein werden, sind hauptsächlich der Gegenwart entnommen; es werden jedoch auch Fälle aus älterer Zeit Aufnahme finden, insofern dieselben kulturhistorisch besonders interessant und lehrreich sind.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien die **erste Lieferung** der

Kulturgeschichte

der Menschheit in ihrem organischen Aufbau

von **Julius Lippert.**

Das 20 Liefgn. à 1 M. umfassende, zwei stattliche Bände bildende Werk wird im Herbst dieses Jahres vollendet sein.

An sicherer und bewährter Führerhand folgt der Leser den mannigfach verschlungenen Pfaden, welche das Menschengeschlecht in seiner Kulturentwicklung seit der Zeit, da es aus dem Dunkel der Vorgeschichte auftauchte, bis zur Gegenwart gewandelt ist.

Die Darstellung ist außerordentlich klar und fesselnd, überall werden die innersten Zusammenhänge und Ursachen des materiellen und geistigen Fortschreitens der Menschheit aufgedeckt und schließlich wird ein Standpunkt gewonnen, von dem diese Kulturentwickelung als ein organisches Ganzes vor uns liegt.

Gewiß für die gesammte gebildete Welt ein höchst interessantes Buch.

Bad Reinerz

bei **Glatz in Schlesien, Klimatischer Gebirgs-Kurort, 556 Meter über der Ostsee. Kohlensäurereiche alkalisch erdige Eisenquellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder, Molken- und Milch-Kuranstalt.**

Angezeigt gegen: Tuberculose, chronische Catarrhe der Respirationsorgane, Magen- und Darmcatarrhe, sowie gegen chronisch-entzündliche Leiden der weiblichen Sexualorgane. Besonders empfohlen für Anämische und Reconvalescenten; ferner empfohlen als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt. — Saisondauer vom 1. Mai bis Anfang October.

Majunke,

Geschichte des **Culturkampfes.**

1. Lieferung zu 75 Pf. soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Ferdinand Schöningh

in **Paderborn** und **Münster.**

In unserem Verlage erschienen soeben:

J. C. Dahlmanns Kleine Schriften und Reden.

gr. 8. XIV und 484 Seiten.

M. 6. —

Zeitschrift für allgemeine Geschichte,

Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte.

1885. Zweiter Band. Komplett. 63 Bogen.

M. 12. —

Mit Beiträgen von **Beer, Gregorovius, Heigel, Hillebrand, Huber, Lindner, Ritter** u. A.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. **Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12.** **Druck von W. Büxenstein in Berlin.**

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 1. Mai 1886. Band XXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der deutsche Colonialverein und die Gesellschaft für deutsche Colonisation. Von Carl Peters. — Die Aerzte und die Krankencassen. Von Dr. med. Fr. Dornblüth. — **Literatur und Kunst:** Die Umgestaltung Roms. Von C. W. Th. Fischer. — Wereschagin als Schriftsteller. Von Lector. — Honegger's Allgemeine Culturgeschichte. Besprochen von Friedrich von Hellwald — **Feuilleton:** Der gestohlene weiße Elephant. Von Marc Twain. Aus dem Amerikanischen von Robert Lutz. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die Liebesbotschaft. Lustspiel in 4 Aufzügen von Albin Rheinisch. Von Z. — Opern und Concerte. Von Heinr. Ehrlich. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Der deutsche Colonialverein und die Gesellschaft für deutsche Colonisation.

Von Carl Peters.

Die Gesellschaft für deutsche Colonisation wird im großen Publicum sehr häufig noch immer mit dem Deutschen Colonialverein verwechselt. Und doch unterscheidet sie sich von ihm in allen Stücken und zwar nicht nur äußerlich, sondern vornehmlich innerlich in der Auffassung über die Aufgaben, welche der deutschen Colonialbewegung gesteckt sind, in den Zielen, welche sie demgemäß erstrebt und in der Wahl der Mittel, nach denen sie zur Erreichung ihrer Ziele consequentermaßen greift. Dieser Unterschied ist in der That ein charakteristischer, und man wird die ganze deutsche Colonialbewegung kaum richtig begreifen, wenn man ihn sich nicht in aller Schärfe vergegenwärtigt.

Als vor zwei Jahren die Gesellschaft für deutsche Colonisation begründet ward, da wurde ihren Begründern anscheinend nicht mit Unrecht vorgeworfen, sie zersplitterten aus reiner Sonderlust die im Colonialverein scheinbar einheitlich zusammengefaßte Bewegung. Ich hoffe, die Entwicklung der letzten beiden Jahre auf colonialem Gebiet hat wenigstens soviel dargethan, daß es sich bei der Schaffung der Gesellschaft für deutsche Colonisation nicht um einen Act vereinsmeierlicher Sonderbestrebungen handelte. Wie lagen denn die Verhältnisse vor zwei Jahren? Die deutsche Colonialbewegung war angefacht und in Fluß gebracht durch Dr. Jannasch mit dem Centralverein für Handelsgeographie und Dr. Fabri mit dem westdeutschen Verein für Colonisation. Hernach trat der Deutsche Colonialverein hinzu, mit dem Anspruch, den Mittelpunkt für alle diese Bestrebungen darstellen zu wollen. Sehr wohl; nur aber war doch dieser Anspruch nicht durch einen bloßen Paragraphen des Vereinsstatutes zu erhärten. Sondern, um ihn vor der Nation zu begründen, dazu mußte man beweisen, daß man im Stande war, die Colonialbewegung thatsächlich solchen Zielen zuzuführen, wie sie den Wünschen und der Stellung des deutschen Volkes entsprachen. Dies geschah aber nicht einmal programmmäßig. Vielmehr wurde ein actuelles Eingreifen in die Entwicklung vor zwei Jahren geradezu perhorrescirt. Das sei nicht Sache eines Vereins; nur auf die Unterstützung von Colonialbestrebungen wolle man sich beschränken.

Praktischen Colonialbestrebungen mit dem Schutz des Reiches folgen, nicht aber solche veranlassen, dieses Programm stellte im Sommer 1884 dann auch Fürst Bismarck als das seinige hin.

So befand sich die Colonialbewegung damals in einem Cirkel, welcher verhängnißvoll für dieselbe werden mußte, wenn es nicht gelang, eine Initiative zu schaffen, die denselben durchbrach. Gelang es, von anderer Seite aus praktische Colonialgründungen vorzunehmen, so schienen Hülfskräfte für die nachträgliche Unterstützung derselben genügend gegeben. Auf der andern Seite aber mußte ein Stehenbleiben auf der erreichten Stufe bei der geräuschvollen Propaganda, durch welche gerade der Deutsche Colonialverein die Augen des gesammten eifersüchtigen Auslandes auf uns gelenkt hatte, geradezu selbstmörderisch für diese ganzen Bestrebungen werden. Deutschland stand in Gefahr, auch bei der letzten Auftheilung der Erde wieder leer auszugehen, um so mehr, je lauter es seinen Theil vor der ganzen Welt verlangte.

Aus dieser Erwägung heraus entstand die Gesellschaft für deutsche Colonisation, mit ihrem lediglich aufs Handeln gerichteten Programm.

Wie schwierig die Aufgabe war, vor welcher sie sich befand, wird ein Außenstehender vielleicht nicht ganz übersehen können. Dieselbe war um so schwieriger, als der Deutsche Colonialverein, entgegen seinem Programm, wonach er jede praktische Colonialbestrebung fördern wollte, von vornherein gegen die Gesellschaft Stellung nahm, dieselbe bei jedem ihrer Schritte bekämpfte und seine feindselige Haltung gegenüber ihrem Vorgehen in Ostafrika selbst dann nicht aufgab, als durch das Eingreifen der deutschen Reichsregierung deren Sache doch ohne Frage zu einer nationalen gestempelt war. So ist der Deutsche Colonialverein, soweit wenigstens das deutsch-ostafrikanische Colonialunternehmen in Frage kommt, die größte Hemmung deutscher Colonisation gewesen; weit mehr noch, als die colonialfeindlichen Parteien im Reich, ja, sogar mehr noch vielleicht, als England und der Sultan von Zanzibar, welche in der Vertheidigung angeblicher Interessen wenigstens einen genügenden Vorwand für ihre feindselige Stellung gegen uns hatten. Besonders deshalb ward diese Hemmung für uns so lästig, weil der Colonialverein in seinen breiten Massen eine gewaltige Fülle colonialfördernder Kraft barg, welche über die realen Verhältnisse theils im Unklaren blieb, theils durch die Haltung der Vereinsleitung bestimmt wurde und dadurch der actuellen Colonialbewegung auf alle Fälle verloren ging, wenn sie nicht geradezu gegen dieselbe arbeitete.

Denn, was war durch die bloße Zugehörigkeit zu einem Verein mit 6 M. Jahresbeitrag der Bewegung irgendwie genützt, wenn dieser Verein nicht selbst direct praktisch mitarbeitete? Ebensowenig wie dermaleinst der Deutsche Nationalverein es fertig gebracht haben würde, preußische und österreichische Ansprüche um die Hegemonie in Deutschland auszugleichen, ebensowenig lassen sich durch eine bloße behagliche

Digitized by Google

Vereinsthätigkeit deutsche Colonien am Niger-Benuë oder am Tana begründen. Für Colonialpolitik mehr noch als für andere Aufgaben bedarf es des rücksichtslosen Zugreifens an Ort und Stelle selbst, und, wer nicht den moralischen Muth besitzt, auch einmal seinen guten Namen wie seine Existenz hineinzuwerfen in eine solche Bewegung, der bleibt viel besser daraus fort. Er thut dann wenigstens keinen Harm. Es ist denn doch geradezu abgeschmackt, Colonien gründen zu wollen und zu gleicher Zeit mit Entrüstung den Vorwurf des Gründens von sich abzuweisen; Geld zusammenbringen zu wollen, zu gleicher Zeit aber öffentlich zu erklären, wir sind weit davon entfernt, die Verantwortung für „nicht ganz sichere" Unternehmungen zu übernehmen. Als ob ein Colonial-Unternehmen überhaupt sicher genannt werden kann, bevor man sich in Besitz der betreffenden Gebiete gesetzt hat. Ein Volk, welches Colonien haben will, muß im Stande sein, zu wagen; zuzugreifen, selbst auf die Gefahr hin, sich einmal zu vergreifen. Beginnt man damit, zunächst ostentativ Nachforschungen über die Güte des Gebietes anzustellen, so wird man gemeiniglich der ausländischen Concurrenz in die Hände arbeiten.

Ich glaube, in den obigen Ausführungen die Gesichtspunkte angedeutet zu haben, in denen der Deutsche Colonialverein und die Gesellschaft für deutsche Colonisation sich von vornherein innerlich geschieden haben. Der äußere Entwicklungsgang beider Körperschaften ist nur der getreue Ausdruck dieser inneren Verschiedenheit.

Während die Gesellschaft für deutsche Colonisation Antheilscheine ausgab, nach Analogie englischer und holländischer Compagnien, auf ein noch zu gründendes Colonialunternehmen hin, warf sich der Deutsche Colonialverein darauf, einen Zweigverein nach dem andern hier in Deutschland ins Leben zu rufen. Als die erste Expedition der Gesellschaft nach Ostafrika abfuhr, hielt der Deutsche Colonialverein gerade seinen „ersten deutschen Colonialtag" in Eisenach ab, auf welchem er jede Gemeinschaft mit der „jugendlichen" Gesellschaft ablehnte. Als ich mit den Verträgen über die ersten ostafrikanischen Erwerbungen im Januar 1885 in Bombay anlangte, las ich dort in einer deutschen Zeitung, daß der deutsche Colonialverein in der Zeit meiner Abwesenheit auf 10 000 Mitglieder angeschwollen sei. Welch ein uns beschämender Abstand gegen unsere damaligen 3—400 Mitglieder! Nun aber kam der Umschlag! Die Gesellschaft für deutsche Colonisation erhielt für ihre Erwerbungen den kaiserlichen Schutzbrief und damit den Ansporn, auf dem eingeschlagenen Wege trotz aller Anfeindungen unbeirrt fortzuschreiten. Wir erwarben demnach im Verlauf des letzten Jahres so viel, als vom Continent Ostafrikas zu besetzen war; wir waren gezwungen, Expedition auf Expedition hinaus zu entsenden, wir mußten Stationen in den erworbenen Gebieten anlegen, wir geriethen in einen internationalen Conflict und standen, so gefährlich die Situation auch war, doch immerhin auf einem Gebiet angespannter Arbeit, welche uns neben einigen Mißerfolgen doch eine Reihe von durchschlagenden Erfolgen eingebracht hat und auf jeden Fall eine Bethätigung in der Richtung einer activen Durchführung unseres Gesellschaftsprogramms darstellte. Demgegenüber mußte der Deutsche Colonialverein erkennen, daß der im Sommer 1884 vertretene Standpunkt einer vornehmen Ablehnung actueller Colonialpolitik nunmehr schlechterdings nicht mehr festgehalten werden konnte, wenn man nicht befürchtenwollte, von der Bewegung völlig überholt und bei Seite gedrängt zu werden. Man mußte sich bequemen, zu dem früher bekämpften Standpunkt der Gesellschaft für deutsche Colonisation thatsächlich hinüberzutreten. Es wurde demnach angefangen, ebenfalls actuelle Colonisation zu versuchen. Während man sich im Sommer 1884 gegen Colonialsubscriptionen ausgesprochen hatte, veranstaltete man im Sommer 1885 die Sammlungen zum Flegelfonds. Die Emission von Antheilscheinen, die im Vorjahr an der Gesellschaft für deutsche Colonisation bedenklich gefunden und bekämpft war, wurde nunmehr für den „Hermann", jene südbrasilianische Gründung, vorgenommen. In seinen Organen aber proclamirte der Colonialverein, am Niger-Benuë wolle man jetzt einmal der Gesellschaft für deutsche Colonisation beweisen, wie actuelle Colonialpolitik eigentlich betrieben werden müsse. Das Resultat ist bekannt. Leider endete das Niger-Benuë-Unternehmen mit einem, wie es scheint, definitiven Fiasco. Es konnte ja auch kaum anders erwartet werden, wenn man damit anfing, durch Leitartikel in Tagesblättern die englische Concurrenz geradezu zu provociren. Das südbrasilianische Project aber scheint auch nicht zu den Resultaten zu führen, die man im Herbst vorigen Jahres, und zwar ebenfalls wieder mit einer Tendenz gegen die Gesellschaft für deutsche Colonisation so siegesgewiß voraussagte. Aber sollten diese Resultate auch erreicht werden, darüber werden sich die Führer des deutschen Colonialvereins doch hoffentlich nicht im Unklaren sein, die ganze Abschwenkung nach Südamerika bedeutet im Grunde ein Aufgeben des colonialen Gedankens überhaupt. Denn das ist es doch wahrlich nicht gewesen, was wir letzten Endes gewollt haben, als wir das Postulat deutscher Colonialpolitik aufstellten: wir wollten Colonien unter deutscher Flagge und dadurch Stärkung des deutsch-nationalen Bewußtseins und Förderung unserer wirthschaftlichen Interessen; die Abschwenkung zu einer Behandlung der Auswanderungsfrage würde die Versandung der ganzen Bewegung darstellen, falls sie der einzige Ausläufer derselben wäre.

Auf den Grundgedanken dieser Gesammtbewegung geht voll und ganz dem gegenüber die neueste Wendung in der Bethätigung der Gesellschaft für deutsche Colonisation zurück, wie sie ausgedrückt wird durch die Einberufung eines allgemeinen deutschen Congresses und in der Hand in Hand damit gehenden Erweiterung des Gesellschaftsprogramms auf „Förderung deutsch-nationaler Interessen im Ausland". Es ist der nationale Gedanke, welcher auch der Colonialbewegung zu Grunde liegt, der hier in seiner allgemeinen Form hervortritt. Die nationale Bewegung, welche in offensiver Tendenz gegen Deutschland zur Zeit nicht nur in England und Frankreich, sondern ebenso sehr in Rußland und Ungarn hervortritt, muß auch in der deutschen Welt zum Bewußtsein gebracht werden, wenn nicht die Entwicklung unserer Art dauernd an jeder Expansion verhindert und auf das Centrum von Europa beschränkt bleiben soll. Dies darf aber nicht geschehen, da die Entwickelung der Geschichte am Ausgang des 19. Jahrhunderts thatsächlich zur Weltgeschichte geworden ist, und die europäische Großmachtsrolle im Rahmen der Gesammterde thatsächlich über eine Mittelmachtsbedeutung nicht hinauskommt. Großmacht und Weltmacht sind heute schon wesentlich identische Begriffe und werden es jedenfalls durchaus sein im 20. Jahrhundert, wo Europa aus seiner vollen Vorrangstellung gegenüber den anderen Erdtheilen noch mehr zurückgetreten sein wird. Will Deutschland seine geschichtliche Stellung in diese neue Phase hinübertragen, so ist es wohl oder übel gezwungen, der angelsächsischen Race in ihrer großartigen Weltentwickelung nachzustreben.

Dies ist der Gedanke, von welchem die Gesellschaft für deutsche Colonisation seit dem ersten Tage ihres Bestehens getragen gewesen ist, und an dessen Verwirklichung sie arbeitet: in Deutschland nicht minder als wie in Afrika. Das deutsche Volk zu dem zu machen, was die gewaltigen Errungenschaften der Bismarck'schen Politik, was die Aufgaben der Zukunft von ihm erwarten: das nationale Selbstbewußtsein und die nationale Schaffenskraft im Wettkampfe mit den übrigen Völkern der Erde auf jede mögliche Weise zu steigern; dadurch Deutschland in den Stand zu setzen, dauernd bestimmend mit einzugreifen in den Entwicklungsproceß der Menschheit, mit diesen Worten ließe sich dieses Programm vielleicht am kürzesten charakterisiren. Der gefährlichste Gegner dieser Richtung aber ist jener uns aus den trüben Jahrhunderten deutscher Geschichte überkommene Zug philiströser Verzagtheit und kleinmüthiger Bewunderung des Fremdländischen, welcher überwunden werden muß, wenn wir mit Recht den Anspruch erheben wollen, zu den großen Völkern der Geschichte gerechnet zu werden.

Digitized by Google

Die Aerzte und die Krankencassen.

Von Dr. med. Fr. Dornblüth.

Wie die Gesundheitspflege ihr Ziel darin sucht, durch Schaffung günstiger Lebensbedingungen und Hinwegräumung oder Fernhaltung von Krankheitsursachen die Gesundheit und Leistungsfähigkeit zu erhalten und zu vermehren und dadurch das Leben zu verschönern und zu verlängern, so hat die Krankenversicherung die Aufgabe, vorsorgend dem Erkrankten die Mittel und Wege zur Genesung zu bereiten, durch Pflege und Unterstützung dem Verschleppen und Verschlimmern der Krankheiten vorzubauen, und die im Gefolge von Krankheit so leicht hereinbrechende Noth des Lebensunterhaltes nach Kräften abzuwehren.

Nur wer als Arzt täglich in die Lage kommt, mit schwachen Mitteln gegen Krankheiten zu kämpfen, auf bessere, rascher und sicherer wirkende Hülfe zu verzichten, weil die finanziellen Kräfte zu ihrer Beschaffung nicht ausreichen; wer nur zu oft sieht, wie die richtige Zeit zur Heilung von Krankheiten aus Scheu vor den Kosten versäumt, oder die noch erforderliche Behandlung und Pflege von Kranken und unvollständig Genesenen vorzeitig abgebrochen wird; oder wie fleißige, ordentliche und strebsame Menschen mit ihren Familien durch Krankheit in Noth und Elend gerathen: nur dieser vermag voll zu würdigen, wie viel Segen eine zweckmäßig eingerichtete Krankenversicherung zu bereiten, wie viel Leid, Elend, Armuth und dauernde Erwerbsunfähigkeit sie zu verhüten im Stande ist.

An die Stelle der wenn auch unverdienten, so doch immerhin drückenden Abhängigkeit von Wohlthätigkeitsanstalten, Unterstützungsvereinen, oder gar von der öffentlichen Armenpflege, mit ihrer aufs Aeußerste beschränkten Nothhülfe und ihrem Gefolge von sittlichen und wirthschaftlichen Nachtheilen, soll das Bewußtsein des durch eigene Leistungen erworbenen Rechts treten; an die Stelle des demüthigenden Entgegennehmens geschenkter Gaben, der berechtigte Antheil an einer Sparcasse, aus welcher ohne Anstand zu rechter Zeit Hülfe gefordert werden darf. Grade der strebsame und selbstachtende Arbeiter, der nur in schwerster Nothlage sich zur Annahme mildthätiger Unterstützungen entschließen würde, wird hierdurch in den Stand gesetzt, hereinbrechender Krankheit von vornherein auf die rechte Art zu begegnen und dadurch die Unterbrechung seiner Erwerbsfähigkeit nach Möglichkeit einzuschränken. Die Mitglieder der Krankencassen und gegenseitigen Hülfsvereine wissen, daß sie Geleistetes zurückempfangen oder gewissermaßen vorschußweise Empfangenes allmählich zurückerstatten; sie fühlen sich berechtigt und sittlich gehoben als Miteigenthümer eines Gemeinvermögens, an dessen Ansammlung, Erhaltung und Verwendung sie selber mit ihren Standesgenossen thätigen Antheil genommen haben und ferner zu nehmen gedenken. Sie zehren vom eigenen Vermögen und fühlen sich schon dadurch zu Sparsamkeit und vernünftiger Verwendung angeregt; sie wollen aber auch vor den Genossen nicht in dem Scheine stehen, mehr als nothwendig aus dem gemeinschaftlichen Vermögen zu beziehen.

Dies sind nicht theoretisch construirte, wenn auch psychologisch wohlbegründete Voraussetzungen, sondern thatsächliche Erfahrungen, die ich während einer beinahe vierzigjährigen ärztlichen Praxis in reichem Maße zu sammeln Gelegenheit gehabt habe. Unzählige Male habe ich erfahren, daß die Unterstützungen von wohlthätigen Vereinen ebenso wie diejenigen aus öffentlichen Mitteln entweder von vornherein oder nach kurzer Zeit nicht als Wohlthat empfunden und mit Dank hingenommen, sondern als Recht beansprucht und mit einer oft recht bitteren Kritik über die angebliche Geringfügigkeit oder schlechte Beschaffenheit der Gaben gelohnt wurden. Solche Gesinnungen entsprangen aber in der Regel nicht einer ursprünglichen Schlechtigkeit oder erworbenen Verkommenheit, sondern einem gewissen Trotz gegen das beschämende Gefühl des Empfangens von Almosen oder unverdienten Geschenken, welcher die eigene Bedürftigkeit gleichsam wie ein erlittenes Unrecht der fremden Wohlhabenheit gegenüberstellte und sich dadurch des Dankes überhoben wähnte. Letzteres um so mehr, wenn von den Gebern der christliche oder confessionelle Standpunkt betont wurde, wo das „Verdienst" des mildthätigen Gebers und der von demselben beanspruchte oder ihm in Aussicht stehende „Gotteslohn" als vollkommen hinreichend erachtet wurde, um den Dank des Empfängers zu ersetzen und unnöthig zu machen.

Ganz anders pflegt es sich in den genossenschaftlichen Hülfsvereinen und Krankencassen zu gestalten. Es gibt freilich auch hier Leute, die sich wegen Arbeitsmangels krank stellen, oder ein Unwohlsein stärker schildern und länger als nöthig auszuspinnen suchen; aber dies sind nach meinen Erfahrungen doch recht seltene Ausnahmen, und wenn sie vorkommen, was ja in einzelnen Orten oder Gegenden häufiger sein mag, so sind sie durch die vielfache Controle der Genossen und Cassenbeamten einerseits, der Aerzte andererseits gewöhnlich ohne Schwierigkeit zu entlarven. Die Regel ist aber, daß das erworbene Recht nur in Anspruch genommen wird, wenn wirklich Krankheit diesen Anspruch rechtfertigt, und daß die Mitglieder in Bezug auf das Gesammtvermögen sparsam sind und es nicht leichtfertig schmälern. Der sittigende Einfluß einer zu gutem Zwecke verbundenen Gesellschaft, sowie des durch den Cassenzwang, sei es auch ein freiwillig übernommener, anerzogenen Sparens und Ansammelns von Eigenthum für Nothfälle, neben der Einsicht in die vernünftige Nothwendigkeit einer ordentlichen und sparsamen Cassenverwaltung verfehlt seine Wirkung wohl nur bei solchen Persönlichkeiten, die sehr tief heruntergekommen sind, dann aber auch durch ihre ganze Lebensführung zeigen, wessen man sich von ihnen zu versehen hat, und dadurch eine schärfere Controle hervorrufen. Den freien Hülfscassen der Arbeiter, wo Leistung und Gegenleistung Jedem bekannt sind, steht neben den sittlichen Motiven des Ehr- und Schamgefühls eine im Allgemeinen ausreichende Beobachtung durch die aus den Genossen erwählten Krankenbesucher zu Diensten, während die strengen statutarischen Bestimmungen über das Unterlassen jeder Erwerbsthätigkeit, über Verlassen des Hauses (Spazierengehen nur mit Erlaubniß des Arztes in den von diesem auf dem wöchentlich erneuerten Krankenschein zu vermerkenden Stunden), Zwangsüberweisung an Heilanstalten und Ordnungsstrafen bis zu Entziehung des Krankengeldes ꝛc. durchweg ausreichenden Schutz gegen Mißbrauch durch Simulanten geben.

Am leichtesten und vollkommensten wirken solche Schutzmaßregeln natürlich dort, wo ebenso wie das baar zu zahlende Wochengeld auch die Kosten des Arztes und der Heilmittel für jeden einzelnen Kranken genau zu übersehen sind. Schwieriger ist es schon, wenn der Arzt auf eine Pauschalsumme als Jahreshonorar angewiesen ist, weil hier sehr leicht die Meinung Platz greifen kann, daß der Arzt in seinem eigenen Interesse die Klagen und Beschwerden angeblich oder vermeintlich oder auch wirklich Kranker nicht immer nach ihrem vollen Werthe anerkenne. Der Arzt hat dann das Interesse, oder es wird ihm wenigstens häufig zugetraut, seine Besuche und anderen Bemühungen nach Möglichkeit einzuschränken, die vorgebrachten Klagen nicht für voll anzuerkennen, den Anforderungen der Kranken nicht in dem von ihnen gewünschten Maße nachzukommen und in seinen Erklärungen über Krankheit und Arbeitsfähigkeit zu strenge zu sein. Der umgekehrte Verdacht, daß ein Arzt, dessen Einzelleistungen (Besuche ꝛc.) bezahlt werden, um der Bezahlung willen geschäftiger sei als nöthig, wird wohl seltener vorkommen und ist weniger zu fürchten, weil schon die Niedrigkeit der üblichen Tax-Ansätze gegen solche Annahme schützt. Ein gewissenhafter, auf der Höhe seiner Wissenschaft und Kunst stehender und in der Praxis, namentlich auch im Umgang mit Kranken erfahrener Arzt wird freilich, oder sollte wenigstens über solche Beurtheilung erhaben sein; wo aber bei der Anstellung mehr auf vermeintliche Billigkeit, als auf bewährte Tüchtigkeit gesehen wird, dürfte es nicht an Conflicten fehlen.

Noch viel schwieriger als bei den Arbeiterkrankenkassen, wo die Arbeitsunfähigkeit eine annähernd bestimmte Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit gibt und nach den Cassenbestimmungen dem Kranken gewisse Entsagungen, namentlich

Digitized by Google

den nicht völligen Ersatz des verlorenen Arbeitslohns auferlegt, gestalten sich die Verhältnisse dort, wo die Familien in die Krankenversicherung eingeschlossen sind. Nicht blos weil Frauen und Kinder erfahrungsmäßig viel häufiger erkranken, als erwachsene Männer und jugendliche Arbeiter, sondern weil bei ihnen die Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit, sowie die Nothwendigkeit ärztlicher Besuche und Verordnungen viel schwerer objectiv festzustellen ist. Hier kann der Arzt am leichtesten Gefahr laufen, falsch beurtheilt zu werden: sei es, daß er in anscheinend geringfügigen Uebeln die Keime künftiger Schädigungen erkennt, die nur durch große Sorgfalt vermeidbar sind; sei es, daß er anscheinend schlimme Zufälle als wenig bedeutend erachtet.

Bekanntlich gehören Meinungsverschiedenheiten über das Verhältniß von Leistung und Gegenleistung zwischen Aerzten und Patienten nebst deren Familien schon dort nicht zu den Seltenheiten, wo es sich um Angehörige der gebildeten Stände handelt; wie viel mehr wird es also der Fall sein, wo die Aerzte mit Ungebildeten zu thun haben, die noch weniger als jene die Nothwendigkeit und Nützlichkeit ihrer Bemühungen zu ermessen wissen, — wo der Bezahler (die Casse) nicht zugleich Empfänger und Zeuge der ärztlichen Leistungen ist, andererseits aber Diejenigen, welche ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen, nicht auch die unmittelbar Zahlungspflichtigen sind, noch ein lebendiges Gefühl ihrer Verantwortlichkeit gegenüber der Kasse in genügendem Maße besitzen!

Nach allgemeinen Erfahrungen finden sich in allen Verhältnissen, wo die Aerzte auf festes Jahresgehalt angestellt sind, unter der Clientel nicht Wenige, die ungemessene und rücksichtslose Ansprüche machen, sei es, daß sie bei jeder kleinen, unbedeutenden Veranlassung den Arzt bemühen, sei es, daß sie ihn zu jeder beliebigen Zeit, bei Tage und bei Nacht sofort und mit Zurücksetzung aller andern Berufsgeschäfte und Verpflichtungen, und jedenfalls ohne Rücksicht auf das eigene Befinden, auf Ermüdung oder Unwohlsein des Arztes, für ihre Dienste verlangen. Jeder Arzt wird zahlreiche Beispiele von solchen Erfahrungen zur Hand haben. Sie haben bekanntlich dahin geführt, daß sehr viele Aerzte principiell alle Hausarztstellen mit festem Jahreshonorar ablehnen und die Liquidation jeder einzelnen ärztlichen Benutzung vorziehen. Die Gründe, welche dazu geführt haben, treffen jedenfalls in noch weit höherem Maße die Stellen der Cassen- und Vereinsärzte.

Die Krankencassen, Hülfsvereine, Sanitätsvereine oder wie sie sich sonst nennen mögen, ziehen die Feststellung von Jahreshonoraren im Allgemeinen vor, weil sie bei der Einstellung fester Summen ihr Budget leichter ordnen können, als wenn diese Ausgaben von Jahr zu Jahr bedeutenden Schwankungen unterliegen. Es fragt sich, ob die davon erwarteten Vortheile wirklich so groß sind, daß sie die damit verknüpften Nachtheile überwiegen.

Die Schwankungen der Ausgaben lassen sich, wie bei anderen Dingen so auch bei den Arzthonoraren, ihres nachtheiligen Einflusses wenigstens großen Theils dadurch entkleiden, daß von vorneherein auf Ansammlung eines Reservefonds, z. B. aus Eintrittsgeldern, Strafgeldern, Geschenken und anderen Zuwendungen, sowie aus etwa erzielten Ueberschüssen einzelner Betriebsjahre, Bedacht genommen wird. Ist das Arzthonorar den durchschnittlichen Leistungen der Aerzte entsprechend, so ist auf die Dauer von der Durchschnittszahlung oder Pauschsumme ein Vortheil nicht zu erwarten: denn was etwa in einem Jahre, bei ungünstigem Gesundheitszustande, für die Casse gespart wird, kann in anderen Jahren mit günstigen Gesundheitsverhältnissen leicht zu viel ausgegeben werden. Ist aber das ärztliche Honorar überhaupt zu gering bemessen, worauf vielfach gerechnet wird, indem man annimmt, daß sich stets Aerzte finden werden, die sich durch die sichere, wenn auch im Verhältniß zu ihren Bemühungen geringe Einnahme bestimmen lassen, solche Contracte einzugehen, so dürfte sich der vermeintliche Vortheil gar häufig durch die geringere Qualität des Arztes, durch oberflächliche Untersuchungen und eilige, nicht immer nothwendige oder zweckmäßige Verordnungen ꝛc. für die Casse und noch mehr für die Kranken in Nachtheil verwandeln.

Denn die Aerzte, welche sich auf zu gering bemessene Pauschquanta einlassen, sind entweder von vorneherein solche, die bereits an der Gewinnung einer besseren und lohnenderen Praxis verzweifeln, oder jung und unerfahren, übernehmen die Stellen als Grundlage für eine bessere Praxis, verlassen dann aber die Krankencassen, wenn sie das dauernde Mißverhältniß zwischen Leistung und Lohn erkannt haben, oder wenigstens, sobald sie glauben, dieser, Zeit und Arbeitskraft übermäßig in Anspruch nehmenden, für andere wissenschaftliche und praktische Thätigkeit mehr hinderlichen als förderlichen, mit vielerlei Unannehmlichkeiten verbundenen Belästigung sich entziehen zu dürfen. Die Unannehmlichkeiten einer solchen Praxis, — hauptsächlich in ungemessenen Ansprüchen, Unzufriedenheit mit den ärztlichen Leistungen, auch mit den Entscheidungen über Arbeitsunfähigkeit, Hülfsbedürftigkeit, Nothwendigkeit von Arzneien und anderen Mitteln u. dgl. m. bestehend, — führen in der Regel solche Scheidung noch früher herbei, als die ungenügende Bezahlung, die erfahrungsmäßig von den auch in anderer Praxis viel beschäftigten Aerzten weniger beachtet zu werden pflegt, weil diese Arbeit so neben herläuft und aus Gewohnheit, Anhänglichkeit, Humanität ꝛc. nicht aufgegeben wird. Sind es doch die Aerzte gewohnt, auch nach anderen Seiten sehr viel für kargen Lohn oder ganz unentgeltlich zu arbeiten, und als oft einzigen Lohn schnöden Undank davon zu tragen!

Wenn aber bei der Anstellung von Cassenärzten nicht die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit, sondern nur die vermeintliche Billigkeit in Betracht gezogen wird, wie es bei dem an manchen Orten beliebten und sogar von hoher Stelle empfohlenen Submissionsverfahren der Fall ist, so werden ohne Zweifel die Kranken und die Cassen selbst mit der Zeit nur Schaden davon haben. Die Kranken werden sich nur zu oft mit oberflächlicher Untersuchung und raschen Verordnungen zu begnügen haben, die Casse wird aber manche unnütze Arznei und manchen unnöthigen Verpflegungstag zu bezahlen haben, und es bedarf keiner großen Berechnungen, um darzuthun, daß dabei sehr leicht mehr Ausgaben erwachsen können, als durch anständige Bezahlung guter Aerzte. Jeder verständige Privatmann wählt für sich und seine Familie nicht Denjenigen zum Arzte, der sich für die einzelnen Besuche am wenigsten zahlen läßt, sondern Denjenigen, der durch den Ruf der Tüchtigkeit als Arzt und Charakter das Vertrauen einflößt, daß er die Kranken sorgfältig behandelt und die Krankheitsdauer so weit abkürzt, wie die Natur der Krankheit und die ärztliche Wissenschaft und Kunst es irgend möglich machen. Deshalb sind gerade die besseren, d. h. fleißigeren und ordentlicheren Arbeiter viel mehr geneigt, einer freien Hülfscasse beizutreten, die ihnen die Wahl des Arztes freiläßt, als einer Zwangscasse, welche ihnen einen durch Minderforderung im Submissionsverfahren, oder durch Jugend und Unerfahrenheit von vornherein verdächtigen oder wenigstens nicht anerkannten Arzt vorschreibt.

Ein solches Submissionsverfahren, um die Sache mit einem kurzen Namen zu bezeichnen, hat schon gegenüber den Gewerbetreibenden, Handwerkern, Industriellen, Lieferanten u. dgl. m. große, oft besprochene Gefahren und Nachtheile. Wenn das der Fall ist, wo es sich doch meistens um Gegenstände und Leistungen handelt, deren Werth und Güte ziemlich genau sich bestimmen läßt und durch Ueberwachung während der Leistungen und vor der Abnahme durch den Besteller controlirt werden kann und muß, so müssen die Bedenken viel größer werden, wo es sich um so unbestimmte, unbestimmbare und im Wesentlichen uncontrolirbare Leistungen handelt, wie es die ärztliche Krankenbehandlung ist, wo die Beurtheilung nicht von Sachverständigen, sondern von Nichtkennern nach mehr oder weniger oberflächlichen Eindrücken und höchstens subjectiv begründeten Meinungen geübt wird. Werden die ärztlichen Leistungen im Einzelnen bezahlt, so haben die Mitglieder und Vorstände der Cassen ein materielles Interesse daran, daß die Kranken rasch und mit möglichst geringen Kosten wieder gesund werden; steht der Arzt aber auf einer Pauschalsumme als festem Jahresgehalte, so stehen die Ansprüche der Cassenmitglieder und der Aerzte sich ganz unvermittelt gegenüber, und es ist dann lediglich Sache des Vertrauens, welches der Arzt durch seine gesammte Lebensführung

Digitized by Google

und praktische Thätigkeit sich erworben hat, ob er aus den unvermeidlichen Conflicten siegreich oder wenigstens ungeschädigt hervorgeht und seine Stellung behaupten kann oder will.

Aber selbst wenn solche Conflicte zu Gunsten des Arztes entschieden werden, bleibt einerseits leicht ein Stachel des Mißtrauens zurück, der nach Gelegenheiten sucht, um sich fühlbar zu machen, andererseits ist es menschlich, daß der Eifer des Arztes nachläßt, wenn ihm die ideelle Anerkennung neben einem im günstigsten Falle knappen, reellen Lohn versagt bleibt. Den Schaden davon haben nicht allein die Aerzte, sondern auch, und wohl vorzugsweise, die Kranken und weiter auch die Krankencassen. Denn diese können freilich in vielen Fällen den Arzt wechseln und an die Stelle des mißliebig gewordenen einen anderen, jüngeren und einstweilen eifrigeren gewinnen, aber hier werden anfangs Fehler der Unerfahrenheit nicht ausbleiben, und bald werden sich die gleichen Conflicte wiederholen, wofern es der Arzt nicht versteht und der Mühe werth hält, durch Vielgeschäftigkeit und Vielverschreiben ꝛc. die Meinung für sich zu gewinnen.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Die Umgestaltung Roms.*)

Von C. W. Th. Fischer.

Die laute Klage, welche Hermann Grimm, zu verschiedenen Malen Gregorovius, neuerdings namhafte Münchener Gelehrte und Künstler in öffentlicher Erklärung erhoben, ist von Allen, denen Rom nicht nur die Capitale des geeinten Italiens, sondern „die ideale Hauptstadt", mit Schmerz vernommen worden.

Zu diesen ehrlichen Stimmen kamen Lüge und Entstellung, die der böse Wille einer feindlichen Partei erfand und Leichtsinn oder Leichtgläubigkeit zu verbreiten sich beeilte; erst kürzlich wieder eine so ungeheuerliche, wenn nicht lächerliche Nachricht der „Times": das Municipium habe das Niederreißen der Farnesina, des Hauses des Rienzi, des Vestatempels, der Fortuna virilis und des Hospitals S. Spirito verfügt. — Etwas ist dran; denn wegen der Tiberregulirung und der Anlage des Lungotevere muß das große Hospital einiges abgeben, ohne in seinem Bestande gefährdet oder wesentlich geschmälert zu werden, die genannten antiken Bauten aber werden von dem Ungehörigen, das sich an sie gedrängt hatte, befreit.

Man kann dem Vertreter der Stadt, dem Duca Torlonia, seinen halb im Unmuth, halb mit satirischer Laune geschriebenen Brief an die „Morning Post" nicht verargen. Darin zählt er auf, was in den letzten sechzehn Jahren von dem neuen Rom für das antike gethan ward. Da hat er zu nennen: die gänzliche Bloßlegung des Forums, die Ausgrabung des Hauses der Vestalinnen, neuer Theile des Palatins, die Arbeiten an den Thermen des Caracalla, die Befreiung des Pantheons, die Auffindung bezw. die Sorge für Erhaltung der Mauern des Servius an vierzig Stellen der Stadt, der Gärten des Mäcen, des Emporiums, der kapitolinischen Burg, des Bogens des Claudius und anderer Baureste, sowie bedeutender Gräber, ferner die Auffindung von 370 Statuen und Büsten, einer Menge Münzen, Terracotten, Inschriften (an die 3000), Gold- und Silberschmuck, Sachen aus Glas, Thon, Elfenbein u. s. w. —

Gewiß, Kunst und Wissenschaft können sich nicht beklagen; die Stadt hat viel gethan, in ihrem archäologischen Eifer sogar zu viel. In der guten Absicht zu reinigen und zu erhalten, hat sie, wie bekannt, den immergrünen, blühenden Pflanzenschmuck den Ruinen entrissen; hier und da mochte es nothwendig sein, aber es gab auch sehr unschuldige Blumen und Ranken; nur gut, daß die Natur wieder sorgt. Der Uebereifer hat auch geradezu geschädigt, so, um die unterirdischen Räume des Colosseums zu zeigen, die Arena halb weggerissen, daß das Innere des gewaltigen Theaters in neuer Weise zerstört ist.

Immerhin, die von Torlonia angeführte Bereicherung ist eine große, die nur, weil sie zu schon vorhandenem Reichthum kommt, nicht gebührend geschätzt wird, auch noch nicht vollauf gewürdigt werden kann, weil das Meiste bis zur Vollendung des städtischen Museums, das eines der größten zu werden verspricht, in Magazinen aufgehäuft ist. Schon die in dem Conservatorenpalast aufgestellten Bildwerke und das Tibermuseum genügen, um selbst für Rom von einer Bereicherung durch die neue Aera zu reden. Dabei ist keine Gefahr, daß diese antiken Kunstschätze, wie so manche des Privatbesitzes, veräußert oder dem Publicum vorenthalten werden; noch auch ist das Verzeichniß schon zu schließen, denn bei der Grundlegung neuer Bauten wird Neues zu Tage gebracht.

Diese neuen Bauten! Hätte doch der Boden Alles behalten dürfen, soviel er begrub! Diese neuen Zinshäuser und Miethkasernen sind es, die den Zauber Roms zerstören, den landschaftlichen Reiz innerhalb der Mauern, hier die friedliche Idylle, dort die großartige Schwermuth.

Um diesen Charakter der Stadt handelt es sich, wenn um Rom geklagt, gar von Vernichtung gesprochen wird.

Wer jetzt einen Wehruf erhebt, hätte es prophetisch im Jahre 1870 thun können. Mit der Bresche bei Porta Pia war's entschieden richtiger mit dem: Hier bin ich, hier bleib' ich! Der Charakter Roms mußte ein anderer werden, sobald die politische Nothwendigkeit die Regierung eines modernen Staates in die Priester- und Ruinenstadt hineinzwang. Wo sollte man hin mit dem Hofe, den Ministerien, dem Senat, dem Parlament, den Gerichtshöfen u. s. w., mit den Soldaten, mit Allem, was nachzog in so dichtem Strom, daß die Bevölkerung in dem ersten Decennium von 200 auf 300 Tausend stieg? Wenn auch mancher leer gewordene Palast, manches leer gewordene Kloster Unterkunft gab, gebaut mußte werden von Staat, Stadt und Privaten.

Das, was die alten Mauern umschließen, war nur in der nördlichen Hälfte, und auch in dieser nur zum Theil, was man eine Stadt nennt; alles Andere, d. h. etwa zwei Drittel von ganz Rom, waren Villen und Vignen, Kirchen und Klöster mit ihren Gärten, antike Denkmäler, Trümmerstätten und Gräber, Grasboden, auf dem Ziegen weideten und Lämmer ihre Pferche zur Nacht bezogen. Platz zum Bauen war da, aber auch Schwierigkeiten, die man anderswo nicht kennt. Alles Antike von einiger Bedeutung sollte geschont werden. Da stand von vornherein hier dieses, da jenes im Wege; anderes kam erst zu Tage und bedingte eine Aenderung des Planes. Die neuen Theile schloß man möglichst an die schon bewohnten an. So wuchs und wächst hauptsächlich die nördliche Hälfte der Stadt, nicht nur innerhalb der Mauern, auch zwischen Tiber und dem vaticanischen Hügel.

Mit Häuservermehrung war's nicht gethan; für den größeren Verkehr forderte man breitere Straßen, gegen den fast alljährlich austretenden Strom die längst gewünschte Sicherheit und in Verbindung damit Vertreibung der Malaria und Beseitigung der Gefahr, die ein mit Menschen überfülltes, an Luft und Licht armes, unsauberes Viertel beim Ausbruch einer Epidemie bot. Rom ist nicht zu tadeln, daß es für die Gesundheit etwas zu thun beschloß vor einer so traurigen Erfahrung, wie sie inzwischen Neapel gemacht.

Aber mußten und müssen die breiteren Straßen so durchgeleitet, die neuen Plätze und Ufer so hergestellt werden, wie es geschehen ist und geschehen soll? — Ein anderer Plan wäre möglich gewesen, zweifellos; aber auch kein Zweifel, der andere Plan hätte seine Tadler gefunden, bei der Empfindlichkeit wo nicht Feindseligkeit der verdrängten Partei und bei der,

*) Nachdem die „Gegenwart" schon in der Nummer vom 6. Febr. dieses Thema in einer Weise behandelt hatte, welche auch dem Lebensdrange des modernen Rom gerecht wurde, ist das Kapitel von der „Vernichtung" der ewigen Stadt in den Bereich der allgemeinen Discussion getreten. Wir kommen daher nochmals und zwar im zuerst von uns vertretenen Sinne auf die Sache zurück. D. R.

Digitized by Google

man darf wohl sagen, Unmöglichkeit vorzugehen, ohne irgend wen zu verletzen.

Welches aber sind allgemein empfundene Verluste oder solche, die, jetzt zwar von Wenigen nur gefühlt, einem späteren Geschlechte zum Bewußtsein gelangen, wie uns an den überkommenen Resten, was das Mittelalter, ja selbst uns näher liegende Zeit an der Antike gefrevelt?

Doch nicht die alten Miethhäuser, noch dieser oder jener Theil eines Palastes, etwa der des Fürsten Torlonia, obgleich er die Erinnerung an das ihm Genommene sichtbar bleiben läßt, oder das Stück des Palazzo Costaguti oder geringe Kirchen, wie Sa. Elena und Sa. Anna, die jetzt fallen werden, oder S. Stefano del Cacco und Sa. Marta, die eine Kaserne verschlingen soll?

Aber das Kloster bei Aracöli und der Thurm Paul's III.? — Die Worte Gregorovius' sind im Gedächtniß, und da er sie sprechen konnte, müßte die Erhaltung möglich gewesen sein trotz des Terrassendenkmals für Victor Emanuel an und über diesem Abhang des Bergs. Italien mag aus idealem Grunde im Recht sein, mit dem Nationalmonument zum Capitol hinaufzusteigen. Durch die Schonung eines ehrwürdigen Klosters hätte es sich geehrt; aber die Entscheidung lag nicht bei dem Historiker, sondern dem Architekten, und er muß wissen, was seiner Kunst möglich gewesen wäre.

Wer aber, Hand auf's Herz, von den vielen Tausenden, die nach Rom kamen, um Rom zu sehen, wußte auch nur, daß es einen Thurm Paul's III. gab? ja, wer von den Römern selbst wußte es oder weiß es? Um das Kloster kümmerte sich wenigstens, wer mit dem Ordensgeneral der Franziskaner zu thun hatte, oder wer von dem Santo Bambino etwas wollte. Dieser bleibt wohl auch oben in der Sacristei, denn mit der Kirche Aracöli ist es etwas anderes; eher als daß die Stadt sie zerstörte, könnte sie ihre Fassade vollenden. Wenigstens sprechen läßt sich davon, wie man von einer Fassade für Sa. Maria degli Angeli spricht in Verbindung mit dem geplanten Neubau der Exedra der Diocletiansthermen. Es ist eine ohne Angabe des Grundes ausgesprochene Befürchtung, auch sie, die Kirche Aracöli, werde über kurz oder lang fallen; ich wüßte keinen; Aracöli sollte als ein Stadtheiligthum geschont werden, sie erwiese sich selbst nach Vollendung des neuen dem Corso sich zukehrenden Prachtbaues als seine Wirkung beeinträchtigend; aber dafür scheint sie zu weit zurückzustehen, und sie wird hoffentlich ebensowenig stören, als sie beim Capitolsplatz stört. Der Berg unter dem Kloster ist übrigens so verbaut, daß man noch nicht genau weiß, wieviel von der an ihm streichenden Via Giulio Romano entfernt werden muß.

Der neue Römer will Rom nicht verderben; weil er sich dessen bewußt ist, weil er Millionen verausgabt, um seine Stadt gesund, wohnlich, ja prächtig zu machen, empfindet er die Klage des Fremden nur als Anklage, wie sie es zum Theil ist, und als anmaßlichen Eingriff in seine Rechte. Er könnte uns sagen: Was wollt ihr? Ihr habt jetzt an vielen Orten den unerquicklichen Anblick halbabgerissener Häuser, gestürzter Mauern, gähnender Keller, kurz, das Bild neuer Verwüstung. Kommt nach zehn, zwanzig Jahren und seht, was geworden! Wißt ihr, wie sich der Lungotevere machen wird? Muß er nicht schon vermöge der Krümmung des Flusses, der Insel in ihm und alles dessen, was auf ihn herabschaut, den Lungarno an Reiz übertreffen? Ihr seid bisher nur über den Strom gegangen; achtet ihr es für nichts, ihm entlang lustwandeln zu können? — Und drüben an dem Janiculus die uns geschenkte und erschlossene Villa Corsini und die neuen Wege auf der Höhe bis nach dem sonnigen, gepflegten Vorsprung des Berges! Einen solchen Garten, einen so steigenden Park, eine so hoch führende Straße mit weitestem Blick hatte unsere Bevölkerung früher nicht. Schaut doch von dort oben auf die große, vielgliedrige Stadt, rings um sie die Hügelwellen der Campagna und im weiten Kranz die castellbesetzten Höhen und die freien Häupter der nahen und fernen Gebirge! Welche Kuppel fehlt, welcher Palast, welche bekrönte Fassade, welcher charakteristische Thurm, welches antike Bauwerk?

Spöttisch könnten wir hinabweisen auf ein kaum gebautes Haus, das schon in seiner Jugend auf Krücken, d. h. mit Balken gestützt ist.

Doch wir wollen gerecht sein. Derlei kommt trotz Gesetz und Polizei überall vor, wo die Speculation baut. Thäte sie Alles sich zum Schaden, wie da unten, würde man bald sicher vor ihr sein. Noch wagt sie sich an die theuersten Grundstücke. Wie die schattenreiche Villa Patrizi, ist ihr die Villa Ludovisi ausgeliefert.

Ich weiß nicht, ob der Stadt ein Vorwurf zu machen, ob sie das Recht gehabt hätte zu verbieten, nicht den Verkauf, aber die Profanirung durch die neuen Erwerber. Es ist leicht gesagt, sie hätte als Käuferin eintreten sollen. Mit dem Gelde des Bürgers, um ihm, dem schwer belasteten, für zehn Millionen einen Park zu verschaffen in einer Gegend, wo durch Pincio und Villa Borghese reichlich gesorgt ist? Dem Bürger war die Villa Ludovisi nichts, von der er kaum mehr kannte als die Parkmauer; denn nicht er, nur wenige Bevorzugte und die sich um den Permesso bemühten, kamen durch das Gitterthor.

Jetzt ist die Art an die herrlichen Bäume gelegt. Ein Bretterverschlag scheidet das verkaufte, für dreißig Häuserinseln berechnete Grundstück von der geringen Strecke, die der sehr genügsame Fürst, etwa in sechzig Schritt Breite, hinter seinem Palazzo und der Galleria delle Statue behalten. Selbst die Verbindung mit seinem Casino hat er preisgegeben; er müßte denen einen Weg über die noch unberührten unteren Gartenterrassen anlegen und den neuen Straßeneinschnitt überbrücken, um auf das zu hoher Insel gewordene Stück des Parkhügels zu gelangen, der das Casino trägt. Von dem Hain gegenüber dem Palaste, von jenen immergrünen Eichen, wo man sich nicht gewundert hätte, einmal dem erwachten Pan zu begegnen, bleiben für die Villa die vorderen Reihen; dort liegen bis zur neuen Aufstellung auf beschränkterem Raume Statuen, Sarkophage, kurz Alles, was aus dem verkauften Theile hingerettet.

Nach wie vor wird man eine Villa Ludovisi besuchen, in dem Gebäude zur Rechten ihre berühmten Antiken finden; auch die Plattform des Casinos wird man besteigen. Sonst ging von dort der Blick über Wipfel und Wiesen auf Stadt und Gegend. Der künftige Besucher wird, sich nahe schon, Haus bei Haus schauen und, wenn nicht eine alte Erinnerung in ihm lebt, das Gewordene nehmen als etwas, das immer da war.

Das Wirkliche ist gewaltig; die Gewohnheit kommt ihm zu Hilfe; mit dem Unabänderlichen findet sich der Humor ab. So war es mit den Eselsohren des Bernini; weltberüchtigt, hatten sie dennoch durch die zwei Jahrhunderte ihres Bestehens ein historisches Recht gewonnen, daß es Leute geben konnte, die ihren Abbruch bedauert.

Wer mit dem letzten päpstlichen Rom vertraut, nach langer Abwesenheit, selbst nicht mehr derselbe, von dem Bahnhof der Diocletiansthermen, etwa die Via Nazionale, hinabfährt, mag sich fragen, ob er wirklich wieder in Rom sei.

Kann aus dem Befremden ein neues Befreunden werden? — Dazu bedarf es der Zeit, des Verzeihens, des Anerkennens, des Aufsuchens und Findens.

Die jetzt bauen, sind nicht lauter Speculanten; womit sie bauen, ist nicht lauter geringes Material; ihre Steine und Säulen kein Raub vom Antiken; was sie bauen, sind nicht lauter Kasernen; auch Paläste und Palastartiges, wenn auch selten fürstlichen Namens, sondern Albergo geheißen und Palast der Nationalbank und Palast der Schönen Künste. Nach wie vor findet die Kunst Pflege von Landeskindern und von Fremden aller Nationen. Nicht mehr hat der Franzose allein seine besondere Heimstätte hier; der Spanier hat sie sich geschaffen, und seine Akademie überschaut Rom von einem der erhabensten Punkte; Gartenterrassen führen hinauf und herab. Neue Gartenlust trifft man an den verschiedensten Stellen: um die grauen Blöcke des Servianischen Walles, um die sogenannten Trophäen des Marius, in dem Hallenhofe der Post u. s. w. Aber das sind kleine Anlagen mitten in oder nahe dem Geräusche der Stadt. Ihm zu entrinnen, gibt es noch immer Ruinen und Ruinengärten, einsame Kirchen und wenig besuchte Villen, wie Villa Mattei auf dem von dem modernen Rom noch nicht erstiegenen Cölius und das neugepflegte Priorat der Malteser auf dem Aventin über dem Tiber.

Rom ist immer noch Rom, d. h. die älteste Weltstadt,

Digitized by Google

welche lebendig geblieben, und darum so interessant, weil sie von all' ihren Zuständen etwas, von manchen Größtes und Schönstes bewahrt hat.

Rom füllt noch immer nicht seinen Mauerring; noch ist die südliche Hälfte keine eigentliche Stadt trotz dieser oder jener Straße, die hineinlangt, und kann sie nicht werden, so lange der Palatin steht und das Colosseum und die Thermen des Titus und die des Caracalla und so vieles, was dazwischen von antiken Denkmälern und alten Kirchen. Wahrscheinlich hat schon jetzt die Bauluft, die zur Bauwuth geworden, ein Uebriges unternommen. Zwar ist noch Wohnungsmangel, aber nicht mehr durch neuen Zuzug allein verursacht, sondern vorübergehend durch den Umbau der inneren Stadttheile. Kaum wird das moderne Rom je all' seiner Hügel bedürfen, noch ihrer begehren, sondern lieber vor den Thoren bauen, wo die Anfänge schon gemacht sind. Der meilenweiten Campagna verschlägt es nichts, einige Hectare zu verlieren.

Sie ist vielgeschmäht und vielgepriesen, aber es gibt Zeiten, wie eben das Frühjahr, wo Jeder auf ihren blühenden Wiesen zwischen blühenden Hängen wie in einer anderen Welt geht.

Die Campagna gehört zu Rom; zu Rom gehören auch die Castelli Romani, die Berge und das Meer, für Viele erst jetzt, seit neue Bahnen gebaut sind, und das wollen wir bei aller Klage dem neuen Rom nicht vergessen.

Wereschagin als Schriftsteller.

Im Augenblicke, da der russische Meister sich anschickt, mit den zahlreichen Gemälden, die sein Bienenfleiß in den letzten drei Jahren auf die Leinwand bannte, die Städte Deutschlands zu besuchen, und zum zweiten Male eine Ausstellung seiner Bilder in Berlin eröffnet, mag es an der Zeit sein, daran zu erinnern, daß Wereschagin auch ein trefflicher Schriftsteller ist. Schon die Kataloge seiner Ausstellung vom Jahre 1882 ließen dies Talent errathen; sie waren in ihrer knappen, klaren Form oft nicht minder interessant, als die Gemälde, die sie erklären sollten. Jetzt liegen uns drei Bände Skizzen und Erinnerungen vor, womit der Maler in die Zunft der Schriftsteller tritt. Die zwei ersten Bände: „Reiseskizzen aus Indien" sind zwar höchst collectiv als „von Herrn und Frau Wereschagin" verfaßt, aber der dritte: Skizzen und Erinerungen von W. W. Wereschagin (aus dem Russischen von E. Kretschmann)*) ist, wie er uns sagt, das ausschließliche Werk des Meisters. Diesmal gilt es weniger einen Catalog zu seinen Gemälden, als einen Commentar zum Wesen des russischen Künstlers selbst. Das Buch zeigt uns den vielbesprochenen Meister besser, als das schönste Portrait, und wäre es auch von einem so vollendeten Realisten gemalt, wie Wassili Wassiljewitsch Wereschagin. Wer freilich Aufschlüsse über den Maler und seine eigenste Kunst hier erwartet, würde sich bitter getäuscht sehen. Wereschagin hellt uns nicht über seine ästhetischen und künstlerischen Ansichten auf, er erklärt uns nirgends das Geheimniß seiner phänomenalen Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit, er erzählt uns kein Wort von seiner Entwicklung, seiner Art und Technik. Fast noch reicher ist die Ausbeute in den Reiseskizzen aus Indien. Ja, Frau Wereschagin ist gesprächiger über den Maler, als dieser selbst. Recht charakteristisch für den großen Naturschwärmer ist folgendes indisches Erlebniß:

Wereschagin ging einmal kurz vor Abend aus, um eine Skizze des Sonnenuntergangs zu malen. Er bereitete seine Palette, aber da der Anblick so schön war, zögerte er noch, um zuerst gut zu beobachten. Mehrere tausend Fuß unter uns deckte Alles reinblauer Schatten; die Höhen der Bergketten leuchteten in Purpurgluth. Wereschagin wartete und verschob immer das Anfangen der Skizze. „Gleich, gleich", sagte er, „ich will noch ein Bischen sehen, denn es ist zu schön". Das Ende war, daß er immer zögerte und bis zum Ende des Abends zögerte, bis die Sonne gesunken war und die Berge sich in Dunkel hüllten. Da schloß er seinen Farbenkasten und ging nach Hause.

*) In Commission bei G. B. Teubner in Leipzig.

Und mitten im Himalaya verräth sich der eifrige Maler, der tapfere Künstler, wenn seine Frau erzählt:

Endlich kamen wir zur ersehnten Hütte. Von allen Seiten, von der Decke, an dem Boden zog es aus großen Spalten. Immerhin konnten wir dort ausruhen. Wereschagin fing an, einige Schneestudien zu malen. Zwei Kuli halfen ihm, unter den Arm anstützend, hinauf. Die Sonne brannte auf seinen Kopf und Rücken, während seine Hand vor Kälte kaum die Palette und Pinsel halten konnte. Sein Gesicht schwoll fürchterlich auf, die Augen erschienen wie Ritzen, dabei fühlte er ein so heftiges Kopfweh, daß er jene kaum bewegen konnte. Es war allem Anscheine nach ein Sonnenstich. Schnell mußte er seine Arbeit beendigen, um je eher, desto besser zurückzukehren . . . Wereschagin beendete seine Skizzen, wie er konnte, und am dritten Tag Nachmittags fingen wir an, hinabzusteigen. Es war die höchste Zeit. Wereschagin schwoll mehr und mehr auf und litt so an Kopfweh, daß er oben bleibend wahrscheinlich daran gestorben wäre. Nach einigen Anzeichen mußte man bald schlechtes Wetter d. h. Schnee erwarten, hätte es uns noch hier oben getroffen, so wäre es unser wirklicher Tod gewesen. Ich weiß nur aus den Erzählungen Wereschagin's von den prachtvollen Schnee- und Eisfeldern, wie von allen diesen eisigen Höhen, welche man wie auf der Hand dicht vor sich hat. Ich bekenne selbst, daß es mir unmöglich war, auf die blendende Schneemasse hinzuschauen. Unsere Leute verhängten sich die Augen mit den Quasten ihrer Turbane. Die Träger hatten Augengläser aus Draht mit grünen oder blauen Gläsern. Ich kann nicht verstehen, wie Wereschagin seine Studien malen konnte.

Noch mehr als der Maler macht sich in seinen Schriften der passionirte Jäger gelten. Frau Wereschagin bemerkt fast auf jeder Seite, daß ihr geliebter Wassili Wassiljewitsch ein Rebhuhn oder sonst „was da kreucht und fleugt" geschossen, und kommt er selbst auf dieses Capitel, so ist er unermüdlich. Mit welcher Liebe sind nicht die Jagdgeschichten des russischen Bauern erzählt, wunderbare Abenteuer, die fast an Jägerlatein glauben lassen! Dieser Bauer, dessen Reden mit phonographischer Treue wiedergegeben sind, ist so lebendig geschildert, daß der beigefügte Holzschnitt fast überflüssig wird: wir sehen den Mann und hören ihn.

Ueberall tritt Wereschagin der Mensch kräftig aus dem Buche hervor. Wie sehr er von dem Zeitgeist durchdrungen, zeigt auch der Schriftsteller, der mit dem Spürreifer des geborenen Journalisten das Interessante, Packende, Actuelle herauszugreifen weiß. Die Kunst, Menschen zu zeichnen, die Freude an der realistischen Wirklichkeit zeigt sich überall in diesen Skizzen. Ob es nun die Völker Centralasiens, die Schiiten und Duchoborzen des transkaspischen Gebiets, die Unglücklichen in Sibirien, die trauten Gestalten aus seiner Kindheit, die militärischen Typen Rußlands oder der Türkei gilt, Wereschagin ist mit der Feder ebenso gewandt, als mit dem Pinsel. Ganz bedeutend ist der geographische, ethnographische, culturgeschichtliche Werth dieser Reisenotizen. Der Verfasser wandelt weder als Schriftsteller und Maler, noch als Reisender auf ausgefahrenen Geleisen. Er beschreibt meist fast unbekannte, oft noch von keinem Europäer betretene Gebiete. Und dann die Frische seiner Darstellung, die Richtigkeit seiner Beobachtung, die absolute Treue seiner Angaben! In dieser Hinsicht ist er den englischen Meistern der Reisebeschreibung gleichzustellen. Den größten Zauber übt aber besonders seine Treuherzigkeit, seine Anspruchslosigkeit aus. Er erzählt und schildert zu seinem Vergnügen; er denkt an gar keine Ausstellung, keine Corona, keine Leser. Es sind wirkliche Notizen, Erinnerungen, die gleichsam aus Versehen unter die Presse gerathen sind, und wir freuen uns darüber.

Als Schriftsteller vergißt Wereschagin niemals seine Mission der Humanität. Auch der Maler des vielgeschmähten Bildes der „Heiligen Familie" verräth sich. Er hat über Religion und Religionen tief nachgedacht, kennt die Evangelientexte, hat Strauß und Renan studirt, das wissen wir schon aus seiner schneidigen Antwort an den Wiener Bischof. Auch hier geht er religiösen Fragen nicht aus dem Wege, die Bekenntnisse der fremden Völkerschaften interessiren ihn nicht weniger als ihr Costüm, er vergleicht die verschiedenen Secten Indiens mit den christlichen Kirchen. Dabei fällt sein Urtheil nicht immer zu Gunsten der abendländischen Religionen aus; namentlich ärgert es ihn, daß gerade dort, wo die Einigkeit

Digitized by Google

schon aus esprit de corps herrschen müßte, in Palästina und besonders in Jerusalem, „an den Stätten, denen das Leben und die Leiden des großen Lehrers des Friedens und der Liebe das Gepräge aufdrückten", die christlichen Kirchen nur darauf bedacht sind, einander Schaden zuzufügen, und nicht allein in Wort und Schrift, sondern auch mit roher Gewalt, geradenwegs mit der Faust. „An den heiligen Stätten der Christenheit steht oder sitzt, die Beine schlenkernd, gewöhnlich ein türkischer Soldat mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonnet als Friedensstifter zwischen den sich befehdenden Vertretern der christlichen Kirche." Schade, daß Wereschagin dieses Bild von der praktischen Verwirklichung der idealen Lehre noch nicht auf die Leinwand geworfen hat!

Zahlreich sind die wahrhaft pittoresken Beschreibungen, die gleichsam als Erklärung seiner Bilder in einen Katalog seiner Ausstellungen gehören. So die Bemerkung über asiatische Polyandrie zu dem abstoßenden Bildniß der „Frau mit fünf Männern", die Schilderungen der Feldpredigt vor dem Kampf auf der Donau, des heroischen Balkanübergangs, die an Zola gemahnende Beschreibung des pesterfüllten Leichenfeldes im Schipkapaß und vor Allem die dramatische Erzählung des Torpedo-Angriffs auf einen türkischen Donaudampfer. Nicht minder groß ist Wereschagin, dessen Malerei man so oft der herzlosen Freude am Schrecklichen geziehen hat, in seinen geschriebenen Porträts. Skobelew Vater und Sohn, Ersterer voll Eifersucht, dieser anfänglich ein lächerlicher Projectenmacher, sind vorzüglich getroffen.

Skobelew's Gestalt steht jetzt vor mir, die Gestalt eines theuern sympathischen Menschen und genialen Kriegers, mit allen Vorzügen und Fehlern eines slavischen Charakters. Ich erinnere mich seiner als ganz jungen Menschen, als er Lieutenant bei den Husaren war, in Turkestan sich auszuzeichnen dürstete, Thorheiten beging, in den Berichten übertrieb, woraus Duelle entstanden u. s. w. Von seiner Tapferkeit zu reden, wäre überflüssig, das wären allzu große Gemeinplätze. Ich glaube, daß eine so unbeschränkte Tapferkeit nicht häufig unbestraft bleibt. Skobelew war gutmüthig, diese Gutmüthigkeit grenzte aber schon ein wenig an Unüberlegtheit. Es ist nicht am Platz, hier zu erzählen, was Skobelew im Freundeskreise redete, es genüge zu bemerken, daß er stets ein Vertheidiger einer normalen Entwicklung Rußlands und des Fortschritts, nicht aber des Rückschritts war. Doch schien mir immer, daß er in solchen Fragen keinen festen Standpunkt hatte. Häufig sagte ich ihm, man könne ihn bestechen (selbstverständlich nicht mit Geld). Er bestritt das sehr eifrig und gab sich den Anschein eines Beleidigten, doch ich glaube, ich irre mich nicht. Skobelew war sehr ehrgeizig und hätte schwerlich auch nur einen zeitweiligen Verlust seines Commandos ertragen können. Seinem Ehrgeiz schreibe ich die Veränderung seiner Anschauungen in den letzten Monaten zu. Als ich nach unserem letzten Zusammentreffen in Berlin wegen seiner hitzigen Petersburger Rede über ihn herfiel, versuchte er sich zu rechtfertigen. Als ich ihm jedoch auseinandersetzte, daß er Niemandem Nutzen gebracht, wem er in die Hände arbeite, indem er Rußland in einen Krieg zwinge, sah er sich nach allen Seiten um, ob uns Niemand höre und sagte zornig: „So will ich Dir, Wassili Wassiljewitsch, die Wahrheit sagen, es blieb mir nichts Anderes übrig, sie zwangen mich dazu!" — Ueber die Persönlichkeiten schweige ich. Uebrigens gab er mir sein Ehrenwort, solche Reden nicht mehr zu halten. Versprach's — und redete abermals in Paris. —

Wereschagin als malender Friedensapostel und wahrer Freund der Humanität ist natürlich kein Deutschenfresser, wie so viele seiner Landsleute. Er mißbilligt überall das Treiben der Chauvinisten und Kriegshetzer, und er tadelt im Besonderen, wie wir schon gesehen haben, die Ausfälle seines Freundes Skobelew gegen Deutschland. Hochinteressant ist es, auf welche Ursachen er des Freundes jäh auflodernden Deutschenhaß zurückführt.

Den letzten Ausfällen Skobelew's gegen Deutschland fehlte es nicht an directen, unmittelbaren Ursachen. Nach seiner Rückkehr von den Manövern der preußischen Armee erschien er mir im höchsten Grade erregt; Alles, war er in Deutschland gesehen und gehört hatte, wies, wie er meinte, auf einen baldigen Krieg Deutschlands mit Rußland hin; selbst aus den Worten, die der deutsche Kaiser in der Abschieds-Audienz an ihn richtete — Worte, die mir vollständig unschuldig schienen — hörte Skobelew eine Drohung heraus. Er ahmte, wie mir erinnerlich, nach, wie Kaiser Wilhelm zu Pferd dastand, und den Ton, in welchem er, umgeben von einer zahlreichen, glänzenden Suite, ihm einen Gruß an den Kaiser von Rußland auftrug. „Sie kamen, uns bis auf die Nieren zu prüfen (Vous venez de m'examiner jusqu'à mes boyaux)" — soll der deutsche Kaiser ihm gesagt haben — „Sie sahen nur zwei Corps, doch sagen Sie Sr. Majestät dem Kaiser, daß alle fünfzehn bei gebotenem Anlaß ihre Pflicht gleich gut erfüllen".

Diese Worte müssen authentisch sein, weil Skobelew sie sofort notirte. Ich fand in ihnen, wie schon erwähnt wurde, nichts, was an eine Drohung erinnert. Skobelew aber dachte anders. Doch noch mehr als die Worte des Kaisers stimmte ihn ein Ausspruch des jüngst verstorbenen Prinzen Friedrich Karl während der Manöver feindselig. Der nicht allein als tapferer Cavallerist, sondern auch als braver, rechtschaffener Mann bekannte Prinz klopfte Skobelew freundschaftlich auf die Schulter und äußerte: „Lieber Freund! Macht was ihr wollt, Oesterreich muß nach Saloniki gehen." Auch diese Worte notirte Skobelew sofort und er konnte später ihrer nicht kaltblütig gedenken. „Also ist es schon beschlossene Sache", äußerte er, wie ein Tiger im Käfig in seinem kleinen Cabinet aus einer Ecke in die andere gehend, „also Deutschland steht ihnen bei und wir sollen schweigen, ruhig zuschauen?" u. s. w. Seine darauf folgenden Reden konnten übereilt sein, doch sie wurden nicht unter der Wirkung des Weingenusses gesprochen, wie seinerzeit behauptet wurde. Die vorstehende Erinnerung liefert einen Beweis dafür.

Wereschagin weiß genau, was der Grund der anfänglichen Mißerfolge im russisch-türkischen Kriege war. Er spricht sich mit Zurückhaltung darüber aus, aber wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, erkennt sehr wohl, daß nicht die Tapferkeit der türkischen Armee, nicht die Schrecken der Natur, sondern vor Allem der Antagonismus der russischen Führer die Schuld trägt. Wie wenig Wereschagin dem Schwadroniren der Schlachtenbummler zuneigt, beweist das Eingeständniß seiner Todesfurcht am Schipkapaß mit dem merkwürdigen Beleg aus dem Munde Skobelew's. Die Tendenz des Schlachtenmalers, der sich immer gegen den modernen Massenmord wendet und zum Friedensapostel wird, bricht auch hier durch.

Ich bin oft in starkem Feuer gewesen, aber einen so mörderischen Kugelregen erlebte ich zum ersten Mal. Selbst das Feuer bei der Minen-Attaque auf der Donau, als unser Boot von den am Ufer befindlichen Türken und Tscherkessen und vom türkischen Schiff aus beschossen wurde, war, wie mir scheint, nicht so stark. Die Türken schossen aus kurzer Entfernung auf uns und eine Kugel jagte die andere, an unsern Ohren vorbeisausend, dort in den Felsen schlagend, hier uns zu Füßen fallend oder ricochetirend. Mein Pferd und dasjenige Skobelew's blieben heil, das Pferd meines Bulgaren aber wurde getödtet, und es fielen noch viele Leute und Pferde. Ich ging zur linken Seite Skobelew's, und ich gestehe, daß das trommelwirbelartige Geknatter der Flinten und das Sausen der Kugeln beängstigend wirkte. Unwillkürlich mußte man denken: „Gleich wirst du zu Boden geworfen, dann wirst du wissen, was du wissen wolltest, was Krieg bedeutet!" Ich erinnere mich jedoch, daß ich trotzdem es nicht lassen konnte, Skobelew zu beobachten. Ich wollte sehen, ob er sich nicht unwillkürlich unter dem Eindruck der sausenden Kugeln beugen würde — nein, er beugt sich nicht, ganz und gar nicht! Ist nicht eine unwillkürliche Bewegung der Gesichtsmuskeln oder der Hände merklich? — nein, das Antlitz bleibt ruhig und die Hände staken wie immer in den Taschen des Paletots. Ist nicht in seinen Augen eine gewisse Unruhe, die ich auch dann bemerkt hätte, wenn er sie hätte verbergen wollen? nein, es scheint wenigstens nicht, ein gewisser, leidenschaftsloser Blick weist höchstens auf eine tief, tief verborgene innere Aufregung hin. Noch jetzt sehe ich ihn vor mir, wie er seines gewöhnlichen lässigen Ganges daherschreitet, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, — hol der Teufel, dachte ich, er scheint immer langsamer zu gehen, thut er's gar absichtlich? — Es war ein wahrhaft höllisches Getöse, von allen Seiten fallen die Leute, die Pferde. Kuropatkin, der tapfere Kuropatkin, schreit von hinten: „Es laufe, wer he l ist, wir werden Alle vernichtet! Graf Keller und noch Jemand stürzten voraus, ich, der ich schon in manchem Kugelregen gewesen, blieb bei Skobelew. „Nun, Wassili Wassiljewitsch", — sagte mir später Skobelew, als eine Wendung des Weges uns endlich vor den türkischen Kugeln Schutz gewährte, jetzt wissen wir, was Spießruthenlaufen heißt!"

Es interessirte mich, Skobelew's Empfindungen im Angesicht großer

Digitized by Google

Gefahr kennen zu lernen, und ich fragte ihn später: „Sagen Sie mir aufrichtig, haben Sie sich wirklich so sehr an den Krieg gewöhnt, daß Sie keine Gefahr mehr fürchten? ich gestehe, daß ich innerlich jedes Mal ein wenig erschrecke, wenn eine Granate neben mir hinfällt oder wenn eine Kugel an der Nasenspitze vorbeisaust." — „Unsinn!" erwiderte er, „man hält mich für tapfer und glaubt, daß ich mich vor nichts fürchte, aber ich gestehe, daß ich ein Feigling bin. Jedes Mal, so oft ich ins Feuer gehe, sage ich mir, daß es diesmal ein schlechtes Ende nehmen wird . . . Als mich auf den Grünen Bergen eine Kugel streifte und ich niederfiel, war mein erster Gedanke: nun, Brüderlein, dein Lied ist zu End.! . . ." Mir war es angenehm, solche Reden zu vernehmen, denn danach kam mir meine eigene Persönlichkeit weniger furchtsam vor. Nicht, daß ich Tapferkeit besonders hochgestellt hätte, aber jene Feigheit, welche ich oft zu bemerken Gelegenheit hatte, war mir schon allzu widerwärtig. Da ich mich jedesmal, so oft ich in starkes Feuer gerieth, recht ungemüthlich fühlte und gewöhnl.ch fürchtete, daß mich eine Kugel gleich hinstrecken würde, war ich zufrieden, daß Skobelew dem Tode gleichfalls keineswegs kaltblütig entgegensieht, aber seine Gefühle zu verbergen versteht. „Ich habe es mir zur Regel gemacht", — sagte er, — „mich niemals im Feuer niederzubeugen; sowie man sich dies einmal erlaubt, wird man weiter fortgerissen, als man möchte! . . ."

Jetzt bin ich der Meinung, daß es keinen Menschen gibt, der im Feuer innerlich ruhig wäre.

In einem Anhang erklärt Wereschagin, warum der Vorwurf, daß er mehr im Ausland, als in Rußland lebe, so sehr begründet sei. Die Zwischenfälle, welche seine Rückkehr in seine Heimath stets im letzten Augenblick verhindert, sind für russische Zustände charakteristisch, und ganz dazu angethan, den freiheitsliebenden Künstler vom Osten fernzuhalten. Trotzdem ist Wereschagin ein guter Russe, aber seine Vaterlandsliebe schließt seine Kritik nicht aus. Mit hellem Auge und scharfem Verstande durchschaut er die Schwächen seines Landes, die Sünden der russischen Zeitgeschichte, die Fehler des slavischen Volkscharakters. Ueber Sibirien und die dort herrschenden Verhältnisse läßt er einen Bewohner jener Landstriche urtheilen: „In Rußland habt ihr viele Gesetze, wir in Sibirien dagegen nur zwei: Fünfundzwanzigrubelscheine und Hundertrubelscheine". Und über den verhängnißvollen Expansionsdrang seines Landes schreibt er:

In dieser, furchtbares Geld kostenden territorialen Erweiterung wäre noch Sinn, wenn sie als Demonstration gegen europäische Feinde dienen sollte, doch frühere Beispiele lassen nicht den Gedanken aufkommen, daß an eine Ausnützung der neuen Grenze in di.sem Sinne jemals ernstlich gedacht wurde. Und wenn auch das Vorrücken nach Süden durch eine solche Politik mehr oder weniger gerechtfertigt wäre, so blieb doch unverständlich, warum man die Grenzen nach Osten hin erweiterte, wo, wenn das Vorrücken in gleichem Tempo vorwärts geht, wir in nicht gar zu langer Zeit ohne Zweifel weit über Kuldscha hinaus sein werden. Es bleibt zu wünschen, daß dieses möglichst spät eintrete, doch diesem Ereigniß vorzubeugen, scheint nach dem Vorhergehenden unmöglich. Beinahe scheint es, als ob eine elementare Kraft uns vorwärts drängt. Unwillkürlich fallen mir hier die Uebersiedler aus dem Gouvernement Tambow ein, welche ich am See Issyk-Kul im Thiang-Shang traf. Die Frauen hatten schon mehr als einmal versucht, ihre Männer zu überreden, Halt zu machen und sich anzusiedeln; die Bauern aber wollen nicht, ziehen weiter und wissen nicht wohin. Endlich waren sie an den Schneebergen, welche den Issyk-Kul im Osten einrahmen. Die Weiber riefen freudig mit ausgestreckten Armen: „Gott sei Dank! jetzt machen die Männer Halt, weiter können sie nicht gehen!"

Die Reiseskizzen zeigen uns den Jäger, Maler, Ethnographen Wereschagin; die Erinnerungen den Literaturkenner. Er widmet seinem Landsmann Turgenjew, dem er namentlich in dessen letzter Krankheit näher getreten, ein eigenes Capitel. Auch hier überrascht uns wieder seine Kunst, mit kurzen Strichen zu schildern, zu charakterisiren. Der liebenswürdige, hülfsbereite und hülfsbedürftige Freund ist hier trefflich gezeichnet. Der Sterbende mit seinem Lebensdrange lebt noch einmal auf. Wereschagin urtheilt über die Werke des Freundes mit einer feinsinnigen und doch scharfen Sicherheit, um die ihn mancher Kritiker beneiden könnte.

„Neuland" gefiel mir gar nicht. Im ersten Theil ist noch Vieles natürlich und die Typen sind wahr; doch der zweite Theil ist offenbar nicht das Resultat von Beobachtungen, sondern auf Mittheilungen und Vermuthungen, die Turgenjew aus dritter Hand erhielt, aufgebaut. Ich schimpfte, offen gesagt, als ich den zweiten Theil las. Nicht etwa das Sujet choquirte mich, durchaus nicht; denn ich bin der Ansicht, daß in den Händen eines großen Talents Alles zum Gegenstande künstlerischer Darstellung werden kann, unter der Voraussetzung, daß dieses große Talent den Gegenstand, worüber es schreibt, auch kennt

Zur Erläuterung meiner Ansicht nehme ich den bekannten französischen Romanschriftsteller Zola. Einige seiner Romane, z B. „Assommoir", athmen Wahrheit und zeichnen sich durch Wahrheit der Typen aus, andere, wie „Nana" sind schwächer. Man macht dem Autor den im letzten Roman beschriebenen Schmutz zum Vorwurf, doch ich bin weit entfernt, mich dem anzuschließen, weil meiner Meinung nach die Darstellung gewisser Schichten unmöglich ist, wenn man nicht zu gewissen Erklärungen greift und gewisse Bilder zeichnet; für die Geschichte der Entwickelung der Menschheit ist es jedenfalls von Wichtigkeit, daß alle Seiten des zeitgenössischen Lebens durchforscht und beschrieben werden. Mein Vorwurf gegen Zola besteht darin, daß er die in der „Nana" geschilderte Gesellschaftsschicht absolut nicht kannte und, nur die äußeren, mehr hervortretenden Züge und Rauhheiten erfassend, den inneren Zusammenhang der Erscheinungen nicht untersuchen und wiedergeben konnte; er häufte eine Mißgestalt auf die andere und setzte den Leser in Erstaunen, überzeugte ihn aber nicht.

Von diesen Betrachtungen zu den Mitteln und Materialien Zola's übergehend, muß bemerkt werden, daß er die sogenannte Halbwelt auch gar nicht kennen konnte. Er führt ein sehr zurückgezogenes Leben und blickte nur einmal in das Boudoir einer üppigen Kokette, während sie abwesend war, um ihr Schlafzimmer beschreiben zu können. Iwan Sserjegewitsch erzählte mir, daß er in einer Gesellschaft, wo der Autor der „Nana" vorlesen sollte, bemerkte, wie sein Freund, je größer die Zahl der Gäste wurde, immer ängstlicher und bleicher wurde und sogar zitterte. „Was hast Du, lieber Freund?" fragte ihn Turgenjew. „Ich gestehe", antwortete Zola, „daß ich noch nie Gelegenheit hatte, in einer Gesellschaft von Damen zu sein, welchen gegenüber man sich Rücksichten auferlegen muß." Ist es nun denkbar, daß ein Autor, der die Welt so wenig kennt, das intime Leben der Aristokratie, ihre Manieren, Gesellschaften u. s. w. beschreibt?

Auch die folgende Stelle verdient mitgetheilt zu werden:

Nach seinen letzten Dichtungen zu urtheilen, „Clara Milisch" nicht ausgenommen, muß man glauben, daß das Talent des Autors von „Väter und Söhne" sich kaum zur früheren Höhe erhoben hätte. Allerdings begegnet man auch in seinen letzten Arbeiten vielen schönen Gedanken, meisterhaften Skizzen, doch im Allgemeinen haben seine Gestalten nicht mehr den früheren ruhigen, schmeichelnden Reiz, noch die frühere Frische und das frühere Leben. Der Eindruck seiner kleineren Arbeiten, z. B. der „Gedichte in Prosa", ist größtentheils ein niederdrückender. So vernimmt man auch überall die Phrase, mit der er mir einst auf die Frage nach seiner Gemüthsverfassung antwortete: „Ich beginne die dunkle Angst des Todes zu fühlen!" Selbst solche Erinnerungen, wie die Erzählung „Mischka", bleiben, was typische Gestaltung anbetrifft, weit hinter dem „Tagebuch eines Jägers" zurück. Diese Erzählung hörte ich aus dem Munde Iwan Sserjejewitsch' und damals machte sie auf mich einen unvergleichlich größeren Eindruck als später beim Lesen.

Ich wußte, daß Turgenjew gut erzählt, doch in der letzten Zeit war er immer müde, begann träge und mit Unlust zu sprechen und wurde, indem er sich in die Rolle hineinversetzte, nur ein wenig lebhafter. Damals, als er beim Vortrag der Erzählung „Mischka" zu der Stelle kam, wo Mischka eine ganze Compagnie tanzender Bettler führt, stand Iwan Sserjegewitsch lebhaft vom Stuhle auf machte Handbewegungen und begann einen Trepak zu tanzen, und wie tanzte er ihn! Beugte die Knie und sang Tra—ta—ta—ta—ta! Tra—ta—ta! — Vierzig Jahre schienen von ihm genommen; wie er sich bog, wie er die Schultern bewegte! Seine grauen Locken fielen über das Gesicht, das roth, glänzend und froh war. — Ich ergötzte mich an ihm und konnte mich nicht enthalten, in die Hände klatschend zu rufen: Bravo! bravo! bravo! Er schien durchaus nicht ermüdet, denn so lange ich bei ihm saß, fuhr er in seiner lebhaften Erzählung fort. Und doch war das kurz bevor die Krankheit ihn mit ihren Krallen packte, wie er sich ausdrückte. Jetzt, da ich weiß, daß schon damals zwei Wirbel vom Krebs angegriffen waren, denke ich fast mit Verwunderung an jene Stunde zurück.

Digitized by Google

Der Leser sieht, daß Wereschagin auch als Schriftsteller ein ganzer Mann ist. Er beobachtet mit dem Auge eines Malers und schildert mit der Feder eines geborenen Schriftstellers. Er stellt auch seine Feder in den Dienst der Kunst, der Wahrheit, der Menschlichkeit.

Lector.

Honegger's Allgemeine Culturgeschichte.

Besprochen von Friedrich von Hellwald.

Als ich vor einigen Jahren an dieser Stelle den ersten, einleitenden Band des in der Ueberschrift genannten Werkes anzeigte, durfte ich dasselbe mit Fug und Recht dem denkenden Lesepublicum als ein hochbedeutendes, als ein Buch empfehlen, welches die ausgetretenen Pfade der bisherigen Geschichtsauffassung verlassend, durchwegs auf eigenen Füßen stehe und selbstständige Ansichten entwickle, in welchen ich zu meiner Freude manche Uebereinstimmung mit den von mir selbst ausgesprochenen Ideen erkennen durfte. Dies bezog sich hauptsächlich auf das die ganze Darstellung tragende, Honegger und mir gemeinsame Prinzip der Anlehnung an die Darwin'sche Entwicklungstheorie, von der es in der letzten Zeit auffallend stille geworden ist. Dem ersten Bande des Honegger'schen Werkes ist nunmehr der zweite gefolgt, welcher das Alterthum umfaßt. Wir durchwandern an der Hand des kundigen Führers die Geschichte von Egypten, China und Japan, Indien, Mittelasien, nämlich Assyrien, Babylonien, Medien und Persien, Palästina, Phönikien, Syrien und Karthago, Kleinasien, Griechenland und Italien. Professor Honegger stellt Egypten allen übrigen Ländern voran wegen des Alters seiner Gesittung, welche nachweislich am weitesten zureicht, läßt aber für die sonst und auch von mir beobachtete Voranstellung des chinesischen Reiches drei Gründe gelten: die Chinesen haben das längst andauernde Reich der Erde gegründet; sie sind das einzige Culturvolk der alten Welt von anderer als kaukasischer Rasse; ihr Staat ist der östlichste, und im Großen hält auch der Züricher Gelehrte an dem allgemeinen Culturfortschritte von Ost nach Westen, mit dem Sonnenlaufe, fest.

Es bedarf wohl keiner weiteren Bemerkung, daß, wenn Zweie das Nämliche thun, es doch nicht das Nämliche wird. So ist denn Honegger's Culturgeschichte — glücklicherweise — von jener des Referenten durchaus verschieden. Dies bezieht sich vornehmlich auf die Art der Auffassung der gestellten Aufgabe. Ich glaubte seiner Zeit auf die Darlegung des entwicklungsgeschichtlichen Gedankens das Hauptgewicht legen zu müssen; bei Honegger tritt derselbe in dem vorliegenden Bande in den Hintergrund und darf dies wohl, nachdem der Verfasser im ersten Bande über seine Stellung zu demselben sich klar und deutlich genug ausgesprochen hat. Während ich bemüht war, die Aufeinanderfolge der Gesittungsphänomene als Naturnothwendigkeiten aufzuzeigen, umständlich zu entwickeln, wie das Eine aus dem Anderen hervorging, hervorgehen mußte, erscheinen diese Momente bei Honegger mehr als ein schon Gegebenes, nicht mehr der Discussion Benöthigendes, auf das ein einfacher Hinweis genügt. Von den indischen Kasten z. B., deren Entstehung als Folge der Eroberung und des Rassenunterschiedes ich in einem besonderen Capitel behandelte, bemerkt unser Autor ganz übereinstimmend, einfach nur: „Die Kasten sind nicht ursprünglich, zur Zeit der ältesten Veden noch gar nicht da, erst mit dem Einrücken des Eroberervolkes ins Gangesland aufgetreten, also unzweifelhaft Folge der Rassenverschiedenheit und Eroberung." Erklärend und bekräftigend fügt er hinzu: „Das beweist schon der für Kaste geltende indische Name Farbe (varna)." Dann folgen weitere interessante Mittheilungen thatsächlicher Angaben über das indische Kastenwesen, welche meinem Buche fehlen. Indem Honegger von der ausführlichen philosophischen Begründung der einzelnen Phänomene absieht, gewinnt er Raum für die detaillirte Schilderung der effectiven Culturzustände, wie sie bei den verschiedenen Völkern herrschten. Er kann dadurch Dinge, die sonst in ähnlichen Werken kaum gestreift werden, in das Bereich seiner Darstellung ziehen und dadurch sein Buch im vollen und besten Sinne des Wortes zu einer „Allgemeinen Culturgeschichte" gestalten. So wirft er z. B. die Frage auf: „Wie lebt der Chinese?" und antwortet: „Erste Frage: wie baut und wohnt er? Sehr bescheiden. Das Häusermaterial auf dem Lande ist meist Lehm, Ziegel und lose Steine; bessere Bauten, namentlich städtische, sind aus Backsteinen gefertigt. Bauernhütten mit Wänden aus ungebranntem Thon und Holz, namentlich Bambusrohr, Dächern aus Rohr, Stroh oder Holcusstengeln sind das gewöhnliche; die Stadthäuser aus Stein oder gebrannten Ziegeln, aus denen auch die Dächer gemacht werden. Ein großer Theil der Bevölkerung lebt jahraus jahrein auf dem Wasser in Dschonken, Schaluppen und kleinen Booten. Die meisten Privathäuser haben nur ein Erdgeschoß, höchstens zwei Etagen; die Wohnhäuser gehen nie auf die Straße hinaus, weshalb auf dieser Seite auch keine Fenster angebracht sind, außer bei den Kaufläden. Die Zimmer der Hausgenossen liegen also nach dem inneren Hofe hin und sind von da erleuchtet, namentlich auch große Säle und Versammlungsräume; zu einem comfortablen Hause gehören mehrere geräumige Höfe. Die Fenster sind meist klein und mit reichen Mustern verziert, die Wände häufig offen und mit durchbrochenem Werk zierlich construirt, die Decken getäfelt und glänzend bemalt oder vergoldet; seltsame Erscheinung die kreisrunden Thürme. Eine merkwürdige Aehnlichkeit hat sich herausgestellt zwischen den chinesischen Häusern und den altgriechischen oder römischen, so den in Pompeji aufgedeckten. Kostbare Bauten und Landhäuser gewähren in ihrer Anlage und den bunten Verzierungen einen malerischen Anblick. Sonst sind die Häuser niedrig, schwerfällig und plump, die Verzierungen schwülstig und kleinlich bis zum Kindischen, die Dächer vor der ursprünglichen Zeltform her ausgeschweift. Hauptkennzeichen der Städte sind die hohen krenelirten Mauern, wie denn in Peking die 9 Meter hohe und an der Basis 6 Meter dicke."

Ich möchte die vorstehende Schilderung ein wahres Cabinetsstück nennen, in welchem keines der verschiedenen Details, die zu einem plastischen Gesammtbilde der chinesischen Wohnweise gehören, übersehen ist. Wenn ich hinzufüge, daß mit gleicher Liebe und Sorgfalt nicht blos Nahrung und Kleidung, sondern selbstverständlich noch mehr das geistige Thun und Lassen jedes einzelnen Volkes erörtert wird, so mag der Leser errathen, wie reichhaltig das Gemälde sich gestaltet, welches von dem jeweiligen Volksleben geboten wird. Dabei ermangelt Professor Honegger niemals der culturgeschichtlichen Schilderung jedes Völkerindividuums eine ebenso scharf und prägnant gehaltene Beschreibung des Bodens voranzusenden, auf dem es handelnd sich bewegte, weil ja dieser ein nothwendiger Schlüssel zum Verständnisse der obwaltenden Gesittungszustände ist. Ein gleiches Gewicht ist, und mit Recht, auf die Betrachtung des Volkscharakters gelegt, und mit wahrer Freude ist an jeder passenden Stelle das Betonen der bislang in culturgeschichtlichen Werken oft völlig vernachlässigten ethnologischen Verhältnisse wahrzunehmen. Knapp und scharf werden dann in besonderen Abschnitten der Gang der Geschichte und der Cultur, die Geschichtsperioden selbst erörtert, woran sich endlich das Ausmalen der socialen, politischen, volkswirthschaftlichen und religiösen Zustände anschließt, welche mit Kunst und Wissenschaft, Sprache, Schrift und Literatur zu einem abgerundeten Gesammtbilde sich vereinigen. Mit wahrem Bienenfleiße hat der Verfasser zu diesem Behufe ein ungeheures Quellenmaterial zu bewältigen verstanden und aus demselben mit feinem Verständniß die einzelnen Steine zu seinem Bauwerke zusammengetragen.

Einen großen Raum, etwa die Hälfte des Bandes, beanspruchen begreiflicherweise die classischen Völker, Griechenland und Rom. In der äußerst detaillirten Darstellung der alten Hellenen beobachtet Professor Honegger einen ganz objectiven Standpunkt, welcher von absprechender Beurtheilung wie von der so lange durch die philologische Schule vertretenen Verhimmlung der hellenischen Culturleistungen gleich weit entfernt ist. Zweifelsohne hat der Verfasser damit das Richtige getroffen, wenngleich er mir die orientalischen Einwirkungen auf die älteste Cultur der Griechen und namentlich auch auf

Digitized by Google

die Kunst etwas zu gering anzuschlagen scheint. Schliemann's Ausgrabungen an verschiedenen Stellen des hellenischen Bodens, in Mykenä und Tiryns, lassen, wie mir däucht, den Asiatismus der frühesten Griechen in ihrem Culturleben doch bedeutender hervortreten, als man lange anzunehmen geneigt war. Honegger läßt im Uebrigen der künstlerischen, wie der geistigen Entwicklung der Griechen volle Anerkennung zu Theil werden, ohne die tiefen Lücken ihres positiven Wissens zu verschweigen. Was die culturhistorische Bedeutung des Römerthums anbetrifft, so faßt sie der Verfasser, wiederum in Uebereinstimmung mit dem Referenten, dahin auf, daß, was der griechische Geist innerlich in sich ausgebildet und bereits über den Orient ausgegossen, das sollte der römische äußerlich über neue Gebiete befruchtend ausbreiten; seine Culturthat geht nach Westen und Norden, indem er den europäischen Boden dem geschichtlichen Processe der Zukunft öffnet und ebnet.

Mancher Leser wird vielleicht mit dem Verfasser über die stilistische Art seiner Behandlung des Stoffes rechten wollen, und in der That bedarf es erst eines gewissen Sichhineinlesens in das Buch, um sich mit der gewählten Darstellungsweise auszusöhnen. Wie schon das oben mitgetheilte Probestück errathen ließ, ist dieselbe, und zwar mit offenbarer Absicht, durchaus aphoristisch gehalten, auf jeglichen Redeschmuck verzichtend, wenn man will, nüchtern und trocken, gewissermaßen lapidarisch. Phrasen kommen nicht vor. Wer solche liebt, mag sich enttäuscht fühlen. Wer dagegen erwägt, daß ein blühender Stil, eine farbensatte Schilderung breiten Raum erfordern, also auf Kosten der gebotenen Fülle an hochinteressantem Stoff zu genießen wären, der wird dem Verfasser leicht Verzeihung gewähren und dankbaren Gemüthes die Belehrung aufnehmen, welche das Buch dem Leser in so reichem Maße zu Theil werden läßt.

Feuilleton.

Der gestohlene weiße Elephant.

Von Marc Twain.

Aus dem Amerikanischen von Robert Lutz.

I.

Die folgende merkwürdige Geschichte wurde mir von einem Manne erzählt, den ich zufällig auf der Eisenbahn kennen lernte. Er war ein alter Herr von mehr als siebzig Jahren, dessen gutmüthiges Gesicht und aufrichtiges Wesen jedem seiner Worte den unverkennbaren Stempel der Wahrhaftigkeit aufdrückte. Er sagte —

Sie wissen, welche Verehrung der königliche weiße Elephant von Siam bei der Bevölkerung jenes Landes genießt. Sie wissen, daß er den Königen geweiht ist, daß nur Könige ihn besitzen dürfen und daß er in einer Hinsicht selbst den Königen überlegen ist, indem er nicht blos geehrt, sondern auch angebetet wird. Nun gut, als sich vor fünf Jahren Streitigkeiten über die Grenzlinie zwischen Britisch-Indien und Siam erhoben, stellte sich alsbald heraus, daß Siam Unrecht hatte. So wurde denn die Sache rasch und zur Zufriedenheit des Vertreters von England geregelt. Theils zum Zeichen seiner Dankbarkeit, theils auch wohl, um jede etwa noch vorhandene Spur von Mißstimmung auf englischer Seite zu verwischen, beabsichtigte der König von Siam, der Königin Victoria ein Geschenk zu senden — nach orientalischen Begriffen der einzig sichere Weg, einen Feind zu beschwichtigen. Dieses Geschenk sollte nicht nur ein königliches, sondern auch in jeder Beziehung einzig sein. Was konnte sich dazu besser eignen, als ein weißer Elephant? Da ich eine angesehene Stellung im indischen Civildienst bekleidete, ward ich der Ehre gewürdigt, Ihrer Majestät das Geschenk zu überbringen. Man rüstete für mich und meine Dienerschaft nebst den Wärtern des Elephanten ein Schiff aus. Ich gelangte zur gehörigen Zeit im Hafen zu New-York an und brachte meinen königlichen Schutzbefohlenen in einem prächtigen Quartiere zu Jersey City unter. Wir mußten nothgedrungen einige Zeit rasten, bevor wir die Reise fortsetzten, denn die Kräfte des Thieres verlangten Schonung.

Vierzehn Tage lang ging alles gut — dann begannen meine Nöthen. Der weiße Elephant war gestohlen worden! Man hatte mich mitten in der Nacht aufgeweckt und von dem entsetzlichen Verlust benachrichtigt. Ich war einige Augenblicke außer mir vor Schreck und Angst; dann wurde ich ruhiger und sammelte meine fünf Sinne. Ich sah bald, welchen Weg ich einzuschlagen hatte — für einen vernünftigen Menschen konnte es in der That nur einen geben. Trotz der späten Stunde eilte ich sogleich nach New-York und ließ mich von einem Schutzmann nach dem Hauptquartier der Geheimpolizei führen. Ich langte noch zur rechten Zeit an, gerade als der Chef, der berühmte Inspector Blunt, im Begriff war, nach Hause zu gehen. Er war ein Mann von mittlerer Größe und gedrungenem Körperbau. Schon sein Anblick flößte mir Vertrauen und Hoffnung ein. Wenn er in tiefes Nachdenken versunken war, hatte er seine Art, die Brauen zusammenzuziehen und sich mit dem Zeigefinger nachdenklich auf die Stirn zu klopfen, die mich sogleich überzeugte, es mit keiner gewöhnlichen Persönlichkeit zu thun zu haben. Ich legte ihm meine Sache vor: sie brachte ihn nicht im Geringsten aus der Fassung; ja — machte sichtlich nicht mehr Eindruck auf seine eherne Selbstbeherrschung, als wenn es sich um einen gestohlenen Hund handelte. Er wies mir einen Sitz an und sagte ruhig:

„Bitte, lassen Sie mich ein wenig nachdenken."

Indem er das sagte, setzte er sich an seinen Schreibtisch und stützte den Kopf auf die Hand. Einige Schreiber arbeiteten am anderen Ende des Zimmers; das Knirschen ihrer Federn war das einzige Geräusch, das ich während der nächsten sechs oder sieben Minuten hörte. Mittlerweile blieb der Inspector in tiefe Gedanken versunken; endlich erhob er das Haupt, und in den festen Zügen seines Gesichts lag etwas, was mir anzeigte, daß sein Gehirn seine Schuldigkeit gethan habe und daß sein Plan fertig sei. Er sprach — seine Stimme war leise und eindringlich —:

„Kein gewöhnlicher Fall das! Jeder Schritt muß vorsichtig geschehen; jeder Schritt muß sicher gemacht werden, bevor der nächste gewagt wird. Und die Sache muß verschwiegen bleiben — tiefes, unverbrüchliches Geheimniß. Sprechen Sie mit Niemandem darüber, nicht einmal mit den Reportern; ich will dafür sorgen, daß sie nur erfahren und berichten, was meinen Zwecken dient." Er schellte; ein Jüngling erschien. „Alarich, sagen Sie den Reportern, sie sollen vorläufig bleiben." Der Jüngling verschwand. „Und nun zur Sache — und das systematisch. In meinem Beruf kann man es zu nichts bringen, ohne strenge und genaue Methode."

Er ergriff eine Feder und legte sich einen Bogen Papier zurecht. „Nun! — der Name des Elephanten?"

„Hassan Ben Ali Ben Selim Abdallah Mohammed Moisé Alhammal Jamtsetjeeebhoy Dhuleep Sultan Ebu Bhudpoor."

„Sehr gut. Rufname?"

„Jumbo."

„Sehr gut. Geburtsort?"

„Die Hauptstadt von Siam."

„Eltern lebend?"

„Nein — todt."

„Hatten sie noch andere Nachkommenschaft?"

„Nein, er war der einzige Sohn."

„Gut; diese Personalien genügen für diese Rubrik. Und nun bitte, beschreiben Sie den Elephanten und lassen Sie keine Einzelheit aus, sei sie auch noch so unbedeutend — d. h. unbedeutend von Ihrem Gesichtspunkt aus. Für Leute meines Berufs gibt es keine unbedeutenden Einzelheiten."

Ich beschrieb und er schrieb nieder; als ich zu Ende war, sagte er —

„Hören Sie zu und berichtigen Sie mich, wenn ich einen Fehler gemacht habe."

Er las wie folgt:

Digitized by Google

„Höhe 19 Fuß; Länge von der Stirn bis zum Schwanzansatz 26 Fuß; Länge des Rüssels 16 Fuß; Länge des Schwanzes 6 Fuß; Totallänge einschließlich Rüssel und Schwanz 48 Fuß; Länge der Fangzähne 9½ Fuß; Ohren im Verhältniß zu diesen Dimensionen; Fußspur gleicht der Spur eines Fasses, das man im Schnee aufrecht stellt; Farbe des Elephanten: ein schmutziges Weiß; hat in jedem Ohr ein Loch von der Größe eines Tellers zum Einhängen von Schmucksachen; besitzt in hohem Grade die Gewohnheit, Gaffer mit Wasser zu bespritzen und mit seinem Rüssel nicht nur Leute, mit denen er bekannt ist, sondern selbst Fremde zu mißhandeln; hat eine Narbe unter der Achselhöhle, hinkt ein wenig auf dem rechten Hinterbein und hatte, als er gestohlen wurde, auf dem Rücken einen Thurm mit Sitzen für fünfzehn Personen und eine Satteldecke aus Goldbrokat von der Größe eines gewöhnlichen Teppichs."

Das Signalement war tadellos; der Inspector schellte, händigte Alarich die Beschreibung ein und sagte —

„Lassen Sie sogleich fünfzigtausend Exemplare von diesem Signalement drucken und per Bahn an alle Polizeiämter und Pfandleiher in Nordamerika versenden." Alarich zog sich zurück. „So, damit wären wir fertig. Nun muß ich eine Photographie des gestohlenen Eigenthums haben."

Ich gab ihm eine; er betrachtete sie kritisch und sagte —

„Sie muß genügen, da wir keine bessere haben; aber er hat den Rüssel aufgerollt und in den Mund gesteckt. Das ist schade, denn es kann leicht irre führen, weil er natürlich den Rüssel für gewöhnlich nicht so trägt." Er schellte.

„Alarich, lassen Sie sogleich fünfzigtausend Abdrücke dieser Photographie anfertigen und mit dem Signalement versenden."

Alarich ging, um seine Befehle zu vollziehen. Der Inspector sagte —

„Man wird natürlich eine Belohnung aussetzen müssen. Wie hoch meinen Sie?"

„Welche Summe würden Sie mir rathen?"

„„Vorerst würde ich sagen — nun, fünfundzwanzigtausend Dollars. Es ist eine verwickelte und schwierige Arbeit; es gibt tausend Gelegenheiten zum Entkommen und zum Verbergen. Diese Diebe haben überall Freunde und Helfershelfer — —."

„Lieber Himmel, wissen Sie denn, wer sie sind?"

Das kluge Gesicht, geübt im Verbergen der Gedanken und Gefühle, verrieth mir nicht das Mindeste, ebensowenig die vollkommen ruhig geäußerte Erwiderung —

„Lassen Sie's gut sein! Vielleicht weiß ich's; vielleicht auch nicht. Wir gewinnen gewöhnlich einen ziemlich deutlichen Hinweis auf die Thäter aus der Art und Weise, wie sie zu Werk gehen und aus des Größe ihres Raubes. Wir haben es hier nicht mit einem Taschendieb oder Uhrenabzwicker zu thun, darauf können Sie Gift nehmen — dieser Gegenstand wurde von keinem Anfänger „aufgehoben". Aber, was ich sagen wollte, in Anbetracht der vielen Reisen, die gemacht werden müssen, und des Eifers, mit dem die Diebe ihre Spuren verwischen werden, mögen fünfundzwanzigtausend Dollars als Belohnung fast zu wenig sein; doch kann man immerhin damit anfangen."

So einigten wir uns denn über diese Summe für den Anfang. Dann sagte der Inspector, dem nichts entging, was nur irgendwie als Fingerzeig dienen konnte: —

„Es gibt in der Polizeigeschichte Fälle, die beweisen, daß Verbrecher durch Eigenthümlichkeiten in ihrer Geschmacksrichtung entdeckt worden sind. Sagen Sie, was ißt Ihr Elephant, und wie viel?"

„Was er ißt? — einfach alles! Er ißt einen Menschen, er ißt eine Bibel — er ißt alles, was zwischen Mensch und Bibel liegt."

„Gut, wirklich sehr gut, aber zu allgemein. Ich brauche Details — Details haben in unserem Berufe allein Werth. Also, die Menschen betreffend: wie viel davon wird er, wenn sie frisch sind, zu einer Mahlzeit oder — sagen wir — während eines Tages verzehren?"

„Er wird keinen großen Unterschied machen, ob frisch oder nicht; und ich denke, daß fünf Menschen eine gewöhnliche Mahlzeit für ihn sind."

„Sehr gut — fünf Menschen; wir wollen das notiren. Welche Rassen hat er am liebsten?"

„In dieser Beziehung ist er nicht sehr wählerisch. Er zieht Bekannte vor, hat aber keinerlei Voreingenommenheit gegen Fremde."

„Sehr gut — nun zu den Bibeln. Wie viel Bibeln würde er zu einer Mahlzeit brauchen?"

„Eine ganze Auflage."

„Das ist kaum genau genug. Meinen Sie die gewöhnliche Octavbibel oder die illustrirte Familienbibel?"

„Ich glaube nicht, daß ihm an den Illustrationen viel liegen würde — d. h. er wird sie nicht höher schätzen, als einfachen Druck."

„Sie haben mich nicht recht verstanden. Es kommt auf das Gewicht an. Die gewöhnliche Octavbibel wiegt etwa zwei und ein halbes Pfund, während die Großquartbibel mit den Illustrationen von Doré zehn bis zwölf Pfund wiegt. Wie viel Dorébibeln würde er wohl auf einmal verzehren?"

„Wenn Sie diesen Elephanten kennen würden wie ich, würden Sie nicht fragen. Er frißt ganz einfach so viel, als man ihm gibt."

„Gut, drücken Sie es in Dollars und Cents aus; wir müssen uns bestimmt fassen. Die Dorébibel kostet hundert Dollars pro Exemplar, in Juchtenleder gebunden . . ."

„Er würde für etwa fünfzigtausend Dollars brauchen — sagen wir, eine Auflage von fünfhundert Exemplaren."

„So, das ist genauer; ich will's notiren. Also, er ißt gerne Menschen und Bibeln — das hätten wir! Was ißt er sonst? Ich brauche Details."

„Hat er keine Bibeln, so ißt er Backsteine; hat er keine Backsteine, so ißt er Flaschen; hat er keine Flaschen, so ißt er Kleider; hat er keine Kleider, so ißt er Katzen; hat er keine Katzen, so ißt er Austern; er ißt ferner Schinken, Zucker, Pasteten, Kartoffeln, Kleie, Heu, Hafer und besonders Reis, denn damit wurde er hauptsächlich aufgezogen, kurzum, er frißt alles, was er kriegen kann."

„Sehr gut. Gewöhnliche Menge zu einer Mahlzeit?"

„Nun, so zwischen sieben und acht Centner."

„Und er trinkt — —"

„Alles, was flüssig ist: Milch, Wasser, Schnaps, Syrup, Kastoröl, Kampfergeist, Carbolsäure — es ist unnütz, auf Einzelheiten einzugehen; was Ihnen Flüssiges einfällt, notiren Sie es getrost."

„Sehr gut. Quantität?"

„Notiren Sie acht bis fünfundzwanzig Hectoliter — sein Durst schwankt, sein Appetit wenig."

„Das sind alles sehr bemerkenswerthe Anhaltspunkte, und sehr dienlich zu seiner Aufspürung."

Er schellte.

„Alarich, senden Sie Capitän Burns herein."

Burns erschien; Inspector Blunt enthüllte ihm die ganze Angelegenheit Punkt für Punkt. Dann sagte er in der klaren, entschiedenen Weise eines Mannes, der sich seinen Plan genau vorgezeichnet hat und ans Befehlen gewöhnt ist —

„Capitän Burns, weisen Sie die Detectivpolizisten Jones, Davis, Halsey, Bates und Hackett an, den Elephanten aufzuspüren."

„Sehr wohl, Sir."

„Weisen Sie die Detectivpolizisten Moses, Dalin, Murphy, Rogers, Tupper, Higgins und Bartholomey an, die Diebe aufzuspüren."

„Sehr wohl, Sir."

„Senden Sie eine starke Wache — eine Wache von dreißig auserlesenen Leuten mit einer Ablösung von dreißig Mann — an den Ort, von wo der Elephant gestohlen wurde; sie sollen dort scharfe Wache halten Tag und Nacht und Niemand — Reporter ausgenommen — ohne schriftliche Ermächtigung von mir in die Nähe kommen lassen."

„Sehr wohl, Sir."

„Vertheilen Sie Detectives in gewöhnlicher Kleidung auf den Bahnhöfen, Dampfschiffen und Landungsdepots und auf

Digitized by Google

allen Wegen, die aus Jersey City führen, mit dem Befehle, alle verdächtigen Personen zu durchsuchen."

„Sehr wohl, Sir."

„Versehen Sie alle diese Leute mit der Photographie und dem Signalement des Elephanten und instruiren Sie dieselben, alle Züge und abgehenden Fahrzeuge genau zu visitiren."

„Sehr wohl, Sir."

„Wenn der Elephant gefunden werden sollte, so ergreife man ihn und benachrichtige mich telegraphisch."

„Sehr wohl, Sir."

„Lassen Sie mich sogleich benachrichtigen, wenn eine Spur gefunden werden sollte — Fußspuren oder dergleichen."

„Sehr wohl, Sir."

„Erlassen Sie einen Befehl an die Hafenpolizei, fleißig am Ufer zu patrouilliren."

„Sehr wohl, Sir."

„Senden Sie Detectives in gewöhnlicher Kleidung mit allen Bahnzügen ab — nördlich bis Kanada, westlich bis Ohio, südlich bis Washington."

„Sehr wohl, Sir."

„Stellen Sie Sachverständige in allen Telegraphenämtern auf; dieselben sollen auf alle Telegramme achten und sich die chiffrirten Depeschen entziffern lassen."

„Sehr wohl, Sir."

„Lassen Sie dieses alles mit der äußersten Heimlichkeit ausführen — hören Sie, mit der undurchdringlichsten Heimlichkeit."

„Sehr wohl, Sir."

„Rapportiren Sie mir pünktlich zur gewöhnlichen Stunde."

„Sehr wohl, Sir."

„Nun können Sie gehen!"

„Sehr wohl, Sir" — und fort war er.

Inspector Blunt war einen Augenblick still und nachdenklich, dann ließ das Feuer in seinen Augen nach und verlosch. Hierauf wandte er sich zu mir und sagte in ruhigem Ton —

„Ich rühme mich nicht gern, es ist das nicht meine Sache; aber — wir werden den Elephanten finden."

Ich schüttelte ihm warm die Hand und dankte ihm — der Dank kam vom Herzen. Je mehr ich von dem Manne gesehen hatte, desto mehr schätzte und bewunderte ich ihn, desto mehr staunte ich über die mysteriösen Wunder seines Berufs. Dann trennten wir uns für die Nacht und ich ging nach Hause — mit viel leichterem Herzen, als ich gekommen war.

(Schluß folgt).

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Liebesbotschaft.

Lustspiel in 4 Aufzügen von Albin Rheinisch.

Es ist eine schöne Pflicht der Kritik, daß sie neue wirkliche Talente, auch wenn sie keinen ganzen Erfolg errungen, mit demselben Interesse würdige, das sie anerkannten Meistern, siegreichen Werken entgegenbringt. Unsere zeitgenössische Bühnenliteratur ist so arm an schöpferischen Kräften, daß Wohlwollen gegenüber strebsamen Debütanten geboten ist, aber noch wichtiger scheint mir die eingehende Besprechung der in Zukunft zu vermeidenden Fehler eines Theaterstücks. Dadurch wird der strenge Richter der nachträgliche Mitarbeiter und freundliche Wegweiser des Dichters. Albin Rheinisch hat das Recht darauf, daß ihm die Kritik dieses Janusgesicht zeige, denn er hat Talent, Fleiß, Zukunft. Mitten in seiner journalistischen Tagesarbeit war er so glücklich, sich ein ideales Plätzchen für seine dichterische Bethätigung zu reserviren, und still und ernst, bescheiden und zielbewußt, ohne Uebereilung, in redlicher solider Arbeit ist er bestrebt, sein Bestes zu geben und etwas Gutes zu schaffen. Er ist kein Mann der Reclame, kein Speculant auf Tantièmen. Das heißblütige Theatertemperament und die ihm ebenfalls versagte frisch quellende Erfindung ersetzt er durch eine im Studium der Meister erworbene Erfahrung und technische Gewandtheit. Er ist nirgend originell, aber fast überall liebenswürdig, munter, anregend. Sein neues Lustspiel, das im Deutschen Theater in bedenklich vorgerückter Saison gegeben wurde, bezeichnet gegen sein erstes Stück: „Die Freunde der Frau", das vor einem Jahr im Kgl. Schauspielhaus zur Aufführung gelangte, einen großen Fortschritt. Die Vorzüge seines Erstlings: freundliche Lebendigkeit, munterer Dialog, echt komischer Vorwurf, finden sich auch im neuen Werk; die damaligen Fehler: überflüssige Episoden und Unwahrscheinlichkeiten sind hier weniger zahlreich, und nur mit der Erfindung einer ausgiebigen Handlung will es ihm noch nicht recht gelingen. Der letztere Mangel ist der wundeste Punkt der „Liebes-Botschaft".

So lautet nämlich der Spottname der Kaiserlich deutschen Botschaft in St. Petersburg. Sie führt ihren Spitznuf nicht mit Unehre, denn die Liebe und keineswegs die Politik bewegt ihr diplomatisches Getriebe. Man kümmert sich dort mehr um die Theaterwelt als um das Welttheater und weniger um das Völkerrecht als um das Ewig-Weibliche. Da werden Photographien schöner Theaterdamen gesammelt und besprochen, Sängerinnen protegirt, ungefüge Bühnenlenker mit Orden geködert, Bouquets bestellt und Liebesbriefe geschrieben, die Attachés kommen sich gegenseitig auf die galanten Schliche und gerathen dabei dem nicht minder verliebten Botschafter ins Gehege, kurz, es geht hinter dem Reichsadlerschild wie in einem Heirathsvermittlungsbureau oder einer Theateragentur zu. Offen gesagt, wir glauben keinen Augenblick an diese fidele Gesandtschaft, trotzdem sich Rheinisch vielleicht auf jene vielbesprochene Affaire zwischen Sarah Bernhardt und dem deutschen Gesandten in Kopenhagen berufen könnte. Es wäre wohl klüger gewesen, die Nationalität dieser Diplomaten etwa den Franzosen aufzubürden, die auch in der Politik die Galanterie niemals vergessen. Wenn dem Verfasser aber daran gelegen war, solche Staatsmänner zu Landsmännern zu machen, so hätte er als Ort der Handlung besser eine Residenz in Halbasien oder in den Tropen statt des wichtigen Postens in Petersburg wählen können, auf den man nur geschulte, sichere Diplomaten schickt. Vielleicht hätte er Nationalität, Ort und Zeit überhaupt unbestimmt halten und etwa die typische Allgemeinheit von Goethe's „Natürlicher Tochter" nachahmen können. Die Dummheit und Sorglosigkeit dieser Diplomaten erweckt überhaupt die Vermuthung, daß das Stück ursprünglich an einem jener kleindeutschen Höfe spielen sollte, die vor der Aera Bismarck den Theaterschreibern so willkommen waren, also etwa in der Sphäre von Hackländers „Geheimem Agenten" oder der „Großherzogin von Gerolstein". Aber Rheinisch wollte ein Dichter seiner Zeit sein und ganz auf actuellem Boden bleiben. Sehr zum Nachtheil seines Stückes, der Wahrscheinlichkeit seiner Handlung. Wenn solche Vorgänge an einer deutschen Botschaft überhaupt möglich wären und gar typische Bedeutung hätten und wenn man sich auf die Autorität des Herrn Rheinisch berufen könnte, so würde Herr Eugen Richter mit einem Antrag auf sofortige Aufhebung der unnützen diplomatischen Vertretung im Auslande gewiß durchdringen und den Beifall seiner Wähler und den Dank des Vaterlandes verdienen. Man höre nur einmal, in welche Theaterhändel sich diese Vertreter des Deutschen Reiches mischen!

Die treffliche Sängerin Cornelia Ferrer hat ein Engagement an dem Petersburger Orianda-Theater angenommen. Sie reist mit ihrer Zofe nach Petersburg und muß dort erfahren, daß sie das Opfer eines gewissenlosen Theateragenten und infolge dessen Mitglied eines Specialitäten-Theaters geworden, wo sie jetzt im Verein mit dressirten Pudeln und Schlangenmenschen auftreten soll. Was wird ihre Familie, was wird die Kunst, was wird das Vaterland dazu sagen?! Nein, sie muß den beschämenden Vertrag unter jeder Bedingung lösen, und die deutsche Botschaft soll ihr dabei behülflich sein. Natürlich wird sie auf der „Liebes-Botschaft" sehr gut aufgenommen. Sie findet in dem ersten Attaché einen Berliner platonischen Verehrer wieder, der zweite, ein unverbesserlicher Gourmand, sucht durch den Magen auf ihr Herz zu wirken, der dritte verliebt sich in ihre „Gardedame", und auch der Botschafter in Person fühlt einen Johannistrieb, so daß er sich gleich

Digitized by Google

zum Ritter der bedrängten Unschuld aufwirft und seine drei Attachés unschädlich zu machen sucht. Anfänglich geht Alles nach Wunsch. Der Director des Orianda-Theaters, der hartnäckig auf seinem Schein besteht und bereits den Gerichtsvollzieher in Thätigkeit setzt, wird mit dem Versprechen eines Ordens beschwichtigt — so leichtsinnig gehen die Herren mit Decorationen um! Aber plötzlich erkaltet die Gunst des großmüthigen Helfers und verwandelt sich sogar in Feindschaft. Was ist geschehen? Nun, Excellenz haben im Nebenzimmer der Künstlerin ein paar entschieden männliche Lackstiefeln bemerkt, in denen irgend ein glücklicher Rival stecken muß. Also düpirt von einer falschen Unschuld, einer Abenteurerin! Daher sein Zorn! Die Lösung, zu der Rheinisch zwei Acte braucht, wäre in einer Scene abgehandelt und ist mit ein paar Worten erzählt: der erste Attaché schützt die Sängerin vor der Rache seines Onkels, der sie mit Hülfe der Polizei schnell über die Grenze schaffen will, und stellt sie ihm als seine Verlobte vor; der Botschafter fürchtet für den ohnehin gefährdeten Ruf seiner Botschaft und gibt um so lieber seinen Segen, als die Sängerin, wie sich herausstellt, von adeliger Abstammung ist.

Eine Theateranekdote, wie wir dergleichen täglich in den Blättern lesen, ist hier zu einer Handlung für vier Acte breitgetreten. Geradezu vortrefflich ist der erste Act. Nachher drehen wir uns immer auf demselben Fleck. Ganze Scenenfolgen sind Füllsel, Variationen über gleichgültige oder längst abgehandelte Themata, der dritte Aufzug gibt Stoff zu höchstens zwei Auftritten, die sich bequem in den zweiten Act stopfen ließen, der ohnehin nicht wirksam abschließt, und der Schlußact ist durchsichtig und mager, ohne jede Ueberraschung. Die ganze Komödie dreht sich um ein Nichts. Kein Mensch in dem Stücke denkt daran, daß es ein sicheres Mittel gibt, um alle diese diplomatischen Winkelzüge, die Thränen aus schönen Augen, die Aufregungen, die Pfändung, die Grobheiten des Directors und die bedenklichen Ordensverleihungen unmöglich zu machen; die Anbeter brauchten einfach die Conventionalstrafe zu bezahlen, deren Höhe wir nicht erfahren, die aber unmöglich so groß sein kann, um die galanten Aristokraten abzuschrecken. Statt dessen steckt der Verfasser noch tief in den ältesten Motiven drin: die plötzliche Nobilitirung mochte das Publicum Kotzebue's freudig stimmen; wir ärgern uns über die jähe Umwandlung der Excellenz, von dessen Adelsvorurtheilen wir bisher nichts gehört haben. Auch noch andere altersschwache Momente stützen das dramatische Gebäude. In den „Gelehrten Frauen" spiegelt Ariste ein Falliment vor, um Henriettens Freier abzuschrecken, und tausend um eine Lösung verlegene Komödienschreiber haben seitdem Molière diesen Kniff nachgemacht. Herr Albin Rheinisch ebenfalls. Da ist ein Attaché, der sich, wie seine Collegen, durch seine Intelligenz nicht im mindesten auszeichnet und von einer zudringlichen Pianistin gefangen wird. Das ganz Unmögliche geschieht: er verlobt sich mit ihr aus dem einzigen Grunde, weil sie ihn liebt. Nun möchte er sie wieder loswerden. Er stellt sich also plötzlich arm, wie Chrisale, und obendrein noch geistesverstört, und damit wird seine Braut in die Flucht gejagt. Rheinisch ist eben in seinen Motiven nicht wählerisch genug und greift mitten im Lustspiel zur Posse. So lange man Komödien schreibt, werden sich auch ihre Figuren vor einander verstecken, je mehr ihrer sind desto lustiger. Bei Molière, Holberg, Kotzebue verbirgt und belauscht man sich überall, Falstaff verkriecht sich in einen Wäschekorb, in modernen französischen Possen verstecken die Pariserinnen ihre sämmtlichen Liebhaber, oft eine kleine Armee. Auch bei Rheinisch verbirgt Cornelia Ferrer in aller Unschuld ihre vier Anbeter, einen sogar auf offener Scene hinter Theatergarderobestücken, ganz wie im „Urbild des Tartuffe". Gewiß lachten die „höchsten" Besucher des Deutschen Theaters bei diesem ausgelassenen Versteckspiel, aber die understanders — die Untenstehenden und zugleich die Verstehenden, wie man zu Shakespeare's Zeiten sagte — fanden die Sache doch zu possenhaft und zu verbraucht und äußerten jenes Unbehagen, das von hier an nicht mehr ganz verschwinden wollte und den bisherigen Erfolg des Stückes zu beeinträchtigen drohte.

Die Charaktere sind gut gezeichnet, namentlich die alte Excellenz, der feinschmeckerische Attaché, die Begleiterin der Sängerin. Alles ist liebenswürdig, zumal der feine, lebendige Dialog. Nirgends ein Verstoß gegen die gesellschaftlichen Formen. Da und dort sieht es so aus, als ob Rheinisch die Absicht gehabt hätte, ein wenig schärfer zu charakterisiren, um seine Figuren pikanter zu machen. Jedenfalls ist ihm die Satire in der Feder stecken geblieben. Die Diplomaten im Stücke spielen keine gute Rolle, aber Rheinisch ist stets bemüht, ihnen schnell die Pille zu verzuckern. So läßt er eine Figur sagen: „Die Diplomaten sind nicht die Brandstifter, sondern die Löschmannschaft der Weltgeschichte." Zu liebenswürdig! Und auch den Theateragenten muß er etwas Artiges sagen, nachdem er einen von ihrer Zunft an den Pranger gestellt. Blos eine Person ist unangenehm: die marktschreierische, ordensüchtige, heirathswüthende Pianistin. Die Scene, wo sie den unerlaubt einfältigen Attaché im Handumdrehen bestimmt, sie zu heirathen — daß er etwas viel getrunken hat, ist nicht genügend hervorgehoben —, diese große Liebesscene am Schlusse des dritten Actes (nach Blumenthal's Recept) sollte erheiternd sein, wirkt aber wegen ihrer inneren Unmöglichkeit und der Unausstehlichkeit jener Dame eher erkältend und fast abstoßend.

Die hübsche Novität war mit jener geschmackvollen Sorgfalt inscenirt, welche das Deutsche Theater, seinem Ansehen getreu, auch den Werken jüngerer Autoren angedeihen läßt. Herr Schönfeld war als Diplomat und Gourmand sehr gut. Wenn freilich Herr Engels seine Rolle gespielt haben würde, so wäre der Erfolg gewiß entschiedener gewesen, wenn sich auch das Stück dann possenhafter gegeben hätte. Herr Engels wußte aus dem radebrechenden Theaterdirector Tambow, der, wiederum nach urältesten Mustern, alle Fremdwörter verdreht, nicht viel anzufangen, so gut er auch die wenigen komischen Andeutungen der Rolle auszuführen verstand. Immerhin kann der Verfasser mit dem ermunternden Erfolge zufrieden sein. Die zahlreichen trefflichen Einzelnheiten seines Lustspiels sind eine Gewähr, daß er, wenn er sein unbestreitbares Talent schärfer controlirt, auch ein ganz gutes Bühnenstück schreiben wird.

Seine französischen Collegen hatten gleichzeitig in Berlin weniger Glück. Die vieractige Dummheit, die unter dem zutreffenden Titel: „Die Dummköpfe" von Madame Pauline Thys im Residenz-Theater mit Nachdruck durchfiel, wurde höflicher Weise gar nicht mehr wiederholt und verdient keine kritische Leichenrede. Daß aber die alte, berühmte Posse: La Cagnotte in einer: „Die Spielkasse" genannten Bearbeitung ausgezischt wurde, das hat der komische Meister Labiche ebenso wenig verdient, als Herr W. Hasemann, der rührige und intelligente Director des Wallner-Theaters.

Z.

Opern und Concerte.

Johann von Lothringen. Oper in vier Acten von Victorin Joncières. Text von Louis Gallet und Ed. Blau. Deutsch von Gumbert. Zum ersten Male aufgeführt im Königlichen Opernhause am 17. April.

(Schluß.)

Die Musik des Herrn Joncières giebt wieder den besten Beweis, wie in der Jetztzeit die Anregung der Musik durch den Text als eine unabweisliche Bedingung vorwaltet. Ueberall dort, wo Handlung und Worte die empfindende Fantasie des Componisten anriefen, hat Herr Joncières Anerkennenswerthes zu Stande gebracht, auch Schönes erdacht. Dort, wo die Dichter dem Musiker nichts zu sagen, hat er dem Hörer nichts gesagt. Die Ouverture ist augenscheinlich dahin berechnet, nicht gehört zu werden und während des Kommens der Leute, des Stühlerückens in den Logen u. s. w. zu erklingen; sie ist ein ganz loses Quodlibet der verschiedensten Motive. Der erste Chor der Landleute ist frisch; der Chor der überfallenden Söldner erinnert stark an den Zankchor der „Hugenotten" und Katholiken im dritten Acte. Der Eintritt Johann's ist wirksam, der Dankchor der Landleute klingt gut; die Arie, in welcher der Held dem Freunde seine Liebe erzählt, ist sehr melodiös und gut geführt. Ein kleines Quartett nach dem Erscheinen der Gräfin zeigt die Begabung für polyphonen Gesang und vornehme Haltung. Das Duett zwischen Johann und der Gräfin

Digitized by Google

ist effectreich. Der Schlußchor „Auf für Kaiser und Reich“ bewegt sich in gefahrenen Geleisen, macht aber viel Wirkung. Dieser erste Act hat den großen Vorzug der Steigerung und wirkt daher sehr belebend auf die Stimmung des Publicums. Der zweite Act, in welchem der Pfalzgraf sich in Golo und die Gräfin in Genofeva verwandeln, ist musikalisch schwach. Das sarazenische Liedchen des Pagen läßt die orientalischen Melismen hören, die seit Félicien David's „Wüste“ von Rubinstein, Massenet, Goldmark u. A. in's Unendliche verbraucht worden sind. Das Duett zwischen Rudolf und der Gräfin ist ganz in Gounod'scher Faust-Garten-Manier gehalten; aber es klingt, ist sangbar und gibt den Sängern Gelegenheit, die Stimmen zu entfalten. Im Uebrigen ist dieser Act unbedeutend; ebenso die erste Hälfte des dritten Actes, bis zur Beichtscene, die sehr schön ist, ja bis zum Eintritt des Verdi-artigen Allegro als bedeutend bezeichnet werden kann. Die Klagen der Gräfin, ihre leisen Andeutungen, daß sie Johann immer geliebt habe, die tief leidenschaftlichen Töne des Priesters sind wahrhaft ergreifend. Der Schluß des Actes ist wirksam banal. Der vierte Act ist glücklicherweise sehr kurz und endet mit der gesanglichen Phrase des Liebesduettes aus dem ersten Acte.

Daß der Componist Talent und melodische Erfindung besitzt, wird der Leser um so gewisser aus meiner Darlegung entnommen haben, als ich das Schwache nicht beschönigte. Sonderbar, ja bis zu einem gewissen Grade selbst die Wirkung auf das große Publicum ist es, daß Herr Joncières die altabgebrauchten Formen der Arie anwendet, vor jedem Eintritt und nach jedem Ende Orchester-Vor- und Nachspiele ertönen läßt, wie sie schon seit Meyerbeer nicht mehr in Brauch stehen, und an die alte Kapellmeister-Musik erinnern. Daß seine Instrumentation manchmal recht unfein ist, habe ich schon oben bemerkt. Aber nochmals sei es betont, daß bei allen Schwächen dramatische Begabung ganz entschieden hervortritt, und daß er nach meiner Ueberzeugung mit einem guten Textbuche noch Besseres, Bedeutenderes leisten wird. Das hat er gezeigt, das muß schon von gerechten Beurtheilern zuerkannt werden.

Die Darstellung war eine vorzügliche. Fräulein Beeth als Gräfin bot eine ausgezeichnete Leistung in jeder Hinsicht, in Gesang, Vortrag und Spiel. Fräulein von Ghilanyi sang die Partie des Pagen mit angenehmster Stimme und Empfindung. Herrn Rothmühl's Johann ist entschieden die beste Leistung dieses fleißigen und gut musikalischen Sängers. Seine Stimme klang immer sehr gut und voll, und sein Vortrag war vornehm und warm. Herr Betz als Rudolf-Golo war wie immer vortrefflich in allen Momenten, wo die Schönheit der Stimme die Wirkung bestimmt. Die kleineren Rollen waren von den Herren Krolop (Arnold) und Biberti (Kaiser) sehr gut wiedergegeben. Chor und Orchester waren sehr lobenswerth unter Herrn Kapellmeister Kahl's Leitung. Im etwas langen Ballet hat Herr Guillemin Gelegenheit gehabt, sein ausgezeichnetes Talent für schöne Gruppirungen im besten Lichte zu zeigen. Eine neue Tänzerin aus Petersburg, Fräulein Nikitine, die in einer besonderen Einlage sich präsentirte, ist eine angenehme Erscheinung, mit graziösen Bewegungen und viel Fußfertigkeit, bringt aber immer und immer dieselben Kunststückchen vor, so daß ihr Tanz zuletzt ganz einförmigen Eindruck hinterläßt. Die erste Tänzerin unserer Oper, Fräulein dell'Era, geht zwar auch nicht aus einem Kreise gleichartiger Pirouetten und Entrechats heraus und hat weder Mienen- noch Geberdenspiel, aber sie ist feurig und von ungemeiner Beweglichkeit, sie ist in ihrer Art ein Tanzgenie, während bei Frl. Nikitine (die ein angenehmeres Aeußere besitzt) Alles die elegante Dressur erkennen läßt.

Der Erfolg der Oper war im Ganzen ein sehr günstiger. Die Darsteller wurden nach jedem Acte stürmisch gerufen, nach dem dritten mußten Frl. Beeth und Herr Rothmühl sehr oft erscheinen. Auch der Componist erhielt nach dem ersten und dritten Acte diese Beweise der Theilnahme des Publicums, zuletzt noch Herr Kapellmeister Kahl und Herr Director von Strantz.

Heinr. Ehrlich.

Notizen.

Im Riesennest. Berliner Geschichten von Max Kretzer. (Leipzig Wilhelm Friedrich.) — Von den neun kleinen Erzählungen, die das vorliegende Bändchen enthält, haben eigentlich nur die beiden ersten Anspruch auf den Nebentitel: „Berliner“ Geschichten; alle anderen entbehren des bestimmten localen Hintergrundes, ohne jedoch deßwegen eine Einbuße an innerer Wahrheit zu erleiden. Im Gegentheil! einige unter ihnen, z. B. „Ein Schritt vom Tode“, „Mein Flickschneider“, „Die Geschichte eines schwarzen Anzugs“ sind trotz jenes vermeintlichen Mangels Perlen der echt realistischen Darstellungskunst. Der Verfasser zeigt in mehreren dieser kleinen Schöpfungen mehr Sentimentalität, als auf die Dauer einem Künstler ansteht, und man muß ihm wünschen, daß der allzu rührselige Zug aus seinem schriftstellerischen Wesen wieder verschwinde. „Der kleine Dög“ und „Eine Rose“ sind Beispiele für diese unkünstlerische und überaus gefährliche Stimmungssucht, die man wohl in den Ergüssen eines zärtlichen Blaustrumpfes, aber nicht in den kleinen Genrebildern des kräftigen männlichen Talentes zu finden erwartet. Andere Erzählungen dagegen, wie „Ein Humorist“, „Erlösung“ laufen zu sehr auf erschütternde und erschreckende Effecte hinaus, als daß sie einen wirklichen künstlerischen Genuß gewähren könnten, und lassen einen anderen Fehler erkennen, vor dem sich der Verfasser hüten muß: das Gefallen an der Sensation. Manche stilistische Flüchtigkeiten verrathen, daß diese kleinen Geschichten ursprünglich rasch für das Feuilleton einer Zeitung geschrieben und erst später zu dem vorliegenden Buche zusammengestellt wurden. Eine zweite Auflage wird hoffentlich dem Autor bald Gelegenheit zu nochmaliger Durcharbeitung geben. B.

Die Jahre 1878—1885 erhalten plötzlich eine ungeahnte Bedeutung, denn in dieser Zeit hat (wie auf dem Titelblatt deutlich ersichtlich) Friedrich von Hindersin seine „Gedichte“ niedergeschrieben, die er als ersten Band der Gedichte von Friedrich von Hindersin im Commissions-Verlage von Naumann in Leipzig herausgegeben hat. Die brüske Unbescheidenheit, mit der Herr Hindersin auftritt, fordert eigentlich den Spott der Kritik heraus, denn seine Verse sind der schwerwiegenden Mehrheit nach plattes Zeug oder ungenirte Nachahmung; übrigens darf nicht verschwiegen werden, daß er nicht ohne Formlebendigkeit ist und manchmal Spuren innerer Begabung verräth. Weiß der Himmel, warum sich's die unseligen Engländer und Franzosen mit Herrn Hindersin verdorben haben, denn er verschanzt sich förmlich gegen die Uebersetzung ins Englische und Französische. Das ist jammerschade! Die beiden Nationen hätten bei ihrer bekannten Vorliebe für deutsche Literatur sofort diese Gedichte annectirt, was jetzt schier unmöglich ist. Eine solche Dichterlaune versperrt Herrn Hindersin zwei mächtige Reiche, und wir Deutsche müssen schon aus Rücksicht auf das europäische Gleichgewicht Hindersin's Poesie zur Seite legen und uns mit den Vorbildern des „Dichters“ begnügen. E. W.

Die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwicklung. Von August Demmin. Zweite umgearbeitete Auflage. (Leipzig, E. A. Seemann.) — Das vorliegende Werk entspricht vortrefflich seinem Zweck, als Hand- und Nachschlagebuch, als Führer durch größere Sammlungen, als Hülfsmittel zum Studium der Waffenkunde zu dienen. Es ist übersichtlich geordnet und leicht verständlich und wird den Leser befähigen, das Alter einer Waffe und sehr häufig auch das Land ihres Ursprungs mit hinreichender Sicherheit anzugeben; es wird ihm in Folge dessen auch die Besichtigung von Sammlungen jener Art genußreich und gewinnbringend machen. Die zahlreichen Holzschnitte sind gut gewählt und fein ausgeführt, und der Text ist in seiner knappen Sachlichkeit gar nicht trocken, sondern lichtvoll und lebendig, mit offenbarer Liebe für den Gegenstand geschrieben.

Digitized by Google

Inserate.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken u. einzeln z. höchsten Pr. Kataloge m. Lagers liefere für 30 Pf. fro.

L. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Eine neue Heine-Biographie

Nach den neuesten Quellen dargestellt von **Robert Prölß.** Mit Illustrationen, worunter ein noch nicht veröffentlichtes Portrait von **Mathilde Heine,** und einem sehr interessanten Autograph. Preis broschiert 4 Mk. 50 Pf. **Elegant gebunden 5 Mk. 60 Pf.**

Eleganteste Ausstattung.

Verlag von Rieger in Stuttgart.

Ausgabe für Bücherliebhaber.

Der Mond.

Ein Gedicht von

Franz Königsbrunn-Schaup.

Liebhaber-Ausgabe auf holländ. Büttenpapier broch. 2 M. In Originalband 3 M.

Ein romantischer Sang reich an Abenteuern u. Liebe im zauberischen Glanze des Mondes.

Alle Freunde der Poesie seien auf dies geniale Epos aufmerksam gemacht.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

E. Pierson's Verlag in Dresden.

Soeben erschienene neue Bücher:

Silberstein, Aug., Landläufige Geschichten aus Dorf, Stadt und Alm. 2 Bde., à 3 M. 60 Pf.

Kohn, S. (Verf. v. „Gabriel"). Neue Ghettobilder. 3 M. —.

Ders. Des Stadtschreibers Gast. — Gerettete Ehre. 2 Erzählgn. 3 M.

Buchholtzens in Paris. 13. Aufl. 3 M.

Burdo, Am Niger und Benue. 6 Monate i. Hinterlande v. Kamerun. 1,80 M.

Zola, Moralische Novellen. 3 M. —.

Paradoxe über die Ehe. 4 M. —.

Gebund. je 1 M. — mehr. Zu haben durch alle Buchhandlgn. u. direkt vom Verlag: **Alb. Unflad in Leipzig.**

Neueste belletristische Erscheinungen

der **Deutschen Verlags-Anstalt** (vormals Ed. Hallberger) in **Stuttgart.**

Geyern, Detlev von, Ein Feenschloß.
3 Bände. Geheftet 12 Mark; fein geb. 15 Mark.

Horn, Georg, Der Mohr von Berlin.
3 Bände. Geheftet 10 Mark; fein geb. 13 Mark.

In zweiter Auflage erschienen soeben:

Dewall, Johannes van, An der Grenze.
2 Bände. Geheftet 8 Mark; fein geb. 9 Mark.

Ompteda, Ludwig Freiherr von, Alte Schulden.
Geheftet 5 Mark; fein geb. 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Deutscher Pitaval.

Vierteljahrsschrift

für merkwürdige Strafrechtsfälle des In- und Auslandes.

Herausgegeben von **Hans Blum.**

Erster Jahrgang. Erstes Heft.

8. geh. Jährlich 4 Hefte. Ladenpreis à Heft 3 Mark.

Diese neue Zeitschrift verfolgt den Zweck, die kulturhistorisch oder kriminalpolitisch interessantesten Strafrechtsfälle zu sammeln und in aktentreuer, sowohl den Fachleuten, als auch dem gebildeten Lesepublikum verständlicher Darstellung vorzutragen. Die zur Aufnahme gelangenden Rechtsfälle, welche sämmtlich in objectivster Form gehalten sein werden, sind hauptsächlich der Gegenwart entnommen; es werden jedoch auch Fälle aus älterer Zeit Aufnahme finden, insofern dieselben kulturhistorisch besonders interessant und lehrreich sind.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena** und vorräthig in jeder besseren Buchhandlung und Leihbibliothek:

Drei Weiber.

Berliner Cultur- und Sittenroman

von

Max Kretzer.

2 Bde. größeren eleg. Romanformates 10 M.

Verfasser gibt ein Spiegelbild der besseren Kreise der Berliner Gesellschaft. Der Grundgedanke ist ein tief sittlicher, die Handlung dramatisch bewegt, voll ergreifender Wahrheit, eine Wiederspiegelung des Lebens selbst. **Der Roman wird Aufsehen erregen.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

„Der Fürst von Kaiatea",

Posse mit Gesang und Tanz in 2 Acten von Oenophilus.

Preis: Mark 1,50.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1,25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Hierzu eine Extra-Beilage, betreffend die engl. und franz. Original-Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt, sowie die Langenscheidt'sche Bibliothek sämmtlicher griechischen und römischen Classiker in neueren deutschen Muster-Uebersetzungen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 8. Mai 1886. Band XXIX.

Lichtenstein

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zum serbisch-bulgarischen Friedensschluß. Von Spiridion Gopčević. — Die Aerzte und die Krankencassen. Von Dr. med. Fr. Dornblüth. (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst:** Erinnerungen an Josef Victor von Scheffel. Von Anton von Werner. — Gelehrten-Deutsch. Von Julius Duboc. — Streifzüge in die neueste Lyrik. Von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Der gestohlene weiße Elephant. Von Marc Twain. Aus dem Amerikanischen von Robert Lutz. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Aquarellisten-Ausstellung. Von A. L. — **Offene Briefe und Antworten:** Nochmals die Umgestaltung Roms. — Von H. Goverts. — Inserate.

Zum serbisch-bulgarischen Friedensschluß.

Von Spiridion Gopčević.

Die bulgarische Frage, durch den Staatsstreich vom 18. Sept. 1885 so unerwartet und plötzlich entrollt, hat durch den serbo-bulgarischen Friedensschluß und durch die Unterwerfung des Fürsten Alexander unter den Willen der Mächte ihren vorläufigen Abschluß erlangt.

Ich betone das Wort „vorläufig", denn daß der jetzige Zustand der Dinge auf der Balkanhalbinsel ein unhaltbarer ist, darüber dürfte sich wohl Jedermann klar sein. Ein scharfer Blick auf die verschiedenen Balkanstaaten genügt, um uns die Zukunft in nichts weniger als rosigen Farben zu zeigen.

Bulgarien hat wohl durch den siegreichen Krieg sein Ansehen gekräftigt und sich in Europa viele Sympathien erworben; aber weder durch den Friedensschluß noch durch die bedingungsweise und nur mittelbare Vereinigung beider Bulgarien kann es sich befriedigt fühlen. Die bulgarischen Chauvinisten — und deren gibt es jetzt leider mehr als zu viel! — sind unzufrieden, daß Serbien als der Besiegte nicht zur Zahlung einer Kriegsentschädigung angehalten wurde. Von ihrem Standpunkte aus kann man ihnen auch nicht Unrecht geben, sie vergessen aber dabei eine sehr wichtige Thatsache: daß jetzt das serbische Heer, dank der Bemühungen des Kriegsministers Franasović und des Oberbefehlshabers, Generals Horvatović, ganz anders dasteht, als am 14. Nov. 1885. Serbien hatte zuletzt 150 000 Mann unter den Waffen, während es den Krieg nur mit 60 000 Mann eröffnet hatte. Die damalige ganz unbrauchbare Artillerie, die mir auf dem Schlachtfelde solches Mitleid einflößte, ist jetzt theilweise durch ganz moderne (De Bange-) Geschütze ersetzt. Und endlich — die Hauptsache! — an der Spitze des serbischen Heeres steht heute ein Feldherr, welcher allein zehnmal mehr Fähigkeiten und Erfahrung besitzt, als sämmtliche bulgarischen Officiere zusammengenommen. Was Horvatović im Kriege von 1876—1878 geleistet, ist nur Wenigen so genau bekannt, als es sich gehörte. Aber ein Mann, der mit zusammengerafften Milizen wochenlang den drei- bis viermal stärkeren regulären türkischen Truppen erfolgreichen Widerstand leistete und sie wiederholt schlug; ein Mann, dessen Operationen geradezu musterhaft genannt werden müssen und welche die Bewunderung der russischen Heerführer erregten: ein solcher Mann allein ist schon die Bürgschaft des Sieges!

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß, falls die Serben heute den Krieg erneuern wollten, sie ohne große Mühe Bulgarien niederwerfen würden. Daß sie trotzdem auf die „revanche" verzichteten, und den nichtssagenden Frieden von Bukarest eingingen, hat in Folgendem seinen Grund: man fragte sich in Serbien, welchen Zweck ein zweiter Feldzug hätte; denn Tausende von Menschenleben und viele Millionen Dinar zu opfern, blos um Rache zu nehmen und die Schmach von Slivnica zu tilgen, wäre unverantwortlich und unpolitisch gewesen. Ein neuer Krieg hatte also blos dann Sinn, wenn er Gebietsvergrößerung und Kriegsentschädigung einbrachte. Nun traf es sich aber, daß Rußland im Vertrauen die ganz bestimmt gehaltene Erklärung abgab, es würde selbst im Falle eines Sieges unter keiner Bedingung zugeben, daß Serbien den Bulgaren irgendwelche Gebietstheile entreiße oder ihnen eine starke Kriegsentschädigung auferlege.

Gegen den Willen Rußlands ließ sich nichts machen, und da auch Oesterreich blos die Achseln zuckte, sah sich Serbien veranlaßt, von einem zweiten Kriege abzustehen. Das ist der Grund, weshalb es zu dem sonderbaren Frieden mit dem „article seul et unique" kam. Daß Serbien aber Slivnica nicht vergessen noch verziehen hat und daß es die nächste passende Gelegenheit — wenn es sicher sein wird, von Niemandem beim Dictiren der Friedensbedingungen belästigt zu werden — benutzen wird, sich seine Revanche und die ihm gebührenden Schopen-Districte zu holen: davon mag man überzeugt sein.

Vom slavischen Standpunkte aus ist die serbisch-bulgarische Feindschaft tief zu beklagen und die Idee eines Balkanbundes damit ad absurdum geführt. Aber die Schuld trifft nicht Serbien allein. Die Bulgaren, welche doch sehr Ursache hätten, Alles zu thun, sich die errungenen Sympathien Europas zu bewahren und die Serben zu versöhnen, thun gerade das Gegentheil. Von allen Seiten erhalte ich Klagen über den seit dem letzten Krieg geradezu unerträglich werdenden Uebermuth der Bulgaren, insbesondere der bulgarischen Beamten und Behörden. Alle Fremden werden geringschätzig behandelt und chikanirt, an der serbischen Grenze herrschen die ungemüthlichsten Zustände. Das kann zu nichts Gutem führen!

Die unleidlichste Rasse waren mir immer die Chauvinisten jeder Nation und es freute mich daher aufrichtig, als ich vor dem Kriege von jener Species in Bulgarien auffallend wenige Vertreter fand. Seither ist der Kriegsruhm den Bulgaren in den Kopf gestiegen und hat sie so chauvinistisch gemacht, daß es Einen anwidern muß. Lange werden sich auf diese Art die Bulgaren der Sympathien Europas nicht mehr erfreuen!

Werfen wir nun einen Blick auf die jüngsten Abmachungen der Mächte bez. der Vereinigung beider Bulgarien. Das Einfachste wäre gewesen, diese unumwunden und vollständig anzu-

Digitized by Google

erkennen. Aber dem wollte Rußland im Hinblick auf den Fürsten Alexander nicht zustimmen. Rußland hat nämlich noch mit ihm abzurechnen. Die Spannung zwischen den beiden Alexandern stammt schon aus dem Jahre 1883, als Alexander I. mit den Vertrauensmännern Alexanders III. (Sobolev und Jonin) im Kriege lag. Seither nahmen die gegenseitigen Nadelstiche kein Ende. Rußland fühlte sich durch die Anfeindungen beleidigt, welche es in Bulgarien beständig erlitt und zieh den Fürsten und sein Volk des schwärzesten Undanks. Nachdem mehrere Anschläge, des Fürsten Absetzung zu erzwingen, mißglückt, wollte man endlich Karavelov an seiner schwachen Seite fassen und bot ihm die Vereinigung beider Bulgarien unter der Bedingung an, daß er den Fürsten absetze. Karavelov ging aber darauf nicht ein, weil er sicher war, auch ohne Rußlands Hülfe die Vereinigung beider Bulgarien bewirken zu können und weil der Fürst bereits sein willenloses Werkzeug geworden war, er sich also keinen besseren Regenten wünschen konnte.*)

Nicht über die Vereinigung beider Bulgarien an sich war Alexander III. empört, sondern über die Beiseiteschiebung Rußlands und die Eigenmächtigkeit Bulgariens. Daß Alexander I. hinter dem Rücken Alexanders III. den Staatsstreich geplant und ausgeführt und ihn hinterher noch ganz unverfroren düpirt, das wird ihm der Czar nie verzeihen! Wenn heute die Bulgaren einwilligten, ihren Fürsten abzusetzen und den Prinzen Waldemar aus Rußlands Händen anzunehmen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß sich Rußland bereit fände, nicht nur die vollständige Vereinigung beider Bulgarien durchzuführen, sondern auch die Herstellung eines unabhängigen Königreichs Bulgarien in den Grenzen des Friedens von San Stefano zu bewirken.

Was die Bulgaren bisher noch hindert, auf diese russischen Vorschläge einzugehen, ist weniger die Liebe zu Alexander I. als vielmehr die Furcht, dann trotz des scheinbaren „Großbulgariens" thatsächlich ein russisches Vasallenreich zu werden. Zudem ist Karavelov fest überzeugt, daß es ihm gelingen werde, auch ohne Rußlands Hilfe Makedonien zu erwerben und ein unabhängiges großbulgarisches Königreich (mit einem Schattenkönige natürlich, denn Karavelov ist rother Republikaner) zu schaffen.

Es fragt sich nur, wer wird zuerst ans Ziel gelangen: Karavelov oder Rußland? Karavelov rechnet darauf, daß Rußland in einen großen Krieg verwickelt und daher außer Stand gesetzt werde, sich mit Bulgarien zu beschäftigen. Dann wäre nach seiner Ansicht der Augenblick gekommen, den Staatsstreich von Philippopel anderorts zu wiederholen, in Makedonien einen Aufstand zu erregen und das Königreich Großbulgarien zu verkünden. Ob aber Serbien dem ruhig zusehen würde, ist mehr als fraglich.

Außerdem könnte es sich aber auch ereignen, daß Rußland früher ans Ziel kommt, als Karavelov. Daß sich der Czar eines Reiches von 104 Millionen Seelen nicht von einem kleinen souveränen Fürsten ungestraft Trotz bieten läßt, ist begreiflich. Man darf daher nicht überrascht sein, wenn im Laufe dieses Jahres Rußland einen Hauptstreich gegen den „kleinen Racker" führt. Wie derselbe beschaffen sein wird, wissen natürlich vorläufig nur die wenigen Eingeweihten; daß aber des Czaren Rache wie ein Blitzstrahl auf das Haupt Alexander I. niederfallen werde, scheint mir sicher. Geht es nicht auf diplomatischem Wege, so ist eine Landung russischer Truppen in Bulgarien nicht ausgeschlossen. Eine solche hat vielleicht einen neuen russisch-türkischen Krieg zur Folge, das könnte aber Rußland nur erwünscht sein. England fürchtet es heute nicht mehr, wo die Invasion Indiens ein Ding der Möglichkeit geworden, Oesterreich ließe sich durch Zugeständniß ausschließlichen Einflusses auf den Westen der Halbinsel neutral erhalten, Deutschland hätte keine Ursache, sich der Türken halber mit seinem Nachbar zu überwerfen, dessen Haltung beim nächsten Kriege mit Frankreich von entscheidendem Einflusse sein wird.

Um einen Vorwand zur Besetzung Bulgariens dürfte die sonst so wenig skrupulöse russische Diplomatie schwerlich verlegen sein. Da ist z. B. ein vom Obersten Kaulbars Ende 1883 mit der bulgarischen Regierung getroffenes Uebereinkommen, nach welchem sich letztere verpflichtet, einen Russen als Kriegsminister, ausschließlich russische Stabsoffiziere und eine Anzahl russischer Oberoffiziere mindestens 3 Jahre lang (also bis Ende 1886) zu erhalten. Wenn es nun Rußland einfiele, darauf zu bestehen, daß Bulgarien wieder einen russischen Kriegsminister, russische Stabsoffiziere und eine Anzahl russischer Oberoffiziere in sein Heer aufnehme, so fände sich der Fürst in einem unangenehmen Dilemma. Kommt er den Verpflichtungen des Vertrages nach, so sitzen die Russen wieder im Lande und haben die Armee in der Hand — vielleicht auch die Macht, einen Handstreich auszuführen und sich des Fürsten zu bemächtigen. Aber selbst, wenn dies nicht so weit ginge, würde es wahrscheinlich bei dem gegenwärtigen Antagonismus zwischen Russen und Bulgaren zu Auftritten kommen, welche der russischen Regierung einen Vorwand zur bewaffneten Einmischung geben könnten. Lehnt dagegen der Fürst das russische Ansinnen ab, so gibt er der russischen Regierung das Recht zu Zwangsmaßregeln. Außerdem wäre noch der Fall denkbar, daß Rußland bei der Pforte energisch auf Bezahlung der schuldigen Kriegsentschädigung drängt und den in die Enge getriebenen Sultan schließlich zwingt, den Tribut, welchen Bulgarien vertragsmäßig der Pforte zu geben hat, aber bisher noch niemals ablieferte, an Rußland abzutreten. In diesem Falle könnte die russische Regierung von der bulgarischen den für die letzten sieben Jahre schuldigen Tribut, sowie die Tributrückstände Ostrumeliens fordern. Eine so bedeutende Summe wäre Bulgarien nicht im Stande sofort zu bezahlen, Rußland könnte dies somit ebenfalls zum Vorwand einer Besetzung des Landes nehmen. Ob Rußland einen dieser beiden Wege einschlagen wird, kann ich natürlich nicht wissen; vielleicht wählt es einen dritten. Daß es aber so ganz ungestraft sich vom Fürsten Alexander verhöhnen lasse, ist undenkbar. Die Geschichte lehrt uns, daß Rußland sich noch niemals ungestraft beleidigen ließ.

Dieses unnatürliche Verhältniß zwischen Rußland und Bulgarien ist es hauptsächlich, welches den Keim künftiger Verwickelungen in sich trägt. Von Griechenland ist dies weit weniger der Fall. Die Griechen wissen recht gut, daß sie nicht im Stande sind, mit der Pforte einen Krieg zu führen. Wenn sie sich trotzdem so ungebärdig zeigen und mit dem Säbel rasseln, so liegt dem eine schlaue Taktik zugrunde. Europa, das sich dem griechischen Säbelgerassel gegenüber schon seit längerer Zeit sehr skeptisch verhalten, soll die Meinung beigebracht werden, daß diesmal vielleicht doch an dem Kriegslärm etwas Ernstes daran sei. Die Griechen hoffen, daß dann die Mächte dem Sultan vorschlagen, den Frieden wenigstens durch eine Kleinigkeit (und seien es auch nur wenige Quadratmeilen) zu erkaufen. Sollte aber selbst dieses Mittel nicht verfangen und Griechenland vor die Alternative gestellt werden: Abrüstung oder gänzlich isolirter Krieg, so werden die geriebenen Söhne des Odysseus im letzten Augenblicke — die Unterwerfung unter den „vereinten Willen Europas" erklären. Nach den neuesten Nachrichten stehen sie auch bereits im Begriffe, diesen Weg einzuschlagen.

*) Die Einzelheiten dieser verschiedenen Schachzüge und Gegenzüge findet der Leser in meinem Anfang Mai bei Elischer in Leipzig erscheinenden Werke: „Bulgarien und Ostrumelien".

Digitized by Google

Die Aerzte und die Krankencassen.

Von Dr. med. Fr. Dornblüth.

(Fortsetzung.)

Der Besetzung der Cassenarztstellen mit Mindestfordernden drohen noch andere nachtheilige Folgen, die weit über die Krankencassen und deren Mitglieder hinausgehen.

Bisher hat es zu den anerkanntesten Grundsätzen der ärztlichen Ethik gehört und ist auch außerhalb des ärztlichen Standes als wünschenswerth angenommen, daß die Aerzte in freier Thätigkeit, durch Tüchtigkeit und Eifer in der Praxis, durch Humanität und Ehrenhaftigkeit ihres Charakters sich das Vertrauen des Publicums erwerben. Die früher in einigen deutschen Staaten übliche Zuweisung und Anstellung der Aerzte in geschlossenen Bezirken ist durch die Erfahrung als so unangenehm, wenn nicht nachtheilig, für Patienten und Aerzte nachgewiesen, daß meines Wissens noch von keiner Seite her ein Wunsch nach Wiedereinführung dieses Zustandes laut geworden ist. Die ärztliche Reclame, mag sie auf besondere Künste oder auf besondere Wohlfeilheit sich stützen, ist überall mehr als anrüchig. Die Aerzte selbst haben, mit Wort und Schrift, ganz besonders in ihren Vereinen dahin gestrebt, daß unter ihnen nicht die Concurrenz des Erwerbes, sondern der Wetteifer wissenschaftlicher und praktischer Leistungen gepflegt werde, und haben in zahllosen Versammlungen und Vereinen — von der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte bis zu den Specialisten-Congressen, in Bezirks-, Provinzial-, Landesvereinen bis zu den internationalen Congressen — ihre Kunst und Wissenschaft nicht blos, sondern durch Förderung dieser und der Gesundheitspflege ganz vorzüglich das Gemeinwohl so eifrig und andauernd zu fördern gesucht und wirklich gefördert, daß kein anderer Stand, keine andere Berufsclasse ihnen auch nur entfernt etwas Gleiches oder Aehnliches gegenüber zu stellen hätte.

Dies edle und gemeinnützige Streben der Aerzte wurzelt in ihrer freien und gleichberechtigten Stellung auf Grundlage einer gleichen allgemeinen und wissenschaftlichen Bildung mit praktisch humanen Zwecken. Es ist gefährdet, wo ein Theil der Aerzte herausgenommen und auf andere Grundlagen gestellt wird oder sich selbst stellt. Deshalb allein hat die überwiegende Zahl der deutschen Aerzte seiner Zeit gegen die Berechtigung der Realabiturienten zum Studium der Medicin sich erklärt; nicht als ob sie die heutige Gymnasialbildung als vollkommene Grundlage des medicinischen Studiums ansehe, und nicht vielmehr eine Verminderung der philologischen Belastung zu Gunsten der realen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer für nothwendig hielte, sondern weil sie die Folgen einer Zweitheilung der Vorbildung für das innere Leben und die günstige Entwickelung des ärztlichen Standes und Berufes fürchtete. Man erachtete es für sehr bedenklich, gewissermaßen zwei Classen von Aerzten neben einander zu stellen, da diese Zweitheilung nothwendig die im Allgemeininteresse wünschenswerthe Collegialität der Aerzte beeinträchtigen und an die Stelle oder neben den fördernden Wetteifer eine illoyale und mißgünstige Concurrenz feinsetzen könne.

Diese Gefahr ist viel größer und dringender, wenn ein großer Theil der ärztlichen Praxis, und zwar gerade derjenige, welcher naturgemäß den jungen Aerzten ihren Eingang in die Praxis gewähren soll, dem freien Wettbewerb entzogen und an angestellte Aerzte festgelegt wird. Um so mehr, wenn neben oder vor, oft sogar statt der Leistungsfähigkeit die geringen Forderungen der Anzustellenden die Entscheidung geben. Denn der auf diese Art mühelos, nicht durch Proben seines Willens und Könnens, sondern durch Connexionen oder Unterbietung zu seiner Praxis gekommene Arzt steht dadurch von vornherein in einem falschen, nicht auf Vertrauen gegründeten Verhältniß zu den an seine Hilfe gebundenen Cassenmitgliedern, und zugleich zu seinen ärztlichen Collegen, wodurch gemeinsame Bestrebungen auf wissenschaftlichem, praktischem und hygienischem Gebiete sehr erschwert, wenn nicht vollkommen ausgeschlossen werden. Das ist aber für die Cassenärzte und in weiterer Folge für ihre Kranken ein schwerwiegender Nachtheil. Denn das medicinische Studium gewährt freilich die Grundlagen des ärztlichen Erkennens und Handelns am Krankenbette, aber die Praxis stellt unendlich viel mannigfaltigere Ansprüche an das Wissen und Können, an die psychologische Einsicht und Fähigkeit, sowie an den Tact des Arztes, als jemals durch den Besuch von Krankenhäusern und das Studium allein erlernt werden kann. Hier tritt gerade der Verkehr mit erfahreneren Collegen ergänzend ein, und wenn dieser, sowie die Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Anregungen und Bestrebungen wegfällt, so wird das Publicum noch viel größeren Schaden davon haben, als der Arzt.

Mit Recht wird noch auf eine bedenkliche Folge solcher Anstellung von Cassenärzten hingewiesen. Die jungen Aerzte werden sich dorthin ziehen, wo sie durch eine Anstellung als Krankencassenärzte oder Vereinsärzte rasch in eine Praxis von gewisser Ausdehnung hineingelangen können; sie werden also noch mehr, als schon jetzt aus verschiedenen Gründen der Fall ist, in die größeren Städte hineinziehen, die kleineren aber und die Landbezirke vermeiden. Die Folge muß sein: dort ein bedenkliches Anwachsen eines ärztlichen Proletariats, das wegen des Mangels genügender Erträge aus einer ordentlichen, anständigen Praxis zu schwindelhaften und betrügerischen Unternehmungen (Geheimcuren und Geheimmittel, briefliche Behandlung, besonders von gewissen Specialitäten u. dgl. m.) gedrängt wird, — auf der andern Seite der von Aerzten verlassene Theil der Bevölkerung, der aus Noth dem Selbstcuriren, den Pfuschern, Geheimmittelkrämern und Marktschreiern in die Arme getrieben wird. Wie viele Kranke dadurch geschädigt, welche Nachtheile für die öffentliche Gesundheitspflege dadurch heraufbeschworen werden, braucht wohl nicht weiter dargelegt zu werden.

Der größte Theil dieser Uebelstände ist durch beiderseitigen guten Willen und Verständigung zu vermeiden oder aus dem Wege zu räumen. Aber nicht damit ist es gethan, daß man die Aerzte des Mangels an Verständniß für die socialen Forderungen, oder gar an gutem Willen und Humanität gegen den Nothleidenden beschuldigt. Die Humanität ist so untrennbar mit dem ärztlichen Berufe verbunden, daß man alsbald auf den Arzt mit Fingern zeigt, der es daran fehlen läßt. Ja, der einzelne Arzt ist durchschnittlich so wenig darauf bedacht, seine eigenen Bedürfnisse gegen die beruflichen Leistungen richtig abzuwägen, daß man ihm in der Regel den Vorwurf der Unbedachtsamkeit gegen sich und seine Familie eher machen kann, als denjenigen der Inhumanität. Beweis dafür ist die Häufigkeit großer Hülfsbedürftigkeit bei hinterlassenen Wittwen und Waisen von Aerzten, oder von bejahrten Aerzten, denen es trotz angestrengter und ausgedehnter Berufsthätigkeit nicht möglich war, auch nur ein geringes Vermögen zu sammeln oder einen Nothpfennig für das Alter zurückzulegen. Die Hülfsvereine der Aerzte und die Sammlungen zur Unterstützung nothleidender Invaliden oder Hinterlassener wissen davon gar traurige Dinge zu erzählen. Das Publicum weiß und erfährt davon wenig; im Gegentheil, aus der glänzenden Vermögenslage einzelner hervorragenden Specialitäten schließt es auf die günstige Erwerbslage der Aerzte im Allgemeinen. Das ist ein großer Irrthum, und der in neuerer Zeit ganz enorme Andrang zum Studium der Medicin droht diese niemals gut gewesenen Verhältnisse noch schlimmer zu gestalten.

Das Studium der Mediciner ist bekanntlich das längste und theuerste von allen wissenschaftlichen Berufszweigen. Wer gut begabt und beständig fleißig ist, mag nach fünf Jahren seine Staatsprüfung machen und die Berechtigung zur Ausübung der ärztlichen Praxis erlangen; ein fertiger Arzt ist er damit noch nicht, wie die Gewissenhaften bald erkennen. Er wird also bestrebt sein, und es fehlt ja nicht an Forderungen der Sachkundigen, dies allen jungen Aerzten als Pflicht aufzuerlegen, nach vollendetem Universitätsstudium ein oder zwei Jahre als Assistenzarzt in einem Krankenhause zu dienen, bevor er in die selbstständige Praxis geht. Auch das

Digitized by Google

halbe Jahr freiwilligen Arztdienstes im Heer muß noch zur Zeit des Studiums und der Erwerbslosigkeit hinzugerechnet werden. Und ist nun endlich die Zeit des selbstständigen Erwerbes gekommen, so stehen den großen Ausgaben für standesgemäßen, wenn auch noch so bescheidenen Lebensunterhalt — dessen Anforderungen durch die Nothwendigkeit, sich in der Gesellschaft zu bewegen, um nicht unbekannt zu bleiben oder in Vergessenheit zu gerathen, weit höher sind, als bei anderen Berufen — immer noch beträchtliche, stets wiederkehrende Ausgaben für Instrumente, wissenschaftliche Zeitschriften und Bücher zur Seite, ohne welche die wissenschaftliche und praktische Leistungsfähigkeit nicht auf der nöthigen Höhe erhalten, geschweige denn gesteigert werden kann. Der Staat hilft dem Arzte nicht dazu; im Gegentheil, er macht ihn verantwortlich dafür, daß er seine Berufsthätigkeit vollkommen nach dem jeweiligen Standpunkte der Wissenschaft ausübe, und verlangt eine Reihe von Jahren hindurch immer wieder unentgeltliche oder nahezu unentgeltliche Dienstleistungen als Militärarzt, die durch das Herausreißen aus der kaum gegründeten Praxis oft noch große, unberechenbare Verluste herbeiführen.

So wird durchschnittlich noch ein Jahrzehnt, in Ausnahmefällen weniger, sehr häufig noch mehr Zeit dahingehen, bis Einnahmen und Ausgaben sich das Gleichgewicht halten, und selbst in den besten Lebensjahren wird selten mehr verdient, als zur Erhaltung der inzwischen gegründeten Familie und zur Erziehung der heranwachsenden Kinder nöthig ist. Aber nur zu kurz dauert die Zeit der vollen Erwerbsfähigkeit. Die Anstrengungen und Gefahren des ärztlichen Berufes führen durch Krankheiten, Invalidität oder Tod ein frühes Ende herbei, oder erreicht der Arzt ein höheres Alter, so nimmt dennoch die Praxis und der Erwerb ab, weil die alten Kunden nach und nach sterben, die nachkommenden Geschlechter sich aber naturgemäß an die ihnen angehörenden, mit neuen Kräften und vermeintlich oder wirklich mit neuen Kenntnissen ausgerüsteten, jüngeren Aerzte wenden. Der Beamte rückt allein durch das Verdienst seiner Jahre allmählich in höhere und besser dotirte Stellen, und für das nicht mehr leistungsfähige Alter steht ihm die Pension in sicherer Aussicht; dem Arzte wird nichts der Art geboten als der wenig tröstliche Spruch: serviendo consumor!

Gegen diesen Lauf der Dinge vermag der einzelne Arzt so gut wie gar nichts. Im Gegentheil, die freie Concurrenz der Collegen und der vielen Andern, die illegitimer Weise mit Curiren sich beschäftigen, drängen ihn, in seinen Ansprüchen auf Bezahlung möglichst bescheiden zu sein und wohl gar noch unter die Minimalsätze hinunterzugehen, welche die staatlichen Taxen festgesetzt haben, als die Lebensbedürfnisse geringer, der Werth des Geldes weit höher war als heutzutage. Nur die freien Vereinigungen der Aerzte vermögen einigermaßen ein Gegengewicht in die Waagschale zu legen, damit der ärztliche Erwerb im Allgemeinen nicht unter das zur Lebensführung nöthige Maß hinuntergedrückt werde, was doch schließlich, weil es auch die Tüchtigkeit der Aerzte vermindern müßte, das Gemeinwohl beeinträchtigen würde. Oder sollte Jemand glauben, daß mit einem weniger tüchtigen Aerztestande die Aufgaben der Gesundheitspflege, die Verhütung und Bekämpfung der Krankheiten, sich ebenso gut erledigen ließen, als mit einem auf der Höhe der wissenschaftlichen Erkenntniß und Technik vollständig ausgerüsteten?

Von der auf vieltausendfältige, an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Umständen gemachten Erfahrungen begründeten Ueberzeugung ausgehend, daß nach den taxmäßigen oder ortsüblichen, oder von Seiten der Aerzte an die Gemeinden und Krankenverbände gewährten Honorarsätzen im Großen und Ganzen auch die Zahlungen Anderer sich höher oder niedriger stellen, — eine Erfahrung, die ziemlich natürlich ist, da sie den Preisabmessungen in allem Handels- und Gewerbs-Verkehr entspricht, wo ja auch nicht die größere oder geringere Zahlungsfähigkeit des Käufers, sondern lediglich die Beschaffenheit der Waare oder Arbeit den Preis bestimmt, — haben die Aerzte seit vielen Jahren Verbesserung oder Aufhebung der veralteten Medicinaltaxen erstrebt, außerhalb Preußens auch mehrfach errungen, und außerdem durch Vereinbarungen unter einander, dahin zu wirken gesucht, daß mindestens auch jene niedrigen Sätze eingehalten werden. Es fehlt auch nicht an ausführlichen, den Erfahrungen der Aerzte an verschiedenen Orten entnommenen Berechnungen, wie sich solche Taxansätze in der gewöhnlichen Praxis zu den berechtigten Ansprüchen des Arztes an eine standesgemäße, derjenigen anderer gelehrter und in ähnlicher Weise arbeits- und verantwortungsvoller Berufsstände entsprechende Lebensführung verhalten; und da hat sich gezeigt, daß der Erwerb des Arztes im Allgemeinen kaum ausreicht, den besonderen Anstrengungen und Gefahren seines Berufes, sowie der Nothwendigkeit, für früh Hinterlassene und für ein weniger erwerbsfähiges Alter zu sorgen, das Gleichgewicht zu halten. Der Arzt muß allen Gefahren der Witterung und der Berufsreisen, sowie der Ansteckung durch tödtliche Krankheiten ꝛc. ohne Bedenken sich aussetzen; keine Gefahr, keine Ermüdung, kein Unwohlsein, kaum eine eigne schwere Krankheit schützt ihn vor Mißachtung oder gar vor dem Strafrichter, wenn er nicht jedem Rufe willig folgt; zieht er sich im Berufe eine Krankheit zu, so hat er allein den Schaden der Versäumniß und der bleibenden Folgen zu tragen, — erliegt er, so folgt ihm vielleicht ein anerkennender Nachruf, aber seine Hinterlassenen mögen selber für sich sorgen oder bei mildthätigen Collegen betteln gehen.

Freiwillig leistet jeder Arzt unentgeltliche Hülfe oder verzichtet auf mehr oder weniger große Theile seiner berechtigten Honorarforderungen, wo ihm wirkliche Noth entgegentritt, oder wo, oft nur ihm offenbare, Verhältnisse die angemessene Bezahlung ausschließen; freiwillig sucht er durch Förderung der Gesundheitspflege und durch andere Sorge für das Wohl der unteren Bevölkerungsclassen Krankheiten zu verhüten, Arbeits- und Erwerbsfähigkeit zu steigern: gibt es doch kaum einen Verein zu humanen Zwecken, wo nicht Aerzte an der Spitze stehen oder in erster Reihe an den Arbeiten sich betheiligen. Diese humane Thätigkeit und Opferwilligkeit rechnen die Aerzte mit Stolz zu ihren Berufs- und Standespflichten, aber sie erachten es auch für ihre Pflicht gegen sich selber, gegen ihre Familien und Berufsgenossen, dort, wo sie mit Zahlungsfähigen zu thun haben, ihre Rechte wahrzunehmen und nicht gegen Schächerlohn ihre schweren Dienste zu verkaufen.

Die Existenz von Medicinaltaxen, d. h. von staatlich festgesetzten Taxen für die Leistungen der Aerzte und andere Medicinalpersonen (Zahnärzte, Bader, Hebeammen ꝛc.), die für alle Fälle gilt, wo eine gütliche Vereinbarung nicht zu Stande gekommen ist, richtet sich nicht allein gegen übertriebene Forderungen der Aerzte, sondern ebensowohl gegen Diejenigen, welche die ihnen geleisteten ärztlichen Dienste gar nicht oder wenigstens nicht genügend bezahlen *wollen*, und durch die Aufstellung von Minimalsätzen innerhalb der Taxen will der Staat zugleich festsetzen, auf welche Honorarsätze der Arzt *mindestens* Anspruch vor Gericht zu erheben berechtigt ist. Gewiß aber entspringt die Höhe dieser Sätze der Erwägung, was ein Arzt durchschnittlich durch seine Praxis, wenn sie seine Zeit ausfüllt, verdienen muß, um so zu leben, daß er den berechtigten Ansprüchen an sein Wissen und Können Genüge leisten kann. Die Humanität des Arztes darf offenbar doch nur dort in Anspruch genommen werden, wo er entweder Dienste zu leisten hat, die überhaupt nicht bezahlt werden können, wie etwa die freundschaftliche oder liebevolle Theilnahme, die Sorge für anderweitige Unterstützungen und dergleichen mehr, oder wo er Zahlungsunfähigen gegenübersteht, deren Bedürftigkeit vielleicht ihm allein bekannt ist. Die Humanität als eine Art Rechtsanspruch gegen die Aerzte im Allgemeinen geltend zu machen, wo es sich nicht um Nothlagen Einzelner oder auch um vorübergehende Nothlagen von Gemeinden ꝛc. handelt, ist offenbar ebenso widersinnig, als wenn man die Nächstenliebe in eine Zwangspflicht verwandeln wollte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an Josef Victor von Scheffel.

Von Anton von Werner.*)

1. März 86.
Neckarhotel Heidelberg.

„Lieber Freund!

Ich danke Dir herzlich, vielleicht zum letzten Mal in diesem Leben, für die schönen Zeichnungen zu Gaudeamus! .... Ich werde nichts mehr mitmachen .... Ich bin hier mit Ehren aus der Welt verabschiedet! Seit October bin ich keinen Schritt mehr gegangen, fahre aber täglich aus. Gott mit Dir, ich grüße Dich.

Victor v. Scheffel."

Das ist der letzte Brief von meinem theuren Freunde, dem Meister Josephus — wie er sich selbst gern nannte —, bevor sie ihn in seiner Vaterstadt Carlsruhe in die kühle Erde gesenkt haben. Seine sonst so markig schöne, monumentale Handschrift war klein und zittrig geworden —, aber ich konnte und wollte nicht daran glauben, daß es nunmehr Ernst würde! Zu seinem 60. Geburtstage, am 16. Februar d. J., hatte ich ihm einige Zeichnungen zu Gaudeamus-Liedern geschickt, welche in einer neuen Gaudeamus-Auflage zum Jubiläum der Universität Heidelberg erscheinen sollten, und darauf bezieht sich sein Brief. Das prächtige Jubiläumslied „Nun grüß Dich Gott Alt Heidelberg", das letzte, was er überhaupt gedichtet hat, war auch unter diesen Liedern. Seit Januar d. J. befand sich der Dichter in Heidelberg, nachdem er im September vorigen Jahres zum ersten Male seit seiner Studentenzeit wieder in Berlin gewesen war, um seinen Sohn Victor hier bei den II. Garde-Ulanen als Avantageur einzuführen. Hier habe ich den Freund zuletzt gesehen und noch einige schon vom Abendroth wehmüthig angehauchte Tage mit ihm verlebt. Ich fand Scheffel, als ich ihn am 20. September vorigen Jahres im Hotel du Nord begrüßte, seit einem Jahre merklich gealtert, er fühlte dies selbst, und seine ersten Worte an mich waren: „Du, weisch't — i' merk! — das Alter kommt." Im Januar d. J. schrieb er mir dann von Heidelberg:

„Lieber Freund, ich bin gegenwärtig Heidelberg Neckarhotel jenseit der Brücke und erhole mich bei Herrn Spitz vom langen Nichtausgehen ..... Wenn nur erst Frühling im Lande ist. Gott mit uns! Ich grüße Dich.

Dein alter mürber

J. Victor v. Scheffel."

Aber „Alt Heidelberg, die feine", von welcher er gesungen:

„Und prangt Altheidelberg im Lenzschmuck wieder,
Sorgt Niemand viel sich um des Lebens Mühn,"

und bei welcher er jetzt Stärkung und Genesung suchte, hat ihn nicht mehr mit Frühlingslust und Lenzschmuck erquickt, sondern ihrem treuen Sänger den Todeskuß auf die Stirn gedrückt! Armer Freund! Dir, der Du durch Lust und Laune und schalkhaften Humor und immer aus vollem Herzen uns und unserm Dasein so viel Köstliches geschenkt hast, Dir hätte sich das Leben auch freundlicher gestalten und Dir den Wermuthstropfen im Becher Deiner Lebensfreudigkeit ersparen können! —

Durch eine feinsinnige und kunstübende Dame, Frau v. Wartenberg, war ich, als ich im Herbst 1862 von Berlin nach Karlsruhe ging, an Scheffel empfohlen worden. Schon damals, als ich den in vollster Manneskraft stehenden Dichter des „Ekkehard" und des „Trompeter von Säkkingen" kennen lernte, lag ein leichter Schatten von Melancholie auf seinem Wesen. Die kraftvolle Gestalt mit den hinter der Brille her freundlich blickenden Augen, die Wärme im Ton seiner breiten süddeutschen Aussprache, eine wohlthuende Offenheit seines Wesens, gepaart mit einer gewissen scheuen Bescheidenheit, machten mir Scheffel im ersten Moment zu einer sympathischen Erscheinung. Den Dichter des „Ekkehard" und des „Trompeter" oder gar der Gaudeamuslieder würde ich seiner äußeren Erscheinung nach nicht in ihm gesucht haben; sein Aeußeres entsprach damals ungefähr dem eines Regierungsassessors, nur mit etwas weniger modischem Chic als bei uns üblich. Ich erinnere mich nicht, daß unter meinen Bekannten hier in Berlin damals schon Jemand den „Ekkehard" und den „Trompeter von Säkkingen" kannte, obgleich beide bereits 5—6 Jahre im Buchhandel waren; auch mir hatte erst Frau v. Wartenberg den „Ekkehard" in die Hand drücken müssen, und ich hatte ihn begrüßt, wie eine neue Offenbarung; ich war erstaunt, daß man auch in Karlsruhe selbst von dem Dichter nur wenig oder gar keine Notiz genommen hatte. Wie glücklich war ich jetzt, demselben persönlich nahe treten zu können! Er war meinem Denken und Empfinden so nahe und so vertraut, wie ein alter Bekannter, und leuchtete in mein junges Künstlerleben hinein wie ein freundlicher glänzender Stern — hier in Berlin war es damals ziemlich nüchtern und trocken und von Schwung und Begeisterung im künstlerischen Leben und Treiben für uns Jüngere wenig zu merken. Wir wurden Freunde und sind es geblieben, und ich blicke auf die Arbeiten, welche diesem Freundschaftsverhältniß zu dem Dichter ihre Entstehung verdanken, auf die Illustrationen zu „Frau Aventiure", „Juniperus", „Bergpsalmen" „Gaudeamus" und „Trompeter von Säkkingen" trotz all ihrer jugendlichen Schwächen und Fehler mit dem befriedigenden Bewußtsein zurück, daß sie der glückseligsten Stimmung meines künstlerischen Daseins Ausdruck gegeben haben, daß sie ohne klügelnde Berechnung aus vollem Herzen entsprungen, ein sichtbares Zeichen meines Freundschaftsbundes mit dem Dichter sind — und ich tausche sie nicht gegen die vielen großen Leinwand- und Wandflächen ein, welche ich seitdem zu bemalen den Vorzug hatte!

J. V. Scheffel wohnte damals im Hause seiner Eltern in Karlsruhe, Stephanienstraße 18. Sein Vater, ein alter würdiger Herr, war großherzoglich badischer Major und Ober-Baurath a. D., seine Mutter eine verehrungswürdige, geistvolle und dichterisch begabte Dame. Oben im Dachgeschosse, in einem Stübchen, welches mit seinem einen Mansardenfenster auf den Garten hinaussah, hatte sich der Dichter mit seinen Büchern und seinem Schreibtisch eingenistet. Wie viel fröhlich! und fruchtbare Stunden habe ich da mit ihm zusammen verlebte Scheffel stand im vollsten und fröhlichsten Schaffen; die Gedichtsammlung „Frau Aventiure" nahte ihrer Vollendung, und in den winterlichen Abendstunden von 1862 auf 1863, zwischen 5 und 7 Uhr Abends, las er häufig einigen Bekannten, welche sich um diese Stunde bei ihm trafen, seine neuesten, mitunter eben entstandenen Gedichte vor. Den „Rennstieg", den „Vogt von Tenneberg", „Exodus cantorum", den „aufgehenden Mond", den „Mönch von Banth", „Irregang", den „Papegan" habe ich in jenen Stunden zuerst von ihm in seiner breiten rheinschwäbischen Mundweise vorlesen gehört, und noch heute vermöchte ich den „Bericht vom Meerdrachen" und „von den Mücken" des Mönches von Banth in seiner Aussprache und Betonung wiederzugeben, so fest und unverlöschlich hat sich der erste Eindruck von damals mir eingeprägt. „Frau Aventiure" und ihr Dichter gaben mir, dem damals Neunzehnjährigen, der noch wenig gelernt und noch vieles zu lernen hatte, die erste Anregung zu selbstständiger schaffender Thätigkeit. Die „Frau Aventiure" hatte Scheffel dem Großherzog von Weimar gewidmet. Jede Auszeichnung dafür bescheidenen Sinnes ablehnend, hatte der Dichter nur erbeten, der kunstsinnige Fürst möge es seinem jungen Freunde A. v. Werner ermöglichen,

*) Der Director der Berliner Akademie der bildenden Künste Professor Anton von Werner, der Illustrator des „Trompeters von Säkkingen" und der „Bergpsalmen", von „Gaudeamus" und „Juniperus", ist unserer Einladung, in der „Gegenwart" von seinen persönlichen Beziehungen zu dem jüngstverstorbenen Dichter zu erzählen, mit überaus dankenswerther Bereitwilligkeit nachgekommen. Diese anspruchslosen Zeilen, welche der langjährige Freund dem Freunde, der congeniale Maler dem Andenken des Dichters widmet, sind ganz dazu angethan, uns Scheffel auch als Menschen, der sonst meistens falsch beurtheilt wird, interessant zu machen und unserm Herzen näher zu bringen. D. R.

Digitized by Google

einige Zeichnungen zur Frau Aventiure zu machen, was gnädigst zugestanden wurde. Um die malerischen Studien für diese Arbeit zu machen, wanderten wir Beide eines schönen Märzmorgens 1863 von Bensheim aus, wohin wir per Bahn von Karlsruhe gefahren waren, durch den Odenwald, streiften durch Wälder und Felsstätten, stiegen auf den Melibocus und Schloß Auerbach und durchstöberten die Burgruine Frankenstein, damit ich, der Mann aus der dürren poesielosen Mark, das Wehen und Weben im Bergwalde, das Klingen und Singen im Gestein alten Burggemäuers, die Burglinde und den Klosterhof kennen lernen sollte. Und Scheffel's Erzählungen bevölkerten und belebten das Alles mit Gestalten und Bildern längst entschwundener Tage. Vom Dorfe Auerbach wanderten wir dann an einem prächtigen Morgen quer durch die Rheinebene über Kloster Lorsch nach Worms hinüber, und als der Dom nach und nach vor uns emporwuchs und wir uns dem Nibelungen-Rosengärtlein näherten und endlich auf der Brücke über den grünen Rheinstrom dahin schritten in die alte Kaiserstadt hinein — wie klang da meines Freundes Josef Dichterruf! Er hat sie zeitlebens geliebt, der Meister Josephus, diese Wanderungen zu Fuß über Berg und Thal! Noch unter die Bleistiftporträtskizze, welche ich im October 1882 bei einem gemeinschaftlichen Ausflug auf den Hohentwiel von ihm gezeichnet habe, hat er als Motto geschrieben:

„Mag lauern, mag trauern
Wer will, hinter Mauern,
Ich fahr in die Welt!"

Und oftmals im Laufe der Jahre sind wir so zusammen über Berg und Thal gewandert, aber nimmer so jugendfrisch und froh wie damals, als der erste Blüthenschnee die Gelände des Odenwalds und der Bergstraße duftig weiß und rosig schimmernd färbte — — und ich mit meinen 19 Jahren in ein neues Stück Welt und Glück hineinschaute! Dann habe ich 1863 und 1864 die 12 Aventiurezeichnungen gemacht, und ist keine Figur dabei, die nicht im innigsten Zusammenleben mit dem Dichter entstanden ist und seinen Charakter und Stempel trägt mehr als den meinen, und oftmals haben wir in der Laube seines Gartens oder oben in der Dachkemenate gesessen, meine Entwürfe und Skizzen besprochen und Pläne für die Zukunft entworfen. Das waren glückliche Stunden! Und wie viel Pläne hatte der Dichter damals! Ein großes Werk, von welchem er zuweilen sprach, aus der Nibelungenzeit, beschäftigte ihn schon seit Jahren, „Juniperus" und die „Bergpsalmen" sind Stücke daraus; ob er die große Arbeit weiter gefördert oder zum Schlusse gebracht hat, weiß ich nicht. Ein leises Unmuthsgefühl begleitete damals immer Scheffel's dichterische Thätigkeit, soviel ich mich aus jener Zeit erinnere: seine Eltern waren nie ganz mit der ungebundenen Lebensstellung, welche er für seine dichterische Thätigkeit verlangte, einverstanden, sie hätten den hochbegabten Sohn lieber in wohlangesehener Stellung eines badischen Staatsbeamten mit glänzender Carrière vor sich gesehen, und statt des im Lande umherschweifenden Dichters den seßhaften ehrbaren Haus- und Familienvater. Scheffel hat auch zweimal einen Anlauf genommen, solchen Wünschen zu genügen, er hat in Säkkingen und Bruchsal als Rechtspraktikant und später als Bibliothekar des Fürsten v. Fürstenberg in Donaueschingen amtirt, aber seine Natur widerstrebte dem Zwange dienstlicher Thätigkeit. Am 22. August 1864 vermählte er sich mit Frei-Fräulein Caroline von Malsen, einer durch Geist und Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Dame; er war aufrichtig beglückt, und seine Eltern und seine Freunde mit ihm. Leider traf ihn schon in den ersten Monaten seines jungen Eheglücks der schmerzliche Schlag, seine innigstgeliebte und hochverehrte Mutter zu verlieren, welche unerwartet am 6. Februar 1865 in Karlsruhe starb, während er sich mit seiner jungen Frau in der Schweiz befand. Er eilte nach Karlsruhe an die Leiche seiner Mutter zurück, außer sich vor Schmerz, und ich erinnere mich, wie der evangelische Pfarrer Längin, welcher jetzt an seinem Grabe gesprochen, vergeblich versuchte, ihn in seinem tiefen Schmerze zu trösten. Im Herbst 1865 kehrte Scheffel mit seiner Gemahlin nach Karlsruhe zurück und blieb dort auch während des nächstfolgenden Jahres, ganz seiner dichterischen Thätigkeit und seinen Studien lebend, den gesellschaftlichen Kreisen Karlsruhes fern bleibend, was ihm stark verübelt wurde. Im Februar 1866 hatte er den „Juniperus" fertig gedichtet, zu welchem ich im Sommer desselben Jahres die Illustrationen zeichnete. Der österreichisch-preußische Krieg war inzwischen ausgebrochen, und die in Karlsruhe ansässigen Norddeutschen, vorwiegend Künstler und Gelehrte, die sogenannte „Fremdenlegion," hatten gegenüber der anfangs herrschenden großdeutsch-ultramontanen Strömung eine schwierige Stellung. Scheffel war mit Herz und Seele Großdeutscher, er hatte — wie er oftmals erwähnte — seinen Schwur der 1849er Reichsverfassung geleistet, und sah — wie damals Viele mit ihm — den Krieg als ein Verbrechen, als einen Raubzug preußischerseits an. Kein Wunder, daß es zwischen ihm und mir oft zu scharfen Auseinandersetzungen kam, — aber unsere Freundschaft erlitt keinen Stoß dadurch, und Scheffel bestätigte dies in den schönen Worten, mit welchen er sein „Juniperus"-Vorwort, Karlsruhe im Sommer 1866, schließt: „Möge nun die freundlich gemeinte Doppelarbeit des Dichters und des Malers unbefangen ihren Weg suchen durch die von ernsten Stimmungen bewegte Zeit . . . . . möge sie zugleich Zeugniß ablegen, daß ehrliche deutsche Herzen nichts wissen und nichts wissen wollen von Haß, Trennung und Bruderzwist, und daß hier ein Mann vom Oberrhein und ein Mann von der Oder in guter Kameradschaft zusammen gearbeitet haben an einem Werke deutscher Kunst."

Seiner großdeutschen Anschauungsweise ist Scheffel übrigens consequent bis zum großen Jahre 1870/71 — und auch vielleicht noch darüber hinaus — treu geblieben. Im Sommer 1870 sollte in Carlsruhe die 16. Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure stattfinden, und Scheffel hatte dazu einen „Festgruß" gedichtet, dessen Schlußvers lautet:

„„Dem Bau der Zukunft" — bis die Schranken fallen,
Leg Süd wie Nord vorplanend Ehre ein:
Zwei Preisaufgaben stell' ich heut Euch Allen,
Und wer sie löst, mag Baudirector sein:
Architektur: des Deutschen Reichstags Hallen,
Ingenieurs: die Brücken übern Main."

Daß Fürst Bismarck dieser Baudirector sein sollte und sein würde, meinte Scheffel damals nicht. Just drei Monate nachher hatten wir die französische Kriegserklärung; aber als ich ihm von Kiel aus beim Empfang dieser folgenschweren Nachricht schrieb — wenn ich nicht irre, mit Hinweis auf seinen oben citirten Vers —: „Nun, wie denkt Ihr jetzt in Baden über den casus foederis?" da antwortete er: „Lieber Freund, diesmal ist der Teufel über Nacht losgeworden und wird so bald nicht wieder heimgehauen werden . . . . . Süddeutschland muß auch mit ins Spiel: daß aber hier kein Enthusiasmus möglich ist, da der alte Kamerad fehlt, der so oft die Franzosen am Rhein klopfen half, erklärt sich." Und wenn er auch später seinen Frieden mit dem neuen deutschen Reich gemacht hat und seinem ruhmgekrönten und ehrwürdigen Kaiser und dem gewaltigen eisernen Kanzler Dank und bewundernde Verehrung darbrachte — es klang bei ihm immer ein Schmerzgefühl mit durch, daß es nicht „das ganze Deutschland" sein konnte. —

Schon seit 1863 hatten sein Verleger A. Bonz, ich und andere Freunde in Scheffel gedrungen, er möchte alle jene zum Theil als Gelegenheitsgedichte entstandenen Kneiplieder, von denen viele bereits lange im Commersbuche unter der Chiffre J. S. bekannt waren, ohne daß man den Autor in größeren Kreisen kannte, gesichtet und gesammelt herausgeben. Er widerstrebte lange und energisch, und warum? „Ihr werdet sehen," rief er uns zu, „daß ich mit diesen Liedern in den Ruf eines Lumps und Kneipgenies komme," und er bezeichnete uns nachher ausdrücklich die Strophe in der „Widmung" zum „Gaudeamus", welches 1867 erschien:

„Nun schau ich aus solidem Schwabenalter
Auf dieser Lyrik jugendtollen Schwung" . . . .

als den Versuch einer Entschuldigung für die Herausgabe dieser Lieder. Und er hat in der That später unter jenen unwürdigen Gerüchten zu leiden gehabt, und es ist Thatsache,

Digitized by Google

daß noch in den letzten Jahren eine Dame, deren Tischnachbar er war, ihn geradezu fragte: „Sagen Sie, Herr Doctor, ist es wirklich wahr, daß Sie so trinken?" worauf Scheffel mit feierlichem Ernst geantwortet hat: „Ja wohl, gnädige Frau, auch fressen thut das Scheusal." Wie viele Tage, Wochen, Monate habe ich mit Scheffel zusammen verlebt, ernste und fröhliche, der Arbeit im stillen Daheim oder lustiger Wanderschaft gewidmete, habe mit ihm zusammen gegessen und getrunken und im selben Zimmer geschlafen, — aber nimmer wäre ich auf den Gedanken gekommen, daß mein guter biederer Josef in den Ruf eines Trinkers und Kneipgenies kommen könnte. Ein einziges Mal, erinnere ich mich, im „güldenen Knopf" zu Säkkingen im August 1868 war's, als die Honoratioren des Städtchens, welches Scheffel berühmt gemacht hat, dem Dichter einen Ehrentrunk gaben, daß ich ihn am Aermel zupfte und sagte: „Josef, jetzt isch's Zeit!" Später hat er sich in Radolfzell sein Landhaus „Seehalde" zwar in einen Weinberg am Untersee hineingebaut, das Gewächs, das dort aber gezogen wird, muß gleich hinter jener Sipplinger Auslese rangiren, von welcher der Ellwanger Hunne Snewelin im „Ekkehard" sagt: „O, Hahnenkamm und Heidenheim, von wegen dem Getränk hätt' ich nicht unter die Hunnen zu gehen brauchen," — es wurde nur als Bowle in geringen Dosen mit Vorsicht genossen. —

Im Februar 1867 siedelte ich von Karlsruhe nach Paris über, nachdem ich vorher noch die Illustrationen zu den Gaudeamus-Liedern unter Scheffel's Augen skizzirt hatte, in Paris führte ich sie aus.

Ueber die Pariser Weltausstellung schrieb mir damals Scheffel, 20. April 1867:

„ . . . Und so ist auch all der Wettkampf auf der künstlerischen Arena, diesmal „Weltausstellung" geheißen, sicher nur förderlich. Die Vergleichung aller Vorzüge, Fehler und Volkseigenthümlichkeiten, wie sie die Bildersäle der verschiedenen Stationen bieten, führt zu dem holprigen Distichon des Königs Ludwig bezüglich der italischen Hauptstädte:

„Florenz, Dir fehlet, was Rom hat, und diesem just was Du besitzest,
Wäret Ihr Beide vereint, wär's für die Erde zu schön."

Da bleibt dem Einzelnen nichts übrig, als sich selbst, seinem Genius und seiner Gewissensfühlung nach Recht und Unrecht getreu zu bleiben. Daß der alte Cogniet Ihnen neidlos und vorurtheilsfrei ein n so freudigen Beifall aussprach, beweist, wie gut wir mit den Franzosen uns verständigen können, wenn sie unsere Sprache verstehen. Die Sprache des Griffels und Pinsels ist die allgemein menschliche, darum hüben und drüben erfühlbar; in den Vocabeln und der Grammatik sind wir leider noch nicht so weit, und mir graut vor der Zeichensprache, die auf den Walstätten nächster Jahre gesprochen werden wird."

Vom Genfersee aus, wohin Scheffel mit seiner Frau übergesiedelt war, machte er mir die freudige Mittheilung, daß er Vater geworden sei:

„Lieber Freund, es wird Sie freuen zu hören, daß mir der Monat Mai mit seinen Blüthen auch einen wohlgestalten prächtigen Buben gebracht hat. Möge ihm das Leben ebener und schrankenfreier sich gestalten, als seinem Herrn Vater, der übrigens in diesem Moment vergnügt auf den blauen Genfersee und die verschneiten Kuppen der Savoyer Alpen schaut!"

Zu Weihnachten 1867 kam ich mit Scheffel wieder in Karlsruhe zusammen, welcher seit September von Vevey zurückgekehrt war. Er drängte nach neuem Schaffen:

„Mir ist für den Winter ziemlich arbeitlustig zu Sinn, auch möchte ich meine diesjährige Montblancfahrt zu einem komischen Reisebild gestalten", schrieb er mir d. d. Vevey, 3. September 1867. Die „Bergpsalmen" hatte er inzwischen für den Druck vorbereitet, ich machte im Sommer 1868 in Paris die Entwürfe zu den 6 Illustrationen dazu; auch die ersten Skizzen zum „Trompeter von Säkkingen" hatte ich in Angriff genommen, und unser Briefwechsel darüber war außerordentlich lebhaft. Scheffel war voller Entwürfe und Arbeitslust; u. A. wollte er damals „Irene di Spilimbergo" und „Tavernae Rhenanum", letzteres eine Geschichte aus der Völkerwanderung, mit welchen Stoffen er sich schon lange beschäftigte, zum Abschluß bringen. Zunächst wollten wir zusammen Local-Studien für die „Bergpsalmen" und den „Trompeter von Säkkingen" machen. Am 22. Juli 1868 traf ich, von Paris kommend, in Basel mit J. V. Scheffel zusammen, und wir machten von dort aus über Thun eine genußreiche Fahrt durchs Berner Oberland, größtentheils zu Fuß, über Interlaken, Wengernalp, Scheidegg, Rosenlauigletscher, durchs Meiringer Thal über den Brüningpaß nach Alpnacht, Beckenried und Luzern, auf welcher ich für die in Paris entworfenen Bergpsalm-Illustrationen die nöthigen Naturstudien machte. Von Luzern reisten wir nach Zürich, von wo Scheffel am 30. Juli nach Seon im Aargau ging, wo seine Gemahlin bis dahin gewohnt hatte, um deren dortigen Arzt zu consultiren. Einige Tage später trafen wir in Säkkingen wieder zusammen, machten Ausflüge ins Murgthal, nach dem Harpolinger Schloß, an den Bergsee, poculirten im „güldenen Knopf" zu Säkkingen mit Bürgermeister und Rath — aber in allen Ehren —, und waren zu Gast beim Besitzer des Säkkinger Schlosses, dem Seidenfabrikanten Bally aus Basel. Nach „Hotzen", d. h. nach. Hauensteiner Bauern in ihrer alten originellen Tracht hatten wir vergeblich Tage lang diesen oberen Theil des Schwarzwalds durchstreift. Ueber Basel und Freiburg reisten wir in unsere Standquartiere zurück, Scheffel nach Karlsruhe, ich nach Ottenhöfen im Schwarzwald, wo ich die gewonnenen Eindrücke in den 6 Zeichnungen zu den „Bergpsalmen" verarbeitete. Welche Fülle von Humor, tiefsinnig wissenschaftlichem Ernst und künstlerischer Anregung offenbarte Scheffel auf solchen Fahrten, und wie viel Stunden höchster Freude und reinsten Glückes danke ich dem prächtigen Manne, dem theuren Freunde!

Ueber sein, erst vor kurzem gegründetes, häusliches Glück waren leider inzwischen dunkle Wolken heraufgezogen. Den Winter von 1867 auf 68 hatte er bei seinem hochbetagten, schwer erkrankten Vater in Karlsruhe zubringen müssen. Zwischen den beiden Ehegatten war eine Entfremdung, eine Erkältung eingetreten, „Gott weiß wann und wie", schrieb mir Scheffel . . . . . Es ist nicht meines Amtes, Schuld und Zufall hier gegen einander abzuwägen, ich kann nur sagen: mein armer Freund hat schwer gelitten unter der Versagung häuslichen Glückes, welche ihm vom Schicksal auferlegt war; das dichterische Schaffen ist ihm seitdem verleidet gewesen, und der fröhliche Liedermund des Gaudeamus-Sängers blieb bitter und herbe geschlossen. Aber die gelobte Treue und Liebe hat er gehalten, sein einziger Sohn ist sein Lebensglück geworden, und an seinem Sterbelager haben 18 Jahre voll Kummer und Bitterniß einen versöhnenden Abschluß gefunden!

(Schluß folgt.)

Gelehrten-Deutsch.

Von Julius Duboc.

Keine Frage, eine Speisekarte ist ein die Volksschichten im weitesten Umfang berührendes Schriftstück, kein Stand, kein Rang vermag sich ihrer gelegentlichen Kenntnißnahme völlig zu entziehen, und es ist schon aus diesem Grunde, wegen der ungemeinen Verbreitung, die sie genießt und vor der die ganze übrige Literatur beschämt die Segel streichen muß, nichts Gleichgültiges, ob sie deutsch oder fremdländisch abgefaßt ist. Nicht als ob sie deutsch verständlicher sein würde. Die meisten Gerichte sind in ihren bisherigen, meistens ausländischen Bezeichnungen zu gute alte Bekannte, um einer Neueinführung zu bedürfen, sie werden im Gegentheil von der Vertrautheit nur einbüßen, wenn sie einer Umtaufe unterliegen, die z. B. an die Stelle bekannter französischer oder englischer Bezeichnungen die neudeutschen: „Rindslendenstück", „Naturschnitzel" oder „saure Eiersalse" (Majonnaise) treten läßt.

Aber gleichviel, der Bruch mit der alten Unsitte, ohne Noth Fremdes zu borgen, wo wir mit dem Einheimischen bequem auskommen können, trägt in sich selbst den Lohn, den jede Rückkehr zu einem natürlichen Grundverhältniß gewährleistet. Ehe man fragt, ob das, was aufgegeben wird, durch

Digitized by Google

den neuen deutschen Ausdruck verständlicher werde, muß man doch umgekehrt fragen, ob die zu entfernende fremdländische Bezeichnung das, was gemeint ist, verständlicher mache oder gemacht habe und davon ausgehen, daß nur, wenn dies zu bejahen, eine Rechtfertigung für die dann eintretende Beibehaltung derselben innerhalb einer deutschen Gesellschaft vorliegen kann. Innerhalb einer deutschen Gesellschaft — diese Einschränkung hat grade für die Speisekarte eine einigermaßen ins Gewicht fallende Bedeutung, die nicht zu übersehen ist und die es verbietet, hier den strengsten Maßstab anzulegen. Sowohl für die Beziehungen bei Hofe wie für diejenigen Hotels, welche fremdländische Besucher besonders zu berücksichtigen haben, besteht ein gewisses Ausnahmeverhältniß, dem vielleicht noch lange Rechnung getragen werden wird, bis die Zeit auch hier allmählich durch eine Erstarkung unserer Selbstständigkeit nach Außen in Formen und Gebräuchen Wandel schaffen mag. Ein guter Anfang dazu wird jedenfalls gemacht, wenn einstweilen da die deutsche Flagge aufgehißt wird, wo unzweifelhaft deutsches Gebiet vorliegt, und in diesem Sinn ist die unlängst in Dresden vollzogene Vereinigung einer Zahl ansehnlicher Gastwirthe, um in Gemeinschaft mit dem Fremdwörterausschuß des Deutschen Sprachvereins eine Verdeutschung der Speisekarte in Angriff zu nehmen, als ein wesentlicher Fortschritt zu begrüßen. Das Gleiche gilt von der hier und da bereits durchgeführten Verdeutschung der Tanzkarten. „Gabentanz" für Cotillon, „Begrüßungsreigen" für Polonaise u. s. w. sind Neuerungen, gegen die sich vernünftigerweise nicht das Geringste einwenden läßt und in die sich Jedermann bald einleben wird, die also keinerlei Unbequemlichkeiten verursachen und doch, weniger noch durch die Thatsache als solche, als durch das in ihr vertretene Princip, der Festigung des nationalen Bewußtseins an ihrem Theil förderlich beistehen.

Wenn auf den bezeichneten Gebieten Erfolge der Bemühungen des Deutschen Sprachvereins zu verzeichnen sind, die wir um so lieber anerkennen, als sie durchaus volksthümlicher Natur sind, so bedauern wir auf der anderen Seite um so mehr, daß der Verein an einer wichtigen Stelle voraussichtlich auf größere Sprödigkeit treffen wird. Diese Stelle ist unseres Erachtens die, welche die Gelehrten besetzt halten. Die Sprödigkeit, die sich hier geltend machen dürfte, ist keineswegs grundsätzliche Abgeneigtheit — wenigstens wird diese in den meisten Fällen nicht zur Betonung gelangen —, aber sie wurzelt theils in der Gewöhnung, theils in der sachlichen Schwierigkeit. An die Gelehrten-Republik ist von jeher einigermaßen schwer anzukommen gewesen. Sie wahrt mit einer mehr oder weniger berechtigten Eifersucht ihr Besserwissen und ihre oberstherrliche Entscheidung, und es ist insofern schwer Einfluß auf sie auszuüben und ihr Gewöhnungen streitig zu machen, die sie schon deshalb zu hüten geneigt sein könnte, weil sie keinem außerhalb der Republik Stehenden das Recht zuerkennt, darüber zu Gericht zu sitzen. Dazu kommt die sachliche Schwierigkeit, die ja unzweifelhaft hier sehr viel größer als wie auf den meisten anderen Gebieten ist, weil die Beziehungen geistiger Natur sind und jeder Schnitt hier in das Nervengeflecht der Sprache und der Bedeutung dringt. Indessen wird sich, glaube ich, Jeder, der der Sache näher getreten ist, doch bald überzeugt haben, daß man, ohne Gefahr zu laufen, übel angebrachte, sinnverstümmelnde Aenderungen vorzunehmen, doch mit einer außerordentlich großen Anzahl von fremdländischen Wendungen und Ausdrücken aufräumen könnte, die wir im Gelehrten-Deutsch rein aus Gewöhnung, theils der Ueberlieferung, theils eines bequemen Sich-Gehenlassens, mit uns herumzuschleppen pflegen. Der Ballast ist wirklich viel größer, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt sein möchte, wie jede Untersuchung, wenigstens in sehr vielen Fällen, unzweifelhaft ergeben wird. Um ein Beispiel zu liefern: auf nur zwei Druckseiten eines im Uebrigen in vortrefflichem Deutsch und gemeinfaßlich geschriebenen Aufsatzes: „Charakteristik der jüdischen Phantasie"*) stießen mir kürzlich in häufiger Anwendung folgende Fremdwörter auf, die allerdings zu den allergebräuchlichsten in der gelehrten Sprechweise gehören:

Differentiirt — individuell — repräsentirt — seelischer Typus — intelligible Zone — Culturdomaine — Tableau — Substrat — innerer Factor — speciell — Productionskraft — monumentale Construction — lapidares Organ — immanent — Materie — sublimirt — sollicitirt — real — Resultat — Object — primär — construiren — Pendant.

Für fast jedes dieser Worte läßt sich ein gutdeutsches beschaffen, welches dem Sinn nichts vergibt oder welches, im Zusammenhang genommen, jedenfalls dem Sinn sich genau anschmiegt. Machen wir den Versuch:

„Das Culturgebiet differentiirt (zerlegt, zertheilt) sich in verschiedene Abtheilungen."

„Einen individuell (eigenartig) verschiedenen Charakterstempel."

„Repräsentirt einen anderen seelischen Typus" — stellt eine andere seelische Eigenart dar.

„Gereift in einer anderen intelligiblen Zone" — unter einem anderen geistigen Himmelsstrich.

„Zur speciellen Betrachtung" — zur gesonderten Betrachtung.

„In der zur reinen gedanklichen Operation sublimirten Poesie" — in der zur reinen Gedankenthätigkeit vergeistigten Dichtkunst.

Für „Culturdomaine" läßt sich ungezwungen setzen: Culturbereich; für „Tableau des menschlichen Bildungsganzen" Uebersichtsbild; für „Productionskraft" Zeugungskraft; für „immanent" wesensangehörig; für „Materie" das Stoffliche; für „real" wirklich; für „Resultat" Ergebniß; für „Object" in den meisten Fällen: Gegenstand; für „Pendant" Gegenstück; für „sich das Bild für die religiöse Verehrung construiren" sich das Bild erschaffen. Etwas schwieriger stellt sich der Ersatz für: „primär", „Substrat" und den jetzt so häufig gebrauchten gelehrten Lieblingsausdruck „sollicitirt", obwohl sich für primär „erstmalig", für Substrat „Grundlegendes", für sollicitirt „erregt" mit annäherndem Ersatz wohl sagen ließe. Für „monumentale Constructionen" haben wir den deutschen Ausdruck: Denkmalbauten, „das lapidare Organ der Pyramiden" ließe sich etwa mit: die Steinschrift der Pyramiden, obwohl nicht ganz genügend, wiedergeben. Besondere Schwierigkeit bereiten die kleinen vielsagenden Ausdrücke: „Factor, Moment" u. dergl., die beizubehalten möglicherweise ein Zwangsgebot der Nothwendigkeit erheischt. Jedenfalls lassen sie sich in ihrer bezeichnenden Kürze schwer ersetzen und gegen Umschreibungen läßt sich Vieles, namentlich auch das sagen, daß die Ausdrucksweise dann leicht etwas Schleppendes bekommt. Aber es handelt sich nicht darum. Zuzugeben ist von vornherein, daß gewisse bequem eingebürgerte, vielsagende kleine Worte wie die erwähnten und manche ähnliche am ehesten geduldet werden können, daß sie bis auf Weiteres als heimathberechtigt innerhalb des deutschen Sprachkörpers zu gelten haben. Aber die angeführte Liste zeigt zur Genüge, welche Unsumme von Ballast wir in dem Gelehrten-Deutsch mit uns umherschleppen, wie schwer wir uns ohne Noth mit fremdem Hausrath beladen und wie buntscheckig und zerfetzt grade da das Sprachgewand erscheint, wo wir es am saubersten und tadelfreiesten zu erblicken erwarten sollten. Was ich aufgezählt habe, ist ja nur ein verschwindender Bruchtheil, ein Tropfen aus einer wahren Sündfluth einer fremdländischen Ueberschwemmung, in der wir, namentlich im Gelehrten-Deutsch, wohlig umherplätschern. Das Verzeichniß, das ich oben abgebrochen habe, könnte sogleich wieder eröffnet und bis in die Unendlichkeit fortgeführt werden: solidar, modern, prägnant, correct, Intuition, inspirirt, Velleität u. s. f., u. s. f., wobei die eigentlichen gelehrten Kunstausdrücke wie etwa „Sinnespräponderanz", „Apperceptionscomplex" noch gar nicht von mir berührt worden sind, obgleich sich auch hier die Unvermeidlichkeit durchaus nicht ohne Weiteres behaupten läßt, denn weshalb sollte man nicht z. B. für Präponderanz „Uebergewicht" und für Apperceptionscomplex etwa „Wahrnehmungsverband" sagen können?

Grade das Gelehrten-Deutsch, wo es sich einer gemeinfaßlichen Darstellung zuwendet, wie es jetzt ja in den weitaus meisten Fällen selbst in der eigentlichen Fachliteratur geschieht, erscheint besonders berufen, die Reinheit des Ausdrucks zu

*) Psychologisch-ästhetische Essays von S. Rubinstein.

Digitized by Google

wahren, ein mustergiltiges Deutsch zu schreiben. Das Prosadeutsch der Dichtung hat nur theilweise dieselbe Freiheit der Bewegung, theilweise sind ihm Zielpunkte gesteckt, die es veranlassen werden, in der Wahl des Ausdrucks weniger wählerisch zu sein. Es handelt sich bei ihm eben nicht blos um den Sinn, um Durchsichtigkeit und Klarheit in der Entwicklung, vielmehr bleibt die Hauptsache der gewünschte Eindruck auf Phantasie und Gemüth des Lesers, der es die Wahl auch des sprachlichen Ausdrucks allemal unbedenklich unterordnen wird. Der Gelehrte aber sollte sich darin dem Dichter an die Seite stellen, daß, wie jener den fremdländischen Ausdruck in der eigentlichen Sprache der Poesie meistens vermeidet, um nicht unpoetisch und nüchtern zu werden, so er das Gleiche thut, um nicht der Würde und Reinheit im Ausdruck Abbruch zu thun, der er als die geistige Leuchte des Volks vor Anderen zum Wächter bestellt ist. Freilich gibt es einen Standpunkt, der ja nicht ganz selten unter Gelehrten gefunden wird, der dabei zu kurz kommt, es ist dies der Standpunkt des odi profanum vulgus et arceo, die Liebhaberei an fremdartig klingenden, den Uneingeweihten mehr oder weniger geheimnißvoll bedünkenden, die eigene Ueberlegenheit schon durch den Gebrauch belegenden Ausdrücken, die Liebhaberei mit einem Wort an dem Kitzel nicht allein groß zu sein, sondern auch groß zu thun und dies den Anderen zum einschüchternden Bewußtsein zu bringen. Schon durch die schwer faßliche Ausdrucksweise soll ihnen etwas aufgehen von „ihres Nichts durchbohrendem Gefühle". Dieser Standpunkt ist wohl unheilbar. Wer z. B. einen Satz wie den nachfolgenden:

„Es ist daher hier nur zu erwähnen, daß in der physischen Liebe wie bei Hunger und Durst und bei allen Sinnesperceptionen nur der Irritabilitätszustand und die Sensibilität der Nerven des Subjects maßgebend sind und das Object nur als sollicitirende Causalität in Frage kommt, da die ästhetischen Illusionen nur auf accidenteller Verschmelzung mit den anderen humanen Thätigkeiten beruhen." (Prof. Teichmüller: Ueber das Wesen der Liebe.)

dessen überflüssige, gespreizte Häufung von Fremdwörtern ich mir nur so oder — gar nicht zu erklären weiß, unbedenklich niederschreiben kann, an dem wird, glaube ich, jeder Bekehrungsversuch scheitern müssen. Anders wo nur Nachlässigkeit und unwillkürliche Gewöhnung als Ursachen der Sprachverderbung angesehen werden dürfen. Hier ist Wandel zu hoffen, wofür wir freilich, bei dem Mangel einer eine maßgebende Stellung einnehmenden Akademie, nur von der Beginnkraft des Einzelnen, der mit sich selbst zu Rathe gehen und zu Gerichte sitzen muß, etwas erwarten können. Hierbei wird er sich denn, um auch an dem, was ihm selbst zu Gute kommt, einen Sporn zu haben, des Ausspruchs von Buffon erinnern dürfen: „nicht die Vortrefflichkeit des Inhalts sichert einem Buch die Unsterblichkeit, die gut geschriebenen Werke allein gelangen zu den nachfolgenden Geschlechtern", denn auf den Nachruhm der Unsterblichkeit wird ja doch Keiner verzichten wollen.

Streifzüge in die neueste Lyrik.

Von Oskar Bulle.

Ich habe stets gefunden,
Daß dicht'risch nur behagt,
Was Jedermann empfunden
Und Niemand noch gesagt.
Hieronymus Lorm.

Wenn obiges Motto eine Wahrheit enthält, — und ich zweifle nicht daran, daß dies der Fall ist — so hat die Dichtung und speciell die Lyrik der nächsten Zukunft eine große Aufgabe vor sich: denn unsere geistige Atmosphäre ist geschwängert mit Empfindungen, die „Niemand noch gesagt" und gefüllt mit Ahnungen, die noch des erlösenden Wortes harren. Obgleich unsere Tage die schreib- und redseligsten seit Erschaffung der Welt sind, fehlt in ihnen doch noch die dichterische Zauberformel, welche, kaum daß sie ausgesprochen, mit einem Schlage der wirren Menge von Thoren und Weisen den Schleier von den Augen reißt, fehlt in den Tausenden von Büchern, die jährlich erscheinen, doch noch die „eterna pagina" welche, wie Castelnuovo so schön sagt, das Geheimniß der Unsterblichkeit der Bücher bildet. Es ist, als ob alle Gelehrsamkeit unserer Tage, alle Entdeckungen in den Naturwissenschaften, alle durch die Geschichtsstudien gewonnene rückschauende Erkenntniß und alle philosophische Speculation nur dazu da wären, den tollen Hexensabbath des Lebens noch wilder zu gestalten und noch größere Verwirrung in den endlosen Reigen zu bringen, den die Menschheit von jeher um den „dunklen Punkt", um das große unbekannte Etwas, das in ihrem Herzen selbst und im Weltgetriebe geheimnißvoll waltet, getanzt hat. Die Lust des Zweifels fehlt unserer Zeit nicht; sie offenbart sich in dem wildfröhlichen Ringen zweier mächtigen Weltanschauungen, die Qual des Zweifels ist ihr auch nicht fremd geblieben, denn eine Epoche des „Weltschmerzes" ist heraufgezogen — wird aber auch der Lohn des Zweifels die nächste Zukunft krönen, wird aus dem Widerstreit der Geister und der Meinungen eine siegesfreudige Gewißheit den nächsten Generationen erblühen, ein neues Dogma, an das die Herzen von Millionen sich inbrünstig klammern, ein „neuer Glaube"? — Das ist hier die Frage.

Die Poesie, meint man gewöhnlich, und besonders die Lyrik, sei nicht dazu berufen, in diesem wilden Streit mit auf das Schlachtfeld zu treten und um die Antwort auf jene Frage waffenklirrend zu kämpfen. Wenn die Friedensglocken wieder läuten und die Schalmeien der Hirten wieder sanft ertönen, dann sei es Zeit, daß jene mit ihren Blumenkränzen nahen und die heimkehrenden Sieger schmücken. Ich glaube, daß nur, weil die meisten der neueren Dichter ihre Aufgaben in diesem friedlichen blumensüßen Sinne auffassen, wir in die literarische „Bindestrich-Epoche" hineingerathen sind, in der wir uns — Gott sei es geklagt! — jetzt abmühen. Der rechte Poet soll allezeit ein Tyrtäos zu sein sich bestreben, an Anakreons wird es von selbst niemals fehlen! Aber heute! „Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!" so rufen sie mit furchtsamer Hindeutung auf des Altmeisters Autorität, und neben der Politik sind auch alle anderen großen Fragen, die jetzt entweder die Geister wild bewegen oder in den Tiefen geheimnißvoll, aber mächtig gähren, aus dem Liede verbannt. Sie wollen keine „Gedankendichter" sein, und doch sind es nur die Gedanken, die Ahnungen von einer im Werden begriffenen neuen Weltanschauung, die unsere Zeit mit innerem Leben erfüllen und ihr das wilde Gepräge aufdrücken.

Die Ahnungen aber in Bilder und Worte zu fassen, ist die Aufgabe der Poesie.

Was unserm tiefsten Sein hat die Natur gegeben,
Wird nie Begriff im Geist und wird nie That im Leben,

sagt derselbe Dichter, den ich schon oben sprechen ließ. Aber wo Begriffe fehlen, da hilft der unbewußte Prophetismus des Liedes, und wo das reale Leben nicht die Thaten schafft, erzeugt sie die gottbegeisterte Phantasie des Dichters. Das ist die unvergängliche Aufgabe der Poesie, und darin besteht ihre unaustilgbare Kraft, daß sie die Wahrheit andeutet, wo die Vernunft sie nicht entdecken kann, und daß sie an das Licht bringt, was im tiefsten Inneren unseres Busens unausdrückbar schlummerte. In diesem Sinne wird sie Mitkämpferin im Geisterstreite und spielt die Johannesrolle für den Messias der Zukunft.

Wenn ich in der neuesten Lyrik auf die Stimme des Predigers in der Wüste lausche, übermannt mich zuweilen die Angst, daß ich taub sei. Ich höre nur selten einen Ton, der mein Herz rührt, und nur selten Worte, die mich gefangen nehmen. Im Uebrigen herrscht Schweigen inmitten all des Lärmes, den so viele falsche Propheten erheben. Zwar regt sich gerade in jüngster Zeit unter ihnen eine jugendliche Schaar, die den echten Zauberstab zur Erschließung aller poetischen Geheimnisse der Zukunft in den Händen zu haben glaubt, aber ihre „phantastisch-flügelmännischen Beschwörungsgeberden" sind noch so grotesk, daß wir dabei eher an einen windigen Hokuspokus denken müssen, als an die Ausübung eines urkräftigen Zaubers. Mit dem Eifer und oft leider auch mit

Digitized by Google

der Rohheit eines Caliban suchen sie die bisherigen Prosperos der Dichtung ihres Nimbus zu entkleiden, indem sie von einer schönen Zukunft reden, ohne die Gegenwart nur im Geringsten zu verstehen.

Wohl hört man Zukunftsglocken läuten,
Doch weiß man leider noch nicht wo?

kann man ihnen mit ihren eigenen Worten zurufen. Ein unsicheres Umhertasten nach großen, erschütternden Problemen ist ihnen allen gemeinsam, und dieses Bemühen, der Dichtung einen tieferen, mit der Zeit im Zusammenhang stehenden Inhalt zu geben, ist noch das Lobenswertheste in ihrem Schaffen; es gründet sich nur leider nicht auf das redliche Bestreben, die geistigen wie die socialen Strömungen der Gegenwart, aus denen doch jener Inhalt resultiren müßte, zu verstehen und — was die Hauptsache ist — an sich selbst und in sich selbst zu erleben. Diese dichtenden Jünglinge, von denen einige eben erst im Begriffe stehen, dem Knabenalter zu entwachsen, meinen, nach einer glücklich absolvirten Schulzeit alle Höhen und Tiefen des Lebens schon durchmessen zu haben, und legen in zahllosen Versen ihre Reflexionen und Raisonnements nieder, und doch wird nur an ihnen selbst sich erfüllen, was einer ihrer Hauptwortführer seinen Vorgängern prophezeit:

Noch ehe die Zukunft euch richtet,
Verfallt ihr der ewigen Nacht,
Weil ihr zu viel gedichtet
Und weil ihr zu wenig gedacht.

Ich will deshalb auf meiner Streiferei durch die Gefilde der Lyrik auch lieber an ihrer wüsten Pflanzung still vorüber gehen, gibt es doch sonst an den Rainen und Wegen noch so manches Unkraut zu zertreten und so manche Blume zu pflücken; vielleicht auch finde ich ein Kraut, das so seltsam schön und kräftig duftet, als sei es der Wurzel echter Poesie entsprungen.

Leben ist ja schon nach Cartesius identisch mit Denken, und auch dem Lyriker sollte es nur gestattet sein, zur Harfe zu greifen, wenn er schon einigermaßen „gelebt", d. h. gedacht und empfunden hat. Freilich darf er den Begriff „leben" nicht lediglich in dem Sinne auffassen, den er etwa in „Lebemann" oder „verlebt" hat. Das gibt dann höchstens solche nette Gedichtsammlungen ab, wie ich neulich eine in die Hände bekam. Der Autor derselben scheint in dem feucht-fröhlichen Jena seine fidele Lebenskunst ausgeübt zu haben und hält die Resultate derselben für wichtig genug, um sie in einem ziemlich starken Bändchen voll Lieder, die er recht bezeichnend „Irrlichter" (Jena, W. E. Große Nachf.) nennt, der erstaunenden Mitwelt vorzulegen. Von anakreontischem Zauber findet sich in diesen Gedichten nirgends eine Spur, wohl aber von dem Bierdunst einer lärmenden Kneipe: dort ist E. Grosse — so heißt der Dichter, — zu Hause;

Meine Heimath ist die Kneipe,
Mein Herzlieb die Schenkmamsell
Und mein Bruder ist ein jeder
Lustig zechende Gesell —

so singt er holperig genug. Der Liebe Allgewalt hat ihn aber auch dort erfaßt, wie den Jäger, der „den Hirsch im finsteren Wald schießt".

Paulinchen gib mir bairisch Bier
Und einen Kuß dazu.
Paulinchen, setz' Dich her zu mir,
Paulinchen, trink! komm, trink mit mir;
Das bringt mir wieder Ruh'.

so schreit er, nachdem er seinen „verliebten Zustand" in folgenden herrlichen Versen kundgethan:

Ich bin beglückt! Ich bin entzückt!
In alle Lüfte jubelnd schall' es.
Ich bin entzückt! beglückt! verrückt!
Ich bin — ich weiß selbst nicht, was Alles.

Ich glaube, der geneigte Leser wird schon errathen, „was Alles" er sonst noch ist, und wir wollen ihn deshalb bei seinem „Paulinchen" und seinem Glas Bier allein lassen. Freilich, daß er 180 Seiten in dieser Weise voll — reimt und das Bändchen noch in Goldschnitt erscheinen läßt, ist nicht schön von ihm. Wie leicht könnte es eine „höhere Tochter" einmal aus Versehen in die Hände bekommen! Leider gibt es kein Gesetz, welches solchen Lyrikern die Oeffentlichkeit verbietet. Weniger gefährlich, aber ebenso nichtsbedeutend ist die Schilderung, die ein anderer Dichter, der ebenfalls in Jena (bei Fr. Mauke) verlegen läßt, von seinem Liebesparadiese macht. Es ist Ernst Harmening, der Verfasser von „Matthias Overstolz" und „Mirjam", welcher in einer Gedichtsammlung „Erde und Eden" uns sein harmloses Liebesträumen zum zweiten Male vorträumt. In einem Anhange „Effendi" copirt er nicht ungeschickt den weisen Mirza Schaffy. Ich erwähne diesen Autor eigentlich nur der Merkwürdigkeit halber, weil er eine Art von „Schüttelreim", das Versmaß, welches bekanntlich der „Aeolsharfenkalender" zum höchsten Ansehen gebracht hat, mehrmals anwendet. Wie durch ein Labyrinth müssen wir uns durch diese Verskünsteleien hindurchwinden. — Auch einen dritten Dichter muß ich, im Hinblick auf die Unbedeutendheit dessen, was er „Leben" nennt und vor aller Welt zu besingen für nöthig hält, den beiden Genannten noch zugesellen. Er verbirgt sich unter dem Pseudonym Peter Syrius und hat einen Band „Lieder" (Freiburg i. B., Kiepert u. v. Bolschwing) herausgegeben. Abgesehen von seinem nicht geringen Formtalent — welches allein übrigens in der heutigen Lyrik keinen Anspruch auf besondere Beachtung gewährt — ist mir keines von diesen Liebesliedern in der Seele hangen geblieben, und der Autor würde die Literatur nicht geschädigt haben, wenn er sie dem Gegenstande seiner Huldigung allein überlassen hätte. Er sieht das übrigens selbst ein:

Wo willst du hin, mein kleines Lied?
Wie regst du deine Schwingen,
Als wolltest du zum Himmel gar
Und zu den Sternen bringen!

„Zum Himmel nicht; doch weiß ich wo
Zwei leuchtend schöne Sterne —
Kennst du sie wohl?" so sprach das Lied
Und flog in weite Ferne.

Wenn das Lied in dieser Weise seinen Zweck erfüllt hat, warum es dann noch durch Veröffentlichung profaniren?

Auch das liebenswürdige Talent, das Auguste von Reichenau in dem ersten Theile ihres Buches „Gedichte und Uebersetzungen" (Frankfurt a. M., bei Mahlau und Waldschmidt) entfaltet, trägt allzusehr diesen Zug des Individuellen und Intimen; freilich hier in herzgewinnender, man möchte sagen häuslicher Weise. Diese Dichterin hat doch die Gabe, die ihren vorgenannten Collegen ganz abgeht, das, was Jedermann empfunden, zu einem warmen, bisher nicht gehörten, unmittelbar ergreifenden Ausdruck zu bringen. Ihr Lied: „Zur guten Stunde", das schönste der Sammlung, ist ein Cabinetstück und läßt uns die Wonne des Aufathmens, wenn endlich nach langem Harren die Glücksbotschaft kommt, in herrlicher Weise empfinden.

Das Singen von Lenz, Liebe und Wein allein findet nun einmal heutzutage keine Beachtung mehr, und das mit Recht. Denn wir haben mehr zu erleben, als die Liebe allein. Die Zeit ist ernster, strebsamer geworden und hält sich nicht auf bei den Freuden und Klagen eines engen, individuellen Liebeslebens. Die Gemeinsamkeit der Interessen und damit die Verallgemeinerung und Erhöhung derselben hat den Gesichtskreis und das Empfinden der Menschen erweitert, und die Wirkung dieses edleren Menschenthums muß und wird auch in der Dichtung offenbar werden. Auch diese wird, wie es der politische, der sociale, der wissenschaftliche Wettstreit gethan hat, ihr kleinliches Separatleben aufgeben und in die Oeffentlichkeit schreiten. Wo nur immer, auch in der Lyrik, der Standpunkt des rein individuellen Empfindens aufgegeben ist, erringt das Kunstwerk eine erhöhte Bedeutung, denn es ist von dem Künstler im Bewußtsein seiner Angehörigkeit zum allgemeinen großen Leben und im Hinblick auf weltbewegende Probleme, die auch ihn erschütterten, geschaffen, es ist somit

Digitized by Google

sub specie aeternitatis entstanden. Ich habe bei meinem Streifen durch die neueste Lyrik manche Stellen gefunden, an denen ich in dieser Hinsicht gerne rastete. So hat ein Band „Gedichte" von Reinhold Fuchs (Dresden-Striesen, Verlag von Paul Heinze) mich lange gefesselt. Es sind zum größten Theile Reiselieder, die manchen weiten Ausblick auf Menschenschicksale und Naturwunder erschließen, auch Stimmungsbilder von ergreifender Schönheit (besonders die „Waldlieder" und „Dolores") fügen sich ein. Als Anhang, unter dem Titel „Bilder und Gestalten" sind einige Novellen in Versen angeschlossen, von denen „Heimathlos" (eine Hallig-Erzählung) und „Fred Wilkins" (das amerikanische „Lied vom braven Manne") als Muster einer knappen, echt realistischen Epik bezeichnet werden können. — Auch die „Gedichte" von Heinz Fabri (Berlin, Verlag von Paul Scheller) sind einer tiefen und allgemeinen Weltauffassung entsprungen. Es sind Liebeslieder, aber sie halten sich durchaus fern von der gewöhnlichen nichtigen Tändelei der Liebes- und Lenzsänger. Mit einer Phantasie und einer Kühnheit der Darstellung, die überraschend und festklammernd wirken, weiß der Dichter seiner Liebe das Weltall und den Schöpfer zu Grunde zu legen; sie ist nicht das kleine Intermezzo in seinem Leben, sondern die große That, an der die Natur und Jehovah Theil haben:

Wie stark ist unsere Liebe!
Jehovah hat uns die Ringe
Im Donner und Blitz geschmiedet! —
O, sieh, meine Geliebte,
In der Ferne das Leuchten
Der Diamanten im Feierkleide
Des weiten Himmels!
— — — — — — — —

so singt er in der „Gewitternacht". Nur ein wahrer Dichter hegt solche Empfindungen.

Dieselbe Objectivität der Theilnahme an dem Geschehen um ihn herum und der Einordnung seiner Persönlichkeit in die Bewegung des großen Lebens zeigt Otto Kamp in seinen „Armeleutsliedern" (Frankfurt a. M., Verlag von Gebr. Knauer), freilich ohne die Gabe der gewaltigen Phantasie zu besitzen, welche uns in Fabri's Liedern bewältigt. Klein, fein, rein — das ist das Charakteristische dieser Gedichte, welche das Kleinleben in einer Arbeitergegend zum Gegenstand haben: klein sind die dichterischen Mittel, welche Kamp anwendet, um seine vom tiefsten Gefühle und warmer Liebe für das Volk zeugenden Genrebilder zu malen; nirgends der Zug nach großer Wirkung, überall die beschauliche, oft sogar etwas pedantische Einfachheit des schlichten Berichterstatters; fein ist die Beobachtungsgabe des Verfassers; er erblickt mehr als mancher Andere, der ebenso gute Augen hat, und besitzt die treffliche Kunst, durch die Wände und in die Herzen zu schauen; rein endlich sind die Stoffe, wie die Motive und Ziele seiner Dichtung; er hält sich fern von dem Poltertone der Proletariatsdichter, die unter dem „jüngsten Deutschland" jetzt so vielfach ihre Heilandsrolle spielen, und sucht, wenn er auch seinen Blick durchaus nicht dem Elend, der Noth und den schweren sittlichen Schäden des vierten Standes verschließt, doch hauptsächlich nach den Spuren eines edlen Menschenthums, wie sie sich ja auch in den Hütten der Armen so reichlich vorfinden. Das Gedicht „Sein Hausstand", welches das aufopferungsvolle Leben seines jungen Freundes besingt, der als Geistlicher, unbeweibt, einsam, abgeschnitten von jedem geistigen und edleren geselligen Verkehre, in dem Arbeiterdorfe im Gebirge haust, schließt sich Goethe's „Johanna Sebus" und Bürger's „Lied vom braven Manne" als würdiges Seitenstück an.

„Der Namen mußt' ich viele nennen, doch wen'ge nur sind preisenswerth", so kann auch ich bei meinem Suchen nach einer inhaltsvollen, gedanken- und empfindungstiefen neuesten Lyrik sagen. Es fehlt den meisten Sängern, denen ich in der letzten Zeit gelauscht habe, der Untergrund einer umfassenden Weltanschauung, es fehlt die Gewalt der Gefühle, die nur in eines vielseitigen Lebens Lust und Wehe sich erzeugt, es fehlt endlich die tiefe innere Erfahrung, welche auch die Dinge um sich mit den Strahlen eines Centralfeuers durchdringt, durchleuchtet und durchwärmt. Ich habe mich deshalb mit Freuden zu einem alten, lieben Buche zurückgeflüchtet, das vor Kurzem um einen neuen kostbaren Theil bereichert wurde und welches in der That an Tiefe und Fülle der Empfindung alles Neuere und Neueste um Haupteslänge überragt: es sind die „Gedichte" von Hieronymus Lorm, welche jetzt in vierter, stark vermehrter Auflage erschienen sind (bei Heinrich Minden, Dresden und Leipzig).

Hieronymus Lorm hat auch als Lyriker schon seit Jahrzehnten eine kleine, aber begeisterte Gemeinde um sich versammelt; die breite Oeffentlichkeit hat er nicht gefunden — vielleicht weil er, wie einer seiner Verehrer schon vor Jahren in diesem Blatte sagte, die Reclame scheut, hauptsächlich aber wohl, weil ihm die leichtere Form der lyrischen Mittheilung versagt ist. Seine Gesänge sind nicht Tändeleien, die immer am besten Eingang in die Menge finden, sondern es sind gewaltige, aus der Tiefe einer reichen Seele hervorströmende Klagen und Ausbrüche einer gedanken- und empfindungsvollen Weltanschauung. Was ich im Eingange dieser Abhandlung als den Zweck der Poesie, auch der Lyrik hinstellte, daß sie Mitkämpferin werden müsse in dem Geisterstreite, daß in ihr das Wogen einer tiefbewegten Zeit und die Ahnungen, die im Grunde der Gemüther schlummern, ihren künstlerischen Ausdruck finden müsse, das findet in Lorm's Gedichten statt. In ihnen pulsirt deshalb wirkliches Leben, das Denken des geschulten Philosophen hat sich umgesetzt in die reiche Empfindung des Dichters, und wo die Vernunft vor Schranken trostlos stehen bleibt, findet die dichterische Phantasie die Kraft — über sie hinauszuspringen? nein! — aber sich über sie hinwegzusehnen.

Hieronymus Lorm wird gewöhnlich zu den Dichtern des „Weltschmerzes" gerechnet; er ist mehr, er ist der Dichter der Ahnung eines tiefen Friedens, der reinsten und weihevollsten Entsagungsfreudigkeit. In diesem Sinne umfassen seine Lieder einen eminent positiven Inhalt, auch da, wo ein oberflächlicher Leser nur den poetischen Ausdruck der Lebensverneinung zu finden glaubt. Ein „poetischer Schopenhauer" ist er nicht allein; wie seine Philosophie (vergl. „Natur und Geist"), so hat sich auch seine Poesie über den negativen Standpunkt zu dem höchsten ahnungsreichen Positivismus des Schmerzes hinaufgerungen. Schon im ersten Theil seiner Lieder begegnen wir demselben. „König Schmerz" ist eines von ihnen betitelt:

Der König Schmerz ist streng bedacht,
Die Thräne nicht zu zeigen,
Der König trägt nicht Tag noch Nacht
Die Krone, die sein eigen.

In schlichter Hülle unbekannt
Verweilt er gern im Dunkeln,
Doch schlägt zurück er das Gewand —
Beginnt ein seltsam Funkeln.

Er trägt den Stern auf seiner Brust,
Der Schmerz, der volle, ganze,
Und jeder irdische Verlust
Gibt einen Strahl zum Glanze.

Und wie er hier die Hoheit des Schmerzes, so besingt er an anderer Stelle den Beruf des Schmerzes, die Wonne des Schmerzes und den Trost des Schmerzes, die Entsagung:

Zu arm dem Herzen ist die Welt, d'rum wenn Du liebst,
Gleich knüpfst Du an die Ewigkeit durch Eide Dich.
Zu arm dem Geist ist alles Glück; wenn Du Dich fügst,
Berührt der Geist der Ewigkeit im Leide Dich!

In dem Gedicht „Nirwana" — in der neuen Abtheilung — spricht er dieses Hindurchdringen zu der Wonne der Entsagung noch deutlicher aus:

Der Welt Bestimmung: nicht zu sein —
Geheimniß, weil nicht auszudenken —
Vermag doch einen hellen Schein
Der Ahnung ins Gefühl zu senken.

Vom Weltgeheimniß schlich ein Theil
In's Herz mir als ein lichter Morgen,
Und selig schaudert's vor dem Heil,
Dem All, noch tief in Nacht verborgen.

Digitized by Google

So hat auch dieser Dichter sich durchgerungen aus dem Elend des „Weltschmerzes" zu den reinen Höhen der Ahnung eines ewigen Friedens. Er steht wie ein Prophet da, der in die Tiefen unserer so oberflächlichen Zeit den Blick gesenkt hat und nach banger Höllenfahrt von einem freudigen Lichte predigt. In dem Ringen des alten und neuen Glaubens steht er als Vorkämpfer für den letzteren da: möge er doch mehr gehört werden, denn er streitet für einen „Glauben"!

Ueber die rein poetischen Vorzüge seiner Sammlung will ich mich nicht noch in Worte verlieren. Lorm gehört wie Lingg zu unseren größten sogenannten „Gedankendichtern" und hat wunderbare Gesänge geschaffen, deren Wohllaut wie tiefer Sinn uns immer wieder fesseln müssen. Nicht allein seine betrachtenden Lieder und Sprüche, auch seine streng lyrischen Gedichte sind von ergreifender Wahrheit und Geisteshoheit. Ich verweise zur Erläuterung blos auf den Cyclus „Briefwechsel" — im ersten Theile — eine Reihe von innigsten Liebesgesängen, die so weit über die Tändeleien der Liebes- und Lenzdichter sich erheben, wie das melancholische Singen der Nachtigall über das eifrige Zirpen der Grillen.

Feuilleton.

Der gestohlene weiße Elephant.

Von Marc Twain.

Aus dem Amerikanischen von Robert Lutz.

(Fortsetzung.)

II.

Am nächsten Morgen stand alles haarklein in den Zeitungen, sogar mit Zusätzen — bestehend aus Detective A.'s und Detective B.'s und Detective N. N.'s „Theorie" in Bezug auf die Ausführung des Diebstahls, auf die Person der Diebe und auf die Richtung, in der sie mit ihrer Beute geflohen waren. Es waren elf solcher Theorien zu lesen, welche alle Möglichkeiten erschöpften, ein Beweis, was für verständige Denker die Geheimpolizisten sind. Nicht zwei von den elf Theorien stimmten überein oder glichen sich auch nur halbwegs, außer in einem einzigen auffallenden Punkt, in dem alle elf Theorien übereinstimmten. Obgleich nämlich die Rückwand des Gebäudes herausgerissen und die einzige Thür verschlossen geblieben war, stellten alle elf Theorien die Behauptung auf, daß der Elephant nicht durch jene Bresche, sondern auf irgend einem andern (noch unentdeckten) Wege entfernt worden sei und daß die Diebe jene Oeffnung nur gemacht hätten, um die Polizei irre zu führen. Daran würde ich oder irgend ein anderer Laie vielleicht nie gedacht haben, die Detectives aber hatten den Umstand auch nicht einen Augenblick verkannt. So war das einzige Moment, hinter dem ich kein Geheimniß vermuthet hatte, gerade dasjenige, worin ich am weitesten fehlgegangen war. Alle elf Theorien nannten die vermuthlichen Diebe, keine zwei aber dieselben; die Totalsumme der verdächtigen Personen war siebenunddreißig. Die verschiedenen Zeitungsberichte schlossen alle mit der wichtigsten Ansicht von allen — der des Inspectors Blunt. Dieselbe lautete im Auszug wie folgt —

„Der Chef weiß, wer die zwei Haupttäter sind — nämlich Brick Duffy und der „rothe" McFadden. Zehn Tage vor der Ausführung des Diebstahls wußte er bereits, daß derselbe versucht werden würde und hatte sich in aller Stille daran gemacht, diese zwei notorischen Spitzbuben zu verfolgen; unglücklicherweise aber ging in der fraglichen Nacht ihre Spur verloren, und ehe man sie wieder auffinden konnte, war der Vogel — das heißt der Elephant — ausgeflogen.

„Duffy und McFadden sind die verwegensten Schurken in der ganzen Verbrecherzunft; der Chef hat Grund zu der Annahme, daß sie die Männer sind, die letzten Winter in einer bitterkalten Nacht den Ofen aus der Polizeiwache stahlen, infolge dessen sich vor Tagesanbruch der Chef und sämmtliche Geheimpolizisten in ärztlicher Behandlung befanden; einige wegen erfrorener Füße, andere wegen erfrorener Hände, Ohren, Nasen und anderer Körpertheile."

Als ich die erste Hälfte dieser Theorie las, war ich mehr als je erstaunt über den wunderbaren Scharfsinn des seltenen Mannes: er sah nicht nur alles Gegenwärtige mit klaren Augen, auch das Zukünftige entschleierte sich vor seinem Blicke. Ich begab mich alsbald in sein Bureau und sagte ihm, ich bedauere nur, daß er jene Spitzbuben nicht habe festnehmen lassen, wodurch das ganze Unheil vereitelt worden wäre; aber seine Antwort war kurz und bündig —

„Es ist nicht unseres Amtes, das Verbrechen zu verhindern, sondern es zu bestrafen. Das können wir aber erst, nachdem es begangen worden ist."

Ich bemerkte, daß die Heimlichkeit, mit der wir zu Werk gegangen, durch die Zeitungen verletzt worden sei, nicht nur alle Thatsächlichkeiten, sondern auch alle unsere Anhaltspunkte und Absichten seien enthüllt und selbst alle verdächtigen Personen namhaft gemacht worden — letztere würden sich jetzt ohne Zweifel maskiren oder ihre geheimen Schlupfwinkel aufsuchen.

„Sie sollen's nur!" sagte der Inspector. „Sie werden bald merken, daß, wenn ich es auf sie abgesehen habe, meine Hand auf sie niederfallen wird, so unfehlbar wie die Hand des Schicksals. Was die Zeitungen anbelangt, so müssen wir mit ihnen rechnen: Ruhm, Reputation, fortwährende öffentliche Erwähnung — sind des Geheimpolizisten täglich Brot. Er muß seine Entdeckungen veröffentlichen, sonst glaubt man, daß er keine gemacht; er muß seine Theorie veröffentlichen, es gibt nichts Seltsameres und Ueberraschenderes, als die Theorie eines Polizisten, und nichts trägt ihm so viel Erstaunen und Hochachtung ein; wir müssen unsere Pläne veröffentlichen, denn die Journale bestehen darauf, und wir können es ihnen nicht abschlagen, ohne sie zu beleidigen. Wir müssen dem Publicum zeigen, was wir thun, oder es wird glauben, daß wir nichts thun. Es ist viel angenehmer, wenn eine Zeitung schreibt: ‚Inspector Blunts geniale und ungewöhnliche Theorie lautet wie folgt,' als wenn sie einen unfreundlichen oder — was noch schlimmer — sarcastischen Artikel bringt."

„Ich verkenne das Zwingende dieser Gründe nicht. — In einem Theil Ihrer Bemerkungen in den Morgenzeitungen fiel mir auf, daß Sie mit Ihrer Ansicht über einen gewissen untergeordneten Punkt zurückhielten."

„Ja, das thun wir stets; es macht immer Effect. Uebrigens hatte ich mir über jenen Punkt eine Ansicht noch gar nicht gebildet.

Ich deponirte bei dem Inspector eine beträchtliche Geldsumme zur Bestreitung der laufenden Ausgaben und setzte mich dann nieder, um auf Nachrichten zu warten: jeden Augenblick konnten Telegramme einlaufen. Inzwischen blätterte ich die Zeitungen und unser Cirkularsignalement nochmals durch und entdeckte, daß anscheinend unsere 25 000 Doll. Belohnung nur für Detectivpolizisten ausgesetzt waren. Ich war der Meinung gewesen, jener solle sie bekommen, der den Elephanten auffinden würde. Der Inspector klärte mich auf: —

„Meine Geheimen" werden den Elephanten auffinden, die Belohnung muß daher an die rechte Adresse gelangen. Wenn andere Leute das Thier fänden, so wäre das nur dadurch möglich, daß sie die Polizisten ausspioniren und aus Kenntnissen und Beobachtungen der Polizisten, welche sie sich zu eigen gemacht, Vortheil ziehen; an der Berechtigung der Polizei zu der Belohnung könnte das nichts ändern. Eine solche Belohnung ist dazu da, die Männer, welche dieser Art von Arbeit ihre Zeit und ihren ausgebildeten Scharfsinn widmen, anzuspornen, nicht aber dem ersten besten in den Schooß zu fallen, der zufällig einen Fang gemacht hat.

Das war sicher nur recht und billig. Auf einmal begann der Telegraphenapparat in der Ecke zu ticken, das Resultat war folgende Depesche: —

„Flower Station, New-York: 7.30 Vorm.

„Habe eine Spur. Fand eine Reihe tiefer Spuren, die über eine benachbarte Farm führen. Folgte ihnen eine halbe

Digitized by Google

Stunde östlich ohne Resultat; der Elephant ging wahrscheinlich westlich. Werde ihm jetzt in jener Richtung nachspüren.

Darley, Detective."

„Darley ist einer unserer tüchtigsten Polizisten", sagte der Inspector. „Wir werden bald mehr von ihm hören."

Telegramm Nr. 2 kam —

Barkers, New-Jersey: 7.40 Vorm.

„Eben angekommen. Glasfabrik hier während der Nacht erbrochen und 800 Flaschen entwendet. Wasser in größerer Menge erst fünf Meilen von hier zu haben. Werde dahin aufbrechen. Elephant wahrscheinlich durstig. Flaschen waren leer.

Baker, Detective."

„Auch das ist vielversprechend," sagte der Inspector. „Ich sagte Ihnen, seine Begierden würden keine schlechten Fingerzeige sein."

Telegramm Nr. 3 —

„Taylorville, Long Island: 8.15 Vorm.

„Ein Heuschober in der Nähe während der Nacht verschwand — wahrscheinlich aufgefressen. Fand eine Spur und verfolge sie eilig.

Hubbard, Detective."

„Was er für Sprünge macht!" sagte der Inspector. „Ich wußte, daß wir ein schwieriges Stück Arbeit vor uns hätten; aber wir werden ihn deshalb doch kriegen."

„Flower Station, New-York: 9 Vorm.

„Verfolgte die Spuren über eine Stunde westlich — sind groß, tief und ausgezackt. Bin eben einem Farmer begegnet, der sagt, es seien keine Elephantenfußtapfen; sagt, es seien Löcher von den Bäumchen, die er letzten Winter aus dem gefrorenen Grund ausgrub. Ich bitte um Verhaltungsbefehle bezüglich weiterer Schritte.

Darley, Detektive."

„Aha, ein Helfershelfer der Diebe! Die Sache wird ernst!" sagte der Inspector und diktierte folgendes Telegramm an Darley —

„Verhaften Sie den Mann und zwingen sie ihn, seine Complizen zu nennen. Verfolgen Sie die Spuren weiter — bis zum stillen Ocean, wenns sein muß.

Inspector Blunt."

Nächstes Telegramm —

„Coney Point, Pennsylvania: 8.45 Vorm.

„Bureau der Gasanstalt hier während der Nacht erbrochen und die unbezahlten Gasrechnungen von drei Monaten gestohlen. Fand eine Spur und verfolge sie.

Murphy, Detective."

„Himmel!" rief der Inspector, „sollte er Gasrechnungen verzehren?"

„Wahrscheinlich aus Dummheit. —"

Darauf kam nachstehendes aufregendes Telegramm —

„Ironville, New-York: 9.30 Vorm.

„Soeben angekommen. Stadt in Bestürzung. Elephant kam hier durch früh 5 Uhr. Einige sagen, er ging östlich, andere sagen westlich, einige nördlich, andere südlich — keiner aber weiß etwas genaueres zu berichten. Er tödtete ein Pferd; ich verschaffte mir ein Stück davon — für alle Fälle. Er tödtete es mit seinem Rüssel; schließe aus der Wunde, daß er von links schlug. Aus der Lage des Pferdes schließe, daß der Elephant nordwärts, die Berkeley-Bahn entlang, reiste. Hat 4½ Stunden Vorsprung; folge aber sogleich seiner Spur.

Hawes, Detective."

Ich konnte meine Freude nicht zurückhalten. Der Inspector blieb so ruhig wie eine Statue. Er schellte gelassen.

„Alarich, senden Sie Capitän Burns zu mir."

Burns erschien.

„Wieviel Mann sind reisefertig!"

„Sechsundneunzig, Sir."

„Senden Sie dieselben sogleich nach Norden; sie sollen sich längs der Berkley-Bahnlinie nördlich von Ironville concentriren."

„Sehr wohl, Sir."

„Sie sollen ihre Bewegungen mit der äußersten Heimlichkeit ausführen. Sobald andere von den Leuten frei werden, sollen sie sich fertig machen!"

„Sehr wohl, Sir."

„Sie können gehen."

„Sehr wohl, Sir."

Gleich darauf kam ein weiteres Telegramm —

„Sage Corners, New-York: 10.30 Vorm.

„Eben angelangt. Elephant kam 8.15 hier durch. Alle bis auf einen Polizisten entkamen aus der Stadt. Elephant wollte anscheinend nicht nach dem Polizisten, sondern nach einem Laternenpfahl schlagen, traf aber beide. Verschaffte mir ein Stück von dem Polizisten, um es für alle Fälle zu behalten.

Stumm, Detective.

„Der Elephant hat sich also nach Westen gewendet", sagte der Inspector. „Es wird ihn aber nichts helfen, denn meine Leute sind über die ganze dortige Gegend zerstreut."

Das nächste Telegramm besagte —

„Glover's: 11.15.

„Eben angelangt. Stadt verlassen, ausgenommen von Kranken und Greisen. Elephant kam durch vor dreiviertel Stunden. Die Anti-Mäßigkeits-Massen-Versammlung tagte; er steckte seinen Rüssel durchs Fenster hinein und spritzte alles voll Zisternenwasser. Einige schluckten das Wasser — starben seitdem; mehrere ertranken. Detectives Croß und O'Shaugnessy passirten die Stadt, gingen aber südlich und verfehlten so den Elephanten. Ganze Gegend auf viele Stunden im Umkreis voll Entsetzen — Leute fliehen aus ihrer Heimath. Allenthalben stoßen sie auf den Elephanten; viele werden getödtet.

Brant, Detective."

Ich hielt kaum meine Thränen zurück, so traurig stimmte mich dieses Gemetzel, der Inspector aber sagte nur —

„Sie sehen, wir umringen ihn. Er fühlt unsere Nähe; er hat sich wieder gegen Osten gewendet."

Es harrten unserer bereits neue beängstigende Nachrichten. Der Telegraph meldete —

Hoganport: 12.19 Nachm.

„Eben angelangt. Elephant kam vor einer halben Stunde hier durch, jähen Schrecken verbreitend; wüthete durch die Straßen; zwei Arbeiter gingen vorüber — tötete den einen, der andere entkam. Bedauern allgemein.

O'Flaherty, Detective.

„Nun ist er mitten unter meinen Leuten", sagte der Inspector. „Jetzt ist kein Entrinnen für ihn möglich!"

Eine Anzahl anderer Telegramme lief dazwischen ein von Detectives, die über New-Jersey und Pennsylvanien zerstreut waren. Aus zerstörten Fabriken, Scheunen und Sonntagsschulbibliotheken wiesen sie die Spur der Elephanten mit an Sicherheit grenzenden Ausdrücken nach.

Der Inspector sagte:

„Ich wollte, ich könnte mit ihnen verkehren und sie nach Norden dirigiren, aber das ist unmöglich. Ein „Geheimer" geht nur dann zum Telegraphenamt, wenn er seinen Bericht absendet; man weiß nie, wo man ihn fassen kann."

Nun kam folgende Depesche —

Bridgeport, Connecticut: 12.15 Nachm.

„Barnum*) bietet Doll. 4000 jährlich für ausschließliches Recht, Elephant als wandernde Reclame zu benützen, von jetzt an, bis ihn Detectivs auffinden. Will Circusplacate auf ihn kleben. Verlangt umgehende Antwort.

Boggs, Detective."

„Das ist doch zu lächerlich!" rief ich aus.

„Ja freilich", sagte der Inspector. „Mr. Barnum, der sich für so gewitzt hält, kennt mich offenbar nicht — aber ich kenne ihn."

Dann dictirte er folgende Antwortdepesche —

„Mr. Barnums's Anerbieten abgelehnt. Entweder Doll. 7000 oder nichts. Inspector Blunt."

*) Barnum, der bekannte Schaubudenbesitzer und Meister in der Kunst der Reclame.

Digitized by Google

„So. Wir werden nicht lange auf Antwort zu warten brauchen. Mr. Barnum ist nicht zu Hause; er ist gewöhnlich auf dem Telegraphenamt, wenn es einen Handel gilt. Vor 3 Uhr werden Sie sehen" —

„Abgemacht. — P. T. Barnum."

So unterbrach der tickende Telegraphenapparat. Ehe ich mir einen Vers machen konnte auf diesen ungewöhnlichen Zwischenfall, leitete folgende Depesche meine Gedanken in ein anderes, sehr betrübendes Fahrwasser —

„Bolivia, New-York: 12.50 Nachm.

„Elephant kam hier an aus dem Süden und passirte den Wald um 11.50, er sprengte einen daherkommenden Leichenzug auseinander und verminderte die Leidtragenden um zwei. Bürger feuerten einige Schüsse aus einem kleinen Böller auf ihn ab und flohen dann. Detective Burke und ich langten zehn Minuten später aus dem Norden an, hielten aber ein paar Vertiefungen fälschlich für Fußtapfen und verloren so ziemlich viel Zeit; endlich aber kamen wir auf die rechte Spur und verfolgten sie bis zu den Wäldern. Wir krochen nun auf Händen und Knien vorwärts, verfolgten die Spur mit scharfem Auge und gelangten so ins Gebüsch. Burke war voraus. Unglücklicherweise hatte das Thier angehalten, um auszuruhen; Burke, der, auf die Spur erpicht, die Augen auf den Boden geheftet hatte, stieß plötzlich, ehe er die Nähe des Elephanten gewahr wurde, gegen dessen Hinterbeine. Burke sprang sogleich auf die Füße, ergriff den Schwanz und rief freudig aus „ich beanspruche die Be — —", kam aber nicht weiter, denn ein einziger Schlag mit dem mächtigen Rüssel streckte den braven Burschen todt nieder. Ich floh zurück, und der Elephant wandte sich um und verfolgte mich bis an den Rand des Gehölzes in schrecklicher Eile; ich wäre unrettbar verloren gewesen, wenn nicht zufällig der Rest des Leichenzuges dem Thiere in den Weg gekommen wäre und seine Aufmerksamkeit abgelenkt hätte. Erfahre soeben, daß von jenem Leichenzug nichts mehr vorhanden ist; schadet nichts, Stoff genug für andere vorhanden. Elephant mittlerweile wieder verschwunden. Mulrooney, Detective."

Wir empfingen keine weiteren Neuigkeiten außer von den eifrigen und zuversichtlichen Detectives, die über New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware und Virginia zerstreut waren — sie folgten alle frischen und vielversprechenden Spuren — bis kurz nach 2 Uhr Nachmittags folgendes Telegramm ankam:

„Barter Centre: 2.15 Nachm.

„Elephant hier gewesen, über und über mit Circusplacaten beklebt; zerstreute ein Methodisten-Revivalmeeting*) und erschlug und verletzte viele, die eben im Begriff waren, ein besseres Leben anzufangen. Bürger pferchten ihn ein und stellten eine Wache aus. Als Detective Brown und ich ankamen, betraten wir die Umzäumung und schritten zur Feststellung der Identität des Elephanten an der Hand der Photographie und des Signalements. Alle Zeichen stimmten genau, ausgenommen eines, das wir nicht sehen konnten — die Narbe unter der Achselhöhle. Um sich darüber zu vergewissern, kroch Brown unter das Thier, — er lag im nächsten Augenblick mit zerschmetterter Hirnschale am Boden. Alle flohen, so auch der Elephant, der mit viel Effect nach rechts und links um sich schlug. Entkam, ließ aber starke Blutspuren von Böllerwunden zurück. Wiederauffindung gewiß. Brach südwärts durch einen dichten Wald; ich ihm unverzüglich nach.

Brent, Detective."

Dies war das letzte Telegramm. Gegen Abend sank ein Nebel auf alles herab — so dicht, daß man auf drei Schritte Entfernung nicht das Geringste unterscheiden konnte. Er hielt die ganze Nacht über an. Die Dampfboote und selbst die Omnibusse mußten ihre Fahrten einstellen.

(Schluß folgt).

Aus der Hauptstadt.

Die Aquarelliſten-Ausſtellung.

Wir haben noch keinen Verein von Aquarellmalern, wie er in England seit achtzig Jahren besteht, haben nicht einmal eine Sonderausstellung von Aquarellen bei uns erlebt. Wir sind eben auch auf diesem Gebiete der bildenden Kunst zurückgeblieben. Es ist betrübend, aber es ist nichts Neues. Mit Ausnahme einer ganz kurzen fernab im Mittelalter liegenden Periode des romanischen Stiles und der Entwickelung des Kupferstichs und Holzschnitts — unserer Großthat im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, sind wir immer hinterdrein getrabt. Wir haben uns — namentlich in neuerer Zeit — durch einen kaum noch qualifizirbaren Dünkel schadlos gehalten, der seine Nahrung aus der Unbekanntschaft mit den Leistungen unserer Nachbarn sog. Es überrascht Niemanden, in unserer gebildeten Gesellschaft zu hören, eine englische Kunst gäbe es überhaupt nicht. Das materielle Volk sei ohne jede künstlerische Begabung. Dabei hat keine Nation seit hundertfünfzig Jahren eine solche Fülle von Anregungen gegeben. Die Reform der Kunsttechnik so gut wie die moderne Naturauffassung gingen überall von England aus. Unser Holzschnitt ist in demselben Grade englisch wie er vor vierhundert Jahren deutsch war; die moderne Radierung ist wesentlich englisch; aus England stammt die Aquarellmalerei, die unsere ganze Tradition aus den Fugen gehoben hat. Und während am Anfang unseres Jahrhunderts im übrigen Europa noch das „ewige" Vorbild des Claude Lorrain galt, von dem sich die wahre Kunst nie entfernen durfte, schlug in England der Landschafter den einzigen Weg des Heils in der Rückkehr zum Studium der Natur ein. Es dauerte Jahrzehnte, ehe die Nachbarn folgten.

Leider fehlen gerade die englischen Aquarelliſten bei Gurlitt vollständig. Aber nicht etwa aus einer zufälligen Ursache, sondern aus Rücksicht auf die Ende Mai zu eröffnende Jubiläums-Ausstellung, die zum ersten Mal Gelegenheit geben wird, in Deutschland moderne englische Kunst kennen zu lernen. Es kommt ja fast nichts auf den Continent, denn die Engländer haben die Mittel, ihr Bestes selber zu kaufen. Man arbeitet bei ihnen nicht wie bei uns für den Kunstexport. — Italiener, Niederländer und Spanier liefern fast die Hälfte der ungefähr hundertfünfzig Nummern bei Gurlitt. Zu unseren Berliner Künstlern kommen noch vereinzelte Meister aus anderen deutschen Kunststädten, so daß sich ein ungefähres Bild von dem gegenwärtigen Stand der Aquarellmalerei in unserem Vaterlande gewinnen läßt. Aber es ist, wie sich von selbst versteht, nach keiner Richtung etwas abgeschlossenes. Das Verdienst, das sich die Gurlitt'sche Kunsthandlung mit dieser Ausstellung erworben hat, liegt wesentlich in der Anregung. Es gibt jetzt in Deutschland Aquarellmaler genug, um die Gründung eines Vereines zu rechtfertigen. Die Sonder-Ausstellungen werden weiteren Kreisen erst das Verständniß für das Wesen der so lange mißachteten Kunstgattung beibringen. Bisher spielte auf den großen Kunstausstellungen das Aquarell eine Lückenbüßerrolle. Die wenigen Dutzend Blätter wurden am äußersten Ende mit den ebenso sehr verkannten Radierungen durcheinander gehängt. Das Publicum war müde, ehe es auf seiner Pilgerfahrt soweit gekommen und fand überdies bei einem Verweilen vor Darstellungen ohne gegenständliches Interesse in der Aquarell-Abtheilung nach den historischen und sittenbildlichen Bilderbogen der Oelmalerei seine Rechnung nicht. Auch das wird sich wohl bald ändern. Die zum Glück immer mehr um sich greifende dilettantische Beschäftigung mit der Kunst bietet dem Verständniß höherer Leistungen einen festen Boden.

Neue Erscheinungen von besonderem Interesse durften wir unter den deutschen Aquarellmalereien von vorneherein nicht erwarten. Wir erwähnen Bracht — mit einer köstlichen Ansicht des Sinai von der Ebene —, Hans Gude, A. Hertel — mit einer frischen Studie der

Digitized by Google

Seine-Insel bei Bas-Meudon, einer Aufnahme des Quai d'Orsay in Paris, unten von der Fahrstraße am Wasser gesehen —, Max Koch, mit einer Ansicht des Parthenon (leider hat sein Reisegefährte und Arbeitsgenosse bei der Ausführung des Pergamon-Panoramas in der Jubiläumsausstellung, Alexander Kips, nicht ausgestellt), Krabbes aus Karlsruhe, der technische Pfadfinder, von seiner Gesammtausstellung im Künstlerverein noch in frischer Erinnerung, Menzel mit einer schon bekannten Gesellschaftsscene; Mohn, der Schüler und als Märchenillustratur der Nachfolger Ludwig Richters, mit einigen poesievollen Landschaftsstudien; Passini, Liebermann, Gleichen-Rußwurm, Spangenberg, Schirm, Thumann. Hans Bartels und H. Herrmann, die sich gerade jetzt in der bekannten Lipperheideschen Concurrenz für Illustrationen begegneten, wo letzterer den ersten, Bartels den zweiten Preis davontrug, treffen auch hier zusammen. Große Aufmerksamkeit erweckt Skarbina, der in Bezug auf Darstellungskraft noch wieder gewachsen scheint. Besonders frisch wirkt unter seinen drei Blättern ein holländisches Zimmer in roth und grün mit einer offenen Thür, durch die eine graue Wand des Vorplatzes hereinleuchtet. Die schwarze Tracht der Frau, welche in die Thür lehnt und ihrem Kinde im roth und grün gestrichenen Kinderstuhl zuschaut, giebt der Farbenstimmung Tiefe und Kraft.

Unter den Italienern sei Cipriani genannt, ein Virtuose, den das größte Format nicht schreckt; unter den Niederländern Duchatel, auf dessen Uferlandschaft überaus duftige Partien erfreuen. Neu in Berlin ist der junge Spanier Villegas, der seine Stoffe aus der venetianischen Geschichte holt. Er ist ein scharfer Charakteristiker, aber als Colorist etwas einseitig. Sein Kanzler des venetianischen Staats lehnt sich in rothem Gewand über eine schwarze Brüstung und trägt aus einem vergilbten Pergament mit grünem Siegel vor. Dieselben scharfen Contraste mit dominirenden Roth zeigen sich auf den andern drei Aquarellen. —

Bei Kroll hat Wereschagin einen neuen Cyclus von Gemälden ausgestellt, auf die wir das nächste Mal eingehen werden.

A. L.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Umgestaltung Roms.

Von dem Verfasser unseres ersten Rom-Artikels in No. 6, hinter dessen Pseudonym, wie wir unseren Lesern verrathen wollen, sich einer unserer ersten Kunstschriftsteller verbirgt, erhalten wir folgende Zuschrift:

Verehrter Herr!

Mit besonderer Genugthuung habe ich den Aufsatz: „Die Umgestaltung Roms" von L. W. Th. Fischer in der vorigen Nummer d. Bl. gelesen, weil derselbe in den wesentlichsten Gesichtspunkten mit den von mir an dieser Stelle dargelegten Anschauungen übereinstimmt. Auch mir erscheinen die neuerdings von Gregorovius, H. Grimm und Andern erhobenen Klagen sehr übertrieben und einseitig. Und dabei sind solche Klagen nicht einmal neu. Jeder, der in Rom eine Zeit lang gelebt hatte, nahm ein bestimmtes Bild in seiner Erinnerung mit heim, mit welchem er durch eine Menge Fäden von theilweise zarter und bedeutender Natur persönlich verwachsen war. Kam er nun nach zehn oder zwanzig Jahren wieder dorthin, so fand er manches lieb Gewordene nicht mehr oder doch verändert, und war er nun so subjektiv, daß er von seinen alten eingewöhnten persönlichen Empfindungen sich nicht los machen konnte, so erhob er Klage. Wieviel hat man Derartiges nicht schon seit mehr als hundert Jahren hören müssen! Ich führe hier, statt zahlreicher Belege und Beweise, nur eine Stelle aus den „Lebenserinnerungen" Ludwig Richter's (Frankfurt a. M., 1885, S. 172) an, die mir neulich beim Lesen des liebenswürdigen Buches begegnet ist. Richter war im Oktober 1824 mit mehreren Kunstgenossen, unter denen sich der Altmeister der deutschen Landschaftsmalerei Joseph Anton Koch befand, zu einem Volksfeste nach dem Monte Testaccio gegangen und er erzählt nun in seinem Berichte über das, was er da gesehen und erlebt hatte, auch Folgendes: „Koch tobte beim Anblick eines neuen, etwas eleganten Vorbaues an einem der Keller und stampfte vor Zorn mit seinem Stock, der mehr einer Keule ähnlich sah, über solche ungebührliche Modernisirung; denn Alles, was die alten naturwüchsigen Zustände Roms im geringsten antastete, war ihm ein Greuel. In dieser Beziehung dachte er, wie alle poesie- und freiheitsliebenden Naturen mit Winckelmann, welcher aus Rom schrieb: „Ich kenne für mich nur zwei schreckliche Dinge, wenn man die Campagna anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, dann zöge ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht." Solchen wenig einsichtsvollen Meinungen und recht lieblosen Wünschen, so sehr dieselben auch künstlerisch und dichterisch begründet erscheinen mögen, können die Römer ruhig das Wort Schiller's entgegenhalten:

„Wir, wir leben! Unser sind die Stunden
„Und der Lebende hat Recht".

Die Römer wohnen doch nicht in einem Beinhause der Weltgeschichte, sondern eben wie andere Menschen auch in einer Stadt, die, trotz aller ihrer großen geschichtlichen Vergangenheit, doch lebt, leben und sich weiter entwickeln will. Nur wer ihnen dieses Recht des Lebenden bestreitet, wird sie mit Ernst anklagen dürfen. Solch' ein Standpunkt mag ja sehr erhaben und selbstschmeichlerisch sein, aber Niemand, der begreift, daß Rom mit der Erhebung zur Hauptstadt des Königreichs Italien in eine neue Epoche seines Daseins getreten ist, und der sich nicht mit Gewalt oder aus Liebhaberei dagegen verschließt, die nothwendigen Folgen dieser Thatsache anzuerkennen, wird denselben theilen können. Im Einzelnen mag ja manches Falsche und Mangelhafte geschehen sein, im Großen und Ganzen ist nur geschehen was geschehen mußte. Rom will eben, trotz Winckelmann, Koch, Gregorovius und Andern aus der „göttlichen Anarchie" der päpstlichen Zeit, aus der elenden Verwahrlosung, dem Schmutze und Stanke, aus der geistigen Verkommenheit und der Ruhe eines weltgeschichtlichen Kirchhofes heraus und eine „polizirte Stadt" werden, wie andere Städte auch. Und das muß es, um anständiger Weise die Hauptstadt des neuen Italien's sein zu können. Diese Umwandlung vollzieht sich mit der Unerbittlichkeit eines Naturereignisses und Derjenige, der in Wahrheit geschichtlichen Sinn besitzt, wird mit seiner Einsicht diesem Ereignisse zu folgen suchen, so schwer das auch bisweilen seinem Herzen werden mag. Rom hat seit den Tagen seiner Gründung so viel Umwandlungen und Vernichtungen durchgemacht, ist so oft schon eine neue Stadt geworden, daß man gerade in Rom auf die Endlichkeit eines Menschenwerkes, auf die unaufhörliche Vernichtung und Wiederentstehung auf dieser Erde, auf den ewigen Wandel unter dieser Sonne mit der erschütternden Stimme der Weltgeschichte unwiderstehlich hingewiesen wird. Statt eitle Klagen zu erheben, ist es gewiß besser, dem Verständniß der Geschichte, die vor unsern Augen sich abspielt, nachzugehen. H. Goverts.

Digitized by Google

Inserate.

In allen Buchhandl. neueste Auflage der
Pariser Luft von Arthur Meunell.
Schild. d. neuest. Paris in s. Tugend u. Lastern. Reichster geistiger Inhalt. Hinreißende witzsprühende Sprache. „Einzig in seiner Art"; „Eine der kühnsten Schriften, die je erschienen", nannte maßg. europäische, selbst franz. Kritik (Temps, 3. Jan.) dieses f. jed. geb. Deutschen unentb. Erstlingsbuch d. Verf. v. „Buchholtzens in Paris". Preis 3 Mk. Verl. v. Alb. Unflad in Leipzig.

Preisausschreiben für humoristische Belletristik.

Das „Literarische Institut Greiner & Caro, Berlin, Unter den Linden 40", eröffnet ein Preisausschreiben für humoristische Belletristik und zwar für: **ein humoristisches Feuilleton, eine humoristische Novelle und einen humoristischen Roman.** — Zur Uebernahme des Preisrichteramts haben sich bereit erklärt die Herren: **Dr. Georg Ebers**, Professor, Leipzig; **Dr. Ernst Eckstein**, Dresden; **Dr. Wilhelm Goldbaum**, Redacteur der „Neuen Freien Presse", Wien; **Dr. Robert Hamerling**, Graz; **Dr. Gustav Karpeles**, Berlin; **Dr. Rudolph Loewenstein**, Redacteur des „Kladderadatsch", Berlin; **Fritz Mauthner**, Berlin; **Dr. Otto Roquette**, Professor, Darmstadt; **Johannes Trojan**, Redacteur des „Kladderadatsch", Berlin; **Dr. Theophil Zolling**, Herausgeber der „Gegenwart", Berlin. — Die Bedingungen des Preisausschreibens sind folgende: Die Manuscripte des humoristischen Feuilletons müssen bis incl. 15. Juli, die der Novelle bis 1. November d. J. und die des Romans bis incl. 31. März 1887 eingesandt sein. Das Urtheil wird am 1. September über das Feuilleton, am 15. Dezember d. J. über die Novelle und am 1. Juli 1887 über den Roman bekannt gemacht werden. Die Zahlung der Honorare erfolgt sofort nach Bekanntmachung der einzelnen Urtheile. **Die Gesammtsumme ist bei der „Deutschen Bank" in Berlin deponirt.** Die eingereichten Manuscripte dürfen nicht von der Hand der Verfasser geschrieben sein und müssen als Aufschrift ein Motto tragen. Jedem einzelnen Manuscript muß ein mit demselben Motto versehenes, genügend versiegeltes Couvert beiliegen, das den Namen und die Adresse des Autors enthält. Die Außenseite der Manuscriptsendung muß ebenfalls von fremder Hand den deutlichen Vermerk: „Zur Preisbewerbung" tragen. Selbstverständlich darf weder auf dem Manuscript, noch auf dem verschlossenen Couvert der Name des Autors genannt oder auch nur angedeutet sein. Das humoristische Feuilleton soll nicht unter 200 Druckzeilen und nicht über 400 Druckzeilen ausmachen und wird mit einem Honorar von **500 M. (Fünf Hundert Mark)** prämiirt. Die humoristische Novelle soll nicht unter 4 Druckbogen, Format „Deutsche Rundschau", ausmachen und wird mit **2500 M. (Zweitausend und fünf Hundert Mark)** prämiirt. Der humoristische Roman soll nicht unter 24 Druckbogen Romanformat ausmachen und wird mit **6000 M. (Sechs Tausend Mark)** prämiirt. Die Arbeiten müssen Original sein und sollen moderne deutsche Zustände wiederspiegeln. Die Anwendung des Dialects, wenigstens als Sprache der Darstellung, ist ausgeschlossen. Im eigenen Interesse der sich an der Preisbewerbung Betheiligenden ist anzuempfehlen, die Manuscripte recht deutlich und nur auf einer Seite beschrieben einzusenden, da unleserliche Arbeiten unberücksichtigt bleiben müßten. Die Manuscripte dürfen nicht aus einzelnen Blättern bestehen, sondern geheftet sein. Die preisgekrönten Arbeiten bleiben durch Zahlung der **500 M., 2500 M.** und **6000 M.** unbeschränktes Eigenthum des „Literarischen Instituts". Die nicht preisgekrönten Feuilletons werden vernichtet, während die Manuscripte der Novellen 6 Wochen, die der Romane 2 Monate später auf ausdrücklichen Wunsch der Einsender franco zurückgesandt werden.

Hannover-Altenbeker Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 30. Sept.
Bad Pyrmont.
Pferdebahn zum Salzbade u. Bahnhof 5 Minuten.
Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.
Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt
Fürstl. Brunnen-Direction.

½ Stunde von Frankfurt a. M.
Bad Homburg
½ Stunde von Frankfurt a. M.
Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder.
Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende und Reconvalescenten.
Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.
Soeben erschien die erste Lieferung der
Kulturgeschichte
der Menschheit in ihrem organischen Aufbau
von **Julius Lippert.**
Das 20 Liefgn. à 1 M. umfassende, zwei stattliche Bände bildende Werk wird im Herbst dieses Jahres vollendet sein.
An sicherer und bewährter Führerhand folgt der Leser den mannigfach verschlungenen Pfaden, welche das Menschengeschlecht in seiner Kulturentwicklung seit der Zeit, da es aus dem Dunkel der Vorgeschichte auftauchte, bis zur Gegenwart gewandelt ist.
Die Darstellung ist außerordentlich klar und fesselnd, überall werden die innersten Zusammenhänge und Ursachen des materiellen und geistigen Fortschreitens der Menschheit aufgedeckt und schließlich wird ein Standpunkt gewonnen, von dem diese Kulturentwickelung als ein organisches Ganzes vor uns liegt.
Gewiß für die gesammte gebildete Welt ein höchst interessantes Buch.

Bad Reinerz
bei Glatz in Schlesien. Klimatischer Gebirgs-Kurort, 556 Meter über der Ostsee. Kohlensäurereiche alkalisch erdige Eisenquellen. Mineral-, Moor- und Douche-Bäder, Molken- und Milch-Kuranstalt.
Angezeigt gegen: Tuberculose, chronische Catarrhe der Respirationsorgane, Magen- und Darmcatarrhe, sowie gegen chronisch-entzündliche Leiden der weiblichen Sexualorgane. Besonders empfohlen für Anämische und Reconvalescenten; ferner empfohlen als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt — **Saisondauer vom 1. Mai bis Anfang October.**

Bad Nauheim
bei Frankfurt a. M., Stat. d. M.-W.-B.
Naturwarme kohlensäurereiche und **gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen** und **alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.**
Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern, auch vor bez. nach dieser Zeit. Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. **Jäger.**

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:
Scharnhorst.
Von
Max Lehmann.
Erster Theil. Bis zum Tilsiter Frieden.
Mit einem Bildnisse und drei Karten. gr. 8 Preis: *M* 10.—

In jeder Buchhandlung:
Buchholtzens in Paris. 3 M., geb. 4½ M. Grosser Erfolg. Amüs. Familien-Buch. Stets neue Aufl. Verlag: A. Unflad in Leipzig.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 15. Mai 1886. Band XXIX.

CORNELL UNIVERSITY
JUN 3 1886
Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Am Vorabend der Entscheidung in England. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst:** Lionardo da Vinci als Architekt. Von Wilhelm Lübke. — Zola's Künstlerroman. Von Theophil Zolling. — Erinnerungen an Josef Victor von Scheffel. Von Anton von Werner. (Schluß.) — **Feuilleton:** Der gestohlene weiße Elephant. Von Marc Twain. Aus dem Amerikanischen von Robert Lutz. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Wereschagin-Ausstellung. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Am Vorabend der Entscheidung in England.

Von Karl Blind.

Es ist Gladstone gelungen, in seinem achtundsiebzigsten Jahre sein Lebenswerk dadurch zu krönen, daß er mittelst des Planes der Zerreißung der Reichseinheit die eigene liberale Partei von ihren Spitzen bis in ihre tiefsten Volksschichten hinein aufs Gründlichste gespalten hat.

Das dabei angewandte Verfahren war nicht das parlamentarische, nicht einmal das auf die Berathung mit den Amtsgenossen gegründete, sondern einfach das dictatorische, gepaart mit der dabei unvermeidlichen Hinterlist. Dies Verfahren macht bekanntlich neuerdings Schule in Europa; darin besteht eben der große politische Fortschritt unserer Zeit. Er ist natürlich um so merkwürdiger, da sich Fortschrittsmänner und selbst Demokraten finden, welche diesem selbstherrlichen Gebahren eines autokratischen Staatsmannes, dieser Hintansetzung des veralteten „Parlamentarismus", als der richtigen Entwickelung zujubeln.

Daß Herrn Gladstone die Lorbeern eines Anderen nicht schlafen lassen, ist augenfällig genug. Für seine dictatorische Behandlung der eigenen Partei und der eigenen Amtsgenossen in einer inneren Lebensfrage hat er sich, wie jeder mit der Zeitgeschichte Vertraute weiß, dadurch vorbereitet, daß er in Süd-Afrika, in Aegypten, im Sudan, in Afghanistan Alles mißleitete, blutig verpfuschte, verdarb und schließlich immer den Rückzug antrat. Nichts hat er da richtig vorausgesehen. Selbstverständlich erlangte er dadurch die Berechtigung, über Nacht die liberale Partei aufzufordern, in irischen Angelegenheiten das zu verbrennen, was er selbst bisher angebetet, dagegen anzubeten, was er seit Jahren als ein scheußliches Götzenbild gebrandmarkt hatte.

Die Sache steht also jetzt so. Entweder hatte Gladstone Unrecht, als er Parnell und Genossen anklagte, daß sie „bis an die Lippen in Landesverrath getaucht sind" und auf die „Zerstückelung des Reiches" ausgehen. Dann darf man wohl fragen: Ist dieser Mann, der auch die Zuträgerei zur amerikanischen Sklavenhalter-Empörung auf dem Gewissen hat, wofür England durch Schiedsspruch mehrere Millionen Pfd. St. Buße zu zahlen verurtheilt wurde — ist Gladstone, der zufolge eigenem Geständniß wegen Schleswig-Holsteins Krieg gegen Deutschland wollte, was unfehlbar zu einer weiteren Demüthigung Englands hervorgerufen hätte, ein sicherer Führer?

Oder er hatte Recht, als er die von Parnell und Genossen hundertmal bekannten Ziele schilderte — er hatte Recht, als er ausrief: „England würde sich vor aller Welt lächerlich machen, wenn es die Union auflöste". Wie steht es dann aber mit seinem an die Nation gerichteten Verlangen, sie solle diese Lächerlichkeit nunmehr auf sich laden?

Was England an hervorragenden geistigen Kräften auf dem Gebiete des Staatswesens, der Wissenschaft und des höheren Denkens besitzt, hat sich gegen Gladstone erhoben. Weitaus die Mehrzahl seiner früheren Amtsgenossen, Radikale wie gemäßigt Liberale, stehen gegen ihn auf dem Plan. Die Männer, welche als Naturforscher, als Gelehrte, als Philosophen einen Weltruf besitzen und seit Jahren getreu zur Fahne des Freisinns und Fortschritts halten, schaaren sich zusammen in einen „Liberalen Verein für Aufrechthaltung der Union". Sie kennen ihre irischen Pappenheimer. Sie wissen, was aus der Nachbar-Insel werden würde, wenn einmal die vaticanistischen Erzbischöfe, welche heute die Schutzherren der Liga sind, ihr Sonderparlament in Dublin unter sich hätten.

Eine bemerkenswerthe Thatsache ist es, daß Gladstone der Liga so lange widerstand, als dieselbe vom Papst nicht anerkannt war. Seitdem diese Anerkennung erfolgt ist, hat Gladstone plötzlich umgedreht.

Man kann die so vielfach umgehenden, von ihm als unwahr bezeichneten Angaben über seinen angeblichen Uebertritt zur römischen Kirche ins Fabelreich verweisen: eine Thatsache bleibt es doch, daß er als äußerster Hochkirchler dem Katholicismus näher steht, als dem Geiste der Reformation. Die ritualistische Partei, deren glühender Vorkämpfer er ist, hat schon eine Menge Abtrünnlinge nach Rom hin geliefert, darunter die Cardinäle Manning und Newman. Gladstone selbst strebt bekanntermaßen nach einer Wiedervereinigung der anglikanischen Kirche mit der katholischen einerseits (ohne die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes, doch mit Zulassung der Unfehlbarkeit des Collegiums der Bischöfe), und andererseits mit der griechisch-rechtgläubigen Kirche Rußlands und des Ostens.

Eine politische Stärkung des Katholicismus in Irland mag daher ihm, der ohnedies in biblischen Dingen der veraltetsten Anschauung huldigt, als Vorstufe nützlich erscheinen. Hat er doch schon vor Jahren die protestantische Kirche Irlands — deren Abschaffung als Staatskirche ohne Zweifel wünschenswerth war — den „Upas-Baum" genannt, während der wahre Upas-Baum doch wohl vom Vatican aus seine Schatten über gar manches Land wirft.

Cardinal Manning ist Gladstone's Studiengenosse in Oxford gewesen. Mit ihm war der „liberale" Premier, wie man weiß, wiederholt in vertrautem Verkehr, als es sich vor zwölf Jahren darum handelte, eine ausschließlich römisch-katholische Hochschule in Irland zu gründen und nachher auch das

Digitized by Google

Volksschulwesen ganz in die Hände der Priesterschaft zu bringen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, weil die Römlinge unendlich mehr forderten, als nach der Parteilage gewährt werden konnte.

Jetzt soll dem Ultramontanismus nicht blos das Erziehungswesen übergeben, sondern gleich eine feste Burg gebaut, so zu sagen ein irischer Kirchenstaat gegründet werden. Hätte Cardinal Manning, im Verein mit einem jesuitisch klugen Ligaführer, den Entwurf Gladstone's für Auflösung der Union geplant: er konnte die Sache nicht besser, nicht für Englands Zukunft verderblicher anlegen. Ein Briefwechsel zwischen Jesuiten-Oberen in Rom, England und Irland kam vor ein paar Jahren durch einen glücklichen Zufall ans Tageslicht. Darin war die Herstellung des „Home Rule" als im Interesse der päpstlichen Herrschaft liegend bezeichnet. Heute aber geht Gladstone weit über Home Rule hinaus. Er schlägt kurzweg die Abschaffung der Union vor.

Selbstverständlich behauptet er mit der ihm eigenen Rabulistik, welche von seinen schärfsten Gegnern oft auch „Jesuitismus" genannt wird: er beabsichtige keinen Antrag auf Abschaffung der Union, wolle vielmehr das Wesen, die „Essenz", der Union erhalten, indem er — zwei Parlamente einsetze, die von einander unabhängig sind. Nun sagt die Unions-Verfassung von 1800 mit dürren Worten: Es soll hinfort nur ein Parlament für Großbritannien und Irland bestehen. Aus diesem Grunde eben wurde der damals eingeführte, die Reichseinheit gründende Verfassungszustand die „gesetzgeberische Union" genannt.

Herrn Gladstone kostet es jedoch keinerlei Mühe, aus diesem Gesetz eine „Essenz", ein politisches Aqua Tofana, herzustellen, wodurch die Union in ihr Gegentheil verkehrt, vernichtet, getödtet würde, während er gleichzeitig mit kecker Stirn versichert: er gedenke sie nicht abzuschaffen!

Mit derselben Kühnheit führte Gladstone das Vorbild Oesterreich-Ungarns an, nachdem Graf Beust, der Urheber des Ausgleiches, eben erst die unbedingte Nichtanwendbarkeit dieses Vorganges auf England-Irland in den stärksten Worten auseinander gesetzt hatte. Während des letzten russisch-türkischen Krieges, als es einmal schien, daß das Ministerium Beaconsfield mit der Wiener Regierung zusammenwirken könne, geberdete sich Gladstone, als ob im Donau-Reiche die Zustände der Fünfziger-Jahre noch beständen. Er sprach von den „Verbrechen des Hauses Habsburg", die er vor der öffentlichen Meinung anzuzeigen gedenke, wie wenn eben erst der Pulverrauch auf der Brigittenau verraucht und die Leichen ungarischer Heerführer gerade vom Hochgericht abgenommen wären. Dann rief er wieder Oesterreich ein „Hände weg!" zu. Jetzt legt er die Hand schmeichelnd auf die Verfassungen der zwei Donau-Länder, um sie scheinbar für sich zu verwerthen.

Soll man die ganze Bodenlosigkeit dieses Gladstone'schen Vergleiches erst beweisen?

Weiß er nicht, oder stellt er sich nur, als wisse er nicht, daß Ungarn von Alters her ein Land für sich gewesen, mit eigenem Parlament, eigenen Gesetzen; daß es nicht zum alten Deutschen Reiche oder Bund gehört hat; daß es seine eigene Geschichte besitzt, unter seinen vielsprachigen Bevölkerungen früher Latein als Staatssprache gebraucht, jetzt Magyarisch an Stelle des Latein gesetzt hat, und daß Magyarisch von der in den ehemaligen deutsch-österreichischen Bundesprovinzen üblichen Staatssprache so verschieden ist, wie Englisch von Chinesisch?

Wie paßt da der Vergleich zwischen England und Irland, welch' letzteres seit 700 Jahren durch Eroberung an England gekommen ist, mit diesem staatlich stets verbunden war, und in seiner ungeheuren Volksmehrheit heute Englisch, und nur Englisch, spricht und schreibt?

Das aus so bunten Völkerbruchtheilen zusammengesetzte Ungarn, das vier Hauptsprachen redet, die so verschieden von einander sind, wie Türkisch von Russisch, Deutsch von Italienisch, besitzt ein Parlament. Das sollte Gladstone vor Allem sich merken; dann würde er erkennen, daß sein Vergleich geradezu vierfüßig hinkt.

Was soll man wieder zu seiner Heranziehung von Norwegen-Schweden sagen?

Er reiste vor dem Wahlfeldzuge an die Nordlands-Küste, scheint aber so klug zurückgekommen zu sein, wie er vorher gewesen. Bekanntlich stand Norwegen Jahrhunderte lang unter seinen eigenen Königen, war dann, mit der kurzen Ausnahme der Kalmarischen Union, über 400 Jahre lang nicht mit Schweden, sondern mit Dänemark vereinigt, doch immer unter wesentlicher Beibehaltung seiner eigenen Verfassung. Erst in diesem Jahrhundert kam es durch die Napoleonischen Kriege an das schwedische Herrscherhaus durch Verfügung der Mächte, und zwar erst, nachdem es sich mit den Waffen dagegen gewehrt und dann seine Eidswolder Verfassung geschaffen hatte. Ueberdies sind die Grundgesetze von Norwegen und Schweden fast so verschieden, wie die eines Königreiches und eines Freistaates. Die Heere der beiden Länder sind getrennt. Die Völker sprechen verschiedene germanische Sprachen.

Wie paßt das nun Alles auf Großbritannien und Irland?

Um England vor der Liga die Waffen strecken zu lassen und Hrn. Parnell in Dublin als Macht einzusetzen, scheut Gladstone vor keiner Verdrehung zurück — man müßte denn bei ihm eine ungewöhnliche Unwissenheit voraussetzen. Was er den bisher von ihm als Reichsverräthern Gezeichneten bietet, nennt er eine „Magna Charta für Irland". Da wäre denn England richtig zum „Johann ohne Land" geworden, der, vom Dynamit der „Unüberwindlichen" umdrängt, das ihm vorgehaltene Schriftstück zu unterzeichnen sich gezwungen sieht. —

Um das Maß der Schmach voll zu machen, ergeht sich Gladstone mit Behagen in den Ausdrücken der unversöhnlichsten Ligisten. Er nennt England eine „Fremdmacht", die „fremdes Gesetz" in Irland aufrecht zu halten getrachtet habe. Damit wird er zum Führer Derer, welche er, weil sie bisher solche Ausdrücke gebraucht hatten, des „Landesverrathes" beschuldigte. Welches Loos wäre wohl in Alt-England einem Staatsmanne dieser Art zu Theil geworden? Hätte nicht das Parlament die Anklage auf Staatsverrath wider ihn erhoben?

Wie ein geschworener Feind der protestantischen Kirche will er die gesetzes- und reichstreue, arbeitsame und grundtüchtige Bevölkerung von Ulster einem Römlings-Parlamente vorwerfen. Diese Bevölkerung wehrt sich dagegen. Hr. Chamberlain, obwohl seit Jahren in gewisser Weise homerulerisch geneigt, erkennt eine „schwere Gefahr für das Eigenthum, für die Rechte, ja, für das Leben der irischen Protestanten" in dem Entwurfe Gladstone's. Doch Nichts kann diesen von seinem schnöden Vorhaben abbringen.

Als Hr. John Morley, der jetzige Minister für Irland, noch die „Pall Mall Gazette" leitete, sah er sich eines Tages zu folgendem Geständnisse veranlaßt:

„Sonderbarer Weise ist das Land, wo uns der Nationalitätsgeist am meisten Beschwerlichkeit verursacht, der einzige Reichstheil, wo Garibaldi, nach dem Ausdruck eines katholischen Blattes, als ein berüchtigter Missethäter betrachtet wird, dessen angehäufte Verbrechen sein Andenken zu einem schandbaren machen! Die irische Volkspartei, obwohl von einem Protestanten geführt, ist eben nicht blos eine katholische, sondern eine päpstliche."

Eine Partei von Dunkelmännern ist diese sog. irische Volkspartei. Wer die „Flag of Ireland", den „Irishman", „Freeman's Journal" und andere bedeutende Home-Rule-Blätter gelesen hat, der wird häufig die Erscheinungen der Jungfrau Maria an allerhand Orten auf dem Lande, das Bewegen der Augen und der Arme an Marien-Bildern zu Knock, Knockmore u. s. w., die wunderthätigen Heilungen durch das Trinken von in Wasser aufgelöstem Mauerbewurfe dieser Kirchen und ähnliche Alfanzereien Tag um Tag haarklein beschrieben und durch priesterliches Zeugniß bestätigt gefunden haben.

Das ist die geistige Speise, die man drüben dem Volke bietet. Und aus solchem Mistbeete soll nun eine Regierung für Irland hervorgehen!

Hr. John Morley — das war ein ihm unliebsamer Zufall — nannte in einer Abhandlung, welche gerade auf den

Digitized by Google

Tag erschien, wo die Regierung Salisbury's fiel, die römische Kirche, unter Anführung des bekannten Wortes von Gambetta, die Feindin aller Wissenschaft. Nicht lange vorher hatte er der Aeußerung jenes irischen Priesters gedacht, der da sagte: „Wir verlangen Home-Rule, um die Mittel zur Losreißung vom Reich zu erlangen. Haben wir die Losreißung erreicht, so werden wir für die Vernichtung des Britischen Reiches arbeiten".

Und trotz dieser Warnungen, und trotz dieser früheren Erkenntniß sollen dem Feinde die Waffen gereicht werden?

Sogar die Erhaltung der Zoll-Einheit zwischen Großbritannien und Irland will Gladstone nicht grundsätzlich rechtfertigen, sondern nur aus Bequemlichkeitsrücksichten fortsetzen! Hier ist schon eine Andeutung für weitere Entwicklung im Sinne der gänzlichen Trennung gegeben. In gleicher Weise will er zwar, des Ueberganges halber, die bewaffnete Constablerschaft Irlands einstweilen noch unter dem Befehle der englischen Behörden fortbestehen lassen, — „jedoch nicht für immer", wie er verständnißinnig für die Parnelliten bemerkte.

Zum großen Ergötzen der Ligisten stellte er in Aussicht, daß das eingezogene Gut der ehemaligen protestantischen Staatskirche in Irland, im Betrage von 20,000,000 Pfd. St., zur Ausstattung des neuen irischen Parlamentes dienen könne. Sodann erklärte er, diesem Römlings-Parlament es überlassen zu wollen, ob es der Dubliner Hochschule — die zwar keineswegs mehr ausschließlich protestantisch ist, wo aber Protestanten, zum Theil auch aufgeklärte Katholiken, die Wissenschaft vertreten — auch fernerhin eine politische Vertretung vergönnen werde. Bei Besprechung des Punktes, daß die 28 erwählten irischen Peers, die im jetzigen Londoner Oberhause sitzen, in eine Dubliner Versammlung einzutreten das Recht haben sollen, erging sich Gladstone in dem sauberen Scherze: „man könne nicht sicher sein, ob die 28 Peers alle auf einmal sterben" und dadurch der Frage ein Ende machen werden. Brüllendes Beifallsgelächter erscholl von den Bänken der Parnelliten bei dieser Stelle.

Auch der weitere Jesuitismus fehlte natürlich nicht, daß Gladstone das sog. Grattan'sche Parlament von 1782 als Vorbild empfahl. Jenes Parlament war indessen ein protestantisches! Kein Katholik hatte in demselben einen Sitz; kein Katholik hatte sogar ursprünglich das Wahlrecht dafür. Gegründet war dasselbe worden, weil England, im Kriege mit den amerikanischen Ansiedlungen, von Holland bedrängt, von Frankreichs Feindschaft bedroht, in London selbst durch Unruhen erschüttert, es der reichstreuen Bevölkerung Irlands überließ, sich selbst zu schützen, da die englischen Truppen von dort zurückgezogen werden mußten. Im Sinne der Aufklärung gewährte dann jenes protestantische Parlament den Katholiken das Wahlrecht.

Und die Folge und der Dank war? Die furchtbare Empörung von 1798; das Eindringen eines französischen Heeres bis in die Mitte der Insel; die zeitweilige Flucht des kleinen englischen Truppenrestes.

Für ähnliche Entwicklungen will Gladstone jetzt den Weg bahnen. Hoffentlich hält die englische Parlamentsschildwache ihn rechtzeitig an, und läßt sich nicht von ihm durch ein verrätherisches „Gut Freund" täuschen.

Literatur und Kunst.

Lionardo da Vinci als Architekt.

Von Wilhelm Lübke.

In unserer Zeit der zersplitternden Specialistik in Wissenschaft und Kunst, wo kaum noch Jemand über die engen Schranken seines kleinen Fachbetriebs ins Allgemeine und Weite hinauszublicken vermag, erscheint uns die umfassende Kraft der alten großen Meister der Kunst, die nicht selten das Gesammtgebiet künstlerischen Schaffens umspannte, fast wie ein Räthsel. Namentlich bei den Italienern finden wir von Giotto bis auf Michelangelo eine Reihe bedeutender schöpferischer Genien, welche wenigstens im gesammten Bereich der bildenden Künste, der Architektur, Plastik und Malerei, zu Hause waren und überall Hervorragendes leisteten. Diese Vielseitigkeit war in jenen Kunstepochen nicht einmal die Ausnahme, sondern geradezu die Regel.

Einer aber unter jenen Großen geht noch weit über dies allgemeine Maß hinaus, indem er mit der vollen Beherrschung alles künstlerischen Schaffens noch die tiefsten wissenschaftlichen Studien verbindet und somit eine Universalität des geistigen Lebens darstellt, wie sie als eines der seltensten Phänomene in der Geschichte der Menschheit kaum jemals wieder ans Licht getreten ist: Lionardo da Vinci. Dieser große Mensch steht am Eingang der neuen Zeit als ein Gigant des Wollens, Wissens und Könnens da, und je mehr wir aus dem unerschöpflichen Schatz seines Nachlasses erfahren, desto höher steigt unser Staunen, unsere Bewunderung. Eine wahre Faustnatur von grüblerischem Tiefsinn, versenkt er sich in das Universum und spürt in der Natur und im Menschenleben allen Erscheinungen bis zum letzten Grund ihrer Existenz nach. Daneben leistet er im Gesammtgebiet der Künste überall das Höchste, denn sein Abendmahl und sein Sforza-Monument waren in ihrer Vollendung Denkmale der plötzlich zur höchsten Freiheit entfalteten Kunst. Nebenbei war er als Improvisator und Musiker hoch berühmt, ja, er baute sich selbst eine Leyer, mit deren Tönen er den Hof von Mailand bezauberte.

Das Staunenswertheste aber sind die zahlreichen Foliobände — 12 allein in Paris, andere in London und Mailand — in welchen er die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Studien niedergelegt hat. Vieles davon bezieht sich auf seinen Tractat über die Malerei, in welchem er zuerst eine volle wissenschaftliche Begründung dieser Kunst gegeben hat, Anderes erstreckt sich über alle Gebiete menschlichen Erkennens, über den vollen Umfang der Naturerscheinungen, über die Stellung der Erde, über Ebbe und Fluth, über die Sonne, über Wärme und Schatten, über die Strahlen der Sterne, über Tag und Nacht auf dem Monde, über Sonnen- und Mondfinsternisse und vieles Andere. Unerschöpflich ferner ist er in Erfindung der mannigfaltigsten Maschinen, besonders für den Festungsbau, für Angriff und Vertheidigung im Kriege, Wurfgeschosse, hydraulische Maschinen, Brücken, Schleusen und Canäle, ja selbst die Camera obscura hat Lionardo schon erfunden. Da er alle diese Aufzeichnungen seltsamer Weise mit der linken Hand von der Rechten zur Linken niederschrieb, so bieten seine Schriften für die Entzifferung die denkbar größten Schwierigkeiten. Unter Denen, welche mit eiserner Energie sich dieser Arbeit unterzogen haben, muß in erster Linie Dr. Jean Paul Richter genannt werden, der in zwei starken Bänden eine Auswahl aus den Schriften Lionardo's herausgegeben und durch zahlreiche Handzeichnungen des Meisters, auf nicht weniger als 122 Tafeln, den Text erläutert hat. Aus diesem erst kürzlich (London 1883) erschienenen Werke will ich diesmal nur dasjenige herausheben, was sich auf Lionardo als Architekten bezieht. Wir werden sehen, daß der große Meister auch auf diesem Gebiete völlig zu Hause war und auf der Höhe seiner Zeit stand, und daß er in seiner bekannten Denkschrift an Lodovico Sforza mit Recht von sich sagen konnte: „in Friedenszeiten glaube ich im Vergleich mit jedem Anderen

Digitized by Google

sehr gut in der Baukunst Genüge zu leisten, sowohl in der Errichtung von öffentlichen und Privatgebäuden, als auch in der Leitung des Wassers von einem Ort zum andern."

Zu den überraschendsten Thatsachen, welche Richter aus den Schriften Lionardo's ermittelt hat, gehört ein Aufenthalt im Orient, der uns eine bis dahin völlig unbekannte Episode aus dem Leben des Meisters vor Augen stellt. Lionardo da Vinci als Ingenieur in den Diensten des Sultans von Aegypten, im Auftrage seines Gebieters in Syrien mit Untersuchungen und Arbeiten technischer Art beschäftigt, das ist in der That eine der merkwürdigsten Ermittelungen für die Kunstgeschichte, und doch ist die Sache an sich nicht so auffallend, denn wir wissen ja, daß damals manche italienische Künstler ebenfalls im Orient Beschäftigung fanden. Auf einem Blatt der Windsor-Handschriften finden sich von Lionardo's Hand eingehende Schilderungen der Insel Cypern; noch entscheidender ist der Entwurf eines Briefes an den Defterdar (Diodario) von Syrien, „Stellvertreter seiner Heiligkeit des Sultans von Babylon", das ist nach damaliger Sprechweise: Cairo. Es heißt in demselben: „ich befinde mich hier in Armenien, um mit Hingabe und Sorgfalt meiner Pflicht nachzukommen und die Arbeit auszuführen, welche Du mir übertragen hast." Interessant ist zu beobachten, wie Lionardo mit der größten Gewissenhaftigkeit dabei verfährt und seine Beschreibung des Landes, namentlich des Kaukasus und des Taurus, in ausführlicher Weise mit Zeichnungen begleitet. Man wird diesen Aufenthalt des Künstlers vor seine Mailänder Epoche setzen müssen, von welcher jetzt wohl feststeht, daß sie nicht vor 1485 begonnen hat. Merkwürdig ist, daß nach einer Notiz in „Felicis Fabri monachi Ulmensis historia suevorum", auf welche mich Jacob Burckhardt hingewiesen hat, um 1487 beim Sultan von Aegypten ein deutscher Ingenieur thätig war, welcher vielleicht der Nachfolger Lionardo's gewesen sein könnte. Im achten Capitel des ersten Buches dieses im Jahre 1488 verfaßten Werkes rühmt der Ulmer Mönch die Vorzüge der Deutschen, namentlich ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen, indem er sagt, daß die Arbeiten der Deutschen in den verschiedensten Metallen, in Holz und in jedem anderen Material durch die ganze Welt berühmt seien, so daß, wenn Jemand etwas Vorzügliches derart haben wolle, er sich an Deutsche wende. Und er fährt fort: „ich habe bei den Sarazenen treffliche deutsche Goldschmiede, Juweliere, Steinmetzen und Zimmerleute gesehen, die wunderbare Sachen machten und sogar unter Griechen und Italienern hervorragten, ebenso deutsche Schuster, Schneider und Maurer. Im vorigen Jahre hat der Sultan von Aegypten den Hafen von Alexandrien mit einer erstaunlich wundersamen Mauer einfassen lassen, nach dem Plan („Consilio, industria et opere") eines Deutschen aus Oppenheim, wie es hieß." Lionardo's Anstellung beim Sultan von Aegypten, welche Ravaisson in der Gazette des beaux arts vergeblich zurückzuweisen suchte, erhält durch diese merkwürdige Notiz eine neue Beleuchtung und gewinnt, wenn es noch nöthig wäre, an Wahrscheinlichkeit.

Lionardo gehörte zu jenen tiefsinnigen Naturen, welche nichts nur obenhin streifen, vielmehr überall bis zum letzten Grunde vordringen und jeden Gegenstand völlig zu erschöpfen suchen. So finden sich denn auch im Codex Atlanticus zu Mailand und in den Pariser Handschriften zahlreiche Bemerkungen über Architektur und dazu viele erläuternde Zeichnungen in den Manuscripten zu Ashburnham und zu London. Alles dies sind Studien zu einem Lehrbuch der Architektur, in welchem der große Meister den ganzen Umfang dieser Kunst wissenschaftlich zu begründen beabsichtigte. Von diesen Skizzen bewegt sich eine gewisse Anzahl auf der Basis gewisser allgemeiner Programme und Aufgaben, um deren Lösung der Künstler sich in den mannigfaltigsten Motiven bemüht. Aber neben diesen gleichsam akademischen Uebungen treten uns auch Lösungen bestimmter praktischer Aufträge entgegen. Dahin gehören die Entwürfe für einen Pavillon im Garten der Herzogin von Mailand oder für die Kuppel der dortigen Kathedrale, deren Ausführung damals die künstlerische Welt lebhaft beschäftigte und zu heftigem Streit zwischen den Anhängern der Gothik und denen der neuen Bauweise führte. Lionardo gehörte zu den Mitgliedern der Commission für den Ausbau der Kuppel; ebenso wurde er im Jahre 1490 nach Pavia berufen, um seinen Rath wegen des dortigen Dombaues zu geben. Aus alledem geht hervor, daß man großes Vertrauen auch zu den technischen Kenntnissen des Meisters hatte und ihn bei den größten Constructionen der Zeit zu Rathe zog. Wir werden sehen, daß dieselbe Gründlichkeit, mit welcher Lionardo den Guß seines colossalen Reiterdenkmals für Francesco Sforza bis ins Kleinste vorbereitete (auch dafür liefert das Richter'sche Buch den vollen Beweis) ihn auch bei seinen Studien über die großen architektonischen Constructionen keinen Augenblick verläßt.

Wir verdanken Baron Heinrich von Geymüller die Bearbeitung der betreffenden Theile des Richter'schen Werkes, die Ordnung und Sichtung des reichen Stoffes, sammt den erklärenden Anmerkungen. Den Anfang machen Pläne für die Anlage von Städten, sowie deren Straßen und Canäle, wobei Lionardo nicht blos bis ins Einzelne, sogar die Maßangaben für die Ausführung beibringt, sondern auch seine Vorschläge durch Zeichnungen erläutert. Aus letzteren geht klar die Bekanntschaft mit Venedig hervor; auch ist, unter Hinzufügung eines Plans, von derartigen Arbeiten in Frankreich, namentlich zu Romoratin, die Rede. Bei dem Abschnitt über Castelle und Villen handelt es sich unter Anderem um einen Entwurf für ein königliches Schloß zu Amboise. Bei mehreren dieser Entwürfe tritt als ein dominirendes Motiv ein alles Andere überragender Thurm hervor, der durch eine untere Pilaster- und Bogenstellung, über welcher der obere Theil ungegliedert schlank emporsteigt, ein energisches Element künstlerischer Belebung zeigt. Den oberen Abschluß bereitet jedes Mal eine stark ausgekragte Galerie vor, und darüber erhebt sich in zwei Fällen (Tafel 80, Fig. 1 und 2) eine konische Spitze, welche wiederum an Venedig erinnert. In einem anderen Beispiel dagegen (Fig. 4 ebendort) bildet eine Kuppel in den eleganten Formen der Frührenaissance die Bekrönung. Hier ist offenbar nach verschiedenen Versuchen das Ideal dessen erreicht, was die damalige Zeit verlangte. Manche kleinere Skizzen zu Castellen und Villen mögen hier übergangen werden.

Weit umfangreicher sind die Entwürfe zu kirchlichen Bauten. In den vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen geht Lionardo von dem Grundsatz aus, daß jedes derartige Gebäude nach allen Seiten freistehen müsse, um sich klar in seiner Form darzustellen; wolle man einen Glockenthurm, so müsse er wie beim Dom zu Florenz und bei dem zu Pisa von der Kirche getrennt sein oder sich wie bei der Kirche von Chiaravalle auf der Mitte kuppelartig erheben. Außerordentlich groß ist die Zahl der Entwürfe, in welchen das Hauptthema des Kirchenbaues der Renaissance, die centrale Kuppelanlage, variirt wird. Man darf sagen, daß jede Art der Combination hier versucht ist, und daß Lionardo für dies bedeutende Thema ein fast unerschöpfliches Material beibringt. Er zeigt sich in diesen wie in den meisten andern Entwürfen als ein Mitstrebender Bramante's, und es tritt hier als bedeutsam hervor, daß dieser große Meister schon geraume Zeit, und zwar seit dem Anfang der siebziger Jahre, in Mailand thätig war, als Lionardo dorthin berufen wurde. So selbstständig und groß uns überall der Geist Lionardo's entgegentritt, so konnte es doch wohl nicht fehlen, daß Bramante's Architektur auch auf ihn einen Einfluß ausübte. Im Uebrigen stehen beide große Meister auf den Schultern ihrer Vorgänger, namentlich des Leo Battista Alberti, der die Erbschaft Brunellesco's weiter geführt und auf eine neue Stufe emporgehoben hatte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Zola's Künstlerroman.

Von Theophil Zolling.

Der Vater des Naturalismus liebt es, in jedem Roman eine eigene sociale Schicht, eine neue Scenerie zu schildern, uns das französische Volk bei einer anderen Arbeit zu zeigen. Nach den Markthallen, den Regierungspaläſten, dem Arbeiterviertel, dem Pfuhl der Galanterie, dem Modebazar, der bürgerlichen Miethskaserne und ihren Insaſſen kam die Dante'sche Hölle des Kohlenbezirks, und nach dieſem, wie wir hören, ſoll die Armee, die Polizei, die Börſe, die Eiſenbahn an die Reihe gelangen. Heute führt uns Zola in die Welt der Maler, Bildhauer, Schriftſteller. „L'Oeuvre" heißt ſein neueſter Roman. Das Kunſtwerk iſt gemeint. Es iſt ein grandioſes lebendes Bild der Pariſer Künſtlergilde. Dem Wohlleben und Luxus der Meiſter iſt die Dürftigkeit der künſtleriſchen Bohème gegenübergeſtellt. Die Ateliers und ſtillen Schreibſtuben erſchließen ſich vor dem Leſer. Wir ſehen Architekturſchüler bei der Concurrenzarbeit, Pariſer Jahreskunſtausſtellungen, den „Salon" der Zurückgewieſenen, die Sitzungen der Prüfungscommiſſion unter dem Präſidium des Akademieprofeſſors Cabanel, hier Mazel genannt, und als nicht kleinere Virtuoſenſtücke der Beobachtung und Beſchreibung erhalten wir ein halbes Dutzend Schilderungen von Paris zu jeder Tages- und Nachtzeit, von einer Seinebrücke aus geſehen, immer triumphirend, in ſeiner Glorie, die Sehnſucht künſtleriſchen Eroberungsdranges. Und nun die Acteure dieſes Theaters! Zuerſt die glücklichen und die verkommenden Maler, Bildhauer, Leute von der Feder — vor der Staffelei, am Schreibtiſch, auf ihren Bummelzügen, im Kaffeehaus, beim ſchlichten Mahl in der Cremerie. Dem nur in der Theorie großen Maler Claude Lantier iſt ſein Freund Sandoz gegenübergeſtellt, der zwar auch nie mit ſeinem Werke zufrieden iſt, aber ihm wenigſtens Leben einhaucht und ſelbſt von ihm lebt. Der Architekt Dubuche, geht auf der Jagd nach einer reichen Frau als Künſtler zu Grunde und wird uns am Ende ſympathiſch nur durch die rührende Liebe zu ſeinen rhachitiſchen Kindern, deren ſogar von der Dienerſchaft verachteter Wärter er iſt. Dann die zwei prächtigen Charakterköpfe des Bildhauers Mahoudeau und ſeines Stubengenoſſen Chaine: ſie ſprechen nicht mehr mit einander, ſondern ſchreiben ſich nur noch; dabei aber ſchlafen ſie in einem Bett und lieben die nämliche Frau. Ferner Gagnière, der die Malerei an den Nagel hängt, um ganz in unfruchtbarer Schwärmerei für deutſche Muſik unterzugehen und ſich für Richard Wagner prügeln zu laſſen. Alles Geſcheiterte, ratés! Dann die ans Ziel Gelangten, die Siegreichen! Fagerolles, der dem unglücklichen Helden das Gute und Neue ſeiner Manier abguckt und ſo ein reicher Modemaler wird; der immer ſelbſtzufriedene Chambouvard, der allbeliebte Künſtler und Erzphiliſter; der ſchwermüthige Maler Bongrand, deſſen ſpätere Werke man mit ſeinem berühmten erſten Bilde todtſchlägt, der vorübergehend an künſtleriſcher Impotenz leidet, aber mit der Jugend lebt und die akademiſchen Zöpfe verachtet — ein Gemiſch von Flaubert, dem Verfaſſer der „Madame Bovary", und dem Maler Thomas Couture. Endlich der Bilderkrämer alten Stils in dem gutmüthigen Papa Malgras, der die Künſtler liebt und ſich mit einem hübſchen Vermögen von den Geſchäften zurückzieht, und der neumodiſche Kunſthändler Naudet, der einen ſo gelungenen Kniff hat, um junge Maler zu lanciren, und am Ende großartig Bankrott macht. Dann das weibliche Anhängſel des Künſtlervölkleins: die unſichtbar waltende Frau und die Großmutter von Sandoz, die ganz in der Couliſſe bleiben, um der trefflichen Chriſtine, der Geliebten und Frau unſeres Helden, der nach Kräutern duftenden Apothekerswittwe und der leichtſinnigen Irma, welche nur für Maler ſchwärmt, die Bühne zu überlaſſen. Seltſam, daß der Chor der profeſſionellen Modelle fehlt, wie denn überhaupt das Laſter nur ſehr epiſodiſch auftritt und bis auf ein paar herzhafte Flüche und zwei ſinnliche Scenen, die aber nothwendig ſind, die Wohlanſtändigkeit beſtens gewahrt iſt. Nicht ganz überzeugt wird der Leſer hinſichtlich der Zeit, worin der Roman ſpielt, obgleich einmal von Favre, Rouher, dem Kaiſer die Rede iſt. Sehr zu ſeinem Nachtheil hat ſich Zola in die achtzehn Jahre des zweiten Kaiſerreichs eingeſchränkt, aber dieſe Maler ſcheinen unter der Republik zu leben, wenn ſchon die Anfänge des Impreſſionismus, den Zola mit der Schule des plein air meint, mitten in die Regierung Napoleons III. fallen. Manet, das Haupt der Impreſſioniſten, trat 1862 zum erſtenmal auf. 1866 ſchrieb Zola im Evénement unter dem Namen ſeines jetzigen Helden Claude die „Salonberichte", welche angeſichts der allgemeinen Entrüſtung der Cliquen nicht zu Ende erſcheinen durften, und die der Leſer in dem Sammelband „Mes Haines" (1879) findet. In jenen Berichten, ſowie in den Abhandlungen über Manet und den Maler des Realismus Courbet, den damals bereits anerkannten „Meiſter von Ornans", ſind ganz dieſelben Theorien ſo ziemlich mit den nämlichen Worten ausgedrückt, wie wir ſie hier von Lantier und ſeinen Freunden hören. Was wollen dieſe Apoſtel und Schüler des „plein air" eigentlich? Sie fühlen offenbar mehr das Bedürfniß zu reden, als zu ſchaffen, aber ihre Theorien, die ein gutes Viertel des Romans füllen, ſind ebenſo prahleriſch und unduldſam als dunkel und widerſpruchsvoll. Das Eine iſt ſicher: es ſind extreme Realiſten. Sie wollen die Natur, die Menſchen wiedergeben, wie ſie ſind — welcher Künſtler wollte das nicht? Aber unſere Franzoſen hier kennen kein zu Viel, kein zu Häßlich, kein Gut und Schlecht, kein Oben und Unten. Das ganze moderne Leben in ſeiner ſchreienden Natürlichkeit will ihr Kunſtwerk wiedergeben. Der „Luftmaler" verdammt den ſteifen Claſſicismus, aber auch Delacroix's Decorativmalerei und Courbet's dunkle Manier. „Was uns Noth thut, iſt die Sonne, die freie Luft, eine helle und junge Malerei. Laßt die Sonne herein und gebt die Gegenſtände ſo wieder, wie ſie ſich in taghellſter Beleuchtung ausnehmen." Der Architekt ſoll die griechiſchen Tempel und gothiſchen Kirchen hinauswerfen, denn die moderne Demokratie verlangt nach einer eigenen Bauart: einfach, coloſſal, ſtark, wie ſie ſich ſchon in Markthallen und Bahnhöfen verräth, Eiſenconſtruction, aber ſchöner, von der Größe unſerer Errungenſchaften zeugend. Der Schriftſteller oder vielmehr der Romandichter, denn nur auf ihn wird Rückſicht genommen, ſoll wiſſenſchaftlich, logiſch ſein, die Pſychologie durch die Phyſiologie erſetzen, denn der Gedanke ſei nicht das Product des Gehirns ſondern des ganzen Körpers u. ſ. w. Zum Glück zeigt uns Zola mit ſeinem Roman ſelbſt viel beſſer, was Sandoz mit ſeinem confuſen Rothwälſch meint. Jedenfalls gelingt es den jungen Kunſtrevolutzern mit der Verwirklichung ihrer Ideale und ihrer Eroberung von Paris nicht ganz. Sie werden verhöhnt, verlacht, gemieden, ausgeſtoßen. Die Schlauen unter ihnen gehen ganz zum niedlichen Modegeſchmack über, verlaſſen das Coloſſale, Kraftgenialiſche, nehmen nur das Gute des neuen Kunſtideals mit hinüber und kommen dank ihrer Compromiſſe ſehr bald zu Anſehen und Reichthum. Die Schule des plein air macht kläglich Fiasco, wie einer der Ihrigen ſelbſt zugeſteht. „Die Anſtrengungen verzetteln ſich. Die Jünger begnügen ſich Alle mit Entwürfen, mit eilfertigen Impreſſionen, auch nicht Einer hat die Kraft, der erwartete Meiſter zu ſein. Dieſes neue Hereinbrechen des Lichtes, dieſe Leidenſchaft des Wahren, die bis zur wiſſenſchaftlichen Analyſe geht, dieſe originelle Revolution ſtockt und fällt in die Hände von geſchickten Speculanten und erreicht nicht das Ziel, weil der Meſſias noch nicht geboren iſt. Aber er wird kommen, nichts geht verloren, es muß Licht ſein."

Am ſchlechteſten ergeht es ohne Zweifel dem eigentlichen Helden des Romans, dem Haupt der Schule, dem Erfinder des plein air, dem im Kampfe mit der Wirklichkeit immer beſiegten und bis zum Tode conſequenten „unvollſtändigen" Künſtler. Sein allmähliches Verſumpfen und langſames Abſterben bildet das Rückgrat des Werkes. Das doppelte Problem: wie ein unfruchtbares theoretiſches Genie zu Grunde geht und die Entfremdung zweier Eheleute durch die Kunſt, wird mit ermüdender Umſtändlichkeit erzählt, aber auch tief erfaßt und mit — obgleich Zola das Wort zuwider iſt — pſychologiſcher Meiſterſchaft dargeſtellt. Allerdings geht es nicht ohne die üblichen Vergrößerungen und Uebertreibungen ab. Lantier's Urbild, der Impreſſioniſt Manet, wurde zwar auch jahrelang vom

Digitized by Google

Salon ausgeschlossen, allein schließlich erzwang er sich doch durch sein Talent den Eintritt und starb als anerkannter Meister. Nicht schlechter erging es den Uebrigen: Millet, Pizarro, Vollon, Monet, Bonvin, Roybet, Renoir, von den drei berühmten Landschaftern Corot, Daubigny, Rousseau zu schweigen. Lantier aber hat nicht einen Hoffnungsstrahl, auch nicht einen Erfolg; all sein heißes Bemühen ist von einer monotonen Nutzlosigkeit. Sogar sein bestes Bild wird von einem Freund in der Jury als „charité“ in die Ausstellung geschmuggelt, aus Gnade und Barmherzigkeit. Weniger eintönig ist die Genesis des ehelichen Conflictes dargelegt. Der Verfasser beleuchtet das „wilde“ und erst nach Jahren legalisirte Verhältniß Lantier's zu Christine durch alle seine Phasen: wie er ihr bei Nacht und Sturm in seinem Atelier Obdach gewährt; wie sie ihn später besucht, gleich einem guten Kameraden; wie in der beständigen Gegenwart des nackten Weibes auf seinem Bilde die Sinnlichkeit in Beiden erwacht, und wie sie aus Mitleid ihre jungfräuliche Zurückhaltung vergißt und ihm nach langem inneren Kampfe Act steht.

Claude machte ein Zeichen, daß er mit Malen fertig sei und stieß, ganz linkisch geworden, in seinem Bestreben, ihr den Rücken schneller zuzuwenden, einen Stuhl um. Indessen erhob sich Christine mit schamübergossenem Antlitz vom Divan. Eilfertig, von einem plötzlichen Schauer überrieselt, kleidete sie sich wieder an, von einer solchen Bewegung erfaßt, daß sie sich unrichtig zuknöpfte; dann zog sie die Aermel herunter und stülpte ihren Kragen empor, um nichts mehr von ihrer Blöße sehen zu lassen. Und sie war schon ganz in ihren Pelz eingehüllt, und noch immer konnte er sich nicht entschließen, seine Nase von der Decke weg zu richten und einen Blick auf sie zu werfen. Endlich näherte er sich ihr, sie blickten sich an, zögernd, ergriffen von einer Bewegung, die ihnen noch immer die Sprache benahm. War es eine unendliche, unbewußte Traurigkeit ohne Namen? Denn ihre Lider schwollen von Thränen, als ob sie jetzt das Leben sich verbittert und den Grund menschlichen Elends berührt hätten. Wehmüthig, ohne Worte, ohne einen Dank finden zu können, küßte er sie auf die Stirn.

Dann tröstet ihn die Geliebte, obwohl auch ihre Nacktheit auf seinem Bilde von ganz Paris verlacht worden, von seinem ersten Mißerfolg, indem sie sich ihm ganz zu eigen gibt. Auch hier liefert der berüchtigte Naturalist wieder eine durchaus dichterisch getragene Darstellung. Aber trotzdem Lantier liebt, obwohl Beide eine reizende Idylle auf dem Lande feiern, wenn er Christine auch später heirathet und sie ihm ein Söhnlein schenkt: er gehört immer weniger ihr und immer ausschließlicher der Kunst an, die ihn ganz in Anspruch nimmt. Auch hier wieder die üblichen Uebertreibungen. Wie Lantier sein Weib über dem gemalten Popanz auf unglaubwürdige Weise vergißt, so läßt der Verfasser Christine nur als Geliebte gelten und spricht ihr die mütterlichen Gefühle ab: sie liebt nur Claude, der freilich ihr großes Kind ist. Er verdient im Grund ihre Liebe gar nicht, der lächerliche Märtyrer seiner Kunst, der Narr, der jedenfalls der echte Sohn der Wäscherin Gervaise aus dem „Assommoir“, ein würdiger Sprosse der degenerirten Familie Rougon-Macquard ist. Der Haustyrann vernachlässigt seine Umgebung über seiner Kunst. Seine Leidenschaft ist längst verraucht. Einmal begeht er fast unbewußt eine Untreue, seine Gedanken weilen nur bei seinen Bildern. Auch sein Kind muß ihm frühe schon und sogar noch im Tode als Modell dienen, und je länger je mehr behandelt er seine Frau wie eine lebendige Gliederpuppe. Dabei ist er oft von einer kritischen Rohheit, welche der Gattin sogar die entschwundene Jugendschönheit zum Vorwurf macht. Kein Wunder, daß das Weib sich empört. Christine empfindet es als einen Hohn, daß sie, seine legitime Frau, nur noch sein Act sein und ihre Blöße ganz Paris zeigen soll. Zum Glücke werden ja seine Bilder niemals fertig! Und so bricht ein heimlicher, aber entsetzlicher Kampf aus zwischen dem Weibe mit Fleisch und Blut und ihrem Abbild. Sie sieht in dem Gemälde ihre Nebenbuhlerin, welche sie mit denselben Waffen, ihrer Nacktheit bekämpfen muß.

Das gute Zusammenleben hatte aufgehört, ein Haushalt zu Dreien schien zu entstehen, wie wenn er eine Maitresse in das Haus eingeführt hätte, diese Frau, welche er nach ihr malte. Das Riesenbild erhob sich zwischen ihnen, und er lebte jenseits mit der Anderen. Sie wurde toll darob, eifersüchtig auf dieses Doppelleben ihrer Person, und doch wagte sie nicht ihren Schmerz einzugestehen, denn er hätte sie ausgelacht. Sie täuschte sich nicht und fühlte wohl, daß er die Copie dem lebendigen Original vorzog, daß dieses Abbild die Angebetete und seine einzige Sorge war, daß die Zärtlichkeiten aller Stunden nur ihr galten. Er folterte sie mit Posen, um die Andere zu verschönern; er empfing blos von der Anderen seine Freude oder seine Heiterkeit, je nachdem er sie unter seinem Pinsel leben oder entschwinden fühlte. Ja, das war Liebe! Und welcher Schmerz für sie, ihren Leib darzubieten, damit die Andere leben sollte, damit der Alp dieser Nebenbuhlerin ihn erdrücken und immer zwischen ihnen sein sollte, mächtiger als die Realität, am Tisch, im Bett, überall. Ein nichtiger Farbenkleck auf der Leinwand, ein einfacher Schein zerstörte all ihr Glück. Er war ihr gegenüber stumm, gleichgültig, oft brutal; sie aber ward gefoltert durch seine Untreue und die Unmöglichkeit, dieses Krebsweib von ihrem Herde jagen zu können, das ihr Alles nahm und in seiner Unbeweglichkeit so entsetzlich war.

Jetzt aber trägt sie es nicht länger mehr. Sie sieht in dem furchtbaren Weibe die Kunst, die falsche Göttin. Er muß ihr entrissen werden um jeden Preis. Sie will ihm die Augen öffnen über seine Talentlosigkeit, sein fruchtloses Mühen, ihm die Malerei hassenswerth machen und ein der Liebe und besserer Arbeit gewidmetes neues Leben mit ihm beginnen. Es ist zu spät. Das Kunstwerk, das ihm Jugend, Freude, Vermögen, Frau und Kind geraubt, soll ihm auch noch das Leben nehmen. In einer Sommernacht kommt die Katastrophe. Er hat sich, unheimlich und finster wie immer, von Hause entfernt. Sie glaubt, er wolle sich ertränken und folgt ihm. Er steht auf einer Seinebrücke; sie zittert, aber nein, er studirt bloß das Nachtbild. Nach stundenlangem Brüten kehrt er heim und legt sich zu Bett. Aber bald findet Christine den Platz leer. Sie entdeckt ihn im Atelier, wie er, ein Licht in der Hand, an seinem unseligen Bilde malt. Unter seiner Hand funkelt der Leib des schrecklichen Weibes wie ein gelber, rother Stern, grell, unlebendig, gleichsam aus Metallen, Gemmen, Marmor zusammengesetzt, wie das Götzenbild einer unbekannten Religion. „Komm zur Ruhe, Du reibst Dich auf!“ fleht Christine. „Nein“, erwidert er, „ich will malen, ich gehöre der Kunst, dem strengen Gott; mag er aus mir machen, was er will“. — „Aber ich, ich bin das Leben. Das Weib, das Du liebst, ist todt, hat nie gelebt. Sieh nur, wie häßlich, wie lächerlich es ist. Ich bin schöner, jünger, habe Fleisch und Blut und liebe Dich!“ Und sie hängt sich an ihn, preßt ihn an ihre Brust und trägt ihn fort wie eine Beute. In ihrem Taumel zwingt sie ihn, die Kunst zu verfluchen. „Ja, ja, nicht wahr, die Malerei ist ein Unsinn?“ — „Sie ist ein Unsinn, und nur Du bist das Leben!“ Ueberglücklich schlummert sie ein. Doch er findet keine Ruhe. Eine Stimme ruft ihn. Sie ist es, die Geheimnißvolle, Unerbittliche, die Sirene mit dem demantenen Leib. Sie ruft ihn dreimal. „Ja, ich komme!“ Und Christine findet ihn im Morgengrauen erhängt vor seinem Bilde, der Abgöttin, ihrer Feindin — ein Liebhaber, der sich zu Füßen seiner Maitresse getödtet hat.

Der Schluß ist wieder ganz symbolisch. Den Künstler, von dessen Lebenswerk auch nicht ein Bild zeugen wird, begräbt man draußen an der Bannmeile auf einem Kirchhof, der traurig zwischen öden Baustellen, Lagerplätzen und dem Damm der Ringbahn liegt. Ein Pesthauch erfüllt die Luft: alte Gräber werden geöffnet, damit für neue Ankömmlinge Platz sei, und in der Nähe verbrennt ein Haufen halb verfaulter Särge. Mitten in den Weihespruch des Priesters gellt der Pfiff einer Locomotive vom Rangir-Bahnhof, als ob der Hohn diesem Unverstandenen und Unverständlichen das Grablied pfeifen wollte. Dann droht die Gruft einzustürzen, als verweigere selbst die Erde ihm das Ruheplätzchen. Und angesichts der grausamen Ironie bürdet Sandoz die Schuld für dieses verfehlte Leben unserer Zeit auf.

Die Luft unserer Zeit ist schlecht. Das ausgehende Jahrhundert ist voller Schutthaufen, offener Gräber, hundertmal umgeackerter Felder, welche alle einen tödtlichen Gestank ausathmen. Wie soll man sich da behaglich fühlen? Die Nerven sind überreizt, die große Neurose bricht aus, die Kunst muß sich verwirren und dem Drängen und Stoßen der Anarchie, der Tollheit der Reclamesüchtigen Raum gewähren. Niemals

Digitized by Google

hat man sich mehr gezankt, und nie hat man weniger klar gesehen, als seit dem Tage, da man Alles zu wissen behauptet. Aber das mußte so kommen. Die übertriebene Thätigkeit und der überreizte Wissensstolz mußten uns den Zweifel bringen. Unser Jahrhundert, das so viel Licht verbreitet, mußte nothwendig mit der Drohung einer neuen Finsterniß enden. Ja, unser Unbehagen hat keinen anderen Grund. Man hat zu große Erwartungen geweckt, zu viel gehofft, zu fest auf den Sieg und die Lösung aller Räthsel gerechnet, und jetzt grollt die Ungeduld. Was, wir kommen nicht schneller vorwärts? Wie, die Wissenschaft hat uns nach hundert Jahren noch nicht einmal die absolute Gewißheit gegeben, das vollständige Glück? Also wozu dann fortfahren, wenn man ja doch nicht Alles wissen wird und unser Brod auch fürder hart und bitter bleibt? Es ist der Bankrott des Jahrhunderts. Der Pessimismus foltert unser Inneres, der Mysticismus benebelt die Köpfe, denn ob wir auch die Fantome mit den Lichtstrahlen unserer Analyse verjagt, das Uebernatürliche hat seine Feindseligkeiten wieder aufgenommen, der Geist der Legenden empört sich und will uns wieder unterjochen, indessen wir von Arbeit und Kummer ausruhen. Diese letzte Convulsion der alten Weltanschauung war vorauszusehen. Wir sind kein Ende, sondern ein Uebergang, der Anfang von etwas Anderem. Das beruhigt mich, und ich bin glücklich im Glauben, daß wir der Vernunft und Sicherheit der Wissenschaften entgegengehen.

Wenn man nach Schopenhauer unter Objectivität die Kunst versteht, „sein Interesse, sein Wollen, seine Zwecke ganz aus den Augen zu lassen, sonach seiner Persönlichkeit sich auf eine Zeit völlig zu entäußern, um als rein erkennendes Subject übrig zu bleiben", dann ist „L' Oeuvre" das subjectivste Werk Zola's. Wir sind keinen Augenblick im Zweifel, für wen er Partei nimmt; wir hören ihn aus den Reden aller dieser Lichtschwärmer heraus, und die Parteilichkeit, womit die anderen Künstler oder die abfallenden Jünger gezeichnet sind, ist unverkennbar. Ja, der Verfasser tritt in Person in seinem Werke auf. Wie er schon der einzig anständige Miether im Hause der Choiseulstraße („Pot Bouille") war, so steckt auch hinter dem Schriftsteller Sandoz natürlich Zola. Daß jener von einem spanischen, dieser von einem italienischen Vater abstammt, ist neben dem veränderten Namen der einzige Unterschied. Sandoz' Portrait ist Zola's Selbstbildniß: „ein dunkelbrauner, runder, eigensinniger Kopf, derbe Nase und sanfte Augen in energischem Gesicht, von einem kurzen Bart umrahmt". Auch seine Debuts in der Presse sind Thatsachen. Ebenso bestand Zola's erstes Buch aus „liebenswürdigen Skizzen, die er aus Plassans" — Aix in der Provence — „mitgebracht, von denen nur einige stärkere Geschichten den kraftvollen Revolutionär der Wahrheit verriethen". Es sind die „Contes à Ninon". Wie einst Zola, so versucht auch sein Sandoz, „die Literatur in die Malerei zu bringen". Zahllose Aeußerlichkeiten stimmen überein: Sandoz' verschiedene Interieurs sind genau nach Zola's Pariser Wohnungen geschildert, und der scandalvolle Erfolg des „Assommoir", den ich in Paris mit erlebt, ist ganz richtig beurtheilt. Madame Zola ist wie Frau Sandoz: „eine Waise, die Tochter eines Krämers, ohne Vermögen, aber schön und klug". Die spießbürgerlichen Ideen von Sandoz über Künstlerehen, die Meinung, daß der Künstler die „Vorbedingung zur guten Arbeit, einer solide geregelten Pflicht nur durch die Heirath findet, daß die Frau, die den Künstler im Ehemann tödtet, ihm das Herz zerfleischt und das Gehirn frißt, eine romantische Erfindung ist" — alles Zola's innerste Ueberzeugung. Interessant ist besonders die erschütternde Künstlerbeichte, die der naturalistische Romandichter seinen Sandoz über die traurigen Geheimnisse seines Schaffens ablegen läßt. Sie erklärt vollständig Zola's Manier, seine Größe und seine Schwächen, seine peinlichen Stoffe und deren pedantische Ausarbeitung und vor Allem seine beklemmende Schwarzseherei. Sein Kunstwerk, „cet effort de sang et de larmes", ist mühevoll zu lesen, weil es mühevoll geschaffen wird. Aber lassen wir Sandoz-Zola selbst sprechen:

Die Arbeit hat meine ganze Existenz in Beschlag genommen. Nach und nach hat sie mir meine Mutter, meine Frau genommen, Alles was ich liebe. Sie ist der kranke Keim im Gehirn, der das ganze Gehirn ansteckt, der den Rumpf ergreift, die Glieder, den ganzen Körper anfrißt. Sobald ich Morgens vom Bett aufspringe, packt mich die Arbeit, nagelt mich an den Tisch und läßt mich nicht einmal einen Schluck frischer Luft einathmen; beim Frühstück kaue ich still meine Sätze mit meinem Brod; dann begleitet mich die Arbeit, wenn ich ausgehe, kommt heim, um aus meinem Teller zu essen, legt sich Abends auf mein Kopfkissen, und das Alles so unabweisbar, daß ich nie die Kraft habe, das entstehende Werk stocken zu lassen, dessen Leben sich bis in meine Träume fortspinnt. Und kein Wesen existirt mehr für mich; ich umarme meine Mutter so zerstreut, daß ich zehn Minuten später mich frage, ob ich ihr wirklich Gutentag gesagt. Meine arme Frau hat keinen Mann, ich lebe nicht mehr mit ihr, auch nicht wenn unsere Hände sich berühren. Oft habe ich die herbe Empfindung, daß ich ihnen die Tage verbittere und spüre Gewissensbisse, denn das Glück in einem Hause besteht nur in Güte, Offenheit und Fröhlichkeit. Aber kann ich den Krallen des Ungeheuers entgehen? Sogleich verfalle ich wieder dem Somnambulismus meiner Erholungsstunden, den Zerstreutheiten und dem mürrischen Wesen meiner fixen Idee. Alles ist gut, wenn die Morgenarbeit gelungen, Alles schlecht, wenn sie im Rückstand geblieben. Das Haus lacht oder weint, je nach dem Willen der Alles verschlingenden Arbeit. Nichts, nichts gehört mehr mir an. Ich träumte in meinen Tagen des Elends von Ruhe auf dem Lande, fernen Reisen, und heute, wo ich mich mit meinen Erfolgen begnügen könnte, schließt mich das angefangene Werk ab: kein Morgenspaziergang, kein Besuch bei einem guten Freunde, keine süße Faulheit mehr! Mein Wille ist dahin, die Gewohnheit hat sich festgesetzt, die Thüre der Welt ist hinter mir verschlossen, und ich habe den Schlüssel weggeworfen. Und wenn ich wenigstens an meiner Arbeit Freude hätte! Aber nein, es sind schreckliche Stunden von dem Tag an, da ich einen Roman beginne! Die ersten Capitel gehen noch. Ich habe Raum vor mir, um mein Talent zu zeigen. Dann bin ich verloren, nie zufrieden mit der täglichen Arbeit, verurtheile das fortzusetzende Buch, halte es für schlechter als die früheren und bin auf die Folter gespannt für Sätze und Wörter, so daß sogar die Kommas eine Häßlichkeit annehmen, die mich entsetzt. Und wenn es fertig ist, welche Erleichterung! Es ist aber nicht die Freude des Herrn, der sich in der Bewunderung seines Werkes ereifert, sondern der Fluch des Packträgers, der die Last abschüttelt, die ihm das Rückgrat zerschmetterte. Dann fängt es von Neuem an und immer wieder von Neuem, und ich sterbe daran, wüthend auf mich selbst und voller Verzweiflung, daß ich nicht mehr Talent gezeigt habe und kein vollendeteres, höheres Werk hinterlasse, sondern nur aufeinandergethürmte Bücher. Und im Sterben bin ich von den schrecklichsten Zweifeln an meinem Tagewerk geplagt und frage mich, ob es recht so war, ob ich nicht nach links statt nach rechts hätte gehen müssen, und mein letzter Wunsch wird sein, daß ich Alles wieder anders machen möchte und mein letztes Wort: Ach, noch ein Leben, wer gibt mir ein zweites Leben, auf daß die Arbeit es mir wieder stehle und damit ich nochmals daran sterbe?!

Und noch ein Herzensschrei, welcher abermals dem alten Dichterschmerz über das nicht verwirklichte Ideal entspringt. An der Gruft Lantier's klagt Sandoz, dieser Sklave seines Kunstwerks, daß die ganze Bewegung im Sande zu verlaufen drohe, weil unsere Generation, vom Romantismus beschmutzt, zu sehr von der Lyrik befleckt sei, um gesunde Werke hervorzubringen, und es brauche eine Generation oder vielleicht zwei, bevor man logisch, einfach und wahr malen oder schreiben könne. Diese „romantische Ansteckung" verführt Claude gleich auf seinem ersten Bilde (ganz wie Manet auf seinem ersten Bilde: „Déjeuner sur l'herbe"), einen Herrn in Sammtjacke mit ein paar splitterfaselnackten Frauenzimmern zu malen und die Incarnation von Paris als eine nackte Frauengestalt in das hellichte moderne Straßenbild zu setzen. Nun, diese Neigung zu Visionen und Symbolen hat Zola mit seinem Helden gemein. Sogar seine sparsame Bildersprache ist voll derartiger Vergleiche. Er wird nicht müde, mitten in seinen realistischen Stadtbeschreibungen nach einer Incarnation von Paris zu tasten: „Es ist, als wollte die Seele der großen Stadt sie mit all der Zärtlichkeit umfangen, die im Laufe der Zeit in ihren alten Steinen geschlagen" . . . „Die abendliche Stadt war müde; sie erwartete die Nacht und war bereit, sich jedem hinzugeben, der stark genug wäre, sie zu erobern". Und wenn Lantier wehmuthsvoll immer wieder zu dem unbeachteten Bilde seines todten Kindes zurückkehrt, so glauben wir den Pessimisten Zola zu sehen, der vor der jungen Leiche des Naturalismus steht, vereinsamt, ohne ebenbürtige Schüler, an seinem eigenen Genie verzweifelnd, mit dem Facit seines Lebens

Digitized by Google

und Strebens: daß er ebenso wenig wie sein Held der Mann seiner formule, der erwartete Messias sei. Und welcher großartige Symbolismus liegt in der Personification der Kunst, wie sie von der Leinwand Christinen entgegenstarrt und hochromantisch mit ihr ringt auf Tod und Leben und ihr zuletzt doch noch den Geliebten raubt! Nein, wir wollen nicht in Zola's Verdammung einstimmen, denn dieser ideale Zug ist das Beste, das Menschlichste in seinem Realismus. Was wäre der französische Meister ohne diesen romantischen Tic, diesen Drang zu übersinnlichen Personificationen, zur Vision, die wahrhaft dichterischen und grandiosen symbolischen Bilder? Ja, er mag in seinem „lyrisme impénitent" die Mutter Erde umarmen und küssen und, ein neuer Antäus, aus ihr alle Kraft für sein Kunstwerk schöpfen, gleich seinem Sandoz, aber er soll darob nicht den Himmel vergessen, den Aufschwung, die Poesie. Mag er auch noch so sehr dagegen eifern, bei seiner unglücklichen pessimistischen Anlage ist diese romantische Seite noch das Einzige, was ihm die Production überhaupt möglich macht, was seinen Büchern einen versöhnenden poetischen Schimmer leiht, ohne den sie abstoßend wären. Wir wünschen im Gegentheil, daß der Romantiker im Naturalisten nicht untergehe und erwarten von ihm einmal ein durch und durch liebenswürdiges Werk, das auch den Lichtseiten des Lebens gerecht wird und jener wahren Kunst angehört, die ihren Jünger beglückt und der Welt die Lebensfreude lehrt. Faites entrer le soleil!

Erinnerungen an Josef Victor von Scheffel.

Von Anton von Werner.

(Schluß.)

Im October 1868 reiste ich, mit den Entwürfen zum „Trompeter von Säkkingen" in der Mappe, nach Italien ab. Scheffel vertraute mir, da ich auf meiner Reise München berührte, eine Mission an seine Gemahlin, für welche er dort Fürstenstraße 22 eine Wohnung eingerichtet hatte; dieselbe blieb leider ohne Erfolg. Bald nach meiner Ankunft in Rom schrieb mir Scheffel den 28. November 1868:

„Lieber Freund!

Es freut mich sehr, Dich wohlbehalten in der Hauptstadt der Welt angekommen und eingerichtet zu wissen; laß nun die ungeheure Masse von Alterthum und Kunst ruhig auf Dich einwirken, versetz Dich mit dem gegenwärtigen Schaffen dann und wann in die Atmosphäre der deutschen Heimat zurück — und Alles wird recht werden. Tag um Tag aber lenke Deine Schritte an einen neuen Ort, denn in Rom heißt Spazierengehen Studiren, heut vor die Thore, morgen in einen Klostergarten, übermorgen in die vaticanischen oder lateranischen Sammlungen und zur Abwechslung einmal zum Tandelmarkt auf Piazza Navona oder in die zweifelhaften Regionen beim Vestatempel und dem Haus des Cola Rienzi . . . überall schaut was heraus. Noch heute, nach 16 Jahren, stehen mir die Bilder aus der römischen Campagna, der erste Schnee auf dem Gipfel der Leonessa, die stille Herrlichkeit der Thalgründe bei Torre del quinto, der geschichtliche Schauer einer Katakombenwanderung, frisch vor der Seele, und es zieht mich, nachdem ich so viel häusliches Unheil erfahren, mit erneuten Wünschen dorthin, wo ich glücklich war."

Von Italien aus, wo ich bis Ende 1869 blieb, standen wir in lebhaftem brieflichen Verkehr, zumeist über die Trompeter-Illustrationen, welche ich zum großen Theil am selben Orte zeichnete, wo Scheffel seinen Trompeter gedichtet hatte: in Sorrento und im Albergo Pagano auf Capri. Und als ich dann eines Sonntags Ende November 1869 nach Karlsruhe zurückkehrte, war mein erster Gang zu meiner Braut, mein zweiter zu meinem theuren Joseph. Während meines Aufenthaltes in Karlsruhe bis Juni 1870 war ich mit Scheffel in unausgesetztem, fast täglichem, anregendem und genußreichem Verkehr, noch am Vorabend meiner Abreise nach Kiel, wo ich meine ersten größeren Wandbilder auszuführen hatte, am 15. Juni, war ich mit unserem bekannten Militärschriftsteller, dem damaligen Hauptmann Max Jähns, vom großen Generalstabe, bei Scheffel zu Tisch zusammen. Als ich dann im September von Kiel aus ins Hauptquartier der III. Armee nach Versailles ging, hat mich Scheffel's Name geleitet: der erste Bekannte, welchen ich auf dem Bahnhof in Nancy traf, war der Hauptmann Jähns, welcher dort als Liniencommissar functionirte; die erste Unterredung, welche ich mit dem damaligen Erbprinzen von Hohenzollern zu führen die Ehre hatte, wurde von Seiten des geistreichen, literarisch hochgebildeten Fürsten mit einer Frage über Scheffel eingeleitet, und als am 19. Januar 1871 der letzte große Ausfall der Pariser Garnison bei Buzenval schon im vollen Gange war, Mittags 12 Uhr, saß ich bei dem Großherzog von Weimar, welcher Scheffel stets ein huldvoller Protector gewesen ist, am Kaminfeuer seines Quartiers in Versailles, und seine erste Frage war: „Wie geht es Scheffel? Erzählen Sie mir von ihm, er muß nach Weimar kommen und Sie auch." Ich war am Tage vorher zur Proclamirung des deutschen Kaiserreichs wieder nach Versailles gekommen, nachdem ich die Weihnachtszeit in Karlsruhe zugebracht und natürlich auch viel mit Scheffel zusammen gewesen war; ein lebensgroßer Porträtkopf von ihm, welchen ich damals malte, erinnert noch an jene Tage. Mit dem Gedanken der deutschen Kaiserkrone auf dem Haupte eines Hohenzollern konnte Scheffel sich immer noch nicht befreunden, und wir hatten die lebhaftesten Erörterungen darüber. Mein Freund war weich und edel von Gemüth, aber zuweilen seltsam verbissen in juristische Theorien — und die Politik war ihm sicher ein Buch mit sieben Siegeln. Aber als ich ihm von Versailles aus zu seinem Geburtstag gratulirte, schrieb er mir d. d. Karlsruhe, 16. Februar 1871:

„Es freut mich, daß Du diese gewaltige und für Deutschland ehrenvolle Zeit so mitten im Centrum der Ereignisse mit erleben und studiren kannst . . . die beste und echteste Geschichtsmalerei ist die aus der Gegenwart; wenn ich 20 Jahre jünger wäre und keinen, aus der Dir glücklicherweise unbekannten Reactionszeit der fünfziger Jahre stammenden Rost in der Seele angesetzt hätte, so würde ich mit voller Energie mich ebenfalls diesen Geschichten und den neu angebahnten, hoffentlich schwungvollen Entfaltungen deutscher Kraft und deutschen Geistes widmen."

Und als dann das Elsaß unser war, trug er sich mit dem Gedanken, auch seinerseits literarisch zur Wiedergewinnung des Stückes altdeutscher Erde beizutragen, und er durchstreifte 1871 und 1872 wiederholt das Elsaß, um Studien zu sammeln. Auf meine Einladung, bei meiner Hochzeit als Zeuge zu fungiren, schreibt er am 18. August 1871:

„Lieber Freund, ich habe ein langes und merkwürdiges Umherstreifen in den Vogesen abgebrochen, um zu Deinem Glück und Ehrentag nicht zu fehlen",

und am 22. December 1871:

„Das Gescheidteste, was ich dieses Jahr unternommen, war, daß ich nach Deiner Hochzeit an den Bodensee ausgeflogen, mir bei Radolfzell ein Stück Gartenland, welches bis an den See reicht, erworben habe. Auf dieses ein bescheidenes Wohnhaus zu bauen und später idyllisch einzurichten, wird mehr und mehr mein Wunsch, da ich vollkommen karlsruhmüde bin . . . . Im September habe ich nochmals einen großen Gang in das Elsaß gethan, den Belchen bei Gebweiler erstiegen, die Wälder des Odilienberges nochmals durchstreift und dieselben Eindrücke davon getragen, wie beim ersten Besuch, daß das Land als Landschaft wunderschön, voll malerischen und geschichtlichen Reizes, die Stimmung der Elsässer aber durchaus nicht eine günstige ist. Gott besser's."

Und wieder am 19. Februar 1872 schreibt er:

„Im März hoffe ich wieder ins Elsaß zu gehen. Der verlorene Sohn war und ist den Eltern lieber als die daheimgebliebenen."

Scheffel hatte sich inzwischen seine „Seehalde" bei Radolfzell errichtet. Auf meine Einladung, meinem erstgeborenen Töchterchen Pathe zu sein, schrieb er mir, d. d. Seehalde bei Radolfzell, Pfingsten 1873:

„Lieber Freund! Es freut mich herzlich, Deinem guten Töchterlein Pathe zu sein und ich stelle ihm meine beiden Vornamen zur Verfügung. Wenn die Jahre gekommen sind, muß es mich da besuchen, wo ich heut schreibe, im Landhaus am Bodensee, wo Gottes Sonne frei und

Digitized by Google

licht über die blaue Fluth in alle Fenster hineinleuchtet und des Menschen Herz den Druck der Städte vergißt."

Im selben Briefe macht sich indeß schon eine gewisse Müdigkeit und Verdrossenheit zum Schaffen bemerklich. Ich hatte ihn aufgefordert, den Text zu dem damals im Engelhorn'schen Verlage in Stuttgart in Vorbereitung befindlichen Werke: „Italien" zu schreiben. Er antwortet darauf:

„Das Werk über Italien ist zeitgemäß und liegt so zu sagen „in der Luft". Wie gern würde ich mitarbeiten, aber es fällt mir der alte Laertes, des Odysseus Vater, ein:

„Wenn ich ein solcher noch wäre, wie damals,
Da wir Neritos stürmten, das wohlummauerte Städtlein!"

Meine italischen Erinnerungen sind 20 Jahre alt und vergilbt wie Blumen im Herbarium ..... Ich glaube Dir einen richtigen Mann für den Text nennen zu können, wenn Gregorovius, der gründlichste Kenner Italiens, Euch nicht zusagt. Die Allgem. Zeitung, Beilage, im Winter 1872 oder Anfang 1873 brachte Reisebriefe aus den Abruzzen — eine fröhliche Fahrt in unbekanntes Gebirg —, die mir durch frische, künstlerische Auffassung gegenüber vielem, was sonst über Italien geschwärmt wird, den besten Eindruck machten. Der Mann heißt Woldemar Kaden, seine Adresse wird bei der Redaction der Allgem. Zeitung zu erfragen sein. Zehn Jahre jünger und ledig wollt ich gern die Arbeit selbst übernehmen."

Dieser Brief ist zugleich ein Zeugniß für die neidlose Anerkennung, welche Scheffel dem Schaffen Anderer zollte. Er wurde viel geplagt mit Zusendungen von dichterischen Ergüssen, um sein Urtheil darüber abzugeben, er hatte — wenn wir unter uns waren — manches schalkhafte, derbe, stets treffende Witzwort dafür, aber ich bin überzeugt, daß er nie Jemand absichtlich mit seinem Urtheil wehe gethan hat.

Am 10. November 1873 schreibt er mir:

„Ich darf mich der Seehalde wahrhaft freuen — in Karlsruhe würde ich zu Grunde gehen, wie eine Forelle, die in den Sumpf gesetzt wird. Nächstes Jahr wird auch wieder gearbeitet."

Seitdem hat Scheffel die größte Zeit des Jahres über auf seiner Seehalde gehaust, einer schmucken modernen Villa, lieblich, wenn auch schattenlos in einem Rebgarten am Untersee gelegen, mit prächtigem Blick nach allen Seiten, nach Osten und Süden auf Constanz und die Insel Reichenau, nach Westen auf den Hohentwiel und die andern Berge des Hegaus. 1876 kaufte er sich die 20 Minuten davon gelegene Mettnau dazu, auf welcher er sich nach dem Entwurfe C. v. Großheim's einen stattlichen Thurm mit holzgetäfelten Zimmern an das vorhandene alte schlichte Wohnhaus bauen ließ. Obgleich er noch voller dichterischer Entwürfe und Pläne war und mir häufig eingehende Mittheilung davon machte, über Irene von Spilimberg, Tavernae Rhenanum, die dürren Fridinger und ihre Brautschau in Kaufbeuren, Graf Eberhard von Würtemberg und die „Martinsvögel", seine Montblanc-Fahrt u. s. w., so hat er meines Wissens doch nichts mehr davon zur Herausgabe fertig gestellt. Seine ganze Zeit und Sorge war jetzt zunächst der Erziehung seines Sohnes Victor gewidmet, mit welchem er das Hegau durchstreifte, im Röhricht des Untersees der Wildente auflauerte und ihm Herz und Sinn für Gottes schöne Natur erschloß; jeder seiner damaligen Briefe an mich enthält einen Satz voll innigster Liebe zu seinem Sohn, und Glück und Freude über dessen Gedeihen oder schmerzlichster Sorge bei gelegentlichen Krankheitsanfällen des Kindes.

Neben Freude und Behagen am Landleben hat es an bösem Aerger indeß auch nicht gefehlt, und wenn die Reichenauer Fischer bei Hochwasser auf seinen Grund und Boden zum Fischen gefahren sind, dann sind Zorn und Galle oft bedenklich Meister geworden über den sonst grundgutmüthigen Dichter, und mit unfruchtbaren Processen hat er viel schöne Zeit verloren. Außer einigen Gelegenheitsgedichten hat er in dieser ganzen Zeit bis zu seinem Tode nur noch die „Waldeinsamkeit" veröffentlicht, eine Reihe beschreibender Dichtungen zu landschaftlichen Zeichnungen von J. Marak, welche unser gemeinschaftlicher Freund Ed. Willmann in Kupfer gestochen hatte. Ob sich im Nachlasse des Dichters von den oben genannten Dichtungen wohl Bruchstücke oder Fertiges vorfinden sollten? Er hat mir gegenüber nie darüber gesprochen, ob er einen literarischen Nachlaß hinterlasse und was damit geschehen solle. Indeß habe ich gewisse Befürchtungen. Er erzählte mir einst, daß er in ein Tagebuch, welches ihm seine Mutter geschenkt, hineingeschrieben habe: „Nur nix Schriftliches von sich geben!" und das Tagebuch sei leer geblieben. —

1874 im August besuchte ich Scheffel zum ersten Mal auf seiner Seehalde in Gesellschaft einiger Berliner Freunde, mit denen ich eine Fahrt durch den Schwarzwald gemacht hatte. Es waren dies der Bildhauer Fritz Schaper, die Maler C. Dielitz und Jul. Ehrentraut und der 1882 verstorbene Schriftsteller Adolf Mützelburg; Scheffel's Verleger A. Bonz aus Stuttgart war auch dort und wir machten u. a. zusammen einen Ausflug auf den Hohentwiel. Bei dieser Gelegenheit wurde der erste Gedankenaustausch über eine illustrirte Ekkehard-Ausgabe gepflogen, dessen Verlag seit Kurzem an Bonz übergegangen war, und nachdem mir Scheffel schon den 6. Januar 1874 geschrieben hatte: „Ekkehard wird von Unberufenen illustrirt, mit denen ich in keiner Beziehung stehe." Im September des nächsten Jahres 1875 war ich wieder in Radolfzell. Damals hatte ich auch die Ehre, meinen Freund den Kronprinzlichen Herrschaften vorzustellen, als dieselben eines Tages Radolfzell passirten und der Zug dort einen kurzen Aufenthalt hatte. Bei den Großherzoglich Badischen Herrschaften war ich mit Scheffel auf der Mainau zu Tisch, und eine Einladung der Königlich Württembergischen Majestäten, nach Friedrichshafen zu kommen, wohin Höchstdieselben uns gelegentlich einer Bodenseefahrt von Constanz aus auf ihrem Dampfer mitnehmen wollten, sandte mir Scheffel nach Berlin nach, da ich leider schon abgereist war, nachdem wir behufs malerischer Studien für den Ekkehard die ganze Umgegend durchstreift, auch nach St. Gallen gefahren waren, wo wir die Klosterbibliothek nach Folkhard's Codex aureus und Tutilo's Elfenbeinschnitzereien durchstöbert hatten. Seit dieser Zeit beherrscht der Gedanke des illustrirten Ekkehard als Leitmotiv unsern Briefwechsel, meine Aufenthalte in Radolfzell in den folgenden Jahren waren ausschließlich diesem Zwecke gewidmet, und Scheffel sammelte und sandte mir fortgesetzt Material für die Illustrationen. Indessen blieben mir unter dem Druck meiner damaligen größeren Arbeiten und meiner amtlichen Thätigkeit wenig ruhige Stunden für den Ekkehard übrig, und erst im Januar 1877 konnte ich Scheffel ein Buch voller Skizzen und Entwürfe zum Ekkehard als Neujahrsgruß zusenden.

Des Dichters 50. Geburtstagsfest war inzwischen am 16. Februar 1876 unter freudigster Theilnahme von Nah und Fern gefeiert worden; unter vielen anderen Ehrenbezeugungen hatte die Stadt Radolfzell ihn zum Ehrenbürger ernannt, und ich hatte das Diplom dazu gemalt. Am 24. Februar 1876 schreibt er mir darüber:

„Liebster Freund!

Ich bin halb zu Tode jubilirt — denn gleichzeitig eine Sündflut von Telegrammen, Briefen, Deputationen, ein großes Turnhallenmonstrefest und das Krankenlager meines geliebten, schwer keuchhustenden Kindes — das bedarf besserer Nerven. Die Haupttage habe ich wakker ausgehalten und viel Freude erlebt. Mein Salon ist eine große Weihnachtsausstellung; das Mährchen vom „Tischlein deck' Dich!" im größten Styl. Ich lasse ein Lichtbild von allen Ehrengaben aufnehmen und schick Dirs. Für heute nur meinen Dank für das Prachtstück — das Radolfzeller Diplom. Es schlägt und überrascht durch seinen Farbenglanz. Daß Du in allen Mühen und Amtssorgen noch dafür Zeit findest, hätte ich nicht erwartet. Herzlichen, großen Dank vom

alten und müden Freund

Jos. Vict. v. Scheffel."

Den April und Mai desselben Jahres brachte der Dichter im Bade Teinach zu; im August war ich mit meiner Frau wieder bei ihm auf der Seehalde, und wir feierten dort meinen Hochzeitstag, den 22. August. Am 30. Mai 1877 trafen wir wieder in Stuttgart zum Begräbniß unseres Verlegers A. Bonz zusammen, welcher ein Universitätsfreund von Scheffel gewesen war, und machten von dort aus zusammen eine Fahrt durch Schwaben, über Lauffen a. Neckar, Thalheim, Heilbronn nach

Digitized by Google

Schwäbisch-Hall und Rothenburg a. Tauber, von wo ich den Freund über Würzburg nach Kissingen begleitete, welches er damals zu gebrauchen anfing. Hier hatte er auch Gelegenheit, dem Fürsten Bismarck persönlich bekannt zu werden, nachdem ich demselben schon 1876 in Scheffel's Auftrage ein Exemplar des illustrirten „Gaudeamus" überreicht hatte, welches der Reichskanzler mit freundlichem Wohlwollen entgegengenommen hatte. Scheffel schrieb mir auf meine Mittheilung davon am 1. Januar 1877: „daß Bismarck sich am Gaudeamus freut, ist eine stattliche Anerkennung. Bei Stephan, dem Oberpostmeister bitte ich gelegentlich einen Gruß zu vermelden, da ich ihn persönlich hier bei Stoesser kennen lernte und als Musterbild eines Nicht hinkenden Boten sehr verehre." Und von Kissingen den 22. Juni 1877 schreibt er: „Fürst Bismarck war mir mehr als freundlich, ich war zweimal bei dem Gewaltigen zu Tisch und liebe ihn und die Seinigen in ihrer Eigenart." Im Februar 1878 war ich wieder gelegentlich der 70. Geburtstagsfeier von C. F. Lessing in Karlsruhe und zeichnete meinen inzwischen etwas angegrauten Freund an seinem Geburtstage, den 16. Februar. Unter meinen großen und anstrengenden Arbeiten dieses und der folgenden Jahre, meiner Thätigkeit als Commissar für die Pariser Weltausstellung 2c., mußte der Ekkehard schwer leiden, doch die wenigen freien Tage und Stunden widmete ich den Illustrationen und den Studien dafür.

Inzwischen war der Ekkehard aber auch musikalisch illustrirt worden. „Ich habe schon wieder eine Bitte an Dich und Mützelburg", schreibt mir Scheffel den 2. October 1878, „nämlich um Bericht und Zeitungskritik der Oper „Ekkehard", die nächster Tage in Berlin zur Aufführung kommt. Ich fürchte Schlimmes, denn das Libretto hat, „weil der Componist eine Figur braucht, die Baß singt", dem Ekkehard einen scheußlichen Grafen Montfort als Nebenbuhler gesellt!" Später erzählte er mir, er habe dem Componisten J. Abert in Stuttgart auf dessen Anfrage, was er zu seiner Oper meine, als Antwort geschrieben:

„Gestalten sah ich schweben den Hohentwiel hinan, . . .
O, Abert, Capellmeister Abert, was hascht Du mir angethan!"

Der illustrirte Ekkehard aber geht durch alle seine Briefe. „Gedenke, wenn B. A. Consfield erledigt ist, an den Ekkehardus illustratus", schreibt er den 18. Juli 1878, als ich mit den Porträtstudien für das Congreßbild beschäftigt war.

Das Jahr 1879 brachte mir in Folge von Ueberanstrengung Erschöpfung und Krankheit, von welcher ich in Italien Erholung suchte. „Es freut mich herzlich, Dich wohlgeborgen vor den eisigen Frühlingslüften Deutschlands in Rom zu wissen," schreibt mir der Freund den 25. April 1879, „pflege und schone Dich; ich sah schon lange nicht ohne Besorgniß auf Dein zu großes unermüdliches künstlerisches und amtliches Schaffen . . . . . der zu stramm gespannte Bogen muß matt werden. Es gibt Abschnitte im Leben, wo mein Spruch:

„Still liegen und einsam sich sonnen,
Ist auch eine tapfere Kunst",

zu vollem und einzigen Rechte kommt." Er selbst schlug sich zur selben Zeit höchst unnöthiger Weise mit der Tagespresse herum, welche ihn als „Hofschmeichler und Kriecher" denuncirt hatte — wozu er wirklich gar kein Talent hatte, wie ich beschwören kann —, er processirte contra Hieronymus Lorm, Pfankuch, Loewenthal u. A., und beachtete seinen eigenen, oben citirten Spruch durchaus nicht — was ihm jedenfalls gesünder gewesen wäre, als Processe führen. Er war in den letzten Jahren schon hin und wieder an Rheuma oder Gicht leidend gewesen, auch in letzter Zeit auffallend stark geworden. „Es geht mir gut", schreibt er am 12. Februar 1875, „aber die Zeit der besten Lebensfreude ist vorüber, und in den Händen stellen sich Vorboten von Chiragra, Gicht ein, die mir das Schreiben zu einer seltenen Beschäftigung machen." Und 6 Jahre später, am 11. Juli 1881: „Gelenkentzündung und Asthma haben mich recht elend gemacht, das Asthma habe ich im Soolbad Dürkheim durch Inhalation zerstäubter Soole glücklich weggebracht." Und am 15. December 1881: „Lieber theurer Freund! Das Jahr darf nicht zur Neige gehen, ohne Gruß und Lebenszeichen an Dich und die Deinen. Es geht mir erst allmählich wieder gut. Corpulenz, Asthma, Rheuma und andere Schönheiten des Lebens wurden durch weite Wanderungen, Jagd, Fasten 2c. bekämpft. Ich habe, um in frischer Luft thätig zu sein, ein ganzes Wäldchen angelegt." Auf meinen Gruß zu seinem Geburtstage, den 16. Februar 1880, hatte er mir am selben Tage geantwortet:

„Mein lieber alter Freund!

Herzliche Freude ist mir, unter der nicht mehr so riesigen Zahl Derer, die mir zum Geburtstage Gutes wünschen, Deinen Gruß zu erhalten; Gott soll uns Beide noch lange frisch auf Erden schalten und walten lassen, damit wir — wie in früheren Jahren — auch wieder fröhliche Stunden zusammen erleben! Namentlich möchte ich noch die Vollendung und Herstellung unseres Ekkehard mitmachen, welcher der deutschen Lesewelt ein schönes Denkmal unserer Freundschaft sein und bleiben soll."

Zu meinem tiefsten Schmerze hat mein theurer Freund dies nicht mehr erleben sollen, da das Werk von mir zu umfangreich angelegt war und viel Zeit erforderte. Aber ich habe ihm nach und nach, Jahr für Jahr und noch bei seiner letzten Anwesenheit hier in Berlin im vorigen Herbst den größten Theil der Zeichnungen theils ganz theils nahezu fertig vorlegen können, er hat seine Freude daran gehabt und es wird mir eine wehmüthige Freude und eine Ehrenpflicht sein, die Arbeit, welche der dahingegangene Freund als „ein schönes Denkmal unserer Freundschaft" bezeichnet, in seinem Sinne zu vollenden.

Die Herbsttage 1882 führten mich wieder nach Radolfzell, und wieder fuhren wir nach der Reichenau hinüber, wo inzwischen in der Kirche von Oberzell altchristliche Wandgemälde entdeckt und blosgelegt waren, „wirkliche und wahrhafte Zeitgenossen Ekkehard's und der Frau Hadwig, da sie unter Abt Witigowo ums Jahr 980 entstanden." Auch den Hohentwiel bestiegen wir wieder und fuhren nach Schaffhausen, wo ich am Rheinfall Studien für das Capitel: Hadumoth und Audifax machte. Ein Jahr später, im October 1883 traf ich, aus der Schweiz zurückkehrend, mit Scheffel, der inzwischen merklich wohler geworden war und auch seine Körperfülle verloren hatte, in Karlsruhe zusammen. Wenige Tage später, kurz nach meiner Ankunft in Berlin, verlor ich meine jüngste Tochter am Scharlach, und Scheffel schrieb mir, d. d. Radolfzell, 21. October 1883, den nachfolgenden rührenden Brief:

„Lieber, theurer Freund!

Gottes Wege sind nicht unsere Wege! Es geschieht Manches, was dem Herzen Wunden schlägt und was wir nur ungern fassen und tragen. Mit Deinem warmen liebevollen Gemüth magst Du in des guten Kindes Tod schwer Dich fügen — aber: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen! Unschuldig, wie ein flüchtiger Blick der Sonne, in das Erdenleben hineinschauen und wieder hinausgehen — ist auch ein Glück! Meiner vollen aufrichtigen Theilnahme bitte ich Dich und Frau Malve versichert zu sein . . wer hätte an dem fröhlichen Tage in Karlsruhe geahnt, daß so bald Trauer Einkehr halten würde? . . . . Und so gehen wir Alle als Pilger durch das Leben und wissen nicht, wann wir abgerufen werden. Und dennoch: Vertrauen und Muth! Mit herzlichem Mitgefühl

Dein alter Freund
J. Victor v. Scheffel.

Am 12. Februar 1884 schreibt er mir: „Sollte ich noch erleben, daß Dein Cyclus von Ekkehard-Compositionen vollendet wird, so wird mir das ein freudiger Tag sein. . . . Im Uebrigen geht es mir ordentlich, der Arm ist curirt, aber noch schwach; dagegen klopft das Herz manchmal, als wenn es mürb werden wollte. Wie Gott will!" Im September desselben Jahres war ich dann wieder bei ihm auf der Seehalde in Radolfzell — das letzte Mal! — und wieder machten wir zusammen Studienausflüge für den Ekkehard, diesmal nach Ueberlingen, wo ich die „Heidenhöhlen" zeichnete und nach Stein a. Rhein. Es waren sonnige und heitere Tage, und Scheffel war wieder fröhlich und guten Muths; kurz vorher hatte er mit seinem Sohne Victor einen längeren Ausflug in die Schweiz gemacht. Auf unserer Fahrt nach Stein a. Rhein war Hofmaler Professor A. Vischer aus

Digitized by Google

Carlsruhe unser Gesellschafter; im alterthümlichen Wirthshaus zu Stein a. Rhein sang des Wirthes Töchterlein mit mächtiger, prächtiger Stimme uns Scheffels schönes Lied vor:

„Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen stehn,"

und rührte Scheffel damit fast zu Thränen. Musikalisch veranlagt war der Dichter, welcher den Musikern so viel köstliche und dankbare Stoffe geschenkt hat, durchaus nicht. Einst schrieb er mir, als ihm von einem Dilettanten-Componisten ein Heft Trompeterlieder zugesandt worden war: „Ich übersende Dir Dein Exemplar und bitte, dem Herrn N. N. ein paar sachverständige dankende Worte zu schreiben, da mir der General Baß eben so unbekannt ist, wie der General Staff." Ich vermuthe fast, daß Scheffel das prächtige Jensen'sche „Alt Heidelberg Du feine" nie zu hören bekommen hat, und in den V. Neßler'schen „Trompeter von Säkkingen" war er nicht hineinzubringen, als derselbe während des Dichters Anwesenheit hier in Berlin im vorigen Herbst vom General-intendanten v. Hülsen, welchen ich von Scheffels Anwesenheit benachrichtigt hatte, in dankenswerther Courtoisie aufs Repertoire gesetzt worden war. Ich erinnere mich auch nicht, daß der Dichter, so lange ich ihn kenne, jemals ein Theater oder ein Concert besucht hat, und er erklärte mir dies wiederholt damit, daß es ihn nervös mache.

Um so mehr Anlage und Neigung hatte er für die bildende Kunst, er hat sich in München bei dem verstorbenen Landschafter Willers ernsthaften Studien gewidmet, ich habe für die Trompeter-Illustrationen vielfach seine klar und verständlich gezeichneten landschaftlichen Studien benutzt, und in dem nach und nach angesammelten Material für Ekkehard befinden sich viele Handzeichnungen von ihm.

Im August des vergangenen Jahres hatte ich mit meiner Familie in Neusatzeck im Schwarzwald Sommeraufenthalt genommen, arbeitete dort am Ekkehard und gedachte Scheffel von da aus in Radolfzell zu besuchen. Er kündigte mir an, daß er im September nach Berlin komme, um seinen Sohn dort einzuführen, und schrieb am 6. August 1885:

„Lieber Freund!

Nach der Wahl Deiner Sommerfrische könnte man glauben, Du suchest mit der clericalen Partei Fühlung; es ist übrigens bei den Franziskanerinnen dort oben gute Luft und waldfrische Einsamkeit und der nahe Hochebenerücken der Hornisgrinde ein einzig schöner Schwarzwaldgang. Mir ist's im Juni dort unweit auf dem Wolfsbrunn beim Mummelsee schlecht ergangen, Ueberanstrengung und Hitze brachten mir die Kopfrose, Augen- und Halsentzündung, und eine solche Schwäche, daß ich noch jetzt hier am Bodensee recht elend bin. . . . ich glaube, es nahen mir die Tage, von denen geschrieben steht: „sie gefallen mir nicht!" Vielleicht tröstet die Kunst."

Im September traf ich mit Scheffel dann in Berlin zusammen, ich fand ihn gealtert, besonders schwach auf den Beinen und an Schwindel leidend; ich empfahl ihm Dr. Schweninger zu consultiren, der aber leider abwesend war. Aber mein Freund nahm mit lebhaftestem Interesse von Allem Kenntniß, was die jetzige Reichshauptstadt, welche er seit nahezu 40 Jahren nicht gesehen hatte, an gewaltigem Leben und Treiben, und namentlich an künstlerischen Sammlungen und Schöpfungen bot, und es war mir eine wehmüthige Freude, dem theuren Freunde meine Arbeiten im Schloß, Rathhaus, Zeughaus, Sedan-Panorama u. a. m. zum ersten — und einzigen — Male vorführen zu können. Vom geselligen Verkehr — außer mit wenigen, ihm von früher her Bekannten, welche er bei mir traf — hielt er sich ängstlich zurück, und nur eine Einladung zu Julius Wolff, welchen er bei mir kennen gelernt hatte, nahm er an. Auf Wolff's schwungvolle und feurige Ansprache an ihn, wußte er aber nicht mehr, wie ich es früher an ihm gekannt, mit behäbigem Humor in sinn- und kunstvollem Satzbau zu antworten — das Alter war, vor der Zeit, gekommen. In den ersten Octobertagen reiste Scheffel nach seiner Heimath zurück; dann folgte von Heidelberg aus, wohin er im Januar übergesiedelt war, eine kurze eifrige Correspondenz zwischen uns mit Briefen vom 11., 13., 15., 18. und 23. Januar, dann jener an den Anfang dieser Erinnerungen gesetzte Brief — und endlich jetzt noch, acht Tage nach seinem Tode, während ich diese Blätter schreibe — wie ein Gruß aus dem Jenseits — eine Visitenkarte von ihm:

Dr. Victor von Scheffel
ein letzter Gruß an meinen
lieben Freund Anton von Werner in Berlin
6. III. 86.

ist mit Bleistift darauf geschrieben! — —

Und nun mache ich einen dicken Strich unter dies Capitel im Buche meines Lebens, und sage von meinem dahingeschiedenen Freunde, was er mir am 16. August 1872 über Friedrich Egger's Tod schrieb: „Es ist mir, als wäre ein Stück von mir selber begraben, denn wir haben unsere Studienjahre in idealer Liebe zur Kunst und idealer persönlicher Freundschaft verlebt, und in München wie Berlin uns Stoffe und Gedanken gesammelt, die weit in das spätere Leben hineinreichten." —

Vor Jahr und Tag hat der theure Heimgegangene mir einst in Radolfzell — welches stark schwärzlich gefärbt sein soll — gesagt: „Versprich mir eins: sollte es mal hier in Radolfzell mit mir zu Ende gehen, so sorge dafür, daß ich da droben auf dem Hohentwiel mein letztes Heim finde, der ist würtembergisch und neutral, damit es hier unten nicht noch meinetwegen Hader giebt." Scheffel war der Meinung, daß die Diener der allein selig machenden Kirche, welcher er durch Geburt angehörte, ihm von wegen des Ekkehard nicht sonderlich günstig gestimmt seien, hatte auch wohl seinen Grund dazu, denn der Domherr Molitor von Speyer hat ihm einst in beweglichem Sonett ins Herz geredet und dargethan, wie sehr er geirrt und wie schwer er sich versündigt habe an der Mutter-Kirche mit seinem Ekkehard. Und von seiner Vaterstadt Carlsruhe ist er auch früher nicht sonderlich erbaut gewesen — es ist aber schon lange her, damals als er schrieb „dem Tode nah (bei Bordighera am Mittelmeerstrand):

„Da sprach ich ruhig: O laßt mich hier
Will nichts von der Heimfahrt mehr wissen;
Sie fragten dort drüben noch nie nach mir,
Können auch meine Asche vermissen!"

Du hast geirrt, theurer Freund, es ist anders gekommen; die dankbare Vaterstadt trauert an Deinem Sarge, und die Carlsruher Zeitung constatirt: „Wir beklagen nicht nur den reichen Geist, die Fülle der Gaben, die mit ihm in das zu früh sich öffnende Grab sinken, uns steht der Gedanke noch näher, daß er ein guter, ein vortrefflicher Mensch war, der nun am Ende seiner irdischen Laufbahn angelangt ist."

Mir, mein geliebter Freund, warst Du aber noch mehr! Hab Dank für alle Lieb und Treue! Ruhe sanft!

Berlin, Charfreitag 1886.

Feuilleton.

Der gestohlene weiße Elephant.

Von Marc Twain.

Aus dem Amerikanischen von Robert Lutz.

(Schluß.)

III.

Am nächsten Morgen waren die Zeitungen ebenso voll von Theorien wie am vorhergehenden; sie brachten ausführlich alle uns bekannten tragischen Ereignisse, dazu noch eine Menge weiterer telegraphischer Berichte, die sie von ihrem Correspondenten erhalten hatten. Spalte auf Spalte begegnete ich herzzerreißenden Artikelüberschriften. Der Grundton derselben war stets derselbe; etwa wie folgt:

„Der weiße Elephant ist los! Er schreitet weiter auf seinem verhängnißvollen Marsch! Ganze Ortschaften verlassen von den entsetzten Einwohnern!

Digitized by Google

Furcht und Schreck gehen vor ihm her, Tod und Verwüstung folgen ihm. Diesen nach die Detectives. Scheunen verwüstet, Werkstätten beraubt, Ernten verzehrt, öffentliche Versammlungen gesprengt, begleitet von Blutscenen, die nicht zu beschreiben sind! Berichte von vierunddreißig der ausgezeichnetsten Detectivpolizisten! Bericht des Inspectors Blunt!"

„Ah!" rief Inspector Blunt, der Erregung nahe; „das ist prächtig! Das ist die größte Leistung, die je eine polizeiliche Organisation vollbracht hat. Die Welt wird davon sprechen."

Für mich aber gab es keine Freude; mir war zu Muthe, als ob ich alle diese blutigen Verbrechen begangen hätte und der Elephant mein unverantwortliches Werkzeug wäre. Und wie die Unfallliste angewachsen war! In einem Orte hatte er sich in „eine Wahl gemischt und fünf Agitatoren getödtet." Er hatte dieser That die Vernichtung zweier armer Teufel folgen lassen — armer O'Donohue, armer Mc. Flannigan! — die „erst am Tage vorher in der Heimath der Unterdrückten aller Länder eine Zuflucht gefunden hatten und im Begriffe waren, zum ersten Male das kostbare Recht amerikanischer Bürger an der Urne auszuüben, als sie niedergeschmettert wurden von der mitleidslosen Hand der Geißel Siams." An einem andern Orte hatte er „einen verrückten Sensationsprediger niedergerannt, der eben für die nächste Saison seine heroischen Angriffe auf den Tanz, das Theater und ähnliches Teufelswerk vorbereitete." In einem dritten Orte hatte er „einen Blitzableiteragenten erschlagen". Und so ging die Liste weiter und wurde immer blutiger und herzzerreißender. Sechzig Personen hatte er getödtet, zweihundertundvierzig verwundet. Alle Berichte legten vollgiltiges Zeugniß ab von der Thätigkeit nnd dem hingebenden Eifer der Detectives, und alle schlossen mit der Bemerkung, daß „dreimalhunderttausend Bürger und vier Detectives das schreckliche Wesen sahen, sowie daß er zweie von letzteren ums Leben brachte."

Nur mit Angst hörte ich von neuem das Ticken des Telegraphenapparats; es regnete förmlich von Depeschen, aber glücklicherweise rechtfertigte ihr Inhalt meine Befürchtungen nicht. Es stellte sich bald heraus, daß jede Spur des Elephanten verloren war: der Nebel hatte es ihm ermöglicht, sich unbemerkt ein gutes Versteck zu suchen. Telegramme von Punkten, die lächerlich weit entfernt waren, berichteten, daß man zu der und der Stunde eine ungeheuere trübe Masse durch den Nebel habe schimmern sehen; es sei das „unzweifelhaft der Elephant gewesen". Diese trübe ungeheuere Masse hatte man in New-Haven, in New-Jersey, in Pennsylvania, im Staate New-York, in Brooklyn und sogar in der City von New-York selbst gesehen! Immer aber war die trübe ungeheuere Masse rasch wieder verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Jeder von den Hunderten über diese ungeheure Landstrecke zerstreuten Detectives sandte stündlich seinen Rapport, und jeder hatte eine Spur, verfolgte sie und war dem Elephanten dicht auf den Fersen.

Aber der Tag verging ohne weiteres Resultat, ebenso der nächste Tag. Der dritte Tag desgleichen.

Die Zeitungsberichte mit ihren nichtssagenden Thatsachen, ihren Spuren, die zu nichts führten, und ihren blendenden, sinnverwirrenden Theorien fingen an, langweilig zu werden.

Auf den Rath des Inspectors verdoppelte ich die Belohnung.

Vier weitere eintönige Tage folgten; dann kam ein schwerer Schlag für die armen geplagten Detectives — die Zeitungen lehnten es ab, ihre Conjecturen zu drucken, und sagten kühl: „Laßt uns in Ruhe".

Vierzehn Tage nach dem Verschwinden des Elephanten erhöhte ich auf des Inspectors Rath die Belohnung auf Doll. 75 000. Es war das eine große Summe; aber ich wollte lieber mein ganzes Privatvermögen opfern, als mein Ansehen bei der Regierung einbüßen. Jetzt, da die Detectives in Nöthen waren, begannen die Zeitungen über sie herzufallen und die beißendsten Sarkasmen gegen sie zu schleudern. Das war Futter für die Bänkelsänger! Sie costümirten sich als Detectives und führten auf der Bühne die Jagd nach dem verlorenen Elephanten auf. Die Caricaturenzeichner entwarfen Skizzen von Detectives, die das Land mit Feldstechern absuchten, während der Elephant hinter ihrem Rücken ihnen Aepfel aus den Taschen holte, und machten das Wappenzeichen der Detectives — ein weitgeöffnetes Auge mit der Devise: „Wir schlafen nie" — auf alle mögliche Weise lächerlich. Die Luft wimmelte von Sarkasmen.

Aber einen Mann gab es, der bei alledem ruhig, gelassen und unerschüttert blieb — es war jenes eichenfeste Herz, der Inspector Blunt. Sein kühnes Auge senkte sich nie, seine heitere Zuversicht wankte nie; er wiederholte nur: —

„Laßt sie spotten; wer zuletzt lacht, lacht am besten."

Meine Bewunderung für den Mann grenzte an Vergötterung. Ich war stets an seiner Seite. Sein Bureau war ein qualvoller Aufenthalt für mich geworden und wurde es täglich mehr; doch so lange er es dort aushalten konnte, war auch ich entschlossen zu bleiben — so lange als irgend möglich. So kam ich denn regelmäßig und blieb — zu Jedermanns Verwunderung. Es war mir oft, als müßte ich davonlaufen; wenn ich dann aber in jenes ruhige und anscheinend leidenschaftslose Antlitz blickte, hielt ich wieder Stand.

Etwa drei Wochen nach dem Verschwinden des Elephanten war ich eines Morgens eben im Begriff zu sagen: ich werde die Segel streichen und mich zurückziehen müssen, als der große Detective diesen feigen Gedanken wieder zurückscheuchte, indem er einen neuen meisterhaften Schachzug vorschlug — nämlich — mit den Dieben einen Compromiß zu schließen. Die Fruchtbarkeit der Erfindungsgabe dieses Mannes überstieg alles, was ich je erlebt, und das will etwas sagen, war ich doch mit den auserlesensten Geistern der Welt in Berührung gekommen. Er sagte, er sei der besten Zuversicht, daß er für Doll. 100 000 einen Compromiß schließen und den Elephanten wieder erlangen könne. Ich sagte, ich würde am Ende die Summe aufbringen können; aber was sollte aus den armen Detectives werden, die so wacker gearbeitet hatten.

Er entgegnete:

„Bei Compromissen bekommen sie stets die Hälfte."

Das beseitigte meinen einzigen Einwand, und so schrieb denn der Inspector zwei Noten, wie folgt:

„Werthe Frau, — Ihr Gatte kann sich viel Geld machen (und das ganz ohne Furcht vor dem Strafgesetz), wenn er sich sogleich bei mir einfinden will. Chef Blunt."

Von diesen beiden Noten sandte er die eine durch seinen vertrauten Boten an die „wohlgeborene Frau" Brick Duffy's, die andere an die „wohlgeborene Frau" des rothen Mc. Fadden.

Innerhalb einer Stunde kamen folgende beleidigende Antworten zurück.

„Sie alter Narr: Brick Mc. Duffy ist gestorben, schon vor zwei Jahren. Bridget Mahoney."

„Chef-Nachteule, — Der rothe Mc. Fadden ist gehangen und im Himmel seit 18 Monaten. Jeder Esel außer einem Detective weiß das. Mary O'Hooligan."

„Ich hatte das lange vermuthet," sagte der Inspector, „es beweist mir nur die nie irrende Schärfe meines Instincts."

Sobald ein Mittel sich als erfolglos erwies, war er nie um ein anderes verlegen. Er schrieb sogleich ein Inserat für die Morgenblätter, von dem ich eine Abschrift aufbewahre —

„A. — rwblv. 242 N. Tjnd — fz 328 wmlg. Ozpo —; 2 m! ogw. Mum."

„Lebt der Dieb noch", erklärte mir der Inspector, „so wird ihn das sicher an den gewöhnlichen Rendezvousplatz bringen." Es sei dies ein Platz, wo alle geschäftlichen Angelegenheiten zwischen Detectives und Verbrechern abgemacht werden. Die gesuchte Begegnung solle in der nächsten Nacht um zwölf Uhr stattfinden. Bis dahin war nichts zu thun; ich verließ also ohne Verzug und dankbaren Herzens das Bureau.

Digitized by Google

Um elf Uhr in der nächsten Nacht legte ich Doll. 100 000 in die Hände des Inspectors, und gleich darauf verabschiedete er sich, die heldenmüthige alte ungetrübte Zuversicht in seinen Augen. Eine fast unerträglich lange Stunde schlich zu Ende: da hörte ich seinen willkommenen Tritt, erhob mich keuchend und wankte ihm entgegen. Wie seine schönen Augen im Triumph glänzten! Er sagte —

„Wir haben einen Vergleich geschlossen! Die Spötter werden morgen ein anderes Lied singen! Folgen Sie mir!"

Er ergriff eine brennende Kerze und schritt voran, hinab in das ungeheure gewölbte Erdgeschoß, wo fortwährend sechzig Detectives schliefen und wo jetzt etwa zwanzig Karten spielten, um sich die Zeit zu vertreiben: Ich folgte ihm auf den Fersen. Er schritt rasch hinab an das düstere ferne Ende des Platzes, und gerade als ich in der dicken Stickluft ohnmächtig umsank, strauchelte und fiel er über die ausgestreckten Gliedmaßen eines mächtigen Körpers, und ich hörte ihn gerade noch beim Hinfallen ausrufen:

„Unser edler Beruf ist gerechtfertigt. Hier ist Ihr Elephant!"

Ich wurde in das Bureau hinaufgetragen und mit Carbolsäure wieder zum Bewußtsein gebracht. Die ganze Detectivmannschaft schwärmte herein, und es folgte eine Siegesfeier, wie ich noch keine erlebt hatte. Die Reporter wurden geholt, der Champagner floß in Strömen, Toaste wurden ausgebracht, die Händedrücke und Beglückwünschungen waren enthusiastisch und wollten kein Ende nehmen. Der Chef war natürlich der Held des Tages, und sein Glück war so vollständig und es war mit so viel Ausdauer, Würde und Bravour verdient worden, daß es mich beglückte, Zeuge desselben zu sein, obgleich ich dastand als ein heimathloser Bettler; — denn mein unschätzbarer Schutzbefohlener war todt und ich meiner Stellung im Dienste meines Vaterlandes verlustig, weil ich unmöglich den üblen Schein, als habe ich das in mich gesetzte hohe Vertrauen durch eine sorglose Ausführung meines Auftrags getäuscht, von mir abzuwenden vermochte. Manches beredte Auge bezeugte seine hohe Bewunderung für den Chef, und manches Detectives Stimme murmelte: „Seht ihn an, den König der Profession — gebt ihm nur die Spur von einer Spur, — und es bleibt nichts vor ihm verborgen." Die Theilung der Doll. 50 000 machte viel Vergnügen; als sie vollzogen war, hielt der Chef, während er seinen Antheil in die Tasche steckte, eine kleine Rede, in der er sagte: „Genießt das Geld, denn Ihr habt es verdient; und mehr als das — Ihr habt unserem schönen Berufe unsterblichen Ruhm erworben."

Eine Telegramm langte an, folgenden Inhalts: —

Monroe, Michigan: 10.— Nachm.

„Zum erstenmale seit drei Wochen erreichte ich eben ein Telegraphenamt. Folgte jenen Fußstapfen zu Pferde durch die Wälder, etwa zweihundert Meilen bis hieher; sie werden täglich stärker, größer und frischer. Quälen Sie sich nicht unnöthig ab — ehe acht Tage verflossen sind, habe ich den Elephanten — auf mein Wort! Darley, Detective."

Der Chef brachte drei Hochrufe aus auf „Darley, einen der feinsten Köpfe unter der Mannschaft", in welche sämmtliche Anwesende begeistert einstimmten; dann ließ er an Darley telegraphiren, er möge heimkehren und seinen Antheil an der Belohnung in Empfang nehmen.

So endete jene wunderbare Episode von dem gestohlenen Elephanten. Die Zeitungen waren am nächsten Tage wieder voll Anerkennung — mit einer nichtssagenden Ausnahme. Ein Blatt schrieb nämlich: „Groß ist der Detective! Er mag im Auffinden eines kleinen Gegenstandes wie es ein entführter Elephant ist, ein wenig langsam sein — er mag ihn drei Wochen lang den ganzen Tag verfolgen und des Nachts neben seinem verwesenden Cadaver schlafen, aber er wird ihn endlich finden, — sobald er nur den Mann, der den Elephanten entführt hat, dahin bringt, ihm den Platz zu zeigen." Der arme Hassan war auf ewig für mich verloren. Die Schüsse hatten ihn tödtlich verwundet. Er war im Nebel an jenen düsteren Platz gekrochen; und dort, umgeben von seinen Feinden und fortwährend in Gefahr, entdeckt zu werden, war er dahingeschwunden vor Hunger und Leiden, bis der Tod ihn erlöste."

Der Compromiß kostete mich Doll. 100 000; meine Auslagen für die Detectives betrugen weitere Doll. 42 000; ich bewarb mich nie wieder um eine Anstellung im Dienste meiner Regierung; ich bin ein ruinirter Mann und ein unstäter Wanderer auf Erden — aber meine Bewunderung für jenen Mann, den ich für den größten Geheimpolizisten halte, welchen die Welt hervorgebracht hat, bleibt unvermindert bis auf diesen Tag und wird so bleiben bis an mein seliges Ende.

Aus der Hauptstadt.

Wereschagin-Ausstellung.

Noch ist die Aufregung nicht vergessen, welche der erste Eroberungszug des russischen Künstlers durch die Hauptstädte des westlichen Europas hervorrief. Er kam wie ein Feldherr an der Spitze einer Armee. Sein Name war Legion. Man besann sich vergebens auf eine Erscheinung in der Geschichte der Kunst, die das Wunder erklären sollte. Nur widerwillig ergab man sich dem Banne der mächtigen Persönlichkeit. Man versuchte wohl, sie in ihre Elemente zu zerlegen und von jedem derselben den Ursprung nachzuweisen, um zu zeigen, daß es nichts Neues sei. Die Franzosen hatten dergleichen schon längst gekannt und gewagt. Aber ein Zug ließ sich nicht durch Zergliederung escamotiren, und das war der hervorstechendste, der noch jetzt in der Erinnerung die Umrisse des Bildes abgibt, das Colossale. Colossal war, was man über die Persönlichkeit des Mannes erfuhr, seine unbeugsame Energie, seine Allgegenwart; colossal seine Productionskraft, die ihm in jungen Jahren, welche noch dazu von Reise- und Kriegsthaten erfüllt waren, genug um zehn Durchschnittsexistenzen auszustatten, erlaubte, mit einem ganzen Museum eigener Werke auf Reisen zu gehen und noch ein andres in Moskau zu lassen; colossal wie das Maß seiner Gemälde das Wagniß seiner Stoffe. Es kam hinzu, daß das Bild des Menschen und seiner Kunst etwas Vages, Unbestimmtes besaß, das beide noch größer und geheimnißvoller erscheinen ließ, gerade so wie die geographische Vorstellung des Russenreiches mit seinen flottirenden Grenzen das Element der Unendlichkeit enthält. Wir vermochten es nicht, aus unserer Civilisation heraus all die widersprechenden Züge als ein Ganzes zu begreifen. Seinen Bildern, seinem Leben gegenüber hätte sich schon ein Standpunkt finden lassen. Aber er gab in seinem Katalog einen Commentar, der in seinem ziellosen, beständig Keulenschläge in das Nichts hinausschickenden Humanismus das Verständniß in die Irre führte. Nach Allem war wohl auch er aus derselben gährenden Generation seines Volkes, die den Nihilismus erzeugt.

Jetzt ist er wieder gekommen, derselbe und doch ein Andrer. Wie damals hat er bei Kroll sein Zelt aufgeschlagen. Wieder ist das Tageslicht ausgeschlossen und elektrische Lampen geben jedem Bilde genau das Licht, für welches der Künstler es gedacht. Es beunruhigt uns jetzt nicht mehr wie das erste Mal, wo die abenteuerlichsten Gerüchte diesen Nothbehelf verdächtigten — wir haben unterdeß gesehen, daß Wereschagin's Bilder auch Tageslicht aushalten. Wieder sind die Wände, soweit sie nicht von den Bildern bedeckt sind, mit Teppichen und Trophäen geschmückt, unter den ersteren Exemplare von ganz colossalem Umfang, wie sie uns der Handel fast niemals zuführt. Nur die Musikbegleitung ist fortgeblieben, die damals trotz der Erklärung des Künstlers, sie solle nichts weiter bezwecken als die Unterdrückung des lauten Kunstgeschwätzes, so unliebsam aufgenommen wurde. Und endlich ist im Katalog wieder wie das erste Mal zu jedem Bilde ein Raisonnement gegeben, überdies ist ein Portrait des Künstlers und eine Ansicht seines Ateliers hinzugefügt.

Aber es fehlt überall das Element der Aufregung —, das wir freilich nicht vermissen —. Wir sind daran gewöhnt, daß Wereschagin

Digitized by Google

Massenausstellungen veranstaltet. Er würde Sensation machen, wenn er wie jeder Andere seine Bilder dem Massenmorde einer allgemeinen Ausstellung aussetzte. Unter den achtzig Oelbildern, die er diesmal außer einer Menge von Studien ausstellt, ist keins, das an rein gegenständlicher Wirkung die Treffer der ersten Serie erreichte. Was sind selbst Schilderungen wie die Hinrichtung der russischen Nihilisten oder der indischen Aufrührer neben den Gräuelscenen aus dem russisch-türkischen Kriege oder den Siegergewohnheiten der Fürsten Innerasiens? Und die kleine Gruppe von Bildern aus dem Leben Christi, welche in Wien jene uns so unverständliche Entrüstung hervorgerufen hat, würde ohne besondere Beachtung geblieben sein, wenn nicht die Neugier sie erwartet hätte. Doch auch so ist es ihnen nicht gelungen, Sensation zu machen. Tant de bruit!

Wir wollen uns zunächst die letzteren Werke ansehen. Sie sind sämmtlich nur geringen Umfanges, so daß sie der Künstler bequem am Ende des zweiten Saales in einer Art Capelle oder Allerheiligstem vereinigen konnte. Die aus Wien bekannte Auferstehung fehlt. Sonst sind sie alle da, von denen die Blätter im Ton der höchsten Erregung berichteten, die heilige Familie, Jesus in der Wüste, Jesus und Johannes u. s. w. Wenn sie ohne Benennung gezeigt wären, kein Mensch hätte auf den Gedanken kommen können, daß es sich um Darstellungen aus dem neuen Testament handelte, vielleicht mit Ausnahme der Predigt Christi vom Schiff im See Tiberias. Bei den meisten erscheint das Figürliche nur als Staffage zu der Landschaft. Nur einmal fesselt es an sich, bei der heiligen Familie. Aber auch nur, wenn das Bild seine Prätensionen aufgibt. Gewiß, die Familie des Herrn mag so miserabel gelebt haben wie irgend eine aus der kleinen orientalischen Landstadt. Aber was wissen wir davon, und was geht es uns an? Die Ueberlieferung schweigt davon, denn es ist eine ganz gleichgültige Sache. Und wenn nun der Künstler uns vor einen schmutzigen Hof führt, in welchem Joseph mit seinen Söhnen — den Brüdern Christi — seinem Handwerk obliegt, während Maria neben anderen unsauberen Kindern im Hintergrunde am Boden hockt und Jesus isolirt von seiner Familie in den Schriften studirt, so hat das mit den Stoffen der Bibel gar nichts zu thun und vermag uns nach keiner Seite anzuregen. Es kann ja so oder ähnlich gewesen sein; aber es war nicht nothwendig so. Wir wollen bei diesem und den verwandten Bildern die religiösen Bedenken ganz bei Seite lassen, sie sind formal im Unrecht. Kein anderer Stoff erheischt eine solche Vorsicht wie der biblische. Der Künstler mag ihn entwickeln, mag, wie Rembrandt, aus den als selbstverständlich weiter nicht erzählten Uebergängen der Handlung schöpfen, aber Phantasien über biblische Themata sind ein Ding der Unmöglichkeit.

Unter den Oelskizzen und Bildern, welche Wereschagin von seiner Reise nach Palästina mitgebracht, sind viele frische und interessante Schilderungen. Aber in anderer Anrichtung würden sie auch in den Augen des großen Publicums über das Maß des Mittelschlages nicht hinausreichen. Jetzt sammelt es sich ehrerbietig vor jeder kleinen Oelskizze im breiten Goldrahmen, als wäre es eine Offenbarung. Anspruchsvoller im Format treten die Bilder von der zweiten indischen Reise Wereschagin's auf, meist landschaftlichen Inhalts. Hier hat ihn namentlich das Wunderwerk des Taj Mahal zu wiederholten Ansichten begeistert, von denen sich einige durch eine fast Böcklin'sche Farbengluth auszeichnen. Aber auch in dieser Gruppe reicht nicht eines der Bilder an die großen Architekturstücke der ersten Ausstellung. — Dasselbe gilt von einer colossalen Vedoute des Kreml.

Die Studien in Schwarz und Weiß sollen den Entwicklungsgang des Künstlers darlegen. Das Material ist dafür jedoch nicht lückenlos genug. Von besonderem Interesse sind die Studien seiner frühesten Zeit nach Antiken und nach Kupferstichen, dann die Arbeiten aus der Compositionsclasse der Petersburger Akademie und die Zeichnungen für Journale. Wereschagin hat Alles aufgehoben.

Das Ganze macht sich mehr wie eine Art Nachlese.

Noch ein Wort über den Katalog. Seine Lectüre ist etwas mühselig, aber doch lohnend durch die Ausbeute an Aeußerungen unfreiwilligen Humors. Es herrscht eine unglaubliche Confusion und immer noch dieselbe unbändige Belehrungslust wie in den Begleitworten der ersten Serie. Bei der heiligen Familie heißt es: „Wörtlich nach dem Evangelientext hatte Christus vier Brüder, und zwar: Jacob, Josef, Simon und Judas, wie auch einige Schwestern, die in der Folge wahrscheinlich in Nazareth verheirathet wurden." Ist das nicht erbaulich? — Zu den tendenziösen Seitenstücken der Erschießung der Aufrührer in Indien und der Hinrichtung der Nihilisten in Rußland — der Arrangeur hat sie sinnig durch eine Schilderung des Gipfels des Himalaja getrennt — ergeht sich der Katalog in Betrachtungen über die humanste Art der Hinrichtung und constatirt, daß man fast zu dem Schluß gelangt, „daß auch auf diesem düstern Gebiet menschlicher Erfindungskraft sich ein ernstlicher Fortschritt geltend macht. Hinsichtlich des Strebens nach Vervollkommnung hat der englische Erfindungsgeist unzweifelhaft Alle überholt, da das in Indien angewandte Mittel der Erschießung durch Kanonen (Nr. 1) den gegenwärtigen Forderungen der Humanität entspricht; der Tod ist ein sicherer, schneller und möglichst schmerzloser. Während beim Füsiliren der Delinquent häufig nicht schnell stirbt und ein wohlgezielter Schuß eines Einzelnen ihm den Garaus machen muß, zerreißt ein Geschütz den Körper augenblicklich in Stücke, wirft diese nach allen Seiten, und der Kopf — diese Beobachtung ist factisch gemacht worden — windet sich spiralförmig in die Höhe. Der Eindruck dieses Schauspiels auf die Zuschauer, d. h. die Abschreckung, ist sehr groß, was dem Geiste der gegenwärtigen Gesetzgebung ebenfalls entspricht. — Ein anderes allgemein gebräuchliches Mittel ist der Galgen (Nr. 2), welcher im Mittelalter gebraucht wurde und auch jetzt in vielen Ländern, unter andern in Rußland, in Anwendung gebracht wird. Diese Art der Hinrichtung ist weit schlechter als die vorhergehende, weil der Tod langsamer eintritt und qualvoller ist." Folgt noch eine heftige Polemik gegen die noch viel grausamere, einstmals von den Römern angewandte Todesstrafe der Kreuzigung. Das Bild, das der Künstler dazu gemalt, ist nicht fertig geworden und daher nicht ausgestellt. Das wird dann wohl den Mittelpunkt für das nächste Mal abgeben.

A. L.

Notizen.

Wenn wir diesmal von unserem Grundsatze, im Erscheinen begriffene Werke nicht zu besprechen, sondern vorerst ihre Vollständigkeit abzuwarten, zu Gunsten zweier Erscheinungen untreu werden, so ist es, weil beide schon jetzt als wahre Zierden unserer Prachtwerkliteratur bezeichnet werden können. Die erste Abtheilung der Culturgeschichte des deutschen Volkes von Otto Henne am Rhyn beweist, daß der kunstsinnige Verleger G. Grote in Berlin, dem unsere Kunstliteratur so viele kostbare Erscheinungen verdankt, entschieden nach der Ehre geizt, sich in Bezug auf den Reichthum und die Gediegenheit seiner Publicationen neben einen Quantin oder Hachette oder J. Rothschild und wie die Pariser großen Kunstverleger alle heißen, zu stellen. Jedenfalls verspricht die Culturgeschichte ein Werk zu werden, das sich neben den schönsten Erzeugnissen des ausländischen Büchermarktes zeigen und unserem Buchhandel große Ehre machen kann. Es ist kein banales Prachtwerk mit den landläufigen Phantasie-Illustrationen, sondern steht voll und ganz auf dem Boden der Wissenschaft: der Text stammt aus der Feder eines anerkannten Culturhistorikers, und die Illustrationen sind wahre historische und literarische Documente von geschichtlichem und wissenschaftlichem Werthe, sorgfältig ausgewählt, herrlich ausgeführt und von einer im deutschen Buchhandel noch nie dagewesenen Reichhaltigkeit. Diese erste Abtheilung bietet allein 29 Beilagen und Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt und 110 Abbildungen im Text, und doch macht der Band nirgends den Eindruck eines leeren Bilderbuches. Gleich der erste Farbendruck, mit den Trachten vornehmer Augsburger Bürger um 1520 aus der Darstellung eines Ge-

Digitized by Google

schlechtertanzes — im Besitz des Berliner Museums — ist von einer solchen Feinheit und Kraft der Ausführung, daß er die schönsten Blätter etwa von Lacroix's Costümwerken vollständig aufwiegt. Der Name des Verlegers ist uns eine Gewähr, daß sich die späteren vier Abtheilungen auf der Höhe der vorliegenden halten werden und daß hier ein wahres standard work der deutschen Kunstliteratur ersteht. Vielleicht entschließt sich die Verlagshandlung, nachdem sie bereits die deutsche Kunst- und die Culturgeschichte so behandelt hat, die werthvolle Serie zu vervollständigen und eine nach denselben Prinzipien geschaffene, in Text und Bild gleich tüchtige deutsche Literaturgeschichte herauszugeben, welche das leider noch immer populäre Bilderbuch von König verdrängt. Bis dahin mag der in vier Lieferungen vorliegende Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur von Gustav Könnecke (Marburg, N. G. Elwert) ein trefflicher Ersatz sein. Der gelehrte Marburger Archivrath hat diese wichtige bildliche Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte nach den Quellen bearbeitet. Die Nachbildungen aus Handschriften und Druckwerken sind in Originalgröße, die Originalvorlagen zu den Bildnissen und Miniaturen meist verkleinert, aber doch scharf und immer getreu facsimilirt. Der Text sagt nur in knappen Worten das Allernothwendigste, aber hat immer Hand und Fuß und ist aus den besten Quellen geschöpft. Nicht weniger als 1558 Nummern verspricht das beigegebene Verzeichniß. Es ist überaus dankenswerth, mit welchem Eifer und mit wie viel Sachkenntniß Könnecke die Originalien sich beschafft hat und welche Sorgfalt auf die Reproduction verwendet wurde. Viele Bildnisse, Büchertitel, Illustrationen sind hier zum überhaupt erstenmal herangezogen, wenigstens in dieser Treue und Correctheit. So z. B. die berühmte Pariser Liederhandschrift von Maneſſe, die wir noch nie so scharf reproducirt gesehen haben. Um einen Begriff von dem Reichthum dieser bildlichen Documente zu geben, genüge die Angabe, daß von Goethe nicht weniger als 19 authentische Bildnisse und fünf Unterschriften und außerdem noch an 100 auf ihn oder seine Familie oder Freunde oder seine Werke bezügliche Porträts, Titelblätter, Illustrationen, Autographen u. s. w. wiedergegeben sind. Wir brauchen nicht erst auf die Nützlichkeit dieses Werkes für Gelehrte von Fach, Bücherfreunde, Autographen- und Kupferstichsammler, Bibliothekare hinzuweisen und wünschen dem schönen Werk einen gedeihlichen Fortgang, baldigen Abschluß und weiteste Verbreitung.

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern dargestellt von H. A. Berlepsch. Mit Illustrationen von Emil Rittmeyer. 5. Auflage. Jena, Hermann Costenoble. — Von dem allgemein beliebten und verbreiteten Buche Berlepsch's, das so viel geographischen, culturhistorischen und ethnographischen Lehrstoff enthält, wurde diese zweite wohlfeile Volksausgabe von dem Sohne des Verfassers, dem talentvollen Münchener Maler H. E. v. Berlepsch, umgearbeitet und ergänzt. Auf die Gotthardbahn ist in dem trefflich geschriebenen Capitel „Gebirgs- und Alpenbahnen" eingehend Bezug genommen; der Elmer Bergsturz veranlaßte ebenfalls manchen Zusatz, neue culturhistorische Momente finden wir in dem den Volksschauspielen und Dorfkomödien gewidmeten Abschnitt, und ganz neu ist das Capitel über die Alpenseen, das an Anschaulichkeit und Schwung dem Besten gleichkommt, was Vater Berlepsch geschrieben. Das Buch mit seinen anziehenden Schilderungen ist ein würdiges Seitenstück zu Tschudi's Thierleben der Alpenwelt und sollte im Besitze jedes Naturfreundes sein.

„Der Mond". Erzählung in Versen von Franz Königsbrunn-Schaup. (Dresden und Leipzig, Pierson.) — Ein gespensterhaftes, eigenthümliches Erstlingswerkchen. Es werden darin die wichtigsten — alle zur Nachtzeit geschehenen — Momente aus dem Leben eines Mönches erzählt, der „als des Ordens Astronome" einsam auf einem Thurme haust. Ihm führt der Mond ein somnambules Frauenzimmer zu, das ihm Liebesglück spendet, hernach aber vom Mond wieder hinweggeführt wird. Verzweifelt ruft ihr der lüsterne Mönch nach; sie hört seine Stimme, erwacht und stürzt mitten auf ihrem steilen Wege in die gähnende Tiefe. Der Mönch wird wahnsinnig. Eine phantastische Schrulle, die Freunde von Curiositäten auf ein Viertelstündchen fesseln mag. E. W.

Meyer's Conversations-Lexikon. Vierte, vollständig umgearbeitete Auflage. Dritter Band. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) Auch dieser Band, von „Blattkäfer" bis „Chimbote" reichend, registrirt die Daten und Ereignisse bis auf die allerjüngste Zeit herab und zeigt die ebenso elegante als gediegene Ausstattung wie die vorhergehenden beiden Bände. Die zahlreichen Abbildungen im Text sowie die Karten, Tafeln und Pläne weisen eine ebenso sorgfältige Auswahl wie musterhafte Ausführung auf. Das dem Artikel „Buchdruckerkunst" beigegebene Facsimile eines Blattes der 42zeiligen Gutenberg-Bibel von 1455, des schönsten je gedruckten Werkes, ist z. B. von großer Vollendung. Die übersichtliche und genaue Bearbeitung des Textes zeigt die Gelehrten von Meyer's Conversations-Lexikon überall auf der Höhe des gegenwärtigen Standes unserer Wissenschaft.

Friedrich der Große. Denkwürdigkeiten seines Lebens nach seinen Schriften, seinem Briefwechsel und den Berichten seiner Zeitgenossen. Zwei Bände. (Leipzig, Grunow.) — In wenigen Monaten wird die hundertjährige Wiederkehr des Todestages Friedrich's gefeiert werden. Die vorliegende Anthologie, welche aus den Worten des Königs selbst sein Wesen und Wollen erklären will, ist ein geistreicher Versuch, wie er unseres Wissens noch nicht gewagt worden ist. Da werden die Aeußerungen des Königs aus seinen Briefen, amtlichen Erlassen und den Berichten über die Gespräche, welche er mit so vielen Zeitgenossen hatte, sofern sie für die Darstellung der Zeitgeschichte von Wichtigkeit sind, in den Originalmittheilungen zusammengestellt und so gewissermaßen ein fortlaufender Commentar zur Geschichte des Königs geliefert. Es ist selbstverständlich, daß bei weitem das Meiste aus dem Französischen zu übersetzen war. Bei einem solchen Unternehmen besteht die Hauptschwierigkeit gerade in der überwältigenden Menge des Stoffes. Allein die Werke Friedrich's, wie sie in der großen, von der Berliner Akademie der Wissenschaften veranstalteten Ausgabe vorliegen, füllen dreißig stattliche Bände. Dazu kommt die geradezu unabsehbare Menge sonstiger Veröffentlichungen: aus diesen weitschichtigen Publicationen galt es, das auszuwählen, was für die Beurtheilung des Königs von besonderem Interesse ist, sein Wesen am lebendigsten zur Darstellung bringt — kurz, was den alten Fritz mit einer Deutlichkeit vor Augen stellt, die schwerlich für eine andere historische Person zu erreichen ist. So wurde aus den verschiedensten Quellen das entnommen, was ein lebensvolles und getreues Bild des großen Regenten zu geben im Stande ist. Bei der Auswahl, Uebersetzung und Feststellung des Textes waltete sorgfältige, unparteiische Kritik. Fast nirgends ist etwas Wesentliches, Charakteristisches weggelassen, so daß das Bild ebenso farbig als historisch wahr aus dem reichen Rahmen tritt.

* * *

Auf besonderen Wunsch des Herrn Geheimraths Professor R. von Ihering bemerken wir nachträglich, daß sein in Nr. 16 enthaltener Beitrag: „Die Wahrheit in der menschlichen Gesellschaft" aus der nächstens bei Breitkopf u. Haertel in Leipzig erscheinenden 2. Auflage des zweiten Bandes seines Werks: Der Zweck im Recht entnommen ist. Unser verehrter Herr Mitarbeiter hatte uns die Aushängebogen eines ganz umgearbeiteten und vermehrten Capitels mit der Erlaubniß zur Verfügung gestellt, eine Partie daraus den Lesern unseres Blattes mitzutheilen. Durch ein Versehen der Redaction ist die Fußnote mit der Quellenangabe leider weggeblieben. Auch der Titel des Aufsatzes ist von uns gewählt worden.

Digitized by Google

Inserate.

Aufruf
zur
Errichtung eines Scheffeldenkmals
in Heidelberg.

Der Dichter des Ekkehard, der Sänger so vieler froher und tiefinniger Lieder ist nicht mehr. Seine Dichtungen leben fort im Herzen des deutschen Volkes, der deutschen Jugend. Aber Alle, die sie erfreut und erhoben, drängt es, dem heimgegangenen Meister ein sichtbares Zeichen der Liebe zu widmen.

So ist fast unmittelbar nach seinem Tode in Heidelberg der Gedanke erwacht, ihm an den Ufern des Neckar, die seine Lieder verherrlicht, ein Denkmal zu setzen. Für ein solches dürfen wir vor Allem das Recht geltend machen, das des Dichters Liebe zu unserem Thale, zu unserer Stadt uns gibt, die er selbst nannte „mein geliebtes Alt-Heidelberg, auf dessen Boden und in dessen Luft die heitersten meiner Lieder erwachsen sind". Hier weilte er, schon zum Tode krank, Erleichterung seines Leidens hoffend, noch einmal vor seinem Ende; hier feierte er den letzten Geburtstag, den zu erleben ihm beschieden, und nahm das Ehrenbürgerrecht der Stadt als letzte Freude entgegen.

Unser Aufruf wendet sich an Alle, die den durch Scheffel's Poesie verklärten Zauber von Heidelbergs Naturschönheit empfunden, die an des Dichters heitern und ernsten Gesängen sich erquickt haben — an das deutsche Volk, in dessen Herz kaum ein anderer unserer heutigen Dichter so tief sich gesenkt hat.

Zur Entgegennahme von Beiträgen sind die Unterzeichneten bereit.

Stadtrath C. L. Ammann. Dr. K. Bartsch. Geh. Rath Dr. J. Bekker. Dr. W. Blum. Cand. med. P. Claus. Buchhändl. G. Köster. Stadtrath Dr. Lobstein. Landtags-Abgeordneter A. Mays. Dr. Franz Mittermaier. Stadtdirector von Scherer. Oberbürgermeister Dr. Wilckens.

Verlag von Firmin Didot & Co. in Paris
56, Rue Jacob 56.

Neu erschienen:

Henri Heine
et son temps
par **L. Ducros,**
Professeur à la Faculté de Lettres de Poitiers.
Un vol. in 18°. Broché 3 frc.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 800 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Der Materialismus
im Verhältniss zu
Religion und Moral.
Von
Dr. F. Wollny.
Preis M. 1,50.
Verlag von Theodor Thomas, Leipzig.

In allen Buchhandlungen, Preis M. 7,50, 424 S. gr. 8°. Aus dem

Geistesleben

der Gegenwart, bunte Blätter von **Kuno Stommel,** Dr. phil., enthaltend u. A.: **Glauben wir noch an eine Vorsehung? — Das Glaubensprincip des Mittelalters. — Das Wesen der dramatischen Kunst. — H. v. Kleist pathologisch betrachtet. — Die Kunst gesund zu werden. — Die ungedruckte Notenausgabe der Reichsbank etc.**

Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien die **erste Lieferung** der

Kulturgeschichte

der Menschheit in ihrem organischen Aufbau
von **Julius Lippert.**

Das 20 Liefgn. à 1 M. umfassende, zwei stattliche Bände bildende Werk wird im Herbst dieses Jahres vollendet sein.

An sicherer und bewährter Führerhand folgt der Leser den mannigfach verschlungenen Pfaden, welche das Menschengeschlecht in seiner Kulturentwicklung seit der Zeit, da es aus dem Dunkel der Vorgeschichte auftauchte, bis zur Gegenwart gewandelt ist.

Die Darstellung ist außerordentlich klar und fesselnd, überall werden die innersten Zusammenhänge und Ursachen des materiellen und geistigen Fortschreitens der Menschheit aufgedeckt und schließlich wird ein Standpunkt gewonnen, von dem diese Kulturentwickelung als ein organisches Ganzes vor uns liegt.

Gewiß für die gesammte gebildete Welt ein höchst interessantes Buch.

½ Stunde von Frankfurt a. M.

Bad Homburg

½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder.
Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende und Reconvalescenten.
Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Majunke,

Geschichte des
Culturkampfes.
1. Lieferung zu 75 Pf. soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.
Ferdinand Schöningh
in Paderborn und Münster.

In allen Buchhandl. neueste Auflage der
Pariser Luft von Arthur Mennell.
Schild. d. neuest. Paris in s. Tugend u. Lastern. Reichster geistiger Inhalt. Hinreißende witzsprühende Sprache. „Einzig in seiner Art"; „Eine der kühnsten Schriften, die je erschienen", nannte maßg. europäische, selbst franz. Kritik (Temps, 3. Jan.) dieses f. jed. geb. Deutschen unentb. Erstlingsbuch d. Verf. v. „Buchholtzens in Paris". Preis 3 Mk. Verl. v. **Alb. Unflad** in Leipzig.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zarteste Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Hierzu eine Beilage der Besser'schen Buchhandlung in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 22. Mai 1886. Band XXIX.

CORNELL UNIVERSITY, JUN 9 1886 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Belgische Arbeiterliteratur. Von D. Frhr. v. Thüna. — Die Aerzte und die Krankencassen. Von Dr. med. Fr. Dornblüth. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Materie und Geist. Von Carl Jentsch. — Ein Spielmannsbuch. Von Karl Vollmöller. — Lionardo da Vinci als Architekt. Von Wilhelm Lübke. (Schluß). — **Feuilleton:** Die Jagd nach dem Mann. Eine Studie von Gustav Schwarzkopf. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinr. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Belgische Arbeiterliteratur.

Von D. Frhr. v. Thüna.

In den Tagen der Arbeiteraufstände im Süden und Osten Belgiens, im März 1886, ist oft von einem Volkskatechismus die Rede gewesen, welcher, in großer Anzahl an die Arbeiter verkauft, von diesen gierig gelesen worden sei und zur Vertiefung der dortigen Classengegensätze beigetragen habe. Das Heftchen in rosarothem Gewande mit dem Titel: Le Catéchisme du Peuple par Alfred de Fuisseaux ist eine Schmäh- und Hetzschrift niedriger Art und wohl geeignet, den Haß des belgischen Arbeiters gegen die Besitzenden zum Ausdruck zu bringen oder auch noch zu entflammen. Das bekannte Mittel aller Volksaufhetzer, mögen sie Namen haben, wie sie wollen, ist auch hier angewendet, die gewissenlose Uebertreibung. „Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit." Die Arbeiter sind die Sklaven, die Besitzenden, die Reichen, sind die Ausbeuter. Dies ist der Satz, welcher in den mannigfaltigsten Wendungen abgehandelt und mit denen auf das erregbare Gemüth verhältnißmäßig ungebildeter Volksmassen unfehlbar Eindruck gemacht wird. Daß die Mehrzahl der dortigen Arbeiter aber ungebildeter als die unsrigen und also aufhetzenden Verdrehungen der Wahrheit zugänglicher ist, muß daraus geschlossen werden, daß in dem ganz katholischen und in seinen untern Schichten vielfach ganz vom Clerus beherrschten Lande der Volksunterricht auf einer sehr tiefen Stufe steht. Denn das Königreich hat es, theils wohl in Folge einer verkehrten Auffassung der Freiheit, theils in Folge der unseligen, alle aufbauende Thätigkeit lähmenden Parteikämpfe zwischen Clericalen und Liberalen, noch nicht zum allgemeinen staatlichen Volksschulunterricht vermöge des Schulzwangs gebracht.

In Capitel I wird die Lage des belgischen Volkes und seine Sclaverei behandelt. Frage 1 lautet: „Was bist Du?" Antwort: „Ein Sklave". Weiter: „Hat der Sklave Rechte?" „Nein." „Woran erkennst Du in Belgien den freien Mann und den Sklaven?" „In Belgien ist der freie Mann reich, der Sklave arm." „Die Sklaverei besteht wohl in allen Ländern?" „Nein, die französische, die schweizer und die nordamerikanische Republik und andere (!) sind nur aus Freien zusammengesetzt." „Was muß denn geschehen, um aus einem Sklaven einen Freien zu machen?" „Man muß ihm das Wahlrecht, d. h. das allgemeine gleiche Wahlrecht, geben."

Obgleich Deutschland dieses Wahlrecht hat, ist ihm, wie man sieht, nicht die Ehre zu Theil geworden, unter die von der Sklaverei freien Staaten aufgenommen zu werden.

Es wird nun weiter ausgeführt, daß in Belgien die Gesetze nur von den Reichen und für die Reichen gemacht werden, insbesondere wird an den hohen Census, 42 Francs Steuer für die Wähler zum Abgeordnetenhaus, 1600 Francs für den Senatorsitz, und an die 1600 Francs für die Militärstellvertretung, erinnert, und im Anschluß daran in Capitel II näher ausgeführt, daß nach dem Wählercensus von den 5½ Millionen Einwohnern des Landes nur 117 000 das Wahlrecht haben und dies für sich ausbeuten, um zur Macht zu gelangen. Unter einem Machthaber, homme au pouvoir, versteht der Katechismus Denjenigen, welcher das Mittel gefunden hat, auf Kosten des Staatsschatzes zu leben, und zwar nicht nur er allein, sondern auch die Seinigen, seine Verwandten, seine Genossen, seine Bekannten, und alles dies, indem er nichts oder fast nichts thut. Es folgen Beispiele für den allgemein üblichen Satz: „Die kleinen Diebe, das sind die Armen, hängt man, die großen läßt man laufen." Im folgenden Capitel werden die vorhandenen politischen Parteien verspottet; z. B. „Was ist ein Liberaler?" „Ein Liberaler ist ein Mensch, welcher auf Kosten des Staatsschatzes Geschäfte zu machen sucht." „Was ist ein Katholik (d. i. in Belgien ein Ultramontaner)?" „Ein Katholik ist ein Mensch, welcher auf Kosten des Staatsschatzes Geschäfte zu machen sucht." „Warum hat man diese beiden Parteien erfunden?" „Damit sie sich wechselweise, alle 8 Jahre im Durchschnitt, die Verprassung der Reichthümer des Staates überweisen können, ohne daß man jemals die Hand auf den Schuldigen legen kann." „Was ist der erste Schrei eines katholischen (ultramontanen) Ministers, der zur Macht gelangt?" „Die Cassen sind leer, die Liberalen haben Alles genommen". „Was ist der erste Schrei eines liberalen Ministers, der zur Macht gelangt?" „Die Cassen sind leer, die Katholiken haben Alles genommen". „Was thun sie dann?" „Sie legen neue Steuern auf, um die Cassen wieder zu füllen und sie dann wieder leeren zu lassen."

In einem weiteren Abschnitt wird die Ungerechtigkeit der belgischen Steuer-Gesetzgebung hervorgehoben, welche den Reichen schone, den Armen fast ersticke, und deren Ertrag nur dazu benutzt werde, um unnütze Leute zu bezahlen und unnütze Ausgaben zu bestreiten. Dabei wird auf die königliche Familie, die Armee, die Gesandten, insbesondere denjenigen beim Vatican, die Citadellen von Antwerpen, den Justizpalast in Brüssel u. a. verwiesen. Von der Armee wird gesagt, daß sie nur deshalb in Belgien bestehe, weil der König sie wünsche, um mit ihr seine eigene Person und seine Civilliste gegen das Volk zu vertheidigen. Dahin werde es aber nicht kommen, wird angedeutet, denn der Soldat werde nicht auf seinen Vater, seine Mutter, seine Brüder oder Schwestern schießen.

Auch der Arbeitslohn wird der Katechisation unter-

Digitized by Google

worfen und auch hier nachzuweisen versucht, daß „je mehr man arbeitet, um so geringer ist man bezahlt und je weniger man arbeitet, um so höher ist man bezahlt". Zur Beleuchtung dieses Satzes werden die Einkommen des Königs, der keine Verantwortlichkeit habe, und eines Eisenbahn-Bediensteten, des Gouverneurs der Nationalbank und des Cassirers, des Bergwerk-Directors und des Arbeiters gegenübergestellt. Auch diese Schäden werden geheilt werden, wenn den Arbeitern durch das allgemeine gleiche Wahlrecht die gesetzgeberische Macht verliehen wird.

In den Schlußsätzen wird noch einmal der Ausbeutung der Sklaven, das sind die Arbeiter, durch die Privilegirten, das sind die Reichen, gedacht. „Die Reichen nehmen unsere Töchter, um daraus Futter für die Prostitution, unsere Söhne, um daraus Kanonenfutter, und unser eigenes Leben, um daraus Dividenden zu machen", und endlich versichert, daß zu Pfingsten den zu vielen Tausenden versammelten Arbeitern in Brüssel die Regierung das allgemeine gleiche Wahlrecht auf die Rufe: Es lebe das Volk, es lebe die Freiheit! geben werde.

Obwohl der Katechismus sich den Anschein gibt, nichts anderes anzustreben als den Ersatz des dermalen in Belgien bestehenden Censuswahlrechts durch das allgemeine gleiche Wahlrecht, kann er doch, vermöge der angewendeten Methode der Erregung des Hasses und der Verachtung gegen die herrschenden Classen, insbesondere aber auch gegen das Königthum, nicht anders als in der Richtung des allgemeinen Umsturzes der staatlichen Einrichtungen, d. h. revolutionär, wirken. Die Republik scheint das eigentliche Ziel des Schriftchens zu sein. Um nun diese Republikaner nicht mit den Anarchisten zu verwechseln, wozu der Leser geneigt sein möchte, da die Arbeiteraufstände vom vorigen Monat von dem Katechismus nicht nur nicht getadelt, sondern als eine Handlung der Nothwehr entschuldigt werden, so hat der Bruder des Verfassers einen zweiten Katechismus — Second Catéchisme du Peuple par Léon Defuisseaux — in blutrothem Gewande herausgegeben, in welchem der Unterschied des Arbeiters von dem Anarchisten dargelegt wird. Im übrigen hat dieser Katechismus dieselbe Richtung wie der vorige, verfolgt diese jedoch ohne jeden Witz, von welchem der erstere, z. B. bei der Verhöhnung der politischen Parteien in Belgien, wenigstens einige Spuren zeigt. Auch Léon bekämpft die Reichen, die Privilegirten, die Ausbeutenden, verlangt auch das Wahlrecht für den Arbeiter, legt aber vor allem den Unterschied des Arbeiters vom Anarchisten dar. „Was ist ein Anarchist?" lautet die erste Frage. „Dies ist ein Mensch, welcher Alles zerstören und die Unordnung herrschen lassen will." „Bist Du ein Anarchist?" „Nein, denn ich will nur umstürzen, was ungerecht ist und die Ordnung, beruhend auf der Gerechtigkeit, herstellen." Die Anarchisten wollen auch nicht das allgemeine Wahlrecht. Denn die Aufrechterhaltung der Ungerechtigkeit, welche in dem Censuswahlrecht besteht, ist für sie eine fortgesetzte, erwünschte Veranlassung zu Unordnungen. Die Clericalen und Liberalen wollen auch nicht das allgemeine Wahlrecht, mit welchem sie ja das Vorrecht, das Land auszubeuten, verlieren würden, folglich sind sie und die Anarchisten Verbundene! Daher sind auch die Clericalen und Liberalen die eigentlichen Urheber der Unordnungen in Lüttich und bei Charleroi, denn sie haben stets dem Volk das Mittel verweigert, seine Leiden zur öffentlichen Kenntniß und zur Heilung zu bringen, indem es seine Abgeordneten ernennt. Der Vereinigung des Volkes und des kleinen Bürgerstandes wird es aber gelingen, die Vorrechte des Geldes zu brechen und das allgemeine Wahlrecht zu erlangen.

Beide Katechismen sind übrigens auch lehrreiche Beispiele dafür, welche Früchte eine schrankenlose Preßfreiheit hervorbringen kann. Die giftigsten Ausfälle gegen den König sind in den obigen Auszügen nicht wiedergegeben worden. Gegen die beiden vorstehend angezeigten Hetzschriften wendet sich nun ein leider nicht genannter Freund der Ordnung, angeblich „ein Arbeiter", in einem in unschuldvolles Weiß gekleideten Heftchen „La Révolution Sociale" und sucht die innerlich unwahre Richtung, die Widersprüche und die Unrichtigkeit der Behauptungen in den beiden Katechismen nachzuweisen. Es geschieht dies in ruhiger, verständiger Weise, in einzelnen Fällen recht geschickt. Das Motto lautet: „Wenn ich mich des Morgens erhebe, fragen meine Kinder nicht, ob es eine sociale Revolution gibt, sondern sie verlangen Butterbrode." Der Arbeiter redet seine „lieben Genossen" an, indem er ihnen erzählt: Ein „Vornehmer" und „Reicher" hat einen Katechismus verbreiten lassen, in welchem er die Vornehmen und die Reichen angreift, nicht um, wie er vorgibt, uns nützlich zu sein, sondern um sich zu rächen, weil die Justiz unseres freien Landes ihn verurtheilt hat und weil seine alten Freunde, die Reichen und die Vornehmen, nicht mehr mit ihm verkehren wollen. (Auf A. De Fuisseaux's Vergangenheit scheint also auch ein Makel zu ruhen.) Ehemals verachtete er uns und jetzt beschimpft er uns, indem er sich zu unserem Führer machen will, weil er sich unwürdig fühlt, mit seines Gleichen zu gehen. Ich aber, ich bin Arbeiter, wie Ihr, ich habe fünf Kinder erzogen u. s. w., ich kann Euch aus Erfahrung sprechen.

Es folgt in fünf Capiteln die Widerlegung der Sätze des Volkskatechismus. Zunächst wird die gleiche Ehrenhaftigkeit der Arbeit, der geistigen und der Hand-Arbeit, geschildert. Jeder Belgier ist frei, zwischen den Arbeiten zu wählen und die höchsten Stufen zu erreichen. So ist Frère Orban (der langjährige Führer der Liberalen und wiederholt Staatsminister) der Sohn eines Hausmeisters. Der Arbeiter ist auch kein Sklave, sondern gesucht und geehrt, wenn er fleißig und mäßig ist. Sklaven sind nur diejenigen, welche an einem Abend ihren Wochenlohn vertrinken. Ihre Verführer, die sie zu den Arbeitseinstellungen getrieben haben, sind Leute, die ihren guten Ruf verloren haben und den Arbeiter verachten würden, wenn sie nicht bei diesem Hetzen einen guten Platz gewonnen hätten, um nichts zu thun. Sie werden sich bei Zeiten retten, wie es die Führer der Pariser Commune 1871 thaten. Das allgemeine Stimmrecht kann dem Arbeiter gar nichts nützen, hat es doch in Frankreich Napoléon auf den Thron geführt und weder Revolutionen noch Massenelend verhindert. Ein Heer ist Belgien durchaus nöthig, weil diejenige Macht, welche uns im Falle eines Angriffes zu helfen geneigt sein würde, mit Recht verlangt, daß wir uns vertheidigen können. Die Stellvertretung für den Heeresdienst besteht auch in Frankreich, obwohl dieses Land eine Republik ist. Steuern sind nöthig, um alle öffentlichen Anlagen, Anstalten und die Beamten zu unterhalten. Die Adligen sind unschädlich, denn sie haben keine Vorrechte; die Aufrechterhaltung des Adels geht aus dem natürlichen Gefühl der Pietät für seine Voreltern hervor. Die Reichen haben mit Recht ihren Reichthum, denn sie verdanken ihn ihrer eigenen Arbeit und Ausdauer oder derjenigen ihrer Eltern. Diese letzteren aber haben für ihre Kinder gearbeitet. Dies ist ein natürlicher Trieb, jeder gute Familienvater will seinen Kindern etwas hinterlassen. Wenn man heute theilte, würden morgen wieder Reiche und Arme sein, je nach dem Gebrauch, den Jeder von seinem Vermögen machte.

Der König, ein geborener Belgier, empfängt die Civilliste von seinem Volke, um ihm zu erleichtern, das Land würdig zu vertreten, wenn fremde Fürsten uns besuchen, Feste zu geben, dem Verkehr aufzuhelfen, die Armen zu unterstützen, die Künstler aufzumuntern u. s. w. Neid und Faulheit sind es, welche Diejenigen leiten, die uns gegen den König aufhetzen, um sich selbst an dessen Stelle zu setzen.

Jeder Belgier muß sein Vaterland lieben, gleichviel welcher Partei er angehört. Er soll die Anarchisten, die Dynamitarden, kurz alle Diejenigen meiden, welche nur Unordnung und Plünderung träumen. Er darf sich nicht den verbrecherischen Leuten anvertrauen, welche, um ihrer Eitelkeit zu fröhnen oder ihre Taschen zu füllen, die Belgier untereinander aufhetzen. Denn die meisten jener Verführer sind Leute ohne Beruf und ohne Hilfsmittel, fortgejagte Angestellte, Advocaten ohne Kundschaft, Faulpelze u. dgl.

Die sociale Revolution, d. h. der Umsturz des Bestehenden, bewirkt nur Unheil. Denn die beiden Mittel, durch welche man diesen Umsturz erreichen will, sind Arbeitseinstellungen und Gewaltthaten, wie Brandschatzung, Plünderung u. dgl. Durch erstere wird aber nur der einheimische Gewerbefleiß zu Gunsten des Auslandes geschädigt, durch letztere

Digitized by Google

die Quelle verstopft, aus der wir unsern Lohn beziehen. Außerdem müssen die Gemeinden den angerichteten Schaden ersetzen und dazu werden wir selbst wieder mit Steuern herangezogen. So wird auch die für Pfingsten beabsichtigte Volksversammlung in Brüssel nur zu unserm Schaden sein, denn sie wird die Fremden abhalten, unser Land zu besuchen, die Reichen veranlassen, die Stadt zu verlassen und die Kaufleute, keine Waaren zu bestellen. Krämer, Wirthe, Fabrikanten, Alle werden darunter leiden, und am meisten der Arbeiter. Sollten aber die Aufrührer dahin gelangen, die bestehende Ordnung umzustürzen, so könnte es wohl geschehen, daß unsere mächtigen Nachbarn sich in unsere Angelegenheiten mischten und, unter dem Vorwand uns zu retten, unser Land nähmen, um das ihrige zu vergrößern.

„Was ist das Mittel" gegen alle diese Gefahren? „Die Vereinigung aller guten Arbeiter gegen die Faulen und die Trunkenbolde, das Vertrauen des Arbeiters zum Arbeitgeber und die theilnehmende Fürsorge des Arbeitgebers für den Arbeiter. Mißtrauen wir Denen, welche uns zur Plünderung, zur Brandschatzung treiben; das sind faule, gebrandmarkte Leute; ringen wir mit unsern Arbeitsherren gegen den auswärtigen Mitbewerb (concurrence); das ist der einzig vernünftige Entschluß; jede Zögerung würde uns einem gewissen Untergang entgegenführen. —

Wir wünschen dem wohlmeinenden Büchlein eine starke Verbreitung. Es kann vielleicht zur Beruhigung erregter oder schwankender Gemüther und damit zur Wiederkehr geordneter Zustände in Belgien beitragen!

Die Aerzte und die Krankencassen.

Von Dr. med. Fr. Dornblüth.

(Schluß.)

Die von den Aerzten nicht erst in unserer Zeit, sondern seit Jahrzehnten oder vielmehr von jeher gemachte Erfahrung, daß Corporationen und Behörden ebenso wie Einzelne ihre Honorirung unter die Minimalsätze der Taxen und also unter das für die Lebensführung der Aerzte unerläßliche Maß hinunterzudrücken versucht und vermocht haben, hat eine große Anzahl von ärztlichen Vereinigungen hervorgerufen, welche durch gemeinsame Verabredungen und Festsetzungen jenem Bestreben Widerstand leisten, wobei aber von vornherein bestimmt zu sein pflegt, daß der Humanität des Arztes im Einzelfalle keine Schranken gezogen sein sollen. Wenn aber große Arbeiterkrankencassen, wie es in Hamburg geschehen ist, der überaus bescheidenen ärztlichen Forderung von 3 M., schreibe drei Mark, jährlich für eine Familie, 1,50 M. für Einzelne, mit der entrüsteten Erklärung antworten, daß dies viel zu hoch und den Verhältnissen der Arbeiter nicht entsprechend sei und daß sich wohl Aerzte finden würden, „die, ihren Beruf erkennend, den Arbeiterverhältnissen Rechnung tragend, für ein angemessenes Honorar die Behandlung der Mitglieder übernehmen werden", und wenn gar Sanitätsvereine, denen nicht sowohl Arbeiter u. dgl. m., als vielmehr Beamte, Handwerker ꝛc. und sogar sehr wohlhabende Leute angehören, ihre Aerzte mit 20 bis 30 Pfennige für den Besuch ablohnen wollen, so ist es nicht blos ein Recht, sondern eine Pflicht der Aerzte, sich solcher Zumuthungen mit allen Kräften zu erwehren. Staatsmänner, welche diesen Namen verdienen und nicht etwa zwischen den Acten ihres Bureaus jeden weiteren Blick verloren haben, sollten erkennen, daß eine zu schlechte Bezahlung der Aerzte nur dahin führen könnte, daß mit der Zeit nur noch schlechte Aerzte zu haben wären.

Der deutsche Aerztevereinsbund, dem im Reichstage der völlig ungerechtfertigte Vorwurf gemacht wurde, die Nothlage der Krankencassen ausgenutzt zu haben, hat nach sehr umfassenden, an vielen Orten und mit allen zugänglichen Materialien geführten Untersuchungen nicht etwa bindende Beschlüsse für die Aerzte gefaßt, wozu er auch nicht berechtigt gewesen wäre, sondern sich darauf beschränkt, die Honorirung der ärztlichen Einzelleistung, und zwar für Arbeiterkrankencassen nach der ortsüblichen Minimaltaxe, die nicht selten noch unter die Sätze der staatlichen Taxe hinuntergeht, in erster Linie zu empfehlen, für Verträge mit festen Jahressätzen scheine als Norm 2—4 M. für den Einzelnen und etwa das Dreifache für die Familie angemessen zu sein. Zum Ueberfluß hat dann noch der Staatssecretair von Boetticher, der im Reichstage den Aerzten jenen schweren Vorwurf, „die Nothlage ausgebeutet zu haben", entgegenschleuderte, den Jahressatz von 3 Mark für den Einzelnen für ganz angemessen erklärt!

Durch solche Beschuldigungen, durch die Ausschreibung von Submissionen und die Anstellung minderwerthiger Aerzte wird die schwierige Frage des Verhältnisses von Lohn und Leistung zwischen Aerzten und Krankencassen nicht gelöst, sondern lediglich erschwert. Da große Cassen beträchtliche Summen als Jahresgehalt bieten können, so wird es ihnen oft gelingen, Aerzte dafür zu gewinnen, — wie befähigt und eifrig sie anfangs sein mögen, so werden sie doch bald an den uncontrolirbaren Anforderungen erlahmen, da ihnen kein entsprechender Lohn geboten wird und die übermäßigen, schlecht bezahlten Arbeiten den wissenschaftlichen und praktischen Fortschritt mehr hemmen als fördern.

Eine Verständigung zwischen beiden Parteien ist nothwendig, aber auch erreichbar, wo der Sachkenntniß und dem guten Willen der Aerzte auch von der andern Seite Einsicht und guter Wille entgegengebracht wird. Die Lösung der Frage ist aber nicht allein für die Krankencassen, sondern für den weit überwiegend größten Theil des Gesammtpublicums von größter Wichtigkeit, denn von ihr hängt es ab, ob in Zukunft überall gute, auf der Höhe des Wissens und Könnens stehende Aerzte ohne allzu große Kosten zur Berathung und Behandlung der Kranken vorhanden sein werden, oder ob die Masse der Bevölkerung sich mit Aerzten untergeordneter Art, mit handwerksartigen Praktikern und halb oder gar nicht gebildeten Pfuschern wird begnügen müssen, während die Voll-Aerzte, um einen kurzen Ausdruck zu gebrauchen, an Zahl stetig vermindert, in die großen Städte sich zurückziehen, wo es noch Leute giebt, die Willens sind, ihre Hülfe mit Gold aufzuwiegen. Ob es aber auch für die Vermögenden nützlicher ist, in besonderen Krankheitsfällen sich den Rath einer hohen ärztlichen Autorität zu verschaffen, oder täglich einen guten Arzt als Berather und Behüter zur Seite zu haben, und ob die allgemeine Gesundheit und der Staat, als Behüter und Förderer derselben, sich bei einer solchen Veränderung des Aerztestandes gut stehen werden, ist doch wohl keine Frage.

Bei Gelegenheit der Naturforscher-Versammlung in Magdeburg sagte der Oberbürgermeister dieser Stadt, Dr. Bötticher, in einer launigen Tischrede: Wir haben gute Aerzte in Magdeburg und stehen uns gut mit ihnen; sie behandeln uns gut, denn wir behandeln und bezahlen sie auch gut; das geräth uns beiden zum Vortheil, denn es ist eine Grundlage der hygienischen Maßregeln, durch welche wir unsere alte und ungesunde Stadt in eine neue und gesunde zu verwandeln streben. In dieser scherzhaften Aeußerung liegt ein durchaus richtiger Sinn: nämlich, daß Leistung und Gegenleistung sich entsprechen müssen, wenn das gegenseitige Verhältniß dauernd ein gutes und nach beiden Seiten befriedigendes sein soll.

Manche Krankencassen, namentlich Orts- und Gemeindekrankencassen, haben allerdings mit schwierigen Finanzverhältnissen zu kämpfen. Das liegt aber, wie eingehende Untersuchungen an vielen Orten gezeigt haben, nicht an der Höhe der ärztlichen Honorare an sich, sondern daran, daß diesen Cassen vorzugsweise die älteren, schwächeren und vielfach kränklichen Beitrittspflichtigen anheimgefallen sind, während die jüngeren, kräftigeren und gesünderen überwiegend sich den freien Hülfscassen angeschlossen haben; ferner die Höhe der Verwaltungskosten, auch außer der Belastung des ersten Jahres mit Einrichtungskosten; oder endlich an ungenügender Controle, deren strengere Ausführung dann allein schon hinreichte, um einen günstigen Cassenabschluß zu ermöglichen. Uebrigens sind die bisher veröffentlichten Ausweise vieler Krankencassen durchaus günstig. Es ist durchaus nothwendig, über alle diese Dinge genaue Erhebungen anzustellen, damit festgestellt werden kann, wo und wie zu sparen ist, oder durch

Digitized by Google

welche andere Veränderungen bessere Ergebnisse für die Cassen zu erzielen sind.

Aus den vorstehenden Erwägungen glaube ich als erstes Resultat hervorheben zu müssen, daß Aerzte und Krankencassen beide ein großes Interesse daran haben, sich zu verständigen. Das hätte freilich jeder Ruhigdenkende auch ohne die Erfahrungen dieser Jahre vorhersagen können, — aber im Streite der Meinungen erheben stets die Leidenschaften am lautesten ihre Stimmen und treiben die Gegner mehr und mehr in blinden Eifer, wenn nicht gar in blinde Wuth.

Solche Verständigung hat an vielen Orten sowohl mit freien Hülfscassen, als auch mit Eisenbahn-, Fabrik-, Orts- und Gemeindecassen thatsächlich mit gutem Erfolge stattgefunden. Das lag dann aber mehr an den führenden oder entscheidenden Persönlichkeite, als an einem mehr oder weniger allgemeinen anerkannten Vergleichsverfahren. Sehr zweckmäßig und zur Nachahmung zu empfehlen, sind die Verhandlungen und Verabredungen zwischen Vertretern des „Vereins zur Wahrung der gemeinschaftlichen wirthschaftlichen Interessen im Rheinland und Westfalen" und Mitgliedern ärztlicher Vereine im Regierungs-Bezirk Düsseldorf, die zur gemeinschaftlichen Aufstellung folgender Thesen geführt haben:

1. Es ist wünschenswerth, daß vor Abschluß der Verträge über die ärztliche Behandlung der Cassenmitglieder die Cassenvorstände mit den Aerzten des betreffenden Ortes oder deren Vertretung über die zweckmäßigste Einrichtung in Berathung treten.

2. Bei den Ortskrankencassen ist es ferner wünschenswerth, daß möglichst sämmtliche Aerzte eines Ortes, oder wo dies nicht möglich ist, eine größere Zahl derselben, den Cassenmitgliedern zur Wahl freigestellt werden, und daß ein Wechsel des einmal gewählten Arztes von besonderen Bedingungen abhängig gemacht werde.

3. Zur Vermeidung allzuvieler Besuche und damit allzuvielen überflüssigen Receptirens bei der freien Auswahl der Aerzte empfiehlt sich die Einrichtung einer eigenen Control-Commission der betreffenden Aerzte über ihre Thätigkeit bei den Cassen nach freier Wahl.

4. Wo die Bezahlung der Einzelleistung als Grundlage angenommen wird, empfiehlt sich die Feststellung einer Maximalgrenze als Pauschalsumme pro Jahr und Kopf der Cassenmitglieder, welche durch die Summe des Honorars für die Einzelleistungen nicht überschritten werden darf.

5. Die Pauschalsumme von 2—3 Mark pro Kopf und Jahr kann die Existenz der Cassen nicht in Frage stellen. Eine Erhöhung dieses Satzes bis zu 4 Mark kann nur bei außergewöhnlichen Verhältnissen als gerechtfertigt angesehen werden.

6. Die Simulation, durch welche die Lebensfähigkeit der Cassen am meisten in Frage gestellt wird, kann nur durch gemeinsame Controle der Arbeitgeber, der Cassenvorstände und der Aerzte, und durch gegenseitige Mittheilungen verhütet werden. Zeitweilige gemeinschaftliche Sitzungen der Cassenvorstände und Aerzte, resp. deren Vertretung, zur Verhütung der Simulation und zur Abstellung anderer Uebelstände sind im beiderseitigen Interesse wünschenswerth.

7. betrifft die Forderung eines Rabatts von den Apothekern und eine gewünschte Veränderung des Krankenversicherungsgesetzes in Bezug auf die Verpflichtungen der freien Hülfscassen.

Endlich wurde in Erwägung, daß die Besprechungen wesentlich dazu beigetragen haben, Mißverständnisse aufzuklären und zu beseitigen, sowie die Ursachen mißlicher Verhältnisse bei den Krankencassen darzulegen und Mittel zur Abhülfe aufzufinden und zu bezeichnen, beschlossen, eine periodische Wiederholung solcher freien Conferenzen, bestehend aus Vertretern der Aufsichtsbehörde, Vertretern der Industrie und der Aerzte- und Apothekervereine, sowie aus Vorstandsmitgliedern größerer Krankencassen und Cassenverbände zu veranstalten. — Diese Conferenzen sollen den Zweck haben, eine möglichst befriedigende Wirksamkeit der Krankencassen und der bei denselben thätigen Organe herbeizuführen und zur Schlichtung etwa hervortretender Differenzen ihre Mitwirkung anzubieten.

Durch derartiges Zusammenarbeiten der Aerztevereine, Behörden und Cassenvorstände sind offenbar viele Schwierigkeiten zu beseitigen, und können auf Grundlage vorläufiger Verträge die Erfahrungen gesammelt werden, welche heute der festen Gestaltung noch fehlen. Für die unmittelbar günstige Wirkung zeugt der Vertrag des Crefelder Aerztevereins mit sämmtlichen Ortskrankencassen daselbst, wonach die 15—16 000 Mitglieder der letzteren in allen Krankheitsfällen die Wahl zwischen den sämmtlichen (jetzt 25) Mitgliedern des Aerztevereins haben. Das Honorar für jeden ärztlichen Besuch im Hause des Kranken beträgt 1 Mark, für jede Consultation im Hause des Arztes 0,50 Mark, für jeden Nachtbesuch von 10 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens 3 Mark; Atteste für die Casse sind darin einbegriffen. Geburtshülfe und größere Operationen werden mit 10 Mark, Assistenz mit 5 Mark berechnet. Die Summe des Gesammthonorars für sämmtliche ärztliche Leistungen soll die Pauschalsumme von 3 Mark pro Kopf und Jahr nicht übersteigen. In letzterem Falle soll eine entsprechende Reducirung der Forderungen der einzelnen Aerzte stattfinden .... Die Honorar-Regulirung, ebenso wie jede Verhandlung mit der Casse geschieht durch den Vorstand des Aerztevereins.

Durch diese Vereinbarung haben die Crefelder Krankencassen den großen Vortheil, für sehr niedrige Honorarsätze, deren Gesammthöhe außerdem eine sehr mäßig berechnete Summe nicht überschreiten darf, ihren Kranken die Wahl zwischen 25 Aerzten freizustellen, wodurch sie den Wünschen der Arbeiter in diesem wichtigen Punkte entgegenkommen, während eine Menge von unangenehmen Reibereien und Zwistigkeiten, die mit der Anstellung nur eines Arztes verbunden zu sein pflegen, von vornherein ausgeschlossen sind.

Wie vortheilhaft für die Cassen die durch solche Vereinbarung ermöglichte schärfere Controle der Anspruch Erhebenden werden kann, hat sich ebenfalls, und zwar in überraschender Größe, in Crefeld gezeigt, wo zwei Gruppen von Krankencassen in acht Wochen vor Einführung schärferer Controle 6324,42 Mark, bezw. 2363,03 Mark, nach derselben 2542,52 Mark, bezw. 1232,94 Mark Krankengelder auszahlten, also eine Ersparniß von 60 %, bezw. 52 % gemacht haben: ein Unterschied, der sich durch eine in dem Berichte nicht erwähnte, zufällig günstigere Gestaltung der Gesundheitsverhältnisse schwerlich erklären läßt.

Weniger in Zahlen auszudrücken, aber vielleicht noch viel bedeutender kann sich ein anderer Vortheil guten Einvernehmens und regelmäßiger Besprechungen zwischen den Cassenvorständen, Aufsichtsbehörden und Aerzten gestalten, der hier nur angedeutet werden soll. Ich meine die Berücksichtigung und Förderung der Gesundheitspflege unter den Cassenmitgliedern. Die Verständigung über die unter ihnen auftretenden Krankheiten wird oft zur Erkenntniß der Krankheitsursachen führen und zugleich Mittel und Wege der Verhütung angeben. Es mag sich dabei — um nur einige recht einleuchtende Beispiele zu geben — um unvermeidbare Schädlichkeiten der Arbeit oder des Arbeitslocals, um Verhältnisse der Wasserversorgung und Reinlichkeit, der Ernährung, des Alkohol-Mißbrauchs, der Wohnungen u. a. m. handeln, wo eine Abhülfe den Cassenmitgliedern, den Cassenverbänden, den Arbeitgebern und den Gemeinden von sehr erheblichem materiellen und moralischen Nutzen sein kann.

So zeigt sich zum Schlusse dieser Betrachtungen nochmals recht klar, was bei der Ordnung dieser neuen und in vielen Beziehungen recht schwierigen Verhältnisse immer als Leitstern im Auge behalten werden sollte und dann sicher den Weg oder die Wege zu befriedigender Lösung zeigen muß: daß die Aerzte nicht dem übrigen Publicum als Erwerbsuchende, nicht den Hülfsbedürftigen als leider unentbehrliche Ausbeuter gegenübergestellt werden dürfen, sondern daß sie als befreundete Schützer und Helfer der Gesundheit dastehen müssen, und daß die allgemeine Gesundheit am besten fahren wird, wenn den Aerzten die Möglichkeit und die Befriedigung gewährt wird, als freie Arbeiter in Wissenschaft und Kunst zu diesen Zwecken gehalten und geschätzt zu werden!

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Materie und Geist.

Von Carl Jentsch.

Die in der Ueberschrift genannten alten Probleme sammt dem der „Kraft" bilden den Gegenstand einer Polemik, welche mit einer Abhandlung des Professor Weber im 19. Bande der von C. Schaarschmidt herausgegebenen „Philosophischen Monatshefte" begonnen hat, von Du Bois-Reymond in einer Anmerkung zur 6. Auflage seines Vortrages „Ueber die Grenzen des Naturerkennens" (S. 59 und 60) aufgenommen und in der unten genannten Schrift*) zu einem gewissen Abschlusse gebracht worden ist.

Wenn ein Forscher von Du Bois' Bedeutung auf dem Wege der mechanischen Zergliederung heute noch zum Materialismus gelangen kann, nachdem Hermann Lotze auf demselben Wege vor Jahrzehnten nichts Anderes gefunden hat als den lebendigen Geist, so ist das nicht minder eine merkwürdige Probe von dem hartnäckigen Beharrungsvermögen der Schuldogmen, wie Weber's Treue gegen den Günther'schen Dualismus, der eigentlich Trialismus heißen müßte. Gewiß darf man es Weber zu hohem Verdienste anrechnen, daß er jenen Materialismus mit Lotze'schen Argumenten energisch bekämpft, gegen Lotze selbst gehalten aber bedeutet Weber's Buch einen Rückschritt.

Du Bois ist bekanntlich nicht blos ein Anhänger der mechanischen Welterklärung, sondern er hat auch nicht wenig zu deren Begründung und Vollendung beigetragen, indem er seinerzeit mit Schwann und Anderen vereint den Vitalismus, den Glauben an eine besondere in den organischen Geschöpfen waltende Lebenskraft, vernichtete. Heute gilt es der wissenschaftlichen Welt als ausgemacht, daß bis zu den Gehirnfunctionen hinauf in der Körperwelt kein Vorgang zu finden ist, der sich nicht auf Ortsbewegungen, auf Gruppirung von Atomen und Molekeln, zurückführen ließe. Darin stimmt Weber mit den modernen Naturforschern überein, und auch darin, daß die meisten Eigenschaften der Dinge: Farbe, Geruch, Geschmack, das Tönen derselben, gar keine wirkliche Eigenschaften sind, sondern Empfindungen unserer Seele, zu deren Erzeugung letztere durch gewisse von den Dingen ausgehende Bewegungsanstöße veranlaßt wird. Gleich Locke lassen Du Bois und Weber nur die „mathematischen" Eigenschaften, namentlich die Ausdehnung, als wirklich den Dingen zukommende Eigenschaften gelten.

Du Bois ist der Ansicht, daß die in der Chemie angenommenen Atome der einfachen Stoffe noch nicht die wirklichen Atome, sondern selbst zusammengesetzt sind. Zur Vollendung der mechanischen Weltansicht ist diese Ergänzung nach unten hin ebenso nothwendig, wie nach oben die Beseitigung des Vitalismus es war. Wenn die bei weitem meisten Verschiedenheiten, welche in der Körperwelt angetroffen werden, nicht auf der verschiedenen Qualität der Bestandtheile, sondern auf der verschiedenen Lagerung gleichartiger Bestandtheile beruhen, warum sollten die chemischen Elemente von dieser allgemeinen Regel eine Ausnahme machen? Wahrscheinlich sind also die chemischen Elemente Verbindungen völlig eigenschaftsloser Uratome, welche sich von anderen Verbindungen nur dadurch unterscheiden, daß sie sich schwerer, vielleicht gar nicht, sprengen lassen. Erst mit dieser Annahme ist die mechanische Erklärung sozusagen bis auf den Grund der Welt durchgeführt, auf welchem wir nichts finden als völlig gleiche und eigenschaftslose Theile. Soweit wäre Alles in Ordnung. Wenn aber sowohl Du Bois als Weber die Uratome noch für körperlich oder stofflich, d. h. für ausgedehnt und raumerfüllend halten, so liegt gleich hierin ein Rückschritt gegen Lotze, dessen Beweis für das Gegentheil (Mikrokosmus, Band I, S. 389 und 390) an mathematischer Evidenz nichts zu wünschen übrig läßt.

Dagegen steht Weber in einer andern Beziehung eine Stufe höher als Du Bois. Wenn Letzterer die Uratome ein jedes für sich als unabhängige Wesen hinstellt, so fragt Weber mit vollem Recht, wie denn diese unzähligen Wesen, die einander rein gar nichts angehen, zu jener gemeinschaftlichen Thätigkeit kommen sollten, deren bewunderungswürdiges Product wir in unserer schönen Welt vor uns sehen. Irgend wer oder irgend was muß es doch sein, der oder das sie zur Vollziehung ihrer Bewegungen treibt und sie im gesetzmäßigen Gange erhält, sei es nun ein großer Mechanicus, der sie von außen stößt und zwingt, oder vielleicht eine innere Sehnsucht nach einander, die daher rühren könnte, daß sie ursprünglich einmal als Theile eines Ganzen zusammengehört haben und später gewaltsam auseinandergerissen worden sind, etwa wie in Platon's Symposion der Schalk Aristophanes den Geschlechtstrieb erklärt. Weber benützt das Günther'sche „Naturprincip" und dessen „Differenzirung" zu einem Erklärungsversuche. Die Atome seien das Product einer Zersprengung jenes geheimnißvollen Wesens, welches die Güntherianer Naturprincip nennen, und demnach Theile eines ursprünglichen Ganzen, als welche sie allerdings durch mannigfache Beziehungen mit einander verknüpft sein können. Professor Du Bois fühlt sich von dieser „Differenzirung" sehr unangenehm berührt. Er sagt in der erwähnten Anmerkung:

„Herrn Weber's Denken bewegt sich in Formen ähnlich denen der großen Schelling'schen Mystification, und es war mir lehrreich, wenn auch wenig erfreulich, zu erfahren, daß noch gegen Ende des Jahrhunderts eine Phrase wie diese: „die Atome müssen gedacht werden als die Producte eines Entwicklungs-(Differenzirungs-)Processes, in welche das ursprünglich noch nicht entwickelte (indifferente) Naturprincip sich auseinandergelegt und besondert hat" — in einer deutschen philosophischen Zeitschrift als Quintessenz von Weisheit gesperrt gedruckt werden können."

Vielleicht ist es das Wort „Differenzirung", was den großen Physiologen in seiner wissenschaftlichen Empfindung verletzt hat, und in der That läßt sich nicht leicht ein unglücklicherer Ausdruck denken für die Vermuthung, daß die Atome irgend einen gemeinsamen Ursprung haben mögen, denn die Atome sind ja gerade das Allerindifferenteste; nicht durch Auseinanderlegung, sondern durch Verbindung und Gruppirung des Indifferenten entsteht alle Besonderheit, alle Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit dieser Welt.

Den Mittelpunkt der Controverse bildet die Frage nach der Existenz und dem Wesen der Seele. Mehr als einmal hat Du Bois das Problem vollkommen richtig erfaßt. So wenn er zugesteht, daß „von der astronomischen Kenntniß des Gehirns, der höchsten, die wir davon erlangen können, sich keine Brücke ins Reich des Bewußtseins schlagen" lasse. „Es ist eben durchaus und für immer unbegreiflich, daß es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff- u. s. w. Atomen nicht sollte gleichgültig sein, wie sie liegen und sich bewegen, wie sie lagen und sich bewegten, wie sie liegen und sich bewegen werden. Es ist in keiner Weise einzusehen, wie aus ihrem Zusammenwirken Bewußtsein entstehen könne." Hätte Du Bois den solchergestalt ergriffenen Faden festgehalten, hätte er nach Lotze's Vorgange sich die völlige Unvergleichbarkeit unserer Empfindungen und Vorstellungen einerseits und der sie veranlassenden mechanischen und Molecularbewegungen andererseits recht im Einzelnen und recht anhaltend zu Bewußtsein geführt, so würde er zu demselben Resultate gelangt sein wie Lotze.

Denn sei es nun ein einziger einfacher Bestandtheil des Gehirns, welcher Bewußtsein in sich hegt, oder mögen ihrer mehrere in gemeinsamer Thätigkeit solches bewirken, so viel ist klar, daß dieses Bewußtsein mit seinen Vorstellungen und Gedanken von den mechanischen Vorgängen der Körperwelt grundverschieden ist. Mögen wir die Veränderungen und Ereignisse der letzteren durch alle Naturreiche hindurch verfolgen von den rollenden Sonnenkugeln bis in die Schwingungen des Menschengehirns hinein, und durch alle Erscheinungsgebiete hindurch, das mechanische, calorische, optische, elektrische, chemische, organische, wir finden überall nichts als Orts-

*) Emil Du Bois-Reymond. Eine Kritik seiner Weltansicht von Theodor Weber. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1885.

Digitized by Google

bewegungen und Gruppirungen eigenschaftsloser Atome, nichts, was auch nur die geringste Aehnlichkeit hätte mit einer Empfindung oder einem Gedanken. Welche Verwandtschaft und welche Aehnlichkeit hätte denn mit diesem Wirbeltanze der Atome, das was wir in unserem Bewußtsein finden?

Es ist demnach klar, und das führt auf Lotze gestützt auch Weber aus, daß den Bewußtsein hegenden Hirnatomen wenigstens — ob ihnen allein, lassen wir dahingestellt sein — zwei grundverschiedene Wirkungsweisen und Formen der Bethätigung zukommen: die mechanische und die seelische oder geistige, die man auch als Leben bezeichnen kann. Einmal vollziehen sie in Gemeinschaft mit anderen Atomen jene Bewegungen, deren Stoß in den Hirnatomen Wahrnehmungen und Vorstellungen veranlaßt, und dann erzeugen sie eben diese Wahrnehmungen und Vorstellungen, sobald sie durch gewisse mechanische Anstöße dazu veranlaßt werden.

Aber Du Bois hat den Faden nicht festgehalten, und darum mißlingt ihm bei anderen Gelegenheiten die Formulirung des Problems. So sagt er z. B.:

„Man sieht, daß, wenn die Schwierigkeit der Zergliederung nicht unser Vermögen überstiege, die analytische Mechanik im Grunde reichen würde bis zum Problem der Freiheit." Ferner: „Man erinnert sich Herrn Karl Vogt's kecken Ausspruchs, daß alle Thätigkeiten, die wir unter dem Namen Seelenthätigkeiten begreifen, nur Functionen des Gehirns sind, oder, um es grob auszudrücken, daß die Gedanken etwa in demselben Verhältnisse zum Gehirn stehen wie die Galle zu der Leber oder der Urin zu den Nieren." Er sagt: „Auch das ist am Secretionsgleichniß schwerlich zu tadeln, daß darin die Seelenthätigkeit als Erzeugniß der materiellen Bedingungen im Gehirn hingestellt wird. Fehlerhaft dagegen erscheint, daß es die Vorstellung erweckt, als sei die Seelenthätigkeit aus dem Bau des Gehirns ihrer Natur nach so begreiflich, wie die Absonderung aus dem Bau der Drüse."

Du Bois mußte sagen: „Fehlerhaft ist, daß Vogt die Empfindungen und Gedanken für Secretionsstoffe hält!" Die Secretionsstoffe der Drüsen in Thier- und Menschenleibern sind, wie z. B. der Blumenduft, welcher Herrn Vogt als weniger unästhetischer Vergleich zur Verfügung gestanden hätte, eben doch Körper; sie bestehen aus zu Molekeln geballten Atomen, und weder die Zusammenballung noch die Ausstoßung des so entstandenen Gebildes aus den Gefäßen der Drüse enthält einen Vorgang, welcher außerhalb des uns völlig durchsichtigen mechanischen Gebietes läge. Unsere Gedanken und Empfindungen aber für Molekelhaufen halten, das könnte nur ein Verrückter oder ein Gedankenloser. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Die Secretionsstoffe sind doch vor Allem zum Ausscheiden bestimmte Stoffe, sei es nun, daß sie nur aus dem absondernden Organ, oder aus dem Organismus überhaupt entlassen werden. Bleiben sie, am Ausscheiden gehindert, zurück, so führt die Stockung Krankheit und Tod herbei. Unsere Empfindungen und Gedanken hingegen werden nicht ausgeschieden, sie bleiben in uns; ausgesprochen werden sie wohl, aber nicht ausgeschieden; auch die ausgesprochenen Gedanken bleiben zurück; ja, durch's Aussprechen befestigen sie sich gewissermaßen in unserer Seele und wachsen darin. Weit entfernt davon, daß sie uns den Tod brächten, besteht gerade in ihnen das Leben der Seele; ja, wir dürfen sagen, daß unsere Seele nichts Anderes ist, als die Gesammtheit unserer Vorstellungen. Und auch die Gesundheit des Gehirns wird durch ihr Zurückbleiben nicht gefährdet; vielmehr wächst auch dieses mit unserer Gedankenproduktion. Der Vergleich ist demnach wissenschaftlich gar nicht berechtigt; weder sind unsere Gedanken Stoffe, noch scheiden sie aus; ein tertium comparationis ist garnicht vorhanden.

Aber hier liegt der sonderbarste und zugleich der kritische Punkt der ganzen Polemik: Weber bestreitet ebenfalls die Vergleichbarkeit beider Vorgänge und gibt schließlich — Herrn Vogt recht gegen Du Bois. Schon gleich im Anfange seiner Schrift hat er Du Bois an einer Stelle getadelt, wo dieser gerade die richtige Fährte einschlug. Du Bois sagt:

„Zwischen Amöbe und Mensch .... ist sicher eine gewaltige Kluft, sie läßt sich aber bis zu einem gewissen Grade durch Uebergänge ausfüllen .... Wie groß auch der zwischen den höchsten Thieren und den niedrigsten Menschen übrig bleibende Sprung und wie schwer die hier zu lösenden Aufgaben seien, bei einmal gegebenem Bewußtsein ist deren Schwierigkeit ganz anderer Art als die, welche der mechanischen Erklärung des Bewußtseins überhaupt entgegensteht: diese und jene sind incommensurabel."

Dieses Bekenntniß Du Bois', dessen Richtigkeit völlig evident ist, nennt Weber „einen der größten und verhängnißvollsten Mißgriffe, die Du Bois überhaupt sich hat zu Schulden kommen lassen". Gelegentlich des Secretionsgleichnisses aber erklärt Weber:

„Du Bois ist im Irrthum, wenn er an dem Secretionsgleichniß tadelt, daß es die Vorstellung erwecke, als sei die Seelenthätigkeit aus dem Bau des Gehirns ihrer Natur nach so begreiflich, wie die Absonderung aus dem Bau der Drüse, denn das eigentliche „Wie" auch dieser Absonderung ist mit dem der Seelenthätigkeit in dem ganz gleichen Grade, d. i. schlechthin unbegreiflich. Aber auch Lange*) irrt, wofern seine Aussprüche den Sinn haben sollen, daß der Materialismus im Unrechte sein soll, wenn er gewisse (freilich nicht alle) Seelenthätigkeiten auf das Gehirn als auf das sie erzeugende Subject zurückführt. Letzteres kann recht wohl gewußt werden, obzwar das Wie ihrer Erzeugung völlig unbekannt ist und bleibt. Denn der Materialismus ist für die Naturforschung nicht blos „eine vortreffliche Maxime", oder, wie Helmholtz sich ausdrückt, „eine sehr fruchtbare Hypothese", sondern er ist weit mehr als das. Innerhalb der Natur ist derselbe volle Wahrheit, da alles Leben der Natur, das objective wie das subjective (mit letzterem Worte bezeichnet Weber das Seelenleben) bloße Aeußerung der Materie, des Stoffs ist und als solche sich auch beweisen läßt. Der Fehler des Secretionsgleichnisses wird also doch grade darin liegen, wo Du Bois ihn am allerwenigsten vermuthet, nämlich darin, daß es alle Seelenthätigkeit nicht blos des Thiers — denn hiermit spricht es eine große Wahrheit aus — sondern auch des Menschen als Erzeugniß der materiellen Bedingungen des Gehirns darstellt."

Diesen Thesen Weber's erlaube ich mir drei andere Thesen entgegenzustellen.

1. Es ist unrichtig, daß das eine „Wie" so unbegreiflich wäre wie das andere. Ein Wie allerdings, welches Lotze genau formulirt hat, bleibt für immer schlechthin unbegreiflich. Wie Gott**) es anfängt, unkörperliche Wesen, Atome herzustellen, deren Spiel wir als Körperwelt wahrnehmen, wie er es anfängt, diese Atome in Bewegung zu bringen und ihre Bewegung an unverbrüchliche Gesetze zu binden, wie er es anfängt, jedes Atom so genau zu instruiren, daß es auf jeden Bewegungsanstoß stets in einer ganz bestimmten Weise reagirt; wie Gott es anfängt, die Menschenseelen so einzurichten, daß sie Bewußtsein haben, daß sie durch gewisse Bewegungsanstöße von außen zur Bildung gerade dieser Vorstellungen genöthigt werden und keiner andern, das wissen wir nicht, werden wir niemals wissen, können wir nicht wissen und brauchen wir auch nicht zu wissen, da, um nochmals mit Lotze zu reden, die Welt glücklicherweise fertig ist, wir also sie nicht erst zu schaffen haben. Dagegen kennen wir, oder kennen wenigstens die Physiologen, die einzelnen Stadien des Processes, in welchem die Secretionsstoffe gebildet und ausgestoßen werden, und dieses „Was" ist doch auch ein Wie!

Wir vermögen das „Wie" aller Vorgänge in der Körperwelt graphisch darzustellen; vermögen die Curven zu zeichnen, welche die lichterzeugenden Aetherwellen, die als Wärme empfundenen Drehungen der Körpermolekeln, die Nerventheilchen im Zustande der Erregung beschreiben. Die Zeichnung wird vielleicht falsch ausfallen, weil kein Mikroskop uns jene Welt des Unendlichkelinen erschließt, in welcher, nach Leibniz, alle Veränderungen der Körperwelt sich ereignen. Aber

*) Derselbe sagt in seiner „Geschichte des Materialismus", wenn der Materialismus die Seelenthätigkeiten unerklärt lasse, dann sei er keine Philosophie mehr, denn sein Recht auf diesen Namen wurzele lediglich in seiner Prätension, die Seelenthätigkeiten mechanisch erklären zu wollen.

**) Das Wort „Gott" ist jedenfalls das stilistisch bequemste zur Bezeichnung der unbekannten Weltursache.

Digitized by Google

darin haben wir jedenfalls recht, daß alle Vorgänge der Körperwelt graphisch darstellbar sind.

Kommen wir aber nun zur Empfindung, so zeigt sich uns etwas ganz Anderes, völlig Neues, welches zwar mit dem Gange der großen Maschine verknüpft, aber mit keiner ihrer Figuren vergleichbar ist. Weder können wir durch Zeichnung darstellen, wie die Schwingungscurve der Nervenmolekel in die „Curve" der Empfindung „blau" übergeht, noch die „Curve" dieser Empfindung selbst. Denn in dieser Empfindung ist von einer Atombewegung schlechterdings keine Rede, es gibt also auch keine Curve, in welcher diese Bewegung sich vollzöge. Es ist also falsch, daß uns das eine „Wie" so unbekannt wäre, wie das andere.

2. Du Bois nennt den Materialismus eine fruchtbare Hypothese, Weber behauptet, innerhalb der Natur sei derselbe mehr als Hypothese, sei er „volle Wahrheit". Die bescheidenere Ansicht des Naturforschers ist die richtige. Weder die Existenz der Atome, nach deren Bewegung kann empirisch nachgewiesen werden. Die Atome und ihre Bewegungen werden zur Erklärung gewisser Veränderungen in der Körperwelt angenommen, und eine solche Annahme nicht wahrnehmbarer Dinge zur Erklärung wahrnehmbarer Veränderungen heißt eben eine Hypothese.

3. Die Berechtigung des Materialismus erstreckt sich keineswegs auf das Gebiet der Empfindung und des Bewußtseins. Unter Materie versteht der gewöhnliche Sprachgebrauch den Stoff der Körper und der Sprachgebrauch unserer heutigen Physiker die Gesammtheit der mannigfach gruppirten Atome, sofern dieselben durch Ortsbewegungen den Anstoß geben zu jenen Seelenzuständen, die wir Empfindungen nennen. In der Körperwelt hat der Materialismus unbedingte Geltung und bedeutet hier, daß für kein Gebiet körperlicher Veränderungen die Hülfe einer besonderen „Kraft" oder eines Geistes als erzeugender Ursache beansprucht werde. (Von der ersten Ursache ist hier überall nicht die Rede.) Da aber die Seelenvorgänge eben keine Ortsbewegungen von Atomen sind, so hört im Gebiete des Bewußtseins die Berechtigung des Materialismus auf. Die materielle oder Körperwelt ist zwar die Maschinerie, deren unsere Seele zur Bildung ihrer Vorstellungen bedarf; aber da diese Vorstellungen weder Atome, noch Atomgruppen, noch Atombewegungen sind, so kann man sie unmöglich als Producte der Materie oder des Gehirns bezeichnen. Der Geigenton, mit welchem der Violinvirtuos die Seelen der Hörer entzückt, ist kein Product der Geige, obwohl auch ein Paganini ohne Geige nicht geigen kann. Die Violine erzeugt nichts als eine Luftbewegung, die sich durch Erschütterung des Trommelfells als Nervenerregung bis ins Gehirn fortsetzt. Der eigenthümliche Rhythmus dieser Luftbewegung ist ein Werk des Genius, welcher die Violine regiert, und den Ton erzeugt die Seele jedes Zuhörers für sich.

Professor Weber ist bekanntlich ein begeisterter Apostel des persönlichen, von der Welt wesens verschiedenen Gottes, und des persönlichen, von der Natur wesens verschiedenen Geistes. Wie sonderbar also, daß er dem Materialismus so unverantwortliche Zugeständnisse macht! Die Sonderbarkeit erklärt sich aus der wunderlichen Ansicht seines Meisters Günther. Günther hatte bei seinem Philosophiren ein apologetisches Ziel im Auge, er wünschte die Richtigkeit des christlichen Theismus zu beweisen. Im Gegensatz zur damals herrschenden pantheistischen Naturvergötterung erschien ihm der scharf ausgeprägte Dualismus des Cartesius als willkommner Ausgangs- und Stützpunkt. Aber vielleicht schon, weil er auf dem Lande aufgewachsen und also gewiß viel mit Thieren umgegangen war, vermochte er in diesen nicht, wie Cartesius, Automaten zu sehen. Günther bemerkte ferner die große Aehnlichkeit der Seelenvorgänge bei Thieren und Menschen, und gelangte auf dem Wege sorgfältiger, vollkommen richtiger Beobachtung zu dem Schlusse, daß zwischen beiden kein wesentlicher, sondern nur ein gradueller Unterschied bestehe. Um nun aber nicht die dogmatische Grundlage seines Denkens unter den Füßen zu verlieren und sein apologetisches Ziel zu verfehlen, bemühte er sich, im Seelenleben des Menschen Functionen aufzufinden, für welche das Thier nicht befähigt sei, und zu deren Erklärung demnach die Annahme eines besonderen Wesens, eines „Geistes" neben und in der menschlichen Leibseele, sich rechtfertigen. Er fand den Ichgedanken und die Kategorien. Diese Günther'schen Dogmen hält Weber fest und bricht mittelst derselben seiner Polemik gegen den Materialismus die Spitze ab.

Hätte Weber die sittlichen und die ästhetischen Werthurtheile als diejenigen Leistungen bezeichnet, zu denen kein Thier befähigt sei, so hätte er seinen Gegnern die Antwort schwieriger gemacht, aber vor dem Ichgedanken und den Kategorien fürchten wir uns nicht. Beide haben im Menschenleben sehr wenig, oder um es genau auszudrücken, gar nichts zu bedeuten; mit Ausnahme einiger Philosophen von Fach kommt Jedermann ganz bequem ohne sie aus.

Der Ichgedanke der Kantianer und Güntherianer findet sich im gewöhnlichen Menschen, der doch so zu sagen auch ein Mensch ist, gar nicht vor. Was jeder Mensch hat, das ist die Ichempfindung, und die geht den Thieren auch nicht ab, der geschlagene Hund weiß es ganz genau, daß er es ist, der den Schlag erleidet, und nicht ein anderer. Daß er das Wörtlein „Ich" aussprechen sollte, kann man natürlicherweise nicht von ihm verlangen, weil sein Maul nicht zum Sprechen eingerichtet ist. Eben deswegen aber haben wir kein Mittel und so zu sagen kein Recht, über den Grad von Klarheit zu urtheilen, welchen sein Denken erreicht; wir vermögen uns nicht in die Seele des Hundes hineinzuversetzen.

Von den Kategorien greife ich nur die erste heraus: Substanz im Gegensatze zum Accidenz. Wahrhaftig, unsere Ueberzeugung von der Existenz unseres Geistes stünde auf einem elenden Fundament, wenn sie vom Substanzbegriffe abhängig wäre! Auch dieser ist ein Schulbegriff, den der einfache Mensch gar nicht kennt. Der Mensch, auch der gebildete, kennt, wie Herbart trefflich nachweist, das Ding und seine Eigenschaften, und versteht unter dem ersteren gar nichts anderes, als einen Complex von Eigenschaften. Erst die Philosopen von Profession bilden jenen Begriff, um sich bis an der Welt Ende darüber zu streiten. Etwas Anderes versteht Spinoza, etwas Anderes Du Bois, etwas Anderes Weber darunter; Keiner vermag den Andern zu überzeugen; und dieser streitige Schulbegriff soll nun das Kennzeichen sein, welches den Menschengeist von der Thierseele unterscheidet!

Weber freilich meidet das Wort Thierseele; nur das Gehirn, nicht eine Seele soll das thierische Bewußtsein erzeugen. Wieder ein Rückschritt gegen Lotze. Besteht die erste große That Lotze's in dem Nachweise, daß den einfachen Wesen zwei grundverschiedene Bethätigungsformen zukommen, die mechanische (materielle) und die geistige, so finde ich die zweite in dem Nachweise, daß Empfindung, Bewußtsein, oder wie man sonst die erste Regung des Seelenlebens nennen mag, nur in einem einfachen Elemente (mag man dasselbe Hirnatom oder Seelenmonade nennen) residiren kann, weil sonst die Einheit des Bewußtseins nicht zu erklären wäre.

Da sich übrigens Weber's Buch, wie alle seine Schriften, durch anziehende Darstellung und klare verständliche Sprache auszeichnet, so ist es allen Gebildeten, welche sich für die darin behandelten Fundamentalfragen interessiren, entschieden zu empfehlen.

Digitized by Google

Ein Spielmannsbuch.

Von Karl Vollmöller.

Während die provenzalische Literatur durch Friedrich Diez' vor bald sechzig Jahren zum ersten Mal erschienene Bücher „Die Poesie der Troubadours" und „Leben und Werke der Troubadours", ferner in neuerer Zeit durch Paul Heyse's Troubadour-Novellen dem deutschen Publicum näher gebracht worden ist, sind die reichen Schätze der altfranzösischen Literatur, die einst die Welt beherrscht und befruchtet hat, wie heute immer noch die neufranzösische, in weiteren Kreisen so gut wie unbekannt.

Ludwig Uhland und Adalbert von Keller haben in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts sich um das Bekanntwerden der altfranzösischen Poesie große Verdienste erworben. Ersterer in seiner classischen, heute noch wie damals maßgebenden Abhandlung „Ueber das altfranzösische Epos" (1812), dann in Uebersetzungen aus dem Altfranzösischen und in eigenen Dichtungen; — Keller in seinem schönen Buch „Altfranzösische Sagen", 1839/40 (zweite Auflage, 1876), worin er die anmuthigsten altfranzösischen Gedichte in glatter, schlichter, dem Ton der Originale angepaßter deutscher Prosa wiedererzählt.

Wilhelm Hertz ist in die Fußstapfen seiner schwäbischen Landsleute getreten und hat neben seinen eigenen Dichtungen und seinen rein gelehrten Arbeiten in den letzten fünfundzwanzig Jahren uns in Uebersetzung das altfranzösische Rolandslied, die poetischen Erzählungen der Marie de France, Aucassin und Nicolette u. A. mehr gebracht. Seine neueste Gabe ist das eben erschienene Spielmannsbuch.*)

Der Begriff „Spielmann" bezeichnet im Mittelalter mehr als jetzt, der mittelalterliche Spielmann steht höher als der heutige. Alle Classen der Gesellschaft, auch die höchsten, sind gewissermaßen auf ihn angewiesen. Er ist zu gleicher Zeit der Vertreter der Literatur, der Musik und der Schauspielkunst, ja, er ist auch der Journalist des Mittelalters.

Verschiedene Elemente waren es, aus denen sich der Stand der Spielleute zusammensetzte: die Sänger der keltischen und germanischen Völker, die Lustigmacher der antiken Welt und die fahrenden Kleriker.

Weitaus am höchsten stehen unter diesen drei Classen die Sänger der Kelten und Germanen, die Barden. Sie gehören zu den Besten ihres Volkes und sind um ihrer Kunst willen hochgeehrt.

Weniger edel ist das zweite Element, welches von Süden her zuströmte: das verrufene Volk der römischen Mimen, Spaßmacher und Gaukler. Neben den Mimen finden wir noch Tänzer und Akrobaten, Gaukler und Taschenspieler, Messerwerfer, Flötenbläser und Saitenspieler und leichtsinnige Tänzerinnen. Schaarenweise durchwanderten diese Leute das weite römische Reich. Auch der Bühne bemächtigen sie sich und machen der edlen Schauspielkunst gefährliche Concurrenz. Und sie überdauerten das römische Reich wie das alte römische Theater, ja, sie trotzten auch den unaufhörlichen Verdammungsurtheilen und Bannstrahlen der christlichen Kirche. Gegen diese Elemente nämlich vor Allem richten sich die zahllosen Aeußerungen, welche Armand de Bourbon, Prince de Conti, der schwache, unselbstständige Bruder des großen Conti, der Schulkamerad und spätere gelegentliche Protector Molière's, als Anhang zu seiner Schmähschrift gegen das französische Theater seiner Zeit: Traité de la Comedie et des Spectacles, 1667**) aus Concilbeschlüssen und Aeußerungen der Kirchenväter zusammengestellt hat. Diese bunte Gesellschaft sog die wandernden Sänger der Kelten und Germanen auf und assimilirte sie sich.

Als gemeinsame Bezeichnung für diese verschiedenen Elemente trat allmählich ein: altfranzösisch jongleur und menestrel, (lateinisch joculator und ministerialis), deutsch spilman. Im Neufranzösischen sind die Ausdrücke jongleur und ménétrier (aus menestrier) gesunken; jongleur bezeichnet nur noch den Gaukler und Taschenspieler, ménétrier nur noch den Bierfiedler, der zum Tanz aufspielt.*)

Das dritte Element ist ein gelehrtes, die fahrenden Scholasten, fahrenden Kleriker, clerici vagabundi (Kleriker heißt allgemein der Studirte), auch Goliarden genannt. Der Kirche mußten die Spielleute mit ihrem lockeren Leben, ihren Angriffen auf den geistlichen Stand, ihrer frivolen Behandlung religiöser Dinge**) ein Greuel sein, und so eiferten denn die Geistlichen scharf gegen die „Wirthshausläufer" und „Seelenverderber", wie sie wohl gelegentlich genannt werden. Der heilige Augustin schon äußert sich an vielen Stellen (siehe dieselben in meiner Ausgabe des Traité, S. 59 ff.) sehr hart über sie. Die von dem Adel so sehr geübte Freigebigkeit gegen die Spielleute nennt er einmal ein ungeheures Laster und keine Tugend (S. 66). Im späteren Mittelalter waren sie von der Communion ausgeschlossen und der Sachsenspiegel erklärte sie für rechtlos. Und bis ins 18. Jahrhundert hinein gehörten die Fahrenden zu den unehrlichen Leuten.

Ausgenommen von dieser allgemeinen Verachtung waren die joculatores, welche das Volksepos und geistliche Stoffe pflegten. Man denke nur an den Springer unserer lieben Frau (s. u.), an den frommen Harfner von Rochester, den ein Windstoß von der Brücke warf und der, immerfort die Harfe spielend, von Maria über den Wellen gehalten wurde bis er ans Ufer kam. Und Aehnliches mehr.

Ganz besonders verächtlich wurden die Spielleute durch die vielen Streitigkeiten unter sich und die widerwärtige, freche, aufdringliche Art, in der sie ihrem Erwerb nachgingen. Auch die anständigeren mußten da mitthun, wollten sie nicht Noth leiden. Deshalb wurden sie auch lecheor (nfz. lécheur) genannt, „Tellerlecker", Schmarotzer, Lump, welcher Name schließlich also schlechtweg „Spielmann" bedeutete. Die alten Glossare geben als lateinische Uebersetzung geradezu nebulo, parasitus, leno, catillo u. s. w.***)

Auch Spielweiber gab es. Schon in der römischen Zeit finden wir, wie bereits angedeutet, Tänzerinnen und Musikantinnen. Sie tanzen und springen auf den Märkten und bei Gastmählern. Ihr Ruf war nicht der beste.

Trotzalledem waren die Spielleute überall, bei weltlichen und geistlichen Herren, willkommen, weil sie Kurzweil und Neuigkeiten brachten. Ludwig der Fromme mußte sie aus Rücksicht auf seine Gäste zulassen, wenn er auch selbst ihnen nicht das geringste Lächeln schenkte. So sind denn die Nachrichten von schlechter Aufnahme selten. Kaiser Heinrich III. ließ sie 1043 an seinem Hochzeitsfest unbeschenkt und hungrig abziehen und gab was er ihnen entzog den Armen. Aber dies und Aehnliches sind eben vereinzelte Ausnahmen. Im Gegentheil, die durch das ganze Mittelalter hindurchgehenden Verbote gegen Zulassung der Spielleute beweisen gerade, wie beliebt sie bei Geistlich und Weltlich waren. Selbst in den Klöstern fanden sie gastliche Aufnahme. Und auch die Nonnenschaft war ihnen geneigt.

Wie mußte da die Laienwelt, Volk, Fürsten und Herren, sich derselben freuen, wenn sie anlangten! Schon 836 klagt Bischof Agobard von Lyon, daß man die Spielleute und ihresgleichen betrunken mache, aber die Kranken Hungers sterben lasse. Kostbare Gewänder, Pelze, Gold- und Silbergeschirr, Ringe, Pferde und Maulthiere erhielten sie zum Lohne. Mancher schied zu Roß, der zu Fuß gekommen war, hochbepackt zogen die Spielleute nach einem Fest von

*) Spielmannsbuch. Novellen in Versen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, übertragen von Wilhelm Hertz. Stuttgart, Kröner 1886.

**) Neue Ausgabe des interessanten Pamphlets von mir in meiner „Sammlung französischer Neudrucke", Bd. 2, Heilbronn 1881.

*) Vgl. hierüber und über Bedeutungswechsel überhaupt das hübsche, auch für weitere Kreise interessante Büchlein von Heimbert Lehmann „Der Bedeutungswandel im Französischen". Erlangen 1884.

**) Lachen und Spiel ist das Leben des Jongleurs, sagt Brunetto Latini, er macht sich lustig über sich, sein Weib, seine Kinder, über die ganze Welt.

***) Tobler, Spielmannsleben im alten Frankreich (Im neuen Reich 1875, I. S. 326).

Digitized by Google

dannen. Auch in baarem Geld wurde bezahlt. Oft lohnte man sie auch dadurch ab, daß man in den Herbergen die Pfänder (gages) auslöste, welche sie für Obdach und Verpflegung hinterlegt hatten. Daher stammt der heutige Ausdruck „Gage". Aber das leicht erworbene Geld war auch schnell wieder verthan, und ein reicher Spielmann ist eine Seltenheit. Argent de menestrier, Spielmannsgeld, war sprüchwörtlich, weil es in der Hand schmolz wie Schnee an der Sonne. Sobald ich euer Geld habe, sagt Einer zu seinen Zuhörern, kriegt es der Wirth.

Die Zahl der Spielleute ist sehr groß gewesen. Am zahlreichsten treffen wir sie natürlich in ihrer Heimath, den Ländern der romanischen Welt, namentlich in Südfrankreich. Sie überschwemmten Stadt und Land, und die Städte fanden es nöthig, sich gegen sie zu schützen, wie man heutzutage noch gegen die Zigeuner Maßregeln ergreifen muß. Besser ging es ihnen auf dem Lande: „Besonders einträglich waren den Fahrenden wie noch heute die Kirchweihen und Jahrmärkte des Volkes. Da erschienen sie mit tanzenden Bären, Hunden und Ziegen, Affen und Murmelthieren, liefen auf dem Seil, schlugen Purzelbäume nach vorwärts und rückwärts, sprangen durch die Reife, ließen Becken auf Stäben wirbeln, warfen Schwerter und Messer und stürzten sich unverletzt auf deren Spitzen und Schneiden, verschlangen Feuer und zerkauten Steine, übten Taschenspielerkünste unter Mantel und Hut, mit Zauberbechern und Ketten, ließen Puppen miteinander fechten, schmetterten wie die Nachtigall, schrieen wie der Pfau, pfiffen wie das Reh, rangen und tanzten beim Klang der Doppelflöte, hüpften in grotesken Thiermasken umher, führten rohe theatralische Scenen auf, zankten sich in komischen Streitgesprächen, parodirten weltliche und geistliche Stände u. s. w. Dazu erscholl allerart Musik, das Lied des Sängers und das Gekreisch des Marktschreiers." Abseits davon aber sitzt der „wohlsprechende Spielmann" und recitirt seine Verse.

Auch in den Häusern der Bürger und auf den Schlössern des Adels waren die Spielleute gern gesehene Gäste. Brachten sie doch willkommene Abwechslung in das Einerlei des täglichen Lebens, Kunde von dem, was draußen in der Welt vorging, Grüße und Aufträge von Freunden, vertraten die Zeitung und Post. Nicht fehlen durften sie besonders bei Tauf- und Hochzeitsfesten, und unentbehrlich waren sie bei Hoftag und Schwertleite.

Aber die Spielleute sind auch zur Stelle, wenn es in den Kampf geht. Sie folgen dem Lager, reiten auch wohl dem Heere voraus und feuern die Krieger durch Heldenlieder an, ja, sie führen auch selbst das Schwert. So der älteste Jongleur, dessen Namen wir kennen, der bekannte Taillefer. Aber die Erzählung, daß er in der Schlacht bei Hastings ein Lied von Roland gesungen habe, gehört in das Reich der Fabel. Taillefer hat gewiß existirt, er ist auch in der Schlacht gewesen, auch, seine Waffe hoch in die Luft wirbelnd und wieder auffangend, vor dem Normannenheer hergeritten und im Kampf getödtet worden. Das alles berichten übereinstimmend die ältesten Quellen über die Schlacht bei Hastings. Aber daß er von Roland gesungen habe, findet sich erst ein Jahrhundert nach der Schacht in Wace's Reimchronik von Rollo. Alle alten Quellen wissen, obwohl sie Taillefer's ausführlich gedenken, davon nichts, und man darf also annehmen, daß wir es hier mit einer Erfindung Wace's zu thun haben. Vielmehr erzählen die alten Quellen nähere Umstände, welche die Absingung eines solchen Liedes als geradezu unmöglich erscheinen lassen. Die Beziehung des Rolandsliedes zur Schlacht bei Hastings stammt also aus Wace und populär wurde dieser Zug durch Uhland's 1812 entstandene Ballade.*)

Vom 14. Jahrhundert ab erscheinen dann im französischen Heeren ständige Trompeter, Hornbläser und Posauner, und diese Militärmusikanten stehen in höherem Ansehen als die anderen. Im deutschen Reichsheere werden sie zuerst von allen Spielleuten ehrlich gesprochen.

Wie heute war auch schon im Mittelalter das geistige Eigenthum geschützt. Ein Dichter, der zugleich Spielmann war, trug seine Gedichte selbst vor, und sie vererbten sich in seiner Familie. Oder es trat der Dichter, wie wir aus einem Brief Petrarcas an Boccaccio vom Jahre 1366 wissen, sein Werk, umsonst oder gegen Bezahlung, an einen Spielmann ab. Auch damals schon, wie später in den Zeiten des Nachdrucks, finden sich Aeußerungen und Klagen der Dichter und Spielleute über Fälschung, Entstellung und Zerstückelung der Ueberlieferung.

Der Vortrag ist verschieden je nach der Dichtungsgattung. Lyrik und Volksepos sind zum singenden Vortrag unter Begleitung von Saitenspiel bestimmt, wie schon der französische Name der Volksepen, chansons de geste, andeutet. Dem entspricht auch die Form der lyrischen und epischen Gedichte, die strophische.

Anders ist der Vortrag der Gedichte in Reimpaaren. Sie werden vorgelesen oder auswendig vorgesprochen. Es sind das die Romane und Novellen, also die Erzeugnisse der kunstmäßigen Dichtung, das Kunstepos.

Manche Spielleute finden wir am Hof eines edlen Herrn in fester, dauernder Stellung, zum Hofhalt gehörig. Einige erwarben sich reichen Besitz an Geld und Ländereien. Hauptaufgabe der Hofspielleute war, ihren Herrn zu loben, wie das schon bei den alten Galliern Brauch gewesen war. Einen Nachklang dieser in Deutschland selbstverständlich ebenso bestehenden Verhältnisse haben wir in dem schon im 13. Jahrhundert als alt bezeichneten Spruch: „Des Brot ich eß, des Lied ich sing". Den Vorwurf der Käuflichkeit mußten sich die Spielleute überhaupt gefallen lassen. Die Herren bedienten sich ihrer gegen ihre Feinde und um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Der Vergleich mit modernen Preßverhältnissen drängt sich von selbst auf. Man legte großen Werth auf die öffentliche Meinung: „Kein schlechtes Lied soll singen man von uns!" sagt Roland im Todeskampf zu Roncevaux immer wieder zu seinen Genossen.

Wie im Mittelalter im gewerblichen Leben sich Zünfte bildeten, so schlossen sich auch die Spielleute zu Vereinen und Zünften zusammen, die unter dem Schutz der heiligen Jungfrau und der Heiligen standen. Namentlich viel gepriesen war die Mater dolorosa von Dusenbach im Oberelsaß. Der Vorstand einer solchen Innung von Spielleuten führte den Namen König, wie auch der Vorstand der Seilerzunft Seilerkönig, der der Kupferschmiede Keßlerkönig hieß u. s. w. Besonders bekannt ist das Pfeiferkönigthum im Elsaß. Und wie sonst im Mittelalter einzelne vornehme Herren mit der Schutz- und Gerichtsherrschaft über bestimmte Gewerbe belehnt waren, so standen die elsässischen Spielleute unter dem Herrn von Rappoltstein. Dieser wählte dann aus der Zahl der Spielleute einen Stellvertreter, dem er den Königstitel übertrug. Der Pfeifertag und das Pfeifergericht fand jährlich einmal, am Dienstag nach Mariae Geburt in Rappoltsweiler statt, zum letzten Mal 1789. Die Revolution verschlang auch diesen Rest fröhlichen Mittelalters. Der letzte Pfeiferkönig aber war Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken, Herr von Rappoltstein, der spätere König von Bayern.*)

Unter den musizirenden Spielleuten standen die keltischen aus Wales, Irland und der Bretagne in ganz besonderem Ansehen. Ihre Lieder waren im 11. und 12. Jahrhundert das Entzücken der vornehmen Welt von Frankreich und England. Sie hießen lais (kymrisch llais, Klang, Stimme, Sang), altfranzösisch lai, Klang der Saiten und der Stimme, dann Melodie und Lied. Der Text zu diesen Melodieen war keltisch, also dem französischen Publicum unverständlich. So mußte sich denn der Wunsch regen, auch den Inhalt der gesungenen Lieder kennen zu lernen und da wurde denn von französischen Dichtern nachgedichtet, was der keltische Spielmann sang. Und der Einfluß der keltischen Lais wurde auf literarischem Gebiet noch größer, als er auf musikalischem gewesen war. Sie vermittelten der französischen Literatur neue Stoffe, eine neue romantische Welt von Märchen und Sagen der Liebe.

Es entstand auf Grundlage der keltischen Lais eine neue Gattung französischer Epik, ebenfalls Lai, Lied, genannt, ob-

*) Vgl. Konrad Hofmann in meinen „Romanischen Forschungen" I. 432 ff. (1883).

*) Vergl. die reizende culturhistorische Erzählung von Wilhelm Jensen, „Die Pfeifer vom Dusenbach".

Digitized by Google

wohl sie nicht zum musikalischen, sondern zum rezitirenden Vortrag bestimmt, also in Reimpaaren geschrieben war. So nennen wir auch heute noch die Abschnitte unserer unsingbaren Epopöen „Gesänge", weil unsere alten Volkssagen wirklich gesungen wurden. Die natürlichen Interpreten für die keltischen Lieder waren die normannischen Spielleute. Wann dieser Austausch begann läßt sich nicht genau bestimmen, jedenfalls früher, als handschriftliche Zeugnisse vorliegen. Wichtig ist hier die fabelhafte Geschichte der britischen Könige von Galfried von Monmouth, eines der berühmtesten Bücher des Mittelalters, mit dem eine neue Epoche der gesammten abendländischen Literatur beginnt, das, obwohl selbst vielfach trocken, auf weit hinaus, Jahrhunderte lang, bis in unsere Tage herab, die Literatur befruchtet hat; ein Werk bewußten Trugs, bewußter Täuschung, von den Einsichtigen mit Eifer bekämpft (Guillelmus Petyte, um 1200, nennt ihn „den unverschämtesten Lügner und fabelhaftesten Träumer"), von der Menge aber, der es einen Blick in eine großartige Vergangenheit, in die Glanzzeit des Königs Artus eröffnete, mit staunender Begeisterung aufgenommen. Hier wird, um nur Eines zu nennen, die aus Shakespeare bekannte Geschichte von König Lear und seinen Töchtern zum ersten Mal erzählt, und gerade in dieser Erzählung haben wir einen Ueberrest eines alten verlorenen Lais zu sehen.

Die ältesten erhaltenen Lais treten nach der Mitte des 12. Jahrhunderts auf. Die Dichter waren theils Spielleute, theils Mitglieder der ritterlichen Gesellschaft. Namen sind nur wenige überliefert, der berühmteste darunter ist der einer Frau, der ersten französischen Dichterin, Marie de France, die in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebte. Mit ihr erreicht die neue Gattung der Lais ihren Höhepunkt.

Die Lais finden weite Verbreitung. Sie dringen bis nach Norwegen, wo sie im 13. Jahrhundert in altnordische Prosa übersetzt werden, von welcher Uebersetzung uns ein großer Theil erhalten ist. Die Stoffe gehören der Mehrzahl nach der keltischen Sage an, andere sind antiken, orientalischen oder nordischen Ursprungs. Der Schauplatz der keltischen Lais ist namentlich Wales, England, Schottland und die Bretagne. Ihr Inhalt ist mannigfach. Ein großer Theil spielt in der Welt der Feen und Wunder. So wird da von einem Mantel erzählt, der nur treuen Frauen vollkommen paßt, oder von einem Horn, aus dem nur die Männer trinken können, ohne etwas zu verschütten, deren Frauen auch nicht in Gedanken eine Untreue begangen haben. Wir lesen von Rittern, die Feen lieben und von ihnen in ihr seliges Land entführt werden, von Hindinnen, die dem Jäger, der sie verwundet, schlimmes Geschick voraussagen, von schönen Männern, die zu der vom eifersüchtigen Gatten in den Thurm gesperrten Frau in Gestalt eines Habichts geflogen kommen, von andern, die das traurige Geschick haben, zeitweise Wolfsgestalt annehmen, als Wehrwölfe herumschweifen zu müssen. Da werden Todte durch Zauberkräuter auferweckt, prächtige Schiffe schwimmen, ohne Bemannung, von geheimer Kraft bewegt, über das Meer u. s. w. Andere Lais sind literarhistorischen Inhalts. Sie schildern die Verhältnisse, welchen gewisse berühmte Lais ihre Entstehung verdanken. Andere Novellen sind das Fableau und das Dit. Während Lai und Fableau (nicht Fabliau, wie man falsch schreibt) nur erzählen und unterhalten, hat das Dit auch noch eine religiöse und moralische Tendenz; es will neben der Unterhaltung auch erbauen und belehren. Lai und Fableau ihrerseits unterscheiden sich wieder so von einander, daß, während das Lai für die höheren, die höfischen Kreise geschrieben ist, das Fableau, welches seine Stoffe aus dem täglichen Leben schöpft, aus den im Volksmund umgehenden schwankhaften Erzählungen, sich an die bürgerlichen Kreise wendet. Den Stoff liefern theils wirkliche Ereignisse, theils treffen wir hier die uralte Erzählungswelt des Orients, deren Stoffe durch byzantinische und jüdische Vermittelung ihren Weg nach dem Abendland fanden. Besonders beliebt sind die Geschichten von listigen Weibern, geprellten Ehemännern und lüsternen Pfaffen.

Die Lais sind älter als die Fableaux. Ihre Blüthezeit ist das 12. Jahrhundert, aber sie reichen in das 13. Jahrhundert hinüber und verschwinden dann im Abenteuerroman. Die Fableaux gehören ins 13. und 14. Jahrhundert; erhalten ist aus dem 12. Jahrhundert keines. Allmählich steigen sie aus den niederen in die höheren Regionen auf: auch der Adel bekommt an ihrem Hautgout Geschmack. Im 15. Jahrhundert werden sie in Prosanovellen umgeschrieben und in der Farce dramatisirt.

Schließlich ist noch zu erwähnen die Legende, welche dem Dit näher steht, aber viel älter ist. Das älteste französische und überhaupt romanische Gedicht ist eine Legende, die von der heiligen Eulalia. Nicht nur Geistliche pflegten diese Dichtungsgattung, sondern auch Spielleute, namentlich in ihrem Alter, um literarische und andere Sünden ihrer Jugend damit zu büßen.

Außer der in der „Gegenwart" schon früher besprochenen Novelle Aucassin und Nicolette, die wir deshalb hier übergehen, bringt Hertz uns folgende Gedichte in deutscher Bearbeitung.

Herr Orfeo, ein englisches Feenmärchen, Bearbeitung eines verlorenen französischen Lai. Wir haben hier ein hübsches Beispiel der Umformung eines alten Mythus, der Uebertragung antiker Sagenstoffe in die Märchenwelt des Mittelalters, die Geschichte von Orpheus und Eurydike im mittelalterlichen Gewand. An Stelle des Hades tritt das unterirdische Feenland, aus Pluto ist der Elfenkönig geworden.

Guingamor, deutsch Wigamur, ist die Geschichte eines Ritters, der statt 3 Tage, wie er glaubt, 300 Jahre in einem Feenschloß weilt. Wir kennen die Sage aus Wolfang Müller's von Königswinter „Mönch von Heisterbach". Aehnlich gehalten ist Tydorel. Treue Liebe und Jugend siegen über Verrath und Alter im „bunten Zelter", und ergreifend ist die schöne Bußlegende vom „Ritter mit dem Fäßlein", in der ein sündiger Ritter, dem zur Buße aufgetragen worden war, ein offenes Fäßlein mit Wasser zu füllen, dasselbe in unbußfertiger Gesinnung ein Jahr lang mit sich herum trägt, ohne daß es ihm gelingt, auch nur einen Tropfen Wassers zum offnen Spundloch hineinzubringen. Endlich geht er in sich, eine Thräne fällt in das Fäßlein und davon füllt es sich.

Wird hier das unendliche Erbarmen mit dem reuigen Sünder geschildert, so zeigen uns zwei andere Novellen die Spielleute unter besonderem Schutz des Himmels.

„Der Tänzer unserer lieben Frau" ist ein Spielmann, der der Welt entsagt und ins Kloster geht. Da er aber nichts gelernt hat als seine Künste, so fühlt er sich sehr unnütz und sehr unglücklich. Endlich beschließt er, der heiligen Jungfrau in seiner Weise zu dienen und macht nun in einer unterirdischen Capelle unter der Kirche, während über ihm der Gesang der Mönche ertönt, vor dem Gnadenbild all seine Tänze und Sprünge, bis er ermattet niedersinkt. Da beugt sich die Himmelskönigin zu ihm herab und kühlt seine brennende Stirne. Der Abt hatte das Alles mit angesehen und ehrt den Tänzer hoch, der bald ein gottseliges Ende nimmt.

In „Sanct Peter und der Spielmann" gewinnt der heilige Petrus einem Spielmann in der Hölle, dem in Abwesenheit der Teufel die Aufsicht über die Seelen übertragen worden war, im Würfelspiel alle Seelen ab und führt sie ins Paradies. Wie die Teufel zurückkommen, jagen sie den Spielmann aus der Hölle hinaus zu Sanct Peter in den Himmel, und es ergeht ein strenges Gebot an alle Teufel, keinen Spielmann mehr zu bringen. Seitdem kommt kein Spielmann mehr in die Hölle. —

Wilhelm Hertz ist unter den Jetztlebenden der Einzige, welcher wirklich mustergiltige Uebersetzungen aus den mittelalterlichen Sprachen liefern kann. Sein „Spielmannsbuch" aber gehört zu dem vollendetsten, was er geschaffen. Kraft, Zauber und Anmuth der Sprache sind unübertrefflich. Auch des Verfassers Prosa nöthigt uns wieder Bewunderung ab, wie schon vor Jahren in seiner „Deutschen Sage im Elsaß": seine Darstellung des Lebens und Treibens der Spielleute, der wir hier gefolgt sind, ist in edler, kraftvoller, glänzender, plastischer Ausdrucksweise gehalten. Und Einleitung sowohl als Anmerkungen lassen uns Hertz aufs neue als gediegenen und feinsinnigen Gelehrten erkennen.

Digitized by Google

Lionardo da Vinci als Architekt.

Von Wilhelm Lübke.

(Schluß.)

Unter den von Lionardo entworfenen Centralbauten fallen zunächst solche auf, die an San Lorenzo in Mailand anknüpfen, indem sie an eine quadratische Grundlage nach allen Seiten vier große Apsiden schließen, die Kuppel aber im Innern von vier Pfeilern aufsteigen lassen und sie außen mit vier kleinen Kuppeln umgeben. Ein anderes Beispiel knüpft an den unvollendet gebliebenen Bau der Sta. Maria degli Angeli von Brunellesco an, in dem acht kleine Kuppelräume als Capellen die mittlere Kuppel umschließen. Mehrere Entwürfe variiren den Gedanken solcher Seitencapellen, die mit ihren kleinen Kuppeln den Hauptbau einfassen. Dabei haben die vier Kreuzarme sogar in einem Falle (Taf. 89) halbkreisförmige Dächer, welche deutlich an venezianische Eindrücke mahnen. In der Behandlung der Kuppellinie spricht sich mehrfach der Einfluß der Domkuppel von Florenz aus; so namentlich auf Taf. 91. Aber ebendort kommt auch eine Variante vor mit dem Zeltdach des Baptisteriums zu Florenz. Ueberaus mannigfaltig sucht Lionardo die Nebencapellen äußerlich mit der Kuppel in Verbindung oder in Gegensatz zu stellen, indem er sie zuweilen sogar als ziemlich hohe Thürme emporführt, die er dann mit kleinen Kuppeln, aber auch wohl mit Pyramidendächern abschließt. In einzelnen Fällen sucht er dem Aeußeren durch einspringende Nischen zwischen Pilastern, in welche er Statuen stellt, ein reicheres Leben zu verleihen. Unermüdlich wendet er diesen Centralgedanken nach allen Seiten, entwickelt ihn auf quadratischer oder achteckiger Basis, belebt ihn mit einwärts und auswärts gewendeten Apsiden oder läßt mit vier Seitenkuppeln eben so viele Apsiden wechseln oder die Centralkuppel von vier schlanken Eckthürmen einfassen. Das Höchste an Reichthum der Combinationen leistet ein Entwurf auf Tafel 91, wo der achteckige Mittelbau von acht Capellen umgeben ist, von denen jede wieder einen centralen quadratischen Kuppelbau mit vier Pfeilern und vier Apsiden bildet. Diese fast zum Spiel gewordene Ausbildung erinnert an die kleinen ähnlichen Anlagen, in welche das vordere Querschiff von S. Giovanni zu Parma sich zerlegt. Da zwischen den einzelnen Capellen das Aeußere durch Nischen belebt ist, so gemahnt dies System ineinander verschränkter aus- und einspringender Nischen lebhaft an ähnliche Motive, welche bei Bramante's Entwürfen für St. Peter nachmals eine große Rolle spielen sollten.

Wieder andere Pläne gehen von einem Achteck aus, welches sodann durch Hinzufügung von Capellen mannigfach erweitert wird. So finden wir einen Entwurf mit acht quadratischen Capellen, einen anderen mit eben so vielen octagonalen, wieder einen anderen mit vier quadratischen Nebencapellen auf den Diagonalseiten, endlich einen sehr eigenthümlichen Plan, wo das Achteck auf den Diagonalseiten sich durch Apsiden erweitert, die mit kleineren Rundcapellen in Verbindung stehen, während an den vier Hauptseiten quadratische Capellen mit drei Apsiden sich anschließen und das Ganze dann zu einem übereck gestellten Quadrat sich ausbildet, aus welchem die vier Rundcapellen hervortreten. Die eine von diesen öffnet sich als Haupteingang mit fünf Bogenstellungen auf Säulen. Was von Innenarchitektur bei allen diesen Entwürfen vorkommt, bewegt sich durchaus in den feinen Formen jener Frührenaissance, die man als bramantisch zu bezeichnen pflegt.

Eine zweite Gruppe von Entwürfen beschäftigt sich mit Kirchen nach der Form des lateinischen Kreuzes. Hier finden wir zunächst den Grundriß und eine äußere perspectivische Ansicht von Brunellesco's Kirche von Sto. Spirito zu Florenz. Ebenso eine Darstellung der Fassade mit jenen Seitenvoluten, welche zuerst Leo Battista Alberti in die Architektur eingeführt hat. Sodann folgt die mittelalterliche Kirche S. Sepolcro zu Mailand, von welcher die Grundrisse der Krypta und des oberen Baues mitgetheilt werden. Es ist eins der frühen Beispiele halbrund geschlossener Querschiffe, und es scheint, daß Lionardo hier für sein Lehrbuch einige typische Vorbilder von Langhauskirchen im Auge gehabt hat. Auf derselben Tafel (95 Fig. 1) ist dann der Entwurf einer Kirche gegeben, welcher offenbar der Typus von S. Sepolcro zu Grunde liegt, bei der aber der kleeblattförmige Grundriß von Chor und Querschiff durch engeres Zusammenrücken und durch Umgänge klarer entwickelt ist, so daß sich eine nahe Verwandtschaft mit der Capitolskirche zu Köln herausstellt. Auch dieser Gedanke sollte nachmals beim Bau von St. Peter durch Bramante eine Rolle spielen.

Es folgt sodann ein Entwurf, in welchem der Langhausbau mit einer centralen Kuppel verschmolzen ist, ein Gedanke, der bekanntlich die mittelalterliche Baukunst Italiens beherrscht und in Monumenten, wie dem Dom zu Florenz und S. Petronio zu Bologna seinen Ausdruck gefunden hat. Der auf Tafel 96 mitgetheilte Plan hat viel Verwandtschaft mit diesen Bauten und zugleich mit der imposanten Wallfahrtskirche von Loretto. Das dreischiffige Langhaus erweitert sich zu einem imposanten Quadrat, innerhalb dessen auf acht Pfeilern die Hauptkuppel emporsteigt, von vier kleineren Kuppeln in den Diagonalen umgeben. Die Ecken des Quadrats sind im Innern durch Nischen gegliedert, während an den drei freien Seiten nach außen eine Apsis zur Bezeichnung des Chors und der Querarme heraustritt. Endlich sind an der Fassade mehr in nordischer als italienischer Weise zwei Thürme angeordnet, die jedoch über die Flucht des Langhauses heraustreten und von denen eine Colonnade sich nach den vorspringenden Ecken des Chores hinzieht. Für die äußere Gliederung des Baues sind zwei Systeme von Pilastern maßgebend, welche an den Ecken durch eine einzige colossale Pilasterstellung abgelöst werden. Man muß gestehen, daß dieser Entwurf von höchst großartiger Conception ist und etwa als Schluß-Ergebniß von Lionardo's Studien über dies Thema zu betrachten sein dürfte. Dennoch ist dieser Gedanke noch einmal variirt (Tafel 97) und zwar so, daß Chorumgänge den drei Apsiden hinzugefügt sind, daß die Kuppel nur von vier kleinen Thürmen auf den Ecken des großen Quadrats flankirt wird, daß endlich die beiden Fassadenthürme fortfallen und die äußeren Colonnaden der Langseiten des Schiffs mit einer imposanten vor der Fassade hingefügten Loggia in Verbindung gesetzt werden. Dieser Entwurf ist an Einheitlichkeit und Großartigkeit dem vorigen noch überlegen.

Besondere Aufmerksamkeit widmet Lionardo den Predigtkirchen, und hier sind es vor Allem akustische Probleme, welche ihn beschäftigen. Er steht nicht an, kühn mit den Traditionen zu brechen, um eine möglichst praktische Form für ein Gebäude zur Anhörung der Predigt zu gewinnen. So finden wir auf Tafel 97 den Grundriß einer dreischiffigen Kirche mit Apsiden an beiden Seiten, anstatt des Chores aber einen großen Halbkreis mit aufsteigenden Sitzreihen nach Art eines Theaters, im Mittelpunkt sodann die Rednertribüne. Wie hier der Anschluß an antike Theater unverkennbar ist, so lautet auch die von seiner Hand beigegebene Inschrift: „Teatro da predicane". In einem anderen Plan, der einen Centralbau mit quadratischem Mittelraum, vier Apsiden und Umgängen, ähnlich S. Lorenzo zu Mailand, darstellt, hat er die Apsiden mit theatralisch aufsteigenden Sitzreihen versehen und den Chor ins Centrum verlegt. Noch einmal kommt er auf den Gedanken zurück und entwirft auf hufeisenförmiger Grundlage ebenfalls einen Predigtraum, in dessen Centrum er die Kanzel stellt. Der ganze Bau mit seinen Gewölben, Galerien und Treppen erinnert an antike Theater, nur daß der äußere Contour sich pyramidal verjüngt und durch eine Kuppel abgeschlossen wird. Man wird dieser Form das Prädicat „wunderlich" nicht versagen können.

Gradezu phantastisch, aber sicherlich nicht ohne Einwirkung etruskischer und römischer Grabanlagen entstanden, ist der Plan eines gigantischen Mausoleums. Es erhebt sich in einer Gebirgslandschaft als künstlicher Hügel, welcher von beiden Seiten durch Treppen erstiegen wird. Diese münden auf einen breiten Umgang, über welchem sich in Fortsetzung derselben Tumulusform das eigentliche Grabmal erhebt, rings von einer Sockelmauer umfaßt. In dieser liegen die Eingänge zu sechs

Digitized by Google

ganz gleichartig entwickelten Gräbern, deren jedes kreuzförmig angelegte Gänge enthält, welche seitwärts auf zwei kleinere, vorwärts auf eine größere quadratische Grabkammer münden. Die Ueberwölbung derselben denkt er sich nach Art altetruskischer Bauten durch vorkragende Steinschichten. Aber auch damit ist der Bau noch nicht abgeschlossen, denn zwei Treppen, in Fortsetzung der unteren, führen am Aeußern empor zu einer oberen Plattform, auf welcher sich ein kuppelartiger Tempel erhebt, von einer Säulengalerie umschlossen. Das Ganze ist sinnreich durchdacht und beweist, wie Lionardo mit den großartigen Grabanlagen Etruriens zu wetteifern versucht. Es fehlte ihm nichts als ein Porsenna, um ein solches Werk auszuführen.

Aus dieser phantastischen Region führt uns eine Reihe von Zeichnungen auf praktisches Gebiet zurück, denn es handelt sich hier um Studien für den Ausbau der Kuppel des Mailänder Doms. Wir wissen, daß Lionardo neben Bramante und anderen Architekten, im Jahre 1488 beauftragt war, Vorschläge für dies bedeutende Unternehmen zu machen; darauf beziehen sich die hier auf mehreren Tafeln mitgetheilten Entwürfe, welche sich mit der äußeren Form und der Construction der Kuppel eingehend beschäftigen. Namentlich von der Construction gibt eine ausführliche Zeichnung ein überaus interessantes Bild. Lionardo behandelt auch die gothischen Formen, die Strebepfeiler sammt den Fialen mit voller Leichtigkeit und Freiheit; einmal wendet er den umgekehrten Bogen an, indem er hinzufügt: „l'arco rivescio, è migliore per fare spalla."

Von den übrigen architektonischen Zeichnungen genüge es, auf die Darstellung einer Arkade mit darüber liegender Galerie in doppelter Theilung hinzuweisen, die der Canepa nuova in Pavia entspricht. Interessant ist auch der Entwurf einer Palastfassade auf Tafel 102, welche mit ihren Pilastersystemen an das Vorbild Leo Battista Alberti's im Palazzo Ruccellai erinnert. Nur die Fenster zeigen bereits den geraden Sturz und dazu eine reiche, zum Theil figürliche Bekrönung. Wie gründlich Lionardo sich mit allen Theilen der Architektur vertraut gemacht hatte, beweisen namentlich seine Abhandlungen über die verschiedenen Bogenconstructionen, sowie andere technische Theile der Architektur, über die Fundamentirung, die Tragkraft der Balken u. s. w.

Werfen wir einen Rückblick auf die Formenwelt, in welcher sich Lionardo's architektonische Entwürfe ergehen, so ist die Verwandtschaft mit der Sprache Bramante's unverkennbar. Beide Meister entwickelten ihre Ausdrucksweise, wie gesagt, auf der Basis dessen, was die Florentiner Frührenaissance besonders durch die eingreifende schöpferische und theoretische Thätigkeit Leo Battista Alberti's geschaffen hatte. Für Beide war der Kuppelbau eine der vornehmsten Aufgaben, und wir sahen, in wie mannigfacher Gestalt Lionardo die Kuppel behandelte. Wir finden sie achteckig mit einem Zeltdach nach dem Vorbilde des Baptisteriums zu Florenz, oder in der steilen Bogenlinie, wie der Florentiner Dom sie zeigt. Aber auch die runde Kuppel, diese vollendetste Form, die später durch St. Peter in Rom zur Herrschaft gelangen sollte, kommt ebenfalls bereits bei Lionardo vor, und zwar sowohl im Halbkreis wie in überhöhter Gestalt. In der Gliederung dieser großen Construction spielen kräftige Gesimse nach antiker Art und Pilasterstellungen, die bisweilen gekuppelt werden, eine Hauptrolle. Ein ausgebildeter Sinn für schöne Verhältnisse und eleganten Umriß gibt sich überall zu erkennen. Auch das Motiv colossaler Ordnungen, welche durch zwei Stockwerke reichen, in späterer Zeit so massenhaft verwendet, tritt hier bereits auf. In der Behandlung des Innern der Kirchen machen die Galerien mit doppelter Theilung, wie sie Bramante ebenfalls anwandte, sich wiederholt geltend; daneben fehlt es auch nicht an einschiffigen Anordnungen, wie wir sie ähnlich in S. Maurizio zu Mailand finden. Was endlich die Palastfassaden betrifft, so sind sie in der Regel durch ein Pilastersystem nach dem Vorgange Leo Battista Alberti's gegliedert.

Ein feindseliges Verhängniß hat den großen Meister durch sein ganzes Leben verfolgt. Sein Hauptwerk der Malerei, das weltberühmte Abendmahl, ist nur noch eine Ruine; sein grandioses Reiterstandbild, dessen Herstellung ihn viele Jahre seines Lebens beschäftigte, wurde noch vor der Vollendung des Gusses im Modell zerstört. Für seine zahlreichen architektonischen Entwürfe fehlte die Gelegenheit zur Ausführung, da in den letzten Decennien des 15. Jahrhunderts Bramante die Architektur Mailands beherrschte, der dann auch zu den größten Unternehmungen nach Rom berufen wurde. Ergreifend ist es zu sehen, wie der einsame Lionardo, ungebeugt durch alles Mißgeschick, unablässig grübelt, entwirft und arbeitet, überall in die letzten Tiefen der Forschung dringt und sich die höchsten schöpferischen Aufgaben stellt, einzig und allein getrieben von dem Drange seiner leidenschaftlichen Sehnsucht, oder, wie er selbst sagt: „tirato dalla mia bramosa voglia". Staunenswerth ist auch auf architektonischem Gebiet die Großartigkeit seiner Erfindungskraft, und wenngleich keins dieser Werke zur Ausführung kam, so wird man ihm auch in der Geschichte der Architektur fortan einen Ehrenplatz nicht versagen können.

Feuilleton.

Die Jagd nach dem Mann.

Eine Studie von Gustav Schwarzkopf.

„Sie werden sich doch auch bei der Auction Zenker einfinden, gnädige Frau?"

„Nein, ich liebe es nicht —"

„Oh, Sie haben Recht. Es ist unendlich traurig, derlei mit ansehen zu müssen; es ist ein unbehagliches, peinliches Gefühl, in einem Haus, dessen Schwelle man so oft als Gast und Freund überschritten, nunmehr als Käufer zu erscheinen."

„Das meinte ich gerade nicht, aber ich kann nicht daran denken, irgend ein Stück aus dem Besitz der Frau Zenker anzukaufen. Dieselben Leute, die es bei dieser Dame bewundert, würden es in meinem Salon allsogleich wieder erkennen; wir haben leider denselben Bekanntenkreis."

„Das geht in der That nicht an. Was wird Frau Ludmilla nunmehr beginnen?"

„Ins Exil gehen gleich allen entthronten Königinnen, mit den Resten ihrer Schönheit und ihres Vermögens die Provinz beglücken, sich vielleicht sogar mit der Erziehung ihrer Kinder beschäftigen —"

„Und Fräulein Sidonie? Wird sie die Schwester begleiten?"

„Kaum. Die Provinz ist kein Feld für die schöne Sidonie wie sollte der seit zehn Jahren sehnlichst erwartete Prinz sich dorthin verirren! Sie wird vermuthlich zur Bühne gehen oder ihre kleinen Talente und ihre Schönheit anderweitig verwerthen, was weiß ich! Ihre Rolle in der Gesellschaft ist vorläufig ausgespielt."

Ausgespielt! Das hatten die beiden Schwestern unmittelbar nach der Katastrophe, nachdem sie einen Einblick in die Verhältnisse gethan hatten, sich selbst gesagt. Die glänzende, vielbeneidete Position, die sie seit zehn Jahren in der Gesellschaft, in dem öffentlichen Leben der Großstadt eingenommen hatten, war verloren. Vielleicht für immer. Leicht möglich, daß sie sogar den Weg wieder zurückfinden mußten in jene ärmliche Umgebung, in welcher sie aufgewachsen waren, ihre ersten Mädchenjahre verlebt hatten. Zurückkehren, um dort zu verbleiben, ohne wie damals die Gewißheit zu empfinden, daß die Dürftigkeit, die sie umgab, nur ein lästiges Provisorium sei, das baldigst ein Ende nehmen müsse. Wenn sie, damals noch zu dritt, in Begleitung der ältesten Schwester, auf der Promenade erschienen, in ihren aus den billigsten Stoffen gefertigten, selbstgemachten Kleidern, welche nur durch ihren originellen, bizarren Schnitt eine Beachtung verdienten, dann sagten ihnen zahllose bewundernde Blicke, daß ihre stolzesten Hoffnungen berechtigt seien. Irgend ein großmüthiger Mann mußte ja endlich kommen, der von der Schönheit einer der Schwestern entzückt und berauscht, es vergißt,

Digitized by Google

nach Stand und Mitgift zu fragen und einer von ihnen seine Millionen zu Füßen legt. Und war es erst einmal Einer gelungen, dann sollte es den anderen schon leichter gemacht werden, das ersehnte Ziel zu erreichen! sie wollten sich gegenseitig unterstützen, wollten treu zusammenhalten, sie hatten sich's feierlich gelobt. Und der großmüthige Mann kam auch wirklich.

Herr Bernhard Zenker, der es langweilig gefunden hatte, für 60 Gulden monatlich in einem Schnittwaarengeschäft zu serviren, und der sehr bald bewies, daß er wirklich einer größeren Aufgabe würdig war, da er es in Jahresfrist durch die gewagtesten, rücksichtslosesten Börsenspeculationen, die nur derjenige unternehmen konnte, der absolut nichts zu verlieren hatte, fast zum Millionär brachte, verliebte sich in Ludmilla, die zweitälteste Schwester und heirathete sie. Ludmilla zog in ein mit allem Luxus ausgestattetes Haus als Herrin ein, Sidonie, die Jüngste mit ihr; Paula, die älteste Schwester hatte nicht Geduld genug gehabt, den Glückfall abzuwarten, kurz vorher war sie mit einem abenteuernden Sänger entflohen und hatte ihrer Familie keine Nachricht mehr gegeben.

Für die beiden Schwestern begann nun ein Leben der Pracht und Ueppigkeit, der glänzendsten Feste, der rauschendsten Vergnügungen, das nur dann eine kurze Unterbrechung erfuhr, wenn Ludmilla der Pflicht nachzukommen hatte, einem kleinen Wesen das Leben zu geben. Die Lebenslust und Genußfähigkeit der beiden Damen schien unerschöpflich zu sein, und das Publicum gewöhnte sich daran, sie als unentbehrliche, lebendige Ausstattungsstücke jeder sehenswerthen Theater-Vorstellung, jeder Praterfahrt, jedes Balles, jedes Costümfestes, jedes sensationellen Ereignisses anzusehen. Ihre ungewöhnliche, eigenartige Schönheit, ihre prunkvolle, lärmende Kleidung, welche allen Extravaganzen der Mode Rechnung trug, mußten auffallen; ihr Benehmen, das, in dem Bestreben die Unbefangenheit und Sicherheit der großen Dame zu copiren, allzu frei und ungezwungen wurde, der Heißhunger, mit dem sie Huldigungen forderten, die leuchtende Freude, mit welcher sie dieselben entgegennahmen, mußten auch die Aufmerksamkeit Jener erzwingen, die ihre Schönheit und ihren Luxus nicht beachtet hatten. Man sprach von ihnen, die Herren drängten sich dazu, ihnen vorgestellt zu werden, und ein Prinz, der zum Besuch in der Hauptstadt weilte, und sie von seiner Loge aus lorgnettirte, erwies ihnen die Ehre, sie für echte Pariser Cocotten zu halten.

Die kleinen Feste in Ludmilla's Salon, die Soupers, welchen die beiden Damen präsidirten, zählten zu den amüsantesten und unterschieden sich von anderen ähnlichen Veranstaltungen auch noch dadurch, daß die Frauenwelt nur ein ganz kleines Contingent zu den Gästen stellte. Die Sommermonate brachten die beiden Schwestern in den verschiedensten Modebädern zu, überall Aufsehen erregend, überall von einem kleinen Hof umgeben, und bald konnten sie sich rühmen, daß ihnen schon in allen Zungen gehuldigt worden sei.

Sidonie lebte die ersten Jahre nur dem Vergnügen, dem Genuß, der Befriedigung ihrer Eitelkeit, ihrer Putzsucht; das geräuschvolle Treiben ließ sie vergessen, ernst dem Ziel zuzustreben, das sie sich gesetzt hatte, ließ sie vergessen, daß der Glanz, der sie umgab, für sie auch nur wieder ein Provisorium sei, nur ein Mittel sein sollte, ihren Lebenszweck, die Gattin eines reichen Mannes zu werden, zu erreichen. Uebrigens war sie berechtigt zu glauben, daß sie im gegebenen Augenblick eben nur zu wählen brauchen werde, an Bewerbern fehlte es ihr, die nach der Lebensweise, die sie führte, allen Fernstehenden für eine glänzende Partie gelten mußte, wahrlich nicht. Der freigebige Schwager versagte ihr ja nichts; was konnte es auch für den glücklichen Speculanten bedeuten, einige tausend Gulden für Toiletten und Schmuck mehr auszugeben! Aufgeschreckt aus ihrer Ruhe und Sicherheit wurde sie erst durch den Umstand, daß ein reicher Bewerber, den sie ermuthigt hatte, plötzlich wegblieb, als er in einer Unterredung mit Herrn Zenker erfahren hatte, daß die schöne Sidonie keine, zum Mindesten keine irgendwie nennenswerthe Mitgift besäße. Sehr höflich hatte er erklärt, „seine Mittel allein gestatteten es leider nicht, den Luxus, an welchen Fräulein Sidonie gewöhnt, zu welchem sie durch ihre Schönheit ohne Zweifel berechtigt sei, zu bestreiten."

Sidonie hatte damals nur ein verächtliches Lächeln für diese Mittheilung. „Nicht alle Männer werden so kleinliche, engherzige Bedenken haben; kann es eine schönere, würdigere Aufgabe für den Mann geben, als unermüdlich für den Luxus seiner Frau zu arbeiten? Entschädigt sie ihn, mit dem, was sie ihm bietet, nicht überreich, ist die Bewunderung, die sie einheimst, nicht sein schönster Lohn?" Immerhin aber galt es nunmehr Umschau zu halten, fortan ernst an ernste Dinge zu denken.

Von diesem Tage an begann für sie die Jagd nach dem Mann. Ein Kampf, anstregender und ermüdender als das Ringen um die Existenz, als die Arbeit um's tägliche Brot. Welcher Energie bedarf es nur allein, um Herz und Sinne zum Schweigen zu bringen, Abneigung und Widerwillen zu bekämpfen, soweit die Herrschaft über die Gesichtsmuskeln zu erlangen, daß sie selbstständig keiner wirklichen Empfindung Ausdruck geben und sich dagegen willig fügen das auszudrücken, was nicht empfunden wird! Keinen Augenblick sich selbst angehören zu können, immerzu auf dem Qui vive sein, strenge Buchhaltung führen zu müssen über Seufzer und Lächeln, Händedrücke und verliebte Blicke, über Neigung und Temperament des Einen, über Charakter und Geschmack des Anderen, mit Herrn A. sentimental und schwärmerisch, eine Viertelstunde später mit Herrn B. emancipirt und frivol zu sein, und dabei immer klug und vorsichtig bleiben zu müssen, die gezogenen Grenzen nie um einen Schritt überschreiten, das Ziel nie aus den Augen verlieren zu dürfen! Welche Aufgabe! Und es gibt noch Unverständige, die zu behaupten wagen, daß den Frauen das Leben leicht gemacht werde! Sie stand nicht mehr träumend vor dem Spiegel wie früher, verloren in unwillkürlicher naiver Bewunderung ihrer eigenen Schönheit; sie schätzte und berechnete nunmehr die Wirkung ihrer Reize wie die Courtisane und wenn sie in einer Conferenz mit der Schneiderin, befahl, das Mieder um einige Linien tiefer auszuschneiden, so war für diese Anordnung die Erwägung maßgebend, daß Herr v. C., dessen Augen sie so oft in sinnlichem Feuer hatte aufleuchten sehen, durch den Anblick ihrer entblößten Reize so weit die Besinnung verlieren könnte, das letzte entscheidende Wort zu sprechen. Sie war früher mit wirklichem Interesse den Vergnügungen auf der Bühne gefolgt, sie hatte leidenschaftlich getanzt, gleichviel wessen Arme sie umschlungen hielten; nun gewährten ihr Theater, Bälle und Feste kein Vergnügen mehr. Das Bewußtsein im Dienst einer Pflicht zu stehen, eine bestimmte Aufgabe erfüllen, ein vorgestecktes Ziel erreichen zu müssen, raubte ihr die Unbefangenheit und Freiheit der Empfindung, die Fähigkeit zu genießen; Theater-, Ball- und Concertsaal waren jetzt nur mehr ihr Jagdgebiet, das Terrain, auf welchem allein sie mit einiger Aussicht auf Erfolg operiren konnte, sie kam nicht mehr um zu sehen, zu hören, zu applaudiren, sie kam um gesehen, gehört, applaudirt zu werden, aus der Zuschauerin, welche sich bisher mit wohlwollendem Lächeln an den Productionen Anderer ergötzte, war die Schauspielerin geworden, welche ihrem Beruf obliegend, ohne Rücksicht auf ihre eigene Stimmung sich vor Anderen produciren muß. Sie zwang sich zum Lesen, ohne an irgend einer Lectüre Gefallen zu finden, nur um mit dem schöngeistig veranlagten Herrn von X., den sie dadurch fesseln zu können glaubte, eingehend über die neueste Literatur sprechen zu können; sie sang und musicirte, malte und declamirte ohne die geringste Vorliebe für eine dieser Künste, nur in der Absicht, mit einem der mühsam eingelernten Kunststückchen auf das Herz oder den Geschmack irgend eines Mannes Eindruck zu machen, und sie spielte und rauchte, turnte, schwamm und ruderte, spielte Croquett, zeigte sich als kühne Reiterin und studirte aufmerksam die Rennberichte, blos um den Sportneigungen des Herrn Z. zu schmeicheln. Und alles ohne Erfolg. Keiner dieser Herren, denen zu gefallen sie sich echauffirte, war hochherzig genug zu vergessen, daß diese schöne, vielseitig begabte junge Dame, welche, einmal verheirathet, es meisterhaft verstehen würde, jährlich die Zinsen einer halben Million auszugeben, keine Mitgift hatte. Der Zorn über das Mißlingen ihrer Pläne trieb sie weiter, die Furcht vor der

Digitized by Google

Zukunft, das eigensinnige Bestreben sich selbst den Beweis zu liefern, daß sie das, was sie zu erreichen sich vorgenommen, auch wirklich erreichen könne, verleiteten sie zu Unklugheiten. Hatte sie früher aus der Menge derer, die ihr huldigten, mit prüfendem Blick jene erwählt, die ihr für ihren Zweck tauglich schienen und eben nur für jene sich bemüht, so verschwendete sie nunmehr ihr verführerisches Lächeln, ihre süßen Blicke an alle Welt, coquettirte mit Bekannten und Unbekannten, wahllos, mechanisch, es dem Zufall überlassend, ob Blicke und Lächeln irgendwo zünden würden. Diese Aenderung ihres Benehmens blieb nicht unbemerkt. Die Frauen spotteten unbarmherzig, und die Männer schlugen fortan im Verkehr mit ihr jenen leichten, vertraulichen Ton an, der jede ernste Absicht ausschließt, und Demjenigen, der zu hören versteht, anzeigt, daß der Sprecher zum Ziel zu kommen hofft, ohne den Umweg durch die Kirche zu nehmen.

Sie wollte die Aenderung nicht bemerken, gewöhnte sich auch daran, und langsam, allmählich reifte der Plan in ihr, diesen Umstand zu benützen und durch — nun durch eine — Unklugheit ihren Zweck zu erreichen. Und in jener Zeit, in der sie sorgfältig die möglichen Vortheile einer absichtlichen Unklugheit erwog, hatte sie auch flüchtige Momente der Besinnung, der Einkehr, in denen ihr die demüthigende, unwürdige Rolle, die sie spielte, zum Bewußtsein kam, in denen sie Scham und Ekel vor sich selbst empfand.

Sie kam nicht dazu ihren Plan auszuführen. Herr Bernhard Zenker hatte seit längerer Zeit allzu kühn und immer unglücklich speculirt, eine allgemeine Krise machte es ihm unmöglich sich zu retten und seinen Verbindlichkeiten, die Millionen betrugen, nachzukommen. Er verschwand, ohne seine argwöhnischen Gläubiger überzeugen zu können, daß er wirklich, wie doch aus allen Anzeichen ersichtlich war, in den Tod gegangen sei.

Als die beiden Schwestern sich soweit gefaßt hatten, um, unterstützt von einem Rechtsfreund, ruhig die Situation überschauen zu können, zeigte es sich, daß durch den Verkauf des Mobiliars, der Kunstgegenstände, des Silbers und Schmuckes, all dieser Dinge, welche auf den Namen Frau Ludmilla's versichert, den Gläubigern nicht erreichbar waren, eine Summe erzielt werden konnte, deren Zinsen die trostlose Wittwe mit ihren Kindern wenigsten vor der äußersten Noth bewahrten. Für Sidonie konnte in dieser ärmlichen beschränkten Häuslichkeit, die irgendwo in einer kleinen Stadt aufgeschlagen werden sollte, kein Platz mehr sein; sie wollte der Schwester nicht zur Last fallen und sie verspürte durchaus keine Lust schon jetzt mit dem Leben abzuschließen und etwa in der Provinz die Frau eines mehr oder minder ehrsamen Handwerkers zu werden. Ueberdies war sie es jetzt nicht nur mehr sich selbst, sondern auch der Schwester, auf deren Kosten sie zehn Jahre gelebt hatte, schuldig, den Kampf auf's Neue aufzunehmen, um sich und Ludmilla eine sorgenfreie Zukunft zu sichern. Dem Edelmuth des Mannes, der sich mit der schönen Hand Sidonie's beglücken lassen wollte, sollte es nunmehr auch vorbehalten bleiben, für die Luxusbedürfnisse der Familie Zenker aufzukommen.

Sidonie, die nun achtundzwanzig Jahre zählte und bereits viel von ihrer Frische eingebüßt hatte, blieb in der Residenz zurück; es gelang ihr eine provisorische Zuflucht bei einer älteren Dame zu finden, unter deren formellen Schutz sie den Feldzug fortsetzen konnte. Nun kam ein Jahr der herbsten Enttäuschungen, der bittersten Kränkungen, ein Jahr, in dem sie durch die Gesellschaft ging mit dem stereotypen Lächeln der Dirne auf den Lippen, rechts und links nach Beute ausspähend, in welchem sie sich zahllose Demüthigungen gefallen lassen mußte, um den für ihre Zwecke unentbehrlichen Luxus aufrecht erhalten zu können, in dem sie schweigend die spitzen Reden ihrer Beschützerin hinnehmen mußte, in welchem sich in ihre schönen Augen oft genug Thränen der Wuth, der Verzweiflung stahlen, in welchem sich ihr Sinn verbitterte, ihr Herz mit Haß, Neid und Ingrimm erfüllt wurde, in welchem sie den letzten Rest von Selbstachtung verlor, ihre Hoffnungen für immer schwinden sah. Nein, keiner dieser Herren dachte auch nur einen Augenblick daran, das arme, alternde Mädchen zu seiner Frau zu machen. Sie mußte auf andere Mittel sinnen, sich eine Position zu schaffen.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Die Oper im Krolltheater. Frau Sembrich. Herr Gritzinger. Das Ballet „Amor" im Victoriatheater. Die Tänzerin Frl. Sozo.

Der Eigenthümer und Director des Krolltheaters, Herr Engel, besitzt ein Talent, das man in seiner Art fast als Genialität bezeichnen könnte: das sofortige Erkennen der Anziehungskraft eines Künstlers auf das große Theaterpublicum. Auf dieses übt nicht bedeutendes Talent und bedeutende künstlerische Leistung allein Anziehungskraft, vielmehr ein gewisses Etwas, das die Kunstkritik gar nicht recht einzutheilen, zu rubriciren vermag und das im Coliseen-Rothwälsch „Theaterblut" genannt wird. Wo dieses nicht mitwirkt, da werden auch echt künstlerischen Leistungen nicht den Erfolg erreichen, der für einen Theaterdirector die größte Wichtigkeit besitzt, den Cassenerfolg. Die Kritik hat schon manchen Künstler aufs Höchste gelobt, einen anderen stark getadelt; aber wie oft brachte der Getadelte die „vollen Häuser", nicht der Belobte! Solches Erkennen des „Theaterblutes", bis auf dessen einzelne Bestandtheile, ist dem Director Engel in einem Maße eigen, daß man ihn als Theater-Diagnostiker anstellen könnte. Er hat Frau Sembrich verflossenen Winter in einem Concerte gehört, in welchem ihr nicht einmal unbedingter Erfolg zu Theil geworden; er taxirte sie sofort als eine Künstlerin, die von der Bühne herab auf das große Publicum bedeutendste Anziehungskraft ausüben muß, und bewog sie zu einem längeren Gastspiele auf seiner Bühne, unter glänzendsten Bedingungen und bei stark erhöhten Preisen. Und sein genialer Scharfblick hat sich wieder bewährt. So oft Frau Sembrich auftritt, sind der sehr große Saal und selbst die Nebensäle ganz gefüllt, und das sehr elegante Publikum bringt stürmische Huldigungen. Daß derartige Erfolge ohne großartige Leistungen nicht denkbar sind, darf kein verständiger Kenner bestreiten; er kann nur prüfen, auf welcher Seite der Kunst diese Leistungen stehen.

Es muß vor Allem festgestellt werden, daß Frau Sembrich eine Erscheinung ist, eine Besonderheit (Specialität), daß in ihrem Gesange Eigenschaften hervortreten, welche anderen Sängerinnen nicht im selben hohen Grade und nicht in solcher Vereinigung verliehen sind. Ihre Stimme ist umfangreich, kräftig und in den höchsten Lagen von einer geradezu erstaunlichen Reinheit, Sicherheit, Fülle und Ausdauer. Die Coloratur kann (mit Ausnahme des Trillers, der immer ungleich und unklar klingt) eine individuelle, ihr gehörige genannt werden. Sie singt Läufer und Schleifer und Staccati und Sprünge hinauf und hinab, wie man sie vordem nicht gehört hat; und die Leichtigkeit, Kühnheit und Sicherheit, mit welcher sie das Alles vorbringt, ist als eine persönliche besondere Gabe zu bezeichnen; mußte allerdings durch größten Fleiß zu solcher Vollendung entwickelt, kann aber durch größten Fleiß nicht ersetzt werden. Auch die italienische elegante Cantilene wird von Frau Sembrich mit großem Geschmacke vorgetragen. Das hier Angeführte genügt also vollständig zur Erklärung glänzendster Erfolge, sie läßt aber auch begreiflich erscheinen, daß Frau Sembrich in jener Gattung Musik, welche so zu sagen nur aus dem Gemüthsleben heraus zur Geltung gebracht wird, weniger leistet, als andere Sängerinnen, die ihr im Staunenswerthen, Ueberraschenden, Speciellen nicht gleichstehen. In Donizetti's „Lucia" übten die erste Arie und die Wahnsinnsscene wahrhaft zauberische Wirkung; und wenn ich hier noch anführe, daß sie in der bekannten Arie mit Flötenecho die wunderbarsten, schwierigsten Passagen mit der größten Leichtigkeit

Digitized by Google

ausführte und auf das tosende Verlangen des Publicums diese ganze Arie wiederholte, so mag sich der musikalische Leser einen Begriff bilden von der großartigen Ausdauer. Aber das Duett im zweiten Acte, die Stelle, wo Lucia über die vermeintliche Untreue Edgardo's klagt, ließ kalt, und auch im Sextett konnte der Ausdruck nicht mit dem verglichen werden, den einst die große Patti entwickelte. So auch war in „Violetta" (Traviata) der erste Act, besonders die Schlußarie ganz glanzvoll; die Abschiedsscene des zweiten Actes*), das Duett des vierten Actes, in welchen beiden nur der Gefühlsausdruck den Werth der Kunstleistung feststellt, gingen fast wirkungslos vorüber. Aber trotz alledem war der Erfolg an beiden Abenden ein ganz und gar entschiedenster, durchschlagender. Neben der großen berühmten Künstlerin stellte sich ein weniger berühmter junger Tenorist, Herr Gritzinger, dem Publicum vor und fand die günstigste Aufnahme. Er gehörte ursprünglich dem Chore der Kaiserlichen Oper in Wien an und gewann durch seine schöne Stimme und imposante Gestalt die Aufmerksamkeit des Director Jahn. Seine Stimme ist sehr umfangreich und kräftig, besonders in der Höhe, sein Vortrag zeugt von Empfindung und Feuer. Im Ganzen ist jedoch die Leistung noch roh, ich verstehe hierunter nicht etwa gemein, sondern nur musikalisch ungebildet, ohne richtige Vertheilung der Tonfarben, ohne richtige Auffassung. Herrn Gritzinger's beste Leistung war die als Eleazar in der „Jüdin", sie zeigte, daß er fast alle Naturgaben besitzt, mit denen ein Sänger durch Fleiß und sorgsames Studium zu großer Künstlerschaft gelangen kann. Leider scheint mir dieses Streben bei dem jungen Künstler noch nicht zur Klarheit gediehen; die Erfolge seiner schönen Stimme scheinen ihm vor der Hand noch zu genügen. Ein späteres Geständniß, daß ich mich heute geirrt habe würde mich sehr freuen; ist es nicht jedem Kunstfreunde angenehmer, wenn bedeutende Gaben sich in künstlerischer Richtung entfalten, als das Gegentheil?

Vom Ballete viel zu reden, ist sonst nicht meine Vorliebe. Dieses Mal jedoch erscheint mir die Ausnahme geboten, weil nicht allein das Ballet „Amor", das im Victoria-Theater gegeben wird, eine wirklich künstlerische Schöpfung bietet, sondern weil auch die ganz merkwürdige Erscheinung zu verzeichnen ist, daß das so schaulustige Berlin einem Ballete, welches alle Forderungen der Schaulust in vollstem und schönstem Maße befriedigt, welches entschieden künstlerisches Interesse erregt, wenig Aufmerksamkeit widmet. „Amor", von dem berühmten Manzotti in Mailand, dem Tanzdichter des „Excelsior", erdacht, ward zuerst im Februar in der lombardischen Hauptstadt mit dem denkbar glänzendsten Erfolge gegeben und sofort von dem Director des Victoria-Theaters erworben, der es schon Ende April in der deutschen Reichshauptstadt vorführte. Die Idee, daß die höhere Liebe Alles in der Welt erschuf und erhielt, die Menschen vereinigt und veredelt, wird in diesem Ballete durchgeführt. Es beginnt mit dem Chaos und endigt mit der Huldigung der Hohenzollern. Was die Kunst des Tanzes, der Gruppirung, der Theatermalerei, der Tracht, der Beleuchtung zu leisten im Stande ist, das wird hier in Vollendung geboten. Die Aufzüge, die mit historischer Treue das alte Griechenland und Rom darstellen und bei denen 700 Personen in 2400 Costümen beschäftigt sind, kann ich als das Schönste, das in dieser Gattung hier gesehen worden, mit Bestimmtheit bezeichnen. Frl. Sozo, die Darstellerin des „Amor", ist eine Tanzkünstlerin ersten Ranges, die vollendete Leichtigkeit und Ausdauer mit Anmuth verbindet. Und doch übt „Amor" keine Anziehungskraft, während „Excelsior", das in Bezug auf Erfindung mit diesem nicht zu vergleichen war, hunderte volle Häuser brachte? Wer erklärt dieses Räthsel? wer will bestimmen, wohin der Geschmack des gebildeten Publikums sich wendet?

Heinr. Ehrlich.

*) Die große Adelina Patti sang in dieser Scene gar nicht, ließ das Orchester die Melodie ausführen und bewegte sich im stummen Spiele; die Wirkung war unbeschreiblich, unvergeßlich!

Notizen.

Anton von Werner hat in seinen Scheffel-Erinnerungen an dieser Stelle auch den Freund und Verleger des Dichters, Adolf Bonz, erwähnt. Nachdem er mit dem ersten Verlage seines „Ekkehard" unliebsame Erfahrungen gemacht, that der Poet mit der Wahl seines zweiten Verlegers einen entschieden glücklichen Griff. Nicht nur, daß die Firma Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart seine Werke mit großem Geschick zu vertreiben wußte, die Ausstattung ist nicht allein bei den theuren Prachtausgaben und Illustrationswerken, sondern auch bei den billigen Volksausgaben immer von solider Eleganz in Druck und Papier. In der Befolgung des schönen Grundsatzes succès oblige unterscheidet sich die Firma vor so vielen deutschen Verlegern, welche ein in die Mode gekommenes Buch in möglichst wohlfeiler Gestalt, aber mit hohem Preis auf den Markt schleudern; wir erinnern nur an das Löschpapier der theuren Fritz Reuter'schen Schriften. Es ist eine wahre Freude, die geschmackvollen kleinen Ausgaben der Scheffel'schen Muse in die Hand zu nehmen. Am einfachsten präsentirt sich der beleibte Octavband „Ekkehard", von dem eben die 86. Auflage erschienen ist, während die zweibändige Prachtausgabe in Großoctav schon ein monumentaleres Gepräge trägt. Von „Gaudeamus" sind nicht weniger als drei Ausgaben da: ebenfalls eine kleine in der 46. Auflage, eine in Großoctav und die Prachtausgabe mit A. v. Werner's herrlichen Holzschnitten. Den größten Erfolg von allen Werken Scheffel's hatte der „Trompeter von Säkkingen", der in der handlichen Ausgabe schon in 131. Auflage vorliegt. Es ist gar kein Zweifel, daß Neßler's beliebte Oper da tüchtig mitgeholfen hat. In zweiter Auflage erschien die illustrirte Ausgabe, die Meister v. Werner mit 17 großen und 60 kleineren Holzschnitten geziert hat — Alles Cabinetstücke der Illustration. Die übrigen Schriften sind dagegen noch ziemlich im Rückstand; „Frau Aventiure", die prächtigen Lieder aus Heinrich v. Osterdingen's Zeit, hat jetzt die 13. Auflage erreicht, auch zu diesem Liederbuch hat A. v. Werner 12 Bilder gezeichnet, welche die Prachtausgabe zieren. Die „Bergpsalmen", „Juniperus" — Beide ebenfalls von Werner illustrirt — „Hugideo", „Waldeinsamkeit" sind erst bei der vierten Auflage; ohne Zweifel steht der fragmentarische Charakter ihrer Verbreitung im Wege. Ganz besonders verdient übrigens „Waldeinsamkeit" hervorgehoben zu werden. Die poesievollen Landschaftsbilder von Julius Marak haben Scheffel veranlaßt, dazu einen begleitenden Text in Versen zu schreiben. Wort und Bild passen harmonisch zusammen. Scheffel's Stimmungsbilder, in denen neben hohem Schwung auch sein lieber gemüthlicher Humor nicht fehlt, stehen an poetischem Werth entschieden über den „Bergpsalmen", in denen man schon ein Ermatten herausfühlt. Der Verfasser sagt mit Recht von seinem Collaborator und sich selbst:

In dieser Art Schaffens ein Zauber ruht,
Weil die friedliche Streitfrage auf sich thut:
Sind die Bilder der Dichtung Illustration?
Gab der Maler dem Dichter die Inspiration?

Vom „Waltariliede" (aus „Ekkehard") ist außer einer Separatausgabe mit Erläuterungen noch eine von Alb. Baur illustrirte herausgekommen. Der unbedeutende „Brautwillkomm auf Wartburg" ist in Weimar erschienen. In München ein Ekkehard-Album nach Cartons von Liezenmayer, Gabriel Max u. A., dann E. Kämpfer's 15 Tuschzeichnungen zu „Ekkehard" und endlich Fröschl's anmuthige Blätter zum „Heini von Steier", dem entzückenden Lied aus „Frau Aventiure". Noch mehr als den Malern und Zeichnern hat Scheffel aber den Musikern anregenden Text geboten: hier stehen die Liedercompositionen von Adolf Jensen und Karl Riedel in erster Reihe.

Digitized by Google

Inserate.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Der Materialismus
im Verhältniss zu
Religion und Moral.
Von
Dr. F. Wollny.
Preis M. 1,50.
Verlag von Theodor Thomas, Leipzig.

Die rühmlichst bekannte Chocoladen- und Zuckerwaaren-Fabrik von **Hartwig & Vogel** in Dresden, die sich seit Jahren mit Einführung allerliebster 10 Pfennig-Artikel befaßt, welche neben Füllung mit gutem Zuckerwerk und Ueberraschungen zugleich als reizendes Spielzeug oder zur Belehrung unserer kleinen Kinderwelt dienten, bringt darin jetzt wieder verschiedenes Neues, dessen geringer Preis von 10 Pf. pro Stück beweist, daß nur bedeutende Mengen, wie sie von der Firma alljährlich abgesetzt werden, es ermöglichen, diese Wunder der Industrie zu schaffen. Wir nennen hier das **Kaleidoskop** (Wunderfernrohr benannt), bunte **A B C-Bücher** mit 24 Bildern und Text und ferner aus Pappcarton gefertigte leichte **Wunderbälle**, welche nach Entfernung der Zuckerfüllung als prächtiges und gefahrloses Spielzeug die Kinder erfreuen.

Die sinnigste Gabe und zugleich geeignet, den Patriotismus in den Kinderherzen zu erwecken und zu beleben, wird durch das hübsch ausgestattete **„Kaiser Wilhelm-Kästchen"** mit dem Bildniß desselben geboten, letzteres umgeben von einem Kornblumenkranz; ferner enthält das Kästchen neben reinen Zuckerkugeln ein gedrucktes Lied mit Noten „die Sage vom Kyffhäuser" und eine Medaille mit dem gut getroffenen Bild des Kaisers zum Anheften. Diese reizenden 10 Pfennig-Artikel für Kinder sind in allen Conditoreien und besseren Colonialwaarenhandlungen zu haben.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten
von **Carl von Schlozer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Verlag von Eugen Peterson, Leipzig.

Soeben erschienen:

Rhein, Rön und Loire,
Cultur- u. Landschaftsbilder diesseits und jenseits der Vogesen
von
Herman Semmig, Prof. Dr.
27 Bogen, eleg. brosch. M. 5.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena und vorräthig in jeder besseren Buchhandlung und Leihbibliothek:

Drei Weiber.
Berliner Cultur- und Sittenroman
von
Max Kretzer.
2 Bde. größeren eleg. Romanformates 10 M.

Verfasser gibt ein Spiegelbild der besseren Kreise der Berliner Gesellschaft. Der Grundgedanke ist ein tief sittlicher, die Handlung dramatisch bewegt, voll ergreifender Wahrheit, eine Wiederspiegelung des Lebens selbst. **Der Roman wird Aufsehen erregen.**

Bei S. **Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Scharnhorst.
Von
Max Lehmann.
Erster Theil. Bis zum Tilsiter Frieden.
Mit einem Bildnisse und drei Karten. gr. 8. Preis: *M* 10.—

Neueste belletristische Erscheinungen
der **Deutschen Verlags-Anstalt** (vormals Ed. Hallberger) in **Stuttgart.**

Geyern, Detlev von, Ein Feenschloß.
3 Bände. Geheftet 12 Mark; fein geb. 15 Mark.

Horn, Georg, Der Mohr von Berlin.
3 Bände. Geheftet 10 Mark; fein geb. 13 Mark.

In **zweiter** Auflage erschienen soeben:

Dewall, Johannes van, An der Grenze.
2 Bände. Geheftet 8 Mark; fein geb. 9 Mark.

Ompteda, Ludwig Freiherr von, Alte Schulden.
Geheftet 5 Mark; fein geb. 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Deutscher Pitaval.
Vierteljahrsschrift
für merkwürdige Strafrechtsfälle des In- und Auslandes.
Herausgegeben von **Hans Blum.**
Erster Jahrgang. Erstes Heft.
8. geh. Jährlich 4 Hefte. Ladenpreis à Heft 3 Mark.

Diese neue Zeitschrift verfolgt den Zweck, die kulturhistorisch oder kriminalpolitisch interessantesten Strafrechtsfälle zu sammeln und in aktentreuer, sowohl den Fachleuten, als auch dem gebildeten Lesepublikum verständlicher Darstellung vorzutragen. Die zur Aufnahme gelangenden Rechtsfälle, welche sämmtlich in objectivster Form gehalten sein werden, sind hauptsächlich der Gegenwart entnommen; es werden jedoch auch Fälle aus älterer Zeit Aufnahme finden, insofern dieselben kulturhistorisch besonders interessant und lehrreich sind.

In allen Buchhandlungen, Preis M. 7,50, 424 S. gr. 8°. Aus dem

Geistesleben

der Gegenwart, bunte Blätter von **Kuno Stommel,** Dr. phil., enthaltend u. A.: **Glauben wir noch an eine Vorsehung? — Das Glaubensprincip des Mittelalters. — Das Wesen der dramatischen Kunst. — H. v. Kleist pathologisch betrachtet. — Die Kunst gesund zu werden. — Die ungedruckte Notenausgabe der Reichsbank etc.**

Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf.

Verlag von Firmin Didot & Co. in Paris
56, Rue Jacob 56.

Neu erschienen:

Henri Heine
et son temps
par **L. Ducros,**
Professeur à la Faculté de Lettres de Poitiers.
Un vol. in 18°. Broché 3 frc.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

JUN 16 1886
Library

№ 22. Berlin, den 29. Mai 1886. Band XXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Wenn denn, so sei's. Zeitgemäße kriegspolitische Betrachtungen. — Vom deutschen Rothen Kreuz. Von R. F. Hepke. — **Literatur und Kunst:** Ein Wort. Von Klaus Groth. — Zur Geschichte des deutschen Puppenspiels. Von Paul Schütze. — Ein neuer Roman von Richard Voß. Besprochen von Ernst Ziel. — Die Entstehung des Gewissens. Von Th. Achelis. — **Feuilleton:** Die Jagd nach dem Mann. Eine Studie von Gustav Schwarzkopf. (Schluß). — **Aus der Hauptstadt:** Die Eröffnung der Jubiläums-Kunstausstellung. — **Offene Briefe und Antworten:** Deutschland in Südamerika. — Inserate.

Wenn denn, so sei's!

Zeitgemäße kriegspolitische Betrachtungen.

Bekanntlich ist in Frankreich neuerdings eine Schrift: „Avant la bataille" erschienen, worin die französische Macht in Truppenzahlen declarirt wird, und ein hochgradiger Chauvinismus die Massen gegen Deutschland in Bewegung gesetzt zu sehen wünscht. Die Schrift schließt mit einer Ansprache an 800,000 Mann (welche an der von Befestigungen starrenden Grenze versammelt gedacht werden), in die Gefilde Elsaß-Lothringens hinabzusteigen und sie Deutschland wieder zu entreißen. Darauf ist soeben eine andere Schrift erschienen: „Pas encore!" eine scharfe Mißbilligung der zu Tage getretenen militärpolitischen Indiscretion enthaltend. Man solle handeln, aber schweigen. Für Deutschland läßt sich aus beiden Schriften der Schluß ziehen, daß auf französischer Seite: „Mais pourtant" gedacht werde. Derselbe wird bekräftigt durch eine Rede des Kriegsministers, Graf Boulanger, am 7. Mai an die Zöglinge von St. Cyr.

Wir halten aus verschiedenen Gründen für angemessen, diesem „Pourtant" ein: So sei's! entgegenzusetzen und uns zu vergegenwärtigen, was wir damit von uns selber verlangen müssen. Es tritt dazu die Erwägung, daß Herr Delyannis sich diesen Gedanken wohl nicht so ganz klar gemacht hat, als er zum Kriege gegen die Türkei steuerte und Frankreich ihm zunächst stand. Es gibt ein physisches Müssen, ein intellectuelles Können, aber auch ein imperatives moralisches Sollen in Kriegsangelegenheiten — alle mit besonderen Gesetzen, wonach Entscheidungen in gewisser Art fallen, nicht weil Frankreich Frankreich ist oder Deutschland Deutschland oder Griechenland Griechenland, sondern weil Krieg Krieg ist.

Für den Ausbruch des Chauvinismus in „Avant la bataille" ist (wie in Athen) freilich nur ein Theil großstädtischer Bevölkerung verantwortlich zu machen. Man muß in den Völkern, wenn man sie kennen lernen will, drei Theile unterscheiden: einen lärmenden, einen zur Zeit tonangebenden und einen in Noth tonhaltenden. Von ersterem hört man in der Tagespresse häufig überflüssig viel. Den zweiten Theil wird am besten der diplomatische Verkehr erkennen können. Zur Erkenntniß des dritten ist längeres, persönliches Mitleben mit der Nation, Eindringen in ihre Gewohnheiten und Lebensanschauungen, Theilnahme an verschiedenen Kreisen von Bildung und Beruf nöthig. Nach den Ergebnissen auf diesen drei Gebieten erhält man ein Gesammtbild der Nation, als politischem Factor. Ob es trifft, sei dahingestellt. Man wird eine Nation noch weniger „auskennen" können wie einen einzelnen Menschen. Immer bleibt ein Residuum übrig, und daraus kann Ueberraschendes entwachsen. So bildet sich Mannichfaltigkeit in der Geschichte, wie sicher man auch auf bestimmte Resultate zählen möge. Man wird aber wohlthun, Sicherungsmaßregeln gegen Gefährdung von Völkern her nicht so sehr in allmöglichen, äußeren Normen zu suchen als vielmehr einheitlich und principiell eben gegen das gegnerische Volksthum, dann erst und davon einheitlich regiert in wesentlichen Maßnahmen äußerer Organisation wie in localen Anordnungen. Man bedarf zur Deckung sehr umfassender Möglichkeit in dieser Weise die relativ geringsten Mittel. Selbstverständlich bleibt als Minimalmaß der Sicherung bestehen, dem stärksten Gegner gewachsen zu sein.

Dies vorausgeschickt, finden wir uns veranlaßt, dem Eingehen in den Krieg einige ernstere Worte zu widmen, als gemeinhin in öffentlichen Blättern zu finden sind — Erinnerungen an Lehren der Kriegsgeschichte und an kriegspsychologische Processe. Wir hoffen Verständniß dafür anzutreffen in einem Volke, in welchem allgemeine Wehrpflicht kein leerer Name.

Denn so viel ist ganz gewiß, mit Hinweis auf 1870 ist Abwehr eines neuen französischen Angriffs nicht gethan. Jeder Krieg ist ein novum, hat besondere Individualität, obwohl Natur der Kriege immer dieselbe bleibt. Allemal liegt höchste Wahrscheinlichkeit vor, daß jeder nächste Krieg gerade so sein werde, wie noch kein Krieg gewesen ist. Weiseste Vorbereitung hat sich also nach Maßgabe der Natur der Kriege vorzubereiten. Wer möchte das „c'est la guerre", was man 1870 so häufig von traurigen Lippen bei Fügung in Unabwendbares hörte, erst im Mißgeschick an sich erfahren? Uns will bedünken, das Vertrauen, welches man der deutschen Heeresverwaltung und Heeresmacht in weiten Kreisen entgegenbringt, sie werde „zu richtiger Zeit schon das Richtige treffen", so löblich und berechtigt es gewiß ist, lasse doch allzu oft zu der unerlaubten, weiteren Schlußfolge übergehen, „also habe man selber nichts zu thun". Diesen lähmenden Gedanken möchten wir schließlich besonders bekämpfen. Ernste Kriege verlangen das ganze Volk — und zwar handelnd. Wie wollen wir handeln?

Außer 1870 ist Deutschland fast jedesmal von Frankreich mit Angriffen überrascht worden. Nirgend hat die historische Form des „deutschen Michel" so ihren charakteristischen Typus als aus diesem fortwährenden Ueberraschtwerden. Ueberlege man nach Anleitung des „Avant la guerre", welche riesenhafte Kriegsvorbereitungsarbeit uns bedroht und von uns also doch auch zu erwarten ist. Ueberlege man andererseits, wie eine große Partei in Deutschland selbst, gegen die Kriegs-

Digitized by Google

rüstung des Vaterlands zu agitiren, nicht Anstand nimmt. Möge man den französischen Kriegsruf taxiren, wie man will; daß die in Aussicht gestellte Bedrohung möglich sei, ist nicht zu leugnen. Ob der Slavismus Rußlands dabei immer ruhig bleiben werde, ist unnachweisbar. Patriotismus wird eine gewisse Vorsicht — erhöhte Vorsicht anzurathen haben. Schweigen ist oft Gold, Reden Silber.

Wollten wir nun Zahlen gegen Zahlen setzen, wäre höchstens ein Substractions-Exempel angesetzt und nichts gewonnen. Wir wollen anders zu Werke gehen, die moralischen Streitkräfte hinzunehmen — wenigstens soweit man selbst ihrer Herr sein kann, sie erwerben kann (sie nicht schon angeboren sind) — wollen uns vergegenwärtigen, was wir immer von Natur der Kriege zu erwarten, wozu wir immer sie auszubilden haben, und zunächst fragen: Inwiefern sind Truppenzahlen Macht? Nach welcher Richtung auf deutscher Seite relativ günstigste Gegenrüstung in Aussicht stehe, ergibt sich dann von selbst. Der gebotene Raum einer Zeitschrift gebietet freilich Beschränkung auf Nothwendigstes.

Eine Truppe hat eine selbstbewußte, durch Willensacte verbundene Collectivperson darzustellen, welcher Leib, Seele, Geist ähnlich eignen wie der menschlichen Persönlichkeit überhaupt. Sie ist nur keine geborene Person (nach welcher sie ein märchenhafter Heerriese werden müßte), sondern eine erst verständig organisirte, von der geistigen Höhe des einzelnen Menschen, aber mit dem physischen Leistungsvermögen vieler Menschen. Was die den Truppen zugehörigen Männer an Leib, Seele, Geist nach Massendurchschnitten sind, wird als militärischen Körper, militärische Organisation, militärischen Geist die Truppe ausmachen. Der militärische Körper besteht aus 3 Dingen: der Mannschaftszahl, der Ausrüstungsart (Bewaffnungsart) und der einheitlichen Form (reglementarische Gestaltung). Von ihm geht die elementare Gewalt aus, die physikalischen Gesetzen folgt und mit nach Zeit und Zahl meßbaren Größen sich beschäftigt. Die Organisation besteht gleichfalls aus 3 Elementen: der Gliederung (zu Bewegung), der inneren Dienstordnung (incl. Geschäftsordnung) und der Führung. Sie folgt logischen Gesetzen, ist auf Actionsgewalt gerichtet und beschäftigt sich mit der Wechselwirkung von Geist und Leib auf einander nach Maßen ihres dauernden Zusammenhanges in Natur der Menschen. Der militärische Geist hat seine 3 wesentlichen Elemente in: Treue (Fahnentreue), Gehorsam, Kameradschaft. Von ihm geht die moralische Gewalt aus, er folgt sittlichen Gesetzen. Seine Größen sind nur relativ meßbar an der Herrschaft, welche sie auf physische Elemente ausüben.

Die Truppe — und eine beliebige Anzahl von Truppen — ist also erst vorhanden, wie sie nach diesen 9, ihr generell eigenen Elementen vorhanden ist, und ist erst Macht für andere Truppen nach Maßgabe der 3 Gewaltvermögen, die jedoch in Hinblick auf Gesammteffect nicht gleichwerthig sind. Ersichtlich spielt namentlich die Zahl keine entscheidende Rolle. Vielmehr steht fest, da der Geist den Körper zu Selbstvernichtung veranlassen kann, und die ganze Persönlichkeit nur geistig zusammenhängt, auch der Körper nur dazu da ist, die Mechanik des Lebens zu erfüllen, daß der militärische Geist mindestens ebenso stark sein muß als Organisation und Körper zusammen. Wenn er nicht beide trüge, würde die Truppe nicht zusammenhalten. Gibt man der physischen Masse die Existenzqualität 1 (für Dasein der Truppe als solche), eignet dem militärischen Geist die Qualitätszahl 3. Nothwendig ist Organisation ja zwischenwerthig 2, nämlich wirksamer als die Masse an sich, aber weniger wirksam als die geistigen Motoren. In letzteren sind Geführte und Führer nicht unterschieden. Es ergibt sich, daß den 800,000 Franzosen auch 600,000 Deutsche gewachsen sein werden, wenn die Qualität der militärischen Geister zu einander sich verhält wie 3 : 4.

Hier ist ein springender Punkt der Betrachtung. Denn die Schrift „Avant la bataille“ wiederholt die alte Behauptung, der einzelne französische Soldat sei dem deutschen Soldaten weit überlegen. Hatte man sich doch in Frankreich bald nach dem Krimkriege sogar zu der Ansicht verstiegen, ein einziger Türke wiege 25 deutsche Soldaten auf, denn er gelte gleich 5 Soldaten französischer Linie, und 1 solcher gleich 5 deutschen. Hier kommen Ehrenpunkte zur Sprache, über die wir uns des Eingehens enthalten, und die nur auf dem Schlachtfelde zu erledigen sind. Freilich treten, soweit Truppen gegen Truppen geführt werden, zunächst nur taktische Entscheidungen in Erscheinung. Strategische und kriegspolitische Verhältnisse können in gewissen Grenzen noch an entscheidender Wirkung auf das ganze Volk, den ganzen Staat ändern. Aber schließlich bringt eine Vervielfachung taktischer Entscheidungen resp. Erfolge doch auch die Gesammtentscheidung zu Wege, und wenn nun Frankreich mit 4 Millionen bewaffneten Männern Deutschland fragt, zumal mit solchem Selbstgefühl fragt, was Deutschland entgegenzustellen habe, wird das deutsche Volk sich wohl vergegenwärtigen dürfen, wie es dagegen aufzukommen gedenke. Ueber die Verbindung des politischen Wohls mit der taktischen Entscheidung nachzudenken, wird im Kriege Niemandem erlassen. In diesem Sinne wollen wir also auf einige kriegspsychologische Grundgedanken aufmerksam machen, an denen sich Jedermann wenigstens entscheiden muß, ob er zur Förderung des Ganzen in der Kriegführung beitragen wolle oder nicht, ob er wohl gar selber Gegner zu sein die Stirn haben wolle. Dicht neben der Freiheit des Entschließens steht die Verantwortung für den Entschluß.

Der Schlüssel zu den welthistorischen Ereignissen der Kriege liegt in dem Gedanken: Wer die Menschen beherrscht, beherrscht auch die Verhältnisse (nämlich alle, die sie mit einander eingehen können). Metternich sagte ähnlich von den politischen Angelegenheiten: les affaires sont les hommes. Es ist klar: Alles, was in Kriegen Kampf heißt, geht nur von Menschen aus, und wenn man die Gegner als Menschen besiegt, besiegt man auch, was sie an Heeren und Staaten bilden, tragen und vertreten. Man muß feindliche Macht resp. Armeen im Menschenthum ihrer Träger zu bezwingen suchen. Das ist die Wurzel ihres Daseins.

Kriege würden ja nicht so leicht zu politischen Entscheidungen ausreifen, wenn Reiche und Staaten etwas für sich Bestehendes, etwas Absolutes wären. Dies sind sie nicht; sie bedeuten in Bezug auf Selbstständigkeit wie Macht vielmehr nur Herrschaftsbereiche (im Verhältniß zu anderen ähnlichen Bildungen wie über die einzelnen Staatsangehörigen.) Staatengründung ist Herrschaftsgründung und unterliegt den logischen Bedingungen solcher bis zum Untergange.

Kein Staat der Welt hat nun das Recht mehr an Raum und Gewalt in dem Erdregiment einzunehmen, als er mittelst persönlicher Kraftentwicklung seiner Angehörigen derjenigen anderer Staaten gegenüber bis in den Tod hinein offenkundig darzulegen vermag. Dies ist die fundamentalste jener logischen Bedingungen. Man muß den herrschenden Staat als Staat herrschend wollen, will man seiner Güter theilhaftig bleiben. Und wenn zu Weltentwicklung gemäß Weltordnung eine gewisse Mannichfaltigkeit von Functionen gehört, welche auf die verschiedenen Völker vertheilt ist, so kann es auch nur recht und billig sein, daß Staaten und Völker, welche sich unfähig machen, ihre Function weiter zu tragen, dieselbe an andere, dazu fähigere Collectivbildungen (Staaten und Völker) abzugeben gedrungen werden können, sei es selbst, daß jüngere Kräfte erst dazu inzwischen heranwachsen müßten oder herangewachsen wären. Sonst könnte die Weltentwicklung vor einem beharrlich retardirenden Volk auch wohl stille stehen (China). In diesem Sinne wird Weltgeschichte zugleich Culturgeschichte. Oder anders ausgedrückt: So gewiß Cultur vorwärts muß, so gewiß ist alle Geschichte — und so auch Kriegsgeschichte — am letzten Ende selbst schon Culturgeschichte oder wird dazu. Jedermann im Staate wird also gedrungen sein, für so viel Macht des Staates mitzuthun, als er ihm Culturmission zuerkennt. Jeder Staat hat andererseits das Recht und die Pflicht, genau so viel an Raum und Gewalt im Erdregiment einzunehmen, als er im Verhältniß zu anderen Staaten an Culturkraft besitzt.

Kriege treten in dieser historischen Entwicklung als gewaltsame Processe jener Maßfindung von Völkern an einander auf und bezeichnen eine energischste Zusammenraffung von Staatskräften (zu Erzeugung eines Kraftmaßes), welche (Concentration) wie keine andere das ganze Wesen des Volks

Digitized by Google

in gleich kurzer Zeit zu der ihm gemäßen Machtstellung zu heben resp. zu stürzen vermag. Ihre Verbindung mit den Culturbestrebungen liegt wesentlich darin, daß sie allemal auch ein Unglück und Leiden für die betreffenden Völker sind — sowohl für siegende als unterliegende — daß sie allemal die Frage an die Kriegstheilhaber richten, die Erhaltung oder Geltendmachung welches Gesammtguts sie hoch genug halten, in dies Unglück und Leiden eingehen zu wollen, und daß Hingabe vergänglicher Güter für unvergängliche immerdar sittlichen Charakters ist. Nicht daß Kriege um der Cultur willen aufhören würden. Es gibt auch Nebenbuhler in Cultur, ehrgeizige Völker, reizbare, leidenschaftliche. Völker behalten alle Eigenheiten und Gebrechen der Menschennatur — auch wenn sie Staaten bilden. Cultur wird die Kriege um Gemeinsamkeit mancher Verkehrsinteressen willen seltener machen, allgemein empfundener, sie als ultima ratio von Maßfindung aber bestehen lassen müssen. Sind Frankreich und Deutschland trotz aller gemeinsamen Cultur der Ansicht, daß das Erdenmaß gegenseitiger Geltung 1870 noch nicht genügend für lange Zeit festgestellt sei, so werden wir Krieg erleben — vielleicht einen noch weit heißeren als 1870 gewesen. Thatsächlicher Ausbruch darf uns also nicht überraschen.

Natur der Kriegsvorgänge deutlich vor sich zu sehen, hindert man sich oft dadurch selbst, daß man der Führung mehr Verantwortung zumißt, als ihr thatsächlich zukommen kann. Kein Kampf kann commandirt werden. Jeder Kampf muß beiderseitig gewollt werden. Nur soweit Kampfwille, soweit Kampf. Wille ist nicht übertragbar. Jedermann muß sich selbst bestimmen, ob oder ob nicht. Befehl, wenn er ist, wie er sein soll, hat den Charakter eines Collectivgedankens und Collectivwillens, wie die Gesammtperson der Situation entsprechend zu deren relativ besten (universellen) Lösung wollen und sich selbst bestimmen sollte. Ob dies aber geschieht, hat Jedermann mit sich abzumachen — aus ethischer Qualität heraus. Darum kann Befehl auch nur bis an den Feind führen, nicht über diesen hinaus Erfolge decretiren. Den Gegenwillen im Feinde zu brechen ist eine Angelegenheit, bei welcher Jedermann sich mit seinem Tode abzufinden hat. Jeder Tod will persönlich gestorben sein und hat für Willensbestimmung sein eigenes Gesetz. Die Pflichterfüllung, zu welcher der Soldat im Eid Gott als Zeugen anrief, gelangt hier zur Prüfung. Größte Verantwortung für Wohl und Wehe des Staates tragen also die Einzelnen in ihrer Gesammtheit.

Schon um dieses Motors in der innersten Menschenbrust willen hat jeder ernste Kampf (und von solchen ist hier nur die Rede, nur von solchen, in denen sich beide Gegner bona fide im Rechte glauben) einen Punkt culturhistorischen Interesses. Weniger gelehrte als vielmehr Herzensbildung ist nöthig, die Lebensgründe zu sehen, in denen die einschneidendsten Entscheidungen vor sich gehen. Kriege sind vorwiegend geistige und moralische Kämpfe der Massen und Völker gegen einander, lange schon ehe der sichtbare Kampf hervortritt, und dann diesen fortwährend tragend wie fortspinnend, wenn auch die Sinnlichkeit darin erschöpft wurde. Das massenhafte Aufgehen von Lebenswahrheiten und Lebensschönheiten aus dem Gluthfeuer des Furchtbaren, aus Gefahren, Nöthen, Aengsten und Schrecken — oder das Unterliegen darin mißt eben die Lebenswerthe darnach ab, was sie Förderndes zu fernerem Gesammtleben thatsächlich eingesetzt, behauptet, erzwungen haben oder erzwingen. Cultur ist überhaupt nur ein latenter Zustand von Culturbestrebungen, wechselt nach Intensität und Dauer diesen gemäß. Gelingt es uns Deutschen, unsere Culturbestrebungen so einzurichten, daß sie in universellem Verstande Vorgeltung vor französischen besitzen, wäre bei Kampf mit Frankreich den Nachweis von Minderwerthigkeit der französischen zu erbringen das Beste, was wir dem Vaterlande wünschen könnten. Das Verhalten vor Tod und Vernichtung hat universelle Beweiskraft. Das Erfolg-Verdienen darf hier Niemand meiden.

Demgemäß haben alle Kämpfe ihrer Natur nach auch den Drang, in einem Idealproceß abzuschließen. Denn es ist menschenunmöglich, daß man im Kampf unter Vernichtungsgefahr das Vollkommenere nicht über das Unvollkommene Herr zu machen suchte. Wohl sagt man gern, Krieg verwildere und verrohe leicht die Soldateska. Aber diese Mängel kommen eben durch die Menschen hinein, wie auch Grausamkeit, Mord, Raub, Erpressung — und zwar unter persönlicher Zurechnung. Solche Erscheinungen weisen nur auf die Mühsal hin, welche dem moralischen Menschen aufgeladen wird, und unter welcher so und so viele zusammenbrechen. Man muß bei Massen immer mit Massenanschauungen, mit Durchschnitten rechnen. In der Natur des Kampfs liegt das Gegentheil von Verrohung, so daß der echte Held — und solcher erfüllt sie erst — nie Mörder, Räuber, Quäler gewesen ist und zu sein braucht. Wohl ist ein kämpfendes Volk in einem Zustand auch des Ertragens und Duldens, wie immer es sieghaft sein möge, — aber unweise wäre es gewiß, wenn ein Arzt einen Leidenden durch Ausmalung der Gräßlichkeit seines Leidens abhalten wollte, seine gesunden Kräfte zu brauchen. Das ist der rechte Kriegsarzt, der über Schrecken und Leiden des Krieges hinüber so viel vitale Kraft im Volkskörper zu erzeugen, zu erhalten, zu zeitigen versteht, daß die Leidzustände in Opferwilligkeit zu Läuterung und Gesundung des Volksthums (dem ja auch immer welche Gesammtschuld anhaftet), herangezogen, eingefügt, überwunden werden. So entstehen durch Kampftugenden und Kampfpflichten auch Kampfgüter, als da sind: Eroberung, Erbeutung, Macht, Ehre, Recht, Sieg, Ruhm, Tüchtigkeit ꝛc. Eroberung bedeutet Zunahme an Landbesitz, Erbeutung besagt Zunahme an Güterbesitz, Macht wird Zunahme an Beherrschung von Menschen. Da ein Staat seine natürlichen Bestandtheile in Land, historisch erworbenen Gütern und Leuten besitzt, ist jene Zunahme nur Fortschritt in seiner Naturbasis und an sich nichts Unrechtes. Ehre bezeichnet Integrität moralischer Selbstbestimmung, Recht die Form zuständiger Selbstbestimmung verschiedener Personen für einander, Sieg ist Bezwingung von Selbstbestimmung durch eine andere. Soll das Vollkommenere obenan kommen, liegt hierin nichts Unrichtiges. Aber gerade die edelsten Geister wird es treiben, über diese an sich moralisch neutralen Kampfergebnisse, die zum Guten wie zum Schlechten benutzt werden, können, hinauszukommen. Gerade zwischen ihnen wird der heißeste Kampf entbrennen, und zugleich — je mehr sie sich in diesem Ernst der Anstrengung einander achten gelernt haben — werden sie doch auch am ersten zu Versöhnlichkeit geneigt sein. Dieser Geist der Versöhnlichkeit ist es denn auch, der zu dem Idealproceß heranführt. Durch all das Furchtbare hindurch handelt es sich für ihn schließlich um Erreichung eines höher gearteten Friedenszustandes als bisher — oder kurz: um Frieden. Der Kampf um Frieden in hohem Sinne ist es eigentlich, der ihn adelt, unabhängig von jeder politischen Kriegsursache, wenn einem Gottesgedanken in Massenschicksalen auf Erden Bahn gemacht werden soll. Er bezwingt den Dualismus in sich selbst, und hat den Sinn, die Gerechtigkeit der Lösung eines Conflicts von beiden Seiten versöhnlich anerkannt zu tragen — der Weltordnung gemäß. Wir Deutsche haben 1870 den Krieg in diesem Sinne aufgenommen und daraus einen der schönsten Kämpfe gebildet, die je gewesen. Es wäre nicht gut, bei einem nächsten Kriege davon zurück zu bleiben.

(Schluß folgt.)

Vom deutschen Rothen Kreuz.

Von R. F. Hepke.

Es gibt nur wenig deutsche Staaten, in denen das freiwillige Rothe Kreuz — wir sprechen zunächst nur von diesem — nicht seine Vereine, seien es Männer-, seien es Frauenvereine, mit erfreulichem Erfolg aufgerichtet hätte. An Zahl und in der lebensvollen Friedensthätigkeit übertreffen die Vereine der Frauen diejenigen der Männer bei weitem. Der Grund dafür liegt in der Ausdehnung ihres Wirkungskreises auf die allgemeine Wohlthätigkeitspflege, während die Männervereine sich streng innerhalb der Zwecke des Rothen Kreuzes bewegen. Ihre Friedensthätigkeit besteht in der Vorbereitung der freiwilligen Krankenpflege für den Krieg durch

Digitized by Google

Herstellung eines vorschriftsmäßigen Sanitäts-Materials, Unterhaltung und Unterstützung von Anstalten zur Ausbildung von Kranken-Pflegern und -Pflegerinnen, endlich durch Organisirung von Krankenträger-Colonnen. Ihre Wohlthätigkeit ist ausschließlich den Invaliden und den Hinterbliebenen gefallener Krieger gewidmet, für welchen Zweck der Kaiser Wilhelm-Verein vom Rothen Kreuz sein Netz über ganz Deutschland erstreckt hat.

Die Frauenvereine haben den von der Berliner internationalen Conferenz von 1869 aufgestellten Grundsatz: — „Daß das Rothe Kreuz im Frieden bei allen außerordentlichen Nothständen helfend auftreten solle, welche, wie der Krieg, sofortige Hülfe fordern" —, in Deutschland weit überschritten. Dies ist namentlich bei dem größten derselben, dem vaterländischen Frauenvereine in Preußen, der Fall, welcher bei Feuer und Wasserschäden, bei Hagelschlag und ähnlichen Schädigungen Unterstützungen gewährt, und dessen nach Hunderten zählende Wohlthätigkeits-Anstalten der öffentlichen Armenpflege, der Kinder- und Krankenpflege in allen Gestalten dienen.

Die Gesammtheit der Rothen Kreuz-Vereine in Deutschland wird sich wohl auf zweitausend belaufen, zu welchen die norddeutschen Frauenvereine allein gegen 600 stellen. Ihre Organisation in Landes-, Provinzial-, Bezirks- und Orts-Vereine ist so ziemlich überall durchgeführt. Der Schwerpunkt derselben ruht — der föderativen Natur des Reichs entsprechend — bei den Landesvereinen, welche in ihren Einrichtungen und Leistungen durchaus selbstständig sind, und im Feldzuge von 1870/71 diese Selbstständigkeit auch bei ihren Hilfsleistungen gewahrt haben. Für den engeren Zusammenschluß der Vereinskräfte bleibt selbst innerhalb der Landesvereine noch Manches zu wünschen übrig. Namentlich ist die Vereinigung der Männer- und Frauen-Vereine nicht überall zu Stande gekommen. Es fehlt deshalb den Landesvereinen — z. B. in Preußen, Sachsen, Hessen — noch das einheitliche Central-Organ, um die freiwillige Krankenpflege, wie dies in Bayern so vortrefflich geschehen, an das Militärsanitätswesen (das officielle Rothe Kreuz) anschließen zu können. An die Herstellung eines Central-Organs für die Gesammtheit des Rothen Kreuzes in Deutschland in der Art, daß über alle Mittel und Kräfte der freiwilligen Krankenpflege von einer Stelle aus verfügt und das Ganze einheitlich geleitet werden könnte, ist vorläufig nicht zu denken. Auch dürfte sich in der Praxis der Anschluß der wohlorganisirten Landesvereine an das Militärsanitätswesen ihres Bereichs mehr empfehlen.

Das jetzige Central-Comité der deutschen Vereine vom Rothen Kreuz ist eine berathende Versammlung, welche über gemeinschaftliche Angelegenheiten verhandelt, deren Entscheidung den Landesvereinen zusteht. Den bleibenden Kern in dieser Versammlung bildet das Central-Comité des preußischen Landesvereines zur Pflege verwundeter Krieger. Hierzu treten auf Grund der Uebereinkunft vom 20. April 1869 die Bevollmächtigten der Landesvereine von Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen, Oldenburg, Braunschweig, Mecklenburg, Anhalt und der Hansestädte. Das Präsidium führt der Vorsitzende des preußischen Central-Comités. Für internationale Verhandlungen haben sich die Landesvereine freie Hand vorbehalten und dies Recht bisher stets wahrgenommen.

Das deutsche Rothe Kreuz hat in den internationalen Vereins-Conferenzen, an welchen in der Regel auch die Regierungen theilnahmen, einen hervorragenden Einfluß geübt. Abgesehen von der constituirenden Genfer Versammlung vom October 1863, welche das Vereinswesen gründete und das Schweizer Wappen mit Umstellung der Farben (rothes Kreuz im weißen, statt weißes Kreuz im rothen Felde) zum Vereinszeichen erkor, hat es drei solcher internationalen Conferenzen gegeben: in Paris 1867, in Berlin 1869 und in Genf 1884. Durch die Genfer Convention vom 20. August 1864 war inzwischen dem verwundeten Krieger und seinem berufenen Pfleger der völkerrechtliche Schutz zugesichert und das rothe Kreuz im weißen Felde als internationales Symbol für das Militär-Sanitätswesen angenommen worden. Nur wenn das freiwillige Rothe Kreuz sich dem letzteren anschließt, tritt es unter den gleichen vertragsmäßigen Schutz.

Das deutsche Rothe Kreuz hat zuerst in den beiden Feldzügen von 1866 und 1870/71 die Erfahrung gemacht, wie unzureichend die 10 Artikel der Genfer Convention für den beabsichtigten Humanitätszweck sind und in welch gewissenloser Weise sie andererseits in der Kriegsführung gemißbraucht werden können. Deshalb unterstützte Preußen die Revisionsversuche und trat der Additionalacte vom 20. October 1868 bei, welche die Uebelstände der Convention beseitigen sollte. Als diese Acte aber nicht zur Geltung kam, vielmehr die Fortdauer der Convention selbst in Frage gestellt wurde, war es wiederum das deutsche Rothe Kreuz, welches (auf dem diplomatischen Congreß zu Brüssel im Juli 1874) für die Erhaltung derselben auch in der unvollkommenen Gestalt entschieden eintrat.

Auf die Entwickelung und Organisation des Vereinswesens vom Rothen Kreuz waren die Beschlüsse der Berliner internationalen Vereins-Conferenz vom April 1869 von größtem Einfluß. Deutschland gab hier namentlich den Anstoß zur Einführung einer belebenden Friedensthätigkeit und wurde tonangebend für die Gründung von Frauenvereinen und von Instituten zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen. Sein praktischer Vorschlag, die Militärärzte der nicht kriegführenden Mächte auf dem Kriegsschauplatze als internationalen Beistand zu verwenden, fand erfolgreichen Anklang fast in allen großen Feldzügen seit 1870/71.

Kaiserin Augusta, welche sowohl an der Gründung des Rothen Kreuzes als auch an den wichtigsten internationalen Aufgaben desselben bedeutsamen Antheil nahm, hat auf seine Organisation in Deutschland bestimmend eingewirkt. Nicht blos die Frauenvereine sind ihr Werk, bei welchem die Großherzoginnen von Baden, Weimar, Hessen und die Königin von Sachsen ihr zur Seite standen. Auch die Stellung des Central-Organs des preußischen und deutschen Rothen Kreuzes und seine internationale wie heimische Wirksamkeit fand bei der Kaiserin die wesentlichste Unterstützung. Ohne dieselbe würde das preußische und deutsche Central-Comité nicht mit allzu großer Zuversicht auf die Lösung der Aufgaben hoffen dürfen, welche ihm zunächst bevorstehen. Es sind dies: 1. die Herstellung eines einheitlichen Organs für die im preußischen Landesverein in zwei Hälften getheilten Vereinskräfte, um den Hauptzweck des Rothen Kreuzes hier vollständig erfüllen zu können; 2. die Einleitung einer engeren Verbindung des preußischen Rothen Kreuzes mit dem Johanniter-Orden und 3. der Anschluß der freiwilligen Krankenpflege, welche durch Einrichtung der Krankenträger-Colonnen eben ergänzt wird, an das Militärsanitätswesen.

Zu diesen Aufgaben treten noch diejenigen, welche auf der dritten internationalen Vereins-Conferenz zu Genf, im September 1884, neu angeregt oder wieder aufgenommen worden sind. Von deutscher Seite hat man dort die Einführung des antiseptischen Heilverfahrens in die freiwillige Krankenpflege beantragt, soweit es in den Armeen bereits besteht; von russischer Seite die Umgestaltung des internationalen Genfer Comités in ein völkerrechtlich anerkanntes Institut. Die letzte Frage setzt eine Revision der Genfer Convention voraus, ohne welche, wie die jüngsten Conferenzverhandlungen deutlich zeigen, auch viele andere, praktischere Aufgaben nicht zu verwirklichen sind. Deshalb ist von dem Genfer Comité die Revisionsangelegenheit wieder aufgenommen und den großen Landesvereinen ein Entwurf dafür vorgelegt worden. Das deutsche Central-Comité hatte auf Anregung der Kaiserin Augusta über diese Sache schon früher eingehend berathen und einen eigenen Revisions-Entwurf vorbereitet.

Einen der wichtigsten Bestandtheile der Genfer Conferenz-Verhandlungen vom September 1884, welche vor wenigen Monaten officiell veröffentlicht worden sind, bilden die Berichte der Landesvereine der verschiedenen Nationen über ihre Organisation und ihre Leistungen in dem fünfzehnjährigen Zeitraum seit der Berliner Conferenz von 1869. Das deutsche Central-Comité war nicht in der Lage, einen solchen Bericht über die Gesammtheit des deutschen Rothen Kreuzes zu erstatten, mußte ihn vielmehr auf die eigene Thätigkeit beschränken und den

Digitized by Google

einzelnen deutschen Landesvereinen das Weitere überlassen. Nur Bayern und Baden entsprachen dem Verlangen. Daß von der Centralstelle des deutschen Rothen Kreuzes in der Folge eine periodische Uebersicht über die Verfassung und die Thätigkeit aller deutschen Landesvereine veröffentlicht werde, ist bei der großen Bedeutung des Werkes, dem sie dienen, gewiß sehr wünschenswerth. Auch ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß auf der nächsten, für das Jahr 1887 in Aussicht genommenen internationalen Vereins-Conferenz das deutsche Rothe Kreuz, wie dasjenige der anderen großen Nationen, durch einen Gesammtbericht über seine Wirksamkeit wird Rechenschaft geben können.

Das deutsche und preußische Central-Comité hielten vom 5. December 1885 an ihre Wintersitzungen in Gegenwart der Kaiserin, und vom Letzteren ist zum ersten Vorsitzenden der regierende Graf zu Stollberg-Wernigerode, Oberst-Kämmerer und Minister des königlichen Hauses, erwählt worden. Eine glücklichere Wahl war kaum möglich, da der Graf zugleich Ordenskanzler der Johanniter ist, und eine Verständigung des preußischen Rothen Kreuzes mit dieser Ordensgenossenschaft vorangehen muß, wenn die Friedensorganisation der freiwilligen Krankenpflege im Anschluß an das Militärsanitätswesen endgültig geregelt werden soll. Die Leistungen der beiden großen Körperschaften haben sich gegenseitig zu ergänzen, und im Kriegsfalle werden sie die Leistungen von anderen Vereinen und von Privatpersonen in geordneter Weise aufnehmen und dem Kriegs-Ministerium durch den Militär-Inspecteur zur Verfügung stellen können. Das preußische Central-Comité besteht gegenwärtig aus 46 Mitgliedern, zu welchen, behufs Bildung des deutschen Central-Comités, noch 10 Bevollmächtigte der anderen Landesvereine treten. Von den preußischen Mitgliedern haben etwa zwölf ihren Wohnsitz außerhalb Berlins. Manche nehmen aber auch aus anderen Gründen an den Verhandlungen keinen Antheil. Ueber die Letzteren gelangen keine regelmäßigen Mittheilungen ins Publicum. Jahresberichte über die Thätigkeit des Central-Comités sowie diejenige der unter ihm stehenden Provinzial-, Bezirks- und Ortsvereine werden nicht veröffentlicht. Selbst der Rechenschaftsbericht des Central-Comités über die eigene Vermögensverwaltung wird nicht publicirt. Unter diesen Umständen ist wohl erklärlich, daß noch in manchen Kreisen Unkenntniß über Ziele und Zwecke des Vereinswesens vom Rothen Kreuze besteht, und daß in anderen ihm noch große Gleichgültigkeit entgegentritt. Die internationale Hilfsthätigkeit unserer Aerzte und Krankenpflegerinnen auf dem bulgarisch-serbischen Kriegsschauplatze erregt z. B. jetzt das lebhafteste Interesse und bietet erwünschte Gelegenheit, die Bedeutung des Rothen Kreuzes weithin ins Licht zu setzen.

Literatur und Kunst.

Sin Wort.

Von Klaus Groth.

Dat mutt mi jümmer tröften,
Sin Wort: Ik kam torügg! —
As se de Anker lös'ten,
Do stunn ik an de Brügg.

De Segeln fülln sik mählig,
Un strandaf gung de Wind.
Do sä he: Blief mi fröhlich,
Ik kam torügg, min Kind!

He stunn ant Rohr, do greep he
Noch mit de Hand na mi.
Do wenn' dat Schipp, do reep he:
Ik kam torügg, Marie! —

In Sorgen sitt un lur' ik
Nu al — wa lang! wa lang!
De ganzen Dag' vertrur' ik,
Un nachts denn is mi bang.

In Storm un Wedder steit he
Ant Rohr denn, as sin Platz,
Un bleek un ängstlich dreiht he
Den Kopp na mi, min Schatz.

He kann min Hand ni recken . . .
Doch klingt sin Wort för mi
As Trost in allen Schrecken:
Ik kam torügg to di!

Anmerkungen. Sprich: Woort, foort. Brügg Brücke, Abfahrstelle. Rohr Steuer. lur' ik warte ich. recken reichen. torügg zurück.

Zur Geschichte des deutschen Puppenspiels.

Von Paul Schütze.

Man weiß, wie bedeutsam das Puppenspiel in Goethe's Jugend hineinragt; man erinnert sich dessen, was er in „Wahrheit und Dichtung" darüber sagt, wie mit der kleinen Bühne und ihrem stummen Personal eine neue Welt in das Haus eingezogen und wie der Eindruck des Spieles in eine große, langdauernde Wirkung nachgeklungen habe; man erinnert sich weiter der offenbar auf Selbsterlebtem sich gründenden Schilderung im Anfang von „Wilhelm Meister's Wanderjahren"; auch die ersten Verse der „Zueignung des Faust" fallen Einem ein:

„Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt."

Diese lange nachklingende Wirkung erklärt sich aus der echten Volksthümlichkeit, aus der durchaus gesunden, den Boden der Wirklichkeit stets unter den Füßen behaltenden Auffassungsweise des Puppenspiels. Will man seine Entstehung geschichtlich verfolgen, so wird man dabei tief ins Mittelalter, ja noch weiter rückwärts in die antike Zeit und auf antiken Boden geführt. Doch diesem Entwicklungsgange hier nachzugehen, ist nicht meine Absicht, sondern es gilt, in das Repertoire der wandernden Puppenspieler unserer Tage einen Blick zu thun und uns die Technik ihrer Stücke und ihr Gestaltungsvermögen zu vergegenwärtigen.

Von Richard Kralik und Josef Winter ist neuerdings unter dem Titel: „Deutsche Puppenspiele"*) das Repertoire eines fahrenden Puppenspielers aus Nieder-Oesterreich veröffentlicht worden, dessen vortreffliche Leistungen beide in den Sommermonaten 1883 und 1884 an verschiedenen Orten der Umgebung von Wien kennen lernten. Und zwar mußte man die Stücke, da der Spieler erklärte, kein Manuscript zu besitzen, nach stenographischer, „die Zufälligkeiten der Aufführung, die Eigenthümlichkeiten der Sprache und die Schwankungen des Dialekts" festhaltender Niederschrift zum Abdruck bringen. Es sind im Ganzen acht Spiele; darunter drei gute alte Bekannte, was den Stoff anlangt: „Genovefa", „Don Juan" und „Doctor Faust"; die hier mitgetheilten Fassungen aber sind durchaus abweichender, selbstständiger Natur.

„Pfalzgraf Siegfried oder Pfalzgräfin Genovefa" führt geschickt in die Situation hinein: Siegfried muß gegen die „Sarazenier", die in Frankreich eingefallen sind, zu Felde ziehen. Seine Burg und seine Gattin übergibt er seinem Hofmeister Golo. Genovefa erwählt sich den Mundkoch Dragan zum Kämmerling, der ihr „aus langer Weile aus heiligen Büchern vorlesen" soll. Dann geht sie ab mit der Aufforderung: „Nun folge mir nach, Gemahl, in die Waffenkammer. Ich werde dir da das Schwert des Helden übergeben." Siegfried trägt Golo auf, zum Abschied eine große Jagd zu veranstalten. Dann bleibt dieser allein. In naivem Selbstgespräch gesteht er seine „verblendete" Liebe zu seiner Herrin, und als diese zurückkehrt, erklärt er ihr frischweg: „Ich bin groß verliebt". Die versteht ihn zuerst nicht, dann aber weist

*) Wien, Verlag von Karl Konegen, 1885.

Digitized by Google

sie ihn entrüstet zurück. Wie der Gedanke, Genovefa ihrem Gatten als Ehebrecherin erscheinen zu lassen, in Golo's Seele entsteht, symbolisirt das Puppenspiel dadurch, daß es einen Teufel an sein Ohr fliegen und etwas hineinflüstern läßt. Er fährt dann auf: „Was ist das? War denn Jemand bei mir? Keine Seele war hier und doch ist mir, als wenn Jemand bei mir gewesen wäre und mir einen guten Gedanken eingeflößt hätte. Und das werde ich auch thun, sei es vom Himmel oder von der Hölle.“ Es erinnert dies Motiv an alte Mysterienspiele, in denen sich Judas bei der Abendmahlsscene einen schwarzen Vogel vor dem Munde flattern läßt, als ob er hineinflöge: eine sichtbare Darstellung der biblischen Worte: „der Teufel fuhr in ihn“ (Ev. Joh. 13, 27). — Golo überdenkt nunmehr seinen Plan, aber er kommt zu der Ueberzeugung: „Allein kann ich nichts ausrichten. Wenn ich mich auf Jemanden verlassen könnte! Ja, ich weiß wen, auf meinen getreuen Diener Kaspar; der wird mir sehr nützen können. Dieser soll und muß es sein. Kaspar, wo bist du denn?“ Und schon kommt er selbst auf die Bühne gesprungen, der eigentliche Held des Puppenspiels, „so g'schwind wie an alte Schuhbürsten“, macht vor dem Publicum sein „unterthäniges Compliment“ und fragt den „Herrn Schopfmeister“ nach seinem Begehr. Mit einem drolligen Bilde und einer Wortverdrehung führt er sich ein, damit gleich zwei Hauptgebiete seines Witzes andeutend. Golo sucht ihn nun zu bewegen, ein Schlafpulver in den Becher der Gräfin zu schütten. Aber Kasperl weigert sich. Erst ein Trinkgeld von zwei Ducaten macht ihn willfährig. Beide verlassen dann die Bühne. Bald tritt Genovefa auf, die Wirkung des Schlaftrunkes spürend, und erklärend: „Ich kann nicht auf die Jagd gehen und muß mich zu Bette begeben.“ Dann kommen Golo und Kasperl wieder; es gilt die Jagd zu betreiben; Kasperl soll die Hunde zusammenrufen:

„Das is sehr gut, jetzt soll i die Herren Hund' z'sammrufen und weiß nit, wie's heißen. Heißen's wie da will. Heda — Dixl, Daxl, Melakl, Brandl, Stutzl, jagen geh'n mir, Rabenzeugeln! Is keiner zu Haus? Ah, i weiß schon was, i werd' mir mein Schimmerl kommen lassen und werd allein auf die Jagd reiten. Heda, Hausknecht, führt's mir mein buxbaumenen Schimmel heraus. So! (Er reitet auf einem Pudel ab.)“ Im zweiten Act folgt die Entdeckung der scheinbaren Untreue der Gräfin: Genofeva wird in den Armen des Mundkochs Dragan gefunden. Siegfried verurtheilt sie zum Tode „durch Freimann's Hand“. Golo höhnt sie, wagt es aber doch noch einmal, um ihre Liebe zu werben. Als er sieht, daß sein Beginnen fruchtlos ist, läßt er sie durch Kasperl in den Thurm sperren. Im dritten Act hat Genovefa ein Söhnchen geboren. Golo höhnt sie abermals und kündet ihr an, daß ihr Gemahl, der mittlerweile in den Krieg gezogen ist, nunmehr in einem Briefe ihre Hinrichtung endgiltig befohlen habe. Der Scharfrichter erhält den Auftrag, gegen fünfzig Thaler Belohnung dieselbe zu vollziehen. Doch fühlt er sich allein zu schwach dazu und verlangt einen Gehülfen. Der bietet sich in Kasperl. Kasperl aber hat die arme Gräfin schon lange bedauert; er erklärt dem „Meister Putzweg“, er dürfe „so a schön's Weiberl“ nicht köpfen: „Hau' deiner Alten das Plützerl ab, kannst dir a Junge nehmen.“ So wünscht denn der Scharfrichter der Gräfin „Glück auf allen Wegen und Stegen“ und läßt sie ziehen. Dann:

„Scharfrichter: Ach, Herr Gevatter, mir ist mein ganzes Herz zersprungen.

Kasperl: Mein Gott und Herr, ich hab' mir's meine alleweil auch z'sammg'halten, sonst wär's mir lang auseinander getatscherlt.“

Beide beschließen, auf diese Emotion einen Schoppen im „grünen Baum“ zu trinken. Im vierten Act ist der Graf zurückgekehrt. Golo ist todtkrank. Der Geist des von ihm vergifteten Mundkochs erscheint und verspricht ihn zu heilen, wenn er alle seine Unthaten bekenne. Golo thut das. Dann, nachdem er den Mantel des Gespenstes berührt, „fällt die Krankheit von ihm hinunter wie ein Thau von einem Baum“. Siegfried aber schleudert ihm die pathetischen Worte zu: „Du sollst sehen, wie dein beleidigter Graf an dem Strang der Gerechtigkeit stehen wird, um dir Bösewicht das Urtheil vorzulesen.“ Kasperl muß Golo „in den tiefsten Arrest“ führen, wo er nur „schimmeliges Brot und stinkendes Wasser“ erhalten soll, um dann „am heiligen Dreikönigstag mit vier wilden Ochsen zerrissen zu werden“. Im fünften Act findet der Graf seine Gattin und den kleinen Schmerzensreich im Walde wieder. Kasperl als ihr Lebensretter soll fortan nicht mehr sein Bedienter, sondern sein Freund sein. „Da thun mir glei's Geld theilen“, meint dieser.

„Don Juan der Wilde“ führt noch drei Nebentitel: „oder das nächtliche Gericht, oder der steinerne Gast oder Junker Hans vom Stein“. Auch hier sind wir gleich mitten in der Situation. Die Scene spielt auf einer Straße von Barcelona. Don Juan tritt im Selbstgespräch auf: er ist eifersüchtig auf seinen Bruder, der ihm seine Geliebte weggefischt hat. Er will das nicht dulden, aber allein kann er nichts ausrichten: „Ich muß mich umsehen um diesen Kaspar, der mir durch seine Späße, durch seine Recreation bei dieser Sache immer gute Dienste leisten könnte. Wo er nur so lange herumlauft.“ Wieder ist Held Kasperl gleich zur Stelle. In einem längeren Zwiegespräch mit seinem Herrn zieht er alle Register seines Witzes auf. Dann schickt ihn dieser, der seinen Bruder gern übertrumpfen will, zu seinem Vater, dem alten Grafen, um von ihm dreihundert Ducaten zu borgen. Aber Kasperl, der sich schon auf ein großes Trinkgeld gespitzt hat, läuft bei dem Alten übel an. Nur zwei Kreuzer erhält er, um dafür zwei Stricke zu kaufen, einen für seinen Sohn, einen für sich selbst. Kasperl schimpft denn auch nicht schlecht: „Sie Höllteurel! Alte Zwiefelnasen! Knofelsuppen! Radiwurzen!“ Don Juan aber erklärt: „Ich gehe hin und schlage dem Alten seinen Geldkasten zusammen. Und wollte er sich gegen mich wehren, so soll seine Seele auf meinem Dolche tanzen.“ Noch einmal versucht er sein Heil bei seiner ungetreuen Geliebten. Diese ruft um Hülfe. Der alte Graf eilt herbei. Don Juan wendet sich nun zu ihm und fordert Geld. Der Vater verweigert es und ruft nach den Häschern. Da ersticht ihn Don Juan. Der Leichnam bleibt auf der Straße liegen. Dem Puppenspiel kommt es nicht darauf an, die Tragik der Situation festzuhalten und voll wirken zu lassen; es sucht im Gegentheil zu starke Eindrücke zu verwischen und das Gleichgewicht in der Seele der Hörer wieder herzustellen. Dazu muß immer Kasperl dienen. Auch hier tritt er unmittelbar nach der Mordscene mit einem Rausche, den er sich unterdeß im Wirthshause angetrunken hat, auf. Er singt das Lied Valentin's im „Verschwender“:

„Ja, kommt der Tod einst mit Verlaub
Und zupft mich: Kasperl kumm! ꝛc.“

Dabei fällt er über den Leichnam:

„Verzweifelte Dudlerei! Jetzt wär' i bald hergetatscherlt. Was is denn das? Da legt sich Einer mitten auf die Straßen, daß die Leut' drüber tatscherln. Sie, sein S' so gut. Haben Sie sonst nix anders zu thun? Aufstehn oder nit! Der hat sich irgendwo beim Heurigen ordentli andudelt, daß er nimmer aufstehen kann. — Auf nach einander! Haben S' gehört, Sie da? Warten S' a Bissel, i werd' Ihna glei helfen. Aufstehen, sag' i! Na, der is ja maustodt. Wer dem was 'than hat? Den kann man nit liegen lassen. Geh' i a nächstes Mal vorbei, fall' i wieder drüber. Wart', werd' Di glei beim Plützerl haben. O weh, der is schwer! G'horschamer Diener! Der hat sein Nachtmahl schon ordentli eing'nommen — o Sapperlot!“

Während er den Leichnam bei Seite schafft, tritt Don Juan eilig auf, zur Flucht gerüstet: „Die Stadt Barcelona müssen wir verlassen und in den Wald gehen, um dort unser Nachtquartier aufzuschlagen.“ Kasperl ist nicht sehr erbaut davon: „Jetzt wird das a Hetz' werden. Ja, i sag's, in Wald draus, da wird's heißen, für den Hunger Tannzapfeln schnabliren, für die Langeweil' mich mit die Eichkatzeln unterhalten.“ Der folgende Act führt uns die Beiden in ihrem Waldleben vor. Der Hunger aber treibt sie bald wieder zu Menschen. Don Juan läßt sich in einem Gasthause eine leckere Mahlzeit „anfriemen“. Da erscheint der Geist seines Vaters. Der Sohn ladet ihn zum Essen ein. Der Geist

Digitized by Google

ruft: „Bekehre dich!“ In einer an alte Gespräche zwischen Tod und Leben erinnernden Wechselrede verhandeln sie:

Juan: Jetzt bin ich in großen Ehren.
Geist: Später wirst du Demuth lernen.
Juan: Nun sitze ich dem Glück im Schooß.
Geist: Du wirst noch werden nackt und bloß.
Juan: Sind meine Kleider nicht von Seiden,
Ist mein Leib nicht trefflich fein?
Geist: Moder wird dich noch bekleiden,
Die Würmer deine Gäste sein.“

Endlich verschwindet der Geist. Teufel kommen und führen Don Juan durch die Luft fort. Kasperl behält das letzte Wort. Er ist der lachende Erbe seines Herrn: „Das ganze Geld hab' i jetzt. Jetzt kann i meine trockene Gurgel ordentli naß machen.“

„Der Schutzgeist des Johann Doctor Faust“ beginnt mit der Scene im Studirzimmer. Sehnsucht nach Genuß des Lebens, nach Glück und Ruhm macht Faust „aus einem Theologo zu einem Nekromanten, aus einem Doctor der geistlichen Schriften zu einem Schwarzkünstler oder Teufelscitirer.“ Ueber seinem Sinnen schläft er ein. Da erscheint sein Schutzgeist und der Teufel. Jener ruft ihm zu: „Bleibe in deiner Studie! Dann kannst du einst ein Kind Gottes genannt werden“; dieser: „Ergib dich dem Studium der Inkoromantik! So wirst du ein berühmter Mann werden.“ Faust erwacht, beschließt, der höllischen Stimme zu folgen und sagt seinen theologischen Büchern gute Nacht. Dann tritt Kasperl auf. Er will Bedienter beim Doctor werden. Faust findet Gefallen an dem „lustigen Menschen“ und nimmt ihn in Lohn. Der zweite Act zerfällt in zwei Scenen, von denen die zweite die Parodie der ersten ist. Zunächst erfolgt die Beschwörung der höllischen Geister im Walde durch Faust. Er nimmt Mefistofilus als Diener an, der 24 Jahre lang zu seiner Verfügung zu stehen verspricht: nur darf er sich während dieser Zeit nicht waschen, kämmen und die Nägel beschneiden, sich nicht verheirathen, in keine Kirche gehen und ist ihm nach Ablauf der Frist mit Leib und Seele verfallen. Der Pact wird mit Blut niedergeschrieben. Faust freut sich der glänzenden Aussichten. Dann tritt Kasperl auf die leere Bühne. Er hat beim Aufräumen in seines Herrn Stube ein schwarzes Buch gefunden und da gelesen, wenn man in einen Wald komme und einen Kreis liegen sehe, könne man Vögel fangen. Ruft man: „Kalippe!“, so kommen sie, „Kaluppe!“, so verschwinden sie. So tritt er denn in den Zauberkreis, den Faust zurückgelassen hat und ruft sein: „Kalippe!“ Mefistofilus erscheint brummend. Kasperl: „Ui je, der brummt wie ein alter Eisbär. Was is denn das für a Gattung? Das is g'wiß a Gimpel. Sonst wär' er nit amal zuwider. I muß probir'n, ob er gut fliegen kann. Kalippe! — Kaluppe! — Kalippe! — Kaluppe! — Kalippe! (Mefistofilus verschwindet und erscheint; dies wird immer schneller wiederholt.) Hab' i a Freud'! Hahaha!“ Im folgenden Act versucht Mefistofilus, aber vergebens, auch Kasperl in sein Netz zu ziehen. In der Schlußscene des Stückes erinnert die Auffassungsweise des Mefistofilus an die des Teufels als eines gefallenen Engels: „Glaube mir“, sagt er zu Faust, „wenn die ganze Welt mit glühenden Nägeln beschlagen wäre, so ginge ich bis zum jüngsten Tag barfüßig darauf herum, wenn ich die Himmelsseligkeit noch erlangen könnte.“

Seinem von Teufeln durch die Luft fortgeführten Herrn ruft Kasperl folgende Verse nach, die eine Reihe im Spiele selbst nicht behandelter Motive enthalten:

„O Faust, o Faust, o Faust!
Schrecklich hast du gehaust,
Du brachtest deinen Vater um
Mit ein' Pistolenschuß, bum, bum,
Du verließest deine Gretel
Und hängtest dich zu einem andern Mädel.
Diese hieß Helene
Und that dir gar so bene.
War wo eine Lumperei,
War der Faust gewiß dabei.
Drum mußt du jetzt zum ewigen Spectakel
Brennen in der Höll' wie ein Spanfakel.“

Auch Kasperl wollen die Teufel zu Leibe; er prügelt sie aber hinaus.

Neben diesen drei altehrwürdigen Stoffen enthält die Wiener Sammlung noch fünf bisher ungedruckte Puppenkomödien.

„Graf Paquafil“ (auch mit durchgehender Aenderung der Namen als „Fürst Alexander von Pavia“ gegeben) zeigt die Kerker und Tod überwindende Macht des christlichen Glaubens dem Muhamedanismus gegenüber. Das Thema weist in die Türkenkriege zurück. Der Graf nimmt Abschied von seiner Gemahlin, die ihm als Talisman einen Ring mitgibt. Als parodistisches Pendant zu dem gräflichen Abschied folgt dann der Kasperl's von seinem Weibe Katherl, die ihm einen abgebrochenen Kochlöffel als Erinnerung an sie in den Ranzen steckt. Kasperl und der Graf werden von den Türken gefangen genommen. Der Graf soll seinen Glauben abschwören, und als er sich weigert, spricht der Sultan das Urtheil: „Ein Theil laßt man ihn erhängen, ein Theil auf Spießen stecken und ihn dann auf heiße Kohlen braten.“ Darauf wird Kasperl vorgeführt. Er erklärt sich bereit, Türke zu werden, als er von den vielen Weibern hört, die er dann bekommt. Der Minister Zipitan soll ihn nun in dem neuen Glauben unterrichten; die Beiden gerathen sich aber sehr bald in die Haare und mit Raufen und Prügeln schließt der Act. Mit Engel- und Teufelerscheinungen ist das Puppenspiel nicht sparsam. Ein Engel trägt den Grafen im Schlafe aus dem Gefängnisse in seinen eigenen Lustwald, während Kasperl auf dem Teufel reitend nachfolgt. Dann das Wiedersehen, wieder in zwei Scenen: der Graf und die Gräfin, Kasperl und Katherl.

„Graf Heinrich oder die beiden verkleideten Doctoren“ behandelt ein altes, vielfach variirtes Motiv: Graf Heinrich weilt beim Könige zu Gast. Er hat sich in die Tochter verliebt und diese in ihn. Auf ihre Bitten ernennt ihn ihr Vater zum „Schutzmeister“ in der Burg. Aber bald trifft er die Beiden, obwohl Kasperl als Schildwache aufgestellt ist, in zärtlichem Zwiegespräch. Graf Heinrich wird verbannt. Die Königstochter aber erkrankt. Kein Arzt kann ihr helfen. Endlich melden sich zwei Doctoren, Doctor Heinrich und Doctor Eisenbart, und versprechen sie zu heilen, wenn der König schwört, den verbannten Grafen zu seinem Schwiegersohn zu machen. Das geschieht. Die Königstochter wird sofort wieder gesund und Graf Heinrich und Kasperl werfen ihre Vermummung ab. Letzterer heirathet das „Kammerkatzerl“.

„Die Raubschützen oder der bayrische Hiesel (Matthias Klostermeier)“ und „Johann Pückler oder der Schinderhannes“ bringen zwei seiner Zeit berühmte Räuber, die auch in Volksbüchern und Romanen verherrlicht worden sind, auf die Bühne. Der Gang der beiden Stücke ist im Ganzen derselbe. Auf die Gefangennahme des Räuberhauptmanns ist ein großer Preis gesetzt. Kasperl will sich denselben verdienen, um seine trockene Gurgel einmal ordentlich in die Schwemme reiten zu können. Er trifft gerade auf den Rechten, den Hauptmann selbst, der sich erst an seinem Schreck weidet, ihn dann aber als Mitglied seiner Bande anwirbt. Beim Ueberfalle eines hartherzigen Amtmanns im „bayrischen Hiesel“, eines geizigen Müllers im „Schinderhannes“ legt Kasperl sein Probestück ab. Aber die Herrlichkeit hat bald ein Ende. Einen Lieutenant, der im Kaffeehause sein ganzes Geld verspielt hat, locken ebenfalls die Ducaten, die man auf den Räuberhauptmann ausgesetzt hat. Ihm gelingt es, die Bande zu umstellen und gefangen zu nehmen. Auch Kasperl, der sich gewaltig wehrt, theilt das Loos Aller. Die Gefängnißscene, in der Hiesel, sein Kamerad Sattler und Kasperl beisammen sitzen und zum Abschiede von der Welt ein Lied von dem lustigen Leben im Walde singen, fehlt dem „Schinderhannes“. Die Schlußscenen, das Verhör und die Verurtheilung gehen dann wieder parallel. Kasperl

Digitized by Google

kommt mit drei Fußtritten davon. In diesen beiden „Räuberlustspielen" treten wir aus der vornehmen Atmosphäre der Grafen und Könige heraus, und mitten unter Gestalten des Volkes selbst. Der Versuch realistischer Zeichnung ist unverkennbar. Die Gefängnißscene im „bayrischen Hiesel" hinterläßt in Situation und Stimmung den vollen Eindruck einer Volksballade. Im „Schinderhannes" blickt der Einfluß von Schiller's „Räubern" durch. Im Anfang wird das Räuberlied gesungen. Hannes ist der edle Räuber, der den gemeinen Mörder, wie Karl Moor den Schufterle, in seiner Bande nicht duldet, der, als ihm das Urtheil gesprochen ist, für Kasperl bittet und der mit folgenden Worten vom Leben Abschied nimmt: „O Freunde und Kinder, seht herunter auf mich als den reumüthigen Sünder! In meiner Jugend war ich ein loser Knabe. Jetzt habe ich mein Ziel erreicht. Jetzt bin ich dorten, wo ich längst hingehört habe. Doch ich gehe ja mit Freuden dem Tode entgegen!" Nebenher läuft allerdings die Erzählung entsetzlicher Mordthaten, deren krasse Farben an bildliche Darstellungen, wie man sie auf Jahrmärkten antrifft, erinnern.

„Kaspar als Bräutigam oder Böse Weiber fromm zu machen", das letzte Stück unserer Sammlung, führt den Helden des Puppenspiels in verschiedenen drolligen Situationen seines Ehelebens vor. Die Frau schwingt kräftig ihren Pantoffel. Kasperl aber meint: „Der Mann bin i do, wenn i glei am Boden sitz!"

In Kasperl hat sich das Volk eine Idealgestalt geschaffen, in der, wenn auch carikirt, ein Stück von ihm selbst, von seinem Empfinden und Begehren sich verkörpert hat. Golo sagt einmal vom Kasperl: „Ich habe geglaubt, dieser Mensch sei der größte Narr, aber er hat es faustdick hinter den Ohren." In diesem Gemisch von Einfältigkeit und Schlauheit, das überall ein unverwüstlicher Humor durchdringt, besteht für das Volk der Reiz der Figur. Aus diesen Eigenschaften heraus entwickelt sich Kasperl's Befähigung, in die Handlung einzugreifen, ihr die bestimmende Wendung zu geben oder eine glückliche Lösung herbeizuführen. Es ist im Grunde ein alter Typus, der hier in verändertem Gewande erscheint. Der mittelalterliche Spielmann, wie ihn am treffendsten das Spielmannsepos „Salman und Morolf" in der Person des Morolf zeichnet, darf als ein Vorfahr des Kasperl betrachtet werden.*) Auch Morolf ist eine unentbehrliche Person. Er setzt Alles in Scene und weiß für jede Verwickelung die Lösung. Auch er „hat es faustdick hinter den Ohren": ez wart nie keiner slachte man, der Môrolf mit listen daz zehende teil gelichen kan. Das derb-komische Element äußert sich bei ihm nicht selten in obscöner Weise, während das Puppenspiel die Obscönität und Zote gänzlich verschmäht. Wie Morolf in den verschiedensten Verkleidungen, als Pilger, Bettler, Hausirer erscheint, so muß sich auch Kasperl neben seinem Bediententhum allerlei andere Rollen gefallen lassen. Geld, Essen und Trinken sind im Spielmannsepos wie im Puppenspiel wichtige und begehrenswerthe Dinge: „Für's Geld bi i mein Lebtag a Mensch g'wesen", sagt Kasperl, und mit Thalern und Ducaten ist das Puppenspiel nicht sparsam; ebenso macht es dem Publicum den Mund wässerig mit Aufzählung von allerlei Speisen und Getränken. Wenn Kasperl am Schluß des Actes sich an die Zuschauer mit den Worten wendet: „Meine Herrschaften, es folgt der fünfte Act, die gefundene Gräfin im Walde. Vorher thät aber der Kasperl noch um ein kleines Trinkgeld bitten, weil er die sieben Kreuzer vom Geist nit kriegt hat", so erinnert auch das lebhaft an die Methode der Spielleute, die vielleicht bei einer recht spannenden Stelle innehielten, um einen Trunk zu erbitten.

Während das Spielmannsepos seinen Helden zum Bruder des König's macht, läßt das Puppenspiel seinen Kasperl aus weniger edler Familie abstammen. Im Verhör vor dem „Bannrichter" macht dieser über das Geschick seiner Eltern folgende originelle Aussagen:

„Meinen Vater haben s' amal an einem schönen Tag hinausgeführt auf ein hohes grünes Bergl; da is a Säulen g'standen, zu der haben s' ihn zubig'stellt, dann hat einer den Schamel weggerissen, da hat er gnack gnack g'macht, das war sein letzter Seufzer; meiner Mutter haben s' sieben Klafter Holz g'schenkt, wie s' g'storben is. Das Holz haben s' 'naus g'fahren auf eine freie Wiesen, haben s' kreuz und quer übereinander g'legt, meine Mutter haben s' 'naufg'setzt wie eine Königin; die drunten g'wesen sind, haben das Holz anzunden, meine Mutter hat zum schwitzen ang'fangt, die hat so viel g'schwitzt, daß kein Bröckerl Beinerl nit mehr g'funden haben."

Kasperl ist trotz des bösen Beispiels seiner Eltern ein herzensguter Kerl geblieben. Er ist es, der mit Genovefa inniges Mitleid hat und sie rettet. Reizend ist die Scene, wie ihm die gefangene Gräfin aus dem Thurm heraus erzählt, sie habe einen kleinen Prinzen bekommen, und wie dann Kasperl hineingeht und sich über das Kindchen freut: „Ah, das is wirkli lieb. Das kleine Köpferl, als wie an Emerfaßl, und die klein Aeugerln, als wie a Salzbüchserl. I muß dem Primpserl glei a Busserl geben." Daß er mit seinem Humor selbst in die ernstesten Scenen eingreift, ist bereits bemerkt worden. Es ist eine eigene Art von Ironie und Travestie, die das Puppenspiel auf diese Weise übt. Während es in den Reden der Grafen und Gräfinnen, der Könige und Königstöchter einen vornehmen, pathetischen Ton anzunehmen sich bemüht, wird durch die drolligen Zwischenreden Kasperl's gleich wieder ein derbkomisches Gegengewicht geschaffen. Der Zuschauer wird fortwährend zwischen zwei verschiedenen Lebensatmosphären, zwischen hohem und niederem Stil hin- und hergeschaukelt. Für Kasperl bildet eines der Hauptmittel seines Humors das Wörtlichnehmen bildlicher Ausdrücke: Wenn Golo sagt: „Das gäbe meinem Respekte einen Stoß", so versteht Kasperl, er wolle einen Stoß von ihm haben; wenn der Graf ausruft: „Himmel, ein Pfeil in meinem Herzen!" so springt Kasperl hinzu: „Was haben s' drin stecken? Wo steckt er denn? Is er schon durchgerumpelt?" Sehr oft begegnet das Verdrehen einzelner Wörter; namentlich auf die Fremdwörter hat Kasperl es abgesehen. Beliebt ist auch das komische Verdrehen des vorgesprochenen Schwurs, z. B.:

„Hiesel: Ich schwöre —
Kasperl: Ich schmiere —
Hiesel: Ich schwöre, heißt es!
Kasperl: Na ja, i schmier' ja eh! Rumpel mi nit an!
Hiesel: Ich schwöre zu den Göttern —
Kasperl: I lieg' gern in guten Bettern —
Hiesel: Ich schwöre bei der Göttin Diana —
Kasperl: I wär' gern bei der Bäckin Marianna —" ꝛc.

Drollig nehmen sich auch die Vergleiche und Sprichwörter aus, deren sich Kasperl bedient. Bisweilen citirt er seine „alte Großgugukähnl", die zu ihm gesagt hat: „Kasperl, wenn du in die Lag' kommst, über a Weib zu weinen, wein' nur nit länger, als a Hirsch über'n Graben übri hupft"; oder: „Hüt' dich vor die Fäust', sonst gibt's blaue Fleck'." Seine Witze wiederholen sich oft. Auch sonst kehren Wendungen und Motive wieder, ganz wie im alten Spielmannsepos. Die typischen Flüche und Interjectionen helfen das Originelle der Figur vollenden: „Kruziwuzi Kapuzi, Kruzi Eidarl, Kruziwuzi Erdäpfeln, Ui Jegerl, ui Jagerl" ꝛc.; öfters betheuert er: „Wenn i im Zorn bin, reiß i a Bratwurst von einander, wenn s' glei no so dick is."

Neben Kasperl mit seiner derben, ganz im Dialekt gehaltenen Ausdrucksweise nimmt sich die vornehm thuende Sprache der Grafen und Gräfinnen ꝛc. oft sonderbar aus. Nicht selten fallen sie aus der Rolle und mischen in ihre ceremonielle, pathetische Rede vulgäre Redensarten ein oder gebrauchen falsch gebildete Formen wie „geloffen, erwunschen". Gern läßt das Puppenspiel sie übertriebene, fürchterliche Vorstellungen aussprechen, die geeignet sind, bei den Zuschauern ein Gruseln zu erregen: „Vom Grabe will ich mit meinen Fingernägeln die Beine herausscharren"; der Sultan will den Christen „lebendig die Haut abziehen, sie mit Salz einstippen, auf Spieße stecken und auf heißen Kohlen braten" lassen. Manches, z. B. der „Hungersthurm", erinnert an die Requisiten des Ritterdramas. Wenn Golo Genovefa bittet: „Liebt mich und laßt uns fortziehen in eine andere Gegend,

*) S. zum Folgenden Vogt in der Einleitung seiner Ausgabe des „Salman und Morolf" S. CXXII ff.

Digitized by Google

wo uns Niemand sehen kann", so denkt man an gewisse stereotype Phrasen in den Sturm- und Drangdichtungen.

Auch in die Stücke: „Der bayrische Hiesel", „Schinderhannes" und „Kasperl als Bräutigam" ragt die vornehme Welt in Gestalt des „Leutnants" herein. Dieser Contrast ist dem Puppenspiel zum Bedürfniß geworden. Auch der Räuberhauptmann bedient sich gern eines gewissen Pathos. Sonst sind diese Spiele unmittelbar aus dem Boden des Volksthums herausgewachsen.

Es ist eine eigene Welt, die Welt des Puppenspiels. Der Hanswurst, sonst von den die Welt bedeutenden Brettern lange verbannt, treibt hier noch immer sein drollig derbes Wesen. Es ist, als ob wir in Zeiten zurückblicken, in denen das Drama noch in den Windeln lag. Wer gern das Alte, Verschollene aufsucht und zugleich Freude hat an dem, was das Volk still sich schafft, wird die Wiener Puppenspiel-Sammlung mit Vergnügen lesen. Vielleicht veranlaßt sie zu weiterem Nachspüren auf diesem Gebiete.

Ein neuer Roman von Richard Voß.

Besprochen von Ernst Ziel.

Alle Achtung vor Geist und Talent des reich begabten Richard Voß! Seine Muse hat Tiefe des Gedankens und Plastik der Gestaltung, ein flammendes Auge und einen stolzen Gang. Künstlerisch in der Haltung, phantasievoll im Colorit, vor Allem eigenartig dem Gehalte nach, geht sie entschieden abseits von der großen Heerstraße literarischer Production ihre bewußt und vornehm abgesteckten Bahnen. Alle Achtung — — aber in seinem neuesten dichterischen Erzeugnisse ist der geistvolle Verfasser der „Römischen Dorfgeschichten" leider nicht mehr ganz der alte; vielfach wird er hier den Grundsätzen seines bisherigen Schaffens ungetreu und erzielt damit in mehr als einem Punkte die entgegengesetzte Wirkung der meisten seiner früheren Leistungen; er weiß hier seine reichen Gaben nicht immer gehörig zu discipliniren und zu artikuliren; er schießt mehrfach über's Ziel hinaus: das Künstlerische in ihm wird zum Manierirten, das Phantasievolle zum Phantastischen, das Eigenartige zum Barocken — es ist hier eine gewisse Ueberschraubung und Ueberspannung eines an sich schönen und fesselnden Talents zu constatiren, die durch die großen und bedeutenden Seiten der Dichtung wohl gemildert aber nicht verwischt werden kann.

Ich spreche von Richard Voß' einbändiger Erzählung „Der Sohn der Volskerin" (Stuttgart, Bonz u. Co.). Das Einleitungscapitel versetzt uns um das Jahr 1818 nach Carpineto im Lande der Volsker. Mit wenigen kräftigen Zügen führt uns die Erzählung gleich im Eingange mitten in das italienische Volksleben hinein, und in diesen Kreisen bewegt sich die Handlung bis zum Schluß. Lärmende Schaaren der Volsker, eines Stammes, von dem der Verfasser sagt: „Wer das Land kennt, begreift das Volk: seine Natur mußte es wild, seine Armuth räuberisch machen", ziehen von Carpineto aus in die römische Campagna, um dort den Sommer über Weizen zu schneiden und so im Herbst einen sehr nöthigen Sparpfennig zur Bekämpfung der Winternoth heimzubringen — unter ihnen Ettore Bardi und sein Weib Surrina, zwei markig gezeichnete Gestalten, welche, allen Anderen voran, die ganze erste Hälfte des Romans beherrschen, er eine verlumpte, aber großartige Banditennatur, sie eine extravagante, dämonische Frauenseele. Ettore Bardi hatte — früher einmal — aus unbegründeter Eifersucht seinen einzigen kleinen Sohn im Arme der Mutter erschlagen. Seitdem sinnt Surrina auf Rache. Das finstere Paar zieht mit den übrigen Volskerleuten nach Tusculana, einer Besitzung des Prinzen Lucian Bonaparte; die Volsker bekommen aber nicht Weizen zu schneiden — sie sollen das gewaltige Trümmerwerk der alten Römerstadt Tusculum ausgraben. Hier nun reifen Surrina's Rachepläne: ein schöner junger Prinz aus dem Hause der Bonaparte wirft ein Auge auf sie; um Vergeltung an ihrem Manne zu üben, gibt sie sich ihm hin. Der im Dienste Lucian Bonaparte's stehende Aufseher der volskischen Arbeiter, aber Michele Falori, erschießt den jungen Prinzen an der Seite der Surrina, weil er den Verdacht schöpft, der Prinz stelle auch seiner Frau nach. Acht Jahre vergehen. Dann kommen die Volsker zum zweiten Male nach Tusculana. Michele Falori ist Castellan des seit dem Morde des Prinzen verlassenen Schlosses geworden. Surrina bringt ihren achtjährigen Sohn Orest mit, der eine Frucht ihres Verhältnisses zu dem todten Prinzen ist. Zwischen ihm und Alba, der kleinen Tochter Falori's, entspinnt sich ein kindliches Freundschaftsverhältniß, das später zu leidenschaftlicher Liebe erstarkt. Eine dritte Kindergestalt, der höchst abenteuerliche junge Hirt Romulus, spielt hier in die Handlung hinein. Inzwischen sind die Volsker wieder nach Carpineto zurückgekehrt, und Ettore Bardi wird als großer Räuber, dessen Ruf Italien erfüllt, von den Sbirren des Papstes verfolgt. Ein Preis ist auf seinen Kopf gesetzt. Surrina, die von ihrem Sohne Orest mit fast anbetender Liebe umfangen wird, spart den Geächteten ihrer Rache auf, und im Dienste dieser Rache pflegt sie ihn selbst hingebend, als er, schwer verwundet, sich im Gebirge versteckt hält. Erst als er, genesen und von den Sbirren gehetzt, in seiner Herzensangst nach Carpineto zu Surrina flieht, hält sie den Augenblick der Vergeltung für gekommen und enthüllt ihm, daß der von ihm über Alles geliebte Orest nicht sein Sohn ist. „Wer ist der Vater?" „Suche ihn!" ruft sie dem Ettore Bardi höhnend zu, den nunmehr herangewachsenen Orest aber spricht sie zum Manne, indem sie ihm eine Büchse übergibt mit dem alten volskischen Weihespruche: „Blut räche mit Blut!" Ettore Bardi flieht wieder in die Berge und findet hier in dem jungen Hirten Romulus einen gelehrigen Schüler in der edlen Kunst des Banditenthums, aber zugleich einen Angeber, der ihn, um den ausgesetzten Preis zu gewinnen, an die päpstlichen Häscher verräth. Unterdessen trägt sich Surrina, die mit dem Orest abermals nach Tusculana gewandert ist, mit Anschlägen auf das Leben Michele Falori's: das vergossene Blut des Prinzen will gesühnt sein, aber Orest darf nicht der Rächer seines prinzlichen Vaters sein; denn er liebt ja Alba, die Tochter des Michele Falori — wie dürfte er, so folgert die Mutter, sein eigenes Glück morden mit dem Vater seiner Geliebten? Surrina beschließt daher, die Sühne mit eigener Hand zu vollziehen. Da ergreift sie das Fieber, das aus den Sümpfen der Campagna fortwährend in giftigen Nebeln aufsteigt; sie stirbt daran, nachdem sie dem Pater Superior des benachbarten Dominikanerklosters gebeichtet, wer der Vater des Orest ist. Ettore Bardi, der sich den Folgen des durch Romulus an ihm begangenen Verraths nicht länger entziehen kann, erdolcht sich auf der Leiche Surrina's. Orest, obgleich eine verzehrende Liebe zu Alba im Herzen, wird, vom Pater Superior überredet, Kapuzinermönch. Zehn Jahre lang gehört er, in dumpfe Lethargie versunken, dem Kloster an. Da bricht das Revolutionsjahr 1848 herein. Michele Falori weiß den zum Manne gereiften Orest der Sache der Freiheit zu gewinnen. Orest flieht aus dem Kloster; er tritt unter die Fahnen Garibaldi's; er bleibt der Freiheit getreu, auch dann, als ihre Standarten von französischen Bajonnetten zerrissen worden. Michele Falori stirbt, indem er Orest rettet, an einem Tage des römischen Carnevals. Orest und Alba aber werden ein Paar. Das Schlußtableau des Ganzen bilden die Trauerfestlichkeiten, mit denen das inzwischen zu einem großen Königreiche geeinigte Italien 1881 den heimgegangenen Garibaldi ehrt.

Das in kurzen Zügen der Inhalt des „Sohns der Volskerin"!

Ich habe im Obigen gesagt, die neueste Schöpfung des geistvollen Richard Voß lasse eine gewisse Ueberschraubung und Ueberspannung eines an sich schönen Talents nirgends verkennen. Das soeben gegebene Referat thut dar, wie sehr schon die Handlung, die der Dichter uns hier entrollt, zu Excentricitäten der Darstellung verführt. Im Grunde genommen, ist schon diese Handlung selbst nichts als die Excentricität in Permanenz: wilde, südlich erhitzte Charaktere werden in Situationen gestellt, die alle Leidenschaften entfesseln. Aber damit nicht genug: die auf die Spitze getriebenen socialen

Digitized by Google

Zustände, in denen diese Charaktere sich bewegen, der düstere und doch grelle nationale und landschaftliche Hintergrund, auf dem die Handlung sich abspielt, beides gießt ein crasses Localcolorit über das Ganze aus. Der Aufruhr des Blutes in den handelnden Personen, die Logik der Verzweiflung in der Handlung selbst, die Gluth exotischer Beleuchtung über beidem! Es wäre die Aufgabe einer weisen dichterischen Behandlung gewesen, dieses Ausschweifende in den gegebenen Voraussetzungen des Sujets zu mildern und zu bändigen. Statt dessen trägt unser Dichter — im Gegensatz zu dem, was ich an den meisten seiner früheren Werke gelobt — die Farben überall geflissentlich stark auf und verschmäht weder die Puderschachteln und Schminktöpfe der Sensation noch die kleinen Kniffe und Pfiffe der Spannung, als wäre er ein ganz gewöhnlicher Dutzendschreiber, dem der Effect mehr gilt als die tiefere Wirkung, ein literarischer Speculant, der seine Leser zählt, statt sie zu wägen. Es ist allerdings wahr: Richard Voß arbeitet hier in der Sensation und in der Spannung nicht mit dem vulgären, groben Handwerksgeschirr. Es gibt eine feinere Art in beidem, welche nicht breit ausmalt und uns ganze Journalspalten lang in fiebernder Erwartung festhält, und zwar mit umständlichen Schilderungen, wie sie unsere modernen Schreibetanten mit Vorliebe produciren und unsere modernen Lesetanten mit gleicher Vorliebe consumiren — es gibt eine feinere Art, welche mit den entgegengesetzten Mitteln arbeitet, indem sie mit homöopathischen Quintessenzen ihre kleinen Kunststücke macht, oft mit einer Zeile eine große Scene vorzubereiten scheint, dann aber plötzlich abbricht und uns — das ist eben der Effect — diese Scene überhaupt schuldig bleibt. Die umgekehrte Marlitt!

Solcher Art sind die Sensationen und Spannungen im „Sohn der Volskerin". Es ist etwas Aphoristisches, Sprung- und Skizzenhaftes darin, das dem Ganzen einen gewissen phantastischen Anstrich gibt, der vielfach an den übrigens genialen Ton anklingt, den das zu früh versunkene meteorhafte Talent E. Werber's in den bizarren „Feuerseelen" anschlägt. Motivirungen, Gruppirungen, weite Ausblicke und tiefe Einblicke, der große Faltenwurf des epischen Styls — all das fehlt in dem engen Rahmen dieser Vortragsweise natürlich sehr. Dadurch aber sieht vieles schief, fragmentarisch und manierirt aus. Es ist ein optisches Gesetz, daß, was im weiten Plan der Landschaft groß, monumental und erhebend wirkt, im kleinen Raum oft genug ins Verwirrende, Verschrobene und Erdrückende fällt. Das übersehen zu haben, ist der Fehler bei Voß. Er ist aber in dieser Darstellungsform nicht einmal consequent — und das ist der zweite Fehler: wenn es ihm gerade paßt, malt er zur Abwechslung auch einmal umständlich und ins Breite; das thut er besonders da, wo er Gelegenheit findet, seiner Vorliebe für's Phantastische und Bizarre die Zügel schießen zu lassen, und er thut es ohne Rücksicht darauf, ob es sich um integrirende Theile der Handlung oder blos um episodisches Beiwerk derselben handelt. Hier fügt er sogar dann und wann im Tone des italienischen Volksliedes gehaltene Gedichte und Gesänge ein, unter denen einige, wie das prächtig melodische „Auf dem Berg von Tusculum" allerdings ächt lyrischen Schmelz haben. Um die Gesetze der Composition und der Oeconomie macht er sich gegenüber solchen poetischen Ausschmückungen nicht viel Scrupel.

Das Bizarre im „Sohn der Volskerin" kommt namentlich auch im Styl zum Ausdruck. Was wird der Leser sagen zu Dialogmomenten wie dem hier folgenden?

„Surrina, oh, oh! Was hast Du gesagt? — Oh, oh! Was rufst Du doch so kläglich? — Oh, oh! Warum frägst Du nicht lieber? — He, Surrina! Wie Du doch die Leute zu Tode erschreckst! Surrina: he, wie geht Dir's, Surrina?"

Es ist sehr zu beklagen, daß in dem vorliegenden Werke das schöne und reiche Talent unseres Dichters nicht ohne die angedeuteten Ausschreitungen seine glänzenden Eigenschaften hat zum Austrag bringen können. An Reflexen dieser glänzenden Eigenschaften fehlt es dem „Sohn der Volskerin" übrigens keinenfalls, und sie bekunden sich vor allem in der trotz der gerügten Mängel fesselnden Charakterzeichnung. Hier ist es auffällig, daß es mehr die sich an der Peripherie bewegenden, episodisch gehaltenen Gestalten als die im Mittelpunkt stehenden eigentlichen Träger der Handlung sind, welche unser erhöhtes Interesse in Anspruch nehmen: größere individuelle Wahrheit und feineres Detail der Zeichnung als der wilde Ettore Bardi und die dämonische Surrina haben die freilich etwas outrirte, pflegmatische Marriuccia, der banausische Romulus und der baroke, edle Crispinus. Und was von den Charakteren gilt, das gilt, im Grunde genommen, auch von der Handlung: die Arabesken, welche sich um den Kern der Action schlingen, sind gerade das Bedeutendste an der ganzen Dichtung. Romulus und Ettore Bardi im unterirdischen Ruinenlabyrinth — Orest und Bruder Crispinus im Gariglianathal: das sind zwei Beispiele farbenprächtiger und künstlerischgerundeter Situations- und Seelenmalerei, wie die moderne Prosadichtung sie in gleicher Vollendung nicht gerade viel aufzuweisen hat. Die Kunst phantasie- und humorvoller Menschenschilderung auf einem eigenartig ausgestalteten localen Hintergrunde feiert hier einen wahren Triumph.

Trefflich hat der Verfasser es verstanden, das Volskerland und die Volskerleute uns zu zeichnen: „In antikem Palastgemäuer und halb zerfallenen Tempelzellen, in großen Nischen, die hier und da noch schön gefärbter Stuck und köstlicher Marmor überzieht — in den Gräbern siedeln sich die Horden an, diese Nachkommen uralter Völkerschaften, welche einst mitgeholfen haben, das erhabene Gefilde zu verwüsten, dieses Land, das auf seiner ehrwürdigen Scholle, die schon Aeneas bebaut, die größte Herrlichkeit der Welt trug. Die Tempel, Theater, Akademien und Basiliken, die Thermen und Hallen, die Villen, Gärten und Haine, die Gräber, Portiken, Triumphbogen, die Statuen und Ehrensäulen — alles dahin! Die ganze schöne Welt ist untergegangen und in Scherben zerschlagen, von den Zeiten vom Erdboden gefegt, wie von einem rasenden Sturm. Da dehnt es sich aus mit mächtigem Horizont. Unübersehbar wogt es auf und ab, ein Ocean, dessen Wellenberge einst Rom verschlangen. Unsagbar ist der Anblick dieser majestätischen Landschaft, darauf die Weltgeschichte mit Ruinen und Trümmern das große Drama „Rom" niedergeschrieben, die gewaltigste Tragödie, die jemals gedichtet worden. Es ist ein Kirchhof aller Völkerschaften der Erde; denn eine Welt starb hier, eine Welt liegt hier unter sanftwogenden gelben Weizenfeldern und mit Blüthen überschütteten bunten Triften begraben. Die Scholle, die eine solche titanische Vergangenheit in sich begraben hat, ist hier ihres unsterblichen Ruhmes eigenes Denkmal. Wolkenschatten eilen hier über das sonnige Gefilde; Herden weiden darauf. In den Schluchten heult der Wolf, und über den Wüsteneien schwebt der Adler. Morgenroth gießt rosiges Licht darüber aus, und Abendroth taucht alle Weiten in Purpur und in Goldglanz. Der Tod reitet darüber hin. Mondschein und Sternenschimmer verklären die stillen Steppen. Auf dem großen Grabe bläst der Hirt die Flöte, tanzt das braune Weib vom Apennin den wilden Saltarello, singt das Mädchen von Frascati ihr schwermüthiges Ritornell. Doch der Ackersmann, der hier die Frucht der Ceres säet und erndtet, stirbt darauf. Abends sieht man es in den sumpfigen Niederungen dunstig dahinkriechen, schwerfällig durch die Tiefen schleichen, wie auf Raub ausziehend. Das ist der fürchterliche Geist der römischen Campagna! Nachts erhebt er sich. Den Schlafenden, über den er sich wälzt, würgt er. Das Fieber weiß nichts vom heiligen Schlaf; es mordet den Schlaf."

Eines muß noch besonders rühmend hervorgehoben werden: mit vollendeter Kunst hat der Autor die eigenthümliche Mischung von abergläubischer Frömmigkeit und gewaltthätiger Leidenschaftlichkeit, welche den Kern des volskischen Charakters ausmacht, zu zeichnen verstanden, des Charakters dieses armen Volkes, „das in rührender Kindlichkeit für das Vergnügen seiner Heiligen sorgt" und doch „einen Briganten einen ehrlichen Mann und einen Todtschlag keine Sünde nennt", dieses Volkes, das — dank der schändlichen Klugheit seiner Priester! — gesättigt aus der Kirche geht, „zurück in den Sonnenbrand, zurück zu seiner Arbeit, zurück zu seinem Schmutz und zu seinen Lumpen, zurück zu seinen Leidenschaften und zu seiner Unwissenheit, zurück zu seinen Siechbetten und zu seinen Sterbelagern." Mit bewundernswürdiger Feinheit und Kraft

Digitized by Google

führt Voß diesen Widerstreit im Charakter des volskischen Stammes durch bis an den Schluß des Romans.

Des Romans! Ich habe diese Bezeichnung bisher mit Vorbedacht vermieden, und nun steht sie hier, am Ausgange meines Berichtes, doch auf dem Papier. Ein Roman im eigentlichen Sinne des Wortes ist die Voß'sche Prosadichtung nicht; sie ist zwar, wie alle Romane, eine Illustration der alten Wahrheit, daß coeur im Leben atout ist — aber sie ist doch kein Roman. Dazu fehlt ihr, wie schon angedeutet, allzu sehr der breite Wurf des epischen Styls und vor allem der realistische Grundton in Anschauung und Gestaltung. Aber gleichviel — ob Roman oder poetische Erzählung: die neueste Schöpfung unseres Dichters, die sich in ihrer letzten kleineren Hälfte nach der Seite der künstlerischen Haltung hin wesentlich hebt, und zwar besonders von da ab, wo Ettore Bardi und Surrina vom Schauplatz der Begebenheiten abtreten und die confusen und profusen Kapitel IX. bis XIV. überwunden sind, — die neueste Dichtung des geistreichen Richard Voß ist trotz ihrer mannigfachen großen Schwächen eine literarische Leistung von eigenartiger Physiognomie.

Die Entstehung des Gewissens.

Von Th. Achelis.

Zur Zeit herrscht in der philosophischen Welt ein merkwürdiges Chaos widersprechender Meinungen und Standpunkte; auf der einen Seite die streng speculative Richtung, die nach wie vor, unbekümmert um alle Zwischenrufe der Opposition, aus gewissen aprioriſchen Axiomen die ganze Reihe der sittlichen Verpflichtungen deductiv ableitet, wobei sie es freilich nicht verschmäht, hier und da einige unbemerkte Anleihen bei der verhaßten Erfahrung zu machen, auf der anderen die sogenannte positive, wesentlich durch englische und französische Vorkämpfer repräsentirte Schule des reinen Empirismus, die jeglicher Metaphysik den Tod bis aufs Messer erklärt, dazwischen eine bunte Menge eklektischer Versuche, am rührigsten der in die breiten Massen des gebildeten Publicums getragene, mehr oder minder feinsinnig umgemodelte Darwinismus, am bekanntesten in seiner, übrigens durchaus nicht specifisch modernen, Form des Monismus. So unerquicklich Manchem dies Gewoge der Meinungen und vor Allem der nichts weniger als unbefangene Ton der gegenseitigen Beurtheilung scheinen mag, so liegt doch in dieser äußerst lebhaften Gährung der sichere Ansatzpunkt einer künftigen, fruchtbaren Entwicklung verborgen, zu deren glücklicher Entfaltung es vielleicht nur gewisser günstiger äußerer Existenzbedingungen bedarf. Möglicherweise ist die Zeit einer kräftigen Regeneration noch fern, aber so viel sollte Jeder an seinem Theile daran thun, nicht nur mit geschmeidiger Virtuosität die üblichen Schlagworte zu reproduciren, sondern die großen bahnbrechenden Ideen vollständig in sich zu verarbeiten, aber auch über dem Neuen das brauchbare Alte nicht vergessen.

Zu diesem intoleranten Fanatismus gehört unseres Erachtens die so vielfach verbreitete Sucht, jede Speculation eo ipso als wissenschaftlich unzulässig hinzustellen in der mindestens doch sehr fraglichen Voraussetzung, als ob die Erfahrung, und nun gar die wissenschaftliche, sich von selbst ergäbe und gleichsam auf der flachen Hand läge. Hinterher zeigt es sich denn auch meist, daß dies Fundament unserer Erkenntniß erst ein häufig zweifelhaftes Product höchst angestrengten Nachdenkens ist, wohl des Schweißes der Edlen werth. Dazu kommt dann noch nicht selten eine gewisse vornehme Ueberlegenheit, die es nicht mehr für der Mühe werth hält, sich lange mit einer eingehenden Kritik anderer Standpunkte aufzuhalten, sondern gleich zur Tagesordnung überzugehen. Ich wüßte zur Charakterisirung dieser Tendenz keinen drastischeren Commentar, als das Anathema, welches ein neuerer Schriftsteller über die gesammte gegenwärtige Philosophie in folgenden summarischen Worten ausspricht: „Die Philosophie befindet sich noch im metaphysischen, also provisorischen Stadium. Sie ist die Summe der fehlgeschlagenen Versuche, ihre Phänomene (schön und häßlich, gut und böse, die Phänomene des Denkens, des Empfindens) zu erklären. Philosophie ist in diesem Sinn Geschichte der Philosophie — ein Kirchhof. Ihr Geschichtsschreiber — ein Todtengräber. Wenn einst die natürlichen Ursachen ihrer Phänomene festgestellt sein werden, wird die Philosophie ebensowenig Geschichte der Philosophie sein, wie Physik Geschichte der Physik ist. Es wird dann ein Handbuch der Philosophie geben, wie es jetzt ein Handbuch der Physik gibt." (Rée, Die Entstehung des Gewissens, Berlin 1885. p. 238.) In der That eine wenig beneidenswerthe Aufgabe für den philosophischen Forscher, überall ein Leichenfeld von widrigem Moder und Dunst umhüllt, er selbst — sonst ein König im Reich der Intelligenz — ein erbärmlicher Handlanger der schmutzigsten Art. Und doch beruht diese von Comte stammende Verurtheilung, wie wir uns bald überzeugen werden, auf dem handgreiflichen Irrthum, daß mit der Restituirung der sogenannten natürlichen Causalität ohne jede speculative Perspective das Räthsel des Daseins gelöst werden könne, und sodann auf der leider weit verbreiteten Verwechslung der Veranlassungen mit den treibenden Gründen einer Erscheinung.

Es handelt sich in unserem Falle, wie ersichtlich, um den Ursprung der Moral. Schon das Alterthum kannte (wenn auch selbstverständlich nicht in so scharfer Entwicklung) die verschiedenen Standpunkte, welche sich noch heutzutage so kraß gegenüberstehen, den aprioriſchen des Idealismus und den empirischen des Utilismus; denn auch das bekannte Schema des naturae convenienter vivere, wie es der Stoicismus entwarf, enthält principiell im Umriß dieselben Grundsätze, welche in neuerer Zeit Bentham, Mill und andere Vertreter des wohlverstandenen Interesses entwickelt haben. Nur freilich ist das Bild reicher und detaillirter geworden; der ganze weitschichtige Apparat der vergleichenden Ethnologie hat den inductiven Erweis erbracht, daß der Inhalt der moralischen Verpflichtung ein nach Zeit und Raum seltsam schwankender ist, und daß es schlechterdings unmöglich ist, aus einem, sei es auch noch so dürftigen, allgemeinen materialen Princip alle besonderen Gebote und Verbote systematisch zu deduciren. Was die eine Culturstufe im Interesse der dadurch gestärken socialen Organisation unbedingt erlaubte oder gar forderte, das galt einer anderen als fluchwürdiges Verbrechen, das nicht genug unter Zuhülfenahme religiöser Momente gebrandmarkt werden konnte. Ich erinnere nur an das naheliegende Beispiel der Blutrache. Also anstatt eines überall mit derselben Entschiedenheit wirksamen Factoren, wie des Gewissens oder des kategorischen Imperativs, bemühte man sich, im naturwissenschaftlichen Sinne die Entstehung dieser verschiedenen sittlichen Phänomene zu begründen, und zwar einerseits aus der specifischen Structur der bez. Association, in der sie sich zeigten, und andererseits aus der Eigenthümlichkeit des menschlichen Naturells. Geht man nun dieser Construction auf den Grund, so zeigt sich die so bedenkliche Lücke in dem Beweise, welche wir oben berührten; denn während jene erste Reihe von Entwicklungsmomenten eine systematische genetische Behandlung verträgt, während man auf inductiver Basis die Wandelbarkeit der ethischen Principien völlig einleuchtend darthun kann, versagt dagegen die psychologische Deduction ganz und gar ihre Dienste. Ich recurrire zur Erläuterung auf das vorliegende Problem der Entstehung des Gewissens. Der Verfasser glaubt es ohne Rest gelöst zu haben durch den Hinweis, daß eine durch utilistische Rücksichten bedingte Strafsanction gute von bösen Handlungen geschieden habe, so daß zugleich unter Zutritt religiöser Motive sich ein bestimmtes Bewußtsein über den allmählich principiell fixirten Unterschied beider entwickelt und generationsweis vererbt habe. „Wenn wir als Kinder mit der Vorstellung des Mordes, des Ungehorsams, der Grausamkeit bekannt gemacht werden, lernen wir gleichzeitig diese Handlungen verdammen. Unser Bewußtsein erleidet das Urtheil, daß sie nicht gethan werden sollen, und vor Allem das wuchtige Urtheil, Leid, von Menschen verhängt oder der Gottheit, sei ihre gebührende Folge. Die Vorstellung des Wohlwollens occupirt, von dem Urtheil des Lobes begleitet, unser Bewußtsein." (p. 211.) Und ähnlich: „Das tadelnde Urtheil ist ja eine Denkgewohnheit, deren Urheber Menschen sind.

Digitized by Google

Gesetzgeber, Religionsstifter haben solche Beschaffenheiten und Handlungen einst ihrer Schädlichkeit wegen gebrandmarkt, die Etiquette tadelnswerth ihnen angeheftet. Wenn man dies weiß, wenn man einsieht, daß uns der Mord blos darum „an sich" tadelnswerth erscheint, weil wir den Grund erfahren, weshalb er ursprünglich getadelt worden ist, ... dann werden wir das Urtheil, es sei an sich tadelnswerth, strafwürdig, obgleich es unwillkürlich sich aufdrängt, streichen. Das Gewissen bleibt, gleich dem Held in der Fabel, nur so lange bei uns, als wir nicht fragen, woher es stammt; es verläßt uns, wenn wir diese Frage stellen." (p. 229.) Offen gesprochen erinnert mich diese Darstellung sehr an die bedenkliche rationalistische Staats- und Rechtslehre des vorigen Jahrhunderts, welche in dem Contrat social ihren freilich bündigen, aber ebenso geschmacklosen Ausdruck erhielt. Gewisse doctrinäre Maßnahmen und Codificirungen bestimmen nicht nur, nein, sie schaffen geradezu das sittliche und rechtliche Leben auf einer tabula rasa, wie sie glatter sich nicht Locke vorstellen konnte. Für jede genauere Prüfung wird sich eben unabweislich die Frage einstellen, wie dieser Proceß der Imprägnirung (falls man nicht überhaupt ganz grob mechanisch verfahren will) zu denken sei? Woher denn auf ein Mal die Möglichkeit, bestimmte Thaten schlechterdings als böse ansehen und verurtheilen zu können ohne die entsprechende Reproduction dieser von Außen her zugetragener Festsetzungen in einem empfindenden Bewußtsein? Oder ist überhaupt auch der kümmerlichste Begriff eines Ideals, eines sittlichen Sollens denkbar ohne diese ununterbrochene Action eines billigenden oder mißbilligenden Urtheils? Denn zu dessen Voraussetzung dient doch wohl die Wirksamkeit dieser ethischen Function, die nicht so von selbst erst nach dem gegebenen Object sich in dem Individuum einstellt. Mit anderen Worten, jene historisch-anthropologische Entwicklung liefert uns nur die Reihe der äußeren Veranlassungen und Bedingungen für den Verlauf dieses höchst complicirten Processes, dem nun aber seine relevante Kehrseite, die psychische Individualisirung dieser Momente, zu folgen hätte. Wer nur eine der beiden sich wechselseitig entsprechenden Seiten beachtet, verfällt nothwendig einseitigen Extremen, d. h. entweder dem mechanischen oder dem spiritualistischen: die Vereinigung beider allein kann eine wahre und fruchtbringende Einsicht eröffnen. Freilich ist mit dieser methodologischen Correctur auch meines Erachtens unser Können erschöpft; denn weiter in dieser analytischen Zerlegung fortzufahren verlohnt nicht der Mühe. Wenigstens kann ich mich nicht überzeugen, daß es nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft möglich sei, den Ursprung irgend eines Geschehens wirklich zu erfassen; so wenig es naturwissenschaftlich gelingt, z. B. den Anfang der Bewegung oder der Atombildung zu erklären (es sei denn vermittelst sehr fragwürdiger Gleichnisse), so wenig wird es auch gelingen, den Ursprung der Sprache, des Rechts, der Religion u. s. f., wenn man die Sache ernst nimmt, zu verdeutlichen. Immer wird man vor bestimmten, nicht weiter ableitbaren Voraussetzungen Halt machen müssen, gewissen gegebenen psychischen Anlagen und Trieben, die eben durch diese ihre apriorische Eigenthümlichkeit jeder schärferen Reducirung widerstehen, oder aber man muß consequent jedes selbstständige Bewußtsein streichen und Alles aus materiellen Verschiebungen und Verwandlungen des allmächtig gedachten Stoffes ableiten. So wenig es aber bislang geglückt ist, das Wollen aus dem Haushalt der organischen Wesen zu eliminiren, so gering ist auch die Aussicht, das Sollen als ein zufälliges, lediglich im Object gegebenes Phänomen der sittlichen Welt zu erweisen. Deshalb ist diese freilich immerfort noch versuchte, transcendente Behandlung der Moralphilosophie ein kühner, aber hoffnungsloser Flug, über die engbegrenzte Sphäre unserer Erfahrung; hier beginnt in der That die bedenkliche Welt des Metaphysischen, da uns jeder Zusammenhang mit dem sonst bekannten Gebiet wissenschaftlicher Erkenntniß verläßt. Ob ich als den Quell der Sittlichkeit ein oberstes göttliches Gebot, eine bestimmte Offenbarung oder die kluge Berechnung utilistischer Maximen ansehe, bleibt sich kritisch betrachtet — so ungeheuer der materiale Unterschied auch sein mag — völlig gleich: Denn beide Ausgangspunkte und Kriterien der Beweisführung sind ihrer Natur nach durchaus nicht inductiv zu erhärten. Dagegen ist es eine lohnende Aufgabe, statt dieser Eruirung der Ursprünge eine Entwicklung der bezüglichen Phänomene zu versuchen, sowohl in dem specifisch historischen, als in dem weiteren vergleichend ethnologischen Rahmen. Denn hier entfernen wir uns überall nicht von dem gesicherten Boden der gegebenen Beziehungen, deren eventuelle Lücken wir durch comparative Rückschlüsse größtentheils auszufüllen im Stande sind; auch wird es hier bis zu einem bestimmten Grade möglich sein, den Problemen, welche eine individualpsychologische Untersuchung nicht zu lösen vermag, mit dem weitreichenderen Material der socialpsychologischen Methode näher zu kommen.

Zum Schluß eine kurze Skizzirung des bezüglich seiner positiven Forschungen übrigens sehr beachtenswerthen Buches. Nachdem der Verfasser in der Einleitung scharf gegen jede supranaturale Behandlung Front gemacht, gliedert er seinen Stoff nach drei Gesichtspunkten; zunächst gilt ihm das Gewissen, der Form und dem Inhalte nach, als ein Product der Geschichte. Diesen Verlauf untersucht er einerseits ganz universell, sofern die einzelnen Elemente desselben sich im socialen Leben entwickelt haben. Dahin gehört ein sehr sorgfältig ausgeführter Abschnitt über die Entstehung der Strafe in ihren verschiedenen Formen, von der unmittelbaren Rache bei den Naturvölkern bis zu dem staatlich fixirten Ausgleich für bestimmte Rechtsstörungen. Diesem schließt sich ein ethisch-religionsphilosophischer Excurs an, der die Strafsanction durch die Gottheit und den historischen Ursprung moralischer Gebote und Verbote umfaßt. Das dritte Buch wendet diese allgemeinen Erwägungen andererseits auf den singulären Menschen an und erörtert unter Anderem den kategorischen Imperativ, den Begriff der Vergeltung, des Mitleids, des Guten, des Bösen ꝛc. Auch ethnologische Fragen, soweit sie für die behandelte Frage von Wichtigkeit sind, werden mit in die Discussion hineingezogen, so die Entstehungsgeschichte der Ehe, die Née im Anschluß an M'Lennan, Lubbock und Bachhofen von der rohen Form der Communalehe beginnen läßt.

Feuilleton.

Die Jagd nach dem Mann.

Eine Studie von Gustav Schwarzkopf.

(Schluß.)

Drei Monate später kündigten die Zeitungen Sidonie's Debut auf einer Vorstadt-Bühne an. Sie hatte einen Theil ihres Schmuckes verkauft, bei einem der ersten Lehrer Unterricht genommen, der, die Bekanntheit, die früheren gesellschaftlichen Erfolge seiner Schülerin betonend, auch ein Probeauftreten in einer ersten Rolle durchgesetzt hatte. Der ermunternde Beifall, welcher der Debutantin von ihren Freunden und von der Claque reichlich gespendet wurde, konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie dem großen Publicum und der Kritik gründlich mißfallen hatte. Selbst ihre Erscheinung hatte keine Wirkung gemacht, das Gesicht mit den feinen, ein wenig schlaff gewordenen Zügen, nahm sich auf der Bühne, von dem grellen Licht beleuchtet, beinahe ungünstig aus. Dennoch blieb sie einige Monate in untergeordneter Stellung Mitglied des Theaters. Hatte sie auch keine Aussicht als Künstlerin ihren Weg zu machen, Gold und Lorbeeren zu ernten, so war doch das Theater, welches in seinen besonderen, von den Bestimmungen des gewöhnlichen Lebens abweichenden Altersgesetzen die Jugend schöner Frauen, ihre Berechtigung zu lieben und geliebt zu werden, auf unbestimmte Zeit verlängert, der einzige Schauplatz, auf welchem sie nun noch ihr Glück machen konnte. Und sie hatte sich bereits damit abgefunden, daß dieses Glück nicht eben — legitim zu sein brauche. Nur sollte es möglichst glänzend sein. Konnte sie nicht in der Gesellschaft mit stolz erhobenem Haupt einen der ersten Plätze einnehmen, war sie gezwungen, darauf zu verzichten, so

Digitized by Google

wollte sie wenigstens in jenen Kreisen, in welchen nur die Männer der guten Gesellschaft angehören, eine dominirende, glänzende Rolle spielen. Auch dieser Wunsch eines berechtigten Ehrgeizes blieb unerfüllt. Durch irgend eine unglückliche Constellation, vielleicht durch ein augenblickliches Mißverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage fand sich Niemand, der den hohen Preis bezahlen wollte, welchen das Opfer ihrer Tugend ohne Zweifel verdiente. Und die hohe Meinung, die sie von ihrem eigenen Werth hegte, ihre Ansicht, daß ihr Besitz jedem namenlose Seligkeit gewähren müsse, die fixe Idee, durch ihre Schönheit, die ihr jedes Preises würdig schien, zu Reichthum und Rang, zu Glanz und Wohlleben gelangen zu müssen, ließ sie Anträge, welche ihr für eine vorübergehende Verbindung nur bescheidenere Lebensbedingungen zusicherten, mit einem empörten „Nein" beantworten, das sich für viele fast wie das entrüstete Nein der beleidigten Tugend anhörte.

Ihr Vertrag mit dem Theater war abgelaufen und wurde nicht erneut. Sie entsagte nun der Bühne, die ihre Hoffnungen so gründlich getäuscht hatte, miethete sich, um nicht allein zu stehen und der Gesellschaft gegenüber das Decorum zu bewahren, bei armen Verwandten ein, und zeigte sich wieder täglich in jenen Gesellschaften, in denen sie früher als Gleichberechtigte verkehrt, ihre Triumphe gefeiert hatte, in welchen sie jetzt nur mehr geduldet, von Einzelnen verspottet und verlacht wurde. Sie hatte einen neuen Operationsplan entworfen. Nicht mehr vor den adeligen und bürgerlichen Millionären, die ihr jedoch nicht erreichbar waren, wollte sie wie früher ihre Kunststückchen ohne Aussicht auf Erfolg produciren, sie wollte nun auf einem anderen Gebiet Umschau halten, einer anderen Schichte ihre Aufmerksamkeit zuwenden, irgend einen thätigen, geachteten Mann mit gesicherten, natürlich bedeutenden Einkünften mit ihrer Hand beglücken. Nur daß sich unter diesen kurzsichtigen, undankbaren Männern eben auch keiner fand, der sich beglücken lassen wollte. Auch diese geringeren Leute, zu welchen sie sich nun freundlichst herabließ, trugen Bedenken, die anspruchsvolle, nicht mehr junge und bereits arg compromittirte Dame zur Lebensgefährtin zu erwählen. Dieser neue Feldzug, der ihr eine neue Niederlage bereitete, zehrte auch zugleich ihre letzten Mittel auf. In dieser Epoche entbehrte sie oft das Nothwendige, um einen trotz alledem sehr zweifelhaften Luxus bestreiten, verzichtete zuletzt oft auf das Mittagessen, um für den Abend ein Paar Handschuhe anschaffen, einen Wagen bezahlen zu können.

Um diese Zeit wurde ihr der Antrag gemacht, mit ihrer früheren Beschützerin eine größere Reise zu unternehmen. Selbstverständlich nicht als bezahlte Gesellschafterin, sondern als gleichgestellte Freundin, welche allerdings dafür, daß eine Andere für alle Kosten der Reise aufkam, auch einige Verpflichtungen übernehmen sollte. Die alte Dame, welche diesen Antrag stellte, brauchte in ihrer Nähe eine Person, welche sich die Aeußerungen schlechter Laune ruhig gefallen lassen mußte; die gesellschaftlich geschulte, vornehm repräsentirende Sidonie schien ihr für diesen dankbaren Posten besser geeignet, als irgend eines der verkümmerten, dürftig aussehenden Mädchen, welche sich in Folge einer Annonce ihr vorgestellt hatten. Nach einiger Ueberlegung gelangte sie auch zu dem Ergebniß, daß es einen ungleich größeren Reiz habe, eine intensivere Befriedigung gewähren müsse, eine Dame zu tyrannisiren, welche solange daran gewöhnt war, selbst zu befehlen, als irgend eines dieser armen Dinger, welche in einer harten Schule längst allen Widerspruch verlernt hatten, überdies versprach sie sich von den Bestrebungen, den Coquetterien der noch immer nicht jagdmüden Sidonie viele Unterhaltung.

Sidonie nahm, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, den Antrag an. Welch prächtige neue Gelegenheit für sie, endlich ihren Lebenszweck zu erreichen, endlich in den sicheren Hafen einzulaufen! In fremden Ländern, wo Niemand um ihre Verhältnisse, um ihre langjährige, erfolglose Thätigkeit wußte, Niemand das Repertoire ihrer Fertigkeiten kannte, mußte es ihr gelingen, mußte er sich endlich finden, der ersehnte Prinz.

Er fand sich trotz des eifrigsten Suchens auch in fremden Ländern nicht. Nach drei Jahren kehrte Sidonie, fast mittellos, in die Residenz zurück. Ihre Beschützerin war in Neapel gestorben, ohne sie in ihrem Testament bedacht zu haben.

Das Aeußere der nun vierunddreißigjährigen Sidonie zeigt kaum mehr Spuren ehemaliger Schönheit, die feinen, zarten Züge sind scharf und spitz geworden, die pikante Eigenart ihres Gesichts hat sich zur Fratze verzerrt, ihre Formen haben Fülle und Rundung verloren. Auch ihr Charakter, vielmehr ihre Art sich zu geben, ihre Empfindungen zu äußern, hat eine Wandlung erfahren. In diesen drei Jahren, welche ihr neue Demüthigungen, neue Enttäuschungen gebracht hatten, in welchen sie, nur um ihre Existenz zu fristen, es gelernt hatte, Beleidigungen mit einem Scherz, einem Lächeln zu quittiren, hat sie allen Stolz, aber auch alle Scheu verloren und dafür jene widerwärtige Sicherheit erlangt, welcher Gleichgiltigkeit und Kälte, Zeichen des Mitleids und der Verachtung nichts anhaben können, sich jene kriechende, falsche, grinsende überlaute Freundlichkeit und Herzlichkeit angeeignet, die jedes Gefühl entwürdigt, für das Alltäglichste und Erhabenste immer denselben widerlich überschwänglichen Ausdruck hat.

Wie kamen ihr aber diese Errungenschaften zu statten bei den Besuchen, die sie nach ihrer Ankunft ihren früheren Freundinnen machte!

Sie ließ sich nicht abschrecken durch die merklich kühle Aufnahme, die sie überall fand, blieb, immerfort plaudernd, die Pausen des Gesprächs mit den Aeußerungen ihrer Freude über das Wiedersehen, mit ihren Freundschaftsbetheuerungen ausfüllend, empfahl sich der Freundin unter Küssen, für das herzliche Willkommen dankend, kam ohne Aufforderung wieder und immer wieder, bis man sie endlich halb aus Mitleid duldete, sich wieder an sie gewöhnte. Und sie verstand es sehr geschickt, an die gemeinsam verlebte Vergangenheit anzuknüpfen, sich in das Vertrauen Einzelner zu schleichen, und sie wußte sich auch nützlich zu machen, so faßte sie nach und nach wieder Fuß in ihrer Gesellschaft, die sie jetzt brauchte, nur um nicht Noth und Entbehrung leiden zu müssen. Sie mußte jedoch leben, und sie konnte und wollte nicht arbeiten, sie war für keinen Beruf erzogen, am wenigsten konnte sie daran denken, das, was sie eben nur oberflächlich für den gesellschaftlichen Bedarf gelernt hatte, wieder zu lehren. Aber auch nach einer anderen Richtung war es ihr wichtig, wieder im geselligen Leben zu stehen; sie hatte ja ihre Eroberungs- und Heirathspläne noch keineswegs aufgegeben, nur hatte sie wieder ihre Ansprüche herabgestimmt, sich wieder einer tieferen Schichte zugewendet. Sie coquettirte nur mit jenen Männern, welche gleich ihr in jenen Kreisen nur geduldet wurden, mit Lehrern, Hofmeistern, subalternen Beamten des Hauses, nun war es ihr eben nur mehr um den Mann zu thun, gleichviel welchem Stande er auch angehöre, in welchen Vermögensverhältnissen er sich auch befinde. Und diese ihre Bestrebungen suchte sie durch eine forcirte Jugendlichkeit ihres Ganges, ihrer Bewegungen, durch übertriebene Munterkeit, durch gezwungenes geräuschvolles Lachen, durch die absichtlich zur Schau getragene Freiheit ihrer Anschauungen, welche jeden Gedanken an die traditionelle Prüderie des alten Mädchens ausschließen sollte, zu fördern. Und wieder ohne Erfolg!

Wie und wovon sie in jenen Jahren lebte? Sie bewohnte in einer Vorstadt ein ziemlich dürftig eingerichtetes Zimmer, das kaum für ihre Koffer und Schachteln Raum hatte, das heißt, sie schlief in demselben; ihre Mahlzeiten nahm sie bei den verschiedenen Familien, denen sie ihre Gesellschaft aufgenöthigt hatte; war, wie das in der ersten Zeit noch oft vorkam, ein Mittag oder Abend unbesetzt, so sparte sie ihren Hunger für die nächste Gelegenheit auf, täuschte ihn auch wohl durch irgend eine Süßigkeit, die sie an irgend einem der von der eleganten Welt besuchten Orte sich geben ließ. Die Mittel zur Bezahlung der Miethe, zur Bestreitung der unentbehrlichsten Bedürfnisse brachte sie durch Verkauf irgend eines ihr noch gebliebenen Schmuckgegenstandes, eines Fächers, alter Spitzen u. s. w. und durch ihre Spielgewinnste auf. Sie hatte alle möglichen Kartenspiele erlernt, und sie spielte mit Glück, eifrig, rechthaberisch, ohne Noblesse, um jeden Kreuzer feilschend.

Diese Einnahmen mußten genügen, und sie genügten auch, da sie keine Anschaffungen machte, nimals eine Bemühung belohnte.

Digitized by Google

Sie gelangte übrigens auch wieder in den Besitz einer größeren Summe, die sie sorgfältig hütete. Eine Erbschaft, einige hundert Gulden betragend, fiel ihr zu. Ihre Schwester Paula, von welcher sie zwanzig Jahre nichts gehört hatte, war nach einem abenteuernden Leben in Paris plötzlich gestorben. Auch die Effecten der Verstorbenen hatte man Sidonie übermittelt. Einige Kisten angefüllt mit auffallenden, nicht sehr werthvollen Kleidern und Toilettegegenständen, falschem Schmuck, zerbrochenen Nippes, einer Cassette mit Briefen und Bildern. Sidonie hatte erst aufmerksam den Putz gemustert, ob er sich für sie verwenden lassen werde, dann mit lässiger Neugierde die Bilder — fast nur männliche Portraits — besichtigt und dann ihr Interesse den Briefen zugewendet, um sie endlich alle, alle zu lesen. In diesen zahlreichen kurzen und langen Briefen, welche die verschiedensten, aber immer nur männliche Schriften aufwiesen, war blos ein einziges Thema variirt. Verabredungen zu Rendezvous, Entschuldigungen solche nicht einhalten zu können, Liebeserklärungen in allen Tonarten, in feurigen, leidenschaftlichen Worten bis zum trockenen, geschäftsmäßigen Anerbieten, in welchem die Ziffer die Sprache der Leidenschaft ersetzt, Briefe, welche in schwärmerischen, verzückten Worten der Courtisane für das Glück, das sie gewährt hat, danken, andere, welche mit brennenden Farben, in cynischen, unfläthigen Ausdrücken an gemeinsam durchkostete Wonnen erinnern, aber alle diese Briefe erzählen von Freuden und Genüssen, die Sidonie nie gekannt hat, aus all diesen Blättern spricht heiße, schrankenlose Begierde, Trunkenheit, Lust und Befriedigung, eine versengende Lohe wilder, verzehrender Sinnlichkeit steigt zu ihr empor, die ihr den Athem benimmt, sie taumelnd die Augen schließen läßt. In diesem Augenblick zieht ihr ganzes, vergeudetes Leben an ihr vorüber. Reue, Scham und Wuth erfüllen sie, und mit bitterem Neid gedenkt sie der verstorbenen Schwester, die geliebt wurde, Glück erfahren und gewährt hat.

Und endlich kommt der Tag, an dem selbst sie die Nutzlosigkeit fernerer Bemühungen erkennt und die Jagd endgiltig aufgibt.

Sie resignirt und denkt fortan nur mehr daran, ihre eigenthümliche Position zu befestigen, ihr Alter vor Entbehrungen zu sichern. Sie hat einige reiche Familien gefunden, bei welchen sie sich eingenistet hat, und ihr Wochenplan weist nunmehr keine Lücke auf. Sie hat kein Heim, verläßt am Vormittag ihr unfreundliches Zimmer, um bei A. zu diniren, dann bei B. zu spielen und bei C. zu soupiren, tritt Abends den Heimweg an, um am nächsten Tage drei andere Familien zu beglücken. Sie wird nicht als Gast betrachtet, Niemand gibt sich die Mühe, vor ihr seine schlechte Laune zu verbergen, und von der Dienerschaft wird sie mit verletzender Vertraulichkeit behandelt. Auch bei festlichen Anlässen ist sie immer eingeladen, sie nimmt dann der Hausfrau einen Theil der drückendsten Pflichten ab, wird neben irgend einer unangenehmen Persönlichkeit, die man nicht umgehen konnte, placirt und hat die Aufgabe, keine lästige Pause in der Conversation entstehen zu lassen. Als Begleiterin junger Mädchen, der erwachsenen Töchter ihrer Freundinnen, hat sie wieder hie und da einen Platz in den Logen der Theater, in eleganten Equipagen. Sie spielt mit den jungen Damen vierhändig, geht mit ihnen spazieren, besorgt die Correspondenz ihrer Mütter, macht billige Lieferanten ausfindig, erweist sich in jeder Art dienstbar und nützlich. So hat sie noch eine Eigenschaft, ihr ausgezeichnetes Gedächtniß, in den Dienst ihrer Freunde gestellt und macht sich ihnen dadurch wirklich ganz unentbehrlich. Sie ist ein wandelndes Nachschlagebuch, kennt die Genealogie aller Familien, alle Vermögensverhältnisse, alle intimen Beziehungen, alle Skandale. Kein Mädchen ist verführt, keine Frau ihren Pflichten abwendig gemacht, kein Mann durch den Luxus seiner Gattin ruinirt, kein Duell ausgefochten worden, keine Tänzerin hat mit einem kühnen pas die Schranken der Vorurtheile übersprungen, kurz, es gibt kein Sensationsereigniß, das sich in den letzten 15 Jahren zugetragen, von welchem ihr nicht Ursache, Dauer, Verlauf und sonstige Details bekannt sind. Sie vergißt nichts, sie verwechselt nichts, jede dieser Geschichten, jede dieser Personen hat einen kleinen Platz in ihrem Gedächtniß, und wenn Niemand von der rasch lebenden und rasch vergessenden Gesellschaft sich mehr derselben erinnert, erzählt sie diese Episoden auf Verlangen, mit allen Details, mit dem stimmungsvollen Colorit, das sie damals hatten, ohne daß dieselben durch die oft jahrelange Verpackung von ihrem Charakter, dem ihnen eigenthümlichen Duft, dem ihnen je nach dem Inhalt zukommenden haut goût irgend etwas eingebüßt hätten. Dank dieser eigenartigen Begabung wird die alt und häßlich gewordene Sidonie wirklich eine werthvolle Acquisition für ihre Gönner und erweist sich auch der Allgemeinheit nützlich. Ihr Leben ist also doch kein verlorenes gewesen.

Aus der Hauptstadt.

Die Eröffnung der Jubiläums-Kunstausstellung.

Der 23. Mai ist ein denkwürdiger Tag nicht nur für die junge Reichshauptstadt, sondern für das gesammte künstlerische Deutschland. Die von der Kgl. Akademie der Künste unter dem hohen Protectorate des Kronprinzen veranstaltete internationale Kunstausstellung in dem neu hergerichteten Landesausstellungspalaste ward von unserem Kaiser in Person an der Spitze der Staatsbehörden feierlichst eröffnet. Diesen ersten Versuch im Großen, dem zeitgenössischen Kunstleben in dem nordischen Sparta eine würdige Stätte zu weihen und auf einige Wochen das Bild einer zuvörderst für das Schöne lebenden Stadt zu bieten, begrüßen wir mit hoher Genugthuung. Berlin war bisher eine Stadt der Paläste, Kasernen, Schulen und Fabriken, aber keine Kunststadt wie das großartige Paris, das lebensfrohe Wien, das gemüthliche München. Unsere Kunsttraditionen sind verhältnißmäßig jung, kaum mehr als hundert Jahre alt. Im Jahre 1786 hatte Berlin seine erste Kunstausstellung, deren Jubiläum heute gefeiert wird, und die nachfolgenden trugen noch lange und fast bis in die neue Zeit den Charakter schüchterner, vereinzelter und wenig populärer Versuche, so Großes sich auch an die Namen eines Schlüter, eines Chodowiecki, eines Schadow, Cornelius, Rauch, Schinkel knüpfen mag. Berlin gewann nur mühevoll eine Kunst, eigene große Künstler, aber hatte kein Kunstleben und hat noch heute fast keinen Kunstmarkt. Auch nachdem die glorreichen Kriege den Grund zur jähen Größe der Stadt gelegt und der letzte Siegesheimzug vor Allem durch die Begeisterung der Künstler verschönt worden, auch da blieb die Kunst in Berlin noch als Aschenbrödel am Herde unseres nationalen Lebens. Wir müssen uns bescheiden, daß wir in einer eisernen Zeit leben, daß die Kunst und die Künstler nur auf sich selbst angewiesen sind oder wenigstens im öffentlichen Leben zurücktreten müssen. Schiller's Worte:

Kein augustisch Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst —

gilt namentlich von der Kunst in Berlin, so kunstsinnig auch Friedrich I., Friedrich Wilhelm III. und sein Nachfolger gewesen; der große König, nur für die technisch vollendetere französische Kunst empfänglich, gab der deutschen Kunst nur mittelbar einen mächtigen Impuls, und auch der Milliardensegen des Jahres 1871 ist unserer Kunst nicht so zu gut gekommen, wie sie es verdient hätte. Am ehesten hat noch die Architektur gewonnen. Die Siegessäule, die Nationalgalerie, die Museen für Kunstgewerbe und Ethnographie, das Polytechnicum, dann die Bauten für Eisenbahnen, Ministerien, Schulen, Spitäler und nicht zu vergessen die Post — das sind allerdings Symptome eines erwachenden Kunstinteresses, wenn es auch zunächst nur an das tägliche Bedürfniß anknüpft. Aber wie lange ließ der Reichstagsbau auf sich warten? noch bildet der Dom ein unwürdiges Glied der zukünftigen Kaiser Wilhelmstraße, die Museen der Königgrätzerstraße liegen in einer Sackgasse, und Berlin hat noch immer kein eigenes, würdiges Kunstausstellungsgebäude, wie es das kleinere München in seinem Glaspalaste schon seit Decennien besitzt. Es ergreift uns ein Gefühl der Beschämung, wenn wir bedenken, in wie unwürdigen Räumen bisher die Jahreskunstausstellungen untergebracht wurden. Wo mußte sich nicht überall der unwillkommene Gast beherbergen: im beschränkten Akademiegebäude

Digitized by Google

im Barackenbau am Cantianplatz; sogar im unfertigen Polytechnicum miethete sich einmal die deutsche Kunst zum Trockenwohnen ein. Diesmal, zur Jubelausstellung, geht es ihr besser, wenn auch das Ideal noch lange nicht erreicht ist. Durch den Ankauf des von der Hygiene-Ausstellung allbekannten Glaspalastes durch den Staat ist Berlin wenigstens in den Besitz eines Gebäudes für kleinere Ausstellungen gelangt, und wenn es sich auch nicht gerade zur Ausstellung von Gemälden eignet, so sind wir in unserer Genügsamkeit schon dankbar für das Gebotene. Besonders sind wir aber verbunden den Berliner Künstlern, welche das Menschenmögliche aufgeboten haben, um das Gebäude herauszuputzen, zu schmücken, zu einem ganz respectablen Palaste für die Kunst zu verwandeln. Höheres ließ sich unter gegebenen Verhältnissen kaum erreichen, und wer das spitze, tiefliegende, ungleiche Terrain zwischen Lehrter Bahnhof und Stadtbahn etwa anläßlich der Hygiene-Ausstellung betreten, wird jetzt angenehm erstaunt sein, was da Alles die opferfreudige Kunstbegeisterung mit vereinten Kräften zu gestalten gewußt hat. Möge dieser friedliche Wettkampf für die Entwicklung unserer Kunst, die Pflege des Ideals von Segen sein!

Der große Kuppelraum ist die Eintrittshalle, bestimmt für große monumentale Bilder. Daran reihen sich sechs stattliche Nebensäle mit Oberlicht, kleinere Nebensäle, eine Galerie mit Cabineten mit Seitenlicht. Den breitesten Raum nehmen naturgemäß die Beschickungen der Maler ein; die deutsche Kunst, zuvörderst die norddeutsche, ist nicht nur in ihren modernen Erzeugnissen vertreten, denn es handelt sich ja in zweiter Linie auch um eine Darstellung der gesammten deutschen Kunstentwicklung. Aber die Ausstellung hat überdies einen internationalen Charakter. Wie ein eigener Saal der Münchener Malerschule, ein anderer den Wienern eingeräumt ist, so nimmt England und Belgien je einen zweiten und dritten Nebensaal ein, während in den kleineren Sälen Italien, Holland, Spanien, Schweden untergebracht sind. Frankreich glänzt leider durch seine Abwesenheit. Die große Halle am anderen Ende des Palastes ist die Triumphhalle; Schadow's Friedrich der Große bildet dort sinnig den Mittelpunkt. Auch die Architektur nimmt mit ihren Modellen, Plänen, Aquarellen einen guten Platz ein; wir wünschen nur, daß er fleißiger besucht werde, als es sonst bei derlei Ausstellungen der Fall ist. Kupferstich, Holzschnitt und, wie billig, auch das Kunsthandwerk sind würdig vertreten. Aber das prächtige Füllhorn überquillt; die Kunst sendet ihre Bethätigungen auch noch über die Mauern des Hauptgebäudes hinweg. In dem schön angelegten Garten schimmern weiße Marmorbilder aus dunklem Laube hervor; besonders das Reiterbild Washingtons für Philadelphia wird viel bemerkt werden. In den Bogen der Stadtbahn hat sich die moderne Glasmalerei angesiedelt. Da und dort sind Zelte, Restaurationsräume. Im Ganzen sind über 2000 Aussteller durch über 4000 Werke vertreten. Fast 1200 Maler lieferten gegen 1600 Oelgemälde. Die plastische Kunst ist durch 200 Aussteller und gegen 300 Werke repräsentirt. Die Abtheilungen der graphischen Künste, der Architektur, der decorativen Künste erfreuen sich überaus reicher Betheiligung, und die historische Abtheilung, welche den Ueberblick über die vaterländische Kunstentwicklung ermöglicht, umfaßt über 600 Nummern und mehr als 200 Künstler. Also eine Fülle der Erscheinungen, wie wir sie auf diesem Gebiet in Berlin noch niemals hatten.

Eine eigene Ueberraschung erwartet den Besucher auf dem Wiesengrunde, wo zur Zeit der Hygiene-Ausstellung Gambrinus regierte und schmetternde Musik mit Becherklang und Tellergerassel sich mischte. Der Volkswitz taufte diesen Ort „das nasse Dreieck"; jetzt wird er sich bequemen müssen, ihn „classisch" zu nennen und ihm nur in heiliger Ehrfurcht zu nahen, denn dort erhebt sich als erhabenes Wahrzeichen ein Tempel des olympischen Zeus: eine stilvolle Schauseite, canellirte edle Säulen und darüber in polychromem Schmuck ein wirksamer Fries. Den Unterbau bildet in Originalgröße der Zeus-Altar von Pergamon, der hier zugleich von den Erfolgen unserer Alterthumsforschung Zeugniß ablegen soll. In dem Tempel erwartet den Besucher ein farbensattes, lebensprühendes Bild, das Panorama von Pergamon. Davor schießt ein schlanker Obelisk in die Höhe, der auf einem unserer öffentlichen Plätze aufgestellt werden soll. Geheimnißvoll liegt ein ägyptischer Tempel daneben, dessen Inneres fünf Dioramen unserer neuesten Errungenschaften enthält: die heiße Tropenwelt unserer Colonien thut sich den Blicken auf, und unser Mitarbeiter Karl Peters, der Präsident der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, ist dort zu sehen, wie er mit einem Sultan Blutsbrüderschaft trinkt. Und weil gerade vom Trinken die Rede: ein weit besserer Saft ist auch nicht fern. Am Fuße des Hügels winkt die Osteria, die anmuthige Künstlerkneipe. Reinhold Begas lieferte den Fries. Der Atelierhumor hat die Thürfüllungen mit lustigen Farbenskizzen bemalt, gerade wie im berühmten Hotel Pagano auf Capri, und hier wie dort finden wir dieselben Initialen, das immer willkommene „A. v. W." Anton v. Werner's. Mehr werden und können wir für heute nicht verrathen, denn wir wollten hier überhaupt nur auf die Genüsse vorbereiten und von der stattgehabten Eröffnung Act nehmen. Die Würdigung ist Sache unseres Kunstreferenten.

Offene Briefe und Antworten.

Deutschland in Südamerika.

In Nr. 5 der Gegenwart erschien ein Artikel über Auswanderung und Ackerbau-Niederlassungen in überseeischen Ländern, dessen Ausführungen, was die deutsche Colonisation speciell Südamerikas betrifft, nicht ganz den Thatsachen entsprechen. Im Gegentheil können wir hier constatiren:

1) daß hier bei uns ein strammer deutscher Geist herrscht;
2) daß man sich der zugetheilten Mission vollständig bewußt ist und
3) daß man unter keinen Umständen daran denkt, deutsches Staatswesen oder einen Staat im Staate nach Südamerika zu verpflanzen.

Wohl wird mit der Zeit die Kenntniß der deutschen Sprache in Südamerika aufhören, denn gegen Schul- und Gerichtssprache ist nicht aufzukommen, aber die Traditionen werden ewig bleiben. Und selbst wenn unsere Colonisten in vielleicht 100 Jahren nicht mehr deutsch sprechen, so ist es für das Stammland gewiß weit angenehmer und vortheilhafter, daß im Süden Südamerikas die Germanen, im Gegensatze zu den Romanen, selbst mit dem Verluste ihrer Sprache, tonangebend werden.

In den drei Provinzen Süd-Brasiliens: Rio Grande, Santa Catharina und Parana, wohnen heute weit über 200 000 Deutsche und deren Abkömmlinge, eine sehr achtungswerthe Anzahl im Verhältniß zur eingeborenen Bevölkerung, welche die Summe von 7 bis 800 000 nicht übersteigt. Da es nun keinem Zweifel unterliegt, daß in einem so schwach bevölkerten Lande (die drei Provinzen sind wohl so groß wie Deutschland und Frankreich zusammen) das einwandernde Element, jedenfalls bei der Bildung der Rasse, die einstens die vorherrschende sein wird, auf dem Wege des Kampfes ums Dasein von großem Einflusse sein wird, so halten wir es durchaus meist für eine Chimäre, gegründete Hoffnungen an die deutsche Einwanderung zu knüpfen, welche überall durch ihren Fleiß, ihre Ausdauer und wirthschaftlichen Tugenden sich auszeichnet.

Ein deutscher Abgeordneter im brasilianischen Landtag.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Eugen Peterson, Leipzig.

Soeben erschienen:

Rhein, Rön und Loire,

Cultur- u. Landschaftsbilder diesseits und jenseits der Vogesen

von

Herman Semmig, Prof. Dr.

27 Bogen, eleg. brosch. M. 5.

Parsifal

Scenische Bilder a. d. Bayreuther Parsifalaufführungen. Einz. autor. Ausg. in 9 Kunstblättern. Prachtausg. 20 M., Cab.-Ausg. 6 M. Beide i. reicher Goldmappe. (Verl. v. Alb. Unflad in Leipzig.) Andenken v. dauerndem Werth für Wagnerfreunde u. Besucher d. Festspiele. — Gleichzeitig erschien: **R. Wagner's Frauengestalten.** Folio-Ausg. 130 M., Pracht-Ausg. m. Text 20 M., Cab.-Ausg. 6 M. Sämmtlich in reichstem Einband.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Einen Lehrling

mit guter Schulbildung suche für meine **Buchhandlung.**

Kurstrasse 37. **F. E. Lederer.** (Ernst Seeliger.)

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlozer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken u. einzeln z. höchsten Pr. Kataloge m. Lagers liefere für 30 Pf. fro.

L. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Verlag von Hermann Costenoble u. zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Hochinteressantes Reisewerk!

Wanderungen eines Naturforschers

im ostindischen Archipel in den Jahren 1873—1883

von **Henry O. Forbes.**

Aus dem Englischen von Dr. med. **R. Teuscher.**

2 Bde. gr.-8. in eleg. Ausstattung, mit einer chromolithogr. Abbildung, zahlreichen Illustrationen u. 4 Karten. broch. 14 Mark, eleg. geb. 18 Mark.

Das Werk ist von bleibendem wissenschaftl. Werth u. doch auch für den Gebildeten hochinteressant und spannend geschrieben. Der Verf. berichtet über seinen Aufenthalt auf den Cocos-Keeling-Inseln, beschreibt ihren Bau, ihre Thiere, ihre Pflanzen, die atmosphärischen Erscheinungen 2c. Die 2. Abth. berichtet über Java. Die 3. Abth. behandelt Sumatra, die Lampongs u. d. Residentschaft Palembang. Die 4. Abth. führt nach Amboina, in dessen Inneres, nach Timor-Laut, einem bis jetzt fast unbekannten Lande. Die 5. Abth. berichtet über die Insel Buru u. den geheimnißvollen See des Inneren; die 6. Abth. schildert Timor, wo ein hochinteressanter Ausflug nach dem Inneren den Schluß bildet. Herr Professor Ernst Häckel hat „das sehr gut geschriebene und viel Neues und Originelles enthaltende Buch" für eine deutsche Bearbeitung empfohlen.

Hannover-Altenbeker Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 30. Sept. **Bad Pyrmont.** **Pferdebahn** zum Salzbade u. Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt

Fürstl. Brunnen-Direction.

In allen Buchhandlungen, Preis M. 7,50, 424 S. gr. 8°. Aus dem

Geistesleben

der Gegenwart, bunte Blätter von **Kuno Stommel,** Dr. phil., enthaltend u. A.: **Glauben wir noch an eine Vorsehung? — Das Glaubensprincip des Mittelalters. — Das Wesen der dramatischen Kunst. — H. v. Kleist pathologisch betrachtet. — Die Kunst gesund zu werden. — Die ungedruckte Notenausgabe der Reichsbank etc.**

Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf.

Im Verlage von **H. Barsdorf** in **Leipzig** beginnt zu erscheinen:

Floegel-Ebeling, Geschichte des Grotesk-Komischen.

3. umgearb. Auflage **mit 40 theils farbigen interessanten Abbildungen.**

Complet in 6 Lieferungen à 3 M.

☞ Das ganze Werk ist mit **blauer Farbe auf gelblichem Papier** gedruckt und auf das vornehmste ausgestattet.

Lief. 1 in allen Buchhandlungen vorräthig **und gegen Einsendung des Betrages auch direct von H. Barsdorf in Leipzig zu beziehen.**

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. **Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. **Mineralwasser-Versandt** in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Berlin und Wien

in den Jahren 1845—1852.

Politische Privatbriefe

des damaligen k. sächs. Legationssekretärs

Karl Friedrich Grafen Vitzthum von Eckstädt.

Mit einem Vorwort von Dr. Karl Müller.

gr. 8°. XXIII und 338 Seiten.

Eleg. brosch. M. 5. — Eleg. gebunden M. 6.—.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 5. Juni 1886. Band XXIX.

CORNELL UNIVERSITY
JUN 23 1886
Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Der interoceanische Canal. Von Rudolf Doehn. — Wenn denn, so sei's. Zeitgemäße kriegspolitische Betrachtungen. (Schluß.) — **Literatur und Kunst**: Vergleichende Sprachwissenschaft und Mythologie. Von Max Lorzing. — Ein naturalistischer Lyriker. Von F. Groß. — Vervielfältigende Kunst. Von Wilhelm Lübke. — **Feuilleton**: Die Rundreise. Von Emile Zola. — **Aus der Hauptstadt**: Eine russische Tragödin in Berlin. (Frau Elisabeth Goreva.) Von Max Behrmann. — Die Münchener Volksschauspieler. Von Z. — Inserate.

Der interoceanische Canal.

Von Rudolf Doehn.

Schon seit einer Reihe von Jahren bildet die Frage des interoceanischen Canals mit Bezug auf dessen hohe Bedeutung für den Welthandel ein stehendes Capitel in der europäischen und amerikanischen Tagesliteratur. Trotz der neuerdings bekannt gewordenen Versicherung, daß der Panamacanal des Herrn von Lesseps binnen 6 Jahren fertig gestellt sein werde, bleibt dies doch nach dem Urtheile vieler sachverständiger Leute immer noch eine Versicherung von sehr zweifelhaftem Werthe. Nicht viel besser erscheint das Project der Schiffseisenbahn des amerikanischen Capitäns Eads, der sich durch seine kühnen Bauten am Mississippi während des amerikanischen Bürgerkrieges einen nationalen Ruf verschaffte. Als drittes und verhältnißmäßig billigstes Unternehmen dieser Art darf endlich der von dem amerikanischen Admiral Ammen befürwortete Bau des Nicaraguacanals bezeichnet werden. In den Vereinigten Staaten ist man, namentlich durch die Ausführungen von Männern wie Defrees und Nimmo, vielfach zu der Ansicht gelangt, daß weder das Unternehmen des Herrn Ferdinand von Lesseps, noch die Schiffseisenbahn des Capitän Eads den erregten Erwartungen entsprechen kann und wird. Viel mehr Vertrauen setzt man auf den Nicaraguaplan, der in erster Linie allerdings den Vereinigten Staaten zum Vortheil gereichen würde.

Nach den aus Amerika zu uns gekommenen Nachrichten, die aus guter Quelle stammen, ist keine allzu große Aussicht vorhanden, daß das Eads'sche Schiffseisenbahnproject die Zustimmung der Bundeslegislatur finden wird, obschon Herr Eads weder Mühe noch Geld gespart hat, die Stimmen der amerikanischen Volksvertreter für sich zu gewinnen. Vorzugsweise macht sich im Bundessenate eine starke Opposition geltend, und es ist sogar äußerst fraglich, ob eine Majorität der das Handelscomité bildenden Senatoren für die betreffende Bill zu gewinnen sein wird. Die Haupteinwände, welche gegen die Bill erhoben werden, gehen erstens dahin, daß durch dieselbe die Leistungsfähigkeit der Schiffseisenbahn auf Fahrzeuge beschränkt werde, die mit ihrer Ladung nicht mehr als 4000 Tonnen wiegen; zweitens, daß die Subventionspflicht der Regierung der Vereinigten Staaten nach dem glücklichen Transport eines einzigen Schiffes von hinlänglichem Gewichte in Kraft treten soll.*) Hierbei ist nun zu beachten, daß der Isthmus von Tehuantepec, über den die Eisenbahn gehen soll, eine Breite von ungefähr 175—180 englischen Meilen hat und daß die denselben kreuzende Bahn an einer Stelle bis zur Höhe von 750—760 Fuß über dem Meeresspiegel steigen muß, während an anderen Stellen das Terrain meilenweit sehr sumpfige Strecken aufweist. Admiral Ammen und dessen Gesinnungsgenossen erklären nun auf das Bestimmteste, daß es eine thatsächliche Unmöglichkeit sei, schwer beladene Schiffe in größerer Anzahl und andauernd über eine Bahn zu transportiren, welche solche Terrainhindernisse aufweise. Man müsse, um derartige Steigungen zu überwinden, Locomotiven und Wagen von außerordentlicher Schwere und Stärke benutzen, und diese würde der sumpfige Untergrund wiederum nicht im Stande sein zu tragen. Außerdem wird hervorgehoben, daß die Gegend von Tehuantepec nicht selten von starken Stürmen und Erdbeben heimgesucht werde, die gar leicht ein im Transit befindliches Schiff umwerfen könnten. Ein einziger solcher Unfall würde hinreichen, der mit gewaltigen Mühen und Kosten zu Stande gebrachten Bahn das öffentliche Vertrauen zu entziehen. Die Bau- und Betriebskosten würden so groß sein, daß die Verzinsung des auf das Werk verwandten Capitals nur durch Erhebung ganz außerordentlich hoher Transportgebühren möglich gemacht werden könnte. Schließlich meint Ammen, daß Eads selbst nicht an die Möglichkeit eines dauernden Verkehrs in der ursprünglich beabsichtigten Weise glaube, sondern daß er durch das Hinüberschaffen eines einzigen Schiffes seine contractlich übernommenen Verpflichtungen erfüllt und sich einen rechtlichen Anspruch auf die von den Vereinigten Staaten und Mexiko geleistete Zinsgarantie erworben habe. Was den Punkt anlangt, daß die Schiffseisenbahn des Herrn Eads keine Schiffe transportiren könne, die mit ihrer Ladung ein Gewicht von mehr als 4000 Tonnen haben, so behaupten Sachverständige, daß fast sämmtliche größeren Kriegsschiffe und die großen Oceandampfer ein stärkeres Gewicht aufweisen, mithin nicht transportfähig wären. Es scheint demnach festzustehen, daß die das Schiffseisenbahnproject betreffende Bill in ihrer gegenwärtigen Fassung niemals zur Annahme gelangen wird, daß sie vielmehr, um den Beifall des Congresses zu finden, Abänderungen erfahren müßte, auf welche einzulassen Capitän Eads bisher keine Geneigtheit bekundet hat.

Unter diesen Umständen und der Möglichkeit, daß der

*) Seitdem Obiges geschrieben, hat der Handelsausschuß des Bundessenates die Incorporation der „Atlantic- und Pacific-Schiffseisenbahngesellschaft" des Herrn Eads mit einem Capital von 100 Millionen Dollars empfohlen; die Bahn soll aber binnen fünf Jahren hergestellt und im Stande sein, ein Schiff von 6000 Tonnen Schwere zu befördern. Aus einer solchen Empfehlung folgt indeß noch lange nicht die Annahme des betreffenden Berichts durch den Senat und das Repräsentantenhaus des Congresses, noch weniger die Bestätigung durch den Präsidenten. Die Möglichkeit einer solchen Annahme und Bestätigung ist jedoch nicht ausgeschlossen.

Digitized by Google

Lesseps'sche Panamacanal aller darauf verwandten Mühe und aller Reclame zum Trotz doch nichts als ein großartiger und kostspieliger Torso bleibt, muß sich, wie amerikanische Blätter meinen, die Aufmerksamkeit dem seit einiger Zeit vernachlässigten Nicaraguacanalproject wieder zuwenden. „Denn", so sagte u. A. kürzlich die in St. Louis im Staate Missouri erscheinende „Westliche Post" mit echt amerikanischem Unternehmungsgeiste, „das darf man ein für alle Mal als sicher voraussetzen, daß der Plan, einen kurzen und sichern Verkehrsweg über den Isthmus herzustellen, festgehalten und verwirklicht werden wird, und daß es sich nur darum handelt, die einfachsten Mittel zur Erreichung dieses Zieles zu finden. Wenn Lesseps und Eads scheitern, so tritt das dritte Project, der vom Admiral Ammen befürwortete Nicaraguacanal, in den Vordergrund, und läßt sich auch dieses Unternehmen nicht verwirklichen, so werden immer neue Pläne auftauchen, bis das Problem schließlich gelöst ist." Vor der Hand hat es, wie gesagt, den Anschein, als wenn das Nicaraguaproject die besseren Chancen für sich hat. Diese Route wurde im vorigen Jahre von dem Bundesingenieur Menocal an Ort und Stelle geprüft und vermessen, und in der Botschaft des Unionspräsidenten hieß es, daß die Ergebnisse dieser Untersuchung dem Congresse in der Form eines Berichtes mitgetheilt werden würden. Ueber die Gründe, warum diese Zusage bis jetzt nicht erfüllt worden ist, ob etwa die von amerikanischen Blättern, welche allerdings der republikanischen Partei angehören, behauptete Parteinahme des Präsidenten Cleveland für das Project des Herrn Eads dabei mitgewirkt — darüber ist uns nichts bekannt geworden. In den Vereinigten Staaten gibt man sich der Hoffnung hin, daß die kaum glaubwürdige, aber von einigen Seiten gebrachte Nachricht, ein deutscher Ingenieur verhandle im Auftrage seiner Regierung mit Nicaragua wegen Herstellung eines Canals, den Präsidenten Cleveland und den Staatssecretär Bayard „zu etwas mehr Eifer und Eile und zu recht großer Wachsamkeit anspornen werde". Wenn wir uns recht erinnern, hat Deutschland bereits vor mehreren Jahren einmal den Versuch gemacht, in Nicaragua eine Schiffs- und Kohlenstation zu gewinnen. Die angeknüpften Unterhandlungen, welche in Amerika nicht mit Gleichgültigkeit beobachtet wurden, zerschlugen sich damals vornehmlich aus dem Grunde, weil Nicaragua es für angemessen und nützlich hielt, auf die Vereinigten Staaten, auf deren Mitwirkung für die Ausführung des Canalprojectes es sicher rechnete, Rücksicht zu nehmen. Amerikanischerseits nimmt man an, Nicaragua hätte sich doch vielleicht herbeigelassen, Deutschland die gewünschten Concessionen zuzugestehen, wenn dieses einen recht hohen Preis dafür geboten hätte; allein hierzu war das Bedürfniß Deutschlands damals nicht dringend genug. Seit jener Zeit hat sich nun Manches geändert. Das Deutsche Reich hat in der Südsee Colonien erworben, zu denen der kürzeste Weg direct über Centralamerika führt, und für die Beherrschung eines solchen Weges würde es bei seiner mit Eifer getriebenen Colonialpolitik heute vielleicht von gewisser Seite her zu Opfern bereit gewesen sein, an die es früher nicht gedacht hat. Ferner kann die Gleichgültigkeit, oder richtiger die Abneigung, welche die Administration Cleveland's, möglicherweise mit Rücksicht auf den vielbesprochenen Clayton-Bulwer-Vertrag, dem Nicaragua-Canalprojecte gegenüber bekundet, nur die Wirkung haben, in Nicaragua Verstimmung hervorzurufen und die dortige Regierung geneigt zu machen, Offerten anzunehmen, die sie früher zurückgewiesen haben würde, so lange sie nämlich gegründete Hoffnung hatte, den ihr selbstverständlich sehr am Herzen liegenden Canalbau von den Vereinigten Staaten ausgeführt zu sehen. Wenn die amerikanische Regierung und der Congreß die Hände in den Schooß legen und nichtsthun, um ein Unternehmen zu Stande zu bringen, dessen Nützlichkeit sie selbst, das Volk der Vereinigten Staaten und viele andere Nationen anerkennen, so haben sie kaum ein Recht, sich zu beschweren, wenn eine andere Macht ihnen zuvorkommt und von Nicaragua diejenigen Zugeständnisse zu erwirken bemüht ist und thatsächlich erhält, welche sie selbst bei einem richtigen Vorangehen hätten haben können. Für eine richtige Würdigung des Nicaragua-Projectes ist es nicht ohne Wichtigkeit, zu wissen, daß, wie Admiral Ammen in einer an den Senatsausschuß für auswärtige Angelegenheiten gerichteten Eingabe erzählt, Ferdinand von Lesseps sich ursprünglich für die Nicaragua-Route entschieden hatte und daß es nur von einer einzigen Stimme im Staatssenate von Nicaragua abhing, daß später die Panama-Route gewählt wurde. Im Jahre 1879 hatte nämlich Herr von Lesseps nach dem erwähnten Schreiben von dem Präsidenten von Nicaragua bereits eine Concession erlangt, deren Bestätigung jedoch mit einer Stimme Mehrheit versagt wurde. Lesseps beauftragte darauf einen Agenten, nach Nicaragua zu gehen, um die Bestätigung dennoch zu erwirken, und er würde diesmal, nach amerikanischen Mittheilungen, sehr wahrscheinlich Erfolg gehabt haben, wenn nicht Admiral Ammen, der sich zu jener Zeit gerade in Paris befand, von dem Lesseps'schen Vorhaben unterrichtet worden wäre und nun seinerseits Schritte gethan hätte, um die Concession für sich zu erwerben, was ihm denn auch gelang. Am 30. September 1884 war aber der in dem betreffenden Abkommen festgesetzte Termin abgelaufen, und wenn nun Nicaragua jetzt einer deutschen oder einer anderen Compagnie dieselbe Concession ertheilen will, so steht einem solchen Vorangehen schwerlich ein Hinderniß entgegen.

Zum Schlusse mag noch bemerkt werden, daß s. Z. der frühere Präsident der Vereinigten Staaten, General Grant, lebhaft den Weg über die Landenge von Nicaragua empfahl. Der oben genannte Defrees, welcher die in Rede stehende Canalfrage mit großem Eifer studirte, war übrigens der Ansicht, die er durch eine große Menge von Zahlenberechnungen zu erhärten suchte, daß eine Wasserstraße durch Centralamerika für den Handel aller Nationen lange nicht den erträumten Vortheil haben würde. Einmal werde der Handel zwischen Australien und den westlichen Ländern Asiens einerseits und Europa andererseits vorzugsweise den Suezcanal als den kürzeren Weg benutzen, zweitens aber würden die Küstenstaaten der nordamerikanischen Union am Atlantischen Ocean den Löwenantheil an den etwaigen Vortheilen des zu bauenden centralamerikanischen Canals haben. Beachtet muß allerdings werden, ob der wachsende Verkehr durch den Suezcanal nicht eine Verbreiterung und Vertiefung dieses wichtigen Wasserweges nöthig machen wird; auch darf nicht vergessen werden, daß durch die nordamerikanische Pacific-Eisenbahn viele asiatische Waaren leichter und in kürzerer Zeit an die Küsten des Atlantischen Oceans befördert werden können, als dies etwa durch die den zu Stande gekommenen Panamacanal benutzenden Schiffe geschehen könnte. Die Zeit ist in unserem eilig vorwärts strebenden Zeitalter ein wichtiger Punkt in der Berechnung vieler Dinge.

Wenn denn, so sei's!

Zeitgemäße kriegspolitische Betrachtungen.

(Schluß.)

Nach diesen Gesichtspunkten besteht die Hauptlehre der Kriegsgeschichte in Darlegung des logischen Zusammenhanges von Kampfwillen, Kampftüchtigkeit und Kampferscheinungen historischer Kämpfe des Menschenthums in sich selbst (soweit dasselbe in collectiven Kriegspersonen Gestalt und Vertretung gefunden hat) behufs Dignitätserweis zum Weltregiment mittelst Entscheidung vergänglicher Güter (der Theilhaber) an unvergänglichen und mit der Maßgabe, daß jede Kriegsanstrengung zu Ueberwindung von Widerständen (im Selbst und Gegner) genau so viel zum Wohl des vertretenen Volksganzen beitrage, als dasselbe Maß von Anstrengung im Frieden dazu beigetragen haben würde (wenn auch in anderer Form). Welches die entsprechende Richtung im Frieden gewesen sein würde, geht die innere Politik an.

Zwei Dinge kommen hier zusammen, welche man theoretisch wohl zugibt, deren Folgen man aber, wo man Anstrengungen scheut, prattisch nur ungern zugibt. Gerade deshalb sind sie zu betonen. Nicht nämlich, daß wir meinten, der Satz, Krieg sei in universeller Fassung Kampf des Menschenthums mit sich selbst, sei sehr bestritten; aber man weicht gern einem dabei nöthigen politischen Proceß aus, den wir mit Periodicität der Spannungen bezeichnen möchten. Jedes Wachs-

Digitized by Google

thum — also auch das politische — bethätigt seine Lebendigkeit in einem periodischen Wechsel von Aufstreben und Entfalten, dem Wechsel von Endosmose und Esdosmose in allem Lebensproceß entsprechend — oder wie jeder Baum nur im Stamme hoch wird, und so weit er auch Aeste und Blätter entfalten möge, zwischen hindurch immer doch Stamm bleibt. Politisch genommen sind Perioden größerer Anziehung der Staatspflichten solche des Wachsthums des Staats als solchen, gewissermaßen des Staatsstammes. Von Zeit zu Zeit werden aber die Volkskräfte zu ihrer eigenen Entwicklung mehr sich selbst überlassen werden dürfen und müssen, bis neue Gesammtaufgaben herantreten und diese mit gewonnener Kräftigung der Glieder in sich neuen Lösungen entgegengeführt werden können. Solche Perioden sind diejenigen, in denen mehr die Volksrechte gepflegt oder betont werden. Gesundheit des Wachsthums verlangt, daß Beides: Anziehen und Gehenlassen (solches immer innerhalb einer Sphäre, welche noch das Zusammenziehen ermöglicht) Hand in Hand gehe. Nur „Eins oder das Andere" würde Krankheit erzeugen. Eine weise Regierung wird der Periodicität Rechnung zu tragen suchen, wenn auch der Wechsel sich erst in Generationen zu vollziehen braucht wie pflegt. Nun geschieht es aber häufig — namentlich von Republiken, daß man glaubt, die Staatskraft könne im Kriege auch ohne Anziehung der Staatspflichten hochkommen. Große Mißerfolge sind gewöhnlich die Folge. Oder die Machthaber — einsehend, daß es mit Betonung von Rechten in solchem Falle nicht weiter gehe, werden die grausamsten Tyrannen und Dictatoren, die ihre Feldherrn die Fehler eigener Theorie blutig entgelten lassen, oder die, sich über alle vorhandenen Rechte hinwegsetzend, neue Rechte und Gesetze doch nun anzunehmen sich gedrungen sehen — so lange sie sich in Gewalt zu halten vermögen. Man wird also in allen liberalen Parteien der Welt wohlthun, im Kriegsfall die politischen Anschauungen einzuschränken.

Der zweite Punkt betrifft das Hineinspielen des Gesetzes von „Erhaltung der Kraft" in die Kriege, desjenigen Gesetzes, wonach ein gewisses Quantum von Kraft dieselbe und unaufhebbar bleibt, in wie verschiedenen Erscheinungen sie auch verschiedene Materien anrege. Dasselbe gilt wie in der anorganischen Welt als physikalisches, so in der organischen als psychologisches Gesetz. Man kann darauf hin — wie von Wärmeäquivalenten — bei Kriegen auch von Tüchtigkeitsäquivalenten reden. Als solches im Kampfe des Menschenthums mit sich selbst ist diejenige Wirkung anzusehen, welche entsteht, wenn eine Person den Tod oder die bewußte Gefahr, für Andere zu sterben, im Selbst überwunden hat, und welche (Wirkung) nun, da dadurch bisher gebundene Kraft frei wird (ausgelöst wird) genau so viel Lebenswohl für andere Richtungen oder in anderen Medien erzeugt (der Person selbst oder Anderen) als mit demselben Mühemaß anderweitig verbunden gewesen wäre. Denn diejenige Kraft, welche zur Selbstüberwindung nothwendig war, geht mit dem etwaigen äußeren Hinfall der Person, d. h. ihres Leibes, nicht mit zu Grunde, vergeht nicht, schwindet nicht, sondern behauptet ihre Wirkung, wandelt sich nur auf Grund des Zusammenlebens mit Tausenden und Millionen in erfüllte, universelle Machtbedingung für diese Gesammtheit um — in tragende Leistung, tragendes Wohl. Daher der große Trost Fallender, der sie noch lächeln läßt, wenn sie im letzten Augenblick von Sieg oder Ruhm der Ihrigen hören. Die Gefallenen erarbeiteten Güter für die Ueberlebenden; und das Bewußtsein davon kann gewiß um so tröstlicher sein, je mehr sie die Ueberlebenden liebten. Ihr Ruhm bleibt auch derselbe, obwohl sie — aus anderen Gründen — an Mitgenuß der neuen Gegenwart nicht mehr theilhaben sollten. So vermittelt sich das Kriegsschicksal eines Volkes logisch, gerecht und zugleich physisch verständlich mit den Einzelschicksalen in den Massen. Es hat noch kein Volk gegeben, dessen Auftreten in der Geschichte nicht durch Kampf bezeichnet wäre, oder das ohne Kampf von der Weltbühne abgetreten wäre, — und in allen Kämpfen seines Daseins, so sie ehrenhaft, hochsinnig waren, nicht Culturvortheile davon getragen hätten, oder wenn sie es nicht waren, einbüßten. Ranke sagt einmal: „Das Göttliche in der Geschichte zu erkennen, das ist der Punkt, an dem die Erde haftet. Er läßt sie uns verstehen." — Handle man darnach!

So dürfen wir auch den Gipfel der Kriegsanstrengungen ins Auge fassen. Er dürfte in dem Satze gegeben sein: Das Heldenthum historisirt den Triumph. Er ist die Devise aller echten Kriegskunst. Daß solche so unsäglich selten erreicht wird, darf nicht überraschen. Napoleon rechnete nur 94 von Meistern geführte Feldzüge. Wir Deutsche haben 1864, 1866, 1870 welche hinzugethan. Was will dies sagen gegen die große Menge recht gräulicher Gebilde! Aber der Kriegsgenius hört nicht auf, zum Heldenthum zu treiben. Die Eigenschaft des Heldenthums eignet sowohl einzelnen Personen als Truppen, Armeen, Völkern je nach Erfüllung von Bedingungen. Es umschließt alle Kampftugenden — wir wollen sie mit „Männlichkeit" bezeichnen und besonders Entschiedenheit, Beständigkeit, Kühnheit dabei hervorheben — desgleichen alle Kampfpflichten — wir wollen sie mit „Hochsinnigkeit" zusammenschließen und namentlich Opferwilligkeit, Weisheit, Gottvertrauen hervorheben. Es setzt seine Zwecke in Erwerb höchster Kampfgüter, deren Gesammtheit im Triumph des Frieden entgegentritt. Er sucht sie in allem Zerstören, Ueberwältigen, Zwingen mit dem generell einfachsten, darum aber wirksamsten Mittel genau nur soweit zu erreichen, als sie noch solche Güter sind, aber auch bis sie es sind. D. h. der Held zerstört Widerstände, löst Organisationen auf, bezwingt feindliche Selbstbestimmung nur behufs unzweifelhafter Darlegung von Dignität im Verhältniß zum Widerpart, aber in versöhnlichem Sinne, so daß, wenn dem Werthverhältniß nach dem Maß der Weltordnung Genüge gethan wäre, er zum Frieden bereit sei. In diesem Sinne hat man gesagt, die Weltgeschichte sei das Weltgericht und der Sieger Vollstrecker der göttlichen Weltordnung. Ein ehrenhafter Gegner wird dem Helden Anerkennung nicht versagen, wird ihn achten, wird, selber Frieden beantragen, sobald er einsieht, der Held habe Richtigeres vertreten, das beste Wohl in Zukunft sei also sich solcher Richtung anzuschließen. Beide Gegner können sich versöhnen im Bewußtsein, daß einem Gedanken Gottes Geschichte geschaffen sei. Der Friede triumphirt über alle Widerwilligkeit, und der Held historisirte diesen Gang inmitten alles technischen und physischen Gewaltsturms als dafür beamtet, — dafür beamtet, einen unwahr gewordenen, ungerechten Friedenszustand zu einem wahreren, gerechteren Friedenszustand zu bringen, soweit solcher dem Menschenermessen erkennbar. Hochsinnige Männlichkeit allein wird auch immer den Beruf behaupten, Kriege zu ihrem relativ besten Ende zu geleiten. Gute Technik gehört dazu; aber auch die vollendetste ist nichts Erstes, verführt vielmehr leicht zum Virtuosenthum. Man wird Abenteurer, während der Held der echte Künstler, Kunstherr, Meister aller Kriegskunst bleibt und bleiben muß, soll Krieg nicht in allerlei Rohheit entarten und verwildern.

Es erübrigt hiernach, noch einen Blick auf die persönliche Zurechnung im Kriegsleben zu werfen, inwiefern dadurch möglichst günstige Erfolge gewährleistet sein könnten. Die Kriegsmoral gibt dafür Folgendes an die Hand: Man hat nur soweit und in der Richtung den sichtbaren Gegner zu überwinden ein Recht, als man diese Richtung in sich selbst schon überwunden hat und ihm darin vorausthat. Worin man unterlag, darin hat man sich schon früher als der Gegner aufgegeben. Erst in dem Maße, als man das höchste Soll in sich Macht geworden sein läßt, hat man Anspruch, solche Macht über Gegner zu verdienen. Es ist klar, daß wenn im Gesammtproduct persönlicher Leistung das physische zum intellectuellen zum moralischen Gebiet sich verhält wie 1 : 2 : 3, drei physische Leistungen oder zwei intellectuelle erst gleich einer moralischen sein werden — sowohl bei solchen unterster als oberster Ordnungen, also auch bei Effecten gleicher Ordnung in Bezug auf Vernichtungsgefahr. Daß im praktischen Leben die Technik dreimal mehr ins Auge fällt als der innerste Motor, ist gar nicht zu verwundern. Um deshalb ist sie aber immer noch nicht der entscheidendste Factor. Nun geschieht es häufig, daß man das Streben nach Macht verdammt, um sich für das Recht zu begeistern. Im Grunde liegt in solcher Gegensetzung nur ein Mißverständniß vor. Macht ist (wie gesagt) ein moralisch neutrales Gut, welches

Digitized by Google

erst im Maß von moralischer Nutzung moralische Qualität erhält. An sich bezeichnet sie nur den Umsatz irgend einer Qualität in quantitative Geltung für Zeit und Raum. Wäre das Recht ihr entgegengesetzt, würde es darauf verzichten, Macht werden zu wollen und damit selber die Qualität sittlichen Gutes verlieren. Denn solches Gut ist ohne Förderungsdrang, Geltung zu erringen, nicht vorhanden. In dem Momente aber, wo man das Recht herrschend sehen will, erstrebt man es eben schon als Macht. So kommt es, daß Rechtsfragen des suum cuique praktisch als Machtfragen entschieden werden können, daß Krieg auch kein Aufhören des Rechtszustandes besagt, sondern seiner Natur nach nur ein Umwandlungsproceß vorhandenen, unwahr gewordenen, gesetzlichen Rechts in ein anderes ist, nach Maßgabe, wie die alles Recht tragenden, lebendigen Grundelemente sich zuständig vor dem Tode erwiesen haben. Darum erlöscht auch im mörderischen Kampf das Rechtsbewußtsein nicht, er wird von demselben wohl gerade hervorgerufen. Das Beispiel des Verhältnisses von Macht und Recht in richtigem Verstande zeigt also, wie es wohl angehe, brutale Gewalt zu zähmen, zu Rechtsgewalt zu modeln, wenn man die thierische Begier in sich bewältigt. Aehnlich in anderen Verbindungen der Physis mit Ethik. Genug, die persönliche Zurechnung treibt zu höchster Anspannung physischer, intellectueller, moralischer Kräfte zugleich — aber unter Leitung letzterer, und gebiert dann das, was man mit dem Ausdruck: „Princip der stärksten Handlung" zusammenfassen kann.

Wir schließen. Worauf drängt nun dies Alles in dem gegenwärtigen Wehrzustande Deutschlands in Bezug auf einen nächsten Krieg hin? Wer sein Vaterland lieb hat, wer von ihm Lösung hoher Culturaufgaben erwartet, wem es Stätte seines eigenen Culturbodens ist und bleiben soll, der muß es zunächst in der Welt als Macht wollen, darf nicht zusehen, wie es Andere dazu machen, muß irgend etwas dazu mitthun, darf nicht davon zurückhalten. Es genügt aber auch nicht ein reiner Utilitarismus im Machtleben und Kriegsleben. Mit solchem würden wir Deutsche die Franzosen nicht schlagen. Diese Leute sind im technischen Gebiet häufiger praktischer oder doch entschiedener, gewandter, schneller bei der Hand als wir. Ziehen wir den Utilitarismus zum Dienst heran, soweit wir können, pflegen wir aber dem breiten, ertödtenden Materialismus gegenüber das Gebiet, in welchem uns Deutschen so leicht keine Nation der Erde gleichkommen brauchte, den Idealismus in den Kriegszielen. Nicht wohlgethan wär' es, den Soldaten von höchstmöglichem Streben zu rückhalten, es nicht thunlichst kräftigen zu wollen — in ihm, an welchen so unsäglich viel abschwächende, verwirrende, verneinende Mühen und Gedanken so wie so gewaltig herandrängen. Ist doch auch mit der Tragweite der Schußwaffen, der Schnelligkeit und Präcision des Schießens die Gefahrzone in Gefechten seit den Freiheitskriegen verdoppelt und wächst damit die Anforderung an die moralische Kraft, an den Feind persönlich heran zu wollen. Noch seit 1870 hat die Gefahrzone an Intensität zugenommen. Dieser Krieg ist also schon deshalb nicht als Norm anzusehen.

Männlichkeit in der Cultur ist nöthig, will letztere die Widerwärtigkeiten ihrer Entwicklung heldenhaft zu lösen fähig sein. Solche Eigenschaft fällt ihr in Bezug auf Massen nicht vom Himmel, sondern will von weither erzogen werden. Es ist durchaus richtig, was der französische Kriegsminister in der oben berührten Rede den Schülern von St. Cyr sagt: „Man muß stets bedenken, daß mit der von der modernen Strategie bedingten Verkürzung der Dienstzeit die Aufgabe des Officiers vor Allem die der Instruction ist. Vergessen Sie niemals, daß die Heere ein Herz wie einen Kopf haben, und daß die Erziehung des Soldaten mit seiner Instruction eng verknüpft sein muß." — Erziehung ist eben noch etwas Anderes als bloßes Wissen. Sie besagt praktisches Fördern in Bewußtem. Unter guter Erziehung verstehen wir stetiges, praktisches Fördern einer Aeußerungsanlage unter gerechter, consequenter Autorität in so hohen Zielen, daß der ganze Mensch davon in Anspruch genommen werden sollte. Versöhnlichkeit im Kampfwillen, Weisheit in Kampftüchtigkeit, Opferwilligkeit in den Gewalterscheinungen, Findigkeit und Entschiedenheit in den Situationen, Standhaftigkeit und Entschlossenheit im zeitlich Abmessen der Actionen (Terminiren), Kühnheit im Bezwingungsprozeß, Kriegskenntniß im Formenwesen, Kriegsfertigkeit im Ausrüstungs- und Waffenwesen, militärischer Geist für die Einzelpersonen aller Ordnungen möchten die nothwendigsten Eigenschaften sein, die in der Cultur miterzogen werden müßten, ihre universelle Dignität auch — wenn es nicht anders sein kann — gewaltsam darthun zu können. Aus Erziehung entstehen neue Massenanlagen, die vorher vielleicht nur wenig oder zerstreut vorhanden waren, und aus dieser neuen Disposition heraus wird erreichbar, was vorher unmöglich gewesen. Nähren wir den Soldaten mit allem Guten, Wahren, Schönen unserer Cultur, daß er davon wisse, und es den Gegnern auf dem Kampfplatz entgegen trage. Gebe man ihm nicht nur narkotische Tränke, sondern zum Sterben nachhaltige Kraft. Lasse man sich nicht von der Ansicht beirren, daß ein romanhafter Idealismus damit großgezogen werden werde. Es ist eine alte Erfahrung, man müsse das Beste erstreben, um das Gute erreichen zu können. Das Beste, worin die Menschheit gefördert worden ist, was sie überhaupt hat, stammt aus ihrem Idealismus. Allzuviel wird ja auch kaum erreicht werden. Aber trete auch hier und da ein Schwung über praktische Möglichkeit hinüber hervor, immer noch besser als die blasse, satte Apathie und Gleichgültigkeit oder Blasirtheit, die größere Feinde jeder hohen Leistung sind als der sichtbare Gegner. Culturarbeit ist selber schon Kampfarbeit gegen alles Minderwerthige. Unsere Zeit „braucht mehr Charaktere als Carriere" (sagt Carriere). Thun wir das Unsere — Jeder das Seine — daß die Männlichkeit deutscher Cultur diejenige Frankreichs übertreffe, und wir werden Frankreich schlagen. In hoc signo vinces!

Literatur und Kunst.

Vergleichende Sprachwissenschaft und Mythologie.

Von Max Lortzing.

Auf die Frage, welches die wichtigste Entdeckung des 19. Jahrhunderts bezüglich der alten Geschichte des Menschengeschlechtes sei, antwortet Max Müller im Octoberheft des „Nineteenth Century"*):

Sanskrit Dyausch-Pitar = griechisch Zeus Pater = lateinisch Jupiter (Diespiter) = altnordisch Tyr.

Dies bedeutet also: Unsere Vorfahren und die Vorfahren Homer's und Cicero's redeten nicht nur die nämliche Sprache wie das Volk Indiens, sondern sie verehrten auch eine Zeit hindurch die nämliche höchste Gottheit unter genau demselben Namen: Himmel-Vater, sie hatten allesammt einst den nämlichen Glauben. Diese eine Entdeckung hat unsere Urgeschichte ebenso vollständig umgewandelt wie im 16. Jahrhundert die Ketzerei des Copernikus die Astronomie.

Der einzig mögliche Ausgangspunkt für das Studium griechischer, römischer, deutscher, celtischer und slavischer Mythologie ist Dyaus und nichts Anderes, gerade wie die Sonne in ihrer Centralstellung der einzig mögliche Mittelpunkt aller wissenschaftlichen Astronomie ist. Aber vergleichende Mythologie beruht auf vergleichender Philologie und kann nur auf ihr beruhen, daher müssen wir mit dieser beginnen. Dieselbe hat sich zu drei verschiedenen Schulen entwickelt, zur etymologischen oder genealogischen, zur analogischen und zur psychologischen.

Indem man Sprachen wie Latein, Griechisch und Sanskrit verglich, gelangte man bald zu der Erkenntniß, daß sie in Wirklichkeit nur Abarten eines und desselben historischen Prototyps sind, daß sie auf einen gemeinsamen Ursprung hinweisen, und daß alle ihre Verschiedenheiten entweder durch lautliche Corruption oder durch dialektische Entwickelung erklärt werden müssen. Von einer gewissen Anzahl wurzelhafter und formaler Elemente ausgehend (letztere waren in einer früheren Periode selbst wurzelhaft), ist die etymologische Schule stets bestrebt gewesen, das System aufzufinden, nach

*) The Lesson of „Jupiter".

Digitized by Google

welchem sich diese Elemente zu Worten zusammensetzten, und die Gesetze zu bestimmen, welche die lautlichen Wandlungen dieser Wörter regeln, entweder in derselben Sprache oder in verschiedenen. Man behandelt diese Gesetze zuweilen als Naturgesetze, worunter man eben nur versteht, daß sie keine Ausnahme dulden, ausgenommen wenn sich eine solche durch neue Gesetze erklären läßt.

Hier muß drakonische Strenge obwalten, und jede Etymologie, mag sie noch so verlockend sein, ist kurz abzuweisen, falls sie gegen ein einziges lautliches Gesetz verstößt. Wie brillant erschien es z. B. einst, das sanskritische Samâsa, griechisch diaskeué, Anordnung, mit Homeros zu identificiren! Aber die Idee ward sofort wieder aufgegeben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ein s zwischen zwei Vocalen in einem griechischen Worte niemals als ein r erscheint. Wenn Alles stimmt bis auf einen einzigen Buchstaben, so würden doch die beiden Wörter nicht das Nämliche sein, sondern so von einander geschieden wie Himmel und Himâlaya, wie Atlas und Attila.

Die nächste Schule, die analogische oder dialektische, bemüht sich nicht, zu entdecken, was in derselben Sprache oder in verschiedenen identisch, sondern was in ihnen analog ist. Während die genealogische Schule alle verwandten Sprachen als Dialekte betrachtet, die sich aus einer gemeinsamen Ursprache heraus entwickelt haben, sieht die dialektische Schule jede Sprache als das Resultat einer vorausgegangenen unabhängigen Entwickelung an und ist solchergestalt im Stande, die Freiheit und den Wechsel sowohl in einzelnen Sprachen als in ganzen Sprachfamilien zu erklären, im Gegensatz zu den eisernen Gesetzen der lautlichen Wandlung. Hoch- und Niederdeutsch, Sanskrit und Prakrit sind unabhängige Sprachströmungen, die sich ebenso wenig auf eine gemeinsame Quelle zurückführen lassen, wie sich die wirkliche echte kleine Quelle des Nil oder selbst der Elbe mit Sicherheit bestimmen läßt. Allerdings entspringen sie in der nämlichen geologischen Schicht und verfolgen einen parallelen Lauf unter ähnlichen Bedingungen, aber sie fließen nicht in demselben Bett. Die Verschiedenheiten rühren nicht von dem Einfluß lautlicher Modification her, nach einem strengen Gesetz, sondern von der Freiheit dialektischer Entfaltung, die als Thatsache angenommen werden muß.

Wir kommen endlich zur psychologischen Schule. Nachdem die Vergleichung verschiedener Sprachen zu der Entdeckung großer Sprachfamilien geführt und die Principien festgestellt hat, nach denen die verwandten Sprachen zu analysiren und zu erklären sind, hat sie zuletzt eine noch viel weitere Aussicht eröffnet und vor unseren Blicken nicht nur Das enthüllt, was dem Griechischen und dem Latein, dem Hebräischen und dem Arabischen, dem Finnischen und Ungarischen gemeinsam ist, sondern was allen Sprachen gemeinsam und wesentlich ist, was in Wahrheit die Natur der Sprache im Allgemeinen und indirect auch die Natur des Denkens ausmacht.

Obgleich diese Art der Forschung, vergleichend im weitesten Sinne, auf die Entdeckung der höchsten philosophischen Wahrheit abzielt, so hängt sie bezüglich dieser Entdeckung nicht von abstractem Raisonnement ab, sondern unterscheidet sich von allen früheren Versuchen, eine Wissenschaft allgemeiner Grammatik und Logik aufzubauen, dadurch, daß sie ihre Stoffe ausschließlich von den Thatsachen hernimmt, welche ihr die unbegrenzte Zahl von Sprachen liefert, in denen sich die Macht des Sprechens und Denkens verkörpert hat. Die psychologische oder ethnopsychologische Schule bahnt also die Erklärung der intellectuellen Entwickelung an, die ihre äußere Form in der Sprache hat, und holt ihr Material ganz aus einem sorgsamen Studium der verschiedenen Sprachtypen, soweit diese dem Forscher in der Gegenwart zugänglich sind. Max Müller betrachtet dies als die Vollendung, als den Gipfelpunkt alles Dessen, was jemals auf den Namen Philosophie Anspruch erhoben hat, als die Lösung aller psychologischen, logischen und metaphysischen Probleme, endlich als den einzig wahren Schlüssel zu unserer Erkenntniß des Selbst. Dieser Zweig der Sprachwissenschaft scheint ihm indessen die Kräfte unserer Generation zu übersteigen und der Zukunft unserer Rasse anzugehören.

Wie die vergleichende Philologie, so läßt sich auch die vergleichende Mythologie in drei Zweige theilen, und zwar ebenfalls in die etymologische oder genealogische, in die analogische und in die psychologische oder ethno-psychologische.

Der etymologische Zweig der vergleichenden Mythologie stellt die Namen und Geschichten gewisser Götter und Heroen neben einander und sucht darzuthun, daß diese Namen von Prototypen herrühren, die gewissen Sprachfamilien gemeinsam sind. Da sie diese Namen nicht nur vergleichen, sondern identificiren will, so darf sie sich natürlich nur mit solchen Sprachen beschäftigen, von denen erwiesen ist, daß sie genealogisch zusammengehören. Diese Art der Forschung muß nothwendiger Weise fast ausschließlich Sache kritischer Gelehrter sein, wie auch ihr, selbstverständlich ganz etymologisches, Beweismaterial unter der Herrschaft der strengsten lautlichen Gesetze stehen muß. Wir haben es hier mit Thatsachen zu thun, die eine fast mathematische Genauigkeit gestatten.

Könnte bewiesen werden, daß Griechisch und Sanskrit keine gemeinsamen mythologischen Namen besitzen, dann wäre es mit der vergleichenden Mythologie im engen Sinne des Wortes vorbei. Wir könnten immerhin noch vergleichen, aber keine Götter und Heroen identificiren, die keinen gemeinsamen Namen, also auch keinen gemeinsamen Ursprung haben. Wir hätten alsdann nur morphologische Vergleichungen, die ja in ihrer Art sehr interessant sind, aber nicht, was wir für historische Zwecke brauchen, genealogische Identificationen.

Es ist unmöglich, zwei Gottheiten mit einander zu identificiren, wenn wir nicht im Stande sind, sie auf denselben Namen zurückzuführen und darzulegen, daß letzterer von demselben ursprünglichen Namengeber herrührt. Wenn nun aber das vorbereitende Werk des Etymologen gethan ist, wenn wir z. B. zeigen können, daß das sanskritische Ushas Dämmerung, das nämliche Wort ist wie das griechische Eos, daß das sanskritische Nis nur eine dialektische Varietät des griechischen Nyx, des lateinischen Nox und des deutschen Nacht, daß Dyaus, Zeus, daß Agni, Feuer, dasselbe ist wie ignis — was dann? Nun, dann haben wir zunächst den unwiderleglichen Beweis, daß diese Namen vor der arischen Trennung existirten, zweitens, daß, welches auch das Wesen sein mag, das den Trägern solcher mythologischen Namen in späteren Zeiten zuertheilt wurde, doch ihr ursprünglicher Begriff derjenige gewesen sein muß, den ihre Etymologie erschließt; drittens, daß Alles, was von ihnen in Gestalt von Erzählung und Sage gemeinsam in den Mythologien verschiedener Länder berichtet wird, vor der schließlichen Auflösung der arischen Familie bereits vorhanden gewesen sein muß.

Ist die Etymologie mythologischer Namen erst einmal befriedigend festgestellt, dann haben wir nicht nur den richtigen Ausgangspunkt für die Geschichte einer Gottheit oder eines Heros, sondern auch einen deutlichen Fingerzeig der Richtung, welche jene Geschichte von Anfang an verfolgt hat. Natürlich kann man die Geschichte mythologischer Götter und Helden studiren, ohne die Etymologie ihrer Namen zu kennen. Es gibt eine Menge ganz gewöhnlicher Wörter, deren Ableitung wir nie ergründen werden, weil sie einer Sprachschicht angehören, von der wenig oder nichts mehr übrig ist. Zumeist stammen sie aus den ältesten Formationen und liegen umher wie erratische Blöcke inmitten Erdbildungen späterer Perioden. Aber das sind gerade die Wörter, die volksthümliche Etymologie und Mythologie wachrufen, ebenso wie solche über eine Wiese verstreuten Blöcke die Dorfsage schaffen. Indem wir mit derartigen Wörtern zu thun haben, begreifen wir erst, wie schwierig es ist, ohne etymologische Führung den Ausgangspunkt und die erste Richtung eines Mythos aufzufinden. Wir tappen umher, können aber den Fuß nicht fest niedersetzen, wogegen wir, sobald uns die Ableitung bekannt ist, fühlen, daß wir die wahre Quelle unseres Flusses entdeckt haben, und wie sehr er sich auch hinterher krümmen mag, wir wissen, woher er sein echtes Leben schöpft.

Bei mythologischen Wesen ist ihr Allererstes ihr Name, und diese Namen enthalten die Begriffe derselben. So wurde Zeus geboren, sobald Dyaus, der Himmel, zum ersten Mal männlich angerufen und Vater genannt worden war, und seine ganze spätere Laufbahn ergibt sich naturgemäß von diesem

Digitized by Google

Ausgangspunkt. Deshalb muß das etymologische Gebiet der Mythologie geheiligter Grund und Boden bleiben, den Niemand mit unreinen Händen betreten darf. Ebenso wenig wie der Chemiker einem Bischof, und mag dieser noch so findig sein, erlauben wird, mit seinen Chemikalien zu experimentiren, darf der Etymologe einem Advocaten gestatten, und sei es der schneidigste Redner, mit Wurzeln, Suffixen und lautlichen Gesetzen Fangball zu spielen. Freilich kommen in chemischen Laboratorien Fehlschläge und sogar Explosionen vor, und auch philologische Laboratorien sind vor solchen Unfällen nicht sicher. Aber selbst eine Explosion ist nicht zu theuer bezahlt, wenn sie uns nur lehrt, was ihre Ursache war, und uns warnt, in Zukunft vorsichtiger zu sein. Nur der strengen Beobachtung der Lautgesetze hat es die vergleichende Mythologie zu verdanken, daß ihr die Achtung echter Gelehrten, classischer wie orientalistischer, zu Theil geworden ist.

In der Mythologie ist es also der Name, welcher den Gott macht und die eine Gottheit von einer anderen scheidet und unterscheidet. Der Name ist es allein, der unwandelbar bleibt, wie auch vieles Andere sich ändern mag, Wesen, Attribute, Sagen und Cult. Auf dem Namen allein, auf nichts Anderem, beruht jene Continuität, die nicht unterbrochen werden kann, die Jahrhunderte hindurch währt und die Mythologie von Ländern zusammenknüpft, die so weit von einander entfernt liegen, wie Indien und Island; auf der etymologischen Gleichheit der Namen allein basirt die Identität mythologischer Persönlichkeiten.

In dem frühesten Stadium mythologischer Benennung waren alle Namen ohne Zweifel mehr cognomina als nomina, zur Bezeichnung der Sonne oder des Mondes, des Himmels oder der Dämmerung, der Erde oder des Meeres. Ein jedes derselben hatte viele Namen, und es hing von Einflüssen, die absolut jenseits des Bereiches unserer Erkenntniß liegen, ab, ob dieses oder jenes cognomen zum nomen und damit zu einem neuen Mittelpunkt für cognomina werden würde. Diese Periode in der Entwickelung der Mythologie, die Feststellung der nomina und cognomina der Hauptgottheiten eines religiösen oder politischen Gemeinwesens, ist bis jetzt kaum in Erwägung gezogen worden, und doch muß ihre Einwirkung auf die Bildung und Organisation der Mythologie eine sehr bedeutende gewesen sein.

Vielleicht läßt dieses Problem keine ganz befriedigende Lösung zu, weil eben die Periode, in welcher die Krystallisation der alten Götternamen stattfand, außerhalb unserer Erkenntniß und fast auch unserer Conjectur liegt. Aber man muß dabei bedenken, daß jede organisirte Mythologie nothwendiger Weise eine solche Zeit zu durchlaufen hat, und daß besonders in Griechenland die wohlgeordnete olympische Mythologie, wie wir sie im Homer vorfinden, eine mehr chaotische Periode voraussetzt. Hoffentlich liefert uns die Mythologie mit der Zeit einen Faden, der uns befähigt, den Weg durch die dunklen Kammern des ältesten mythologischen Labyrinthes zu verfolgen, und wir können es auch jetzt schon als Regel hinstellen, daß jeder Name, ob nomen oder cognomen, der eine physische Auslegung gestattet, wahrscheinlich das Resultat eines unabhängigen schöpferischen Actes ist und factisch einen individuellen mythologischen Begriff verkörpert, der eine Zeit lang wenigstens, wenn auch nur eine kurze, sich einer unabhängigen Existenz erfreut hat. Hieraus folgt zugleich, daß keine Etymologie eines mythologischen arischen Namens annehmbar ist, wenn sie nicht den ursprünglich physischen Charakter des Gottes enthüllt.

Man findet wohl nicht bloß in der griechischen und römischen Mythologie, sondern fast in jeder Religion Gottheiten, welche die Sonne versinnbildlichen, wie sie die Aufeinanderfolge der Jahre, Jahreszeiten und Monate bestimmt, jeden Frühling das Leben der Natur erneut u. s. w. Aber obschon wir dieselben vergleichen können, so müssen wir uns doch davor hüten, sie zu identificiren. Und hier liegt der Hauptunterschied zwischen der etymologischen und der analogischen Schule der vergleichenden Mythologie; denn letztere vergleicht Mythen und Sagen, ohne sie zu identificiren. Wie die etymologische Schule, beschränkt sie sich auf die Mythen verwandter Sprachen, nachdem sie aber gezeigt hat, wie viel verschiedene Namen und Personificationen sich an die Hauptgegenstände eines mythologischen Gedankens anknüpfen können, an Mond, Sonne, Himmel, Erde, Feuer, Wasser, Sturm und Blitz, und auf wie viel verschiedene Arten die nämliche Geschichte dieser polynomen Gegenstände sich erzählen läßt, geht sie an eine Vergleichung von Mythen, die, obwohl nicht identisch dieselben, doch dem nämlichen gemeinsamen Stratum entsprungen sein müssen. Sie nimmt also von einem viel weiteren Areal des mythologischen Denkens Besitz, dem gemeinsamen Eigenthum einer Rasse, als ihre rein etymologische Collegin es kann. Dieser analogische Prozeß hat seine Gefahren wie alle rein morphologischen Vergleichungen, nichtsdestoweniger bildet er eine fast unentbehrliche Ergänzung zur genealogischen Behandlung der Mythologie.

Während jene beiden Schulen sich auf eine Vergleichung derjenigen Mythologien beschränken, die uns in Sprachen überliefert sind, welche durch das Band gemeinsamen Ursprunges zusammengehalten werden, verfolgt die psychologische oder ethnopsychologische Schule ein höheres Ziel: sie umfaßt die Mythologien der ganzen Menschheit. Es ist dies ein überaus fesselndes, zugleich aber auch ohne Zweifel gefährliches Studium, wenn es nicht durch Männer von gelehrtem Instinct und historischem Tact betrieben wird. Sein Reiz besteht nicht nur in der Entdeckung der überraschendsten Uebereinstimmungen in den Mythologien, in den Sitten und Ueberlieferungen entfernt von einander wohnender oder der Zeit nach weit geschiedener Rassen, civilisirter und uncivilisirter, alter und neuer, sondern auch in der Auffindung der allgemeinen Beweggründe, durch die sich allein derartige Aehnlichkeiten erklären lassen. Sie wird in der That zu einer geschichtlichen Psychologie der menschlichen Rasse, zu einer Völkerpsychologie und verspricht mit der Zeit Resultate von höchstem Werth, nicht nur für den Historiker, sondern auch für den Philosophen.

„Die Frage der Mythologie", sagt Max Müller, „bildet einen Theil der Philosophie der Sprache und wird nicht eher ganz gelöst werden, als bis wir begreifen, daß das erste und letzte Wort in aller Philosophie einzig und allein von der Sprachphilosophie gesprochen werden kann."

Diese Behauptung klingt nun allerdings etwas kühn, und es will uns bedünken, daß Max Müller hier in den Fehler so manches Gelehrten verfallen ist, der seine Wissenschaft, die er mit solcher Liebe pflegt und um die er sich unsterbliche Verdienste erworben hat, für die höchste ansieht. Indessen leidet dadurch seine geistvolle und scharfsinnige Beweisführung, seine organische Eintheilung, Parallelisirung und Definition der vergleichenden Philologie und Mythologie keineswegs. Während nach ihm der Sprachphilosophie die Lösung aller psychologischen, logischen und metaphysischen Probleme vorbehalten ist, gilt ihm der ethnopsychologische Zweig der vergleichenden Mythologie nicht so viel, wenn er auch von ihr mit der Zeit sehr werthvolle Resultate erwartet, er legt vielmehr ungleich mehr Gewicht auf den etymologischen Zweig. Um diese seine Ansicht verstehen und würdigen zu können, müssen wir ihm in seiner geistigen Werkstatt einen Besuch abstatten und ihn bei der Arbeit beobachten. Es mögen deshalb hier einige seiner Untersuchungen Platz haben, jedoch nur im Auszuge und mit Weglassung alles Polemischen.

Das deutsche Wort Tag kommt von der Wurzel dah, brennen, und das sanskritische ahan, Tag, leitet Müller von einer parallelen Wurzel ah ab. Ist nun ahan Tag, so kann Ahanâ nichts Anderes sein als Dämmerung, und wie wir von ahan das Wort Ahanâ erhalten, so ergibt sich aus dahan das Wort Dahanâ. Das h in den sanskritischen Wurzeln ist der neutrale Repräsentant von gh, dh und bh; so wird aus also aus Dahanâ variirt Dabhanâ = Daphne, was somit ursprünglich die Brennende, die Helle bedeutet. Wissen wir nun, das Phoibos die Sonne war und Daphne die Morgendämmerung sein konnte, so ergibt sich mit Leichtigkeit der Sinn der griechischen Mythe, wie die Dämmerung vor dem Sonnenball flieht und verschwindet, als er sie zu umarmen trachtet.

Warum glaubte man nun aber von der Daphne, sie habe

Digitized by Google

sich in einen Lorbeerbaum verwandelt? Der Lorbeer ist ein sehr leicht brennbares Holz und wurde deshalb daphne, Feuerholz, genannt; wir haben hier also den nicht seltenen Einfluß der Sprache auf das Denken, wie z. B. der Name Oxford das Wappen lieferte, auf welchem ein Ochs eine Furth passirt.

Jetzt läßt sich aber auch Ahanâ mit Athena zusammenstellen, und gegen diese Verwandtschaft ist lautlich absolut Nichts einzuwenden. Sowohl Athena als Daphne scheinen somit ursprünglich Morgendämmerung bedeutet zu haben, was mit der Geburt jener Göttin aus dem Kopf des Zeus recht gut zusammen stimmt. Trotzdem sind Beide nach Müller nicht ein und dieselbe Gottheit gewesen; sie entsprangen aus der Vorstellung der Morgendämmerung, doch während der eine Name sich zu einer olympischen Göttin entwickelte, blieb der andere auf einer früheren Stufe der Entfaltung stehen und ward zu einer Heroine, der Geliebten des Apoll, welche, gleich der Dämmerung, den Umarmungen der aufgehenden Sonne entflieht und verschwindet. —

Die lautliche Identität der Namen Haritas im Sanskrit und Charites im Griechischen liegt auf der Hand, doch sind die ersteren die Rosse der aufgehenden Sonne, wogegen die letzteren in gar nichts an Pferde erinnern. Die Wurzel har bedeutet glänzen, glühen, aus der sich Wörter mit den verschiedensten Bedeutungen, wie Hitze, Sommer, mitleidig gebildet haben, darunter auch haryaea, wünschenswerth, gratus. Die Begriffe des Leuchtenden, Glühenden, Heißen modificiren sich derartig, daß sie Wärme und Freundlichkeit des Herzens, Mitleid, Wonne, Liebe, Scham und auf der anderen Seite auch Trotz, Zorn, Mißvergnügen ausdrücken können. So lassen sich ohne Schwierigkeit die griechischen Wörter charopos, hellängig, chairo, ich freue mich, chara, Freude, charis, Glanz, Anmuth, von einer und derselben Wurzel har ableiten, von der im Lateinischen gratus und gratia herrühren. Im Sanskrit sind die Haritas niemals etwas Anderes gewesen als die Pferde (die Strahlen) der aufgehenden Sonne, im Griechischen haben sie sich in die Charites, die Huldinnen, verwandelt. —

Max Müller hat nachgewiesen, daß das sanskritische sarad, Herbst oder Jahreszeit der Reife, und die Göttin Ceres lautlich identisch sind. Sarad kommt von der Wurzel sar, heizen, kochen, reifen, wovon das griechische Wort karpos, die reife Frucht und das lateinische corpus, die reife Frucht des Leibes. Von der nämlichen Wurzel stammt das deutsche Herbst und das englische harvest, Ernte. Ernte, Furche, Feld, Tage und Jahreszeiten wurden sehr früh zum Range von Göttinnen erhoben, wie man aus den Anrufungen derselben durch die Brahmanen bei den häuslichen Opfern ersieht. Alles, was von der Ceres als einheimischer italischer Göttin erzählt wird, läßt sich vollkommen durch diesen ihren etymologischen Charakter erklären, und damit ist die Arbeit des vergleichenden Mythologen erledigt. Ihr Aufgehen in die griechische Demeter und Alles, was sich daraus entwickelt, gehört in das Gebiet des classischen Gelehrten.

„Das copernikanische System ist wahr", schließt Max Müller seine hochinteressante Abhandlung, „obwohl es noch einige Fidschi-Insulaner gibt, die daran zweifeln. Doch wenn wir für praktische Zwecke glauben, obschon wir niemals im Stande sein werden, es zu beweisen, daß in der Spectralanalyse die nämlichen Linien das Vorhandensein der nämlichen Elemente sowohl in der Sonne als auf der Erde anzeigen, so müssen wir uns mit der Lehre des Jupiter, wie sie ist, zufrieden geben und überzeugt sein, daß eine arische Sprache existirte, bevor ein Wort Sanskrit, Griechisch und Latein gesprochen ward, und daß es eine arische Mythologie gab vor einer Aeneide, einer Ilias oder einer Veda."

Ein naturalistischer Lyriker.

Von F. Groß.

Unter den übermächtigen Schauspielen, welche die Natur uns bietet, gehören unstreitig die Lebensäußerungen des Meeres zu den großartigsten. Die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit in der Monotonie übt auf den Menschen einen unsäglichen, in Worte nimmer zu fassenden Zauber, und wer nicht alle Empfänglichkeit verloren hat, der wird das Meer als ein täglich sich erneuerndes, unsagbar reizvolles Wunder betrachten. Ist's ein Wunder, daß die Poeten es allezeit gefeiert, daß sie allezeit sich bemüht, seine Pracht zu preisen, zu schildern, zum Zwecke künstlerischer Darstellung einzufangen? Ist's ein Wunder, daß gerade die Dichterseele mit Entzücken den Jubelruf ausstößt: „Thalatta! Thalatta!"? Auf welche Literatur wir auch blicken mögen, in jeder begegnen wir unzähligen Verherrlichungen des Meeres, und diese werden fortdauern, so lange es einen Dichter geben wird mit offenen Sinnen für eine der gewaltigsten Erscheinungen . . . „Thalatta! Thalatta!" ruft auch der französische Dichter, von dem ein neues Werk uns vorliegt: Jean Richepin, der Autor von „La chanson des gueux", „Les blasphèmes", „La glu", „Nana Sahib", Epiker, Lyriker, Erzähler, Bühnenschriftsteller, und das Alles mit spectaculösem, die Aufmerksamkeit provocatorisch auf sich ziehendem Gebahren. Vor einiger Zeit*) habe ich an dieser Stelle Mittheilungen über Richepin's literarische Figur gemacht, und da sich mittlerweile seine Physiognomie nicht geändert hat, darf ich wohl einige Worte aus der damals gegebenen Charakteristik wiederholen: „Die Frage nach Richepin's innerer Bedeutung ist rasch zu erledigen: überquellende Fülle von Bildern und Gedanken; eine pompöse Rhetorik, die an Victor Hugo gemahnt; glühendes Temperament; weitblickender Geist einerseits — dagegen andererseits: Mangel an Einfachheit und Natürlichkeit; theatralische Pose; Liebäugeln mit bloßen Aeußerlichkeiten; phänomenale Selbstüberhebung; die Sucht, in jeder Silbe, in jeder Bewegung anders zu sein als die übrigen Menschen, offenkundige Absicht, um jeden Preis Lärm zu machen". Von diesem Signalement habe ich kein Wort zurückzunehmen. Hinzufügen aber möchte ich, daß Richepin in seinem eben erschienenen Bande: „La mer" (Verlag von Maurice Dreyfous in Paris) das gesteigerte Bestreben verräth, sich als Realist, als Vertreter der auf lebenswahrste Genauigkeit und Sachlichkeit abzielenden Richtung aufzuspielen. Auch er hat sich dem Einfluss der herrschenden Schule nicht entziehen können, nicht entziehen wollen. Er schildert nur, was er mit eigenen Augen gesehen, er schildert es mit minutiöser Genauigkeit so, wie er es gesehen hat, und dabei schreckt er vor keiner Ungeheuerlichkeit, nicht vor der letzten Consequenz zurück. Er nennt Alles beim Namen, und klinge dieser auch noch so unangenehm. In reclamehaft zugestutzten Biographien wurde über ihn berichtet, daß er Ringkämpfer in Jahrmarktsbuden, Matrose, Lastträger, Chansonettensänger gewesen, bevor er sich der Dichtkunst zugewendet. Er beruft sich darauf, daß er in die Annalen seines eigenen Lebens greife, daß er nichts erfinde, — die französischen Realisten treten bekanntlich mit Ostentation den Wahrheitsbeweis an —, und wenn er nun sein Matrosenthum dichterisch verwerthet, so weist er darauf hin, daß er das Meer nicht als müßiger Tourist kennen gelernt, sondern als Einer, der während harter Arbeit dessen intimste Eigenschaften beobachtete, seine Stimme Tag und Nacht mit einem echten und rechten Seemansohre belauschte. Das Matrosenkauderwälsch zu gebrauchen — „parler mathurin" — ist ihm ein Bedürfniß, er sagt statt „la mer" gerne „la mé", er identificirt sich mit dem Gedanken- und Seelenleben, mit der ganzen Ausdrucksweise derjenigen, die auf dem Meere eine zweite Heimath gefunden, und hie und da stimmt er Lieder an, wie sie in Matrosenkneipen gesungen werden — ja, sein Singen artet zuweilen in Gröhlen aus, und wir mögen uns versucht

*) In Nr. 28 der „Gegenwart" 1884.

Digitized by Google

fühlen, ihm zu rathen, er solle an Bord gehen und in seiner Koje die Folgen eines allzu ausgiebigen Grog-Consums verschlafen. Auch wenn man nicht für höhere Töchter schreibt, darf man es nicht wagen, in einer deutschen Zeitschrift den Inhalt jener Lieder auch nur flüchtig zu skizziren. Solche Skizzirung wäre selbst vom literarisch-kritischen Standpunkte aus — der ja sonst Vieles entschuldigt — überflüssig, denn sie trüge nichts dazu bei, in diesem Falle das Wesen des Dichters in kennzeichnender Weise zu beleuchten. Dagegen wäre es ein unverzeihliches Beginnen, bei Betrachtung der zeitgenössischen Literatur Frankreichs ein Werk wie „La mer" unerwähnt zu lassen. Es spricht sich in diesem eine kräftige Individualität in eigenartigen Lauten aus; nichts ist nach der Schablone zugeschnitten; die Sprache erhebt sich oft zu einer imposanten Macht der plastischen Bildnerei; in so mancher Strophe ertönt in der That, in Worten wiedergeboren, das Rauschen des Oceans; und im Großen und Ganzen müssen wir erkennen, daß die elementare Sprache des Meeres noch keinen beredteren Dolmetsch gefunden, als eben Jean Richepin. Diese Gedichte branden und tosen und heulen, sie zeigen sich jetzt vom wilden Orkan gepeitscht und jetzt spiegelglatt, sonnbeglänzt, sanft und lächelnd wie die ruhige See. Den Wellen sind sie entstiegen, und in die Wellen tauchen sie unter. Sie finden die höchste Schönheit in dem geheimnißvollen Weben der Fluth, und von den antiken Gottheiten gilt ihnen die kyprische Aphrodite als die theuerste, weil sie aus dem Schaume des Meeres geboren worden. Das innige Verhältniß des Dichters zum Meere drückt sich am deutlichsten aus, wenn wir Anfang und Ende seines Buches betrachten. Dort die Beherztheit, mit welcher er an seine Aufgabe herantritt; hier die Erkenntniß, daß er Unmögliches gewollt, untermischt mit der Freude darüber, daß er, es zu wollen, den Muth besaß ... In zehn Sonetten, welche als Vorrede dienen, erklärt er es für ein geradezu wahnsinniges Beginnen, die Sprache zum getreuen Echo der See machen zu wollen — „de faire dans des mots tenir la mer vivante" —, und doch feuert er sich selbst mit der Bemerknng an, in einem Tropfen Wasser erglänze das ganze Firmament, der ganze Ocean rausche im Grunde einer Muschel. „En style familier" erbittet er sich vom Leser dessen Segenswünsche für die dichterische Meerfahrt. Er sei übrigens kein gekünstelter Seemann, kein „marin d'eau douce", nein, er habe auf dem Schiffe einen Theil seines Lebens verbracht, er habe, den Matrosenhut auf dem Kopfe, zu den Sternen emporgeblickt. Er male keine Phantasiebilder, er habe sich seine Kenntniß des Meeres nicht etwa aus Büchern zusammengelesen. Und doch bedrücke ihn die Erinnerung an ein Buch ...

Wir errathen auf der Stelle, daß er „La mer" von Jules Michelet meint. Welch ein Unterschied zwischen den beiden Autoren! Man vermag kaum gleichzeitig an Beide zu denken. Wenn sie denselben Stoff behandeln, so muß er sich unter ihren Händen gar verschiedenartig gestalten. Michelet, der somnambule Schwärmer, der Sätze hingestellt hat wie: „La femme est une religion", spricht in seinem getragenen Sehertone von dem Meere, das ihm reichlich Anlaß bietet, pantheistische Theorien schwärmerisch zu verkünden. Die Liebe, welche für ihn die Seele der Welt ist, er findet sie auch im Meere wieder, und das drückt er geradezu ekstatisch aus. Richepin, der in den „Blasphèmes" die Absicht kundgibt, Gott, Schicksal, Natur u. s. w. zu züchtigen, speciell Gott aber — zu ohrfeigen, und der sich in „La mer" als „tueur de Dieux" proclamirt, geht andere Wege als Michelet. Er kennt des Letzteren Popularität, er weiß, daß man ihn fragen werde: „Willst Du es besser machen als Michelet?" Darauf gibt er zu verstehen, Niemand dürfe das Meer für sich allein reclamiren, es gehöre Jedem, weil es Niemandem gehöre. Michelet habe eine schöne Sprache. „Aber die deinige, o Meer, ist herrlicher, wenn der brünstige Sturm dich in dein mit Geifer bedecktes Maul beißt, wenn er dich bei den Armen packt, die Haare dir ausreißt und sie weithin verstreut wie ein Büschen Gras ... Eine schöne Sprache! Aber die deinige, o Meer, ist schmeichelnder, wenn die untergehende Sonne auf dich sich lagert, dein Körper unter ihren Liebkosungen schauernd dahinstirbt und du, während die Geräusche langsam verstummen, kraftlos und in wiegender Trägheit einschläft und singende Träume von Küssen dich umgaukeln." Michelet habe ihm viel zu sagen übrig gelassen, und überdies besitze er, Richepin, Eines, was Michelet abgegangen: den Vers. Dieser sei eine schaffende Gottheit. Ein Zauberer, könne er Formen, Farben, Töne, Körper und Seelen bilden. Die Prosa sei ein Landvogel, der Vers fliege und schwimme. „Zieh' aus, meine Möwe!" ruft Richepin seinem eigenen Verse zu. Die Möwe folgt seinem Befehle, aber endlich kehrt sie wieder heim, und der Dichter sagt sich, sein Ziel sei unerreicht geblieben. „O, Verse", läßt er sich vernehmen, „ihr habt meine Erwartung getäuscht. Die glänzendsten Farben, die leuchtendsten Worte, wie sind sie kalt, bleich und unbestimmt, verglichen mit dem Meer, das sie in ihrer Ohnmacht malen wollten!" Und weiter: „Festlich gehoben, begann ich meine Arbeit, jetzt verwünsch' ich mich selbst". Er sieht ein, daß er, der arme Reimschmied, sich in dem Zweikampfe mit dem Meere vergebens versucht habe. Seine Verse erscheinen ihm wie getrocknete Uferkiesel, von denen jeder Tropfen Meeres geschwunden ist ... In einem darauf folgenden Gedichte findet er, sein Wagniß sei schon genugsam durch das bloße Bewußtsein belohnt, daß er jenen Zweikampf überhaupt unternommen habe. In einem letzten Gedichte vergleicht er sein Buch mit den Mittheilungen, welche Schiffbrüchige in einer Flasche zu bergen und dann dem Meere anzuvertrauen pflegen, damit es sie irgendwo hintrage, wo Menschenhand sie vielleicht finde. So schicke er nun seine Verse aus, und er hoffe, daß man sie eines Tages an einer Küste der Zukunft finden werde ... Ouverture und Finale, wie ich sie hier angedeutet, bilden den Rahmen, in welche Richepin ein Marinebild von erstaunlichem Reichthume an Abwechselung einfügt. Wie gesagt, er erleichtert sich seine Sache gewissermaßen, indem er die Sprache der Matrosen anwendet, zu deren Entschuldigung er vorbringt, die Worte, die auf der See entstanden, müssen nach Meersalz riechen. Aber nicht nur in der Rede, sondern auch in der Sache vermag er, ganz und gar Seemann zu sein. Er fühlt wie etwas Selbstverständliches den intimen Zusammenhang, der sich zwischen dem Meere und den Menschen herstellt, die auf ihm ihr Dasein verbringen. In dem Gedichte „Der Schwur" läßt er eine Greisin erscheinen, welcher das Meer alle die Ihrigen geraubt hat. Nur ein kleiner Enkel ist ihr geblieben. Sie fürchtet, er werde nach ererbter Seemannsart auch hinauswollen auf das große Wasser. Sie haßt das Meer, das räuberische; sie beschimpft es, zornig bewirft sie es mit Steinen. Den Knaben warnt sie, sagt ihm voraus, das tückische Element werde auch ihn eines Tages anlocken, er möge dann widerstehen. In diesem Gedichte, wie in so vielen anderen anthropomorphosirt Richepin das Meer, und da dieses in der französischen Sprache weiblichen Geschlechtes ist, ergibt sich dem Poeten von selbst das Bild, es von der alten Frau als eine Verrätherin, als eine trügerische Buhlerin stigmatisiren zu lassen, wie er ein anderes Mal es als makellose Jungfrau auffaßt. Der Enkel muß schwören, er werde sein Schicksal nicht an die See knüpfen. Aber der angeborene Seemannstrieb ist stärker als der Eid. Die Stimmen der Fluth umschmeicheln ihn, er hört seine Vorfahren das Meer als ihre Lebenssphäre rühmen, er vernimmt, daß vom Meere nicht mehr lassen kann, wer sich ihm einmal ergeben hat: „Rien n'en dégoûte plus, quand on en a goûté". Er spürt, daß auch er hinaus muß, ob er will oder nicht. So faßt er sich ein Herz und bittet die Großmutter, ihn des Eides zu entbinden. Sie weigert sich. Er droht, er werde meineidig werden. Das will die alte Frau nicht, sie gibt ihm sein Versprechen zurück, und während sie bitterlich weint, sagt er: „C'est comme ça qu'on est, nous autres matelots". Der Junge geht aufs Meer, auch dort wird er manchmal zurückdenken ans feste Land ... Richepin läßt seine Matrosen von der Erde wie von etwas im Nebel Liegendem träumen, das immerhin auch gewisse Vorzüge habe. In dem Gesange „Terrienne" heißt es: „Laßt uns auch die alte Erde besingen! Sie ist das große Bett, in das man die Todten legt. Wer in ihr ruht, ist nicht einsam. Sie ist das große Bett. Laßt uns die Erde besingen!" Wer auf der See lebt, hat den Gedanken an den Tod gar oft vor Augen. Manchmal mag

Digitized by Google

ihm davor bangen, so weit weg von allen Angehörigen vielleicht plötzlich die Augen für immer schließen zu sollen. Eine merkwürdige Probe solcher Stimmung ist: „Am Friedhofe". Ich lasse das Gedicht in Uebertragung folgen:

„O glücklich, wer da stirbt am Land
Und Ruhe fand,
Wie auf dem Feld der Vogel findet,
Wem Kränze noch die Freundeshand
Am Grabesrand,
Dem Todten treugeblieben, windet.
Den Liebsten nahe schläft er dann,
Ein stiller Mann,
Und über ihm die Himmelshelle.
Und wer ihn kannte, kommt heran,
Sich ihm zu nah'n,
Und sagt ein Lebewohl zur Stelle.
Um seine Grube knie'n im Kreis
Und flehen leis,
In Thränen aufgelöst, die Seinen.
Sein Leichnam unter Blumen weiß,
Daß tief und heiß
Zurückgeblieb'ne ihn beweinen.
An seinem Kreuze, das ihr seht,
Geschrieben steht,
Ob alt er oder jung an Tagen.
Und Jeder, welcher im Gebet
Für ihn hier fleht,
Den Namen liest, den er getragen.
Doch weh den Andern, die allein
Ihr irdisch Sein
Im Meer, in nasser Gruft beschließen.
Die Fluthen sind ihr Todtenschrein,
Die ihr Gebein,
Der theuren Heimat fern, umfließen.
Die Armen treiben namenlos
Im Meeresschooß
Und ihre Augen starren ungeschlossen.
Als Leichentuch ward ihnen blos,
O, hartes Loos!
Die Alge, die dem Meer entsprossen.
O glücklich, wer da stirbt am Land
Und Ruhe fand,
Wie auf dem Feld der Vogel findet,
Wem Kränze noch die Freundeshand
Am Grabesrand,
Dem Todten treugeblieben, windet . .

Richepin erweist sich als ein in allen Details bewanderter, fachmännischer Kenner des Meeres, seiner Lebewesen — der Matrosen, die auf ihm dahinfahren, wie der Thiere, die in seinem Schooße hausen, der Pflanzen, die in ihm sich entwickeln. Wenn er die Fauna und die Flora der See beschreibt, dann gibt er endlose Nomenclaturen — er kokettirt bei dieser Gelegenheit mit seiner Special-Gelehrtheit, wie er überhaupt mit selbstgefälligem Behagen darthut, daß viele seiner Gedichte von wissenschaftlicher Doctrin durchtränkt seien. Er erklärt sich die Weltentstehung nach den Lehren der Neptunisten; er findet Ursache, das Meer als die Wiege der Menschheit zu besingen; mit Grauen sieht er in die Zeit hinaus, da der Ocean gestorben sein werde, von dem er schmerzlich meint: „Pour immense qu'il soit, l'Océan diminue." Wie anschaulich er das Unheimlich-Gigantische des Meeres wiedergibt, er lauscht der See doch auch Idylle ab. Liebenswürdig-idyllisch ist das Gedicht: „Les papillons". Er redet die Schmetterlinge an, welche über das ruhige Meer dahingaukeln; sie halten die sanfte Fläche für eine mit Blumen überdeckte Wiese; er klärt sie über ihren Irrthum auf: „Schmetterlinge, ihr seid nicht bei Verstand. Diese Blumen sind Meereswogen, auf denen die schillernden Sonnenstrahlen den Frühling in einem Garten der Chimäre entstehen machen." Die Schmetterlinge erwidern, das thue nichts, sobald sie an die holde Täuschung glauben. Der Dichter stimmt ihnen bei: „Ihr habt Recht . . . Poeten und Schmetterlinge, wir wollen in fröhlichem Wirbel uns hinauswagen, wir Kleinen, hinaus auf das große Meer" . . . In dieselbe Kategorie gehört „Oceano Nox". Er gibt eine Schilderung der Nacht zur See und endigt mit den Worten: „Die schwarzhaarige Wittwe (die Nacht) sagt zu sich selbst: „In diesem Spiegel will ich meinen Schmuck betrachten". Und sie verstreut über ihr Haupt unter langen, faltigen Schleiern die Diamanten ihrer Sterne".

Aus dem Kreise lieblicher Bilder sei noch hervorgehoben: „Les songeants". Wir lernen einen greisen Seemann und dessen Frau kennen. Wenn die Fluth kommt, sitzen sie täglich am Ufer und scheinen wie in einen entzückenden Traum versunken. Er ist taub, und sie ist blind, aber sie genießen doch, denn er sieht das Meer und sie hört es — und dabei sind Beide glücklich . . . Wie mit einer Geliebten will Richepin mit der See allein sein. Ihm geht das Herz auf, wenn die Städter das Seebad verlassen haben und heimgekehrt sind: „Die Pariser sind fort", frohlockt er. „Wogen und Gischt besorgen nicht mehr als dienstwillige Sklaven das einförmige, groteske Geschäft, diese Affen zu baden. Jetzt gehört das Ufer dir, o herbstliche Brise." Nun kann er ungestört beobachten. Weder das Schreckliche noch das Liebliche entgeht seinem Auge. Jenes macht er uns klar, wenn er in „Les corbeaux" singt: „Berg und Ebene haben ihre Raben. Aber auch das Meer hat die seinen, dieses Schlachtfeld, wo jede Woge ein Grab ist, das Meer, das, seiner eigenen Größe gemäß, auch größere, schönere, schwärzere, düsterere Raben verlangt." Es folgt eine erschreckend naturalistische Schilderung, wie diese „Todtengräber des Sturmes" mit den Aesern umgehen: „Diese Raben, sie trinken das weiche, feuchte Fleisch, sie saugen es lappenweise ein. Und je feuchter es ist und je ärger es riecht, desto mehr füllen sie sich damit ihren Kropf. Das Aasfleisch ist der Wein der Raben" . . . Dieselbe Feder, welche dieser Scheußlichkeit Worte gibt, entwirft ein wahrhaft anmuthiges Bild in „En septembre". Zwei Strophen aus diesem Gedichte möchte ich, weil jede Uebersetzung, und sei es die beste, den ursprünglichen Eindruck abschwächt, im Urtexte mittheilen, die erste und die letzte:

Ciel roux. Ciel de septembre.
De la pourpre et de l'ambre
Fondus en ton brouillé.
Draperie ondulante
Où le soleil se plante
Comme un vieux clou rouillé.
. . . . . .
Apaisement. Silence.
La brise ne balance
Que le bruit endormant
De la mer qui chantonne.
Ciel de miel. Ciel d'automne.
Silence. Apaisement.

Ein Meisterstück der Marinemalerei ist „Une vague". Der Dichter zählt auf, was innerhalb zwanzig Secunden eine einzelne Woge seinem Blicke geoffenbart: „Zuerst auf der grünen, von blauem Schimmer unterbrochenen Fläche ein Schauern, dann eine breite, große, wellenförmige Falte, von unten aus durch einen Athemzug aufgeworfen. Dann eine geradlinige, steife Stange aus Stahl. Hernach ein Berg mit weißem Kamm wie eine Alpe mit ihrem Gletscher. Plötzlich, wie es der Küste sich naht, ist's ein Ungeheuer mit geöffnetem Rachen, das mit den Kinnbacken eines Riesen meinen Fels zermalmen will. . . . Nein, es besänftigt sich, es legt sich zusammen wie feuchte Wäsche. Die Hälfte stürzt als Lache zurück mit röchelndem Gegurgel. Die andere Hälfte, elastisch, richtet sich auf, wie eine Schlange auf ihrem Schweif. Mit einem Male taucht ein Schwert empor, lang, scharf, schneidig, hart und dunkel. . . . Jetzt ist's ein Federbusch. Stück für Stück nimmt der Wind ihm die sich loslösende Feder und macht aus ihr einen salzigen Regen, daß die Luft von dem feinen Staube verdunkelt wird". . . . Hie und da hört man aus Richepin's Versen das Stammeln eines seiner Sinne kaum mächtigen Anbeters. Dabei unterlaufen Geschmacklosigkeiten, daß sich uns die Haare sträuben vor gelindem Entsetzen, so z. B. wenn er das Meer in Verzückung feiert und damit schließt, sie — eine alte Bettel, eine Dirne zu nennen, deren

Digitized by Google

Sohn und Geliebter zugleich der Mensch sei! Man hat zuweilen den Eindruck, einen Besessenen zu hören, der nicht weiß, was er spricht. Am lebhaftesten stellt dieser Eindruck sich angesichts des Gedichtes: „Les litanies de la mer“ ein. Es besteht aus 574 Versen und macht das Kunststück, dem Meere unzählige, der christlichen Liturgie entnommene Beinamen zu geben. Mit „Sancta Maria“ beginnt der Reigen, mit „Reine des confesseurs“ schließt er. Der deutsche Leser mag sich mit dieser Andeutung begnügen.

Frankreichs Literatur weist in unseren Tagen krankhafte Auswüchse auf; zu diesen gehören die von theils natürlich aufquellender, theils bei den Haaren herbeigeschleppter Originalität strotzenden Dichtungen Jean Richepin's, und deshalb dürfen diese nicht mit Stillschweigen übergangen werden, wenn man das Geistesleben einer für die allgemeine Cultur hochwichtigen Nation verfolgen will. Richepin ist einer der Kränksten unter den Kranken. In seiner Raserei vergißt er jetzt, was er eine Minute vorher behauptet hat. In einem Athem drückt er in „Le secret“ die Meinung aus, mit dem Mysterium des Meeres sei es nicht so weit her, ja, es existire wohl gar nicht, und in „Post-scriptum“ widerspricht er sich: „Nein, die Gesänge des Sturmes und der Wogen haben für Denjenigen, der ihnen ein Herz öffnet, nichts Unbestimmtes. Das gefühllose Meer kennt die tiefe Erregung. Es klagt, es tröstet, es heilt wie eine Mutter. Für Alle, die sich ihm hingeben, thut es, was es für mich gethan. Aber nicht einmal in flüchtigen Bekenntnissen mag ich preisgeben, was die Wogen mir gesagt oder was ich ihnen anvertraut. Das Süßeste, was das mütterliche Meer mir zugeflüstert, und die wahnsinnigsten Thränen, die ich darein vergossen — ich behalte sie für mich.“ Diese Nebeneinanderstellung einander aufhebender Ergüsse charakterisirt Richepin, wie er leibt und lebt.

Vervielfältigende Kunst.

Von Wilhelm Lübke.

Wie man über die moderne Kunst urtheilen und mit manchen Aeußerungen derselben wenig einverstanden sein mag, wie sehr sie an Einheitlichkeit und Geschlossenheit hinter den großen Epochen der Vergangenheit zurücktrete; in einer Beziehung wird man ihr das Zeugniß einer unvergleichlichen Intensität und Mannigfaltigkeit des Schaffens nicht versagen können: in dem weiten Bereich der reproducirenden, oder allgemeiner gesagt, der vervielfältigenden Künste. Wenn auch der vornehmste Zweig derselben, der Kupferstich, nicht mehr die großartige Fülle früherer Epochen aufweist, so hat er doch immerhin durch die edlen Schöpfungen eines Mandel, Henriquet-Dupont, Joseph Keller, Louis Jacoby, Weber, Raab u. A. sich der alten Traditionen würdig gezeigt. Daneben blüht, getragen von der malerischen Strömung der Zeit, die Kunst der Radirnadel überall fröhlich wieder auf. Zu den alten bewährten Techniken gesellen sich aber die Kinder unserer Epoche, die Lithographie in allen Verzweigungen bis zum Farbendruck und endlich die Photographie mit ihren vielfachen technischen Sprößlingen, der Heliogravure, Phototypie und wie sie alle heißen. Von Zeit zu Zeit einen Umblick auf diesem weiten Gebiete zu halten und wenigstens das Hervorragendste herauszuheben, dürfte daher lohnend sein.

Ich beginne mit einer der schönsten Publicationen unserer Tage, dem von W. Unger radirten Werke über die k. k. Gemäldegalerie in Wien, mit Text von C. v. Lützow (H. O. Miethke in Wien). Kürzlich sind die 23. und 24. Lieferung erschienen, jede mit vier großen Radirungen, wozu noch zahlreiche kleinere Radirungen im Text sich gesellen, durchschnittlich drei in jeder Lieferung, woraus man allein schon auf den Reichthum des Inhalts schließen kann. Die Schönheit, Kraft und Klarheit dieser Blätter, die geistreiche Auffassung, wobei der Stilcharakter jedes Künstlers vortrefflich wiedergegeben ist, verleihen diesem Werk einen hohen Rang. Wenn ursprünglich die alten Holländer und Brabanter Unger am meisten am Herzen und in der Hand lagen, so hat er sich doch grade im Lauf dieser Arbeit immer freier entwickelt und weiß mit seiner Nadel geschmeidig eingehend den Formen und der Ausdrucksweise, sowie dem Colorit jedes Meisters vorzüglich gerecht zu werden. Wir sehen dies aus der großartigen van Dyck'schen Madonna mit der heiligen Rosalia, einem Werke, in welchem der Meister glücklich mit der Lebensfülle und Kraft eines Rubens wetteifert, sodann in Tintoretto's Bildniß eines Procurators von S. Marco, einer hochbedeutenden Schöpfung, die an Ernst und Größe einem Tizian nicht zu weichen braucht; ferner in Canaletto's sonnig heiterer Ansicht von Wien, vom Belvedere aus gesehen, wo die herrliche Kaiserstadt, von den weichen Armen des Kahlenbergs und seiner Ausläufer umschlossen, sich unvergleichlich schön darstellt; endlich in Ribera's zwölfjährigem Christus vor den Schriftgelehrten, einem Werke von großartigem Realismus.

Aus der 24. Lieferung nennen wir das männliche Bildniß von Hans Holbein dem jüngeren, dessen klaren feinen Charakter die Radirnadel mit zartester Anschmiegung wiedergegeben hat. Noch schwieriger war die Aufgabe bei der thronenden Madonna von Memling, diesem köstlichen Juwel altflandrischer Kunst, das mit der ganzen Zartheit und mit dem wunderbaren Zauber seines leuchtend klaren Colorits, mit der treuherzigen Innigkeit seines Ausdrucks bewundernswürdig wiedergegeben ist. Dasselbe gilt von den im Text aufgenommenen Flügelbildern dieses Triptychons, Adam und Eva, sowie Johannes dem Täufer und dem Evangelisten. Weiter finden wir die großartige heilige Justina Moretto's, wohl die vornehmste Gestalt, welche der große Meister von Brescia geschaffen hat, und dabei doch so huldvoll ihr schönes Antlitz dem knieenden Stifter zuwendend, der mit innig flehendem Ausdruck zu ihr aufschaut. Endlich die Madonna mit Heiligen von Palma Vecchio, eine jener idyllischen Compositionen in schöner landschaftlicher Umgebung, im Ausdruck etwas äußerlich, aber liebenswürdig.

Daß der Text von C. v. Lützow auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung steht und zugleich künstlerisch anmuthet, braucht kaum versichert zu werden.

In schöner Nacheiferung dieses Werkes ist in demselben großen Format und in ähnlich gediegener Pracht die Galerie der Pinakothek in München in Radirungen von J. L. Raab mit Text von F. v. Reber bei P. Kaeser in München erschienen, allerdings nicht dem Umfange nach, wohl aber an künstlerischem Werth dem oben genannten ebenbürtig. Das Ganze ist auf 48 Radirungen berechnet, von denen bis jetzt 36 vorliegen. In den Radirungen Raab's merkt man sofort den Künstler, der auch mit dem Grabstichel vertraut ist und einen mittleren Weg zwischen der malerischen Freiheit der Radirnadel und der durchgebildeteren Formbehandlung des Kupferstichs einhält. Der Künstler geht daher meistens mehr detaillirend zu Werke, was ihn aber keineswegs hindert, die volle Kraft malerischer Wirkung zu erreichen. So finden wir es gleich in dem köstlichen Bilde der Pferdetränke von Philips Wouwerman, wo nicht blos die ganze Feinheit des Originale in der Zeichnung der Thiere wiedergegeben, sondern auch die weiche duftige Stimmung der Landschaft vollkommen erreicht ist. In der heiligen Familie von Andrea del Sarto erkennen wir den Adel und das frische Leben sowie den coloristischen Zauber des trefflichen florentinischen Meisters. Großartig sodann ist das Bildniß des in ganzer Figur sitzend dargestellten Carl V. von Tizian, von intim anheimelndem Reiz das Tischgebet von Gerhard Dow, zugleich in der liebevollen Ausführung die ganze Feinheit eines Kleinmeisters darbietend. Von gediegenster Ausführung ist Holbein's Brustbild des Sir Bryan Tuke mit der phantastischen Gestalt des Todes im Hintergrund. Meisterlich wird sodann ein Juwel niederländischer Kunst, der Arzt von Jan Steen, wiedergegeben, ein Bild, das durch den nach dem Herzen der Dame zielenden Amor auf dem Schranke und durch den an der Pforte des Hauses mit dem Dienstmädchen verhandelnden Cavalier eine besondere novellistische Beziehung erhält. Voll poetischen Reizes ist die Landschaft von Jan Wynants, mit ihrem idyllischen Frieden und ihren reich abgestuften Gründen, von großartiger dramatischer Wucht und machtvollem Lichteffect das Martyrium des heiligen Andreas von Ribera.

Digitized by Google

Weiter folgt der Bauerntanz von A. v. Ostade, eine jener humoristischen Scenen aus dem holländischen Volksleben, bei denen gemüthliches Behagen mit der ganzen Meisterschaft niederländischer Sittenschilderung und mit hoher coloristischer Kraft zum Ausdruck kommt. Ganz besonders erfreulich ist aber die Aufnahme eines der gewaltigsten Werke von Botticelli, der Trauer um den Leichnam Christi, einer Schöpfung von hoher dramatischer Gewalt. Einen herrlichen Gegensatz dazu bildet die Madonna von van Dyck, in welcher die Nachwirkungen Tizianischer Kunst sich so deutlich zu erkennen geben und das feine nervöse Empfinden des Meisters sich mit italienischem Schönheitssinn verbindet. Das letzte der bis jetzt vorliegenden Blätter bringt ein Stillleben von Weenix, das in seinem prachtvollen Effect von der Radirnadel mit meisterlicher Freiheit wiedergegeben ist. Fügen wir hinzu, daß der Text in kurzer klarer Weise alles zum Verständniß Nöthige gewährt, so haben wir die Bedeutung dieser schönen Publication hinlänglich gewürdigt.

Ein drittes Galeriewerk in freierem Rahmen verdanken wir der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien, welche in demselben großen Format eine zwanglose Reihe trefflicher Radirungen darbietet. Die neuerdings erschienenen Lieferungen 8 und 9 enthalten die schwungvolle Composition von Bendemann, „Jeremias beim Fall Jerusalems" in einer vorzüglichen großen Radirung von E. Forberg, welche die höchste Sorgfalt und Feinheit der Durchführung in einer an den Grabstichel erinnernden Weise mit großer Kraft malerischer Wirkung verbindet. Eine Originalradirung von Krauskopf bringt in einem Motiv aus Schwabing bei München eine schöne landschaftliche Composition, in welcher die kühnste Freiheit der Nadelführung ihre Triumphe feiert. Noch glänzender und effectvoller ist die herrliche Landschaft von Hobbema, welche Greux mit einer Kraft des Tons wiedergegeben hat, daß man den vollen malerischen Reiz des Originals empfindet. Das letzte Blatt bringt in einer trefflichen Radirung von Hecht die Geld zählenden Mädchen von Murillo, eins jener mit Recht wegen ihrer köstlichen Naivetät allgemein beliebten Genrebilder des großen Meisters.

Wem die künstlerische Bewegung unserer Zeit nicht fremd ist, den braucht man nicht darauf hinzuweisen, welche Bedeutung die Unternehmungen der Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Anspruch nehmen. Dieselben haben eine immer größere Ausdehnung gewonnen und nicht blos ein so großartiges Werk des Grabstichels wie Louis Jacoby's Schule von Athen ans Licht gefördert, sondern namentlich auch die Radirung in vielseitigster und glänzendster Weise wieder zur Blüthe gebracht. Von der Zeitschrift „Die Graphischen Künste", welche von Dr. Oscar Berggrün mit Umsicht und Geschick geleitet wird, liegen neuerdings die drei ersten Hefte des VIII. Jahrgangs vor, und wie uns dieselbe vor Kurzem durch die reiche Publication der Galerie Schack erfreute, so bringt sie jetzt eine von dem Sohne Führich's mit Wärme geschriebene Biographie des edlen Meisters, welche, auf seinen eigenen Aufzeichnungen und brieflichen Mittheilungen beruhend, uns ein Lebensbild entwirft, in welchem nicht blos der Künstler, sondern der ganze Mensch uns entgegentritt. Denn bei ihm war Leben und Kunst in innigster Harmonie, oder, wie er selbst so schön sagt: „Religion, Kunst und Natur flossen in meinem Gemüthe in ein Ganzes zusammen." Diese Biographie, eine der anziehendsten, welche wir in ihrer Art besitzen, ist aufs Reichste mit Nachbildungen aus den Werken Führich's, aber auch mit Handzeichnungen des Meisters illustrirt, welche, als Facsimiles wiedergegeben, Scenen aus seinem Leben, aus seiner italienischen Reise, seinen Sommeraufenthalten im Gebirge, aber auch Entwürfe zu Gemälden vorführen. Diese reiche bildnerische Ausstattung, wie die ganze typographische Erscheinung, zeigen jene gediegene und vornehme Pracht, welche allen Publicationen der Gesellschaft eigen ist.

Eine besondere erst kürzlich begonnene Publication unter dem Titel „Bilderlese aus kleineren Gemäldesammlungen in Deutschland und Oesterreich", mit Text von Dr. Wilhelm Bode, liegt in den beiden ersten Heften als eine überaus anziehende und vielversprechende Unternehmung vor. Das erste Heft beschäftigt sich mit einer der weniger bekannten Sammlungen Deutschlands, der großherzoglichen Gemäldegalerie zu Oldenburg. Sie bringt vortreffliche Radirungen von L. Kühn nach einer heiligen Familie von Lorenzo Costa, die mit ihrem milden Ernst aufs Treuste wiedergegeben ist; sodann von C. Onken nach einem hochpoetischen Wasserfall von Everdingen; von G. Eilers nach einem schönen männlichen Porträt von Jan van Ravesteyn, den man in den herrlichen großen Regentenbildern der städtischen Sammlung im Haag als einen der tüchtigsten holländischen Bildnißmaler kennen lernt; endlich eine effectvolle Radirung von L. Kühn nach einem mächtigen Greisenkopf Rembrandt's. Daneben ist noch eine Anzahl anderer Bilder im Text durch Zinkographie und Holzschnitt wiedergegeben.

Bedeutend umfangreicher, und namentlich in den Textillustrationen durchgebildeter, ist das zweite Heft, welches die Galerie des Herrn Wesselhöft in Hamburg vorführt. Hier sind es acht herrliche niederländische Bilder, welche in vorzüglichen Radirungen wiedergegeben werden. Es sind Landschaften von Jan Both und Simon de Vlieger, eine Straßenansicht von Jan van der Meer, Bildnisse von Franz van Mieris, Rembrandt und Ter Borch und ein Genrebild von Ochtervelt, wo die Häßlichkeit durch den gemüthlichen Ausdruck aufgewogen wird, endlich ein effectvolles Bild von du Jardin. Dazu kommen im Text noch recht gelungene Holzschnitte nach Jan van Goyen, Jan van der Heyden, Teniers, Franz Hals, Salomon van Ruysdael und Jacob van Loo. So liegt eine Reihe von durchweg vorzüglichen Meisterwerken in gelungenen Nachbildungen vor, unter denen besonders die sämmtlich von W. Hecht ausgeführten Radirungen hohe Anerkennung verdienen, weil sie das Gepräge der verschiedenen Meister mit feinstem Verständniß und lebendiger malerischer Wirkung wiedergeben. Daß man an W. Bode einen ebenso kundigen als fesselnden Erklärer besitzt, braucht nicht erst versichert zu werden.

Von den Originalradirungen Düsseldorfer Künstler, welche ebenfalls im Verlage der Gesellschaft erscheinen, liegt das fünfte Heft mit zehn Radirungen vor, welche in Trefflichkeit und malerischer Freiheit wetteifern und zumeist den Beweis liefern, mit wie einfachen Motiven eine malerische und manchmal selbst eine poetische Stimmung zu erreichen ist. Jutz gibt einen Hühnerhof mit Pfau von prächtiger Wirkung, Bosch einen Bernhardiner Hund, Deiker einen Hühnerhund, beide voll frischen Lebens, O. Hoffmann eine esthnische Landschaft mit fein charakterisirter Staffage, Kampf einen Fischmarkt zu Antwerpen, der die alten Holländer an malerischer Kraft und Häßlichkeit der Gestalten zu überbieten sucht, Strützel eine Kartoffelernte voll bewegten Lebens, Th. von Eckenbrecher ein Thor in Cairo von großem coloristischen Reiz, Kröner eine Landschaft aus dem Teutoburger Walde voll düsterer Poesie, Willroider eine Landschaft vom Wörther See von kräftiger Haltung, Petersen endlich eine stürmisch bewegte Marine.

Zum Schluß dieser Uebersicht sei eines neuen großartig angelegten Unternehmens der Gesellschaft gedacht, welches in einer Reihe von Bänden eine von tüchtigen Fachmännern geschriebene und reich illustrirte Geschichte der vervielfältigenden Künste bringen soll. Den Anfang bildet das Ende, nämlich die vervielfältigende Kunst der Gegenwart von C. v. Lützow. In dem ersten kürzlich ausgegebenen Heft gibt der Verfasser einen klar und anziehend geschriebenen, auf gründlichen Studien beruhenden Rückblick über die Entwicklung der vervielfältigenden Künste der Gegenwart. Sie beginnt mit der Wiedereinführung des Holzschnittes durch Thomas Bewick und geht dann auf die Entwicklung desselben in Deutschland, durch die beiden Unger, Gubitz, Unzelmann, die beiden Vogel ꝛc. über, welche durch die schöpferische Thätigkeit und die geniale Zeichenkunst Adolph Menzel's einen großartigen Aufschwung und zugleich für lange Zeit das Uebergewicht der Berliner Schule herbeiführten. Ihnen wird der zu wenig gewürdigte Wiener Blasius Höfel gegenübergestellt, welcher in unablässigem Ringen nach Vervollkommnung der technischen Ausdrucksmittel nur deshalb nicht zu dauerndem Erfolg durchdrang, weil ihm kein Menzel zur Seite stand.

Digitized by Google

Weiterhin wird der durchgreifenden Förderung gedacht, welche durch Ludwig Richter und die ihm zur Seite tretenden M. v. Schwind, Neureuther, Schnorr, Bendemann, Rethel für die volksthümliche Gestaltung des Holzschnitts gewonnen wurde und wie namentlich durch Hugo Bürkner, Flegel, Gaber und Andere eine Schlichtheit der Behandlung eingeführt ward, welcher es gleichwohl nicht an malerischem Reiz fehlt. Daran schließt sich die Münchener Schule, die in Braun und Schneider ihren Mittelpunkt fand, und ihren derben vielfach ins Possenhafte hinübergreifenden Ton in den Münchener Bilderbogen und den Fliegenden Blättern anstimmt. Als einzelne Erscheinung wird der gediegene und treffliche Heinrich Lödel aus Göttingen hervorgehoben, der den Uebergang zu den Düsseldorfern bildet, unter welchen namentlich Bendemann, Hübner, Schrödter und besonders Alfred Rethel durch seinen genialen Todtentanz für den Holzschnitt Vorbilder lieferten.

Einen bestimmten Gegensatz zu diesen deutschen Schulen bilden die Engländer, die hauptsächlich im Streben nach malerischer Stimmung nach technischer Vollendung streben, aber vielfach durch Wetteifer mit dem Stahlstich das eigenthümliche Wesen des Holzschnitts beeinträchtigen. Daneben findet aber ein derber trockener Humor, besonders in den Illustrationen des Punch, seine Stätte. Auch der französische Holzschnitt unterscheidet sich wesentlich vom deutschen, dessen warm gemüthliches Empfinden ihm abgeht, während er dagegen durch scharfe Beobachtung des Lebens und geistreiche Verspottung menschlicher Schwächen jene pikanten und brillanten Schöpfungen hervorbringt, wie wir sie namentlich in den Werken Grandville's und Gavarni's mit Vergnügen betrachten. Eine der sprühendsten Leistungen dieser Art bewundern wir in Bertal's Comédie de notre temps, welche alle Seiten und Richtungen des Pariser Lebens mit unvergleichlicher Feinheit spiegelt.

Vom Holzschnitt geht der Verfasser zur Lithographie über, wo selbstverständlich die Verdienste Senefelder's in eingehender Weise gewürdigt werden, und die Unternehmungen Strixner's, namentlich aber die bedeutenden Leistungen Piloty's und Hanfstängl's nach Gebühr ihre Schätzung erhalten. So weit liegt bis jetzt der Text vor, vollkommen hinreichend, um für den weiteren Fortgang das Beste in Aussicht zu stellen, denn man kann nicht mit gründlicherer Kenntniß und feinerem Verständniß die volle Objectivität und anziehende Klarheit verbinden, als hier geschehen ist.

Dieser gediegene Inhalt wird nun aber durch einen unübertrefflichen Reichthum an wohlgewählten und vorzüglich ausgeführten Illustrationen aufs Beste erläutert. Nicht blos gibt eine Fülle von Abbildungen im Text mit trefflichen Reproductionen von Holzschnitten und Photographien dem Ganzen Licht und Leben, sondern in einer Reihe von Tafeln sind mustergültige Proben von Stichen und Radirungen beigefügt. So ein Stich von Sonnenleiter nach dem wundervollen Porträt der Erzherzogin Maria Theresia, von Barthelmes nach Vautier's fein empfundenem Bilde „In der Kirche", eine meisterliche Radirung von Raab, nach dem ergreifenden Bilde von Rubens, „Christus und die reuigen Sünder", eine Originalradirung von Bloch, Christus als Schmerzensmann, eine Heliogravure von Köpping's Radirung nach Clairin's Frou Frou, weiter eine Heliogravure nach einem herzigen Bilde Ludwig Richter's und endlich ein wundervoller Holzschnitt von Klinkicht nach einem Brustbild jenes liebenswürdigen Meisters. Wir dürfen nach diesem Anfange der weiteren Fortsetzung dieser vortrefflichen und höchst zeitgemäßen Publication mit den besten Erwartungen entgegensehen.

Feuilleton.

Die Rundreise.

Von Emile Zola.*)

Acht Tage waren verflossen, seit Lucien Berard und Hortense Larivière ihre Hochzeit gefeiert. Seit dreißig Jahren betrieb Madame Larivière ein Spielwaarengeschäft in der Rue de la Chaussée d'Antin in Paris. Sie war eine übermäßig schlanke Frau von nicht sehr angenehmem Charakter, aber sie hatte, trotz ihres despotischen Charakters, die Hand ihrer Tochter Lucien, dem einzigen Sohne eines Kurzwaarenhändlers, nicht verweigern können; doch war es ihre Absicht, das junge Paar scharf zu überwachen. Laut Heirathsvertrag sollte sie das Geschäft ihrer Tochter abtreten und ein Zimmer in der Wohnung des jungen Ehepaares bewohnen, aber sie blieb doch die Seele des Geschäftes und führte es unter dem Vorwand fort, die Kinder in den Gang desselben einführen zu müssen.

So kam der Monat August. Die Geschäfte gingen sehr schlecht, die Hitze war drückend, und Madame Larivière unangenehmer denn je. Sie duldete es nicht, daß Lucien sich auch nur einen Augenblick in Hortensen's Nähe gehen ließ. Hatte sie nicht erst kürzlich die jungen Leute im Laden ertappt, wie sie sich küssen wollten? Und das acht Tage nach der Hochzeit. Eine nette Wirthschaft! das gibt dem Hause bald einen schönen Ruf! Zu ihrer Zeit war's anders. Nie hat Madame Larivière ihrem Manne erlaubt, sie im Laden auch nur mit den Fingerspitzen zu berühren. Uebrigens wäre ihm so etwas gar nie in den Sinn gekommen. Auf solche Weise und nicht anders gründet man den guten Ruf eines Hauses.

Lucien wagte auch gar nicht, sich gegen die Schwiegermutter aufzulehnen, sondern begnügte sich damit, hinter ihrem Rücken seiner jungen Frau Kußhändchen zuzuwerfen. Eines Tages jedoch war er so frei, daran zu erinnern, daß die beiden Familien vor der Hochzeit versprochen hatten, ihnen eine Hochzeitsreise zu bezahlen. Madame Larivière biß sich auf die Lippen und sagte:

„Gut, so geht einen Nachmittag im Bois de Vincennes spazieren."

Die jungen Eheleute sahen sich bestürzt an. Hortense fand ihre Mutter lächerlich. Nicht einmal Nachts ließ sie sie mit ihrem Mann allein. Beim geringsten Geräusch eilte Mama barfuß herbei, klopfte an und erkundigte sich, ob sie krank seien. Antworteten sie: nein, so rief sie:

„Dann wäre es gescheidter, wenn ihr schlafen würdet. Morgen schlummert ihr mir sicher am Ladentisch ein."

Kurz, es war nicht mehr zum aushalten! Lucien zählte alle Ladenbesitzer des Viertels auf, die sich eine kleine Erholungsreise gönnten, während ihre Eltern oder zuverlässige Angestellte ihre Stelle vertraten. Der Handschuhfabrikant aus der Rue Lafayette ist in Dieppe, der Messerschmied aus der Rue St. Nicolas in Luchon und der Goldschmied am Boulevard mit seiner Frau in der Schweiz. Jawohl, alle besser situirten Leute gönnen sich einen Monat Ferien.

„Dabei geht das Geschäft zu Grunde, mein Herr" schrie Madame Larivière entsetzt. „Zu meiner Zeit ging man alle Jahre einmal am Pfingstmontag ins Bois de Vincennes, und wir haben uns dabei nicht schlechter befunden, als jetzt. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie mit solchen Landstreichereien unser Haus noch zu Grunde richten werden.

„Aber es war ja ausgemacht, daß wir uns eine Reise gönnen sollten", wagte Hortense einzuwenden. „Besinne Dich nur, Mama, Du selbst hattest Deine Zustimmung gegeben."

„Mag sein, aber das war vor der Hochzeit. Vor der Hochzeit kommt man leicht dazu, solche Dummheiten zu versprechen. Jetzt ist es an der Zeit, ernsthaft zu sein."

Um einen Wortwechsel zu vermeiden, ging Lucien aus.

*) Autorisirte Uebersetzung. Nachdruck ohne Quellenangabe verboten.

Digitized by Google

Er wäre im Stande gewesen, seine Schwiegermutter zu erwürgen. Nach zwei Stunden kehrte er ganz verändert zurück, sprach freundlich mit Madame Larivière und ein Lächeln spielte um seine Lippen. —

„Hast Du die Normandie schon gesehen?" fragte er Abends seine Frau.

„Du weißt ja wohl", erwiederte Hortense, „daß ich nie weiter gekommen bin, als bis ins Bois de Vincennes".

Tags darauf brach ein Gewitter los im Spielwaarenladen. Papa Berard, der als Bonvivant gilt und alle Geschäfte rasch zu Ende zu führen weiß, machte seinen Kindern einen Besuch und lud sich zum Frühstück ein. Beim Kaffee verkündete er, daß er ein Geschenk mitgebracht habe, und zog triumphirend zwei Eisenbahnbillette hervor.

„Was soll das?" fragte Madame Larivière mit wutherstickter Stimme.

„Zwei Billets erster Classe für eine Rundreise in die Normandie! Wie gefällt Euch das? Einen Monat in der frischen Luft, und ihr kehrt munter und rothwangig zurück."

Madame Larivière war starr vor Entsetzen. Sie hatte Lust, zu protestiren, aber mit Papa Berard, der immer das letzte Wort haben will, mochte sie sich in keinen Streit einlassen. Um das Maaß des Entsetzens voll zu machen, bestand der Kurzwarenhändler darauf, daß die Reisenden den nächsten Zug benützen sollten, und er wollte sie nicht eher aus den Augen lassen, als bis sie im Coupé sitzen würden.

„Wohlan", schrie Madame Larivière wüthend, „so nehmt meine Tochter fort; das ist mir am Ende lieber, als wenn sie sich im Laden küssen. Ich werde unterdessen für die Ehre des Hauses sorgen."

Und so geschah's. Der Schwiegervater begleitete das junge Paar an den Bahnhof, nachdem er ihnen kaum Zeit gelassen, das Nothwendigste in einen Koffer zu stopfen, und verabschiedete sich mit schallenden Küssen. Auch empfahl er ihnen, Alles genau zu betrachten, um ihm nachher mit Erzählen die Stunden verkürzen zu können. Das werde ihm Spaß machen.

Auf dem Perron beeilten sich Hortense und Lucien, ein leeres Coupé zu besetzen. Richtig hatten sie auch das Glück, ein solches zu finden; doch kaum hatten sie sich drinnen bequem zu einem tête-à-tête eingerichtet, so sahen sie mit Bedauern einen Herrn einsteigen, der sie durch große Brillengläser streng musterte. Der Zug setzte sich in Bewegung. Traurig lehnte sich Hortense ans Fenster und stellte sich, als ob sie die Landschaft betrachtete, aber Thränen traten ihr in die Augen und verhüllten ihrem Blicke die Landschaft.

Lucien besann sich auf Mittel, um den unbequemen Herrn loszuwerden, allein es fielen ihm nur allzu energische ein. Das eine Mal hoffte er, daß der Reisegefährte in Nantes oder Vernon aussteigen werde, aber eitle Wünsche, er reist bis nach Havre. Lucien entschloß sich, seiner Frau die Hand zu drücken. Da sie verheirathet sind, so ist es erlaubt, seiner Zärtlichkeit Ausdruck zu geben. Jedoch die Blicke des alten Herrn wurden immer strenger. Es lag auf der Hand, daß er diese Zärtlichkeit durchaus mißbilligte. In Folge dessen zog die junge Frau ihre Hand erröthend zurück, und der Rest der Reise wurde stillschweigend fortgesetzt. In Rouen, dem Reiseziel für den heutigen Tag, stieg das junge Paar aus.

Vor der Abreise hatte sich Lucien mit einem Reisehandbuch versehen. Sie stiegen in einem der darin empfohlenen Gasthöfe ab und sahen sich sogleich von einer Schaar Kellner umringt. An der Table-d'hôte wagten sie kaum ein Paar Worte zu wechseln, weil sie von einer Menge von Leuten fixirt wurden. Sie zogen sich früh zurück, um allein zu sein; aber die Wände der Schlafzimmer waren so dünn, daß die Zimmernachbarn keinen Schritt thun konnten, ohne gehört zu werden. Sie hatten kaum den Muth, die geringste Bewegung zu machen, oder etwa gar zu husten.

„Sehen wir uns die Stadt an und reisen wir dann weiter nach Havre", schlug Lucien vor.

Den ganzen Tag waren sie auf den Beinen. Sie besichtigten die Kathedrale und den Butterthurm, ein altes Bauwerk, das aus den Steuern erbaut worden, welche die Geistlichkeit von aller Butter der Umgegend erheben ließ. Sie besuchten den alten Palast der Herzöge der Normandie, die alten Kirchen, die man als Spitäler benutzt, den Platz der Jungfrau von Orleans, das Museum, ja sogar den Kirchhof. Als ob sie eine Pflicht zu erfüllen hätten, schenkten sie sich kein einziges historisch interessantes Gebäude. Zumal Hortense langweilte sich dabei, und Tags darauf war sie so müde, daß sie im Bahnzuge schlief.

In Havre erwartete sie neues Ungemach. Die Gasthofbetten waren so schmal, daß man ihnen ein Zimmer mit zwei Betten anwies. Hortense empfand dies als eine Beleidigung und fing an zu weinen. Lucien tröstete sie, indem er schwor, nicht länger in Havre zu bleiben, als unbedingt nöthig sei, um die Stadt oberflächlich kennen zu lernen. Am Morgen des folgenden Tages begann wieder die tolle Fahrt nach Sehenswürdigkeiten.

Sie verließen Havre und hielten sich in jeder Stadt, die ihr Führer angab, einige Tage auf. Sie besahen sich Honfleur, Caen, Bayeux, Cherbourg, richteten eine Unordnung in ihren Köpfen an, verwechselten Kirchen und Ortsnamen, und die rasche Aufeinanderfolge von neuen Eindrücken stumpfte sie für Alles ab. Nirgends fanden sie einen glücklichen friedlichen Winkel, wo sie sich ohne indiscrete Zuschauer hätten umarmen können. Nach und nach sahen sie gar nichts mehr, sondern setzten ihre Reise fort, wie eine lästige Pflicht. Da sie nun einmal abgereist waren, mußten sie auch wieder zu Hause ankommen.

Eines schönen Abends ließ Lucian das bedeutungsschwere Wort fallen: „Ich glaube, ich ziehe Deine Mutter vor".

Am folgenden Tage reisten sie nach Granville. Lucien war verstimmt und warf düstere Blicke auf die Gegend, die sich fächerartig zu beiden Seiten der Bahnlinie ausbreitete. Plötzlich hielt der Zug bei einer kleinen Station, einem reizenden Nest, das unter grünen Bäumen ganz versteckt lag.

„Hier wollen wir aussteigen, komm schnell", rief Lucien seiner jungen Frau zu.

„Aber diese Station steht ja nicht im Reiseführer", erwiderte sie verwundert.

„Das verwünschte Buch! Du sollst gleich sehen, was ich damit thun werde, komm steige nur schnell aus."

„Aber unser Gepäck!"

„Das haben wir gar nicht nöthig".

Hortense stieg aus, der Zug brauste weiter und ließ die Beiden auf dem schönen, grünen Fleck Erde zurück. Kein Lärm ringsum, die Vögel sangen in den Zweigen, und ein klarer Bach rauschte im Thale. Lucien warf sein Reisehandbuch in den ersten besten Sumpf, und nun waren sie frei.

Dreihundert Schritte entfernt lag ein einsames Wirthshaus, dessen Besitzerin ihnen ein großes, weißgetünchtes, freundliches Zimmer einräumte. Die Mauern waren wohl einen Meter dick. Ueberdies belästigte sie kein einziger Gast, nur die Hühner sahen ihrem Treiben neugierig zu.

„Unsere Billete gelten noch acht Tage", sagte Lucien, „ich denke, wir bringen hier den Rest unserer Ferien zu."

Und welch' eine glückliche Zeit war das! Vom frühen Morgen an wanderten sie auf unbekannten Fußpfaden, verloren sich bald in ein Wäldchen, bald kletterten sie an einem Hügel herum. So lebten sie ruhig und versteckt unter grünen Bäumen, die ihre junge Liebe schützten. Ein andermal folgten sie dem Lauf eines kleinen Baches. Hortense sprang wie ein der Schule entlaufenes Kind, zog ihre Schuhe aus und nahm Fußbäder. Lucien brachte sie zum Schreien durch einen unerwarteten Kuß auf den Nacken. Sogar der Mangel an Leibwäsche belustigte sie. Es machte ihnen Spaß, sich so verlassen zu fühlen in einer Einsamkeit, wo kein Mensch ihre Anwesenheit vermuthete. Hortense mußte von der Wirthin Wäsche leihen von grober Leinwand, die ihr die Haut scheuerte. Aber ihr Zimmer war gemüthlich. Sie schlossen sich darin ein, sobald die still und dunkel gewordene Gegend sie nicht mehr hinauszog. Sie erlaubten nicht, daß man sie wecke. Oft ging Lucien selbst hinunter und trug das Frühstück, Eier und Cotelettes herauf, ohne daß er irgend Jemand erlaubte, ins Zimmer zu kommen. Und so schmeckte das Frühstück ausgezeichnet, wenn man es am Rand des Bettes zu sich nahm, und es dauerte lange und wollte nicht enden, denn es gab mehr Küsse, als Bissen.

Digitized by Google

Am siebenten Tage waren sie erstaunt und betrübt darüber, daß sie so kurze Zeit gelebt hatten. Sie reisten ab, ohne nur den Namen des Ortes, wo sie sich geliebt hatten, zu kennen. Erst in Paris fanden sie ihr Gepäck wieder. — —

Wenn Papa Berard die jungen Leute nach ihren Erlebnissen fragt, werfen sie alles durcheinander und behaupten, sie hätten das Meer in Caen und den Butterthurm in Havre gesehen.

„Donnerwetter", flucht der Alte, „und ihr erzählt mir nichts vom Arsenal in Cherbourg"!

„Oh", antwortete Lucien, 's ist ein kleines Arsenal, nicht der Rede werth, es steht kein einziger Baum dort". Dann pflegt Mad. Larivière die Achseln zu zucken mit der leisen Bemerkung: „Es ist nicht der Mühe werth, zu reisen, wenn man ja nicht einmal das Wichtigste kennt. Vorwärts, Hortense, Scherz bei Seite und an den Ladentisch!"

Aus der Hauptstadt.

Eine russische Tragödin in Berlin.

(Frau Elisabeth Goreva.)

Lebte Aristoteles in unserer Zeit, er würde zu den bekannten für ein gutes Drama erforderlichen drei „Einheiten" noch eine vierte hinzugefügt haben: Einheit der Sprache. Allerdings zu Zeiten des griechischen Philosophen hat es einer solchen Forderung nicht bedurft, denn die Schauspieler verstanden sich untereinander und wurden auch vom Publicum verstanden, in unseren Tagen aber, wo wir den Helden an einem Abend italienisch, an dem anderen englisch, und am dritten gar, wie hier, russisch sprechen hören, während die Mitspielenden unser geliebtes Deutsch gebrauchen, da bedarf es gar sehr einer solchen ausdrücklichen ästhetischen Forderung. Mag auch der gebildete Zuschauer die Sprache des Gastes noch so gut verstehen und das Stück noch so genau studirt haben, das mixtum compositum der Aufführung wird ihn wenig befriedigen, ja geradezu ein gewisses Unbehagen bereiten. Was soll erst also derjenige sagen, dem die Sprache des Gastes fremd ist, der, um den Helden zu verstehen, nur auf dessen Geberden- und Mienenspiel angewiesen ist? Einem solchen Zuschauer muß und wird auch die ganze Aufführung nur als „Kraftproduction" des bekannten oder auch berühmten Gastes vorkommen, die Anfangs frappirt, im weitern Verlaufe des Stückes ein gewisses Interesse erweckt, zuletzt aber dennoch ermüdet. Nun will ich ja zugeben, daß einerseits diese berühmten Gäste meistentheils als Interpreten eines Dichters auftreten, dessen Werke jedem gebildeten Menschen geläufig sind: Hamlet, Romeo, Othello, Lear sind Gemeingut der ganzen civilisirten Welt und jeder Monolog, jede Stelle von hervorragender Schönheit, von großer Gedankentiefe ist uns hinlänglich bekannt. Ich will auch zugeben, daß es andererseits der dämonischen Kraft eines Rossi, oder dem innigen Spiel eines Salvini gar oft gelingt, uns vergessen zu machen, daß der Held in fremden Lauten zu uns spricht, denn wir *begreifen* ihn, wenn wir ihn auch nicht *verstehen*. Etwas ganz anderes ist es aber, wenn uns zugemuthet wird, eine zwar gute, aber durchaus nicht besonders hervorragende fremdländische Schauspielerin in einem mittelmäßigen französischen Stück zu bewundern. Das neuliche Auftreten der begabten russischen Künstlerin als Adrienne Lecouvreur ist jedoch in jeder Beziehung ein entschieden verfehltes Experiment.

Wenn eine imposante Figur, ausdrucksvolle Augen, graziöse Bewegungen und blendende Kostüme das gesammte Rüstzeug einer großen Tragödin ausmachen würden, dann könnten wir Frau Goreva allerdings zu den bedeutendsten in ihrem Fache rechnen. Leider verschwinden aber diese Vorzüge den Haupterfordernissen einer großen Schauspielerin gegenüber: dem tiefen Eindringen in ihre Rolle, der richtigen Auffassung und consequenten Durchführung eines Charakters, der Individualisirung der von ihr dargestellten Personen. Alles das würden wir aber vergebens bei der nordischen Künstlerin suchen. Elisabeth Goreva ist auf der Bühne kein Neuling, das Lampenfieber hat sie schon längst überwunden, die Erfolge, die sie in Rußland errungen, haben ihr eine gewisse Sicherheit im Auftreten und Spiel verliehen, und diese Sicherheit in Verbindung mit einer, wie gesagt, blendenden Erscheinung und einem zwar nicht modulationsunfähigen, durchaus angenehmen und kräftigen Organ mag vielleicht den Zuschauer in den ersten Augenblicken für die Künstlerin einnehmen, jedoch gar bald kommt er zur Ueberzeugung, daß er nur eine routinirte Schauspielerin vor sich hat, die allerdings ihre wenigen Vorzüge gut auszunutzen versteht.

Während ihre Dialoge gemessen, und auch in den bewegtesten Stellen der Handlung verhältnißmäßig ruhig, ja kalt bleiben, überrascht sie uns durch ihren weinerlichen und allzu pointirten Vortrag der bekannten Lafontaine'schen Fabel, und während sie in der nächtlichen Scene mit ihrer Nebenbuhlerin ihre Großmuth nicht besser auszudrücken vermag, als wie durch eine unnatürliche pathetische Stimme, liefert sie uns im letzten Akt einen hübschen Beweis ihrer realistischen Studien: die Sterbensscene ist meisterhaft und fast zu naturgetreu durchgeführt. So wechselt in ihrem Spiel Licht und Schatten: kaum fängt uns an ihr Spiel zu interessiren, zu erwärmen, so hören wir mit einem Mal etwas Gekünsteltes, Unnatürliches, das unser Interesse gleich wieder verscheucht. Rechnen wir noch eine den Meisten ganz fremd und hart klingende Sprache dazu, so kommt im großen Ganzen ein negatives Resultat heraus. Enttäuscht und erstaunt fragen wir uns, ob Herr Director Anno in ganz Deutschland keine der Frau Goreva ebenbürtige deutsche Künstlerin hat finden können? Wenn das Publicum, um die Heldin zu verstehen, zu Textbüchern greifen muß, dann hat es auch das Recht, einen gewissen Lohn für seine Bemühung und sein Geld zu beanspruchen, und daß in diesem Falle etwas knapp ausgefallen ist, wird der Director des Residenztheaters vielleicht selbst zugeben.

Wie ich höre, lag es in den ursprünglichen Absichten der Künstlerin uns noch die „Cameliendame" von Dumas fils, und „Medea" von Suworin und Burenin vorzuführen. Daß das erstere Stück nicht aufgeführt worden ist, thut mir leid; daß aber die selige „Medea" nicht wieder einmal auferstanden ist, freut mich im Interesse der russischen dramatischen Literatur sehr. Ich habe diese Tragödie in Rußland aufführen sehen, wo sie mir und auch dem größten Theil der russischen Kritik durch ihre Inhaltslosigkeit und matte Sprache durchaus mißfallen hat. Gern hätte ich dagegen die russische Tragödin als „Maria Stuart" gesehen, welches meiner Ansicht nach die beste Rolle im Repertoire der Künstlerin ist, allein das Ensemble der hiesigen Bühne macht wohl die Aufführung dieses Werkes unmöglich. Die Schauspieler des Residenz-Theaters hatten bei dem Auftreten der Frau Goreva überhaupt eine schwierige Aufgabe und entledigten sich ihrer schlecht und recht. Wie es immer auf dieser Bühne der Fall ist, gelangen die leichtfertigen, heiteren Episoden viel besser, als die ernsten und hochdramatischen. Etwas Liebe, ein Bissel Ehebruch, viel lustiges Leben und viel Leichtfertigkeit — in solcher Darstellung bewegen sich die Künstler aus der Blumenstraße von jeher am besten. Herr Director Anno sollte in seinem Theater ein „Verbot" anschlagen lassen: „Jedes Weinen und Sterben auf meiner Bühne ist streng untersagt!"

Max Behrmann.

Die Münchener Volksschauspieler.

Unsere lieben Sommergäste vom Hoftheater am Gärtnerplatz haben sich auch dieses Jahr eingestellt und für ihre volksthümliche Muse einen harten Kampf gegen den wunderschönen Monat Mai aufgenommen, dessen Gluthhitze die Schauspielhäuser verödet. Bei der heurigen Campagne wurden sie von der dramatischen Production besser unterstützt, als bei ihrem letzten Besuch.*) Zwar gleich ihre erste

*) Vielleicht versuchen die „Münchener" es ein nächstes Mal mit der Dramatisirung von Anzengruber's prächtiger Geschichte: „Der Einsam", die unser Mitarbeiter Prof. Wilh. Bolin soeben bei Mutze in Leipzig herausgibt. Freilich ist diese Bauerntragödie eintönig herb und düster, einige heitere Lichter, besonders etwas Liebe, müßten nothwendig noch hineingesetzt werden.

Digitized by Google

Novität „Almenrausch und Edelweiß“, die Dramatisirung eines alten Gartenlaube-Romans von Hermann v. Schmid, entlockte blos den Wunsch, das bekannte Motto dieser trivialen „Jaga-“ und „Pascha“-Geschichte etwa folgendermaßen abzuändern:

Und Kirschenblüth und Weichselblüth,
Die wachsen nit auf Einem Stamm,
Aber „Almenrausch und Edelweiß“
Packt gleich nur wieder z'samm!

Und die alte Novität verschwand auch in der That gleich wieder, um Ganghofer's unverwüstlichem „Herrgottsschnitzer von Oberammergau“ Platz zu machen, dem eine zweite Novität: „Der Geigenmacher von Mittenwald“ von Ganghofer und Neuert folgte — eine bäuerliche Nachahmung von Dumas' „Danischeffs“. Auch hier verzichtet der Ehemann großmüthig auf sein Weib zu Gunsten eines glücklicheren Nebenbuhlers und trifft alle Anstalten aus der Welt zu verschwinden; der Unterschied besteht hier nur darin, daß sein Selbstmord, der einen bösen Schatten auf das Eheglück werfen würde, noch im letzten Augenblick unnöthig wird, indem ein raufluſtiger Knote die Sorge, den unbequemen Menschen aus dem Wege zu räumen, auf sich nimmt und den Märtyrer ersticht. Ein arg sentimentales, überhaupt ziemlich schwaches Stück. Besser ging es dem mit vielem Beifall aufgenommenen neuen Schauspiel: „Hans im Glück“, das zwar auch nur dreimal gegeben werden konnte; hoffentlich ist das kräftige, gesunde Volksstück damit für Berlin nicht abgethan, sondern erscheint bald auf einer anderen Bühne der Hauptstadt.

Unser Schiller, der Bürger's Poesie so wenig gerecht wurde, hat in seiner Recension eine prächtige Charakteristik des wahren Volksdichters gegeben. „Ein Volksdichter für unsere Zeiten hätte blos zwischen dem Allerleichtesten und dem Allerschwersten die Wahl: entweder sich ausschließend der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Classe Verzicht zu thun oder den ungeheuren Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. . . Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß, brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten in reizender und verdachtloser Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen.“ Nun so hoch nehmen die Verfasser des neuen Stückes ihren Beruf nicht. Sie überlassen das einem Dichter von Gottes Gnaden wie Anzengruber und wählen das „allerleichteste“ Volksdichterideal, das indeß doch auch seine großen Schwierigkeiten haben muß, wie das überaus kleine Repertoire der „Münchener“ beweist. Franz Koppel-Ellfeld, der bereits mit einer stilvollen Tragödie seine poetische Begabung, mit einem Volksschauspiel sein Bühnengeschick und mit einer Preishumoreske seinen Witz erwiesen, hat sich hier mit der Theatererfahrung eines ausübenden Künstlers, des Dresdener Charakterspielers Max Grube, verbunden, und die Association ist beiden Theilen gut bekommen. Die Hauptscenen sind mit jener theatralischen Findigkeit vorbereitet, ausgeführt und gesteigert, die der Dramatiker hinterm Schreibtisch nimmermehr erwerben kann. Der Gipfelpunkt des Ganzen ist, wie billig, im dritten Akt. Zwei befreundete Bauernbursche stehen sich plötzlich mit hochgeschwungenen Fäusten und wildem Geschrei gegenüber. Die Eifersucht hat ihre Freundschaft zerstört. Unmittelbar darauf will der Zufall, daß der Eine verunglückt und nur noch durch rasche Hilfe des Andern gerettet werden kann. Wird dieser seinen Groll großmüthig vergessen und dem Verunglückten beispringen, oder wird er mit verschränkten Armen zusehen, wie mit dem Tode des Nebenbuhlers der Weg zum Herzen der Geliebten frei wird? Die Verfasser haben sich für das Erstere entschieden und schon zum voraus den Charakter so angelegt, daß diese Lösung, indem sie uns zugleich einen Alp von der Brust nimmt, glaubwürdig scheint. Hans im Glück, wie der Titelheld genannt wird, ist eine derbe, ungestüme, immer lustige Bauernnatur. Sein sprichwörtliches Glück hat ihn übermüthig, wild und roh gemacht, aber nicht schlecht. Er hat einen guten Kern, Gewissen, Herz. Wohl tobt jetzt ein furchtbarer Kampf in ihm, ein „Sturm im Schädel“, mit Victor Hugo zu reden, aber sein gutes Herz gewinnt am Ende doch die Oberhand, und als er den greisen Vater des Verunglückten in seinem Jammer sieht, da schlägt mitten im Jubel seiner haßerfüllten Seele die Menschlichkeit durch, und er wagt sein Leben an die Rettung des Todfeindes. Dieser ergreifend dargestellte Kampf und Sieg wird dem Stück auf der Bühne Lebensdauer geben.

Aber auch die Grundidee ist ansprechend erdacht und ausgeführt. Das schwere, krittliche Problem der Vermischung der bräutlichen und der Geschwisterliebe, das auch Goethe einmal gereizt, wird hier ebenfalls behandelt. Goethes Marianne bemerkt: „Unter allem konnte ich am wenigsten leiden, wenn sich ein paar Leute lieb haben und endlich kommt heraus, daß sie verwandt sind oder Geschwister sind.“ Hier ist es umgekehrt, aber der Conflict bleibt doch nicht aus. Dabei geht es nicht ohne Spitzfindigkeiten ab, welche die Glaubwürdigkeit des Vorgangs wesentlich beeinträchtigen. Midei theilt ihrem angeblichen Bruder und zugleich auch ihrem Geliebten das Geheimniß ihrer Geburt mit. Sie ist nicht die Schwester von Hans, sondern nur ein angenommenes, uneheliches Kind. Der Glückspilz sieht darin wieder eine Fügung seines alten Glücks. Die Sache ist ganz einfach: er liebt ja das Mädchen und wird sie heirathen. Er platzt auch gleich mit seiner Werbung heraus. Warum wird ihm da nicht sofort heimgeleuchtet, wie es sich für solche gerade Naturmenschen paßt? Wenn auch das Mädchen mit ihrem Geständniß zurückhält, so muß doch der Geliebte sprechen. Nun, er macht einen schüchternen Ansatz dazu, aber gerade da Hans auf einige Augenblicke ohne jede Erklärung hinter den Coulissen verschwindet. Hier sieht man eben faustdick die Drähte des dramatischen Maschinenmeisters! Doch auch jetzt unterdrückt er sein Geständniß mit der Erwägung, seine Liebeserklärung würde unter solchen Umständen als vom Mitleid, nicht von der Liebe eingegeben erscheinen. In der That, sehr empfindsam, sehr spitzfindig für einen derben bayerischen Naturburschen! Hier ist der faule Punkt, die schiefe Voraussetzung, welche dem Stück den soliden Boden nimmt. Nur die starke Situation des dritten Actes und eine effectvolle Schlußscene, die Alles aufklärt, rettet das Ganze. Hans im Glück erfährt, daß Midei nicht ihn liebt, sondern den von ihm Geretteten; er knickt zusammen in gottergebener Entsagung und erkennt zu spät, daß die Weltordnung kein ungetrübtes Glück gewährt.

Wir haben die Meisterschaft der Truppe fast alljährlich an dieser Stelle charakterisirt und möchten nicht schon Gesagtes wiederholen. Erdgeruch und Alpenluft weht auch diesmal im Wallnertheater. Hr. Albert in der kraftstrotzenden Titelrolle, Frl. Thaller als arg sentimentale Midei, Hr. Neuert als vergeßlicher Jubelgreis, Frl. Schönchen in der Rolle einer eifersüchtigen Bäuerin und Hr. Hofpauer als norddeutscher Alpenfex — sie liefern volksthümliche Genrebilder, in welchen auch nicht ein falscher Strich stört. Wir wissen nicht, in wie weit das Original der oberbayerischen Retouche bedurfte, und ob Koppel-Ellfeld nach Anzengruber's Beispiel den Dialekt, der von den Münchenern voll und kräftig angeschlagen wird, ursprünglich in seinem Dialog blos anklingen läßt, nur markirt. Jedenfalls erscheint Alles echt in der Wolle gefärbt, weil schon das Original durchaus populär gedacht und ausgeführt ist. Wir meinen, eine solche Localisirung müßte der Prüfstein des wahrhaft Volksthümlichen sein. Man versuche einmal, ein Stubenproduct wie die „Geier-Wally“ ins Bayerische zu übersetzen, und die Unnatur der Sprache und der auf den rohen Effect zielenden Situationen wird an allen Enden den Localton durchbrechen und ihn vollständig aufheben.

Z.

Digitized by Google

Inserate.

Katalog 17
Niedersächs. u. Thüring. Geschichte, Genealogie, Numismatik
erschien soeben.
Gratis u. franco.
Rich. Sattler's Antiq.
Braunschweig.
Ankauf einzelner Werke und ganzer Bibliotheken.

Bücher-Ankauf!
Bibliotheken u. einzeln z. höchsten Pr. Kataloge m. Lagers liefere für 30 Pf. fro.
L. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

In jeder Buchhandlung:
Buchholtzens in Paris. 3 M., geb. 4½ M. Grosser Erfolg. Amüs. Familien-Buch. Stets neue Aufl. Verlag: A. Unflad in Leipzig.

Kleine antike Büsten
in brillanter Ausführung von Elfenbeinmasse.
Venus von Milo u. Hermes des Praxiteles, Apollo vom Belvedere und Diana von Versailles, 13 cm, mit kleinen schwarz polirten Holzuntersätzen 21 cm hoch Stück 5 M.
Klytia und Eros, 11 cm, mit Untersätzen 19 cm hoch, Stück 4 M.
empfiehlt
G. Micheli,
Berlin C., Schlossfreiheit 8/9.
Firma und Wohnung genau zu beachten.

Soeben erschienene neue Bücher:
Silberstein, Aug., Landläufige Geschichten aus Dorf, Stadt und Alm. 2 Bde., à 3 M. 60 Pf.
Kohn, S. (Verf. v. „Gabriel"). Neue Ghettobilder. 3 M. —.
Ders. Des Stadtschreibers Gast. — Gerettete Ehre. 2 Erzählgn. 3 M.
Buchholtzens in Paris. 13. Aufl. 3 M.
Burdo, Am Niger und Benue. 6 Monate i. Hinterlande v. Kamerun. 1,80 M.
Zola, Moralische Novellen. 3 M. —.
Paradoxe über die Ehe. 4 M. —.
Gebund. je 1 M. — mehr. Zu haben durch alle Buchhandlgn. u. direkt vom Verlag: **Alb. Unflad** in **Leipzig.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—
„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:
Scharnhorst.
Von
Max Lehmann.
Erster Theil. Bis zum Tilsiter Frieden.
Mit einem Bildnisse und drei Karten. gr. 8. Preis: *M* 10.—

Verlag von Hermann Costenoble n. zu beziehen durch jede Buchhandlung.
Hochinteressantes Reisewerk!
Wanderungen eines Naturforschers
im ostindischen Archipel in den Jahren 1873—1883
von **Henry O. Forbes.**
Aus dem Englischen von Dr. med. **R. Teuscher.**
2 Bde. gr.-8. in eleg. Ausstattung, mit einer chromolithogr. Abbildung, zahlreichen Illustrationen u. 4 Karten. broch. 14 Mark, eleg. geb. 18 Mark.
Das Werk ist von bleibendem wissenschaftl. Werth u. doch auch für den Gebildeten hochinteressant und spannend geschrieben. Der Verf. berichtet über seinen Aufenthalt auf den Cocos-Keeling-Inseln, beschreibt ihren Bau, ihre Thiere, ihre Pflanzen, die atmosphärischen Erscheinungen 2c. Die 2. Abth. berichtet über Java. Die 3. Abth. behandelt Sumatra, die Lampongs u. d. Residentschaft Palembang. Die 4. Abth. führt nach Amboina, in dessen Inneres, nach Timor-Laut, einem bis jetzt fast unbekannten Lande. Die 5. Abth. berichtet über die Insel Buru u. den geheimnißvollen See des Inneren; die 6. Abth. schildert Timor, wo ein hochinteressanter Ausflug nach dem Inneren den Schluß bildet. Herr Professor Ernst Häckel hat „das sehr gut geschriebene und viel Neues und Originelles enthaltende Buch" für eine deutsche Bearbeitung empfohlen.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.
Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:
Deutscher Pitaval.
Vierteljahrsschrift
für merkwürdige Strafrechtsfälle des In- und Auslandes.
Herausgegeben von **Hans Blum.**
Erster Jahrgang. Erstes Heft.
8. geh. Jährlich 4 Hefte. Ladenpreis à Heft 3 Mark.
Diese neue Zeitschrift verfolgt den Zweck, die kulturhistorisch oder kriminalpolitisch interessantesten Strafrechtsfälle zu sammeln und in aktentreuer, sowohl den Fachleuten, als auch dem gebildeten Lesepublikum verständlicher Darstellung vorzutragen. Die zur Aufnahme gelangenden Rechtsfälle, welche sämmtlich in objectivster Form gehalten sein werden, sind hauptsächlich der Gegenwart entnommen; es werden jedoch auch Fälle aus älterer Zeit Aufnahme finden, insofern dieselben kulturhistorisch besonders interessant und lehrreich sind.

Neueste belletristische Erscheinungen
der **Deutschen Verlags-Anstalt** (vormals Ed. Hallberger) in **Stuttgart.**
Geyern, Detlev von, Ein Feenschloß.
3 Bände. Geheftet 12 Mark; fein geb. 15 Mark.
Horn, Georg, Der Mohr von Berlin.
3 Bände. Geheftet 10 Mark; fein geb. 13 Mark.
In zweiter Auflage erschienen soeben:
Dewall, Johannes van, An der Grenze.
2 Bände. Geheftet 8 Mark; fein geb. 9 Mark.
Ompteda, Ludwig Freiherr von, Alte Schulden.
Geheftet 5 Mark; fein geb. 6 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
RAPHAEL
sein Leben und seine Werke
von **J. A. Crowe** und **G. B. Cavalcaselle.**
Aus dem Englischen übersetzt von Carl Aldenhoven.
Zweiter Band. (Schluss.)
Mit 16 Tafeln in Lichtdruck. gr. 8. Preis geheftet: *M* 14.
Elegant in Halbmaroquin gebunden: *M* 17.50.
Preis des completen Werkes: 2 Bände geheftet *M* 24.—
2 Bände in Halbmaroquin gebunden *M* 31.—

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 12. Juni 1886. Band XXIX.

JUN 30 1886

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die nationale Frage im europäischen Osten. Von Arnold Fischer. — Das englische Regiment in Helgoland. Von W. von Melle. — **Literatur und Kunst:** Amerikanische Dichter. Von H. Breitinger. — Unser Holzschnitt. Von Alfred Lichtwark. — **Feuilleton:** Ein Idyll aus Assisi. Von Sigmund Münz. — **Aus der Hauptstadt:** Die Jubiläumsausstellung. Von A. L. — Opern und Concerte. Von Heinr. Ehrlich. — **Offene Briefe und Antworten.** — Inserate.

Die nationale Frage im europäischen Osten.

Von Arnold Fischer.

Es ist zweifellos von großer Wichtigkeit, daß sich das Unbehagen, welches gegenwärtig nicht nur in wirthschaftlicher Hinsicht, sondern auch im Hinblick auf die sociale und politische Lage auf Europa lastet, zu einer möglichst bestimmten Erkenntniß der dem inneren und äußeren Frieden drohenden Gefahren abklärt. Im Westen ist es vorwiegend die sociale, im Osten die nationale Frage, welche denselben gefährdet. Hier kündigen sich sociale Umwälzungen immer deutlicher an, dort nationale Kriege. Ein Zusammentreffen derselben vielleicht in der Weise, daß Frankreich die bewegende Kraft der Ersteren, Rußland die der Letzteren würde, könnte große Stürme und einen dem gefürchteten „Weltkrieg" ähnlichen Zustand heraufbeschwören.

Der Ausdruck „europäischer Osten" ist schon seit Langem im politischen und wissenschaftlichen Sprachgebrauch, ohne daß man bisher mit demselben einen besonderen Culturbegriff verbunden hätte. Schon seine Anwendung läßt indessen die unbewußte Annahme erkennen, daß man es im europäischen Osten mit einem eigenartigen Culturgebiet zu thun hat, welches nicht unbedingt als eine Dependenz des Westens angesehen werden kann, obwohl es im Wesentlichen in demselben Ideenkreise mit ihm lebt, noch auch der asiatischen Civilisation in ihren verschiedenartigen Erscheinungsformen angehört. Ist dies aber der Fall, bildet der europäische Osten, welchem wir alle Nationen und Stämme östlich von den Deutschen und auf der Balkanhalbinsel — die Türken natürlich ausgenommen — zuzählen, ein Culturganzes, dann ist es auch zulässig, von einer nationalen Frage des europäischen Ostens zu sprechen. Der Nachweis, daß dieselbe als ein in sich zusammenhängendes, selbstständiges, von unserer Zeit zu lösendes Problem besteht, würde erbracht, wenn der innere Zusammenhang der Unabhängigkeitsbestrebungen der zu „Nationen" emporgewachsenen osteuropäischen Völker dargethan, gleichzeitig aber eine gewisse Abgeschlossenheit derselben von den nationalen Fragen des Westens erwiesen würde. Eine Scheidung zwischen den Letzteren und der nationalen Frage des Ostens liegt schon in zeitlicher Hinsicht vor, wenn die beiden Epochen auch fast unmittelbar auf einander folgen. Während nämlich im Westen die Zeit von 1859 bis 1871 als die des Höhepunktes der nationalen Frage angesehen werden kann, darf man das Jahr 1875, in welchem mit dem Aufstand in der Herzegowina die Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse der Balkanhalbinsel auf nationaler Grundlage begann, als den Anfang der gleichen Periode im Osten bezeichnen. Dieser Uebergang der nationalen Frage im Osten aus dem Zustande der nationalen Erregung in jenen der nationalen Erfüllung tritt aus einer Reihe von Erscheinungen unzweifelhaft hervor: zunächst und am deutlichsten aus den bekannten Vorgängen auf der Balkanhalbinsel seit 1875; ferner aus dem veränderten Charakter, welchen der langjährige Nationalitätenkampf in Oesterreich in den letzten Jahren angenommen und hauptsächlich aus der versuchten Verschiebung der Grundlage des Reiches aus der deutsch-ungarischen in eine slavisch-ungarische Lage, wodurch ausschließlich osteuropäische Elemente an Stelle des westeuropäischen deutschen zur Herrschaft gelangen; endlich aus dem Durchbruch eines fanatischen Alt- oder Nationalrussenthums auch im Staatsleben Rußlands mit seiner weit intensiveren Feindschaft gegen das westeuropäische Deutschthum in den baltischen Ländern als gegen das osteuropäische Polenthum, in Congreß-Polen. Ja, die gegenwärtig emporsteigende nationale Welle im europäischen Osten erwies sich als mächtig genug, selbst das deutsche Reich zu berühren und Preußen zu Maßnahmen gegen das vordringende Polenthum zu veranlassen, womit erwiesen ist, daß selbst ein Staat mit verhältnißmäßig nur geringer osteuropäischer Bevölkerung von der gegenwärtigen nationalen Bewegung des Ostens beeinflußt wird. Es unterliegt schon jetzt keinem Zweifel, daß die Epoche der nationalen Staatengründungen im Osten auf keinen so kurzen Zeitraum beschränkt bleiben wird, wie im Westen, was sich daraus erklärt, daß im Westen die nationale Staatenbildung als eine völlig ausgereifte Frucht vom Baume seiner Culturentwicklung fiel, während sie im Osten bei einigen Völkern nur von den höheren Volksschichten getragen wird, bei anderen zwar echte Volkssache ist, dagegen aber fast mittelalterliche Zustände zu überwinden hat.

Die Verschiedenheit der nationalen Frage des Ostens von jener des Westens beruht aber nicht nur auf culturellen, sondern auch auf natürlichen Grundlagen. In erster Linie ist hier die bekannte Thatsache zu erwähnen, daß der Osten zum weitaus größten Theile von einer Völkerfamilie, der slavischen, bewohnt ist. Dieselbe unterscheidet sich in einem wesentlichen Charakterzuge von der romanischen und noch mehr von der germanischen Völkerfamilie. Während nämlich die germanischen Nationen keinen irgendwie klar zu Tage tretenden, aus familiärer Verwandtschaft zu erklärenden Zusammenhang besitzen, die romanischen Nationen durch ein zwar schwaches und nicht zum völligen Durchbruch gelangtes, aber immerhin nicht ganz unbedeutendes Zusammengehörigkeitsgefühl angenähert sind, ist dasselbe bei den slavischen Nationen zu einer gewissen Ausbildung gelangt, lebt im Bewußtsein derselben und muß als eine reale Kraft im Völkerleben anerkannt werden. Weder

Digitized by Google

die Scheidung der slavischen Nationen in kirchlicher Hinsicht in griechisch-orthodoxe, griechisch-unirte und römisch-katholische, noch der zwischen Polen und Russen bestehende Nationalhaß, noch auch die Kriege und verschiedenartigen Feindseligkeiten zwischen mehreren dieser Nationen können als Beweise gegen dieses entwickelte Familiengefühl derselben angeführt werden. Was zunächst die Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse anbelangt, so wird auch im Osten das Religionsbewußtsein durch das Nationalbewußtsein als zeitbeherrschendes und bewegendes Culturelement verdrängt. Auch die jahrhundertealte Feindschaft zwischen Polenthum und Großrussenthum — das Kleinrussenthum ging und geht in Hinsicht dieser Gegnerschaft vielfach eigene Wege — hat das verwandtschaftliche Gefühl zwischen den beiden Völkern nicht ganz ersticken können. Dasselbe ist zwar durch den gegenwärtigen Zustand zurückgedrängt, doch ist es leicht möglich, sogar wahrscheinlich, daß sich dasselbe nach Erlangung irgend eines Grades nationaler Selbstständigkeit durch die Polen mit größerer Intensität entwickelt. Am wenigsten können die zwischen einzelnen der slavischen Völker ausgefochtenen Kriege, die überwundenen oder noch bestehenden Gegnerschaften gegen das Bestehen der Idee des Slaventhums angeführt werden, denn Kriege und Feindseligkeiten jeder Art gab es innerhalb aller menschlichen Gesellschafts-Organismen, wie Familie, Gemeinde, Staat, Nation, Kirche u.s.w. Ob auch die Völkerfamilie zu diesen Organismen gehört, muß so lange eine offene Frage bleiben, bis die Entwicklung und das Leben der Völkerfamilie Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden ist.

Am deutlichsten tritt das Verwandtschaftsgefühl der Slaven aus der Geschichte Rußlands zu Tage, mit dessen äußerer und innerer Entwicklung es aufs Engste zusammenhängt. Man kann behaupten, daß das russische Reich aus der Fähigkeit der osteuropäischen, besonders der slavischen Nationen, sich dem Einfluß asiatischer Cultur, welchem sie in der intensivsten Weise, zum Theil jahrhundertelang, ausgesetzt waren, zu entziehen und dem Gange der europäischen Cultur zu folgen, als mächtige Waffe in dem Kampf ums Dasein dieser Völker erstanden ist. Daraus ergibt sich die aus der russischen Geschichte so klar hervortretende Mission Rußlands, den Osten von der asiatischen Herrschaft zu befreien. Entsprechend dem Zeitcharakter der vergangenen Jahrhunderte, trug diese Mission in ihrer ersten Periode ein kirchliches Gepräge, und es ist ein Beweis für die elementare Stärke derselben, daß sie die Zeitwendung von der kirchlichen zur nationalen Geistesrichtung nicht nur überlebte, sondern in Folge derselben an Intensität bedeutend gewann. Der slavische Grundzug dieser Mission Rußlands brach immer deutlicher hervor und kam auch den katholischen slavischen Völkern zum Bewußtsein, für welchen Vorgang die Pilgerfahrt der Czechen-Führer nach Moskau im Jahre 1867 wohl immer typisch bleiben wird. Unter dem Einfluß dieser Rußland gleichsam von der Natur übertragenen Aufgabe erwuchs es zu einem stramm centralisirten Reiche mit kräftig ausgebildetem Staatsgedanken, wie dies unter ähnlichen Umständen — es läßt sich hierin unschwer ein Naturgesetz erkennen — bei allen Staatswesen der Fall gewesen ist. In seiner slavischen Mission hat Rußland keinen Nebenbuhler, denn Oesterreich ist der slavischen Frage bis in die jüngste Zeit fremd geblieben, und auch jetzt kann es als eine staatenbildende Kraft des Slaventhums nicht in Betracht kommen. Aeußerst bezeichnend hierfür wird stets die Thatsache bleiben, daß es Bosnien und die Herzegowina nicht für Serbien, als dessen Schutzmacht es doch gelten will, sondern für sich selbst besetzte. Auch war Oesterreich gerade in der Epoche der nationalen Kriege, als Rußland seine Kräfte immer mehr centralisirte, gezwungen, in föderative Bahnen einzulenken, was ebenfalls für die Actionsfähigkeit der beiden Reiche charakteristisch ist.

Diese Stellung Rußlands als slavischer Staatengründer, welche in der Zukunft noch deutlicher hervortreten dürfte, würde für die Gegenwart von geringerer unmittelbarer Bedeutung sein, wenn Rußland und der ganze Osten nunmehr in eine Periode längeren Friedens einlenken würden. Eine solche ist aber im Hinblick auf die innere Lage Rußlands, Serbiens und Griechenlands nicht zu erwarten. Was zunächst Rußland anbelangt, so ist sehr unwahrscheinlich, daß ein Regierungssystem, welches sich nicht einmal mit der politischen Reaction begnügt, sondern auf die kirchliche zurückgreift, sich also nicht nur der längst aus dem Zustand der Ideen in jenen der dauernden Institutionen übergegangenen Zeitrichtung, sondern auch dem von sehr modernem Geiste erfüllten gebildeten Theile der russischen Nation so direct und unversöhnlich entgegenstellt, zu längerem Bestande befähigt ist. Dies ist um so weniger anzunehmen, als dieser Reaction durch weittragende Reformen, sei es für die Gesammtheit, sei es für einzelne Volksclassen, kein Gegengewicht geboten wird. Es ist eine sterile Reaction und deshalb in einer Zeit, die nach Reformen lechzt und ihrer dringend bedarf, eine Anomalie. Ein Systemwechsel könnte aber, besonders wenn er in gewaltsamer Weise vor sich gehen sollte, in Folge des durch den Absolutismus bewirkten Vorherrschens der auswärtigen Fragen in der öffentlichen Meinung Rußlands leicht zu Verwicklungen auf der Balkanhalbinsel führen. Solche Uebergänge sind nach den Erfahrungen unseres Jahrhunderts dem Frieden stets gefährlich, so daß die Verstärkung der Reaction mit der Aussicht auf einen desto heftigeren Umschwung als eine Gefahr für den Frieden angesehen werden kann.*) In Serbien stehen aller Wahrscheinlichkeit nach schwere Krisen deshalb in Aussicht, weil die durch keine jahrhundertelange Tradition und nationale Geschichte befestigte Dynastie nicht vermocht hat, im Volke das Vertrauen zu ihrer Eignung, sowohl die große nationale Frage wie die innere Frage des Ausbaues der Staatseinrichtungen im nationalen Sinne zu lösen, wachzurufen. Der letzte serbisch-bulgarische Krieg hat die Untüchtigkeit des jetzigen Regierungssystems dem Volke zum Bewußtsein gebracht und die Unfähigkeit desselben, nach einer so empfindlichen Niederlage andere Bahnen einzuschlagen, stellt schwere Krisen in Aussicht. Der Ernst der Lage wird noch durch den Umstand verschärft, daß sich Serbien in der Gefahr sieht, seine Stellung als Vorkämpfer der serbischen Einheit an Montenegro zu verlieren. Der Ausfall der letzten Wahlen hat bewiesen, daß sich aus dem Volke heraus das Bestreben entwickelt, einerseits wieder einen festen Boden in der nationalen Frage zu gewinnen und andererseits innere Reformen nicht nur durch bloße Einführung westeuropäischer Einrichtungen, sondern durch Ausbildung der alten Volksinstitutionen und Anpassung derselben an moderne Verhältnisse durchzuführen. In Griechenland dürfte die nationale Spannung fortdauern und die jetzige nationale Enttäuschung den Entschluß, künftig jeden nur halbwegs brauchbaren Vorwand zu einem raschen Eingriff in türkisches Gebiet zu benützen, zeitigen.

Das gegenwärtige Stadium der nationalen Frage im Osten erkennt man indessen am besten in jenem zum großen Theil slavischen Reiche, in welchem den Selbstständigkeitsbestrebungen der dasselbe bewohnenden Nationen ein gewisser freier Spielraum geboten ist, in Oesterreich. Das, was dort gegenwärtig vor sich geht, kann als die fortschreitende innere Absonderung und Trennung der einzelnen Nationen und Bruchtheile von solchen bezeichnet werden. Dieser Proceß ist thatsächlich eine Vorbereitung zu einer durch eine große äußere Krisis zu bewirkenden weiteren Lockerung der einzelnen Bestandtheile des Reiches. Es drängt Alles auf eine neue innere Theilung, ja man kann sagen, daß die Zustände auf eine solche gleichsam „warten".

Diesem großen Einigungs- und Befreiungsprocesse in der slavischen Welt gegenüber ist ein engerer Anschluß der von demselben bedrohten nichtslavischen Völker aneinander sowie an das benachbarte mitbedrohte westeuropäische Volk, die Deutschen, das von der Natur gegebene Schutzmittel. Und in der That wird ein solcher Anschluß durch die Lage der Bevölkerungsverhältnisse sehr begünstigt. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß die Nordslaven von den Südslaven durch eine deutsch-magyarisch-rumänische Kette getrennt sind. Deutsche schließen sich in derselben unmittelbar an Magyaren, Magyaren unmittelbar an Rumänen an. Das schwächste dieser Glieder ist das Mittelglied Ungarn, da es kein reiner Nationalstaat

*) Auch dürfte Rußland der Verlust des Einflusses auf weite Volksschichten der Balkanhalbinsel auf die Dauer unerträglich werden.

Digitized by Google

ist und Bevölkerungselemente seiner vier Nachbarn, der Deutschen im Westen, der Rumänen im Osten, der Kleinrussen im Norden und der Serben im Süden, die Staatsgrenzen überschreitend mehr oder weniger tief in dasselbe hineinragen, außerdem noch Deutsche und Slovaken (Czechen) in sehr beträchtlicher Zahl in demselben verbreitet sind. Hierzu kommt noch der bekannte, sehr bedeutungsvolle Umstand, daß die Magyaren sich nicht oder nur ganz unbedeutend vermehren und daher fremder Volkstheile als Stützen des Staates bedürfen. Welcher der genannten Volkstheile hierzu am besten geeignet ist, ersieht man aus dem Verhalten derselben zu dem ungarischen Staate. Von den slavischen Völkern und dem sich zu einem eigenen Staate entwickelnden croatisch-slavonischen Königreich müßte, so sehr sich die Magyaren bemühen sollten, sie in Zufriedenheit zu erhalten, von diesem Standpunkte aus natürlich abgesehen werden. Es bleiben sonach nur Bevölkerungstheile der Endglieder unserer Kette, der Deutschen und Rumänen, übrig. Was zunächst die Deutschen anbelangt, so ist es für deren Stellung dem ungarischen Staate gegenüber höchst bezeichnend, ja ausschlaggebend, daß zwischen den Deutschen diesseits und jenseits der Leitha keine nationalen Beziehungen bestehen, noch je bestanden. Während sich die Rumänen diesseits und jenseits der ungarisch-rumänischen Grenze und ebenso die Serben diesseits und jenseits der Donau als nationales Ganzes fühlen, verbindet die Deutschen Ungarns und die Deutschen West-Oesterreichs kein einheitlicher nationaler Gedanke. Auch die Siebenbürger Sachsen fühlen sich bezeichnender Weise mehr zu den Deutschen im Reich als zu den Deutschen Oesterreichs hingezogen. Allein es ist eine unglaubliche Verkennung der Lebensbedingungen des ungarischen Staates gegenüber der großen Gefahr, welche die zukunftsreiche Entfaltung des Rumänenthums für Ungarn enthält, die Sachsen zu bedrängen. Da die Sachsen, numerisch schwach und isolirt wie sie sind, dem ungarischen Staate nie gefährlich werden können, mag sich ihr Selbstständigkeitsgefühl noch so energisch äußern, so würde ihre fortschreitende Rumänisirung, die an Stelle zweier Volkselemente ein einziges numerisch starkes setzt, welches überdies einen Rückhalt an einem angrenzenden nationalen Staatswesen besitzt, eine äußerst empfindliche Schwächung des ungarischeu Staates im Osten herbeiführen. Daß dagegen die mit dem Magyarenthum versöhnten Sachsen eine vortreffliche Stütze des Staates werden könnten, geht aus eben diesem ihrem Kampf ums Dasein mit dem Rumänenthum hervor, welcher sie, das Aufhören der Magyarisirungsversuche vorausgesetzt, den Magyaren und dem ungarischen Staate annähern muß. Wenn wir sonach behaupten: Die Pflege des Deutschthums in Ungarn gehört zu den wohlverstandenen Lebensbedingungen des ungarischen Staates, so findet dies ganz besonders auf die Siebenbürger Sachsen Anwendung. Ebenso wie vom nationalen, ist die versuchte Magyarisirung der Deutschen auch vom wirthschaftlichen Standpunkte zu verwerfen. Die Deutschen sind das einzige westeuropäische Element in Ungarn, was so viel bedeutet, daß sie auch die einzigen Träger der concentrirten und intensiven westeuropäischen Volkswirthschaft, im Gegensatz zu der unentwickelten und extensiven osteuropäischen, sind. Dieser Unterschied ist überall im Osten, wo sich deutsche Gemeinden befinden, sehr groß, so daß die Ersetzung westeuropäischer durch osteuropäische Bevölkerungselemente mit Verarmung des betreffenden Landestheiles gleichbedeutend ist.

Ist sonach die bedeutende räumliche Ausbreitung des Rumänenthums in Ungarn als Hinderniß einer Annäherung zwischen den beiden Staaten anzuerkennen, so tritt dasselbe doch gegenüber der großen slavischen Gefahr in den Hintergrund, welche, wenn in die Unmittelbarkeit gelangt, sie zu gegenseitiger Annäherung zwingen wird. Die „rumänische Gefahr" für Ungarn wird überdies sowohl durch die geographische Lage, wie durch die geschichtliche Entwicklung Siebenbürgens, in welchem Lande bekanntlich die Mehrzahl der ungarischen Rumänen wohnt, erheblich vermindert. Ungarn und Siebenbürgen bilden in ganz unzweifelhafter Weise ein geographisches Ganzes, indem der Hauptzug der Karpathen, welcher Ungarn gleichsam aus der großen osteuropäischen Tiefebene heraushebt und zu einem selbstständigen geographischen Gebilde gestaltet, Siebenbürgen in dasselbe einschließt. Diese geographische Zugehörigkeit Siebenbürgens zu Ungarn geht auch daraus hervor, daß das ganze Gebirgssystem der Karpathen in Siebenbürgen gegen Westen sich senkt, während sich gerade der Rumänien zugekehrte östliche und südliche Theil zu beträchtlicher Höhe aufthürmt und gegen Rumänien zu steil abfällt, so eine mächtige natürliche Grenze zwischen den beiden Staaten bildend. Ebenso schwer als diese geographische Gestaltung fällt ins Gewicht, daß Rumänien kein Interesse an einer Schwächung Ungarns hat und eine solche selbst durch eine erhebliche Vergrößerung des eigenen Gebietes nicht aufgewogen würde. Eine Bedrohung Ungarns durch das Slaventhum ist gleichzeitig eine Bedrohung Rumäniens, und ein Untergang des ungarischen Staates würde auch die Lage Rumäniens zu einer unhaltbaren machen. Diese beiden Staaten und Nationen sind also aufeinander angewiesen, wie sie auch beide in dem großen westlichen Nachbar des Slaventhums, in Deutschland, ihren natürlichen Verbündeten sehen müssen. In den letzten Jahrzehnten hat sowohl Ungarn wie Rumänien die Macht des das Slaventhum vertretenden russischen Reiches im feindlichen Sinne an sich erfahren müssen: Ungarn, als Rußland 1849 die große Unabhängigkeitsbewegung niederwerfen half, Rumänien, als es sich 1878 trotz seines hervorragenden Antheils an den Siegen über die Türken den russischen Wünschen in Betreff der Gebietsveränderungen an den Donaumündungen fügen mußte.

Die Erkenntniß der gleichen Stellung dem Slaventhum gegenüber sollte fürs Erste eine ideale Annäherung zwischen Deutschen, Magyaren und Rumänen herbeiführen, welche in späterer Zeit, je nach Lage und Bedürfniß, zu völkerrechtlichen Verbindungen führen könnte.

In der nationalen Frage des europäischen Ostens ist, wie erwähnt, auch die Balkanfrage enthalten, ja, der innere Zusammenhang der nationalen Bestrebungen im Osten tritt nirgends besser zu Tage als auf der Balkanhalbinsel. Die Balkanfrage setzt sich aus der bulgarischen, griechischen und serbischen Frage zusammen. Eine albanesische Frage als nationale Frage gibt es nicht, da die Albanesen ebensowenig wie die Türken den Uebergang von einem asiatischen Volk zu einer „Nation" im europäischen Sinne zu finden vermochten. Sie sind deshalb ebensowenig wie jene zur Gründung eines nationalen Staates befähigt. Das ausgeprägte Stammesgefühl der Albanesen ist kein Ersatz für das europäische Nationalbewußtsein, und ihre Unfähigkeit, sich voll und ganz auf den Boden der europäischen Cultur zu stellen, wie es bei Bulgaren, Serben und Griechen der Fall ist, würde sie auch nach Erlangung der Selbstständigkeit, früher oder später, in irgend eine Art von Abhängigkeit von einer der genannten „Nationen" bringen. Thatsächlich macht sich auch eine Hinneigung des Albanesenthums zum Griechenthum bemerkbar, welche durch die Feindschaften zwischen einzelnen albanesischen Stämmen und den Griechen ihren Charakter als elementarer Naturtrieb nicht verliert. Die günstigste Lösung der albanesischen Frage sowohl für die Albanesen wie für den Frieden auf der Balkanhalbinsel wäre sonach die bereits vorgeschlagene Zusammenfassung der von Albanesen bewohnten Gebiete in ein „Albanien" zu benennendes Staatswesen, welches mit Griechenland durch Personalunion verbunden werden könnte.

Hinsichtlich der erwähnten drei Balkan-„Nationen" ist vom Standpunkte des europäischen Interesses an einer möglichst friedlichen Lösung der Balkanfrage zwischen der bulgarischen und der griechischen Frage einerseits, der serbischen Frage andererseits, wesentlich zu unterscheiden. Während nämlich die beiden ersteren ihren Schwerpunkt in der Türkei haben und es durchaus unwahrscheinlich ist, daß eine von ihnen einen Krieg zwischen zwei Großmächten entzündet, hat die serbische Frage ihren Schwerpunkt in Oesterreich und kann in letzter Instanz nur durch einen Krieg zwischen Oesterreich und Rußland gelöst werden. Die serbische Frage ist deshalb das gefährlichste der Probleme nicht nur der Balkanhalbinsel, sondern des europäischen Ostens überhaupt. Sowohl in Rußland wie in Oesterreich ist man sich dieser Sachlage wohl bewußt, und die Gegenwart kann als die Epoche der beider-

Digitized by Google

seitigen Vorbereitung zu diesem Entscheidungskampfe angesehen werden.

Mit der Lösung der nationalen Frage im europäischen Osten dürfte die Periode der nationalen Staatengründungen im Wesentlichen ihren Abschluß finden. Denn was dann vom nationalen Standpunkte in Europa noch zu lösen übrig bleibt, dürfte nicht mehr die Macht besitzen, der betreffenden Epoche den Charakter einer „nationalen" aufzudrücken. Eine neue Zeit, die sich bereits kräftig ankündigt und die Sicherung des wirthschaftlichen Daseins für alle Volksclassen zur Aufgabe haben wird, dürfte dann zum vollen Durchbruch gelangen.

Das englische Regiment in Helgoland.

Von W. von Melle.

Wer kennt nicht die kleine, steil aus dem Meere aufsteigende Felseninsel Helgoland, die seit nunmehr 60 Jahren Tausenden und Abertausenden von deutschen Badegästen Erfrischung und Stärkung der Gesundheit geboten hat. Unweit der Mündungen der Elbe und Weser gelegen, ist sie von Hamburg wie von Bremen aus mit den schnellen Dampfern unserer Tage in wenigen Stunden zu erreichen. Insbesondere gilt die Fahrt von Hamburg oder gar von Cuxhaven aus kaum für eine Reise. Kommt ein Fremder nach der ersten Seestadt des deutschen Reichs, so unterläßt er selten einen Besuch von Helgoland, das in gewisser Beziehung als ein Vorort oder eine Villeggiatur von Hamburg betrachtet wird. Umsomehr aber muß es Jeden, der von Deutschland her dorthin kommt, befremden, daß dies der deutschen Küste so nahe gelegene Eiland sich in englischem Besitze befindet.

Bekanntlich ist die englische Herrschaft in Helgoland keineswegs alten Datums. Die Insel gehörte in früheren Jahrhunderten zu Schleswig und wurde 1714 nach kurzer Beschießung von den Dänen in Besitz genommen. Im Jahre 1807 sah sich dann England veranlaßt, Helgoland zu besetzen, und 7 Jahre später, 1814, wurde ihm dasselbe im Kieler Frieden von Dänemark förmlich abgetreten. Seitdem ist es unbeanstandet unter dem Scepter Englands geblieben. Dieser Zustand ist — das läßt sich nicht leugnen — eine Anomalie. Eine geologische Vermuthung will, daß Helgoland einst mit dem deutschen Festland in Verbindung stand, jedenfalls ist klar, daß es, wie Sylt, Föhr und Norderney, geographisch zu demselben gehört und daher auch nicht ohne Grund politisch von ihm getrennt sein sollte. Welch ein Grund aber ist hier für die Trennung denkbar, ja, welcher Umstand erklärt es nur, daß England noch immer an diesem Besitz festgehalten hat? Will man behaupten, daß Helgoland ein strategisch wichtiger Punkt sei, so ist zu entgegnen, daß an eine Befestigung und Vertheidigung der Insel bisher nicht gedacht ward und auch in Zukunft nicht gedacht werden wird. Die einfachsten Befestigungsarbeiten müßten Unsummen verschlingen, weil alles Material vom Lande herbeizuschaffen wäre. An Producten fehlt es in Helgoland ganz, denn auf dem kahlen Felsen wächst bekanntlich nichts als dürftiges Gras, das nicht einmal für die dort weidenden Schafe ausreicht. Materielle Vortheile zieht also England nicht aus diesem Besitz, wohl aber Nachtheile, denn es muß alljährlich nicht unbeträchtlich zu den Unterhaltungs- und Verwaltungskosten beitragen. Dennoch scheint bisher weder von England noch von Deutschland eine Aenderung der Sache ernstlich ins Auge gefaßt zu sein. Deutschland fürchtet vielleicht die financielle Last, die es mit dem Besitz der Insel auf sich zu nehmen hätte, und England scheut sich andrerseits wohl vor dem nicht unumgänglich gebotenen Aufgeben eines Territoriums, auf dem jetzt seit Jahrzehnten die britische Flagge geweht hat. Diese und andere Bedenken auf Seiten Deutschlands oder Englands können indeß u. E. auf die Dauer nicht von ausschlaggebender Bedeutung sein. Das deutsche Reich steht jetzt zu groß und mächtig da, um aus rein financiellen Gründen ein natürliches Glied seines Körpers in fremden Händen zu lassen und es nicht als unwürdig zu empfinden, daß eine englische Besitzung gerade vor der Mündung seiner wichtigsten Ströme liegt. Es wird früher oder später bedenken, daß noblesse oblige. Großbritannien aber, das über große und reiche Colonien in jedem Theile des Erdballes gebietet, könnte den Verlust der unbedeutenden, kahlen Felseninsel leicht verschmerzen und würde durch Abtretung derselben an stolzem Selbstbewußtsein und Ruhm nicht verlieren, sondern nur gewinnen. Hat es doch selbst schon früher ein Beispiel solch ebenso edler wie kluger Politik gegeben, als es seiner Zeit die Jonischen Inseln — einen weit kostbareren Besitz — an Griechenland abtrat.

Doch zur Zeit ist Helgoland noch englisch, und ob und wann die von uns gewünschte Aenderung eintreten wird, läßt sich heute noch nicht absehen. Von weit größerer praktischer Bedeutung ist daher jetzt noch die Frage, ob die englische Regierung und Verwaltung der gleichsam vor den Thoren Hamburgs und Deutschlands gelegenen Insel billigen Ansprüchen entspricht, eine Frage, die leider verneint werden muß. Zur Zeit der dänischen Herrschaft wurden in Helgoland Gericht und Verwaltung von einem landesfürstlichen Beamten, dem Landvogt, geleitet. Ihm zur Seite standen 6 einheimische Rathleute und 8 Quartiersmänner oder Viertelsmeister. Als Beschwerdeinstanz in Rechts- wie in vielen Verwaltungssachen diente das Obergericht zu Gottorp. Ehescheidungs- und kirchliche Angelegenheiten standen direct unter den schleswigschen Consistorien; die 6 Rath-, die 8 Quartiersmänner und 16 Landesälteste bildeten zusammen eine Landesvertretung, der manche Rechte in Bezug auf Gesetzgebung und Besteuerung zustanden. Diese im Allgemeinen den Bedürfnissen der Einwohnerschaft entsprechenden Institutionen wurden nach der englischen Besitzergreifung erheblich abgeändert. Der Landvogt fiel weg, und die Rathleute hielten nunmehr allein Gericht. Als zweite Instanz aber trat an Stelle des Obergerichts zu Gottorp der Gouverneur der Insel. Eine Behörde für Ehe und Kirchensachen gab es nicht mehr. Eine Beschwerde gegen die Rechts- und Verwaltungsbescheide des Gouverneurs war an das Colonialamt zu London zu richten. Mit dieser neuen Behördenorganisation ging es wohl oder übel weiter, bis 1864 den Helgoländern zu ihrer großen Ueberraschung durch Cabinetsbefehl Ihrer Allergnädigsten Majestät der Königin eine Verfassung octroyirt wurde, die einen „Gesetzgebenden Rath", ein „Gemeindehaus" und einen „Cabinetsrath" schuf, aber mehr für ein großes Reich als die einfachen Verhältnisse der kleinen Insel zu passen schien. Diese Verfassung hatte denn auch nur einen kurzen Bestand. Schon 1868 wurde sie durch einen neuen Cabinetsbefehl wieder aufgehoben. An ihre Stelle aber trat nicht etwa eine andere dem Umfange und der besonderen Lage Helgolands besser angepaßte, sondern man begnügte sich einfach damit, den früheren verfassungslosen Zustand wieder herzustellen und weiter zu bestimmen, daß der Gouverneur von Zeit zu Zeit Gesetze für die Ruhe, Ordnung und gute Regierung der Insel erlassen könne.

Seitdem sind die Zustände in Helgoland im Wesentlichen dieselben geblieben. Von politischen Rechten der Bevölkerung ist nicht die Rede. Zur Entscheidung der kleineren Rechtsstreitigkeiten ist eine Art Unterrichter bestellt, gegen dessen Urtheil an den Gouverneur appellirt werden kann. Wichtigere Processe gelangen direct vor das Forum des Letzteren. Eine Appellation an den Colonialminister in London ist zulässig, jedoch der großen Kosten wegen in den meisten Fällen thatsächlich ausgeschlossen. Nimmt man nun noch hinzu, daß der Gouverneur zugleich oberster Verwaltungsbeamter der Insel ist, daß man ferner zum Gouverneur in der Regel einen früheren Marineofficier, zum Unterrichter einen früheren Polizeibeamten oder Unterofficier ernennt, daß die Helgoländer durchgehends nur deutsch resp. helgoländisch, die englischen Beamten aber nur ihre Muttersprache sprechen, und daß daher bei gerichtlichen Verhandlungen stets die Intervention eines Dolmetschers erforderlich ist, sowie endlich, daß die Execution eines Urtheils, wie behauptet wird, der mangelnden Executivgewalt wegen gar nicht erzwingbar erscheint, so wird man zugeben müssen, daß es an den ersten und nothwendigsten Garantien einer geordneten Rechtspflege fehlt. Das sind doch

Digitized by Google

unleidliche Zustände, zu deren Aenderung das englische Mutterland jedenfalls moralisch verpflichtet erscheinen muß. Legt Großbritannien einmal Werth auf den Besitz der Insel, so muß es auch in entsprechender Weise für Recht und Gerechtigkeit auf derselben Sorge tragen. Schon die Unterordnung unter das Colonialamt kann nicht für angemessen erachtet werden. Helgoland ist keine Colonie in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, sondern eine europäische Besitzung, die in verhältnißmäßig kurzer Zeit von England aus erreicht werden kann. Dieser Sachlage entsprechend, stelle man die Helgoländer im Allgemeinen den Engländern gleich. Man gebe ihnen die vielgerühmten Freiheiten und Rechte der Letzteren, man revidire das zur Zeit, wie es scheint, recht unklare materielle Recht, man schaffe ein mit mindestens einem der Landessprache kundigen Juristen besetztes Gericht und unterstütze dasselbe durch die erforderliche Zahl von Executivbeamten. Solche Reformen erfordern selbstverständlich die Aufwendung größerer Mittel. Sie erfordern ferner, wenn man wirklich Gutes und Bleibendes schaffen, wenn man Helgoland zu einem lebenskräftigen Glied des britischen Reiches machen will, ein eingehenderes Studium des eigenartigen Volkscharakters der Inselbewohner. Sie erfordern außerdem vor Allem guten Willen und das ernste Bestreben, die Insel durch festere Bande als bisher mit England und seinen Interessen zu verknüpfen. Läßt man es an alledem nicht fehlen, so kann auch unter englischem Scepter noch eine bessere Zukunft für Helgoland kommen. Schreckt man aber vor den Kosten und Mühseligkeiten einer zeitgemäßen Reorganisation des Rechtszustandes der Insel zurück, so sollte man doch die an sich werthlose Besitzung, für deren Wohl man so wenig Interesse an den Tag legt, je eher je lieber aufgeben. Eine Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes kann jedenfalls dem Ansehen der britischen Regierung nur schaden.

Neuerdings hat die thatsächlich existirende Helgoland-Frage auch in unseren militärischen Kreisen besondere fachmännische Beachtung gefunden. Hauptsächlich bemerkt wurde ein Artikel der „Internationalen Revue über die gesammten Armeen und Flotten", worin geradezu die Behauptung aufgestellt wurde, daß das deutsche Reich Helgolands bedarf „als einer strategisch wichtigen Position im Bereiche seiner Nordsee-Marine-Station, und daß der Platz in deutschen Händen eine Blockirung der deutschen Küste ungemein erschweren, wenn nicht unmöglich machen würde". Es ist gar keine Frage, daß die Insel für Deutschland an Bedeutung gewinnt mit dem Bau des Nord-Ostsee-Canals, dessen westlichen Ausgang dieselbe beherrschen wird. Wie ferner in commercieller Beziehung der deutsche Nordseehandel an Helgoland ein festes Bollwerk finden würde, so bekämen auch die überseeischen Dampferlinien, welche im engsten Zusammenhang mit der Colonialpolitik fortan den deutschen Niederlassungen in regelmäßigen Pulsschlägen neues Blut zuführen sollen, eine zweckentsprechend gelegene starke Etappe. Endlich befindet sich die Insel ihrer geographischen Lage nach ganz innerhalb der deutschen Seezone, nämlich 20 bis 25 Kilometer diesseits einer Linie, die Borkum und Römör verbindet, die äußersten Endpunkte im Kranze der Inseln, welche die deutsche Nordseeküste umsäumen. Das genannte Fachblatt stellt die Frage auf, ob das stolze Albion seine rücksichtslose Position vor Deutschlands Thür freiwillig aufgeben wird, da es hinreichend zu thun habe, seiner eigenen Verlegenheiten Herr zu werden, und somit Ursache genug, die Chancen einer ernsten Verwicklung zu vermeiden. „Gleichviel, Deutschland wird in der Folgezeit keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne in der helgoländer Frage auf sein „ceterum censeo" zurückzukommen, und selbst einen kriegerischen Ausgang nicht scheuen. Eine Invasion Großbritanniens gehört trotz seiner maritimen Ueberlegenheit nicht mehr zu den Unmöglichkeiten, umsoweniger, als seine territorialen Streitkräfte sich mit einem modern geschulten Angriffsheere nicht messen könnten. Vom unparteiisch militärgeographischen Standpunkte aus darf man mit Recht die strategische Barrière zwischen deutscher und britischer Machtsphäre in der Nordsee noch mehrere Grade westlich über Helgoland hinaus verlegen. Soll Deutschlands Macht aber auch zur See auf ihrem Posten stehen, so muß Helgoland dem Reiche wiedergewonnen werden!"

Wäre der Besitz Helgolands, so schätzbar er sein mag, wirklich einen Krieg werth? Das möchten wir bezweifeln. Die Zurückhaltung, welche die deutsche Politik bisher in dieser Frage beobachtet, scheint nicht dafür zu sprechen. Hoffentlich dürfte sich früher oder später für England eine Gelegenheit finden, freiwillig zu Gunsten Deutschlands auf Helgoland zu verzichten.

Literatur und Kunst.

Amerikanische Dichter.

Von H. Breitinger.

Durch die emsige Kleinarbeit auf dem Gebiete zeitgenössischer Literaturkritik, welche in referirenden und reflectirenden Revueartikeln Jahr für Jahr so Ansehnliches hervorbringt, ist die systematische Synthese in den Hintergrund gedrängt worden. Ihr selteneres Auftauchen hat seinen Grund nicht nur in der Thatsache, daß ein langathmiges Werk weit größere Kraft, Geduld und Zeit erfordert, sondern wohl eben so sehr in dem verzeihlichen Streben des heutigen Literaten nach raschem Gewinn, im Sinne der amerikanischen Losung: Quick returns! Um so dankenswerther ist es, wenn ein wohlbefähigter Arbeiter seine Geldmittel und die durch sie ihm gewordene Muße darauf verwendet, ein Buch jener Gattung in die Welt zu setzen.

Edmund Clarence Stedman, der nordamerikanische Dichter, Essayist und Journalist, heute Banquier in New-York, hat zehn Jahre nach seinem verdienstvollen Bande: „Victorian poets" nun im Alter von 53 Jahren den Plan seiner Jugend in dem amerikanischen Gegenstück zu jener ersten Leistung, den „Poets of America" endlich verwirklicht. Diese neueste, gründlich überlegte Beurtheilung der Leistungen jener nationalen Schule, welche die Amerikaner ihre „Home-School" nennen, ist als Wahrspruch einer hüben und drüben anerkannten Autorität von so hohem Interesse, daß eine Zusammenstellung ihrer Hauptsätze den deutschen Freunden der englisch-amerikanischen Literatur nicht unwillkommen sein wird.

Stedman betrachtet vor Allem die Hindernisse, die einer raschen Entwicklung der amerikanischen Literatur sich in den Weg stellen mußten.

Die Colonisten brachten nach Virginia und Neuengland eine Bildung mit, die naturgemäß vorerst aus dem Mutterlande ihre literarische Nahrung bezog und allzulange mit bloßer Nachahmung vorlieb nahm. Die primitive Natur der neuen Welt wirkte erst auf den Maler, weit später auf den im puritanischen oder im classischen Zwinger schmachtenden Dichter. Eine freie poetische Regung erschien ja den puritanischen Pedanten wie eine Sünde, den classischen Zöpfen als eine Barbarei. Dann kam der Befreiungskrieg, nach ihm die Republik. Ersterer brachte manchen Achilles und Hektor, aber keinen Homer, und die nivellirende Demokratie der letzteren machte den Gemeinplatz und nicht die Leidenschaft in der Dichterei zur Hauptsache. Das friedliche amerikanische Heim bot einer träumenden Phantasie keine Spur von Romantik; denn je allgemeiner das Glück, um so seltener die aufregende Ausnahme. Die Phantasie des Amerikaners warf sich auf das Gebiet der Erfindungen, der Entdeckungen, der Wissenschaft und des materiellen Fortschritts; nur die Muse ging leer aus. Auch die Volksdichtung fehlte bei einer Nation, die gleich „mit Schule und Kirche" angefangen und mit einer rauhen Colonistenexistenz, in welcher das Weib so gut wie nichts bedeutete; ein schlechter Himmelsstrich für die Blume Poesie. Selbst Longfellow's „Evangeline ist ein Kunstwerk, welches sein mageres Thema ganz erschöpft und die Geschichte zur Landschaft gefügt hat, nicht aber die Landschaft zur Geschichte. Kurz, kein bedeutender Stoff, kein ergreifender Gegenstand!" Auch die Geschichte der Republik läßt den Dichter im Stich. „Unsere Kriegsthaten von der Revo-

Digitized by Google

lution bis zum Bürgerkrieg sind noch zu frisch und zu nah, um eine epische Behandlung zu ertragen. Ueberdies ist das Heldenthum für den Amerikaner von heute nicht das Hauptgeschäft, und das Lorgnon der Phantasie ist uns längst von den Augen gefallen. Wir sind so gründlich ernüchtert, daß wir nicht einmal mehr den poetischen Glauben besitzen. Um so recht den Gegensatz zwischen einer poetischen Vergangenheit und einer prosaischen Entwicklungsgeschichte zu empfinden, denke man an Schottland, das Land der Burns und Walter Scott, und dann an uns!"

Ein ferneres Hinderniß für den amerikanischen Dichter lag in seinem Publicum.

Unter dem Marginaltitel: „The poet's food and fame" spricht Stedman von den Grundbedingungen der Dichterleistungen: Belobung und Belohnung. Die amerikanische Republik hat weder das Mäcenatenthum gekannt, noch, bis auf die letzten Zeiten, die Honorirung durch den Käufer. „Bis auf die letzten Zeiten kaufte man in Amerika fast nur Schulbücher", und das Raubsystem des Nachdruckes ward für die heimische Literatur dadurch zur Geißel, daß Verleger und Publicum sich an den zusammengerafften Schätzen des Auslandes vollkommen genügen ließen. Der amerikanische Volksinstinct widersteht Allem, was für eine Besteuerung der Wißbegierde gilt. Dies hat nun der Entwicklung einer „Home-school" gewaltigen Eintrag gethan. „Bis einmal ein Gesetz die amerikanischen Verleger aus ihren abgelegenen Jagdrevieren heimgetrieben hat und sie gezwungen sind, das Genie in ihrer Heimath aufzusuchen, wird unsere Literatur nur karg gedeihen."

Ein Anlauf zu einer Beseitigung des großen Unfugs, der Dickens so bittere Worte gegen Amerika in die Feder dictirte, ist zwar eben gemacht worden, aber Stedman nennt ihn so engherzig und so bedauerlich verklausulirt, daß es wahrlich besser wäre, die Sache beim Alten zu lassen, bis in den amerikanischen Köpfen das Recht auf geistiges Eigenthum in die Linie der gewöhnlichen Eigenthumsrechte getreten sei.

Ein letztes Hinderniß endlich ist der bisherige Mangel an einer einsichtigen Kritik, die das Bedeutsame anerkennt, das Unbedeutende denuncirt und das Schlechte vernichtet. Die Geschmacklosigkeit des Amerikaners hielt erst das Gemeinste für das Beste, dann kam ein Umschlag und man blickte nur mit Verachtung auf die Erzeugnisse der Heimath und zog ihnen unbedingt das Fremde vor. Endlich ging das Publicum von falscher Modebegeisterung über zu frivolen Neigungen, und die Kritik sündigte ihrerseits durch ihre beschränkte, doctrinäre Haltung. Dichter und Maler fühlen sich von ihr gekränkt und werden muthlos. Erst in neuester Zeit haben sich Kritiker gefunden, die Kenntniß mit Selbsterkenntniß zu verbinden wissen, scharfsinnig und wohlmeinend zugleich sind, in das Wesen eines Buches eindringen, sich über dem Cliquenthum und dem literarischen Hasse halten. Soweit das erste Capitel des Buches.

Das zweite faßt klar und in bündigster Form die Geschichte der amerikanischen Dichtung zusammen und begreift nach des Verfassers eigener Angabe die Jahre 1607 bis 1860, welche die literaturgeschichtlichen Anthologien von Duyckincks und Griswold umfassen und das neuere Werk von Professor Moses Coit Tylor: History of American Literature (1880) dem größeren Theile nach bereits behandelt hat. Fügen wir hier auch die historische Skizze von Professor John Nichol in Glasgow ein. Sie erschien 1882 bei Black in Edinburg und bildet einen stattlichen Band von gegen fünfhundert Seiten.

Stedman nennt den Engländer nirgends und ist auch gegenüber von Tylor's Leistung, wenn schon anerkennend, doch unbedingt selbstständig: „Die dürren Gebeine der Colonialperioden (1607—1765), meint er, haben in den zwei dicken Bänden Professor Tylor's wieder einiges Leben empfangen. Freilich brauchte es, um dieses Wunder zu wirken, viel Geduld, Begeisterung und Wohlwollen." Und es ist eine Freude, wie Stedman diese Zopfperiode der Nachahmung abschlachtet: „Fast ein Jeder machte Verse, aber diese Herren waren sammt und sonders Reimer dritten Ranges, welche die Pedantereien der zahmsten aller Perioden nachzuahmen sich beschränkten. Sie ist ehrwürdig, jene Zeit, aber ihre Reimerei bietet gar nichts, was dem heutigen Amerikaner ansprechen dürfte: Antiquarischer Plunder, wunderliche und häßliche Musterstücke einer unhistorischen Zeit."

Virginia war der Dichtung ganz ungünstig, weniger schon die Neuengland-Staaten. Die Größe Virginias lag eben anderswo: in seinen Chroniken, seiner Reise-, Entdeckungs- und Kanzelliteratur. In den mittleren Colonien endlich regte sich frühe der Sinn für Publicistik und sociale Literatur. Die Revolution und ihre zwanzigjährigen Aufregungen erzeugten eine Fluth von rohen Versen, unter welchen das komische Epos M'Fingal von John Trumbull am meisten sich hervorthut. Wie Butler im Hudibras, so spottet Trumbull über die komischen Verkehrtheiten seiner ganzen Mitwelt. Um dieselbe Zeit versuchten es Tylor in Boston und Dunlap in New-York, ein amerikanisches Lustspiel zu schaffen. Gleichwohl blieb der Boden Amerikas bis nach dem Kriege von 1812 für die Poesie kein fruchtbarer. Die Vorbilder Englands standen zudem als hemmendes Muster im Wege, wennschon nachgerade die Originalität des Südens in einer gewissen Romantik, diejenige der Mittelstaaten in regionaler Eigenart, die des Ostens endlich in gelehrter Didaktik sich kundgaben.

Mit dem zweiten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts beginnt endlich die Home-school sich zu regen: Pierpont, Dana, Sprague, Allston, Bryant gingen als freundliche Sterne im Osten auf, während Wilde und Pinkney im Süden ihre Lovelace-Lyrik sangen. So lange die Sklaverei im Süden fortbestand, blieb der Süden dieser Lyrik treu, seine guten Leistungen fänden heute in einem kleinen Bande Platz, in welchem Albert Pike wohl die erste Stelle gebührte. Edgar Poe vertauschte Richmond und Baltimore mit der gesunderen Luft des Nordens, an dessen Leben er wie Bryant regen Antheil nahm.

Literarisches Centrum der Ostküste wurde nachgerade New-York. Ein Cooper und ein Irving hoben sein Publicum auf ein freieres Niveau, als Neuengland bisher zu erreichen im Stande gewesen. Eine Gruppe junger Satiriker, welche sich die „Croakers" (die Krächzer) nannten, unterstützte die Bewegung in Colman's „Evening Post" während der ersten Hälfte des dritten Decenniums, und Halleck und Drake erreichten durch ihre gemeinsame Arbeit schnell einen gewissen Ruf. Diese, die Schule Bryant's, Cooper und Irving, Miß Sedgwick und der Dramatiker Payne bilden den Grundstock der neuen Schule. Eine gesunde ästhetische Kritik begann im zweiten Viertel des Jahrhunderts mit Channing von Cambridge, und die Duickinck's und Griswold weckten und förderten literarische Neigungen in der Lesewelt von New-York, wo Zeitungsschreiber und Buchhändler sich bald zu bereichern wußten. Philadelphia folgte wetteifernd ihrem Beispiele. Nun begann jenes komische Ringen und nichtige Stürmen nach dem Zerrbilde einer nationalen Literatur, welches Poe in seinen blutigen Angriffen auf die „Litterati" verhöhnt hat. Die Schulkinder mußten nach berühmten Mustern arbeiten, jede Provinz und jede Stadt hatte ihr Wunderkind, das im „Magazin" oder im „Taschenbuch" sich aufspielte. Dichter-Massenmeetings wurden abgehalten, deren Ausschüsse in Permanenz sich erklärten und ihren Landsleuten Bewunderungstribute wie Kriegssteuern auflegten, die Damen blieben natürlich nicht zu Hause, auch sie rückten mit dem Landsturm aus und „Maria del Occidente" erwarb sich Ehr und Preis sogar bei Robert Southey und bei Charles Lamb. Eine sentimentale Romantik hatte selbst die nüchternen Amerikaner ergriffen. Man holte aus den Urwäldern die letzten Indianer und setzte den Häuptlingsgeist Wakonda auf den ragenden Gipfel des Felsengebirges.

Kräftigere Geister wie Lowell, Longfellow und Emerson machten dieser Walpurgisnacht und dem Schwindel des Pseudoamerikanismus ein Ende. Die meisten seiner Priester gingen unter, wenige retteten sich durch gründliche Besserung.

Worin nun aber besteht das eigenthümlich Nationale amerikanischer Dichtung? Als ersten Zug nennt Stedman das Verständniß der amerikanischen Landschaft. Bryant ist der Druide des Urwalds. Er fühlt dessen Erhabenheit, schildert dessen wilde Reize, und durch seine Reflexion weiß er seiner

Digitized by Google

Materie einen Werth zu verleihen, welcher das Geschäft des getreuen Schilderers nicht mehr als ein untergeordnetes erscheinen läßt. Obgleich vielfach gemildert und oft in den Hintergrund gedrängt, ist dieser descriptive Grundzug auch heute noch ein specifisch amerikanischer Zug nationaler Dichtung: keineswegs eine Nachahmung, sondern weit mehr eine Urverwandtschaft mit England.

Als zweiter Grundzug gilt ihm das stark entwickelte Heimgefühl: home-sentiment des Amerikaners. Es ist dasselbe der Ausdruck bürgerlicher und häuslicher Tugenden wie Vaterlandsliebe und Familiensinn, und könnte fast als Beleg für die Behauptung gelten, daß in Amerika Alles Mittelklasse sei. Tennyson ausgenommen, hat die zeitgenössische englische Dichtung weit weniger Vertreter jener Empfindungen aufzuweisen als Amerika.

Endlich sind die amerikanischen Dichter ihrer Zeit und Mitwelt gerecht und getreu, also wahr und natürlich. Whittier, der Quäker von Amesbury, der spontane Laureatus seines Volkes, steht in seiner kunstvollen Schlichtheit als das beste Beispiel dieser Behauptung zur Seite. Fromm wie seine Väter von Neuengland, demokratisch wie seine besten Zeitgenossen, besingt er den Adel des Christen und den Adel der Arbeit, während die Sklavenfrage seine feurige Freiheitsliebe ins Wogen bringt.

Longfellow ist in weit geringerem Grade national, aber er hat doch eine nationale Mission erfüllt: durch ihn lernte der Amerikaner das Ausgesuchte Europas kennen, um später das Ausgesuchte in der Heimath um so sicherer finden zu können. „Longfellow, Lowell und Holmes veranschaulichen unseren Kampf mit Rohheit, Unwissenheit und asketischer Strenge. Sie höhnen den Philister, und mit ihrem Witze und ihrem Wissen fördern sie den Zug zum Lichte. Die freisinnige Denkerschule Neu-Englands ihrerseits hat dem Kampfe mit ererbten Vorurtheilen zum Siege verholfen. Ihr „Trascendentalism“ (die freisinnige Speculation der Schule Emerson's) hat eine Poesie erzeugt, welche die didaktische Pedanterie der englischen Seeschule weit überflügelt. Während diese den Vers ihrer Dichter in die Prosa hinabdrängte, hat jene im Gegentheil eine echt poetische Sprache geschaffen. So sind die „Down-East thinkers“ durch Andrews Norton, Dr. Channing und vollends durch Emerson, den Altmeister der Concordgruppe, auch in der Dichtung eine unentwegte Leuchte von weißem Licht geworden. Ihre halb prophetische halb mystische Lyrik borgte bald vom Morgenland, bald aus dem tiefen Schachte deutscher Philosophie und verwerthete die gefundenen Schätze fürs Leben und für den Thatendrang der neuen Welt. Poe beklagte es, daß der Tiefe des Inhaltes nicht auch die Klarheit und der feine Schliff einer künstlerischen Form entspreche. Indessen, das entgegengesetzte Ziel: „die Kunst um der Kunst willen“, war bereits für einige Jüngere Ziel ihres Schaffens geworden.

Die Kunst um der Kunst willen wird von Epigonen und zwar dann gepflegt, wenn ihr eigenes Unvermögen sich in den Gedanken flüchtet, daß schon Alles gesagt sei und die Vorgänger den Nachkommen das Pflichttheil des Erbes vorweggenommen. Einer solchen Stimmung scheinen außer halb Neu-England Menschen zu huldigen, die den Mangel an tüchtigem Inhalt durch das Raffinement der Form zu ersetzen sich abmühen. Wir finden sie besonders in New-York. Diese Metropole des Handels scheint seit den Tagen Cooper's gegen die Poesie sehr gleichgültig geworden zu sein. Ihr eigener Bürger Stedman läßt sich hier also vernehmen:

New-York behandelt seine jungen Dichter ungefähr wie Oxfordstreet einst den Opiumesser de Quincey, d. h. als eine Mutter von steinhartem Herzen (a stonyhearted mother.) Weshalb? Weil hier das goldene Kalb die Hauptrolle spielt und weil die Idealisten in praktischer Arbeit verkümmern. Geduldet werden die Männer der Feder, aber nicht geehrt; wenigstens müssen sie, um dies zu sein, das Zeugniß weltlicher Klugheit, oder eines sonstwo erworbenen literarischen Ruhmes mitbringen können. Dann, ja dann ist auch New-York auf sie eitel, in seiner unbeholfenen Art natürlich, und verwerthet sie gelegentlich zum eigenen Ruhm; aber der Provinz bleibt auch so noch die Pflicht überbunden, die Werke dieser berühmten Leute zuerst zu lesen. Bryant gelang es, zum geehrtesten Stadtbürger empor zu kommen, und einige Jahre spielte er die Rolle eines Literatur-Dogen. Die ganze Stadt wußte genau, das Bryant ein Dichter sei, denn das Land hatte sie das wissen lassen. Es wäre fürwahr von Interesse zu erfahren, wie viele unter den Geldaristokraten, die den greisen Dichter als ihres Gleichen betrachteten und ihn zum Fest- und Vereinspräsidenten zu machen nicht müde wurden, die Verse des Dichters selbst gelesen hatten: So schwer ist es, in einer Metropole des Handels als Dichter seinen Weg zu machen!

Die obgenannte artistische Schule zählt, wie gesagt, manchen Jünger in New-York, andere in Philadelphia und im Süden. Poe ist ihr geistiger Vater, er zuerst bekämpfte die didaktischen Moralisten der Dichtung im Namen der Kunst. Parsons, der durch das Ausland seiner Heimath ganz entfremdete Künstler Story, Taylor, Stoddard, Aldrich zählen zu den New-Yorkern, der Dramatiker Boker zur Philadelphiagruppe. Die ganze Schule hat einen kosmopolitisch-ekklektischen Zug. Ihr verdanken wir eine Uebersetzungsliteratur, von welcher Taylor's Faust und Emma Lazarus' Heine-Proben die bekanntesten Erzeugnisse sind. Der edle Taylor ist seinen Genossen im Tode vorausgegangen. Aus diesem Grunde hat Stedman ihn mit freierem Urtheile behandeln können.

Unter Poe's heutigen Schülern ist Stoddard der bedeutendste, ein directer Erbe seiner besten Eigenschaften. Von Geburt ein Neu-Engländer, hat ihn New-York erzogen und genährt. Durch seine ganze Dichtung geht ein kosmopolitischer Grundton. Die Armuth seiner Jugend hinderte ihn keineswegs, der Literatur als seinem innersten Berufe sich hinzugeben. Denn die Leidenschaft des Schönen beseelte ihn, wie sie einst Edgar Poe beseelt hatte. Seine tiefe Belesenheit in der englischen Literatur ist die Bewunderung seiner Freunde, zugleich ein bequemes Magazin, aus dem sie Waaren beziehen, wenn ihnen jener Baarvorrath ausgeht, womit man im Genieland die Zeche bezahlt. Sein Leben ist ein Literatenleben mit der ganzen Scala seiner Freuden und Leiden. Er liebt seine Großstadt wie ein Stück seines Wesens, selbst ein Factor ihrer literarischen Entwicklung. Die individuellen Züge seiner Dichtung sind eine eigene Manier, eine reiche Phantasie — kein amerikanischer Dichter besitzt sie in diesem Grade — und verschwenderische Fülle des Ausdrucks. In diesem Punkte erinnert Stoddard an Victor Hugo, aber auch darin, daß er sehr ungleich ist und zwischen Triumphen und Fiascos hin- und herpendelt. Wenn auch des Lebens unerbittliche Forderungen seiner Muse mehr als einmal Gewalt angethan, so steht er trotz alledem unter den Genossen seiner Schule als der Führer da.

Eine ganz eigenthümliche Stellung nimmt endlich der Dichter Whitman ein. Er vertritt, sagt Stedman, vor Allem seine eigene Persönlichkeit und dann den Widerstreit zwischen Aristokratie und Demokratie. Sein demokratischer Sinn machte ihn sogar zum Bilderstürmer künstlerischer Form. Die Poetik der neuen Welt sollte nach seiner Ansicht mit allen metrischen Hauptformen und Spielarten der alten Welt aufräumen und an ihre Stelle etwas ganz Neues setzen. Aber der erfahrene Weltmann hat nun eingesehen, daß die Sache nicht so leicht sei und nimmt seine Jugendeseleien in aller Stille zurück. Zu jeder Zeit indessen hat dieser physisch und geistig hochbegabte Mann ein Stück des echten Dichters und Künstlers in seinem Wesen besessen und in seine Werke zu legen gewußt.

Stedman's Buch schließt mit 1860 ab. Die Gegenwart ist kein Stoff für den Historiker. Indessen wagt er doch am Schlusse einen Blick in die Gegenwart und Zukunft, nachdem er in neun monographischen Abschnitten die neun Hauptsäulen der „Home-School“ behandelt hat: Bryant — Whittier — Emerson — Longfellow — Edgar Poe — Holmes — Lowell — Whitman — Taylor. Jener das Buch abschließende „Ausblick“ (Outlook) bringt uns eine lange Liste jüngerer Dichter und Dichterinnen als eben so viele „dark horses“, d. h. Rennpferde, die den Wettlauf vielleicht einmal gewinnen, auf die aber vorläufig noch Niemand eine Wette wagt. „Männlichkeit, Muth und Stoicismus“, so schließt Stedman, „ist das Ideal

Digitized by Google

des Amerikaners; dieses Ideal dramatisch zur Anschauung zu bringen, wird die Aufgabe der Zukunft und hoffentlich auch Ursache eines neuen Aufschwungs unserer Dichtung werden."

Unser Holzschnitt.

Von Alfred Lichtwark.

Das moderne Publicum zerfällt nach seinem Verhältniß zur Kunst in drei Kategorien.

Für die breite Masse existirt nur, was in unsrer Zeit geschaffen wird. Aus dem Erbe vergangener Epochen kennt sie kaum einige der großen Meisterwerke, darunter fast gar keine Sculptur und an Gemälden wenig mehr als zwei oder drei Madonnen von Raffael, und auch diese nur im Stich. Die Originale würden ihr sicherlich weit weniger behagen. Ein altes Möbel, ein alter Einband sind ihr geradeswegs zuwider.

Einen gewissen Fortschritt bezeichnet die zweite, weit kleinere Gruppe. Sie ist kunsthistorisch gebildet und schwärmt für alles Alte und Alterthümliche. Es gibt viele Grade dieser Befangenheit, die man in dem Umfange seit Jahrhunderten nicht gekannt hat. Einer ist auf eine einzige Periode versessen; er hat die Puschel der Gothik, des Cinquecento, des Rococo, des Louis XVI — das sind jetzt die Vornehmsten — Andre haben keine ausgesprochene Vorliebe. Aber in einem Punkte treffen sie Alle zusammen: sie negiren die moderne Kunst absolut, genau wie die niedere Schicht, über der sie sich erheben, die alte. Es gibt für sie kein modernes Kunstwerk, an das sie glauben könnten. Wenn sie die Gewohnheit hätten, ihre Ansichten zu formuliren, so würden sie sagen: eine eigentliche Kunst gibt es in unsern Tagen nicht mehr. Zu dieser Gruppe gehören viele Gelehrte, namentlich Historiker. Den Naturwissenschaftlern kommt man, beiläufig gesagt, mit der Kunst überhaupt nicht leicht bei.

Die letzte Abtheilung bildet eine Selecta, in die nur wenige gelangen. Sie vermögen schlechthin zu erkennen, was Kunst ist, einerlei, ob antik oder cinquecento, barock oder modern, japanisch oder englisch. Die Wenigen, welche sich in dieser Fähigkeit zusammenfinden, rekrutiren sich aus den verschiedensten Ständen, haben die verschiedensten Bildungswege durchgemacht. Oft sind es Künstler, selten Gelehrte, zuweilen geborene Erkenner ohne sonderliche Fachbildung. Letztere sind die Seltensten und die Sichersten. Eine Berührung mit ihnen wirkt wie eine Offenbarung, denn was sie als Gabe der Natur besitzen, läßt sich durch Erziehung nie ganz erreichen: Geschmack und eigenes Urtheil.

Aber sie spielen in unserm Kunstleben keine hervorragende Rolle. Das große Publicum nimmt die Kunst hin wie das Wetter. Der Alterthümler kritisirt sie in jedem Falle mit dem Material seines historischen Wissens. Er ist nicht im Stande, etwas Neues zu sehen, ohne sich sofort an Vergangenes zu erinnern, ohne sofort mit dem Maße vergangener Zeiten corrigirend und auch wohl züchtigend dreinzufahren. Er verlangt, daß auch die moderne Kunst beständig auf die alte sehen soll, wie ein Kind nach dem Lehrer. Beileibe keine neuen Wege, denn da läßt ihn sein Kompaß im Stich. Da er aber in Büchern und Journalen das Wort führt und sich zum Präceptor der ungelehrten Menge aufgeworfen hat, so richtet er oft ernsthaften Schaden an. Der Laie, der sich ungebildet fühlt, weil er das Alles nicht so genau weiß und so sicher ausdrücken kann, wird an seinem natürlichen Geschmack irre und bescheidet sich in der Nachbetung. Schließlich läuft er, wenn er es einigermaßen ernst meint, ebenfalls ein in den Hafen der Alterthümelei, der vor den Stürmen der Ungewißheit geschützt ist.

Eins der auffallendsten Beispiele, wie ein wichtiger, lebenskräftiger Zweig der modernen Kunst durch lange Jahre unter dem nörgelnden Verweisen auf die ewig mustergiltigen Vorbilder zu leiden hatte, bietet der moderne Holzschnitt. Wie oft haben wir bedauern hören, daß er die alte gesunde Weise verlassen und sich in einen Wettstreit mit dem Kupferstich begeben. Wir müßten zurückkehren, hieß es, zu den gesunden Principien der Tage Dürer's und Holbein's. Aber die Entwickelung hat sich durch diese Klagen nicht aufhalten lassen. Während man sich bei uns über die Principien stritt, war in England auf praktischem Wege der neue Holzschnitt erstanden, der in seiner unendlichen Fülle der Darstellungsmittel kaum noch den alten Namen beibehalten sollte. Denn er ist etwas ganz Anderes geworden und geht technisch und künstlerisch auf ganz andere Dinge aus als der alte.

Der Holzschnitt des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts hat bekanntlich seine mannigfaltigste Ausbildung in Süddeutschland erfahren. Man kann ihn deutsch nennen, in demselben Sinne, wie der moderne Holzschnitt englisch ist. Den großen Aufgaben, welche Kaiser Max den Nürnberger und Augsburger Künstlern mit der Dürer'schen Ehrenpforte und dem Burgkmair'schen Triumphzug stellte, haben die Franzosen und Italiener nichts an die Seite zu stellen. Aber der alte deutsche Holzschnitt ist das Erzeugniß einer dem Malerischen abgewandten Kunstrichtung. Er ist im Wesentlichen eine Reproduction der Federzeichnung, wie die Zeit sie übte, und arbeitet mit einfachen, möglichst wenig gekreuzten Strichlagen. Aus der Holzplatte, die wohl ausnahmslos von der Langseite in Angriff genommen wird, schneidet das Messer alle Stellen heraus, die weiß bleiben sollen, so daß die Linien der Zeichnung erhaben stehen bleiben. Bei einem sehr originellen, auf malerische Effecte abzielenden Ansatz, dem Helldunkeldruck (Clair-obscur) von mehreren Platten, die zum Theil nur einen Ton gaben und ohne eigentliche Zeichnung blieben, kam es in Deutschland leider nicht zur durchschlagenden Ausbildung.

Bis ins achtzehnte Jahrhundert blieb der Holzschnitt wesentlich in den einmal betretenen Bahnen. Mit der Entwickelung der bequemen Radirung verlor er seit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts überall an Boden. An den großen Aufgaben, welche das Emporkommen der holländischen, der vlämischen und der französischen Kunst den reproducirenden Techniken stellte, hat der Holzschnitt keinen Theil gehabt. Im achtzehnten Jahrhundert war er kaum noch anders als für ganz untergeordnete Zwecke im Gebrauch und konnte selbst in Frankreich trotz der Bemühungen eines Fanatikers wie Papillon, der dem Holzschnitt mit Gewalt seinen Platz wieder erobern wollte, nicht ernsthaft zur Geltung kommen. Er war in seiner selbst bei Papillon noch groben Technik nicht im Stande, aus der Buch-Illustration den zarten Kupferstich zu verdrängen, obgleich sich dieser nur sehr umständlich und kostspielig in den Typendruck einfügen ließ.

Da schlug vor nunmehr hundert Jahren der Engländer Thomas Bewick einen neuen Weg ein. Er war Autodidakt und hat eine große Findigkeit für die Lösung technischer Probleme bewiesen. Er zuerst wußte die großen Vortheile auszunutzen, die der Holzblock dem Xylographen gewährt, wenn die Oberfläche nicht mit den Fasern parallel läuft, sondern sie im rechten Winkel schneidet. Ohne Furcht vor dem Ausspringen der feinen Ränder kann der Künstler auf diesem Wege ins Detail gehen. Der Lauf der Faser ist seinem Instrument nicht mehr hinderlich, er hat ein Material vor sich, richtungslos wie Metall. Die Freiheit der Bewegung ist dieselbe wie auf der Kupferplatte. Der Holzschnitt dieser Gattung kann sich an ein Facsimile des reichsten Kupferstiches wagen. Aber er ist nicht auf die Nachahmung der Effecte, welche zuerst mit den Mitteln der Radirung oder des Kupferstiches erreicht sind, angewiesen; er hat selbstständige Eigenschaften, die ihn auf eine ganz eigene Entwickelung weisen. Der Kupferstich verdankt seine saftige Tiefe bekanntlich dem Umstande, daß die Druckerschwärze in die eingegrabenen Linien der Kupferplatte gerieben und aus diesen beim Druck vom Papier herausgesogen werden. Die Zeichnung des Kupferstiches liegt deshalb in einer selbst der Hand deutlich fühlbaren Erhebung auf dem Papier. Beim Holzschnitt wird die Druckerschwärze nicht in die Tiefen gerieben, sondern über die stehengebliebenen Flächen gestrichen und von diesen an das Papier abgegeben. Natürlich muß die Schicht eine möglichst dünne sein, damit keine Verquetschungen entstehen, und infolgedessen kann der Holzschnitt nie die Saftigkeit des Kupferstiches erreichen. Aber er hat dafür reichere Darstellungsmittel. Es ist leicht einzusehen,

Digitized by Google

daß im Holzschnitt die Zeichnung eine positive und eine negative sein kann, was für den Kupferstich nicht gilt. Schneidet man in eine Holzplatte die Umrisse einer Zeichnung vertieft ein, so liefert der Druck eine weiße Figur auf schwarzem Grund; wird auf der anderen Seite der Umriß der Zeichnung im Holz stehen gelassen und die Fläche dazwischen ausgehoben, so steht im Druck die schwarze Zeichnung auf weißem Grund. In der raffinirten Vermischung der beiden Manieren liegt die technische Vielgestaltigkeit des modernen Holzschnittes. Wir müssen uns versagen, mit dem Wort der Erscheinung nachzukommen und rathen dem Leser, sich einmal die großen Holzschnitte unserer illustrirten Zeitungen auf die positive und negative Darstellungstechnik anzusehen und dann einen Kupferstich zum Vergleich heranzuziehen. Im Wesentlichen finden sich alle Mittel schon bei Bewick entwickelt, nur daß natürlich in Bezug auf die technische Ausbildung seinen Nachfolgern genug zu thun blieb. Um Bewick's stammenswerthe Leistung zu verstehen, muß man einmal sein Werk mit dem des größten französischen Holzschneiders des achtzehnten Jahrhunderts, Papillon, vergleichen. Bei diesem der letzte Versuch, den neuen Bedürfnissen mit den alten Mitteln gerecht zu werden, aber ein unzulängliches Resultat; bei Bewick, der nur durch eine Generation von Papillon getrennt ist, die frischen, völlig modernen Absichten und Mittel. Durch den Vergleich dieser beiden zeitlich einander so nahe stehenden Künstler wird uns am schnellsten klar, daß der Holzschnitt unseres Jahrhunderts nur dem Namen nach mit dem alten zusammenhängt. Er ist eine ganz neue, selbstständige, nach eigenen Gesetzen entwickelte Gattung der Reproduction.

Neben dem großen technischen Verdienst hat Bewick noch ein anderes, das kaum geringer anzuschlagen ist. Als Autodidakt auch im Zeichnen schloß er sich nicht an die Productionen eines andern Künstlers an, sondern entwarf die Skizzen zu seinen Holzschnitten selber. Zum Stoff wählte er, was ihn selbst am meisten interessirte, die Thierwelt und die Landschaft seiner Heimath, die er als feinfühliger Künstler beobachtete. Dies sicherte ihm und seinen Produktionen eine unerhörte Popularität, die noch heute nicht geschwunden ist, und zugleich wies er seinen Nachfolgern die Bahn, auf welcher der englische Holzschnitt bis heute verharrt ist, das moderne Leben.

Die Schüler und Nachfolger Bewick's bildeten in regem Wetteifer seine neuen Principien weiter. So klar wie Bewick selber war ihnen das Wesen des Holzschnitts nicht immer. Sie ließen sich von der glatten Vollendung des um dieselbe Zeit entwickelten Stahlstichs verführen, dessen Manier nachzuahmen und verfielen öfter in harte kleinliche Darstellungsart. Aber das wurde bald überwunden. In wenigen Jahrzehnten hatte der Holzschnitt die Buchausstattung zurückgewonnen, und bereits 1842, also kaum ein halbes Jahrhundert nach den ersten Versuchen von Bewick, konnte man an die Gründung der großen illustrirten Zeitung gehen.

Damit beginnt für den Holzschnitt eine neue Epoche. Keiner anderen Reproductionstechnik wurden jemals so mannigfaltige schnell wechselnde Aufgaben gestellt. Englands Interessen bewegen sich über den ganzen Erdball. Was in einem der abhängigen Länder Wichtiges sich zutrug, wurde von den großen Illustrirten im Bilde vorgeführt, was in der Heimath geschah, wurde von der ersten Stunde an durch die Hand des Zeichners festgehalten. Durch die Gewohnheit, den Roman zu illustriren, wurde das intime Leben unserer Zeit in den Bereich der Darstellung gezogen. Kunstbeilagen, die man in England ohne Weiteres mit Heftzwicken an den Wänden der Schlaf- und Wohnzimmer anbringt, wie früher in Deutschland die Holzschnitte und Kupferstiche der großen Meister, steigerten von Jahr zu Jahr die Beherrschung der Mittel. Von allergrößter Wichtigkeit für die Erziehung des Holzschneiders wurde das große Format der Zeitungen. Es kam dadurch ein monumentaler Zug in die Darstellung, der sich bis dahin an den zierlichen kleinen Buch-Illustrationen nicht entwickeln konnte. Bis zu diesem Tag haben die englischen Illustrirten bei Weitem das höchste Maß künstlerischer Haltung. Nirgend weiß man so gut für jeden Gegenstand die entsprechende Art der Darstellung zu treffen vom Facsimileschnitt der genialen, flüchtigen Skizze eines Schlachtenbeobachters bis zu den auf's Intimste durchgebildeten Schilderungen aus dem Leben der Gesellschaft, welche den Roman des Blattes begleiten. Man darf bei diesen Leistungen der Zeitung nicht vergessen, daß die Fähigkeit zu zeichnen und malen von der englischen Erziehung weit sorgfältiger entwickelt wird als bei uns, daß also das Verständniß einer künstlerischen Leistung in weit größeren Kreisen vorhanden ist.

So bedeutend in Frankreich und Deutschland auch die Leistungen auf dem Gebiete des Holzschnittes entwickelt sind, als Ganzes treten sie gegen die Allseitigkeit und Kraft des englischen Vorbildes zurück. In Frankreich spielt wie in Deutschland für die Entwickelung des Holzschnittes die Buch-Illustration eine größere Rolle als die im Vergleich zu den englischen etwas kümmerliche illustrirte Zeitung. Die meisten der großen illustrirten Werke erschienen gleichzeitig in deutscher Sprache, was von den englischen nicht gilt. Die Hauptwerke der Weltliteratur wurden von den Franzosen nur der Illustrationen wegen neu gedruckt, von der Bibel und Dante bis auf Cervantes, Shakespeare, Defoe, Goethe und Victor Hugo. Es bildete sich durch die verschiedenen Künstler-Individualitäten wie Johannot, Doré u. s. w. eine große Mannichfaltigkeit der Manieren aus, aber am Ende der Dinge stand es wie bei uns, so einheitlich und geschlossen wie in England hatte sich der Holzschnitt auch in Frankreich nicht entwickelt.

Bei uns schloß sich zuerst der Berliner Holzschneider J. F. G. Unger der neuen Weise Bewick's an. Leider wurden dem deutschen Holzschnitt bis in die jüngste Zeit keine so zahlreichen und monumentalen Aufgaben gestellt wie dem englischen. Es fehlte ihm auch bei der Zersplitterung unseres Lebens der einheitliche Charakter, der geschlossene Fortschritt. Die künstlerische Bewältigung des modernen Lebens wurde ihm an keiner Stelle anvertraut. Die große Mannichfaltigkeit, welche sich in den drei Kunstcentren Berlin, Dresden und München — Düsseldorf spielt für den Holzschnitt keine große Rolle — entwickelte, bietet für den Verlust keinen ausreichenden Ersatz. In Berlin hatten die Schüler und Nachfolger Unger's das Glück, in Adolf Menzel eine Kraft zu finden, welche sie zu den großartigsten Leistungen erhob. Aber das Schönste, was sie schufen, kam nicht an das Tageslicht. Die Illustrationen zu den Werken Friedrich's des Großen sind erst jetzt, wo sie auf die Entwickelung keinen Einfluß üben können, für sich erschienen. Bis dahin mußte man sie mühselig in den zahlreichen Bänden zusammensuchen, die noch dazu nicht einmal überall zu haben waren. Kugler's Geschichte Friedrich's des Großen ist leider nicht in dem Umfange Volksbuch geworden, wie es verdiente. So konnte man in Deutschland jenseits der preußischen Grenzen aufwachsen, ohne ein Blatt von Menzel zu Gesicht zu bekommen. Die bekannte Beschränkung auf 12 cm Quadrat, die Menzel in der Titelvignette der neuen Ausgabe seiner Friedrichs-Illustrationen so geistreich verspottet hat, führte auf eine miniaturartige Behandlung des Holzschnittes, die nur für Buch-Illustrationen geeignet war; der Anschluß an die Manier eines einzelnen Künstlers brachte eine große Virtuosität in der Wiedergabe der Federzeichnungen zuwege, aber führte zur größten Einseitigkeit. Zum großen Schaden der allseitigen und volksthümlichen Entwickelung des Berliner Holzschnittes gab es in Berlin bis in die jüngste Zeit keine große illustrirte Zeitung. Das Beste, was hier der Holzschnitt geschaffen, steckt in der Buch-Illustration.

Auch in Dresden und München fehlte die große Zeitung. In Dresden bildete Ludwig Richter den Mittelpunkt für die Holzschneider. Seine köstlichen Blätter stehen auch in der Wiedergabe dicht neben den Werken Menzel's. Aber so mächtig seine Einwirkung war, so einseitig blieb sie, und das moderne Leben, soweit es über die Kleinstadt und das Land hinausging, kam nicht zu seinem Recht. Für München bildeten die „Fliegenden Blätter" und die bekannten Bilderbogen den Ausgangspunkt. Technisch und künstlerisch standen sie bis in die jüngste Zeit hinter den Berliner und Dresdener Leistungen, die ja jetzt auch schon der Vergangenheit angehören, erheblich zurück.

Währenddessen erschien die bald nach der ersten Londoner und der noch im selben Jahr erschienenen Pariser Illustrirten gegründete Leipziger „Illustrirte Zeitung" in einer Stadt ohne

Digitized by Google

hervorragende künstlerische Kräfte und stand durch Jahrzehnte außerhalb der künstlerischen Bewegung. Die nächstbedeutende deutsche Illustrirte, „Ueber Land und Meer", erschien in Stuttgart. Beide schlossen sich, soweit es die Kräfte und Mittel erlaubten, an englische und französische Vorbilder, aber sie brachten keinen eigenartigen deutschen Holzschnitt hervor. Ungünstig für seine Entwicklung wirkte jener vielbeklagte Hang der deutschen Kunst, der das malerische und zeichnerische Können gleich sehr verachtete, zur Gedankendarstellung. Es fehlten uns und fehlen uns zum Theil bis heute die Menge tüchtiger Zeichner, die dem französischen Holzschnitt so schnell zur Selbstständigkeit verhalf, und an die Heranbildung eines Stabes selbstständiger Künstler, wie sie jeder großen englischen Zeitung zur Verfügung stehen, war bei uns ebensowenig zu denken.

So hat denn der moderne Holzschnitt bis in die jüngste Zeit bei uns kein festes Ziel im Auge gehabt und ging nach vielen Richtungen zugleich. Bald sah er aus, als wollte er allen Ernstes Dürer und Holbein zum Muster nehmen, bald schielte er nach England, bald nach Frankreich. Der Mangel an tüchtigen Zeichnern führte dazu, daß mit dem Aufkommen der Photographie der deutsche Holzschnitt wesentlich Gemälde reproducirte. Er wurde dabei schwer und dunkel und kam auf eine so kleinliche Manier, daß deutsche Clichés nach dem Auslande schon deshalb nicht verkauft werden, weil die Setzer, die an einfachere, größere Manier gewöhnt sind, sich nicht mit ihnen befassen können. Doch würden sie sich schon daran gewöhnen müssen, wenn überhaupt der Durchschnitt unserer Leistungen in einem ordentlichen englischen Blatt Figur machen könnte. Das englische Publicum ist zu verwöhnt, als daß es an unserer Dutzendwaare Gefallen fände. Wenn wir im Ausland in einem Café die deutschen Illustrirten in ihrer geschmacklosen Haltung neben den vornehmen englischen Zeitungen liegen sahen, überkam uns jedesmal ein Gefühl der Scham. Aber unser Publicum ist künstlerisch noch nicht soweit gebildet wie das englische. Es ist eine alte Beobachtung, daß dem Durchschnittspublicum bei uns der englische Holzschnitt in seiner freien großen Weise roh erscheint.

In jüngster Zeit kommen von verschiedenen Seiten Versuche zur Besserung auf. Die Illustrirten halten auf bessere Zeichner und verfahren etwas geschmackvoller — nicht gar viel — in der Wahl ihrer Bilder. Einzelne, wie „Schorer's Familienblatt", wenden erhebliche Mittel auf Originalzeichnungen an. Allen voran geht der Verlag von F. Lipperheide in Berlin. Unter dem Titel Schwarz und Weiß-Ausstellung, einer wörtlichen Uebersetzung aus dem Englischen, hat diese bekannte Verlagsbuchhandlung in Berlin die Ergebnisse einer vielbesprochenen Concurrenz ausgestellt, welche von der gesammten deutschen Künstlerwelt mit Interesse verfolgt wurde. Die Sache ist neu bei uns. Wir kennen ja eigentlich nur Ausstellungen von Oelgemälden, bei denen die Aquarelle, die reproducirende Kunst, die Sculptur und die Architektur eine Rolle nur als Lückenbüßer spielen. In England haben sich die Aquarellisten und die Radirer längst zusammengethan und veranstalten eigene, vom Publicum stark besuchte Ausstellungen, auf denen sie der Concurrenz des Oelbildes enthoben sind. Seit 1880 kommen in London die sogenannten Black and White Exhibitions hinzu, welche zuerst von dem Verleger des „Graphic" veranstaltet wurden. Kein Anderer hätte auch wie er das Recht gehabt, darauf zu dringen, daß die Holzschnitt-Illustrationen seines Blattes ihren Rang neben den längst als solche anerkannten Kunstgattungen der Radirung und der Aquarelle erhielten. Mit den Probedrucken seiner Holzschnitte stellte er die Handzeichnungen der Künstler aus, die ihnen zu Grunde lagen. Die anderen großen illustrirten Journale folgten dem Beispiel auf dem Fuße. Im vergangenen Jahre fanden nicht weniger als sechs Schwarz und Weiß-Ausstellungen in London statt. Damit ist dem großen Publicum, das in England so wenig wie bei uns eigene Augen und eigenes Urtheil hat, nachdrücklich zu Gemüthe geführt, daß es in den Holzschnitten seiner großen illustrirten Blätter Kunstleistungen anzuerkennen habe.

Frankreich folgte erst im vergangenen Jahre. Hier nahm die Sache natürlich sofort einen officiellen Charakter an. Die Stadt Paris und der Staat vereinigten sich, um den Künstlern und Verlegern ein Local und die Administration zur Verfügung zu stellen. Eine jährliche Wiederholung ist eine ausgemachte Sache. Bei uns geht es langsamer. Wir werden wohl sobald noch keine allgemeine Schwarz und Weiß-Ausstellung erleben. Desto verdienstlicher ist das bahnbrechende Unternehmen des Lipperheide'schen Verlags, der zu den wenigen in Deutschland gehört, die für ihre Illustrationen eigene Zeichnungen zu gewinnen suchen und in ihrem Bemühen selbst erhebliche Opfer nicht scheuen. Die drei Preise der zuletzt ausgeschriebenen Concurrenz waren ganz erhebliche, nicht nur für unsere Verhältnisse, dreitausend, zweitausend und tausend Mark. Als Preisrichter fungirten keine Geringeren als Defregger, Menzel, Meyerheim, A. von Werner und Skarbina, der schon seit längerer Zeit die Frauenzeitung mit frischen Bildern aus dem Leben der Großstädte versorgt. Den ersten Preis gewann mit einer Ansicht der Fischhalle in Amsterdam Hans Herrmann, den zweiten Hans Bartels, den dritten C. Rickelt. Außerdem wurden gegen fünfzig Zeichnungen zur Ausstellung hinzugezogen.

Im Anschluß an diese Bemühungen läßt derselbe Verlag ein Werk erscheinen, dem wir die weiteste Verbreitung und den größten Einfluß wünschen. Unter dem Titel: Mustersammlung von Holzschnitten erscheinen lieferungsweise die besten Holzschnitte aus den illustrirten Zeitungen aller Culturnationen. Das Hauptcontingent stellt natürlich England; unter den deutschen Producten stehen die im Auftrag des Verlegers ausgeführten Arbeiten oben an. Wir werden bei der Vollendung dieses wichtigen Werkes auf seinen Inhalt zurückkommen.

Die weitere Entwickelung unseres Holzschnittes hängt eng mit der künstlerischen Erziehung unseres Volkes zusammen.

Es ist kein Zweifel, daß der Holzschnitt heute noch höheren Zielen zustrebt. Er ist namentlich durch die Ausbildung des sog. Tonschnitts zu einem willfährigen Instrument geworden, die Absichten unserer modernen Künstler wiederzugeben. Die Furcht, er möchte an der Concurrenz der mechanischen Vervielfältigungsmethoden zu Schaden kommen, hat sich längst als unbegründet erwiesen. Freilich, die Zinkätzung hat in der Buch-Illustration schlimme Dinge angerichtet. Gewisse französische Speculationswaaren auf dem Büchermarkt sind nicht mehr anzusehen, ja, ganz ernsthafte Bücher werden durch miserable billige Bilder herabgezogen. Aber es ist so weit, daß eine Reaction nicht ausbleiben kann. Das Ende des Kampfes läßt sich jetzt schon mit ziemlicher Sicherheit voraussagen: Durch die Zinkätzung und die verwandten Methoden wird dem Holzschnitt die niedrigste Arbeit abgenommen. Ganz seinen künstlerischen Zwecken hingegeben, wird er sich so frei und unabhängig weiter entwickeln wie die Radirung und seinen Rang im Bewußtsein der Gebildeten neben ihr haben.

Feuilleton.

Ein Idyll aus Assisi.

Von Sigmund Münz.

An einem warmen Tage machte ich mich bei Morgengrauen von Perugia auf, der Hauptstadt Umbriens, um nach Assisi zu pilgern. Schon standen die Thüren der Kirchen von Perugia offen. Die Arbeiter gingen an die Tagesarbeit. Noch rieben sie sich den Schlaf aus den Augen. Noch kämpfte in ihnen die süße Lust unbewußt zu leben und zu träumen mit der harten Nothwendigkeit des bewußten Daseins und der mühevollen Arbeit. Was liegt da dem menschlichen Geiste näher, als in die Kirche zu treten? Da werfen sie sich auf ihre Knie, und noch einmal träumen sie jenes Traumleben, das den bedrängten Herzen so unendlich wohlthut. Die Religion ist ja an sich ein Traumleben. Gerne flüchtet sich der Mensch in die Kirche, um die Last des Daseins von

Digitized by Google

den eigenen Schultern auf die Schultern der Madonna und auf die Schultern der Heiligen zu wälzen. Und hier in Perugia war ja eine lange Zeit hindurch das Traumleben jenes Leben, das die edelsten Geister von Umbrien führten. Hier stehen wir im seligen Reiche göttlicher Thorheit. Sind nicht die Meisterwerke der Umbrischen Malerschule die edlen Zeichen göttlicher Thorheit? Waren es wirklich Menschen, die die süßen ätherischen Madonnen gemalt? Waren nicht jene Meister vielmehr selige Geister? Hatte sie eine irdische Mutter mit Schmerzen geboren, wie uns? Wer hat wohl jene liebeschwelgenden Heiligen, wer hat die zarten göttlichen Lämmer, wer hat den himmlischen Reigen der Engel und Sibyllen dargestellt? Wer hat die Himmelsharfen gemalt, die uns durch ihre träumerische Farbenmusik in einen Kindesschlaf der Religion wiegen? Es waren doch weit eher kindliche Träumer als harte Männer, die solche Werke vollbracht.

Ich schied von Perugia, der hoch auf dem Berge thronenden Stadt der Heroen und Märtyrer, der Propheten und der Träumer. Ich begab mich zu dem im Thale gelegenen Bahnhofe. Auf dem Wege begegnete ich einem Franziscaner. „Bruder, wohin führt Euch der Weg?" fragte ich den Bettelmönch. Und er sagte mir, daß auch er nach Assisi gehe. Sein Ziel war das berühmte Mutterkloster der Franziscaner Santa Maria degli Angeli. Dort war seine Wohnstätte. Auf jener Stelle, wo der „Seraphische Vater" gelebt und gelitten und gestorben, lebte Bruder Barnabas — dies der Name meines Begleiters. „Ich will Euch begleiten nach Santa Maria degli Angeli", so sagte ich zu Bruder Barnabas; „ich will eine Stunde dort zubringen, wo Euer seraphischer Vater seine große Seele ausgehaucht hat". Schon stand der Zug bereit, um uns aufzunehmen. Ich begab mich mit dem Bettelmönche in die Wagenclasse der Armen. Ich hätte mich doch dem edlen Bettler gegenüber, der freiwillig auf die Güter der Erde verzichtet hat, der wenigen Goldstücke in meiner Tasche schämen müssen. Er schien mir reicher in seiner edlen Genügsamkeit als wir Armen, die wir nach einem Aemtlein oder nach einem Titelchen oder nach wenigen Batzen oder nach einem Brödchen der Gnade streben. Der Bettler in seiner Kutte mit dem Stricke der Demuth, von dem der Rosenkranz herabhängt, und den Sandalen an den bloßen Füßen erschien mir doch reicher als die modernen Palastbettler, die nach Hofgunst und Anerkennung streben für Verdienste, die sie nicht besitzen.

Durch das herrliche Thal von Umbrien ging es nach Assisi. Ich grüßte die Geister der Etrusker, die sich hier Gräber gebaut für die Ewigkeit. Die Sonne war aufgegangen. In keuscher Morgenschönheit lag die Ebene vor mir. Noch hatte sie nicht das volle Himmelslicht geschlürft. So lag sie da wie ein junges Mädchen, das einen Morgentraum der Liebe träumt. Noch hat sie nicht das ganze Feuermeer der Liebe geschöpft. Sie träumt nur von Liebe und ahnt deren Wonnen. Bruder Barnabas und ich sprachen nicht viel mit einander. Ich las in meinem göttlichen Dante. Wer durch Umbrien pilgert, lasse sich von dem erhabenen Meister geleiten. So mag man mit den Evangelien in der Hand durch die Thäler von Galiläa pilgern. So mag man, geleitet von dem blinden Sänger von Chios, das ionische Meer durchziehen. Da schaute ich aus nach der heiligen Stelle auf die der Finger Dante's mir hinwies:

Zwischen Tupino und dem Bach, entquellend
Dem Hügel, den Ubald erwählt, der Sel'ge,
Senkt hoch vom Berg sich fruchtbar eine Lehne —
Von diesem Abhang, wo die Steil' am meisten
Sich mildert, ging der Welt auf eine Sonne,
Wie diese oftmals sich erhebt am Ganges.
Drum, wer von diesem Orte spricht, der nenn' ihn
Ascesi nicht, zu wenig würd' er sagen;
Nein, Orient, wenn recht er sagen will. —

Der Zug hielt still in Assisi — in der heiligen Sprache Dante's „Orient" genannt. Es gibt manch' eine Stelle auf Erden, deren Namen in unserem Denken die plastische Gestalt eines Ideals angenommen hat. Unser Herz schlägt solch' einer Stelle sehnsuchtsvoll entgegen wie einer Geliebten, nach deren Anblicke wir schmachten. Assisi ist solch' eine Stadt. Der ganze 11. Gesang im Paradies ist ja eine ideale Illustration Assisis. Der Name des Franciscus von Assisi, der Name Dante's und Giotto's sind mit Assisi verknüpft. Kaum vermag es der Geist zu fassen, daß die Eisenbahn die heiligen Thäler durchschneidet, die den Hügel von Assisi umgeben.

Ich begleitete den Bruder Barnabas nach der nahe dem Bahnhofe gelegenen Kirche Santa Maria degli Angeli. Bruder Barnabas begab sich nach seiner Zelle. Ich wollte im Klostergarten ein Stündchen ausruhen. Unter einem Feigenbaume ließ ich mich nieder. Der Morgenwind spielte mit den Zweigen. Im Schatten der Feige lagernd, hörte ich einen Harfengesang aus der Ferne. Das war eine Aeolsharfe, deren Seiten der Morgenhauch bewegte. Ich sagte mir: das ist vielleicht das lyrische Herz des seraphischen Vaters, das du so schlagen hörst. So schlug sein kindliches Herz beim leisesten Hauche, von dem sein Geist getroffen war. Ich las das Lob des Franciscus in Dante's heiligem Werke. Thomas von Aquino ist es, der in der Göttlichen Komödie den Hymnus auf jenen Mann anstimmt, „dessen wunderbares Leben man besser in des Himmels Glorie sänge". Ich blätterte in der Göttlichen Komödie. Die Vögel, die in meiner Nähe dem Harfengesang der Geister dieser Gegend lauschten, flogen davon. Wie eine ihnen feindliche Stimme drang das Rauschen der Blätter des Buches zu ihrem Gehör. Das Rauschen der Feigenblätter fürchteten sie nicht. Aber sie erschraken vor dem Rauschen der Blätter aus Papier. Ich gedachte des Heiligen von Assisi. Er hat der Sage nach den Vögeln gepredigt. Sie flogen ihm zu wie einem trauten Freunde. Er hielt Zwiegespräch mit den Thieren. Er verstand die Sprache der Thiere, und die Thiere verstanden seine Sprache. Er flüsterte mit ihnen, so wie wir mit den Blumen flüstern und mit den Lüften. Warum fliehen mich diese Vögel? — fragte ich mich. Warum flohen sie nicht den Bettler von Assisi? Und ich sagte mir: sie fliehen mich, weil ich ein Sohn meiner Zeit bin. Meine Zeit predigt den Kampf ums Dasein. Auf alle Weise wollen wir uns die Wesen der Erde unterwerfen. Diese Vögel fürchten, daß ich Netze aufgestellt habe, sie zu fangen. Denn unsere Zeit predigt den Kampf des Menschen gegen den Menschen, der Nation gegen die Nation. Wie sollte sie nicht erst den Kampf des Menschen gegen das Thier predigen? Unsere Zeit ist die Zeit der scharfen Unterscheidung. Diese Vögel ahnen — so sagte ich mir — daß ich, ein Sohn meiner Zeit, die Natur mehr mit kritischem Auge beschaue, denn sie liebe. Sie ahnen, daß mein Gewissen ein kritisches Gewissen ist. Sie ahnen, daß ich mehr urtheile als liebe. Anders dachte der Heilige von Assisi. Die ganze große Natur war ihm Eine. Er fühlte sich ein Element dieser großen Natur. Er sah sich nicht außerhalb derselben, sondern in und mit ihr. Er sah nicht nur im Menschen seine Gattung, sondern auch im Thiere. Er glaubte sich zu verletzen, wenn er einen Vogel oder eine Blume verletzte. Er liebte die Grillen und die Würmer wie sich selber. Wenn er unter einem Feigenbaume saß wie ich heute, dann hörte er nicht auf, von seinen Brüdern und Schwestern zu singen, denen er in der Natur begegnete. Beschien ihn die Sonne wie mich, dann rief er aus: Geliebte Lichtschwester vom Himmel. Mond und Sterne nannte er seine Brüder. Die Erde küßte er wie eine geliebte Schwester. Im Wind, im Feuer und im Wasser sah er seine Brüder. Und so liebte er die ganze Natur, daß er auch den Tod wie einen Bruder begrüßte. Er hat hier im Frieden gelebt und im Frieden ist er hier gestorben. Sein ganzes Leben war ein Leben göttlicher Thorheit. Er war der Sohn eines reichen Kaufmanns. Da gab er eines Tages allen seinen Besitz hin. Er glaubte, in den engen Kreis eines persönlichen Eigenthums eingeschlossen, sich durch solch' ein kleines Gut vom großen All auszuschließen. Er glaubte sich, indem er eine Familie gründete, der großen Menschenfamilie zu entfremden. Er wollte nicht schwerfällig wie ein Wesen, das am Materiellen haftet, durchs Leben gehen. Er wollte flügge sein wie ein Vogel und glücklich sein wie ein Kind. Das war sein Ideal. Dante, den die Natur mit der gewaltigen Rüstung eines tragischen Gedankens ausgestattet, sehnte sich wohl in manchem Augenblicke seines Lebens nach der edlen Sorglosigkeit eines Franciscus. Schmerzlich empfand es vielleicht der pathetische Genius des erhabenen

Digitized by Google

Dichters, daß er nur in schwerem unendlichem Ringen nach Worten seinen Kämpfen Ausdruck zu geben verstand. Er empfand es bitter, daß dem Reichthume seiner Gedanken nicht eine geflügelte leichte Sprache zu Gebote stand. So pries er denn den Franciscus glücklich. Neidvoll schaute er auf die Gestalt des Bettlers von Assisi, wie ein kämpfender Mann auf das lächelnde Antlitz eines Kindes in der Wiege. Welch' ein Mann, der gekämpft und Schmerzen erfahren, hätte nicht schon einmal ein Kind um den Frieden seiner Wiege beneidet? So dachte ich noch im Schatten der Feige. Da kam Bruder Barnabas heran und scheuchte mich aus dem Traume meiner Gedanken. So friedlich blickte er in dem Reichthume seiner Armuth in die Welt, daß ich ihm fast den Strick der Demuth neidete.

Er lud mich ein, das Kloster zu besuchen. Er sagte mir in seiner Liebenswürdigkeit, er hätte seinen Brüdern meine Ankunft mitgetheilt, und sie alle würden mich gerne in ihren Zellen empfangen. Welch' ein merkwürdiger Geist wohnt doch auf dieser Stätte der Demuth und der Armuth! Hier sah ich lauter sorgenlose Menschen. Die Kämpfe der Zeit lassen keine Spuren in ihren Antlitzen zurück. In engen Zellen leben sie hier. Ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl, eine Madonna und ein Weihkesselchen über dem Bette — das ist ihr Besitz. Sie leben alle in Erinnerungen an ihren seraphischen Vater. Sie gehen wie er mit mystischen Rosen und Lilien geschmückt durchs Leben. Aber verzeihen mir's die Brüder: So ist ihnen die Natur Eine, daß auch der Schmutz ihnen ein geliebter Bruder ist. Da sie nur abstracte Schwestern haben und alle eine einzige abstracte Geliebte, die Armuth, und keine Frauenhand in diesen Räumen waltet, so starrt es hier von Schmutz. An den Pforten des Klosters liest man „Clausura" — das bedeutet allen Frauen: „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate qui". Hier haben nur zwei Frauen Eingang: die mystische Braut Christi und die Geliebte des seraphischen Vaters —: die Kirche und die Armuth. Ich empfand es bitter, daß so edle Naturen, wie die Naturen dieser guten Mönche, in einem äußeren Dasein ihr Leben zubringen, das mir der Menschen unwürdig schien. Wie oft begegnet man in Palästen niedrigen Naturen, von Reichthum und Ordnung und äußerer Schönheit umgeben. Ich meine, daß es einen Jeden betrüben müsse, wenn er etwa solch' einen guten Mönch einem fetten Rentier entgegenhält. Dort eine Perle mitten in einem Meere von Schmutz, hier eine menschliche Caricatur mitten in einem schönen Bilde. Wer nur einigen Geschmack besitzt, wird sich zur selbstlosen Menschlichkeit schlichter Priester und guter Mönche oft hingezogen fühlen. Dagegen muß ihn das ganze gemeine Wesen unserer Salonmenschen abstoßen. Die Mönche in Santa Maria degli Angeli schmiegten sich an mich, als ob ich ihr Bruder wäre. Und doch wußte ja Bruder Barnabas, daß ich andere Ueberzeugungen hätte, als er und seine Brüder. Naiv stellte er mich diesen als einen Solchen vor, der die Wege der Wahrheit suche. Ich sei nach Assisi gekommen, zu dem Zwecke „di cercare la via della verità". Wie Kinder schauten die Brüder zu mir auf. Ich empfand in diesem Kloster alle Wonnen einer bedingungslosen Menschenliebe. Wie beklagte ich in diesem Augenblicke alle Diejenigen, die gefesselt sind durch die Fesseln eines Vorurtheils, einer Parteimeinung, eines Rassenbekenntnisses und eine Grenze zwischen sich und vermeintlichen Gegnern und vermeintlichen Fremden sich errichten. Im meine, daß alle schlichten Menschen stets unter sich verbrüdert sein könnten. Ich habe hier im Zusammensein mit den seraphischen Brüdern die Welt wie eine einzige uns Alle umspannende Kirche geschaut. Aus dieser Kirche schienen mir nur alle Paschahs der Erde ausgeschlossen, alle jene anmaßenden Naturen, die an Vorrechte der Geburt glauben, alle Diejenigen, deren Streben darauf geht, in ihrem Schatzhause einen möglichst großen Goldhaufen aufzuspeichern. Aber gleichzeitig trat mir die ganze Gefahr einer mystischen Liebe vor Augen, wie Franciscus sie predigte. Wo aller Egoismus fehlt und alles kritische Gewissen und die Menschen nur das Bewußtsein ihres Menschenthums und nicht das Bewußtsein ihrer Persönlichkeit haben, da entwickelt sich nicht der Einzelne zu einer besonderen Kraft und zu einer hervorragenden individuellen Meinung. Und solche Menschen schaffen keine neuen Werthe und sie kämpfen nicht mit den Elementen. Sie lieben die Natur wie sie ist und verbessern sie nicht. Sie küssen die Erde, auch wenn diese mit Unkraut bewachsen ist. Sie unterscheiden nicht den Weizen vom Unkraute und unterscheiden nicht das Korn von der Spreu. Sie unterscheiden nicht eine Nation von der Menschheit. Im Reiche der Menschheit hat die Nation für sie keinen besonderen Werth. Kaum vertheidigen sie sich, wenn sie beleidigt werden. Anzugreifen verstehen sie ganz und gar nicht. Ihr ganzes Leben ist ein Leben passiver Ergebung in das Schicksal. Und Alles, was mit solch' einem Leben zusammenhängt, ist so geartet. In diesen armen Mönchen schien mir die eigentliche treibende Kraft des Lebens erloschen. Gläubig wandeln sie alle auf den Spuren ihres seraphischen Vaters. In ihm sehen sie ein abgeschlossenes Ideal. Sie führten mich in den Rosengarten, wo der Bettler von Assisi sich einst in kalter Winternacht in die Dornen gelegt haben soll. Sein Leib blutete, und das Blut wandelte die Dornen zu Rosen. So zeigten sie mir denn gefleckte dornenlose Rosen und sagten: Diese kleinen Flecken sind die Blutflecken, die von unserem seraphischen Vater herrühren. Bruder Barnabas pflückte mir eine Rose, und ich nahm sie mit mir zur Erinnerung an den seraphischen Vater und an die Macht der Illusion über das Menschenherz.

Als die Glocke die Brüder zum Mittagessen einlud, begleitete ich sie ins Refectorium. Ein bescheidenes Mahl wartete ihrer. Die Laienbrüder bedienten den Tisch. Jeder bekam ein Stück Brod, ein Stückchen Stockfisch und etwas Salat. Dazu einen trüben Wein, den sie sich mit Wasser michten. Vor dem Mahle priesen sie alle ihren Schöpfer, den „altissimo, omnipotente bon Signore" des seraphischen Vaters. Ein Bruder sang das Lob des Schöpfers. Sie aßen nicht, wie wir zu essen pflegen: in bewußter Kraft, um neue Kräfte in uns zu erzeugen. Sie aßen in frommer Ergebung. Es schien mir, als ob auch ihre Art zu essen ein Gebet wäre.

Ich schied von den Brüdern und dachte einen Augenblick über das Gesehene noch in der dem Kloster gegenüber befindlichen Locanda. Flaminia, des Wirthes siebzehnjähriges Töchterlein, wartete mir auf mit einem trüben grauen Kaffee. „Flaminia, schöne Jungfrau — die Natur von Assisi hat Dir mehr Blume geliehen, als Du diesem Kaffee!" so sagte ich im Herzen zur schönen Flaminia. Die Sonne brannte heiß, und alle Lebensgeister schienen ermattet. Aber auch in solchen Augenblicken, da die lebenspendende Sonne in so großer Macht leuchtet, daß sie uns schwache Menschen fast tödtet, erwachen wir, geweckt von der zündenden Schönheit einer Frau.

Arme Mönche, sagte ich, die Natur hat Euch wie zum Hohne auf Eure Entsagung jene schöne Flaminia hierher auf den Boden Assisis gepflanzt! Und merkwürdig, in dieser ganzen Gegend sieht man neben entsagenden Bettelmönchen die blumigste Frauenschönheit. Freilich stehen diese Frauen nicht in eigentlicher kraftstrotzender Schönheit da. Es ist mehr eine mystische Schönheit, die aus ihren Augen leuchtet. Sie sind nicht eigentlich mit der farbensatten Blume des Lebens geschmückt, sondern weit mehr mit jener Himmelsblüthe der Schönheit, die die Madonnen der Umbrischen Maler schmückt. Solch' eine Frauenschönheit spricht zu den Bettelmönchen nicht jene magnetische Sprache der Sinnlichkeit, die sie zu uns spricht. Sprechen hier die Mönche einmal mit den Frauen, so flüstern sie miteinander die liebeflüsternde Sprache der Religion. Wie Schwestern neben Brüdern, so stehen die Mönche von Assisi neben den schönen Frauen dieser Gegend.

Es wurde Abend, als ich zu dem Hügel von Assisi emporstieg, auf dem sich die heilige Grabeskirche über dem Sarge des Bettlers erhebt. Wie eine Göttliche Komödie der Architektur steigt die Kirche in drei Abtheilungen vor uns empor. Die Natur selbst scheint dieses Assisi zum Friedenstempel der Welt auserkoren zu haben. Wohin immer der Blick sich wendet, überall begegnet das Auge den heiligen Bäumen des Friedens. Ueberall sieht man Oliven. Und vor der Grabeskirche hielten die Vögel des Friedens heilige Wacht. Eine Schaar von Tauben nistete an der Kirche. Den leidenden Menschen bringen hier Tauben Oelblätter entgegen und laden sie ein, am Grabe des Bettlers auszuruhen von Sorge und von Gedanken. Der

Digitized by Google

Bettler, der da drinnen in prunkvollem Sarge ruht, entsendet von Zeit zu Zeit diese Friedenstauben in die Welt, daß sie dem leidenden Menschen ein Oelblatt bringen. Sie sollen der Welt verkünden, daß die Hochfluth der Revolutionen und der socialen Kämpfe sinke, sobald der Mensch zu entsagen vermöge. Von dem Hügel von Assisi aus hat der Genius der Geschichte selber diese Tauben in die Welt entsendet, daß sie die Friedensgrüße der Gleichheit und der Brüderlichkeit aller Menschen der ruhelos hastenden Zeit melden.

Es wurde Nacht. Millionen von Sternen leuchteten vom Himmel, so zahlreich wie die leidenden Menschen und wie der Sand am Meere. Zaubervoll beschien der Mond die heilige Grabeskirche von Assisi. In göttlicher Ruhe schaute er auf die Erde herab. Was kümmerte er sich um die Menschen, die in diesem Augenblicke geboren wurden und in diesem Augenblicke starben? Von einer solchen Höhe aus sieht eine Wiege wie ein Sarg aus und ein Sarg wie eine Wiege. Das Entstehende vergeht und das Vergehende entsteht.

Von der heiligen Grabeskirche schlugen zwölf geisterhafte Schläge. Ich schaute hinunter auf die heilige Ebene von Umbrien. Wie ein schlafender Olivengarten lag sie vor mir. Ich sagte mir: sie schläft einen magnetischen Liebesschlaf neben dem Genius der Religion. Zwei geliebte Lande hat er sich auf Erden auserkoren: Galiläa und Umbrien. In himmlischer Schönheit ruhte die friedliche Ebene aus in seinen Armen. Vor meinen Augen bevölkerte sich allmählich das ganze Thal mit Bettelmönchen. Sie alle hielten Olivenzweige in ihren Händen. Ich glaubte den seraphischen Vater selber unter ihnen zu erblicken. Schmachtend ging er hinter seiner Geliebten, der Armuth, einher, und einen duftenden Rosenstrauß hielt er neben dem Olivenzweig in Händen, und er war „an Feuer ganz seraphisch". Eine ganze Schaar von Bettlern folgte ihm. Auch Dante und Giotto waren unter den Bettlern. Beide waren ja Mitglieder des dritten Ordens der Franciscaner. Wiederum hörte ich in den Lüften Harfenmusik ertönen. Und mit demuthsvoller Stimme sandte Dante zu den Sternen seinen Gesang empor, in welchem er die Hochzeit des Franciscus mit der Armuth besingt:

Ein Jüngling noch, gerieth er mit dem Vater
Um solch' ein Weib in Streit, dem, wie dem Tode,
Niemand des Wohlgefallens Thür eröffnet.
Hierauf vor seinem geistlichen Gerichtshof
Verlobt' er sich mit ihr, et coram patre,
Und liebte d'rauf von Tag zu Tag sie mehr.
Beraubt des ersten Gatten (Jesu), blieb dies Weib
Verachtet, unbekannt und ohne Freier,
Elfhundert Jahr und mehr, bis dieser (Franciscus) kam.

Und der Weltgeist antwortete auf den Gesang Dante's mit den Worten des Apostels Paulus: „Die göttliche Thorheit ist weiser denn die Menschen sind".

Aus der Hauptstadt.

Die Jubiläumsausstellung.

Ein Jahrhundert Berliner Kunstausstellungen — wollte man sich all den rückblickenden Betrachtungen hingeben, welche diese Jubelfeier anregen, so käme die lebende Kunst am Ende gar nicht mehr zu ihrem Rechte. Die Titelvignette des Kataloges zeigt eine Medaille mit den Profilen des großen Friedrich, in dessen letztem Lebensjahr das Institut der akademischen Kunstausstellungen gegründet wurde, und unseres Kaisers, der in eigener Person die Erinnerungsausstellung eröffnete; so schließt sich das bescheidene Ereigniß eng an die mächtigsten Gestalten und Geschicke unserer modernen Geschichte. — Welch ein Abstand liegt zwischen den Formen des Verkehrs und der Ausdrucksweise von damals und heute, gemessen an dem Text der Ankündigung der ersten akademischen Ausstellung, wie ihn die „Vossische Zeitung" veröffentlichte: „Die königlich preußische Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften wird am 20. dieses Monats ihre öffentliche Ausstellung von Kunstwerken anfangen; des Morgens werden die Zimmer um 10 Uhr geöffnet und um 1 Uhr geschlossen, Nachmittags werden sie von 3 bis 5 Uhr offen sein. Die Verzeichnisse können bei dem Cassirer und Professor Herrn Eckert, der auf der Akademie wohnet, den 19. abgeholt werden. Die folgenden Tage kann man sie nur zu den Stunden, wenn die Ausstellungs-Zimmer verschlossen sind, bekommen. Ohne Verzeichnisse wird Niemand, Livrée-Bediente gar nicht, hineingelassen. Der Eingang ist im großen Portal."

Klingt das nicht, als müsse man es erst in die deutsche Sprache übersetzen? Ein historischer Rückblick auf die Berliner Kunst in den letzten hundert Jahren ist schon durch den rückschauenden Theil der Ausstellung geboten. Aber wir werden dem Beispiel der Hängecommission folgen, die sie als Anhang an den modernen Theil untergebracht hat. — Von hohem culturgeschichtlichen Interesse wäre eine Blüthenlese aus den Vertretern der Kunstschriftstellerei desselben Zeitraums. Freilich würden wir dabei wohl nicht viel Freude erleben. Besser als jetzt war es zu keiner Zeit in dem ganzen Abschnitt, und wie traurig steht es heute. Nichts vermag die schiefe Auffassung des Publicums, der Künstler und auch der Kunstschriftsteller schlagender zu beleuchten als der gebräuchliche Ausdruck: Kritik für einen Kunstbericht. Wie mich das Wort schon geärgert hat! Die französische Sprache wendet dafür die anspruchslose Bezeichnung Studie an, die doch weit größere Anforderungen stellt. Kritik zu üben an einem lebenden, in ewiger unbewußter Entwicklung befindlichen Wesen wie die Kunst, ist doch an sich ein Ding der Unmöglichkeit. Sie kann erst einsetzen, wo eine Epoche abgeschlossen hinter uns liegt und aus der nöthigen Ferne betrachtet werden kann. Was mit uns lebt, will zu allererst unbefangen genossen werden, soweit es möglich ist. Denn wir dürfen nie vergessen, daß die bildende Kunst in unseren Tagen ein Leben für sich führt, von keiner Strömung im Volk getragen und deshalb in ihren Aeußerungen nicht unmittelbar verstanden, wie ehemals. Die Theilung der Arbeit hat unser Volksleben auch auf geistigem Gebiet zersetzt. Jede Gruppe bildet gleichsam ein Volk im Volk. Wer nicht hinein gehört, versteht die Sprache nicht ohne weiteres und muß sie lernen, wenn er in das Sonderleben eindringen will. Daß einzelne Künste, wie die Musik, als verhätscheltes Element der allgemeinen Erziehung, oder die Literatur mit ihrem im Allgemeinbesitz befindlichen Material der Sprache augenblicklich in günstigerer Lage sind, lehrt uns die Isolirung der bildenden Künste desto schärfer erkennen. Wer moderne Bilder nicht wie Bilderbogen ansehen will lediglich des stofflichen Interesses willen, der muß zuallererst sich um die Absichten und Ziele des dem übrigen Volk weit voraus geeilten Künstlervolkes kümmern. Ohne von ihnen selbst erfahren zu haben, was sie wollen, läuft er Gefahr, von seinem längst verlassenen Standpunkt aus gerade das Beste, was sie zu geben haben, zu übersehen oder mißzuverstehen. Wenn einer als Anbeter des Cornelius erzogen ist, sollte er Böcklin genießen können? — Es ist geradezu albern und deshalb wie alles Dumme höchst gefährlich, bei der öffentlichen Besprechung dessen, was die moderne Kunst bietet, schon durch die Bezeichnung den Nachdruck auf die Kritik, d. h. — so wird es ja leider meist verstanden — den Urtheilsspruch vom höhern Standpunkt, zu legen. Wir sollten uns das Wort in dem üblen Sinne abgewöhnen. Es hat auch historisch kein Recht mehr unter uns, denn es stammt aus jener Zeit der Alleinherrschaft kleinlicher literarischer Interessen, die nun doch Gott sei Dank längst hinter uns liegt. Fassen wir den Kunstbericht als Studie auf, so werden wir mit einem Schlage ganz andere Anforderungen stellen und allmählich erfüllen lernen, in demselben Maße, wie die allgemeine künstlerische Bildung wächst. Dann führt uns vielleicht bei der nächsten Jubelfeier unserer Akademie ein historischer Rückblick über die Entwickelung der Kunstschriftstellerei eine Bewegung vor, dessen Endziels wir uns nicht zu schämen brauchen. —

Das Ausstellungsgebäude hat durch den inneren Umbau ganz außerordentlich gewonnen. Man durfte mit einiger Besorgniß an die Beleuchtung denken, die bisher für die Bedürfnisse einer Gemälde-Ausstellung unbedingt ungenügend war. Für den weitaus größten Theil der Anlage ist die Frage höchst befriedigend gelöst. Nur die

Digitized by Google

seitlichen Cabinette fallen gegen die helle Reihe der mittleren Säle etwas ab, deren hocheinfallendes Seitenlicht sehr angenehm wirkt. Bei der Vertheilung der Räume ist die Möglichkeit schneller Orientirung maßgebend gewesen, so daß man mit einem beruhigenden Gefühl der Sicherheit, das so viele andere Ausstellungen gar nicht aufkommen ließen, durch die Räume wandelt. Nicht wenig trägt dazu bei das Bewußtsein, sich in einem der Feuersgefahr nicht ausgesetzten Gebäude zu befinden, denn in Berliner Ausstellungsanlagen ist seit dem Unglück der Hygiene bekanntlich jede Art leichter Holzconstruction untersagt. Es wurde nicht einmal gestattet, bei der Reconstruction der Fassade des Zeustempels von Olympia, welche den Eingang zum Pergamon-Panorama maskirt, Holz zu verwenden. Es mußte Alles massiv aufgeführt werden. — Bei der Unmöglichkeit, die zahlreichen Räume der Ausstellung zu decoriren, hat man sich darauf beschränkt, an einzelnen durch ihre Lage ausgezeichneten Punkten mit voller Kraft einzusetzen. Dadurch ist der Verzettelung vorgebeugt. Von den ausstellenden Nationen haben nur die Oesterreicher ihren Saal etwas reicher decorirt.

Das decorative Prunkstück der ganzen Ausstellung ist der durch die Architekten Kaiser und von Großheim unter Beihülfe zahlreicher Künstler hergestellte Kuppelraum der Eintrittshalle. Es herrscht nur eine Stimme darüber, daß hier etwas ganz ausnahmsweise Bedeutungsvolles geleistet ist, und wir stehen nicht an, in dem lichten Ganzen dieser improvisirten Festdecoration ein Werk zu begrüßen, welches als Ausgangspunkt einer neuen, gesunderen Richtung dastehen wird. Zum ersten Mal hat man den Versuch gemacht, einen Raum von großen Abmessungen farbig zu decoriren, ohne sich der Krücke der beliebten und bisher unvermeidlichen gebrochenen Töne zu bedienen. Und das Wagestück ist glänzend gelungen. Als wir den Raum betraten, fiel es uns wie ein Alp von der Brust. Da hatten wir endlich das erste Symptom der Genesung aus einer langen elenden Augenkrankheit. Was half es, daß wir uns bisher mit allen einsichtigen Künstlern und Laien in der Auffassung einig wußten, wir seien in der Farbengebung auf einen gefährlichen Abweg gerathen. Die theoretische Ueberzeugung thut es nicht. Es muß einmal gemacht werden, dann ist es da. Und es mußte so entstehen, wie hier, als Festdecoration im höchsten Sinne. Wir haben auch an dieser Stelle wiederholt betont, wie groß die Bedeutung der Festdecoration für die Entwickelung der Kunst bis zum Rococo gewesen. Es war das große Versuchsfeld für die künstlerische Kraft und die künstlerischen Probleme. Was man in Anbetracht der Kosten bei einem ernsthaften Bauwerk nicht wagen durfte, das wurde beim Augenblicksbau ausprobirt. In unserem Falle war den entwerfenden und leitenden Architekten sowie ihrem Stabe von Künstlern nur eine äußerst kurze Frist vergönnt. So galt es kein Besinnen und Zögern, und das Ganze wirkt jetzt wie aus einem Guß. In den architektonischen und ornamentalen Motiven hat man sich an die Weise Schlüter's angeschlossen und mit Malerei und plastischem Schmuck nicht gespart. Es ist ein großer Mittelraum fast ohne Wände, denn nach allen vier Seiten öffnet er sich in riesigen Bogen, und oben ist der Ansatz zur ersten niedrigen Kuppel unterbrochen, und durch die kreisrunde Oeffnung scheint das prächtige Gemälde der zweiten hohen Kuppel herab. Die Reste der Wand und die Pfeiler sind weiß geblieben, ebenso die Figuren der vier Eckischen und in der Voute. Aber die Säulen imitiren gelben Marmor und alles Ornament ist aufs Lustigste bemalt und vergoldet. Das gibt eine heitere Gesammtstimmung, die an die lichte Kraft einer Aquarelle erinnert. So mögen auch Schlüter's Decorationen ausgesehen haben, ehe das Alter sie schwärzte, so erscheinen noch heute die so wenig besuchten wunderbaren Säle, welche Tiepolo im Palast der Würzburger Bischöfe schuf. Die helle Kraft in dem Mittelraum erscheint um so gesunder, als in den drei Nebenräumen von anderen Architekten noch das bisher übliche Schema der grünen Tönung zur Anwendung gekommen ist. Höchst auffallend war dies am ersten Tage an den Eckpfeilern, wo die beiden Reiche auf einander stießen. Er sollte weiß gestrichen sein. Aber auf der Seite, die zu den grün getönten Nebenräumen gehört, konnte man kein reines oder annähernd reines Weiß gebrauchen, es hätte die Manscherei unbarmherzig bloß gestellt. Deshalb war an dieser Seite der Pfeiler grün getönt, die anstoßende Seite nach dem Mittelraum von Kaiser und von Großheim setzte sich weiß dagegen. Es scheint, als ob man sich später entschlossen hat, um Aufsehen zu vermeiden, auch diese Seite mit einem leichten Ton zu übergehen. Unter den Künstlern, die Kaiser und von Großheim zur Seite standen, seien Otto Lessing genannt, der den gesammten ornamentalen Theil übernommen — bei der Malerei in der Voute unterstützt durch Prof. Schirm aus Breslau —; Professor Woldemar Friedrich, der in unglaublich kurzer Zeit an Stelle Mühlenbruch's das Kuppelgemälde ausgeführt hat; R. Geiger, Eberlein, Hundrieser und Kafffack, ferner O. Geyer und Brütt für die Sculptur.

Den Besuchern der Ausstellung empfehlen wir dringend das Studium dieses Raumes. — Wie verlautet, ist für spätere Gelegenheiten eine Ueberarbeitung in Aussicht genommen, welche einige nicht nach Wunsch geglückte Partien zurecht rückt. A. L.

Opern und Concerte.

Der Mikado, oder: Ein Tag in Titipu. Burleske Oper von Arth. Sullivan. Text von Gilbert. Von der englischen Operetten-Gesellschaft zum ersten Male aufgeführt im Wallnertheater.

Nachdem die französischen Operetten der Reihe nach alle in der deutschen Reichshauptstadt vorgeführt worden waren; nachdem die Wiener Operetten-Componisten den Franzosen fast den Rang abgelaufen hatten, ist jetzt eine englische Operetten-Gesellschaft mit einem Erzeugnisse ihres Landes erschienen und überraschte Hörer und Beurtheiler in ungemeinem Maße: Ein Text, der Originelles, Witziges, derb Humoristisches, scharf Satirisches in Fülle bietet, ohne jemals in Gemeinheit zu verfallen oder durch lüsterne Zweideutigkeiten zu wirken; eine Musik, die ein nicht gerade eigenthümliches, aber sehr angenehmes Talent und einen trefflich gebildeten, sorgfältig arbeitenden Musiker erkennen läßt. Freilich muß gleich hier betont werden, daß eine Masse komischer Wirkungen durch den specifisch englischen Humor erzeugt wird, daß manche treffliche Witze Anspielungen auf englische Verhältnisse enthalten und ohne eine Kenntniß derselben kaum verstanden werden. Aber es gibt deren auch viele, die so zu sagen eine Universal-Satire enthalten, und die Vorstellung ist eine so vorzügliche, daß auch der Zuschauer, dem nicht Alles gleichmäßig klar ist, sich doch sehr gut unterhalten kann. Der Text ist in der äußeren Erscheinung der denkbar tollste Unsinn, hinter dem sich viel Witz und Humor versteckt hält. Nanki-Puh, der Sohn des Mikado, ist in ein junges Mädchen, Yum-Yum, verliebt; er muß vom Hofe fliehen, weil er einer alten Hofdame ein paar Schmeicheleien sagte und sein Vater, der „Decius Junius Brutus" seines Zeitalters, ein furchtbar strenges „Sittengesetz" erlassen hatte, und ihm mit Androhung des Todes befahl, die Dame zu heirathen. Er zieht als Posaunist herum und findet seine geliebte Yum-Yum als Braut ihres Vormundes Ko-Ko. Dieser, ursprünglich ein Schneider, ist bis zur höchsten Würde eines Lord-Oberrichters und Scharfrichters in einer Person emporgestiegen. Alle hohen Staatsbeamten haben ihre Aemter niedergelegt, um nicht unter dem Schneider zu dienen; nur Einer, Puh-Bah, ist geblieben und übernahm alle Portefeuilles nebst der Bezahlung. Er that das jedoch nicht aus Ehr- und Habsucht, sondern nur um „seinen Stolz zu demüthigen". Er ist nämlich von so hoher Abkunft — sein Stammbaum ist präadamitisch und reicht bis zur protoplasmischen primordialen atomistischen Zelle —, daß er gar nicht mit andern Menschen umgehen könnte, wenn er sich nicht die „degradirende Pflicht" auferlegt, unter diesem Schneider zu dienen, nebenbei zur Vollendung seiner Popularität auch kleine Nebenverdienste anzunehmen, selbst von Plebejern. — Der Schneider-Oberhofhenker erhält einen Brief des Mikado, daß er binnen vier Wochen irgend Einen hinrichten muß, weiß aber Keinen. Zufällig kommt ihm Nanki-Puh in den Weg, der sich aufhängen will, weil er seine Yum-Yum nicht heirathen kann, und dieser schließt mit ihm den Pact, daß er sich nach vier Wochen

Digitized by Google

von ihm köpfen lassen will, wenn er Yum-Yum sofort heirathen kann. Aber der sentimentale Schneider vermag Niemanden zu tödten; er läßt sich von Puh-Bah, in dessen Eigenschaft als siebenfachem Würdenträger, ein Zeugniß ausstellen, daß er den Nanki-Puh hingerichtet hat, und gibt es dem Mikado, der ganz unerwartet vor der bestimmten Frist mit seinem Gefolge erschienen war. Der tugendhafte Fürst ist zwar erfreut, daß der Missethäter die Strafe erlitten hat, da dieser aber zufällig sein Sohn war, so sollen Ko-Ko und Puh-Bah, als Tödter des Kronerben, in Oel gesotten werden. Ko-Ko weiß sich nicht zu helfen, Nanki-Puh aber bringt ihn dazu, jene alte Hofdame zu werben (die er durchaus nicht heirathen, lieber sich aufhängen will) und nach ihrer unzweifelhaften Einwilligung ihn, Nanki-Puh, als lebend mit seiner Frau Yum-Yum dem Mikado vorzuführen. So geschieht es. Auf diese ganz unsinnig erscheinende Grundlage hat der Textdichter Gilbert eine ganz unglaubliche Menge der witzigsten Einfälle*) gestickt; man kommt gar nicht aus dem Lachen heraus. Die Couplets des Schneiders-Oberhofhenkers, worin er all die Leute aufzählt, die man ohne Schaden für die Gesellschaft aufhängen könnte; dies Lied des Mikado von den Leuten, die er bestrafen will und was sie erdulden sollen (die Tugendschwätzer müssen mystische deutsche Prediger von 10—4 reden hören, die Musik-Hallen-Sänger einer ganzen Reihe classischer Montags-Concerte mit Bach'schen Messen, Spohr und Beethoven beiwohnen) sind witzsprudelnd; einige komisch-sentimentale mehrstimmige Gesänge sind von unwiderstehlicher Wirkung; kurz, der Text ist ein Meisterstück — freilich nur im englischen Original; die deutsche Uebersetzung des Herrn Dr. Carlotta kann ja theilweise als sehr gut bezeichnet werden; aber die beste Uebersetzung kann eben Manches gar nicht wiedergeben, muß versuchen, manche Anspielung zu „berlinisiren", und hiermit wird die Wirkung zur Hälfte abgeschwächt.

Die Musik enthält, wie ich schon bemerkte, viele sehr hübsche Nummern; unter diesen sind ein vierstimmiges Madrigal und ein Lied der Yum-Yum als musikalisch werthvoll hervorzuheben; die Erfindung, Stimmführung und Instrumentation sind geistreich und wirksam.

Die Darstellung ist eine ganz ausgezeichnete; man kann sich nichts Graciös-Komischeres denken, als die japanischen „Backfische" Yum-Yum und ihre Schwestern, nichts Wirksameres als die gravitätische Dummheit und den cynischen Humor des Mikado und der Würdenträger. Die Damen und Herren singen alle sehr rein und ausdrucksvoll, die Chöre sind vortrefflich, die japanischen Original-Costüme und Decorationen bieten einen ganz eigenthümlichen Reiz der Neuheit und Pracht.

Ob diese englische Operette einen dauernden Cassenerfolg erzielen wird, läßt sich nicht entscheiden, da nur die der englischen Sprache mächtigen Hörer den Werth ganz erkennen. Aber daß alle Gebildeten sie als eine höchst originelle und beachtenswerthe Erscheinung würdigen werden, glaube ich bestimmt. Heinr. Ehrlich.

*) Yum-Yum sagt zu Nanki-Puh, daß sie als Mündel eines hohen Beamten leider einen Musiker nicht heirathen könne. Nanki-Puh erklärt ihr: „Ich bin ja kein Musiker." Yum-Yum freudig: „Oh, das habe ich mir gleich gedacht, als ich Dich spielen hörte."

Offene Briefe und Antworten.

Ueber „Gelehrten-Deutsch".

Herr Julius Duboc bringt in dem in Nr. 19 Ihrer geschätzten Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz „Gelehrten-Deutsch" ein einziges Buch als Belegs-Object für die gerügte Anwendung fremder Ausdrücke, und dieses Buch ist der erste Band meiner Essays. Wir haben durchaus keine Ursache, anzunehmen, daß es Antagonismus gegen weibliche Autorschaft sei, was Herrn Duboc veranlaßt hat, gerade dieses Buch als Beispiel für etwas anzuführen, wofür tausend andere Bücher ebenso gut dienen können; wir wollen vielmehr denken, daß er dieses rein zufällig als Beweis-Material benützte, um daran eine ihm am Herzen liegende Sache zu demonstriren. Dennoch, warum gerade ein Product weiblicher Feder für eine so weit verbreitete Sünde an den Pranger stellen? — Herr Duboc führt ein Register auf „zwei Seiten" ausgelöster Fremdwörter an, für die er zugleich die deutschen Ersatzausdrücke vorschlägt. Er beginnt die Verdeutschung mit dem Ausdruck „differenciirt", für den er den deutschen „zerlegt, zertheilt" gesetzt wissen möchte. Ja, „zerlegt" und „zertheilt" wird im gemeinen Leben gar Vieles, das Wort „differenciirt" aber ist von einer bestimmt erfaßten, vornehm wissenschaftlichen Bedeutung. Statt „Tableau" empfiehlt Herr Duboc den Ausdruck „Uebersichtsbild". Unter „Tableau" verstehen wir den zusammengefaßten Ausschnitt einer Thathandlung, der gerade nicht übersichtlich geordnet zu sein braucht. „Monumentale Constructionen" soll durch „Denkmalbauten" ersetzt werden. Aber ob etymologisch richtig oder nicht, ist es sprach- und denkgebräuchlich „Monumental" mit dem Begriff mächtiger Größe, „Denkmal" mit dem von Erinnerungszeichen zu verbinden, demnach würde der vorgeschlagene Ausdruck mit dem verfehmten sich nicht ganz decken. Für „sollicitirt" und „Substrat", meint Herr Duboc, könnte „annähernden Ersatz" „erregt" und „Grundlegendes" bieten. Allein warum denn erst nach dem „annähernden Ersatz" suchen, wenn man die richtigen und klaren Termini schon bei der Hand hat? Dieses Vorgehen, nach dem Annähernden zu suchen, kann doch kaum als sprachreinigend erscheinen. Vollends unbillig scheint die Forderung, daß man für „Präponderanz" „Uebergewicht" und für „Apperceptionscomplex" etwa „Wahrnehmungsverband" sagen soll. Je mehr Bedeutungen ein Ausdruck hat, desto mehr muß er folgerichtig an Würde und Genauigkeit verlieren. Dies gilt somit auch für das Wort „Uebergewicht". Wir möchten uns den Gegenvorschlag erlauben, dies ruhig im Aufgabe-Magazin der Bahnhöfe zu lassen, und in der wissenschaftlichen Psychologie weiter beim Ausdruck „Präponderanz" zu bleiben. Und was den Ersatz für „Apperception" betrifft, so bedeutet „Wahrnehmungsverband" so viel als das passive Bewußtwerden eines aus einer Mehrheit von Merkmalen zusammengesetzten Bildes, „Apperception" hingegen bedeutet das active Herausgreifen eines Merkmals aus einem wahrgenommenen oder percipirten Bilde. So appercipiren wir an der Wahrnehmung des Zuckers das Merkmal des Süßen, an der Wahrnehmung des Rades das Merkmal des Rollens ꝛc. Herr Duboc führt noch eine Anzahl anderer Fremdwörter aus derselben Quelle an, ohne für dieselben deutsche Ausdrücke zu nennen. Sie scheinen vorläufig noch in Quarantaine zu harren, ob sie über die deutsche Sprachreinigungsgrenze gelassen werden oder nicht. Der ganze jetzige sprachliche Grenzsperrungseifer macht den Eindruck einer corporativ betriebenen Fexerei, die schwerlich von Bestand sein dürfte, und dies zwar nicht zum Schaden der stilistischen Darstellungsweise. Denn wenn diese sich aller jener fremden, aber in den betreffenden Richtungen eingebürgerten Ausdrücke enthalten soll, die nur angewendet werden, um den Gedanken in der ganzen Färbung seiner Eigennatur herauszugreifen, oder um auch einen Satz in ein Glanzlicht zu setzen, dann muß sie stumpf und schwerfällig werden. Jedes Volk besitzt für die in ihm am meisten entwickelten Charakterzüge auch die farbenreichsten und feinsten Unterscheidungen. Man denke nur an den Reichthum fein nuancirter Bezeichnungen der deutschen Sprache für die mit dem Gemüthsleben innig zusammenhängenden Gehörswahrnehmungen, und an den der französischen Sprache für die gesellschaftlichen Geisteseigenschaften. Und wenn man aus diesem Grunde, um dem Vortrag eine treffendere und richtigere Färbung zu geben, den fremden Ausdruck auf seine schriftstellerische Palette nimmt, so ist es kaum ein viel größeres Vergehen, als wenn der Maler sich des Roths aus dem amerikanischen Cochenill statt aus der deutschen Preißelbeere, oder des Blau aus der indischen Indigopflanze statt des aus der deutschen Kornblume bedient. Aber außerdem, daß man die fremde Bezeichnung im „Gelehrten-Deutsch" zu dem Zwecke entlehnt, um dem Begriff eine klare und bestimmte Form zu geben, entlehnt man ihn noch in der ästhetisch verfeinerten Ausdrucksweise auch aus der entgegengesetzten Ursache, weil er verschleiert und die Bedeutung in abgedämpfte Beleuchtung rückt. So z. B. klingt das „for ever" lange nicht so unverbrüchlich bindend wie das: „Auf Ewig". Das „à bientôt" klingt leichter und graziöser als das gevatterhafte derbe: „Auf recht bald". Und schon der große Psychologe Volkmann sagte daß eine „triste Situation" lange nicht so traurig sei, wie eine traurige Lage. Dr. Susanna Rubinstein.

Digitized by Google

Inserate.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Der Materialismus
im Verhältniss zu
Religion und Moral.
Von
Dr. F. Wollny.
Preis M. 1,50.
Verlag von Theodor Thomas, Leipzig.

Eine neue

Nach den neuesten Quellen dargestellt von **Robert Prölß.** Mit Illustrationen, worunter ein noch nicht veröffentlichtes Portrait von **Mathilde** Heine, und einem sehr interessanten Autograph. Preis broschiert 4 Mk. 50 Pf. **Elegant gebunden 5 Mk. 60 Pf.**
Eleganteste Ausstattung.
Verlag von Rieger in Stuttgart.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Scenische Bilder a. d. Bayreuther Parsifalaufführungen. Einz. autor. Ausg. in 9 Kunstblättern. Prachtausg. **20 M.**, Cab.-Ausg. **6 M.** Beide i. reicher Goldmappe. (Verl. v. Alb. Unflad in Leipzig.)
Andenken v. dauerndem Werth für Wagnerfreunde u. Besucher d. Festspiele. — Gleichzeitig erschien: **R. Wagner's Frauengestalten.** Folio-Ausg. 130 M., Pracht-Ausg. m. Text 20 M., Cab.-Ausg. 6 M. Sämmtlich in reichstem Einband.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten
von **Carl von Schloezer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—
„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.
Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:
Hallwyl und Bubenberg.
Erzählung aus den Freiheitskämpfen wider Karl den Kühnen.
Von
Hans Blum.
8. Geh. Ladenpreis 7 Mark.
Eine vortrefflich geschriebene, geschichtliche Erzählung aus der Periode der Heldenkämpfe, welche Oberdeutsche und Schweizer in den Jahren 1474—1477 gegen Karl den Kühnen von Burgund siegreich bestanden.
Ein hervorragender schweizer Professor schrieb dem Verfasser s. Z. über dieselbe: „Ihre Erzählung wird ein **Volksbuch** werden im edelsten Sinne des Wortes, eine rechte Freude und Erholung für Alt und Jung".

Majunke,
Geschichte des
Culturkampfes.
1. Lieferung zu 75 Pf. soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.
Ferdinand Schöningh
in **Paderborn** und **Münster.**

Hannover-Altenbeker Eisenbahn.
Saison 15. Mai bis 30. Sept.
Bad Pyrmont.
Pferdebahn zum Salzbade u. Bahnhof 5 Minuten.
Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.
Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt
Fürstl. Brunnen-Direction.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.
Soeben erschien die **erste Lieferung** der
Kulturgeschichte
der Menschheit in ihrem organischen Aufbau
von **Julius Lippert.**
Das 20 Liefgn. à 1 M. umfassende, zwei stattliche Bände bildende Werk wird im Herbst dieses Jahres vollendet sein.
An sicherer und bewährter Führerhand folgt der Leser den mannigfach verschlungenen Pfaden, welche das Menschengeschlecht in seiner Kulturentwicklung seit der Zeit, da es aus dem Dunkel der Vorgeschichte auftauchte, bis zur Gegenwart gewandelt ist.
Die Darstellung ist außerordentlich klar und fesselnd, überall werden die innersten Zusammenhänge und Ursachen des materiellen und geistigen Fortschreitens der Menschheit aufgedeckt und schließlich wird ein Standpunkt gewonnen, von dem diese Kulturentwickelung als ein organisches Ganzes vor uns liegt.
Gewiß für die gesammte gebildete Welt ein höchst interessantes Buch.

In unserem Verlage erschienen soeben:
F. C. Dahlmanns
Kleine Schriften und Reden
gr. 8. XIV und 484 Seiten.
M. 6. —

Zeitschrift für allgemeine Geschichte,
Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte.
1885. Zweiter Band. Komplett. 63 Bogen.
M. 12. —
Mit Beiträgen von **Beer, Gregorovius, Heigel, Hillebrand, Huber, Lindner, Ritter** u. A.
Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Bücher-Ankauf!
Bibliotheken u. einzeln z. höchsten Pr. Kataloge m. Lagers liefere für 30 Pf. fro.
L. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Fr. Vischers seltene Aesthetik,
complet, in 9 gut erhalt. Bdn., preisw. zu verk. Adresse: **A. Ertelt,** Dresden, Schumannstr. 10. I.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 19. Juni 1886. Band XXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Geschichte der Strikes. Von Ludwig Heimann. — Das Geistesleben im Thierreich. Von Moritz Alsberg. — **Literatur und Kunst:** George Eliot über die deutsche Literatur. Von H. Conrad. — Physiognomik — einst und jetzt. Von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Die Demokratin. Von Enrico Castelnuovo. Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns. — **Aus der Hauptstadt:** Die Jubiläumsausstellung. II. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Zur Geschichte der Strikes.

Von Ludwig Heimann.

Es gibt Erscheinungen in unserem modernen politischen und socialen Leben, die wir für so ureigene Schöpfungen der Neuzeit, für so ganz besonders bezeichnende Charakteristika unserer Tage ansehen, daß wir es für nöthig hielten, für deren Bezeichnung besondere neumodische Namen zu schaffen. So verhält es sich auch mit den neuerdings wiederum in den verschiedensten Arten sich nur zu sehr bemerkbar machenden „Strikes" unserer Arbeiter, die, je nach der Parteistellung des Beobachters, entweder für nothwendige Consequenzen der socialen Entwickelung, oder für Auswüchse unserer heutigen gesellschaftlichen Zustände angesehen werden. Dennoch kann Jeder, der sich die Mühe giebt, den Bildungsproceß unserer gewerblichen Verhältnisse von ihrer Entstehung an bis zur Neuzeit zu verfolgen, mit Leichtigkeit wahrnehmen, daß die Associationen der Gesellen der einzelnen Gewerke und der durch diese Vereinigungen bewerkstelligte Druck auf die Meister, wie er sich schließlich in den vielen Arbeitseinstellungen der letzten Jahre kundgab, durchaus keine charakteristische Eigenthümlichkeit unseres Jahrhunderts sind, sondern daß diese Kraftäußerungen der einen bestimmten Gesellschaftsclasse in derselben Gestaltung, in der sie heut auftreten, schon vor Jahrhunderten beobachtet worden sind und in ununterbrochener Reihenfolge bis zum Mittelalter hinauf verfolgt werden können. Nur unserer im Ganzen noch immer sehr ungenügenden Kenntniß der culturellen Zustände des Mittelalters und der nächsten Kriegszeit ist es zuzuschreiben, daß selbst die Gebildeten unter uns so wenig von der Entwickelungsgeschichte unseres gewerblichen Lebens wissen, und es sind daher nach dieser Seite hin der deutschen Geschichtsschreibung ebenso wichtige wie dankbare Aufgaben gestellt, sowohl um durch genaue Forschungen über die leider noch so sehr vernachlässigte Industrie- und Handelsgeschichte des deutschen Volkes aufklärend und belehrend zu wirken, als auch um hierdurch zum richtigen Verständniß der inneren Gesetze des Culturlebens und der den gesellschaftlichen Zusammenhalt bedingenden Factoren beizutragen. Von welch' großer Wichtigkeit aber diese Erkenntniß ist, davon giebt gerade die vorliegende Frage ein sehr beredtes Zeugniß.

Ueber die ersten Anfänge der Vereinigung der Gesellen zu festgeschlossenen Corporationen herrscht noch viel Dunkel, das der Aufhellung durch die geschichtliche Forschung bedarf. Bis jetzt hat man vor der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts keine Spuren einer gesonderten Gesellenschaft auffinden können, nicht einmal eine gesonderte Brüderschaft zu kirchlichen Zwecken, womit die Constituirung einer Körperschaft bei den Gesellen wie bei den Meistern gewöhnlich anfing. Die Gesellen gehörten mit zur Gesammtbrüderschaft (Werk, Handwerk, Zunft). Sie waren den Zunftbeschlüssen unterworfen, ohne daß bisher ermittelt werden konnte, ob sie selbst bei den Beschlüssen Theil nahmen, activ oder bloß passiv. Den ersten Versuch der „Knechte", wie damals die Gesellen genannt wurden, durch gemeinschaftliches Auftreten einen Druck gegen die Meister zu üben und sich gemeinsam den Meistern zu widersetzen, finden wir allerdings schon am Anfang des 14. Jahrhunderts. In Breslau erschienen schon 1329 die Gürtlermeister vor dem Rathe und verbanden sich, „da die Gürtlerknechte sich vereinigt haben, ein Jahr lang alle Arbeit einzustellen, auch ihrerseits keinem Arbeit zu geben". Dieses Vorkommniß steht jedoch in jener Zeit noch gänzlich isolirt da. Erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts finden wir in verschiedenen Städten des Rheins und Süddeutschlands „Gesellenschaften", Vereinigungen der Gesellen zur Wahrung ihrer Rechte, die oft eine über ganze Landschaften ausgedehnte Organisation besaßen, welche der der heutigen Arbeiter-Coalitionen in nichts nachstand. Vom Ende des 14. Jahrhunderts verbreitete sich die begonnene Bewegung nach allen Theilen Deutschlands und nahm bald solche Dimensionen an, daß sie den Gesetzgebern von Stadt und Reich eine unaufhörliche Quelle von Sorgen wurde.

Die Mißhelligkeiten zwischen Meistern und Gesellen entsprangen zum großen Theil denselben Ursachen, wie heutzutage noch. Entweder wollten die Gesellen höhere Löhne erzwingen, oder sie waren mit gewissen Bestimmungen der Meister in Betreff der Arbeitszeit nicht zufrieden, die letztere gegen das willkürliche Verlassen der Arbeit, gegen „blaue Montage" und ähnliche „berechtigte Eigenthümlichkeiten" der Gesellen trafen. Dazu kamen noch Sonderursachen, die in den damaligen Verhältnissen begründet waren.

Hier gehört besonders die Kostfrage hin. Die Gesellen waren bekanntlich früher vollständig in Beköstigung bei ihren Meistern, und man ist heut oft geneigt, aus diesem Grunde das damalige Verhältniß zwischen Gesellen und Meistern als ein patriarchalisch-gemüthliches hinzustellen. Leider war das aber sehr oft nicht der Fall, und gerade aus dieser „Magenfrage" entstanden damals nicht selten die schlimmsten Streitigkeiten. Haben doch die Nürnberger einen alten Spruch: „Gottlob, wieder einmal gegessen und nicht gezankt!", der jedenfalls aus jener Zeit herstammt. Die Gesellen erfreuten sich immer eines sehr gesunden Appetits, und die Frau Meisterin mochte demselben nicht immer genügend Rechnung tragen, besonders in theuren Zeiten, in denen sie zur Sparsamkeit und zur Verkleinerung der Portionen gezwungen war. Es

Digitized by Google

läßt sich heut freilich schwer bestimmen, wer damals mehr Rechtsgründe für sich hatte, der Magen der Gesellen oder die Frau Meisterin. Jedenfalls kam es aus besagter Ursache in den Städten zu häufigen Streitigkeiten. In Nürnberg waren es im Jahre 1475 die Gesellen der Blechschmiede, dort eines der ältesten und angesehendsten Gewerke, die sich aus solchem Grunde mit den Meistern überwarfen, sich zusammen verbanden und aus der Stadt zogen, weil jene nicht nachgeben wollten. Sie erklärten die Nürnberger Meister sämmtlich in Verruf, zogen nach Wunsiedel und Dünkelsbühl und ließen den Nürnberger Meistern keine Gesellen mehr zukommen. Das betreffende Handwerk kam darüber in Nürnberg so herunter, daß kein Meister aus demselben mehr zum Rathe gezogen werden konnte. Sogar der Reichstag beschäftigte sich mit dieser Frage und bestimmte in einem Reichsschluß vom Jahre 1598: „Wir wollen, daß die Handwerksknechte und Gesellen denen Meistern nicht eindingen, was und wieviel sie ihnen jederzeit zu essen und zu trinken geben, doch daß die Meister ihre Gesellen dermaßen halten, daß sie zu klagen nicht Ursache haben." Dieser Reichsschluß war aber, wie vorauszusehen, vollkommen wirkungslos; nicht nur, daß derselbe 1577 wiederholt werden mußte, daß im 17. Jahrhundert noch aus gleicher Ursache entspringende Streitigkeiten vor die Obrigkeiten kamen, selbst im Reichsschluß von 1731 und dann von 1777 wird noch darüber geklagt, „daß gedachte Gesellen (Papiermacher, die zu jener Zeit zu den schlimmsten gehörten) den Meistern absonderliche Maße geben, wie sie selbige speisen und sonst tractiren sollen".

In vielen Fällen, vielleicht der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, kamen wohl die Meister den Gesellen versöhnend entgegen, wie 1351 in Speyer. Dort waren im genannten Jahre Streitigkeiten zwischen den Tuchmeistern und den Weberknechten des Lohnes wegen ausgebrochen, „als sie (die Gesellen) sprachen, der Lohn wäre zu klein und sie möchten dabei nicht bestehen und sie darum weggelaufen waren." Die Meister haben sich drauf „mit ihnen lieblich, freundlich und gütlich gerichtet, um allen Schaden, Kosten und Verlust, den Jemand wegen desselben Weglaufens gehabt hat, ewiglich versöhnt und eines Lohnes übereinkommen, den wir und alle unsere Nachkommen ewiglich geben sollen, und die Weberknechte, die nun hier sind oder die herkommen, ewiglich nehmen sollen". Diese „ewigliche" Festsetzung des Lohnes hatte freilich dasselbe Schicksal, wie die Friedensschließungen unserer Potentaten „auf ewige Zeiten" und wie die heut zwischen unseren Meistern und Gesellen vereinbarten Lohn-Tarife; — schon nach 11 Jahren, im Jahre 1362, liegen sich in Speyer die Parteien wegen des Lohnes wieder in den Haaren, und die Löhne mußten aufs Neue erhöht werden. Von nun an mußte in dieser Stadt aber jeder ankommende Geselle auf die Lohnsätze schwören, sonst durfte er nicht in Arbeit genommen werden.

Oft genug ließen sich die Meister aber auf keine gütlichen Verhandlungen mit den Gesellen ein, sondern machten mit Inanspruchnahme der obrigkeitlichen Hülfe ganz energisch Front gegen die Forderungen der Gesellen. So hatten sich einst die Danziger Schmiedeknechte zu einer Verbindung mit gemeinsamem „Mutterhauß" und gemeinsamen Satzungen zusammengethan und durch diese Verbindung versucht, auf die Regelung ihres Verhältnisses zu den Meistern Einfluß zu gewinnen. Es handelte sich bei diesen Satzungen namentlich um die Feststellung der Kost, welche „jeder brave Geselle von einem ehrbaren Meister zu beanspruchen hätte", wie um gewisse Leistungen in baarem Gelde, aus denen der Geselle seine Leistungen außerhalb des Meisterhauses bestritt. Die Meister wandten sich in Folge der ausgebrochenen Streitigkeiten an den Rath der Mark, und die preußischen Städte verhandelten über diese Angelegenheit auf der Marienburger Tagfahrt am 18. October 1385 und erließen folgendes Verdict: „Der Schmiedeknechte Mutterhaus und die drei Pfennige, welche sie täglich von ihren Meistern zu Bier fordern, soll sammt allen Satzungen, die sie unter sich gegen die Meister gemacht haben, aufhören. Alle Dienstboten und Handwerksknechte, die um Lohn oder auf Gnade dienen, dürfen das Jahr über kein Bier kaufen, um es zusammen zu trinken. Welcher Handwerksmann oder Knecht seine Arbeit einstellt, dem soll man das Ohr abschneiden." Es verlautet nichts darüber, ob es zu der angedrohten Execution in Wirklichkeit gekommen ist; für heutige Verhältnisse möchten wir diese Praxis jedenfalls nicht empfehlen.

In den genannten Satzungen der Gesellen war noch ganz besonders verpönt, an gewissen, zur Pflege der Geselligkeit bestimmten Tagen sich vom Meister zur Arbeit anhalten zu lassen. Diesem nun entgegen zu wirken, wurden von den preußischen Städten auf den Tagfahrten zur Marienburg am 18. April 1421 und 9. März 1422 Verordnungen erlassen, um die Gesellen in dem Mißbrauch des „blauen Montags" zu beschränken.

Der Kampf um den „blauen Montag" oder, wie er anfangs hieß, „lustigen Montag", der sich durch das ganze Mittelalter hindurch bis zur Neuzeit zieht, giebt uns übrigens ein recht deutliches Bild, von der zunehmenden Erschlaffung der Zünfte gegenüber der erstarkenden Organisation der Gesellenschaften. Daß sich die Gesellen zu einer Zeit, da sie in festem Wochenlohn standen, gern einen Extra-Feiertag machten, läßt sich wohl denken. Die Meister suchten nun anfangs das Uebel wenigstens einzuschränken, indem sie den Gesellen den halben Montag als zulässigen Feiertag zugeben, oder später höchstens alle vier bis fünf Wochen einen blauen Montag erlauben wollten. Dies nutzte jedoch nichts. Die Gesellen feierten allwöchentlich den ganzen Montag, unbekümmert um alle Rescripte vom Rath der Städte oder vom Kaiser des heiligen deutschen Reiches. Leider wurde diese Montagsfeier oft genug auf noch andere Tage ausgedehnt. Die Zunftordnungen der damaligen Zeit sind darum reichlich mit dahinzielenden Straferlassen versehen. In der Steinmetz- und Maurerordnung in Wien vom Jahre 1550 heißt es z. B.: „So ist wissentlich, daß die Gesellen beider Handwerke, so oft sie sich am Feiertage überweinen, das denn kein kleiner Schaden ihren Bauherrn zukommen thut: demnach so soll solcher blauer Montag und andere ungewöhnlichen Feiertage in der Woche hiermit allerdings aufgehoben sein."

Um nun den Zunft- und obrigkeitlichen Bestimmungen in Bezug auf diese überflüssigen Feiertage Geltung zu verschaffen, machten dann die Meister, wozu sie berechtigt und gesetzlich sogar verpflichtet waren, den feiernden Gesellen Abzüge vom Wochenlohn. Daran kehrten sich jedoch die Gesellen nicht, sondern verließen in solchem Falle ohne weitere Kündigung sofort die Arbeit, obgleich dies nach den Handwerks-Satzungen streng verboten war. Den machtlosen Meistern wurde darauf von den Behörden zugestanden, diese Abzüge erst machen zu dürfen, wenn die Gesellen gänzlich aus der Arbeit gingen, damit diese den Meister durch Fortlaufen aus der Arbeit nicht schädigen könnten. Aber auch diese Vorsicht nutzte nichts; denn jeder Meister, der sich einen Lohnabzug erlaubte, wurde sofort von der Gesellenschaft in den Bann gethan, und die Vereinigungen der Gesellen waren bereits so erstarkt, daß sie die volle Kraft besaßen, ihren Anordnungen die Ausführung zu sichern. So verließen 1687 die Tuchmachergesellen zu Zittau sämmtlich die Stadt, weil die Meister die Gesellenschaft nicht anerkennen wollten.

Durch dieses energische Vorgehen bildeten sich die neuen Vereinigungen in immer festerer Organisation aus; nicht mehr blieb es bei den Bruderschaften der einzelnen Orte, diese Gesellenschaften traten wieder untereinander in Verbindung und hielten „Gesellentage" ab, die von Delegirten der einzelnen Vereine beschickt, und auf denen die Angelegenheiten derselben zum Zweck des gemeinsamen Handelns besprochen wurden. Bereits im Anfange des 15. Jahrhunderts wird dieser Gesellentage Erwähnung gethan. Der Stadtrath zu Basel schreibt wegen der Knechte vom Seilergewerk, ein dort kleines, nicht umfangreiches Handwerk, im Jahre 1425 an den Freiburger Stadtrath: „Euer Freundschaft ist wohl bekannt, welch Massen die Seilerknechte, so in diesen Gegenden dienen, vor einiger Zeit geschworen haben, von solchen Tagen, so sie machten und die Meister lästerten, drängten und zu Kummer, Kosten und Schaden brachten, abzustehen und hätte ein Knecht einen Meister um etwas anzusprechen, der sollte Recht nehmen und geben vor Rath und Gericht, wo der Meister, den er anspricht, gesessen ist und nirgends anders. Also lassen wir einer guten Freundschaft wissen, daß die Seilerknechte solcher Tage den

Digitized by Google

Meistern zu verbieten wieder anzufangen, und auch dessen Tag gehabt haben vor kurzem zu Mühlhausen. Weil nun solchem zuvorzukommen nöthig und besser ist, an einem kleinen Handwerk zu verwenden, als daß ein mächtiges sich solches zu thun unterziehen sollte, so gefällt uns und bitten euch fleißig mit Ernst, daß ihr die Seilermeister bei euch besendet und die in Eid und Gelübde nehmt, keinen Seilerknecht zu setzen oder Arbeit zu geben, er habe denn vorher geschworen in der Weise, wie davor begriffen ist, und auch die Seilerknechte bei euch alle in Eid nehmt, solches wie andere vorher gethan, und dazu auch Euch so viel zu bekümmern und euern und unsern Freunden von Breisach, Kenzingen und Endingen zu verschreiben und sie zu bitten, der Sache mit den Seilermeistern und Knechten nachzugehen, wie oben begriffen, weil wir denen von Kolmar auch geschrieben haben."

Wie auch aus diesem Schreiben des Baseler Stadtraths ersichtlich, boten die Meister anfangs mit Hülfe der Obrigkeit das Möglichste auf, um die Consolidirung der Gesellenschaften zu verhindern, doch vergebens, die Zünfte mußten sich schließlich in das Unvermeidliche fügen. In einzelnen Fällen, hauptsächlich wenn das Handwerk in der Stadt nicht zu den bedeutenden gehörte, sperrte der Rath der Stadt wohl einzelne störrige Gesellen ein, oder trieb sie aus dem Ort heraus und „verbot" ihnen denselben. Doch alles dies erwies sich in der Folge als fruchtlos. Im 16. Jahrhundert findet sich kaum ein Versuch mehr, die Gesellenverbindungen zu unterdrücken, die sich durch lange Kämpfe im 14. und 15. Jahrhundert ihre Stellung fest erobert hatten. Im 17. und 18. Jahrhundert wurden sie dann von den Obrigkeiten zur Regelung der Standesverhältnisse selbst eingeführt und geradezu als Nothwendigkeit betrachtet und befohlen; es handelte sich dann nur noch darum, den Mißbräuchen, welche sich gerade mit dem gesicherten Bestande erst recht ausbildeten, zu begegnen, und überall und sehr reichlich fließen auch die Beschwerden und Vorschriften, denn die Gesellen traten nun im Gefühl der ihnen innewohnenden Macht dictatorisch auf, nicht allein gegen die Meister, sondern auch gegen ihre eigenen Mitglieder, indem es nicht in deren Belieben gestellt war, nach eigenem Ermessen zu handeln. Es mußte sich vielmehr Jeder bei strenger Ahndung dem Willen der Gesammtheit fügen. Wer den blauen Montag oder ein sonstiges ausgeschriebenes Gelage nicht mitfeiern wollte, mußte doch seinen Beitrag zahlen, durfte aber keinesfalls an diesem Tage beim Meister arbeiten. Jedes wirkliche oder angebliche Vergehen eines Meisters oder Gesellen, besonders aber jede einem Gesellen vom Meister, der Frau Meisterin oder von der Obrigkeit zugefügte Beleidigung wurde als allgemeine Ehrensache der gesammten Gesellenschaft angesehen. Der betreffende Geselle, Meister oder Ort wurde, so lange er sich nicht abgefunden hatte, für unehrlich, unredlich erklärt, „gescholten". Neben einem gescholtenen Gesellen durfte kein anderer arbeiten, begab er sich nach einem anderen Ort, so wurden ihm dorthin Laufbriefe nachgeschickt, er wurde „aufgetrieben", bis er der verletzten Standesehre Genüge geleistet hatte. Wurde ein Meister gescholten, so durfte kein ehrlicher Geselle bei ihm arbeiten, kein ehrlicher Meister mit ihm Umgang pflegen an öffentlichen Orten. Nahm sich die Zunft oder die Obrigkeit eines Gescholtenen an, so wurde ein „Aufstand" unternommen; sämmtliche ehrliche Gesellen stellten dann die Arbeit ein, um ihrem Verdict Achtung zu verschaffen. Dasselbe Mittel wurde angewandt, um eine Erhöhung der Löhne zu erzwingen. Mißlang der oft übertriebenen Forderungen wegen die Ausgleichung, so verließ die ganze Gesellenschaft den Ort oder „schalt" die Zunft. Es war ein förmliches Interdict. Kein wandernder Geselle durfte bei Strafe der Unehrlichkeit in einem solchen Orte zusprechen oder bei einem Meister der gescholtenen Zunft Arbeit nehmen, bis durch oft langwierige Verhandlungen der Streit zur Zufriedenheit der Gesellenschaft beigelegt wurde. Schon im Reichsschluß von 1594 heißt es u. A.: „Etliche muthwillige Gesellen trieben ohne Ursache auf, forderten sie und die Meister vor die Zunft, belegten sie mit Strafen und trieben die Handwerksgesellen um."

Am Weitesten gedieh es mit den Mißbräuchen der Gesellenvereinigungen unter der Regierung Kaiser Karl's VI. (1711—1740). In allen Reichsstädten gab es kurz über lang Gesellenaufstände, und zwar oft aus den geringfügigsten Ursachen. Vor allen berühmt ist der Aufstand der Schuhmachergesellen zu Augsburg im Jahre 1726. In Folge einer Schlägerei hatte der Rath zu Augsburg über einige Schuhmachergesellen eine Geldbuße verhängt, welche diese nicht bezahlen, sondern von der ganzen Gesellenschaft, für deren Ehre sie sich geschlagen, getragen wissen wollten. Unter den Gesellen bildeten sich darob zwei Parteien, die Einen waren für gemeinsame Tragung der Buße, die Anderen nicht. Wer da zahlte, wurde ein „braver" Geselle genannt, wer sich weigerte, ein „spöttischer" gescholten. Die „Braven" nahmen sich nun gegen die „Spöttischen" allerhand Freiheiten heraus, sie „beutelten sie um", d. h. sie zerrten sie bei den Ohren und Haaren, stießen und wirbelten sie etliche Male herum, so daß mehrere Gebeutelte argen Schaden davon trugen, einige sogar ihr Gehör verloren. Schließlich ging dem Augsburger Rath die Geduld aus und er schritt gegen die „Braven" mit Gewalt ein. Diese veranstalteten nunmehr einen „Aufstand" und verließen ihrer Einhundert und Sieben die Stadt. Von Friedberg aus, wo sie sich setzten, schickten sie Laufbriefe nach Leipzig, Dresden, Hamburg und anderen Städten, worin sie erklärten: „Wir haben einen Aufstand machen müssen mit Diesem, daß wir unsere alte Gerechtigkeit behaupten, und berichten Euch, daß Keiner nach Augsburg reisen thut, was ein braver Kerl ist; oder gehet er hin und arbeitet in Augsburg, so wird er seinen verdienten Lohn empfangen, was aber, das wird er schon erfahren."

Diese Gesellen-Aufstände pflanzten sich durch das ganze Reich fort, so daß sich Kaiser und Reich endlich genöthigt sahen, in diese Mißstände einzugreifen, und es erging der Reichsbeschluß vom 16. August 1731, der mit großer Ausführlichkeit die Verhältnisse der Handwerker behandelt und deshalb auch wohl die Reichszunftordnung genannt wird. Die Gesellenverhältnisse vor Allem sollten durch jenen Reichsbeschluß einer strengen Controle der Reichsbehörden unterworfen werden. Die Correspondenzen zwischen den Gesellenschaften der verschiedenen Orte wurden verboten, es sei denn, daß die betreffenden Briefe zuvor der Obrigkeit vorgelegen hatten. Jedoch das altersschwache heilige Römische Reich besaß nicht mehr die Kraft, um die Ausschreitungen der überschäumenden Volkskraft durch seine Verordnungen zu verhüten und das Handwerksleben in geregelte Bahnen zu leiten. Die Streitigkeiten zwischen Gesellen und Meistern dauerten ungeschwächt bis in unser Jahrhundert fort. Im Jahre 1751 wurde ein neuer Reichstagsbeschluß zur Abstellung der alten Uebelstände erlassen, der natürlich ebensowenig von Erfolg war, wie der frühere. Die Reichstagsgutachten vom 15. Juli 1771 und 3. Februar 1772 baten den Kaiser wiederholt um strenge Vollziehung jenes Beschlusses. Kaiser Joseph II. erließ deshalb am 23. April 1772 ein Decret, welches die Bestimmungen jenes Beschlusses nochmals einschärfte und außerdem sich namentlich auf die Abstellung des „blauen Montags", die Zulassung weiblicher Personen zur Weberei und das Verbot des Ausschlusses der Kinder sogenannter „unehrlicher" Leute bezog. Die bestehenden Mißbräuche wurden indeß dadurch in keiner Weise abgestellt. In Bremen kam es im Jahre 1791 zu einem von den Schneidergesellen erregten Aufstand, der erst nach mehrwöchentlicher Arbeitseinstellung und auch dann erst durch Waffengewalt und Blutvergießen unterdrückt werden konnte. In Hamburg fanden ebenfalls im Jahre 1791 und zu Frankfurt a. M. im Jahre 1798 ähnliche Aufstände statt. In Folge dieser Vorgänge wurde im Bremer Senat im Jahre 1794 ein Bericht erstattet, welcher, um den „Esprit du Corps", in welchem „die Quelle aller Aufstände der Handwerksgesellen liege", zu tilgen, die allgemeine Aufhebung aller Zünfte vorschlug, wozu es aber nicht kam. Erst die nun folgenden schweren Kriegsjahre und die Zusammenfassung und Concentration der gesammten physischen und geistigen Kräfte des deutschen Volkes nach einem großen Ziele hin machten diesem unseligen Hader zwischen Meister und Gesellen ein Ende, bis es der neuesten Zeit aufbewahrt blieb, den alten Streit von Neuem wieder aufzufrischen.

Wir haben Eingangs der Arbeit gesagt, daß die Kennt-

Digitized by Google

niß der hier geschilderten Thatsachen für uns sehr lehrreich ist, und wir sind gewiß, daß sich diese Wahrnehmung jedem Leser obiger Zeilen unwillkürlich aufgedrängt haben wird. Zunächst überrascht uns der gleiche Verlauf, welchen die Entwicklung der Gesellenvereinigungen damals und in der heutigen Zeit genommen hat. Ganz dieselben Erscheinungsformen sind es, unter denen der Kampf der Gesellen mit den Meistern damals wie heut zu Tage tritt. Dieselbe Organisation, dieselben Kampfesmittel und leider auch die gleiche schwere Schädigung des Handwerks im Besonderen, wie des socialen Lebens im Allgemeinen. Diese vollständige Aehnlichkeit der Dinge muß noch mehr überraschen, wenn man bedenkt, daß die heutige Bewegung der Gesellen eine völlig spontane ist, die sich ohne allen inneren Zusammenhang mit früheren Zuständen befindet, der sogar jede Erinnerung an frühere Geschehnisse abhanden gekommen ist. Den aufmerksamen Beobachter des Mittelalters und der nächsten Folgezeit wird die Wahrnehmung der Aehnlichkeit dieser Zustände allerdings weniger in Erstaunen setzen, da die von der modernen Geschichtschreibung noch immer viel zu wenig gewürdigte starke sociale Bewegung jener Zeit in noch vielen anderen Punkten dieselbe Aehnlichkeit mit den analogen Vorkommnissen der heutigen Tage zeigt. Es zeigt sich eben hieraus, daß die aus denselben Ursachen entspringenden socialen Schäden zu allen Zeiten, zu allen Jahrhunderten die gleichen Folgen haben und sich stets in derselben Gestaltung offenbaren.

Noch ein Weiteres können wir aus der Geschichte der früheren Gesellenvereinigungen und ihrer Kämpfe mit den Meistern lernen, und zwar etwas für uns besonders Wichtiges, nämlich wie wir die schlimmen Folgen jener Mißstände aufheben und vermeiden können. Gerade weil wir aus der Geschichte lernen können, daß alle äußeren Zwangsmittel der Meister wie der Obrigkeiten machtlos zur Bekämpfung der Gesellen und zur Beilegung der Streitigkeiten waren, daß der unselige Zwist in seinen letzten Folgen schließlich die Meister selbst und das gesammte Gewerbsleben Deutschlands auf das Vernichtendste getroffen hat und nicht zum Wenigsten eine Mitschuld an dem Niedergang des deutschen Handwerks getragen hat, gerade diese Erfahrungen müssen uns zeigen, welchen Weg wir einzuschlagen haben und welche Mittel wir ergreifen müssen, um nicht zuletzt eine gleiche innere Zerrüttung des Handwerks herankommen zu sehen, wie vordem. Das Zunftwesen der Neuzeit hat nicht an die Institutionen der alten Zeit anzuknüpfen; — die Fabel von der sogenannten „guten alten Zeit" erhält ja in Obigem ihre beste Illustration — wenn die Zünfte und Innungen der Jetztzeit ihre gewerbliche und sociale Aufgabe erfüllen wollen, so gibt es nur einen Weg für sie, den ihnen die eigene Selbsterhaltung aufnöthigt: sie haben ihre Vereinigungen derart einzurichten, daß die Gesellen als festeingefügte Glieder des gemeinsamen Verbandes mitzurathen und mitzuthaten haben, und daß die gemeinschaftliche Arbeit der Meister und Gesellen bei Berathung über ihre Existenzverhältnisse durch die Satzungen und Bestimmungen Stärkung und Förderung findet. Wie dies im Einzelnen zu bewerkstelligen ist, — die Schwierigkeiten in der Ausführung verkennen wir keineswegs — dies können wir jetzt nicht näher darlegen; für heute war es nur unsere Aufgabe, eine rein geschichtliche Darstellung der betreffenden Vorgänge zu geben; aber eben die Geschichte lehrt uns, daß das Handwerk nur blühen und gedeihen kann, wenn sich Meister und Gesellen eins fühlen in der Vertretung der gemeinsamen Interessen, wenn an Stelle des Corpsgeistes der Meister, wie jenes der Gesellen ein Solidaritätsgefühl aller Glieder des Handwerks tritt, das die gegenseitigen Verpflichtungen einerseits und Berechtigungen andererseits zur vernunftgemäßen Geltung kommen läßt, das aber auch im geschlossenen Verbande alle Glieder der Zünfte gemeinsam auftreten läßt gegen Alles, was der Entwicklung des Handwerks schädlich und hinderlich sein kann. So müssen die Zünfte gestaltet sein, von denen die Erstarkung und gesunde Entwicklung des Handwerks abhängen, und gleichzeitig auch die Wiedergewinnung und Erhaltung des socialen Friedens im Vaterlande.

Das Geistesleben im Thierreich.

Von Moritz Alsberg.

Daß die Ideen großer Männer noch nach ihrem Tode das Denken der Menschheit beeinflussen — an diese Thatsache werden wir erinnert durch ein soeben in deutscher Uebersetzung erschienenes Werk*), welchem die Erinnerung an Charles Darwin ein besonderes Interesse verleiht. Der Verfasser des besagten Buches ist G. J. Romanes, ein Schüler des berühmten englischen Naturforschers. Auch nahm Darwin an dem Buche, dessen erster Theil noch zu seinen Lebzeiten und gewissermaßen unter seinen Augen geschrieben wurde, einen so lebhaften Antheil, daß er seine sämmtlichen auf thierpsychologische Fragen sich beziehenden Manuscripte — neben einer größeren Arbeit über den Instinct der Thiere eine bedeutende Anzahl von kürzeren Aufzeichnungen und Notizen — zu Gunsten desselben hergab. Abgesehen von der Darwin'schen Hinterlassenschaft (von welcher die kürzeren Notizen und Mittheilungen in den Text des Buches eingewebt sind, während der Essay über den thierischen Instinct dem Werke als Anhang beigegeben wurde) bieten übrigens die in der Schrift niedergelegten selbstständigen Beobachtungen und Untersuchungen des Verfassers viele neue Gesichtspunkte, weshalb wir im Nachfolgenden den wichtigsten Inhalt der besagten Publication zur Kenntniß unserer Leser bringen.

Fragen wir zunächst, welche Erscheinungen uns überhaupt dazu berechtigen, bei diesem oder jenem organischen Wesen von einem „Geistesleben" zu reden, so muß mit Bezug hierauf hervorgehoben werden, daß einerseits das Bewußtsein die unentbehrliche Grundlage jeder geistigen Thätigkeit bildet und daß anderseits das Wahlvermögen, d. h. die Eigenschaft, wodurch ein bestimmter Organismus in den Stand gesetzt wird, zwischen mehreren etwa vorzunehmenden Handlungen eine Auswahl zu treffen, als Kennzeichen bewußten, durch geistige Antriebe bewirkten Handelns betrachtet werden muß. Während jene Vorgänge, die der Physiologe als „Reflexerscheinungen" bezeichnet, lediglich auf automatischem Wege — der Action einer Maschine vergleichbar, in welcher die Drehung dieser oder jener Kurbel mit absoluter Nothwendigkeit dieses oder jenes Rad in Bewegung setzt — zu Stande kommen, würde es zur Charakteristik der geistigen Processe an und für sich genügen, auf die Veränderlichkeit und Unberechenbarkeit derselben hinzuweisen. Als weiteres Kriterium geistiger Thätigkeit kommt aber ferner noch hinzu, daß dem Geiste das Vermögen innewohnt, durch individuelle Erfahrung hinzu zu lernen — eine Eigenschaft, welche für die Entwickelung des psychischen Lebens insofern von höchster Wichtigkeit ist, als mit Hilfe derselben der Organismus neue passende Thätigkeiten hervor zu bringen oder alte in Uebereinstimmung mit den Resultaten seiner eigenen individuellen Erfahrung zu setzen vermag. Da ferner die Nervenzelle und Nervenfaser das materielle Substrat des Geisteslebens darstellen, so liegt es auf der Hand, daß bei Thierformen, welche diese Vorrichtungen nicht besitzen, von einem Geiste als solchem noch nicht die Rede sein kann und daß dementsprechend die den niedrigsten Thieren und vielen Pflanzen zukommende Fähigkeit Reize zu unterscheiden und solchen Reizen entsprechende Bewegungen vorzunehmen oder zu unterlassen, nur als der Vorläufer der den höheren Thieren zukommenden psychischen Thätigkeiten zu unterscheiden ist. Auch beginnt mit der Herausbildung eines selbstständigen Nervenapparats sofort eines der wesentlichsten Elemente der Geistesthätigkeit — nämlich das Gedächtniß — sich zu entwickeln. Unter „Gedächtniß" im physiologischen Sinne ist aber zu verstehen, daß ein nervöser Proceß, der einmal bestimmte Nervenbahnen durchlaufen hat, gewisse mehr oder weniger bleibende molekulare Veränderungen (Umlagerung der kleinsten Theile) hervorruft und es auf diese Weise bewirkt, daß wenn

*) Die geistige Entwicklung im Thierreich von G. John Romanes. Nebst einer nachgelassenen Arbeit über den Instinct von Charles Darwin. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Ernst Günther's Verlag, 1885.

Digitized by Google

später ein gleichartiger Reiz den nämlichen Weg einschlägt, derselbe so zu sagen die Fußspuren des früheren Vorgangs in den Nervenzellen vorfindet und daß letztere durch den Eindruck, welchen der erste Vorgang in ihnen hinterlassen hat, in den Stand gesetzt sind, beim Wiederauftreten des nämlichen Reizes sich des früheren Vorgangs zu erinnern. Auch deuten zahlreiche, hier nicht näher zu erörternde Umstände darauf hin, daß der psychologischen Erscheinung der Ideenassociation die physiologische Thatsache zu Grunde liegt, daß im Gehirn verschiedene Nervenzellen zu gemeinschaftlicher Thätigkeit sich verbinden und daß die Leichtigkeit, mit der sich Ideen in derselben Reihenfolge zu wiederholen pflegen, in welcher sie anfänglich auftraten, nur ein psychologischer Ausdruck ist für die physiologische Thatsache, daß die Nervenbahnen durch Uebung immer leichter zugänglich werden.

Wir haben im Vorhergehenden die Grundprincipien der geistigen Thätigkeit — soweit es der Naturforschung bis jetzt gelungen ist, sich in das Wesen derselben einen Einblick zu verschaffen — dargelegt und betrachten nunmehr jene allmälige Vervollkommnung der psychischen Functionen, wie wir sie im Thierreich von Stufe zu Stufe zu verfolgen im Stande sind. Hierbei bedarf es kaum einer Erwähnung, daß nach der von Darwin begründeten, von seinen Schülern weiter ausgebildeten Lehre die gesammte organische Welt von den einfachsten bis zu den complicirtesten Gestaltungen ein einheitliches Entwickelungsbild darstellt. Bei den Pflanzen und niedrigsten thierischen Organismen ist das zuvor erwähnte „Wahlvermögen" im Keime vorgebildet; auch können wir bei ersteren täglich beobachten, mit welcher Präcision die eigentliche geistige Elemente noch nicht enthaltende und nur durch Reflexhandlungen sich äußernde Thätigkeit arbeitet. Die Blätter wissen mit außerordentlicher Feinheit zwischen den schwächsten Abstufungen von Hell und Dunkel zu unterscheiden, während die den Wurzeln innewohnende Unterscheidungsgabe sich dadurch äußert, daß sie im Erdboden nach der Feuchtigkeit und den mineralischen Stoffen, welche zur Ernährung der Pflanze dienen, tasten. In geradezu überraschender Weise tritt aber die Fähigkeit, zwischen Reizen zu unterscheiden und auf dieselben zu reagiren, bei den „Insekten fressenden Pflanzen" hervor, wie denn z. B. die Tentakeln der Drosera, welche sich gleich den Fangarmen der Seeanemone rings um ihre Beute schließen, die starke Reizung der Regentropfen, welche auf ihre empfindliche Oberfläche oder ihre Drüsen fallen, unbeantwortet lassen, dagegen auf den leichtesten kaum merkbaren Reiz seitens des kleinsten Theiles eines festen Stoffes — auf den Druck, welchen ein mit unbewaffnetem Auge gar nicht sichtbares Partikel von kaum 1 Millionenstel Gramm Gewicht ausübt — noch reagiren. Bis zu welchem Grade das Unterscheidungsvermögen auch bei den niedrigsten thierischen Lebewesen entwickelt ist, beweist eine von Carpenter bei seinen Tiefsee-Untersuchungen gemachte Beobachtung, derzufolge jene auf dem Meeresgrunde sich findenden winzigen Theile lebender Gallerte, die keinerlei sichtbare Organentwickelung aufweisen, sich Behausungen von ganz regelmäßig symmetrischer Form und künstlicher Construction bauen und zu diesem Zwecke die Kalk- und Quarzpartikel des Meeresbodens wohl zu verwerthen wissen. Wir finden also — diese Thatsache verdient besonders hervorgehoben zu werden — das auswählende Unterscheidungsvermögen, welches das Grundprincip der Geistesthätigkeit darstellt, auf alles Erregbare d. i. alles Lebende, ausgedehnt, wenn dasselbe auch erst bei den auf höherer Stufe der Entwickelung stehenden Organismen einen gewissen Ausbildungsgrad erreicht. Diese Ausbildung wird dadurch herbeigeführt, daß das Anfangs durchaus vegetative Leben allmälig einem höheren Platz macht, was in der Weise stattfindet, daß Thätigkeiten, die bisher nur Reflexe darstellten, das Element des Bewußtseins in sich aufnehmen und auf diese Weise zu Instincten werden. Der Instinct ist aber die erste Regung des eigentlichen Geisteslebens — eine Thätigkeit, die nach und nach in das bewußte Nachdenken übergeht und schließlich zur Entstehung der Vernunft führt. Die auf dieser Entwickelungsstufe stehenden Lebewesen üben demnach dreierlei Thätigkeiten, nämlich: Reflex- Instinct- und Vernunfthandlungen aus, wobei es kaum einer Erwähnung bedarf, daß je höher hinauf die Stufenleiter der Organismen sich zieht, um so mehr das Verhältniß zu Gunsten der letzterwähnten Thätigkeit sich ändert, daß je weiter die Entwickelung vorwärts schreitet, um so mehr die Vernunft dominirt und die Reflexhandlungen, sowie der Instinct zu nebensächlichen Factoren der geistigen Thätigkeit herabsinken.

Da alles geistige Leben im Grunde nichts Anderes ist als eine Verarbeitung der dem Organismus durch die Sinnesorgane zugeführten Eindrücke der Außenwelt, so erscheint die Frage wohl berechtigt, bis zu welchem Grade der geistige Vervollkommnungsproceß in der bei verschiedenen Thierclassen sich findenden Entwicklung und Ausbildung der Sinnesthätigkeiten zum Ausdruck kommt. Gerade in dieser Beziehung bietet das Darwin-Romanes'sche Werk eine Zusammenstellung von bis dahin nicht bekannten oder kaum beachteten Thatsachen, von denen freilich hier nur einige wenige besprochen werden können. Wenn wir z. B. sehen, daß die Empfänglichkeit für Licht keineswegs ausschließlich an die erst auf ziemlich hoher Stufe der Entwickelung zur Ausbildung kommenden optischen Organe gebunden ist, daß vielmehr zahlreiche protoplasmatische und einzellige Organismen, die auch nicht die einfachste Form eines Sehapparates aufweisen, in ihren Bewegungen durch das Licht beeinflußt werden, daß ein so überaus einfacher Organismus wie Euglena viridis die blauen Strahlen des Spectrums den übrigen Lichtarten vorzieht und daß es nach den von Haeckel über den Ursprung und die Entwickelung der Sinnesorgane vorgenommenen Untersuchungen unter den mikroskopischen Urthierchen des Meeresgrundes sowohl „Lichtfreunde" wie „Obscuranten" gibt — wenn wir diese und andere Beobachtungen uns vergegenwärtigen, so ergibt sich als zweifelloser Schluß, daß Sinnesthätigkeit ohne besondere Sinneswerkzeuge und ohne Nerven möglich ist. An Stelle der letzteren treten als empfindender Körper jene wunderbare formlose eiweißt artige Substanz, die unter dem Namen „Protoplasma" oder „organischer Bildungsstoff" als die allgemeine und unentbehrliche Grundlage aller Lebenserscheinungen bekannt ist. Daß andererseits bei niederen Thieren gewisse Sinnesthätigkeiten bereits eine außerordentliche Vollkommenheit aufweisen, beweist die von Tennant beim Landblutegel der Insel Ceylon gemachte Beobachtung, derzufolge das Herannahen eines Pferdes oder eines Menschen sich diesem Thiere auf weite Entfernungen zu erkennen gibt. Daß solche Thatsachen wie die zuletzt erwähnte und die an unseren Jagdhunden täglich zu machenden Beobachtungen auf eine außergewöhnliche Entwickelung der betr. Riechorgane zurückzuführen sind, unterliegt keinem Zweifel; dagegen gibt es allerdings im Bereiche der thierischen Sinnesthätigkeiten Erscheinungen, welche eine verschiedene Deutung zulassen. Wenn man z. B. eine Fledermaus ihrer Augen beraubt und derselben zugleich die Ohren mit Baumwolle verstopft, so ist dieselbe immer noch im Stande, ohne Schwierigkeit und unter Vermeidung aller Hindernisse — selbst wenn letztere aus ganz dünnen durch das Zimmer gezogenen Fäden bestehen — umherzufliegen. Bezüglich der Erklärung dieser Erscheinung erinnert Romanes daran, daß, wenn wir unseren Weg durch ein dunkles Zimmer suchen, wir einen großen festen Körper, wie z. B. die Wand, ehe wir denselben berühren, mittelst der Gesichtshaut zu unterscheiden im Stande sind und glaubt daher, daß es entweder auf einer hohen Ausbildung dieses Vermögens oder auf dem durch Vermehrung des Luftdruckes (wenn der Flügel in rascher Annäherung an den festen Körper begriffen ist) gemachten Eindruck, vielleicht auch auf der Wahrnehmung des Unterschiedes im Wärmeaustausche zwischen dem Flügel und dem fremden Körper beruhe, daß die geblendete und nicht zum Hören befähigte Fledermaus das Zimmer durchfliegt, ohne mit den ausgespannten Fäden in Collision zu kommen. Andererseits hat Haeckel die Frage aufgeworfen, ob diese Thatsache nicht die Annahme eines zusätzlichen uns unbekannten Sinnes rechtfertige, indem er zugleich darauf hinweist, daß die in der Haut gewisser Fische eingebetteten Papillen — über deren Function man bis jetzt noch nicht ins Klare gekommen ist — sowie der bei einzelnen Thiergattungen hoch entwickelte „Heimathsinn" eine derartige Vermuthung nahe lege. Was letzteren Punkt anlangt, so ist es bekannt, daß die im geschlossenen Kasten nach fernen Gegenden transportirte Brieftaube mit niemals irrender Sicherheit über

Digitized by Google

Hunderte von Meilen den Rückweg nach dem Orte findet, wo sie aufgezogen wurde. Auch ergibt sich eine Berechtigung zu der Annahme, daß Sinnesthätigkeiten resp. Sinneswahrnehmungen, die einer Thierclasse zu eigen sind, einer anderen mangeln und umgekehrt, aus der von verschiedenen Forschern gemachten Beobachtung, daß die Fähigkeit Farben zu unterscheiden bei verschiedenen Thieren eine verschiedene ist, daß z. B. nach Lubbock die Ameisen nur einen Theil der für das menschliche Auge wahrnehmbaren Farben zu unterscheiden im Stande sind und daß andererseits der Wasserfloh (Daphnia pulex) die für den Menschen nicht mehr sichtbaren, im Spectrum jenseits des Violett gelegenen Strahlen wahrzunehmen vermag. — Bei Erörterung der innerhalb der Thierwelt sich findenden Variationen des Farbensinnes wollen wir eine neuerdings von Preyer (Jena) aufgestellte Theorie nicht unerwähnt lassen, welche dahin geht, daß der Farbensinn einen speciellen und hochentwickelten Grad des Temperatursinnes darstelle. Zu Gunsten der zuletzt erwähnten Anschauung macht der Jenenser Gelehrte darauf aufmerksam, daß die Fortdauer der betr. Sinneseindrücke — ebenso wie ein erwärmter oder durchkälteter Finger das Temperaturgefühl noch einige Zeit beibehält, nachdem die Erwärmung oder Durchkältung bereits aufgehört hat, überdauert auch die Farbenempfindung den auf die Netzhaut gemachten Eindruck — ferner die als „Contrastempfindungen" bekannten physiologischen Erscheinungen sowie andere Umstände zu Gunsten der besagten Annahme sprechen. Beleuchtung ist nach Preyer für den Farbensinn genau dasselbe, was Erwärmung resp. Abkühlung für den Temperatursinn bedeutet. Der an verschiedenen Hautstellen verschieden gelegene „neutrale Punkt" (d. i. der Punkt, bei dem man nicht unterscheiden kann, ob ein Körper kalt oder warm empfunden wird) — dieser Punkt findet sich nach Preyer auch auf der Netzhaut wieder. Letztere Membran würden wir nach dieser Anschauung als eine Nervenausbreitung zu betrachten haben, die bei ihren durch Aetherschwingungen von verschiedener Wellenlänge hervorgerufenen Empfindungen*) einen höheren neutralen Punkt aufweist, als ihn die Nervenausstrahlungen in der Haut besitzen, und die bei zahlreichen Personen sich findende „Farbenblindheit" würde sich dementsprechend dadurch erklären, daß die Netzhaut des betr. Individuums ihren neutralen Punkt entweder oberhalb oder unterhalb der Norm hat. Ein „überwarmes" Auge würde für Gelb und Blau, ein „überkaltes" für Roth und Grün blind sein, und gänzliche Farbenblindheit, die ein physiologisches Merkmal für gewisse Nachtthiere ist, würde ihre Parallele in dem beim Menschen unter pathologischen Verhältnissen zuweilen vorkommenden Mangel an Temperatursinn ohne gleichzeitige Beeinträchtigung des Tastsinnes haben. — So weit Preyer, dessen Theorie vor Allem in dem Umstande eine wichtige Stütze findet, daß dieselbe zu dem nämlichen Schlusse führt, zu dem auch anderweitige, insbesondere morphologische und embryologische Untersuchungen geführt haben, nämlich zu dem Schlusse, daß alle Sinnesorgane einer Ausbildung der Hautnerven in einer oder der anderen Richtung ihre Entstehung verdanken. Was letzteren Punkt anlangt, so wollen wir hier noch darauf hinweisen, daß sowohl die Entstehung der Geruchsmembran aus Hautgebilden, wie die embryonale Entwickelung des Gehörsinnes und die Umgestaltungsprocesse, welche beim Wirbelthierembryo zur Entstehung des Auges führen — daß alle diese Thatsachen den soeben aufgestellten Satz im vollsten Umfange bestätigen und daß wir demnach Haeckel beipflichten müssen, wenn derselbe sagt: „daß die äußere Hautdecke als das ursprüngliche und universelle Sinnesorgan zu betrachten sei und daß alle speciellen Sinnesorgane nichts Anderes als Modificirungen der ursprünglich nur der Haut zukommenden Sinnesempfindungen darstellen". —

(Schluß folgt.)

*) Um die von Preyer behauptete Identität des Temperatur- und Farbensinns richtig aufzufassen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß nach den Anschauungen der Physiker sowohl die Erscheinungen der Wärme wie diejenigen des Lichtes auf Schwingungen fein vertheilter Materie (Molekularbewegungen) beruhen und daß dementsprechend die Empfindungen der Temperatur und Farbe nur durch die Verschiedenheit der Wellenlänge (kleinere oder größere Anzahl von Schwingungen innerhalb eines bestimmten Zeitraums) sich von einander unterscheiden.

Literatur und Kunst.

George Eliot über die deutsche Literatur.

Von H. Conrad.

George Eliot stellt sich uns in ihren Tagebüchern und Essays als eine Verehrerin und verhältnißmäßig gute Kennerin der deutschen Literatur dar. Aus den recht genauen Angaben über ihre Lectüre entnehmen wir, daß sie sich von ihrem 21. Jahre bis zu ihrem Lebensende mit ihr beschäftigt hat, vorzugsweise freilich um die Zeit ihrer ersten deutschen Reise, in den Fünfzigern; in den dreißig Jahren vor und nach dieser Zeit kommt kaum ein deutscher Buchtitel auf je ein Jahr. In dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens erscheint ihre deutsche Lectüre sehr sporadisch, wenn wir auch zugeben wollen, daß sie einige Bücher mehr gelesen haben mag, als in ihrem Tagebuche verzeichnet stehen. Im Beginn ihrer Studien, in der Zeit ihres religiös-sittlichen Enthusiasmus ist Schiller ihr Lieblingsdichter; von ihm scheint sie ihr Deutsch gelernt zu haben. Ihr angeborener Idealismus sog kräftige, dauerhafte Nahrung aus dieser ihr verwandten Individualität; sie blieb in Wahrheit immer eine tief religiöse Natur, wenn sie auch ebensowenig wie Schiller sich zu einer der bestehenden Kirchen bekannte. Gerade in die Mitte ihrer dichterischen Laufbahn, hinter eine Reihe von Schöpfungen, in denen sie den Realismus als oberstes Kunstprincip praktisch und theoretisch fort und fort anerkennt, fällt „Romola", die heldenhafte Dulderin, die unter den Trümmern ihres Glückes aufrecht erhalten wird durch den kategorischen Imperativ und so hoch über der gemeinen Wirklichkeit steht, wie nur eine Heilige stehen kann. Kein Kind ihrer Phantasie, das sagt sie uns selbst, ist mit so viel Schmerzen geboren, mit so viel Liebe großgezogen worden wie sie. Und neben dieser Elisabeth als Pendant steht der religiöse „Wallenstein" Savonarola. Die mehrere Jahre später gedichtete „Spanische Zigeunerin" strömt über von Schiller'schem Pathos. Und was ist Dorothea Brooke in „Middlemarch" anders als eine ins bürgerliche Leben versetzte Johanna?

Freilich erscheint in erstgenannter Dichtung das in seinen feinsten Zügen psychologisch treue, erschütternd reale Bild eines Tito, zu dessen Schöpfung Schiller die lebendige Anschauung gefehlt haben würde, das eines Goethe würdig wäre. Wenn wir den Einfluß, den beide Dichter auf George Eliot ausgeübt haben, abwägen, so ist der Goethe's offenbar der größere. Er ist das dichterische Ideal ihrer reiferen Jahre: vom Jahre 1848 ab bis an das Ende ihres Lebens finden wir sie immer wieder mit Goethe beschäftigt,*) gern citirt sie seine Aussprüche, einfach und echt spricht sich an vielen Stellen ihre Bewunderung für die Schönheit seiner Dichtung aus, die doch keine blinde Begeisterung ist und Urtheile, wie das über die „Wanderjahre" — „à mourir d'ennui" — nicht ausschließt. Goethe'sche Realistik ist das Ziel ihres künstlerischen Strebens, das sie freilich nicht erreicht: das lebhaft empfindende Weib kann sich zu absoluter Objectivität nicht erheben, überall in der Schilderung von Menschen und Ereignissen bricht ihr Mitgefühl hervor, uns für den Mangel künstlerischer Vollendung häufig entschädigend mit wahren Meisterstücken eines seelenvollen Humors; ihre realistische Kunstanschauung ist nicht so klar, ihre Kunstform nicht so rein wie die Goethe'sche, das regelmäßige Fehlen der poetischen Perspective, die mangelhafte

*) Noch in ihrem Todesjahre las sie mit Mr. Croß „Faust" und „Hermann und Dorothea", das letzte in ihren Tagebüchern verzeichnete Buch.

Digitized by Google

Oeconomie weisen den deteriorirenden Einfluß englischer Muster auf.

Lessing nimmt in ihrer Achtung ebenfalls eine sehr hohe Stellung ein; sie bewundert den „kräftigen, klaren und lebendigen Stil" seines „Laokoon", den Witz und die Satire der „Hamburgischen Dramaturgie"; sie glaubt, daß sein Namen ewig leben wird in dem „krönenden Werk" seines Lebens, dem „Nathan"; ist entzückt von „Minna von Barnhelm", kann aber nicht umhin, seine „Emilia Galotti" als einen „traurigen Mißgriff" zu empfinden.

Auffallend ist es nun, daß unter den Dichtern der classischen Periode — von den unbedeutenderen ganz abgesehen — die Namen Herder und Wieland in ihren Tagebüchern fehlen. Und was die Literatur des 19. Jahrhunderts betrifft, so erstreckt sich ihre Kenntniß mehr auf wissenschaftliche als auf Kunst-Producte; von Dichternamen finden wir nur die folgenden verzeichnet: Jean Paul, Gräfin Hahn-Hahn, Heine, Novalis, Geibel, Ludwig, von Hillern, Heyse. George Eliot kennt also im wesentlichen nur unsere drei größesten Dichter, von den übrigen wenige Dichtungen, wie sie ihr ohne Auswahl, zufällig in die Hände gelangt sind. Eine solche Kenntniß erhebt sie zwar über das Gros ihrer Landsleute, die Nichts von der deutschen Literatur wissen, in die Reihe der 50 bis 100 Höhergebildeten, die Etwas von ihr wissen; berechtigt sie aber nicht im entferntesten zu einem Urtheil über die deutsche Literatur. Wenn sie dennoch ein Urtheil gefällt hat, so hätte es höchstens zufällig richtig sein können, ist aber in Wirklichkeit, wie zu erwarten, schief und unrichtig ausgefallen.

„Deutschland hatte keinen großen Komödiendichter, keinen großen Satiriker hervorgebracht, und es hat das Versäumte bisher nicht nachgeholt; es hat nicht einmal einen hervorragenden Humoristen erzeugt." Dieses Urtheil soll dem Context nach*) zugleich die Inferiorität der deutschen gegenüber der englischen Literatur kennzeichnen. Die Behauptung, daß Deutschland keinen bedeutenden Satiriker erzeugt habe, aufgestellt in einem Essay über Heine, ist komisch genug; man müßte auch von einem, der über unsere satirischen Leistungen richten will, erwarten, daß er Wieland, Rabener, Lichtenberg, Platen, Immermann u. A. wenigstens kenne. Und ist England sehr fruchtbar an Satirikern gewesen? Gehört etwa Swift, oder gar Hall zu der höchsten Ordnung der Satiriker? — Ein Cervantes, ein Rabelais ist in der englischen Literatur ebenfalls nicht vorhanden.

Wir sind immer so wahrheitsliebend gewesen, anzuerkennen, daß ein Molière unserer Poesie versagt gewesen ist und vielleicht auch immer versagt bleiben wird; wir stimmen mit George Eliot vollkommen überein, daß wir ein wesentliches Ingredienz der komischen Composition relativ wenig besitzen: den Witz. Daß aber der Witz allein noch nicht die große Komödie schafft, das sehen wir an Heine, der nach George Eliot eine einzelne, die Regel bestätigende Ausnahme ist; das sehen wir auch an unseren sächsischen Stammesbrüdern. Es ist sicher, daß der englische Volksgeist die scharfe Auffassungsgabe für Aehnlichkeit und Contrast in viel höherem Maße besitzt als der deutsche; und dennoch — wie wenige hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Komödie hat er zu nennen? Shakespeare. — Ja, Shakespeare! — — Wenn sich aus einer Hügelkette ein gewaltiger Bergkegel in die Wolken erhöbe, würde man die Durchschnittshöhe der Hügelkette nach der Höhe dieses einzelnen Riesen bestimmen? Shakespeare ist keine naturgemäße, naturnothwendige Evolution des englischen Volksgeistes, er ist ein Naturwunder; in ihm ist England ein Heil widerfahren; die Bedeutung der englischen Literatur nach der Größe Shakespeare's bestimmen, wäre nicht viel verständiger, als den Werth des jüdischen Volkscharakters zu bestimmen nach der sittlichen Erhabenheit jenes Einzigen, der der Welt gelebt hat und für alle Zeit der Welt gehört. Vor Shakespeare müssen sich, wie schon Ben Jonson richtig gesagt hat, alle Literaturen ohne Ausnahme beugen; er sollte in vergleichenden Höhenberechnungen keine Rolle spielen. — Außerdem aber gibt es nur eine Komödie in der englischen Literatur, die von dauerndem Werthe ist: Sheridan's „School for Scandal",*) ein Werk indessen, das kein Mann von poetischem Geschmack unserer „Minna von Barnhelm", unserem „Zerbrochenen Kruge" an die Seite stellen würde.

Ans Unglaubliche grenzt die Versicherung George Eliot's, daß wir keinen „Humoristen von Bedeutung" besäßen — nachdem sie kurz vorher Jean Paul's Bedeutung, freilich nach ihrer eigenthümlichen Auffassung, geschildert hat: „Der deutsche Humor zeigt gewöhnlich kein Gefühl für Maß, keinen instinctiven Tact; er ist entweder plump und ungeschlacht wie die Spielbewegungen eines Ungeheuers, oder ermüdend und unendlich wie ein lappländischer Tag. Aus diesem Grunde ist Jean Paul, der größeste der deutschen Humoristen, für viele Leser unerträglich und häufig ermüdend für alle. Hier, wie sonst, zeigt der Deutsche den Mangel jener zarten Auffassungsgabe, jenes Gefühls für feine Gradunterschiede, welches das Wesen des Tactes und des Geschmackes ausmacht und der nothwendige Begleiter des Witzes ist." — Man sieht, die Dichterin laborirt schmerzlich unter den Schwierigkeiten, welche ihr die Form oder die Formlosigkeit Jean Paul's als Ausländerin bereitet hat; sie hat zum Kerne nicht vordringen können; was Wunder, daß sie die Schale so hart wie möglich findet? Und nur die Gewandung des Dichters schildert sie in den obigen Worten, den Dichter selbst nicht. Ihr Urtheil ist ebenso falsch, wie wenn wir in ihren Romanen die umfassende Bildung, die tiefe Gelehrsamkeit, das große, vorurtheilslose Denken, die eindringende Menschenkenntniß, die Fähigkeit zu complicirtem Periodenbau anerkennen wollten, und weiter nichts. Trotz ihrer Vorliebe für wissenschaftliches Beiwerk, für philosophische Betrachtungen, für psychologische Untersuchungen, für Perioden, die ein gelehrtes Werk nicht gerade populär machen würden — trotz ihrer compositionellen „Geschmack"- und „Tact"-losigkeiten, in denen sie mit Jean Paul vielfache Aehnlichkeit hat, ist George Eliot doch eine große Dichterin. —

Wir wissen, die Zahl der bedeutenden englischen Humoristen ist groß — Eliot gehört selbst zu ihnen — aber keiner unter ihnen, bei dem sich die Gabe des Humors im höheren Sinne so rein und ausschließlich vorfände wie bei Jean Paul, selbst Sterne nicht. Was ihm fehlt, um an Jean Paul heranzureichen, das ist die gänzliche Abwesenheit von Schärfe und Bitterkeit, das große, liebevolle Herz unseres Dichters, dessen versöhnendes Lächeln sich niemals zu einem mephistophelischen Grinsen verzerrt.

Daß George Eliot von unseren Humoristen nur Jean Paul kennt, hätte ihr eine Veranlassung sein sollen, mit ihrem Urtheil über dieses Gebiet unserer Literatur zurückzuhalten. Ihre wissenschaftliche Bescheidenheit hat sie nun freilich bei dieser Gelegenheit nicht so ganz im Stich gelassen, daß sie jenem obigen kühnen Urtheile nicht eine wesentliche Restriction hinzugefügt hätte. „Wir machen natürlich keinen Anspruch auf eine erschöpfende Kenntniß der deutschen Literatur; wir geben nicht nur zu, wir sind überzeugt, daß sie viele Producte der komischen Gattung in sich schließt, von denen wir nichts wissen. Wir constatiren nur das Factum, daß kein deutsches Erzeugniß jener Gattung vor diesem Jahrhundert europäische Geltung gehabt hat — ein Factum, welches allerdings nicht die Summe des nationalen Humors bestimmen kann, das aber für die Qualität dieses Humors kennzeichnend ist." — Seltsame Behauptung! Wird etwa die europäische Geltung eines Literaturproductes von seinem inneren Werthe bedingt, und nicht etwa von der Culturstufe der einzelnen Nationen, die ihm gegenüberstehen, von ihrer Neigung oder Abneigung, auch aus den Erzeugnissen eines fremden Volksgeistes ihre intellectuelle Nahrung zu ziehen? Soll darum die deutsche Literatur minderwerthig als die französische oder englische sein, weil die Franzosen und Engländer in blöder Selbstberäucherung es bisher verschmäht haben und mit Ausnahme weniger Gebildeten es noch verschmähen, auch nur einen geringen Theil von den unermeßlichen Schätzen unserer nationalen Geistesarbeit sich anzueignen? Ist die Tüchtigkeit, die Kraft und die Größe eines Einzelnen darum nicht vorhanden, weil es eine Milliarde von Ignoranten gibt, die nichts von ihr

*) Essay über Heine. (Tauchn. Ed. S. 77.)

*) „The Rivals" sind eine naturunwahre Burleske ohne jeden tieferen Gehalt.

Digitized by Google

wissen wollen? Bei uns in Deutschland muß man in die untersten Volkskreise hinabsteigen, um Menschen zu finden, die Shakespeare nicht kennen; und solche, denen Molière, Racine, Rousseau, G. Sand, V. Hugo oder Goldsmith, Scott, Byron, Bulwer, Dickens, Tennyson unbekannte Größen sind, zählt man noch nicht einmal zu den Halbgebildeten. Wie sieht es dagegen in England mit der Kenntniß fremder Literaturen aus? Wo fangen dort die gesellschaftlichen Kreise an, in denen man die Namen Goethe, Schiller, Kant — von anderen ganz zu schweigen — hin und wieder aussprechen hört? G. Eliot repräsentirt die allerhöchste Bildung ihres Landes, und wie ungemein beschränkt ist ihre Kenntniß unserer Literatur! — Die europäische Geltung eines Literaturproductes wird erst dann einen gewissen Maßstab für seinen Werth abgeben können, wenn nach unserem mehr als hundertjährigen Vorgange auch andere Nationen das Studium fremder Literaturen als eine selbstverständliche Bildungsaufgabe betrachten werden, wenn sie in zahllosen Uebersetzungen, so wie wir sie in Deutschland seit lange besitzen, der Masse des Volkes die fremde Geistesarbeit erschlossen haben werden. Wenn die andern Culturvölker das sehr hoch über ihnen liegende Niveau deutscher Geistesbildung einmal erreicht haben werden, dann erst wird eine gerechtere Würdigung unserer literarischen Leistungen, als wir sie soeben gehört haben und hören werden, möglich sein. —

Das Urtheil G. Eliot's über deutsche Prosaisten ist nicht gerade erhebend zu nennen. Die deutsche Sprache, die sich so leicht und schmiegsam für alle poetischen Zwecke biete, meint sie, sei in der Hand der Prosaiker „schwerfällig, plump und langweilig". Die Prosa-Lectüre bereite „eine ganz besondere Ermüdung, wie wir eine ganz besondere Ermüdung empfänden, wenn unser Spaziergang uns über aufgepflügten Lehmboden führte". „In dem Bau einer deutschen Periode sei kein Grund zu finden, weshalb sie jemals zu Ende kommen sollte; man nehme den Schluß nicht als eine Veranstaltung des Autors, sondern als eine Fügung der Vorsehung hin."

G. Eliot hat Recht mit Bezug auf diejenige Prosa, aus der sie hauptsächlich ihre Lectüre entnommen hat: die wissenschaftliche, aber auch hier nur in beschränktem Sinne, nur vom Standpunkte der Zeit aus, in der sie den Essay über Heine schrieb (1855). Hätte sie die Entwickelung dieser Prosa nach der Volksthümlichkeit hin, die ihr durch die massenhafte Mitwirkung unserer Gelehrten an der üppig emporblühenden periodischen Literatur aufgezwungen wurde, verfolgt, so hätte sie im Jahre 1880 dieses summarische Urtheil streichen müssen; denn sie hätte gewußt, daß unsere ersten Revüen aus allen Zweigen der Wissenschaft Artikel bringen, die sich hinsichtlich der correcten und geschmackvollen Behandlung der Sprache mit den entsprechenden englischen Leistungen*) mindestens messen. Auch nach der architektonischen Seite hin haben unsere wissenschaftlichen Werke gewonnen, und wenn heute hin und wieder noch ein labyrinthischer Cyklopenbau der Gelehrsamkeit gethürmt wird, so findet er seine Bewunderer nicht mehr.

George Eliot vergleicht unsere Sprache mit einer Dame des Mittelalters, die „hold und nachgiebig gegen ihren Sänger war, aber oft störrig und abstoßend gegen ihren prosaischen rauhen Ehegenossen". Der Vergleich ist hübsch, aber er scheint uns das Gegentheil von dem zu beweisen, was bewiesen werden soll: nämlich daß unsere Sprache zur Schöpfung einer künstlerischen Prosa untauglich sei. Wie man es den Damen des Mittelalters nicht zur Last legen darf, daß sie dem zarten Werben eher Gehör gaben, als dem brutalen Machtgebot, so kann auch nicht die Schuld an der Sprache gelegen haben, wenn sie Widerstand leistete, sobald man ihr Gewalt anthat. Eine Sprache, die allen poetischen Zwecken genügt, muß sich auch der Hand des prosaischen Schriftstellers willfährig zeigen, wenn er sie mit rücksichtsvoller Aufmerksamkeit behandelt. Für die Wahrheit dieses Satzes haben wir ein sehr frühes und ein unsterbliches Beispiel in unserem Lessing. Der Grund für die horrende Masse unverdaulicher Gelehrsamkeit, die in unserer Literatur aufgespeichert ist, liegt in der langjährigen Geltung jenes Vorurtheils, welches als ein böser Auswuchs des Strebens nach Sachlichkeit zu bezeichnen ist, des Vorurtheils, daß dem Gedanken gegenüber die Form nebensächlich sei — als ob nicht erst die Form dem Gedanken seine wirkende Kraft mittheilte.

Wenn George Elliot ihr Verdikt nicht blos auf die wissenschaftliche, sondern auf unsere gesammte Prosa, also auch die schönwissenschaftliche, ausdehnt, so weiß sie eben nicht, daß neben den gelehrten Verballhornungen unserer Sprache immerfort wahre Meisterwerke beschreibender und erzählender Prosa einhergingen. Von prosaischen Musterschriftstellern kennt sie nur Lessing, Goethe, Heine, und von noch neueren Stahr und den Historiker Mommsen. Die Dutzende anderer Prosa-Künstler, die Wilh. von Humboldt, Thümmel, Gebrüder Grimm (Märchen), A. W. Schlegel, Börne, Fr. Th. Vischer (Kritische Gänge), die Historiker Becker, Niebuhr, von Raumer, Ranke, Varnhagen, Treitschke, die Dichter Kleist, Hauf, Keller, Freytag, Spielhagen, Scheffel, Wilbrandt (Leben Kleist's, Novellen), Storm, Ebers, selbst Heyse kennt sie nicht genau. Wer die entzückende Schönheit der Sprache Heyse's niemals genossen hat, der hat keine Ahnung davon, was die neueste deutsche Prosa zu leisten vermag, kein Recht, eine Meinung über sie abzugeben.

Daß nicht die Auffassungsgabe, nicht der Geschmack George Eliot's, sondern nur ihre Unkenntniß an jenen Aussprüchen die Schuld trägt, zeigt die schlagende Sicherheit ihrer Urtheile überall da, wo sie sich auf explorirtem, bekanntem Gebiet bewegt. Goethe's und Heine's Prosa vergleicht sie folgendermaßen: bei Heine findet sie „kristallinische Bestimmtheit und Durchsichtigkeit, schöne und mannigfache Rhythmik und alle jene feinfühlige Angemessenheit, jene glückliche Wahl des Ausdrucks und des Tones, die der höchsten Gattung der Prosa eigen sind. Heine hat bewiesen, daß es möglich ist, auf Deutsch witzig zu sein; wahrlich, wenn man ihn liest, sollte man meinen, Deutsch wäre die Sprache des Witzes par excellence, so biegsam, so fein, so treffend wird sie unter seinen Händen. Er ist weit mehr Artist als Goethe. Er hat nicht die Breite und Ruhe und die behagliche Entwickelung, welche für Goethe's Stil charakteristisch sind, denn sie sind seinem geistigen Wesen fremd; aber er übertrifft Goethe in der Fähigkeit, die mannigfachen Gattungen der Prosa zu handhaben, und in der Beherrschung ihrer Effecte. Heine ist voll von Abwechselung, von Licht und Schatten: epigrammatische Kraft, phantasiereiche Anmuth, verschmitzte Verhüllung, scharftreffende Satire, alles steht ihm zu Gebot; und mitten hindurch läuft eine Ader von Trauer, Zartheit und Hochsinn, die den Dichter enthüllt." — Nicht minder schön ist der Vergleich der Goethe'schen und Heine'schen Lyrik: „Beide haben die gleiche meisterhaft vollendete Einfachheit und melodische Anmuth; aber Goethe's Empfindung hat einen größeren Zusatz von Gedanken — sein lyrischer Genius ist ein Fahrzeug von größerem Tiefgange als Heine's, und wenn es auch mit gleicher Leichtigkeit dahinzugleiten scheint, so haben wir doch bei der Anmuth seiner Bewegung die Empfindung größerer Schwere und Kraft. Aber gerade darum rührt Heine unser Herz tiefer; seine Lieder sind ganz Musik, ganz Gefühl."

Wie schwer sich George Eliot in einzelnen Urtheilen vergriffen haben mag, so gehört sie doch zu jenen noblen Geistern, die sich bemüht haben, die nationale Kluft zwischen uns und unseren Stammesbrüdern zu überbrücken. Sie steht in diesem Bestreben neben Lewes und Carlyle, weniger mächtig, mehr im Kleinen wirkend, aber tief durchdrungen von dem Bewußtsein unseres Werthes, tief erfüllt von dem Wunsche nach der gegenseitigen Annäherung und Ergänzung unserer beiden Nationalitäten. „Alle Ehre Deutschland", ruft sie aus, „für die großen Thaten, die es für uns gethan hat. Es hat den schwersten Kampf um die Gedankenfreiheit gekämpft, hat die größesten Erfindungen hervorgebracht, hat die großartigsten

*) Ich möchte nicht, wie George Eliot, ein Urtheil aussprechen, das ich doch nur ungenügend begründen könnte; aber als Bewunderer Macaulay's habe ich die Empfindung, daß der wissenschaftliche englische Stil in den letzten Jahrzehnten an durchsichtiger Klarheit und Eleganz (besonders im Periodenbau) verloren hat. Man lese einen Essay von Macaulay oder der Revue des deux mondes, gleich darauf einen neueren englischen Journal-Artikel, und man wird sich des deutschen Aufsatzes, den man nun folgen läßt, meist erfreuen.

Digitized by Google

Beiträge zu unserem Wissen geliefert, hat uns Schöpfungen der göttlichsten Poesie und die allergöttlichste Musik geschenkt. Wir beugen uns ehrfurchtsvoll vor den Werken des deutschen Geistes, wir speichern sie auf als Schätze".

Physiognomik — einst und jetzt.

Von Oskar Bulle.

„Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die des menschlichen Gesichts", so sagte sich Lichtenberg mit seinem geistreichsten Lächeln, als er die Unterhaltung, die sein Zeitgenosse Lavater sich und Anderen durch seinen physiognomischen Aberglauben schuf, auf die grausamste und sarkastischste Art gestört hatte. Im Jahre des Herrn 1777 war's, als „im Sommer Niedersachsen von einer Raserei für Physiognomik befallen wurde". Des Züricher Schwärmers „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" waren nicht lange vorher erschienen, und es war Mode geworden, jedes Menschen Gesicht in drei Theile zu theilen und dieselben nach ihrer „gradlinichten und bogenlinichten Proporzion" zu vergleichen. Auch der berüchtigte Satz war schon ausgesprochen, „daß die Schönheit und Häßlichkeit des Angesichts ein richtiges und genaues Verhältniß zur Schönheit und Häßlichkeit der moralischen Beschaffenheit des Menschen habe", und ganz Deutschlands Jugend schaute sich verstohlen im Spiegel an, um zu erkunden, ob sie zum Bösewicht oder zum gottbegnadeten, tugendsamen Genie geboren sei. Da regte sich in dem verwachsenen Göttinger Professor, der sich doch trotz seines körperlichen Gebrechens bewußt war, kein „häßlicher Geist" zu sein, der echte Manneszorn über die beleidigte Wahrheit, und in wenigen Morgenstunden schrieb er seine famose Abhandlung über Physiognomik wider die Physiognomisten, in der er, ebenfalls „zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntniß", dem „gemeinen Haufen" zeigte, daß man den Menschen aus seiner äußeren Form nicht so beurtheilen könnte, „wie die Viehhändler die Ochsen". Der besonnenere Geist des norddeutschen Philosophen hatte das unglaublich leichtsinnig construirte Gebäude des Züricher Physiognomikers in wenigen, aber scharfen Anstößen niedergeworfen, und wenn nicht Goethe's und seiner bedeutenderen Zeitgenossen anfänglicher Enthusiasmus für dasselbe ihm ein literarhistorisches Andenken sicherte, würde Lavater's Bild wohl nur als das des Mystikers in der neueren großen Literaturepoche gezeichnet werden.

Und doch hat auch der Physiognomiker Lavater seine große Bedeutung. Freilich hat es Lichtenberg der Nachwelt leicht gemacht, über die „Fragmente" die Achseln zu zucken, und seine kecke Satire, das „Fragment von Schwänzen", mit dem er den physiognomischen Streit beschloß, scheint jeden Gebildeten der Verpflichtung zu überheben, die „Beylagen" des Lavater'schen Werkes im Original durchzugehen; aber man soll nicht vergessen, welche Summe von scharfer Beobachtungsgabe und offenem Natursinn in den systemlosen und gleichsam tastenden ersten Versuchen des Schweizer Predigers schon angehäuft liegt und wie genial die Ahnungen sind, durch die er der wissenschaftlichen Detailarbeit kommender Generationen das Resultat voraus zu verkünden bestrebt war! Man darf ferner nicht vergessen, daß die einzige Grundlage, auf welcher ein einigermaßen greifbares Ergebniß in der Physiognomik gewonnen werden kann, die Physiologie, nicht nur für Lavater selbst ein völlig unbekanntes Gebiet, sondern auch für seine naturforschenden Zeitgenossen noch ein wenig angebautes Feld war, und daß deshalb auch der geistvolle, klare Göttinger „Antiphysiognomiker" in seiner Abhandlung vorläufig nur negativ in den Einzelheiten wirken konnte. „Was für ein unermeßlicher Sprung von der Oberfläche des Leibes zum Innern der Seele! Hätten wir einen Sinn, die innere Beschaffenheit der Körper zu erkennen, so wäre jener Sprung noch immer gewagt!" kann sich auch Lichtenberg nicht enthalten auszurufen und damit seine Bewunderung auszudrücken über die Kühnheit der Lavater'schen Phantasie, welche jenen Sprung ohne jedes wissenschaftliche Hülfsmittel zu unternehmen wagte. Diese Kühnheit, die aber so sehr dem genialen Drange jener Zeit entsprach, ist es auch in erster Linie, welche die Lavater'sche Physiognomik für die Neuzeit als völlig werthlos erscheinen läßt. Lavater *wollte* nicht wissenschaftlich sein, wenn er es auch gekonnt hätte, und seine Zeit würde ihn nicht verstanden, würde sein Werk nicht verschlungen und bewundert haben, wenn er es auf streng physiologischer Grundlage aufgebaut hätte. „Thorheit, die Physiognomik zur Wissenschaft zu machen", so sagt er, „damit man darüber reden, schreiben, Collegia halten und hören könnte!" . . . . „Was ist Wissenschaft, wo Alles bestimmbar, nichts dem Geschmacke, dem *Gefühle*, dem *Genius* überlassen sei. Wehe der Wissenschaft, wo eine solche wäre!" Das Gefühl war es, der Genius, die jene Epoche begeisterten, die für die junge Generation im damaligen Deutschland den Zauberstab bildeten, vor dessen Berührung sich alle Geheimnisse des Innenlebens erschließen sollten. Hätte Lavater, der gefühlvollste aller Schwärmer, in trockener Wissenschaftlichkeit die Ahnungen ersticken sollen, zu denen ihn — wie uns in einem Artikel über seinen Freund *Zimmermann* an dieser Stelle vor einiger Zeit erzählt wurde*) — eine plötzliche Inspiration geführt hatte?

Und doch versucht auch dieser wunderbare Physiognomiker zuweilen wissenschaftlich zu werden, freilich ganz in seiner Weise. In den beiden Briefen „über das Studium der Physiognomik", die an den Grafen von Thun gerichtet sind, (Verkürzte Ausgabe der „Fragmente", II, 14—72) stellt er die Grundzüge auf, nach denen die Physiognomik „gelernt" sein will. Von dem Grundsatze, den er früher (I, S. 101) ausgesprochen hatte, daß man die Physiognomik *empfinden*, aber nicht *ausdrücken* könne, weicht er in diesen theoretischen Auseinandersetzungen allerdings wesentlich ab, aber wohl nur der Theorie zu Liebe, denn im Grunde laufen alle seine Erörterungen über das Studium der Proportionen des menschlichen Körpers und Gesichtes, über die Wissenschaft, die merkwürdigen Theilverhältnisse, welche er aufstellt, zu messen, über die beiden charakteristischen Linien des Antlitzes — die Mittellinie des Mundes und die Linie, die das obere Augenlid auf dem Augapfel beschreibt — über die beste Methode, durch Zeichnung sich das Merkwürdige in einem Gesichte einzuprägen und über die Auswahl der Studienköpfe — „Fange bei den außerordentlichsten Charaktern an!" — alle diese Erörterungen laufen immer wieder auf den Grundsatz hinaus: „Physiognomischer *Sinn* ist vor allen Dingen schlechterdings unentbehrlich!" und immer wieder bleibt die feine Unterscheidungsfähigkeit des Beobachters, das „große Sensorium der Physiognomik", die Hauptsache für jedes Studium. Der blitzähnliche erste Eindruck, den der „Studirer der Physiognomik" empfängt, ist die Grundlage für das Ergebniß der Lavater'schen Methode, die vergleichende, erwägende Beobachtung aber bildet erst das secundäre Hülfsmittel, das jenen ersten Eindruck zwar corrigiren, aber nicht mehr ganz verwischen darf. „Wachende Menschen lassen sich selten recht *beobachten*", sagt Lavater (II, 37). „Man hat hundert Gelegenheiten, sie zu sehen; aber selten eine, sie ohne beleidigende Indiscretion sicher zu beobachten! *Schlafende* hingegen, wie lehrreich für den Physiognomisten! Zeichne! Zeichne! Einzelne Theile, einzelne Züge! Zeichne Umrisse nach Schlafenden!" Wie bezeichnend ist gerade diese Stelle für den ganzen seelensuchenden Lavater! Die Form, die „göttliche Gestaltung des Menschen" liegt ihm unveränderbar, unverrückbar und nur in den Einzelheiten, die wenig bedeuten, entstellbar dem Individuum eingedrückt; nicht aus dem bunten Wechsel der Vorgänge in den Mienen sucht er das Grundgepräge zu erkennen, sondern aus der Linienführung der ruhenden Züge stellt er sich das geistige Bild zusammen. „Das ganze Geheimniß des physiognomischen Findens und Beobachtens besteht in der Vereinfachung, Entblösung, Herausheben *einzelner Hauptgrundzüge*, die man suchen will", sagt er an einleitender Stelle (II, 25). Erkennt man nicht

*) Ein Feind der Kleinstädter. Von Conrad Ferdinand Meyer. S. Gegenwart 1886. Nr. 11.

Digitized by Google

auch schon in dieser Methode den eifrigen Anhänger der starrsten Prädestinationslehre, dem der Begriff „Entwicklung" nie in den Sinn gekommen?

Wie ganz anders schon Lichtenberg! Ich erwähnte oben, daß in den Einzelheiten seiner Kritik der Göttinger Professor rein negativ auftritt; er zerstört wohl die Lavater'schen Charakteristiken, führt sie ad absurdum und stellt ihre Caricaturen an den Pranger, aber er versucht nirgends das Positive, welches die Lavater'sche Ahnung und Feinfühligkeit in den einzelnen Erklärungen doch auch geschaffen haben, von den Mißgriffen zu sondern und auf Grundlage einer besseren Theorie als richtig zu entwickeln. Es scheint ihm der Mühe zu viel zu sein, aus der großen Spreu das gute Korn erst herauszudreschen, zu sichten und zu worfeln; am liebsten möchte er, wie er an anderer Stelle von Zimmermann's Fragmenten über Friedrich II. sagt, daß zunächst der Verfasser gedroschen, und dann das Buch gesichtet und geworfelt werde. So bleibt er eigentlich in der Mitte seiner wirkungsvollen Kritik stecken. Und doch erkannte er den Grundfehler der Lavater'schen Physiognomik ebensogut, wie unsere neueren physiologischen Physiognomiker. Er greift wenigstens in der Einleitung seiner Abhandlung sehr scharfsinnig eine Unterscheidung auf, die Lavater allerdings geschaffen, aber nicht weiter verwerthet hat, die Unterscheidung nämlich zwischen Physiognomik und Pathognomik. „Um allem Mißverständniß auszuweichen", so sagt er dort, „und neuem vorzubeugen, wollen wir hier einmal für allemal erinnern, daß wir das Wort Physiognomik in einem eingeschränkten Sinn nehmen und darunter die Fertigkeit verstehen, aus der Form und Beschaffenheit der äußeren Theile des menschlichen Körpers, hauptsächlich des Gesichts, ausschließlich aller vorübergehenden Zeichen der Gemüthsbewegungen, die Beschaffenheit des Geistes und Herzens zu finden; hingegen soll die ganze Semiotik der Affecten oder die Kenntniß der natürlichen Zeichen der Gemüthsbewegungen nach allen ihren Gradationen und Mischungen Pathognomik heißen." Hierin hat er sehr treffend die Schwäche der Lavater'schen Theorie und Praxis ans Licht gerückt: dieselbe besteht eben lediglich darin, daß der Züricher Theosoph die Pathognomik ganz vernachlässigte und sich mit seiner Physiognomik auf die Deutung der starren Gestaltung des „Ebenbildes der Gottheit" allein beschränkte.

Es ist zu bedauern, daß Lichtenberg in seiner fragmentarischen schriftstellerischen Art sich auf eine positive Begründung jenes Unterschiedes und auf einen Ausbau des von dem Züricher versäumten Theiles der allgemeinen Seelenforschung nicht eingelassen hat: er würde mit seinem Scharfsinn, mit seiner dem Jahrhundert vorauseilenden philosophischen Intuition ein Werk geschaffen haben, welches gleichbedeutend der Goethe'schen „Metamorphose der Pflanzen" wäre. Denn er hatte, wie jene Worte und wie die ganze Kritik der Physiognomik andeuten, den Begriff schon in sich entdeckt, der allein für die „Deutung der Seele aus dem Körper" entscheidend ist, den Begriff der Entwicklung.

Nur ein kritisches Mittelglied zwischen der älteren und neueren Physiognomik bildet auf solche Weise der geistreiche Lichtenberg. Seine und auch Lavater's geniale Ahnungen auf wissenschaftliche Gesetze zurückzuführen, blieb erst der neueren Zeit, der großen heutigen Naturforschung, den Jüngern Darwin's vorbehalten. Der Altmeister dieser Richtung selbst erkannte die Bedeutung der physiognomischen Untersuchung an: Darwin's Werk: „Ueber den Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren" (übersetzt von V. Carus 1872), das Ergebniß dreißigjähriger Beobachtungen, hat, wenn auch nicht die erste Anregung zur erneuten Aufnahme der physiognomischen Forschungen, so doch den Anlaß zu einer in weiteren Kreisen sich verbreitenden wissenschaftlichen Theilnahme an dem im Kopfe der großen Menge mehr als jedes andere spukenden Probleme des Zusammenhangs zwischen Körperbeschaffenheit und Geist gegeben.

Eine Kritik des Darwin'schen Werkes gehört nicht hierher, ebensowenig wie eine Uebersicht über die Literatur, die seit Lavater und Lichtenberg auf dem Gebiete der Physiognomik — diesen Begriff hier in seiner allgemeinsten Bedeutung aufgefaßt — an das Tageslicht trat. Wohl aber ist des Interesses Erwähnung zu thun, das der „gemeine Haufe" immer für diese Fragen hegte. Denn auch Gall's Schädellehre und alle Phrenologie, die sie im Gefolge hatte, können trotz des beispiellosen Beifalls, den sie bei der Menge und bei erleuchteten Männern fanden und stets noch finden, nicht im Geringsten auf bessere wissenschaftliche Fundirung Anspruch machen, als Lavater's physiognomische Betrachtungen. Wenn auch der Gall'sche Grundsatz, „daß das Großhirn, welches unmittelbar unter der knöchernen Schädeldecke liegt, das Organ der Seelenthätigkeit sei und daß die einzelnen Seelenkräfte in gewissen streng abgegrenzten Bezirken der Großhirnoberfläche localisirt seien", in beschränktem Maße seine wissenschaftliche Bestätigung gefunden hat, so ist doch die Folgerung hieraus, daß die Form der äußeren Schädeldecke von der Gestaltung der darunter liegenden Hirnoberfläche abhängig sei, nur ganz im Allgemeinen richtig und findet besonders keine Anwendung auf den für die eigentliche Physiognomik maßgebenden unteren Theil der Stirn. Und welcher Mißbrauch ist doch gerade von der Phrenologie mit der letztgenannten Partie des menschlichen Gesichtes getrieben worden! Die „hohen Stirnen" sind seit dem Auftreten Gall's gleichsam in Mode gekommen, und jeder Geistesheroe mußte sich wohl oder übel eine solche anporträtiren lassen, wenn er sie gleich niemals besaß. So sind die bildlichen Legenden von Shakespeare's und Goethe's mächtigen Stirnen erst verhältnißmäßig spät entstanden. Während die Büste Shakespeare's in der Kirche zu Stratford am Avon, die jetzt allgemein für sein treuestes Bild gilt, nur eine mäßig entwickelte Stirn aufweist, zeigen alle späteren idealisirten Bilder von ihm eine fast idiotische Wölbung des Vorderhauptes. Auch Goethe's Jupiterhaupt hat sich die „mächtige Stirne" erst später gefallen lassen müssen. Die jugendlichen Bildnisse des Dichters zeigen wohl eine edle Wölbung, durchaus aber nicht die colossale Ausbildung der Stirne, welche auf den meisten Bildern des alten Goethe, die ja nicht mehr, wie jene aus der vorphrenologischen Zeit stammen, zu finden ist. — Auch dieser Aberglaube von der „hohen Stirne" ist im Grunde nur demselben physiognomischen Zuge entsprungen, der im vielbespöttelten Lavater mächtig wirkte, der unbewußten und unklaren Empfindung nämlich, daß auf mancher Leuten Stirne mehr zu lesen ist, als auf denen anderer, daß der Geistesreichthum vieler Menschen ebenso wie die Blödigkeit ihrer Nachbarn sich sofort in ihres Gesichtes oberer Hälfte, „in der Gegend über den Augenbrauen", auch dem Unbefangenen darstellt, daß es überhaupt „gescheidte und dumme Stirnen" gibt. Gall und seine Jünger orakelten, die Ursache dieses Unterschiedes liege in der Höhe der Stirne, und sofort glaubte es die Menge; jeder eitle Gelehrte, der bis dahin keine hohe Stirn gehabt, zwängte sich die Haare zurück, damit die Stirne recht bedeutend aussähe, und erst in allerneuester Zeit ist man wieder zu der vernünftigen Ansicht zurückgekehrt, daß eine geistreiche Stirn nicht entstellt wird, auch wenn die Haare ihre Höhe beeinträchtigen, und daß es sehr viele erstaunlich hohe und mächtig gewölbte Stirnen gibt, die doch bei der Glätte ihrer Ausdruckslosigkeit entsetzlich dumm aussehen.

Die phrenologische Ausartung der Physiognomik fängt in Deutschland nachgerade an, in Mißcredit zu gerathen, während sie in England und Nord-Amerika noch mehr Anhänger besitzt. Die ruhige Beobachtung und Vergleichung lehrt doch die Menge, in ihrem physiognomischen Urtheile vorsichtig und etwas weniger voreilig zu sein. Gerade in diesem Punkte scheint ein Durchsickern der Wissenschaftlichkeit aus den gelehrten Kreisen ins Volk stattgefunden zu haben, so wenig breit sich auch die wissenschaftliche Physiognomik bisher gemacht hat. Sie versteckt sich zum größten Theil in physiologischen Lehrbüchern oder kleinen Specialabhandlungen, und ein einziges wissenschaftliches Werk ist meines Wissens bis jetzt erschienen, welches sich das Studium der Physiognomik im weitesten Sinne dieses Wortes zur besonderen Aufgabe gemacht hat. Es ist das sehr verdienstliche Buch: Mimik und Physiognomik von Theodor Piderit, welches vor kurzer Zeit in zweiter neubearbeiteter Auflage*) erschienen ist. Zur Erläuterung des Titels dieses Werkes möge vorausgeschickt

*) Detmold. Verlag der Meyer'schen Hofbuchhandlung (H. Deneke).

Digitized by Google

werden, daß unter „Mimik" der Verfasser dasselbe versteht, was Lavater und Lichtenberg nach der oben angegebenen Definition unter „Pathognomik" verstanden, d. h. also: die „ganze Semiotik der Affecten oder die Kenntniß der natürlichen Zeichen der Gemüthsbewegungen", mit einem Worte: die Mienensprache.

Der von vornherein streng wissenschaftliche Standpunkt, auf den sich Piderit's Darlegung stellt, machte nicht nur ein Eingehen auf die von Lavater gänzlich vernachlässigte Mimik, sondern auch ein Ausgehen von den Thatsachen derselben nothwendig. Die mimischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln in ihrem stets veränderlichen, gleichsam flüssigen Zustande bilden den Ausdruck unseres Gesichtes auf Grundlage der festen Form, in welche die Natur sie bei aller ihrer Veränderlichkeit gebannt hat. Ganz abgesehen von dem künstlerischen Interesse, welches ihre Beobachtung gewährt, muß daher ihre nach physiologischen Gesetzen stattfindende wissenschaftliche Fixirung die beste und einzig mögliche Grundlage einer wissenschaftlichen Physiognomik werden. Piderit, welcher Arzt oder Naturforscher zu sein scheint, hat diese von den Fach-Physiologen bisher ungebührlich vernachlässigte Aufgabe übernommen und durchgeführt. Er geht in seinen Auseinandersetzungen von folgenden physiologischen Grundsätzen aus, die wir, wenn die Art seiner Behandlung richtig verstanden werden soll, in extenso hier anführen müssen: 1) Da jede Vorstellung dem Geiste gegenständlich erscheint, so beziehen sich die durch Vorstellungserregungen veranlaßten mimischen Muskelbewegungen auf imaginäre Gegenstände (denn es finden bei den Vorstellungen gewissermaßen imaginäre adäquate Sinnesempfindungen statt). 2) Die durch angenehme oder unangenehme Vorstellungen verursachten mimischen Muskelbewegungen beziehen sich auf harmonische (angenehme) oder disharmonische (unangenehme) Sinneseindrücke. — Die durch Seelenzustände verursachten mimischen Muskelbewegungen beziehen sich also zum Theil auf imaginäre Gegenstände, zum Theil auf imaginäre Sinneseindrücke. An der Hand dieser allgemeinen Grundsätze, zu denen noch die Erwägung tritt, daß die mimischen Bewegungen um so leichter zum Vorschein kommen, je intensiver der Geist durch eine Vorstellung afficirt wird, je ausgeprägter also der angenehme oder unangenehme Charakter der letzteren oder je plötzlicher ihr Auftreten ist, geht der Verfasser nun die verschiedenen mimischen Ausdrucksweisen zunächst einzeln, dann in ihren Combinationen durch und macht dieselben anschaulich durch eine große Menge beigefügter Zeichnungen, die, ganz nach Lavaterscher Anweisung, ohne Schatten, nur im Umrisse, die Einwirkung jeder Muskelveränderung auf den Ausdruck des Gesichts sofort erkennen lassen. Die Mimik der Augen, des Mundes und der Nase bildet die Grundeintheilung, in die alle für den Ausdruck in Betracht kommenden Muskelbewegungen eingereiht sind. Der Blick ist auf diese Weise definirt als die Bewegung der Augäpfel; aus den verschiedenen Graden ihrer Beweglichkeit werden manche Arten des Blickes, der müde, der lebhafte, der feste, der sanfte, der umherschweifende und der unstäte Blick erklärt, während andere Arten, der versteckte, der pedantische, der entzückte Blick in der besonderen Richtung der Augäpfel ihre Unterscheidung finden. Hieran schließt sich die Erklärung der mannigfachen Ausdrucksänderung, welche durch das Schließen und Oeffnen der Augen erzeugt wird. Wie die Augenschließmuskeln das Blinzeln, die Augenbrauenmuskeln die senkrechten Stirnfalten und die Stirnmuskeln die horizontalen Stirnfalten bilden, wie emporgezogene Augenbrauen in Verbindung mit Stirnmuskelbewegungen den Ausdruck heftiger Ueberraschung oder angestrengter Aufmerksamkeit erzeugen, und wie ferner der Glanz des Auges in seiner Veränderlichkeit wirkt, wird aufs Deutlichste auseinandergesetzt. Ebenso finden die Bewegungen der Mundmuskeln in ihren Beziehungen zum Geschmackssinn und der hieraus resultirende bittere, süße, verbissene und verachtende Zug im menschlichen Antlitz und später in der Mimik der Nase das Oeffnen und Schließen der Nasenlöcher ihre vortreffliche physiologische und mimische Erörterung. Als letzter Theil ist diesem mimischen Theil die physiologische Erklärung des Lachens und Weinens beigegeben.

In äußerst geschickter Weise hat der Verfasser den einzelnen mimischen Ausdrucksweisen jedesmal sogleich das physiognomische Pendant hinzugefügt. Er weist also stets darauf hin, wie die Physiognomik sich nur als die gleichsam starr gewordene Mimik darstellt, wie aus jeder einzelnen Combination der Muskelbewegungen, wenn dieselbe constant wird, ein vollständig neuer und eigenartiger Ausdruck des menschlichen Gesichtes sich bilden kann. Es ist also das Princip der Anpassung und Auswahl, überhaupt das Princip der Entwicklung, welches in diesem mimischen und zugleich physiognomischen Theile seinen Ausdruck findet. Wenn auch Piderit den Principien, die Darwin in seiner obenerwähnten Schrift über die Entstehung des Ausdrucks der Gemüthsbewegungen aufstellte, und welche darauf hinauslaufen, daß nur zweckmäßig associirte Gewohnheit oder der Gegensatz die Fixirung bestimmter Ausdrucksformen erzeugt hätten, durchaus nicht beistimmt, sondern die jedesmalige individuelle, wenn auch nach strengen physiologischen Gesetzen bestimmte Veränderungsfähigkeit im mimischen Ausdrucke betont, so liegt doch gerade in der strengen Durchführung des letzteren Grundsatzes sein Verdienst als exacter Forscher.

Der rein physiognomische Theil, den Piderit seinem mimischen anfügt, ist im Grunde nur eine Zusammenstellung der schon durch die ersten Untersuchungen gewonnenen physiognomischen Resultate. Physiognomik hat von Piderit's Standpunkt aus demnach nur insofern eine wissenschaftliche Berechtigung, als die starr gewordenen mimischen Ausdrucksweisen einen Rückschluß auf die Thätigkeit des Seelenhirns und infolgedessen auf den geistigen Menschen gestatten, die typische Grundform, das in allen Erscheinungen beharrende feste Bild des Individuums, wie es Lavater behandelt, wird hierbei nicht berücksichtigt. Er ist dies der Standpunkt des exacten Forschers, des wissenschaftlichen Kopfes aus dem 19. Jahrhundert. Aber ich möchte doch nicht, daß dieser Standpunkt allein immer Geltung behielte, gerade in der Physiognomik nicht. Hier müßte sich nun neben einem Piderit ein Lavater stellen, neben den streng wissenschaftlich vorgehenden Forscher der feinsinnige Gefühlsmensch, der aus jeder Bildung das Wesentliche herausahnt, was Jener durch all sein Detailforschen nicht entdecken kann, der in jedem Antlitz die Spur des göttlichen Ebenbildes findet, wo Jener nur Muskelbewegungen sieht. Der Standpunkt, auf dem die Physiognomik durch das Piderit'sche Buch gerückt worden ist, ist nur in einer Beziehung ein höherer, als der Lavater'sche war, zu nennen: in pragmatischer Hinsicht. Im Uebrigen sind wir auch trotz dieser verdienstlichen Einzelforschungen noch weit entfernt von der wohl nie ganz ergründbaren Seelenkunde.

Feuilleton.

Die Demokratin.

Von Enrico Castelnuovo.

Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns.

Signora Cherubina, die Gemahlin des reichen Börsenspeculanten Spiccioli, hatte seit drei Wochen ihr neues Empfangszimmer den Damen ihrer Gesellschaft eröffnet. Das Zimmerchen war in der That sehr hübsch, kostbare Plüschteppiche schmückten den Boden, seidene Vorhänge die Fenster und kunstvolle Holzschnitzereien bedeckten die reichvergoldeten Möbel. Die Eckschränkchen waren überladen mit tausenderlei Nippsachen, der prächtigen Pendeluhr auf dem feinen Gestell dienten kleine bronzene Kindergestalten zur Stütze, die das Werk trugen, von der mit erhabener Arbeit gezierten Zimmerdecke hing ein großer krystallener Kronleuchter herab, und die vier glänzenden Spiegelwände gaben der Signora Cherubina zu ihrer innersten Befriedigung ihr volles Bild in ausgeprägtester Deutlichkeit viermal wieder.

Der Pracht des Zimmers entsprach die Kleidung seiner

Digitized by Google

Herrin, sie rauschte zu einem der sammetverbrämten Sessel, ließ sich darauf nieder und streckte die Füße auf das blumenverzierte Fußkissen. Zur Rechten saß ihr Signora Somariva, die Frau des Stadtrichters, und zur Linken die Lebensgenossin eines Apothekers, Signora Orsolini. Beide waren sehr einfach gekleidet und blickten mit einer Unterwürfigkeit zu ihrer Wirthin empor, die geeignet genug war, der Signora Cherubina zu schmeicheln.

Indessen war Signora heute sehr schlechter Laune, — Gräfin Basili, die oben den ersten Stock bewohnte, hatte die bereits seit längerer Zeit abgestattete Visite der Hausherrin immer noch nicht erwidert. Und die schlimme Laune der Signora äußerte sich in demokratischen Aufwallungen.

„Ja, ja", rief sie voller Ingrimm, „man muß endlich einmal aufräumen mit den albernen Vorrechten des Adels. Wer sind diese Zierpuppen, die sich unserer Gesellschaft zu schämen scheinen? Sind wir nicht ebenso von Fleisch und Bein wie sie? Denken sie uns dadurch zu imponiren, daß sie sich Frau Marchese, Frau Gräfin oder gar Frau Herzogin rufen lassen? Sie sollen doch nicht meinen, daß man bereits vergessen, was uns 89 gebracht hat!"

„Neunundachtzig", fiel Signora Orsolini ein, „ist erst in der letzten Ziehung herausgekommen."

„Aber Verehrteste", lachte Signora Somariva, die eine gewisse Beleseuheit besaß, „es handelt sich hier ja gar nicht um ein Lotterieloos, sondern um das Jahr 1789."

Signora Orsolini erröthete, zog ihr Taschentuch aus dem zierlichen Katzenfellmuffe und führte es geräuschvoll an die Nase. Signora Cherubina aber ließ sich dadurch nicht im Mindesten stören:

„Und dabei will man sagen, daß wir in der Zeit der Freiheit, der Gleichheit leben! Es ist eine Schmach. — Eine abgeschlossene Kaste in unserem Jahrhundert! Und worauf fußen sie eigentlich, diese Eitlen? Sind sie schöner als wir? Oder tugendhafter? Da frage man nur ihre Männer? Etwa eleganter? Ich bin der Ansicht, daß wir Uebrigen, das heißt, die es können, sich genau so kleiden, wie sie. Daneben bezahlen wir auch unsere Rechnungen. Und sollen unsere Häuser, das heißt die Häuser Solcher, die es können, nicht ebenso geschmackvoll hergerichtet sein, wie die ihrigen? Ich will mich beileibe nicht etwa als Beispiel anführen, aber ich möchte doch wissen, ob dieses Zimmer sich irgend eines Besuches zu schämen hätte, und wenn es der Großmogul selbst wäre. Ein Teppich, Signora Somariva, von dem mich das Meter die schöne Summe von 7 Lire gekostet, dessen Verkäufer mir zugeschworen, daß die Marchese Liani einen ganz ähnlichen von ihm erhalten, und Vorhänge, wie die Baronin Rodolfi nicht schöner besitzt. Wir haben beide denselben Zimmerdecorateur!"

Signora Orsolini und Somariva erschöpften sich in Ausdrücken der Bewunderung des herrlichen Teppichs und der Vorhänge ihrer Dame.

„Nicht doch, nicht doch", wehrte diese bescheiden ab, „ich will ja nur sagen, daß wir in diesem Punkte denselben Chic haben, wie sie, und daß man sich eben deshalb über ihren ungerechtfertigten Hochmuth ärgern muß. Aber ich weiß, was uns fehlt", fügte sie mit geheimnißvoll-wichtiger Miene hinzu, — „ein zweites 93!"

„Da werden wir wohl noch ein Weilchen warten müssen", war Signora Orsolini, die sich soeben erinnerte, daß diese Nummer noch nicht die Glücksurne verlassen, im Begriff zu erwidern. Zu ihrem Glücke hielt sie indeß diesmal an sich.

„Genug, verzeihen Sie meiner Erregung", fuhr Signora Cherubina fort, indem sie sich mit ihrem patchouliduftenden Battisttuche Kühlung zufächelte, — „und reden wir von etwas Anderem. Wie steht es mit den Bällen des Casino?"

„Nun, es geht", entgegnete Signora Somariva. „Wir waren gestern Abend unserer fünfundfünzig. Sie sollten auch hinkommen, Signora Cherubina, Ihr Herr Gemahl ist ja doch Mitglied!"

„Das wohl. Er wollte mich auch hinführen, und ich komme vielleicht auch. Allein ich weiß nicht, was schuld ist, die Feste der Gesellschaft wollen mir wenig gefallen. Um es gerade heraus zu sagen, sie sind mir zu gemischt. Ich bin Demokratin, und Niemand wird das bezweifeln, aber wenn ich mit solchen Leuten verkehren soll, — — wer war denn nun eigentlich von meiner Bekanntschaft zugegen?"

„Nur um mich nicht zu vergessen, zunächst Ich —"

Die Hausherrin neigte leicht und mit würdiger Miene das Haupt. „Und?"

„Signora Orsolini."

Signora Cherubina neigte das Haupt noch leichter.

„Die beiden Azzolini", fuhr die Stadtrichterin fort, „zwei recht hübsche junge Leute."

„Dieselben, deren Mutter eine Gräfin Ruspi ist?" warf Signora Cherubina mit Ausdruck ein.

„Dieselben. Die Mutter war ebenfalls zugegen."

„Ah, auch sie! Sie ist eine Dame, die sich sehr gut conservirt —"

„Vergessen Sie die Signora Coradelli nicht", wandte sich die Pharmaceutin zu Signora Somariva, „eine sehr niedliche Frau."

„Was für eine Coradelli?" fiel die Hausherrin schnell ein, und ihre Augenbrauen umdüsterten sich. „Wessen Gemahlin?"

Signora Orsolini aber wandte sich, erschreckt durch Ton und Geberde der Dame des Hauses, hülfeflehenden Auges an ihre Freundin. Die Stadtrichterin schüttelte den Kopf und fühlte sich unangenehm berührt, wie Jemand, der eine falsche Taste auf dem Instrument angeschlagen, allein was wollte sie machen, einmal so in die Enge getrieben, mußte sie wohl oder übel erwidern:

„Die Frau Cajetans Coradelli, des reichen Kaufmanns —"

„Des Guttaperchawaarenhändlers?" schrie Signora Cherubina in höchster Erregung. „Ist es möglich? Und da klagen Sie noch, daß man nicht zu Ihren Festen geht? Gibt es denn gar keine Ballottage im Casino, oder nimmt man immer gleich den ersten Besten auf, wenn er nur seine jährlichen 60 Lire Beitrag zahlt? Aber ich habe es immer gesagt, wir wohnen in einem Lande, wo ein geselliges Leben rein unmöglich ist. Ich bin Demokratin, allein das kann ich nicht hinunterschlucken. Herr Coradelli! Ein Mensch, der künstliche Taillen verkauft, der also schon beim Tanze fühlen kann, ob seine Dame die Waare seines Ladens trägt oder nicht! Es ist gräßlich!"

Nach diesen Auslassungen hüllte sich Signora Cherubina in das verächtliche Stillschweigen beleidigter Majestät.

„Welche Reihe von schönen Tagen!" sagte nach kurzer, schwüler Ruhe Signora Somariva, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

Signora Cherubina antwortete nichts, nur ein flüchtiges Kopfnicken bekundete ihre Uebereinstimmung mit der Rednerin. Dann aber kehrte sie zu ihrem Lieblingsthema zurück.

„Wenn man doch nur einen Verein der wirklich guten Bürgerschaft zusammenbringen könnte, eine feinere Gesellschaft, Sie verstehen mich, welche der jener Gräfinnen und Marchesen das Gleichgewicht halten könnte, und in der man ihnen Gleiches mit Gleichem vergelten könnte —"

„Indem man sie nicht einladet", fiel die Stadtrichterin ein.

„Niemals!"

In diesem Augenblicke zogen sie die Portièren auseinander, und der Diener meldete die Gräfin Basili.

Die aristokratische Trägerin dieses berühmten Namens betrat das Zimmer und verneigte sich mit vollendeter Höflichkeit.

Signora Cherubina wurde roth wie ein gekochter Krebs, dann erhob sie sich, wie von einer Sprungfeder in die Höhe geschnellt, stolperte im Uebermaß der Erregung über das Fußkissen und über den Saum ihres eigenen Kleides, und erst nachdem sie einigermaßen wieder ihre Selbstbeherrschung gefunden, gelang es ihr, der neu Angekommenen entgegenzugehen. Auch die Damen Orsolini und Somariva erhoben sich.

„Comtesse", stammelte die Hausherrin, die vor innerer Erregung kaum Worte zu finden wußte. „Welche Ehre, — Sie wollen sich incommodiren. In der That, das ist mehr, als ich zu hoffen wagte. Bitte, bitte, geruhen Sie Platz zu nehmen, hier neben mir!"

Dabei deutete sie auf den Stuhl, von welchem sich soeben Signora Orsolini erhoben hatte, die nunmehr einen entlegeneren

Digitized by Google

aufsuchen mußte. Gräfin Basili betrachtete mit ihrem Augenglase das Zimmer und begann dann: „Vor Allem bin ich gekommen, um einer Pflicht zu genügen —"

„Einer Pflicht? Aber, Comtesse, welch' ein Ausdruck!" unterbrach sie Signora Cherubina, deren Antlitz noch immer das tiefe Roth zeigte, das beim Eintritte des hohen Besuches auf demselben Platz gefaßt hatte. „Einer Pflicht? Wie hätten Sie Pflichten gegen mich? Ihre Liebenswürdigkeit überwältigt mich."

Sie drückte der Gräfin mit Inbrunst die Hand.

Indessen reckten die Damen Orsolini und Somariva, wie zwei verliebte Täubchen, die Köpfe empor, um der Hausherrin anzudeuten, wie sie danach trachteten, auch ihrerseits der hochadligen Besucherin vorgestellt zu werden. Allein die hohe Dame begnügte sich damit, sie Beide von Zeit zu Zeit mit ihrem Augenglase zu mustern und Signora Cherubina zeigte durchaus kein Verlangen, der Comtesse Mittheilung von der Thatsache zu machen, daß sie mit den Frauen eines Apothekers und eines Stadtrichters auf einem so vertrauten Fuße stehe. Die Gräfin war eine angehende Vierzigerin, besaß einen etwas großen Mund und eine etwas lange Nase und hatte zur Verschönerung ihrer Augenbrauen das Schwarz ebensowenig geschont, wie den Zinnober zur rosigen Anhauchung der Wangen: ein unbefangener Schönheitsrichter hätte sie eher für alt als für jung, eher für häßlich als für schön halten müssen. Allein Signora Cherubina sah in ihrer Verzückung das Alles nicht, die gespannte Aufmerksamkeit, mit der sie jedes Wort der Gräfin einsog, ihre schimmernden Augen und alle ihre Geberden legten beredtes Zeugniß ab, wie unendlich tief die Bewunderung war, die sie in jeder Beziehung für die gräfliche Besucherin empfand. So geht der Gläubige oder der Künstler in seligem Entzücken auf, wenn er Rafaels Sistina betrachtet.

„Sie beschämen mich", nahm die Gräfin wieder lächelnd das Wort. „Ich wollte damit nur andeuten, daß mein Besuch noch einen weiteren Zweck hat."

„Einen weiteren Zweck? Sprechen Sie, Frau Gräfin, gebieten Sie über mich, was in meinen Kräften steht —"

„Wir geben Montag über 14 Tage eine kleine Gesellschaft, ganz anspruchslos, und ich möchte Sie bitten, an derselben in Begleitung Ihres Herrn Gemahls Antheil zu nehmen. Den Anfang hatten wir auf 10 Uhr Abends festgesetzt. Willigen Sie ein?"

Die Stimme der Gräfin klang honigsüß und einschmeichelnd.

Wenn aber nun Signora Cherubina einen Augenblick mit der Antwort warten ließ, so hatte dieses Zögern seinen Grund lediglich in dem Uebermaß der Freude, das sie übermannte. Sich von der Gräfin Basili selbst eingeladen zu sehen, und noch dazu in Gegenwart der Damen Somariva und Orsolini, die auf diese Weise Zeugen ihres Triumphes wurden, das hätte genügt, um auch einen stärkeren Geist als den der Signora Cherubina völlig die Herrschaft über sich selbst vergessen zu machen.

„Wie sollte ich Nein sagen können, Frau Gräfin?" erwiderte sie endlich in einem Tone, der selbst der Ristori in Pellico's „Francesca von Rimini" Ehre gemacht hätte.

„Wir sind also einig", meinte die Gräfin und leitete das Gespräch nunmehr auf andere Dinge über.

Die Damen Orsolini und Somariva aber, welche alle ihre Anstrengungen, die sie bisher gemacht, um die Aufmerksamkeit der Hausherrin auf sich zu ziehen, vereitelt sahen, zogen vor, sich zu verabschieden, und Signora Cherubina entließ sie, ohne sie nur mit Einem Worte zu längerem Verweilen zu nöthigen. Sie durften alle Beide von der Nichtigkeit ihrer Personen überzeugt sein, Niemand kümmerte sich um sie.

„Haben Sie es gesehen?" meinte Signora Orsolini zu ihrer Freundin, als sie die Treppe hinter sich hatten, „das ist alles Demokratie! Uns ließ sie beinahe ohne Gruß davongehen."

Die Stadtrichterin spie Gift, aber sie nahm sich zusammen:

„Es ist empörend!"

Dabei war sie indessen fest überzeugt, daß sie selbst, wenn die Frau des Apothekers nicht zugegen gewesen wäre, unfehlbar der Gräfin vorgestellt sein würde. Und es läßt sich schwer sagen, ob nicht Signora Orsolini, trotz ihrer wahrhaft einzigen Bescheidenheit, ganz ähnliche Gedanken betreffs der Frau Stadtrichterin im Busen barg. —

„Wer waren die beiden Damen?" fragte die Gräfin Signora Cherubina, als sie nunmehr allein waren.

„Eine gewisse Signora Somariva und eine gewisse Signora Orsolini", entgegnete die Gefragte nachlässig, „Sie wissen, man hat so alte Bekanntschaften — —"

Und sie beeilte sich, das Gespräch auf andere Dinge zu lenken.

Wenige Minuten später verabschiedete sich die Gräfin, und Signora Cherubina zog die Klingel mit einer Heftigkeit, die ihr die abgerissene Quaste in die Hände lieferte, dann begleitete sie den hohen Besuch bis über das Vorzimmer hinaus und erschöpfte sich abermals in tausend Dankesworten. Nun erst kehrte sie triumphirend in ihr Boudoir zurück und sog mit unaussprechlicher Befriedigung den Moschusduft ein, den die Gräfin daselbst hinterlassen. Und endlich eilte sie, da kein neuer Besuch mehr bevorstand, in das anstoßende Cabinet und richtete ein kurzes Handschreiben an ihre Schneiderin, in welchem sie dieselbe ersuchte, sich stehenden Fußes zu ihr zu begeben. —

Strahlend von Edelsteinen erschien 14 Tage später Signora Cherubina in der Gesellschaft der Gräfin und hatte die tiefempfundene Genugthuung, nicht nur mit mehreren jungen Herren der großen Welt tanzen zu dürfen, sondern sogar noch zwei andere Gräfinnen und einer Marquise vorgestellt zu werden. Was Wunder, daß ihr Empfangszimmer fortan häufiger Damen der hohen Aristokratie sah, und daß diese Besuche für das Wohlbefinden der Signora von heilsamerer Wirkung waren, als die Bäder von Rocoaro, die sie im vergangenen Jahre einen vollen Monat lang genossen. Trotzdem ist und bleibt aber Signora Cherubina Demokratin, und wenn Eine der Gräfinnen ihre Besuche nicht mit einer gewissen Schnelligkeit erwidert oder gar sie nicht zu ihren Festlichkeiten bittet, dann erbebt ihre Seele in rebellisch-republikanischer Empörung, dann schreit sie laut nach einer zweiten Revolution von 1793.

Aus der Hauptstadt.

Die Jubiläumsausstellung.

II.

Seit ich vor vierzehn Tagen über die Decoration der Eintrittshalle durch Kaiser und von Großheim berichtete, habe ich nun das Werk auch in der elektrischen Beleuchtung gesehen. Es bewahrt seinen frischen Reiz ungeschmälert, das Kuppelbild von Woldemar Friedrich kommt sogar bei den effectvoll angebrachten Lichtquellen noch prächtiger los als am Tage. Immer weiteren Kreisen theilt sich die Freude an dem schön gelungenen Wurf mit. Es thut wohl, in unsern Tagen, wo man so wenig Neigung hat, gelten zu lassen — es war wohl übrigens niemals anders — eine solche Stimmung mit zu erleben.

Man sieht an dieser Leistung, was sich erreichen läßt, wenn einmal den richtigen Männern ausreichende Mittel zu Gebote stehen. Weit ungünstiger waren die Architekten Cremer und Wolffenstein daran, denen für die Ausstattung der drei großen Säle, in welche der Blick von der Halle offen liegt, nicht mehr Mittel zu Gebote standen, als auf den einen Mittelraum verwendet wurden. Ueber den grünen Gesammtton, welcher der Leistung Kaiser's und von Großheim's als Foile dient, haben wir schon gesprochen. Die Motive mußten möglichst einfach gewählt werden. Bei den gemalten Teppichen, die unter dem Oberlicht auf den vier Seiten die Eisenconstruction verdecken, fiel uns auf, daß die Franzen nicht nach dem Schwergewicht hängen, sondern sich der Richtung der Deckenspannung anschließen. Das haben, soviel wir wissen, bei uns zuerst Gropius und Schmieden im Lichthof des Gewerbemuseums

Digitized by Google

gewagt. Es wurde so ungünstig aufgenommen, daß man eine Wiederholung nicht erwartet haben sollte. Sehr flott wirkt das Portal in dem mittleren der drei Säle. Aber es berührt fast komisch, daß die gewaltig bewegten Figuren an der Seite nicht etwa ein massiges Gebälk, sondern eine kurze Verkröpfung desselben tragen, auf der eine winzige Vase steht. — Darf man monumentale Inschriften mit kleinen lateinischen Lettern schreiben?

So hätten wir denn nun endlich in Berlin ein ständiges Ausstellungsgebäude, das billigen Ansprüchen vollauf genügt. Wir haben es lange genug entbehren müssen, und die Stadt hat schweren Schaden darunter gelitten, denn andere deutsche Städte, vor allen München, haben die Gelegenheit nicht unbenutzt gelassen, die internationalen Ausstellungen, für die Berlin der Ort gewesen wäre, an sich zu ziehen. Erst jetzt, wenn wir auf die Mißverhältnisse der letzten Jahre zurückblicken, liegt der unwürdige Zustand in seinem ganzen Elend vor uns. Es ist noch in frischer Erinnerung, wie man nicht einmal ein genügendes Local für die akademischen Ausstellungen besaß, seitdem die engen Räume der Akademie zu klein geworden waren. Der hölzerne Nothbau am Cantianplatz zeigte sich trotz aller Widersprüche und Proteste so lebenskräftig wie nur je ein Provisorium. Wäre nicht die Panik nach dem Brande der Hygiene ausgebrochen, so hätte er noch ein langes Leben führen können. Man weiß, wie unglücklich das Experiment, die Kunstausstellung in dem entlegenen Polytechnikum zu Charlottenburg unterzubringen, ausgefallen ist. Da kehrte man doch lieber an den Cantianplatz zurück. Aber hier waren Licht und Raum im besten Falle für Gemälde ausreichend, irgend eine andere ernsthafte Ausstellung in den darmartigen Sälen unterzubringen, war ausgeschlossen, und der Feuersgefahr ließ sich durch Noththüren der Schrecken nicht nehmen.

So entschloß sich d.nn endlich die Regierung, die Anlage der ehemaligen Hygieneausstellung zu einem ständigen Ausstellungslokal auszubauen. Von jetzt ab werden wir dort wohl alljährlich eine oder die andere Veranstaltung erleben. Der Ort liegt überaus günstig, nur daß die Verbindungen mit dem Westen noch nicht ganz direct sind. Der immer prächtiger sich auswachsende Park bietet den von der Wanderung durch die Säle Ermüdeten Kühlung und Zerstreuung. Man mag gegen die Verbindung eines Vergnügungslocals mit einer ernsthaften Ausstellung sagen, was man will. Selbst Demjenigen, der nicht nur spazierengehend sich in den Ausstellungssälen aufhält, ist es ein Bedürfniß, dann und wann einmal in's Freie hinauszutreten und Lungen, Auge und Sinn auffrischen zu können, namentlich, wo wir nicht, wie in kleineren Städten, im Vorbeigehen die Ausstellung besuchen, sondern erst eine Reise antreten müssen.

Die Bauten im Garten, sowie der äußere Anblick der Ausstellung mit der bekannten Silhouette ihrer kleinen Glaskuppel sind dieselben geblieben.

Eine völlige Umgestaltung hat jedoch das frühere „nasse", jetzt nach seinen strengen Bauwerken „classische" Dreieck genannte Terrain erfahren, das sich in spitzem Winkel gegen Moabit hinzieht. Die Restauration ist verschwunden. In der äußersten Ecke erhebt sich in den ursprünglichen Abmessungen die Ostseite des Zeustempels zu Olympia, als Eingangshalle vorgelegt dem Panorama von Pergamon, auf das wir später noch zurückkommen werden, um zugleich die im Lichthof des Kunstgewerbemuseums ausgestellten Reiseskizzen von M. Koch und A. Kips, den Urhebern des Werkes mit heranzuziehen. Die ganze Gebäudeanlage erhebt sich in einer Breite von mehr als vierzig Metern auf einem Unterbau, dessen Treppenwangen ein Abschnitt des pergamenischen Altars bildet. Inmitten des freien Platzes erhebt sich der hohe schlanke Obelisk, welcher als großartigste Festdecoration den Leipziger Platz bei dem Einzug des Kaisers nach dem letzten Attentat schmückte. Es besteht der Plan, dieses Monument zum Andenken an die Jubelfeier der fünfundzwanzigjährigen Regierung des Kaisers auf einen der Plätze des Westens zu setzen. Man hat die Wahl noch nicht getroffen. Der Leipziger Platz, sicher als Mittelpunkt von einem halben Dutzend Straßenzügen, am ehesten geeignet, soll wegen der möglicherweise eintretenden Verkehrsstockungen aufgegeben sein. In der strengen Vereinfachung und ohne den Festschmuck macht der Denkstein an sich einen würdigen ernsten Eindruck. Aber auf dem Ausstellungsplatz ist er doch nach dem allgemeinen Urtheil übel angebracht. Er schiebt sich in der einzigen Perspective auf die Fassade des Tempels vor dessen edle Umrisse und drückt dessen Masse bedeutend herab. Einen Gesammtanblick des Tempels aus einiger Entfernung ohne die unliebsame Ueberschneidung des ihn weit überragenden Obelisken gibt es nur auf der einen Seite, wo sich das dritte Bauwerk des classischen Dreiecks erhebt, das Kaiserdiorama. Die Bilder im Innern dieses Gebäudes behandeln die Erschließung Afrikas in unseren Tagen. Um dem Wesen des so lange unerforschten Nachbarcontinents gerecht zu werden, haben die Architekten ein altägyptisches Bauwerk copirt. Trotz der Vordringlichkeit des Obelisken wirkt das Ganze ungemein ernst und feierlich, namentlich wenn die Schaaren der Besucher die mächtige Freitreppe zum Tempel hinauf beleben.

In Berliner Kreisen haben die Versuche der Wiederherstellung antiker Farbigkeit an den beiden Gebäuden lebhafte Discussion hervorgerufen. Ueber die matte, den Verwitterungszustand nachahmende Bemalung der Reliefs und Gebälke am Kaiserdiorama herrscht nur ein Urtheil: das ist zu flau. Man hätte ruhig in die kräftige Farbe hineingehen sollen. Bei dem Zeustempel sind die Meinungen getheilt, aber die weitaus überwiegende Mehrzahl protestirt energisch. Wir schließen uns an. Für das Experiment sind wir aufrichtig dankbar, es schadet auch nicht, daß es als mißlungen bezeichnet werden muß; ganz im Gegentheil, man sieht nun doch einmal an einem großen Beispiel, wohin die Tönung und Trübung führt. Denn so unglaublich es klingt, man hat sich bei der Bemalung dieses Meisterwerks einer frischen Epoche der bequemen „Berliner Sauce" nicht entschlagen können. Das Ganze wirkt denn auch wie ein Compromiß, und ist es wohl auch. Die Wahl der Töne wird außer den bedeutendsten Berliner Archäologen und historisch gebildeten Architekten einem der bedeutendsten Berliner Monumentalmaler in allen Blättern zugeschrieben. Wir sind überzeugt, daß jeder Einzelne der angeführten Autoritäten die Verantwortung ablehnen wird.

Wir können an diesem Ort auf Einzelheiten nicht eingehen. Genug, daß das Blau der Triglyphen und des Hintergrundes vom Giebelfeld so trüb und grün gestimmt ist, daß es selbst an hellen Tagen in geringer Entfernung wie schwarz wirkt. Die Figuren im Giebelfeld haben sicher so oder ähnlich nicht ausgesehen. Offenbar sind die Männer zu hell. Wer, wie die Griechen, halb oder ganz nackt im Freien lebt, wird braun wie ein Indianer, das sehen wir selbst bei uns an den Gesichtern und Armen der Bauarbeiter, an dem verbrannten Teint der Mannschaft nach dem Manöver. Das Gesammtbild kommt bei dem hellen Ton der Männerkörper um den Contrast mit der lichten Farbe der Frauen. Geradezu unverständlich ist der Ton der Gewänder, der sich in den meisten Fällen nur schwer definiren läßt, und überaus unangenehm wirkt die glatte schleimige Oelfarbe des Anstrichs.

Aber trotz aller Einwendungen gegen den Ausfall des Versuches müssen wir den Männern, die ihn zu Stande gebracht, wirklich dankbar sein für ihr Werk. Lange wird ja der Anstrich in unserm Klima nicht frisch bleiben, das solide Gebäude dagegen wird voraussichtlich Jahrzehnte aushalten. Somit läßt sich der Zeitpunkt fast voraus berechnen, wo eine neue Bemalung nothwendig sein wird. Dann wird man sich die bei dem ersten Experiment gemachten Erfahrungen zu Nutze machen können. Unser Wunsch wäre, daß man sich das zweite Mal nicht beirren ließe von archäologischen Bedenken, daß man keine vielstimmige Commission fragte, sondern einen erfahrenen Architekten mit der einheitlichen Ausführung beauftragte. Bis dahin werden sich die Meinungen wieder noch geklärt haben. Man wird dann auch hoffentlich jene Furcht vor der Farbe überwunden haben, die augenblicklich jedes ernsthafte Experiment aussichtslos macht.

Noch ein Wort über die Restauration der pergameni chen Sculpturen, die selbstverständlich an Gipsabgüssen vollzogen sind. Hier ist man zum Glück nicht bis zur Polychromie gegangen, diese würde durch ihre größere Annäherung an das Leben die Mißverhältnisse der hinzugefügten Glieder und Köpfe noch auffallender machen. Die Köpfe sind meist viel zu groß, so daß dadurch die Körper etwas Knabenhaftes bekommen; die Arme pflegen zu lang zu sein. Besäßen wir nicht die Originale, an denen sich das ungünstige Urtheil corrigiren kann, so

Digitized by Google

müßten wir gegen eine derartige Behandlung Verwahrung einlegen. Sie gibt von dem kühnen, aus einer Zeit des sicherſten Könnens ſtammenden Werk die Vorſtellung von etwas Stümperhaftem.

Der Plan für die Umgeſtaltung des naſſen Dreiecks ſtammt von den Bauräthen Heyden und Kyllmann, die, wie bekannt, auch Urheber des Obelisken ſind.

An dieſe ernſten Baulichkeiten ſchließt ſich nahe dem Teich die heitere Künſtlerkneipe, an deren Herſtellung und Ausſchmückung zahlreiche Künſtlerhände aus reiner Freude an der Sache mitgeholfen haben. Der Gedanke, für die Künſtler und ihre Familien ein ruhiges Plätzchen in dem Trubel zu reſerviren, ſtammt von dem Landſchafter von Kamecke. Mit der Ausführung wurden die Maler Ehrentraut und Souchay, ſowie der Baumeiſter Hoffacker betraut, der auch an den Decorationen zum Künſtlerfeſt weſentlichen Antheil hat. Ehrentraut entwarf aus Studien nach den maleriſchen Oſterien auf Capri die erſte Skizze, die auch mit einigen Veränderungen ausgeführt wurde. Es iſt eine geräumige, ſehr hohe und nach der Straße fenſterloſe Halle, die für den Sommer angenehme Kühlung verſpricht. Eine maleriſche Treppe führt auf das flache Dach, welches durch ein Zelt vor der Sonne geſchützt werden kann. Soweit es ging, wurden bei der Herſtellung alte Materialien verwendet, namentlich für die Fenſter nach dem Hof, für die Thüren und für die ſchön verräucherte hohe Balkendecke des Hauptraums. Dieſer bot in ſeinen weiten Mauerflächen der Berliner Künſtlerſchaft ausreichenden Tummelplatz für Witz und Humor. Es haben ſich denn auch die bekannteſten Namen vereinigt, A. Hertel, Paul Meyerheim, Hildebrand, Jacob und ſelbſt A. von Werner. Meiſt ſind es ſcherzhafte Einfälle, die an Ort und Stelle höchſt ergötzlich wirken, ſo eine Parodie auf die mißglückte Polychromie der Tempelfaſſade, in Form einer Thürbekrönung untergebracht. Das liebenswürdigſte Werk und zugleich ein höchſt originell erfundenes hat der Bildhauer C. A. Bergmeier beigeſteuert. Ihm war eine unbequeme Stelle zugefallen, zwei kurze Wandflächen, die ein weit vorſpringender Pfeiler trennt. Er hat die Schwierigkeit durch eine luſtige Erfindung überwunden. Quer über den Pfeiler ſpannt ſich ein Weinſchlauch, den ſich zu beiden Seiten ausgelaſſene Pansgruppen ſtreitig machen. Sie purzeln in ſcherzhafter Kraftanſtrengung durcheinander, und von beiden Seiten eilen lachende Hülfstruppen herbei. An dem beſcheidenen, aber höchſt anmuthigen Werk wird noch mancher Gaſt ſeine Freude haben. Den Künſtlern bleibt das Haus nur für den Sommer, dann fällt es in den Beſitz des Parkpächters, der die Mittel zum Bau hergegeben hat. Für einen Sommer hätte nun die Berliner Künſtlerſchaft ein eigenes, wenn auch beſcheidenes Heim. Vielleicht bringt dieſer vorübergehende Beſitz die Anregung, ernſthaft an das längſt geplante Künſtlerhaus zu denken, das uns noch immer fehlt. A. L.

Notizen.

L'Art des Jardins. Etude historique et artistique. Par le Baron Ernouf. 3e édition avec le concours du directeur Alphand. (Paris, J. Rothschild.) — Dieſes mit über 500 prachtvollen Holzſchnitten gezierte Werk bietet allen Gartenfreunden ein hohes Intereſſe und iſt im Hinblick darauf, daß es auch die modernen ſtädtiſchen Parke, Anlagen und Plätze behandelt, den Räthen und Ingenieuren jeder Stadt beſonders zu empfehlen. Im hiſtoriſchen Theil wird die Gartenkunſt der alten Völker entwickelt, um alsdann zu den italieniſchen Renaiſſance-Gartenkünſtlern und zu Le Nôtre überzuleiten, der ſeine Schöpfungen der ganzen civiliſirten Welt aufzwang; endlich folgt die freiere Kunſt der architectures vertes, welche den engliſchen Geſchmack einführt und dem regelmäßigen Stil, „als wären's Verſe Boileau's", ein Ende machte. Die ſtädtiſche Gartenkunſt wird an modernen Schöpfungen, zumal den Promenaden von Paris und Squares von London gezeigt. Das Werk ſchließt ſich den beiden einſchlägigen deutſchen Werken an, die bei Parey in Berlin und Spemann ſind in Stuttgart erſchienen; hoffentlich gelingt es ihnen, den Geſchmack der Gartenkunſt zu verbreiten und zu heben. Namentlich mögen unſere jungen Architekten den Traditionen des XVI. Jahrhunderts folgen, wo die großen Künſtler zugleich Maler, Bildhauer, Baumeiſter und Ingenieure waren und ſich auch auf Gartenkunſt ſehr wohl verſtanden. Wir empfehlen Ernouf's treffliches Werk auf's beſte, denn es verdient auch in Deutſchland verbreitet zu werden.

Unruhige Gäſte. Ein Roman aus dem Säculum. Von Wilhelm Raabe. (Berlin, G. Grote.) — Wieder eine wunderliche Geſchichte von wunderlichen Menſchen und wunderlich erzählt, ſo wie nur etwa Sterne ſie hätte ſchreiben und Jean Paul ahnen können: poetiſch durch und durch, voll tiefer Blicke ins Menſchenherz, halb ergreifend, halb zu belächeln und immer nachdenklich zu leſen. Der Ausgangspunkt, das Grabverſprechen, iſt eigenartig und durchaus glaubhaft herbeigeführt und in den Sonderling-Naturen wohl motivirt. Der Höhepunkt, die Begegnung der beiden „Nebenbuhlerinnen", packt uns wider Willen und preßt uns eine Thräre ab. Das Ende iſt barock erzählt, wie Raabe es liebt, und nicht ganz befriedigend. Die weltfrohe Valerie iſt uns kaum verſtändlich und lieb genug geworden, als daß wir es ruhig gutheißen ſollten, wenn ſie und nicht die wundervoll gezeichnete Beguine den doppelt geliebten Mann heimführt. Dieſer Humor iſt nicht für gewöhnliche Leſer, welche die drollige Lebenswahrheit all' dieſer Käuze und ihre mit dem Ton der Erzählung ſtets übereinſtimmende Ausdrucksweiſe niemals goutiren können. Raabe iſt ein großer Humoriſt und ſchreibt mehr für Männer, als für Frauen.

„Vom Land des Weins und der Geſänge". Von Günther Walling. (Dresden und Leipzig, Pierſon.) — Von den wald- und quellenreichen Bergen Biscayas geleitet den Leſer Romanze und beſchreibende Poeſie durch die Landſchaften Leons, Alt-Caſtiliens und Aragons, die der Geiſt des Ritterthums umſchwebt, nach den Fruchthainen Valencias, und weiter führt ihn die Dichtkunſt nach Eſtremaduras weidenreichen Triften, über Caſtiliens öde Steppen und durch Toledos Heiligthümer nach Andaluſien, dem Garten Spaniens, dem Paradieſe der Mauren, dem gelobten Lande der Poeſie. Günther Walling, der ſich durch formſchöne eigene Schöpfungen und als feinſinniger Interpret ſpaniſcher Literatur einen Namen gemacht, hat hier ein in ſeiner Art vortreffliches Buch zu Stande gebracht. Mit großem Fleiß und anerkennenswerther Beleſenheit ſammelte er alle Gedichte, die auf ſein geliebtes Spanien Bezug haben — er ſelbſt hat es unzählige Mal beſungen — und gab ſo Beweis, wie ſtark jenes ſchöne Land auf die Dichtkunſt eingewirkt hat. Dieſes Buch, ein Schatzkäſtlein ſchimmernder und funkelnder Poeſien, iſt werth, vom Publicum beachtet und — gekauft zu werden. E. W.

Der Muth zur Wahrheit. Roman von Stephanie Keyſer (Leipzig, Keil's Nachf.). — Die talentvolle Verfaſſerin unterſcheidet ſich ſchon dadurch von ihren Concurrentinnen, welche ihren weiblichen Vornamen meiſt hinter bloßer Nennung des Anfangsbuchſtabens verheimlichen, daß ſie ſelbſt den Muth zur Wahrheit beſitzt und ſich muthig als Schriftſtellerin bekennt. Nun, dem Kenner ſagt ſie damit nichts Neues, denn nur eine weibliche Feder kann eine ſolche Erzählung ſchreiben. Uebrigens braucht ſie ſich ihres Werkes gar nicht zu ſchämen. Die Geſchichte iſt zwar durchſichtig, zum Theil nicht genügend motivirt und deshalb unwahrſcheinlich, aber ſie iſt flott und mit Geiſt geſchrieben, und wir fühlen ein warmes Herz ſchlagen. Die Charaktere ſind meiſt gut gezeichnet, vor Allem die eitle Räthin Althaus und der junge Löwenſtern. Die Bilder aus dem Leben der Geſellſchaft ſind trefflich beobachtet und wiedergegeben, z. B. das Eisfeſt, der Bazar, und oft bricht ein angenehmer Humor durch. Vor einigen Unarten muß ſich die Verfaſſerin hüten: „Was wollen ſie thun? lächelte ſie." Auch „plein carrière" iſt nicht hübſch.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Georg Stilke in Berlin

Soeben erschien:

Blutjung

und andere Erzählungen

von

E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. brochirt. Preis M. 3.

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältigst ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen

Roman

von

Björnstjerne Björnson.

Deutsch von Wilhelm Lange.

1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis M. 4.

Der berühmte Verfasser der Novellen aus dem Leben der norwegischen Bauern hat in diesem Roman, dessen Titel: det flager i byen og på havnen, zu deutsch: „Man flaggt in der Stadt und im Hafen" für die deutsche Ausgabe in „Thomas Rendalen", Name des Helden der Geschichte, abgeändert wurde, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung geboten, welche direct aus dem modernen Leben gegriffen ist*; die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per 1/1 1/2 1/2 1/4 = Pfd.-Dose

850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Kleine antike Büsten

in brillanter Ausführung von Elfenbeinmasse.

Venus von Milo u. Hermes des Praxiteles, Apollo vom Belvedere und Diana von Versailles, 13 cm, mit kleinen schwarz polirten Holzuntersätzen 21 cm hoch Stück 5 M.

Klytia und Eros, 11 cm, mit Untersätzen 19 cm hoch, Stück 4 M.

empfiehlt

G. Micheli,

Berlin C., Schlossfreiheit 8/9.

Firma und Wohnung genau zu beachten.

Eau de Cologne Nr. 999 übertrifft die sog. echte an Feinheit und Nachhaltigkeit. à Fl. 1 Mk. Infolge des großen Umsatzes berechne jetzt 6 Fl. mit 5 Mk.

Chinawein und China-Eisenwein, unübertroffenes Fabrikat. Für Magen- und Nervenleidende ärztlicherseits warm empfohlen. à Fl. 3 Mk.

Enthaarungsmittel, garantirt unschädlich, entfernt spurlos Haare im Gesicht und an jeder anderen Körperstelle. à Fl. 3 Mk.

Apotheker Arnold Gaedke, Berlin N.

Im Verlage von **H. Barsdorf** in **Leipzig** beginnt zu erscheinen:

Floegel-Ebeling, Geschichte des Grotesk-Komischen.

3. umgearb. Auflage **mit 40 theils farbigen interessanten Abbildungen.**

Complet in 6 Lieferungen à 3 M.

Das ganze Werk ist mit **blauer Farbe auf gelblichem Papier** gedruckt und auf das vornehmste ausgestattet.

Lief. 1 in allen Buchhandlungen vorräthig **und gegen Einsendung des Betrages auch direct von H. Barsdorf in Leipzig zu beziehen.**

In allen Buchhandlungen, Preis M. 7,50, 424 S. gr. 8°. Aus dem

Geistesleben

der Gegenwart, bunte Blätter von **Kuno Stommel,** Dr. phil., enthaltend u. A.: **Glauben wir noch an eine Vorsehung? — Das Glaubensprincip des Mittelalters. — Das Wesen der dramatischen Kunst. — H. v. Kleist pathologisch betrachtet. — Die Kunst gesund zu werden. — Die ungedruckte Notenausgabe der Reichsbank etc.**

Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf.

Neueste belletristische Erscheinungen

der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Geyern, Detlev von, Ein Feenschloß.
3 Bände. Geheftet 12 Mark; fein geb. 15 Mark.

Horn, Georg, Der Mohr von Berlin.
3 Bände. Geheftet 10 Mark; fein geb. 13 Mark.

In zweiter Auflage erschienen soeben:

Dewall, Johannes van, An der Grenze.
2 Bände. Geheftet 8 Mark; fein geb. 9 Mark.

Ompteda, Ludwig Freiherr von, Alte Schulden.
Geheftet 5 Mark; fein geb. 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

RAPHAEL

sein Leben und seine Werke

von **J. A. Crowe** und **G. B. Cavalcaselle.**

Aus dem Englischen übersetzt von Carl Aldenhoven.

Zweiter Band. (Schluss.)

Mit 16 Tafeln in Lichtdruck. gr. 8. Preis geheftet: ℳ 14.

Elegant in Halbmaroquin gebunden: ℳ 17.50.

Preis des completen Werkes: 2 Bände geheftet ℳ 24.—
2 Bände in Halbmaroquin gebunden ℳ 31.—

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, Klimatischer Gebirgs-Kurort, 556 Meter über der Ostsee. Kohlensäurereiche alkalisch erdige Eisenquellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder, Molken- und Milch-Kuranstalt.

Angezeigt gegen: Tuberculose, chronische Catarrhe der Respirationsorgane, Magen- und Darmcatarrhe, sowie gegen chronisch-entzündliche Leiden der weiblichen Sexualorgane. Besonders empfohlen für Anämische und Reconvalescenten; ferner empfohlen als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt — Saisondauer vom 1. Mai bis Anfang October.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Berlin und Wien

in den Jahren 1845—1852.

Politische Privatbriefe

des damaligen k. sächs. Legationssekretärs

Karl Friedrich Grafen Vitzthum von Eckstädt.

Mit einem Vorwort von Dr. Karl Müller.

gr. 8°. XXIII und 338 Seiten.

Eleg. brosch. M. 5. — Eleg. gebunden M. 6.—.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 26. Juni 1886. Band XXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Thronwechsel in Bayern. Von Philipp Zorn. — Das Geistesleben im Thierreich. Von Moritz Alsberg. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ein Requiem. Von Heinrich Bulthaupt. — Literarische Plaudereien. Von Hieronymus Lorm. — Die Erforschung von Deutsch-Westafrika. Von Friedrich von Hellwald. — Ein Traum von Englands Zukunft. Von Ferdinand Lotheißen. — **Feuilleton:** Zu gut. Von E. v. Dincklage. — **Aus der Hauptstadt:** Die Engländer auf der Jubiläumsausstellung. Von A. L. — Inserate.

Der Thronwechsel in Bayern.

Von Philipp Zorn.

Zwar ist es nicht der Letzte seines Stammes, den man in der schönen bayrischen Königsstadt in die Gruft seiner Väter gesenkt hat, aber es ist der Letzte dieses Zweiges, desjenigen Zweiges des Hauses Wittelsbach, dem vier Könige in directer Folge entsprossen. Denn das Leben des einzigen noch existirenden Gliedes dieses Zweiges ist ein Scheinleben; die Majestät des sogenannten Königs ist umnachtet von den Schauern des Wahnsinns; seit Jahren weilt König Otto, einst in der kleidsamen Chevaux-legers-Uniform ein Bild bezaubernder Jugendschöne, einsam im Dunkel der Waldesschatten von Schloß Fürstenried. Bayerns Königskrone fällt an einen anderen Zweig des Wittelsbacher Geschlechtes: und Viele wohl mögen empfinden wie der Schreiber dieser Zeilen, als sei das Königshaus von Bayern gestorben und als sei die Königskrone an ein ander Geschlecht gefallen.

Denn obzwar der König seit Jahren nie mehr seinem Volke sich zeigte, die glühende Liebe, mit welcher die sämmtlichen seit Anfang dieses Jahrhunderts zum Königreich Bayern vereinigten deutschen Stämme, so verschieden sie auch sonst sind in ihrer Art und historischen Tradition, ihren schönen achtzehnjährigen König einst jubelnd begrüßten — sie hat trotz Allem und Allem sich nie wesentlich geändert, und der Zauber, welcher im Jahre 1864 über dem edlen Königsjüngling lag, derselbe Zauber liegt auch noch über dem bleichen Todtenantlitz, das man aus den Fluthen des herrlichen Starnberger Sees gezogen und erst in den Prunkgemächern des Lustschlosses Berg, dann in der Martercapelle der Münchener Residenz und endlich in der alten Fürstengruft der Michaelskirche zur Ruhe des Todes gebettet hat.

Ein tragisches Geschick ohne gleichen hat den vierten Bayernkönig dahingerafft: unglaublich wie Märchen klangen die Nachrichten, welche seit einer Woche aus den bayrischen Bergen hinaus in die Lande kamen: aber wir müssen es nun glauben: Das Gefühl tiefster Wehmuth, als sei der eigenen Familienglieder eines grausamem Schicksal erlegen, dies Gefühl durchzittert alle Bayernherzen. In diesem Gefühle sei auch vom Strande der Ostsee ein frischer Kranz niedergelegt auf das Grab des geliebten Königs meines schönen Heimathlandes! —

Auch bei Ludwig II. hatten jetzt, wie längst schon bei seinem Bruder Otto, die ersten ärztlichen Autoritäten Bayerns unheilbare Geisteskrankheit constatirt: und da er nicht mehr König sein konnte, wollte er überhaupt nicht mehr sein und gab sich selbst den Tod. Daß Ludwig II. in voller Geistesklarheit und mit eiserner Willensenergie den letzten Weg gegangen, beweisen wohl alle Einzelnheiten der furchtbaren Katastrophe.

Wer die einzig schönen Plätze der bayrischen Berge kennt, wo der König in den letzten Jahren so besonders gerne weilte, der mag es wohl verstehen, wie ein von Anbeginn an der Natur mit schwärmerischer Liebe ergebenes und offenbar durch bittere Erfahrungen an den Menschen völlig irr gewordenes ideales Menschenkind schließlich nur mehr in und mit dieser herrlichen Natur leben konnte und wollte, an der ja eine Täuschung oder bittere Erfahrung nicht möglich war. Es hat mir oft wehe gethan, in welch hämischer Weise des Königs Hang zur Einsamkeit und seine schwärmerische Liebe zu jenen düster großartigen Punkten des Gebirges in der norddeutschen Presse, in den Salons, wo man so leichtfertig über Alles und doch über Nichts redet, aber auch in sehr ernsthaften Kreisen besprochen wurde. Abnorm waren ja gewiß des Königs Neigungen zu gänzlicher Abgeschlossenheit von den Menschen und alleinigem Verkehr mit der Natur; abnorm waren auch die Neigungen des Königs in Beziehung auf Kunst, sowohl was Theater als was Bauten angeht; abnorm war endlich die Vorstellung des Königs von der schrankenlosen Machtfülle der Majestät. Nach allen Richtungen erinnert König Ludwig in seiner letzten Lebenszeit merkwürdig an Tiberius. Lange schon hatte der Volksmund den König für „verrückt" erklärt. Nun haben es auch die ersten ärztlichen Autoritäten gethan und, wie die Zeitungen melden: das Beweismaterial ist „erdrückend". Und selbst nach Dem, was bis jetzt schon bekannt geworden, wird kaum ein Verständiger noch daran zweifeln können, daß jene Abnormitäten schließlich zu völligem Irrsinn, wenn auch mit lichten Momenten, geführt hatten. Ob dies so hat kommen müssen und welches die verborgenen Ursachen dieser unsagbar tragischen Entwickelung eines geistig und seelisch überaus hoch und edel ausgestatteten Menschenkindes von königlichem Blute waren, das hat leider jetzt nur mehr ein medicinisches Interesse.

Man schritt dann zur Einsetzung der Regentschaft des Prinzen Luitpold.*) Die Regentschaftsproclamation theilt mit, daß der König, von schwerem Leiden heimgesucht, unfähig sei, die Regierung weiterzuführen, welche demgemäß Prinz Luitpold übernommen habe; die Proclamation ist gezeichnet von den sechs bayrischen Ministern. Ein ärztliches Parere enthält dieselbe nicht; auch wurde auffallender Weise kein solches zugleich mit der Proclamation publicirt. Mag das Material für den Irrsinn

*) Nach Tit. 2, §§ 9^2, 11, 10^2 der bayr. Verf. Urk. Die nach § 11 erforderliche „Zustimmung der Stände" wurde vorbehalten.

Digitized by Google

des Königs in der That „erdrückend" sein: notorisch war dieser Irrsinn bis jetzt nicht und ärztlich so constatirt, daß Unterthanen und insbesondere die durch Eid gebundenen Beamten sich hieran hätten halten können, war derselbe bei Erlaß der Regentschaftsproclamation auch noch nicht. Doch dieses Stadium der Dinge ist durch die Gewalt der Thatsachen überholt.

An die Stelle der Regentschaft für Ludwig II. ist nach wenig Tagen die Regentschaft für Otto I. getreten. Nach der bayrischen Verfassung ist bei Ludwigs II. kinderlosen Tod dessen Bruder Otto sofort König geworden (Tit. II, §§ 2, 3). Der notorische Irrsinn des neuen Königs hat nach der Verfassung nur die Einsetzung eines Reichsverwesers zur nothwendigen Rechtsfolge (Tit. II, §§ 9b, 11, 102). Die „Zustimmung der Stände" (§ 11) blieb vorbehalten und bildet zur Zeit den Gegenstand der Verhandlungen. Ludwig II. aber wird im Herzen nicht nur des bayrischen, sondern des deutschen Volkes fortleben. Denn Ludwig II. ist derjenige bayrische Fürst, welcher als solcher für Deutschland das Meiste gethan hat. Ich darf hier eine persönliche Einnerung einflechten. Es war am 14. Juli 1870: im Leipziger Stadttheater gab man den „Wilhelm Tell". Bei den Worten: „wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Noth uns trennen und Gefahr", da erhob sich das gesammte Publicum zu donnerndem Jubelruf, und aus der tiefsten Seele des Volkes heraus ertönte ein brausendes Hoch auf den deutschen Bayern-König Ludwig II. Denn wenige Stunden zuvor war die Nachricht eingetroffen: daß der König von Bayern die Mobilisirung seines Heeres gegen Frankreich verfügt, daß er ohne Besinnen und ohne jede Rücksicht auf die Mißstimmung eines sehr großen Theiles der Ultramontanen den Krieg des norddeutschen Bundes für einen deutschen, für seinen Krieg erklärt hatte. Mit welch' banger Sorge hatten wir deutschen Bayern damals nach München geblickt, und wie selig schlugen unsere Herzen bei der Entscheidung, die unser König getroffen; ich schäme mich nicht, die Thränen zu bekennen, die ich damals im Leipziger Theater geweint. Solche Momente vergißt man nie im Leben, und sie knüpfen ein Band der Liebe, das nimmer aufhört.

Das war die eine hohe That Ludwigs II. für Deutschland.

Und wieder kamen bange Stunden und Tage. Es war im Januar 1871. Vor dem Ständehaus in München sammelten sich unruhige Volksmassen, und jedes Herz bangte um die Entscheidung über die Versailler Verträge. Mit verbissenem Groll und leidenschaftverzerrten Zügen schritt der talentvolle und gefährliche, inzwischen verstorbene, damals in der bayerischen Kammer sehr mächtige Priester Greil über den Hof, und ein tapferer Rheinpfälzer ließ sich auf der Tragbahre zur Abstimmung in den Saal tragen, da das gebrochene Bein ihn am Gehen verhinderte. Es waren merkwürdige Stunden, da ein deutschgesinnter Abgeordneter den Ultramontanen zurief: und wenn Sie die Verträge nicht annehmen, so werden wir mit Ihnen darum kämpfen bis aufs Messer, und dieser Kampf soll das letzte Vermächtniß sein, das wir auf dem Todtenbette unsern Kindern vererben, und wir werden diesen Kampf fortkämpfen, bis auch Bayern ein Glied des Deutschen Reiches geworden sein wird.

Aber nicht das tapfere Wort oder die tapfere That eines einzelnen Abgeordneten hätten die Versailler Verträge in der Münchener Volksvertretung gerettet; wer die Geschichte jener Jahre nicht vergessen hat, weiß es, daß es das persönliche Eingreifen des Königs war, welches die glückliche Lösung der Frage herbeiführte.

Das war die andere hohe That Ludwigs II. von Bayern für Deutschland.

Und kein Deutscher darf diese beiden Thaten vergessen, wenn er sich nicht schnöder Undankbarkeit schuldig machen will. Darum muß das Andenken dieses Bayernkönigs jedem Deutschen ein geheiligtes sein und jeder Deutsche muß an der Gruft Ludwigs II. demüthig sein Haupt beugen vor einem ungeheuer großen tragischen Geschick, dessen dunkle Schleier wohl nie ein Menschenauge durchdringen wird.

In der bayerischen Königsgeschichte ist nur eine That noch verzeichnet, welche den obigen beiden gleich werth zur Seite steht: der Eintritt Bayerns in den Zollverein unter Ludwig I.

Seit sechzehn Jahren gehört nun Bayern zum Reiche. Die Persönlichkeit des Ministers von Lutz, welche im Jahre 1870 für den Gang der Verhandlungen bestimmend war, ist dies auch für die weitere Entwickelung geblieben bis heute. Der König aber hat diesen Minister und sein System allen Stimmen der Ultramontanen zum Trotze und ohne Rücksicht auf die von Jahr zu Jahr gestiegene ultramontane Hochfluth gehalten und mit wohlverdienten Gnaden und Bezeugungen seines Vertrauens bis in die letzte Zeit reich geehrt. Demgemäß war die Stellung Bayerns im Bundesrath eine durchaus reichstreue; weder hat Bayern selbst jemals auch nur den leisesten Versuch gemacht, die deutsche Entwickelung zu hemmen, noch hat es darüber einen Zweifel aufkommen lassen, daß es auch nicht als Stütz- oder nur Anlehnungspunct für particularistische Bestrebungen zu gebrauchen sei. Zwar sind die Sitzungen des Bundesrathes geheim; erheblichere Conflicte im Schoße desselben aber würden sich doch niemals geheim halten lassen. Aber keinerlei derartige Controversen sind bekannt geworden und man darf daraus mit Gewißheit schließen, daß solche nicht vorhanden waren. Man konnte Bayerns unter der Regierung Ludwigs II. und dem Ministerium Lutz in deutschen Angelegenheiten vollkommen sicher sein. Ich weiß wohl, daß ein wichtiges Moment für die deutsche Politik Bayerns auch die höchstpersönlichen Beziehungen zwischen Ludwig II. und dem Fürsten Bismarck waren; zwischen beiden hatte sich ein so nahes und beide Theile in so überaus hohem Grade ehrendes persönliches Verhältniß gestaltet, daß darin eine vollkommene Garantie für Bayerns Haltung wie Stellung im Reiche lag. So ist der Bundesrath, den man so oft als einen Herd des Particularismus beargwöhnt, ein Hort der deutschen Einheit geworden und auch dann geblieben, als der Reichstag, dies einst so heißgeliebte Schoßkind der Nation, einerseits als Tummelplatz von Ultramontanen, Socialdemokraten und Reichsfeinden, andrerseits als Fechtboden für leidenschaftliche Parteihäupter ein Schaustück deutscher Zerrissenheit und deutschen Elends geworden war.

Nun stehen wir vor neuen Verhältnissen und neuen Persönlichkeiten. Ob Prinz Luitpold als Regent für König Otto herrscht oder selbst als König, erscheint ziemlich einerlei; als Regent für Ludwig II. hätte der Stellvertreter vielleicht an Traditionen sich gebunden halten können; der irrsinnige König Otto hat keine Traditionen. Daß das „monarchische Princip" es gebieterisch erheische, daß Luitpold selbst auch König heiße, wie Berliner Blätter behaupten, vermag ich nicht einzusehen. Jedenfalls ist vom 13. Juni 1886 ab die Herrschaft über Bayern an den Prinzen Luitpold und sein Haus übergegangen. Prinz Luitpold, ein jüngerer Bruder König Max II., ist ein älterer einfacher Herr, welcher bis jetzt weder in inneren noch in äußeren Angelegenheiten des Staates noch sonst irgendwie bemerkenswerth hervorgetreten ist; erst in den letzten Jahren wurde derselbe außerhalb Münchens etwas bekannter durch mehrfache Reisen als Repräsentant des Königs. Ihm entstammen drei, sämmtlich bereits verheirathete Söhne: Ludwig, Leopold, Arnulf. Die letzteren beiden sind eifrige und tüchtige Militärs: Prinz Leopold Divisions-, Prinz Arnulf Brigade-Commandeur; Prinz Leopold ist Gemahl der österreichischen Kaisertochter; beide Prinzen hatten theils durch ihre militärischen Stellungen, theils persönlich mehrfach Anknüpfungen an den Berliner Hof, wo sie stets mit besonderer Auszeichnung empfangen wurden. Der älteste Prinz des Luitpold'schen Zweiges und voraussichtlich künftige König ist verheirathet mit einer Prinzessin Este, österreichischen Erzherzogin; die Ehe ist mit einem überaus zahlreichen Kindersegen beglückt. An den Berliner Hof hat Prinz Ludwig meines Wissens niemals irgend welche Anknüpfung gesucht; eine militärische Charge bekleidet er, ohne in derselben in letzter Zeit jemals hervorgetreten zu sein; man sah ihn stets nur in Civil; auch von lebhafterem Verkehr mit anderen Höfen hat man nie vernommen. Außer für seine Familie hat Prinz Ludwig, wie es scheint, ein stärkeres Interesse nur für Landwirthschaft; auf landwirthschaftlichen Versammlungen und

Digitized by Google

Ausstellungen ist der Prinz in letzter Zeit häufig erschienen und hat gerne das Wort zu kurzen sachgemäßen Reden ergriffen. Die Erziehung seiner Kinder soll er in streng katholischem Sinne leiten und denselben nur Lehrer und Gouverneure solcher Gesinnung beigeben. Von irgendwelcher besonderen Beliebtheit des Prinzen Luitpold oder eines seiner Söhne wird man nicht sprechen können: selbst im eigentlichen Bayern ist davon Nichts zu bemerken, in Franken, Schwaben und der Pfalz kennt man die Prinzen des Hauses Luitpold kaum. In der öffentlichen Meinung gilt das Haus Luitpold in seiner Gesammtheit für entschieden und streng katholisch, während Max II. sich bekanntlich in enger persönlicher Freundschaft an protestantische Gelehrte und Dichter (Geibel, Bodenstedt, Sybel, Riehl, Löher u. a. m.) angeschlossen hatte und Ludwig II. aus seiner Sympathie für Döllinger und dessen Sache nie ein Hehl machte.

Ob das Ministerium Lutz sich an der Spitze der Geschäfte wird halten können, ist mindestens ungewiß. Das Ministerium Lutz regiert seit fast zwei Jahrzehnten gegen eine bei jeder Neuwahl gewachsene ultramontane Majorität der Volksvertretung. Nach der allgemeinen Meinung würde ein aus dieser Majorität zu entnehmendes Ministerium der persönlichen Anschauung des Prinzen Luitpold und seines Hauses besser entsprechen, während König Ludwig II. ein solches immer und zwar sehr schroff ablehnte. Welche Consequenzen ein ultramontanes Regiment in Bayern für das Reich haben würde, läßt sich bei der merkwürdigen Wendung, welche die innerpreußische Politik in letzter Zeit genommen hat, zur Zeit nicht absehen. Die Ultramontanen theilen sich in Bayern wie anderwärts in zwei Gruppen: in die unversöhnlichen Parteigänger der päpstlichen Weltherrschaft und in die gemäßigte Richtung, welche mehr durch persönliche Beziehungen als durch sachliche Erwägungen geleitet, auch mit den weltlichen Mächten sich zu arrangiren Willens ist und weiß. Erstere Gruppe wird besonders repräsentirt vom Clerus, letztere vom katholischen Adel und jetzt auch wohl einem erheblichen Bruchtheile des Episcopates. Erstere Gruppe ist in Deutschland sicherlich absolut regierungsunfähig; und jede Hoffnung, dieselbe jemals für eine preußisch-deutsche Politik zu gewinnen, reine Illusion; auch die lex Kopp wird den Haß des Dr. Sigl gegen Preußen und das Reich niemals mildern; letztere Gruppe hat mehrfach in Bayern und Oesterreich Proben ihrer Regierungskunst abgelegt, ist aber fast immer an den Consequenzen der curialen Principien schließlich gescheitert. Gegen Preußen hatte der katholische Adel stets eine Art instinctiver Antipathie; doch ist dieselbe in der letzten Zeit bei dem schlesischen, rheinischen und westfälischen Adel unzweifelhaft bis zu einem gewissen Grade geschwunden. Ob die Reichstagserfahrungen in Berlin auch bei dem bayerischen Adel eine ähnliche Wirkung erzielt haben, lasse ich dahingestellt: einige Anzeichen sprechen dafür. Diese Gruppe der Ultramontanen würde, falls das Ministerium Lutz weichen müßte, in Bayern demnächst zum Regiment gelangen und folglich auch Bayern im Bundesrath repräsentiren. Das Reich als solches hat in der bayerischen Thronfolgefrage keine Competenz; nur die formale Prüfung der Legitimationen zum Bundesrath steht ihm zu, und in dieser Beziehung werden nach Lage der Dinge sich kaum Schwierigkeiten irgend welcher Art ergeben.

Das Experiment eines specifisch katholisch-particularistischen Elementes im Bundesrath ist noch nicht gemacht. Jedenfalls wäre es mit der, gewissermaßen selbstverständlichen Einstimmigkeit im Bundesrath dann vorbei. Und in der Institution und Zusammensetzung des Bundesrathes können ganz andere und viel schwerere Gefahren liegen als im Reichstag. Denn der Bundesrath ist das eigentliche Regierungsorgan des Reiches. So schwer die Opposition im Reichstag dem Reichskanzler für die Reichsregierung war: sie hat die Entwickelung des Reiches zwar hemmen, aber nicht hindern können — eine geschlossene Opposition im Bundesrath aber würde die Entwickelung des Reiches völlig hindern und lahmlegen können. Ja selbst Frictionen und scharf zugespitzte Controversen im Bundesrath müßten nach der thatsächlichen Lage der Dinge in Deutschland die Entwickelung schwer gefährden. Wir sind davon durchdrungen: das erreichte Maß einheitlicher Institutionen war das höchste Maß, das erreicht werden konnte. Aber dennoch: dies Maß ist ein sehr geringes; die formalen Institutionen unseres Reiches sind unfertig, unausgebildet schwach. Ein gedeihliches Wirken des Bundesrathes ist nur möglich bei völligem gegenseitigem Vertrauen und bei grundsätzlicher Uebereinstimmung in den Principien der Regierung. Sobald formale verfassungsrechtliche Bedenken im Bundesrath auftauchen und auf die Spitze getrieben würden, müßte sich die Unfertigkeit unserer Reichsinstitutionen aufs bedenklichste zeigen. Daß sich bis jetzt solche Schwierigkeiten nur in ganz geringem Umfange ergaben, daß der Bundesrath den Oppositionsgelüsten des Reichstages gegenüber jederzeit in geschlossener Einheit stand, hat seinen Grund einerseits in den Persönlichkeiten des Kaisers und Bismarcks, andererseits aber sicherlich vor allem in der concilianten reichstreuen Haltung Ludwigs II. und des Ministeriums Lutz.

Gott gebe, daß die Katastrophe des unglücklichsten Königs, des edlen Ludwigs II. von Bayern, nicht zu einer Krise für die innere Entwickelung des Reiches werde!

Das Geistesleben im Thierreich.

Von Moritz Alsberg.

(Schluß.)

Wir haben im Vorhergehenden einige jener Erscheinungen zu erklären versucht, welche das auf relativ hoher Stufe der geistigen Entwickelung angelangte Thier in Uebereinstimmung mit den geistigen Eigenschaften des Menschen an den Tag legt und wenden uns nunmehr zu der bei Weitem wichtigsten der uns zur Erörterung vorliegenden Fragen, nämlich zur Entstehung und Bedeutung des thierischen Instincts — jenes Factors im Geistesleben der Thiere, betreffs dessen wir in dem eingangs von uns gegebenen allgemeinen Ueberblicke über die geistige Entwickelung im Thierreich bereits bemerkten, daß er den Uebergang von der auf automatischem Wege zu Stande kommenden Reflexaction zur bewußten Vernunftthätigkeit darstellt. Um uns von dem Wesen des Instinctes einen Begriff zu bilden, ist es zweckmäßig, daß wir an dieser Stelle noch einmal auf das zurückgreifen, was von uns bereits über das „Gedächtniß" gesagt wurde und uns vergegenwärtigen, daß wir einerseits den Eindruck auf das durch den erinnerten Zeitpunkt afficirte Nervenelement, andererseits die Herstellung beständiger Verbindungen zwischen den verschiedenen Gruppen von Nervenelementen als physische Grundlage des Erinnerungsvermögens bezeichneten.

Demnach hat es nichts Befremdendes mehr, wenn wir sehen, daß das Junge eines Vogels oder Säugethiers mit einer Menge von den Vorfahren erworbener Kenntnisse zur Welt kommt, daß das wenige Tage alte Küchlein von Schrecken erfaßt wird, sobald es über sich in der Luft den Habicht erblickt, obwohl es denselben niemals gesehen hat; daß das junge Kätzchen, das noch niemals eine Maus gesehen, knurrt und das Haar sträubt, sobald man ihm eine solche zeigt; daß die jungen Bienen, sobald ihre Flügel trocken sind, Honig sammeln und Zellen bauen, ganz wie die ältesten Bewohnerinnen des Bienenstockes; daß die Schlupfwespe in den Körper einer zwischen den Schuppen eines Tannenzapfens verborgenen Larve, die sie zuvor nicht erblickt haben kann und doch aufzufinden weiß, ihre Eier legt u. s. w. u. s. w. Auch unterliegt es, wenn wir uns nach den, den Ursprung und die Entwickelung der Instincte bedingenden Ursachen umschauen, keinem Zweifel, daß der Entstehung der instinctiven Geistesthätigkeiten verschiedene ursächliche Momente zu Grunde liegen. Hier darf zunächst der Einfluß der natürlichen Zuchtwahl nicht übersehen werden, welche letztere es bewirkt, daß nicht durch die Intelligenz hervorgebrachte Handlungen, welche aber zum Nutzen der Thiere, die sie zufällig zum ersten Male verrichteten, ausschlugen — daß solche Handlungen von Generation zu

Digitized by Google

Generation fortgesetzt den instinctiven Charakter annehmen. Wenn wir z. B. sehen, daß die Köcherfliege (Phryganea), welche sich röhrenförmige, im Wasser schwimmende Behälter als Wohnungen erbaut, wenn diese Behälter zu schwer ausfallen, ein Stück Blatt, einen Strohhalm und dergleichen an dieselben anheftet, dagegen wenn dieselben zu leicht sind, ein Steinchen als Ballast zu Hilfe nimmt — wenn wir derartige Erscheinungen wahrnehmen, so werden wir bei dem in solcher Weise vorgehenden niederen Thiere sicherlich nicht irgend welche Kenntniß von physikalischen Gesetzen annehmen; es bleibt uns vielmehr keine andere Erklärung als die: daß aus einer zufälligen Handlung, die sich zweckmäßig erwies und deshalb wiederholt wurde, sich allmälig ein solcher für die Existenz des Thieres außerordentlich nützlicher Instinct entwickelt hat. Ein Moment, welches bei der Entstehung der instinctiven Thätigkeit ebenfalls eine bedeutsame Rolle spielt, ist ferner in dem Umstande zu erblicken, daß durch die Wirkung der Gewohnheit bei auf einander folgenden Generationen Handlungen, die ursprünglich intelligent waren, in bleibende Instincte verwandelt würden, wobei es keinem Zweifel unterliegt, daß durch die nach der Geburt einsetzende Thätigkeit angeborene Instincte sehr leicht modificirt werden, resp. daß letztere, wenn sie nach der Geburt nicht alsbald zur Geltung kommen, vollständig erlöschen können. Wie leicht Instincte verloren gehen resp. durch andere Thätigkeiten verdrängt werden können, beweist die Thatsache, daß das Kind, welches sofort nach der Geburt zu saugen vermag, die Fähigkeit, die Brust zu nehmen, verliert, wenn es künstlich genährt und nicht an die Brust angelegt wird; daß das Hühnchen nicht mehr auf den Ruf der Mutter hört, wenn es denselben in den ersten 8 bis 10 Tagen seines Lebens nicht vernommen hat und ähnliche Beobachtungen. —

Um hier noch ein anderes Moment zu erwähnen, durch welches die thierischen Instincte in nicht geringem Grade beeinflußt werden, so ist die Localität und die Naturumgebung ebensowohl für die Entstehung neuer wie für die Modificirung schon vorhandener Instincte von außerordentlicher Wichtigkeit. Was diese Frage anlangt, so wissen wir, daß die nach Australien und Californien ausgeführten Korbbienen nur die ersten 2 oder 3 Jahre die fleißigen Gewohnheiten beibehalten, durch welche sie sich in Europa auszeichnen; daß in Südafrika die Hyänen nicht in Höhlen leben, wie sie in dichter bewohnten und unruhigen Ländern dies zu thun pflegen u. s. w. u. s. w. Es ist eben in allen diesen Fällen das Princip vorherrschend, demzufolge die Instincte im Allgemeinen dahinzielen, die betreffenden Thiergattungen den jeweiligen Existenzbedingungen möglichst anzupassen. Die besagte Anpassung bewirkt es auch, daß die instinctive Thätigkeit mitunter einen ganz specifischen Charakter trägt. Als ein solcher in einer ganz bestimmten Richtung entwickelter Instinct ist z. B. der für die Thierwelt überaus wichtige Wandertrieb zu bezeichnen — ein Trieb, der keineswegs auf höhere Thiere beschränkt ist, vielmehr schon bei den Gliederthieren sich bemerkbar macht und ebensowohl in den Massenwanderungen der Krabben, Raupen und Heuschrecken, wie in den von Fischen und Schildkröten unternommenen Zügen, sowie insbesondere in den bekannten Wanderungen der Vögel seinen Ausdruck findet. Bezüglich der zuletzt erwähnten Wanderzüge bemerkt Darwin in dem Anhange des Romanes'schen Werkes, daß man bei verschiedenen Gruppen von Vögeln eine vollständige Reihe von Uebergängen beobachten könne und zwar von solchen Vögeln, die innerhalb eines gewissen Gebietes entweder nur gelegentlich oder regelmäßig ihren Wohnort wechseln, bis zu solchen, die periodisch nach weit entlegenen Ländern ziehen. Weiterhin weist der verdienstvolle Forscher darauf hin, daß eine und dieselbe Vogelart in dem einen Lande als stationäres Thier, in einem anderen als Zugvogel auftrete und daß mitunter auch von einer und derselben Art und in dem nämlichen Gebiete einzelne Individuen Zugvögel, die anderen dagegen Standvögel seien. Auch macht Darwin darauf aufmerksam, daß der Instinct des Wanderns eigentlich aus zwei verschiedenen Factoren — nämlich aus dem Antrieb, periodisch zu wandern und dem Vermögen, während der Wanderung eine bestimmte Richtung inne zu halten — sich zusammensetze, daß bei unseren Hausthieren Fälle von eigentlichem Wanderinstinct bekannt sind und daß auch der im Urzustande befindliche oder dem Urzustande nahe stehende Mensch bei seinen Wanderungen eine instinctive Kenntniß der einzuschlagenden Richtung — ganz analog derjenigen, welche den wandernden Thieren zu eigen ist — an den Tag lege. — So weit Darwin über die Eigenthümlichkeiten des Wandertriebes. Ein anderer hervorragender Naturforscher, nämlich Alfred Wallace, betont die Trennung der Brut- und Futterplätze — oder genauer gesagt den Umstand, daß bei zahlreichen Vögeln das Brüten nur innerhalb eines bestimmten Gebiets sicher vor sich gehen kann, daß aber dasselbe Land während eines großen Theiles des übrigen Jahres hinreichende Nahrung nicht zu bieten vermag — als jenes Moment, welches zur Ausübung des Wandertriebes führen mußte. Nach diesem Forscher sind es gewisse durch den Wechsel der Jahreszeiten bedingte Naturerscheinungen — so z. B. das Vorherrschen gewisser Winde, eintretende Regenfälle, ferner auch der Farbenwechsel oder der Fall des Laubes, die Umwandlung gewisser Insecten in den Puppenzustand — welche Jahr für Jahr den Zugvögeln zu erkennen geben, wann die Zeit des Wanderns für sie gekommen ist. Bezüglich des Innehaltens der richtigen Route wirft Romanes die Frage auf, ob nicht vielleicht viele Vögel mit einem speciellen Sinn begabt seien, der sie zur Wahrnehmung der magnetischen Erdströmungen befähige und ihnen dadurch ein Mittel an die Hand gebe, sich über die innezuhaltende Flugrichtung zu orientiren; andererseits machen gewisse von J. Lubbock über den Orientirungssinn der Hymenopteren angestellte Versuche, sowie die Beobachtung, daß in außergewöhnlich dunklen und wolkigen Nächten die Zugvögel leicht verwirrt werden, es wahrscheinlich, daß die Richtung, in welcher die Lichtstrahlen fallen, den auf der Wanderung begriffenen Thieren in ähnlicher Weise wie dem Schiffer der Compaß als Orientirungsmittel zu Hilfe kommt.

Bezüglich der durch Anpassung an die Lebensbedingungen hervorgerufenen Instincte wollen wir hier noch bemerken, daß bei denselben der Charakter der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit bisweilen in solchem Grade ausgeprägt ist, daß es dem Beobachter schwer fällt, an ein Handeln ohne Ueberlegung zu glauben. In dieser Beziehung ist das Verhalten, welches die Raubwespen (Sphex) bei der Behandlung ihrer Jagdbeute an den Tag legen, in höchstem Grade bemerkenswerth. Diese Insecten, von denen einige Spinnen, andere Käfern und wieder andere Raupen nachstellen, tödten, sobald sie ein solches Wild ereilt haben, dasselbe nicht, sondern lähmen es nur, schleppen es in ihre Höhlen und lassen es dort so lange leben, bis sie für ihre Larven frisches Futter brauchen. Bildet eine Raupe das Opfer, so erhält sie eine Anzahl von 6 bis 9 Stichen — einen zwischen jedes Körpersegment — ja, es scheint fast, als sei das räuberische Geschöpf mit anatomischen Kenntnissen begabt, so sicher weiß es mit seinem Stachel jene Stellen zu treffen, deren Durchbohrung zwar keine tödtliche Wirkung zur Folge hat, aber dennoch dem erbeuteten Thiere die Kraft des Widerstands raubt und es demselben unmöglich macht, sich durch die Flucht dem bevorstehenden Loose des Verspeistwerdens zu entziehen. — Im Gegensatz zu dem soeben erwähnten Beispiel, wobei das instinctive Handeln beinahe den Eindruck eines durch Ueberlegung und Vernunftthätigkeit bedingten Vorgehens macht, stoßen wir dann freilich wieder auf Fälle, welche aufs Klarste beweisen, daß der Instinct keineswegs ein unfehlbarer Führer ist, daß derselbe vielmehr gar nicht selten zu Verirrungen führt. So hat man z. B. beobachtet, daß die Schmeißfliege ihre Eier in die Blüthen der Aaspflanze (stapelia hirsuta) legt, deren Geruch faulem Fleisch ähnelt und hierdurch die Fliege täuscht; so wurde ferner constatirt, daß Stubenfliegen ihre Eier bisweilen in Schnupftabak legen, daß Wespen und Bienen auf gemalte Blumen zufliegen, indem sie dieselben für wirkliche halten u. dergl. Aber nicht genug hiermit. Während in den soeben erwähnten Fällen der Instinct zu Täuschungen Veranlassung gibt, die für das betreffende Thier keine besonderen Nachtheile mit sich bringen, führt er in anderen Fällen geradezu zum Untergang zahlreicher Individuen sowie zur Schädigung der Gattung. Von einem verkehrten Instincte geleitet, verzehren die Arbeiter der Hummeln mitunter die Eier ihrer Königin. Auf einer Unvollkommenheit des Instinctes beruht es auch, daß zahllose

Digitized by Google

Insecten von der ungewohnten Erscheinung des Kerzenglanzes angelockt, dem Tode entgegenfliegen, daß Rindvieh und Pferde, die man aus einem brennenden Stalle zu retten versucht, blindlings wieder in die Flammen hineinrennen, daß der zur Ruhe sich niederlassende Fasan durch Krähen selbst seinen Aufenthalt dem Jäger verräth und daß die wilde Henne Indiens durch lautes Gackern es dem Eingeborenen leicht macht, ihr das Nest auszunehmen. In hohem Grade bemerkenswerth ist ferner die Thatsache, daß durch die mangelhafte Entwicklung des obenerwähnten Wandertriebs zahlreiche Thiere den größten Gefahren ausgesetzt werden und mitunter zu Tausenden umkommen. So erleiden die Heerden der nordamerikanischen Bisone dadurch schwere Verluste, daß von dem auf engen Felspfaden ungestüm einherziehenden Schwarm viele hinab in den Abgrund stürzen. So werden auch die Wanderungen, welche die norwegischen Lemminge unternehmen, für diese Thiere dadurch verhängnißvoll, daß dieselben durch die Massen, in denen sie einherziehen, den Angriffen von Füchsen, Wölfen, Adlern, Falken, Eulen und anderen Feinden ein nicht zu übersehendes Object darbieten und daß sie, wenn sie auf ihrem Zuge von Osten nach Westen schließlich am Meeresgestade angelangt sind, sich zu Hunderttausenden in den Ocean stürzen. Hierbei bedarf es kaum einer Erwähnung, daß ein solcher Massenselbstmord, wie wir ihn bei den wandernden Lemmingen beobachten, nicht in der Absicht der Thiere liegt; derselbe ist vielmehr nur die Folge eines unvollkommenen Instinctes — eines Instinctes, der sie antreibt, die ihren Wanderungen als Hinderniß sich entgegenstellenden Gewässer zu durchschwimmen, ohne ihnen zugleich eine Warnung zu geben, wenn sie an ein Wasser kommen, das für sie unüberschreitbar ist.

Die im Vorhergehenden mitgetheilten Beispiele, deren Zahl sich noch beträchtlich vermehren ließe, lehren uns also, daß der Instinct — dieser Vorläufer der Vernunft, welcher der Thierwelt beim Nahrungserwerbe, bei der Selbsterhaltung, sowie bei der Aufzucht der Nachkommenschaft viele wichtige Dienste leistet — daß dieser Instinct, wie wir bereits andeuteten, unter gewissen Umständen sich als unzuverlässig oder als unzulänglich erweist. Dieselben bieten auch wichtige Fingerzeige bezüglich der Entstehung und der verschiedenen Entwicklungsgrade der instinctiven Thätigkeit, und sind daher wohl geeignet, weiteren thierpsychologischen Forschungen als Ausgangspunkt zu dienen. Jene zahlreichen Räthsel, welche das thierische Seelenleben bietet, werden sich eben nur durch eine lange Reihe von exacten Untersuchungen und Beobachtungen lösen lassen, und es ist daher in höchstem Grade anerkennenswerth, daß der englische Gelehrte und Schüler Darwin's nunmehr angefangen hat, an die Stelle des Dilettantismus und der Anecdotenjägerei, welche sich bisher auf diesem Gebiete mit besonderer Vorliebe breit gemacht haben, eine nach wissenschaftlichen Principien geleitete, methodische Forschung zu setzen.

Literatur und Kunst.

Ein Requiem.

So recht! nun hat der See die Flecken gnädig
Hinweggetilgt, und dein zerrüttet Bild
Steigt wie in erster Jugendschöne marmorn
Aus seinem Schooß. Zum tiefsten Grunde sank,
Was Herz und Sinne schleichend dir durchwuchert,
Das widrige Geflecht von Wahn und Sünde —
Dahin, vergessen! — —

Wieder seh' ich dich,
Im klaren Aug' ein wunderselig Leuchten,
Die junge Brust vom Saatengrün erwogend
Der reinsten Wünsche; offen jedem Guten
Das Herz, das weiche Herz; zum großen Gang
Den Fuß gespannt, und nach den gold'nen Sternen
Mit weißer Hand begehrend —

Doch die Luft
Erdröhnte von Geschützen, schreckhaft sanken
Die Zinnen deines Hoffnungstempels ein,
Und vor den blauen Aether spann der Schwaden
Der Essen dir sein rußbeflecktes Netz.
Da flüchtetest du scheu in deine Welt
Zurück, die Welt der Träume, ihre Pforten
Verschlossest du, die Brücken brachst du ab
Und wurdest — was? Ein stiller Beter am
Altar des Heiligen? ein Narr? ein Frevler?
Genug! —

Doch wenn durch diesen Erdendunst
Ein Meteor den gold'nen Weg gefunden,
Wenn durch die Welt ein banges Sehnen ging,
Kein Markten galt, kein Rechnen, kein Erwägen,
Nur eine große, kühne, heil'ge That —
Dann standest du, ein König, auf der Schwelle,
Und brachtest uns die That! Du hast den Tönen
Den neuen Weg gebahnt, hast den Gedanken
Beschirmt, du hast den gold'nen Reif gebogen,
Der unf'res Kaisers weißes Haupt umspannt.

Und nun? Von Unkraut starrte dir der Garten,
Nicht hier- noch dorthin taugte dir der Fuß —
Gefallen — tief! Ein Stern im Sumpf erloschen!
Da rief es dich zum letzten Mal heraus
Vor deines Schlosses Thore. Du vernahmst
Den Schrei, aus wüstem Dämmer weckt' es dich
Noch einmal auf zur großen, kühnen That,
Zum letzten Mal — —

Du hast vollbracht, gebüßt,
Gesühnt — es hat der See die Flecken gnädig
Hinweggetilgt — nun ruht, ihr müden Glieder,
Nun bleib' uns leben, du geläutert Bild!

Heinrich Bulthaupt.

Literarische Plaudereien.

Von Hieronymus Lorm.

Die Menschen, insoferne sie die von Shakespeare charakterisirte „Fabrikswaare der Natur" sind, hassen nichts so grimmig und so bitter, als den Gebrauch der Vernunft, das Denken. Die Erklärung ist leicht. Die Vernunft sucht ihnen zwei ihrer Eigenschaften zu entreißen, welche ihnen die liebsten und die köstlichsten auf Erden sind, denen sie alles Gute, Schöne, Wahre und das eigene Glück obendrein gern zum Opfer bringen: die Leidenschaft und die Geistesträgheit. Um nur den tiefverhaßten Gebrauch der Vernunft ersparen zu können, läßt sich die arme Menschheit von den sinnlosesten Glaubensformeln an der Nase herumführen. In der Literatur, soweit sie Beschäftigung des Bildungspöbels ist, nehmen solche Glaubensformeln die Gestalt von Schlagwörtern an. Ein Schriftsteller wird z. B. mit dem Schlagwort „Pessimist" tätowirt. Damit ist er für ewig abgethan. Was er hervorbringt, nach Gehalt, Gedankengang, Erfindungskraft und Kunstwerth zu prüfen, hieße zum Gebrauch der Vernunft auffordern und kann daher nicht stattfinden. Der Schriftsteller, dem einmal „Pessimist" auf die Stirne gebrannt wurde, ist für ewig in diesen zum grotesken Affen im Philisterkopf verwandelten Begriff untergegangen. Wahrlich, wäre der Pessimismus nicht schon vorhanden, er müßte durch die Beschaffenheit Derjenigen entstehen, die ihn an Stelle der Vernunft im Munde führen.

Das Schlagwort jedoch, welches in neuester Zeit den Bildungspöbel gleich der unheimlichen Wurzel, aus welcher der Hexentrank gebraut wird, gänzlich bethört und um Sinn und Verstand bringt, ist: der Realismus. Wahrheit in der Kunst gibt es nicht ohne Naturwahrheit, ohne Wirklichkeit. Dies beweisen die Meisterwerke aller Zeiten, Don Quixote,

Digitized by Google

wie Faust, Antigone, wie Wilhelm Tell. Die Wirklichkeit allein ist aber noch lange nicht die Wahrheit, aus dem einfachen Grunde, weil Niemand der Außenwelt in das Innere schauen kann. Aus dem Innern des Poeten allein steigt psychologisch richtig die Welt der Wahrheit empor; sein Inneres ist das Innere der Welt, und das Innere der Welt ist es doch allein, was verdient, überhaupt aufgeschrieben, erzählt, zum Buch gestaltet zu werden.

Der Bücher muß es des Broterwerbes wegen viele geben; der Menschen mit einer erheblichen Innenwelt, der Künstler, Poeten, kann es nur wenige geben. Einen Ausgleich in diesem Mißverhältniß zu bewirken, ist man in neuerer Zeit auf manchen Kunstgebieten und auch auf dem der schaffenden Poesie auf einen merkwürdigen Kniff verfallen: Diejenigen, die mittelst der Kunst erwerben wollen und denen doch das Nöthigste dazu fehlt, nämlich gerade die Mittel der Kunst, geben vor, daß, was ihnen fehlt, wo es vorhanden ist, ein Fehler des Kunstwerkes wäre. Sie können keine Melodie erfinden, und folglich ist die Melodie ein Fehler der Composition. Sie können nicht schöpferisch dichten, und folglich ist das originelle schöpferische Bilden, das Ideale überhaupt, ein Fehler des Dichterwerkes, z. B. des Romans, ja sogar der Lyrik, und diese wie jener muß abschreiben, was vor den kurzsichtigen Augen liegt, das Werk des Dichters muß realistisch sein. Ich habe gerade eine lebendige Probe dieses Kniffs vor mir liegen: Ernst Ziegler's: „Mein Debut. Mit einem photolithographirten Vorrede-Brief von Emile Zola".*) Ich hätte keinen passenderen Gegenstand finden können, um das Schlagwort „Realismus" durch eine literarische Plauderei heiter und harmlos zu illustriren.

Um zuerst des Meisters vom Stuhle zu gedenken — die natürlich in französischer Sprache geschriebene Vorrede Emile Zola's dankt dem Verfasser des „Debut" für dessen „belle traduction" des „Germinal" ins Deutsche, wobei es problematisch bleibt, aus welcher Quelle Zola, der notorisch kein Wort Deutsch versteht, sein Urtheil über ein schönes Deutsch schöpft. Eines Urtheiles über die vorliegenden Novellen selbst enthält sich der Franzose, kündigt uns aber an, daß ein künftiges, noch ungebornes Product Ziegler's ein Roman mit dem Titel „Toiles d'araignée" (Spinnwebe) etwas ganz Außerordentliches sein werde. Ein Naturalist, der die noch nicht zur Wirklichkeit gewordene Zukunft in den Sternen liest, ist zwar eine widerspruchsvolle, aber interessante Erscheinung. Seien wir naturalistischer als Zola und halten wir uns an die ganz gemeine Wirklichkeit, nämlich an das bereits vorhandene Buch des Herrn Ziegler.

Die längste muß hier auch die bedeutendste Geschichte sein. Dies erfordert der Realismus, der ja nicht freiwillig dem Unbedeutenden einen großen materiellen Raum zugestehen wird. — Das längste unter den vorliegenden Stücken ist: „Eine namenlose Geschichte", ein Verlegenheitstitel, dessen Sinn und Zweck aus der Arbeit selbst nicht erhellt und der offenbar nur gewählt ist, um zu zeigen, daß das Erfinden, wär's auch nur das Erfinden eines Titels, unter der Würde eines Realisten ist. In dieser „Geschichte" verliebt sich ein Bürgermädchen, Liesbeth, die Tochter eines schlichten Geschäftsmannes, der sich zur Ruhe gesetzt hat und nebst seiner Frau keine andere Lebensfreude mehr kennt, als diese Liesbeth, in einen Mann von elegantem Aussehen. Er hat sich den Eltern und der Tochter an einem Wirthshaustisch beigesellt und weiß so gut zu sprechen und sich so gewinnend zu verhalten, daß er in den Augen der Eltern, besonders der Mutter, für einen Mann gilt, der wenigstens ein Baron sein muß. Um so niederschmetternder ist der Eindruck auf die Eltern, als der Mann, bei der Bewerbung um die Hand der Tochter um seinen Stand befragt, offen bekennen muß: „Ich bediene den Herrn Baron". Er ist also ein Bedienter!

Liesbeth jedoch erklärt, sie habe sich nicht in einen erträumten Stand, sondern in einen wirklichen Mann verliebt und zeigt sich so leidenschaftlich entbrannt, daß die zärtlichen Eltern fürchten müßten, das junge Leben zu vernichten, wenn sie ihre Einwilligung zur Verlobung verweigerten. Die kleine Familie wohnt auf dem Lande, in Hietzing, nahe bei Wien, und der Sommer und Herbst bringen sonntäglich die Besuche des geliebten Bedienten. Liesbeth wird dem Leser als ein wohlerzogenes und feingebildetes Mädchen vorgestellt, und auch ihre Eltern sind Leute von cultivirtem Schlage. Der Inhalt der langen Erzählung besteht nun darin, daß uns Scene für Scene in unendlicher Reihenfolge anschaulich gemacht wird, welche Eigenschaften der Bräutigam besitzt. Er ist gemein in Denkungs- und Handlungsweise, hat die ordinärsten Abenteuer hinter sich, hat keine Bildung, versteht kein einziges Fremdwort richtig zu deuten oder zu sprechen, ist dem Leiden der Menschen wie der Thiere gegenüber verstockten Herzens, kurz, er ist in schönen Kleidern ein Mensch aus der Hefe des Volkes. Für jede der genannten Eigenschaften läßt der Verfasser einen Auftritt spielen, um sie plastisch hervorzuheben. Weiter ist kein Inhalt, keine Spannung, keine Handlung, kein Interesse in der Geschichte.

Ich frage, welcher Mensch, der nicht selbst auf dem Bildungsniveau eines Bedienten steht, hat die Lust oder die Geduld, wenn er zufällig einen Kellner kennt, sich von einer Waschfrau das Treiben desselben lang und breit, ohne Sinn und Zweck, endlos erzählen zu lassen. Die Tritsch-Tratsch-Literatur, die sich Naturalismus nennt, setzt aber voraus, wir müßten an den gleichgültigsten Details der Wirklichkeit Interesse nehmen, blos weil sie nicht von einer Waschfrau erzählt, sondern von einem Manne, der sich Schriftsteller glaubt, niedergeschrieben wurden.

Liesbeth erkältet sich, weil sie in Sturm und Regen im Freien ist, um den längere Zeit ausgebliebenen Besuch ihres Bräutigams zu erwarten. In Verbindung mit der Kränkung über die Vernachlässigung führt die Erkältung zu schweren Folgen. Liesbeth muß sehr abgemagert das Bett hüten, und als der Bräutigam sie in veränderter Gestalt wiedersieht, kehrt er ihr bald den Rücken und bricht das ganze Verhältniß auf einer Postkarte ab mit den Worten: „Es freut mich nicht mehr".

Der Leser hat schon lange das Nämliche gesagt, aber ihm wird es nicht so gut, abbrechen zu können, denn die Geschichte dauert fort. Wozu? Wir müssen auch den Krankheitsverlauf Liesbeth's und alle Medicamente schlucken, die sie zu sich nimmt. Ich habe meinen Beruf als Kritiker nie schwerer empfunden, als indem ich um des Zweckes willen das Widerstreben meiner Feder überwinden und das Ekelhafte mittheilen muß, das uns der „Naturalist" auftischt. Er schildert uns wiederholt die Beschaffenheit des Schleimes, den Liesbeth auswirft und die Form der Blutfaden, die sich hindurchziehen. Ein Hypochonder, dessen Melancholie aus dem Unterleib stammt, las die Geschichte mit dem Bedauern, daß sich des Mädchens Liebesgram nicht auf den Unterleib geworfen, weil in diesem Falle die Recepte zu lesen wären, die Liesbeth gebraucht. „Nichts für den Geist", sagte der Hypochonder, „enthält die Geschichte; nichts für das Herz — meinetwegen! aber nicht einmal etwas für den Bauch!"

Das Komische an diesem Realismus liegt darin, daß er — keiner ist. Ein wohlerzogenes und feingebildetes Mädchen, wie Liesbeth sein soll, kann sich allerdings, gleichsam von unbewußter Sinnlichkeit fortgerissen, plötzlich in einen schönen Mann verlieben und dieser Liebe treu bleiben, auch nachdem sie erfahren hat, daß er nichts weiter als ein Bedienter ist, ja, wenn er ein gutes Herz und eine Beschaffenheit des Innern besitzt, welche nur äußere Formen und Manieren vermissen läßt, kann es dem Mädchen sogar ein erstrebenswerther Triumph scheinen, den ungeschliffenen Diamanten den blinden Vorurtheilen der Welt gegenüber nach seinem wahren Werthe zu erkennen und zu erkaufen. Wenn aber das Mädchen nach seiner ersten Verwirrung der Sinne genügend Zeit findet, in dem Geliebten den ganz ordinären Bengel zu erkennen, dessen Gemeinheit ihm nicht als Livrée, sondern als eigenste Natur beschieden ist, wenn die Braut außerdem sieht, daß die wohlgesitteten Eltern sich über ihre Wahl halbtodt kränken, dann sagt sie sich bei Zeiten, daß ein solcher Mann nicht ihrer Liebe, oder daß eine solche Liebe ihrer selbst nicht würdig sei, daß sie ihn mit Abscheu von sich stoßen müsse, selbst wenn eine unbegreifliche Thorheit ihrer Gefühle ihr deshalb das

*) Dresden, 1886.

Digitized by Google

Herz zu brechen drohte. Dies ist bei einem, wie gesagt, wohlerzogenen und feingebildeten Mädchen eine so natürliche, psychologische Lebenswahrheit, daß nichts Anderes möglich ist. Im wirklichen Leben mag es sich einmal ausnahmsweise auch anders verhalten haben, allein auch Mißgeburten sind eine unbestreitbare Wirklichkeit, ohne deshalb weniger eine Unwahrheit der Natur und gänzlich untauglich zu sein, der Kunst als Modell zu dienen.

Ueberhaupt sind die deutschen Nachäffer des französischen Naturalismus gerade in den Motiven nichts weniger als natürlich, sogar, wo es sich nicht um psychologische, sondern um die nackte, empirische Realität der Dinge handelt. Ich las neulich eine erst vor Kurzem erschienene Novelle eines derartigen realistischen „Strebers", und obgleich sie mir hier nicht zur Beurtheilung vorliegt und ich deshalb Titel und Verfasser nicht nenne, so ist doch der Vorgang, welcher der Ausgangs- und Mittelpunkt dieser Novelle sein soll, bezeichnend genug für den talentlosen Ehrgeiz, der sich an den modernen Realismus klammert, daß ich jenen Vorgang hier mittheilen muß. Die Novelle spielt in Wien. Ein socialistisch angehauchter Arbeiter stiehlt eines Sonntags Nachmittags, während die Pforten des Stefans-Domes weit offen stehen, einen goldenen, mit Edelsteinen besetzten Kelch vom Altar und entfernt sich unentdeckt. Nun bedenke man, daß diese Kirche mit ihren riesigen Räumen nicht blos den Betern, sondern auch zahlreichen Passanten offen steht, die sie als wegkürzenden Durchgang zwischen den nördlichen und südlichen Straßen des Stefansplatzes benützen. Kann man sich in der That vorstellen, daß unter solchen Umständen und in Wien, wo man wie in jeder Großstadt unausgesetzt vor den Gaunern auf der Hut sein muß, bewegliche Kostbarkeiten frei und unbewacht auf den Altären stehen ließe! Zum Glück kann der Stefansthurm nicht lesen, er müßte sonst über einen solchen Einfall selber einfallen.

Allein selbst wo man mit etwas mehr Geschmack und Klugheit als jener talentlose Streber dem französischen Naturalismus nachäfft, theilt man mit demselben eine Unart, die das hervorragendste Kennzeichen der Unfähigkeit in künstlerischer Beziehung und zwar auch auf nicht realistischem Gebiete ist. Schon in den schlechten Romanen, die in früheren Epochen ebenso treu einem falschen Idealismus wie die gegenwärtigen Romane einem falschen Realismus huldigen, fand man die bogenlangen Beschreibungen von Außendingen, die weder zur Handlung gehörten noch eine Stimmung hervorzurufen geeignet waren. Nun mußte in den idealistischen Romanen die überflüssige Schilderung der landschaftlichen Natur den Glauben an die Poesie des Verfassers erregen, während jetzt die Schilderung gleichgültiger und zufälliger Locale und Einrichtungen einer großen Stadt die Kunst des Realisten beweisen soll. Die Liebenden befinden sich auf einem Eisenbahn-Perron oder im „Wurstlprater" oder in einer Restauration — flugs taucht eine genaue Beschreibung der bezüglichen Oertlichkeit und des darin herrschenden Lebens auf. Wozu? Zu keinem Kunstzweck irgend einer Art, sondern nur, um recht naturalistisch zu sein. In Folge dessen glaubt sich der arme Leser plötzlich in den Lehrer eines Mädchenpensionats verwandelt, der da gezwungen ist, die mannigfachsten schriftlichen Aufsätze durchzugehen, welche die Beschreibung irgend eines zufällig gewählten Gegenstandes zum Thema hatten.

Der talentlose literarische Ehrgeiz ist in unseren Tagen so verbreitet, daß man ihn in der That schon durch jene „schriftlichen Aufsätze" in den Mädchenpensionaten für erweckt halten muß, zumal die überwiegende Majorität der Belletristen heutzutage aus Frauen besteht. Wir haben jedoch gegen diese Majorität so viel auf dem Herzen, daß wir ihm wenigstens den unberechtigten Ehrgeiz nicht ausschließlich zuschreiben wollen. Er ist bei der in unserer Zeit so dringenden Erwerbsfrage der Frauen vielleicht weniger als bei den Männern die Triebfeder literarischer Production. Unter den Letzteren ist allem Anschein nach die Zahl Derjenigen größer, die in gut situirter Lebenslage, ja in dem beneidenswerthen Zustand, vom Observatorium müßiger Beschaulichkeit herab dem Defiliren des Weltgetriebes zuschauen zu können, blos vom Kitzel literarischer Eitelkeit dazu angespornt werden, sich selbst in das Getriebe hinabzustürzen und ihren Namen überall hinzupinseln, in jeden Winkel der Oeffentlichkeit, auf den nur immer ein Blick fallen könnte. Wirft man ihnen vor, daß sie die ohnehin schon zum Verderben angeschwollenen Bücherfluthen nicht einmal in der verzeihlichen Absicht vermehren, Nahrung für ihre eigene Person daraus zu fischen, so verweisen sie entrüstet auf Goethe, Lord Byron u. A., die es auch „nicht nöthig hatten". Dabei vergessen sie nur, daß das Schreiben mindestens mit ebenso großem Rechte wie bei den Indiern das Geborenwerden für ein Verbrechen anzusehen wäre. Auf das Verbrechen des Geborenwerdens ist als Beweis für die Größe dieser Schuld Todesstrafe gesetzt. Dem Sünder bleibt nichts übrig, als durch außerordentliche sittliche Erhebung der Seele der Wiederholung der Schuld und der Strafe vorzubeugen. Faßt man das Laster des Schreibens in demselben Sinne auf, so haben eben ein Goethe, ein Lord Byron u. A. durch außerordentliches Talent und Genie dafür gesorgt, daß nicht noch einmal in ihrer Weise das Schreiben sich wiederholen wird.

Um jedoch den Sinn dieses Vergleiches grad heraus zu sagen: man sollte den wohlhabenden Strebern die Berufung auf wohlhabende Genies nicht gestatten, wenn man schon nicht eine polizeiliche Untersuchung veranstalten kann, ob Derjenige, der die Welt durch schlechte Bücher noch mehr verunziert als sie es ohnehin ist, es auch wirklich „nöthig hat".

Ein Buch wie „Mein Debut" von Ziegler ist mindestens insofern nicht überflüssig, als es durch geistlose, fast mechanische Nachahmung die in Mode gekommene Richtung zu einem Extrem treibt, welches die Untauglichkeit der Manier für die Kunst Jedem einleuchtend macht.

Die Erforschung von Deutsch-Westafrika.

Von Friedrich von Hellwald.

Wie ein glänzendes Meteor ist seit wenigen Jahren unter den deutschen Reisenden Hugo Zöller erschienen, ein junger Mann von gewinnender Liebenswürdigkeit und starkem Forscherdrange, Correspondent der „Kölnischen Zeitung", welche ihn mit seltener und nicht genug rühmenswerther Freigebigkeit in die verschiedensten Himmelsstriche und Erdtheile aussandte. Im Jahre 1879 sehen wir den thatkräftigen Mann aus Anlaß der Weltausstellungen in Sydney und Melbourne zuerst ausziehen und auf amerikanischem Boden in New-York landen. Im Fluge durcheilt er die Vereinigten Staaten und schifft sich in San Francisco nach Australien ein. Auf dem Rückwege nach Europa berührt er Brisbane im tropischen Nordaustralien und segelt durch die Torresstraße nach der holländisch-portugiesischen Insel Timor, wo er die Weihnachtstage zubringt. Im ostindischen Archipel dampft er in der Entfernung weniger Kilometer längs jener Inseln hin, welche das irdische Eden, die großen Sunda-Inseln, mit einem üppigen Kranze umgürten, und findet darauf Gelegenheit, sowohl das Europäerleben in Ostindien als das niederländische Colonialsystem zu beobachten und zu studiren. Der Dampfer bringt ihn von Ceylon nach Aden und durch die Gluthpfanne des Rothen Meeres nach dem interessanten aber landschaftlich langweiligen Suezcanal, von wo er einen Abstecher in das Land der Pharaonen, nach Kairo, den Pyramiden und Memphis, nicht unterläßt, um in Alexandrien nach Athen sich einzuschiffen und dort Schliemann's mykenische Alterthümer in Augenschein zu nehmen. Die Heimkehr von diesen classischen Stätten bewerkstelligt er nicht wie andere Menschenkinder auf dem gewöhnlichen Wege um Kap Matapan, sondern er zieht über den Isthmus von Korinth, segelt durch den malerischen Golf nach Korfu und landet endlich nach einjähriger Abwesenheit und vollbrachter Weltreise in Triest. Sein Buch „Rund um die Erde" war die Frucht dieser Fahrt.

Nur ein Jahr später wird Zöller von der „Kölnischen Zeitung" abermals ausgesandt, diesmal um die Verhältnisse der in Südbrasilien angesiedelten Deutschen zu erkunden. Der immer mehr erwachende Colonialdrang der Deutschen warf

Digitized by Google

schon seine Schatten voraus. Zöller eilt nach Paris und Lissabon, sieht sich in Portugal um, einem Lande, von dem man in Deutschland so wenig hört und weiß, und schifft sich auf dem „Orénoque" wohlgemuth nach der brasilischen Hauptstadt ein. Er studirt hauptsächlich das brasilische Leben, die so wichtige Frage der Sklavenemancipation und ihrer Folgen, endlich auch die politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse des demokratischen Kaiserreiches. Dann sucht er „die Deutschen im brasilischen Urwald" — so lautet der Titel seines neuen Buches — selbst auf; er wendet sich nach der Provinz S. Paulo und schifft sich nach seiner Rückkehr in Rio de Janeiro nach dem Süden ein, um sich nach der deutschen Colonie Dona Francisca in der Provinz Santa Catharina zu begeben. Weiterhin zieht er an den Itajahy nach Blumenau und der deutsch-brasilischen Handelsstadt in der Provinz Rio Grande do Sul, in welcher er in Begleitung eines Musterreiters den Urwald durchreist und die Ueberzeugung gewinnt, daß unter allen ihm bekannten Colonialländern sich Südbrasilien am besten für die Ansiedlung deutscher Ackerbauer eigne. Aber nicht auf Brasilien beschränkt sich unser Reisender. Er durchrast im Galopp das Grasland Uruguay bis zum heutigen Weiberstaate Paraguay, und lernt dieses der deutschen Einwanderung vielfach empfohlene südamerikanische Mesopotamien genauer kennen. Dann führt der Wandertrieb ihn nach Buenos Ayres und die Gauchorepublik Argentinien, wo er sich zu einer neuen mühevollen und strapazenreichen Tour anschickt. Zöller fährt quer durch die Pampa, nach dem Städtchen Mendoza, wo schon chilenische mit argentinischen Eigenthümlichkeiten sich mischen. Nun aber heißt es zu Maulthier den gefährlichen Ritt über die Anden ausführen, der unseren Weltfahrer zu 70 Stunden im Sattel, zuweilen auf engstem Raume zwischen Abgrund und Stierhörnern, zwingt. Endlich erlöst, eilt er auf der chilenischen Andenbahn nach Valparaiso zu wohlverdienter Rast, betrachtet Chile und die Chilenen, dampft nach Santiago und verlebt Weihnachten 1881 in der peruanischen Hauptstadt. Aber auch in Lima kann er nicht immer bleiben, er bricht auf nach Guayaquil, der Hafenstadt von Ecuador, und der Landenge von Panamá, wo er die Canalbauten eingehend besichtigt und beschreibt. Auf der Rückfahrt von Colon nach Southampton ankert er am Kai von Kingston und schaut die Blauen Berge von Jamaika, machte einen kurzen Aufenthalt in dem haytischen Hafen von Jacmel und verweilte endlich mehrere Tage auf der Insel Barbados, dem westindischen „Klein-England", wo er die beklagenswerthen Folgen der Sklavenemancipation beobachten konnte.

Noch das nämliche Jahr 1882 sah Zöller in Egypten, wohin er sich als Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung" während der Erhebung Arabi Pascha's und des ruhmlosen Feldzuges der Engländer begeben hatte, und schon zu Anfang August 1884, als er sich auf einer Erholungsreise befand, traf ihn die telegraphische Anfrage, ob er binnen wenigen Tagen, wiederum im Auftrage der „Kölnischen Zeitung", nach Westafrika abreisen wolle, und zwar ebenso wie bei seinen früheren Reisen sowohl mit unbeschränkten Mitteln als mit unbeschränkter Freiheit des Handelns. Die Telegramme über die von dem Reichscommissar Dr. Gustav Nachtigal vorgenommenen Flaggenhissungen waren erst soeben eingetroffen und, wie er selbst sagt, um des Ruhmes willen der erste Erforscher von „Deutsch-Afrika" zu sein, zögerte der thatkräftige junge Mann keinen Augenblick, im Dienste nicht blos der „Kölnischen Zeitung", sondern, wie er die Sache auffaßte, im Dienste seines Vaterlandes neuerdings hinauszuziehen in die ferne Welt. Absichtlich habe ich Zöller's vorhergehende Leistungen als Reisender im Zusammenhange skizzirt, ehe ich auf die Ergebnisse dieses seines letzten, ungefähr ein Jahr umfassenden Aufenthaltes in Westafrika näher eingehe, wie sie in einem äußerst lesenswerthen, vierbändigen Reisewerke: „Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste"*) vorliegen. Der erste Band behandelt „das Togoland und die Sklavenküste", die drei übrigen, die ich im Nachstehenden hauptsächlich ins Auge fassen will, „Forschungsreisen in der deutschen Colonie Kamerun". Zwar ist es nicht meine Absicht, dem Verfasser auf Schritt und Tritt zu folgen und etwa einen das Lesen des Werkes selbst ersparenden Auszug zu geben, vielmehr kommt es mir darauf an, die Bedeutung der Zöller'schen Leistung im Großen und Ganzen zu beleuchten, auch manche seiner leitenden Gesichtspunkte zu erörtern, und eben dazu war es unerläßlich, den Leser mit den Antecedentien des Verfassers vertraut zu machen.

*) Stuttgart, W. Spemann.

Was nun den Inhalt des vorliegenden neuen Reisewerkes anbetrifft, so begnüge ich mich, denselben kurz anzudeuten. Zöller's Buch über das Togoland darf man wohl füglich als die erste ausführliche Schilderung des behandelten Gebietes bezeichnen. „Ich bin weder Naturforscher, noch auch im allgemeineren Sinne Gelehrter", sagte Zöller von sich selbst in seinem ersten Buche; es konnte aber nicht fehlen, daß ein denkender Kopf, welcher den größten Theil der bewohnten Erde geschaut und dadurch zu Vergleichen angeregt worden, durch Studien ergänzte und berichtigte, was die Raschheit und wohl auch oft die Flüchtigkeit des Erlebten oder Beobachteten zu vertiefen nicht gestattete. Und mit solch reifendem Wissen erwachte auch der schlummernde Forschertrieb, nur einer günstigen Gelegenheit harrend, sich zu entfalten. Eine solche bot sich nun im Togolande, von dem bisher eigentlich blos der Küstensaum, und dieser nur mangelhaft, bekannt war. Zöller unternahm nun eigene Ausflüge und Entdeckungsfahrten in das Innere des Landes und entdeckte dabei, daß die Togolagune bedeutend kleiner sei, als die britischen Seekarten zeigten, sowie daß im Norden dieser Lagune ein bislang völlig unbekannt gewesener Fluß, der Haho, welchen er eine Strecke weit befuhr, einmünde. So war unser Weltreisender unversehens auch geographischer Entdecker geworden, von dessen Auffindungen die Landkarten Notiz nehmen müssen. Das Togoland schätzt Hugo Zöller auf 1300 Quadratkilometer und etwa 40 000 Einwohner.

Sein Kamerunwerk hebt an mit einer Schilderung der englischen Goldküsten-Colonie mit Cape Coast Castle als Hauptstadt, deren Verwaltung er übereinstimmend mit meinem verstorbenen Freunde Marquis de Compiègne, dem Erforscher des Ogowe und Gabun, soweit die Gerichtsbarkeit in Frage kommt, als einen Hohn auf jede Gerechtigkeit bezeichnet. Er führt den Leser nach Accra sowie der englisch-deutschen Grenzstadt Quitta und schildert uns die Neger vom Anglo-Stamme und des Ewe-Volkes, dem auch die Eingeborenen von Togo, Povo und Dahome zuzurechnen sind. Nach dem letztgenannten Lande, diesem Wartthurme uralter afrikanischer Barbarei, unternahm er einen kurzen Abstecher, und das „Unter den Amazonen von Dahome" überschriebene Capitel, in welchem er die in Weida eingesammelten Erkundigungen über dieses Negerreich zusammendrängt, ist wohl eins der spannendsten des ganzen Buches. Wir schreiten dann weiter nach dem britischen Lagos, nach Porto-Novo, dem Mahingebiete, den Nigirmündungen und statten endlich der prächtigen Tropeninsel Fernando Po einen Besuch ab, ein spanisches Besitzthum, welches Zöller ein Paradies an Reichthum und Schönheit der Natur, ein gottbegnadetes Eiland nennt, wie die Welt deren nur wenige besitzt. Von hier schiffte sich unser Reisender nach dem Kamerunlande ein, dem der Rest dieses Bandes sowie der ganze nächstfolgende gewidmet sind, und hier wird Zöller wieder zum Forscher. Am 12. December 1884 bestieg der Unermüdliche in Begleitung der seither vielgenannten Polen Rogoszinski und Janikowski den großen Kamerun-Pik, den Mongo-Ma-Loba oder Götterberg, der an Höhe unserem Montblanc etwa gleichkommt. Dann aber übertrug er sich selbst eine politische Rolle kleineren Stiles, in dem er vom Reichscommissar Dr. Nachtigal, bevollmächtigt, sonst aber auf eigene Faust und mit eigenen Geldmitteln auszog zu einer friedlichen Eroberung des Kamerungebirges, wobei es ihm in der That gelang, acht kleine Staatsgebilde unter deutschen Schutz zu stellen.

Von Kamerun wandte sich Zöller südwärts nach Malimba und Klein-Batanga. Dort mündet in das Meer der Batanga- oder Moanjastrom, von dem nicht viel mehr als eben die Mündung bekannt, richtiger geahnt war. Im März 1885 untersuchte ihn nun Zöller auf einer zweitägigen Bootfahrt, bis zu einem

Digitized by Google

32 Kilometer von der Küste entfernten Punkte, wo ein 10 Meter hoher Wasserfall, von Zöller mit dem guten Rechte des Entdeckers nach dem Besitzer der „Kölnischen Zeitung" Neveu Du Mont-Fall benannt, die Schifffahrt unterbrach. Immer weiter südwärts bringend, kam Zöller in den Campoflußbezirk und das Battaland, wo er schon auf französische Einflüsse stieß. Nach einem Besuche bei den deutschen Kaufleuten in den spanischen Colonien Corisco, Groß- und Klein-Eloby wandte sich Zöller nach dem Gabun, wo ihn endlich die tückische Malaria packte, welcher der treffliche Dr. Nachtigal erlag und die auch unseren Reisenden seither nicht mehr verließ, was ihn freilich nicht hinderte, das französische Colonialreich in Westafrika zu studiren, nach dem Kongo zu segeln, auf diesem modernen Modestrome bis Vivi vorzudringen und von dem belgischen Kongostaate ein Gemälde zu entwerfen, welches eben im jetzigen Augenblicke das Interesse auf das Höchste gefangen nimmt. Nur ungern sieht der Leser den Verfasser vom Kongo die Heimreise nach Europa antreten und damit ein Buch zu Ende gehen, dessen reichen Inhalt ich im Vorstehenden nur in seinen hauptsächlichsten Umrissen angedeutet habe.

Damit halte ich indeß meine heutige Aufgabe nicht für erschöpft. Ich habe so manches noch auf dem Herzen, dessen Erörterung gerade hier am Platze scheint. Zunächst — wenn auch nur ganz beiläufig — die Colonialfrage. Diese hat Zöller von jeher im Auge gehabt, wie aus seinen früheren Büchern hervorgeht, er ist aber glücklicherweise, obwohl den Besitz eigener Colonien von Herzen ersehnend, niemals ein Fanatiker geworden. „Mir scheint", so schreibt er in seinem ersten Buche, „so lange wir keine eigene Colonie besitzen, das Bleibedaheim noch immer eins der vernünftigsten Sprichwörter zu sein." Und dieser sein durch gutes Beobachten in vielen Ländern erworbener Standpunkt bricht heute noch durch an vielen Punkten seiner Darstellung. Zöller ist ein aufrichtiger Anhänger der deutschen Colonialpolitik, deren Begründer, dem Fürsten Bismarck, er sein Buch widmet, während er selbst an der Erwerbung deutscher Schutzgebiete in Kamerun sich direct betheiligte und diese selbstgestellte Aufgabe mit einem Eifer und einem gewissen tragischen Ernste auffaßte, für die ein Nichtdeutscher kaum immer das nöthige Verständniß haben dürfte. Aber nimmer fällt es Zöller ein, den Werth der erworbenen Ländereien anders darzustellen, als er sich ihm zeigte, niemals taucht er seinen Pinsel in das allbeliebte Rosenroth, geschweige denn, daß er dieselben als auch nur halbwegs passende Ziele für die deutsche Auswanderung priese. Er verschweigt vielmehr keine Schattenseite, berichtet gewissenhaft über die klimatischen Verhältnisse, über die Chancen, welche der Boden für etwaigen Plantagenbau bieten könnte und hat überall ausschließlich nur Handelscolonien, höchstens Plantagenwirthschaft mit Zuhilfenahme einheimischer Arbeitskräfte, niemals aber Ackerbaucolonien mit europäischer Bevölkerung im Auge. Selbst der Handelswelt zeigt er keine goldenen Berge, und ich weiß nicht, ob seine Schilderungen von dem Leben der europäischen Kaufleute im tropischen Westafrika gar Viele verlocken werden. Zöller hält an dem Grundsatze fest — und daran thut er sehr Recht — die Dinge nur so zu schildern, wie er sie gesehen. Die stricte Befolgung dieser Maxime in diesem wie in allen Zöller'schen Werken verleiht ihnen etwas Ursprüngliches, das hohen Reiz gewährt und selbst irrthümlichen Ansichten als entschuldigende, erklärende Folie dient.

Ein Anderes, womit Zöller besticht und was mit dem Streben nach Wahrheit in innigem Zusammenhange steht, ist sein ausgesprochener Gerechtigkeitssinn. Zöller ist deutscher Patriot wie irgend einer, dies geht aus jeder Zeile seiner Bücher hervor; aber sein Patriotismus ist kein solcher, welcher dem Fremden unangenehm oder aufdringlich erschiene. Als Mann, der viel in der Welt gesehen, beobachtet und verglichen hat, hält Zöller sich fern von jenem Chauvinismus, der seit einer Reihe von Jahren aus Gallien seinen Einzug in Deutschland hält und hier allem Anscheine nach noch üppiger ins Kraut geschossen ist als in seiner Heimath. Er räumt ein, daß die Italiener fleißig und in allen Erdarbeiten unübertroffen sind, er stimmt nicht rundweg ein in die landläufigen Verdammungsurtheile der französischen Colonialpolitik, deren Fehler er auch nicht verhehlt. Er erkennt rückhaltlos die Vorzüge des holländischen Colonialsystems in Ostindien an, dessen Nachahmung ihm für die deutschen Erwerbungen in Westafrika allein empfehlenswerth dünkt; ja, er verkennt auch nicht die Eigenschaften der so viel geschmähten Portugiesen und hebt die Thatsache hervor, „daß die innersten Seiten der Negernatur von keiner andern europäischen Nation so gut wie von den Portugiesen verstanden werden". Zöller ist eben kein Nachbeter hergebrachter Phrasen und bewahrt sich ein selbstständiges Urtheil auch dort, wo er der Alltagsmeinung stracks zuwiderzulaufen sich bewußt ist. Ungemein erfreut hat mich in dieser Hinsicht seine nüchterne Auffassung der Sklaverei und der damit zusammenhängenden Fragen. Er sagt es kategorisch heraus, daß der fadenscheinige Vorwand der Humanität doch auf die eine oder die andere Art umgangen werden muß. So wird es denn unerläßlich, die uns anstößig gewordene Sklaverei durch andere Formen von Zwangsarbeit zu ersetzen, und nur diese Form kann in Frage kommen. Weil er kein Liebhaber der Phrasen ist, verfällt Zöller auch nicht in eitel Bewunderung vor den Leistungen Stanley's, dessen Entdeckerverdienst ebenso unangetastet bleibt, als sein großartiges Reclametalent anerkannt wird. Zöller warnt vor allen Reclameländern, was aber speciell den Kongo betrifft, so ist er eben Modesache geworden, aber wehe Denen, die dem Modedrang, ohne sich über das, was sie finden werden, ganz genau klar geworden zu sein, folgen. Zöller gibt sich Mühe, ihnen hierzu zu verhelfen, was er aber von dem Lande und dem Strom bis Vivi gesehen, paßt gar nicht in Stanley's Schablone.

Zöller ist, möchte ich sagen, älter als er ist, d. h. seine Erfahrungen haben seinen Gesichtskreis ungemein erweitert, seine Ideen ungemein gereift; dennoch ist er ein junger Mann, und diesem Umstande verdanken wir es auch, daß seine Blicke sich nicht vor jenen Seiten im Leben der Naturvölker verschlossen, von welchen andere Reisende sich zumeist geflissentlich abwenden. Zöller aber hat den Muth, Dinge zu berühren, ja eingehend zu erörtern, deren ängstliches Todtschweigen an der Wahrhaftigkeit so vieler Berichte nicht ungegründete Zweifel aufkommen läßt. Das ewig Weibliche nimmt in seinen Schilderungen die Stellung ein, die ihm gebührt, und die Völkerkunde wird ihm darob Dank wissen, mögen auch gewisse Kreise in ihrer heuchlerischen Prüderie wegen der übrigens durchaus decent gehaltenen Darstellungen zetern und schreien.

Zöller's Reisewerk liest sich, wie seine früheren Arbeiten, sehr angenehm; es ist spannend geschrieben, ich will nicht sagen wie ein Roman, wegen des hier unpassenden Beigeschmackes, den dieses Wort besitzt. Es ist mehr der feuilletonistische Charakter, welcher diesen Schriften anhaftet und sie fesselnd macht. In seinen leichten fließenden Stil weiß dann Zöller das belehrende Element geschickt zu verweben; nur hat er es leider verabsäumt, verschiedene unnöthige Wiederholungen auszumerzen, so daß man den einzelnen Capiteln des Buches ihr Entstehen als selbstständige Zeitungsberichte mitunter noch allzu deutlich anmerkt. Dies hätte, so glaube ich, bei sorgfältigerer Umarbeitung leicht vermieden werden können. Doch ist auf diesen Mangel nicht allzuviel Gewicht zu legen. Die Hauptsache bleibt doch immer eine lesbare Darstellung. Dies ist sonst in deutschen Reisewerken eine Seltenheit. Die deutschen Reisenden schreiben sehr gelehrt, aber in der Regel entsetzlich nüchtern und langweilig, was für „wissenschaftlich" gehalten wird. Wer, wie der Referent, bei seinen Studien auf die Bewältigung der neuesten Reiseliteratur angewiesen ist, weiß, daß durchschnittlich die deutschen Reisewerke an Trockenheit nur noch von den englischen Reisetagebüchern übertroffen werden; für ihn ist es ein wahres Labsal, einmal das Buch eines Franzmannes oder eines Romanen in die Hand zu bekommen, wie es z. B. das eben erschienene herrliche Buch Mantegazza's über Indien ist. Da sehen wir einen Gelehrten von europäischem Rufe, der es nicht verschmäht, als Stilist zu glänzen, der die Ergebnisse strengster und anscheinend ödester anthropologischer Forschungen in das Gewand einer farbensatten Diction zu kleiden weiß, der von den

Digitized by Google

geschauten Wundern des Morgenlandes sich zu tiefgeistigen Betrachtungen wie zu anmuthigen Stilblüthen begeistern läßt. Jedenfalls würde etwas mehr Beachtung der Form auch den wissenschaftlichen Werken Deutschlands keinen Eintrag thun. Ich weiß nicht, ob Herr Zöller es als ein Compliment auffassen will oder nicht, aber als Schriftsteller ist er nicht deutsch genug.

Hugo Zöller, den ich einmal flüchtig bei mir zu sehen das Vergnügen hatte, ist ein guter Mensch. Das Capitel, welches er dem Andenken meines unvergeßlichen, langjährigen Freundes Dr. Nachtigal gewidmet, zeugt nicht nur von feinem Gefühl, sondern auch von wahrem Verständniß für diese tiefangelegte Natur, die er doch nur erst seit wenigen Wochen kennen gelernt hatte. Es wäre schade, wenn neben solchen prächtigen Eigenschaften andere Platz greifen würden, welche ihren Träger weniger sympathisch machen könnten. Oben habe ich den Fortschritt betont, in dem sich Zöller's Entwicklung vollzogen habe, fast aber will es mich bedünken, als ob dies auch nach der Richtung des Selbstbewußtseins der Fall sei. Sicherlich ist es einem Manne, dem in so jungen Jahren und dank einer preisenswerthen Körperveranlagung, sowie dem Zusammentreffen glücklicher Umstände so Verdienstvolles zu leisten vergönnt war, auch nicht zu verdenken, wenn er die Anerkennung des Geleisteten erstrebt. Es ist wahr, daß er ein Jahr lang unter Strapazen, wie kein Kaufmann und kein Marineofficier sie sich zuzumuthen braucht, allen Unbilden eines nichts weniger als freundlichen Klimas getrotzt, hauptsächlich bemüht, das noch gänzlich unerforschte und an vielen Punkten vorher noch niemals von weißen Männern betretene Binnenland von Togo und Kamerun der Kenntniß seiner Landsleute zu erschließen. Bald überreichlich mit Lebensmitteln versehen, bald hungernd und durstend, bald vor Hitze fast vergehend, bald vor Kälte zitternd, bald in den weichen Betten der Factoreien, bald, das Gewehr im Arm, unter dem Laubdach feuchtigkeittriefender Urwälder, oder auf dem Fußboden elender Negerhütten schlafend, so hat Zöller, allen Genüssen Europas entsagend, Tage um Tage, Wochen um Wochen, Monate um Monate dahingehen sehen. Alles dieses ist buchstäblich wahr, aber es wäre meines Erachtens besser gewesen, das Hervorheben dieser Thatsachen Andern zu überlassen, als es selbst zu sagen. Dem älteren Manne möge der tüchtige Forscher auch die Meinung nicht verübeln, daß den von, wenn auch verdienten, Schmeicheleien strotzenden Einführungsbrief Dr. Schweinfurth's eine zartbesaitete Bescheidenheit, wie sie in so hohem Maße den dahingeschiedenen Nachtigal schmückte, sicher weggelassen hätte. Zwar gilt in der Gegenwart mehr denn je das bekannte Goethe'sche Wort, allein es gibt eben überall eine Grenze. Zöller ist wiederholt der „deutsche Stanley" genannt worden. In Wahrheit sind die Beiden mit einander nicht zu vergleichen. Ihre Verdienste liegen nach anderen Richtungen, und ich meinestheils gebe der Zöller'schen Richtung unbedingt den Vorzug. Möchte der deutsche Forscher sich auch sonst in nichts mit dem Angloamerikaner begegnen!

Ein Traum von Englands Zukunft.

Von Ferdinand Lotheißen.

England geht einer schweren Zeit entgegen. Ernste Gefahren bedrohen das meerbeherrschende Reich, — Gefahren, die vielleicht noch auf kurze Zeit abgewandt werden können, aber früher oder später eintreten müssen, und zu deren Abwehr die Nation ihre ganze Lebenskraft nöthig haben wird. Denn es wird sich um nichts weniger als die Weltstellung Englands handeln.

Verglichen mit der kommenden Krisis ist die irische Frage, die jetzt alle Gemüther jenseits des Canals in Aufregung erhält, von geringer Bedeutung. Immerhin wird sie dazu dienen, die Entwicklung zu beschleunigen. Scheidet das grüne Erin aus dem engeren Reichsverband aus, so ist ein Vorbild für ähnliche Bestrebungen gegeben, und bald werden auch Schottland und Wales ein Sonderparlament und was damit zusammenhängt verlangen.

Sieht man neben diesen irischen Trennungsgelüsten, die eines Tags Irland sogar auf die Seite der Feinde Englands führen können, noch die großen Schwierigkeiten, die sich im Lande selbst häufen, die Unzufriedenheit der ackerbautreibenden Bevölkerung, den langsamen, aber stetigen Niedergang des Handels und der Industrie, so erkennt man unschwer in diesen Verhältnissen den Keim einer Umwälzung, deren Folgen nicht abzusehen sind.

Patriotischen Männern drängt sich die besorgte Frage auf, ob England im kommenden Jahrhundert nicht dasselbe Schicksal haben werde, wie Holland vor zweihundert Jahren. Auch Holland war seiner Zeit eine Meerbeherrscherin, die erste See- und Handelsmacht der Welt, und wie plötzlich brach seine Kraft, schwand sein Einfluß! Sein Reichthum blieb ihm, auch sein Handel blühte weiter, aber seine Weltstellung war für immer verloren.

Englands Machtstellung ist bedroht. Schon ist sein Wort nicht mehr so maßgebend in Europa wie früher. Zu seinem Trost kann es sich freilich sagen, daß es über ungleich größere Hülfsmittel gebietet, als Holland je gehabt hat. Es umklammert mit mächtiger Faust den ganzen Erdball, und seine Colonien und außereuropäischen Besitzungen bilden ein Gebiet, wie es keine andere Macht jemals nur annähernd sein eigen nennen konnte. Aber beherrscht es dasselbe wirklich? Indien vielleicht; aber Canada, Australien, das Capland? Ein bekannter Staatsmann des modernen England besprach einst die Möglichkeit eines großen Seekriegs und erklärte jede Hoffnung auf nachdrückliche Unterstützung Seitens der Colonien für eitel. Die sechzigtausend Seeleute und Fischer in Canada meinte er, würden keinen Arm für England heben. Die Colonien hätten für das Mutterland nur noch Werth als sicheres Absatzgebiet. Andererseits aber erheischen sie große Geldopfer, und jeder Feldzug gegen Kaffern, Maoris oder gar die Boers kostet England schwere Millionen an Geld und zahlreiche Menschenleben. Ist es zu verwundern, wenn viele Stimmen selbst in England laut werden, welche eine völlige Loslösung der schon beinahe selbstständigen Colonien fordern? So lange freilich ein Volk noch das Bewußtsein seiner Kraft in sich trägt, wird es auf solche Vorschläge nicht hören. Die Größe einer Nation wird nicht nach der Höhe des kaufmännischen Erwerbs bemessen. Auch in England findet eine solche Politik keine Majorität. Im Gegentheil, ernste Staatsmänner überlegen die Möglichkeit, die losen Bande zwischen England und den Colonien fester zu ziehen und zu verstärken. Eine Reichspartei, die imperialistische, welche nach diesem Ziele strebt, ist im Entstehen begriffen. Sie beabsichtigt dabei nicht, die Herrschaft Englands über die Colonien zu kräftigen, denn ein solches Beginnen würde sogleich einen Rückschlag hervorrufen und zur Trennung führen. Sie denkt vielmehr an eine organische Gliederung und Einfügung sämmtlicher englischen Besitzungen in ein großes Staatsgebilde.

Schon im 17. Jahrhundert entwickelte Sir James Harrington eine ähnliche Idee. In einer Schrift, die er Cromwell widmete, schlug er die Gründung eines Weltreichs „Oceana" vor, das die Königin der Meere und somit der Völker sei. Diese Idee lebt heute, wenn auch in etwas anderer Form, wieder auf. Zu ihren Vertheidigern gehört der bekannte Historiker James Anthony Froude, der deshalb die Colonien selbst besuchte, um die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Von seinem Sohn begleitet, schiffte er sich in England Anfangs December 1884 ein, kam nach der Capstadt, sah die bedeutendsten australischen Staaten, Süd-Australien, Victoria, Neu-Süd-Wales, Neu-Seeland und kehrte über Amerika in die Heimath zurück. Seine Reise hatte verhältnißmäßig nicht lange gedauert, denn er war schon im Mai 1885 wieder zu Hause. Man fragt sich da zunächst, ob Froude in der Zeit weniger Monate wirklich so viel von den zwei fernen Welttheilen gesehen habe, um sich ein Urtheil über sie bilden zu können? Auf diesen berechtigten Zweifel ist indessen zu bemerken, daß Froude ja hauptsächlich das Ver-

Digitized by Google

hältniß der Colonien zum Mutterland genauer erforschen wollte. Er wünschte die Ideen und Bestrebungen zu kennen, welche die Bevölkerung der jungen Staaten in Australien bei ihrem Vorgehen leiten, und da er überall mit den Kreisen der einflußreichsten Staatsmänner und Parlamentarier, mit den Vertretern der Wissenschaft, der Industrie und des Landbaues in Berührung kam, konnte es ihm an Gelegenheit nicht fehlen, sich über alle ihn zunächst interessirenden Fragen zu unterrichten.

Was er da gesehen und gehört hat, erzählt er in einem anziehenden Buch, „Oceana", das halb Reisebeschreibung, halb politische Schrift ist und eine Fülle feiner Bemerkungen bietet.*)

Ein eifriger Patriot, spricht Froude gelegentlich ein strenges Urtheil über seine Landsleute aus. Die englische Politik der neueren Zeit erregt seinen Unwillen, und er wird bitter, wenn er vom Vorgehen Englands in der Capcolonie und gegen die Boers spricht. „Wir haben die Colonisten ebenso unedel wie unpolitisch behandelt, und Menschen, welchen wir Unrecht gethan haben, verzeihen wir nie", sagt er. Die englische Regierung häufte Unrecht auf Unrecht, Gewaltthat auf Gewaltthat, kein Rechtsbruch schreckte sie gegenüber der großen holländischen Bevölkerung von Südafrika. Froude meint, das einzige Band, das diese noch an England fessele, sei ihre Furcht vor den Deutschen. „Aber wir werden es noch so weit bringen, daß sich alle, Weiße und Farbige, mit einander verbinden, um uns loszuwerden."

So betrübt ihm die Lage der Capcolonie erschien und so zerrüttet deren Verhältnisse, — eine Folge der Abhängigkeit von der Centralregierung in London: so erfreulich war ihm der Gegensatz, der sich ihm in den ganz unabhängigen, von London aus kaum beeinflußten Staaten Australiens darbot. Wie im Capland wohnen auch hier verschiedene Stämme neben und miteinander, Engländer, Deutsche, Chinesen. Aber während in Süd-Afrika der Nationalitätenhader heimisch ist, herrscht hier Friede, und ein erstaunlicher Aufschwung zeigt sich überall. Im Lauf eines Menschenalters sind hier volkreiche Städte entstanden, wie Adelaide und Melbourne, von welchen die erstere heute 150 000, die zweite schon 300 000 Einwohner zählt. Weit in das Innere hinein ist der Boden urbar gemacht, trefflich angebaut und gewährt einen Ertrag, wie ihn kein anderes Land mehr kennt. Ueberall fand Froude Zeichen sicheren Wohlstandes, große Höfe und behagliche Landhäuser. Platz gibt es noch für viele, und socialer Kampf ist darum unmöglich. Was aber den Reisenden besonders wohlthätig berührte, war das rein englische Wesen, das er überall in Australien antraf. Die Sprache der Bewohner war englisch, ohne jeden fremden Accent, ohne provinzielle Eigenthümlichkeit. „Wir waren 12 000 Meilen von England entfernt, und doch noch in England, ja im besten England, soweit ich nach der Unterhaltung urtheilen konnte", sagt Froude gelegentlich seines Aufenthalts in Adelaide. In gleicher Weise freute er sich, echt englische Sitte dort zu finden. „Adelaide war mir bedeutend erschienen, aber Melbourne erschien mir wie ein Wunder. In meinem Leben war ich noch nicht so erstaunt gewesen", sagt er. Nicht die Schönheit des Anblicks überraschte ihn, — sie ist mäßig, sondern das Leben, die Entwicklung dieses kräftigen Gemeinwesens. Der Staat Victoria, dessen Hauptstadt Melbourne ist, strebt gewissermaßen nach der Führerrolle in Australien.

Die Frage einer engeren Verbindung mit England wurde in allen Kreisen der australischen Colonien gerade damals lebhaft besprochen. Die Besitzergreifung des Nordtheils von Neu-Guinea durch die Deutschen hatte die Gemüther erhitzt und ihnen die Schwäche des Bandes bewiesen, das Australien politisch mit England verbindet. Gleichzeitig verhandelte das Parlament von Neu-Süd-Wales über den Antrag, ein Hülfscorps nach Suakim in Egypten zu schicken. Die Annahme desselben schloß ein wichtiges Präcedens ein und erregte deshalb große Aufmerksamkeit.

Im Allgemeinen fand Froude die Stimmung überaus sympathisch für England; aber ebenso fand er überall die Ueberzeugung, daß das jetzige Verhältniß auf die Dauer nicht haltbar sei. Wie die Umwandlung statthaben solle, darüber waren die Meinungen getheilt. Mancherlei Beweise von Hochmuth von Seiten Englands kränken die Colonien. Sie dürfen z. B. die englische Flagge nur mit einem Querstrich führen, gleich als seien sie illegitime Kinder Albions; ihre Söhne gelten als fremd in England, trotzdem sie ein warmes englisches Herz haben. Soll das Mutterland auch Australien verlieren, wie einst Nordamerika? Noch ist man nicht so weit, aber man spricht von einem australischen Staatenbund, der den ganzen Continent umfassen solle, und es ist klar, daß mit seiner Stiftung der erste Schritt zur Trennung von England gethan wäre. Die meisten Colonisten wollen davon bis jetzt nichts hören. Wenn freilich in einem halben Jahrhundert die Zahl der Einwohner auf fünfzig Millionen angewachsen sein wird, was man erhofft, dann ist eine Trennung unabwendbar, es sei denn, daß man bis dahin jene engere politische Vereinigung mit England durchgeführt habe. Die „Reichspartei" in England, sowie die Staatsmänner der australischen Colonien wünschen die Errichtung eines die Welt umfassenden Reichs, „Oceana", in welchem England so gut wie die Colonien aufzugehen hätten. Die Idee ist gewaltig und verlockend. Aber sobald man an ihre Verwirklichung denkt, thürmen sich die Schwierigkeiten. In dieser Oceana müßten alle Theile gleich berechtigt sein, ein Vollparlament der Deputirten aus allen Theilen des Reichs die oberste Gewalt ausüben. So stehen ja Senat und Repräsentantenhaus in Washington über jeder gesetzgebenden Versammlung der einzelnen amerikanischen Bundesstaaten. Allein das Beispiel paßt nicht. Denn in Amerika bilden die verschiedenen Staaten ein ununterbrochenes Gebiet, mit gleichen oder ähnlichen Interessen. Oceana aber sähe oft ganz widersprechende Tendenzen der einzelnen Theile, die schwer miteinander zu vereinen wären. In der Neu-Guineafrage kümmerten sich die Australier wenig um den Zorn des deutschen Reichskanzlers, aber in London rechnete man mit ihm. Und wieder würde man sich in Melbourne über das Vordringen Rußlands gegen Konstantinopel kaum beunruhigen. Wie könnte man solchen immer wiederkehrenden Gegensatz der Anschauungen ausgleichen? Zu einem Vollparlament wird es aber schon darum nicht kommen, weil England auf die Führerschaft niemals gutwillig verzichten wird, und es dieselbe in einer solchen Versammlung nicht behaupten könnte. Das Londoner Parlament, das schon so schwierig wird, wenn es einige Befugnisse an eine irische Versammlung abgeben soll, würde sich niemals zu einem Selbstmord verstehen und sich als Localparlament einem anderen größeren Parlament unterordnen.

Als ebenso unausführbar wird ein anderer Vorschlag betrachtet. Jede Colonie hat in England einen Agenten, der hauptsächlich ihre Handelsinteressen bei der englischen Regierung vertritt. Es wurde nun die Meinung ausgesprochen, daß diese Männer zu einem Colonialrath vereinigt werden könnten. Allein ein solcher Rath wäre ohne politischen Einfluß, und die einzelnen Mitglieder ohne das nöthige Ansehen. Selbst die Colonien würden in einer solchen Versammlung nicht ihre berufenen Vertreter erkennen. Weiter schlug man vor, die hervorragenden Männer der Colonien als Pairs in das Londoner Oberhaus zu berufen, auf daß sie dort durch ihr Wort die öffentliche Meinung in England über die Verhältnisse in den Colonien aufklären könnten. Diese Berufung einer Anzahl Männer aus den Colonien würde indessen diese letzteren nur ihrer besten Kräfte berauben, ohne ihnen politische Gleichberechtigung zu gewähren.

Die Neugestaltung des englischen Reichs ist, wie man sieht, außerordentlich schwierig, aber die Zukunft Englands hängt davon ab. Froude liebt den Parlamentarismus nicht und sieht in ihm die Gefahr. „Wenn Indien jemals verloren wird, wird es durch die Schuld des Parlaments verloren. Das ist eine viel verbreitete Meinung." Aehnliches befürchtet Froude auch hinsichtlich Australiens, und seine Hoffnung beruht einzig auf dem englischen Charakter, der sich in der Stunde der Gefahr wieder mannhaft und entschlossen zeigen werde. Einstweilen schlägt er eine Reihe von Maßregeln

*) Oceana or England and her colonies by James Anthony Froude. New edition. London, Longmans, Green & Co. 1886.

Digitized by Google

vor, welche hauptsächlich das Gefühl der Gemeinsamkeit stärken sollen. Er verlangt, daß den Colonien das Recht gegeben werde, die englische Flagge zu führen, und daß die Flotte gemeinsames Gut aller Staaten werde. Die Colonien würden gern zu den Kosten der Marine beitragen. Die große Flotte, die von einer Centralbehörde geleitet würde, aber in verschiedene, in den Colonien vertheilte Geschwader zerfiele, wäre ein festes Band für die Länder englischer Zunge, ein fast unbesiegbarer Schutz, die erste Grundlage für das Oceana der Zukunft. Aber gleichzeitig müßte die australische Jugend auch in England heimathberechtigt sein, müßte so gut wie jeder englische Jüngling in den englischen Staatsdienst treten, Officier und Richter werden können, mit einem Wort, die Bürger der Colonien müßten vollberechtigte englische Bürger sein. Dann würde auch die Auswanderung in die fruchtbaren Länder Australiens und Neu-Seelands stärker werden, Alt-England könnte den Ueberschuß seiner Bevölkerung abgeben, ohne ihn zu verlieren, wie bisher, und die Verhältnisse der Heimathinsel würden gesunden.

Froude meint, eine lebenskräftige Verfassung lasse sich nicht mit einem Mal fertigen, sondern müsse allmählich wachsen und sich entwickeln. Die von ihm vorgeschlagenen Maßregeln seien ein Beginn, aus dem sich ein Weiteres schon ergeben werde. Sie seien der Zustimmung der Colonien sicher, denn sie brächten deren Wünsche zur Verwirklichung. Aber auch diesen Vorschlägen gegenüber ist der Zweifel gestattet. Eine Bundesgenossenschaft, in der eine Centralmacht die ganze politische und militärische Leitung besitzt und alle anderen Bundesgenossen nur zahlen, ändert leicht ihren Charakter. Auch Athen war eine Zeit lang das Haupt eines solchen Bundes, und wie wurde es gehaßt! Bis jetzt kann England seine Politik nach seinem Gutdünken führen, denn es zahlt für sie allein. Wenn aber Canada, das Capland, die verschiedenen australischen Staaten ihren Flottenbeitrag zu leisten haben, werden sie auch einen Einfluß auf die Leitung der Politik verlangen, und die Krisis ist da!

Ueber die Zukunft der australischen Länder äußert sich Froude in bemerkenswerther Weise. Er betont, daß die Anglo-Australier bis jetzt nur auf realen Gewinn, Reichthum und bequemes Leben, Gewicht legen, höheren idealen Aufgaben wenig Aufmerksamkeit schenken. Selbst die politischen Kämpfe innerhalb der einzelnen Staaten seien mehr durch Personenfragen hervorgerufen, als daß sie verschiedene Grundsätze zum Austrag brächten. „Die Colonien werden gute Rechtsgelehrte, gute Doctoren, gute Gelehrte, Ingenieure, Kaufleute und Industrielle haben, ähnlich wie das römische Reich sie in der Zeit seines Verfalls aufwies. Aber der Typus des Heros, von dem Dichter singen und von dem man in späten Tagen noch lesen will, wird nicht bei ihnen gefunden werden. Solche Männer braucht man dort nicht, sie finden nichts zu thun. Man preist wohl öfters das Volk, das keine Geschichte hat, glücklich. Junge Völker mögen ihre erste Zeit unbekannt und spielend verbringen, doch können sie nicht immer in solcher neutralen Lage verharren. Auf eine oder die andere Weise müssen sie sich aus derselben lösen, wenn sie überhaupt als lebend gelten wollen. Die aufstrebenden Australier sind, wie man zu sagen pflegt, vielversprechende Jünglinge. Wollen sie nach höherem Ziel streben, so müssen sie entweder unabhängig oder Bürger von Oceana werden."

Feuilleton.

Zu gut.

Von E. von Dincklage.

„Was wollen Sie?" sagte der Gutsbesitzer Hartstein, „eine Secundanerliebe — nun, ich übereilte mich eben nicht mit dem Studium zu jener Zeit, und am Morgen des Tages, wo ich der blonden Otti mein Herz zu Füßen legte, hatte ich mir die ersten Rasirmesser gekauft, Beides war sehr voreilig!" Dabei trank Fritz Hartstein seinen Frühschoppen und wischte sich den Bierschaum aus dem stattlichen Vollbarte.

„Ihre Frau Gemahlin gilt in der Umgegend als ein Muster weiblicher Vollkommenheit!" bemerkte irgend Jemand in bester Absicht. Hartstein nahm das Lob wie eine Beleidigung: „Ja freilich, versuchen Sie's an der Seite, im Lichte eines Musterwesens zu leben und sich als Schatten, als warnendes Beispiel, als ein verkörpertes Register unzähliger Fehler zu fühlen, dann werden Sie begreifen, was das heißt. Es ist immer dieselbe Vortrefflichkeit, die gleich einer Pyramide in unserm Lebenswege steht, eine ungeheuere Mahnung: Bewundere! Na, Otti selbst ist wohl zu bescheiden, um das auszusprechen, aber es empfindet sich doch. — Fünf Jahr verlobt, vier Jahr verheirathet, man kennt sich auswendig wie das ‚Ein mal Eins'. Otti ist aus unsicheren Verhältnissen eine reiche Frau geworden, sie hat ihr Haus, ihre Kinder, um ihrem Pflichteifer genug zu thun, aber wir Männer sind schlimmer daran, dergleichen kostet uns die Jugendfreuden, und was man von seinem Leben genießt, ist doch immer durch das Gebundensein verkümmert!"

Verkümmert sah Fritz Hartstein nicht aus, im Gegentheil, er war ein blühender, wohlgenährter Westphale, dem das Schicksal ein gerüttelt und geschüttelt Maß des Guten in die Wiege legte. Als einziges Kind einer reichen Wittwe fehlte es ihm nie an Mitteln, seinen Wünschen nach zu leben und nie an Bewunderung für seine Entschlüsse, selbst seine vorzeitige Verlobung mit einer gleichaltrigen Dame erfreute sich der mütterlichen Zustimmung, obwohl Otti Vreden mehr als vermögenslos war, ihr Vater, ehemals Rechtsanwalt, entfloh mit einem sehr bemakelten Rufe nach Amerika, und Frau Vreden erhielt sich und ihre Kinder durch das Vermiethen ihrer Zimmer an die Schüler des Gymnasiums einer Provinzialstadt. Fritz Hartstein hatte keine Passionen, er verschwendete nicht, er überwachte seine Oeconomie, die freilich nicht weitläufig war, da er es bequemer fand, seine Ländereien zu vermiethen und das Gras seiner Wiesen auf dem Halm zu verkaufen und schlug sich mit einiger Prahlerei durch das Leben, aber ein Genügen fand er auch nicht, oder doch nur vorübergehend, wenn irgend ein amüsanter Reisender in die abendliche Herrengesellschaft des Nachbarortes eingeführt ward oder ein neues, extra gutes Faß angestochen wurde. Reisen amüsirten Fritz Hartstein nicht, die fremden Leute gingen ihn nichts an, und er kam sich verloren in der Menge vor, indeß er doch liebte, der Erste zu sein.

Hartstein hielt sich für einen zärtlichen Vater, aber wenn die Kinder schrieen, ließ er sie ohne einen Beruhigungsversuch hinaus bringen, wenn sie oder Otti krank waren, mied er sein Haus so viel nur möglich, um sein weiches Herz und seinen heiteren Sinn zu schonen. Es fiel ihm nicht ein, Opfer zu bringen, indeß es ihm eine gewisse Freude gewährte, seine Heirath als ein Opfer hinzustellen, und zwar jedem Zuhörer gegenüber, der eben zur Hand war, wenn ihm das Herz überwallte. Otti hatte ein so unerhörtes Glück gemacht, indem sie Frau Gutsbesitzer Hartstein wurde und eine Equipage besaß, daß ihre Bekannten nicht säumten, ihr mit Genugthuung die gelegentlichen Aeußerungen ihres Gatten über seine Secundaner-Verlobung zu überbringen, sie war zu klug, um eine Kränkung zu verrathen: „das sind Fritzens Redensarten", erwiderte sie, „er meint es nicht so ernst, außerdem ist es kein Vorwurf, wenn er behauptet, ich sei zu gut!"

Otti fand sich nicht zu gut, sie war so ungemein fügsam, weil auch sie sich einen bitteren Vorwurf aus ihrer Heirath machte, nicht daß sie ihn zu wenig liebte — o nein, nein, sie wagte ihm nie erschöpfend zu sagen, wie sehr und dankbar sie mit allen Fasern des Daseins an ihm hing! — aber weil sie ihn nicht verhindert hatte, sich mit einer Frau zu verheirathen, die ihm keinerlei Illusion zubrachte, die im Brautstande alt und vergrämt wurde in der Sorge um seine Treue, die ihm nicht frisch, nicht anziehend erschien und die er sich, um etwaigen Scandal zu vermeiden, aufdrängen ließ. Otti hoffte das Mißverhältniß auszugleichen, indem sie nur für seine Wünsche lebte — er dachte, es müßte so sein. Ihre Schönheit erblühte unter den günstigeren Verhältnissen, sie kleidete sich geschmackvoll, sie suchte ihren Geist zu bilden —

Digitized by Google

ihr Herz zu veredeln, er blieb theilnahmslos freundlich, ohne ihrem inneren Leben nachzusinnen. Die Ehe galt als eine überaus friedliche, der Hausherr besuchte viele Jagden der Umgegend, brachte die Abende gern bei Freunden oder in der geschlossenen Herren-Gesellschaft zu, die auch den Kegel- und Scatclub bildete, kurz, er benahm sich beinahe wie ein Junggeselle. Blieb er Abends daheim, so vernachlässigte er sich in Haltung und Kleidung, schlief sofort nach dem Abendessen ein und hörte nur mit halbem Ohre die Mittheilungen an, welche Otti aus Blättern und Büchern oder eigner Anschauung als das Fesselndste, dessen sie sich bemächtigen konnte, sammelte. Er selbst erzählte ihr nur dann Dieses und Jenes, wenn er eben von dem Thema erfüllt war, weniger damit sie es erfahre, als damit er es ausspreche. Inzwischen legte er ihrem Schalten und Walten kein Hindernisse in den Weg: „Du bist alt genug, um selbst zu urtheilen, Otti!"

Was und wie viel Frau Hartstein von dem Einflusse ihres ältesten Kindes, eines prächtigen Knaben, hoffte, ist nicht auszusprechen. Wirklich war der junge Vater voller Freude, es wurde ein glänzendes Tauffest veranstaltet, er vollführte mit dem Säuglinge allerhand gymnastische Uebungen, kramte einen Wust unreifer Erziehungsgrundsätze aus und blieb in seinen alten Gewohnheiten. Otti versuchte in den Vordergrund zu treten und ihre Stimmungen geltend zu machen. Fand er sie in Thränen, tadelte er, mehr verdrießlich als heftig: „Aber Ottilie, Du hast doch keine Ursache, den Kopf hängen zu lassen!" hatte sie sich zu einer nicht ganz natürlichen Heiterkeit aufgeschwungen, so sagte er vergnügt: „das ist brav, Ottchen, daß Du endlich meinen Rath, Dich des Lebens zu freuen, befolgst!"

Otti war von klein auf zwischen Dornen emporgewachsen und ward, als gesunde Natur, mit um so lebhafterer Genugthuung durch den Besitz ihres jetzigen Wohlstandes erfüllt, als sich Hartstein gegen ihre Angehörigen durchweg großmüthig erwies. Die junge Frau war nicht gewöhnt, ihren Gefühlen wehleidig nachzuhängen, selbst wenn ihr mehr müßige Zeit zu Gebote gestanden hätte, als es der Fall war, aber eine tiefe Sehnsucht nach der Liebe ihres Gatten vermochte sie nicht zu unterdrücken. Es stand ja keine Unmöglichkeit, kaum ein wirkliches Hinderniß zwischen den von Gott Vereinigten, ja, alle Bedingungen einer innigen Uebereinstimmung schienen erfüllt; immer von Neuem warb die junge Frau um die Liebe ihres Gatten mit neuen Hoffnungen und in neuer Form, und hundertmal, wenn sie überzeugt war, es müsse eine Aussprache, eine Verständigung erfolgen, hatte der ausgeworfene Anker keinen Grund gefaßt und das Schifflein trieb dahin, wie Wind und Wellen es wollten.

Als Otti Hartstein eines Tages, ihr Söhnchen an der Hand, durch das Gehölz wanderte, welches sich an den Stolz ihres Wirkens, ihren wunderhübschen Blumengarten schloß, fand sie, quer über den Pfad ausgestreckt, ein besinnungsloses, zerlumptes Weib. Die Unglückliche war nicht krank, sie war betrunken. Ottilien's Vater galt seiner Zeit für einen notorischen, mit einem sehr gefährlichen Rausch behafteten Säufer — die Tochter kannte aus zahllosen todesbangen Erfahrungen diesen Zustand, unter welchem sie durch lange, furchtbare Stunden im dürftigen Elternhause gezittert hatte. Sonderbar, nachdem Frau Otti die Bewußtlose lange betrachtet hatte, gab sie ihr eine bequemere Lage, ging zu Haus, um ein Kännchen Kaffee zu holen, welchen sie der Trunkenen einflößte und beobachtete dann das Erwachen ihrer verglasten Augen. Die Bettlerin war noch jung und mochte einst hübsch gewesen sein; als Otti ihr zusprach, sagte das Weib stammelnd eine gewiß sehr oft vorgebrachte Entschuldigung: „Ich trüge es nicht ohne den Branntwein — ich trüge es nicht!"

Frau Hartstein blieb ein paar Tage sehr zerstreut, und dann, in der nächsten Woche huschte Etwas durch das Haus, das man kaum zu denken und demgemäß nur ganz erschrocken anzudeuten wagte: „Mein Gott — sie verlangt die zweite heute!" flüsterte die Jungfer der alten Köchin zu. „Die zweite!" seufzte die Wohlgenährte und plumpste schwer auf den nächsten Stuhl. „Bei Tisch eine halbe!" versicherte händeringend die Jungfer, obwohl sie doch hinzufügte: „Gnädige Frau galt doch immer für zu gut!"

In kürzester Zeit waren es nicht nur Jungfer und Köchin, welche mit unheimlichem Staunen das Gebahren der Gnädigen beobachteten, sondern auch die übrigen Hausgenossen und demgemäß drang das räthselhafte Gerücht alsbald in die weitere Umgebung, Jeder wußte Etwas davon, wenn auch nicht das Richtige und Wahre, zuletzt von allen Clubgenossen wurde auch Fritz Hartstein eingeweiht. Der Hausarzt führte ihn im Gespräch von der Kegelbahn bis in eine ferne Partie des Kaffeegartens, der dieselbe umgab und begann: „Ich war in letzterer Zeit gelegentlich ein paar Mal auf dem Gute — auch heute!"

„Das ist Recht!" erwiderte Hartstein, „Otti hält große Stücke auf Sie, lieber Doctor."

„Finden Sie nicht, Hartstein, daß Ihre Frau seit einiger Zeit ein — ein wenig verändert ist?"

„Hm — wenn ich recht nachdenke, ja, das Essen war kürzlich minder gut, mein Rauchtisch in Unordnung, meine Wäsche nicht nachgesehen, die Kinder mit ungewaschenen Händen — —"

„Und Frau Otti —?" fragte der Arzt lebhaft.

„Ot—ti—? Eigentlich war sie puppenlustig, vorgestern wollte sie tanzen, ich habe Thränen gelacht, allerdings, sie war anders wie sonst, wenn ich recht darüber nachdenke, gestern als ich nach Mitternacht von der Tour nach Neuburg zurückkam, lag sie mit aufgelöstem Haar auf dem Sopha und schlief so bombenfest, daß ich sie gar nicht ermuntern konnte. Sie haben doch nicht etwa Symptome eines Nervenfiebers — einer ansteckenden Krankheit —"

„Ansteckend nein — aber —"

„Aber — heraus damit, Doctor — Sie wollen mich zum Narren haben — Sie —"

„Wenn Sie schon jetzt fuchsteufelswild werden, hüte ich mich wohl, weiter zu reden —!"

Hartstein fühlte sich stets geschmeichelt, wenn man ihn der Leidenschaftlichkeit zieh:

„Aber ich bin ja geduldig wie ein Lamm — reden Sie — reden Sie!"

Der Arzt redete und stützte den erschütterten Mann, vor dessen Füßen sich plötzlich ein Abgrund aufthat.

„Diese Frau, die ich aus Rechtlichkeit geheirathet und ins Glück geführt habe — diese Frau bringt Schande und Spott über mich!" klagte Hartstein am Schluß der Unterredung, im tiefsten Selbstbedauern.

„Die Arme ist eben die Tochter eines Trinkers", meinte sein Freund, „wer kann berechnen, was wir mit dem Blute unserer Väter ererben? Frau Hartstein war sehr viel allein, ihrem beweglichen Naturell wurde die Anregung versagt — sie fand einen Ersatz, eine andere Anfeuerung ihres Geistes. Von Schande ist wohl nicht die Rede; wenn die Verblendete sorgsam überwacht und beschäftigt wird, so kann die unglückliche Leidenschaft ohne Zweifel überwunden und zugleich müssen die Gerüchte, welche allerdings verbreitet sind, hinfällig werden. Für's Erste rathe ich, mit ihr daheim zu bleiben, damit der nichtswürdige Klatsch nicht etwa neue Nahrung erhält, im nächsten Winter aber gehen Sie mit Ihrer Familie in den Süden, um das Nervenleiden Ihrer Frau gänzlich zu heilen. Bedenken Sie wohl, daß jede Strenge und Rücksichtslosigkeit von Ihrer Seite die unberechenbar traurigsten Folgen haben kann, nur die große Liebe Ihrer Gemahlin für Sie vermag die angeborene Neigung zu künstlicher Aufregung zu besiegen. Nehmen Sie ihr das Bewußtsein geliebt zu werden — und sie ist ein Opfer des Lasters!"

„Und ich hielt Otti für zu gut — ein Muster —!" schluchzte Hartstein.

„Ja, lieber Freund, das Licht hat seinen Schatten! Ihre Gattin hat keine Erziehung des Gemüthes genossen in der ersten Jugend, es ist jetzt an Ihnen, mit der überlegenen Klugheit des Mannes das schwache Weib zu lenken und zu leiten. Sie sind ein Charakter, der da kann, was er will! Welcher Schütze könnte sich mit Ihnen an Sicherheit messen, weit und breit? Sie werden auch jetzt mit fester und doch leichter und behutsamer Hand das Wirrsal lösen, welches Ihren Namen und den Ihrer Kinder herabzureißen droht!"

Die hochfahrende Beanlagung des Glückskindes brach sich

Digitized by Google

Bahn durch den Kummer: „Was das betrifft, Freund, da lassen Sie mich nur machen!“ Damit ermuthigte sich der gebeugte Ehemann.

Die Genossen in der Kegelbahn hatten einen zerbrochenen Menschen erwartet, Hartstein aber kehrte ganz angeregt zurück, schob seine Kugeln virtuos, sagte die verabredete Fischpartie für den nächsten Tag ab und ritt nach Haus. Kein Zweifel blieb ihm an dem, was der Doctor gesagt, die hübsche blonde Otti lag berauscht im Bette, in einem wirklichen und wahrhaftigen Champagner-Rausche, mit rothen Wangen und einem glücklichen Traumlächeln auf den Lippen. Jungfer und Köchin hatten vom Weinen verschwollene Augen, sie zitterten vor Angst, als ihr Herr an der Schelle riß, um sie herbeizurufen und traten ein, ohne die Thür hinter sich zu schließen, in entschiedener Fluchtbereitschaft.

Aber Hartstein war nicht zornig, er deutete mit der Hand auf die liebliche Schläferin und sagte: „Das ist nichts — laßt mich nur machen, aber sorgt für die Kinder, ich werde später selbst noch nachsehen, ob sie schlafen!“

Die Frauenzimmer rissen Mund und Augen auf: das ist nichts — ich werde selbst nach den Kindern sehen —! Geradezu unerhörte Aeußerungen, und wirklich folgte ihnen die verblüffende Thatsache, daß Hartstein nach den Kindern sah, dem Jungen, der über Leibschmerzen klagte, ein paar Tropfen Carmelitergeist auf Zucker eingab und dann das Haus durchschritt mit Otti's Schlüsselkörbchen, um die vergessenen Schlüssel zu sammeln, ganz wie es die Berauschte durch so viele Jahre gethan hatte. Die Dienstboten erwarteten am nächsten Morgen eine haarsträubende Scene zwischen den Eheleuten, statt dessen führte Fritz die migräneblasse Otti durch den Garten, wie er es als Gymnasiast zuletzt freiwillig, seitdem nur in unvermeidlichen Fällen gethan. Frau Hartstein mahnte ihren Gatten an den Fischzug — an die Scat-Partie — nein, er wollte nicht gehen! sie machte ihn darauf aufmerksam, er müsse eine Geldsendung vom Postbüreau abholen — nein, er blieb! Es war unmöglich, ihm zu entschlüpfen, weit entfernt, Abends neben der Lampe einzuschlummern, wachte er mit Falkenblick, er erinnerte sich, als Schüler mit Otti Schach gespielt zu haben, und das Schachbrett wurde geholt, die Hausfrau mußte spielen, „damit sie ihrer Kopfschmerzen vergäße!“ Es wurden Bücher über Italien verschrieben und gelesen, „denn nächsten Winter sind wir da unten, jenseits der Alpen!“

„Aber Fritz, die Kinder, die Dienerschaft — unser Haus!“

„Nun, Ottilie, ich denke, was ich in die Hand nehme und plane, das führe ich auch aus in bester Art. Uebrigens wirst Du mich morgen auf einer Fahrt nach Trübendorf begleiten, wir werden vor unserer großen Reise bei allen Nachbarn Besuche machen!“

„Aber Dich interessiren Damen-Unterhaltungen nicht, Fritz, ich könnte allein —!“

„Nichts da, Mann und Frau gehören zusammen. A propos, ich habe dem Jungen heute die ersten Buchstaben beigebracht. Da kann der Doctor Gift drauf nehmen, was ich mir vornehme, das trifft ein, wie meine Kugel ins Schwarze trifft; was fertig zu bringen ist — ich bring's zu Stande!“

Er brachte es zu Stande und kam als Kunstenthusiast und Mustergatte aus Italien zurück: „Sehen Sie, Doctor, sie ist curirt, aber doch noch etwas träumerisch, auf meinen Schultern ruht Alles! Ja, wenn der Erbfehler nicht wäre, ich hätte ganz was Anderes aus ihr erzogen. Aber nicht wahr, ihr Geist hat sich entwickelt?“ schloß er mit Bewußtsein. „Aus den Buben wurde auch nichts ohne mich — ich werde aus dem Club treten — Doctor, keine Zeit!“

Otti sagte, als sie mit dem Arzt allein war: „Sie haben mein Geheimniß errathen und mir getreulich beigestanden — hier der Dank: Ich bin weniger gut, aber sehr glücklich!“

„Wie machten Sie es möglich, Hartstein zu täuschen, gnädige Frau?“

„Ich täuschte ihn nicht, ich war betrunken!“

„Ist's möglich?“

„Ich liebte ihn ja so sehr, so sehr! Meine Tugenden wurden ihm langweilig, mein Laster fesselte ihn, machte mich zu seinem Eigenthum, er darf jetzt zu mir herabschauen!“

Der Arzt war um einen Ton bleicher geworden: „O, gnädige Frau“, rief er erregt, „ich weiß nicht, ob man Sie dafür hassen oder anbeten soll!“

Aus der Hauptstadt.

Die Engländer auf der Jubiläumsausstellung.

Auf hundert Deutsche, die alljährlich Paris besuchen, kommen nicht zehn, die nach London reisen. Wie schief aber wäre das Resultat, wenn wir an dieser Thatsache den Einfluß der englischen Cultur auf die unsere messen wollten. Wir kommen den englischen Ideen wenig entgegen. Unsere vornehme Gymnasialbildung setzt uns nicht einmal in den Besitz der englischen Sprache. Und welche Macht übt der englische Gedanke über uns! Es ist bis jetzt in Deutschland nicht einer der zahlreichen Versuche des Buchhandels, für eine deutsche Classikerbibliothek das Publicum zu finden, mit durchschlagendem Erfolg gekrönt, und unsere Tauchnitz-Collection englischer Schriftsteller hat es auf zweitausend Bände gebracht. Wunderbar bleibt es dabei, wie wenig Anziehungskraft das Land ausübt, während doch sonst seit alter Zeit jedes Land, dessen Cultur seine Nachbarn in ihren Bann zwingt, das Ziel der Reiselust gebildet hat. So war es im Alterthum mit Aegypten, Griechenland und Rom, so war es in unserer Epoche mit Italien, den Niederlanden und Frankreich.

Woran mag das liegen? Vielleicht an der Abgeschlossenheit, an dem häuslichen Charakter des englischen Lebens. Vielleicht trägt das nicht gerade heitere Klima des Landes dazu bei. Eine Hauptursache liegt wohl in der Abwesenheit einer großen bildenden Kunst, welche, wie die italienische oder französische, eine zeitlang die Production Europa's beherrscht hat. Wenn wir je gebaut oder gemalt hätten, wie die Engländer, so würde es uns unwiderstehlich nach der Anschauung der herrschenden Vorbilder gezogen haben.

Bei alledem existirt jedoch eine eigenartige englische Kunst, und sie hat seit hundert Jahren nach allen Seiten die wichtigsten Anregungen gegeben. Nur geschah dies auf indirectem Wege und kam deshalb auf dem Continent nicht deutlich zum Bewußtsein. Die englischen Künstler haben nie für den Export geschaffen. Es gibt bis jetzt auf dem Continent in öffentlichen Sammlungen so gut wie gar keine englischen Bilder. Die Portraits aus königlichem Besitz in Hannover und die wenigen englischen Bilder im Louvre fallen nicht schwer in's Gewicht. Man ist in England reich genug, die Erzeugnisse der nationalen Kunst im eigenen Lande halten zu können. Höchstens daß einmal ein Pariser Sammler ein paar englische Bilder erwirbt. Sollen wir daran erinnern, daß bei uns unter den Künstlern eine Panik eintritt, wenn die Amerikaner einen Kunstzoll einführen? Daß deutsche Künstler mit großen Namen Reisen ins Ausland machen zu dem ausgesprochenen Zweck, sich dort den Markt zu erobern, genau wie der Kaufmann? Das hat der englische Künstler nicht nöthig. Sobald er die ersten Etappen zur Anerkennung hinter sich hat, ist er geborgen. Ihn zwingt nichts zu jener fieberhaften Production, die bei uns so manche Frucht vor der Reife pflücken macht. Er kann in aller Ruhe seiner Kunst leben. Auf deutsche Künstler macht eine Ausstellung englischer Bilder leicht den Eindruck, daß jenseits des Canals nur reiche Leute Künstler werden, so condensirte — theure — Arbeit spricht aus den Leistungen.

Wir dürfen uns also nicht wundern, daß bei uns so wenig über englische Kunst bekannt ist. Nach England pflegen wir nicht zu gehen — wer z. B. berichtet bei uns über die großen englischen Ausstellungen, während jedes politische Blatt, das auf sich hält, eine Correspondenz über den Pariser Salon zu bringen sucht — und die Erzeugnisse der englischen Kunst kommen nur höchst selten auf den Continent.

Aber dennoch läßt sich das Originellste, was die moderne Kunst irgendwo in Europa geschaffen hat, im letzten Grunde auf englische Anregungen zurückführen.

Digitized by Google

Der Fortschritt, der unsere Kunstanschauung kennzeichnet, besteht, wie bekannt, wesentlich in einer intensiveren Naturwahrheit. Man will für Dinge, die im Freien vor sich gehen, nicht die abgefangene Atelierbeleuchtung, sondern das volle Sonnenlicht. Wir sind dabei nicht mit einer allgemeinen unbestimmbaren Tageshelligkeit zufrieden, wir wollen die Stunde, denn wir wissen, daß Morgenlicht ein anderes ist als Nachmittagsbeleuchtung. Das sind Dinge, die man mit Bewußtsein zuerst bei den Holländern des siebzehnten Jahrhunderts angestrebt hat, aber bei Weitem nicht in dem Umfange wie heut bei uns. Diese neuen Ideen haben etwas geradezu Berauschendes, und es ist keine Uebertreibung, wenn ein Künstler, voll von ihnen, beim Anblick einer charakteristischen Scene ausruft: Es ist überhaupt noch nichts gemalt worden.

Diese neue Weise stammt zunächst von den Franzosen. Bei ihnen haben die sogenannten Pleinairisten — von plain air — ihre Anregung durch die großen Landschafter empfangen, die, verspottet zur Zeit ihrer frischesten Kraft, heutzutage den Ruhm der großen Historienmaler überflügelt haben. Diese Landschaft jedoch, das gestehen die Franzosen selber zu, geht auf das Vorbild eines englischen Malers zurück, der am Anfang unseres Jahrhunderts frisch und fröhlich die classische und die niederländische Tradition über Bord warf und sich an der Natur selber erzog, John Constable. Daß gerade in England zuerst ein Mensch im Stande war, sich von dem Vorbild der verräucherten Galleriebilder zu befreien, die übrigens auch einmal frisch waren, erklärt sich durch die größere Unabhängigkeit des Individuums, welche die Nation seit Jahrhunderten zu erziehen weiß; durch die im achtzehnten Jahrhundert in England entwickelte, übrigens dort schon lange vorbereitete Kunst der Landschaftsgärtnerei, und schließlich durch die hohe Entwickelung der Portraitmalerei im achtzehnten Jahrhundert, die, wie einst in Holland, zur Natur führte. Künstler wie Gainsborough hatten vor Constable schon den ersten Schritt gethan.

Zur selben Zeit haben die Engländer durch die Entwickelung neuer oder durch die Neubelebung veralteter Techniken der Kunst ganz neue Bahnen gewiesen. Ueber den englischen Holzschnitt haben wir vor Kurzem an dieser Stelle berichtet. Ihm schließt sich die englische Malerradierung an, die sich längst von der Gefolgschaft im Train der andern Künste befreit hat und wieder als eigene Gattung anerkannt wird. Wir haben mit Mühe vor einem halben Jahre einen Verein zur Hebung der Malerradierung gegründet. In England ist das Sammeln der kostbaren Erzeugnisse dieser modernen Kunst längst populär, und die Sonderausstellungen haben großen Zudrang. Was die englische Malerradierung bietet, ist Allen verständlich, die Landschaft und das moderne Leben in seinem ganzen Umfange.

Noch einflußreicher als die Radierung ist das englische Aquarell geworden. Während bei uns noch nicht einmal eine Ausstellung von Aquarellen recht zu Stande kam, haben die Engländer seit 1805 eine Vereinigung von Malern in Wasserfarben. Von ihnen haben die Franzosen, die Italiener und Spanier die Anregung erhalten. Der Ursprung des englischen Aquarells knüpft sich an kein altes Vorbild. Es giebt ja Aquarelle von Dürer — und höchst vollendete obendrein —, von den Holländern des siebzehnten und den Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts, aber man hat sich ihrer erst erinnert, als das moderne Aquarell auf eigenen Füßen stand. Somit hatte es von vornherein den Vortheil, daß ihm nichts Altes im Wege stand. Es ist in England erst im Laufe von Jahrzehnten zur Entwickelung aller malerischen Qualitäten gekommen. Anfangs war es von der Tuschzeichnung kaum unterschieden, allmählich wurden die ursprünglich nur schüchtern angeschlagenen Farbentöne heller und kräftiger, und das Studium direct vor der Natur, oder vielmehr die Vollendung des Bildes vor der Natur und im Freien gaben dem Aquarell seine Eigenart dem Oelbild gegenüber. Unsere moderne und von Grund aus neue Anschauung hat sich wesentlich am Aquarell großgezogen. In England herrscht es so stark, das man den englischen Oelbildern die Abhängigkeit ansieht.

Was den Engländern bis jetzt gefehlt hat, ist ein universelles Genie, das einmal alle Resultate zusammengefaßt hätte. Es geht ihnen in der Malerei, wie es scheint, ähnlich wie in der Musik. Zu einem hervorragenden volksthümlichen Bedürfniß gesellt sich die Production einer breiten Masse tüchtiger eingeborener Kräfte. Aber die Händel, die Haydn, die Mendelssohn, um nur die allergrößten zu nennen, werden vom Festlande geholt. So finden wir in der Malerei einen ausgedehnten Dilettantismus, der unmerklich — akademische Züchtung gibt keinen Rang — in das Künstlerthum übergeht. Von diesem Dilettantismus wird das Schaffen einer vielseitigen und höchst individuell entwickelten Künstlerschaft getragen, deren Mitglieder in ihren eigenen Schuhen stehen. Aber die großen Namen haben einen fremden Klang. Alma-Tadema ist Friese, Herkomer ist Baier, der Bildhauer Boehm ist Schweizer.

Wir sind heute leicht geneigt, die Leistungen der englischen Kunst zu überschätzen, gerade so wie wir sie bisher ignorirt haben. Ihre Bedeutung läßt sich nicht hoch genug anschlagen, denn sie ist die einzige inmitten ihrer europäischen Schwestern, die von Anfang an ihre Wurzeln ins moderne Leben geschickt hat. Die französische oder die deutsche Sitte und Tracht der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wird in keiner Verklärung durch die Kunst fortleben. Wir haben eine klare Anschauung, wie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Menschen lebten und sich geberdeten; über unsere Zeit berichtet uns nur die Caricatur. Die Engländer haben in unserm Jahrhundert zuerst die Furcht vor unserm Kostüm fahren lassen. Durch sie hat es denn auch bei aller Sachlichkeit, die sein Charakter ist, einen künstlerischen Zug bekommen. Man sehe sich darauf hin einmal die Romanillustrationen der großen englischen Blätter an.

Auf unserer Jubiläumsausstellung bilden die Engländer als die seltensten Gäste einen der Anziehungspunkte. Es wiederholt sich bei uns, was bisher noch regelmäßig eingetreten ist, wenn die Engländer auf dem Continent ausgestellt haben, allgemeines Staunen über so viele ernste und gediegene Leistungen. Freilich haben wir nur eine zufällige Auswahl vor uns, und wenn sie schlechtweg das Beste enthielte, was die englische Kunst überhaupt geleistet hat, so könnten wir sagen, es wäre weiter nichts Merkwürdiges, so viel gute Bilder brächten wir aus der Production der letzten Jahrzehnte auch zusammen. Aber die Auswahl ist nach keinem bestimmten System getroffen. Es hat die größte Anstrengung gekostet, überhaupt englische Bilder herüberzuziehen, denn die englischen Künstler haben kein Interesse, in Berlin auszustellen. Der Mehrzahl nach stammen die Bilder aus festem Besitz von Galerien oder von Privatleuten. Es ist auch nicht Alles neu, einige der hervorragendsten Sachen sind seit lange bekannt. Leider ist die Abtheilung der Aquarelle nur schwach beschickt. Gerade hier hätte sich die englische Kunst in hohem Glanz zeigen können. Ueberrascht haben die tüchtigen Sculpturen.

Der englische Saal präsentirt sich äußerlich nicht sehr gut, weil die Bilder ungünstig gehängt sind. Leicht war es wohl nicht, in dem ungünstigen Raum mit den vielen Thüren, mit einer nischenartig zurückweichenden Wand nnd mit abgestumpften Ecken ein ruhiges Gesammtbild zu erzielen, namentlich bei dem etwas widerspenstigen Material mit den vielen Portraits. Aber es hätte sich doch wohl mehr erreichen lassen. Es kommt hinzu, daß noch jetzt nicht alle Bilder mit Namenzetteln versehen sind, so daß bei einigen hochgehängten nur mit größter Mühe aus der Künstlerbezeichnung der Name eruirt werden kann. Hoffentlich bringt die zweite Auflage des Kataloges, der bis jetzt nur einen kleinen Theil der englischen Bilder enthält, die erwünschte Abhilfe.

Ueberaus wohlthuend berührt in der englischen Abtheilung die Einfachheit der Rahmen sowie ihre vorzügliche Vergoldung. Während in den andern Abtheilungen sich derbe schwerfällige und noch dazu reich verzierte Rahmen mit mittelmäßiger Vergoldung oder gar Broncirung breit machen, haben die besten englischen Bilder ganz einfach profilirte für sich durchaus neutrale Einfassungen, welche lediglich den Zwecken der Isolirung dienen.

A. L.

Digitized by Google

Inserate.

Bei S. Hirzel in Leipzig sind soeben erschienen:

Kleine Schriften
von
GEORG CURTIUS.
Herausgegeben
von
E. WINDISCH.

Erster Theil:
Ausgewählte Reden und Vorträge.
Mit einem Vorwort
von
Ernst Curtius
und einem Bildnisse.
gr. 8. Preis geheftet: ℳ 3. —

Die in dieser ersten Abtheilung vereinigten Reden und Vorträge von Georg Curtius sind nicht vor näheren Fachgenossen, sondern vor weiteren Kreisen von Gelehrten und Gebildeten gehalten worden. Für solche und für die persönlichen Freunde ist diese Sammlung zunächst bestimmt. Während sich so dieselbe an ein grösseres Publikum wendet, soll der zweite Theil, welcher in kurzem nachfolgen wird, eine Auswahl der wissenschaftlichen Abhandlungen enthalten. Beide Theile sind einzeln verkäuflich.

Die Waldenser
und die
Deutschen Bibelübersetzungen.

Nebst Beiträgen zur
Geschichte der Reformation
von
Dr. Ludwig Keller,
Kgl. Staatsarchivar.
gr. 8. Preis geheftet: ℳ 2.80.

Die Technik des Dramas
von
Gustav Freytag.
Fünfte, verbesserte Auflage.
gr. 8. Preis geheftet: M. 5.—
Elegant gebunden: M. 6.50.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien:

Blutjung
und andere Erzählungen
von
E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. brochirt. Preis M. 3.

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen
Roman
von
Björnstjerne Björnson.
Deutsch von Wilhelm Lange.
1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis M. 4.

Der berühmte norwegische Dichter hat in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben geboten*; die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

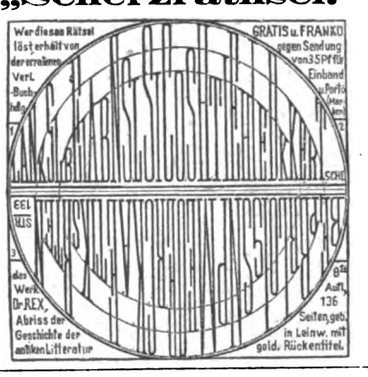
32. Aufl. Methode Toussaint-Langenscheidt Original.
Brieflicher Original-Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium.

Englisch	Deutsch	Französisch
von den Professoren Dr. van Dalen, Lloyd, Langenscheidt.	von Professor Dr. Daniel Sanders.	von den Professoren Toussaint und Langenscheidt.

Englisch oder **Französisch**: Jede Sprache 2 Kurs. à 18 Mk.; Kurs. I u. II zus. 27 Mk.
Deutsch: Ein Kursus von 20 Briefen, nur Komplett, 20 Mk.
Brief 1 jeder dieser 3 Sprachen als Probe à 1 Mk.
Wie Prospekt nachweist, haben Viele, die nur diesen (nie mündlichen) Unterricht benutzten, das **Examen als Lehrer der bezüglichen Sprache gut bestanden.**
Urteil d. N. Freien Presse: „Wer kein Geld wegwerfen u. wirkl. z. Ziele gelang. will, bediene sich nur dieser, von Staatsmin. **Dr. v. Lutz** Excell., Staatssek. **Dr. Stephan** Excell., d. Profess. **Dr. Büchmann, Dr. Diesterweg, Dr. Herrig** u. and. Autorit. empf. Orig.-Unterr.-Brf."
Adresse: Langenscheidtsche Verlags-Buchhandlung, Berlin SW. 11.

In allen Buchhandlungen, Preis M. 7,50, 424 S. gr. 8°. Aus dem
Geistesleben
der Gegenwart, bunte Blätter von **Kuno Stommel**, Dr. phil., enthaltend u. A.: **Glauben wir noch an eine Vorsehung? — Das Glaubensprincip des Mittelalters. — Das Wesen der dramatischen Kunst. — H. v. Kleist pathologisch betrachtet. — Die Kunst gesund zu werden. — Die ungedruckte Notenausgabe der Reichsbank etc.**
Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.
Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:
Deutscher Pitaval.
Vierteljahrsschrift
für merkwürdige Strafrechtsfälle des In- und Auslandes.
Herausgegeben von **Hans Blum.**
Erster Jahrgang. Erstes Heft.
8. geh. Jährlich 4 Hefte. Ladenpreis à Heft 3 Mark.
Diese neue Zeitschrift verfolgt den Zweck, die kulturhistorisch oder kriminalpolitisch interessantesten Strafrechtsfälle zu sammeln und in aktentreuer, sowohl den Fachleuten, als auch dem gebildeten Lesepublikum verständlicher Darstellung vorzutragen. Die zur Aufnahme gelangenden Rechtsfälle, welche sämmtlich in objectivster Form gehalten sein werden, sind hauptsächlich der Gegenwart entnommen; es werden jedoch auch Fälle aus älterer Zeit Aufnahme finden, insofern dieselben kulturhistorisch besonders interessant und lehrreich sind.

„Scherzräthsel."


Bücher-Ankauf!
Bibliotheken u. einzeln z. höchsten Pr. Kataloge m. Lagers liefere für 30 Pf. fro.
L. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Scenische Bilder a. d. Bayreuther Parsifalaufführungen. Einz. autor. Ausg. in 9 Kunstblättern. Prachtausg. 20 M., Cab.-Ausg. 6 M. Beide i. reicher Goldmappe. (Verl. v. Alb. Unflad in Leipzig.)
Andenken v. dauerndem Werth für Wagnerfreunde u. Besucher d. Festspiele. — Gleichzeitig erschien: **R. Wagner's Frauengestalten.** Folio-Ausg. 130 M., Pracht-Ausg. m. Text 20 M., Cab.-Ausg. 6 M. Sämmtlich in reichstem Einband.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von Firmin Didot & Co. in Paris
56, Rue Jacob 56.
Neu erschienen:
Henri Heine
et son temps
par **L. Ducros,**
Professeur à la Faculté de Lettres de Poitiers.
Un vol. in 18°. Broché 3 frc.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Am Karlsbad 12. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Dreißigster Band.

(Nr. 27—52.)

Berlin 1886.

Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Register.

Dreißigster Band.

Seite

Achelis, W., Die Idee einer Socialpsychologie 250
Alsberg, Moritz, Die Uebervölkerung der Erde 324. 338
Argus, Die Staatslotterie 353
Autier, J., Ein Erfolg 91
Bauer, Erwin, Ein russischer Komödiendichter 37
Berger, Max, Eine neue französische Schmähschrift 280
Bergsöe, Wilh., Die Christnacht des Archäologen 410
Bernheim, H., Genie und Wahnsinn 2
Blind, Karl, Ruge's Geistesleben und politische Thätigkeit . 149. 167
— Rußlands Ziele und Deutschlands Sicherheit 225
— Castelar's lateinische Träumereien 355
Bolin, Wilh., Zur darwinischen Ethik 331
Boyen, Marc., Die alte Jungfer 171
Brandt, F. Wilh., Lectüre 361
Buchner, Max, Das Recht in Afrika 81
— Unsere Hoffnungen auf Afrika 385
Bulle, Oskar, Björnson's erster Roman 42
— Sommerabende in Berlin 94. 159. 189
— Eine moderne Heiligsprechung 164
— Ein Großstädter. Lustspiel von Edmont Gondinet 253
— Robert Schumann als Dichter 262
— Gräfin Lambach. Schauspiel von Hugo Lubliner 270
— Das neue Gebot. Schauspiel von Ernst v. Wildenbruch . . . 286
— Dramatische Aufführungen 334
— Humanistische Studien 343
— Paul Heyse's neueste Dichtung 391
Carriere, M., Der Pantheismus und die moderne Wissenschaft . 309
D., B., Die Heilsarmee 131
Dannehl, Gustav, Französische Artigkeiten 183
Deckert, Emil, Die schönen Künste in Mexiko 74
Dehn, Paul, Zur Lösung der Balkanfragen 177
Dinglage, E. v., Der Ochsenknecht 332
Duboc, Julius, Löwe-Calbe. Eine persönliche Erinnerung . . 370
Ehrlich, Heinrich, Das Niederrheinische Musikfest in Köln . . 10
— Opern und Concerte 30. 287. 302. 333. 396
— Franz Liszt 122
— Das neue Hoftheater in Schwerin 254
Eucken, Rudolf, Zur Erinnerung an Leibniz 100
Falck, Robert, Graf Rastopschin und Goethe 105
Felsing, Otto, „Waschzettel" und Freibillet 120
Fischer, C. W. Th., Die verketzerte Antike 40
Fokke, Arnold, Martin Greif als Dramatiker 55
Franke, Ludwig August, Graf Caspar Sternberg und Goethe 132
Frey, Ed. Ferdinand, „Hamlet" in Paris 403
Friedmann, Alfred, Paul Bourget 153
Fuld-Mainz, Ludwig, Der Kampf um die Schwurgerichte . . 369
Garschin, W., Russische Künstler 124. 139. 156
Gebhardt, Bruno, Das englische Parlament und seine Wandlungen 83
— Zur Geschichtswissenschaft 375
Geßler, Friedrich, Wie Scheffel geadelt wurde 21
Goldbaum, Wilhelm, Orientalische Probleme 243
— Der Humor und sein Preiscourant 292
— Gustav Heine 341
— Diplomatische Reminiscenzen 401
Gopčević, Spiridion, Zur bulgarischen Revolution 161
— Zur bulgarischen Frage 305

Seite

Goverts, Hermann, Garibaldi'sche Erinnerungen aus dem Jahre 1867 76
— Erinnerungen aus dem päpstlichen Rom 316
Greif, Martin, Camões Ende 52
— Eine neue Shakespeare-Biographie 344
Groß, F., Ferdinand Fabre 280
Guttmann, J. G., Beust 291
Hanslick, Eduard, Die Musik in Wien 18
Hart, Julius, Der Zolaismus in Deutschland 214
Harte, Bret, Sarah Walker 345. 363
Hartmann, Eduard v., Angewandte Aesthetik 356
Hellwald, Friedr. von, Zur culturgeschichtlichen Literatur . . 179
Heveši, Ludwig, Der Schlagschatten 200. 218
Irenius, Ueber Staats- und Volkspolitik in Rußland 275
J., Die Concurrenz um das Lessingdenkmal 412
Jensen, Wilhelm, Stilles Wandern 340
Jentsch, Karl, Wirthschaftspolitik im alten Florenz 146
Jessen, Peter, Unsere Kunstur theile 244
— Wie groß soll ein Bildwerk sein? 311
— Neue Monumentmalereien 349
— Brennende Stilfragen 389
Justi, Ferdinand, Zur persischen Literaturgeschichte 297
K., Die Bedeutung der genehmigten Kanalvorlagen 1
— Die Vollendung von Wilhelmshaven 306
Kalle, Fritz, Ueber die Welthandelskrisis 193. 209
Karpeles, Gustav, Friedrich Spielhagen's neuester Roman . . 359
Kindt, Hermann, Moderne amerikanische Humoristen 53
Kleinpaul, Rudolf, Interjectionen 70. 85
Koegel, Fritz, Rückblick auf die Bayreuther Festspiele 195
Kosmopolit, Ein verschollenes Schriftthum 102
L., Fr., Ueber Töchtererziehung 114
Lang, Otto, Gold und Goldwährung 50. 68
Lector, Ueber die Allsprache Pasilingua 235
Lichtwark, A., Englische Bildhauer und Maler auf der Ausstellung 28
— Decorative Kunst auf der Jubiläums-Ausstellung 174
— Die Jubiläums-Ausstellung 206
Lingg, Hermann, Trost der Musik 5
Lorm, Hieronymus, Literarische Plaudereien 87. 372
— Herzenspochen 244
— Moderne Probleme 277
— Erlösungssehnen 403
Lortzing, Max, Eine Biographie Longfellow's 89
Lübke, Wilhelm, Radirung und Kupferstich 407
Malkowsky, Georg, Berichte über die Jubiläums-Kunstausstellung 78. 93. 110. 126. 141. 190. 301
— Kupferstiche über Friedrich des Großen Leben 142
— Münchener Bilder in Schulte's Kunstausstellung 238
— Neue Romane 314
— Die Spitzweg-Ausstellung 365
Marr, E., Laube und Marr 5. 22
Marsop, Paul, Gedanken zur Weberfeier 387
Muyden, Gustav van, Ein schweizer Staatsmann in Berlin . . 33
Nordmann, H., Theures Gold und wohlfeiles Capital 289
Nyblom, H., Das Ende einer Jugendliebe 379. 393
Pröll, Karl, Die deutsche Frage in Oesterreich 49

Digitized by Google

Seite
Quarck, Max, Der Normalarbeitstag in der Praxis 65
R., Zur Verfassung der höheren Schulen 227
Richter, Hermann Michael, Die letzten Romane von Georges Ohnet 9
Rüttenauer, Benno, Aus ehemals preußischen Landen . . . 186
Ruhe, Heinrich, Turgéniew's Briefe 136
Scherbel, Simon, Die Nervosität eine Modekrankheit 35
— Die Morphiumsucht 178
— Moralischer Irrsinn vor Gericht 243
Schütze, Paul, Zwei schleswig-holsteinische Memoirenwerke . . . 197
Schulte, Eduard, Lord Malmesbury's Memoiren 72
Seltmann, Ernst, Die politische Lage in England 113
Sievers, E. W., Dichter und Naturforscher 211
Simson, Robert, Die Statistik im Parlament 337
Singer, Wilhelm, Die deutsch-französische Annäherung 257
Stern, Albert, Ein Berliner Sittenroman 155
Sterne, Carus, Ausstellung der Berliner Naturforscher-Versammlung 204
— Die 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Berlin 221
— Zur populären Naturkunde 265
Strindberg, August, Das neue Gebot 282. 299
Thaler, Karl v., Max Haushofer's „Ewiger Jude" 329
Tolstoi, Leo, Polikei. 236. 251. 266
V., L., Die klassische Bildung in der Gegenwart 163
Valentin, Max, Die ostindische Lebensmittelconcurrenz 275
W., A., Neue Gedichte von Tennyson 184
Wahrheit über Oesterreich-Ungarns Wehrmacht 321
Weber, A., Annicke 11. 25. 44. 59
Wechsler, Ernst, Wilhelm Jensen's jüngste Schöpfungen . . . 57
Welti, Heinrich, Münchener Opernnovitäten 169
Wespy, Leon, Ein französisches Buch über unseren Kaiser . . . 116
Wiener, X., Vom Burgtheater 217
Winter, Georg, Zum Todestage Friedrichs des Großen 97
— Neuere Forschungen über die Reformation 247
Zeller, A., Die landwirthschaftliche Unfallversicherung 17
— Die vermeintliche Zunahme der Verbrechen 145
Ziel, Ernst, Zwei neue Romane 198
— Lyrische Novitäten 295
Zolling, Theophil, Das Gastspiel der Englischen Operettengesellschaft 14
— Sommerfrische am Chiemsee 107
— Die Kunst in der Kneipe 134
— Erinnerungen eines Schlachtenmalers 233
— Neues aus alten Briefen 259
— Daniela. Schauspiel von Felix Philippi 285
— Der schwarze Schleier. Schauspiel von Oskar Blumenthal . . 318
— Richard Wagner in Paris 326
— Georgette. Schauspiel von Victorien Sardou 348
— Zum Jubiläum des Königlichen Schauspiels in Berlin 377
— Gottfried Keller's „Martin Salander" 405

Notizen.

Adelmann, Fenella 111. Berliner Bunte Mappe 1886 366. Beta, Peregrine 399. Bilz, Possen 351. Brehm, Das Inka-Reich 381. Bucher, „Mit Gunst" 62. Classikerbibliothek der bildenden Künste 111. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. 25. Band 382. Diercks, Nordafrika im Lichte der Culturgeschichte 127. Dincklage, Blutjung 398. Domino, Das Spiel, die Spielerwelt und die Geheimnisse des Falschspielens 15. Düring, Uebersetzung von Chaucer's Werken 382. Ebeling, Flögel's Geschichte des Grotesk-Komischen 351. Ecce homo 143. Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts 397. Elze, Lord Byron 398. Engelmann, Die Frithjofssage 399. Erdmann, Holda, ein Elfentraum 143. Erhardt, Havel und Spree 399. Eysell, Schiller's Jungfrau von Orleans 414. Fereus, Stimmen des Weltleids 397. Geschichte der deutschen Kunst 398. Hanslick, Concerte 398. Henne am Rhyn, Culturgeschichte 398. Henk, Heidelberger Studentenleben 95. Hertslet, Der Treppenwitz der Weltgeschichte 351. Heyse-Laistner, Neuer Novellenschatz (Band 10—15) 143. Hirth, Culturgeschichtliches Bilderbuch IV. Band 381. Holland, Zu Ludwig Uhland's Gedächtniß 351. Hopfen, Letzter Hieb. Wunderlicher Heiliger 111. Ibsen, Gedichte 127. Jensen, Karin von Schweden 63. Junghans, Helldunkel 79. Kahle, Die schönste Rose der Welt 397. Kalenderliteratur 397. Katscher, Nebelland und Themsestrand 271. Kohut, Weber-Gedenkbuch 413. Krabbe's illustrirte Ausgaben 335. Kretzschmar, Führer durch den Concertsaal 398. Küchling, Novellen 255. Kürschner, Richard Wagner-Jahrbuch 255. Lang, Bündner und Schwaben 303. Langguth, Goethe's Pädagogik 111. Lesimple, Aus dem Musikerleben 47. Liederbuch für altmodische Leute 381. Löwenstein, Kindergedanken 397. Lohmeyer, König Nobel, Jugendwege 397. Luckner, Ich und Nicht-Ich 271. Lübke, Bunte Blätter aus Schwaben 15. Märklin, Im Strome der Zeit 63. Mamroth, Meilensteine 63. Meinhardt, Reisenovellen 63. Menzel's Illustrationen zu Friedrichs des Großen Werken 31. Mertens, Falad 382. Meyer's Reisehandbücher (Schweiz. Deutsche Alpen) 31. Meyer's Conversationslexikon, 4. Aufl., 4. Bd. 63. Oesterlein, Katalog einer Richard-Wagner-Bibliothek 319. Poestion, Lappländische Märchen 271. Du Prel, Justinus Kerner und die Seherin von Prevorst 271. Pröll, Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich 351. Reber, Kunstgeschichte des Mittelalters 382. Ritter, Illustrationen zu Wagner's Parsifal 271. Roberts, Unmusikalisch und Anderes 30. Rocholl, Dunkle Bilder aus dem Wanderleben 63. Rönnefahrt, Schiller's Wallenstein 271. Schadow, Handzeichnungen 398. Schneider (Sartorius), Gedichte 127. Schranka, Buch vom Bier 399. Schubin, Gloria victis 62. Schuchardt, Romanisches und Keltisches 399. Seemann, Culturhistorischer Bilderatlas 381. Simon, Kaiser Wilhelm 399. Söderström, Die Bürgermeisterwahl 382. Springer, Kunsthandbuch 62. Spyri, Sina 413. Steudel, Der Spiritismus 351. Stiaßny, Hans Makart 191. Stommel, Aus dem Geistesleben der Gegenwart 15. Thienemann's Jugendschriften 397. Tissot, De Paris à Berlin 351. Twietmeyer's Kinderbücher 397. Vrchlický, Gedichte 143. Wegener, Strandgut, Novellen 31. Ziegler, Geschichte der christlichen Ethik 303. Ziemssen, „Leidvoll und Freudvoll" 271.

Offene Briefe und Antworten.

Zu „Graf Rostopschin und Goethe". Von W. F. 127. Nochmals zu „Graf Rostopschin und Goethe". Von Dr. Johann Karlowicz 191. Nochmals die höhere Töchterschule. Von Chr. L. 207. Wer ist Monsieur Jaques Saint-Cère? Von Imanuel 319. Eine Ergänzung zu Gustav Heine's Nekrolog. Von —s —m 367. Noch einmal Monsieur Saint-Cère 383. Noch einmal „die Uebervölkerung der Erde". Von Dr. med. Landsberger 414.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 3. Juli 1886. Band XXX.

CORNELL UNIVERSITY
JUL 27 1886
Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Bedeutung der genehmigten Canalvorlagen. Von K. — Genie und Wahnsinn. Von Dr. med. H. Bernheim. — **Literatur und Kunst:** Trost der Musik. Von Hermann Lingg. — Laube und Marr. Von E. Marr. — Die letzten Romane von Georges Ohnet. Von Hermann Michael Richter. — Das Niederrheinische Musikfest in Köln. Von Heinrich Ehrlich. — **Feuilleton:** Annicke. Von A. Weber. — **Aus der Hauptstadt:** Das Gastspiel der Englischen Operettengesellschaft. Von Z. — Notizen.

Die Bedeutung der genehmigten Canalvorlagen.

Deutschlands Eisenbahnnetz ist nächst demjenigen der Vereinigten Staaten das ausgedehnteste und wird hinsichtlich seiner Dichtigkeit nur von dem belgischen, großbritannischen und schweizerischen übertroffen; Deutschlands Canalnetz dagegen wird in seiner Ausdehnung schon von dem des kleinen Holland übertroffen, hinsichtlich der Dichtigkeit steht es hinter dem französischen, großbritannischen, belgischen und holländischen um mehr als das zwei-, drei-, zwölf- und achtzehnfache zurück, obgleich die norddeutsche Tiefebene der Herstellung eines dichten Canalnetzes sehr günstig ist. Dies Verhältniß wird sich, wenn die jetzt genehmigten Vorlagen erst zur Ausführung gekommen sind, sehr viel besser gestalten; denn allein diejenigen Wasserstraßen, welche die Vorlagen bestimmt bezeichnen, nicht eingerechnet also die, welche sie nur in Aussicht nehmen, vergrößern das deutsche Canalnetz derart, daß es wenigstens das holländische ungefähr erreicht. Hierzu kommt, daß eine dieser Wasserstraßen, der Nord-Ostsee-Canal, einen internationalen Verkehrsweg darstellt, dessen Bedeutung nur von den wenigen vorhandenen oder projektirten Wasserstraßen übertroffen wird, und daß, wie oben schon angedeutet, die jetzt Gesetz gewordenen Vorlagen eine erhebliche Weiterausbildung des binnenländischen Canalnetzes in bestimmte Aussicht nehmen.

Die Ursachen, welche das Zurückbleiben Deutschlands in der Entwickelung seiner Wasserstraßen veranlaßt haben, sind verhältnißmäßig zahlreich. Im „Zeitalter der Canäle", wenn der Ausdruck erlaubt ist, hatte Deutschland genug damit zu thun, die Wunden zu heilen, die lange Kriege seiner wirthschaftlichen Entwickelung geschlagen hatten; die zahlreichen Zollschranken, welche die Zersplitterung in kleine selbstständige Territorien errichtet hatte, die Eifersüchteleien des einen Staates gegen den anderen trugen mit dazu bei, daß der Bau von Canälen unterlassen und an Verbesserung der Fluß-Wasserstraßen nicht gedacht wurde. Als dann das Eisenbahnzeitalter (nach kurzem Interregnum, in welchem die Chaussee herrschend gewesen war) eintrat, befriedigte man allerwärts das Bedürfniß nach Bahnen; für Canalbauten und Flußcorrectionen blieb kein Geld. Hinzu kam, daß man die Leistungsfähigkeit der Bahnen über-, die der Wasserstraßen unterschätzte. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, zu lehren, daß einmal die Bahnen große Massentransporte nicht dauernd bewältigen können, ohne ihren anderweitigen Betrieb zu schädigen, und daß ferner leistungsfähige Wasserstraßen die Concurrenz der Bahnen sehr wohl aushalten können, wie unter Anderm die Thatsache, daß zu Wasser nahezu ebensoviel Güter nach Berlin gelangen, als auf sämmtlichen dort mündenden elf Eisenbahnen zusammengenommen, und die, daß der Güterverkehr auf dem Rhein in stärkerem Verhältniß zugenommen hat, als derjenige auf den seine Ufer begleitenden Bahnen, beweisen. Wenn speciell dieser letztere Umstand sehr zu Gunsten der Concurrenzfähigkeit von Wasserstraßen im Eisenbahnzeitalter sprach, so mußte andererseits zugestanden werden, daß die Concurrenzfähigkeit im vorliegenden Speciellfall nur ermöglicht war durch die — trotz aller Mängel — im Ganzen ausgezeichnete Beschaffenheit des Rheins als Fahrstraße und durch die — eben wegen der Concurrenz mit den Bahnen — nothwendig gewordene und konsequent durchgeführte Anwendung der Dampfschleppschifffahrt und des Takereibetriebs. Aber auch auf der Oder, die nicht entfernt so günstige Verhältnisse bietet wie der Rhein, und ebenso auf der Elbe, hatte der Güterverkehr in den letzten Jahren einen colossalen Aufschwung genommen. Zum Theil war dieser Aufschwung auch der Einführung größerer Schiffsgefäße zu danken; verkehren doch auf dem Rhein bei günstigem Wasserstand Fahrzeuge von 13—14,000 Ctr., ja bis zu 22,000 Ctr. Tragfähigkeit bis nach Mannheim hinauf, und auch auf der Spree sind Fahrzeuge von 5000 Ctr., die also so viel laden wie 25 ganze Waggons, keine Seltenheit.

Es war nur natürlich, daß man daran dachte, die Urtheile der Wasserstraßen — billige Bewältigung großer Massentransporte und bequeme Anlegung von Ladeplätzen — auch solchen Länderstrecken zu verschaffen, die bisher für ihre Verbindung untereinander auf die Bahnen angewiesen waren. Die in dieser Richtung thätige Agitation nahm ihren Ausgang in den Kreisen der Wasserbautechniker, ergriff die Interessentenkreise und gewann endlich so viel Boden auch bei der Regierung des hauptsächlich bei Verbesserung des Wasserverkehrs interessirten deutschen Staates, bei der von Preußen, daß im Jahre 1882 die erste Canalvorlage erfolgte. Welche Entwickelungsstadien die ganze Angelegenheit durchmachte, wie es kam, daß namentlich die Anhänger der Verbindung Ruhr-Ems jahrelang zwischen Hoffen und Verzweifeln geschwankt haben (eigentlich hangen und bangen sie noch jetzt in schwebender Pein, weil aus „Furcht vor der Freude" die „Verbände" noch nicht an die unentgeltliche Hergabe des erforderlichen Grund und Bodens gehen wollen), wie es ferner kam, daß aus dem Projekt Ruhr-Ems jetzt ein weit umfassenderes Projekt sich entwickelt hat, soll hier nicht weiter verfolgt, es sollen vielmehr nur die Resultate der angenommenen Gesetze beleuchtet werden.

Und diese Resultate sind jedenfalls erfreulich. Schlesien erhält von Fürstenberg an der Oder an eine theils neue, theils verbesserte Wasserstraße nach Berlin von etwa 70 Kilometer

Digitized by Google

Länge; diese Wasserstraße wird eine sehr viel intensivere Ausnutzung gestatten, als die bisherige, welche länger und unbequemer ist; sie wird also den Absatz der Produkte zu einem rascheren und die in den betreffenden Branchen arbeitenden Capitalien wegen des schnelleren Umschlags gewinnbringender machen. — Das Ruhrgebiet erhält für seine Kohlen einen Absatz nach der See zu, der ihm die Concurrenz mit der englischen Kohle — von dieser werden jährlich etwa zwei Millionen Tons nach Deutschland, allerdings auch über die Ostseehäfen, eingeführt — gestattet. Dieser Absatz wird sich nicht etwa auf das Emsgebiet beschränken, sondern nach Fertigstellung der im Bau begriffenen Verbindungen Emden-Wilhelmshaven und Leer-Oldenburg auch auf die Jade und untere Weser ausdehnen; es bedarf dann noch der — allerdings besonders wichtigen und bisher noch nicht gesicherten — Verbindung Weser-Elbe, um der westfälischen Kohle auch in Hamburg und den anderen Elbplätzen die Concurrenz mit der englischen zu ermöglichen. (Daß dagegen die westfälische Kohle über die Elbe hinaus, also via Nord-Ostsee-Canal, in die Ostsee gelangen oder wenigstens, daß sie dort regelmäßigen Absatz finden werde, vermögen wir nicht anzunehmen, da der Verkehr von Canalschiffen auf See ausgeschlossen ist und ein nochmaliges Umladen aus dem Canal- in das Seeschiff die Qualität der Kohle verschlechtert, ihren Preis aber erheblich vertheuert. Indeß genügt bei dem in stetem Steigen begriffenen Kohlenconsum auch schon der Absatz nach dem Nordseegebiet, um dem Canal Ruhr-Ems die Rentabilität zu sichern). Andererseits gelangen die landwirthschaftlichen Erzeugnisse der Ems- und Weser-Gegenden billiger als bisher in die jener bedürfenden Distrikte Westfalens und des Niederrheins. Nicht zu übersehen ist ferner, daß durch die in Aussicht genommene Verbindung des Rheines mit dem bereits fest geplanten, etwa 250 Kilometer langen Canal Ruhr- (Dortmund und Herne-) Ems den holländischen Häfen, deren Wasserverhältnisse übrigens durchaus nicht besser sind als die der Emshäfen, eine Concurrenz geschaffen wird, die für Deutschland um so wohlthätiger wirken dürfte, als es an Holland nicht gerade einen übertrieben wohlwollenden Nachbar hat.

Das Gesetz stellt sodann die Fortsetzung der geplanten Verbindung Rhein-Ems auch nach der Weser und Elbe in Aussicht; daß eine derartige Querverbindung unserer vier großen nordwestdeutschen Ströme den Austausch von Rohprodukten und landwirthschaftlichen Erzeugnissen (Bruchsteine, Holz, Erze, Getreide, Heu ꝛc.) ungemein erleichtern und — um ein modern gewordenes, wennschon nicht sehr geschmackvoll gebildetes Wort zu gebrauchen — verbilligen würde, bedarf nach dem, was vorher über die stetig und zwar in bedeutendem Maße wachsende Leistungsfähigkeit der Wasserstraßen gesagt ist, keiner weiteren Ausführung.

Der Nord-Ostsee-Canal hat die Ehre gehabt, im Jahre 1873 keinen Geringeren zum Gegner zu haben als Moltke. Wenn aber damals die Vermehrung und Kräftigung unserer Kriegsflotte allerdings dringlicher erscheinen mußte, als die Herstellung des Canals, so ist jetzt der Flottengründungsplan mutatis mutandis zur Ausführung gekommen und jener Einwand fällt daher jetzt fort. Der andere — der Canal würde den fremden Nationen mehr Nutzen bringen als der deutschen — widerlegt sich am besten dadurch, daß die Seeplätze, die von dem Canal Vortheil haben, der Hauptsache nach deutsche sind und daß diese deutschen Seeplätze von billigen Frachten profitiren, gleichviel ob sie dieselben an deutsche oder ausländische Schiffe zahlen. Daß der Canal nicht von Handelsschiffen benutzt werden würde, ist nicht zu befürchten; die Fahrt um Skagen ist und bleibt eine ungemüthliche und wir haben noch keinen Schiffer, keinen noch so kleinen Wettfahrer gesehen, der nicht allezeit, wenn es die Umstände irgend erlaubten, die kürzeste Route — selbst wenn diese die gefährlichere war — gewählt hätte. Die Fahrt durch den — 96 Kilometer langen — Canal ist aber jedenfalls die ungefährlichere und sie kürzt die Reisen zwischen den Ostseeplätzen und den Nordseehäfen so bedeutend ab, daß für einige Reisen (z. B. die von mecklenburgischen und schleswig-holsteinischen Häfen nach der Themsemündung und nach den deutschen Nordseehäfen) 35 bis 86 Procent der bisherigen Reisedauer gespart werden. Auch für die Kriegsmarine, die nicht mehr gezwungen sein wird, den Sund oder den großen Belt zu passiren und sich diese Passage vielleicht erst zu erkämpfen, ist der Canal von enormer Wichtigkeit. Ein in der Ostsee vereinigtes Uebungsgeschwader z. B. braucht jetzt für die Fahrt um Skagen nach Helgoland oder dem Nordseekriegshafen von Danzig aus 27, von Kiel aus 40 Stunden mehr, als künftig für die Reise via Nord-Ostsee-Canal; die Entfernung zwischen Kiel und Wilhelmshaven verringert derselbe um etwa 400 Seemeilen. Man darf danach auch von der Herstellung des Nord-Ostsee-Canals große — wenn auch zum Theil nicht auf wirthschaftlichem Gebiet liegende — Vortheile erwarten.

Jedenfalls ist ein sehr vielversprechender Anfang damit gemacht, das Wasserstraßennetz Preußens in rationeller Weise und ohne Aufwand zu großer Kosten — für die drei Verbindungen Dortmund-Ems, Berlin-Fürstenberg und Brunsbüttel-Kiel sollen vom Reich und von Preußen zusammen 227 Millionen Mark aufgewendet werden, während in Preußen allein für Bahnen in den letzten sechs Jahren 490 Millionen Mark bewilligt worden sind — zu vervollständigen. K.

Genie und Wahnsinn.

Von Dr. med. H. Bernheim.

Wenn eine neue, epochemachende Idee gefunden, eine neue, kühne Entdeckung in der Wissenschaft gemacht ist, dann sagen die Menschen zuerst: „Es ist nicht wahr!", dann: „Es streitet wider Religion und Moral!" und schließlich: „Das ist ja schon lange bekannt!" Dieser Ausspruch des berühmten Naturforschers Agassiz charakterisirt vorzüglich die Art, wie neue Richtungen der Forschung sich Bahn brechen, wie neue Fortschritte in der Erkenntniß der uns umgebenden Welt errungen werden. Als Cuvier und Geoffrey St. Hilaire ihre Fortschrittstheorie aufstellten; als Huxley, Darwin in der belebten Welt, Bischoff und Lyell an den Resten untergegangener geologischer Perioden den innigen Zusammenhang, den leisen, unmerklichen Uebergang aller organischen Erscheinungen in einander nachwiesen; als man anfing, die Summe der belebten Wesen und ihrer Lebenserscheinungen von einem einheitlichen Standpunkte aus aufzufassen, — da tobte der Sturm der Anhänger des Alten gewaltig. Doch wer wollte sich heute noch der Wahrheit des Spruches verschließen, welcher der Wahrspruch moderner Naturanschauung geworden ist: Natura non agit saltatim! Die Natur kennt die Schranken nicht, welche wir am Schreibtische ihr setzen; die unendliche Fülle des Lebens läßt sich nicht in die Zwangsjacke scharf abgegrenzter Klassen und Unterschiede pressen. Leise und unmerklich verwischt sie die Grenzen; eine ununterbrochene Kette von Mittelgliedern verbindet Art mit Art, verbindet normale Lebenserscheinungen mit pathologischen, verbindet auch den gesunden Geist mit dem erkrankten. Ja, es ist gerade die Psychologie, es ist dies lange vernachlässigte Stiefkind der Philosophie, welches sich den Grundsatz moderner Anschauung: Es giebt nur quantitative Unterschiede in der Natur — ganz zu eigen gemacht hat, und wir können heute den Pessimisten, welche diese Wissenschaft zum ewigen Stillstand verurtheilt glaubten, mit Recht zurufen: E pur si muove! Und sie bewegt sich doch!

Der Geist des Menschen und seine Stimmungen kennen keine scharfen Grenzen zwischen gesund und krank! Wer von uns hat nicht schon trübe Stimmungen gehabt, die sich nur durch geringere Intensität und Hartnäckigkeit von Melancholie unterschieden; wer hat sich nicht schon in Zuständen von Erregtheit befunden, welche man bei längerer Dauer und höherem Grade maniakalische Exaltation hätte nennen müssen? Wo ist die Grenze zwischen heftigem Jähzorn und transitorischer Tobsucht, wo die Grenze zwischen gottbegeisterter Verzückung und religiösem Wahnsinn, zwischen Teufelsglaube und Dämonomanie, wo scheidet sich sinnliche Verliebtheit von Erotomanie,

Digitized by Google

wo sittliche Verwahrlosung von moral insanity (moralischem Irresein), wo endlich ist die Grenze zwischen Genie und Wahnsinn?

Es hat Mühe gekostet, bis sich diese Anschauung, daß der Geisteskranke vom Geistesgesunden sich nur durch ein Mehr oder Weniger derselben Stimmungen unterscheide, Bahn gebrochen hat. Juristen und Gefängnißdirectoren jammerten, man wolle ihre Verbrecher, für die man so schöne Gefängnisse gebaut, in's Irrenhaus stecken; literaturbeflissene alte Weiber beiderlei Geschlechts klagten, man wolle ihre schöngeistigen Ideale für verrückt erklären! Uns aber erscheint es für den guten Ruf der Menschheit vortheilhafter, wenn wir Leichenschänder und andere moralische Ungeheuer für moralisch Irre, für moralische Cretins erklären; und eine große, geniale Natur steht für uns reiner da, wenn wir Charakterschwächen und ethische Defecte, welche die landläufige Entschuldigung mit „Bizarrerie" und „genialem Leichtsinn" nur nothdürftig deckt, als Symptome einer geistigen Invalidität ansprechen. Wie manches schiefe, laienhafte Urtheil wird da vom Standpunkt der abstrakten Moral gefällt, und nicht selten ist es erst ein tragisches Ende, wie jüngst bei jenem hochbegabten edlen Fürsten, welches nach Jahren der Verkennung plötzlich aller Welt die Augen öffnet und manchen tadelnden Mund schließt! Es ist gerade jene hohe Anspannung des Intellects, jener reiche, zügellose Flug der Phantasie, welche uns die Trennung von Genie und Wahnsinn so erschweren. „Est aliquid delirii in omni magno ingenio", sagte schon der große Boerhave, neben welchem Ausspruch uns Molière's: „Tous les grand hommes ont un petit grain de folie", fast wie eine Uebersetzung anmuthet. Wenn der Gelehrte seine Gedanken in der Höhe philosophischer Abstraction schweifen läßt; wenn der bildende Künstler, der Componist niegesehene Gestalten, niegehörte Töne, welche seine Phantasie ihm vorzaubert, wahrzunehmen glaubt, so unterscheiden sich diese psychischen Vorgänge ihrem Wesen nach durchaus nicht von denjenigen, welche wir bei Geisteskranken finden. Denn wir nennen eine Idee oder Wahrnehmung geisteskrank, wenn sie dem Individuum als eine fremde, nicht durch Sinneseindrücke oder aus ihnen gefolgerte Vorstellungen und Anschauungen motivirte, kommt, also aus rein intracerebralen Reizen resultirt, wie z. B. Gesichts- und Gehörshallucinationen. Was unterscheidet diese von den Bildern, welche, ebensowenig motivirt, die Phantasie eines genialen Künstlers diesem vorzaubert? Doch wohl nur die maßvolle Ordnung und die künstlerische Harmonie der Erscheinung! Lassen Sie uns einen concreten Fall betrachten: Während meiner Thätigkeit an der psychiatrischen Klinik zu W. hatte ich Gelegenheit, einen Mann, Namens K., zu beobachten, welcher sich bereits seit 15 Jahren dort befand, und welchen Griesinger „ein Prachtexemplar von originärem Wahnsinn" genannt hat. Dieser Kranke, mit einer künstlerisch reichen Phantasie begabt, hatte sich ganz in eine Götter-, Feen- und Elfenwelt hineingeträumt. Er ist der Mittelpunkt dieser bunten, phantastischen Welt; die Geister dienen ihm, besuchen ihn nächtlich, bekriegen und bezaubern ihn. Er hat sich zur Abwehr der bösen Feen Amulette und Waffen geschnitzt, welche nur zu bizarr geformt sind, um künstlerisch genannt werden zu können; wir haben eine lange Beschreibung seiner Geisterwelt von ihm, die von hoher poetischer Begabung zeugt; geradezu genial ist die Schilderung, wie die goldharigen Elfen Nachts zu ihm niedersteigen und ihn liebkosen. Nun halte man daneben jene bekannten Elfen-, Feen- uud Geisterphantasien, wie sie uns Byron, Grabbe, Heine, Hoffmann und andere Romantiker, ja auch Schiller und Goethe bald in romantischer, bald in classischer Gewandung und Scenerie überliefert haben. Auch hier schwebt aus Nebeln ein goldhaariges Weib nieder, es küßt den entzückt auf die Knie gesunkenen Dichter auf Mund und Stirne ꝛc. ganz wie bei unserem Geisteskranken. Haben wir hier nicht nah verwandte Ideenprocesse? Denn wenn man uns auch entgegenhalten will, daß ja der Dichter nicht, wie unser Geisteskranker, an die körperliche Wirklichkeit seiner Phantasmen glaube, so ist man doch berechtigt anzunehmen, daß auch der Dichter, wenn auch nur in Momenten dichterischer Exaltation, derartige Gestalten in einer Art von Hallucination wirklich wahrzunehmen glaubt. Wird uns doch von Dichtern berichtet, daß sie in solchen Momenten an die Geschöpfe ihrer Phantasie Worte gerichtet, gleich wie der Hallucinant an seine Hallucinationen!

> Wahnwitzige, Poeten und Verliebte
> Bestehn aus Einbildung. Der Eine sieht
> Mehr Teufel, als die weite Hölle faßt:
> Der Tolle nämlich; der Verliebte sieht,
> Nicht minder irr, die Schönheit Helena's
> Auf einer äthiopisch braunen Stirn;
> Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend,
> Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab,
> Und wie die schwang're Phantasie Gebilde
> Von unbekannten Dingen ausgebiert,
> Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt
> Das luft'ge Nichts und giebt ihm festen Wohnsitz.

Solche Fälle, wie der obenerwähnte, stehen nicht allein. Vielmehr zeichnen sich die meisten an originärer (primärer) Verrücktheit Leidenden durch eine reiche Phantasie aus. Solche Leute zeigen sich schon in der Kinderstube eigenartig. Sie sind sensible, feinsinnige, zartbesaitete Naturen, welche statt zu spielen, wie andere Kinder, im Winkel sitzen und sich Märchen ersinnen. Immer mehr leben sie sich in ihre phantastische Welt hinein; sie halten sich für zu gut und zu fein, um mit anderen Kindern zu verkehren; ein großes und herrliches Geschick steht ihnen bevor. Ihre Intelligenz ist oft hochbedeutend, man ahnt ein künftiges Genie in ihnen. Ist hier nicht eine auffallende Aehnlichkeit mit der Jugendgeschichte berühmter Männer? Man lese z. B. die Beschreibung der Kinderjahre Goethe's in Lewes' Biographie desselben nach, — man wird über die Aehnlichkeit erstaunen! Ich kann mich nicht enthalten, das Frappanteste hier kurz zu markiren. Da heißt es („Goethe's Leben und Schriften", S. 21 ff.): „Er spielt ungern mit Kindern und nur, wenn sie schön sind. Da er ein häßliches Kind sieht, wird er zornig und ist nicht zu beruhigen. Als dreijähriges Kind soll er schon Sinn für das Schöne haben; hört nichts lieber als Märchen erzählen, fängt selbst an zu fabuliren. Er lernt rapide, ein frühreifer Knabe. Als er in die Schule kommt, sind ihm alle Mitschüler nicht schön und gut genug; seine Mutter tadelt seinen gravitätischen Gang, durch welchen er sich unangenehm auszeichne, worauf er antwortet: „Mit Diesem mache ich den Anfang und später werd' ich mich noch mit Mancherlei auszeichnen." (!) Ein andermal fragt er seine Mutter, ob die Sterne Das wohl halten würden, was sie an seiner Wiege versprochen hätten? und als diese die Gegenfrage stellt: „warum willst Du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir Anderen ja ohne sie fertig werden müssen?" — meint „der jugendliche Zeus": „mit Dem, was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden!" Die Nachricht vom Lissabonner Erdbeben erregt ihm Zweifel an der Güte der Vorsehung; er will „sich dem großen Gotte der Natur unmittelbar nähern." Er baut in seinem Schlafzimmer aus Erzstufen einen Altar; oben auf der Spitze sollte als Sinnbild der Erhebung der Seele eine Flamme brennen und ein Räucherkerzchen wurde für diesen Zweck ausersehen. Bei Sonnenaufgang entzündet er mit einem Brennglas die Kerze, „und so verrichtete in der Einsamkeit seines Schlafzimmers der siebenjährige Priester seinen Gottesdienst." Dann, nach der Erregung der Krönungszeit und jener wüsten Periode der Pikniks und Gelage, packt ihn, den 13jährigen, ein Anfall von Trübsinn. „Die Wollust der Melancholie, das Wahngebild von einer verlorenen Existenz, trieb ihn in die Einsamkeit." Noch drei Jahre später zeigt der nun 16jährige, der von der Welt nur Frankfurt und Leipzig gesehen, einen ganz krankhaften Pessimismus. „Trübsinnig, wunderlich, launisch wie er war, hielt er Alles für unterminirt und verdorben; seine Hypochondrie hatte zum Theil geistige, zum größeren Theil aber körperliche Ursachen." Daneben läuft immer noch die Anmaßung und das gemacht gravitätische Wesen der Frankfurter Kinderstube, wodurch er sich

Digitized by Google

nach Horn's Briefen in Leipzig lächerlich machte. „Il marche à pas comptés, comme un recteur suivi des quatre facultés.“ — Doch genug von diesen Sonderbarkeiten, welche dem Biographen natürlich nur ebensoviele „geniale Geistesblitze“ sind, für uns aber einen höchst pathologischen Beigeschmack haben.

Kommen nun solche zu Genie oder Wahnsinn disponirende Kinder in die kritische Pubertätsperiode, so bleibt bei einem Theil — vielleicht unter ungünstigen Ernährungsverhältnissen — die Intelligenz auf ihrem kindlichen Standpunkt stehen: die gerühmten Wunderkinder kommen nicht weiter! Wenn sie dann in die Welt treten, so leiden sie überall Schiffbruch; Keiner kann mit solchem phantastischen Träumer zurecht kommen. Nun ziehen sie sich natürlich immer mehr in ihre Traumwelt zurück; wenn die rauhe Wirklichkeit sie verletzt und abstößt, dort sind sie glücklich! Sie sind überhaupt viel zu gut und vornehm für ihre Umgebung; sie sind etwas ganz Anderes, eigentlich Söhne von Fürsten und hohen Herren, verwunschene Prinzen, welche von Zauberern und bösen Feinden verfolgt werden. Da haben wir den Größenwahn und Verfolgungswahn, — der Wahnsinn kommt zum Ausbruch! Ein anderer Theil jener Kinder findet in der Welt leidliche Bedingungen; der Wahnsinn bleibt latent, aber sie bringen es auch nicht zu einer besonderen Berühmtheit; sie sind geistreiche, doch zu Abstrusem und Bizarrem geneigte Menschen, von denen der bekannte Psychiatriker Legrand de Saulle in seinem Werke über erbliche Geistesstörung, S. 30 sagt: „Einen Zwischenzustand repräsentiren jene zahlreichen Wesen, welche wir phantastisch, excentrisch, unbegreiflich nennen. Diese lassen ihr ganzes Leben lang affective Anomalien wahrnehmen, welche sich von den die Geisteskrankheit charakterisirenden nur durch ihren geringeren Grad, durch ihre hellere Färbung unterscheiden. Tragen wir den Ton etwas stärker auf, so haben wir den Irrsinn! Diese Leute zeigen oft sehr entwickelte intellectuelle Fähigkeiten; ihr außergewöhnliches Gedächtniß behält Alles, sie lernen als Kinder mit erstaunlicher Leichtigkeit und sind kleine Wunder.“ Kann man besser den rein graduellen Unterschied zwischen Genie und Wahnsinn darlegen?

Derartige Zustände sind übrigens auch vererblich, ebenso wie Genie (cf. Galton, Hereditary genius) und Geisteskrankheiten erblich sind, und zwar in mannigfachem Wechselverhältniß. Häufig vererbt sich Genie direct als Psychose; z. B. starben Mendelsohn-Bartholdy's und Manrico's Söhne im Irrenhause; Sohn und Tochter des genialen Operateurs Spencer-Wells sind geisteskrank, u. a. m. Ebenso häufig aber vererben sich Genie und hervorragende künstlerische oder geistige Begabung als solche von Generation zu Generation; bekannt ist ja „der Witz der Sheridans“. Auch die ataviſtische Form der Vererbung mit Ueberspringung einer Generation findet sich, ganz wie bei Geisteskrankheiten. (Mendelsohn!)

In das Gebiet der erwähnten Zwischenzustände gehören auch die unerklärlichen sog. „Marotten“, sonderbaren Antipathien und Sympathien, Idiosynkrasien ꝛc. berühmter Männer, für welche Memoiren und Biographien eine reiche Fundgrube bieten. So lief der Troubadour Pierre Vidal in Wolfsfelle gehüllt auf allen Vieren herum, um seiner Dame zu gefallen; so begeisterte sich Schiller am Geruch fauler Aepfel; Goethe konnte keine Leute mit Brillen leiden; Lessing stürzte sich in Spiel und Vergnügungen, um einer unerklärlichen Angst zu entgehen; auch der durch und durch psychopathische Richard Wagner mit seiner „Atlasmanie“ sei hier nicht vergessen.

Daß Genie auch als Vorstufe des Wahnsinns mit degenerativer Tendenz auftritt, sehen wir an der langen Reihe berühmter Männer, welche irrsinnig wurden. Ich nenne hier nur von Dichtern: Heinrich v. Kleist, Klingemann, Reinhold Lenz, Lenau, Maler Robert, welche als anerkannt geisteskrank Selbstmord verübten; ferner Hölderlin, der 45 Jahre als Geisteskranker lebte und während dieser Zeit seine genialsten Oden schrieb; Novalis von Hardenberg, Gutzkow, Nestroy, Lindner; ferner die Componisten Schumann, Donizetti und Chopin, den genialen Schauspieler Dawison. Meist handelt es sich bei diesen erschütternden Fällen, in welchen ein herrlicher Geist langsam zu unheilbarem Irrsinn degenerirt, um erbliche Belastung, und so läßt sich auch bei jener geistigen Umnachtung, die einen hochbegabten, ideal denkenden und strebenden Fürsten jüngst in den Tod trieb, ein hereditäres Moment nicht verkennen. Der Großvater, Ludwig I., war eine geniale Natur, Dichter und Kunstenthusiast, aber geneigt zu Excentricitäten und Unbegreiflichkeiten; der Vater, König Max, litt an jahrelangen, unausgesetzten Kopfschmerzen, als deren Ursache die Section eine chronische Entzündung der harten Hirnhaut (Pachymeningitis) und der Beinhaut des Schädels ergab; dessen beide Söhne, Ludwig und Otto, reich beanlagte und geniale Naturen, zeigen in psychischer Hinsicht jene traurige degenerative Tendenz, welche langsam aber unaufhaltsam schließlich Beide zu völligem Irrsinn geführt hat. Manche geniale Naturen zeigen ihre psychische Invalidität auch nur dem kundigen Auge des Psychologen. Wenn Schumann die realistisch-sinnliche und die phantastisch-sentimentale Seite seiner Natur unter den Namen Florestan und Eusebius sich als zwei Jünglinge vorstellt, die sich in Tönen unterhalten und um den Vorrang streiten; wenn Goethe sagt: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“ oder: „Er sei eigentlich nicht Goethe, sondern aus mehreren kleinen Goethiden zusammengesetzt“, — so mag das der Laie genial nennen, der Psychiatriker wird sich erinnern, daß der Anfang einer Geisteskrankheit oft so von den Kranken geschildert wird, daß sie sich nicht mehr Eins mit ihrem Ich fühlten! Männer wie Napoleon I., Caesar und Mohammed verrathen dem Kundigen Symptome der Epileptiker und Hallucinanten; ersterer sah oft seinen spiritus familiaris, ein graues Männchen, Caesar seinen genius. Mohammed war entschieden Epileptiker, und Epileptiker neigen stets zu Hallucinationen großartig-prächtigen, meist deistischen Inhalts, den sog. „Majestätsdelirien“. Hallucinant war auch Luther. Hören wir, was Brierre de Boismont in seinem Buch „Des hallucinations“ über Letzteren sagt: „Dem Teufel das Tintenfaß an den Kopf zu werfen, ist eine irrsinnige That, wenn auch nur momentan, aber sie ist philosophisch-pathologisch thatsächlich irrsinnig. Gerade solche Köpfe, welche aus der blöden Heerde gedankenloser Millionen durch das entschiedenste Denken, das lebhafteste Vorstellen und energischste Wollen hervorragen, sind Hallucinationen nicht am seltensten unterworfen.“ „Die vielfältigsten Erfahrungen zeigen, daß gerade im Leben geistig hochstehender und ausgezeichneter Menschen von verschiedenster Geistesrichtung und Gemüthsart, namentlich aber von sinnlich warmer und kräftiger Phantasie, Hallucinationen sich finden,“ sagt Griesinger in seiner Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, S. 91. „Tasso, der in Manso's Gegenwart jenes lange Zwiegespräch mit seinem Schutzgeiste führte; Goethe's bekannte (hechtgraue) Selbstvision und seine phantastisch sprossenden idealen Blumen; Walter Scott's Erscheinung, die ihm seinen verstorbenen Freund Byron in den Falten eines Vorhangs vorführte; Jean-Paul's zum Fenster herabsehender kindlicher Mädchenkopf; Benvenuto Cellini's Sonnenvisionen mögen als Beispiele aus dem Leben von Künstlern gelten. Spinoza (epistola XXX an Peter Balling), auch Pascal — seit einem gefährlichen Sturz auf der Brücke von Neuilly sah Pascal stets einen Abgrund vor sich — hatten Hallucinationen; van Helmont sah seine eigene Seele als ein Licht mit menschlichem Gesicht; Andral erzählt von sich selbst ein Gesichts-, Leuret aus eigener Erfahrung ein Gehörsphantasma“ u. s. w. Hierher gehört auch der allbekannte Fall von Nicolai, und der des Cornelius, der durch den einfachen Willensakt überall die prächtigsten farbigen Ringe und Doppelringe an den Wänden sich drehend sehen konnte.

Bemerkenswerth ist besonders das starke Hervortreten des Sexualtriebes bei genialen Männern; vermehrter Geschlechtstrieb ist ja meist Zeichen von Reizungszuständen des Cerebrospinalsystems, z. B. das erste Symptom der Dementia paralytica, der sog. „Gehirnerweichung“. In dieser Beziehung erinnere ich an Lord Byron, Raphael mit seiner Fornarina, van Dyk, Goethe mit seinen vielen Liebschaften, Thorwaldsen, der im 60. Jahre noch seine Maitresse wechselte, Heine, Bürger, endlich Schiller (wenn wir bei diesem auch nicht so weit gehen wollen, wie ein protestantisch-ultramontaner Literaturhistoriker,

Digitized by Google

der ihn „den wollüstigen Badergesellen“ nennt!). Bei genialen Frauen tritt natürlich dieser Punkt selten so schroff in die Erscheinung und hüllt sich hier mehr in das Gewand der Hysterie, welche ja an sich schon ein Grenzgebiet zwischen Psychiatrischem und Psychopathischem darstellt. Und das schärfere Ohr des Psychologen erkennt deutlich ein Mitklingen der sexuellen Sphäre in jenem Literaturklatsch, den geniale Frauen so gerne anrühren, jenen Briefwechseln mit fingirten hochstehenden Liebhabern, jenen erfundenen Liebesromanen (Bettina), jenen ewigen Versuchen, sich mit dem „gebrochenen Herzen“ interessant zu machen.

„Wenn Frauen schreiben, schreiben sie uns stets von ihren Schmerzen,
Fausses couches touchirter Tugend, ach die allzuzarten Herzen!“
(Heine.)

Interessant ist auch die Bemerkung, daß wir in den Tabellen, welche Wagner zur Vergleichung des Hirngewichts aufgestellt hat, zunächst den Gewichten von Gehirnen geistig hervorragender Männer, wie Cuvier, diejenigen von Wahnsinnigen finden (vgl. Voigt's Vorlesungen S. 97).

Fassen wir Alles kurz zusammen. Zu zwei ihrem Wesen nach eng verwandten, oft nur durch eine schärfere Accentuirung, ein Mehr oder Weniger des Colorits sich unterscheidenden seelischen Zuständen suchten wir das Tertium comparationis, das ihnen beiden gemeinsame Dritte, und wir fanden dieses in jener außerordentlichen, hypersensiblen und labilen psychischen Constitution, welche wir bei dem Genie „künstlerische Erregbarkeit“ nennen, während wir sie bei dem Wahnsinnigen mit „reizbarer Schwäche“ bezeichnen. Beiden ist jene abnorme Leichtigkeit gemeinsam, mit welcher auf minimale Reize, seien es intracerebrale oder durch Sinneseindrücke vermittelte, lange Gedankenketten ausgelöst, weite Vorstellungs- und Ideenkreise erregt und zum Mitklingen gebracht werden. Denn auch ein Wahnsinniger kann sein complicirtes System von Verfolgungs- und Größenwahn auf ein zufällig daliegendes, geringfügiges Object basiren, gerade wie jener französische geniale Romanschriftsteller den Plan seines „Monte Christo“ auf einen am Boden eines Badecabinetes liegenden rothen Faden: „wenn Das Blut wäre und wenn . . . . . .“ Und so löst bei Beiden mit rapider, abnormer Leichtigkeit eine Vorstellung die andere ab und es entsteht durch eine anormale Ideenflucht eine Schöpfung aus dem Nichts; für den normalen Menschen wäre es einfach bei dem rothen Faden geblieben! Genie und Wahnsinn, auf einem Boden gewachsen, aus einer Wurzel entsprossen, gleich zwei dicht nebeneinander entspringenden Schossen einer Pflanze oft getrennt nebeneinander laufend, oft aber auch mit ihren Ranken sich umwindend und eine scheinbar unentwirrbare Einheit darstellend, — Beide wurzeln sie in dem Gebiete der Psychopathie, in dem Gebiete der abnormen psychischen Reizbarkeit, und die Psychopathie, ein weites Zwischengebiet, ist es, welche leise und unmerklich den gesunden Geist mit dem erkrankten verbindet.

Literatur und Kunst.

Trost der Musik.

Von Hermann Lingg.

Von Deinen Himmeln nieder
Gleitest Du zur Erde wieder,
Allversöhnerin Musik!
Ueberall siegreich, überall
Weckt Dein beseligender Augenblick
Tief nachtönenden Wiederhall!

Von dem tückischen harten Geschick,
Das in blühende Leben schlug,
Schwindet der dämonische Zug —
Traum und halbes Vergessen umwallt
Der verzehrenden Schmerzen Gewalt,
Ueber Sorgen, Nacht- und Jammergraus
Breitest Du lindernden Schleier aus.

Sieh die Verlassne, die noch erharrt
Ein Glück, das längst die Augen schloß,
Die lächelnd in Schwermuth niederstarrt
Auf Ring und Flitter in ihrem Schooß!
Löse die Thränen über ihr Loos!
Holdes, denkt sie dann, holdes Empfinden!
Bei Dir glauben wir gerne
An aller Theuren Wiederfinden
An ein ewiges Band der Sterne!
Von der Menschheit großer Leidenssumme
Tilgst Du doch eine Zahl;
Dank Dir, Dank unzähligemal,
Ob auch ein einzig Ach nur verstumme,
Nur ein Atom all' irdischer Qual!

Jahre verfließen, aber zur Stunde
Finden vereint zum Festgesang
Freunde sich wieder in fröhlicher Runde,
Alle beseelt von Jugenddrang,
Mächtig werden, die einst erklungen,
Wieder die lieben Lieder gesungen.

Sinnend stehn eines edlen Kreises
Schöne Gestalten, es lehnt die Braut
An des Geliebten Brust, aufs Knie des Greises
Stützt die Händchen das Kind und schaut
Ahnungsvoll in eine fremde Welt:
Es sieht auf sonnigen Wiesen
Von den mächtigen Tönen erhellt
Schon Blumen, die ihm künftig sprießen.
Auch Niobe, die nicht mehr weinte,
Die mit Armen, die der Schmerz versteinte,
Ihre Trauer umklammert hält,
Auch sie lauscht
Halb emporgerichtet
Und sanft beschwichtet;
Allmählich ist verrauscht,
Ist verhallt ihr eigner Klaggesang
In des Silberbogens harmonischem Klang.

Erlebtes Alles uns wiederbringend
In mildem Verklären
Hebst Du, wieder Dich hinüberschwingend,
Uns mit Dir, Musik,
In den allgegenwärtigen Augenblick,
Zu den Hymnen des All's, dem Jubel der Sphären!

Laube und Marr.

Beiträge zur deutschen Theatergeschichte.

Von E. Marr.*)

„Auf unseren unvergeßlichen Anschütz hat nun auch Julie Rettich ihre Reise in's bessere Jenseits — wie man zu sagen pflegt — angetreten“, so schrieb Carl La Roche im April 1866 an Heinrich Marr. „Die alte Garde des Burgtheaters macht's

*) Man wird die nachfolgenden bisher ungedruckten Briefe von Laube, Marr, La Roche mit Interesse lesen, auch wenn man, wie wir, in der Streitfrage, ob der Dramaturg oder Regisseur auf der Bühne Meister sein soll, auf einem anderen Standpunkte steht, als der treffliche Heinrich Marr und dessen Wittwe, die Verfasserin dieses Beitrages. Auch mit der Schätzung des Dramaturgen Laube, dessen Fehler wir nicht verkennen, sind wir nicht immer mit Marr einverstanden, obgleich wir seine Aeußerungen in extenso und ohne Commentar wiedergeben. D. R.

Digitized by Google

dem Traditionsfresser Laube bequem. Nun hat er nur noch Löwe und mich umzubringen, dann athmet er frisch auf! Doch gedenken wir noch seinen Sturz zu erleben. Hier in Wien dreht sich oft über Nacht der Wind, da wird alsdann dem Laubeschen Mixtum von dramaturgischen Größenwahn und Regisseur-Eitelkeit schon das Handwerk gelegt werden, da wird sich's wieder im Proscenium auf der Bühne zeigen, wer Dirigent auf der Scene ist, der Dramaturg oder Regisseur?"

Diese letzte Frage nämlich hatte Marr schon seit einer langen Reihe von Jahren bei den ihm befreundeten Hofburgschauspielern, die zur „alten Schule" zählten, in Fluß gebracht. Sie war nicht persönlich gemeint. Ihr lag ein theatergeschichtliches Motiv zu Grunde, das nach Marrs erfahrungsmäßiger Einsicht, von dem Moment an, sich Eingang verschafft, wo der dramatische Schriftsteller und Journalist Laube, durch sein actives Eintreten in das praktische Theaterleben, zum Usurpator der Scene sich aufzuwerfen suchte. Beide Theatermänner waren Antipoden. Sobald es aber Förderung einer sachlichen Angelegenheit galt, reichten sie einander, unwillkürlich, die Hände. Freilich, von durchaus entgegengesetzten Tendenzen dabei beeinflußt! In Marr waren die Traditionen der Eckhof-Schröderschen Schule verkörpert, deren Maximen und Lehren als unumstößliches Fundament für die deutsche Schauspielkunst erachtet werden, die er um ihrer selbst willen in Ausübung brachte! Ihr stellte er sein ganzes künstlerisches Sein zur Verfügung, des ehrlichen Glaubens voll, dadurch zu ihrer höheren Entwicklung beizutragen. Bei Laube wieder war die Schauspielkunst Mittel zum Zweck. Als Berufsschriftsteller von Renommée mußten die literarischen Interessen höher bei ihm in Ansehen stehen als die theatralischen, besonders bei der Vielseitigkeit seines Talentes, das sich auf den mannigfachsten Gebieten mit Erfolg bewährt und gleich von vorn herein im modernen Journalismus Wurzel gefaßt hatte. Letzteres trug dazu bei, daß er — obenein noch als Vorfechter des jungen Deutschlands — frühzeitig schon mit dictatorischer Unfehlbarkeit die Feder führen lernte, was seiner Theatercarrière ein reformistisches Gepräge aufdrückte, zumal alles was er für die Bühne und auf der Bühne leistete, schriftstellerisch, geradezu verblüffend, von ihm ausgenutzt und dem großen Publikum mit kategorischer Knappheit unterbreitet wurde. Wird, weiter noch, die nicht gering anzuschlagende Thatsache hervorgehoben, durch Marrs fachmännisch-gediegene Beihülfe, der systematischen Handhabung des Details der Regieführung Herr geworden zu sein, so darf man mit dem Urtheil nicht zurückhalten, daß Laube (bezüglich seiner Bedeutung als Bühnenautorität) folgenden Ausspruch an sich erfüllt sah, den er in seiner Vorrede zu Rococo verlauten läßt: „Zu jeglicher Anlage gehört Gelegenheit. Die Gelegenheit ist das Glück, und es sind eben nicht alle Menschen glücklich."

Laube als Theatermann war es. So abfällig er sich auch dagegen verwahrte, Passion für die Bühne zu haben, nachweisen läßt sich dennoch, daß diese entschieden zum Durchbruch kam, als er sich einen Einblick verschaffte in das straffe, geregelte Theaterregiment Marrs, der mit strenger Gewissenhaftigkeit den Schauspielerstand künstlerisch exact und pflichttreu arbeiten lehrte. Unter Leitung Klingemanns, des geistvollen Dramaturgen des Braunschweiger Hoftheaters, war Marr theoretisch und praktisch in der Regieführung eingeschult worden. Nach elf Jahren verließ er Braunschweig um in den Verband des Wiener Hofburgtheaters einzutreten. Hier, kein Terrain vorfindend, das seinem künstlerischen Ehrgeiz Genüge verschaffte, ließ er sich von Dr. Schmidt, der im Jahre 1844 das Leipziger Stadttheater übernahm, als Ober-Regisseur engagiren. Laube hatte damals sein Domicil in Leipzig. Die geistige Atmosphäre der damaligen Hauptstadt des Buchhandels, erlaubte es jedem Journalisten von literarischer Tragweite hoch zu Roß zu sitzen. In dieser Positur befand sich Laube, als ihm Marr seine Antrittsvisite abstattete! Marr meldete seinem Intimus La Roche darüber:

„Umgeben von einer Coterie literarischer Gelbschnäbel, herrschte mich Laube nach den üblichen Begrüßungsworten an: „Ich höre, Sie haben eine Schneide auf Inscenesetzung meines Rococo. Ihr Personal ist noch zu lückenhaft. Vergessen wir nicht, daß das schartige Stück überall einen zweifelhaften Erfolg gehabt" — — Weil nirgend ein Darsteller vorzufinden war, schnitt ich resolut seine Rede ab, welcher der Hauptrolle den Odem der Lebensfähigkeit einzublasen vermochte. Die Marquis Brissacs, Herr Doctor, wachsen nicht auf den Bäumen. Ich kenne alle bedeutenden Schauspieler. Halte ich Musterung, muß ich die Achsel zucken." Dies Fixiren von Laube! Nachdem mich nun seine klugen, aber hinterhaltig-schlauen Augen energisch gemustert hatten, setzte er mit scharfen Accent ein: Verstehe ich recht, so lautet Ihr Gedankengang bei einer etwaigen Aufführung hier in Leipzig — — „Den Marquis für mich zu beanspruchen", fuhr ich kurz dazwischen. Von Hause aus, so berichtete Dr. Schmidt, haben Sie den Abbé für die Hauptrolle gehalten und mich für dieselbe in Aussicht genommen. Beweis, daß der Autor selbst, nicht immer schauspielerisch zutreffend, über die Leistungsfähigkeit eines Darstellers zu urtheilen vermag. Der Abbé, eine technisch geschickt gemachte Theaterfigur, mit ziemlich dingfesten Applausphrasen, kann jeder handwerksmäßig eingeschulte Komödiant mit Erfolg vom Stapel laufen lassen. Anders steht es um den Marquis, diesen charakterischen Typ der moralisch-berüchtigten Pompadourepoche. Da drückt bei den deutschen Schauspielern der Schuh. Da nutzt keine noch so leichte, degagirte Bonvivantsmanier, die bei uns zu Lande gemeinhin als — chevaleresque Feinheit passirt. Auch bei Ihnen, Herr Doctor, da Sie — kaum glaublich — gerade altgewordenen Bonvivantsspielern diese Rolle zuertheilten, deren historische Physiognomie durchaus eines denkenden Charakterspielers bedarf. So paradox das klingt, der Darsteller des frivol verwegenen Marquis, der kecken Geistes, mit unverschämtem Pochen auf seiner Ehre Stolz, den schlüpfrigsten Verhältnissen einen Mantel ritterlicher Noblesse umhängt, muß, in erster Linie, seine deutsche Eigenart verleugnen können. Von dieser Voraussetzung ausgegangen, würde es ihm sehr zu statten kommen, unter persönlicher Dressur eines wirklichen Grand Seigneurs gestanden zu haben, wie ich, z. B. während der französischen Invasion im Jahre 1806 in Hamburg, wo im Hause meines Vaters ein derartiges Exemplar im Quartier lag, dem ich acht Monate lang zum Begleiter und Dolmetscher beigegeben war. Auf diese Reminiscenz hin kann es mir nicht fehlen, Rococo zu einem Repertoirstück zu machen. Na, Du kennst mich Karl, wo es gilt unsere schauspielerische Autorität in's rechte Licht zu stellen, da docire ich das Blaue vom Himmel herunter. Ob Laube sich das Eine oder Andere hinter's Ohr schreiben wird? Ohne mir eine bestimmte Zusage zu machen entließ er mich mit vertrauensvollem Handschlag. Erbaut aber war er gerade nicht von meinem decidirten Auftreten. Mir ist es gleichfalls ebenso mit ihm ergangen. Im Allgemeinen werde ich aber von seiner dramaturgischen Einsicht zu profitiren suchen." — —

Vielleicht daß Laube — von seinem Interessenstandpunkt — Marr gegenüber Aehnliches dachte, denn es entspann sich ein auffallend lebhafter Bühnenverkehr zwischen Beiden. Das kam zunächst dem Institut zu Gute, umsomehr zu Gute, da Laube in seiner Eigenschaft als Theaterkritiker durch die geistige Schärfe seines Urtheils das Schauspielpersonal in eine vorwärtstreibende Stimmung versetzte. Eine künstlerisch-bewegte, strebensfreudige Zeit! Marr nannte sie den Lichtpunkt seiner Theatercarrière. Zum erstenmal wurde es ihm begreiflich, wie vortheilhaft für die künstlerische Gestaltung der Scene ein Austausch zwischen Bühnendichter und Regisseur sein kann, sobald Beide die Grenze inne zu halten wissen, welche die Natur der Sache, dem Einen wie dem Andern, vorgeschrieben hat. Es war am Neujahrsabend 1845 nach der Vorstellung des „Urbild des Tartüffe" von Gutzkow, eines Stückes, das zum ersten Mal unter brausendem Enthusiasmus zur Aufführung gelangte, als Laube außergewöhnlich lebhaft Marr zurief: „Sie haben als Oberregisseur ja ein Benefiz zu bekommen. „Rococo" steht Ihnen zur Verfügung. Es ist erstaunlich was Sie mit einem Personal leisten, das immer noch nicht complet ist. Auch beherrschen Sie mit Ihrer Truppe das Terrain mit einer Sicherheit, die es unmöglich scheinen läßt, daß Sie je eine Niederlage zu gewärtigen hätten. Fühlen wir uns jedoch nicht zu sicher. Mit dem Leipziger Publikum ist nicht scherzen. Ihr strenges Regiment zog Ihnen Feinde zu. Meine literarische Stellung hat manches unbequem Herausfordernde, der Ruf „Rococos" ist zweifelhaft. Verwunderlich wäre es nicht, wenn eine compacte Opposition vorlaut werden sollte. . ." Am 7. März 1845 ging „Rococo" in Scene. Eine wahre Siegesschlacht, die geschlagen wurde, da die Gegner schon wochenlang vor der Aufführung den Durchfall des unmoralischen Stückes prophezeit

Digitized by Google

hatten. Der Jubel des Schauspielpersonals war überschäumend. Und der Dichter? Folgende Zeilen an Marr Antwort auf diese Frage.

Ich bitte Sie ergebenst, lieber Herr Marr, all' den Mitgliedern des Theaters, welche in „Rococo" mitgewirkt, meinen aufrichtigsten Dank auszudrücken für Fleiß, Eifer, Geduld und Tüchtigkeit, welche sich dabei bewährt haben. Die Ensemblevorstellung am Freitag gehörte zu den besten, welche ich je auf der deutschen Bühne gesehen, und das ist doch gewiß für uns Alle eine angenehme Genugthuung.

Mich Ihrem Wohlwollen empfehlend

Ihr ergebenster

Laube.

Keine intimeren Verbündeten schien es jetzt am Leipziger Theater zu geben, als Laube und Marr. Unbeanstandet vertraute der Bühnenschriftsteller von jetzt an dem Theaterregisseur seine dramatischen Erzeugnisse an. So folgte denn auch auf „Rococo" am 16. Mai seine überaus complicirt gearbeitete Tragödie: „Struensee". Beide Männer vereint leiteten die Proben und beide ergriffen mit wahlverwandter Energie so absolutistisch die Zügel, daß es oft scheinen wollte als werde der Bogen zu straff gespannt. Die Resultate aber? Hierüber des Dichters eigene Worte.

Lieber Herr Marr! Allen Mitgliedern, welche in „Struensee" das Beste geleistet, meinen herzlichsten Dank. Wir haben sie arg mit Proben gequält, aber das geht bei einem schweren Stücke nicht anders wenn es auch von Seiten eines weniger hitzigen Autors und eines weniger hitzigen Regisseurs mit etwas mehr Höflichkeit gehen mag — und sie haben nun doch die Genugthuung, daß ihnen vom Publikum eine Gesammtvorstellung nachgerühmt wird, wie sie wahrhaftig gar selten in Deutschland, wie sie dem Theater und der Schauspielkunst Ansehen und Ehre bringt. Ich sage dies nicht bloß mit Rücksicht auf den sichtbaren Erfolg vorgestern Abend, sondern mit Rücksicht auf die große Menge von Menschen, welche ich seit vorgestern gesprochen. Der Eindruck unserer Theatertüchtigkeit ist ein allgemeiner und außerordentlicher, und die Fremden, welche ich gesprochen, sind überaus frappirt über ein solches Ensemble. Der schwere dritte Act ging dergestalt, daß auch nicht der kleinste Fehler darin war und daß man ihn in Paris nicht besser sehen kann. Sei uns das Ganze ein günstig Horoskop für die deutsche Schauspielkunst. Wie lange ist's her, daß eine solche geschlossene Darstellung auf einem Stadttheater nicht möglich war. Und jetzt geht unser Stadttheater so manchem Hoftheater als beneidetes Vorbild voraus.

Ihr

Laube.

Eine neue Epoche schien für das Leipziger Theater angebahnt. Die Theilnahme des Publikums stand im lebhaftesten Rapport mit den außergewöhnlich gebildeten Schauspielleistungen. Laube war Feuer und Flamme. Er machte kein Hehl daraus, jetzt erst vor dem Bühnengetriebe als Ganzes Respect zu bekommen. Nach Aufführung seines „Gottsched und Gellert", dem eine so überraschend glänzende Aufnahme wurde, daß das Stück vom 20.—30. September vier Mal bei ausgeräumten Orchester gegeben werden konnte, erhielt Marr folgendes Schreiben:

Ich fühle mich verpflichtet, lieber Herr Marr, Ihnen und den geehrten Mitgliedern, welche in „Gottsched und Gellert" mitgewirkt, meinen herzlichsten Dank auszusprechen für die erstaunliche Anstrengung, welche sich Alle dabei unterzogen haben. In kaum zehn Tagen ist ein so schweres Stück gelernt, probirt und aufgeführt worden. Das ist nur möglich, wo der regste Eifer waltet, wo gute Einsicht und guter Wille unter den Mitgliedern einander die Hände reichen, kurz nur da, wo echtes Theaterleben herrscht. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie diesen meinen lebhaften Dank den geehrten Mitgliedern in meinem Namen ausdrückten und dabei auch Herrn Rieland nicht vergäßen, dessen treffliche Inspicirung wiederum auch nicht einen Fehler hat aufkommen lassen.

Ihr ergebenster

Laube.

„Echtes Theaterleben", seufzte Marr, indem er den Brief nachdenkend zusammenfaltete! Wenn der künstlerischen Disciplin nicht auch die künstlerische Moral zur Seite steht, die den Gemeingeist fördert, welcher Theilnahme, Achtung, Liebe und Begeisterung für das Gesammtinteresse der Schauspielkunst groß zieht, kann von einem echten Theaterleben nie die Rede sein." Was Laube anbelangte, war es Marr schon klar geworden, daß die künstlerische Disciplin, die ein tüchtig eingeschultes Ensemble herzustellen vermochte, das eigentliche Ideal der Schauspielkunst für ihn bedeutete. Was darüber, bezeichnete er als „antiquirten" Standpunkt, gleich den Traditionen der Spielweise der alten Schule, die ihm nicht effectvoll genug dünkte. Auch hatte Marr sich in der Stille überzeugt, daß Laube dem Schauspieler durchaus nicht eine individuell-selbstständige Schaffenskraft zugestand. Nach Laube konnte der Schauspieler nur da Wirkung erzielen, wo sie der Dichter hineingelegt hatte. Unerachtet der Erfahrung, welche er mit Rococo gemacht, das nach der sensationellen Leipziger Aufführung am Berliner Hoftheater eine totale Niederlage erlitten, was ihn so deprimirte, daß er ein Jahr darauf, wo Marr zu einem Gastspiel nach dem Hamburger Stadttheater ging und „Rococo" zur Aufführung bringen wollte, sich dagegen verwahrte. „Das Personal in Hamburg", rief er barsch, „soll herzlich mittelmäßig sein. Besser, Sie geben Rococo nicht." „Ich bin ein viel zu guter Diagnostiker," lautete die energische Antwort Marrs, „um aus meinen Mitspielern nicht das herauslocken zu können, was der Kernpunkt ihrer Rolle bedingt. Und da mein Marquis ein gesund ausgetragener Junge ist, wird er seinem Vater überall Ehre machen." In Wirklichkeit geschah das auch in Hamburg. Ein vollständiger Erfolg des Stückes war zu verzeichnen. Laube nahm diese Nachricht triumphirend auf. In fliegender Eile schrieb er an Marr:

Also wirklich, lieber Freund, keine verlorene Schlacht? Dies Rococo abermals zur richtigen Würdigung gebracht mit mittelmäßigen Darstellern? Sie haben wohl wieder überaus probirt? Ich sehe von Neuem, daß das Stück als Theaterstück nur Ihnen gehört. — Den Berlinern wollen wir doch diese Prise unter die Nase reiben. Ich freue mich sehr auf Ihre Detailschilderung von Rollen-Studium, Probe und Aufführung und auf Ihre Rückkehr überhaupt, wenn es auch zunächst hier kläglich aussieht. Mündlich mehr davon!

Ihr dankbarer

Laube.

Kläglich? Wie war das zu verstehen? Nun, hatten Laube und Marr in ihrem gepanzerten Schaffensdrange, die Herrschaft der Theaterleitung nicht mit bedenklicher Selbstständigkeit gleichermaßen an sich gerissen? Sprach Laube in seinen Briefen an Marr nicht von „unserem" Theater? Und Marr wieder, ließ er im täglichen Verkehr mit dem Director Schmidt nicht etwa oft den Dictator zum Vorschein kommen? Wer that überhaupt des Leipziger Stadttheater-Directors Erwähnung? Gewiß verzeihlich, daß die Freunde desselben den Urlaub des gefürchteten Marrs dazu benutzten, den Ehrgeiz des Director Schmidt zu heller Flamme anzublasen. Daher seine frappirende Erklärung: für die Zukunft sein Recht als Bühnenleiter behaupten zu wollen. Oder, wie Marr an La Roche schrieb: „er denkt, bin Hauptmann, will auch mal losschießen. Ich prophezeihe arge Fehlschüsse." Leider traf die Prophezeihung ein. Eine conflictvolle Zeit, die sich vorbereitete. Feindseligkeiten, Zuträgereien, Parteizerklüftung! Das gepriesene „echte Theaterleben" im Handumdrehen dahin, wozu Laube nicht wenig beitrug, der jetzt seine journalistische Machtvollkommenheit als Geißel handhabte." Nachdem er Marr sein Rococo gewidmet, schien es ihm noch einmal nutzenbringend, für dessen Benefiz zum 13. Februar 1847, vereint mit ihm sein neuestes Stück „Die Karlsschüler" in Scene zu setzen. Wie anders standen sich beide Männer jetzt gegenüber! Nicht allein, daß Laube in Beziehung seiner kritischen Aeußerungen über Direction und Mitglieder angefangen hatte, mit starken Accenten zu tadeln, auch die Regieführung faßte er auf einmal als etwas Untergeordneteres auf. Und das übliche Dankesschreiben nach der Aufführung der Karlsschüler, welcher so enthusiastische Anerkennung zu Theil wurde? Es blieb aus! Wie beklagenswerth, daß oft gerade die bevorzugtesten Geister, durch das Kleinliche ihres menschlichen Wesens, den idealen Fortgang der Sache in Frage stellen können! Das strebens-

Digitized by Google

muthige Handinhandgehen von Dramaturgen und Regisseur war plötzlich in den Lethestrom versenkt! Marr schrieb darüber zu Anfang des Jahres 1848 an Anschütz, La Roche und Ludwig Löwe:

Wie es gekommen, fragt Ihr, daß ich mit Director Schmidt in Spannung lebe und es zu Stande gebracht, mir Laube zum Feinde gemacht zu haben? Niemand kann aus seiner Haut heraus. Ich vollends gar nicht, da meine subjectiv-schauspielerischen Interessen so eng verwachsen sind mit den inneren und äußeren Interessen der Bühnenkunst, daß ich, sobald ich diese als persönliche Vortheilsmacherei herabgewürdigt sehe, gegen die berufenen Personen, welche ihr solche Schande zufügten, in offene Feindschaft trete. Um mich möglichst kurz zu fassen: Als ich von meinem Hamburger Gastspiel zurückkehrte, stieß ich arg mit Schmidt zusammen. Er machte mir zum Vorwurf, daß ich es mehr mit Laube als ihm gehalten, daß ich binnen wenigen Monaten 3 Stücke von Laube als Novität gebracht und dadurch dessen dienstbaren journalistischen Federfuchsern Veranlassung gegeben, Laube als den Messias des Leipziger Theaterunternehmens ausposaunen zu können. Auch mein zu strenges Regiment, das manchen Schauspieler vor den Kopf gestoßen, rügte er. Das eigentlich Kränkende für mich war aber, daß er sich unterfing, meine amtliche Function als Oberregisseur so gut wie aufzuheben, weil er von jetzt an das Repertoir allein entwarf, über Rollenbesetzung verfügte und sonstiges weitere noch, was an meiner artistischen Gesammtleitung drum und dran hing. Mit der geballten Faust in der Tasche mußte ich meiner miserablen Existenz wegen diese Demüthigung für mich allein verspeisen! Die Resultate hiervon? Ein gutmüthiger, zum Nachgeben geneigter Schwachkopf, lockerte Schmidt zuerst die Disciplin des Personals: Probenfaulheit, fahrlässiges zu spät oder gar nicht Kommen, willkürliches Rollenzurückweisen oder planmäßige Widersetzlichkeit gegen Ordnung und prompte Pflichterfüllung! Ein total dilettantisches Durcheinander hat Platz gegriffen. Gerade als ob die Komödianten-Bagage zum Spaß Liebhabertheater spielte!! Wie oftmals habe ich Schmidt in vertrauten Stunden klar gemacht, daß die Bühnencorporation so verschieden an Charakter und Neigungen, weil aus einem seltsamen Mischmasch der verschiedensten Stände zusammengesetzt, aus Männern und Weibern, deren Vorleben, Abkunft, Erziehung und Bildung oft bedenklich zweifelhaft, ohne den Corporalstock an kein geregeltes Dienstverhältniß zu gewöhnen ist. Zugeben muß ich, daß ich bei dieser Procedur keine Glacéhandschuhe angehabt, und es verabsäumt, den Salonton gesprochen zu haben. Was Schmidt am rabiatesten machte, war der Umschlag Laube's. Dieser, plötzlich in den Hintergrund gedrängt, hielt ihm mit einem Mal all seine Unterlassungssünden vor. Er wies auf die noch immer unausgefüllten Lücken des Personals, er gab ihm de haut en bas zu verstehen, daß nur seine (Laube's) kritische Nachsicht wie seine durchschlagenden dramatischen Werke das Institut in Flor gebracht. Ich sage Euch: Dieser Laube versteht sein Handwerk! Im Nu stampfte er aus dem journalistisch unterwühlten Boden Leipzigs ein literarisches Brigantenthum hervor, das, mit Robert Heller (Laube's Leibtrompeter) an der Spitze, in allen möglichen und unmöglichen Blättern seine Wiederkäuer abgeben mußte. Schmidt schäumte vor Wuth und verrieth, ich hätte ihm so etwas nie zugetraut, daß er der Redaction der Zeitung, für welche Laube Theaterkritiken schrieb, das Honorar ersetzte, was er jetzt aber erbittert zurückzog. Und ich sollte nicht „Pfui" rufen über solche feile, merkantilische Durchstecherei? Eine Kunst, die sich von der Journalistik in's Schlepptau nehmen läßt, um das Publikum an sich glauben zu machen, ist keine echte und rechte Kunst. Mit dieser Ansicht habe ich nicht zurückgehalten. Ich lobe mir, figürlich gesprochen, das Dreinschlagen. Entweder stramm und aufrecht, dem Gegner vis-à-vis, von Mund zu Munde oder, wie ich es mit Laube gehalten, brieflich! Vielleicht, daß er mir keine Antwort ertheilt hat, weil ihm als akademisch gebildeten Theatermann nichts Anderes übrig blieb, als mich zu — fordern. Sein Amt als Kritiker hat er niedergelegt. Zudem strebt er nach Höherem. Ueber ein Kleines und er wird bei Euch in Wien vorsprechen. Er angelt nach der Direction des Burgtheaters, das weiß ich aus zuverlässiger Quelle. Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßte, wie er sich dem dortigen Personal gegenüber benimmt. Er wird krummbuckeln, den ehrlichen, biederen, derben Schlesier spielen, auch vor Höflichkeit überfließen, je nachdem er die Person vor sich hat. Ich aber sage Euch, seid auf der Hut. Er und Gutzkow blasen aus einem Horn. Der antiquirte Standpunkt Eures Burgtheaters, das laut Beiden mit zähem Conservatismus in schauspielerischen Traditionen schwelgt, paßt nicht mehr in die moderne Zeit des jungen Deutschlands hinein. Basta mit dem Plunder! Der Wahrheit aber die Ehre. Ich habe viel von Laube gelernt, er auch von mir. Ich würde mich blamiren, wollte ich seine Vorzüge in Abrede stellen. Er ist ein geborener Bühnenpraktiker. Er könnte der erste Regisseur Deutschlands werden, wenn er schauspielerisches Talent besäße und das Talent auf den Brettern zur Reife hätte gedeihen lassen. Die hochgelehrten Herrn Schriftsteller mögen sich die Finger wund schreiben über das Capitel: Regisseur, der ihrer Selbstüberhebung gemäß im Range eines Unteroffiziers steht, es hilft ihnen zu gar nichts! Auf der Scene muß der Probenabhalter und Leiter als Schauspieler zum Schauspieler dociren können, der Instinct muß ihm zu seines Gleichen hinziehen. Er muß für das Handwerk das Handwerkszeug mitbringen, um nöthigenfalls vormachen zu können, wie die darzustellende Figur gemeißelt werden muß. Weil Laube über diese Requisiten nicht verfügt, spreche ich ihm das Recht ab, sich zum absoluten Dirigenten der Scene aufwerfen zu dürfen. In wie weit er als drastisch-begabter Dramaturg für die Scene von wirklich fortschrittlichem Nutzen sein könnte, muß die Zukunft lehren. Gelingt es ihm als Director bei Euch seinen Einzug zu halten (und die Fäden werden so gesponnen, daß es ihm gelingen muß), so hat er in der vornehmen Atmosphäre des Burgtheaters die beste Gelegenheit, sich davon zu entwöhnen, auf die compacte Theaterwirkung mehr Gewicht zu legen, als auf die künstlerisch edlere. Für Euch Stammhalter der Traditionen wird es freilich heißen: „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun vorüber!"

Nach Lesung dieses Briefes muß klar geworden sein, daß beide Theatermänner, die durch freiwillige Gemeinsamkeit ihres energischen Zusammenwirkens eine — wenn auch kurze — doch künstlerisch aufwärts strebende Epoche des Leipziger Theaters inaugurirt, als Todfeinde auseinander gingen. Das Revolutionsjahr 1848 gab überdies dem, in den letzten Jahren finanziell wie künstlerisch im Niedergang begriffenen Institut, den Todesstoß. Director Schmidt wanderte nach Amerika aus, Marr ging an das Hamburger Thalia-Theater und Laube trat, laut Marrs sarkastischen Randglossen, in Begleitung seines Satelliten Robert Heller, eine Gastspielreise nach Frankfurt a. M. an, wo in der Paulskirche eine politische Komödie zur Aufführung gelangen sollte, in welcher es sich um die Inscenesetzung eines deutschen Parlamentes, ja um Begründung eines einigen deutschen Reiches handelte. Der hinter den Coulissen und vor den Coulissen bereits die Sporen sich verdient, durfte dabei nicht fehlen, weil auf diesem diplomatischen Wege ganz im Geheimen sein theatralischer Zukunftstraum verwirklicht werden konnte. Der damalige artistische Director des Burgtheaters, Franz v. Holbein, hatte sich künstlerisch überlebt, auch gerieth die Intendanz des Grafen Dietrichstein in's Schwanken, zog dieser sich zurück, war mit Sicherheit auf eine Neubesetzung beider Aemter zu rechnen. Ueber ausschlaggebende Protektionen verfügend, die am Wiener Burgtheater, wo der Mangel einer bestimmt geordneten Competenz vorherrschend war, schwerer in's Gewicht fielen, als an anderen Hofbühnen, schickte Laube sich an, vom — politischen Standpunkt zu operiren. Ganz natürlich! Vorerst mußte seine demagogische Vergangenheit begraben werden, sein Jungdeutschthum sich krystallisiren in ein Großdeutschthum. So geschah es denn, daß in dem kleinen böhmischen Städtchen Ellenbogen Heinrich Laube zum Abgeordneten des deutschen Parlamentes auserkoren wurde, was dem Bevollmächtigten der österreichischen Regierung, Herrn v. Schmerling, nur zum Vortheil gereichen konnte. Nachdem die politische Komödie in der Paulskirche ein klägliches Fiasko gemacht, drückte Laube, dem der Auftrag geworden, seine „Karlsschüler" auf dem Burgtheater in Scene zu setzen, die Directionskrone auf sein siegreiches Haupt. La Roche schrieb um jene Zeit an Marr:

Allah ist groß und Du sein Prophet! Erinnerst Du Dich noch des Briefes, den Du vor Deinem Abgange vom Leipziger Theater an uns gerichtet hast, über Laube, dessen Pläne, sein Gebahren und wie Du uns als „Stammhalter der Traditionen" warntest, auf der Hut zu sein? Damals nahmen wir an, Du seist entetirt, sähest zu schwarz und doch ist wörtlich eingetroffen was Du vorausgesagt. Alles Bestehende an unserem Theater möchte er über den Haufen werfen, eine neue Schule gründen, Talente erfinden, keine Selbständigkeit dulden, nur sich selbst anerkannt sehen. Unter dem beschränkten polnischen Grafen Lanckoronski wird ihm diese Wirthschaft leicht gemacht, doch zieht der gute Geist des Burgtheaters

Digitized by Google

trauernd von dannen. Du kannst Dir denken wie ich und meine braven alten Collegen darunter leiden. Das rohe Material, den faustdicken Effect, schlägt er höher an als den feinen Sinn unseres allbekannten künstlerischen Zusammenspieles! Schon daß Davison in unser Ensemble eingetreten ist, bringt einen Beigeschmack von Dissonanz hinein. Was ist da nicht zu fürchten, wenn der Dirigent auf der Scene vom Schauspieler Frescenmalerei verlangt. Wir opponiren nach Möglichkeit. Louis oben an. Der schwört hoch und theuer, daß es für uns Alten Ehrensache wäre, den conservativen Geist des Burgtheaters gegen die Kunstbrutalität der jungdeutschen Richtung in Schutz zu nehmen. Das bringt viel Unfrieden mit sich. Ein heimliches Kriegführen der Alten gegen die Neuerer. Wär's nicht in unserem Kaiserhause von Alters her Usance, auch mit dem treugedienten Hofcomödianten rücksichtsvoll zu laviren, der Laube würde uns lieber heute als morgen ad acta legen.

(Schluß folgt.)

Die letzten Romane von Georges Ohnet.

Von Hermann Michael Richter.

Lange bevor der Name Darwin genannt wurde, Jahrtausende sogar ehe man selbst von seiner Nation oder von der unsrigen etwas wußte, war das Loos des Menschengeschlechts der Kampf ums Dasein. Um sich davon zu überzeugen, ist es durchaus nicht nöthig, einen Blick auf jene Phantasiebilder zu werfen, mit denen der Verleger das von Friedr. v. Hellwald herausgegebene Buch „Der vorgeschichtliche Mensch" von Wilhelm Bär geschmückt hat, und andere ähnliche ausgestattet sind. Denn seit es zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß das Erwachen des menschlichen Geschlechts auf unserem Planeten viel weiter zurückzudatiren ist, als jene früher geglaubten 6000 Jahre; seit man die Reste erkannt, welche frühere, nun ausgestorbene Generationen zurückgelassen, Reste von ihren Knochen wie von ihren rohen Werkzeugen, seitdem weiß man auch von den Kämpfen, welche diese unglücklichen Geschöpfe um ihr Dasein zu kämpfen gehabt. Und wie damals, so heute. Allerdings sind jene vorweltlichen Ungethüme, gegen welche die früheren Geschlechter sich zu vertheidigen hatten, ausgestorben, und in jeder Beziehung besser ist der Mensch, vielleicht von Natur, jedenfalls durch seine Industrie, zu diesem Kampfe vorbereitet, gewappnet, gestählt; aber der Kampf ist unausrottbar, er ist die Bedingung des menschlichen Daseins, und, wie er für das Individuum erst mit dem letzten Hauch zu Ende geht, so wird er auch für das ganze Geschlecht erst mit dessen Untergang sein Ende finden. Und daher haben Zola wie Ohnet ganz recht, wenn sie ihre Romane „Kämpfe", „Schlachten" nennen; denn was wäre ein Gemälde des Menschenschicksals anderes?

Welche Entwicklung hat nun aber der Roman genommen, seit George Sand ihre ersten Schilderungen des Arbeiterlebens veröffentlicht hat! Wie sind jene doch so — „gutmüthig", möchte man fast sagen, — gegen die düstern Gemälde Zola's gehalten! Ohnet's Schilderungen sind freilich etwas ganz anderes, aber Kämpfe sind es doch, erbitterte Kämpfe, nicht weniger erbittert als jene, die täglich von Millionen Händen und Herzen um „das Brod des armen Mannes" gekämpft werden.

Auch in den zwei letzten Romanen von Georges Ohnet ist es nichts Anderes, als „der Hunger und die Liebe", um welche der Faden der Erzählung sich herumschlingt, der Kampf sich dreht; aber während „La grande Marnière" uns ein meisterhaftes Gemälde der Klassenkämpfe der Gegenwart giebt, ist Ohnet's letzter Roman, „Les Dames de Croix-mort" nichts als eine schon hundert und tausend Mal wiederholte Liebesgeschichte aus der Pariser Welt, die auch anderwärts vorkommt, nur daß sie da und dort mit gewissen anderen Charakterzügen ausgestattet ist.

Der Held dieses letzten Romans*) ist einer jener jämmerlichen Gesellen, welche in der höheren Gesellschaft vegetiren, ein Mensch, der im Reichthum geboren, aber freilich so schlecht erzogen ist, daß er nichts zu thun weiß, als sich in der Pariser Gesellschaft herumzutreiben und, um nicht vor Langerweile zu sterben, so viele und vielerlei Weiber zu verführen, als ihm möglich ist. Dies ist seine einzige Lebensaufgabe. Unglücklicher- oder vielleicht glücklicherweise geht aber sein Vermögen dabei in die Brüche, und sein Geschäftsfreund weiß ihm unter so bewandten Umständen keinen bessern Rath zu geben, als sich auf ein entferntes Gut zurückzuziehen, bis sich sein Vermögensstand wieder gebessert haben würde. Und da kommt nun der einzige gute Charakterzug dieses armseligen Helden zur Geltung, denn Herr von Ayères — der Verfasser nennt ihn übrigens stets le beau Fernand — hat wenigstens so viel Gewalt über sich, um diesem Rath Folge zu leisten.

Der schöne Ferdinand kommt auf seinem Gut an. Es liegt einsam, der Bewohner sieht sich von aller Gesellschaft abgeschnitten. Um einige Unterhaltung zu finden, weiß er endlich keinen bessern Ausweg, als auf die Jagd zu gehen, wobei ihm aber der Unfall begegnet, daß er im Eifer der Verfolgung sich auf ein benachbartes Gut verirrt, daselbst aber von dem Waldhüter ertappt und sehr unwirsch angelassen wird. Er hält es für das beste, sich selbst zu der Besitzerin des Gutes zu begeben, um seine Entschuldigung persönlich vorzubringen, und da wird nun der Knoten des Schicksals geschürzt, der die Personen, wie einstens jene Schlangen den unglücklichen Laokoon, in seinen tödlichen Umschlingungen erwürgen soll.

Die Besitzerin des Gutes, Frau v. Croix-mort, ist nahe an den vierzigen; Herr v. Ayères zählt auch nicht viel mehr; beide zeigen sich noch jung und frisch, jene schon längst Wittwe und stets auf dem Lande lebend, während der andere vielleicht ebenso sehr durch seine Toilettenkünste als durch die Kraft seiner Natur den Beinamen des schönen Ferdinand bewahrt haben mochte. Er erfährt, daß sich das Vermögen der Dame in gutem Stande befindet: wie, wenn er mit dem ihrigen das seinige wieder aufrichtete und dadurch seine Verbannung von Paris abkürzte? Es gelingt ihm, die Dame zuerst zu verführen, dann sie wieder zu versöhnen und so seinen Wünschen geneigt zu machen. Nur eine große Schwierigkeit stellt sich der Verwirklichung dieser Wünsche in den Weg: Frau v. Croix-mort hat eine einzige Tochter, die eben auch in das mannbare Alter tritt. Doch ist die Wittwe bereits so umstrickt, daß sie auch über dieses Hinderniß hinwegschreitet. Die Hochzeit findet statt. In Paris lebt das Paar im vollen Wirbel der Gesellschaft. Der Gatte wird aber seiner alternden Frau bald satt, und diese, an eine ganz andere Lebensweise gewöhnt, unfähig in ihren vorgerückten Jahren allen Anforderungen der Gesellschaft Genüge zu leisten, fühlt täglich tiefer, bitterer, die Kluft, die sich mehr und mehr zwischen ihr und ihrem Gatten aufthut. Gegen den Winter geht das Paar, doch nicht ohne zahlreiche Begleitung, zur Abwechslung auf das Gut der Dame zurück. Der schöne Ferdinand ist ihrer längst überdrüssig, was Wunder, daß er sich nun in die aufblühende Tochter verliebt?

So sehr verschieden nun dieser letzte Roman von Ohnet von seinem vorletzten, „La grande Marnière", ist, so haben beide doch auch wieder gewisse Aehnlichkeiten, gewisse Züge, die beiden gemeinsam sind. In dem einen wie in dem andern sind es die früheren Inhaber dieser großen altadeligen Vermögen, welche dieselben durch ihre Liebhabereien zerrütteten; nur besteht der Unterschied, daß bei Beginn des letzten Romans der Gatte der Dame von Croix-mort längst im Grabe liegt, während in der Grande Marnière der alte Herr noch lebt, ja bis zum Schlusse des Romans noch eine wichtige Rolle zu spielen hat. Ebenso waren in der Katastrophe da und dort gewisse Aehnlichkeiten aufzuweisen, wie auch die Schürzung des Knotens in ihrer trotz aller Verschiedenheit zum Durchbruch kommenden Uebereinstimmung die Geistesrichtung des Verfassers zeigt.

Diejenige der „Damen von Croix-mort" ist oben kurz angegeben worden. In der „Grande Marnière" wird der Leser durch diese Schürzung sogleich bei Eröffnung des Romans mitten in den Kampf der Interessen versetzt. Der Held des

*) Paris, Paul Ollendorff.

Digitized by Google

Romans, aus fernen Landen in seine Vaterstadt zurückgekehrt, verirrt sich auf einem Spaziergang. Eine junge hübsche Dame zu Pferd, der er begegnet, bringt ihn auf den rechten Weg zurück. Ehe sie sich trennen fragt er nach ihrem Namen. Sie giebt ihn. Er den seinigen: Pascal Carvajan.

„Bei dieser Antwort nahm das Gesicht des Fräuleins v. Clairefont einen Ausdruck von souveränem Stolze an, ihre Augen wurden kalt und hart, ein verächtliches Lächeln zog über ihre Lippen, und die Luft mit ihrer Reitpeitsche durchschneidend, gleichsam als wolle sie zwischen dem jungen Manne und ihr eine unübersteigliche Scheidewand aufrichten, pfiff sie ihrem Hund, setzte ihr Pferd in Trab und entfernte sich, ohne auch nur den Kopf zu wenden." Es war der Name des Todfeindes ihrer Familie, den sie gehört hatte.

Es ist der Kampf des Plebejerthums gegen den alten, von der Revolution verschonten Adel, in den wir durch diesen Roman geführt werden: der Kampf des modernen Lebens, der Wissenschaft, der siegreich vordringenden Industrie, einer unbarmherzigen, durch alten Haß noch vermehrten Habsucht gegen die lässigen Gewohnheiten, Geflogenheiten der einst den Staat besitzenden und die Gesellschaft beherrschenden Adelskaste. Der alte Herr v. Clairefont, Vater jener hübschen, stolzen Amazone, ehemaliger Höfling und nun in seinen Lieblingsstudien versunken, die ihm durch eine bessere Ausbeutung der Schätze des großen Steinbruches das zerrüttete Vermögen wieder herstellen sollen, ist eben so wenig wie Sohn und Tochter und Schwester im Stande, den mit großem Geschick betriebenen Intriguen ihres Feindes, des finanziellen und moralischen Hauptes der Gemeinde, der in der Jugend von dem Baron auf's tödtlichste beleidigt worden war, einen der Wichtigkeit der Sache angemessenen Widerstand entgegenzusetzen. Schritt für Schritt wird die Familie dem Abgrund näher gedrängt, in den sie unfehlbar stürzen muß. Zuletzt wird auch noch der junge Baron unter der Anklage eines Mordes ins Gefängniß gebracht. Alle Indicien sprechen gegen ihn. Doch die Liebe bringt am Ende alles ins Geleise. Pascal, der Sohn jenes furchtbaren Bedrängers, ist ein in den größten Geschäften erfahrener Advokat. Von Liebe zu der jungen Dame entbrannt, rettet er durch sein Talent den jungen Baron von der furchtbaren Anklage und, nachdem es gelungen ist, auch den wahren Mörder zu entdecken, einen unzurechnungsfähigen Cretin, der sich bei seiner Verfolgung vom Glockenthurm der Dorfkirche herabstürzt, macht er sich bereit, seiner unnahbaren Liebe und dem Vaterland von neuem den Rücken zu kehren. Doch die ganze, in ihrer Rettung glückliche Familie ist für den jungen Mann gewonnen, und Fräulein v. Clairefont selbst bringt die Lösung. So „La grande Marnière". Wie ganz anders der andere Roman!

Auf dem Gut der einstigen Wittwe von Croix-mort, wo die Erzählung ihren Anfang genommen findet auch die Katastrophe statt. Der verliebte Stiefvater verfolgt die Tochter seiner Frau mit seinen Liebesanträgen; Edmee, dies ist der Name der junge Dame, haßt und verachtet ihn. Eines Tags, im Park, da sie ihn ferne glaubt, überrascht er sie. Sie ist auf dem Punkte zu unterliegen. Da hört jener Waldschütz, der den Baron einstens als Wilddieb behandelt, ihren Hülferuf. Ein neuer Kampf, ein Schuß geht los, und Edmee wird bewußtlos nach Hause gebracht. Als sie nach langer Krankheit ihre Geister wieder erlangt, ihre Hausgenossen schwarz gekleidet sieht und nach der Ursache davon fragt, erfährt sie endlich nach langer Zögerung den wahren Stand der Dinge. Der schöne, liebekranke Ferdinand war unter jenem Schuß gefallen, und der treue Waldhüter saß als sein Mörder im Gefängniß. Bei dieser Nachricht hält sie nicht mehr länger an sich, sie entdeckt alles, und ihr Beschützer ist gerettet.

So verschieden diese beiden Romane auch in ihrer Mache, so verschieden in ihrem Werth, so sind doch beide wieder ein neues Zeugniß von dem großen Talent ihres Verfassers, wie sie auch, in der erstaunlichen Zahl ihrer Auflagen, ein nicht weniger vollgültiges Zeugniß davon sind, daß Georges Ohnet, wie Zola und wie deren Verleger, les batailles de la vie sehr wohl zu schlagen wissen.

Für die deutsche Nation aber ist es vor einer vorurtheilsfreien öffentlichen Meinung, wie vor der Geschichte, gewiß ein ehrendes Zeugniß, daß sie diese Werke der Nachbarnation, wie ja selbst viel gefährlichere Tendenzen zur Schau tragende, ruhig und sachlich und anerkennend zu besprechen weiß in einer Zeit, da diese Nachbarnation mit nichts Anderem beschäftigt zu sein scheint, als eine Wiederholung des Le Boeuf'schen Nous Sommes prêts, archiprêts! vorzubereiten.

Das Niederrheinische Musikfest in Köln.

Von Heinrich Ehrlich.

Die Niederrheinischen Musikfeste unterscheiden sich von allen anderen später gestifteten und noch zu stiftenden durch ihre hohe culturgeschichtliche Bedeutung; diese ist die Frucht jahrelanger, allmählicher, verschiedenartige und schwierigste Hindernisse besiegender Entfaltung; sie kann also nicht durch andere noch so glänzende Mittel ersetzt werden, sie ist unzertrennlich von organischem Wachsthum. Eine ganz kurze einfache Darlegung der rein geschichtlichen Thatsachen wird meiner Behauptung bessere Beweise zuführen, als die schönsten Betrachtungen es vermöchten.

Die Niederrheinischen Musikfeste sind im Jahre 1818 entstanden. Einige Musikfreunde aus Elberfeld und Düsseldorf fanden 1817 im November besondere Freude an einer Aufführung der „Schöpfung" in erstgenannter Stadt mit einem Musikdirector Schornstein. Dieser benutzte die günstige Stimmung und trat mit einem Vorschlage hervor, die musikalischen Kräfte der beiden Städte noch fester zu vereinen durch Veranstaltung regelmäßig wiederkehrender Musikfeste.

Der Vorschlag fand Beifall, die Herren theilten ihn noch anderen Musikfreunden mit, schon am andern Tage fand eine Versammlung statt; sie faßte den Beschluß, 1818 in Düsseldorf am Pfingst-Sonntag „Jahreszeiten", Montag „Die Schöpfung" aufzuführen; so geschah es und mit glänzendem Erfolg. Seither haben mit seltenen Unterbrechungen (1848 bis 1850, 1852 und 1859) diese Musikfeste alljährlich stattgefunden, mit immer wachsender Theilnahme und Bedeutung. 1820 trat Köln dem Bunde bei, 1824 Aachen; Elberfeld blieb als Mitwirkende, konnte aber seit 1827 kein passendes Festlocal mehr bieten für die immer und immer sich mehrende Zahl der ausübenden Theilnehmer und der Hörer. Nachdem bis 1824 die städtischen Musikdirectoren die Leiter gewesen waren, fand es das Comité vortheilhaft, fremde Capellmeister einzuladen, und die Bereitwilligkeit, mit welcher Spohr, Friedrich Schneider und Ferd. Ries der Einladung folgten, mit der sie sogar neue Werke eigens für die von ihnen geleiteten Feste componirten, gab den besten Beweis für deren hohe künstlerische Bedeutung. 1833 dirigirte Felix Mendelssohn zum ersten Male (dann noch fünf Male) und brachte durch sein Genie, durch seine feurige Führung wie durch seine bezaubernde Persönlichkeit neues Leben in die Versammlungen. 1836 führte er seinen eigens für das Fest componirten „Paulus" in Düsseldorf vor. Und seither haben gar viele neue Werke ihre erste Feuerprobe auf einem Niederrheinischen Musikfeste bestanden. Ich nenne als das bekannteste Bruch's erstes Violinconcert, das Joachim 1868 in Köln vorführte, Rubinstein's „Thurm von Babel", den der geniale Componist in Düsseldorf 1872 einweihte.

Aber nicht in dieser hohen musikalischen Wichtigkeit liegt der Schwerpunkt der Bedeutung dieser Feste; sondern in dem Gefühle der Zusammengehörigkeit von künstlerischem Gemeinsinn, der alle Mitwirkenden beseelt, und dieser ist anderswo in solchem Maße nicht zu erzeugen, weil die Vorbedingungen fehlen. Man kann jetzt überall mit großen geldlichen Opfern, mit vielen Zugeständnissen der größten Künstler ein ausgezeichnetes Orchester, einen trefflichen Chor zusammenbringen und eine sehr zahlreiche Zuhörerschaft anziehen. Aber man kann nicht die historische Erinnerung der Ueberlieferungen hervorzaubern, welche die unerschütterlichen Grundpfeiler der Niederrheinischen Musikfeste bilden. Denn diese Erinnerungen und Ueberlieferungen wurzeln in den ersten Zeiten des Entstehens.

Digitized by Google

Als die ersten Sängerschaaren und Instrumentalisten sich alljährlich am Niederrhein versammelten zum Preise der Tonkunst, gab es noch keine Dampfschifffahrt, keine Eisenbahnen. Die erste Dampfsäule fuhr über den Rhein im Jahre 1827; das erste Dampfroß kam von Düsseldorf nach Köln 1841. Es gab nur „Wasserdiligencen", die von Coblenz nach Köln einen Tag fuhren (wenn das Wetter schön war) und auf denen die Reisenden das Essen fanden, das sie mitbrachten und selbst kochten. Die Postverbindungen der größeren Städte waren gut eingerichtet; aber wo sollte man auf den kleinen Stationen Wagen und Pferde herschaffen für 60—70 Reisende, und welche „Postchaise" konnte Baßgeige und Posaune befördern? Es mußten also Miethwagen gefunden werden; und wenn die Mitglieder des Festcomité sich sechs Wochen vor Pfingsten versammelten, dann war die erste Sorge nicht die um die Künstler oder um das Programm, sondern um die Beschaffung der Wagen für die mitwirkenden Damen aus der Ferne und für die Solisten. Und wie die Beschaffenheit der Verkehrsmittel war selbstverständlich auch die der Unterkunftsorte. Die reichen Leute reisten mit Extrapost oder mit ihren eigenen Pferden, die großen Gasthöfe hatten ebenso viel Stallungen als zuvor; der Hausknecht, der das Futter für die Pferde, das Unterkommen der Kutscher u. s. w. besorgte, erwarb öfters ein größeres Vermögen als der Wirth, der die Gäste speiste.*) Ohne die großartigste Entfaltung jener Gastfreundschaft, die noch heute als eine Haupteigenschaft der Niederrheinländer, besonders der Kölner leuchtet, wäre damals ein solcher Zusammenfluß von Theilnehmern und Hörern ganz unmöglich gewesen. Neben solchen Schwierigkeiten der äußeren Handhabung hatten die Musikfeste noch andere größere geistige zu überwinden. Die Frommen im Lande sahen mit scheelem Auge auf diese freudige Gottverehrung, und die Barmer Synode bewirkt auch 1834 ein Verbot des Königs Friedrich Wilhelm III. gegen die Abhaltung des Festes während der Pfingsttage! Doch der edle und wahrhaft fromme aber nicht frömmelnde König sah bald ein, daß ein Verbot für die Pfingsttage einer gänzlichen Aufhebung gleich käme, nahm zuerst das für 1834 zurück, ließ sich dann Vortrag halten, und gab dann durch Cabinetsordre 1836 die Erlaubniß, die Musikfeste an den Pfingsttagen zu halten, für alle Zeiten.

Unter solchen Verhältnissen hat sich jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit, jene Opferwilligkeit, jene Begeisterung entwickelt, welche noch heute die Niederrheinischen Musikfeste kennzeichnen. Es ist ganz unglaublich, was Ausführende und Publikum in Ausdauer und Unermüdlichkeit leisten. Die Generalproben finden (mit Ausnahme des Sonntags) am Morgen des Concerttages statt; da zu diesen Einlaßkarten verkauft werden; so gelten sie als ein Concert für sich, bei welchem alle Mitwirkenden ihre volle Thätigkeit entfalten müssen. Chor und Orchester sind daher von 9 — $1\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags und von 6 — 10 Uhr Abends beschäftigt; die Zwischenzeit benutzen die meisten Mitglieder um Gastfreundschaft zu üben oder zu genießen, und gar viele bleiben auch nach dem Haupt-Concert bis Mitternacht mit ihren Freunden beisammen! So auch die Hörer, von denen sehr viele den Proben beiwohnen, und bis zum letzten Tone des letzten Abends die volle Empfänglichkeit bewahren. Eine derartig herrliche Mischung von Kunst- und Lebensgenuß ist nirgend anderswo zu finden!

Das diesjährige 63. Musikfest bot insofern ein ganz besonderes Interesse, als Dr. Prof. Büllner, der Nachfolger des seligen Ferd. Hiller, der neuernannte Director des Kölner Conservatoriums in den Gürzenich-Concerten zum ersten Male auch seine Kraft als Führer einer großen Musikschaar zu bewähren hatte. Die geneigten Leser der „Gegenwart" werden sich erinnern, daß Herr Dr. Büllner in Berlin zwei Jahre die „Philharmonischen" Concerte geleitet hat, und immer als ein ausgezeichnetster, ebenso feuriger als sicherer Führer gerühmt worden ist. Er hat hier die große Aufgabe vollführt, an einem Abende im Verein mit dem Riedel'schen Chore aus Leipzig die Bach'sche Reformationscantate, den Schluß des ersten Actes aus „Parsifal", und die „Neunte" auszuführen, und der glänzendste Erfolg belohnte dieses Wagestück, eines vollkommen unabhängig parteilosen Standpunktes! In Köln war es insofern vielleicht noch schwieriger, diesen Standpunkt fest einzuhalten und zur Geltung zu bringen, als der selige Hiller entschiedenster Gegner der neuromantischen Schule war, ihre Werke er seinen Programmen fern gehalten hatte. Um desto glänzender war der Erfolg Büllner's, der Sieg über alte Gewohnheiten und Vorurtheile. Der erste Tag brachte Brahm's herrliche vierte Symphonie und Händel's Belsazar. Ueber die Symphonie habe ich hier bereits zweimal ausführlich geschrieben und das Neue zu berichten, daß die Ausführung in Köln die schönste war, die ich gehört habe; hiermit soll nicht etwa gesagt sein, daß die der Meininger Hofcapelle unter Brahms und die des Philharmonischen Orchesters unter Joachim, in der Präcision und im Schwunge der des Musikfestes nachstanden; aber bei der wunderbaren Klangfülle des ganzen Orchesters (48 Geigen, 18 Viola, 10 Trompeten und 7 Posaunen!) waren eben Tonfärbungen anzubringen, die mit einer schwachen Besetzung gar nicht versucht werden dürfen. Solche Pianowirkungen der Streichinstrumente, solches Anschwellen (crescendo), solches dickes nicht schrilles forte der Bläser sind nur von einer derartigen Masse ausführbar. Den größten Triumph feierten Dirigent, Chor und Orchester am zweiten Tage mit der Bach'schen Cantate, dem Parsifal und der „Neunten". Jeder Ton war ein Charakter des betreffenden Werkes mit größter Vollendung ausgeführt; die Knabenchöre im Parsifal klangen ganz bestimmt schöner als bei der ersten Bayreuther Vorstellung. Die Leistungen und Erfolge des dritten Abends sind am besten zu bezeichnen durch den Bericht einer Thatsache: Nach der wunderschönen Symphonie in Es von Mozart, nach Beethoven's Es-dur-Concert (d'Albert) noch zwei Soloarien und einen Chor aus dem Te Deum von Büllner, also noch fünf Nummern, die alle mit großem Beifalle aufgenommen wurden, und nach fast zweistündiger Dauer des Concerts begann der zweite Theil mit der sehr oft gehörten Oberon-Ouverture — und es brauste ein minutenlanger Beifallssturm durch den Saal, der nicht nachließ und immer wieder losbrach, bis Dirigent und Künstler sich zur Wiederholung entschlossen! Kann es einen besseren Beweis geben für die Schönheit der Leistungen, für die unermüdete Empfänglichkeit der Hörer?

Aber auch den Solisten gebührt der beste Dank für ihre Ausdauer und all das Schöne, was sie brachten. Frau Rosa Papier-Paumgartner hat im Oratorium, in der Unterweltsscene aus „Orpheus" und in Liedern von Brahms und Schubert das Publikum entzückt; mit ihr theilte Frau Schröder-Hanfstängl den glänzenden Erfolg, unter ihren vortrefflichen Vorträgen ist besonders der einer Arie aus Bachs Cantate hervorzuheben, in welcher diese ganz ausgezeichnete Coloratursängerin sich auch als wahre Künstlerin auf klassischem Gebiete zeigte. Fräulein Schneider aus Köln erwarb allgemeine Anerkennung durch ihre schöne Altstimme und innigen durchaus musikalischen Vortrag; der jungen Künstlerin kann man günstigste Zukunft im Concertgesange vorhersagen. Die Herren Mickorei (vom Hoftheater in München) und Staudigl (Großherz. Badischer Kammersänger) zeigten sich als tüchtige Künstler. d'Albert steigt bei jedem Auftreten um eine Stufe höher, nachdem er das Beethovensche Concert ganz herrlich gespielt hatte, brachte er durch Liszt's Don Juan-Fantasie das Publikum in wahre Ekstase.

So hat denn das 63. Niederrheinische Musikfest den alten Ruhm, die hohe Bedeutung dieser herrlichen Wanderversammlungen im Dienste der Tonkunst auf's Neue glänzend bewährt; und Köln kann stolz sein auf seinen Dirigenten und auf das Andenken dieser Pfingsttage.

*) Aus meinen Jugendreisen sind mir manche derartige Fälle noch lebhaft erinnerlich.

Feuilleton.

Annicke.

Von A. Weber.

Der Annicke Pukies wäre ihr jetziges Loos schwerlich an der Wiege gesungen worden wenn sie je in einer Wiege gelegen hätte. Annickes erste Lagerstatt jedoch war einer jener Henkelkörbe von grobem Bastgeflecht, in welchen die Gemüse-

Digitized by Google

weiber Königsbergs ihre Waaren feilbieten, ihr Schlafraum die Straßen und Marktplätze der genannten Stadt; das Schlummerlied sangen ihr Wind und Sonne und der tobende Lärm der volkreichen, engen Gassen.

Annicke Puckies trug den Mädchennamen ihrer Mutter, und in diesem Umstande liegt schon die Geschichte ihrer Geburt. Annickes Mutter war als ein junges, hübsches, ganz unerzogenes und grundsatzloses Mädchen aus ihrem littauischen Dorfe nach Königsberg in den Dienst gegangen, hatte das Unglück gehabt, ihrem Brotherrn zu gefallen und hatte sich an einem schönen Maimorgen in einer elenden, ihr von einer Landsmännin aus Barmherzigkeit eingeräumten Dachkammer auf verfaultem Stroh mit einem neugeborenen Mädchen in den Armen gefunden. Bis hierher war das Loos der älteren Annicke Pukies eines, welches Tausende von Mädchen ihrer Art vor ihr erlitten haben und nach ihr erleiden werden, solange es Menschen giebt, welche der Stimme des Bluts rascher gehorchen als derjenigen des Gewissens. Was Annicke die Aeltere aber that, nachdem sie sich ihrer Lage bewußt geworden, war ungewöhnlicherer Art. Sie sank nicht, wie so viele ihres Gleichen, von Stufe zu Stufe; auch erwürgte sie nicht in der Verzweiflung das Kind oder ließ es, wie Weisere thun, eines langsameren, aber fast ebenso gewissen Todes bei einem fremden Weibe sterben, das es hätte langsam verhungern oder im Schmutz und aus Mangel an Pflege verkommen lassen, während die Mutter als Amme ein ziemlich behagliches Dasein hätte führen können: als Annicke ihr kleines Mädchen sich an die Brust legte, erwachte mit dem ersten Zuge, mit welchem das Kind sich Leben vom Leben seiner Mutter trank, in dieser ein so starkes Muttergefühl, daß sie von diesem Augenblick an wußte, nichts auf der Welt sollte und werde sie von ihrem Kinde trennen. Da unter diesen Umständen Annicke nicht in einen Dienst gehen konnte, ebensowenig aber im Stande war, mit ihren dicken, ungeübten Fingern sich durch Nähen und Stricken fortzuhelfen, so kann sie auf einen sonderbaren Ausweg, sich ihr Brot zu verdienen, ohne sich von ihrem Kinde trennen zu müssen. Sie ließ sich von ihrer mitleidigen Landsmännin, welche einen Stand als Handelsfrau auf dem Markt der Altstadt Königsbergs hatte, in die geringen Kenntnisse einweihen, welche ein solches Gewerbe erfordert, erstand zwei Bastkörbe und einiges junge Gemüse, legte das letztere in einen der Körbe, ihr kleines Mädchen, wohl eingepackt und zugedeckt, in den andern und wanderte durch die Gassen, so laut sie konnte, in den höchsten Tönen ihr: „Ei Blumenkohl, Zippeln und Petersilj'" oder später auch: „Ei Blaubeeren, wat Gutt's, Blaube—eren!" schreiend. Wurde das Kind unter den wollenen Tüchern gar zu ungeduldig, so setzte Annicke ihre Körbe und sich selbst auf eine der großen Vortreppen, welche damals zu den Erdgeschossen der Häuser führten, nahm das Kind aus den wollenen Lappen heraus und legte es sich ungenirt an die Brust. Und da, wie erwähnt, Annicke die Jüngere das Einsehen gehabt hatte, an einem der letzten Maitage auf die Welt zu kommen und das Wetter recht warm war, so gedieh das Kind bei dieser seiner seltsamen Lebensweise und wurde alle Tage dicker, rosiger, hübscher und schwerer, während seine Mutter immer magerer und blasser wurde und immer mühsamer an den schweren Körben schleppte. Nun konnte es nicht fehlen, daß die Leute bald auf die beiden Annicken aufmerksam wurden, und obgleich Annicke die Mutter kein Hehl aus der Herkunft ihres Kindes machte und der Fehltritt eines Mädchens auch der niederen Stände in den Jahren vor den Befreiungskriegen, wo ein strenger Zug von Enthaltsamkeit und Selbstzucht durch das Volk ging, weit härter beurtheilt wurde, als heut, so war doch in der Haltung dieser armen Mutter etwas, was Achtung und Mitleid für sie erweckte. So geschah es denn fast täglich, daß eine oder die andere mitleidige Hausfrau, wenn sie Annicke vom Geld für ihre Waare einen oder zwei Pfennige abgedungen hatte — denn den geforderten Preis zu zahlen litt die hausmütterliche Ehre nicht — ihr ein tüchtiges Stück Brot in die Hand steckte oder, als der Winter kam, sie in die warme Küche rief und ihr einen Topf Kaffee zur Stärkung bot; ja manchmal, wenn auch seltener — denn mit Geld war man in jenen Zeiten sparsam — gab dieselbe wirthliche Hausfrau, welche der Annicke in viertelstündigen Feilschen einen Pfennig abgehandelt hatte, ihr einen halben oder ganzen Silbergroschen als Geschenk „für ihre kleine, nette Margell." Solche geschenkte Münze legte Annicke dann gewissenhaft zu dem wenigen Gelde, welches sie an ihrer Waare verdiente, in einen alten Strumpf, den sie unter ihrem Kopfkissen versteckte, und freute und tröstete sich alle Tage an dem Wachsen ihres Schatzes. Denn dieser sollte ihr einst die Möglichkeit gewähren, sich einen Stand als seßhafte Handelsfrau auf dem altstädtischen Markte zu miethen. Dieser Schatz wuchs stetig; denn Annicke brauchte zu ihrer Nahrung und Kleidung außer dem, was ihr mildthätige Frauen gaben, fast garnichts und hungerte und fror lieber, als daß sie ihr kleines Vermögen angerührt hätte; aber es wuchs auch sehr langsam; denn Annicke war nicht nur sehr ehrlich — von jener beschränkten Ehrlichkeit, welche zum Theil aus Ungeschick besteht — sondern sie war auch ganz unfähig, sich durch irgend eine kleine Spekulation, durch geschickte Benutzung günstiger Umstände in die Höhe zu bringen.

So wurde Annicke die Tochter bereits ein Jahr alt und darüber, und noch immer hatte die Mutter erst die Hälfte des erforderlichen Standgeldes zusammengespart, da konnte jene mitleidige Landsmännin, die ihr schon einmal aus der Noth geholfen, es nicht länger mit ansehen, wie das Mädchen unter der wachsenden Last seines Kindes und seiner Waare sich täglich mühsamer durch die Straßen schleppte, wie seine Stimme sich bei jedem Ausruf überschlug und sein böser Husten es immer mehr quälte. So schoß die Landsmännin denn die andere Hälfte des erforderlichen Geldes vor, und Annicke konnte sich den ersehnten Stand auf dem Markte miethen. Nun sie dieses große Ziel ihres Lebens erreicht hatte, schlief das geringe Maß von Energie, welches Annicke besaß, bald gänzlich ein; sie saß nun den ganzen Tag hinter ihren Körben, nähte oder strickte lässig für ihr Kind, schwatzte mit den nahesitzenden Handelsfrauen und hungerte weiter, sparte jedoch, da sie nur wenige zufällige Kunden anzulocken verstand, nichts mehr. Man nannte sie bald zum Unterschiede von ihrem Töchterchen „die alte Annicke", obgleich sie, als sie den Namen bekam, kaum 25 Jahre zählte, und ehe viele weitere Jahre vergingen, trug sie ihn mit Recht; denn Entbehrung, Frost und Hitze ließen ihren zartgebauten Körper wie ihren Geist erschreckend schnell verfallen. Neben ihr wuchs „die junge Annicke" als der Mutter vollkommenes Gegenbild auf, kräftig und gesund an Körper und Seele, mit scharfen Augen, die Alles sahen, was um sie herum vorging und Alles zu ihrem Vortheil benutzten, mit flinker Zunge, rasch zur Wehre, rasch zu kluger Schmeichelrede, rasch zu drastischem Witzwort, mit flinken, und geschickten Händen und mit flinkem Herzen, das eben so rasch in Liebe und Mitleid, als in Zorn, Haß und Rachsucht aufloderte, und mit sehr festem, raschem und zugleich beharrlichen Willen. Die Seite des Wesens, welche bei ihrer Mutter am wenigsten ausgebildet war, war es bei Annicke am schärfsten: die Lust und Fähigkeit zum Erwerb. Klein Annicke war kaum 6 Jahre alt, da schleppte sie einen Korb, so groß fast, als sie selbst, durch die Gassen und schrie mit gellender Stimme: „Ra-a-dies!" Und wer das kleine, blonde Ding mit dem hübschen, runden Gesicht und den blitzenden graublauen Augen sah, der rief sie hinein und kaufte ihr ihre Waare ab, und wer sie etwa nicht sah, dem wußte sie sich schon bemerkbar zu machen; denn sie schrie in die offenen Fenster hinein, zerrte an den messingnen Thürklopfern, lief unzählige Treppen hinauf und herab, und wurde sie mit Schelte über ihr Ungestüm empfangen, so sah sie den Erzürnten von unten herauf so demüthig schalkhaft mit ihren „luchternen"*) Schelmenaugen an und nannte mit solchem Ton von Ueberzeugungstreue 15jährige Mädchen „liebes Madamchen", ältere Frauen „schönes Mamsellchen" und Handwerkertöchter „Fräuleinchen", daß der Unwille der Geschmeichelten behaglichem oder belustigtem Lächeln

*) „luchtern", vielleicht von „lüstern" hergeleitet, wird ausschließlich in gutem Sinne auf fröhliche und schalkhafte Keckheit angewandt.

Digitized by Google

wich und das kleine Ding sich bald eine feste Kundschaft erwarb. Uebrigens war Annicke durchaus ehrlich, sowohl aus Klugheit, als aus Stolz. Als sie groß, oder vielmehr, als sie älter geworden war — denn sie blieb immer klein mit drallen runden Gliedern — schleppte sie nur um so schwerere Lasten mit gleicher Unverdrossenheit und schrie je nach Gelegenheit: „Ei Stückdorsch! (Streifen des Dorsch) Ei Strömlinge wie Lachs! Ei Maränen!“ oder: „Wallnät wie die Mandeln, Wallnät!“ „Butter, heut wie Mandelkern, Eier, goldfrisch!“ Dabei hob sie ihre Stimme zu wahrhaft fabelhafter Höhe und ließ am Ende dieser urwüchsigen Recitative eine musikalische Figur, eine Art von Doppelschlag hören. Dieses Wandern durch die Gassen bei Frost und Hitze, dieses Rennen und den Vorsprung vor andern Ihresgleichen, dieses Bereden und Ueberlisten war für das Mädchen ein Lebenselement, in welchem sie lustig wie der Fisch im Wasser herumplätscherte, und es kostete ihr einen schweren Kampf, ihm zu entsagen. Aber stärker, als alle ihre so ausgesprochenen Neigungen war ein anderer Zug in ihr: die Kindesliebe. Sie machte freilich nicht viel Wesens davon, lieh ihr kaum je Ausdruck durch Worte und Geberden, aber sie fühlte für ihre kranke, kindische Mutter eine mitleidige Zärtlichkeit, der sich ein Gefühl dankbarer Bewunderung für den Heroismus beimischte, mit welchem dieses schwache Geschöpf einst für sie gekämpft hatte. Denn sehr frühe schon hatten ihr die Nachbarinnen und die Mutter selbst die Geschichte ihrer Geburt und ihrer ersten Lebensjahre erzählt, und neben einem starken Zorn gegen ihren unbekannten Vater und „das Mannsvolk“ überhaupt, das sie mit ihm in einen Topf warf — vielleicht in dem unbewußten Bestreben, den Vater dadurch von einem Theil seiner Schuld zu entlasten — war jene mitleidige Liebe zur Mutter in ihr aufgeflammt, die in ihrem so weltlichen Charakter den göttlichen Zug bildete, den man in jedem Menschen bei genauem Hinsehen entdecken wird. Nun war die alte Annicke im Lauf der Jahre immer hinfälliger und geistesschwächer geworden; sie verwechselte und verwirrte die Preise ihrer Waaren, verschleuderte die eine und keifte, wenn man ihr für die andere einen unsinnigen Preis nicht zahlen wollte, sträubte sich aber mit dem Eigensinn derartiger Kranken heftig, ihren Handel aufzugeben. Wollte nun die junge Annicke die Mutter nicht sich und sie ruiniren lassen, so mußte sie in den sauren Apfel beißen, sich selbst als Handelsfrau auf den Markt zu setzen, damit die Mutter ihre Scheinrolle neben ihr weiter spielen konnte. Das wurde ihr um so schwerer, als sie nun vorläufig ihren Plan liegen lassen mußte: so bald wie möglich eine kleine Gastwirthschaft aufzumachen, die sie im Lauf der Jahre immer erweitern wollte, bis das beste Publikum der Stadt bei ihr verkehren würde. Denn Annicke war noch mehr ehrgeizig als gewinnliebend, und sie hatte sichs fest vorgenommen, die unverschuldete Schmach ihrer Geburt ganz allein wettzumachen und sich selbst zu Ansehen und Einfluß bei ihren Mitbürgern zu bringen. Ganz allein, d. h. von Allem ohne Mit- oder Gegenwirkung eines Mannes; denn erstens „taugte das Mannsvolk den Teufel was“ und dann war Annicke nicht gesonnen, ihren steifgetragenen Kopf durch einen Mann beugen zu lassen und „'ne Schlafmütz wollte sie man schon gar nicht haben.“

So hatte sich Annicke einen schönen Lebensriß gezeichnet, als ihr die Hinfälligkeit der Mutter den ersten Querstrich machte. Doch tröstete sie sich mit der Betrachtung, daß sie nicht allzu lange gewissermaßen unthätig auf dem Marktwerk zu sitzen brauchen; denn so lieb sie die Mutter hatte, so gut sah sie doch, daß die Lebenskraft derselben rasch verfiel, und sie zog diesen Umstand mit in die Rechnung.

Aber bald bekam Annicke's schöner Lebensplan einen zweiten Riß.

Das tüchtige Mädchen suchte nicht, wie die andern Gemüseweiber, bei Dunkelwerden Haus und Schlafstätte auf, sondern brachte nur die Mutter heim, holte einen großen Topf mit Fleck (geschnittenen Rinderdärmen), welchen eine Nachbarin so lange gegen geringen Entgelt an ihrem Feuer hatte stehen lassen, hüllte diesen Topf mit der kochenden Suppe vorsorglich in warme Decken, stellte ihn in einen Korb, in welchen sie noch gewärmte kleine Schalen und Blechlöffel legte, setzte sich wieder auf den Markt und verkaufte solche Schalen mit Fleck an die Arbeiter, welche noch heutzutage am Fejerabend dieses Königsberger Nationalgericht mit Vorliebe verzehren. Da Annicke's Fleck immer kräftig, und die Reden, mit welchen sie ihre Portionen würzte, gepfeffert waren, so wurde sie bald eine gesuchte „Fleckfrau“.

Nun hatte sie an einem kalten Oktoberabend eben ihr Geschirr zusammengestellt, um mit dem kleinen Rest unverkaufter Suppe heimzugehen, als noch ein junger Matrose eine Portion begehrte. Während er sie langsam ausschlürfte, sah Annicke ihm zu. Er war ein hübscher, breitschultriger, brauner Mensch von etwa 20 Jahren. Als er satt war und die Kupfermünze aus seinem kleinen Lederbeutel in Annicke's Hand zählte, sah er ihr unter das große Tuch, mit dem sie der Kälte wegen ihren Kopf bebunden hatte, in die funkelnden Augen und rief sehr erstaunt:

„Na nu kiek mal Eener! Dau bist jo gor keen olles Wief, dau bist jo ne junge grelle*) Marjell!“

Annicke lachte; ihr gefiel sein Erstaunen. Sie blitzte ihn mit den grellen Augen an und erwiederte in jenem „Hochdeutsch“, das sie sich im Verkehr mit den besseren Ständen angeeignet hatte:

„Na, wenn du durchaus en olles Wief sehen willst, mußt du nach zehn Jahren weder kommen.“

„Je!“ machte der Bursch und schnippte mit den Fingern etwas Unangenehmes weg. „Ne, dau bist mir so schon lieber, ek kann de Ollen nich liden.“

„So,“ sagte Annicke, „dann mußt du dich jung aufhängen.“

„Worum denn?“

„Weil du sonst selbst alt wirst.“

„Ja so,“ sagte der Bursch. „Na kiek mol, uf't Mul bist dau nich gefollen, Marjell.“

„Ne,“ meinte Annicke. „Weißt nich? Als der liebe Gott die Thiere un Menschen gemacht hatt', do gab er Jedwedem 'ne Waff', daß er sich wehren konnt'; aber als er zur Eva kam, da seeggt de: „Schön Dank ok, leiwer Gott, vor de Absicht, aber gewen Se Sich kene Müh' nich, ek hob't Mul, mit dem wehr ek mi schon.“

Der Bursch lachte unbändig. „Bist 'ne luchterne Marjell, nu wenn dau stirbst, möten se't Mul apart dotschlagen,“ sagte er. „Wo wohnst denn? Ek komm mit.“

„Ne,“ sagte Annicke kurz, „ek goh alleen.“

„Ja worum denn?“

„Weil ek vom Mannsvolk nichts nich wissen will! Et daugt den Düwel wat!“

„Eh,“ sagte der Bursch, „dau host woll Angst vor mi?“

„Ja,“ erwiderte Annicke, „dau bist en hübschen Kirl un — ek will von di nichts nich wissen.“

Der logische Zusammenhang dieser Beiden scheinbar einander widersprechenden Sätze leuchtete dem Burschen nun keineswegs ein und er wollte in geschmeicheltem Selbstbewußtsein täppisch zugreifen; da schrie ihm Annicke zu:

„Rühr' mi nich an, Kirl!“ und dabei hob sie den schweren Korb wie eine Waffe in die Höhe.

Aergerlich entfernte sich der abgeschlagene Angreifer. Aber am nächsten Abend und an allen folgenden kam er wieder, und da Annicke ihn auf keine Weise an sich kommen ließ, wurden er und sie immer verliebter in einander, bis sie zu dem Resultat kamen, daß sie sich heirathen müßten.

Dieser Entschluß war von beiden Seiten nicht kampflos gefaßt. Dem Johann machte es freilich wenig aus, daß Annicke etwa fünf Jahre älter war als er; Ehen, in welchen die Frau älter war, hatte er im Volk häufig schließen und fast immer gut ausfallen sehen, da das moralische Uebergewicht der Frau den Mann oft stützt und führt; aber Johann kam sich selbst doch noch recht jung zum Heirathen vor und fragte sich mit heimlicher Sorge, was aus seinem ungebundenen Leben unter den scharfen Augen seiner künftigen Frau werden solle. Und

*) grell, auffallend hübsch.

Digitized by Google

dann war da noch ein viel größerer Stein des Anstoßes: die Mutter, von welcher Annicke sich durchaus nicht trennen wollte und die dem Johann mit ihrem weinerlich keifigen Wesen unausstehlich war. Annicke ihrerseits fühlte ebenso wohl, daß die Gegenwart der Mutter Unfrieden in ihre Ehe bringen werde, und daß, da es ihr unmöglich war, von der Mutter zu lassen, es vernünftig wäre, dem Johann den Abschied zu geben, dessen Leichtsinn, Unzuverlässigkeit und hochfahrenden Eigensinn sie wohl unter der liebenswürdigen Außenseite erkannte. Als er einmal sogar betrunken zu ihr kam, gab sie ihm wirklich den Laufpaß. Aber sie weinte danach die ganze Nacht hindurch; es gelang ihr in den folgenden Tagen nicht, irgend eine Freude weder an der täglichen Arbeit, noch an dem schönen Luftschloß ihrer Zukunftsträume zu finden; es erschien ihr, da Johann nicht darin war, öde und kalt; als dann nach acht leeren, schweren Tagen der Sünder Abends mit halb reuiger, halb trotziger Miene vor ihr stand, fiel sie ihm schluchzend in die Arme. Eilig, als fürchteten sie sich vor sich selbst, machten die Beiden Hochzeit; schweigend litt Johann, daß Annicke in die Stube an den Ofen das Bett der Mutter stellte und das Ehebett in der kalten Kammer aufschlug; schweigend ertrug Annicke, daß Johann schon nach sehr kurzer Zeit mehr als einmal halb berauscht nach Hause kam; sie weinte und zürnte am Tage — mehr mit sich selbst, als mit ihm — und Abends lag sie dennoch hingegeben in seinen Armen; es war etwas über sie gekommen, was ihren Verstand und Willen unterjochte, fast vernichtete. Und ähnlich fühlte er. So empfanden sie nur die Gewalt, nicht die läuternde Milde der Liebe.

Aber trotz des Tropfens, welchen Annicke von der Mutter im Blut hatte, war sie doch eine zu gesunde Natur, um sich auf die Länge solcher kranken Dumpfheit hinzugeben. Das Erste, was sie aufrüttelte, war ihre äußere Lage. Von dem Erlös, den Johann von seiner Sommerarbeit übrig behalten, den langen Winter unthätig zu zehren, wie er und Seinesgleichen es gewohnt waren, schließlich die Noth einkehren zu sehen, oder gar ihre Ersparnisse, auf welche sie ihre Zukunftspläne gegründet hatte, anzugreifen, das kam dem thätigen Weibe unverständig und unwürdig vor. Da sie nun die Verlockung für Johann fürchtend, eine Bierstube nicht aufzumachen wagte, richtete sie sich wenigstens eine Hökerei ein und brachte dadurch auch zugleich einige Zerstreuung für die Mutter, welche der ihr freilich nicht recht zum Bewußtsein kommende Wechsel in ihren Lebensgewohnheiten täglich schwächer, weinerlicher und keifiger machte. Die Arbeit gab Annicke bald einen Theil ihrer klaren Energie wieder und sie setzte sie mit Erfolg daran, den geliebten Mann aus seinem trägen Schlaraffenleben aufzurütteln, welches sie verwunderte und beängstigte. Was ihrem verständigen Zureden nicht gelang — Vernunftgründe schüttelte Johann von sich ab, wie der Pudel die Wassertropfen — das vollbrachte zärtliche Bitten und trotziges Schmollen: Johann willigte ein, sich während der Winterzeit Arbeit in den Speichern der Kaufleute zu suchen, und da er anstellig und geschickt war, so erwarb er sich auch einen hübschen Verdienst. Doch empfand er sich erniedrigt und belästigt von der ungewohnten Arbeit und grollte seiner Frau um so mehr, je stärker er die Macht ihres zielbewußten Willens über sich empfand. So kam er denn immer später, mürrischer und berauschter nach Hause. Vielleicht hätte die Liebe, welche die beiden Gatten trotzdem empfanden, noch eine Weile die Kluft überbrückt, welche die unvereinbaren Charaktere trennte und in der That, wenn ihm sein hübsches Frauchen entgegentrat im saubern Kleidchen von Hausmacherleinen, das die rundlichen Formen prall umspannte, das weiße Mützchen auf dem braunen Scheitel, in den Händen eine Arbeit, in den blitzenden Augen Lebenslust und Liebe: dann empfand Johann ein Gemisch von Scham über sich selbst, Bewunderung für sein Weib und halben guten Vorsätzen, und auf Annicke übte der Anblick des schönen dunkeln Menschen, dessen Bewegungen, Reden und Thun etwas von einem gelenkigen, lebensprudelnden, unberechenbaren, aber gutmüthigen Knaben hatten, noch immer den alten Zauber; Beide wären oft, Zorn auf den Lippen, Liebe in den Augen, einander in die Arme geflogen, wäre nicht die Mutter dagewesen, vor der Annicke sich schämte, über die Johann sich ärgerte. Zudem aber fing die Alte immer an zu keifen, sobald der Schwiegersohn, den sie in einem dunkeln Instincte haßte, in die Stube trat, ihm sein liederliches Leben, seine Verschwendung und Trunksucht in kindischen, aber den wunden Fleck fortwährend betastenden Reden vorzuhalten. Johann antwortete dann in steigender Erbitterung, zuletzt in Schimpfworten, die Annicke's kindliche Gefühle kränkten und sie zu heftiger Entgegnung reizten. So verschlechterte sich das Verhältniß der Beiden Schritt vor Schritt und während sie noch Liebe im Herzen trugen, nahm schon Erbitterung, Verachtung und Haß von Worten und Thun Besitz. Ehe der Winter vergangen war, preßte Annicke die Lippen fest zusammen, ihre Augen bekamen einen stechenden Blick, ihre Stimme einen harten, blechernen Klang, wenn Johann, meistens halb berauscht, sich ihr in Liebe oder Zorn näherte und sie wußte Worte zu finden, die wie haarscharfe Dolchklingen stachen. Und Johann hatte schon einmal die Hand zum Schlage gegen sie erhoben, freilich unter dem funkelnden Blick seines Weibes dieselbe wieder sinken lassen; aber er hatte mit dieser Bewegung eine Mauer zwischen sich und ihr gezogen, zu der Beide täglich mehr Steine trugen, mit Geberden und halben Worten; denn sie sprachen wenig mehr mit einander. (Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Das Gastspiel der Englischen Operettengesellschaft.

Berlin ist nun aber wirklich Weltstadt! Nach dem deutschen und französischen Radebrechen von Ernesto Rossi als Graf Torane der herzige Dialekt der wackeren Münchner, dann erklangen die russischen Zischlaute der Tragödin Frau Goreva, und den ganzen Juni konnte man sogar die englische Sprache von unserer Bühne herab hören — wahrlich unsere ausgehende Theatersaison ist international geworden und steht mit ihrem polyglotten Wirrsal im Zeichen des babylonischen Thurmes. Der englische Versuch ist übrigens in überraschender Weise gelungen, denn das Wallnertheater füllte sich allabendlich bis auf den letzten Platz und auch die Kritik konnte sich da unmöglich absprechend verhalten, dieweil der Genuß einheitlich in einer, wenn auch einer fremden Sprache und wirklich in künstlerischer Vollendung geboten wurde. Unser Musikreferent ist bereits an dieser Stelle dem Repertoirestück der Londoner Gesellschaft, Sullivan's toller Operette „Der Mikado", kritisch nähergetreten. Wenn wir trotzdem noch einmal auf das Gesammtgastspiel zurückkommen, so bietet uns weniger die erste Aufführung eines neuen lever de rideau, der zuletzt die Abende im Wallnertheater eröffnete, dazu den Anlaß, als vielmehr die schauspielerischen Leistungen, die wir gern in Kürze und mit einem Seitenblick auf deutsche Verhältnisse charakterisiren möchten.

In der Operette wenigstens scheinen die Engländer bei Offenbach und Hervé stehen geblieben zu sein, während sich in Paris und bei uns schon seit Jahren das Bestreben bemerkbar macht, dem Banne der ausgelassenen Operettenposse zu entfliehen und mehr auf das Gebiet der komischen Oper hinüberzulenken. Den verrückten olympischen Göttern und Helden des „Orpheus" und der „Schönen Helena", dem gesungenen höheren Blödsinn des „Kleinen Faust" folgten die treffliche „Mamsell Angot", wo nur noch der groteske Verschwörerchor an den alten Styl erinnert, die „Fledermaus", der „Bettelstudent", der allzuverständige „Feldprediger", und unser Publikum hat sich durch diese erfolgreichen Operetten so sehr an lustspielartige Libretti gewöhnt, daß die gesungenen und gespielten Excentricitäten der Sechzigerjahre aus der Mode gekommen. Die vorliegenden zwei Werke Sullivans sind noch ganz auf dem Boden der alten Operetten gewachsen. Der Componist hat die parodistische Laune Offenbachs zu überbieten gesucht, und sein Librettist zeigt sich als gelehriger Jünger von Meilhac und Halévy. Wenn unser Publikum an ihrem Werke dennoch Geschmack fand, so ist dies wohl einzig der schauspielerischen

Digitized by Google

und musikalischen Trefflichkeit der Truppe und in erster Linie den vereinten Bemühungen von Regisseur, Decorateur und Costümier zuzuschreiben. Vor Allem leistete die Inscenirung an Pracht und Geschmack das Höchste. Die Costüme waren alle echt japanisch, von schwerer Seide, von gediegenem Gold in der Stickerei, Alles farbig, durch und durch malerisch. Wie beim ersten Auftreten der Meininger, so schwärmten unsere Künstler nunmehr von diesem naturwahren Abbilde orientalischer Farbenpracht, und wir zweifeln nicht, daß die gegebene Anregung sich auf nächsten Ausstellungen in zahlreichen japanischen Intérieurs in Oel und Aquarell Luft machen wird.

Aber auch die Schauspielkunst dieser Truppe steht auf der Höhe. Wie unser alteingewurzeltes Vorurtheil, daß die modernen Engländer keine nennenswerthe bildende Kunst haben, auf der Jubiläumsausstellung angesichts der Leistungen eines Herkomer, Millais und Richmond und so viel anderer erster Künstler schwinden muß, so vermochte die Londoner Operettengesellschaft uns von der englischen Schauspielkunst eine viel bessere Meinung beizubringen. Es ist keine Elitetruppe, aber sie besitzt einige treffliche Komiker und auch nicht eine mittelmäßige oder ungenügende Kraft. Alles ist einheitlich und selbst in der ausgelassensten Fröhlichkeit, der dick aufgetragenen Burleske, durchaus harmonisch. Die Stimmen sind angenehm und rein und werden nie forcirt, und die Diction des gesprochenen Textes ist immer deutlich und klar, sogar im komischen Uebersprudeln der Rede. Da sind ferner einige Soubretten, um deren Künstlerschaft ihre Berliner Colleginnen sie beneiden könnten. Wie drollig wird die wiegende Haltung, der trippelnde Gang, die Koketterie der japanischen Schönheiten von ihnen parodirt! Wie graziös wissen diese Londoner Japanerinnen mit dem Fächer umzugehen! Das ist ein Wiegen und Schweben der in buntschillernder Seide gewickelten zierlichen Frauenleiber, ein neckisches Spiel, ein Schäkern und Kichern, und jedes Bild erscheint wie von einem Yokohama-Fächer oder einer Rackujacki-Vase copirt. Was sollen wir aber erst von der Beweglichkeit der Komiker sagen? Der nationale Hornpipe („mit dem Käseteller auf dem Kopf", wie dieser Matrosentanz in Dickens Romanen gewöhnlich vorkommt) ist nicht nur in Sullivans japanesisch anklingende Musik, sondern namentlich auch in die Mimik seiner Darsteller übergangen. Und welche Vielseitigkeit! Jedes Mitglied ist mit einer guten Stimme begabt, vollendeter Schauspieler, Gymnastiker, Ballettänzer. Das angebliche englische Phlegma äußert sich hier in excentrischem Springen und Schlenkern, Zappeln und Hopsen — es ist eine wilde Behendigkeit, ein virtuoser Veitstanz, ein Cancan ohne die Pariser Frechheit und von grotesker Komik.

Wir wünschen nun freilich keineswegs, daß dieses Beispiel der Engländer auf unseren deutschen Bühnen nachgeahmt und die Grenze zwischen dem Künstler des Theaters und dem „Artisten" des Tingeltangels und Circus verwischt werde. Aber in einer Beziehung können wir hier doch sehr viel lernen. Es ist die virtuose Durchbildung des Chors. Man sehe einmal, wie im „Mikado" Alles bis auf die letzte utilité, den geringsten Statisten, immer ganz Aufmerksamkeit, ganz Bewegung ist, wie Jeder in die Handlung selbstständig eingreift, seine Stimmungen mimisch ausdrückt, ohne sich vorzudrängen. Wie weit sind wir da von den steifen Gliederpuppen unserer Statisterie entfernt! Das Merkwürdigste in dieser Hinsicht konnte man in dem Einacter: „Im Schwurgericht" sehen, einer geistvoll übermüthigen Parodie auf die englischen Ehescheidungsprozesse. Da ist alles Caricatur, Fratze und Verzerrung, von der klagenden Braut in Schleier und Orangenblüthenschmuck bis zum Richter in Talar und Allonge. Namentlich die Geschworenen sind von einer dramatischen Ausdrucksfähigkeit, welche sogar die der Meininger Statisterie an Cäsars Leiche weit hinter sich läßt. Wie in einem Ameisenhaufen geht es da innerhalb der Jury-Schranken zu. Die sehr Ehrenwerthen insultiren den Gerichtsdiener, necken die Brautjungfern, ermuthigen die Braut, fallen in Ohnmacht, toben, sobald der Bräutigam spricht, verkriechen im Boden und heben dabei bloß die Schwurfinger empor, die selbst wieder eine komisch beredte Sprache reden — das mußte man einfach sehen und etwa mit der Nachtwächterhaltung unserer Choristen vergleichen, um die ganze Virtuosität der Regie und deren treffliches Menschenmaterial zu verstehen. Z.

Notizen.

Aus dem Geistesleben der Gegenwart. Bunte Blätter von Kuno Stommel. (Düsseldorf, Felix Bagel.) — Die kurzgefaßten Essays, aus denen dies stattliche Buch zusammengesetzt ist, zeigen eine bestimmte Weltanschauung in ihrem philosophischen und ästhetischen, wie volkswirthschaftlichen Inhalt, enthalten manches Neue und viel Anregendes und sind durchgängig das Werk eines originellen und vielseitigen Denkers. Die religionsphilosophischen Erörterungen zeugen von einem vorurtheilslosen, wahrhaft philosophischen Standpunkt, der einer christlichen Grundlage nicht entbehrt. Am meisten hat uns der Aufsatz: „Glauben wir noch an eine Vorsehung?" mit seiner beredten Kühnheit, womit das schwierige Problem angefaßt ist, angesprochen. Viel Neues enthält der Essay über die Traumerscheinungen in der Kunst, was wir leider von den Heinrich v. Kleist gewidmeten Studien nicht behaupten können, obgleich das Kapitel vom Preußenthum in der dramatischen Kunst sehr lesenswerth ist. Besonders gefesselt hat uns aber „Die Kunst gesund zu werden", worin der Verfasser den pathologischen Zustand der gegenwärtigen Gesellschaft untersucht, deren charakteristisches Merkmal er in einer allgemein verbreiteten Muskelschwäche erkennt. Alles in allem ein interessantes Buch.

Bunte Blätter aus Schwaben. 1866—1884. Von Wilhelm Lübke. (Stuttgart, Spemann.) — Lübke ist einer der wenigen Feuilletonisten, deren Journalartikel in der anspruchsvolleren Buchform nicht den Eindruck des Flüchtigen, Unharmonischen, Ephemeren erwecken. Die vorliegende Sammlung trägt deshalb einen durchaus einheitlichen Charakter.. Da basirt Alles auf der soliden Grundlage eines umfassenden Kunstprincips, auf tiefem Ernste und wahrhafter Kunstbegeisterung, und der Styl ist sorgfältig, geistvoll und lebendig. Die wohlthuende Wärme, das starke Heimathsgefühl gehen vom Verfasser auf den Leser über und mit Freuden folgt man dem kundigen Führer durch die alte und neue, einheimische und fremde Kunst. Bedeutend sind vor Allem die hier abgedruckten Festreden, z. B. die an Anregungen reiche über unsere Kunstpflege, und von besonderem Reize die Wanderstudien, die uns einmal in die Provence, sonst aber meist durch Süddeutschland führen und worin die Natur ebenso anschaulich und schön geschildert wird wie die Kunstwerke. Viel Neues enthalten zumal die Aufsätze über Peter Vischer, die Sigmaringer Sammlungen, die pergamenischen Funde, und der Essay über nationale Kunst sollte von unseren Künstlern in corpore gelesen und beherzigt werden. Einmal und mit großem Glück streift der Kunstgelehrte auch das Gebiet der Musik. In seinen „Bayreuther Nachklängen", die zuerst in unserem Blatt erschienen und großes Aufsehen machten, wendet er sich energisch gegen die „Zukunftsmusik", welche er zutreffend mit der Jesuitenkunst der Barockzeit vergleicht, „denn auch hier werden die sinnlichsten Reizmittel eines gesteigerten Naturalismus dazu verwendet, trunkene weltvergessene Ascese, hysterisch gesteigerte Ekstasen in sinnbetäubenden Effecten zu verherrlichen". Wir empfehlen dieses Buch des verdienstvollen Vorkämpfers für Natur und Schönheit auf allen Gebieten unseres Kunstlebens.

Das Spiel, die Spielerwelt und die Geheimnisse der Falschspieler. Von Signor Domino. (Breslau, J. U. Kern.) — Diese „Beleuchtungs- und Enthüllungsschrift" über die Kunst des „corriger la fortune", mit Lessing zu sprechen, ist in dem Theile, der die Spielerwelt charakterisirt, kulturhistorisch interessant und wird auch im Uebrigen die Liebhaber des Kartenspiels fesseln. Die Versicherung des kundigen Verfassers, daß er selbst kein Falschspieler sei, scheint uns überflüssig.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien:

Blutjung
und andere Erzählungen
von
E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. brochirt. Preis M. 3.

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder“** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen
Roman
von
Björnstjerne Björnson.
Deutsch von Wilhelm Lange.

1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis M. 4.

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben;* die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Bei S. Hirzel in Leipzig sind soeben erschienen:

Kleine Schriften
von
GEORG CURTIUS.
Herausgegeben
von
E. WINDISCH.
Erster Theil:
Ausgewählte Reden und Vorträge.
Mit einem Vorwort
von
Ernst Curtius
und einem Bildnisse.

gr. 8. Preis geheftet: ℳ 3. —

Die in dieser ersten Abtheilung vereinigten Reden und Vorträge von Georg Curtius sind nicht vor näheren Fachgenossen, sondern vor weiteren Kreisen von Gelehrten und Gebildeten gehalten worden. Für solche und für die persönlichen Freunde ist diese Sammlung zunächst bestimmt. Während sich so dieselbe an ein grösseres Publikum wendet, soll der zweite Theil, welcher in kurzem nachfolgen wird, eine Auswahl der wissenschaftlichen Abhandlungen enthalten. Beide Theile sind einzeln verkäuflich

Die Waldenser
und die
Deutschen Bibelübersetzungen.
Nebst Beiträgen zur
Geschichte der Reformation
von
Dr. Ludwig Keller,
Kgl. Staatsarchivar.

gr. 8. Preis geheftet: ℳ 2.80.

Die Technik des Dramas
von
Gustav Freitag.
Fünfte, verbesserte Auflage.

gr. 8. Preis geheftet: ℳ 5.—
Elegant gebunden: ℳ 6.50.

Neueste belletristische Erscheinungen
der **Deutschen Verlags-Anstalt** (vormals Ed. Hallberger) in **Stuttgart.**

Geyern, Detlev von, Ein Feenschloß.
3 Bände. Geheftet 12 Mark; fein geb. 15 Mark.

Horn, Georg, Der Mohr von Berlin.
3 Bände. Geheftet 10 Mark; fein geb. 13 Mark.

In **zweiter** Auflage erschienen soeben:

Dewall, Johannes van, An der Grenze.
2 Bände. Geheftet 8 Mark; fein geb. 9 Mark.

Ompteda, Ludwig Freiherr von, Alte Schulden.
Geheftet 5 Mark; fein geb. 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien die **erste Lieferung** der

Kulturgeschichte
der Menschheit in ihrem organischen Aufbau
von **Julius Lippert.**

Das 20 Liefgn. à 1 M. umfassende, zwei stattliche Bände bildende Werk wird im Herbst dieses Jahres vollendet sein.

An sicherer und bewährter Führerhand folgt der Leser den mannigfach verschlungenen Pfaden, welche das Menschengeschlecht in seiner Kulturentwicklung seit der Zeit, da es aus dem Dunkel der Vorgeschichte auftauchte, bis zur Gegenwart gewandelt ist.

Die Darstellung ist außerordentlich klar und fesselnd, überall werden die innersten Zusammenhänge und Ursachen des materiellen und geistigen Fortschreitens der Menschheit aufgedeckt und schließlich wird ein Standpunkt gewonnen, von dem diese Kulturentwicklung als ein organisches Ganzes vor uns liegt.

Gewiß für die gesammte gebildete Welt ein höchst interessantes Buch.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Der Materialismus
im Verhältniss zu
Religion und Moral.
Von
Dr. F. Wollny.
Preis M. 1,50.
Verlag von Theodor Thomas, Leipzig.

Eau de Cologne Nr. 999 übertrifft die sog. echte an Feinheit und Nachhaltigkeit. à Fl. 1 Mk. Infolge des großen Umsatzes berechne jetzt 6 Fl. mit 5 Mk.

Chinawein und China-Eisenwein, unübertroffenes Fabrikat. Für Magen- und Nervenleidende ärztlicherseits warm empfohlen. à Fl. 3 Mk.

Enthaarungsmittel, garantirt unschädlich, entfernt spurlos Haare im Gesicht und an jeder anderen Körperstelle. à Fl. 3 Mk.

Apotheker Arnold Gaedke, Berlin N, 37.

Majunke,
Geschichte des Culturkampfes.
1. Lieferung zu 75 Pfg. soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.
Ferdinand Schöningh
in **Paderborn** und **Münster.**

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Hallwyl und Bubenberg.
Erzählung aus den Freiheitskämpfen wider Karl den Kühnen.
Von
Hans Blum.
8. Geh. Ladenpreis 7 Mark.

Eine vortrefflich geschriebene, geschichtliche Erzählung aus der Periode der Heldenkämpfe, welche Oberdeutsche und Schweizer in den Jahren 1474—1477 gegen Karl den Kühnen von Burgund siegreich bestanden.

Ein hervorragender schweizer Professor schrieb dem Verfasser s. Z. über dieselbe: „Ihre Erzählung wird ein **Volksbuch** werden im edelsten Sinne des Wortes, eine rechte Freude und Erholung für Jung und Alt“.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 10. Juli 1886. Band XXX.

Cornell University, AUG 2 1886 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die landwirthschaftliche Unfallversicherung. Von Regierungsrath A. Zeller. — **Literatur und Kunst:** Die Musik in Wien. Von Eduard Hanslick. — Wie Scheffel geadelt wurde. Eine Erinnerung. Von Friedrich Geßler. — Laube und Marr. Beiträge zur deutschen Theatergeschichte. Von E. Marr. (Schluß.) — **Feuilleton:** Annicke. Von A. Weber. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Englische Maler und Bildhauer auf der Ausstellung. — Eine neue Operette und eine neue Oper. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die landwirthschaftliche Unfallversicherung.

Von Regierungsrath A. Zeller.

Die Ausdehnung der Kranken- und Unfallversicherung von dem Gebiete der Industrie auf das der Landwirthschaft und Forstwirthschaft (Reichsgesetz vom 5. Mai 1886) hat durch den principiellen Abschluß des gesammten Kranken- und Unfallversicherungswesens die Bedeutung einer großen Epoche der Reichsgesetzgebung. Sowohl bei den Reichstagsverhandlungen über die erste Unfallversicherungsvorlage (1881), als bei den Berathungen über das Krankenversicherungsgesetz (1883) war die Frage des Bedürfnisses der Einbeziehung der land- und forstwirthschaftlichen Arbeiter in den Versicherungszwang Gegenstand lebhaften Streites. Die Reichsregierung selbst ging bei Durchführung der socialpolitischen Reform mit Vorsicht vor. Zuerst sollte sich das neue Versicherungswesen auf dem Gebiete der Industrie, der es schon bisher nicht fremd geblieben, bewähren, später nach bestandener Probe auf weitere Klassen der Arbeiter ausgedehnt werden. Die Gründe, welche damals die Factoren der Gesetzgebung zum Ausschluß der ländlichen Arbeiter vom directen Versicherungszwange bestimmten, waren hauptsächlich: Mangelndes Bedürfniß in vielen Gegenden Deutschlands, die Schwierigkeit einer scharfen Scheidung der dem Zwange zu unterwerfenden Arbeiterklassen und der genauen Fixirung des Begriffes Lohnarbeiter, der Mangel einer Stetigkeit des Versicherungsverhältnisses bei der ländlichen Arbeiterbevölkerung. Große Bedeutung legte man der Thatsache bei, daß in vielen Districten statt der Geldwirthschaft noch die den Verhältnissen der Landwirthschaft am meisten entsprechende Naturalwirthschaft bestehe und eine tiefe Umgestaltung ehrwürdiger und liebgewonnener Verhältnisse zu vermeiden sei. Einer späteren Erweiterung der Zwangsversicherung durch Specialgesetze stimmten dagegen Reichstag und Reichsregierung zu und es wurde mit Ausdehnung der Versicherung auf die Transportgewerbe der Anfang gemacht. 1884 erschienen die Grundzüge der landwirthschaftlichen Kranken- und Unfallversicherung, ein Gesetzentwurf vom 3. Januar 1885 kam nicht über die erste Lesung hinaus. Es schien, als sollte die Socialgesetzgebung in eine, gerade auf dem versuchten Gebiete besonders bedauerliche Stockung gerathen. Nach dem Entwurfe war die Fürsorge in Krankheitsfällen während der ersten Wochen, in gleichem Umfange wie nach dem Krankenversicherungsgesetze von 1883 (freie ärzliche Behandlung, Arznei und Heilmittel, tägliches Krankengeld in Höhe der Hälfte des ortsüblichen Lohnes) den Gemeinden, ohne Beitragsleistung der Arbeiter und Arbeitgeber, auferlegt. Eine solche Belastung der Communen und Gutsbezirke hielt man für unerträglich, weshalb der neue, später zum Gesetze erhobene Entwurf auf andere Weise durch eine glückliche Wendung der Krankenversicherung den Weg ebnete. Während sie auf dem Gebiete der Industrie den Unterbau für die Unfallversicherung bildete, macht das eine Gesetz die Unfallversicherung auf dem landwirthschaftlichen Gebiete von der vorgängigen Einführung der allgemeinen Krankenversicherung nicht abhängig. Besteht an einem Orte nicht durch Landesgesetz oder Statut der Gemeinde für Arbeiter die Krankenversicherungspflicht, so muß die Gemeinde des Wohnortes des Erkrankten eine mäßig begrenzte Hülfe leisten. Hierbei ist vorgesehen, daß die Landesgesetzgebung in dem Einzelstaate oder statutarisch die Gemeinde bez. der Kreis für sich die Verpflichtung der land- und forstwirthschaftlichen Arbeiter zum Eintritt in die Krankenversicherung ausspricht. Hiermit erscheint das frühere Bedenken einer Ueberlastung der Gemeinden beseitigt. Die Grundbesitzer selbst werden auf Einführung der Krankenversicherung durch Ortsstatut dringen. Für die Gemeinde enthält jene Fürsorgepflicht den Antrieb, überall, wo es die Verhältnisse gestatten, von der statutarischen Befugniß Gebrauch zu machen, denn ein solches Statut enthebt sie der Sorge für verunglückte ländliche Arbeiter in den ersten 13 Wochen (für welche dann die aus Beiträgen der Arbeiter und Arbeitgeber dotirten Krankenkassen eintreten) und mildert zugleich erheblich die Armenlasten. In vielen Gegenden Deutschlands wäre es weiter wegen der Art der Löhnung der Arbeiter schwierig gewesen, an dem im industriellen Krankenversicherungsgesetze vorgeschriebenen Krankengelde festzuhalten. Statt oder neben baarem Gelde erhalten vielfach die Arbeiter: Naturalien, Weide, sonstige Nutznießungen an Grundstücken, freie Wohnung u. s. w. Würde ein solcher Arbeiter erkranken, so stände er sich bei Bezug des Krankengeldes, wie es für industrielle Lohnarbeiter fixirt ist, besser als in gesunden Tagen, weil neben dem Krankengelde die Naturalien fortwährend zu leisten wären. Man schuf deshalb einen neuen Modus der Krankenversicherung: die Gewährung freier ärztlicher Behandlung, Arznei und Heilmittel ohne Krankengeld, welche Beschränkung dadurch ausgeglichen ist, daß der ländliche Arbeiter auch keine Beiträge zur Krankenversicherung bezahlt.

Das Gebiet der landwirthschaftlichen Unfallversicherung ist erheblich umfangreicher als bei der Industrie, fast 7 Millionen Arbeiter werden der Wohlthaten des Gesetzes theilhaftig, welches umfaßt: das gesammte landwirthschaftliche Gesinde, die Taglöhner, überhaupt alle in land- und forstwirthschaftlichen Betrieben beschäftigten Hülfskräfte, soweit sie nicht Betriebs-

Digitized by Google

beamte mit Gehalt über 2000 Mark. Durch die gesetzlich zugelassene Versicherung der Unternehmer und anderer nicht versicherungspflichtiger Personen schließt sie der Kreis der zur genossenschaftlichen Selbsthülfe Vereinten zu einem lückenlosen Ganzen. Die äußere Organisation ist die gleiche wie bei der Industrie: Träger der Versicherung sind die eine Gesellschaft auf Gegenseitigkeit bildenden Berufsgenossenschaften, d. h. die Gesammtheit der Unternehmer in Bezirken zusammengefaßt. Während das industrielle Unfallversicherungs-Gesetz nach der Gemeinschaftlichkeit der wirthschaftlichen Interessen, im übrigen nach freier Wahl der Betheiligten, Verbände verwandter Gewerbe schuf, stellt die Land- und Forstwirthschaft einen einzigen, umfangreichen Berufszweig dar, weshalb an Stelle der Interessengemeinschaft die Errichtung korporativer Versicherungsverbände nach geographischen Bezirken tritt. Berufsgenossenschaften werden im Anschluß an die Verwaltungsorganisation der Bundesstaaten — wie dies bisher schon von den freien landwirthschaftlichen Verbänden geschah — gebildet. Hierdurch ist es möglich, den für die Selbstverwaltungsorgane aus den Kreisen der Land- und Forstwirthe gewählten Personen die Geschäfte der Vorstandsmitglieder u. s. w. zu übertragen, falls die Genossenschaft nicht selbst durch Statut die laufende Verwaltung an andere Organe abgiebt. Die Entschädigungen der im Berufe verunglückten Arbeiter und deren Hinterbliebenen sind die gleichen, wie in dem industriellen Unfall-Versicherungs-Gesetz. Für die ersten 13 Wochen tritt, falls der Tod nicht Folge des Unfalls, regelmäßig die Krankenversicherung oder die Gemeinde ein. Bei Verletzungen leistet die Berufsgenossenschaft von der 14. Woche an, neben den Kosten des Heilverfahrens, für die Dauer der Erwerbsunfähigkeit eine Rente ($66^2/_3$ %) bei gänzlicher, bei theilweiser Erwerbsunfähigkeit einen nach dem Maße der verbleibenden Arbeitskraft zu bemessenden Bruchtheil). Der Berechnung der Unfallrente wird statt des individuellen Durchschnittsverdienstes des Beschädigten der Jahresverdienst zu Grunde gelegt, da innerhalb örtlicher Bezirke der durchschnittliche Verdienst aller landwirthschaftlichen Arbeiter im Allgemeinen der gleiche ist. Bei Tödtungen erhält die hinterbliebene Familie, neben einem bestimmten Beitrag zu den Beerdigungskosten, eine angemessene Rente, wovon 20 % an die Wittwe, 15 % für jedes Kind (mit Erhöhung für Waisen) entfallen. Zusammen übersteigen diese Renten nicht 60 % des Jahresarbeitsverdienstes. Auch Ascendenten (Eltern, Großeltern) des Verstorbenen, falls dieser ihr einziger Ernährer war, beziehen 20 % des Verdienstes. Zur Aufbringung der Mittel für die Entschädigungen und Verwaltungs-Kosten hat das Gesetz das Umlageverfahren gewählt, wonach alljährlich nur der wirkliche Bedarf, mit Zuschlag eines gewissen Procentsatzes, auf die Unternehmer nach Maßgabe der in den einzelnen Betrieben beschäftigten Arbeitskräfte und statutengemäßen Gefahrentarife ausgeschlagen wird. Diese Organisation darf durch Landesgesetz oder Statut auf doppeltem Wege vereinfacht werden: die Genossenschaft kann die gesammte Geschäftsführung Organen der Selbstverwaltung (z. B. Landrath mit Kreisausschuß) übertragen, die Umlagen dürfen durch Zuschlage zu den directen Steuern erhoben werden. Im Uebrigen schließt sich das neue Gesetz eng an das industrielle Unfallversicherungs-Gesetz an. Zur einfachen und sicheren Feststellung der Entschädigungen dient die allgemeine Anzeige- und Untersuchungspflicht der Unfälle, wobei den Betheiligten zur Wahrung ihrer Interessen Gelegenheit gegeben ist.

Gegen die Entscheidungen der Genossenschafts-Vorstände geht die Berufung an ein gemeinsam gebildetes Schiedsgericht, von hier der Recurs an das Reichsversicherungsamt in Berlin. Die Postämter schießen alle angewiesenen Entschädigungen vor, und melden sie nach Ablauf des Rechnungsjahres bei den Genossenschafts-Vorständen an, welche den zu erstattenden Jahresbetrag auf die Mitglieder der Berufsgenossenschaft vertheilen. Die einzelnen Beiträge erhebt dann die Gemeindekasse.

Eine charakteristische Abweichung von der industriellen Unfallversicherung liegt darin, daß neben der Autonomie der Genossenschaften, der Gesetzgebung und den Regierungen der Einzelstaaten ein weitgehender Einfluß auf Organisation und Verwaltung, eine ausgedehnte Befugniß zur Führung der Geschäfte des landwirthschaftlichen Unfallversicherungswesens durch die staatlichen Behörden eingeräumt ist. Hiermit ist die Uebernahme der Verwaltung der Berufsgenossenschaften durch die in den einzelnen Staaten bestehenden Behörden und Selbstverwaltungskörper, eine möglichste Vereinfachung des Versicherungswesens angebahnt. Trotz der gegen diese Tendenz erhobenen Bedenken ist es als ein Fortschritt anzusehen, daß man sich, ein starres Princip verlassend, entschloß die ganze Organisation den Bedürfnissen und Empfindungen der Bevölkerung und den Verschiedenheiten der landwirthschaftlichen Verhältnissen in den einzelnen Ländern anzupassen. Etwaige particulargesetzliche Abweichungen können die organisatorische Basis des Gesetzes nicht zerstören, nur die äußere Form ändern.

Die große Bedeutung der ländlichen Unfallversicherung liegt fast noch mehr, als in der eigenen Wirksamkeit darin, daß sie die Bahn für die nächste Arbeit frei gemacht hat. Auf dem Gebiete des Arbeiterversicherungswesens steht noch aus die Alters- und Relictenversorgung, es harrt die Arbeitergesetzgebung (Maximalarbeitstag, Frauen- und Kinderarbeit, Sonntagsarbeit, Fabrikbeaufsichtigung, Wohnungsfrage) der Bearbeitung. Endlich erscheint im Hintergrunde das Problem des Arbeits-Nachweises und des Rechtes auf Arbeit.

Literatur und Kunst.

Die Musik in Wien.

Von Eduard Hauslick.*)

Durch seine überragende Bedeutung in der Tonkunst ist Wien nicht blos die musikalische Reichshauptstadt Oesterreichs, sondern ein mächtiges Reich für sich. Seine musikalische Oberhoheit reicht weit über die Grenzen der Monarchie hinaus. Leichte Anklänge slavischer, magyarischer, italienischer Weisen, belebend und verschönernd wie Racenmischung überhaupt, klingen leise herein, ohne den eminent deutschen Charakter der Wiener Musik zu beirren. Denken wir uns das gesammte Reich deutscher Tonkunst etwa als einen freien Staatenbund, in welchem bald dieses, bald jenes Land zeitweilig einen helleren Glanz ausstrahlt — Wien bleibt, der Zeit wie dem Range nach, doch der erste Vorort dieses großen Bundes. Was Wien seit anderthalb Jahrhunderten an großen Tondichtern besessen, an unsterblichen Kunstwerken hervorgebracht, an lebendiger Musik in weithinreichende Bewegung gesetzt hat, das bildet eines der reichhaltigsten Capitel der Musikgeschichte überhaupt und erstreckt seine Wirkung über die gesammte Welt der Tonkunst. Man denkt, wenn vom musikalischen Wien die Rede ist, zunächst an Haydn und Mozart, Beethoven und Schubert. Aber viel weiter hinauf reicht der musikalische Stammbaum Wiens.

Schon im Mittelalter galt Wien für eine der blühendsten Pflegestätten deutscher Dichtung und Musik. Von deutschen Minnesängern stammten manche der gefeiertsten aus österreichischen Landen und „die fröhliche Kunst" blühte im XII. und XIII. Jahrhundert gar üppig am österreichischen Hofe. Und bis in jene ferne Zeit hinauf läßt sich sogar der Ruhm der österreichischen Tanzmusik zurückführen. Es glänzten nämlich die österreichischen Minnesänger — ein Nithard, Burkhart von Hohenfels, Tannhäuser und andere — vor Allen in

*) Mit freundlicher Genehmigung der Verlagshandlung Alfred Hölder in Wien entnehmen wir vorstehenden Aufsatz des Wiener Musikschriftstellers einer der nächsten Lieferungen des unter der Redaction des österreichischen Kronprinzen Erzherzog Rudolf erscheinenden Prachtwerkes: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild (Herausgeber J. v. Weilen), das wir bei dieser Gelegenheit unseren Lesern bestens empfehlen.

Digitized by Google

„Tanzliedern", welche ihren Hauptreiz in den glücklich erfundenen Melodien hatten. Der Dichter sang dieselben beim Tanze vor; ein Amt, das selbst Leopold VII. und Friedrich II. nicht verschmähten. Seither hat Oesterreich, insbesondere durch die Musikliebe seiner Fürsten, an allen großen Entwickelungen der Tonkunst theilgenommen. Als die Niederländer, die eigentlichen Begründer unserer heutigen Kunstmusik, das musikalische Scepter in Europa führten, wirkten die besten niederländischen Musiker am österreichischen Hofe. Welche Meister waren nicht um den Einen Kaiser Maximilian I. versammelt! Zuerst als Hofkapellmeister Josquin Deprèz, der gefeiertste niederländische Componist, dann Heinrich Isaak, wohl der erste namhafte Tonsetzer der Deutschen, von dem das Lied „Innsbruck, ich muß dich lassen!" herrührt. Nach diesem wieder Isaaks Schüler Ludwig Senfl, der Freund und Mitarbeiter Luthers am neuen Kirchengesang, endlich Paul Hofhaimer, der größte Organist seiner Zeit, von Kaiser Maximilian I. in den Adelstand erhoben, ein geborner Steiermärker. Die Sterne am musikalischen Firmament waren im XV. und XVI. Jahrhundert nicht so dicht gesäet als im XVIII. und XIX.

Es folgte auf die Niederländer die musikalische Oberherrschaft der Italiener; diese genossen kaum an einem anderen Hofe so glänzende Aufnahme und Anstellung als in Wien. Sie hoben unter den musikliebenden und musikkundigen Kaisern Leopold I., Josef I. und Karl IV. die berühmte kaiserliche Hofkapelle auf ihre glänzendste Höhe. Herbeigeführt war diese Glanzepoche durch die zu Anfang des XVII. Jahrhunderts in Italien erfundene Oper. Unter dem Hofkapellmeister J. J. Fux (geboren 1660 in Steiermark), einem Opern- und Kirchencomponisten von europäischem Ruf, entfaltete die italienische Oper — damals eine ausschließliche Hoffestlichkeit — ihre üppigste Pracht in Wien.

Um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts eröffnet sich eine neue Welt der Tonkunst, und Wien wird der Ausgangs- und Mittelpunkt derselben. Während die Italiener noch mit geschwächter Kraft sich eine Zeit lang fortbehaupteten, beginnt in Wien mit Gluck, Haydn und Mozart die Herrschaft deutscher Componisten und verbreitet sich von hier bald über das musikalische Europa. Beethoven und Schubert folgen unmittelbar, ein neues ungeahntes Reich des Schönen erschließend. Welch einziges Bild entrollt uns jene glorreiche lange Periode der Wiener Musik, jene Aufeinanderfolge fünf großer, zum Theil noch gleichzeitig wirkender Tondichter, deren jeder gleichsam wieder eine eigene Dynastie begründet hat!

Um eine Spanne Zeit den Uebrigen voraus und auf einem streng abgegrenzten Kunstgebiet beharrend erscheint uns Christof von Gluck in einer gewissen aristokratischen Abgeschlossenheit. Zwar auf baierischem Grunde geboren, aber schon als Knabe mit seinen Eltern nach Böhmen hinübergesiedelt, in Prag gebildet und bald in Wien als Hofopernkapellmeister angestellt, kann Gluck mit Fug und Recht ein Oesterreicher heißen. Die Oper nach reinen künstlerischen Grundsätzen zu reformiren ist das Ziel seines Lebens. Die beiden ersten entscheidenden Schritte auf dieser neuen Bahn wagt er in Wien und schreibt für die Wiener Oper seinen „Orpheus" und seine „Alceste". Der Wiener Kritiker Josef von Sonnenfels, der „Mann ohne Vorurtheile", ist der Erste, der Glucks Größe anerkennt. Noch lebte Gluck als kaiserlicher Hofcompositeur hochgeehrt und begütert in seinem Hause auf der Wieden, als der 18 Jahre jüngere Josef Haydn als Schöpfer eines anderen großen Kunstgebietes: der Symphonie und des Quartetts, auftrat. Haydns Instrumentalmusik eroberte bald die Welt und trug österreichisches Gemüth, österreichischen Humor in alle Lande. Nachdem Haydn durch seine Quartette den musikalischen Sinn in der Familie und die Leistungsfähigkeit bescheidener Dilettanten gehoben, drängte er durch seine Symphonien, für welche das allgemeine Entzücken eine ausreichende stabile Form suchte, zu den ersten wahrhaften Gestaltungen eines öffentlichen Concertlebens. Am Schlusse seines thatenreichen Lebens gibt er uns noch seine beiden, Gott in der Natur verherrlichenden großen Cantaten „die Schöpfung" und die „Jahreszeiten". Was ihm selbst jedoch von allen seinen Compositionen am meisten ans Herz gewachsen war, das ist ein einfaches Lied: die österreichische Volkshymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" Sie wurde am 12. Februar 1796 in allen Wiener Theatern zum ersten Male öffentlich gesungen. Haydns lange Lebenszeit umschließt auch vollständig die so kurze göttergleiche Laufbahn Wolfgang Amadeus Mozarts. Vierundzwanzig Jahre älter als Mozart hat Haydn ihn doch um achtzehn Jahre überlebt. Wie jeder dieser beiden großen Meister einzig dasteht in der Musikgeschichte, so war auch ihr persönliches Verhältniß zu einander geradezu einzig in seiner rührenden Gegenseitigkeit von Liebe und neidloser Bewunderung. Mozart sehen wir bereits als sechsjähriges Wunderkind am Hofe Maria Theresias in Schönbrunn Clavier spielen. Später wird ihm Josef II., der große Kaiser und gute Musiker, ein aufrichtiger Beschützer. Auf seine Anregung schreibt Mozart für Wien die „Entführung aus dem Serail" und wird damit der eigentliche Schöpfer der deutschen Oper; Wien aber, das gleich den übrigen deutschen Residenzen bisher die Oper nur in italienischer Sprache cultivirt hatte, der Ausgangspunkt der nationalen deutschen Opernmusik. Vergessen wir auch nicht, was sein talentvoller, wenngleich minder bedeutender Zeitgenosse, der Wiener Karl von Dittersdorf im heiteren Singspiel geleistet; „Doctor und Apotheker" hatte sich als Lieblingsoper bald in ganz Deutschland festgesetzt. Die kurze Lebenszeit von zehn Jahren, die unserem Mozart seit seiner bleibenden Ansiedlung hier (1781) noch vergönnt war, widmete er vollständig seinem geliebten Wien, das er mit dem ganzen Reichthum seiner unerschöpflichen Production — Opern, Symphonien, Kirchen- und Kammermusik — überschüttete. Nach der „Entführung" machten von Wien aus „Figaros Hochzeit", „Cosi fan tutte", die „Zauberflöte" ihren Weg in die Welt. Seine Clavierconcerte spielte Mozart zuerst in Wien, in den Akademien, die er als fleißiger Concertgeber theils im Augarten, theils im Gasthaus zur „Mehlgruben", im Trattnerschen Saal am Graben oder auch im Burgtheater gab. Er war der erste große Virtuose, der das Fortepiano in der durch Andreas Stein concertfähig gewordenen Form regelmäßig benützte und dadurch ganz eigentlich die Aera öffentlicher Clavierconcerte im großen Stil begründete.

Im November 1792 rückte der 22jährige Ludwig van Beethoven in Wien ein. Ein österreichischer Erzherzog, Sohn der großen Maria Theresia, Kurfürst Max Franz in Bonn, hatte den talentvollen Jüngling zur weiteren Ausbildung in der Musik nach Wien geschickt, ein österreichischer Cavalier, Graf Waldstein, hatte für ihn die Mittel zur Reise und zum Aufenthalt in Wien erwirkt. In Beethovens frühesten Anfängen sind somit, ehe er noch Oesterreichs Boden betrat, schon österreichische Mächte schützend und fördernd thätig gewesen. Wien besaß damals in Josef Haydn den größten Tondichter seiner Zeit, in Johann Georg Albrechtsberger den berühmtesten Musiktheoretiker — unter den Augen dieser Meister dachte der junge Beethoven einige Studienjahre zuzubringen. Aber die magische Anziehungskraft Wiens bewährt sich auch an ihm; sie hält ihn fest, um ihn nicht wieder loszulassen aus dem Bann des Stefansthurmes. Anfangs wurde er hier als Virtuose höher geschätzt denn als Componist. Wie in den Achtziger-Jahren Mozart, so ist in den Neunziger-Jahren Beethoven das glänzende Meteor unter den Wiener Clavierspielern. Bald erhebt sich der Tondichter zu noch viel erstaunlicherer Höhe. Wien hat alle seine großen Werke zuerst besessen und genossen. So fest wurzelte Beethoven im Wiener Boden, daß er zeitlebens keine Anstalt machte, seine Vaterstadt Bonn wiederzusehen. Er liebte Oesterreich und die Oesterreicher, unter denen er volle 35 Jahre gelebt hat und denen er angehört mit seiner Kunst. Diese Beethoven'sche Kunst, in noch viel strengerem Sinne deutsch als die Musik seiner großen Wiener Vorgänger, hat ein neues starkes Band geistiger Zusammengehörigkeit zwischen Oesterreich und Deutschland geschaffen. Beethoven war hier als einer der Größten verehrt; er war es im Publicum, das an seinen Werken hing, er war es vor Allem in den kunstsinnigen Kreisen des höchsten Adels, wo er — der Republikaner und schroffe Sonderling — als

Digitized by Google

Ebenbürtiger behandelt wurde. Wer gedenkt nicht gerne der echt adeligen Gesinnung des Erzherzogs Rudolf, der Fürsten Kinsky und Lobkowitz, welche Beethoven eine lebenslängliche Rente von 4000 Gulden aussetzten, ohne irgendwelche Gegenverpflichtung, lediglich damit Beethoven in Wien sorgenfrei seiner Kunst leben könne! Es geschah dies im Jahre 1809, dem Todesjahre Haydns und Albrechtsbergers — ein Markstein, der den Uebergang der älteren Musikperiode in die neue charakteristisch bezeichnet.

Wie Beethoven seine mächtigsten künstlerischen Anregungen in Wien empfing, so strahlte sein Genie auch wieder zunächst auf Wien Licht und Wärme befruchtend aus. „Wahrlich, in diesem Schubert steckt der göttliche Funke!" rief Beethoven, als er auf seinem letzten Krankenlager die Lieder Schuberts durchblätterte. Dieser „göttliche Funke" Schuberts hatte sich an Beethovens Flamme entzündet, um bald in eigenstem Lichte zu strahlen. In seiner Musik erinnert er an Beethoven, dessen grüblerisches, menschenscheues Wesen jedoch unserem Schubert, diesem echten Wiener Kinde, ferne blieb. Offenen, heiteren Sinnes, voll treuherziger Kindlichkeit, erinnert er an das gleichfalls echt österreichische liebenswürdige Naturell Mozarts, dem er in seiner Lebensweise gleicht und leider auch in seinem frühem Tode. Schuberts kleines, einstöckiges Geburtshaus in der Vorstadt Himmelpfortgrund drängt dem Vorübergehenden unwillkürlich einen ähnlichen Ausruf auf die Lippen, wie ihn Beethoven beim Anblicke eines ihm theueren Bildes von Haydns Geburtshaus gethan: „Eine schlechte Bauernhütte, in der ein so großer Mann geboren wurde!" Schuberts Jugendzeit im väterlichen Hause ist ein rührendes Familienbild aus dem ärmeren Mittelstand des alten Wien. Der Vater — ein mit 19 Kindern gesegneter Schullehrer — ist musikalisch wie seine Söhne. Die Woche hindurch sind sie geplagte Leute, des Sonntags aber, wenn sie daheim zusammen musiciren, tauschen sie mit keinem König. Haydn und Schubert sind diejenigen großen Componisten, in welchen der österreichische Charakter am stärksten und unverkennbarsten ausklingt. In allen Musikgattungen unerschöpflich und glücklich schaffend, hat Schubert speciell in einer, im Liede, uns eine neue Welt erschlossen, ähnlich wie Mozart in der Oper, Beethoven in der Symphonie. Schuberts letzter Wunsch, neben Beethoven begraben zu sein, ist erfüllt worden. Das aber hätte er sich in seinen kühnsten Phantasien nicht träumen lassen, daß fünfzig Jahre später neben Beethovens Denkmal sein eigenes unter Blumen und Flieder büschen sich erheben würde! In nicht langer Zeit wird auch Mozarts Monument in die Nähe dieser Beiden rücken.

Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert — was sie geschaffen, klingt durch die gnze Welt, gehört der ganzen Welt; ihr Leben mit Freude und Leid, ihre liebende Anhänglichkeit, ihr persönliches Sein gehörte Oesterreich, gehörte Wien.

Nach Beethovens und Schuberts Tod — welch langer Stillstand der musikalischen Schöpferkraft in Oesterreich! Der Kranz großer, weltbeglückender Tondichtung war für lange Zeit geschlossen, was unmittelbar folgte, sind bescheidene Blumen, welche, den Tag freundlich schmückend, auch mit dem Tage verblühen: die Opern der beiden Kapellmeister am Kärtnerthor-Theater Josef Weigl („Die Schweizerfamilie" ꝛc.) und Adalbert Gyrowetz („Agnes Sorel"); die komischen Singspiele des Meisters unter den populären Talenten Wenzel Müller („Die Schwestern von Prag", „die Teufelsmühle" und andere), und seiner Collegen Ferdinand Kauer („Das Donauweibchen"), Haibl, Tuczek, Drechsler. Allein auf die Verarmung an großen schöpferischen Genien folgte allmählich ein stetiges Fortschreiten in der musikalischen Reproduction und bewußten eifrigen Kunstpflege. An großen Tondichtern ist Wien reich gewesen vor allen anderen Städten. Allein, wie stand es mit den Kunstmitteln, welche die Werke jener Meister lebendig zu machen hatten? Wie groß war der Kreis von Menschen, die jenes Genusses theilhaftig wurden? In diesen Beziehungen zeigt die „goldene Zeit" der Wiener Musik weit geringeren Glanz als die unsere. Zur Zeit Haydns und Mozarts, auch noch Beethovens, lag die musikalische Ausführung größtentheils in den Händen der fürstlichen Privatkapellen, der größeren oder kleineren Dilettantenvereine. Die vom Hofkapellmeister Florian Gaßmann 1771 gegründete „Tonkünstler-Societät", welche zur Unterstützung ihrer Witwen und Waisen jährlich vier Akademien gab (durch achtzig Jahre lang zwischen Haydns „Schöpfung" und „Jahreszeiten" abwechselnd), war zu jener Zeit das einzige öffentliche Concertinstitut in Wien. Sie durfte sich rühmen, zugleich die erste stabile, aus Fachmusikern bestehende Concertunternehmung gewesen zu sein in ganz Deutschland. Allein diese ehrwürdige Pensionsanstalt hatte mehr ihre humanitären Interessen als rein künstlerische im Auge; die beiden wesentlichen Pfeiler, auf denen die Ausführung guter Musik ruhte, blieben fortwährend die vornehmen Privatkapellen und der bürgerliche Dilettantismus. Aus letzterem ging im Jahre 1812 die „Gesellschaft der österreichischen Musikfreunde" hervor, welche durch Decennien mit uneigennütziger Kunstliebe, aber spärlichen Mitteln die ernste Musik in Wien allein gepflegt hat.

Nach Beethoven und Schubert begann die Zeit der eigentlichen Claviervirtuosität, zuerst noch in der maßvollen Gestalt eines Hummel, Moscheles und Czerny. Hand in Hand mit ihr gingen die Fortschritte in der Kunst des Clavierbaues, in welchem Wien durch die Firmen Stein, Konrad Graf und Streicher bald europäischen Ruf erlangte. Als Hüter des classischen Violinspieles wirkten die Wiener Meister Schuppanzhig, Mayseder und Böhm. Mit Anfang der Vierziger Jahre erreicht die Claviervirtuosität ihre höchste Vollkommenheit und feiert ihre größten Triumphe in Wien: durch den Deutsch-Ungarn Franz Liszt und den Wiener Siegmund Thalberg. Auf die Periode musikalischen Sinnentaumels, die der einseitige Cultus des Virtuosenthums, der Tanzmusik und der italienischen Opernsänger charakterisirte, folgte unausweichlich Uebersättigung und damit die Sehnsucht nach gehaltvoller, ernster, großer Musik. Das Jahr 1848 bildete auch hier die Grenzscheide zwischen dem alten und dem neuen Wien.

Der Ruf nach Reform und Fortschritt erscholl auch auf musikalischem Felde und spornte zu neuer organisatorischer Thätigkeit. An die Stelle der nicht mehr ausreichenden patriarchalischen Zustände der Privatkapellen und Dilettantenorchester trat nunmehr die Association der Künstler. Mit der Gründung der philharmonischen Concerte und der totalen Reform der „Gesellschaft der Musikfreunde" war den classischen Orchesterwerken eine sichere Pflegestätte bereitet. Es entstand der „Singverein" und die „Singakademie" und damit zum ersten Male in Wien eine regelmäßige Pflege großer, insbesondere geistlicher Chormusik.

Welcher Umschwung auch äußerlich in den Wiener Musikverhältnissen sich vollzogen hat, das lehrt uns ein Blick auf zwei der Musik gewidmete Paläste aus jüngster Zeit: das neue Opernhaus (1869) und das neue Musikvereinsgebäude (1873). Zu dem einstigen, aus einem engen Gäßchen sich herauswickelnden „Kärtnerthor-Theater" verhält sich das neue Opernhaus etwa wie der jetzige große Musikvereinssaal zu dem unbequemen, düsteren Concertsaal „unter den Tuchlauben". Und doch ward schon letzterer bei seiner Eröffnung im Jahre 1831 als ein unermeßlicher Gewinn gefeiert und von Grillparzer besungen!

Gegenüber jenem „goldenen Zeitalter" der Wiener Musik dürfen wir uns wenigstens einer anderen Seite musikalischen Ruhmes erfreuen: es ist dies der warme, verständnißvolle Eifer und die reicheren Mittel, womit die Gegenwart die große Erbschaft jener Epoche antritt, erforscht, erläutert und nach allen Seiten hin in vollendeter Form ausspendet. Kein Mozart, kein Beethoven, kein Schubert wandelt mehr leibhaft durch die Straßen Wiens, aber um ihre Geister haben wir ein größeres Verdienst als jene entschwundene glücklichere Epoche.

Die prächtige Oper und die vollkommensten Concertinstitute, ein kunstsinniger Hof und Dilettantenkreis, sie allein schaffen nimmermehr ein so reich und ursprünglich quellendes musikalisches Leben, wie es das der Wiener seit Menschengedenken ist. Im Volke selbst, in seinem Temperament, seiner Gemüthsart, seinen Anlagen muß der Grundton vibriren, aus welchem

Digitized by Google

die musikalischen Kunstschöpfungen wie harmonische Obertöne sich erzeugen und ausklingen. Das Volk im engeren Sinne, das nicht selbst musicirende, war in Wien jederzeit ein bis zum Enthusiasmus empfängliches Auditorium. Es steht dem Italiener näher als dem Norddeutschen. Wichtig für die unteren Classen war es seit jeher, daß man in Wien nicht erst Opern und Concerte zu besuchen brauchte, um gute Musik zu hören. Vorerst empfängt das Volk in den zahlreichen Kirchen ernste und erhebende Musikeindrücke. Oesterreichs Tonmeister, Haydn und Mozart an der Spitze, sorgten unermüdlich für die musikalische Verherrlichung des katholischen Gottesdienstes, kleinerer populärer Talente nicht zu gedenken. Dann besitzt Wien seit alter Zeit drei wichtige Elemente populärer Musik, die für das eigenartige Musiktalent der Oesterreicher sprechen — Elemente, ohne welche eine Schilderung des Wiener Musiklebens gewiß unvollständig bliebe. Das sind die Militärmusik, die Tanzmusik und schließlich die Volkssänger.

Die österreichische Militärmusik, wohl die vorzüglichste der Welt, datirt ihren Ruhm nicht erst aus Radetzkys Hauptquartier oder von der Pariser Weltausstellung 1867. Kein Zweifel jedoch, daß mit den unserer Epoche angehörigen Verbesserungen der Blasinstrumente auch die Leistungen der österreichischen Militärmusik noch vollkommener geworden sind. Die friedlichen Eroberungen, welche unsere Armee mit dem Clarinett macht statt mit dem Bajonett, sind wahrlich nicht die letzten. Auf Flügeln der Harmoniemusik ist gar oft schon österreichisches Militär in die Herzen ganzer Bevölkerungen eingezogen. Indem die Regimentsmusik vorzugsweise angewiesen ist, im Freien zu spielen, hat sie stets die zahlreichste und empfänglichste Hörerschaft. Es giebt keinen Kunstgenuß, der in so hohem Grade demokratisch heißen kann als das Spiel der Militärbanden. Da darf ein Jeder theilnehmen, ohne Eintrittsgeld und Salontoilette — haben doch Tausende von Musikbedürftigen, die weder das Eine, noch das Andere besitzen, sich oft glücklich gefühlt, ihre Concerte unter freiem Himmel zu finden. Selbst in den musikreichsten Hauptstädten äußert sich die Liebe der Bevölkerung für die Regimentsmusik so auffallend, daß ihre Klänge alle Fenster aufgehen machen und Hunderte musikalischer Peripatetiker nach sich ziehen. In Wien ist tagtäglich der Platz vor der Hofburgwache lang vor der Mittagsstunde, welche die ersehnten Klänge bringt, dicht besetzt, und wenn die Regimentsmusik dann mit klingendem Spiele in ihre Kaserne zurückmarschirt — welch ein heiterer, ergötzlicher Anblick: die große, dankbare Menschenmenge, welche vor und hinter dem Orchester im Tacte mitmarschirt! Ein eigenes Wiener Volkslied von der „Burgmusik" besingt die Freuden dieses musikalischen Spazierganges.

Und nun von der Militärmusik zur Tanzmusik, dieser zweiten weltberühmten Specialität Wiens! Wer waren von Haus aus Strauß und Lanner, die den Wiener Walzer ganz eigentlich geschaffen haben? Zwei „Lehrbuben" aus der ärmeren Vorstadtbevölkerung Wiens — der eine zum Buchbindergesellen, der andere zum Handschuhmacher bestimmt — beide ohne regelmäßigen Musikunterricht, heimlich auf dem Dachboden ihre Violinübungen treibend! An guter Tanzmusik hat es Wien nie gefehlt, liegt doch die Neigung und das Talent dafür unverkennbar im Oesterreicher. Schon „als der Großvater die Mutter nahm", wußte jeder Wiener Vorgeiger seinen Ländler zu erfinden. Anderseits haben die größten Meister, ein Mozart und Beethoven es nicht verschmäht, Tänze zu schreiben für die Wiener „Redoutenbälle". Aber erst als Strauß und Lanner mit ihrem kleinen, anfangs nur fünf bis sechs Mann starken Orchester und ihren hinreißenden Walzermelodien die bescheidenen Vorstadtbälle beim „Sperl" und der „Goldenen Birne" belebten, brach eine neue Epoche der Tanzmusik an. Aus den kleinen Ballsälen drangen sie in die größten, elegantesten; sie versammelten ganz Wien um sich in den Gartenpavillons des „Wasserglacis" und des „Volksgartens", schließlich führten sie gar ihren Ruhm und ihr Orchester auf Reisen in alle Hauptstädte Europas. Strauß und Lanner haben, einander ergänzend, ihr kleines Genre mit ungeahntem musikalischen Reiz und poetischem Leben erfüllt. Sie beglückten das Volk und interessirten den Musiker. Den alten Ruhm der österreichischen Musik haben sie allüberall zu einer Zeit verkündet und aufrecht erhalten, da es nach Schuberts Hinscheiden keinen genialen Wiener Componisten mehr gab. Was der alte Strauß begonnen, das hat sein Sohn Johann Strauß mit gleichem Talente, nur mit bewußterer künstlerischer Bildung fortgesetzt und gesteigert. Sein in beiden Welten erklingender Walzer, „An der schönen blauen Donau" bezeugt, daß heute noch die Herrschaft der Wiener Tanzmusik eine unbegrenzte und unangefochtene geblieben ist.

Zu dem vollständigen Bilde des singenden und musicirenden Wien gehören schließlich die Volkssänger, die sich in den Wirthshäusern und Gasthausgärten vor einem höchst empfänglichen, dabei gemüthlich nachtmalenden Publicum produciren. „Harfenisten" nannte man sie sonst kurzweg, weil sie sich ehedem auf der Harfe begleiten ließen. Die einfache Harfe ist dem kosmopolitischen Clavier gewichen; die Wiener Volkssänger sind geblieben mit ihrem urwüchsigen Humor, ihrer Schlagfertigkeit, ihren scharf rhythmisirten Melodien. Ohne die geringste künstlerische Prätension, ja oft ohne jegliche musikalische Vorbildung gemacht und vorgetragen, verrathen doch diese Volkssänger-Couplets ein Capital naturwüchsigen, im Volke angesammelten Talentes. Es bleibt Thatsache, daß keine Hauptstadt der Welt eine den Wiener Volkssängern vergleichbare, an Talent und Popularität ebenbürtige Erscheinung besitzt.

So hätten wir denn die Wiener Musik in raschem Fluge von ihren Anfängen bis auf den heutigen Tag, von ihren höchsten Spitzen bis zu den Niederungen naiver Volksbelustigung begleitet. Ihr guter Genius begleite sie weiter!

Wie Scheffel geadelt wurde.

Eine Erinnerung.

Von Friedrich Geßler.

Nemo propheta in patria. Wenn man noch zu Mitte der sechziger Jahre einen Einwohner der stillen Residenzstadt Karlsruhe nach Scheffel fragte, so konnte man in zehn Fällen unter neun eine Antwort erhalten, die etwa so lautete: „Scheffel? Seine Eltern wohnen in der Stephanienstraße. Angesehene Leute!" . . . Achselzucken und aus war die Antwort. Karlsruhe hatte damals doch ganz andere Dinge zu thun als sich um einen etwas absonderlich lebenden Dichter zu bekümmern, gar um einen Dichter von so kräftig und rauh ausgeprägter Eigenart. Und während man sein Bildniß (von Schertle) in der schwäbischen Residenz Stuttgart allenthalben in den Schaufenstern der Kunst- und Buchhandlungen ausgestellt finden konnte, in Karlsruhe hab' ich's zu jenen Zeiten weder bei Velten noch bei Bielefeld je einmal gesehen. Ein sarkastischer Beobachter — aber diesmal nicht der witzige Oberlandesgerichtsrath Karl Bär alias Bäre-Karle — sagte von dem Karlsruher Leben aus, es gliche dem Treiben in einer Schachtel voll Maikäfer, der Eine steige dem Anderen über den Kopf u. s. w. Da konnte doch nicht der Platz und ein sehr weitgehendes Verständniß für einen Poeten von Scheffel's Art sein. Ja, wenn er auf einem Karlsruher Bureau diensteifrig zwischen vier und fünf Nachmittags gesessen hätte — Abends zur Kanzlei mit Akten, nächtlich auf den Helikon — oder als Würdepriester die Lange Straße auf und ab geschritten wäre, dann, ja dann! Und wenn er als solcher ästhetischen Thee hinter die Würdebinde gegossen hätte, dann, ja dann! Aber sein Hals taugte nicht für die Würdebinde und der Kopf nicht für den Würdepriester; er liebte einen kräftigeren Schluck und verzichtete darauf, ein populärer Karlsruher sein zu wollen.

Es kam aber bald ganz anders. Die Liedersammlung „Gaudeamus" brachte dem Dichter zu dem Ruhm, den er schon besaß, eine weitgehende Popularität. Und diese Popularität pochte auch in Karlsruhe gewaltig an. Es schien, als wolle man ein langes Versäumniß rasch und gründlich wieder gut machen. Die Studenten der jüngsten Hochschule des Landes,

Digitized by Google

die Polytechniker zu Karlsruhe, nahmen den fünfzigjährigen Geburtstag Scheffel's, den 16. Februar 1876, zum Anlaß einer solennen Scheffelfeier und Großherzog Friedrich ehrte den Jubilar, dessen Brust bereits der Königl. Württembergische Kronenorden zierte, durch Verleihung der erblichen Adelswürde.

Das Fest ist damals genugsam in den Tagesblättern beschrieben, illustrirt und verherrlicht worden. Der Andrang zu demselben war groß. Ich fuhr mit einem Bekannten hinüber nach Karlsruhe und wir meldeten uns bei Scheffel, um Einlaß in die Festhalle zu erlangen. Der schrieb für uns Beide eine Karte „Deputation von Lahr" — und drin waren wir. Der Passe-partout wirkte. Der Großherzog hatte sein Erscheinen zum Banket (es gab Bier, Festrede, Liedervortrag, Festspielaufführung) zugesagt und in richtiger Würdigung seiner Karlsruher in letzter Stunde den „Ueberrock" befohlen. Das Fest war nicht in allen seinen Theilen ein würdiges: Der fürstliche Herr feierte in Scheffel den Dichter als Vertreter der Ideale in der Welt und alsbald brachte man auf der kleinen Bühne das „Guanolied" zum Vortrag. Die dramatische „Kunst" hatte sich im Festspiel des Dichters recht unglücklich bemächtigt und während er unten saß, mußte er sein Zerrbild oben auf den Brettern recht eckig agirt sehen. Ob es ihm wie Sokrates bei der Aufführung der „Wolken" zu Muthe war? — Er lachte recht herzlich, je eckiger ihn sein Nachbar, der Hofschauspieler Lange, oben traktirte. Und ein leichter Dunst läßt sich in seinen Niederschlägen wohl auch viel besser ertragen als ein großer Wolken-Platzregen, womit ich übrigens den Autor des Festspieles, den Hofschauspieler Karl Weiser, mit dem Autor der „Wolken" in keine literarische Beziehung bringen möchte.

Eine heitere Scene ist mir noch erinnerlich: der „trinkbare Mann aus Württemberg", Oberamtsrichter Ganzhorn aus Neckarsulm, war zum Fest gekommen. Nachdem das „Guanolied" zu jenen jedes Schwabenherz rührenden Strophen vorgedrungen war:

> Denn fern im schwäbischen Westen
> Der Böblinger Repsbauer spricht:
> „Gott segn' Euch, ihr trefflichen Vögel —
> An der fernen Guanoküst —"

da erhob sich der „Trinkbare", drängte sich durch den schmalen Gang zu Scheffel hin um ihn zu begrüßen. Scheffel stellte seinen Freund sofort dem neben ihm sitzenden Großherzog vor und der „Trinkbare" begann seine Anrede wie folgt: „Königliche Hoheit, i ben au so en Böblinger Repsbauer, i ben aber von Sendelfingen, des isch nur e Stund davon!" Es wurde alsdann recht herzlich gelacht.

Der Abend jenes 16. Februar hatte seine gar schwere Seite und der Morgen des anderen Tages nicht minder. Ganzhorn behauptete, er habe seit Jahr und Tag die Verpflichtung, so oft er nach Karlsruhe komme, Scheffel's Weinkeller zu visitiren, natürlich nicht als trinkbarer Mann, sondern als eine Art Kellermeister oder Küfer. Er machte auch an jenem Morgen sein Recht und Amt geltend und so gingen wir in die Stephanienstraße zu Besuch. Wir trafen den Dichter des „Trompeter" in seinem Garten promenirend und in Hidigeigeistimmung über den gestrigen Abend meditirend. Er war über das Fest sehr erfreut, mehr noch über die Anerkennung, die ihm von allen Seiten in Form von Geschenken und Erinnerungszeichen geworden. Das machte ihm so sehr Spaß, daß er die ganze Bescherung in ein Zimmer zusammenstellen und photographiren ließ.

„Nun will ich Euch aber auch erzählen, durch welchen Zufall ich adeliger Herr geworden bin!" sagte er lachend auf dem Gartenspaziergang und ich gebe seine Worte, wie sie mir noch in gutem Gedächtniß stehen:

„Eines Tages erhielt ich in Radolfzell eine Einladung des Großherzogs auf die Mainau zu kommen. Ich klopfte und bürstete meinen Frack aus und langte zur bestimmten Zeit drüben an. Als ich eben auf der Insel eintrat, kam mir der Großherzog entgegen und sagte: „Herr Doctor, die württembergischen Herrschaften haben sich heute unerwartet von Friedrichshafen zu Besuch ansagen lassen! Wir wollten Ihnen noch abtelegraphiren, aber es war zu spät! Nun schließen Sie sich einfach an!" Ich wurde vorgestellt und auf diese Weise mit dem königlich württembergischen Hof bekannt. Die Folge davon war, daß ich einige Zeit darauf eine Einladung nach dem Hoflager zu Friedrichshafen erhielt. Ich bürstete wiederum den Frack und stellte mich auch allda ein. Da wurde ich denn einen langen Nachmittag in ernstliche ästhetische Auseinandersetzungen mit der Herzogin Vera verwickelt, währenddessen König Karl in einem Saal nebenan eifrig Billard spielte. Beim Abschied war der König sehr freundlich, drückte mir die Hand und sagte mit etwas schwäbischer Accentuirung: Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie Mir Meinen Hohentwiel besungen habet!" Ich fuhr also mit dem Bewußtsein eines gerechten Menschen nach Haus und erhielt in Folge dieses Besuches den württembergischen Kronenorden, mit welchem bekanntlich der Personaladel verbunden ist. Als darauf die Karlsruher Polytechniker auf den Gedanken kamen, meinen Geburtstag öffentlich zu feiern, wie gestern geschehen, da mochte wohl unser Hof gedacht haben, den württembergischen Kronenorden zu überbieten und so kam von dieser Seite der Erbadel. Alles Zufall! Hätte mich das Telegramm des Großherzogs von der Mainau noch treffen können, so wäre ich nicht mit dem württembergischen Königshaus bekannt geworden. Der Besuch in Friedrichshafen wäre unter-, der Kronenorden aber ausgeblieben. Der ausgebliebene Kronenorden hätte aber höchst wahrscheinlich den badischen Erbadel nicht im Gefolge gehabt. So bin ich durch den reinen Zufall adelig geworden."

Bekanntlich hat Scheffel später über die ihm zugekommene Standeserhöhung ganz anders gedacht, als sich aus seiner scherzhaften Erzählung des Vorgangs folgern läßt. Er hat die neue Würde peinlich gehütet zum Erstaunen Vieler, Manche aber sagen, er hätte sie persönlich gewünscht.

Mag dem sein wie ihm wolle! Ekkehard oder von Ekkehard! der Titel thut nichts zum Buch. Darüber wird kein Streit entbrennen, wie jetzt zwischen den Städten Karlsruhe und Heidelberg, deren jede den Vorrang zur Erstellung eines Denkmals für den Dichter haben möchte. Dieser Vorrang will im Grunde doch nichts Anderes heißen als Vorrang auf die öffentliche Beisteuer.

Mag Karlsruhe seinen Dichter auf lange Zeit nicht gehörig beachtet haben — nemo propheta! er ist aber doch von dort als seiner Vaterstadt ausgegangen und wenn nach dem 1876er Jubelfest die Auflagen seiner Werke ein ungeheueres Anwachsen der Popularität bezeichnen, so haben die Veranstalter des Festes, die Karlsruher Polytechniker wohl mehr dazu beigetragen als die Heidelberger studirende Jugend.

Uebrigens hat Heidelberg noch ältere Denkmalschulden. Matthisson fordert seinen Stein für die berühmte Elegie und Goethe sein Denkmal, weil er auf dem Heidelberger Schloß — die Marianne Willemer küßte.

Laube und Marr.

Beiträge zur deutschen Theatergeschichte.

Von E. Marr.

(Schluß.)

Marr vertraute auf den geschichtlichen Verlauf der Dinge und meinte, daß die Traditionen des Burgtheaters wohl in's Wanken zu bringen, nicht aber umzustoßen seien. Sie waren ja ein specielles Resultat der ethischen Pflege schauspielerischer Darstellungskunst, im Gegensatz zu den Traditionen des weimarischen Theaters, die auf der literarischen Entwicklung des idealen Dramas basirten. Dies persönlich beobachten zu können war für Marr, der damals die Stellung eines Directors am weimarischen Hoftheater bekleidete, ein großer Gewinn. Nur wenige Jahre hielt es ihn in Hamburg. Die plötzliche Vereinigung des Thalia- mit dem Stadt-Theater, ein Act der banalsten Speculation, berührte ihn mit künstlerischem Widerwillen. Daher begrüßte er die Berufung nach der Musenstadt mit Freude!

Digitized by Google

Durch den Gedanken hoffnungsvoll erregt, finanziell und künstlerisch zum regeneriren berufen zu sein, überzeugte er sich bald an Ort und Stelle, daß ihm wohl ersteres gelingen könnte, letzteres leider nie! Denn was sollte er erzielen mit einem Personal, das besonders aus nicht zu beseitigenden Veteranen bestand, deren Spielweise dem jungen Nachwuchs ganz und gar nicht als Muster anempfohlen werden konnte, wenngleich sie mit aufblähender Ueberhebung auf die classische Vergangenheit ihres Theaters pochten, als habe diese ihr schauspielerisches Können groß gezogen! Was waren überhaupt für die beiden Dichterheroen Goethe und Schiller die Schauspieler gewesen? Handlanger für den erhabenen Genius ihrer höheren literarischen Zwecke: der directe Gegensatz von den historischen Reminiscenzen des Burgtheaters. Hier hatte der Kaiser Joseph II. selbst die deutsche Bühne unter directen Schutz der Krone genommen, mit der Weisung: „daß sie zur Verbreitung des guten Geschmackes, zur Veredlung der Sitten dienen solle." Persönlich die Leitung überwachend, stellte er die Schauspieler an die Spitze des Regimentes. Er ließ von ihnen Theatergesetze entwerfen, die mit strenger Gewissenhaftigkeit auf einen regelmäßigen Geschäftsgang, auf harmonische Darstellungen, auf Hebung des Standesgeistes hinlenkten! Und brechend mit den bestehenden Maximen der Cavaliers, der Beamten und Literaten-Directionen, vertraute er die Leitung des kaiserlichen Institutes naturgemäß schauspielerischen Autoritäten an. Auf diese Weise sind die Traditionen des Burgtheaters aus dem Schooße der Schauspielkunst selbst hervorgegangen. Ein wichtiges historisches Moment, das im Verlauf des Jahrhunderts zu einer wirklich erziehenden Macht herangipfelte, da das, was dem Begriff der Schule entspricht, nur am Burgtheater nicht verloren ging. Hier machte sich noch ein tief eingelebter Gemeingeist geltend; hier war noch Uebereinstimmung in Auffassung und Ausführung, ein geschlossenes, an Geist und Ton einheitliches Ensemble nach Schröder'schem Princip; hier existirten noch Veteranen, deren naturwahre, menschlich-schöne Einfachheit der Schröder'schen Spielweise, als lehrreiches Vorbild dienen konnte für die jungen Talente, welche man fürsorglich in Bereitschaft hielt, um jeglicher Lücke in dem einen oder anderen Fache vorzubeugen. Von jedem Sachverständigen mußte also das Burgtheater als die einzige Pflanzstätte der deutschen Schauspielkunst bezeichnet werden. Wem diese so pietätvoll am Herzen lag, wie Marr, der vermochte sich der Pflicht nicht zu entziehen, mit dem artistischen Leiter desselben in Fühlung zu bleiben. Ein harter Kampf! Persönlich verfeindet mit Laube, hatte dieser ihm doch stillschweigend die Genugthuung werden lassen, aus dem von ihm geschulten Leipziger Personal, die besten Kräfte, worunter Joseph Wagner und Meixner, zu engagiren. Auch Davison und Zerline Würzburg (Frau Gabillon) hatten am Theater in Hamburg Marrs Anleitung genossen. Wäre es nicht eine Versündigung an dem guten Fortgang der Sache gewesen, viel versprechenden Talenten die Möglichkeit abzuschneiden, unter dem fruchtbringenden Einfluß des wiener Veteranenthums, unter der eisernen Dictatur Laubes, zur Stütze der Schauspielkunst heranreifen zu können? Ja, durfte Marr, jetzt selbstständiger Bühnenleiter, den Bühnenschriftsteller Laube übersehen, der für das Repertoir ein nutzbringender Gewinn geworden und dem von der weimarischen Hoftheaterleitung bisher nicht zuvorkommend begegnet war? So fand denn am 2. Februar 1853 zum Geburtstage des Großherzogs die erste Aufführung von „Rococo" statt. Der Erfolg war ein solcher, daß am 5. eine Wiederholung angesetzt wurde und am 18. auf Allerhöchstem Befehl die dritte Vorstellung gegeben werden mußte. Jetzt erst machte Marr dem Director des Burgtheaters hiervon Anzeige mit dem amtlichen Zusatz: Die nächste Novität von Heinrich Laube werde „Struensee" sein. Ob dieser künstlerische Operationsplan reüssirte? Am 15. März 1853 traf aus Wien in Weimar folgendes Schreiben ein:

Ich danke Ihnen sehr, werther Herr Director, für Ihre wiederholten freundlichen Bemühungen um meine Interessen. Sie haben sich „Rococos" bereits so vielfach und immer so nachdrücklich sieghaft angenommen, daß Sie als Pflegevater des ungezogenen Kindes den eigentlichen Vater in Schatten stellten. Letzterer hatte wenigstens vor zwei Jahren hier einen schwer zu behauptenden Stand mit diesem Kinde, das dem vergessenen Repertoir anheimfiel. Um so interessanter waren uns Ihre Mittheilungen und Zettel mit „Auf Allerhöchsten Befehl". Das ist echt deutsch, daß unter Beifall nördlich etwas leben darf, was südlich wenigstens scheintodt sein muß. Ich suche meinestheils südlich Manches zu beleben was nördlich nicht athmen kann. Literatur und Theater fristen sich von solchen Gegensätzen und es ist gewiß von Bedeutung, daß immer mehr Theater unter Leitung von Männern kommen, welche über das Handwerk hinaus die geistige Aufgabe verstehen und im Auge behalten. Deshalb habe ich mich wirklich gefreut als ich Ihre Berufung nach Weimar erfuhr, obwohl wir durch arge Mißhelligkeiten auseinandergesprengt waren. Sogar Gold haben Sie mir ausgewirkt. Anbei die Quittung und im Voraus meinen Dank für die beabsichtigte Aufnahme „Struensees". Gellert, eine so vortreffliche Rolle von Ihnen, werden Sie nicht vergessen und Friedrich Wilhelm I. ist ja auch eine Aufgabe für Sie. Diese beiden Stücke hier zu verwerthen habe ich wenig Aussicht und ich beneide Sie, nicht bloß meiner Stücke wegen, um den freien Spielraum. Lassen Sie sich die kleine Stadt und die kleineren Mittel nicht verleiden durch jeweilige Langeweile, die eintreten wird. Auch nicht durch die Unruhe, die Ihnen eigen ist, wenn Sie ein Haus aufgeführt haben. Die Wichtigkeit Ihrer Mission muß Sie entschädigen und auch am bloßen Conserviren des Selbstgeschaffenen müssen Sie allmählich Geschmack gewinnen. Die Zeit ist für unser Alter doch aus den Fugen und nur dürftig zusammengeleimt. Jeder muß an Ort und Stelle in künstlerischer Beschränkung ausharren. Auch das Ganze gewinnt dabei.

Bestens grüßend Ihr

Laube.

Wie es überall zu geschehen pflegt, so war auch in dieser Angelegenheit der Erfolg der Maßstab nach welchem Laube das Verdienst Marrs, wenigstens privatim, beurtheilte. Die Feindschaft Beider war auf das unscheinbarste aufgehoben. Darüber ein befremdliches Stutzen im Heereslager der Stammhalter der Traditionen, ein leidenschaftlich-schriftliches Zuredestellen! Die gegenwärtige Schauspielergeneration kann keine beruflich-pietätvolle Auffassung von dem Bühnenwesen haben. Sie athmet in der social und künstlerisch demoralisirenden Atmosphäre der im Jahre 1869 von der preußischen Staatsregierung erlassenen Gewerbeordnung, laut welcher Schauspielunternehmer zum Betriebe ihres Gewerbes nur einer sogenannten behördlichen Erlaubniß bedürfen, die ihnen ohne Weiteres zu ertheilen ist, sobald nicht Thatsachen vorliegen, welche die Unzulässigkeit des Nachsuchenden in Bezug auf den beabsichtigten Gewerbebetrieb darthun. Gewerbebetrieb! Und da die gesetzliche Grundlage des Schauspielwesens im deutschen Reiche noch ferner, Paragraph 42 der Gewerbeordnung, den Passus enthielt: Beschränkungen auf bestimmte Kategorien theatralischer Darstellungen sind unzulässig, da jubelte der Schachergeist so vieler industrieller Glücksritter: „juchheh! Theaterfreiheit im vollsten Umfange!" Ein wahres Monaco that sich vor ihren geldgierigen Blicken auf. Va banque hieß jetzt das Losungswort der deutschen Bühnenleiter! Saisontheater auf 5—6 Monate begründet, die Schauspieler nach diesem hinausgestoßen in die bettelhafte Existenzlosigkeit. Vorausgesetzt, daß sie nicht schon bereits inmitten der Saison, durch einen wirklichen oder fingirten Bankerott ihres Directors, dem Vagabundenleben anheim gegeben wurden. Da kann kein idealer Kampf um die Erhaltung der wahren Kunst, sondern nur ein brutaler Kampf um das nackte Dasein gekämpft werden. Muß einem derartig social bedrängten Theatergeschlecht jedwedes grundsätzliche Kunstwollen der „Alten" nicht als Don Quichoterie erscheinen? Um diesen grellen Gegensatz greifbarer zu machen, hier beifolgende Correspondenz, die Marr als Antwort erfolgen ließ, auf die Beschuldigung der Wiener Veteranen: seinen schauspielerischen Grundsätzen untreu geworden, mit Laube ein Directionscompromiß eingegangen zu sein, das keinesfalls zu ihren Gunsten ausgefallen.

Anbei Euer Pamphlet zurück. Jetzt erst wird mir begreiflich, daß Ihr durch Eure bevorzugte, opulente Stellung, will sagen, durch die aristokratische Abgeschlossenheit Eures Burgtheaters recht engherzig und kleinlich dreinschauend geworden seid! Ihr habt ein Herz für die Schauspiel-

Digitized by Google

kunst, ja, im Rahmen des Burgtheaters. Was darüber ist, das ist vom Uebel. Mit unserm Schiller zu singen: „Seid umschlungen Millionen", das sind Euch böhmische Dörfer. So ging Euch denn auch die Fühlung verloren mit allem und jedem, was unserer verpönten Kunst von oben herab bis nach unten herunter Noth thut. Gerade als ob Ihr eine chinesische Mauer um Euer Burgtheater gezogen. Man darf von Euch nichts weiter verlangen, als daß Ihr fortfahret, in dem altgewohnten künstlerischen Geleise gut Komödie zu spielen zu Nutz und Frommen der Jungen, die in Eure Fußtapfen treten wollen. Freilich geschieht das meistens mit hängen und würgen, denn Ihr seid höchst selten in der Geberlaune! Vergeßt nicht, daß dies eines der Motive war, was mich dazu bestimmte, dem Burgtheater nach sechs Jahren fare well zu sagen, wenn auch die vielköpfige Regie, welche mit Protections-Aplomb den mehr als ridicülen Director Deinhardstein und nach ihm den verknöcherten Holbein an die Wand drückte, den Löwenantheil daran hatte. Erlöse uns von dem Uebel. Ein Director und fünf bis sechs Regisseure! Wer ist Koch, wer Kellner, wer hat die künstlerische Thätigkeit au fond in Händen? Ihr lieben, anständigen Collegen, Koberwein, Anschütz, Löwe, La Roche, Fichtner, Ihr seid mustergültige Meister in der Darstellung, als Regisseure — (es bleibt ja unter uns) „Die Limonade ist matt Louise!" Fühlt sich Laube bei seiner geistigen Bedeutung zum Reformiren berufen, bon, so mag er den wirklich antiquirten Standpunkt Eures Burgtheaters, die vielköpfige Regie, eine vermoderte Tradition, beim Kragen kriegen. Was die Künstlergrößen des Institutes anbetrifft, die durch ihre langjährige Zusammengehörigkeit so verständnißinnig und mustergültig eingespielt sind, daß sie als ein einig Volk von Brüdern gelten können, die soll er ungeschoren lassen, denn sie sind es, die den traditionellen Glauben aufrecht erhalten: „daß man am Burgtheater die beste Komödie in Deutschland spielt." Ob Ihr mich versteht, wenn ich sage, daß mit meinem Aelterwerden das Interesse für die künstlerisch verwahrloste Schauspieler-Jugend zunimmt? Zum Gott Erbarmen sieht es mit ihr aus. Sie liegt in den Klauen der blutsaugerischen Theateragenten, die groß gemästet werden durch die intimen Geschäftsverbindungen, welche der Krims-Krams von dilettantirenden Cavalier-Intendanten und multiplicirenden Directions-Schindern mit ihnen eingegangen sind! Zu diesen theatralischen Sclavenzüchtern zu zählen, verbietet mir mein künstlerisches Gewissen. Nicht wahr, das Rätsel meiner Aussöhnung mit Laube ist gelöst? Will's Gott, so kann ich manches ehrlich strebende Talent unter Obhut Eurer Protection stellen. Und nun zum Schluß. Damit ich nicht zweizüngig erscheine: der Bühnendichter Laube darf auf keinem anständigen Repertoire fehlen. Betreffs seiner theatralischen Verdienste kann man ihm nicht absprechen, daß er vom ganzen jungen Deutschland der Einzige ist, welcher für die Bühne Beruf, Talent, Eifer, Thätigkeit und praktisches Verständniß mit bringt. Gutzkow, der geistreich-manierirte Weltschmerzler in optima forma, debütirte im Jahre 1847 am Dresdener Hoftheater mit einer Lächerlichkeit. Er hatte sich bereits 1849 so total als dramaturgischer Hanswurst erwiesen, daß er abtrat ohne gewesen zu sein. Zu beklagen wäre es, wenn Laube's Theaterhorizont so beschränkt bliebe, daß er nie dahin gelangte, sein Augenmerk auf die Interessen des Großen und Ganzen richten zu können. Bis jetzt hat er mehr für sich als Burgtheater-Director prima Sorte gesprochen, als für die Schauspielkunst selbst. Doch, abwarten!

Diese rückhaltlose Darlegung Marrs verfehlte nicht, auf die „Wiener Alten" einen guten Eindruck zu machen. Sie blieben bis zum letzten Lebenshauche befreundet mit einander, was in Beziehung Laube's nicht zu behaupten war. So lange Marr der Weimarischen Hoftheaterleitung vorstand, verschaffte er dessen Bühnenerzeugnissen erfolgreichen Eingang. Freilich wurde seine Stellung durch einen unliebsamen Intendantenwechsel bereits schon 1856 erschüttert, weil er es nicht geschehen lassen wollte, daß der neue Chef die unumschränkte Vollmacht seiner Rechte willkürlich zu schmälern suchte. Es kam zu Competenzconflicten! In zornvoller Erregung ließ Marr gegen den Theatersecretär leider höchst despectirliche Aeußerungen hierüber verlauten. Dieser denuncirte ihn, und bald darauf wurde er pensionirt. Ein sensationelles Theaterereigniß, das man in Hamburg mit speculativer Findigkeit ausnutzte. Die Vereinigung des Stadt- und Thalia-Theaters nämlich, hatte einen Bankerott herbeigeführt, Maurice das ihm zugehörende Thalia-Theater für seine eigene Person wieder übernommen. Gelang es ihm, sich abermals mit Marr zu einigen so durfte er des Aufschwungs seiner Bühne um so sicherer sein. Der kluge Rechenmeister hatte richtig calculirt. Nur einige Jahre bedurfte es, und Marr bildete ein Schauspiel-Ensemble heran, das der Bühne zu einem echt künstlerischen Ruf verhalf. Als er nun über die entsprechenden Talente verfügen konnte, welche für einen durchschlagenden Erfolg von „Rococo" Bürgschaft leisteten, das auf keinem Repertoir vorzufinden, und in Hamburg selbst seit Marrs Gastspiel am Stadttheater, vor 15 Jahren, nicht mehr gegeben war, da drängte es ihn, Laube's Vorurtheil gegen die Selbstständigkeit der Schauspielkunst auf's Neue ein Paroli zu biegen. Mit welchem antheilnehmenden Entgegenkommen das Publikum der Aufführung sich erfreute, kennzeichnet die Thatsache: daß „Rococo" an der Thalia Repertoirstück blieb, so lange Marr die Augen offen hatte. Wie Laube dachte und fühlte, als ihm die Nachricht übermittelt wurde, das sagen folgende Zeilen vom 23. December 1863:

Den herzlichsten Dank, mein werther Freund, für Ihren liebenswürdigen Brief und für die überraschende Mittheilung. Ja, ja, Sie sind dem „Rococo" ein treuer Pflegevater. Und der nutzt ihm offenbar mehr als der wirkliche Vater. Sie müssen den Marquis noch immer vortrefflich spielen und das Stück, wie es Ihre Art, auf das Wirksamste in Scene setzen. Sonst wäre ja solch fabelhafter Erfolg eines alten Stückes nicht möglich. Gelingt es mir einmal nach Hamburg zu kommen, so erbitte ich mir „Rococo" zu meinem Benefiz, d. h. zum Benefiz meiner Eitelkeit. Aber es ist nicht mehr weit her mit dieser Eitelkeit! Die Welt hat nur noch wenig Freude für mich. Ich bin sehr unterhöhlt und könnte Sie, der Sie wohl älter sind als ich, beneiden um Kraft und Genusse. Aber ich beneide Sie nicht, ich gönne Ihnen herzlich, daß Sie noch Genugthuungen finden und es ist eine, was Sie mit dem alten schartigen „Rococo" schaffen und zu Wege bringen. Meine Frau grüßt mit mir die Ihrige und Sie und hat sich Ihres kräftigen, lebenslustigen Naturells in Ihrem Briefe an mich sehr gefreut. Möge Ihnen das solide Gefüge Ihres Leibes und Geistes noch lange getreu bleiben. Alles Gute und Schöne.

Ihr dankbar ergebener

Laube.

Obgleich Marr, abgesehen von der Förderung des Bühnendichters Laube, dem Burgtheater-Director Talente ersten Ranges zuführte, wie Sonnenthal und Hartmann, mit ihm auch über die geniale Wolter und die hochbegabte Schneberger (Frau Hartmann) Beide unter seiner Thalia-Leitung sich bedeutsam entfaltend, die lebhafteste Correspondenz führte, welche darauf abzielte, besagte Künstlerinnen dereinst dem Burgtheater zu überantworten, gestand Laube dessen unerachtet dem hellsehenden Bühnenkundigen nicht die Berechtigung zu, sein eigenes persönliches Kunstwollen und Thun maßregeln zu dürfen. Was La Roche 1866 bemerkte, daß sich in Wien oft über Nacht der Wind drehe, war schon 1867 ein fait accompli. Um sich der Dictatur Laube's zu entäußern, ernannte man den Dichter Halm (Baron Münch) zum Intendanten der Hoftheater, mit der für Laube verhängnißvollen Klausel, alle seine Vollmachten an diesen abzutreten! Daß er seine Entlassung nahm, war in der Ordnung. Und wenn er nach diesem seine Erbitterung, wie er es einst in Leipzig gethan, in alle Welt hinausposaunte, so brachte das eben sein prononcirt burschenschaftlicher Habitus mit sich, des rechthaberischen Drauflosgehens in allen dramaturgischen Streitfragen Unfehlbarkeit beanspruchte. Nachdem Laube das Burgtheater verlassen, trat er in neues Directionsstadium ein. „O weh," schrieb Marr an Anton Hiltl, „Laube Director des Leipziger Stadttheaters! Ich zweifle, daß es ein Gewinn für unsere Kunst ist. Trotzdem habe ich, wie beifolgender Contract bestätigt, Deinetwegen mit ihm unterhandelt. Eine Veränderung der theatralischen Atmospäre thut Dir Noth, und lernen kann man entschieden von ihm. „Sehr dringend lieber Freund, so schreibt er ferner an mich, bedarf ich eines Posa, Essex. Rathen, helfen Sie, zu Ihrem Blick und Urtheil habe ich von jeher das größte Vertrauen gehabt."

Es war im Jahre 1869 als Marr auf einer Urlaubsreise in Leipzig Halt machte. Die Directionsführung Laube's, die, wie herkömmlich, mit lauten Trompetenstößen als eine

Digitized by Google

neue Epoche für die Schauspielkunst angepriesen wurde, nahm sein berufliches Interesse sehr ernsthaft in Anspruch. Von seinem dem Standpunkt der „alten Schule", besorgte er, daß Laube, jetzt, wo er selbstständig schalten und walten konnte, in seinem praktischen Schulungseifer mit dem Schauspieler bedenkliche theatralische Experimente treibe. In wie weit diese Besorgniß zur Ueberzeugung bei ihm wurde, das dürften folgende Beobachtungen klar stellen, die er in einem Brief an Anton Hiltl niederschrieb.

Einen Treffer hast Du gezogen als Deine Nervosität Dir den Schabernack spielte, auf ein Engagement bei Laube Verzicht leisten zu müssen. Ein warnendes Beispiel! Jede dramaturgische Capacität, die sich praktisch auf der Scene als souveräner Dirigent derselben bethätigen will, muß schauspielerisch, nach artistischen Grundsätzen, von der Pique an gedient haben, wenn sie sich als Bildner des Schauspielerstandes ein Denkmal setzen und für die naturwahre, individuell-selbständige Menschendarstellung wegweisend sein will. So fangen die Alten unserer Kunst, die geborene Schauspieler waren, die von innen heraus, aus instinctivem Drange, unter Kämpfen, Sorgen und rastlosem Fleiß auf Suche gingen nach dem Baustein für die Kunst der Menschendarstellung. Sie haben ihn gefunden und damit auch zugleich die Regeln und Gesetze entdeckt, nach welchen ihr der lebendigmachende Odem eingeblasen, die Bahn für ihre gedeihliche Fortentwickelung für alle Zeiten eröffnet werden konnte. Und was thut Laube? Als ob er die Schauspielkunst erst erfinden und das Zeugungswerk für Darsteller abgeben müßte, fabricirt er nach seinem subjectiven Ermessen, in Gemeinschaft mit einem Vortragsmeister (ein Schöpfungswunder seiner dramaturgischen Allmacht) die Schauspielersippschaft seiner Bühne, nach Laube-Strakoschem Ebenbilde! Ich bin indignirt! „Sprechen lernen muß der Schauspieler!" Das, nach Tieck'scher Manier, sein Steckenpferd! — Zum Teufel auch, ein Laube *darf* keinen Schauspieler engagiren, der nicht einmal das Abc überwunden hat. Eine schöne subalterne Aufgabe für einen akademisch gebildeten Dramaturgen! Dramaturg! Soll ich Dir sagen, was ich erfahrungsgemäß über diesen urtheilen lernte? Seinen Theaterstücken analog überragt das praktische Regietalent die idealere Veranlagung des Dramaturgen. Da er nicht Schauspieler gewesen ist, um ein Regisseur sein zu können, wie der Regisseur naturgemäß sein muß, er sich aber zu literarisch vornehm hält, als daß er den Dramaturgen dem Regisseur unterordnete, so will er beides in Einem sein. Ein unheilvoller Zwiespalt! Er gereicht dem Theater mehr zum Nachtheil als Vortheil; denn der Dramaturg einer Bühne hat absolut nur die poetische Hebung, die geistige Klärung des theatralischen Totals zu seiner Aufgabe zu machen, als Gegensatz zum Regisseur, dem Strategen der wirklichen Bühne, der die Technik, welche das Einzelne im Aeußeren zusammenhält, mit den dichterischen Anforderungen des Werkes und dem individuellen Darstellungsvermögen der Schauspieler in Einen Focus zu concentriren hat. Kein Regisseur von Talent, Intelligenz und fachkundigem Studium wird sich zur Staffage eines activ dramaturgischen Directors hergeben. Wer seinen Beruf in Ehren hält, etwas in ihm leisten kann, der will sich auf seinem Platz auszeichnen und in Respect setzen. Laube hat das Bewußtsein davon; deshalb befaßt er sich mit Mittelmäßigkeiten, und diese wieder speculiren mit egoistischem Raffinement, daß seine Reclameblaser auf sie aufmerksam machen müssen, was unter allen Umständen einen gewissen Empfehlungsbrief für sie abgiebt. Da bin ich ohne Wissen und Willen bei der Richtung angelangt, die wir Beide in Wort und That bekämpfen: der Virtuosenrichtung. Bis jetzt waren es nur einzelne Clowns, die mit der dramatischen Kunst Schindluder trieben und dem gedankenfaulen, genußsüchtigen Publikum, das nach buntscheckiger Zerstreuung hungert, nicht Sand, nein, Cayenner in die Augen streute. Laube aber etablirte eine complette dramatische Virtuosen-Brutanstalt. Versteh mich recht. Er ist ein industrieller Stadttheaterdirector geworden. Speculation ist eine Klippe. Item, es frommt der Kasse u. s. w. Da er am Burgtheater seiner fixen Idee: Schauspieler zu erfinden und zu machen, nicht en gros genügen konnte, mußte das Versäumte nachgeholt werden und so schloß er ein Compagniegeschäft mit Strakosch ab. Diese Pression auf Ausbildung der äußeren Mittel, dies forcirte, anatomirende Organstudium zertritt den Keim des individuell Natürlichen und läßt die innere Lebenskraft der Darstellung nicht zu Atem kommen! Genug, die vortragsmeisterliche Richtung geht mit ausschließlichem Zug auf die leidige Schönrednerei, auf die prunkende Declamation hin. Und Laube klascht dem Bravo zu. Leider! Diese effectvolle Veräußerlichung unserer Kunst stimmt mit seinem dramaturgischen Naturell überein. Es ist der stets in's Schwarze treffende prosaische Realismus, gepaart mit der so sichermachenden äußeren theatralischen Technik, was seinen Bühnenwerken meistens einen großen Vorsprung vor vielen wahrhaft dichterischen Productionen sichert. In dieser Weise dressirt er auch seine Schauspieler. Eine impertinent sichere Routine, unerschütterliches Selbstvertrauen, starkes Farbenauftragen, in die Augen springende Nüancen. Das Publikum muß ja — haranguirt werden. Für Anfänger, die mehr Handwerker sind, ist diese Leitung nun vollends ein künstlerischer Ruin. Allen Vorstellungen, welche ich beiwohnte, allen Proben, die er abhielt, und seine Proben sind meisterhaft, ist der Stempel des plebejischen Effectes aufgedrückt. Schauspieler und Publikum verlieren den Maßstab für die Würde der Kunst. Apropos, — seine Schauspieler: Zukunftsvirtuosen! Nr. 1. Präparation von Strakosch: Sprechen lernen, Vorgetragenes vortragen, rhetorische Formen ohne eigentliches dramatisches Leben. Nr. 2. Laube setzt seinen dramaturgischen Hobel an, von Außen nach Innen hinein. Er, als Literat, fühlt ja nicht den Herzschlag unserer Kunst. Will's nach diesem immer noch nicht klappen, vereinen sich Dramaturg und Vortragsmeister zu erneutem Probeversuch, die Procedur fängt wieder von vorne an, und „wie er räuspert, wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt." Darüber ein jubelndes Hallali, ein Hosianageschrei in der Partei-Presse. Wer nicht kecklich wagt, der nicht gewinnt: was braucht es jahrelanges Studium. — „Antiquirter Standpunkt." Heutzutage wird alles durch die Journalistik gemacht. Und „wundert sich das Gehirnchen?" Der kaum aus dem Ei gekrochene Komödiant ist auf dem Dampfwagen der Laube'schen Mache über Nacht zur dramatischen Berühmtheit geworden! Man hätte Laube dem Burgtheater erhalten sollen. So brüsk er sich auch dagegen auflehnt, die Opposition der Veteranen gebot ihm ein sichtbares Halt, wenn er — da Mangel der Feinheit ein Defect seiner Seele ist — die Grenzlinie des künstlerisch vornehmen in der Darstellung übersprungen haben wollte. Er stand — Künstlern gegenüber, die von seinen Nüancen, auch wenn sie geistreich waren, weit über die Hälfte abzogen. Ihr Tactgefühl und ihre höhere schauspielerische Einsicht sagte ihnen, der Rest sei immer noch stark genug. Und dann weiter noch — das ist mein stiller Triumph. Der Berg Sinai der Traditionen, der auf den Brettern des Burgtheaters seine Heimath hat — *den* konnte er nicht zum Weichen bringen. Im Vertrauen zu Dir, es war nahe daran, daß mir Laube die Thüre gewiesen, als ich in diesem zufälligen tête-à-tête, theils aus respectsvoller Anerkennung vor dem, was er in Wahrheit Gutes für unsere Kunst gethan, theils aus zornvoller Trauer über das Böse, was er ihr zugefügt, meiner Zunge freien Lauf ließ. Nicht so rücksichtslos und exaltirt, wie ich's jetzt niederschreibe, aber „ungefähr sagt der Pfarrer das auch, nur mit ein bischen anderen Worten." Wie wir von einander schieden? Vergebens wartete ich darauf, daß er mir seine Hand darreichte. Ich fürchte, es hat einen unheilbaren Riß zwischen uns gegeben.

So war es! Der Verkehr beider Theatermänner hörte auf für immer! Zur Bestätigung dessen drückte Laube sein journalistisches Siegel auf, indem er 1870, als Joseph Wagner, ein Lieblingsschüler Marr's, gestorben war, in einem Nachruf dem Lehrer den letzten dramaturgischen Hieb versetzte. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann geh'n."

Feuilleton.

Annicke.

Von A. Weber.

(Fortsetzung.)

Immer mehr mußte Annicke von der Mutter über ihren Mann hören und sie gebot derselben oft in ausbrechender Heftigkeit Schweigen, ging in ihre Kammer und wollte sich das Herz schier ausweinen; aber die verhaßten Worte, welche sie nicht hatte hören wollen, klangen nun desto lauter in ihrem Herzen nach. So kam der Frühling; der Pregel war frei vom Eise; die Schifffahrt wurde eröffnet und nun ging in Annickes Herz eine große Furcht um: ihr Mann werde sich als Matrose verdingen, fortgehen und, wenn er erst fort wäre,

Digitized by Google

gewiß nicht mehr wiederkommen. Hundertmal am Tage sagte sie sich die guten Worte vor, mit denen sie ihn beim Mittag, am Abend empfangen, ihn liebkosen, ihm zureden, ihm sagen wolle, er solle bei ihr bleiben; sie wollte versuchen ruhiger, demüthiger zu ertragen, was sich nicht ändern lasse: hundertmal bebte ihr Herz auf und sprang ihm entgegen, wenn sie, am Fenster stehend, ihn die Gasse heraufkommen sah, kräftig, schön, elastisch und lachend — und faßte er dann auf die Thürklinke, so fühlte sie ihr Herz kalt und schwer gleichsam herabsinken; sie begann zu zittern und vermochte nicht, das erste Wort zu sagen, das — sie demüthigen mußte vor ihm. Auch zwang er sein lustiges Gesicht zu finsterem Trotz, sobald er eintrat und dann begann die Mutter zu schelten, und die Gelegenheit entschlüpfte mit dem Vorsatze, gut zu sein, gut zu machen. Je weiter der März vorrückte, desto mehr wuchs in Annickes Herz die Furcht vor dem Verlust des Mannes und zugleich die trotzige Scheu, sie ihm zu zeigen.

Dann kam Johann eine ganze lange Nacht nicht nach Hause, und Annicke lag wach, auf ihn wartend, im Aerger über die Liederlichkeit des Mannes. Als die Stunden vergingen, stieg der Aerger zum Zorn und der Zorn zur Erbitterung. Sie rechnete im Geist mit ihrem Mann ab, zählte ihm die Opfer vor, die sie ihm gebracht, die Thränen, die sie seinetwegen vergossen, ihre Pflichttreue, ihren Fleiß, ihre Ehrbarkeit, und legte auf die andere Wagschale alle seine Fehler, seinen Leichtsinn, die vorsätzlichen und unwissentlichen Kränkungen, die er ihr bereitet; sie streichelte ihr wundes Selbstgefühl und päppelte ihre Erbitterung, bis diese so stark und groß geworden war, daß sie zu dem Gedanken hinaufreichte, zu dem schlimmen Gedanken: „Trennung."

Und als sie das Wort vor sich hingemurmelt hatte, erst leise, da es in ihr aufwachte, dann laut, damit es ihr Muth mache, dann wieder leise, weil es etwas Anderes in ihr weckte: da warf sie sich plötzlich auf das Gesicht, drückte es in die Kissen und schrie: „Mein Herz springt mir! Mein Kopf! Mein Herz — o mein Herz!"

Dann, als sie ihre Verzweiflung in Schluchzen erschöpft hatte, lag sie wieder, fast gedanken- und gefühllos, nur wartend, daß ihr Mann nach Haus käme. Was sie dann thun wollte, wußte sie nicht mehr; er sollte nur kommen, kommen! Die Sehnsucht in ihr wuchs und wuchs. Aber er kam nicht. Nun stieg ein schrecklicher Gedanke in ihr auf: Er war vielleicht schon fortgegangen und kam nicht wieder, nie mehr. Annicke richtete sich im Bett auf, griff nach ihren Kleidern, legte sich aber wieder hin. Wohin konnte sie jetzt gehen, was erfahren in der Nacht? Sie mußte warten, warten. Johann kam nicht. Aber etwas Anderes kam: die Reue. Nun rechnete die Frau wieder ab: In die eine Wagschale legte sie des Mannes Schönheit und Kraft, seine Gutmüthigkeit, seine Liebe zu ihr, dem älteren, namenlosen Mädchen; in die andere legte sie ihre Härte und Halsstarrigkeit, ihre Herrschbegier, ihrer Mutter hetzerisches Keifen — und tief, tief sank die Wage zu Gunsten dessen, den sie liebte. Nun weinte sie wieder, aber stiller, in Reue. Dann faltete sie die Hände und betete: „Laß' ihn wiederkommen, Gott, und ich will ihm Alles abbitten, will leben, wie er's will, thun, was ihm gefällt — laß' ihn wiederkommen!"

Da hörte sie seinen Schritt im Hausflur; er drückte hart auf die Klinke. Annicke sprang aus dem Bett; sie wollte ihm entgegenlaufen, besann sich aber, daß sie im Hemd war, und zu züchtig, ihrem Gatten so in die Arme zu fliegen, griff sie mit zitternden Händen nach den Kleidern und warf sie über. Da hörte sie die keifende Stimme der Mutter, die von dem harten Tritt des Mannes erwacht war, laut schelten; Johann, lallend, antwortete mit Schimpfworten; die Mutter steigerte sich zu immer böseren Reden; dann schrie Johann:

„Wenn dau nich glick dat Mul höltst, schlag ek di dodt, olle Hex'!"

Die Mutter schrie ein böses Wort dagegen, dann ein Schlag, ein Schrei —

Annicke stürzte in die Stube; die Mutter lag bewußtlos im Bett, blutüberströmt; vor ihr stand, halb ernüchtert, mit verglasten Augen der Mann —

Da kehrte sich das Herz der Frau um und um.

„Mörder!" schrie sie, „verfluchter Mörder!" Dann stürzte sie vor dem Bett auf die Knie, wischte der Mutter das Blut vom Munde, richtete ihr den Kopf auf —

„Annicke," stammelte der Mann, „ick wollt' jo nich — Annicke — se wird jo doch nich dodt sin, se is jo man von sich vor Schreck — dat Blaud is ut de Nas' gelaufen — Annicke, Annicke — sei gaud — ek bin doch din Mann —"

„Du bist mein Mann nich mehr!" schrie sie. „Verflucht sei ich, wenn ich noch mal die Hand in Liebe anrühr', die meine Mutter geschlagen hat! Nicht den Namen mehr will ich von Dir haben — Du — Mörder!"

Sie wandte sich wieder der leblosen Mutter zu. Der Mann sah noch einmal scheu zu ihr hin, machte eine Bewegung auf sie zu, dann wandte er sich ab und schlich hinaus.

Sie hörte nichts mehr von ihm.

Die Mutter erwachte wieder zum Leben; aber sie war jetzt ganz wirr, konnte auch das Bett nicht mehr verlassen und verlangte jammernd, daß die Tochter stetig neben ihr saß, ihre Hand hielt und ihr leise zusprach. Das that Annicke denn so treulich, daß sie sogar ihr Geschäft darüber zu Grunde gehen ließ. Vielleicht meinte sie mit solcher Aufopferung das Verbrechen ihres Mannes zu sühnen. Sie sprach nie mehr von ihm; sie nahm wieder ihren Mädchennamen an, verkaufte Johanns Kleider und Geräthschaften und trug den Erlös in die Sparkasse, wo er Zins auf Zins gelegt werden sollte „für den Matrosen Johann Radtke".

Aber als sie alle leblosen Andenken verkauft hatte, wurde sie an ihn erinnert durch ein stärkeres, lebendes: sie fühlte sich Mutter. Als sie diese Entdeckung machte, murmelte sie: „Gut, daß ichs nicht früher wußte. Sonst hätt' ich vielleicht nicht die Kraft gehabt — und nie mehr, nie mehr darf ich die Hand in Liebe anfassen, die meine Mutter geschlagen hat! — Es ist besser so."

Nun saß sie am Bett der Mutter und nähte Jäckchen und Hemdchen, und in all dem Jammer um Mutter und Gatten sprang von Zeit zu Zeit eine starke Freude in ihrem Herzen auf. „Du sollst nich werden wie dat andre Mannsvolk, du sollst en düchtger Kerl werden", sprach sie dem Ungeborenen zu; denn es stand fest bei ihr, daß ihr Kind ein Knabe werden müsse; mit „schwächlichen Marjellen" würde sich doch Annicke Pukies nicht abgeben, die selbst eigentlich ein Mann hätte werden müssen.

Indeß sorgte sie, wie sie's konnte und verstand, daß die Mutter sich womöglich bessere. Sie ließ ein altes Weib kommen, das die Kranke „besprach", indem es mit geheimnißvollen Geberden unverständliche Zauberformeln murmelte. Als das nichts half, mußte ein anderes Weib die Kranke „streichen"; dann beklebte Annicke die Mutter vom Kopf bis zu den Füßen mit Terpentinpflaster, um „die bösen Dünste abzuhalten", kochte ihr Aloeblätter und Petersilienwurzel, rieb ihr die einzigen freien Körpertheile, Gesicht und Hände, mit „Bärenfett" und Ameisenspiritus ein, band ihr ein Stück Speck auf den Magen und braute die wunderbarsten Kräuterthees zusammen.

Als die Mutter dennoch immer schwächer wurde, ließ Annicke ihr das Abendmahl reichen, nicht zur religiösen Erbauung, sondern als Heilmittel, das man in verzweifelten Fällen anwandte, und da auch die heilige Speise nichts half, entschloß sie sich zum letzten Schritt: sie ging zum Doctor. Allerdings beileibe nicht zu einem „gestudirten" Arzt, gegen dessen gelehrte Zunft das Volk noch heute eine wunderliche Antipathie hat, sondern zum „Wunderdoctor", der im Rufe unglaublicher Geschicklichkeit stand. Nachdem sie sich in seinem Vorzimmer mit vielen anderen Personen aus dem Volk und einigen verschleierten Damen an Gerippen, Mißgeburten und Scorpionen in Spiritusgläsern, Todtenschädeln, einer ausgestopften Eule, Schlangen und ähnlichem Hokuspokus sattsam eingegrault hatte, wurde sie in das Studirzimmer des Doctors geführt, der durch seine große weiße Perrücke, seine blaue Brille und seinen orientalisch bunten Hausrock selbst der herzhaften Annicke Respect einflößte. Er erkundigte sich aber huldvoll genug, wann die Patientin geboren sei, wie viele

Digitized by Google

Kinder sie habe, ob ihr das Herz oft weh thäte, ob sie viel an Husten und Gliederbrechen leide, besah lange durch seine runden, blauen Brillengläser das Wasser der Kranken, das Annicke mitgebracht, wiegte sorgenvoll das Haupt und händigte Annicke schließlich ein Fläschchen ein, für welches sie ihm anderthalb Gulden zahlen mußte. Es enthielt, beiläufig gesagt, eine Mischung von ein wenig Wein mit viel Wasser und etwas Pfeffermünz.

Als Annicke nach bestandenem Examen eilig mit dem errungenen Fläschchen in ihre Stube trat, fand sie die Mutter todt. Vor Schreck kam Annicke zu früh nieder. Während aus der Stube der Sarg mit dem alten Körper hinausgetragen wurde, der schon so viele Jahre ein Scheinleben geführt hatte, das nun sanft erloschen war, rang in der Kammer ein jugendkräftiges Leben mit einem furchtbaren Tode. Endlich nach schrecklichen Stunden siegte die Natur, und als die junge Mutter erschöpft ihr bleiches Haupt in die Kissen zurücksinken ließ, sagte die hülfreiche weise Frau: „Es lebt". Da sprang wieder eine starke Freude in der jungen Mutter auf und sie flüsterte mühsam:

„Gebt ihn her, ich will ihn sehen."

„Es ist ein Mädchen," sagte die Hebeamme und legte ein in Windeln gewickeltes kleines Etwas neben die Mutter.

„Ein Mädchen. Auch das noch!" murmelte Annicke mit großer Bitterkeit.

Dann aber sah sie in das runzlichte, gelbe, alte Gesichtchen des elenden kleinen Geschöpfes neben ihr, zog es dicht an sich, legte den Arm um dasselbe und flüsterte ihm zu:

„Na wart, Marjell, dich will ek woll vor'm Mannsvolk wohren!"

Nach diesem Gelübde für das Glück ihres Kindes schlief Annicke beruhigt ein. In wenigen Tagen war sie gesund und nährte ihr kleines Mädchen mit immer wachsender Mutterliebe und Mutterfreude. Sie nannte es aber nicht wieder „Annicke"; denn es war ihr, als könne sich mit dem Namen der Großmutter und Mutter Geschick in Betreff des „Mannsvolks" auf die dritte Generation vererben; darum ließ sie die Kleine auf den Namen taufen, welcher dem preußischen Volke als der schönste und hehrste galt: „Luise".

Sobald sie sich wieder im Vollbesitz ihrer Kräfte fühlte, ging Annicke nun resolut daran, ihren so lange hinausgezögerten Lebensplan auszuführen, das heißt, sie machte eine Bierstube auf.

Auf ihren Gängen durch die Stadt war ihr in einer der Quergassen, welche die Lastadie, das Speicherviertel Königsbergs, durchschneiden, gerade gegenüber dem Kai des Pregels und in unmittelbarer Nähe der Speicher, ein einstöckiges Häuschen aufgefallen, welches nur zwei Fenster Front, also im Erdgeschoß ein größeres Zimmer und eine Kammer, und in einem wunderlich gezackten Giebel ein weiteres Stübchen besaß. Das war gerade ein Haus, wie sie es brauchte; sie bezahlte die geringe Kaufsumme, schaffte die Schankgeräthschaften an und ließ sich ein großes Schild malen: in blauem Felde ein rothwangiger „moderner" Herr mit gekräuseltem gelbem Haar unter steifem Cylinderhut, sehr steifer Halsbinde und einem sehr langen, hochkragigen, in Aermeln und Taille engen, unten faltigen Rock, und trichterförmigen Beinkleidern, der aus einem großen Kruge ein mit überquellendem pelzigen Schaume bedecktes Gebräu trank, welches verlockende Symbolum von einem Kranze blauer und grüner Weintrauben umgeben war, unter dem in mächtigen rothen Lettern stand: „Zum durstigen Kaufmann". Diese Unterschrift besagte, daß Annicke's Einladung den besseren Ständen galt; mit einer vielleicht von vornherein einträglicheren, aber gemeineren Kneipe für Getreideträger und Matrosen befaßte Annicke sich nicht; ihr Sinn ging oben hinaus.

Da nun die Bierstube günstig gelegen war, so trat in der That bald ein und der andere Bedienteste der großen Versandgeschäfte aus den Speichern oder von seinem Aufsichtsplatz an den Schiffen zu einem kühlen Trunk in die Schänke „Zum durstigen Kaufmann", in welcher die weißgescheuerten Bänke und Tische, die bemalten Steinkrüge, die reinlich nette Kleidung und die blanken Augen der hübschen runden Wirthin um die Wette zu behaglichem Genuß einluden. Und als erst die Kunde von der raschen und witzigen Zunge Annicke's und ihren lustigen Einfällen sich verbreitete, wuchs mit ihrem Ruf ihre Kundschaft, und allmählich trat auch Einer und der Andere der Kaufherren in die niedere Bierstube. Daß Annicke, welche jetzt in ihrem eigentlichen Elemente recht auflebte, bei aller neu erwachenden kecken Lust an Scherz und Neckerei jeden Uebergriff auch des angesehensten Kaufherrn mit schlagfertiger Zunge, und, wenn es sein mußte, mit wehrhaften Händen von sich abzuhalten wußte, machte sie nur um so reizender, denn allezeit hat lachende Ehrbarkeit die Männer ebenso angelockt, wie mürrische Ehrbarkeit von ihnen gehaßt und geflohen wird.

So hatte Annicke nach einigen Jahren schon ein hübsches und immer wachsendes Einkommen und begann mit hellen Augen in eine gesicherte Zukunft zu schauen. Gerade als sie so an einem kalten Winterabende leichten Herzens und kecker Zunge mit ihren Gästen scherzte, trat ein blasser, verhungert aussehender kleiner Junge in die Schenkstube und bot den Gästen mit schwacher, hoher Stimme Tunk-Schwefelhölzchen zum Kauf an. Nun war Annicke nichts weniger als weichherzig Bettlern gegenüber, die sie nach Art schwerarbeitender, sparsamer und zielbewußter Leute kurzweg als Tagediebe und nichtsnutziger Lungerer zu bezeichnen pflegte; als aber diese frostzitternde kleine Gestalt so mitten hinein in die Lustbarkeit der warmen Stube trat, ging Annicke ein kalter Schauer durch die Glieder; ihre eigene Jugend trat in diesem kläglichen Bilde vor sie; sie empfand zum ersten Mal in ihrem Leben etwas wie Mitleid mit dem ehemaligen kleinen Mädchen, das den schweren Korb durch die kalten Gassen geschleppt hatte; sie sah unwillkürlich nach ihrer Liese hin, die in der Ofenecke behaglich ihre Abendsuppe löffelte. Dann beugte sie sich zu dem Knaben und fragte ihn, wie er heiße.

„Wilhelm Radtke," sagte er.

Da fuhr der Annicke ein solcher Schreck in den Leib, daß sie ihre Kniee zittern fühlte. Radtke hatte ihr Johann geheißen. Sie hatte ihn noch nicht vergessen.

„Wo ist deine Mutter?" fragte sie weiter.

„Todt."

„Und dein Vater?"

„Auch todt."

„Bei wem bist du?"

„Bei der ollen Fischern. Die Stadt bezahlt für mich. Aber de oll Hex' schlägt mich und giebt mir nichts zu essen."

Das hatte der Junge in einem weinerlichen Ton gesagt, der Annicke sonst angewidert hätte. Heute ging er ihr an's Herz. Sie nahm den Knaben bei der Hand und führte ihn an den Ofen zu ihrem Töchterchen.

„Du, Lies', laß was übrig für den Wilhelm — den Jungen hier," sagte sie und legte noch einen Löffel in die Schüssel. Der hungrige Knabe begann sofort zu essen; die Liese, welche schon satt war, sah ihm wohlgefällig zu.

Annicke kehrte zu ihrem Platz am Herrentisch zurück; aber das Lachen war ihr vergangen, sie blickte immer wieder nach dem Ofenwinkel, in welchem die Kinder mit einander spielten. Die Liese, die nie einen Spielgefährten gehabt, fand sich sehr vergnüglich in die neue Bekanntschaft, die Alles bewunderte, was sie besaß und that, und der Junge, der selten so warm und satt geworden war, sah in behaglichem Staunen auf Liesens Spiel mit den Puppen.

Der Annicke wurde so eigen wohl und weh um's Herz. Sie hatte nie gespielt; das wußte sie jetzt erst.

Endlich fiel es ihr ein, daß es für Liese Zeit zum Schlafen sei. Sie wollte sie in die Kammer führen; aber die Liese fing an zu weinen:

„Der Wilhelm soll mit!"

Da befahl Annicke der Magd, den Knaben auszukleiden, zu waschen und in Liesens Bettchen zu legen; die Tochter sollte die Nacht bei ihr selber schlafen. Als sie aus der Kammer wieder in die Gaststube zurückkehrte, murmelte sie vor sich hin:

Digitized by Google

„Wilhelm Radtke — Radtke."

Als sie am andern Morgen nach mehrstündiger Arbeit in Stube und Küche die Kammer wieder betrat, um die Kinder zu wecken, fand sie Liese neben Wilhelm in ihrem Bettchen liegen; die Kinder hatten die Aermchen um einander geschlungen und waren, die kleinen Gesichter zu einander geneigt, wieder eingeschlafen. Beide waren blond, beide hatte kleine, magere Züge; sie glichen sich auf diese Weise.

Annicke konnte das Bild nicht ansehen; sie weckte den Knaben. Der mochte wohl meinen, daß ihn, wie schon oft geschehen, ein Polizeidiener am Kragen habe, und er murmelte schlaftrunken:

„Ich heiße Wilhelm Radtke."

Annicke ließ ihn so schnell los, als habe sie sich an ihm verbrannt. Dann schüttelte sie unwillig den Kopf und sagte resolut:

„Ih was! Zu einem Loch muß der Fuchs raus!"

Sie legte ihren Sonntagsstaat an, ging auf die Polizei, meldete die schlechte Führung der Pflegemutter des Wilhelm Radtke und erbot sich, den Knaben zu sich zu nehmen, was ihr denn nach Ueberstehung von mancherlei Förmlichkeiten und Scherereien zugestanden wurde. Ihre Erkundigungen, ob der Knabe vielleicht ein Verwandter ihres verschollenen Mannes sei, blieben resultatlos; den Familienverhältnissen der Armen wird wenig nachgeforscht, und es gab Viele in der Stadt, die den Namen „Radtke" trugen. Aber das änderte Annicke's Entschluß nicht mehr. So blieb denn der Knabe in ihrem Hause, nannte sie Mutter und vergaß allmählich, daß er nicht Annicke's Sohn und Liesens Bruder war; die beiden Kinder hingen wie die Kletten zusammen, und nie hatte ein Bruder geduldiger einer Schwester Launen getragen, als der schwerfällige, langsame und stille Wilhelm die der geschwätzigen, leichtherzigen kleinen Liese trug, nie eine Schwester so sicher auf die Gutherzigkeit und Hülfsbereitschaft eines Bruders gebaut, als Liese auf die Wilhelms vertraute. Uebrigens erwies sich Wilhelm auch Annicke gegenüber als ein lenksamer, gehorsamer und in Handfertigkeiten geschickter Junge, der ihr bald in der Schankwirthschaft ganz gut an die Hand ging. Das war ihr um so lieber, als sie fremde Dienstboten, zumal Kellner, die sie unredlich, faul und eitel schalt, nicht um sich dulden mochte, und die Hülfe der Tochter ein für alle Mal ausgeschlossen war; denn Liese sollte ja vor dem Mannsvolk gewahrt werden. Und Vorsicht war um so nöthiger, als das Mädchen alle Tage der Großmutter ähnlicher und ein hübsches, lustiges, schwaches, gedankenloses Ding zu werden versprach, auf das man bei Zeiten scharfe Augen haben mußte, wollte man es vor Schaden hüten. Daß sie selbst ihrem Kinde einen aus dem verhaßten Geschlechte beigesellt hatte, daran dachte Annicke gar nicht; sie gewöhnte sich, die Kinder als Geschwister zu betrachten, und zudem sah sie Wilhelm wegen seiner sanften Lenksamkeit als halbes Mädchen an.

Uebrigens hatte Annicke zunächst ganz andere Sorgen. Denn es waren ja zwei große Ziele, die sie sich gesteckt hatte: Ihre Tochter vor dem Unglück zu behüten, welches der Großmutter und Mutter durch die Männer bereitet worden war — und sich selbst zu größtmöglichem Ansehen und Einfluß bei ihren Mitbürgern zu bringen.

Und mit ihren Erfolgen stieg Annicke's Ehrgeiz.

(Fortsetzung folgt).

Aus der Hauptstadt.

Englische Maler und Bildhauer auf der Ausstellung.

Wir haben bereits in der einleitenden Uebersicht betont, daß eine systematische Vertretung der modernen englischen Kunst leider nicht im Bereich der Möglichkeit lag. Es fehlt gänzlich die Malerradirung, die sich eine so große Volksthümlichkeit in England errungen hat. Wir haben zwar vor einigen Jahren in den Räumen der Nationalgalerie eine Sonderausstellung dieses Kunstzweiges erlebt, aber es waren doch nur wenige Kreise unserer Hauptstadt, denen diese Veranstaltung zu gute kam. Eine erneuerte Vorführung, wenn auch nur der allerwichtigsten Leistungen auf diesem Gebiet, würde jedenfalls der Mehrzahl einheimischer und fremder Besucher ganz neue Vorstellungskreise eröffnet haben und wäre um so willkommener gewesen, als gerade jetzt der junge deutsche Radirverein um seine Existenz zu kämpfen hat. Wie mancher Kunstliebhaber würde als Käufer gewonnen sein, wenn ihm an einem solchen Material einmal hätte gezeigt werden können, um was es sich handelt. Wichtiger vielleicht wäre in diesem Augenblick eine Uebersicht der englischen Leistungen für die junge Künstlerwelt geworden. Es ist bekannt, daß sich viele junge Künstler mit dem Problem der Radirung beschäftigen. Wie manche Anregung sowohl in Bezug auf die Technik als auf den Stoff hätten sie aus einer derartigen Ausstellung schöpfen können. — Auch daß die Aquarelle so sehr in den Hintergrund tritt, ist zu bedauern. Man würde aus den wenigen zum größeren Theil gar nicht hervorragenden Beispielen sicherlich nicht auf die Idee kommen, daß diese wesentlich englische Technik eine so durchgreifende Rolle gespielt hat.

Unter den Oelgemälden sind die verschiedensten Richtungen der englischen Kunst vertreten. Frische, ganz moderne Naturstudien stehen neben manierirten akademischen Arbeiten und noch manierirteren Leistungen der Präraffaeliten. Angenehm wird das deutsche Auge berührt durch die gänzliche Abwesenheit jenes schweren trüben „saucigen" Colorits, das so viele deutsche Bilder unerträglich macht, und für das vielleicht in letzter Linie Makart die Verantwortung zu tragen hat. Selbst Leighton, der außerordentlich starke deutsche Einflüsse erfahren hat, giebt die Gewohnheit auf, seine Bilder gleichsam durch ein rothes Glas zu beleuchten, sobald er als Bildnißmaler auftritt. Merkwürdiger Weise ist in der Farbengebung bei einigen der ausgestellten Aquarelle viel mehr Convention als bei den Oelbildern.

Bemerkenswerth ist die Vorliebe für Blau. Einzelne Bilder, wie Reid's „Großvater", sind geradezu auf diese Farbe gestimmt. Allerdings ist auch dieser Versuch noch weit entfernt von der absoluten Herrschaft und der Intensität des Blau auf den jüngsten Schöpfungen von Böcklin. Es wäre sehr lehrreich, einmal im Einzelnen die Farbenbewegung in der Kunst der letzten Jahrhunderte zu verfolgen. Zur Blüthezeit der holländischen Malerei im siebzehnten Jahrhundert wurde das Blau ganz zurückgedrängt, sogar das Meer kommt auf holländischen Bildern fast ausschließlich in grauer Tönung vor. Rembrandts Auge war auf Gelb und Roth gestimmt, Blau spielt in seinen Werken gar keine Rolle. Aber schon in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts tritt es kräftiger auf, im achtzehnten wird es noch theoretisch verdammt, aber zum Beweis der Möglichkeit des Gegentheils malt Gainsborough seinen Blue boy. Das große Minimum der Farbenempfindung am Anfang unseres Jahrhunderts wurde dem Blau nicht gefährlich; es ist heute die Lieblingsfarbe; ein ganz auf Blau gestimmtes Bild, das vor hundert Jahren noch als Experiment galt, fällt kaum noch auf.

Der Masse und Bedeutung nach steht unter den Gattungen das Bildniß obenan. Einen der größten populären Erfolge der ganzen Jubiläumsausstellung hat Hubert Herkomer mit seinem Bildniß von Miß Katharina Grant zu verzeichnen. In den Besuchsstunden wird der Platz vor dem Bilde nicht leer. Der Zauber liegt in der hohen, etwas herb jungfräulichen Schönheit des Originals, welche der Künstler mit dem

Digitized by Google

vornehmsten Gefühl für das Angemessene in der denkbar schlichtesten Einfachheit wiedergegeben hat. Die junge Dame sitzt bis fast zu den Füßen sichtbar in einem weißen, ärmellosen Kleide vor einem weißgrauen Hintergrund und blickt mit glänzenden, braunen Augen ruhig auf den Beschauer. Ihre Arme sind von faltenreichen hohen Handschuhen bedeckt, kein Schmuckstück, keine Halskette zieht das Auge von der Erscheinung der Persönlichkeit ab. Es giebt mehr als ein virtuoseres Portrait auf der Ausstellung, keins, das an Adel voranginge. Auf Gussow's Frauenbildniß, das vom ersten Tage an mit dem Herkomer in Parallele gesetzt wurde, weil es in der hellen Gestalt auf hellem Grunde ein ähnliches malerisches Problem sich gestellt hat, kommen wir noch zurück. Hier nur soviel, daß es trotz aller Künste der Technik, trotz der ebenfalls hervorragenden Schönheit des Originals kalt gelassen hat. Es hat in der Photographenstellung, in dem festgebannten Lächeln etwas Affectirtes, das noch durch den wilden Rococorahmen mit einer Art Absichtlichkeit gehoben wird. Dies ist nicht etwa der Ausdruck einer persönlichen Empfindung, sondern das allgemeine Urtheil. Es würde jedoch wohl nicht so scharf formulirt worden sein, wenn nicht der Gegensatz des Herkomer die schwachen Partieen bei Gussow so frappant ins Licht gerückt hätten. — Als malerisches Kraftstück steht ein männliches Bildniß von W. W. Ouleß noch über dem Herkomer. Es hängt leider ganz beiläufig in einer Ecke und wird deshalb leicht übersehen. Gesicht und Hände des leicht auf eine Stuhllehne sich stützenden vornehmen Mannes sind so meisterlich übergeordnet, daß sie in der Erinnerung alle übrigen Bestandtheile des Bildes verdrängen. Man weiß nicht viel über ihn bei uns in Deutschland. Er ist noch sehr jung — geb. 1848 — und hat durch die Bildnisse der bedeutendsten Persönlichkeiten schon glänzende Erfolge hinter sich. Noch nicht dreißigjährig wurde er 1877 Mitglied der Akademie. — Neben ihm steht William Blake Richmond, der auch Historienbilder ausgestellt hat. Er ist ein Sohn des berühmten Aquarellisten Richmond und hat den Namen von dessen Lehrer als Vornamen erhalten. Im Bildniß zeigt er sich überaus vielgestaltig und weiß sich in der Farbe und bis zu einem gewissen Grade in der Technik dem jedesmaligen Vorbilde anzupassen. Von frappanter Wirkung ist das Kniebild eines kränklich aussehenden Herrn in mittleren Jahren, der sich sitzend über die Stuhllehne zurückbeugt. Seine Historienbilder sind unter einander so verschieden wie die Portraits. Der Herkules welcher den Adler des Prometheus tödtet, erinnert in den beiden Aktfiguren an die Weise Leightons, des Künstlers Lehrer. An die Manier der Präraffaeliten, zu denen ja übrigens auch Leighton nahe Beziehungen hat, gemahnt die Darstellung des Sarpedon, der von Schlaf und Tod zu Grabe getragen wird. So sind wir nicht mehr gewohnt, fliegende und schwebende Gestalten zu sehen. Die harte strenge Zeichnung, das unmalerische der Farbengebung lassen an ein Relief denken. Die Portraits von Milleis sind schon länger bekannt, namentlich der berühmte Towerwächter und das mit Ausnahme des Kopfes schwächere Bildniß der Frau Bischoffsheim. Durch die Dargestellten interessiren die Bildnisse von Rudolf Lehmann — Robert Browning und John Pettin — Bret Harte —. Bei Lehmanns Robert Browning fällt es wieder einmal auf, wie derselbe Künstler als Colorist ein ganz andrer wird, wo er sich der Natur gegenüber findet. Sein Bild aus den pontinischen Sümpfen, das durch Vervielfältigungen sehr bekannt ist, athmet den Charakter einer verflossenen Periode.

Nächst dem Portrait steht die Landschaft in der englischen Kunst obenan. Beide sind ja für die moderne Zeit der Jungbrunnen geworden. Auf der Ausstellung spielt sie keine hervorragende Rolle. Eine sehr hervorragende Leistung ist Alfred Parsons „Das erlöschende Tageslicht", in leicht verständlicher Symbolik als Herbstlandschaft gefaßt. Einen so ausgezeichneten Vordergrund mit seinem dunklen Wasserlauf, über dessen Rand sich die herbstlich, fruchtbeladenen Stauden neigen: einen solchen leuchtenden Himmel haben wir lange nicht gesehen. — Von den beiden Landschaften von Adrian Stokes gefiel uns der lichte Sommermittag über einem einsamen trägen Flusse besonders gut. In das Landleben führen Briton Rivien — Schaafdiebe, ein phantastisches Hochlandsstückchen — und Otto Weber mit seinem Mittagessen im Freien. Halb Genre, halb Landschaft ist auch Waterlow's „Seevögel", Kinder am felsigen Meeresgestade.

Im eigentlichen Figurenbild gebührt John R. Reid mit seinem bereits erwähnten Genrebilde der Vortritt. Er hat in den Figuren eine Meisterschaft und Sicherheit der technischen Behandlung erwiesen, die nicht leicht zu überbieten sind. Dabei ist er kein bloßer Virtuose und weiß sowohl als Thema ein schlichtes aber fesselndes und ausbildungsfähiges Motiv zu finden als auch die Charaktere mit der größten Lebenswahrheit zu erfüllen. Bei den beiden Alten, die sich um das kleine Mädchen bemühen, ist dies nach guten Modellen nicht gerade erstaunlich; weit schwerer ist es gewiß, ein hübsches Mädchen von acht oder zehn Jahren hinzustellen, ohne in Banalität zu fallen. Was liegt in diesem kecken kleinen Köpfchen! Die Kinderwelt wallfahrtet förmlich zu diesem Bilde und kann sich über die Factur der Hände, der Gewänder und all der köstlichen Details nicht genug freuen. — In der Luftperspective ist es wohl nicht überall geglückt. — Zwischen Reid und Alma Tadema liegt eine weite Kluft. Dort modernes Leben in freier, großer Manier gegeben, hier Wiedererweckung längst vergangener Epochen in der glattesten Durchführung aller Einzelheiten. Alma Tadema ist kein Neuling bei uns. Dennoch hat sein Genrebild aus dem Hofe einer antiken Villa, das er bescheiden „Oleander" nennt, allgemein überrascht durch den Zauber intimen Lebens und durch die selbst für Tadema unvergleichliche Vollendung. Man wird es wohl bald überall in Reproductionen sehen und selbst dann noch die nachlässige Grazie des reizenden Mädchens, das sich auf dem Brunnenrand niedergelassen hat, die Pracht des Marmors und den stupende gezeichneten Oleander in seinem großen Kübel bewundern können. — Einen vorzüglichen Act stellt E. J. Poynter in seiner Diadumene aus, einem Mädchen im Bade. Das Brustbild seiner „Gefangenen" in reichem phantastischen Goldschmuck leidet an zu dunklen Schatten. Auf demselben antiquarischen Gebiet bewegt sich Albert Moore's „Laut lesend" (wohl besser Vorleserin), drei jugendliche Frauengestalten, von denen die eine auf einem Prunkbette liegt und ihren neben ihr sitzenden Genossinnen vorliest. Die Tracht hat etwas Undefinirbares, das auf der Grenze zwischen der Antike und dem Mittelalter liegt und hält sich in den dominirenden Tönen von Grau und rosenroth. In den Bewegungen, sowie im Ausdruck der Köpfe liegt große Anmuth. — Eine andere Zeit hat sich Boughton mit seinem Besuch Andrew Marvells bei Milton ausgesucht. Ein sehr freundliches aber etwas schablonenhaftes Bild. Von Philip H. Calderon ist eine hübsche Speisesaal-Decoration zu erwähnen, „Blumen und Früchte der Erde". — Interessant wegen seines Urhebers, des geistreichen Illustrators Woodville, ist ein Schlachtenbild mit der Darstellung des Herzogs von Connaught bei Tel-el-Kebir, aber auffallend hart und dunkel. — Sir Frederick Leighton stellt außer den oben erwähnten roth beleuchteten Akademien „Phryne" und „Cimon und Iphigenia" (aus dem Decamerone) noch die Kartons zu seinen bekannten Wandgemälden in South-Kensington aus.

Fast noch mehr als die Malerei hat die Skulptur überrascht. Sie offenbart durchweg dieselben Eigenschaften eines selbst bei akademischen Vorwürfen hingebenden Naturstudiums.

Edgar Boehm, der gefeierte Liebling der englischen Aristokratie, bietet eine ganze Reihe von Büsten und Statuen, darunter eine Terracottastudie nach der Natur zu einem Portrait der Königin und ein lebensgroßes Sitzbild von Thomas Carlyle. Unter den drei Bildwerken Alfred Gilberts ragt der Studienkopf eines Fischers von Capri durch seine großartige Kraft hervor. Es ist ein Bronzeguß mit unberührter Haut. Die Züge, die entfernt an die des Mannes mit den Nelken von van Eyck erinnern, tragen den Ausdruck einer vergangenen Zeit. So konnte etwa ein vornehmer Mann im funfzehnten Jahrhundert aussehen. Die beiden Statuetten Ikarus und Perseus sind im Motiv, in der Durchbildung und im Guß gleich ausgezeichnet. — Das jüngste Mitglied der berühmten Familie, Hamo Thornycroft, führt sich bei uns durch eine sehr charakteristische Statuette vom Lord Beaconsfield und den prächtigen, lebensgroßen Act eines Bogenspanners ein. Leighton beweist durch die lebensgroße Statue eines Gähnenden, der sich streckt, daß diejenigen, die in seinen Bildern sein Talent zum Bildhauer erkannt haben, sich nicht irrten.

Digitized by Google

Eine neue Operette und eine neue Oper.

Der Juli hat anderen Leuten Ferien gebracht, den Musikberichterstattern zwei Opernneuheiten in zwei aufeinander folgenden Abenden. Am ersten führte der Capellmeister vom Victoriatheater, Herr Raida, seine Operette „Capricciosa", Text von Treptow, am Wallnertheater vor, mit einer eigens für diesen Zweck angeworbenen „Ensemble-Gesellschaft" (die eigentlichen Mitglieder des Theaters sind meistens von Berlin abwesend, auf „Ferienreisen"); am zweiten Juli brachte das Krolltheater eine lyrische Oper von Heinrich Hofmann „Aennchen von Tharau", Text von Roderich Fels.

Ueber das erstgenannte „Werk" kann ich mich kurz fassen. Den Sinn der Handlung des Textes darzulegen, wäre eine Preisaufgabe, von deren Lösung ich abstehe; und das mir eben in die Feder geflossene Wort „abstehen" kann auf die Musik angewendet werden; sie ist recht abgestanden, und es erscheint ganz unbegreiflich, daß ein gewiegter und geschickter Capellmeister wie Herr Raida so — wie soll ich nur sagen? — so vielen fremden Motiven erlaubt hat, sich in seine Composition einzuschleichen. Man erträgt gewisse Suppé'sche, Geneé'sche und Strauß'sche melodische und harmonische Wendungen kaum mehr, wenn sie in den eigenen Werken der betreffenden Herren erscheinen, aber unter einem anderen Namen dürfen sie sich schon gar nicht mehr sehen oder vielmehr hören lassen. Wüßte ich nicht, daß Herr Raida zu manchen Schaustücken und Balleten hübsche Musik geschrieben und Talent gezeigt hat, der „Capricciosa" gegenüber wäre nur ein voll absprechendes Urtheil zu fällen.*) Hoffentlich wird er sich künftighin einer strengern Selbstkritik unterwerfen und jedesmal, wenn er eine Operettenarie componirt hat, die verschiedenen ähnlichen gangbaren anderer Componisten durchspielen, um phonographische Experimente zu vermeiden.

Da geht Herr Hofmann, der Componist von „Aennchen von Tharau", ganz anders zu Werke. Originalitätssucht kann ihm der grimmigste Feind nicht vorwerfen; dagegen werden auch die besten Freunde nicht bestreiten können, daß er manchmal Dinge sagt, die man schon anderswo gehört hat. Doch er bringt Alles recht zierlich und manierlich vor, er wahrt den musikalischen Anstand, er bewegt sich in den Grenzen der guten Gesellschaft; freilich fällt Einem unwillkürlich das böse Distichon Goethe's über den Begriff „Gute Gesellschaft" in den Venetianischen Epigrammen ein. Herr Hofmann hat sich in verschiedenartigen Formen versucht und immer großes Geschick gezeigt, er schreibt verständlich, angenehm, ohne in Trivialität zu verfallen. Einige seiner symphonischen Sätze und Lieder gewannen viele Freunde im Publikum; seine heroische Oper „Armin" wurde eine Zeit lang durch Niemann gehalten, ist aber jetzt vom Verzeichniß der Königlichen Oper verschwunden. „Aennchen von Tharau" kam vor einigen Jahren in einer von Offizierskreisen veranstalteten Wohlthätigkeitsvorstellung zur Aufführung; ich schätze diese kleine lyrische Oper höher als die eben genannte heroische; sie hat Fluß, frische und muntere Melodie. Das Textbuch, von dem verstorbenen Roderich Fels verfaßt, entbehrt zwar dramatischer Wirksamkeit, des emporsteigenden Aufbaues; auch sind die Charaktere matt und verschwommen gezeichnet mit Ausnahme der zwei lustigen Personen; aber es geht ein gemüthlicher Zug durch das Ganze, und Hörer, die nicht durchaus Aufregung suchen, können an mancher Scene Vergnügen finden. Die Hauptperson ist Simon Dach, der Königsberger Professor und Dichter des bekannten Liedes, dessen Titel auch die Oper trägt. Er ist nach Tharau gekommen, um den Grundstein einer neuen Schule zu legen; wohnt bei seinem Freunde dem Pastor Neander und verliebt sich in dessen Tochter. Der Vater fühlt sich hochgeehrt, daß solch ein bedeutender Mann sein Schwiegersohn werden will, übersieht den Unterschied der Jahre, auf den der brave Dach selbst mit Bedenken hinweist und sagt ihm die Hand des Mädchens zu. Diese selbst ist begeistert vom Gelehrten und Dichter und verwechselt Begeisterung der Phantasie mit Liebe. Das wird ihr erst klar, als der liebe Genosse ihrer Kindheit, Johannes, der auf der Universität studirt, plötzlich wieder vor sie tritt; nun merkt sie, daß ihr Herz diesem gehört. Der junge Mann benimmt sich ungebürlich gegen Simon Dach, seinen Professor, weil er glaubt, daß er Aennchen zur Heirath zwingen wolle; er weist dessen versöhnliche Anträge schroff zurück, wird von dem Erzürnten relegirt, geht unter die Soldaten. Dem braven Simon Dach geht nach und nach die richtige Erkenntniß auf, besonders nachdem Aennchens Freundin, die Wirthstochter Gretchen, ihm eine Predigt gehalten hat; und als Johannes verwundet aus der Schlacht kehrt, befreit er ihn, den Studenten, kraft seines Amtes als Universitätsrector vom Soldatenstand, und führt ihm Aennchen zu. Nicht die vier genannten Personen, Simon Dach, Aennchen, ihr Vater und der geliebte Johannes sind die wirksamen, sondern die beiden Zwischenfiguren, die oben genannte Wirthstochter, das lustige Gretchen, und der Kurfürstliche Werbeoffizier Jost, ein tüchtiger lustiger Geselle. Und diese Beiden hat der Componist auch am besten ausgestattet; sie singen immer frisch und munter, und das Orchester begleitet sie immer charakteristisch, und so oft sie erschienen freuten sich die Hörer und ließ fast die meisten ihrer Gesänge wiederholen. Daß Herr Hofmann dem Jost noch zwei Lieder aus Wolff's Singuf in den Mund legte, war ein ganz guter Gedanke, da deren Worte dem Charakter des Singenden ganz gut anpassen. Weniger in der musikalischen Zeichnung gelungen ist Aennchen und am wenigsten der liebende Theologe Johannes. Aber wie schon gesagt, die Anderen bringen einen frischen Zug in die Oper.

Die Aufführung war eine vortreffliche. Frl. Möllinger in der Titelrolle, Frl. Rödiger als Gretchen, die Herren Heine (Werbeoffizier), Fricke (Simon Dach), Schneider (Johannes) und Garetz (Neander) leisteten alle Ausgezeichnetes. Das Zusammenspiel war höchst lobenswerth. Die Oper fand eine glänzende Aufnahme. Alle Darsteller wurden oft gerufen, nach jedem Acte der Componist, auch der sehr verdiente Director Engel, der das Wagestück unternommen hatte, eine ganz neue Oper vorzuführen, und der Capellmeister H. Götze.

Heinrich Ehrlich.

*) Der geneigte Leser, der mein hier ausgesprochenes Urtheil viel schärfer findet, als das im „Berl. Tageblatt", erinnere sich an meine Darlegung des bedeutenden Unterschiedes zwischen einer Tageszeitung, auf deren Bericht viele Theaterbesucher schon am Tage nach der „première" warten und einer Wochenschrift, die 8—10 Tage später ihr Votum abgibt.

Notizen.

Unmusikalisch und Anderes von Alexander von Roberts. Dresden, 1876. — Der Verfasser ist ein Schöpfer der Novellette in Feuilletonform, welcher bei uns noch wenig gepflegten Gattung wir ja in unserem Blatt eine eigene Rubrik eröffnet haben. Wäre Roberts eine Franzose, so hätte er sich in Paris neben einem Guy de Maupassant längst einen berühmten Namen gemacht. Bei uns geht es langsamer, obwohl auch in dem vorliegenden Bändchen eine mit Recht preisgekrönte Novelle steht. „Unmusikalisch" ist in der That das Cabinetstück einer solchen Nippes-Novellette: ein seelischer Conflict, nicht zu sentimental, künstlerisch abgetönt, temperamentvoll erzählt und mit harmonischem Schluß. Aber auch die anderen Geschichten sind ansprechend und in ihrer Art vortrefflich, zumal die aus dem militärischen Leben geschöpften, das der Dichter als ehemaliger Offizier genau kennt. Dabei hat Roberts einen feinen Spürsinn für neue, interessante Probleme, und als echter Feuletonist bleibt er immer actuell und packend. Das Colonialfieber z. B. liefert ihm einen ergreifenden Conflict, der von weitem an die berühmte kleine Geschichte: Die Belagerung von Berlin von Alphonse Daudet erinnert, von dem Roberts überhaupt viel gelernt hat. Vor Gallicismen muß er sich noch besser in Acht nehmen. „Und zu denken, daß . . .!" ist bloß das Französische: „et dire que". Im Uebrigen empfindet und schreibt er jetzt aber viel mehr kerndeutsch, als in seinen ersten Schriften.

Digitized by Google

Meyer's Reisebücher. Schweiz, elfte Auflage. Deutsche Alpen, zwei Theile, zweite Auflage. Süddeutschland, vierte Auflage. (Leipzig, Bibliographisches Institut. 1886.) Vier elegante Bändchen in dem neuen, genau der Brusttasche angepaßten Format, die fast gleichzeitig in neuen Auflagen erschienen sind und allen Alpenreisenden willkommen sein werden. Sie ergänzen sich gegenseitig: „Süddeutschland" ist besonders für die große Menge der Rundreisebilletbesitzer berechnet, welche nebenbei die leichter zu erreichenden Aussichtswarten in Oberbayern, Nordtyrol, Salzburg-Berchtesgaden und dem Salzkammergut besuchen wollen; die „Deutschen Alpen" beschreiben die Hochtouren im westlichen Tyrol von der Schweizer Grenze bis zur Brennerbahn und in dem Alpenland von der Brennerbahn bis zur Linie Linz-Villach (ein dritter, dem östlichen Theil der Deutschen Alpen gewidmeter Band soll nächstes Jahr erscheinen); die „Schweiz" bringt alle großen Routen und die Mittelpunkte des Touristenverkehrs in dem Hauptalpenland, das nach unserem Gefühl beständig den Preis behalten wird, nebst den aus dem westlichen Tyrol zuführenden Straßen, einschließlich der Arlbergbahn, und trägt dem Geschmack des Publikums an Hochtouren und Gletscherfahrten mehr als bisher Rechnung. Rühmend ist namentlich bei den „Deutschen Alpen" die Berücksichtigung der Natur und der Geschichte des Landes und der in jenen Gebirgsgegenden heimischen Menschenkultur hervorzuheben, die in ihrer Ursprünglichkeit soviel Anziehendes besitzt, Dinge, die in anderen Reisebüchern fast gar keine Beachtung gefunden haben. Dabei vervollkommnen sich die Meyer'schen Reisebücher auch in kleinen unscheinbaren Dingen, wir rechnen dazu das Weglassen der auszeichnenden Sterne bei den Gasthöfen, die etwas Schulmäßiges, Censurartiges haben und bei ihrer Massenhaftigkeit ihren Zweck gänzlich verfehlen. Wo ein Gasthof zu loben oder zu charakterisiren war, ist das wörtlich geschehen. Wir kennen die meisten der beschriebenen Routen aus eigener Anschauung und können die vorstehenden Reisebücher mit voller Ueberzeugung empfehlen: sie gehören auf ihren Gebieten zu den besten, brauchbarsten und zuverlässigsten und dabei zu den billigsten, die es giebt.

Rudolf Kleinpaul.

Adolph Menzel's Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen. In Holz geschnitten von O. u. A. Vogel, Unzelmann und H. Müller. 200 Blätter in Tondruck. 2 Bde. (Berlin, R. Wagner.) — Es war ein überaus glücklicher Gedanke der Verlagshandlung, zu der bevorstehenden hundertjährigen Gedächtnißfeier Friedrichs das dem großen König gewidmete Holzschnittwerk in einer billigeren Ausgabe neu zu veröffentlichen. Die theure Liebhaberausgabe von 1872 ist trotz ihres hohen Preises längst vergriffen, und die von König Friedrich Wilhelm IV. (1843—1849) veranstaltete Prachtausgabe der Oeuvres de Fréderic le Grand in 30 Bänden, wozu Menzel seine köstlichen Vignetten auf dem Holzpflock zeichnete, kam überhaupt nicht in den Buchhandel und wurde nur in wenigen Exemplaren gedruckt, um als fürstliche Geschenke verwendet zu werden. Wir begrüßen deshalb diese neue Publication der genialen Illustrationen mit wahrhafter Genugthuung. Dadurch, daß die Bilder abermals aus dem Zusammenhang mit dem Texte, für den sie geschaffen, losgelöst sind, haben sie nichts von ihrer unbeschreiblichen Schönheit, ihrer geistvollen Grazie eingebüßt, und für das Verständniß sorgten hinreichend die knappen Erläuterungen, die Pietsch ihnen voranschickt. Diese Abdrücke, zu denen die im Berliner Museum aufbewahrten Originalholzstöcke benutzt wurden, sind scharf, markig und fein wie die ersten Abzüge, und auch ihnen wird der gefeierte Meister das Zeugniß nicht versagen, daß sie das Höchste im Facsimileschnitt leisten. Diese 200 Bilder sind in der That das Beste, was der große Illustrator geschaffen. Sie geben von dem ganzen politischen, literarischen, philosophischen und künstlerischen Leben des vorigen Jahrhunderts ein naturtreues, genial hingeworfenes Abbild, das den Urheber als ebenbürtigen Meister neben die großen Illustratoren jener Zeit, einen Boucher, Greuze, Chodowiecki stellt. Aber Menzel übertrifft sie alle in der geistvollen Erfassung der geschilderten Periode und ihres größten Vertreters. Es steckt viel scharfer, prickelnder, veredelter Berliner Witz darin, und der deutsche Humor feiert hier einen wahren Triumph. Wie geistreich spottet der Maler nicht über die vorgeschriebenen zwölf Centimeter, in welche er seine Illustrationen einzwängen mußte! Wie großartig sind seine feinen Interpretationen des königlichen Textes! Völlig congenial stellt sich da der Maler neben den Philosophen von Sanssouci, dessen Ideen er bald scherzhaft wiederspiegelt, bald intuitiv erräth und in schöpferischer Darstellung ausführt! Oft bietet er bloße Variationen über die Themata des Königs; manchmal giebt ihm ein Wort den künstlerisch weitergesponnenen Gedanken, jetzt erfindet er eine erhabene Allegorie, dann wirft er die charakteristische Copie des Porträts eines etwa flüchtig Genannten hin, und mehr als einmal gestattet er sich kühn, seine Meinung neben die des Monarchen zu setzen und ihn zu ironisiren und sogar zu verbessern. Ein grotesker Humor strahlt aus den sechs Bildern zu Friedrichs komischem Epos vom preußischen Palladium. Tief ist z. B. die frei erfundene Allegorie des deutschen Saturn, der seine Kinder verschlingt, und doch wieder voll Leben, nichts Schemenhaftes, Conventionelles. Eine feine Correctur findet sich zu einer Ode, worin Friedrich die englischen Gelehrten pries: Menzel zeichnet da wohl auch die Charakterköpfe von Locke und Newton, aber daneben stellt er Keppler und Copernicus. Konnte die Pompadour besser geschildert werden, als umgeben von dem prachtvollen Rococorahmen mit nackten Weibern und an den Hirschpark erinnernden Geweihen? oder die Verweichlichung der Zeit in der Eröffnung des Hünengrabes, dessen ungefüge Riesenwaffen mit den umstehenden Damen in Schäferinnentracht satirisch contrastiren? Aber Menzel ist nicht immer nur weltüberlegener Humorist. Wenn es sein muß, geht seine Kunst ganz und voll, ernst und streng in den Daseinsformen jener Epoche auf, und dann zaubert er nicht mehr gedankenschwere Allegorien, sondern wahrhafte Historienbilder in Miniaturformat hervor, die an Lebendigkeit und Wahrheit unvergleichlich sind. Vignetten wie Sophie Charlotte mit Leibnitz im Charlottenburger Schloßpark spazierend und nach dem Pourquoi du pourquoi fragend, oder Friedrich am Wachtfeuer im siebenjährigen Kriege oder die Ode an seinen Bruder Heinrich bei nächtlicher Lampe dichtend, indeß der Wachtposten, im Mantel gehüllt, ein Bild der Prosa und des kriegerischen Elends, auf und ab geht. Alles ist groß und frei und aus einem Gusse. Wir empfehlen diese herrliche Ausgabe unseren Lesern auf's Wärmste. Vielleicht entschließt sich die Verlagsbuchhandlung später einmal eine wirklich populäre Ausgabe zu veranstalten, für die freilich die bisherige aphoristische Texterklärung kaum zweckentsprechend wäre, denn das Volk will nicht bloß schauen und genießen, sondern auch lernen. Dann ließe sich vielleicht, wie Grunow in Leipzig dies jüngst mit seiner Anthologie versuchte, eine kleine Auswahl aus Friedrich's Werken in guter Verdeutschung treffen und Menzel's Illustrationen dem Text einverleiben; erst so würden der alte Fritz und sein Zeichner wirklich in die Bücherei jedes deutschen Hauses dringen können.

Strandgut. Vier Novellen von Bernhard Wagener. (Berlin, Richard Wilhelmi.) — Wenn die vorliegende Sammlung überhaupt ein literarisches Debut bildet, so kann man freudig ein liebenswürdiges, neues Talent auf dem literarischen Markte willkommen heißen. Die vier Novellen, welche der Band enthält, sind durchweg frisch empfunden und angelegt und höchst sauber und sorgfältig durchgeführt. Besonders die erste: „Peter Jürgens", ist ein treffliches kleines Genrebild. Ein junger Fischer, den die Einsamkeit und die Erhabenheit des Meeres das Schweigen gelehrt, der aber ein Herz von Gold unter seiner rauhen Außenseite verbirgt, hat ein junges Weib, das ihm untreu wird und mit einem Abenteurer in die Welt geht. Nach Jahren kommt sie wieder, elend und enttäuscht, und wird von ihrem stillen Manne wieder aufgenommen. Das erneute Zusammenleben der Beiden ist wunderbar zart und innig geschildert, und dem Schlusse, wenn er auch tragisch ist, mangelt nicht die Weihe der dichterischen Versöhnung. Ganz anders im Tone ist die dritte Novelle „Heimliches Gewerbe", welche in humoristischer Weise die Leiden einer Landratte behandelt, die wider Willen in ein gefährliches Schmuggler-abenteuer verwickelt ist. Auch die beiden anderen Novellen: „Drei Briefe" und „Zwischen zwei Herzen" sind gelungen in ihrer Art, und besonders schön ist in der ersten derselben die Schilderung einer stürmischen, Schiffe und Menschen vernichtenden Nacht. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien:

Blutjung
und andere Erzählungen
von
E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. brochirt. Preis M. 3.

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen
Roman
von
Björnstjerne Björnson.
Deutsch von Wilhelm Lange.

1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis M. 4.

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben*; die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Bei S. Hirzel in Leipzig sind soeben erschienen:

Kleine Schriften
von
GEORG CURTIUS.
Herausgegeben
von
E. WINDISCH.
Erster Theil:
Ausgewählte Reden und Vorträge.
Mit einem Vorwort
von
Ernst Curtius
und einem Bildnisse.

gr. 8. Preis geheftet: ℳ 3. —

Die in dieser ersten Abtheilung vereinigten Reden und Vorträge von Georg Curtius sind nicht vor näheren Fachgenossen, sondern vor weiteren Kreisen von Gelehrten und Gebildeten gehalten worden. Für solche und für die persönlichen Freunde ist diese Sammlung zunächst bestimmt. Während sich so dieselbe an ein grösseres Publikum wendet, sollder zweiteTheil, welcher in kurzem nachfolgen wird, eine Auswahl der wissenschaftlichen Abhandlungen enthalten. Beide Theile sind einzeln verkäuflich.

Die Waldenser
und die
Deutschen Bibelübersetzungen.
Nebst Beiträgen zur
Geschichte der Reformation
von
Dr. Ludwig Keller,
Kgl. Staatsarchivar.

gr. 8. Preis geheftet: ℳ 2.80.

Die Technik des Dramas
von
Gustav Freitag.
Fünfte, verbesserte Auflage.

gr. 8. Preis geheftet: ℳ 5.—
Elegant gebunden: ℳ 6.50.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Deutscher Pitaval.
Vierteljahrsschrift für merkwürdige Strafrechtsfälle des In- und Auslandes.
Herausgegeben von **Hans Blum.**
Erster Jahrgang. Zweites Heft.

Inhalt: Raubmord im Armenhause. — Die Verbrechen der Anarchisten in Deutschland in den Jahren 1880—1885. II.

8. geh. Ladenpreis 3 Mark.

Diese Zeitschrift verfolgt den Zweck, die interessantesten Strafrechtsfälle zu sammeln und in actentreuer, sowohl den Fachleuten, als auch dem gebildeten Lesepublikum verständlicher Darstellung vorzutragen. Die zur Aufnahme gelangenden Rechtsfälle, welche sämmtlich in objectivster Form gehalten sein werden, sind hauptsächlich der Gegenwart entnommen; es werden jedoch auch Fälle aus älterer Zeit Aufnahme finden, insofern dieselben kulturhistorisch besonders interessant und lehrreich sind.

Bücher-Liebhaber.
Cataloge über neue u. alte Bücher (1870—86)
zu Gelegenheitspreisen
alle Wissensch. u. Sprachen sendet grat. frco.
H. Barsdorf, Leipzig, Neumarkt.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Bei einer weitverbreiteten Zeitschrift wird ein
Theilhaber und Redacteur
mit einer Baareinlage von 20,000 Mark gesucht. Man gibt den Vorzug einem jungen Manne von academischer Bildung, der sich als 2. Redacteur journalistische Routine und als Mitarbeiter schnell eine literarische Stellung erwerben könnte. Gefl. Anerbietungen unter **F. 32** vermittelt die Druckerei von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist erschienen:

Die Geschichte der ersten Sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland
mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien.
Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der sozialen Frage
von
Dr. Georg Adler.

Gr. 8. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Hannover-Altenbeker Eisenbahn.
Saison 15. Mai bis 30. Sept.

Bad Pyrmont.

Pferdebahn zum Salzbade u. Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt
Fürstl. Brunnen-Direction.

Bester Unterhaltungsstoff für Bad- und Sommeraufenthalt.

Rud. Baumbach's Dichtungen.

Zlatorog. 16. Taus. ℳ 2.—
Lieder eines fahr. Gesellen. 13. Taus. ℳ 3.20.
Lieder von der Landstrasse. 6. Taus. ℳ 2.—
Der Pathe des Todes. 6. Taus. ℳ 2.—
Sommermärchen. 11. Taus. ℳ 3.—
Frau Holde. 13. Taus. ℳ 2.—
Spielmannslieder. 9. Taus. ℳ 2.—
Mein Frühjahr. 6. Taus. ℳ 2.80.
Abenteuer und Schwänke. 16. Taus. ℳ 2.80.
Erzählungen und Märchen. 6. Taus. ℳ 2.—
In Leinewand mit Goldschnitt gebunden je 75 ₰ mehr.

Liebesmärchen von Emil Ertl
mit 7 Photogravuren und 22 Heliotypien ℳ 4.— brosch., ℳ 5.— gebd.

Der ewige Jude, dramat. Gedicht von M. Haushofer.
ℳ 6.— brosch.

Werner von Kuonefalk.
Erzählende Dichtung von **M. Martersteig.** ℳ 3.— brosch., ℳ 4.— gebd.

Heinr. Seidel's Novellen.

Aus der Heimath. ℳ 3.—
Vorstadtgeschichten. ℳ 3.—
Jorinde und andere Geschichten. ℳ 3.—
Idyllen und Scherze. Gedichte. ℳ 2.50.

Illustrirtes Verlagsverzeichniss neuer deutscher Poesien auf Verlangen franco. Bei Einsendung des Betrags Zusendung postfrei.

A. G. Liebeskind, Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 17. Juli 1886. Band XXX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ein schweizer Staatsmann in Berlin. Von Gustav van Muyden. — Die Nervosität — eine Modekrankheit. Von Dr. med. Simon Scherbel. — **Literatur und Kunst:** Ein russischer Komödiendichter. Von Erwin Bauer. — Die verketzerte Antike. Von C. W. Th. Fischer. — Björnson's erster Roman. Von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Annicke. Von A. Weber. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die religiöse und historische Malerei Deutschlands auf der Kunstausstellung. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

Ein schweizer Staatsmann in Berlin.

Von Gustav van Muyden.

Zu den eigenthümlichsten Erscheinungen auf dem Gebiete des Staatswesens gehören die sogenannten Landgemeinde-Cantone der Schweiz, jene Cantone, in welchen das Volk die gesetzgebende Gewalt nicht etwa nachträglich durch das Referendum, sondern direct ausübt, in welchen eine eigentliche Volksvertretung zu den unbekannten Dingen gehört. Zwei bis drei Mal im Jahre verfaßt der Landammann oder oberster Beamter des Ländchens eine die Gesetzentwürfe nebst Begründung enthaltende Schrift, die jedem stimmfähigen Bürger ins Haus geschickt wird, worauf besagte Bürger sich an dem zugleich festgesetzten Tage, früher sogar mit alterthümlichen Säbeln und ziemlich harmlosen Gewehren bewaffnet, nach dem Landeshauptort begeben. Hier treten sie in einen „Zaun", um welchen sich die Weiber — diese sind inconsequenter Weise nicht stimmfähig — und die Jugend malerisch gruppiren. Vielfach wird jedoch auch die letztere in den „Zaun" gelassen, damit sie sich frühzeitig an die Behandlung der Staatsangelegenheiten und an die parlamentarischen Formen gewöhne. Alsdann betritt der Landammann, gestützt auf ein mächtiges mittelalterliches Schwert und entblößten Hauptes, die „Bühne" und es beginnen die Verhandlungen. Es werden die Landesbeamten neugewählt oder bestätigt und die Gesetzentwürfe angenommen oder verworfen, worauf die Bürger im stolzen Bewußtsein der erfüllten Staatspflicht ihren Sennhütten wieder zueilen.

Nach den Erfahrungen mit der vollen Volkssouveränetät in anderen Ländern sollte man meinen, die Landgemeinden in den Urcantonen der Schweiz würden im höchsten Grade radical angehaucht sein. Gerade das Gegentheil ist aber der Fall. Der Landammann hat sich vor kühnen Neuerungen ängstlich zu hüten, will er sich nicht einer eclatanten Niederlage aussetzen, und während die Repräsentativ-Republiken in der Regel das wenig erbauliche Schauspiel einer ewigen Aemterjagd, eines fortwährenden Wechsels der leitenden Persönlichkeiten bieten, sind in den Landgemeinde-Cantonen die Aemter nahezu erblich. Namentlich gilt dies von der Landammannswürde, und wenn das Amt einmal an eine andere Familie übergeht, so liegt es meist an äußeren Umständen, wie Mangel an männlicher Nachkommenschaft. Ist der herrschende höchste Würdenträger mit einem Sohne gesegnet, so läßt er seinen Sprößling gleich „Landammann studiren", das heißt sich durch langjährigen Aufenthalt an verschiedenen Universitäten und praktische Unterweisung in den Staatsgeschäften die mannigfachen Kenntnisse aneignen, die zur gerechten Führung des Amtes erforderlich sind. Und dies Amt, welches überdies eine nur kärgliche Besoldung einträgt, ist wahrlich keine Sinecure. Der Landamman hat die in der Regel mehrere Tausend Mann starke Landsgemeinde zu leiten; er ist ferner geborener Präsident der, im Canton Glarus, aus neun Mitgliedern bestehenden Stände-Commission, der vierzig Honoratioren, die den Rath bilden, und schließlich des aus 117 Abgeordneten bestehenden dreifachen Landraths, welcher die der Landsgemeinde zu unterbreitenden Vorlagen prüft. Die Ausarbeitung dieser Vorlagen selbst fällt dem Landammann zur Last.

Damit nicht genug, ist der Landammann Aller Rathgeber und Anwalt. Jeder wendet sich an ihn in schwierigen Fällen. Bald zieht man ihn wegen eines Prozesses zu Rathe, bald holt man seine Ansicht über ein Testament oder eine Erbschaftstheilung, bald über die Wahl eines Berufes ein. Sein Haus wird nie leer, und sein Briefwechsel gehört zu den umfangreichsten. Mancher Landammann spielt überdies die Rolle, die sonst dem Pfarrer zukommt. Er richtet Ermahnungen an die Leute, die vom Pfade der Tugend abweichen, tröstet die Wittwen und Waisen, versorgt die Unmündigen. Kurz, er ist im eigentlichsten Sinne des Wortes der Landesvater.

Als der Typus des gerechten und vollkommenen Landammanns darf Joachim Heer angesehen werden. 1825 in Glarus geboren, gehörte er einem Geschlechte an, welches seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts gewissermaßen das Vorrecht der Landammanns-Würde besaß. Sowohl Cosmos Heer, sein Großvater, wie Nikolaus, sein Onkel, und Cosmus, sein Vater, bekleideten das dornenvolle Amt längere Zeit, während sein Großvater unter der Helvetischen Republik Präfect des Cantons Linth gewesen war. Joachim Heer studirte in Zürich, Heidelberg und Berlin, wo er die Vorlesungen von Puchta, Homeyer, Gneist und Trendelenburg fleißig besuchte. In Heidelberg promovirte er summa cum laude. Kaum war er in die Heimath zurückgekehrt, so regnete es förmlich Aemter auf sein junges Haupt. Zehn Jahre darauf, kaum 32 Jahr alt, war er bereits von der Landsgemeinde einstimmig zum Landamman auserkoren, welches Amt er bis 1876 bekleidete. Nebenbei war er Vertreter seines Ländchens im Nationalrath, dem er wiederholt präsidirte. Was uns veranlaßt, dem Andenken des hochverdienten Mannes einige Zeilen zu widmen, ist hauptsächlich sein wiederholter Aufenthalt in Deutschland als außerordentlicher Gesandter der Schweizerischen Eidgenossenschaft, sowie die in Deutschland so gut wie unbekannten,

Digitized by Google

höchst charakteristischen Briefe, welche er aus Berlin und München an seine in der Heimath zurückgebliebenen Angehörigen richtete.*)

Im Jahre 1867 hegte der schweizer Bundesrath den Wunsch, mit dem soeben erstandenen Norddeutschen Bunde einen Handelsvertrag abzuschließen, und er richtete, zur Führung der Unterhandlungen, sein Augenmerk auf Heer, welcher als Leiter eines sehr gewerblichen Cantons mit den Bedürfnissen der schweizerischen Industrie wohl vertraut war. Heer nahm den Auftrag nur zögernd und in der Voraussetzung an, daß sein Aufenthalt im Auslande bloß von kurzer Dauer sein würde, weshalb er dem Amt als Landammann nicht entsagte. In Deutschland verweilte er einmal von Mai bis Juli 1867, das zweite Mal von März bis Mai 1868. Da er nicht bloß beim König von Preußen, sondern auch bei den süddeutschen Staaten accreditirt war, so hielt er sich wiederholt nicht bloß in Berlin, sondern auch in München, Stuttgart und Karlsruhe auf, wobei er keine Gelegenheit versäumte, die Kunstsammlungen und namentlich die Krankenhäuser und Gefängnisse zu besuchen.

Aus den zahlreichen Briefen, die er an seine Frau und an seine Schwester richtete, wollen wir zunächst das Schreiben vom 21. Mai 1867, in welchem er seinen ersten Empfang beim Bundeskanzler schildert, hervorheben:

„Am Freitag hatte ich eine erste Audienz beim Grafen Bismarck, die mich in hohem Maße befriedigte. Der Mann macht wirklich einen imponirenden Eindruck, wozu schon seine äußere Erscheinung — er ist von eigentlich athletischer Gestalt — viel beiträgt. Im Gespräch war er äußerst lebhaft und liebenswürdig, ohne alle Beamtensteifheit oder junkerlichen Hochmuth; einfach, fast möchte ich sagen bescheiden, legte er die Gesichtspunkte dar, welche für die preußische Regierung in der Luxemburgfrage maßgebend gewesen seien. Preußen, sagt er, suche gewiß keinen Krieg; es gehe ihm freilich auch nicht aus dem Wege, wenn man ihn andererseits haben wolle; aber ihm persönlich käme es schwer an, jetzt schon wieder Krieg zu führen: es sei doch eben keine Kleinigkeit, etwa 30 000 „brave Jungens" todt oder zu Krüppeln schießen zu lassen. Gegenüber der Schweiz sprach er sich aufs Wohlwollendste aus und versicherte, Preußen werde nie etwas Anderes von ihr verlangen, als ehrliche Neutralität und im Frieden gute Nachbarschaft, die auch Preußen zu halten wissen werde."

Nicht minder interessant ist ein Schreiben vom 15. Juni, in welcher er über das Verhalten der Fortschrittspartei des preußischen Landtages bei der Debatte und der Abstimmung über die Verfassung des Norddeutschen Bundes scharf zu Gericht sitzt:

„Wider meine Erwartung entspann sich darüber eine Discussion; die radicalen Doctrinäre konnten es nicht über sich bringen zu schweigen, sie mußten noch einmal ihren Widerspruch einlegen gegen dieses Werk, das sicherlich nicht ohne Mängel ist, das aber doch zur wirklichen Einigung, wenn nicht von ganz Deutschland, doch von einem sehr großen Theile von Deutschland, unendlich mehr gethan hat und thun wird, als diese Leute im Jahre 1848, als sie einmal die Gewalt in Händen hatten, zu thun verstanden. Ein geschlossenes Gebiet von 30 Millionen Seelen wird hier zu einem Bundesstaat zusammengesetzt, innerhalb dessen allerdings den einzelnen Staaten noch ein gewisses — wohlthätiges — Maß freier Bewegung und Autonomie bleibt, wo aber in allen wesentlichen Beziehungen die Gesammtheit geeinigt ist, sowohl für Begründung einer achtunggebietenden Macht nach Außen, als zur Begründung gemeinsamer Wohlfahrt nach Innen: Begründung eines gemeinsamen norddeutschen Staatsbürgerrechtes, Gewerbefreiheit, absolute Freizügigkeit, Centralisation des Zoll- und Handelswesens, von Maßen, Gewichten und Münzen, von Post- und Telegraphenwesen, gemeinschaftliche Gesetzgebung über Bank- und Eisenbahnwesen, über Schifffahrtszölle, über Obligation-, Handels- und Wechselrecht, über Strafrecht, gerichtliches Verfahren u. s. f. — Das sind doch, meines Erachtens, Fortschritte, die gegenüber den früheren Zuständen etwas bedeuten, und wohlbemerkt, überall darf man annehmen, daß die Centralisation eine freisinnige Wendung bringen und dazu beitragen wird, den Zopf, der namentlich in den verschiedenen Zweigen des Verkehrswesens in den kleinsten Staaten noch am üppigsten wucherte, gründlich und rasch wegzuschneiden. Aber für diese colossalen, im Interesse der Volkswohlfahrt gar nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheile haben diese radicalen Pedanten kein Wort der Anerkennung; einmal haben nicht sie es gemacht (sondern nach Kräften verhindert) und also kann es so schon nichts taugen; dann aber sind auch einige Punkte nicht kunstgerecht geregelt; so namentlich fehlt in der Verfassung die Ministerverantwortlichkeit. Auf diesem Steckenpferdchen tummelten sich namentlich die Herren Waldeck und Virchow, der letztere in einer endlos langen avocasserie . . . Geredet wurde übrigens formell sehr gut und überhaupt machte das Haus einen vortrefflichen, ich möchte sagen, vornehm gebildeten Eindruck."

So urtheilt der oberste Beamte eines extrem demokratischen Staatswesens, den sicherlich Niemand „reactionärer" Neigungen beschuldigen wird, über das Verhalten der damaligen Fortschrittspartei.

Bald darauf unternahm Heer zur Ueberreichung seiner Creditive eine Rundreise nach München, Stuttgart und Karlsruhe. Aus dessen Aufzeichnungen über diese Fahrt wollen wir, schon wegen der Hervorhebung des scharfen Contrastes zwischen dem preußischen und bayerischen Hofe, den Bericht über dessen Empfang beim damals noch nicht unnahbaren König Ludwig II. mittheilen.

„Was mich frappirte, das war das große und feierliche Ceremoniell, mit dem ich empfangen und zurückgeleitet wurde. Schon am Fuße der unteren Treppe erschien ein Patron in Kniehosen und schwarzen Strümpfen; ob es ein Kammerherr oder ein Kammerdiener war, weiß ich nicht; oben an der Treppe kamen zwei andere mit reicher Uniform und einer Masse von Orden, also jedenfalls sehr verdienstvolle Männer: beim Eingang des ersten Vorsaales standen wieder ein paar neue, und als ich endlich im zweiten Vorsaal Anker warf, war die Gesellschaft sicher auf ein Dutzend angewachsen. Der Ceremonienmeister Baron von Moy, stellte mir die Edlen vor; aber ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß ich keinen der Namen behalten habe. Nach etwa fünf Minuten Wartens, während denen ich mich mit den Herren, insbesondere mit Baron von Moy recht gut unterhalten hatte, gingen die Flügelthüren auf und ich trat in einen weiten, hohen Saal, in dem sich meines Erinnerns kein Möbel, außer einem vergoldeten Thronsessel, und Niemand außer dem jungen König befand, mit dem ich auch allein gelassen wurde, damit Niemand in Versuchung komme, die tiefen Staatsgeheimnisse auszuplaudern, die wir nun miteinander verhandeln sollten. Dann ging die Heimbegleitung Seitens der Suite an und dieselbe verringerte sich bis an die Hausthüre nach und nach in der Weise, daß zuletzt wieder nur der in den schwarzen Strümpfen übrig blieb. Auf einem Vestibüle am Fuße der oberen Treppe war auch ein Detachement der Leibgarden aufgestellt, das beim Auf- und Abmarsch militärische Honneurs machte. Mir machte dieser große Prunk und Pomp einen ganz eigenthümlichen Eindruck, namentlich im Vergleich mit der fast bürgerlichen Einfachheit, womit solche Dinge in Berlin abgemacht werden. Da stellt sich schon die Wohnung des Königs mehr wie das Haus eines reichen Privatmannes, als wie ein Palast dar; man wartet im ersten Vorzimmer nach dem Corridor und tritt dann in einen einfachen Salon von sehr mäßigen Dimensionen, in dem von einem Thron keine Spur zu finden; der König kommt einfach aus seinem jenseits liegenden Cabinet hervor; von militärischer Pompentfaltung ist keine Rede."

Heer suchte, wie oben erwähnt, bald darauf die Heimath wieder auf, kehrte aber im Frühjahr 1868 zu den Verhandlungen über den Handels- und Postvertrag nach Berlin zurück. Die Verhandlungen über den letzteren Vertrag nahmen bald einen guten Fortgang, während der Abschluß des Handelsvertrages auf allerlei Hindernisse stieß. Erst am 10. Mai konnte Heer die Heimreise antreten, und zwar ohne sein Hauptgeschäft zu einem gedeihlichen Ende gebracht zu haben. Erst Heer's Nachfolger, dem jetzigen Bundesrath Hammer, gelang 1869 das große Werk des Abschlusses eines Zoll- und Handelsvertrages zwischen dem Deutschen Reiche und der Schweiz. Es sei uns gestattet, zum Schluß einen Theil des sehr interessanten Briefes Heer's an seine Gemahlin über seine Abschiedsaudienz beim König Wilhelm herzusetzen:

*) Wir entnehmen unsere Angaben und den Wortlaut der Briefe einer in der Bibliothèque universelle soeben erschienenen Arbeit des Bundesraths Droz, sowie dem Werkchen: Landammann und Bundespräsident. Dr. G. Heer. Von Gottfried Heer. Zürich 1885.

Digitized by Google

„Graf Bismarck und Herr von Röder empfingen mich im Palais, und nach kurzem Warten wurde ich zum Könige gerufen, wo ich mein großes Schreiben abgab. Nachdem wir uns dann einige Zeit noch unterhalten hatten, ging es ins obere Stockwerk, wo in den Zimmern der Königin die geladenen Gäste sich sammelten. Dann formirte man den Cercle, die Herrschaften erschienen, machten die Runde, unterhielten sich mit Diesem und Jenem, und endlich hieß es, der Tisch sei gedeckt. Die Zahl der Tafelgenossen mag etwa an 30 gewesen sein: darunter Bismarck, Prinz August von Württemberg, ein Fürst Solm, verschiedene preußische und württembergische Officiere (unter Letzteren ein Graf Zeppelin, der mich in Friedrichshafen bei Tische gesehen hatte und mich nun freundlichst begrüßte), der Bankier Rothschild und der unwürdige Schreiber dieser Zeilen, der zugleich der einzige Mensch ohne Uniform und Orden im Zimmer war. Mein unmittelbarer Nachbar zur Rechten war der Präsident der preußischen Seehandlung, Herr von Camphausen, ein Bruder des Ministers von 1848. Ich saß gegenüber den Majestäten und unterhielt mich über Tische lange und häufig mit ihnen: der Ton an der Tafel war ein durchaus ungezwungener und sogar heiterer, das Essen gut und die Weine vorzüglich. Nachher fand man sich noch im Salon beim Café beisammen, und hier hatte ich noch eine lange Conversation zuerst mit dem König, dann mit der Königin, welche Letztere mir (ich scherze nicht) einen Besuch in Aussicht stellte, wenn sie je noch einmal in die Schweiz komme: „aber in vollem Ernste, ich klopfe bei Ihnen an". Ich erwiderte, daß meine liebe Frau natürlich die Freude an einem solchen Besuche haben werde und daß ich mit Bestimmtheit darauf rechne, sie werde bei mir Quartier nehmen. Du kannst jetzt also das Quastenzimmer in Ordnung halten oder nicht: Du wirst die Folgen davon zu tragen haben, wenn eines Abends die Königin von Preußen angefahren kommt und es oben nicht ordentlich aussieht . . . Der König gefiel mir wieder recht gut: er ist ein ungemein freundlicher und gesprächiger alter Herr und trotz seiner 71 Jahre noch so rüstig wie ein Fünfziger. Ich fragte ihn, ob er sich an die Katastrophe von 1806 noch erinnere, was er bejahte: er sei damals ein zehnjähriger Knabe gewesen, aber es sei, wie wenn es gestern gewesen wäre, wie die ersten (irrthümlich siegreichen) Nachrichten von der Schlacht bei Jena eintrafen, und wie dann die Hiobspost nachgehinkt kam. Ganz deutlich stehe ihm auch die Fluchtreise nach Königsberg vor der Seele und der traurige Aufenthalt des Hofes in dieser Stadt. „Sie können sich denken, was ich empfand, als ich 1861 zum ersten Male, bei der Krönung, im Königsberger Schlosse wohnte und mich der détresse erinnerte, in der meine guten Eltern damals hier gelebt hatten". Mich freute an dem alten martialischen Herrn dies „menschliche Rühren". Um sieben Uhr war die Sache zu Ende: König und Königin drückten mir aufs Liebenswürdigste die Hand zum Abschiede — und ein Act meines Lebensdramas hatte ausgespielt!"

In die Heimath zurückgekehrt, vertauschte Heer einige Jahre darauf die Würde eines Landammanns mit der höheren eines Mitgliedes des Bundesrathes und erklomm schließlich die höchste Stufe der Beamtenlaufbahn in seiner Heimath, indem er von der Bundesversammlung zum Bundespräsidenten gewählt wurde. Die aufreibende Thätigkeit, welche das Amt als Leiter der Eidgenossenschaft im Gefolge hatte, untergrub jedoch bald seine felsenfeste Gesundheit. Er mußte seinen Aemtern und Würden entsagen und starb 1879 in seiner Heimathstadt, von dem gesammten Schweizervolk ebenso tief betrauert, wie von denjenigen, welchen das Glück zu Theil geworden war, während seines Berliner Aufenthalts mit ihm in näherem Verkehr zu stehen.

Die Nervosität — eine Modekrankheit.

Von Dr. med. Simon Scherbel.

Jedes Zeitalter hat seine Modekrankheiten, und eine der modernsten unter diesen Krankheiten, diejenige, an der gleichsam die charakteristischen Zeichen unserer Zeit in ihren Einflüssen und Einwirkungen auf den Menschen am meisten ausgeprägt sind, ist die Nervosität, auch Nervenschwäche genannt. Gleichwohl ist diese Krankheit nicht erst in unsern Tagen aufgetaucht und zur Entwickelung gelangt; sie ist uralt, und zu allen Zeiten hat es Leute gegeben, welche an ihr gelitten haben. Doch erst in der Gegenwart ist sie zu ihrer vollen Blüthe gelangt, weil die Jetztzeit alle Factoren in sich vereinigt und in früher niemals vorhandener Weise gesteigert hat, die eben zur Ausbildung dieses Leidens in hervorragender Weise beitragen.

Das Merkwürdigste an diesem Uebel ist, daß Menschen in allen Lebensaltern und allen Lebensverhältnissen darüber Klage führen und sich oftmals recht elend und unglücklich dadurch fühlen, ohne daß man sie gerade in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes krank nennen kann. Ja der Laie, dem sie nicht selten, ihrer ganzen äußern Erscheinung nach, Urbilder der Gesundheit zu sein scheinen, hält ihre Beschwerden oft genug für eingebildet und ihre Klagen für ungerechtfertigt oder mindestens in hohem Grade übertrieben.

Und doch giebt es wenige Leiden, denen der Arzt so oftmals begegnet, und die ihn dermaßen in Anspruch nehmen, als eben die Nervosität. Dabei muß vor Allem daran festgehalten werden, daß gröbere Veränderungen in den Nerven bei dieser Krankheit nicht existiren, und wenn auch die Ansicht gewisser Autoren, daß bei ihr nur Störungen in der Function der Nerven vorhanden sind ohne jede materielle Grundlage, nicht aufrecht zu erhalten ist, wenn vielmehr angenommen werden muß, daß die Krankheitserscheinungen auf ganz feine, kaum nachweisbare Veränderungen in den kleinsten Theilen der Nerven zurückzuführen sind, so stehen jene oft so heftigen und quälenden Krankheitserscheinungen dennoch gewöhnlich in einem auffallenden Gegensatze zu diesen geringen anatomischen Erkrankungen des Nervensystems.

Wenn auch vielleicht die Nervosität nirgends in so ausgedehnter Weise zu finden ist, als in Amerika, so ist sie jedoch auch in Europa und namentlich in Deutschland weit verbreitet. Die „schwachen Nerven" sind hier an der Tagesordnung, und die Klagen, daß die Welt immer „nervöser" und in Folge dessen die Unzufriedenheit mit den gegebenen Verhältnissen und mit sich selber und die Sehnsucht nach Aenderung der heutigen Zustände immer allgemeiner und größer werden, häufen sich mit jedem Tage. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß an und für sich gegenwärtig Stoff zu diesen Klagen in der allgemeinen Weltlage genug vorhanden ist; allein zum großen Theile lassen sie sich auch durch die mit jedem Jahre überhand nehmende Nervenerkrankung und die Reizbarkeit und die Verstimmung, die sie mit sich bringt, erklären, welche Nervenerkrankung natürlich ihrerseits durch die wachsende Ungunst der Zeitverhältnisse immer mehr gesteigert wird und weitere Ausdehnung erlangt.

Wir glauben, daß wenn erst eine genauere Kenntniß von dem Wesen dieses Leidens ins Volk gedrungen ist, dadurch so mancher falschen Auffassung, so manchem Vorurtheil abgeholfen werden wird, und wir wollen die Krankheit daher kurz in ihren Hauptzügen an dieser Stelle schildern.

Die hervorstechendste Erscheinung in dem Krankheitsbilde der Nervosität ist, wie schon angedeutet, der Umstand, daß den mannigfachen, oft erheblichen Beschwerden von Seiten der verschiedensten Organe, über welche die Patienten klagen, keine irgendwie bedeutenden oder während des Lebens nachweisbaren Veränderungen an diesen Organen entsprechen. Für die Kopfschmerzen, für die Rückenschmerzen, für die reißenden und ziehenden Empfindungen in Armen und Beinen, für die immer

Digitized by Google

wiederkehrenden Gefühle der Mattigkeit, der allgemeinen Müdigkeit und Schwäche, für den Mangel an Ausdauer und das schnelle Erlahmen der Kräfte, für alle diese qualvollen Zustände und das ganze übrige Heer der unangenehmen, widrigen Symptome, die diese Kranken darbieten, ist keine sie genügend erklärende materielle Grundlage, kein im Verhältniß zu ihrer Stärke und Heftigkeit stehendes organisches Leiden vorhanden.

Die Nervösen klagen über Schmerzen in der Herzgegend, über Herzklopfen, wobei sie selber das Herz verstärkt arbeiten fühlen, ohne daß dies objectiv wirklich nachweisbar ist; sie klagen ferner über angeblich vom Herzen ausgehende beklemmende Empfindungen und Athembeschwerden, die sich oft bis zu hochgradigen Gefühlen der Angst steigern, und doch liegt kein Fehler am Herzen vor, der als Grund dieser Erscheinungen anzusehen wäre.

Vollkommen geeignet, ein schwereres Leiden vorzutäuschen, sind ferner die abnormen, zum Theil schmerzhaften Empfindungen, die vom Magen ausgehen; so das Sodbrennen, der Heißhunger, das Magendrücken, der Magenkrampf, das Erbrechen, und auch hier läßt sich nur annehmen, daß alles dieses durch eine Schwäche und Widerstandslosigkeit des Nervenapparates hervorgerufen wird, ohne ernste pathologische Veränderungen jenes Organs. Es ist dies immer und immer wieder zu betonen, zumal gegenüber dem Unglauben und den Zweifeln der Patienten selber, die stets darauf zurückkommen, es müsse doch wohl eine wirkliche organische Erkrankung, ein schwereres körperliches Leiden vorhanden sein.

Die Nervösen sind daher nicht nur für gewöhnlich erfüllt von der Furcht, von dieser oder jener Krankheit befallen zu werden, sondern sie glauben in der That auf Grund gewisser Wahrnehmungen schon krank zu sein und haben in der Regel alle Krankheiten, von denen sie gerade etwas erfahren, z. B. die Cholera oder ein anderes Leiden, welches ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Fast jeder Nervöse ist daher auch ein Hypochonder.

Eine Folge all dieser peinigenden Gefühle, die sich schließlich auf jeden Körpertheil erstrecken können und die Kranken zu der Behauptung bringen, daß kein Glied an ihnen gesund sei, ist denn eine melancholische Verstimmung, eine Gedrücktheit, Muth- und Hoffnungslosigkeit, ja selbst Verzweiflung, so daß sie des Lebens überdrüssig werden, weil sie den Gedanken aufgegeben haben, daß ihr Zustand sich jemals ändern könnte.

Andererseits entwickelt sich daraus das sogenannte nervöse Temperament, die Empfindlichkeit, welche so recht eigentlich das charakteristische Kennzeichen dieser Kranken ist. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß diese Stimmung immer vorhanden sein müßte; sie tritt aber sehr leicht zu Tage, jede Kleinigkeit (ein lautes Geräusch, helles Licht, ein starker Geruch u. s. w.) ist im Stande, sie hervorzurufen. Dadurch entsteht ein sehr ungleiches, wechselvolles, launenhaftes Wesen, bekannt als ein Symptom hoher Nervosität und allgemein in üblem Rufe stehend.

Natürlich wird dadurch auch oftmals das Selbstbewußtsein beeinflußt, was dann nicht selten von verhängnißvoller Wirkung ist in der Lebensstellung und dem Berufe der Patienten. Sie werden unentschlossen in ihrer Thätigkeit, zaghaft, kleinmüthig, mißtrauisch in das eigene Können, werden träumerisch und zerstreut und versinken in sich selber. Zuweilen leidet darunter auch das Gedächtniß dieser Kranken.

Schließlich kann sich dadurch auch der Appetit vermindern und die Ernährung leiden; doch bei richtiger vernunftgemäßer Lebensweise kommt es gewöhnlich nicht zu ernsteren Störungen des Allgemeinbefindens.

So also stellt sich in den Hauptzügen das Bild der Nervosität dar. Zu einer genaueren eingehenden Schilderung fehlt uns der Raum; wir wollen nur noch gewisse Symptome erwähnen, die auch das Interesse der Laien besonders in Anspruch zu nehmen pflegen, so das Auftreten gewisser Krampfzustände, z. B. in der Speiseröhre und die Empfindungslähmungen in manchen Gegenden des Körpers.

Wenn wir nun den Verlauf dieser Krankheit ins Auge fassen, so ist es bei der Mannigfaltigkeit und Heftigkeit der Beschwerden, die sie mit sich bringt, ein für den Kranken und den Arzt tröstender Gedanke, daß die Nervosität in ihren unangenehmen Erscheinungen mit zunehmendem Alter abnimmt. Allerdings kommen Fälle vor, in denen dieser günstige Ausgang nicht eintritt; allein dieselben sind nicht eben häufig, und manchmal mag dabei auch eine Verwechslung vorliegen mit gewissen schweren organischen Leiden, die lange Zeit versteckt verliefen und das Bild der „Nervenschwäche" vortäuschten.

Was die Ursachen der Nervosität betrifft, so ist, wie bereits oben bemerkt, nicht zu bezweifeln, daß dieselbe ein Produkt der gegenwärtigen Culturzustände ist. Die hohen Ansprüche, welche letztere an die Leistungsfähigkeit des Einzelnen machen, sind wohl hauptsächlich für die Häufigkeit des Leidens anzuschuldigen. Körperliche Ueberanstrengungen, geistige Ueberarbeitungen, Ueberbürdungen mit Berufsgeschäften spielen bei ihrem Entstehen die größte Rolle. Freilich müßte darnach die Nervosität noch viel allgemeiner auftreten, als es ohnehin der Fall ist, und wir müssen daher annehmen, daß ohne eine bestimmte Anlage dazu die Krankheit nicht zum Ausbruch gelangt. Diese Anlage ist in der Regel, wenn auch nur im Keime, ererbt, und die verschiedenartigen sonstigen Einflüsse, die an den damit Behafteten herantreten, bringen sie zur Entwickelung. Daß damit schon auf der Schule der Anfang gemacht wird, wird vielfach behauptet, und es läßt sich diese Behauptung auch nicht ganz von der Hand weisen. Es wird Niemand in Abrede stellen können, daß die Ansprüche der Schule an die Schüler in der That hoch sind und für viele zu hoch. Und diese letzteren, die eben nicht die Fähigkeiten besitzen, sich den erforderlichen Bildungsstoff, so wie es verlangt wird, anzueignen, haben mit unverhältnißmäßigen Schwierigkeiten zu kämpfen, sie büßen dabei die körperliche Gesundheit und die geistige Spannkraft ein und stellen ein Hauptcontingent zu der Zahl der Nervösen.

Wenn, wie eben erwähnt, die Anlage zur Ausbildung der Nervosität vorhanden sein muß, wenn auch nur im Keime, so bieten einen fruchtbaren Boden dafür auch die Heirathen in der Verwandtschaft dar, die, wie die Statistik lehrt, trotz aller Warnungen noch mit jedem Jahre zunehmen. Die Schädlichkeit ist hier eben in dem Gesetze der Vererbung zu suchen. Wenn bei gewissen Leuten eine Neigung zur Nervosität gleichsam ein „Familienfehler" ist, so liegt es auf der Hand, daß bei solchen eine Ehe zwischen Blutsverwandten die beiderseitig vorhandenen Keime sehr schnell zur vollen Entwickelung bringen muß.

Eine weitere Ursache für die Häufigkeit der Nervosität bilden die Nachtschwärmereien mit ihren Aufregungen und, damit zusammenhängend, der übermäßige Alkohol- und Tabakgenuß, der, wenn der Satz richtig ist, daß die Zukunft einer Nation auf einem gesunden und starken Nervensysteme beruht, einer der Hauptfactoren ist bei der zunehmenden nervösen Zerrüttung der Menschheit.

Um schließlich noch einige Worte über die Behandlung der Nervosität zu sagen, so ist der Hauptnachdruck auf eine gesundheitsgemäße Lebenseinrichtung zu legen. Mit Medicamenten irgend welcher Art allein ist gegen sie nichts auszurichten. Die Nervenschwäche verschwindet ja im Laufe des Lebens häufig ganz von selbst; dies geschieht aber vorzugsweise dann, wenn die äußern Umstände günstig sind und auf den Lebensproceß fördernd einwirken. Dazu gehört vor Allem die Sorge für eine zweckmäßige Ernährung, wobei stets der Individualität Rechnung getragen werden muß, besonders wenn der Magen und der sonstige Verdauungsapparat nicht in Ordnung ist. Die Natur, der Appetit gibt gewöhnlich das Richtige an, was die Betreffenden essen sollen und was nicht.

Spirituosen und Tabak sind nur mit der äußersten Vorsicht zu genießen. Dabei ist für gehörige Leibesöffnung zu sorgen und der Schlaf nach Möglichkeit zu regeln. In letzterer Beziehung ist es von großem Werthe, daß die Kranken ihrem Hang zu Grübeleien und Träumereien nicht nachgeben, daß sie sich gewöhnen, in der Wirklichkeit zu leben, das Leben

Digitized by Google

selbst zu nehmen, wie es ist, und in ernster, energischer, regelmäßiger Arbeit allen krankhaften Gedanken, allen unerfüllbaren Wünschen und zu hoch gespannten idealistischen Bestrebungen zu entsagen.

Bezüglich der sonstigen auf die Nervosität wohlthätig einwirkenden Momente kann natürlich nur der Arzt je nach Sachlage die Entscheidung treffen. Es kommen dabei, wie wir noch kurz erwähnen wollen, vornehmlich in Betracht der Aufenthalt auf dem Lande, am Strande und im Gebirge; warme Bäder oder eine Kaltwasserkur und die Electricität. —

Wenn diese Zeilen dazu beitragen, gewisse unrichtige Anschauungen im Volke über das Wesen der Nervosität zu beseitigen, und wenn sie das Streben in weitere Kreise tragen, diesem Uebel, soweit es noch möglich ist, Einhalt zu thun, so haben sie ihren Zweck erfüllt.

Literatur und Kunst.

Ein russischer Komödiendichter.

Von Erwin Bauer.

Der natürliche Entwickelungsgang der Poesie aller Völker hat dem nationalen Drama die erste Stelle in den Literaturen angewiesen: es krönt als vollkommenste poetische Gattung das Gebäude der Literatur und bildet somit einen hochragenden, die Zeiten überdauernden Markstein der erlangten geistigen Cultur, als deren eine Aeußerung es zu betrachten ist. Erklärt sich schon durch diesen unumstößlichen Erfahrungssatz, daß die junge, erst in den Anfängen nationaler Entwickelung befindliche russische Literatur kein nennenswerthes nationales Drama im eigentlichen Sinne des Wortes aufzuweisen hat, so lassen sich für diese Erscheinung mit leichter Mühe noch weitere Ursachen auffinden, welche einerseits das Mißlingen der dramatischen Versuche selbst begabterer Dichter begründen, andererseits aber begreifen lassen, warum gerade die eine Art der dramatischen Dichtung, die Komödie, es trotzdem bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gebracht hat. Diese Ursachen sind einestheils in dem Gange, welchen die russische Literatur bisher im engsten Zusammenhange mit der Culturentwickelung des Zarenreiches überhaupt genommen hat, anderentheils aber in dem Charakter des russischen Volksthums und der russischen Bildung selbst zu suchen.

Seit Peter der Große mit gewaltthätiger, aber zielbewußter Hand das byzantinisch-asiatische Rußland in die Bahnen westeuropäischer Cultur gelenkt, ist die russische Literatur zunächst nur ein Spiegel gewesen, der die eigenthümlichen Bewegungen und Phasen der Literaturen Westeuropa's reflectirte. Zuerst unter dem verspäteten Einflusse des französischen Pseudo-Classicismus stehend und während der Regierung der Kaiserin Katharina II. der Nachahmung der französischen Literatur der Aufklärung in den Jahrzehnten vor der großen Revolution hingegeben, zeigte die russische Literatur sich anfänglich völlig frei von Einflüssen des gewaltigen Aufschwunges, den die deutsche Literatur seit Mitte des vorigen Jahrhunderts genommen. Indeß, schon im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts gewahren wir Spuren des Schiller'schen Idealismus auch in der russischen Dichtung, derselben vermittelt durch die vorzüglichen Uebersetzungen Schiller'scher Gedichte und Dramen von Shukowski. Gleichzeitig aber hielt auch die englische und deutsche romantische Schule ihren Einzug, um seit Karamsin und Shukowski die russische Literatur und ihre bislang namhaftesten Vertreter, Puschkin und Lermontow, zu beherrschen. Namentlich Byron und Heine waren es, deren Einfluß bis auf unsere Tage verfolgt werden kann, wenngleich er heute in den letzten Zügen liegt und schon seit den fünfziger Jahren von der nationalen Richtung, besonders aber von den slavophilen Schriftstellern, mit Erfolg bekämpft worden ist. Die Anfänge dieser nationalen Richtung wurzeln bereits in der Blüthezeit Puschkin's, und russische Literaturhistoriker wollen ihre Spuren sogar in den späteren und reifsten Werken dieses Dichters, sowie in denjenigen seines Dioskuren Lermontow finden, freilich nur als hier und da hervorleuchtendes Bewußtsein, daß in das russische Volksthum herabgestiegen werden müsse, sollte eine nationale Literatur erwachsen. Der eigentliche Schöpfer der letzteren ist indeß Gogol, der Zeitgenosse Puschkin's und Lermontow's, obgleich seine Wirksamkeit dem auf das gleich unglückliche Ende beider Dichter folgenden Jahrzehnte angehört, — der Vater der sogenannten „Literatur der Anklage" und des Realismus, aus denen die heutige naturalistische Richtung in der russischen Dichtung hervorgegangen ist.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Geschichte der modernen russischen Literatur des Breiteren einzugehen. Vorstehende Andeutungen über den Entwickelungsgang, den sie seit Peter zurückgelegt, werden genügen, die Annahme zu rechtfertigen, daß für das nationale Drama höheren Stiles in Rußland kein Boden war. Was in der Zeit bis zum Ausgang Gogol's auf diesem Gebiete geschaffen ward, steht, wie z. B. Puschkin's dramatisches Gedicht „Boris Godunow", auf der Höhe der dramatischen Schöpfungen der englischen und deutschen Romantiker und vermag sich von der Vormundschaft derselben nicht zu befreien. Aber auch die folgende Zeit war dem für das Drama unerläßlichen geistigen und idealen Aufschwunge nicht günstig. Der Druck der Regierung Kaiser Nikolai's verquickte die Poesie mit der Politik, und die Begründer der slavophilen Partei, der nachhaltigsten Opposition gegen das herrschende absolutistische System, erwarben sich zwar unvergängliche Verdienste um die Ausgrabung der Volkspoesie und die Kenntniß des Volkswesens, besaßen aber trotz mancher dichterischer Talente keine geistige oder poetische Kraft, welche sich aus ihrer religiös-philosophischen Atmosphäre zur Pflege freier nationaler Dichtkunst loszuringen vermocht hätte. Die einzige Möglichkeit, den politischen und socialen Gedanken praktisch umzusetzen und zu bethätigen, bot die Literatur, und sie trat in die Dienste der Gelehrten, Philosophen, oppositionellen Politiker und socialpolitischen Träumer. So ist denn auch die Wechselbeziehung der literarischen Bewegungen der Folgezeit zu den Gesellschaftsströmungen nirgends so untrennbar geknüpft als in Rußland; die Literatur stand und steht in engster Verbindung mit der Entwickelung der politisch-socialen Verhältnisse und Ideen; eine rein künstlerisch-abstracte Literatur konnte nicht mehr aufkommen; der Grundcharakter der russischen Dichtung ward immer mehr und bleibt endlich ausschließlich die Tendenz, gegenüber welcher die allgemeinmenschliche Idee völlig zurücktritt. Aeußerst treffend charakterisirt diese Entwickelung der nationalen Richtung seit Gogol der Dorpater Professor P. v. Wiskowatow in seiner „Geschichte der russischen Literatur in gedrängter Uebersicht". Er schreibt: „Da die Rechtsverhältnisse von jeher das praktische Wirken hemmten und der civilisatorische Fortschritt nur auf dem Gebiete der Literatur ausgefochten werden konnte, so hat allmählich selbst die schöne Literatur eine social-ethische Bedeutung erlangt, und zwar in dem Grade, daß eine rein ästhetische Behandlung der Literaturgeschichte zu einer Unmöglichkeit geworden ist."

Daß eine derartige Lage der Dinge jedem Aufschwung der Poesie, besonders aber der Ausgestaltung des ernsten Drama's hemmend in den Weg treten mußte, liegt auf der Hand. So sind denn auch alle dramatischen Versuche, die sich an die Namen der Dichter Graf A. Tolstoi, Mey, Kukolnik ꝛc. knüpfen — trotz vieler Schönheiten im Einzelnen — verfehlt und weder grundlegend noch im nationalen Sinne bahnbrechend. Ein Anderes ist es mit der Komödie, namentlich der satirischen. Was dem Drama höheren Stiles den Todesstoß geben mußte, begünstigte gerade die Komödie, allerdings nur die Komödie im Sinne der Molière'schen, und diese, welche durchaus nicht mit dem deutschen Lustspiel, wie es uns in Lessing's „Minna von Barnhelm" oder Freytag's „Journalisten" entgegentritt, zu verwechseln ist, ist denn auch in

Digitized by Google

Rußland zu kaum geahnter Blüthe gelangt. Der Russe hat eine ausgeprägte Neigung zur Satire, und seine Ironie, ätzender Witz, scharfer Spott sind im Leben wie in der Literatur alltägliche Erscheinungen, denen die Eigenthümlichkeiten der Sprache die Mittel zu vollendetem Ausdrucke reichlich zu Gebote stellen. Die Satire und der Humor Gogol's stehen z. B. den besten Erzeugnissen dieser Richtung in Westeuropa gleichwerthig zur Seite. Außerdem findet sich auch im Russischen der sogenannte französische Esprit und begegnet bei Hoch und Niedrig dem gleichen Verständniß. Es ist daher nur naturgemäß, daß ihm und der Satire in der Literatur ein breiter Spielraum erwuchs, und daß diese Neigung, diese nationale Eigenschaft in Gemeinschaft mit den Reminiscenzen an die französischen Einflüsse im vorigen Jahrhundert und unter dem Drucke der politischen und socialen Verhältnisse neben dem Romane und der Novelle eine ausgebildete Komödie schufen. Die Anfänge derselben weisen bereits all' die charakteristischen Momente ihrer späteren Ausgestaltung auf, obgleich ihre ersten Vertreter, Ssumarokow, Knjäshnin und Oserow, wie schon bemerkt, nichts weiter als slavische Nachahmer der Franzosen sind, ohne ihre Vorbilder auch nur annähernd zu erreichen. Aber schon die Zeit Katharina's II. weist einen Komödiendichter auf, der sein Thema und seine Gestalten aus dem specifisch russischen Leben nimmt. Es ist das von Wisin, dessen „Muttersöhnchen" (1782) in witziger Weise gegen gewisse Schwächen der aristokratischen Gesellschaft zu Felde zieht. Auf bedeutend höherem Niveau steht Gribojedow's berühmte Komödie „Verstand bringt Unglück" (1821—1825), eine Satire wider die russischen Verhältnisse, in welcher in denkbar scharfster und aufrichtigster Weise den tiefen geistigen und socialen Schäden des büreaukratischen Systems die Ideale der modernen Aufklärung entgegengestellt werden. Diese zwei literarischen Erscheinungen blieben indeß vereinzelt; wohl behandelten sie russische Verhältnisse und Fragen, aber nur insofern dabei das Russenthum der höheren Stände, der Gesellschaft in St. Petersburg und Moskau gemeint ist, — einer Gesellschaft, die selbst vom russischen Volksleben losgelöst und lediglich ein in's Russische umgemodelter Abklatsch der westeuropäischen Gesellschaft war. Gribojedow's Stück, eine literarische, politische und sociale That, wurde bald verboten, und beide Komödien fanden nur einen sehr beschränkten Leserkreis, um so mehr, als ihnen alle Bedingungen wirksamer Bühnenstücke fehlten: sie waren eben nichts anderes, als in Acte und Scenen getheilte Satiren. Einen in jeder Beziehung bedeutsamen Schritt weiter machte wiederum Gogol, welcher in seinem Stücke „Der Revident" (1836) der russischen Literatur nicht nur eine Komödie schenkte, die von echt nationalem Geiste durchweht ist, sondern auch ein richtiges, wirksames Bühnenstück schuf. Der Dichter verlegte die Handlung in eine Provinzialstadt und erlangte hierdurch die Möglichkeit, eine Reihe neuer Gestalten — Typen des kleinen russischen Beamtenstandes — auf die Bretter zu bringen. Daß er diese Gestalten in lebenswahren, fest umrissenen Conturen zeichnete und sie zu unübertrefflichen Personificationen seines Witzes und Sarkasmus gestaltete, beweist ebenso seine hervorragende Fähigkeit der Charakteristik, wie sein Streben nach folgerichtiger Entwickelung der Handlung und größtmöglichster Knappheit in der Conception und im Dialog sein instinctives Verständniß für das, was die Bühne verlangt, darlegt. „Der Revident" ist ein durch und durch originelles, nationales Stück und wurde gerade wegen dieser Eigenschaften das Ur- und Vorbild für die russischen Komödiendichter der folgenden Zeit. Unter diesen ragt durch seine literarischen und theatralischen Verdienste, sowie durch seine Fruchtbarkeit Alexander Nikolajewitsch Ostrowski, der am 15. (3.) Juni d. J. plötzlich auf seinem Gute im Gouvernement Kostroma verstorbene Director der Moskauer Theater, weit hervor.

Ostrowski ist der eigentliche Schöpfer und der vornehmste Repräsentant der russischen Komödie. Ihm gebührt deshalb ein sichtbarer Platz in der russischen Literaturgeschichte, und sein Tod hat namentlich in allen nationalen Kreisen des Zarenreiches die Theilnahme, den Schmerz hervorgerufen, die nur der Verlust eines wirklichen Talentes erwecken kann. Es ist dies um so mehr zu bemerken, als Ostrowski mit einer einzigen Ausnahme nie in dem Meinungsstreite der slavophilen Partei mit den Anhängern und Nachahmern des Westens Stellung genommen hat; und die Slavophilen beherrschen heute bereits ausschließlich die nationale Richtung! Ostrowski ist vielmehr unentwegt die von Gogol vorgezeichneten eigenartig russischen Bahnen gegangen; er schöpfte mit vollen Händen aus dem Born des Volkslebens und huldigte dabei einem gesunden Realismus, der um so angenehmer berührt, als sich der Dichter von allen naturalistischen Auswüchsen frei hält und nirgends die Grenzen des ästhetisch Schönen verletzt. Zwar erreicht sein Talent nicht das Genie Gogol's; seine Satire ist zur Ironie, sein Witz zu behaglichem Humor abgetönt; aber sein Ideenkreis ist weiter und umfassender, und die Bühnenwirksamkeit seiner Komödien ist unvergleichlich vollkommener, als diejenige des Gogol'schen „Revidenten".

Als Sohn eines verarmten Edelmannes, der sich mit seiner zahlreichen Familie zuerst als Beamter, dann als frei prakticirender Advocat kümmerlich genug ernährte, in Moskau am 30. März a. St. 1823 geboren, erhielt Alexander Ostrowski eine nicht sehr sorgfältige Erziehung, die er im Ersten Moskauer Gymnasium fortsetzte und nach dreijährigem Studium auf der Moskauer Universität, wo er für Jurisprudenz inscribirt war, als beendet ansehen mußte: er wurde im Jahre 1843 exmatriculirt, weil er in eine „Studentengeschichte" verwickelt ward. Da er kein Examen gemacht hatte, waren seine Aussichten auf eine Beamtencarrière, der einzigen, die damals wie heute in Rußland Bedeutung hatte, sehr geringe. Dennoch begann er eine solche in untergeordneter Stellung als Beamter im Moskauer Handelsgerichte und verharrte in derselben bis zum Ende der vierziger Jahre, um sich alsdann, nach den ersten schriftstellerischen Erfolgen, ganz der Dichtung zu widmen. Obwohl Ostrowski's Name bald berühmt wurde, hat das officielle Rußland erst sehr spät von ihm Notiz genommen: vor drei Jahren beschenkte ihn der Kaiser mit einer Pension von jährlich 3000 Rubeln, und erst im vorigen Jahre ward er in die seinen Fähigkeiten angemessene und seinen Leistungen entsprechende Stellung eines kaiserlichen Directors der Moskauer (Hof-) Theater eingesetzt! Ostrowski hatte eben das Schicksal aller Russen zu theilen, welche der Beamtenlaufbahn Valet gesagt haben, um ihrem Talente zu leben. — In die Oeffentlichkeit trat Ostrowski im Jahre 1847 mit einer kleinen Scene aus dem Kaufmannsleben, welche im „Moskauischen Polizei-Blatte" erschien. Dieser, übrigens damals völlig unbeachtet gebliebenen Erstlingsarbeit folgte bald die Komödie „Gleich und gleich gesellt sich gern" (1849), ein Stück, welches den jungen Verfasser mit einem Schlage in die vordersten Reihen der zeitgenössischen Schriftsteller in Rußland rückte. Und nun erschien eine Komödie nach der anderen. Ostrowski entwickelte eine seltene Fruchtbarkeit, so daß er seit dem Jahre 1850 die russische Bühne fast ausschließlich beherrschte, und in jedem Jahre mindestens eine Novität von ihm im Moskauer „Kleinen Theater", der vornehmsten Schauspiel- und Komödienbühne Rußlands, erschien. Er hat im Ganzen ca. 60 Komödien geschrieben, von denen selbstredend nur ein Theil — und zwar hauptsächlich die in den fünfziger und sechsziger Jahren geschriebenen — auf bleibenden literarischen Werth Anspruch erheben kann; die Mehrzahl der späteren Komödien verblassen schon deshalb, weil sie sich durchweg in den vom Verfasser selbst ausgefahrenen Geleisen bewegen. Hier sei gleich erwähnt, daß Ostrowski sich auch im Drama höheren Stiles versucht und eine Reihe von Werken Shakespeare's, Calderon's und italienischer, sowie französischer Dichter übersetzt hat. Doch war dem Dichter der historische Boden ebenso wenig heimisch, wie das Gebiet der vom Typisch-nationalen losgelösten allgemein-menschlichen Conflicte. So sind denn auch seine Dramen „Kosjma Minin", „Tuschino" (1862), „Der falsche Dmitrij und Wassilij Schuiski" (1867), sowie die dramatischen „Gedichte in Versen" „Wassilissa Melentjewa" und „Der Wojewode" nichts weiter als historische Chroniken oder versificirte Erzählungen.

Digitized by Google

Was Ostrowski im ernsten Drama nicht zu schaffen vermochte: typische Charaktere, einen fesselnden Aufbau der Handlung, dramatische Lebendigkeit und Spannung, innerlich wahre und poetisch begründete Conflicte, endlich Gestalten und Vorgänge, die, in nationalrussischem Geiste concipirt, Fragen von allgemeiner Bedeutung behandeln und lösen, — das hat er in seinen Komödien in hohem Grade erreicht. Seine ausgeprägtesten Eigenschaften sind scharfe Beobachtungsgabe, feines Verständniß für die unfreiwillige Komik, die Freuden und Leiden der nüchternen Alltäglichkeit, und die eminente Fähigkeit, das, was er täglich um sich sah, dichterisch zu verallgemeinern, zu gestalten und in das Gewand des Lustspiels zu kleiden. Die hinreißende Wahrheit, mit der er die Charaktere nach der Natur zeichnet und die Handlung entwickelt, mag der Umstand gefördert haben, daß er vorzugsweise die Gesellschaftsschichten zum Schauplatz seiner Komödien machte, in denen er seit seiner frühesten Jugendzeit völlig zu Hause war: die Kaufmannskreise und die Kleinbürgerwelt. In diesem Umstande wurzeln auch die Hauptvorzüge seiner Stücke: ihre nationalrussische Originalität und ihre Volksthümlichkeit. Aufgewachsen und erzogen in jenem Stadttheile „Jenseits der Moskwa", in den sich das echtrussische Leben der kleinen Welt der alten Zarenstadt vor der aus St. Petersburg andringenden westeuropäischen Civilisation immer mehr zurückzog, und dessen gesellschaftliches Leben sich zum Leben und Treiben der höheren Kreise „Diesseits der Moskwa" etwa so verhielt und wohl zum Theil heute noch verhält, wie das geistige und sociale Leben des Provinzialen, ja des Bauern, zu der Cultur der sogenannten Gesellschaft, des Adels und der Hofbeamtenkreise, — steckte Ostrowski von Anfang an voll und ganz in dem Bannkreise der Anschauungen, Ideen, Einrichtungen und Verhältnisse, wie sie „Jenseits der Moskwa" zu Hause waren. Der russische Kaufmann und Kleinbürger — weit entfernt, einen Mittelstand zu repräsentiren, wie wir ihn in Deutschland haben — ist in Folge der eigenthümlichen historischen Entwickelung Rußlands lediglich der in die Stadt versetzte russische Bauer, von dem er sich nur durch seine mehr oder weniger verbesserte materielle Lage unterscheidet; er verehrt die alten guten Zeiten, hält in seinem Familienleben an den patriarchalischen Anschauungen des alten Russenthums fest und lebt so denselben Principien, wie sie in jeder Familie des einfachen Volkslebens herrschen. Wohl giebt es Ausnahmen, die sich in den letzten Jahrzehnten naturgemäß vermehrt haben; das Gros aber ist heute noch ebenso unverändert geblieben, wie es zur Zeit war, als Ostrowski seine Studien in dieser Welt machte. Aus ihr schöpfte er seine Conflicte und Gestalten, indem er sehr geschickt die Beziehungen der älteren Generation zu dem jüngeren, unter den städtischen politischen und socialen Einflüssen aufwachsenden Nachwuchs seinen Schilderungen zu Grunde legte. Die vornehmsten Charakterzüge der älteren Generation sind bei Ostrowski starres Festhalten am Althergebrachten, Eigenmächtigkeit und Willkür, welche indeß durch Großmuth, Geradheit der Anschauung und eine gewisse Geistes- und Herzensbildung gemildert werden, wogegen die jüngere Generation die Unselbständigkeit zeigt, welche die Sucht nach Neuem, das unsichere Tasten und Stolpern auf fremden Gebieten zeitigen, wenn sie nicht das Ergebniß natürlicher Entwickelung sind. Die Charaktere dieser jüngeren Generation weisen daher als Hauptzüge neben Schüchternheit und Ergebung in den elterlichen Willen das hier und da aufblitzende Gefühl auf, welches die niedergedrückte Individualität gegenüber der patriarchalischen Autorität zum Protest entflammt und die Keime zum Conflicte in sich birgt. In dem Kreise dieser Gegensätze bewegen sich die ersten Komödien Ostrowski's; von ihnen sind als die bedeutendsten außer dem oben erwähnten ersten Stücke noch zu nennen: „Ein Familienbild", „Armuth schändet nicht" und „Lebe nicht nach deinem eigenen Willen". Aus den handelnden Personen dieser Stücke treten bereits eine Anzahl von Figuren hervor, die in der Folge auf dem russischen Theater typisch geworden sind: alte, eigensinnige Kaufleute, die entweder jeder Neuerung, ja jeder Bildung feindlich gesinnt sind, oder solche, die bereit sind, Sitte und Gewohnheit zu opfern, ohne hierbei den Erfolg an ihre Bemühungen fesseln zu können; die Söhne derselben, theils Verschwender und Trunkenbolde, charakterlose Hohlköpfe, die mit Phrasen um sich werfen, und Schwächlinge, deren Opposition von den Vätern im Keime getödtet wird, theils wackere Jünglinge, deren gute Eigenschaften und Standhaftigkeit den Sieg im Conflicte mit den Vätern davontragen; Frauen und Töchter, die völlig unter der Botmäßigkeit ihrer Männer und Väter stehen und dem Gehorsam die Rechte des Herzens opfern; geriebene Wittwen, deren Hauptbeschäftigung das Ehestiften ist u. s. w. u. s. w. Alle diese Gestalten sind, mag ihre nackte Aufzählung auch an ähnliche in den Lustspielen anderer Literaturen erinnern, ursprünglich, weil sie die charakteristischen Züge des Russenthums tragen und dem unverfälscht nationalen Volksleben entnommen sind; ihre Zeichnung ist aber auch künstlerisch vollendet, namentlich diejenige der Frauen, und gewinnt dadurch einen über den Augenblickserfolg hinausgehenden literarischen und poetischen Werth.

Stellte sich somit Ostrowski gleich in seinen ersten Schöpfungen auf die Höhe einer selbständigen, nach allen Richtungen hin abgeschlossenen dichterischen Eigenart, eines fertigen Talentes, so ist doch auch nicht zu verkennen, daß er den Einflüssen der fortschreitenden Cultur und den socialen Strömungen in Rußland unterworfen gewesen ist. Wie sehr er z. B. der geistigen Entwickelung und den literarischen Bewegungen der vierziger Jahre gefolgt ist, beweist seine Komödie „Was Deines Amtes nicht ist, da laß Deinen Vorwitz" (1852), der einzigen, in der er, wie schon oben bemerkt, zu dem Kampfe des aufstrebenden Slavophilenthums gegen die herrschende westeuropäische Richtung Stellung nahm, und zwar im Sinne der nationalen Partei: Der Kaufmann Russakow, dessen Name ihn schon als Repräsentant des Russenthums hinstellt, ist in dieser Komödie das Ideal der Rechtschaffenheit und alten russischen Biederkeit, während sein Gegner Wichorew, der den „aufgeklärten Europäer" darstellt, ein echter und rechter Taugenichts ist! Die Kritik, welche sich damals noch vorzugsweise in den Händen der „Sapadniki" (Anhänger des Westens) befand, nahm diese Gegenüberstellung dem Dichter sehr übel und hat es ihm verleidet, dieses Thema wieder zu berühren. Sehr zu seinem Vortheil, denn Ostrowski strebte von nun ab danach, unter sorgfältiger Wahrung seines nationalen Standpunktes und seiner künstlerischen Eigenart Fragen von allgemeiner Bedeutung in die Sphäre des von ihm geschilderten Volkslebens hineinzutragen und auf diese Weise einerseits den Gesichtskreis seiner Leser und Zuhörer zu erweitern, andererseits aber auch seine Komödien auf ein höheres, ideelleres Niveau zu heben. Er blieb nicht mehr ausschließlich in den engen Kaufmannskreisen, sondern zeichnete breitere Gesellschaftsschichten — auch nach oben hinauf —, und bemühte sich, in seinen Stücken nicht bloß die Unzulänglichkeit der bestehenden Verhältnisse und Zustände und die hierin begründete Unzufriedenheit der Massen abzuconterfeien, sondern ihnen die Ideale allgemein menschlicher Vollkommenheit entgegenzustellen. Seine Dichtungen, die bisher nur verspottet und die Schwächen der unteren Gesellschaftskreise mit Witz und Humor belächelt hatten, erhielten eine moralisirende Tendenz und nahmen stellenweise einen Anlauf, durch das dichterische Wort und die Darstellung auf der Bühne die Gesellschaft vorwärts zu führen und bei der lebenswahren Schilderung ihrer socialen Gebrechen den Ausblick zu eröffnen, wie dieselben beseitigt werden könnten. Diese Bestrebungen bezeichnen, so sehr sie in Einzelheiten erfolgreich waren, indeß gleichzeitig die Grenzen des Talentes Ostrowski's. Während Gribojedow's „Verstand bringt Unglück" und Gogol's „Der Revident" geradezu eine Revolution in der russischen Gesellschaft hervorriefen, sind Ostrowski's Stücke in Folge der Hausbackenheit ihrer moralischen Tendenzen wirkungslos vorübergegangen. Es fehlte ihnen die treibende Kraft des Genies; man gab willig die Wahrheit seiner Forderungen zu, vergaß sie aber, weil sie nicht den Nerv der Tagesfragen trafen. Wohl griffen auch diese Komödien des Dichters mit großer Schärfe in den socialen Kampf der jüngeren Generation gegen die ältere und umgekehrt hinein, ja

Digitized by Google

erhoben sich zum Theil, wie z. B. „Das Gewitter", zur Höhe ernster Schauspiele; aber es fehlte ihnen die Klarheit der Perspective auf die Bahnen, welche zu wandeln seien, um den socialen Wirren eine befriedigende Lösung zu zeigen; in ihnen redete nur die Kunst lebenswahrer Charakteristik und wahrer Darstellung, nicht der Geist, der sicheren Blicks den Ausweg aus den Zweifeln und menschlichen Conflicten weist. So sind auch die bedeutendsten Schöpfungen Ostrowski's nicht mehr, als objective Schilderungen „der Reibungen der geistigen und moralischen Häßlichkeit mit der Schönheit der Seele und des Gemüths: einerseits des Hängens an der althergebrachten Sitte und Gewohnheit und des darin Aufgehens; andererseits des Wunsches, sich aus dieser schwülen, drückenden Atmosphäre des Formenlebens loszureißen und seine Rechte auf ein Leben voll Kraft geltend zu machen". Kurz — Ostrowski's Komödien aus dieser zweiten Periode seiner dichterischen Thätigkeit sind Beiträge zur Geschichte der russischen socialen Bewegung, nicht aber zur Lösung der socialen Frage, zu welcher es auch in Rußland seit langem treibt und drängt. Hierher gehören außer dem genannten Schauspiele die Komödien „Wer ist wohl frei von Fehlern", „Schwere Tage", „Die Spaßvögel", „In lebhafter Gegend", „Der Abgrund", „Das feurige Herz" u. a. m. In ihnen schildert der Verfasser die Conflicte, zu denen harter, eigensinniger Conservativismus auf der einen und leidenschaftliches Pochen auf die Rechte des Individuums auf der anderen Seite nothgedrungen führen müssen. Die psychologische Entwickelung, welche die Charaktere im Ringen dieser Gegensätze durchmachen, der Ausgang, zu dem sie gelangen, sind echt russisch: Die Einen zerreißen plötzlich und gewaltsam alle Familien- und Gesellschaftsbande und kommen in roher Zügellosigkeit, in ausschweifendem Leben und im Trunke um; die Anderen zerstören den ruhigen Gang ihrer Existenz durch Reue und heftige Seelenkämpfe; Wenige aber ringen sich zu erlösendem inneren und äußeren Frieden durch . . .

Gleich große Verdienste, wie um die Fortentwickelung der russischen Literatur hat sich Alexander Ostrowski auch um die Ausbildung der russischen Sprache erworben. Seine Losung in dieser Beziehung war: größtmöglichste Einfachheit, und es ist geradezu bewundernswerth, welche Wirkungen er durch die einfachste und schmuckloseste Form seines Dialogs erzielt. Da ist kein Wort zu viel, kein müßiges Bild stört den ruhigen Fluß, und doch ist alles, was geredet wird, ebenso lebendig, schlagfertig und packend, wie prägnant und erschöpfend im Ausdrucke!

Resumiren wir die schriftstellerische Thätigkeit Ostrowski's, so finden wir, daß er sich hauptsächlich in zwei Richtungen verdient gemacht hat: einmal verschaffte er, wie kein russischer Dichter vor ihm, dem Volksleben Eingang in die Literatur und auf die Bühne und bereicherte die Komödiendichtung um eine Anzahl echtrussischer Charaktere; dann aber hob er das Theater und verlieh ihm, das bisher ausschließlich der Boden leerer Schaustellungen gewesen oder von fremdländischen, der Mehrzahl der russischen Bevölkerung unverständlichen Stücken beherrscht worden war, den Charakter einer nationalen Bühne. Hand in Hand damit bot er dem russischen Schauspieler die Gelegenheit, sich an der Darstellung vertrauter Gestalten aus seinem heimischen Leben zu üben und eine nationale Schauspielkunst zu schaffen, deren Leistungen sich getrost mit denen der Schauspielkunst in Westeuropa messen können. Wenn es heute in Rußland ein volksthümliches Theater, eine specifisch russische Schauspielkunst und eine nationale Komödie giebt, so gebührt Ostrowski der Ruhm, wie kein zweiter russischer Schriftsteller für die Verwirklichung dieser Errungenschaften gearbeitet zu haben. Die russische Presse hat daher ein Recht, sein Hinscheiden als den schwersten Verlust zu beklagen, der die zeitgenössische russische Literatur treffen konnte. Ob er, wie die „Näwoje Wremjo" schmerzerfüllt ausruft, ein „unersetzlicher" sei, das wird die Zukunft lehren.

Die verketzerte Antike.

Von C. W. Th. Fischer.

Die „Aesthetischen Ketzereien", die Friedrich Pecht in einem Wiener Blatt veröffentlicht, gipfeln in den etwa so zu fassenden Sätzen: Die Erziehung und die akademische Bildung des Künstlers ist eine falsche — die Nachahmung der Antike und der klassischen Meister der Renaissance ist verderblich — es giebt nur eine allezeit zuverlässige Lehrerin: die Natur.

„Da soll" — heißt es — „bei uns so ein armer Junge erst das ganze Gymnasium durchlaufen, wird er Architekt, Mathematik, wohl auch Staatsrecht hören, bis er in die Academie hinein oder aus der Bauschule hinaus darf. Ist er nun endlich halb ermattet, mit abgestumpften Sinnen bei achtzehn oder zwanzig Jahren glücklich da angelangt, wo Dürer und Holbein schon mit zehn oder zwölf Jahren anfingen, dann muß er sich erst einige Zeit in der Academie durch die Antike jede Selbstständigkeit der Formanschauung rauben lassen, ehe man ihn nur die Natur auf seine Art betrachten und nachbilden läßt."

Mögen sich, wenn sie können und wollen, die Academien selbst rechtfertigen; nebenbei sei nur bemerkt: das Reifezeugniß zur Universität verlangt meines Wissens keine von ihnen, so daß ein künftiger Maler oder Bildhauer nicht gezwungen ist, das ganze Gymnasium zu durchlaufen, ja, es steht ihm, wie dem Architekten, frei, das Gymnasium überhaupt zu meiden und die Vorbildung auf den Realanstalten zu suchen, die noch nicht in dem Ruf stehen, ihre Schüler fürs Leben zu verderben.

Aber die Academien sollen uns hier nicht kümmern, uns soll nur angehn, was von der Antike gesagt ist. Nach den „Ketzereien" ist sie seit Winckelmann „das weiße Gespenst", das in unsrer Kunst umgeht, „ein Alp auf jeder freien Schönheitsentwickelung". Nach Fr. Pecht „giebt es nicht zehn antike Figuren, die nicht posirten, sich nicht überaus wohlgefällig der Betrachtung preisgäben". „Das ganze theatralische, affectirte Wesen der modernen Kunst stammt aus dieser Quelle, denn ehe sie die Antike kannte, zeigt sie keine Spur davon." —

Das ist etwas Neues und in der That eine Ketzerei, weil nicht das falsche Studium, nicht der Unverstand der Nachahmer, nicht die Nachahmung überhaupt verantwortlich gemacht werden, sondern der Fehler in der Antike selbst gesucht wird, als ob aus ihr, als aus einer Quelle, fließen könne, was, wie wir sehen werden, nicht in ihr war, als ob die neubelebte Kunst, die Renaissance, nicht Geist vom Geist der Antike gewesen. Antike und Renaissance erscheinen den Ketzereien gleich gefährlich; als ob Männer, wie der große Verführer Winckelmann (so müßte man ihn ja nennen), und der in Rom verdorbene Mengs, weil ihnen die Augen aufgingen vor den erhabenen Werken jener, uns nicht von einer Coquette befreit. Statt Schmeichelei, Bombast und Schnörkel gab man wieder einen der Kunst würdigen Inhalt in erwogener Form. Weil die, welche es thaten, keine Genies waren, gleich den großen Meistern der Renaissance, brachten sie es nicht, wie diese, zu Schöpfungen in eigner Form, und ihre geschmackvollsten Werke lassen kalt; aber, wären auch diese selben Künstler, statt zu klassischen Vorbildern, zur Natur als einzigem Vorbild gegangen, würde ihr Verdienst doch nur dieses sein, sich von jener gefallsüchtigen hohlen Kunst losgemacht zu haben; als Nachahmern hätte ihnen auch die Natur nicht zu vollendeten Werken verholfen. Die Natur ist keine Lehrerin an sich; sie giebt nur die Modelle. Will ein Künstler Belehrung suchen, kann er es beim Meister allein und seinen Werken, durch Erfassung des Geistes, nicht nur durch Aneignung der Technik und der Formen. Das Uebel der falschen Nachahmung ist alt; schon die, wenn man will, erste Academie, jene paduanische Zeichenschule des Squarcione, war damit behaftet. Vor mehr als vierhundert Jahren, da man kaum den Namen, geschweige die Bedeutung des betreffenden antiken Vorbildes kannte, war

Digitized by Google

äußerliches Erfassen, directes Uebertragen verzeihlich; heut, da wir wissen, daß das Wesen die Erscheinung bedingt, und da uns die Ideen der Alten vermöge der Kenntniß ihrer Literatur wieder erschlossen, ist es ein Fehler; aber es steht kaum zu befürchten, daß er jetzt wiederholt, etwa, daß ein Kaiser Wilhelm als römischer Imperator dargestellt werde, wie als solcher im Alten Museum sein Vater Friedrich Wilhelm III. — eine Verirrung, ähnlich jener der entarteten antiken Kunst, die, selbst schon auf eine fünfhundert Jahr alte zurückblickend, römische Kaiser und Kaiserinnen, nicht als Götter — das war gerechtfertigt, weil sie göttlicher Ehre genossen — aber mit den Attributen und in der Erscheinungsweise dieses oder jenes bestimmten Gottes bildete.

Redet man von der Antike als dem Lehrmittel der Academie, so kann weder die unentwickelte, noch die überreife, noch die alternde Kunst gemeint sein. Den Ketzereien gilt die hellenische Plastik als „das Ergebniß des feinsten Raffinements". Für uns enthält dies Fremdwort den Vorwurf der Erkünstelung und schlauen Berechnung, während sich wahre Kunst nur mit erlaubter Erwägung und bewußtem Schaffen verträgt. In diesem Sinne waren nicht nur Phidias und Praxiteles raffinirt, auch Rafael und Michelangelo waren es, und jeder Genius war es und wird es sein müssen, wenn er seine Eingebung gestaltet, soll das Werk nicht in's Maßlose ausarten oder den Zwang der Formen behalten oder oberflächlich und unfertig bleiben. Nach den Ketzereien ist die Antike aller Eitelkeit voll, ihre Figuren gefallsüchtig, kaum zehn, die es nicht wären. — Im Geist durchlauf' ich eine lange Flucht von Sälen und Gängen, darin Bildwerk neben Bildwerk, und wundre mich, daß mich nicht Ekel erfaßt, wie es sein müßte, wenn die da Stehenden sich zierten, coquettirten, Theatergötter und -Helden wären, wirken und scheinen wollten, anstatt zu wirken und zu erscheinen. Gewiß, die antike Kunst war höchst raffinirt, so sehr, daß sie ihre Absichten vollkommen erreichte, wenigstens kein Merkmal ließ, daß sie ihre Ideen nicht vollkommen verkörpert. Statt der zehn Figuren, die nicht affectiren, möcht' ich zehn Figuren genannt wissen, die es thun, die übertreiben, die gezwungen sind, die vorgeben, etwas nicht zu wollen, was sie dennoch begehren; nur sollen nicht archaistische gebracht werden, bei denen das Ceremoniell eines untergegangenen Cultus auf uns den Eindruck der Ziererei macht, auch nicht solche Statuen der freien Kunst, die, verstümmelt aufgefunden, schlecht oder falsch restaurirt sind. Oder gerade solche! Gerade die neueren Ansätze, wenn sie geziert sind, lassen erkennen, wie frei von dem Fehler die Antike war. Doch ich vergesse, daß in den Ketzereien schon eine ganze Klasse und eine Gruppe angeführt ist: die Götter, weil sie „repräsentiren und Verehrung fordern", und die panathenäischen Jungfrauen, weil sie „alles Mögliche besitzen, nur gerade nicht Keuschheit und Unschuld".

Wenn man das liest, traut man seinen Augen kaum, und wird mißtrauisch gegen seine Erinnerung. Ich bitte Jeden, der es vermag, vor die betreffenden Stücke des Parthenonfrieses zu gehn oder, da dies den Wenigsten vergönnt ist, wie auch mir nicht, vor die erreichbarern Gypsabgüsse, und diese unkeuschen Jungfrauen sich zu beschaun, welche, größtentheils gesenkte Fackeln oder Opfergeräthe tragend, mit langem Chiton bekleidet, ruhig dahin ziehen, um Niemanden und Nichts sich kümmernd als um ihre Sache und ihr Ziel, lauter adlige Gestalten. Sind Kraft und Gesundheit zu lästern? Welche ihrer Geberden ist ungehörig, welche gar Anstoß erregend? Wo sind die Augen, die eine unlautere Seele verriethen? — Die meisten Köpfe sind zerstört; die Pariser ergänzten kommen hier nicht in Betracht; meines Erinnerns können auch sie nicht beirren, Holzschnitte und Stiche aber sollten es nie thun, weil ja bekannt ist, wie die Unfähigkeit des Zeichners den Charakter zu fälschen vermag. Das Beispiel der panathenäischen Jungfrauen ist so unglücklich gewählt, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, ein anderes Bildwerk sei mit ihnen gemeint.

Aber die ganze Klasse der Verehrung fordernden Götter? — Die Schale (freilich fehlt sie jetzt meist), die viele von ihnen hielten, ist ein Zeichen der Gnade; denn nur ein gnädig gesinnter, nicht ein zürnender Gott nimmt das Geschenk des Sterblichen an oder, um biblisch zu reden, hat Wohlgefallen am Opfer. Die christliche Kunst bildete die segnende Hand; so wenig ihr Gottvater und ihr Heiland dadurch salbungsvoll, so wenig werden durch die Patera die Götter der antiken Kunst begehrlich.

Aber darauf werden die Ketzereien kaum gezielt haben. Es frägt sich: Hat die antike Kunst die Götter erhaben gebildet und das Wesen des betreffenden Gottes zur Erscheinung gebracht, so daß selbst ein nicht unterrichtetes, aber vergleichendes Auge den als Menschen gestalteten Gott von einem dargestellten Menschen, auch wenn er als Gott dargestellt ist, unterscheidet und die verwandten Götter vermöge ihres ausgeprägten Charakters von einander? Ein einziger Zug menschlicher Schwäche müßte den Eindruck des Göttlichen zerstören; Eitelkeit, Gefallsucht, Absichtlichkeit den Gott, der vor den Menschen getreten, seiner Gottheit berauben. Diese Wirkung zu zeigen, weiß ich kein antikes Beispiel (Caricaturen, wie der um sein Opfer betrogene Zeus, gehören hierher nicht), wohl aber ein neueres auf andrem Gebiet. Der ungläubige Thomas berührt die von Christus entblößte Wunde. Dem Antlitz des Herrn hat der Maler (Parrocel 1758) einen Zug der Verachtung gegeben, der, so schwach er ist, den Auferstandenen entwerthet.

Wenn aber „der eitle Grieche" einen eitlen Gott erträglich gefunden, müßte er uns Modernen unerträglich sein; und doch sind jene anmaßlichen Götter eines untergegangenen Cultus so lebensfähig, daß die einen, wie Zeus zu einem Gottvater, Eirene mit dem kleinen Plutos zu einer Madonna mit dem Kinde umgewandelt werden könnten, andere ohne Weiteres wieder geschaffen werden als noch heut giltige ideale Wesen. Unsere Kunst thut nur, was schon die antike gethan, wenn sie das einmal zur Vollkommenheit Gebrachte frei wiederholt.

Vor Kurzem hat eine kolossale Pallas Athene ihren schon errichteten Thron über dem Mittelbau der neuen Akademie in München bestiegen. Sage man doch, wer als Beschützerin der bildenden Künste statt ihrer da oben stehn sollte! Doch nicht das erste beste Mädchen von der Gasse oder eine modische Dame, sie möchte schön sein, wie sie wolle, mit Meißel und Palette und Richtscheit zur Erklärung und meinetwegen mit einem Kranz? Jene schlichte Pallas wird bedeutungsvoll sein durch sich selber, trotz Allem, trotzdem man angefangen, über „die edle Einfalt und die stille Größe" zu spotten. Würde man es auch thun, wenn es hieße: Edle Einfachheit und eine Größe, die nicht prahlt? Das ist doch der Sinn.

Auf dem Niederwald steht die Germania; auch sie hat, will mir scheinen, etwas von jener stillen Größe und edlen Einfalt; auch sie repräsentirt, wie eine alte Göttin. Ich weiß nicht, wie viel Schilling dem Studium der Antike verdankt. Daß er eine Personifikation Deutschlands so lebensvoll gestaltete, geschah allerdings nicht in Nachahmung einer Antike, aber es gelang ihm, weil er im Geist der Antike schuf. Es giebt ewig giltige Gesetze, die ein Künstler bewußt oder unbewußt befolgen muß, wenn er aus der Nachahmung sei es der Natur, sei es eines Kunstwerks herauskommen und schaffen, d. h. seine Idee vollkommen gestalten will. Wer jene Gesetze nicht in sich hat, als sein künstlerisches Gewissen, dem ist mit keinem Untereicht und keinem Beispiel zu helfen, wer sie aber als Mitgabe fürs Leben erhalten, dem sind sie zu erwecken. Auch der Genius bedarf der Förderung und des Vorbilds. Rafael wäre nicht Rafael geworden in Urbino oder Perugia. Michelangelo hätte über seinen Dämon siegen können nur durch den Geist der Antike, vor deren Werken er gleichwohl den Meißel ergriff.

Ja, die Antike war „raffinirt". Ihr Phidias schuf einen Zeus, der ein Zeus, eine Athene, die eine Athene, ihr Praxiteles einen Hermes, der ein Hermes war, eine Aphrodite, die keine Buhlerin, sondern eine Göttin — Michelangelo einen David, der ein Riese, vor dem Goliath sich geflüchtet haben würde. Wenn wir Modernen von der verketzerten Antike nichts anderes lernen konnten, so ist es das Eine: die subjective Willkür meistern. War die antike Kunst objectiv (was sie doch wohl gewesen), so ist unmöglich, daß sie

Digitized by Google

die Quelle des Theatralischen und Affectirten, so ist unwahr, daß sie auf jeder freien Schönheitsentwickelung laste; die sogenannte Schönheitsentwickelung darf heute keine andere sein, als sie ehemals gewesen; immer war sie nur für den bestimmten Fall, nicht die Entwickelung der Schönheit im gewöhnlichen Sinne, sondern in dem der vollkommenen Gestaltung. Es gab und giebt keine andere Möglichkeit, das wahre Wesen zur Erscheinung zu bringen, mag es sich um Ideales oder Reales handeln. Diese sogenannte Schönheitsentwickelung gab dem antiken Künstler nicht nur die Hera, den Apoll u. s. w., auch den Dickwanst Silen, den bezotteten Pan, den rohen Barbaren u. s. w., aber auch den Homer und den Alexander, auch den Aesop mit dem unverhüllten Buckel und den Sokrates, auch Menschen, die, obwohl ihre Namen verschollen, noch vor uns leben so individuell und charaktervoll, als hätten wir sie gekannt oder von ihnen gehört. Diese selbe sogenannte Schönheitsentwickelung war es, durch die ein Rafael die Sistinische Madonna, aber auch den Krüppel auf der Tapete bildete. Diese sogenannte Schönheitsentwickelung ist mit jeder neuen Aufgabe eine neue und ohne sie kein Schaffen. Nicht durch die Antike wird der junge Künstler dabei behindert und beirrt, wohl aber durch Ketzereien über sie, wie die schon angeführten und andere mehr: als habe ihr rhythmisches Gesetz die Antike um alle Frische gebracht. Möchte doch unsere Kunst solche Werke erklügeln, die nach zweitausend Jahren noch leben oder, um in der Anschauungsweise der Ketzereien zu bleiben, als weißes Gespenst umgehen oder als Alp lasten.

Ob „jede Gewandfalte zehn Mal probirt ward, bis sie ganz genau so saß, wie es der Linienfluß des Ganzen erforderte", oder ob die erste glückliche Hand sie gelegt hatte, gehorsam dem geistigen Auge, ist kaum zu entscheiden. Künstlerisches Erwägen ist nicht unkünstlerisch. Von dem größten Genius sind die größten Werke, so plötzlich, so unbewußt ihrer Empfängniß, mit Ueberlegung und mit unermüdlichem Fleiße ausgeführt worden. Wie das Probiren der Falten dem antiken Bildhauer, ebenso müßte einem Michelangelo das wiederholte Studium der Anatomie, einem Rafael seine Zeichnung der Transfiguration in nackten Gestalten zum Vorwurf gemacht werden.

Die Kunst kann naiv sein nur in gewissem Sinne und bis zu gewissem Grade; Unmittelbarkeit aber ist niemals ihre Sache. Jeder Künstler muß zum Medium werden, daß der Geist erscheine.

Wenn die hellenische Kunst selten Kinder gebildet, so lag es nicht am Mangel an Naivetät, sondern weil unter den Göttern das Kind selten ihre Aufgabe war; dann aber gab sie das Kind als Kind. Höchste Aufgabe wurde es erst mit dem Knaben auf dem Arm der Maria, und durch Rafael hat die christliche Kunst sie gelöst.

Die Kunst bedarf der Ideen; die Natur d. h. die Wirklichkeit giebt nur die Modelle, nichts weiter; weil es lebende, kann auch ihr bloßer Nachahmer etwas Lebensvolles gestalten, aber, je nachdem, etwas nur mehr oder minder Gewöhnliches, mehr oder minder Unvollkommenes, weil keine augenblickliche Wirklichkeit dem entspricht, wie der Geist sie schaut, auch wenn der Vorwurf diese oder jene bestimmte Person ist, dieses Ereigniß, diese Landschaft u. s. w.

Der Maler (und ihn haben die Ketzereien, wie es scheint, besonders im Auge) braucht die Antike allerdings so wenig, als der Bildhauer die bemalte Fläche. Der Maler braucht sich um die Antike nur zu kümmern, insofern die bildenden Künste Schwestern. Wäre die Antike eine abgestorbene Plastik, wie die ägyptische und die assyrische, würde das Interesse an ihr nur ein historisches sein; aber es ist ein ästhetisches und wird es bleiben, so lange auch wir die Schönheit der Formen in der Vollkommenheit finden und bei der Darstellung des Idealen nicht von der menschlichen Gestalt abweichen. Es war ein Irrthum, daß es ein antikes Schönheitsideal an sich gegeben, und er hat sich in der Kunst gerächt; es ist aber ein neuer Irrthum, daß die Antike an sich schädlich, daß ihre Werke erklügelt, daß ihre edlen Schöpfungen mit dem Ausdruck unedlen Willens behaftet sind.

Die Verwahrung der Ketzereien: es sollte nichts gegen den Werth der Antike bewiesen werden, ist nur ein vorgehaltener Schild, nachdem der Beweis des (übrigens kaum von Jemandem bestrittenen) Satzes: „daß man gerade das absolut Vollkommene, Klassische niemals nachahmen darf, bei Strafe, selber nie klassisch zu werden", nachdem dieser Beweis versucht worden war mit Verketzerung der Antike.

Björnson's erster Roman.

Von Oskar Bulle.

Es ist keine Frage, daß die neue nordische Literatur ein ungleich frischeres, lebensvolleres, aktuelleres Gepräge zeigt, als die jetzige altersschwache Poesie Deutschlands, und daß auch der Naturalismus, dem ihre Vertreter zum großen Theile huldigen, besser begründet ist und sich natürlicher, gleichsam ungezwungener, in die Darstellung einführt, als der oft forcirte der französischen oder gar als der imitirte der deutschen naturalistischen Dichterschule. In Dänemark und Norwegen macht sich eben in der Politik wie in der Litteratur am frühesten unter allen europäischen Ländern der frische Luftzug geltend, der die Entstehung und festere Ausbildung einer neuen Weltanschauung begleitet. Die kulturgeschichtlichen Ursachen, warum dies gerade in jenen abgeschlossenen Gebieten im Norden der Fall ist, liegen tiefer, als daß sie hier in Kurzem könnten erörtert werden, ihre Symptome aber können keinem Auge entgehen, das, und wäre es auch nur flüchtig, die poetische Produktion des jungen Nordens gestreift hat. Ein scheinbar äußerliches, aber doch im Grunde sehr wesentliches von diesen Symptomen besteht in der Thatsache, daß fast alle Dichter Dänemarks wie Norwegens, welche im Laufe der letzten Jahrzehnte Bedeutendes geschaffen und Ruf, auch über die engen Grenzen ihres Vaterlandes hinaus, erlangt haben, nach ihrer politischen Gesinnung den radikalen Parteien angehören und daß der Größte unter ihnen, Björnstjerne Björnson, deshalb sogar als Flüchtling auf lange Zeit seine Heimath zu meiden gezwungen war.

Der Umstand, daß Björnson, der Dichter durch und durch, sich nicht allein zum Mann des Wortes, sondern auch zum Mann der That berufen fühlte, hat seine politische Excentricität erzeugt. Das sofortige Umsetzen seiner freiheitlichen Gedanken in öffentliche Reden und Handlungen, geschah in einer so leidenschaftlichen, oft unbesonnenen Weise, daß auch seine Freunde ihn von Irrthümern nach dieser Seite hin nicht freizusprechen wagen und viel lieber noch als seine politischen Bestrebungen seine poetischen Werke zur Glorification des „Märtyrers" heranziehen. Und auch der Dichter selbst scheint im Laufe der Zeit zu der Einsicht gelangt zu sein, daß er Ersprießlicheres in dem Dienst der Freiheit und Aufklärung leisten kann, wenn er in die Saiten seiner Leyer, d. h. zur Feder greift, als wenn er sich zum praktischen Vorkämpfer für die Principien der nordischen Demokratie aufwirft. Wenigstens scheint einer ähnlichen Erwägung der Entschluß entsprungen zu sein, einen Roman zu schreiben und somit zum ersten Male das poetische Gebiet zu betreten, dem er sich bisher gänzlich fern gehalten hatte. Der Erzähler und Dramatiker Björnson hat es allerdings nicht verabsäumt, auch die dichterischen Gattungen, in welchen er sich bisher ausschließlich bewegte, zur Entwickelung von einzelnen seiner politischen und socialen Ideen zu benutzen, hat aber, sobald es sich für ihn darum handelte, seine Ansicht über eine große, weltbewegende sociale Frage in poetischer Form auseinanderzusetzen, mit trefflicher Einsicht die Form gewählt, welche sich allein für eine solche Darlegung eignet, die Form des Romans.

Dieser erste Roman Björnsons, der bereits vor zwei Jahren erschien, führt den Titel: Man flaggt in der Stadt und im Hafen und ist soeben in deutscher Uebersetzung (von Wilhelm Lange)

Digitized by Google

mit der Aufschrift: Thomas Rendalen*) in Buchform herausgegeben worden. Sein Inhalt ist vornehmlich pädagogischer Natur: über die Erziehung, besonders über die des weiblichen Geschlechtes, wie sie sich auf Grundlage der Errungenschaften der heutigen Naturwissenschaft und einer gereifteren socialen Vorurtheilslosigkeit zu gestalten habe, legt uns der Dichter seine Anschauungen vor. Es geschieht dies in durchaus offener Weise, zuweilen in einer Form, die bizarr zu nennen ist, im Ganzen aber mit einer Feinfühligkeit, mit einer Beobachtungsgabe und einem psychologischen Scharfsinne, welche den Roman zu einem Kunstwerke ersten Ranges stempeln und ihm einen Platz in der Literatur aller Völker erobern werden.

Thomas Rendalen, der jugendliche Leiter einer Erziehungsanstalt für Mädchen, wird im Laufe der Erzählung die Hauptfigur des Romans und deshalb hat der Uebersetzer diesen Namen mit Recht auf das Titelblatt der deutschen Ausgabe gesetzt; in gleicher Weise aber wie er — im Eingange sogar in hervorragender Weise — nimmt seine verwittwete Mutter Thomasine Rendalen, das energische, vorurtheilsfreie, warmherzige Weib einer idealen Gegenwart, unsere Theilnahme in Anspruch. In der Zeichnung und sorgfältigen Ausführung dieser letztgenannten Figur hat Björnson abermals eines jener künstlerischen Meisterstücke vollendet, die wir in den weiblichen Charakterköpfen seiner Bauerngeschichten und seiner Dramen immer wieder auf's Höchste bewundern müssen. Der Dichter geht, wie fast überall, so auch bei der Schilderung dieser Thomasine in der Weise eines Kleinmeisters auf die Einzelheiten ein, er rollt das Leben dieser merkwürdigen Frau vor uns auf wie ein Gemälde, deutet auf jeden charakteristischen Zug mit besonderem Nachdrucke hin und zeigt uns jede Regung ihrer vielgepeinigten, aber stets vom Grunde aus braven Seele mit der Genauigkeit eines Prosectors, der einen Leichnam vor uns zerlegt. Frau Rendalen entstammt einer ehrbaren, aber nicht besonders hervorragenden bürgerlichen Familie und wird in Folge der fascinirenden Wirkung, die das Wesen eines jungen Mannes, des Abkömmlings eines einst gewaltthätigen, jetzt degenerirten kraft- und lastervollen Geschlechtes auf sie ausübt, die Gattin eines halb Wahnsinnigen. Ihre Ehe ist ein kurzer, heftiger Kampf, am letzten Tage sogar ein körperlicher Kampf, den Björnson mit aufregender Plastik zu schildern weiß. Nach dem plötzlichen Tod ihres Gemahles lebt die junge Frau einsam auf dem „Gute", dem Stammsitze des verwilderten Geschlechtes, dessen letzten Sproß sie unter dem Herzen trägt. Eine entsetzliche Angst ergreift sie, daß dieses Kind mit all den wilden Leidenschaften der Kurts — so hieß jenes Geschlecht — ausgestattet sein könnte. Sie hat genug von dem Gesetze der Vererblichkeit gehört, um das Wahrwerden dieser Angst als das Schlimmste anzusehen, was ihr und dem Kinde geschehen könnte. Sie hat aber auch genug Energie, um ihrerseits Alles aufzubieten, was jenes Schreckliche verhindern könnte. Aus den düsteren Zimmern des alten Gutshauses entfernt sie alle Bilder, alle Schmucksachen, alle Einrichtungen der Kurts; sie zwingt sich, nicht mehr an ihren Mann und seine Vorfahren zu denken, sie legt sogar den Namen ab, den er ihr gegeben, und nimmt ihren Mädchennamen wieder an. Auch zu ihrer früheren Thätigkeit — sie war Lehrerin — greift sie, weniger aus Nahrungssorgen, als um eine ablenkende Beschäftigung zu haben, zurück und gründet in der finsteren Halle des Schlosses, das das Städtchen überragt, eine Mädchenschule, aus der Lachen und lustiges Leben hervorschallt an Stelle des wüsten Lärmens, das einstens von dorther zu hören war. Sie will mit Gewalt die üblen Geister bannen, die aus der Vorzeit her in diesen Räumen walten und auch in ihr Leben eingegriffen haben. Das Kind wird geboren. Thomasine jubelt auf. Es hat rothe Haare, nicht die schwarzen der Kurts, es hat ihre blonden Augenbrauen, ihre Nase, ihren Mund, und nur die Stirne trägt das Kurt'sche Gepräge. Mit Eifer geht sie an seine Erziehung; aber der Knabe, der in den Aeußerlichkeiten so wenig von seinem Ahnherrn geerbt hat, zeigt schon in den ersten Jahren, daß ein großer Theil ihrer inneren Eigenschaften auf ihn übergegangen ist: der Eigensinn, das Unstäte und Leidenschaftliche, sogar die Grausamkeit der Kurts tritt in seinen ersten Lebensäußerungen zu Tage. Wiederum beginnt das starke Weib einen Heldenkampf: es gilt den Eigenwillen des Knaben, ihres einzigen zärtlich geliebten Kindes zu brechen. „Eine Entthronung" ist das Kapitel überschrieben, in dem dieser Kampf in allen seinen Phasen geschildert ist. „Der kleine Despot mußte vom Throne gestoßen werden." Wie rührend, wie angreifend sind die Sorgen und Leiden der jungen, einsamen Mutter erzählt, wie aufregend und spannend aber auch ihr Kampf mit dem kleinen Despoten und ihr schließlicher Sieg geschildert. Wahrlich hierin zeigt sich die große Meisterschaft Björnson's, und das kurze Kapitel ist werth, daß es von allen Müttern gelesen werde!

Wir übergehen in diesem Berichte die weitere Jugendgeschichte des Thomas, so erwähnungswerthe, von der großen Beobachtungsgabe des Dichters zeugende Episoden und Gedanken sie auch aufweist, wie wir vorher die meisterhaft geschriebene Vorgeschichte des Kurt'schen Geschlechtes übergangen haben. Es kommt uns darauf an, sogleich auf den Kern dieses Romanes zu dringen: auf die Behandlung der Frauenerziehungsfrage und ihre Lösung durch Björnson.

Diese Frage tritt in den Vordergrund, sobald die Erzählung bei der Heimkehr des jungen Thomas Rendalen von der Universität und von seinen ausgedehnten Studienreisen angelangt ist. Der Held ist ein Pädagoge geworden; mit dem ererbten Ungestüm des Kurt'schen Geschlechtes hat er sich auf die Lösung einer der brennendsten Fragen der Gegenwart, der Frauenfrage geworfen, und hat nach eigenartig absolvirten Universitätsstudien die Hauptculturländer Europas und Amerika bereist, um alle fortgeschrittenen und freiheitlichen Einrichtungen auf diesem Gebiete durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Er kehrt heim mit einem Kopf voll neuer, den engen kleinstädtischen Kreisen seiner Heimath gänzlich fremder Gedanken und mit Koffern und Kisten voll naturwissenschaftlicher Apparate. Er soll nun fortan die Leitung der Schule übernehmen. Zur Inaugurirung des neuen Systems und zur Vorstellung seiner eigenen Persönlichkeit ladet er die Eltern aller Kinder auf das Gut in die neuerbaute Turnhalle und entwickelt vor ihnen in einer „großen", leidenschaftlichen, glühenden Rede seinen Erziehungsplan. Diese Rede muß als das „Programm" Björnsons angesehen werden, als Zusammenfassung aller Ansichten, zu deren Entwicklung er diesen Roman überhaupt geschrieben hat. Ihr Inhalt ist ein tiefernster, weit über die Grenzen des nordischen Vaterlandes des Dichters hinausgreifender. Er umfaßt die Hebung der Sittlichkeit innerhalb der Menschheit überhaupt und führt die moralischen und intellectuellen Gebrechen der modernen Generation auf die Unvollkommenheit unserer bisherigen Erziehungssysteme, auf die Hintansetzung der natürlichen Grundlagen unseres Lebens und auf die Vertuschungs- und Verschweigungsmethode, welcher das heranwachsende Geschlecht in geschlechtlichen Dingen unterworfen sei, in großen Zügen zurück. Die Jugend müsse offen und eindringlich über die Gefahren unterrichtet werden, welche ihrem Körper und ihrer Nachkommenschaft aus den geschlechtlichen Verirrungen gerade in der Uebergangsperiode entständen, und da die religiöse Erziehung, die allerdings nebenher gehen müsse, diesen Unterricht nicht wirksam genug übernehmen könne, sei es endlich an der Zeit, daß die Naturwissenschaft, die Kunde von dem Bau und den Lebensbedingungen unseres Körpers, als Erzieherin in ihre natürlichen Rechte einträte.

Die Wirkung dieser Rede auf die kleinstädtische Zuhörerschaft, vor welcher sie gehalten wird, ist so ungeheuer, daß der Redner gar nicht zu Ende kommen kann. Die empörte Versammlung verhindert ihn, über die Entwicklung der allgemeinen Gesichtspunkte hinaus auf die Einzelheiten seines Erziehungssystems einzugehen, und ein Sturm der Entrüstung, der sich von nun an in dem Tageblatt der kleinen Stadt austobt und die Existenz der Schule eine Zeit lang überhaupt in Frage stellt, ist die nächste Folge der feurigen Unbesonnenheit, mit welcher Thomas nach echt Kurt'scher Weise sein großes Werk begonnen hat. Aber der Sturm braust vorüber und

*) Verlag von Georg Stilke, Berlin.

Digitized by Google

einige wenige, einsichtsvolle Seelen giebt es doch, auf die jene Rede ihre rechte Wirkung nicht verfehlt. Eine edle Frau rettet durch ein Vermächtniß den Bestand der Schule, die bei dem Begräbniß der gütigen Protectorin zum ersten Male in ihrer imponnirenden Gesammtheit von Thomas vorgeführt wird.

Von nun an beschränkt sich die Erzählung auf die Schilderung der Stürme, die im Innern der Schule entstehen, die zuweilen nur in individuellen psychologischen Vorgängen der Lehrenden oder der Schülerinnen ihre Veranlassung finden, die deshalb aber Zeugniß ablegen von der feinen geistreichen Kunst des Dichters, eine spannungsvolle Entwicklung auf den scheinbar unbedeutendsten Vorkommnissen in dem inneren Leben des Menschen aufzubauen. Zunächst wird uns in einigen Kapiteln ein engerer Kreis der älteren begabteren Schülerinnen in prächtiger Weise geschildert. Die Characterisirung der vier Backfische ist wiederum überaus gelungen. Mit einer gewissen feinen Ironie zeichnet Björnson eine jede von ihnen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, erzählt uns von ihren Idealen und Irrthümern, von ihren kleinlichen Eifersüchteleien und ihren hohen Bestrebungen, von ihren dummen Streichen und ihren edlen Handlungen. Der Freundschaftsbund wird gesprengt durch echt realistische Vorkommnisse, aber die Zartheit, mit welcher seine Beziehungen angedeutet und ausgeführt werden, wird nicht verwischt durch diesen trüben und etwas effectvollen Ausgang.

Auch zwischen Thomas Rendalen und seiner Mutter spielt sich danebenherlaufend ein kaum angedeutetes, aber um so eindrucksvolleres psychologisches Drama ab. Die ehrliche Frau hat trotz des Fiaskos, welches Thomas mit seiner Rede machte, keinen Augenblick an ihm gezweifelt; sie bewunderte seine Offenheit, seine Kühnheit, seine Thatkraft und ist entschlossen, mit ihm durch alle Widerwärtigkeiten zu schreiten, um das hohe Erziehungsideal zu erreichen. Aber sie hat sich mehr vorgenommen, als sie leisten kann. Das nervöse, unstäte, feurige Wesen des Kurt'schen Sprößlings widerspricht ihrer trockneren Natur, und im Laufe der Zeit entwickelt sich eine Entfremdung zwischen Mutter und Sohn, die für die Existenz der ganzen Schule gefahrdrohend zu werden scheint. Die Erschütterung, welche durch das jähe Ende des obenerwähnten Freundschaftsbundes die Anstalt in allen ihren Gliedern erfährt, bringt die Verstimmung, welche zwischen beiden emporwuchs, zu Falle; das gegenseitige Vertrauen, das beide eingebüßt hatten, wird wieder hergestellt und der Friede und ein glückliches Leben kehren ein in das Haus der vielgeplagten Frau.

Es ist schwer, von dem Inhalte eines Romanes, dessen Grundlage die Entwicklung einer abstracten Idee bildet, einen übersichtlichen, zusammenhängenden Abriß zu geben. Die Einzelhandlungen sind meist zu sehr heterogen und zu sehr gehäuft, als daß sie sich in Kurzem wiedergeben ließen. So müssen wir auch bei der Besprechung dieses Björnson'schen Romanes den Leser auf die Lectüre des Buches selbst hinweisen, wenn er über die einzelnen Gestalten und Geschehnisse unterrichtet sein will. Ueberall wird er auf eine Fülle von feiner Beobachtung und auf eine echt dichterische Empfindung stoßen, die trotz aller Absonderlichkeiten, welche die Komposition des Ganzen enthält, stets zu fesseln und mit hohem Genuß zu erfüllen im Stande sind.

Feuilleton.

Annicke.

Von A. Weber.

(Fortsetzung.)

Trotz des wachsenden Rufes der reizenden Wirthin waren die Kaufherren, die Offiziere und höheren Beamten nur gelegentliche Besucher ihrer Schänke; diese Stände verkehrten doch mehr im „Blutgericht" im Schlosse und anderen Weinstuben; Annicke's regelmäßige Gäste rekrutirten sich aus den kleineren Kaufleuten, Commis und Unterbeamten; auch die Studenten, deren fröhlicher Jugendmuth Annicke besonders gefiel, hatte sie noch nicht an sich ziehen können. So nistete sich in ihrem Kopfe die Idee ein, sie müsse ihre Bierstube durch irgend etwas — sie wußte nur nicht, was — zu einer besonderen Merkwürdigkeit machen, um dadurch eine ständige vornehme Kundschaft zu gewinnen. Nun war sie stets auf der Suche nach diesem unbekannten Etwas.

In diese Zeit des ehrgeizigen Simulirens und Aufpassens fiel die Huldigung Friedrich Wilhelms IV., welche die sonst so kühle Stadt in eine ungewöhnliche Aufregung versetzte.

Wie alle Gastwirthschaften, war auch Annicke's Bierstube überfüllt von Besuchern, und das Gespräch drehte sich ausschließlich um den neuen König, dessen enthusiastische und romantische Persönlichkeit die verstandeskalten Königsberger wie das ganze preußische Volk in jener Zeit zu schwindelnder Begeisterung und Hoffnung entflammt hatte. Man sprach mit Enthusiasmus von des Königs feurigem und idealen Geist, von seiner begeisterten Liebe zum Volk, das er, unerhört bis dahin in der preußischen Geschichte, mit persönlichen Ansprachen voll Verheißungen beglückte, die, je unbestimmter sie waren, um so hoffnungsvoller gedeutet wurden; man lächelte gutmüthig über seine romantische Vorliebe für die niederen Leute, für ihre eigenthümlichen Sitten und Trachten, die der poetisch veranlagte Monarch gern erhalten wissen wollte, wie er überhaupt für alle Originalität und Naivität oder deren Schein sehr empfänglich wäre.

Da nun in der einmüthigen Begeisterung einer großen Menge immer etwas Ansteckendes liegt, so daß selbst kühle Köpfe sich zu einer ihnen später unerklärlichen Aufregung hinreißen lassen, so erfüllte sich auch Annicke's bis dahin sehr unentwickelt gebliebene Phantasie mit dem Bilde dieses tragischen „Poeten auf dem Throne", welcher so recht der „bien desiré" des preußischen Volkes war und das Schicksal aller sehnlich erwarteten Weltverbesserer theilte: erst angebetet, dann gekreuzigt zu werden — denn sie können nie erfüllen, was man von ihnen erhofft.

Da nun Annicke in den Tagen der Huldigungsfeierlichkeiten vom Morgen bis in die späte Nacht so viel in ihrer Wirthschaft zu thun hatte, daß sie nicht dazu gelangen konnte, den König auch nur zu sehen, malte ihre Phantasie sein Bild nur um so schöner, und als nach kurzer Zeit das Gerücht sich verbreitete, der König werde bald wieder nach Königsberg kommen, fiel plötzlich wie vom Himmel herab und doch als natürliches Resultat jahrelangen Suchens ihr der Gedanke in den Kopf, der König, auf den Alle so große Hoffnungen bauten, müsse auch ihr helfen, zu ihrem Ziele zu gelangen. Denn auch ihr fiel der Regen nur dazu vom Himmel herab, daß er ihren eigenen kleinen Krautgarten tränke.

Doch erwartete sie nicht die Hände im Schooß diesen befruchtenden Regen; kaum hatte sie den Gedanken gefaßt, der König müsse ihr helfen, so ging sie auch energisch und schlau an seine Ausführung. Zuerst ließ sie sich von dem Fischer, welcher ihr die geräucherten Fische für ihren guten Frühstückstisch lieferte, die frischesten und größten geräucherten Maränen, Bücklinge und Flundern bringen und sich dazu eine „Mulle", wie die Fischer sie zum Austragen ihrer Waare haben, aber

Digitized by Google

von schneeweißem Lindenholz und zierlicher Form, anfertigen. Dann, sich an den Umstand erinnernd, daß der König die Volkstrachten liebe, legte sie die litthauische Tracht an, welche zwar weder sie selbst noch die Mutter mehr getragen, die sie aber oft genug an ihren Landsmänninnen gesehen hatte, wenn sie im Herbst mit den Zwiebelkähnen den Pregel herunterkamen. Annicke sah in dem faltenreichen rothen Rock, dem schwarzen Sammetmieder, das die schneeigen Hemdärmel sehen ließ, und dem bunten, über der Stirn in eine große Schleife geschlungenen Kopftuch übrigens trotz ihrer 35 Jahre so jung, rund und hübsch aus, daß sie sich mit ihrer „Verkleidung", deren sie sich zuerst ein wenig schämte, rasch versöhnte. Seufzend indeß zog sie die sehr praktischen, aber auch sehr unschönen Männerstiefel an; doch begriff sie, daß ihre Tracht „echt" sein müsse und bequemte sich zu dieser Verunzierung ihrer netten Füße.

Vorläufig steckte sie jedoch die ganze saubere Tracht in einen Sack, die Fische sammt einigem Mundvorrath in einen anderen, nahm alle beide auf den Rücken und trat resolut die Reise nach Berlin an. Eisenbahnen gab es damals in diesem Theile der Welt noch nicht; sie hätten übrigens die Romantik von Annickes Wanderung zu ihrem Könige nur getrübt; indeß fand die schmucke mundfertige Wittwe fast immer ein Plätzchen neben einem schmauchenden Frachtfuhrmanne, auf dem Dienerbrett einer Equipage neben einem gefälligen Bedienten, auf dem Kutscherbock des schmunzelnden Postillons und langte nach etwa acht Tagen glücklich in Berlin an. Hier that sie ihre litthauische Tracht an, legte die Fische in die zierliche Mulle, nahm dieselbe auf die Schulter, postirte sich vor das königliche Palais und wartete drei Tage lang viele Stunden geduldig, daß der König sie vom Fenster aus bemerke oder vielleicht an ihr vorbeigehe oder fahre. Natürlich sammelte sich eine Menschenmenge um die beharrliche Frau in der bunten Tracht; der König wurde dadurch wirklich aufmerksam und ließ sie fragen, was sie wolle und ob sie eine Bittschrift zu überreichen habe. Aber Annicke schüttelte den Kopf: sie wolle und müsse den König selbst sprechen. Und der König, welcher damals sehr zugänglich für Jeden war, der sich an ihn persönlich wandte, dem daran lag, in nahe Berührung mit dem Volke zu kommen, befahl wirklich sie heraufzuführen.

Als der gallonirte Lakai mit der Botschaft zu ihr kam, blieb Annickes Herz einen Augenblick stehen und begann dann so zu pochen, daß sie es schmerzhaft im Halse fühlte; die Kniee bebten ihr, und so nah am Ziel, hatte sie nur den einen Wunsch, umzukehren. Doch bezwang sie „ihre Narrheit", wie sie die ängstliche Scheu bei sich nannte, hob den Kopf hoch und ging resoluten Schrittes, weder rechts noch links blickend, dem Lakaien nach bis ins Vorzimmer, wo er sie warten hieß. Dann öffnete sich die Thür, Jemand flüsterte: „Seine Majestät", und Annicke —

Annicke vergaß ihren schlauen Plan, ihre schöne Rede, ihre ganze Zukunft, die jetzt auf ihrer Zungenspitze schwebte; sie fiel auf die Kniee und hob ihre Mulle in die Höhe.

Und anstatt der schlau berechneten Rede, welche sie sich monatelang ausgeklügelt und vorgesagt, stammelte sie:

„Eten Se man, et sind gaude Fischkens, Majestät".

Der König lachte hell auf.

„Steh auf, meine Tochter", sagte er gütig, „und sage mir, woher Du kommst und was Du von mir willst".

Annicke erhob sich, die Farbe kehrte auf ihre runden Wangen zurück und sie sagte gefaßter in ihrem Gemisch von Platt- und Hochdeutsch:

„Ich komm' ut Königsbarg, bin abberst ut Litthaun gebürtig, un ich wollt man blot mein' König mal sehn; denn dazumal, als Majestät in Königsbarg waren, konnt ich nich afkommen — Majestätchen möten wissen, ich hab ne Bierstub' und da giebts zu solcher Tid vel tau dauhn. Da bin ich nu nach Berlin gewandert, um mein' König zu sehn un ihm wat Gauds zum Eten tau bringen."

Der König lächelte wieder.

„Das ist hübsch von Dir, meine Tochter", sagte er, „und ich danke Dir. Gieb die Fische dem Diener; ich will sie mir wohlschmecken lassen in Erinnerung an Deine Unterthanentreue. Aber damit du den Heimweg mit der Post machen kannst —"

Er wollte ihr einige Goldstücke auf den Rand der Mulle legen; aber Annicke prallte ein paar Schritte zurück und rief:

„Ne, Majestätchen, nich rühr an! Wo werd ich mi woll von Majestätchen de paar Fischkens dar bezahlen lassen! Ich bracht se Majestätchen jo man blot aus Liebe."

„Aber ich möchte dir auch was zu Liebe thun," sagte der König zwischen Lachen und Ungeduld.

Da sah Annicke ihn halb schlau, halb treuherzig an.

„Wollen Se dat würklich, Majestätchen?" sagte sie.

Dann sank sie wieder vor ihm auf die Kniee und sagte in dieser Stellung demüthig und doch mit einem Schimmer von Schalkheit:

„Majestät kännen mi vor't Leben glücklich machen. Wenn Majestät mal wedder nach Königsbarg kamen — un Majestät wollen man blot en Minutchen in meine Stub' — se heißt »Zum durstgen Kaufmann«, fragen Se man danach, jedet Kind kennt se — ach Majestätchen —"

Sie hob flehend Augen und Hände zu dem König auf.

Der sah etwas zweifelhaft auf sie nieder und sagte:

„Mir scheint, du bist schlauer, als du zugeben willst, meine Tochter — wie heißest du?"

„Annicke Pukies, Majestät. Un meine Stub' heißt »Zum durstgen Kaufmann«, wenn Majestätchen sich dat vielleicht aufschreiben wollen. Majestät", sagte sie nun ganz ehrlich, „ich bin en armet Wiew und hab mi von de Straß' in die Höh' gearbeitet un ich bin ehrlich un min Stub' is als gaud bekannt, un von männige feine Herrschafts besucht. Aber wenn Majestätchen mi de Gnad erweisen wollten — Se sind jo für uns beinah als der liebe Gott."

„Ich verstehe," sagte der König. „Ich werde sehen, was sich thun läßt."

Annicke begriff, daß ihre Audienz beendet war und entfernte sich mit dem eintretenden Diener, der ihr auf einen Wink des Königs die Fische abnahm. Ihr ganzes Wesen schwamm in Wonne; sie wußte nicht, wie sie zum Schlosse hinaus und in ihre Herberge, kaum, wie sie nach Königsberg zurückgekommen war. Sie fühlte, daß sie ihr Ziel erreicht habe und mit dem Stolz über ihre Klugheit verband sich das schönere Gefühl anbetender Liebe für den gütigen König.

Die Rückreise machte Annicke wirklich mit der Post; denn sie hatte in Berlin gehört, daß der König schon in den nächsten Tagen nach Ostpreußen aufbrechen werde, und mußte ihm zuvorkommen, um ihre Bierstube in gehörigen Glanz zu setzen. Sie ließ sie vor allen Dingen in den litthauischen Farben, grün, weiß, roth, malen, hing die lithographirten Portraits Friedrich Wilhelms III., der Königin Luise und des jetzigen Königspaares im Krönungsornat an die Wände dicht unter ein Christusbild (sie wußte, daß der König fromm sei); dann scheuerte sie Bänke, Tische und Dielen weißer denn je, putzte ihren rothangestrichenen Eckschrank mit den buntbemalten Bierkrügen aus, stellte auf den oberen Bord einige blitzende Zinnkannen, die eben in die Mode kamen, legte um Tische, Schränke und Wanduhr Tannenreiser, goß Figuren in den Sand der Diele, warf sich und ihre Liese in Feststaat und wartete mit Herzklopfen, aber vollkommener Zuversicht auf das Kommen des Königs.

Und er kam wirklich, und zwar trat er eines Abends zur Vesperzeit, als viele Gäste da waren, in voller Uniform, umgeben von zahlreichem Gefolge, in die Schenkstube der Annicke Pukies.

Alles sprang auf und verneigte sich tief; Annicke, deren Gesicht strahlte, präsentirte einen Krug schäumenden Bieres auf blankem Zinnteller dem König und sagte mit tiefem Knix, die Augen voll ehrlicher Thränen:

„Keinen Tag meines Lebens vergeff' ich de Gnad' nicht, die Majestät meiner Stub' un mir erweisen. Wollen Majestät nu auch die Gnad' haben, von meinem Bier zu trinken? Gaud is't."

Sie schleppte, da der König den Krug annahm, einen Lehnstuhl herbei, den sie eigens zu diesem Zweck angeschafft.

Digitized by Google

Der König lehnte mit einer Handbewegung den dargebotenen Platz ab und sagte, sich im Zimmer umsehend:

„Deine Stube ist originell, sauber und hübsch wie Du selbst, Annicke Pukies, und Dein Bier ist gut; Deine Gäste müssen sich wohl bei Dir fühlen."

Dann sah er auf die Liese, welche sich neugierig scheu in die Rockfalten der Mutter versteckte.

„Ein hübsches Mädchen," sagte er gütig. „Deine Tochter natürlich. Heißt sie auch Annicke?"

„Ne, Majestätchen", sagte Annicke, jetzt wieder ganz zutraulich, „ih ne, wo werd' ich doch mein' einzgen Kind so 'nen gemeinen Unglücksnamen geben. Se heißt Luise, nach Majestätchens selger Frau Mutter. Dat war ne Frau, Majestätchen! Ne Königin und Fürschtin Zoll vor Zoll und dabei so gemein mit uns Leuten un so gaud un sparsam un treu! Mein Mutter selig hat mir's oft un oft verzählt, wie die gute Königin mit Mann un Kinderchens hier wohnen that und blutige Thränen weinte über den Racker, den Napoljum. Majestätchen sollen ihr so ähnen."

„Nun," sagte der König zwischen Lachen und Rührung, „möge Deinem Kind der Namen „der guten Königin" zum Segen werden."

Dabei legte er der Annicke einen Augenblick lang die Hand auf die Schulter; Annicke aber faßte sie, drückte einen andächtigen Kuß darauf und flüsterte:

„Anders kann ich Majestätchen nich danken."

Der König nickte ihr freundlich zu und verließ das Haus. Annicke aber lief, ohne sich weiter um die Gäste zu kümmern, die noch in schweigendem Staunen dastanden, in die Kammer, riß sich das schwarze Sammetmieder vom Leibe, schnitt das Stück, auf welchem des Königs Hand gelegen, sorgfältig heraus, klebte es auf einen weißen Bogen Papier und schrieb darunter die Worte:

„Hier hat mir mein König angefaßt."

Dann ließ sie den so bezeichneten Sammetflicken in Glas und den schönsten Goldrahmen fassen und hängte „das Bild", wie sie dieses originelle Andenken nannte, unter das Portrait des Königs in die Schenkstube; denn es sollten alle Menschen sehen, daß Annicke Pukies die höchste Staffel ihres Ehrgeizes erreicht hatte, daß sie von ihrem Könige geehrt worden war.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die religiöse und historische Malerei Deutschlands auf der Kunstausstellung.

Wenn sich die Künstler trotz aller wahren und erheuchelten Theilnahme darüber beklagen, daß das Verständniß für ihr Schaffen in der großen Masse der Gebildeten wenig Boden findet, so sind vor Allem die Vertreter jener beiden Zweige der Malerei dazu berechtigt, mit denen wir uns heute beschäftigen. Der innige Zusammenhang der bildenden Künste mit der Religion ist seit dem Zeitalter der Reformation unwiederbringlich verloren. Das eigentliche Andachtsbild kommt seither nur noch dem praktischen Bedürfniß einer bestimmten Glaubensgemeinschaft entgegen, auf allgemeines Verständniß hat es nicht mehr zu rechnen. Ja, seine ästhetische Berechtigung wird zweifelhaft, seitdem es nicht frei aus dem Geiste des Künstlers herausgeboren sich in seiner Erscheinungsform einem äußeren Zwecke unterordnet. Die Darstellung der religiösen Legende aber wird unwiderstehlich auf Wege gedrängt, die es mit der Historienmalerei zusammenführen und unter dieselben Gesetze stellen. Für den Darsteller biblischer Stoffe gibt es heut zu Tage nur zwei Mittel, das Interesse des Publikums zu wecken, er muß seinen Vorwurf mit dem ganzen Ballast mehr oder weniger fragwürdigen archäologischen Wissens ausstaffiren, oder ihn ohne Rücksicht auf Dogma und Tradition psychologisch vertiefen.

Da es hier zunächst darauf ankommt, auf die Keime neuerer Bestrebungen hinzuweisen, wie sie sich in unserer Ausstellung bemerkbar machen, so können wir trotz ihrer technischen Bedeutung über die archaistischen Leistungen einer Reihe österreichischer und deutscher Maler mit einigen Worten fortgehen. Sie schließen sich in freiwilliger Dienstbarkeit an die alten Meister an und gaben das ihnen Abgesehene ohne Prätension mit anspruchsloser Treue wieder. So ist die Grablegung von Franz Goethe eine hochachtbare Reproduction der Malweise der älteren Venetianer von ernster monumentaler Wirkung. So liefert Fritz August Kaulbach ein Brustbild der heiligen Cäcilie von eminentem keuschen Reiz. Das Profil erinnert in seiner reinen und doch weichen Linienführung an Leonardo da Vinci. Als besonders gelungene Imitationen sind die religiösen Bilder des jüngst verstorbenen Wieners Hans Canon zu bezeichnen. Seine Loge Johannis ist ein symbolisch-freimaurerische heilige Conversation, in der sich Moses, Christus und Johannes mit den Vertretern der verschiedenen Religionsgemeinschaften in Verbindung setzen. Während er hier in dem warmen bräunlichen Gesammtton mit den Venetianern wetteifert, kommt er mit seinem Altargemälde einer thronenden Madonna mit Kind, in minutiöser Detailmalerei, ja selbst in der weich umrissenen Gesichtsbildung den altniederländischen und rheinischen Meistern nahe. Professor Pfannschmidt stellt eine Grablegung und Frauen am Grabe aus, Gruppen, die sich in ihrer edlen Linienführung und reinen Zeichnung prächtig der Architekturform der Lünette anpassen, und auf malerischen Reiz absichtlich verzichten. Er hat sich aus seiner Lehrzeit bei Düge und Cornelius jenes feine Stilgefühl, jenen Sinn für das Monumentale herübergerettet, der einem großen Theil der jüngeren Generation abgeht.

Mit der Objectivität des Historikers unter starker Betonung des figürlichen und gegenständlichen Beiwerks stehen die Münchener Pepperitz, Wolff und Keller den gewählten neutestamentlichen Stoffen gegenüber. Ludwig Thiersch hat den Augenblick gewählt, wo sich Christus unter der Last des Kreuzes mit den Worten: „Weinet nicht über mich!" zu den ihm folgenden Frauen umwendet. Er liegt in Malweise und Auffassung noch stark in den Fesseln der Tradition und wird dem dramatischen Gehalt der Handlung mehr durch die Bewegung der Körper als durch den physiognomischen Ausdruck gerecht. In dem letzteren sowohl als im rein Malerischen ist ihm sein Landsmann Pepperitz bei Weitem überlegen. Seine schon von andern Ausstellungen her bekannte Kreuztragung Christi erfreut zunächst durch ein harmonisches, den alten Italienern abgelauschtes Gesammtcolorit, und wenn sein Christuskopf auch wenig von dem traditionellen Typus abweicht, so hat er doch aus der begleitenden Menge eine ganze Anzahl kräftig charakterisirter Individuen herauszuheben gewußt. Besonders die Köpfe zweier rechts von dem zusammenbrechenden Erlöser voranschreitender Priester sind Muster energischer Charakteristik unter glücklicher Vermeidung des Karrikirten. Der Schwerpunkt der Auferweckung von Albert Keller — es handelt sich offenbar um Jairi Töchterlein — liegt in dem sorgfältig behandelten archäologischen Apparat. Der dem ägyptischen nachgeahmte Bestattungsmodus ist zwar nicht wissenschaftlich controllirbar, hat aber die Wahrscheinlichkeit für sich. Dem Ausdruck banger Erwartung in den Gesichtern der herandrängenden Freunde und Verwandten steht der zuversichtliche milde Ernst Christi wirksam gegenüber. Warum sich die übermäßig schmutzige gelbbraune Hand der an der Grabstätte niedergesunkenen Alten so unangenehm aus dem grauen Gesammtton des Bildes herausdrängt, ist nicht recht ersichtlich. Am erfreulichsten ist unbedingt die Leistung A. Wolffs: Christus und die Ehebrecherin. Architektur und Pracht der Costüme vereinigen sich hier zu einer Gesammtwirkung, die einzelne Schwächen der Charakteristik vergessen läßt.

Georg Müller-Breslau und Marcus Grönvold-München — Beide bezeichnen ihre Bilder als „Christus in der Einsamkeit" — haben der Einzelgestalt des Erlösers nichts Neues abzugewinnen gewußt. Die künstlerische Verirrung Stryowski's in seiner übermäßig bunten Schilderei Lasset die Kindlein zu mir kommen drängt sich

Digitized by Google

jedem Beschauer auf und die mystische Spielerei mit den gerungenen, im Gelenk abgeschnittenen Händen, die sich Gabriel Max bei Gelegenheit seiner Kreuzigung leistet, hat schon früher allseitige gerechte Mißbilligung gefunden.

Den unbedingt neuen Weg, den Fritz von Uhde mit seinem „Lasset die Kindlein zu mir kommen" auf der letzten Berliner Ausstellung betreten, setzt er unentwegt und mit steigendem Erfolge fort. „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast! hat die arme Arbeiterfamilie soeben gebetet, und herein tritt der geladene Erlöser mitten unter die Mühseligen und Beladenen, die ihn mit demüthigem vertrauensvollem Neigen empfangen. Daß sich in diesem Bilde ebenso wie in desselben Meisters Abendmahl ein eminentes technisches Können offenbart, wird Niemand ernstlich leugnen. Wer aus gleichmäßig hell erleuchteten Räumen die Figuren ohne merkliche Abdunkelung und ähnliche Kunstgriffe so herauszuarbeiten und mit Luft zu umgeben versteht, braucht nicht das Urtheil seiner gewandtesten Berufsgenossen zu scheuen. Der Anerkennung des Publikums aber wird Uhde sicher sein, sobald es über den ersten Eindruck des Ungewöhnlichen fort ist und das ernste Streben des Malers, für das religiöse Empfinden einen neuen, angemessenen Ausdruck zu finden, zu würdigen anfängt. Man hat der Auffassungsweise Uhde's den Makel des crassen Naturalismus anzuhängen versucht. Kein Vorwurf ist weniger gerechtfertigt, als dieser. Sein Erlösertypus ist durchaus edel und für den mangelnden göttlichen Nimbus entschädigt der Glorienschein des Leidens. Wenn er den so gefaßten Heiland mitten unter die Armen und Elenden unserer Zeit versetzt, so ist das eine hochideale und tiefreligiöse Mahnung an den Satz, daß Christus noch immer unter uns weilt als Tröster und Mittler. Den Handwerker- und Arbeitertypus seiner Jünger aber wird ihm der eifrigste Anhänger der Tradition seit den Erfolgen Eduard von Gebhardts um so weniger zum Vorwurf machen können, als er diesem seinem — übrigens mehr archaisirenden als neuernden — Vorläufer wenn auch nicht im charakterisirenden, so doch im allgemein seelischen Ausdruck entschieden überlegen ist. Unbegrenzte Anhänglichkeit und bedingungsloses Vertrauen hat selten aus menschlichen Augen so herausgeleuchtet, wie aus den auf den Meister gerichteten Blicken der Jünger im Abendmahl. Will die religiöse Malerei auf unser der neueren Andacht entwöhntes Empfinden Eindruck machen, so muß sie alle ihr zu Gebote stehenden Mittel aufwenden. Darum begrüßen wir auch Hermann Prell's Versuch, in seinem Judas Ischarioth die landschaftliche Stimmung mit dem Schauervollen der Handlung in Einklang zu setzen, trotz mancher Absonderlichkeiten der Darstellung, mit Freude und hoffnungsvoller Erwartung. Wie wenig auf dem Gebiete der religiösen Malerei mit der modernen Technik unter Conservirung der altüberkommenen Idealformen zu erreichen ist, das beweist die total mißlungene Madonna Defregger's und Alexander Golz's ideal-langweilige Conversation: Christus und die Frauen.

Die Historienmalerei großen Stils — wir lassen hier vorläufig das historische Genrebild unberücksichtigt — hat mit einer ähnlichen Gleichgültigkeit des Publikums zu kämpfen. Das rein stoffliche Interesse am Alterthum und Mittelalter, die naive Freude am bloßen Geschehen ist uns abhanden gekommen mit dem Bewußtsein, daß wir mit der Vergangenheit endgültig gebrochen haben und am Anfang einer neuen Entwickelung stehen, deren selbständige Keime unsere Zeit in sich trägt. Das klassische Alterthum erinnert uns meist schmerzlich an die Schulbank und wird uns nur durch ein künstliches archäologisches Interesse lebendig, und bei den Anfängen des Mittelalters denken wir mit einem leisen Gefühl der Dankbarkeit an die hübsch erzählten Romane Felix Dahns. So muthet uns Albert Beurs Tochter des Märtyrers trotz ihrer coloristischen Vorzüge wie eine erträglich geschriebene, ins Malerische übersetzte Novelle an. Einem poetischen Gemüth macht es vielleicht sogar Vergnügen, zwischem dem jungen Römer, der den martialischen Prätorianer am Arm ergreift, und dem das Grab des Vaters bekränzenden Mädchen intime Beziehungen zu erdichten, aber das packende Etwas fehlt, und der nachhaltige Eindruck bleibt aus. Selbst wo wir einem gewissen großartigen Schwunge, wie in Lindenschmit's Alarich in Rom begegnen, bleiben wir der Begeisterung der Reliquien rettenden Christen gegenüber verständnißlos und behalten Zeit, eben jenen Schwung als theatralisch zu bekritteln und die Figur Alarich's trotz alles barbarischen Prunks zu unbedeutend, ja in den Verhältnissen ein wenig zu kurz zu finden. Tritt uns nun gar absolutes technisches Unvermögen entgegen, wie in dem kolossalen Einzug der Jungfrau von Orleans Matejkos, so vergessen wir alle Ehrfurcht vor dem berühmten Namen und scheuen uns nicht, herzhaft zu lachen.

Wo sich die Geschichte mit der Legende verquickt, bedarf es hervorstechender malerischer Vorzüge, wie in H. Kaulbach's Krönung der heiligen Elisabeth durch Friedrich II. und in Pauwel's Regentin Johanna Gefangene befreiend, um über das Hinderniß des Mangels an historischem Interesse fortzuhelfen. Auf ein freundlicheres Entgegenkommen, auf sympathischeres Verständniß hat das Mittelalter allerdings zu rechnen, aber nur dann, wenn der Maler der energischen Charakteristik dieser gewaltthätigen Individuen hervorbringenden Zeit gerecht zu werden weiß. So sammelt Gustav Hellquist, der seit Kurzem unserer Akademie angehört, mit seiner figurenreichen, aber darum nicht typenarmen Brandschatzung Wisby's durch Waldemar Atterdag einen andächtigen Kreis von Verehrern um sich. Eine Wirkung, die sich dem Bilde Weigand's gegenüber — Die Einbringung des gefangenen Raubritters Hans Schüttensamen in Nürnberg — unter dem Einfluß der energischen Persönlichkeit des Ritters von der Landstraße bis zur entschiedenen Parteinahme gegen die ehrsamen, aus sicherer Entfernung lärmenden Spießbürger steigert.

Der Berliner Hugo Vogel und der Düsseldorfer Fritz Neuhaus haben sich der Vorliebe für die jüngere Vergangenheit ein wenig mehr anbequemt. Beide stellen Scenen aus dem Leben des Großen Kurfürsten dar. Aber der Erstere kommt mit seinem Empfange der Refügie's in Potsdam nicht über das tüchtig gemalte Ceremonienbild hinaus, während der Letztere ein Bacchanal im leichtlebigen Haag recht anschaulich schildert, ohne das Interesse auf die Gestalt des sittlich entrüsteten jungen Kurprinzen concentriren zu können. Auch hier erweist sich die Beherrschung aller technischen Mittel als unzureichend für einen durchschlagenden Erfolg.

Defregger's Andreas Hofer die Geschenke Franz I. entgegennehmend und desselben Künstlers Speckbacher sind bekannte, vielfach reproducirte Bilder, die stets von Neuem beweisen, daß sein Können sich am vortheilhaftesten auf dem Gebiet des Genres bethätigt.

Einen glücklicheren Versuch mit der historischen Episode hat Robert Werthmüller in seinem König Ueberall gemacht. Friedrich der Große ist eben seiner gelben Staatskarosse entstiegen und läßt sich von einem Landmann die ersten Feldfrüchte, eine Hand voll großer Kartoffeln, zeigen. Der sympathisch berührende Vorgang ist mit anspruchsloser Schlichtheit vorgetragen und läßt das Beste für weitere Arbeiten des Künstlers hoffen.

Einen eingehenderen Bericht über das historische Genre und das Portrait — ihnen gehört nach unserer Meinung die Zukunft — behalten wir uns für eine der folgenden Nummern vor. G. M.

Notizen.

Erlebnisse und Erinnerungen aus dem Musiker-Leben von August Lesimple. Dresden, 1886. — Ein anspruchsloses, liebenswürdiges Büchelchen, das besonders dort interessant wird, wo der Verfasser, ein bekannter Kölner Musikfreund, der zumal für die Verbreitung Wagner'scher Musik viel gethan hat, von seinen Erinnerungen an berühmte Tonsetzer erzählt. Spohr, Wagner, Kreutzer, Hiller, Lortzing hat August Lesimple persönlich gekannt, und er weiß von ihnen manches Neue in einfacher, herzlicher Weise zu berichten, so daß seine Schrift den Verehrern der deutschen Meister eine willkommene Gabe sein wird.

Digitized by Google

Inserate.

Bester Unterhaltungsstoff für Bad- und Sommeraufenthalt.

Rud. Baumbach's Dichtungen.

Zlatorog. 16. Taus. ℳ 2.—
Lieder eines fahr. Gesellen. 13. Taus. ℳ 3.20.
Lieder von der Landstrasse. 6. Taus. ℳ 2.—
Der Pathe des Todes. 6. Taus. ℳ 2.—
Sommermärchen. 11. Taus. ℳ 3.—
Frau Holde. 13. Taus. ℳ 2.—
Spielmannslieder. 9. Taus. ℳ 2.—
Mein Frühjahr. 6. Taus. ℳ 2.80.
Abenteuer und Schwänke. 16. Taus. ℳ 2.80.
Erzählungen und Märchen. 6. Taus. ℳ 2.—

In Leinewand mit Goldschnitt gebunden je 75 ₰ mehr.

Liebesmärchen von Emil Ertl

mit 7 Photogravuren und 22 Heliotypien ℳ 4.— brosch., ℳ 5.— gebd.

Der ewige Jude, dramat. Gedicht von **M. Haushofer.**

ℳ 6.— brosch.

Werner von Kuonefalk.

Erzählende Dichtung von **M. Martersteig.** ℳ 3.— brosch., ℳ 4.— gebd.

Heinr. Seidel's Novellen.

Aus der Heimath. ℳ 3.—
Vorstadtgeschichten. ℳ 3.—
Jorinde und andere Geschichten. ℳ 3.—
Idyllen und Scherze. Gedichte. ℳ 2.50.

Illustrirtes Verlagsverzeichniss neuer deutscher Poesien auf Verlangen franco. Bei Einsendung des Betrags Zusendung postfrei.

A. G. Liebeskind, Leipzig.

CACAO-VERO
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per 1/1 1/2 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 800 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Soeben erschien u. ist in allen Buchhandlgn. vorräthig:
Hugo Schuchardt, Prof. a. d. Univ. Graz,
Romanisches und Keltisches.
Gesammelte Aufsätze.
8°. VIII u. 438 S. Geh. M. 7,50, geb. M. 8,50.
Kürzlich erschienen:
Hillebrand, Karl, Culturgeschichtliches. Aus d. Nachlasse. (Zeiten, Völker u. Menschen. Bd. VII.) Mit Bildniß d. Verf. 8°. XII u. 335 S. geh. M. 6,00, geb. M 7,00.
Mayer, Gustav Prof. (Graz), **Essays und Studien zur Sprachgeschichte u. Volkskunde.** 8°. VIII u. 412 S. geh. M. 7,00, geb. M. 8,00.
Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Bei einer weitverbreiteten Zeitschrift wird ein

Theilhaber und Redacteur

mit einer Baareinlage von 20,000 Mark gesucht. Man gibt den Vorzug einem jungen Manne von academischer Bildung, der sich als 2. Redacteur journalistische Routine und als Mitarbeiter schnell eine literarische Stellung erwerben könnte. Gefl. Anerbietungen unter **F. 32** vermittelt die Druckerei von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien:

Blutjung
und andere Erzählungen
von
E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. brochirt. Preis M. 3.

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Hannover-Altenbeker Eisenbahn.
Saison 15. Mai bis 30. Sept.

Bad Pyrmont.

Pferdebahn zum Salzbade u. Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt

Fürstl. Brunnen-Direction.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Hallwyl und Bubenberg.

Erzählung aus den Freiheitskämpfen wider Karl den Kühnen.
Von
Hans Blum.
8. Geh. Ladenpreis 7 Mark.

Eine vortrefflich geschriebene, geschichtliche Erzählung aus der Periode der Heldenkämpfe, welche Oberdeutsche und Schweizer in den Jahren 1474—1477 gegen Karl den Kühnen von Burgund siegreich bestanden.

Ein hervorragender schweizer Professor schrieb dem Verfasser s. Z. über dieselbe: „Ihre Erzählung wird ein **Volksbuch** werden im edelsten Sinne des Wortes, eine rechte Freude und Erholung für Jung und Alt".

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten
von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Nach den neuesten Quellen dargestellt von **Robert Prölß.** Mit Illustrationen, worunter ein noch nicht veröffentlichtes Portrait von Mathilde Heine, und einem sehr interessanten Autograph. Preis broschiert 4 Mk. 50 Pf. Elegant gebunden 5 Mk. 60 Pf.
Eleganteste Ausstattung.
Verlag von Rieger in Stuttgart.

Preisermässigung.

Rich. v. Kaufmann, Die Finanzen Frankreichs. 1883. Statt 25 ℳ für 12 ℳ 50 ₰.
H. Riemann, Musik-Lexikon. In Leinwand geb. Statt 10 ℳ für 5 ℳ.
Theodor Fröhlich, Buchhandlung, **Berlin,** Landsbergerstr. 40.

Eau de Cologne Nr. 999 übertrifft die sog. echte an Feinheit und Nachhaltigkeit. à Fl. 1 Mk. Infolge des großen Umsatzes berechne jetzt 6 Fl. mit 5 Mk.
Chinawein und China-Eisenwein, unübertroffenes Fabrikat. Für Magen- und Nervenleidende ärztlicherseits warm empfohlen. à Fl. 3 Mk.
Enthaarungsmittel, garantirt unschädlich, entfernt spurlos Haare im Gesicht und an jeder anderen Körperstelle. à Fl. 3 Mk.
Apotheker Arnold Gaedke, Berlin N. 37.

Hierzu eine Beilage von A. E. Seemann in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 24. Juli 1886. Band XXX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die deutsche Frage in Oesterreich. Von Karl Pröll. — Gold- und Goldwährung. Von Otto Lang-Göttingen. — **Literatur und Kunst:** Camões Ende. Von Martin Greif. — Moderne amerikanische Humoristen. Von Hermann Kindt. — Martin Greif als Dramatiker. Von Arnold Fokke. — Wilhelm Jensen's jüngste Schöpfungen. Von Ernst Wechsler. — **Feuilleton:** Annicke. Von A. Weber. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die deutschen Genremaler auf der Kunstausstellung. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

Die deutsche Frage in Oesterreich.

Von Karl Pröll.

Nationale Kämpfe und Wirren, verstärkt durch widerstreitende Interessen, bilden nach wie vor den Inhalt des österreichischen Staatslebens. Diese wenig erfreulichen Zustände spiegelten sich auch in der letzten Session des Reichsrathes wieder, welche vor einigen Wochen geschlossen worden. Das Ergebniß derselben ist ein sehr dürftiges. Budget und Landsturmgesetz sind von der neun Monate mit Hochdruck arbeitenden Parlaments-Maschine fertiggestellt worden. Dagegen gerieth die wirthschaftliche und socialpolitische Gesetzgebung fast völlig ins Stocken. Nicht einmal das Arbeiterunfallversicherungsgesetz konnte verabschiedet werden und der autonome Zolltarif hat Differenzen zwischen der West- und Osthälfte der Monarchie herbeigeführt, welche das nach zehnjährigen Terminen sich stets erneuernde Ausgleichswerk verzögern. So unfruchtbar nach dieser Richtung die Session erscheint, so bedeutsam wird sie durch eine Umbildung der Parteiverhältnisse und durch die allmählich hervortretende Haltlosigkeit des „Systemes Taaffe".

Bei den Neuwahlen im verflossenen Jahre haben die Deutschen, welche durch dieses System in die Opposition gedrängt wurden, ihre Widerstandskraft glänzend bewährt. Trotzdem der Regierungseinfluß gegen dieselben rücksichtslos waltete, verloren sie nur ein Dutzend Mandate und zwar in Folge eigenthümlicher Manipulationen. Der Schild des nationalen Gedankens, der erhoben worden, fing die Speere der Gegner auf. Naturgemäß wollten die entbundenen Kräfte des Volksgeistes den Uebergang von der politischen zur nationalen Kampfesart auch im Parlament zum Ausdruck bringen. Es gelang dies bei dem ersten Versuche nur theilweise. Die Traditionen der „Vereinigten Linken", welche auf einer ehrenwerthen, aber mehr duldenden und abwartenden, als thatkräftigen Staatsgesinnung beruhten, hatten noch viele Anhänger unter den früheren Abgeordneten. Während die Slawisirung im vollen Zuge war, Amt und Schule überwucherte, die föderalistischen Tendenzen immer schärfer ausprägte, glaubten diese Vertreter, daß der geschichtliche Anspruch der Deutschen in Oesterreich auf die Führerschaft durch die Natur der Dinge zu dem verweigerten Recht gelangen werde. Man rechnete mit moralischen Faktoren und vergaß die Machtfaktoren. Nur bei dieser Anschauung konnte man sich mit einer Parteibildung begnügen, welche vielleicht ein Wegweiser, nie ein Bahnbrecher zur Regierungsfähigkeit war.

Ein anderer Theil der deutschen Abgeordneten, von elementaren Impulsen bewegt, von thätiger Liebe für ihre verfolgten Volksgenossen erfüllt, erkannte die siegreiche Kraft der nationalen Idee, welcher Magyaren und Slawen die rasch errungene Ueberlegenheit verdankten. Der bittere Bodensatz des verflossenen Centralismus der nach den sechsjährigen föderalistischen Experimenten Taaffes noch übrig geblieben, schien ihm eines Kampfes nicht werth. Eine andere Staatsgesinnung wurde in ihm lebendig, die den Staat nach eingeborenem nationalen Bilde zu gestalten sucht, auf platonisches Werben um Anerkennung verzichtet und vor Allem sich nicht hinausdrängen oder hinausschmeicheln läßt aus dem großen deutschen Volksthum.

Diese widerstrebenden Anschauungen, welche verschiedenen Principien, nicht bloß ungleichem Temperamente entspringen, waren die Ursache, daß sich die Opposition in einen „Deutschen Klub" und in einen „Deutschösterreichischen Klub" schied. Ersterer faßte die politische Pflichterfüllung wesentlich als Stählung des Nationalgeistes auf; letzterer steckte sich das bescheidene Ziel, im centralistischen Rahmen dem Deutschthum die Fortdauer zu fristen. Aber der Ideen-Scheidung sollte ein Connubium, eine Verstandsehe aus taktischen Rücksichten und dem Bedürfniß der Familiengemeinschaft, den Stachel benehmen. Stich gehalten hat dieses Bündniß bei allen Bestrebungen, den Deutschen bessern Rechtsschutz zu verschaffen, die Uebergriffe der Verwaltung zurückzuweisen. Unzulänglich erschien es jedoch bei den Fragen der parlamentarischen Taktik. Abweichend von der Gepflogenheit der „Vereinigten Linken" bewilligte diesmal der „Deutschösterreichische Klub" das Budget des Cabinets Taaffe und spaltete sich sogar bei der Abstimmung über das Landsturmgesetz. Nebenbei entwickelte er, um Treitschke's Worte zu gebrauchen, „jene harmlose nachbarliche Eifersucht, welche für germanische Völker zum Leben gehört". Das zeigte sich nach der Resolution des „Deutschen Klubs", welche der Polenrede Bismarcks galt, das trat in öffentlichen Kundgebungen einzelner Führer, Herbst's, Sturm's ꝛc. hervor. Plener's Wunsch, daß sich die Deutschnationalen der Leitung der Deutschösterreicher anvertrauen mögen, findet nicht nur im Parlamente, sondern auch bei der Mehrheit der Deutschen Oesterreichs kein Echo. Die „nationale Tonart" wirkt eindringlicher als ein staatskluges Abwägen, das den wichtigen Faktor der nationalen Leidenschaft vergißt. Einer Leidenschaft, durch unverschuldete nationale Leiden erzeugt und doch mit dem klaren Blick ausgerüstet, daß mit einer etwas unparteiischeren Verwaltung noch nicht die deutsche Frage gelöst sei. Denn es gibt keine nationale Lebensversicherung im Staate Oesterreich als diejenige, welche die eigene Lebenskraft den Deutschen verleiht, keine andere Gewähr für bessere Zustände, als die Un-

Digitized by Google

möglichkeit, nach Laune mit dem alten Culturstamm des Reiches umzuspringen.

Auch das Ministerium Taaffe und die Majorität des Parlamentes dürften nicht mit besonderer Befriedigung auf die abgelaufene Session zurückblicken. Der „eiserne Ring" des Hasses gegen die Deutschen, welcher Polen, Czechen, Slovenen und nationslose Klerikale zusammenschmiedet, ist öfters durch Interessengegensätze gelockert worden; schon bei dem Staatsspracheantrag des „deutschösterreichischen Klubs", noch mehr in wirthschaftlichen Fragen. Wenn es gelang, ihn immer wieder zusammenzuschmieden, so beweist das die Stärke dieses Hasses und die Furcht vor dem erwachten Deutschthum. So sehr die Beliebtheit des Ministeriums auf der Rechten schwindet, welches nach seinen vielen Spenden an die „interessanten" und begehrlichen Nationalitäten nicht mehr in früherem Maaße freigebig sein kann: einen Regierungswechsel, der das willige Werkzeug rauben würde, wird man auf dieser Seite so lange als möglich zu verhindern trachten. Haben doch die Polen aus gleichem Grunde in der Frage des Petroleumzolles eine ungewohnte Selbstverleugnung gezeigt.

Das Ministerium Taaffe hat sich durch die Session gedrückt, nicht ohne wesentliche Aenderungen seines Bestandes zu erfahren. Der Unterrichtsminister Conrad, ein Bureaukrat ohne Rückgrat, mußte ausscheiden und ist durch Herrn von Gautsch ersetzt worden, welcher etwas festeren Halt besitzt und nicht der deutschen Sprache, aber der deutschen Gesinnung abgeneigt ist. Der Handelsminister von Pino, welcher nicht nur die Wahlgeschäfte der Majorität, sondern auch seine Privatgeschäfte zu einseitig betrieb, hat in dem bisherigen Landeschef von Schlesien, Marquis von Baquehem, einen ehrenhaften Nachfolger erhalten. Diese Ernennungen erneuten in optimistischen Gemüthern die Hoffnung, daß allmählich oder auf einmal ein Beamtenministerium die Regierungsgeschäfte übernehmen werde, von dem man eine Besserung der Verhältnisse, eine Milderung des Racenkampfes erwarten könne. Diesen Illusionen fehlt aber der persönliche und der sachliche Hintergrund. Es ist möglich, daß die Tage des Ministerpräsidenten gezählt sind, dessen Action der „Völkerversöhnung" das entgegengesetzte Resultat herbeigeführt hat. Aber damit wäre weder der Einfluß der bei Hof mächtigen Parteien, der Feudalen und Klerikalen, gebrochen, noch die Rechte des Reichsrathes gesprengt, mit welcher ein farbloses Beamtenministerium ebenfalls zu rechnen hätte. Ein Uebergangsministerium Coronini oder Chlumecky, welches davor zurückschreckt, die Waffen aus dem Arsenal des deutschen Nationalbewußtseins zu nehmen, würde noch größere Schwierigkeiten haben. Es gibt eben im heutigen Oesterreich keinen Platz für Vermittler und Mittelparteien; man muß Hammer oder Amboß sein. Die alte Ordnung ist zerfallen, muthwillig zerstört worden, in dem constitutionellen Gebäude haben sich die Gegner der Deutschen verschanzt und man wird sie mit guten Worten oder kleinen Polizei- und Wahlmitteln nicht von da wegbringen. Welche Neugestaltung vorzunehmen, damit die Deutschen in Oesterreich zu der Stellung endlich gelangen, welche ihnen nach Geschichte und Cultur gebührt, die sie nie faktisch besessen, sondern nur zu besitzen glaubten, darüber ist es müssig heute zu streiten. Jedenfalls nicht dadurch, daß man nur den Zeigefinger der Regierungsfähigkeit erhebt. Das Volk hat den richtigen Instinkt dafür, daß einstweilen nichts zu erhoffen sei, sondern man sich zu neuen Kämpfen stärken müsse. Doch fühlt es sich erhoben, weil es das Rauschen des deutschen Aars über seinen Häuptern vernimmt.

Einstweilen fehlen übrigens selbst die vertrauenswürdigen Anzeichen eines baldigen Wandels in Oesterreich. Ja, heute begrüßt der Statthalter von Salzburg den „Deutschen Schulverein". Aber morgen verbietet man dem deutschen Handwerkerverein in Prag eine Gedenkfeier Kaiser Josefs II. aus Rücksicht auf die Czechen. Heute ernennt man den neutralen Baquehem zum Minister. Doch morgen zeichnet man den Statthalter Mährens, Graf Schönborn, der sich seine Sporen gegen die Deutschen verdient, besonders aus. Wer findet in diesem Wechsel der Stimmungen am entscheidenden Orte einen dauernden Vorsatz, der sich bestimmen läßt. Nur das Nothwendige wird sich Gehör erzwingen, das Unvermeidliche durchsetzen. Die Deutschen in Oesterreich müssen sich als einen Theil dieser Nothwendigkeit betrachten, ihr Nationalbewußtsein zu einem unvermeidlichen politisch-sittlichen Faktor erheben. Sie waren bisher rasch im Empfinden, langsam im Wollen, vergeßlich trotz ihrer gehäuften Erfahrungen. Sie brauchen jetzt nur auf den einen Gedanken sich zu concentriren: Was ist zu erhalten? Die Antwort, welche sie nach ruhiger Ueberlegung sich geben werden, lautet: „Unsere Nationalität, unser Recht, in dem Staate, den wir begründet, uns frei entwickeln zu können." Mit diesem Gedanken, diesem Wollen wird sich dann jede österreichische Staatsregierung abzufinden haben.

Gold und Goldwährung.

Von Otto Lang-Göttingen.

Der Kampf um unsere Währung hat schon eine Hochfluth von Abhandlungen und Zeitungsartikeln hervorgerufen, die, wenn auch nur in dem bescheidensten Maaße zu nähren ich mich ganz entschieden scheuen würde, wenn ich nicht meinte, diejenigen, welche die Währungsfrage beschäftigt, auf einige sachliche, bisher noch unbekannte oder zu wenig beachtete Verhältnisse aufmerksam machen zu sollen; unter Jenen verstehe ich aber nur die wissenschaftlich gebildeten Kämpfer in dem Streite, zu welchem ja leider im Parteiinteresse ein ausgedehntes Aufgebot auch aus solchen Bildungskreisen erfolgt ist, denen ein Verständniß von der großen Wichtigkeit der Währungsfrage für die allgemein menschliche, wie für die nationale Wohlfahrt kaum zuzumuthen sein dürfte.

Den Ersteren ist zweifelsohne das Werk von Eduard Sueß über „die Zukunft des Goldes" (Wien, 1877) bekannt, in welchem der Verfasser vom geologischen Standpunkte aus darzulegen versucht, daß es auf Erden überhaupt zu wenig Gold gebe, um es zum alleinigen Werthmesser machen zu können.

Dieses die Goldwährung ablehnende Urtheil hat ersichtlich die Vertreter derselben doch nicht bewegen können, ihre Sache aufzugeben, und zwar aus nationalökonomischen Gründen, deren Beurtheilung ich mir als Nichtfachmann versagen zu müssen glaube.

Von geologischer Seite hat Sueß meines Wissens keinen Widerspruch erfahren, denn abgesehen davon, daß vielleicht genanntes Werk in unseren Fachkreisen weniger Verbreitung gefunden hat, als seine übrigen, ist es ein sehr gewagtes Unternehmen, an dem Ausspruche eines Eduard Sueß zu mäkeln und zu mindern, einmal deshalb, weil Sueß nach dem reichen Schatze seiner Kenntnisse, wie nach seiner scharfen Urtheilskraft als Forscher wie selten Jemand Autoritätsglauben verdient und genießt, des Weiteren aber, weil er auch ein unerreichbarer Meister in der Kunst der Darstellung ist.

Trotzdem wage ich dem Urtheile Sueß's gegenüber den Vertretern der Goldwährung auch vom geologischen Standpunkte aus Trost und Muth zuzusprechen und zwar mit der Behauptung: zur Zeit erlaubt der Stand unserer Kenntnisse noch gar kein Urtheil über die Zukunft des Goldes!

Einen etwas ähnlich lautenden tröstenden Wink hat den nach schwer erschöpflichen Goldmassen Verlangenden allerdings auch Sueß geschenkt; er meinte aber dabei, auf die weißen Flecken der Landkarte von Afrika hindeutend, die zu wünschende Ausdehnung unserer Kenntnisse von Goldvorkommnissen, während ich noch größeres Gewicht auf die zu erstrebende Vertiefung unseres Wissens von der Art und Weise derselben lege.

Während wir nämlich über die Verhältnisse der Vorkommen von Silber- und manchen anderen minderwerthigen Erzen in einer dem jeweiligen Stande der wissenschaftlichen Forschungsmethode entsprechenden Vollkommenheit unterrichtet werden, können wir leider nicht das Gleiche von unserer Kenntniß der Goldvorkommen behaupten; dies mag seinen Grund

Digitized by Google

haben zum Theil in der Hast, mit welcher die Goldsucher meist arbeiten, hauptsächlich aber in deren fehlender oder geringer fachgemäßer Vorbildung; doch mögen auch vielen Bergleuten vom Fach die Mängel und Lücken unserer Kenntnisse gar nicht zum Bewußtsein gekommen sein.

Bekanntlich unterscheidet man das aus Ablagerungen von Fluß-Schlotter, -Geröllen oder -Sand ausgewaschene Gold („Waschgold") von dem aus geologischen Körpern anderer Entstehungsart gewonnenen „Berggolde" und nimmt widerspruchslos an, daß ersteres „umgelagertes", durch Gesteinsverwitterung, Erosion und Denudation transportfähig gewordenes und transportirtes Berggold ist. Auf welche Weise letzteres entstanden, ist und wird wohl auch fernerhin der Gegenstand mehr oder weniger wahrscheinlicher Vermuthungen bleiben, und ich gehe durchaus nicht so weit in meinen Anforderungen, diese zweifellos wünschenswerthe Erkenntniß als nothwendige Vorbedingung für die bewußte Urtheilsfällung hinzustellen.

Dagegen erscheinen mir unsere Kenntnisse von der Art und Weise der Vergesellschaftung des Goldes mit anderen Stoffen einer Vertiefung und Erweiterung sehr bedürftig; denn bei der wohl mit Recht verbreiteten Annahme, daß das natürliche „gediegene" Gold, wenigstens seiner Hauptmasse nach, erst ein secundäres, ein Verwitterungsproduct ist, aus „güldischen" Erzen durch die Verwitterung frei geworden, gelangt man nothwendig zu der Frage: aus welchen Erzen? in welchen Verbindungen mit anderen Stoffen ist das Gold vorher vorhanden? — Wer da der Wahrheit die Ehre giebt, wird bekennen müssen, daß wir darüber noch viel zu wenig Sicheres wissen; allerdings kennen wir ein paar natürliche Selen-, Tellur- und ähnliche Verbindungen mit Gold, aber nur als vereinzelte Vorkommen; für die überwiegende Masse der Goldvorkommen dagegen hat die Vermuthung die größte Wahrscheinlichkeit für sich, daß, obwohl wir unter den Naturproducten (Mineralien) ebensowenig wie Sauerstoffverbindungen auch noch keine Schwefelverbindung des Goldes haben nachweisen können, dasselbe doch in solchen (als Sulfid oder als Sulfosalz) in Gesellschaft mit anderen Metallen auftrete.

Was, könnte da der Praktiker sagen, schert mich diese Frage nach der Art der ursprünglichen Verbindung, wenn ich nur das Gold, sei es gediegen oder als güldisches Erz, habe! Wenn die „güldischen" Erze nur solche von schon an sich relativ hohem Werthe wären, etwa wie reiche Silber- oder Kupfererze, so könnte er wohl Recht behalten; welche Wichtigkeit aber diese Frage, wenn auch erst indirect, für alle anderen Fälle besitzt, wird sich weiter unten noch zeigen.

Schwerwiegender erscheint vielleicht der Einwand, daß die Verhältnisse des „Berggoldes" für die Entscheidung der Streitfrage von zu geringer Bedeutung seien, da ja die ganz überwiegende Menge des auf den Markt kommenden Goldes (nach Sueß 87,98 % der 1848—1876 gewonnenen Masse) als „Waschgold" gewonnen wird.

Vergegenwärtigen wir uns also die Verhältnisse des Goldwaschens. Der Goldwäscher hat seinen Sinn nur auf das Gold, nicht zugleich auf die Gewinnung von Nebenproducten (abgesehen von den seltenen Platinvorkommen, sowie von dem dem Golde legirten und unfreiwillig mitgewonnenen Silber) gerichtet; inmitten oder am Rande der Wildniß, wo die Goldgewinnung ja meist statt hat, will der goldhungrige Digger möglichst schnell und viel Gold gewinnen und da auch die Kosten für des Leibes Nahrung und Nothdurft daselbst die Ausbringung sehr vertheuern, ist er gezwungen, Raubbau zu treiben, d. h. nur die goldhaltigsten Lagen („reichsten Mittel") abzubauen und mit Hast zu verwaschen; wieviel Gold bei dieser Wäsche verloren geht, das kümmert den kaukasischen Digger wenig und darüber verschaffen sich selbst die großen Actien-Gesellschaften, welche mit hydraulischem Drucke arbeiten, schwerlich genügende*) Kenntniß; was da von dem Tische der Herren abfällt, diese Brosamen gönnen sie den Hunden in diesem Falle, den sonst so gehaßten gelben Chinamännern, welche genügsam die Sande nochmals verwaschen und deren Goldausbeute nicht controlirbar ist.

Dasjenige Gold, was in bereits verwaschenen Sanden noch gefunden wurde, wird und wurde bisher überall auf Rechnung der Unvollkommenheiten des Waschverfahrens gesetzt, welche einen je nach dem Wasserreichthum mehr oder weniger hohen, aber immer unvermeidlichen Goldverlust bedingen.

Die stillschweigende, aber allgemein gültige Voraussetzung dabei ist die Annahme, daß im Schwemmland das Gold nur im gediegenen Zustande vorkommt und daß es dahin schon als solches „aus dem Berge" gelangt ist.

Gegen letztere Annahme wurden allerdings manchmal Zweifel laut und sind seither aus verschiedenen Gegenden Beobachtungen und Thatsachen bekannt geworden, welche erkennen lassen, daß ein Theil des Goldes sich erst in dem „Schwemmlande" gediegen ausgeschieden habe.

Trotzdem galt und gilt noch ein goldhaltiger Sand oder Kies für vollständig ausgebeutet, sobald er auf Gold möglichst sorgfältig ausgewaschen worden; er war dann vollständig werthlos und sogar eine Last für das Land. Daß aus demselben Sande nochmals und nach Verlauf eines gewissen Zeitraums zum dritten und wohl vierten Male Gold mit Gewinn gewaschen werden könne, diese Idee hat wohl kein Digger und bis vor Kurzem wohl überhaupt Niemand ernstlich gehegt. Wenigstens hat ihr weder Sueß noch irgend ein Vorkämpfer der Goldwährung Rechnung getragen.

Für die Nationalökonomen muß, sollte ich meinen, dieselbe sogar etwas Blendendes haben. Stellen wir uns vor, Californien, Australien und manches andre, jetzt für erschöpft geltende Eldorado könnten uns in nicht zu ferner Zeit, etwa in 30 oder 40 Jahren, eine nahezu ebenso große Goldernte bieten, als da sie zum ersten Male ihr Füllhorn über die Menschheit ausschütteten! Und nach etwa 50 Jahren wieder eine Ernte und so fort!

Daß diese Idee nicht eine Ausgeburt der Phantasie sei, sondern, daß sie möglicher Weise thatsächlich bewahrheitet werde, könnte der Leser zwar schon daraus entnehmen, daß ich mir sie vorzubringen gestatte, doch will ich mit ihrer Entstehung nicht zurückhalten; sie beruht wesentlich auf von einem deutsch-russischen Bergmanne ermittelten Thatsachen, von denen wir jüngst (in der Zeitschrift der Deutsch. geologischen Gesellschaft) durch Prof. Arzruni in Aachen Kenntniß erhalten haben, der seinerseits die einschlägigen Verhältnisse noch eingehender erforscht hat.

Zu den älteren, aber immer noch Ertrag gebenden Waschgold-Regionen gehört bekanntlich die Uralische; die Besitzverhältnisse daselbst brachten es mit sich, daß die Goldgewinnung von wissenschaftlich vorgebildeten Beamten geleitet wurde, welche durch einen Schmelzversuch des Sandes bald erkannten, ein wie geringer Theil ($^1/_{25}$ oder $^1/_{30}$) des ganzen Goldgehaltes im Sande beim Waschen nur gewonnen werde. Dieser große Verlust wurde, wie angedeutet, den Unvollkommenheiten des Gewinnungsprocesses zugeschrieben. Der Verwalter der Gruben von Berjosowsk, A. A. Auerbach, erkannte jedoch in neuerer Zeit, daß in den Sanden anscheinend goldhaltige, unzersetzte Schwefel- und andere Erze enthalten sind, welche ihren vorausgesetzten Goldgehalt natürlich auch beim Amalgamiren nicht abgeben, dagegen bei der Verwitterung oder Reduction Gold abscheiden und so, um ein allgemein verständliches Bild zu gebrauchen, neben dem gediegenen Golde den „Goldsamen" darstellen. „Nur auf diese Weise erklärt es sich auch, daß die Goldsande, die zwei-, drei Mal sorgfältig gewaschen wurden, beim erneuten Waschen wiederum und zwar oft ansehnliche Mengen von Gold liefern." Daß dieser „Goldsame" oder Goldträger in nach geologischem Maßstabe so ungemein kurzem Zeitraume schon wieder Gold liefert, darf der verhältnißmäßig großen Empfindlichkeit desselben (der Sulfide) gegen die Verwitterungs-Agentien, welche in den losen Sand bequemen Zutritt haben, zugeschrieben werden.

Hier haben wir also in Wirklichkeit einen goldhaltigen

*) E. Reyer giebt in der Preuß. Zeitschrift für Berg- ꝛc. -Wesen 1886 ihren Goldverlust zu etwa 20 Procent an; aber auf welche Weise ist solcher bestimmt?

Digitized by Google

Sand, welcher mit der Zeit mehrere Goldernten schon gegeben hat und noch geben wird. Ist es nun nicht wohl begreiflich, daß man auf Grund dieser Erfahrung seine fragenden Blicke und seine Hoffnungen auch auf andre Goldlagerstätten richte? Erscheint es doch darnach als schon von vorn herein wahrscheinlich, daß wenn auch nicht alle, so doch viele derselben noch mehrfache Ausbeute geben und daß viele Goldsande, welche bisher als zu arm noch gar nicht in Angriff genommen worden sind, mit der Zeit ertragfähig werden!

Warnen muß ich jedoch davor, auf Grund der einzigen Beobachtung gleich überschwängliche Hoffnungen zu hegen; dagegen sollte, meine ich, diese Thatsache dazu antreiben, die Goldlagerstätten genauer zu untersuchen, in den Goldsanden, etwa durch Schmelzen größerer Partieen (was außer am Ural bisher nirgends erprobt worden zu sein scheint) den totalen Goldgehalt festzustellen und zu prüfen, ob und wieviel von „Goldträgern" in ihnen enthalten sei. Daß letztere beim Waschen der Goldsande der Aufmerksamkeit bisher entgangen seien, erscheint sehr wohl möglich, wenn man die Differenzen in den specifischen Gewichten bedenkt, welche ja die Wasch-Resultate wesentlich bedingen; während das des Goldes 19 ist, dürfte das specifische Gewicht der muthmaßlichen „Goldträger" 7 nicht übersteigen.

Zweifellos wird eine solche Prüfung manche Enttäuschung bringen und ergeben, daß schon lange Zeit hindurch den Einflüssen der Verwitterungsagentien ausgesetzt gewesene Goldlagerstätten wenige oder keine „Goldträger" mehr enthalten; größere Erwartung darf man aber wohl an die Untersuchung der vor Verwitterungseinflüssen geschützteren oder verhältnißmäßig jungen Goldalluvionen knüpfen, deren Material aus Goldgängen stammt, welche selbst wie z. B. die Californischen und Australischen, sich bis zu nur geringer Tiefe ertragfähig erwiesen haben.

Nicht nur im wissenschaftlichen Interesse, sondern auch wegen praktischer Bedürfnisse, nämlich der Frage der rationellsten Gewinnungsmethode des in ihm enthaltenen Goldes, der Ertrags-Größe, resp. -Dauer von Lagerstätten, der Muthmaßung über die Orte goldreichster Partieen innerhalb derselben u. s. w. erscheint es dazu auch geboten, die Natur des „Goldsamens" oder Goldträgers zu erforschen, die Art und Weise seines Auftretens, seiner Vergesellschaftung u. a. m.

Diese Aufgabe ist aber nicht so leicht zu lösen, wie die Meisten glauben werden und, ganz abgesehen von der Wahrscheinlichkeit, daß die an einem Orte und für ein Goldvorkommen schließlich ergründeten Verhältnisse keine Allgemeingültigkeit werden beanspruchen dürfen, sodaß sich also für jedes Goldvorkommen eine besondere, eingehende Untersuchung nöthig machen wird, wird man erst eigene Forschungsmethoden ausfindig machen müssen; für die Verhältnisse am Ural haben wenigstens unsre jetzigen Forschungsmittel keine Resultate erzielt. Bei der an sich höchst wahrscheinlichen und auch allgemein verbreiteten Annahme, daß der „Goldsame" von Schwefelverbindungen dargestellt werde, welche zum überwiegenden Theile andere Metalle neben Gold enthalten, richtet sich der Blick jedes Geologen und Bergmanns zuerst auf den Schwefelkies (FeS_2), weil derselbe nicht allein der allerverbreitetste Begleiter des Goldes ist, sondern auch dabei an Masse vor andern Schwefelverbindungen vorzuwalten pflegt; hat man ja doch auch gar nicht selten Goldflitter in (zu Brauneisen) verwitterten Schwefelkieskörnern vorgefunden. Deshalb ist auch der Schwefelkies der uralischen Goldlagerstätte, in Mengen von 35 gr, chemisch auf Goldgehalt geprüft worden, aber mit negativem Resultate. Nun ist es immerhin doch möglich, daß der Schwefelkies der Goldträger ist, daß aber der Goldgehalt ein zu fein vertheilter und zu geringer ist, um nach den angewandten Methoden erkannt werden zu können, oder aber das Gold ist in anderen Schwefelverbindungen enthalten, welche nur in ganz untergeordneten Massen und vereinzelt dem Schwefelkiese beigemengt sind; letzterer Annahme werden Theoretiker schon in Hinsicht auf die chemischen „Werthigkeiten" (Valenzen) der betreffenden Elemente den Vorzug geben. Jedenfalls ist es wahrscheinlich, daß der Goldgehalt der als Goldträger verdächtigen gesammten vergesellschafteten Erzmassen ein sehr „verdünnter" ist und die wahren Goldträger deshalb schwer zu ermitteln sein werden.

Damit hoffe ich nachgewiesen zu haben, daß wir uns der Erwartung hingeben dürfen, es werde uns noch eine beträchtliche Quantität Goldes „zuwachsen", welche Sueß bei seiner Berechnung der disponiblen Goldmenge noch gar nicht berücksichtigen konnte, und daß meine obige Behauptung über den Werth einer Beurtheilung der Zukunft des Goldes begründet ist; denn sollte auch, was ich für unwahrscheinlich halte, ausgedehnte aber genaue Forschung darauf hinweisen, daß die aus den „Goldträgern" noch zu erhoffende Quantität gegenüber derjenigen des schon gediegen vorhandnen Goldes von keinem Belange sein werde und könne, so wird man doch zunächst die Nothwendigkeit einer solchen Untersuchung zum Zwecke der Urtheilsfällung zugestehen müssen.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Camões Ende.

Die ihr mich seht als Bettler fremd durchschleichen
Die Gassen Lissabons in nächt'ger Stunde,
Laßt euer Herz durch meinen Ruf erweichen!

Nicht wagt' ich's, nur mein eig'nes Leid im Munde,
Euch um Erbarmen jammernd anzuflehen,
Ich bitte mehr für euch als mich im Grunde.

Auf Erden ist schon manche Schmach geschehen,
Doch wär's verrucht, den Besten nicht zu retten,
Laßt Camões nicht im Elend untergehen.

An seinen Namen wird der Ruhm sich ketten,
Mögt ihr auch bis zuletzt mit Hohn ihm danken,
Wie ihr es zuließ't, ihn auf Stroh zu betten.

Da kaum er selbst mehr kann vom Lager schwanken,
So nehmt nicht Anstoß an des Sclaven Farbe:
Aus Java folgt' ich ihm dem dürft'gen Kranken.

Nein Lüge wär' es, sagt ich bloß, er darbe,
Es wär Verrath an ihm, klagt' ich verstohlen:
Voll Hunger liegt der Schnitter auf der Garbe.

Sein Herd ist kalt, verbraucht der Rest der Kohlen:
Zu schmeicheln hat sein Stolz noch nie verstanden,
Die Münze fehlt, ihm Arzenei zu holen.

Die Heimath schlug ihn ganz in ihre Banden,
Die jeden Dank ihm schuldig ist geblieben,
Ihm wäre besser in Barbarenlanden!

Wohl weiß ich auch, er wird sie ewig lieben,
Bis er in meinem braunen Arm verscheidet,
Von ihrer Härte in den Tod getrieben.

Unheilbar ist die Krankheit, dran er leidet;
Es ist sein Gram um Portugals Versinken,
Das ihm so bitter durch die Seele schneidet.

Doch mag verstummt er schon den Neidern dünken,
Die Welt wird seinem Heldenliede lauschen,
So lang am Himmel dort die Sterne blinken,
So lang des Tajo Wellen meerwärts rauschen.

Martin Greif.

Digitized by Google

Moderne amerikanische Humoristen.

Von Hermann Kindt.

Wer von amerikanischem Humor hört, dem wird sogleich und mit vollem Recht der unvergleichliche Washington Irving in's Gedächtniß kommen. Allein auch zu gleicher Zeit mit ihm Sam Slick (Judge Halliburton) mit seinem „clockmaker", James Russell Lowell, der ausgezeichnete Kenner deutscher und italienischer Literatur, Lessing's wie Dante's, mit seinen „Biglow Papers", Oliver Wendell Holmes mit seinem „Autocrat", Charles G. Leland mit seiner Hans Breitmann-Poesie und seinem amerikanisch-deutsch-dialectischen Humor, und Andere mit ihnen. Sicherlich, dies sind alle Fürsten des Humors und stehen auf erster Rangstufe: jedoch ihr Humor ist ihnen von der alten Heimath gleichsam etwas Angeerbtes, ist Humor, wie das Mutterland England und Schottland und Irland mit seinen „Irish Bulls" ihn auch besitzen, in reicher bekannter Fülle besitzen. Wovon ich hier sprechen will, das ist der Humor, wie ihn der bei uns am besten und auch durch treffliche Uebersetzungen bekannte Mark Twain (Samuel Langhorne Clemens), der so jung aus dem Leben geschiedene Artemus Ward (Charles Farrar Browne) und der im October vorigen Jahres verstorbene Josh Billings (Henry W. Shaw) in so hohem Grade vertreten und gleichsam als Hauptvertreter repräsentiren. Diesen schließt sich wieder neben einer Reihe in den Vereinigten Staaten allgemein bekannter Namen ein ganzes Heer von sogenannten, mehr oder minder „berühmten" Paragraphisten an: Schriftsteller, die durch kurze launige, witzige oder humoristische Paragraphen in Tagesblättern sich schnell einen Ruf erworben haben, wenigstens in Amerika, und deren Anekdoten, selbsterfundene Skizzen, witzige Einfälle, drollige Gedichte, launige „Pointen" und „Paragraphen" auch übersetzt in deutsche Blätter übergegangen sind, ohne daß uns ihre eigentlichen Urheber bekannt würden. Vielfach nennt man daher die ganze Vertretung des Humors, dessen ich hier Erwähnung zu thun wünsche, „newspaper humor", Zeitungs-Humor, denn selbst die ersten unter den ihn vertretenden Schriftstellern — ich will nur wieder Mark Twain und Josh Billings nennen — haben mit dergleichen kurzen Skizzen und Paragraphen in Zeitungen begonnen, ja, ihre später veröffentlichten Bücher sind meistens nur eine ausgewählte Zusammenstellung solcher Zeitungsartikel. Jede Zeitung in den Vereinigten Staaten, die irgend welchen Ruf besitzt, besitzt auch ihren ständigen Paragraphisten, der ihnen kurze „pointirte", witzige oder humoristische Artikel und Einfälle zu liefern hat, eine Art Humor-Reporter, der einen eigenen, bestimmten Abschnitt der Zeitung ebenso vollständig vertritt, wie die „interviewers", „reporters", „interlopers" und „inventors" die ihrigen. Viele unter diesen, wie der „Danbury News Man" (Mr. James M. Bailey), der „Danbury (Connecticut) Times", „Old Si" (Samuel W. Small), der „Atlanta (Georgia) Constitution", „Hoffenstein" (Joe C. Aby), des „New Orleans Democrat" und „Mr. and Mrs. Spoopendyke" (Mr. Stanley Huntley), des „Brooklyn Eagle", sind so bekannt jenseits des Oceans, wie die größten Schriftsteller der Union, ja vielleicht bekannter und jedenfalls gelesener. Um nur ein Beispiel anzuführen, so wurden die unter dem drolligen Namen „Mr. and Mrs. Spoopendyke" gesammelten humoristischen Skizzen, die sich mit kleinbürgerlichen Vorkommnissen des Lebens beschäftigen, vor zwei bis drei Jahren in 320 000 Exemplaren binnen drei Monaten abgesetzt, und neue und vermehrte Auflagen sind seitdem erschienen. Ja, die wöchentliche Ausgabe einer ganzen großen Zeitung, die „Detroit Weekly Free Press", von der M. Quad (Mr. Charles B. Lewis) „der belebende Funke" ist, wird zum Vergnügen des ganzen englischlesenden Europas nach einem getroffenen Uebereinkommen Wort für Wort in London nachgedruckt.

Wenn man fragt, worin nun diese fesselnde Stärke des Erfolges liegt und besteht, so muß vor allen Dingen darauf hingewiesen werden, daß der Humor, den wir uns gern mit einem Auge lachend, mit dem anderen weinend vorzustellen lieben, hier in eine andere Sphäre übergetreten ist. Vor allen Dingen in diejenige des alltäglichen Lebens, alltäglicher Vorkommnisse einer Großstadt wie kleinstädtischer und ländlicher Verhältnisse. Es ist ein „broad humour", ein grinsender Humor, der sich in derben Aus- und Einfällen, in derben Späßen gefällt und ausläßt, also den von uns mit dem Worte Humor verbundenen Begriff etwas abgeändert hat. Man muß aber nun nicht glauben, daß nur Späße und Witze, und besonders solche derber Art, diese Art Humor allein ausmachen. Durchaus nicht. Eine gewisse liebenswürdige Kindlichkeit und Ursprünglichkeit der Empfindung und des Vergleiches umgibt ihn. Diese Kindlichkeit ist eben der Hauptbestandtheil, während Witz und Spaß gleichsam mehr Arbeit verlangen und etwas Künstliches vorstellen. Die Schriften Mark Twain's sind allgemein bekannt. Er ist der Hauptvertreter, „der Prinz" amerikanischen Humors, wie Macaulay der Prinz englischer Essayisten ist und genannt wird. Amerika, England, Deutschland (Tauchnitz) druckten seine Werke; Deutschland, Frankreich, Holland, Schweden übersetzten sie. Schon die Wahl seiner Haupttitel, die „Innocents", so trefflich von seinem ausgezeichneten deutschen Uebersetzer Moritz Busch durch die „Harmlosen" wiedergegeben, läßt auf die gewisse Kindlichkeit, von der ich sprach, schließen. Weniger bekannt sind selbst dem englisch-lesenden Publikum in Deutschland die schon als Hauptvertreter erwähnten Namen Artemus Ward und Josh Billings. Beide verdienen den Ruf, den sie besitzen. Der erstere starb jung in England, wohin ihn sein leidender Gesundheitszustand getrieben. Mark Twain sagt in einem Privatbrief mit Recht von ihm: „Er war einer der freundlichsten und liebenswürdigsten aller Menschen, und der Einfluß, den er auf das englische Volk gewann, übersteigt alle Beschreibung." Sein Tod erregte die allgemeinste Sympathie, wie seine Vorlesungen, seine Briefe an „Punch" (1866) das allgemeinste Interesse erworben hatten. Eine Eigenthümlichkeit dieses von Mark Twain als besonders eigenartig vertretenen Humors liegt auch in der ganz besonderen Orthographie, die oftmals, auf eine fast oder ganz gleiche Aussprache eines ganz anderen Wortes basirt, die drolligsten Nebenverwechselungen erzeugt, wie z. B. in Artemus Ward's „census-taker" (Volkszähler), den er senses-taker (Sinnen-Zähler) nennt, und der, als Stellvertreter eines kranken, wirklichen „census-taker", sich die eigenthümlichsten Fragen bei der Volkszählung aufnotirt hat: haben Sie die Masern gehabt, und wie viele? sind Sie verheirathet, und wie gefällt's Ihnen? haben Sie 'n Zwillingsbruder, der älter ist als Sie? haben Sie's auch manchmal im Magen? wie viele „Küken" haben Sie, zu Fuß und noch im Ei? haben Sie auch mal im Korrektionshaus gesessen? wie raucht sich Ihr Meerschaumkopf an? und dergleichen mehr. Leider kommt der Stellvertreter nicht zu diesen Fragen: schon im ersten Hause, wo er mit seinem Fragezettel herausrückt, tritt er mit einigen alten Jungfern „in Collision". Er will unbescheidener Weise ihren Antworten hinsichtlich ihres Alters nicht gerade Glauben schenken und will nun mit Gewalt ihnen den Mund aufreißen, um nach den Zähnen zu sehen wie bei den Pferden, wobei er natürlich „schön ankommt" und vor den Zungen und Besen ausreißen muß.

Man sieht, daß diese Art Humor eine „certain latitude, both as to its fashion and material" beansprucht, wie sie der berühmte Verfasser des „House of the Seven Gables", Nathanial Hawthorne, für diesen seinen Roman verlangt und von den Lesern erhebt. Eine solche Beanspruchung hinsichtlich des Humors, eine „certain latitude", erhob aber eigentlich zuerst Josh Billings, der im October v. Js. in seiner Heimathsstadt Lanesboro, Mass., begraben wurde, wohin er sich in dem großen Weltgewühl Newyork's stets gesehnt hatte, besonders bei nahendem Lebensende. Auch darin bewies er sich als echter Humorist. Er starb hochbejahrt und war seit Jahren eigentlich literarisch fast unthätig, während seine Sprichwörter (proverbs) und seine sogenannten öffentlichen Anzeigen (advertisements) ihm einen unsterblichen Namen und einen ebensolchen Einfluß unter den amerikanischen Humoristen der Neuzeit

Digitized by Google

gesichert haben. Ich kann wohl nichts Besseres thun, als wenn ich von diesen „advertisements“ ein Beispiel hier übersetzt wiedergebe, den Verkauf eines Grundstückes betreffend, wobei die sonderbare Orthographie voll drolliger Mißdeutungen auch wieder eine große Rolle spielt. „Ich kann“, schreibt er, unter dem Titel „Die Höhe der Erhabenheit“ —

„Ich kann für achtzehnhundert neununddreißig Dollars einen Palast verkaufen, ein süßes, gedankenreiches, zurückgezogenes Plätzchen an den jungfräulichen Ufern des Hudson gelegen und 85 Morgen groß. Das Land ist köstlich eingetheilt von der Hand der Natur und der Kunst in Weideplätze (hier schreibt er pastor statt pasture) und Kornland, in Ebenen und Abhänge, in ernste Schroffheit und kosenden Muthwillen blumenreicher Triften. Ströme sprudelnder Freude (von Forellen wimmelnd) tanzen durch diese Wildniß von Schönheit und bugsiren die leise Musik des Heimchens und der Heuschrecken. Die immergrünen Gesträuche seufzen, wenn der Abendzephir durch ihren schattigen Busen dahinschlüpft, und die Espen zittern wie das liebewunde Herz (hier wieder hart für heart) eines jungen Mägdleins. Früchte der Tropen, in goldener Schönheit, schmelzen an den Zweigen, und die Bienen gehen schwer und süß beladen heim in die schützenden Körbe. Die Ställe sind würdig der Kampfrosse eines Nimrod oder der Gestüte des Achilles, und das Hühnerhaus ist „expreß“ für Paradiesvögel erbaut, während dunkel aus der Entfernung, wie die Erdhütte eines Eremiten, die Hundehöhle herüberlugt. Hierher sind die Dichter gekommen und haben ihre Lieder gezwitschert, hier haben Bildhauer ausgehauen, hier Maler die Scenen träumerischer Landschaften geraubt, und hier haben die Philosophen den Stein entdeckt, welcher sie zu Naturzaubrern machte. Wenn der junge Mond wie ein zurückgeschlagener silberner Vorhang an der blauen Brust des Himmels hängt, kann man jede Nacht einen Engel mit goldenen Fußspitzen auf dem Gras hier tanzen sehen. (Notabene: Der Engel geht mit dem Grundstück.)“

Ich habe unter anderen Namen, die ich noch vielfach vermehren könnte, wenn sie dem Leser eben nicht meistentheils nur bloße Namen blieben, auch Mr. Stanley Huntley erwähnt, dessen Skizzen unter dem sonderbaren Namen Mr. and Mrs. Spoopendyke die Spalten des „Brooklyn Eagle“ und den Verfasser selbst seit wenigen Jahren durch die ganze Union berühmt gemacht haben. Es ist schwer, aus der reichen Auswahl, die diese Skizzen kleinbürgerlichen Lebens und kleinbürgerlicher Verhältnisse etwa à la Mrs. Brown (Mr. Arthur Sketchley) in London bieten, das allgemein Passende herauszufinden. Allerorts wird in den Staaten immer „Mr. Spoopendyke's Krankheit“ als ein treffliches Beispiel des Styls und der Intentionen des Verfassers aufgestellt. Hier ist die Uebersetzung.

„Wie lange bin ich denn schon in diesem alten räudigen Kasten von Bett?“ fragte Mr. Spoopendyke, drehte sich schmerzhaft in seinem Lager herum und guckte in einer unbestimmten, halb dämlichen Weise nach einer langen Reihe Medizinflaschen auf dem Kaminsims hin.

„Ohngefähr zwei Wochen, lieb' Männing, erwiderte Mrs. Spoopendyke, und kam freundlich lächelnd mit einem Napf Haferschleim auf ihn zu. Der Doctor sagt, Du würdest wahrscheinlich keinen andern Anfall kriegen, wenn Du Dich recht ruhig verhältst und seine Vorschriften ordentlich befolgst.

„Na, das ist ja schön, — sagt' er das? meinte Mr. Spoopendyke und machte eine vergebliche Anstrengung, um aufrecht zu sitzen, während er mit einem Stöhnen wieder nach hinten zurückfiel. Er sagt, ich würde wahrscheinlich keinen andern Anfall kriegen? Sag' mal, was meinst Du denn, was dieser maulaffige, kahlköpfige Pillendreher überhaupt von meinem Krankheitsfall kennt? Vielleicht glaubst Du wohl, daß er eine egyptische Mumie 'n ordentlichen Schottisch tanzen lassen kann, oder einen hölzernen Tabacksladenmohren ins Leben rufen? Was ihm fehlt, um einer der leitenden Aerzte des Landes zu werden, ist drei große Bülletins jeden Tag und ein langes Kinn wie ein Schafsgesicht. Natürlich, ich kann mir denken, wenn ich all' den Jux da einnehme, dann werd' ich wieder wie neugeboren und leb' bis 1976 zur nächsten großen Centenarfeier! Was weiß denn so 'n Knochendurchsäger, so 'n spanisches Fliegenpflaster überhaupt von der Zukunft? Wie kann er sagen, daß und ob ich 'n andern Anfall kriegen werd' oder nicht? Vielleicht kann er Dir auch den Namen Deines zukünftigen Mannes schon sagen und was für 'ne Farbe Haare er hat, und all' das für 'ne Mark. Vielleicht ist er ja ein maulaffiger Spiritualist. Was hast Du denn da?

Wassersuppe, Männing, sagte Mrs. Spoopendyke.

Wasser — supp', immer Wassersuppe, höhnte Mr. Spoopendyke, und drehte sich mit dem Gesicht gegen die Wand um. Denkst Du denn, ich bin 'n Findelhaus, 'ne Kleinkinderbewahranstalt, und 'n altes Weiberhospital in Eins? Warum bindest Du mir denn nicht ein Kinderlätzchen vor, giebst mir 'n Gummiproppen zum Kauen und 'ne Klöterbüchse in die Hand?

„Aber der Doctor sagt, Du sollst jetzt noch nicht 'was Festes essen —

„O, ich soll noch nicht 'was Festes essen, fiel ihr Mr. Sp. ins Wort, und stieß wüthend mit den Füßen gegen das Fußbrett des Bettes. Na, ich sag' Dir, Kanonenkugeln und Eisenspähne bekommen mir auch noch nicht! Ich möcht' 'mal sehn, ob ich eiserne Gitter und Brückengeländer verdauen könnte! Der räudige olle Pulvermischer! Hier, gib mir 'mal den Jux her, und Mr. Spoopendyke stieß den Napf seiner Frau aus der Hand und so den Inhalt desselben über das Bettzeug. Na, nu' denk' ich mir, bist zu zufrieden, sagte er, und vergrub den Kopf ins Kopfkissen, während Mrs. Spoopendyke die Scherben zusammenlas und meinte, es sei nur recht schön, daß der Napf nur Fayence und kein Porzellan gewesen wäre.“

Noch einmal möchte ich hier wiederholen, daß diese Art Humor nicht allzuviel Gemeinsames hat mit dem unter diesem Wort bei uns gemeiniglich Verstandenen, außer der Kindlichkeit, von der ich sprach. Sie versöhnt mit dem anscheinend Derben, Alltäglichen, Gewöhnlichen, und leiht auch diesem Kinde fröhlicher Laune eine gewisse Poesie und gibt derselben ein Anrecht auf unsere Mitempfindung.

Zum Schlusse noch einige Worte über Charles G. Leland, den humorvollen Uebersetzer Scheffel's. Der Tod des „Gaudeamus“-Sängers hat auch in Amerika viele Sympathien wach gerufen, da der Dichter dort durch ganz vortreffliche Uebersetzungen aus dem „Engern“ von Leland besonders in literarischen und in deutsch-amerikanischen Kreisen, welchen letzteren die eigene Muttersprache oder die Sprache der eingewanderten Eltern im Laufe der Jahre entfremdet worden, allgemein beliebt ist. Weniger bekannt ist in Amerika sein „Ekkehard“, dessen Uebersetzung wiederum in England des Dichters Namen in nur englisch-sprechenden und englisch-lesenden Kreisen bekannt gemacht hat. Ein vor mir liegender Brief Scheffel's vom 6. Juli 1872 aus Carlsruhe geschrieben und „Dr. Scheffel“ unterzeichnet, sagt hierüber:

„Ihre Anfrage bitte ich direct an die Tauchnitz'sche Verlagsbuchhandlung zu richten, da mir nicht bekannt ist, ob die Collection of German Authors, welche als Band 21 und 22 mein Werk Ekkehard, übersetzt von Fräulein Sofia Delffs, gebracht hat, auch eine Uebersetzung des Gaudeamus herauszugeben beabsichtigt. Die ganz vortrefflichen Uebersetzungen der Lieder aus dem Engern von Charles G. Leland sind für England 1872 bei Trübner u. Co. zu London, Paternosterrow Nr. 60, erschienen. Der Titel Scheffel's Gaudeamus translated by Charles G. Leland ist unrichtig, weil die sämmtlichen Lieder aus dem Weiteren, des Gaudeamus S. 115—192, dabei unübersetzt blieben.“

Der Uebersetzer dieser Lieder aus dem Engern nun, Mr. Charles G. Leland, war durch seine eigene Individualität ganz besonders dazu berufen, sich in die Scheffel'sche Poesie hineinzuversenken. „Ganz vortreffliche Uebersetzungen“, nennt sie Scheffel hier selbst; und mehr als einmal hat er sich über dieselben mit den Worten: „Er scheint mir Alles nachempfunden zu haben“ geäußert. Leland hat einige Jahre in Heidelberg studirt, dort die Liebe für den deutschen Dichter gleichsam traditionell mit eingesogen, liebt und vertritt die deutsche Literatur in edelster Weise in Amerika, und ist eine glückliche Mischung von echt amerikanischem Humor und deutscher Empfindungsweise und Gemüthlichkeit. In den Staaten, namentlich in Pennsylvanien, sind seine eigenen in höchst drastischer Sprache verfaßten Gedichte, die unter dem Namen Hans Breitmann die besonders in und um Philadelphia eingebürgerte Mischsprache der eingewanderten Deutschen aus Süddeutschland wiedergeben, ihres originellen Charakters wegen sehr stark ver-

Digitized by Google

breitet. Diese Gedichte bestehen aus einer sprachlichen Mischung von Hoch- und Süddeutsch mit englischen und amerikanischen Wörtern; und der Name Hans Breitmann, den man dieser Mischsprache selbst beilegen möchte, ist aus dem Urbild eines solchen eingewanderten Süddeutschen entstanden. Leland hat der bekanntesten Sammlung solcher Gedichte, welche Scheffel von Zeit zu Zeit ganz besonders ergötzte, „Hans Breitmann's Party", das folgende Motto „Ad Musam" vorgesetzt, das auf seine eigenen sprachlich-gemischten Dichtungen dieser Art anspielt:

„Est mihi schoena etenim et praestanti corpore liebsta:
Haec sola est mea musa meoque regierit in Herzo.
Huic me ergebo ipsum meaque illi abstatto geluebda,
Huic ehrensaulas aufrichto opfroque Geschenka,
Hic etiam absingo liedros et carmina scribo."

Rapsodia andra, Leipzig.
17. Jahrhdt.

Als sprachlicher Vergleich diene hier ein Vers aus dem genannten Hans Breitmann-Buche, dessen Rhythmus Scheffel gegen den Freund, dem ich die Mittheilung darüber verdanke, als besonders ergötzlich und ihn erheiternd rühmte:

„A trinkin' lager from his poots
Among de repel tead.
(d. h. among the rebel dead)
'T was dus dey vent at mitternight
Along der moundain side;
'T was dus dey help make history!
Dis was der Breitmann's ride.
Gling, glang, gloria!
Victoria, encoria!
Cer'visia, victoria!
De dreadful midnight ride
Of Breitmann's vild Freischarlinger,
All famous, broad, and vide!"

Martin Greif als Dramatiker.

Von Arnold Fokke.

Ist es die eigenthümliche Richtung unserer Zeit, die bewußte oder unbewußte Abwendung des Geschmackes von dem, was für antik oder klassisch gilt, oder spielen hier auch andere Gründe mit, deren Erörterung füglich unterbleiben darf, jedenfalls hat keiner der zeitgenössischen Dichter mehr unter der Ungunst der Kritik zu leiden, als der, dessen dramatische Werke den Inhalt der vorliegenden Besprechung bilden. Sobald Martin Greif mit seinen Dramen an die Oeffentlichkeit getreten war, hieß es, und man kann das auch heute noch hören, daß die Lyrik sein eigenstes Fach sei, er habe die einmal eingeschlagene Richtung nicht verlassen sollen, und was dergleichen mehr ist, ohne daß man auch den wirklichen Beweis dafür erbrächte, daß die eine Gabe dem Dichter in höherem Maße zu Theil geworden sei, als die andere. In Wahrheit aber blickt uns der Geist der lyrischen Poesie aus den Greif'schen Dichtungen mit ebendenselben Augen an wie derjenige der dramatischen, und zwar deshalb, weil dem eigensten Wesen des Dichters entsprechend der Charakter beider ein gehaltener, tief sittlicher Ernst ist. Es soll damit keineswegs gesagt werden, daß den Musen in den Werken Greif's die Gefolgschaft der Grazien fehle, aber diese Göttinnen sind, obgleich voll Bewegung und Anmuth, nichts weniger als lockende Buhlschwestern, die verführerisch uns in ihre Wirbel ziehen und die Sinne verkehren möchten. Haben sie aber mit solchen Eigenschaften das Herz der Nation für die lyrischen Producte des Dichters gewinnen können, wie viel mehr müssen sie dort am Platze sein, wo sie den Thron der tragischen Göttin umgeben. In der That, diese strenge Art Greif's, Vorgänge des Lebens nicht in sich, sondern *außer* sich zu begreifen, macht ihn vorzugsweise zu dramatischem, vielleicht auch zu epischem Schaffen geeignet. Deshalb ist auch gerade die künstlerische Objectivität, mit welcher er Leben und Handeln seiner Personen plastisch greifbar aus sich herausstellt, das unterscheidende und auszeichnende Merkmal seiner Dramatik. Ferner ist es keine zufällige Erscheinung, sondern die konsequente Durchführung des Princips, daß der starke und stärkende Geist der Kant'schen Philosophie die Greif'schen Dramen durchweht. Kaum in einem seiner Schauspiele sieht man die strenge Regel vernachlässigt, daß die Personen derselben so handeln, wie sie handeln müssen. Mag man es eingestehen oder nicht, diese Uebereinstimmung nicht bloß mit der Lehre des modernen Philosophen, sondern auch mit der poetischen Vorschrift des Aristoteles läßt Greif als den berufenen Meister in der dramatischen Kunst erscheinen.

Das große historische Drama ist das Fach, welchem Greif sich zugewandt hat. In raschem Zuge hintereinander erschienen Korfiz Uhlfeldt, Nero, Marino Falieri, Prinz Eugen. Die mindeste Bedeutung legt die bisherige Kritik dem zweiten aus dieser Reihe bei, ein Urtheil, das in der Natur des dramatischen Vorwurfs Berechtigung zu finden scheint. Der letzte Kaiser aus dem julisch-claudischen Hause hat wie seine beiden Vorgänger nicht die Spur von Heldenhaftigkeit und tragischem Wesen an sich. Wäre in Nero auch nur etwas von der tigerhaften Energie eines Richard des Dritten, so könnte ein begabter Dichter den Schimmer von mehr oder weniger kaltem Interesse, womit die Geschichte einen solchen Charakter umkleidet, zu mitleidsvoller Theilnahme erwärmen. Aber hier ist nichts als elende Schwäche und beklagenswerther Marasmus; man sollte meinen, daß daraus um so weniger etwas werden könnte, als Greif seinem Nero von aller Misère auch nicht ein Titelchen zu nehmen bemüht ist. Das ist alles richtig. Aber woher denn nun trotzdem das Interesse, das wir an dem Schauspiele nehmen und ihm in gesteigertem Maße bis zu Ende bewahren? Da ist zunächst der schwer wiegende Umstand, daß Nero zu sterben vermag, nicht in sinnlosem Taumel der Lust, nicht im Wahnsinn eines von Furien gehetzten Gewissens, sondern mit festem Blick, der eben so ruhig auf die ruchloseste Vergangenheit zurückblickt, als vorwärts in das gähnende Dunkel der Zukunft. Und nun zeigt sich gleich hier, was oben von der Uebereinstimmung des dramatischen Dichters mit den Lehren alter und neuer Philosophie gesagt wurde. Wäre der Tod des Nero ein Act der Feigheit, oder auch nur der Unbewußtheit, so würde er in Absicht auf den ästhetischen Zweck des Dramatikers ohne Wirkung sein. Aber er tritt nicht eher ein, als bis sich in der sittlichen Erkenntniß des Kaisers ein Umschwung vollzogen hat, und so wird er selber zur sittlichen That, die, wie sie im Leben den Menschen zu entsühnen vermag, so auch im Drama die Katharse herbeiführt. Dabei muß noch ein anderer feiner poetischer Zug hervorgehoben werden. Der Kaiser ist von Allen verlassen, von den Römern ist ihm nicht einer treu geblieben, und nur wenige Griechen, die leichtsinnigen, aber nicht schlechten Genossen seiner Freuden, weichen in der Noth nicht von ihm. Von ihnen gibt einer in schönem menschlichen Mitleid dem kaiserlichen Freunde den Todesstoß, der für ihn das letzte und beste Geschenk ist. Damit werden in voller Bewußtheit des poetischen Schaffens das Hellenen- und das Römerthum in der Todesstunde des letzteren neben einander gestellt. Dieses gibt von innen heraus verfault sich selber auf, aber in hülfloser Schwäche vermag es den Tod von eigener Hand nicht zu finden. Da tritt der Stammesgenosse, obgleich er einst von dem stärkeren Bruder unterdrückt ward, voll jener liebenswürdigen Menschlichkeit, welche einst die Zierde der Nation war, heran und befreit den zum Tode Ermatteten von der Bürde des Lebens. In diesen Vorgängen erhebt sich das Drama zu seiner Höhe, denn durch ihren einfachen Zusammenhang leuchtet der große historische Gedanke ergreifend hindurch. Freilich den eigentlichen Gipfelpunkt erreicht die Handlung in noch etwas anderem. Es ist kein gesuchter Theatercoup, sondern bietet sich natürlich und von selber, die mit Nero in Nacht versinkende Welt mit dem eben aufflammenden Lichte des Christenthums in Gegensatz zu

Digitized by Google

bringen. So läßt denn Greif echt dichterisch im vorletzten Acte den ganzen strahlenden Glanz, der vom Kreuze des Nazareners ausgeht, in die Finsterniß damaliger Zeit hineinleuchten, wobei es beseligend und verklärend auf die zum Tode geführte Kaiserin Octavia fällt. Nun würde es ein Fehler sein, in dieses Licht auch Nero stellen zu wollen, aber ein überaus feines poetisches Motiv ist es, wenigstens einen Strahl desselben auch auf ihn zu werfen. Das thut der Dichter mit den Schlußworten des letzten Actes. Gleichsam ein leises Glockenklingen der ewigen Gnade tönt es wie aus weiter Ferne auch in die Schreckens- und Todesnacht des kaiserlichen Wüstlings hinein.

Korfiz Uhlfeldt ist eine Schicksalstragödie in der Weise des Schiller'schen Wallenstein. Wie diesen bringt den dänischen Reichshofmeister ein ungebändigter Ehrgeiz mit der obersten Staatsgewalt in Konflict und stürzt ihn ins Verderben. Aber es ist außer anderem ein großer Unterschied zwischen beiden. Während im Wallenstein das egoistische Streben mit dem für das Ganze zusammenfällt, bleibt die Selbstsucht in Uhlfeldt das was sie ist, die rein persönliche Bekämpfung eines Regierungssystems, das so gut oder nicht schlechter ist, als jedes andere. Faßt man bloß dies ins Auge, so muß schließlich der Tod Uhlfeldts als eine gerechte Strafe für die Auflehnung gegen seinen königlichen Herrn, nicht als die Reinigung von Leidenschaften erscheinen, die neben einem sonst edeln Streben das tragische Motiv hergeben. In diesem Abweichen von dem überall sonst streng eingehaltenen Principe liegt der Fehler des Stückes, das im übrigen an poetischen Schönheiten reich ist. Greif verschmäht es, in irgend einer politischen Nothlage des dänischen Staates, in dem sittlichen Gegensatze Uhlfeldts zu einem schwachen Könige und einem übermüthigen trotzigen Adel das Handeln desselben zu motiviren, aber er findet auf anderem Wege die Mittel, um das dramatische Interesse zu erwecken. Uhlfeldt steht in der ganzen Härte und Unbeugsamkeit, wie ihn die Geschichte überliefert, vor uns; doch wenn auch der Freund seinen Interessen geopfert wird und das Vaterland unter seinem eisernen Tritte blutet, so geschieht weder das eine, ohne daß ein tiefer Schmerz den stolzen Mann erschüttert, noch das andere, ohne daß die Liebe zur heimathlichen Erde in warmem Mitleid hervorbricht. Und diese Züge wirken um so mehr, als sie einfach und anspruchslos mit fast zu sprödem Fernhalten von allem, was wie Effecthascherei aussehen könnte, in das Bild des Helden hineingewoben sind. Rückhaltsloser läßt der Dichter sich gehen, wo er die Stellung Uhlfeldts seinem Weibe und seinen Kindern gegenüber zu schildern hat. Aber auch hier verliert er sich nicht. Die strenge Einheitlichkeit der Handlung wird dadurch keineswegs gestört, sondern findet in dem wohl verständlichen Gegensatz gesteigertes Interesse. Damit erreicht es der Dichter, daß trotz des oben gerügten Mangels der Tod des Helden, der mit der historischen Ueberlieferung nicht übereinstimmt, als ein wahrhaft tragischer erscheint. Von den Schweden im Stich gelassen und von den Dänen verfolgt, landet er in der Nacht an einer wüsten Stelle des Strandes, der sich eben die ihn suchenden Seinigen nähern. Da gibt er sich im Glauben, daß es die Feinde sind, um nicht in ihre Hände zu fallen, selber den Tod.

Der Fehler, welcher an Korfiz Uhlfeldt zu tadeln war, wird im dritten Stücke vermieden und dadurch ein Glanz über die Handlung geworfen, welcher die starke Wirkung nicht verfehlen kann. Vermag dort der Held sich nicht von den bloß selbstsüchtigen Motiven loszumachen, so liegt in Marino Falieri ein planvolles Aufgehen des Einzelnen im Ganzen zu Grunde, und damit wird die vortrefflichste Basis für die Entwickelung der tragischen Handlung gewonnen. In früheren Besprechungen der Greif'schen Dramen hat man das übersehen und ist deshalb dem Dichter nicht gerecht geworden. Die Geschichte berichtet, daß Marino Falieri, der Doge von Venedig, deshalb in eine Verschwörung gegen die Republik getreten sei, weil seine und seiner Gattin Ehre von einem jungen Nobile angetastet worden war. Das gibt zwar auch im Greif'schen Trauerspiel den ersten Anstoß, aber der persönliche Schmerz erweitert sich zu dem um das ganze Volk von Venedig, das mehr als der Doge unter der frechen Gesetzlosigkeit und den Freveln des stolzen Adels zu leiden hat. So wird das individuelle Gefühl des erlittenen Unrechts zur hohen sittlichen Idee, und nachdem sie sich einmal des Dogen bemächtigt hat, so kann sie auch nicht wieder untergehen. Von nun an bestimmt sie das ganze Wesen und Handeln des Helden, sie wird wachsen und stark werden, bis sie sich zur Regeneration des Vaterlandes geltend macht. Gegenüber dieser großartigen Anlage des Dramas verlohnt es sich nicht der Mühe, auf einzelne Mängel hinzuweisen. Leidet das Stück an einer oder der andern Stelle an Unwahrscheinlichkeiten — eine solche ist die Art und Weise, wie die Verschwörung entdeckt wird — so fällt das nicht ins Gewicht, da zu dem erwähnten Vorzuge noch andere, ähnlich den an Korfiz Uhlfeldt gerühmten, hinzukommen. Da ist erstens eine meisterhafte Charakterisirung, die besonders in der Schilderung des Dogen von großem Interesse ist. Zu loben ist ferner eine straffe Einheit der Handlung, die, durch nichts aufgehalten, sondern in allem Förderung findend, mit Schnelligkeit und doch sich nicht überhastend dem Ende zudrängt. Schließlich hat der Abgang des Dogen die beste Wirkung. Mit einigen prophetischen Worten, die sich auf die Zukunft Venedigs beziehen, besteigt er die zum Schaffote führende Treppe und verschwindet für die Zuschauer, nachdem er den Segen Gottes auf sein Volk und Vaterland herabgefleht hat. Das ist wenig und doch sehr viel. Wenig, weil es nicht von äußerlichen, zur Sache nicht gehörenden Umständen begleitet ist, viel, weil es einfach und natürlich, weil es voll des erhabenen Inhaltes ist, den das Leben und das Sterben eines großen Menschen aufweisen. Wie ganz anders macht sich das, als wenn Arthur Fitger in seinem gleichnamigen Trauerspiele die ganze scharfrichterliche Exekution auf die Bühne bringt. Man spreche nicht von größerer Realität. Ein Schaffot und eine vom Scharfrichter vollzogene Hinrichtung sind zwar an und für sich sehr reale Dinge, aber in Verbindung mit der künstlerischen Absicht des Dichters schlagen sie in ihr Gegentheil um. Denn die letztere, das Mitleid und die Bewunderung, welche derselbe für seinen Helden erregen will, werden vollständig durch andere reale Vorgänge, durch das verkündete Todesurtheil und die standhafte Haltung des Verurtheilten erreicht. Eine Steigerung der Wirkung durch ein Hinausgehen über die in diesen Dingen liegende Grenze ist nicht möglich. Im Gegentheil, der Dichter, welcher das Schaffot auf der Bühne aufschlagen, das Beil fallen, das Blut seines Helden strömen läßt, verkehrt alsbald das erregte Mitleid und die Bewunderung in diejenigen Gefühle — Grausen, Schrecken, Entsetzen, welche man bei einer wirklichen Hinrichtung hat. Diese aber haben, eben weil sie ganz allgemeiner Natur sind und überall eintreten, wo Menschenblut vergossen wird, mit der Individualität des dargestellten Helden durchaus nichts mehr zu thun: der Dichter erreicht also das Entgegengesetzte von dem was er will; anstatt das Interesse für die dramatische Person zu erhöhen, zieht er es von ihr ab und vernichtet es. Die Realität des Lebens ist eine andere als die der Kunst. Die Republik Venedig läßt ihren Dogen, weil er sich gegen sie verschworen hat, öffentlich hinrichten, eine Strafe, welche die Absicht hat, durch Furcht und Schrecken andere von ähnlichen Versuchen abzuschrecken. Dagegen hat der Dichter die Absicht, wirkliche Bewunderung, wirkliches Mitleid für einen Dogen zu erwecken. Wendet er nun nicht seine künstlerischen Mittel an, sondern die des wirklichen Lebens, so erreicht er nicht sein künstlerisches Ziel, sondern das der gemeinen Wirklichkeit.

Die Perle unter allen dramatischen Dichtungen Greif's ist „Prinz Eugen". Die Kritik hat dies Stück mit Kleist's „Prinzen von Homburg" zusammengestellt, und zwar mit Recht, weil das Sujet dasselbe ist. Prinz Eugen hat seinen großen Sieg über die Türken an der Donau gegen den ausdrücklichen Befehl des Kaisers erfochten, welcher seinem Feldherrn den Rückzug vorgeschrieben hatte. Das benutzt die am Hofe mächtige spanische Camarilla, den großen Gegner, dem sonst nicht beizukommen ist, zu verklagen und zu Falle zu bringen. Durch diese Anklage kommt der Kaiser in schlimme Verlegenheit: auf der einen Seite will er den berühmten Feld-

Digitized by Google

herrn, welchem er den allergrößten Dank schuldet, den er als Freund liebt und verehrt, nicht missen, auf der anderen verlangt die unerbittliche Staatsraison, daß dem Monarchen allerorten und von Jedermann der schuldige Gehorsam geleistet werde. Man sieht, die Verwickelung ist eine ganz vortreffliche, die daraus entstehende Spannung eine solche, daß die dramatische Wirkung nicht größer sein kann. Besonders fein ist dabei das Widerspiel der sich bekämpfenden Fractionen dargestellt, in ihrer Mitte die Stellung des Kaisers, der vollkommen die ruhige Haltung bewahrt, trefflich gezeichnet. Die Lösung endlich, welche darin gefunden wird, daß der Prinz sein Unrecht eingesteht und damit der verletzten Majestät den vollen Glanz wiedergibt, kann nicht wirkungsvoller sein, weil, ohne ein Gefühl der Unbefriedigtheit zurückzulassen, alle Dissonanzen in harmonischem Accord ausklingen. Nimmt man hinzu, daß die Sprache in warmem, patriotischem Tone gehalten, daß überhaupt das Stück, obgleich es in Oesterreich spielt, ein wahrhaft deutsch-nationales zu nennen ist, so haben wir hier ein Schauspiel hervorragenden Ranges, das nicht bloß den besten dramatischen Erzeugnissen der letzten Jahrzehnte, sondern auch den älteren klassischen Stücken an die Seite gestellt werden darf.

So die Greif'schen Dramen im einzelnen; gemeinsam ist allen noch eine andere Eigenschaft, um deretwillen ihnen nicht am mindesten Lob gebührt. Greif übt seine Kunst in vornehmer Weise. Nirgends gestattet er dem Stoffe Raum über sich, überall ist er mit Zurückdrängen beschäftigt, und die Arbeit des Modelns hört nicht auf, bis ihn der Geist aus seinem Bilde anblickt, welcher Wahrheit und Schönheit möglichst in sich vereinigt. Seine Sprache ist edel und dichterisch, nirgends nach Effecten haschend. Wünschten wir auch häufig einen weicheren Fluß der Verse, so macht sich dagegen auch hier der seltene Vorzug des Maßhaltens geltend. Künstlerische Selbstbeschränkung ist ein Gesetz, welchem der Dichter weder in der Verwendung des Stoffes, noch in der sprachlichen Gestaltung desselben untreu wird. Aeußere Mittel sind ihm zuwider, und bewundernswerth ist die keusche Zurückhaltung, mit welcher er alle Wirkungen abwehrt, die nicht in der Sache selbst liegen.

Aus diesen Gründen steht Greif im Vorreigen der dramatischen Dichter unsrer Tage, und wenn es bei der herrschenden Geschmacksrichtung auch zu erklären ist, so ist es doch nicht weniger zu beklagen, daß ihm nicht bereits allgemeinere Anerkennung zu Theil geworden ist. Freilich Wien hat versucht, dem Dichter gerecht zu werden. Die drei erstgenannten Stücke sind auf dem Stadttheater daselbst mehrfach, Korfiz Uhlfeldt sogar zwölfmal aufgeführt worden, und der Prinz Eugen ist mit Erfolg über das der Hofburg gegangen. Diesem Beispiele sind, so viel ich weiß, außer München noch einige andere größere Städte Süd- und Mitteldeutschlands gefolgt, aber dabei ist es denn auch geblieben. In Berlin schweigt man beharrlich von dem Dichter, und doch ist dort das Deutsche Theater erstanden, um vor allen eine Pflegstätte deutscher Kunst und Dichtung zu sein. Der „Prinz Eugen" hat neben anderen vortrefflichen Eigenschaften ein so allgemein deutsch-nationales Gepräge, daß auch das königliche Schauspielhaus es mit dem Stücke versuchen dürfte; damit soll indeß keineswegs die Vermuthung nahe gelegt werden, als ob die anderen es nicht werth wären. Sie verdienen alle dauernden Platz auf der deutschen Bühne und werden sich denselben mit der Zeit eben so sicher erobern, als auch die lyrischen Dichtungen Greif's sich zu allgemeiner Anerkennung durchgerungen haben. Unseren Bühnenleitern aber mag dies zur Beherzigung gesagt sein, daß die Klage, es fehle an geeigneten nationalen Bühnenstücken, hinfällig ist, so lange man einen Martin Greif im Schatten stehen läßt und Schauspiele aufführt, die mit den Werken dieses Dichters nicht in einem Athem genannt werden dürfen.

Wilhelm Jensen's jüngste Schöpfungen.

Von Ernst Wechsler.

Man findet hin und wieder auf den Salontischen gebildeter Familien ein vor circa zehn Jahren erschienenes dünnleibiges Prachtwerk: „Viola Tricolor", Bilder und Verse von Graf Franz Pocci. Das Buch besteht aus acht Bildern, deren Inhalt an und für sich kein Interesse erregen könnte, wenn nicht die auftretenden Personen statt des Kopfes ein Stiefmütterchen auf dem Rumpfe trügen; dieser sonderbare Einfall ist aber mit virtuoser Meisterschaft durchgeführt, der Pinsel des Künstlers hat in die Aneinanderreihung und Abtönung der drei Farben des Stiefmütterchens vollendeten menschlichen Ausdruck gezaubert, daß man unwillkürlich glauben muß, eine Circe, aber gutmüthigerer Natur wie die homerische, habe die Köpfe jener Leute in eine Viola tricolor verwandelt, in deren Kelch jedoch menschliches Empfinden und Denken blüht und deren kleine Blätterkrone menschliche Züge trägt. Und trotz dieser Verzauberung kann man mit jenen Blumenleuten kein rechtes Mitleid haben, ihre Gesichter lachen so fröhlich darein, ein sonniger Humor duftet aus ihren Blätterwangen, und man unterhält sich ohne jegliches gespensterhaftes Nebengefühl ganz angenehm unter dem verhexten Völklein. Als ich zum ersten Mal die Bekanntschaft dieser lustigen Blumenleute machte, mußte ich — ich weiß nicht, durch welche Association — an Wilhelm Jensen denken, an die Frauen und Mädchen, die in seinen Dichtungen leben, denn sie alle sind schöne Weiber mit Blumenhäuptern, deren köstlicher Duft aber geheimnißvoll schmerzlich unsere Seelen streift und uns mit banger Theilnahme erfüllt ob des Geschickes jener holden Räthselwesen in der kalten Welt.

Doch diese eigenthümliche Schilderungsgabe des genannten Autors nicht allein, seine ganze künstlerische Anlage ist so interessant, daß es zur dankbaren Aufgabe wird, sich mit Jensen einmal näher zu befassen. Anlaß hierzu geben uns seine neuesten Schöpfungen. Jensen ist einer der fruchtbarsten Autoren unserer Tage, und es ist wahrlich keine leichte Sache, mit seinen Produkten auf dem Laufenden zu bleiben. Und daß trotzdem Jensen, wie man eigentlich annehmen sollte, nicht verflacht, sich dieselbe Tiefe, denselben Glanz der Darstellung bewahrt, wenn nicht gesteigert hat, beweist, daß eine hohe, dichterische Begabung gleich dem Magnet an Kraft gewinnt, je mehr sie sich bethätigt.

Vor uns liegen: „Am Ausgang des Reiches", ein zweibändiger Roman und eine Novelle: „Die Heiligen von Amoltern".*) Ich werde mich wohl hüten, den Inhalt dieser Schöpfungen anzugeben, denn das hieße Schmetterlinge ihres bunten Flügelstaubes berauben, überdies ist das, was uns Jensen diesmal erzählt, so reich, daß die knappste Nacherzählung einen beträchtlichen Theil dieses Heftes füllen müßte; ich werde mich nur mit dem Versuche begnügen, die Eigenartigkeit der Stoffe und des Styls, die interessanten Momente der psychologischen Probleme hervorzuheben. Diese zwei Werke sind auf historischem Grunde gebaut und von der Gegenwart abseits liegend. Im „Ausgang des Reiches" versetzt uns der Autor auf einen der unglücklichsten Striche Deutschlands, in's Bisthum Speier, an dessen Besitz Frankreich ebensoviel gelegen war als Deutschland, denn auf ihm beruhte die Möglichkeit, französische Heermassen nach Belieben über den Rhein zu bringen, die fruchtbaren Gegenden des Oden- und Schwarzwaldes zu überfallen und derlei Raub- und Brandzüge tief ins deutsche Gebiet auszudehnen. Die Bisthum-speierische Stadt und Festung, von Ludwig XIV. mit Vorliebe „notre ville et forteresse" genannt, war durch List und Gewalt der Franzosen wie durch die verrätherische Bestechlichkeit deutscher Fürsten unzählige Male unter den „Schutz" Frankreichs gekommen, unzählige Male von tapferer germanischer Faust

*) Beide bei Elischer, Leipzig.

Digitized by Google

wieder zurückerobert worden, und die Bewohner der Stadt Philippsburg geriethen nothwendigerweise durch die ewigen Belagerungen, durch den ewigen Kampf, der in den krummen Straßen ihrer Stadt wüthete, in grenzenlose Armuth. Auf jenem blutgedrängten Boden spielt sich nun der Roman ab, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, in einer Zeitepoche also, wo die furchtbarsten socialen Extreme in einem gewaltigen Schlage sich berührten und die Ordnung der gesitteten Welt aus den Angeln hoben. Das gräßliche Elend der niederen Bevölkerung, die Grausamkeit und Willkür der Obrigkeiten, die erdrückende, von Jahr zu Jahr anwachsende Steuerlast, im schroffsten Gegensatz dazu die Völlerei und wahnsinnige Verschwendungssucht der zahlreichen, französischem Golde geneigten, kleinen und großen Fürsten, welche ihre Höfe nach dem unerreichbaren Muster Versailles einrichten wollten, die verlogene Grazie der feinen Gesellschaft, ihr Cokettiren mit den französischen Sitten, ihre symbolisch gefärbte und mythologisch verschnörkelte, zuckersüße Umgangssprache — dies alles schildert uns Jensen mit ungestümer Kraft und lodernden Farben. Es dauert in seinen Erzählungen gar lange, bis die eigentliche Geschichte anhebt, der Bau seiner Begebenheiten ruht auf breitem, sich mächtig vorstemmenden historischen Hintergrund, denn es ist ihm darum zu thun, daß der Leser die Geschichte jenes Landes Jahrhunderte zurück kennt, dessen Menschen er uns vorführen will. Diese historischen Excursionen haben eine reizvolle Mischung von landschaftlichen Schilderungen.

Jensen begnügt sich nicht, bloße historische Daten zu erzählen, er illustrirt sie mit prächtigen Naturscenen und bringt so Historie mit Natur in einen ebenso lebenswahren wie dichterisch anmuthigen Causalnexus, der uns alles begreifen und alles verzeihen lehrt. Für den gewöhnlichen Leser erweist sich Jensen durch solch' umfassende und ausgreifende Einleitung als sogenannten „schweren" Autor; auch sein Styl ist kein leichter, er zwingt uns, aufmerksam und ernst bei der Sache zu bleiben, und duldet es nie, flüchtig über die Seiten wegzuhuschen. Seine Sprache ist dem ersten Anschein nach überladen, in Folge eigensinniger Wortstellung schwerfällig und durch die Fülle des Ausdrucks romantisch angehaucht. Vom Kenner näher untersucht aber zeigt sich diese Sprache als eine von realistischer Anschauung durch und durch getränkte, wenn auch für den gewöhnlichen Leser nicht leicht verständliche, der Eigensinn wird Eigenthümlichkeit und die romantische Fülle zum Schäumen, nicht Ueberschäumen, einer gewaltigen Phantasie im Becher einer zaubervollen Sprache.

Der Roman „am Ausgang des Reiches", von Jensen deshalb so benannt, weil die Handlung, wie aus einigen obigen Andeutungen bereits ersichtlich, zu einer Zeit spielt, wo der Trümmerbau des deutschen Reiches durch elende innere Verhältnisse und den Ansturm Napoleon's in sich zusammenfiel, — führt uns zwei Philippsburger Menschen vor, Arnulf Wendemar und Verena Schwanfeld, beide uneheliche Fürstenkinder, aber ohne die geringste Ahnung von ihrer hohen Abkunft. Sie sind durch Hunger und Noth gezwungen, in's „Elend", d. i. in die Fremde zu wandern, und zwar in einem schrecklichen Momente, wo sie unschuldigerweise Gefahr laufen ausgepeitscht zu werden. Jene Schreckensnacht legte wohl in ihre Herzen den ersten Liebeskeim, welcher aber nach langen Jahren blühen und reifen sollte, vorderhand hassen sie sich gegenseitig, ihr graut vor seinem rohen Wesen, und er behandelt sie, trotzdem er Verena mit Lebensgefahr von jämmerlicher Schmach befreite, mit allem Hohn eines verbitterten und gewaltsam zertretenen Jünglingsherzen. Er wandert nach Paris, dem Herde der bald durch ganz Europa rasenden Revolution, um dort seinen Grimm gegen die Menschheit auszutoben, tritt in den französischen Heeresdienst und kämpft gegen sein Vaterland. Verena wird in Folge eines ihr günstigen Zufalls Kammerzopfe des Fräuleins Pamela, Ziehtochter der berühmten Schriftstellerin Frau von Genlis, welche nebst einer Anzahl von geflüchteten französischen Aristokraten am gastfreundlichen Hofe des Kurfürsten Karl Theodor lebt. Das festliche Treiben daselbst, das märchenhaft schöne Schloß Schwetzingen hat Jensen in unübertrefflicher Weise geschildert. Des Schluß des Romans ist, daß sich Verena und Arnulf nach vielen wundersamen Abenteuern wiederfinden und heiraten. Mit diesen Worten ist aber der Inhalt des Ganzen bei weitem nicht erzählt, nur das Leitmotiv der bunt verschlungenen Handlung herausgehoben. Um die beiden Hauptgestalten gruppirt sich eine Schaar interessanter, in ihren Fehlern und Vorzügen plastisch gezeichneter Menschen, aus denen die unglückliche Pamela und ihr Gemahl, der Lord Fitzgerald, deutlich hervorragen. Das Verhältniß dieses jungen Paares an und für sich ist der Stoff einer ganz originellen Geschichte. Die Kunst Jensen's ist nicht hoch genug anzuschlagen, daß er bei der Fülle denkwürdiger Personen und Handlungen das Hauptinteresse für Verena und Wendemar bewahren konnte. Verena ist eine Mädchenblüthe, deren Seele aus wilder Liebe zu Wendemar und überquellender Vaterlandsliebe besteht. Der Conflict im Herzen eines Mädchens, das heiß und innig einen Mann liebt, der ihr theures Vaterland verräth, taucht in einer früheren Novelle: „Karin von Schweden" auf. Es mag wohl nur in der Art der Stoffe liegen, daß Jensen's Heldinnen thatsächlich solche sein müssen, daß ihnen Hunger und Elend beschieden ist und daß sie nur mit dem ganzen Aufgebot eines energischen, an's Heroische streifenden Willens den Gegenstand ihrer Neigung erringen können; das Aeußere dieser gewaltigen Gestalten ist aber blumenhaft lieblich, der Contrast zwischen lieblicher Anmuth und gigantischer Herzensgröße bildet einen wesentlichen Factor von Jensen's Kunst, mit der er so tief wirkt. Solch' dramatische Hast, mit der Scene an Scene gereiht wird, daß die Temperatur der Handlung bis zum Siedepunkt sich steigert, ist sonst nur in den Romanen Spielhagen's zu finden, allerdings mit dem gewichtigen Unterschied, daß bei Spielhagen schon auf der ersten Seite an auf jene Knalleffecte hingearbeitet wird, während bei Jensen sich Anfangs langsam, aber majestätisch der Strom der Handlung fortbewegt, bis er plötzlich, vom Sturm gepeitscht, gewaltig aufschäumt und thurmhohe Wellen wirft.

Auf dieses grandiose, weitausgesponnene Zeitgemälde vom Ausgang des Reiches folgt die Novelle: „Die Heiligen von Amoltern". Drastischer, theilweise grotesker Humor ist der Grundton der Erzählung. Die Handlung spielt theils in Deutschland, theils in einer agrarischen deutschen Colonie in Spanien. Auch hier ein Mädchen von räthselhafter Abkunft, das sich durch rastlose Arbeit, durch bittere Noth der Liebe werth erweisen muß, der Liebe zu einem Manne, den sie vorerst haßte. Auch hier der schwere historische Aufbau, die tief angelegte landschaftliche Ausschau. Die Heldin, Caton mit Namen, folgt, nachdem ihre Großmutter gestorben, und sie allein und verachtet in Amoltern stand, einem Bettelmönch Romuald nach Spanien, ist dort seine Lebens- und Arbeitsgenossin, ihm unterthan und willig in all' seinen klösterlich-strengen Vorschriften, so daß sie nach und nach Gefahr läuft, ihren weiblichen Charakter zu verlieren und das zu werden, was der frauenhassende Mönch mit ihr bezweckt, eine Heilige. Aber der junge Mann, Wolfram Zwickard, den sie hassen mußte, löst aus übergroßer Liebe zu ihr seine durch die Eltern bewirkte Verlobung mit einem ihm widerwärtigen Mädchen, wandert nach Spanien und führt Caton unter allerlei Drangsal und Beschwerde nach Deutschland als seine Braut zurück. Die originellste Gestalt des Buches ist unstreitig Caton's Lehrmeister, der Mönch Romuald, ein aus echter Begeisterung und Menschenliebe, gemeinem Fanatismus, brutalster Weiberscheu und maßloser Trunksucht zusammengesetzter Pfaffe, der alle Köpfe verwirrt und selbst vor elendestem Denunciren nicht zurückschreckt, bis ihm schließlich das Handwerk gelegt wird. In der Novelle wie im Roman überrascht uns der am Schlusse persönlich auftretende Autor, eine Art Tableau, mit dem wir uns aber nicht einverstanden erklären können.

Jensen hat uns hier mit zwei Werken beschenkt, welche seinem großen dichterischen Können alle Ehre machen und seine an und für sich bereits bedeutende Gemeinde um viele Freunde bereichern werden. Daß er aber noch immer nicht in jenem Maße geschätzt und gelesen wird, als es eigentlich im Interesse

Digitized by Google

der guten Literatur zu wünschen wäre, ist wohl weniger dem Publikum vorzuwerfen, als die Gründe hierfür in ihm selber zu suchen sind. Er entstellt manchmal seine herrliche Darstellungsgabe durch wirklich überflüssige Weitschweifigkeiten, er ermüdet den Leser, dem nur reiche, ungestört fortlaufende Handlung Genuß in der Lectüre bietet, durch landschaftliche und historische Abstecher und hochromantische Figuren und Scenerien, und erschwert oft das Verständniß durch schwerflüssige, verwickelte Satzconstructionen. Allerdings sind solche Fehler angesichts seines außerordentlichen Talentes geringfügig und zum Theile in seiner Eigenart liegend, aber sie tragen Schuld, daß sie das große Publikum abstoßen. Jensen hat es vollkommen in seiner Gewalt, falls er in weiser Selbstbeschränkung jene Fehler abwirft oder nur mildert, alle Herzen zu bezaubern und ein Liebling der Nation zu werden.

Feuilleton.

Annicke.

Von A. Weber.

(Schluß.)

Und wenn auch diese That, wie Annickes ganzes Benehmen gegen den König aus der vollen Tiefe aufrichtig ehrfürchtiger und dankbarer Liebe floß, so war sie doch auch begleitet von schlauem Zweckbewußtsein.

Ihren Zweck hatte Annicke Pukies nun wirklich vollkommen erreicht; denn daß die Kunde von des Königs Besuch in der Bierstube „Zum durstigen Kaufmann" und die ihn begleitenden Umstände wie ein Lauffeuer in der Stadt und unter den vielen Fremden sich verbreitete, versteht sich von selbst, und in den nächsten Wochen konnte das Haus die Zahl der Gäste nicht fassen, denen Annicke wieder und wieder erzählen mußte, wie sie zum König gekommen und was Alles dabei vorgefallen wäre. Was sie nicht sagte, dachte man sich hinzu, was sie andeutete, führte die Phantasie aus, und nach und nach bildete sich ein ganzer Legendenkreis um die kleine Braunbierschenke und ihre Wirthin. Und da Annicke, wie wir wissen, nicht nur eine schlaue, sondern auch eine wirklich originelle Person war, und ihre Eigenthümlichkeit mit und ohne Bewußtsein immer mehr ausbildete, so war nicht nur die Schenke mit dem sonderbaren „Bilde", sondern bald mehr noch die Wirthin *selbst* eine der Merkwürdigkeiten, die jeder Königsberger und jeder durchreisende Fremde gesehen haben mußte. Aus und neben diesen mehr zufälligen Besuchern aus allen Ständen bildete sich ein fester Stamm regelmäßiger Gäste der Bierstube und zwar zu Annickes großer Freude aus Studenten, welche zuerst ihre Neugier, dann aber die Munterkeit und Schlagfertigkeit der Wirthin und ihr Verständniß für jugendlichen Frohsinn hinzog.

Unter den Studenten, welche „Mutter Annicke" nur „ihre Kinderchens" nannte, war sie in ihrem Element, und sie wäre jetzt vollkommen glücklich gewesen, wenn — ja wenn vollkommenes Glück auf dieser Erde existiren könnte. So aber hatte auch diese helle Kerze „eine lange, schwarze Schnuppe". Nicht bloß die Mutter Annicke, sondern auch die Tochter Liese fand großes Gefallen an diesen schmucken 20jährigen Kinderchens, und da Liese recht hübsch geworden, wenn auch ziemlich dumm geblieben war, so fanden die Kinderchens leider auch Gefallen an der Liese und machten ihr sehr angelegentlich den Hof, und mehr als einmal fand Liese eines der Kinderchen, das sie denn bei sich selbst ohne Scheu einen „dummen Jungen" schalt, im Geschäker mit der „nichtsnutzigen Marjell", ihrer Tochter.

So, nun war recht augenscheinlich die Zeit gekommen, die Liese „vor dem Mannsvolk zu wahren", aber so klar das Weil der Annicke war, so vergeblich zerbrach sie sich viele unruhige Nächte den Kopf über das Wie.

Die Liese in die obere Stube einsperren?

Annicke schüttelte den Kopf. „Marjellen un Flöh' hüten, dat's so ziemlich datselbige Geschäft," meinte sie.

Als sie aber die Liese einmal ernsthaft in's Gebet nahm und ihr das Unglück vorrechnete, welches das gräuliche Mannsvolk über die Mädchen im Allgemeinen und über Lieses Mutter und Großmutter im Besonderen gebracht hatte, da antwortete das kecke Ding:

„Aber Mutter, Sie können ja trotzdem die Mannslüd' selber so gut leiden."

„Dumme Marjell, halt 't Mul," schalt Annicke und setzte für sich hinzu: „Wenn ich sie nicht so gern hätt', würd' ich mich dann vor ihnen fürchten?"

Aber der Liese kecker Einwand zeigte der Mutter noch klarer, daß sie sich mit dem Hütegeschäfte beeilen müsse, und nach vielem vergeblichen Kopfzerbrechen kam ihr wieder guter Rath über Nacht.

Sie sah einmal zu, wie Wilhelm, welcher mittlerweile ein langer, hübscher, stiller Bursche geworden war, der Liese einen Schemel, den er selbst geschnitzt hatte — denn er bastelte gern und mit Geschick allerlei Geräthschaften zusammen — unter die Füße schob, und hörte, wie die Liese sagte:

„Bist doch ein guter Mensch, Wilhelm." Diese Worte waren von einem Blick begleitet, der zu denken gab; denn er war nicht von den koketten, welche die Liese den Studenten zu spenden pflegte, sondern so unbewußt innig, daß er in Annickes Hirn ein helles Licht anzündete.

„Halloh!" rief sie aus, und setzte ihren Gedankengang so fort. „Wie kann ich die Marjell vor dem Mannsvolk wahren? Indem ich ihr einen Mann geb', den sie lieb hat — und dem ich mein Lebtag den Daumen aufs Aug' halten kann! Halloh!"

Aber die Annicke war schlau, und schlau fing sie ihre Sache an. Sie setzte eine sehr brummige Miene auf, ging zu dem Pärchen hin und schalt:

„Wat steckt ihr denn all wedder beisammen, Wilhelm un Lies'? Marsch an de Arbeit — und Jedweder apart, bitt ich mir ut. Ihr seid jetzt Beide keine Kinder mehr, do hat's keine Art, wenn ein Mannsmensch un ne Marjell immer zusammenhocken. Ihr vergeßt, scheint's ganz, daß ihr nicht Schwester und Bruder seid."

Da fuhren die Beiden ordentlich auseinander und wurden Beide feuerroth. Denn sie hatten es wirklich vergessen, daß sie nicht Geschwister waren, und nun Annicke sie mit der Nase darauf stieß, war ihnen das sehr erschreckend und sie gingen sich eine Weile scheu aus dem Wege.

Annicke ließ sie gewähren und lächelte bei sich. „Mit dem Wilhelm spaßt sie nicht, wie mit den Studenten," sagte sie mit Genugthuung. Da sitzt's tiefer. S' is zwar ne dumme Marjell, die Lies', aber schlecht is sie nicht."

Da aber der Wilhelm wenig zur Initiative geneigt war, und die Liese auch nicht viel Muth und Witz hatte, so gab Annicke den Beiden einen zweiten Stoß, damit, die sie auseinandergetrieben, wieder zusammenrollen sollten.

Sie sagte, als sie wieder einmal mit Wilhelm und Liese allein war, zu letzterer: „Lies', ich hab' Dir da ein Dutz Hemden hingelegt zum Nähen. Sie sind zur Aussteuer. Uebers Jahr sollst Du den Klempner Schmandtke heirathen; er is woll Wittwer, aber en forscher, junger Kerl un ordtlich."

Da wurde Wilhelm bleich, und die Liese fing herzbrechend an zu weinen. Annicke aber rückte scheinbar zornig ihren Stuhl und ging hinaus.

Nach einer halben Stunde hörte sie zögernde Schritte der Thür der Küche nahen, in welcher sie handtirte. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht, aber sie legte dasselbe gleich wieder in strenge Falten.

Da öffnete sich die Thür, Wilhelm zog die zögernde Liese über die Schwelle — zum ersten Mal in seinem Leben handelte er selbständig, und obwohl er bald roth, bald blaß wurde, und seine Stimme bedenklich zitterte, hielt er — auch zum ersten

Digitized by Google

Mal in seinem Leben — Annicke eine ganze kleine, freilich sehr zerstückte Rede:

„Sie Beide, die Lies' und er, hätten sich's überlegt — und die Mutter sei doch immer so gut zu ihm gewesen und habe sich seiner erbarmt, als er ein elender kleiner Bettelbub' gewesen sei — und deshalb werde sie sich auch jetzt gut zeigen — und er und die Liese hingen doch schon von Kindesbeinen an einander — und da sie nun doch einmal nicht Bruder und Schwester wären, — was eigentlich auch recht gut sei — so — so wäre es doch am gescheidesten — und er und die Lies' wollten die Mutter auch zeitlebens gehorchen und an die Hand gehen — wenn — wenn die Mutter zugeben wollte, daß —" hier stockte die Rede ganz und dann kam wie ein Pistolenschuß heraus: „daß sie sich heiratheten".

So, nun war's heraus, und Wilhelm athmete tief auf, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sah gespannt auf Annicke, in deren Gesicht es wunderlich zuckte. Aber ehe sie noch den Mund öffnen konnte, fiel ihr die Liese um den Hals und schluchzte: „Mutter, wir sind uns so gut."

Der Annicke fielen sehr gegen ihren Willen ein paar Thränen aus den Augen, und Liese sah das und umschlang den Wilhelm und jubelte: „Sie giebts zu! die Mutter giebts zu!" Dann fiel sie wieder der Mutter um den Hals und flüsterte: „Wir sind Dir auch so gut, Mutter!"

Da hatte sich denn Annicke das abzwingen lassen, was sie so schlau vorbereitet, und sie dekretirte, daß Wilhelm und Liese künftig die Giebelstube bewohnen sollten, welche der erstere jetzt allein inne hatte; denn daß das Paar bei der Mutter blieb und ihr nach wie vor bei der Wirthschaft half, war für alle Theile selbstverständlich.

Nur ein Bedenken hatte Annicke: Wo ließ sie Wilhelm während der Brautzeit? „Denn daß Ihr da zusammen bleibt, da sei Gott vor, und ich will euch woll davor hüten," sagte sie. Aber die Liese, welche an diesem einen Tage mehr Verstand entwickelte, als vorher in zwanzig Jahren ihres Lebens — und, wie nicht verschwiegen werden darf: auch wie in allen kommenden — meinte, es sei doch das Gescheidteste, daß sie gleich mit dem Wilhelm Hochzeit machte; denn eine Aussteuer brauchten sie ja gar nicht, da sie bei der Mutter blieben.

Das leuchtete Annicke denn auch sehr ein, und 4 Wochen später war eine Hochzeit, bei der das ganze Corps der „Littuania" im vollen Wichs als Trauzeuge fungirte und nachher Mutter Annickes Bierstube auf den Kopf stellte.

Das junge Ehepaar war nach wie vor der Mutter in Furcht und Liebe unterworfen und behülflich, und nichts änderte sich an den bestehenden Verhältnissen, als daß die Liese sich ein wenig gesetzter gegen die Studenten benahm und nach und nach drei prächtige Kinder bekam, „natürlich Jungens", wie Annicke sagte, welche sich als Großmutter das Hauptverdienst an diesem erfreulichen Resultate zuschrieb.

Sie reckte ihre kleine Gestalt stolz in die Höhe, wenn sie auf die Frucht ihrer Arbeitsamkeit, Klugheit und Energie zurücksah und sich sagte, daß sie erreicht hatte, was sie gewollt.

Nur zweimal noch wurde ihr Lebensmuth ernstlich erschüttert; das erste Mal durch die Revolution von 1848 und das bald darauf folgende schreckliche Siechthum ihres geliebten Königs. Sie konnte es nicht fassen, wie Menschen, die sie doch sonst für ordentlich halten mußte, ihrem König solch Leid hatten anthun können, und sie grämte und zergrübelte sich eine Zeitlang ernstlich über diese unbegreifliche Thatsache. Zuletzt fand sie sich dadurch mit ihr ab, daß sie sie zu dem übrigen Unerklärlichen warf, das erst in jener Welt eine versöhnliche Lösung oder eine verdiente Strafe finden werde. Aber Keiner von ihren „lieben Kinderchens", den Studenten, durfte es damals und darf es noch heut wagen, in Annickes Gegenwart auch nur durch ein zweifelndes Wort das Andenken ihres Königs zu beleidigen; die wenigen Male, wo es geschehen, ist Annicke, schneebleich im Gesicht, vor den Sprecher hingetreten und hat gesagt:

„In dieser Stub' hat mein König in all seiner Herrlichkeit und Gutheit gestanden, und in dieser Stub' soll kein unehrbares Wort über ihn geredet werden."

Das merkten sich die Studenten und ehrten Annickes Treue.

Zum anderen Male wurde Annickes Ruhe durch ein Ereigniß gestört, das sie allein anging.

Etwa zehn oder zwölf Jahre nach dem Revolutionsjahre, als Annicke eben ihren fünfzigsten Geburtstag gefeiert hatte, kam im Dämmerlicht eines frühen Wintermorgens ein Mann in ihr Haus, dem zwischen verwildertem grauen Haar und Bart ein verwüstet, runzlicht Antlitz aus scheuen Augen herausah. Als Annicke auf den vermeintlichen Bettler zutrat, um ihn der vor Trunkenheit oder Schwäche wankte, mit einem Almosen von ihrer Schwelle zu weisen, machte er eine abwehrende Bewegung und murmelte:

„Annicke! Annicke Radtke!"

Da sah sie ihm ins Gesicht, stieß einen Schrei aus und wich vor ihm weit zurück.

Er lachte auf mit einem schrillen, gebrochenen Klang in der Stimme.

„Ja, ich bin's, der Johann!" sagte er. „Seh Dir wohl nicht schön genug aus? Freilich, Du bist schmucker; bist noch immer ein hübsches Weib. Und ich bin ein Lump. Freilich, so aussehn wie jetzt, thu ich noch nicht lang; hab' in Brasilien am gelben Fieber gelegen, dann in Hamburg am Typhus; hab' jetzt die Schwindsucht. Will Dir nicht lästig fallen, Annicke, geh' wieder — wollt' bloß sehen, ob Du noch da bist — ließ mir keine Ruh' — — — Ja, wer ist das?!"

Er starrte mit weitgeöffneten Augen auf Liese, die eben eintrat und wohl ein vollkommenes Ebenbild der Mutter sein mochte, wie er sie vor 25 Jahren verlassen hatte.

Da nahm Annicke die Liese bei der Hand und führte sie zu dem kranken Manne.

„Er ist Dein Vater, Lies' — Dein unglücklicher Vater," sagte sie mit vor unterdrückter Aufregung harter Stimme.

Da, als die Tochter, die er nie gesehen, scheu auf ihn zutrat und ihm die Hand bot, warf der Mann sich auf einen Stuhl, schlug die Hände vor's Gesicht und weinte.

Aber eine harte Hand strich ihm übers Haar und eine zitternde Stimme sagte: „Wollen Beide das Vergangene wieder gut machen, Johann," und er faßte die Hand und drückte sie zaghaft und schweigend.

Einige Monate lebte der gebrochene Mann noch mit seinem Weibe zusammen, das ihn, da er bald bettlägerig wurde, in das stille Giebelzimmer brachte, welches das junge Ehepaar ihm einräumen mußte, und ihn Tag und Nacht mit so unermüdlicher, sanfter Liebe pflegte, wie einst die alte Mutter.

Da knüpften Mann und Weib das Band, welches sie vor 25 Jahren zerrissen, wieder zusammen, knüpften die Jugend an das Alter und fühlten dabei wohl, daß den beiden Enden die Mitte fehle, um zum Ganzen zu werden.

Aber sie fühlten auch, es sei gut, daß, was einst in Liebe begonnen, in Liebe und Treue ende.

Als der Mann mit Dank für sie auf den Lippen gestorben war, weinte Annicke sich ein paar Wochen recht aus; dann trocknete sie ihre Thränen und sagte:

„Es war besser so. Und jetzt hab' ich Frieden gemacht mit der Vergangenheit."

Dann griff sie herzhaft in der Wirthschaft zu und fand bei der Arbeit und ihren „lieben Kinderchens" bald ihre standhafte Energie und endlich auch ihr altes, frohherziges Lachen wieder.

Jetzt ist Annicke Pukies schon über die Siebzig hinaus, aber sie ist noch immer rund, hübsch, energisch und lustig und mehr denn je eine Königsberger Sehenswürdigkeit.

Wenn sie aber recht guter Laune ist, dann ruft sie ihre fünfzigjährige Tochter:

„Komm mal her, Lies', stell Dich mal unter dat Bild da. So, jetzt hab' ich die beiden großen Thaten meines Lebens zusammen: Hier hat mir mein König angefaßt, und da steht meine Tochter, die ich vor't Mannsvolk wohrt hab'."

Von ihrer Treue gegen Mutter und Gatten spricht Annicke aber nie, darin ist sie, wie wir Anderen: das Allerbeste, das ihr aus der tiefen Güte des Herzens unbewußt und ungewollt geflossen, das zählt und rechnet sie sich nicht an, davon weiß sie eben nichts.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die deutschen Genremaler auf der Kunstausstellung.

So sehr wir auch der bloßen historischen Neugierde, dem Interesse an der geschichtlichen Handlung als solcher entwachsen sind, dem Nachweise des inneren Zusammenhanges der Geschehnisse sind wir nach wie vor zugänglich. Auch der Maler wird sich hier dem Geschichtsforscher anbequemen und die Motivirung an Stelle der Schilderung setzen müssen. Er wird einsehen lernen, daß die große Staatsaction, das freundliche oder feindliche Zusammenstoßen heterogener Völkerelemente, kurz die ganze geschriebene Historie im Grunde genommen etwas sehr Aeußerliches ist, das uns in die intime Verkettung der Thatsachen keinen Einblick gestattet. Will er uns den Volkscharakter einer bestimmten Epoche, in dem die Keime alles Geschehens liegen, geistig näher bringen, so wird er unsere Vorfahren im Negligee des täglichen Lebens belauschen und die pomphafte Historienschilderei durch das schlichte Sittenbild ersetzen müssen. Auch das große Publikum wird er auf seiner Seite haben, denn Hans und Kunz haben von jeher ihre Freude daran gehabt, zu sehen, daß man vor tausend Jahren ganz ebenso gelebt und geliebt, gegessen und geschlafen wie heut zu Tage.

Gegen die Analogie der Tanzstunde im Dionysostempel von H. Schneider mit den von ihren Töchtern besuchten Privatcursen würden unsere Mütter allerdings wegen dazumal üblicher maßloser Decolletirung Einspruch erheben. Aber sie gibt nun einmal dem Künstler Gelegenheit zur Darstellung der unverhüllten Schönheit und wir verzeihen ihm gern, da er es verstanden, die Körperformen nach Alter und Nationalität zu individualisiren und sich doch innerhalb der Grenzen des Anmuthigen zu halten.

Die in subtilster Technik ausgeführten Engelsigürchen und Gruppen Ehrentraut's haben uns stets mehr zu sagen gewußt, als die quadratmetergroßen Schildereien Anderer, und so haben wir auch in der diesjährigen Ausstellung an seinem Lautenspieler und seiner Musikprobe unsere Freude. Ein gefährlicher Concurrent ist ihm in dem Münchener S. Buchbinder erstanden, dessen Bildchen, der Grübler und der Hofnarr, Muster miniaturartig feiner Durchführung sind. Bei unglaublich kleinen Dimensionen weiß er uns für die Plüschdecke auf dem Tische des Gelehrten und für die intimen Beziehungen zwischen dem musikalischen Hofnarren und dem geschwätzigen Raben zu interessiren.

Das Raubritterthum findet durch Wilhelm Diez in einem coloristisch außerordentlich delikaten Bildchen — Raubritter suchen einem Bauern durch energisches Ziehen am Ohr unfreiwillige Geständnisse zu entlocken — eine charaktervolle Illustration voll treffenden Humors. Carl Hoff führt uns in seinem Bilde Zwischen Leben und Tod — der Pfarrer einer geflüchteten Dorfgemeinde wendet sich von dem sterbenden Gutsherrn ab, um einem Neugeborenen die Taufe zu ertheilen — die Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges vor. Die dramatisch scharf zugespitzten Gegensätze des Bildes vermögen uns jedoch nicht für eine gewisse Buntheit zu entschädigen, während sich Hoff sonst gerade durch die Geschlossenheit des Colorits — wir erinnern an die Taufe des Nachgeborenen in der Nationalgallerie — vortheilhaft auszeichnet. Das Familienleben der höheren Stände im siebzehnten Jahrhundert findet in dem Wiener Carl Probst seinen berufensten Schilderer. Sein Botschafter und Nach schweren Tagen mahnen in ihrer novellistischen Eigenart an Terborg, nur geht der Künstler in dem Streben nach glatter Verdeckung der Technik etwas zu weit und hat sein Auge an ein merkwürdig rothbraunes Sehen gewöhnt. Das Leben der mittleren und niederen Stände derselben Zeit hat sich der Münchener Claus Meyer zum Vorwurf genommen. Er stellt sich mit seinen Würflern und seinem Raucher den niederländischen Kleinmeistern an energischer Charakteristik und Luftfüllung des Raumes würdig zur Seite.

Wo Carl Becker bei seinen anerkannten coloristischen Vorzügen die klassische Literatur zu Hülfe kommt, wie in seinem Othello vor dem Dogen, da ist er seines Erfolges ebenso sicher, wie in seiner Venezianischen Novelle, die uns die ewig neue Geschichte von Liebe, Verlassen und Convenienzehe erzählt.

Das Rococo mit seinen zierlichen Figürchen und zartfarbigen Seidenroben ist ein stets dankbarer Vorwurf für den Maler. Hier excellirt Fedor Poppe mit einem Besuch im Palazzo Borghese. Der Hausherr, ein stattlicher Cardinal, tritt von geistlichen Untergebenen gefolgt aus der Thür der Villa, um ein sich tief verneigendes Ehepaar zu begrüßen, während die übrigen Gäste sich lachend und plaudernd im Garten vertheilen. Die italienische Sonne bringt die discrete Pracht der Costüme zu überaus freudiger Wirkung. Das Intriguiren hinter den Coulissen, die Hintertreppenpolitik, schildert der Münchener Carl Seiler in zwei Hofherren, die sich angelegentlichst um die Gunst des Kammerdieners Sr. Excellenz bemühen, mit feiner Satire, während das unnatürlich Gespreizte in Tracht und Haltung des Directoires in dem Erbonkel von Felix Borchardt — der eingeschlafene alte Herr muß sich den Spott der liebenswürdigen Anverwandten gefallen lassen — zu überaus drastischer Wirkung gelangt. Was der Markedenterin von Fritz Werner von den vorüberziehenden Fridericianischen Soldaten an nicht eben feinen Scherzen zugerufen wird, das lesen wir von den lachenden Gesichtern der jungen und alten Krieger. Der ganze Vorgang ist mit jener stupenden Naturwahrheit vorgetragen, die wir an diesem begabtesten Schüler Adolf Menzel's gewohnt sind.

Der Schwerpunkt der ganzen Ausstellung liegt nach unserer Meinung im modernen Sittenbilde ernsterer Gattung. Hier begrüßen wir vor Allem eine Anzahl jüngerer aufstrebender Talente, die sich mit bewußtem Protest gegen die glatte Salonmalerei erheben und unter Benutzung aller Hülfsmittel der modernen Technik einem energischen Realismus Bahn brechen. Wenn die Lebensmüden von E. Neide für den Kenner an einer gewissen Aufdringlichkeit der lebensgroßen Figuren leiden, die dem Künstler mehr als die vollendete Durchführung den Beifall des Publikums sichern, so ist sein Criminalbild Am Ort der That ein Muster schlichter Schilderung eines spannenden Vorganges. Wie sich Untersuchungsrichter, Referendar und Förster um die Grube gruppiren, in der man den Leichnam des Erschlagenen sucht, wie sich der Staatsanwalt nach dem von einem Gensdarmen gehaltenen Verbrecher umsieht, das Alles vollzieht sich in der schmalen Thalmulde mit der Anschaulichkeit des wirklich Erlebten. Während wir hier von der Schuld des trotzig dreinblickenden Angeklagten überzeugt sind, führt uns Ferdinand Brütt in seinem Freigesprochen eine erfreulichere Criminalscene vor. Der schuldlos befundene Angeklagte begrüßt auf der großen Freitreppe des Gerichts Weib und Kind und hält Beide in inniger Umarmung umschlossen. Als Sensationsbild im besseren Sinne des Wortes stellt sich Arthur Kampf's letzte Aussage dar. Man mag sich gegen die lebensgroße Schilderung eines derartigen Vorganges mit dem ganzen Apparat von Polizeicommissar und stupid dreinstarrenden Nachbarn ästhetisch entrüsten, der malerischen Darstellung desselben im vollen Licht, der rücksichtslosen Charakteristik dieser Köpfe kann man seine Anerkennung unmöglich versagen. Mehr in das Genre des Sentimentalen gehören Eduard Kirchbauer's Ereilte Flüchtlinge, ein tüchtig gemaltes Bild, das den Zusammenstoß von Arm und Reich auf dem neutralen Gebiet der Liebe illustrirt und durch Reproduction in Familienjournalen genügend bekannt ist. Ph. Fleischer weiß seinem vortrefflichen Bilde St. Gotthard — die Rückkehr der italienischen Arbeiter aus dem Tunnel — durch die Gegenüberstellung der rechts wartenden Frauen und der links lockenden Tabagie eine interessante Wendung zum Tendenziösen zu geben. Seine Darstellung des italienischen Arbeitertypus ist von stupender Naturwahrheit, die überall von dem eifrigen Studium nach dem Modell zeugt.

O. Kirberg: Nach dem Sturm und Bokelmann: Dorfbrand zeigen die Armuth im fruchtlosen Kampfe gegen die Elemente — Beide scheinen sich vorläufig noch besser mit dem geschlossenen Raum, als mit dem freien Licht abfinden zu können — während Emil Schwabe in seinem Friedhof die Ungleichheit der Stände bis an den Rand des Grabes fortdauern läßt. Unter grau bedecktem Winterhimmel wartet ein Vater an dem eigenhändig herbeigekarrten Sarge des Kindes, bis der

Digitized by Google

Geistliche drüben einer geehrten Trauerversammlung die Verdienste des verstorbenen Reichen genügend zu Gemüthe geführt hat. Ein total mißlungener Versuch, die körperliche Degenerirung der höheren Stände darzustellen, ist Hugo von Habermann's Ein Sorgenkind. Auch dem enragirtesten Liebhaber der klinischen Studien weiß diese lebensgroße Auskultation der Lungen vom Rücken her nichts Bemerkenswerthes zu sagen.

Was die Genremalerei durch Zurücksetzung des Salons an Geleckтheit und virtuoser Robenstoffbehandlung verloren, das hat sie überall an markiger Technik und energischer Charakteristik gewonnen. Als Beweis dafür gelten die Bilder, die sich mit dem alltäglichen Leben der arbeitenden Bevölkerung beschäftigen. Firle's Sonntagsschule und desselben Meisters Morgenandacht in einem holländischen Waisenhause zeugen von der Leichtigkeit, mit der sich der Münchener Maler die Eigenheiten des französischen plein air dienstbar gemacht, ein Vorzug, in dem Gotthard Kuehl in einem ähnlichen Vorwurf — Waisenkinder in Lübeck — nicht ohne Glück mit ihm wetteifert. Josef Wopfner rechtfertigt mit seinem Bösen Wind die Erwartungen, die man seit der letzten Ausstellung — Verfolgung von Wilderern auf dem Chiemsee — von ihm hegte, während Ludwig Dill sich mit seinem Venetianischen Fischerboot entschieden in der Größe des Formats vergriffen hat.

Wo es sich um die Darstellung bewegten Straßenlebens handelt, steht natürlich Meister Menzel Allen voran. Sein Piazza d'Eobe in Verona ist ein wahres Wunder malerischen Durcheinanders, aus dem das Auge immer neue und immer lustigere Einzelscenen herausfindet. Skarbina ist mit seiner Fischauction unter dem Einfluß der milden, mit Feuchtigkeit geschwängerten Luftstimmung der holländischen Küste glücklich über die augenblendende Buntheit hinausgekommen und liefert eine Reihe sorgfältig beobachteter Attitüden — wir machen besonders auf die Person des tragenden und des den Kober umschüttenden Fischers aufmerksam. Julius Jacob liefert ein paar drastische Augenblicksbilder vom Kastanienwäldchen und vom Wilhelmsplatz, denen der Student respective das Kindermädchen das charakteristische Gepräge verleihen. Mit diesen Berliner Meistern wetteifern die Wiener Karger und Schönn in der Darstellung bewegten Bahnhofs- und Straßenlebens und verschieden oder gleichartig beschäftigter Massen.

Aus der Fluth der gemüth- und humorvollen Genrebildchen, wie sie das intime Familienleben dem Maler bietet, auch nur das Bessere hervorzuheben, dazu fehlt es an Raum und Zeit. Da sei vor Allem auf C. Knaus' Genügsamen Weltbürger und auf desselben Meisters geduldig wartenden Colporteur hingewiesen. P. Meyerheim's Thierbude und Zimmer's Zauberer schildern in köstlicher Weise den Eindruck theatralischer Schaustellungen auf das naive Gemüth der Dorfbewohner, die sich durch die Anwesenheit spöttelnder Städter absolut nicht in ihrem Genusse stören lassen. Gerade auf diesem Gebiete haben übrigens von jeher die Süddeutschen ihren nordischen Stammverwandten eine gefährliche Concurrenz gemacht. Was die Münchener Ernst Zimmermann, Harburger und Claus Meyer an markiger Charakteristik voraushaben, das ersetzen die Wiener von Berrez-Perez, Hamsa und Gisela durch eine Subtilität der Technik, die dem geringsten Detail gerecht wird, ohne den harmonischen Gesammteindruck zu stören. Jedenfalls ist es eine erfreuliche Erscheinung, daß sich gerade auf dem Gebiete der Schilderung des modernen Lebens die verschiedenen Bestrebungen unserer Maler Rendez-vous geben, um in der Darstellung ihrer nächsten Umgebung zu wetteifern. Die Kunst kann und wird dabei in ihrer energischen Richtung nach dem Realismus hin nur gewinnen. G. M.

Notizen.

Im Verlage der Rudolf Springer'schen Buchhandlung in Berlin erscheint soeben die vierte Auflage des Kunsthandbuchs für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz von Rudolf Springer. Selbst erfahrenen Kennern dürfte unter den 280 Sammlungen und Kirchenschätzen in Deutschland, den 74 theils sehr reichen Museen in Oesterreich und den 49 meistens kleinen Sammlungen der Schweiz eine Anzahl wenig oder gar nicht bekannt sein, ebenso wie ein Theil der 177 Alterthumsvereine mit ihren zahlreichen Sammlungen, periodischen Zeitschriften und Publicationen. Von den technischen Hochschulen sind die Architektur-Abtheilungen, bei den Universitäten wurden die archäologischen, cultur- und kunstgeschichtlichen Vorlesungen aufgeführt, denen sich Sammlungen und Stiftungen anschließen. Ueberraschend sind die Uebersichten und Organisationen der Kunstakademien, der 60 deutschen Kunstgewerbe- und Fachschulen (welchen sich 35 Technische Bildungsanstalten anschließen), ferner der 52 österreichischen Fach-, Gewerbe- 2c. Schulen. Den 224 deutschen Künstler-, Architekten-, Kunst- und kunstgewerblichen Vereinen stehen 37 österreichische und 22 schweizerische gegenüber. Die sachliche Eintheilung des Buches, das genaue Ortsregister, das allgemeine Namensverzeichniß sind geschickt angelegt und erschließen das aufgehäufte Material in anerkennenswerther Weise.

„Mit Gunst!" Aus Vergangenheit und Gegenwart des Handwerks. Von Bruno Bucher. (Leipzig, Grunow.) — Unter der bekannten Begrüßungs- und Ansprachsformel zünftiger Handwerker hat der Kunstgelehrte, dem wir so manche segensreiche Anregung auf dem Gebiete der Kunst und Kunstindustrie verdanken, eine Anzahl älterer Aufsätze und Vorträge gesammelt, um „die Werkstatt der Gunst weiterer Kreise zu empfehlen". Seine geistreich und unterhaltend geschriebenen Arbeiten sind auch in der That wohl geeignet, ihren Zweck zu erfüllen und das Interesse an kunstgewerblichen Erzeugnissen und Reformen zu verallgemeinern und zu vertiefen. Besonders lehrreich sind die Kapitel zur Geschichte des Handwerks und die Beiträge zur Frage der Bildung der Gewerbtreibenden. Zu ersteren zählen die Feuilletons „Aus der Klosterwerkstatt", „Messen und Ausstellungen", „Aus der Zunftzeit" und über die hauptsächlichen Repräsentanten des alten Kunsthandwerks im Fache der Spitzen, Shawls, Buchbinderei, Faience, des Porzellans, der Goldschmiedekunst und der Glasindustrie. Colbert, Palissy, Albert von Soest, Boulle, Jamnitzer, der Bibliophile Grolier werden porträtirt, und auch dem Begründer der kunstgewerblichen Reform Gottfried Semper ist ein eigener Artikel gewidmet. In der beherzigenswerthen Untersuchung über die Handfertigkeitsschulen ist der Verfasser der Ansicht, daß aus dem Unterrichte, der zu solchem Zwecke Gymnasiasten und Realschülern ertheilt wird, nichts herauswachsen dürfte, was dem Andrange zu den „höheren Berufskarten" wehren und dem Gewerbe mehr und intelligentere Kräfte zuführen werde.

Gloria victis. Roman von Ossip Schubin. 3 Bde. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Eine dünne Handlung, aber mit Geist breitgeschlagen. Das Leben der österreichischen Aristokratie in der Pariser Colonie und auf ihren Besitzungen in Böhmen ist überall anschaulich und lebendig geschildert und die prägnante Skizzirung der zahlreichen Charaktere verdient die Bezeichnung: meisterhaft. Dazu kommt eine temperamentvolle Kunst der Darstellung, die in athemloser Eile von einer Scenerie zur andern eilt und immer pikant und unterhaltend bleibt. Ruhepunkte sind wenige, und das ist ein entschiedener Fehler. Ganz vortrefflich sind die in knappen Strichen, gleichsam nur impressionist gehaltenen Landschaftsbilder, und hier bricht auch eine entschieden poetische Auffassung durch. Der in seinem Pessimismus crasse Schluß ist freilich absurd. Das Duell des natürlichen Sohnes mit seinem Vater ist unmöglich. Die einzig befriedigende Lösung hat Sardou in seinen „Alten Junggesellen" vorgezeichnet, welche einen ähnlichen Conflict behandeln.

Digitized by Google

Mit dem soeben zur Ausgabe gelangten, bis zum Worte „Distanz" reichenden vierten Bande der völlig neu bearbeiteten vierten Auflage von Meyer's Konversations-Lexikon liegt jetzt ein Viertel dieses lexikographischen Musterwerks vor. Was hierbei außer der ebenso eleganten wie gediegenen Ausstattung in die Augen springt, das ist die Vermeidung eines alten Fehlers aller ähnlichen Werke (von dem notabene auch die vorige Auflage nicht ganz frei war), daß nämlich in den ersten Bänden Nebensächlicheres mit einer unberechtigten Ausführlichkeit behandelt wird, während die letzten Buchstaben des Alphabets des mangelnden, auf 16 Bände bemessenen Raums wegen stiefmütterlich abgefunden werden müssen. Wie sehr der „große Meyer" bei jeder Auflage bemüht ist, Lücken zu ergänzen und Fehler zu verbessern, haben wir erst neulich bei einer Vergleichung des Artikels „Bismarck" constatiren können. Während die früheren Auflagen kein Wort von Bismarck's Ahnen erwähnten, worunter doch zwei preußische Minister, so nimmt die vorliegende neueste Auflage auch hiervon Notiz und bringt über diesen nicht unwichtigen Punkt in aller Kürze ebenso präcise als interessante Angaben, die wir sonst nirgend finden.

Meilensteine. Wanderbilder aus dem Süden von Egon (F. Mamroth). (Wien, Engel.) — Reporterbriefe, von einem vortrefflichen Schriftsteller verfaßt. Anknüpfend an irgend ein journalistisch „actuell" gewesenes Thema, die Eröffnung der Gotthardbahn, Garibaldi's und Richard Wagner's Ableben, die österreichischen Flottenmanöver bei Triest, die Reise des deutschen Kronprinzen nach Spanien, geben diese Schilderungen ganz ausgezeichnete Augenblicksbilder, die nicht etwa geistlos realistische Photographien der Wirklichkeit sind, sondern hastige Skizzen von Meisterhand voll Farbe und Leben, Ironie und wahrem Humor, seiner Beobachtung und geistsprudelnder Plauderlust. Es ist kein oberflächliches Absprechen und Witzeln, im Gegentheil wird das Bestreben, nicht nur interessant und unterhaltend, sondern auch wahr und aufrichtig zu sein, überall erkennbar. Und dieser neue Phileas Fogg darf schon über Italien schreiben, denn er ist dort geboren und kennt Land und Leute besser, als die meisten Herrschaften, die ihre vermeintlichen „Entdeckungen" anspruchsvoll in endlosen Bänden alljährlich sich selbst zur Lust und allen Anderen zur Last niederzuschreiben und zu veröffentlichen pflegen.

Reisenovellen. Von Adalbert Meinhardt. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Unter den vier Novellen dieses Bändchens ist eine ein Meisterstück; sie ist betitelt: „Frau Antje". Vor hundert Jahren lebte in einem kleinen holländischen Städtchen eine junge schöne Wittwe. Sie hatte einstens ihren Nachbarsohn, den wilden ungestümen Jan Vers, geliebt, doch dieser war fortgezogen in die Colonien, um ein reicher Mann zu werden, und vergeblich hatte sie zehn lange Jahre auf sein Heimkommen gewartet. Endlich hatte sie sich entschlossen, einem alten Herrn aus vornehmem Geschlecht ihre Hand zu reichen, der war aber nur kurze Zeit ihr Ehemann, dann starb er und hinterließ ihr großes Vermögen. Um ihrer Einsamkeit willen nahm sie die kleine Nichte Jan Vers', die mutterlos wurde, zu sich und lebte still für sich hin. Da kommt Jan Vers zurück als reicher Mann. Er eilt in ihr Haus — aber sie empfängt ihn kalt; hat er sie zehn Jahre vergessen, sagt sie, so könne er sie nun wohl auch noch länger entbehren. Das Kind, das sich des neuen Onkels freut, vermag keine Brücke zwischen Beiden zu bauen. Da thut es die Noth. Das Kind wird krank an den schwarzen Blattern, Frau Antje soll es auf Befehl der Obrigkeit in das Spital außer der Stadt bringen, sie widersteht aber wie ein Mann allen Rathsherren und Bütteln. Ihre besten Freunde lassen sie in dieser Noth im Stich und sie lebt von aller Welt verlassen in ihrem verbarrikadirten Hause — da klopft es eines Nachts. Jan Vers ist aus Amsterdam herbeigeeilt, er rettet seine Nichte und ihre treue Pflegerin auf das Land in eine einsame Mühle, dort wird das Kind gesund, und auch Frau Antje verlernt ihren falschen Stolz und reicht dem Jugendfreunde zum ewigen Bunde die Hand. — Die Ausführung dieses einfachen Themas ist schön, und wir können diese Novelle bestens empfehlen. Die übrigen drei Dichtungen des Bandes sind minderwerthig, aber auch nicht unbedeutend. B.

Dunkle Bilder aus dem Wanderleben. Aufzeichnungen eines Handwerkers. Von D. Rocholl. (Bremen, F. A. Wiegand.) — Das moderne Elend des reisenden Handwerksburschen rollt sich da in lebendigen, ergreifenden, manchmal auch humorvollen Bildern auf. Es ist ja leider eine Thatsache, daß das Bettelwesen, das Stromerthum bei uns zugenommen hat, und unsere Volkswirthschaftler thun sich bis jetzt vergeblich nach einem Mittel dagegen um. Namentlich aber den Männern des Gesetzes empfehlen wir diese durchaus neuen und eigenartig fesselnden Schilderungen, die nur von einem tiefen Kenner, auch wenn er nicht gerade ein „Handwerker" ist, so geschrieben werden konnten. Das Vagabundenthum in Stadt und Land, wie es sich in Verbrecherkellern und Centralpennen am abschreckendsten zeigt und das Zuchthaus streift, auch die Herberge der weiblichen Vagabunden und das Lexikon der gebräuchlichsten „Kunden"-Ausdrücke: es ist eine völlig neue Welt, ein dunkles Stück der socialen Frage, ein würdiger Pendant zu Abé-Lallements Werk über das Gaunerthum. Besonders beherzigenswerth ist das Schlußwort, wo nachgewiesen wird, daß die Bettelvaganten jährlich viele Millionen in Branntwein anlegen, aber ein Radicalmittel gegen die Vagabundennoth weiß der Verfasser leider auch nicht. Als Palliativ empfiehlt er staatliche Verpflegungsstationen und Arbeitercolonien auf billigen Landstrecken, etwa in der Lüneburger Haide.

Ein siebenzigjähriger in Amerika lebender Poet, Edmund Märklin, beschenkt uns mit der zweiten Auflage seiner Dichtungen „Im Strome der Zeit". (Milwaukee, Wisconsin; Caspar.) Ein schönes, vielbewegtes Leben spiegelt sich in diesen durch ihre tüchtige Gesinnung sympathisch berührenden Dichtungen ab. Eine bunte Abwechselung herrscht in dem Liederstrauß, an dessen Duft sich die große Anzahl der Verehrer Märklin's stets erquicken wird. Spricht sich auch in dem Buche keine originelle Kraft aus und ist darin mehr ein Anlehnen an gewisse Poeten zu verspüren, so ist der Werth des Buches doch kein geringer, da es den Entwickelungsgang eines Mannes vom schwärmenden Romantiker bis zum begeisterten Revolutionär darstellt, also auch interessante Zeitbilder gibt. E. W.

Karin von Schweden. Eine Novelle von Wilhelm Jensen. Dritte Auflage. (Berlin, Paetel.) — Das Buch behandelt die schmachvolle Unterwerfung Schwedens, den unheilvollen Mord der schwedischen Aristokratie durch den heimtückischen, blutdürstigen dänischen König Christiern, die glorreiche Erhebung und Befreiung des Landes durch Gustav Wasa, der sich durch diese muthige That die Rose von Trollhätta erobert, die Braut eines dänischen Fürstensohnes, die schönste Tochter Schwedens. Schwül brütet es über dem Theil der Novelle, wo im Hause Stenbocks die Vorbereitungen zum Morde an dem König getroffen werden und Christiern die blutlose Stirne Esther-Karin's küssend, von der Braut gewissermaßen das Herrenrecht verlangt. Und der rührende Zwiespalt im Herzen jenes Helden zu Bechlarn, der da nicht weiß, soll er das Schwert gegen seine Freunde oder gegen seinen Herrn ziehen, dieser Zwiespalt ist in nicht minder rührender Weise in dem Jüngling Rosen verkörpert, der in diesem Streit seine Braut verlor und erkannte, daß er sich an die Seite eines ehrlosen Königs geschlagen hat, welcher ihn zum Dank dafür dem Feuertod überliefert. Und welche Heldenkraft liegt in der blinden Brita Stenbock, die unerschrocken vor den König in einer Scene tritt, die dem Leser schier das Blut stocken macht und ihm unvergeßlich bleibt. Aber die schönste Gestalt ist Karin von Schweden, die in glühender Vaterlandsliebe ihren Bräutigam verläßt, dem Befreier des Landes ihre Hand reicht und doch ihren einstigen Geliebten, den Verräther, nicht vergessen kann. Die Doppelnatur des Mädchens, liebendes Weib und gewaltige Heroine, hat Jensen trefflich gezeichnet. Es sind kolossale, das irdische Maß überschreitende Gestalten und doch gehen sie uns so menschlich nahe. Historisch-großartig — menschlich-schön —, mit diesen zwei Worten läßt sich das Buch am besten charakterisiren. W.

Digitized by Google

Inserate.

Bester Unterhaltungsstoff für Bad- und Sommeraufenthalt.

Rud. Baumbach's Dichtungen.

Zlatorog. 16. Taus. ℳ 2.—
Lieder eines fahr. Gesellen. 13. Taus. ℳ 3.20.
Lieder von der Landstrasse. 6. Taus. ℳ 2.—
Der Pathe des Todes. 6. Taus. ℳ 2.—
Sommermärchen. 11. Taus. ℳ 3.—
Frau Holde. 13. Taus. ℳ 2.—
Spielmannslieder. 9. Taus. ℳ 2.—
Mein Frühjahr. 6. Taus. ℳ 2.80.
Abenteuer und Schwänke. 16. Taus. ℳ 2.80.
Erzählungen und Märchen. 6. Taus. ℳ 2.—

In Leinewand mit Goldschnitt gebunden je 75 ₰ mehr.

Liebesmärchen von Emil Ertl

mit 7 Photogravuren und 22 Heliotypien ℳ 4.— brosch., ℳ 5.— gebd.

Der ewige Jude, dramat. Gedicht von M. Haushofer.

ℳ 6.— brosch.

Werner von Kuonefalk.

Erzählende Dichtung von **M. Martersteig.** ℳ 3.— brosch., ℳ 4.— gebd.

Heinr. Seidel's Novellen.

Aus der Heimath. ℳ 3.—
Vorstadtgeschichten. ℳ 3.—
Jorinde und andere Geschichten. ℳ 3.—
Idyllen und Scherze. Gedichte. ℳ 2.50.

Illustrirtes Verlagsverzeichniss neuer deutscher Poesien auf Verlangen franco. Bei Einsendung des Betrags Zusendung postfrei.

A. G. Liebeskind, Leipzig.

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Albrecht Adam. (1786—1862.) Aus dem Leben eines Schlachtenmalers. Selbstbiographie nebst einem Anhange. Herausgegeben von **Dr. H. Holland.** Mit dem Bildniss des Künstlers von seiner eigenen Hand. Octav. VI u. 376 Seiten. Eleg. brosch. M. 5. — Eleg. geb. M. 6. —

Gregorovius, Ferdinand, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Erster Band. Vierte verbesserte Auflage. Grossoctav. XII u. 488 Seiten. Eleg. brosch. M. 9. —

Koser, Reinhold, Friedrich der Grosse als Kronprinz. Octav. 267 Seiten. Eleg. brosch. M. 4. — Eleg. geb. M. 5. —

Bluntschli, J. C., Lehre vom modernen Staat. Erster Theil: **Allgemeine Staatslehre.** Sechste Auflage. Durchgesehen von **E. Loening.** Octav. XX u. 640 Seiten. Eleg. brosch. M. 10. —

Stein, Dr. Lorenz von, Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie. Sechste erweiterte Auflage. Miniatur-Ausgabe. VIII und 164 Seiten. Eleg. brosch. M. 2. 25 Pf. Eleg. geb. M. 3. —

Oswald von Wolkenstein, Gedichte. Zum erstenmale in den Versmassen des Originals übersetzt, ausgewählt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von **Johannes Schrott.** Mit einem Bildniss des Dichters und einem Facsimile seiner musikalischen Compositionen. Octav. XXXII u. 214 Seiten. Eleg. cartonnirt M. 3. —

Buchholtzens IN DER SCHWEIZ
Humoristischer Badeort Schweiz sende Lustigste Reise- u. Familienlektüre
Preis 3 Mark Verl. v. AUNFIAD, Leipzig

Bücher-Liebhaber.

Cataloge über neue u. alte Bücher (1870—86) **zu Gelegenheitspreisen** alle Wissensch. u. Sprachen sendet grat. frco.
H. Barsdorf, Leipzig, Neumarkt.

Preisermässigung.

Rich. v. Kaufmann, Die Finanzen Frankreichs. 1883. Statt 25 ℳ für 12 ℳ 50 ₰.
H. Riemann, Musik-Lexikon. In Leinwand geb. Statt 10 ℳ für 5 ℳ.
Theodor Fröhlich, Buchhandlung, **Berlin,** Landsbergerstr. 40.

Soeben erschien:

Die Logik

von Prof. Dr. **Fr. Harms.**
Herausgegeben von Dr. **Heinr. Wiese.**
Preis 6 Mark.
Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**

Hannover-Altenbeker Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 30. Sept.

Bad Pyrmont.

Pferdebahn zum Salzbade u. Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.
Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt
Fürstl. Brunnen-Direction.

Bei einer weitverbreiteten Zeitschrift wird ein

Theilhaber und Redacteur

mit einer Baareinlage von 20,000 Mark gesucht. Man gibt den Vorzug einem jungen Manne von academischer Bildung, der sich als 2. Redacteur journalistische Routine und als Mitarbeiter schnell eine literarische Stellung erwerben könnte. Gefl. Anerbietungen unter **F. 32** vermittelt die Druckerei von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Der Materialismus

im Verhältniss zu
Religion und Moral.
Von
Dr. F. Wollny.
Preis M. 1,50.
Verlag von Theodor Thomas, Leipzig.

Soeben erschien u. ist in allen Buchhandlgn. vorräthig:
Hugo Schuchardt, Prof. a. d. Univ. Graz,
Romanisches und Keltisches.
Gesammelte Aufsätze.
8°. VIII u. 438 S. Geh. M. 7,50, geb. M. 8,50.

Kürzlich erschienen:
Hillebrand, Karl, Culturgeschichtliches. Aus d. Nachlasse. (Zeiten, Völker u. Menschen. Bd. VII.) Mit Bildniß d. Verf. 8°. XII u. 335 S. geh. M. 6,00, geb. M. 7,00.
Mayer, Gustav Prof. (Graz), **Essays und Studien** zur Sprachgeschichte u. Volkskunde. 8°. VIII u. 412 S. geh. M. 7,00, geb. M. 8,00.
Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Eau de Cologne Nr. 999 übertrifft die sog. echte an Feinheit und Nachhaltigkeit. à Fl. 1 Mk. Infolge des großen Umsatzes berechne jetzt 6 Fl. mit 5 Mk.
Chinawein und China-Eisenwein, unübertroffenes Fabrikat. Für Magen- und Nervenleidende ärztlicherseits warm empfohlen. à Fl. 3 Mk.
Enthaarungsmittel, garantirt unschädlich, entfernt spurlos Haare im Gesicht und an jeder anderen Körperstelle. à Fl. 3 Mk.
Apotheker Arnold Gaedke, Berlin N. 37.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien:

Thomas Rendalen

Roman
von
Björnstjerne Björnson.
Deutsch von Wilhelm Lange.
1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis M. 4.

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben;* die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 31. Juli 1886. Band XXX.

AUG 1 1 1886

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Normalarbeitstag in der Praxis. Von Max Quarck. — Gold- und Goldwährung. Von Otto Lang-Göttingen. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Interjectionen. Von Rudolf Kleinpaul. — Lord Malmesbury's Memoiren. Von Eduard Schulte. — Die schönen Künste in Mexiko. Von Emil Deckert. — **Feuilleton:** Garibaldische Erinnerungen aus dem Herbste 1867. Von Hermann Goverts. — **Aus der Hauptstadt:** Deutsche Landschafts-, Marine- und Architekturmalerei in der Kunstausstellung. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

Der Normalarbeitstag in der Praxis.

Von Max Quarck.

Es gibt wohl keinen socialpolitischen Gegenstand, der, seitdem die wirthschaftlichen Fragen so sehr in den Vordergrund der öffentlichen Diskussion getreten sind, mehr umstritten worden ist, als der Normalarbeitstag — höchstens Schutzzölle und Freihandel ausgenommen. Die organisirten Arbeiter aller Länder, in denen es eine Arbeiterbewegung überhaupt gibt, haben die gesetzliche Einführung eines Normalarbeitstages oder richtiger vielmehr eines Maximalarbeitstages immer wieder an die Spitze ihrer Forderungen gestellt, so oft sie auch mit denselben abgewiesen wurden, und die Regierungen aller dieser Länder ohne Ausnahme haben den Maximalarbeitstag anfangs einstimmig für eine Utopie erklärt, der jede praktische Bedeutung abzusprechen sei. Solch lebhaftes Für und Wider blieb lange ohne jede Einwirkung auf die Praxis. Da begann das Land des Parlamentarismus, England, dieser mächtigste Industriestaat, damit, nominell nur für die industriell beschäftigten Frauen und Kinder, aber virtuell bei der fortgeschrittenen Arbeitstheilung unserer maschinellen Epoche auch für die erwachsenen Arbeiter, einen zehnstündigen Arbeitstag einzuführen. Die Republik Schweiz ist ihm zunächst und die österreichische Monarchie später gefolgt: beide Staaten setzten jedoch den Maximalarbeitstag für sämmtliche Arbeiterkategorien fest, indem sie ihn mit elf Stunden bemaßen. Damit, namentlich mit dem Inkrafttreten des schweizer und des österreichischen Gesetzes, gelangte die Frage in eine neue Phase. Die beschreibende Volkswirthschaft konnte nunmehr einsetzen und mit Beiseitelassung unfruchtbarer theoretischer Erörterungen Thatsachen sammeln und unter einheitliche Gesichtspunkte bringen, die für oder gegen die neue Einrichtung sprachen. Sie hat dies auch sofort versucht; aber noch vor nicht langer Zeit erschienen die Ergebnisse ihrer Beobachtungen in Oesterreich und der Schweiz, auf welche Länder sie ihre Aufmerksamkeit besonders richtete, weil hier der völlige Normalarbeitstag besteht, bei der Neuheit der Sache und der noch unvollkommenen Methode der Sammlung bezüglicher Thatsachen als unklar und getrübt, zum Theil sogar als sich selber widersprechend. Da konnte es natürlich nicht fehlen, daß in den Ländern, in denen man sich noch gegen die Einführung des Normalarbeitstages sträubt, die maßgebenden Faktoren Kapital aus diesen „Erfahrungen" schlugen, ja, sagen wir es gerade heraus, namentlich in Deutschland Mißbrauch mit der Verwerthung derselben trieben. Es war eben zu früh, um bereits ein klares Urtheil fällen zu können. Umsomehr erfordert es die Gerechtigkeit, dieselbe Aufmerksamkeit, die man anfangs für anscheinend ungünstige Erfahrungen hatte, beizubehalten, wenn in der längeren Praxis die wirthschaftlichen Resultate der neuen Einrichtung klarer und deutlicher zum Vorschein kommen. Und die Zeit ist gekommen, in der sich die wünschenswerthe Klärung vollzieht. Der vor Kurzem erschienene „Bericht der k. k. Gewerbe-Inspectoren über ihre Amtsthätigkeit im Jahre 1885" (Wien, 1886, k. k. Hof- und Staatsdruckerei), sowie die noch frischeren „Berichte über die Fabrikinspection in der Schweiz 1884 und 1885" (Aarau, H. R. Sauerländer, 1886) zeigen ganz deutlich diese Klärung der Beobachtungen und Erfahrungen, und es ist kein gutes Zeichen für die Ehrlichkeit oder das Wissen der deutschen Presse, daß sie diese wichtigen Documente, so weit wir sehen können, noch mit keinem Worte gewürdigt hat. Lassen wir die amtlichen Berichte in der Folge möglichst mit den eigenen Worten sprechen. —

Der österreichische Aufsichtsbeamte für Tyrol, Vorarlberg und Kärnthen sagt ganz unumwunden (S. 403 d. Ber.): „Was die weitere Reduction der Arbeitszeit auf elf Stunden betrifft, so erklärten mir die hervorragenderen Industriellen, daß sie darin keine Beeinträchtigung ihrer Interessen erblicken, vorausgesetzt, daß ihre inländischen Concurrenten ausnahmslos zur Einhaltung der gleichen Arbeitszeit verpflichtet werden" — eine Voraussetzung, die ja durch gesetzliche Einführung des Maximalarbeitstages von selbst erfüllt ist. „Die Productionskosten werden ..... allerdings erhöht", heißt es weiter unten bei Besprechung von Betrieben, die mit Schichten wegen des Fortlaufens des Motors und der Maschinen arbeiten, „doch diese Erhöhung ist als ganz unbedeutend zu bezeichnen". Aehnliche Aeußerungen finden sich noch bei anderen österreichischen Inspectoren; kein Einziger aber bezeichnet den Maximalarbeitstag als schädlich für die Industrie, die Unternehmer oder Arbeiter. Dieser Umstand wiegt um so schwerer, als den österreichischen Beamten das Recht freier Meinungsäußerung im weitesten Maße zugestanden ist. Wollte ein deutscher Aufsichtsbeamter nur einen der kräftigen Ausdrücke gebrauchen, die sich in den österreichischen Berichten z. B. über traurige Arbeiterverhältnisse finden, wir sind überzeugt, daß er alsbald der Neigung zur Socialdemokratie verdächtig würde. — Noch entschiedenere Kundgebungen der Unternehmer für den Normalarbeitstag berichten die schweizer Inspectoren. „Im Gegensatz zu einem bedeutenden Theil der Baumwollindustriellen streben die Sticker seit längerer Zeit das strengste Festhalten am Normalarbeitstag an," schreibt Dr. Schuler als Beamter des ersten Bezirkes S. 34 d. Ber. „Ihre Publicationen betonen

Digitized by Google

ausdrücklich," so fährt er fort, „daß die Beschränkung der Arbeitsdauer nicht nur als eine Maßregel ökonomischer Natur stattfinden solle, sondern als eine Wohlthat für die Sticker und Fädler und namentlich auch für die vielen minderjährigen Kinder. . . . Merkwürdigerweise kann jetzt auch die Arbeitszeit auf einige Minuten genau innegehalten werden, während man mich früher allgemein vom Gegentheil versicherte." Die letzten Worte belegen unsere im Eingange aufgestellte Behauptung, daß eine Klärung der Meinungen jetzt erst eingetreten ist. Ergänzend möge der Inspector des dritten schweizer Kreises (S. 111 ff. d. Ber.) sprechen: „Mit dem Normalarbeitstag söhnen sich die früheren Gegner immer mehr und mehr aus. In einigen Cantonen haben die Stickereibesitzer bei den Regierungen petitionirt, es möchten keine Ueberzeitbewilligungen mehr ertheilt werden". . . . Und auch in anderen Branchen äußern sich wiederholt die Fabrikbesitzer dahin, daß sie nur in ganz dringenden Fällen von den Ueberzeitbewilligungen Gebrauch machen, da es sich immer mehr herausstelle, „daß damit weder für den Arbeitgeber, noch für den Arbeiter ein erheblicher Vortheil erzielt werde." Am interessantesten aber ist folgender Passus. „Als es sich um Unterstellung der Buchdruckereien unter das Gesetz handelte," erzählt derselbe Inspector, „wurde von den Besitzern dieser Etablissemente als hauptsächlichster Grund gegen die Unterstellung in's Feld geführt, daß das Beobachten eines Normalarbeitstages für diese Industrie unmöglich und Nachtarbeit unbedingt nothwendig sei, sodaß das Einhalten des gesetzlichen Normalarbeitstages diese Industrie in hohem Grade schädigen müsse." Das sind wörtlich dieselben Einwände, die noch jetzt in Deutschland erhoben werden. „Nach Unterstellung dieser Etablissemente," berichtet jedoch der schweizer Beamte, „erzeigte sich jene Befürchtung als unbegründet; sehr selten kommen Buchdruckereien in den Fall, die Arbeitszeit zu verlängern, seitdem sie bestimmte Hausordnungen und bessere Organisation der Arbeitszeit eingeführt haben. Im dritten Inspectionskreis kam auch nicht eine einzige Buchdruckerei in den Fall, die durch das Gesetz vorgesehene Bewilligung für regelmäßige Nachtarbeit zu beanspruchen", dies gilt für zwei Jahre! Und nun theilt der Inspector die äußerst lehrreiche Eingabe eines von zwei an einem Orte concurrirenden Buchdruckereibesitzern wörtlich mit, in welcher es am Schlusse heißt: „Sofern Sie also dem Drucker der anderen Zeitung die Nachtarbeit gestatten, so möchte ich Sie höflichst ersuchen, mir dieselbe auch zu erlauben. Wenn Sie aber Jenem die Nachtarbeit verweigern, so bin ich bereit, in Zukunft meine Zeitung innerhalb der gestatteten elfstündigen Arbeitszeit zu drucken. Ich bin sogar so frei, Sie höflichst zu ersuchen, die Frage in Erwägung zu ziehen, ob den beiden concurrirenden Blättern die Nachtarbeit ganz zu versagen sei. Wenn dieser Factor in der Concurrenz für beide Blätter gleichmäßig gekürzt wird, so muß das Resultat dasselbe sein. Vorausgesetzt müßte werden, daß keiner anderen hiesigen Buchdruckerei (auch in anderen Cantonen nicht) die Nachtarbeit für Zeitungsdruck gestattet würde." Man sieht, wer einzig und allein unter einem strammen gesetzlich eingeführten Normalarbeitstage, der selbstverständlich für alle Unternehmer gleichmäßig gilt, zu leiden hat: die Schmutzconcurrenz — und das mit Recht!

Wir sprachen bislang von Unternehmern, denen der Normalarbeitstag trotz heftigen Sträubens erst längere Zeit hindurch gesetzlich aufgezwungen werden mußte, ehe sie seine ungeheuren Vortheile schätzen lernten. Der österreichische Beamte für Vorarlberg (S. 406 ff. d. Ber.) und die schweizer Inspectoren des ersten wie dritten Kreises (S. 3 und 112 ff. d. Ber.) berichten aber in bemerkenswerther Uebereinstimmung von einer Einführung des Maximalarbeitstages durch Unternehmer auf dem Wege der Selbsthülfe, aus freiem Entschlusse da, wo das Gesetz noch nicht hinreicht — eine Thatsache, die allerdings ganze Bände spricht. Die genannten Aufsichtsbeamten ergehen sich in ordentlich enthusiastischen Schilderungen der Maßnahmen und ihrer Wirkungen. Wir wollen nur das Wesentliche aus denselben kurz zusammenstellen. Es handelt sich um die in der Ostschweiz und in Vorarlberg weitverbreitete Maschinenplattstickerei (meist Hausindustrie), bei welcher nach den Worten des österreichischen Inspectors „die Arbeitskräfte jugendlicher Personen und sogar jene der Kinder in so übertriebenem Maße ausgebeutet wurden, daß die in den Stickereigegenden domicilirten Aerzte und sonstigen Menschenfreunde den physischen Ruin der jungen Generation mit Sicherheit voraussahen, falls dem eingerissenen Treiben nicht in irgend einer Weise Einhalt gethan würde." Bei dem allseitig empfundenen Bedürfniß, durch gemeinsames Zusammenwirken aller Betheiligten bessere Verhältnisse herbeizuführen, hatte ein Versuch gegründete Aussicht auf Erfolg, Kaufleute, Fabrikanten und Sticker zu einer Vereinigung zu bewegen, die vor Allem dem Uebermaß der Production und dem steten Fallen der Löhne Schranken setzen, zugleich aber auch sonst die Interessen aller an der Stickereiindustrie Betheiligten fördern sollte. Energisch an die Hand genommen, wurde das von allen Seiten begrüßte Projekt in kürzester Zeit verwirklicht. Am 14. Juli 1885 begann der „Centralverband der Stickereiindustrie der Ostschweiz und des Vorarlbergs" seine Wirksamkeit. Gegenwärtig hat derselbe 10,368 Mitglieder; 250 Geschäfte, d. h. 98—99 Procent der sämmtlichen gehören ihm an, und 20,104 von sämmtlichen 21,000 Maschinen des Bezirkes unterstehen seiner Controle. Vom 1. August ab durfte nur noch an die Verbandsmitglieder Arbeit abgegeben, nur von solchen Aufträge angenommen werden. Am 15. August trat bereits der etwas höher als der übliche Lohn festgesetzte Minimallohn in Kraft. Ebenso wurde ein elfstündiger Normalarbeitstag eingeführt, und zwar auch für diejenigen Stickereien mit ein oder zwei Maschinen, welche nicht unter dem Fabrikgesetz stehen; Sonntagsarbeit wurde ganz untersagt. Die Innehaltung dieser Bestimmungen wurde besonderen Controleuren übertragen, die oft in Nacht und Sturm auch in den abgelegensten Bergrevieren ihre Runde machen und mit großer Gewissenhaftigkeit arbeiten. Diese Maßregeln und die von dem Verein selbst über fehlende Mitglieder ausgesprochenen Bußen sind von so guter Wirkung, „daß die früher häufigen Ueberschreitungen des Normalarbeitstages in Stickereien nicht mehr vorkommen" (Schweizer Ber. S. 112). Hier haben wir also nach den verschiedenen Inspectorenberichten die von den segensreichsten Folgen begleitete Einführung eines Normalarbeitstages — nebenbei auch eines Minimallohnes — durch Unternehmer, und zwar in einem Maßstabe, wie ihn das Gesetz gar nicht anzuwenden gewagt hatte! Die Erfolge dieser Einrichtung haben offenbar auch den Anstoß dazu gegeben, daß sich ein halbes Jahr später, am 9. Februar 1886, ein „Centralverband der Stickereiindustrie in Sachsen" bildete, der nicht minder eine elfstündige Normalarbeitszeit, sowie einen Minimallohn einführte und die Besitzer von etwa 3500 Maschinen umfaßte. Allerdings scheint hier die Einmüthigkeit nicht so groß gewesen zu sein, wie in der Schweiz, sodaß weniger von erfreulichen Resultaten verlautet. Dies weist nebenbei auf die Schattenseite jeder Selbsthülfe, das Fehlen durchgreifenden Zwanges gegenüber dem Egoismus des Einzelnen, wie ihn das Gesetz gewährleistet, hin. Immerhin sind solche freie Verbände als Anzeichen der sich bahnbrechenden Einsicht in Unternehmerkreisen und als Vorläufer gesetzlicher Maßnahmen mit Freuden zu begrüßen. Hat doch kürzlich selbst der Vorstand einer Innung, des „Tapezierervereins von 1810" in Hamburg, seinen Mitgliedern nicht bloß, sondern überhaupt allen Werkstätteninhabern es an's Herz gelegt, angesichts der gegenwärtigen Krise einen bestimmten Maximalarbeitstag festzuhalten, sowie die Sonntagsarbeit wegzulassen, und statt dessen mehr Arbeitskräfte aus der Ueberzahl Feiernder zu engagiren. Man sieht, auch in deutschen Unternehmerkreisen bricht sich der Gedanke eines Maximalarbeitstages Bahn.

Doch kehren wir zu den neuesten amtlichen Berichten der österreichischen und schweizer Fabrikinspectoren zurück. Dieselben enthalten auch mannigfache Belege dafür, daß sich die Arbeiter unter dem Normalarbeitstage sehr wohl fühlen. Dem Inspector des ersten schweizer Kreises versicherten dieselben an vielen Orten, daß sie dasselbe leisteten, wie zuvor bei übermäßiger Ausdehnung der Arbeitszeit, und daß sie sich beim früheren Feierabend nach intensiverer Arbeit viel besser befänden. Die Lehre, daß die Arbeitsleistung keineswegs inner-

Digitized by Google

halb einer bestimmten Grenze in demselben Maße wie die Arbeitsdauer abnimmt, bestätigt der französisch schreibende Inspector des zweiten schweizer Kreises mit einem drastischen Beispiele (S. 65 d. Ber.). In einer Uhrfederfabrik seines Bezirkes hatte man in Folge der allgemeinen Ueberproduction den Arbeitstag auf die Hälfte seiner früheren Dauer verkürzt. Und das Ergebniß? „Les comptes de fin du mois auraient dû présenter une réduction du 50 % sur la somme totale des gains; mais en réalité la diminution avait été seulement du 10 %.“ Bei einer Reduction der Arbeitszeit um 50 Procent sank der Geschäftsgewinn, folglich auch die Leistung der Arbeiter, nur um 10 Procent! Der Inspector des dritten schweizer Kreises endlich weist darauf hin, für welches von den Unternehmern viel beklagte Uebel der Normalarbeitstag das einzig durchschlagende Heilmittel ist: er sagt bestimmt voraus, „daß auch das Blaumachen, welches unter den Arbeitern in Folge der allzulangen Arbeitszeit eingerissen war, nach Einführung von regelmäßigeren und geordneteren Arbeitsverhältnissen verschwinden werde.“

Wie fällt aber vollends angesichts der jährigen Erfahrung nunmehr jenes von den Gegnern des Normalarbeitstages scheinbar im Namen der Arbeiter so unzählige Male wiederholte Hauptargument in sich zusammen, daß die Verminderung der Arbeitszeit einen Ausfall an Arbeitslohn zur Folge haben müsse! Schon daß die Arbeitsleistung so gut wie nicht unter einer vernünftigen Festsetzung des Arbeitstages zu leiden hatte, weist auf die Unrichtigkeit dieser zum Ueberdruß gemißbrauchten Behauptung hin. Aber man höre den directen Beweis. „Die Höhe der Löhne hat sich im Aufsichtsbezirke gegen das Vorjahr im Allgemeinen nicht geändert; nur in einigen Wollwaarenfabriken haben sich die Löhne der Weber und Appreteure in dem Verhältniß **gebessert**, als die Arbeitszeit in Folge des Inkrafttretens der neuen Gewerbeordnung **vermindert** worden ist. Diese relative Aufbesserung betrug zwischen 2 und 20 Procent. Den Tagarbeitern wurde trotz der Verminderung der Arbeitsstunden zumeist der frühere Lohn belassen.“ So berichtet (S. 264 d. Ber.) der k. k. österreichische Inspector Czerweny für Mähren, jenen Hauptsitz österreichischer Großindustrie, die übrigens, wiederum nach den amtlichen Berichten, noch dazu stark unter der allgemeinen Krisis litt. Und S. 280 d. Ber. heißt es noch detaillirter: „Bezüglich des Lohnes wurde principiell eine der Zeitverringerung entsprechende Erhöhung in Aussicht genommen ... Es erhielten auch ... die im Taglohn beschäftigten Arbeiter trotz der Arbeitszeitverkürzung denselben Lohn wie früher zugesagt. Bei den Accordarbeitern, insbesondere bei den Webern, konnte ich ... eine Erhöhung der Einheitssätze von 2—20 Procent constatiren. Die im Tagelohn stehenden Appreteure, deren Arbeitszeit auf 12 Stunden geblieben ist, erhielten hier und da eine Aufbesserung des Lohnes von 10—20 Procent.“ Es ist wahr, es gab zuerst, angesicht der Neuheit der Sache, Differenzen zwischen Unternehmern und Arbeitern bezüglich des Lohnes nach Einführung des Normalarbeitstages; aber alle Strikes „endeten mit einer Lohnerhöhung von 6—12 Procent“ (S. 280 d. Ber.).

Also Arbeiter wie Unternehmer befinden sich gut, nein besser nach Einführung des Maximalarbeitstages in die Praxis als früher. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß, namentlich in Oesterreich, oft noch ganz enorme Ueberschreitungen des Arbeitstages vorkommen. Die dortigen Aufsichtsbeamten berichten nicht bloß von 14—16stündigen Arbeitsschichten, die sie vorfanden (S. 214, 259 d. Ber.), sondern sogar von 18-, 24-, ja 30stündigen Arbeitstagen, auf welche sie in ihren Bezirken stießen (S. 181, 168, 202, 231 d. Ber.), und der schweizer Inspektor des ersten Kreises erzählt, wie namentlich die Textilindustriellen seines Bezirkes den gesetzlichen Normalarbeitstag dadurch zu umgehen versuchen, daß sie die Pausen hindurch arbeiten, oder den Betrieb 10 Minuten früher beginnen und 10 Minuten später endigen lassen (S. 33—34 d. Ber.). Hier muß man unterscheiden. Der eine Theil dieser Ueberschreitungen kommt auf Rechnung der Habsucht (so bei den schweizer Textilindustriellen) und der Ignoranz (so bei den österreichischen Gebirgsmüllern) des Unternehmers, und wird über kurz oder lang durch strenge Handhabung des Gesetzes in Wegfall kommen. Der andere Theil aber ist eines jener letzten Mittel, mit denen das Kleingewerbe, wie namentlich wieder aus den österreichischen Berichten mit grausiger Deutlichkeit hervorgeht, seinen Todeskampf gegen den Fabrikbetrieb kämpft. Und dieses Mittel, mit dem maschinellen Betriebe wenigstens durch eine ganz übermäßig ausgedehnte Arbeitszeit anscheinend erfogreich zu concurriren, wird vom Kleingewerbe trotz aller Aufsicht auch so lange angewendet werden, bis es nur noch als Kunst- oder Flickhandwerk besteht. Ein überlanger Arbeitstag ist Lebensbedingung für das Handwerk, das ja übrigens längst schon aufgehört hat, von ausschlaggebender Bedeutung auf dem Gebiete der Industrie zu sein. Ein einziges Mal berichtet der Beamte für Wien von Fabrikarbeiterinnen, welche aus eigner Initiative, „um nur so viel als möglich fertig zu bringen“, den Normalarbeitstag bez. die Pausen nicht innehielten (S. 60 d. Ber.). Es wird bei solchen Arbeitern, die „natürlich mit wenigen Ausnahmen bleich und kränklich aussahen“, nur der Aufklärung dahin bedürfen, daß ihnen solche Ueberarbeit lediglich scheinbaren und augenblicklichen Nutzen, aber dauernden Nachtheil bringt, um sie von solchem thörichten Handeln abzuhalten. Die österreichischen Beamten sind auch die Leute dazu, um solche Aufklärung überallhin zu verbreiten.

Noch Eins ist zu erwähnen: man hat aus den durch das schweizerische Gesetz eingeführten Ueberzeitbewilligungen bez. deren reichlicher Benutzung seitens des Industriellen Kapital gegen die Bewährung des Maximalarbeitstages in der Schweiz zu schlagen versucht und gemeint, daß derselbe durch jene nicht bloß durchbrochen, sondern sogar ganz illusorisch gemacht werde. Was de lege ferenda über diesen Punkt zu sagen ist, darauf werden wir am Schlusse dieser Betrachtungen zurückkommen. Hier sei bemerkt, daß in den diesjährigen Berichten sämmtliche schweizer Beamte betonen, welch' ein verhältnißmäßig geringer Gebrauch gegenwärtig noch von den Ueberzeitbewilligungen seitens der Industriellen gemacht wird (SS. 35, 64, 113 d. Ber.). Speciell Inspector Etienne schreibt, die Ueberzeitbewilligungen hätten sich in seinem Bezirke auf die Anzahl von nur zwanzig während zweier Jahre beschränkt; und Inspector Nusperli berichtet, wie schon erwähnt: „Wiederholt äußern sich Fabrikbesitzer dahin, daß sie nur in ganz dringenden Fällen von den Ueberzeitbewilligungen Gebrauch machen, da es sich immer mehr herausstelle, daß damit weder für die Arbeitgeber, noch für den Arbeiter ein erheblicher Vortheil erzielt werde“. Das sorgfältigste Studium aber hat der Frage gewidmet Inspector Schuler; er leitet seine statistischen Erhebungen wie folgt ein. Die Vorstellung, die man sich oft von der Ausdehnung der Ueberzeitbewilligungen mache, sei „immer noch eine sehr übertriebene. Um darüber zu einem klaren Wissen zu gelangen,“ fährt er fort, „habe ich es unternommen, für einzelne Industrien und gewisse Cantone die Gesammtzahl der Ueberstunden in der Weise zu berechnen, daß ich die Zahl der bewilligten Stunden mit der Zahl der in denselben arbeitenden Fabrikarbeiter multiplicirte und die Produkte dieser Zahlen addirte. Ich habe dann für einige Cantone die Zahl der sämmtlichen Arbeiter einzelner Industriezweige in diese Gesammtsumme dividirt, um die durchschnittliche Zahl der Ueberstunden zu ermitteln, die auf den Kopf der Arbeiterschaft entfallen; ich habe aber auch berechnet, um welchen Procentsatz die 3250 normalen jährlichen Arbeitsstunden durch die Ueberstunden vermehrt wurden, und erhielt so für den Canton Zürich, aus dem die größte Anzahl der Bewilligungen stammt, folgende Zahlen.“ Die Arbeitszeit war dort vermehrt

in der Seidenindustrie pro Kopf um 13 Stunden jährlich, die Gesammtarbeitszeit um 0,40 %;
in den mechan. Werkstätten pro Kopf um 17⅓ Stunde jährlich, die Gesammtarbeitszeit um 0,53 %;
in den Baumwollwebereien pro Kopf um 18 Stunden jährlich, die Gesammtarbeitszeit um 0,55 %;
in den Baumwollspinnereien pro Kopf um 33⅔ Stunden jährl., die Gesammtarbeitszeit um 1,03 %.

Man gewahrt das günstige Ergebniß dieser exacten Beobach-

Digitized by Google

tungs- und Berechnungsmethode: in drei Hauptindustriebranchen verlängerten die Ueberzeitbewilligungen die gesetzliche Maximalarbeitszeit im Jahre um kaum $^1/_2$ Procent, und nur in der Baumwollspinnerei um den immerhin noch winzigen Satz von 1 Procent. Im Canton Glarus vollends beliefen sich die Zahlen für Baumwollspinnereien bloß auf 3 Stunden, für die Gesammtarbeitszeit auf 0,09 Procent, im Canton St. Gallen auf 19 Stunden bez. 0,58 Procent; im Canton Zug ermittelte der Inspector für alle Arbeiter sogar nur 5, in Schwyz 12, und in Graubünden 59 jährliche Stunden der Arbeitsverlängerung. Das Bild vervollständigen möge endlich die Beobachtung, daß es immer nur gewisse, leicht zu charakterisirende Firmen waren, die mit ihren Gesuchen die Regierungen bestürmten und mit den größten Zahlen von Ueberstunden figurirten (S. 34 ff. d. Ber.).

Wir sind am Schlusse unserer Betrachtungen über den Normalarbeitstag in der Praxis. Wir haben gesehen, daß die vielumstrittene Institution in der Schweiz und in Oesterreich die Feuerprobe der Praxis nunmehr glänzend bestanden hat. Diese einfache, nunmehr zur Genüge feststehende Thatsache wird hinreichen, die Einführung des Maximalarbeitstages über kurz oder lang auch in denjenigen Ländern als ein Gebot der politischen Nothwendigkeit erscheinen zu lassen, in denen er noch nicht existirt. In der Schweiz und in Oesterreich wird man unterdessen an der praktischen Weiterbildung der segensreichen Einrichtung arbeiten. Schon deuten zwei der schweizer Aufsichtsbeamten (S. 35 und 51 d. Ber.) darauf hin, daß mit der Zeit eine fernere Reduction der gesetzlichen Arbeitszeit wird vorgenommen werden müssen, um die glücklichen Folgen der anfänglichen Maßnahme auf weitere Kreise der Production auszudehnen; ferner plaidirt der Inspector des ersten Kreises für die Aufstellung allgemeiner Ausnahmsbestimmungen für gewisse Industrien nach österreichischem (und deutschem — vgl. den Arbeiterschutzgesetzentwurf) Vorbilde an Stelle der Unmasse Specialbewilligungen für einzelne Etablissements, wie sie die gegenwärtige Gesetzgebung der Eidgenossenschaft kennt.

Gold und Goldwährung.

Von Otto Lang-Göttingen.

(Schluß.)

Das Sueß'sche Urtheil erregt in mir aber noch aus einem anderen als dem angeführten Grunde Bedenken; wegen der erwähnten Mangelhaftigkeit unsrer Kenntnisse von den Verhältnissen des Goldes ist es ja natürlich, daß bei solcher Urtheilsfällung ein gut Theil subjectiver Meinung mitspricht; eine Folge davon wird es sein, daß manche Verhältnisse nicht diejenige Beleuchtung erhalten haben, welche sie meines Erachtens verdienen.

Sueß versucht ferner nachzuweisen, daß sich die Goldproduction dauernd und in außerordentlichem Maße vermindern werde; er nimmt aber in seinem Werke fast nur Bezug auf die Production der Jahresreihe 1848—76, zu deren Beginn die Californischen und Australischen Lagerstätten erschlossen wurden; das erscheint mir ebenso unstatthaft, als wenn man einem Manne, der neben seinem sonstigen Verdienste mehrere Jahre lang große Lotteriegewinne eingeheimst hat, welche in späteren ausbleiben, daraus hereinbrechende Verarmung prophezeien wollte, oder als wenn man bei Berechnung des Ertrages unsrer Landwirthschaft diejenigen Jahre als Maßstab wählte, in denen unsre Landwirthe außer hohen Rübengeldern auch noch bis mehr als 50% Dividende von ihren Rübenactien einnahmen.

Wer den Ursachen der Erlahmung der Goldproduction eingehender nachforscht, wird finden, daß die Ausbeute gewisser ausgedehnter Lagerstätten nach vieljährigem Betriebe nicht deshalb eingestellt wurde, weil das Gold ausgebeutet war oder des Goldes relativ weniger wurde, sondern weil die Arbeiter andere, lohnendere Beschäftigung fanden.

„Der Werth des Goldes ist auch jetzt noch zu gering, er deckt im Allgemeinen noch nicht die Gestehungskosten", ist eine in Goldproducenten-Kreisen verbreitete Ansicht, für welche ich als Beweis angeführt gelesen habe, daß von 100 Unternehmungen zur Goldgewinnung erfahrungsgemäß 90 das Anlagecapital weder verzinsen noch amortisiren.

Diese Motivirung erscheint mir unglücklich, weil bei dem menschlichen Goldhunger, dem lotterieähnlichen Reize der Goldgewinnung und dem Umstande, daß ihre rohste Art oft fast gar kein Anlagecapital verlangt, zu erwarten ist, daß dieses Procentverhältniß sich nicht wesentlich ändere, selbst wenn der Werth des Goldes der doppelte des derzeitigen wäre; trotzdem will ich gern glauben, daß jener Behauptung der Sachverhalt entspreche und sich daraus die noch jetzt andauernde Ermattung der Goldproduction nach dem Verschwinden der Californischen und Australischen Glücksfunde erkläre, aber da ist ja zu erwarten, wenn der Lehrsatz von der Preisregulirung nach Angebot und Nachfrage richtig ist, daß die Goldwährung Abhülfe bringen wird. Wird zur Demonetisirung des Silbers im Weltverkehre wie zu industriellen und ornamentalen Zwecken mehr Gold verlangt, als zur Zeit gewonnen wird, so muß der Preis des Goldes steigen; mit der wachsenden Nachfrage und dem steigenden Goldpreise wird aber auch die Goldgewinnung an Ausdehnung zunehmen.

Das führt mich zur Darlegung von Verhältnissen, welche in dem Sueß'schen Buche meiner Ansicht nach entschieden nicht in das ihnen gebührende Licht gestellt sind, nämlich zu denen der Verbreitung des Goldes.

Man begegnet sehr häufig dem Glauben, daß Gold ein seltener Körper sei: das ist durchaus nicht der Fall; in ähnlicher Weise wie Eisen, Kupfer, Silber u. a. m. ist es über das ganze Erdenrund verbreitet; ist es doch selbst im Meerwasser (neben 31 andern Elementen) enthalten, wie Sonstadt nachgewiesen hat; nur quantitativ tritt es bei seiner ungeheuren Verbreitung gegenüber den andern erwähnten Metallen ungemein zurück. Stellt man sich nun die Verbreitungsweise solcher fast überall vorhandenen Metalle vor, so dürfte die Annahme als vollständig naturgemäß anzuerkennen sein, daß die Zahl und Masse der ärmsten Goldvorkommen gegenüber derjenigen der armen, und dieser wiederum gegenüber der der reichen „Mittel" eine sehr große sein muß: man wird x-mal häufiger nur ein Theil Gold in der Bergart finden als zwei Theile! Man kann sich die Zahl und Massenhaftigkeit der Goldvorkommen graphisch versinnbildlichen: denken wir uns alle Goldlagerstätten von gleichem Goldgehalte in eine Niveauschicht zusammengestellt, worin eine jede ihrer Masse entsprechend Raum erhalte, so wird die Schicht der Vorkommen mit nur ein Theil Goldes in der Bergart eine viel größere Erstreckung besitzen, als wie die entsprechende gleichhohe Schicht der Vorkommen mit zwei Theilen Gold; letztere Schicht kann auf ersterer aufruhen und wir erhalten, wenn wir sämmtliche Goldvorkommen in gleicher Weise zusammenstellen, eine Pyramide (oder ein gleichschenkliges Dreieck), deren Spitze die reichste Goldlagerstätte darstellt, während die Basis denjenigen „Mitteln" entspricht, welche wie z. B. das Meerwasser, das Gold in so geringer Menge enthalten, daß seine procentische Betheiligung nicht bestimmt und seine lohnende Gewinnung nie in Aussicht genommen werden kann.

Die Größe der Basis und des Neigungswinkel der Seiten solcher Pyramide (oder Dreiecks) wird allerdings immer nur Sache des subjectiven Ermessens sein können und muß es noch mehr sein bei einer in gleicher Weise zu construirenden Pyramide (oder Dreieck), welche man erhält, wenn man an Stelle der Gesammtmasse der Lagerstätte in jener Pyramide die in ihr muthmaßlich enthaltene absolute Goldmenge treten läßt; daß auch diese Goldmengen in solcher Weise versinnbildet eine Pyramide oder ein Dreieck ergeben werden, macht nämlich ebenfalls die Erwägung der natürlichen Verbreitungs-Verhältnisse solcher Metalle wahrscheinlich: so ist z. B. mit Rücksichtnahme auf Beimengungen, „Uebergemengtheile", „Bergart" ꝛc., sicherlich eine größere Masse von Eisen als 60procentiges Erz denn als 70procentiges, mehr Eisen als 20procentiges Erz auf dem

Digitized by Google

Erdenrunde verbreitet denn als 21procentiges und würde die größte Eisenmasse wohl von den sehr wenige Procente Eisen enthaltenden Gesteinen gestellt werden können: entsprechend darf man als der Wahrheit nahekommend vermuthen, daß eine größere Quantität Goldes in nur $^1/_{100}$procentiger Einmengung verstreut sei als wie in $^2/_{100}$procentiger, und die größte Masse Goldes in einer dem Meerwasser*) entsprechenden Verdünnung auftrete.

Die Metallgewinnung wird natürlich möglichst diejenigen Metallvorkommen auszubeuten suchen, welche an dem Gipfel einer solchen Pyramide zu stellen sein würden, je nach der Größe der Nachfrage nach dem betreffenden Minerale wird man aber auch solche Vorkommen in Angriff nehmen, welche weiter vom Gipfel entfernt sind; der von der Nachfrage abhängige Metallpreis wird also bestimmen, bis zu welcher Niveaulinie in jenen Pyramiden die eingeordneten Erzvorkommen in Abbau genommen werden, und mit dem Schwanken jenes Preises wird auch die bewußte Horizontallinie auf und ab, aber in entgegengesetztem Sinne steigen und fallen. Das zeigt auch die Erfahrung: als in Folge der Californischen Golderschließung der Goldpreis fiel, wurde am Oberrhein, wo der verwaschene Kies durchschnittlich für 0,4 Frc. Gold im Kubikmeter enthielt, die Goldgewinnung unlohnend; als in neuerer Zeit der Goldwerth stieg, hat man in Californien (in den letzten Jahren vor dem gesetzlichen Verbote der Goldwäschen) Goldschutt verarbeitet, welchen man vor 20 Jahren sicherlich nicht angerührt hätte, nämlich solchen bis zu nur 0,2 Mark Goldgehalt im Kubikmeter Schuttlande und lohnte schon ein solcher von durchschnittlich 0,4 Mark Goldgehalt pro Kubikmeter das Waschen.

Die beiden Pyramiden (oder Dreiecke) versinnbilden uns dadurch die Goldproductionsfähigkeit, erstere in Betreff der „Gestehung", die zweite in Beziehung zur „Ausbringung", indem man an ihr ersehen kann, wie bei jeder Steigerung des Goldwerthes und entsprechender Senkung der Abbauhorizontale eine größere Goldmasse als in einer gleichhohen darüberliegenden Pyramiden-Schicht productionsfähig wird; und da uns in solcher Form Verhältnisse von großer Wahrscheinlichkeit versinnbildet sind, kann man darnach behaupten: die Quantität des productionsfähigen Goldes muß in größerem Maße steigen als wie der Goldwerth selbst.

Wie groß die zur allgemeinen Durchführung der Goldwährung nöthige Goldmenge sein muß, darüber herrschen (in Berücksichtigung der Gebräuche im friedlichen und ruhigen Handelsverkehre) wohl sehr verschiedene Meinungen, es erscheint mir aber unwahrscheinlich, daß die ganze in jener Pyramide versinnbildete Goldmasse dazu erforderlich sein sollte, da die bisherige Goldgewinnung, welche ja eine schon recht ansehnliche Quantität Goldes beschafft hat, noch an den Gipfelpartieen zehrt; im Gegentheil ist zu erwarten, daß jene „Horizontallinie der Gewinnungsfähigkeit" den Basalpartieen der Pyramide deshalb noch nicht nahezukommen braucht.

So ist man denn versucht, im Gegensatze zu Sueß sogar schon jetzt zu behaupten, daß Gold in sicherlich ausreichender Menge vorhanden ist und daß die Goldwährung, falls es ihr auf den Goldpreis nicht ankommt, sich die nöthige Masse Goldes verschaffen kann und wird.

Von dieser Seite dürfte also einer allgemeinen Goldwährung schwerlich Gefahr drohen und würde man deren Durchführung im Interesse der Goldproduction sogar nur begrüßen können.

Schließlich erlaube ich mir nach Beleuchtung der die Allgemeinheit betreffenden Verhältnisse die Aufmerksamkeit noch auf ein nationalpolitisches Argument im Währungskampfe zu lenken.

In den Reihen der deutschen Bimetallisten stehen leicht begreiflicher Weise auch unsere Silberproducenten, welche befürchten, daß bei fernerhin fallendem Silberwerthe ihre Industrie, die jetzt etwa 230 000 kg Silber jährlich liefert, zum Erliegen kommen könne; nothwendig ist dies zwar nicht, da mit dem Silber und in gleichem Maße ja auch alle anderen Waaren, also auch Arbeitskräfte und Lebensmittel, im Werthe gegenüber dem Golde sinken können, aber möglich ist es immerhin. Unsere Silberproduction darf nun gewiß Anspruch auf Achtung und Sympathie schon deswegen erheben, weil sie, was allerdings nur in Fachkreisen voll gewürdigt werden kann, der Menschheit ideelle Güter von ungemeinem Werthe in jeder montanistischen Beziehung geschenkt und dadurch den deutschen Namen zu hohen Ehren gebracht hat; sie beansprucht aber ihrem Interesse entsprechende Gesetze insbesondere mit dem Hinweise auf die große Zahl von Familien, denen sie Brod giebt, indem sie mit dem Silber eine größere Masse anderer, aber gerade in neuerer Zeit im Preise sehr gedrückter Metalle mitproducirt.

Eine Betrachtung unserer Silberproduction lehrt uns aber, daß dieselbe fast durchgängig in einer Jahrhunderte langen Blüthezeit nicht nur ihre Anlagecapitalien zu amortisiren Gelegenheit gehabt, sondern auch viele Jahrzehnte hindurch noch überdies gute Renten abgeworfen hat; sie ist also gewissermaßen als Rentner in die jetzige Krisis eingetreten und einem solchen steht es schlecht an, Stipendien auf allgemeine Kosten zu beanspruchen; bei einem Theil unserer Silberbergwerke aber rührt die Schwäche von dem bekannten Fluche des Bergbaues her, daß er selbst den Ast absägt, auf welchem er sitzt; wenn diese, welche von ihren Silbererzen nur noch die Nachlese halten können, sich an der Agitation für den Bimetallismus betheiligen, gleichen sie altersschwachen Leuten, welche kostspielige Reizmittel zu ihrer Lebensverlängerung auf nationale Kosten verlangen; denn es ist wohl zu beachten, daß es sich bei uns nicht um die schon mit gehörigen Kosten verbundene Einführung der Goldwährung handelt, sondern daß ihre Wiederbeseitigung und damit die Aufgabe aller schon gewonnenen Vortheile im allgemeinen Wirthschaftsverkehre verlangt wird. Und selbst dies ließe sich vielleicht vertheidigen, wenn man erkennen könnte, daß das von der Nation zu bringende Opfer wirklich den Silberproducenten entsprechende Vortheile und Früchte bringen werde. Darauf ist aber keine Aussicht. Den Preis des Silbers wird unsere Silberproduction nie wieder zu bestimmen haben, darin wird sie immer vom Auslande abhängig bleiben, zumal von Amerika, zu dessen ungeheuern, schon erschlossenen Silberschätzen mit jedem Jahre neuentdeckte hinzukommen und von dessen Productionsfähigkeit zu gewärtigen ist, daß es selbst bei einem durch Währungsgesetze erhöhten Silberbedarfe doch durch Ueberproduction den Silberpreis drücken wird.

Deshalb erscheint es richtiger und für das Gemeinwohl besser, die drohende Schädigung unserer Silberproduction geduldig in den Kauf zu nehmen, dagegen bei der Goldwährung zu bleiben und für deren weitere Durchführung einzutreten; ich meine nämlich, daß der bei fernerem Steigen des Goldwerthes auf der einen Seite zu gewärtigende Schaden mehr als ausgeglichen werde einmal durch die größere Kaufkraft des in unserem Reiche schon vorhandenen gemünzten Goldes, dann aber auch durch den Neuaufschwung unserer eigenen Goldproduction.

Letzteres wird wohl Manchem sehr unwahrscheinlich vorkommen, zumal wenn er in dem Buche von Sueß gelesen hat, wie die Goldproduction fast immer inmitten oder wenigstens, am Rande der Wildniß stattfindet, wonach er diese Erscheinung, welche sich einfach durch den Goldhunger der Menschen erklärt, die in neuentdeckten Landstrichen zunächst nach edlem Metall suchen, als eine nothwendige Eigenschaft der Goldgewinnung ansehen könnte. Wir haben aber in der That in unserem deutschen Reiche eine ziemliche Anzahl von Landstrichen, in welchen in früheren Zeiten Gold gewonnen wurde (Oberbayern, Fichtelgebirge, Erzgebirge, Voigtland, südöstliches Thüringen, Gebiet der Eder in Hessen u. a. m., die

*) Im Meerwasser sind außer Wasserstoff und Sauerstoff etwa $3^1/_2$ Procent sonstige Stoffe enthalten; nehmen wir an, daß von diesen 3,5 Procent das Gold, weil es nur qualitativ erkennbar ist, nur 1 Millionstel Theil ausmache, so ergiebt dies unter Zugrundelegung der in dem Wagner'schen Lehrbuche gegebenen Zahlen für die Dimensionen des Oceans (374 Millionen qkm Fläche, 3500 m Tiefe) und das Gewicht eines Kubikmeters Wasser zu 1 Tonne angenommen, ein Gewicht des im Ocean enthaltenen Goldes von 45 815 Tonnen, also für etwa 150 Milliarden Francs.

Digitized by Google

ausgedehntesten und wohl auch ergiebigsten aber am nördlichen Fuße des Riesengebirges und am Oberrhein), doch ist selbst an den wichtigsten dieser Orte schon seit langer Zeit die Production eingestellt und zwar meist nicht wegen vollendeter Ausbeute, sondern weil, wie schon angedeutet, der Abbau in Folge sinkenden Goldwerthes nicht mehr lohnte.

Das in neuerer Zeit erfolgte Steigen des letzteren hat natürlicher Weise manche alte Hoffnung wieder aufleben machen, und so trifft man denn schon jetzt in den Zeitungen zuweilen auf Nachrichten von Einlegung einer Goldmuthung oder sogar vom Wiederbeginn der Goldproduction. Daß diese bei uns schon jetzt, bei dem derzeitigen Goldwerthe, zu einer kräftigen Entwicklung gedeihen werde, ist allerdings wohl mit Recht zu bezweifeln; solches wäre aber zu hoffen, wenn sich bei andauerndem oder steigendem Goldbedarfe der Goldpreis noch heben würde.

In Erwartung dieser Steigerung wäre es jedoch schon jetzt an der Zeit, die wichtigsten unserer Goldlagerstätten einer eingehenden fachmännischen Untersuchung zu unterwerfen, welche bisher fehlt, zumal da es, wie ich auf Wunsch darzulegen gern bereit bin, sehr wohl möglich ist, daß in unserem deutschen Boden noch ungeahnt große Goldschätze schlummern. Sollte aber auch eine darauf gerichtete Untersuchung nicht das gewünschte Resultat geben, so erscheint doch überhaupt die eingehende Prüfung unserer eigenen Goldproductionsfähigkeit als eine wichtige und in Anbetracht des Währungskampfes dringliche nationalwirthschaftliche Aufgabe.

Literatur und Kunst.

Interjectionen.

Von Rudolf Kleinpaul.

I.

Der griechische Philosoph Heraklit hat bekanntlich gesagt, daß Niemand zweimal in demselben Flusse gewesen sei; und dabei nicht nur die Bewegung des Flusses, sondern auch unsern eignen Wechsel, den Stoffwechsel, im Auge gehabt. In der That, so oft wir in einem Flusse baden, kreuzen sich gleichsam zwei Ströme, der Strom des Wassers und der Strom des Lebens; sie gleichen zwei Schnellzügen, die den Bahnhof zugleich verlassen und nach verschiedenen Richtungen auseinanderfahren, oder, um bei unserem Bilde zu bleiben, unser Körper ruht nicht wie eine Seerose auf dem Wasser, er durchschneidet es wie ein Schiff. Auch in einen Teich können wir nicht zweimal hinabsteigen. Es ist gewiß seltsam sich vorzustellen, daß man im nächsten Augenblicke schon nicht ganz mehr derselbe und nach einigen Wochen ganz ein anderer sein soll. Aber die Naturwissenschaft giebt dem Heraklit vollkommen recht, an ein zweimaliges Rheinbad ist gar nicht zu denken, im Gegentheil wird durch das kalte Wasser der Stoffwechsel noch beschleunigt.

Indessen bleibt doch bei allem Wechsel des Inhalts die Form unseres Organismus einigermaßen stationär, und wenn auch das Alter eine gewisse Veränderung hervorbringt, so erhält sich doch der einmal geschaffene Typus, namentlich in den mittleren Jahren, mit ziemlicher Hartnäckigkeit. Wäre dem nicht so, so würden wir uns einander gar nicht wiedererkennen, und die Behauptung des griechischen Philosophen erschiene uns selbstverständlich. Wir sind keine Chamäleons, die unablässig Farbe wechseln; noch weniger Proteusse, die sich in tausend Gestalten verwandeln können. Man kann von dem Charakter des Menschen sagen, daß er sich im Laufe des Lebens nicht ändere, daß er sich höchstens demaskire und daß sich einer ins Grab lege, wie er in der Wiege geartet gewesen sei. So ändert sich auch die Physiognomie des Menschen nicht wesentlich, was auch Alter, Lebensweise, Schicksal für Einfluß haben mögen, das Leben des Einzelnen ist zu kurz, als daß eine völlige Umbildung vor sich gehen könnte, eine solche bedarf ganzer Generationen. Mutter Natur hat uns in ihrer Weisheit eine bestimmte Nase, einen bestimmten Mund, eine bestimmte Statur gemalt, und dabei bleibt es.

Nur die kleinen Zufälle des Lebens und die Aufregungen des Tags bringen vorübergehende Störungen hervor: so oft an den Organismus ein Reiz herantritt, erfolgt eine Reflexbewegung, der Organismus erweist sein Leben, indem er auf den Reiz reagirt, und aus den physiologischen Veränderungen, die er bei dieser Gelegenheit erleidet, kann eben auf den Reiz zurückgeschlossen werden. Ein Stein, den man in's Wasser wirft, sagt Saadi, erregt kein Ungewitter, so wenig als eine Beleidigung in einer großen Seele. Und doch wird auch der Stein auf einen Moment die Klarheit des Spiegels trüben, um so gewisser, wenn es ein großer Stein und ein kleines Meer gewesen ist. Der Spiegel bekommt ein Loch, schäumend fliegen die Splitter in die Höhe, ein Kreis auf den anderen wird geschlagen wie ein Wundrand; dann ist die Wirkung vorüber und der Spiegel wieder glatt. So zerbricht der ebene Spiegel des menschlichen Angesichts den Tag über tausendmal, sei es, daß ein Steinchen hineingeworfen wird, sei es daß ein Wind hineinbläst; dann stellt er sich von selber wieder her. Seht den rasenden Ajax, den ein ungerechtes Urtheil zum Zorn gereizt hat: seine Füße stampfen und seine Fäuste ballen sich, die untere Lippe wirft sich über die obere und wird weißlich, die Zähne knirschen, die Augen rollen und treten feurig hervor, die ganze Blutmasse kocht und tobt wie der Vierwaldstättersee, wenn er ein Opfer haben will. Thut ihm seinen Willen, gebt ihm die Waffen, die er verdient, augenblicklich wird sich sein Zorn legen:

> So tobt der Anfall eine Weil' in ihm;
> Doch gleich, geduldig wie das Taubenweibchen,
> Wenn sie ihr goldnes Paar hat ausgebrütet,
> Senkt seine Ruh' die Flügel.

Da dieses Mienenspiel niemals von selbst erfolgt, sondern regelmäßig in einem stärkeren oder schwächeren Affecte und mittelbar in einem entsprechenden Reize seine Ursache hat, so ergiebt sich daraus eine physiognomische Bedeutung, die, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Diversion von der stehenden Physiognomik macht. Die Reflexbewegungen sind sprechende Symptome, sprechend wie die Züge des Angesichts, nur daß sie gelegentlich erscheinen und mit den Reizen vorübergehn — es redet der Mensch, so oft er weint und lacht, in Zorn und Freude, bei jedem Ereigniß seiner Brust. Die zwei kleinen Muskeln, welche die Haut, auf der die Augenbrauen stehen, bei Verdruß nach innen bewegen; die complicirten Muskeln, welche die Bewegungen der Lippen vermitteln und die Mundwinkel bald hinauf, bald hinabziehen, was man nebenbeigesagt bei runden Gesichtern kaum unterscheiden kann; die geballte Faust, die zuckende Hand, die aufgeblähten Nasenlöcher des Apollo von Belvedere — es sind ausgezeichnete Dolmetscher der Vorgänge in unserm Innern. Das Thier selbst hat diese Sprache — man achte z. B. auf die Ohren der Esel und der Pferde, wie fleißig und ausdrucksvoll sie mit ihnen spielen, auf den Schweif des Rosses und den Schwanz des Hundes; im Zorn legt das Pferd die Ohren hinter sich, die Katze krümmt den Rücken, der Löwe peitscht sich die Flanken mit dem Schwanze und die lebhaften Augen funkeln. Aufrecht und in steinerner Ruhe sitzt die Harpyie in ihrem Käfige, nur das drohende Auge glänzt von stillem Grimme. Plötzlich, durch den Anblick eines ihr überlassenen Thieres aufgestachelt, belebt sich die Statue, mit Wuth stürzt sich der majestätische Vogel auf sein Opfer und tödtet es mit zwei Schlägen. Alle lebendigen Wesen äußern ihre Empfindungen, ihre Leiden und Qualen in Lauten und Geberden, und es ist eine Sprache, die keines von ihnen mißhört, denn alle aus gleichem Stoff geformt, verstehen wir einander, wie Thetis die Seufzer ihres Sohnes in den Tiefen des Meeres hört. Oder hat Homer den Schmerz des Achilles beim Tode des Patroklus nicht auch

Digitized by Google

für uns geschildert? Ist uns die Niobe ein Räthsel? Brauchen wir einen Cicerone für den Laokoon? — Natur, unsere Mutter! Wer verkennte deine mächtigen Geberden! Und welcher Fremdling ist deiner heiligen Stimme taub? Du bist beredt, wenn die Zunge mühsam stammelt; du rührst und erschütterst, wenn Worte im Wind verhallen; du sprichst das uralte, bilderreiche Idiom, in dem sich Götter und Götterwesen unterhalten.

Es heißt, daß König Theoderich durch einen großen Fischkopf, der vor ihm auf der Tafel stand, an das verzogene Antlitz des hingerichteten Symmachus erinnert wurde; daß er sich darüber entsetzte, das Fieber bekam und starb. Täglich blicken wir in solche verzogene Gesichter, und sie melden uns, wenn nicht von Todesqualen, so doch von andern Qualen; von den vielfachen Störungen, denen die Gesundheit und Ruhe des Organismus hienieden ausgesetzt ist. Und wir sehen ihn nicht nur das Gesicht verziehen, wir hören auch, wie er sich krampfhaft der Quälgeister erwehrt — wie er hustet, weil ihm ein Krümchen in die unrechte Kehle gekommen ist, wie er niest, weil ein Körnchen Tabak oder ein Lüftchen seine Nasenschleimhaut reizt, wie er weint und schluchzt, seufzt und ächzt, händeringend klagt und schreit und gleich einem müssigen Verwalter alle Geheimnisse seines Haushalts ausschwatzt. Er behält nichts bei sich und schweigt nur, wenn er zufrieden ist.

Denn wir können unter unsern Reactionen, obgleich diese beiden Klassen selten getrennt auftreten, zwischen sichtbaren und hörbaren unterscheiden; und wenn wir das thun und was von Reflexbewegungen mit der Stimme ausgeführt wird als ein eigenes Gebiet absondern, so streifen wir damit an das, was die Grammatiker Interjectionen nennen, so nahe, daß man beim Weinen und Lachen, beim Seufzen und Schreien schon geradezu unter die Interjectionen geräth. In der That sind diese interessanten Lebensäußerungen, obwohl eigentlichen Worten scheinbar ähnlicher als Mienen, doch nur in demselben Sinne sprechend, wie es die Mienen waren: sie stellen Reactionen auf Reize dar, sie beruhen wie die Falten, in die sich die Stirne legt, auf einer Kette mechanischer Wirkungen, sie wollen nichts ausdrücken, nichts malen, sie verrathen die inneren Zustände nicht als Bilder, sondern nur als Folgen. Wenn wir in der Verwunderung nicht bloß die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, sondern auch in ein O! ausbrechen, das sich bei der Ueberraschung in ein Aha! verwandelt — wenn wir im Schmerze Au! bei einer geringeren Verletzung Fft! machen, indem wir die Lippe an die Zähne legen und gleichsam um darauf zu blasen, die Luft einziehen — wenn der Frierende Hu!, der im Wundfieber Schaudernde Schock! ausruft — wenn sich der Widerwille in Pfui!, die Bedenklichkeit in Hm!, die Freude in Juch! und Heisa! Luft macht: so sind das reine Naturlaute oder Empfindungslaute, die zwar einer instinctiven Beziehung zu dem vorhergegangenen Reize und einer Anpassung an ihn nicht entbehren, immerhin nur ein rein persönliches Bedürfniß, das Bedürfniß der Reaction befriedigen, daher auch, wie Priscian sagt, per exclamationem interjiciuntur, das heißt, in die Rede hineingeworfen werden, ohne selbst Redetheile zu sein und ohne im Satze eine bestimmte Stelle einzunehmen.

Deshalb sind auch die Interjectionen bei den verschiedensten Völkern gleich: sie gehören gleichsam zum Haushalt des menschlichen Organismus, und wie bei allen Menschen das Blut durch dieselben Gefäße läuft, wie sie alle dieselben Nerven haben, so brechen sie auch alle in dieselben Thränen und in dieselben Laute aus. Nicht bloß wir verwundern uns mit einem O!, schon die alten Griechen und Römer thaten es. Nicht bloß uns reißt das Erstaunen zu einem Ah! hin, sondern auch den Araber, wie Jeder wissen wird, der das langgedehnte Aah! des Publikums bei Erzählungen in Kaffeehäusern vernommen hat. Nicht bloß in Deutschland macht der erschöpft Keuchende oder der Erstickende Uf!, sondern auch in Frankreich (Ouf). Unser Weh!, eine Interjection, aus der das Substantivum Wehe entsprungen ist, englisch Woe!, entspricht auf's deutlichste dem lateinischen Vae! und dem griechischen *Οὐαί*; unser Pfui!, englisch Fy!, italienisch und französisch Fi!, dem lateinischen Phy! und dem griechischen *Φεῦ*; unser Hm! dem französischen Hein! und dem lateinischen Hem!; unser Juch! dem lateinischen Io! und dem griechischen *Ἰοί*. Kleine Modificationen kommen selbstverständlich vor. Ausgeschlossen ist auch nicht, daß die Gleichheit auf Entlehnungen beruht, denn nichts geht leichter von Volke zu Volke als Interjectionen. So scheinen die Italiener ihr Oibò!, soviel wie Ei was! Ei bewahre!, den Griechen abgelernt zu haben, denen *Αἰβοῖ*! ein Ausruf des Unwillens ist. Endlich wechselt wohl auch der Gebrauch einer Interjection von Volke zu Volke. Zum Beispiel ist Ahi! bei uns ein Ausruf freudiger Verwunderung, in Italien fast immer ein Schmerzensruf: Mi brucio un dito, ahi! — wir wimmern vielmehr, wenn wir uns einen Finger verbrennen; auch in Frankreich drückt Ahi! und in Spanien Ay! die Empfindung eines heftigen Schmerzes aus. Das Ahi! der Romanen mag aber gar nicht mit unserem Ahi!, sondern vielmehr mit unserem Ach! identisch sein. Im Ganzen und Großen stimmen die Nationen in ihren Interjectionen merkwürdig überein, und zwar von Haus aus, wie die Vögel.

Auch die Art und Weise, diese Naturlaute hervorzubringen, ist so ziemlich bei allen Menschen eine und dieselbe. Ueberall werden die Interjectionen gern verdoppelt, wie die Ausdrücke der Kindersprache: wir schreien Au au! oder Ei ei! wie der sophokleische Philoktet: *Παπαπαπαπαπαπαπαῖ!* — Das herzliche, volle Lachen, das wir mit Haha! wiedergeben, und das feine Kichern, das wir mit Hihi! bezeichnen, das eine wie das andere beruht, wissenschaftlich ausgedrückt, nur auf einer Reduplikation, so gut wie das indogermanische Perfectum. Unser Lachen ist eben weiter nichts als eine schnelle Wiederholung der Interjectionen Ha! und Hi!, welche beide als solche bei etwas Unerwartetem, Plötzlichem, Ueberraschendem ausgestoßen werden; das Unerwartete im Hervortreten eines Irrthums macht uns eben lachen, ja ohne das verfehlt schon der körperliche Kitzel seine Wirkung.

Desgleichen werden die Interjectionen gern untereinander, zum Beispiel O! und Weh!, verbunden; wenn wir einen schlechten Kalauer hören, so sagen wir, weil er uns gewissermaßen wehthut, Auweh! — die armen Juden haben oft genug bei realeren Anlässen Auweih! geschrieen. Namentlich liebt es der Sprechende, die Beziehung auf sein liebes Ich durch einen Casus des Pronomens der ersten Person anzugeben, eventuell auch noch ein und das andere Prädikat ergänzend hinzuzusetzen, wo er dann mit einem Fuße in das Gebiet der wirklichen Sprache überzutreten scheint. Wie Rüdiger im Nibelungenliede auf die Botschaft, daß die Könige kommen, mit Berliner Färbung spricht: Nu wol mich dirre maere! — so ruft umgekehrt der unglücklich liebende Schäfer aus: O weh mir armen Korydon! — Im Lateinischen sind Hei mihi! Hei mihi misero!, im Griechischen *Οἴμοι*, ja sogar mit Verdoppelung, *Οἴμοι μοι* die allergewöhnlichsten, bei den Dichtern fortwährend wiederkehrenden Schmerzensrufe. Analog wird wohl auch anderen Personen ein Wehe! zugerufen: Vae victis! sagte Brennus in Rom, sein Schwert in die Wagschale werfend; Wehe dir, Chorazin! Wehe dir, Bethsaida! schalt Christus die Städte, in welchen am meisten seiner Thaten geschehen waren. Indessen man notire, daß hier das Wehe! kaum noch als Naturlaut gelten kann; die Interjection schickt sich ihrem Wesen nach nur zu dem Pronomen der ersten Person. Aber es läuft überhaupt manches unter dem Namen Interjection, was gar nichts damit zu thun hat.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Lord Malmesbury's Memoiren.

Von Eduard Schulte.

Lord Malmesbury, geboren im Jahre 1807 und zu wiederholten Malen, namentlich als Chef des auswärtigen Amtes, Mitglied eines Tory-Ministeriums, hat „Memoiren eines alten Ministers" verfaßt, welche aus dem Englischen ins Französische*), jedoch noch nicht ins Deutsche übersetzt worden sind. Da der Autor mit vielen einflußreichen Personen aus den Kreisen der fürstlichen Familien, der Diplomaten und Politiker von fast ganz Europa bekannt war, so sind seine Notizen für die Zeitgeschichte nicht ohne Wichtigkeit, und seine Kenntniß von den kleinen Erlebnissen in der großen Welt gibt seinen Aufzeichnungen auch in den Augen eines Lesers Interesse, der sich um die Zeitgeschichte nicht allzu sehr bekümmert. Es scheint daher gerechtfertigt, wenn wir uns mit diesen Memoiren ein wenig beschäftigen. Sie haben die Form von kurzen Tagebuch-Notizen und sind nach des Autors Versicherung genau so veröffentlicht, wie sie unter dem frischen Eindruck des Erlebten niedergeschrieben wurden. Geändert ist später nie etwas; vereinzelt ist in geeigneten Fällen ein Nachtrag hinzugefügt, der, in Klammern gesetzt, als solcher kenntlich ist. Die Tagebuch-Notizen beginnen mit dem Jahre 1832. Die Zeit vorher, die ersten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens, hat Malmesbury in eine Einleitung zusammengefaßt, die zugleich über seine Familie Auskunft gibt.

Der Vater des Lords wurde im Jahre 1807 unter Lord Canning's Verwaltung mit dem Ministerium des Auswärtigen betraut. Er führte es nicht lange, weil, wie der Sohn sagt, seine Begriffe von Moralität und Ehre sich mit der Doppelzüngigkeit der britischen Politik jener Zeit nicht vertrugen. England glaubte damals, sich der dänischen Flotte bemächtigen zu müssen, um Napoleon zu verhindern, es zu thun. Als diese nach dem Ausdruck des Sohnes weise, aber harte Maßregel beschlossen war, fiel dem Minister die Aufgabe zu, den dänischen Gesandten, der ahnte, was im Werke war, und täglich im auswärtigen Amte nachfragte, hinzuhalten und durch Ableugnungen zu beruhigen.

Symptome der Aufregung, in welche ganz England durch den Kampf gegen Napoleon versetzt wurde, blieben dem jungen Malmesbury aus seinen ersten Jugendjahren in Erinnerung. Mit dem Namen Bonaparte schreckten damals die englischen Mütter und Bonnen ihre Kinder zur Ruhe. Bei Siegesnachrichten von der Flotte oder aus Spanien wehten Flaggen von den Kirchthürmen, und auf den öffentlichen Plätzen las man Exemplare der damals noch wenig verbreiteten Zeitungen vor. Der Friede kam den Steuerzahlern sehr erwünscht, während die Soldaten und Seeleute den Krieg, gern noch länger fortgesetzt hätten. Als Malmesbury und ein Bruder von ihm zu einem Landgeistlichen in Pension gegeben wurden, hatten sie nur deshalb, weil sie vorher in London etwas Französisch gelernt hatten, viele Anfeindungen Seitens ihrer Pensionsgenossen zu bestehen, denn der Gebrauch und die Kenntniß des Französischen galt in den englischen Provinzen fast als Hochverrath. Von dem Geistlichen, Reverend Bowle, merkt Malmesbury noch an, daß er an allen historisch merkwürdigen Jahrestagen den Unterricht ausfallen ließ, um, wie er sagte, den geschichtlichen Sinn der Knaben zu fördern, oder weil er, wie die Knaben zu beobachten glaubten, ein wenig faul war. In Oxford gehörte zu den Lehrern Malmesbury's der spätere Convertit und Cardinal Newman, der von dem Uebermuth der jungen Studenten viel auszustehen hatte.

Im Jahre 1828 unternahm Malmesbury eine erste Reise nach Italien. Englische Familien, die mit der seinen bekannt waren, traf er in Florenz und in Rom, und überall standen die ersten Häuser ihm offen. Auf einem Balle bei dem österreichischen Gesandten in Rom fiel ihm eine kleine corpulente Dame auf. Es war die Gräfin Guiccioli, die Freundin Lord Byron's. Er lernte in ihr eine feingebildete, harmlose und lebensfrohe Dame kennen, die ihm von Byron viel erzählte. Byron habe gern mit einigen Gläsern Punsch zur Seite gedichtet, ihr dann das Gedichtete vorgelesen und es unter vielem Lachen corrigirt. Selbst kühlen Temperamentes habe er im Gespräch die Leidenschaft ins Lächerliche gezogen, die in seiner Dichtung überschäume. Trotz aller Spöttereien über England sei er doch den englischen Bräuchen treu geblieben. Um einer fetten Martinsgans sicher zu sein, habe er eine Gans, die er mager gekauft, vier Wochen lang eigenhändig gefüttert. Er habe sich dann nicht entschließen können, das Thier zu tödten, das sich an ihn gewöhnt, und nachdem er eine andere Gans an ihrer Stelle geschlachtet, habe er jene erste auf seinen Reisen mit sich geführt in einem Käfig, der unter dem Wagen hing. Der häuslichen Freuden habe er sie nicht berauben wollen, und so sei er endlich mit vier Gänsen gereist. Die Gräfin Guiccioli bewahrte eine Menge von Briefen auf, in welchen Damen, meist Engländerinnen, dem Dichter ihre Liebe ungebeten antrugen. Wir erfahren nicht, ob die Gräfin in diesem Punkte nicht vielleicht übertrieb, um ihr eigenes Entgegenkommen für den Dichter zu beschönigen. Einige Monate nach dem ersten Zusammentreffen mit Malmesbury erhielt sie von der päpstlichen Regierung die Anweisung, Rom nicht zu verlassen, da man sie als Verschwörerin betrachtete und in den kleineren und ferneren Städten des Kirchenstaates vermuthlich weniger gut beaufsichtigen zu können fürchtete. Sie verabredete mit Malmesbury einen Fluchtplan. Bei Tage passirte sie ein römisches Thor als Spaziergängerin; Malmesbury holte sie mit seinem Wagen ein und brachte sie glücklich zu ihrem Vater nach Ravenna.

In Rom wurde Malmesbury durch die Gräfin Guiccioli mit der Königin Hortense bekannt, der Stieftochter und Schwägerin Napoleon's I. und Mutter Napoleon's III., die seit 1814 den Titel einer Herzogin von Saint-Leu führte. Malmesbury fand in ihr noch immer eine anmuthige Erscheinung. Er sagt, man habe in ihrem Salon, so aristokratisch er auch gewesen sei, viele intransigente Politiker gefunden. Er lernte mit der Mutter auch den Prinzen Louis Napoleon kennen, mit dem er bis zu dessen Tode in freundschaftlichen Beziehungen stand. Er gesteht freimüthig, daß er in dem damals zwanzigjährigen Prinzen bei aller Freundschaft doch kein bemerkenswerthes Talent habe entdecken können. Er sei ein Tollkopf gewesen, ausgezeichnet in allen körperlichen Uebungen, klein von Gestalt, aber beweglich und sehnig. Die Idee aber, daß er über Frankreich herrschen werde, habe ihn schon damals erfüllt. Mehrere Offiziere des Kaisers, die zu allen Unternehmungen bereit schienen, bildeten seine Umgebung.

Einer dieser alten Haudegen erzählte aus der Zeit, wo er als Dragoner-Offizier gegen die Engländer in Spanien focht, folgende für die englischen Offiziere immerhin charakteristische Anekdote. Bei einem Recognoscirungsritt, den er mit einigen Leuten unternahm, stieß er auf einen einsam dahinreitenden jungen englischen Offizier auf einem prächtigen Vollblutpferde. Aufgefordert, sich zu ergeben, lachte der Engländer dem Franzosen freundlich zu, setzte sein Pferd in leichten Trab und ritt davon. Der Franzose jagte ihm in voller Hast nach. Jener ließ diesen nahe an sich herankommen, ohne eine Waffe zur Hand zu nehmen, und sagte nur, auf das schon müde und nicht allzu edle Roß des Gegners deutend: „Ist nur ein französisches Pferd, mein Herr!" Wüthend riß der Franzose eine Pistole aus der Satteltasche und gab Feuer. Der Schuß ging vorbei: „Ist nur Versailler Fabrikat, mein Herr!" fuhr der Engländer freundlich und gleichmüthig fort, gab seinem Pferde die Sporen und entkam den französischen Dragonern. „Ich habe mich geärgert," schloß der Franzose, „aber daß ich den braven Witzemacher nicht getödtet habe, ist mir doch lieb."

Im Jahre 1832 reiste Lord Malmesbury zum zweiten Male nach Italien, diesmal in Gesellschaft seiner jungen Frau,

*) Mémoires d'un ancier ministre, par Lord Malmesbury. Paris. Paul Ollendorf.

Digitized by Google

einer Tochter des Lord Tankerville und Verwandten der französischen Herzogsfamilien Guiche und Gramont. In Paris sprachen sie bei dem alten Herzog von Gramont vor, dem Großvater der Lady, der mit seinen zweiundachtzig Jahren noch ganz rüstig war und viel von den Zeiten erzählte, wo er noch bei den Gardes-du-Corps Ludwig's XV. diente. Er sagte von der du Barry: „Sie war bemalt wie meine Carrosse". Im Schlosse von Versailles hatte er auch im Jahre 1789 während des Eindringens der Pariser Volksmassen Dienst gehabt.

Nach England zurückgekehrt betheiligte sich Malmesbury fleißig am politischen Leben und ließ sich öfter ins Parlament wählen. Wer die Parteikämpfe in England für diese Zeit studiren will, wird in seinen Aufzeichnungen manche nutzbare Notiz finden. Wir verfolgen diese Kämpfe, die für Nicht-Historiker und Nicht-Engländer wenig Anziehendes haben, nicht weiter.

Aus dem Jahre 1835 merkt Malmesbury an, der französische Exminister Julius von Polignac haben ihm erzählt, daß die berüchtigten „Ordonnanzen" ausschließlich das Werk des Königs Karl X. gewesen seien. Nach der Auflösung der Kammer und der Wiederwahl der Mitglieder habe Polignac seine Entlassung angeboten, aber vergeblich. „Sie wollen also meinen Kopf, Sire?" sagte Polignac. „Und warum nicht?" fragte der König zurück.

Im April 1845 besuchte der Lord den Prinzen Louis Napoleon in der Festung Ham, wo derselbe seit der mißlungenen Landung bei Boulogne im Jahre 1840 gefangen saß. Der Prinz schob seinen damaligen Mißerfolg auf die plötzliche Erkrankung des Wachtoffiziers, der zu ihm habe übergehen wollen. Unter den Soldaten habe er viele Anhänger. „Sehen Sie den Posten unter meinen Fenstern. Ich weiß nicht, ob er für mich ist. Ist er's, so wird er auf ein Zeichen, das ich gebe, die Arme kreuzen." Damit strich der Prinz durch seinen Bart, den Posten anblickend. Der Soldat reagirte darauf nicht, auch nicht der, der ihn ablöste, aber der dritte kreuzte auf jenes Zeichen die Arme über dem Flintenlauf. Der Prinz hatte von seinem Vertrauen in die Zukunft und von seinem Muthe nichts verloren, aber er war seiner Haft sehr überdrüssig. Doch sah er kein Mittel zu entkommen, indem er annahm, man werde ihm die Flucht zwar Anfangs leicht machen, aber nur, um dann ein Recht zu haben, ihm eine Kugel nachzusenden. Er gab an, eine Deputation aus Ecuador sei zu ihm gekommen, um ihm die Präsidentschaft dieser Republik anzubieten, wenn Louis Philipp ihn in Freiheit setzen wolle, in welchem Falle er sein Ehrenwort zu geben bereit sei, niemals nach Europa zurückzukehren. Er plante dann, was in der That erwähnenswerth ist, durch Central-Amerika einen Canal zu ziehen, der dem britischen Handel großen Vortheil verschaffen werde. Vorläufig hoffte er sich durch diesen Hinweis die Verwendung einflußreicher Engländer für seine Befreiung zu sichern, in welchem Punkte ihm jedoch der Lord nur geringe Hoffnung machen konnte. Dieser bekennt sich zu der Ueberzeugung, daß es wenige Menschen gegeben haben dürfe, die während einer vieljährigen Haft so geistig frisch und arbeitsam geblieben seien, wie der Prinz in der Festung Ham.

Vereinzelt sind in diesen Aufzeichnungen Briefe mitgetheilt, welche der Autor empfangen hat. So finden wir ein vertrauliches Schreiben Lord Canning's, das im Herbst 1847 von Madrid aus geschrieben ist und über die intimen Vorgänge am Hofe der damals noch nicht lange verheiratheten Königin Isabella allerlei Aufschlüsse enthält. „Narvaez hat den König mit der Königin ausgesöhnt und in das Palais zurückgeführt. Aber ein Pferd an ein Gewässer zu führen und es dann auch zum Trinken zu bringen, ist zweierlei, namentlich wenn das Pferd wasserscheu ist. Glauben Sie kein Wort von einer Versöhnung."

Die Erwähnung der Unruhen, welche im Anfang des Jahres 1848 wegen der Stellung und des Verhaltens der Lola Montez in München stattfanden, gibt dem Lord Veranlassung, von einem Zusammentreffen zu erzählen, das er in früherer Zeit mit dieser Dame hatte. Als er eines Tages auf der Reise nach London war, bat ihn in Southampton der spanische Consul, sich einer Dame anzunehmen, die ebenfalls nach London fuhr. Die Reisende war eine gewinnende Erscheinung; sie trug Trauerkleider und schien in bedrängter Lage zu sein. Unaufgefordert berichtete sie dem Lord, sie sei die Wittwe eines Don Diego Leon, der kürzlich von den Carlisten erschossen worden sei, und sie wolle, da sie kein Vermögen habe, in London einige ihrer Habseligkeiten verkaufen und Gesangstunden geben. Auf einer Soirée des Lords trug sie spanische Lieder vor; ihrem englischen Accent glaubte man die Ausländerin anzumerken, und sie schien wirklich zu sein, was sie zu sein behauptete. Dann hatte sie ein Engagement als Tänzerin, zeigte jedoch nur ein mittelmäßiges Talent. Man erfuhr, daß sie von Geburt eine Irländerin war, die in Indien einen Offizier Namens James geheirathet hatte. Von London ging sie nach München.

Im April 1850 hatte Malmesbury eine Unterredung mit dem Prinz-Präsidenten von Frankreich. Dieser empfing ihn sehr freundschaftlich und erinnerte ihn daran, daß er immer an sein künftiges Herrscherthum geglaubt habe. „Ich habe zu Ihnen davon gesprochen, als Sie mich in meinem Gefängniß in Ham besuchten, und Sie haben mich für toll gehalten, wie Jedermann. Jetzt bin ich hier, aber ich bin hier freilich recht vereinsamt. Meine Parteigenossen kennen mich nicht, und ich kenne sie nicht. Ich habe versucht, die Parteien zu versöhnen, aber ich komme damit nicht zum Ziele. Es besteht zur Zeit ein Complot gegen mich, an dessen Spitze Thiers und Changarnier stehen; sie wollen mich aufheben und in Vincennes einsperren. Mit der Kammer läßt sich nichts anfangen. Ich bin allein, aber ich habe die Armee und das Volk für mich, und ich verzweifele nicht. Ihr Gesandter, Lord Normanby, unterhält mit dem Prinzen Albert eine Privatcorrespondenz, die meiner Person feindlich ist." Nach einem Frühstück fuhr der Prinz mit dem Lord nach dem Gestüt von Saint-Cloud. Ein Stallknecht führte ihnen einen stattlichen Fuchs vor. Dieser gefiel dem Prinzen so, daß er befahl, ihm das Pferd in seine Ställe nach Paris zu bringen. „Das darf ich nicht," antwortete der Stallknecht, „das Pferd ist Eigenthum des Staates." Als die Herren wieder in den Wagen stiegen, sagte Louis Napoleon: „Sie sehen, was für eine Stellung ich habe. Es ist Zeit, dem ein Ende zu machen." Malmesbury schließt: „Unterwegs enthüllte er mir seinen Willen, seinen Gegnern zuvorzukommen, und es ist leicht, die Mittel zu ahnen, die er anzuwenden denkt."

Aus einem Briefe, den George Harris, Privatsecretair des Lord Malmesbury, unter dem 2. September 1852 von Paris aus an seinen Herrn richtete, der damals Minister des Auswärtigen war, geht hervor, daß Harris nach längerem vergeblichem Bemühen, auf dem gewöhnlichen Wege eine Audienz bei dem Prinz-Präsidenten von Frankreich zu erhalten, seinen Wunsch dadurch sofort erreichte, daß er sich an Miß Howard wandte, die Freundin Louis Napoleon's. Harris warnte den Prinzen im Auftrage Malmesbury's vor den Attentatsgelüsten französischer Flüchtlinge, die auf der den Engländern gehörigen Insel Jersey an der normannischen Küste lebten.

Am 15. November 1852 fand das Leichenbegängniß für den am 15. September gestorbenen Herzog von Wellington statt. Graf Walewski, der französische Gesandte, zweifelte, ob er sich betheiligen solle, da der Befehl, der ihn zur Theilnahme verpflichtete, erst kurz vor der Feier von Paris eintraf. Er fragte seinen russischen Collegen, Baron von Brunnow, was dieser ihm zu thun rathe. „Mein Bester," sagte der Baron, „wenn wir daran gingen, den armen Herzog wieder aufzuwecken, dann würde ich begreifen, daß Sie bei der Feierlichkeit fehlen wollten. Aber da wir eingeladen sind, ihn zu begraben, so können Sie auch kommen."

Einige Verhandlungen Malmesbury's mit Walewski und dem Lord Cowley, englischem Gesandten in Paris, woraus Malmesbury kurze Auszüge gibt, zeigen, daß England gegen Annahme des Kaisertitels durch Louis Napoleon keine Einwendungen erhob, daß aber die Ziffer III., welche er seinem

Digitized by Google

Titel beifügte, Bedenken erregte, weil sie eine vertragswidrige Anerkennung Napoleon's II. zu involviren schien. Noch mehr Bedenken als die englische Regierung hatten die russische und österreichische. Für die jetzt Lebenden sind diese Bedenken kaum verständlich, da der Name „Napoleon II." vom Jahre 1814 her in der That geschichtlich ist und gerechnet werden muß, auch wenn der Träger desselben nicht thatsächlich regiert hat. Louis Napoleon war Anfangs wegen der Ziffer unschlüssig. Nach Lord Cowley brachte folgendes Ereigniß die Entscheidung. Der Präfect von Bourges hatte, als man die Ankunft des Prinz-Präsidenten erwartete, einen schriftlichen Befehl erlassen, worin es hieß: „Es ist zu rufen: Es lebe Napoleon!!!" Die Abschreiber hatten die drei Ausrufungszeichen für eine römische III genommen, und so rief man instructionsmäßig: „Es lebe Napoleon der Dritte!" Als Louis Napoleon auf seine Erkundigung den Zusammenhang erfuhr, sagte er: „Ich wußte nicht, daß ich einen so macchiavellistischen Präfecten habe" und nahm den Vorgang als ein Omen hin.

Am 13. December eröffnete Graf Walewski dem Minister, der Plan einer Heirath des Kaisers mit einer Prinzessin Wasa sei aufgegeben; er erbitte für seinen Herrn die Hand der Prinzessin Adelaide von Hohenlohe, einer Nichte des Prinzen Albert, Gemahls der Königin Victoria. Acht Tage später kam er noch einmal darauf zurück und erklärte, der Kaiser werde sich an den Vater der Prinzessin wenden. Die englische Königsfamilie vermochte sich nicht für dieses Vorhaben zu erwärmen, namentlich nicht wegen der Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses der beiden zu verlobenden Personen. Im Januar 1853 entschied sich der Kaiser für die Heirath mit der Gräfin Eugenie von Montijo.

Im März 1853 hatte Malmesbury, nun nicht mehr Minister, längere Unterredungen mit dem Kaiser. Der Lord fand den neuen kaiserlichen Hof glänzend, hatte aber doch den Eindruck, als sei der Glanz „ephemer". Er erklärte sich diesen Eindruck so, daß die Personen des Hofes auf die Rollen, die sie zu spielen hätten, noch nicht eingeübt seien. Vielleicht komme ihm das Gefühl, daß er einen Traum oder eine Komödie zu sehen glaube, auch daher, daß er den Kaiser in so viel ungünstigeren Lebenslagen gekannt habe.

Von Lord Cowley erfuhr Lord Malmesbury, daß Louis Napoleon sich beim Staatsstreich im Falle des Mißlingens eine Zuflucht bei einer Madame Favart de Langlade gesichert gehabt habe, einer Creolin, die ihm sehr ergeben war und die er als Flüchtling in London schon gekannt hatte.

Auf der Reise von Paris nach Frankreich im November 1853 fuhr der Lord mit dem General Saint-Arnaud zusammen, der ihm Anekdoten aus seiner langen kriegerischen Laufbahn erzählte, unter anderen die folgende. Nach der Schlacht bei Bautzen verlangte ein alter General von Saint-Arnaud, der damals ein junger Offizier war, die Ueberweisung eines neuen Burschen, da der alte im Kampfe getödtet worden war, und zwar wünschte er ausdrücklich einen jungen Rekruten. Dieser kam und trat seinen Dienst sofort an. Der General trug einen falschen Arm und ein falsches Bein. Abends rief er den Diener, hakte den falschen Arm unter dem Rocke los und befahl nun, kein Freund von vielen Worten, ihm den Rock auszuziehen. Entsetzt bemerkte der junge Mensch, daß der eine Arm seines Herrn in dem ausgezogenen Rocke stecken blieb. „Nun die Beinkleider," sagte der General, nachdem er das Bein losgehakt. Als der Bursche nun auch dieses in der Hand behielt, fiel er vor Schreck auf die Erde. „Nun die Perrücke," fuhr der General fort. „Um Gottes willen nicht," rief der Bursche, „ich behalte ja sonst Ihren geheiligten Kopf in meinen Händen!"

Malmesbury hat für Preußen geringes Wohlwollen und zeigt sich über die Vorgänge dort wenig unterrichtet. So erklärt es sich wohl, daß er — im März 1854, bei Beginn des Krimkrieges — notirt, von einem Obersten Rose Folgendes gehört zu haben. Preußen habe sich von den Westmächten nur deshalb abgewandt, weil Bunsen, der preußische Gesandte in London, dem Könige Friedrich Wilhelm IV. ein Schriftstück vorgelegt habe, worin der Beweis geliefert worden sei, daß England und Frankreich einig geworden seien, — Preußen unter sich zu theilen. Der König habe darauf Bunsen angewiesen, London zu verlassen. Um sein Gehalt und seine angenehme Stellung in London nicht einzubüßen, habe Bunsen einen Kunstgriff angewandt. Er sei zu dem englischen Minister des Aeußeren, Lord Clarendon, gekommen und habe sich über einige Ausfälle englischer Zeitungen gegen Preußen in so heftigen Worten beklagt, daß Clarendon, der Bunsen's Absicht nicht kannte, ihn aufforderte, ihn nicht wieder zu besuchen. Bunsen habe darauf dies ihm erwünschte Verbot benutzt, um an den König zu berichten und bei ihm seinen Eifer für die Sache Preußens in hellstem Lichte strahlen zu lassen. Dadurch gerührt habe der König Bunsen's Abberufung zurückgenommen.

Nach der Annexion Savoyens, des Stammlandes der in Italien herrschenden Dynastie, durch Frankreich, wurde der Prinzessin Clothilde, die auf Befehl ihres Vaters, des Königs Victor Emanuel, den Prinzen Napoleon geheirathet hatte, das Wort in den Mund gelegt: „Hat man das Kind verkauft, kann man auch die Wiege verkaufen."

Zuletzt sah Lord Malmesbury den Kaiser Napoleon ein halbes Jahr nach dessen Entthronung. Napoleon rühmte die freundliche Behandlung, welche ihm die Deutschen auf Wilhemshöhe hätten zu Theil werden lassen. Keine Klage kam über seine Lippen. „Während einer halben Stunde sprach er mit mir so ruhig, wie in den besten Tagen seines Lebens, mit einer Ergebung, wie sie nur der Fatalismus einflößen kann und wie sie kein Glaube würde einflößen können."

Damit schließen wir unsere Auszüge aus dem unterhaltenden Buche des britischen Staatsmannes. Es ist ein immerhin werthvoller Beitrag zur Zeitgeschichte, denn der Verfasser ist aufrichtig und möglichst exact. Freilich sieht man hier so recht, wie unsicher die Urtheile über Zeitgenossen im Allgemeinen sind, und wie die politischen Propheten meistens von den Ereignissen dementirt werden. Wer an pikanten Anekdoten Freude hat, wird hier ebenfalls seine Rechnung finden. Im Ganzen herrscht in dem Buche ein ruhiger, vornehmer Ton: es ist ein treuer Spiegel der alten englischen Aristokratie, die ihre Größe hatte und ein Denkmal verdient.

Die schönen Künste in Mexiko.

Von Emil Deckert.

Das Blau des mexikanischen Himmels ist dunkler und tiefer als das des griechischen und italienischen, das Gefunkel der mexikanischen Sterne und der Glanz der mexikanischen Sonne ist heller und lebhafter, die Umrißlinien der vielgestaltigen mexikanischen Vulkangebirge ebenso wie der mexikanischen Mezquite-, Agaven- und Opuntiengebüsche und der mexikanischen Alamos-Baumgruppen sind klarer und schärfer. Sollte da der Farben- und Formensinn der Mexikaner — der modernen hispanischen so gut wie der alten aztekischen — so viel geringer und unentwickelter sein können, als derjenige der kunstbegabten südeuropäischen Nationen? Diese Frage beschäftigte uns schon, als wir während des letztvergangenen Winters in den Räumen der Weltausstellung von New-Orleans herum wanderten, und die mexikanische Abtheilung der Kunsthalle der Ausstellung, so klein und unvollständig dieselbe auch war, gab uns auf unsere Frage bereits eine sehr interessante und vielversprechende Antwort. Mindestens stehen die Mexikaner, so wie sie heute sind, an Kunstsinn und Kunstbegabung beträchtlich über den Amerikanern von der Union! mußten wir uns angesichts der daselbst aufgestellten Gemälde sagen. Bewegten sich dieselben hinsichtlich der Stoffwahl wie hinsichtlich der Ausführung im Allgemeinen auch ziemlich streng in dem Gefolge spanischer und italienischer Muster, so entbehrten sie doch in einzelnen Charakterzügen keineswegs der Originalität,

Digitized by Google

und an Schönheit kamen ihnen ohne Zweifel nur wenige Werke anglo-amerikanischer Maler gleich.

Mußten wir das nicht als ein günstiges Prognostikon bezüglich dessen betrachten, was wir in dem Lande selbst an Kunstleistungen zu sehen bekommen sollten? Und in der That, Mexiko enttäuschte unsere Erwartungen in dieser Hinsicht nicht im Geringsten, und wir sahen auf unsere Reise durch das Land Kunstwerke der Architectur, sowie auch der Sculptur und Malerei, die sich dreist neben die besten Leistungen der älteren und neueren europäischen Künstler stellen dürfen, und denen wir deshalb unsere rückhaltslose Bewunderung nicht versagen konnten.

Schon mexikanische Provinzialstädte, wie Chihuahua, Zacatecas und Queretaro, zeigten uns Bauten — Kirchen, Klöster, Regierungspaläste ꝛc. —, die uns durch ihren Styl und ihre Ausführung auf's Höchste überraschten. Wie viel mehr aber war dies der Fall in der Hauptstadt auf dem hochgebirgsumgebenen Plateau von Anahuac, in der sich das gesammte nationale Leben der Republik in einem so hohen Grade concentrirt! Dort ist die Kathedrale unseres Bedünkens einer der schönsten und edelsten Tempel, die in der Christenheit überhaupt errichtet worden sind, und ohne Zweifel der stattlichste und herrlichste Kirchenbau der gesammten Neuen Welt, in ihrem Innern ebenso wie in ihrem Aeußern, und dort sind daneben die Sagraria, die Nationalbibliothek, das Nationaltheater ꝛc., Gebäude, die ebenfalls jeder europäischen Hauptstadt zu hoher Zierde gereichen würden.

Besonders in der Kathedrale finden sich daneben aber auch namhafte Kunstschätze der Malerei und der Sculptur, und die letzteren sind außerdem auch vorhanden auf den öffentlichen Plätzen der Stadt. Wir erinnern da vor allen Dingen an das Reiterstandbild des spanischen Königs Karl IV. auf der Avenida de Juarez, das von Tolosa, den genialen Director der mexikanischen Kunstakademie, geschaffen, und das schon von Alexander von Humboldt wegen der Reinheit seines Styles auf das Begeistertste gepriesen worden ist; an die Bildsäule des letzten Aztekenkaisers Guautemoczin, von Noreña, die auf der Avenue des Pasco de la Reforma steht; und an die Columbusstatue von Cordero, die dieselbe prächtige Avenue schmücken hilft. Wirklicher Kunstsinn weht einen fast überall an, wo man in Mexiko geht und steht, daran ist kein Zweifel, und es ist in dieser Beziehung in der mexikanischen Hauptstadt ganz anders als in den nordamerikanischen Hauptstädten, wo mehr nur eitle Prunkliebe und Sucht zu prahlen und sich auszuzeichnen herrscht.

Der Ort, an dem man die Leistungen und das Wesen der mexikanischen Kunst am umfassendsten und vollkommensten kennen lernen kann, ist aber die Academia de San Carlos in der Hauptstadt, und dieser darf man, wenn man sich für die mexikanische Kunst interessirt, in keinem Falle unterlassen, einen längeren Besuch abzustatten. Unserer Ueberzeugung nach steht dieselbe den Nationalgallerien Europas fast in jeder Hinsicht würdig zur Seite, und ihre Schätze sind um so höher anzuschlagen, als die unglückliche mexikanische Republik seit dem ersten Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts niemals aus den Bürgerkriegswirren völlig herausgekommen ist, und als für die Regel der Krieg bekanntlich der Feind jeder Kunstentwickelung ist. Das „Inter arma silent musae!“ scheint von Mexiko nur in beschränkter Weise zu gelten.

Unter den Künstlern, welche in der Academia de San Carlos vertreten sind, haben wir Luis Juarez und Baltazar de Echave obenan zu stellen, sowohl was die Zahl als auch was den Rang ihrer Werke betrifft. Die Stoffe, die dieselben behandeln, sind natürlich dem bigott-katholischen Charakterzuge des mexikanischen Volkes gemäß — der demselben auch unter dem liberalen Regimente der letzten Jahrzehnte anhaften geblieben ist, — ausschließlich der neutestamentlichen Geschichte und Legende entnommen, die Art, in der die beiden Künstler ihre Christus- und Heiligenbilder und ihre Kreuzigungen und Kasteiungen zur Darstellung bringen, erinnert aber sehr an die Weise der großen spanischen und italienischen Meister. Die Affecte, die auf den Gemälden zum Ausdruck kommen, sind ungemein starke und heftige, ganz besonders bei den Juarez'schen, und dadurch wird wieder einem Zuge des mexikanischen Nationalcharakters entsprochen, da sich die spanische Leidenschaftlichkeit ohne Zweifel auf dem mexikanischen Boden eher noch bedeutend gesteigert als vermindert hat. In beiden Künstlern zeigt sich uns die moderne mexikanische Kunst gewissermaßen als ein schönes Stück Mittelalter, das sich durch die halb tropische Sonnengluth, durch die harte Plateauluft, durch die starken Würzen der mexikanischen Pflanzenwelt und durch verschiedene andere geographische Einflüsse eigenartig gestaltet hat, dem wir aber noch immer viel Geschmack abgewinnen können. Die Werke von Baltazar de Echave haben übrigens neben einem starken Anklange an Palma Vecchio auch einen gewissen Anklang an Lucas Kranach. In dieselbe Kategorie mit Juarez und Echave stellen wir in der Academia namentlich noch Miguel Cabrera, José Ibarra und Sebastian de Artega, und namentlich dem ersteren gelingt es unserer Meinung nach recht gut, seinen großen europäischen Vorbildern nahe zu kommen.

In etwas anderen Bahnen als die genannten mexikanischen Maler bewegen sich mit ihren Stoffen und Darstellungsweisen: Santiago Rebull mit seinem Opfer Abrahams, Juan Uruchi mit seiner Flucht Lots, Gregorio Figuera mit seinem Morde Kains, José Obregon mit seiner Hagar in der Wüste, sowie auch Salome Pina (ebenfalls mit einer Hagar), Rafael Flores, Juan Manchola, Ramon Sagredo ꝛc. Die Stoffe sind bei ihnen fast ausnahmslos dem alten Testamente entlehnt, die Behandlung derselben aber ist in viel höherem Grade modern. Bei Ramon Sagredo und Salome Pina könnte man geradezu an Hoffmann und Hübner und an die Dresdener Schule denken. Daß aber sowohl aus der speciellen Stoffwahl als auch aus der Darstellungsweise viel specifisch Mexikanisches herausleuchtet, ist nicht zu bestreiten. Es waltet eine entschiedene Vorliebe für das Furchtbare und Grausige, und die Affecte und Leidenschaften sind auf den Bildern nicht weniger stark ausgesprochen, als auf denen von Juarez. Das Auge der Frauen nur, die auf den Bildern dargestellt sind, ist fast immer das weiche, sanfte Dulderauge der mexikanischen Mestizen- und Indianerfrau, und dadurch erhalten die Bilder einen weiteren Reiz und eine weitere Eigenthümlichkeit, die wir als national-mexikanisch zu bezeichnen haben.

Die Landschaftsmalerei ist in der Academia de San Carlos verhältnißmäßig nur schwach vertreten, was uns bei der Fülle verlockender Objecte, die die mexikanische Landschaft darbietet, wundern muß. Namhaft erschien uns nur José M. Velasco mit seinen Seen und Bergen in der Umgebung von Mexiko.

In der Sammlung von Sculpturen und Abgüssen, die sich in dem Erdgeschosse der Academie befindet, sind besonders die Columbusstatue von Cordero und eine Anzahl von Darstellungen griechischer und römischer Kämpfer in Marmor erwähnenswerth. Soweit die vorhandenen Statuen und Gruppen aus Europa stammen, soweit mußten sie seiner Zeit auf überaus mühsamen Gebirgspfaden von Veracruz nach dem Innern transportirt werden, was von dem Enthusiasmus, mit dem die Sammlung geschaffen wurde, ein schönes Zeugniß ablegt. Daß der Sinn für plastische Kunst der mexikanischen Nation von Anfang an inne gewohnt hat, bezeugen aber übrigens außer den aztekischen Alterthümern auch die niedlichen Thonfiguren, die in zahlreichen Dörfern und Kleinstädten von den Eingeborenen gefertigt werden, und die man sich gern als Souvenire von der mexikanischen Reise mit in die Heimath nimmt.

Sind wir auf unseren flüchtigen Streifzügen durch das Land und durch die Stadt Mexiko zu der Ansicht gelangt, daß die mexikanische Kunst trotz all der historischen und socialen Ungunst, unter der sie gepflegt wurde, manche schöne Blüthe gezeitigt hat, so dürfen wir wohl mit gutem Grunde von ihr erwarten, daß sie noch viel schönere und zahlreichere Blüthen treiben werde, wenn endlich der Zustand der ewigen Fehden und Staatsumwälzungen überwunden und das Zeitalter eines dauernden Friedens über das Land hereingebrochen sein sollte, wie es gegenwärtig den Anschein hat.

Digitized by Google

Feuilleton.

Garibaldische Erinnerungen aus dem Herbste 1867.

Von Hermann Goverts.

Während eines längeren Aufenthaltes im Spätsommer und Winter 1867 zu Florenz wohnte ich ganz in der Nähe des großen und alten Krankenhauses von S. Maria nuova, in der Via della Pergola, dicht bei dem berühmten Theater dieses Namens, so daß ich es wie der göttliche florentiner Sänger machen konnte: wenn ich mich links wandte, war ich traurig mit der leidenden Menschheit, wenn ich rechts ging, war ich vergnügt mit den Vergnügten, — „nella chiesa coi santi ed in taverna coi ghiottoni.“ Ich sah aus meinen Fenstern in den Garten des Krankenhauses und sah täglich im Vorbeigehen an seinen Eingängen irgend Etwas von dem großartigen Betriebe desselben; ich erblickte die Leidenden und empfand mit ihnen ihren Schmerz. Abends strömten die Schaulustigen zu Fuß und zu Wagen in das Theater: ich mischte mich gern in ihren Strom und kam mit ihnen in das festliche Haus. So war ich auch fröhlich mit den Fröhlichen. Das ging so eine Weile. Doch traten ja auch viele andere Dinge an mich heran, vor allen die unermeßlichen Schätze der Kunst, die Florenz nicht bloß besitzt, sondern wahrhaft ihrer Entstehung und ihrem Wesen nach sein eigen nennt, — dann aber auch die bedeutenden Rückblicke in die Geschichte, zu denen es auffordert.

In jenen Tagen jedoch wurde zu Alledem auch noch neueste Geschichte in Florenz selbst gemacht.

Florenz war, in Ermangelung des Besitzes von Rom, im Jahre 1865 zur Hauptstadt des Königreichs Italien erhoben worden, nachdem es seit der Abreise des letzten Großherzogs im Jahre 1859 einfache Provinzialstadt gewesen war, wie es das auch jetzt wieder ist. Wohl niemals hat sich die Lösung eines so alten Bandes zwischen Fürst und Volk mit solcher Harmlosigkeit und Gemüthlichkeit vollzogen, wie in Toskana die sogenannte Verjagung des Großherzogs. In Wahrheit war es eine feierliche Abreise voller Rührung gewesen. Halb Florenz begleitete den Verjagten zum Bahnhofe und erwies ihm zum letzten Male die gewohnte Ehrerbietung. Der Großherzog hatte sich, wie begreiflich, nur sehr schwer in das Unvermeidliche finden können und noch im letzten Augenblicke machte er einen verzweifelten Versuch. Als er seinen prachtvollen Palazzo Pitti verlassen, als er von dem entzückenden Boboligarten Abschied nehmen und dem ganzen herrlichen, blühenden Florenz Lebewohl sagen sollte, raffte er sich noch einmal auf und ließ den Obersten der Artillerie und den Befehlshaber der oberen Festung, der fortezza di belvedere, kommen und befahl ihnen, die Stadt zu beschießen. Doch der Festungscommandant fuhr mit glühender Leidenschaft los und sagte: „Si tira su tutto il mondo, ma non si tira su Firenze!“ — „Lassen Sie auf die ganze Welt schießen, auf Florenz schieße ich nicht.“ Da verlor der Großherzog den Muth, setzte sich in einen Wagen und fuhr hinaus zum Bahnhofe. Die Straßen waren dicht gedrängt voll Menschen und die Pferde kamen nur im Schritt vorwärts. Ueberall verhielt man sich still und ehrerbietig und ließ ihn ruhig seines Weges ziehen. So war er glücklich über den Arno und durch die Via Tornabuoni bis an den Platz bei S. Maria novella gekommen. Da gewahrte er an einer Ecke, ganz vorn in dem Volkshaufen jenen Obersten, der vorhin bei dem Befehle zum Schießen geschwiegen hatte. Meinend in ihm noch einen Getreuen zu besitzen, der hergeeilt sei, um noch einen letzten Abschiedsblick des scheidenden Herrn zu empfangen, rief er ihm zu: „A rivederci!“ „Auf Wiedersehen!“ — Allein der Oberst rief flugs zurück: „Non s'incommodi!“ — welche landläufige Redensart man in diesem Falle wohl so übersetzen könnte: „Machen Sie sich keine Ungelegenheiten!“ Und der Großherzog hat sich wirklich keine gemacht, er hat sein schönes Florenz nie wiedergesehen.

Das war die grimmige Vertreibung des blutigen Tyrannen, an dessen Haltung und Regierung die Toskaner und besonders die Florentiner nicht das Geringste auszusetzen hatten — außer dem Einen, daß er sich nicht dem nationalen Gedanken in die Arme geworfen hatte. Diesem Gedanken wurde er feierlich zum Opfer gebracht.

Einige Jahre danach wurde Florenz Hauptstadt des jungen Nationalstaates bis es im Jahre 1870 diese Ehre an Rom abtreten mußte. Während der kurzen Zeit dieses Glanzes mag es aufgeregtere Tage nicht erlebt haben, als die im September 1867, wo aus seinen Mauern Garibaldi zu der Unternehmung gegen Rom auszog.

Eines Morgens war ich von meiner vorhin erwähnten Wohnung nach einem der nächsten Kaffeehäuser gegangen, um da zu frühstücken, und war eben auf dem Rückwege gerade bei S. Maria nuova, als ich dachte: du hättest auch in's Café Garibaldi gehen können, das wäre noch ein paar Schritte näher gewesen. Und so dachte ich einmal wieder an Garibaldi, der in Aller Gedanken und in Aller Munde war. Er wollte den Papst vertreiben, hatte Freischaaren an den Grenzen des päpstlichen Gebietes gesammelt und wollte nun zu ihnen eilen, um sie gegen die Thore Roms zu führen. Ganz Italien war in Aufregung und der Gedanke, Rom als Hauptstadt des neuen Nationalstaates zu besitzen, hatte alle Gemüther entzündet. Der Ruf „Vogliamo Roma“ erklang auf allen Gassen, und er wurde in der Formel „V.V. Roma!“ an die Straßenecken und mit besonderer Vorliebe an die Paläste der Bischöfe geschrieben. Aber bei dieser harmlosen Willenserklärung blieb es nicht. Es wurde ein gewaltiger Trumpf auf den Besitz von Rom gesetzt und die Losung „Rom oder Tod“ hallte durch das ganze Land. Es fanden sich eine Menge Leute auf diese Losung hin unter Garibaldi's Fahne zusammen. Er sagte es jeden Tag und jede Stunde: „Roma o morte!“ und sie Alle schrieen es gläubig mit Begeisterung und Inbrunst nach: „Roma o morte!“ Die italienische Regierung hätte es wohl gern sehen mögen, wenn ihr auf leichte und billige Weise Rom jetzt ebenso in den Schooß gefallen wäre, wie ein Jahr zuvor Venedig, aber sie mußte zu dem ihr willkommenen Spiele doch böse Miene machen, denn Monsieur Louis und Madame Eugénie waren damals noch in Paris und gaben zu verstehen, daß die schützende Hand Frankreichs über dem Haupte des Pontifex maximus schwebe.

Garibaldi war nach Florenz gekommen. Jedermann kannte seine Pläne. Da dachte ich nun an jenem Morgen — es war der 20. September 1867 — an ihn und über ihn, und brummte so halblaut vor mich hin: In dem Kerl steckt doch bei all' seinen Verdiensten auch ein gut Theil Komödiant! Da höre ich hinter mir Pferdegetrappel und einen Wagen, ich weiche zur Seite und sehe mich um — — und wer sitzt darin? Garibaldi leibhaftig im rothen Hemde mit dem Schlapphute auf dem Kopfe, wie ein Schauspieler, der eben hinfährt, um auf der Bühne, die sich Welt nennt, seine unsterbliche Heldenrolle weiterzuspielen. Und gerade am Wagen vorbei spazierte ein junges Pfäfflein im langen schwarzen Rocke mit dem schwarzen Dreispitz auf dem ehrwürdigen Haupte. Da sah der Schwarze den Rothen gar verwundert an, und der Rothe schaute verächtlich über den Schwarzen hinweg. Der Wagen rollte vorbei. Er trug Garibaldi seinem Unsterne entgegen. Wenige Tage später, es war der 23. September, wurde er in Sinalunga verhaftet und darauf gefangen wieder durch Florenz gebracht, um nach Alessandria abgeführt und von da weiter nach Caprera geschafft zu werden. Die Stadt war in der fieberhaftesten Erregung. Eine starke Truppenmacht war entfaltet, Lanzenreiter durchzogen die Straßen. Einstweilen hatte der Schwarze über den Rothen den Sieg davon getragen, aber die Freude sollte nicht lange dauern. Denn die italienische Regierung fiel in ihr Schwanken zurück, und gewährte dem Rothen noch einmal Raum. Da aber legte sich der Himmel selbst in's Mittel, und es geschahen die Wunder von Mentana. Da kam der Schwarze wieder obenauf. Das hing so zusammen.

Die rothhosigen Söhne der ältesten Tochter der Kirche

Digitized by Google

waren auf eilenden Schiffen über die Salzfluth daher gezogen, um den Streitern Gottes einigen Beistand zu leisten. Diese Streiter Gottes waren die sonderbarste Kriegsmacht, die ich je gesehen habe: zusammengelesenes, meist irgendwo einmal gescheitertes Volk aus aller Herren Länder, Gläubige und Ketzer, in den Kleidern europäischer Soldaten und in denen ungläubiger Moslems, schlendernd und schlotternd mit ihren Gewehren, ohne Zucht und Strammheit, ohne Begeisterung und Ehrgefühl. Das war die Söldnerschaar der geweihten Schlüsselsoldaten oder der Kreuzritter des heiligen Petrus, wie der vatikanische Anhang sie mit Entzücken nannte. Ich sah einmal später einer Heerschau zu, die der päpstliche Feldherr, General Kanzler, über dieselben auf dem Petersplatze zu Rom abhielt. Neben mir stand ein preußischer Offizier, den ich auf dem Ketzerfriedhofe der Pyramide des Cestius am Grabe eines uns gemeinsam bekannten Kameraden von ihm hatte kennen lernen. Er selbst aber war katholisch. Dieser Mann brach angesichts des erbaulichen Schauspiels, das die päpstliche Kriegsmacht abgab, in die unsterblichen Worte aus: „Nein, sehen Sie nur, sehen Sie nur! Es ist eine wahre Affenkomödie."

Diese gottgefälligen Streiter des Vicarius Dei konnten natürlich mit den Garibaldinern nicht fertig werden, und so hatte denn der Mann des zweiten Decembers endlich Hülfe in der äußersten Noth gesandt, denn Garibaldi stand nun wirklich vor den Thoren Rom's. Die Helfer kamen von Cività vecchia mit der Eisenbahn heran und zogen am Nachmittage des 30. October 1867 vom Bahnhofe über den Barbarini'schen Platz hinunter in die Stadt. In dem riesigen Jesuitenkollegium wurden die ersten zwei oder dreitausend Mann, die gekommen waren, eingelegt und in dem weiten Säulenhofe daselbst sah ich sie noch selbigen Tages ganz vergnüglich abkochen. Sie führten die Chassepots mit sich und wurden päpstlicherseits den Römern mittelst Maueranschlages als „die ersten Soldaten der Welt" — i primieri soldati del mondo — angepriesen. Ihr Anführer, de Failly mit Namen, verhängte sofort über Alles, was auf und zwischen den sieben Hügeln steht und geht, den Belagerungszustand, und verordnete, daß man sich gehörig mit Lebensmitteln versehen solle, falls man nicht in den Häusern eingesperrt sein und verhungern wolle, sobald auf den Straßen der Kampf und das Geschieße, der Mord und Todtschlag losgehen würde. So mußte er wohl meinen, — aber er kannte die geduldigen, an die Knechtschaft gewöhnten Römer nicht. In Folge dieser Anordnungen kaufte ich jedoch beim Bäcker Brod, ein ungeheueres Laib, in meinem Speisehause, wo der edle Antonio mich mit väterlichem Wohlwollen bediente, Fleisch, ein Stück Kapaun auf Römisch gallinaccio, ein Stück Lammsbraten auf Römisch bacchio arrosto, ein halbes Huhn auf Römisch mezzo pollo und andere schöne Sachen mehr, und endlich auch beim Krämer den nöthigen Wein. Diesen biedern pizzicarruolo hatte ich bis dahin noch nicht beehrt, er kannte mich also nicht, ich war ihm vollkommen fremd. Wir suchten nun erst eine passende Flasche aus von angenehm auskömmlichen Inhalte. Es war keine gemeine Weinflasche, sondern eine weiße sogenannte geschliffene Wasserflasche. Diese wurde mit dem Blute der Reben bis obenhin angefüllt und mit dem gläsernen Stöpsel wohl verschlossen. Darauf fragte ich, wie viel ich schuldig sei, und er antwortete: „Dreißig Baiocchi." Da fragte ich weiter: „Nun, und wie viel Pfand für die Flasche?" Er aber sagte mit liebenswürdiger Empfindlichkeit, indem er etwas den Mund zu dem Ausdrucke gutmüthigen Hohnes unwillkürlich verzog: „Per Bacco! Sie bringen sie doch wieder, Herr!" Das lag nun allerdings vollkommen und ernstlich in meiner Absicht, aber das edle Vertrauen des wackeren Mannes rührte mich doch wahrhaft, und mit herzlichem Danke reichte ich ihm die Hand. Darauf brachte ich, in dem erhebenden Bewußtsein, daß es doch noch gute Menschen gebe, meinen Wein und meine Lebensmittel fröhlich nach meiner nahen Wohnung.

Nachdem so die Vorrathsfrage erledigt war, ging ich wieder aus, um zu sehen, ob sich die Stadt verändert hätte. Aber die Straßen waren noch dieselben, die Leute verkehrten noch in derselben Weise, die päpstlichen Gefangenwagen, welche die Verdächtigen ins Gefängniß von S. Michele beförderten, rollten noch ebenso über das Pflaster. Nichts war anders, — nur daß keine Handbomben mehr geworfen wurden und die Leute nicht mehr von S. Pietro in montorio über die Stadt hinweg nach Norden sehnsüchtig schauten, um die italienischen Fahnen zu erspähen. Denn sie hatten gehofft, daß die königlichen Truppen sich Rom's erbarmen würden. Aber damit war es nun natürlich aus, nachdem die Franzosen eingerückt waren. So war Alles beim Alten geblieben, und des tapfern Herrn de Failly blutiger Straßenkampf blieb bloß ein heiteres Spiel seiner kriegslustigen Einbildungskraft. Als ich nun aber weiter auf den Corso kam, da merkte ich doch die gewaltige Veränderung, die in und mit Rom vorgegangen war. Da wimmelte es von französischen Offizieren und Soldaten, und zwischen den rothhosigen Kriegsleuten schlängelte sich eine Menge jener aufgeflitterten Kinder herum, die bei einem übermäßigen Besitze an Liebesfeuer leider unersättlich leere Taschen und einen windig leichten Sinn haben. Niemals bisher waren diese auf Männerjagd ausziehenden Gesellinnen der Venus publica communis aus ihren Unterschlupfen hervorgekrochen, — aber mit einem Schlage, sobald die Franzosen gekommen waren, bevölkerten sie den Corso. Sie mußten ihre Leute von früher her kennen. Das war der erste Erfolg, den die gepriesenen und gesegneten „primieri soldati del mondo", so dem heiligen Vater zur Rettung geschickt waren, errungen hatten: besonders heilig und gesegnet kam er mir nicht vor.

Der zweite Erfolg waren die erwähnten rettenden Wunder von Mentana am 3. November. Das Chassepot-Gewehr hatte mit seinem Schnellfeuer in den Reihen der Garibaldiner, die sich übrigens mit der größesten Tapferkeit hielten, furchtbar gewüthet. Es gab viele Todte, viele Verwundete. Die Kräfte waren zu ungleich. Garibaldi verlor die Schlacht. Lange Züge von Gefangenen wurden von den Franzosen und Päpstlichen in Rom eingebracht. Ein trauriger Anblick, als ich sie über den Barbarinischen Platz ziehen sah. Aber der Priester schaute vergnügt drein, rieb sich vergnügt die Hände und dankte vergnügt seinen Heiligen für das große Wunder, das sie gethan, indem sie mit einer noch niemals dagewesenen Geschwindigkeit über tausend arme Teufel, welche die Narrheit hatten, ihr Vaterland mehr zu lieben, als ihr Leben, unter dem grimmigsten Kugelregen hatten todtschießen und verstümmeln lassen — in majorem Dei gloriam! Das waren die berüchtigten Wunder von Mentana.

Garibaldi kehrte geschlagen und gebrochen nach seinem Felsenneste im Meere zurück.

So endete dieser ungleiche Kampf um Rom!

Einige Tage darauf, — es war an einem Sonntage, — hatte ich bei herrlichstem Wetter mit mehreren Landsleuten Nachmittags einen erquickenden Spaziergang durch die Campagna gemacht, und wir kamen auf dem salarischen Wege wieder zur Stadt zurück. Es begann schon zu dämmern. Aus einem Weingute traten zwei französische Artilleristen gerade in dem Augenblicke heraus, als wir an dem Eingange vorbeikamen. Sie sahen fröhlich und leicht angesäuselt aus, und ich sagte zu meinen Begleitern: „Die wissen hier schon gut Bescheid." Das hatten die Artilleristen gehört und der eine sagte: „Ja, der Wein ist gut, und Sie sollten auch eine Flasche trinken." — „Ei der Teufel, erwiderte ich, Ihr seid keine Franzosen! Seid Ihr etwa Elsässer?" — „Nein Herr. Wir sind Lothringer." „Nun denn guten Abend." Und damit reichten wir Alle den beiden Leuten die Hand. „Jetzt aber, fuhr ich fort, sagt mir in Dreiteufels Namen, was macht Ihr hier in Rom?" — „Ja, erwiderte der Andere, der vorhin geschwiegen hatte, wir sollen den Papst beschützen." — „Das glaube ich beinahe auch, bemerkte ich, aber es will jetzt Niemand mehr dem Papste das Geringste anthun, und so könntet Ihr eigentlich wieder gehen." — „Das könnten wir, aber es ist so hübsch hier in Rom, und wer weiß, was Lambert vor hat." Lambert war bekanntlich der Spitzname von Monsieur Louis, der sich eigentlich Napoleon mit der Nummer III nennen ließ. „Ich traue Eurem Lambert, sagte ich, allerdings auch nicht viel Gutes zu, aber es könnte ihm versalzen werden. Habt Ihr Lust wieder zu Deutschland zu kommen?" Und ohne die Antwort abzuwarten, nahmen wir

Digitized by Google

mit freundlichem „Guten Abend, Landsmann“ Abschied und wanderten nach Rom zurück.

Drei Jahre später räumten die Franzosen die ewige Stadt wieder, — drei Jahre später erlebten sie Wörth und Sedan, — drei Jahre später zog Victor Emanuel in das eroberte Rom ein und gab damit dem jungen Königreiche seine natürliche Hauptstadt. Die Nation sollte diese Gabe nicht dem Giuseppe Garibaldi danken.

Niemals aber, so dürfen wir hoffen, werden Deutsche je wieder gezwungen sein, in französischen Kriegsröcken den Papst gegen seine eigenen Landsleute zu beschützen.

Aus der Hauptstadt.

Deutsche Landschafts-, Marine- und Architekturmalerei in der Kunstausstellung.

Daß wir unter dem Einfluß des systematischen Unterrichtes auf den Kunstschulen ein hohes Durchschnittsmaß des technischen Könnens erreicht haben, dafür liefert gerade die Landschaftsmalerei einen schlagenden Beweis. Freilich wird auch auf keinem anderen Gebiete die bloße Dressur in gleichem Maße durch das unablässig nöthige Studium der Wirklichkeit regulirt. Wir wissen uns seit den letzten fünfzehn Jahren keiner Berliner Ausstellung zu erinnern, die so viel Gutes geboten hätte, und verzichten diesem hohen Durchschnittsniveau gegenüber gern auf eine Minderzahl sensationeller Schaustücke.

Das zweifelhafte Genre der Ideal- und der historischen Landschaft hat nur wenige, aber ausgezeichnete Vertreter gefunden. Die stärksten Concessionen an seine künstlerische Eigenart verlangt gewohnheitsmäßig Arnold Böcklin. Haben wir ihm aber einmal die Berechtigung zugestanden, landschaftliche Märchen und Legenden zu malen, dann nimmt uns jedes seiner Bilder mit unwiderstehlichem Zauber gefangen und wir vergessen die Absonderlichkeiten, die er aufzutischen liebt. „Berliner Blau“, ruft man seiner Heroischen Landschaft gegenüber entsetzt aus, und nach wenigen Minuten gleitet das Auge mit der wonnigen Empfindung, eine großartige Farbensymphonie zu genießen, über das durchsichtige Blau der Wellen fort und verliert sich durch die Bögen der unwahrscheinlichsten aller Brücken hindurch in die blaue Tiefe des wolkenlosen Himmels. Die Todteninsel erweckt mythologische Erinnerungen an die symplegadischen Klappfelsen, und nach wenig Augenblicken spiegelt uns die Phantasie hinter jenen dunkelgrünen Cypressen den seligen Frieden der Asphodeloswiesen vor. Spinat mit sitzendem Liebespaar, spöttelt der Skeptiker, und doch athmet der Frühlingsabend mit seinen von keinem Hauch bewegten Bäumen eine Ruhe, die sich unwillkürlich dem Beschauer mittheilt. Böcklin ist eben ein Stimmungsmaler, aber er verlangt ein Entgegenkommen, das wir einem geringeren Können, wie dem in der Sireneninsel A. Schmidt's bewiesenen, nicht zuzugestehen geneigt sind. Auch Albert Hertel hatte sonst bei allen Vorzügen der Zeichnung, die stets in großen Contouren der Terrainformation gerecht zu werden weiß, eine verhängnißvolle Vorliebe für ein stumpfes Blau. Seine mythologische Landschaft — eine Jagdscene mit landschaftlichem Motiv von der Ostsee — hält sich davon frei, während in der Ruhe auf der Flucht nur das von links her durchblickende Wasser von derselben zeugt. Ludwig Willroiders Sündfluth leidet an einem totalen Mangel malerischen Reizes, der sich bei dem kolossalen Umfang der Leinwand noch bemerklicher macht. Die meist platten Felsflächen sind vorzüglich gemalt, aber das Auge sucht in dieser gewaltigen grauen Oede vergeblich nach einem Ruhepunkt. Dagegen entspricht Schennis allen Anforderungen, die wir an den aus der Empfindung und Phantasie hinzucomponirenden Landschafter stellen möchten. In seine Scene aus dem Versailler Schloßpark mit ihrer bräunlichgrünen Farbenscala ist eine so intensive Herbststimmung hineingeheimnißt, daß sie sich selbst den bemooften Brunnenfiguren mitzutheilen scheint.

Die Leistungen unserer Orientmaler entziehen sich meist der Controlle des weniger weit gereisten Beschauers, und so wollen wir denn gerne glauben, daß die untergehende Sonne die Ruinen der Insel Philae und die weiten Flächen der Sinaihalbinsel mit einer solchen Fluth rothen Lichtes überstrahlt, wie Ernst Körner und Eugen Bracht sie malen.

Unter den Schilderern italienischer Farben- und Beleuchtungseffecte steht wie immer Oswald Achenbach obenan. Rom und Neapel liefern ihm dieses Mal die Motive. Zur Verherrlichung der Umgegend der letzteren Stadt genügt ihm nicht die Gluth der südlichen Sonne, er läßt ein Feuerwerk abbrennen, dessen Raketen, Schwärmer und Leuchtkugeln von staunenswerther Virtuosität in der Darstellung des leuchtenden Körpers selbst und seiner Lichtwirkung zeugen. Der Schüler Oswald Achenbach's Albert Flamm begnügt sich damit, das Spiel der Sonnenstrahlen im Staube der Via Appia zu malen, der von einer an den Resten des Aquäduktes vorüberziehenden Pferdeheerde aufgewühlt wird. Auf all' diese Beleuchtungseffecte verzichten die Münchener Pio Yoris und Keller-Reutlingen. Der Letztere liefert eine abendumdunkelte Römische Landschaft, aus deren grünen Büschen die weißen Säulen eines Tempels herüberleuchten. Der Erstere malt die lange Mauer der Via Flaminina im Regen, an der eine Reihe schirmbewaffneter Männlein und Weiblein hinschleicht.

Ausnahmsweise spärlich und keineswegs mit hervorragenden Glanzleistungen vertreten sind die Maler des Hochgebirges. Kameke und Kalkreuth halten sich hier in dem Wiedergeben kolossaler Felsmassen auf der gewohnten Höhe, während wir von dem Lessingschüler Carl Ludwig Besseres zu sehen gewöhnt sind.

Ernst Körner, der Orientmaler par excellence, verirrt sich bisweilen unter seine Collegen von der Marine. In seiner Welle auf Sylt ist es ihm jedenfalls nicht gelungen, über die leblose Starrheit des gemalten, sich mit aller Gewalt übersteigen wollenden Wassers fortzukommen. Da weiß uns Hermann Eschke die Erscheinung der stürmischen See, die sich durch die Felsbögen der Frischwaterbay schäumend hindurchzwängt, bei Weitem wahrscheinlicher zu machen. Andreas Achenbach excellirt ebenfalls mit zwei Schilderungen der bewegten See, von denen uns das etwas skizzenhaft gehaltene Lootsenboot schon von Privatausstellungen her bekannt war. Die Ruhe nach dem Sturm haben sich Carl Saltzmann und Eugen Dücker zum Vorwurf genommen. Saltzmann's Art, sich mit den wechselnden Farben des Wassers abzufinden, hat für uns immer einen Stich in das Kalte, Kreidige gehabt. Eugen Dücker verdient ungetheilte Anerkennung für sein Strandbild von Rügen. Wie sich auf den wellengeglätteten, noch feuchten Felsstücken das spärlich durch Wolken brechende Licht spiegelt, ist mit unübertrefflicher Treue wiedergegeben.

Ganz besonderen Reiz scheint seit einiger Zeit die ruhige Schönheit der holländischen Landschaft für unsere Maler zu haben. Es ist das mit um so größerer Freude zu begrüßen, als hier jede Gelegenheit zur Effecthascherei fehlt. Diese feuchtigkeitgeschwängerte und doch durchsichtige Atmosphäre ist ganz besonders geeignet, das Auge für die Feinheiten einer gleichmäßigen Luftstimmung empfindlich zu machen. In der Wiedergabe des silbergrauen, durch die angedeutete Eigenart der Atmosphäre bedingten Lichtes excellirt vor Allen Hans Herrmann. Wie sich die Figuren auf seinem Amsterdamer Fischmarkt bis an die den Hintergrund abschließende Brücke nach der Ferne hin verlieren, ohne daß die Schärfe des Umrisses darunter litte, das ist mit absolut treffsicherer Technik dargestellt. Mit robusteren Mitteln arbeitet der Wiener Rudolf Ribarz, dessen Holländisches Dorf bei Rotterdam sich in klarer Abendluft an einer unbewegten Wasserfläche sehr kräftig aufbaut. Ohne alles figürliche und gegenständliche Beiwerk — ein paar Möven bemerkt man erst bei genauerer Betrachtung — weiß der Düsseldorfer Georg Oeder den Reizen einer im Ebben stehen gebliebenen Wassermasse gerecht zu werden. Das in der Ferne durch eine Wolkenmasse schräg durchbrechende Licht umwebt das Ganze wie mit einem Schleier, der alle Farben und Formen zart in einander verschwimmen läßt. Gleich fein in Beleuchtung und Colorit ist seine Frühlingsstimmung, deren überaus lichte Farbenscala mit dem zarten Rosa der Baumblüthe nach der Tiefe hin abschließt.

Digitized by Google

Dieser Vorliebe für die schlichtere, in Formen und Farben harmonische Gattung der Landschaft entspricht die erfreuliche Erscheinung, daß unsere Künstler ihre Motive häufiger als früher der Heimath entnehmen und zeigen, daß das Auge auch bei uns nicht zu darben braucht. H. Schnee's Morgen im Harzstädtchen mit seinen grünumwachsenen Häusern und dem mittelalterlichen Brunnen hat etwas Anheimelndes, das wie ein Grimm'sches Märchen anmuthet, und aus Bennewitz von Loefen's herbstlicher Landschaft erwarten wir jeden Augenblick ein verirrtes Rothkäppchen heraustreten zu sehen. Paul Flickel mildert das Imposante des breitästigen, starkstämmigen Buchenwaldes durch das graziöse Spiel des einfallenden Lichtes, das auf Rinde und Rasen große und kleine Sonnenflecken malt.

Carl Malchin zeigt sich wieder als den liebevollen Barden der Schönheit seines engeren Vaterlandes Mecklenburg. Die tief herabhängenden Gewitterwolken geben seinem heimathlichen Dorfe an der Ostsee jenen melancholischen Reiz, der die Armuth an Farben und Formen ersetzt. Auch Louis Douzette weiß dieselbe, indem er sie mit dem Helldunkel einer Mondnacht umhüllt, poetisch zu gestalten.

Die herbe Schönheit der märkischen Landschaft will gesucht sein, aber einmal gefunden hält sie den Beschauer unwiderstehlich fest. Ein sumpfiges Gewässer, dichte Schilfbüschel und herbstlich gefärbte Birken vereinigen sich in Walter Leistikow's märkischer Landschaft zu einem fesselnden, hochpoetischen Ganzen; Eduard Fischer's Märkisches Dorf und An der Oberspree sind für den Berliner vollgültige Beweise, daß er es wahrhaftig nicht nöthig hat, in die Ferne zu schweifen, um seinem Auge von dem Renaissanceveitstanz der vaterstädtischen Häuserfronten Erholung zu gönnen. Fischer hat sich ein gewisses blaugrünes Gesammtcolorit angewöhnt, das unbeschadet der Naturwahrheit ungemein wohlthuend wirkt.

Selbst der absoluten Farb- und Formlosigkeit des Winters wissen Rudolph Schuster und Paul Tübbeke ungeahnte Reize abzugewinnen. Der Erstere läßt am Abhange eines riesigen verschneiten Felssattels die Sonne über den Schnee hinschimmern und durch den in der kaum merklichen Verschiedenheit der Ebenen hervortretenden Gegensatz von Licht und Schatten die einzelnen Gründe des Bildes sich gegen einander abgrenzen. Paul Tübbeke verlegt seine Winterstudie in die Gegend von Weimar, und Hans Hampke malt mit gleicher Virtuosität eine weite verschneite Waldlichtung, im Mittel und Vordergrunde von dunklen Fichtenlinien begrenzt. Zum Stimmungsbilde wissen Anton Windmaier und Ludwig Munthe die Winterlandschaft herauszuarbeiten. Des letzteren Dorfstraße mit den vereisten, vom Mondlicht gestreiften Wagenspuren ist ein vollgültiger Beweis, mit wie realistischen Mitteln sich das, was man gemeinhin Stimmung nennt, erzielen läßt.

Die Architekturmalerei ist derjenige Kunstzweig, dem unser vervollkommnetes Reproductionsverfahren die gefährlichste Concurrenz macht. Die Anzahl der Maler, die sich mit der schlichten Darstellung der Architektur des geschlossenen Raumes begnügen, ist demgemäß außerordentlich gering. Paul Graeb setzt mit seinem Chor der Stiftskirche zu Stuttgart die soliden Traditionen seiner Künstlerfamilie fort, und der Münchener F. C. Mayr malt das südliche Kreuzschiff des Domes zu Halberstadt mit meisterhafter Beherrschung der Perspective. Paul Andorff hat sich die verdienstliche Aufgabe gestellt, in sechs kleinen Beduten noch kurz vor dem Abbruch zu zeigen, wie viel malerische Reize mit dem alten Berlin verloren gehen. Mit dem Kunstmittel eines warmen bräunlichen Colorits geht Andreas Achenbach an die Darstellung des Interieurs der Düsseldorfer Lambertuskirche, während Paul Ritter eine sorgfältige Schilderung der Nürnberger Alten Scheu mit der Sebaldkirche durch den figurreichen Einzug Gustav Adolf's (1632) historisch zu beleben sucht. Ein kleines Juwel feinster durch silbergraue Luftstimmung bedingter Farbenabtönung ist des Wieners Franz Ruben venetianische Straßenstudie An der Zattere. Der Maler erschließt hier einmal ausnahmsweise unter Verzichtleistung auf die südliche Lichtfülle die intimeren Reize der Lagunenstadt unter regnerischem Himmel.

G. M.

Notizen.

Helldunkel. Roman von Sophie Junghans. 2 Bde. (Leipzig, C. Reißner.) — Die Verfasserin dieses Werkes gehört zu den besseren deutschen Schriftstellerinnen unserer Zeit, und ihr literarischer Entwickelungsgang verläuft auch jetzt noch, trotz der unzweifelhaft schädlichen Vielschreiberei, zu welcher sie sich genöthigt sieht, in aufsteigender Curve. Der vorliegende historische Roman beweist ihr Bestreben, die Probleme und Gestalten ihrer Dichtung immer mehr und mehr zu vertiefen und der äußerlichen, bloß die Neugierde des Lesens anregenden Fabel auch eine allgemeinere Idee zu Grunde zu legen. In diesem Sinne bildet „Helldunkel", da in ihm das Ringen neuerwachter Geistesfreiheit mit den starken Mächten eingewurzelten Aberglaubens und starrer Vorurtheile zum Ausdruck gelangt, einen ästhetischen Gegensatz zu den in ihrer Art gelungenen „Novellen" der Verfasserin, welche vor zwei Jahren in der „Gegenwart" ausführlich besprochen wurden. Denn während in jenen Schöpfungen der episodische Charakter, welcher das Wesen der Novelle ausmacht, sich klar und künstlerisch ausprägte, wird in diesem Romane das Hauptgewicht auf die homogene Entwickelung eines allgemeinen Gedankens in gewissermaßen nur symbolischen Figuren gelegt. Die Gestalten entbehren trotzdem nicht der Plastik und Lebensfülle und legen von dem künstlerischen Darstellungsvermögen der Verfasserin Zeugniß ab. Der Träger der freiheitlichen Idee in „Helldunkel" ist ein Student, welcher aus dem wüsten Treiben, das in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, also kurz nach dem dreißigjährigen Kriege, auf deutschen Universitäten herrschte, die Frische einer selbstständigen und freien Lebensauffassung gegenüber der verknöcherten Gelehrsamkeit der damaligen Zeit als edleren Gewinn gezogen hat. Das langjährige Studententhum, welches hinter ihm liegt, hat freilich die Mischung seines Wesens nicht ohne Schlacken gelassen, die in dem Feuer einer reinen Liebe zu seiner Base Eva, einer Patriziertochter, erst recht sichtbar werden. Eva ist unter Obhut einer strengen, einfachbürgerlichen Mutter und mit der Erinnerung an einen thatkräftigen Vater, einen selbstbewußten Bürger einer freien Reichsstadt, aufgewachsen und unterliegt in der Zeit, in welcher wir sie kennen lernen, außer den Standesvorurtheilen auch noch den Einwirkungen des Pietismus, welcher damals, durch Spener wachgerufen, in der protestantischen Kirche sein Haupt erhob. Diese beiden Gestalten, Eva und ihr Vetter, stehen sich von Anfang an, obgleich durch Liebe verknüpft, wie zwei Menschen aus fremden Welten gegenüber, und es bedarf erst eines schweren Schicksals, welches den Studenten heimsucht, um in ihnen beiden die geläuterte, freie Weltanschauung herauszubilden, welche ihre Seelen für immer verbindet. Dieses Schicksal ist bunt genug: ein fahrendes Mädchen, das dem Studenten mit der phantastischen Neigung eines Käthchens von Heilbronn anhängt und das, wie die Esmeralda in Victor Hugo's „Notre-Dame", um seinetwillen in einen Hexenproceß verwickelt und gefoltert wird, tritt zwischen die Liebenden, ein Vergiftungsversuch, dem der Held beinahe erliegt, bringt ihnen durch seine Veranlassung und seine Folgen eine zeitweilige Entfremdung, und der Apparat der politischen Kämpfe in der kleinen Reichsstadt, der Ketzerrichter, der fahrenden Leute und wüsten Soldateska, welcher zu der äußeren Fabel gehört, läßt sie uns zuweilen ganz aus den Augen verschwinden. Ueberall aber beweist die Verfasserin in ihrer Darstellung den freien Blick in das menschliche Leben überhaupt und in die historischen Formen jener Zeit insbesondere und schafft so ein Gemälde von großer Tiefe in der Anlage und prächtiger Farbe in der Ausführung.

B.

Digitized by Google

Inserate.

Bester Unterhaltungsstoff für Bad- und Sommeraufenthalt.

Rud. Baumbach's Dichtungen.

Zlatorog. 16. Taus. ℳ 2.—
Lieder eines fahr. Gesellen. 13. Taus. ℳ 3.20.
Lieder von der Landstrasse. 6. Taus. ℳ 2.—
Der Pathe des Todes. 6. Taus. ℳ 2.—
Sommermärchen. 11. Taus. ℳ 3.—
Frau Holde. 13. Taus. ℳ 2.—
Spielmannslieder. 9. Taus. ℳ 2.—
Mein Frühjahr. 6. Taus. ℳ 2.80.
Abenteuer und Schwänke. 16. Taus. ℳ 2.80.
Erzählungen und Märchen. 6. Taus. ℳ 2.—
In Leinewand mit Goldschnitt gebunden je 75 ₰ mehr.

Liebesmärchen von Emil Ertl

mit 7 Photogravuren und 22 Heliotypien ℳ 4.— brosch., ℳ 5.— gebd.

Der ewige Jude, dramat. Gedicht von M. Haushofer.

ℳ 6.— brosch.

Werner von Kuonefalk.

Erzählende Dichtung von **M. Martersteig.** ℳ 3.— brosch., ℳ 4.— gebd.

Heinr. Seidel's Novellen.

Aus der Heimath. ℳ 3.—
Vorstadtgeschichten. ℳ 3.—
Jorinde und andere Geschichten. ℳ 3.—
Idyllen und Scherze. Gedichte. ℳ 2.50.

Illustrirtes Verlagsverzeichniss neuer deutscher Poesien auf Verlangen franco. Bei Einsendung des Betrags Zusendung postfrei.

A. G. Liebeskind, Leipzig.

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Albrecht Adam. (1786—1862.) Aus dem Leben eines Schlachtenmalers. Selbstbiographie nebst einem Anhange. Herausgegeben von **Dr. H. Holland.** Mit dem Bildniss des Künstlers von seiner eigenen Hand. Octav. VI u. 376 Seiten. Eleg. brosch. M. 5. — Eleg. geb. M. 6. —

Gregorovius, Ferdinand, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Erster Band. Vierte verbesserte Auflage. Grossoctav. XII u. 488 Seiten. Eleg. brosch. M. 9. —

Koser, Reinhold, Friedrich der Grosse als Kronprinz. Octav. 267 Seiten. Eleg. brosch. M. 4. — Eleg. geb. M. 5. —

Bluntschli, J. C., Lehre vom modernen Staat. Erster Theil: **Allgemeine Staatslehre.** Sechste Auflage. Durchgesehen von **E. Loening.** Octav. XX u. 640 Seiten. Eleg. brosch. M. 10. —

Stein, Dr. Lorenz von, Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie. Sechste erweiterte Auflage. Miniatur-Ausgabe. VIII und 164 Seiten. Eleg. brosch. M. 2. 25 Pf. Eleg. geb. M. 3. —

Oswald von Wolkenstein, Gedichte. Zum erstenmale in den Versmassen des Originals übersetzt, ausgewählt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von **Johannes Schrott.** Mit einem Bildniss des Dichters und einem Facsimile seiner musikalischen Compositionen. Octav. XXXII u. 214 Seiten. Eleg. cartonnirt M. 3. —

Soeben ist erschienen:

Erinnerungen

an

Dr. Joseph Victor von Scheffel

von

Gebhard Zernin,

(Hauptmann à la suite der Infanterie).

Inhalt: I. In der Seehalde zu Radolfzell (1878). — II. In der Stefanienstraße zu Carlsruhe (1879). — III. Auf der Mettnau (1880). — IV. Wiederum in der Seehalde (1881). — V. Wiederum auf der Mettnau (1882). — VI. Noch einmal in der Seehalde (1884). — VII. Vom Herbst 1884 bis zum Frühjahr 1886. — VIII. In der Stefanienstraße zu Carlsruhe und auf dem Kirchhofe (12. April 1886).

8. 6 Druckbogen. Eleg. geheftet. Preis 2 Mark.

Vorstehend bezeichnete Erinnerungen an den Lieblingsdichter der Deutschen bringen Authentisches nach mancher Richtung. Der erste Abschnitt wurde von dem Dichter noch bei Lebzeiten durchgesehen und in Bezug auf die Angaben über sein Leben und seine Schriften richtig gestellt. Verfasser war mit Dr. von Scheffel persönlich genau bekannt und besuchte ihn regelmäßig. Einzelne noch nicht gedruckte Dichtungen des Verstorbenen sind zum Theil mit aufgenommen worden.

Darmstadt. Die Verlagshandlung von **Eduard Zernin.**

Bitte einer Schriftstellerwittwe.

Dieselbe ist mit 5 Kindern, woron 2 krank sind, in großer Bedrängniß u. gezwungen, Bücher aus der Biblioth. ihres verstorb. Mannes zu veräußern: „Unsere Zeit" v. Rud. Gottschall, 1856—70; „Die Gegenwart", eine encyclopäd. Darstell. der neuesten Zeitgesch., Band 1—12; „Pierers Conversations-Lexik. 1879" u. A. Um güt. Offert. w. **innigst gebeten** unter **S. W. 84** an **Haasenstein & Vogler, Bremen.**

Soeben erschien:

Die Logik

von Prof. Dr. **Fr. Harms.**

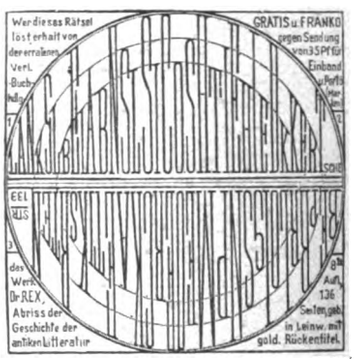
Herausgegeben

von Dr. **Heinr. Wiese.**

Preis 6 Mark.

Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**

„Scherzräthsel."



Bücher-Ankauf!

Bibliotheken u. einzeln z. höchsten Preis! Kataloge m. Lagers liefere für 30 Pf. frc. L. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Bei einer weitverbreiteten Zeitschrift wird ein

Theilhaber und Redacteur

mit einer Baareinlage von 20,000 Mark gesucht. Man gibt den Vorzug einem jungen Manne von academischer Bildung, der sich als 2. Redacteur journalistische Routine und als Mitarbeiter schnell eine literarische Stellung erwerben könnte. Gefl. Anerbietungen unter **F. 32** vermittelt die Druckerei von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition. Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
AUG 25 1886
Library

№ 32. Berlin, den 7. August 1886. Band XXX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Recht in Afrika. Von Max Buchner. — Das englische Parlament und seine Wandelungen. Von Bruno Gebhardt. — **Literatur und Kunst:** Interjectionen. Von Rudolf Kleinpaul. (Schluß.) — Literarische Plaudereien. Von Hieronymus Lorm. — Eine Biographie Longfellow's. Von Max Lorzing. — **Feuilleton:** Der Erfolg. Von J. Antier. Autorisirte Uebersetzung von B. From. — **Aus der Hauptstadt:** Das Portrait in der deutschen Abtheilung der Kunstausstellung. Von G. M. — Sommerabende in Berlin. Von Berolinensis. — Notizen. — Inserate.

Das Recht in Afrika.

Von Max Buchner.

In der Gesammtheit des menschlichen Wissens hat sich eine einzige Fakultät um die Afrikaforschung noch niemals gekümmert. Es ist das die Rechtswissenschaft. Und doch wäre auch für sie von den schlauen Negern manches zu erlernen: wie aus Gewalt und Einsicht Gesetze entstehen.

Seitdem wir uns in die Kolonialpolitik begeben haben, ist uns mehr als je Gelegenheit geboten, diese Lücke unserer Erkenntniß auszufüllen, und in Bezug auf den Umgang mit fremdrassigen Menschen sind wir vielleicht noch etwas ungeschickt. Derlei Studien werden uns deshalb nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch für die herzustellende Ordnung der Dinge nützlich sein. Der Neger ist ungemein conservativ und verträgt Neuerungen, zumal wenn sie ihm nicht auffällig viel Gewinn bringen, äußerst ungern. Man wird somit seinen Eigenthümlichkeiten die größte mögliche Schonung gewähren müssen. Vor Allem aber wird man seine Eigenthümlichkeiten *erst* kennen lernen müssen.

Es ist ein Hauptmoment in den Rechtsbegriffen der Neger, daß als Rechtsindividuum nicht die Person, sondern die Gemeinde, Familie, Verwandtschaft gilt. Rechte und Pflichten sind innerhalb der Gemeinde fast unbegrenzt übertragbar. Ein Schuldner, ein Missethäter, kann an seinen Gemeinde-Genossen gestraft werden, und die Haftbarkeit der Gemeinde für das Verbrechen eines ihr angeborenen Mitglieds erlischt selbst nach der Auswanderung und Lostrennung nicht. Sogar die Todesstrafe kann an einem anderen als an dem Schuldigen vollzogen werden.

Die Gemeinde hat ihren Mittelpunkt im Häuptling. In ihm laufen alle Rechte und Pflichten zusammen, mit ihm steht und fällt die Ordnung. Die Legitimität, die auf einer alt angestammten Erbfolge beruht, muß zunächst als unantastbar gelten. Man möchte oft versucht sein, irgend ein besonders ungeeignet erscheinendes Individuum hoher Stellung zu entfernen und durch ein besseres zu ersetzen. Unser King Akwa in Kamerun zum Beispiel legt solche Gedanken nahe. Aber man darf nie vergessen, daß die Legitimität überall unter den Menschen ein gewaltiges Tabu ist, unentbehrlich für die Beherrschung der Massen, und daß die erste Durchbrechung des Tabu von jeher der erste Anfang jenes großen Unglücks der Menschheit ist, das wir Kritik, Unzufriedenheit, Auflehnung nennen. Könnten wir unsere Kameruner wieder dahin bringen, daß sie vor ihrem King Bell, oder meinetwegen auch King Akwa, niederknieen, so wäre damit ein großer Fortschritt erreicht, oder genauer ausgedrückt, es wäre damit ihre gegenwärtige maßlose Frechheit auf jenen Punkt zurückgedrängt, von dem aus allein ein wirklicher Fortschritt angebahnt werden kann.

Bestehenlassen des Gewohnheitsrechtes der Eingeborenen bis zu der äußersten Möglichkeit wird überhaupt schon aus praktischen Rücksichten ein stets zu wahrender Grundsatz sein müssen. Man hüte sich sorgsam, in dieses Wespennest frivoler Bagatellklagen zu stechen. Nimmt man sich heute einer Beschwerde an, die bisher vom Häuptling entschieden zu werden pflegte, so kommen morgen zehn und übermorgen zwanzig. Dabei kann es passiren, daß wirklich ernsthafte Fälle gar nicht vor das Forum des europäischen Richters gebracht und von den Häuptlingen kurzer Hand durch eine Hinrichtung abgethan werden, während jener seine Arbeitskraft voll Aufopferung an leeres Gezänke vergeudet.

Für rein interne Angelegenheiten der Gemeinde wird ein Rath der Häuptlinge als zuständige Behörde anzuerkennen sein. Ich würde durchaus nicht zurückschrecken, diesem Rath der Häuptlinge sogar die Verhängung und Vollziehung der Todesstrafe stillschweigend zu lassen. Todesurtheile werden bei sämmtlichen Negerstämmen, die ich kenne, nicht etwa leichtsinnig, sondern eigentlich nur für Tödtung verhängt, allerdings gleichviel ob Mord oder Todtschlag oder auch nur eine Fahrlässigkeit vorliegt. „Wer tödtet muß wieder getödtet werden" und zwar öffentlich. Dieser Grundsatz wurzelt so tief im Rechtsbewußtsein der Neger, daß Todesurtheile meistens allgemeine Billigung finden. Die Vereitelung eines ausgesprochenen Todesurtheiles kann Privatblutrache und Fehde ganzer Gemeinden hervorrufen. Für die erste Zeit wird es daher genügen, bloß die Hinrichtungen, welche Zauberei, Menschenopfer und sonstige alte Barbareien, wie sie hier und da wohl noch vorkommen mögen, veranlassen strengstens zu verbieten.

Nur wenn in rein internen Rechtsfällen der Eingeborenen eine Einigung nicht erzielt werden kann, oder wenn die Entscheidung der Häuptlinge angefochten wird, hat die europäische Autorität einzugreifen. Auch dann noch dürften, wie überhaupt bei jedem Rechtsfall eines Negers, die betreffenden Häuptlinge nicht gänzlich zu umgehen sein. Bestrafungen und sonstige Anordnungen der fremden Behörde werden, wenn unter sichtbarer Mithilfe der eingeborenen Autorität verhängt, viel leichter hingenommen, und den Häuptlingen wird damit Gelegenheit geboten, ihr häufig gesunkenes Ansehen wieder emporzurichten und zu lernen, auf welcher Seite ihre Stützen sich befinden.

Bei der Rechtsprechung zwischen Weißen und Schwarzen, die der europäischen Autorität vorbehalten bleiben muß, ist

Digitized by Google

dringend zu warnen vor der in den englischen Colonien eingeführten Gleichstellung beider Rassen. Gleiche Gerechtigkeit sollen auch die Neger haben, aber keine gleiche Berechtigung. Trotz aller Menschenwürde des Negers, die ich stets vertheidigen werde, ist ihm eben doch die volle Mündigkeit im europäischen Sinn abzusprechen. Er ist unmündig, nicht etwa im Sinne der dauernden Inferiorität seiner ganzen Rasse, sondern im Sinne der Unreifheit, derselben Unreifheit, die auch unsere eigenen unteren Volksschichten auszeichnet und auch diese unter dem Einfluß der unglückseligen Gleichheitsapostel ebenso anspruchsvoll als nichtsnutzig werden läßt. Außerdem kommt als rein praktischer Gesichtspunkt in Betracht, daß an der westafrikanischen Küste der Weiße im Kampf ums Dasein einer tausendfachen Majorität von Schwarzen gegenüber steht. Das wäre nicht möglich, wenn er nicht schon von vorne herein bei den Schwarzen als höheres Wesen gälte, und diese bevorzugte Stellung ihm zu entziehen, wäre Verrath an uns selbst.

Dementsprechend dürfte jeder Europäer zum mindesten jeder Faktoreivorsteher gewissermaßen als Organ der Regierung betrachtet und mit gewissen Befugnissen der Selbsthülfe ausgestattet werden. An vielen Plätzen sind wir ja schon aus Ersparnißgründen angewiesen, den jeweiligen deutschen Faktoristen oder sonstigen Deutschen zum Delegirten der Autorität zu machen.

Das Prinzip der möglichsten Nichteinmischung könnte schließlich bis zur Beibehaltung einiger sehr nützlichen Rechtsgewohnheiten gehen, wie sie sich im Verkehr der europäischen Kaufleute mit den eingeborenen Händlern allmählich fest herausgebildet haben, wenn sie auch mehr den afrikanischen als den europäischen Rechtsanschauungen entsprechen. Ich meine da namentlich das unter den Afrikanern allgemein gültige Recht des Gläubigers, den säumigen oder böswilligen Schuldner oder einen Angehörigen desselben festzunehmen, bis die betreffende Schuld bezahlt ist. Keine Maßregel der europäischen Behörde dürfte sich an Wirksamkeit mit dieser vergleichen können.

Die Justiz der gewöhnlichen Fälle wird für die Neger Strafgelder und Strafarbeit zu verhängen haben, sowie körperliche Züchtigung, die auch bei den Engländern als ersprießliches Heilmittel angewandt wird. Strafgelder sind ein allen Negerstämmen geläufiges Rechtsmittel. In den Verträgen, welche vor ungefähr zehn Jahren der englische Consul Hewett mit den Kamerun-Häuptlingen abgeschlossen hat, sind für Kriegsanstiftung Strafsummen bis zu 300 Puncherns (Fässer) Palmöl à 16 Kru, also annähernd bis zu 58,000 Mark, angedroht, wobei freilich die Frage der Eintreibung offen gelassen wurde. Admiral Knorr hat seiner Zeit für die Tödtung eines Kru-Jungen durch Daido-Leute von diesen 200 Kru (etwa 2400 Mark) ohne Schwierigkeit erhoben, und 5 Kru (60—70 Mark) wird selbst der Einzelrichter unbedenklich auferlegen können. Bei Zahlungsunfähigkeit wird für jedes Bar oder zwanzigstel Kru ein Arbeitstag zu substituiren sein, was allerdings voraussetzt, daß den Kamerunern erst die Möglichkeit benommen werde, sich das Geld auf andere billigere Weise zu ergaunern.

Das beste Arrestlokal für den Neger ist die Kette, an der er arbeiten muß. Ein europäisches Gefängniß mit geregelter Verpflegung wäre für ihn eine Annehmlichkeit, in deren Genuß ihm die bloße Freiheitsentziehung nicht besonders weh thun würde. Man erschrecke nicht vor dem Wort Kette. Auch die überhumanen Engländer bedienen sich derselben, ja sie schließen sogar Schwarze und Weiße mit ihr zusammen, was ich für einen selbstmörderischen Unsinn halte.

Die Strafgelder werden am geeignetesten zu Verbesserungen des Ortes der Erhebung, zur Anlage von Wegen und Brücken, zum Uferschutz, zu Versuchsanpflanzungen verwendet werden. In allgemeine Wohlthaten umgesetzt werden sie weniger Widerwillen erregen und das Rechtlichkeitsbewußtsein stärken. Andererseits versuche man auch die Zwangsarbeit an der Kette durch Belohnung des Fleißes mit guter Beköstigung, ja gelegentlich sogar mit Schnaps.

Um das nothwendige Ansehen unserer Rasse zu erhalten, sollten sich Negerthum und Europäerthum bloß in den Spitzen berühren. Schon aus diesem Grunde sollten sogenannte gemeine Leute nicht in größerer Zahl als unbedingt nöthig hinausgeschickt werden, und auch von unseren Weibern sollten die Neger immer nur die besten zu sehen bekommen. Nichts degradirt die weiße Hautfarbe mehr als das zeitweilige Vorkommen gewisser europäischen Frauengestalten, denen man an der Westafrikanischen Küste zum Glück allerdings nur selten begegnet. In Allem, was äußere Form und äußeren Schick anbelangt, ja selbst in Dingen des natürlichen Anstandes, sind die Neger viel feinfühliger als unsere gemeinen Leute. Aus demselben Grunde dürften Vergehen der Europäer so weit als möglich bloß mit Geldbußen zu bestrafen, in schwereren Fällen vor deutschen Gerichten abzuwandeln sein.

Alles wird man schließlich dem Neger noch beibringen können, sicherlich aber am schwierigsten das Zahlen von Steuern. Direkte Steuern in Geld und Naturalien einfach durch Verordnungen und Decrete auferlegen zu wollen, wäre ein großer Fehler. Solche leidige Erfordernisse einer staatlichen Ordnung werden aber doch mittels einiger Umschweife langsam heranzuzüchten sein. Wollte man zum Beispiel, um die Mittel zu hygienischen Verbesserungen aufzubringen, den Negern ohne Weiteres sagen: Wir müssen eine Straßenreinigung einrichten und ihr sollt dafür bezahlen, so würde man wahrscheinlich nicht viel Glück haben. Besser wird man folgendermaßen vor sie hintreten: Eure Straßen, Häuser, Höfe und Gärten sind schlecht gehalten und voller Unrath. Das können wir nicht dulden, denn das macht uns und euch krank. Ihr habt euch deshalb hinfüro der größten Sauberkeit zu befleißigen, und wenn ihr nachlässig seid, nehmen wir euch in Strafe. Erst aus der wiederholten gezwungenen Strafleistung, die nicht abschreckend hoch sein darf, wird sich dann im Lauf der Jahre eine freiwillige und regelmäßige Besteuerung zu diesem Zweck herstellen lassen.

Der Begriff „Zoll" oder „Steuer" ist ja allerdings in Afrika bereits übergenug vorhanden. Aber die mehr oder minder freiwilligen Geschenke, die man gewohnheitsgemäß an die Häuptlinge zahlt, stehen moralisch den Erpressungen durch Wegelagerei doch noch viel näher als Zöllen auf staatsrechtlicher Grundlage, obgleich auch die letzteren aus den ersteren hervorgegangen sein mögen. Scharfe Abgrenzungen der Machtbefugnisse und Bodenrechte gibt es ja in Afrika nicht. Der Boden ist frei, die Seßhaftigkeit ist nur ein längeres Rasten von Wanderungen, ein Nomadenthum mit jahrzehntelangen Unterbrechungen.

Aus diesen eben gegebenen flüchtigen Andeutungen, welche ein Nichtjurist wagte, der weiter keine Berechtigung aufzuweisen hat als die zuweilen schätzbare Unbefangenheit des Nichtwissens, möchte das Bedürfniß auch einer juristischen Afrikaforschung hervorgehen. Auf unserem bereits so vielfach kreuz und quer durchstöberten alten Erdball wird sich kaum noch ein Gegenstand von größerem allgemein menschlichem und zugleich praktischem Interesse finden lassen, als die rechtlichen und sozialpolitischen Verhältnisse der Neger, über die man allerdings nur im Inneren Afrikas Studien machen kann, weil an der Küste europäische Einflüsse schon zu lange umändernd eingewirkt haben. Besitz, Eigenthum und Bodenrechte, Schuld, Sclaverei und Erbfolge, das sind Dinge, deren Klarlegung dort umsomehr eilt, als ihre Urspünglichkeit durch das Uebergreifen der sogenannten Kultur immer mehr verzerrt wird.

Digitized by Google

Das englische Parlament und seine Wandelungen.

Von Bruno Gebhardt.

W. Maurenbrecher hat in einer akademischen Rede, welche das Verhältniß von Geschichte und Politik behandelt, darauf aufmerksam gemacht, wie der Glaube an die alleinseligmachende Kraft des Parlamentarismus nach englischem Muster durch die Arbeit der deutschen Wissenschaft zerstört worden sei, und hat dabei verdientermaßen auf die großen bahnbrechenden Werke Gneists hingewiesen, durch welche die Kenntniß und Verständniß der staatlichen Institutionen des Inselreiches in Deutschland, ja in Europa geweckt und verbreitet wurde. Seit Montesquieu den Satz aufstellte, die Engländer seien das freieste Volk, welches jemals auf Erden existirt habe, und ihr Gouvernement müsse den übrigen Völkern, die frei werden wollen, als Muster dienen, wurde dieser Satz wie ein Dogma unaufhörlich nachgebetet, und es ist noch nicht lange her, daß selbst Politiker von reifer Urtheilskraft und trefflicher historischer Bildung im Banne dieses Gedankenkreises befangen blieben und strebten. Dabei soll keineswegs geleugnet werden, daß für die Entwickelung Deutschlands das englische Vorbild von höchstem Werthe gewesen sei. Alle auf ein constitutionelles System hinzielenden Tendenzen fanden ihren Rückhalt an den englischen Zuständen und der deutsche Liberalismus seit den dreißiger Jahren sah in der Regierungsform jenes Staates sein Ideal. Nur wer überhaupt bestreitet, daß die Bestrebungen von Männern wie sie etwa im rechten Centrum der Frankfurter Nationalversammlung saßen, für die politische Erziehung des deutschen Volkes gewirkt haben, wird es tadeln, daß solange die Blicke über den Kanal hinüberschweiften voll sehnsüchtiger Hoffnungen und Wünsche; wer die Entwickelung Deutschlands und Englands und deren Stellungen im achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhundert kennt, wird nicht tadeln und sich nicht wundern. Hier Ohnmacht, Zerrissenheit, Stillstand, dort Kraft und Ansehen, Stärke und Fortschritt. Sagt doch Gneist selber in dem Werke*), dem diese Zeilen gelten, in Hinblick auf das vorige Jahrhundert: „Diese Riesengröße der Entwickelung zog naturgemäß den bewundernden Blick der civilisirten Völker auf sich, am unwiderstehlichsten in einer Zeit, in welcher freie Entwickelung der Gesellschaft weder in Frankreich noch in Deutschland noch in den Vereinigten Staaten Amerikas eine Basis zu Vergleichungen bot. Bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts stand England in der europäischen Welt als der einzige freie Großstaat den Großstaaten gegenüber, welche sich auf dem Höhepunkt des ancien régime befanden." Und weiter, „es schien als ob dieser Volksstamm von der Vorsehung dazu bestimmt sei, der europäischen Welt den Begriff des freien Staates im achtzehnten Jahrhundert zu bewahren, um ihn im neunzehnten zu einem Gemeingut der europäischen Welt zu machen. Hier war nicht wie im antiken Staate der politischen Freiheit die sociale und die persönliche geopfert. Zum ersten Male in der Geschichte war hier in einem großen Staatswesen der volle Begriff der Freiheit verwirklicht. Die sociale Freiheit d. h. die rechtliche Möglichkeit des Geringsten durch Verdienst und Talent zu Besitz und Ehren aufzusteigen. Die persönliche Freiheit, die in der Machtfülle der Staatsgewalt die Achtung vor der Person, dem Eigenthum des einzelnen, bewahrt. Die politische Freiheit als die Fähigkeit des Volks, sich seine Gesetze selbst zu geben und solche in freier Selbstverwaltung selbst auszuführen. Was einer einseitigen Anschauung als Beschränkung der Freiheit erscheinen mag, war hier in der That nur die Erfüllung ihres ganzen Inhalts, soweit die menschliche Natur ein solches Ideal zu erreichen vermag. Den cumulirten Lichtseiten entsprechen freilich auch hier gar starke Schatten."

*) Das englische Parlament in tausendjährigen Wandelungen vom neunten bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts von Rudolf Gneist. Berlin 1886.

Diese letzteren hat erst das kritische Auge des besonnenen Forschers wahrgenommen und so eine wirklich berechtigte und objective Beurtheilung des englischen Staatswesens angebahnt. Das vorliegende hochbedeutsame Werk ist zugleich eine Zusammenfassung der früheren, nur für den Gelehrten berechneten Bücher und eine Ergänzung zu denselben, und es ist ein Genuß an der Hand des kundigsten Führers, die Geschichte, Verwaltung und Verfassung des stammverwandten Volkes kennen zu lernen. Dabei ist es so concis gefaßt, daß es schwer wird Einiges zu geben, wenn man nicht Alles geben kann. Es zieht in meisterhafter Darstellung alle nur irgendwie zum Verständniß des Ganzen nothwendigen Verhältnisse mit hinein, so daß Jedem, der für Politik und Geschichte Sinn hat, die Lectüre Genuß bereiten, Belehrung bieten wird.

Mit dem Wendepunkte des neunten Jahrhunderts setzt der Verfasser in seinen Ausführungen ein und betrachtet das allmähliche Herauswachsen des angelsächsischen Königsthums und seine Grundlagen im Heer- und Gerichtswesen und in der Kirche. Aus der Gliederung dieser in altgermanischer Weise bestehenden Institutionen ergeben sich die Ständeverhältnisse, auf denen die Landesversammlungen beruhen. „In erkennbaren Umrissen scheiden sich drei Klassen: Großthane, Grafschaftsthane und Gemeinfreie, die letzteren durch Reste alter Volksfreiheit noch geschieden von dienenden Leuten unfreier Geburt. Immer durchgreifender schichtet sich das Volk in Herrschende und Abhängige (eorls und ceorls), Volksgenossen und Schutzgenossen! Die Grundlage sind die Versammlungen des Gesammtvolkes, die Witenagmôtes, die der König beruft, und in denen Rechts-, Staats- und Kirchensachen verhandelt wurden. Aber analog den ähnlichen Verhältnissen in Deutschland verringerte sich die Zahl der Theilnehmer an den Zusammenkünften, und es bildete sich allmählich ein fester Kern von Würdenträgern und Großgrundbesitzern, die erschienen. Dabei ist festzuhalten, daß das Recht der Theilnahme allen Freien zustand und auch nie bestritten wurde; nur eine Art stillschweigender freiwilliger Verzichtleistung, bedingt durch die erheblichen Kosten und schwierigen Umstände einer Fahrt zur Versammlung, überließ die Vertretung den „durch Alter, Geschlecht, Kriegsruhm oder Beredsamkeit Ausgezeichneten."

Eine gänzliche Umwandlung in allen Verhältnissen des Staatslebens brachte die Normannenherrschaft, die centralistisch die Hoheit des Königs in Krieg und Frieden, über Polizei und Gericht, über die Finanzen und kirchlichen Angelegenheiten erhob.

Die curia regis in ihren verschiedenen Competenzen wurde der Mittelpunkt der Staatsgewalten, und die ebenfalls mit diesem Namen bezeichneten Hoftage besaßen keines der Rechte, mit denen die Witenagmôtes ausgestattet waren. Im ersten Jahrhundert der anglonormannischen Zeit gab es keine beschließenden Landesversammlungen mit verfassungsmäßigen Rechten und mit der Verdrängung des germanischen Elementes waren auch die freien germanischen Institutionen untergegangen. Der Rückschlag gegen dieses absolute Königsthum trat unter Johann ohne Land ein; gegen ihn erhob sich der Clerus, das kriegerische Vasallenthum, die nicht lehnsdienstpflichtigen Freisassen und Städte in Opposition, die durch die bereits eingetretene Verschmelzung der beiden Nationalitäten an Kraft gewann und eine Formulirung ihrer Rechte gegenüber der Krone in der Magna Charta erlangte. Der Kirche sicherte sie Freiheit in allen Wahlen mit nur geringem Vorbehalt zu, der freie Mann erhielt wieder die Zusicherung, nur durch das Gericht seiner Rechtsgenossen und nach Landesrecht abgeurtheilt zu werden, Polizeigewalt und Finanzhoheit wurden beschränkt. Dagegen ist von den „heute sogenannten parlamentarischen Rechten" wie Zustimmung zu königlichen Verordnungen, zur Ausschreibung von Steuern, Festsetzung periodischer Versammlungen mit keinem Worte die Rede, und das Widerstandscomité der Barone, das über die Nichtverletzung der Charta wachen sollte, hat nicht das geringste von einer parlamentarischen Versammlung. Die Magna Charta ist nicht die Grundlage des formellen englischen Verfassungsrechtes, aber „sie enthält bereits die größten Züge der englischen Staatsentwickelung", die ihren Rückhalt in der

Digitized by Google

politischen Interessengemeinsamkeit von Adel, Clerus und Volk findet. Erst aus den schweren Kämpfen der langen und wechselvollen Regierung Heinrichs III. erlangen die Kronvasallen das Zustimmungsrecht zur Ausschreibung gewisser Steuern und maßgebende Theilnahme an dem Erlaß königlicher Verordnungen, aber der mannigfache Mißbrauch der erlangten Macht durch die selbstbewußte Baronie zwingt die Krone, ihre Stütze in einer breiteren Vertretung der besitzenden Klassen zu suchen, und der erste, wenn auch noch schüchterne Anfang des House of Commons ist in dem Präcedenzfall vom Jahre 1265 vorhanden, daß Abgeordnete der Grafschaften und Städte zur Berathung von Reichsangelegenheiten geladen werden.

Mit dem Regierungsantritt des großen Eduard I. beginnt eine der folgenreichsten Epochen der englischen Geschichte, eine Zeit, in der die Keime zur Blüthe gediehen und reiften. Aus diesem „aufsteigenden Jahrhundert" datirt das der staatlichen Entwicklung Englands eigenthümliche Moment, das den Kitt des ganzen Baues bildete, das Selfgovernement. Sein Wesen liegt in der „Verbindung aller Functionen der Landesverwaltung mit den vorhandenen größeren Communalverbänden". Die Annäherung an diese hatte als Reaction gegen die Adelsherrschaft stattgefunden; erweitert, vertieft, umfassender gestaltet, in steter Entwickelung vordringend bildete diese neue Tendenz alle Verhältnisse um und ließ ein Staatswesen entstehen, auf breiter Grundlage erbaut, das im Fortgange das Staunen und die Bewunderung der kundigeren Nachwelt erweckte. Weit mehr als durch das Parlament ist durch das Selfgovernement England stark und groß geworden; dieses ist das Palladium seiner Freiheit und der Hort seiner Macht geblieben, dieses Fundament und Gerüst des Staatsbaues. In dieses fügte sich als ein Baustein zu anderen Bausteinen ein periodischer Reichsrath, das magnum concilium der Prälaten und Barone. Unter Eduard I. überwog seine Stellung als höchster Gerichtshof; das wichtige Recht der Steuernbewilligung mußte es bald mit Vertretern der Communen theilen, die schließlich weitere Befugnisse erlangten und den Grundstock des Unterhauses bilden, das am Ausgang dieser Epoche 74 Vertreter der 37 Grafschaften und 200 Abgeordnete aus den Städten umschließt.

Für diesen wohlgefügten staatlichen Organismus sollte bald die Probezeit erscheinen. Die furchtbaren Kämpfe der beiden Rosen brachen über das Land herein und erschütterten es in seinen Grundfesten, aber dem Blick des zurückschauenden Historikers ergiebt sich als Resumé, daß nach dem Selbstmord der großen Baronie der gewinnende Theil das Haus der Gemeinen blieb, und daß das durch das Selfgovernement gestaltete Verhältniß der Stände unberührt aus dem Sturm jener Zeit hervorging. Das nun folgende Tudor-Regiment zeigte das kundigste Verständniß für die Fortentwickelung der Grafschafts- und Ortsverfassungen als der sicheren Basis der ganzen Monarchie und im Zusammenhang mit der Reformation tritt die wichtige Ausbildung der Verfassung des Kirchspiels hinzu, „durch welche auch den Mittelständen eine lebendige Betheiligung am Gemeindeleben und eine festere Organisation gegeben wird." An der Spitze der Verwaltung steht in dieser Epoche das Privy Council als die vom König abhängige Staatsregierung, sehr in seiner Macht geschwächt ist das Oberhaus der Prälaten und Barone, während das Haus der Gemeinen innerlich gekräftigt in der Gesetzgebung, Steuerbewilligung und Aufsicht über die Verwaltung sein verfassungsmäßiges Recht bewahrt hat.

Wir können die Schwankungen im Jahrhundert der Revolutionen und Restaurationen nicht im Einzelnen verfolgen; das Schlußurtheil unseres Autors lautet am Ende der Schilderung dieser furchtbaren und umwälzenden Ereignisse tröstlich und verheißend: „Die ständischen Grundlagen dieses Staatswesens waren so unabänderlich gelegt, daß die Gewaltthätigkeiten Karls I. und Jacobs II., die Gewaltthätigkeiten Cromwells und der Puritaner, zwei royalistische, eine republikanische und eine ständische Revolution äußerlich spurlos daran vorübergegangen sind." Wohl war das Parlament nur ein Spielball in der Hand der Machthaber gewesen, aber die Grundlagen, auf denen es beruhte, aus denen es seine Kraft zog, waren geblieben und die friedliche Revolution legte von Neuem den Schwerpunkt der Staatsgewalt in seine Hände. Denn wenn auch vom Ausgang Jacobs II. an bis auf den heutigen Tag das Königthum die Quelle derselben ist, ihre Schranke bleibt das Gericht, der höchste Regulator das Gesetz, das nur durch das Parlament und mit dem Parlament festgestellt werden kann.

Das Jahr 1688 hat die Machtverhältnisse der Krone zu Gunsten des Parlamentes verschoben, „auf den King in Parliament gehen nunmehr alle diejenigen Gewalten über, welche dem King in Council entfallen sind, d. h. die zeitigen Minister der Krone bedürfen jetzt der Zustimmung des Parlamentes in einer langen Reihe von Fällen, welche ehedem im königlichen Rathe selbstständig erledigt wurden." Und in noch weiterer Verschiebung wurde „das Parlament, anstatt die Staatsgewalt zu controliren und Minister zur Verantwortung zu ziehen, in wachsendem Maße selbst regierender Körper," die Führer der Majorität des Unterhauses wurden die verantwortlichen Minister. Jetzt auch trat die Bildung der zwei Parteien ein, der Whigs mit ihrer Devise Resistance, der Tories mit ihrem Schlagwort Church and Crown; jetzt fixirte sich ein stets fortschreitendes Juristenrecht, ein Juristenstand, aus dem die Richter hervorgingen; jetzt erhielt die Praxis der Parlamentsregierung unter der Beschäftigung mit großen Fragen innerer und äußerer Politik ihre Gestaltung. Die Schattenseiten dieser Regierungsform traten erst im neunzehnten Jahrhundert zu Tage, und sie liegen darin, daß Wesen und Kern derselben aristokratisch ist; sie ist auf den regierenden Theil des Volkes zugeschnitten, während der regierte unter furchtbaren Lasten seufzt. „Vernachlässigung, Armuth und Entsittlichung fallen in der Pyramide des gesellschaftlichen Baues in die breitesten Schichten nach unten." Die große Revolution und ihre Nachfolgerinnen gingen an England glücklich vorüber, aber der Fortschritt der Zeit verlangte seine Concessionen. Die Katholikenemancipation, die Reformbill von 1832, die zweite von 1867 und endlich die dritte von 1884/85 haben mannigfache Veränderungen nach sich gezogen, aber trotzalledem sieht Gneist in seinem Schlußworte sehr trübe in die Zukunft, die dem englischen Volke schwere Kämpfe bringen wird. Aus der Tiefe steigen drohende Gewalten auf, die Gesellschaft ist in einer Zersetzung und Umbildung begriffen, die die alten Formen sprengen wird, und eine „wunderbare Ahnungslosigkeit der besitzenden Klassen" vergrößert die nahende Gefahr. Nur der Blick auf „die ganze Vergangenheit dieses Staates, wie sie als Schöpfung des sittlichen und rechtlichen Bewußtseins der Nation in tausendjähriger Entwickelung vor uns liegt," läßt ihn hoffen, „daß diese Nation die bevorstehenden Stürme bestehen und die Bausteine zum Wiederaufbau ihres freien Staatswesens in der eigenen Vergangenheit finden wird, ebenso wie die deutsche Nation, deren latente Kraft jederzeit in dem Zellensystem der communae gelegen hat."

Literatur und Kunst.

Interjectionen.

Von Rudolf Kleinpaul.

II.

Wenn der ursprüngliche Naturlaut Wehe! zu Weherufen über zweite und dritte Personen verwendet wird, so ist der freiere Gebrauch desselben wenigstens von der Interjection ausgegangen; es kann aber auch vorkommen, daß ein und derselbe Laut bald Interjection, bald Nicht-Interjection ist und beide Ausdrücke gar nicht unter einander zusammenhängen. Die Interjectionen dienen zu Ausrufen, nicht zu Anrufungen oder Zurufen — per exclamationen interjiciuntur. Der Zuruf will gehört und verstanden sein; der Ausruf ist sich Selbst-

Digitized by Google

zweck, er erfolgt unbewußt und unwillkürlich und ist für den Beobachter nur lehrreich als ein Naturereigniß. Nun nehme man aber einmal den Vokal O. Ihn stoßen wir bald im Affect hervor, bei der Verwunderung, in der Freude, im Zorne und im Schmerze, indem wir die Hände ringen; der gebrochene Othello wiederholt ihn dreimal:

O, Desdemona, Desdemona, todt?
Todt? O! O! O! —

Ein andermal ist das O Zeichen des Vocativs, wir verbinden es mit dem Namen, um die Anrede zu verstärken und gleichsam an die Thüre des Verstandes anzupochen, wie wir zu demselben Zwecke He! brauchen und wie die alten Römer Heus! riefen: Heus! heus! Syre! — dies ist zum Beispiel der Fall, wenn Benjamin Schmolck singt:

O, Mensch, gedenk an's Ende!

Beide Bedeutungen, Ausruf und Zuruf, sind nun offenbar streng auseinanderzuhalten, was schon die Engländer einsahen, die das O! als Empfindungslaut lieber Oh! schreiben wollten; die Sache ist nur nicht so leicht als sie aussieht. Daß ein O! durch die ausdrückliche Beziehung auf das Ich zur Interjection gestempelt wird, leuchtet ein; wenn ich sage: O, ich Aermster! oder wenn Lenore zu ihrer Mutter sagt:

O, Mutter, Mutter, hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen,
O weh, o weh mir Armen! —

so sind das wahre Empfindungslaute. Aber ist es nun so, daß jedesmal die Verbindung des O mit dem Namen einer anderen Person bewiese, das O sei Vokativzeichen und keine Interjection? — Weitgefehlt; schon bei „O, Desdemona" und bei „O, Mutter, Mutter" läßt sich über den Sinn des Vokales streiten. Es ist dem Menschen eine fromme Gepflogenheit, in seinem Schmerz das höchste Wesen anzurufen — Gott soll gleichsam Zeuge des erduldeten Wehes sein, Gott soll helfen, Gott soll rächen — Gott oder der Himmel oder der Heiland oder die heilige Mutter Gottes. O, Gott! heißt es, oh, Dio! O, Lord!, O, Himmel! O, Heavens! O, Heiland! O, Jesus! und so weiter. Gleichwohl ist die Anrufung in solchen Fällen keine directe, wie man schon daraus abnehmen kann, daß statt O! auch Ach! eintreten, anderseits das O! ganz fehlen darf; es heißt wohl ebenso oft: Mein Gott! Gott im Himmel! Allmächtiger Gott! Mon Dieu! Dio mio! Herr Jeses, Herr Jeses! Corpo di Cristo! Madonna santa! Maria santissima! und so weiter. Zum mindesten hat sich nachträglich der anrufende Charakter dieser Phrasen erheblich abgeschwächt, so daß sie gleich den Formeln des Schwurs, des Fluchs und der Verwünschung geradezu die Stelle von Interjectionen vertreten müssen und per exclamationem interjiciuntur. Dann dürfte aber auch das vorgesetzte O! kein Vokativzeichen, sondern ein echter Naturlaut sein, der durch die nachgesetzten Begriffe nur eine formelhafte Erweiterung erführe.

Darf man denn aber etwa Flüche und Schwüre selbst als Interjectionen gelten lassen? — Daß sie die Function von solchen erfüllen, häufig erfüllen, ist zweifellos. Man hat den Fluch: Hol mich der Teufel! das Soldatengebet genannt; nun, wenn der deutsche Soldat: Hol mich der Teufel! oder Potzhunderttausend-Sack-voll-Enten! ruft, der Franzose Morbleu!, der Spanier Caramba!, der Nordamerikaner By the living Jingo! schwört, so macht sich damit für gewöhnlich nur eine lebhafte, oft ganz unschuldige Empfindung, die Verwunderung, die Ungeduld, der Aerger damit Luft. Und diese seltsamen Formeln eignen sich zu besagtem Zwecke um so mehr, als sie nicht nur freiwillig, durch die mechanische Verwitterung der Sprache, zu völlig unverständlichen, formlosen Klumpen zusammenballen, sondern auch gar gern absichtlich verstümmelt und verdunkelt werden, indem das Volk vor dem unfrommen Ausdruck scheut und den Namen Gottes, wie den des Teufels verkleidet und verhüllt. Aus Jesus! wird Jemine!, aus Sacré nom de Dieu! Sackerlot!, aus Teufel! der Deixel! und aus Valant! Velten! gemacht, wenn man nicht gar Geier! und Kuckuck! dafür braucht. Statt Himmeldonnerwetter! bringt der deutsche Handwerker ein Himmel-Donnerstag-und-Freitag! oder ein Himmel-Hagel-Regenschauer! hervor; das „Potz" in Potztausend! ist angeblich der Genitiv von „Bock". Sothane Verkleidung geht durch alle Sprachen, durch die deutsche so gut wie durch die französische und die italienische. So ist das französische Morbleu! soviel wie Mort de Dieu!, Parbleu! soviel wie Par Dieu!, Jarnibleu! soviel wie Je renie Dieu, ich verleugne Gott. Jarnidieu! sagten sonst die Franzosen in der Hitze sehr gewöhnlich, auch Heinrich IV bediente sich dieses Schwurs, und es ist bekannt, daß er, weil ihm der Jesuitenpater Coton, sein Beichtvater, darob Vorwürfe machte und ihm sagte, er möge ihn lieber selber verleugnen, das Wort Jarnicoton! einführte. Aus Diable! macht der Franzose Diantre!, und die Lieblingsphrasen der Gascogner: Sandis! und Cadédis! beruhen auf Sang Dis! Blut Gottes, und Cap de Dis! Haupt Gottes. Der Italiener, der diese Art zu verdrehen als Jonadattico bezeichnet, ist nicht minder reich an interjectionalen Formeln von schwer zu errathender Herkunft. Er verwandelt Per Dio! in Perdinci!, Cospetto di Dio! oder bloß Cospetto! d. i. Anblick Gottes! in Caspita!, eine namentlich in Neapel gehörte, zugleich spanische Interjection; Diavolo! in Diamine! oder Diascolo! oder Diascuci!, Accidenti!, eigentlich ti colga un accidente!, d. i. dich treffe ein Unglück! oder Dio ti mandi un accidente! d. i. Gottschicke dir ein Unglück!, in: Acciderba! und so weiter. Der Römer hat ganz eigene, gottlose Flüche, zu deren Verständniß weiter nichts als die Bekanntschaft mit der schlechten Bedeutung der Ableitungssilbe -accio gehört. Er bringt es fertig zu sagen: Per Cristo l'ammazzo! Bei Christus, ich schlage ihn todt! und dabei noch per Cristo in per Cristaccio! zu verhunzen; er schwört kraß: Pei mortacci tuoi! Bei deinen (schlechten) Todten! — was an den Fluch der Südseeinsulaner erinnert: Grabe deines Vaters Gebeine aus zur Suppe! oder: Schmore deinen Großvater, und seine Hirnschale sei dein Imbiß! — Nun, wenn über die Bedeutung der Worte der gegenwärtige Zweck und der Gebrauch entscheidet, so sind diese Floskeln der menschlichen Rede, deren Reichthum man nie erschöpfen und deren Ursprung man nur in gewissen, gutartigen Fällen errathen kann, sicherlich Interjectionen, wie unser O! und Ach!, ja, volltönende, kräftige Interjectionen. Wenn es aber auf den ersten Sinn des Ausdrucks ankommt, so weit wir ihn eben bloszulegen im Stande sind, so erhebt ihn gerade dieser Sinn, der einer bloßen Interjection niemals innewohnt, über das Gebiet mechanischer Reflexbewegungen. Und wir müssen bedenken, daß, wollte man alles, was im Sturme des Gefühls von Sätzen und Phrasen zwischen die Rede eingeschoben wird, zu den Interjectionen rechnen, das Gebiet der letzteren gar unendlich wäre.

Man mißbraucht vielfach den Begriff Interjection. Es sieht bald so aus, als ob die Grammatiker und die Lexikographen jedes kleine, außergewöhnliche Wörtchen, mit dem sie nichts anzufangen wissen, aufs Gerathewohl zu den Interjectionen geschlagen hätten. Hü! Interjection. Hott! Interjection. Heda! Interjection. Pst! Interjection. Putt, putt! Interjection. Aber, den Teufel auch! was hat das mit Interjectionen zu thun, wenn ich den Tauben oder den Hühnern Putt, putt! mache? Lockrufe und andere Weisungen, wie wir sie namentlich den Thieren angedeihen lassen und die bewußte, absichtlich hervorgebrachte und geschickt formulirte Willensäußerungen darstellen, darf man doch nicht mit Natur- und Empfindungslauten in einen Topf zusammenwerfen. Wenn wir auf der Hetzjagd Tai! oder Wallo! rufen — wenn der Fuhrmann seine Pferde mit Hü! antreibt und mit Brr! oder Oho! anhält: so ist das doch von einem Haha! oder Eiei! himmelweit verschieden. Oder sind etwa diese Zurufe von Haus aus Interjectionen, die nun in befehlendem Tone reproducirt werden? Wer eine bittere Arznei genießt, schneidet Grimassen und schüttelt sich mit einem Brrr! — Vielleicht, daß er damit instinctiv gegen den bitteren Trank ankämpfen und ihm gleichsam Stillstand gebieten will; und daß der Fuhrmann diesen Naturlaut verwerthet, indem

Digitized by Google

er zu seinen Pferden Brr! sagt? Die Erklärung dürfte im vorliegenden Fall wohl zutreffen, aber ich zweifle, daß sie für gewöhnlich zulässig sei. Die Befehle, welche wir den Thieren geben, scheinen der eigentlichen Begriffssprache viel näher zu stehen als der Sprache ohne Worte, zu der wir die Interjectionen zählen — abgesehen davon, daß eine Interjection, die zu einer bewußten Mittheilung benutzt würde, strenggenommen aufhören würde, eine Interjection zu sein. Wir verstehen nur die Etymologie jener Befehle nicht. Hott! bedeutet in der Fuhrmannssprache Rechts!, Har! und Wist! ist soviel wie Links!; der Franzose ruft, wenn die Pferde rechts gehen sollen, Hue! oder noch häufiger Huhaut!, denn Hue!, offenbar identisch mit unserem Hü!, dient auch im Allgemeinen dazu, die Pferde anzutreiben; wenn die Pferde links gehen sollen, ruft der französische Fuhrmann Dia! — Daher heißt es in Frankreich von zwei Personen, die sich gegenseitig zuwiderhandeln, sprichwörtlich: l'un tire à hue et l'autre à dia. Aber gewiß wurzeln diese Wörtchen ebensogut im Boden der indogermanischen Sprachen wie das Sta bos! der Auvergnaten darin wurzelt: mit diesem Zuruf halten sie, wenn sie mit dem südlichen räderlosen Pflug, der kaum das Erdreich ritzt, die schweren Schollen bearbeiten, ihre langsamen Ochsen an. Die Auvergnaten verstehen ihn selbst nicht: ist er deshalb nicht lateinisch? Steh, Ochse, steh! —

Und wenn wir unserem bellenden Hunde mit Kusch! Kusch dich! Schweigen auferlegen, ist das nicht französisch? Allez vous coucher! Lege dich nieder! — Ich empfehle es der sprachreinigenden Gesellschaft, diesen charakteristischen Rest eines französischen Fremdwortes auszumerzen.

Unsere Landleute haben eine Menge interessanter Lock- und Scheuchrufe für die Hausthiere, Schweine, Ziegen, Gänse, Hühner, Tauben u. s. w.; sie gehören einer eigenen Sprache an, die sich zwischen Menschen und Thieren entwickelt hat und die sich im Allgemeinen der Berechnung ganz entzieht. Wir rufen die Katze Miez! — die englische und auch die schweizer Katze bleibt gegen den Ruf Miez! gleichgültig, sie will Puss! (Büsi) angeredet sein, was bei uns ein Hundename ist, und die französische Minet! In Bayern rufen sie die Schweine Suki!, in der Niederlausitz Tschinka! — Tauben und Hühner werden mit Putt! Putt!, die letzteren auch mit Bile! Bile! gelockt; die Italienerin ruft den Hühnern, wenn sie ihnen Futter geben will, zu: Bille! Bille! Billi! Billi! Curra! Curra! — Wer z. B. in der Umgegend von Dresden eine Herde Gänse gesehen hat, der wird beobachtet haben, daß die böhmischen Hirten sie mit Hussa! Hussa! oder Husche! Husche! dirigiren. Aber in einzelnen Fällen läßt sich doch eine Etymologie mit Wahrscheinlichkeit ermitteln, eben der Lockruf für die Gänse ist in dieser Beziehung schlagend. Wie es scheint, ist sothane Sprache doch nicht durch eine Art Compromiß zwischen Menschen und Thieren zu Stande gekommen, sondern wir muthen den Thieren zu, unsere menschliche Sprache zu erlernen. Es muß Jedem auffallen, daß die Lockrufe zugleich geläufige Namen der Thiere sind. Und wir dürfen vermuthen, daß wir die Thiere einfach mit ihrem Namen locken, mit anderen Worten, daß es besondere Lockrufe gar nicht giebt. Die Gans heißt auf böhmisch, wie Jedermann von dem Reformator Johannes Huß her weiß, Husa oder Hus; wenn die Böhmen also Hussa! Hussa! rufen, so ist das geradeso als ob sie Gänse! Gänse! riefen. Wir locken die Tauben nicht nur mit Putt! Putt!, sie heißen auch selber „Puttchen", wie die Katze selber „Mieze" heißt. Die Ente heißt auf italienisch Anatra oder Anitra: deshalb lockt also die Hausfrau in Italien ihre Enten mit Ani! Ani! oder mit Ane! Ane! oder (wie bei Nanna = Anna, ein N vorschlagend) mit Nane! Nane! — Die Ziege nennt man in Ober- und Mitteldeutschland nicht bloß Geiß, sondern auch Heppe; Heppe! oder Hep! ist zugleich Lockruf für die Ziegen. Wenn den Juden spottweise Hep! Hep! zugerufen wird, so geschieht es um ihres Ziegenbartes willen. In Italien rufen die Bauern die Ziege Ciocia!, ein durch die Ziegenhirten in den südlichen Theilen des alten Kirchenstaates, die sogenannten Ciociari, bekanntes Wort; vielleicht bedeutet es ursprünglich die junge Ziege, das Zicklein, welches noch am Euter saugt oder zutscht (cioccia), wenigstens weisen viele verwandte Ausdrücke darauf hin. Und so kann man auch den erwähnten bayrischen Lockruf für die Schweine: Suki! Suki! als einen deutlichen Ueberrest des althochdeutschen Sû = Sau, lateinisch Sus, betrachten.

Wenn wir aber mit den Thieren niemals in Interjectionen reden, so mit den Menschen erst recht nicht. Was reden! In Interjectionen reden ist ein vollkommener Widerspruch, weil jede Rede die Absicht der Mittheilung voraussetzt; so oft eine solche vorliegt, hat man es mit dem bewußten Willen, nicht mit der Natur zu schaffen. Anstatt die merkwürdigen Wortkörperchen, mit denen wir uns untereinander etwas zu verstehen geben, als Naturlaute abzuthun, ziemte es sich wohl ihre Beziehung zu den ältesten Sprachwurzeln zu beleuchten. Die Wörtchen Holla! und Hallo! dienen uns dazu, die Aufmerksamkeit zu erregen, uns zu melden und Entfernten zuzurufen. Wir pochen an eine Thüre an und rufen: Holla, Holla! thu auf mein Kind! Hallo! ist Niemand hier? — Der thüringer Bauer pflegt sich vor einer Thür mit Halâ! zu melden. Wir stehen am Ufer eines Flusses und wollen übergesetzt sein; wir rufen: Hallo, hallo! Hol über! Schon im Mittelalter rief man dem Fährmann am andern Ufer zu: Hola, Ferg! Hol über! — Holla! und Hallo! sind überhaupt Mittel, die Leute herbei zu rufen und unsere Gegenwart kundzuthun; es sind Mittel, ein Halloh, d. h. ein Getümmel oder ein Geschrei zu machen, dieses Substantivum ist aus dem Rufe Hallo! genau so hervorgegangen, wie das Substantivum Lärm aus dem Ruf: All'arme! Zu den Waffen! Alarm! — Erst daraus entspringt die warnende Bedeutung, die beide Rufe gelegentlich haben können: sie enthalten die Aufforderung aufzupassen und sich vorzusehen. Hallo! sagte Jener und rutschte auf dem Eise aus. Diese Rufe haben nun nicht bloß wir, sondern auch die Engländer und Franzosen: das französische Holla! ist Holà!, das englische Hallo ist Halloo! — Wenn zur See ein Schiff angerufen wird, ist bei den Engländern die gewöhnliche Antwort: Hollo! — Woher nun diese beiden allgemein gebräuchlichen Rufe, die offenbar zusammen gehören? — Weigand hält Holla! für französisch und das -la für identisch mit dem französischen là, dort, sodaß französisch holà! unserem Heda! entsprechen würde; in diesem Falle hätte man die Silben He! Ho! und Ha!, die in der That als selbständige Zurufe gang und gäbe sind, gleichsam als absichtlich hervorgebrachte Geräusche zu betrachten; sie enthielten weiter nichts als eine Art sprachliche Reveille, für welche der Hauchlaut charakteristisch scheint. Er findet sich auch an dem obenerwähnten Heus! der Römer; ja man könnte etwa vermuthen, daß das anrufende O!, welches durch alle Sprachen geht, ursprünglich mit unserem Ho! identisch und der schon in der Augusteischen Zeit schwankende, im Romanischen fast allgemein erloschene Buchstabe H nur frühe verloren gegangen sei, wie er in dem italienischen Olà! = Holla! verloren gegangen ist. Grimm meint dagegen, der Auslaut von Holla! und Hala! repräsentire jene mittelhochdeutsche Partikel â, die sich an laut ausgerufene Wörter, Imperative sowohl als Substantive und Partikeln, hänge und sie dadurch sinnlich zu Interjectionen stempele; die erste Silbe Hol aber sei mit dem Zeitwort holen identisch, welches eigentlich „erschallen lassen", „rufen", „herbeirufen" bedeute, etymologisch gleich καλεῖν, lateinisch calare. Mir ist es allerdings wahrscheinlich, daß nicht Holla! von holen, sondern umgekehrt holen von Holla! kommt und daß holen bedeutet „Holla! machen" oder „Hallo! machen", gerade so wie das französische haler, Hunde hetzen, auf Hallo! zurückgeht; oder wie das Zeitwort hissen von dem Rufe Hissa! kommt, den man beim Aufziehen des Segels oder des Gepäcks auf schwedischen, italienischen, französischen, griechischen, ägyptischen und deutschen Schiffen hört.

Wenn uns demnach hier der begriffliche Gehalt des Rufes vorderhand noch zweifelhaft erscheint, so berührt sich dagegen der kleine Befehl andere Male an sich selbst aufs innigste mit wirklichen und weitverzweigten Wurzeln. Bei ungehörigem Lärm im Theater machen wir Pst! oder St!, während der Franzose mit Chut!, der Spanier mit Chiton!, der Italiener

Digitized by Google

mit Zitto! Silentium gebietet; die deutschen Formen scheinen die ursprünglichen zu sein, denn die alten Römer riefen wie wir: St, st, tacete!, und wahrscheinlich sind die Zurufe der altgriechischen Hirten an ihr Vieh; σίττα oder ψίττα, die man jetzt noch hören kann, von Haus aus Scheucherufe. Wesentlich ist offenbar der Doppelconsonant ST, und ich frage, ob er nicht deutlich an die indogermanische Wurzel STA anklingt, welche „stehen" bedeutet und eben in unserem deutschen „stehen" steckt? Unsere Vorfahren sagten nicht „stehen", sondern „stân", dieses Verbum hat erst unter dem Einfluß des Zeitworts „gehen" seine Lautgestalt geändert. Wie die Wurzel I gehen und SAD sitzen bedeutet, so bedeutet also die Wurzel STA stehen, und die Wahl dieser Laute scheint mir keine unglückliche gewesen zu sein, denn wird nicht in STA die Dauer des S durch die Tenuis T gewissermaßen angehalten und in ihrem Laufe gehemmt? Das englische Stop!, das man vergleichen kann, verdankt doch seine allgemeine Verbreitung sicherlich seiner treffenden Nachahmung. Kurz, in der Lautverbindung ST, voller PST, liegt für das Ohr etwas Hemmendes, Stillstandgebietendes, und diesen Begriff des Stillstehens malen wir ebensowohl, wenn wir mit einem St! zur Ruhe mahnen, als wenn wir auf deutsch sagen: meine Uhr steht.

Pst! höre ich rufen. St, st, tacete! Wollt Ihr hier über den Ursprung der Sprache philosophiren? Ehe wir Euch in dieses Labyrinth folgen, möchten wir erst wissen, wie wir wieder herauskommen! Ohe, jam satis est! — Verzeihung, meine Herren. Es war nur so hingeworfen. Es war nur eine Interjection in meiner Rede über den Fluß des weinenden Philosophen. Ich wünsche dem geneigten Leser statt dessen nur Interjectionen der Freude und schließe mit der spanischen Interjeccion: Ojalá! Wollte Gott! —

Literarische Plaudereien.

Von Hieronymus Lorm.

Je ärmer eine Zeit an großen Kunstwerken ist, um so reicher pflegt sie an Kunsttheorien zu sein. Es wird immer von Neuem der Versuch gemacht, mittelst der letzteren zu erzeugen, was naturgemäß hervorzubringen nicht möglich ist, wenn die Genies dazu fehlen. Die Forderung, daß Kunstwerke eine bestimmte Richtung der Zeit vertreten sollen, ist nur eine Umschreibung der Klage, daß es einer Zeit an Kunstwerken überhaupt mangelt.

Gegenwärtig sucht man die geringe Bedeutung der meisten neuen Literaturwerke durch die Forderung zu ersetzen, die man an sie stellt, indem man die Literatur einer künstlichen Theilung in realistische und idealistische Dichtkunst unterwirft. Wer hätte gedacht, daß der Realismus, einst, im Zeitalter der Scholastik, der Angelpunkt, um den sich die tiefsinnigste metaphysische Untersuchung drehte, der dunkle Punkt im menschlichen Bewußtsein, welchen aufzuhellen die energischsten Geister jener Zeit bewunderungswürdige Anstrengungen machten; wer hätte gedacht, daß dieser Realismus in unseren Tagen einen so platten Sinn bekommen könnte, um nicht mehr als Gegensatz zum Nominalismus die Wirklichkeit der Ideen (universalia ante rem), sondern die Wirklichkeit der ledernen Hosen vertreten zu müssen!

Nie hat es einen so überflüssigen Streit gegeben, als es der zwischen Realismus und Idealismus in der modernen Kritik ist, ein Streit, der schon deshalb die Theilnahme der Denkenden ausschließen muß, weil er kein Resultat haben kann, das dem Geist wichtig wäre, ein Streit, dem es an dem Einzigen fehlt, was ihn fruchtbringend machen könnte: an Principien. Daß die Schlagwörter, die man zu Principien aufbläht, nur mit tönender Luft gefüllte Blasen sind, davon überzeugt man sich in der Betrachtung eines jeden anerkannten Kunstwerkes, das als solches bildenden Einfluß auf die Menschheit gehabt hat. Man beurtheile eine vollendete griechische Statue, ein Bild Rafael's, eine Dichtung Goethe's: alle wahren Kunstwerke sind in dem Maße sowohl realistisch, als idealistisch, daß sie sich von jedem dieser beiden Gesichtspunkte mit Ausschluß des andern bewundern lassen, während sie doch aufhören würden, bewunderungswürdig zu sein, sobald nur Einem jener Standpunkte allein gerecht zu werden ihre Tendenz wäre. Geheimnißvoll aber, wie es das Vermögen des Genießenden ist, in seiner Anschauung das Reale und Ideale am Kunstwerk gleichzeitig zu einer und derselben Wirkung zu verbinden, ist auch der Punkt im Kunstwerk selbst, wo beide Bestimmungen sich vereinigen und scheiden zugleich. Dieser Punkt umschließt das Entstehen des Kunstwerks, und so tief wie die Natur das Entstehen des Embryo's dem Naturforscher verschleiert, bleibt er der Wissenschaft des Schönen verborgen. Sie kann aus ihm, der nur in seiner Wirkung erkennbar ist, keine Gesetze für künftige Kunstwerke ableiten. Er ist nicht durch Regeln zu entwickeln, er ist das Wunder, denn er ist die Begabung des Dichters, des Künstlers, und diesem selbst so unerklärbar wie der Wissenschaft.

Unsere modernen Literaturhistoriker und Aesthetiker jedoch scheinen von der Ansicht auszugehen, in der Kunst wäre das Verfahren des Gärtners, des Landwirths anwendbar, und man könnte, wenn man das Pfropfen, Inoculiren und die Kreuzungen nach gewissen Gesetzen der Erfahrung geschehen läßt, eine bestimmte Art, eine besondere Race von Kunstwerken hervorbringen. Wir meinen hingegen, daß die Literaturgeschichte, wenn sie statt eine Rekapitulation der Vergangenheit zu sein, das Recht hätte, den Dichtern der Gegenwart und der Zukunft Gesetze zu geben, daß die Aesthetik, wenn sie statt ausschließlich eine philosophische Wissenschaft zu sein, die Aufgabe hätte, den Künstlern Handgriffe zur richtigen Anfertigung ihrer Werke zu zeigen — wir meinen, daß in diesem Falle Literaturgeschichte und Aesthetik in einem einzigen Paragraphen erschöpft wären — in dem Imperativ: Seid Genies!

Wenn die Nutzlosigkeit eines solchen Gebotes zu Tage liegt, so sind die Gebote: seid realistisch! seit idealistisch! nur weniger unsinnig. Zu allen Zeiten war es einzig und allein die Souverainetät des Subjects, welche unbekümmert um „Bedürfnisse" und „Fragen" der Welt Kunstwerke aus eigener Machtvollkommenheit verliehen hat. Diese Souverainetät des Subjects, die Begabung, involvirt bereits die Entscheidung für den künstlerischen Vorwurf, auf dessen Wahl sich doch jene Gebote allein beziehen können, wenn sie nicht gänzlich in die Luft gesprochen sein sollen.

Man spricht aber in die Luft, und je öfter und lauter sie tönt, um so sicherer glaubt man, an ihr einen realen Boden zu haben: den Realismus.

Auch „Die Bilanz der Ehe" von Gustav Schwarzkopf gehört in diese Richtung, allein der eben erschienene zweite Band mit dem Nebentitel „Dubiosa"*) gibt wieder Veranlassung hervorzuheben, wie viel ein wirkliches Talent in jeder Richtung zu leisten vermag. Die Schranke, durch welche die Manier von der Kunst getrennt wird, kann freilich auch das Talent nicht überspringen und wie bei Beurtheilung des ersten Bandes, der „Passiva", muß ich nachdrücklich bemerken, daß die Bezeichnung „Novellistische Studien" diesen Mittheilungen aus dem socialen Leben großer Städte nicht zukommt. Sie sind jedoch mit so viel Geschmack, Humor und Kenntniß des menschlichen Herzens ausgestattet, daß sie am äußersten Endpunkt der Schranke stehen und genau erkennen lassen, wie es nur noch eines einzigen Schrittes bedürfte, nur eines kleinen idealen Aufschwungs, und sie würden sich im Bereiche der wahren Kunst bewegen.

Talent, Geschmack, Humor und Kenntniß des Herzens — sie könnten auf dem rein realistischen Gebiet, wie groß sie auch wären, nicht zur Erscheinung kommen, wenn nicht der Sonnenstrahl einer Idee auf sie fiele, die dem materiellen Erdkörper der Geschehnisse allein nicht abzugewinnen ist. Diese Idee ist hier das sociale Problem der Ehe, welches unter den Lösungs- und Erlösungs-Versuchen des modernen Lebens am

*) Dresden, Heinrich Minden.

Digitized by Google

seltensten zur Sprache kommt. Das Problem wird hier nicht als eine „Frage“ behandelt, es werden gleichsam nur die Materialien aufgezeigt, aus welchen sich das Problem zusammensetzt. Dies genügt jedoch schon, um den Skizzen eine höhere Bedeutung zu verleihen, als den „schriftlichen Aufsätzen“, in denen die gemeine Wirklichkeit statistisch registrirt wird, jemals innewohnen kann.

Eine Frau braucht noch lange nicht das vierzigste Lebensjahr erreicht und von ihrer Schönheit nichts verloren zu haben und kann doch schon Großmutter sein. Nun hatte sie das Glück, ihre junge Tochter in einem weitentfernten Lande, in Amerika zu verheirathen und ist dadurch der Gefahr entronnen, daß man sich bei Beurtheilung der immer noch reizenden Wittwe durch den Gedanken an ihre großmütterliche Würde beeinflussen lasse. So wird die schöne Frau auf Grund einer ungetrübten Prüfung noch einmal einen glücklichen Ehebund schließen. Aber wehe! Die junge Mutter in Amerika fühlt sich unwiderstehlich gedrängt, aus purem Entzücken über ihren kleinen Engel einen Besuch in Europa zu machen, um der Großmutter ihr Enkelchen zu zeigen. Die junge Frau kündigt dies in einem Briefe an, an dessen Schluß es allen Ernstes heißt: „Was Europa wohl zu Baby sagen wird!“ Nun verändern sich Bild und Staffage gründlich. Die Großmutter wird eine andere Erscheinung, ein gut Theil ihrer Lebensstellung, ihrer Hoffnungen, Träume, Pläne und — ihrer Toilette muß umgewandelt werden! Gewiß eine ebenso reizende als realistische Situation, die man mit Spannung bis zu der gerade durch die veränderten Umstände allein möglich gewordenen und allerdings zweifelhaft glücklichen Ehe verfolgt.

Köstlich wie in diesem „Großmütterchen“ ist auch die Situation im „Prinz-Gemahl“. Seine Königin ist die Besitzerin eines großartigen Confections-Geschäftes, die es praktisch fand, den Buchhalter eines Bankhauses, der ihr ab und zu die Rechnungen schrieb und ordnete, durch die eheliche Verbindung dauernd an das Geschäft zu fesseln. Was er für ein Mann sei, seine persönlichen Eigenschaften, dies Alles hat Zeit, nach geschlossener Ehe ernsthaft betrachtet zu werden, vor Allem drängt das Geschäft zum Abschluß der Ehe. Die Vorsteherin des großartigen Modemagazins ist fast überrascht, wegen der kleinen Förmlichkeit vor dem Altare jetzt einen ganz andern Ton mit dem Buchhalter anschlagen und von ihm vernehmen zu müssen. Er bleibt aber stets der Zweite in der Regierung, der „Prinz-Gemahl“. Man kann die Art, wie sich die beiden miteinander verheiratheten Geschäftsleute die nothwendig eintretenden Einzelheiten des Daseins zurechtmachen, um im Geschäft ungestört zu bleiben, nicht ergötzlicher und lebenswahrer darstellen, als es hier geschieht.

Indessen ist der wahre Werth dieses Realismus dort zu suchen, wo er genöthigt ist, die ideale Schönheit anschaulich zu machen, ohne von der Wirklichkeit der Dinge, welche solche Schönheit meistens mit einer tiefen Verborgenheit umgeben, das Geringste abzubrechen. Damit ist jene Schönheit gemeint, die sich in den Gemüthern schlichter Frauen versteckt, wenn sie durch Stand, Beruf, Erziehung von jeher abgehalten wurden, ihre Empfindungen in beredten Worten zu äußern oder sich auch nur völlig über dieselben klar zu werden. Eine verkümmerte Frauenexistenz, die nur darin bestand, bis ins überreife Lebensalter hinein in der Pflege eines kranken Vaters auszuharren und später im kleinen Laden einer entfernten Vorstadt Handarbeiten zu verkaufen, hier wie dort vereinsamt, von der Welt vergessen, hoffnungs- und selbst wunschlos — und die nun plötzlich über Nacht in ein etwas bewegteres Leben hineingerissen wird, in die Ehe mit einem verwittweten, kümmerlich lebenden Beamten, dieses bescheidene Los aber wie eine ungeahnte neue Welt voll seltsamer Ereignisse betrachten muß, das ist der eigentliche Inhalt der Geschichte „Durch die Zeitung“. Mit scrupulöser Genauigkeit sind die Details vorgeführt, zwischen denen sich eine solche Lebensführung und eine solche Eheschließung bewegen müssen. Mitten hindurch aber bewegt sich, was nicht mehr realistisch geschildert, sondern nur als Ahnung im Leser erweckt werden kann: die wort- und tonlose Regung des Frauengemüthes, das in einem Zustand, den man eigentlich nur mit Mitleid betrachten kann, noch zu einer Art von Glück gekommen ist.

Diese Begabung Schwarzkopf's bewährt sich noch eindringlicher in dem meisterhaften Lebensbilde „Eine Mesalliance“. Ein Edelmann, erschreckt durch das scandalöse Licht, welches eine in die Oeffentlichkeit gedrungene Verführungsgeschichte auf einen Cavalier warf, entschließt sich, ein Stubenmädchen zu heirathen, mit dem er ein von seiner Seite sehr leichtfertig aufgefaßtes Verhältniß angeknüpft hatte. Die Demüthigungen bei der Eheschließung und im Haushalt sind der Preis, um welchen die Ehre des armen Weibes unter den Schutz, der bürgerlichen Gesetze gestellt wurde. Allein, die Frau des Edelmannes hat niemals eine Klage laut werden lassen, stumm und hilflos verbirgt sie ihre Leiden im innersten Herzen, nur bedacht, das Opfer, das er ihr gebracht hat, mit der hingebendsten Treue und Unterwürfigkeit zu lohnen. In dieser Gestalt aus dem Volke wird ohne Worte, ohne Schwärmerei, blos durch objectives Vorführen der Thatsachen das unvergleichliche Fühlen der schönen Weiblichkeit verherrlicht. Sie ist nicht ein Individuum, sie ist ein Typus, der freilich selten genug in der Welt sichtbar wird, und doch zugleich als nothwendig zu ihr gehörend erkannt wird, sobald er uns begegnet. Ein eben solcher Typus ist der Edelmann. Die Geliebte ist ihm ein Grauen geworden von dem Augenblicke an, da er sie als eheliches Weib zu betrachten hatte. Schonungslos gibt er dies zu erkennen, denn er ahnt nicht einmal, daß er ihr nach dem gebrachten Opfer noch eine Rücksicht schuldig wäre. Die Jahre vergehen. Sie hat mit unverbrüchlicher Geduld gelitten, er hat gedankenlos das Vergnügungsleben in der Welt fortgesetzt. Das Leben der beiden Menschen ist kein freudiges, aber ein gewohntes geworden. Schon möchte der Mann die Last, die er sich auferlegt hat, nicht mehr entbehren. Krankheit und Sorgen stellen sich ein; es kommen Momente, in welchen das stumme unwissende Weib aus der verbergenden Hülle seiner Alltäglichkeit heraustreten kann, und naiv und wortlos, wie sie in ihrer Demuth war, bringt sie auch die Hoheit des echten Weibes zum Vorschein. Eine Art von Glück hat sich zuletzt eingestellt, welches der Edelmann nicht als solches bezeichnen, aber auch um keinen Preis mehr vermissen möchte.

Noch ein Schritt weiter und wir hätten, wie gesagt, das Kunstwerk. Dies kann sich aber mit Typen nicht begnügen, es braucht Individuen, Charaktere, die der eigene Geist erzogen hat, die nicht ein Product der Herkömmlichkeit sind. Die Poesie, die sich in den passiven und dubiosen Ehezuständen nur versteckt und verstohlen vernehmen läßt, als gehörte sie nicht zur Realität der Dinge — sie würde sich vollen Klanges aussprechen, wenn der Verfasser fähig wäre, uns den noch schuldigen Theil der „Bilanz der Ehe“, die — Activa zu liefern. Es ist zu bezweifeln, weil die Activa nur äußerst selten im realen Leben anzutreffen sind und wo sie vorkommen, zu ihrer richtigen Auffassung eines ganzen, vollwichtigen Poeten bedürfen.

Der Poet beurkundet sich in Epos durch die Erfindungsgabe. Was eben in Mode gekommen, rasch auszubeuten, ist Sache des Erwerbes, nicht der Kunst. Für diese läßt sich vom „Berliner Roman“ u. dgl. m. wenig hoffen. Zu erfahren, wie es in des Nachbars Haus zugeht, interessirt nur die Kaffeeschwestern. Sie tragen allerdings nicht immer Haube und Unterrock, sondern in sehr großer Anzahl auch Cylinder und Hosen, aber diese Aeußerlichkeit ändert nichts an der geistigen Beschaffenheit des Publikums, für welches der Naturalismus arbeitet. Man wähne nicht, daß dieses Publikum „das Volk“ sei. Das Volk bedarf des Romans, den schon Lamartine einmal „das Opium des Occidents“ genannt hat. Damit er diese träumerisch beseligende Kraft habe, muß er vor Allem durch tüchtige Erfindung wirken. Nach dem jüngst erwähnten Kniff, nach welchem, was man nicht selbst leisten kann, Demjenigen, der es leistet, als Fehler angerechnet wird, überläßt die vornehmthuende Talentlosigkeit die kostbare Grundlage der Erzählungskunst, die Erfindung, dem Colportage-Roman. Er ist erbärmlich und verderblich, weil auf dem Boden beneidenswerther Erfindungsgabe nicht ein Kunstwerk,

Digitized by Google

sondern ein Schandwerk aufgeführt wird. Allein er hat den Boden, auf welchem das Volk seit der Zeit der griechischen Rhapsoden bis herab zum alten Alexandre Dumas immer allein Fuß gefaßt hat: die Erfindung — an der wahren Erzählungskunst ist es, auf diesem Boden zu bauen.

Eine Biographie Longfellow's.

Von Max Lorßing.

„Life of Henry Wadsworth Longfellow. With Extracts from his Journals and Correspondence. Edited by Samuel Longfellow. 2 vols." lautet der Titel eines Werkes, das der Bruder des amerikanischen Dichters vor Kurzem veröffentlicht hat. Es liest sich fast wie eine Autobiographie, denn beinahe Alles ist mit der eigenen Feder des Verstorbenen erzählt, aus Correspondenzen mit seiner Familie und seinen Freunden und aus seinem Tagebuch, welches er seit seinem ersten Besuch in Europa, den er als zwanzigjähriger Jüngling unternahm, fast bis an das Ende seines Lebens fortgeführt hat, aus dem er mit dem fünfundsiebenzigsten Jahre schied. Nur einige Bemerkungen sind vom Verfasser da hinzugefügt worden, wo Lücken auszufüllen oder Erklärungen sonst unverständlicher Anspielungen zu geben waren.

Auch die Bürger der großen transatlantischen Republik, vor Allem die New-Engländer, setzen einen nicht geringen Stolz darin, einen altpatricischen Stammbaum zu haben, dessen Wurzeln nicht selten in einem edlen Geschlecht haften. Longfellow's Vorfahren und Familienüberlieferungen waren, leiteten sie gleich nicht auf eine Quelle „blauen Blutes" zurück, immerhin sehr aristokratisch, wenigstens im Sinne New-Englands aufgefaßt. Er gehörte zweifelsohne der Brahminenkaste an: sein Vater Stephen hatte das altvornehme Harvard College absolvirt, war einer der hervorragendsten Rechtsanwälte im Barreau von Cumberland, Mitglied des ersten Bezirkes von Maine in der Bostoner Legislatur und vertrat später den Staat Maine im Congreß. Seine Mutter war eine Tochter des Generals Peleg Wadsworth, der während des Unabhängigkeitskrieges als Generaladjutant von Massachusetts fungirte und in der Folge auf einem großen Grundbesitz lebte, welcher, zwischen den Flüssen Saco und Ossipee liegend, auf der Landkarte als „Wadworth's Grant" bezeichnet ist. Reich war des Dichters Vater nicht, doch genügte sein Einkommen vollauf, um einerseits den Gentleman New-Englands würdig repräsentiren und andererseits seinen Kindern die bestmögliche und *feinste* Erziehung angedeihen zu lassen.

Schon in frühen Jahren begann Henry der Muse zu huldigen, indessen waren seine ersten Versuche nicht sonderlich verheißend und obgleich die besten poetischen Ergüsse seiner Studienzeit in seine Gedichtsammlungen mit aufgenommen sind, so wurde sein Name doch nicht eher bekannt, als bis „The Psalm of Life" erschien, und damals zählte er bereits 31 Jahre. Sein Genie reifte sehr langsam und trieb plötzlich volle Blüthen, ohne daß man vorher der Keime und Knospen gewahr wurde. Indessen hatte er sich schon als Knabe eine literarische Laufbahn vorgezeichnet und schrieb darüber offen an seinen Vater, der sich wenig geneigt bezeigte der Wahl eines Berufes zuzustimmen, welcher vor einem halben Jahrhundert keineswegs dazu angethan war seinen Mann zu ernähren.

Später jedoch ebnete sich ihm der Weg gewissermaßen von selbst, indem ihm eine Professur der neueren Sprachen am Bowdoin College unter der Bedingung angeboten ward, daß er sich dazu durch einen längeren Aufenthalt in Europa vorbereite. Drei ihm unvergeßliche Jahre wanderte und studirte er in Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland, Jahre, die ihm reiche Früchte eintrugen und seiner Art zu dichten ihre Richtung gaben, obwohl er noch nicht damit in die Oeffentlichkeit trat. Fünf Jahre hindurch wirkte er hierauf als Professor am Bowdoin College mit einem Gehalt von nicht mehr als achthundert Dollars, während welcher Zeit er „Outre Mer" publicirte und viel für Revuen und Magazine schrieb, namentlich über romanische Literatur. Er siedelte dann in gleicher Eigenschaft nach Harward über mit einem Einkommen von Fünfzehnhundert und einem Jahresurlaub, welchen er in der Alten Welt zubrachte, in der er am liebsten sein ganzes Leben lang wohnen geblieben wäre. Er bereiste England, die Schweiz, Tyrol, weilte aber am längsten in Heidelberg. Auf dieser Tour begleitete ihn seine erste Gattin, eine Tochter des Richters Potter in Portland, von der er singt: „The being beauteous who unto my youth was given". Leider ward sie ihm in Rotterdam durch den Tod entrissen und das Jahr darauf lernte er in der Schweiz Miß Appleton kennen, mit welcher er sich sechs Jahre später vermählte.

Die Professur, die er zwei Decennien inne hatte, befriedigte ihn nicht, da er zugleich den Pädagogen spielen mußte, er kam sich vor wie ein an den Karren gespannter Pegasus. In seinem Tagebuch heißt es vom 14. October 1850: „Ich gehe allen Ernstes damit um, meinen Lehrstuhl aufzugeben. Meine Zeit wird so in Anspruch genommen, daß mir für literarische Beschäftigungen keine übrig bleibt. Auch meine Augen leiden und die Jahre sind kostbar. Will ich auf literarischem Gebiet noch Etwas leisten, so muß es jetzt geschehen. — Nur wenige Dichter haben nach dem fünfzigsten Lebensjahr noch Tüchtiges geschaffen." Im Juni 1853 klagt er: „Ein Tag schwerer Arbeit. Sechs Stunden im Lehrsaal wie ein Schulmeister." Erst ein Jahr später führte er seinen Entschluß aus, am 19. April 1854: „Um 11 Uhr habe ich in Nr. 6, University Hall I., meine letzte Vorlesung gehalten — die letzte überhaupt, nie wieder."

Nur selten, und dann in sehr bescheidener Weise, bezieht er sich in seinem Tagebuch auf seine eigenen Gedichte. So am 6. December 1838: „Ein schöner heiliger Morgen in meinem Innern. Ich war leicht aufgeregt, das Warum weiß ich nicht, und schrieb mit Frieden im Herzen und nicht ohne Thränen in den Augen: „The Reaper and the Flowers, a Psalm of Death." Schon längst trug ich mich mit dieser Idee, ohne dafür einen Ausdruck in Worten zu finden. Heute Morgen schien sie in mir zu krystallisiren, ganz ohne mein Zuthun. Es scheint fast, als hätten Gedanken, wie Kinder, ihre Periode der Trächtigkeit, und als würden sie dann geboren, wir mögen nun wollen oder nicht.

„Den 7. December Nachmittags schrieb ich den ‚Reaper' für den ‚Knickerbocker' ab, ich hatte am Vormittag gerade einen Brief von Clark erhalten — zwei Stanzen zugefügt. Gefielen mir nicht, strich sie wieder aus und ließ das Gedicht so, wie es gestern in einem Guß aus mir herausfloß."

Die Veröffentlichung der „Evangeline" rief den größten Streit darüber hervor, ob sich überhaupt gute Hexameter in der englischen Sprache bilden lassen. Longfellow ließ sich dadurch nicht beeinflussen, die Sache stand sehr zu seinen Gunsten. Die beste Antwort auf die Angriffe seiner Gegner findet sich in seinem Tagebuche, wo er eine Passage seines Epos in die gewöhnlichen Dekasyllaben umdichtet:

Upon a spray that overhung the stream,
The mocking-bird, awaking from his dream,
Poured such delicious music from his throat
That all the air seemed listening to his note.
Plaintive at first the song began, and slow;
It breathed of sadness, and of pain and woe;
Then, gathering all his notes, abroad he flung
The multitudinous music from his tongue, —
As, after showers, a sudden gust again
Upon the leaves shakes down the rattling rain.

Auf schwankem Zweig, sich wiegend über'm Fluß
Spottvogel saß und sang den Morgengruß,
Der köstlich süß aus heller Kehle klang
Und mit Musik die ganze Luft durchdrang.
Wie sanfte Klage tönt' es am Beginn,
Als athme Schmerz und Wehmuth nur sein Sinn,

Digitized by Google

Dann rafft' er alle Kraft und alle Luft
Und mannigfach entquoll's des Sängers Bruſt,
Wie wenn nach Regenguß des Windes Stoß
Sprühtropfen ſchüttelt von dem Baume los.

Der Leſer vergleiche nun hiermit dieſelbe Stelle in Hexametern:

Then, from a neighboring thicket, the mocking-bird, wildest of singers,
Swinging aloft on a willow spray that hung o'er the water,
Shook from his little throat such floods of delicious music,
That the whole air and the woods and the waves seemed silent to listen.
Plaintive at first were the notes and sad; then soaring to madness
Seemed they to follow or guide the revel of frenzied Bacchantes,
Then single notes were heard, in sorrowful, low lamentation;
Till, having gathered them all, he flung them abroad in derision,
As when, after a storm, a gust of wind through the tree-tops
Shakes down the rattling rain in a crystal shower on the branches.

Drauf aus dem nahen Gebüſch, da ſchmetterte köſtliche Tonfluth
Wiegend auf ſchwankendem Weidenzweig, der über dem Fluß hing,
Froh aus der Kehle heraus Spottvogel, der wildſte der Sänger,
Sodaß die Luft und der Wald und die Wellen ſchienen zu lauſchen.
Klagend zuerſt war der Sang und trüb, dann ſtieg er zur Tollheit,
Als ob zu wildem Gelag er trunkne Bacchantinnen leite.
Einzelne Laute drauf in leiſer und ſchmerzlicher Wehmuth,
Bis er ſie ſammelte all' und ſpottend trillerte weithin,
Wie nach regnichtem Guß der Windſtoß fährt durch die Wipfel
Und in kryſtallener Sprüh' von den Zweigen ſchüttelt die Tropfen.

Seine Urtheile über literariſche Zeitgenoſſen ſind ſelten, was ſehr zu bedauern iſt, da er ſich ſtets feinfühlend und treffend ausſpricht. So ſagt er einmal über Emerſon: „Wieder eine von ſeinen wunderbaren Vorleſungen. Der Gegenſtand „Inſpiration", die Vorleſung ſelbſt eine Erläuterung des Themas. Emerſon iſt wie eine ſchöne Säulenhalle in anmuthiger landſchaftlicher Scenerie. Wir ſtehen erwartungsvoll des Hohen Prieſters harrend, der da kommen ſoll, und ſiehe da! es weht ein ſanfter Wind vom Portal her, er ſchwillt an und legt ſich wieder, und die Blüthen und die Blätterranken regen ſich, und fern abwärts auf den grünen Fluren neigt ſich und wogt das Gras, und wir fragen: »Wann kommt der Hoheprieſter und enthüllt uns die Wahrheit?« und die Schüler ſagen: »Er iſt bereits erſchienen und jetzt dort unten auf den Wieſen.« »Und die Wahrheit, die er enthüllen wollte?« »Das iſt Natur, und weiter nichts«."

Wenige Jahre, nachdem er ſeine Profeſſur aufgegeben, traf und brach ihn das fürchterlichſte Unglück ſeines Lebens, es knickte grauſam die zarte, empfindſame Blüthe dieſes liebenswürdigen Dichtergemüthes. Seine Gattin ſaß mit ihren beiden Mädchen und verſiegelte einige Päckchen Locken, die ſie denſelben abgeſchnitten hatte. Ein Zündholz fiel zu Boden und ſetzte ihr leichtes Sommerkleid in Flammen, und am nächſten Morgen erlag ſie den Brandwunden. Drei Tage ſpäter fand das Begräbniß ſtatt, am Jahrestage ihrer Vermählung, ihr Gatte war nicht zugegen, die ſchweren Verletzungen, die er bei den Rettungsverſuchen davongetragen, feſſelten ihn an ſein Schmerzenslager. Nie hat er ſich von dieſem Schlage erholt, er lähmte ſein Schwingen auf immer, was er in einem jetzt erſt veröffentlichten Sonett klagt, welches er am 25. Auguſt 1842 in Boppard am Rhein ſang:

Mezzo Camie.

Des Lebens Hälfte floh mir hinterwärts,
Und nicht erfüllt iſt meiner Jugend Drang,
Daß wie ein Thurm ſich hebe mein Geſang
Mit ſtolzer Bruſtwehr, feſt wie Stein und Erz.

Nicht Sinnenluſt, nicht träum'riſch müß'ger Hang,
Nicht Leidenſchaft lähmt' Eifer mir und Herz,
Nein, Kummer war's und herber Todesſchmerz,
Der mir bisher des Strebens Ziel entrang.

Erreich' ich's noch? Von halber Höhe ſchau
Ich, was vergangen, ſchimmern unten ſchon,
Im Zwielicht eine Stadt auf ferner Au

Mit rauch'gen Dächern, leiſem Glockenton —
Und oben hör' ich von des Berges Brau
Den Katarakt des Todes donnernd drohn.

Seine Brandwunden heilten mit der Zeit, die Herzenswunde ſchloß ſich niemals. Erſt Monate nachher vermochte er wieder zu ſprechen, und dann nur wenige Worte, erſt fünf Jahre ſpäter dichtete er wieder, ſchwermüthige Weiſen. Achtzehn Jahre waren verfloſſen, da fiel einſt ſein Auge auf ein Bild, das einen Berg im fernen Weſten darſtellte, auf deſſen einſamer, ſteiler Bruſt der Schnee in tiefen Furchen lag, die wunderbare Form eines weißen Kreuzes bildend. Als er an dem nämlichen Abend in ſeinem Schlafzimmer das Bildniß ſeiner unvergeßlichen Gattin, wie immer, in ſtiller Trauer grüßte, erblühten ſeine Gedanken zu tief ergreifender, herrlicher Todtenklage, aber er verhüllte ſie dem profanen Auge, erſt jetzt fühlen wir mit ihm ſeinen Schmerz, den er in die elegiſche Form des Sonettes goß:

In langer Nächte ſchlummerloſer Pein
Schaut mild ein Antlitz von der Wand zu mir —
Es weilt ſchon längſt nicht mehr auf Erden hier —
Das Nachtlicht krönt's mit bleichem Glorienſchein.

Hier ging ſie, ach, zur ew'gen Ruhe ein!
Nie fraß der Flamme fürchterliche Gier
Ein edler Opfer, keine hold're Zier
Erlitt den Martertod als ſie, ſo rein.

Es ragt ein hoher Berg im fernen Weſt,
Dem trotz der Sonne ſchmelzgewalt'gem Strahl
Von Schnee ein Kreuz brennt im gefurchten Stein —

So iſt das Kreuz, das mir die Bruſt bepreßt,
Schon achtzehn Jahre trag' ich ſolche Qual,
Seit ſie mir ſtarb, in Nacht wie Sonnenſchein.

Feuilleton.

Der Erfolg.

Von J. Antier.

Autoriſirte Ueberſetzung von B. From.

Es war in der That ein glänzender Erfolg, den der letzte im Verlage von H. G. Durand erſchienene Roman davongetragen. Die vier raſch auf einander folgenden Auflagen fanden ihre Erklärung in dem moraliſchen Gehalt oder echten Gediegenheit des Buches; der Schriftſteller ſelbſt war noch geſtern völlig unbekannt geweſen. Heute aber klang ſein Lob durch alle Zeitungen und es miſchte ſich ihm ein Wort aufrichtigen Bedauerns bei; denn Diane de Villers war todt! Der Tag ihres Ruhms war zugleich ihr Sterbetag geweſen.

Niemand wußte mehr, als daß ſie von altem Adel, ſchön und jung geweſen und dies genügte ja, um den Namen der früh Verſtorbenen mit einem poetiſchen Nimbus zu umgeben. Die eigentliche Wahrheit aber kannte nur einer und er war nicht gewillt ſie zu verbreiten. Es war dies ihr Verleger.

Eines Tages, mehrere Monate vor der Veröffentlichung des Buches, war ein ſehr junges Mädchen in das Bureau des Herrn Durand getreten. Er hätte es gerne abgewieſen; aber in ihrem Blick, in der ganzen Erſcheinung lag das Ungewöhnliche, welches anzieht. Was ſie von ihm wollte, das bewies eine ſorgſam umwickelte Rolle, die ſie in der Hand hielt. Wie viel ſolcher Manuſcripte wurden ihm gebracht! Wie lange

Digitized by Google

hätten seine Arbeitstage sein müssen, wollte er sie auch nur zur Hälfte lesen! Es mochte ja wohl sein, daß da und dort ein Talent in den Blättern verborgen lag: aber konnte er sich damit abmühen, neue Talente zu entdecken, wenn die schon anerkannt und geschätzten, die Lieblinge des Publikums ihm gerade genug zu schaffen gaben? Mit spöttischem Lächeln sah er auf die vor ihm sitzende junge Fremde, als sie schüchtern sagte:

„Ich habe eben einen Roman vollendet und nun wollte ich Sie ersuchen — — —"

„Ach, noch ein Roman," rief er ägerlich, „wir haben schon eine Menge Material aufliegen. Warum schreibt denn heutzutage Jedermann, warum schreiben Sie?"

„Warum? nun mein Herr, die Ursache ist sehr einfach. Ich bin arm und muß verdienen."

„Nun dieser Grund ist doch wenigstens stichhaltig; obwohl Sie schlecht speculiren, wenn Sie glauben, durch Schreiben Geld zu verdienen. Im Allgemeinen antwortet man mir: »Ich fühle in mir den göttlichen Funken, den inneren Beruf.« Glauben Sie ihn denn auch zu haben, mein Kind?"

„Ich weiß nur, daß ich mein Leben fristen muß und dazu habe ich nur meine Feder."

„Sie haben zehnmal Unrecht," warf Herr Durand lebhaft ein. „Unternehmen Sie alles Andere, geben Sie Unterricht, suchen Sie Stellung als Vorleserin bei einer alten Dame, machen Sie feine Arbeiten, gibt es nicht Spitzen u. dgl., zu deren Anfertigung eine feine Hand und Geschmack nöthig sind?"

Was war es, das sein Interesse für diese Unbekannte so lebhaft erweckte? Er war es sonst gewohnt, fremde Autoren sehr kurz abzufertigen. Ein Schatten der Entmuthigung war über das blasse Gesicht geglitten, sie war seufzend aufgestanden und wollte gehen.

Der Greis — Herr Durand war alt — hielt sie zurück und etwas besänftigt hub er wieder an:

„Sie haben vielleicht Talent, ich bin geneigt es zu glauben, weil Sie selbst nicht davon sprechen, in diesem Falle sollten Sie, um es auf ergiebige Art zu verwenden, Aufnahme ihres Werkes in einer Zeitschrift suchen. Ich selbst kaufe niemals Werke unbekannter Schriftsteller und zur Veröffentlichung auf eigene Kosten kann ich Ihnen nicht rathen, da würden Sie im besten Falle kaum Ihre Auslagen decken."

„Ich habe es bereits versucht," sagte sie mit müdem Tone. „Ach, mein Herr, wenn Sie wüßten, an wie viele Redactionen ich schon geschrieben habe! Entweder hat man mich von vornherein abgewiesen, oder dann meine Manuscripte behalten und nie wieder davon gesprochen. Ich denke, sie sind gar nie gelesen worden."

Die Art und Weise, wie sie diese letzten Worte äußerte, bewies, daß sie im Grunde ihres Herzens an ihre Beanlagung glaubte.

„Das einzige ist eben durchzudringen, sich einen Namen machen; nachher öffnen sich Ihnen alle Thüren von selbst."

„Aber wie komme ich dazu?" sagte sie neu belebt und mit zu ihm erhobenen Händen rief sie laut, „o mein Herr, helfen Sie mir zum Erwerben eines Namens."

„Wie heißen Sie denn?" sagte er.

„Diane de Villers."

„Ein schöner Name und von gutem Klang; er würde sich ja ganz prächtig auf dem gelben Umschlag eines Buches ausnehmen."

„Es ist aber das einzig Gute, welches mein Vater mir hinterlassen hat und ich darf ihn darum nicht profanieren. Er soll nicht dem Spott und Hohn eines gleichgültigen Publikums Preis gegeben sein. Ja, wenn ich es einmal gewinnen, erobern könnte, dieses gefürchtete Publikum, dann soll es meinen wirklichen Namen kennen; aber auch dann nur!"

Er machte keine Einwendung, sah sie nur mit prüfendem Blicke an. Die leichte Röthe der Erregung war von ihren Wangen gewichen und das feine Gesichtchen war noch blässer als zuvor.

„Wovon handelt denn der Roman?" Er sagte das mit Interesse; neue Hoffnungen stiegen in ihr auf.

„Es ist eine einfache und traurige Liebesgeschichte."

„Einfach! Das ist's nicht, wonach dem Publikum gelüstet. Es will gespannt, erregt, skandalisirt sein, wenn es überhaupt noch Befähigung dazu hat. Es ist ja eine Calamität, ich gestehe es selbst; aber es ist nicht minder Thatsache. Man muß pikant sein, es ist dies heutzutage die Hauptbedingung des Erfolges. Sie wundern sich, mein Fräulein, Sie denken niemals etwas schreiben zu können, das nicht eben so gut, so rechtschaffen, so anmuthig wäre, als Sie selbst es sind. Aber warten Sie nur, man kömmt so weit und die Scrupeln bleiben an den Dornen und Disteln des Weges hängen."

„Niemals, niemals," sagte sie empört, „um solchen Preis will ich keinen Erfolg erringen. Sie hatten wohl Recht mir Handarbeit anzurathen, vielleicht wird sie mich wenigstens vor dem Hungertod schützen."

Und ihre Papierrolle fassend ging sie zur Thür.

Er war ihr gefolgt. „Es ist ganz und gar gegen meine Grundsätze," sagte er, „und ich thue Ihnen vielleicht gar keinen Dienst. Lassen Sie das Manuscript da und ich werde es sobald ich kann lesen."

Sie zögerte einen Augenblick; dann überreichte sie ihm die Blätter.

„Wann kann ich wiederkommen?"

„Wann? — — Nun — — kommen Sie lieber gar nicht, ehe ich Ihnen schreibe. Lassen Sie mir Ihre Adresse, Sie werden in Bälde von mir hören."

Wochen waren verflossen, ohne daß er der Blätter gedachte, die neben so viel anderen Früchten eifriger, angestrengter Nachtarbeit auf einen Tag harrte, der nie anbrechen sollte. Ja, es hätte wohl eine herzzerreißende Geschichte gegeben, wollte einer erzählen, was jene Papiere an thörichten Erwartungen, an unsinnigen Träumen, an getäuschten Hoffnungen darstellten! Aber wo hätte Herrn Durand die Zeit hergenommen das Alles zu lesen? Und es war kaum der zwanzigste Theil von den Schriften, die ihm gebracht wurden! Eines Abends jedoch, als Herr Durand durch leichtes Unwohlsein auf sein Zimmer gebannt, in die glühenden Kohlen des Kamins starrte, sah er im Geiste wieder die hohe Gestalt, die feinen Umrisse, das edle Profil von Frl. de Villers. Es lag etwas in ihrem Auge, murmelte er, wer weiß, ob ich da nicht einen Fund thue. Nach langem Suchen fand er in der Lade einer altmodischen Kommode, wo die eingehenden Manuscripte wie Todte auf dem Kirchhofe ruhten, die mit feiner, gedrängter Schrift bedeckten Blätter, vielleicht dem innersten Herzenserguß der armen Diane: „Bis zum Tod" von Spero.

„Spero, sie hofft also, hofft worauf? Auf Reichthum, Ruhm, Glück! Wollen sehen, vielleicht kann ich ihr ja dazu verhelfen." Und in seinem bequemen Lehnstuhl vor dem Kamin begann er zu lesen, erst interesselos; dann aber mit wachsender Aufmerksamkeit. Das Feuer war erloschen, Stunde um Stunde vergangen: er las immer zu. — Endlich hob er die Augen nach der Uhr: „So spät, habe ich so lange gelesen? Aber es ist gut, sehr gut. Ich muß dem Kinde schreiben, gleich morgen."

Am nächsten Tage aber suchte er umsonst nach der Adresse. — Das that aber nichts; das Manuscript konnte ja immer zum Druck gegeben werden; die Schriftstellerin, so hatte ihn seine lange Erfahrung gelehrt, würde sich schon einstellen, nach ihrer Arbeit fragen. Diane de Villers aber stellte sich nicht ein, sie war auch hierin von den anderen verschieden. Der Druck ging rasch voran, die Probebogen wurden ohne ihr Beisein corrigirt. Endlich — und zwar gerade an dem Tage, an welchem der Roman broschirt wurde, fand Herr Durand ganz zufällig die Karte der jungen Schriftstellerin. Sie bewohnte nicht die aristokratische Vorstadt, wohin ihr Name paßte, sondern eine abgelegene Straße, weit entfernt von der Hauptverkehrsader, in welcher die vielbesuchte Buchhandlung Durand die Novitäten der Literatur hinter hohen Spiegelfenstern zur Schau trug. Es war zehn Uhr. Er konnte zu seinem Frühstück um 12 Uhr zurück sein. Von einer Idee erfaßt stand er schon unter der Thür still.

„Haben Sie schon ein Exemplar von »Bis zum Tod«?" frug er einen Angestellten.

Digitized by Google

„Die ersten sind eben eingesandt worden."

„Gut, geben Sie mir einen Band." Und das noch feuchte Buch in eine Tasche seines weiten Pelzrockes steckend, bestieg er seinen Wagen. Dreiviertelstunden später lenkte sein Pferd in eine enge, sonnenlose Straße. Den Vorübergehenden, die gleich Schatten den Häusern entlang glitten, mußte das elegante Fuhrwerk auffallen. „Ein Arzt," dachte Mancher und eilte, um in anderen Straßen Luft und Sonnenschein zu finden. Das Haus, wo der Wagen hielt, hatte ein ärmliches, aber anständiges Aussehen. Eingang und Treppen waren sauber, an manchen Fenstern schimmerten sogar Vorhänge.

„Vier Treppen links," sagte die freundliche Portiersfrau. „Der Herr ist gewiß ein Arzt, es steht heute recht schlecht um das arme Fräulein." Sie sagte noch mehr, aber er stieg schon die Treppen hinauf. „Schlecht stand es um sie?" Er war so angegriffen, daß er sich selbst darob wunderte. Was würde er finden, dachte er, nachdem er schüchtern geklingelt hatte.

Eine Frau mit furchigem, thränenfeuchtem Gesicht öffnete.

„Ein Arzt," rief auch sie. „Jesus Maria, wenn es nur nicht zu spät ist." —

Der Greis folgte ihr in ein kleines Gemach, dessen peinliche Sauberkeit zwar nicht das Elend der Armuth zu verbergen vermochte. Auf einem kleinen Bette, von schneeweißen Kissen gestützt, lag eine abgezehrte, durchsichtige Gestalt. Herr Durand erkannte mit Mühe das junge Mädchen, das vor einigen Monaten bei ihm gewesen war. Nur zwei große, tiefliegende, fieberisch glänzende Augen verriethen, daß sie lebte. Er trat erschrocken zurück.

„Was hat sie denn?"

„Die Auszehrung, sagte der andere Arzt, ich aber weiß das besser. Die Armuth ist's, die sie tödtet! Mit etwas Geld hätte ich sie weggeführt in unsere Bretagne und dort wäre mein süßer Liebling gesund geworden."

Sie rief dann die Kranke bei ihrem Namen und diese richtete langsam ihre Augen auf Herrn Durand. Nach und nach ging ein Licht des Erkennens über die fahlen Züge und mit mühsamer, tonloser Stimme sagte sie:

„Haben Sie es gelesen?"

Er reichte ihr das gelbe Buch. Die Schrift tanzte vor ihren Augen; sie machte eine Anstrengung, um sie zu bannen und als sie verstanden, stieß sie einen leisen Schrei freudiger Ueberraschung aus und faßte den Band mit den blutlosen Fingern. Lebhaftes Roth stieg auf ihre Wangen, die erstarrten Lippen zogen sich zu einem glücklichen Lächeln zusammen, dann fiel sie bewußtlos in die Kissen zurück.

„Todt!" schrie die Alte; er gebot ihr Ruhe.

„Sie kommt zu sich, still, sie will sprechen." Und über die Kranke gebeugt suchte er das schwache Murmeln, das sie mühsam äußerte, zu verstehen, ein „Danke" hatten ihre weißen Lippen bewegt und sie streckte die abgemagerte Hand dem Verleger hin. Dann hielt sie mit Anstrengung das Buch, die bleichen Finger folgten den großen Lettern der Aufschrift; plötzlich aber stieß sie es von sich und mit herzzerreißendem Tone rief sie:

„Zu spät."

Ein Blutstrom entfuhr ihrem Munde und färbte ihre Kissen. Während sich die Alte laut schluchzend und klagend um die Sterbende bemühte, hatte sich Herr Durand auf einen Stuhl sinken lassen. In seinen, der Thränen längst entwöhnten Augen, glänzte ein feuchter Schimmer. Er suchte nach Trostgründen für die jammernde Wärterin:

„Verzweifeln Sie nicht. Eine Verlängerung ihres Daseins wäre eine Verlängerung ihrer Leiden gewesen. Und wegen des Priesters. — Nun, es ist gewiß gut und recht so — —"

Er suchte nach dem richtigen Worte, aber jene Aussprüche kindlicher Frömmigkeit, die ihm auch einmal geläufig gewesen, wollten ihm nicht mehr auf die Lippen kommen.

„Sie muß auf Erden schon ein Engel gewesen sein!" Er sagte das mit solcher Ueberzeugung, daß es der Alten tief zu Herzen drang.

„O, was das anbelangt, so haben Sie sie richtig erkannt," sie beugte sich, um das zu Boden gefallene Buch aufzuheben. „Das ist ja das Buch, worauf sie zählte, daraus eben sollte sie leben. Ach, wie hat sie Sie erwartet, Tag um Tag, Stunde um Stunde, und nun sind Sie ja gekommen, aber eben zu spät! — Ob sie Verwandte hat? — O ja wohl hat sie deren. In dem großen Schlosse bei Rennes leben die de Villers in Reichthum und Ehren; die arme Mutter der süßen Kleinen haben sie aber in ihrem Hochmuthe verstoßen, weil sie nicht von Adel war und doch war sie die Beste, eine wahre Heilige!"

„Sie müssen einigen Geldes benöthigt sein," sagte er, nachdem er eine Weile auf und niedergegangen war.

„Geld? ja es ist freilich keines mehr da und wir schulden noch die Miethe; aber ein Almosen darf ich nicht annehmen, sie würde es nicht wollen," sagte sie abwehrend, als Herr Durand den Inhalt seiner Börse auf die verwaschene Tischdecke ausschüttete.

„Es ist auch kein Almosen, sondern ihr redliches Verdienst," sagte er mit einem Blick auf die Todte. „Sie hat sicher viel gearbeitet und wenn Sie noch Papiere vorfinden, werde ich sie gerne bezahlen."

„Gott weiß, ob sie arbeitete; aber sie hat die schönen Geschichten nie behalten. Nachdem sie sie mir zur Freude vorgelesen, trug sie sie glücklich auf ein Zeitungsbureau. »Ycomo«, sagte sie dann, »das wird uns Geld eintragen«. Dann kam sie niedergeschlagen heim, die arme Taube und »Warten« war dann alles, was sie sagte. Sie wartete, wartete geduldig, aber umsonst, und so verlor sie den Muth und die Kraft. Wir versanken in Armuth; ich trug die schönen Schmucksachen der seligen Mutter nacheinander auf's Leihhaus. »Wenn ich bezahlt werde, kann ich sie einlösen«, sagte sie zu Anfang, später nun, da sagte sie gar nichts mehr. Und nun liegen die Goldstücke da, Diane, Diane," und sie hatte sich über die Leiche geworfen, „sie hätten Dir zur Zeit neues Leben erkauft — jetzt kommen sie zu spät — —"

Er konnte diese Worte nicht mehr hören, sondern war lautlos hinausgegangen. „Es ist zu Ende," sagte er unten der Portiersfrau, „gehen Sie hinauf, die Frau ist ganz allein. Ich werde für das Nöthige sorgen."

„Armes Kind," murmelte er, während sein ungeduldiges Pferd lustig durch die von der Frühlingssonne neu belebten Straßen trabte. „Armes Kind, wenn ich doch gewußt hätte, aber wie konnte ich auch? Und die Adresse war ja auch so lange verloren. — Es ist aber schade, sehr schade; denn sie hätte es weit gebracht."

Er ließ an seinem Bureau halten und klingelte einem Angestellten.

„Sorgen Sie dafür, daß kein einziges Exemplar von „Bis zum Tod" verkauft werde. In einer Stunde kommen Sie wieder."

Wenn ich es einmal gewinnen, erobern könnte dieses Publikum, hatte sie gesagt, dann soll es meinen Namen kennen. Nun war der Moment gekommen und dieses erste Werk, das wahrscheinlich auch das einzige bleiben würde; denn wer wußte, ob ihre anderen Arbeiten je aus dem Dunkel an's Licht treten würden, sollte ihren eigenen Namen tragen. Ja, es sollte so sein und Herr Durand suchte gleichsam eine Rechtfertigung darin, Diane, wenn auch nach ihrem Tode, zu Ruhm und Ehren zu bringen. Die Leserwelt sollte in einem kurzen Vorwort die Geschichte des jungen Mädchens kennen lernen. Es würde gerade genug sagen, um seine Leser zu rühren; aber kein Wort mehr; denn er glaubte noch an die Empfindsamkeit der Menschen. Dann schrieb er mit fliegender Feder und durchlas nachher mehrmals aufmerksam die folgenden Zeilen:

„Die französische Literatur hat einen unersetzlichen Verlust erlitten. In dem Augenblicke, wo „Bis zum Tod" dem Publikum ein Talent ersten Ranges, einen hochgeborenen, originellen und sittlichen Schriftsteller verräth, hält der Tod seine grausame Ernte und raubt uns Frl. Diane de Villers. Sie besaß Jugend, Schönheit," — wie gern hätte er beigefügt Reichthum — „eine glänzende Laufbahn hatte sich vor ihr aufgethan; alles schien ihr zuzulächeln. Als Glied einer der ältesten Familien aus der Bretagne hätte sie nicht ermangelt, sehr bald eine

Digitized by Google

Zierde der Pariser Gesellschaft zu werden. Die Leser der rührenden Geschichte, die sie eingewilligt der Oeffentlichkeit zu überliefern, werden unser lebhaftes Bedauern theilen und sich mit uns in Ehrfurcht vor dem kaum geschlossenen Grabe beugen."

„Das genügt," sagte er und damit war es abgethan. — „Jetzt aber zum Frühstück, der Absatz des Buches ist so gut wie gesichert, es wird nun seinen Weg schon machen."

Aus der Hauptstadt.

Das Portrait in der deutschen Abtheilung der Kunstausstellung.

Der Begriff des historischen Portraits ist ein auf die beiden Gebiete des Geschichtsbildes und des eigentlichen Bildnisses nach dem Leben hinübergreifender. Wer ein Geschehniß unter vorwiegender Betonung der Portraitähnlichkeit der handelnden Personen darstellt, wer eine hervorragende, zeitgenössische Persönlichkeit so malt, daß er nicht nur der Naturwahrheit ihrer Erscheinung, sondern gleichzeitig ihrer Bedeutung für Gegenwart und Zukunft gerecht wird, der schafft historische Portraits. Unvergängliches hat auf diesem Gebiete Adolf Menzel geleistet und selbst die wenigen in der historischen Abtheilung der Ausstellung vorhandenen Proben bleiben unübertroffen. Die Generäle Zieten und Seydlitz von Werner Schuch sind recht achtbare Arbeiten, und es ist besonders erfreulich, daß der Maler, so oft er über die Grenzen des dreißigjährigen Krieges hinausgeht, seine Vorliebe für ein schweres dunkles Colorit einschränkt. Aber uns will scheinen, als hätte er sich in dem Umfang der Leinwandfläche vergriffen, der seinem Talent den günstigsten Raum zur Entfaltung bietet. Ein bei Weitem kleineres Reiterportrait des Generals Seydlitz in der Ausstellung des Vereins Berliner Künstler — er setzt im vollen Jagen über einen Zaun und wirft dabei ebenfalls die historische Thonpfeife in die Luft — erscheint viel freier und natürlicher in der Bewegung von Reiter und Pferd. Auch das Hineinsprengen Zietens in die Bildfläche hat bei aller Treffsicherheit in der Verkürzung des Schecken etwas Beängstigendes, da der Hintergrund nicht vertieft genug erscheint. Rudolf Huber's Washington wird der republikanischen Einfachheit des Herstellers der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten nach allen Richtungen hin gerecht, sogar in der Schlichtheit der gebrochenen Farbentöne von Blau und Gelb. Lorenz Vogel's Beethoven, die Mondscheinsonate componirend, excellirt besonders durch den Ausdruck des voll beleuchteten Kopfes des Meisters. A. v. Werner's Proklamirung des Kaiserreiches in Versailles und desselben Berliner Congreßbild sind Werke, deren Vorzüge und Fehler genügend discutirt sind. Die Letzteren liegen hauptsächlich in der Schwierigkeit der zu lösenden Aufgabe. Moltke mit seinem Stabe vor Paris ist eine durchaus erfreuliche Leistung, die unbedingte Anerkennung verdient. Landschaft, Bildniß und sonstige figürliche Staffage sind mit gleicher Tüchtigkeit und liebevoller Durchbildung des Details behandelt. Auch das Selbstportrait des Künstlers ist wohl geeignet, seinen Freunden und Bewunderern seine sympathische Erscheinung in voller Lebenswahrheit im Gedächtniß zu erhalten. Emil Hünten's Kaiserparade bei Lommersum und Conrad Freyberg's Prinz Friedrich von Hohenzollern vor dem zweiten Garde-Dragoner-Regiment sind ganz das, was sie sein sollen, militärische Schaustücke, die mit Sachkenntniß gemalt jedem Offiziercasino zur Zierde gereichen werden. Von Carl Wagner's Bismarck in Versailles läßt sich weniger Günstiges sagen. Gegen die Aehnlichkeit der Köpfe, wie gegen die Behandlung des Gegenständlichen ist nichts einzuwenden, aber die theatralische Haltung des eisernen Kanzlers, der vor Schreck vom Stuhl rutschende Liliputaner Thiers und der den Collegen auffangende Jules Favre haben einen unbeabsichtigten Stich in das Komische.

Unter den Portraits unseres Kaisers sind ein treffliches Paradestück von Max Seemann in voller Figur und ein liebenswürdiges Brustbild von Hedwig Greve bemerkenswerth. Von derselben Malerin sei gleich hier ein vorzügliches Bildniß des Justizministers Dr. Friedberg erwähnt. In energischer Erfassung der Persönlichkeit und in der Breite und Kraft der Technik kann es sich getrost mit jeder Leistung von Männerhand messen. H. v. Angeli ist nun einmal zum Fürstenmaler par excellence proklamirt und doch stehen wir nur einer einzigen von seinen bei uns ausgestellten Leistungen mit ungetheilter Bewunderung gegenüber. Seine Bilder unseres Kronprinzen und seiner Gemahlin werden unserer Meinung nach der liebenswürdigen Erscheinung dieses Fürstenpaares nicht in vollem Maße gerecht, sein Brustbild des Kaisers von Oesterreich ist unbarmherzig naturalistisch und seine Königin Victoria von England hat einen gerade bei diesem Meister ungewohnten Stich in das ziegelig-kreidige. Dagegen erscheint sein Bildniß der Erzherzogin Maria Theresia als eine Leistung ersten Ranges. Die freie Haltung des Körpers und des feingeschnittenen Kopfes, das tief dunkle Roth der eng anschließenden Sammetrobe, das Alles vereinigt sich zu einer Gesammtwirkung voll ungesuchter ruhiger Vornehmheit. Denselben Vorzug der Geschlossenheit in Colorit und Zeichnung, der jede Aufdringlichkeit ohne Prätension ablehnenden Pose hat Fritz August Kaulbach's Prinzessin Gisela, während der Hannoveraner Friedrich Kaulbach sen. es mit seiner Prinzessin von Hanau im Spitzenkleide auf einem rothen Sopha nicht über eine gewisse nüchterne Aehnlichkeit hinaus gebracht hat. Von intimem Reiz ist das Bild der Gräfin Wilczek von dem Wiener Victor Stauffer — die alte Dame blickt, ein Gebetbuch in der Hand, mit gewinnender Freundlichkeit aus dem Rahmen heraus — und desselben Malers Gräfin Czernin in voller Figur. Konrad Dielitz erreicht den Wiener Collegen in der Wiedergabe des liebenswürdigen Alters mit seinem Brustbild der Herzogin-Mutter von Sachsen-Meiningen, während wir uns mit seiner Salondame in Blau und Gelb mit Spitzengarnirung um so weniger befreunden können, als die Durchführung der Gesichtszüge weit hinter der malerischen Behandlung der Robe zurücksteht. In dem Erfassen des seelischen Ausdruckes, wie er sich unter dem Einfluß einer bestimmten Gemüthsregung geltend macht, excellirt Paul Kießling, dessen Reichsgräfin von Hochberg, ihr Kind an sich drückend, den modernen Typus der Mutterliebe in den bevorzugten Ständen vortrefflich wiedergibt. Graf Harrach's Graf Pourtalès ist von der Ausstellung im Verein Berliner Künstler her bekannt und behauptet auch hier mit seiner feinen, fast minutiösen Durchführung, besonders in der Behandlung des Barthaares und des Pelzes seinen Platz. Prächtig in Farbe und Zeichnung sind Julius Benczur's ungarische Magnaten, Graf Karoly und Graf Géza Szapary; der Erstere in reicher Nationaltracht mit einer Fülle von Orden, der Letztere unbedeckten Hauptes im Jagdkostüm. Der frappirenden Erscheinung des alten Grafen Edmund Zichy hat Hans Makart nur das rein Malerische abzugewinnen gewußt, während ihm sein College von der anderen Fakultät, der Wiener Bildhauer Tilgner in energischer Erfassung derselben Persönlichkeit bei Weitem voransteht.

Unter den Bildnissen der dii minorum gentium, die unsere Ausstellung mehr als nöthig füllen, wollen wir nur diejenigen hervorheben, deren künstlerischer Werth über den Anspruch der photographischen Aehnlichkeit mit mehr oder weniger interessanten Personen hinausgeht. Hier sei es gestattet, eine allgemeine technische Bemerkung vorauszuschicken. Es will uns bedünken, als stünden wir gerade auf dem Gebiet der Portraitmalerei über Gebühr unter dem Einfluß der alten Meister, besonders der Niederländer. Wo diese Nachahmung sich als bewußte kennzeichnet, da lassen wir sie uns gefallen, wenn sie auch wenig mit dem Charakter der darzustellenden Persönlichkeit übereinstimmt, wie in dem Portrait der Frau Regina Friedländer von dem Wiener Hans Canon, und macht sie sich mit solcher Meisterschaft geltend, wie in dem Portrait in altdeutscher Tracht von Max Thedy, das sich im Stil der Zeichnung wie in der Wahl des lichtgrünen Hintergrundes eng an die Manier Hans Holbeins anschließt, so begrüßen wir sie sogar mit der Bewunderung des künstlerischen Gourmands. Als bloße Schwarzmalerei aber erscheint

Digitized by Google

sie uns als ein unerlaubter Nothbehelf, der über die Defecte der darzustellenden Persönlichkeit und die unmalerische Tracht — besagte Schwarzmalerei beherrscht vorwiegend das männliche Portrait — mühsam hinweghilft. Persönlichkeiten, die das volle Licht nicht vertragen, lasse man ungemalt, oder wenn man sich der gestellten Aufgabe nicht entziehen kann, dann nehme man wenigstens nicht den Rang selbständiger Kunstwerke für das so entstandene Conterfei in Anspruch.

Wir exemplificiren hier nicht mit Professor Gussows Damenportrait, denn an dieses technische Kunststück, eine weiß gekleidete Figur durch grelle Beleuchtung von hinten und Reflexlicht von vorne silhouettenartig und doch körperlich aus einem weißen Hintergrunde herauszupressen, darf man sich nur mit dem vollen Bewußtsein einer Meisterschaft, wie die Gussows, heranwagen. — Desselben Malers Herrenportrait leidet bei allen technischen Vorzügen an einer gewissen Steifheit der Erscheinung, die wir auf Rechnung des Originals setzen müssen. Dagegen begrüßen wir Scheurenbergs Damenbildnisse — besonders das Eine in lichtblauer Taille auf weißem undurchsichtigem Hintergrunde — als gelungenen, wenn auch nicht tadellosen Versuch, das Princip des plein air auf das Portrait anzuwenden. Auch die beiden weiblichen Köpfe von Carl Stauffer-Bern und von dem Düsseldorfer E. Anders — der letztere erinnert stark an das meisterhafte Portrait seiner Frau von Carl Gussow auf der vorletzten Ausstellung — kommen ohne geschlossenes Licht voll und ganz zur Geltung. Unter den Salonportraits ist eine Dame in lichtbrauner Plüschrobe von Conrad Kiesel wegen der ungezwungenen Vornehmheit der Erscheinung und eine ebenfolche in weißem Atlas von Knut Eckwall hervorzuheben, der dieses Mal die charakterlose Glattheit seiner viel bewunderten Familienstücke glücklich vermieden hat. Ferdinand Keller, Wilhelm Räuber und Rudolf Wimmer wissen dem Kinderportrait malerische Reize abzugewinnen, der Letztere allerdings mit einer starken Neigung zur Schwarzmalerei hin. Auch die Kindergruppen von Eugen Felix und G. Biermann erregen wegen ihres geschickten Arrangements allseitige Bewunderung, während wir nicht anstehen, der schlichten Gruppe eines ältlichen Ehepaars von dem zuletzt genannten Künstler bei Weitem den Vorzug zu geben. Julius Roeting erfreut durch die anspruchslose Wiedergabe zweier Herren am grünen Tisch. Alois Erdtelt malt sein Selbstbildniß wie das seines Vaters in der Weise des Rembrandt, eine Manier, in der Max Thedy in dem Portrait eines aristokratischen Herren mit Monocle und Wappen erfolgreich mit seinem Landsmann wetteifert. Besonders sympathisch berühren die beiden Gruppenbilder von Rudolph Kuppelmayer, das Elternpaar des Künstlers verräth in der liebevollen Durchführung überall die Hand des Sohnes, und das Gruppenportrait des Professor Abel und seiner Frau beweist, wie viel malerische Vorzüge man Gesichtszügen abgewinnen kann, deren Linienführung von der Regelmäßigkeit erheblich abweicht. Die beiden Portraits von Gustav Graef, das Kniestück einer Dame in rothbraunem Kleide und das Brustbild des Professor Du Bois-Reymond — scheinen uns an einer gewissen Rohheit der Mache zu leiden, die sich mit der Oberfläche der Erscheinung begnügt und gerade bei dem feinen Kopfe des Gelehrten wenig angebracht ist. Wie man solche Gesichtszüge zu behandeln hat, das zeigt das Bildniß des Director Dr. Bendemann von Hugo Crola. Wir stehen nicht an, dasselbe als eine der besten Leistungen auf dem hier besprochenen Gebiete zu bezeichnen.

G. M.

Sommerabende in Berlin.

I.

Schließen Sie nicht etwa aus der Ueberschrift, meine Verehrteste, daß Ihre Abwesenheit mich zu ausgedehnten Bummeleien verführt hat. Zwar verbindet sich mit dem Begriffe eines Berliner „Sommerabends" ganz von selbst schon der Gedanke an lärmende Gartenconcerte mit Lampions und Militärmusiken, an tingeltangelnde Sommertheater und an Feuerwerke bei Sternecker oder bei Sperl an der Oberspree; aber Sie kennen mich ja zur Genüge, um zu wissen, daß selbst die Verzweiflung, die traulichen Plauderabende unter dem lauschigen Grün Ihrer Veranda entbehren zu müssen, mich noch nicht veranlassen kann, freiwillig in dem Strudel jener rauschenden Vergnügungen unterzutauchen. Viel lieber liege ich auf dem stillen Schlachtensee im Boote, das die Wellen leise schaukeln, und sehe über mir die Sterne funkeln und lasse meine Gedanken schweifen, weit weg, über Wald und Haide, zu Ihnen hin an das mückenreiche Gestade der Ostsee.

Was riefen Sie mir doch noch lachend zu, als Sie im Stettiner Bahnhofe Abschied nahmen?

„Sie reisen also wirklich nicht in diesem Sommer?" hatten Sie vorher theilnehmend gefragt.

„Mein Beruf fesselt mich diesmal ganz an die Stadt," hatte ich mit trüber Miene entgegnet.

„Sie Aermster! Nun, dann wünsche ich Ihnen viel Glück zum — Bärenführen."

Damit waren Sie in den Wagen geschlüpft und ließen mich verwundert stehen. Zum Bärenführen? Ich hatte den Ausdruck noch nie gehört und konnte Sie doch nicht nach der Bedeutung fragen, denn der Zug donnerte schon aus der Halle hinaus. Gedankenvoll schlenderte ich damals nach Hause.

Es war ein allerliebstes Briefchen, das ich dort auf meinem Schreibtische vorfand: „Lieber Cousin! Endlich ist der große Entschluß gefaßt. Papa willigt ein, und morgen schon packen wir die Koffer, um Alle, denke Dir, Alle! für 14 Tage nach Berlin zu reisen. O, wie freue ich mich auf die Herrlichkeiten der Hauptstadt! Am Dienstag reisen wir bestimmt; mit welchem Zug? das wirst Du noch telegraphisch erfahren. Adieu bis dahin. Mit tausend Grüßen Deine sich sehr auf ein Wiedersehen freuende Cousine Clara!" Hilf Himmel! rief ich bestürzt aus. Eine Ahnung dämmerte in mir, was Sie unter „Bärenführen" verstehen. Und ich wollte recht still und behaglich arbeiten! Schon lag das weiße Papier bereit, schon brannte mir der Kopf vor Eifer und Schaffenslust.

Und sie kamen! Händeschütteln, Umarmen, Küssen! Welche Freude des Wiedersehens! Welches Staunen über die Mächtigkeit der Ankunftshalle des Anhalter Bahnhofs! Welche gemüthliche Fahrt in vollster Droschke nach dem Hôtel, welche Herzlichkeit beim ersten Mittagessen — und welche langen Gesichter aller lieben Anverwandten, als ich erklärte, am Tage durchaus besetzt zu sein mit Geschäften! „Aber die Abende hast du doch frei?" riefen Cousinen und Tanten unisono. „Natürlich! an jedem Abende stehe ich euch vollständig zur Verfügung!"

So geschah es, meine Verehrteste, daß ich in den letzten beiden Wochen Berliner Sommerabende in Hülle und Fülle verlebte, daß ich in Theater lief und Concerte hörte, daß ich Feuerwerke anstaunte, Regatta's besuchte und auf vollgepackten Spreedampfern heimisch wurde. Und — lachen Sie mich nicht aus, gnädige Frau! — ich muß gestehen, daß mir die Berliner Sommerabende gar nicht übel gefallen haben, ich schwärme jetzt in der Erinnerung sogar etwas für sie und nicht etwa blos — wieder sehe ich Ihr ironisches Lächeln! — weil ich sie in Gesellschaft liebenswürdiger Basen und Tanten genoß.

Sie wissen, daß Tante Ulrike für das Theater schwärmt. Sie war mit der bestimmten Absicht hierher gereist, „sich einmal recht satt zu sehen". Und wie führte sie diese Absicht aus! Mein Bote war in der ersten Woche ihres Hierseins an jedem Vormittage unterwegs, um die nöthigen zusammenhängenden Plätze für unsere neun Köpfe zählende Gesellschaft zu besorgen. Das letztere war nicht gerade schwer. Denn in schauerlicher Oede gähnten uns meistentheils die Zuschauerräume der Theater entgegen, wenn wir, „pünktlich zur Secunde", mit Tante Ulrike an der Spitze in die geheiligten Hallen einzogen. Daß es kein sonderliches Vergnügen für den hiesigen Autochthonen ist, sich bei einer Hitze von 22° noch einmal den „Amor" vortanzen oder die „Capriciosa" vorträllern zu lassen, werden Sie mir nachfühlen.

Aber wie reizvoll und unterhaltend sind doch die Abende in den eigentlichen Sommertheatern Berlins, bei Kroll und im Belle-Alliance-Theater, wie großartig hat sich das Sternecker'sche Etablissement in Weißensee entwickelt, das dem Kopenhagener Tivoli an Mannigfaltigkeit des

Digitized by Google

Gebotenen jetzt durchaus gleichsteht! Ich weiß, daß der Besuch wenigstens der beiden letztgenannten Vergnügungsorte für die sogenannte bessere Gesellschaft Berlins nicht als besonders fashionable gilt; man muß sich erst an dem überraschenden Eindrucke erfreuen, den diese Orte auf unbefangene Gemüther aus der Provinz ausüben, um ihren Reiz schätzen zu lernen.

Bei Kroll schwang sich Bötel in seinem stereotypen Troubadour — ich glaube zum hundertundfünfzigsten Male! — auf die höchsten Gipfel der Tonleiter. Es ist erstaunlich, wie wenig dieser Sänger seit seinem ersten hiesigen Auftreten gelernt und wie wenig er vergessen hat. Er kommt mir vor wie die Leierorgel jenes alten Invaliden, der den Zelten gegenüber seinen Standort hat: immer und immer wieder die alte, einzige Melodie, ohne Nuance, ohne Kunst, ohne Verständniß. Tante Ulrike war allerdings außer sich, als ich ihr gerade während des Aufenthalts von fünf Minuten, welchen der Sänger ganz gemüthlich und ohne Beschwerde auf dem dreigestrichenen C nimmt, diese blasphemische Bemerkung zuflüsterte; sie hatte mit angehaltenem Athem dagesessen und war roth geworden von der Anstrengung des Lauschens; aber Cousine Anna gab mir dann Recht, als wir uns im Garten von der schlechten Luft des dichtgefüllten Saales erholten: sie hatte sich einen Heldentenor von solcher Berühmtheit etwas größer und schlanker gedacht und war enttäuscht von seinem steifen Spiel. Der gute Onkel, welcher, wie er mir später gestand, schon im Victoria- und Walhalla-Theater Höllenqualen des Durstes erduldet hatte, die er aber mit Rücksicht auf Tante Ulrike's Enthusiasmus nicht zu äußern wagte, war während des ganzen „Troubadours" nicht im Saale zu sehen. Wir fanden ihn in den Pausen immer wieder in der Nähe des Bierbüffets nachdenklich sitzend; er behauptete, während des Singsangs Wereschagin's Bilder studirt zu haben und von der Wirkung noch ganz erschüttert zu sein. Sie wissen, gnädige Frau, daß die Ausstellung des russischen Künstlers auch während des Sommers hier bleibt, und es ist in der That alles Mögliche, was Herr Commissionsrath Engel seinen Besuchern für den bescheidenen Eintrittsobolus bietet: außer Bötel und elektrischer Gartenbeleuchtung noch die buntesten Bilder des größten russischen Malers. Ich war übrigens erstaunt, wie wenig günstig diese Bilder aufgehängt sind. Wer die Ausstellung derselben im Wiener Künstlerhause gesehen, mit dem Arrangement nach Wereschagins eigenen Angaben, wird sich enttäuscht wegwenden von dem Kunterbunt, in dem die Sammlung sich in Berlin vorfindet. Ein guter Teil des Eindrucks geht hierdurch verloren.

Einen ganzen Tag hindurch hatte sich Tante Ulrike darauf gefreut, den Komiker Thomas im Belle-Alliance-Theater zu sehen; aber o weh! ein unbekannter Herr mimte den Maler Schneevogel im „Paradies", als wir endlich in diesem Musentempel unseren Einzug hielten. Thomas ist bereits in seiner Sommerfrische. Wer wollte es der Kunstschwärmerin verdenken, daß sie an dem schon ohnehin sehr faden Stücke keinen Geschmack mehr fand? Selbst die tolle Parodie auf das neuliche Künstlerfest, die jetzt unter der Begleitung einer Sudanesischen Negerkapelle eingelegt ist, vermochte sie nicht günstiger für die theatralischen Leistungen an dieser Stätte zu stimmen. „Aber, liebe Tante!" frug ich sie, „wer geht auch in das Belle-Alliance-Theater um des Theaters willen? Hat nicht Herr Wolff im Uebrigen in überreicher Weise für Unterhaltung gesorgt?" Und sie besänftigte ihren Unmuth. In der That, meine Verehrteste, Sie müssen sich nach Ihrer Rückkehr einmal in diesen Garten begleiten lassen. Ein charakteristisches Stück des Berliner sommerlichen Abendlebens spielt sich dort ab. Der kleine Bürgersmann des Berliner Südwestens sitzt beim Bier mit Kind und Kegel und lauscht der Militärmusik oder dem Tam-Tam der schon erwähnten Sudanesischen Negerkapelle. Die letztere spielt übrigens ein „Gebet des Mahdi", durch welches meine Cousine sehr an das hübsche „Gebet der Jungfrau" erinnert wurde und einen „Sudanesischen Sturmmarsch", nach dem mein Onkel schon unter weiland Pieske marschirt haben wollte. Ich bin zu unmusikalisch, um die Wahrheit dieser Urtheile bestätigen zu können. Und wenn gar die Wiener Duettisten ihre Couplets und die Tyroler ihre Schnadahüpfler ableiern, wer könnte da ungerührt bleiben? Am wenigsten sicherlich die vielen Pärchen, welche diesen theatralischen Sommergarten zum Stelldichein wählen. Sie gehören zu den eifrigsten Zuhörern sowohl drinnen im Parket als draußen unter den schönen alten Bäumen, und es ist kein Zweifel, daß das Belle-Alliance-Theater am meisten für die dramatische Bildung der Geschäftsjugend, männlichen und weiblichen Geschlechts, in Berlin leistet — ganz besonders im Sommer. Ist das nicht auch ein Verdienst? Keine Geschichte des Berliner Theaterlebens sollte es ungewürdigt lassen.

Gerne würde ich Ihnen, Verehrteste, noch etwas von den untheatralischen Berliner Sommerabenden erzählen, zu deren Genuß meine Bärenführer-Mission mich gelangen ließ, von den Menschenansammlungen bei Sternecker oder im Ausstellungsparke oder von den Militärconcerten im Zoologischen Garten. Jedoch fürchte ich allzugroße Ausdehnung dieses Schreibens. Aber daß Tante Ulrike auch eine Première erlebte, darf ich Ihnen doch nicht verschweigen. Es bildet dieser Abend den Gipfelpunkt ihrer Berliner Erinnerungen. Wie viel hatte sie schon von den Premièren gelesen und wie freudig war sie daher überrascht, als in den letzten Tagen ihres Hierseins das Centraltheater seine Pforten mit einer neuen Posse von Mannstädt: „Der Waldteufel" eröffnete. Sie werden ahnen, daß sie anfangs etwas enttäuscht war, die gute Tante. Zwar war das Haus überfüllt, aber nur hier und da tauchte aus der Menge einer jener charakteristischen Köpfe auf, welche sonst das Parket in jeder Première füllen und welche den Fremden als literarische oder kritische Berühmtheiten gezeigt werden. Es ist eben doch ein Unterschied zwischen Winterpremière und Sommerabend. Die Häupter fehlen an den letzteren, sie weilen in Bädern und in den Bergen und schreiben Sommerbriefe; nur die dii minorum gentium sitzen auf ihren Stammplätzen. — Ueber den „Waldteufel" selbst läßt sich nicht viel sagen. „Aber das ist ja lauter dummes Zeug!" grollte Tante Ulrike, dabei liefen ihr aber doch vor Lachen die Thränen über die Wangen, als Director Ernst seinen Commissionär Flörecke in unverfälschtem Berliner Jargon und echtester Straßenauffassung darstellte. Sie werden sich selbst hoffentlich an dieser Figur noch erheitern können. Ueber das Auftreten der Grünfeld und der Feldau, dieser beiden feschen Wiener Soubretten, fällten meine Cousinen ein einstimmiges Urtheil: „Was sie für kostbare und geschmackvolle Toiletten hatten!" In der That war es so. Der Luxus im Anzuge ist für dieses Theater, welches sich gerne „Volksbühne" nennen läßt, doch erstaunlich groß; soll er etwa den Aufwand an Stimmmitteln ersetzen, der bei diesen Sängerinnen allerdings so gering wie nur irgend möglich ist?

Doch, es sei genug des grausamen Spiels mit Ihrer Sehnsucht nach Berliner Neuigkeiten, gnädige Frau! Tante Ulrike und die Uebrigen sind ja wieder abgereist und es herrscht wieder Stille um Ihren Sie herzlich grüßenden

Berolinensis.

Notizen.

Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts. Nach Briefen und Akten von Ed. Henk (Heidelberg, Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung). Aus der Hochfluth der literarischen Erscheinungen, welche das Jubiläum der Heidelberger Hochschule hervorgerufen hat, greifen wir einstweilen nur das vorliegende Büchlein als eine höchst lehrreiche und unterhaltende Veröffentlichung heraus. Der Titel und die beigefügte Angabe der Quellen deuten auf manche neue Einzelheiten hin, die in der Schrift enthalten sind. Am bemerkenswerthesten erscheinen unter denselben vier Lichtdruckbilder, die nach Originalen im Besitze der Heidelberger Universitätsbibliothek hergestellt worden sind und höchst charakteristische Scenen aus dem jetzt uns schon so fremd gewordenen damaligen Universitätsleben darstellen. Weitere Notizen über die Heidelberger Jubiläumsschriften behalten wir uns vor.

Digitized by Google

Inserate.

Bester Unterhaltungsstoff für Bad- und Sommeraufenthalt.

Rud. Baumbach's Dichtungen.

Zlatorog. 16. Taus. ℳ 2.—
Lieder eines fahr. Gesellen. 13. Taus. ℳ 3.20.
Lieder von der Landstrasse. 6. Taus. ℳ 2.—
Der Pathe des Todes. 6. Taus. ℳ 2.—
Sommermärchen. 11. Taus. ℳ 3.—
Frau Holde. 13. Taus. ℳ 2.—
Spielmannslieder. 9. Taus. ℳ 2.—
Mein Frühjahr. 6. Taus. ℳ 2.80.
Abenteuer und Schwänke. 16. Taus. ℳ 2.80.
Erzählungen und Märchen. 6. Taus. ℳ 2.—

In Leinewand mit Goldschnitt gebunden je 75 ₰ mehr.

Liebesmärchen von Emil Ertl

mit 7 Photogravurer und 22 Heliotypien ℳ 4.— brosch., ℳ 5.— gebd.

Der ewige Jude, dramat. Gedicht von M. Haushofer.

ℳ 6.— brosch.

Werner von Kuonefalk.

Erzählende Dichtung von **M. Martersteig.** ℳ 3.— brosch., ℳ 4.— gebd.

Heinr. Seidel's Novellen.

Aus der Heimath. ℳ 3.—
Vorstadtgeschichten. ℳ 3.—
Jorinde und andere Geschichten. ℳ 3.—
Idyllen und Scherze. Gedichte. ℳ 2.50.

Illustrirtes Verlagsverzeichniss neuer deutscher Poesien auf Verlangen franco. Bei Einsendung des Betrags Zusendung postfrei.

A. G. Liebeskind, Leipzig.

Bad Nauheim

bei Frankfurt a. M., Stat. d. M.-W. B.

Naturwarme kohlensäurereiche und **gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen** und **alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.**

Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bez. nach dieser Zeit. **Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. Jäger.**

Soeben ist erschienen:

Erinnerungen

an

Dr. Joseph Victor von Scheffel

von

Gebhard Zernin,

(Hauptmann à la suite der Infanterie).

Inhalt: I. In der Seehalde zu Radolfzell (1878). — II. In der Stefanienstraße zu Carlsruhe (1879). — III. Auf der Mettnau (1880). — IV. Wiederum in der Seehalde (1881). — V. Wiederum auf der Mettnau (1882). — VI. Noch einmal in der Seehalde (1884). — VII. Vom Herbst 1884 bis zum Frühjahr 1886. — VIII. In der Stefanienstraße zu Carlsruhe und auf dem Kirchhofe (12. April 1886).

8. 6 Druckbogen. Eleg. geheftet. Preis 2 Mark.

Vorstehend bezeichnete Erinnerungen an den Lieblingsdichter der Deutschen bringen Authentisches nach mancher Richtung. Der erste Abschnitt wurde von dem Dichter noch bei Lebzeiten durchgesehen und in Bezug auf die Angaben über sein Leben und seine Schriften richtig gestellt. Verfasser war mit Dr. von Scheffel persönlich genau bekannt und besuchte ihn regelmäßig. Einzelne noch nicht gedruckte Dichtungen des Verstorbenen sind zum Theil mit aufgenommen worden.

Darmstadt. Die Verlagshandlung von **Eduard Zernin.**

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Albrecht Adam. (1786—1862.) Aus dem Leben eines Schlachtenmalers. Selbstbiographie nebst einem Anhange. Herausgegeben von **Dr. H. Holland.** Mit dem Bildniss des Künstlers von seiner eigenen Hand. Octav. VI u. 376 Seiten. Eleg. brosch. M. 5.— Eleg. geb. M. 6.—

Gregorovius, Ferdinand, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Erster Band. Vierte verbesserte Auflage. Grossoctav. XII u. 488 Seiten. Eleg. brosch. M. 9.—

Koser, Reinhold, Friedrich der Grosse als Kronprinz. Octav. 267 Seiten. Eleg. brosch. M. 4.— Eleg. geb. M. 5.—

Bluntschli, J. C., Lehre vom modernen Staat. Erster Theil: **Allgemeine Staatslehre.** Sechste Auflage. Durchgesehen von **E. Loening.** Octav. XX u. 640 Seiten. Eleg. brosch. M. 10.—

Bitte einer Schriftstellerwittwe.

Dieselbe ist mit 5 Kindern, wovon 2 krank sind, in großer Bedrängniß u. gezwungen, Bücher aus der Biblioth. ihres verstorb. Mannes zu veräußern: „Unsere Zeit" v. Rud. Gottschall, 1856—70; „Die Gegenwart", eine encyclopäd. Darstell. der neuesten Zeitgesch., Band 1—12; „Pierers Conversat.-Lexik. 1879" u. A. Um güt. Offert. w. **inniget gebeten** unter **S. W. 84** an **Haasenstein & Vogler, Bremen.**

Bei einer weitverbreiteten Zeitschrift wird ein

Theilhaber und Redacteur

mit einer Baareinlage von 20,000 Mark gesucht. Man gibt den Vorzug einem jungen Manne von academischer Bildung, der sich als 2. Redacteur journalistische Routine und als Mitarbeiter schnell eine literarische Stellung erwerben könnte. Gefl. Anerbietungen unter **F. 32** vermittelt die Druckerei von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Eau de Cologne Nr. 999 übertrifft die sog. echte an Feinheit und Nachhaltigkeit. à Fl. 1 Mk. Infolge des großen Umsatzes berechne jetzt 6 Fl. mit 5 Mk.

Chinawein und China-Eisenwein, unübertroffenes Fabrikat. Für Magen- und Nervenleidende ärztlicherseits warm empfohlen. à Fl. 3 Mk.

Enthaarungsmittel, garantirt unschädlich, entfernt spurlos Haare im Gesicht und an jeder anderen Körperstelle. à Fl. 3 Mk.

Apotheker Arnold Gaedke, Berlin N. 37.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken u. einzeln z. höchsten Preis! Kataloge m. Lagers liefere für 30 Pf. fro. L. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Bücher-Liebhaber.

Cataloge über neue u. alte Bücher (1870—86) **zu Gelegenheitspreisen** alle Wissensch. u. Sprachen sendet grat. fco. **H. Barsdorf, Leipzig, Neumarkt.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien:

Blutjung und andere Erzählungen

von

E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. brochirt. Preis M. 3.

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen

Roman

von

Björnstjerne Björnson.

Deutsch von Wilhelm Lange.

1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis M. 4.

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben;* die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Hierzu eine Beilage von E. A. Seemann in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 14. August 1886. Band XXX.

SEP 1 1886

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zum hundertjährigen Todestage Friedrichs des Großen. Von Georg Winter. — **Literatur und Kunst:** Zur Erinnerung an Leibniz. 1686—1886. Von Rudolf Eucken. — Ein verschollenes Schriftthum. Von Kosmopolit. — Graf Rastopschin und Goethe. Von Rob. Falck. — **Feuilleton:** Sommerfrische am Chiemsee. — **Aus der Hauptstadt:** Thierstück und Stillleben in der deutschen Abtheilung der Kunstausstellung. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

Zum hundertjährigen Todestage Friedrichs des Großen.

Von Georg Winter.

Je großartiger die Bahnen sind, in welchen sich die Entwickelung unseres nationalen Staates in den beiden letzten Jahrzehnten bewegt hat, je klarer es während dieser Entwickelung auch dem verblendetsten Gegner derselben geworden sein muß, daß die Begründung des deutschen Reiches in erster Linie den Anstrengungen und Kräften der protestantischen Großmacht Norddeutschlands zu danken ist, um so mehr wird jeder Unbefangene anerkennen dürfen und müssen, daß die Interessen Deutschlands und Preußens in der Gegenwart kaum noch von einander zu trennen sind. Von diesem Gesichtspunkte aus aber gewinnt auch die Geschichte des preußischen Staates eine Bedeutung, welche weit über die eines anderen deutschen Territorialstaates hervorragt. Diese Bedeutung aber wird um so größer, je klarer die moderne Geschichtschreibung nachgewiesen hat, daß in keinem anderen Staate die nationaldeutschen Interessen so andauernd und stetig, bewußt oder unbewußt, gepflegt worden sind, als in dem Staate der Hohenzollern, so sehr es auch bei oberflächlicher Betrachtung hie und da scheinen könnte, als habe sich das preußische Machtsystem recht eigentlich im Gegensatz zur deutschen Centralgewalt entwickelt.

Es will uns daher scheinen, als wenn die großen Gedenktage der preußischen Geschichte in dem jetzigen Stadium der Entwickelung aufgehört hätten, bloß für das preußische Volk von Bedeutung zu sein, als wenn sie vielmehr sehr wohl geeignet wären, von dem ganzen deutschen Volke als solche begangen zu werden. Am klarsten und bezeichnendsten tritt diese Thatsache dem größten Könige auf Preußens Throne, Friedrich dem Großen, gegenüber zu Tage. Formell betrachtet bewegte sich die gewaltige Politik des „alten Fritz" doch in ganz anderen Bahnen, als in denen des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation; ja das Größte, das der Große erreichte, errang er scheinbar im steten, furchtbaren Kampfe gegen die Centralgewalt, welche dem Namen nach das alte Reich zusammenhielt. Und dennoch lebte in weiten Kreisen des deutschen Volkes auch außerhalb der preußischen Grenzen die klare Vorstellung, daß dieser erste große Held, der für Deutschland nach jahrhundertelangem Hoffen und Harren wieder erstanden war, im letzten Grunde noch nicht antinational handeln könne, daß von seiner Wirksamkeit vielleicht eine Zerstörung der längst als verrottet erkannten Form, aber auch eine um so glänzendere Wiederaufrichtung des wahren Wesens der nationalen Idee ausgehen werde. War doch nach allem Elend der Raubkriege, nach alter Schmach der Abhängigkeit Deutschlands von allen fremden Mächten Friedrich der Große der erste deutsche Fürst, der den Fremdlingen mit Macht und Nachdruck die Thüre wies. Als Friedrich bei Roßbach in kühnem und großartigem Kampfe das französische Heer zersprengte und den französischen Fahnen für immer den Nimbus der Unbesiegbarkeit raubte, da ging es, obwohl dieser Sieg im Gegensatz zu der habsburgischen Kaisermacht erfochten wurde, durch das deutsche Volk wie eine frohe Ahnung, daß jetzt der Morgen einer besseren Zukunft herandämmere. Allüberall, auch in den Staaten, welche selbst im Kriege mit Friedrich begriffen waren, sammelten sich größere oder kleinere Gemeinden, deren geistiger und nationaler Mittelpunkt der neuerstandene Held war, Gemeinden, welche ihren Ruhm und ihre Ehre darin suchten, schlechthin „Fritzisch" gesinnt zu sein, wie uns das Goethe an dem Beispiel seiner Vaterstadt Frankfurt so unvergleichlich geschildert hat. Das geniale junge Geschlecht, welches damals eine neue, glänzende Epoche der deutschen Literatur begründete und die Führung der geistigen Bewegung übernommen hatte, begrüßte es mit hellem Jubel, daß ihrem Volke nun auch auf dem Felde der That eine gewaltige Persönlichkeit erstand, welche dem gesteigerten geistigen Leben den unentbehrlichen nationalen Mittelpunkt gab. Durch die Wahlverwandtschaft des Genius fühlten sich die geistigen Heroen zu dem Heros der That hingezogen, so sehr derselbe sich auch, in den Traditionen der französischen Literaturepoche aufgewachsen, gegen ihre Bestrebungen verschließen, ihre Leistungen verkennen mochte. Die Hauptsache war, daß es in Deutschland endlich wieder einen großen Helden gab, der dem Auslande nicht nur imponirte, sondern demselben auch den nachdrücklichsten Beweis gab, daß die Zeit seiner Herrschaft über Deutschland vorüber sei.

Darum aber haben wir nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, den 17. August dieses Jahres, das Gedächtniß des hundertjährigen Todestages dieses größten aller Monarchen, welche je auf Preußens Thron gesessen, eines der größten, welche überhaupt in den Annalen der Weltgeschichte eine Rolle spielen, als nationaldeutschen Gedenktag zu feiern. Denn je tiefer und intensiver die neuere Forschung sich mit Friedrich dem Großen beschäftigt hat, um so klarer ist die Thatsache zu Tage getreten, daß im letzten Grunde fast alle Wurzeln des nationalen Staatswesens, dessen wir uns in der Gegenwart erfreuen, auf den großen Philosophen von Sanssouci zurückgehen.

Eben weil diese Erfolge Friedrichs nach außen hin, seine Thätigkeit als Feldherr und Staatsmann, seine Bedeutung für die zukünftige Gestaltung der äußeren Form des deutschen

Digitized by Google

Staatslebens am klarsten erkennen ließen, hat die Geschichtschreibung ihnen ihre vornehmste Aufmerksamkeit gewidmet, so lange die nationale Frage dieser äußeren Gestaltung der deutschen Einheit im Vordergrunde der Discussion und der Arbeit des deutschen Volkes stand. Als dann aber diese äußere Gestaltung in einer alle aufrichtigen Patrioten im Wesentlichen befriedigenden Weise gefunden war, als sich die ganze Wucht der staatlichen Geister der Gegenwart dem inneren Ausbau des wiedererrungenen nationalen Staates zuwandte, fing man an, in der Vergangenheit und namentlich in der Periode Friedrichs des Großen den Keimen auch dieser inneren Gestaltungskraft nachzugehen. Die Politik der Gegenwart wirkt auf die Erforschung der Vergangenheit ebenso zurück, wie in jedem auf stetigen Grundlagen errichteten Staatswesen die letztere auf die erstere zurückwirkt. Da wurde man nun mit immer wachsendem Staunen gewahr, daß die Bedeutung Friedrichs auf diesem Gebiete seinen militärischen und staatsmännischen in keiner Weise nachstehe, ja daß er gerade hier eine so erstaunliche Fülle neuer, anregender und seiner Zeit um mehrere Menschenalter voraneilender Gedanken theils gefaßt, theils auszuführen versucht hat, daß es kaum irgend eine wichtige Frage des heutigen staatlichen und socialen Lebens gibt, die nicht auch von dem nimmer rastenden Geiste des Königs in einer oder der andern Form aufgeworfen worden wäre. Angebahnt wurde diese neue Richtung in der Geschichtschreibung über Friedrich den Großen schon durch den genialen Gelehrten, der der Forschung auf dem Gebiete neuerer Geschichte allüberall neue Bahnen eröffnet hat, durch Leopold von Ranke, ihre feste urkundliche und unzweifelhaft authentische Grundlage erhielt sie dann durch eine ganze Reihe von Urkunden, Publicationen und darstellenden Arbeiten, von denen wir hier nur die von Schmoller, Stadelmann, Isaacsohn, Behaim-Schwarzbach, Rethwisch u. a. hervorheben, die der Regententhätigkeit Friedrichs des Großen auf dem Gebiete der inneren Politik in ihren einzelnen Aeußerungen und Richtungen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und größtem Scharfsinn nachgegangen sind.

Aber es fehlt doch noch viel, daß die Resultate dieser Forschungsthätigkeit, in deren Anfangsstadien wir uns erst befinden, nun auch schon in das Bewußtsein des Volkes eingedrungen wären. Hier findet man vielmehr, nicht selten auch bei Leuten, welche auf einige historische Bildung Anspruch machen dürfen, die Ansicht verbreitet, daß die einzige oder wenigstens die fast ausschließliche Bedeutung Friedrichs auf militärischem und diplomatischem Gebiete zu suchen sei. Kaum daß auch nur die Thatsache allgemein bekannt ist, daß der König doch auch als Schriftsteller auf historischem und philosophischem Gebiete Hervorragendes geleistet hat. Wenn nun schon von dem Inhalt der stattlichen Reihe von Bänden (30) der Werke des Königs nur eine oberflächliche Kunde in's größere Publikum gedrungen ist, obwohl wiederholt der Versuch unternommen worden ist, die hauptsächlichsten derselben durch Uebersetzungen auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, so gilt dasselbe auch von der fast wunderbar vielseitigen Regententhätigkeit Friedrichs, in der doch sein Genius in hellstem Lichte erstrahlt. Vielleicht ist es daher unseren Lesern nicht unerwünscht, wenn wir dem Gedächtniß des Königs an dem heutigen Erinnerungstage dadurch unsern schwachen Tribut zollen, daß wir die Aufmerksamkeit auf diese bisher weniger beachtete Seite seines Wirkens und Schaffens hinlenken. Bei der wunderbaren Fülle dessen, was der König hier geleistet hat, kann es sich natürlich nur um eine in wenigen flüchtigen Strichen gezeichnete Skizze, nicht aber um ein ausgeführtes Gemälde handeln.

Daß man bis vor nicht allzulanger Zeit die großartige Thätigkeit Friedrichs auf dem Gebiete der Regierung und Verwaltung auch von Seiten der eigentlichen Forscher nur wenig beachtet hat, ist um so auffallender, als die bedeutsamen Erfolge nach außen hin ohne jene solide Grundlage einer weisen und fruchtbringenden Staatsverwaltung gar nicht gedacht werden können. Wie hätte der kleine preußische Staat mit seinen kaum $2^1/_2$ Millionen Einwohnern auf 2000 Quadratmeilen die unsagbaren Anstrengungen des jahrelangen Kampfes gegen eine Welt in Waffen ohne durchgreifende wirthschaftliche und finanzpolitische Maßregeln auch nur vorübergehend ertragen können? Daß der König am Ende des grandiosen Existenzkampfes der sieben Jahre doch derjenige war, der „den letzten Thaler in der Tasche“ hatte, das war zwar zum großen Theil das Verdienst der knappen Sparsamkeit seines organisatorisch so hoch beanlagten Vaters, aber es wäre doch nicht möglich gewesen, wenn es der Sohn nicht verstanden hätte, die von dem Vater gelegten Grundlagen nicht nur zu erhalten, sondern zu erweitern und durch die Durchdringung mit seinem lebengebendem Genius zu vervollkommnen. So wird man ohne allen Zweifel sagen können, daß innere Verwaltung und äußere Erfolge im preußischen Staate (wie überall) im Verhältniß von Ursache und Wirkung zu einander standen, daß man die eigentlich wirksamen Lebenskräfte des im Werden und Wachsen begriffenen Staatswesens also völlig ignorirte, wenn man bei der Schilderung der Wirkungen nach außen hin stehen blieb. Dieser Irrthum hing nun mit der allgemeinen Richtung, welche die Geschichtschreibung bis vor wenigen Jahrzehnten genommen hatte, zusammen. Die Mehrzahl der Historiker vor Niebuhr, Ranke und der historischen Rechtsschule sah in den Kriegen und diplomatischen Verwickelungen den Hauptgegenstand der historischen Forschung. Sie betrachteten innere und äußere Politik eines Staates als völlig von einander getrennt und von einander unabhängig und wandten dann ihre vornehmste Aufmerksamkeit der letzteren zu, während die erstere sich zumeist mit einigen beiläufigen Bemerkungen begnügen mußte. Erst weit später, nach dem Vorgange der Ranke'sche Schule, wurde der organische Zusammenhang beider mit größerer Klarheit erkannt und mit Nachdruck hervorgehoben, daß innere und äußere Politik gar nicht ihrem Wesen nach verschieden, sondern im Grunde nur verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben staatlichen Seins seien.

Diese Anregung Ranke's ist auf keinem unfruchtbaren Boden gefallen; immer zahlreicher sind seitdem die Forschungen in jenen Akten geworden, und wahrhaft erstaunliche Leistungen der inneren Staatskunst Friedrich des Großen sind dabei zu Tage getreten. Ueberall und immer, auf allen Gebieten der Finanzverwaltung und der Wirthschaftspolitik, bei allen Arbeiten für die Colonisation des durch die fortwährenden Kriege entvölkerten Gebietes, für die Verbesserung des unfruchtbaren Bodens, für die Hebung des Wohlstandes der Bevölkerung, für die Förderung der Industrie und des Handels, sind die leitenden Gedanken aus der ureigensten Initiative des Königs entsprungen, der nicht nur sein eigener Premierminister, sondern auch sein eigener Minister der Finanzen, der öffentlichen Arbeiten, der Landwirthschaft ꝛc. war. Alle die weitverzweigte und mannigfaltige Thätigkeit, zu deren Bewältigung heut die Arbeit aller Ressortminister und des Parlamentes kaum ausreicht, wurde von dem Könige in eigener Person angeregt, in ihrer Ausführung bis in's kleinste Detail überwacht und nicht selten gegen den energischen, activen oder passiven, Widerstand der ausführenden Organe und der Bevölkerung selbst durchgesetzt. Nur ein Mensch von so wunderbarer Genialität und so außerordentlicher Arbeitskraft wie Friedrich war im Stande das zu leisten. Denn auch während des Krieges, mitten im Lärm des Feldlagers, ruhten seine Sorgen und Mühen für die wirthschaftspolitischen Reformen, an denen er arbeitete, keinen Augenblick, wenngleich die durchgreifendsten und nachhaltigsten derselben naturgemäß erst in den langen Friedensjahren nach dem siebenjährigen Kriege zur Ausführung kamen. Aber doch ist es auch nicht selten vorgekommen, daß unmittelbar vor einer wichtigen kriegerischen Entscheidung die detaillirtesten Anordnungen für irgend eine landwirthschaftliche oder industrielle Verbesserung getroffen wurden. Mit nie ermüdender Arbeitskraft hat der König auch hier gewirkt und geschaffen. Man braucht nur einen Blick in die fast unübersehbare Menge der Cabinetsordres, welche an die Ressortminister ergingen und von denen das große Stadelmann'sche Werk doch nur einen verschwindend kleinen Theil mitgetheilt hat, zu werfen, um es

Digitized by Google

verständlich zu finden, daß der rastlos thätige König sich zumeist nur fünf bis sechs Stunden Schlaf gönnte. Hat man doch berechnet, daß oft an einem Tage mehr als 100 militärische, politische und wirthschaftliche Verfügungen ergingen, welche alle entweder von dem Könige selbst verfaßt oder doch von ihm seinem Cabinetsrath Eichel in die Feder dictirt waren.

Wenn nun Friedrich durch diese seine verwaltende Thätigkeit den kleinen Staat, den er von seinem Vater überkam und der kaum noch von den Wunden des dreißigjährigen Krieges sich erholt hatte, fähig machte, die unsagbaren Anstrengungen der langwierigen Kriege mit einer Opferfreudigkeit ohne Gleichen zu ertragen, so ist das wahrlich kein geringerer Erfolg, als der, den er im Getöse des Kampfgewühls errungen hat.

Man hat in richtiger Erkenntniß dieser Sachlage die größte von ihm durchgefürte Culturarbeit, die Melioration des Oderbruchs, durch welche eine bisher völlig unfruchtbare Strecke von zehn bis zwölf Quadratmeilen in fruchtbarstes Ackerland umgeschaffen wurde, wohl einen in der Stille geführten siebenjährigen Krieg genannt, und Friedrich selbst hat nach Vollendung dieser segensreichen Arbeit geäußert: „Hier habe ich eine Provinz im Frieden erobert."

Es ist geradezu erstaunlich, wie sehr auch in diesen wirthschaftlichen Fragen der geniale Geist des Königs seiner Zeit vorangeeilt war. Die meisten seiner großen kulturellen Aufgaben mußten recht eigentlich im Gegensatz zu der Bevölkerung, in deren Interesse sie unternommen wurden, ausgeführt werden, ähnlich wie sich dieser Fall bei den großen Reformen Stein's und Hardenberg's wiederholt haben. Es war recht eigentlich eine Reform „von oben herab", welche hier mit größter Ausdauer in's Werk gesetzt wurde. Sind doch selbst von den Bewohnern des Oderbruchs der Melioration desselben fortwährend Schwierigkeiten in den Weg gestellt worden. Die dürftige und ärmliche Bevölkerung hatte dort bisher von Fischerei ein kärgliches Dasein gefristet, und als nun die weiten Flußniederungen eingedämmt und dem vernichtenden Einflusse der stetig wiederkehrenden Ueberschwemmungen entzogen werden sollten, da fürchteten die Bewohner, die sich nun einmal in ihre kärgliche Lebensführung eingewöhnt hatten, sie könnten dadurch ihrer Einnahmen aus der Ausübung der Fischerei beraubt werden. Dazu kam noch ihre Eifersucht gegen die Colonisten, welche der König aus fremden Ländern heranzog, um die neugewonnenen Landstrecken zu bebauen. Denn hier wie überall gingen die Bodenmeliorationen mit der Ansiedelung neuer Colonisten Hand in Hand. Mit voller Klarheit erkannte der König, daß die Großmachtstellung seines Staates nur erhalten werden könne, wenn es gelinge, die durch die Verheerungen der Kriege arg verringerte Einwohnerzahl wieder auf ihre frühere Höhe zu bringen. Daher die planmäßigen und consequent durchgeführten Colonisationen, bei denen nach den mäßigsten Berechnungen 300,000 neue und nützliche Bewohner aus Frankreich, Oesterreich und den deutschen Kleinstaaten dem preußischen Staate gewonnen wurden.*) Es ist bekannt, wie der König namentlich bedacht war, die Einwohner fremder Länder, welche wegen ihres religiösen Bekenntnisses zur Auswanderung genöthigt waren, durch allerhand Begünstigungen (Steuerfreiheit, unentgeltliche Anweisung herrenlosen Grund und Bodens ꝛc.) in seine Staaten herbeizuziehen. Die ausführenden Beamtenorgane wurden dabei angewiesen, vor Allem Rücksicht darauf zu nehmen, in welchem Zweige des Handels und Gewerbes augenblicklich Mangel an Arbeitskräften herrsche und dann diejenigen zu bevorzugen, welche die für diesen Zweig erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten besäßen. Die Fürsorge des Königs erstreckte sich dabei auf die kleinsten Einzelheiten, und man folgt der wechselnden Fülle seiner Anordnungen mit nie erlahmendem Interesse. Freilich muß er dabei oft über die Insolenz und Widerspenstigkeit seiner eigenen Unterthanen klagen, die den oft gewaltsamen Eingriffen des Königs in die wirthschaftliche Thätigkeit des Einzelnen kein Verständniß entgegenbrachten. Wie oft hat er nicht geklagt, daß die Menschen in seinen Staaten „so dumm" wären. Eben an dem Mangel wirthschaftlicher Einsicht und Selbständigkeit scheiterten auch die Bemühungen des Königs, die Leibeigenschaft in seinem Staate, gegen welche sich sein humanes Gefühl empörte, abzuschaffen. Es gelang noch nicht einmal überall auf den königlichen Domänen, diese Maßregel durchzuführen. Und von mancher anderen Anordnung auf dem Gebiete des Wirthschaftswesens wird es sich nicht leugnen lassen, daß sie einen Fehlgriff des Königs darstellt, so vor Allem von seinen unausgesetzten Bemühungen für die Einführung und Hebung des Seidenbaues, welche bei den klimatischen Verhältnissen der östlichen Provinzen des preußischen Staates einen dauernden Erfolg gar nicht haben konnten. Aber überall sieht man das unablässig redliche Streben, das Wohl seiner Unterthanen zu fördern, die Wunden, welche er als Feldherr geschlagen, nun als Regent wieder zu heilen. Wenn er dies oft gegen den Widerstand der Unterthanen und auf eine autokratische Weise, die den Beifall unserer Zeit nicht finden würde, that, so muß man eben, um zu einer gerechten Würdigung seines Verfahrens zu gelangen, die Verschiedenheit der Zeiten in Betracht ziehen. Die Unterthanen des Königs ermangelten eben noch der erforderlichen selbständigen Einsicht, um die Verbesserungen, welche unumgänglich nothwendig waren, aus eigenem Antrieb vorzunehmen. Man denke nur an den Widerstand, der der Einführung des Kartoffelbaues entgegengestellt wurde, und an die Schwierigkeiten, welche selbst der größere ländliche Grundbesitz einer so unermeßlich segensreichen Einrichtung, wie der Begründung der landwirthschaftlichen Creditinstitute entgegenstellte. Wohl krankt auch Friedrich selbst in seinen wirthschaftlichen und socialpolitischen Theorien noch vielfach an den Anschauungen seiner Zeit, wie er denn vor Allem ein sehr überzeugter Anhänger des Merkantilsystems ist, d. h. eine ganz übertriebene Vorstellung von der Bedeutung der Edelmetalle hat. Aber doch zeigt sich auch hier überall das prophetische Ahnen einer neuen Zeit mit neuen, größeren Aufgaben. Ja bei manchen seiner Maßregeln fühlt man sich unwillkürlich versucht, Parallelen mit den verwandten Erscheinungen unserer heutigen volkswirthschaftlichen Gesetzgebung anzustellen. Auch auf dem Gebiete der inneren Politik erscheint der große König als der Vorbereiter und Begründer der Bahnen, auf denen wir uns noch heute bewegen. Alle die großen Fragen, welche noch in der Gegenwart unser politisches und wirthschaftliches Leben in erster Linie bedingen, werden schon von Friedrich mehr oder minder klar und präcis aufgeworfen und einer definitiven Lösung näher gebracht. Besonders bemerkenswerth erscheint mir das Verständniß, welches er dem damals doch erst in ihren primitivsten Anfängen hervortretenden socialen Aufgaben der Staaten entgegenbringt. Fast glaubt man sich in die erregten politischen und wirthschaftlichen Meinungskämpfe unserer Tage versetzt, wenn man sich des Königs Ansichten über diese Dinge vergegenwärtigt: Kanalbauten, Verkehrserleichterungen aller Art, Landesmeliorationen u. dgl. spielen da eine hervorragende Rolle. Man denke nur beispielsweise an die bereits erwähnte Urbarmachung des Oderbruchs. Wie deutlich treten uns da dieselben Bestrebungen entgegen, die sich noch heut in der Forderung einer Cultivirung der Lüneburger Haide und ähnlichen Plänen geltend machen. Selbst die eigentlich und specifisch so genannte sociale Frage beschäftigt den König schon; er hat dem Wohl und Wehe der arbeitenden Klassen energisch seine Aufmerksamkeit zugewandt. Auch in dieser Richtung begegnen wir in seinen Anordnungen Ideen, auf welche die neueste Zeit mit erhöhtem Nachdruck zurückgekommen ist. Wenn z. B. neuere Socialreformer mit Recht Gewicht darauf gelegt haben, wie großen wirthschaftlichen und ethischen Werth es habe, wenn es gelinge, die Arbeiter zu seßhaften Grundbesitzern zu machen, indem man ihnen ein kleines Häuschen nicht zur Miethe, sondern als wirkliches Eigenthum überlasse, so finden wir diesen Gedanken im Keime schon in einer Verfügung Friedrichs des Großen aus dem Jahre 1751 ausgeführt. Der König will in Berlin gewissermaßen ein besonderes Arbeiterviertel gründen, in welchem die

*) Vgl. Behaim-Schwarzbach, Hohenzollersche Colonisationen.

Digitized by Google

aus dem Voigtlande eingewanderten Maurer- und Zimmergesellen angesiedelt werden sollten, damit sie nicht veranlaßt würden, in jedem Winter in ihre Heimath zurückzukehren. Die Art und Weise, wie er sich die Ausführung dieses Gedankens vorstellt, ist so charakteristisch, daß wir uns nicht versagen können, den Wortlaut der Verfügung hier anzuführen. „Nach meiner idee," so heißt es da, „würde der Platz vor dem Hamburger Thore in der Gegend, wo der Galgen stehet, zu solchem etablissement für diese Leuthe am konvenabelsten seyn; welcher Platz zuvor ordentlich aufgenommen und in Quartiere und Straßen eingetheilt werden müßte, allwo alsdann jeder derer-selben mit einem kleinen Hause angesetzet und ihm ein ziemlich geräumiger Garthen-Fleck nebst einem Stück Landes, so wie es hier geschehen, angesetzet werden könnte; da sie, wenn ihre Maurer- und Zimmer-Arbeit vorbey, im Winter leben und überdem durch Spinnen und dergleichen Arbeit ganz reichlich sich ernehren könnten; und zwar dieses um so mehr, als Meine Intention ist, das solches quartier dann nicht unter die accise gezogen werden, sondern davon ganz frey bleiben solle."

Man sieht, wie der fruchtbare staatliche Sinn des Königs sich mit gleicher Genialität auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit bewährt, wie seine Gesetzgebung keine der mannigfachen Interessen der menschlichen Gesellschaft unberücksichtigt läßt. Rechnet man hierzu noch die Arbeiten für die Herstellung eines allgemeinen Landrechts und für die Hebung des Volksschulwesens, auf welchem Gebiete er, freilich zumeist ohne schnelle und sichere Erfolge, mit Energie die von seinem Vater betretenen Bahnen verfolgte*), so kann man sich eine annähernde Vorstellung von der nimmer rastenden und fast fieberhaften Thätigkeit bilden, welche der König nach allen Richtungen entfaltete. Je mehr man sich mit dieser Seite seiner königlichen Berufsarbeit beschäftigte, um so klarer und unzweifelhafter wird es uns, seinen glücklichen Erben, werden, daß nicht bloß der äußere Bau unseres nationalen Staates, sondern auch sein Ausbau nach innen hin in allen seinen Grundlagen auf die grandiose Arbeit des Philosophen von Sanssoucis zurückgeht, dessen Gedenktag mit dankbarer Pietät zu begehen das deutsche Volk alle Ursache hat.

*) Mit dieser Seite der Thätigkeit Friedrichs des Großen beschäftigt sich ein soeben als Festschrift zum Gedenktage des Königs erschienenes Buch von Konrad Fischer: „Friedrich der Große als Erzieher seines Volkes". Trier, Stephanus 1886. Von großem Werth für diese Frage ist auch das soeben in zweiter Auflage erschienene Werk von Dr. Conrad Rethwisch: Der Staatsminister Frhr. von Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs des Großen. Berlin. Oppenheim.

Literatur und Kunst.

Zur Erinnerung an Leibniz.

1686—1886.

Von Rudolf Eucken.

Vor mehreren Jahren ist das Jubiläum der kantischen Kritik der reinen Vernunft unter allseitiger Theilnahme gefeiert worden. Bei dem ebenbürtigen Heros deutscher Forschung, bei Leibniz, läßt sich nicht so ein ausgezeichneter Punkt hervorheben und der Erinnerung empfehlen. Wenn sich aber in der langen Ausdehnung seiner Arbeit ein bedeutsamer Abschnitt findet, so fällt er in das Jahr 1686. Denn von diesem Jahre an begann der Philosoph mit dem, was den eigenthümlichen Kern seines Systems bildet, mit seiner Monadenlehre, hervorzutreten. Was lange Jahre sein Nachdenken beschäftigt hatte, das scheint dem vierzigjährigen Manne reif genug, um zunächst einzelnen Freunden, bald auch der gelehrten Welt mitgetheilt zu werden. Seit 1686 mußte man mit einem eigenthümlich leibnizischen Systeme rechnen. Darum erscheint es als eine Pflicht der Pietät, im Jahre 1886 der großen, noch immer lebendig fortwirkenden Leistungen des genialen Forschers zu gedenken.

Es ist das um so mehr Pflicht, als das Andenken Leibnizens noch immer mit ungünstigen Einflüssen zu kämpfen hat. Die Schuld daran liegt ebenso in der Sache wie in subjektiven Auffassungen. Leibniz ist nicht dazu gekommen, konnte vielleicht nach seiner Beschaffenheit nicht dazu kommen, seine Gedanken in einem geschlossenen Werke niederzulegen, welches das Neue scharf hervortreten ließ und mit unmittelbarer Macht in die überkommene Lage eingegriffen hätte. Aus einzelnen Stücken müssen wir vielmehr ein Ganzes erst zusammenlesen. Und auch wenn wir es gefunden haben, es kann nicht so ergreifen, so umwandeln, so zermalmen wie Kants Kritik der reinen Vernunft. Leibniz befreit sich nie so von gelehrten Voraussetzungen, ist zu sehr darauf bedacht das Eigne mit Fremdem zu verknüpfen, um ohne Abzug aus reiner Eigenart zu uns zu wirken. Aber wenn das Große und Neue bei ihm erst gefunden sein will und sich nicht ohne Mühe finden läßt, lohnen thut sich solche Mühe in hohem Grade. Bei allen Fehlern, bei allem, oft unnützem Ballast von Gelehrsamkeit war Leibniz ein Denker von Gottes Gnaden, ein Denker, dem es heilig ernst war mit der Wahrheit, der an großen Problemen des menschlichen Daseins arbeitete und der auch thatsächlich auf die Entwickelung des modernen Geisteslebens einen gewaltigen Einfluß geübt hat. Wir wollen uns diese Schätzung nicht von Parteimännern verkümmern lassen, die seine Philosophie für eine Art Hofunterhaltung ausgeben, weil er viel mit Fürsten und Vornehmen verkehrte, die sein unablässiges Streben Philosophie und Religion zu versöhnen, sein rastloses Bemühen die getrennten Confessionen zu größerer Gemeinschaft zu bringen, als charakterlose Connivenz deuten. Wer sich unbefangen in das Leben und Wirken Leibnizens hineinversetzt, der wird rasch die Ueberzeugung gewinnen, daß derselbe in allem was er that, seine eigne Natur ehrlich zum Ausdruck brachte, und daß die Förderung der Sache, das Wohl der Menschheit aller seiner Arbeit als Ziel vorschwebte.

Es kann natürlich hier nicht Aufgabe sein, einen Ueberblick über den ausgedehnten und weitschichtigen Bau des leibnizischen Systems zu versuchen. Auch dürfen wir wohl hoffen, daß das gegenwärtige Jubiläum dieses Systems die Bemühungen stärken wird, dasselbe größeren Kreisen näher zu bringen. Was wir möchten, ist eine kurze Erinnerung daran, daß eben der Denker, welcher das deutsche Volk für die Dauer auf die Höhe der philosophischen Arbeit führte, trotz des überwiegend fremden Gewandes in seiner Art und Gesinnung durch und durch deutscher Natur ist, daß Leibniz eben die Eigenthümlichkeiten in großartiger Entwickelung zeigt, die uns Deutsche im Vergleich mit den anderen, in anderen Punkten überlegenen Culturvölkern auszeichnen.

Wir sind gewohnt, eine Universalität der Anschauungen und Interessen dem deutschen Geiste, im besondern der deutschen Wissenschaft beizulegen. Daß in solcher Universalität unter den Neuern Niemand Leibnizen gleichkommt, darüber besteht kein Zweifel. Die gesammte Erinnerung der Geschichte bietet nur einen Mann, den man etwa voranstellen könnte: Aristoteles. Aristoteles hat die Mannigfaltigkeit der Wissenschaften noch mehr in das Besondere der Verzweigung verfolgt und daher in die einzelnen Gebiete tiefer eingewirkt als Leibniz. Aber einmal war bei dem unentwickelten Zustand der Erkenntniß, den er fand, die Uebersicht der Gebiete erheblich leichter; ferner steht auf einem überaus wichtigen Felde Leibniz ohne Zweifel erheblich voran: auf dem der Mathematik. Aristoteles für einen großen Mathematiker zu halten, dafür bieten die vorliegenden Schriften keinen Grund, Kepler hat ihn sogar als einen der Mathematik wenig kundigen erklärt; was aber Leibniz für die Mathematik bedeutet, das ist allbekannt. Aber wem immer hier der Vorrang gebühre, bewunderungswürdig ist jedenfalls die geistige Kraft, mit der Leibniz alle irgend erreichbaren Gebiete in seine Arbeit aufnimmt, die Weite, mit

Digitized by Google

der er allen Seiten der Dinge, allen Interessen an der Sache gerecht zu werden sucht. Gegenüber der Einseitigkeit, welche das erste Hervortreten der modernen Ideen unvermeidlich mit sich brachte, hat er kräftig für ein Gleichmaß des Denkens und der Ueberzeugungen gewirkt. Hatte damals die Erforschung der Natur die Gedanken vorwiegend an sich gezogen, so vertritt er nun auch die Eigenthümlichkeit der geistigen Welt; hatte der Eifer das Eigne klar herauszustellen, ungerecht gegen die Vorgänger gemacht, so zeigt Leibniz die Bedeutung der Geschichte, die Nothwendigkeit, das eigne Thun als Glied einer fortlaufenden Kette zu verstehen. In allen Systemen der Vergangenheit sucht er etwas wahres, etwas verwendbares zu entdecken, im Alterthum wie im Mittelalter, bei Demokrit und bei Plato, bei Thomas von Aquino und bei der Mystik. Und in gleicher Weise umspannte sein Blick alle Verzweigung des Lebens, das ihn umgab, alle Aufgaben der Theorie und der Praxis. Gewiß sind daraus auch Mißstände erwachsen. Er hat an einen Punkt oft zu viel zusammengebracht, er hat beim Fortgang seines Denkens oft zu viel mitnehmen wollen, hat zu viel Sorge darum getragen, die Verbindung mit anderen Denkern nicht aufzugeben. Aber dies sind nun einmal die Gefahren der Universalität. Nicht bloß Leibniz, unsere ganze deutsche Entwickelung hat mit solchen Gefahren zu kämpfen.

Leibniz war aber nicht bloß universal, er war auch systematisch; es genügte ihm nicht vieles gegenwärtig zu haben, er wollte es auch in einen festen Zusammenhang bringen. „Uns erfreut die Mannigfaltigkeit, aber erst in ihrer Zurückführung auf die Einheit," so meint Leibniz von sich selber. In Wahrheit sehen wir ihn rastlos bemüht, die unendliche Mannigfaltigkeit des Stoffes unter leitende Gedanken, unter ein allbeherrschendes Gesetz zu bringen, einen zusammenhängenden Bau der Erkenntniß herzustellen und darin jeder besonderen Erscheinung ihren festen Platz anzuweisen. Vor allem gewinnt hier eine eminente Bedeutung die Idee einer ununterbrochen vom Unendlichkleinen bis zum Unendlichgroßen reichenden Stufenfolge des Alls. Geist und Natur reichen sich die Hand, alle Wesen bilden eine große Kette, die niederen Thätigkeiten weisen auf die höheren, und auch die höchsten Leistungen persönlichen und idealen Lebens brechen den Zusammenhang mit dem Elementaren nicht ab. Nirgends hat der Grundsatz, daß die Natur keinen Sprung macht, eine so großartige Anwendung gefunden wie hier. Diese systematische Art aber, sie ist doch so recht ein Stück deutscher Natur; oft sind wir ihretwegen bewundert, nicht minder auch verspottet; sie mag uns oft die Frische des unmittelbaren Eindruckes verkümmern, oft auch zu künstlichem Schematisiren und Classificiren verleiten, unserer Natur ist sie viel zu sehr verwachsen, als daß wir sie einfach abschütteln könnten. Auch ihre Gefahren können wir daher nicht einfach vermeiden, wir müssen sie zu überwinden suchen.

Die Verbindung der Mannigfaltigkeit, wozu das Verlangen eines Systemes drängt, ist aber schwerlich zu erreichen ohne ein Hinausgehen über die erste Erscheinung, über den unmittelbaren Eindruck der Dinge. Die Welt als Ganzes zu fassen, können wir nicht einmal versuchen, so lange wir das Problem einfach aus der Lage aufnehmen, in der wir uns gerade finden, so lange wir alle Voraussetzungen und Bedingungen dieser Lage als selbstverständlich erachten und der Erörterung entziehen. Das Bedürfniß einer systematischen Form der Erkenntniß führt nothwendig auch zu einer Wandlung des Inhaltes, die Vertiefung der Philosophie nothwendig zur Metaphysik. Nun ist eben dieses, was Leibniz vor seinen Vorgängern und Zeitgenossen auszeichnet, daß er kühn, aber klaren Bewußtseins und unter steter begrifflicher Rechtfertigung, den Schritt von den Wirkungen zu den Ursachen, von den Erscheinungen zu den Kräften thut. Damit verwandelt sich ihm das Bild der Wirklichkeit, das für den ersten Anblick ein Nebeneinander vereinzelter und lebloser Dinge war, in ein zusammenhängendes Reich lebendiger Kräfte. Daß nichts sein könne ohne Kraft und Leben, das ist der Grundgedanke der leibnizischen Lehre. Aus ihm erwuchs die Forderung, überall das vorhandene Leben aufzudecken und auch in dem, was fest und starr scheint, eine Bewegung nachzuweisen. Das Leben selbst aber schien unserem Forscher, gerade weil er die Begriffe der äußeren Natur schärfer dachte als die meisten, nicht einen Anhang dieser Natur zu bilden, sondern vielmehr seelischer Art zu sein. Wo Leben, da ist nothwendig auch Seele. Hat also die Natur Leben, so muß sie auch Seele haben. Aber dieses seelische Leben, die Grundlage aller Existenz, soll nicht die Zusammenhänge naturwissenschaftlicher Erkenntniß durchbrechen, es soll nicht erst einem stürmischen Aufschwung des Gefühls sich kundthun, sondern der Nothwendigkeit des Denkens aus den Erscheinungen entgegenwachsen. Wir gewahren einen großartigen Versuch auf dem Boden der Wissenschaft die Priorität des Geistes zu beweisen, ohne das Recht der Natur anzutasten. Das alles ist Metaphysik, Fortbildung, Umwandlung, nicht bloß Feststellung der Erfahrung; es mag in der besonderen Art der Durchführung angreifbar genug sein. Aber die Bedenken gegen die Ausführung sind nicht schon Einsprüche gegen das Princip. Von der Metaphysik werden wir Deutschen schwerlich je lassen. Gescholten wird sie freilich auch bei uns genug, und daß die Philosophie auf diesem Gebiete jetzt eine reiche Thätigkeit entfaltet, kann Niemand behaupten. Aber unsere Art, die Probleme auf das Absolute zu stellen, allumfassende, abschließende Ergebnisse zu verlangen werden wir damit nicht los. Man kann sich als Metaphysiker zeigen in der Art wie man Metaphysik verwirft. Man kann auch in der Naturwissenschaft, der Politik, der Nationalökonomie Metaphysiker sein. Die Metaphysik ist heute in Deutschland keineswegs erloschen, sie hat nur ihren Wohnsitz verlegt. Aber wenn wir nicht ohne sie aus können, sollte dann nicht immer wieder die Nothwendigkeit entstehen, das Problem an seiner Quelle, in der Philosophie aufzunehmen? Sobald wir aber das thun, werden wir Leibniz schlechterdings nicht liegen lassen können.

Wenn wir in der Verzweigung der heutigen Arbeit, in dem Kampf der Parteien einen leitenden Begriff, eine Idee finden, worüber alle einig sind, so ist es der, schließlich doch in der Metaphysik begründete Gedanke der Entwickelung. Wer hat nun mehr gethan, die Idee der Entwickelung philosophisch zu begründen, wer hat sie so zum Mittelpunkt seines Systems gemacht, wer sie mit solcher Energie den einzelnen Gebieten zugeführt als Leibniz? Gewiß gibt die schulmäßige Fassung des Begriffes zu berechtigtem Widerspruch Anlaß, die Vorstellung der Einschachtelung, in welche sich bei ihm der Gedanke der Entwickelung kleidete, mußte später verlassen werden, aber darum bleibt doch das Verdienst gewaltiger Anregung und Erweckung. Wie wären Lessing's und Herder's eingreifende Leistungen denkbar ohne den Vorgang Leibnizens?

Alles bisherige aber würde eine große Lücke lassen, wenn nicht auch der Verdienste L.'s um das Princip der Individualität gedacht würde. Die Hochachtung der Individualität, das Verlangen, daß jeder sich nach seiner Art, daß er sich aus sich und für sich entwickle, gilt gewöhnlich als eine Eigenthümlichkeit der germanischen Völker; die Deutschen speciell sind unübertroffen in der Vertretung dieses Principes gegenüber den letzten Weltfragen, in Religion, Philosophie und Kunst. Wer aber hat das Individuum in seinen letzten Verhältnissen zur Welt, wer hat die Ursprünglichkeit und die Selbständigkeit des individuellen Lebensprocesses wissenschaftlich so zur Anerkennung gebracht als der Schöpfer der Monadenlehre? Wohl konnte auch hier Leibniz sich auf Vorgänger berufen. Bis auf Ausdruck und Bild konnte er Lehren der Stoiker verwenden; daß der Mensch, daß jeder Mensch ein Mikrokosmus sei, das war vornehmlich neuplatonische Lehre, die das Mittelalter fortführte und die in der Neuzeit vorleibnizische Denker schon kräftiger betont hatten. Aber alles dies nimmt sich wie eine Vorstufe der leibnizischen Lehre aus. Mit unermüdlicher Energie und mit rücksichtsloser Consequenz hat er die Idee vertreten, daß jeder nur sich selbst, nur seine eigne Welt, und dabei doch zugleich das All lebe, daß daher nichts vom Lebensgehalt von draußen hereinkomme, sondern daß alles von innen her aus eigner Entwickelung zu verstehen sei. Er hat aber solches Werden von innen her nicht durch-

Digitized by Google

setzen können, ohne eine reichere Mannigfaltigkeit des Geschehens aufzudecken als die erste Ansicht wahrnimmt, er hat das Kleine und Vorbewußte in das Bild hineingezogen und auf dem Boden der Seele, der sonst leer dünkte, eine endlose Fülle unaufhörlichen Lebens nachzuweisen gesucht. Da nun ferner jede einzelne Erscheinung, jeder Punkt, jeder Augenblick eine Besonderheit und gerade in dieser Besonderheit einen Werth für das All zu besitzen schien, so wächst ihm der Reichthum des Lebens in's Unermeßliche, und wir verstehen, wenn er, fortgerissen und wie trunken von solcher Lebensfluth, von der Entfaltung, von dem Fortschritt dieses Lebens die Lösung aller Probleme, die Ueberwindung aller Gegensätze erwartet; wir verstehen, ohne es darum zu billigen, wie er Optimist werden und die Lehre von der besten Welt aufstellen konnte.

Mit dem allen vergessen wir nicht, wie viele Fragen bei Leibniz offen bleiben, wie viel in seinen Lehren zum Widerspruche reizt, wie viel uns heute von ihm trennt. Aber das Verdienst gewaltiger Anregung, durchgreifender Belebung bleibt ihm unbedingt. Er gehört zu den Denkern, die mehr Probleme stellen als sie lösen, die mehr in den Zielen ihres Wollens, als in der Besonderheit der Ausführung ihre Stärke besitzen. Aber wenn die Probleme zwingend und die Ziele bedeutsam sind, so ist damit ein genügender Ruhmestitel gesichert. Wir dürfen nie vergessen, daß Leibniz nicht wie Aristoteles den Abschluß, sondern den Anfang einer mächtigen Gedanken- und Culturentwickelung bildet. „Er steht," so sagt mit Recht Dr. Merz in einem vor Kurzem erschienenen vortrefflichen Buche über Leibniz (Heidelberg, G. Weiß 1886), „da, mehr als ein Mittelpunkt des Denkens, von welchem zahlreiche neue Bahnen ausgehen, denn als einer, der das Wirken anderer zusammenfaßte oder die Resultate aus den vielen verstreuten Richtungen europäischer Cultur zog. Er lebte in der Kindheit der neueren Zeit mit stets vorwärtsblickendem Auge. Statt zu irgend welchem Endresultat, zu irgend welcher das Ganze krönenden und alles in sich aufnehmenden Idee zu führen, muß ein Denkmal von Leibnizens Geist mit einem Blick auf ein weites und unermeßliches Land schließen, das reich an befruchtenden Strömen ist, die sich in der Ferne verlieren, und die alle ihren Ursprung in ihm als ihren Urquell hatten."

Ein verschollenes Schriftthum.

Unter dem Begriff „Nationalliteratur" verstehen wir gewöhnlich diejenigen geistigen Erzeugnisse eines Volkes, die in der Phantasie und im Gemüth ihren Ursprung haben. Sage, Lied, Drama, Epos, Erzählung — sie enthalten alle den richtigen Ausdruck der Volksseele, sie sind ein treuer Spiegel des Lebens, der geistigen Thätigkeit und Anschauung des Volksstammes, dem sie entsprossen sind. Schriften des klügelnden Verstandes, der Erkenntniß, der Forschung und Erfahrung werden deshalb — insofern sie nicht, wie manche Werke der alten Völker, eine dichterische Form haben — von der Nationalliteratur ausgeschieden und gewissermaßen als internationales Gemeingut zur Fachliteratur verwiesen.

Es könnte also zum mindesten paradox klingen, wenn wir ein Schriftthum, welches in seinen Hauptbestandtheilen Werke des Verstandes und der Erkenntniß enthält, der Reihe der Nationalliteraturen anschließen würden. Haben aber solche wirklich die Aufgabe, vornehmlich das Leben und die Anschauungen ihrer Völker wiederzuspiegeln, so dürfen wir ein ganz eigenartiges, großes und reiches Schriftthum, das bisher unverdienterweise zur Fachliteratur geschoben wurde, hauptsächlich weil es nur in sehr geringen Bruchstücken bekannt war, unbedenklich als eine Nationalliteratur bezeichnen, nicht nur weil es kaum wie eine andere Literatur das Leben, Denken und Fühlen seines Volkes wiedergibt, sondern auch weil es, in den richtigen Gesichtspunkt gerückt, ein organisches Ganzes bildet, das alle literarischen Elemente in sich vereinigt.

Dieses eigenthümliche Schriftthum ist — im tendenzlosen Sinne des Wortes — die jüdische Literatur, wie sie sich in ihrer stetig vom Alterthum bis zur Gegenwart fortschreitenden Entwickelung darstellt.

Aber gibt es überhaupt eine organisch entwickelte jüdische Nationalliteratur, die in der That diesen Namen verdient?

Für die traditionelle Literarhistorie hat sie bisher allerdings nicht existirt. Die Tradition hat das jüdische Schriftthum einfach mit der Bibel, bestenfalls mit den jüdisch-hellenistischen Erzeugnissen und den Apokryphen abgeschlossen und das Uebrige gleichsam als einen undurchdringlichen Urwald bezeichnet, in welchem der Talmud, die sogenannte rabbinische, die theologische und die neuhebräische Literatur als wilde Schößlinge üppig emporwuchsen. Das geschah freilich nicht aus Oberflächlichkeit, sondern mehr aus der Schwierigkeit, die ungeheuere Masse des angesammelten Materials zu übersehen. Und nebenbei ist die historische Forschung über die jüdische Literatur noch verhältnißmäßig jung — sie datirt eigentlich erst vom Anfang unseres Jahrhunderts. Wenn gleichwohl innerhalb dieser kurzen Zeit eine stattliche Menge Schriften entstanden sind, so waren es doch nur größere und kleinere Monographien über bestimmte Epochen und einzelne Persönlichkeiten, ein Material, das sich wohl immer stärker und stärker aufhäufte, das aber, weil nicht zusammenhängend, gerade der Menge wegen, für den ferner Stehenden immer unübersehbarer wurde und in ihm die erwähnte Tradition nur befestigen mußte. War also für Denjenigen, der auf die Quellen selbst nicht zurückzugreifen vermochte, das geistige Band und damit die Literatur als Ganzes nicht vorhanden, so war sie doch für den Kundigen da; die zahllosen monographischen Bruchstücke und Trümmer waren ihm Bausteine, die nur der festen und sicheren Hand harrten, die sie zu einem einheitlichen Bau aufführen konnte. Das Werk war freilich außerordentlich schwierig, nur ein Mann konnte es vollbringen, der eine umfassende Kenntniß der europäischen und orientalischen Literatur und Geschichte mit einer gründlichen Kenntniß der jüdischen Literaturquellen selbst verband, der Fleiß, Geduld und Energie genug besaß um sich mit Hingabe und Aufopferung in die Gedankenwelt längstvergangener Zeiten innig zu vertiefen, der aber auch vorurtheilslos und kritisch genug war, um in diesem wilden Irrgarten voll schöner Blumen und gefährlichen Unkrautes den rechten Weg zu finden.

Lange hat diese Riesenaufgabe des richtigen Mannes geharrt, aber endlich hat sich doch einer gefunden, der an sie heranging. Nun liegt die außerordentlich mühevolle Thätigkeit vieler Jahre in einem Werke vor, von welchem die Kunst der Darstellung und geistigen Durchdringung allen Schweiß der langsamen Mosaikarbeit abgestreift hat. Es ist die „Geschichte der Jüdischen Literatur" von Gustav Karpeles*), einem Schriftsteller, der sich seine literarischen Sporen auf dem ästhetisch-kritischen Gebiete längst verdient hat. Auch in diesem Werke tritt uns Karpeles als Kritiker entgegen. Weder beachtet er die traditionellen Meinungen und Urtheile, noch läßt er sich vom Streit der Parteien beirren; vorsichtig und kühl geht er an seinen Stoff, ohne günstiges oder ungünstiges Vorurtheil, und er behandelt ihn rein kritisch von den höchsten Gesichtspunkten aus, ohne jede Rücksicht darauf, ob diese Behandlung, diese Kritik bei irgend einer Partei anstößt oder nicht. „Niemandem zu Liebe, Niemandem zu Leide, von keinem dogmatischen und für keinen confessionellen Standpunkt — —" ist seine Devise — bei einer Geschichte der jüdischen Literatur jedenfalls eine recht schwierige Aufgabe, deren consequente Lösung nicht genug Lob verdient.

Doch das Werk würde nicht den hohen literarischen Vollwerth haben, den es in der That besitzt, wenn es lediglich rein kritischer Natur wäre. Es handelte sich für den Autor darum, das Vorhandensein einer organisch entwickelten, jüdischen Nationalliteratur, die würdig ist den großen Weltliteraturen

*) Zwei Bände. Berlin 1886. Verlag von Robert Oppenheim.

Digitized by Google

angereiht zu werden, dem Leser nachzuweisen. Dazu mußte sich die Kritik mit der historischen Darstellung verbinden, es durften nicht nur die Bücher beurtheilt, sondern es mußten auch die geistigen Strömungen aufgedeckt und dargestellt werden, denen die Bücher ihr Entstehen verdankten. Diese Verbindung der Kritik mit der Geschichte der Ereignisse und der Ideen, diese innige Verschmelzung, die dem Autor sehr glücklich gelungen ist, hebt das Werk mit seiner eindringlichen, fein abgeglätteten Diction, die sich oft zu hohem Schwunge steigert, weit über das Niveau vieler literarhistorischen Versuche hinaus, und macht es den besten der in großem Stil gehaltenen geschichtlichen Darstellungen ebenbürtig.

Was ist nun „jüdische Literatur" — welchen Verlauf hat sie genommen, daß ihr Schriftreichthum bisher im Dunkel geblieben ist?

Ehe wir diese Frage beantworten und somit auch auf den Inhalt des Karpeles'schen Werkes etwas näher eingehen, dürften einige Worte am Platze sein, die die Eigenart dieses Schriftthums und sein Verhältniß zu den Literaturen anderer Völker bezeichnen mögen. Die letzteren bieten in Europa sowohl, wie im Orient mit sehr wenigen Ausnahmen ein Bild, das in Ursprung und Verlauf sich überall ungefähr gleich bleibt. Erst tritt die Sage auf, gleichzeitig vielleicht das lyrische Lied, die religiöse Hymne, dann folgt das Epos, anfänglich noch stark mit religiösen Elementen untermischt, späterhin mehr auf Sage und Geschichte beruhend. Sind diese Grundformen vorhanden, so entwickeln sich bei dichterisch beanlagten Völkern die übrigen Formen von selbst, in der Prosaerzählung ihren Abschluß findend. Epos, Drama und Erzählung legen aber denselben Weg zurück, den die Dichtung überhaupt gemacht hat, sie wurzeln alle drei ausschließlich in der Sage, im Glauben und Aberglauben, die ihnen so lange den ausgiebigsten Stoff bieten, bis die geistige Anschauung auf dem Punkte ist, den Reiz des Uebernatürlichen entbehren zu können. Bis zu diesem Punkte ist ein sehr langer Weg, und die dichtende Volksphantasie muß viele Jahrhunderte hindurch geschult werden, ehe sie den Schritt vom Uebernatürlichen zum Natürlichen zu machen vermag. Europa mußte erst durch den ganzen weitverzweigten Sagenkreis des Mittelalters gehen, ehe es zur Kunst der Neuzeit durchdrang.

Es ist nun aber durchaus naturgemäß, daß ein Volk, dessen religiöse Grundanschauung die Sage im großen Ganzen ausschließt, den erwähnten Weg unmöglich zurücklegen kann. Seine Literatur, sofern sie das Product einer geistigen Cultur ist, muß eine ganz andere und völlig abweichende Richtung nehmen. Und in der That steht die jüdische Literatur in ihrer Art vereinzelt da. So groß auch die Einflüsse waren, die sie — wie wir sehen werden — auf das Denken der europäischen Welt ausübte, so stark auch die geistige Thätigkeit des Orients und des Abendlandes auf sie selbst eingewirkt hat — sie ging gleichwohl ihren eigenen Weg, den ihr schon ihr Grundbuch, die Bibel, vorgezeichnet hat. So findet sie weder im Orient, noch in Europa eine Analogie. Hier und dort führte die Sage zur Dichtung, die sich im Laufe der Zeit immer mehr von den Producten des Verstandes — der Fachliteratur — entfernte; die jüdische Literatur hatte jedoch ursprünglich keine bildungsfähige Sage, und als dieselbe hinzutrat (in einer Form, die auch nicht besonders bildungsfähig war), war der klügelnde Verstand schon längst am Werke, und ihm erst fiel die Aufgabe zu, durch Aufnahme fremder Elemente auf einem genau entgegengesetzten Wege sich zur Dichtung, zur Kunstform durchzuringen.

Daher ist auch der Mangel an dramatischer und erzählender Literatur im älteren jüdischen Schriftthum erklärlich. Es trägt auffallend ein religiöses Gepräge, ohne jedoch eine theologische Literatur zu sein. Es trägt aber auch ein entschieden weltliches Gepräge, weil es weit über den engeren Rahmen religiöser Fragen hinausgeht, und in das thätige Leben selbst eingreift. Diese Mischung von Religion, Philosophie und practischem Leben führt diese Literatur weiter zur Aufnahme vieler Elemente, die in den anders gearteten Schriftthümern anderer Völker enthalten sind. Da sie sich aber ursprünglich auf religiösen und ethischen Fragen aufgebaut hat, so behält sie trotz der bunten Mischung, trotz des reichhaltigen und mannigfaltigen Inhaltes einen durchaus didactischen Charakter, der sich durch die Jahrhunderte behauptet und mit den buntwechselnden Schicksalen der Juden bald schwächer, bald stärker hervortritt.

Folgen wir nun der Darstellung von Karpeles, indem wir die beiden ersten mit großer Kraft und hinreißender Wärme geschriebenen Abschnitte des Werkes: „Die biblische Literatur" und „Die jüdisch-helleniſtische Literatur" als vielen Lesern inhaltlich zum Theile in Umrissen bekannt, überschlagen, und sofort mit der „talmudischen Literatur" beginnen. Diese Periode sowohl, wie auch etwaige andere Epochen der jüdischen Literatur — die Darstellung von Karpeles reicht bis zur Gegenwart hinauf — können wir — an der Hand unseres Führers — nur in großen Strichen, in andeutenden Umrissen zeichnen, da ein näheres Eingehen auf diesen Stoff sehr weit den hier zubemessenen Raum überschreiten und überdies zu einer dürren nomenclatorischen Bibliographie führen würde.

Zunächst sehen wir, wie der Talmud entstanden ist. Das Bedürfniß, das oft knappe Wort der Bibel zu erklären und zu erläutern, hat sich schon sehr früh, sogleich nach Abschluß derselben herausgestellt. Insbesondere war es dort fühlbar, wo die Juden entfernt von ihrem Stammlande wohnten und die Muttersprache nicht mehr sprachen. So finden wir in der jüdisch-helleniſtischen Literatur, neben Uebersetzungen der Bibel ins Griechische, verschiedene Schriften, welche die Auslegung und Erklärung dieses Buches zum Inhalte haben. Doch selbst in Palästina wurde die Erklärung und Erläuterung des Gesetzes für das Volk nothwendig, eine Arbeit, welche bestimmten Lehrern zufiel. Was jedoch die in Alexandrien wohnenden Erklärer wagten, nämlich ihre Ansichten schriftlich niederzulegen, war in Palästina und späterhin auch in den Schulen Babylons verboten. Die Erklärung und Erläuterung war eine Tradition, die sich mündlich von Geschlecht zu Geschlecht, ja von Jahrhundert zu Jahrhundert fortpflanzte. Zwei Methoden wurden bei dieser mündlichen Literatur, die insgesammt als Midrasch-Forschung bezeichnet ward, befolgt. Die eine, Halacha (= Regel, Richtschnur), hatte lediglich die strenge Erklärung des Gesetzes in allen seinen Formen zur Aufgabe, während die andere Methode, Haggada(=Gesagtes, Erzählung), eine freiere, mehr poetische Deutung des Bibelwortes zuließ, eine Deutung, die durch Phantasiestücke, kleinere und größere Erzählungen aus der Geschichte und dem Leben, späterhin durch die sich immer stärker entwickelnde Sage kräftig unterstützt wurde.

Das waren die Wurzeln, aus denen im Verlaufe der Jahrhunderte der Baum des Talmud, im Verfluß der Jahrtausende der Baum der jüdischen Literatur emporwuchs. Für das flüchtige Auge hat die jüdische Literatur noch etwas Anderes mit einem Baume gemein. Wie in dessen Kern die Jahre einen Ring um den anderen ansetzen, so könnte man sich auf den ersten Blick das Bild dieses Schriftthums denken. Die Bibel wäre der erste Kreis, den die ersten Gesetzgeber hingezeichnet hatten. Ihnen folgen die ersten Erklärer, die den Kreis um den Kreis ziehen und dann kommen weitere Erklärer diese ihre Vorgänger erläuternd, und so folgte Generation auf Generation, stets einen neuen Kreis um den allerletzten zeichnend.

Die ersten Gesetzeserklärer lebten noch zur Zeit der politischen Selbständigkeit Judas. Ihre Sprache war noch die reine vaterländische, ihre Lehren galten noch dem ganzen Volke. Nach der Zertrümmerung des Reiches flüchtete sich die Lehre in die stille Schule, von wo aus sie durch die Schüler im Volke verbreitet wurde. Die erste Schule ist in Jabneh, wo langsam ein Werk geschaffen wird, das unter dem Namen Mischna bekannt ist. Die Mischna setzt lediglich die erklärende Arbeit fort, in einem ernsten und strengen Ton, in einer bereits verdorbenen, mit aramäischen, griechischen und lateinischen Worten mit hebraisirten Endungen vermischten Sprache. Ihr Inhalt ist rein akademischer Natur, er besteht aus Bestimmungen und Vorschriften über Gesetze, Abgaben und dgl., die

Digitized by Google

nur für das einstige Reich gültig waren, er erörtert ferner Ritual- und Speisegesetze u. s. w.

Dreihundert Jahre wurde am Bau der Mischna gearbeitet — nun tritt sie gewissermaßen vom Schauplatz ab. Die Gelehrsamkeit hat sich nach Babylon flüchten müssen und hat dort zwei große Schulen, in Sura und in Pumbadita, gegründet. Die Mischna ist abgeschlossen. Das Volk und die Lehrer sprechen eine neue Sprache. Nicht Jedem ist die Mischna mehr verständlich, sie hat auch dunkle, räthselhafte Stellen, sie ist ebenso erklärungs- und erweiterungsbedürftig, sie hat noch lange nicht Alles gesagt, was nach Ansicht der Gelehrten zu sagen wäre. So beginnen sie denn, das nun abgeschlossene Werk, die Mischna, zu commentiren — es ist der Talmud, der nun anknüpft und seinen Vorgänger ergänzt, berichtigt, erweitert. Auf jedes Capitel der Mischna folgte in der Schule „die Mittheilung der verschiedenen Meinungen und divergirenden Richtungen, der Widersprüche, Schlüsse und Combinationen, die alle mit einem erstaunlichen Aufwand von Scharfsinn und mit scholastischer Subtilität entdeckt, ja aufgesucht und dann wiederum gelöst wurden." Die subtilste dialektische Methode wird besonders in der größten Schule in Pumbadita befolgt, so daß ein Gegner dieser Schule die Schüler derselben zu fragen pflegte: „Bist du nicht aus Pumbadita, wo man einen Elephanten durch ein Nadelöhr zieht?"

In dieser Form enthält der Talmud das gesammte jüdische und westasiatische Wissen jener Zeit. Seine Discussion beschränkt sich nicht allein auf das Gesetz und dessen Auslegung, sondern schweift sehr häufig weit ab auf alle Gebiete des menschlichen Lebens, der weltlichen Erkenntniß und Erfahrung; er philosophirt über die Weltschöpfung und bringt medicinische Recepte, er behandelt die absolute Einheit Gottes und nimmt in sich ein gutes Stück der Engel-, Dämonen- und Geisterlehren der persischen und babylonischen Heiden auf; er schafft die schönsten Erzählungen, Legenden und Sagen und behandelt mit furchtbarem Ernst die überflüssigsten Gesetze; er bringt die erhebensten Sittensprüche, die klügsten Lebensregeln und gibt sich mit wunderbarer Geduld und Ausdauer den nichtssagendsten Kleinlichkeiten hin, — kurz der Talmud — Rabbinus Talmud, wie ein Dominikaner im 16. Jahrhundert schrieb — dieses ungeheure Werk, das mehrere Jahrhunderte zu seiner Entstehung bedurfte — ohne eigentlich fertig zu werden, ist ein Literaturdenkmal, so eigenthümlich, so absonderlich, wie keine zweite Geistesschöpfung es jemals war oder sein wird.

War es eine natürliche Tochter des Talmud, oder ist sie mit ihm gleichzeitig zur Welt gekommen, genug, eine diesem verwandte Schöpfung reckt immer merkbarer ihr Haupt empor: die Geheimlehre. Ihre Urheimath ist Babylon, ihre Liebe die alexandrinische Theosophie, ihre Kinder der Demiurgos der christlichen Gnosis und der Metatron (μετὰ θρόνον, der hinter dem Gottesthron stehende Engel) der Juden. Sie vertieft sich zunächst in die Idee der Weltschöpfung und erörtert das Wesen Gottes, wobei sie die Weisheit — Chochma — mit dem platonischen Lehrbegriff vom νοῦς und der philonischen Idee vom λόγος indentificirt; später verliert sie sich in eine Kosmogonie, die an die 10 Zahlen und 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets anknüpft, in welchen die Elemente, aller Dinge Anfang und Ende enthalten sein sollen. Mit ihrem System bildete diese Geheimlehre die später entstandene — von Karpeles in zwei besonderen großen Abschnitten eingehend behandelte — Kabbala, welche in ihren letzten Ausläufern in der neueren Zeit zum tollen Geisterspuk ausartete, der gegenwärtig unter den modernen Esoterikern wieder sein wüstes Wesen zu treiben beginnt.

Wir verlassen dieses dämmergraue Gebiet und damit gleichzeitig den Boden Babylons und Asiens. Eine neue Zeit ist angebrochen, wir finden die Juden auf einem anderen Boden, in einem anderen Welttheil — in Spanien. Hier zwischen Mauren und Christen, unter einer anderen Sonne, mitten zwischen neuen Völkern, erneuert sich die Literatur; es wird ihr ein fremder Lebensodem eingeblasen, sie wird mit neuen Ideen befruchtet, sie nimmt eine andere Richtung an. Wohl ziehen die Bibel- und Talmud-Commentatoren durch die Jahrhunderte nach wie vor Kreise um Kreise, aber gleichzeitig erblüht und wächst ein Schriftthum, welches, seitdem der letzte Ton der Psalterharfe vor langen Tagen verklungen, bei Juda in traurigen Verfall gerathen war: die lyrische Poesie. Unter arabischen Einflüssen entstehend, scheidet sie sich zunächst schroff von der formvollendeten arabischen Lyrik, welche entschieden romantischer Natur ist, während die jüdische Poesie an die letzten Accorde der Psalmen anspinnt, und gleichfalls religiöse Töne anschlägt. Erst schüchtern, zaghaft in der Form, wird sie immer selbstbewußter, und bald wagte sie es, den der Sprache und Poesie bisher fremden Reim anzunehmen. Je mehr sie aber ihrer Vollendung und Blüthe entgegengeht, desto mehr weitet sie auch ihre Gebiet aus. Einer der besten Dichter religiöser Lieder, Eleasar Kalir, überschreitet in seinen Dichtungen die hergebrachte Stoffgrenze und flicht in seine Lieder schöne Naturschilderungen ein. Noch sind aber die alten Fesseln nicht gesprengt, und erst ein weit stärkerer und umfassenderer Geist mußte kommen, um der aufblühenden Dichtung den Athem der lebenden Welt einzuhauchen. Es war Salomon Ibn Gabirol, einer der tiefsten Denker unter den Juden und ein Poet von seltener Begabung. Wohl geht auch er noch den gebahnten Weg, aber er bahnt sich außerdem neue Straßen, er dichtet Liebeslieder, die heiße Gluth athmen, er verzeichnet, manchmal in humoristischem oder satirischem Tone, persönliche Erlebnisse, er versucht sich in allen Gebieten des weltlich-lyrischen Gesanges und ist in allen Gebieten gleich ausgezeichnet. Und eigenthümlich! Dort wo er nicht satirisch ist, bricht durch seine Dichtung meist ein Ton herben Weltschmerzes durch — er ist der erste Dichter des Weltschmerzes!

Neben Gabirol, und ihn an dichterischer Kraft noch übertreffend, steht Jehuda Halevi, der einzige jüdische Dichter, dessen Name auch in die allgemeine Literaturgeschichte übergegangen ist. „In seinen Gedichten spiegelt sich der südliche Himmel ab, aber auch die grünen Matten, die blauen Flüsse, das stürmische Meer. Seine Naturschilderungen sind erhaben und prächtig, seine Liebeslieder keusch und zart. Er preist den Wein und die Jugend, das Glück und die Geliebte, vor Allem aber sein Volk und Zion." — Diesen beiden Gestalten gesellt sich in derselben Epoche, im Zeitraume des elften und zwölften Jahrhunderts Mose ben Esra, noch weltlicher als beide, aber hinter ihnen an Wohlklang der Sprache und Kraft des Ausdruckes etwas zurückstehend.

Mit diesen drei Männern hat die hebräische Poesie nach jahrhundertelanger Arbeit ihren Höhepunkt erreicht. Es kommt das lange Zeitalter der Epigonen, unter denen so mancher Dichter Schönes und Gutes leistete, die großen Vorbilder aber nur selten erreichte und nicht übertraf. Die Poesie geht mit dem Fortschritt der Jahrhunderte immer mehr in die Breite. Zu stark sind auch die Einflüsse der europäischen Literaturen, als daß das jüdische Schriftthum ausschließlich bei der lyrischen Poesie beharren könnte. Im 14. Jahrhundert zeigen sich die ersten epischen Anläufe, — Fabeln, Legenden und kleinere Erzählungen waren schon vom haggadischen Theil des Talmud her vorhanden und die hebräische Uebersetzung des Romans „Barlaam und Josaphat" regt auch die ersten Romandichtungen an. Doch nur ein geringer Bruchtheil dieser Schriften hat einen Werth, der den Zeiten trotzt; erst einigen Dichtern der letzten 150 Jahre war es beschieden, Werthvolleres und Bleibenderes zu schaffen.

Mit der Dichtung schlugen die Juden in Spanien einen neuen Ton an, und eine neue, veränderte Gestalt erhielt auch die Pflege und Durcharbeitung ihres eigentlichen Nationalwerkes, der Bibel, der Mischna und des Talmud. Wohl war die Mischna ein Commentar der Bibel, der Talmud ein Commentar der Mischna, die Arbeiten der Nachfolger der Talmudisten ein Commentar zum Talmud und die Werke der späteren Nachkommen Commentare zu den Commentaren. So fruchtlos diese Unsumme von Arbeit auch vergeudet scheint, so hatte dieselbe doch ihre guten, ja ihre glänzenden und sehr frucht- und folgereichen Seiten. Der Talmud bildete gewissermaßen

Digitized by Google

ein typisches Werk, einen Wegweiser für alle strebenden und denkenden Geister. Er vereinigte in sich alles Wissen der Alten und zwang die Neueren, die ihn studirten, sich nach dem vorhandenen Muster ein möglichst universales, auf der Höhe ihrer Zeit stehendes Wissen zu erwerben. Er zwang ferner die Lernenden und Strebenden tiefer auf den Grund der Dinge zu gehen, über den ethischen Zweck des Daseins nachzudenken und ihren geistigen Horizont philosophisch zu erweitern. Die Commentare zum Talmud und die Commentare zu den Commentaren wurden allmählich mehr als was sie zu sein schienen; sie weiteten sich immer stärker in die Tiefe aus, wurden zu philosophischen Systemen, bei Manchen, je nach ihrer Neigung, zu wissenschaftlichen, medicinischen, astronomischen, mathematischen und geographischen Abhandlungen — und größtentheils vermengt mit religiösen Fragen, die von dieser Literatur einmal nicht wegzuscheiden waren. Aus dieser talmudischen Schule gingen Mediciner wie Israeli, Donnolo u. v. A. hervor, Philosophen wie der Dichter Gabirol, dessen „Lebensquell" als ein Werk von Avicebron später in christlicher Form zum Vorschein kam, gewaltige Denker wie Maimuni, der auf die mittelalterliche Scholastik eine so tiefe Wirkung ausübte, Bibel- und Talmudcommentatoren wie Raschi, dessen Einfluß auf Luther's Bibelübersetzung unverkennbar ist, und nicht in letzter Reihe diejenigen Philosophen, auf deren Schultern der in talmudischer Tradition erzogene Spinoza ruhte. Weitaus die meisten dieser Männer des Gedankens waren gleichzeitig Dichter und ihre Dichtungen lediglich das Resultat ihrer Studien. Denken und Dichten verflocht sich in ihnen zu Einem, sie waren Dichter, weil sie Denker waren und umgekehrt. Eine Trennung beider wäre ihnen unmöglich erschienen . . .

Wir schließen ungefähr bei der Renaissanceperiode ab. Wir haben versucht, indem wir, stellenweise unter anderen Gesichtspunkten, der Eintheilung des Verfassers der „Jüdischen Literaturgeschichte" folgten, einige Momente aus derselben vom Beginn des Talmud in großen Zügen zu zeichnen. In diesem knappen Rahmen konnten wir auch nur einige wenige Momente herausgreifen. Diese geben aber weder ein Bild von der Literatur selbst, noch von dem ungemein reichhaltigen, farbensatten Inhalt des Karpeles'schen Buches. Wer nur einen Blick auf die überwältigende Menge der Namen im Register wirft, wer nur flüchtig in dem Buche blättert und hie und da das Auge über die Auszüge und verdeutschten Proben schweifen läßt, über diese prächtigen, lebensvollen und ungemein kenntnißreichen historischen und kritischen Erörterungen, über die Untersuchungen der von Volk zu Volk, von Land zu Land strömenden Ideen — der muß staunen über die gewaltige Arbeit, die Karpeles vollbracht hat. Noch mehr aber muß der Kenner die Art loben, *wie* er sie vollbracht hat.

Kosmopolit.

Graf Rastopschin und Goethe.

Von Rob. Falck.

Graf Fedor Rastopschin (1760—1826), welcher als Gouverneur von Moskau am 14. September 1812 durch das Anzünden seines eigenen Palastes das Signal zu dem Brande gab, der eine ganze Woche hindurch die alte Czarenstadt zerstörte, gehört zu einer der interessantesten und originellsten Persönlichkeiten der Aristokratie der Geistreichen in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. Aus Voltaire's Schule hervorgegangen, wußte er unter der glatten Hülle abendländischer Form und Bildung die ganze Wildheit und rohe Leidenschaft eines Barbaren mit geistvoller Geschicklichkeit zu verbergen. Bei aller Düsterheit seines launenhaften, lauernden und boshaften Charakters besaß er glänzende Geistesgaben, die ihn in den Salons der vornehmen Welt in Petersburg, Wien und Paris zum Mittelpunkte der geistreichen Conversation machten. Er besaß einen blendenden Witz, einen vernichtenden Sarkasmus, vor Allem aber den Zauber einer bestechenden Beredtsamkeit, dem sich Niemand entziehen konnte. Der Glanz, welchen der Witz verleiht, ist überall von verführerischer Wirkung, und man soll mit denen, die ihm huldigen, weil er ihnen huldigt, nicht allzustrenge in's Gericht gehen, aber bei Rastopschin beherrschte er mehr als alle anderen Geisteskräfte die übrigen Anlagen und war auf Kosten derselben ausgebildet. Und doch waren seine Gedanken, wenn er sie im ernsten Gespräche zum Vorschein brachte, stets aus-, aber niemals abgetragen, Reife und Frische ließen sie niemals vermissen. Varnhagen nennt in seinen Denkwürdigkeiten (III, 369 ff.) Rastopschin einen „kühnen Zweifler", ohne sich klar darüber zu sein, daß ein kühner Zweifler eigentlich ein Widerspruch in sich ist. Zweifeln läßt sich nicht mit Kühnheit reimen. Ist der Kaufmann, der Credit gibt, der kühne Kaufmann, oder der, welcher ihn verweigert? Der Zweifel, welchen wir „kühn" zu nennen pflegen, ist eben der, welcher den Namen des vorsichtigen, um nicht zu sagen des furchtsamen, verdient. Der Zweifel ist der Kaufmann, der gar nicht, oder nur zögernd, der Glaube der andere Kaufmann, der bereitwillig Credit gibt, der etwas wagt. Man kann daher nicht von Helden des Zweifels, aber wohl von Helden des Glaubens sprechen, wenigstens insofern, als dreiste Wagestücke zum Heldenthum gehören. Und sicher sind es dreiste Wagestücke, der gesunden Vernunft in's Gesicht zu schlagen. Ein kühner Zweifler war Rastopschin nicht, aber ein Skeptiker aus der Schule Voltaire's und der Encyklopädisten, die das „dubito, ergo sum" auf ihr Banner geschrieben hatten.

Außer einer schlechtgelungenen Rechtfertigung, nicht der Urheber des Brandes von Moskau gewesen zu sein, hat Graf Rastopschin nichts geschrieben, was durch den Druck veröffentlicht wäre. Nur einige sehr geistvolle und witzige Gelegenheitsergüsse seines kaustischen Geistes sind abschriftlich überliefert worden, unter denen ein kleiner Aufsatz mit der Ueberschrift „Meine Memoiren" allgemeiner gekannt zu werden verdient. Wir lassen denselben in einer möglichst getreuen Uebersetzung hier folgen. Das Original derselben befindet sich im Besitze der Familie Galizyn.

Capitel I. Meine Geburt.

Im Jahre 1760 am 12. Mai trat ich aus der Dunkelheit hervor an das Licht des Tages. Man maß mich, prüfte mich und taufte mich.

Capitel II. Meine Erziehung.

Man lehrte mich Allerlei —, allerlei erdenkliche Sprachen, selbst auf die Gefahr hin, einen frechen Windbeutel zu erziehen; man hielt mich mitunter für gelehrt; mein Kopf war wie eine ungeordnete Bibliothek, zu der nur ich den Schlüssel hatte.

Capitel III. Meine Leiden.

Ich wurde gequält von meinen Lehrern, von meinem Schneider, der mir zu enge Röcke machte, von den Frauen, vom Ehrgeiz, von vielem unnützen Kummer, den Erinnerungen verursachen, und von den Fürsten.

Capitel IV. Entbehrungen.

Ich entbehrte drei Genüsse: die Phantasie, die Feinschmeckerei und den Stolz.

Capitel V. Denkwürdige Epoche.

Mit dreißig Jahren entsagte ich dem Tanze, mit vierzig den Frauen, mit fünfzig der öffentlichen Meinung, mit sechzig entschlug ich mich des Denkens überhaupt und wurde ein Weiser oder ein Egoist, was wohl meist identisch ist.

Capitel VI. Mein Sittengemälde.

Ich war eigensinnig wie ein Maulthier, launenhaft wie eine Kokette, wahr wie ein Backfisch, faul wie ein Murmelthier, eitel wie Bonaparte — aber in allem lag Charakter. Ich war niemals Herr meiner Züge, ließ meiner Zunge

Digitized by Google

freien Lauf und hatte bisweilen die üble Gewohnheit, laut zu denken. — Das machte mir viel Vergnügen, verschaffte mir aber viele Feinde.

Capitel VII. Was ich war, und was ich hätte werden können.

Ich war der Freundschaft und dem Vertrauen sehr zugänglich, und wenn ich im goldenen Zeitalter geboren wäre, so würde ich sicher ein guter Mensch geworden sein.

Capitel VIII. Achtbare Grundsätze.

Ich bin mit keiner Faser je in eine Heirathsstiftung verwickelt gewesen. Ich habe niemals einen Arzt oder einen Musiker empfohlen und in keines Menschen Leben jemals eingegriffen.

Capitel IX. Meine Geschmacksrichtung.

Ich liebte kleine Gesellschaften und Waldspaziergänge. Ich empfand eine unwillkürliche Anbetung für Gottes Sonne, und es gab Tage, wo ich mich nicht scheute, bei ihrem Untergange zu weinen. — Von Farben liebte ich die blaue, bei Diners das Roastbeef, als Getränk frisches Wasser, im Theater das Lustspiel, bei den Männern die Tollheit, bei den Frauen die offenen und ausdrucksvollen Physiognomien; Bucklige beiderseitigen Geschlechts hatten von je für mich einen besonderen Reiz.

Capitel X. Meine Abneigungen.

Ich hatte eine Abneigung gegen alle Dummen und Narren, gegen intriguante Weiber, die die Tugendhaften spielen und eine unüberwindliche Verachtung für Ziererei und erheucheltes Mitleid. Ich wich stets den geschminkten Frauen, den Ratten und dem Liqueur aus, und vor Metaphysik, Rhabarber, Juristen und entfesselten Bestien konnte ich niemals ein Todesgrauen beherrschen.

Capitel XI. Lebensanalyse.

Ich erwarte den Tod ohne Furcht, aber auch ohne Ungeduld; mein Leben war ein schlechtes Melodram, in dem ich zuweilen die Heldenrolle, den Tyrannen, den Verliebten, den edlen Vater, aber niemals den Bedienten spielte.

Capitel XII. Die Güte des Himmels.

Das große Glück, womit mich der Himmel, ich weiß nicht wofür? belohnte, ist die Unabhängigkeit von den drei Personen, die Europa beherrschen. Ich bin reich genug, den Geschäften den Rücken wenden zu können, gleichgiltig gegen Poesie, kalt in der Politik und habe daher nichts zu schaffen mit Rothschild, Metternich und Racine.

Capitel XIII. Meine Grabschrift.

Hier ruht, um auszuruhen, eine blasirte Seele, ein abgenutzter Körper, ein starkes Herz. — Geht daran vorüber, meine Herren und Damen! Im Leben war er ein verstimmtes Organ der Leidenschaften, gerühmt und verleumdet, ohne zu wissen, weshalb. — Er war ein wunderlicher Tyrann, bitter, aber auch weich wie ein Kind. Er war die Negation in der Gesellschaft. — Die öffentliche Meinung, die er in der Jugend fürchtete und im Alter verachtete, sie ist es, an die er diese Memoiren richtet. Endlich ist er aus ihren Klauen, denn er ist todt und also vergessen. — Geht vorüber, meine Herren und Damen — Rastopschin lacht über Euch. —

Diese geistvollen Memoiren circulirten im Sommer des Jahres 1823 unter den Karlsbader Kurgästen, zu denen auch Graf Rastopschin zählte und steigerten das Verlangen, mit dem berühmten, originellen Sonderlinge in nähere Berührung zu kommen. Er war ziemlich unnahbar, aber trotz der Versicherung in Capitel V seiner Memoiren nicht unempfänglich gegen die Huldigungen liebenswürdiger Frauen. Zu letzteren zählte ein polnisches Geschwisterpaar, die Damen Wotowska, deren eine, Casimira, eine bedeutende Pianistin, die Saison mit ihrem köstlichen Talente erfreute. Die schöne jugendliche Künstlerin bat eines Tages Rastopschin, ihr mit einigen Zeilen ein Andenken in ihr Album zu stiften. Mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit schrieb er ihr folgende graziöse Erinnerung hinein, die wir hier in der Urschrift mittheilen, um die Feinheiten des Originals durch eine zu freie Uebersetzung nicht zu schädigen.

Testament

ou les premières et les dernières volontés d'une jeune personne à qui on a persuadé qu'elle allait mourir.

1. Etant réduite à l'extrémité par trop de santé, et sentant approcher Madame la Mort de mon lit, où je dors tranquillement, je dicte mes volontés, en nommant pour exécuteur dans ce monde M. Rossini, et dans l'autre M. Hendel (sic).
2. Je lègue mon esprit à la première jeune personne qui le perdra.
3. Mon âme aux égoïstes.
4. Mon coeur aux riches.
5. Mon amitié pour ma soeur, à ses enfants.
6. Mes yeux aux jeunes personnes que l'on ne remarque pas.
7. Mes dents aux femmes laides à faire peur.
8. Mon teint aux albinos.
9. Ma tournure aux orphelines.
10. Mon regard aux mères malheureuses qui sollicitent des grâces pour ses enfants.
11. La cruche dans laquelle je prenais les eaux à Carlsbad, au premier roi qui y viendra.

Je signe mon nom pour la dernière fois
Casimira Wotowska.

Je certifie pour (sic) conforme
Fedor Cte Rastopschin.

Le 19. juillet 1823. Au Cap de bonne espérance.

Dahinter schrieb Rastopschin:

Epitaphe.

De l'idéal ci-git l'unique image,
Ornement et délices de nos jours.
De la beauté Vénus brisa l'ouvrage,
Pour faire revenir les Amours.

Kurze Zeit darauf reisten die Geschwister Wotowska nach Marienbad, wo sie die Bekanntschaft Goethe's machten. Auch ihn bat Casimira um ein Albumblatt. Der greise Dichter entsprach der Bitte der reizenden Polin mit folgenden Versen, welche sich im vierten Bande seiner Werke Seite 114 (Octavausgabe letzter Hand) abgedruckt finden, die aber ohne Rastopschin's „Testament", welches Goethe in dem Album las, und welches ihm sehr gefiel, durchaus unverständlich sind. Noch kein Herausgeber oder Commentator der Goethe'schen Gedichte hat auf den angegebenen Zusammenhang hingedeutet, weil bis dahin das Album Casimiras, das sich in den Händen der noch lebenden Schwester befindet, unbekannt war. Das Gedicht selbst lautet im Album:

An Fräulein Casimira Wotowska.

Dein Testament vertheilt die holden Gaben,
Womit Natur Dich mütterlich vollendet,
Vermächtniß auf (nach) Vermächtniß ausgespendet,
Zufrieden jedes nur ein Theil zu haben (seinen Theil zu haben).
Doch wenn Du Glückliche zu machen trachtest,
So wär' es der, dem Du Dich ganz vermachtest.

Marienbad, den 18. August 1823.

Goethe.

Die in Parenthese gesetzten Varianten finden sich in den Goethe'schen Werken a. a. O.

Die über diese Einzeichnung entzückte junge Dame dankte dem Dichter mit liebenswürdiger Aufrichtigkeit, gestand ihm

Digitized by Google

aber nicht ohne Beschämung, daß sie, da sie der deutschen Sprache nicht mächtig sei, kein Wort von dem schönen Gedichte verstehe. Goethe lächelte und versprach ihr, dasselbe in's Französische zu übersetzen: „c'est une exception unique en votre faveur" fügte er nach den Mittheilungen Casimiras Schwester hinzu. Am folgenden Tage überreichte er folgende eigenhändig geschriebene Uebersetzung:

Ton testament distribue les dons précieux
Dont la nature perfectiona (sic) ton être.
Legs sur legs généreusement désignés,
Chacun est très content du lot qui lui est échu.
Mais si c'était l'intention de rendre heureux,
Celui le serait à qui tu voudrais léguer l'ensemble.

M. B. le 19. août 1823.

Goethe.

Der bezügliche Zusammenhang der Goethe'schen Verse mit dem Rastopschin'schen Albumblatt ist gewiß nicht minder interessant, wie die wahrscheinlich einzige französische Uebersetzung, welche Goethe von einem seiner Gedichte gemacht hat.

Feuilleton.

Sommerfrische am Chiemsee.

Wenn man über die ebenso weite als reizlose Hochebene von München reist, so steht der Chiemsee wie ein vielversprechendes und mit Geschmack ausgestattetes Programm in der Vorhalle der deutschen Alpen. Die ganze Voralpengegend hier herum gleicht einer Berliner Wohnung. Wir betreten erwartungsvoll das nicht sehr anmuthige „Entrée"; links oder nach Norden zu liegt die reizlose Hofgegend, d. h. die öde Landschaft im Süden der bayrischen Grenzstadt Hof; hinter uns haben wir die odiöse Berliner Stube, nämlich die Münchener Haide, die um diese Zeit wirklich von Berlinern wimmelt, und nach rechts, gen Süden, lagert die erst freundliche, dann imposante Welt der Tyroler, Berchtesgadener und Salzburger Alpen und scheint dem Touristen zuzurufen: Kommen Sie herein in die Gute Stube! Wir aber im Vorsaal begnügen uns mit einem erwartungsvollen Blick durch die offenen Thüren der Prunkgemächer und verweilen ein Bischen vor dem Spiegel, der hier in schöner Beleuchtung am Eintritt steht, d. h. eben vor dem klaren, blauen, den Himmel, die lieblichen Ufer und die umwohnenden stillen Menschen wiederspiegelnden See. Hoffentlich steht mit Hülfe dieses geschmackvollen Vergleiches wenigstens unseren Berliner Lesern der Chiemgau nunmehr anschaulich vor Augen.

Der See ist hübsch, nicht mehr. Er dient bloß dazu, Stimmung zu machen, auf Schöneres, Größeres vorzubereiten. Er ist die erste in Schwingung gesetzte Saite, der liebliche Grundton, in den die anderen Stimmen einfallen, bis das Motiv sich klar und erbaulich loslöst und Alles zum brausenden Hymnus emporschwillt. Es liegt etwas Sanftes, Mildes, Seelisches über diesem Gewässer. Ich kenne Leute, die es langweilig und die allerdings platten Ufer geradezu entsetzlich finden, aber sie halten sich entschieden zu sehr an das Naheliegende. Aus der Ebene steigt nämlich in mäßiger Ferne plötzlich ein Kranz freundlicher Vorberge auf. Dort grüßt der grüne Wendelstein herüber, zeigt der Watzmann seine beiden Zacken mit dem blinkenden Schneefeld in der Scharte, blüht und grünt der Gaisberg empor, der auf die Geburtshäuser von Mozart und Makart seinen Schlagschatten wirft, und diesen Höhen gucken neugierig die Triaskalkspitzen der Berchtesgadener Schrofen über die Schultern, indessen das Steinerne Meer wie ein mächtiger Riegel das blaue Himmelsthor verrammelt und bei ganz klarem Wetter der ewige Schnee der Tyroler Firnen herüber schimmert. Und wie heiter und friedlich und lieb liegen die drei Inseln da, welche mitten in diesem blauen Spiegel grünen! Weit, weitab von dem weltverlorenen Gelände rauscht der wilde Strom der Zeit vorüber, und kaum sein Grollen ist hier zu vernehmen. Still geht das Fischervolk seinem stillen Gewerbe nach, die kleinen Dampfboote laden keine anspruchsvollen Karawanen von Engländern, sondern nur wenige genügsame Touristen aus und pfeifen schüchtern und verschämt, als wollten sie sich für den Lärm der pustenden Maschine entschuldigen, und nur die Klosterglocken auf Herren- und auf Frauenwörth klingen hell und gar häufig bei Tag und Nacht wie eine energische überirdische Mahnung in die lauschige Landschaft hinein. Wahrlich, hier ist gut ruhen und träumen, und wer eine wirkliche, eine gemüthliche Sommerfrische sucht, der findet sie nirgends schöner, als unter den Linden, in den Bauernhütten und am grünen Ufer des Chiemsees.

Der Dampfer begrüßt mit kurzem Pfiff Frauenwörth, das erste der drei lieblichen Eilande. Wir betreten den schwankenden Steg und streben den Hügel zum alten Schloß empor. Das alte Benedictinerkloster ist jetzt ein Hofbräuhaus. Die Marie oder Anna — einen von beiden Namen muß jede bayrische Bierhebe tragen — kredenzt uns in der Veranda den kühlen Trank. Nähe oder Ferne wachsen uns unwiderstehlich an's Herz. Wir stehen auf einem schön gewölbten grünen Hügel mitten im See. Ueberall saftige Wiesen und rauschender Wald. Sogar einen Bach hat Frauenchiemsee, einen veritablen Bach, und er beeilt sich gar nicht mit sonderlich schnellen Sprüngen von Stein zu Stein, sondern murmelt ganz behäbig und gemächlich durch Moos und Moor, denn er weiß, seine Wanderung ist kurz. Und auch seinen Feenpalast hat Chiemsee, ein echtes verwunschenes Schloß. Von der Veranda aus überblickt man den riesenhaften Bau mit den halbvollendeten Seitenflügeln, die noch chaotisch im Argen liegenden Anlagen, die Riesenbassins, in denen das Wasser noch nicht sprudelt, und den weiß- und goldschimmernden Wald von Bildsäulen. Das Machtwort eines Königs hat diese phantastische Welt hierher gezaubert, und eine höhere Macht hat Einhalt geboten. Ludwig II. ist todt, seine Schlösser zerfallen schnell. Auch der halbvollendete Palast auf Herrenchiemsee, jetzt schon zur Hälfte Ruine, wird diesem Schicksal kaum entgehen.

Nähern wir uns dem Gebiete des Wunderbaues, so drohen uns überall aufgesteckte Warnungstafeln den Weg zu versperren, denn sie verbieten auf das Strengste jede Annäherung an das Schloß. Und dieser vollständigen Abschließung sollten ebenfalls die Riesenspaliere dienen, welche längs des Hafens weit in den See hinausreichen, um auch den Passagieren der Dampfboote jeden Einblick zu wehren. Ja, sogar mitten im Walde, gegen das alte Schloß hin, stehen noch solche von wildem Wein umrankte Stackete, wie eine chinesische Mauer. Wir schreiten aber getrost an diesen Wächtern vorüber, denn wir wissen, daß sie mit dem Tode des Königs gegenstandslos geworden sind und in Bälde ganz fallen werden. Weniger academisch ist ein zweiter Protest in Gestalt eines blauen Unteroffiziers, der salutirend auf uns zu marschirt und nur die weite Umgehung des Schlosses in seiner angenehmen Begleitung gestatten zu dürfen erklärt. Wozu diese kleinliche Chicane? Warum öffnet man den Palast nicht jedem anständig auftretenden Fremdling? Fürchtet man, daß der Einblick in das Heim eines wahnsinnigen Königs der bayrischen Loyalität ein Aergerniß oder gar schädlich sein werde? Wir glauben im Gegentheil, das Ministerium Lutz könnte seine immerhin etwas ungeschickt ausgeführten Maßregeln von Hohenschwangau und Berg nicht schlagender rechtfertigen, als durch die Eröffnung der königlichen Schlösser. Hier tritt ja die noch heute da und dort bestrittene originäre paranoia des unglücklichen Fürsten überall zu Tage. Statt dessen hat man Alles versiegelt und verschlossen, zwei Unteroffiziere als Wärter hincommandirt, und gestattet nur wenigen Auserwählten mit schwer zu erlangendem Permiß die Besichtigung. Hofsecretär Klug in München ist der einzige Zauberer, der diese Räume öffnet. Sogar ein Münchener Photograph, der die Autorisation zur Aufnahme des Inneren der königlichen Schlösser mit 30,000 Mark bezahlen

Digitized by Google

wollte, soll eine abschlägige Antwort geworden sein. Glücklicher als er, betreten wir Vorhof und Allerheiligstes.

* * *

Ueberall sticht die Nachahmung des Schlosses von Versailles in die Augen, denn Ludwig II. gehörte bekanntlich zu den wahnwitzigsten Verehrern von Louis Quatorze und des nach ihm benannten Stils. Da haben wir wieder die zu langgestreckte und zu niedrige Front von Versailles! Zum Glück ist nur der linke Flügel in den Grundmauern aufgeführt, während der rechte noch nicht über die Fundamentirung herausgekommen ist. Man wird jetzt wohl nicht ermangeln, beide Seitenflügel niederzulegen, und wenn auch nur der Mitteltract vollendet wird, so bleibt doch noch immer ein Schloß von unvergleichlicher Größe und Pracht. Wie in Versailles stehen Anlagen vor dieser Schauseite mit fünf Monumentalbrunnen und zahllosen Statuen. Ueber den marmornen Bassins der Mitte erheben sich thurmhoch zwei Bronzegruppen: an Felsen heraufkletternde und niederstürzende Giganten oder Menschen; oben blickt Fortuna mit dem Rade lächelnd abwärts und zügelt Fama den Pegasus, dem die allzu schweren Schwingen abgenommen werden mußten. Näher dem Hafen zu, der, vor der Façade der Insel, dem See abgewonnen und bis dicht vor's Schloß geführt wurde, steht ein fünfter, größerer Monumentalbrunnen mit der Latonagruppe. Oben thront die Göttin, und der Wasserstrahl soll sie einst wie ein Schleier umweben, während zu ihren Füßen am Borde des Bassins Drachen, Eidechsen, Schildkröten und Kröten kauern. Wären diese Gruppen in stumpfer Broncirung oder in Marmor, so könnte man sie sich ja gefallen lassen, aber wie die meisten Marmorbilder hier wenigstens vergoldete Attribute, Pfeile, Köcher, Bogen zeigen, so strahlen auch die Figuren dieses Brunnens ganz in neuer Vergoldung. Dort stehen zwei barocke Jagdscenen aus Marmor, aber der Hirsch, wie der Eber haben die nämliche protzige Uebergoldung, und das verletzt nicht nur das Auge, sondern auch den künstlerischen Sinn. Nur der Tod des Königs soll auch die Vergoldung der Fortuna- und Famagruppen verhindert haben! Glücklicherweise werden Wind und Wetter diesen aufdringlichen Glanz mildern und auslöschen.

Nur das erste Stockwerk, das die Prunkgemächer enthält, ist vollendet; im Erdgeschoß und zweiten Stock sieht es noch öde und wüst aus. Die Rundbogenfenster des Erdgeschosses sind zugleich als Thüren gedacht und in derselben Höhe wie die der ersten Etage. Die niedrigeren Fenster des Dachgeschosses sind kleiner; 14 Marmorbilder krönen die Attica. Trophäen aus Sandstein schließen mit Balustrade und Vasen das Dachgestühle befriedigend ab. Auch das Versailler Schloß krönten solche Trophäen, aber sie waren zu sehr verwittert und sind abgetragen worden. Und nun die in farbigem Marmor erglänzende Treppe empor! Das Vestibul bildet eine riesenhafte Halle. Noch fehlt der plastische Schmuck; nur ein colossaler Pfau, von Barbedienne in Paris gegossen, ein Wunderwerk französischer Technik, schlägt sein farbensprühendes Rad. Nicht mehr der Schwan Lohengrin's, wie zur Zeit der Erbauung von Neuschwanstein, erscheint hier als König Ludwigs Lieblingsthier, sondern der Begleiter der Juno, und Pfauenfederbüsche grüßen überall aus dem Ornament. Dann betreten wir die Salle des gardes, den Saal der Hatschiere, deren Hellebarden vor den Fenstern aufgepflanzt sind. Die Deckengemälde, die sich in diesem und den folgenden Prunkgemächern finden, sind meist Copien von Versailler Panneaux, ausschließlich Haupt- und Staatsactionen aus dem Leben des roi-soleil darstellend und meist von Münchener Künstlern — Piloty, Hauschild und Anderen und Julius Benczur, Director der Pester Akademie. . . . Die Münchener Maler, Kunstgewerbehallen und Goldsticker haben jedenfalls mit dem Tode des Königs viel eingebüßt; und in diesem Sinne hat ja Minister Lutz Recht gehabt, als er sich im bayrischen Reichsrathe zu der Aeußerung verstieg: „Man wird staunen, was König Ludwig Alles für die Kunst gethan hat." Die Frage ist nur, ob sich mit solchen Mitteln nicht etwas Besseres, als diese ewigen Nachäffungen von Versailles hätte schaffen lassen, denn auch Neuschwanstein ist eine Copie von Groß-Trianon. Zudem hat diese Verhimmelung des französischen Despoten auf deutschem Boden und für deutsche Herzen manches Bedenkliche. Diese unangenehmen Empfindungen verlassen den Besucher auf seinem Rundgange nicht wieder.

Mit jedem neuen steigt der sinnbethörende, wahnwitzige Luxus. In der Antichambre ist das Parquet von Rosenholz, und die violetten Gardinen tragen die goldgestickten Lilien des Hauses Bourbon. Im oeuil de boeuf grüßt der Sonnenkönig von ehernem Pferde und von allen Wänden und der Decke hernieder. Die ausgelassenste Pracht zeigt das Schlafgemach des Königs, wo übrigens Ludwig II., der den Bau nur einmal — letzten October — besuchte, nie geruht hat. Das riesenhafte Paradebett, das goldstarrende Geländer davor, das Plafondgemälde mit Ludwig XIV. als Apollo, der Toilettentisch und die Gefäße von Lapislazuli, der prachtvolle alte Gobelin, die Nippfiguren, die Goldbrokatdecken und -gardinen — drei Millionen Mark sollen in diesem Zimmer stecken: wir hätten fast noch höher gerathen. Es folgt das Conseilzimmer, worin u. A. der Thronsessel und ein massiv goldenes Schreibzeug, das freilich jetzt vorsichtigerweise unter Verschluß ist, und eine Copie der historisch unvergleichlich denkwürdigen Galerie des glaces von Versailles. 33 Kronleuchter, 50 Kandelaber mit 3000 Kerzen sollen diesen rings mit 30' hohen Spiegeln geschmückten Raum erleuchten. Ludwig II. hat sich im vergangenen Herbste das kostspielige Schauspiel einer vollständigen Beleuchtung geboten. Seltsam, daß er den französischen Vetter nicht lieber mit dem wirksameren elektrischen Licht übertrumpfen wollte! Dann folgt noch eine Salle de la guerre, eine Salle de la paix, ein einfacheres zweites Schlafzimmer, in dessen Paradebett der Bayernkönig dreimal geschlafen; endlich ein rosaseidenes Boudoir, ein grünes Arbeitszimmer mit der überaus kostbaren Copie von Louis' Schreibtisch, ein mit Meißener Porzellan geschmücktes Rococo-Jagdzimmer und der Speisesaal, dessen Tisch geräuschlos aus der Küche durch eine Versenkung emporsteigt. Wie eine Phantasmagorie ist der Spuk an unserem Auge vorübergezogen, und es bleibt uns für einen Moment kein anderer Eindruck zurück, als ein Chaos von glühenden Farben und grellem, gleißendem Gold.

* * *

Der Höhepunkt war jedenfalls das große Schlafgemach des Königs. Dort ist alles genau nach dem Versailler Muster. Einen Augenblick haben wir die Illusion, am Sterbelager des französischen Despoten zu stehen. Ja, dort liegt er unter der kostbaren Decke, und sein aufgedunsenes Gesicht mit der bourbonischen Habichtsnase starrt gespenstig aus den Kissen. Ja, Majestät, das ist der Anfang vom Ende. Sein Leibarzt Fagon hat klar und offen vorausgesagt, daß die verwünschten Blattern den Tod herbeiführen werden, und schon erscheint dort unter der Thüre das Greisenhaupt des Père Tellier, seines Beichtvaters . . . Der König windet sich ächzend in dem breiten Bett. Was soll er beichten? Was quält ihn? Schmerz, Todesfurcht oder seine Sünden? Die Widerrufung des Edicts von Nantes? Ei, sein Beichtvater nannte es ja eine gottgefällige That? Das geraubte Straßburg, das verwüstete Heidelberg? Bah, à la guerre comme à la guerre! Oder seine Liebschaften? Sieht er schon, wie sein Geschlecht die Krone verliert, geköpft, heimatlos wird? Hört er den Aufschlag eines fallenden Beils, den Marsch der Revolution? Oder sieht er sich selbst, von Höflingen und Dienern verlassen eine stinkende Leiche, im Prunkgemach? L'Etat c'est moi, röchelt er, und sein letzter Befehl betrifft ein neu zu erbauendes Lustschloß, eine Cascade soll entfernt werden, man pflanze Buxbäume, schneide sie in Kugel-, Käse- und Pyramidenform und andere Allotria.

Und jetzt verstehen wir die Vorliebe Ludwigs II. für Ludwig XIV. Der Wittelsbacher war weder Diplomat, noch Despot, aber das Gemeinsame war die Prunkliebe, die Verschwendungssucht, die Bauwuth. Der Franzose hinterließ ein ausgesogenes verarmtes Volk, während wenigstens der Bayernkönig nur sich selbst zu Grunde richtete. Wie ein Mene Tekel starrt es von

Digitized by Google

diesen goldstrotzenden Wänden. Hinaus ins Freie! Wir haben die Empfindung, daß ein normaler Mensch, der in diesen Räumen zu leben gezwungen wäre, den Verstand verlieren müßte!

Geblendet, kopfschüttelnd verlassen wir das schattenlose Plateau, wo im Sommer die Sonne Alles versengt, wie heute, oder im Winter der eisige Seewind ungehindert daher saust. Der Schatten fehlt ja auch Versailles, denn der Grand Roy ging nur des Abends in seinem Parke spazieren. Und erst der Bayernkönig, der die Nacht zum Tage machte! Natürlich fehlt auch die cour d'honneur des Versailler Originals nicht. Der imposante Hof wird vom Mitteltract gebildet, durch dessen Fenster man schon die Fenster der Façade und das jenseitige Himmelsblau erblickt. Und wie in Versailles, jenseit der Place d'Armes, die breite, der Stadt zuführende Avenue de Paris zur cour d'honneur leitet, so wurde auch hier bereits eine Colossalstraße dem See abgewonnen, auf der Ludwig II. in goldenem Sechsspänner vor seinem Schlosse vorfahren wollte. Nicht weit davon, halb von den Bäumen des Waldes maskirt, wächst ein riesiger Schlot empor. Es sind die Maschinenwerke, welche das Schloß und die Fontainen mit Wasser speisen und das zur Beleuchtung der Anlagen projectirte elektrische Licht liefern sollten. Wie kindlich nehmen sich daneben die einst von der ganzen Welt bewunderten Pumpwerke von Marly aus! Was das riesengroße Wasserrad an der Seine, das jetzt noch zu sehen ist, einst mit Mühe bewältigte, vollbringt hier spielend eine mäßige Dampfmaschine. Aber im Ganzen hatte der Baumeister am Chiemsee mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, denn die Insel selbst lieferte nicht das geringste Baumaterial. Jeder Stein, jedes Brett mußte mühsam über den See gefahren werden, und so begreift man, daß dieser wahnwitzige Bau gegen dreißig Millionen Mark verschlungen hat. Und dabei ist er doch verdammt, eine Ruine zu bleiben! Schon längst hat der Verfall begonnen, und mit Riesenschritten wird er um sich greifen, denn die Construction ist keine allzu solide. König Ludwig selbst trägt die größte Schuld an dem allzu eilfertigen Bau. Er wurde nicht müde, die rascheste Ausführung zu befehlen; wälzte er doch so viele große Baupläne noch im Haupte! Er wollte seine Schlösser förmlich aus der Erde gestampft sehen. Kam er dann auf Besuch, so staunte er über die geringen Fortschritte, und folglich waren die Bauführer genöthigt, um rascher zu einem Resultat zu kommen, gewisse Theile nur gleichsam wie provisorische Bauten auszuführen oder gar mit Coulissen und vergoldetem Gyps die Vollendung vorzuspiegeln, so wie einst Potemkin seinem Kaiser auf der Fahrt durch die Steppe gemalte Dörfer und Städte vorschwindelte. Durchschaute König Ludwig diese Kniffe? Manchmal gewiß. Eines Tages erkannte er die schnöde Gypsnatur einer angeblichen Marmorstatue, hob sie lachend auf und tanzte wie rasend mit ihr im Saale herum. Wahrscheinlich war er jedoch befriedigt, wenn er nur einen momentanen Eindruck, eine schöne Illusion empfing. Er schwelgte in Sensationen des Augenblicks. War die gewünschte Stimmung da, so fragte er niemals, mit welchen Kosten und Kniffen die Illusion hervorgerufen war.

Was wird nun das Schicksal von Schloß Herrenchiemsee sein? Den Plan Ludwigs zu Ende zu führen, würde noch einmal dreißig Millionen kosten. Davon kann also keine Rede sein. Der Moorboden ist auch nicht fest genug für einen solchen Riesenbau. Es bleibt wohl nichts anderes übrig, als entweder das Ganze auszuräumen und dem Verfalle preiszugeben, der sehr schnell damit fertig würde, oder aber die Seitenflügel wieder abzutragen und den Mitteltract solide auszubauen. Läßt man das Alles so dastehen und sorgt man nicht wenigstens für den Erhalt des imposanten Mittelbaues, so wird schon der Schwamm im Inneren furchtbare Verheerung anrichten. Es dürfte sich schwerlich jetzt ein Käufer finden. Die bayrische Regierung wird am Besten das Schloß selbst in Regie nehmen und vielleicht ein Museum oder eine gemeinnützige Anstalt, vielleicht ein Invalidenhaus, hier einrichten. Die Kosten des Ausbaus und Unterhalts durch einen besonders hohen Eintrittspreis decken zu wollen, ist im Voraus ein verfehltes Unternehmen. Einmal sind die Crösusse unter den Touristen und Sommerfrischlingen, welche für die Besichtigung des Schlosses hundert Mark oder gar einen bestimmten Procentsatz ihres Einkommens erlegen würden, wie ein Phantast vorschlug, überall sehr dünn gesät, und dann braucht es überhaupt viel mehr ausgiebige Mittel. Jedenfalls ist hier ein interessantes Problem, mit dessen Lösung unsere Financiers und Nationalöconomen sich beschäftigen könnten. Die bayrische Regierung würde gewiß Jedem dankbar sein, der sie aus der verzwickten Situation durch einen practischen Vorschlag in Güte befreien wollte.

* * *

Und zum Schlusse mit dem Dampfer an der prosaischen Krautinsel, dem Gemüsegarten des Klosters, vorbei und zur Fraueninsel! Auch dort steht ein Kloster, das noch älter ist als das Benedictinerstift auf Herrenwörth. Der Widersacher Karls des Großen, der Bayernherzog Thassilo, hat es schon um 780 gegründet. König Ludwig I. gab das bereits wieder aufgehobene Kloster den Benedictinerinnen zurück, was ihm eine Inschrift am Thor dankbarst bescheinigt. Jetzt halten hier die Schwestern ein Mädchenpensionat. Ein Blick durch den Thorweg zeigt uns frische Mädchengesichter an den Fenstern. Die uralte Klosterkirche ist mehrfach erneuert worden, aber das Portal mit seinen unförmlichen Menschengesichtern gehört zu den ältesten Baudenkmälern deutscher Kunst. Auf dem blühenden Gottesacker, der ohne Umfriedung freundlich auf weiter Wiese sich ausbreitet, ruht mehr als ein deutscher Künstler von dem schönen Kampf ums Ideal aus. Unter den alten Linden des Wirthshauses schäumte besonders in früheren Jahren das weinfröhliche Treiben sorgloser Kunstjünger. Heute ist es still in der niedrigen Stube, wo das blaue Licht durch wappengeschmückte Butzenscheiben hereinbricht und die blankgescheuerten Tische und Bänke von Tannenholz mit bunten Lichtern färbt. Verlassen hängt die in jedem bayerischen Wirthshause, das sich respectirt, ganz unvermeidliche Guitarre an der Wand; nur eine Berlinerin, der natürlich Alles „furchtbar klar" ist, läßt ihrem wohllautenden Organ den freiesten Lauf, ohne daß es sie in der angenehmen Beschäftigung des Mittagessens sonderlich störte. Sie findet den gebackenen Fisch „reizend", das neueste Bild von Fritz Kaulbach ebenso „reizend"; schade nur, daß wir etwa ihrem Versuche, sich selbst auch „reizend" zu finden, ein entschiedenes Veto entgegensetzen müssen. Wir entfliehen diesem wüthenden Gewäsch, indem wir uns, die Fremdenbücher unter dem Arm, in den Schatten einer Linde zurückziehen.

In treuherzigem Chronikenstil wird da die Geschichte dieser Künstlercolonie erzählt, und wo die knappe Prosa nicht mehr ausreicht, da fügt sich melodisch Reim an Reim. Eine Elegie auf den letzten Einbaum, den sie vor ein paar Jahren ans Land gezogen, ist mit einer hübschen Aquarelle geschmückt; man sieht den mächtigen verwitterten Baumstamm, wie er seine allerletzte Fahrt, von einem modischen Fischerboot gezogen, auf dem Gewässer macht, das er vielleicht ein Jahrtausend und länger gefurcht hat. Jetzt ruht der Einbaum im Museum zu München, und seine Nachfolger, die schlecht aus Brettern gezimmerten Fischerkähne, kämpfen mühsam auf dem gefährlichen, weil allen Winden offenen See gegen Sturm und Wetter an. Dann besingt Karl Stieler, dessen sangfroher Mund nun auch verstummt ist, in anmuthigen Versen die Sage von Irmingard, dem Königskind vom Chiemsee, und Wilhelm Jensen jubelt an der Seite seiner schönen Gattin, daß er vor zwanzig Jahren

„auf diesem Eiland einstens
Seines Lebens Heil gefunden . . ."

Auch Gabriel Max hat vor 15 Jahren eine anmuthige Skizze hineingezeichnet, welche aber beweist, daß er schon damals, wenn auch noch nicht eigentlicher Spiritist, doch bereits mit allerlei Geistern im Bunde gewesen. Er hat eine Nonne vom Frauenwörth gezeichnet oder vielmehr ein sicheres Fräulein A. K. in Nonnentracht. Vor ihr kniet der junge, schmucke Maler selbst, angethan mit Pilgermantel, Muschelhut und

Digitized by Google

Stab, bereit zur Romfahrt. Er scheint das anmuthige Wesen der hinter ihr stehenden Heiligen abspänstig machen zu wollen, denn darunter steht als légende: „Willst du mitgehen?“ — „Ja.“ Ich weiß nicht, ob diese romantische Geschichte nur ein lustiger Scherz war oder aus der oft noch gar romantischen Wirklichkeit abgeschrieben wurde. Zukünftige Novellisten, welche das Frauenwörther Fremdenbuch durchblättern werden, dürften hier die Spuren eines Romans wittern und den Stoff zu mancher Künstlernovelle schöpfen, deren Helden der phantastische Maler des augenaufschlagenden Heilands und die obengenannte Dame A. K. sein werden. Wäre ich der Maler, so würde ich mich beeilen, das wahrscheinlich nur auf einem Scherze beruhende Bild als harmlosen Ulk zu bezeichnen. Das ist entschieden besser, denn als unglücklich liebender Rompilger in die Goldschnittliteratur des zwanzigsten Jahrhunderts zu gerathen.

Ja, hier auf Frauenchiemsee sitzt es sich gut, den Blick gebannt auf das blaue Reich des stillen Sees und die dämmerhafte Ferne der Salzburger Berge. Das Klosterbier ist frisch und stoffhaltig, und das Fremdenbuch zeichnet sich auch dadurch vor andern seinesgleichen aus, daß es fast gar nicht von wegelagernden Kyselaks und ihren lyrischen und anderen Ergüssen beschmiert ist. Vielleicht trägt die energische Warnungstafel schuld, die Max Haushofer darin aufgestellt hat und in deren Segensspruch wir von Herzen mit einstimmen:

„Gott schirme treu dich vor Beschwerden,
Vor Blechkopf und vor Badepinsel,
Du friedlich stille Fraueninsel!“

Aus der Hauptstadt.

Thierstück und Stilleben in der deutschen Abtheilung der Kunstausstellung.

Mit der naiven Freude an der Gestalt und dem Leben des Thieres ist uns naturgemäß auch das Verständniß für seine Eigenart abhanden gekommen. P. Potter's lebensgroßer junger Stier erscheint unserem modernen Empfinden als eine ästhetische Monstrosität, und wir belächeln den Holländer, der sich seinem kuije gegenüber national begeistert. Für die typische oder individuelle Darstellung der Erscheinungsform des Thieres ohne weitere Zuthat findet der Künstler in Deutschland nur schwer ein größeres Publikum, er muß sich an die engeren Kreise der Sportsmen und Jäger wenden. So bilden denn unter den Thierstücken unserer Ausstellung die Schildereien für den Geschmack des Waidmannes weitaus die Mehrzahl. Und auch hier überwiegen die dramatisch bewegten Scenen den Darstellungen des thierischen Alltagslebens gegenüber.

Christian Kröner's Domäne ist von jeher das Edelwild des mitteldeutschen Hochwaldes gewesen. Sein Besiegt zeigt die letzten Augenblicke eines Kampfes zwischen zwei Hirschen. Der Unterlegene stirbt zu den Füßen seines Gegners, dem von Seiten der langen Halses herannahenden zarteren Waldbewohnerinnen der süße Minnelohn winkt. Die Behandlung des Landschaftlichen ist zwar bei Kröner ein wenig einförmig, aber wir begegnen seinen waldbedeckten Abhängen mit dem darüber hinziehenden Höhenrauch der liebevollen Durchführung halber immer wieder mit Vergnügen. Richard Friese stellt denselben Eifersuchtskampf zwischen Auerochsen, Friedrich Deiker zwischen Ebern dar. Und beide Maler verdeutlichen, wie Kröner, ihren Vorwurf, indem sie die Gegenstände der Eifersucht im Hintergrunde zeigen.

Die Nützlichkeitsbeziehungen zwischen Mensch und Thier finden in Heinrich Zügel's Ochsen am Pfluge ihren nüchternen, dem Gegenstande angemessenen Ausdruck. Die beiden weißen Hornträger thun mit einer gewissen Resignation ihre Pflicht und bequemen sich durchaus mühelos dem Phlegma ihres ländlichen Führers an. Dagegen läßt Adolf Schreyer sechs verschiedenfarbige feurige Steppenpferde vor seiner walachischen Postcaruza in vollem Laufe dahinrasen, ohne daß sie den Peitschenschlag ihres ebenso lebhaften Lenkers abwarteten. Race und Behandlung des Pferdes in voller Bewegung erinnern an Hallatz. Die gemüthlichen Beziehungen zwischen Hirt und Heerde wählt sich Otto Gebler zum Vorwurf. Der jugendliche Herr hat sich mit seinem Minister, dem Hunde, im Stalle zur Ruhe gelegt, und seine dienstwilligen Untergebenen umgeben ihn freundlich schnuppernd. Eduard Ockel's Abgesperrt schildert das Liebesleben des Rindviehes von seiner sentimentalen Seite, es ist eine Illustration zu dem alten Liede: „Sie konnten zusammen nicht kommen“. Paul Meyerheim läßt uns mit seinen Pendants — Gastmahl beim Fuchs und beim Storch — nicht zu einem reinen, ungemischten Genuß kommen. Soll die Fabel wirken, dann muß unserer Meinung nach die Thierphysiognomie in Kaulbach'scher Weise psychologisch vertieft und nach der Seite des Menschlichen hin herausgearbeitet werden. Prächtige kleine Studien aus der Menagerie liefert derselbe Meister mit seinem Erwachen des Löwen und Gute Freunde.

Am naivsten stehen ihren animalischen Stoffen die Münchener Victor Weishaupt und Anton Braith gegenüber und gewinnen ihm gerade deshalb die größtmögliche Wirkung ab. Besonders des Letzteren Lustiger Morgen — eine Kälberheerde, die im vollen Sonnenlicht lustig blökend der Weide zutrollt — in der Manier der Potter und van der Velde gemalt, verfehlt nicht, selbst dem menschlichen Gemüth seine daseinsfrohe Stimmung mitzutheilen. Das Schwalbennest von Lauz und das Frühlingslied von Schneidt sind niedliche stets gelingende Speculationen auf unsere Lenzempfindungen.

Während sonst in der Malerei die Farben- und Lichtfreudigkeit auf der ganzen Linie zu siegen scheint, glaubten wir schon auf früheren Ausstellungen eine merkliche Abnahme der coloristischen Eigenschaften unserer Stillebenmaler zu bemerken. Eine rühmliche Ausnahme machen Wilhelm Dürr mit den Herbstlichen Früchten, die ein dralles lachendes Mädchen auf einem Tische ausschüttet, und Paul Meyerheim mit seiner unter ihrer Waare eingeschlafenen Geflügelhändlerin. Die Bilder wirken in ihrem gleichwarmen Colorit wie Pendants und erinnern lebhaft an ähnliche Leistungen, zu denen sich ehemals Paul Rubens und Franz Snyders vereinigt. René Grönlands Frühstück ist wie immer vorzüglich arrangirt, was sich von Hedingers Frühlingsblumen nicht sagen läßt, die außerdem an einer gerade diesem Vorwurf wenig angemessenen Dunkelheit und Schwere leiden. Da hat die Wienerin Tina Blau — der wir übrigens nicht verfehlen wollen, wegen ihrer prächtigen Architektur- und Landschaftsbilder ein nachträgliches Compliment zu machen — in ihrem Gemälde Von der Landpartie viel leichtere und zierlichere Beute an Mohnblumen, Jasmin und Flieder mitgebracht. Marta Aronson profanirt den Namen eines ebensolchen Zufallsbouquets aus Mohnblumen, Cyanen und Klee durch die Bezeichnung Unkraut, ohne darum den feinen Farben- und Formenreizen dieser unnützen Gewächse weniger gerecht zu werden. Ueberhaupt wird das, was dem Stillleben an coloristischen Vorzügen verloren gegangen ist, besonders von den Wienern vielfach durch Feinheit der Zeichnung bis in's unbedeutendste Detail hinein ersetzt. Ausgezeichnetes leistet nach dieser Richtung hin Camilla Friedländer, nur leidet ihr Arrangement stets an einer gewissen Steifheit und Nüchternheit, die das Stillleben am allerwenigsten verträgt. Als eine wahre Musterleistung der Technik erwähnen wir noch Max Schödls Zusammenstellungen chinesischer Elfenbein-, Perlmutter- und Bronce-Arbeiten, die in minutiösester Ausführung bei kleinstem Format die charakteristischen Eigenschaften jedes Einzelnen der verschiedenen Stoffe wiedergeben.

G. M.

Digitized by Google

Notizen.

Classikerbibliothek der bildenden Künste. (Leipzig, bei Bruno Lemme.) — Denke ich an die kunstgeschichtlichen Vorlesungen zurück, die ich vor vierzig und mehr Jahren in Gießen hielt, wie schwer war es da, den Zuhörern einige Anschauungen für das Auge zu bieten, wo das Wort doch nicht ausreicht! Wie mußte man aus verschiedenen Werken dies und jenes zusammensuchen, und wie sehnsüchtig erwartete, wie freudig begrüßte man jedes neue Heft aus dem Atlas zu Kuglers Kunstgeschichte oder von Gailhabaud's architektonischen Tafeln! Allmählich fand die Illustration in die Bücher Eingang, und hier waren zunächst die Werke Lübkes willkommen; ihnen gesellten sich die Biographien neuerer Meister, welche Dohme leitete, und die kunsthistorischen Bilderbogen, die Seemann veröffentlichte, Springer mit Text begleitete, faßten wieder das da und dort Erschienene zusammen. Wie die Composition und Zeichnung bei Cornelius und Overbeck, bei Kaulbach, Schwind und Rethel das Hauptsächliche war, so gab der Kugler'sche Atlas zunächst nur Umrisse; bald kam die Modellirung der inneren Formen hinzu, und mit dem gesteigerten Farbensinn der gegenwärtigen Malerei erstrebten denn auch die Illustrationen eine coloristische Wirkung. Ja in der deutschen Kunstgeschichte, die eben bei Grote erscheint, gesellt sich ein fein ausgeführter Farbendruck den anderen farblosen Blättern, und bieten einzelne Illustrationen selbst anziehende Kunstleistungen. Nehmen wir die Photographie hinzu, so steht uns nun eine Auswahl aus dem Gebotenen offen. An die genannten Unternehmungen reiht sich seit einigen Jahren ein neues, die Classikerbibliothek der bildenden Künste, in welcher in besonderen Bändchen Baumeister des Mittelalters von Hermann Schmidt und Gurlitt, sowie der Renaissance von H. Mosler, die antiken Plastiker von J. E. Wessely und die modernen von Th. Seemann geschildert werden. Meister der altdeutschen, der vlämischen, der venetianischen Schule behandelt Wessely, die Spanier Moser, die neuern Franzosen H. A. Müller, und einen Band für sich hat Wessely dem Leben und den Werken Rafaels gewidmet. Es sind keine Quellenschriften, welche nur Forschungen bieten wollen, aber lebend und gut geschriebene Texte zu den Bildwerken, welche die Ergebnisse der neuen Kunstwissenschaft in weitere Kreise verbreiten und besonders da willkommen sind, wo nicht in den Geschichtsbüchern das Material vielfach durchgearbeitet ist; so bei den Spaniern, bei der neuern Französischen Kunst. Die Illustrationen sind phototypisch ausgeführt und in etwas kleinerem Format; sie geben Form und Stimmung wieder, lassen aber manchmal in den Halbschatten zu wünschen übrig, und stören manchmal, wo Photographieen die Vorlage bildeten, die Deutlichkeit des Details der Gesammtwirkung; sie sind am befriedigendsten, wo Kupferstiche reproducirt werden, oder aber wo die Orginale selbst durch die Form der Schönheit der Zeichnung hervorragen. Die Fülle des Dargebotenen und der billige Preis, sowie die einzelnen Schülern gebotene Möglichkeit, die Meister für sich zu erwerben, lassen das neue Sammelwerk neben den älteren willkommen heißen. Moriz Carriere.

Fenella. Novelle von Alfred Graf Adelmann. (Stuttgart Bonz & Co.) — Eine im Grunde genommen alltägliche Geschichte: ein hochbegabter junger Künstler liebt mit aller Kraft seines warmen Herzens ein junges Mädchen aus vornehmer Familie, das ihm aber nicht die nothwendige Gegenliebe schenkt. Er reißt sich los, findet im Momente jener seelischen Katastrophe ein Mädchen aus niederem Stande, aber reinen Sinnes und wunderbarer Schönheit, er nimmt es zu sich, wird von einem wilden Burschen, der Fenella lieb hat, auf den Tod verwundet, durch Fenella's aufopfernde Pflege aber dem Leben wiedergeschenkt. Der Schluß ist natürlich eine Heirat. Wie man sieht, ganz alltäglich, d. h. in der Literatur schon unzählige Mal geschildert. Wenn wir dennoch das Büchlein mit ziemlichem Interesse gelesen, so ist dies nur der discreten Kunst des Verfassers zuzuschreiben, welche jeden grellen Effect vermeidet und von einer gewissen Höhe aus das Leben auffaßt und darstellt. E. W.

Goethe's Pädagogik historisch-kritisch dargestellt von Adolf Langguth (Halle, Verlag von Max Niemeyer). Es ist wunderbar, daß dieses Buch in der Goethe-Literatur noch gefehlt hat, denn Goethe ist sicherlich, wenn er auch nicht die Stellung eines Pädagogen von Fach einnimmt, ebensowenig in der Geschichte der Pädagogik zu entbehren, wie Rousseau. Nicht allein durch die „Wanderjahre" wirkt er ja erzieherisch, sondern ebenso, wenn auch nicht in so betonter Art, durch seinen Werther, durch seinen Faust, durch Wilhelm Meister in den Lehrjahren und durch die Wahlverwandtschaften — am meisten aber durch sich selbst, durch das Bild seines eigenen Lebens. „Bedeutet", so sagt Langguth sehr richtig, „die Verlegung des Standpunktes in das Individuum zugleich eine Verinnerlichung der pädagogischen Begriffe, so ist des Dichters Verdienst schon deshalb ein großes. Er entwickelt überall von innen heraus, in der Natur sowohl wie in der Ethik. Weil er die höchste Sittlichkeit des Menschen nicht außerhalb seiner Natur sucht, sondern in der gesunden Entwicklung aller unserer Kräfte und in ihrem richtigen Zusammenwirken, will er auch jede einzelne Kraft, jeden wesentlichen Trieb entwickelt wissen." Er hat die pädagogischen Ideen für kommende Generationen in die Welt geworfen, so z. B. auch die Vorahnung von der Verwendung der Naturwissenschaft für die Erziehung; an den Epigonen ist es nun, diese Ideen aufzugreifen und in's Einzelne wissenschaftlich zu entwickeln und auszubeuten. Langguth hat diese pädagogische Aufgabe mit großem Geschick und seltener Tüchtigkeit in Angriff genommen. Sein Fleiß und die Belesenheit, mit welcher er aus Goethe's Werken überall her die Belege für seine Darstellung zu finden weiß, sind geradezu erstaunlich und es wird ihm auf dem Gebiete, welches er behandelt, wenig nachzuarbeiten übrig bleiben. Die Anordnung des Stoffes ist eine streng wissenschaftliche. Aus Goethes philosophischen und speciell anthropologischen Principien wird die Grundlage für seine eigentlich pädagogischen Anschauungen gewonnen, und auf dieser mit großer Klarheit die besonders aus Wilhelm Meister hervorgehende Hodegetik ausgeführt. — Auch die Darstellung des überwältigenden Stoffes ist eine durchaus klare, und der durchsichtige Stil kann als Muster für die philosophische Schreibweise empfohlen werden. B.

Von Hans Hopfen liegen zwei neue Erzählungen vor: „Der letzte Hieb", eine Studentengeschichte, und: „Ein wunderlicher Heiliger", eine Wiener Geschichte (beide im Verlag von Ernst Keils Nachfolger in Leipzig). Die frische Art des beliebten Schriftstellers verleugnet sich auch in den neuen Schöpfungen nicht und der stille Humor des Erzählers, der an jeder Stelle seine Wirkung äußert und selbst aus den tragischen Theilen wie Sterneblinken durch Wolkenschleier zu uns dringt, macht die Lectüre dieser Geschichten besonders anheimelnd und ergreifend. Die Form der Darstellung thut bei Hopfen Alles; die Probleme, welche er sich stellt, sind weniger packend; er liebt die harmlosen Verwicklungen und meistens die friedlichen, versöhnenden Lösungen. Freilich gewinnt die Studentengeschichte einen sogenannten tragischen Schluß: ein Corpsbruder des Verfassers läßt sich kurz vor seinem Examen bewegen, nochmals auf die Mensur zu treten: ein unglücklicher Hieb zerstört sein Examens- und sein Liebesglück; aber die Art und Weise, in welcher Hopfen die Handlung zu diesem Ende führt, wirkt eher beruhigend, als erschütternd. Wir fühlen wohl einiges Mitleid mit dem unglücklichen Fechter, aber empfinden nicht das nervenergreifende Grausen, welches ein schweres Schicksal erzeugt. Auch die Wiener Geschichte bewegt sich in den ruhigen, behaglichen Bahnen einer harmlosen Liebesscene, bei welcher der ganze Apparat von Mißtrauen, Edelmuth und echter Leidenschaft aufgewendet wird, um aus einer vorübergehenden Spannung eine friedliche Lösung zu erreichen. Ein alter Cleriker als Schutzengel des liebenden Mädchens nimmt sich in der humorvollen Zeichnung, die er erfahren, besonders gut aus und wird sich und dieser Erzählung manchen Freund gewinnen. B.

Digitized by Google

Inserate.

Bester Unterhaltungsstoff für Bad- und Sommeraufenthalt.

Rud. Baumbach's Dichtungen.

Zlatorog. 16. Taus. ℳ 2.—
Lieder eines fahr. Gesellen. 13. Taus. ℳ 3.20.
Lieder von der Landstrasse. 6. Taus. ℳ 2.—
Der Pathe des Todes. 6. Taus. ℳ 2.—
Sommermärchen. 11. Taus. ℳ 3.—
Frau Holde. 13. Taus. ℳ 2.—
Spielmannslieder. 9. Taus. ℳ 2.—
Mein Frühjahr. 6. Taus. ℳ 2.80.
Abenteuer und Schwänke. 16. Taus. ℳ 2.80.
Erzählungen und Märchen. 6. Taus. ℳ 2.—

In Leinewand mit Goldschnitt gebunden je 75 ₰ mehr.

Liebesmärchen von Emil Ertl

mit 7 Photogravuren und 22 Heliotypien ℳ 4.— brosch., ℳ 5.— gebd.

Der ewige Jude, dramat. Gedicht von M. Haushofer.

ℳ 6.— brosch.

Werner von Kuonefalk.

Erzählende Dichtung von **M. Martersteig.** ℳ 3.— brosch., ℳ 4.— gebd.

Heinr. Seidel's Novellen.

Aus der Heimath. ℳ 3.—
Vorstadtgeschichten. ℳ 3.—
Jorinde und andere Geschichten. ℳ 3.—
Idyllen und Scherze. Gedichte. ℳ 2.50.

Illustrirtes Verlagsverzeichniss neuer deutscher Poesien auf Verlangen franco. Bei Einsendung des Betrags Zusendung postfrei.

A. G. Liebeskind, Leipzig.

Neu erschienen:

Natur und Sitte.

Zwei Novellen
von
Eugen Löwen.
I. Eine Künstlerehe. — II. Helene.
Eleg. broch. Preis 3 ℳ.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. v. d. Verlagsh. **Bruer & Co.**, Berlin.

Bei einer weitverbreiteten Zeitschrift wird ein

Theilhaber und Redacteur

mit einer Baareinlage von 20,000 Mark gesucht. Man gibt den Vorzug einem jungen Manne von academischer Bildung, der sich als 2. Redacteur journalistische Routine und als Mitarbeiter schnell eine literarische Stellung erwerben könnte. Gefl. Anerbietungen unter **F. 32** vermittelt die Druckerei von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Der Materialismus

im Verhältniss zu
Religion und Moral.
Von
Dr. F. Wollny.
Preis M. 1,50.
Verlag von Theodor Thomas, Leipzig.

Preisermässigung.

Rich. v. Kaufmann, Die Finanzen Frankreichs. 1883. Statt 25 ℳ für 12 ℳ 50 ₰.
H. Riemann, Musik-Lexikon. In Leinwand geb. Statt 10 ℳ für 5 ℳ.
Theodor Fröhlich, Buchhandlung, Berlin, Landsbergerstr. 40.

CACAO-VERO

entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preise per 1/1 1/2 1/3 1/4 = Pfd.-Dose
350 200 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Wichtige kulturhistorische Novität.

Nordafrika

im Lichte der Kulturgeschichte
von
Gust. Diercks.
26 Bogen gr. 8°. broch. ℳ 5.—
Vorrätig oder zu beziehen durch alle Buchhandlg.
Verlag von **Georg D. W. Callwey,** München.

Eau de Cologne Nr. 999 übertrifft die sog. echte an Feinheit und Nachhaltigkeit. à Fl. 1 Mk. Infolge des großen Umsatzes berechne jetzt 6 Fl. mit 5 Mk.
Chinawein und China-Eisenwein, unübertroffenes Fabrikat. Für Magen- und Nervenleidende ärztlicherseits warm empfohlen. à Fl. 3 Mk.
Enthaarungsmittel, garantirt unschädlich, entfernt spurlos Haare im Gesicht und an jeder anderen Körperstelle. à Fl. 3 Mk.
Apotheker Arnold Gaedke, Berlin N. 37.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien:

Blutjung
und andere Erzählungen
von
E. von Dincklage.
1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. brochirt. Preis M. 3.

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen

Roman
von
Björnstjerne Björnson.
Deutsch von Wilhelm Lange.
1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis M. 4.

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben;* die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Bei S. Hirzel in Leipzig sind soeben erschienen:

Kleine Schriften
von
GEORG CURTIUS.
Herausgegeben
von
E. WINDISCH.
Erster Theil:
Ausgewählte Reden und Vorträge.
Mit einem Vorwort
von
Ernst Curtius
und einem Bildnisse.
gr. 8. Preis geheftet: ℳ 3. —

Die in dieser ersten Abtheilung vereinigten Reden und Vorträge von Georg Curtius sind nicht vor näheren Fachgenossen, sondern vor weiteren Kreisen von Gelehrten und Gebildeten gehalten worden. Für solche wird, für die persönlichen Freunde ist diese Sammlung zunächst bestimmt. Während sich so dieselbe an ein grösseres Publikum wendet, soll der zweite Theil, welcher in kurzem nachfolgen wird, eine Auswahl der wissenschaftlichen Abhandlungen enthalten. Beide Theile sind einzeln verkäuflich.

Die Waldenser
und die
Deutschen Bibelübersetzungen.
Nebst Beiträgen zur
Geschichte der Reformation
von
Dr. Ludwig Keller,
Kgl. Staatsarchivar.
gr. 8. Preis geheftet: ℳ 2.80.

Die Technik des Dramas
von
Gustav Freitag.
Fünfte, verbesserte Auflage.
gr. 8. Preis geheftet: ℳ 5.—
Elegant gebunden: ℳ 6.50.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 21. August 1886. Band XXX.

CORNELL UNIVERSITY, SEP 10 1886 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die politische Lage in England. Von Ernst Seltmann. — Ueber Töchtererziehung. Von Fr. L. — **Literatur und Kunst:** Ein französisches Buch über unseren Kaiser. Von L. Wespy. — „Waschzettel" und Freibillet. Von Otto Felsing. — Franz Liszt. Von Heinrich Ehrlich. — **Feuilleton:** Russische Künstler. Skizze von W. Garschin. Aus dem Russischen übersetzt von August Scholz. — **Aus der Hauptstadt:** Zeichnung, Aquarell und Pastell in der deutschen Abtheilung der Kunstausstellung. Von G. M. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die politische Lage in England.

Von Ernst Seltmann.

In den Schaufenstern englischer Buchhandlungen und Zeitungsläden, deren Inhaber mit den irischen Freiheitsbestrebungen sympathisiren, kann man jetzt häufig ein charakteristisches Doppelbild ausgestellt finden; die ein Hälfte desselben zeigt die Maid Irland, wie sie sich glücklich und verschämt den umschlingenden Armen John Bull's überläßt: „Die Herzensvereinigung." Gegenüber erscheint sie, Zorn und Schmerz im Antlitz und sich loszureißen strebend, mit Ketten an ihn gefesselt: „Die Handschellenvereinigung." Wer dem Gang der Ereignisse in England während der letzten Monate mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, dem wird es verständlich sein, daß er in diesem Bilde die Verkörperung eines der jüngsten geflügelten Worte Gladstone's vor sich hat. Zugleich gibt es uns mit dem Worte „Vereinigung" den Grundton im Zwiespalt der öffentlichen Meinung, welcher jetzt durch das neugewählte Parlament seinen endgültigen Ausdruck gefunden, denn der Wahlkampf ist, vom Standpunkt der Anhänger wie der Gegner Gladstone's im Interesse der Wahrung und Festigung der „Union" Großbritanniens und Irlands geführt worden.

Die verneinende Haltung der Conservativen zu agrarischen Reformvorschlägen wurde bekanntlich Anfang des Jahres die Ursache für den Sturz des Ministerium Salisbury. Als Gladstone dann die Staatsleitung übernahm und am 8. April seine Bill für die bessere Verwaltung Irlands einbrachte, stieß er im eignen Lager auf einen nach Stärke und Umfang unerwarteten Widerstand gegen dieselbe. Chamberlain und Trevelyan, zwei seiner tüchtigsten Minister, schieden aus dem Cabinet, und viele Liberale, Lord Hartington und Mr. Bright an der Spitze, gingen zur Opposition über. Diese Häupter wurden die Krystallisationspunkte für die Neugruppirung der Secessionisten. Die Whigs oder Altliberalen sammelten sich um Hartington. Die Radicalen schlossen sich unter Chamberlain zusammen. Bei aller Verschiedenheit allgemeiner politischer Anschauungen fanden diese beiden Fractionen gemeinschaftliche Berührungspunkte mit den Conservativen in ihrem Widerstande gegen die Bill. Das galt zunächst in Bezug auf die Ausschließung der Iren vom Reichsparlament, wie solche von Gladstone beantragt wurde, trotzdem Irland auch ferner gehalten sein sollte, zur Bestreitung der Kosten des britischen Staatshaushaltes beizutragen. Wirklich triftige Gründe für diesen außerordentlichen Vorschlag, welcher dem sittlichen Princip des modernen Verfassungsstaates widerspricht, wurden nicht erbracht. „Keine Steuern, ohne Vertretung!" war schon vor mehr als hundert Jahren die Losung der Neuengland-Staaten gewesen, mit der sie sich Recht und Freiheit erkämpften. Wollte man Irland jetzt dieselbe Gerechtigkeit versagen? Sollte es in Zeiten einer großen Krisis der Theilnahme an Berathung und Entscheidung beraubt sein, wenn es sich gleichen Gefahren mit England zu unterziehen hatte? Ein solches Verhältniß hätte allerdings Großbritannien und Irland einander entfremden müssen, und beiden ungerecht, würde es für beide schädlich sein. Gleicher Mißbilligung begegnete Gladstone's Landbill. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, der darbende irische Kleinpächter übersetze sich „Homerule" mit „the land for nothing". Um nun den schwer bedrohten Rechten und Interessen des Eigenthums gerecht zu werden, schlug Gladstone vor die Grundbesitzer auszukaufen und für diesen Zweck zunächst eine Milliarde zu garantiren. Gutsherren, welche zu verkaufen wünschten, sollten das Zwanzigfache des Pachts, abzüglich eines Fünftels, als Kaufpreis in drei Procent consolidirten Renten erhalten, und der Staat wollte die Ländereien den Pächtern als Eigenthum zuweisen, wonach Letztere verpflichtet sein würden, den Pacht als Grundsteuer, zwecks Verzinsung der Renten bis zur Einlösung innerhalb neunundvierzig Jahren, an den Gläubiger, England, zu entrichten. Die Verhältnisse der irischen Grundbesitzer sind seit Jahren so bedrückte, daß viele gewiß bereit wären, sich ihres Eigenthums selbst unter ungünstigeren Bedingungen zu entäußern. Andererseits ist der Vorschlag zu augenscheinlich zum Vortheil der Pächter, als daß dieselben kein Mittel unversucht lassen sollten ihre Herren zum Verkauf zu zwingen. Der Ankauf des Gesammtgroßgrundbesitzes aber würde nicht eine, sondern zum mindesten vier Milliarden Mark erfordern. Vor einer solchen Belastung des Staatscredits schreckt der britische Steuerzahler zurück. Und kann man es ihm auch verdenken? Hat er eine Bürgschaft, daß er nicht gehalten sein wird, diese Riesensumme aus der eigenen Tasche zu verzinsen? Keine, als die zweifelhafte Willigkeit und Fähigkeit des durch die Landliga demoralisirten bettelhaften irischen Pächters.

Die Homerulebill wurde, wie bekannt, bei der zweiten Lesung von der Mehrheit des Unterhauses verworfen. Gladstone löste dann das Parlament auf und appellirte an das Volk, oder richtiger „an die Massen gegen die Klassen", indem er letztere, weil Gegner seiner Vorlagen, als allen Gerechtigkeitssinnes bar hinstellte. Dieses Schüren des Klassenhasses, der letzte und verwerflichste Schachzug der „alten par-

Digitized by Google

lamentarischen Hand", vollendete den Bruch mit den Secessionisten. Letztere knüpften jetzt Verbindungen mit den Conservativen an zwecks wechselseitiger Unterstützung bei den Wahlen gegen die vereinigten Homerulers unter Gladstone und Parnell. Palmerston soll einst von Gladstone, seinem damaligen Collegen im Ministerium, gesagt haben, derselbe werde seine politische Laufbahn mit der Zersplitterung der liberalen Partei beschließen und danach im Irrenhause enden. Ein Theil der Voraussage ist eingetroffen. Wenn sich aber „the people's William" des Sieges versichert glaubte, weil er „das Herz des Volkes" für seine Pläne in allen Punkten zu besitzen meinte, so muß ihn der Ausfall der Wahlen über seine Selbsttäuschung belehrt haben, denn die vereinigten Conservativen, Whigs und Radicalen gingen mit der stattlichen Mehrheit von 113 Sitzen aus den Wahlurnen hervor. Demzufolge hat Lord Salisbury die Zügel der Regierung bereits wieder aus Gladstone's Händen übernommen. Man muß sich jedoch hüten hierin einen unbedingten „Torysieg" zu erblicken. Die Gruppe Chamberlain ist dem Homeruleprincip an sich durchaus geneigt, und die Whigs unter Hartington erkennen die Berechtigung desselben innerhalb gewisser Grenzen an. Unüberwindliche Hartnäckigkeit seitens Gladstone's hat alle Annäherungsversuche vereitelt; hätte sich derselbe in einer runden Erklärung dazu verstanden, die beiden oben beregten Punkte aus seinem Programm zu streichen, so würden die Wahlen einen andern Ausgang genommen haben. Wenn man der Reichseinheit durch Beibehaltung der irischen Abgeordneten im britischen Parlament gebührend Rechnung trägt und der Sicherstellung des Grundbesitzes Gerechtigkeit widerfahren läßt, so darf von der Einrichtung einer gesonderten Volksvertretung für ausschließlich irische Angelegenheiten Gutes erhofft werden. Auch würde damit eine Sühne für alte Schuld, soweit die Zeitverhältnisse dieselbe irgend gestatten, von Seiten Englands geleistet. Auf solcher Grundlage haftet dann der Homerulebill nichts Bedrohliches an, denn die Berathung und Entscheidung in Bezug auf alle der vereinigten Reichen gemeinsamen Interessen werden in derselben dem Reichsparlament vorbehalten. Irland würde weder Krieg erklären, noch Frieden schließen können; es soll weder Heer noch Flotte besitzen dürfen; noch könnte es mit fremden Mächten irgendwelche Verträge schließen; noch eine Staatskirche begründen; noch Ein- oder Ausfuhrzölle erheben; noch eigene Münzen prägen; noch Vergehen gegen das Völkerrecht, Verbrechen auf hoher See und Hochverrath strafen; noch in Bezug auf Handel, Schifffahrt und Patentrecht gesetzgebend wirken. Diese und verwandte Rechte behält sich das Reichsparlament vor. Wenn die ultraconservative Richtung alle diese Beschränkungen aus den Augen setzt, indem sie behauptet, daß Irland dieselben nicht als bindend anerkennen würde, so beweist sie damit nichts gegen die Gerechtigkeit und Trefflichkeit der Bill. Logisch sollten solche Gegner ihr Urtheil vielmehr folgendermaßen formuliren: „Die Bill mag gut sein; aber die Irländer sind so schlecht, daß sie sich durch die Bestimmungen derselben nicht gebunden fühlen würden, und gegen diese irischen Schurken dürfen wir ehrenwerthen Briten nicht gerecht und mild sein." Leider hat Lord Salisbury vor nicht langer Zeit Veranlassung genommen „zwanzig Jahre festen Regierens" als seine Kur für die irischen Schäden zu bezeichnen. Wie immer man versucht hat den Sinn dieser Worte zu verklausuliren und abzuschwächen, eine Zwangspolitik (policy of coercion), kann unter obwaltenden Verhältnissen nur auf den gänzlichen Ruin der ackerbauenden Klassen durch die moderne Dragonade, die Vollstreckung der Execution en masse, hinauslaufen. Eine Beruhigung Irlands in diesem Sinne aber wäre der Cäsarenfrieden, wie ihn Tacitus beschrieben hat: „Solitudinem faciunt, pacem appellant".

Möchte die Politik Lord Salisbury's im Interesse der Selbsterhaltung das Milde mit dem Starken zu paaren wissen. Deutschland, jedenfalls, gibt in seinen Beziehungen zu England der festen klaren Stimme des jetzigen conservativen Leiters den Vorzug vor gladstonischer Unentschiedenheit und Doppeldeutigkeit. In der That legt ihm die Zusammensetzung seiner großen Partei die Nothwendigkeit der Mäßigung auf; nur mit Unterstützung der „Unionisten" unter Hartington und Chamberlain verfügt er über eine absolute Mehrheit im Parlament, und diese Verbündeten werden der Politik der „Herzensvereinigung" mit Irland zustimmen, aber den Gebrauch der Handschellen verdammen.

Ueber Töchtererziehung.

Auf die Gefahr hin, mir die Feindschaft vieler mit „höheren Töchtern" beglückten Mütter zuzuziehen, wage ich die kühne Behauptung, daß es nach dem augenblicklichen Stande der Dinge am besten wäre, wenn alle sogenannten höheren Töchterschulen geschlossen würden, um für ewige Zeiten Ferien zu machen.

Was gewinnen die Schülerinnen in diesen Anstalten und was verlieren sie?

Nachdem das Töchterchen zehn Jahre lang täglich 5—6 und mehr Stunden in zehnerlei Fächern sich Kenntnisse gesammelt und die übrige Tageszeit größtentheils mit Vorbereitungen für diese verschiedenen Studien hingebracht, wobei zuweilen noch eine sprachen- und musikfertige „finishing governess" zur Seite stand, hält es sich für ein Wunder der Vollkommenheit und wird in dieser Meinung besonders von der Mutter, welche auf die umfangreiche Bildung der Tochter stolz ist, bestärkt. So lange das Dämchen jung und hübsch ist und daheim keine anderen Ansprüche an seine Thätigkeit gemacht werden als die, welche genügen, in Gesellschaften, im Ballsaal zu glänzen, so lange fällt kein Schatten in die sorgenlosen Tage. Auch Reichthum oder eine glänzende Heirath halten denselben zuweilen lange fern, gänzlich ausbleiben aber wird er niemals; früher oder später muß die falsche Erziehung unsere weibliche Jugend mit den Ansprüchen des wirklichen Lebens in Conflikt gerathen. In der Schule des wirklichen Lebens, die viel strenger, oft unbarmherzig ist, müssen erst die Fähigkeiten errungen werden, welche im Kinde schon hätten geweckt und ausgebildet werden können und müssen. Von Lehrerinnen, welche bezwecken, später Andere zu unterrichten, kann hier nicht die Rede sein; schlimm genug, daß man solcher Lehrerinnen zu bedürfen glaubt, die Alles wissen.

Also was gewinnen unsere jungen Mädchen in den höheren Töchterschulen? Sie sammeln in Geographie, Geschichte, Naturgeschichte und Literatur einen Wust von Kenntnissen, den sie nicht zur Hälfte im Leben nöthig haben. Es ist erstaunlich, wie bewandert so manche „höhere Tochter" in jedem Winkel der Welt ist, wie sie von allen Bergen die Höhenmaße, von den Städten die Einwohnerzahlen im Kopf hat; desgleichen kennt sie in der Geschichte aller Zeiten und Völker jede oft nur für den Historiker wichtige Zahl und über den Hergang der verschiedenen Schlachten weiß sie zu berichten wie ein gelernter Stratege. In der Naturgeschichte entzückt sie durch die lateinischen Benennungen der Dinge und ist gleich bewandert im Reich der Lüfte wie in der Ober- und Unterwelt. Alles, was da kreucht und fleucht, hat sie bis ins peinlichste Detail studirt. Wer wundert sich noch darüber? Lehrer wie Eltern blicken mit Stolz auf ihre triumphirenden Schülerinnen resp. Töchter.

In der Literatur treibt man gewöhnlich, abgesehen von der ausländischen, die natürlich nicht vergessen wird und nicht vergessen werden soll — die altdeutsche bis zum Ueberdruß und beschäftigt sich dann eingehend mit der klassischen Periode (wobei Schiller und Goethe aus unangebrachter Prüderie auch selten die richtige Würdigung erfahren), um schließlich Alles, was nach den sogenannten Dichterheroen kommt, in Bausch und Bogen ganz oberflächlich abzuhaspeln. Gerade die Literatur ist ein nicht zu unterschätzendes Erziehungsmittel beim Mädchenunterricht; würde man ihr mehr Raum und Zeit gönnen, d. h. die guten Poesie- wie Prosawerke unserer modernen Poeten mit den jungen Mädchen häufiger lesen oder das Lesen mehr zur Pflicht machen, als es geschieht, so würden wir

Digitized by Google

mehr Frauen von echter Herzensbildung haben anstatt der vielen oberflächlichen, denen eine schlüpfrige Liebesgeschichte die beste Geistesspeise scheint.

Was das Rechnen betrifft, so hält man im Allgemeinen alle Frauenzimmer für schlechte Rechnerinnen — und mit Recht. Wie aber geht das zu? In den Schulen brillirte so manches junge Mädchen durch seine arithmetischen Kenntnisse, zog die schwierigsten Kubikwurzeln aus, löste die verwickeltsten Aufgaben der Algebra, förmliche Räthsel — und — unglaublich, aber wahr! als es später sein Wirthschaftsbuch zu führen hatte, da — stimmte es nie. Bei den Einkäufen wurde das Dämchen so lange betrogen, bis es — für's praktische Leben rechnen gelernt hatte.

Physik, Chemie, Anthropologie u. dgl. — da wäre es auch durchaus an der Hälfte genug. Wozu denn unseren jungen Mädchen fachwissenschaftliche Kenntnisse, welche zu verwerthen sie niemals, oder nur in besonderen Ausnahmefällen, wo dann Specialstudien zu machen nicht verwehrt ist, Gelegenheit haben?

Und nun die Sprachen! Jedenfalls ist umfängliche Sprachenkenntniß in der Gegenwart nicht zu unterschätzen und in der Zukunft wird ihr Werth nur steigen. Zu Sprachstudien gehört ein besonderes Talent und wer es besitzt, der schätze sich glücklich und übe es nach Herzenslust, wem aber dieses Talent fehlt, der sollte sich nicht zwingen lassen, zwei bis drei fremde Sprachen zu lernen; er studire außer seiner Muttersprache vorläufig nur diejenige, welche ihm für seine Zukunft unentbehrlich scheint. Die Muttersprache aber vernachlässige Niemand über den fremden Sprachen. Ich kenne junge Mädchen, welche das Englische, Französische und womöglich das Italienische fast vollständig beherrschen und die den einfachsten Brief nicht ohne grobe orthographische und stylistische Fehler fertig bringen, von den berüchtigten Kommata, die entweder erst gemacht werden, wenn der ganze Schreibebrief zu Ende ist, oder durch gänzliche Abwesenheit glänzen, gar nicht zu reden.

Und nun zur Religion, die ich absichtlich erst jetzt erwähne. Die jungen Mädchen lernen eine große Anzahl Bibl. Geschichten, kerniger Sprüche, gemüthvoller Lieder. Das ist nothwendig und soll nicht unterschätzt werden. Ein Weib ohne Religion ist wie eine Blume ohne Duft; und ein Pädagog von Gottes Gnaden wird den Inhalt der Bibel, als die unerschöpfliche Quelle der Religion, auch so zu verwerthen wissen, daß er nicht nur den todten Buchstaben lehrt, sondern den Sinn der Worte dem Verständniß der Kinder so nahe bringt, daß die guten Lehren und die nachahmenswerthen wie bösen Beispiele unwillkürlich mit ins Leben hinübergenommen werden, d. h. danach gehandelt wird. Der Segen, den ein guter Religionslehrer stiftet, ist unberechenbar, und dieser wäre unbelohnbar, trüge er nicht seinen Lohn in sich. Aber wie viele oder vielmehr wie wenige gute Religionslehrer haben wir denn in unserem Jahrhundert? Wie Viele sind nicht Frömmler oder offenkundige Atheisten! Solche Lehrer aber sind der Verderb der jungen Mädchen. Die Ersteren bilden sie zu Heuchlerinnen und die Andern machen sich vergebene Mühe, wenn sie glauben, daß das äußere, oberflächliche Herumreden am gegebenen Stoff von moralischem Einfluß sei. Man könnte mir einwenden, das kernige Bibelwort an und für sich müsse mächtig, herzbewegend wirken — jawohl — bei Erwachsenen, nicht bei Kindern, deren Gedanken noch in die richtigen Bahnen gelenkt werden müssen; nur bei einzelnen besonders gemüthvollen Kindern wird das schlichte Wort ohne Erklärung des Lehrers ein Samenkorn, das seine guten Früchte bringt.

Die moderne höhere Töchterschule leistet so Viel in Bezug auf die Kenntnisse ihrer Zöglinge, daß ihr zur Bildung des Charakters schlechterdings keine Zeit bleibt. Der alte gute Grundsatz, daß aller Unterricht nur Mittel zum Zweck, d. h. zur Erziehung sei, wird nur ausnahmsweise in Erwägung gezogen und befolgt.

Wichtiger noch als für die Knaben ist die auf der Tagesordnung stehende Ueberbürdungsfrage für die Mädchen. Die Sucht zu glänzen beherrscht Alle, Lehrer wie Schülerinnen und deren Eltern. Mit Kenntnissen läßt sich besser brilliren, als mit guten weiblichen Charaktereigenschaften. Diese absichtlich hervorkehren hieße sie aufgeben, sie verlieren; in weiblicher Charaktergröße lassen sich keine Examina ablegen — nur was der Zufall davon ans Licht führt, erregt Bewunderung und Zuneigung. Auf diesen Zufall kann die höhere Töchterschule aber nicht warten, darum läßt sie es bei den üblichen, pflichtgemäßen moralischen Lehren und Rathschlägen bewenden und — paukt weiter Kenntnisse, Kenntnisse, Kenntnisse. — So schafft sie lebendige Bücher, im besten Falle geistreiche Damen, niemals aber brauchbare Mädchen und Frauen.

Keineswegs soll die höhere Töchterschule hauswirthschaftliche Fähigkeiten wecken und ausbilden, aber sie soll Zeit dazu lassen. Bei den leichteren häuslichen Arbeiten wird auch der Geist, der freilich mehr oder weniger zu jeder Arbeit nöthig ist, nicht in dem Maße in Anspruch genommen, daß das Denken verlernt wird. Weniger begabte Mädchen werden z. B. bei dem übertriebenen Zahlenlernen geradezu stupid — und ihr Gedächtniß gleicht schließlich einem überfüllten Apfelkorbe, von dem jede kleinste Bürde wieder herunterrollt.

Was bei der modernen Erziehung an Kenntnissen überreichlich gewonnen wird, das wird an Charakter- und Herzensbildung eingebüßt. Es ist nicht anders möglich. Wohin aber soll das schließlich führen? Möchten Eltern und Lehrer diese Frage nicht gar zu leicht nehmen. Ich meine: Das führt immer mehr ab von den Zielen, welche dem weiblichen Geschlecht in erster Linie gestellt sind.

Um eine Wendung zum Besseren zu erzielen, müßte meiner unmaßgeblichen Meinung nach zuerst die größte Hälfte des jetzt üblichen Lehrpensums gestrichen werden, um die dadurch gewonnene Zeit zu wichtigeren und weniger anstrengenden Thätigkeiten zu verwenden. Vor Allem müßten dem deutschen Aufsatz und der Literatur doppelt so viel Stunden eingeräumt werden, denn diese sind zur Herzensbildung des Weibes von höchster Wichtigkeit, besonders unter Leitung eines tüchtigen, geist- und gemüthvollen Lehrers.

Anstatt Gegenstände obligatorisch zu machen, für welche das weibliche Geschlecht nur in beschränktem Maße oder niemals Verwendung findet, mache man einen Lehrgegenstand obligatorisch, der von ihm nur ausnahmsweise, fast möchte ich sagen: niemals entbehrt werden kann; der zwar bisher, soviel ich weiß, in keiner höheren Töchterschule eingeführt und doch für die jungen Mädchen aller Stände nach der Religion der wichtigste ist, ich meine: die Pädagogik, und zwar genügt dazu das letzte Schuljahr. Ich halte dieselbe gewissermaßen für unzertrennlich von der Religion, betrachte sie als deren mächtige Stütze.

Welchem Berufe gehen unsere jungen Mädchen, ob reich oder arm, denn entgegen? Sie verheirathen sich oder müssen in verwandten oder fremden Familien ähnliche Pflichten erfüllen, wie eine Heirath sie auferlegt, wenn sie nicht zeitlebens ihre Kräfte bei Fabrikthätigkeit verwenden, was doch kaum anzunehmen ist. Um diese häuslichen Pflichten erfüllen zu können, lernen die jungen Mädchen kochen, waschen, plätten, nähen u. s. w. Das Allerwichtigste aber bleibt unbeachtet: die Erziehungslehre. Eine Familie ohne Kinder gehört doch immer zu den Seltenheiten; wo aber Kinder sind, concentrirt sich alle Thätigkeit hauptsächlich um sie. Durch Uebung lernt die Pflegerin bald für ihr körperliches Wohl sorgen, aber ist es damit gethan? Sicher nicht! Im Gegentheil — das Wichtigste am kleinen Menschenkinde ist seine Seele, und diese bedarf der sorgfältigsten Pflege viel früher, als man sie ihr meist angedeihen läßt. Man hat das auch längst eingesehen und Dank Fr. Fröbel haben wir fast in jeder Stadt, ja sogar auf dem Lande Kindergärten für die Kleinen, denen es zu Hause an richtiger Beaufsichtigung und Beschäftigung fehlt.

Ein Menschenfreund hat gesagt: „Der rechte Gottesdienst des Hauses ist der, die Kinder recht erziehen" und wer möchte ihm widersprechen? In den Händen der Frauen aber liegt hauptsächlich die Erziehung und ihr Einfluß ist in den meisten Fällen der maßgebende. Rang und Reichthum spielen dabei keine Rolle; viele reiche Frauen sind schlechte Mütter, weil sie ihre Zeit mit oberflächlichen Vergnügungen aller Art glauben ausfüllen zu müssen und lieber schlechte Romane als gute

Digitized by Google

pädagogische Schriften lesen. Die ärmeren Frauen aber haben keine Gelegenheit, sich pädagogischen Studien zu widmen, und gerade in ihren Händen liegt die Erziehung des Volkes, das kein Gesetz, keinen König, keinen Richter, keinen Gott mehr anerkennen will. Eine reiche Mutter nimmt vielleicht für ihre Kinder einen Hauslehrer, eine Gouvernante, die gut zu machen suchen, was sie verdarb, aber dem armen Kinde ist außer den Eltern und vielleicht älteren Geschwistern Niemand zur Seite gegeben.

Das ganze weibliche Geschlecht — nicht wie bisher einzelne Ausnahmen — muß also von vornherein eine edlere Bildung in Bezug auf Herz, Charakter erhalten, als es bis jetzt mit Hülfe der strengen Kirchenzucht möglich war. Vielleicht wird der Socialdemokratie auch dann nach und nach der Boden entzogen und ist eine Abnahme der Verbrechen zu constatiren.

Das letzte Schuljahr scheint mir in der ersten Klasse jeder Mädchenschule die geeignetste Zeit zum Einprägen der Erziehungslehre. Man kann mir einwerfen, es sei lächerlich, Kindern lehren zu wollen, wie man Kinder erziehe. Bitte um Entschuldigung! Jeder Meister, der seinen Gesellen entläßt, gibt ihm die nöthigen Mittel an die Hand, das gelernte Handwerk oder seine Kunst gut ausführen zu können, selbst Meister zu sein und wieder Schüler anzunehmen — weshalb soll der Schulmeister ein Geheimniß aus seinen Lehrmitteln machen? Ich fürchte, daß die meisten von denen, welche ihre Erziehungsmethode für sich behalten wollen, nicht viel zu — verrathen haben.

Das letzte Schuljahr, das auch den Vorbereitungsunterricht zur Confirmation bringt, ist besonders geeignet zum Studium der Pädagogik, weil die junge Seele gefügiger und empfänglicher ist als vorher und vielleicht auch später, wo die Welt mit ihren Ansprüchen und Verlockungen mehr an sie herantritt. Ist es nicht von namhaften Pädagogen oft gesagt worden, daß man vom Kinde nicht immer nur blinden Gehorsam fordern dürfe, sondern ihm zuweilen sagen müsse, warum es Das und Jenes nicht thun dürfe, und ich sollte meinen, es könnte den scheidenden Schülern nur nützlich sein, zu erfahren, wie mühsam das Erziehungswerk ist und wie dankbar sie gegen die Lehrer sein müssen, welche pflichttreu an ihrer Ausbildung gearbeitet. Wehe freilich dem Lehrer, der beim pädagogischen Unterricht sich selbst ein böses Urtheil sprechen müßte! Einem Lehrer von Gottes Gnaden wird es stets eine Freude sein, seine Schülerinnen mit allen Mitteln entlassen zu können, die sie befähigen, sich und Andere durch verständiges Verhalten gut und glücklich zu machen.

Die Art und Weise, wie dieser pädagogische Unterricht zu ertheilen wäre, würde kein großes Nachdenken erfordern; ich denke, wer die Sache mit Lust und Liebe beginnt, dem müssen sich von selbst die rechten Worte auf die Lippen drängen, und wer mit Widerwillen an die Arbeit geht, dem helfen auch ein Dutzend pädagogische Bücher nicht viel. Dennoch fände ich es rathsam, ein Buch einzuführen oder wenigstens kürzere Dictate zu geben, erstens weil das junge Mädchen später daran ein Nachschlagebuch hat, und weil anzunehmen ist, daß es daheim auch den Eltern in die Hände kommt. Es kann ein Satz, ein Wort sie stutzig machen, zum Weiterlesen anregen — und das Resultat? Sollte es nicht meistens ein gutes sein? Ich weiß allerdings im Augenblick kein pädagogisches Buch, das sich speciell für den obigen Zweck eignet, aber wie leicht ist das von berufener Hand geschrieben! Dem Staate stehen ja viele Hände zur Verfügung.

Ich behaupte nun schließlich, daß die Schule die Verpflichtung hat, pädagogischen Unterricht zu ertheilen, eben weil jedes Weib in Lebensverhältnisse kommt, welche pädadogische Bildung erfordern. Und welchen Gewinn kann man sich in Folge dessen für die Familie und weiterhin auch für den Staat versprechen? Glücklichere Familienverhältnisse, geschaffen durch verständige, practische, in Bezug auf Charakter und Gemüth gut ausgebildete Frauen. Und die Rückwirkung auf den Staat, die Völkerfamilien wird nicht ausbleiben. Fr. L.

Literatur und Kunst.

Ein französisches Buch über unseren Kaiser.*)

Von L. Wespy.

Der frühere Vertraute Gambettas und jetzige Günstling des Präsidenten Grévy hat ein umfängliches Werk geschrieben, das mit anerkennenswerther Sachlichkeit das Leben unseres Heldenkaisers, richtiger die Ereignisse seiner Regierungszeit schildert. Wenn ein viel genannter französischer Schriftsteller es wagen darf, seinen Landsleuten ein objectives Bild der Begebenheiten der letzten Decennien zu zeichnen, so spricht das dafür, daß man in Frankreich beginnt, an die Stelle chauvinistischer Parteilichkeit sachgemäße Objectivität treten zu lassen. Der Umstand, daß ein derartiges Werk bereits in der zweiten Auflage vorliegt, scheint ein Beweis dafür zu sein, daß diese Richtung schon eine stattliche Anzahl von Anhängern zählt. Sehen wir, was der Verfasser darstellt, was er „aus grundlegenden Quellen geschöpft hat und über die ausdauernde Arbeit und die Mittel jener geschickten Politik zu berichten weiß, welche die Vorherrschaft Preußens über die deutschen Staaten begründete."

Zunächst wollen wir einiges aus dem Zusammenhange herausheben, um den Geist zu erkennen, in dem das Werk geschrieben ist. Hören wir, was einleitend über unseren Kaiser gesagt ist:

„Wir wollen das Leben und die Regierung eines Fürsten darstellen, dessen Laufbahn zahllose große Thaten, Ueberraschungen, Gegensätze und Widersprüche aufzuweisen hat. Ohne das Genie des großen Friedrich zu besitzen, wird er, ebenso wie sein großer Ahnherr, die zeitgenössische Geschichte mit seinem Namen erfüllen und für die Geschichte der Zukunft eine der großen Gestalten des 19. Jahrhunderts sein. — Schwächlich und kränklich in seiner Jugend, selbst nur an ein kurzes Leben glaubend, wird er die äußersten Grenzen des menschlichen Lebens überschreiten. Indem er sich zunächst mit der bescheidenen Rolle eines Soldaten im Dienste seines Bruders begnügt, wird er der Beherrscher eines der mächtigsten Reiche der Jetztzeit werden. Begeisterter und überzeugter Anhänger des Königthums „von Gottes Gnaden", wird die Staatsklugheit ihn dazu veranlassen, gegen den Grundsatz der Legitimität furchtbare Schläge zu führen. Gegner der Volksrechte, wird er in seinem Reiche die Waffe der Demokratie, das allgemeine Stimmrecht, einführen. Beim Beginn seiner Laufbahn mit dem Hasse der Massen belastet, durchaus unvolksthümlich, wird man ihm gegen das Ende seiner Regierungszeit wie den gefeiertsten Helden, von denen die Geschichte meldet, zujauchzen."

Seiner Opferwilligkeit dem Staate gegenüber wird bei jeder Gelegenheit gedacht, desgleichen seiner echt deutschen Gesinnung im Verkehr mit dem Auslande, wo er selbst in den schwierigsten Zeiten lieber allen Fährlichkeiten trotzte, als mit Aufopferung deutscher Interessen mühelos zu seinen Zielen zu gelangen. Gegen solche Anschuldigungen der deutschen und ausländischen Presse wird der Prinz von Preußen energisch in Schutz genommen, und nirgends wird ein Zweifel an der selbständigen Größe des Regenten-Königs-Kaisers laut; im Gegentheil, es wird versichert: „Ohne Kaiser Wilhelm kein Bismarck". Er verstand seine Helfer zu wählen und sie zu stützen. „Der erste Gedanke (des Kampfes gegen Oesterreich z. B.) gehört dem Könige an; ein Bismarck, ein Moltke, ein Roon wurden von ihm nur zur Ausführung des Gedankens ausersehen." Mit diesem Ausspruche steht nun freilich anscheinend im Widerspruche, daß der Verfasser ungezählte Male die Entschlüsse des preußischen Herrschers als schwankend hinstellt und Bismarck den Ausschlag geben läßt, ja es geradezu sagt, daß Bismarck seinem Herrn den oder jenen Gedanken aufnöthigte. Wir müssen indessen entschuldigend annehmen, daß Simon in seiner

*) Edouard Simon: L'Empereur Guillaume et son Règne. 2e Ed. Paris, Paul Ollendorf.

Digitized by Google

Darstellung der äußerlichen Anschauung Ausdruck gibt, daß derjenige der Urheber von Beschlüssen ist, der sich als deren Vollführer praktisch zu erkennen gibt. So erscheint denn der sechsundsechziger Feldzug durchaus als beabsichtigtes Resultat der Bismarck'schen Politik, welcher der König nur zögernd folgte und in der nach Simon auf Oesterreichs Seite das formale Recht, auf Preußens Seite aber die materielle Naturnothwendigkeit war, die zum Siege gelangte. Daß bei der Erzählung des französischen Verfassers großes Gewicht auf die österreichischen Kundgebungen gelegt ward, erscheint begreiflich, und verleiht der Darstellung für uns Deutsche nur größere Deutlichkeit. Wir können es dem Verfasser Dank wissen, daß er seinen Landsleuten ein so treffendes Bild der Vorgänge in Deutschland zeigt. Allerorten ergreift Simon die Gelegenheit, gute Seiten unseres Volkswesens anzuerkennen. So heißt es gelegentlich der Behandlung der Märztage:

„Wenn es auch in Preußen widerstrebende Elemente und sehr viele Ursachen zur Unzufriedenheit gab, so fehlte es doch ganz an dem revolutionären Element. Wenn das feudale Regiment seine Spuren in der Scheidung der Klassen und in einzelnen Adelsvorrechten zurückgelassen hatte, welche übrigens mehr äußerlicher als praktischer Natur waren, so wurden doch diese Ungleichheiten durch eine strenge Gesetzlichkeit und durch die Gleichheit Aller vor dem Recht wieder gut gemacht. Man kann noch hinzufügen, daß der Mangel einer Nationalvertretung ihr Gegengewicht in der inneren Gestaltung eines von den Ministern ziemlich unabhängigen Beamtenstandes fand, der in keiner Weise die Staatsunterthanen bedrückte."

Daß sich eine Anzahl von Stellen finden, welche die Nationalität des Verfassers verrathen, ist nicht zu verwundern, ist übrigens nicht so häufig der Fall, daß die Deutlichkeit der Darstellung darunter litte. So freut er sich über die Quadrupelallianz gegen Frankreich durch Lord Palmerston und spricht bedauernd von der schwankenden Haltung Friedrich Wilhelms IV., welche seinem Erben die Neutralität Rußlands 1870/71 ganz unverdienter Weise eingebracht habe.

Referent hat es sich nicht zur Aufgabe gemacht, alle Angaben des Werkes, insbesondere die Daten, auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen; er kann aber nicht umhin, dreierlei als besonders auffällig anzuführen. 1. Wenn erwähnt wird, daß die Kämpfe der Welfen und Waiblinger, die Religionskriege des 16. Jahrhunderts, der dreißigjährige Krieg, der siebenjährige Krieg und die Kämpfe von 1866 dieselben Gründe gehabt haben, nämlich den Widerstand mächtiger Fürsten gegen den Kaiser, so vergißt entschieden der Verfasser, daß es 1866 keinen deutschen Kaiser mehr gab, daß es also mit dem „moralischen Rechte" Oesterreichs in dieser Beziehung nicht weit her war. 2. Von der Schlacht bei Königgrätz heißt es: „Die Schlacht, welche den ganzen Tag dauerte, wurde bis gegen Abend mit wechselndem Erfolge geschlagen: Dank dem Armeekorps des Kronprinzen, welcher eine geschickte Bewegung auf dem rechten Flügel des Feindes ausführte, wurde der Sieg zu Gunsten der preußischen Waffen entschieden." Diese Darstellung läßt nicht erkennen, daß die preußische Armee zunächst ohne das Heer des Kronprinzen kämpfte, daß also für einen großen Theil des Tages das Truppenverhältniß der kämpfenden Mächte ein ganz anderes war, als der Verfasser angibt. 3. Der Verfasser sagt gelegentlich der Erzählung des Friedensschlusses mit Bayern: „Bayern fand in letzter Stunde in der französischen Regierung einen Fürsprecher, welcher dem Sieger Mäßigung empfahl." Das ist insofern nicht unrichtig, als Frankreich seinen Einfluß überhaupt dahin geltend machte, daß die Gebietserweiterungen Preußens thunlichst geringe würden. Der wahre Grund dafür, daß Unterfranken bayrisch blieb, ist aber eine patriotische That der damaligen bayrischen Regierung (vor allen des Königs), sowohl als der preußischen, denn an die Stelle jener Annektion trat der bekannte geheime Militärvertrag.

Die „Entschädigungsfrage", welche Napoleon aufwarf, die luxemburgische Angelegenheit, die deutschen Einheitsbestrebungen, die römische Frage, die Einhaltung oder vielmehr Nichteinhaltung der Prager Friedensbedingungen, die Bundesverträge Napoleons, die Reibungen zwischen Oesterreich und Preußen, die Entwaffnungsvorschläge Frankreichs, das Plebiscit, die Monarchenzusammenkunft in Ems, die Vorarbeiten zur Gotthardtbahn und das italienisch-preußische Bündnis — alles dies ist unparteiisch und klar auseinandergesetzt. Der Verfasser erkennt die Geschicklichkeit der deutschen Politik an, indem er zugleich die vielfach durch seine Eitelkeit bedingte Kurzsichtigkeit Napoleons hervorhebt.

Der für uns Deutsche interessanteste Theil des ganzen Werkes ist derjenige, in welchem die Entstehungsursachen des siebziger Krieges dargelegt werden, weil natürlich in demselben alles herangezogen sein wird, was Deutschland etwa zum Vorwurfe gemacht werden könnte.

Der Gesichtspunkt, von welchem Simon ausgeht, ist der, daß der Krieg in Frankreich ebenso wie in Deutschland beschlossene Sache war, da Napoleon denselben zur Befestigung seines Thrones, Preußen aber zur Festigung seiner Stellung in Deutschland, sowie zur Einigung dieses Landes brauchte.

In der Darstellung der Kriegsursachen bewahrt Simon eine bewunderungswürdige Objectivität, wenn auch einige wesentliche Verschiedenheiten von der Auffassung deutscher Historiker sich geltend machen. So berücksichtigt Simon den Umstand nicht, daß der Prinz von Hohenzollern mit dem französischen Kaiserhause näher verwandt war als mit dem Könige von Preußen, daß also der beständige Einwand des Königs, daß er in der ganzen Prätendentenfrage nur formell mitzureden habe, ein um so berechtigter war. Wie Napoleon über die Candidatur des Prinzen Leopold dachte, geht aus folgendem Ausspruche hervor: „Die Candidatur des Herzogs von Montpensier ist nur antidynastisch, sie betrifft nur mich, und ich kann sie annehmen; die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern dagegen ist antinational, das Land kann sie nicht dulden und man muß sie verhindern." Der große Fehler, den nun die französische Regierung machte, war nach Simon der, daß sie die Verhandlungen, welche sie großentheils durch Benedetti mit dem König bez. Bismarck führte, wie Regierungsangelegenheiten behandelte, obgleich der preußische Unterstaatssecretär v. Thile mehrfach versichert hatte, er wisse von der ganzen Sache nichts, und obgleich der König immer wieder betont hatte, die Angelegenheit solle nicht von Regierung zu Regierung verhandelt werden. Dazu kam noch die unkluge Haltung der amtlichen französischen Presse, welche durch einen unvorsichtigen Artikel eine Interpellation des Abgeordneten Cochery in der Kammer hervorrief und so die kriegerische Stimmung entfachte.

Simon erkennt rühmend die friedliebende Mäßigung des Königs von Preußen an und gesteht zu, daß man in den „oberen Schichten der französischen Regierung," gegen den Willen des Ministers Ollivier den Fall entweder zu einer persönlichen Demüthigung König Wilhelms gestalten, oder vermittelst desselben der schon lange bestehenden Spannung ein Ende machen wollte. Die antidynastische Partei in Frankreich schloß sich dieser letzteren Richtung an, weil sie auf diese Weise hoffte, den Kaiser zu Falle zu bringen, sei es dadurch, daß seine Diplomatie oder seine Heere eine Niederlage erlitten.

Der Angelpunkt ist für Simon der, daß auf deutscher wie auf französischer Seite der Krieg beschlossene Sache war. Bei der Herbeiführung des Krieges fügte die französische Regierung zu den schon begangenen zwei neue Fehler, indem sie den Conflict herbeiführte, als sie noch nicht genügend gerüstet war, und eine Streitfrage zum Conflict aufbauschte, in welcher das besonnene Verfahren des Königs von Preußen die öffentliche Meinung Europas auf Deutschlands Seite gebracht hatte. — Sehr hübsch wird weiter dargestellt, wie es kam, daß Frankreich beim Ausbruche des Krieges ohne Bundesgenossen war und auch während des Ringens ohne Beistand blieb.

Das dreizehnte Capitel zählt kurz die für Deutschland siegreichen Schlachten auf und gibt als Gründe für die Niederlage der Franzosen an: 1. den Mangel an Bundesgenossen, 2. den irrthümlichen Glauben an die mehr als hinreichende Kriegsbereitschaft und die thatsächliche qualitative und quantitative Inferiorität, 3. den Vorsprung der deutschen Mobili-

Digitized by Google

sation, 4. die nothwendig gewordene, überstürzte Umwandlung des Aggressivplanes in den eines Vertheidigungskrieges, 5. die durch Krankheit bedingte Unfähigkeit des Kaisers im Felde, und den sich hieraus ergebenden Mangel an Einheit im Commando.

Gelegentlich der Erzählung des Falles von Sedan und der Gefangennahme des Kaisers, rühmt Simon die Ritterlichkeit unseres Monarchen, äußert sich aber zugleich in uns unangenehm berührender Weise über den frommen Sinn unseres Herrschers, des Musterbildes deutscher Frömmigkeit, die sich in seinen Siegesdepeschen ausspricht.

Die Erzählung der auf den Fall von Sedan folgenden Ereignisse: der Sturz des Kaiserreiches, die Regierung der Nationalvertheidigung, die Haltung der neutralen Mächte, die Missionen Jules Favres und Thiers' zeigt nichts von den deutschen Darstellungen Abweichendes.

In den nächsten Abschnitten erregen unsere Aufmerksamkeit die Auslassungen über die Stellung König Wilhelms und der süddeutschen Staaten zur Einigung Deutschlands, zur Schaffung der Kaiserwürde. Es heißt da wörtlich:

„König Wilhelm hätte persönlich gern ein äußeres Zeichen empfangen, das die preußische Vorherrschaft in Deutschland bestätigte. 1866 hatte er besonderen Werth darauf gelegt, den Grundbesitz seiner Dynastie zu vergrößern, während die Wiederherstellung des Bundes für ihn erst in zweiter Linie kam. Nachdem das erste Resultat erreicht war, richtete sich der Ehrgeiz des Königs, da er für lange Zeit nicht mehr daran denken konnte, seine Erblande zu vergrößern, auf das Gebiet der Neugestaltung des Bundes. Der König hatte den ehemaligen Bund zerstört, der, trotz der Fehler seiner Beschaffenheit, nichtsdestoweniger der rechtmäßige Vertreter der deutschen Einheit war; schuldete nun Preußen nicht der Nation eine Entschädigung? Konnte es von sich sagen lassen, daß es an dem Schicksale Deutschlands keinen Antheil nähme und sich mit den für sich selbst genommenen Vortheilen des Krieges begnüge? Unter dem Einfluß dieser Betrachtungen schickte sich der König an, nach neuen Würden zu streben, um den Glanz seines Hauses zu erhöhen, so jedoch, daß er im Einklang mit der Mehrheit deutscher Patrioten bliebe."

Was sagen nun die süddeutschen Staaten zu diesen Bestrebungen, die, nach der Ansicht Simons, nicht von Vaterlandsliebe wie wir glauben, sondern von eigennütziger Ehrliebe eingeflößt waren?

Simon weist zunächst darauf hin, daß die süddeutschen Staaten vor 1870 einmal den Antrag der preußischen Regierung abgelehnt hatten, dem König Wilhelm den Titel Kaiser von Norddeutschland beizulegen, welcher Titel ein äußeres Zeichen der endgültigen Ausschließung der Habsburger vom „deutschen" Kaiserthrone gewesen wäre.

Alsdann geht Simon noch einmal auf die Gründe ein, welche Süddeutschland veranlaßt haben sollen, sich gegen Frankreich zu erklären. Auch hier läßt er völlig den nationalen Standpunkt außer Acht und setzt an die Stelle desselben eine lediglich auf dem Nützlichkeitsprincip beruhende Reflexion, die wir in keinem Falle gelten lassen können, weil sie in unwürdiger Weise den deutschen Patriotismus verdächtigen.

Aus dem Bericht über die Friedensverhandlungen interessiren uns hauptsächlich die Ansichten Simons über die Annexion von Elsaß-Lothringen, denen man bei aller Subjektivität eine vernünftige Mäßigung nicht absprechen wird. Er bezeichnet die Annexion als vielleicht das wichtigste Ereigniß des 19. Jahrhunderts, das lange die Beziehungen zwischen dem deutschen und dem französischen Volke beeinträchtigen werde. Er führt aus, wie die Annexion seit einem halben Jahrhundert auf Universitäten und Schulen, in Büchern und Zeitungen, sowie von der katholischen Geistlichkeit (?) gefordert worden sei, obgleich, wie Professor Görres in München aufrichtig beklagt habe, die Elsaß-Lothringer von einer solchen nichts wissen wollten. — Als Beweis dafür, daß „Bismarck" immer an die Besitzergreifung von Elsaß-Lothringen gedacht habe, wird als verbürgt, von Bismarck selbst bestätigt, ein Vorschlag in Anführungsstrichen aufgeführt, den Bismarck kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten 1866 dem Kaiser Franz Joseph habe machen lassen, und der dahin gezielt habe, gemeinsam die wohlgerüsteten Heere gegen Frankreich zu wenden, diesem den Elsaß zu entreißen und aus Straßburg eine Bundesfestung zu machen.

„Ohne Zweifel gibt es keinen rechtmäßigen Grund," soll er gesagt haben, „zu einem Kriege mit den Franzosen; aber wir können uns vor uns selbst damit entschuldigen, daß Frankreich auch keinen Grund hatte, uns den Elsaß und Straßburg im vollen Frieden zu entreißen. Wenn wir dies den Deutschen als Thronbesteigungsgebühr brächten, würden sie gern unsere Zweiherrschaft dulden."

Sollte Bismarck wirklich so gefährliche Verhandlungen geführt haben, welche ihm leicht die damals sehr zu fürchtende Feindschaft Napoleons hätte einbringen können? Wir möchten diese Verhandlungen in Frage stellen, bis dieselben durch Dokumente erwiesen sind. Um das Vorhandensein der Annexionsgelüste zu beweisen, bedarf es übrigens gar keiner weiteren Momente, da es doch ganz natürlich ist, daß Deutschland nahm, was ihm ehemals gehört hat, sobald es die Macht dazu hatte.

Von besonderem Interesse sind endlich die fünf letzten Capitel (15—19), in welchen Simon seine Ansichten über die Entwickelung des Deutschen Reiches von 1871—1886 und über dessen jetzigen Zustand und seine Aussichten niederlegt.

Im Capitel 15: „Der Kaiser und die Parlamente", werden in chronologischer Folge die verschiedenen Phasen der einzelnen Fragen, besonders der Militär- und Socialistenfrage, beleuchtet, welche im Laufe der letzten 16 Jahre die Parlamente beschäftigten.

Die erstere führte nach Simon zum Bruch mit der liberalen Partei, dessen Heilung nach der Ansicht des Verfassers durch die unüberwindliche Abneigung des Kaisers gegen die Oppositionspartei von vor und nach 1848 verhindert wurde.

Es berührt den Deutschen angenehm, wenn er betreffend der verbrecherischen Angriffe auf das Leben des Kaisers die Sätze liest:

„Die Betäubung war groß in Deutschland und überall in der civilisirten Welt. Man dachte unwillkürlich an das französische Volk, in dessen Mitte der Monarch mehrere Monate lang geweilt hatte, ohne persönlich Angriffen fanatisirter Patrioten ausgesetzt gewesen zu sein; und nun waren aus den Reihen des eigenen Volkes die Kugeln der Mörder auf denjenigen gerichtet worden, der soviel Großes für den Ruhm seines Volkes vollbracht hatte."

Capitel 16 behandelt die „Feinde des Reiches". — Einleitend wird die friedliche Beilegung der Conflicte mit dem Kurfürsten von Hessen und dem Herzog von Augustenburg dargelegt. Die Beleuchtung der feindlichen Stellung des Königs von Hannover und seines Sohnes, des Herzogs von Cumberland, führt zur Besprechung der braunschweigischen Frage. In Betreff dieser heißt es:

„Die Zukunft wird lehren, ob diese Regentschaft das Vorspiel der Schöpfung einer Sekundogenitur des Königlichen Zweiges der Hohenzollern gewesen ist oder eine Einverleibung in die preußische Monarchie. Auf jeden Fall bedeutet sie für den Augenblick einen Erfolg unter der großen Zahl der Erfolge des Kaisers Wilhelm."

Diesen Feinden des Reiches reiht Simon die Abgeordneten von Elsaß-Lothringen an, was, in dieser Allgemeinheit gesagt, unrichtig ist, wie die Ereignisse der neuesten Zeit am besten beweisen. Auch den folgenden Aeußerungen können wir nicht beistimmen, führen dieselben aber als charakteristisch für die Wünsche gemäßigt denkender Franzosen an, es einer berufenen Feder überlassend, den Verfasser zu widerlegen:

„Es scheint nicht so, als ob diese Bestrebungen der Regierung (nämlich die das elsässisch-lothringische Volk zu gewinnen) eine bemerkenswerthe Aenderung in den Gemüthern der Bevölkerung hervorgerufen hätten. Auf jeden Fall beharren ihre Abgeordneten in einer systematisch feindlichen Stellung, und man findet sie immer in den Reihen der Opposition, wenn es sich darum handelt, die Politik der Regierung zu bekämpfen. Kaiser Wilhelm hat sich mehrmals nach Elsaß-Lothringen begeben, sei es um örtlichen Festlichkeiten beizuwohnen, sei es um Kriegs-

Digitized by Google

übungen zu leiten. Er hat immer einen ehrerbietigen Empfang gefunden, wie man ihn seinem hohen Alter und seinem persönlichen Charakter schuldete. Aber die Entfremdung der Massen ist in dem Zeitraume von 15 Jahren nicht geringer geworden; die Bevölkerung hat nicht aufgehört, auf augenscheinliche Weise zu zeigen (?), daß sie Folgen der Eroberung erduldet, und daß sie diesen Zustand der Dinge nur als vorläufigen über sich ergehen läßt."

In dem folgenden Capitel: „Kaiser und Papst" entrollt Simon, indem er vom fünften Feinde des Reiches spricht, ein lebensvolles Bild des Culturkampfes von seinen ersten Anfängen bis zu seiner scheinbaren Beilegung in neuester Zeit. Er ist der Ansicht, daß die preußische, bezw. deutsche Regierung gemäß der geistreichen Bemerkung eines Großwürdenträgers der Kirche gehandelt habe, der in Betreff der bekannten Aeußerung Bismarcks: „Nach Canossa gehen wir nicht", gesagt haben soll: „Man kann ja nach Rom gelangen, ohne über Canossa zu reisen". Ueber die Anrufung des päpstlichen Schiedsgerichtes in der Carolinenangelegenheit spricht Simon seine Ansicht folgendermaßen aus:

„Es kann mit Recht ein Schachzug von großer diplomatischer Geschicklichkeit genannt werden, wenn ein protestantisches Cabinet dem noch nicht ganz ausgesöhnten obersten Haupte der katholischen Kirche diesen Beweis der Unterwerfung in einer Frage gab, wo das Nationalgefühl eines Staates in Frage kam, der so katholisch ist wie Spanien. Man beruhigte hierdurch Spanien, dem es schlecht angestanden hätte, den Schiedsspruch des heiligen Vaters zurückzuweisen; man brachte die Centrumspartei zum Schweigen, welche schon die von der Regierung Spanien gegenüber eingenommene Haltung zu tadeln anfing; endlich stimmte man sich den Papst günstig, der sich durch diesen Beweis des Vertrauens einer großen Regierung, die ihm noch kürzlich feindlich gesinnt war, gehoben fühlen mußte."

Der „Staatssocialismus und die Colonialpolitik" werden im 18. Capitel erörtert. Der Kaiser und sein großer Kanzler pflegen nicht zweierlei auf einmal zu treiben. So lange der Culturkampf tobte, waren die staatssocialistischen Pläne, welche Bismarck schon vor 1864 gehabt hatte, in den Hintergrund getreten. Die Aufstände der Commune in Paris, die Attentate, überhaupt die socialistische Bewegung lockte sie wieder hervor und brachte den Culturkampf zum Schweigen.

Während Simon die socialen Reformen bespricht, streift er auch die Antisemitenfrage, ohne aber die gleiche Bewegung in Frankreich zu erwähnen. Wir wollen ihm letzteres jedoch nicht zum Vorwurf machen, denn gerade dadurch, daß Simon vermeidet, Parallelen mit französischen Verhältnissen zu ziehen, steigert er die Objectivität seines Werkes.

Ueber die deutsche Socialreform äußert sich Simon folgendermaßen:

„Die Ergebnisse dieser Bestrebungen gehören der Zukunft an. In Deutschland wie anderwärts ist der Arbeiter für sozusagen aufgezwungene Reformen nicht dankbar, selbst wenn er Nutzen von denselben gehabt hat. Die socialistische Partei im Reiche hat von den Erklärungen des Kaisers und seiner Räthe Kenntniß genommen: Vorhandensein socialer Mißstände; Möglichkeit, denselben auf gesetzgeberischem Wege abzuhelfen; Recht auf Arbeit. Die Führer der Partei rühmen sich, durch ihre Wühlereien die Regierung gezwungen zu haben, im Namen des Staates und durch öffentliche Geldmittel einzugreifen. Das, was der Kaiser ihnen bewilligt hat, betrachten sie nur als Abschlagszahlung und haben in keiner Weise ihre Angriffsstellung verlassen, welche auf die völlige Verwirklichung ihres Programms hinzielt, das sich in gleicher Weise gegen die Monarchie wie gegen die leitenden Klassen richtet (und die Socialdemokratie zum Feind des Reiches werden läßt). — Die socialen und ökonomischen Reformen in dem Zeitraum von 1878—1886 haben für die Regierung in Ermangelung directer Vortheile denjenigen gehabt, die Bestrebungen in andere Bahnen zu lenken, welche das deutsche Parlament und das deutsche Publikum haben, sich mit Fragen der allgemeinen Politik zu beschäftigen, die man höchsten Orts für das ausschließliche Gebiet der Krone hält. Sie hat auch ... dem religiösen Conflikt gesteuert, der im Laufe der Zeit gemeinsames Gebiet der Opposition geworden war."

Das letzte Capitel trägt die Ueberschrift: „Der Kaiser und Europa". — Das Kaiserreich ist der Friede, hatte auch Kaiser Wilhelm nach Erlangung seiner neuen Würde gesagt. Wollte er dieses Versprechen halten, und würde er es der schwer gedrückten französischen Nation gegenüber können? Ersteres ist fraglos, und letzteres vermochte er dadurch, daß seine friedliche Politik, Bündnisse anderer Mächte verhindernd, immer der warnenden Lehre Voltaires eingedenk war, welcher gesagt hatte: „Seit dem 15. Jahrhundert hat man sich immer gegen eine Macht verbündet, die den anderen Mächten überlegen war."

Indem Simon von der Tripelallianz und von der Annäherung Italiens an dieselbe spricht, nennt er Deutschland „die erste unter den Großmächten" und stellt in Betreff der friedlichen Mission der „heiligen Allianz", dem Ideal Kaiser Wilhelms, die Frage:

„Wird ihr diese Aufgabe immer gelingen? Die Zeitgenossen können es wünschen, ohne sich jedoch in dieser Beziehung in völliger Sicherheit zu wiegen. (Es folgt der Hinweis auf den russisch-türkischen Krieg, die rumelischen Wirren und den serbisch-bulgarischen Krieg.) Die Zukunft wird lehren, ob solche Proben dem Bunde der drei Höfe erspart bleiben werden und ob, wenn dieselben gestellt werden sollten, diese Reiche handelnd ebenso einig bleiben werden, wie sie es bisher lediglich in Bezug auf diplomatische Maßnahmen gewesen sind."

„Kaiser Wilhelm wird, so lange er lebt, der Leiter dieses Bundes bleiben, der besonders Deutschland nützt, da er die Sache des allgemeinen Friedens vertritt. Deutschland wird sich weder mit Oesterreich, noch mit Rußland im Gegensatze finden; was es zu fürchten hat, ist nicht der Krieg mit der einen oder der anderen dieser Mächte oder mit beiden. Ein Gegensatz besteht nun zwischen Rußland und Oesterreich, und die ganze Staatskunst Deutschlands ist bis jetzt darauf bedacht gewesen, einen Zusammenstoß zwischen jenen beiden Ländern zu verhindern, bei welchem Deutschland kein theilnahmloser Zuschauer bleiben könnte. Die Aufrechterhaltung des Friedens zwischen Oesterreich und Rußland ist die beste Gewähr, welche das deutsche Reich und sein Beherrscher wünschen können, um die Eroberungen von 1866 und 1870 zu bewahren."

Zum Schluß faßt Simon noch einmal die geschickten Wandelungen in's Auge, durch welche Kaiser Wilhelm sich den verschiedenen Zeitströmungen anzupassen und dieselben der preußischen und deutschen Staatsidee nutzbar zu machen verstanden hat. Dann fügt er hinzu, daß die Gesinnungstreue bei ihm wohl auf Augenblicke der Staatsklugheit weichen konnte, daß aber Kaiser Wilhelm immer wieder zu dem Dreikaiserbündniß zurückkehrte, das ihm die beste Gewähr gegen äußere und innere Feinde ist.

Bemerkenswerth ist noch das Urtheil Simon's über den Einfluß Napoleons III. auf die preußisch-deutsche Politik:

„Napoleon III. war es, der den Muth hatte, es laut auszusprechen, daß er die Verträge (von 1815) verabscheue. Er verwarf sie, weil sie das Gebiet Frankreichs verminderten und das Princip der Nationalitäten verkannten, das er zu Gunsten Italiens gegen Oesterreich unterstützte. Kaiser Wilhelm hatte das Glück, einen französischen Herrscher zum Zeitgenossen zu haben, der für eine Umgestaltung der Karte Europas, und der ein erklärter Freund jenes nationalen Gedankens war, welcher den Hebel der preußischen Macht in Deutschland bildete (?). Die Politik des französischen Kaiserreiches hat also zum großen Theil diejenige Kaiser Wilhelms beeinflußt und ihr gedient. (Wenn überhaupt, so doch gewiß nicht absichtlich zum Nutzen!) Durch sie hat Preußen den Sieg im dänischen Kriege davongetragen (etwas stark ausgedrückt!); gegen den Willen Napoleons hätte sich dieser Krieg nur zu einem Zweikampf zwischen einer Großmacht und einem Staate dritter Ordnung gestalten können (?). Durch sie, wir könnten sogar hinzufügen, dank der Strömung, welche damals in Frankreich vorherrschte, hat König Wilhelm 1866 den deutschen Bund auflösen können (soll wohl heißen: hatte Kaiser Wilhelm bei der Auflösung nicht den Widerstand Frankreichs zu bekämpfen). Dieser Schlag traf die Verträge von 1815, die vom Kaiserreiche verabscheut wurden und traf zugleich das Haus Oesterreich, das in Frankreich seit Richelieu gehaßt wurde." (Daher wohl die Bündnisse, welche Frankreich mit Oesterreich anbahnte?!)

Wir wollen dem sonstigen hohen Werthe des Simon'schen Werkes nicht zu nahe treten, aber dieser Abschnitt erscheint uns denn doch etwas sehr von nationaler Eitelkeit dictirt.

Digitized by Google

Wenden wir noch einem Vergleiche unsere Aufmerksamkeit zu, den Simon zwischen dem Kaiser Wilhelm und Friedrich dem Großen anstellt. Friedrich der Große hatte, so sagt der Verfasser, immer gegen mehrere Mächte zugleich zu kämpfen; Wilhelm I. nur gegen je eine, während die anderen zusahen. Dagegen mußte Kaiser Wilhelm beständig einen Feind bestehen, den Friedrich der Große nicht hatte, nämlich die Parlamentsherrschaft. „Das Schwert und die Tribüne haben niemals in gutem Einvernehmen gelebt." Kaiser Wilhelm unterwarf sich letzterer gelegentlich, wie der Soldat einem unangenehmen Befehle; er hat versucht, die beiden widerstrebenden Elemente zu vereinigen; als er aber seine Pläne scheitern sah, hat er sich die alleinige Entscheidung in allen dringenden Fällen vorbehalten. (Botschaft vom 4. Januar 1882.)

„Jedem seine Arbeit, jeder Arbeit ihre Zeit, so heißt es in diesem Schlußcapitel. Kaiser Wilhelm ist einer jener seltenen Sterblichen, denen Alles geglückt ist, und nach der Legende der Alten lieben die Götter den glücklichen Menschen. Niemals wird eine so still begonnene Regierung sich mit so viel Geräusch kundgegeben und mit so viel Glanz gestrahlt haben. Wenn eine Sorge die letzten Jahre des greisen Herrschers zu trüben vermöchte, so könnte es nur die sein, daß es seinem Nachfolger nicht so glücke wie ihm, dem bewaffneten Neptun, den aufrührerischen Elementen zu gebieten."

Wir sind am Ende des Werkes angelangt, dessen Objectivität wir nicht genug rühmen können. Simon enthält sich aller gehässigen Ausfälle gegen Deutschland, und nur selten gehen seine Reflexionen vom speciell französischen Standpunkte aus. Wir haben es entschieden mit einem hochbedeutenden Werke der Geschichtschreibung zu thun, dessen Studium als lohnendes bestens empfohlen werden kann.

Wie schon erwähnt, haben wir es uns nicht zur Aufgabe gemacht, die einzelnen Daten des Werkes auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Nichtsdestoweniger sind uns einige Fehler aufgefallen, welche sich jedoch als Druck- bez. Schreibfehler zu qualificiren scheinen und ebenso wie eine nicht unbedeutende Anzahl von Satzfehlern auf eine eilige Herstellung des Druckes schließen lassen.

„Waschzettel" und Freibillet.

Von Otto Felsing.

Die Ueberschrift dieses Artikels wird für manchen Leser einer kleinen Erläuterung bedürfen; denn wenn auch Jedermann weiß, was ein Freibillet und was ein Waschzettel ist, so ist doch wohl Diesem oder Jenem die Bedeutung des in Gänsefüßchen gesetzten Wortes „Waschzettel" nicht bekannt. Unter „Waschzettel" versteht man nun in der Zeitungswelt einen den Redactionen behufs Abdruckes zugeschickten Artikel größeren oder geringeren Umfanges, dessen Abfassung den behandelten Gegenstand dem Publikum in der Beleuchtung zeigt, welche dem Interessenten für seine Zwecke die erwünschte ist. Die „Waschzettel" können politischer Natur sein und kommen dann aus dem officiösen „Preßbureau" oder irgend einem Ministerium, oder sie beziehen sich auf künstlerische Veranstaltungen und entstammen dann den Theaterbureaux resp. der Feder des Geschäftsleiters des betreffenden Künstlers oder der Künstlerin, um die es sich handelt; sie können drittens Verlautbarungen von Inhabern der verschiedenartigsten Vergnügungslocale und merkantiler Unternehmungen sein, in welchem Falle sie sich von den Inseraten nur dadurch unterscheiden, daß sie (bei anständigen Redactionen!) nicht bezahlt werden und vom Publikum, das ihren „officiösen" Ursprung nicht kennt, für glaubwürdiger als die Annonce gehalten werden. Uns soll im Nachfolgenden nur die zweite Kategorie, ganz speciell der „Theater-Waschzettel" und sein Verhältniß zum Freibillet beschäftigen.

Die Einrichtung des „Theater-Waschzettels" ist aus dem Zusammenwirken von zwei Faktoren entstanden: einerseits aus dem Bedürfniß der Theaterdirectoren, dem Publikum mehr über ihr Institut zu sagen, als sich mit ihrem Inseratenbudget verträgt, und andererseits aus den mehr oder minder berechtigten Wünschen der Redactionen, demselben Publikum möglichst frühzeitig zu erzählen, was bei dem oder jenem Theater an Novitäten und Gastspielen in Aussicht steht. Für die Zeitungen handelte es sich dabei ursprünglich nur um thatsächliche Mittheilungen; für die Directionen daneben noch um möglichst viel Reklame für ihr Etablissement, und so sind denn die Zeitungen in der Lage, tagtäglich eine nicht gerade geringe Anzahl von „Waschzetteln" entgegenzunehmen, die zuweilen gar keine neuen thatsächlichen Mittheilungen, wohl aber faustdicke, direct marktschreierische Anpreisungen des betreffenden Theaters resp. Vergnügungslokales enthalten.

Manche „Waschzettel"-Fabrikanten haben die Technik dieser unbezahlten Reklame-Trommelei zu einer kaum zu überbietenden Virtuosität ausgebildet. Sie zeigen z. B. auf einem schlecht hektographirten Zettel am Montag an:

„Im X-Theater wird am kommenden Donnerstag die berühmte Tragödin Y. ein Gastspiel eröffnen, das sich zweifellos zu den sensationellen Ereignissen der Saison gestalten wird. Fräulein Y., die augenblicklich noch am Stadttheater zu Leipzig mit nie dagewesenem Erfolge gastirt, wird unbedingt auch hier die denkbar höchsten Triumphe feiern."

Das war am Montag. Ist dieser „Waschzettel" in der Dienstag-Nummer der Zeitung ganz oder zum Theil abgedruckt worden, so trifft für die Mittwochs-Nummer „Waschzettel" Nummer zwei folgenden Inhalts ein:

„Die kolossalen, sensationellen Erfolge, welche Fräulein Y. beim Leipziger Publikum wie bei der gesammten Kritik der Pleiße-Stadt feiert, haben sie veranlaßt, ihr dortiges Gastspiel noch bis zum Donnerstag inclusive zu verlängern. Das kunstsinnige Berliner Publikum wird demzufolge erst am Sonnabend Gelegenheit haben, die berühmte Künstlerin in ihren Glanzrollen zu bewundern."

Da nun aber, wie Eingeweihte wissen, das Gastspiel überhaupt erst für den Mittwoch der folgenden Woche contractlich vereinbart war, so erscheint selbstverständlich noch ein „Waschzettel", der die Ankündigung enthält, daß auch am Sonntag die „gefeierte" Tragödin noch nicht im X-Theater auftreten wird. Um aber eine kleine Abwechselung in die Monotonie der directorialen Posaunenstöße zu bringen, wird in „Waschzettel" Nummer drei die Verschiebung des Gastspiels nur ganz nebenbei bemerkt und der Hauptaccent auf irgend ein an und für sich gleichgültiges, zumeist erfundenes Vorkommniß gelegt. Außerordentlich beliebt sind bei solchen Gelegenheiten durchgegangene Pferde, die den Wagen zertrümmern, in welchem sich die „gefeierte Künstlerin" nach dem Theater begab, oder, seit dem Ringtheater-Brande, auch kleine Feuersbrünste, die „leicht ein namenloses Unglück hätten zur Folge haben können", wenn sie nicht zum Glück nur in der entflammten Phantasie des betreffenden Theater-Secretairs vorhanden gewesen wären. Besonders begabte Secretariats-Hektographisten verbinden sogar beide Unglücksfälle zu einem mehr oder minder schönen Ganzen und so erscheint denn „Waschzettel" Nummer drei in folgender Gestalt auf dem Pulte der Feuilleton-Redacteure:

„Nicht nur die Kinder, sondern auch die großen Künstler, die ja meistens Zeit ihres Lebens den Anforderungen des praktischen Lebens gegenüber Kinder bleiben, haben ihre Engel. Das zeigte sich dieser Tage gelegentlich des Leipziger Gastspieles der von Publikum wie Kritik gleicher Weise gefeierten Tragödin Fräulein Y. Die berühmte Künstlerin .... welche ja bekanntlich in den ersten Tagen der nächsten Woche im X-Theater auftreten wird .... begab sich eine Stunde vor Beginn der Vorstellung zu Wagen nach dem Theater. Dort angekommen, mußte sie die lange Reihe derjenigen passiren, welche sich vor der Eingangsthür zu den unnummerirten Plätzen aufgestellt hatten, um womöglich die Ersten im Theater sein zu können. Die Meisten dieser Wartenden bestanden aus Studenten der Universität, von denen Fräulein Y. bekanntlich geradezu vergöttert wird. Einige der Musensöhne erkannten den im Wagen sitzenden Gast und brachen in so enthusiastische Zurufe aus, daß die Pferde scheu wurden, die Promenade entlang rasten und schließlich den Wagen so

Digitized by Google

heftig gegen einen Prellstein schleuderten, daß er umstürzte und zertrümmerte. Als man die zu Tode erschrockene Künstlerin darunter hervorzog, fand man, daß sie am Arm stark blutete, da sie von einigen Glasscherben der zerschmetterten Wagenfenster verletzt worden war. Aber nicht genug damit; der Abend sollte dem gefeierten Gast noch ein Malheur bringen, das leicht unabsehbare Folgen hätte haben können. Ihre Zofe wollte ihr in der Pause vor dem dritten Acte rasch das für die folgende Scene nöthige Ballkleid überstreifen, kam aber unglücklicherweise mit dem Spitzenbehange des Kostüms der über dem Toilettentische angebrachten Gasflamme zu nahe und im Nu schlug eine „wabernde Lohe" empor. Hätte Fräulein Y. nicht trotz ihrer durch den Wagen-Unfall irritirten Nerven die bewundernswerthe Geistesgegenwart gehabt, die Flamme mit einem kostbaren indischen Shawl zu ersticken, wer weiß, ob wir nicht ein ähnliches Unglück, wie den Wiener Ring-theater-Brand zu beklagen gehabt hätten. Ueber den Verlust des kostbarsten Spitzenbesatzes, wie den natürlich total verdorbenen indischen Shawl kann sich die berühmte Tragödin verhältnißmäßig leicht trösten, da sie — auch hier in Berlin vom X-Theater — Gagen bezieht, die sich im Laufe der ja doch immerhin nur kurzen Theater-Saison zu beinahe fürstlichen Einnahmen summiren."

Die Reklame in diesem „Waschzettel" ist im Grunde ziemlich plump und dennoch schwingen sich nur wenige Hektographisten zu einer solchen Höhe der Darstellung auf; die Meisten verstehen zwar das Klappern auch aus dem Grunde, klappern aber noch bei weitem mißtöniger.

Wir haben bislang nur eine Art des Theater-„Waschzettels" besprochen, so zu sagen, den „Waschzettel ante." Es gibt aber noch eine mehr und mehr um sich greifende Abart, die wir den „Waschzettel post" nennen möchten. Derselbe tritt dann in die Erscheinung, wenn die Direction des betreffenden Theaters merkt, daß von dem oder dem Blatte Niemand in der Première und bei der Vorstellung, welche dieser oder jener unbedeutende Gast gegeben hat, zugegen gewesen ist. Dieser letztere Fall tritt bei mehreren kleinen Theatern Berlins mit einer nahezu absoluten Regelmäßigkeit ein, und eben so regelmäßig trifft der hektographirte „Waschzettel post" in den Redactionen ein. Und da offenbart sich denn meistens die Reklamenatur des „Waschzettels" in ihrer ganzen Scheußlichkeit, da die „Hauskritiker" jener Theater im Interesse des Directors den Pinsel in Farben von wahrhaft Böcklin'scher Intensität tauchen. Es gibt da kein Lob, das sie sich nicht dem Stück, den Darstellern und last not least den Directionen zu spenden erkühnen. Schreiber dieser Zeilen kann aus seiner eigenen redactionellen Thätigkeit ein Beispiel dafür liefern. Ein kleineres Berliner Theater hatte die Redaction bei Gelegenheit einer Novität (die allerdings noch der vormärzlichen Literatur-Periode entstammte!) nicht nur mit „Waschzettel ante" bombardirt, sondern auch bei Uebersendung zweier Freibillets auf das dringendste „eingeladen", der Première beizuwohnen. Der ergebenst Unterzeichnete ging denn auch in der That hin, setzte sich aber nicht auf den für ihn bestimmten, sondern benutzte einen andern Platz. Die Vorstellung war über alle Begriffe jämmerlich, weit unter dem Niveau des sonst an dieser „Kunststätte" Gebotenen, so jämmerlich, daß man sie bei einer „Besprechung" gleich „in Grund und Boden hätte reißen" müssen. Aus Rücksicht für das Theater, dessen Fortexistenz stets bedroht war und doch bei der immerhin gegebenen Möglichkeit der Entwickelung zu einer annehmbaren Volksbühne erwünscht sein mußte, beschloß der Verfasser, keine Zeile über die Vorstellung zu schreiben. Da nun am andern Morgen in seinem Blatte keine Kritik enthalten war, so stellte ihm der Haus-Kritiker jenes Theaters den für solche Fälle üblichen „Waschzettel post" zu, der als Muster der Gattung hier im Wortlaut folgen möge. Nur die darin enthaltenen Namen wollen wir auslassen. Er trug am Fußende die Bemerkung: „Die verehrliche Redaktion bittet um gütige Aufnahme dieser Notiz die Direction", und begann:

„Die Direction des ..... Theaters hat es mit wahrhafter Genialität verstanden, dem Publikum eine Reihe von Schauspielen zu eröffnen, die in der Auswahl überaus glücklich sind. Wir hatten Gelegenheit, an den beiden letztvergangenen Tagen das Charaktergemälde: „....." von Dr. ..... zu sehen. Bekanntlich spielt das Stück im fünfzehnten Jahrhundert und hat der Verfasser des Stückes es meisterhaft verstanden, mit der Vorführung einer Familientragödie zugleich ein Stück Geschichte zu schreiben. In erster Linie müssen wir Herrn S. (Stephan F.) hervorheben. Die überaus schwierige Rolle wurde von ihm meisterhaft exekutirt und wohlverdienter Beifall lohnte die treffliche Darstellung dieses reich talentirten Schauspielers. Als Partnerin stand ihm ebenbürtig Fräulein von S. (Agnes W.) zur Seite. Die charakteristischen Eigenschaften, welche hier in Edelmuth und ausgesprochener Weiblichkeit bestehen, brachte die Darstellerin mit ganzer künstlerischer Auffassung zur Geltung. Lobend zu erwähnen ist auch das Spiel der Herren von B. (Thomas F.), Sch. (Robert F.), R. (Walter) und der Damen von B. und Frl. G. Köstliche Leistungen boten ferner die Herren Schn. und J. Ersterer als Renommist im Stile mittelalterlicher Landsknechte, welche bei der geringsten Veranlassung den Degen ziehen, um ihn bei wirklicher Gefahr einzustecken. Letzterer als Mannweib, der in Haltung, Stimme und Maske das halb lächerliche, das halb Bedauernswerthe, was solchen Personen anhaftet, vortrefflich zur Geltung brachte. Die Régie des Herrn Schn. ist eine geradezu mustergültige zu nennen."

Diese lobtriefende „Kritik" wollte also die Direction, welche sich selber „wahrhafte Genialität" nachrühmte, abgedruckt haben — oben sieht sie ihren Wunsch erfüllt, wenn auch in einem andern Blatte, als sie verlangte.

Solche „Waschzettel post" finden sich ja allerdings in den Zeitungen verhältnißmäßig selten vor, in den Spalten größerer Blätter niemals. Dorten wandern sie unbesehen in den Papierkorb; selbstverständlich; wer solche „Hauskritiken" in usum directoris aufnähme, würde sich ja der Beihülfe zum Vergehen der Verfälschung von geistigen Nahrungs- und Genußmitteln schuldig machen. Nichts destoweniger beweist allein die bloße Existenz dieser hektographirten Lobwische, daß es doch Zeitungen geben muß, welche ihnen Aufnahme gewähren, sonst würde man sie in den Theaterbureau's nicht anfertigen.

Man wird nun die Frage aufwerfen, warum denn die Zeitungen nicht auch die „Waschzettel ante" einfach in den Orkus, will sagen den weitbauchigen Redactionspapierkorb, verschwinden lassen oder sich doch darauf beschränken, rein die darin enthaltenen thatsächlichen Angaben herauszuziehen und nur sie zu drucken. Darauf wäre zu antworten, daß viele Redactionen, ja wohl die meisten, den Rothstift ganz energisch walten lassen, aber schließlich doch noch weit mehr „geben", als sie im Grunde ihres Herzens möchten. Und das kommt daher, daß sie mit den „Waschzetteln" nicht wie mit jeder anderen Einsendung verfahren können, da der „Waschzettel" eigentlich kein „Ding an sich", sondern nur die Begleiterscheinung eines oder zweier anderen, sehr wohl zu respectirenden Dinge ist. Der „Waschzettel" hat nämlich sein Correlat einerseits im Inserat, andererseits im Freibillet. Sie bilden eine Dreieinigkeit, die in gewissem Sinne der Zeitung heilig ist. Der Verleger hält aus mehr als einem Grunde darauf, das Inserat zu bekommen; seine Redaction nimmt Freibillets entgegen, folglich kann sich die Zeitung auch nicht all zu ablehnend gegen die „Waschzettel" verhalten. Es kommt den Theaterdirectoren meistens auf eine Hand voll Billets nicht an, obgleich sie wissen, daß bei weitem nicht alle diese Billets von „Vertretern der Presse" benutzt werden, sondern daß oft ein Mißbrauch damit getrieben wird, der geradezu schandbar ist. Nicht nur, daß die externen Mitarbeiter der Zeitungen Billets von Seiten der Redaction bekommen, daß häufig der Verleger nebst Familie und Bekannten von „seinem" Freibilletprivilegium Gebrauch macht, daß die Redacteure ihren Freunden mit einer Anweisung auf zwei Freikarten unter die Arme greifen, nein, es ereignet sich auch nicht gar zu selten, daß auch die Expeditionen gewisser Blätter geringeren Genres solche Anweisungen weg geben, und zwar an besonders Bevorzugte, weil viel annoncirende Inserenten. Es gibt unter diesen „Billetwanzen" Leute, die eine Million im Vermögen haben und sich dennoch nicht scheuen, den Verlegern mit Entziehung des sich jährlich auf

Digitized by Google

viele Tausende von Thalern belaufenden Inseratenauftrages zu drohen, wenn ihnen die Freibillete verweigert werden. Einer von diesen höchst ehrenwerthen Herren hat es sogar einmal dahin gebracht, daß ein Zeitungsverleger, dem es die Redaction rundweg abschlug, sich durch Unterzeichnung der Anweisung an dem Mißbrauch zu betheiligen, in den eigenen Beutel griff, zwei Billets kaufte und sie dem „großen Inserenten" als Freibillets zustellte. Wenn nicht nomina odiosa wären, wir könnten damit aufwarten!

Es ist eben ein Fall angeführt worden, in welchem eine Redaction ihre Mitbetheiligung an dem Mißbrauche der Freibilletbenutzung verweigerte. Der Fall kommt, es muß das hervorgehoben werden, ziemlich häufig vor, denn die meisten Redacteure sind sich selbst bewußt, daß hier nicht nur ein gräßlicher Mißbrauch vorliegt, sondern daß überhaupt das ganze Freibilletinstitut eine von den Einrichtungen ist, die besser ganz abgeschafft würden, weil sie nicht selten die Presse in eine schiefe Stellung zum Theater bringen. Wir wollen damit nicht etwa sagen, daß das Freibillet einen Einfluß auf die Haltung der Kritik hätte; das zu behaupten, wäre, einzelne Ausnahmen abgerechnet, Verleumdung. Aber die Annahme von Freibillets verleitet die Theaterdirectoren zu dem Glauben, sie könnten deswegen eine stärkere Förderung ihrer geschäftlichen Interessen theils durch kräftigeres Lob, theils durch milderen Tadel verlangen, und das bedingt die Schiefheit der gegenseitigen Stellung. Soll es doch überdies Theaterdirectoren geben, die auf eine ungünstige Kritik mit der „Entziehung" des Freibillets antworten und Redactionen, die dann den Grundsatz aufstellen und auch befolgen: „Kein Freibillet, keine Kritik!" Daß solche Vorkommnisse, selbst wenn sie als Ausnahmen auftreten, der Presse unwürdig sind, wird kein Einsichtiger bestreiten wollen. Einige wenige große Blätter haben denn auch den Versuch der Abstellung dieses Uebelstandes gemacht und nehmen gar keine Freibillets mehr. Die meisten anderen aber bedienen sich ihrer nach wie vor, trotzdem sie sich klar darüber sind, daß es besser wäre, das Institut der Freibillets ganz abzuschaffen. Sie wissen, daß das so leicht nicht geht, weil eben das Freibillet mit dem „Waschzettel" und dem Theaterinserat in einem gewissermaßen organischen Zusammenhange steht. Da nun das Frondiren eines Einzelnen nichts nutzen würde, so lange kein allgemeines principielles Vorgehen in dieser Sache zu Stande gekommen ist, da ferner den Redacteuren durch die Bearbeitung der „Waschzettel" mancherlei zum Theil recht unangenehme und häufig mit Aerger und Verdruß verbundene Mühewaltung erwächst, so nutzen sie — Schreiber dieser Zeilen nimmt sich keineswegs aus — wenigstens die Vortheile des einmal vorhandenen und durch den Einzelnen nicht zu beseitigenden Uebelstandes aus und lassen Alles beim Alten.

Es wäre allerdings an der Zeit, daß sich die Einzelnen zusammenthäten und Hand in Hand mit den Verlegern, so zu sagen von korporationswegen, gemeinschaftlich Front gegen das Freibillet wie gegen den „Waschzettel" machten.

Was der Einzelne nicht kann, das kann oft die Gesammtheit. Dieser gegenüber würden sich die Directoren wohl schon hüten, den Blättern, welche für Freibillets und Reklame machende „Waschzettel" dankten, die Annoncen zu entziehen. Und wenn schon! Die Presse ist Dienerin und sollte wenigstens die Führerin des Publikums sein. Sie hat also im Interesse des Publikums dem Theater die ihm gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, gleichviel, ob das Theater durch Freibillets, „Waschzettel" und Annoncen mit ihr Verbindung unterhält oder nicht. Es wäre jedenfalls weit würdiger für sie, der Reklame den Weg abzuschneiden und die mit ihr zusammenhängenden Beneficien von der Hand zu weisen als den bisherigen, allerseits ja als Uebelstand empfundenen Zustand fortdauern zu lassen. Sie würde sich außerdem nicht damit schaden, sondern nur nützen, ganz besonders insofern, als sie durch Eindämmung der Reklame im redactionellen Theile eine Steigerung ihres Ansehens beim Publikum bewirken würde.

Franz Liszt.

Von Heinrich Ehrlich.

Am 31. Juli ist der Mann gestorben, den die Kunstgeschichte als den größten ausübenden Musiker und zugleich geistreichsten und liebenswürdigsten Menschen, also als eine in seiner Art phänomenale Erscheinung bezeichnen muß und wird. Ich habe im Jahre 1881 an dieser Stelle, in der Besprechung der Ramannschen Liszt-Biographie, die Vereinigung seltenster und glänzendster Eigenschaften hervorgehoben, durch welche dieser merkwürdige Mann überall die außerordentlichsten Erfolge gewann, durch welche er bis in sein hohes Alter die Bewunderung erregte und die Aufmerksamkeit der Gesellschaft und der Musikwelt rege hielt. Der heutige Artikel soll daher nur einigen persönlichen Erinnerungen gewidmet sein, und Thatsachen anführen, die besser als alle Betrachtungen die künstlerische und gesellschaftliche Persönlichkeit zu erkennen geben.

Liszt begann seine Triumphzüge in Deutschland von Wien aus im Jahre 1838. Er kam von Mailand, wo er durch einen ungemein geistreichen Brief an die „gazette musicale" über das italienische Musikleben und die „culturhistorische Bedeutung" des teatro della Scala eine wahre Revolution hervorgerufen hatte; in jenen Zeiten concentrirte sich ja das ganze öffentliche Leben noch auf die hervorragenden Erscheinungen in der Kunst-, besonders in der Musikwelt. Die instrumentale Tonkunst war überall censurfrei.*) Lange bevor Liszt in Wien erschien, hatte ihm der Glorienschein seiner Unwiderstehlichkeit vorausgestrahlt, der Ruf der großartigen Eroberungen in der Pariser aristokratischen Frauenwelt. Es war also vorauszusehen, daß in dieser Hinsicht Wien hinter Paris nicht zurückbleiben würde. Seine unvergleichliche Kunst errang die großartigsten Erfolge, seine Persönlichkeit steigerte sie bis zur Extase. Er trug im Concerte einen eng anliegenden, bis oben zugeknöpften Frack, keine Weste und schwarze Cravatte, und bald nach seiner Ankunft klagten die Schneider, daß kein junger Mann mehr eine schwarze Weste anfertigen ließ, daß jeder nur einen Frack à la Liszt tragen wollte. Alle jungen Musiker ließen das Haar bis auf die Schultern herabwachsen, und übten vor dem Spiegel — — ihre Lippen, um Liszt's ganz eigenthümliches die Mundwinkel nach oben bewegendes freundliches Lächeln nachzuahmen. Im Jahre 1846 kam er zum dritten Male nach Wien; ich war inzwischen zum jungen Manne herangereift; er beehrte mich mit seinem besonderen Antheile, und eröffnete mir die unerschöpflichen Schätze seiner Kunst und seines Geistes. Hier sei nachdrücklich betont: Wer Liszt in jener Zeit nur von Concerten oder aus Begegnungen in der Gesellschaft her kannte, der kannte ihn gar nicht. Der große Künstler war durch die unerhörten Triumphe, durch die Andichtungen aller Art („Großer Mensch und großer Mann" pries ihn ein Herr Kaufmann) durch die zur Schau getragenen Huldigungen der Damen verleitet worden, gerade im öffentlichen Leben seine Schwächen nicht zu verbergen. Er spielte ungleich, ohne Rücksicht für die Zuhörer, kam manchmal vom reichlichen Tafel- und Weingenusse direct in das Concert**), und legte sich überhaupt in keiner Hinsicht irgend-

*) Nicht die vocale! Im ersten Finale des Don Juan sang der Chor in Wien „Hoch soll die Freude leben", das Wort „Freiheit" durfte nicht vorkommen.

**) Daß ein solcher manchen Naturen gar kein Hinderniß der Leistungen bietet, hat nach Liszt auch Rubinstein bewiesen. Er hatte vor Jahren das Ehepaar Eckert zu einem Mittagmahle bei Borchardt geladen und ganz gegen seine Gewohnheit ziemlich viel Wein getrunken. Nach 7 Uhr erinnerte er sich, daß er für den Abend ein Concert angesagt hatte, eilte nach Hause, zog sich an, und kam erhitzt und wie er später selbst gestand, mit großer Angst in den Saal. Nie hat er schöner gespielt als an jenem

Digitized by Google

welchen Zwang auf. Aber sobald er im Einzelverkehr mit irgend Einem zusammentraf, dem bloß äußerlich Genialisches nicht imponirte, da zeigte er sich als der echte Liszt, und bezauberte Jeden. Professor Rosenkranz in Königsberg erzählte mir 1867, wie Liszt bei seiner Anwesenheit in der Stadt die ihm zur Verfügung gestellte Equipage eines Consuls am hellen Tage in einer Straße halten ließ, in welche die Fremden und sonstigen Unbekümmerten sich nur in der Dunkelheit und zu Fuße begaben und wie die Universitätskreise (Liszt war eben zum Ehrendoctor ernannt worden) sich sehr entrüstet fühlten. Zwei Tage darauf kam Liszt zu ihm und begann ein Gespräch über philosophische und besonders über religiöse Fragen, daß er, der (größte und berühmteste) Vertreter der Hegel'schen Schule, der für dilettantische Speculationen wenig Sympathien hegte, auf's Höchste überrascht war von den vielen sehr geistreichen, mitunter tiefsinnigen Bemerkungen. Ganz ähnliche Zwischenfälle bot Liszt's Aufenthalt in Wien 1846, wo er fast den ganzen Sommer verbrachte. Er lebte äußerlich so ungenirt als möglich. Alle Welt wußte, daß die schöne Gräfin R., eine von ihrem ungarischen Gemahl geschiedene polnische Dame, die Stelle der Gräfin d'Agoult vertrat (von der er sich getrennt hatte), was ihn nicht abhielt, auch anderen Damen verschiedenartigster Richtung seine Huldigung ganz offen darzubringen. Aber die Künstler — Dichter, Maler, Musiker —, zu denen er in näherer Beziehung trat, standen staunend vor dem Geiste dieses Mannes, vor der Liebenswürdigkeit und Macht seiner Rede, die immer den richtigen Ausdruck fand, vor der ungemeinen Auffassung fremder Ideen, die er oft sofort erklärte, als wären sie seine eigenen. Und was er im vertrauten Kreise als Musiker bot, überragte seine Concertleistungen riesenhaft. Sein a vista-Spiel war geradezu unbeschreiblich und ist unerreicht geblieben. Er bewältigte nicht bloß die schwierigsten Partituren mit fast spielender Leichtigkeit, er gab zu gleicher Zeit den musikalischen Inhalt mit dem vollkommensten Ausdruck wieder! Hier zwei Beispiele. In Wien lebte damals ein Dr. Becher, ein höchst geistreicher Musikschriftsteller, ein sehr ehrenhafter, leider zu Excentricitäten geneigter Mann, der auch im Jahre 1848 die Redaction eines ultrademokratischen Blattes führte und nach der Einnahme von Wien (mit seinem zweiten Redacteur Dr. Jellinek) kriegsgerichtlich erschossen ward. Der hatte ein Quartett componirt und wollte es Liszt vorführen. Die damaligen vier ersten Quartettspieler Wiens, Mayseder, Merk und Genossen, denen nichts zu schwer war, plagten sich mit der Becher'schen Composition ab, konnten aber nicht zurecht kommen; das Ding war überaus schwierig und verworren. Liszt setzte sich an das Klavier, nahm die Partitur und spielte das Quartett, das es verständlich klang! Nicolai (der Componist der Lustigen Weiber von Windsor) brachte ihm eines Tages ein Rondo, das er selbst „verzwickt" nannte, er spielte es „herunter", daß Jener sich immer an den Kopf faßte, um sicher zu sein, daß er noch zwischen den Schulter saß, und nicht „verdreht" war.

Der Einfluß, den Liszt auf jüngere Künstler ausübte, war geradezu unermeßlich. Während Thalberg (mein ehemaliger Lehrer) seine Gespräche fast nie über sehr elegante aber herkömmliche Redensarten hinausführte; während er sogar nicht einmal seine musikalische Kunst ganz entfaltete, sondern immer nur eigene Compositionen vortrug, verstand Liszt den Geist der jungen Leute, die ihm Antheil einflößten, in immerwährender Anregung zu erhalten. Er war der unmittelbare Veranlasser meines ersten schriftstellerischen Versuches. Ein damals unbekannter (jetzt höchstgeachteter) Componist, Robert Franz, war nach Wien gekommen und hatte seine ersten Lieder, die bis zu op. 8 reichten, mitgebracht. Sie erregten Liszt's Bewunderung, er zeigte sie mir, sang mir sogar einige vor, und begeisterte mich für sie — ich griff zur Feder und schrieb meinen ersten Aufsatz: „Lieder von Robert Franz"; er ist damals in einem längst entschwundenen Blatte „Die Gegenwart", redigirt von A. Schumacher, erschienen.

Abende, sein Vortrag der Schumann'schen und der Schubert'schen (Wanderer) Phantasie war eine höchste Kunstleistung. Das machen die „eisernen Nerven."

Ich könnte noch gar vieles Interessante aus meinem persönlichen Verkehre mit Liszt erzählen: Wie ich ihn 1852 in Weimar traf, als er mit der Fürstin Wittgenstein auf der „Altenburg" wohnte, der ausübenden Kunst fast ganz entsagt hatte, und nunmehr der Composition und der Heranbildung junger Künstler lebte (Bülow war damals sein Schüler); wie er mich 1861 in Frankfurt am Main ganz unerwartet besuchte, um sich bei mir zu bedanken, daß ich in meinem Roman „Kunst und Handwerk" so sehr anständig von ihm gesprochen hatte; wie ich 1876 vor und nach Bayreuth ihn öfters in Weimar besuchte (von Berka aus, wo ich mit meiner Frau wohnte) und er sich ganz und gar geistig frisch zeigte und mich durch sein Klavierspiel in geradezu starres Erstaunen versetzte. Aber wenn diese Erinnerungen nur einigermaßen an Erzählungsform gekleidet würden, dann müßte der mir zur Verfügung stehende Raum sehr weit überschritten werden. So will ich denn nur eine Liszt'sche Aeußerung aus den letzten Jahren anführen, wie sie eben nur von ihm ausgesprochen werden konnte, und eine Episode aus seinem gesellschaftlichen Leben.

Im Jahre 1881 war er hier in Berlin und wohnte im Hause der Gräfin Schleinitz. Als ich ihn besuchte, empfing er mich mit den Worten (in französischer Sprache): „Ah, Sie sehen ja sehr gut aus, Sie gefallen sich hier wohl sehr?" „Hm," meinte ich lachend, „ich gefiele mir so ziemlich, aber vielen Andern gefalle ich nicht." „Das beweist nur, daß Sie besseren Geschmack haben als Jene," antwortete Liszt rasch. Ist es möglich, geistreicher, liebenswürdiger, bezaubernder zu sprechen?

Was er damals noch an Ausdauer und Nervenstärke besaß, davon möge das eine Beispiel Zeugniß geben: Er wohnte der Aufführung seines Oratoriums „Christus" bei, die bis $^3/_4$10 Uhr Abends dauerte. Dann besuchte er die Gesellschaft des Herrn Baron Senfft von Pilsach, wo er von 10 Uhr bis nach Mitternacht blieb, sich mit allen Gästen unterhielt, immer stand, und nur einmal niedersaß — um ein Lied am Klavier zu begleiten! Um $12^1/_2$ Uhr ging er an die Eisenbahn, um Bülow zu begrüßen, der eigens nach Berlin kam, um ein Liszt-Concert zu geben.

Ich sah Liszt das letzte Mal in Bayreuth 1882 zur Zeit der ersten Parsifal-Aufführung; doch vermieden wir dort jede gesellschaftliche Begegnung, aus rein künstlerischen Gründen. Er kannte meine entschiedene, nie verhehlte, bei jeder Gelegenheit ausgesprochene Abneigung gegen theatralische Darstellung christlicher Mysterien, und meine Anbetung der „Zauberflöte"; er wußte, daß ich jeder Erörterung über Parsifal*) ihm gegenüber auswich. Aber er wußte auch, daß die Verschiedenheit der künstlerischen Anschauungen meine Verehrung für seine Person nie beeinträchtigen konnte, daß ich immer an der Ueberzeugung festhalten und immer laut verkünden werde: Liszt war der größte ausübende Künstler, der je gelebt hat, und bei allen Schwächen einer der edelsten, hochherzigsten Menschen, welche die Kunstgeschichte kannte.

*) Ich höre noch heute Parsifal mit Bewunderung im Concertsaal — der Bühnendarstellung bleibe ich fern.

Digitized by Google

Feuilleton.

Russische Künstler.

Skizze von W. Garschin.

Aus dem Russischen übersetzt von August Scholz.

I.

Djedow.

Heut ist mir so wohl um's Herz, als ob mir ein Berg von der Brust gewälzt wäre. Das Glück kam so unerwartet. Fort nun mit dem Ingenieurfach, mit den Winkelmaßen, Instrumenten und Anschlägen!

Aber sollte ich mich nicht schämen, über den Tod der armen Tante solche Freude zu bezeugen, und zwar deshalb, weil sie mir eine Erbschaft hinterlassen hat, die es mir ermöglicht, den Dienst zu quittiren? Allerdings hat sie mich selbst auf dem Sterbebett gebeten, ganz meiner Neigung zu folgen, und meine Freude hat unter anderem wohl auch darin ihren Grund, daß ich ihrem Lieblingswunsche nachzukommen vermag. Es war gestern Nachmittag ... Was für ein erstauntes Gesicht machte unser Chef, als er hörte, daß ich den Dienst verlasse! Und als er gar vernahm, weshalb ich es thue, da riß er vollends die Augen auf.

„Aus Liebe zur Kunst? ... Hm ... reichen Sie ein Gesuch ein!"

Er sagte weiter nichts, machte Kehrt und ließ mich stehen. Ich hatte auch weiter kein Begehr. Ich bin frei, bin ein Künstler! Ist das nicht der Gipfel des Glückes?

Es trieb mich hinweg von den Menschen, von der Stadt. Ich nahm ein Boot und fuhr auf's Meer hinaus. Das Wasser, der Himmel, die im Sonnenlicht schimmernde Stadt, die blauen Wälder, welche die Bucht umsäumten, die Spitzen der Mastbäume auf der Rhede von Kronstadt, die Dampfer, Segelschiffe und Barken, die an mir vorüberflogen — alles erschien mir in neuem Lichte. Und all' dies gehört mir, ist in meiner Macht, ich kann es zum Vorwurf nehmen, auf die Leinwand werfen und der vom Zauber der Kunst hingerissenen Menge vor Augen führen. Freilich soll man das Fell nicht verkaufen, ehe man den Bären hat; bis jetzt bin ich eher alles andere, als ein großer Maler. ...

Rasch flog das Boot über die glatte Wasserfläche. Der Fährmann, ein stattlicher, gesunder, hübscher Bursche im rothen Hemde, arbeitete unermüdlich mit den Rudern und beugte sich im Takte bald vorwärts, bald rückwärts, indem er mit jedem Ruderschlag die Gondel um ein ansehnliches Stück weiterbrachte. Die Sonne ging eben unter, und ihre Strahlen spielten so effectvoll auf seinem Gesicht und dem rothen Hemde, daß ich Lust bekam, ihn zu malen. Ein kleines Kästchen mit Leinwand, Farben und Pinseln führe ich stets bei mir.

„Höre auf, zu rudern," sagte ich zu ihm; „sitze einen Augenblick still — ich will Dich malen."

Er wollte die Ruder einziehen.

„Setze die Ruder ein ... so, jetzt halte still!"

Er streckte die Ruder von sich, wie ein Vogel seine Flügel und verblieb unbeweglich in dieser prächtigen Pose. Ich warf schnell mit einem Bleistift die Umrisse hin und begann zu malen. Mit einem eigenartigen Gefühl der Freude mischte ich die Farben. Ich wußte, daß ich ihnen mein Leben lang nicht mehr untreu werden würde.

Der Fährmann wurde bald müde: der kecke Ausdruck seiner Züge schwand, er schaute matt und gelangweilt drein. Er begann zu gähnen und wischte sich einmal sogar das Gesicht mit dem Aermel, wobei er sich mit dem Kopfe auf die Ruder hinabbeugen mußte. Der Faltenwurf des Hemdes änderte sich vollständig. Wie ärgerlich! Ich kann's für den Tod nicht ausstehen, wenn das Modell sich rührt.

„Sitz ruhiger, mein Lieber!"

Er lachte.

„Warum lachst Du denn?"

Er grinste verlegen und sagte:

„'s ist so komisch, Herr!"

„Was scheint Dir so komisch?"

„Bin ich denn eine solche Seltenheit, daß man mich abmalt, wie auf einem Gemälde?"

„Ein Gemälde soll's auch werden, lieber Freund."

„Wozu brauchen Sie's denn?

„Nun, zum Lernen. Man malt und malt zuerst Kleines, später auch Großes."

„Großes?"

„Gewiß! Bis zu drei Faden in der Höhe."

Er verstummte; dann fragte er mit ernstem Gesichte:

„Dann können Sie wohl auch Heiligenbilder malen?"

„Wenn ich will, kann ich's; aber ich male Gemälde."

„So!" Er begann zu grübeln und fragte hierauf von neuem:

„Wozu braucht man die?"

„Was denn?"

„Nun, die Gemälde ..."

Ich hatte keine Lust, ihm einen Vortrag über die Bedeutung der Kunst zu halten, und sagte ihm nur, daß man für diese Gemälde viel Geld bekomme — ein, zwei Tausend Rubel und mehr. Mein Fährmann war mit dieser Auskunft zufrieden und schwieg. Die Studie war sehr gelungen, namentlich die glühenden Töne des rothen Stoffes machten sich im Lichte der untergehenden Sonne vortrefflich. Vollkommen zufrieden kehrte ich nach Hause zurück.

II.

Rjabinin.

Vor mir steht in gezwungener Pose der alte Taras, ein Modellsteher, dem Professor N. befohlen hat, die „Chand auf den Kchopf" zu legen, da das eine „chöchst kchlassische Stellung" sei; rings um mich eine ganze Schaar von Collegen, die wie ich, mit Paletten und Pinseln in den Händen, vor ihren Staffeleien hocken. Allen voran sitzt Djedow, der, obwohl er eigentlich Landschaftsmaler ist, doch den alten Taras mit bewundernswerthem Eifer copirt. Das Atelier duftet nach Farben, Oel und Terpentin; Todesstille herrscht. Jede halbe Stunde darf Taras ausruhen; er setzt sich auf den Rand der Holzkiste, die ihm als Postament dient, und verwandelt sich aus einem „Modell" in einen nackten Greis, der seine Arme und Beine, die vom langen Stillhalten steif geworden sind, durch fleißiges Strecken geschmeidig zu machen sucht, sich ohne Taschentuch die Nase putzt und anderes mehr. Die Akademiker drängen sich um die Staffeleien und prüfen gegenseitig ihre Arbeiten. Mein Malbrett ist förmlich belagert; ich gelte als einer der fähigsten Schüler der Academie und berechtige zu der Hoffnung, daß man mich dereinst als „eine der Koryphäen vaterländischer Kunst" erblicken wird, wie sich der bekannte Kunstkritiker W. S. sehr glücklich ausdrückt, der es schon lange ausgesprochen hat, daß „Rjabinin von sich reden machen wird." Das ist der Grund, warum alle meine Arbeit so aufmerksam betrachten.

Fünf Minuten später befindet sich wieder jeder an seinem Platze; Taras klettert auf sein Postament hinauf, legt die Hand auf den Kopf, und wir pinseln, pinseln ...

Und so geht es Tag aus, Tag ein.

Recht langweilig, nicht wahr? Gewiß, ich bin selber schon längst davon überzeugt, daß es recht langweilig ist. Aber es geht mir eben wie der Lokomotive: entweder, solange der Dampf reicht, auf den Schienen fortgleiten, oder aus den Geleisen springen und sich aus einem stattlichen Ungethüm von Kupfer und Eisen in einen Trümmerhaufen verwandeln. Noch bin ich in den Schienen, sie halten meine Räder fest umfangen; wie aber, wenn ich sie verließe? Ich muß um jeden Preis die Station erreichen, obwohl mir dieselbe als nichts anderes erscheint, denn als schwarze Höhle, in der das Auge sich vergeblich zurechtzufinden sucht. Andere sagen, dort beginne die

Digitized by Google

künstlerische Thätigkeit. Daß das, was mich dort erwartet, mit der Kunst zusammenhängt, will ich schon glauben; aber was heißt Thätigkeit? . . .

Wenn ich die Säle der Kunstausstellung durchschreite und die Gemälde betrachte — was sehe ich in ihnen? Leinwandstücke, die derart mit Farben bestrichen sind, daß diese Farben in ihrer Zusammenstellung ähnliche Eindrücke hinterlassen, wie sie der dargestellte Gegenstand hinterlassen würde. Da gehen nun die Leute hin und her und staunen über diese geschickte Zusammenstellung der Farben. Das ist alles. Ganze Bücher, ganze Berge von Büchern sind über diesen Gegenstand geschrieben worden; viele von ihnen habe ich gelesen. Aber aus all' diesen Taine, Carrière, Kugler und wie sie sonst heißen geht nicht das Geringste hervor. Sie schwatzen unaufhörlich über die Bedeutung der Kunst, in meinem Kopfe aber spukt, wenn ich sie lese, beständig der Gedanke: wenn sie überhaupt eine Bedeutung hat. Ich habe noch niemals gesehen, daß ein gutes Bild auf Jemanden einen veredelnden Einfluß ausübt; wie käme ich also dazu, an einen solchen Einfluß zu glauben?

Wie ich dazu käme? Aber was bleibt mir schließlich übrig, als dieser Glaube? Doch wie ihn erlangen? Wie den Gedanken loswerden, daß ich mein ganzes Leben lang ausschließlich der albernen Neugier der Menge dienen werde, oder noch etwas Schlimmerem, ihren bösen Instinkten nämlich?... Daß ich für etliche reichgewordene Dickwänste arbeiten werde, die gemächlich auf meine Gemälde zuschreiten und mit einem widerlichen: „Hm, nicht übel!" die Hand in die weite Oeffnung der Tasche stecken, um mir ein paar Hundert Rubel hinzuwerfen und es mit sich zu nehmen? . . mein Gemälde, das ich durchlebt und durchlitten habe, das mir über alles theuer ist, das ich nicht mit Pinsel und Farben, sondern mit Nerven und Blut gemalt habe? . . . . . Er trägt es davon, sammt den schlaflosen Nächten, der Lust und Bitterkeit, dem Entzücken und der Enttäuschung, die ich empfunden habe. Und wieder schreite ich einsam durch die Menge, zeichne am Abend, male am Morgen mechanisch nach dem Modell und errege durch meine raschen Fortschritte das Erstaunen der Professoren und Collegen. Was soll das alles? wohin zielt es?

Vier Monate sind bereits vergangen, seit ich mein letztes Bild verkauft habe, und noch immer habe ich keinen Vorwurf für ein neues. Ich wäre glücklich, wenn mir endlich eine Idee käme . . . Welche Lust! Du kannst für einige Zeit alles andere vergessen, Dich ganz in Dein Bild vertiefen und zurückziehen, wie in ein Kloster, nur ihm leben, in ihm empfinden. Kein „Warum?" und „Wozu?" stört Deine Arbeit, in Deinem Kopfe hat nur ein Ziel, ein Gedanke Raum, dessen Verwirklichung Dir einen ungetrübten Genuß verschafft. Dein Bild ist die Welt, in der Du lebst, vor der allein Du verantwortlich bist. In dieser Welt hat die Alltagsmoral keine Geltung: Du schaffst Dir ein neues Sittengesetz in Deinem neuen Bereiche, entscheidest Recht und Unrecht, Lüge und Wahrheit, Werth und Unwerth der Dinge ganz nach Deinem Ermessen.

Aber man kann nicht immer malen. Am Abend, wenn die Dämmerung Deine Arbeit unterbricht, kehrst Du in's Alltagsleben zurück, und von Neuem vernimmst Du das ewige „Wozu?" und „Warum?", das Dich nicht schlafen läßt. In Fieberhitze wälzest Du Dich auf dem Lager und stierst in's Dunkle, als ob dort irgendwo die Antwort geschrieben stände. Endlich, gegen Morgen, sinkst Du in den Traum und erwachst schließlich, um in eine neue Traumwelt unterzutauchen, in der die Bilder Deiner Phantasie leben, die allmählich auf der Leinwand Gestalt und Dasein annehmen.

„Warum malen Sie nicht, Rjabinin?" fragt mich laut mein Nachbar.

Ich war so in Gedanken versunken, daß ich bei dieser Frage zusammenfuhr. Die Palette entsank meiner Hand, mein Rockschoß fiel in die Farben und verwischte sie; die Pinsel lagen am Boden. Ich blickte auf meine Studie; sie war beendigt und gar nicht übel: Taras stand auf der Leinwand, wie er leibte und lebte.

„Ich bin fertig," erwiderte ich dem Nachbar.

Die Sitzung war zu Ende. Taras kletterte von dem Holzkasten herunter und kleidete sich an; die jungen Künstler räumten geräuschvoll ihre Geräthschaften weg. Man begann zu flüstern, kam zu mir heran, lobte meine Arbeit.

„Die Medaille, die Medaille! . . Ihre Studie ist die beste," sagten einige. Die Mehrzahl schwieg: Künstler lieben es nicht, einander zu loben.

III.

Djedow.

Es scheint, daß meine neuen Collegen von der Akademie vor mir Achtung haben. Ohne Zweifel verdanke ich das zum Theil meinen reiferen Jahren: in der ganzen Akademie ist nur der einzige Wolski älter, als ich. Eine wunderbare Anziehungskraft hat doch die Kunst! Dieser Wolski ist ein verabschiedeter Offizier, ein Mann von fünfundvierzig Jahren mit völlig ergrautem Kopfe. In solchem Alter in die Akademie einzutreten und von Neuem mit dem Lernen zu beginnen — ist das nicht eine That? Und mit welchem Eifer er arbeitet: im Sommer malt er bei jedem Wetter vom Morgen bis zum Abend unermüdlich Etüden; im Winter malt er, so lange es hell ist, und zeichnet des Abends bei Lichte! In zwei Jahren hat er, obwohl ihn die Natur mit keinem gar zu großen Talent begabt hat, doch erstaunliche Fortschritte gemacht.

Von anderer Art ist Rjabinin — ganz verteufelt talentvoll, aber ein schrecklicher Faulpelz. Ich glaube nicht, daß er es zu etwas Tüchtigem bringen wird, obwohl all die jungen Künstler ihm zu Füßen liegen. Ganz absonderlich scheint mir namentlich seine Vorliebe für sogenannte realistische Süjets: er malt Bastschuhe, Fußlappen und Halbpelze, als ob die Wirklichkeit uns nicht genug davon böte. Das Bedauerlichste aber ist, daß er fast gar nicht arbeitet. Von Zeit zu Zeit bringt er in einem Monat ein Bildchen fertig, von dem alle Welt wie von einem Wunder spricht, obwohl im Uebrigen zugegeben wird, daß seine Technik viel zu wünschen übrig läßt (nach meiner Ansicht ist sie sogar höchst schwächlich); dann aber hört er sogar auf, Etüden zu malen, schleicht mit düsterm Gesichte umher und spricht mit keinem Menschen, selbst mit mir nicht, obwohl er, wie mir scheint, mich weniger flieht, als die andern Collegen. Ein sonderbarer junger Mann! Ich kann solche Leute nicht begreifen, die in der Kunst nicht ihre volle Befriedigung finden. Sie vermögen es nicht zu fassen, daß nichts den Menschen so sehr erhebt, als schöpferisches Gestalten.

Gestern habe ich mein Bild beendet und in die Ausstellung gebracht, und heut erkundigt man sich bereits nach dem Preise. Unter dreihundert Rubeln gebe ichs nicht fort; zweihundertundfünfzig werden bereits geboten. Ich bin der Ansicht, daß man von dem einmal festgesetzten Preise nicht abgehen darf. Das erhöht die Achtung. Ich kann um so weniger heruntergehen, da das Bild auf alle Fälle seinen Käufer finden wird; das Süjet ist gangbar und anmuthig: Winter, Sonnenuntergang; die dunklen Baumstämme im Vordergrund heben sich scharf von dem prächtigen Roth des Abendhimmels ab. In dieser Art malt K., und seine Bilder gehen ab wie warme Semmeln. Im verflossenen Winter soll er allein zwanzigtausend Rubel verdient haben. Nicht übel, zum Leben reicht es! Ich verstehe nicht, wie manche Künstler es fertig bringen, zu hungern. K. thut auch nicht einen Pinselstrich umsonst — alles wird ihm bezahlt. Man muß die Sache nur richtig anfassen: so lange Du malst, bist Du der schaffende Künstler; ist das Bild fertig, wirst Du zum Geschäftsmann, und je geschickter Du Deinen Vortheil wahrst, um so besser für Dich. Das Publikum lauert zuweilen nur darauf, unsereinen hoch zu bringen.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Zeichnung, Aquarell und Pastell in der deutschen Abtheilung der Kunstausstellung.

Cartons und Aquarellskizzen als Vorarbeiten für die Monumentalmalerei sind Nothbehelfe für Concurrenzen, mögen auch für die Charakterisirung des einzelnen Künstlers unentbehrlich sein, auf einer großen Kunstausstellung hat nur das selbständige, fertige Werk Anspruch auf Berücksichtigung. Der Carton entbehrt noch der Farbe, die Aquarellskizze der richtigen Dimensionen, und ein endgiltiges Urtheil wird immer erst in dem Raum gefällt werden können, für den das betreffende Gemälde bestimmt ist. Lassen wir daher eine wohllöbliche Jury sich über die Concurrenzentwürfe für die malerische Ausstattung des Rathhauses die Köpfe zerbrechen, warten wir ab, bis Geselschap den Schildbogen in der Ruhmeshalle mit seiner Allegorie des Krieges ausgefüllt hat, und gönnen wir den verschiedenen Zeichnungen für Kirchenfenster die ganze Farbengluth, wie sie der modernen Glasmalerei zu Gebote steht.

Die Zeichnung als selbständiges Darstellungsmittel ist nicht eben zahlreich, aber gut vertreten. Pfannschmidt's acht Zeichnungen zum Vaterunser sind Musterleistungen sinniger und stilvoller Behandlung religiöser Gegenstände. Mit den seit Overbeck bekannten und bewunderten Mitteln werden alt- und neutestamentliche Vorgänge zur Illustration des christlichen Gebetes verbunden. All' diese Idealköpfe und Idealgewänder muthen uns wie alte Bekannte an, denen wir gerne wieder begegnen, und wir haben unsere helle Freude an dem schönen Fluß der Linien und der geschlossenen, zwanglos den Raum füllenden Gruppirung. Franz von Pausinger's Virtuosität in der zeichnerischen Erfassung der Eigenart des Hochwildes kennen wir schon von einer Separatausstellung im Verein Berliner Künstler her. Seinen eifrigen Studien, zu denen die Jagdausflüge mit dem Kronprinzen von Oesterreich Gelegenheit boten, kommt eine sichere markige Handhabung des Stiftes zu Hülfe.

Unter den für die Reproduction bestimmten Zeichnungen stehen die Illustrationen zu Hamerling's Ahasveros in Rom von Fischer-Cörlin obenan. Die Phantasie des Dichters und die des Künstlers ergänzen sich hier in glücklichster Weise. Besonders die sinnliche Seite des Hamerling'schen Epos kommt in einer Reihe phantastisch componirter Bacchanalien zum Ausdruck, während für Vignetten und Randornamente eine Fülle geschickt imitirter Vasenbilder verwandt ist. Vielleicht thut Fischer nach der Richtung des Malerischen hin ein wenig zu viel, auch laufen einige bedenkliche Verzeichnungen mit unter, aber wir verzeihen dem Künstler solche kleinen Ausschreitungen gern dem ernsten Bestreben gegenüber, die Phantasieschöpfungen des Dichters zu verkörpern. Der Berliner Ehrenbürgerbrief des verstorbenen Ranke von demselben Maler in Aquarellfarben ausgeführt, zeichnet sich ebenfalls durch reiche, ungezwungene Composition aus. Klassische Helden, Päpste und Kaiser nahen sich dem Throne der Geschichte, während an der Seite desselben die Gerechtigkeit ihre Thaten abwägt. Die beiden unteren Ecken sind durch das von einer Berolina überragte Rathhaus und durch die Universität bedeutungsvoll ausgefüllt.

Sechs neutestamentliche Zeichnungen von Steinhausen machen durch die Härte der Umrisse, durch eine absichtliche Neigung zum Häßlichen einen peinlich asketischen Eindruck. Woldemar Friedrich dagegen streift mit seinen Tuschzeichnungen aus einem Cyklus aus Goethe's Leben hart an die Grenze des Süßlichen. Seine aquarellirten Federzeichnungen, deren Motive meist dem Kinderleben entnommen sind, können uns mit einer Technik nicht versöhnen, die ohne Noth beim Malen die Feder zu Hülfe nimmt. Auch scheinen diese niedlichen Bilderbuchillustrationen nicht so ganz in den Rahmen einer großen Kunstausstellung hineinzupassen.

Auf dem Gebiete der Aquarellmalerei ist uns der Wettstreit dadurch wesentlich erleichtert, daß die gefährlichsten Concurrenten, die Engländer, nur spärlich und durchaus ungenügend vertreten sind. Es ist das um so mehr zu bedauern, als ihre Behandlung der Wasserfarben sich wesentlich von der bei uns üblichen unterscheidet. Wohl wendet man in letzterer Zeit auch jenseits des Canals besonders in den Details Deckfarben an, im Großen und Ganzen aber hält man principiell an der Transparenz des Grundes fest und strebt demgemäß mehr nach der Erzielung rein coloristischer Effecte, als nach der Plastik des Körperlichen. Während die englische Tradition noch immer an Turner und Girtin anknüpft, hat die Aquarellmalerei bei uns seit Adolf Menzel eine ganz neue Entwickelung genommen. Sie stellt sich ohne Rücksicht auf die Natur ihres Materials der Oeltechnik ebenbürtig zur Seite und schreckt vor keiner Aufgabe zurück.

Am günstigsten liegt ihr natürlich das Landschaftliche, da ihre zarten und leichten Farbentöne sich vorzüglich zur Wiedergabe der atmosphärischen Erscheinungen und der durch sie bedingten Perspective eignen. Nach dieser Richtung hin leistet Vorzügliches der Münchener Hans Bartels, dessen Rügensche Landschaften in ihrem silbergrauen Gesammtton, mit den lichtblauen sanft anbrandenden Wogen geradezu mustergiltig sind, da sie sich innerhalb der Grenzen des mit Wasserfarben mühelos Erreichbaren halten, ohne der Darstellung des Körperlichen — in seinen Häringsfischern auf Mönchgut — ängstlich aus dem Wege zu gehen. Albert Hertel dagegen erreicht in seinem Blick über Putbus die Wirkung einer kräftigen, flüchtig hingeworfenen Oelskizze und gibt dafür alle feineren Vorzüge der Aquarelltechnik preis. Auch Julius Jacob's Märkische Landschaft trägt einen skizzenhaften Charakter, zeugt aber gleichzeitig von ernstem Studium unserer sandigen Nadelholz bestandenen Tiefebene. Ein Versuch Otto von Kameke's auf demselben Gebiet ist mißglückt.

Mit den Reizen der Waldeinsamkeit unter verschiedenen Beleuchtungseffecten beschäftigen sich mit gleich günstigem Erfolge Fahrbach, Fehdmer und H. Schnee. Auch Wilhelm Streckfuss Hainfall im Riesengebirge ist eine bemerkenswerthe Arbeit, nur leidet sein Wasser an milchiger Schwere und Undurchsichtigkeit. Victor Thomas Gouachebild Frühling zeigt in liebenswürdiger Bescheidenheit, wie ein wenig Grünen und Blühen im Wonnemonat auch nackte weiße Häuserfronten zu verklären im Stande ist. Louis Douzette's Mondstimmung am See läßt wie gewöhnlich kräftige Lustreflexe über eine dunkle Wasserfläche hinspielen. Edgar Meyer taucht die weite Ebene der römischen Campagna in die gleichmäßige Farbengluth eines wolkenlosen Sonnenunterganges, den Hans Bohrdt in noch tieferen, merkwürdig dunklen Tönen durch das Lianengewebe der Baumriesen am Rio Barda schimmern läßt.

Unter den Architekturmalern, die der breiteren Aquarelltechnik für die Flächenbehandlung den Vorzug geben, gebührt dem Wiener Altmeister Rudolf Alt der Vorrang. Er ist in allen Sätteln gerecht. Sein Bibliothekssaal des Stiftes Admont gibt in feinster Zeichnung und lichtester Farbenscala die Formenfülle des Barockstils wieder, sein Titusbogen baut sich in großen ununterbrochenen Massen auf, Makart's Atelier schwelgt in tiefen braunrothen Tönen, und die Partie aus dem Teplitzer Schloßpark ist ein Augenblicksbild voll natürlicher Menzel'scher Buntheit. Mit einfacheren Mitteln arbeiten Georg Lapieng — Schloßapotheke von Berlin — und Georg Thür — Breslauer Ansichten. Besonders der Letztere weiß der nicht eben besonders interessanten Architektur auf der Sandinsel eigenartige Reize abzugewinnen. Italienische Architekturen bringen Breitbach und Lutteroth, in der griechischen Ruinenwelt bewegt sich Louis Spangenberg. Von staunenswerther Technik zeugt Adolf Seel's Eingang zum Saal der zwei Schwestern in der Alhambra. Es bedarf der Bestätigung durch den Katalog, um es glaubhaft zu machen, was hier mit dünn aufgetragenen Wasserfarben auf Leinwand erreicht ist, wie wahrscheinlich diese braungelben Wandflächen emporragen, wie der Maler das durchschimmernde Gewebe für die Darstellung derselben zu benutzen weiß.

Wo es sich um die Darstellung bunt bewegten Lebens handelt, stehen natürlich Ludwig Passini und Adolf Menzel obenan. Wo der Erstere durch seine Farbenempfindung und unabsichtlichen Compo-

Digitized by Google

sitionssinn erfreut, da überrascht der Letztere durch rücksichtslose jedes Detail wiedergebende Darstellung des einmal Gesehenen. Passini's Neugierige gruppiren sich anscheinend zufällig auf einer Brücke, um eine Gondel passiren zu sehen, und doch steht jede Figur gerade an der Stelle, wo sie am Besten zur Geltung kommt, sein Kürbisverkäufer ist schräg an den Quai herangefahren und dreht uns unhöflich den Rücken zu, aber die ganze Haltung des Körpers läßt uns ahnen, mit welchem Eifer er den sich herabbeugenden Venetianerinnen seine Waare anpreist. Bei Adolf Menzel's Augenblicksbildern fragt man sich häufig, wie man so etwas malen kann, und der Meister zeigt uns jedes Mal, wie man so etwas malen muß. Seine Japaner in Berlin, sein Kameeltreiber, seine Bierstube sind künstlerische Chargen, bei denen man total vergißt, wie weit der Weg vom Auge in's Handgelenk und von da auf das Papier ist. Wer Menzel's Malweise kennt, der weiß allerdings, welch' ehrliches Stück Arbeit sich hier als mühelos hingeworfen gibt. Etwas roh in der Farbe und zu groß im Format ist Franz Skarbina's Briefschreiberin, aber darum brauchen wir uns die Freude an dem gesunden Realismus der Darstellung nicht verderben zu lassen. Bei Eduard Bendemann's Wüstenbildern, denen sich eine gewisse Großartigkeit der Auffassung nicht absprechen läßt, dient die Farbe nur als Vorwand, sie geht in einer absichtlichen braunen Gesammtfärbung unter. Verständnißlos dagegen stehen wir den beiden Aquarellen des Düsseldorfers Karl Gehrt's gegenüber. Sein Weg in's Jenseits und Das uralte Lied sind mehr seltsam als originell, und Petruccios Hochzeit wirkt trotz der energischen Charakteristik einzelner Figuren durch ein das Ganze beherrschendes stumpfes Braungelb unerfreulich.

Unter den wenigen Portraits sind neben Passini höchstens die rothe Sarolta von Richard Lotter und ein weibliches Bildniß von Helene Mühlthaler hervorzuheben. Auf diesem Gebiet hat die neu belebte Technik der Pastellmalerei einen schönen Erfolg zu verzeichnen. Edmund Harburger's An der Mutterbrust läßt in der Modellirung — der Umriß erscheint zu stark markirt — allerdings zu wünschen übrig, ist aber ein wahres Kleinod liebevoller Beobachtung, und desselben Künstlers Selbstportrait ist trotz seines Mangels an Farbenreiz ein Charakterbild ersten Ranges. Der Wiener Carl Fröschl — derselbe Maler hat außerdem zwei reizende Genrebildchen, In der Klemme und Neun und zwanzig Hasenfüße ausgestellt — und merkwürdiger Weise auch der Münchener Max Thedy halten sich mit ihren Portraits mehr in den Grenzen der lichten Farbentöne von eminent zarter Wirkung, während Gustav Feckert in seinem Knabenportrait und Berthold Woltze in seinem Rauchenden Bauer sich alle Vortheile der Pastellmalerei zu Nutze machen. Bei ihnen ist allein durch das Vertreiben der trockenen Farbe nach dem Umriß hin Alles in voller Köperlichkeit heraus gearbeitet.

G. M.

Notizen.

Nordafrika im Lichte der Culturgeschichte. Von Gustav Diercks. (München, Verlag von Georg D. W. Callwey.) — Bei der allgemeinen Aufmerksamkeit, welche die Colonialpolitik jetzt auf sich gezogen hat, wird die vorliegende, in gemeinverständlicher Darstellung gegebene Geschichte der nordafrikanischen Staaten, die bis auf die neueste Geschichte fortgeführt ist, gewiß ein weites Publikum finden. Denn so rasch haben sich gerade in den letzten Jahren auf diesem von Europas Eifersucht umstrittenen Gebiete die Ereignisse abgelöst, daß eine Zusammenfassung derselben und eine Zurückführung auf die ihnen zu Grunde liegenden culturellen Verhältnisse selbst dem eifrigsten Zeitungsleser von großer Wichtigkeit sein muß. Auch bereitet sich an dem Nordgestade Afrikas langsam aber stetig ein Besitzwechsel vor, der wohl einst noch die Welt in Bewegung setzen dürfte; ihn an der Hand einer auf tiefen Studien beruhenden Culturgeschichte jener Länder verfolgen zu können, müßte deshalb für jeden Gebildeten eine Pflicht werden. Der Verfasser hat diese Pflicht durch eine höchst geschickt und sauber geschriebene historische Skizze, die ein tiefes Eindringen in den großen Stoff verräth, sehr erleichtert und angenehm gemacht. Er geht auf die älteste Zeit zurück, um die ethnographische Zusammensetzung der jetzigen Bevölkerung jener Länder deutlich zu machen, schildert in großen Zügen die Entwickelung der Hauptculturstaaten an jener Küste im Alterthume und im Mittelalter und verweilt alsdann bei den ebenso interessanten als verwirrten politischen Vorgängen in Nordafrika in unserem Jahrhundert mit einer Klarheit, welche diese letzten Capitel zu einer anregenden historischen Lektüre gestalten. Die eigene Anschauung des weitgereisten Autors verleiht den culturhistorischen Mittheilungen, die er überall in den Vordergrund stellt, eine besondere Lebendigkeit, die sich überdies auch in der Gruppirung des historischen Stoffes auf's deutlichste zeigt. B.

Gedichte von Henrik Ibsen. In deutschen Nachbildungen von H. Neumann. (Wolfenbüttel, Zwißler.) — Diese Gedichte Ibsen's haben uns, wenn wir ehrlich sein wollen, enttäuscht. Ob an diesem Eindruck die Uebersetzung Schuld trägt, wissen wir nicht, dieselbe scheint sorgfältig und gewandt zu sein. Wieder ein Beispiel, daß ein großer Dramatiker auch verhältnißmäßig unbedeutende Gedichte machen kann. E. W.

Gedichte von H. E. Schneider (E. Sartorius). (Leipzig, Krüger.) — Die Bekenntnisse eines Priesters und Weltmannes, der Länder und Menschen kennt, tiefere Blicke in die Seelen wirft und offenherzig seine Eindrücke kund gibt. Die Form ist bei Schneider gewandt und flüssig, nur etwas redseliger Ton ist das einzig störende Element in der sonst günstigen Wirkung der Poesien auf den Leser. Liebe, Glaube, Heimath, Fremde sind die Grundtöne seiner Melodien, auch Kampflust (siehe die historischen Schlachtenbilder) tönt in seinen Versen. E. W.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrter Herr!

Dem in Nr. 33 der „Gegenwart" enthaltenen Artikel „Graf Rostopschin und Goethe" hätte noch hinzugefügt werden können, daß schon Goethe selbst (in der Ausgabe letzter Hand) dem Gedichte für Fräulein Kasimira Wotowska eine aufklärende Bemerkung mitgegeben hat. Dieselbe ist in der Hempel'schen Goethe-Ausgabe (II., 454) abgedruckt. Es heißt darin: „Fräulein Wotowska, Schwester der Madame Szymanowska, von einigen, vielleicht eingebildeten Leiden geplagt, schön und anmuthig, mitunter traurig gestimmt und vom Tode sprechend. Ein geistreicher Freund schrieb in ihr Stammbuch ein Testament, worin er ihre höchst liebenswürdigen Eigenschaften und Vorzüge einzeln und an verschiedene Personen vermacht. Der Scherz konnte für sehr anmuthig gelten, indem der Bezug der Legate auf die Legatarien theils Mängel, theils gesteigerte Vorzüge derselben andeutete, und ich schrieb dieses Gedicht unmittelbar in jener Voraussetzung."

Erst durch diese Anmerkung und die darin erwähnte vermuthliche maladie imaginaire der Schönen wird es auch begreiflich, wie der Graf auf den sonst mehr als schrullenhaften Gedanken kommen konnte, ihr ein Testament in's Stammbuch zu schreiben. Der „on", der ihr eingeredet hatte, „qu'elle allait mourir", war demnach sie selber, und diese Einrede erschien ihren Bekannten als fixe Idee. So wird das „Testament" zu einer feinen und treffenden Satire.

B. W. F.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben ist erschienen:

Erinnerungen
an
Dr. Joseph Victor von Scheffel
von
Gebhard Zernin,
(Hauptmann à la suite der Infanterie).

Inhalt: I. In der Seehalde zu Radolfzell (1878). — II. In der Stefanienstraße zu Carlsruhe (1879). — III. Auf der Mettnau (1880). — IV. Wiederum in der Seehalde (1881). — V. Wiederum auf der Mettnau (1882). — VI. Noch einmal in der Seehalde (1884). — VII. Vom Herbst 1884 bis zum Frühjahr 1886. — VIII. In der Stefanienstraße zu Carlsruhe und auf dem Kirchhofe (12. April 1886).

8. 6 Druckbogen. Eleg. geheftet. Preis 2 Mark.

Vorstehend bezeichnete Erinnerungen an den Lieblingsdichter der Deutschen bringen Authentisches nach mancher Richtung. Der erste Abschnitt wurde von dem Dichter noch bei Lebzeiten durchgesehen und in Bezug auf die Angaben über sein Leben und seine Schriften richtig gestellt. Verfasser war mit Dr. von Scheffel persönlich genau bekannt und besuchte ihn regelmäßig. Einzelne noch nicht gedruckte Dichtungen des Verstorbenen sind zum Theil mit aufgenommen worden.

Darmstadt. Die Verlagshandlung von **Eduard Zernin.**

Neueste belletristische Erscheinungen

der **Deutschen Verlags-Anstalt** (vormals Ed. Hallberger) in **Stuttgart.**

Geyern, Detlev von, Ein Feenschloß.
3 Bände. Geheftet 12 Mark; fein geb. 15 Mark.

Horn, Georg, Der Mohr von Berlin.
3 Bände. Geheftet 10 Mark; fein geb. 13 Mark.

In zweiter Auflage erschienen soeben:

Dewall, Johannes van, An der Grenze.
2 Bände. Geheftet 8 Mark; fein geb. 9 Mark.

Ompteda, Ludwig Freiherr von, Alte Schulden.
Geheftet 5 Mark; fein geb. 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Hallwyl und Zubenberg.
Erzählung aus den Freiheitskämpfen wider Karl den Kühnen.
Von
Hans Blum.
8. Geh. Ladenpreis 7 Mark.

Eine vortrefflich geschriebene, geschichtliche Erzählung aus der Periode der Heldenkämpfe, welche Oberdeutsche und Schweizer in den Jahren 1474—1477 gegen Karl den Kühnen von Burgund siegreich bestanden.

Ein hervorragender schweizer Professor schrieb dem Verfasser j. Z. über dieselbe: „Ihre Erzählung wird ein **Volksbuch** werden im edelsten Sinne des Wortes, eine rechte Freude und Erholung für Jung und Alt".

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Albrecht Adam. (1786—1862.) Aus dem Leben eines Schlachtenmalers. Selbstbiographie nebst einem Anhange. Herausgegeben von **Dr. H. Holland.** Mit dem Bildniss des Künstlers von seiner eigenen Hand. Octav. VI u. 376 Seiten. Eleg. brosch. M. 5. — Eleg. geb. M. 6. —

Gregorovius, Ferdinand, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Erster Band. Vierte verbesserte Auflage. Grossoctav. XII u. 488 Seiten. Eleg. brosch. M. 9. —

Koser, Reinhold, Friedrich der Grosse als Kronprinz. Octav. 267 Seiten. Eleg. brosch. M. 4. — Eleg. geb. M. 5. —

Bluntschli, J. C., Lehre vom modernen Staat. Erster Theil: **Allgemeine Staatslehre.** Sechste Auflage. Durchgesehen von **E. Loening.** Octav. XX u. 640 Seiten. Eleg. brosch. M. 10. —

Wichtige kulturhistorische Novität.

Nordafrika
im Lichte der Kulturgeschichte
von
Gust. Diercks.
26 Bogen gr. 8°. broch. ℳ 5.—
Vorrätig oder zu beziehen durch alle Buchhandlg.
Verlag von **Georg D. W. Callwey,** München.

Nach den neuesten Quellen dargestellt von **Robert Prölß.** Mit Illustrationen, worunter ein noch nicht veröffentlichtes Portrait von **Mathilde Heine,** und einem sehr interessanten Autograph. Preis broschiert 4 Mk. 50 Pf. Elegant gebunden 5 Mk. 60 Pf. Eleganteste Ausstattung.
Verlag von Rieger in Stuttgart.

A. Buchholtzens in der Schweiz
Humoristischer Badeker f. Schweizreisende. Lustigste Reise- u. Familienlektüre. Preis 3 Mark. Verl. v. A. Unflad, Leipzig.

Neu erschienen:

Natur und Sitte.
Zwei Novellen
von
Eugen Löwen.
I. Eine Künstlerehe. — II. Helene.
Eleg. broch. Preis 3 ℳ.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. v. d. Verlagsh. **Bruer & Co.,** Berlin.

Bei einer weitverbreiteten Zeitschrift wird ein

Theilhaber und Redacteur

mit einer Baareinlage von 20,000 Mark gesucht. Man gibt den Vorzug einem jungen Manne von academischer Bildung, der sich als 2. Redacteur journalistische Routine und als Mitarbeiter schnell eine literarische Stellung erwerben könnte. Gefl. Anerbietungen unter **F. 32** vermittelt die Druckerei von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin N. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 28. August 1886. Band XXX.

SEP 14 1886

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Heilsarmee. Von B. D. — **Literatur und Kunst:** Graf Caspar Sternberg und Goethe. Eine Erinnerung von Ludw. Aug. Frankl. — Die Kunst in der Kneipe. Von Theophil Zolling. — Turgéniew's Briefe. Von Heinrich Ruhe. — **Feuilleton:** Russische Künstler. Skizze von W. Garschin. Aus dem Russischen übersetzt von August Scholz. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die deutsche Skulptur auf der Kunstausstellung. — Die Ausstellung von Kupferstichen zur Illustrirung des Lebens Friedrichs des Großen im Hohenzollern-Museum. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

Die Heilsarmee.

Von B. D.

Noch vor wenigen Jahren hat vielleicht ein großer Theil der Leser dieser Zeitschrift die Heilsarmee kaum dem Namen nach gekannt und auch die übrigen haben ihr ohne Zweifel nicht mehr Interesse geschenkt als irgend einer der religiösen Secten, an denen unsere Zeit des Unglaubens so reich ist. Heute hat sich das geändert. Die Anhänger der Heilsarmee zählen nach vielen Tausenden und ihre Stationen sind in allen Welttheilen verbreitet; in England, ihrem Heimathlande, wo man glaubte, sie als eine quantité négligeable behandeln zu dürfen, ist sie zu einer dauernden Institution, ja zu einem mächtigen politischen und socialen Factor geworden, mit dem man zu rechnen hat. In den Discussionen der Tagesjournale und Zeitschriften nimmt sie ihren beständigen Platz ein und wenn sie dort auch meist nur heftige Gegner findet, so kann das ihren Leitern ziemlich gleichgültig sein, so lange man sie nur nicht mit Stillschweigen übergeht; gehört doch ihr „General" Booth bereits zu den bekanntesten und vielleicht auch zu den populärsten Persönlichkeiten in England! Neuerdings hat sie sich sogar von den Behörden die Anerkennung als religiöse Genossenschaft zu erzwingen gewußt — wie es stets zu geschehen pflegt, in Folge eines Prozesses, der von der Staatsgewalt zu eigenem Schaden versucht wurde und der schließlich nur den Interessen der Feindin zu gute kam. Es handelte sich dabei um eine Armensteuer auf mehrere von der Heilsarmee erworbene Gebäude, eine Abgabe, von welcher Anstalten zu ausschließlich religiösen Zwecken befreit sind. Daraufhin verweigerten die Leiter der Heilsarmee die Zahlung und der Gerichtshof entschied in ihrem Sinne, indem er lediglich den „War Cry", das Hauptorgan der Gesellschaft, für die Zukunft von dem Verkaufe in den fraglichen Gebäuden ausschloß, desgleichen die „Salvation boots", die bis dahin dort zu haben waren. Was es mit diesen „Heilsstiefeln" für eine Bewandtniß hat, konnte man nicht erfahren und deshalb fragt höhnisch die „Saturday Review", ob es vielleicht diejenigen Stiefeln sind, die nach Mr. Froude John Bull zu tragen hat, um sein Vaterland vor Unheil zu bewahren. Die genannte Wochenschrift ist überhaupt höchst ungehalten über die Fortschritte der Heilsarmee, in welchen sie, ohne es eingestehen zu wollen, eine Gefahr für die anglikanische Staatskirche erblickt.

Aber wie dem auch sei, die Erfolge der Heilsarmee sind jedenfalls ganz bedeutend und es ist deshalb geboten, nach den Ursachen zu fragen. In der „Contemporary Review" hat ein Mr. Francis Peak, der sich übrigens als ein eifriger Vertheidiger der Salutisten entpuppt, an der Hand der Geschichte dieser Bewegung die Beantwortung der Frage versucht. Gründer der „Secte" (wenn einer religiösen Genossenschaft, die keine eigenen Dogmen aufstellt, dieser Name zukommt) ist William Booth, der ursprünglich wandernder Methodistenprediger gewesen war, aber im Jahre 1861, als er von seinen geistlichen Vorgesetzten aufgefordert wurde, dem Wanderleben zu entsagen und eine Pastorstelle anzunehmen, sich von seinen bisherigen Verbündeten trennte. Nun setzte er das Predigerhandwerk auf eigene Faust in Gemeinschaft mit seiner Frau fort, zunächst auf öffentlichen Plätzen, später, als das Publikum dieser Versammlungen sich vergrößerte, in eigenen Gebäuden. Jetzt stellte sich auch das Bedürfniß nach einer eigenen Lehre heraus und so wurde Booth der Gründer der „Christian Mission", deren Namen er später in den heutigen, „Salvation Army", umwandelte, wobei er zugleich seiner Gründung eine Organisation gab, die sammt ihrer Terminologie der englischen Heeresverfassung entlehnt ist. Die Farben der Armee sind roth-gelb-blau; ihr oberster Führer ist der „General" (selbstverständlich Mr. Booth selbst), dem zunächst ein „Chief of the Staff" (gegenwärtig der Sohn des Generals, Mr. Bramwell Booth) beigegeben ist; diesem liegt die Anstellung der niederen Offiziere und das Finanzwesen der Gesellschaft ob. England ist in Territorien eingetheilt, von welchen jedes unter dem Commando eines Commissärs steht; die Territorien zerfallen in Divisionen mit Obersten an der Spitze, die Divisionen in Distrikte mit Majors, die Distrikte in Sectionen mit Adjutanten, die Sectionen endlich in Stationen unter Hauptleuten, denen Lieutenants zur Seite stehen; außerdem aber findet man noch Sergeanten und Angestellte von untergeordnetem Rang. Beide Geschlechter haben völlig gleiches Recht und Zutritt zu allen Stellen; so trifft man denn auch weibliche Offiziere und Prediger, welche zu den besten der Armee zählen; man denke nur an die Erfolge von Miß Booth in Frankreich und speciell in Paris. Die Armee hat ihre Uniform, welche für die Offiziere beständig obligatorisch ist, für die gemeinen Soldaten nur im Dienst. Besondere Anforderungen an die Thätigkeit dieser letzteren werden nicht gestellt; dieselben haben nur dem Trunke zu entsagen, zwei oder drei Mal wöchentlich den Versammlungen beizuwohnen und namentlich das gute Werk der Mildthätigkeit, Fleiß, Geduld und Barmherzigkeit zu üben und schließlich nach Kräften zur Bekehrung Anderer beizutragen. Dabei kommt in Betracht, daß die Anhänger, Soldaten und Offiziere, sich fast ausschließlich aus den unteren Ständen rekrutiren, auf welche auch die Propaganda hauptsächlich gerichtet ist. Die Offiziere

Digitized by Google

sind bezahlt und erhalten, wenn verheirathet 20—27 sh. pro Woche, von den unverheiratheten die Männer 12—17, die Frauen 7—13 sh. pro Woche. Der General allein erhält keine Bezahlung. Die Einnahmen bestehen in den Sammlungen der einzelnen Stationen, in dem Ertrag vom Verkauf der salutistischen Zeitungen und Organe, von welchen der in mehreren Sprachen erscheinende „War Cry“ am wichtigsten ist. Jedes Mitglied, Soldat wie Offizier, ist seinen Vorgesetzten zu unbedingter Subordination verflichtet und der General hat obendrein die Befugniß, durch seinen einfachen Befehl alle Commissionen aufzuheben. Man hat diese Concentration einer unbeschränkten Vollmacht in den Händen des obersten Leiters für ungemein bedenklich gehalten; unseres Erachtens jedoch sieht man hier viel zu schwarz, und wir sind geneigt, diesen Punkt für ziemlich harmlos zu halten, lediglich berechnet zur Befriedigung der Eitelkeit des Stifters, dem mit der Macht auch die Verantwortlichkeit und der Ruhm des Erfolges zufällt.

Schauen wir uns zunächst die Thätigkeit der Heilsarmee einmal näher an. Zuerst kommt es ihr darauf an, um jeden Preis Aufsehen zu erregen und die öffentliche Aufmerksamkeit heranzuziehen. Dazu dienen jene Aufzüge mit ihrer ominösen Musik, welche eine schreckliche Erinnerung bildet für alle nicht ganz verhärteten Ohren, die einmal gezwungen waren, sie anzuhören. Ueberhaupt spielt die Musik eine hervorragende Rolle bei den religiösen Zusammenkünften, den Meetings, der Salutisten — wenn der Ausdruck „Musik“ noch Geltung behält für die schrecklichen Töne, welche Clavieren und Harmoniums von ungeübten Händen entlockt werden oder die zur Begleitung der Kehle der Andächtigen entströmen. Auch ist die „Saturday Review“ mit Rücksicht auf den Eingangs erwähnten Urtheilsspruch recht ungehalten, daß „diese korybantischen Excesse fortan als Gottesdienst, diese Ausbrüche von Hallelujahs als Frömmigkeit und diese Knieexercitien als religiöse Uebung“ gelten sollen. Aber man muß sich auf den Standpunkt und in die Anschauungen jener Leute versetzen, man muß vor allem auch ihren Versammlungen beigewohnt haben, um sie zu würdigen und zu verstehen. Der Begriff, den man durch Beschreibungen erhält, bleibt stets unvollkommen.

Man stelle sich einmal eine solche Versammlung vor! Predigten und Gesänge lösen einander in buntem Wechsel ab; häufig erzählen — ein besonders erfolgreicher Act — bekehrte Sünder von ihrer Vergangenheit und nunmehriger Wandlung, wofür dann in der That ihre vortheilhaft veränderte und wohlgepflegte äußere Erscheinung ein beredtes Zeugniß ablegt. Ferner werden Personen, die in hervorragender Weise Mitleid zu erwecken geeignet sind, zu den Ansprachen herbeigezogen; so spielte in den Londoner Versammlungen der letzten Zeit die „blinde Brigade“, eine Anzahl von „bekehrten“ Blinden, welche als Hauptwaffen die Musikinstrumente handhaben, eine bedeutende Rolle. Schließlich wird gewöhnlich die Versammlung so begeistert, daß Alle einander umarmen, während einzelne durch die eindringlichen Ansprachen der Prediger sogar bis zu Thränen gerührt werden. Dabei theilen diese kleinen Fabrikanten, Handwerker und Arbeiter, die mit ihren Frauen und zuweilen auch ihren Kindern das Publikum bilden, einander all ihre Sorgen und Bekümmernisse mit, und ihre Andacht wird kaum gestört durch das Feilbieten des „War Cry“ an den Thüren und selbst im Innern des Saales, oder durch das zufällige Eindringen eines Trunkenen, der sich lediglich Bekehrungsversuchen aussetzt. Macht nun gar, wie es bisweilen vorgekommen ist, der erregte Pöbel einen thätlichen Angriff auf die Versammlung, so wird dieser ohne Widerstand, mit passiver Ergebung hingenommen. Und dabei ist zu bedenken, daß die jetzt so Eifrigen meist noch vor Kurzem gegen alle religiösen Bestrebungen sich feindlich oder gleichgültig verhielten. Nein, denke man von diesen Leuten, was man wolle; halte man sie für Exaltirte und erblicke man selbst in ihren Bestrebungen ein religiöses und sociales Uebel: keinesfalls ist es, im Allgemeinen wenigstens, erlaubt, die reinen Absichten der Führer und die aufrichtige Hingebung der Massen in Zweifel zu ziehen. Ausnahmen mag man auch hier antreffen und vor allem muß die religiöse und sittliche Ueberhebung, mit welcher man im Lager der Heilsarmee auf die Anhänger anderer Kirchen herabblickt, gerechtem Tadel begegnen. Aber wenn die Armee besondere Rechte für sich in Anspruch nimmt, so ist damit noch kein Grund gegeben, ihr dieselben zu gewähren, vielmehr sollte die Polizei, der ja auch gegen die lästigen Straßenaufzüge und Invasionen der Wirthshäuser die nöthigen Befugnisse zustehen, gegen etwaige Excesse mit aller Strenge einschreiten. Ein energisches und doch zugleich maßvolles Vorgehen wird jedenfalls besser geeignet sein, den wachsenden Strom einzudämmen, als die „Verfolgungen“, die den Angegriffenen nur Sympathien zu erwecken und neue Streiter zuzuführen geeignet sind.

Denn gerade hierin liegt das Geheimniß der großen Erfolge der Heilsarmee. Warum, so müssen wir uns fragen, hat die ältere Methodistenkirche selbst in Nordamerika nur eine so geringe Ausdehnung erlangt im Vergleich mit derjenigen der Heilsarmee? Der Größe und Erhabenheit seiner Lehre darf Booth dieses Resultat nicht zuschreiben, denn er verkündet keine neuen Dogmen und die besten Gedanken seiner Schriften sind auch in den Erbauungsbüchern der englischen Kirche zu finden. In den Predigten der übrigen Führer aber ist, vielleicht mit Rücksicht auf das angeredete Publikum, die Sprache oft recht niedrig und die Ideen gehen nicht über einen geistigen Durchschnittshorizont hinaus. Der bereits erwähnte Mr. Peak findet darum die Hauptursache des Erfolges in der einem jeden Mitgliede auferlegten Verpflichtung, selbst zur Bekehrung anderer Sünder thätig zu sein. Das übt eine mächtige Anziehung vor allem auf das weibliche Geschlecht, dem die Männer bald nachfolgen. Dem Salutisten scheint es überhaupt mehr um das Seelenheil Anderer als um sein eigenes zu thun zu sein, zumal das letztere viel mehr Anstrengung erfordern mag. Die demokratisch-socialistische Idee der Gleichberechtigung beider Geschlechter verfehlt auch nicht, einen bedeutenden Eindruck hervorzubringen und schließlich wird gar mancher lieber einen hübschen jungen weiblichen Prediger anhören, als einen mürrischen alten Geistlichen. Die „Verfolgungen“ tragen auch ihr Theil bei und ihr Aufhören würde die Armee wahrscheinlich empfindlich schädigen. In Betracht zu ziehen ist ferner, daß in England die Kirche und ihre Diener nur in ziemlich lockeren Beziehungen zu den niederen Schichten der Gesellschaft stehen, so daß eine derartige Neuerung thatsächlich dem religiösen Bedürfniß eines Theiles der Bevölkerung entgegenkommen mag.

Daß die bisherigen Erfolge wirklich groß sind, das *zeigt* am besten der Jahresbericht der Heilsarmee für 1885, der uns vorliegt. Es ist ein stattlicher Octavband, betitelt: „The Salvation War 1885“ und geziert mit den Emblemen der Gesellschaft und der Devise: „Blood and Fire“; außerdem ist derselbe mit Illustrationen versehen, zum Theil Porträts der angesehensten Führer, voran der Sohn des Generals, Mr. Bramwell Booth (trotz der Gleichberechtigung beider Geschlechter scheint die schönere Hälfte bis jetzt leider noch von den Illustrationen ausgeschlossen zu sein), zum Theil Darstellungen von Vorgängen während des Jahres. Vorausgegangen ist diesem Rechenschaftsbericht als Circular ein summarischer Bericht, der von den Fortschritten des letzten Jahres in gedrängten Zügen ein Bild entwerfen soll. Alles ist hier dem praktischen Sinn der Engländer entsprechend; Zahlen sprechen, und so erfahren wir denn mit aller Genauigkeit, daß am Ende des Jahres 1884 sich 910 Corps mit 2164 Offizieren in Thätigkeit befanden, Ende 1885 dagegen bereits 1322 Corps mit 3076 Offizieren. Immer neue Gebiete wurden occupirt und mit Hülfe von im Ganzen 1,362,792 gottesdienstlichen Versammlungen gelang es, 270,000 Bekehrungen zu erhalten, wovon auf England allein 184,708 entfallen. Dafür wurden aber auch 21 Millionen Nummern des „War Cry“, $1^1/_2$ Millionen Gesangbücher und eine entsprechende Zahl anderer Preßerzeugnisse verausgabt, im Ganzen $23^1/_2$ Millionen Publikationen „angefüllt mit Heilswahrheit“, eine Zahl, die, wie der praktische Bericht sogleich ausrechnet, ein Gewicht von 1000 Tonnen repräsentirt. Tausend Tonnen Heilspublikationen! Schade nur, daß man noch keine Einheit gefunden hat, um direct

Digitized by Google

die Menge des in diesen Schriften enthaltenen Heils auszudrücken!

Die Beredtsamkeit solcher Zahlen ist denn auch leicht einzusehen; sie gipfelt in der Betrachtung: „Weshalb die Christen die Armee freigebiger unterstützen sollten."

Wir gestatten uns, auch aus dem Hauptbericht das Interessanteste hervorzuheben. Am lebhaftesten wird die regelmäßige Agitation selbstverständlich in England betrieben und zwar besonders in den kleineren Städten und Dörfern. Sind die letzteren zu unbedeutend, um zur Anlage eigener Stationen Veranlassung zu geben, so wird der „Angriff" vom benachbarten Quartier aus geleitet. Früher rückte man nur zu Fuß vor, jetzt aber mehr und mehr in eigenen Wagen, deren die Gesellschaft gegenwärtig vier besitzt; dieselben dienen gleichzeitig als Wohnung für die Zöglinge, die durch diesen „Felddienst" zu Offizieren herangebildet werden. Sind Wagen nicht zu haben, so verschmäht man zum rascheren Fortkommen auch Tricycles nicht. Radfahrende Prediger! Und da behauptet man noch, es gebe nichts Neues unter der Sonne!

Mit ausführlichem Behagen verweilt der Bericht bei den zahlreichen Bekehrungen. Daß die Bekehrten aus Elenden glückliche und zufriedene Menschen geworden sind, versteht sich von selbst. Allerdings hat man der Heilsarmee vorgeworfen, sie suche die Gunst der Dorfbewohner durch Spenden von Bettdecken und Kohlen zu erkaufen. Worauf der Bericht erwidert, daß die Armee gar nicht die Mittel besitze, um die Noth ihrer Anhänger zu erleichtern, wie sie es wohl gerne möchte; daß sie im Gegentheil gezwungen sei, immer neue Opfer von ihren Streitern zu fordern und bedeutende Ansprüche an deren Thatkraft zu stellen. Oft gelte es, zur Bekehrung der Sünder bei Nacht und Nebel weite Märsche zu machen, und z. B. die große Trommel Jahre lang zu tragen, gehöre auch nicht zu den Annehmlichkeiten. Wird doch berichtet, daß ein Trommler während eines Jahres 1576 engl. Meilen marschirt sei. Bei dieser Gelegenheit wird auch den lärmenden Aufzügen das Wort geredet, die eben nur ein Salutist richtig zu würdigen verstehe. Dem praktischen Sinne der Engländer sagt es nicht zu, müßig dastehend zu philosophiren. „Die Sache des Heils, der Rechtlichkeit und des Friedens kann nicht über die gigantischen Kräfte des Uebels triumphiren ohne dasselbe entschlossene Vorgehen, das auch bei jedem menschlichen Kampf um Herrschaft geübt wird." Es fragt sich eben nur, ob ein paar Trommeln und Fahnen wirksame Mittel sind.

Nicht ohne stolze Genugthuung constatirt ferner der Bericht, daß die Agitation sich auf immer tiefere und sittlich verkommenere Schichten der Gesellschaft ausdehnt — ein Punkt, auf welchen wir später noch zurückkommen werden. Besonderes Lob wird dabei den Frauen zu Theil, die sich nicht nur der Bekehrung leichter zugänglich erweisen als die Männer, sondern diesen sogar beim Ueberfallen der Kneipen und Café's und bei sonstigem Rettungswerk vorangehen.

Nicht minder thätig als in England ist die Armee im Auslande. In Frankreich ist es die „Marschallin" Miß Booth, welche die Unternehmung leitet. Sie hat dem „War Cry", der dort unter dem Namen „En Avant" erscheint, besonders im Süden eine starke Verbreitung zu verschaffen gewußt und erringt auch in Paris durch ihre Persönlichkeit und ihre Predigten, wie es scheint, eigenartige Erfolge. Vielleicht wäre es ihr auch in der Schweiz besser ergangen als ihren dortigen Collegen. Dort ist es bekanntlich in mehreren Städten zu gewaltthätigen Auftritten und Excessen des Pöbels gegen die Heilsarmee gekommen, Ereignisse, denen die Behörden so macht- und rathlos gegenüberstanden, daß sie ihnen nur durch Willküracte, welche dem Wesen einer freien Republik schlecht entsprachen, zu begegnen wußten. Neuerdings hat indessen die Armee die Genugthuung gehabt, die dahin zielenden Verfügungen wieder beseitigt zu sehen; das Bundesgericht in Bern hat die Beschlüsse der Regierung von Zürich, durch welche die Versammlungen der Heilsarmee verboten worden waren, wieder aufgehoben und lediglich das Verbot des Besuches der Versammlungen durch Kinder unter 16 Jahren bestätigt, so daß dem Heile und der „Rettung" der Schweizer von nun ab nichts mehr im Wege steht. Einige Vorkommnisse, die der Bericht mittheilt, lassen es indessen doch wünschenswerth erscheinen, daß die Polizei diesen sonderbaren Heiligen scharf auf die Finger sehe. So lesen wir da eine erbauliche Geschichte von der „Errettung" eines Nihilisten, der zusammen mit andern beauftragt worden war, das Bundespalais in Bern in die Luft zu sprengen. Zu rechter Zeit noch „empfand er Reue über sein übel hingebrachtes Leben und die Verbrechen, die er entweder zu begehen beabsichtigte oder schon begangen hatte. Er bekannte alles, und wie strahlend war sein Antlitz, als die Last hinwegrollte." . . . .

Die Agitation unter den Schweizern hat nebenbei noch den Zweck, den Weg einerseits nach Italien und andererseits nach Deutschland zu eröffnen, wo zur Zeit noch keine Stationen bestehen. Nur an den in London lebenden Italienern und Deutschen werden Bekehrungsversuche gemacht, jedoch, wie es scheint, ohne besonderen Erfolg. In Europa ist es außer den bereits genannten Ländern überhaupt nur noch Schweden, welches der Thätigkeit ein fruchtbares Feld bietet. Weit besser gelingt die Bekehrung unter den in Afrika wohnenden Europäern, namentlich am Capland, und auch die dortigen Neger werden gewürdigt, das neue Heil zu erfahren. In Indien haben die Offiziere der Heilsarmee, um ihre Bestrebungen der Bevölkerung sympathischer zu machen, die Kleidung der Fakire und die ganze Lebensweise der Eingeborenen adoptirt. Klima und Krankheiten haben indessen die Reihen der dortigen Kämpfer stark gelichtet. Einen wahren Segen — wenn man dem Bericht glauben darf — bildete das Erscheinen der Heilsarmee für die australischen Colonien. Freilich war es dort kein Geringerer, als der General Booth selbst, der den Angriff leitete. Es gelang ihm, dem übermäßigen Alkoholgenusse zu steuern; in Melbourne besuchte er ferner die Opiumhöhlen und wagte sich mit Erfolg bis in die schlechtest beleumundeten Häuser. In genannter Stadt fand am 31. August ein Aufzug von 800 ehemaligen, nunmehr „geretteten" Trunkenbolden statt, welcher mehr als 10000 Zuschauer anzog, und bald darauf wiederholte sich das gleiche Schauspiel in Adelaide. Booth machte auch einen Besuch in Neuseeland, wo selbst ein methodistisches Organ nicht umhin konnte, den Bestrebungen des abtrünnigen Genossen Beifall zu zollen. Im Ganzen haben in den australischen Colonien im Monat August allein 2500 Bekehrungen stattgefunden, woran zum nicht geringen Theile die dort lebenden Chinesen participiren. Diese bilden auch in Nordamerika einen Gegenstand fortwährender Umwerbungen von Seiten der Armee. Die Ausdehnung des Landes hat dort die Einrichtung von getrennten Hauptquartieren in New-York und San Francisco erforderlich gemacht. Eine besondere Administration besteht ferner für Kanada, wo die großen Erfolge sogar zur Entstehung einer Concurrenzarmee Veranlassung gaben!

Nach diesen Abschweifungen kehren wir wieder nach England zurück. Das Kapitel des Berichtes, mit dem wir uns nun zu befassen haben, ist überschrieben: „Unsere Entführungen"; es behandelt jene eigenthümliche Angelegenheit, die ihrer Zeit in der Presse so viel Staub aufgewirbelt hat. Die bekannten Enthüllungen der „Pall Mall Gazette" über die sittlichen Zustände in London hatten ganz England in Bewegung versetzt und eine von 400000 Unterschriften getragene Petition an das Parlament hervorgerufen, worin eine Reform der einschlägigen Gesetzgebung gefordert wurde. Es erfolgte denn auch die Criminal Law Amendment Act, welche wie jene Petition von der Heilsarmee als ihr Werk in Anspruch genommen wurde. Bald aber hatten einige ihrer Mitglieder Gelegenheit, die Strenge des neuen Gesetzes an sich selbst zu erproben. Die Rolle, welche die Heilsarmee in dem berüchtigten „Fall Armstrong" — derselbe ist zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, ihn an dieser Stelle zu reproduciren — gespielt hat, ist eine recht dunkle und wirft ihren Schatten auch auf eine Thätigkeit der Armee, der wir sonst unsern Beifall nicht versagen könnten. Wir meinen die beiden Asyle für verlassene Mädchen, welche die Armee in London gegründet

Digitized by Google

hat und welche, unter der speciellen Leitung der Frau Bramwell Booth stehend, im Ganzen 46 Mädchen beherbergen können. Die Aufnahme soll möglichst leicht gemacht und den Insassen alle mögliche Freiheit gelassen werden; sobald als thunlich sucht man denselben ein anderweitiges Unterkommen und einen geeigneten Erwerb zu verschaffen, wobei man bedacht ist, sie nach Kräften vor den Versuchungen zu schützen, denen sie früher ausgesetzt waren. Der Bericht legt einen besonderen Werth auf dieses Unternehmen; doch hören wir nichts Bestimmtes über die Frequenz der Asyle.

Gleiche Fürsorge wendet die Armee den entlassenen Strafgefangenen zu. In dieser Richtung gab Melbourne das Beispiel und jetzt ist in London ein ähnliches Heim gegründet worden. Solche Bestrebungen müssen, so sollte man meinen, bei Jedermann ungetheilte Sympathie finden; indessen sorgt die Heilsarmee selbst dafür, sich auch hier Gegner zu schaffen. Hören wir, was der Bericht hierüber sagt: „Wir haben sicher nicht nöthig, zu erklären, daß in diesem wie in jedem andern Zweige unserer Thätigkeit unser beständiges Bestreben nicht jenen lediglich philanthropischen Zwecken gilt, welche sich von selbst den Bekennern aller Confessionen und den Confessionslosen gleichmäßig empfehlen; für solche Zwecke kann auch anderweitig ausreichende Unterstützung erwartet werden. Unsere einzige Beschäftigung ist, Leute jeder Art und gerade die schlechtesten, wahrhaft zu Gott zu bekehren.“ Natürlich zum Gott der Salutisten!

Keine religiöse oder pseudoreligiöse Genossenschaft könne — so bemerkt die „Saturday Review“ — lange den Gerichtshöfen ferne bleiben; allein es müsse zugegeben werden, daß die Heilsarmee in letzter Zeit gerade mehr als nothwendig vor Gericht erschienen sei. Nun, es war nicht immer ein „Fall Armstrong“, der die Richter beschäftigte, sondern meist handelte es sich nur um geringfügige Polizeiübertretungen durch Verkehrsstörung und Aehnliches. Der Verurtheilte, vor die Alternative zwischen einer Geldstrafe oder einer kurzen Haft gestellt, wählte natürlich stets das letztere, denn wer selbst im Gefängniß gesessen hat, weiß am besten, wie es andern dort zu Muthe ist und wird mit desto größerer Liebe für entlassene Gefangene Sorge tragen. Ein bischen Freiheitsstrafe gehört also mit zur Schulung eines richtigen Heilsoffiziers. Dazu kommt aber noch ein anderer Gesichtspunkt. Eine religiöse Genossenschaft braucht „Märtyrer“ und mit Stolz blicken diese Verurtheilten auf ihre Strafzeit zurück, wie der Krieger die Narben seiner Wunden zeigt. Wie könnte man auch sonst beständig über Bedrückung und Verfolgung klagen? Es bliebe dann nur noch der täglich wachsende Sturm in der Presse. Aber solcher „Tyrannei“ gegenüber konnten natürlich auch die Angegriffenen nicht müßig bleiben; sie suchten und fanden die richtige Antwort, indem sie am 19. October 1885 gleichzeitig in all ihren Stationen in der ganzen Welt Gebetversammlungen abhalten ließen, in welchen der Schutz des Himmels für die Armee erfleht wurde. Dies hob die vielleicht doch etwas gesunkenen Gemüther von Neuem und zuversichtlich spricht der Bericht die Erwartung aus, die Bewegung werde nicht allein nicht erschlaffen, sondern vielmehr neu gestärkt aus allen Kämpfen hervorgehen. Um von der ungeschwächten Thatkraft Zeugniß abzulegen, werden die außerordentlichen Unternehmungen genannt, welche für die nächste Zukunft in Aussicht genommen sind: Bildung einer Flotte, zu der das erste Schiff bereits vorhanden ist, für die Fischerbevölkerung der kleinen Inseln, Gründung einer größeren Zahl von Anstalten zur Heranbildung von Offizieren für den festländischen Dienst u. s. w. Es folgt dann noch der Finanzbericht, dessen Beredtsamkeit wiederum in der bereits erwähnten Frage gipfelt: „Weshalb die Christen die Armee wirksamer unterstützen sollten.“ Beeilen wir uns, einzugestehen, daß die Lektüre des ganzen Buches uns keine befriedigende Antwort auf diese Frage zu geben vermocht hat. —

Literatur und Kunst.

Graf Caspar Sternberg und Goethe.

Eine Erinnerung von Ludw. Aug. Frankl.

„Goethe und kein Ende.“

Der auf Veranlassung Wolfgang von Goethe's erschienene Briefwechsel des Grafen Sternberg und Goethe hat das in seiner Art merkwürdige Verhältniß der beiden berühmten Männer klar gestellt. Es ist aber aus demselben kaum zu erkennen, wie der Naturforscher Sternberg über seinen Kollegen als Dichter dachte. Ich erinnere mich dessen genau, wobei mir die Aufzeichnungen in meinem Tagebuche zu Statten kommen. Die Anschauung Sternbergs ist eine völlig andere, als je eine über den Dichter bekannt geworden ist; sie verdient, als von einer so bedeutenden Persönlichkeit ausgegangen, nicht vergessen zu werden.

Als eine kurze Vorrede mögen die bei verschiedenen Anlässen von Goethe über den Grafen Sternberg gethanen, zerstreut vorkommenden Aeußerungen zusammengestellt hier vorangehen.

Am 31. Juli 1822 ging ihm Goethe in Marienbad, als sich der Graf bei ihm anmelden ließ, die halbe Treppe entgegen; sie umarmten und küßten sich wie alte Freunde. Darauf schrieb Goethe:

„Den größten Gewinn, den ich in diesen Tagen zog, war die persönliche Bekanntschaft des Grafen Sternberg, des Hauptbeförderers des böhmischen Museums, mit dem ich schon früher in brieflichem Verkehre stand.“

Goethe schrieb weiter nieder:

„Wie wichtig ist es, einen Mann von diesen Jahren, von solcher menschlicher Welt- und wissenschaftlicher Bildung anzutreffen, eine vollkommene Mittheilung möglich zu finden und durch wechselseitiges Geben und Empfangen die größten Vortheile zu gewinnen.“

Ein andermal zeichnet Goethe auf:

„Es ist herrlich, daß Sternberg, auf seinem Sinne beharrend, zugleich conciliant ist. Wo er hinkommt, wird er geben und empfangen, aufbauen und vermitteln. Mit der liebenswürdigsten Mäßigung hat er meine Höflichkeiten und Ungeduld ertragen, gemildert, auf duldsame Weltwege geleitet und ich komme oft in den Fall, seine Rolle gegen mich selbst zu spielen.“

Gegen Eckermann sprach sich Goethe wie folgt aus:

„Ja, er ist ein höchst bedeutender Mann und sein Wirkungskreis und seine Verbindungen in Deutschland sind groß. Als Botaniker ist er durch seine Flora subterranea in ganz Europa bekannt, so auch ist er als Mineraloge von großer Bedeutung.“

Graf Sternberg wieder schrieb in seiner Lebensbeschreibung über sein Zusammensein mit Goethe, die unter einem Dache wohnten:

„Die Steine der Umgegend, welche Goethe's Zimmer erfüllten, waren die ersten Vermittler; bald aber wurden die wichtigeren Momente unserer beiderseitigen Lebensfahrt durchsprochen, die Gegenwart überblickt, und wir fühlten, daß wir uns näher angehörten. Wir speisten Mittags und Abends an demselben Tische, fuhren öfter zusammen spazieren und blieben nach dem Nachtessen noch Stunden lang auf seinem Zimmer.“ — —

Es war im September 1837, daß die Versammlung der deutschen Naturforscher in Prag stattfand. Ich hatte ein Begrüßungsgedicht an diese geschrieben, welches dem Präsidenten Sternberg zur „Censur“ vorgelegt werden mußte, damit es gedruckt werden durfte. Morgens um acht Uhr ging ich auf die Kleinseite in den Palast des Grafen. Ich wurde gemeldet und von dem ehrwürdigen Greise in seinem Arbeitscabinette empfangen. Seine Gestalt war hoch, etwas stark, das Haupt wenig gesenkt, ließ das

Digitized by Google

hohe Alter nicht vermuthen, von dem nur die gedankengefurchten Züge des länglichten Angesichtes und der matte Glanz des Auges sprachen. Ich trug mein Anliegen vor, das freundlich aufgenommen wurde, und indem mich der Graf auf das Sofa lud, verließ er für einige Augenblicke das Zimmer, um einige Aufträge zu ertheilen. Ich gewann so Zeit das Zimmer zu betrachten. Es war einfach verziert und erhielt durch herumgestellten physikalischen Apparat, chemisches Geräth, Bücher, Fossilien und Schriften jenen Anstrich, den man poetisch nennt. Auf dem Schreibtische stand die, von Rauch nicht glücklich ausgeführte Statuette Goethe's, wie er im langen Ueberrocke die Hände hinter dem Rücken verschränkt, behaglich ruhig die Welt betrachtet. Graf Sternberg trat wieder ein und ersuchte mich, ihm das Gedicht, da seine Augen schwach geworden wären, vorzulesen und „laut", setzte er hinzu, „auch mein Gehör ist mir schon etwas treulos." Er hörte aufmerksam zu, ein beistimmendes Nicken unterbrach zuweilen seine freundlich zu mir geneigte, aufhorchsame Haltung. Bei einer Stanze, die von den wissenschaftlichen Strebungen der Gegenwart sprach und mit den Versen endete:

Gelichtet muß die seltnen Wunder künden
Der Pflanzenurwald in des Meeres Gründen,

unterbrach er mich mit den Worten:

„Wohl auch in den Gründen der Erde."

„„Europa hat seit Langem schon, Excellenz! anerkannt, was es dem Deuter der vorweltlichen Flora zu danken hat, und es huldigt in Ihnen dem Schöpfer einer neuen Wissenschaft.""

„Ich war fleißig mein Leben durch."

„„Wohl ist der Fleiß auch ein Talent, er kann aber nicht anschauen.""

„Sie drängen mich und ich will nicht widersprechen, wenn Sie mir ein Talent für Anschauung gelten lassen; denn ich muß es mir auch."

„„Excellenz! das Wort Talent ist ein armes Wort, Talent scheint mir aber eine mechanische Fertigkeit des Geistes. Genie ist Etwas und doch nicht so viel, als man gewöhnlich darunter versteht.""

„Was denken Sie bei dem Worte?"

„„Excellenz sind gütig, indem Sie mir erlauben, eine aphoristische Ansicht Ihrer Kritik zu unterwerfen. Das Genie, trotz seiner wörtlichen Bedeutung, zeugt nicht, sein Auge ist nur schärfer geschliffen und sieht eben, was Hunderte vor ihm nicht gesehen haben, es hat im edelsten Sinne des Wortes Witz, die divergirendsten Enden von Erfahrungsfäden zu verknüpfen und Aehnlichkeiten aufzufinden. Die einfachsten Wahrheiten, von denen wir sagen müssen: wie ist uns selbst das nur nicht eingefallen? sind seine schönsten Triumphe. Was Tausenden als ahnungsvolle Empfindung in der warmen Brust schwebt, setzt sich an das kältere Gehirn des Genies als Gedankenkrystall an. Jener hat Genie, der zum ersten Male, klar und einfach, noch nicht Ausgesprochenes, noch nicht Geschautes, aber stets vorhanden gewesenes ausspricht oder schaut.""

Der Graf legte seine Hand auf meinen Arm, als wollte er mich ersuchen innezuhalten und schien nachzudenken; nach einer Pause sprach er: „Was Sie da sagen, scheint mir von einem großen, todten Freunde schon früher bewiesen zu sein; ich will nicht fragen, ob Sie Ihre Ansicht nicht seinem Wirken abstrahirt haben. Seh'n Sie — den!" Er zeigte auf die Statuette Goethe's und hielt wieder inne, als wolle er die einzelnen Gedankenpfeile zu einem Lictorenbündel sammeln. „Sie vergaßen Eines vom Genie: daß es zuweilen auch Gedanken und Anschauungen hat, die in der wirklichen Welt nicht nachgewiesen werden können, wenigstens für den Augenblick nicht. Die Phantasie spannt ihren Schritt wie der Koloß von Rhodos, die Erfahrung muß zehn Schritte machen, um dasselbe Ziel nachzuerreichen und braucht somit mehr Zeit. So hat Goethe, wenn ich auch nicht alle seine Anschauungen und Sätze anerkenne, vielleicht kraft seiner Phantasie Vieles geschaut, wozu die Nachwelt erst die Beweise finden wird. Lehrt uns z. B. die Chemie nicht bescheiden sein? Was heute Element ist, kann es morgen schon zu sein aufhören; ja es ist gewissermaßen nicht mehr, wenn ein genialer Mann nur Zweifel dagegen ausspricht. Unsere vollendetste Wissenschaft, die Mathematik, ist sie der Erfahrung nicht kühn voraus? Vielleicht so Goethe. Ich wiederhole es, ich bin nicht immer im Naturhistorischen seiner Ansicht, selten nur; aber er hatte eine kühne Phantasie, an der unsere Naturforscher nicht eben zu reich sind."

„„Ich freue mich, Excellenz, gerade von Ihnen der Phantasie so viel einräumen zu sehen, mir erscheint sie stets als die urgewaltige Seele alles Daseins. Mir schien immer, daß z. B. Galilei, Newton eben darum so Tiefes schauten und sagten, weil neben dem Verstande, den Erfahrungsstoff kneten zu können, ihnen auch Phantasie zu Gebote stand, um die stolzen Gebäude ihrer Systeme aufzuführen.""

„Ja, meinen Goethe haben sie viel angefeindet als Naturforscher, und sie haben da ganz jene Bescheidenheit vergessen, welche dem Genie gegenüber gebührt. Ich würde mich getrauen, den paradoxen Satz zu vertheidigen, daß Goethe's Geist eigentlich zum Naturforschen angewiesen war: Goethe's Geist zergliederte im Werther die Liebe, im Wilhelm Meister das ganze Leben, in den Dramen Geschichte und Leben. Ueberall Systematik, Ordnung, Logik in Vers und Prosa, selten ein lyrischer Sprung, wie das die Aesthetiker nennen. Er arbeitet durch den Schacht der Gefühle zur Klarheit hinaus. Daher die Erscheinung, daß er den Leser so bewältigt, weil er fast mathematisch Alles beweist; da hängt Glied an Glied fest, und aus der Kette ist kein Entrinnen möglich. Diese Eigenschaften sind aber alle die des Naturforschers. Ich verehre Goethe als Dichter, doch scheint es mir eine Ablenkung seines Geistes, der wir freilich mehr danken, als dem geradesten Gange manches selbst ausgezeichneten Geistes, daß er dichtete, während er zum Forschen am organisirtesten war. Kraft seiner Gewaltigkeit hätte er die entgegengesetztesten Bahnen selbst mit Glück betreten. Und — beweist er meine Ansicht nicht durch sein Leben selbst? Er kehrte zurück zu dem, was er verlassen hatte. Im letzten Dritttheile seines Lebens forschte er der Natur nach, und wie einst die Liebe, das Leben, oder die Geschichte, so wurde jetzt die Farbe, die Pflanze, oder ein Knochen das Object."

„„Dieses späte Erkennen dessen, wozu er eigentlich berufen war, hat sich aber, wenn ich es annehme, gerächt: er steht als Dichter, nicht als Naturforscher seiner Nation da. Als Dichter ist er bekränzt, als Forscher widersprochen.""

„Und mit Recht! Er ging in vorgerücktem Alter an die Arbeit, und das, was er jung und kräftig und ohne Janusköpfigkeit, die in zwei Gebiete schaut, hätte leisten können, verhält sich zu dem, was er geboten hat, wie der zweite Theil des Faust zum ersten. Mißverstehen Sie mich nicht! Mir ist Goethe ein gar großer, geliebter Dichter, größer als Viele, die nicht wie ich — Naturforscher sind. Glauben Sie aber, daß die nicht immer hinreißende Wirkung Goethe'scher Dichtungen was man ihrer plastischen Klarheit, antiken Ruhe zuschreibt von seinem allzu durchleuchtenden Verstande herrührt. Goethe secirt den Menschen, während z. B. Shakespeare ihn wie ein Krystall durchsichtig zeigt. Einmal im Leben spielte ihm der Naturforscher keinen Streich, und da ist er hinreißend, ewig, ein Dichtertitan — im Faust."

Besuche wurden angesagt. Der Graf fügte meinem Manuscripte rasch das Censurberüchtigte „Imprimatur" bei, und ich hatte das Abbrechen des Gespräches um so mehr zu beklagen, als der in Wissenschaft und Leben so weise Herr eben erst im rechten Zuge schien, seine Gedanken weiter auszusprechen. —

Graf Caspar Sternberg wurde in Prag am 6. Januar 1761 geboren und starb zu Březan in Böhmen am 20. December 1838. Nach der damaligen Sitte des Adels in Böhmen waren zwei Bettler seine Pathen.

Digitized by Google

Die Kunst in der Kneipe.

Von Theophil Zolling.

Wie herrlich weit wir es gebracht, läßt sich schon an der hohen Civilisation unserer Trinkstuben erkennen. Die alten Deutschen an den Ufern des Rheins, die bekanntlich immer noch eins tranken, machten im grünen Wald oder in roh gezimmerter Hütte das Armbein krumm, und auf der Bärenhaut ohne alle Zuthaten schmeckte ihnen ihr Meth ausnehmend gut. Auch die trinkbaren Mannen des Mittelalters verlangten offenbar keine durst- und stimmungerweckenden Tapezierer- und Decorationsmalerkünste, denn im Deutschen Weinschwelg heißt es schlankweg: da huob er uff unde trane. Die Bierstuben im alten Nürnberg waren so einfach eingerichtete und gemüthlich enge Löcher, wie etwa das heutige Bratwurstglöcklein; wenn nur das Geschirr und die Bierbank sauber waren und die Schenkin einen guten Stoff und ein freundliches Gesicht bot, so kam die weinselige Laune ganz von selbst. Und noch viel schlichter dachten unsere Väter; sie gingen stramm dahin, wo man einen Guten trank; der Gast forderte von der Stammkneipe nur die allernothwendigste Einrichtung,

„Und saß er einmal
Verließ er nur ungern das liebe Local."

Heut ist das wesentlich anders. Der deutsche Trinker wurde anspruchsvoll. Er will nicht nur in einem schönen, manchmal sogar prächtigen Raume seinen Gaumen laben, er will obendrein höchst raffinirt angeregt, in die richtige Laune versetzt werden und liebt es ganz besonders, wie ein alter Raubritter hinter Butzenscheiben und bemalten Fenstern zu schwelgen. Die poetische Stimmung, die Gemüthlichkeit will er nicht mehr aus dem Becher oder aus sich selber schöpfen: sie wird jetzt künstlich durch den Krimskrams einer kunstgewerblich geschmückten Umgebung hervorgerufen. Wohl schüttelt das echte Kneipgenie bedenklich ob diesem Butzenscheibenbier den Kopf und hält auch fürder jene Kneipe für die beste, die den besten Stoff und wäre es auch in einem dumpfen Mauerloch bietet, allein diese moderne Kneipstilisirung zieht unaufhaltsam immer weitere Kreise: keine deutsche Stadt, fast kein Städtchen ohne eine altdeutsche Trinkstube; nur Wien ist noch im Rückstand, wird aber gewiß auch von der Seuche ergriffen werden. Die Schweiz, Belgien, Holland, sogar Rußland sind bereits inficirt. Die deutsche cellnerina ist in Italien sogar in's Wörterbuch gekommen. Die stilvolle Kneipe verdrängt die spanische Bodega und nimmt es sogar mit der englische Bar auf, die ihr bereits schon den Bilderschmuck abgeguckt hat. In Amerika wird die Stehbierhalle jetzt mit Caricaturen, z. B. sehr despectirlichen auf die Königin Victoria versehen. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich dort namentlich die japanisch eingerichteten Kneipen, und in Chicago soll sogar mit einer Taverne ein musée secret verbunden sein. Kurz, es wird immer gemüthlicher! . . . . . Den meisten Anklang hat aber die neudeutsche Sitte wunderlicherweise in Frankreich gefunden. Wenn Chauvin im Liede freundlich eingeladen wird:

„Allons, Chauvin, encore un verre,
Ta femme te battera ce soir . . ."

so kann man heute darauf wetten, daß die Verführung ihm in Gestalt eines Glases Münchener Bier in einer altdeutschen Kneipe erscheinen wird.

An dieser Stelle habe ich auch unlängst erzählt, wie Frankreich seit einigen Jahren von einer nicht weniger gründlichen, wenn auch friedlichen deutschen Invasion heimgesucht wird, wobei aber diesmal nicht mit Krupp'schen Kanonen, sondern mit Bierladungen operirt wird. Wer zwischen München und Paris reiste, hat ohne Zweifel die endlosen Reihen weißer Bierwaggons gesehen, welche schwer und voll in Feindesland einrücken, ihre Ladung losschießen und erleichtert wieder zurückfahren. Dem braunen Gerstensafte wird sicherlich die Germanisirung Frankreichs viel besser gelingen, als den deutschen Soldaten: er wird das wilde französische Blut verdicken, schwerfälliger, friedlicher stimmen und vielleicht auch das Seinige beitragen, die gallische Raufluft zu dämpfen. Und mit den Bierfässern ist auch die deutsche Kneipe nach Frankreich gedrungen. Ich habe den Beginn dieser bierkünstlerischen Bewegung in Paris noch miterlebt. Er fällt ins Jahr 1880. Der erstaunte Pariser, der nur die Fingerhüte seines schlechten Straßburger Biers oder die hellschäumende Tulpe in den schmucklosen Dreher'schen und Pilsner Bierhallen gewohnt war, sah damals zuerst die bayerische Originalquelle sprudeln. Die blauweißen Plänkler machten zwar noch nicht vielen Aufwand: sie brachten ihre roh gezimmerten Stühle und blank gehobelten Eichentische und rollten an der Stelle der odiösen Bierspritze das Faß zum Anstich mitten unter die Gäste. Das machte Aufsehen, und da auch der so offen und ehrlich verzapfte Stoff ganz anders schmeckte als der bisherige Gerstensaft, so wurden die Säle niemals leer. Aber schon die nächstfolgenden Münchener in Paris gingen einen Schritt weiter und brachten altdeutsche Einrichtung mit: Getäfel von Eichenholz, Butzenscheiben, Leuchterweibchen, Humpen, Willkomm und, nicht zu vergessen, Kaulbach's Schützenliesl. Der Erfolg war riesenhaft, wie der Durst von Paris. Bald hatte jede Straße ihre „vlämische" Bierhalle oder Weinstube, und schließlich mischten sich auch die Pariser Bierwirthe in die Sache und schufen Cabarets und Tavernen mit mehr oder minder französischer Renaissance. Ja, die deutsche Biermode hat gegenwärtig an der Seine so festen Fuß gefaßt, daß ihr erster Historiograph ein Franzose ist und sein Werk über die Kunst im Bierhaus aus Paris zu uns kommt. Herr John Grand-Carteret, dem wir bereits ein hübsches Buch über die deutsche Caricatur verdanken und den wir in unserer Besprechung irrthümlich zu einem Genfer gemacht haben, ist ein geborener Pariser und hat seinen Aufenthalt in Deutschland nicht dazu benutzt, um den Stoff zu leichtfertigen Tissotiaden zu sammeln, sondern mit dem Auge eines Künstlers und dem Ernst eines Gelehrten gewisse künstlerische Erscheinungen bei uns zu erfassen. „Raphael et Gambrinus ou l'Art dans la Brasserie," so lautet der wunderliche, aber durchaus zutreffende Titel seines geschmackvoll und reich ausgestatteten Buches, das vor Kurzem bei L. Westhausser in Paris herausgekommen ist.

Ja, Raphael und Gambrinus, der göttliche Sanzio am Arme des sagenhaften niederdeutschen Bierkönigs! Eine paradoxe, aber durchaus moderne und modische Zusammenstellung, denn die Kunst ist mit Palette, Modellirblock und Decorationsschmuck allerdings aus dem Atelier in die Kneipe herabgestiegen, um dieselbe zu schmücken, stilvoll zu machen, poetisch zu stimmen. Und der Verfasser der Kunst in der Kneipe faßt sein Thema gründlich an. Den französischen Nachahmungen werden die deutschen Orginalien entgegengestellt, wobei weder der Münchener Rathskeller, noch Lorenz Gedon's Weinstube im Kunstgewerbehaus, weder die monumentale Stadt Ulm, vom Erbauer des Reichstags Paul Wallot entworfen, noch Auerbachs Keller in Leipzig und der Düsseldorfer Malkasten vergessen wird und auch Lutter und Wegener, Café Bauer, Spaten, Clausing und die Gebirgsschenke in Berlin ihren Ehrenplatz haben. Herr Grand hat offenbar gediegene Bierstudien bei uns gemacht, und es verschlägt wenig, daß er auch einmal einen stattlichen Bock schießt, indem er die mittelalterlichen „Bierkieser", die obrigkeitlichen „Bierprüfer" und Controleure zu „Bierkiefern" macht und ihren Namen mit mâchoires de bière übersetzt. Unklar ist mir ferner, warum er der elsässischen Kneipe, seinen Landsleuten zu Liebe, eine Ausnahmsstellung gibt und sich zu dem Satze versteigt: „Die Elsässer Bierhalle ist nicht die deutsche; die Trinkstube jeder Nation hat ihre eigene Physiognomie". Ein Mangel ist es endlich, daß der Pariser Bierkunsthistoriker den Ursprung dieser seltsamen Bewegung, die jetzt durch die ganze Welt geht, aufzuzeigen vergessen hat. Er weiß nicht oder verschweigt es seinen französischen Lesern, daß diese Renaissance mit dem Umschwung im kunstgewerblichen Schaffen bei uns in Verbindung steht und, wie dieser selbst, zuerst von München ausgeht, nachdem sie von unseren Kunstgelehrten, vor allem von dem Begründer

Digitized by Google

der kunstgewerblichen Reform, Gottfried Semper, in Wort und Schrift vorbereitet worden ist. München hatte in unseren Tagen die erste altdeutsche Weinstube. Die stilvolle Kneipe ist eine ganz deutsche Erfindung, wenn auch gelegentlich von den Herren Parisern die deutsche Herkunft ignorirt oder vertuscht wird oder die falsche Etikette erhält: brasserie flamande, als ob vlämisch nicht auch deutsch wäre. Um so freimüthiger betont der feinsinnige Historiker die Superiorität der deutschen Bierrenaissance vor der Pariser Nachahmung.

Ich muß es laut sagen, selbst auf die Gefahr hin, Jene zu beleidigen, die den Patriotismus auch auf Gebiete tragen, wo er nicht hingehört: die deutschen Bierhäuser, von denen einige von Erbauern von Palästen und Hoftheatern construirt wurden, müssen uns als Modell dienen, sei es in Hinsicht auf ihre Pracht, ihre großen Verhältnisse, ihr feines Stilgefühl als auch für die amusante und seltsam drollige Art, womit sie ausgeschmückt, um nicht zu sagen, illustrirt wurden. Hier findet man ein wohl studirtes und gut ausgeführtes Ganzes, wo Alles ins Werk gesetzt ist, um den gewünschten Eindruck hervorzurufen, von den Glasfenstern, der Holzverkleidung, den schmucken großen Kachelöfen bis zu dem kleinsten Detail des Inneren, bis zum geringsten Gegenstande der Einrichtung. Das deutsche Bierlocal zeigt oft monumentale Verhältnisse und ist immer mit viel Geschmack und Sorgfalt geschmückt. Man sagt bei uns, daß die Deutschen nicht erfinden, nur copiren können. Die Deutschen seien unfähig, in einer Kunstfrage vorwärts zu schreiten, sie kämen immer wieder auf die Vergangenheit zurück, weil das Moderne ihnen nicht gefällt. Auch das mag wahr sein. Aber welches auch ihr Standpunkt sei in der deutschen Renaissance des altdeutschen Stils, der heute überall in deutschen Landen blüht, so ist es doch nicht minder wahr, daß die Bewegung existirt und jenseits des Rheines auf dem Gebiete der Architektur und decorativen Kunst eine sehr charakteristische und volksthümliche Tendenz hat und viel mehr werth ist, als die oft schmutzigen Sinnlosigkeiten und Excentricitäten, die wir cultiviren.

Herr Grand geht in seinem schönen Eifer für unser Gefühl sogar zu weit; denn er übersieht, daß unser Bierhausstil viel weniger mannigfaltig und reich ist, als der Pariser. Wir beschränken uns in den meisten Fällen auf die Copie unserer Renaissanceformen, während man in Paris eine Wiederbelebung so ziemlich aller französischen Stilarten sehen: Henri deux, François premier, Louis quatorze, Barock, Directorium, Empire; seltsamer Weise fehlt noch Louis quinze, Rococo, dem sogar in München und nun auch in Berlin (Café de l'Opera) eine Stätte gewidmet ist. Da haben die Pariser nicht nur die Taverne Montmartre, wo Alles echt und alt ist, von den brabanter Gobelins bis zu den Nürnberger Ananasbechern und Siegburger Pinten; ferner eine großartige Nachahmung der altfranzösischen Hotellerie im Lyon d'or, ein ganzes Haus voller Raritäten des Renaissancestils Henri II., und zahlreiche andere stilvolle Wirthshäuser. Was sie aber vor uns voraus haben, das ist ein phantastisches, witziges Moment, das in vielen derselben zum Ausdrucke gelangt. Freilich ist es keineswegs der edle deutsche Humor, die gemüthvolle Bierlaune, wie sie z. B. aus Ferdinand Wagner's köstlichen Fresken im Münchener Rathhauskeller spricht, sondern der schärfere französische Witz, die pikante Blague des Gamins, der tolle Atelierwitz. Der Pariser Esprit hat an der Seine unzählige Bierhallen ausgestattet. Unsere privaten Künstlerkneipen sind dort eine öffentliche Institution geworden. In der Tambourin-Trinkstube sind die Wände mit Tambourins behangen, auf deren Trommelfellen die beliebtesten Maler Frankreichs ihre Farbenskizzen gemalt haben. Humor findet man auch in der Einrichtung des „Größten Bock" (sc. Glas), wo ein wahrhafter Künstler, Faverot, die Wände geschmückt hat und die Arts incohérents lustige Bilder ausstellen, die sich wie Caricaturen auf die academische und impressionistische Richtung ausnehmen. Die berühmteste und schönste Künstlerkneipe ist ohne Zweifel der Chat noir. Der Wirth ist Rodolphe Salis, ein ehemaliger Maler, und hier waltet nicht nur künstlerischer Geschmack, sondern auch Geist und Witz. In der reich illustrirten und ausgestatteten Kneipzeitung — auch eine deutsche Erfindung! — machen sich Federmensch und Atelierjünger über den Philister lustig. Treffliche excentrische Fresken und Gemälde bedecken die Wände. Lustige bunte Glasfenster leuchten herein. Dem deutschen Kachelofen ist der monumentale französische Riesenkamin entgegengestellt. Im daselbst eingerichteten Musée de la Fumisterie werden die Leyer Victor Hugo's, das Trinkglas Karls des Großen und andere Allotria gezeigt. Zweimal die Woche arrangirt der Wirth musikalisch-literarische Abende, wo man Pariser Berühmtheiten sehen kann; sogar ein Großfürst von Rußland und der Prinz von Wales waren hier Gäste. Angesichts solcher echt französischer und wahrhaft künstlerischer Schöpfungen können wir das Anathema, das der Verfasser gegen die Pariser Kneipen-Ausstattung schleudert, nicht recht begreifen. Wohl aber hat er vollkommen recht, wenn er sich gegen die Auswüchse der Reform bei seinen Landsleuten wendet. Da ist einmal die läppische Mode, die historische Localfarbe nicht nur auf das Local und dessen Decoration, sondern auch auf das Costüm der Bedienung zu erstrecken. Während sich der Berliner Bierwirth bloß darauf beschränkt, die Reize seiner altdeutschen Trinkstube durch den Damenflor der „freundlichen" Bedienung zu steigern und höchstens etwa in der Deutschen Gebirgsschenke die Localfarbe so weit treibt, die Kassirerin in ein Diogenesfaß und in oberbayerische Tracht zu stecken, geht sein Pariser College mit dem Mummenschanz viel weiter. Im Tambourin-Wirthshaus treten die Kellnerinnen etwas unmotivirt als Römerinnen auf. In der Herberge der Apotheker erscheinen die Kellner als Molière'sche Heilgehülfen mit dem traditionellen Instrument des Diafoirus unterm Arm. In anderen Localen wiederum gehen die dienstbaren Geister als Muscadins und Merveilleusen, als „forts" und Damen der Halle, als Academiker und Präfecten, als französische Könige und Königinnen herum, so daß man sich bei Ludwig XIV. das Bier bestellen und der Marie Antoinette ein Trinkgeld spendiren kann. Das schmeichelt dem guten Republikaner. Ueberhaupt ist die Sucht, das historisch Gegebene, Ehrwürdige in den Koth zu ziehen, jedenfalls charakteristisch. Ein anderes Local ist eine wahre Schreckenskammer, wo man von Schutzmännern bedient wird. Im „Chateau d'If" ist ein Kerker copirt. Der Gast wird als Sträfling behandelt, die Kellner klimpern als Gefängnißwärter mit Säbel und Schlüsselbund, und beim Verlassen des anmuthigen Locals erhält der Gast das Zeugniß auf der Rechnung, daß er sich gut aufgeführt habe und entlassen sei. Wer nichts genießt, wird zurückbehalten und eingesperrt. Auch das Gruseln kann jetzt der Pariser Trinker lernen. Im Teufelsbräuhaus sind die Kellner als grüne und schwarze Satane verkleidet, und die Wände bedeckt eine Legion von Teufeln; ob es allda auch infernalisch stinkt, verräth der Verfasser nicht. In einem anderen schmücken schaurige Meßbudenbilder mit „Morithaten" die Wände; ein Freskencyklus in der Taverne du Bagne, deren Besitzer der Communard Lisbonne ist, schildert die haarsträubende Geschichte eines zum Tode verurtheilten Verbrechers, und die Kellner schleppen als rothbehemdete Galeerensträflinge die Kettenkugel nach. Ein nicht minder dummer Witz ist es, wenn in einer Kneipe die bière de Strassbourg als eine todte Elsässerin al fresco symbolisirt wird, welche von zwei deutschen Soldaten in den Sarg gelegt wird, der französisch auch bière heißt — ein wirklich mörderischer Kalauer! Weniger harmlos sind dann wieder andere Einfälle. „Raphael" wird in Paris leicht zum Gamin, zum Pornographen, und das unterscheidet den französischen Modekneipstil am meisten von seinem immer anständigen deutschen Vorbild. In der „Spinnenden Sau" wird dem schweinischen genius loci an allen Wänden geopfert, und in den oft hocheleganten brasseries à femmes erhebt sich die Pornographie zur Höhe einer Institution. Diese Bierheben haben auch ihre eigene Zeitung, die aber lediglich die gemeinste Gelegenheitsmacherei zum Zweck hat. Doch lassen wir den Vorhang fallen.

Grand-Carteret, der so sehr unsere altdeutsche Kneipe bewundert und die Ausgelassenheit der französischen verabscheut, empfiehlt seinen Landsleuten schon deshalb die Pflege des Kneipen-Freskobildes, um der Kunst aufzuhelfen. Wenn ich ihn recht verstehe, so träumt er so etwas, wie einen von der Bierquelle umplätscherten Salon des refusés. Die Kneipe, die so viele

Digitized by Google

junge Talente untergehen ließ, soll jetzt das Mittel sein, um den Strebenden aufzuhelfen. Sie sollen dort Wände finden, um ihr Genie zu zeigen; ist es auch nur ein Wirthshaus, und sind die Beschauer nur durstige Zecher, so genügt das, den Meister bekannt zu machen. Jedenfalls eine originelle Concurrenz unserer Kunstausstellungen. So hat das Kapitel: Raphael und Gambrinus auch eine sehr ernste Seite! Wer wollte darüber klagen, daß durch die Kunst im Bierhaus eine volle Lichtwelle des Schönen in unser Alltagsleben fällt? Am schlechtesten würde es die Kunst selber kleiden, welche in Folge ihrer vornehmthuerischen Isolirung am meisten Schaden gelitten und nur dadurch gehoben werden kann, indem sie wieder, wie zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, in das Alltagsleben herabsteigt, dort ein Geräth adelnd, hier eine Wand schmückend. Freilich, unsere ewige Renaissance wird nachgerade aufdringlich und langweilig, und ein allgemeiner Krach wird nicht ausbleiben, sofern er nicht bereits eingebrochen ist. Unsere Wirthe thäten jedenfalls gut daran, sich einmal auch gewisse Pariser Bierhallen zum Muster zu nehmen. Nicht etwa um die widerlichen Auswüchse der Gauloiserie nachzuahmen, sondern um allen guten Geistern des Trunkes gewidmete Stätten zu schaffen, die keinen großen Luxus erfordern, aber in Geschmack und Humor frohes, wahres Künstlerthum athmen. Einen vielversprechenden Anfang hat soeben Berlin mit der lustigen Osteria seiner Jubiläumskunstausstellung gemacht. Da hat eine freie, trinkfrohe Kunst die Kneipe geschmückt. Von allen Wänden lachen bunte Fresken dem Zecher zu, und wenn ihm der gute Tropfen die Sorgen nicht verscheucht, so zwingt ihm doch der gemalte Humor gewiß ein Lächeln ab. Da hat z. B. Julius Jacob eine malende Dame großartig auf die Wand gezaubert. Unter indigoblauem Himmel sitzt die Künstlerin in heftiger Kunstbethätigung begriffen vor ihrer Staffelei, und ihre rückwärtige Façade ist so naturgetreu wiedergegeben, daß, nach dem Prinzip unserer Panoramen, sogar die Plastik zu Hülfe genommen wird. Ein echt geschustertes Stiefelchen hebt sich aus dem Bilde hervor und wie die gelbe Masche auf dem Hute von wirklichem Gewebe und die Cactusse neben ihr direct dem Botanischen Garten entnommen sind, so quillt, ganz Hautrelief, ihr Kleid über einen sich monumental in Natura bauschenden cul de Paris . . . Wer könnte da ernst bleiben vor diesem lustigen Einfall der Kunst in der Kneipe?

Turgéniew's Briefe.

Von Heinrich Ruhe.

Den Freunden der russischen Literatur ist ein neues Werk dargebracht worden, welches das Verständniß eines der größten und edelsten Dichter Rußlands in vielfacher Beziehung zu fördern geeignet sein dürfte — die deutsche Uebersetzung der Briefe Iwan Turgéniew's.*)

In der Sitzung des Comités der „Gesellschaft zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller und Gelehrten" in St. Petersburg vom 2. September 1883 wurde beschlossen, zum Andenken an Turgéniew einen unantastbaren Fonds zu gründen, um von den Zinsen des Capitals pekuniäre Beihülfe gewähren zu können. Zur Beschaffung des erforderlichen Fonds nahm man zunächst die Veröffentlichung der Correspondenz des Dichters unter der Redaction von W. P. Gajewski, dem Vorsitzenden der Gesellschaft, in Aussicht. Die Briefsammlung, welche gegen Ende des Jahres 1884 in St. Petersburg erschien, umfaßt einen Zeitraum von mehr als vierzig Jahren, von 1840 bis zum Tode Turgéniew's (22. August, resp. 3. September 1883), und enthält 488 Briefe an 55 verschiedene Personen. Wenngleich die veröffentlichte Sammlung nur einen ganz kleinen Theil der Briefe Turgéniew's an seine Freunde und Bekannte, sowie auch an verschiedene ganz fremde Persönlichkeiten umschließt, so läßt sie doch die hauptsächlichsten literarischen Beziehungen des Verewigten zur Genüge erkennen und liefert zudem ein höchst schätzenswerthes biographisches Material.

Der 122. Brief gibt uns ein kurzes curriculum vitae unseres Dichters, welchem Gogol, der berühmte Verfasser der „Todten Seelen", noch zwei Monate vor seinem Tode das Zeugniß ausstellt, „er besitze unter sämmtlichen Literaten der Jetztzeit das größte Talent" (Brief 10, Anm. 1). Unter dem 8. März 1869 schreibt Turgéniew aus Karlsruhe an den damaligen Redacteur der „Internationalen Illustration", Herrn Konstantin Slutschewski, auf dessen Ersuchen folgendermaßen: „Ich wurde am 28. October 1818 in Orel geboren. Meine Eltern sind Sergej Nikolajewitsch Turgéniew und Barbara Petrowna Lutowinowa. Die erste Erziehung erhielt ich in Moskau und hörte sodann Vorlesungen an der Moskauer, später an der Petersburger Universität. 1838 reiste ich in's Ausland, und ich wäre beim Brande des Dampfers „Nikolaj I." (in Travemünde [Brief 108]) beinahe um das Leben gekommen. Sodann hörte ich Vorlesungen in Berlin, kehrte hierauf in die Heimath zurück und war ungefähr ein Jahr in der Kanzlei des Ministeriums des Innern (als Collegienrath [Brief 10]) thätig. 1842 fing ich an mit Literatur mich zu beschäftigen. 1852 wurde ich für die Veröffentlichung eines Aufsatzes über Gogol, thatsächlich aber für die „Memoiren eines Jägers", nach meinem Gute verbannt, wo ich zwei Jahre lebte, und seitdem halte ich mich bald im Auslande, bald in Rußland auf. Sie sehen, daß meine Biographie an die Biographie E. Augier's erinnert, welcher auf eine ähnliche Anfrage mit folgenden Worten antwortete: „Je suis né, j'ai été vacciné, puis quand je suis devenu grand, j'ai écrit des comédies"."

Vermählt war Iwan Turgéniew niemals, wohl aber hatte er eine Tochter Namens Pelageja Iwanowa, „ein nettes, kluges Mädchen, welches ihm sehr gefiel" (Brief 16). Ihre Mutter war die Moskauer Bürgerin Awdotja Ermolajewna Iwanowa (Brief 93). Pelageja vermählte sich am 13. (25.) Februar 1865 zu Paris mit einem jungen, leichtsinnigen Franzosen, der das bedeutende Vermögen seiner Gattin binnen kurzer Zeit durchbrachte, so daß eine Scheidung erfolgte, und Turgéniew zur Deckung der ungeheuren Schulden eines seiner Güter, sowie Wagen, Pferde, werthvolle Gemälde ꝛc. verkaufen mußte (Brief 95 ꝛc.). „Dieses ist um so drückender," klagte er der Gemahlin seines Freundes Polonski, „da ich, wie Ihnen bekannt ist, zu ihr niemals besondere Zuneigung fühlte, und alles, was ich bislang für sie that und in Zukunft noch thun werde, einzig und allein durch das Pflichtgefühl mir geboten wird" (Brief 349).

Von unberechenbarem Einflusse auf die Entwickelung des Talentes unseres Autors war eine der namhaftesten Künstlerinnen und geistreichsten Frauen unserer Zeit, jene Frau, welche Franz Liszt in den „Dramaturgischen Blättern" wegen ihrer reichen Begabung, ihrer hervorragenden Bildung, ihres edlen Charakters und ihrer würdigen und noblen Haltung im Privatleben zu den erlesensten Celebritäten unseres Jahrhunderts zählt, Pauline Garcia, die zweite berühmte Tochter des sowohl durch sein eminentes Talent, als auch durch sein tragisches Schicksal weitbekannten Sängers und Componisten Manuel Garcia de Popolo Vicente. Geboren zu Paris im Jahre 1821, bereiste sie mit ihrem Vater Nordamerika und Mexiko, bildete sich hierauf in der Seinestadt zur Pianistin, seit 1837 zur Sängerin aus, machte mit ihrer Mutter und dem ausgezeichneten Violinspieler Bériot eine Kunstreise durch Belgien und Deutschland, dann nach England, wo sie in London unter dem größten Beifall als Desdemona auftrat und für die dortige italienische Oper angagirt wurde, verheirathete sich 1840 mit dem Kunstschriftsteller Viardot, dem Director des „Théâtre Italien" in Paris und hielt ihren Triumphzug durch Spanien, Deutschland, Italien und Rußland, bis sie sich endlich dauernd in

*) Briefe von J. S. Turgéniew. Erste Sammlung (1840—1883). Herausgegeben von der „Gesellschaft zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller und Gelehrten". Aus dem Russischen übersetzt und mit biographischer Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Heinrich Ruhe. Mit Turgéniew's Bildniß. Leipzig, F. W. von Biedermann.

Digitized by Google

der französischen Hauptstadt niederließ und im Jahre 1875 zugleich mit Turgéniew in dem benachbarten Bougival ein schönes Landhaus (Brief 206) käuflich erwarb. Was für die Entstehung und den Bestand der Freundschaft zwischen der Frau Viardot und unserem Iwan Sergejewitsch entschied, das war die Macht einer großen und ursprünglichen Persönlichkeit, die beiden im höchsten Grade innewohnte, und das schöne Bündniß, welches in den Tagen hoffnungsreicher Jugend geschlossen, sollte im Mannes- und Greisenalter nur an Innigkeit und Festigkeit gewinnen. Wie segensreich der Umgang und der Verkehr mit der gefeierten Künstlerin auf den Dichter wirkten, davon legen zahlreiche Schilderungen und Bemerkungen Zeugniß ab, die in seinen Werken der Musik und dem Gesange gewidmet sind und eine mehr als oberflächliche Sachkenntniß verrathen. Mit welch' feinem Verständniß beschreibt er z. B. in der Skizze „Der Sänger" den Volksgesang der Russen (s. Einleitung). Namentlich hatte Turgéniew die Töchter der Frau Viardot, Claudie und Marianne, in's Herz geschlossen. Wie ist er doch für deren Ausstattung besorgt! Welche Unruhe, welche Angst quält ihn, als die Stunde naht, da sie Mütter werden sollen (Brief 317, 340, 341, 346 ꝛc.)! Inmitten der Familie Viardot hauchte er, fern dem Heimathlande, seine Seele aus; Viardot's waren seine Haupterben.

Turgéniew trat zuerst mit poetischen Erzeugnissen vor das Publikum; er irrte sich offenbar nicht in seinem Talent, sondern in der Richtung desselben. Später äußerte sich der Autor über seine Jugendschriften mit größter Freimüthigkeit folgendermaßen: „Ich fühle eine entschiedene, beinahe physische Antipathie gegen meine Gedichte, und ich besitze nicht nur kein einziges Exemplar derselben, sondern ich würde viel darum geben, wenn sie überhaupt auf der Welt nicht existirten" (Brief 188). Im Jahre 1852 gab Turgéniew das „Tagebuch eines Jägers" heraus, ein wahrheitsgetreues Bild des heimathlichen Lebens, wie es auf seinen zahlreichen Wanderungen und Jagdausflügen sich ihm erschlossen hatte. Dieses epochemachende Werk, eines der charakteristischen, merkwürdigsten und erfolgreichsten Bücher der modernen Literatur, ausgezeichnet durch lebhafte Erzählung, plastische Darstellung, Frische und Einfachheit des Stils, echten Humor und tiefes Gefühl, führt uns in die wenig bekannte Welt des russischen Landlebens ein und entfaltet vor unseren Augen die buntesten Bilder der Natur und des Volkslebens. Wohl enthielt das Tagebuch, welches durch zahlreiche Uebersetzungen die vollste Anerkennung des Auslandes empfing, die schärfste Kritik der bestehenden Zustände in Rußland, allein da sich in demselben nicht der leiseste Angriff auf die Person des Czaren fand, so vermochte die Censur gegen unseren Dichter nicht einzuschreiten, erachtete es jedoch für ihre Pflicht, den „gefährlichen Menschen" scharf in's Auge zu fassen und ihn bei der ersten besten Gelegenheit für das große Verbrechen zu züchtigen, dessen er sich nach ihrer Meinung durch Veröffentlichung des „Tagebuches" schuldig gemacht hatte. Eine passende Gelegenheit sollte sich bald finden. Am 2. März (19. Februar) 1852 starb zu Moskau Nikolaj Gogol, dessen letzte Tage die düstere Nacht der Schwermuth umdunkelte. Iwan Sergejewitsch, welcher damals gerade aus Paris zurückkehrte, glaubte dem großen Todten einen ehrenden Nachruf in der „Moskauer Zeitung" widmen zu müssen. „Auf Allerhöchsten Befehl" wurde er deshalb mit einmonatiger Haft und zweijähriger Verbannung nach seinem Gute Spaßkoe im Gouvernement Orel bestraft. Im Petersburger Polizeigewahrsam richtete der Dichter am 27. April 1852 ein Gnadengesuch an den Thronfolger Alexander und ersuchte ihn, seine „wahrheitsgetreue Erörterung" der Sachlage zur Kenntniß der Kaiserlichen Majestät zu bringen (Brief 2).

Nachdem er auf Verwenden des Grafen Iwan Tolstoi und durch Vermittelung des Czarewitsch die Erlaubniß zur Reise in das Ausland erhalten hatte (Brief 9, Anm. 2), lebte er größtentheils außerhalb des russischen Reiches, besonders in Deutschland, Frankreich und England, kehrte jedoch Jahr für Jahr auf längere oder kürzere Zeit in die Heimath zurück. „Ich bin zu einem Zigeunerleben verurtheilt," schreibt er im Jahre 1856 an seinen Freund Druschinin, „und es hat den Anschein, als wäre es mir nicht vergönnt, irgendwo und irgendwann mir ein Nest zu bauen" (Brief 17).

Es ist in der That zu beklagen, daß es Turgéniew nicht vergönnt war, dauernd in Rußland zu leben, welches er doch so sehr liebte und so meisterhaft zu schildern verstand. Allein zwischen demjenigen, was er als Ideal anstrebte, und den Anschauungen des größten Theiles seiner Landsleute lag eine so tiefe Kluft, welche sich nicht überbrücken ließ, sondern von Tag zu Tag mehr sich erweiterte. Mit großen Hoffnungen war er nach Absolvirung seiner Studien in die Heimath zurückgekehrt; er hatte die aufrichtige Absicht, mit ganzer Kraft, mit ungetheilter Liebe seinem Vaterlande sich zu widmen und demselben die Segnungen der westeuropäischen Bildung zuzuführen. Aber seine mahnende, seine bittende, seine warnende Stimme verhallte wirkungslos, wie die Stimme des „Rufenden in der Wüste", er stieß auf energischen Widerstand — er war seinem Volke vollständig entfremdet. Er brauchte diese Entfremdung nicht zu beklagen, aber bei der Betrachtung der traurigen Verhältnisse seines Heimathlandes, deren Hinfälligkeit er täglich mehr einsehen lernte, beschlich ihn das Gefühl tiefster Wehmuth, welches unaufhörlich in ihm nachzitterte. Dieser schmerzlichen Stimmung des in seinen theuersten und heiligsten Empfindungen getroffenen Patrioten hat Turgéniew in seiner Novelle „Adeliges Nest" Ausdruck verliehen. Die Hauptgebrechen Rußlands, den Nihilismus und den Panslawismus, bekämpfte er in „Väter und Söhne" und in „Neuland", sowie in „Rauch". Diese drei Werke riefen eine lärmende Bewegung im ganzen Lande hervor. Man beschuldigte den Autor der Verleumdung, der Uebertreibung und der Schwarzseherei. Voll edler, gerechter Entrüstung erwiderte der Dichter: „Nicht einer einzigen Zeile, welche ich geschrieben habe, brauche ich mich zu schämen, nicht eine einzige zurückzunehmen" (Brief 190). Er ruft ferner seinen Gegnern mahnend zu: „Pflichtgefühl, edles patriotisches Gefühl im wahren Sinne des Wortes, das ist Alles, was noth thut" (Brief 192).

Es ist eine vielfach verbreitete Ansicht, Turgéniew habe einige Novellen in einer fremden Sprache geschrieben. Diesem Irrthum tritt er mit den Worten entgegen: „Ich habe niemals im Leben eine einzige Zeile in einer anderen, als in der russischen Sprache veröffentlicht. Anderenfalls wäre ich kein Künstler, sondern ein Taugenichts. Wie ist es möglich, in einer fremden Sprache zu schreiben, wenn man selbst in seiner Muttersprache mit den Gestalten, den Gedanken u. s. w. kaum fertig werden kann" (Brief 204)! Angesichts der üblen Aufnahme seiner Werke bei der Mehrzahl seiner Landsleute fühlt er sich zu der Erklärung veranlaßt: „Ich bin ein Schriftsteller einer Uebergangszeit und tauge nur für Menschen, welche in der Uebergangsperiode sich befinden" (Brief 16).

Seine persönliche Weltanschauung theilt uns der Autor im 199. Briefe mit. „Allem Uebernatürlichen," schreibt er, „stehe ich gleichgültig gegenüber; ich glaube an kein Absolutes und an keine Systeme, liebe die Freiheit über alles und bin, so weit ich urtheilen darf, der Poesie zugänglich. Alles Menschliche ist mir theuer, der Slawophilismus ist mir fremd, sowie auch jede Orthodoxie." Bemerkenswerth sind auch die Aphorismen, welche er am Ende seines Lebens seinem Freunde Polonski empfiehlt: 1) „Es geschieht nie etwas Unerwartetes; denn sogar die Dummen haben ihre Logik." 2) „Ahnungen gehen nie in Erfüllung." 3) „Die Nachrichten, welche als vollständig wahr mitgetheilt werden, sind immer falsch." 4) „Man soll über die Vergangenheit nachdenken, den Anforderungen der Gegenwart genügen und nie an die Zukunft denken." 5) „Ein Mensch, der ruhig leben will, unternehme nie etwas, vermuthe nichts, vertraue auf nichts und fürchte nichts" (Brief 423).

Man hat Turgéniew wiederholt den Vorwurf gemacht, er wäre ein Deutschenfeind. Das ist ganz entschieden eine Verleumdung. In der Vorrede zu der bei Behre in Moskau erschienenen deutschen Uebersetzung seiner auserwählten Werke erklärt er selbst, daß er „Deutschland wie sein zweites Vaterland liebe und verehre". Ferner lese man nur seine Briefe aus dem Jahre 1870, da er mehrere Monate in Baden-Baden

Digitized by Google

verlebte! „Ueber die ganze Abscheulichkeit des Krieges," schreibt er, „will ich mich nicht auslassen — er war unvermeidlich, und die Deutschen fühlten es. Eine patriotische Begeisterung bemächtigte sich ihrer, wie im Jahre 1813, aber es stehen ihnen schwere Zeiten bevor" (Brief 144). Weiter heißt es: „Die Preußen, welche ich am 15. Juli in Berlin sah, zweifelten keinen Augenblick an ihrem Siege, aber ich schrieb dieses ihrem Patriotismus zu. Es zeigt sich, daß sie wußten, was sie sagten" (Brief 145). In dem folgenden Briefe (146) lesen wir: „Wir leben in einer bedeutungsvollen Zeit; vor unseren Augen geht die leitende Rolle in der Geschichte von einem Stamme, dem lateinischen, zu einem anderen, dem germanischen, über. Der Fall des garstigen Kaiserthums Napoleons verschaffte mir große Freude; nach so langer Erwartung empfand ich eine moralische Befriedigung." Iwan Turgéniew war ein Russe durch und durch, ein Russe in jedem Blutstropfen, und nur auf Grund seines starken Heimathgefühles schwang er sich zu der Höhe empor, welche er in der Literatur der Gegenwart einnimmt, allein vollständig frei von niederem Fanatismus und durchdrungen von der humanen Bildung seiner Zeit, gab er jedem Volke die ihm gebührende Ehre. Seine Vaterlandsliebe, so rein und glühend, wie sie auch war, hatte sich gewissermaßen mit einer durchaus kosmopolitischen Weltanschauung umkränzt, welche man, so sonderbar es auch klingen mag, nirgends besser erlernt, als in St. Petersburg.

In den Briefen pflegt sich der Mensch im Allgemeinen so zu geben, wie er in Wahrheit ist, ohne Heuchelei, ohne Verstellung, ohne Ueberhebung. So lernen wir denn auch den großen Dichter hier in seiner Eigenschaft als Mensch kennen, und ganz gewiß, es ist dieses die schönste Seite des Bildes: ein durch und durch edler, hochherziger Mann, der da opferfreudig hilft, wo immer er helfen kann, so steht Iwan Turgéniew da vor Mit- und Nachwelt. Hier nur einige Beispiele. Einem jungen Russen ohne Legitimationspapiere und ohne Subsistenzmittel verschaffte er Aufnahme im landwirthschaftlichen Institute zu Montpellier, setzte denselben in den Stand, seine Studien zu vollenden und ermöglichte ihm später durch Besorgung eines Passes die Rückkehr in die Heimath (Brief 316). Ein Herr W. verfolgte unseren Dichter immerfort mit Bitten um Geldunterstützung und stieß hierbei sogar Drohungen wider ihn aus. Turgéniew willfahrte trotzdem jeder seiner Bitten. Wie sich später herausstellte, war der zudringliche Mensch geisteskrank und mußte in ein Irrenhaus gebracht werden (Brief 320). Auch einem jungen Juden ist er behilflich gewesen, sein Studium zu absolviren, und er schreibt an einen Glaubensgenossen seines Schützlings, daß derselbe ihn in seinem Streben unterstützen möge (Brief 330). Ja, er wendet sogar eine pia fraus an, um einem Landsmann, welcher dem Tode nahe ist, aber voll edlen Stolzes jede Unterstützung zurückweist, die letzten Tage zu erleichtern, und läßt demselben durch seinen Verleger Jurjew, angeblich für eine literarische Arbeit, 200 Francs zustellen (Brief 462). Die wahre, edle Menschlichkeit des hochherzigen Dichters tritt so recht zu Tage in seinem Denken und Handeln gegenüber der traurigen Leibeigenschaft. „Ich war damals (beim Tode des Vaters) erst 16 Jahre alt," schreibt er (Brief 188). „Schon jetzt lebte in mir der Haß gegen die Leibeigenschaft; dieser war unter Anderem auch die Ursache, weshalb ich, obwohl angesichts von Mißhandlungen und Folterungen aufgewachsen, meine Hand niemals mit einem einzigen Schlage befleckte . . . . Als aber 1850 die Mutter starb, gab ich dem Hausgesinde unverzüglich die Freiheit."

Aus der Zeit seines Berliner Aufenthaltes datirt der erste Brief der Sammlung. Am 24. Juni 1840 starb Stankiewitsch zu Novi, und anläßlich dieses Todesfalles richtete Turgéniew unter dem 4. Juli an T. N. Granowski, einen der berühmtesten Professoren der Moskauer Universität und einen der hervorragendsten Förderer der europäischen Bildung in Rußland († 1855), ein ziemlich umfangreiches Schreiben. „Ein großes Unglück hat uns getroffen," heißt es in demselben. „Wir haben einen Mann verloren, an welchen wir glaubten, der unser Stolz und unsere Hoffnung war . . . In Rom wurde ich mit ihm bekannt, ich sah ihn jeden Tag und lernte seinen hellen Verstand, sein warmes Herz und die ganze Schönheit seiner Seele schätzen . . . Des nahen Todes Schatten lag schon damals auf ihm. Wir sprachen oftmals vom Tode. Er erkannte in ihm die Grenze des Gedankens, und mir schien es, als zitterte er heimlich vor ihm. Der Tod hat einen tiefen Sinn, wenn er herantritt, wie ein Letztes, an das Herz eines voll entwickelten Lebens. Dem Greise ist er eine Versöhnung, aber uns ist er ein Schicksalsbefehl." Weiter ruft der Dichter klagend aus: „Warum kann doch auf der Erde das Schöne verderben und leiden? Bisher schien es — der Gedanke war Gotteslästerung, und Strafe traf unabwendbar Jeden, welcher die glückselige Mittelmäßigkeit überragte. Oder regt sich in Gott der Neid, wie früher bei den griechischen Göttern? Oder müssen wir glauben, daß alles Schöne und Heilige, Liebe und Verstand — eine kalte Ironie Jehovah's sei? Was ist dann aber unser Leben? Aber nein, wir dürfen nicht verzagen, wir dürfen uns nicht beugen!" — Der letzte Brief ist an den Grafen L. N. Tolstoi, den „Erben Turgéniew's", gerichtet; derselbe trägt keine Unterschrift und wurde mit Blei geschrieben. Wahrscheinlich ist er in Bougival am 27. oder 28. Juni 1883 auf die Post gegeben; in Tula wurde er am 3. Juli abgestempelt. „Lieber und theurer Leo Nikolajewitsch," schreibt Turgéniew, „ich habe Ihnen lange nicht geschrieben; denn ich lag und liege, kurzweg gesagt, auf dem Sterbebette. Genesen kann ich nicht, daran ist gar kein Gedanke. Ich schreibe Ihnen aber in der Absicht, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich freue, Ihr Zeitgenosse zu sein, und um Ihnen meine letzte und aufrichtige Bitte vorzutragen. Mein Freund, kehren Sie zu der literarischen Thätigkeit zurück! Es stammt ja dieses Ihr Talent dorther, woher alles andere kommt. Ach, wie glücklich wäre ich, könnte ich glauben, daß meine Bitte bei Ihnen Erfolg hat! Ich aber bin ein Mensch, mit welchem es zu Ende geht — die Aerzte wissen nicht einmal, wie sie meine Krankheit nennen sollen, névralgie stomacale goutteuse. Ich kann weder stehen, noch essen, noch schlafen, aber was rede ich! Es ist sogar langweilig, dieses alles zu wiederholen! Mein Freund, großer Schriftsteller des russischen Landes — geben Sie Acht auf meine Bitte! Benachrichtigen Sie mich, wenn Sie dieses Blättchen erhalten und erlauben Sie mir, Sie, Ihre Frau, alle die Ihrigen noch einmal fest, fest zu umarmen . . . . Ich kann nicht mehr . . . . Ich bin müde!" —

Iwan Turgéniew hat europäischen Ruf. Kraft seiner eminenten Bildung hat er sich in jene hehren Regionen emporgeschwungen, wo aller Unterschied der Sprache und der Nationalität verschwindet, wo nur das Ewige und unwandelbar Menschliche Bestand hat. Russisch ist seine Sprache, russisch sind seine Stoffe, russisch sein Denken und Fühlen, französisch seine feine Beobachtungsgabe und seine edle Eleganz, deutsch endlich sein tiefes, inniges Gemüthsleben. Wohl wird er an Vielseitigkeit und formellem Geschick von zahlreichen Dichtern übertroffen, allein einzig steht er da wegen der unbedingten Wahrheit seiner Schilderungen und der Bedeutung seiner Stoffe für die Kenntniß des russischen Landes und Volkes.

Digitized by Google

Feuilleton.

Russische Künstler.

Skizze von W. Garschin.

Aus dem Russischen übersetzt von August Scholz.

(Fortsetzung.)

IV.

Rjabinin.

Ich wohne auf dem Mittleren Prospect, 15. Linie, und gehe viermal täglich an dem Quai vorüber, wo die fremdländischen Dampfer anlegen. Ich liebe diesen Ort wegen seiner Buntheit und Belebtheit, seines Lärmens und Drängens, und auch darum, weil er mir schon viel Stoff geboten hat. Hier lernte ich den Mann der Arbeit zeichnen, indem ich die Tagelöhner beobachtete, wie sie Säcke schleppten, Winden und Krahne drehten und Karren mit der mannigfaltigsten Ladung schleppten.

Ich ging mit dem Landschafter Djedow nach Hause. Ein gutmüthiger Mensch, unschuldig wie die Landschaftsmalerei selbst, dabei leidenschaftlich verliebt in seine Kunst. Zweifel und Bedenken sind ihm unbekannt; er malt was er sieht: sieht er einen Fluß, dann malt er einen Fluß; sieht er einen Sumpf mit Riedgras, dann malt er einen Sumpf mit Riedgras. Was ihm dieser Sumpf und dieser Fluß sollen — darüber macht er sich keine Gedanken. Er scheint nicht ohne Bildung, wenigstens hat er die Ingenieurschule absolvirt. Er hat den Dienst quittirt, da er eine Erbschaft machte, die ihm eine Existenz ohne Arbeit ermöglichte. Jetzt malt und malt er beständig: im Sommer sitzt er von früh bis zum späten Abend auf dem Feld oder im Walde bei seinen Studien, im Winter componirt er unermüdlich Sonnenaufgänge, Sonnenuntergänge, Mittage, Regenanfänge und Regenenden, Winter, Frühlinge u. s. w. Sein Ingenieurfach hat er vergessen und bedauert das durchaus nicht. Wenn wir indessen am Landungsplatz vorübergehen, erklärt er mir oft die Bestimmung der gewaltigen gußeisernen und stählernen Massen: der Maschinentheile, Kessel und sonstigen Stücke, die von den Dampfschiffen ans Ufer gebracht werden.

„Sehen Sie nur, was für ein Ungethüm von Kessel sie da hergeschleppt haben," sagte er mir gestern, indem er mit seinem Spazierstock an das klingende Metall schlug.

„Versteht man denn bei uns dergleichen nicht zu fabriciren?" fragte ich.

„O gewiß, aber der Bedarf wird durch die heimischen Erzeugnisse nicht gedeckt. Sehen Sie doch, wie viel von dem Zeug hergebracht worden ist. Schlechte Arbeit übrigens, es wird dran auszubessern geben: da geht die Kesselnaht auseinander. Auch dort ist die Vernietung lose geworden. Wissen Sie, wie dieselbe hergestellt wird? Ich sag's Ihnen, 's ist eine Höllenarbeit. Ein Arbeiter steigt in den Kessel und hält die Niete von innen mit der Zange fest, indem er die Brust mit aller Macht gegen die Kesselwand stemmt und der Meister von außen mit seinem Hammer auf die Niete losschlägt, bis eine solche Kuppe entsteht."

Er zeigte mir eine lange Reihe von vorspringenden metallischen Köpfchen, die an der Kesselnaht entlang liefen.

„Das ist also dasselbe, als ob man ihn auf die Brust schlüge!" rief ich aus.

„Ganz dasselbe. Ich versuchte es einmal selber und stieg in den Kessel, aber nach der vierten Niete war ich kaum im Stande, herauszukriechen. Meine Brust war ganz zerschlagen. Und doch bringen diese Leute es fertig, sich daran zu gewöhnen. Freilich sterben sie auch wie die Fliegen: ein, zwei Jahre halten sie es aus, und wenn sie dann noch leben, so sind sie selten zu anderer Arbeit zu gebrauchen. Halten Sie einmal Tag aus Tag ein diese kräftigen Hammerschläge auf die Brust aus, und noch dazu im Kessel, in dumpfer Luft; Sie werden krumm und lahm geklopft. Im Winter muß er auf dem kalten Eisen sitzen oder liegen. Sehen Sie diesen rothen, schmalen Kessel — darin kann er nicht einmal sitzen: er muß auf der Seite liegen und die Brust hinhalten. Eine harte Arbeit, die diese Täubriche zu verrichten haben."

„Täubriche?"*)

„Gewiß, so nennen sie die Arbeiter. Von dem beständigen Dröhnen und Klirren werden sie oft taub. Und wie viel, meinen Sie, wird mit dieser teuflischen Arbeit verdient? Sie bekommen einen lächerlich geringen Lohn. Man bedarf keiner Uebung, keiner Kunstfertigkeit dabei, sondern eben nur Fleisch . . . Wenn Sie wüßten, Rjabinin, wie viel klägliche Eindrücke dieser Art man in den Fabriken empfängt! Ich bin so froh, daß ich sie für immer los bin. Anfangs verlor ich fast die Lust am Leben, wenn ich all diese Leiden sah . . . Da ist's mit der Natur doch anders: sie thut Keinem weh, und man braucht ihr auch nicht wehzuthun, wenn man sie ausbeuten will, wie wir Künstler . . . Schauen Sie nur, dort — jener grauliche Ton!" unterbrach er plötzlich seinen Gedankengang und zeigte nach einem Zipfel des Himmels — „da, da, tiefer, unter dem Wölkchen . . . herrlich! Und diese grünliche Schattirung! Wenn man's so malen wollte, würde es jeder für unwahrscheinlich halten. Man könnte es einmal versuchen — wie?"

Ich stimmte ihm bei, obwohl ich, die Wahrheit zu sagen, nichts besonders Entzückendes an dem schmutziggrünen Fetzen des Petersburger Himmels sehen konnte. Djedow fuhr fort, sich an allerhand Tönen und Tinten zu ergötzen, bis ich ihn unterbrach:

„Sagen Sie mir — wo kann ich einen solchen ‚Täubrich' sehen?"

„Wir können zusammen in die Fabrik fahren, ich will Ihnen die ganze Bescherung zeigen. Wenn's Ihnen recht ist, schon morgen. Sie wollen doch nicht etwa diesen Täubrich malen? Lassen Sie das sein, es lohnt sich nicht. Gibt es denn nichts Würdigeres? Doch wenn Sie in die Fabrik wollen — ich bin morgen bereit."

Wir waren heut in der Fabrik und haben alles in Augenschein genommen. Auch den Täubrich habe ich gesehen. Er saß, in einen Klumpen zusammengekrümmt, in einem Winkel des Kessels und bot seine Brust den Schlägen des Hammers dar. Ich betrachtete ihn wohl eine halbe Stunde; der Hammer hob und senkte sich etliche Hundert Male. Der Täubrich zog seinen Körper krampfhaft zusammen. Ich werde ihn malen.

V.

Djedow.

Rjabinin hat eine solche Albernheit ausgeheckt, daß ich wirklich nicht weiß, was ich von ihm halten soll. Vorgestern führte ich ihn in das Hammerwerk. Wir blieben den ganzen Tag dort und besichtigten alles, wobei ich ihm alle Details erklärte (ich bin selber erstaunt, wie wenig ich von meiner alten Profession vergessen habe); schließlich brachte ich ihn in die Abtheilung für Kesselfabrikation. Es wurde gerade an einem ungeheuren Kessel gearbeitet. Rjabinin stieg in denselben hinein und sah eine halbe Stunde zu, wie der Arbeiter die Niete mit der Zange festhält. Blaß und verstört kam er heraus; auf dem Rückweg schwieg er beharrlich. Heut erzählte er mir, daß er bereits angefangen habe, den Kesselarbeiter zu malen. Welcher Gedanke! Was für Poesie kann in diesem Schmutz stecken! Hier kann ich's einmal sagen, ohne Anstoß zu erregen — denn vor aller Welt möcht ich's nicht aussprechen: nach meiner Ansicht ist diese ganze bäurisch-grobe Richtung in der Kunst die reine Thorheit. Wer bedarf dieser

*) Wortspiel mit gluchoi, taub, und gluchar, Auerhahn; mit „taub" und „Täubrich" annähernd wiedergegeben.

Digitized by Google

hochberühmten Rjepin'schen „Burlaki"?*) Sie sind vortrefflich gemalt, daran ist nicht zu zweifeln; aber das ist auch alles. Wo bleibt hier Schönheit, Harmonie, Geschmack? Und ist die Kunst nicht dazu da, um das Schöne in der Natur zum Ausdruck zu bringen?

Da habe ich doch andere Grundsätze. Noch wenige Tage der Arbeit, und mein stiller „Maienmorgen" ist vollendet. Das Wasser im See bewegt sich kaum, die Weiden lassen ihre Aeste herabhängen; der Osten röthet sich, die leichten Federwölkchen am Himmel färben sich rosig. Eine weibliche Gestalt, den Wassereimer in der Hand, schreitet auf dem steilen Ufer daher und scheucht einen Schwarm von Wildenten auf. Das ist alles; es scheint sehr einfach, und doch, ich fühle es selbst — wie viel Poesie ist in dem Gemälde! Das nenne ich Kunst! Sie soll den Menschen in sanftes, mildes Sinnen versetzen, seine Seele weich stimmen. Rjabinin's „Täubrich" kann schon deshalb auf Niemanden wirken, weil jeder sich beeilen wird, so schnell wie möglich von ihm wegzukommen, um seine Augen nicht durch die widerlichen Lumpen und das schmutzige Gesicht beleidigen zu lassen. Sonderbar! In der Musik werden solche Dissonanzen, die dem Ohr wehthun, nicht zugelassen; warum gibt es bei uns, in der Malerei, so ausgesprochen häßliche, abstoßende Gemälde! Ich muß einmal mit L. darüber sprechen. Er wird einen Aufsatz über den Gegenstand schreiben und Rjabinin zur rechten Zeit das Capitel verlesen. Es verlohnt sich auch!

VI.

Rjabinin.

Seit drei Wochen bereits habe ich aufgehört, in die Akademie zu gehen: ich sitze zu Hause und male. Die Arbeit greift mich sehr an, wiewohl sie schnell vorwärtsschreitet. Oder vielmehr nicht „wiewohl", sondern „weil" sie schnell vorwärtsschreitet. Und je mehr sie der Vollendung entgegengeht, desto schrecklicher erscheint mir das, was ich gemalt habe. Und noch eins scheint mir: daß es mein letztes Werk ist.

Da sitzt er vor mir in einem dunklen Winkel des Kessels, in zusammengekauerter Stellung, mit Lumpen bekleidet, fast sterbend vor Ermattung. Er wäre gar nicht sichtbar, wenn nicht durch die runden Löcher, durch welche die Nieten gesteckt werden, einiges Licht auf ihn fiele. Mit den kleinen Lichtflecken erscheint seine Kleidung und sein Gesicht ganz scheckig, und der zerlumpte Rock, das wirre, rauchgeschwärzte Bart- und Kopfhaar, das roth angeschwollene, von schmutzigem Schweiß triefende Gesicht, die krampfhaft angespannten, sehnigen Hände, die breite, eingefallene Brust scheinen wie mit Gold ausgelegt. Die schrecklichen Hammerschläge, die unaufhörlich auf die Kesselwand niederdröhnen, zwingen den unglücklichen Täubrich, alle seine Kräfte anzuspannen, um sich in seiner unnatürlichen Stellung zu erhalten. Soweit diese Anspannung zum Ausdruck zu bringen ist, habe ich sie ausgedrückt.

Von Zeit zu Zeit lege ich Palette und Pinsel weg und setze mich in einiger Entfernung meinem Bilde gegenüber. Ich bin mit demselben zufrieden, nichts ist mir bisher so wohl gelungen, als dieses schaurige Gemälde. Leider aber gewährt mir diese Zufriedenheit keinen Genuß, sondern eher Qualen. Das ist kein Kunstwerk, das seiner Vollendung entgegengeht, sondern eine Krankheit, die zum Ausbruch kommen will. Was für eine Krankheit — ich weiß es nicht; doch fühle ich, daß ich nach diesem Gemälde nichts mehr malen werde. Die Vogelfänger, Fischer, Jäger mit ihrem mannigfachen Ausdruck und ihren noch so typischen Physiognomien, dieses gesammte „reiche Gebiet des Genres" — was soll es mir jetzt? Ich kann mit nichts mehr eine solche Wirkung erzielen, wie mit diesem „Täubrich", wenn ich überhaupt mit ihm eine Wirkung erziele . . .

*) „Burlaki", Barkenschiffer auf der Wolga, Gemälde des russischen Malers Rjepin, erregte auf der Wiener Welt-Ausstellung großes Aufsehen.

Ich habe einen Versuch gemacht: ich habe Djedow zu mir eingeladen und ihm mein Bild gezeigt. Er sagte nur: „Ei, ei, mein Lieber", setzte sich davor und betrachtete es wohl eine halbe Stunde. Dann nahm er schweigend Abschied und ging. Es hat, wie mir scheint, Eindruck auf ihn gemacht . . Aber er ist und bleibt doch immer ein „Künstler".

Auch ich sitze vor meinem Gemälde, und auch auf mich macht es Eindruck. Du schaust und kannst dich nicht losreißen, du fühlst für diesen Unglücklichen, der nur gemalt ist. Bisweilen glaube ich die Hammerschläge zu vernehmen . . . . Er wird mich noch um meinen Verstand bringen. Ich muß ihn verhängen . . .

Die Leinwand verdeckt die Staffelei mit dem Gemälde, ich aber sitze immer noch vor demselben und denke über das unbestimmbare, furchtbare Etwas nach, das mich so sehr quält. Die Sonne geht unter und wirft einen schrägen gelben Lichtstreifen durch das staubige Fenster auf die Staffelei. Mir ist, als ob eine menschliche Gestalt vor mir auftauchte, ähnlich dem Erdgeist im „Faust", wie ihn die deutschen Schauspieler zur Darstellung bringen —

„Wer ruft mir?"

Sag, wer hat Dich gerufen? Ich, ich selbst, der Dich geschaffen hat. Ich habe Dich hervorgerufen, doch aus keiner geheimnißvollen „Sphäre", sondern aus dem stickigen, finstern Kessel, damit Du durch deinen Anblick diese saubere, geleckte, abscheuliche Menge erschreckst. Tritt hervor, den ich durch mein Machtgebot auf die Leinwand gebannt habe, schau diese Fräcke und Paletots, rufe ihnen zu: „Ich bin eine Eiterbeule, die zum Platzen reif ist." Triff sie in's Herz, raube ihnen den Schlummer, steh als Gespenst vor ihren Augen! Nimm ihnen die Ruhe, wie Du mir die meinige genommen . . .

Warum nicht gar! . . . Das Gemälde ist fertig, in den Goldrahmen gespannt; zwei Diener werden es zur Ausstellung in die Akademie bringen. Dort wird es zwischen all den „Mittagen" und „Sonnenuntergängen" seinen Platz erhalten, neben dem „Mädchen mit der Katze", nicht weit von einem drei Faden langen „Zar Iwan, dem Waska Schibanow mit dem Stabe den Fuß durchbohrend".*) Man kann nicht sagen, daß mein Bild unbeachtet bleibe: man besieht es und lobt es sogar. Die Künstler werden die Zeichnung analysiren. Die Recensenten werden lauschend hinter ihnen stehen und fleißig mit den Bleistiften in ihren Notizbüchern kritzeln. Der einzige W. S. hat das nicht nöthig: er sieht, begutachtet, drückt mir anerkennend die Hand. Der Kunstkritiker L. dagegen wirft sich mit Wuth auf den armen „Täubrich" und schreit aus voller Kehle: „Aber sagen Sie, wo bleibt hier das Schöne?" und läßt auch nicht ein gutes Haar an mir. Und das Publikum . . . nun, das Publikum geht empfindungslos vorüber, oder fühlt sich peinlich berührt. Die Damen sagen nur: „Wie häßlich er ist, dieser ‚Täubrich'!" und entschweben zu dem folgenden Bilde, dem „Mädchen mit der Katze", bei deren Anblick sie: „Wie reizend!", „Wie niedlich!" und ähnliches ausrufen. Solide Herren mit Ochsenaugen werden es anstarren, die Nase in den Katalog stecken, einen Laut ausstoßen, der halb Schnauben, halb Brummen ist und wohlgemuth weiterpilgern. Und ab und zu höchstens wird ein Jüngling oder ein junges Mädchen nachdenklich stehen bleiben, und aus den kummervollen, von schwerem Leid zeugenden Augen den Jammer herauszulesen suchen, den ich hineingelegt habe . . .

Und dann was? Das Gemälde ist ausgestellt, verkauft, fortgeschickt. Und was wird mit mir geschehen? Wird das, was ich in den letzten Tagen durchlebt habe, spurlos untergehen? Ist alles mit der bloßen Erregung zu Ende, der nun nichts weiter folgt, als eine Ruhepause und die Jagd nach neuen, unschuldigen Motiven? . . . Unschuldige Motive! Dabei fällt mir ein, wie der mir bekannte Custos einer

*) Iwan der Schreckliche hatte die Gewohnheit, den Leuten, welche mit ihm sprachen, während der Unterhaltung mit einem spitzen, eisenbeschlagenen Stabe den Fuß zu durchbohren.

Digitized by Google

Bildergalerie bei Zusammenstellung des Catalogs dem Schreiber zurief:

„Martynow, schreib: Nr. 112. Erste Liebesscene: Das Mägdlein pflückt eine Rose.

„Martynow, schreib weiter: Nr. 113. Zweite Liebesscene: Das Mägdlein riecht an der Rose."

Werde ich an der Rose riechen, wie bisher? Oder werde ich entgleisen?

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die deutsche Skulptur auf der Kunstausstellung.

Ein Gesammtüberblick der Leistungen unserer Bildhauer führt zur Constatirung zweier Thatsachen. Auch auf dem Gebiete der Plastik bricht sich, so weit das dem traditionell dem Ideale vorbehaltenen Material gegenüber möglich ist, ein gesunder Realismus siegreich Bahn. Man lernt von der Antike, ohne auf die Worte des Lehrmeisters zu schwören, man gibt sich vor Allem Mühe, die alte Form mit neuem Gehalt zu füllen. Noch erfreulicher berührt es uns, daß man die mit großem Eclat aufgeworfene Frage: „Sollen wir unsere Statuen bemalen?" in den Kreisen der Theoretiker weiter discutiren läßt und sie in der Praxis mit einem entschiedenen „Nein" beantwortet, wenigstens soweit es sich um einen Farbenüberzug des edelsten Materials, des Marmors, handelt. Die polychrome Ausstellung der Nationalgalerie hat sich unvermögend erwiesen, die selbständige Plastik zu einer künstlerischen Anleihe bei der Malerei zu veranlassen.

Die lohnendste Aufgabe der Skulptur, die Darstellung des nackten menschlichen Körpers in Ruhe und Bewegung, wird den Künstler immer wieder auf die Behandlung antiker Stoffe zurückweisen. Sie nehmen demgemäß auch in unserer Ausstellung einen großen Raum ein. Am meisten abhängig von der späteren klassischen Formensprache erweist sich Carl Cauer's Hektor und Andromache. Der ganze Aufbau der Gruppe wie der Einzelfiguren hat etwas Römisch-Epigonenhaftes, und wo von dem überlieferten Schema abgewichen wird, wie in dem die Aermchen ausstreckenden Astyanax, da fällt der Vergleich keineswegs zu Gunsten der modernen Zuthaten aus. Auf ältere und edlere Vorbilder geht Martin Wolf mit seinem Theseus, die Waffen seines Vaters findend, zurück. Wie der junge Held mit kräftigem und doch müheloſem Anstemmen des ganzen Körpers den mächtigen Felsblock lüftet und mit leise niedergebeugtem Haupte auf das darunter liegende Schwert hinabschaut, der feine lysippische Kopf und das schlanke Ebenmaß der Glieder, das Alles zeugt von richtiger und verständnißvoller Nachempfindung der Antike. Durch freien und doch geschlossenen Aufbau zeichnen sich die beiden Colossalgruppen von Johannes Pfuhl aus. Perseus und Andromeda ist in den Linien ruhiger gehalten, während in der Rettung der Hippodemeia durch Theseus die gewaltige, von vorn her die Gestalt der Jungfrau auf ihren Rücken schwingende Centaurengestalt von dem Helden in wildem Ansturm nach rechts hin zurückgedrängt wird. Angespannte Energie in jedem Muskel des Körpers und des Antlitzes ist das Hauptcharakteristikon der prächtigen Gruppe von Joseph Uphues: Ein Sabiner, seine Schwester vertheidigend. Nur die kraftlos ausgestreckten Arme des zusammenbrechenden Mädchens durchschneiden in der Vorderansicht die Gruppe in zwei horizontale Hälften und geben ihr eine für das Auge unangenehme kreuzartige Gestaltung. In einfacher pyramidenförmiger Gruppirung präsentirt sich ein Kampf von H. Volz. Ein nackter Jäger im kräftigsten Mannesalter hat einen verwundeten Tiger im Ansprung an der Kehle gepackt und reißt ihn, mit der Linken auf einen Felsblock gestützt, mit unwiderstehlicher Kraft zurück. Die beiden Körper kreuzen sich außerordentlich geschickt, ohne daß irgend ein wesentliches Glied sich dem Beschauer entzieht. Leidende Heroen haben sich Hugo Spieler, Hans Nachreiner und Ernst Herter zum Vorwurf genommen. Die Philoktetdarstellungen der ersten Beiden sind tüchtige Studien des Nackten in der Bewegung des Schreckens und der angespannten Aufmerksamkeit, der Sterbende Achill Herter's gibt den Schmerz der Wunde in dem getroffenen, lang ausgestreckten rechten und in dem zurückgekrümmten linken Bein, wie in dem zurückgeworfenen Kopfe des niedergesunkenen Helden vortrefflich wieder. In Hirt's Andromeda concentrirt sich die Aufmerksamkeit auf den schönen Fluß des weiblichen Körpers, der sich, nur an den Armen gefesselt, über den Felsen hinschmiegt.

Das mythologische Genre ist durch die beiden künstlerischen Antipoden Schaper und R. Begas am würdigsten vertreten. Was der Erstere in seiner Gruppe: Hebe und Amor die Tauben der Venus tränkend an gefälliger, aber auch etwas oberflächlicher Grazie voraus hat, das ersetzt der Letztere in seiner Centauren-Gruppe durch klassisch-derben Humor. Sein Pferdemensch, der mit unbewußter Anmuth den Hinterbug herabbeugt und gutmüthig lachend seine rechte Hand unter den Fuß des nackten Nymphchens schiebt, um es auf der Croupe Platz nehmen zu lassen, athmet wahrhaft homerische Heiterkeit. Eine bildhauerische Leistung ersten Ranges ist Eberlein's Dornauszieher, die great attraction auf dem Gebiet der Skulptur. In der Idee und in den äußerlichen Zuthaten antik gedacht, ist er in der Durchbildung der Körperformen im besten Sinne des Wortes modern realistisch. Aufgefallen ist uns nur die glatte, durch die ruhende Stellung nicht genügend motivirte Behandlung des rechten Beines und Fußes, die zu der des entsprechenden linken, übergeschlagenen Gliedes in merkwürdigem, jedenfalls unbeabsichtigtem Gegensatz steht. Schließlich sei unter dieser Rubrik noch die Marmorstatuette der Echo von Hermann Hultzsch erwähnt. Die mit aufgelöstem Haar sich von dem Felsen kaum loslösende Nymphe, mit großen Augen und halb geöffnetem Munde in die Ferne hinausstarrend, ist eine treffliche Verkörperung des Wiederhalls.

Die biblische Mythologie, besonders die Geschichte des ersten Menschenpaares und seiner feindlichen Söhne, hat einer ganzen Reihe von Bildhauern zum Vorwurf gedient. Albert Wolff und Julius Hähnel kommen mit ihren Evadarstellungen kaum über die Grenzen der althergebrachten Auffassung hinaus. Die sich um die Mutterbrust balgenden Säuglinge des Letzteren wirken sogar unbeabsichtigt komisch. Dagegen geht durch Carl Hilgers' Eva an der Leiche Abels ein großartiger monumentaler Zug, dem gegenüber wir einige Schwächen in der Composition — warum kniet die Mutter geradezu auf der Leiche des Sohnes? — gerne verzeihen. Carl Roeder's Adam und Eva und Kain und Abel sind in Erfindung und Ausführung gleichtüchtige Statuettengruppen.

Die specifisch christliche Legende ist nur durch eine treffliche lebensgroße Kreuzigung des Müncheners Gamp und durch eine von Pfeilen durchbohrt zusammensinkende heilige Christina von Georg Barth vertreten. Klein's sündfluthliche Scene Kein Entrinnen ist eine unglaubliche Verirrung über die Grenzen des statuarisch Möglichen hinaus. Diese sich haltlos aufbäumenden Leiber haben etwas knochenlos Molluskenhaftes, besonders der Körper des unten angespülten Weibes klebt wie naß gewordener Gummi an dem Felsen. Ebenso läßt sich aus Ludwig Klinck's Mazeppagruppe selbst bei dem gewissenhaftesten Wechsel des Standpunktes nichts heraus erkennen, als hier und da ein großer Gipsklumpen, der bei genauerem Hinsehen als Menschenfuß, Pferdehuf, oder Wolfskopf erscheint.

Auf dem Gebiete der Portrait-Büste und Statue macht sich der durchdringende Realismus am erfreulichsten bemerkbar. Reinhold Begas hat hier mit seinem Bismarck unbestritten die Führerschaft übernommen. Wir kennen außer dem Maler Lenbach keinen zweiten Künstler, der in gleicher Weise packende Portraitähnlichkeit und historische Bedeutung zu einer so mächtigen Zusammenwirkung zusammenzufassen gewußt hätte. Desselben Meisters Kronprinz Friedrich Wilhelm ist mehr dekorativ gehalten, besonders der zusammengeraffte Mantel im Stil des Rococo will uns nicht gefallen. Schaper's Bismarckbüste leidet natürlich unter dem Vergleich mit der eben besprochenen Leistung, sein Richard Wagner ist recht äußerlich-conventionell und nur an seiner nachträglich ausgestellten Thonbüste des Professor Zeller haben wir unsere Freude des schlichten, nichts übersehenden Vortrags halber. Anspruchslose, tüch-

Digitized by Google

tige Leistungen sind J. Franz's Prinz Friedrich Carl, und Carl Begas' Marmorstatue des Baumeisters von Knobelsdorff. Carl Kundmann's Admiral Tegethoff drängt sich durch seine Kolossalität unangenehm und unberechtigt auf, körperlich und geistig nichts als Fläche und Flachheit.

Ueber die Vorzüge des Wieners Tilgner Worte verlieren, hieße Eulen nach Athen tragen. Seine Broncebüsten der Maler Ritter von Führich, Alois Schönn und Leopold C. Müller beruhen auf eingehendstem Studium der Persönlichkeit, dem eine absolut sichere Faustfertigkeit zu Hülfe kommt, und sein Bischof Heller strotzt von jenem robusten italienischen Realismus, der selbst das Unsympathische künstlerisch zu gestalten weiß. Eine weibliche Marmorbüste desselben Meisters ist ein prächtiges Vorbild, wie man den kalten Stein farbig abtönen kann, ohne dem Wachsbild Concurrenz zu machen. Hier hätte vor Allem Bernhardt Roemer lernen können, daß der Marmor nicht dazu da ist, um wie in seiner Jugend bezeichneten Büste, geschminkt und rosig angepinselt zu werden. Lobend zu erwähnen ist auch Max Kruse's Portraitbüste einer alten Frau, deren strenge Züge der Künstler mit treuer Hingabe nachbildet.

Von der eigentlichen Monumentalbildnerei läßt sich verhältnißmäßig wenig Gutes sagen. Als wirklich bedeutende Leistung erscheint uns hier zunächst Simering's kolossale Germania, für das Siegesdenkmal in Leipzig bestimmt. Der kräftigen Wirkung dieser energievollen und doch ruhig gehaltenen Gestalt gegenüber treten unerhebliche Ausstellungen zurück, die man etwa an der allzu schweren Behandlung des Untergewandes und der summarischen Bildung der mehr als monumentalen Hände machen könnte. Hier wird die bei Weitem höhere Aufstellung des Denkmals das Ihrige thun. Heinrich Epler's Kranzwindende Viktoria für das Grabmal des Generals von Goeben ist eine tüchtige Arbeit im Stile Rauch's und R. Neumann's Gipsmodell zu einem Kriegerdenkmal, eine aufschwebende Siegesgöttin, die einen zusammenbrechenden jungen Soldaten stützt, wäre ebenfalls recht lobenswerth, wenn nicht gerade die Idealgestalt überall die Züge des Modells durchblicken ließe. Siemering's für Philadelphia bestimmte Reiterstatue Washingtons ist zu niedrig aufgestellt, als daß man sich ein Urtheil über die endgültige Wirkung des schlichten Helden auf ruhig einherschreitendem Rosse erlauben dürfte.

Eine frei erfundene Idealgestalt liefert Otto Geyer mit seinem Auferstehungsgenius, einer sanft aufschwebenden weiblichen Figur, die mit der Linken den Schleier von dem mild-schönen Antlitz hebt. Die Schwere des Marmors bei der Darstellung des Aufschwebens ist geschickt überwunden, während die Bewegung der linken Hand ein wenig zu rechtwinklig nach vorne hinüber zu greifen scheint. Die Statue der Erfindung von Friedrich Rentsch für das Treppenhaus des Dresdener Polytechnikums und die Colossalgruppe Kraft, Gerechtigkeit und Mäßigung von Friedrich Reusch für das Regierungsgebäude in Königsberg sind tüchtige dekorative Arbeiten, die von der für sie bestimmten Höhe herab gewiß ihre Wirkung ausüben werden.

Unter den genrehaften, dem täglichen Leben entnommenen Darstellungen möchten wir drei Arbeiten besonders hervorheben. Zunächst Fritz Zadow's Fischerknaben, der mit der ausgestreckten Rechten einen Fisch zurückzuhalten sucht, welcher eben dem mit der Linken rückwärts gezogenen Netze entschlüpfen will. Der weinerliche Gesichtsausdruck ist vielleicht ein wenig übertrieben, aber die Körperhaltung des knieenden Jungen ist überaus treu beobachtet und geschickt wiedergegeben. Otto Lessing's Mutter und Kind ist der Sympathie aller Mütter sicher, die nicht in jedem schreienden Sprößling einen kleinen Engel sehen und Ludwig Menzel's Am Wege weiß den Gegensatz zwischen dem starr zurückgelehnten, der Außenwelt abgeschlossenen blinden Weibe und dem die Vorübergehenden mit ausgestreckter Hand anflehendem Mädchen wirksam auszugestalten.

Die Technik des Reliefs scheint den Modernen verloren gegangen zu sein. Hier ist dem vielen total Verfehlten gegenüber nur eine Leistung ersten Ranges hervorzuheben. Das ist der Bacchantenzug des Wieners Weyr. Jede der hier vereinigten Gruppen ist ein kleines in sich abgeschlossenes Meisterwerk und reiht sich doch zwanglos dem nächstfolgenden an. Die Figuren sind fast durchgängig stark aus der Fläche herausgearbeitet, ohne sich gegenseitig zu decken und unter Zuhülfenahme des malerischen Principes im Hintergrunde zu verschwinden.

Die Ausstellung von Kupferstichen zur Illustrirung des Lebens Friedrichs des Großen im Hohenzollern-Museum.

Die hundertjährige Wiederkehr des Todestages Friedrichs des Großen! Hätten wir die Begeisterungsfähigkeit unserer westlichen Nachbarn, dann hätte das ein Nationalfest werden müssen, an dem das ganze Volk Theil genommen ohne Unterschied der religiösen und politischen Ueberzeugung. Statt dessen eine Familienfeier vorwiegend militärischen Charakters an der Gruft des großen Königs, ein paar akademische Reden, je ein mehr oder weniger seichter Leitartikel in sich politisch dünkenden Blättern, zwei Lorbeerkränze am Denkmal unter den Linden, und die Ausstellung im Hohenzollernmuseum. Und die Masse des größeren Publikums? Während eines etwa dreistündigen Aufenthaltes in dem Kurfürstenzimmer in Monbijou habe ich ein halbes Dutzend Besucher theilnahmlos an den beiden langen Tafeln vorübergehen sehen, auf denen etwa vierhundert Blätter zeitgenössischer Illustrationen zum Leben des Begründers der ersten deutschen Großmacht ausliegen!

Der interessanteste Theil der Ausstellung setzt sich aus den Bildnissen Friedrichs in den verschiedensten Altersstufen zusammen. Die Portraits aus der Kindheit und den ersten Jünglingsjahren sind meist unbedeutend. Hervorzuheben sind nur eine Handzeichnung in Rothstift von G. v. Kessel, einstmals im Besitz des Prinzen Louis Ferdinand, ein Stich von Hake, den Kronprinzen im Panzer an einem Tisch darstellend, auf dem sich ein lorbeerbekränzter Helm befindet, mit der Unterschrift:

Dies ist der Großmuth Sitz, der Hoffnung Schmuck und Schatz,
Ein Bild der Gütigkeit, der Tugend Sammelplatz.

und zwei Blätter von G. A. Lehmann, Friedrich in Rheinsberg unter einem Baume stehend, den Blick der aufgehenden Sonne zugewendet.

In den zahlreichen Portraits des Königs nach seinem Regierungsantritt läßt sich nachweisen, wie die überlieferte typische Wiedergabe seiner Gesichtszüge unter dem Einflusse verschiedener Maler entstanden. Da ist zunächst die ideale, liebevolle Auffassung Antoine Pesne's, die sich durch eine Reihe tüchtiger Kupferstecher nachgebildet, über das ganze civilisirte Europa verbreitet. Besonders in England, Holland und Frankreich scheint große Nachfrage nach solchen Portraits gewesen zu sein. Die strahlenden Augen des jugendlichen Helden nehmen unter der Hand des Niederländers Vanloo, des Nachfolgers Antoine Pesne's, einen morosen, fremdartig berührenden Charakter an, während Cuningham und L. Wolff seiner Erscheinung nur die äußere Form abzugewinnen und dieselbe mit nüchterner Treue wiederzugeben wissen. Maßgebend für alle Zeiten wurde die Auffassung Chodowiecki's. Da finden wir einen flüchtig mit Rothstift gezeichneten Kopf, vor Allem aber den bekannten Stich Mandel's nach der Federskizze des Künstlers, der den monumentalen Typus des großen Königs ein für alle Mal festgestellt hat, bis es Meister Menzel gelang, ihn von neuem zu beleben und ihm großes historisches Gepräge aufzudrücken.

Unter den Scenen aus dem Leben Friedrichs — hier fehlen die populären Flugblätter beinahe gänzlich — sind neben vielen Schlacht- und Kriegsepisoden besonders drei Darstellungen interessant. Ein großes Blatt führt die Vermählung des Königs mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern vor. Es trägt die Unterschrift:

Himmel laß das hohe Paar unverrückt im Segen stehen,
So wird's Brandenburg und Preußen sammt den Guelphen wohl ergehen,

ein gut gemeinter Wunsch, dessen zweiter Theil nicht in Erfüllung gegangen ist. „S. Königl. Maj. in Preußen, wie solche im Sommer in Begleitung S. Hoheit des Prinzen Heinrichs in dero Phaeton mit acht

Digitized by Google

Pferden bespannt die fünf Paradepläz in Berlin besuchen," bildet den Gegenstand einer zweiten großen Schilderei. Vier Leibpagen hintenauf, zwei Kammerhusaren auf den Wagentritten, vier Läufer voran, das ist eine Prachtentfaltung, die der einfachen Localität gegenüber — man erkennt den Packhof, die Kaufmannsbörse und den Thurm der Sophienkirche — beinahe unfridericianisch erscheint. Ein zweites Paradebild — die Revue der Gensd'armes — stellt die Gegend zwischen dem Halle'schen Thor und der Hasenhaide dar. Man sieht links im Hintergrund die dort angelegten Weinberge und rechts eine Gruppe von Häusern, die als Johannestisch bezeichnet sind. Die Provenienz einer Reihe augenscheinlich gleichzeitiger Schlachtpläne in theilweise colorirtem Kupferdruck mit beigefügtem kurzem Text, die zu einer größeren Sammlung gehört haben müssen — ein Blatt trägt die Bezeichnung T. II. Nr. 106 — hat sich nicht feststellen lassen. Den Tod Friedrichs illustrirt eine ganze Reihe von Malern und Kupferstechern. Am theatralischsten faßt die Scene der Akademiedirector Rode auf, dessen bombastische Schildereien auch den folgenden Theil der Ausstellung, Allegorien zum Leben Friedrichs des Großen, füllen. Da ist vor Allem ein großes Blatt, gezeichnet von G. W. Hoffmann, gestochen von W. Hübner 1788, die Ankunft und Begrüßung des Königs im Elysium. Die Vorfahren des Hauses Hohenzollern, Heinrich IV., Ludwig XIV., Karl XII., Marcus Aurelius, Julius Cäsar sind dem Helden entgegengeeilt, der soeben dem Nachen des Charon entstiegen ist. Plato hat ihm seinen Collegen Pittacus zur Einholung entgegengeschickt und zerreißt nun sein Buch vom Staate, das Friedrich unnöthig gemacht. „Eine Göttin des Orkus reicht dem großen Monarchen in einer Schale den Trank der Vergessenheit, den er aber, nur edler Thaten bewußt, anzunehmen ausschlägt." Dieselbe Scene bringt eine Arbeit Texiers, von Crépy in Paris, Friedrich Wilhelm III. dedicirt. Nur handelt es sich hier in den elysischen Gefilden um eine Aussöhnung zwischen Friedrich und Voltaire, um derentwillen kein Geringerer, als Heinrich IV. bemüht wird. Am fruchtbarsten an solchen frostigen Allegorien ist, wie schon bemerkt, Rode, der beispielsweise nach der Schlacht bei Leuthen die Göttin Fama der Stadt Berlin den neunten Siegeskranz überreichen läßt.

An die genannten, mit der Person Friedrichs unmittelbar zusammenhängenden Abtheilungen der Ausstellung schließen sich Bildnisse der Königin, der Generale, Minister, Gelehrten und Künstler der friedericianischen Zeit nach Pesne, Graff, Frisch, Rode, Cuningham und eine beschränkte Zahl Berliner und Potsdamer Ansichten.

Die ganze Ausstellung ist übersichtlich geordnet und erscheint um so dankenswerther, als sie mit bescheidenen Mitteln da eingetreten ist, wo höhere Autoritäten eine empfindliche Lücke gelassen haben. Ein Zusammenwirken der verschiedenen Museumsverwaltungen hätte dem Andenken des Großen Königs eine überaus glänzende Huldigung bereiten können.

G. M.

Notizen.

Neuer deutscher Novellenschatz, herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner. Bd. 10—15. (München, R. Oldenburg.) Anfänglich nur auf 12 Bände berechnet ist diese neue Serie der verdienstlichen Sammelwerkes bereits auf 15 herangewachsen, und doch fehlen noch manche Autoren, die fraglichenfalls zu berücksichtigen wären. Die neu erschienenen 6 Bände bringen 17 Erzählungen von eben so vielen Verfassern, diese ebenfalls durch so treffliche Charakteristiken eingeführt, wie sie bei sämmtlichen früheren Bänden vorhanden. Auf diese werthvollen Zugaben der mitgetheilten Novellen haben wir wiederholt hingewiesen. Die Bedeutung derselben liegt nicht nur in dem biographischen Element, das häufig zum ersten Male veröffentlicht ist, sondern mehr noch in der liebevollen und verständnißinnigen Weise, womit über die aufgenommenen Erzähler berichtet wird. Wer die peremptorischen, oft aus zweiter und dritter Hand entlehnten Urtheile kennt, womit zünftige Literarhistoriker über ganze Reihen von Autoren Gericht zu halten belieben — wir erinnern nur an das, was man in dieser Hinsicht Jahrzehnte hindurch dem genialen Grillparzer gegenüber sich erlaubt hat —, der wird gar wohl begreifen, weshalb wir diesen gehaltvollen und lehrreichen Charakteristiken einen so großen Werth beilegen. Solches gilt ganz besonders von den in der Sammlung aufgenommenen Frauen, deren schriftstellerische Thätigkeit bei den zünftigen Geschmacksoraklern nicht immer zu gebührender Würdigung gelangt. Unter den 17 diesmal vorgeführten Autoren befinden sich vier weibliche, und diese — R. Artaria, O. Schubin, M. von Bülow und A. Godin — haben allen Anlaß, mit den ihnen gewidmeten Einleitungen zufrieden zu sein. Bei den 13 übrigen Verfassern wurden neben wohlbekannten Erzählern ersten Ranges — darunter Anzengruber, Conr. Ferdn. Meyer, Hopfen, K. Em. Franzos u. A. — mit Recht wiederum auch solche Autoren eingereiht, deren gelungene Leistungen verhältnißmäßig geringere Beachtung gefunden. Ueberblickt man die Namen der bereits aufgenommenen Novellisten, so dürfte die Sammlung noch um etliche Bände zu mehren sein, bevor die entsprechende Autorenzahl einigermaßen vollständig darin vertreten ist. W. B.

Gedichte von Jaroslav Vrchlický. Autorisirte Uebersetzung von Edmund Grün. (Leipzig, Ed. Wartig.) — Die Vorrede des Uebersetzers macht Einen stutzig und mißtrauisch. Herr Grün spricht von Vrchlický wie von einem Poeten allerersten Ranges, einem Weltdichter. Derlei Tiraden kennt man zur Genüge und man weiß ganz gut, daß die böhmischen Poeten es nicht verschmähen, in's Dichterpantheon des verlästerten Deutschland aufgenommen zu werden. Nun, wir haben die Schöpfungen des Poeten mit dem unaussprechlichen Namen gelesen, und zwar mit Genuß und Interesse. Der Uebersetzer scheint sie zwar stark zu überschätzen, aber wir wollen dies entschuldigen, da Vrchlický wirklich ein ganzer Poet ist, der den Leuten was zu sagen hat. Einzelne der kleinen poetischen Erzählungen sind geradezu Perlen der Poesie. Vrchlický ist thatsächlich der Ehre würdig, in solchem Prachtgewand der deutschen Nation vorgeführt zu werden und er wird uns allen herzlich willkommen sein. Mit dichterischer Nachempfindung und sprachlichem Feingefühl ausgestattet, hat Grün seine Aufgabe in dankenswerther Weise gelöst.

Holda. Ein Elfentraum in neun Gesängen von G. A. Erdmann. (Wien, Konegen.) — Ein kleines Gedicht, das ein entschiedenes liebenswürdiges Talent offenbart: In flüssigen, nur selten die Anfängerschaft verrathenden Versen wird uns ein Waldmärchen erzählt von Elfenliebe und Menschentreue; die süßen Geheimnisse der Waldnacht und der Elfenspiele kennt der Verfasser ebenso sehr wie die Annehmlichkeit eines guten Trankes, denn sie ist der Quell feuchtfröhlicher Lieder. Das Ganze ist ein hübscher literarischer Anachronismus, denn die Zeit der Wald- und Elfenmärchen ist wohl schon vorüber. Nichts desto weniger begrüßen wir das Erscheinen eines neuen Talentes in G. A. Erdmann. Auf Seite 63 ist ihm aber ein Lapsus passirt, den wir im Interesse des Autors nicht verschweigen dürfen: in einem epischen Gedichte darf man keine scenischen Anmerkungen in den Text setzen, derlei ist nur im Drama gestattet, und Herr Erdmann hätte die Thatsache, daß Waldfried mit in's Kloster schlüpft, in artige Verslein bringen sollen. Das hätte ihm sicher keine große Mühe gemacht.

Ecce homo. (Braunschweig, Verlag von U. Sommermeyer.) — Man braucht nur die erste Seite des Büchleins gelesen zu haben, um mit Sicherheit behaupten zu dürfen, daß der anonyme Autor dieser neuen Christusdichtung ein echtes, ganz eigenartig gefärbtes Talent ist. In dramatischen Tableaus entrollt er die Leidensgeschichte des Erlösers und ist vor allem bemüht, die menschlich schöne Seite des Stoffes dem Leser zu zeigen. Das Gedicht wäre unstreitig viel wirksamer, hätte der Poet hier und da die Tilgung einiger Längen und Weitschweifigkeiten vorgenommen. E. W.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben ist erschienen:

Erinnerungen
an
Dr. Joseph Victor von Scheffel
von
Gebhard Zernin,
(Hauptmann à la suite der Infanterie).

Inhalt: I. In der Seehalde zu Radolfzell (1878). — II. In der Stefanienstraße zu Carlsruhe (1879). — III. Auf der Mettnau (1880). — IV. Wiederum in der Seehalde (1881). — V. Wiederum auf der Mettnau (1882). — VI. Noch einmal in der Seehalde (1884). — VII. Vom Herbst 1884 bis zum Frühjahr 1886. — VIII. In der Stefanienstraße zu Carlsruhe und auf dem Kirchhofe (12. April 1886).

8. 6 Druckbogen. Eleg. geheftet. Preis 2 Mark.

Vorstehend bezeichnete Erinnerungen an den Lieblingsdichter der Deutschen bringen Authentisches nach mancher Richtung. Der erste Abschnitt wurde von dem Dichter noch bei Lebzeiten durchgesehen und in Bezug auf die Angaben über sein Leben und seine Schriften richtig gestellt. Verfasser war mit Dr. von Scheffel persönlich genau bekannt und besuchte ihn regelmäßig. Einzelne noch nicht gedruckte Dichtungen des Verstorbenen sind zum Theil mit aufgenommen worden.

Darmstadt. Die Verlagshandlung von **Eduard Zernin.**

Neueste belletristische Erscheinungen

der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Geyern, Detlev von, Ein Feenschloß.
3 Bände. Geheftet 12 Mark; fein geb. 15 Mark.

Horn, Georg, Der Mohr von Berlin.
3 Bände. Geheftet 10 Mark; fein geb. 13 Mark.

In zweiter Auflage erschienen soeben:

Dewall, Johannes van, An der Grenze.
2 Bände. Geheftet 8 Mark; fein geb. 9 Mark.

Gumpteda, Ludwig Freiherr von, Alte Schulden.
Geheftet 5 Mark; fein geb. 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Hannover-Altenbeker Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 30. Sept.

Bad Pyrmont.

Pferdebahn zum Salzbade u. Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.
Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt
Fürstl. Brunnen-Direction.

Bad Nauheim

Naturwarme kohlensäurereiche und **gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen** und **alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.**

Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bez. nach dieser Zeit. **Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. Jäger.**

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Albrecht Adam. (1786—1862.) Aus dem Leben eines Schlachtenmalers. Selbstbiographie nebst einem Anhange. Herausgegeben von **Dr. H. Holland.** Mit dem Bildniss des Künstlers von seiner eigenen Hand. Octav. VI u. 376 Seiten. Eleg. brosch. M. 5. — Eleg. geb. M. 6. —

Gregorovius, Ferdinand, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Erster Band. Vierte verbesserte Auflage. Grossoctav. XII u. 488 Seiten. Eleg. brosch. M. 9. —

Koser, Reinhold, Friedrich der Grosse als Kronprinz. Octav. 267 Seiten. Eleg. brosch. M. 4. — Eleg. geb. M. 5. —

Bei S. Hirzel in Leipzig sind soeben erschienen:

Kleine Schriften
von
GEORG CURTIUS.
Herausgegeben
von
E. WINDISCH.
Erster Theil:
Ausgewählte Reden und Vorträge.
Mit einem Vorwort
von
Ernst Curtius
und einem Bildnisse.
gr. 8. Preis geheftet: ℳ 3. —

Die in dieser ersten Abtheilung vereinigten Reden und Vorträge von Georg Curtius sind nicht vor näheren Fachgenossen, sondern vor weiteren Kreisen von Gelehrten und Gebildeten gehalten worden. Für solche und für die persönlichen Freunde ist diese Sammlung zunächst bestimmt. Während sich so dieselbe an ein grösseres Publikum wendet, soll der zweite Theil, welcher in kurzem nachfolgen wird, eine Auswahl der wissenschaftlichen Abhandlungen enthalten. Beide Theile sind einzeln verkäuflich.

Die Waldenser
und die
Deutschen Bibelübersetzungen.
Nebst Beiträgen zur
Geschichte der Reformation
von
Dr. **Ludwig Keller,**
Kgl. Staatsarchivar.
gr. 8. Preis geheftet: ℳ 2.80.

Die Technik des Dramas
von
Gustav Freitag.
Fünfte, verbesserte Auflage.
gr. 8. Preis geheftet: ℳ 5.—
Elegant gebunden: ℳ 6.50.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien:

Blutjung
und andere Erzählungen
von
E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. brochirt. Preis M. 3.

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen
Roman
von
Björnstjerne Björnson.
Deutsch von Wilhelm Lange.

1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis M. 4.

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben;* die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin S. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 4. September 1886. Band XXX.

SEP 21 1886

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die vermeintliche Zunahme der Verbrechen. Von Regierungsrath H. Zeller. — Wirthschaftspolitik im alten Florenz. Von Karl Jentsch. — **Literatur und Kunst:** Ruge's Geistesleben und politische Thätigkeit. Von Karl Blind. — Paul Bourget. Von Alfred Friedmann. — Ein Berliner Sittenroman. Besprochen von Albert Stern. — **Feuilleton:** Russische Künstler. Skizze von W. Garschin. Aus dem Russischen übersetzt von August Scholz. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Sommerabende in Berlin. Von Berolinensis. — Inserate.

Die vermeintliche Zunahme der Verbrechen.

Von Regierungsrath H. Zeller.

Alles statistische Material erhält zweifellos nur dann seinen richtigen Werth, wenn der Inhalt der ziffernmäßigen Angaben wissenschaftlich mit eingehender Kenntniß der Materie geprüft und objectiv erwogen wird. Ohne Erfüllung dieser Bedingung wird die Statistik stets ein zweischneidiges Schwert bleiben, eine Waffe im Dienste der Parteileidenschaften und Parteitendenzen. Um so mehr ist solches da der Fall, wo irgend ein Gebiet der statistischen Kunst noch an Mängeln und Lücken leidet, die das Hervortreten eines klaren Bildes erschweren. An solchen Unzuträglichkeiten leidet unzweifelhaft unsere Criminalstatistik, deren Lücken in agitatorischer Weise von denjenigen ausgebeutet werden, welche unter der Devise: „die Welt wird alle Tage schlechter" die Milde der Gesetzgebung für die angebliche Zunahme der Verbrechen verantwortlich machen und zur Heilung der socialen Gebrechen eine Verschärfung des Strafgesetzes und die Segnungen des Polizeistaates anpreisen.

Bei allen Krankheitserscheinungen besteht die erste Aufgabe des Arztes darin, das Vorhandensein einer Krankheit festzustellen. Sodann sind deren Ursachen zu erforschen und nach der Diagnose die Heilmittel anzuwenden. Unsere modernen socialen Heilkünstler schlagen, geblendet durch ihren zelotischen Eifer und die trügerischen Ziffern der Statistik, den entgegengesetzten Weg ein. Sie nehmen das Vorhandensein der Krankheit einfach an und kuriren getrost darauf los, auf die Gefahr hin, mit ihren Mitteln einen gesunden Körper krank, oder vorübergehende Krankheitserscheinungen zu chronischen Uebeln zu machen. Hierbei muß immer die Statistik herhalten, um ziffernmäßige Belege für die wachsende Immoralität zu liefern, denn mit Zahlen läßt sich bekanntlich trefflich streiten.

Dieser krankhaften Sucht gegenüber machen die Resultate der vom Geiste gewissenhafter Forschung getragenen wissenschaftlichen Erhebungen, wie sie u. A. das vortreffliche Werk des Geh. Ober-Justizrathes Starke: „Verbrechen und Verbrecher in Preußen, eine culturgeschichtliche Studie", — enthält, einen wohlthuenden Eindruck. Hiernach constatiren die geläuterten statistischen Feststellungen an Stelle der behaupteten Zunahme, eine beträchtliche Abnahme der Verbrecher und des Unwesens der Vagabondage, keine Verschlechterung, vielmehr eine Verbesserung der Sitten.

Eine der Hauptursachen der Unvollkommenheiten und Trugschlüsse der Criminalstatistik war die einfache Zählung der Verbrechen und Vergehen. Gezählt können nicht die strafbaren Handlungen und Uebertreter des Gesetzes werden, sondern nur die zur Anzeige gekommenen Strafthaten und die überführten Thäter. Hierdurch ist aber außerhalb der Bewegung der Criminalität liegenden Faktoren ein Einfluß auf die Zahlengruppirung gegeben, welche bei Sichtung und definitiver Feststellung des statistischen Materiales nicht zu übersehen. Es ist offenbar ohne Nutzen, die Procentzahl der verbrecherischen zur Gesammtbevölkerung in einmaliger Erhebung zu berechnen, denn man erlangt hierdurch nicht eine Aufnahme der Verbrecher, sondern nur der bestraften Individuen. Sodann sind diejenigen Schlüsse meist irrig, welche aus Verhältnißzahlen der verschiedenen Staaten unter einander gezogen werden. Denn es ist einleuchtend, daß manche der Gefahr der Entdeckung weniger ausgesetzt sind, als andere, z. B. die Meineide. Andererseits ist die Zahl derjenigen, welche einer Bestrafung wegen Mordes, Todtschlages, schwerer Körperverletzung und ähnlicher Delicte entgehen, eine minimale. Werthvoll sind die Resultate der Criminalstatistik aber nur durch die Möglichkeit der Vergleichung in verschiedenen Perioden, da nur die Beobachtung der Wellenbewegungen des Volkslebens in einem längeren Zeitraume ein völlig sachgemäßes Urtheil sichert. Die stetig rasch fortschreitende Zunahme der Bevölkerung, die dadurch hervorgerufene Verdichtung und Concentration mußte die Veranlassung zu Collisionen zwischen der Bevölkerung wie Gelegenheit und Versuchung zur Begehung rechtswidriger Handlungen vermehren und vergrößern. Ein wichtiger Factor liegt weiter darin, daß ein größerer Theil der Einwohner von den Conjuncturen des Handels und der Industrie abhängig geworden ist, welche aus den Schwankungen der Ziffern der Criminalstatistik stets ersichtlich sind. Wie seit dem Nothjahre 1847 eine eminente, mit 1855/56 endende Steigerung der Vergehen begann, so mußte sich auch die volkswirthschaftliche Krisis der neuesten Zeit, welche vor Allem die Masse der arbeitenden Bevölkerung traf und einen nicht geringen Theil der im Handel und Gewerbe Thätigen zu Erwerblosen machte, in einer Steigerung der Ziffern der Verbrecherstatistik äußern. Hierzu kommt die Thätigkeit der Polizeibehörden, welche nicht zu allen Zeiten eine gleiche war. Polizei und Strafjustiz haben sich vervollkommt. Wenn jetzt mehr Strafurtheile gefällt werden wie früher, so kann man hieraus nur den Schluß ziehen, daß weniger strafbare Thaten ungesühnt bleiben als in den Vorjahren. Seit 1854 ist trotz des Steigens der Bevölkerungsziffer das procentuale Verhältniß der Verurtheilungen zu den Freisprechungen im Wesentlichen dasselbe geblieben, gerade in der neuesten Zeit nimmt

Digitized by Google

die Zahl der strafbaren Handlungen ab. Eine absolute Zunahme ist ganz unerwiesen, womit alle Klagen über die sinkende Volksmoral in sich zusammenfallen. Mit Unrecht führen hiergegen einzelne mit schwarzseherischem Pessimismus kokettirenden Statistiker die zahlreichen Diebstähle in's Gefecht. Auch hier konnten die wirthschaftlichen Verhältnisse, der Nothstand der Bevölkerung, nicht ohne Einfluß bleiben. In den Jahren 1874—78, dem Höhepunkt der Krisis, waren die Eingriffe in das Eigenthum umfangreicher wie jetzt, mit dem Beginne des wirthschaftlichen Gesundungsprocesses sinkt auch die abnorme Höhe des Diebstahlbudgets, gewiß ein Zeichen dafür, daß die deutsche Volksseele in ihrem inneren Kerne nach wie vor eine ehrliche ist. Man übersehe weiter nicht die Ungleichmäßigkeiten des Vermögenszuwachses in den verschiedenen Einkommenklassen, die veränderte Lebensweise der Bevölkerung und die Thatsache, daß unser Leben stets complicirter wird und mehr Gelegenheit zu Collisionen mit dem Gesetze hervorruft. Mit jeder neuen Verkehrseinrichtung, wie bei den Eisenbahnen und Telegraphen, muß der Staat polizeiliche Anordnungen erlassen, welche das Publikum vielfach aus Unkenntniß übertritt, oft hierbei mit dem Aufsichtspersonale in Conflict kommt. Im Jahre 1838 wurden in Preußen die ersten drei Meilen Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam eröffnet; heute beträgt die Kilometerzahl über 20,000. Wie viel Straßenübergänge kommen nun auf jeden Kilometer, wie viele Schlagbäume sind neu errichtet worden, vie viele Contraventionen, Beamtenbeleidigungen rühren davon her. So ergibt sich eine Quelle der Vermehrung der Vergehen und Uebertretungen aus der Concentration des Verkehrs und dessen Entwickelung, die mit der Moralität als Ausgangspunkt der Beurtheilung gar nichts zu thun hat. Das stete Wachsen der Polizeiübertretungen liegt darin, daß jedes Jahr eine Unzahl von neuen Polizeiverordnungen in das Leben ruft, von welchen nur der kleinste Theil des Publikums Kenntniß hat. Wer fünf Mark Strafe gezahlt hat, weil er etwa bei den Angaben über die Berufsstatistik eine Formalität verletzte, wird in den Straftabellen mit aufgeführt und trägt unbewußt dazu bei, die Criminalstatistik trüber erscheinen zu lassen. — Man unterschätze endlich nicht den Einfluß der blutigen, rasch aufeinander folgenden Kriege, welche bei dem Systeme der allgemeinen Wehrpflicht das ganze Volk in allen seinen Schichten berühren mußte, und dessen Eintritt in die Ausübung politischer Rechte. Mit dem Pflichtbewußtsein des Einzelnen gegen den Staat ist auch das Selbstbewußtsein gewachsen und unter dem Einflusse der heftigen Wahlkämpfe in den weniger gebildeten Schichten oft zur Selbstüberschätzung ausgeartet. In den fortwährenden Erörterungen von Parteifragen liegt eine ununterbrochene Kette von Veranlassungen zu Reibungen, welche vielfach zur Selbsthülfe hinreißen. Hieraus erklärt sich die Vermehrung einzelner Vergehen der Beleidigungen, leichten Körperverletzungen und des Widerstandes. Bei der Zahl der jugendlichen Verbrecher übersehe man nicht die mangelnde Reife und die Flegelhaftigkeit des Alters. Leider ist die Ziffer der Meineide gewachsen; das ist eine der wenigen positiven Thatsachen, auf welche sich die Verlästerer unserer Zeit berufen können. Aber auch hier kommt man zu dem Resultate, daß auch der Schein trügt, wenn man die Ursachen der Steigerung richtig erforscht. Die Meineide haben einfach im Verhältniß der gesteigerten Anzahl der Processe und Untersuchungen zugenommen, unzweifelhaft äußerte hierbei die Bestimmung der Strafproceßordnung, wonach der Zeugeneid vor der Vernehmung des Zeugen abgenommen wird, einen nachtheiligen Einfluß. Eine Aenderung seiner Aussagen wird dem betreffenden Zeugen sehr schwer, wenn er weiß, daß sie eine Untersuchung wegen Meineides nach sich ziehen kann. Man ändere deshalb eine gesetzliche Bestimmung, welche in der Praxis fortwährend zu Mißständen führt.

Wie der Richter im Einzelfalle bei Zumessung der Strafe die Erschwerungs- und Milderungsgründe abwägt, so hat der Socialpolitiker und der Statistiker bei seinem Urtheile über die verbrecherische Gesammtrichtung einer Zeitperiode die Factoren, welche einen Einfluß auf das Volksleben äußern, mit in Anschlag zu bringen, die nackte Ziffer der begangenen Rechtswidrigkeiten bietet kein unparteiisches Bild; um zu einem richtigen Resultate zu gelangen, muß sich der statistische Nachweis auf die einzelnen Verbrechen, die Beweggründe der That und die Person des Thäters erstrecken. Wir werden bei einer solchen Prüfung finden, das das unaufhaltsame Vorwärtsschreiten des Menschengeschlechtes, wie die fieberhafte Bewegung auf allen Erwerbsgebieten, eine zunehmende Vergrößerung der Bedürfnisse und Schwierigkeit ihrer vollständigen Befriedigung, eine früher ungeahnte Verwickelung aller Lebensverhältnisse erzeugt. Der Kampf um das Dasein gestaltet sich immer härter, was den Einzelnen auch leichter und häufiger in Widerstreit mit den Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft bringen muß. Hier, und nicht auf dem Gebiete der Strafjustiz ist der Punkt, wo die Reformbestrebungen in erster Linie anzusetzen haben und zum Glück für die Gesellschaft haben dies erleuchtete Staatsmänner erkannt und Hand an die Besserung der socialen Verhältnisse gelegt. Sind aber einmal die begonnenen socialpolitischen Reformen in richtiger und umfassender Weise durchgeführt und läßt man ihnen Zeit, sich einzuleben, dann ergibt sich von selbst eine Besserung, ohne daß es hierzu der Verschärfung des Strafgesetzes, der Wiedereinführung der Prügelstrafe und anderer reactionärer Heilmittel bedarf. Den unnützen Klagen und dem spießbürgerlichen Rufe nach der „alten guten Zeit" wollen wir die Worte eines namhaften Culturforschers der deutschen Vorzeit entgegenhalten. Der berühmte Verfasser der Bilder aus der deutschen Vergangenheit, G. Freitag, äußert in der Vorrede zu diesem Werke: Vergebens sucht der Deutsche die gute alte Zeit! Auch ein frommer Eiferer, der Hegel und Humboldt als die großen Atheisten verdammt, auch der conservative Grundherr, welcher für die Privilegien seines Standes mit den Mächten der Gegenwart hadert, auch sie werden in eines der früheren Jahrhunderte zurückversetzt, zuerst in ein maßloses Staunen, zuletzt einen Schauder vor ihrer Umgebung empfinden. Was sie von jener Zeit begehren, das würde sie elend machen und was sie gedankenlos oder grollend von unserer Bildung empfangen, es würde ihnen so sehr fehlen, daß sie über den Mangel verzweifeln.

Wirthschaftspolitik im alten Florenz.

Von Karl Jentsch.

Realisten finden es höchst widersinnig, daß sich unsere Gymnasiasten mehr mit der Staatsverfassung von Sparta, Athen und Rom beschäftigen müssen als mit der deutschen Reichsverfassung; doch schon ein mäßiger Grad pädagogischer Einsicht nöthigt anzuerkennen, daß die alte Geschichte der kürzeste und sicherste Weg zum Verständniß neuerer Verhältnisse ist. Das Material, welches jene Städterepubliken der politischen Betrachtung liefern, ist seines mäßigen Umfangs, seiner Einfachheit und Uebersichtlichkeit wegen auch für den Anfänger faß- und merkbar, und doch enthält es die Vorbilder fast aller späteren politischen und wirthschaftlichen Gestaltungen; wozu dann noch kommt, daß es aus den klassischen Darstellungen zeitgenössischer Schriftsteller geschöpft wird. Ein junger Mensch, der unvorbereitet in das urwaldähnliche Gestrüpp moderner Gesetzgebung hineingestoßen würde, müßte die Klarheit des Denkens für zeitlebens einbüßen und das Orientirungsvermögen würde sich bei ihm niemals entwickeln.

Nicht weniger undurchsichtig ist das Mittelalter; doch finden wir in ihm zwei kleine Staaten, deren Geschichte beinahe dieselben pädagogischen Vorzüge darbietet wie die griechisch-römische, und deren einer wenigstens unserer Gegenwart näher gerückt werden sollte, zumal schon weil das Institut der Sklaverei fehlt, die Verwandtschaft mit unsern Zuständen hier größer ist, als dort. Florenz ist das mittelalterliche Athen, und Venedig — übrigens eine zu singuläre Erscheinung, um als Typus brauchbar zu sein — zeigt in seiner Staatsver-

Digitized by Google

fassung einige Züge von Sparta und in seiner Reichsgeschichte einige Züge von Rom.

Florenz, welches vielleicht zahlreichere und lebenskräftigere Culturkeime in die Welt gestreut hat als das päpstliche Rom und die mittelalterlichen Universitäten zusammengenommen, erfreut sich nicht nur einer großen Anzahl einheimischer klassischer Geschichtsschreiber, sondern auch eines sorglich zusammengehaltenen und wohlgeordneten Staats- bzw. städtischen Archivs, und was die Brauchbarkeit beider Quellen erhöht, das sind die zahlreichen statistischen Angaben: um die Begründung der statistischen Wissenschaft haben sich die Florentiner in hervorragender Weise verdient gemacht. Wer diesem edlen, hochbegabten und thatkräftigen Völkchen einige Aufmerksamkeit widmet, wird bemerken, daß sein Gemeinwesen „eine politische Hochschule und Versuchsstation" ersten Ranges gewesen ist, und daß namentlich unter den brennenden wirthschaftlichen Fragen der Gegenwart kaum eine sich findet, an deren Lösung dort nicht gearbeitet worden wäre.*)

Mit dem Feudalismus hat die Florentiner Bürgerschaft schon frühzeitig und sehr gründlich aufgeräumt; erst von der „unter spanischen Auspicien aufgerichteten" Mediceermonarchie ist sie wieder mit Majoraten und Fideicommissen beglückt worden. Die Traditionen des römischen Erbrechts und die Gewohnheit der toskanischen Feudalaristokratie, ihre Güter bis ins Unbegrenzte hinein zu theilen, erleichterten den Florentinern die Arbeit. Auch machte sich der Racengegensatz zwischen dem lombardisch-fränkischen Lehnsadel und der italischen Bauernschaft nicht mit solcher Schärfe geltend, wie z. B. in England zwischen der normännischen Ritterschaft und der angelsächsischen Bevölkerung: „Barone, Bischöfe, Aebte wetteifern, Statuten und Ordnungen zu erlassen, welche Person und Besitz vor der eigenen Willkür schützten, während die Barone Englands und Frankreichs, wo die Krone mit dem Erlaß von Statuten voranging, denselben als einer Beschränkung ihrer Macht ihren ganzen Haß entgegen setzten". Dazu kam, daß in Florenz, diesem „Geldmarkte Europas", die Naturalwirthschaft, zu welcher auch die Bezahlung in Form persönlicher Dienstleistungen gehört, sehr früh von der Geldwirthschaft verdrängt wurde, und daß seine blühende Industrie den Werth der persönlichen Arbeitskraft zum Bewußtsein brachte. „Durch den Staatsbeschluß von 1289 wurde zunächst nur der weitere Erwerb und die Veräußerung abhängiger Leute, Grundholden und Zinsbauern oder von Frohnden, Rechten und Leistungen, die mit der Freiheit der Person unvereinbar sind, verboten und verfügt, daß jedes derartige Rechtsgeschäft ungültig sein und die sofortige Freiheit des Hörigen zur Folge haben sollte." In den Motiven heißt es u. A.: „damit nicht die Ohnmächtigen und Gebrechlichen von den Magnaten und Mächtigen unterdrückt werden". Nach wenig mehr als 100 Jahren kam das Befreiungswerk zum Abschluß. Durch die Statuten von 1415 erfolgte „die zwangsweise unbedingte Aufhebung aller Leibeigenschaft und Zinshörigkeit, aller Gebundenheit an den Boden, aller Frohnden und Rechtsverhältnisse zwischen Privaten, aus welchen sich Verpflichtungen gegen die persönliche Freiheit ergaben". Es versteht sich, daß nicht Humanität allein diese Gesetze dictirte; der Wunsch reich werdender Bürger, die Lehnsaristokratie auszukaufen, wirkte kräftig mit. Auch begnügte man sich nicht damit den Bauer zu befreien, vielmehr wurden dem Feudaladel alle Gewaltthaten, deren er sich schuldig gemacht haben mochte, reichlich wieder vergolten. Unter dem Namen „Ordnungen der Gerechtigkeit" wurde vom Jahre 1293 ab eine harte Ausnahmegesetzgebung erlassen, welche die Adligen von fast allen Staatsämtern ausschloß und systematisch unterdrückte, ja den Adelscharakter zum Schimpf machte. „Bei schweren besonders qualificirten Verbrechen erfolgte durch Staatsbeschluß die Erklärung des Thäters zum Magnaten, welche zugleich seine Familie und Verwandtschaft mit traf." („Die Ordnungen der Gerechtigkeit in der florentinischen Republik" von Dr. C. Hegel.)

Die Bürger pflegten ihre Landgüter an Colonen auszutheilen. So bildete sich jenes System aus, welches Mezzeria (métayage, Halbwinnerschaft) genannt wird und zum Segen des Landmanns in Toskana noch heute besteht; denn dessen Lage ist überaus glücklich zu nennen im Vergleich zu jenem skandalösen Elend, in welchem die ländliche Bevölkerung des übrigen Italiens schmachtet. Auch in Hörigkeitsverhältnisse, wie dieselben im ganzen nördlichen Europa sich gerade vom 16. Jahrhundert ab auf's Neue befestigt haben, sind weder die Pächter noch die Tagelöhner des toskanischen Hügellandes je wieder zurückgesunken. Beide blieben persönlich frei und genossen Freizügigkeit innerhalb des kleinen Staatsgebiets; Contractbruch allerdings wurde bestraft. Der Entstehung von Zwergwirthschaften wurde durch gesetzliche Begünstigung des Ankaufs zerstreuter Parzellen zur Arrondirung, eigenmächtiger Ausbeutung und lüderlicher Wirthschaft durch Zwang zu gewissen Culturen, z. B. zur Anlage von Gemüsegärten, zur Pflanzung von Frucht- und Maulbeerbäumen vorgebeugt. Der Verkauf von Immobilien an Ausländer wurde bald erschwert, bald gänzlich verboten.

Mit diesem weitgehenden Liberalismus der Agrargesetzgebung contrastirt sehr auffällig die Engherzigkeit der Annonarpolitik. Von jenem Vorurtheile des Mittelalters und der folgenden absolutistischen Zeit, daß die Obrigkeit sowohl verpflichtet als auch im Stande sei, durch zwangsweise Reglementirung des Marktverkehrs für billige Verproviantirung des Volkes zu sorgen, vermochte sich selbst das hocherleuchtete Florenz nicht frei zu machen; und wenn, wie das auch dort gemeiniglich geschah, gerade die raffinirtesten und künstlichsten Zwangsveranstaltungen das Gegentheil des beabsichtigten Erfolgs bewirkten, so suchte man die Schuld nie in der Unzweckmäßigkeit der erlassenen Verordnung, sondern stets in dem Ungeschick oder dem bösen Willen der ausführenden Beamten. Weit entfernt von der Erkenntniß der Wahrheit, daß ein intelligenter und rühriger Getreidehandel der billigste Brotlieferant ist (so ungefähr drückt Roscher sich aus), sah man das Heil in der Fesselung uud Chicanirung dieses Handels, obwohl Einzelne den Zusammenhang durchschauten. Matteo Villani wenigstens versichert, er habe aus 55jähriger Beobachtung die Ueberzeugung gewonnen, daß Zwangsmaßregeln, anstatt die vollen Speicher zu öffnen, dieselben vielmehr verschließen und die Theuerung zur Hungersnoth steigern.

Was nun die Organisation der industriellen Bevölkerung anlangt, so sind die Florentiner Zünfte ungefähr das gerade Gegentheil von dem Ideal unserer heutigen Zünftler gewesen. „Die zünftige Organisation des Volkes war die Wurzel seiner Kraft, Ausgangspunkt und Stütze aller bürgerlichen Freiheit, die Grundlage der gesammten Verfassung der Republik! Daher der Eintritt in die Zunft ein politisches Glaubensbekenntniß, abgelegt für Volksregiment und Welfenpartei, und ohne Zunftmatrikel kein politisches Recht. Daher in den Innungen neben den eigentlichen Gewerbsgenossen die Vertreter der freien unzünftigen Geistesarbeit, die Träger der universellen geistigen Größe von Florenz." Um das vollkommen klar zu machen, wäre ein kurzer Abriß der florentinischen Verfassungsgeschichte erforderlich; doch versteht Jedermann ohne Weiteres, daß eine Körperschaft, der ein Dante oder Michel Angelo angehörte, anders ausgesehen haben muß als die Innungen, welche wir Heutigen in der Nähe zu beobachten Gelegenheit haben, und daß jene florentinischen Zünfte, deren „Consuln" und „Prioren" einen kleinen, aber von Geist übersprudelnden und mit seinem Einflusse halb Europa umspannenden Staat regierten, von spießbürgerlicher Beschränktheit frei sein mußten. „Ich theile nicht," sagt ein florentinischer Patriot, „die Ansicht solcher, die, weil die Florentiner Kaufleute sind, ihnen Adel der Gesinnung absprechen und sie für niedrig und plebejisch halten. Oft habe ich mich im Stillen gewundert, wie Leute, die sich von Kindheit an mit Wollenballen und Seidensträngen schleppen oder gleich Sclaven den Tag

*) Diese fragmentarische Skizze, welche dazu beitragen möchte, das Interesse rege zu machen, lehnt sich vorzugsweise an Dr. Robert Pöhlmann's von der Jablonowskischen Gesellschaft gekrönte Preisschrift an: „Die Wirthschaftspolitik der Florentiner Renaissance und das Princip der Verkehrsfreiheit"; Leipzig bei S. Hirzel, 1878.

Digitized by Google

und einen Theil der Nacht am Webstuhl und am Farbkessel ihre Arbeit zu verrichten pflegen, häufig, wo es Noth thut, solche Hochherzigkeit und Seelengröße bekunden, daß sie so schön reden wie handeln."

Allerdings mußte jeder, der sich zu dauerndem Gewerbebetrieb in Florenz niederließ, der betreffenden Zunft beitreten; aber wer möchte diese Nöthigung ungehörig finden? Ist es doch billig, wie es in den Statuten der Tischlerzunft heißt, „daß der, welcher am Genuß theilnimmt, die Kosten tragen helfe". Denn zu sonst nichts verpflichtete der Eintritt in die Zunft, als zu jenen Beiträgen, auf denen der Staatshaushalt beruhte. Allerdings hatten die Zünfte zunächst für Schutz und Unterstützung ihrer eigenen Angehörigen zu sorgen, sowie für die Güte der aus ihr hervorgehenden Fabrikate einzustehen; aber mehr und mehr wurden sie im Laufe der Zeit politische Körperschaften, welche die Grundlage für die Wahl der regierenden Behörden abgaben, den bewaffneten Schutz der Republik übernahmen, und sich zu den mannigfachsten Leistungen fürs Gemeinwesen verpflichteten. Außer den allgemeinen, übernahmen einzelne Zünfte besondere Leistungen (wie den Ausbau oder die Verwaltung von Staatsbauten, besonders Kirchen), welche an die athenischen Liturgien erinnern.

Die wirthschaftliche Freiheit des Einzelnen wurde durch den Zwang zum Eintritt in eine Zunft nicht im mindesten beeinträchtigt. Im Grunde genommen herrschte unbeschränkte Gewerbefreiheit: Jeder durfte jedes treiben. Zuvörderst war der Rahmen, in welchem der Zunftgenosse sich bewegte, so weit und bequem wie möglich. Nachdem die Zünfte ihre Vollzahl erreicht hatten, waren ihrer nicht mehr als 21, 7 größere und 14 kleinere. Die arti maggiori, deren Angehörige den popolo grasso bildeten, waren: 1. Richter und Notare; 2. die Tuchhändler, deren Zunft gewöhnlich Arte di Calimala genannt wird; 3. Wechsler; 4. die Arte della lana (Wollenzunft, welche 25 Untergewerbe umfaßt, außer den eigentlichen Tuchfabrikanten die Weber, die Spinner, die Woll- und Garnhändler, die Färber, die Tuchscherer u. s. w.); 5. die Seidenzunft (zu welcher merkwürdigerweise auch die Gold- und Silberschmiede gehörten, nach Pöhlmann wenigstens; A. von Reumont zählt sie in „Lorenzo il Magnifico" der Calimala bei); 6. die Spezeristen, Kurzwaarenhändler, Aerzte, Maler u. s. w. (dieser Zunft hat bekanntlich Dante angehört); 7. Kürschner. Die arti minori, welche den popolo minuto bildeten, waren: 1. Fleischer, 2. Schmiede, 3. Schuster, 4. Steinmetzen, 5. Leinenhändler, 6. Weinschänker, 7. Gastwirthe, 8. Victualien- und Oelhändler, 9. Gerber, 10. Panzerschmiede und Schwertfeger, 11. Schlosser und Kupferschmiede, 12. Riemer, 13. Tischler, 14. Bäcker.

Sodann wurde streng an dem Grundsatze festgehalten, daß ein Jeder Alles, dessen er zur Ausübung seines Gewerbes bedarf, z. B. der Tischler den Lack, selbst herstellen darf, so wie beliebige Gegenstände zu eigenem oder der Nachbarn und Freunde persönlichem bzw. häuslichem Gebrauch. Anliegen der kleinen Leute um Erlaß beschränkender Gesetze nach dieser Richtung hin (Statuten zu erlassen ohne staatliche Genehmigung war bei Strafe verboten) wurden von den regierenden Zunftmeistern „mit gebührender Ironie" als „subtil" oder dem Gemeinwohl schädlich zurückgewiesen.

Endlich, wollte man neben seinem ursprünglichen Gewerbe noch ein zweites, vom ersteren ganz verschiedenes betreiben, so brauchte man sich nur in die entsprechende Zunft aufnehmen zu lassen. Die Zugehörigkeit zu mehreren Zünften wurde durch Herabsetzung des Entrittsgeldes bei der zweiten, dritten u. s. w. erleichtert; die zünftigen Umlagen und Leistungen hatte man nur in einer Zunft zu tragen. Damit die Zunftmatrikel nicht zur Absperrung der Zunft und zum Ausschluß mittelloser Aspiranten gemißbraucht würde, war Erhöhung des ursprünglichen Satzes nicht gestattet.

Zum Eintritt in die Zunft war schlechterdings nichts erforderlich als die Zahlung der gesetzlichen Gebühr: weder Vermögensnachweis, noch Nachweis der ehelichen oder gar der freien Geburt (Unfreiheit existirte ja rechtlich nicht in Florenz) wurde gefordert. Vor allem will man nichts wissen vom Prüfungszwang. „Keiner," hieß es, „soll Richter, Notar oder Arzt sein, der nicht die gebührenden Prüfungen abgelegt, weil er mit seiner Unwissenheit das Publikum schädigen könnte. Anders beim Gewerbe! Hier schadet schlechte Arbeit Niemandem als dem Producenten selbst!" Nur bei Waffenschmieden und Schwertfegern machte man im Interesse der Wehrhaftigkeit des Staats eine Ausnahme. Keinem, der sich meldete, durfte der Eintritt verwehrt werden; als einziger Hinderungsgrund galt, wenn dem Petenten nachgewiesen wurde, daß derselbe „betrügerische Arbeit" angefertigt; doch wurde selbst diese Bestimmung nicht consequent durchgeführt. Auch bestand keine Vorschrift, welche die Ausdehnung des Gewerbebetriebes beschränkt hätte: jeder durfte so viele Gesellen oder Arbeiter beschäftigen, als er wollte oder konnte. Bestimmungen über die Lehrzeit erließen die wenigsten Zünfte; wo solche vorkommen, sind drei Jahre vorgeschrieben (in England gewöhnlich sieben!). Im Allgemeinen war das Lehrlingsverhältniß lediglich Sache privater Abmachung; gewöhnlich wird eine Kündigungsfrist festgesetzt (bei den Bäckern ein Monat), die aber beide Theile bindet; die Barbiere klagen einmal, daß die Lehrlinge häufig „revoltiren" und den Meister nach Belieben verlassen. Für den Eintritt in die Zunft wurde der Nachweis einer bestimmten Lehrzeit nicht erfordert; als Geselle brauchte man gar nicht gearbeitet zu haben. Ueberhaupt tritt schon im 14. Jahrhundert die Stufenfolge: Lehrling, Geselle, Meister, weit zurück hinter dem Gegensatze zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, wenigstens in den einen großen Theil der Bevölkerung umfassenden Zünften der Tuch- und Seidenfabrikanten, wo die kleinen Meister schon früh zu Arbeitern herabsinken, die sich des Druckes der Capitalsmacht um so weniger zu erwehren vermögen, als Coalitionen strengstens verboten sind.

Doch auch im industriellen Gebiete entrichtete das kluge und freiheitliebende Florenz dem mittelalterlichen Vnrurtheil seinen Tribut: vexatorische Reglements für den Marktverkehr, kleinliche Waarenschau (um gute Production zu erzwingen, nimmt die hohe Obrigkeit sogar den geistlichen Arm in Anspruch und läßt arme Spinnerinnen durch Androhung der Excommunication ängstigen) Zwang zur Fabrikation für den Staatsbedarf bilden eine fortwährende Pein für den Gewerbestand, hemmen die industrielle Entwickelung, erzeugen Verwirrung und führen zuweilen gefährliche Krisen herbei.

Wird man es für möglich halten, daß Florenz, die eigentliche Schöpferin des modernen Geldverkehrs, die Stadt der großen Banken und königlichen Kaufleute, gerade im Geld- und Handelsverkehr den reactionärsten Grundsätzen huldigte und die nach modernliberalen Begriffen bornirtesten Zwangssysteme ersann? Und doch ist es so. Das kanonische Wucherverbot wurde mit äußerster Strenge festgehalten, wenngleich die Gesetzgeber sich unaufhörlich gezwungen sahen, durch sophistische Nebenverordnungen dem Zinsverkehr Hinterthüren zu öffnen, und der Handelsverkehr wurde namentlich durch die zweckwidrigsten Zollplackereien „zum Schutze der nationalen Arbeit" bedrängt.

Die mancherlei interessanten Processe, welche der florentinische Bürgergeist in Fluß gebracht hatte, sind nicht sich selbst überlassen bis zu Ende verlaufen, sondern wurden gewaltsam abgebrochen durch eine Monarchie, welche ihrerseits in Abhängigkeit gerieth von den großen Militär- und Polizeistaaten des ancien régime. Aehnlich war vorher die Entwickelung Athens und Roms gewaltsam abgeschnitten worden. Eine äußere Macht, welche unsere heutigen Großstaaten in ihrer inneren Entwickelung stören und aufhalten könnte, ist nirgends in der Welt oder wenigstens auf unserer Erde sichtbar; durch keinen Schlag oder Stoß von außen werden dieselben der Mühe überhoben werden, die schwebenden wirthschaftlichen Fragen zu lösen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Ruge's Geistesleben und politische Thätigkeit.*)

Von Karl Blind.

I.

Vor Allem ein Geständniß! Es hat mich einige Ueberwindung gekostet, der ehrenden Aufforderung zur Besprechung dieses Buches, nachdem ich einmal angenommen, auch wirklich zu entsprechen. So viele alte Freundesgestalten tauchen da aus Hel's Reich empor, daß man sich tief traurig gestimmt fühlen müßte, brächte nicht jeder Tag seinen alle Kräfte anspannenden, neu anspornenden Kampf.

Was zu sagen wäre, kann auch zur Stunde nur halb gesagt werden. Spräche man's ganz aus, Mancher begriffe es heute erst recht nicht. Dazu handelt es sich um einen Mann, mit dem wir in großen entscheidenden Bewegungen manchmal zusammen gedacht und gewirkt, während sich bei ebenso folgenschweren Ereignissen unsere Wege schieden — um einen Mann, der, bei aller geistigen Schärfe, auffällig plötzlich und oft den Sprung von einem Lager in's andere vollzog, und dann jedes Mal gern mit launiger Schneidigkeit (um kein härteres Wort zu gebrauchen) wider die bisherigen Genossen anging — mit dem wir aber gleichwohl, ihn nehmend, wie er war, persönlich bis zu seinem Tode ein gutes Verhältniß unterhielten. Da ist es nicht leicht, bei Erörterung seiner Thätigkeit die Forderungen der geschichtlichen Wahrheit so zu erfüllen, daß die leise mahnende Stimme der freundschaftlichen Rücksicht nicht erstickt wird und man nicht den Anschein eines Rhadamanthys auf sich lädt.

Mit der Zusammenstellung des Briefwechsels und der ihm beigegebenen Tagebuchblätter hat sich der Herausgeber, Herr Paul Nerrlich, ein Verdienst in Sachen der Kenntniß der Zeitgeschichte erworben. Ganz wissen dies Verdienst vielleicht nur Diejenigen zu schätzen, deren Erinnerung wenigstens in den Anfang jener Vierziger Jahre zurückreicht, in welchen die treibenden Kräfte sich mit rasch zunehmender Macht entfalteten. Ohne Zweifel hat diese Sammlung Mühe gekostet, und ihr hat sich der Herausgeber mit Liebe unterzogen. Sein eigener Standpunkt mag aus der Einleitung erkannt werden. Nachdem er von Lessing und Hegel gesprochen, bemerkt er:

„Was aber Ruge betrifft, ist dieser nicht nur einer der drei großen und unsterblichen Vorläufer des zu erwartenden Messias, sondern nimmt als Nachfolger der beiden Andern das Problem da auf, wo es diese verlassen haben; in ihm hat also diese Entwickelung ihren Höhepunkt und vorläufigen Abschluß erreicht, und es folgen 1848 und Fürst Bismarck."

Und nochmals:

„In Ruge erreicht die von Hegel ausgegangene Bewegung vorläufig ihren Abschluß. Er ist das Ende unserer Theorie und bildet den Uebergang zur Praxis. Er ist der eigentliche Vater von 1848 und eben damit der Vorgänger von Bismarck; er verhält sich zu unserer Revolution ähnlich wie Rousseau und Voltaire zur französischen; mit derselben geschichtlichen Nothwendigkeit aber, mit welcher 1789 das Genie eines Napoleon gefolgt ist, erscheint als der legitime Erbe von 1848 das Genie eines Bismarck."

Dann wird erwähnt, wie Ruge allmählich, zum ersten Male anscheinend bei Gelegenheit von Louis Blanc's „Geschichte der Zehn Jahre", sich den Franzosen zuneigte und nun von der Gründung des „Universalstaates", sprach, „in dem alle Völker nur Provinzen sind". Hier sagt der Herausgeber:

„Also schrieb Ruge 1847 an Prutz; die erste Antwort auf diesen Brief war die Bewegung des folgenden Jahres, die zweite die Erscheinung Bismarck's."

*) Arnold Ruge's Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825—1880. Herausgegeben von Paul Nerrlich. Zwei Bände. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1886.

Solche Einfachheit der Vorgänge, solche Abschätzung des Verhältnisses der Persönlichkeiten zu den Ereignissen vermögen wir nun freilich nicht anzunehmen. Sehr wohl erinnere ich mich, in wie kleinem Kreise Ruge's philosophisch-politische Thätigkeit vor 1848 bekannt war. In's große öffentliche Leben ragte seine Gestalt nicht herein. Rednerische Gabe war ihm versagt. Im Jahre 1848 trat er nur wenig hervor. Als Führer von Volkserhebungen oder Mitwirkender daran — und darum handelte es sich 1848—49 immerhin — hat er sich nicht betheiligt.

Was Herr Nerrlich über den, heute nur zu wenig gelesenen Jean Paul sagt, dessen Einfluß auf ein vorhergegangenes Geschlecht so groß war, ist uns aus der Seele gesprochen. Auch die Hegel'sche Philosophie in Ehren! Doch schon vor und neben Hegel ist Einiges gedacht worden, was mächtig auf den Lauf der Dinge eingewirkt hat. Die Weltgeschichte, die Geschichte der geistigen Entwickelung der Menschheit setzt sich selbst in ihren scheinbar einheitlichsten Strömungen, in ihren gewaltigsten Durchbrüchen aus gar vielerlei, oft innerlich mit einander streitenden Elementen zusammen. Ist das nicht, wenn man schon einmal die Politik aus philosophischen Gedankenkreisen ableiten will — und damit wird doch nur ein sehr kleiner Punkt getroffen — in Frankreich gerade eben durch die Encyklopädisten und Voltaire einer-, durch Rousseau andererseits bewiesen; in Deutschland durch Hegel und Fichte?

Ich meinerseits vermag überhaupt nicht einer Anschauung zuzustimmen, welche gewissermaßen die Weltgeschichte an einem Abschnitte ganz neu beginnen läßt und dafür einen philosophischen Deus ex machina einführt. So revolutionär manchmal gehandelt werden muß, um in der Verfahrenheit der Zustände eine Lösung zu erzielen, so kennt doch die Geschichte des menschlichen Denkens, Fühlens und Wollens keine eigentlichen Sprünge. Wie die Unterschätzung, so ist daher auch die Ueberschätzung der einzelnen hervorragenden Geister zu vermeiden; denn sie bilden meist, bewußt oder unbewußt, eine Fortsetzung — wenn auch oft eine gewaltig in die Höhe gipfelnde — von nicht zu verachtenden Vorgängern. Und sie lernen von diesen manchmal mehr, als sie gestehen mögen. Schüler, die des Meisters Ansehen gern übertreiben, schneiden allerdings mit Vorliebe das hinter ihm Liegende ab, damit er auf um so erhabeneren Sockel gestellt scheine.

Hegel selbst hat sich in seiner „Geschichte der Philosophie" den erwähnten Zusammenhängen nicht verschlossen. Ich muß gestehen, daß, wenn ich mit Ruge auf diese Dinge zu sprechen kam, er mir den betreffenden Forschungen nicht zugeneigt, sogar mit ihnen nicht vertraut schien. Dieses geschichtliche Verfahren, so dünkte mir, war ihm fremd, zog ihn jedenfalls nicht an. Es störte seine Kreise, und ich brach dann gern ab. Um so mehr, da die Erkenntniß, daß wir in den Hauptfragen „nichts wissen können", doch zu tief bei mir saß, als daß ich an dem bloßen Messerspiel der Begriffe und ihrer Entwickelungen großen Gefallen hätte finden können.

Aus den vorliegenden zwei Bänden ergibt sich Ruge's stets rasch angeregte Persönlichkeit in seinen geistigen Strebungen, in seinem Familienleben, in seinen Beziehungen zum Staat und zu den großen Gesellschaftsfragen mit großer Lebendigkeit. Wo er nicht am sausenden Webstuhl der Zeit, mit ihren tausendfältigen Einschlägen, plötzlich das Getriebe glaubt anhalten und Alles aus einem Stift spintisirend erklären zu können, da schreibt er nämlich mit naturwüchsiger Frische und Derbheit. Letztere schlägt freilich oft in einen unerquicklichen Ton um, wo man den philosophisch abwägenden Geist vergebens sucht. Die beiden gegensätzlichen Stil-Arten laufen bei ihm leicht nah' im Raume neben, selbst durch einander. Bald fliegt er in olympische Höhen, bald steigt er in platte Tiefen herab; Alles im Verlauf von wenigen Zeilen. So wird der Eindruck ein sonderbar gemischter, gebrochener.

Ueberblickt man Ruge's ganze Wirksamkeit, so ergibt sich — gewissermaßen diesen schroffen Gegensätzen in der Schreibart entsprechend — auch eine eigenthümliche Gebrochenheit, Auseinandergerissenheit in seinen Zielen. Der anscheinend

Digitized by Google

so einheitlich in der philosophischen Auffassung vorgehende Denker wechselt den politischen Standpunkt merkwürdig oft, und zwar mit einer fast erheiternden Unbefangenheit, wie wenn es die selbstverständlichste Sache wäre. Dies findet bei ihm nicht etwa allmählich im Laufe der Jahre statt, wo es sich aus gradweiser Wendung in den Ansichten erklären ließe. Vielmehr springt er unvermittelt von einem Standpunkt auf den anderen über — meist unter plötzlicher Anknüpfung an äußere Ereignisse, oder in Folge gelegentlicher persönlicher Erlebnisse und Eindrücke.

So wird es ihm leicht, heute republikanisch zu wirken, gegen die Wrangel'sche Reaction anzukämpfen, um sofort nach dem Staatsstreich vom 9. November 1848 zu Manteuffel zu gehen! .... Er hat mir 1849 darüber ein merkwürdiges Geständniß gemacht. In Zeiten, wo es sich um Leib und Leben handelt, wo die Genossen, die auf Jemanden vertrauten, durch die Kenntniß eines derartigen Schrittes leicht in den gefährlichsten Grimm versetzt werden, verfuhr Ruge da gegen alle Kampfregeln einer Partei.

Völlig unbefangen schreibt er am 29. December 1848 an Nauwerck, das Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung:

„Es ist die höchste Zeit, daß man alle Antipathien bei Seite setzt, und daß selbst die äußerste Demokratie sich der preußischen Tyrannei anschließt ..... 1) Manteuffel sieht wohl ein, daß der Putsch vom 9. November ein großer Fehler war. Die rothe Monarchie ist in diesem Ministerium noch nicht zur Regierung gekommen ..... 2) Die Dynastieen haben Vertrauen zu Friedrich Wilhelm IV. wegen des 9. November. — Unterstützen wir doch diese Weisheit! ... Ihr müßt allen Theoricen zum Trotz die erbliche Suprematie*) Preußens beschließen. Das ist ein herrliches Ferment."

Ein paar Monate nachher, im Mai 1849, ist er dann in Baden wieder mit Herz und Seele auf der republikanischen Seite. Da schreibt er:

„Also die Theilnahme der Soldaten für die Revolution ist eingetreten. Dieselben Männer, die gegen die Republikaner gefochten, haben jetzt eine republikanische Bewegung gemacht. Das ist ein gutes Beispiel. Es müßte in Preußen nachgeahmt werden."

Weiter:

„Ich sagte ihm (dem Haupte des regierenden Landes-Ausschusses in Karlsruhe), wir müßten uns auf die republikanische Partei in Frankreich stützen und durch sie die Intervention der Preußen verhindern; auch Waffen und Zuzug aus dem Elsaß müßten wir zu bekommen suchen. Es sei eine Sache der Republik, nicht der Nationalität .... Das Nächste sei aber immer die Lähmung Preußens durch unseren Anschluß an die französischen Republikaner."

Hier hieb Ruge nach der, seiner früheren Haltung ganz entgegengesetzten Richtung stark über die Schnur. In den späteren Jahren wiederholte sich dies öfters. Es war ihm zur zweiten Natur geworden, oder vielmehr seine Natur war so. Ich habe deshalb manches bittere Urtheil über ihn von früheren Kampfgenossen vernommen; u. A. von Mitgliedern der deutschen Nationalversammlung — auch von Ledru-Rollin und Mazzini, mit denen zusammen er Mitglied des „Central-Europäischen Demokratischen Ausschusses" in London gewesen war. Die Leichtigkeit, mit der er zu einem bisher heftig bekämpften Gegner überging, und sich nach einer für diesen nachtheiligen Wendung wieder bei den alten Genossen einstellte, zerstörte alles Vertrauen.

„Republik — Negation des Christenthums — Revolution" waren seine Schlagworte im Anfang der Vierziger Jahre gewesen. Wenige gingen ihm weit genug. „So hat Kant," schreibt er an Stahr, „nie seinen Republikanismus, Hegel nie seinen Atheismus rein herausgesagt." Ueber Kant war er indessen ganz im Irrthum; dieser hat seinen Republikanismus rein herausgesagt.

Bruno Bauer erkannte er immerhin als den „Robespierre der Theologie" an. Von Max Stirner's: „Der Einzige und sein Eigenthum" — ein Werk, dessen Eindruck mir lebhaft im Gedächtnisse steht — schreibt Ruge im December 1844, obwohl er nicht mit Allem darin einverstanden ist:

„Die Wirkung des Ganzen kann nur befriedigend sein .... Man müßte das Buch souteniren und propagiren. Es ist eine Befreiung von der dummsten aller Dummheiten, der »socialen Handwerkerdogmatik«, diesem neuen Christenthum, das die Einfältigen predigen und dessen Realisirung ein niederträchtiges Schafsstallleben wäre."

An Stirner gefällt ihm, daß er „sich von Feuerbach durch das Aufgeben auch der Theologie des Humanismus unterscheidet". Wiederum nennt er (Nov. 1844) Stirner's Werk „ein sehr geistreiches Buch". Es und Heine's Gedichte sind ihm „die bedeutendsten Erscheinungen der letzten Zeit".

Dagegen schreibt er schon im März 1847 an Kuno Fischer:

„Rößler hat Ihnen Stirner's Antwort gebracht. Der Mohr ist unzurechnungsfähig. Es ist gewiß gut, wenn Sie Stirner in einem Briefe anworten und ihn über seine Hauptdummheit noch einmal gründlich stolpern lassen. Vorzüglich verdrießlich ist es diesen Leuten, wenn man ihren Mangel an Genialität und Witz nachweist ..... Auch die dumme Stufenleiter des Fortschritts der Philosophie durch Strauß, Bauer, Feuerbach, Stirner, Individuum ist eine fixe Idee in diesen Köpfen. Sie verwechseln die theologische mit der philosophischen Bewegung oder auch die Praxis der Willkür mit der Praxis der Freiheit."

Und nochmals an Kuno Fischer:

„Ihre Polemik gegen Stirner habe ich mit großem Vergnügen gelesen."

Gegen die Communisten finden sich viele Stellen bei Ruge. Einem englischen Freunde schreibt er dagegen 1858, bei Gelegenheit eines Urtheils über ein Werk der Forschung nach dem Ursprunge und Werden der Sprache:

„Sie theilen diese Meinung mit manchen deutschen Philologen, wie Sie die Irrthümer über Socialismus und Communismus mit Ihren Landsleuten theilen, die geborene Sklavenhalter sind und daher vor jedem Princip erschrecken, welches der Sklaverei gründlich zu Leibe geht. Le socialisme fera le tour du monde".

Das erwähnte Werk (K. F. Becker's „Organismen der deutschen Sprache") nennt Ruge „ein sehr schönes, gründliches und trefflich geschriebenes, dessen Mangel aber gerade die letzten Principien sind, weswegen die Vergleichung der Sprache mit dem Organismus in's Mystische spielt". Auch meinte er: ohne Hegel hätten solche Bücher, wie dieses, nicht hervorgebracht werden können.

Schon die Arbeiten des indischen Sprachgelehrten Panini, der mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung lebte, sprechen gegen letztere Meinung. Im Uebrigen hatte Ruge eine augenfällige Abneigung gegen die tiefere naturwissenschaftliche Richtung. Der Darwin'schen Lehre war er ganz entschieden abgeneigt. Er wiederholt auch den Irrthum von der „Abstammung vom Affen", was bekanntlich eine unrichtige Wiedergabe der Ansicht Darwin's ist, und nicht auf genaue Kenntniß schließen läßt.

Ueber Max Müller schreibt Ruge einmal kurzweg mit der Kraßheit, die in seinen Urtheilen über Männer von Bedeutung so unerquicklich zu Tage tritt: „Max Müller ist ein N . . ." (Der Herausgeber läßt die drei unzweifelhaften Buchstaben weg.) So hatte Ruge früher einmal geschrieben: „Es ist eine Schmach, daß Menschen wie Gutzkow und Laube nur existiren." Später schickt er Max Müller doch sein „Poetisches Tagebuch" und schreibt an Grece, der aus dem abgezogenen Wolkenkukuksheim der reinen Philosophie in die naturwissenschaftliche Richtung verfallen war: Max Müller habe schon ganz richtig mit Heraklit's großem Princip „dem Darwinismus seine Unmöglichkeit nachgewiesen".

II.

Wer sich der Zustände vor 1848 erinnert, der wird an Worte der Entrüstung keinen allzu genauen Maßstab anlegen, auch wo Uebertreibungen und Ungerechtigkeiten mit unterlaufen. Allein Ruge that manchen gefährlichen Fehlgriff.

*) Seine eigenen Unterstreichungen.

Digitized by Google

Nehmen wir es hin, daß er, uneingedenk so mancher Edeln, die 1813 geblutet, an Stahr 1844 wegwerfend über das „Schafblut der Freiheitskriege“ schreibt. Dann sagt er:

„Das Vaterland ist die Fahne des Zwiespalts der Völker; die Freiheit ist das Zeichen ihrer Versöhnung. Die Fichtische Beschränktheit hat ein Ende“. (!)

Er nennt Fichte den „Vater dieser Beschränktheit“. Er meint in einem Briefe aus Paris:

„Es werden sich neue Fichte's finden, die ebenso schlechte Reden über die Freiheit halten und ebenso schlechte Resultate haben .... Hättet Ihr doch Napoleon behalten!“

Und an Prutz 1846:

„Wie kannst Du nur bei dem Köder der Reaction, dem Patriotismus, bleiben, an den doch jetzt kein Mensch mehr beißen sollte! Wie kannst Du den Strick lieben, an den sie Dich aufhängen wollen?“

Von diesem übertriebenen Standpunkte, der allen Feinden Deutschlands recht wohl gefiel, obwohl sie für sich nicht darnach handelten — von dieser, alle wirklichen Verhältnisse mißachtenden Auffassung ist dann Ruge wiederholt in das äußerste Gegentheil, in ein räumlich eng beschränktes Preußenthum zurückgefallen, bei welchem er wiederum die deutsche Nation als solche preisgab. „Die Grenzen sind keine Principien“, sagte er öfters. Die Franzosen, die Dänen, die Italianissimi, auch die Russen waren, soweit Deutschland dabei in's Spiel kam, ganz damit einverstanden.

Er begriff nicht, daß man ein Volk nicht zur Selbstbefreiung heranzieht, indem man es unablässig „niederträchtig“ nennt — wie er es brieflich, in öffentlicher Rede und Schrift that. Er sprach von dem „altdeutschen Kram“ und meinte die verstockten Feinde der Freiheit am Besten dadurch zu bekämpfen, daß er unsere ganze Vergangenheit, von den Deutschen des Tacitus an, in Einen Topf der Verdammung warf. Hätte er die Geschichte und das Schriftthum unserer Vorzeit besser gekannt, so würde er dort manche gute, für die Wiedererhebung Deutschlands verwerthbare Waffe gefunden haben. Er legte einst gern den Ton auf Preußens Bestimmung als eines protestantischen Staates. Er hätte wissen sollen, daß unsere Minnesinger, 300 Jahre vor Luther, wider das Papstthum und für die weltliche Reichsgewalt in nicht minder scharfer Sprache gestritten hatten, als Luther selbst. Die deutsche Eidgenossen-Zeit und der Bauernkrieg, Hans Sachs und so mancher andere Dichter hätten ihn lehren können, wie viel Starkes und Tüchtiges im „altdeutschen Kram“ vorhanden war.

Allein sein Grundwesen war, wenn man genau zusieht, mit demjenigen der philosophisch Aufgeklärten verknüpft, welche der ersten französischen Staatsumwälzung vorhergegangen waren und für geistige Befreiung Treffliches geleistet hatten, sich aber trotz politisch freisinniger Sprache doch gern an einen Fürsten und seine Macht anschlossen. Daraus entwickelt sich leicht eine Serenissimus-Politik mit „erleuchtetem Despotismus“; und das entspricht glücklicherweise nicht der ursprünglichen Sinnesart unseres Volkes. Selbst Uhland's Art ist da vorzuziehen.

Was man auch von Becker's Rheinlied dichterisch halten mag, eine gute Wirkung hat es seiner Zeit geübt. Wenig angemuthet fühlt man sich, wenn Ruge aus Paris schreibt:

„Gestern traf ich im Palais royal einen Kölner Bildhauer, der mir Nicolaus Becker und Menzel zeichnen will, um sie in den Charivari zu setzen. Er konnte den N. Becker aus dem Kopfe zeichnen, ein köstlicher Kopf, der die deutsche Dummheit und die Dummheit des bornirten Deutschthums sprechend darstellt.“

Nun, die Bornirtheit bestand nur darin, daß wir uns durch die Franzosen nicht auch noch das andere Stück Rheinland wollten rauben lassen. Nichts hat — ich weiß es aus Erfahrung — die frechen Raubgelüste mehr gestachelt, als die Zuträgerei von Deutschen auf französischem Boden. Wenn die anscheinend Besten unter diesen Solches thaten: wie sollte man französischerseits nicht glauben, mit den „dummen Deutschen“ leicht fertig werden zu können?

Der Philosoph aber hätte sich sagen dürfen, daß Frankreich wiederum auf die Eroberungsbahn werfen zu helfen, eigentlich so viel bedeutete, wie die Völker gegen einander hetzen und den Fortschritt hüben und drüben hemmen.

Ich habe mit Ruge gelegentlich im Freundeskreise in der Verbannung einen Strauß darüber ausgefochten, daß er die Grenzen, weil sie „keine Principien“ seien, beliebig preisgeben wolle. Es kam ihm, wenn er in der preußischen Richtung segelte, nicht darauf an, ganz Süd-Deutschland („die Schwaben,“ wie er gern sagte, und doch war selbst Hegel ein Schwabe) einfach in den Grund zu bohren. Der deutsche Staat sollte dann lediglich aus dem Norden bestehen — wohl auf Grund jener „Demarkationslinie“, welcher einst „Jena“ folgte. Ich meinerseits hielt dies ohne Umschweife für Landesverrath. Bei diesem, einmal gefallenen Worte sprang der Freund wie betroffen auf. Doch mit der ihm eigenen guten Laune setzte er sich gleich gemüthlich wieder.

Um solchem Gespräch eine scherzhafte Wendung zu geben, erinnerte ich ihn einmal daran, daß die Schwaben doch eigentlich von Nord nach Süd gewandert seien; daß die Rugen oder Rugier ihre starke Spur in Bayern und Oesterreich zurückgelassen haben, bis in die dumpfe Aussprache der Selbstlauter hinein, die ihm selbst sehr stark anhaftete, und die sich, der Geschichte entsprechend, ebensowohl im äußersten Norden, wie im Süden unseres Vaterlandes findet. Doch für diese Dinge hatte er wenig Sinn.

Ueber Schleswig-Holstein konnten wir ebenfalls nicht einig werden. Er spricht im Jahre 1849 von dem „unsinnigen Holsteiner Kriege“. In dem Kriege von 1863—64 sah er nichts als den „Herzog von Augustenburg und die Schleswig-Holsteinischen Junker“. Viele Jahre hindurch bemühte ich mich, im Verein mit deutschen Freunden in England, theils durch Schriften nach Deutschland hin für Abschüttelung der dänischen Fremdjochsschmach zu wirken, wie wir dies schon in den Kämpfen von 1848 gethan; theils die öffentliche Meinung Englands zu beeinflussen, seinen Staatsmännern, seinen Parlamentsmitgliedern, seinen Gesandten, seinen Schriftstellern das deutsche Recht auseinander zu setzen, damit im entscheidenden Augenblicke nicht der Dreizack sich wider uns erhebe. Bei Ruge fand ich leider kein Verständniß dafür.

„Du kannst es ja, wenn Du willst,“ sagte ich ihm, „als eine norddeutsche Frage auffassen. Wir sind freilich im Süden, nach dem Waffenstillstande von Malmö, unter den Klängen des Schleswig-Holstein-Liedes im Schwarzwald in's Treffen gegangen!“

„O diese hochmüthigen schleswig-holsteinischen Junker mit ihren Kanonenstiefeln! Ich erinnere mich ihrer nur zu gut von der Universität her.“ Das war Ruge's Antwort. Solche unbedeutende, veraltete Eindrücke waren öfters bei dem Manne entscheidend, der sonst die Dinge aus so großem Gesichtspunkte behandeln wollte.

„Der deutsche Geist, so weit er zum Vorschein kommt, ist niederträchtig,“ schrieb Ruge an Marx 1843. „Ich schäme mich noch, einem Volke von so geringer Fähigkeit anzugehören,“ schrieb er in demselben Jahre an Fleischer, und erklärte sich im Namen des Liberalismus und der herrschenden Generation auf's Vollständigste niedergeschlagen. Das war nach einer unliebsamen persönlichen Erfahrung in Sachsen. Immer stellte er, uneingedenk der geschichtlichen Zerrüttungen, durch welche die deutsche Nation gegangen war, allzu hohe Forderungen an die Masse, und wurde, wenn nicht gleich Alles gut ging, er aber darunter litt, schnell unwirsch.

„Die Deutschen sind eine Nation von 44,000,000 Kanaillen!“ schrieb er nach der schweren Niederlage von 1849 an ein amerikanisches Blatt. Dabei übernahm er die Vertretung Deutschlands im Central-Europäischen Demokratischen Ausschusse!

Auf einer bei Beginn des Krim-Krieges in London gehaltenen Versammlung zur Erinnerung an die polnische Erhebung von 1830, sprach ich ihm, ihn vorher einen Augenblick auf die Seite nehmend, freundschaftlich dringend die Erwartung aus: daß er als Redner vor den Polen, Russen,

Digitized by Google

Engländern, Ungarn, Franzosen, neben denen er auftreten sollte, unseres Volkes in würdiger Weise gedenken, nicht aber so beschimpfende Worte wiederholen werde, wie die erwähnten. Ruge stieg auf die Rednerbühne, verspottete nochmals die „große Nation von vierundvierzig Millionen mit all' ihren deutschredenden Dörfern" und sprach von den „nationalen deutschen Narren". Er mischte auch Holstein in dem oben genannten Sinne hinein, weil ja Wrangel dort gegen die Dänen gekämpft hatte. Schließlich rief er aus: Die demokratische und sociale Republik allein hat kein geographisches, kein Gebiets-Interesse — nur ein menschliches".

Es versteht sich von selbst, daß die Redner aus Polen, Ungarn, Italien, Frankreich, selbst Rußland ganz anders von den Völkern, denen sie angehörten, sprachen und über der Bitterkeit ihrer persönlichen Erlebnisse nicht vor Fremden die Würde ihrer Nation außer Acht ließen.

Man vergleiche nun damit Ruge's wohlwollende Stellung zu den, über alle Maßen nationalen, panslavistischen Bestrebungen. Er sagt über Bakunin, welcher 1848 auf's Eifrigste für dieselben wirkte, und mit dem er lange im engsten Verkehr stand:

„Für seine Zwecke hatte er (Bakunin) einige Russen um sich versammelt; mit den Czechen war er in Verkehr getreten, und es war beschlossen worden, daß in Prag (1848) ein Slavencongreß sein sollte, damit ihre verschiedenen Stämme sich mit einander verständigen könnten. Ich interessirte mich für den Plan, dem damals die Wendung nach Rußland und der Particularismus gegen Oesterreich noch nicht anklebten, der vielmehr das Recht der Freiheit für die Polen und die übrigen unterworfenen Slavenstämme hervorkehrte."

Die Spitze des Slavencongresses zu Prag war gegen Deutschland gerichtet. Das wußte Jedermann im Jahre 1848. Der „Particularismus gegen Oesterreich" klebte dem Plane nur insofern nicht an, als die Urheber des Entwurfes gern Oesterreich und Ungarn mit Haut und Haar in die slavische Pfanne gehauen hätten. Trotz der durch die Geschichte und die verschiedenartigste Sprachentwickelung erzeugten Gegensätze innerhalb des Slaventhumes (man konnte sich in Prag schließlich nur mittelst der deutschen Sprache verständigen!) sollten „alle slavischen Dörfer" von Moskau bis Prag — Mancher dachte sogar vielleicht bis zu den Wenden im Spreewalde — in ein großes Vorderrußland zusammengefaßt werden. Selbstverständlich mußte ein Deutscher da mitmachen.

In Gegensatz zum panslavistischen Lager stellte Ruge, wie er sich oft ausdrückte, das „großdeitsche". So 1863, wo er „noch manches Glas Wein mit Bakunin trinken" will, „ehe die beiden feindlichen Lager sich gegenübertreten." An den Ausdrücken: „Großdeitsche", „Die Deitschen unsere Prieder", die „Schwobe" ꝛc. hatte Ruge besonderes Gefallen. Sie kehren in seinen Briefen oft wieder — namentlich 1866, wo er im Gegensatze zu Freiligrath und Anderen dem „Bruderkriege" das Wort redete und deshalb die „Großdeitsche" und „Schwobe" zu verspotten suchte. Er meinte: „Der Bruderunsinn müsse in Strömen von Blut ersäuft werden." Auch „Bierunsinn" wurde die Gesinnung genannt, welche nicht vor dem in West und Ost lauernden Feinde unser Vaterland zum Schlachtfelde eines inneren Krieges zwischen Nord und Süd wollte gemacht sehen.

So tief wurzelte bei ihm der Haß gegen Oesterreich, daß er 1867 es als einen ernstlichen Schaden betrachtete, wenn Deutschland (d. h. damals Preußen) „auf ein Bündniß mit Oesterreich zurückkommen wollte." Er „wünsche vielmehr, daß Oesterreich und Rußland sich verbünden, und daß Preußen bei Italien bleibt." Er verstand nicht, daß Deutschlands Sicherheit, sein ganzer Bestand, durch ein Bündniß zwischen Oesterreich und Rußland, dem ein solches mit Frankreich folgen könnte, tief bedroht wäre. Fürst Bismarck hat bekanntlich eine andere Politik befolgt, als Ruge sie da empfahl; und er befolgt sie glücklicherweise noch.

Von dem Spotte über „Großdeitsche" und „Schwobe" hätte Ruge die Geschichte unseres Vaterlandes, dessen Reichskraft einst wesentlich im Süden lag, hätte ihn auch die Geschichte unserer geistigen Bewegung von Alters her bis zu Schiller und Hegel abhalten können. Auf Goethe, den Franken, gab er freilich ebenso wenig, wie auf die „Schwobe".

Noch 1871 schreibt er an A. Stahr:

„Du wirst sehen, daß ich der Götzendienerei mit dem alten Goethe sehr abhold bin. Bei Lebzeiten wurde er verzogen und machte sich vielfältig unnütz, und nach seinem Tode sucht man nun noch alle seine Schwächen zu Tugenden zu stempeln. Auch Du hast ihn etwas zu sehr mit der Sammetbürste gestreichelt, obgleich es eigentlich keine schlechte Politik ist, einen zu loben, indem man das Blamabelste von ihm erzählt."

Mir selbst hat Ruge über Goethe noch wegwerfender gesprochen. Ebenfalls im Jahre 1871 schreibt er an Stahr:

„Ich kann wohl zufrieden sein, denn ich habe immer auf Einheit des „außerösterreichischen Deutschlands" gedrungen und bin durchaus nicht auf die »deutsche Brieder in Estreich verfesse«."

Wenn wir anfangen wollten, uns nach „deitsch", „doitsch", „daitsch" oder „dütsch" zu scheiden, so wäre der Spaltungen wohl kein Ende. Ruge selbst war sich nicht bewußt, wie fremdartig, fast unverständlich, seine Aussprache mancher Wörter anderen Landsleuten klang. Dies wurde von Vielen bemerkt, als er einmal in London einen Vortrag im Deutschen Turnverein hielt. Daß sich in den Mundarten der von ihm als „Schwobe" zusammengefaßten süddeutschen Bevölkerung eine (die fränkische) befindet, welche der niederdeutschen Zunge sehr nahe steht, und daß kein „Schwob" — sei er Franke, Alemanne, Schwabe oder Bayer — wie Ruge spöttelnd schreibt: „dasch" (für „das") sagt, war ihm auch nicht bekannt.

Es ist immer peinlich, bei einem philosophisch gebildeten Geist auf die allergewöhnlichsten Vorurtheile zu stoßen. Diesen Eindruck macht in unerfreulichster Weise das fast endlose Angehen Ruge's gegen die — Juden.

Ruge will nach Paris gehen, um Ludwig Simon zu sehen.

„Hab' aber dummer Weise die Adresse in Brighton liegen lassen und kann mich auf den verwünschten Juden nicht besinnen, bei dem er ist, obgleich ich mich sehr gut erinnere, daß es ein ganz landläufiger Mauschelname ist."

„Das personificirte Universum des albernen Juden," heißt es in einem anderen Briefe. Auch wir geben die aus Judäa gekommene Mythologie bereitwillig drein: doch der Philosoph mußte sich sagen oder wissen, daß das „personificirte Universum" sein Gegenstück in der Gedankenwelt auch nicht-jüdischer Völker hat. „Zusammengemauschelt" ist wiederum das von Ruge beliebte Wort für die durch Paul Lindau herbeigeführte Mitarbeiterschaft einer Anzahl bekannter Schriftsteller an der „Gegenwart".

Dieses Tones ist Ruge leider nie losgeworden. Er geht auch durch den vorliegenden Briefwechsel, in welchem mit „Eseln", „Narren" ꝛc. gegen hervorragende Männer umhergeworfen wird. Doch widersprechen sich die Urtheile über solche Männer — gleichwie es mit Ruge's Haltung auf politischem Gebiet der Fall ist — je nach Umständen auf's Unvereinbarste. „Daß ein Widerspruch in allen Dingen sei, ist leicht einzusehen," schreibt Ruge an Grece. In seinem eigenen Briefwechsel und in seiner Wirksamkeit hat sich dies über die Maßen erfüllt.

Beiläufig bemerkt: um den in allen Dingen befindlichen Widerspruch zu erklären, setzt Ruge hinzu:

„Hier haben Sie Schwarz auf Weiß. Jetzt lesen Sie es. Wäre es ganz dasselbe Weiß auf Weiß, so wäre es keine lesbare Schrift; und Lesen ist das Auflösen der fixirten Gedanken in flüssige Gedanken."

Sollte er wirklich den inneren Widerspruch der Dinge so mechanisch sich vorgestellt haben? Die bloße Erinnerung an die chemische Tinte hätte ihn davon abhalten können.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Paul Bourget.

Von Alfred Friedmann.

Wenn man des Mittags im Sonnenglanze, des Abends im Scheine des weißen electrischen Lichtes die Prachtsäle der Jubiläumsausstellung hinschreitet, und die Gemälde ein wenig für den eigenen Gebrauch zu catalogisiren sucht, muß es einem auffallen, wie viel Talent und Kraft hier an traurige, unerquickliche Stoffe gewendet, verschwendet ist. Wo viel Licht, viel Schatten! Da zeigt sich uns Schiffbruch, Noth, Todeskampf, Armuth, Elend, Verzweiflung auf all den breiten Flächen, die einst fröhlicher, blaublühender Lein und Flachs waren. Wer möchte sich das „Sorgenkind" in seinen Salon hängen? Ein krankes, nacktes Wesen, an dessen Rücken der Arzt lauschend das Ohr hält, während die Mutter angstvoll auf dem Sopha dem Urtheilsspruch entgegenharrt. Oder den ewigen „Doppelselbstmord" jener mit einem Strick verbundenen Lebensmüden, die immer und nie in die zu ihren Füßen brandende See springen. Oder jene todte häßliche alte Frau, die in ihrem Bette liegt, von einem Strahl beleuchtet, einen blauen Hund wie einen Alp auf dem Bauche tragend. Wer möchte immer die todte Frau, den heulenden Hund hören, sehen!? Oder Werenskiöld's „Begräbniß"? Häßliche Bauern über einem frisch geschlossenen Grabe? Oder die im Bauernstübl weinende Frau des Wilderers, der im Nebenzimmer auf dem Todenbette liegt? Oder die im Feuer verunglückte alte Sennin, der ein Geistlicher die letzte Beichte abnimmt, in gewitterdurchzogener Gebirgslandschaft? — Einer ähnlichen Sucht, das Unerquickliche zu verewigen, begegnen wir in der gegenwärtigen Literatur. Es scheint, als ob die Kunst ganz uneingedenk geworden sei ihrer Aufgabe, zu erheben, zu befreien, aus den dumpfen Thälern einer uns genugsam gefangen nehmenden Wirklichkeit in die Aetherhöhen zu entführen. Es scheint mir dies so wenig das Verlangen nach einer Tendenz in der Kunst zu involviren, wie bei dem Postulat: „Der Mensch soll athmen", von einer solchen die Rede sein kann. Und auch bei der sonst so heiteren französischen Literatur herrscht die Lust und Laune, uns die Nachtseiten des Lebens aufzuführen, vor. Die Schatten von 1870 liegen noch schwer auf dem lustigen Frankreich. Dem naturalistischen Roman, der noch in der Mode ist, droht der psychologische Roman ein gefährlicher Gegner zu werden. Beide Gattungen, die übrigens nicht allzustreng zu trennen sind, dürfen keineswegs den Anspruch absoluter Neuheit erheben. Nicht erst bei Balzac, Sue, Soulié, A. Dumas, die ihre Mitwelt in jetzt vergessener, aber nicht minder großer Aufregung erhielten, wie heutzutage die Vertreter der naturalistischen Schule, finden wir Seiten, auf denen sie sowohl die Vorgänge des greifbarsten Lebens schildern, als den Versuch machen, den seelischen Theil an diesen Angelegenheiten und Begebenheiten zu ergründen. „Manon Lescaut", „Adolphe" von Benjamin Constant, „Obermann", der Grübler par excellence, von Senancour, Vieles von der George Sand, kann als psychologische Studie gefaßt werden; wie man andererseits Mercier, Retif de la Bretonne und Dorat-Cubières zu Ende des vorigen Jahrhunderts „das Triumvirat des schlechten Geschmackes" genannt hat. Ein bedeutender neuer Vertreter der Schule, die den Werth eingehendster Ausmalungen fast ausschließlich auf das Psychologische legt, ist Paul Bourget. Er hantirt mit dem Secirmesser. Es sei gleich gesagt, mit einem so fein geschliffenen, so stahlharten, wie es noch wenige Franzosen vor ihm geführt haben. Und er setzt es an das Unsichtbare, sich den groben Sinnen Entziehende, an die Seele. Aber gerade hier walten Gesetze, die vielleicht unantastbarer, unumstößlicher sind, als diejenigen, nach denen ein Körper durch Alkohol oder sonstigen schädlichen Einfluß zu Grunde gerichtet wird. Während der Naturalist Zola rücksichtslos vernichtet, leuchtet der Psychologist Bourget mit der Fackel seines warmen Talentes in unaufgeklärtes Dunkel und belebt auf's Neue die Geister, die er kritisirt. —

Zu Anfang seiner „Essais de Psychologie Contemporaine" (Paris 1885) sagt er mit ein wenig anderen Worten: „Der Mensch ist, was er liest!"

Der erste, den er sich nun unter seinen Versuchsobjecten hervorholt, ist Charles Baudelaire, dessen „Fleurs du mal" und „Epaves" ich keinem siebzehnjährigen Jünglinge zur Lectüre empfehlen möchte. Er sieht in ihm einen Menschen aus einer zum Unglück verdammten Race: „Er war »ungesund«. Er lebt im Widerspruch mit seiner Umgebung. Daraus resultirt eine moralische Krise und eine Qual des Herzens." — Wie der Mensch, so der Poet. „Aber das Wort »ungesund« ist nicht ganz zutreffend, wenn man damit einen Gegensatz zu einem natürlichen und regelmäßigen Zustand der Seele, der Gesundheit, also einen verkommenen und künstlichen Zustand, die Krankheit, bezeichnen will. Es giebt eigentlich wohl keine Krankheiten des Körpers, sagen die Aerzte, es giebt nur physiologische Zustände, schädlich oder heilsam, immer normal, wenn man den menschlichen Körper als den Apparat betrachtet, in dem sich eine gewisse Menge Stoff in Bewegung bindet und löst. So gibt es auch keine Seelenkrankheiten und keine Seelengesundheit, es gibt nur psychische Zustände; ohne metaphysische Spitzfindigkeiten von Seiten des Zuschauers. Denn dieser bemerkt in unseren Tugenden und unseren Lastern, unserem Wollen und Entsagen nur wechselnde Verbindungen, aber entscheidende und daher normale, die den bekannten Gesetzen der Ideenassociation unterworfen sind."

Wahrer ist die Bemerkung, daß Baudelaire den Pessimismus aus den Quellen seines Jahrhunderts trank:

„Eine allgemeine Uebligkeit, ein universeller Ekel angesichts der Unzulänglichkeiten dieser Welt erfaßte das Herz der Slaven, der Germanen und der Romanen und manifestirt sich, bei den ersten, im Nihilismus, bei den zweiten im Pessimismus und bei uns durch eigenthümliche bizarre Nevrosen. Die Verschwörer in St. Petersburg, die Bücher Schopenhauers und die verzweifelte Mysanthropie der naturalistischen Romanciers kennzeichnen denselben Geist der Verneinung. Der Bankrott der Gesellschaft steht vor der Thür, wenn nicht die Invasion der Barbaren oder die Wissenschaft Hülfe bringt, die Menschheit rettet, die von der Schwere ihres eigenen Gedankens allzusehr gebeugt ist."

Er bescheidet sich in vielen Fällen mit dem alten traurigen Loos des Herrlichen und Seltenen, von jeher Unrecht vor der Brutalität, der Mittelmäßigkeit zu haben. Er beklagt den Triumphzug des mark- und knochenverderbenden Naturalismus und zieht die Niederlage Athens dem Siege des ungeschlachten Makedoniers vor. — „Die Literaturen des Verfalls," sagt er, „haben kein Morgen; n'ont pas de lendemain."

Wie in seinen für den Deutschen immer fremden Baudelaire, vertieft sich Bourget suchend, probirend, mischend, wie ein Alchymist, in die Seele Renan's, dann Flauberts. Dieser ist ihm auch einer der großen Unzufriedenen, bei denen der Wunsch stets im Mißverhältniß zur Genußfähigkeit steht; ein Mann, der nie die Welt nach dem Maß seines Herzens, noch sein Herz nach dem Maß der Welt zurichten konnte. — Wunderbare Worte findet Bourget gelegentlich der Analyse von G. Flaubert's Stil; Worte, welche deutsche Schriftsteller nicht genug beherzigen können. — Gesteht doch hier ein Franzose zu, daß die einzige unbestreitbare Oberherrschaft Frankreichs in seiner bisher so tadellosen Prosa bestehe. Ein Verdienst Flaubert's sei es, den ebenso unbestreitbaren Verfall aufgehalten zu haben. Es gebe unter den Wörtern: Adelige, von Race, und Plebs, Roturiers. Anläßlich der Besprechung H. Taine's, der auch versucht hat, die Kunst aus ihrer Umgebung, aus dem Boden, dem sie entsprang, zu erklären, citirt Bourget einen Satz des Verfassers „der englischen Literatur", einen Satz, den der Bischof von Orleans den Familienvätern als Popanz hinstellte:

„Ob die Thatsachen physisch oder moralisch seien, das ist einerlei, sie haben stets Ursachen. Es gibt Ursachen für den Ehrgeiz, für den Muth, für die Wahrhaftigkeit, wie für die Verdauung, für die Muskelbewegung, für die thierische Wärme. Die Tugend und das Laster sind Producte, wie das Vitriol

Digitized by Google

und der Zucker." — Auch E. Zola wählte diesen Ausspruch als Motto eines Romans. —

Von Bourget habe ich noch vor mir einen Band Poesien: Au bord de la mer, La vie inquiète, Petits Poëmes und endlich drei Romane: „L'irréparable", „Cruelle Enigme", „Un crime d'Amour". Bei den letzteren, welche schon eine stattliche Anzahl von Auflagen aufweisen, beschleicht den Leser ein trauriges Gefühl der Nichtigkeit aller Herzensverhältnisse. Die Ehe wird preisgegeben, denn der Betrogene ist stets der Ehemann. Aber nicht bloß der Gatte allein; auch die freie Liebe wird eine Fessel. In „L'irréparable" — deren Titel ja schon das Meiste besagt, heißt es: „Es geht mit der Liebe, wie mit den kleinen Kindern. Vergebens suchen wir, möchten wir ihnen die unschuldige Schelmerei ihres ersten Lächelns erhalten. Wir müssen sie wachsen sehen. Sie verursachen uns Leiden. Sie müssen uns verlassen. —"

Die Fabel ist bei Bourget meist von einer kindlichen Einfachheit. In L'irréparable, ein Mann, eine Frau, ein Dritter tritt auf, löst Jener Verhältniß und das Resultat der neu eingegangenen chemischen Verbindung: Trennung der Elemente, die sich nicht genügen.

In „Cruelle Enigme" sind es alte Damen in der Provinz, die einen jungen Menschen musterhaft erziehen: Die Frauen, der bärbeißige, aber herzensgute Soldat, die Stimmung der kleinen Stadt, Alles ist vorzüglich geschildert. Der junge Telemach, trotz so vieler Mentors, verfällt den Verführungen einer Circe. Aber diese liebt ihn wirklich, sie ist der edelsten Regungen, der größten Aufopferung für den Einzigen fähig und — hintergeht ihn doch, ohne Grund, ohne Liebe, vielleicht ohne Sinne. Weshalb? Cruelle Enigme! Das Weib ist ein Räthsel! Wer löst es?

„Un crime d'amour!" Erste Scene. Ein kleiner Salon in Paris. Helene, die Gattin, Alfred, der Gatte, Armand, der Hausfreund. Das classische Dreieck des Alexandre Dumas. Alfred, der vollkommene Typus eines Franzosen des Mittelstandes, welcher zuviel gelebt hat, um noch mit 32 Jahren die ganze Sinnlichkeit einer Frau befriedigen zu können, die da glaubt, der Mann sei zu nichts anderem auf der Welt, als eben ihre Sinne zu beruhigen. An dem Umfang seiner Knochen, an der Größe seiner Hand errieth man ein Mißverhältniß zwischen seinem ursprünglichen Temperament und seiner späteren Erziehung. Stark geboren, ist er nun durch seine arbeitsame Lebensweise geschwächt. — Helene, seine Frau, war ein Mädchen ohne große Mitgift, aus der Provinz, das durch einen günstigen Erbschaftsfall in der Ehe reich geworden. Ihre fast zu hohe Stirn ist das wahrscheinliche Zeichen einer bei ihr das Urtheil überwiegenden Ueberspanntheit oder Erregtheit. — Armand de Querne seinerseits hat Alles, was dem soeben in einem Wagen davonrollenden Prädestinirten fehlt. Sein Gesicht ist etwas lang und gebräunt, „wie bei Einem, bei welchem die Galle eines Tages vorherrschen soll," und dann hat er „kleine und gedrängtstehende Zähne, was, wie man vorgibt, ein wahrscheinliches Zeichen von Wildheit ist." Man sieht, diese Personenbeschreibung hat etwas Steckbriefartiges und ist hier schon Manier geworden. Wenn wirklich jeder Mensch seinen Charakter lesbar ausgeprägt auf dem Gesichte, der Stirn, den Knochen, den Zähnen geschrieben trüge, so würden wir uns nicht so oft irren, wenn wir einem ehrlichen Menschen zunächst mit Mißtrauen entgegenkommen oder einen Verrätherkuß erwidern. Aber wir interessiren uns für die drei Personen. Der Autor flößte den Schemen bereits Blut ein.

Die Schablone lugt durch allen Geist, alle Ciselirung der Sprache, allen Aufwand an psychologischem Apparat.

Kaum entrollt der Wagen in die Ferne, so fallen sich die Liebenden in die Arme. Helene, lang bedrängt, verspricht dem von ihr wahrhaft Geliebten, morgen ganz die Seine zu werden. Aber Alfred ist davon nicht so entzückt, wie er es wünscht. Genau wie der Held in L'irréparable leidet er an der furchtbaren modernen Krankheit, nicht lieben zu können, so viel Anstrengungen er dazu auch macht. Sein Herz und seine zügellose Einbildungskraft leben in getrennter Ehe. In der Stunde, da die Beiden auf die Rückkehr des Gatten warten, zergliedern sie ihre Empfindungen und die Wagschale des Mannes schnellt hoch empor. Er verachtet schon die Frau, die sich ihm aus Liebe ehebrecherisch geben will und philosophirt cynisch über sein Unvermögen, sein Herz zu verschenken. Die Schablone zeigt sich deutlicher im zweiten Capitel. Die drei Figuren sind aufgestellt. Nun erfahren wir den Tugendlebenslauf der beiden Männer, indem sich Alfred, auf dem Heimwege, seiner Erinnerung an das Pensionat überläßt. Auch hier unnöthige Aufdeckungen der Nachtseiten des Lyceumslebens. — Hier geht der Roman zurück, anstatt vorwärts. Aber dieses reculer pour mieux sauter, so unkünstlerisch es ist, scheint bei allen Franzosen beliebt. Kaum ein Roman, in dem wir nicht durch solche Reminiscenzen über das Vorleben zweier Freunde belehrt werden, die einst Schulgenossen oder Kriegskameraden waren, und die sich nun als Gegner gegenüberstehen. Alfred ist dumm genug, das Leben als ein verlängertes Collegien-Dasein anzusehen. Armand, ein ehrgeizloser Dilettant in Kunst und Literatur, nimmt es leicht. Er ärgert sich nur, daß er Helene nicht lieben kann! Weshalb dann die ganze Mühe, der Aufwand an Zeit, Erregung, Sinnlichkeit? Und endlich, warum stimmte ihn die Wahrnehmung einer kleinen Unzulänglichkeit seiner Natur so traurig, zu einer Zeit, da er dem sicheren Besitz einer neuen, reizenden Frau entgegen ging? Es ist ein eigen Ding um die Nicht-Liebe! Dieses Gefühl der Sättigung im, vor, nach dem Genuß, geht durch die ganze französische Literatur, weil sie sich zu viel damit beschäftigt, — mit dem Genuß, wie mit der Uebersättigung.

Von der Exposition bis zur Katastrophe braucht Herr Paul Bourget hundert Seiten, genau ein Drittel seines Werkes. Auf Seite 99 ist Helene bereits die Maitresse Armands. Hier muß man die unendliche Kunst der Franzosen bewundern, mit raffinirtester Detailmalerei den „Fall" so glaubwürdig als möglich zu machen. Helene hatte eine Stiefmutter; sie war froh, aus dem Hause wegzukommen', und, in die Arme des ungeliebten Alfred zu gleiten, er schien ihr wie eine Erlösung. Bei Alfred war sie nie glücklich, nie stimmten sie in irgend etwas überein. Armand war genau für sie geschaffen. Sie überwindet ihre riesenhafte, moralische Abneigung vor der Sünde, weil sie ihn glücklich machen will, selbst durch das Opfer ihres Ichs, jede Minute des fatalen Vormittags zwingt sie ihm zu und von Jenem weg. Und während dessen quält der alte Roué von einigen dreißig Jahren sein Glück zu Tode mit dem Gedanken, daß alles, was sie aus Ueberwindung, Liebe zu ihm gethan, bis auf die kleinsten Zwischenfälle, Gewohnheit, Laster sei, daß er nicht der Erste ist, dem sie sich hingibt. Denn ein Zudringlicher, de Varades, den sie zurückgestoßen, hat sie verleumdet. All' das ist mit einer mathematischen Genauigkeit berechnet.

Bourget verfertigt seine Automaten so, daß sie Alles nach ewigen unabänderlichen Gesetzen thun zu müssen scheinen. Eins der Hauptgesetze heißt: Willensgefangenheit. Sie glauben, frei zu handeln und erliegen gänzlich den unentwirrbaren umgebenden Verhältnissen.

Hier noch eine Finesse. Helene wünscht sich — ein zweites Kind, ein Kind von Armand. Er — hat das böse Lächeln um den Mund — und meint, dann würde es Alfred, den Vater des ersten, so umarmen, wie ihn! Er glaubt ihr innerlich nicht, wenn sie sagt, sie gehöre Alfred nicht mehr an! Und der Unglaube gehört nun schon ihr an. Jede Antwort, die er auf ihre Liebesfragen gibt, zerreißt ein Weniges den Schleier, der ihr den Geliebten wie durch eine Gloriole zeigte, und der ihr den Lügner verdeckte. Wieder mit mathematischer Berechnung geht Bourget vor, und diese Partie des Romans ist nicht weniger ein Meisterwerk.

Nun erwacht die Eifersucht des Gatten. Er, ein Zahlenmensch, geht mit derselben mathematischen Genauigkeit vor. Er befragt den Arzt, den seine Frau zwischen ihn und sich schiebt, er beobachtet Armand und Helene, durch Zufall, und endlich, grade und aufrichtig, wie er ist, geht er zum Freunde seiner Jugend und fragt ihn offen nach dem Leiden seiner Frau, denn „Dir vertraut sie mehr an, als mir!" Die Scene zwischen den beiden Männern ist in der That großartig; Alfred er-

Digitized by Google

scheint nicht als der lächerliche betrogene Ehemann. Und Armand sagt sich's selbst, daß er selbst die Rolle des Elenden spielt. Er lächelt nicht cynisch bei den Worten Alfreds, er hat Vertrauen in die Wahrheit seines Schmerzes und seiner Liebe zu Helene. Er hat sich in dem Jugendfreunde geirrt. Er hielt ihn für eine Null: „Welche Mißverständnisse auf dem Grunde unserer Fehler, und wie viele davon sind nur unsere falschen Vorstellungen von Andern, aber wie viele dieser Fehler sind unabänderlich, nicht wieder gut zu machen".

Alfred hat Armand sein Ehrenwort gegeben, daß nichts zwischen Helene und ihm vorgefallen. Er verachtet sich selbst. „Pfui," ruft er aus. Und er erniedrigt Helene in seinen eigenen Augen, indem er sie sich schlecht denkt, und sich einredet, sie liebe ihn nicht! Wenn ich und Herr de Varades es nicht gewesen, so wäre es ein Anderer.

Die Krise ist da: Armand läßt Helene zu sich kommen, erklärt ihr, daß Alfred Verdacht habe, und daß sie sich auf eine Zeitlang trennen müssen. Armand spricht von seinem Ehrenwort, seiner Ehre, spricht ihr davon, die ihm Ehre und Alles aus wahrer Liebe geopfert.

Es bedarf nicht vieler Niederträchtigkeiten, um der armen Frau die Binde ganz von den Augen zu reißen. Er klagt sie an, die Maitresse des Herrn de Varade gewesen zu sein, vielleicht Anderer. Kann er sie geliebt haben? — Nein. Keinen Augenblick.

Armand reist ab, und läßt sie in lichtem Wahnsinn, aliénation lucide, zurück. In diesem Zustand ergibt sie sich aus Wuth, Verzweiflung, Wahnsinn demselben Herrn de Varades, der sie verleumdete, in dem Salon, in dem sie sich aus Pietät Armand nicht hingeben wollte. Und sie geht zu Armand und ruft es ihm zu — „dahin, dahin hast Du mich gebracht!" — Und nun ist die Reihe des Klarsehens an diesem, der die Liebende geflohen und sich seinerseits in den rauschenden Strudel des Vergnügens gestürzt, um, wie Helene, zu vergessen. — Und nun glaubt er, er weiß, daß er der Einzige war, das Ideal, für das Helene sich aufgespart. Er reist, er legt Länder und Meere zwischen sich und sie, nur um das alte Dictum an sich bewahrheitet zu sehen, daß man anderen Boden unter seine Füße, andere Sterne über sein Haupt setzen kann, daß aber das Gewissen in unserer Brust mit uns zieht. So philiströs hausbacken ist die Schlußmoral nicht! De Querne ließ in seiner freiwilligen trostlosen Einsamkeit die ewigen Fragen der Menschheit an sich vorbeiziehen, er betäubt sein Gewissen mit der Theorie von der Fatalität. Er war so beanlagt, organisirt, er mußte, mußte so handeln! Das Mährchen von der Sünde, dem Unrecht behandelt er als Hallucination, als Gespenst. „Leiden wir darunter, aber glauben wir nicht daran!"

Es beruhigt ihn nichts, keine Philosophie der Welt kann helfen. Er muß zu ihr, und um Verzeihung bitten. — Er findet nur einen Schatten, aber auf den Lippen, derjenigen, der viel verziehen werden wird, weil sie viel geliebt, nur Worte wahren Evangeliums. Sie wollte leben, um sein Gewissen nicht mit der Last ihres Todes zu beschweren. Sie kennt nur noch Pflichten, himmlisches Mitleid mit den drei Menschen, die sie beleidigt, den Gatten, Armand, das Kind. Und angesichts des allgemeinen Elends bekehrt sich Armand zur Religion des menschlichen Duldens.

Paul Bourget hat hier die großartigste Leistung als Vivisector vollbracht. Wir wüßten seinem Buche kein ähnliches von gleichtiefer psychologischer Wahrheit an die Seite zu stellen. Aber man athmet erlöst auf und wünscht sich eine Lectüre, welche einen reinen Eindruck hinterläßt.

Ein Berliner Sittenroman.

Besprochen von Albert Stern.

Greift nur hinein in's volle Menschenleben, und, wo ihr's packt, da ist es — morsch und faul. Dies ist die neueste Variation des Goethe'schen Wortes, welche sich Max Kretzer, ein Hauptvorkämpfer der jungrealistischen Schule, zur Richtschnur seines künstlerischen Schaffens gemacht zu haben scheint. In dem Bestreben, ein Spiegelbild des modernen Lebens zu geben und besonders die schroffen Gegensätze, welche die nach außen hin mächtig aufstrebende Cultur der Hauptstadt in ihrem Inneren zeitigt, zum Ausdruck zu bringen, ist er zu einer pessimistischen Weltanschauung gelangt, welche, in ihrem gänzlichen Mangel an tröstlichen Ausblicken, nur noch für Gift und Dolch Raum läßt. Zola ist sein Meister; und da er nicht bloß, wie dieser, das secirende Messer des Anatomen, sondern auch ein Herz, welches für die Leiden seiner Mitmenschen warm schlägt, für seine Aufgabe mitbringt, so ist das Thema, welches er schon in seinen Romanen „Die Betrogenen" und „Die Verkommenen" kräftig angeschlagen, in seinem neuesten Romane „Drei Weiber"*) zu einer gewaltigen (wenn auch an unaufgelösten Dissonanzen reichen) Symphonie des socialen Elends geworden. Die physische Noth der „Enterbten" ist es, welche sein Herz zerreißt; das glänzende Elend der sogenannten „guten" Gesellschaft, welches seinen Unmuth erregt. In der inneren Verlogenheit der letzteren sieht er ein Hauptübel. „In unserer Gesellschaft krankt das einzelne Individuum. Es ist von einer gefährlichen Scheinsucht ergriffen, der man alles opfert: Gewissen, selbstloses Glück, die Achtung vor sich selber und die Ehre des Nächsten, nur um etwas zu sein, was man niemals war und niemals ist." Man würde aber dem Verfasser Unrecht thun, wollte man ihn deswegen für einen Socialisten gewöhnlichen Schlages halten; daß er dies nicht ist, beweisen die Worte Schichlynski's, in denen der Dichter offenbar sein Innerstes gibt: „Ich bin absoluter Monarchist aus Ueberzeugung, weil ich der Ansicht lebe, daß die moderne Monarchie diejenige Staatsform ist, welche den brutalen Egoismus des herrschenden Individuums ausschließt." Merkwürdig bleibt nur, daß der Dichter den „brutalen Egoismus" fast allein in den besseren Gesellschaftskreisen findet; er begeht dadurch eine Einseitigkeit, welche der sonstigen Lebenswahrheit seines Romans Abbruch thut. Auch übertreibt er sehr in der Zeichnung einzelner Charaktere. Dieser Assessor Neukirch, welcher im Mittelpunkte der Handlung steht, ist ein moralisches Monstrum, wie es wohl in verschwindenden Ausnahmefällen unter dem zerfressenden Einflusse unersättlicher Genußsucht sich entwickeln kann, aber keinesfalls als Typus eines modernen Lebemannes gelten darf — und letzteren Anspruch erhebt doch Kretzer in seinem „Cultur- und Sittenroman"! Ebenso dürfte zu bezweifeln sein, ob solche abstoßende Vorgänge, wie sie hier geschildert werden, mehr als vereinzelt in der vornehmen Gesellschaft sich abspielen. Ein Wüstling, welcher eine junge Wittwe, die natürlich eine Geheimräthin ist (denn in niederen Ständen kommt so etwas nicht vor), liebt, deren Stieftochter aus geschäftlichen Rücksichten heirathet und ihr früheres Dienstmädchen aushält: das ist etwas viel des Guten oder vielmehr des Verworfenen! Und um diese „drei Weiber" und ihren Geliebten dreht sich die unerquickliche Handlung des Romans, welche uns selbst das Peinlichste nicht erspart, so die Scene, wo Fanny (noch dazu an ihrem Verlobungsabende!) den betrunkenen Bräutigam in den Armen ihrer Stiefmutter überrascht, und die famose Prügel-Scene zwischen Stiefmutter und Stieftochter, welche ein würdiges Pendant zur Waschküchen-Scene in Zola's „Assommoir" bildet. Den wenigen ehrenwerthen Charakteren, welche der Dichter einführt, ist leider eine zu nebensächliche Rolle zugetheilt, als daß sie das künstlerische Gleichgewicht herstellen könnten. Da ist zunächst Mar-

*) 2 Bände. Jena, Herm. Costenoble.

Digitized by Google

garethe von Lambert, das schlicht erzogene Mädchen, welche einen lieblichen Gegensatz zu dem Backfisch Fanny bildet, diesem Schreckbilde einer „höheren Tochter". „Aus ihren großen Taubenaugen, die schüchterne Blicke umhersandten, sprach die Seele, welche die Gemeinheit bezwang." Aber sie kommt und geht, ohne einen bestimmenden Einfluß auf die Entwickelung der Handlung zu haben. Geradezu grausam ist aber der Dichter mit ihrem Bruder, dem jungen Gelehrten mit dem häßlichen Gesichte und der schönen Seele, verfahren, resp. mit dem Leser, welcher für diese edle Gestalt Sympathie gewonnen hat. Wie ein reinigendes Gewitter hätte Otto in die dumpfe Atmosphäre des geheimräthlichen Kreises hineinfahren müssen; und, konnte er in demselben auch keine Aenderung herbeiführen, so mußte er doch selbst, als trostverheißender Bürge einer ausgleichenden Gerechtigkeit, siegreich aus dem Kampfe mit den schmutzigen Elementen hervorgehen! Auch Dickens, dessen sich unsere modernen Realisten doch wahrhaftig nicht zu schämen brauchen und der niemals um einer poetischen Schwärmerei willen der Wahrheit zu nahe tritt, läßt nicht am Schluß der Schmauserei die Tugend vom Tische aufstehen, damit sie sich statt des Lasters erbreche. Wenigstens nicht bei denjenigen Figuren, welche als leuchtende Folie der boshaften Hauptcharaktere dienen sollen. Man denke an Oliver Twist und Nikolas Nickelby. Dem gegenüber verkündet Kretzer, daß „unter dem Drucke der gemeinen Welt alles, was edel denkt und eine Sonderstellung innerhalb unserer verrotteten Gesellschaft einnimmt, zu Grunde gehen muß" — und läßt Otto von Lambert, um das Sündenmaß des schurkischen Assessors übervoll zu machen, das Opfer eines amerikanischen Duells werden. Nein, und abermals nein! Mag das Gute in Wirklichkeit noch so oft unterliegen, so hat doch der Dichter die Pflicht, die Idee desselben zu retten, zumal wenn der Verlauf der Haupt-Handlung dadurch nicht alterirt wird. Nach so viel Elend noch der Selbstmord Lambert's — das wirkt mehr als beklemmend.

Haben wir hiermit die Mängel des Romans, zu denen auch eine große stilistische Unbeholfenheit zu rechnen ist, angedeutet, so können wir nunmehr den bedeutenden Vorzügen desselben gerecht werden. Hierzu gehört vor Allem die urwüchsige Kraft und Unmittelbarkeit der Darstellung und die lebendige Frische der Schilderung, in welcher Kretzer seinem Meister Zola, dem verstandeskühlen, nüchternen Experimentator, sogar überlegen ist. Trefflich ist die Berliner Atmosphäre wiedergegeben, so in den nächtlichen Straßenscenen, so in der Schilderung der Salons. Das Treiben der Prostituirten im Café National, eine Schlägerei zwischen Studenten, ein Besuch in einem Ballokale zweifelhaften Ranges — das ist Alles bis in die Details naturwahr und mit packender Treue gezeichnet. Das Verlobungs-Diner im Hause der Frau von Setzen und das Stiftungsfest des „feudalen Clubs" sind Cabinetsstücke anschaulicher Schilderung. Kretzer kennt das Leben und weiß es meisterhaft zu portraitiren. Dieser Major von Schimmel und Hauptmann Schwitzer, dieser Graf Bärme (genannt der „Pferdejude"), dieser Herr von Schichlynski und sein liberaler College Dr. Isidor Gerechter (ein nach „berühmten Mustern" schreibender Literat), dieser Commerzienrath und ehemalige Viehhändler Wolfino — das sind Typen, resp. ganz bestimmte Individuen aus der Berliner Gesellschaft, denen man auf Schritt und Tritt begegnet. Besonders gelungen sind die Vertreter der arbeitenden und dienenden Klassen. Kretzers Kammerzofen und Köchinnen reden und fühlen wie im wirklichen Leben; und was für eine naturwahre und dabei rührende Gestalt ist dieser halbblinde Kneipenspieler Paulus Liese, welcher von dem Verführer seiner Braut um das Glück seines Lebens betrogen wird! Bietet der Dichter in diesen Staffage-Figuren (sowohl der niederen wie der höheren Stände) eine Fülle feinster Beobachtung, so zeigt er sich andererseits als Psychologe ersten Ranges in der Zeichnung der weiblichen Haupt-Charaktere. Hierin steht er weit über Zola. Die von Begierde zu Genuß taumelnde Geheimräthin und die wechselnden Stimmungen in der Seele Fanny's sind meisterhaft geschildert; ebenso die Verführungsgeschichte Olga Braun's. Wie fein gedacht ist die Scene, in welcher das Herüberklingen der ersten leichtverdienten Goldstücke in das Gemüthsleben dieses Mädchens dargestellt wird! Kretzer hat also das Zeug in sich, um auch rein dichterische Wirkungen zu erzielen; und wenn er lernen wird, neben der Göttin der Wahrheit auch die Göttin der Kunst anzuerkennen, so wird er sicherlich die Literatur mit manchen hervorragenden Werken bereichern, welche einen ungetrübten Genuß zu gewähren im Stande sind.

Feuilleton.

Russische Künstler.

Skizze von W. Garschin.

Aus dem Russischen übersetzt von August Scholz.

(Schluß.)

VII.

Djedow.

Rjabinin hat seinen „Täubrich" fast vollendet und lud mich heut ein, ihn zu besehen. Nicht ohne vorgefaßte Meinung begab ich mich zu ihm, und ich muß sagen, daß ich sie geändert habe. Das Gemälde hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Die Zeichnung ist vortrefflich, der Gegenstand tritt greifbar, reliefartig heraus. Das Beste aber ist die phantastische und dabei packend wahre Beleuchtung. Das Bild wäre ohne Zweifel von hohem Werthe, wenn nur das Süjet nicht so sonderbar, so wild wäre. L. ist ganz meiner Meinung, in der nächsten Woche wird sein Aufsatz in der Zeitung gedruckt werden. Wir wollen sehen, was Rjabinin darauf erwidern wird. Ueber die Technik wird L. freilich nicht viel sagen können, aber vom ästhetischen Standpunkt, als Kunstproduct, wird er diese bizarre Schöpfung schon richtig zu kennzeichnen wissen. Die Kunst leidet nicht, daß man sie in den Dienst irgend welcher niedrigen, nebelhaften Ideale herabwürdigt.

Heut war L. bei mir. Er hat meine Arbeit sehr gelobt. Im Einzelnen machte er einige Bemerkungen; im Ganzen jedoch war er sehr zufrieden. Wenn die Professoren doch mein Gemälde mit seinen Augen betrachten wollten! Werde ich endlich das Ziel, nach dem jeder Akademiker strebt — die goldene Medaille — erlangen? Die Medaille, ein vierjähriges Studium im Ausland auf Staatskosten, weiterhin — eine Professur . . . Nein, ich beging keinen Fehler, als ich diese trostlose Werkeltagsarbeit aufgab, diesen schmutzigen Beruf, in dem man auf jedem Schritt auf einen Rjabinin'schen Täubrich trifft.

VIII.

Rjabinin.

Das Bild ist verkauft und nach Moskau abgeschickt. Ich habe das Honorar bekommen und mußte auf Verlangen der Collegen im Hôtel „Wien" ein Bankett geben. Die Zechgelage der jungen Künstler finden — ich weiß nicht, seit wann — in dem Eckcabinet des Hôtels statt. Dieses Cabinet ist ein großes, hohes Zimmer mit einem Kronleuchter, bronzenen Candelabern, Teppichen und Möbeln, die von der Zeit und dem Tabacksqualm geschwärzt sind, endlich einem Flügel, der während seines Lebens schon viel von den übermüthigen Fingern improvisirender Pianisten gelitten hat. Nur der Spiegel ist neu — er muß zwei-, dreimal im Jahre ersetzt werden, wenn nämlich, statt der Künstler, die jungen Kaufleute in dem Eckcabinet ihre Feste feiern.

Ein ganzer Schwarm von Menschen hatte sich versammelt: Genremaler, Landschafter und Bildhauer, zwei Berichterstatter von irgendwelchen kleinen Blättern, einige Nichtkünstler. Man trank und plauderte. Nach einer halben Stunde sprachen bereits alle durcheinander, denn alle waren höchst lustig. Auch ich war es. Ich erinnere mich, daß sie mich hochleben ließen,

Digitized by Google

daß ich eine Rede vom Stapel ließ. Dann küßte ich einen der Recensenten und trank mit ihm Brüderschaft. Es ward recht viel getrunken, gesprochen und geküßt; um vier Uhr des Morgens ging man nach Hause, Zwei von der Gesellschaft schlugen ihr Nachtquartier in demselben Eckcabinet des Gasthofes auf.

Mit Mühe fand ich mich nach Hause und warf mich unentkleidet auf mein Bett. Mir war zu Muthe, als ob ich mich auf einem schwankenden Schiffe befände: das Zimmer schien sich sammt dem Bett und mir selbst im Kreise zu drehen. Zwei Minuten mochte das währen, dann schlief ich ein.

Ich schlief ein, schlief und erwachte erst spät. Der Kopf schmerzt mich; mir ist, als ob ich Blei in den Gliedern hätte. Lange konnte ich die Augen nicht öffnen, und als ich sie endlich öffnete, da sah ich die Staffelei — leer, ohne Gemälde. Sie ruft mir das, was ich durchlebt habe, in's Gedächtniß zurück, von neuem steigen Bilder und Gedanken in mir auf . . . O mein Gott, ich muß ein Ende machen!

Immer heftiger und heftiger hämmert's mir im Kopfe, es ist, als ob ein Nebel auf mich eindränge. Ich schlafe ein, erwache und schlafe wieder ein. Ich weiß nicht, ist Todesstille rings um mich, oder betäubender Lärm, ein Chaos von Tönen, das dem Ohre fremdartig, unheimlich klingt. Vielleicht ist's wirklich Stille, aber es tönt und klopft, flattert und schwankt etwas darin. Es bewegt sich und ächzt wie ein ungeheures Pumpwerk von tausend Pferdekräften, welches das Wasser aus grundloser Tiefe hervorholt; man hört das dumpfe Rauschen des fallenden Wassers und die Stöße der Maschine. Und durch all diesen Lärm klingt ein einziger endloser, langgezogener, widerwärtiger Ton. Ich möchte die Augen öffnen, aufstehen, an's Fenster treten, es öffnen und lebendige Laute hören — menschliche Stimmen, Wagengerassel, Hundegebell, um diesen Ton nicht mehr zu vernehmen. Aber ich habe nicht die Kraft dazu. Ich muß ihn beständig hören, kann ihm nicht entfliehen.

Und wieder erwache ich, wieder schlafe ich ein. Wieder dröhnt und klopft es irgendwo, schärfer, näher, bestimmter. Die Stöße kommen auf mich zu, tönen im Takt mit meinem Puls. Sind sie in mir, in meinem Hirn, oder außerhalb desselben? Es klingt so bestimmt, so deutlich: Eins, zwei — eins, zwei. Es klingt wie von Metall und noch sonst etwas. Ich höre deutlich die Schläge auf den Stahl: er tönt, er zittert. Der Hammer klirrt anfangs dumpf, als ob er auf eine zähe Masse niederfiele, dann aber schallt er heller und heller, und zuletzt läutet der ganze gewaltige Kessel wie eine Glocke. Dann eine Pause, es wird still; aber bald ertönt wieder, zuerst leise und dann immer lauter, das unerträgliche betäubende Hämmern. Ganz natürlich: zuerst wird das weiche, glühende Eisen gehämmert, bis es erkaltet und hellere Töne von sich gibt. Ist der Kopf der Niete festgeklopft, dann dröhnt der ganze Kessel. Ich hab's begriffen. Aber woher diese andern Laute? . . . Was bedeuten sie? Ich suche es zu fassen, aber mein Hirn ist mit einem Schleier verhängt. Es scheint mir so leicht zu begreifen, es dreht sich mir im Kopfe, so ärgerlich nah, so bekannt kommt mir's vor; aber was es eigentlich ist, weiß ich nicht. Ich kann es durchaus nicht verstehen . . . Nun, mag es klopfen, lassen wir's . . . Ich kenne es, doch kann ich mich nicht erinnern . . .

Der Lärm wird bald größer, bald kleiner, wächst jetzt beängstigend in's Ungeheuerliche und schwindet dann gänzlich. Aber nicht er scheint zu schwinden, sondern ich selber schwinde irgendwohin, ich höre nichts, kann keinen Finger, kein Augenlid bewegen, keinen Ton von mir geben. Ich bin wie betäubt, wie erstarrt vor Schreck, erwache in Fiebergluth. Ich träume, daß ich wieder in dem Hammerwerk bin, aber nicht in jenem, das ich mit Djedow besuchte. Das jetzige ist weit größer und finstrer. Ueberall gigantische Schmelzöfen von nie gesehener, seltsamer Gestalt. In hellen Feuergarben lodert die Flamme empor, der Rauch schlägt an das Dach und die Wände des Gebäudes, die längst kohlschwarz sind. Die Maschinen ächzen und schwirren, ich kann kaum hindurch zwischen den schnurrenden Rädern und den zitternden, hastig hin- und herlaufenden Treibriemen. Kein Mensch ist sichtbar. Aus der Ferne dringt ein Hämmern und Klopfen: dort sind sie am Werke. Ein rasendes Schreien und Hämmern tönt von dort herüber; ich fürchte mich, hinzugehen, aber es packt mich, und trägt mich davon, und die Hammerschläge werden immer lauter, und das Schreien immer furchtbarer. Und alles fließt in ein gewaltiges Brüllen zusammen, und ich sehe — sehe: ein absonderliches, widerwärtiges Geschöpf windet sich am Boden unter den Schlägen, die von allen Seiten auf seine Gliedmaßen niederschmettern. Ein ganzer Haufe schlägt auf dasselbe los, jeder nimmt, was ihm gerade zur Hand ist. Ich sehe alle meine Bekannten mit wüthenden Gesichtern: mit Hämmern, Brechstangen, Knüppeln und Fäusten zerbläuen sie jenes Wesen, für das ich keinen Namen weiß. Ich weiß nur so viel, daß — Er es ist . . . Ich stürze vorwärts, will ihnen zurufen: „Hört auf! Wofür das!" — und plötzlich sehe ich ein bleiches, verhärmtes, entstelltes Gesicht — mein eigenes. Und ich sehe, wie ein zweites Ich — gleichfalls mein Ebenbild — mit dem Hammer zu einem furchtbaren Hiebe ausholt . . .

Der Hammer sank auf meinen Schädel nieder. Alles verschwand; ein Moment unterschied ich noch Finsterniß, Stille, Leere, Starrheit — bald entschwand ich selber . . .

Bis zum Abend lag Rjabinin gänzlich bewußtlos da. Die Hauswirthin wunderte sich, daß ihr Miether so lange das Zimmer nicht verließ und entschloß sich endlich, dasselbe zu betreten. Sie traf den armen jungen Mann in wilder Fieberhitze, die unsinnigsten Worte kommen aus seinem Munde. Sie erschrak, murmelte irgend etwas in ihrem unverständlichen finnischen Idiom und schickte das Dienstmädchen zum Arzte. Der Doctor fuhr vor, beschaute, befühlte, behorchte den Kranken, brummte etwas in den Bart, setzte sich an den Tisch, schrieb ein Recept und fuhr wieder davon. Rjabinin aber hörte nicht auf, zu phantasiren und sich hin und her zu wälzen.

IX.

Djedow.

Der arme Rjabinin ist nach dem gestrigen Gelage krank geworden. Ich habe ihn besucht, er lag besinnungslos da. Seine Wirthin pflegt ihn. Ich mußte ihr Geld geben, bei Rjabinin fand sich auch nicht eine Kopeke vor. Ich weiß nicht, hat das verdammte Weib alles gemaust oder ist das ganze Geld im Hôtel „Wien" geblieben. Lustig genug ging es gestern zu; ich habe mit Rjabinin Brüderschaft getrunken. Auch mit L. habe ich Brüderschaft getrunken. Ein prächtiger Mensch, dieser L., und wie tief er das Wesen der Kunst erfaßt hat! In seinem letzten Aufsatz hat er das, was ich in meinem Bilde ausdrücken wollte, so fein herausgefunden, wie kein Zweiter; ich bin ihm dafür von Herzen dankbar. Ich muß ein kleines Bildchen, so à la Clever, malen und ihm verehren. Uebrigens heißt er Alexander — ist nicht morgen sein Namenstag?

Dem armen Rjabinin kann es übrigens schlecht ergehen. Sein großes Concurrenzgemälde ist noch weit von der Vollendung, und der Termin rückt immer näher. Wenn ihn die Krankheit nur einen Monat aufhält, bekommt er die Medaille nicht. Dann — Adieu, Ausland! Ich freue mich nur, daß ich, als Landschafter, nicht mit ihm concurrire; seine Collegen vom Genre werden sich die Hände reiben. Sie haben auch allen Grund dazu.

Man darf ihn übrigens nicht seinem Schicksal überlassen: er muß in's Krankenhaus gebracht werden.

X.

Rjabinin.

Heut' bin ich, nachdem ich viele Tage ohne Besinnung war, zum ersten Male mit klarem Kopfe erwacht. Lange begriff ich nicht, wo ich mich befand. Anfangs konnte ich's nicht einmal fassen, daß diese lange, weiße Rolle, die vor meinen Augen lag, mein eigener, in die Bettdecke gehüllter Körper sei. Mit großer Mühe drehte ich den Kopf nach rechts

Digitized by Google

und nach links, wobei mir's in den Ohren klang, und durchmaß mit den Blicken den matt erleuchteten, langen Saal, in welchem auf zwei Reihen von Betten die eingewickelten Gestalten der Kranken lagen. An der Wand zwischen den beiden hohen Fenstern stand ein Ritter in eherner Rüstung, das weiße Visir herabgelassen; es war einfach ein großes, kupfernes Waschbecken. In der einen Ecke brannte ein düsteres Lämpchen vor dem Bilde des Heilandes, in zwei anderen standen mächtige Kachelöfen. Ich hörte die leisen, unregelmäßigen Athemzüge meines Nachbarn, das Seufzen eines weiter im Saale liegenden Kranken, ferner irgendwo ein gleichmäßiges Schnaufen und endlich das heldenmüthige Schnarchen eines Wärters, der vermuthlich bei einem Schwerkranken wachen sollte. Vielleicht lebt derselbe noch, vielleicht ist er bereits todt und liegt hier zwischen uns Lebenden, ohne daß wir es wissen.

Wir Lebenden ... „Lebend," dachte ich, und ich flüsterte es sogar. Und plötzlich empfand ich ein angenehmes, freudiges Gefühl des Friedens, das ich seit meiner Kindheit nicht mehr gehabt hatte, und ich ward mir bewußt, daß ich fern vom Tode bin, daß noch ein ganzes Leben vor mir liegt, ein Leben, das ich mir nach meinem Gefallen einrichten werde — gewiß, ganz nach meinem Gefallen. Und ich legte mich, wenn auch mit Mühe, auf die Seite, zog die Füße an den Leib, legte die Hand unter den Kopf und entschlief, wie ein Kind, das in der Nacht an der Seite der schlafenden Mutter erwacht und den Sturm hört, der an den Fenstern rüttelt, und das Sausen der Windsbraut im Kamine, und das Knistern des frosterstarrten Gebälks — — es ängstigt sich, beginnt leise zu wimmern, um die Mutter zu wecken, und sie erwacht, küßt und bekreuzt es halb im Schlafe, worauf es sich beruhigt umdreht und weiterschläft, den Trost im Herzen.

Mein Gott, wie schwach ich bin! Ich machte heut den Versuch aufzustehen und an das Bett meines Gegenübers, eines Studenten, der das Nervenfieber überstanden hat, zu treten. Auf halbem Wege brach ich fast zusammen. Aber der Kopf erholt sich eher, als der übrige Körper. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, konnte ich mich fast an gar nichts erinnern; mit Mühe besann ich mich auf die Namen meiner nächsten Bekannten. Jetzt ist Alles zurückgekehrt; aber es erscheint mir nicht wie entschwundene Wirklichkeit, sondern wie ein Traum. Ich empfinde nichts Quälendes mehr; das Alte ist für immer dahin.

Djedow hat mir heut' einen ganzen Haufen Zeitungen gebracht, in denen mein „Täubrich" und sein „Morgen" gelobt werden. Der einzige L. findet für mich kein Wort des Lobes, was mir im übrigen sehr gleichgültig ist. Das liegt Alles so weit, so weit von mir ab. Ich freue mich über Djedow's Erfolge: er hat die große goldene Medaille erhalten und geht auf Staatskosten in's Ausland. Er ist unaussprechlich glücklich und zufrieden. Sein Gesicht glänzt wie ein Pfannkuchen. Er fragte mich, ob ich mich an der nächstjährigen Concurrenz zu betheiligen gedächte, nachdem mir in diesem Jahre die Krankheit so zur Unzeit dazwischen gekommen wäre. Man mußte es sehen, wie er die Augen aufriß, als ich ihm „Nein!" antwortete.

„Im Ernst?"

„In allem Ernst," versetzte ich.

„Was werden Sie denn sonst beginnen?"

„Nun, ich werde sehen ..."

Mit einem Kopfschütteln verließ er mich.

XI.

Djedow.

Diese zwei Wochen habe ich wie in einem Nebel, in lauter Aufregung und Ungeduld verbracht. Erst jetzt, da ich bereits im Waggon der Warschauer Eisenbahn sitze, komme ich zur Besinnung. Ich kann selbst noch nicht recht daran glauben: ich bin Pensionär der Akademie und gehe auf vier Jahre in's Ausland, um mich in meiner Kunst zu vervollkommnen. Vivat Academia!

Aber Rjabinin, Rjabinin! Ich sah ihn heut auf der Straße, als ich eben in den Wagen stieg, um nach dem Bahnhof zu fahren.

„Ich gratulire," sagte er, „und auch mir können Sie gratuliren."

„Wozu?"

„Ich habe soeben die Aufnahmeprüfung in's Lehrerseminar bestanden."

In's Lehrerseminar!! Ein Künstler, ein Talent! Er wird untergehen, wird im Dorfe verkommen. In der That, ist das nicht verrückt?

Diesmal hatte Djedow Recht: Rjabinin hat es wirklich zu nichts gebracht. Doch davon später einmal.

Aus der Hauptstadt.

Sommerabende in Berlin.

Die Amerikaner im Wallnertheater.

Sie haben recht gethan, verehrte Freundin, daß Sie Sich für diesen zweiten Theil des Sommers, der es so ganz besonders „gut meint", noch zu einem Ausflug in die Berge entschlossen haben, anstatt sofort von der Ostsee hierher zurückzukehren. Denn hier ist es noch fürchterlich. Als ob es nicht schon genug wäre an der sommerlichen Schwüle, die selbst bis in den Abend hinein und die Nächte hindurch wie eines von jenen weichen, federgefüllten Deckbetten, die man noch in vielen Dorfwirthshäusern findet, über der Stadt und ihren schwerathmenden Bewohnern ausgebreitet lastet, scheinen sich alle Bauunternehmer mit der gesammten städtischen Tiefbau-Commission verbündet und verschworen zu haben, um vor des feuchten Herbstes Herankunft noch möglichst viel Staub zu erzeugen. Es ist als ob ein bestimmtes Quantum dieses edlen Stoffes im städtischen Etat vorgesehen sei und nun in letzter Stunde noch auf alle Fälle zusammengebuddelt werden müßte! In allen Straßen gähnen die Abgründe der Canalisation, liegen die eisernen und thönernen Röhren, die in sie versenkt werden sollen, erschallen die taktmäßigen Schläge der Pflasterer oder brummt die Dampfwalze ihre pferdeentsetzende Melodie. Und daneben überall die Gerüste von Neubauten, die Fahrstühle der Anstreicher, welch' letztere selbst den neuesten Cylinderhut mit Vergnügen vollspritzen, und die aufgestapelten Platten der aufgerissenen Trottoirs. Hat man glücklich die Scylla eines Neubaues vermieden, so kann man sicher sein, sechs Schritte weiter als unglücklicher Straßen-Odysseus in die Charybdis der under-ground-town zu fallen.

Sie schauen verwundert auf bei diesem englischen Worte. Englisch sind Sie sonst gar nicht an mir gewöhnt. Ja, meine Verehrteste, wir sind unterdessen aber auch sehr fortgeschritten in unserer internationalen Ausbildung. Wir haben Sommerabende erlebt, wie wir sie in New-York nicht schöner haben konnten, Sommerabende von „echt importirter Sorte". Die Schauspielergesellschaft des Herrn Augustin Daly von Daly's Theatre in New-York, die in vergangener Woche im Wallnertheater gastirte, hat uns sie verschafft, und sie hatte mit manchen echt amerikanischen Theatereigenthümlichkeiten auch eine echt amerikanische Hitze von „drüben" (New-York liegt nämlich nach einer besonderen Notiz des Theaterzettels in Amerika) zu ihren Aufführungen mitgebracht.

Sie hätten die freudige Ueberraschung sehen sollen, mit welcher unsere gemeinsame Freundin, Frau S., die Nachricht von diesen, damals noch bevorstehenden englischen Theaterabenden, die ich ihr unmittelbar nach ihrer Rückkehr aus den Ferien als Neuestes überbrachte, aufnahm. Im Interesse von Lucy und Susi, ihrer beiden „höheren Töchter", jubelte sie auf. Französisch und italienisch kann man ja in Berliner Theatern und Concerten oft genug aus Originalmunde hören, aber englisch, — das war, außer im „Mikado" noch nicht dagewesen, seit Booth hier spielte, und damals lagen ja Susi und Lucy noch im Stechkissen. Nichts war natürlicher, als daß zur „höheren Ausbildung" der beiden Backfischchen Billets für die ganze Serie der Aufführungen im Voraus bestellt

Digitized by Google

wurden. Die englische Aussprache, die Lucy und Susi während der Ferien schon in Norderney an einem englisch radebrechenden Schiffer erprobt hatten, sollte hier ihren letzten Schliff erhalten. Und sie haben wacker ausgehalten, die beiden Kleinen. Denken Sie sich, bei 22 Grad im Schatten, Abend für Abend, zu Wallner zu wallen! Selbst meine abgehärtete Kriegernatur hielt nicht Stand; ich begleitete Frau S. nur drei Mal; aber die Eindrücke, die ich schon durch diese drei Abende erhielt, sollen bereichert durch die Berichte von Susi und Lucy über die anderen Aufführungen Ihrer edlen Sehnsucht nach Berliner Neuigkeiten nicht vorenthalten werden.

Der einzige Theaterzettel, den man für alle Aufführungen erhielt — die Truppe gab an fünf Abenden sechs verschiedene Stücke — glich einer kleinen Brochüre, denn abgesehen von der Titelseite, welche ein genaues Verzeichniß der Mitglieder des Theaters und die Angabe ihrer bisherigen Tour enthielt, waren den Anzeigen bei zwei Stücken ausführliche Inhaltsangaben in deutscher Sprache beigefügt — eine außerordentliche Zuvorkommenheit dem Theil des Publikums gegenüber, der vielleicht so thöricht gewesen wäre, in das englische Theater zu gehen, ohne englisch zu verstehen. Sie war überflüssig, denn außer der in Berlin bekanntlich ziemlich zahlreichen amerikanischen Colonie und den Vertretern der Presse waren gewöhnlich — nur Susi und Lucy mit ihrer Mama im Theater. Die anderen vier Stücke waren amerikanische Bearbeitungen deutscher Lustspiele, die Ihnen, verehrte Freundin, zum Theil bekannt sein dürften. Wenigstens den Schönthan'schen „Raub der Sabinerinnen", den Daly unter dem Titel „A Night off" zur Aufführung brachte, kennen Sie gewiß, vielleicht auch Rosen's „Halbe Dichter", die vor anderthalb Jahren an derselben Stelle glänzend durchfielen, an welcher sie jetzt unter der englischen Marke „Nancy & Co." einen besseren Empfang fanden. Auch das Stobitzer'sche Lustspiel „Ihre Ideale" hat, wie so vieles andere deutsche Fabrikat, erst nach dem Auslande exportirt werden müssen, ehe es Würdigung und Verwendung fand. Herr Daly brachte das uns bisher fremde und doch einheimische Geisteserzeugniß als „Love on Crutches" mit. Als kleine Beigabe figurirte an einem der Abende noch ein kleiner Benedix'scher Scherz: das Stück „Eigensinn" oder „Gott sei Dank, der Tisch ist gedeckt", das man auf dem Repertoire mancher Liebhaberbühne noch vorfindet; amerikanisch heißt es: „A Woman's won't". — Von der amerikanischen *modernen* dramatischen Dichtung gab uns Herr Daly keine Proben; es muß doch übel mit ihr bestellt sein, denn auch die beiden englischen Stücke, die zur Aufführung kamen, erwiesen sich als Bearbeitungen von uralten Originalen: „She would and She would not" von Colley Cibber ist anderhalb Jahrhunderte und „The Country Girl" von William Wycherly gar schon 211 Jahre alt.

Nun, Verehrteste, werden Sie sogleich fragen: wie spielten sie und was waren für Damen dabei? Denn von dem Inhalte der Stücke wollen Sie nun nur noch wenig wissen. Aber ich bin systematisch, selbst in meinen Briefen, und kann Ihnen deshalb ehe ich Ihre Neugierde befriedige, eine kleine Auseinandersetzung über den Charakter der Daly'schen Bearbeitungen nicht ersparen. Sie werden dabei viel lernen, denn diese Bearbeitungen scheinen dem Wesen der amerikanischen Lustspielbühne genau zu entsprechen; also trösten Sie sich und hören Sie mich gütigst an.

Unsere Schwänke, über die wir beide gemeinsam nach den Premièren so oft den Kopf schüttelten, leiden gewiß nicht an allzufeiner Führung der Handlung, an allzugeistreicher Lösung der Probleme und an dem Mangel jeglicher nur auf den groben Effekt hin gearbeiteten Scenen und Actschlüsse. Aber den Amerikanern scheinen sie noch zu fein, noch zu geistreich, noch zu wenig burlesk und pantomimenhaft zu sein. Sie vergröbern die ohnehin nicht gerade fein-ciselirte Arbeit der Deutschen nach jeder Seite hin: sie gestalten den Dialog drastischer — freilich dadurch oft auch schlagender —, sie machen die Sentimentalität noch weinerlicher und würzen den deutschen Humor noch stärker, sie werden grob, wo unsere Dichter nur derb sind und lachen laut auf, wo wir nur lächeln. Herr Daly erscheint mir wie der selbstbewußte große Maler, der in das Gemälde eines Anfängers und Stümpers noch einige starke Schlagschatten und Lichter mit rascher, kundiger Hand hineinarbeitet; aus der Ferne sieht dann das Bild nach etwas aus und macht Effekt, in der Nähe aber erkennt man die — Kleckserei. Sie werden einwenden, gnädige Frau, daß an den Vorlagen, die Herr Daly hatte, an und für sich nicht viel zu verschlechtern gewesen sei. Aber warum nimmt sich der Amerikaner gerade solche Originale zur Bearbeitung? Ist diese seine Auswahl nicht schon bezeichnend für seinen und seiner Landsleute Geschmack? Wir haben ja auch feinere Lustspiele. Diese aus amerikanischem Munde noch einmal zu hören, wäre uns Allen gewiß interessanter gewesen und würde das große Verdienst, das sich Herr Daly durch seine Redlichkeit um die deutschen Autoren erworben hat, wesentlich erhöhen. Ebenso weist auch die englische Komödie, selbst die älteste, bessere Arbeiten auf als die Verwechselungs- und Verkleidungsstücke, die Herr Daly aus dem Dunkel der Literaturgeschichte an's Licht zog.

Und nun das Spiel und die Darsteller! Mit beiden war ich besser zufrieden, und auch Lucy und Susi schwärmten eine ganze Woche lang und zwar besonders von der ersten Liebhaberin: Miß Ada Rehan. Sie hätten die Frische, die Lebendigkeit, die Lustigkeit des Spieles aller Darsteller sehen sollen, und Sie würden mit uns entzückt gewesen sein. Freilich hatte das Umhertreiben und Umherpurzeln auf den Sophas, Stühlen und Tischen der Scene oft etwas clownhaftes; einmal sogar brachten die Regisseure in der Nebenrolle eines Kellners einen veritablen schwarzen Clown auf die Bühne, der uns die üblichen Purzelbäume zum Actschluß nicht schenkte: aber diese stete Beweglichkeit hat gerade in diesen Possen ihre große Berechtigung und die Darsteller erweisen sich einsichtig, wenn sie z. B. während jedes längeren Dialogs immer wieder ihre Plätze wechseln und sich geschickt auf der Bühne herum und neben einander vorbeischieben. Als solches drastisches, rein äußerliches Hülfsmittel, um Leben in das Ganze zu bringen, erscheint auch die fremdartige Einrichtung, das Auftreten jeder neuen Figur durch leise Musikbegleitung anzukündigen.

Aber Miß Ada Rehan! rufen Sie ungeduldig aus: beschreiben Sie sie mir doch. O, gnädige Frau, sie ist ein allerliebster Kobold, der selbst die Untugenden eines solchen nicht fehlen. Ihr Spiel ist neckisch, lebhaft und anmuthig. Sie trägt freilich den Kopf immer so hintenübergebeugt, als hinge ein Bleigewicht in ihrem Lockenkopf, dafür aber entfaltet sie eine so reizende Beweglichkeit in den Gesten, ihre Hände spielen stets ein so feines Spiel und ihre Augen blicken so schalkhaft unter den langen Wimpern hervor, daß ich den Beifall begreife, den ihr die schwarzbefrackten Herren der amerikanischen Colonie reichlich spendeten. Und ihre Toiletten! Sie hätten sehen sollen, wie Lucy und Susi in Aufregung geriethen, als sie in jedem Acte in einem immer unmöglicheren Anzuge hereintrat. Erst knallroth von Kopf bis zur Zehe, dann als Schäferin mit Bauernrock und schließlich als duftiges Spitzenbündel: immer grotesk und bizarr, aber immer reizend. Auch im Pagencostüm bekamen wir ihre elegante Erscheinung zu sehen.

Soll ich Ihnen auch noch die andern Damen schildern? Ich fürchte, mein Brief würde langweilig, wenn ich es thäte, denn im Ganzen waren die anderen nicht sehr bemerkenswerth. Nur eine alte Dame, Mrs. H. G. Gilbert, gefiel mir durch ihre sarkastische Art, in welcher sie die Mütter und Tanten darstellte. Auch das derbe deutsche Dienstmädchen fand in Miß May Sylvie eine vorzügliche Darstellerin. In Amerika scheint also diese für das Theater so brauchbare Gattung unserer Hausgenossen auch nicht zu fehlen.

Die Herren der Truppe spielten durchweg flott und gewandt und beherrschten ihre Rollen in einer Weise, die unsere Schauspieler sich zum Muster nehmen können. Der Souffleur fehlt auf der amerikanischen Bühne — sollte er nicht auch bei uns überflüssig werden können?

Lucy und Susi haben aus diesem amerikanischen Gastspiel großen Nutzen für ihre Ausildung gezogen und lassen Sie bestens grüßen, gnädige Frau. Ich plaudere seit voriger Woche nur noch englisch mit ihnen, und sie behaupten mich besser zu verstehen als Herrn James Lewis und die anderen amerikanischen Acteure, die so „furchtbar" schnell sprachen. Ein Good bye fällt aus dieser Conversation auch für Sie mit ab. Adieu, my dear friend. For ever I am yours.

Berolinensis.

Digitized by Google

Inserate.

Bei S. Hirzel in Leipzig sind soeben erschienen:

Kleine Schriften
von
GEORG CURTIUS.
Herausgegeben
von
E. WINDISCH.
Erster Theil:
Ausgewählte Reden und Vorträge.
Mit einem Vorwort
von
Ernst Curtius
und einem Bildnisse.
gr. 8. Preis geheftet: ℳ 3. —

Die in dieser ersten Abtheilung vereinigten Reden und Vorträge von Georg Curtius sind nicht vor näheren Fachgenossen, sondern vor weiteren Kreisen von Gelehrten und Gebildeten gehalten worden. Für solche und für die persönlichen Freunde ist diese Sammlung zunächst bestimmt. Während sich so dieselbe an ein grösseres Publikum wendet, soll der zweite Theil, welcher in kurzem nachfolgen wird, eine Auswahl der wissenschaftlichen Abhandlungen enthalten. Beide Theile sind einzeln verkäuflich.

Die Waldenser
und die
Deutschen Bibelübersetzungen.
Nebst Beiträgen zur
Geschichte der Reformation
von
Dr. Ludwig Keller,
Kgl. Staatsarchivar.
gr. 8. Preis geheftet: ℳ 2.80.

Die Technik des Dramas
von
Gustav Freitag.
Fünfte, verbesserte Auflage.
gr. 8. Preis geheftet: ℳ 5.—
Elegant gebunden: ℳ 6.50.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien:
Blutjung
und andere Erzählungen
von
E. von Dincklage.
1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. brochirt. Preis M. 3.

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder“** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen
Roman
von
Björnstjerne Björnson.
Deutsch von Wilhelm Lange.
1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis M. 4.

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben;* die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Institut
von M. Puppel & A. Heyroth
Berlin N.W., Kronprinzen-Ufer 27.
Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände.
Schulzirkel. Privatkurse f. erwachsene Mädchen.
Prospecte und Referenzen auf Wunsch.
Sprechstunden 11—1 Uhr und 5—6 Uhr.

Buchholtzens in der Schweiz
Humoristischer Baedeker. Schweizerreise der lustigsten Reise- u. Familienlektüre.
Preis 3 Mark. Verl. v. A. Unflad, Leipzig.

Bücher-Liebhaber.
Cataloge über neue u. alte Bücher (1870—86) zu Gelegenheitspreisen
alle Wissensch. u. Sprachen sendet grat. frco
H. Barsdorf, Leipzig, Neumarkt.

Bei einer weitverbreiteten Zeitschrift wird ein
Theilhaber und Redacteur
mit einer Baareinlage von 20,000 Mark gesucht. Man gibt den Vorzug einem jungen Manne von academischer Bildung, der sich als 2. Redacteur journalistische Routine und als Mitarbeiter schnell eine literarische Stellung erwerben könnte. Gefl. Anerbietungen unter **F. 32** vermittelt die Druckerei von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Bester Unterhaltungsstoff für Bad- und Sommeraufenthalt.

Rud. Baumbach's Dichtungen.
Zlatorog. 16. Taus. ℳ 2.—
Lieder eines fahr. Gesellen. 13. Taus. ℳ 3.20.
Lieder von der Landstrasse. 6. Taus. ℳ 2.—
Der Pathe des Todes. 6. Taus. ℳ 2.—
Sommermärchen. 11. Taus. ℳ 3.—
Frau Holde. 13. Taus. ℳ 2.—
Spielmannslieder. 9. Taus. ℳ 2.—
Mein Frühjahr. 6. Taus. ℳ 2.80.
Abenteuer und Schwänke. 16. Taus. ℳ 2.80.
Erzählungen und Märchen. 6. Taus. ℳ 2.—
In Leinewand mit Goldschnitt gebunden je 75 ₰ mehr.

Liebesmärchen von Emil Ertl
mit 7 Photogravurer und 22 Heliotypien ℳ 4.— brosch., ℳ 5.— gebd.

Der ewige Jude, dramat. Gedicht von M. Haushofer.
ℳ 6.— brosch.

Werner von Kuonefalk.
Erzählende Dichtung von **M. Martersteig.** ℳ 3.— brosch., ℳ 4.— gebd.

Heinr. Seidel's Novellen.
Aus der Heimath. ℳ 3.—
Vorstadtgeschichten. ℳ 3.—
Jorinde und andere Geschichten. ℳ 3.—
Idyllen und Scherze. Gedichte. ℳ 2.50.

Illustrirtes Verlagsverzeichniss neuer deutscher Poesien auf Verlangen franco. Bei Einsendung des Betrags Zusendung postfrei.

A. G. Liebeskind, Leipzig.

Wichtige kulturhistorische Novität.

Nordafrika
im Lichte der Kulturgeschichte
von
Gust. Diercks.
26 Bogen gr. 8°. broch. ℳ 5.—
Vorrätig oder zu beziehen durch alle Buchhandlg.
Verlag von **Georg D. W. Callwey,** München.

Eine neue Heine-Biographie
Nach den neuesten Quellen dargestellt von **Robert Prölß.** Mit Illustrationen, worunter ein noch nicht veröffentlichtes Portrait von **Mathilde** Heine, und einem sehr interessanten Autograph. Preis broschiert 4 Mk. 50 Pf. **Elegant gebunden 5 Mk. 60 Pf.**
Eleganteste Ausstattung.
Verlag von Rieger in Stuttgart.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:
Der Materialismus
im Verhältniss zu
Religion und Moral.
Von
Dr. F. Wollny.
Preis M. 1,50.
Verlag von Theodor Thomas, Leipzig.

Neu erschienen:
Natur und Sitte.
Zwei Novellen
von
Eugen Löwen.
I. Eine Künstlerehe. — II. Helene.
Eleg. broch. Preis 3 ℳ.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. v. d. Verlagsh. **Bruer & Co.,** Berlin.

Eau de Cologne Nr. 999 übertrifft die sog. echte an Feinheit und Nachhaltigkeit. à Fl. 1 Mk. Infolge des großen Umsatzes berechne jetzt 6 Fl. mit 5 Mk.

Chinawein und China-Eisenwein, unübertroffenes Fabrikat. Für Magen- und Nervenleidende ärztlicherseits warm empfohlen. à Fl. 3 Mk.

Enthaarungsmittel, garantirt unschädlich, entfernt spurlos Haare im Gesicht und an jeder anderen Körperstelle. à Fl. 3 Mk.

Apotheker Arnold Gaedke, Berlin N. 37.

Gesucht
Agenten und Reisende zum Verkauf von **Kaffee, Thee, Reis** und **Hamburger Cigarren** an Private gegen ein Fixum von **500** Mark und gute Provision.
Hamburg. J. Stiller & Co.

Hierzu eine Beilage von J. Engelhorn in Stuttgart.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 11. September 1886. Band XXX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur bulgarischen Revolution. Von Spiridion Gopčević. — Die klassische Bildung in der Gegenwart. Von L. V. — **Literatur und Kunst:** Eine moderne Heiligsprechung. Von Oskar Bulle. — Ruge's Geistesleben und politische Thätigkeit. Von Karl Blind. (Schluß.) — Münchener Opernnovitäten. Von Heinrich Welti. — **Feuilleton:** Die alte Jungfer. Von Marc. Boyen. — **Aus der Hauptstadt:** Die decorative Kunst auf der Jubiläumsausstellung. — Inserate.

Zur bulgarischen Revolution.

Von Spiridion Gopčević.*)

Constantinopel, 30. August.

Ein sonderbarer Zufall wollte es, daß ich von dem Staatsstreiche von Philippopel (18. September 1885) und der Revolution in Sofia (21. August 1886) genau an derselben Station (Orsova) und von demselben Freunde Mittheilung erhielt als ich mich beide Male auf der Reise nach Palästina befand. Man darf es daher dem bulgarischen Hofmarschall Baron Riedesel, welcher in Orsova unser Schiff bestieg, nicht übel nehmen, wenn er, meine Anwesenheit entdeckend, dem österreichischen Botschafter, Baron Calice, der sich ebenfalls auf unserem Schiffe befand, mit Entschiedenheit versicherte, ich sei an der Entthronung des Fürsten Alexander mitbetheiligt. Wäre dies wirklich der Fall gewesen, so würde ich mich durchaus nicht geniren, dies einzugestehen, so aber muß ich die Versicherung geben, daß ich um das Zankov'sche Complott wirklich nichts gewußt habe. Meine Mitreisenden freilich bezweifelten dies, weil ich — lediglich einer Combination folgend — am 24. Abends, als über das Schicksal des Fürsten noch nirgends etwas Genaues bekannt war, Jedermann eine Wette anbot, daß der Fürst in diesem Augenblicke den russischen Behörden in Reni übergeben werde, was sich später als richtig herausstellte.

Als ich die erste Kunde von der Revolution von Sofia erhielt, erklärte ich sofort mit Bestimmtheit, daß das einhellige Zusammengehen so heterogener Elemente wie Zankov und Karavelov, Nikiforov und Klement, Stoilov und Radoslavov einfach ein Ding der Unmöglichkeit sei und so war es auch. Die Revolution wurde lediglich von der russophilen Partei unternommen, deren Häupter Zankov und Klement sind; ob mit oder ohne Einverständniß der russischen Regierung läßt sich schwer sagen, doch ist es wahrscheinlich, daß man nicht nur in Petersburg darum gewußt hat, sondern daß man auch in Berlin und Wien durch die Sensationsnachricht nicht übermäßig überrascht wurde. Beweis dessen die Haltung der deutschen und österreichischen officiösen Blätter, welche mehr oder minder verblümt die Entthronung des Fürsten mit Befriedigung zur Kenntniß nahmen.

Daß die Revolution ein Streich in's Wasser blieb, wenn man den Fürsten nicht gänzlich unschädlich machte, dies war mir von vornherein klar, da ich wußte, daß in Folge der jahrelangen antirussischen Hetzereien — erst vom Fürsten Alexander und den Conservativen, dann von ihm, Karavelov und Zaharije Stojanov energisch betrieben — das bulgarische Volk in seiner größeren Mehrheit systematisch mit Haß gegen Rußland erfüllt wurde. Der Versuch der Russophilen, den Fürsten durch nächtlichen Ueberfall, erzwungene Abdankung und Entführung nach Reni zu beseitigen, mußte von vornherein scheitern, da der größte Theil der Armee und Beamten, überhaupt die herrschende Partei an der Erhaltung des Fürsten Alexander persönlich interessirt war. Es ist dies auch ganz natürlich. So lange die Russen im Lande waren, konnte es kein Bulgare über den Capitän hinaus bringen; jetzt avanciren die bulgarischen Offiziere innerhalb weniger Monate zu Majoren, Oberstlieutenants und Obersten. Es ist demnach überhaupt zu verwundern, daß sich das zweite Regiment („Köstendil") zur Revolution gewinnen ließ und noch unbegreiflicher ist dies von der Cadettenschule. Die einzige Erklärung läge in dem Umstande, daß der Kreis Köstendil von einer mehr serbischen als bulgarischen Bevölkerung bewohnt ist.

Ebenso begreiflich ist es, daß die Beamten an dem Fürsten hängen, weil sie bei einem Regierungswechsel ihre Stellen verlieren würden. Die wohlhabenden Bulgaren endlich wünschen sich durchaus keine russische Invasion herbei, weil sie die russische Concurrenz fürchten und aus Erfahrung wissen, daß bei einer Wiederkehr des russischen Einflusses auch russische Speculanten und Kaufleute, sowie russische Capitalisten sich der wichtigsten Unternehmungen und Geschäfte im Lande bemächtigen würden.

Das Landvolk endlich, unreif selbständig zu denken, war

*) Unser Mitarbeiter ist in den jüngsten Wirren von bulgarischer Seite vielfach angefeindet worden. Unsere Leser haben jedoch schon wiederholt Gelegenheit gehabt, die Richtigkeit seiner Combinationen kennen zu lernen; wir erinnern hier nur an seinen Artikel „Die Orientfrage in Sicht", welcher zu einer Zeit (9. Mai 1885) erschien, als auf dem Balkan Alles scheinbar ruhig war und der dennoch die Ereignisse in Bulgarien und Ostrumelien vorhersagte; ferner an seinen Artikel in Nr. 19 „Zum serbisch-bulgarischen Friedenschluß", in dem es u. A. heißt, daß Rußland nicht gewohnt sei, Demüthigungen ungeahndet zu lassen und daher werde noch im Laufe dieses Jahres der Rachestrahl des Czaren den Battenberger niederschmettern, ehe dieser sich dessen versieht. Daß Herr Gopčević richtig vorausgesehen, beweisen die Ereignisse vom 21. August. Wenn er mit seinen Combinationen Glück hat, so rührt dies lediglich daher, daß er die Völker der Balkanhalbinsel, ihre Führer und deren Politik genau kennt. Unsere Leser, die wie wir, für den Fürsten Alexander Sympathien haben, werden auch bei diesem Artikel nicht vergessen, daß Herr Gopčević nur von panslavistischem Standpunkt urtheilt, der übrigens auch für die Stellungnahme unserer Reichsregierung maßgebend zu sein scheint. D. Red.

Digitized by Google

durch die langjährigen Aufhetzungen mit Haß gegen Rußland erfüllt worden und das anmaßende hochmüthige Benehmen der russischen Offiziere und Beamten hatte ebenfalls das Seinige dazu beigetragen.

Alle diese Factoren zusammen erwogen, mußte ich mir gleich sagen, daß die bloße Entführung des Fürsten unmöglich zum Ziele führen könne. Diese Vermuthung bestätigte sich, als ich in allen bulgarischen Donaustädten von Vidin bis Silistria ausnahmslos die Bevölkerung für den Fürsten gestimmt fand. Auch von den zahlreichen Bulgaren, die sich auf unserem Dampfer befanden, wagten es bloß vier, sich offen gegen den Fürsten auszusprechen. Um so merkwürdiger war es demnach, daß fast alle Bulgaren, die sich mir vorstellen ließen, als sie von meiner Anwesenheit auf dem Dampfer vernahmen, trotzdem sich im Großen und Ganzen mit meinem Werke „Bulgarien und Ostrumelien“*) einverstanden erklärten und nur Nebensächliches daran zu tadeln fanden. Ich muß gestehen, daß mich dies überraschte! Eher hätte ich mich auf einen Messerstich oder eine Kugel gefaßt gemacht!

Was zu erwarten war, ist geschehen: der Putsch ist mißglückt und die fürstliche Partei hat Alexander zurückgerufen. Ob er diesem Rufe Folge leisten wird, ist mir noch nicht bekannt, ich werde daher seinen eventuellen Entschluß von allen Gesichtspunkten aus beleuchten müssen. Hält der Fürst seine erzwungene Abdankung aufrecht, so wäre dies für manche Staaten schlimm, für die meisten jedoch gut. Gut wäre es jedenfalls für Rußland und Deutschland, weil dann der einzige Punkt endgiltig beseitigt wäre, welcher das gute Einvernehmen zwischen Rußland und Deutschland stören könnte. Rußlands Ehre ist engagirt und um diese zu wahren, würde Rußland bez. der Czar Alles thun, ja selbst einen großen Krieg wagen. In Frankreich wußte man dies und rieb sich schon schadenfroh die Hände, hoffend, daß der Haß des Czaren gegen den Fürsten Alexander die Brücke zur langersehnten französisch-russischen Allianz bilden werde. Ueberzeugt, daß Deutschlands und Rußlands Interessen deren enge Allianz erheischen und daß — wie uns schon die Geschichte lehrt — diese beiden Reiche sich stets dann am besten befanden, wenn sie in traditioneller Freundschaft Arm in Arm gingen, würde ich einen deutsch-russischen Krieg als das größte Unglück betrachten, welches beide Theile treffen müßte, einerlei, wem der Sieg bleibt. Meine Ansichten über die Nothwendigkeit einer innigen Freundschaft zwischen den beiden mächtigsten Reichen Europas werde ich vielleicht ein anderes Mal hier ausführlicher darlegen; vorläufig will ich nur constatiren, daß es seitens Deutschlands die größte Thorheit gewesen wäre, den schönen Augen des Battenbergers zu Liebe die Freundschaft seines mächtigen Nachbarn zu opfern, ohne welche seine Erfolge von 1866 und 1870 vielleicht nicht möglich gewesen wären. Ich bin daher überzeugt, daß Fürst Bismarck mit seinem bewundernswerthen Scharfblicke und seltenen staatsmännischen Talente, der Entthronung des Battenbergers — trotz seiner möglichen persönlichen Sympathie für denselben — vom obigen Standpunkte aus betrachtet und mit Befriedigung aufgenommen hat. So erlaube ich mir wenigstens aus der Sprache der Officiösen zu schließen.

Für Deutschland ist es ganz gleichgiltig, wer in Bulgarien regiert; nicht so für Rußland. Daß dieses für die ungeheuren Opfer, welche es für die Befreiung Bulgariens gebracht hat, entschädigt sein will, kann Niemand unbillig verlangen, daß das mächtige Rußland ruhig zusähe, wenn ein von ihm eingesetzter Fürst eines von ihm befreiten Landes sich England gänzlich in die Arme wirft, eine antirussische Politik treibt und überall den Russenhaß predigt? Eine solche Demüthigung kann man einer Großmacht nicht zumuthen! Rußland kann niemals zugeben, daß sich die Regierung Bulgariens ihm feindlich gegenüberstelle. Da dies Fürst Alexander gethan hat und er darin zu weit gegangen ist und nicht mehr zurück kann, so ist es nur selbstverständlich, daß Rußland nicht eher rasten wird, als bis es seinen Gegner endgiltig beseitigt hat. Dies wäre durch die Abdankung des Fürsten ohne Blutvergießen erreicht und Europa könnte sich somit dazu gratuliren, daß dieser Erfolg ohne einen großen Krieg mit unabsehbaren Verwickelungen erreicht wurde.

Oesterreich hat ebensowenig Interesse an der Erhaltung des Fürsten Alexander auf dem Throne. Abgesehen davon, daß der Kaiser Grund hätte, sich beleidigt zu fühlen, weil ihm der Fürst nach dem Staatsstreiche in einem eigenhändigen Briefe vorgeheuchelt, er sei selbst dadurch überrascht worden und weil er sich über des Kaisers Stellvertreter (Khevenhüller) so despectirlich geäußert, kann es doch nicht in Oesterreichs Interesse liegen, Rußland in Bulgarien einmarschiren zu sehen, und dies würde ganz sicher über kurz oder lang geschehen, falls Alexander auf dem bulgarischen Throne bliebe. Sich aber des Battenbergers halber mit Rußland zu überwerfen, das kann höchstens das Hirn eines magyarischen Chauvinisten rathen.

Nicht günstig wäre hingegen für Serbien und England die Abdankung des Fürsten Alexander. Für letzteres deshalb nicht, weil es dadurch zu den vielen Niederlagen der letzten Jahre einen neuen schmählichen Schimpf fügte und überhaupt den Rest von Credit verlöre, den es noch auf der Balkanhalbinsel hat — für Serbien deshalb nicht, weil sein Rival Bulgarien, der bis jetzt nur die fadenscheinige Unterstützung Englands genoß, nach Entfernung des Battenbergers wieder der Schützling des mächtigen Rußlands würde und für Serbien damit jede Hoffnung auf Revanche verloren ginge. Der serbischen Regierung würde es dann so gehen, wie es der bulgarischen ergangen: auf den schwachen Schutz Oesterreichs basirt, kämen sie mit Rußland durch die bulgarische Rivalität in Conflict und müßte sehen, wie Rußland den Versuch machte, den Fürsten Nikola oder Karagjorgjewic auf den serbischen Thron zu setzen. Für Serbien speciell könnte es also, meiner Ansicht nach, nur vortheilhaft sein, wenn Fürst Alexander weiter regierte, weil es dann sicher wäre, daß Bulgarien von Rußland nicht gehalten würde.

Aus eben diesem Grunde wäre aber die Entthronung des Fürsten Alexander für Bulgarien selbst von Vortheil. Mit den Verdiensten des Battenbergers um das Land sieht es sehr traurig aus, wie man sich überzeugen kann, wenn man seine siebenjährige Mißregierung genau verfolgt, wie ich dies in meinem Werke „Bulgarien und Ostrumelien“ gethan. Als Nichtslave und Protestant steht er dem Volke fremd gegenüber, und seine Popularität besteht einfach darin, daß sich die herrschende Partei keinen besseren Fürsten wünschen kann. Bulgarien würde also durch des Battenbergers Entthronung nichts verlieren, könnte jedoch viel gewinnen. Es läßt sich voraussehen, daß Rußland durch die Ereignisse der letzten Jahre gewitzigt sein und es aufgeben wird, die Bulgaren so wie früher zu hofmeistern. Auch ohne directe Einmengung in die innere Politik und die Geschicke des Landes kann Rußland aus Bulgarien genug Vortheil ziehen, wenn es sich mit dessen Freundschaft begnügt. Sollte hingegen Alexander nach Bulgarien zurückkehren, so wäre dies eine böse Sache für Alle, am schlimmsten aber für ihn selbst, denn dann scheint es mir wahrscheinlich, daß ihn seine erbitterten Feinde aus dem Wege schaffen würden. Aber selbst wenn dies nicht geschieht, würde sein Thron auf sehr gebrechlichen Füßen stehen. Rußland wird gewiß nicht eher rasten, als bis es über ihn triumphirt hat, und geht es nicht auf andere Weise, so ist ein Vorwand zum Einmarsch in Bulgarien bald gefunden. Dieser wäre aber für die meisten Betheiligten verhängnißvoll: für die Bulgaren, weil sie ihre Selbständigkeit verlieren, da die Russen diesmal gewiß nicht wieder hinausgingen; für die Russen selbst, weil sie möglicherweise in Bulgarien nun ein zweites Polen fänden; für die Serben, weil ihnen Rußland auf dem Halse säße und sie mit Russificirung bedächte; für die Dynastie Obrenovic, weil sie sich dann rückhaltslos Rußland in die Arme werfen müßte, wenn sie sich gegen die bisher von diesem begünstigten Prätendenten halten wollte; für Oesterreich aus ebendemselben Grunde, da es dann mit dem österreichischen Einflusse in Serbien zu Ende wäre; für die Türkei, weil dann die An-

*) Leipzig, B. Elischer.

Digitized by Google

nexion Macedoniens an Bulgarien und dadurch das Ende der Türkenherrschaft in Europa eine Frage von ein paar Jahren wäre.

Man sieht sonach, daß unter zwei Uebeln das kleinere der Abdankung des Fürsten Alexander noch vorzuziehen wäre. Dadurch würde wenigstens eine directe Besetzung Bulgariens durch die Russen vermieden. Fehlerhaft schien es mir, einen Nichtslaven wie z. B. den Prinzen Waldemar zum Fürsten von Bulgarien zu machen, denn dann würde sich die Komödie wiederholen. Meiner Ueberzeugung nach wäre Fürst Dondukov-Konsakov der geeignetste Candidat für den bulgarischen Thron, denn er versteht es meisterhaft, die Bulgaren zu behandeln, kennt Land und Leute gründlich, ist energisch und hat während seiner einjährigen Verwaltung Bulgariens bewiesen, daß er ein ausgezeichneter Regent ist.

Die klassische Bildung in der Gegenwart.*)

Jede Zeit läßt Bedürfnisse absterben und fördert neue zu Tage. So ist Jahrhunderte hindurch die Kenntniß des Lateinischen (für manche auch des Griechischen) ein Bedürfniß für die geistige Ausbildung gewesen. Damals war die antike Cultur die einzige, die philologische in der That die allgemeine Bildung. Ganz anders in neuerer Zeit, da unsere Cultur wohl an die antike angeknüpft hat, nach und nach jedoch eine ganz selbständige geworden ist. Gerade in Folge der großartigen Entwickelung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen, die mehr oder minder alle Gebiete des geistigen Lebens beeinflussen, ist das Bedürfniß für unsere geistige Ausbildung ein dem der früheren Jahrhunderte fast entgegengesetztes geworden. Verdienen daher die klassischen Sprachen noch jetzt jene überschwenglichen Lobpreisungen? Hat die klassische Bildung wirklich den ihr zugeschriebenen Werth?

Hillebrandt betrachtet den Humanismus als das wirksamste Gegengewicht gegen die atomistische Strömung unserer Zeit, die uns, wenn wir nicht widerstehen, zu zusammenhangslosen Sandkörnern zerreiben wird, als die wunderbarste Gymnastik, als eine Schule des logischen Denkens wie des intuitiven Ergreifens, des richtigen Urtheils; ein klassisch gebildeter Jüngling, der stets der letzte der Klasse gewesen und nur halb hinhörend, nur halb fortarbeitend seine acht Jahre auf einer klassischen Schule hingebracht hat, würde immer noch an geistiger Beweglichkeit dem fleißigsten Schüler überlegen sein, der nur moderne Sprachen und Fachkenntnisse sich erworben hätte. Gymnasialdirector Axt schreibt: Ohne hellenischen Anhauch wäre der Deutsche im Ganzen höchstens ein frommer, solider, hausbackener Philister oder Barbar, ohne die Alten wäre Deutschland ein großer Fabrikflecken, ohne die Alten würde die Vaterlandsvertheidigung einer Compagnie strumpfstrickender Stadtsoldaten anvertraut und die Staatsverwaltung von einigen Bankiers und Ouvriers so lange hin- und hergerissen werden, bis der armselige und niederträchtige Pöbel dem Spectakel ein Ende machte; Merkantilraffinerie und Manufacturindustrie ist der Geist der Realschule, während die Schüler des Gymnasiums den Ambrosiaduft des olympischen Jupiter athmen dürfen. Rector und Senat der Berliner Hochschule erklären in einem Gutachten, daß die klassische Bildung den Jünglingen die großen historischen Gedanken und Gestalten vorführt, ihr Wesen mit tausend Fäden durchdringt, daß ihnen die Entwickelung und Culturarbeit der Menschheit in concreten Bildern, verklärt vom Hauche der Aesthetik, vorschwebt.

Dem gegenüber spricht Bismarck in Bezug auf die Nihilisten von einem Beamtenproletariat, das die gelehrte Bildung der Gymnasien dem bürgerlichen Leben zuführt, erklären Gymnasialdirectoren auf einer Zusammenkunft zu Königsberg, daß die Schüler nach einer neun bis elfjährigen Sisyphusarbeit Griechisch und Lateinisch scheuen, wie ein gebranntes Kind das Feuer, hält Wiese die Klage über den Mangel an Begeisterung für die Wissenschaften für allgemein, leugnet Sybel, daß die Schüler einen Einblick in die klassische Welt gethan, klagt Professor Hoffmann über den platten Utilitarismus, der die Wissenschaft betreibt, nicht ihrer selbst, sondern lediglich äußeren Vortheils wegen.

Wägt man nun vorurtheilsfrei ab, so zeigt sich, daß es ein verhängnißvoller Irrthum ist, der klassischen Bildung den höchsten Einfluß auf die Veredelung und Stärkung aller geistigen Kräfte zuzuschreiben, daß es einfach nicht möglich ist, durch geistige Beschäftigung mit irgend einem Unterrichtsgegenstande die Urtheilskraft, das Auffassungsvermögen, das Gedächtniß zu kräftigen für alles, was es zu beurtheilen, aufzufassen und zu behalten gibt, auch durch die klassischen Sprachen nicht. Nur soweit gewisse durch Lernen oder sonstige Uebung erworbene Seelengebilde (Vorstellungen, Begriffe, Urtheile) in andere als Bestandtheile eingehen, zu ihrer Verstärkung, Aufklärung, Vollkommenheit ihres Beharrens beitragen, nur soweit sind sie als Kräfte dafür da. Es ist deshalb auch nicht richtig, daß auf das Erlernen der klassischen Sprachen, deren Aneignung den schönsten und edelsten Theil der Jugend kostet, so viel Zeit und Kraft zu verwenden, die, zweckmäßig angewendet, für das Gemeinwesen großen Segen haben würde, insofern sie zur Erfassung der Momente benutzt würde, welche uns die Gegenwart erkennen und in ihre Gestaltung fördernd eingreifen lassen.

Belastend fällt dabei ins Gewicht, daß die klassische Welt von der gegenwärtigen durch und durch verschieden ist und daher das Leben in ihr die Auffassung dieser erschwert. Gewiß ist ja, daß wir im Alterthume edle Charaktere, hochherzige Patrioten, männliche Seelenstärke finden, die sich nicht selten in tiefen Aussprüchen köstlicher Lebensweisheit kundgibt. Aber das kennen zu lernen, geht wahrlich auch ohne Kenntniß der alten Sprachen. Und bietet nicht unsere eigene Geschichte, unsere eigene Literatur dessen genug, was den Menschen erheben und veredeln kann? Warum in die Ferne schweifen, da das Gute liegt so nah? Und andererseits, welche Ansichten wird, wer in der klassischen Welt seine Ideale findet, über Gewerbetreibende und Landleute haben, die im klassischen Alterthume zur vollständigen politischen Unmündigkeit verdammt waren! Wird er für die Welt des Erkennens und des Schaffens Verständniß und Neigung haben? Aber glücklicher Weise fangen die Kräfte, welche die Gegenwart erzeugt, an, mächtig die Kräfte des Klassicismus zu bekämpfen. Mit seinem klaren Blick stellt sich weitausschauend unser Reichskanzler in seinen volkswirthschaftlichen Fragen den Autoritäten des Alterthums entgegen.

Diese schlimme Wirkung, insofern der Geist des Alterthums eine richtige, der Gegenwart entsprechende Ausbildung hindert, wird leider noch gesteigert durch die Art, wie die alten Autoritäten an unsere Jugend gebracht werden. „Die gesellschaftliche, wissenschaftliche und sittliche Cultur und Gesinnung von nichtgymnasialer Unterrichtsweise macht diejenige, welche sie genossen — und dazu werden ausdrücklich die Militairs gezählt — nicht fähig zum Umgange mit Jünglingen von gymnasialer Unterrichtsweise.“ (Gymnasialdirector Axt.) Der Gymnasiast hat die „Weihe und Feuertaufe für die höchsten Berufsarten“ empfangen, während die anderen neben ihm die „Barbiergesellen und Schusterjungen“ sind.

Was stempelt ihn zu solch einem bevorzugten Menschen? Die genossene klassische Bildung, die ihren Abschluß im Abiturientenexamen findet, welches ihm die Pforten zu allen Berufsarten erschließt. Ob die erhaltene Ausbildung für seinen Beruf wirklich werthvoll und nützlich ist — wer sollte das bezweifeln bei einem, der den „Ambrosiaduft des olympischen Jupiter“ geathmet? Keine Anstalt ist ihrer ganzen Einrichtung nach so sehr auf die Absolvirung des Ganzen berechnet wie das Gymnasium. Wie viele treten aber vorher über ins bürgerliche Leben? Die Abiturientenlisten, verglichen mit den Aufnahmelisten, beweisen es jedem, der sehen will. Was jene, die meistens in den Handel- und Gewerbestand übertreten,

*) Professor Dr. Schmeding: Die klassische Bildung in der Gegenwart. Berlin, Gebr. Bornträger.

Digitized by Google

gelernt, können sie nicht gebrauchen, und was sie brauchen, haben sie nicht gelernt: gut Rechnen, einen leidlichen Stil in der Muttersprache, werthvolle Kenntnisse in ein paar lebenden Sprachen. Ist das für unseren Nationalwohlstand förderlich? Führt nicht das Gymnasium mit seiner klassischen Bildung dem Erwerbsleben eine Menge Elemente zu, deren Vorbildung die denkbar mangelhafteste ist? Kann man sich da wundern, wenn urtheilsfähige Männer, wie Delbrück im Reichstage, klagen, das unsere Industrie nicht die Höhe anderer Nationen erreicht? Ist es deshalb nicht so ungerechtfertigt wie nur möglich, dem Gymnasium alle Berechtigungen zuzuweisen?

Also wieder die Berechtigungsfrage? Gewiß! Von ihrer Regelung hängt eben alles ab. Jede andere Reform, ohne sie zu ordnen, bleibt ergebnißlos und ändert an den vorhandenen Uebelständen gar nichts. „Ein Engel vom Himmel mache den Plan einer Schule ohne Berechtigungen und stelle sie neben ein Gymnasium mit seinem Monopol, so wird sie scheitern. Andererseits mache man den Plan des Gymnasiums noch unzweckmäßiger als er jetzt ist, lasse ihm aber das Monopol und — es wird emporblühen." Weil es leider so ist, hat sich auch jene unglückliche Ansicht bilden können, daß unter den Ständen der Studirten derjenige geringer sei, der nicht „den oberen Facultäten angehört", wie von Goßler 1883 die Ansicht der Aerzte formulirte, der nicht die „höchste Bildung genossen", wie Professor Forchhammer in jener Debatte über die Vorbildung der Architekten und Ingenieure erklärte. Darnach wird weniger gefragt, welches die geeignetste Vorbildung für den Mediziner, für den Architekten ist, sondern einfach behauptet, daß das Ansehen des Standes darunter leiden müsse, wenn der Mediziner nicht wie der Jurist und Theologe auf dem Gymnasium vorgebildet werde, daß beim Architekten eine „freie Bewegung in den besseren Gesellschaften ohne Kenntniß der alten Sprachen kaum zu denken sei". Und jene „oberen Facultäten", jene „höchste Bildung" hatten jene Makarts, jene Wallots, die Pilotys, die Scheuren, die Mozarts und hundert Andere nicht! Sie konnten auch „nie ein Verständniß der allgemeinen Fragen ihrer Kunst und Wissenschaft haben"; denn ihnen fehlte „der hellenische Anhauch", „das Vorschweben der Entwickelung und Culturarbeit der Menschheit in concreten Bildern, verklärt vom Hauch der Aesthetik"! Die klassische Bildung macht also, indem sie die geistige Arbeit überschätzen, die gewerbliche gering achten lehrt, im höchsten Grade ungerecht gegen jede andere Bildung.

Unleugbar ist deshalb auch der verderbliche Einfluß, den die klassische Bildung auf die Entwickelung und Gestaltung unseres Schulwesens ausübt. So lange die klassischen Sprachen „die höchste Bildung", alle Berechtigungen gewähren, so lange gelten die anderen Fächer, mag auch noch so viel für ihren Nutzen gesagt werden, als Nebenfächer, wird in ihnen zu wenig geleistet. Wie dürftig geradezu ist z. B., um nur dies herauszugreifen, der Unterricht in der vaterländischen Geschichte und Literatur auf unseren Gymnasien bedacht! Ist es von einem Deutschen zu begreifen, daß ihm die Leistung im Lateinischen mehr gilt als die in der deutschen Muttersprache, wie solches der Württemberger Erlaß vom 19. April 1883 thut, der anordnet, daß „eine ungenügende Leistung im deutschen Aufsatze die Ertheilung des Reifezeugnisses nicht ausschließt, wohl aber eine ungenügende Note im lateinischen!"

So lange also die klassische Bildung ohne Berücksichtigung dessen, was das Volkswohl fordert, in jeder Weise begünstigt wird, obwohl die Schäden für jeden Vorurtheilsfreien offen zu Tage treten, so lange es die Regierungen nicht an Lobpreisungen anderer höheren Schulen, wohl aber an Berechtigungen fehlen lassen, so lange ist jede andere höhere Anstalt zur Pariasschule gemacht, trägt jede andere höhere Schule den Keim des Todes in sich. Deshalb streben hochherzige, von edlem Gefühl für unser Volk und Vaterland durchdrungene Männer nach einer Umgestaltung unserer höheren Schulen, ganz besonders hinsichtlich des Berechtigungswesens. In diesem Sinne wird auch Schmeding's Schrift wirken. Der Verfasser hat dargethan, daß die klassische Bildung durchaus nicht ein Factor von der Bedeutung, die ihm zugeschrieben wird, indem er bestrebt war, gewissermaßen an den verschiedensten Seiten der Festung des Vorurtheils über die Bedeutung der alten Sprachen die Geschütze von Aussprüchen der berühmtesten und unparteiischsten Männer aufzustellen. Das Material zu der lesenswerthen und bedeutungsvollen Schrift ist mit wahrem Bienenfleiße zusammengetragen, so daß mit gutem Grunde und vollständig richtig Klaus Groth, als er das Buch gelesen hatte, sagen konnte: „Schmeding muß seit einem Menschenalter auf der Wacht gestanden und bei seiner ausgebreiteten Lectüre und seinem Studium immer den Kernpunkt seiner pädagogischen Ueberzeugung im Auge gehabt haben, damit ihm nichts Dienliches entging." L. V.

Literatur und Kunst.

Eine moderne Heiligsprechung.

Von Oskar Bulle.

Jede Weltanschauung hat ihre Heiligen. Nicht die Begründer derselben sind es immer, oder die selbstlosen stillen Ausbauer, welche mit diesem Ehrentitel geschmückt werden, sondern öfter noch die lauten Gläubigen, welche urtheilslos und unverzagt, sich mit ihrer ganzen Persönlichkeit an die von Anderen zuerst ausgesprochenen Gedanken hingegeben haben. Sie sind die „starken Glaubenssäulen", an welche sich spätere Geschlechter, die derselben Weltanschauung huldigen, mit Vertrauen anlehnen, denn keine Zweifel, keine Erschütterung des übernommenen Glaubens durch die Kraft der eigenen Individualität haben jemals das einheitliche Bild ihrer gänzlich hingegebenen Persönlichkeit getrübt. Und tief eingewurzelt in der menschlichen Brust ruht ja das Bedürfniß nach geistiger Anlehnung an eine entschiedene, skrupellose Menschenseele, liegt der Zug, an eine Idee mitzuglauben, wenn sie schon vorher von einem anderen Menschen energisch ergriffen wurde.

Auch die erst wenige Jahrzehnte alte, moderne naturwissenschaftliche Weltansicht, welche von Darwin ihren Namen trägt, beginnt bereits, solche Heilige zu nennen und mit ihnen einen Cultus zu treiben, der nicht geringer ist, als die Menschenanbetung in der katholischen Kirche. Warum sollte sie auch hierin eine Ausnahme von den anderen „Religionen" machen? Ist sie ja doch selbst bereits zur „Religion" geworden, ist sie ja doch nicht so streng „vernünftig" geblieben, wie ihre eifrigsten Anhänger sich immer einbilden, hat sich ja doch auch in sie bereits der „blinde" Glaube eingedrängt, dessen liebstes Kind — der Heilige ist. Je weiter diese Weltanschauung um sich griff, desto „gläubiger" wurden die Schaaren, die zu ihr schwuren, desto blinder und urtheilsloser wurde das Gefolge, das ihr nachströmte. Wie hätte es auch anders kommen können! Von den Tausenden, die die Lehre der ersten Verkündiger vernehmen, sind nur Wenige im Stande, dieselbe zu verstehen oder gar zu prüfen und Wahres und Falsches in ihr zu sondern; diese Wenigen führen das Wort, sie sind die „Jünger der neuen Lehre"; die große Menge der Anderen aber, sie thut, was die Menge immer, seit Jahrtausenden, gethan: sie glaubt. Und in ihrem gläubigen Nachbeten der Worte wird sie selig gepriesen; wer aber am lautesten und am eifrigsten nachbetet, wird heilig gesprochen.

Freilich werden die Heiligen der darwinistischen Weltanschauung nicht so förmlich kanonisirt, wie die der katholischen Kirche; kein Cardinal-Collegium prüft ihre Akten und keine päpstliche Bulle verkündet urbi et orbi ihre neue Würde: aber das moderne Verfahren der Heiligsprechung ist nichtsdestoweniger ebenso öffentlich und vielleicht auch ebenso wirksam wie das alte. Man hat ja zunächst die mächtige, in diesem Falle zum großen Theil äußerst dienstwillige Presse, um die Vortrefflichkeit der neuen Glaubenshelden allerorten zu verkündigen, und sind dieselben dahingeschieden, fest und unentwegt in ihrem blinden Glauben, nun, so findet sich unter den beredten und weisen „Jüngern der Lehre" wohl einer, der

Digitized by Google

ihre Biographie im Sinne dieser Lehre, als ein neues Evangelium, schreibt. Damit sind sie dann endgültig kanonisirt.

Den interessanten Vorgang einer solchen modernen Heiligsprechung haben wir jetzt abgeschlossen vor uns liegen in dem Werke: Konrad Deubler. Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen. Herausgegeben von Arnold Dodel-Port*) — einem Muster tendenziöser Biographie. Eine eingehende Kritik desselben erscheint geboten; jedoch sei gleich von vorneherein bemerkt, daß es bei einer solchen mir durchaus nicht etwa darauf ankommt, an der Person des Heiligen selbst zu mäkeln. Derselbe war ja in der That eine hervortretende Erscheinung und ein trefflicher Mensch, welcher ein gutes Andenken verdient. Aber die Art, in welcher sein ehrgeiziger Biograph ihn zu einem wissenschaftlichen, bahnbrechenden Denker, zu einem Vorkämpfer der naturwissenschaftlichen Weltanschauung, zu einem der edelsten Menschen unseres Jahrhunderts, mit einem Worte zu einem großen Manne aufbauscht — Alles in majorem Darwinismi gloriam — diese Art, gegen welche die Kanonisirung eines unbedeutenden Heiligen der katholischen Kirche noch federleicht in's Gewicht fällt, kann niemals kritisch genug betrachtet werden.

Wer Konrad Deubler, der „oberösterreische Bauernphilosoph" war, wissen die Leser dieses Blattes schon seit mehreren Jahren. Julius Duboc, welcher näher mit ihm verkehrte und ihn hochschätzte, hat einen Besuch bei ihm in dem idyllisch gelegenen Gebirgsdorf Goisern in der „Gegenwart" geschildert**) und dabei seinen Lebenslauf kurz skizzirt. Auch sonst ist in der Presse, besonders in Wiener Blättern, vielfach und ausführlich auf diese seltsame Erscheinung eines gelehrten Bauern hingewiesen worden, so daß ich mich einer eingehenden Rückschau auf sein Leben wohl enthalten kann. In der „bengalischen Beleuchtung", welche nach seinem eigenen Ausdruck seine Gestalt in vielen jener Berichte erfahren hat, ist überdies — auch in der vorliegenden Biographie — so viel geleistet worden, daß es eher an der Zeit ist, das eigentliche wissenschaftliche Streben und Wirken dieses Autodidakten näher zu untersuchen und dabei von demokratischen Schimmer, welchen seine um seiner freiheitlichen Denkrichtung willen geschehene vierjährige Einkerkerung auf sein Leben warf, vorläufig abzusehen. Ein umfangreicher Auszug aus dem Briefwechsel, den Deubler mit den angesehensten Gelehrten und Schriftstellern seiner und unserer Zeit unterhielt, setzt uns in die Lage, jene Untersuchung anzustellen.

Der genannte Biograph ist Naturwissenschaftler von Fach und scheint zu den „in ihrem Eifer bornirten, durch die stete Beschäftigung auf einem speciellen Gebiete gegen alles Andere blind gewordenen" Darwinianern zu gehören, welches es beinahe fertig gebracht hätten, die ganze Richtung, welche sie vertreten, bei allen vorurtheilsfreier und weiter Denkenden in Mißcredit gerathen zu lassen. Er wird von Deubler selbst (in einem Briefe desselben an den Freidenker A. Specht II., S. 135) folgendermaßen charakterisirt: „Dieser Dodel ist ein unerschrockener Mensch. Außer Dir und dem Engländer Bradlaugh kenne ich keinen solch radikalen in ganz Europa." Und in der That erscheint er als durchaus „unerschrocken" in allen seinen Urtheilen, die eine andere Weltanschauung, als die seinige, betreffen. Der Gottesglaube, den Deubler anfänglich noch hegte, ist ihm bloßer „Mysticismus", dem sich dieser „freie Denker" eine Zeit lang hingab, jede philosophische Ansicht, die sich mit seiner rein mechanischen Theorie des Denkens und des Seelenlebens nicht begnügen kann, dünkt ihm „superkluge Wortfechterei" und „dürre Heide" zu sein, und für Alles, was nur irgendwie über das berüchtigte „Kraft und Stoff" hinausgeht, bewahrt er eine fast naive Verständnißlosigkeit. Und solch ein Mann fühlt sich berufen, die Biographie eines lebensvollen und warmherzigen Menschen zu verfassen, bloß weil dieser in der letzten Epoche seines Lebens in der gleichen Weltanschauung wurzelte! An biographischen Kunststückchen konnte es bei diesem Unternehmen naturgemäß nicht fehlen. Die Thatsache, daß Deubler's frühere autodidaktische Studien sich auf theologischem Gebiete bewegten, durfte freilich nicht ganz ausgemerzt werden, dafür aber läßt Dodel den „freisinnigen Müller", der erst 1844, durch die „Stunden der Andacht" begeistert, an Zschokke einen Brief schrieb, schon im Jahre 1837 nur „noch zeitweise an eine gütige, allwaltende Vorsehung glauben" und „mehr und mehr vernünftelnder Phantheist" werden. Nicht frühzeitig genug kann ja der neue Heilige aus den dumpfen Grüften des Gottesglaubens in die freien Regionen der „vernünftigen" Religion geführt werden! So ist es denn auch ganz natürlich, daß wir von dieser Phase des Deubler'schen Entwickelungsganges ein deutliches Bild in der Dodel'schen Darstellung durchaus nichts erhalten. Wir erfahren zwar, daß den sechzehnjährigen Burschen Jung Stilling's Schriften zum „träumerischen Schwärmer" machen, und daß der zwanzigjährige junge Ehemann in den kalten Winternächten neben Büchern über den gestirnten Himmel und über die Geschichte unserer Erde auch Zschokke's „Stunden der Andacht" liest, bleiben aber immer — und zwar in Folge der verwirrenden Notiz des Biographen — im Unklaren über die eigentliche Denkrichtung Deubler's in diesen seinen Jugendjahren. Ein Beispiel, wie Dodel-Port bei diesen Notizen zu verfahren pflegt, möge hier noch eingeschaltet werden: Eine Tagebuchsaufzeichnung Deubler's vom „1. Jänner 1838" schließt mit folgenden Worten:

„Also das alte Jahr wäre zwar für mich glücklich vorbei; aber wie das künftige für mich ausfallen wird? — Nun sei es, wie es will! Möge Unglück und Jammer auf mich hereinstürmen: mein Glaube an eine allwaltende Vorsehung wird mich aufrecht erhalten. Bedenke das, Kleinmüthiger!

Und wenn der letzte Hoffnungsstrahl Dir sinkt —
Denk: über den Sternen ein Leben noch winkt."

Diese Aeußerung erscheint dem Biographen doch ein wenig zu fromm. Er interpretirt sie deshalb durch die folgenden Worte: „Wir finden hier in dem 23jährigen Deubler den Mann in seiner Drangperiode. Er ist Schwärmer, Enthusiast, immer aber ein fleißiger Denker". Und da Deubler hieran eine poetische Ausschmückung des „Lebens über den Sternen" schließt, fährt er fort: „Oft brennt ihm seine Phantasie durch und nimmt zeitweise auch den Verstand mit. In seiner Schwärmerei versteigt sich der gemüthliche Deubler bis in die von Klopstock besungenen Regionen nebelhaftester Fernen mystischer Ueppigkeit." Also „Schwärmer", „Enthusiast", „mystische Ueppigkeit" — das sind die einzigen Begriffe, welche dem Biographen zur Verdeutlichung der vordarwinistischen Epoche in dem Leben seines Heiligen zur Verfügung stehen. Daß Deubler damals ein ganz entschiedener Pantheist war und durchaus nicht „zwischen Glauben und Unglauben" schwankte, hat Dodel entweder nicht erkannt oder er will es nicht anerkennen, weil ihm selbst der Pantheismus nicht „vernünftelnd" genug ist. Und doch lehrt schon ein Blick auf die Schriften, mit denen sich Deubler damals ein ganzes Jahrzehnt ausschließlich beschäftigte, welche religiöse Anschauung ihm in jener Zeit eigen war. Es sind außer den schon genannten Büchern von Zschokke und Jung Stilling die theologischen Werke von Strauß, die Schriften unserer großen deutschen Klassiker, und vor Allem Mendelssohns „Phaedon". Denn der „Unsterblichkeitsnoth" war der einsame Müller und Bauer damals noch durchaus nicht enthoben. Wenn sich in diesem Schriftenkreis Thomas Paine's „Zeitalter der Vernunft" und „viele materialistische und naturphilosophische Werke" — welche Dodel allerdings zu nennen vergißt — einfügen, so beweist dieser Umstand noch durchaus nicht, daß Deubler schon damals im materialistischen Sinne „gläubig" war, sondern er zeugt höchstens von der auch an anderen Orten bemerkbaren Lesewuth des Bauernphilosophen, die mehr auf einer literarischen Neugierde als auf bewußter Auswahl des Stoffes zu beruhen schien. Deubler's Evangelium wurde im Anfange der vierziger Jahre L. Feuerbach's „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit", und dieses Philosophen Einfluß blieb maßgebend in dem ganzen mittleren

*) Zwei Bände. Leipzig, Verlag von B. Elischer.
**) S. 1876, Nr. 41.

Digitized by Google

Lebensalter Deubler's. Wie himmelweit ist aber die Kluft zwischen der geistvollen Lehre eines Feuerbach und der rein mechanischen Weltanschauung eines Dodel-Port, welch letztere erst den alternden Deubler ganz zu den ihrigen rechnet.

Es ist überhaupt ein arger psychologischer Mißgriff des Biographen, wenn er das Bild Deubler's als das eines consequenten, zielbewußten und sich stets treu bleibenden Denkers zeichnet. Der „oberösterreichische Bauernphilosoph" war nichts weniger als ein Philosoph, wenn die Selbständigkeit des Denkens zu solchem Titel berechtigt, sondern er war auch in seinem wissenschaftlichen Leben das Naturkind, das sich leicht durch neue Eindrücke einnehmen, durch jede kühne schriftstellerische Leistung enthusiasmiren ließ und dann mit vieler Lebhaftigkeit seine Bewunderung und Freude ausströmte, das aber nach der anderen Seite hin zu unselbständig und schwach war, um entgegengesetzten Einflüssen mit dem Schilde einer systemathisch ausgebildeten und fest wurzelnden Weltanschauung zu begegnen. Deshalb halte ich es auch für übel angebracht, daß Dodel-Port alle brieflichen Aeußerungen eines gewissen Gottesglaubens, die Deubler während seiner Leidensjahre im Kerker fallen läßt, als bewußt erheuchelt und nur für die Augen der Polizei, welche diese Gefängnißbriefe las, geschrieben hinstellt. „Da kam ihm wohl zu statten," sagt der Biograph, „daß er in der Lektüre pantheistischer Schriften wohl beschlagen und daher in der Lage war, seinen Vorgesetzten gegenüber als »frommer« Büßer zu erscheinen. »Gottheit«, »Unsterblichkeit«, »Vorsehung« — das Alles und Anderes, von dem da und dort Einiges aus seiner Feder floß — faßte er anders auf, als Jene, die ihn zu kontroliren und über sein Verhalten zu berichten hatten. Er war und blieb schlau!" Also lieber wird der künftige Heilige zu einem schlauen Heuchler gestempelt, als daß ein auch nur zeitweiser „Abfall" desselben von dem heiligen Materialismus — dem übrigens Deubler damals noch gar nicht in allen seinen Consequenzen huldigte — zugegeben wird. Die Widerstandsfähigkeit Deubler's gegen widrige äußere Schicksale kann überhaupt nicht groß gewesen sein — das beweisen unter Anderem seine fast unmännlichen Klagen und Schmerzensausbrüche bei dem Tode seiner Frau — auch sagt Dodel-Port selbst, daß die vierjährige Einkerkerung lähmend und niederdrückend auf seinen Geist eingewirkt habe; ist es da nicht viel wahrscheinlicher, daß der geplagte „Freiheitsmann" in der traurigen Einsamkeit, in welcher er sich befand, und bei der bangen Ungewißheit, die über seiner Zukunft schwebte, seinen Trost in dem Aufschauen zu dem Gottesideal fand, das ihm seine phantheistischen Studien hinterlassen hatten? Auch wenn „von Christenthum in dogmatischem Sinne keine Spur" in jenen Gefängnißbriefen zu finden ist, bleibt doch der wahre Ausdruck des Gottvertrauens, das Deubler als einzigen festen Halt in seiner trüben Zeit hatte, trotz der Dodel'schen Interpretationen bestehen, und es ist ein Fanatismus, wie ihn die berüchtigsten Heiligenlegenden nicht krasser aufweisen, wenn der Biograph lieber an dem Charakter als an dem materialistischen Glauben seines Heiligen zweifeln zu müssen glaubt.

Deubler war in der Zeit vor seiner Einkerkerung, also im Anfang der fünfziger Jahre, überhaupt noch nicht über die pantheistische Weltanschauung hinausgeschritten, und wenn er wegen Hochverraths und Religionsstörung in Anklagezustand gesetzt wurde, so geschah es aus dem letzteren Grunde nur, weil er „seinem Hasse gegen allen Aberglauben und Pietistenkram allzu unverhüllt freien Lauf" gelassen hatte. Man findet in der Dodel'schen Darstellung allerdings wiederum nur leere Phrasen und hohltönende Tiraden gegen „Pfaffenwirthschaft" und „liebedienerische Staatsanwaltschaft," wenn man den eigentlichen Ursachen der Verurtheilung des „Königsadlers zum engen Käfig" nachgeht, kann aber unschwer zwischen den Zeilen herauslesen, daß Deubler und seine Gesinnungsgenossen es allerdings etwas toll getrieben hatten in ihrer „Freiheitsbegeisterung" und ihr „Martyrium" nicht gänzlich schuldlos auf sich luden. Der Sturm, der im Jahre 1848 alle Köpfe und Herzen in Brand gesetzt hatte, hatte auch bis zu ihnen ins enge Gebirgsthal hineingeweht, und es entsprach wohl ganz der Deubler'schen Lebhaftigkeit und zugleich seiner Unselbständigkeit, wenn er sich gänzlich von ihm erfassen und umherwirbeln ließ. Sein Verkehr mit vielen politischen Flüchtlingen, von dem noch Spuren in der Briefsammlung zu finden sind, seine damals plötzlich republikanisch gewordene Gesinnung, die später wieder in die Anerkennung der bestehenden Staatsform und in die Verehrung des Kaisers umschlug, beweisen nach der einen Seite, was der (nicht abgesandte) Brief an den „lieben Herrn Pfarrer" nach der anderen Seite hin zeigt: daß nämlich der gute Bergessohn mehr enthusiastisch und leicht entzündbar als sorgsam prüfend und überlegend war; er war eben kein „Denker", wie ihn Dodel immer mit Vorliebe nennt, sondern nur eine leicht erregbare Natur, ein Gläubiger. Seine Leidensjahre im Gefängniß machten ihn für später vorsichtiger in seinen Meinungsäußerungen, aber niemals verleugnete er den hingebenden, enthusiastischen Zug seiner Natur, weder in seinem persönlichen Verkehr mit den zahlreichen literarischen Bekannten, den er anzubahnen wußte, noch in der Art, wie er jede neuauftauchende wissenschaftliche Erscheinung, und besonders den in den sechziger und siebziger Jahren groß werdenden Darwinismus, empfing und festhielt.

Am bezeichnendsten für Deubler's Wesen sind wohl die Tagebuchsfragmente und die Notizen zur Lectüre, welch letztere der Biograph unter dem Titel „Denk- und Lesefrüchte" mittheilt, denn in ihnen läßt es sich am besten verfolgen, wie sehr der wissensdurstige Bauer von den jedesmaligen Eindrücken, die die gerade vorliegenden Bekanntschaften oder Bücher in ihm hervorriefen, in seinem Urtheilen beeinflußt wurde. In den Briefen kann diese Beobachtung schon deshalb schwerer angestellt werden, weil der Herausgeber dieselben weder chronologisch, noch nach irgend einem erkennbaren sonstigen Principe aneinandergereiht hat, so daß wir beim Lesen des zweiten Bandes etwas unvermittelt zwischen den Eindrücken hin- und hergeschaukelt werden. Jedoch läßt schon die Wahl der Correspondenten eine gewisse Verschiebung des Deubler'schen Ideenkreises im Laufe der Zeit deutlich erkennen und macht eine Gruppirung möglich, die etwas übersichtlicher sein dürfte, als die vom Herausgeber beliebte, und zugleich den Vortheil hat, daß sie uns die Phasen des wissenschaftlichen Entwickelungsganges Deubler's anzeigt. Zunächst sind es die Briefwechsel mit Zschokke, Strauß und Feuerbach, welche in der pantheistischen Zeit Deubler's begonnen und theilweise beendet wurden. Sie verrathen noch den Suchenden, den zaghaften Leser, der aus seinem Bergeswinkel sich zum ersten Male in die wissenschaftliche Welt wagt. An sie reihen sich homogen später die Briefwechsel mit dem Prediger der Freigemeinde Lebrecht Uhlich und mit dem Theologieprofessor Roskoff. Der Verkehr mit Feuerbach wiederum fügte die Verbindung mit den Philosophen Grün, Duboc und Bolin, der sich als letzter philosophischer Umgang die Briefwechsel mit Dühring, Fischer, Carnari und Silberstein anschließen. Später hat Deubler — vielleicht dem Beispiele seines Freundes Dodel folgend — von den Philosophen nicht mehr viel gehalten, sondern sich ausschließlich den Naturwissenschaftlern gewidmet, von denen Roßmäßler der erste ist, mit dem er im brieflichen Verkehr stand. Der Briefwechsel mit naturwissenschaftlichen Gelehrten ist Legion. Wir finden Namen wie Vogt, Büchner, Hellwald, Moleschott und Häckel unter denselben. Mit dem Letztgenannten pflog Deubler eine Jahre lange, innige Freundschaft. Rechnen wir noch dazu, daß Deubler auch mit vielen literarischen Größen, wie Scherr, Heyse, Nordmann, Anzengruber, Rosegger, Bauernfeld, Chiavacci, Schlögl briefliche Beziehungen anknüpfte und außerdem einen regen Briefwechsel mit alten und jungen Freunden und Gesinnungsgenossen, wie dem Maler Kummer, dem Bildhauer Schneitmüller und vielen sonst gewonnenen Bekannten, unterhielt, so ergibt sich eine Summe von Anregungen, welche eigentlich diesen zweiten Theil zu einem der merkwürdigsten Dokumente über das Geistesleben der beiden verflossenen Jahrzehnte gestalten müßten.

Dies ist jedoch nicht der Fall. Im Gegentheil — eine gewisse Enttäuschung ergreift uns beim Durchblättern dieser

Digitized by Google

äußerlich vielversprechenden Sammlung. Den großen Namen, die wir im Index sehen, entspricht durchaus nicht der Inhalt des Textes und der beste Beweis, daß der Biograph, wie viele gelegentliche Bewunderer des „Bauernphilosophen", die wissenschaftliche Bedeutung desselben weit, weit überschätzt haben, ist die geistige Leere dieser Sammlung seiner Briefwechsel. Die letzteren verdanken allerdings zunächst ihren Ursprung den Anregungen, die Deubler aus den Schriften seiner Correspondenten empfangen hatte, denn es hatte sich bei ihm die Gewohnheit herausgebildet, stets dem Verfasser eines Buches, das ihn besonders gepackt hatte, seinen Enthusiasmus in einem warmen, herzlichen Brief zu Füßen zu legen: aber nur höchst selten gelangt der Verkehr von diesem Anfang aus über mehr als einen bloß flüchtigen Austausch persönlicher Beziehungen und Erlebnisse hinaus. Selbst die herzlichen Briefe, welche er an Feuerbach und später an Häckel in großer Zahl richtete, sind ebenso wie die Antworten, welche er auf sie erhielt, mehr familiärer Natur als wissenschaftlichen Charakters. Sehr selten finden wir in ihnen neben der häufigen Aufzählung der Bücher, welche den einsamen Bauersmann gerade beschäftigen und fesseln, eine wirkliche Kritik des Gelesenen oder auch nur ein selbständiges Urtheil, welches mehr als den bloßen Enthusiasmus verriethe. Die Briefwechsel ähneln sich auch in ihrer Entstehung und in ihrem Verlaufe fast durchgängig: sie beginnen meist mit einem Briefe Deubler's, in welchem sein Lebensgang — und zwar nicht immer wahrheitsgetreu, sondern oft ausgeschmückt durch mancherlei nicht thatsächliche Angaben — erzählt wird. Der alte „schlaue" Bauernphilosoph hatte wohl bemerkt, wie sehr ihn die Erinnerung an seine für das „freie Denken" erlittene Kerkerhaft in den Augen seiner Gesinnungsgenossen hob, und nie versäumt er deshalb, auf sie und auf sein ihn ebenfalls so interessant machendes Autodidaktenthum ausdrücklich und ausführlich hinzuweisen. Hieran fügt sich gewöhnlich eine Aufzählung der berühmten Freunde, die er bisher schon gewonnen und eine Hinweisung auf die Consequenz, mit der er selbst in dem neuen Glauben wurzele. Eine Schilderung seiner äußeren Verhältnisse und seines Wohnorts, sowie die Einladung, doch gelegentlich ihn in dieser „wissenschaftlichen Sommerfrische„ aufzusuchen, schließen meist diese Anknüpfungs-Briefe. Die Fortsetzung des so begonnenen Briefwechsels, gibt uns dann wohl ein getreues Bild von den mancherlei persönlichen Beziehungen, die Deubler anknüpfte, von den Besuchen, die er empfing, den Reisen, die er machte, und den Büchern, die er las, nicht aber einen eigentlichen Aufschluß über die Fortschritte, die seine wissenschaftliche Anschauung machte. Bemerkenswerth ist der Unterschied im Tone, welcher zwischen den ersten Briefen und denen aus den letzten Lebensjahren herrscht: jene sind treuherzig, naiv und von einfacher Klarheit, diese zeugen schon mehr von einer gewissen Eitelkeit, die der Cultus, welcher mit Deubler vielfach getrieben wurde, in ihm erzeugte, und von dem hieraus folgenden Bestreben, seine Persönlichkeit glänzen zu lassen. Die Ausdrücke: „ungebildeter Landmann, einfacher Bauer" u. dergl., die er öfters auf sich anwendet, klingen hier schon absichtlich und verrathen die berechnende Demuth, während zahlreiche andere Stellen seiner Briefe lediglich von den Bemühungen zeugen, die specifische Schreib- und Ausdrucksweise der darwinistischen Gelehrsamkeit auf's getreulichste zu copiren.

So sehen wir denn, daß das Bild, welches uns die Dodel'sche Biographie von dem „Bauernphilosophen" zu entwerfen versucht, durchaus nicht dem eigentlichen Wesen dieses Autodidakten entspricht. Die Autodidakten sind ja in den meisten Fällen immens receptive Naturen, selten aber selbständige oder gar produktive Denker. Daß Deubler in hervorragendem Grade zu den ersteren gehörte, wird Niemand bestreiten wollen, aber man soll nur nicht versuchen, wie Dodel es thut, ihm eine in unser wissenschaftliches und gesellschaftliches Leben eingreifende Bedeutung zuzuschreiben. Deubler nahm auf, was er fand, und nicht immer, am wenigsten aber hinsichtlich der darwinistischen Weltanschauung verfügte er bei diesem gläubigen Aufnehmen über das selbständige Urtheil, welches allein den Denker macht. Wenn daher Dodel von ihm sagt:

„Er steht da wie eine prophetische Erscheinung über dem trockenen Trümmergestein unserer Gegenwart. Wenn uns heute zumeist die häßlichste Prosa übelgerathender Experimente und fast überall die peinliche Ungewißheit und Unzufriedenheit über den dermaligen Stand der Dinge und Verhältnisse entgegentritt, so ist die Gestalt dieses Deubler eine Feuersäule tröstender Gewißheit voll poetischer Prophetie, daß die Zukunft eine um so schönere sein wird, als die Gegenwart es nicht ist."

so erscheint uns dies nur als eine Tirade, ausgegeben mit der bestimmten Absicht, das Bild eines „Gläubigen" zu krönen, welcher fest und unentwegt, ohne Verwirrung der übernommenen Begriffe durch ein selbständiges Urtheil zu erfahren, zu dem neuen Glauben stand; es erscheint uns mit einem Worte — als eine moderne Heiligsprechung.

Ruge's Geistesleben und politische Thätigkeit.

Von Karl Blind.

(Schluß.)

III.

Man wird sich nach dem Gesagten kaum wundern, in Ruge's Briefwechsel innerhalb der verhältnißmäßig kürzesten Zeit die entgegengesetztesten Standpunkte eingenommen zu sehen.

Als die Aufgabe der Frankfurter Nationalversammlnng betrachtete er es, „die Fürsten vollends abzutödten." Zwischen Frankfurt und Berlin schwankte er indessen beständig hin und her. An seine Gattin schreibt er am 22. September 1848: „Die Berliner Versammlung ist die wirkliche Nationalversammlung. Sie muß sich durchsetzen und sie wird souverän sein." Unmöglich konnte aber doch die deutsche Einheit durch zwei einander nebenbuhlerisch sich gegenüberstehende souveräne Nationalversammlungen gegründet werden.

In demselben Briefe, der die gewiß nicht auf republikanische Gestaltung abzielende preußische Nationalversammlung (auch eine contradictio in adjecto!) als die wahre empfiehlt, heißt es gleichwohl: „Die 200 Republikaner (in Frankfurt) haben einen Heldenmuth an den Tag gelegt, in dem die ganze Zukunft des Volkes liegt."

Ein paar Wochen darauf, nach dem Wrangel'schen Staatsstreich, wandte sich Ruge an Manteuffel. Ein paar Wochen später ging er, für Republikanismus eintretend, nach Baden und Paris.

In den Fünfziger und Sechziger Jahren wechselte er unablässig zwischen Demokratie und einem preußisch zu gestaltenden Kleindeutschland ab. Ganz auffälliger Weise spricht er 1850 in „Le Proscrit, Journal de la République Universelle," einmal von einem „Deutschland von Triest bis Königsberg". Er will eine „heilige Allianz der Revolution" gebildet sehen, verwirft den Liberalismus und die „liberalen Redensarten der constitutionellen Heuchelei" und erhofft die „allgemeine und humanitäre Revolution."

Ich erinnere mich aus Gesprächen und Briefen, wie er sich ein paar Jahre darauf wieder ganz auf den Liberalismus und die preußische Gestaltung Deutschlands zurückzog. Nur von einer „liberalen" Partei sollte noch gesprochen werden, jeder andere Ausdruck verpönt sein.

Einige Zeit nachher sprach er trotzdem — wie aus dem vorliegenden Werke ersichtlich — von dem „kindischen Nationalverein". „Struve's Anzeige in der Arbeiterzeitung müssen Sie lesen. Wir sollten den Nationalverein, diesen Leimsieder erster Größe, doch billig aus dem Felde schlagen." Der „faule Liberalismus", neben der „Itzenblitzerei, Wrangelei und Manteuffelei", die „lahmen und verrätherischen Zeitungen, die elende Volkszeitung" — so schrieb Ruge 1862. Und 1863 findet er, daß es „nichts ausmacht, daß Preußen unter der Verachtung von ganz Europa noch einmal zusammen-

Digitized by Google

bricht, wie 1806. 1806 schrieb der alte Hegel, der damals noch jung war, von der Jenaer Niederlage: »So gute Nachrichten bekommt man nicht alle Tage«."

Ruge war aber 1863 alt genug, daß er hätte begreifen können, wie schmachvoll die Gesinnung ist, die da meinte, es mache nichts aus, wenn wiederum ein Jena über Preußen und Deutschland komme. Er hat, zu seiner Ehre sei es gesagt, 1870 anders gedacht.

Im October und November 1865 schreibt er an seinen Sohn in Bezug auf Varnhagen's Tagebücher: „Die Fortschrittsesel können dem gegenüber nicht behaupten, daß ein anderer Fortschritt als der Schritt aus diesem Monarchismus, d. h. aus aller Monarchie heraus, noch möglich sei. Schade, daß Varnhagen »die Vereinigten Staaten von Europa« nicht erleben sollte." Weiter schreibt Ruge von „Bismarck, der die Philister zwingt, Republikaner zu werden: »... Mit den Franzosen können wir nur gut stehen; sie sind ja immer wieder die Anführer der continentalen Befreiungskriege«."

Es ließe sich aus persönlicher Kenntniß hier noch Stärkeres bezüglich Ruge's damaliger Aeußerungen über Bismarck erwähnen; doch das mag unterbleiben. Noch am 21. Mai 1866 schwankt er einigermaßen; denn er glaubt: es handle sich darum, „mit Bismarck in den Abgrund zu springen, d. h. einen Krieg zu führen, den Ihr nicht einmal wollt, für den Ihr also sicherlich keinen Enthusiasmus habt. Bricht der Krieg aber wirklich aus, so wird sich zeigen, daß man ohne gutes Gewissen und ohne Begeisterung, ohne alles Vertrauen auf die Anführer nicht siegen kann." Gleichwohl erwartet er im zweiten Theile des Briefes die Niederlage Oesterreichs!

Ruge wendete sich je nach den Ereignissen oder den politischen Wahrscheinlichkeiten. Die Meinung, er habe die Ereignisse herbeigeführt, geht gleichwohl sehr auffällig oft durch seinen Briefwechsel.

Am 22. Januar 1867 schreibt er an seinen Sohn: der Beschluß seines Wahlbezirks, Johann Jacoby zu wählen, zeige die völlige politische Unmündigkeit der Leute. „Es wäre das Beste, wenn Moltke gewählt würde." Am 13. December 1867 findet er, daß sein Sohn „Meyen großes Unrecht thut". „Er (Meyen) hat darum in Berlin verloren, weil Berlin fortschrittlich, für Jacoby und Virchow ꝛc., ist .... Wenn man solche Unternehmungen (wie die des national-liberalen Meyen) nicht unterstützt, so bleiben die Juden und die Hanswürste, die gar keine Principien haben, ja die abgesagte Feinde derselben sind, Trumpf."

Dagegen zwischendrin, am 1. April desselben Jahres, an Brückmann:

„Die Freiheit aber! Hat nicht Bismarck manhood suffrage und the Ballot durchgesetzt? und ist es Bismarck's Schuld, wenn die Nation nicht radicaler wählt? ... Wie hinter Ludwig XIV. die Revolution von 1789, so kann noch viel eher hinter Bismarck der freie deutsche Staat kommen."

In den dem Kriege von 1870 kurz vorhergehenden Jahren, wo wir in London, bei Gelegenheit der Luxemburger Frage, genau darüber unterrichtet waren, daß der Krieg schon einmal förmlich in einem von Ludwig Napoleon persönlich geleiteten Staatsrathe einen Tag lang beschlossen gewesen war, schreibt Ruge:

„Was den Krieg anlangt, so glaube ich doch nicht an den Ausbruch; eben wegen der Logik der Thatsachen ... Louis Napoleon ist kein Eroberer, und es scheint mir nicht in seiner Haltung zu liegen, sein Schicksal auf den großen Schlachtfeldern durch die empörten Nationalitäten entschieden zu sehen. Die Logik dieser Thatsachen deutet auf innere Entwickelung."

Die Erhaltung des Friedens ist Ruge „eine wahre Herzenserleichterung", da er ein „Broschürchen über Entwaffnung" geschrieben. „Der Bürgerkrieg zwischen Galliern und Germanen paßte mir daher gar nicht in den Kram." Zwischen eroberungslustigen Franzosen und den sich wehrenden Deutschen wäre es also „Bürgerkrieg." Unter Deutschen dagegen muß der „Bruderunsinn", der „Bierunsinn", „in Strömen von Blut ersäuft werden."

Den Krieg hielt Ruge schon deshalb für unwahrscheinlich, weil „der Begriff des zweiten Empires nicht zu einem neuen Waterloo und der Begriff des vereinigten Deutschlands nicht zu einem neuen Jena paßt." Aber die „Logik der Thatsachen" und der „Begriff des zweiten Empires" waren eben ganz anders, als er sie sich ausgedacht.

Mit den Ministern der „neuen Aera" in Berlin war Ruge sofort 1861 in Briefwechsel getreten, um Geldentschädigung wegen der ihm in den Erhebungsjahren zugefügten Nachtheile zu erlangen. Im Jahre 1866 wiederholte er die Vorstellungen bei der Berliner Regierung. Im Mai 1870 wandte er sich wieder an Herrn Lothar Bucher, indem er angab: er (Ruge) habe „seit 1838 diese im Jahre 1866 durchgedrungene Wendung der Politik Preußens mit Erfolg befördert ...

„Es ist daher auch Zeit, daß es nicht dabei bleibe, d'avoir travaillé pour le Roi de Prusse im französischen Sinne."

Am 18. Juli 1870 schreibt Ruge über die Franzosen:

„Es versteht sich, daß sie die Rechnung bezahlen und die deutsche Provinz verlieren müssen, wenn wir ihnen einen so großen Dienst thun, als die Vertreibung auch dieses Tyrannen ist."

Am 23. Dec. 1874 frägt aber Friedrich Kapp ihn: „Ist es denn wahr, daß Sie seit 1871 die Franzosen auf Kosten von Deutschland in amerikanischen Blättern herausgestrichen haben?"

Es war richtig, daß Ruge um jene Zeit den Ton wieder einmal gewechselt hatte. In Bezug auf Frankreich und Rußland standen seine und meine Auffassung in jenen Jahren in demselben deutsch-amerikanischen Blatte einander thatsächlich gegenüber; denn Ruge hatte sich durch Gladstone's Haltung auch für Rußlands Vordringen im Osten stimmen lassen.

Im September 1877 schreibt Ruge wieder an Franz Rühl: er habe „die Fahne der Volksfreiheit und der realisirten Einheit nicht eingezogen", sei „also weit von Bismarck's Werken und Worten entfernt". Am 11. März erklärt er sich indessen hocherfreut über die ihm gewordene Anerkennung durch das Reichskanzler-Amt, die in dem Ausdruck „Ehrensold" liegt.

Es erübrigt noch, ein persönliches Wort zu sagen. Ich lernte Ruge 1849 in Karlsruhe kennen, und in jenen stürmischen Tagen fanden wir uns rasch freundschaftlich zusammen. Er, der viel Aeltere, bot sofort das trauliche „Du" an. Nachdem er vergeblich erwartet hatte, daß durch die Volksregierungen von Baden und Rheinbayern eine gesandtschaftliche Stellung in Paris ihm übertragen werde, schreibt er in Tagebuchblättern: „Ich gehe nun doch nach Paris. Zu meinen eignen Beweggründen kam noch, daß Blind, mit dem ich sehr gut stehe, mich wiederholt gebeten hat, ich möchte doch mit gehen und ihm beistehen."

Dies ist ein Irrthum. Sein Mitreisen nach Paris war ganz sein eigener Entschluß. Selbstverständlich nahm ich die Mittheilung, nach eben gemachter Bekanntschaft, als eine angenehme auf.

Ein anderer „Gesandter" von Baden und Pfalz, außer Dr. Friedrich Schütz und mir, kam nicht nach Paris. Herr Hundt, den Ruge nennt, war lediglich für Gewehrankauf dahin gekommen, ohne nähere Beziehung zu uns.

Ruge betont, daß er in Paris mit mir „fortdauernd brüderlich zusammenhielt"; und in der That waren unsere Beziehungen sehr freundschaftlich. Ein Irrthum dagegen ist es, wenn er schreibt: „Ich habe die Herren überall eingeführt und unsere Sache auf's Wärmste vertheidigt." Wir besaßen regelrechte Vollmachten einerseits an den damaligen Präsidenten der französischen Republik, andererseits eine besondere Anweisung zum Verkehr mit den Häuptern der republikanischen Partei, deren Gelangung an die Regierung, in Folge eines wahrscheinlichen Versuches, Napoleon zu stürzen, erwartet werden konnte.

Aus freundschaftlicher Rücksicht schlug ich Dr. Schütz vor, Ruge bei Besuchen zur Begleitung einzuladen. So sehr täuschte sich Ruge jedoch über die Zustände in Norddeutsch-

Digitized by Google

land, daß er eines Tages vor Ledru-Rollin in unserer Gegenwart zu entwickeln suchte: „Das preußische Heer werde mit dem badischen gemeinsame Sache machen!“ Da es dem Ansehen einer Gesandtschaft nur schaden konnte, so irrige Auffassungen zum Besten zu geben, so unterließen wir es von da an, Ruge zur Begleitung aufzufordern. Meine Beziehungen zu ihm blieben jedoch so gute, wie zuvor, und wir trafen im Spätsommer 1849 wieder in London zusammen.

Ruge's unablässiges Schwanken ließ es in späteren Jahren den Freunden, die mit mir im „Verein für deutsche Freiheit und Einheit“ zusammenwirkten und eine Monatsschrift herausgaben, nicht rathsam erscheinen, ihn um Mitarbeiterschaft zu ersuchen. Ein Irrthum ist es daher, wenn er seinem Sohn am 21. Mai 1866 meldet: er habe „von Anfang an abgelehnt“, dafür zu schreiben. Eine betreffende Einladung war an ihn nicht ergangen.

Trotz aller Meinungsverschiedenheiten bemühte ich mich indessen, die unter Verbannten ohnedies stets aufkommenden Spaltungen nach Möglichkeit zu überbrücken. Mit Freiligrath und Kinkel befreundet, mit denen Beiden Ruge auseinander gekommen war, führte ich ihn bei Freiligrath wieder ein; und daraus entstand das Wiederaufleben eines Verhältnisses, dessen in dem Briefwechsel öfters mit Freude gedacht wird.

Auch bei Ledru-Rollin, mit dem er früher im Central-Europäischen Ausschusse zusammengewirkt hatte, und mit dem ich gut befreundet war, versuchte ich die Wiederanknüpfung für Ruge. Allein Ledru-Rollin's Antwort war derart, daß ich sie hier nicht wiedergebe. Sie lautete noch weit stärker, als was Rosenkranz (Band I, S. 199) einst über Ruge schrieb.

Im Londoner Freundeskreise war nichts von den Versuchen Ruge's bekannt gewesen, eine Geldentschädigung in Berlin zu erlangen. Dagegen waren Sammlungen für ihn angeregt worden, zu denen ich, auf das mir gewordene Ersuchen, meinen Namen als Ausschußmitglied stellte. Die von dem Ausschusse der Londoner Deutschen mir übertragene Abfassung des Zusendungsschreibens an Ruge übernahm ich bereitwillig und entwarf dasselbe so ehrend für ihn, wie nur denkbar, wesentlich unter Bezugnahme auf 1848 und 1870. Alles Trennende ließ ich bei Seite, und dies entsprach den Wünschen der anderen Mitglieder. So klangen meine von 1849 sich herschreibenden Beziehungen zu Ruge ganz freundschaftlich aus.

Um so mehr bedauerte ich, daß, als die Bitte an mich erging, die Briefe Ruge's, die noch in meinem Besitze sind, für das vorliegende Werk zur Verfügung zu stellen, ich diesem Wunsche des Herausgebers und der Familie nicht zu entsprechen vermochte. Der Grund war ein rein äußerlicher. Mit einer Unmasse anderer Papiere, die sich seit mehr als einem Menschenalter angehäuft hatten, waren auch diese Briefe, bei einem theilweisen Hausumbau, in einer Menge übereinander gestapelter Koffer und Kisten in unauffindbaren Verstoß gerathen. Schon nach Freiligrath's Tod hatte ich mich in gleicher Unmöglichkeit befunden, dem Wunsche der Familie zu willfahren. Viele Wochen hätte ich, um Ruge's Briefe zu finden, zur Entwirrung aufwenden müssen, und jeder Tag bringt seine schwere Arbeit bis in die späteste Nacht- und früheste Morgenstunde.

Indessen hatten sich ein paar Briefe von mir in Ruge's Nachlaß gefunden; ebenso jenes von mir verfaßte Ausschußschreiben an ihn. Der Herausgeber, Paul Nerrlich, bat mich um die Erlaubniß zur Veröffentlichung und sprach mir zum Voraus und nachher seinen wärmsten Dank für die Gewährung aus. Schließlich ist von diesen Briefen nichts in das Werk aufgenommen worden.

Darauf kommt nun gewiß nichts an. Ich erwähne es lediglich, weil dadurch ein irriges Bild entsteht. Ruge war sicherlich mit mir beim Kriege von 1866 auf's Allerentschiedenste nicht einverstanden. Mich hinderte das keineswegs, jenem Wunsche des Ausschusses der Londoner Deutschen zu willfahren; und Ruge's halber hätte mindestens dies für ihn ehrende Schreiben abgedruckt werden dürfen.

Nach dem Tode des Freundes habe ich ihm die Anerkennung, als einem geistigen Kämpfer, in gebührendem Maße zu Theil werden lassen. Wenn der jetzt vorliegende Briefwechsel die Widersprüche, in denen er sich bewegte, in noch auffälligerem Maße aufdeckt, als es früher schon bekannt war, so wird derjenige, der bei Besprechung des Buches ihrer zu erwähnen hat, gewiß nicht dafür verantwortlich gemacht werden können. Schwer genug ist es mir geworden, und einer zweiten Erinnerung hat es bedurft, um mich zu der Arbeit zu veranlassen. Doch „amicus Plato, magis amica Veritas“; und so gebe ich denn diese Blätter hin, denn sie enthalten am Ende ein Stück Geschichte.

Münchener Opernnovitäten.

Wir stehen im Zeichen Richard Wagner's. Unter dem Einflusse dieses allmächtigen Gestirnes hat das gesammte musikalische Kunstleben Münchens die ihm eigenthümliche Art und Gestaltung angenommen. Was Wunders, daß auch die neueren Erzeugnisse und die Schöpfungen jüngerer Meister, die wir zu hören bekommen, alle insgemein mehr oder weniger die Einwirkung der sengenden Strahlen eben jener großen Sonne aufzuweisen haben. Die Zeit bringt es so, die geistesträge Masse, das Publikum, nimmt es gerne so an und die sogenannte Kritik billigt es, ohne lange Erwägung des Schadens, den jede geistige Knechtschaft, mithin auch die künstlerische Nachahmung, dem Geschmacke und Kunstsinn der Gesammtheit wie der Schöpfungskraft des Einzelnen bringt.

Diese Beobachtung mit ihrem Gefolge trauriger Erwägungen drängt sich uns gerade heute, am Schlusse eines ereignißreichen Theaterjahres, besonders heftig auf, weil schon der erste Blick über die zu Ende gehende Arbeitszeit den Scharfblickenden und Einsichtigen belehren kann, daß die Erfolge mit den großen Bemühungen um eine Fort- oder Umbildung des dramatisch-musikalischen Kunstwerkes nicht Schritt halten. Stillstand, wenn nicht gar Rückschritt ist auf diesem Gebiete das unerfreuliche Merkmal unserer Zeit. Sechs neue Opern sind uns im Laufe der verflossenen elf Monate vorgeführt worden, aber keine derselben erwies sich selbständig genug, um als Ansatz zu einer Weiterentwickelung bestehender Formen betrachtet werden zu können, keine war bedeutend genug, um die Kunstgattung aus dem Kreise, in den sie der große Zauberer von Bayreuth gebannt, zu befreien. Dies soll hier von vornherein gesagt sein, weil kurzsichtige Tageskritiker und Parteileute sich haben verleiten lassen, gerade den verfehltesten dieser Werke höheren Werth und dauernde Bedeutung zuzuschreiben.

Von den sechs Novitäten, mit denen die rührige Leitung unserer Hofoper uns dieses Jahr bedachte, haben indeß nur drei, „der faule Hans“ von Alexander Ritter, „Junker Heinz“ von Carl von Perfall und „Malawika“ von Felix Weingartner, hier wirklich ihre erste Aufführung erlebt, die übrigen: „Der Barbier von Bagdad“ von Peter Cornelius, „Romeo und Julia“ von Gounod und „Feramors“ von Rubinstein sind nur für die Münchener Theaterbesucher neu. Wir brauchen ihrer weiter daher nicht zu gedenken, zumal da es sich bald zeigte, daß die Leiter unseres Kunstinstitutes mit der Vorführung der beiden letztgenannten mindestens um ein Jahrzehnt zu spät kamen und daß Publikum und Kritik von Gounod's wie von Rubinstein's Werk durchaus den Eindruck des Veralteten empfingen. Dagegen wollen wir die geniale Schöpfung von Peter Cornelius in den Bereich unserer Betrachtung ziehen, obwohl sie schon im Jahre 1859 ihre erste Aufführung erlebte, weil zu erwarten und erhoffen steht, daß die glänzende Aufnahme, welche das Werk hier gefunden, dieser köstlichen Oper endlich den ihr gebührenden Platz im Repertoir größerer Bühnen erobern werde.

„Der Barbier von Bagdad“ hat unter den Novitäten des verflossenen Winters den größten Erfolg nicht nur errungen, sondern auch verdient. Er ist unstreitig sowohl in

Digitized by Google

poetisch-dramatischer, als in musikalischer Beziehung die hervorragendste und selbständigste Schöpfung, die wir heute zu verzeichnen haben. Die dramatische Gestaltung der Fabel, die dichterische Ausführung im Einzelnen und die musikalische Composition zeugen gleichmäßig von feinstem Kunstsinn und höchster Meisterschaft. Der Stoff, der berühmten Märchensammlung von „Tausend und eine Nacht" entnommen, ist beinahe ärmlich und es bedurfte der großen künstlerischen Gestaltungskraft des Dichtercomponisten, um des Zuhörers Theilnahme bis zum Schlusse festzuhalten. Die im Wort und Ton so trefflich gezeichnete Figur des geschwätzigen Abul Hassan Ali Ebn Bekar, dieser Krone der Barbiere, besorgt aber dies auf's Beste und seine ebenso tiefgründigen als langathmigen Reden und Betrachtungen im ersten Theile erfreuen und belustigen nicht minder als die spaßhafte, tolle Verwirrungsscene, welche durch seine Voreiligkeit herbeigeführt wird. Diese Scene und mit ihr das ganze Stück gipfelt darin, daß den Barbier, der aus Voreingenommenheit gegen den sich selber rasirenden Cadi Mustapha seinem Clienten Nureddin, während eines Stelldicheins mit des Ersteren Tochter Margiana Wächterdienste leistete, ein zufälliges Geschrei verleitet, den frommen Mann unter Auflauf der ganzen Stadt als Mörder seines Freundes anzuklagen, was denn schließlich nur zur Entdeckung des von seiner Geliebten aus Furcht vor dem unerwartet heimkehrenden Vater in eine Kiste versteckten Liebhabers führt. Ist dieser Theil, durch geschickte und wirkungsvolle Führung der Handlung ausgezeichnet, so weisen die einleitenden Scenen, sowie die ersten Auftritte im Hause des Cadi den Vorzug eindringlichster Charakteristik und überaus wohl getroffener Stimmung auf. Das orientalische Colorit, das schon in dem schönen Schlummerchor der Diener zu Beginn des Stückes bestrickend wirkt, ist nicht nur in den süßen und duftigen Liebesscenen, sondern auch in den heiteren Theilen des Werkes mit feinem Geschick festgehalten und in der Kunst liebevoller, eingehender und anschaulicher Charakterzeichnung, wie sie namentlich in den Scenen und Reden des Barbiers zur Geltung kommt (man beachte z. B. nur die köstliche musikalische Charakteristik der sieben Brüder), ist Cornelius allen Neuern, selbst Richard Wagner, überlegen. Poesie und Musik, Reim und Rhythmus, Melodie, Harmonie und Instrumentation, alles ist da in bewundernswürdiger Weise in den Dienst des Kunstwerkes gestellt und verwächst auch durchweg, sowohl in den lyrischen, als in den komischen Theilen, zu einem einheitlichen und lebensvollen Ganzen. Mit einem Worte, in Cornelius' Barbier von Bagdad, der, nebenbei gesagt, zu den schwierigsten Aufgaben der heutigen Opernbühne gehört und dessen Erfolg zum großen Theil auch den künstlerischen Bemühungen unseres trefflichen Levi und dem hervorragenden Darstellungstalente Eugen Gura's zu danken ist, ist ohne Verwendung von Leitmotiven und ohne Verzicht auf abgeschlossene Kunstformen das erreicht, was Richard Wagner uns von einem echten Kunstwerk fordern gelehrt hat: völlige Einheit von Form und Inhalt.

Das ist es auch, was, abgesehen von dem darin offenbarten bedeutenden Erfindungsvermögen und der künstlerischen Reife, die Schöpfung des im Jahre 1874 verstorbenen Meisters, so hoch über die beiden anderen Werke erhebt, die sich des besonderen Schutzes und der beifallspendenden Gnade der „Wagnerianer" zu erfreuen hatten. Weder „der faule Hans" von Ritter, noch Weingartner's „Malawika" haben in dem angedeuteten strengen Sinne Anspruch auf den Namen Kunstwerk, denn trotz guter Begabung und ganz hervorragendem Können haben es die beiden „Dichtercomponisten" nicht vermocht, ihren Gebilden und Gestalten, einen aus deren Eigenart hervorquellenden musikalischen Ausdruck zu verleihen. Dieses Zurückbleiben hinter den höchsten Anforderungen der Kunst muß um so schärfer getadelt werden, da Ritter wenig, Weingartner beinahe keine Selbständigkeit in der musikalischen Erfindung zeigt und weil die Parteiheerde trotz dieser Erzmängel, verleitet durch den Wunsch, eine „Schule" zu haben und verführt durch den anmaßend-großthuerischen Charakter der beiden Opern, versucht, diese Componisten als fortschreitende Nachbilder Wagner's hinzustellen.

Die Fabel des Ritterschen Einakters „der faule Hans" ist einer poetischen Erzählung Felix Dahn's entnommen und vom Componisten nicht ungeschickt, wenn auch im Wortlaute zwischen Richard Wagner's Nibelungenstil und Wilhelm Busch's Versleinpoesie hin- und herschwankend, für die Bühne bearbeitet. Der Held, ein Nachkomme des Wagner'schen Siegfried, bewährt, nachdem er seine Jugend thatenlos verträumt und ob dieser Entartung von seinem Vater Graf Hartung enterbt und sogar in den Stock geworfen wurde, in der Stunde der Noth männlichen Muth und Thatkraft, befreit das Land von dem grimmen Dänenfeind und gewinnt so die Hand seiner Lehnsherrin, der Königin von Brabant. Die Weckerin des Lebensgefühls und der Thatenlust ist die Liebe, die den faulen Träumer beim Anblick der schönen Königin ergreift. Mit dieser einfach-natürlichen Handlung steht leider nun die Musik durchaus nicht im Einklang; die Tiefe des dichterischen Grundgedankens verführte den Componisten zur Verwendung all' der reichen Ausdrucksmittel, die Richard Wagner sich zur künstlerisch vollendeten Darstellung seiner ernst-erhabenen, mythischen Dramen geschaffen hatte, die aber in Werken, welche dieses sozusagen typischen Charakters entbehren, deren Figuren bereits unter dem Einflusse höherer gesellschaftlicher Bildung stehen und deren Grundton, das Niedrige, Possenhaft-Komische nicht ausschließt, sehr schlecht angebracht sind und den Eindruck der Ueberladung und des Schwulstes hervorrufen. Den grands seigneurs Corneilles und Racines stand die antike Kleidung nicht schlechter, als dieser von „hövescheit" beleckten Sippe die starke, naturgewaltige Empfindungsweise der Wagner'schen Sagengestalten. Dieser Zwiespalt zwischen Form und Inhalt zeigt sich besonders auffallend in denjenigen Scenen, welche Ritter ohne Weiteres aus Wagner in seine Oper herübergenommen hat, z. B. im ersten Monolog des im Schatten faulenzenden Helden, oder in der vierten Scene, wo Hans der verstorbenen Mutter gedenkt, wogegen in einigen andern Theilen, wie der frischen Ouvertüre und dem charakteristischen Spottchor der Mägde ein wenig mehr Selbständigkeit zu Tage tritt.

Noch schlimmer als um den faulen Hans, der bei aller Nachahmung doch Züge Ritter'scher Eigenart verräth, steht es um Weingartners „Malawika". Diese dreiaktige Komödie ist eine ganz äußerliche, unselbständige Nachahmung Richard Wagners. Sie hat allerdings vor den meisten andern modernen Opern die Stileinheit voraus, aber was bedeutet das, wenn dieser Stil nicht aus Wesen und Charakter des Stoffes herausgewachsen ist und zudem in seinen Einzelheiten sich als das geistige Eigenthum eines andern erweist? In noch höherem Grade als der faule Hans zeigt Malawika eine ganz erstaunliche Meisterschaft in der Handhabung und Verwerthung aller Kunstmittel Richard Wagners, um so deutlicher erhellt aber auch aus dieser Oper die Gefährlichkeit der Nachahmung diesem Meister gegenüber. Die meisten und besten seiner Leitmotive hat Weingartner, oft ohne, zumeist nur mit geringen Veränderungen aus den Werken Wagners, vom Lohengrin bis zum Parsifal, entlehnt — die wenigen, die er selbst erfunden, ermangeln anschaulicher Charakteristik — und die Behandlung des Orchesters, welche meisterlich genannt werden darf, zeigt in der unruhigen, regellosen Rhythmik, der gesucht-unschönen oder überraschenden Harmonie und den ausstudirten Klangwirkungen, deutlich den Nachahmer des großen Meisters; die übermäßige Verwendung dieser Wirkungsmittel offenbart überdem den unreifen Nachbildner. Doch sehen wir von dieser vollständigen Abhängigkeit ab und betrachten wir in Kürze das Verhältniß dieser entlehnten Musik zum Drama. Eine altindische Komödie, welche durch Zuthaten des „Dichters" noch einen starken Zug zur Posse bekommen hat, findet hier musikalischen Ausdruck, wie ihn der Tristan schmerzhaft bewegter und erschütternder nicht fand. Unglaublich, aber wahr: eine Komödie im Stil von Wagners hehrster Liebestragödie! Der Zwiespalt zwischen Form und Inhalt ist hier, zumal da auf locales Colorit keinerlei Rücksicht genommen ist, noch stärker als bei Ritter. Besonders bedenklich ist in dieser Beziehung der zweite Act, wo wir während der Rüpelkomödie der beiden Tanzlehrer in einem fort durch Anklänge und Entlehnungen an die weihe-

Digitized by Google

vollsten Scenen in „Siegfried“ und „Tristan“ erinnert werden, so daß sich das Werk stellenweise wie eine Parodie auf Wagner ausnimmt. Der Text, den der Componist sehr selbstbewußt „Dichtung“ benennt, ist eine theatralische, dramatisch aber wenig taugende Verarbeitung des bekannten indischen Schauspiels „Malawika und Agnimitra“, das von Manchen dem Kalidasa zugeschrieben wird; man vergleiche beispielsweise nur die ganz lose und ungeschickt mit der Handlung verknüpfte Episode des Asokabaumes mit den entsprechenden Scenen im Stücke des Indiers. Daß reizvolle Einzelheiten, deren Weingartners Komödie durchaus nicht ermangelt, für diese Grundfehler nicht entschädigen können, ist selbstverständlich, besonders bei einem Werk, das beständig an den Meister erinnert, der die Oper durch ein Kunstwerk strengster und höchster Einheit zu ersetzen suchte. Doch Felix Weingartner ist noch jung, sehr jung und so steht zu hoffen, daß er, einmal zur Reife gelangt, von der rein äußerlichen Nachahmung zu einer tieferen, selbständigen Nachbildung und zur Selbständigkeit fortschreite. Wir werden dann, auch wenn ihn der Troß der Partei verlassen hat, die Ersten sein, seine Bemühungen und seine Fortschritte anzuerkennen!

Wesentlich verschieden von diesen beiden Werken, welche sich selbstbewußt als Nach- oder gar Fortbildungen des Wagner'schen Kunstwerkes ankündigen, ist Karl von Perfalls „Junker Heinz“. Die dreiactige Oper gehört ihrem dramatischen Bau wie ihrer musikalischen Form nach ins Bereich des älteren romantischen Märchenspiels. Der Stoff, der Dichtung „Heinrich von Schwaben“ von Wilhelm Hertz entnommen, ist eine abenteuerliche Begebenheit, der auch des Textdichters Bemühen dramatisches Leben nicht einzuhauchen vermochte, die aber eine ganze Reihe stimmungsvoller Bilder enthält, welche dem Componisten Anlaß zur vollen Entfaltung seines lyrischen Talentes geben. Einfach, frisch und schlicht deutsch wie der Stoff ist auch Perfalls Musik und deshalb müssen wir auch seinem Werke, obwohl es seiner ganzen Anlage nach einem bescheideneren Ziel zustrebt, den Vorrang vor den beiden andern Werken zuerkennen. An Einklang von Form und Inhalt überragt „Junker Heinz“ sowohl den „faulen Hans“ als „Malawika“ und das ist, auch vom Standpunkt Wagners, höher zu schätzen als bloß formale, äußere Stileinheit. Zudem weißt aber Junker Heinz auch Vorzüge auf, nach denen wir in den beiden anderen Werken vergebens gespäht: reiche und frische melodische Erfindung und ungesuchte, natürliche Führung der Stimmen. Daß Perfall das Liebesleben seines naiven jugendlichen Helden und der kindlich heiteren Kaisertochter nicht mit den heutzutage Mode gewordenen wilden Tönen einer markverzehrenden Leidenschaft schildert, können wir nur billigen und daß zu geistreicher Charakteristik in einem Märchenspiel nicht viel Anlaß ist, weiß jeder Einsichtige. Vorwürfe dieser Art gegen die Perfall'sche Oper erheben, hieße also Eigenart und Reiz derselben mißkennen. Dagegen muß allerdings bemerkt werden, daß namentlich im ersten Act die äußere Stileinheit, die Gleichheit in der Ausdrucksweise nicht durchweg gewahrt ist und daß die freiere Behandlung und namentlich die Begleitung der recitativischen Stellen nicht immer gelungen ist. Dafür bildet der zweite Act ein so stimmungsvolles, anmuthiges und einheitliches Ganze wie wenig neuere Werke es besitzen und in dem Entsühnungsgebet der Kaiserin offenbart sich eine Tiefe der Empfindung, wie sie im Zeitalter des „Trompeters von Säkkingen“ auf der Bühne nicht allzu häufig mehr ist.

Daß „Junker Heinz“ kein Werk ist, des Menschen Seele auf's Tiefste zu erschüttern und für's Höchste zu begeistern, ist darnach klar, ebenso klar aber erhellt auch aus dem Wesen aller der uns vorgeführten Novitäten, die sämmtlich den Zug zum Komischen theilen, daß der Genius der Kunst von der einseitigen Darstellung und Verherrlichung des Schmerzes und der Entsagung im Kunstwerk sich auch wieder lichteren Göttern, der Freude und dem Scherz, zuwendet.

Heinrich Welti.

Feuilleton.

Die alte Jungfer.

Von Marc. Boyen.

Wenn ich als Kind meine Mutter, die mich wohl nicht allein zu Hause lassen mochte, begleiten mußte, so war das durchaus nicht immer eine Freude für mich. Mein Vater war schon wenig Jahre nach meiner Geburt gestorben, und meine stille, etwas schüchterne Mutter war in dem kleinen, uninteressanten Städtchen nach und nach in einen Kreis von Frauen geraten, und stand im Verkehr mit vielen mir mehr oder weniger abgeneigten kinderlosen Witwen oder alternden Mädchen, in derem stillen Heim der unruhige wißbegierige Knabe nie zu weilen verstand, ohne dort Schaden und Verwirrung unter den zierlichen Dingen auf Kommoden und Schränken anzurichten, und die aufgeregte Besitzerin solcher Schätze zu bewegen, Abends Gott zu danken, daß ihr der Himmel Kindersegen versagt hatte.

Als ich dann mit zehn Jahren in das Kadettencorps gesteckt wurde und zuerst stolz in Uniform auf Urlaub zur Mutter kam, sträubte sich meine Kriegerseele gegen jede Präsentation in besagtem Witwen- und Jungfernkränzchen, ein Jahr darauf bot die alte Vaterstadt meinem Willkommengruß und meinen Thränen nur noch ein frisches Grab, in dem die Mutter nun neben dem Gatten schlief, das Haus meines Vormunds, eines mit seiner wortkargen Gemahlin entfernt lebenden kinderlosen, kränklichen Onkels wurde fortan für mich zum Ferienaufenthalt und die Bilder aus meiner Kindheit verblaßten.

Ein früherer Wunsch meiner Mutter, daß ich in das Regiment treten möchte, dem mein Vater angehört hatte, führte den zwanzigjährigen Secondelieutenant direkt aus dem Kadettencorps in die alte Kinderheimat zurück. Kein Mensch, und selbst kein zwanzigjähriger, der nicht wie ich ein Leben strengster Abhängigkeit und Unselbstständigkeit in einem solchen Lehrinstitut hinter sich hatte, kann sich einen Begriff von der Verlassenheit machen, in welche meine neuen Ehren mich stießen. Meine Kameraden, die Offiziere, in denen ich jetzt nicht nur Vorgesetzte sehen sollte, schienen mir sehr unnahbar, die alten, bärtigen Unteroffiziere, deren Vorgesetzter ich wurde, dünkten mich, meiner schüchternen Dienstungewandtheit gegenüber, Muster der mir überlegensten Weisheit, ich verstand noch nicht, meine freie Zeit wohlgefällig auszunutzen, ich verstand kaum mein Geld auszugeben, ich fühlte mich steuerlos, verlassen wie ein Wrack auf hoher See.

Als ich so eines Nachmittags allein und bedrückt durch die noch sonnendurchglühten Straßen schlich, hörte ich mich plötzlich angerufen:

„Eberhard, wirklich Eberhard mit Epaulettes und Schnurrbart; Gott im Himmel, Junge, was für eine Stange ist aus Dir geworden.“

Etwas entrüstet über solche familiäre Begrüßung ließ ich meine Augen auf der vor mir stehenden kleinen Dame ruhen, ich erkannte sie gleich, als sie so, das Pincenez auf die gebogene Nase geklemmt, mit den großen, blauen Augen zu mir aufsah, es war ein Blümchen aus meiner Mutter Kaffeekranz, so eine Art von Stacheldorn, dem meine Mutter sich nur widerstrebend ergeben hatte, obgleich ich für die scharf urteilende Dame trotz aller Unbill, die sie gelegentlich auch an mir verübte, als Kind mehr Sympathien hatte, als für alle ihrer schönredenden Kaffeegenossinnen.

„Warum läßt Du Dich denn nicht bei mir sehen, Eberhard?“ forschte die kleine Dame weiter, „Du bist wohl gar schon lange hier? ich habe Deiner lieben Mutter doch versprochen, ein Auge auf Dich zu haben, wenn Du noch dem Corps Dich als Held zeigen würdest.“

Ich konnte ein respectwidriges Lächeln nicht unterdrücken, wenn ich mir diese alte Jungfer als meinen Präceptor vorstellte, dann aber empfand ich es angenehm, mit welchem fast kosenden Tone sie eben den Namen meiner Mutter ausgesprochen

Digitized by Google

hatte, auch eine prickelnde Erinnerung an sogar handgreifliche Ermahnungen, die mir im Heim der Jungfrau vor Jahren zu Theil geworden, ergötzte mein Herz so sehr, daß ich mich geschmeidig verbeugte und davon sprach, wie ich gewiß sie gerne aufsuchen würde, wenn sie gestattete.

Fräulein Hannchen — ihren Zunamen hatte ich bei Gott vergessen — sah mich wie etwas mißtrauisch an: „Ich will Dich nur gleich mitnehmen," sagte sie anzüglich, „ich weiß, wie Ihr jungen Leute dergleichen Versprechungen zu halten liebt. Hast Du noch Dienst heute Abend?"

Ich verneinte und erröthete etwas bei dem Gedanken, daß mir so aller Wahrscheinlichkeit nach diese absonderliche Gesellschaft gleich für mehrere Stunden zugedacht sein möchte. Dann gingen mir nebeneinander durch die Straßen, ich in meiner stolzen Größe von sechs Fuß neben dieser kleinen Gestalt mit ihrer vom Klemmer überragten Nase; etwas besorgt durchflogen meine Augen die Straßen, die wir zu durchschreiten hatten, ich fürchtete doch, Kameraden zu begegnen.

Fräulein Hannchen führte mich in ein äußerst freundliches Zimmer, dessen klare Fenster über Gärten hinweg bis weit über die Grenzen der kleinen Stadt hinaus einen köstlichen Fernblick gestatteten und während die lebhafte alte Jungfer ihre Straßenhüllen abzulegen ging, fand ich inzwischen Zeit, um in dem sehr hübsch eingerichteten Zimmer nach etwaigen Bekannten aus den Kinderjahren zu spähen. O gewiß, manches war mir noch hier wohlbekannt, es schlich wie sanfte Wehmuth über mein Herz, wenn ich mir dabei vorstellte, wie ich als Junge hier neben meiner Mutter am Tische gesessen hatte und wie leer doch die Welt für mich geworden war.

Die alte Dame kehrte zurück, sie stellte sich vor mich hin und musterte mit zurückgebogenem Kopfe noch einmal meine lange Gestalt, sie nickte wie zustimmend, ging dann zu einem Eckschrank, nahm eine mir auch noch bekannte Glasflasche heraus, stellte sie mit zwei Gläsern auf ein Zinntablettchen, bestieg dann den erhöhten Fenstersitz, setzte sich in einen altmodischen Sessel und winkte mir, sozusagen ihr zu Füßen, auf einem tiefer stehenden Stuhle, Platz zu nehmen, sie schenkte von dem vor uns stehenden Wein — altem Ungar — ein und stieß mit mir an. „Deine Eltern, mein Junge," sagte sie herzlich.

Mir war schon lange etwas unkriegerisch weich zu Muthe geworden, die Verlassenheit, unter der ich in den letzten Monaten so sehr gelitten, mochte den augenblicklichen, mir doch sonst fremden Empfindungen vorgearbeitet haben, so küßte ich die kleine, weiche Hand und rief warm: „Auf gute Freundschaft!"

Ein seltsames Leuchten ging über die Gesichtszüge des Fräuleins, einen Augenblick fühlte ich ihre Hand auf meinem Scheitel. „Wie sehr bist Du Deinem Vater ähnlich geworden," sprach die alte Dame und als ich zu ihr aufsah, schien es in ihren Augen feucht zu schimmern. Ich blickte ein Weilchen in ihr zum Fenster hin gewandtes Gesicht, dem Knaben von damals war es sehr alt erschienen, jetzt sah ich, daß die Dame höchstens fünfzig Jahre alt sein konnte, geistvolle Ueberlegenheit und gutmüthige Ironie lagen an Stelle der früheren strengen Bitterkeit auf ihren Zügen. Es war ganz still im Zimmer, nur die mit röthlichen Blüthen bedeckten Zweige eines Apfelbaumes streiften leise das Fenster, und in einem Bauer flatterte der goldgelbe Kanarienvogel.

„Es ist wohl kaum noch der alte Vogel?" fragte ich endlich.

Das alte Fräulein wandte sich zu mir und lachte. „Bewahre," entgegnete sie, „ich ersetze ihn je nach Bedarf, sie müssen nur alle schön gelb sein und müssen vor allem Weibchen sein, die lärmen nicht und werden zahmer. Willst Du seinen Käfig öffnen?"

Ich sah dem befreiten Thierchen nach, erst flog es zum Fenster, setzte sich auf eine Sprosse und schlug zwitschernd mit den Flügeln, dann flog es auf den Finger seiner Herrin und endlich in ein auf einem Tischchen hinten im Zimmer stehendes Kästchen, das ein von ihm besonders bevorzugtes Futter enthielt.

Ein letzter Strahl der Abendsonne verirrte sich noch durch die Blüthen des Obstbaumes zu dem Fenster, draußen wiegte sich jetzt auf der Spitze des Zweigleins ein kecker Fink, blinzelte mit den schwarzen Augen zu uns hinein und schlug hell sein Liedchen.

Das gelbe Vöglein beantwortete den Finkenschlag mit einem Rufe, der halb wie ein Schmerzensschrei klang, es flog zum Fenster, klammerte sich dort fest und, das Köpfchen mit den geschlossenen Aeuglein wie in unendlichem Weh zurückbiegend, stieß es leise, zärtliche Lockrufe aus; der bunte Fink aber schwänzelte kaltherzig auf dem Zweige hin und her, schlug noch einmal hell und übermüthig sein Liedchen und flog fort. Das kleine, goldgelbe Weibchen fiel wie betäubt auf das Fensterbrett nieder, dort saß es wie schaudernd und dann steckte es den Kopf unter die Flügel, als wenn es nun plötzlich Nacht geworden wäre.

Das alte Fräulein klopfte mit einer Stricknadel dem Thierchen leise auf den Rücken. „Arme Lotte," sagte sie mit merkwürdig harter Stimme, „siehst Du, das nennen wir Menschen unglückliche Liebe, aber uns lehrt man, unsere Empfindungen zu verbergen." Sie nahm das zusammengedrückte Vöglein in die Hand, trug es ins Bauer und bedeckte den Käfig mit einem Tuche; sie sah sich nach mir um. „So treibt sie es seit Wochen," sagte sie weicher, „ob es wohl unter den Männern welche giebt, die sich Gedanken über so etwas machen?"

Im Zimmer schien es, seit der zitternde, letzte Sonnenstrahl erloschen, auch plötzlich Dämmerung zu werden; mir war, ehrlich gestanden, sehr sonderbar zu Muth, wann hatte ich wohl je solche Fragen vorgelegt bekommen? ich war Kind gewesen, Schüler in denkbar engsten Schulgrenzen, jetzt beanspruchte das Leben von mir Ernst, Widerstandsfähigkeit gegen alle die schlechten Einflüsse — — o Gott, man hatte mich gelehrt, ehrlich und brav zu sein unter Männern, aber die Frauen — —? sie waren so wenig bisher in den Kreis meines Lebens getreten. Da waren viel Frauen in der Welt, jung und alt, ich hatte sie so flüchtig registrirt in ehrwürdig alte und langweilig alte, in junge, denen man mit allerhand ununbestimmten Regungen im Herzen wohlgefällig nachblickte, und in solche, welche eigentlich garnicht in die Schöpfung hineingehörten, sie waren für keinen recht nütze, und man that im Allgemeinen vor Allem gut daran, durch nachlässiges, verletzendes Wesen ihnen jedes Bemühen, noch frisch und liebenswürdig erscheinen zu wollen, zu vereiteln. Alte Jungfern, unbegehrte, versäuerte Früchte, o, wir Kadetten selbst hatten Spottgedichte und Carrikaturen auf die beiden alten Töchter unseres Commandeurs gemacht, was uns aber nicht abgehalten hatte, von ihnen in mancher Leibes- und Seelennoth Zuspruch und sanfte Hülfe anzunehmen.

Die Quintessenz aller haltlosen Seelenverlassenheit der letzten Monate meines selbstständigen Manneswirken schien, fast einem körperlichen Schmerz vergleichbar, mein Herz zu überströmen, und als ich nun zu dem alten Fräulein aufsah, und einem mütterlich zärtlichen Blick begegnete, da schoß es mir so heiß in die Augen, daß ich rasch den Kopf beugte und ein Gefühl des heimathlichsten Behagens überkam mich, als ich wieder die weiche Hand auf meinen Locken spürte, ich drückte mein Gesicht tiefer in die Falten des dunkeln Kleides der Dame, der junge Held konnte einige stille Thränen nicht zurückhalten.

Leise klopfte die Hand meinen Scheitel. „Armer Junge, Gott helfe Dir, Du sollst nun auch durch ein langes und stachliches Leben Dir Deinen Weg suchen mit keinem andern Führer als die Erinnerung an den Segen Deines Confirmandenunterrichts und Dein militärisches Ehrgefühl. Nun, es will sich eben in dieser Welt jeder eigentlich lieber selbst seinen Kopf einrennen, als sich von Jemand anderem vorher schon vor scharfen Kanten und Ecken warnen lassen. Mein Junge, wenn Du glaubst, daß Dir dies stille Heim und die alte Jungfer, die darin haust, jemals über eine einsame oder auch eine schwere Stunde weghelfen könnten" — die Stimme des alten Fräuleins zitterte ein wenig — „dann sei versichert, daß Du immer, immer willkommen — —." Der leise Ton erstarb völlig. Ich blickte auf, unbekümmert um die stark unmilitärische Verfassung meiner Augenlider, ich zog die leichte Hand, die von meinem Kopf herabgeglitten war, in meine kräftigen Hände und stammelte viel von unverdienter Güte, von Heimathsgefühlen und dergleichen.

Fräulein Hannchen nickte schweigend, sie leerte ihr Glas und schenkte uns von Neuem ein. „Sieh, mein Junge," sprach sie dann und legte sich etwas tiefer in ihren Sessel zurück, „ich will nur lieber gleich zweierlei thun, ich will Dir sagen,

Digitized by Google

wer ich bin und will Dir in meiner Lebensbeschreibung etwas geben, was man auch so zum unentbehrlichen Reisebegleiter durchs Leben für junge Männer benutzen könnte."

Ich sah erwartungsvoll zu ihr hin, ihr scharfgezeichnetes Profil hob sich von dem verblaßten Abendhimmel ab, die schmalen Lippen zitterten ein wenig und die Finger rollten unruhig ein Band ihrer Schleife am Kleide auf und ab; ich fand plötzlich, daß dies ein sehr schönes, geistvolles Gesicht gewesen sein mußte.

„Ich habe," begann das alte Fräulein endlich, „meinen Vater früh verloren und nur mit einer alten Mutter gelebt. Als ich jung war, war ich schön genug, um mir von einigen jungen Herrn den Hof gemacht zu sehen, einen darunter gewann ich sehr lieb und wußte, daß er für mich das gleiche fühlte. Wir waren beide arm, aber mein Geliebter sagte, daß ich das Glück seines Lebens sei und flehte, daß ich in Geduld warten müsse, bis es ihm möglich sein dürfte, sich offen um meine Hand zu bewerben, ich liebte, ich vertraute ihm, ich hätte ungezählte Jahre in unverminderter Liebe seiner gewartet. Fünf Jahre vergingen so, mein Geliebter wurde in eine andere Stadt versetzt, wir schieden heimlich unter Thränen, ich fühlte mich seiner Lieber sicher wie meines Lebens. Da erfuhr ich, daß mein Geliebter sich mit einem ganz jungen, sehr reichen Mädchen verheirathet hatte. — Ich habe eine harte Zeit durchlebt, meine alte Mutter, die an einem unheilbaren Uebel litt, war auf meine fröhliche Laune angewiesen, ich biß die Zähne übereinander und that Tag und Nacht meine Pflicht, meiner Mutter wäre das Herz gebrochen, hätte sie geahnt, was in mir vorging. — Nach sechs Jahren starb meine Mutter, ein älterer Stiefbruder von mir, der mir stets viel Liebe bewiesen, nahm mich in sein Haus, man lebte dort auf großem Fuß und erwartete auch, daß der neue Hausgenosse das dankbar anerkannte, man führte mich so bald als möglich in Gesellschaften und auf Bälle. Ich war damals 31 Jahre alt, man verlangte von mir, daß ich jung sein sollte, ich war durch Pein und Sorgen müde und unschön geworden, aber als die Freude wieder anklopfte, da antwortete, mir selbst überraschend, mein Blut in schnellen Schlägen, die von den Jahren der Qual niedergehaltenen Sinne erwachten, war ich doch auch von Fleisch nnd Blut. — Die Männer, welche es nicht verschmähten, durch Ergebenheit gegen die Schwester zu versuchen, den Einfluß des hochgestellten Bruders zu gewinnen, kümmerten sich nicht einen Pfifferling darum, zu welchen Hoffnungen und Wünschen ihr Benehmen die Dreißigerin anregen mußte, die bunten Finken schmetterten ihre Lieder wie nur meinetwegen mir vor Augen und Ohren, und ich arme, dumme Lotte flog und zwitscherte und sah sie dann davon gehen. — Mein Bruder starb plötzlich, seine Wittwe schloß sich der Häuslichkeit einer Schwester an, ich stand vor einer beängstigend veränderten Zukunft; als Anhang von meines Bruders Wittwe dieser zu folgen, erschien ihr wie mir gleich unstatthaft. Ich kam in dies Städtchen zurück, in dem ich mir den schlichten Nachlaß meiner Mutter hatte aufheben lassen, ich war verändert, erschüttert bis in die Grundfesten meines Wesens. Ich suchte Arbeit, denn ich hatte kaum zu leben, die erste Dame, welche mir einen Verdienst zuwies, war — — nun, war Deine Mutter, die damals bereits Wittwe. Ich — — doch davon später, — genug, wir empfanden gegenseitig eine Art von Anziehungskraft, der wir uns doch nur widerwillig beugen wollten. Ich lernte durch Deine Mutter andere Damen kennen, ich bekam Arbeit, aber wer könnte in Worte fassen, was ich litt; mein ganzes Sein war in Schiffbruch gerathen, ich empfand wie Ekel vor dem, was ich in den Jahren in meines Bruders Hause gefühlt und vor den Verheerungen, welche der Streit mit dem ungebändigten Blut in dem edleren Theil meines Selbst angerichtet hatte, während ich Tag für Tag mit der Nadel in der Hand gegen die leibliche Noth des Lebens ankämpfte, litt ich Qual, wenn ich bedachte, was der Umgang mit den Männern über mein Seelenleben für Unheil ausgegossen hatte. — Unerwartet fiel mir das Erbe einer alten Verwandten zu, es war groß genug, um mich in behaglichste Unabhängigkeit zu versetzen, das Gerücht vergrößerte die mir zugefallenen Summen in's Fabelhafte, in dem nächsten Jahr — ich war damals 37 Jahre alt — bekam ich vierzehn Heirathsanträge. Da wurde ich erst ganz die alte, bissige Jungfer, welche man doch sonst nur aus den unbegehrten Früchten sich entwickeln läßt, wehe denen, die mich dazu kommen ließen. Vielleicht erwarb ich mir wenig Liebe in den Kreisen, die ich jetzt ausschließlich mir in der Frauenwelt suchte, aber meine Art und Weise zog doch die Anderen an, und meine unbekümmerte Manier, von den mir fast zu reichlich bemessenen Mitteln an minder Bevorzugte mitzutheilen, brachte mir doch auch so etwas von dankbarer Ergebenheit. — In den letzten Jahren vor dem Tode Deiner Mutter — Du warst schon im Corps — sind wir beide uns näher getreten, ihre Hand heilte, freilich ihr selbst unbewußt, eine bis dahin nicht vernarbte Wunde in meinem Herzen, ich erfuhr, daß der Geliebte meiner Jugend in heißer Reue und Liebe meiner gedacht, und wie das wohl that — — o Gott, mir wurde es zum Himmelsthau, der das steinigte Feld meines Herzens befähigte, wieder Blüthe und Frucht zu treiben. — So gelangte ich endlich dazu, das Leben leicht und heiter zu nehmen, die harten Erfahrungen verblaßten, ich ließ mich in süßem Lebensgenuß so hintreiben, wenn auch die Sonne, die mir lacht, nur gluthlose Abendsonne ist. Und wenn ich rings um mich her die frischen Mädchen aufblühen sehe, jung, zum lieben geschaffen, ihrer Weibesbestimmung entgegen athmend, die armen Dinger, die doch jetzt in einer Zeit leben, für welche Gott eigentlich außer Mann und Frau noch die dritte größte Gattung, der arbeitenden geschlechtslosen Unvermählten, als auch von ihm geschaffen, constatiren und weise regieren müßte, dann steigt in mir ein heißes Dankgefühl auf, daß ich mich schon an dem Ziel sehe, nach welchem sie erst noch streben müssen."

Das alte Fräulein schwieg, im Zimmer war es fast dunkel geworden, die Zweige des Apfelbaumes strichen draußen leise am geschlossenen Fenster entlang; mir war zu Muthe, als läge ich, ein kleiner Knabe, in meinem Gatterbettchen, selig geborgen im Bewußtsein, daß wieder eine Mutter mir Sorge und Liebe zuwandte.

„Tante, der eine hat Dich betrogen, die andern Dich verspottet, die letzten Dich mißachtet," sprach ich endlich nachdenklich und merkte garnicht, daß ich so im „Du" die alte Gewohnheit meiner Kinderjahre gegen sie wieder aufnahm.

„Sprich nicht mehr davon, mein Junge," sagte das Fräulein, „nie wieder komm zurück auf das, was ich Dir hier erzählt habe, aber ich dachte, wir würden es leichter finden, uns offen zu begegnen, wenn Du nur gleich das in mir sähst, was Du sonst beim Suchen erst nach und nach aufspüren würdest. Und nun laß mich es Dir noch einmal sagen: „Wenn ich alte Jungfer Dir jemals in Theilnahme und That dienen kann — Du wirst es doch vielleicht später voll verstehen — aber — es gibt keinen Menschen auf der Welt, dem ich lieber hilfreich sein möchte."

Ich wurde sehr bekannt in dem Heim des alten Fräuleins, Lotte wurde sogar ganz zahm gegen mich und flog mir auf den Finger, sobald der Schein meiner blanken Knöpfe ins Zimmer fiel, wobei dann meine Tante nie eine Bemerkung über die Anziehungskraft von zweierlei Tuch unterdrücken konnte. Ich habe auch mit der Tante das Begräbnis von Lotte geleitet und es berührte mich selbst wunderbar, welche Gedanken das kleine Kästchen hervorrief, das wir unter dem Apfelbaum, auf dem wieder Finken unbekümmert schmetterten, verscharrten. Als ich dann den leeren Vogelkäfig oben im Zimmer wieder fortstellte und das alte Deckchen überbreitete, gab meine Tante mir den ersten und einzigen Kuß.

„Du bist ein braver Junge," sagte sie, und ihre Augen quollen über, „ich wollte, ich dürfte sagen, Du seiest mein Sohn."

Erst aus ihrem Nachlaß, der mir zufiel, erfuhr ich, und sicher sehr gegen die Absicht der Verstorbenen, daß es mein Vater gewesen, der ihr die Treue gebrochen hatte. — Mir aber hat die Erinnerung an jenen Abend, da das alte Fräulein mich zuerst in ihr Heim brachte, geholfen, meine Seele frei von manchen Vorwürfen zu erhalten und mein Urtheil milde zu machen, wenn es galt, über alte Mädchen zu urtheilen.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die decorative Kunst auf der Jubiläumsausstellung.

Zum ersten Mal seit ihrem hundertjährigen Bestande hat die Berliner akademische Kunstausstellung der decorativen Kunst eine Abtheilung eingeräumt. Einzelne Werke waren wohl hin und wieder zugelassen, aber die Gattung als solche war nicht angesehen. Die Kunst am Haus- und Prunkgeräth durfte sich neben ihrer hohen Schwester nicht sehen lassen. Uebrigens, was hatte sie viel zu zeigen?

Und was hat sie noch jetzt aufzuweisen? Wir möchten gern einen Jubelruf ausstoßen, daß so viel erreicht ist, wo vor wenigen Jahrzehnten das Feld ganz verödet lag. Wir möchten ohne Rückhalt uns freuen über die unermüdliche Arbeit einer Reihe einheimischer und süddeutscher Männer, die ihr Bestes an die Erreichung eines hohen Zieles gesetzt haben. Aber ein Gang durch die wenigen Räume der Ausstellung, die zur Aufnahme des aus Wien, München und Berlin Eingegangenen genügen, erfüllt uns mit einem Gefühl der Bitterkeit, das jede freudige Regung niederhält.

So gut wie Alles, was wir da sehen, ist aus dem einsamen Ringen des Künstlers hervorgegangen. Mit Ausnahme der Ehrengeschenke und Dedicationen, welche doch nicht zunächst aus dem Bedürfniß, die Kunst zu fördern, in Auftrag gegeben sind, hat die Prunk- und Prachtgeräthe der Künstler ohne Auftrag gemacht. Es ist so gut wie kein Werk vorhanden, das ein Kunstliebhaber bestellt hätte.

Wir haben es ja längst gewußt und hundertmal beklagt, daß es in Deutschland noch keinen wohlhabenden Mann gibt, der seine Mittel auf den künstlerischen Schmuck seines Heims verwendet. Aber so nackt und nüchtern ist uns die Thatsache noch nicht entgegengetreten.

Daß einer sich bei einem Decorateur oder Architekten eine Einrichtung bestellt und vom Bilderhändler nach Maß die unumgänglichen Kunstwerke besorgen läßt, das ist ja in unseren großen Städten an der Tagesordnung, und man meint wunder, was das zu bedeuten hätte. Aber man zeige mir einmal den wohlhabenden Mann, der mit einer Anforderung käme, die über den allgemeinen Wunsch, „das Neueste" zu haben, hinausginge. Es mag uns Vieles entgehen, aber es will doch etwas sagen, wenn wir constatiren müssen, daß uns in langjähriger Praxis kein Fall zu Ohren gekommen, wo ein Deutscher, der nicht in Paris oder London höhere künstlerische Bildungselemente in sich aufgenommen, zu einem Architekten, Künstler oder Kunsthandwerker gekommen wäre und eine höhere, präcise formulirte Anforderung gestellt hätte.

Das ist unser Unglück, das ist der Trost, der die aufkeimende Vegetation an der Entwickelung hemmt. So lange wir nicht den Liebhaber aufweisen können, der Geschmack hat und selber weiß, was er will, der mit dem Künstler arbeitet, kommen wir nicht aus der Stelle.

Was nützt die einsame Arbeit des Künstlers, wohin führt sie? Selbst der Beste erlahmt, wenn er immer aus sich heraus und für sich schaffen muß, wenn er außer den Gleichstrebenden keinen findet, der seine Leistung versteht und würdigt. Es ist eine Fabel, daß es für den Künstler genügt, sich selber zu befriedigen. Die Freude, die sein Werk bei Anderen erweckt, führt ihn über sich selbst hinaus. Er bedarf des Widerhalls, und je stärker es ihm entgegentönt, desto kräftiger vermag er sich zu erheben. Wohin kommt die Kunstindustrie eines Landes, wo sich jeder Producirende sagen muß: Es ist ganz einerlei ob Du Deine Sache ein bischen besser oder ein bischen schlechter machst. Es versteht's ja doch kein Mensch zu unterscheiden. Ob der Bronzebeschlag ein abgebrannter Rohguß, ob er ciselirt ist, das ist dem Publikum ganz gleichgiltig. Es will nur etwas recht blankes.

Nun muß man einmal gesehen haben, was dabei herauskommt, wenn der Besteller sich eingehend um die Dinge kümmert, die er anfertigen läßt; wenn er zunächst seine Wünsche formulirt, wenn er dann die Entwürfe durcharbeitet, verwirft, was ihm nicht gefällt, die entwickelungsfähigen Ideen gemeinsam mit dem Producirenden herausarbeitet; wenn er dann die Entstehung verfolgt, sich Proben anfertigen läßt, wo über einen Effect noch Zweifel herrscht; wenn er nicht rastet und ruht und dem Ausführenden keinen Pardon gibt, ehe die Sache so gut geworden ist, wie sie unter den gegebenen Umständen überhaupt sich erreichen läßt. Was lernt er selber dabei und wie steigert er das Vermögen des Ausführenden.

Geschmack und Urtheil, die bei uns selbst in den Kreisen der Künstler höchst selten sind, bilden sich nur auf der Grundlage einer derartigen gemeinsamen Arbeit.

Nur denke man nicht, daß hier lediglich der Reichthum eine Verpflichtung habe. Es sollte Jeder, der überhaupt auf Bildung Anspruch erhebt, für seine Pflicht erachten, in seinem Kreise mitzuarbeiten. Welch' eine Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse würde sich ergeben, wenn Jeder nach dem Maßstabe seines Vermögens, nicht darunter und nicht darüber hinaus, sein Haus auszustatten strebte. Aber das sind fromme Wünsche. Vorläufig bleibt es wohl noch bei der Alleinherrschaft des unseligen Decorateurs.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die einzelnen Werke der decorativen Kunst durchzugehen. An dieser Stelle kommt es für die Betrachtung in erster Linie darauf an, die allgemeinen Resultate aufzusuchen.

Die ausgestellten Arbeiten gehören fast ausschließlich der Goldschmiedekunst in ihrem weitesten, die getriebene Arbeit in Kupfer mitumfassenden Umfange an. Es kommen hinzu bei den Oesterreichern ein paar Dedicationsmöbel — darunter der Aquarellenschrank für den Kronprinzen Rudolf — einige Prunkgewebe, einige Stickereien und geschliffene Gläser. Eine Ausnahme bilden die beiden japanischen Zimmer von R. von Seydlitz in München. Wir erwähnen sie nur, um gegen die Auffassung zu protestiren, daß diese Spielereien als ein ernsthaftes Ergebniß der Beschäftigung mit japanischer Kunst aufzufassen seien. Wenn ein reicher Börsenmann seiner Frau ein derartiges Boudoir einrichtet, um es nach einem halben Jahre durch ein anderes im Stil Louis XVI. zu ersetzen, so ist nicht viel dagegen einzuwenden. Aber an sich als Kunstproduct können diese Cabinette nicht gelten. In all dem, was nicht Originalstoff und Originalvase oder -Möbel ist, fehlt gerade das, was wir von den Japanern zu lernen haben, das intime Naturstudium. Hoffentlich wird auch so leicht Niemand die Travestie ernst nehmen.

Neu ist unter den Producten der decorativen Kunst verschwindend Weniges. Das Meiste ist aus früheren Ausstellungen oder aus Publikationen allgemein bekannt.

Innerhalb der Reichsgrenzen haben größere Ausstellungen nur Berlin und München zusammengebracht. Einzelne Goldschmiedearbeiten stammen aus Köln, Frankfurt a. M., Dresden.

In Berlin sind die beiden führenden Künstler auf dem Gebiet der Goldschmiedekunst der Bildhauer Otto Lessing und der Architekt Baurath Heyden. Beide neigen zu den Formen des Barock, letzterer, was für das getriebene Silber erklärlich genug, mit starker Tendenz zum Rococo. Otto Lessing ist der unermüdliche allseitige Erfinder auf dem Gebiete der Technik. Heyden hat es verstanden, einige ganz exceptionelle Aufgaben wie das Tafelsilber für die Hochzeit des Prinzen Wilhelm mit vollem Bewußtsein der Mittel und des Zwecks durchzuführen.

Sein monumentales Werk, das auf lange Zeit hinaus den höchsten Festen unseres Kaiserhauses Glanz zu verleihen bestimmt ist, bildet eines der strahlenden Centren der Ausstellung. Wir haben es seinerzeit gelegentlich der Ausstellung im Gewerbemuseum eingehend besprochen. Seine großen Qualitäten haben unterdeß nichts eingebüßt, so manches auch auf demselben Pfade und in Anlehnung an die hier zuerst gegebenen Motive seitdem geschaffen. Wir sind noch nicht darüber hinausgegangen. Die Mängel, welche namentlich in der ungenügenden, etwas schmierig wirkenden Vergoldung liegen, sehen wir heute noch klarer als bei der ersten Bekanntschaft. Man wird sich über kurz oder lang zu einer Neuvergoldung entschließen müssen. Was in der Modellirung und Ciselirung hier und da noch zu wünschen bleibt, das ist auch jetzt noch nicht zu erreichen, dafür fehlt uns die Schule. Wir wollen nur wünschen, daß die Fertigkeiten, welche bei der Herstellung dieses Geräthes erworben wurden, unsern Werkstätten nicht mögen verloren gehen. Dazu bedarf es der Aufträge. Es ist dringend zu wünschen, daß der so glänzend eroberte Formenkreis des Barock nicht wieder aufgegeben werde. Für das Silber

Digitized by Google

bietet er die Vollendung dessen, was die große naive Keimperiode des fünfzehnten Jahrhunderts im Norden zuerst versucht hat.

An die Arbeiten, welche unter Leitung und nach den Entwürfen von Baurath Heyden angefertigt wurden, schließt sich in der Formenwahl Baumeister Stöckhardt, der sich von der ursprünglich von ihm cultivirten Renaissance losgesagt zu haben scheint.

Otto Lessing tritt nicht mit der Wucht auf, die Baurath Heyden und seinen Gehülfen eine so hervorragende Stellung gibt. Aber seine Bedeutung für den technischen Fortschritt ist darum nicht geringer. Es ist in Berlin allgemein bekannt, daß er in uneigennützigster Weise, unter erheblichen persönlichen Opfern alle alten, aus der Uebung gekommenen Techniken pflegt. Von ihm rühren die Entwürfe zu den monumentalen Mosaiken im Enthnographischen Museum und an dem großen Neubau Kaiser und von Großheims in der Leipziger Straße her; er hat dem Sgraffitto neue Wirkungen abgewonnen und neue Beständigkeit errungen; er hat wesentlich dazu beigetragen, daß in Monumentalbauten die Stuckverzierungen wieder an Ort und Stelle modellirt werden; er beherrscht die Monumentalmalerei in jedem Stoff, und um ihn scharen sich in Berlin die vorzüglichsten Treibarbeiter, die besten Ciseleure und Schmelzmaler.

So reich ihm auch auf anderen Gebieten die Aufgaben zufließen, in der Goldschmiedetechnik schafft er meistens wie der Maler aus der eigenen Inspiration, ohne für einen bestimmten Zweck zu arbeiten. Das ist sehr zu bedauern, denn man merkt diesen Leistungen bei aller Vollendung doch an, daß ihnen der befruchtende Zwang des Zweckes fehlte. Eine für Berliner Verhältnisse ganz unerhörte Leistung dieser Art ist der große Schild, in Lessing's Werkstatt in Eisen und Kupfer getrieben und mit Emailmalerei verziert. Derartig flotte getriebene Friese haben wir an modernen Arbeiten sonst überhaupt nicht viel zu sehen bekommen. — An dem prächtigen Documentenkasten ist an leuchtend polirtem Holz, an vergoldetem durchbrochenen Silber, durch dessen Lücken prächtige Sammetstoffe schimmern, an allerlei Halbedelgestein und Email Alles aufgeboten, was nur leuchtet und schimmert, um ein vielfarbiges reiches Werk zu schaffen. Die Arbeit ist geradezu vollendet, und doch haben wir vor einer solchen Leistung das beklemmende Gefühl, daß der Künstler einsam schafft, daß es ihm an dem befruchtenden und belebenden Contact mit dem kunstsinnigen und kunstverständigen Liebhaber fehlt. Der Künstler schafft wie auf einer einsamen Insel. Selbst bei der unerhörtesten Anstrengung seines Ingeniums kann er kein Werk zu Stande bringen, das einem anderen gleichwerthig ist, welches auf dem Wollen und Können einer breiten Masse von geistigen Mitarbeitern ruht. Das ist es, was die Arbeiten vergangener Perioden so rund und universell macht. Sie sind nicht die höchste Anstrengung des Einzelnen für sich schaffenden, sondern sie geben wie ein großes Werk der Literatur, den Gedanken und Empfindungen Aller den Ausdruck. Wie traurig es um die Theilnahme selbst der Reichen und Hochgebildeten bei uns bestellt ist, das zeigt die Bewegung in der Ausstellung. Vor den Werken der decorativen Kunst, selbst vor denen ersten Ranges, findet man selbst zu den eigentlichen Besuchsstunden immer Platz.

An Otto Lessing schließt sich in vielen seiner Arbeiten der bekannteste Berliner Emailmaler E. Bastanier. Auch er gehört in seinem Fach zu den Pionieren und beschränkt sich keineswegs auf die miniaturartigen Arbeiten seines eigentlichen Faches. Mit Vergnügen erinnern wir uns noch eines allerliebsten Bacchusknaben von Anna von Kahle, den Bastanier farbig glasirt hatte. Unter seinen ausgestellten Arbeiten fällt eine Platte nach einem Motiv von O. Lessing, der Fischerknabe, durch die Mannigfaltigkeit und Gluth der Töne auf. Andere Platten glänzen durch die Zusammenstimmung durchscheinender und undurchsichtiger Schmelze.

Eine Gruppe für sich bilden die Erzeugnisse der Berliner Porzellanmanufactur, die sich unter ihrer jetzigen Leitung bekanntlich wieder zu künstlerischer Bedeutung emporgeschwungen hat. Höchst interessant ist eine Ausstellung älterer Arbeiten der Manufactur von Kunstwerth.

Die Münchener haben einen Schrank mit sehr lustigen Arbeiten aufgebaut, meist auch alten Bekannten. Bei ihnen herrscht noch immer die Renaissance vor, welche hier und da sich mit den krausen Formen des fünfzehnten Jahrhunderts bereichert, in einzelnen Stücken bis zum Barock verstößt.

Seit des vielbeklagten Gedon Tod haben sich eine ganze Reihe von Künstlern in die Erbschaft getheilt. In ihren Erzeugnissen herrscht ein flotterer Zug als in denen unserer Schule. Sie sind lustiger anzusehen und haben etwas Unbekümmertes. Es klingt aus ihnen etwas wie Popularität heraus, und in der That scheinen einige Sachen auf private Bestellung, nicht bloß auf den möglichen Verkauf gefertigt zu sein. Vorzüglich ist durchweg die Beherrschung der decorativen Eigenschaften der farbigen Materialien. Freilich nicht eigentlich in moderner Auffassung, sondern meist im Sinne der Alten. In dieser Beziehung dürften einige weniger erquickliche Berliner Arbeiten doch nach richtigeren Principien geschaffen sein. Es hat noch nie eine bedeutende Kunstleistung gegeben, die wesentlich Imitation war. Aber es ist doch wieder erfreulich, daß einmal die Formenwelt und die Technik einer Periode vollkommen beherrscht wird. Wie die Sache liegt, werden wir wohl erst die gesammte vorhergegangene Welt reproducirend erobern müssen, ehe wir getrost aus unserem Bedürfniß heraus Neues zu schaffen vermögen. Möchten die alten Stile nur bald abgewirthschaftet sein. Das Beste ist immer das Modernste —, was nicht allein für die bildende Kunst Geltung hat.

Das Publikum fühlte sich offenbar durch den frischen flotten Zug der Münchener gefesselt. Es freut sich an dem prächtigen Hubertus-Hirsch, an dem Ehrengeschenk König Ludwigs zur Jubelfeier Würzburg, an den Spiegeln, den Kasten, den Flaschen und Pokalen, die durch den oft spaßhaften Einfall des Motivs zu ihm reden, wie die zwei Trinkgefäße in Form von Kegel und Kegelkugel in Silberfassung, der Ehrengabe einer Kegelgesellschaft. Die Namen der Künstler, Barth und R. Seitz als Erfinder, Halbreiter als Verfertiger, kehren häufig bei andern Arbeiten wieder. Bei den Münchenern scheint die gemeinsame Thätigkeit verschiedener Künstler an einem und demselben Entwurf die nöthige Reibung der Geister zu ergeben.

Wien beharrt wesentlich auf dem einmal beackerten Felde der strengen Frührenaissance. Für die Gewebe gibt der Orient die Motive, wie das ja die geographische Lage der Stadt an die Hand gibt. Hie und da tauchen gothische Gedanken auf. Wenn sich die Stickerei einmal an japanischen Motiven versucht, so gibt's auch in Wien ein Unglück. Das können wir eben nicht. Wenn wir ein mühseliges buntes europäisches Werk sehen, bei dem die Unzulänglichkeit Pathe gestanden hat, und es fällt uns dabei ein, was wir an Wundern der Nadelmalerei Ostasiens im Gedächtniß haben, so packt uns ein Schauer. Generationen müssen vergehen, ehe wir auf dem Gebiete der Nadelarbeit mit den Japanern uns in einen Wettstreit einlassen dürfen. Wir wollen vorläufig lieber die Hände davon lassen.

Im Ganzen sind die Wiener uns und den Münchenern immer noch in einem voraus. Das ist Schick und Geschmack, für einige Gattungen auch Sorgfalt und Güte der Arbeit. Bei den Goldschmiedearbeiten fällt es angenehm auf, daß sie keinen so verschwenderischen Gebrauch von dem Einschwärzen der Tiefen machen. Wir haben in der deutschen Abtheilung schwervergoldete Prunkgeräthe, die gleichsam mit einem schwarzen Ruß bedeckt sind. Schmierig zieht er sich über die blanken Flächen und senkt sich als schmutzige Masse in die Vertiefungen. Ob es wohl Jemanden gibt, dem das ernstlich gefällt? Aber man scheut heutzutage alles Kräftige, Blanke, man will am liebsten den Schimmel und Staub der Jahrhunderte gleich mit fabriciren.

Wenn wieder einmal eine Ausstellung von Erzeugnissen decorativer Kunst bei uns stattfinden wird, bekommen wir hoffentlich etwas Neues zu sehen. Es ist ja nicht nöthig, daß es lauter kostbare Prachtwerke und Prunkstücke sind. Man sollte im Gegentheil einmal ganz einfache Geräthe und Möbel in origineller künstlerischer Durchbildung dem Publikum vorführen. Es bekommt vor all dem Silber und Gold gar zu leicht die Vorstellung, daß es sich nur im edelsten Material lohnte, einen Gedanken zu formen.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben ist erschienen:

Das

Bilderbuch aus meiner Knabenzeit.

Erinnerungen aus den Jahren 1786 bis 1804.

Von

Justinus Kerner.

Zweiter unveränderter Abdruck.

27 Bogen 8°, geh. M. 4. 50, in Halbfranz geb. M. 6. —

Zum hundertjährigen „Geburtstage Justinus Kerners" erscheint hiermit in neuer, unveränderter Auflage das mustergültige Stück Selbstbiographie, worin der schwäbische Dichter die Erlebnisse seiner — die ersten 18 Jahre seines Lebens umfassenden — Kindheit und frühen Jugendzeit geschildert hat.

Dieses Buch, welches zu den ausgezeichnetsten Erzeugnissen der deutschen Memoirenlitteratur gehört, ist nach zwei Richtungen hin von bleibendem Werte: einerseits durch die Darstellung der von dem Verfasser noch mitdurchlebten Zustände in Staat und Familie zu Ende des vorigen Jahrhunderts, andererseits aber und hauptsächlich durch die eingehende Art und Weise, in welcher der Dichter uns den Einblick in die allmähliche Entfaltung seines innern Wesens gewährt, wobei die ihm so eigene, aus Gemüt und Humor gemischte Erzählergabe das Durchlesen dieser einfachen Jugenderinnerungen zu einem wahrhaft geistigen Genusse erhebt.

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Soeben erschien u. ist in allen Buchhandlgn. vorräthig:

Hugo Schuchardt, Prof. a. d. Univ. Graz,

Romanisches und Keltisches.

Gesammelte Aufsätze.

8°. VIII u. 438 S. Geh. M. 7,50, geb. M. 8,50.

Kürzlich erschienen:

Hillebrand, Karl, Culturgeschichtliches. Aus d. Nachlasse. (Zeiten, Völker u. Menschen. Bd. VII.) Mit Bildniß d. Verf. 8°. XII u. 336 S. geh. M. 6,00, geb. M. 7,00.

Mayer, Gustav Prof. (Graz), **Essays und Studien zur Sprachgeschichte u. Volkskunde.** 8°. VIII u. 412 S. geh. M. 7,00, geb. M. 8,00.

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Der Materialismus

im Verhältniss zu

Religion und Moral.

Von

Dr. F. Wollny.

Preis M. 1,50.

Verlag von Theodor Thomas, Leipzig.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Hallwyl und Bubenberg.

Erzählung aus den Freiheitskämpfen wider Karl den Kühnen.

Von

Hans Blum.

8. Geh. Ladenpreis 7 Mark.

Eine vortrefflich geschriebene, geschichtliche Erzählung aus der Periode der Heldenkämpfe, welche Oberdeutsche und Schweizer in den Jahren 1474—1477 gegen Karl den Kühnen von Burgund siegreich bestanden.

Ein hervorragender schweizer Professor schrieb dem Verfasser s. Z. über dieselbe: „Ihre Erzählung wird ein **Volksbuch** werden im edelsten Sinne des Wortes, eine rechte Freude und Erholung für Jung und Alt".

Bad Nauheim bei Frankfurt a. M., Station d. M.-W.-B.

Naturwarme kohlensäurereiche und **gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen** und **alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.**

Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bez. nach dieser Zeit. **Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. Jäger.**

Hannover-Altenbeker Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 30. Sept.

Bad Pyrmont.

Pferdebahn zum Salzbade u. Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt

Fürstl. Brunnen-Direction.

CACAO-VERO

entölter, leicht löslicher Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per 1/1 1/2 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
350 200 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Institut

von M. Puppel & A. Heyroth

Berlin N.W., Kronprinzen-Ufer 27.

Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände.

Schulzirkel. Privatkurse f. erwachsene Mädchen.

Prospecte und Referenzen auf Wunsch.

Sprechstunden 11—1 Uhr und 5—6 Uhr.

Gesucht

Agenten und Reisende zum Verkauf von **Kaffee, Thee, Reis** und **Hamburger Cigarren** an Private gegen ein Fixum von **500** Mark und gute Provision.

Hamburg. J. Stiller & Co.

Bei einer weitverbreiteten Zeitschrift wird ein

Theilhaber und Redacteur

mit einer Baareinlage von 20,000 Mark gesucht. Man gibt den Vorzug einem jungen Manne von academischer Bildung, der sich als 2. Redacteur journalistische Routine und als Mitarbeiter schnell eine literarische Stellung erwerben könnte. Gefl. Anerbietungen unter **F. 32** vermittelt die Druckerei von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Wichtige kulturhistorische Novität.

Nordafrika

im Lichte der Kulturgeschichte

von

Gust. Diercks.

26 Bogen gr. 8°. broch. ℳ 5.—

Vorrätig oder zu beziehen durch alle Buchhandlg.

Verlag von **Georg D. W. Callwey,** München.

Buchholtzens in der Schweiz

Preis 3 Mark

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien:

Blutjung

und andere Erzählungen

von

E. von Dinckiage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. brochirt. Preis M. 3.

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. **Redaction:** Berlin S. W., Möckernstr. 67. **Expedition:** Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 18. September 1886. Band XXX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Lösung der Balkanfragen. Von Paul Dehn. — Die Morphiumsucht. Von Dr. med. Simon Scherbel. — **Literatur und Kunst:** Zur kulturgeschichtlichen Literatur. Von Friedrich von Hellwald. — Französische Artigkeiten. Von Gustav Dannehl. — Neue Gedichte von Tennyson. Besprochen von A. W. — **Feuilleton:** Aus ehemals preußischen Landen. Von Benno Rüttenauer. — **Aus der Hauptstadt:** Berliner Sommerabende. — Die graphischen Künste auf der Jubiläumsausstellung. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Zur Lösung der Balkanfragen.

Von Paul Dehn.

Ein widriges Geschick waltet über den Völkern der Balkanhalbinsel und läßt sie, da sie aus vielhundertjähriger Unterdrückung befreit, sich anschicken, als gleichgeartete Glieder in die europäische Staatenfamilie einzutreten, nicht zur Ruhe kommen. Der Herrscher der Nordslaven ist erbittert, weil die Südslaven nach ihrer Befreiung sich von ihm abgewendet haben — die Griechen, die Rumänen, die Serben und nun selbst die Bulgaren trotz ihrer russischen Erziehung. Nicht um die staatliche Unabhängigkeit dieser Völker hatten die russischen Herrscher so große Opfer an Geld und Blut gebracht, sondern um sich die Oberherrschaft auch auf der Balkanhalbinsel zu sichern. Und gerade dieser Siegespreis ward ihnen entwunden. Mit jedem weiteren Vordringen mußten sie mehr und mehr zurückweichen und zwar nicht etwa vor dem übrigen Europa und vor seinem gemeinsamen Gesammtinteresse im Südosten, sondern vor der Macht eines Gedankens, welcher unter den südosteuropäischen Völkern niemals ganz erloschen war, vom Westen her aber rechtzeitig neu entflammt wurde, war die Macht des Nationalitätsgedankens. Erst unbewußt und dann zu klarem Bewußtsein gestaltet hieß es laut und lauter: die Balkanländer den Balkanvölkern! Griechenland den Griechen! Rumänien den Rumänen! Serbien den Serben! Bulgarien den Bulgaren! Weg mit den veralteten Begriffen von fremden Macht- und Interessensphären! Das ist die natürliche Lösung der Balkanfragen.

Anstatt mit der Macht dieses Nationalgedankens in ihrem Interesse zu arbeiten, suchten die europäischen Staatsmänner nach allerlei künstlichen, naturwidrigen und deshalb unhaltbaren Auswegen, zuletzt auf dem Berliner Congreß von 1878. „Le Congrès ne peut faire qu'une oeuvre humaine," sagte der Vorsitzende Fürst Bismarck, „sujette comme toute autre, aux fluctuations des événements." Fürwahr, es war Stückwerk, die Macht der Thatsachen ging darüber hinweg und da wurde es zuerst brüchig, wo man dem Nationalitätsgedanken am Uebelsten mitgespielt hatte. Man schuf einen Staat und nannte ihn Bulgarien, aber die Mehrzahl der Bulgaren ließ man draußen. Daneben sollte ein zweites bulgarisches Staatengebilde, Ostrumelien, unter nomineller türkischer und thatsächlicher russischer Oberhoheit auf Grund eines internationalen Verwaltungsstatuts bestehen. Sieben Jahre hindurch ertrugen die Bulgaren das Unerträgliche und auch deshalb nur, weil ein glücklicher Zufall die europäische Diplomatie bei der Wahl des Bulgarenfürsten den rechten Mann hatte finden lassen.

Was den flügge gewordenen Balkanvölkern noththat, waren Fürsten, wie sie die europäischen Völker zur Zeit ihres aufgeklärten Despotismus besessen hatten, Herrscher, welche mit patriarchalischer Strenge das Volk politisch erzogen und ihm vor Allem den Staatsgedanken einimpften. Im alten Miloſch (1817—1839) war den Serben solch ein Fürst beschieden gewesen. Bulgarien wurde von Anfang an mit seiner selbst für westliche Culturvölker allzufreien Verfassung das Feld constitutioneller Spielereien und parlamentarischer Parteikämpfe und in seiner inneren gedeihlichen Entwickelung beständig gefährdet und stark geschädigt. Inmitten dieser Kämpfe und Ränke wären ehrgeizige Durchschnittsmenschen längst zum Spielball derselben oder regierungsmüde oder gar beseitigt worden. Indessen befähigte den Fürsten Alexander ein außergewöhnliches Maß von Takt und Geschick, von Pflichtgefühl und Selbstverleugnung, seine Stellung mit befriedigendem Ansehen zu behaupten. Bei seiner beschränkten Machtbefugniß konnte er sein Volk nur militärisch erziehen und unter den schwierigsten Verhältnissen ist er daran gegangen. Wie Karl von Rumänien so hat Alexander von Bulgarien zunächst im Heere mit strenger Zucht Sinn für Ehre und Vaterlandsliebe erweckt und von da aus verbreitete derselbe sich im ganzen Volke. Zum Bewußtsein kam dieser Sinn auch den höheren bulgarischen Kreisen. In Berührung mit jener oberflächlichen Culturtünche, welche im Orient überwiegend anzutreffen ist und die Aufstrebenden alsbald sittlich verdirbt, hatten auch die bulgarischen Führer bis dahin nur selten Ehrenhaftigkeit, Charakterfestigkeit, Sittenstrenge und Unbestechlichkeit sich zu wahren verstanden. Was aus dem gut veranlagten und tüchtigen Bulgarenvolk zu machen ist, das haben die außerordentlichen Erfolge desselben unter Führung seines Fürsten der erstaunten Welt gezeigt. Im Kriege gegen Serbien siegten sie durch Zucht und Muth und als fremde Einflüsse verbrecherisch das Bestehende zu stürzen versuchten, da behielten Ehre und Treue die Oberhand.

Als die Kunde von der verrätherischen Absetzung dieses Fürsten die europäische Welt durchdrang, da schwieg die Diplomatie, doch die öffentliche Meinung sprach um so lauter. Mochte sie in Alexander von Bulgarien auch zunächst nur den siegreichen Feldherrn und in seinen Feinden elende Vaterlandsverräther erblicken, so empfand sie doch sicherlich bald, daß dieser Fürst in seiner mühsam, doch glücklich errungenen Eigenschaft als Erster und Angesehenster, als oberster Führer seines Volkes in Krieg und Frieden die festeste Stütze bilden müsse für die gesunde und friedliche Weiterentwickelung der

Digitized by Google

Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel und dieser Erkenntniß wird sich auch die europäische Diplomatie nicht verschließen können, wenngleich sie Miene gemacht hatte, aus ihren sogenannten höheren Rücksichten russische Verbrechen gewähren zu lassen . . . Vielleicht erhebt sie sich noch zu der Auffassung, daß mit einer Macht, welche in der Wahl ihrer Mittel so grundsatzlos ist, wie die russische, ein Bündniß überhaupt nicht zu schließen ist. Allem Anschein nach ist man in Europa noch immer unklar über die zukünftige Gestaltung der Balkanländer, wie sie aus den nationalen Verhältnissen heraus sich nothwendig ergeben muß. Und doch hätte schon auf dem Berliner Kongreß von 1878 darüber kein Zweifel mehr obwalten können. Vier nationale Staatengruppen traten schon damals erkennbar hervor. Im Osten bilden mit $4^1/_2$ Millionen die Bulgaren in Bulgarien und Rumelien den Stock, in Macedonien und Neu-Serbien die Mehrheit der Bevölkerung. Nordwestlich sitzen mit $2^1/_2$ Millionen die Serben in Serbien, Montenegro, Bosnien und die Herzegowina, abgesehen von den $3^1/_4$ Millionen Serben und Serbo-Kroaten innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie. Südwestlich hausen unter dem Schutze ihrer Berge nach schweizerischer Art und Selbstständigkeit $1^3/_4$ Millionen Albanesen. Im Süden endlich haben die Griechen ihre staatliche Unabhängigkeit bereits errungen. Die Türken sterben ab oder wandern aus . . . . Hätte man auf dem Berliner Kongreß von 1878 mit diesen thatsächlichen Verhältnissen, über welche nicht ungestraft hinweggegangen werden kann, bereits einigermaßen gerechnet, so würde Europa von den bulgarischen, serbischen und griechischen Ueberraschungen des letzten Jahres bewahrt worden sein.

Deutschland hat zwar nicht politische, wohl aber wirthschaftliche Interessen auf der Balkanhalbinsel und zur Wahrung derselben wie als Hort des europäischen Friedens muß es auf die möglichst natürliche und gesunde Entwickelung derselben, wie sie unter Karl von Hohenzollern und Alexander von Hessen so glücklich begonnen worden, bedacht sein. Deutschlands Industrie bedarf neuer Absatzmärkte und diese finden sich in den weiten und fruchtbaren, vorübergehend verfallenen und nun rasch wieder aufstrebenden Ländern des europäischen Südostens, deren Werth schon die Römer erkannten, indem sie sie mit aller Kraft festhielten. Was ist in einem Menschenalter aus Rumänien geworden! Wie erfolgreich arbeitet Serbien sich herauf! Was könnte aus Bulgarien, Macedonien und der Türkei werden! Noch immer kennt man in Deutschland diese Länder, wo Getreide aller Art, Reis, Tabak, Baumwolle, Südfrüchte, Farb- und Oelpflanzen u. A. m. gedeihen, viel zu wenig und unterschätzt ihre zunehmende Kaufkraft. Und wenn die Balkanvölker aus politischen Gründen ihre Freiheit und Selbständigkeit beanspruchen, trotz aller Eifersucht unter einander mehr und mehr der Gemeinsamkeit ihrer Forderung sich bewußt, wenn sie nicht länger als russische oder englische Macht- und Interessensphären dienen wollen, so hat sie Deutschland darin aus wirthschaftlichen Gründen zu unterstützen. Deutschlands Industrie darf sich von jenem wichtigen Handelsgebiet, wo sie in kurzer Zeit bereits hübsche Erfolge erzielt hat, nicht ausschließen lassen, diese große Gefahr wäre aber besonders dann zu besorgen, wenn dort den Russen freie Hand gelassen würde, welche nicht nur politisch auf der Balkanhalbinsel zu herrschen, sondern dieselbe auch wirthschaftlich in ihr Netz unübersteiglicher Zollschranken einzubeziehen beabsichtigen.

Die Morphiumsucht.

Von Dr. med. Simon Scherbel.

Einer unserer Parlamentsredner gebrauchte jüngst das Bild von einer Arznei, die zwar das Leiden, gegen welches sie verordnet worden ist, beseitigt, nun aber selber ihrerseits eine neue Krankheit hervorruft, die schließlich den unglücklichen Patienten zu Grunde richtet. Wenn wir nach Thatsachen suchen, auf welche dieses Bild begründet ist, und deren Kenntniß auch bereits in weitere Kreise des Volkes gedrungen ist, so würde es vielleicht kein klareres, besseres Beispiel dafür geben, als das in seinen vortrefflichen, fast untrüglichen Heilwirkungen bekannte narcotische Mittel, das Morphium. Die Heilkunde besitzt in ihrem Arzneischatze nur noch wenige Mittel, auf welche sie sich so sehr verlassen kann, und die so selten im Stiche lassen, als eben das Morphium, welches bekanntlich ein Bestandtheil des nicht minder in seiner Brauchbarkeit anerkannten Opiums ist.

Es ist nun ein eigenartiges Verhängniß, welches über gewissen Kranken schwebt, die zur Linderung ihrer Beschwerden auf den Gebrauch dieses Mittels angewiesen sind. Das letztere beseitigt oder ermäßigt wenigstens ihre Schmerzen, es beruhigt sie, es gibt ihnen den verlorenen Schlaf wieder u. s. w. Und doch muß der Arzt sorgsam darüber wachen, daß die Anwendung dieser Arznei nicht zu lange Zeit fortgesetzt wird, weil schließlich eine Gewöhnung daran eintritt, die zur Herbeiführung der beabsichtigten Wirkung eine immer größere Steigerung der Dosis nöthig macht. Natürlich kann es unter diesen Umständen nicht ausbleiben, daß zuletzt die Giftwirkung des Morphium die Heilwirkung überwiegt, und daß bei der fortgesetzten Zufuhr des gefährlichen Mittels der Organismus zerrüttet und das Leben schließlich unmöglich gemacht wird.

Jedem Einsichtigen wird es selbstverständlich fern liegen, den bedauernswerthen Kranken einen directen Vorwurf daraus zu machen. Dies könnte nur derjenige thun, der Schmerzen nie gefühlt oder die Qual schlafloser Nächte niemals durchlebt hat. Die Morphiumsucht ist eben an sich kein Laster, wie die Trunksucht, d. h. der chronische Alkoholmißbrauch, und nur in seltenen Fällen kommt es in civilisirten Ländern vor, daß Leute, welche die angenehmen, berauschenden Wirkungen des Morphium kennen gelernt haben, nun auch weiter, ohne durch ein wirkliches Leiden dazu veranlaßt zu sein, dem Genusse desselben in der Art fröhnen, wie die Opium- und Haschischraucher im Oriente.

Allein auch die armen Patienten, welche Morphium zur Linderung ihrer verschiedenartigen Beschwerden genommen und nun dabei erfahren haben, in wie wohlthuender Weise dadurch zugleich der ganze Organismus beeinflußt wird, wie jede Sorge und jeder Kummer verschwindet, wie alle Lebensverhältnisse im glänzendsten Lichte erscheinen, wie das Selbstbewußtsein und die Thatkraft gehoben wird, sie werden nur zu leicht dazu verleitet, immer wieder zum Genusse eines Mittels zurückzukehren, welches ihnen nicht allein ihre Schmerzen nimmt und das ganze Heer der sonstigen Leiden beseitigt, sondern sie auch in einen Zustand erhöhter Lebensfreudigkeit und Lebenslust versetzt. Wir werden sie deshalb nicht verurtheilen können, und dennoch müssen wir sie auf's dringendste davor warnen, im Hinblick auf die Gefahren, die ein solcher Mißbrauch des Giftes mit sich bringt.

Die chronische Morphiumvergiftung ist bereits dann vorhanden, wenn zur Erreichung der erhofften Wirkung im menschlichen Körper eine Quantität des Mittels nothwendig wird, welche bei demselben normalen Individuum früher nicht ohne Besorgniß vor bedrohlichen Vergiftungserscheinungen gegeben werden konnte. Ein anderes Zeichen dafür ist der Umstand, daß, wenn die gewohnte Morphiumzufuhr zur bestimmten Zeit unterlassen wird, sich Krankheitserscheinungen einstellen, welche man lediglich auf den Morphiummangel zurückführen muß. Es tritt Unruhe, Niedergeschlagenheit und eine

Digitized by Google

qualvolle Angst ein; die Kranken werden schlaflos und unternehmen nicht selten Selbstmordversuche. Dabei besteht das heftigste Verlangen nach Morphium, und die Kranken suchen auf jede mögliche Weise sich das Gift zu verschaffen. Die eintretende Herzschwäche ist das ernsteste Symptom in der ersten Zeit nach geschehener Morphiumentziehung und kann sogar zum Tode des Morphinisten führen.

Merkwürdig ist es nun, daß diese schweren Erscheinungen sofort weichen und einem nahezu vollkommenen Wohlbefinden Platz machen, wenn dem Kranken wiederum Morphium verabreicht wird; und aus der Kenntniß dieser zauberhaft wohlthuenden Wirkung des Mittels entwickelt sich das leidenschaftliche Verlangen nach weiterem Morphiumgenuß, was dann schließlich zur völligen chronischen Morphiumvergiftung führt.

Die Gefahren, welche die letztere für den Organismus mit sich bringt, sind folgende. Es treten verschiedenartige Blutstauungen auf, so in den Lungen, in den Nieren, im Magen und Darm, in der Leber und endlich im Gehirn und Rückenmark. Diese Blutstauungen führen naturgemäß mit der Zeit zu Gewebsveränderungen der genannten Organe, die zwar, wenn rechtzeitig der weiteren Einverleibung des Morphium Einhalt gethan wird, wieder rückgängig werden können, im andern Falle jedoch so schwer und tiefgehend werden, daß die Patienten unter den Erscheinungen der Athemnoth, der Wassersucht, der allgemeinen Hinfälligkeit und Schwäche zu Grunde gehen.

Derartig also sind die Gefahren des chronischen Morphiumgebrauches, und so ist es denn erklärlich, daß es im ärztlichen Bestreben liegen muß, zunächst einer Gewöhnung an dieses Gift nach Möglichkeit vorzubeugen, und, wenn eine solche bereits vorhanden ist, dann dem Kranken das Mittel wieder zu entziehen.

Leider ist die Entziehungskur mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden, deren Natur aus demjenigen hervorgeht, was wir bereits oben über die Wirkungen des Morphiummangels auf den Patienten angegeben haben. Die Qualen, welche die unglücklichen Kranken in einer solchen Entziehungskur zu ertragen haben, sind in der That nicht gering, zumal bei dem Bewußtsein, daß diese Qualen sofort verschwinden, wenn das liebgewordene Gift wieder genommen wird. Und so kann es denn nicht Wunder nehmen, daß während der Entziehungskur sehr viele Morphinisten den Arzt und die Umgebung auf alle mögliche Weise zu täuschen suchen, um sich Morphium zu verschaffen und die Sucht nach dem Genuß des Giftes zu stillen. Bei mangelnder Aufsicht wird dann natürlich unter solchen Umständen die Wirkung der Kur ausbleiben, und es bedarf mithin einer ganz besonderen Energie seitens des Arztes und einer nicht geringeren Willensstärke seitens des Kranken, um einen endlichen und dauernden Erfolg zu erzielen.

Lange Zeit hindurch fand diese Kur in der Weise statt, daß dem Morphinisten das Gift plötzlich und auf einmal im Ganzen entzogen wurde. Allein die üblen Erfahrungen, welche man mit dieser Methode gemacht hat, haben ihr viele Gegner geschaffen. Es trat oftmals ein so lebensgefährlicher Schwächezustand ein, daß schließlich doch nichts übrig blieb, als dem Kranken wieder Morphium zuzuführen, um ihn nur überhaupt am Leben zu erhalten.

Man ist deshalb jetzt mehr für die allmähliche Entziehungskur, welche einen sichereren Erfolg verbürgt und auch für den Arzt und den Patienten nicht so große Anforderungen mit sich führt. Dazu ist es jedoch rathsam, daß der Kranke in eine Anstalt aufgenommen wird, in welcher alle Bedingungen für eine genügende Pflege und Aufsicht vorhanden sind. Da die allmähliche Entziehungskur nur einige Wochen dauert, und die Entziehungserscheinungen bei dem Morphinisten hier, wenn auch unausbleiblich, so doch lange nicht in der Stärke auftreten, wie bei dem plötzlichen Verfahren, so ist der Vorwurf, daß die Patienten dabei länger zu leiden hätten, nicht berechtigt. Wir wollen nur noch kurz bemerken, daß die Methode der allmählichen Entziehung auch noch mit einem anderen Verfahren verbunden wurde. Während nämlich die gewöhnliche Art der Einverleibung des Giftes bei den Morphinisten eine solche ist, daß das Mittel unter die Haut gespritzt wird, hat man bei der Entziehungskur die allmählich geringer werdenden Morphiumgaben auch auf dem gewöhnlichen Arzneiwege, d. h. durch den Mund in den Körper eingeführt und hat das Morphium weiterhin durch das Opium (auch Cocain) ersetzt. Die Erfahrungen über die auf solche Weise erzielten Erfolge fordern zu weiteren Versuchen in dieser Richtung auf.

Der Hauptnachdruck für die Beseitigung der Morphiumsucht wird freilich schließlich darauf zu legen sein, daß die Kenntniß der Gefahren, welche der Morphiummißbrauch herbeiführt, auch in Laienkreisen eine immer größere wird. Daß jeder einsichtsvolle Arzt in dieser Beziehung seinen Einfluß nach Möglichkeit geltend machen wird, können wir voraussetzen. Allein trotz aller Versuche von Seiten der staatlichen Behörden, den Laien den Ankauf des Giftes ohne besondere ärztliche Verordnung zu erschweren, finden die letzteren doch noch immer Mittel und Wege, um sich dasselbe zu verschaffen und scheuen selbst vor Fälschung von Recepten und dgl. nicht zurück; und da bleibt denn nichts weiter übrig, als durch Belehrung und Ermahnung auf das Volk einzuwirken, um der verderblichen Morphiumsucht zu steuern, deren Verbreitung bereits eine erschreckende ist und die noch mit jedem Jahre zunimmt. Vielleicht gelingt es der Wissenschaft, noch ein Mittel zu finden, welches das Morphium in seinen Heilwirkungen ersetzt und nicht die Gefahren mit sich bringt, die im Gebrauche des letzteren eine so große Vorsicht nöthig machen.

Literatur und Kunst.

Zur kulturgeschichtlichen Literatur.

Von Friedrich von Hellwald.

Πάντα ῥεῖ, „Alles fließt," Alles ist in stetiger Veränderung, in endloser Bewegung und Strömung begriffen — so sprach schon vor mehr denn zwei Jahrtausenden Herakleitos der Dunkle. In unseren Tagen haben die Forschungen Darwin's und seiner Jünger solchen ursprünglichen Ideen gewissermaßen Recht gegeben, indem sie die Wandelbarkeit alles Seienden, das scheinbar Gewordene als ein noch immer Werdendes unumstößlich nachweisen. Als ich, an diesen Gedankengang anknüpfend, die letzten Abschnitte meiner „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung" niederschrieb, durfte ich mich wohl selbst fragen, wie lange es währen würde, bis eben kraft der Gesetze, welchen Anerkennung zu verschaffen ich bestrebt war und deren Walten auch auf dem Gebiete der Menschengeschichte ich verkündete, die Anschauungen, welche ich als Ergebniß meiner synthetischen Darstellung betrachten zu müssen glaubte, ihrerseits selbst wieder überholt sein würden. Zwölf Jahre sind verflossen, seitdem mein Buch in erster Auflage erschien, zwölf Jahre, — eine kurze Spanne Zeit in der Geschichte der geistigen Entwickelung, und — doch merkbar. In diesen zwölf Jahren sind nicht wenige der damals vorgetragenen Ideen, die nach Erscheinen des Buches die heftigste Anfeindung erlitten, Gemeingut geworden, so sehr, daß deren erste Quelle dem allgemeinen Bewußtsein gar nicht mehr erinnerlich ist, und sie sind es geworden, nicht weil ich etwa, wie Darwin, ungeahnte Wahrheiten aufgedeckt, sondern weil sie einfach logische Folgerungen aus längst unanfechtbaren Wahrheiten, weil denkende Köpfe sich dies alles selber sagen mußten, im Stillen wohl auch sagten, und die ganze Ueberraschung darin bestand, diese Gedanken laut und ungescheut ausgesprochen zu hören. In diesen zwölf Jahren haben aber auch Anschauungen Raum gewonnen, welche die früheren einschränken, in den Hintergrund drücken, so daß die Geschichtsphilosophie der Gegenwart auf eine wesentlich verschiedene Stelle gerückt erscheint,

Digitized by Google

als damals. Gegen die naturwissenschaftliche Richtung, welche man des Materialismus zeiht, erhob sich eine lebhafte Reaction, welche dem Idealismus wieder in den Sattel helfen will, obwohl sie auf keine neueren positiven Forschungsergebnisse sich zu stützen vermag. Dieser Richtung gehört Flach's Schmerzenschrei: „Classicismus oder Materialismus" an, welcher alles Heil der Cultur in der Kenntniß des Griechischen erblickt und an das Aufgeben des griechischen Unterrichtes den geistigen Weltuntergang knüpft. Obzwar ich persönlich bei aller Hochstellung der humanitären Studien, insbesondere der griechischen Sprache und ihrer herrlichen Literatur, nicht ganz so schwarz sehe, wie der Verfasser jener Schrift, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß sich wohl Niemand der gedachten Strömung völlig zu entziehen vermag, wie ich selbst denn in den folgenden Auflagen meiner „Culturgeschichte" dem Rechnung trug und manche Härten glättete, manche Schroffheiten milderte. Im Großen und Ganzen freilich habe ich auch heute mir noch keine Ueberzeugung von der Unrichtigkeit des naturwissenschaftlichen Standpunktes verschaffen können. Der Mensch steht mit seinem ganzen Sein, mit seinem ganzen Fühlen und Geistesleben inmitten der Natur; auch sein Geist kann selbst bei ausschweifendster Phantasie nicht aus ihr hinaus, vermag die von der Natur gesteckten Schranken niemals zu überschreiten.

Vermag ich mich also von diesem naturwissenschaftlichen Gesichtspunkt vorläufig noch nicht zu trennen, so bin ich doch weit entfernt, die Bedeutung solcher Werke zu verkennen, welche auf einer anderen, auf einer der gegenwärtigen Geistesströmung angepaßteren Geschichtsphilosophie aufgebaut sind. Auch läßt sich ja nur aus der Vergleichung der verschiedenen Auffassungen die Richtigkeit der eigenen controlliren, woran jedem ernsten Forscher vor Allem gelegen sein muß. Nichts Thörichteres als die sogenannte „Consequenz" in wissenschaftlichen Fragen. Das zähe Festhalten an einer Meinung hat in der Wissenschaft nicht die leiseste Berechtigung, ja würde einfach jeden Fortschritt unmöglich machen, denn nur durch Irrthümer schreitet die Wissenschaft zu ihrem eigentlichen Ziele, zur Erkenntniß der Wahrheit. Darum verfolge ich mit begreiflichem Eifer den Fortschritt der culturgeschichtlichen Untersuchungen und verdanke ihnen so manche Belehrung, so manche Berichtigung früher gehegter Irrthümer. Darum wundere ich mich auch keineswegs, daß meine „Culturgeschichte" heute in mehreren Punkten überholt ist.

Zu diesen Betrachtungen regt mich die Lectüre, besser gesagt das Studium eines Werkes an, mit dem ich auch die Leser dieser Blätter gerne näher bekannt machen möchte. Es ist dies Julius Lippert's „Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau" (Stuttgart, Ferdinand Enke, 1886), wovon soeben der erste, an 650 Seiten starke Band, vollendet vorliegt. Der Verfasser ist auf dem von ihm behandelten Gebiete durchaus kein Neuling. Wir verdanken ihm schon ein Buch über die „Religionen der europäischen Culturvölker" (1882), eine „Allgemeine Geschichte des Priesterthumes" (1884), eine „Geschichte der Familie" (1884) und ein paar Bändchen culturgeschichtlichen Inhalts im „Wissen der Gegenwart", — alles Leistungen, welche die Anerkennung der Fachkreise gefunden haben und wohl als Vorarbeiten zu dem vorliegenden umfassenderen Werke zu betrachten sind. Ich stehe nicht an — obwohl ich in einzelnen Punkten mit dem Verfasser nicht übereinstimme — Lippert's Buch für eine der hervorragendsten Erscheinungen der culturhistorischen Literatur zu erklären. Es ist ein Buch, welches völlig abweicht von allen bisher veröffentlichten Culturgeschichten — soweit wenigstens mein Wissen reicht, — welches keiner Concurrenz macht und sie doch alle überragt. Denn während die Culturhistoriker bislang, und ich selbst, nur in geringerem Grade, den Verlauf der Völkergeschichte als Faden für ihre Darstellung benützten und vornehmlich die Entwickelung des Völkerlebens im Auge hatten, daran allerdings die Entwickelung der wichtigsten Institutionen knüpfend, vermißt man bei Lippert diesen Leidfaden durchaus, um dafür bis in das feinste Detail der anscheinend geringfügigsten Culturmomente einzudringen. Vergeblich würde man in seinem Buche z. B. die Entwickelungsgeschichte der Römer, Griechen, Germanen oder sonstigen Culturnationen suchen; dafür erhält der Leser den genauesten Einblick in die Entstehungs- und Ausbildungsweise aller geistigen sowohl, als materiellen Gesittungsfactoren. Wenn man nun überlegt, an welche Fülle von Kleinigkeiten, mitunter materiellster Art, unser Culturleben gebunden ist, und wie mit steigender Civilisation auch die Menge dieser meist völlig unbeobachteter Dinge wächst, so wird man dem Verfasser, der allen diesen verborgenen Quelladern der Gesittung nachspürt, nicht nur eine ungemeine Schärfe der Beobachtung zusprechen müssen, man wird auch seinem wahrhaft immensen Wissen, womit er die auf den heterogensten Gebieten liegenden Gegenstände beherrscht, aufrichtige Bewunderung zollen. Die allerhöchste Achtung ringt uns indeß die Gewandtheit der Combinationen ab, mit der Herr Lippert die mannigfachsten Erscheinungen zu einem harmonischen Gesammtbilde zu vereinigen weiß. Da ist kein noch so unbedeutender Umstand, der nicht Berücksichtigung fände, der nicht, zur rechten Zeit wieder an's Licht gezogen, als passender Stein in den allgemeinen großen Culturbau sich einfügte. Ich will es versuchen, den Plan des genial und tief angelegten Werkes in seinen hauptsächlichsten Zügen darzulegen; ein Hinabsteigen in Einzelheiten beabsichtige ich nicht, dies muß dem Leser des Buches selbst überlassen bleiben; nur Betrachtungen über des Verfassers leitende Ideen einzuflechten sei mir ab und zu gestattet.

Das als Einleitung dienende Capitel wird Jeder auf das Genaueste studiren müssen, der zu einem vollen, genußreichen Verständnisse des Lippert'schen Buches gelangen will. Es däucht mir wie die Quintessenz des Gedankenganges, welcher fernerhin durch das Buch breiter entwickelt und begründet wird, und mahnt in gewisser Hinsicht an den herrlichen, scharfsinnigen Abschnitt, womit Karl du Prel seine „Philosophie der Mystik" einleitet. Lippert bringt seine Geschichtsphilosophie zu keinem schroffen Ausdruck und diese Geschichtsphilosophie bringt es zu keiner offenen Erklärung, nach welcher Seite sie neige. Nur einzelne Stellen lassen entnehmen, daß der Verfasser dem aufstrebenden Idealismus Zugeständnisse macht, die ihm vor einem Jahrzehnt noch verweigert worden wären. Ohne es ausdrücklich zu betonen, ist aber der Verfasser doch ersichtlich von der Evolutionsidee durchdrungen, wie sie eben seit Darwin in allen Denkenden zu Fleisch und Blut geworden ist. Zwar hebt er nicht, wie ich gethan, die Bedeutung des Kampfes um's Dasein als eines sich nicht bloß auf die organische Natur beschränkenden, sondern auch das Menschen- und Völkerleben beherrschenden Gesetzes hervor, aber er verkündet die Lebensfürsorge für den Grundantrieb in der Culturgeschichte. Die Lebensfürsorge ist aber genauer betrachtet nichts weiter als eine Form des Kampfes um's Dasein, der, wie ich ausführte, im Völkerleben weit mehr mit geistigen als mit materiellen Waffen ausgefochten wird. Fürsorglosigkeit ist ein Merkmal des der Thierstufe nahestehenden Urmenschen. Die Fürsorge — übrigens selbst in der Thierwelt, wie die Wintervorräthe sammelnden Geschöpfe beweisen, nicht gänzlich unbekannt — schreitet Hand in Hand mit wachsender Gesittung, sich gegenseitig bedingend. Mit dem Gebrauche des „Werkzeuges", das die unzulänglichen Gliedmaßen in einer sinnreichen Weise zulänglich macht, entzieht sich dann der Mensch auch in irgend einem Grade dem Naturgesetze der Zuchtwahl, oder wie Lippert besser sagt, er weist ihr vielmehr ein anderes Gebiet an, dort wo die in beschränkten Grenzen die Natur bewältigende Erfindungsgabe ihren Sitz hat. Fortan bezieht sich der sichtbare Einfluß der Zuchtwahl immer mehr auf das Gebiet der Geistesgaben, auf die Entwickelung des Großhirns, welches wir als den Sitz unserer Denkthätigkeit und in weiterer Folge unserer „Vernunft" kennen. Nichts läßt sich einwenden gegen Lippert's Aufstellung zweier Gruppen ererbter Antriebe, welche durch die verschiedene Richtung ihres Einwirkens ihren getrennten Ursprung noch in späteren Evolutionsperioden verrathen: primäre und secundäre, ältere und jüngere Instincte, von welchen die ersteren zugleich die „natürlichen", spornenden, letztere aber die gesellschaftlichen, hemmen-

Digitized by Google

den sind, welche auf eine zeitweilige Beschränkung und Dämpfung der ersteren abzielen. Zu solchen secundären, gesellschaftlichen und daher erst später hervortretenden Instincten gehören z. B. die Scheu und die Scham, und ich glaube auch mit Lippert, daß die Bildung von Instincten noch nicht abgeschlossen ist. Die Unterscheidung zwischen diesen beiden Arten von Antrieben ist ungemein wichtig, denn die letztere Kategorie von Instincten knüpft sich an das specifisch Menschliche oder Geistige in der Culturgeschichte, dessen Bedeutung gar nicht überschätzt werden kann. Sicherlich nicht, doch besorge ich sehr, daß da eine in Wahrheit gar nicht vorhandene Scheidewand künstlich und willkürlich aufgerichtet werde. Lippert sagt nämlich: es kann ein Instinct zweifellos angeboren und ererbt sein, ohne darum doch der Art selbst als etwas „Natürliches" anzugehören, oder mit anderen Worten: ein solcher Instinct braucht nicht von solchem Alter zu sein, daß man ihn gleichsam als mit der Art geschaffen, als dieser anerschaffen zu denken hätte. Er ist ein Product in der Menschheitsgeschichte wirkender Factoren und tritt, sobald er entstanden ist, selber wieder gleich einer Naturgewalt in die Reihe dieser, dadurch jüngere Bildungen complicirend. Sehr wahr, nur müßte es im Obigen statt „Natürliches" richtiger „Ursprüngliches" heißen, denn „natürlich" sind beide Kategorien von Instincten, die jüngeren wie die älteren, genau so wie, um ein triviales aber treffendes Beispiel anzuführen, der spätere, jüngere Bartwuchs ebenso „natürlich" ist wie die ältere, ursprüngliche Hauptbehaarung. Dadurch, daß eine Erscheinung specifisch menschlich ist, stellt sie sich in gar keinen Gegensatz zur Natur, hört sie nicht auf „natürlich" zu sein. In der Natur, selbst in der unorganischen, ist eben Alles Wandlung und Wechsel.

Sehr fein führt Lippert nun aus, wie die secundären, gesellschaftlichen Instincte auch die „besseren", d. h. die zweckmäßigeren sind, die meisten Menschen aber in Betreff ihrer Handlungen unter dem Banne aller ihrer Instincte liegen, woraus in späterer Folge ein Conflict erwächst, der zur Entstehung des „Gewissens" führt. Beim Naturmenschen zeigt sich dasselbe als Furcht. Sobald der Antrieb des primären Instinctes durch die Befriedigung erschöpft ist, ein etwa entgegenstehender secundärer aber noch nachwirkt und diese nun ungestörte Nachwirkung zum Bewußtsein kommt, dann verbindet sich dem Naturmenschen mit diesem das Gefühl der Furcht, und in ihm müssen wir für diese Stufe die Sanction des wie immer unvollkommenen Sittengesetzes erkennen. Der Gegenstand aber, an den sich diese Furcht knüpft, eröffnet eine weite Perspective über das Bereich der religiösen Vorstellungen, welche zwar nicht die Sittlichkeitsideen, wohl aber des Menschen sittlichen Instinct, das sittliche Gewissen schufen. Das Gewissen und die religiösen Vorstellungen gehören also gleichfalls nicht zu dem Ursprünglichen, sondern zum Secundären im Menschen. Erfahrungserscheinungen haben zu der Ueberzeugung von einem zweiten, zukünftigen Leben geführt, und in dieses hinein hat sich frühzeitig die Lebensfürsorge zu erweitern gesucht. Unzähligen Generationen ist die Religion nichts anderes gewesen, als diese Fürsorge gepaart mit einer Hereinbeziehung des Jenseitigen in die Lebenssorge des Diesseits. So erscheint die Religion im Gebiete des Naturmenschen nicht als eine Religion der Speculation, sondern als die des Cultus, und es ist Lippert's bleibendes Verdienst, die Bedeutung des Cultus in allen seinen, selbst unscheinbarsten Beziehungen verfolgt und gewürdigt zu haben, wie kein Culturhistoriker vorher.

Dies nur einige der leitenden Ideen unseres Verfassers, der nunmehr an die genauere Betrachtung der Urzeit schreitet. Das derselben gewidmete, über 100 Druckseiten lange Capitel ist wohl eines der fesselndsten und gedankenreichsten des ganzen Bandes. Lippert unterscheidet active und passive Rassen, ein Vorgehen, dem in der Culturgeschichte seine Berechtigung kaum abzusprechen ist. Trügt mich die Erinnerung nicht, so hat schon vor Jahren D. Chwolson Aehnliches ausgesprochen. Seine Ansichten über die Verbreitung der Menschheit, über die derselben zu Grunde liegenden Gesetze, sowie über Rassenbildung hat Lippert in einem besonderen Abschnitte niedergelegt, wobei er sich zur Erklärung der geschichtlichen Thatsachen mit den einfachsten Eintheilungsgründen genügen und weiterer Begrenzung durch die Fachwissenschaft den Raum offen läßt. Der geschulte Ethnologe wird sich von diesem Capitel vielleicht nicht ganz befriedigt fühlen, ihm möchte Manches gar zu unbestimmt, zu unbegrenzt vorkommen, doch kann bei dem durchaus unzulänglichen Zustande der ethnologischen Klassifikation der Geschichtsforscher wohl kaum anders verfahren. Hat doch erst unlängst ein Anthropologe von europäischem Rufe, Paolo Mantegazza, das Romanhafte in den herrschenden ethnologischen Genealogien der Völker aufgezeigt! Es gebricht nur hier an Raum, um auch nur die hervorspringendsten Momente dieser die Urzeit behandelnden Capitel zu beleuchten. Sie betreffen den Urbesitz, der sich an das erste Werkzeug knüpft; den Weg des Fortschritts, welcher auch nach Lippert nicht mit jeder Stufe zu einem absolut „Besseren" zu fassen braucht;*) das erste Ideal, als welches Macht und Stärke zu betrachten sind; die Ernährungstechnik und ihr Einfluß; die ersten Anlässe der Differenzirung; die Bekleidungslosigkeit; die Urwerkzeuge; das Wohnen; den Geschlechtsumgang und die älteste Familienform; die Keimformen religiösen Bewußtseins und die Urform der Religionsvorstellungen; endlich die Sprache, welche besonders eingehend und mit sichtlicher Liebe behandelt wird. Der Laie wird darin eine Fülle des weitschweifigsten Materiales zu anregenden Gedanken verarbeitet finden. Ungemein wohlthuend wirkt auch die vornehme Ruhe, womit so brennende Fragen wie jene über den Ursprung der Religion, die Offenbarung, die Unterscheidung zwischen Religion und Cult erörtert werden. Ueberall prüft der Verfasser sorgfältig das Dafür und Dawider; nirgends zeigt er eine Voreingenommenheit nach der einen oder der anderen Richtung.

Nur als eine Fortsetzung der Schilderung der Urzeit sind die nächstfolgenden Capitel über die ersten Fortschritte der Lebensfürsorge, die Zähmung des Feuers, die Fortschritte des Werkzeugs als Waffe und die Entwickelung differenzirter Geräthe anzusehen. Lippert zeigt uns hier die Wirkungen der Nothlage außer der Urheimath, den Einfluß der Kindertödtung auf den Volkstypus, wie aber auch in der Thatsache der Furcht vor Uebervölkerung schon ein Culturfortschritt zu erkennen und es daher irrig ist, das Vorkommen des Kindermords bei culturlosen Völkern immer nur als ein Merkmal localer Degeneration der Gesellschaft zu betrachten. Eine zweite ganz nahe verwandte Erscheinung ist die Behandlung des Alters, vor welchem erst in späterer Zeit Achtung und Ehrfurcht erwachen. Auch hier verfolgen wir Schritt für Schritt, wie diese edleren Regungen sich aus der Rohheit und Nothdurft der ältesten Epochen langsam loszuschälen vermochten. Den unermeßlichen Einfluß der Feuererhaltung und Feuerbewahrung, das Mittragen und Entlehnen des Feuers, die Einrichtung des Herdblocks und aller der daran hängenden cultlichen und gesellschaftlichen Momente lernen wir in einem an scharfsinnigen Bemerkungen und sinnreichen Verknüpfungen reichen Capitel kennen. Der Leser erfährt, daß der relativ spätere Fortschritt der Technik die Ursache war, daß der Gebrauch des Feuers einen ungeahnt weitreichenden Einfluß auf die gesellschaftlichen Fortschritte des Menschen üben konnte. Lippert rechnet hierher „auf der einen Seite die erste Anbahnung eines Friedensverkehrs, den ersten Faden losester Verbindung der benachbarten Urfamilien unter einander, auf der andern Seite die große Zuwage von Arbeitslast und Fürsorge, welche gerade die Art der Feuererhaltung dem Menschen auferlegte, und die Thatsache, daß der anerkannte Vortheil, die Wohlthat groß genug war, das widerstrebende Trägheitsmoment des Menschen unter diese Schulung zu beugen".

Mit der „Leib"-Waffe, dem „Leib"-Geräth gelangen wir an die Quelle des Eigenthumsbegriffes, welcher dann übergeht zur Cultvorstellung und fortan ein außerordentlich belangreiches Element derselben wird. Auch hier kann man

*) Vgl. übereinstimmend meine „Culturgeschichte". 3. Aufl. Bd. I. S. 23.

Digitized by Google

wieder primäre Werkzeuge unterscheiden, d. h. Werkzeuge, hervorgegangen aus der Betrachtung der Thätigkeitsweise der menschlichen Leibesorgane und dem Wunsche, diese in nachbildender Weise zu unterstützen und zu verstärken, dann aber secundäre, in welchen kein Organ des Menschen mehr nachgeahmt ist; kennzeichnend für diese zweite Gruppe ist unter den Waffen der Bogen. Allen diesen verschiedenen Geräthen wird durch die Phasen der vormetallischen Zeit mit Sachkenntniß nachgegangen, dann gelangt der Verfasser zur Bereitung der Häute, zum Nähen, zum Feuerschlagen, zur Gefäßbereitung, betrachtet die Körbe und Thongefäße, zeigt wie die Töpferscheibe aus dem ägyptischen Tische hervorgeht, erörtert die Tischeinrichtung, die Speisegeräthe und die Lagerstätten, wobei er überall eine überraschende Belesenheit in der Völkerkunde an den Tag legt. Die letzten Abschnitte des Bandes betreffen die Fortschritte der Speisebereitung, des Schmuckes und der Kleidung nebst ihrem socialen Einfluß, den beginnenden Anbau und die Verbreitung der jüngeren Völker in Europa, das Nomadenthum und die Verbreitung der Zuchtthiere, die Nahrungspflanzen im Gefolge der Cultur, endlich die Genußmittel engeren Sinnes in ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung. Schon die bloße Aufzählung der Materien genügt, um darzuthun, daß es sich darin um inhaltsschwere, für die Gesittungsentwickelung hochwichtige Momente dreht. Und überall steht Lippert — mag man im Einzelnen ihm auch nicht beipflichten — auf den Füßen eigenen Nachdenkens, mitunter abweichend von den anerkanntesten Autoritäten und seine Ansicht mit männlichem Freimuth stützend und begründend. Er ist kein Nachbeter berühmter Vorgänger; wohl zieht er, wie es Pflicht, die gediegensten Vorarbeiten zu Rathe, überall aber steht der Leser unter dem befriedigenden Eindrucke, daß auch da, wo vollkommene Uebereinstimmung herrscht, diese die Frucht selbstständigen Denkens und sorgfältiger Nachprüfung ist. Ich glaube deshalb berechtigt zu sein, Lippert's „Culturgeschichte" als eine hochbedeutende und allerseits anregende Arbeit bezeichnen zu dürfen.

Beeinträchtigt wird der Werth derselben allerdings ein wenig durch die etwas gewundene Sprache, deren sich der Autor bedient. Sein Stil ist tadellos correct, ja entbehrt nicht einer gewissen Eleganz, doch vermisse ich darin, wie in den früheren Werken Lippert's, jene Klarheit und Durchsichtigkeit, welche in solchen Dingen ein besonderer Vorzug ist. Der Gedanke hüllt sich ihm in ein nicht selten schwerfälliges Phrasengewand, dessen ihn der Leser erst entkleiden muß, um zum Verständnisse zu gelangen. Mehr denn einen Satz wird man wiederholt lesen müssen, ehe sich dessen Sinn erschließt. Ich verkenne keineswegs, daß die mitunter heikle Natur der zu erörternden Dinge dem Verfasser hie und da schweren stilistischen Zwang auferlegt, um sein Buch auch für die große Menge des gebildeten Laienpublikums möglich und lesbar zu machen. Immerhin wäre, so denke ich, eine knappere und dabei doch klarere Fassung nicht unthunlich gewesen. Wie dem auch sei, der angedeutete Mangel wiegt jedenfalls leicht gegenüber der hohen Vorzüge, wodurch diese geistige Schöpfung glänzt, und da dieser vorliegende erste Band nach des Verfassers eigenen Worten „nur die Exposition zur Entwickelung der höheren Probleme des Folgenden" bietet, so dürfen wir auf diesen unsere Erwartung wohl auf's Höchste spannen.

Französische Artigkeiten.

Von Gustav Dannehl.

Seit Victor Tissot seine famose Reise in's Milliardenland geschrieben hat, sind wir gewohnt, uns Deutsche in französischen Reisebeschreibungen in wenig schmeichelhafter Weise geschildert zu sehen. Es scheint, als ob in allerjüngster Zeit einer den anderen überbieten will in der Hervorkehrung des Deutschenhasses, des Chauvinismus und der Spionriecherei. Von „Avant la bataille", das, abgesehen von der provocirenden Einleitung, eine ganz nüchterne Rang- und Quartierliste der französischen Armee darstellt, und von Déroulède, der selbst den ganz vernünftigen Franzosen schon lächerlich zu werden anfängt, ist schon zu viel Notiz genommen worden. Die einzelnen Publicationen mögen noch so lächerlich erscheinen, als Symptome betrachtet sind sie doch gewissermaßen beachtenswerth. Man kann sicher sein, in so gut wie jedem Bande neuester französischer Lyrik ein deutschfeindliches Tendenzgedicht zu finden, mag auch dasselbe gar nicht in den Band hineinpassen: vielleicht würde ein Buch ohne diese patriotische Fabrikmarke nicht „gehen". In der vor wenig Wochen erschienenen Reisebeschreibung von Joseph Nun „De Paris à Frankfort" werden unglaubliche, angeblich erlebte Dinge aufgetischt. In einer Bierwirthschaft beobachtet der geniale Entdeckungsreisende, wie sich ein Gast ein halbes Spanferkel geben läßt. Das nennen die Deutschen nun eine Delikatesse! „Das Gericht erregte die größte Aufmerksamkeit unter den zahlreichen Gästen. Aller Blicke hafteten auf dem glücklichen Sterblichen, der sich einen solchen Leckerbissen genehmigen konnte. Seufzer der Begierde entfuhren jeder Brust. Ein tiefes Schweigen trat ein. Alles schien in Schwermuth getaucht, die erst schwand, als der Sybarite jedem Anwesenden .... ein Stückchen in die Tunke gestipptes Brot angeboten hatte. Die Gabe wurde allseitig mit Dank angenommen." An einer anderen Stelle erzählt er, in einem Restaurant habe sich ein Offizier eine Portion Hummer-Majonnaise geben lassen, die laut Speisekarte 1 ℳ 50 ₰ kostet. Als er bezahlen will, sucht er in allen Fächern seines Portemonnaies, schüttet den Inhalt desselben trübselig auf den Tisch, bringt aber nur eine Mark zusammen. „Der Wirth, der ihm zugesehen," heißt es wörtlich weiter, „hatte Mitleid mit ihm und sagte hinzutretend: Heute Abend kostet die Majonnaise bloß 50 ₰." „Kellner," rief der preußische Offizier sofort, „bringen Sie mir noch eine Majonnaise." Man kann sich denken, was der Wirth für ein Gesicht schnitt." Man kann wohl nicht sagen, daß solche Anekdoten auch nur „gut erfunden" wären. Jedenfalls würde die letztere besser auf den französischen Durchschnittsoffizier passen, wie das sehr interessante Capitel in René Maizeroys neuestem Buch „La Fin de Paris" beweist, welches überschrieben ist: Les pauvres de l'armée. — Der literarhistorische Mitarbeiter des „Temps", der sich von Zeit zu Zeit mit der deutschen Literatur der Gegenwart beschäftigt, läßt sich in seinem letzten Artikel über dieselbe folgendermaßen aus:

Die Armseligkeit der zeitgenössischen deutschen Literatur ist äußerst kläglich und bringt die Kritik fast in Verlegenheit. Man hätte gern anregende, eigenartige, für den Volksgenius bezeichnende Producte anzuzeigen, wie man sie in England und Rußland so viele antrifft. Man stößt aber bloß auf Abklatsche ohne Farbe, Duft und Geschmack. Die Poesie taugt so wenig, wie die Prosa, die Prosa so wenig, wie die Poesie. Es ist unmöglich, ein Werk der Einbildungskraft, wir sagen, auch nur ein einziges, anzuführen, das die Ehre einer Uebersetzung verdienen würde. Man kann da nicht einmal von Mittelmäßigem, von Schlechtem sprechen, es ist einfach das Nichts".

Und als Beweis für das große Wort, was dieser französische Lessing gelassen ausspricht, führt er die Gedichte von Julius Bruck an, die allerdings nach den angeführten Proben sehr schlecht sein müssen. Kennt vielleicht einer der geehrten Leser die Gedichte von Julius Bruck, auf Grund deren — ex

Digitized by Google

ungue leonem! — die ganze deutsche Literatur verdammt wird? Offenbar muß doch der französische Leser dieser Kritik denken, Julius Bruck sei der Chorführer der deutschen Lyriker. Da ist nun aber dem französischen Weltliterarhistoriker par excellence eine jener kleinen netten Menschlichkeiten begegnet, mit welchen französische Gelehrte, die Akademiker nicht ausgeschlossen, die staunende Mitwelt von Zeit zu Zeit überraschen. Dieser Herr Bruck, den der Kritiker des „Temps“ sich als bouc émissaire herausgreift, um an ihm die Nichtswürdigkeit der deutschen Literatur zu demonstriren, dieser bouc, ich wollte sagen Brouck, ist gar kein Deutscher, sondern — risum teneatis amici — ein Amerikaner, vermuthlich ein mundartlich angekränkelter Deutschamerikaner — und diese Dialekte sind ja so schön! — Er ist seines Zeichens Dorfarzt zu Newark, einem Posemuckel von 900 Einwohnern im Staate Delaware (Vereinigte Staaten von Nordamerika). Das läge ja nun allerdings noch nicht so gar fern von Deutschland, daß nicht ein echter Franzose vollberechtigt wäre, dieses Farmerneſt für eine Stadt Deutschlands und Delaware für einen jener vielen Raubstaaten là-bas in Deutschland zu halten, deren gedächtnißmäßige Aneignung doch selbst deutschen Quintanern so viel Noth macht.

Gleich zwei französische Artigkeiten ersten Ranges finden sich in der neuesten Publication der Société des gens de lettres in Paris, einer Sammlung von Skizzen und Novellen, welche die Hausnummer des Vereinslocales — 47, Chaussée d'Antin — zum Titel hat. Schriftsteller, wie G. Ohnet, E. Daudet, Jules Simon, E. Gonzalès, V. Cherbuliez u. A. haben Beiträge geliefert. Der 1837 gegründete Verein hat Geister wie Balzac, Victor Hugo und Alexander Dumas zu den Seinigen gezählt. Man müßte also die in dem vorliegenden Bande enthaltenen Sachen ernst nehmen dürfen. Hätte Herr Claretie in der Vorrede dies nicht besonders betont, so könnte man versucht sein, das ganze für einen literarischen Scherz zu halten.

Jules Claretie hat eine Novelle in Briefen, „En Partie double“, beigesteuert, welche im Jahre 1870 spielt. Paul V., ein französischer Offizier, als Gefangener in Nürnberg, schreibt an seine Geliebte, eine Schauspielerin zu Rouen, daß er unbeschadet seiner Liebe zu ihr, in Nürnberg mit der Tochter eines alten pedantischen Gelehrten, der ihm vertrauensselig sein Haus geöffnet, ein intimes Verhältniß angeknüpft hat. Die schöne deutsche Blondine ist zwar mit einem Buchhändler, der als Reserveoffizier in Frankreich steht, verlobt, das hindert sie aber nicht, ihm zu sagen: J'épouserai lui, mais j'aimerai vous! Er sagt am Schluß des Briefes: j'ai peur, qu'il renaisse, ce souvenir — (das sie ihm ewig bewahren wird) — sous une forme palpable et à de certains signes ... Mais bah! lui est revenu, lui a épousé, lui sera satisfait, ce vainqueur!“ Ist das nicht ritterlich? — Nun schreibt die französische Schauspielerin an ihren Galan in Nürnberg, auch sie habe ein Abenteuer mit einem Feinde zu bestehen gehabt. Eines Abends habe sich ihr in Rouen ein bayerischer Offizier, der (natürlich!) schwer betrunken war, auf der Straße als Begleiter aufgedrängt. Er ist nicht los zu werden. Unter plumpen Schmeicheleien und brutalen Drohungen forcirt er ihre Wohnung, wo er noch viel kühner wird. Sie hat ihre Noth, sich seiner zu erwehren. Er zeigt ihr in der Unterhaltung das Bild seiner Wilhelmine, die zwar eine gute Mitgift bekommt, die ihm aber ganz gleichgültig ist, seitdem er die verführerische Französin gesehen hat. Er will sogar die Photographie verbrennen. Die Französin wirft das Bild zum Fenster hinaus, der Bayer stolpert die Treppe hinunter, um es wieder zu holen, denn er will es noch immer verbrennen. Sie schließt die Thür hinter ihm zu und ist gerettet. In dem ferneren Briefwechsel des französischen Liebespaares wird festgestellt, daß die entehrte deutsche Jungfrau die Braut desselben bayerischen Offiziers ist. O Nemesis!

Noch viel toller geht es in einer, demselben Bande angehörenden Novelle zu, welche „Un vieux fou“ betitelt ist und deren Verfasser Eugene Moret heißt. Diese Geschichte wirft auf die Ereignisse des Jahres 1871 Streiflichter, die ganz geeignet sind, den deutschen Historikern, die immer noch auf Moltke's Generalstabswerk schwören, die von nun an einzuschlagenden Pfade zu erhellen. Schauplatz der Handlung ist das Städtchen Etain im Arrondissement Verdun. Her Beaufumé, ein biederer Materialwaarenhändler gibt ein fideles Mittagsessen. Ein rastlos thätiger Detailliſt, hat er heute die Geschäftssorgen bei Seite gesetzt und macht, von seiner sanften Frau und seinen beiden hübschen Töchtern unterstützt, den angenehmen Wirth. Sein einziger Kummer ist, gegenwärtig keinen Commis zu haben; es will sich gar keiner finden. Da: gerade als man beim vierten Gange ist, meldet der Lehrling: Es sei ein großer Kerl draußen, mit einem ganz dummen Gesicht, der den Prinzipal zu sprechen wünsche. „Dummes Gesicht?“ reflectirt der edle Krämer von Etain, „das muß ein Handlungscommis sein. Er soll herein kommen.“ (Ich lasse den Verfasser erzählen:)

Da stand er; sein blondes Haar (tignasse, eigentlich Grindhaube) war so verwirrt, daß ein Kamm nicht durchgekommen wäre; sein Gesicht grinste so freundlich, daß die ganze Gesellschaft in ein schallendes Gelächter ausbrach. (sic! Beispiel für die vielgerühmte französische Höflichkeit). Der Fremde ist der reine Kaliban. Er schlenkert unbeholfen mit den Armen, wiegt den Kopf hin und her und zeigt, als er gutmüthig in das Hohngelächter mit einstimmt, in dem unförmlichen Munde zwei Reihen so mächtiger Zähne, daß die Anwesenden sich vor Lachen ausschütten wollen.

Sein Lachen ist „brüllend und schmetternd“. Er acceptirt die Stelle gern, weil es, wie er sieht, bei dem Krämer „tüchtig zu essen gibt“. Er will gehen, wobei er glücklich zwei Stühle umwirft und mit seinen ungeheuren Füßen in eine Reihe Flaschen geräth, welche mit großem Geklirr umpurzeln. (Stürmische Heiterkeit.) Er gibt sich für einen Straßburger aus und wird daraufhin eingeladen, ein Gläschen mitzutrinken, worauf er sagt, draußen warte noch ein Kamerad auf ihn, auch ein Straßburger, der Eisenbahnbeamter (in Etain) wäre und bei dem er vorläufig ein Unterkommen gefunden hätte, der kleine Schuster.

„Herein mit dem kleinen Schuster heißt es. Derselbe zeigt sich ähnlich linkisch. Als zufällig die Rede auf die Deutschen kommt, stößt Schuster seinen Freund heimlich mit dem Fuß an.“

Damit schließt das erste Capitel. Wer einen einzigen Roman irgend eines französischen Verfassers gelesen hat, irgend ein Buch, in welchem ein Preuße geschildert ist, der hat natürlich sofort beim ersten Auftreten Fristchers (später heißt er Fritscher: die deutschen Namen sind ja aber auch zu barbarisch und spotten jeder vernünftigen Orthographie) — auf den ersten Blick erkannt, daß dieser ein verkappter Prussien ist. Alle Preußen in allen französischen Romanen sind nämlich breitmäulig, etwa wie wir uns die Eskimos oder Kirgisen denken; wenn sie diesen enormen Mund öffnen, kommt ein wahres Behemotgebiß zum Vorschein, und der geöffnete Schlund erscheint dem französischen Auge stets wie ein Ofenloch. Er hat enorme Hände und Füße, sein blondes Haar ist stets so verfilzt, daß der solideste Kamm sich als hinfällig erweisen würde; seine Bewegungen sind plump und unbeholfen, seine Bemerkungen täppisch oder grob. Was für ein Mann versteckt sich nun hinter jenen Ladenjüngling? Der Inhalt des zweiten Capitels gibt uns Aufschluß:

Der neue Commis arbeitet wie ein Lastthier. Ganze Eisenbahnlowrys voll Vorkost gehen im Umsehen durch seine riesigen Hände. Beaufumé denkt das Geschäft zu vergrößern, aber er ist zu alt dazu: „Das ist die Sache meines Schwiegersohns, der ein rühriger Kerl sein muß, wie Sie Fritscher,“ sagt er. „Ja, Herr Prinzipal,“ sagt dieser ohne mit der Wimper zu zucken, und wird der Verlobte Veronicas; Elise, die andere Tochter, verlobt sich natürlich mit Schuster, trotzdem er mit den Augen zwinkert und eigentlich kein recht forscher Mensch ist — und somit wäre der tragische Knoten glücklich geschürzt.

Das dritte Capitel spielt im Frühjahr 1870.

Ich reise nach meiner Heimath, sagt Fritscher. Und Schuster? fragt Beaufumé. — Ist gestern abgereist. — Ohne uns ein Wort zu sagen? — O, er kommt wieder. — Das denke ich doch wohl, sagt der Schwiegervater, und zwar bald, nicht wahr? Das ist unser beider Absicht, antwortet

Digitized by Google

Fritscher, der plötzlich eine ganz andere Haltung hat und gar nicht mehr so linkisch und grotesk, ja selbst nicht einmal mehr so häßlich erscheint. Fritscher gibt seiner Veronica einen Kuß und fort ist er.

Die Schlachten bei Forbach, Weißenburg und Reichshofen werden geschlagen. Nicht lange darauf erscheinen die Ulanen in Etain, und einige Tage später ist die Stadt ein Trümmerhaufen. Die Preußen rauben und plündern; wer sich widersetzt, wird gemißhandelt, gelegentlich auch todtgeschossen. Da kommt in dunkler Nacht ein junges Mädchen ganz bestürzt an eine Schildwache heran, welche ihr das Bajonnet entgegenhält. Sie will zum Obersten. Nach langem Bitten und Flehen führt man sie nach dem Bahnhof. — Dort liegt er im Quartier. Ohne sich umzusehen, fragt er barsch: Was wollen Sie? Da —! Fritscher! ruft Elisa — denn sie ist es — mit einem furchtbaren Schrei aus, dann schnürt ihr ein Krampf die Kehle zu. Ja Fritscher! Der täppische Handlungsdiener, der Kaliban steht vor ihr und zwar als — Major.

Es entspinnt sich nun ein sehr erregter Dialog, aus welchem wir erfahren, daß der preußische Major Fritscher einzig zu dem Zwecke Handlungsdiener (!) geworden ist, um die Gegend von Etain auszuspioniren. Wir erfahren ferner, daß Schuster, der vermeintliche Eisenbahn-Unterbeamte, gegenwärtig als Oberst das Regiment commandirt, welches Etain so gräulich zerstört hat. Fritscher zeigt der Schwester seiner Braut gegenüber weder Scham noch Reue, und indem er gefühllos in seinen struppigen Bart lacht, sagt er mit dürren Worten, daß sie (die Preußen) das Land nicht erobert hätten, wenn Schuster nicht gewesen wäre und ohne seine (Fritscher's) Mitwirkung hätten sie mindestens 20,000 Mann opfern müssen, ehe sie es bekommen hätten.

„Preußen hat gute Kanonen, aber erst versuchen wir es immer mit List," fügt er hinzu. Das Mädchen sagt ihm nun, ihr Vater hätte einen Soldaten, der ihr hätte Gewalt anthun wollen, niedergeschlagen.

„Dann wird er erschossen!" sagt Fritscher.

„O ihr Ungeheuer!" ruft Elisa aus, und beinahe hätte sie ihm ins Gesicht gespuckt (sic!) — dann stürzte sie hinaus, wie eine Wahnsinnige, indem sie rief: Mein Vater ist bereit zu sterben, wir Alle sind es, aber nach uns werden andere kommen, die uns rächen werden!

In wenig Minuten durchmaß sie den kleinen Raum, welcher sie von dem Kaufmannshause trennte, wo ihr Vater in den Keller eingeschlossen war.

Es war tiefe Nacht, der Mond schien nicht. Die zerstörte Stadt glich einer wüsten Nekropole, die von keinem Lichtstrahl erhellt wurde. Das Straßenpflaster war aufgerissen, sie stieß hin und wieder an eine Trottoirecke; zuweilen streifte eine dunkle Masse an ihr vorbei, welche vergeblich das Gleichgewicht zu halten suchte und ihr mit verpestetem und ekelerregendem Athem einen rohen Fluch ins Gesicht schleuderte. Sämmtliche Kriegsknechte waren sinnlos betrunken.

Als Elisa um die Ecke gestürzt kommt, bleibt sie starr vor Entsetzen stehen. Eine ganze preußische Compagnie ist emsig beschäftigt, ihr Vaterhaus dem Erdboden gleich zu machen. Sie schlagen eben die letzten Reste kurz und klein, sie schlingen, prassen und zechen, schleppen alles Tragbare fort und verbrennen das übrige.

Wie die ganze Sache eigentlich so hat kommen müssen, läßt der Dichter hier etwas in suspenso: „Es scheint," sagt er in dem dunklen Gefühl, daß das Folgende doch etwas zu unwahrscheinlich ist: Es scheint, daß Veronica, als ihre Schwester gar nicht wiederkam, von Furcht für ihren Vater ergriffen, durch einen geheimen Eingang in den Keller gestiegen war, um ihn zu befreien. Aber Beaufumé, statt zu fliehen, wie seine Tochter ihm zurief, hatte mit lauter Stimme seinem Zorn Luft gemacht. Er hatte seine Nachbarn Boniface, Léveillé, Dubochet und alle anderen aufgewiegelt, die sich aufwiegeln ließen, und nachdem sie die erste beste Waffe ergriffen hatten, waren sie über die Räuber hergefallen. Es war ein allgemeines Handgemenge entstanden und Beaufumé hatte anfangs die Oberhand gehabt, aber die Uebermacht hatte bald ihn und seine Gefährten erdrückt und die Preußen rächten sich, indem sie stahlen, alles massacrirten und das Haus in Brand steckten.

Der Schrei des Entsetzens erstarb auf Elisa's Lippen. Sie zählte fünf Leichen auf der mit Blut überströmten und von rauchenden Trümmern verdeckten Schwelle des zerstörten Ladens. An der Form des einen dieser Körper erkannte sie, daß es eine Frau war: vielleicht ihre Mutter oder ihre Schwester. Da verließ sie ihre letzte Kraft, sie stürzte zusammen: vor ihr stand ihr Vater an die Wand gelehnt mit gebundenen Händen vor ihm vier Gewehre im Anschlage und weiter hin im Dunkel der Oberst Schuster, dessen linkes Auge geschlossen war, während er mit dem hart, metallisch und grausam blickenden rechten Feuer commandirte."

Damit schließt das dritte Capitel. Man sieht nicht recht, ob die letzte grausige Scene nur eine Vision der ohnmächtig hinsinkenden Elisa ist, oder ob Schuster, dieser gefühllose Bösewicht, der selbst in diesem schrecklichen Moment das Augenzwinkern nicht lassen kann, seinen präsumtiven Schwiegervater a. D. wirklich erschießen läßt. Jedenfalls ist ihm dies, wie wir aus dem vierten und letzten Capitel entnehmen können, nicht vollständig gelungen. Todtgeschossen wird er, aber nicht ganz.

Im letzten Capitel lebt er wieder. Sein ruhmvolles Leben hat er nicht verloren, wohl aber sein bischen Verstand. Er wird in der ganzen Stadt hinfort nur der „vieux fou" genannt. Das letzte Capitel spielt 16 Jahre nach dem Kriege, also in der jüngsten Gegenwart.

Da kommt nun eines Tages ein feingekleideter Fremder vor der Baracke des alten Narren vorbei: Fritscher! Beim Anblick des Ungeheuers, das er an seinem Busen genährt hat, bekommt der alte Krämer einen lichten Augenblick. Er nöthigt ihn herein, trinkt eine Flasche Wein mit ihm und sagt endlich, er wolle ihn zu seinen Töchtern führen. „Teufel auch," denkt Fritscher, „darauf war ich nicht gefaßt." „Würden Sie Veronica jetzt auch noch heirathen?" fragt er lauernd. „Warum denn nicht," sagt Fritscher sehr verlegen. „Aber sie hat kein Vermögen mehr." „Daß du die Motten kriegst," entgegnet der ruchlose Exmajor, „das ändert freilich die Sache." Daran kann man wieder die Herzlosigkeit dieser Barbaren erkennen: Pas d'argent, pas de Prussien.

Darauf führt der närrische Alte den Deutschen — auf den Kirchhof und hält ihm hier mit der Pose eines tragischen Helden eine furchtbare Revancherede, in der er sich als den Mörder Schuster's documentirt. „O daß ich sie noch erleben könnte, die schöne Revanche! Einen habe ich umgebracht," — ruft er, und indem er wüthend auf den ahnungslosen Fritscher losgeht — fügt er hinzu: „Jetzt muß ich den andern auch noch umbringen!"

Damit schließt dieses kostbare Opus. Ob Beaufumé seine Drohung ausgeführt hat, — und unmöglich wäre das nicht, denn Wahnsinnige haben bekanntlich oft übermenschliche Kraft, — wird leider nicht erzählt. Da aber die Sache in diesem Jahre spielt, hätten wir gewiß durch die Zeitungen etwas davon erfahren. Wir müssen also annehmen, daß der weiland Handlungsdiener und nachmalige Major Fritscher noch immer schuldbeladen und von Gewissensbissen gequält, unter uns weilt. In der Rang- und Quartierliste steht er nicht mehr, — sogar die auf so tiefer moralischer Stufe stehende preußische Armee wird ihn ausgestoßen haben.

Neue Gedichte von Tennyson.

Besprochen von A. W.

Wenn wir in Folgendem aus der neuesten Gedichtsammlung Tennyson's (Tiresias and other Poems) nur drei größere Stücke einer besonderen Besprechung unterziehen, so wollen wir damit für sie keineswegs ein unzweifelhaftes poetisches Uebergewicht über die anderen beanspruchen. Sie haben eben auf unser Empfinden die zugleich unmittelbarste und nachhaltigste Wirkung ausgeübt, und überdies scheinen sie uns wohl geeignet, ein anschauliches Bild von dem Ideenkreis zu geben, in dem sich die alternde Phantasie des Dichters bewegt. Das eine, mit dem Titel „Das Wrack", beleuchtet eine Erscheinung des täglichen Lebens, vielleicht so alt wie die Menschheit selbst und jedenfalls so neu wie der heutige Tag; die beiden anderen,

Digitized by Google

„Verzweiflung" und „Der alte Weise", bringen auf durchaus verschiedener Grundlage den Zweifel der menschlichen Brust an einem höchsten Wesen zur Anschauung, denn während ersteres das Gefühl des Gottverlassenseins zum Ausgangs- und Endpunkt hat, baut sich letzteres auf dem rein philosophischen Zweifel an der Existenz eines von der Materie unabhängigen Schöpfers und Lenkers der Welt auf.

„Das Wrack" enthält nichts Anderes als die Geschichte einer unglücklichen Ehe, freilich mit poetisch-origineller Färbung. Tennyson läßt die Heldin dieses Gedichtes ihre Lebensschicksale selbst erzählen. Sie ist gegen ihre Neigung einem Manne vermählt worden, der, ohne ihrem für alles Schöne und Erhabene im Leben und in der Kunst empfänglichen Sinn auch nur das leiseste Verständniß und die geringste Sympathie entgegenzubringen, ausschließlich in seinen kaufmännischen Spekulationen aufgeht. Die zarten Beweise aufmerksamer Liebe, nach denen ihre Seele dürstet, liegen seiner kalten Natur durchaus fern. Selbst die Geburt einer Tochter vermag das eheliche Band nicht fester zu knüpfen, denn er hat auf einen Sohn gehofft und läßt seine Frau seine Enttäuschung nach der ihm eigenen verletzend-abstoßenden Art empfinden. Da tritt bei ihr zu dem Gefühl trostloser Vereinsamung und Vernachlässigung das des tief gekränkten Mutterstolzes hinzu, und sie beschließt, im gesellschaftlichen Rausch ihren häuslichen Kummer zu betäuben. Damit ist sie über die Schwelle des Versuchers getreten. Eines Tages lernt sie auf einem Balle einen Mann kennen, der durch die glänzenden Gaben seines Geistes seine sonst auffälligen körperlichen Mängel vergessen läßt. Als sie ihn zum ersten Male sieht, ist er von einem Kreise schöner Frauen und Staatsmänner umgeben, die seinen weisheitsvollen Worten über alle hohen Fragen des Daseins mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschen. Auch sie wird in den Zauberbann seiner Unterhaltung gezogen. In seiner Stimme hört sie die Stimme der Seele, aus seinen Augen leuchtet ihr eine bis dahin nur geahnte Welt von den tiefsten Empfindungen entgegen. Im täglichen Umgang mit ihm würde ihr ein reicheres und glücklicheres Leben erblühen, das Bewußtsein drängt sich ihr sofort mit berauschender Gewalt auf. Und so ist ihr Schicksal besiegelt. Seinem Drängen, ihren Mann und ihr Kind zu verlassen und ihm nach seinen Besitzungen auf einer westindischen Insel zu folgen, gibt sie nur zu bereitwillig nach. Die ersten zehn Tage der Seereise werden von Sonnenschein und harmlosen Winden begünstigt und fließen rasch dahin im Sinnengenuß verbotener Liebe. Aber da erhebt sich plötzlich ein gewaltiger Sturm und erfüllt ihre geängstigte Brust mit der Vorahnung einer Vergeltung von oben. Aus dem Brausen des Sturmes glaubt sie die klagende Stimme ihres verlassenen Kindes zu hören, und aus dem Donner des Oceans und des Himmels tönt ihr der unheilverkündende Ruf entgegen: „Du hast gesündigt". Rasch naht dann das Verhängniß. Eine todbringende Woge spült alles Lebende von Bord mit sich in die Wassertiefe hinab, ausgenommen sie selbst und einen Seemann, den man an's Steuerruder festgebunden hat. Die beiden Schiffbrüchigen werden von dem Boot eines anderen Schiffes aufgenommen, doch ihr wäre besser gewesen, wenn sie mit dem Geliebten das Oceangrab hätte theilen müssen. Was für einen plötzlichen und grausamen Wechsel hat ihr innerstes Leben durch seinen Tod erfahren! Der Gedanke an ihr Kind ist ihr als einziger Trost für diese Erde geblieben. Als sie wieder festen Boden unter den Füßen hat, erfährt sie durch einen Ausschnitt aus den Todesanzeigen einer Zeitung, den ihr Mann ihr unter der Adresse ihres Mädchennamens ohne Begleitworte zuschickt, daß ihr Töchterchen während der zehn Tage, die sie in sündhafter Freude verbrachte, im heftigsten Fieber gelegen hat und am Tage des verhängnißvollen Schiffbruches zu einer besseren Heimath eingegangen ist. Nun bleibt für sie nichts Anderes mehr übrig als Reue und Weinen und Beten.

Ob Tennyson in der rein äußerlichen Entwickelung dieses Gedichtes originelle Erfindung an den Tag gelegt hat, überlassen wir dem Leser zur eigenen Beurtheilung, in der psychologischen hat er sich jedenfalls als ein echter Dichter gezeigt, der mit dem Herzen in den Herzen der Menschen liest. Leider haben die Verse etwas Unübersetzbares an sich, so daß wir uns ausschließlich mit der prosaischen Wiedergabe des Inhaltes begnügen mußten.

Den Inhalt des zweiten Gedichtes können wir mit wenigen Worten andeuten. Seinen Titel „Verzweiflung" verdient es von Anfang bis zu Ende. Ein Mann und seine Frau, die durch ihren ältesten und allein noch lebenden Sohn, der ihre ganze Hoffnung war, um ihr Hab und Gut und um ihren ehrlichen Namen gebracht sind, beschließen, da sie den Glauben an einen gerechten Gott verloren haben, und da ihr letzter Lebensanker gerissen ist, gemeinschaftlich in den Tod zu gehen. In der Tiefe des Meeres wollen sie von der Last ihres unerträglichen Erdenjoches ausruhen. Der Mann wird bei dem Selbstmordversuch von einem Geistlichen der Sekte, die er verlassen hatte, dem Tode entrissen, aber weit davon entfernt, seinem Lebensretter zu danken, flucht er ihm, daß er ihn wider seinen Willen und ohne seine Frau diesem elenden Dasein zurückgegeben hat, in dem es jetzt für ihn auch nicht einen einzigen Hoffnungsstrahl mehr geben kann. Wir möchten hier in freier Uebersetzung die Verse wiedergeben, in denen der Dichter den Unglücklichen seine und seiner Frau Gemüthsstimmung vor dem verhängnißvollen Schritt schildern läßt.

„Geh' leise über den Sand! Horch, wie das Meer uns ruft!
Nun enden Sorge und Qual in der kühlen Wellengruft!"
Sie reichte mir ihre Hand — wie immer so treu und gut —
Und hielt sie bis spielend und schäumend heran sich wälzte die Fluth;
Die packt' uns mit tödtlichem Griffe und riß in die See uns hinaus
„O, Gott!" wir riefen's noch einmal hinein in der Wogen Gebraus,
„O, Gott!" und wir gaben umschlungen einander den letzten Kuß:
Wie schmerzt' es, daß auch die Liebe, wie Alles, vergehen muß!
Wir hatten in Menschenweisheit verloren den Glauben an Gott,
So war ein Schall nur geworden unser letztes Rufen im Tod.
Wir fanden im Tod nicht wieder, was uns die Erde schon stahl,
„Leb' wohl, Geliebte, für immer; leb' wohl zum letzten Mal!"
Nie klang seit Weltbeginnen so herzzerreißend ein Ruf,
Nie küßten zwei sich so innig, seit Gott den Menschen schuf.

Am Schluß betheuert der gegen seinen Willen Gerettete, daß er die erste Gelegenheit benutzen werde, um seiner Frau in den Tod zu folgen, und so endet das Gedicht in der düstersten Stimmung. Tennyson hat hier den rettungslosen Lebensüberdruß einer von Gott und der Welt sich verlassen glaubenden Menschenseele schildern wollen — das ist ihm so wirkungsvoll wie möglich gelungen.

Das dritte Gedicht enthält eine Art Dialog zwischen einem alten Weisen und einem Dichter, die die Stadt, in der sie wohnen, zu einem gemeinschaftlichen Gang in's Freie verlassen haben. Als sie an einer Höhle vorbeikommen, aus der ein Quell hervorsprudelt, macht der Weise die Bemerkung, daß die Höhle nur der scheinbare Ursprung des Wassers sei, daß der letzte Ursprung desselben jenseits der Wolken und des sichtbaren Himmels liege. Daran knüpft sich denn zwischen ihm und seinem Begleiter eine Für- und Widererörterung über das Dasein Gottes. Der Dichter ist ein vollendeter Skeptiker, der nur die sichtbaren Ursachen alles Seienden als dessen wirkliche Schöpfungs- und Bewegungskräfte gelten lassen will. Es widerstrebt seiner Vernunft, eine namenlose Macht, von der Niemand etwas gehört oder gesehen hat, mit der gedankenlosen Menge anzubeten. Er vermag nicht im Gesang der Vögel und im Sommerglanz des Himmels die Spur eines höchsten Wesen zu entdecken. Aber der Weise entgegnet ihm, daß er ihn zuerst im Innern seines eigenen Herzens erspüren müsse, denn die rein äußerliche Anschauung und Kenntniß der Dinge könne nicht auf den Weg des rechten Glaubens führen.

„Das Wissen ist die Schwalbe auf dem See,
Die nur die Oberfläche sieht und streift."

Dem Glauben leuchtet selbst aus dem Bösesten ein Strahl des Guten entgegen, für ihn ist die Sonne immer nur eine Nacht verborgen, er ahnt die Sommerfülle durch den Winter voraus, er schmeckt die Frucht, bevor noch die Blüthe gefallen

Digitized by Google

ist, er hört die Lerche innerhalb des gesanglosen Eis, er findet auch den wahren Ursprung der Dinge. Doch so leicht läßt sich der Dichter nicht bekehren. Er weiß nicht, was er sich unter der Schöpfungskraft vorstellen soll. Nach seinem Empfinden ist die Zeit die alleinige Bewegungsgewalt der Welt.

„Es ist die Macht der Jahre allein,
Die das Scepter schwingt von der Wiege zur Gruft,
Die die schlafende Erde erweckt und im Hain
Aus erstorbenem Zweige die Blüthe ruft.
Und die Tage und Stunden sind es allein,
Die zur rosigen Freude gesellen das Weh,
Die das Haupt der Jugend mit Blumen bestreu'n
Und das Haupt des Alters bedecken mit Schnee."

Gegen diese abgöttische Verehrung der Zeit erhebt der alte Weise wieder seine warnende Stimme:

„Mach' nicht die Sonnenuhr zu Deinem Gott,
Der flüchtige Schatten diene Deinem Willen."

Der Dichter variirt dann in seinen Versen das alte Thema von dem Elend und dem vergänglichen Schein dieses Lebens, das mit seinen Sorgen und Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen einer ewigen Nacht zu vergleichen sei. Sein Begleiter tröstet ihn mit dem Hinweis auf die Möglichkeit, daß dieses erdenenge Dasein nur die Bildung in der Schale zu einem vollkommeneren Leben wäre, daß die Pforten der Nacht die Eingangsthore zum Licht sein könnten. Aber der Dichter hält zähe an seinem Zweifel fest.

„Denn Alles was lacht und Alles was weint
Und Alles was athmet ist nur
Ein Wellengebild, das flüchtig erscheint
Und dahinfließt ohne Spur."

Noch einen Versuch macht der alte Weise, den Gotteshorizont seines ungläubigen Gefährten über die Grenzen der sichtbaren Welt hinaus zu erweitern. Er erzählt ihm, wie er schon als Knabe durch die geheimnißvollen Wechselbeziehungen zwischen der eigenen Brust und dem weiten All oft von einem Strahl des Höchsten erleuchtet worden sei. Da der Dichter auch diese seine heiligsten Empfindungen als eitle Täuschungen verspottet, gibt er die Hoffnung auf, ihn dem engen Kreis seines Zweifels entreißen zu können. Doch verläßt er ihn nicht, ohne ihm aus der reichen Fülle seiner Lebenserfahrung solche gute Rathschläge mit auf den Weg zu geben, die ihm am Ende vielleicht noch den Blick in eine höhere Anschauung der Dinge eröffnen könnten:

„Was klagst Du doch? — Hilf Deinen Menschenbrüdern,
Es sei Dein Gold Dein Sklave, nicht Dein König;
Wirf reichlich Gaben in des Bettlers Schooß;
Verschließ der Sonne nicht Dein dunkles Herz;
Hoff' nicht auf Hülfe von der Menschen Stimme,
Die, wie das Echo, hinstirbt an der Mauer;
Fröhn' nicht der eitlen Sucht, das Tageslicht
Durch kalter Steine Glanz zu überbieten,
Und hüll' Dich nicht in prunkende Gewänder;
Sei auch nicht üppig-gierig mit dem Gaumen,
Ertränk' Dich nicht, wie Fliegen in dem Wein;
Ahm' nicht der Biene nach, der wuthentbrannten:
Verlier' Dein Leben nicht durch Deinen Stachel;
Thu' keiner Natter weh aus reiner Lust,
Rühr' selbst die Schnecke nicht mit rauher Hand!
Sei in Gedanken rein, die gute That
Wird dem Gedanken folgen, — o, wie leicht
Geschieht es in dem wirren Lauf der Welt,
Daß Du durch einen niedrigen Gedanken
Für immer Deiner Kinder Blut befleckst;
Bezähm' die böse Lust, die in den Schmutz
Dich ziehen und den heißen Dunst der Wollust
Für immer zwischen Dir und Deinem Gott
Als eine dichte Wolke lassen möchte;
Leg' Deine Schulter aufwärts an das Rad
Und klimm' hinauf den steilen Berg des Segens,
Von dorten wirst Du über Bergeshöh'n
Die Deinem Blicke jetzt noch sind verschleiert,
Und über alle ird'schen Schatten hin
Das reine Himmelslicht der Ewigkeit
Vom Gipfel der Verheißung strahlen sehn."

Feuilleton.

Aus ehemals preußischen Landen.

Von Benno Küttenauer.

Von solchen zu sprechen gibt es nicht viel Veranlassung, eher vom Gegentheil. In diesem einen Punkte wenigstens ist Preußen so undeutsch als möglich, darin wenigstens ist ihm Oesterreich überlegen.

Man hat in den letzten Jahrzehnten viel über Revolutionen geschrieben, aber über keine weniger als über diejenige, durch welche das gedachte Land für Preußen, genauer gesagt, für den König von Preußen, verloren ging, und in deren letzter Abwickelung auch der seine Hand hatte, für den es nichts von europäischem Belang gab, worin er sie nicht gehabt hätte, bis ihm am Tag von Sedan der Degen entfiel. Ich spreche vom Herzogthum Neuenburg oder, damit nicht mancher deutsche Leser sich erst besinnen müsse, vom Canton Neuchâtel. Der Jugend ist die letzte Geschichte dieser ehemals preußischen Besitzung so viel wie ganz fremd, obwohl ihr Abschluß kaum drei Jahrzehnte zurückliegt und noch der Regierung unseres Kaisers angehört, bei dessem Titel eines Herzogs von Neuenburg man sich in der Regel sehr wenig denken wird. Und wem, der sich den Namen Voltaire nur in Verbindung mit dem Friedrichs des Großen denkt, fällt es ein sich bewußt zu werden, daß auch der Philosoph von Montmorency lange Zeit in den Landen des Philosophen von Sanssouci gelebt, daß es Unterthanen des Philosophen und Dichters auf dem Thron waren, die dem Collegen in der Hütte wegen seines Freidenkerthums die Schlafkammerfenster zu Môtiers oder Moutiers einwarfen. Auch der Minister (Pastor) von Môtiers, der mir vor nicht langer Zeit dieses Schlafkammerfenster zeigte (wenn er sich nicht selber irrte) und mir aus der Lage desselben den Beweis zu führen suchte, daß die Steine das Kammerfenster gar nicht treffen, jedenfalls aber nicht bis vor das Bett dringen konnten, wie Rousseau erzähle, und also die ganze Geschichte eine fromme, vielmehr unfromme Legende, wenn man wolle, Lüge sei — erstrebte mit seinem sehr frommen Eifer keinesfalls eine Ehrenrettung der unphilosophischen Unterthanen des allerphilosophischsten Königs, sondern eher alles andere.

Dieser Prediger des Protestantismus ist ein Typus jenes Landes. Wiewohl in Stuttgart erzogen und auf norddeutschen Universitäten gebildet, von deutscher Philosophie und Theologie genährt, ist er ein fanatischer Hasser des Germanenthums — wie im Grunde jeder Romane, besonders Franco-Romane, ein paar Dutzend im Ganzen, wenn es hoch geht, ausgenommen. In einer Rede bei Gelegenheit der Lutherfeier ließ er zwar gelten, daß Luther im Allgemeinen eine große Bedeutung für den Protestantismus besitze, warnte aber zugleich seine Zuhörer vor zu hoher Schätzung dieser Bedeutung, indem ihr Land und Volk seinen Lichtbringer in anderer Richtung zu suchen habe. „Das materielle Licht," rief er mit Emphase, „geht für uns im Osten auf, wie von Ewigkeit so alle Tage. Die Sterne und Sonnen aber, die jeweils einen neuen Strahl des Lichtes, der Erwärmung, der Anregung in unser geistiges Leben brachten, dieses geistige Leben in der weitesten Bedeutung des Wortes, in allen seinen Richtungen und Kräften verstanden, sie sind uns immer von Westen her erschienen und werden dies in noch höherem und ausschließlicherem Sinne für die künftigen Zeiten, nur von dorther also dürfen wir hoffen, nur dorthin unsere Blicke richten." Mit großer Sicher-

Digitized by Google

heit und schadenfroh triumphirender Miene sprach er mir gegenüber den Deutschen alle Zukunft ab. Die Thatsachen, die er als Beweisgründe seiner Behauptung anführte, werden uns zwar nicht ganz so viel beweisen als ihm, aber können sicher nicht verfehlen, sich uns als Wahrheiten der traurigsten Sorte darzustellen. Sie sind zwar hinlänglich bekannt, doch man kann dieselben in Deutschland nicht genug wiederholen, so bitter sie schmecken. Noch hat ihre Constatirung lange nicht die Wirkung als Arznei geübt, wie sie es sollte.

„Keine Nationalität," erklärte mir mein Minister des heiligen Evangeliums und Schüler Kant's und Hegel's, „hat so viel Bettler in der Welt herumlaufen als die Deutsche unter dem gothischen Namen Handwerksburschen. Hier bei uns sind sie eine Landplage, überschwemmen uns wie Heuschrecken. Wenn damit die wirthschaftlichen Zustände und Fähigkeiten Deutschlands in das schlimmste Licht treten, so kehrt sich dabei meistens noch eine viel fatalere Seite auf die widerlichste Weise heraus. Diese Deutschen, die es auf unsere Freigebigkeit abgesehen haben, scheuen sich nicht, fast ausnahmslos, ihr eigenes Vaterland mit Schmutz zu bewerfen, und meinen uns damit zu gefallen, uns günstig zu stimmen, während bei unseren moralischen und patriotischen Grundsätzen ein solches Betragen sie uns erst recht als Elende und Schurken ausweist. Nicht nur die schlechtesten unter ihnen thun das und nicht nur vagabundirendes Volk überhaupt, sondern auch viele Geschäftsleute, mehr oder weniger gebildete, so daß uns oft für sie und ihre Nation die Schamröthe in's Gesicht steigt. Nur Deutsche sind solcher Niederträchtigkeit fähig." — —

„Wie sollen," sagte er ein andermal, „wie sollen Fremde eine Nation achten, die sich selbst nicht achtet? Die Deutschen lieben ihre Sprache nicht, das bedeutet bei einem Volke Mißachtung seiner Selbst. Eine Nation, die noch nicht begriffen hat, daß ihre Sprache der Athem ihres geistigen Lebens ist, den sich verkümmern zu lassen langsamer Selbstvernichtung gleichkommt, besitzt noch kein selbstbewußtes Volksthum" —

Hier warf ich ein, daß ein solches Bewußtsein klar und deutlich bei jeder Nation nur in den obersten Bildungsschichten angetroffen werde, bei anderen Völkern so gut als bei uns, oder umgekehrt.

„Wenn das so wäre," sagte mein Gegner leichthin und spöttisch, „könntet ihr froh sein. Ist es ein klares Bewußtwordensein von der Bedeutung der Nationalsprache, als höchstem, geistigem, nationalem Lebenselement, wenn euere Gebildeten in Rede und Schrift jedes fremdländische Wort, das sie auftreiben können, als das vornehmere dem einheimischen vorziehen? Oder wenn sie doch aus nationaler Gewissenlosigkeit einen solch' gedankenlosen Schlendrian in die Sprache gebracht haben, daß es ihr nun enendlich schwer, in vielen Fällen unmöglich ist, sich auf sich selbst zu besinnen —? Oder wenn die Gelehrten eurer zahlreichen Universitäten, diejenigen der einheimischen Sprachforschung nicht zum wenigsten, sich um die aktuelle, in der gegenwärtigen Literatur lebendige Sprache der Nation aus Unverstand und Dünkel nicht kümmern, sie gar nicht anerkennen und, während sie über einen Waschzettel von Goethe und irgend einen verstümmelten Vers von Hartmann von Aue Bücher schreiben und Vorlesungen halten, die Lebenden nur der Aufmerksamkeit von Backfischen und Köchinnen, höchstens ihrer Frauen würdig halten? Als ob es Sinn hätte, sich mit früherem Leben zu brüsten und zuzugeben, daß man im Augenblick todt sei! Aber davon wollte ich nicht reden, sondern nur von jenem Sprachbewußtsein als dem Instinkt im ganzen Volk, vermöge dessen nie ein Franzose als Grenzbewohner seine Sprache gegen die fremde aufgibt. Unsere Sprache weicht deshalb an den Grenzen nie zurück, trotz der schwächeren Vermehrung unseres Stammes, sondern schreitet, da die Deutschen diese Eigenschaft der Selbsterhaltung nicht haben, Schritt für Schritt fort. Der Deutsche der hiesigen nationalen Grenzen schämt sich seiner Sprache, die allerdings unbeholfen genug ist, und greift nicht nur selber, bald aus Interesse, bald um sich einen vornehmeren Anstrich zu geben, zum Französischen, sondern ist auch sorglichst bedacht, daß seine Kinder diese lernen. Mögen sie die Muttersprache darüber verlieren, daran ist ihm nicht das geringste gelegen. Darum ist in allen Schulen auf dem ganzen Mischgebiet hier die Unterrichtssprache die Französische, auch wenn die Franzosen in verschwindender Minderheit, oft wenn gar keine solche vorhanden sind."

So ein Romane.

Und das Thatsächliche daran ist nicht übertrieben. Mehrere Schulen habe ich selbst in Begleitung des geistlichen Herrn besucht. Die Listen der Schüler wiesen stets 80—90 Procent deutsche Namen auf, also in Wahrheit von Frankreich allmählich eroberte Deutsche. Ein bei Delsberg gelegenes ganz deutsches Dorf, wenn ich nicht irre Rennendorf, inmitten zwischen deutschem Reich und deutscher Schweiz, hat lediglich französische Schule, Pädagogik, Methode, Lehrmittel. Oft sind auch die Lehrer deutschen Ursprunges: es sind deutsche Volksschulen, aber in französischer Sprache der französischen Eroberung dienend.

Ich weiß nicht, ob der Deutsche Schulverein diese Verhältnisse schon in's Auge gefaßt hat. Jedenfalls sollte man meinen, dieselben lägen uns näher als Siebenbürgen und nicht nur räumlich. Wenn uns der politische Abfall der neuenburger Lande, wovon ich einleitend ausging, so wenig interessirt, daß wir heut nach 30 Jahren schon nicht mehr daran denken, so liegt das in der Natur der Sache und läßt sich nichts dagegen sagen; anders, wenn uns die allmählichen nationalen Entäußerungen daselbst besonders in den nördlichen Gegenden gleichgiltig lassen. Darauf einmal nachdrücklich aufmerksam zu machen, dürfte gewiß an der Zeit sein.

Vielleicht heißt es in demselben Sinn und Absehen handeln, wenn ich in dem folgenden eine kleine Skizze der äußeren Physiognomie jenes germanisch-romanischen Grenzgebietes zu zeichnen suche. Uebrigens ist dasselbe als Landschaft so groß- und eigenartig und zugleich als historisches Theater so erinnerungsreich, daß man es auch ohne jeden Nebengedanken und trotz der erdrückenden Nähe der Alpenwelt merkwürdig finden kann, daß alle überrascht sein und staunen werden, die es noch nicht kannten. Und deren mögen es nicht wenige sein. Wenn man in die Schweiz geht, so heißt das ganz selbstverständlich in die Alpen. Die gewaltigen Hochthäler des Neuenburger Landes dagegen werden von Touristen, besonders von norddeutschen, kaum ausnahmsweise besucht.

Man sieht in Berlin und anderen Städten, wenn Asphaltwege gelegt werden, diesen in fünfkantig regelmäßigen Klötzen, längs den Straßen aufgeschichtet und darauf liest man: „Val de Travers"; es ist der Name eines jener Thäler, des merkwürdigsten und berühmtesten. Die Asphaltstollen dieses Thales, um davon gleich etwas zu sagen, seit noch nicht allzulanger Zeit von einer englischen Gesellschaft bei dem Dorfe Couvet angebaut, sind nicht nur wegen ihrer großen praktischen und pekuniären Bedeutung, sondern auch als Material wissenschaftlicher Studien über die immer noch halb räthselhafte Natur dieses Erderzeugnisses die berühmtesten unseres Erdtheiles. Dieselben haben eine interessante Vorgeschichte. Man kann sagen, sie verhalte sich zu ihrer jetzigen Entwickelung wie eine Idylle zu einem modernen socialen Roman. In dieser idyllischen Verwendungsart war der Asphalt schon lange gekannt, seit Anfang des vorigen Jahrhunderts oder noch länger, und ein Hirtenknabe hat ihn entdeckt — natürlich. Was haben auch Hirten nicht schon alles gefunden, von David an, der seines Vaters Eselinnen suchte und unterwegs ein Königreich fand, bis zu dem Hirtenmädchen, das die Quelle von Lourdes und ihr drum und dran entdeckt oder erfunden und bis zu dem Seelenhirten von Môtiers, der es herausgebracht, daß man nicht in das Schlafzimmer Rousseau's Steine werfen konnte. Der gedachte Hirt vom Val-de-Travers bemerkte also eines Tages, während er an den Abhängen von Couvet seine Rinder weiden ließ, daß eine dunklere, nicht gerade sehr mächtige Schicht des Gesteins in der Sonne plötzlich zu schmelzen anfing und schmierig, fast flüssig wurde, auch eigenthümlich roch. Offenbar war es etwas wie Fett, und dem klugen Hirtenknaben, der schon groß war, kam sofort der Gedanke, daß es schad sei, wenn das seltsame Ding unbenutzt sich in der Erde

Digitized by Google

verliere. Zu Butterbrod mochte es sich nicht eignen, schon seines verdächtigen Geruches wegen — aber zu Wagenschmiere. Da verschaffte er sich ein altes Thranfaß, füllte es, stellte es auf einen Schubkarren, und Heerde und Berge hinter sich lassend, zog er in die Ebene hinaus; in blauem Ueberhemd, ledernen Kniehosen, groben blauen Strümpfen karrte er von Dorf zu Dorf. Wenn sein Faß leer war, füllte er es von neuem an seiner Wunderquelle, und Andere machten es ihm bald nach, bis dann vor Kurzem die langbeinigen, rothbekoteletteten Insulaner kamen und, wie schon an vielen Orten, der Idylle ein Ende machten.

Das Val de Travers mit seiner gleichmäßig muldenförmigen Gestalt, seinen sanftansteigenden Wänden (mit Wiesen-, Kartoffel- und vorzüglich Absinthbau) wird von den Geologen als Becken eines ehemaligen gewaltigen Bergsees betrachtet. Wenn man die Granitblöcke sich ansieht, denen man im Thal und noch häufiger auf den umgebenden Höhen bis zum Creux-du-Vent und zum Chasseron hinauf in großer Zahl begegnet, die immer, merkwürdiger Weise, Träger einer von der Umgebung ganz verschiedenen Flora sind, und welche man sich nur durch einen Riesengletscher von wahrhaft ungeheuerlicher Ausdehnung von den Alpen herübergetragen denken kann, so mag man einen See an dieser Stelle um so mehr begreifen, als der Durchbruch der das Thal durchfließenden Reuse nach der Neuchâteler Thalebene hinunter ein derartiger ist, daß er nur im Verlauf von Jahrtausenden gegraben sein kann. Diese Schluchten, Schlünde (gorges, cluses, perduis), gewöhnlich die Verbindung zweier Thäler, eines höher und eines tiefer gelegenen, gleichsam die Treppen (oft halsbrecherischer Construktion) zwischen zwei Etagen, sind dem Jura eigenthümlich, haben stets größere oder kleinere Sturzbäche, oft mit ganzen Folgen malerischer Wasserfälle, und stellen mit ihren thorartigen Eingängen in mächtige Tropfsteinhöhlen, mit ihren durch Auswaschungen phantastisch gestalteten Felsen die gebrochene, geborstene, gebogene, gedrehte Form der Ablagerungsschichten dar, deren seltsame Bewegtheit in der Erstarrung von manchmal unheimlich spukhafter Romantik ist, wie ein Märchen von Hoffmann. Wenn todte Ruhe, starre erschauernde Größe, ewig feste Gestaltung die Felsthäler und Abgründe der Alpen charakterisirt, so ist hier von allem das Gegentheil. Nichts ist fest, Bewegung, Unruhe, Grimasse selbst im Stein; die Felsen scheinen im Augenblick wüthendster Empörung erstarrte Meereswogen oder in Aufruhr begriffene sich aufbäumende Grundfesten der Erde.

Die großartigste von den vielen in der Gegend, das gewaltigste staunenerregendste was es in dieser Art geben mag, ist die Schlucht der Reuse (gorge de la Reuse oder de l'Arcuse) bei Noiraique, einem Dorfe mit seltener Lage. Links ragen die zackigen schrundigen Wände des Mont Fureil (vielleicht Furum cella?) und rechts, den Creux-du-Vent verdeckend, der Dos-du l'Ane, welcher, mit seinem schwarzgrauen Gestein einen kahlen scharfen oft kaum fußbreiten Grad bildend, keinen bezeichnenderen Namen haben könnte. Die Botaniker rühmen ihn als Träger der seltensten Pflanzen. Am Fuße des Fureil entspringt das mit dem Dorf gleichnamige Flüßchen Noiraique. Die dialektforme aique, für den Romanisten gewiß interessant, kommt in der Nähe noch einmal in Longeaique vor und stimmt, nebenbei bemerkt, seltsamer Weise mit dem provencalischen überein z. B. in Aiquemorte. In nächster Nähe von Noiraique auf dem rechten Ufer der Reuse befinden sich die bewunderungswürdigsten Arbeiten des an Ueberraschendem so reichen Bahnbaus zwischen Neuchâtel und Pontarlier. Bald unterhalb des Dorfes gegen Champ-du-Moulin-le-dessus bildet die Reuse, die in Folge der Bahnconstruction ein künstlich gesprengtes Felsthor durchtost, einen zehn Meter hohen Fall und gleich darauf die tiefsten Schlünde und Abgründe, bald kesselartig, bald wie zu einer Spalte verengt, mit vorspringenden Rändern und bauchig ausgebuchteten Wänden. Und drunten im Schlund, viele Klafter tief, und unsichtbar geworden, tosen, murren, donnern die Wasser, daß auf dem oft hart am Abgrund hinführenden Pfad der Wandrer, an einem Baum sich haltend, den Körper vornübergebeugt, mit Schauder in den schwarzen Schlund hinuntersieht. Und ordentlich erschrecken mag der Beschauer, wenn plötzlich hoch über ihm ein Sausen und donnerartiges Dröhnen entsteht und der Grund der himmelhohen Felsen umher zu zittern, zu erbeben scheint. Es ist ein Bahnzug, der vielleicht 300 Meter senkrecht über unserem Haupte an weißer Felswand aus schwarzem Thor tritt und, senkrechte Wand über und unter sich, dem Auge vorüber saust, unsichtbar auf welchem Grund und Gegenhalt.

Nirgendwo sah der Schreiber dieser Zeilen ein solches fast tropisches Ineinanderwachsen von Baum, Strauch und Schlingpflanze, von Farren, Moosen, Flechten, ja Algen, wie hier über den ewig triefenden Rändern des unheimlichen Schlundes in tiefer waldbedeckter Schlucht.

Gegen den Ausgang der ärgsten Wildniß liegt am Rand eines Tannenwaldes eine elende Köhlerhütte, wie man später noch einigen begegnet. Diese ist unbewohnt und nur zur Noth erhalten — ein Bild zum Malen schön, weniger zum darin wohnen. „Ob sie es sein mag!" dachte ich. Mit seltsam schmerzlichem Gefühl hielt ich an vor dem verwettert und verwitterten ungastlich drein schauenden Dach.

Wenige Schriftsteller treten uns mit ihrer ganzen Menschlichkeit so nahe wie J. J. Rousseau; wenn wir ihn lesen, müssen wir ihn entweder lieben oder Abscheu vor ihm empfinden, sein Freund oder sein Feind werden. Ich habe schmerzlich selige Stunden meiner Jugend mit ihm verlebt. Noch dazu ist Rousseau, dieser Verjünger der französischen Sprache, in dessen feurigem Geist und Herzen sie ihre Wiedergeburt erfahren, seiner Geburt nach ein Nichtfranzose, seinem ganzen geistigen Wesen nach ein Deutscher.

Ich näherte mich der Hütte. In einem Spalt zwischen Wand und Pfosten gewahrte ich etwas Weißes. Eine Visitenkarte hier! Wer mag sich damit angemeldet haben? Der lithographirte Name war unleserlich gemacht, auf der Rückseite stand:

The self torturing sophist Wild Rousseau,

die harten Worte Byrons. Ich konnte nicht mehr zweifeln, ich stand vor der Fruitière d'Auvernier, wahrlich mehr an den Schlupfwinkel eines wilden Thieres erinnernd als an die Wohnung eines verhätschelten Freundes Pariser Aristokratinnen des Louisquinze-Zeitalters. Aus Môtiers vielleicht ebenso sehr in Folge seiner auffallenden armenischen Tracht als der dort verfaßten Lettres de la montagne vertrieben, setzte er sich hier ganz in den „Naturzustand" und schrieb die Profession de foi du vicaire savoyard. Von einem ebenfalls von ihm bewohnten Chalet auf dem gegenüber liegenden Ufer sind nur noch wenige Trümmer vorhanden.

Noch ein Wort über die Höhen der Umgebung und ihre Eigenthümlichkeiten. Grüne unendliche Weiden, große hallenartige Sennhütten, innerlich eingetheilt in Stallung, Schlafkammer, Herdstätte mit Kessel und Trocken- und Vorrathsräume für den Käse; dann düstere todte Moorgelände und finstere fischlose Seen, schwarze Tannen, die bald die Halden und Thalsenkungen als Wald überkleiden, bald in einzelnen Gruppen und als vollständige Einsiedler trotzig über die Heide aufragen, windgepeitschte, sturmfeste Säculargestalten, von dem hier allein herrschenden Element so zugerichtet, gedreht, geknickt, gezwirbelt, gezaust, daß dem Maler bei ihrem Anblick das Herz aufgehen muß, als vor den wunderbarsten Baumindividuen der Welt — endlich als fast constante Decoration, die ewigen Alpen, die dem Jurabewohner nicht als Welten für sich dazusein scheinen, sondern nur für ihn, zum Anschauen, als Augenweide geschaffen, und zu denen der Hirt auf diesen Höhen mit der gleichen Empfindung hinüberschauen mag wie wir zum Mond und zu den Sternen.

Das Val-de-Travers theilt sich nach oben in zwei Thäler, das von St. Sulpice und das von La Butte, beide sehr felsig, sehr wasser- und waldreich, mit Schlünden, Abstürzen, Cascaden, Höhleneingängen, romantisch im höchsten Grad. Durch St. Sulpice gelangt man zur „Cluse", genannt die Porte-d'enhaut, wo in dem viele Jahrhunderte alten Felsdurchbruch noch zwei mächtige Eisenringe zu sehen sind, die Ueberreste

Digitized by Google

von Ketten, die, von einem Thurm (la Tour-Bayard) flankirt, schon im Mittelalter als Grenz- und Zollsperre gedient haben und später — wenn auch freilich nicht allein und nicht hauptsächlich — eine viel bedeutungsreichere Sperre geworden sind, indem hier 1476 die Heerhaufen Karls des Kühnen am einstweiligen Eindringen in die eidgenössischen Lande verhindert und zurückgeworfen worden. Noch andere Erinnerungen erweckt dieser Paß, Erinnerungen neueren Datums, und wer auf seiner Wanderung einen intelligenten Bewohner der Umgegend (und die meisten sind es) aus Zufall zum Begleiter bekommt, mag sich von einem Augenzeugen eine kleine Illustration zu dem historischen Begriff „Bourbaki in der Schweiz" geben lassen. Der Illustrator mag noch so grobe Pinsel, noch so rohe Farben führen, noch so grelle Lichter aufsetzen, sein Bild wird einer gewissen Wirkung nicht ermangeln.

Durch das Thal von La Butte führt der Aufstieg auf den Chasseron (1609 Meter) mit vielleicht dem schönsten Alpenpanorama, das sich denken läßt, welches nicht zum wenigsten großartig wirkt, wenn an einem Spätherbsttag bei klarer oberer Region unten weiße wogende Nebelmassen ein ungeheures Meer zwischen Alpen und Jura zu bilden scheinen und einen annähernden Begriff geben von verflossenen diluvialen Zuständen.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieser Jurawelt ist der Creux-du-Vent über Noiraique hinter dem Dos-du-l'Ane — von seinem geradezu überwältigenden Ausblick auf den Neuenburger und Genfer See und was an Dörfern, Städten, Ländern, Bergen und Alpenfirnen dazwischen und darüber hinaus liegt, nicht einmal zu reden. Diesen Creux-du-Vent bildet mitten auf einem Hochplateau eine wirklich riesenhafte kesselförmige Einsenkung, vielleicht besser Einsinkung mit senkrechten Felswänden, worin mindestens eine kleine Stadt Platz hätte. Man kann zehn Schritte entfernt sein, ohne eine Ahnung davon zu haben, dann plötzlich steht man davor, die Seele voll Schauder.

Ich hatte, wie ich schauernd am Rand des Abgrundes stand, eine seltsame Erscheinung. An einem entgegengesetzten Punkt der hufeisenförmigen und fast kreisrunden Peripherie tauchte plötzlich eine Gruppe weiblicher Gestalten in hellen Kleidern auf und winkten mir mit Händen und Tüchern. Waren es die Feen des Creux-du-Vent, von denen die Legende erzählt? Ich war in zu gewaltiger Ergriffenheit von der Größe der Welt, die sich um mich aufbaute, in keiner Abenteuerstimmung und folgte ihrem Winken nicht. Lange lag ich in der Sonne und sah nach Süden und Osten, wo die Alpen wie ein Feld weltgroßer silberner Lilien am Himmel standen. Später suchte ich den Pfad, auf dem man in das Creux hinunter klimmt, und als ich drunten unter Schluchten und Gestrüpp allen Weg verloren hatte, also in einem der Fälle war, „wo der Mensch sich sehnt zum Menschen" — in Ermangelung von Feen — drang auf einmal heller Kleiderschimmer und silberner Stimmenklang durch's Gebüsch. Es waren die neun Oreaden wieder, oder waren es Najaden, welche da um die berühmte Fontaine froide lagerten. Ich befragte sie um den Weg. — Statt mir denselben bloß anzuzeigen, boten sie sich als Führerinnen an, indem sie sich selber von einer Art männlichem Riesen führen ließen. Institutsdamen waren es (Französinnen, Russinnen, Schwedinnen) von Fleurier und ihr Mentor. Wir machten den Heimweg zusammen, für den anderen Tag luden sie mich zum Thee. Bei dieser improvisirten Introduction ist es leider geblieben, ein Marlitt'scher Roman ward nicht daraus.

Aus der Hauptstadt.

Berliner Sommerabende.

III.

Sie erweisen sich als echte Berlinerin, verehrte Freundin, wenn Sie sich so besonders angelegentlich nach den Schicksalen des Wallnertheaters oder vielmehr nach den Aussichten desselben für den bevorstehenden Winter erkundigen, denn diese Bühne ist den Berlinern so recht an's Herz gewachsen seit den Jahrzehnten, in denen ihre Lieblinge, Ernestine Wegner und Helmerding, dort ihre urwüchsigen Gestalten schufen. Und wenn auch die Wallnertheaterstraße trotz Pferde- und Stadtbahn durch den Zug nach Westen noch etwas weiter, als es schon früher der Fall war, von dem Mittelpunkte der geistigen Lebensbrandung unserer Weltstadt abgedrängt worden ist, wenn auch die freundliche Gunst des Musageten Apollo in den letzten Jahren weder den Autoren noch den Darstellern dieser Bühne lächelte, so bleibt doch der alte gute Klang des Namens den echten Berlinern vertraulich und behält etwas Anheimelndes und Freundliches. Das letzte Stadium der Lebrun'schen Direction ist nicht glücklich gewesen, aber es hat den Zauber, der immer über dieser Stätte der übermüthigen Posse und des leichten Schwankes waltete, doch nicht zerstören können; auch die ersten Versuche der Hasemann'schen Leitung sind fast alle kläglich gescheitert, aber die Hoffnung auf ein neues, frisches und kräftiges Aufblühen der alten, auf jener Bühne einst so recht vom Herzen kommenden Lustigkeit sind selbst damit noch nicht hingeschwunden. Ist es nicht so, gnädige Frau? Oder würden Sie mich wohl sonst veranlassen, in dieser vielbeseufzten heißen Zeit, in der man an theatralische Sommerabende nur noch mit höchst schwülen Gefühlen denkt, Ihnen einen Brief über das Wallnertheater zu schreiben?

Sie hatten von einem neuen „Moser" gelesen, und in Ihrer Erinnerung stiegen bei diesem Namen die seligen Zeiten auf, in denen dieser Autor seine ersten, schönsten Triumphe feierte. O, warum haben Sie nicht dabei auch an die letzten Jahre gedacht und an die vielen schwachen Abklatsche, die er inzwischen von jenen ersten glücklichen Erfindungen uns dargeboten hat! Sie würden mir den Anblick seines jüngsten erspart haben, des unglückseligen „Alfred", mit dem Herr Hasemann diesen Winter — dieses Wort schreibe ich bei dreiundzwanzig Grad im Schatten mit wahrem Wonnegefühle — eröffnete. Alfred ist nicht der famose Reif von Reiflingen oder der lustige jüngste Lieutenant, er ist ein Primaner, ein Schulfuchs, plump und humorlos gezeichnet, eine Carikatur ohne Salz und Witz, ohne Naturähnlichkeit und treffende Wirkung. Er steht, wie jener unersetzliche Reif zwischen mehreren Liebespaaren in der Mitte und verursacht eine gewisse Verwickelung in der Handlung, aber in so minimaler und so entsetzlich trivialer Weise, daß wir über sein episodisches Auftreten und alsbaldiges Hinausbefördertwerden nur froh waren. Und sonst? fragen Sie. Was könnte es sonst bei Moser noch Anderes geben, als die beiden jungen Freunde, die zwei verschiedene junge Damen lieben und nach einigem Hin- und Herziehen auch „kriegen", als das derbe Dienstmädchen, das herausfordend in die Handlung eingreift, als den komischen Vater, der diesmal ein stets unbefriedigter Gourmand war und als die komische Alte, die diesmal in Gestalt einer Repräsentantin des Hauswesens auftrat. Das Uebrige können Sie sich leicht fertig machen, ohne selbst ein berühmter Lustspieldichter zu sein, wenn Sie sich der Moser'schen Schwänke der letzten Jahre nur noch mit einiger Deutlichkeit erinnern. Ich wüßte Ihnen wirklich keine einzige Scene oder Episode aus dem ganzen Schwanke zu nennen, die sich durch Neuheit oder durch komische Wirkung hätte einprägen können und werth wäre, Ihnen und der Nachwelt überliefert zu werden.

Ich habe bei dem Anhören des neuen Moser'schen Schwankes nur auf's Neue die Ueberzeugung verstärken können, die ich durch die Erfahrungen der letzten Jahre gewonnen habe, daß die Direction des Wallnertheaters vergeblich auf Erfolge rechnen wird, wenn sie wie bisher sich

Digitized by Google

lediglich an die Autoren hält, welche die Glanzzeit dieser Bühne mit ihren Namen decken. Die Namen sind geblieben, aber der Glanz, der Vollgehalt derselben ist verschwunden und das Publikum läßt sich nun einmal nicht auf die Dauer bloß vom Namen blenden. Neues Leben blühe aus den Ruinen! Neue Kräfte zu wecken, neue Talente zu entdecken muß auch Aufgabe einer Lustspielbühne bleiben, wenn sie sich frisch erhalten will. Warum das Alter so vergöttern, wenn es sich als hinfällig erwiesen hat?

Neue darstellende Kräfte hat die Hasemann'sche Leitung allerdings in genügender Anzahl für den bevorstehenden Winter geweckt, aber es ist eine Frage, ob sie bei dem Eintausch derselben gegen manche früheren Darsteller nicht verloren hat? Werden Sie nicht, verehrte Freundin, Herrn Alexander vermissen, oder Frau Carlsen? Ich glaube es gewiß; wenn dieselben auch nicht aus dem Berliner Gesichtskreis verschwunden sind, werden sie doch an ihrer neuen Wirkungsstätte nicht in der großen Liebenswürdigkeit hervortreten können, die sie im Wallnertheater entfalteten. Und die Künstler, die sie in dem letzteren ersetzen sollen, werden ebenfalls große Mühe haben, ihren Abgang gerade von dieser Bühne verschmerzen zu lassen. Fräulein von Meersberg, eine alte Bekannte aus dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, ist neu eingetreten; sie spielte in jenem unglücklichen Moser'schen Schwanke eine unglückliche Jungfer Köchin recht unglücklich, aber schon das zweite Stück, welches Herr Hasemann in dieser Aera auf die Bretter brachte und von welchem ich sogleich sprechen will, zeigte ihre Talente in besserem Lichte, und die Zukunft wird es wohl lehren, daß ihr Engagement eine Errungenschaft bedeutet. Und mit ihr ist noch ein anderer Künstler aus Wien herbeigekommen, um in neuem Glanz jene verblichene Stätte erstrahlen zu lassen: kein Geringerer als Felix Schweighofer.

Sie erinnern sich, gnädige Frau, der herzigen, ergreifenden Gestalt, die im vorigen Winter dieser gottbegnadte Mime vor unseren Augen im „Nullerl" erstehen ließ. Er hat seine Künste auch in der Wiener Gesangsposse von Costa „Das Blitzmädel", in welcher er im Wallnertheater jetzt auftritt, entfaltet, leider aber dabei nur wenig Gelegenheit gefunden, auch seine Kunst zu zeigen. Ich will Ihnen von dieser windigen, groben, fast rohen Posse, die schon vor zehn Jahren bei ihrer Aufführung im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater wenig gefiel und jetzt sogar eine Art von Entrüstung unter dem Berliner Publikum und in der Tageskritik erregte, nichts schreiben; sie ist lediglich ein elendes Verkleidungsstück, das einem guten Komiker Gelegenheit zur Entwickelung aller möglichen Mätzchen und Künstchen darbietet und nur für einen solchen — ich glaube es war Schweighofer selbst — geschrieben ist. Vielleicht kennen Sie dieselbe auch schon, und wenn Sie sie nicht kennen oder kennen lernen, werden Sie nichts verloren haben. Denn daß Schweighofer sein Auftreten in derselben nur als eine Reminiscenz an sein erstes Gastspiel in Berlin auffaßt, wollen wir im Interesse des Wallnertheaters hoffen. Er ist ein eminenter Mimiker, das sieht man allerdings aus seinem Spiel in dieser Posse, aber er ist auch mehr, das sahen wir im vorigen Winter; und das „Mehr" wird er uns hoffentlich nun auch in diesem Winter zeigen. Wenn es ihm oder vielmehr Herrn Hasemann gelingen sollte, neue Stücke aufzufinden, oder auch alte, noch lebensfähige auszugraben, in denen dieser Künstler sich ganz entfalten kann, dann geht das Wallnertheater für diesen Winter einer neuen Blüthezeit entgegen. Denn die altbewährten Kräfte desselben — die Guthery, Blencke, Meißner — und auch die neuengagirten werden keinen Director im Stiche lassen. Aber das: „wenn!" Man müßte es allen Autoren, den alten und den jungen, zurufen, daß sie sich diesmal recht anspannten, um für Schweighofer und Collegen Zugstücke zu ersinnen. Wollen Sie Ihre Stimme nicht auch ertönen lassen, verehrte Freundin? Vielleicht entflammt manchen Lustspieldichter Ihre Liebenswürdigkeit und Ihre Anhänglichkeit an die gemüthliche Kunststätte in S.O. zu neuen Thaten. Versuchen Sie es einmal. Sehr erfreut wird darüber sein

Ihr

Berolinensis.

Die graphischen Künste auf der Jubiläumsausstellung.

Wie immer ist diese Abtheilung das Stiefkind der Veranstaltung. Sie steht in diesem Jahre sogar noch hinter der Architektur zurück, mit der sie sonst die Vernachlässigung zu theilen hatte. Während Façaden in Riesenformat, farbig ausgeführte perspectivische Ansichten, Modelle in Holz und Stuck, ja, an einer Stelle sogar eine in echtem Material von Otzen und seinem Künstlerstabe an Malern, Bildhauern und Holzschnitzern ausgeführte gothische Kapelle auch die Augen des Laufpublikums auf sich ziehen, müssen auf der anderen Seite die Kupferstiche, Radirungen und Holzschnitte die unmittelbare Concurrenz von Handzeichnungen und Aquarellen aushalten, mit denen sie in kleinen schlecht beleuchteten Zellen durcheinander gehängt sind. Es ist wirklich die höchste Zeit, daß sich die betreffenden Künstler zusammenthun und ihre eigenen Ausstellungen unternehmen. Wo es gilt, farbige Werke zu hängen, wird für sie der Platz immer ungenügend bemessen sein, bis sie sich einmal als nicht zu übergehende geschlossene Corporation präsentiren, die das Publikum durch Sonderausstellungen für sich gewonnen hat. Dann werden sie bei großen allgemeinen Ausstellungen ihre Räume von vornherein zuertheilt bekommen müssen. Es scheint uns ein großer Irrthum in der Ansicht zu liegen, daß Kupferstiche und Holzschnitte keiner guten Beleuchtung bedürfen.

Doch werden bei den graphischen Künstlern schon von selbst die Ansprüche wachsen, wenn ihr Zweig die schwere Krisis, die er jetzt durchzumachen hat, hinter sich sieht, wie dies in England und Frankreich schon zum Theil der Fall.

Es gibt in Deutschland augenblicklich kein rechtes Publikum für sie. Die Zeit der monumentalen Entwickelung des Kupferstiches scheint zunächst vorüber. Als vor hundert Jahren die architektonische Behandlung des Wohnraumes aufhörte, als auf die fürstliche Zeit die bürgerliche folgte, in der nicht mehr für Ausnahmsexistenzen jedesmal die höchste Leistung angestrebt wurde, sondern die Wohnräume des Herrschers und die des wohlhabenden Bürgers ein gleichmäßig niedriges Niveau des Geschmackes und des Kunstaufwandes zeigten, da begann der Kupferstich die Mappe des Sammlers zu verlassen und seine decorative Alleinherrschaft auf der Wand des architekturlosen Gemaches anzutreten. Damit wuchs sein Format auf das Monumentale und seine Manier mußte auf eine Wirkung in die Ferne gehen. Beides entzog ihm die Freundschaft des Sammlers, der nur schwer die genügend umfangreichen Mappen beschaffen und die Riesenblätter gar nicht mehr zum Besehen in die Hand nehmen konnte. Nichts ist unbehaglicher anzusehen und zu hantiren, als so eine Sammlung der Kupferstiche unseres Jahrhunderts. Zum Glück sind sie, wie gesagt, sehr selten. Die Riesenformate haben es den Liebhabern vollkommen abgewöhnt, moderne Werke des Grabstichels zu sammeln.

Sowie vor zwanzig Jahren die — nun auch schon absterbende — Manie des „Stillleben" um sich griff, mit der die Farbe wieder ihren Einzug in unsere Zimmer hielt, da verschwand der schwarze Stich von den Wänden. Wo durch ihn Raffael, Tizian, Guido Reni und wer sonst an großen und kleinen Classicisten geherrscht hatte, zog der Buntdruck ein, später Oelgemälde und Aquarell und daneben, was man an falschen und echten alten Tellern auftreiben konnte, sowie das berufene Makartbouquet. Man sehnt sich aus diesem imitirten Künstleratelier, das einmal den komischen Opern unserer Enkel den Stoff zu den lustigsten Decorationen liefern kann, jetzt auch schon wieder heraus. Aber einen Kupferstich einzurahmen wagt doch erst wieder der am weitesten Fortgeschrittene und sucht durch Isolirung sein Verfahren zu motiviren.

Die Radirung war bekanntlich zur selben Zeit, die den Kupferstich auf die Wand brachte, so gut wie zu Grunde gegangen. Einzelne Meister pflegten sie wohl noch, aber sie diente nicht mehr, wie während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, dem Ausdruck der malerischen Auffassung der Natur, sondern sie war zu einer Art Umrißzeichnung geworden und verzichtete grundsätzlich auf jeden kräftigen Effect. Das Beispiel der Engländer und Franzosen hat sie auch bei uns herausgerissen.

Digitized by Google

Vorläufig strebt sie danach, die Erbschaft des Kupferstiches als Wandschmuck anzutreten. Typisch für dies Bestreben sind die großen wirkungsvollen Blätter Mannfeld's. An den Sammler mit seiner Mappe wenden sich die in den deutschen Kunstcentren sich bildenden Radirvereine. Aber der Erfolg scheint sehr flau zu sein. Noch habe ich von keinem Kunstliebhaber gehört, der ernsthaft deutsche Radirungen sammelte. Ein hochbegabter origineller Künstler wie Klinger findet bei uns keinen Boden. Wie würde bei unseren Nachbarn ein derartiges Talent dastehen! Es scheint sogar, als ob keine der deutschen modernen Galerien es als ihre Aufgabe betrachtete, in dem dazu gehörenden Kupferstichkabinet systematisch deutsche Radirungen zu sammeln. Da ist es denn vorläufig dem Radirer nicht zu verargen, wenn er, statt in die Luft zu bauen, mit praktischem Griff die Formen packt, die dem Publikum genehm sind. Unverkäuflich scheint jetzt, was nicht eingerahmt zu werden bestimmt ist oder als gebundenes Werk auf den Salontisch gelegt werden kann. Zu letzterem Genre gehören die vielen Nachbildungen der großen Galerien und die Sammelmappen wie Mannfeld's Rhein.

Die Aquatinta und die nahe verwandte Schabkunst scheinen ganz todt zu sein. Was für wunderbare Effecte wußten ihnen die Künstler des vergangenen Jahrhunderts in der Wiedergabe der Niederländer zu entlocken! Sie haben zwar niemals ein das Material zu einer großen originalen Kunst gegeben, wie die Radirung im siebzehnten Jahrhundert bei den Niederländern. Aber was die Aquatintamanier dennoch in der Hand eines bewußten Künstlers zu leisten vermögen, hat Max Klinger in seinem fast noch unbekannten Todtentanz gezeigt. Freilich wird sie kaum eine große Zukunft haben, weil sie ein Instrument ist, auf dem nur wenige zu spielen wagen dürfen; und die Schabmanier als Reproductionskunst wird neben der ebenso wirkenden Heliogravüre nach dem Original nicht mehr aufkommen. Aber es ist doch zu bedauern, daß eine eigenartige Technik zu Grunde geht. Klinger hat seine Aquatintamanier selbständig wieder ausprobiren müssen.

Auch der Farbendruck von der Kupferplatte, den die Franzosen gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts so raffinirt entwickelten, würde auf unserer Ausstellung vergebens gesucht werden. Schade besonders um diesen, denn nächst der Aquarelle wüßte ich nichts, das im Zimmer an der Wand so freundlich und bei jeder Beleuchtung gleichmäßig wirkte wie den Kupferbuntdruck. Die Franzosen fangen bekanntlich seit einigen Jahren an, die Heliogravüre farbig zu drucken und haben schon große Erfolge erzielt. Es wäre eine lohnende Aufgabe für einen jungen deutschen Künstler, einmal nach dieser Richtung hin die Wege zu bahnen. Auch große Reproductionsanstalten wie die photographische Gesellschaft oder die von Rudolf Schuster in Berlin dürften die Manier in Betracht zu ziehen haben.

Abgesehen von der wieder aufgenommenen Radirung haben wir auf der Aufstellung nur einen Ansatz zu etwas wesentlich Neuem gesehen. Es sind die Portraitköpfe von Karl Stauffer-Bern. Er hat sich eine ganz originelle Technik ausgebildet, die alle Vortheile des Stiches und der Radirung zu vereinigen sucht. Man hat ihm deswegen sowohl von Seiten der zünftigen Künstler wie von Seiten der auf Reinheit der Gattungen bedachten Aesthetiker die Vorwürfe nicht erspart. Aber was thut's? Wenn er für das üppige schwarze Haar des einen Frauenkopfes die Radirung anwendet und für das weiche Fleisch den Grabstichel verwendet, so kommt es doch nur darauf an, ob eine einheitliche starke Wirkung erzielt ist, und darüber ist sich alle Welt einig. Es ist ganz erstaunlich, bis zu welcher Meisterschaft es der Künstler in dieser erst seit einigen Jahren von ihm gepflegten Technik errungen hat. Sein seltenes Können als Zeichner tritt bei diesen zum Theil lebensgroßen Köpfen wieder glänzend an den Tag. Wir können uns auf eine Beschreibung der Bildnisse Menzel's, der Frau Klein, des Künstlers selbst an dieser Stelle nicht einlassen, aber wir rathen unsern Lesern dringend, sich in der Kunsthandlung einmal die Blätter vorlegen zu lassen. Sie machen den einzigen neuen Ansatz auf der ganzen graphischen Abtheilung aus und gehören zu den wenigen originellen Leistungen auf der Ausstellung. Was Stauffer bietet, gehört ihm selber. Diese Hand hat vor ihm keiner geschrieben. Möge es ihm vergönnt sein, dies moderne Werk fortzusetzen. Wir hoffen es um so mehr, als er nicht bloß für den Sammler arbeitet, sondern mit seiner neuen Kunst mitten im Familienleben steht.

Für die Besprechung der Arbeiten, die in dem gewohnten Geleise sich bewegen, fehlt uns hier der Platz. Es sind fast sämmtliche namhafte Kupferstecher — soviel es deren noch gibt — mit ihren bekannten und einigen neuen Arbeiten vertreten. So Ludwig Jacoby, der jetzt den ersten Rang einnimmt, mit der Schule von Athen; Gustav Eilers mit einem Bildniß nach van Dyck; Krauskopf, Hans Meyer, Sachs, Unger, Wörnle, um nur einige der bekanntesten Namen zu nennen.

Auf dem Gebiete des Holzschnittes haben sämmtliche bedeutende Firmen Probedrucke ihrer vorzüglichsten Blätter ausgestellt. Merkwürdig, wie bei gewissen Eigenheiten der Werkstätten doch die Manier die gleiche ist. Wäre Zartheit und minutiöse Detailausführung das höchste Ideal des Holzschnittes, so würde es schwer halten, einer der Anstalten die Palme zu reichen. Daß die neuere Berliner Holzschneideschule sofort ihren Rang neben denen der übrigen deutschen Kunststädte eingenommen hat, verdankt sie den Anstrengungen von Heuer und Kirmse, Bong und Thiele's. Letzterer hat sich durch seine Facsimile-Schnitte nach Blättern des sechzehnten Jahrhunderts eine Specialität geschaffen.

Notizen.

Hans Makart und seine bleibende Bedeutung von Robert Stiaßny. (Leipig, Schloemp.) — Mit einer von Wissen und Geschmack zeugenden Sicherheit geht der Autor auf die inneren Vorzüge des glänzenden Coloristen ein und ist bemüht, die zahlreichen und einander widerstreitenden zeitgenössischen Urtheile über Makart objectiv auseinander zu halten und eigentliches Verdienst vom scheinbaren Vorzug zu trennen. Der Sicherheit der Kritik entspricht nicht immer die Form Stiaßny's; etwas Unstätes, Nervöses macht sich in seiner Schreibart bemerkbar, welch' störende Züge in den künftigen Arbeiten des Autors hoffentlich schwinden werden. E. W.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr!

In dem sehr interessanten Beitrage zur besseren Erklärung des Goethe'schen Gedichtes an Fr. Wolowska von Herrn Rob. Falck (in Nr. 33) finden sich einige Aeußerungen, die mir zweifelhaft erscheinen. Ich bemerke dazu Folgendes:

Von den beiden Schwestern Wolowska*), die eine, Marie, geb. 1795, hieß damals (1823), nach dem Namen ihres Mannes, Szymanowska; sie war eine seinerzeit berühmte Pianistin; Goethe beehrte sie mit einem Gedichte (I., 514). Daß ihre Schwester Casimira „schön und jugendlich" war, ist sehr wahrscheinlich; ob sie aber eine „Künstlerin" gewesen ist, scheint mir zweifelhaft; es muß wahrscheinlich Marie damit gemeint sein. Ferner scheint aus dem Wortlaute der Mittheilungen von Herru Falck zu folgen, daß er dieselben von der „noch lebenden" Marie erhalten hatte. Sie starb aber 1832 in St. Petersburg als Hofpianistin. Es muß folglich eine dritte Schwester Marias und Casimiras noch am Leben sein, die das Album besitzt und Herrn Falck die genannten Einzelheiten mitgetheilt hat.

Dresden, 11. September 1886.

Dr. Johann Karlowicz.

*) Also nicht Wotowska; das durchgestrichene l der polnischen Schrift ist einem t ähnlich, daher der Irrthum.

Digitized by Google

Inserate.

Vierte Preisherabsetzung.

H. R Mecklenburg in Berlin C. 2, Klosterstrasse 38

bietet **tadellos neu,** meist in reichverzierten Prachtbänden an:

Oberländer, Fremde Völker d. a. u. n. Welt. M. 280 Ill. (40 M) 20 M. — Salonbilder d. Archit., Sculpt. u. Malerei (30 M) 13 M. — Internat. Citatenschatz (Sentenzen u. Sprichw.) 5,50 M. — **Mannfeld,** Durch's deutsche Land. Orig.-Rad. (30 M) 15 M. — **Löwenstein,** Ehret d. Frauen (20 M) 10 M. — **Stillfried u. Kugler,** D. Hohenzoll. u. d. dtsch. Vaterld. 18 M. — D. Thüring. Wald n. Aquar. v. Köhler (30 M) 13 M. — **Carmen Sylva,** M. Rhein. M. 20 Radirgn. v. Döpler. 9 M. — Leben u. Streben in Wort u. Bild. M. Aquar. v. A. Schrödter (36 M) 19 M. — **Wessely,** D. weibl. Modell. M. 31 interess. Illustr. (40 M) 17 M. — **Gaertner,** A. K. Wilhelms Jugendz. (15 M) 9 M. — Münchener bunte Mappe. Orig.-Beitr. Münch. Künstl. u. Schriftst. 9 M. — Berliner bunte Mappe 1886. Gegenst. z. Mchnr. 10 M. — **Hoffweiler,** Sizilien. M. 25 Orig.-Z. (25 M) 8 M. — Dichter. Charakterb. 2 Bde. I. G. Freytag, s. Leben u. Schaffen. II. Jul. Wolff u. dess. Dichtgn., zus. 7 M. — **Wessely,** Klass. d. antik. Plastik. M. 82 Lichtdr. 10 M. — **Heyse's** Fremdwörterb. (6 M) 4,50 M. — **Merling,** Elektr. Beleuchtg. 1882. (16 M) 4 M. — **Weech,** Gesch. d. Deutsch. s. d. Reformat. 1879. (9 M) 5 M. — **Schaumann,** Erwerbg. d. Kr. Grossbrit. durch Kgr. Hannover (2,40 M) 1,50 M. — **Dohme,** Kunst u. Künstler Italiens. 3 Bde. M. e. Hundert Ill. (68 M) 27 M. — **Lübke,** Gesch. d. ital. Malerei. 4./16. J. (54 M) 20 M. — **Heine's** sämmtl. Werke. 6 M. — **Shakespeare's** sämmtl. W., hersg. v. Schlegel u. Tieck. 6 M. — Kulturb. a. deutsch. Kolon. M. zahlr. Abb. 4,50 M. — **Bodenstedt,** Kunst u. Leben. E. Alman. f. dtsch. Haus. 3 Bde. (30 M) 13 M, einz. je 5 M. — **v. Broglie,** Friedrich d. Gr. u. M. Theresia. 1884. (13 M) 7 M. — Reise w. Willen, ill. v. Doré. 4,50 M. — Ausgew. Lieder v. Bach, Haydn, Mozart, Schubert, Schumann, Mendelssohn u. A. 82 Notens. m. 11 Lichtdr. (15 M) 10 M. — **Polko,** A. d. Künstlerw. (6 M) 4 M. — **Rafael Sanzio's** W. in Umr. s. Gemälde in Kupfer gest. 235 Bl. Fol. in Mappe (30 M) 13 M. — **Gregorovius,** Ins. Capri. M. 18 Holzschn. (12 M) 6 M. — **Simons,** Spanien. M. 350 Illustr. (75 M) 36 M. — D. vorzügl. Bild. d. Dresd. Gem.-G. m. Orig.-Rad. v. Prof. Bürkner (16 M) 7,50 M. — **Anders,** D. junge Generalstab i. Harz. Reich illustr. (4,50 M) 3 M. — **Scherzer,** Weltindustrieen. Reis. d. brit. Fabrikbez. 1880. (9 M) 3 M.

Ferner gut gehalten, fast neu:

Katal. d. Kunsts. v. E. Felix. Mit 36 Tafln. (75 M) 20 M. — Meyer's Convers.-Lex. 4. neueste A. I./II. (20 M) 10 M. — dass. gr. A. 51 Bde. (1100 M) 160 M. — Spamer's Convers.-Lex. 8 Folbde. (150 M) 26 M. — **Walther,** Militges. d. dtsch. Reichs. 1880. (20 M) 9 M. — Cholerazeitg. 1834 m. St. „Desinfizirt" 3 M. — **Jahr,** Symptom.-Codex. d. homöop. Arzneimittellehre (40 M) 12 M. — Popul. Zeitschr. f. Homöop. 1875/77. 4 M. — **Normand,** monum. funér. d. Paris. Av. 72 pl. 9 M. — **Cailliaud,** voy. à Méroé, au fleuve blanc et à Fazoqi. 4 Bde. m. 2 Atl. 12 M. — **Hervey,** illlustr. of mod. sculpture. Fol. 9 M. — D. Lord Elginischen Marmorbilder. Fol. 7 M. — Hof- u. Nationaltheater in München. M. 18 Taf. 6 M. — Racc. d. dipinti, musaici ed altri monum. d. Ercol. Pompei, Stabia. 6 M. — **Thorwaldsen,** Einz. Alex. d. Gr. in Babylon (18 M) 9 M. — Zeitschr. f. Ethnol., hersg. v. Bastian, Virchow u. A. 1884 (20 M) 7 M. — **Oesfeld,** Dtsch. Reichsjustizges. (19 M) 6 M. — **v. Hahn,** sagwiss. Studien. 1876 (15 M) 5 M. — **v. Gaudy's** sämmtl. W. 24 Bde. (selten) 9 M. — Gartenlaube, versch. Jahrg. à 2,75 M. — Magazin f. Literatur d. Auslandes, seltene vergr. Jahrg. à 4 M. — **Schmidlin's** popul. Botan. 1884. (20 M) 10 M. — **Rau,** Culturgesch. 1881. (5 M) 2,50 M. — **Hautz,** Gesch. d. Univ. Heidelbg. (14 M) 5 M. — Buch d. Erfindgn. Gewbe. u. Industr. 7 Bde. 5. A. (35 M) 9 M. — Grfn. **Stolberg,** ält. u. neu. Königsldr. (6 M) 2,50 M. — Unsere Zeit, dtsch. Revue d. Gegwt. herausg. v. R. v. Gottschall. 1867—74. (150 M) 25 M. — **Laube,** d. erste dtsch. Parlamt. (15 M) 9 M. — **Beilmans,** d. schwed. Anakreon, Poesien. (6 M) 2,75 M. — **Jugenheim,** Russlands Einfl. auf u. Beziehgn. z. Dtschld. v. Peter I. b. Nikol. I. (11 M) 5 M. — **Rothschild's** Hand- u. Contorlex. 1881. (10 M) 5 M. — **Hildebrandt's** Reise um d. Erde, hersg. v. Kossak. 7. A. (6,50 M) 3,50 M. — **Storm,** Hausb. a. dtschn. Dichtern s. Claudius, wenig rampon. (15 M) 4 M.

Bei einer weitverbreiteten Zeitschrift wird ein

Theilhaber und Redacteur

mit einer Baareinlage von 20,000 Mark gesucht. Man gibt den Vorzug einem jungen Manne von academischer Bildung, der sich als 2. Redacteur journalistische Routine und als Mitarbeiter schnell eine literarische Stellung erwerben könnte. Gefl. Anerbietungen unter **F. 32** vermittelt die Druckerei von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Wichtige kulturhistorische Novität.

Nordafrika

im Lichte der Kulturgeschichte

von

Gust. Diercks.

26 Bogen gr. 8°. broch. M 5.—

Vorrätig oder zu beziehen durch alle Buchhandlg.

Verlag von **Georg D. W. Callwey,** München.

— **Verlag von Franz Hanfstaengl, München.** —

Die Deutsche Malerei der Gegenwart

auf der Berliner Jubiläums-Ausstellung 1886.

Photogravüre-Ausgabe mit begleitendem Text von

Ludwig Pietsch.

Komplett in circa 12 Lieferungen.

Luxus-Ausgabe auf Japanpapier mit Avant la lettre-Drucken, Preis pro Lieferung M 10.—

Ausgabe auf Kupferdruck-Papier, Vollbilder auf China, Preis pro Lieferung M 6.—

Das Prachtwerk umfasst die vorzüglichsten Werke der Ausstellung und bietet gleichzeitig ein **Gesammtbild unserer heutigen deutsohen Malerei.**

Zu beziehen durch jede Kunst- und Buchhandlung.

Gesucht

Agenten und Reisende zum Verkauf von **Kaffee, Thee, Reis** und **Hamburger Cigarren** an Private gegen ein Fixum von **500** Mark und gute Provision.

Hamburg. J. Stiller & Co.

Buchholtzens in der Schweiz

Preis 3 Mark. Verlag A. Juillard Leipzig

Bücher-Liebhaber.

Cataloge über neue u. alte Bücher (1870—86) **zu Gelegenheitspreisen** alle Wissensch. u. Sprachen sendet grat. frco **H. Barsdorf, Leipzig, Neumarkt.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Neu erschienen:

Natur und Sitte.

Zwei Novellen

von

Eugen Löwen.

I. Eine Künstlerehe. — II. Helene.

Eleg. broch. Preis 3 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. v. d. Verlagsh. **Bruer & Co.,** Berlin.

Eine neue

Heine-Biographie

Nach den neuesten Quellen dargestellt von **Robert Prölß.** Mit Illustrationen, worunter ein noch nicht veröffentlichtes Portrait von Mathilde Heine, und einem sehr interessanten Autograph. Preis broschiert 4 Mk. 50 Pf. Elegant gebunden 5 Mk. 60 Pf.

Eleganteste Ausstattung.

Verlag von Rieger in Stuttgart.

Institut

von M. Puppel & A. Heyroth

Berlin N.W., Kronprinzen-Ufer 27.

Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände.

Schulzirkel. Privatkurse f. erwachsene Mädchen.

Prospecte und Referenzen auf Wunsch.

Sprechstunden 11—1 Uhr und 5—6 Uhr.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 25. September 1886. Band XXX.

CORNELL UNIVERSITY
OCT 6 1886
Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ueber die Welthandelskrisis. Von Fritz Kalle, M. d. R. — **Literatur und Kunst:** Rückblick auf die Bayreuther Festspiele. Von Fritz Koegel. — Zwei schleswig-holsteinische Memoirenwerke. Von Paul Schütze. — Zwei neue Romane. Von Ernst Ziel. — **Feuilleton:** Der Schlagschatten. Ein Wiener Gesellschaftsbild von Ludwig Hevesi. — **Aus der Hauptstadt:** Die wissenschaftliche Ausstellung der Berliner Naturforscher-Versammlung, Von Carus Sterne. — Die Jubiläumsausstellung. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Ueber die Welthandelskrisis.

Von Fritz Kalle, M. d. R.

Da die in der „Revue des deux mondes“ vom 15. Mai c. von Paul Leroy-Beaulieu veröffentlichte Arbeit über das Sinken der Preise und die Welthandelskrise vor Kurzem durch eine Uebersetzung von Dr. E. v. Kalkstein dem großen deutschen Publikum bekannter geworden ist, erscheint eine für dieses bestimmte Besprechung der Abhandlung des berühmten französischen Nationalokonomen wohl am Platze. Herr Leroy-Beaulieu beginnt seine Arbeit mit der Mittheilung einer Reihe von Ziffern, betreffend die Abnahme des Exports und Imports der letzten Jahre in Frankreich, England, Italien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche ein Bild der Handelskrise und ihres Umfanges gewähren und gibt sodann in drei Abschnitten eine Kritik der Ansichten über die Ursachen der Krise und die zu ihrer Beseitigung vorgeschlagenen Mittel, an die sich die Darstellung seiner eigenen Anschauungen anschließt. Im ersten Abschnitt weist er die Irrthümlichkeit der Ansicht nach, daß die Krise wesentlich durch die obwaltenden Währungsverhältnisse verursacht sei; im zweiten wendet er sich gegen die Herleitung der Krise aus der Ueberproduction und stellt dem gegenüber die Behauptung auf, daß man nicht zu viel, sondern zu theuer und zum Theil auch Gegenstände producirt habe, an deren Consum sich die Menschen noch nicht genügend gewöhnt hätten; im dritten Abschnitt bekämpft er den Protectionismus, möge er auftreten als Beförderung einzelner Productionszweige durch staatliche Prämien und Subventionen oder als Schutz durch Eingangszölle, und geißelt die Uebertreibung öffentlicher Arbeiten, diesen beiden Momenten eine erhebliche Schuld an der Herbeiführung der Krise zuschiebend. Zum Schluß wird dann die Frage erörtert, was geschehen könne, um die Dauer der Krise zu verkürzen und dahin beantwortet, daß die „Härten des Schutzzollsystemes abzuschwächen seien und auf allen Staatssocialismus zu verzichten sei“ und daß man billiger produciren müsse. Letzteres sei zu erreichen durch eine die Ermäßigung der Steuern ermöglichende Sparsamkeit im Staats- und Communalhaushalt, durch die sich von selbst vollziehende Verringerung des Capitalzinses und Unternehmergewinnes, durch höhere Leistungsfähigkeit der Handarbeiter und sogar bisweilen durch Herabsetzung des Lohnes derselben und endlich dadurch, daß man eine directere Verbindung zwischen Consumenten und Producenten herstelle, so daß sich Engros- und Detailpreise einander mehr nähern und die Consumenten auch den entsprechenden Vortheil von dem Zurückgehen der Selbstkostenpreise der Producte genießen. Wären die Detailpreise auf diese Weise ermäßigt, so würden die Consumenten neue Gewohnheiten annehmen und dann sei die Krise beendet.

In dem Vorwort zur deutschen Uebersetzung wird unseren gelehrten Volkswirthen ein gewisser Vorwurf daraus gemacht, daß sie die von dem Franzosen Leroy-Beaulieu, wie von Engländern und Belgiern besprochene Frage der Handelskrise kaum in ihrer Totalität behandelt hätten, und zwar weil sie zu einseitig, in ihrem Urtheil unselbständig und befangen seien. Ich kann diese Begründung nicht als richtig anerkennen, ich möchte vielmehr das Umgekehrte behaupten; unsere Gelehrten haben sich bisher nicht an die Arbeit herangewagt, weil sie in Folge ihrer Gewissenhaftigkeit bei Erforschung der thatsächlichen Verhältnisse, ihrer Objectivität und Unabhängigkeit von hergebrachten Schulmeinungen weniger rasch im Urtheilen sind, wie manche ihrer ausländischen Genossen. Denn wenn schon im Allgemeinen der Satz gilt, daß der Mensch mit wachsender Kenntniß der unendlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, ihrer Ursachen und Wirkungen, vorsichtiger in der Ziehung von Schlüssen und Aufstellung allgemeiner Behauptungen wird, so muß dies insbesondere statthaben bei den Nationalökonomen. Die Nationalökonomie als Wissenschaft steht noch auf herzlich niedriger Stufe, unsere Kenntnisse sind überall noch lückenhaft, vielfach ganz ungenügend. Dabei ist nirgends ein falscher Schritt von größerer praktischer Tragweite als in volkswirthschaftlichen Dingen. Ob die Astronomen und Geologen irrige Hypothesen über die Natur des Weltalls und der Erde, über deren Vergangenheit und Zukunft aufstellen, ob die Chemiker, wie das schon hundert Mal geschehen ist, Theorien proklamiren, die später als verfehlte erkannt werden, ob die Historiker eine Zeit lang von falschen Voraussetzungen ausgehen, ist für das Wohl und Wehe der Menschheit von ziemlich untergeordneter Bedeutung. Schlimmer schon ist es, wenn die Mediciner auf falscher Fährde wandeln, ihre Fehler treffen aber immer nur einzelne Opfer und werden bei einigermaßen aufmerksamer Beobachtung bald erkannt. Irrthümer auf dem Gebiete der Nationalökonomie aber ruiniren ein ganzes Volk und zwar gleich auf Jahrzehnte hinaus. Das legt denjenigen unserer Volkswirthe, deren Urtheil für die Wirthschaftspolitik der gesetzgebenden Factoren, durch die wissenschaftliche Autorität, welche ihnen zur Seite steht, von Einfluß sein kann, große Reserve auf, und sie handeln meines Erachtens weise, wenn sie sich zunächst auf genauere Untersuchung der Grundlagen und Behandlung der einzelnen abgeschlossenen Materien beschränken.

Daß Herr Leroy-Beaulieu anders verfuhr, soll ihm darum

Digitized by Google

nicht zum Vorwurf gemacht werden, für ihn lag die Sache eben anders wie für seine deutschen Collegen. Ihm kam es darauf an, eine brennend gewordene Gefahr zu beschwören, seine Landsleute davor zu warnen, daß sie sich nicht durch in ihren Zielen unklare radikale Strömungen zu staatlichen Eingriffen verleiten ließen, die — weit davon entfernt, die bestehende wirthschaftliche Krise zu mildern — zu einer Verlängerung und Verschärfung der beklagten Mißstände führen mußten. Die Schlußsätze seiner Arbeit sind in dieser Richtung charakteristisch. Er sagt: „Die Thätigkeit des Staates in allen diesen Fragen ist eine wesentlich störende; sie kann nie regulirend sein. Wir erbitten von ihm nur, daß er sich nicht überall einmische, daß er die Gemüther nicht aufrege, daß er seine Ausgaben einschränken, daß er durch seine Sparsamkeit zur Herabsetzung des Kostenpreises, durch die Weisheit seiner Haltung zur Wiederherstellung des Vertrauens beitrage. Ihr verlangt zu wenig, wird man sagen. Nein, denn bei seinem einmal vorhandenen unruhigen und phantastischen Naturell verlangen wir von ihm viel, mehr vielleicht als er uns wird gewähren wollen." Bei der Niederschrift dieser Sätze hatte der Verfasser offenbar nur Frankreich im Auge; auf alle Staaten ausgedehnt wären sie unzutreffend.

Daß Herr Leroy-Beaulieu trotz seiner Abneigung gegen die staatliche Intervention in Frankreich auch dort nicht jede gouvernementale Thätigkeit im Interesse der Privatwirthschaft für schädlich hält, geht übrigens daraus hervor, daß er an einer andern Stelle einer solchen indirect das Wort redet, nämlich der Subventionirung der Privateisenbahngesellschaften behufs Ermäßigung der Gütertarife der für die Zufuhr zu den großen Centren bestimmten Consumtionsartikel und die Ausfuhr gewisser französischer Waaren, oder auch behufs Einführung mittlerer Tarife zwischen denen für Eilgut und für Frachtgut. Dadurch sagt er „hätte der Staat auf wirksame Weise dazu beigetragen, den Kostenpreis der französischen Waaren zu verringern. Dies Verfahren würde viel verständiger gewesen sein als die Erbauung von Kanälen, deren sich Niemand bedient, von Häfen zweiten und dritten Ranges, die kein Schiff anläuft, von Eisenbahnen, deren magerer Verkehr fast ganz von älteren Linien abgelenkt ist".

Ich lege Werth darauf, dies gegenüber unsern Manchesterleuten, die möglicherweise sich auf die Ausführungen des Herrn Leroy-Beaulieu berufen möchten, festzustellen; hervorzuheben, einmal daß der französische Gelehrte nicht jegliche staatliche Thätigkeit auf volkswirthschaftlichem Gebiete unbedingt verurtheilt, sondern nur den in seinem Vaterlande eingeschlagenen Weg für falsch hält, sodann daß seine Forderung, der Staat solle sich enthalten, hauptsächtich deshalb so schroff ausgesprochen wird, weil er bei dem unruhigen und phantastischen Wesen (naturel inquièt et fantasque) des französischen Staates daran verzweifelt, daß man dort den richtigen Weg auffinden werde.

Ganz vortrefflich ist der erste Abschnitt der Arbeit, der den Nachweis erbringt, daß das Sinken des Silberpreises seinen Hauptgrund nicht in der Demonetisirung des Silbers hat, sondern in der in den letzten 25 Jahren auf das Dreifache gestiegenen Silberproduktion, daß die Währungsfrage überhaupt bei der jetzigen Handelskrise nur eine ganz untergeordnete Rolle spielt und daß es ein trauriger Irrthum sei, zu glauben, daß man die Wirthschaft eines Volkes heben könne, wenn man sein Geld entwerthet. Die bezüglichen Ausführungen culminiren in folgenden Sätzen: „Es ist also eine merkwürdig oberflächliche und unvernünftige Meinung, das Herabgehen des Waarenpreises andern Ursachen zuzuschreiben als der Urbarmachung neuer Länder, der Verwerthung von Gegenden, die seit Jahrhunderten erstarrt waren und plötzlich erwacht sind, der leichten Uebertragung der in den alten Ländern producirten und in den neueren viel productiver werdenden Capitalien, der Verbesserung der Verkehrswege zur See und zu Lande, dem beständigen Sinken besonders der Seefrachten und Eisenbahntarife seit einem Vierteljahrhundert, endlich allen in der Fabrikation vollzogenen mechanischen, chemischen und technischen Vervollkommnungen. Zu allen diesen dauernden Gründen kommt ein zufälliger und zeitweiliger: die Prüfungen eines schon mehrere Jahre dauernden Krisezustandes haben die Speculation entmuthigt, sie operirt nicht mehr. Die Speculation ist dem Handel ebenso nothwendig, wie es Achilles dem Heer der Hellenen war; sie ist es, welche Bewegung gibt, die Preise aufrecht hält, die Hoffnung einflößt; ohne sie liegt Alles darnieder. Es wird keine ernstliche Wiederbelebung der Geschäfte geben, bis die in so thörichter Weise verdammte Speculation wie der ungestüme Achilles aus seinem Zelte hervorkommen und sich, wiederhergestellt und vertrauensvoll in's Getümmel stürzen wird."

Diese Sätze und die dafür angeführten Motive laufen darauf hinaus, daß die Preisentwerthung wie des Silbers, so der meisten übrigen Artikel ihren letzten Grund in der unverhältnißmäßig großen Zunahme der Production hat. Um so auffallender ist es, daß Herr Leroy-Beaulieu im zweiten Abschnitt seiner Abhandlung die Auffassung bekämpft hat, die Krise sei hauptsächlich durch die Ueberproduction verursacht.

Die im Eingange dieses Abschnitts aufgeworfenen Fragen: „Hat man wirklich zu viel producirt? Kann man zu viel produciren? Und kann es überhaupt jemal vorkommen, daß ein Uebermaß von Production, wie man es populär ausdrückt, das Elend der Bevölkerung erzeugen kann?" beantwortete der Verfasser selbst dahin, daß die Möglichkeit einer Ueberproduction nur für wenige Dinge, insbesondere für Arbeitswerkzeuge zugestanden werden könne, daß man aber die meisten für den directen Verbrauch durch den Menschen bestimmten Waaren überhaupt nicht in überflüssiger Menge anbieten könne. Der Consum habe unbegrenzte Begierden. Wenn das Angebot augenblicklich den Verbrauch überwiege, so liege es nicht daran, daß letzterer unfähig sei ersteres zu absorbiren, sondern daran, daß er durch Verhältnisse beschränkt wurde, die lediglich vorübergehender Natur seien und zwar sollen dies, wie aus den weiteren Ausführungen hervorgeht, der Mangel an Gewöhnung an größeren Verbrauch und der zu hohe Preis der Waaren für den Consumenten sein. Nicht zu viel habe man producirt, sondern man habe einestheils manche Dinge hergestellt, „die zwar einem natürlichen Bedürfnisse der Menschen entsprechen, aber voraussetzen, daß neue Gewohnheiten angenommen werden, was immer Zeit erfordert," während man andrerseits zu theuer producire, „so daß die Bevölkerung, obschon sie den Wunsch hat zu kaufen, nicht die Mittel dazu besitzt".

Diese ganze Darstellung leidet an Unklarheit und inneren Widersprüchen. Mit den letzten Sätzen wird keineswegs bewiesen, daß die Krise nicht von Ueberproduction herstamme, im Gegentheil, es liegt darin das Zugeständniß, daß allerdings Ueberproduction der letzte Grund des Uebels sei, die mangelnde Gewohnheit und die hohen Preise können nur als Ursachen dieses letzten Grundes, als erklärende Momente in die Erörterung gezogen werden. Und indem Herr Leroy-Beaulieu die sich erst in längeren Zeitperioden vollziehende Aenderung der Lebensgewohnheiten als Bedingung der Wandlung zum Besseren hinstellt, setzt er sich in Widerspruch mit der am Schlusse seiner Arbeit ausgesprochenen Prophezeiung, daß sich „wahrscheinlich vor Ablauf eines Jahres oder von 18 Monaten eine fühlbare Besserung überall kund geben werde". Er fügt zwar hinzu, daß diese Besserung davon abhängig sei, daß „die Staaten einige Voraussicht und Weisheit haben", das heißt aber bei ihm, nach dem ganzen Zusammenhang nur, wenn die Staaten sparsam sind und sich möglichst der Eingriffe in die Wirthschaft des Volkes enthalten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Rückblick auf die Bayreuther Festspiele.

Von Fritz Koegel.

In Bayreuth haben vom 23. Juli bis zum 21. August nach zweijähriger Pause wieder die Festspiele stattgefunden, welche zum vierten Male den nur für Bayreuth bestimmten „Parsifal", zum ersten Male den „Tristan" brachten. Die Pause schien wohlthätig gewirkt zu haben: der Besuch, zahlreich und lebhaft von Anfang hielt an und steigerte sich an einzelnen Tagen zur Ueberfüllung: die letzten Vorstellungen waren immerhin noch voll und oft mußten nach den „todten" Eckplätzen der Reihen, die nur im Nothfalle vergeben werden, sogar die Galerie über der Fürstenloge aushelfen. Der Besuch des deutschen Kronprinzen, des Prinzen Wilhelm und anderer hoher Herrschaften gab den Spielen noch äußeren Glanz. Ein Ueberschuß von 15,000 Mark ist erzielt worden, obgleich die ca. 290,000 Mark betragenden Kosten durch den „Tristan", beträchtlich höher waren, als in den vorhergehenden Jahren. Die nächsten Festspiele sind für 1888 angesetzt; „Parsifal" und „Tristan" sollen wiederholt werden, neu hinzukommen werden vielleicht die „Meistersinger". An der zweijährigen Pause festzuhalten gegen den Wunsch der Künstler, die auf eine Wiederholung im nächsten Jahre drangen, ist der Verwaltungsrath bestimmt worden durch die Erwägung, daß längere Zwischenräume den Charakter eines so außerordentlichen Unternehmens besser wahren würden. Befürchtungen, daß eine zu häufige Wiederkehr der Spiele dem Besuche derselben schaden würden, waren augenblicklich um so weniger zu hegen, da die Festspiele gewissermaßen in die Mode gekommen sind. Seit der Besuch der Spiele entgegen den ursprünglichen Absichten Wagner's gegen Eintrittsgeld aller Welt freigegeben ist, und seit den ersten überraschend großen Erfolgen des „Parsifal" zieht Bayreuth unwiderstehlich alles an, was sich im Hochsommer auf der Fahrt befindet. Sonst in einem halbvergessenen Winkel Deutschlands liegend, unberührt von den großen Eilzugslinien, unbeachtet darum vom Schwarm der Eilfahrer und schwer zu erreichen, wacht es zu den Festspielen auf und hat seine Saison, kürzer zwar aber eigenartiger als die anderer Sommerorte. Der Strom der Festgäste, der von Jahr zu Jahr angewachsen ist, stieg diesmal zur Hochfluth. Engländer, Amerikaner und Franzosen können nicht mehr daran vorüberfahren, sie müssen zu Hause betheuern können, daß sie dagewesen. Altengland läßt bereits flachsblonde langhaarige Kinder von 7—12 Jahren den „Tristan" und „Parsifal" mit absitzen.

Bayreuth hat sich diesmal dem Andrange der Festgäste gewachsen gezeigt. Nur einmal, als der Wiener Extrazug kam, drohte Wohnungsnoth. Die Preise sind im Allgemeinen wohl hoch, sommerliche Reisepreise, aber nicht übertrieben; wer die Quellen kennt, kann sogar billig leben. Die Stimmung ist dort eben eigen und einzig. Man fühlt sich recht frei und völlig losgelöst von der übrigen Welt. Alle anderen Sorgen, Gedanken und Ereignisse bleiben draußen, nichts hat man zu thun, als sich in Muße den künstlerischen Eindrücken hinzugeben und in dem Bayreuther Strome mitzuschwimmen. Dabei gibts in Bayreuth genug zu sehen: das alte Schloß, die protestantische Hauptkirche, das stattliche neue Rococo-Schloß, das alte Opernhaus, der weite Hofgarten, Jean Paul's Wohnhaus, Denkmal und Grabhügel, die Eremitage und die Fantasie, alles das aber tritt jetzt zurück vor dem Zauber des Mannes, der die Tausende zu den Festspielen nach Bayreuth zieht. Flüchtig, ehrenhalber sieht man sich jene Sachen an, Erinnerungen an eine versunkene Vergangenheit, aber mit Andacht wallfahrtet man die Richard Wagner-Straße hinunter, um am Ende vorm verschlossenen Gitter „Wahnfried" zu sehen und das Grab zu besuchen, das umfriedet von überhängenden Bäumen, ein epheuumwachsener Hügel mit der riesigen, namenlosen Granitplatte, zu andächtiger Stille stimmen würde, wenn nicht die schaulustige Menge zu derb andrängte. Fortwährend ist die Granitplatte mit frischen Kränzen bedeckt. Epheublätter vom Grabe weiß mancher durch das Eisengitter hindurch einem alten Diener abzugewinnen. So groß ist die Macht dieser Persönlichkeit, daß der dritte große Todte, der wenige Wochen erst in Bayreuth ruht, daß Franz Liszt im Lärm der fortgehenden Festspiele und des weiterschreitenden Lebens fast vergessen auf dem Friedhofe schläft. Ich fürchte, daß von den heurigen Festgästen viele das frische Grab auf dem Friedhofe nicht gesehen haben; das Grab im Parke von Wahnfried haben wohl Alle besucht.

Wenn um 4 Uhr die Vorstellungen beginnen, hebt vor 3 Uhr bereits die Wallfahrt zum Festspielhause an. So wie früher, als bei den ersten Bayreuther Spielen die Besucher eine Gemeinde bildeten, die fest ausharrten und sich heimisch unter sich fühlten, ist's nicht mehr, seit Bayreuth auf der sommerlichen Reiselinie Mitteleuropas liegt, und Europa zum Parsifal nach Bayreuth kommt, da der „Parsifal" nicht in die Großstädte kommen will. Das kommt und geht jetzt durcheinander in schnellem Wechsel, Nachtzüge tragen schon eine Stunde nach der Vorstellung manchen wieder weg, der erst eine Stunde vorher eingetroffen ist. Sehr eilfertig kann man jetzt auch Bayreuth „mitnehmen", wie man auf Reisen heute alles im Fluge mitzunehmen gewohnt ist. Die alten guten Bayreuther Theatersitten gelten noch; leider aber beginnen sie sich zu lockern. Die Thüren schließen sich noch nach dem dritten Zeichen für Nachkömmlinge, leider nicht so fest, daß nicht bisweilen ein Spätling die erste Scene stören könnte. Geklatscht wird auch in Bayreuth, im „Tristan" und nach den dritten Akten sogar mit stürmischer Ausdauer, meist ohne Erfolg, denn das Bayreuther Gesetz, das den Künstlern verbietet, sich außerhalb des Gesammtrahmens zu zeigen, gilt noch, eins aber ist den Theatersitten schon zugestanden: am Schluße des „Tristan" wie des „Parsifal" hebt sich auf das verlangende Beifallsgetöse der Vorhang wieder, um noch einmal das Bühnenbild der Schlußgruppe zu zeigen. Mehr freilich können die wüthendsten Klatscher nicht erzwingen.

Die musikalische Leitung der Spiele lag in den Händen Levi's, der den „Parsifal" und Mokl's, der den „Tristan" dirigirte. Auffällig waren die langsamen Tempi, besonders der Vorspiele. Alle Bayreuthianer behaupten, der „Parsifal" sei seit 1882, wo Wagner die Tempi noch selbst bestimmte, stetig langsamer geworden. Die Bühnenleitung der Spiele, die ursprünglich Scaria zugedacht war, mußte, da dessen Ersatzmann, der Münchener Fuchs, krank wurde, von Frau Cosima Wagner, der innigsten Vertrauten der künstlerischen Absichten des Meisters, übernommen werden. Trotz des Trauerschlages der durch den Tod ihres Vaters gleich zu Beginn der Spiele sie traf, hat sie fast bis zum Ende der Aufführungen die Regie mit männlicher Ausdauer geführt.

Das Orchester der heurigen Festspiele war anders zusammengesetzt als in den vorhergehenden Jahren, wo das von König Ludwig unentgeltlich gestellte Münchener Hoforchester den Grundstock bildete. München und Wien waren diesmal so gut wie gar nicht vertreten, diese Lücke wurde durch Hannover, Meiningen und Karlsruhe ausgefüllt, die je einige zwanzig Spieler geschickt hatten. Der Rest des 110 Mann starken Orchesters war wie immer durch Künstler aus aller Welt Enden zusammengebracht. Aber die vier Wochen hindurch täglich zweimal abgehaltenen Proben hatten das ihrige gethan: die Leistungen des Orchesters waren vorzüglich. Die Vorspiele, besonders des „Tristan" waren an einzelnen Tagen von der denkbar höchsten Vollendung. Unvergleichlich gut waren besonders die Streicher. Das verdeckte Orchester und die Bayreuther Anordnung des Orchesters, nach der die Streicher hoch über dem anderen Orchester und die Blechbläser mit den Schlaginstrumenten unter der Bühne selbst sitzen, hat sich glänzend bewährt. Die Rohheit des Klanges ist dem Blech genommen, die ganze Klangstimmung des Orchesters ist vergeistigt, es hat Fülle und Rundheit des Tones ohne die ohren-

Digitized by Google

quälende Stärke, die Violinen schweben immer oben und siegreich klingen die Stimmen der Sänger über die Begleitung hinweg. Die Behauptung, die stärksten Stimmen versänken widerstandslos in der Orchesterfluth, und die recitativischen Melodieen der Singstimmen seien bei Wagner ein ziemlich nebensächliches Einwebsel in die polyphone Orchestersymphonie, muß in Bayreuth verstummen.

Das Ereigniß der heurigen Festspiele war der „Tristan". Daß er endlich für die Bayreuther Spiele gewonnen ist, ist das freudigste Ereigniß seiner so leidensvollen Theaterlaufbahn. Der „Tristan" gehört nach Bayreuth, und nur hier kommt er ganz zu seinem Rechte. Einem Riesenwerke von so außerordentlichen Verhältnissen, von so maßlos leidenschaftlichem Geiste und so ungewöhnlicher Schwierigkeit können nur unter außerordentlichen Umständen außerordentliche Festspiele genugthun. Auf den gewöhnlichen Bühnen im Drange des Wochenrepertoires muß es an allen Ecken und Enden fehlen: man muß die Sänger nehmen, wie man sie hat, auch wenn sie gänzlich ungeeignet sind, man kann beim besten Willen die langwierigen, zeitfressenden Proben nicht dran setzen, die zur Vollendung unbedingt erfordert werden, man legt sich endlich, um allerlei Unzuträglichkeiten zu beseitigen, auf Streichungen der Längen und „Maßlosigkeiten". Bei einem Werke aber wie der „Tristan" heißt's: sit ut est, aut non sit! Die vermeintlichen Längen sind durch die seelische Entwickelung der rein innerlichen Handlung nothwendig bedingt und macht man ihn menschlich, ist's nicht mehr der „Tristan". So kommt es, daß der „Tristan" erst jetzt nach zwanzig Jahren seine wahre Heimat gefunden hat. Die Aufführungen in München, Berlin, Wien, Leipzig, Hamburg, Dresden und den drei anderen Bühnen, die den „Tristan" bisher gegeben haben, brachten großartige Einzelheiten, den ganzen „Tristan" konnten sie nicht bringen. Nachdem ich an verschiedenen Orten bereits sechs Aufführungen erlebt hatte, faßte mich doch erst in Bayreuth die ganze Wirkung dieser Liebestragödie und eine Reihe von Einzelheiten gingen mir hier erst auf durch die stilvollendete Darstellung.

Die großartigste Leistung im „Tristan" war die Isolde der Frau Sucher. An bedeutenden Isolden ist augenblicklich kein Mangel: Frau Vogl noch vor einigen Jahren, Frau Moran-Olden und Fräulein Malten, die in Bayreuth auch die Isolde sang. Frau Sucher übertrifft sie alle. In Einzelheiten mögen andere ihr überlegen sein: die Höhe z. B. klingt bei Frl. Malten noch frischer und weicher, auch stehen ihr die bitter ironischen Töne im ersten Acte besser zu Gebote, als Ganzes aber ist die Isolde der Frau Sucher unvergleichlich. Alles vereinigt sich, Stimme, Gestalt und Darstellung; das glüht alles vom innersten Leben. Neben ihr hat Tristan einen schweren Stand. Welchen Tristan man vorziehen soll, Vogl oder Gudehus, ist schwierig zu sagen. Vogl übertrifft Gudehus ebensosehr durch die Kunst des seelenvollen Sprachgesanges und dramatisches Leben der Darstellung, wie dieser ihn durch Kraft, Höhe und Jugendklang der Stimme übertrifft. Im ersten Act ist Vogl unvergleichlich, Gudehus mittelmäßig, im zweiten aber reichen Vogl's Mittel nicht aus, wiewohl er die zarten Stellen zarter singt, im dritten Acte, dem Glanzacte Vogl's in den Phantasien des sterbenden Tristan, wächst auch Gudehus mit seiner Aufgabe zu lebensvoller Größe. Herr Planck war ein musterhafter Kurneval, besser als Herr Scheidemantel, dem zur Verkörperung dieses treuen Recken die urwüchsige Kraft zu sehr fehlte; die Brangäne der Frau Staudigl war gut, weniger die der Frau Sthamer-Andrießen: ihr mangelte das weich schmiegsame, das den Charakter der Brangäne bestimmt. Herrlich als König Marke war Herr Gura, der mit innerlichster Weichheit, voll seelischen Lebens mit musterhaft deutlicher Recitation den „guten König" darstellte. Nur sehr jung sah er aus, bedeutend jünger, als Marke sein darf. Die Bühnenbilder waren stimmungsvoll schön, ohne sich vorzudrängen; im wesentlichen entsprechen sie denen der Leipziger Aufführungen, nur war der Burghof im dritten Acte unvergleichlich schöner. Die Costüme und Decorationen — doch, daß die stilvoll und kostbar sind, versteht sich in Bayreuth von selbst. Die Ausstattung des „Tristan" hat 60,000 Mark gekostet.

Ueber die künstlerische Bedeutung, die poetischen ethischen Grundgedanken und die Bayreuther Ausstattung des „Parsifal" jetzt nach der zum vierten Male wiedergekehrten Aufführung ausführlichen Bericht zu geben, ist überflüssig: man weiß und sieht das nach jeder neuen Aufführung klarer, daß „Parsifal" eine symbolische Weltdichtung von tiefstem ethischen Gehalte ist, daß er die entzückendsten Bühnenbilder bietet, die man bisher gesehen hat, und daß der Eindruck der Aufführungen voll ergreifender Weihe und künstlerischer Vollendung ist. Wir freuen uns, daß der „Parsifal", das einzige Werk Wagner's, das ausschließlich Bayreuth angehört, bis auf weiteres, hoffentlich noch recht lange den Bayreuther Festspielen verbleibt. Von einer Verpflanzung des „Parsifal" auf die anderen Bühnen können wir uns keinen Vortheil, weder für die Popularisirung, noch für die künstlerisch reine Aufführung des Werkes versprechen. Es würde ihm gehen, wie es dem „Ringe des Nibelungen" gegangen ist, der durch unzulängliche Aufführungen auf allen möglichen kleinen Bühnen wohl sehr bekannt, aber auch entstellt und als Ganzes zerstückelt worden ist.

Die allseitig vollendetste Scene war in diesem Jahre im zweiten Acte die Blumenmädchenscene: musikalisch wie schauspielerisch von einem unsäglichen Zauber. Die Scenen aus dem Gralstempel mit ihren Aufzügen, Gebeten und Gesängen zeigten Bilder von plastischer Vollendung, ganz durchtränkt von würdevollster Weihe. Das Ereigniß der letzten Parsifal-Aufführungen war Vogl's Parsifal. Vogl — der übrigens wie Frau Materna in vornehmer Uneigennützigkeit auf Honorar verzichtet hatte — sang den Parsifal zum ersten Mal. Zum ersten Male ist da der Parsifal vollendet gesungen und gespielt worden. Der Parsifal stellt an die Stimme keine starken Forderungen, und den freien recitativischen Sprechgesang behandelt Vogl mit Meisterschaft. Sein eigenstes Verdienst aber ist, den Parsifal zuerst im Innersten aufgefaßt und in einer seelenvoll lebendigen Darstellung verkörpert zu haben. Gudehus und Winkelmann, die in den früheren Jahren den Parsifal allein gesungen haben, reichen an diese Höhe nicht entfernt heran: sie schlagen sich mit den Schalen herum, Vogl hat den Kern. Der Darsteller des Parsifal muß als Spieler fast noch größer sein denn als Sänger, sonst wird die Rolle, die lange Pausen und stummes Spiel in Fülle hat, nicht glaubhaft. Vogl's Spiel im ersten Akt, als thörichter Knabe war so ergreifend, daß man darüber sein unknabenhaftes Aussehen ganz vergaß, die große Scene mit Kundry im zweiten Akt war voll seelischer Stimmung und voll der wuchtigsten dramatischen Wahrheit, die Christusscenen des dritten Actes voll seelenvoller Innigkeit und plastischer Vollendung. Als Kundry ist mir Fräulein Malten am liebsten. Frau Materna singt sie vielleicht schöner, aber sie spielt zu bequem und überzeugt darum nicht. Fräulein Malten ist lebendiger als wildes Weib im ersten Acte, spielt und singt mit stürmischerer Leidenschaft in der Verführungsscene des zweiten und stellte die stumm dienende Büßerin des dritten Aktes mit innigem Seelenausdruck dar. Als Klingsor waren Herr Planck wie Herr Scheidemantel tüchtig; vielleicht hätten beide etwas dämonischer sein können. Zu verfehlen ist die Rolle nicht, sie voll zum Leben bringen ist sehr schwer. Herr Reichmann entzückte als Amfortas wieder durch den weich klagenden Klang seiner wundervollen Stimme; Herr Gura, der den leidenden König zum ersten Male sang, hatte ihn tiefer erfaßt, geistiger durchgearbeitet und recitirte mit schärferer Betonung, aber ihm fehlt doch schon etwas der Schmelz und die Kraft der Stimme. Von Gurnemanz zu reden ist schmerzlich: Scaria, der jüngst Gestorbene, der ihn früher gesungen hat, ist unersetzlich. Herr Siehr und Wiegand, die ihn diesmal sangen, haben einen schweren Stand bei allen, die vergleichen können. Uebrigens genügt Siehr's Gurnemanz selbst bescheidenen Ansprüchen nicht, die einzige Rolle in Bayreuth, die man geradezu schlecht schelten kann: ohne stimmlichen Reiz, ohne Gefühlswärme und dramatische Kraft. Für die langen Erzählungen des ersten Actes, dessen erste Hälfte ganz auf Gurnemanz angewiesen ist, wird

Digitized by Google

das tödtlich; den Charfreitagszauber im dritten stört es empfindlich. Bei der Bedeutung des Gurnemanz ist es dringend zu wünschen, daß Jemand gefunden werde, der diese Rolle ausfüllt.

Wollte ich tadeln, so könnte ich noch manche Kleinigkeit anführen: die Grals-Glocken sind immer noch verstimmt, und die Gralschöre des ersten Actes wirken zwar sehr stimmungsvoll aus ihrer Höhe, diese Höhe aber bringt so starke Schwierigkeiten mit sich, daß kleine Schwankungen im Takte und der Stimmung unvermeidlich sind; auch können von dort oben herunter unmöglich die Chöre mit all der durchgebildeten Feinheit singen, die von a Capella Chören sonst zu erwarten ist. Daß die Bayreuther Aufführungen keine Mustervorstellungen seien, würden solche kleinen Mängel doch nicht beweisen. Daß 17 aufeinanderfolgende Aufführungen von gleich tadelloser Vollendung sein sollten, ist billig nicht zu erwarten; nothwendig muß da manches Menschliche mit unterlaufen. Die Sänger muß man in Bayreuth nehmen, wie man sie bekommen kann, zum Theil mit Eigenheiten und Fehlern, man kann sie nicht ganz neu ausbilden und kann kleine Unpäßlichkeiten nicht abstellen. In dem von Wagner gewollten Sinne sind die Bayreuther Vorstellungen doch Mustervorstellungen: sie stellen die Werke seiner letzten Periode dar in Aufführungen, deren stilvolle Treue verbürgt wird durch die in Bayreuth gepflegte und fortgepflanzte künstlerische Ueberlieferung und deren möglichst künstlerische Vollendung erzielt wird durch den hohen Ernst und die peinlichste Sorgfalt der Einstudirung und Leitung dieser Werke, der es einzig darum zu thun ist, das Kunstwerk durch die lebendigste Darstellung zum Gefühlsverständnisse der Hörer zu bringen.

Zwei schleswig-holsteinische Memoirenwerke.

Von Paul Schütze.

Dem Schleswig-Holsteiner ist es mehr wie jedem andern deutschen Stamme Bedürfniß, in die Vergangenheit zurückzublicken. Eine Reminiscenz an die ehemalige Sonderstellung des Landes und seiner Bewohner liegt darin. Und wie der ganze Stamm, so ist auch der Einzelne geneigt, sein Ich abzugrenzen und als kleine Welt für sich hinzustellen. In einer Reihe von theilweise hervorragenden Memoirenwerken ist dieser Zug zum Ausdruck gelangt.

Unter den jüngsten Erscheinungen auf diesem Gebiete beanspruchen „Johann Georg Rist's Lebenserinnerungen“*) die erste Stelle. Eine geist- und lebensvolle Darstellung, ein glänzender, treffsicherer, stets individuell gefärbter Stil, ein reiches Detail nach allen Richtungen des politischen und socialen, des materiellen und ideellen Lebens hin machen dieses Werk zu einer überaus fesselnden Lectüre. Schön hat der Herausgeber den Eindruck des Buches bezeichnet:

„Einem Schauplatz zugeführt voll farbenreicher in raschem Wechsel vorüberziehender Bilder und Erscheinungen, mit Menschen bekannt gemacht, die, in scharfe, sichere Beleuchtung gestellt, Lebendigen gleich mit uns in Beziehung treten, an all' den vielgestaltigen An- und Aufregungen einer bewegten Zeit theilnehmend, und den leidenschaftlichen Herzschlag der Tausende, die längst das Grab deckt, nachempfindend in Leid und in Freude, überkommt es uns inmitten der verschlungenen Pfade, denen wir zu folgen haben, der Wandlungen, die wir sich vollziehen sehen, dennoch wie mit Gefühlen des Friedens, der Versöhnung und der Zuversicht, denselben, welche auch den seelenvollen Hintergrund des ganzen Gemäldes bilden und sich durch alles Geäder der Darstellung hindurchziehen.“

Rist's Leben läuft von 1775 bis 1847. Seine Aufzeichnungen, die eigentlich nur der Familie zur Erinnerung und Belehrung hatten dienen sollen, gehen bis zum Jahre 1839, aber nur bis 1815 sind sie veröffentlicht, da sie von da an mehr und mehr den Charakter einer Familienchronik annehmen. In dem Zeitraum von 1775 bis 1815 aber, welche Fülle der Gesichte taucht da vor dem auf, der als gereifter Mann am 14. März 1816 die Feder in die Hand nimmt, um seine Lebenserinnerungen aufzuzeichnen. Im Eingang ein stilles Pfarrhausidyll in einem holsteinischen Dorfe, welches den Knaben geistig und körperlich normal und stetig sich entwickeln läßt. Wohl dringen auch aus der Welt da draußen einzelne Töne in diesen Frieden; aber sie locken und verwirren nicht. In der Literatur herrschte damals die Ossian-Werther-Strömung. Rist sagt über sie und über den Einfluß, den sie auf ihn geübt: „Es muß damals etwas Elegisches in der Luft gewesen sein, ein schmerzliches Vorgefühl, daß die hoffnungsvolle Zeit und die schöne Täuschung der Vortrefflichkeit nun Abschied nähme von den Menschen; mich hatte ganz dunkel auch solche elegische Stimmung ergriffen. Faustiaden und Wertheriaden waren die einzige mir zusagende Nahrung für die Phantasie; Ossian, dem ich lange umsonst nachgetrachtet, meine höchste Lust; ich konnte es nichtsdestoweniger, als ich ihn nun besaß, nie über einige Seiten bringen: denn eine angeborene praktische Tüchtigkeit wollte doch am Ende ihr Recht behaupten.“ In politischer Beziehung wird der Hintergrund jener Zeit durch die französische Revolution gebildet. Auch in's Niendorfer Pfarrhaus drang die Kunde davon, und die Gedanken des Knaben begannen sich öfter, als es bisher geschehen, in die Ferne zu richten. Aber noch hielt ihn die Heimath mit tausend Fäden, und als er dennoch Ostern 1794 das Elternhaus verlassen muß, da ist ihm der Abschied wie ein Vorschmack des Todes: „Die Spiele in Garten, Feld und Wald waren vorbei; ich sollte die Ackerpferde nicht mehr reiten, welche die Saat der Nachbarn bestellten und nach Hause führten; nicht mehr Tausch und Handel um Schmetterlinge und Peitschenschnüre mit den Bauerknaben treiben; die Zeit, wo mir die Pferde und Hunde des ganzen Dorfes gehörten, und ich jedes Kind beim Namen kannte, hatte sich so unvermerkt an das Jünglingsalter angeschlossen, ich lebte mit meiner ganzen Umgebung so traulich fort, daß meine ganze Knabenzeit mit unterzugehen schien in der bunten, aber fernen und wüsten Aussicht auf ein Leben, das ich kennen zu lernen fürchtete, nachdem ich es manchmal in Träumen herbeigerufen hatte.“ Mehr, als er erwartet, sollte die Welt ihm bieten. Das erste in Jena verlebte Universitätsjahr verschaffte ihm das, „was dem Jüngling das Beste ist, besser als Frauenliebe, die Freundschaft edler Männer, frei und hoch gesinnt, für alles Große und Gute warm.“ Gries, der Uebersetzer des Tasso, und Herbart waren darunter. Letzterer führte ihn in Fichte's Wissenschaftslehre ein. Das Bild dieses Philosophen wird kräftig und anschaulich gezeichnet: „Fichte war wirklich ein gewaltiger Mensch; ich habe ihn oft scherzend den Bonaparte der Philosophie genannt, und viele Aehnlichkeit ließe sich an beiden auffinden. Nicht ruhig wie ein Weltweiser, sondern gleichsam zornig und kampflustig stand der kleine, breitschulterige Mann auf seinem Katheder, und ordentlich sträubten sich seine schlichten braunen Haare um das gefurchte Gesicht, das Züge von einer alten Frau und von einem Adler trug. Wenn er stand auf seinen stämmigen Beinen, oder einherschritt, so war er festgewurzelt in der Erde, wo er ruhte, und im Gefühl seiner Kraft sicher und unbeweglich. Kein sanftes Wort ging über seine Lippen und kein Lächeln; er schien der Welt, die seinem Ich gegenüberstand, den Krieg erklärt zu haben, und durch Herbigkeit den Mangel an Anmuth und Würde zu verbergen.“

An derartigen treffenden Charakteristiken bedeutender Persönlichkeiten sind Rist's Memoiren reich. Brachte ihn doch seine spätere Stellung als diplomatischer Vertreter Dänemarks an verschiedenen Höfen Europas mit den merkwürdigsten Männern jener Zeit in Berührung. In Paris ward er auch Napoleon, der damals erster Consul war, vorgestellt; klopfenden Herzens trat er ihm entgegen: „Damals haftete noch nicht der Haß der Welt und die Schmach verlorner Schlachten, unbesonnener Unternehmungen auf ihm; er stand noch da in

*) Herausgegeben von G. Poel. Zwei Theile. Zweite Auflage. Gotha, F. A. Perthes.

Digitized by Google

seiner Frische, ein wunderbarer Sohn des Schicksals, eine geheimnißvolle Macht, außer der Reihe der gewöhnlichen Dinge, durch seine Thaten, durch seine Persönlichkeit, durch seine Stellung"; und seine äußere Erscheinung wird folgendermaßen beschrieben: „Er ist klein, aber scheint es weniger, als man ihn sich denkt, breit und rund von Schultern, ziemlich wohl bei Fleisch, ohne Farbe; frei und zwanglos in seinen Manieren, keine Strenge und Düsterheit, aber wohl etwas Starres in den lebhaften Augen; in dem ganzen Ausdruck etwas, das für Wohlwollen gelten könnte. Viel Mienenspiel, und ein häufiges Lächeln im Untergesicht, bei dem die feststehenden, unbeweglichen Züge des Obergesichts unheimlich abstechen; ein angenehmer, nicht starker Ton der Stimme, überall wenig Imponirendes."

Rist ist ein vorzüglicher Beobachter; er sagt selbst von sich, daß er zu denen gehöre, die Sterne die inquisitive travellers nennt. So sind seine Schilderungen der Petersburger, Pariser, Madrider, Londoner Gesellschaft für den Culturhistoriker von höchstem Interesse. Ueberall herrscht klarstes Ueberschauen der Vorgänge und Zustände, und die Fülle des Details wird zusammengehalten von der ruhigen, männlich sicheren, unbeirrten Auges um sich schauenden, über dem Einzelne das Ganze nicht vergessenden Persönlichkeit des Erzählers. Den Höhepunkt des Buches bildet die Schilderung der französischen Gewaltherrschaft unter dem Marschall Davoust und der russischen Einquartierung unter dem Oberst Tettenborn in Hamburg, wo Rist als dänischer Geschäftsträger eine schwere Stellung zwischen den Parteien einnahm. Für die innere Geschichte der Befreiungskriege ist hier reiches Material zu schöpfen. Die Erzählung erhebt sich oft zu fortreißender Anschaulichkeit. Rist selbst weiß sehr wohl, daß diese herrliche Unmittelbarkeit der Darstellung den Werth seines Werkes ausmacht; er sagt am Schluß: „Aus frischer Ansicht und in einzelnen scharfen Zügen wird man durch diese Blätter manches erfahren, wonach in der Geschichte dieser Zeit einst vergebens gesucht werden wird und was doch zu ihrem Verständniß nicht entbehrt werden kann." Ein ganzer Mann, den wir lieb gewinnen und verehren müssen, ist dieser Johann Georg Rist: mit starkem sittlichem Fonds ausgestattet tritt er hellen Auges in's Leben, und mit Gottes und seines festen Willens Hilfe weiß er durch alle Fährlichkeiten hindurchzusteuern.

An die Stelle des weiten Blickes, den das Rist'sche Buch nach allen Seiten hin gewährt, tritt eine gewisse Enge in den „Jugenderinnerungen eines Schleswig-Holsteiners"*), welche Rudolf Schleiden, der ehemalige hanseatische Ministerresident in den vereinigten Staaten und in London und spätere Reichstagsabgeordnete, veröffentlicht hat. Die Schilderung beschränkt sich auf die Eindrücke der Kindheit, auf das Leben im elterlichen Hause, auf die Schul- und Universitätszeit. Die Generation, mit welcher der junge Schleiden aufwuchs, ist eine andere als diejenige, mit welcher Rist zum Manne reifte. Dieser sagt mit Beziehung auf die jugendlichen Heißsporne, die in Jena seine Freunde waren: „Es war eine gefährliche Zeit für Jünglinge von Geist. Heftig aufgeregt und angezogen von allen Seiten, bewegte sich das Leben zwischen lauter Extremen; die Richtung fehlte, und wo sie sich feststellen wollte, da griff der gewaltige äußere Drang der Revolution und des Krieges verstörend ein. Goethe und Fichte hoben die Geister in einen Brennpunkt des Lichtes und der Wärme, dem die Naturen, welche nicht im Innern ein starkes Gleichgewicht trugen, nicht widerstehen konnten; neu war Vieles, was jetzt veraltet, dessen Wirkung abgestumpft ist. Grenzenlose Hoffnungen, die kühnsten Entwürfe rissen die besseren Geister fort und das Alter des Geschlechtes flammte noch einmal auf in jugendlicher Ueppigkeit." Welchen Contrast bilden dazu die Worte Schleiden's: „Meine Jugendzeit fällt in die Wende der Entwickelung einer neuen Geisteswelt. Die alte Zeit der Romantik und des Idealismus ging zu Ende. Realismus, wirthschaftliche und politische Interessen begannen in den Vordergrund zu treten." Schleiden's Mutter war die schöne Elise von Nuys, deren Bildniß in Heliogravure dem Buche beigegeben ist. In Ascheberg am Plöner See schaarte es sich wie ein kleiner Hofstaat um sie. Mit dem benachbarten Kiel entspann sich ein reger Verkehr. Auf diese Zeit beziehen sich die Worte Heinrichs von Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert": „An dem gastlichen Tische der Gräfin Rantzau auf der Seeburg und der Frau Schleiden am Ascheberger See fanden sich die besten Männer der Kieler Universität, Dahlmann, Falck, Twesten, C. T. Welcker, mit dem Arzte Franz Hegewisch, dem geistsprühenden Heißsporn und den Führern des schleswig-holsteinischen Adels, den Reventlow, Rumohr, Baudissin, Moltke, in heiterer Geselligkeit zusammen. Sie alle schwärmten für Goethe, sie alle fühlten sich stolz, das deutsche Wesen hier in der Nordmark gegen den wachsenden Uebermuth der dänischen Krone zu vertheidigen, und wenn sie für constitutionelle Rechte sich begeisterten, so meinten sie damit nur das Ideal freier Menschenbildung, das einst in Weimar verkündet ward, zu verwirklichen. Aus dieser kleinen Welt voll Geist und Anmuth gingen Dahlmann's Aufsätze »Ein Wort über Verfassung« (1815) hervor." Des Interessanten viel bietet die Schilderung der Studienzeit in Kiel, Berlin, Jena, Göttingen und wiederum Kiel. Auch Schleiden ward mit mancher bedeutenden Persönlichkeit bekannt, und seine Charakteristiken sind lebendig genug, wenn auch nicht ganz so frisch und anschaulich wie diejenigen Rist's. Sein Stil ist überhaupt viel glatter und für eine Selbstbiographie vielleicht zu wenig individuell gefärbt. Man wünscht der Erzählung öfters mehr Schwung, Wärme und Unmittelbarkeit. Gleichwohl wird uns dieser Rudolf Schleiden lieb als ernst strebender und doch unbefangen genießender Mensch. Wir verfolgen gern, wie die Jugendzeit langsam den Charakter des Mannes bildet, diese Jugendzeit, über welcher die Madonnenaugen seiner schönen Mutter schweben.

*) Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Zwei neue Romane.

Von Ernst Ziel.

Es kommt in der Poesie, wie Friedrich Vischer irgendwo sagt, nicht auf die Erdschicht an, auf welcher eine Dichtung steht, sondern auf die Luftschicht, in die ihre Stirn ragt. Zur Erdschicht gehört in gewissem Sinne auch die Gattung des jeweiligen Dichtwerkes. Die Gattung ist im Grunde nichts als ein formaler Begriff, bestimmbar nach den Paragraphen der Poetik; an ihrer strikten Ausprägung kann daher wohl vieles, niemals aber alles gelegen sein; alles kommt dagegen auf die innere Wahrheit und die Höhe des geistigen Aufschwungs — d. h. auf die Luftschicht — an, in die sich ein Dichtwerk erhebt. Dennoch darf man wohl die Behauptung aufstellen: in gewissen Epochen haben gewisse Literaturgattungen, schon als solche, eine besondere, ich möchte sagen: eine actuelle Bedeutung. Heute, wo die Massen überall in gährender Bewegung sind und wo so vieles davon abhängt, auf eben diese Massen richtig zu wirken, heute nehmen der sociale Zeitroman und das geschichtliche Cultur- und Sittengemälde als die beiden Hauptsäulen der epischen Prosadichtung eine besonders wichtige Stellung im Organismus der Literatur ein; ziehen sie doch weit mehr als die dritte Hauptgattung der erzählenden Dichtung, mehr als der psychologische Roman, weltgeschichtliche und allgemein menschliche Fragen in den Bereich ihrer Betrachtung; in höherem Grade als jene können sie daher in tüchtiger Hand ein wirksamer Hebel zur Volkserziehung werden; dies um so mehr, als beide — trotz Georg Ebers und Felix Dahn — vornehm-exclusive Tendenzen und akademisch-philosophische Mischtheile viel weniger vertragen als irgend ein anderes Genre des Romans.

Der Zeit- wie der Geschichtsroman, beide haben in jüngster

Digitized by Google

Zeit bei uns wachsende Pflege gefunden, und es ist mir eine Freude, im Nachfolgenden auf zwei vortreffliche Werke aus diesen beiden Rubriken hinweisen zu können. Ich will hier von Rudolf von Gottschalls Roman „Verschollene Größen“ (3 Bde. Breslau, Eduard Trewendt) und Hans Blums Erzählung „Hallwyl und Bubenberg“ (1 Bd. Leipzig, Winter) sprechen.

Nichts Verschiedeneres als diese beiden Erzeugnisse unserer jüngsten Prosaepik! Dort — bei Gottschall — eine frei erfundene Handlung von durchaus modernem Gepräge, hier — bei Blum — historisch Ueberliefertes aus einer völlig entlegenen Zeit! Dort der frische, pikante Darstellungston des geistreichen Feuilletonisten und eine sich in mannigfachen Arabesken und Ausschmückungen gefallende Composition, hier die gesättigtere, oft beinahe herbe und lapidare Vortragsweise des ernsten Patrioten und ein nicht allzu häufig durch Episoden unterbrochener pragmatischer Aufbau der Handlung! Dort eine Unterhaltungslectüre für Salon und Boudoir, hier ein Volksbuch für Alt und Jung!

Gottschalls „Verschollene Größen“ führen uns in eine deutsche Kleinstadt, und zwar nach dem vom Dichter fingirten Lohrstein. Im Mittelpunkt der Handlung stehen drei „verschollene Größen“: der Schriftsteller und Astronom Sanders, der eigentliche Held des Romans, der sich nach erlittenen literarischen Niederlagen in die Stille von Lohrstein zurückzieht, die Ex-Sängerin Sabine, die, wie so manche ihrer Colleginnen, über die Kränze ihrer Künstlerlaufbahn hinweg als gnädige Frau in ein Adelsschloß eingezogen und nun als Baronin Protter zu Wohnau, unweit Lohrstein, lebt, und endlich Marling, ein früherer Impresario, der als Intriguant von Beruf den Hauptmotor des Romans bildet. Beide Männergestalten sind ehemalige Liebhaber der Sabine, Sanders im edlen, platonischen, Marling im brutal frivolen Sinne des Wortes. Die Begegnung der Drei in Lohrstein und Wohnau aber gibt den Conflict her, der aus Enthüllungen des Vorlebens eben dieser Drei erwächst. Die Spannung der Handlung wird somit — ganz im Geiste eines correcten Romans — nach der Vergangenheit, nicht, wie im Drama, nach der Zukunft hin entwickelt. Zu diesen Antecedenzien der drei Hauptgestalten tritt nun als ein neues Moment die erst in Lohrstein erwachende Liebe des interessant gezeichneten Sanders zu Elfriede Born hinzu, der Tochter eines vom Verfasser etwas outrirt herausstaffirten Republikaners von Achtundvierzig, und am Schlusse der Handlung stehen zwei Paare: Sanders und Elfriede, Marling und Sabine. Den Bund der ersteren Beiden hat reine Sympathie der Herzen geflochten, aber nur durch die Gunst des Zufalls ist er möglich geworden, indem der Verlobte Elfriedens, der begüterte Fabrikherr Reichenstein, unmittelbar am Trautisch durch einen Unglücksfall ums Leben kommt. Die Vereinigung Marlings mit Sabinen dagegen ist ein Contract, bei dem Gewalt und Schande als Zeugen fungiren und der sich auf den Trümmern von Sabinens erstem Ehebunde — gewissermaßen auf den Balken und Splittern eines Lebensschiffbruchs — aufbauet. Eigentlich originelle Züge läßt die Erfindung des Romans entbehren; es fehlt sogar nicht an abgegriffenen und verbrauchten Requisiten — ich berufe mich nur auf das Kästchen und das Medaillon, mittelst welcher Gegenstände ein geraubtes Kind identificirt wird — auch ist das Motiv: eine Tochter entschließt sich zu einer Ehe ohne Liebe, um den finanziellen Ruin des Vaters abzuwenden, nicht gerade neu; endlich ist das Schlußkapitel, welches die Lösung des Ganzen enthält, auf einem Felde gewachsen, das nicht sehr seitab liegt von jener volksbeliebten Werkstatt für Romanausgänge, in denen sich alles in Wohlgefallen und allgemeine Spießbürgerlichkeit auflöst.

Aber gegenüber diesen Ausstellungen fallen die Vorzüge des Romans mehr als ausgleichend in's Gewicht. Neben die bereits erwähnte glänzende Darstellung und die mannigfaltig bewegte und doch künstlerisch abgerundete Composition stellt sich zunächst eine bis in's Einzelne fein ausgeführte Charakterzeichnung, die namentlich auch in der plastischen Anschaulichkeit und interessanten Gruppirung der Nebenfiguren ihre Triumphe feiert. Da ist außer den drei Hauptgestalten, dem edel und hochgestimmten Sanders, dem intriguanten Marling und der freilich etwas schablonenhaft ausgefallenen Baronin Sabine, eine Fülle eigenartiger Menschentypen — so die nixenhaft romantische Taucherkönigin Lurline, die sinnlich pikante Gärtnerstochter Lore, die etwas schmachtende bleichsüchtige Wäscherin Rosa, ein hübsch componirtes Trifolium kleinbürgerlicher Mädchengestalten, das an kecker Farbengebung nichts zu wünschen übrig läßt, so ferner Rechtsanwalt Born, dieser enragirte Volksbeglücker von anno Achtundvierzig mit seiner struppigen Haarfrisur und den zwölf stattlichen Bänden seiner im Parlament gehaltenen Reden, so dessen verbummelter Sohn Richard und zur Vervollständigung der Familie Born die für schöne Literatur schwärmende Tochter Elfriede und die streberische Hausdame, Fräulein Louise, so endlich der „Aktienmüller“ Reichenstein mit seinem ganzen kaufmännischen Generalstabe und mehr an der Peripherie der Handlung Herr Dietrich, der Bademeister, Herr Schreiner, der Theaterdirector, und wie die andern, sämmtlich durch diesen oder jenen markanten Zug hevorgehobenen Statisten des Romans sonst noch heißen mögen.

Die Handlung hat eine Reihe von glänzenden Momenten aufzuweisen, die theils hochgehende dramatische Bewegung, theils echten Duft der Stimmung bekunden. Dahin gehören gleich im Anfang die effectvolle Einführung Lurlinen's, sodann die prächtige Schilderung des Schlosses von Wohnau und des geschäftlichen Treibens in der „Aktienmühle“, ferner das Wahlredenfiasko Born's, die „Wasserkönigin“, die Idylle am See und ganz besonders die groß angelegte Scene, in welcher Marling's den „Fluch des Zuchthauses“ ausspricht, wie das tief elegische Ende Lurlinen's. Dagegen schläft unser Homer auch an mehr als einer Stelle. So haben die Capitel aus dem Tagebuche des Herrn Sanders nicht selten zu viel Breite auf Kosten der Tiefe und klingen mitunter wie literarische Journalkritik; ebenso erzählt die Baronin ihre Vorgeschichte gar zu ausführlich, und ihre nachträglichen theatralischen Versuche gemahnen durchaus unwahrscheinlich und ernüchternd.

Ich habe die „Verschollenen Größen“ einen Zeitroman genannt. Das sind sie in der That, und nach dieser Seite hin liegt ihre Stärke; denn sie sind reich an geistigen Niederschlägen aus der Zeitatmosphäre. Es sind besonders drei Gebiete des modernen deutschen Lebens, welche Gottschall mit der Fackel des feinen Zeit- und Menschenkenners beleuchtet: die Gebiete der Literatur, des Theaters und der Politik. Repräsentanten dieser drei Lebenssphären, von denen unser Autor namentlich die beiden ersten mit souveräner Sachkenntnis beherrscht, sind in unserm Roman der Ex-Schriftsteller Sanders, die Ex-Sängerin Sabine und der Ex-Parlamentarier Born, und es werden uns auf der Folie dieser drei Gestalten Erfahrungen vorgetragen, Perspektiven eröffnet, Wahrheiten gepredigt, die, oft genug satirisch und polemisch zugespitzt, niemals ihre Zusammenhänge mit dem Leben der Zeit verläugnen; sie verleihen den „Verschollenen Größen“, welche nach der Seite ihres socialen Inhalts hin einen Vergleich mit Freytags „Soll und Haben“ sehr wohl zulassen, einen weit über das bloße Schönheitsmaß hinausragenden Werth und erheben den Roman nach den drei einschlägigen Richtungen hin zu der Rangstufe einer zeit- und culturgeschichtlichen Leistung von mehr als bloß vorübergehender Bedeutung.

Rudolf von Gottschall, der Dichter wie der Literarhistoriker, hat von jeher in seiner Produktion zwei Seiten besonders markant hervorgekehrt: er hat sich bewährt als geistvoller Ausleger der die Gegenwart bewegenden Ideen wie als gesinnungstüchtiger Verfechter des modernen Princips in der Literatur. So auch in diesem seinem jüngsten Romane, und schon um dieses modernen Strebens willen darf die Kritik den „Verschollenen Größen“ überall tiefen Eingang in die ihnen angemessenen Leserkreise wünschen.

Führt uns der Gottschall'sche Roman mitten in das Leben unserer Tage hinein, so versetzt uns Hans Blum's Erzählung „Hallwyl und Bubenberg“ in die Zeit der Freiheits-

Digitized by Google

kämpfe gegen Karl den Kühnen, also in die Jahre 1474—1477. Das heroische Ringen und Streiten der von Ludwig dem Elften von Frankreich und dem deutschen Reiche schmählich verlassenen Oberdeutschen und Schweizer gegen den größenwahnvollen Herzog von Burgund ist ohne Frage ein grandioser Gegenstand für die dichterische Behandlung. Ist die Schlacht von Sempach ein hochdramatischer Stoff, so sind die neunzig Jahre später über die Schweiz hereinbrechenden Kämpfe, in deren Mittelpunkt die menschenmörderischen Schlachten von Grandson und Murten stehen, ein Thema von imposantester epischer Kraft: dort überragt ein einziger Held, der opferfreudige Winkelried, alle Anderen; hier tritt ein ganzes Volk, ja ein Bund von Völkern in den Vordergrund der Handlung. Drei Jahre hindurch hält die Auflehnung gegen die Uebergriffe Karls des Kühnen die vereinte Streitmacht der Schweiz, des Elsaß, des Oberrheins, Vorderösterreichs, Tyrols, Lothringens, sowie der Städte am unteren Neckar und im Gebiet der Donauquellen unausgesetzt in Athem, und als die zum Aeußersten Entschlossenen durch den schändlichen Abfall des verschlagenen Franzosenkönigs und des charakterlosen „Mehrers des Reiches" sich einzig auf die eigene Thatkraft und Ausdauer angewiesen sehen, da gewinnt die Situation eine historische Größe von geradezu überwältigender Wucht der Tragik und des menschlich Erhabenen. Blum hat es verstanden, uns mit feinem künstlerischen Takt die weltgeschichtlichen Begebenheiten zu veranschaulichen, welche den Sturz des burgundischen Gewalthabers zur Folge hatten. Vom Tage zu Konstanz an, wo sich die Eidgenossen der Schweiz und das Haus Oesterreich nach jahrzehntelangen Kämpfen die Hand zu ehrlichem Frieden reichten (3. April 1474), bis zur Entscheidungsschlacht von Nancy (5. Februar 1477), welche dem übermüthigen Burgunderherzog Ehre und Leben kostete, stellt er uns die einzelnen Phasen des Kampfes eindrucksvoll vor's Auge. Er thut es auf Grund eingehender Quellenstudien, ohne seine dichterischen Aufgaben dabei aus den Augen zu verlieren und sich — wozu beim historischen Roman die Gefahr so groß ist — durch Häufung des so verführerisch nahe liegenden Details in's Nüchterne und Trockene drängen zu lassen. Nur an einigen wenigen Stellen fällt der Ton der Darstellung einigermaßen in's Lehrhafte und Chronikale.

Der trefflichen Erzählung, die sich fortwährend um den deutsch-nationalen Gedanken der Niederwerfung Karls des Kühnen dreht, gebricht es, streng genommen, an einer centralen Figur. Statt einer solchen rückt sie, wie schon der Titel besagt, zwei vornehme schweizerische Geschlechter in den Angelpunkt des Interesses: die Geschlechter Hallwyl und Bubenberg. Allen voran glänzt die mannhafte Gestalt Adrian von Bubenberg's, des heldenmüthigen Vertheidigers von Murten. Um ihn gruppiren sich zunächst die jugendlich lebensvollen Menschenbilder seines Sohnes Rulin und seiner Tochter Rotharis, wie der Geschwister Thüring und Elisabeth von Hallwyl. Mit dem Instinkte des echten Künstlers flicht der Verfasser einerseits in das historisch großartige Gewebe der Haupthandlung private Nebenhandlungen von theils anmuthigem, theils abenteuerlichem Charakter ein, indem er unter anderm die eben erwähnten vier jugendfrischen Gestalten unter einander in allerlei kurzweilige oder bedeutsame Freundschafts- und Liebesepisoden verwickelt; andererseits aber gesellt er seinen Recken und Helden mit viel Geschick humoristische Figuren bei, wie den tauben Muck, den Diener Thürings, und stellt den weltgeschichtlichen Katastrophen und Höhepunkten der Erzählung komische Intermezzos an die Seite, wie die prächtigen Episoden, die sich an Petz, den Bären des Herzogs von Lothringen, knüpfen, und die mannigfach bewegten Scenen, welche von den freilich mehr kaustischen als komischen Reden des bedeutend concipirten und geistvoll ausgeführten herzoglich burgundischen Narren le Glorieux durchblitzt werden. Das ist alles farbensatt, anschaulich, fein gedacht und fein durchdacht. Und welch eine Fülle episch, wie allgemein dichterisch nahezu vollendeter Einzelheiten weist die Handlung auf! Ich erinnere nur an die in Wurf und Rundung mustergültige Exposition; ich erinnere ferner an den lebhaft bewegten Abschnitt von der Gefangennehmung und Hinrichtung des burgundischen Landvogts Peter von Hagenbach in Breisach, sodann an die Schilderung des Lagers bei Mastricht, an die Unterredung Bubenbergs mit Herzog Karl, an die Wiedergabe der Schlachten bei Murten und Nancy und endlich an das überaus stimmungsvolle Schlußkapitel, welches die Doppelhochzeit Rulins mit Elisabeth und Thürings mit Rotharis schildert. Etwas allzu modern sensationell gemahnt dagegen die Verschüttung der Rotharis gelegentlich eines Uebergangs über die Gemmi; die Schilderung der Schlacht von Grandson bleibt in einzelnen Passagen im archivarischen Tone stecken, statt sich gleichmäßig auf der Höhe dichterisch gehobener Darstellung zu halten, und Muck als Herold des Königs von Frankreich bei Eduard von England ist eine stark unwahrscheinliche, gar zu sehr ans Farcenhafte streifende Figur, als daß man diese Episode nicht lieber aus dem Rahmen der Erzählung fort- oder doch in wesentlich anderer Färbung gewünscht hätte.

Hans Blum's „Hallwyl und Bubenberg" bewährt sich als eine Leistung, in welcher sich Fleiß und Talent, Wissen und Können, Selbstkritik und Gestaltungsvermögen auf das wohlthuendste verschmelzen. Namentlich — um dies zum Schluß noch besonders hervorzuheben — excellirt das dankenswerthe Buch durch seinen technisch vollendeten Aufbau. Blum kennt das Gesetz der architektonischen Gliederung wie der Perspektive; er erhöht und vertieft; er verwendet Licht und Schatten, je nachdem der Moment es erfordert. Außerdem ist er immer maßvoll und diskret; er läßt die Thatsachen reden und fällt seinen Menschen nicht in's Wort, um sie zu expliciren. Endlich hat sein „Hallwyl und Bubenberg" Totalstimmung im Ganzen, Lokalstimmung im Einzelnen.

Ich möchte die Blum'sche Erzählung, die sich dem Besten anreiht, was kürzlich auf diesem Gebiete geschrieben worden, vor allem in den Händen des Volkes und der Jugend wissen. Vermöge ihres hochpatriotischen Inhalts und ihrer edelschlichten Form wendet sie sich in erster Linie ja gerade an diese beiden Elemente im lesenden Deutschland.

Feuilleton.

Der Schlagschatten.

Ein Wiener Gesellschaftsbild von Ludwig Hevesi.

„Sogar der Schlagschatten ist vorhanden."

Diese räthselhaften Worte standen in Rauenbergs eigener, schwer leserlicher Handschrift unter dem schwarz und roth gedruckten Texte der goldgeränderten Einladungskarte. Was sie bedeuten sollten, wußte ich einstweilen nicht, aber als ich am anberaumten Abend seinen mittleren Salon betrat, den orientalisch-pariserischen, da begann ich etwas zu ahnen. Es waren in diesem merkwürdigen Junggesellenheim, wie gewöhnlich bei diesen kleinen Soupers, mehrere junge Ehepaare und flotte Junggesellen vereinigt, darunter einige berühmte Namen des Wissens oder Könnens, aber sämmtlich gute alte Bekannte. Nur eine Erscheinung war mir fremd und einigen Anderen auch. Auf einer Causeuse, welche ganz unter einem riesigen Königstigerfell verschwand, so daß dieses furchtbare Thier lebendig durch den Salon zu schreiten schien, saß oder lag ein verblüffendes Frauenbild, ganz wie die von Dannecker verlassene Ariadne auf ihrem marmelsteinernen Tigerthier. Sie hatte den rechten Arm, der fast bis an die Achsel in einem schwarzen Handschuh stak, auf den gewaltigen Kopf des Thieres gestützt und ihr eigenes Haupt ruhte nachlässig in dieser Hand. Ein seltsamer Frauenkopf, die Haut gelb wie altes Elfenbein, die großen Augen schwarz wie das unbändig krause Haar, dessen Schlangengeringel über eine Wachsbüste von einem gewissen matten Schwung niederrollte. Den schwarzen, scharfgezogenen Brauen entsprachen zwei dunkle

Digitized by Google

Halbkreisschatten unter den Augen, so daß diese wie in Parentheſe erſchienen. Einiges an alledem war jedenfalls Kunſterzeugniß, wie auch ein Hauch von Roſenroth auf ihren Wangen, ſo leicht, daß er von dem durchſchimmernden Gelb der Haut einen Stich in's Orange annahm. Sie trug ein ſchwarzes Surahkleid, auf Bruſt und Rücken tief en coeur ausgeſchnitten und an Buſen, Gürtel, Achſeln, Schooß und Schleppe mit großen gelben Roſen aus Seide geſchmückt. Die überlange Schleppe ſtrömte in wirren Wogen über den Rücken des Königstigers nieder und verlor ſich weiterhin auf den blumigen Wieſen der mehrfach übereinandergeſchobenen perſiſchen, indiſchen und arabiſchen Teppiche. Ihr linker Arm lag entblößt in ihrem Schooße und ſchien ſich von dem ſchwarzen Meere dieſer Toilette willenlos ſchaukeln zu laſſen.

Gleich mein erſter Blick galt dieſer exotiſchen Erſcheinung. Wer iſt ſie? fragte ich mich. Die Göttin des gelben Fiebers, oder die Königin der Nacht aus der Großen Oper von Paramaribo? Eine Prinzeſſin aus zweitauſend und zwei Nächten oder die Kurfürſtin der weißen Mohren in Mittelafrika? Rauenberg kam mir jedoch gleich entgegen und ſprudelte in ſeiner hurtigen Weiſe hervor:

„So, lieber Doctor; vor zwei Jahren, am 17. Januar 1884 beklagten Sie ſich, es gehe bei mir immer zu luſtig her, es fehle an dem nöthigen Schlagſchatten. Als muſterhafter Wirth ſuche ich alle Wünſche meiner Gäſte zu befriedigen. Der Schlagſchatten unſerer heutigen Luſtigkeit heißt: Sennora Clemencia Pardo y Ponce, Wittwe des unglücklichen Präſidenten von Ecuador, General Don José Pardo y Ponce."

Ich hatte von der ſeltſamen Frau gehört, die ſchon ſeit Jahren geheimnißvolle Schritte bei der europäiſchen Diplomatie that und über ebenſo geheimnißvolle Hülfsquellen verfügte. Rauenberg ſtellte mich ihr vor. Ich verneigte mich und ſagte galant: „Madame, Europa ritt auf einem Stiere, Südamerika reitet auf einem Tiger." Einen Augenblick ſah ich ihre beiden Augen ſtarr auf mich gerichtet, wie die Mündungen zweier ſcharf geladenen Escopetas, dann bot ſie mir eine gelbſeidene Düte mit Chokoladebonbons und ſagte:

„Nehmen Sie eine langue de chat. Dieſe Warſchauer Chokolade von Lourſe protegire ich jetzt. Sie iſt wahrhaftig die beſte; Paris iſt nicht mehr zu eſſen, die Schweiz unverdaulich." Und als ich eines der goldbeſpritzten Plättchen verſpeiſt hatte, ſagte ſie: „Buen provecho!" (wohl bekomm's!) und griff nach einem Kryſtallgläschen mit Cognac, das ſie kurz vorher verlangt hatte.

„Sie ſpricht nie von Anderem, als von Eſſen oder Trinken," flüſterte hinter mir unſere ätheriſche Sopraniſtin Fräulein Lilla Bandt dem Hausherrn zu, worauf dieſer ſie in Schutz nahm:

„Nein, ſehen Sie, die Generalin hat Trauriges erlebt, ſie hat einen Schlagſchatten in ihrem Leben, den kein Sonnenſtrahl auflöſen wird."

„Einen Schlagſchatten, wieſo?" zirpte die Künſtlerin.

„Ich weiß es nicht. Ich glaube, kein Menſch weiß es. Daß der General Pardo y Ponce von den Aufſtändiſchen vor fünf Jahren in San Criſtobal erſchoſſen wurde, iſt Alles, was man weiß, aber es ſcheint noch etwas Beſonderes damit verknüpft zu ſein."

„Ich werde ſie befragen," ſagte Fräulein Lilla ſo vorlaut, wie nur ſie zu ſein verſtand.

„Wird Ihnen nichts nützen. Sie wird die Geſchichte vielleicht bereitwillig zu erzählen beginnen und dann irgendwo ſtecken bleiben. Es geht ihr immer ſo. Sie läßt ſich durch Alles ablenken und hat die tauſendmal begonnene Geſchichte noch nie zu Ende erzählt."

Ich betrachtete die Generalin mit jenem Mitleid, das man dem Unglück ſchuldet. Sie hatte ſoeben die letzten Tropfen des Glaſes in ihre bloße linke Hand gegoſſen und darin verrieben, jetzt zog ſie den Duft ihrer Handfläche mit geblähten Naſenflügeln ein und rief: „Qué, qué! (na, na!) das ſcheint Revière zu ſein; etwas zu mild, kann ſeine dreißig Jahre haben."

„Sehr richtig," bekräftigte Rauenberg.

„Martell 1850 iſt mir lieber," fuhr ſie fort, „Revière iſt für Frauen, für Pariſerinnen."

Der Vicomte Roger de Bronze, von der franzöſiſchen Botſchaft, der eine eigene Kunſt beſaß, in zuſtimmendem Tone zu proteſtiren, wandte beifällig ein: „O Madame, koſten Sie doch einmal goutte d'or, es gibt nichts Beſſeres."

„Caramba!" rief ſie, „als ob ich goutte d'or nicht kennte! Von Cavaillon in Bordeaux. Querido amigo (lieber Freund), viel zu aromatiſch. Iſt kein Cognac, ſondern Parfüm." Sie griff nach der Flaſche Martell, die auf dem Malachittiſchchen neben ihr ſtand, und roch an deren Mündung, erſt mit der rechten Nüſter, dann mit der linken. „Ah!"

„Schon leer," flüſterte der Vicomte erſtaunt dem Hausherrn zu.

„Wird nicht ganz voll geweſen ſein," entſchuldigte dieſer.

„O, ſie iſt durchaus nicht leer," ſagte unſer vortrefflicher Freund, Herr von Pappe, der häufig ſo boshaft oder . . . einfach war, heimlich Geflüſtertes womöglich laut zu wiederholen. „Keine Spur von leer. Ich wette, daß noch fünfzig Tropfen drin ſind."

„Cincuenta gotas!" rief Sennora Clemencia ungläubig und ſchüttelte die Flaſche, welche alsbald von Hand zu Hand ging und allgemein den gleichen Unglauben hervorrief. „Ich halte die Wette, Sennor; cuanto va? (Um wie viel geht's?)"

„Um gar nichts," lachte er, „ſagen wir zehn Gulden . . . und ſetzen wir das Geld gleich ein, hier iſt ein gutes Plätzchen dazu." Er nahm eine blaue Banknote aus ſeiner Briefta ſche und ſteckte ſie in den offenen Rachen des Tigers, unter deſſen blutrothe Zunge.

„Yo . . ." entgegnete die Sennora, „ich . . . habe nicht den Muth, dem Tiger in den Rachen zu greifen."

„Gut, Madame," lächelte Herr von Pappe überlegen, „mein Einſatz ſteht gleichwohl. Aber ich brauche zum Experiment eine Stricknadel und einen Strohhalm."

„Sogleich," ſagte der Kammerdiener und eilte ohne Auftrag hinaus, zur Wirthſchafterin. Auf einer getriebenen Silbertaſſe aus dem 16. Jahrhundert brachte er die Stricknadel herbei, was aber den Strohhalm betraf, geſtand er, daß um dieſe ſpäte Nachſtunde . . . in Wien . . .

„Ich ſchicke ſofort Jemanden zu mir," rief der Vicomte, „im Stall . . ."

„Inutil," unterbrach ihn die Sennora und langte mit einer epiſchen Handbewegung nach einer Virginia-Cigarre, die ſie vorhin weggelegt hatte, und die ja einen Strohhalm enthielt.

„Das Ei des Columbus!" rief ein Herr beifällig.

„Qué dice? (was ſagt er?)" fragte ſie.

„El huevo de Colon," erläuterte ihr der Hausherr.

Sie zuckte die Achſeln: „Colon? Kenne nicht. Iſt er hier?" Und ſie ſchälte ſorgſam den Strohhalm aus der Cigarre, dann reichte ſie ihn mit einer majeſtätiſchen Geberde Herrn von Pappe.

„Wie heißt »ich danke« auf ſpaniſch?" fragte dieſer.

„Gracias," entgegnete ſie.

„Alſo dann gracias, Madame," und er ging an die Arbeit. „Sehen Sie, nun durchbohre ich dieſen Kork mit dieſer Stricknadel."

„Bueno."

„Und nun ziehe ich die Nadel heraus und ſtecke durch die Lücke dieſen Strohhalm."

„Bueno."

„Und nun verſchließe ich die Flaſche mit dieſem Kork und kehre ſie ſachte um."

„Bonisimo."

„Und nun zählen wir, wie viel Tropfen herausfließen. Der Vortheil iſt nämlich, daß die Tropfen durch den Strohhalm viel kleiner werden . . . Bah, alter Garniſonsſpaß . . . . Mit einem einfachen Streifchen Papier im Halſe der Flaſche geht's übrigens auch, wenn man's geſchickt anfängt."

Und Alles begann zu zählen, am eifrigſten Sennora Clemencia. Sie rief immer mit lauter Stimme die Dekaden, während ſie die übrigen Zahlen nur leiſe vor ſich hin murmelte:

Digitized by Google

„Zehn .... zwanzig .... dreißig ... por. Dios, wie viel Tropfen! ... fünfunddreißig ... vierzig, ... nein, noch nicht.“ Sie setzte erregt beide Füße auf den Teppich; die plastische Stellung auf dem Tigerrücken war vorderhand verdorben.

Und noch immer hatte der Strohhalm nicht seinen letzten Tropfen hergegeben. Er tropfte allerdings seit einer Viertelstunde schon sehr langsam. Sennora Clemencia bekreuzte sich einmal über's andere und schien ihre schwarzen Medusenlocken mit zuckenden Fingern unter dem Kinne zusammenbinden zu wollen, wie eine Spitzenbarbe. Da hielt es der Hausherr für angemessen, einzuschreiten. Er gab dem Kammerdiener ein Zeichen, das dieser weitergab und dann mit lauter Stimme rief:

„Gnädiger Herr, die Suppe ist aufgetragen!“

„Vive Dios! es war Zeit,“ stieß Sennora Clemencia halblaut hervor und ergriff hastig den Arm des Hausherrn. Ihre schwarze Schleppe überstürzte sich wie Meeresbrandung und zerstäubte dann in unzählige Falbeln und Zacken, deren Gewoge die dicken gelben Rosen wie Flaumfedern hin und her schlenderte. Im Vorbeigehen hatte sie noch eine rasche, heimliche Bewegung der Hand ... nach dem Maule des Königstigers, einen kühnen Griff unter dessen blutrothe Zunge. Offenbar hatte sie mittlerweile den Muth dazu gefunden.

* * *

Man begab sich durch eine Thüre, welche hüben und drüben durch eine Portière aus je drei indischen Teppichen, in der Mitte aber durch einen brettharten indischen Vorhangteppich befestigt war, in die Bibliothek und von hier durch eine seltsam verschnörkelte schmiedeeiserne Pforte, deren beide Flügel offen standen, in den Speisesaal. Einen Augenblick war der Durchgang gesperrt, denn Sennora Clemencia blieb mit ihren rauschenden Gewändern rechts und links an den eisernen Blumenranken hängen und zog dadurch beide Flügel hinter sich zu. Nur das behende Hinzuspringen des Vicomte Roger de Bronze und des Herrn von Pappe befreite sie aus der prächtigen Klemme.

„Gracias,“ sagte sie ihren Rettern, „ich will dafür zwischen Ihnen beiden sitzen.“ Sie bedachte nicht, daß sie durch diese eigenmächtige Maßregel die ganze wohlerwogene Sitzordnung über den Haufen warf.

Der Anblick der Tafel war ... nun, er war eben Rauenbergisch. Das Licht des Barbedienne'schen Kronleuchters zerstob in den facettirten englischen Krystallgläsern zu zahllosen bunten Flimmern, zu pulverisirtem Regenbogen, wie der bekannte Aesthetiker Dr. Hans Juften-Lennox sich auszudrücken wagte. Auf dem Kaminsims, der auf zwei antiken Porphyrsäulen stand (an jeder ihrer Cannelüren hatte nach Dr. Juften-Lennox' Versicherung ein altägyptischer Arbeiter sechs Monate lang geschliffen), ritt zwischen zwei hohen Empire-Leuchtern Napoleon I. hin und her, eine meisterliche Verkleinerung jenes Rude'schen Erzstandbildes, das auf der Place du Diamant in Ajaccio steht. Die Wand gegenüber deckte ein alter flandrischer Gobelin, ein gewebter Park, in dem gewebte Cavaliere und Damen mit verblichenen Hunden und verschossenen Pferden lustwandelten, als wären sie soeben von dieser gedeckten Tafel aufgestanden. Man nahm die Suppe auf schwedischer Majolika ein, die der Hausherr kürzlich auf der Amsterdamer Weltausstellung gekauft hatte. Für die Bombe glacée war ein neues Bijou-Service von Minton in Stoke upon Trent angekündigt und den Kaffee sollten die Damen aus den berühmten Sèvres-Tassen der Marie Antoinette, aus der Sammlung Castiglione, trinken.

Die Gäste schmückten sich mit den duftigen Cameliensträußen, die bei ihren Gedecken lagen, und einige warfen rasche Orientirungsblicke auf die Menus.

„Meisterhaft componirt,“ sagte Baron von Remagen-Beaumenu, der stadtbekannte Feinspeiser, „denken Sie nur, lieber Rauenberg, vorige Woche bei dem Diner auf der russischen Botschaft gab es in dem Menu zwei braune Braten ... in einem und demselben Menu. Sollte man das für möglich halten?“

Alles verurtheilte einstimmig diesen unerhörten diplomatischen Mißgriff, aber Sennora Clemencia fuhr mit einem lauten „Caramba!“ durch diese ganze zwecklose Kritikasterei, schob den Sherry von sich und verlangte einen rohen Eidotter. Der Lakai hinter ihr zog die Augenbrauen hoch, eilte aber hinaus und brachte das gewünschte Unding. Sie winkte Herrn von Pappe und dieser schenkte ihr aus der für sie allein bestimmten Karaffe das Sherryglas voll Cognac Martell 1850, sie ließ den Eidotter in die goldbraune Essenz gleiten, bog das imposante Haupt zurück und leerte das grün und roth aufglitzernde Glas mit wundersamer Grandezza. Man sah sie nicht schlucken, das Nonplusultra-Knickebein war in einer Secunde da und nicht mehr da, nur über die Spitzen ihrer langen dunkeln Wimpern huschte ein leichter Schauer des Vergnügens.

„Bravo!“ riefen mehrere Herren und versicherten, sich die Combination merken zu wollen.

„Valgame Dios!“ (Gott steh' mir bei!) rief die Generalin, „das ist noch gar nichts. Wissen Sie, was gut ist? Frische Erdbeeren mit Cognac und Zucker, ... viel Zucker natürlich ... und viel Cognac!“

„Das wollen wir später versuchen, das muß in der That köstlich sein!“ rief es da und dort.

„Bah!“ warf sie hin mit einer Art Mitleid ob der Unerfahrenheit dieser Gesellschaft, „es gibt etwas noch Besseres.“

„Hört!“

„Wissen Sie, womit der Cognac am aller-, allerbesten ist?“

„Hört, hört!“

„Mit ... Cognac!“ sagte sie halb flüsternd, mit der Feierlichkeit einer Priesterin, welche das große Geheimniß, das unaussprechliche Wort ausspricht.

* * *

Die Gespräche wurden lebhafter und kreuzten sich über dem Tischtuch nach allen Richtungen. Die Blumen der mächtigen Rococo-Jardinière in der Mitte der Tafel schienen sich scheu zu ducken vor den schweren und leichten, stumpfen und spitzen Worten, die über sie hinschwirrten. Bei der „selle de chevreuil rôtie, sauce Cumberland“ verstand man sein eigenes Wort nicht mehr. Wem es gelang, das Stimmengetöse in seine Einzelheiten aufzulösen, hörte von den verschiedensten Personen gleichzeitig Dinge wie die folgenden vorbringen:

Baron von Remagen-Beaumenu erklärte einerseits Fräulein Lilla Bandt, wie man die Sauce Cumberland ganz richtig bereiten müsse, während er sich auf der anderen Seite in hinhaltendem Gefechte gegen die Angriffe des berühmten Kunstmäcens und Leinwandhauses Ritter von Dreyweber vertheidigte, der die Ueberzeugung verfocht, die Sauce Colbert sei denn doch die schmackhafteste unter allen warmen Saucen. Herr Dr. Juften-Lennox rief um den nämlichen Zeitpunkt mit Emphase aus: „Ich muß doch einmal eigens nach Groß-Schwechat gehen, denn wenn schon das Klein-Schwechater Bier so gut ist, wie gut muß erst das Groß-Schwechater sein!“ (Er hatte sich nämlich soeben ein frisches Glas Schwechater zwischen verschiedene Champagner eingeschaltet, um seine Zunge wieder zurechnungsfähig zu machen.) Dieser kräftige Witz verhallte leider in dem Gelächter, das der immer galante Damenfreund und Privatier Meyer von Meyerheim entfesselte, als er, zwischen einer strammen Brünette und einer behaglichen Blondine eingezwängt, ausrief: „Meine Damen, in diesem Augenblicke möchte ich der zweiköpfige Adler sein!“ — „Ach,“ lachte die Brünette, „vermuthlich um aus zwei Schüsseln zugleich essen zu können!“ — „Meine Ungnädige, welcher Einfall!“ sträubte sich der Meyerheimer, „um Ihnen Beiden gleichzeitig die Hand küssen zu können.“ Während er diese schöne Geistesblume an zwei Busen zugleich steckte, entsetzte sein Gegenüber, Dr. Adolf Spitzfeder, der gefeierte Publizist, seine nächste Umgebung mit finsteren Wahrsagungen über die Pläne Rußlands: „Rußland, meine Herrschaften,“ sagte er, „kauft jetzt insgeheim ungeheure Mengen von Leim.“ — „Zu Kriegszwecken?“ staunte die Nachbarschaft. — „Jawohl, den Leim, aus dem seine Nachbarstaaten gehen sollen,“ ergänzte er und salvirte sich, indem er die feinste politische Spürnase Wiens in seinem Glase Johannis-

Digitized by Google

berger vom Jahre 1847 vergrub, der selbst in den Kellern des Fürsten Metternich nicht mehr vorkommt. Dieser faule Scherz kreuzte sich knapp über der Jardinière mit der ernsthaften Behauptung des Sanitätsraths Prof. Dr. Au von Siechentrost: „In Pyrawarth, liebes Fräulein (er sprach zu Frl. Lilla), ist schon der Boden so eisenhaltig, daß man in der ganzen Gegend die Pferde gar nicht zu beschlagen braucht." Fräulein Lilla Bandt, deren Köpfchen auf Scherze nicht eingerichtet war, verstand ihn zwar nicht, aber sie lachte doch, weil ihre Zähne vorzüglich gemacht waren. Unentschieden blieb es, wer unter den Anwesenden in diesem Augenblicke die rührende Klage ausgestoßen hatte, er laufe schon seit 13 Jahren zwei Diners nach, die er einst verschlafen, und könne sie nicht einholen. Dagegen ist es sicher, daß es Frau Meyer von Meyerheim war, die das niedliche Geständniß machte, sie habe in ihrer Naivetät als ganz junge Mutter die eben gemiethete Amme wieder verabschieden wollen, weil sie dahinter kam, daß dieselbe schon . . . ein Kind habe. Hier hörte man sogar ein „Unglaublich" ausstoßen, welches ziemlich allgemein unserem Fräulein Lilla zugeschrieben wurde.

Hundert Anderes aber, was noch so hin und her schwirrte, blieb dem Horchenden verworrenes Geräusch. Glücklicherweise brachten die Kiebitzeier, bei denen die Generalin noch immer hielt, ein beruhigendes Intermezzo. Sie aß nämlich kein Fleisch, auf welches hin Herr Prof. Dr. Au von Siechentrost aus seiner reichen Praxis sogleich einen Irrsinnigen hervorholte, der auch kein Fleisch gegessen habe, aus Furcht, es könnte das Fleisch eines Engels sein. Die Generalin aß aber auch die Kiebitzeier in ganz besonderem Stile. Abgesehen davon, daß sie den linken Arm bloß, den rechten aber im langen schwarzen Handschuh trug, so daß es aussah, als äßen ein Mohr und ein Weißer aus der nämlichen Schüssel, behandelte sie die Eier des Kiebitzvogels in gar zierlicher Weise. Sie stellte das geschälte Ei aufrecht in die Höhle der linken Hand und gab ihm dann mit der rechten einen kräftigen Schlag auf die Spitze. Dadurch sank die obere Hälfte ein und bildete dann eine seichte Grube, aus der eine weiße Kuppe aufragte. Diese Kuppe trug sie nun mit dem Messer säuberlich ab, . . . sie sei dickes Eiweiß, also schwer zu verdauen, sagte sie, und verspeiste nun das Uebrige ohne Furcht. Diese zierliche Operation erregte allgemeines Entzücken. Ein großes Geschrei nach Kiebitzeiern erhob sich, Eilboten rannten nach der Küche und der Koch schickte schleunigst Alles, was er noch von dem Artikel hatte, herein. Und nun kam Alles zu Sennora Clemencia gepilgert, ein Ei in der Hand, und jedem Ei mußte sie mit ihrer schwarzen Sphinxtatze den Meisterklaps auf den Scheitel versetzen und dann mit dem zarten Messerchen den sicheren Schnitt führen.

Aber kaum waren die Kiebitzeier abgethan, so ging der Zungensturm wieder an, schlimmer als vorher. Niemand bemerkte, welchen zarten Liebesdienst Sennora Clemencia dem Vicomte Roger de Bronze leistete, als er nach den Laibacher Krebsen sich die Fingerspitzen in der dargereichten Handschale säuberte. Sie sah ihm einen Augenblick mitleidig zu, dann fuhr sie mit der Messerspitze in das Salzfaß und stäubte ihm eine tüchtige Ladung Salz auf die plätschernden Finger. „Carisimo amigo," sagte sie, „das allein zerstört den Krebsgeruch gänzlich."

Mit einigem Neid sah der einzige Herr von Pappe seinem Nebenbuhler, dem schönen Roger, diese Gunst erweisen und begann, um sich Luft zu machen, dem Fräulein Lilla schräg über den Tisch weg eine lange Geschichte zu erzählen, von einem gewissen Nachtwächter in Aachen. Er wäre damals Premierlieutenant bei den Kürassieren gewesen und da hätten sie eines Nachts in Weinlaune den Nachtwächter trunken gemacht und im Wagen nach dem dritthalb Stunden entfernten Jülich entführt und allda tief benebelt ausgesetzt. Nach einiger Zeit sei der Mann erwacht und habe in seinem Rausch, ohne das Alibi zu merken, angefangen aus vollem Halse tutend in den dunklen Straßen von Jülich umherzustolpern. Ein heilloses Getute habe er angerichtet, noch dazu nach seinen Aachener Nachtwächter-Arien, die in Jülich gar nicht Brauch waren. Und da seien die Bürger aus dem Schlafe gefahren und die Polizei habe den Kerl gefaßt, der aber in seiner Entrüstung ob solcher, einem beeideten Nachtwächter zugefügten Unbill nur um so grimmiger weitertutete und, des Tutorgans gewaltsam beraubt, auf die Wache gebracht werden mußte. All dies, und was Alles noch darauf gefolgt sei, berichtete Herr von Pappe auf so beträchtliche Entfernung hin dem Fräulein Lilla Bandt, diese aber hörte gar nicht zu und lachte noch weniger, denn es war gerade nicht der günstigste Zeitpunkt, ihr Gebiß zu zeigen, da der Sanitätsrath soeben von einem Zerstreuten erzählte, der eines Morgens bei der Toilette sich die Perrücke in den Mund gestopft und sein falsches Gebiß sich auf den Kopf gestülpt habe. Glücklicherweise war der eben entbrannte Streit um die besten Champagnermarken viel zu heftig, als daß man solche Allotrien aufmerksam angehört hätte, und auch der arithmetrische Nachweis des Herrn Dr. Spitzfeder, wie viele Stockwerke ein siebenzigjähriger Wiener in seinem Leben erstiegen habe und wie leicht er mittels all dieser Stufen in den Mond hätte emporsteigen können (dessen Erdnähe vorausgesetzt), ging ungewürdigt vorüber, wie nicht minder die Schilderung, welche der gefeierte römische Maler Signore Fiorino Fiorini in seinem halbitalienischen Deutsch von der Herrlichkeit des Papstes entwarf, wenn er „umgeben von sechzig fidelen Kardinälen" („fedeli" meinte er) dem Volke den Segen ertheile.

Der Jaquesson, signature rose, fand allgemeinen Beifall und man erklärte ihn für den dermaligen König der Champagne. Kraft und Milde, behauptete Dr. Juften-Lennox, seien in ihm gepaart, wie in Alexander dem Großen, er sei besonnen und feurig wie Raphael Sanzio.

„Qué, qué!" protestirte Sennora Clemencia und wies auf eine Flasche, die ihr allein gehörte; „Alles Zuckerwasser, dieser ist der einzige wirkliche Champagner, Billecart Salmon, . . . sec, sec, so sec als möglich, extra dry! Kosten Sie, querido amigo!" Und sie schob Herrn von Pappe ihr eigenes Glas hin, denn sie hatte seine Verstimmung wohl bemerkt und wollte ihn versöhnen. „Und zwanzig Tropfen Martell 1850 hinein . . . so, jetzt trinken Sie . . . Ganz austrinken, ganz aus, denn wenn man zu dem Rest neuen gießt, kriegt man fluxion, Rheuma . . . wie mein geliebter Gatte, que Dios tiene (der bei Gott ist) . . . er hat auch das reuma bekommen, nur davon."

„Ist er daran gestorben?" fragte Fräulein Lilla Bandt herüber in so hellem Sopran, daß er zu einer so düsteren Frage gar nicht paßte.

Sennora Clemencia richtete sich stolz auf, so daß sie selbst sitzend groß aussah, und schoß um die eine Ecke der Jardinière einen finsteren Blick nach der vorlauten Fragerin.

„Vive Dios," sagte sie feierlich mit dumpfer Stimme, „der General Don José Pardo y Ponce, Präsident der Republik Ecuador, ist an neun Kugeln gestorben, als guerrero valiente (tapferer Krieger), und hat vergossen sein sangre de heroe (Heldenblut) zu San Cristobal, besiegt durch Verrath, gefangen durch Verrath, verurtheilt durch Verräther. Die Geschichte hat den Namen Antonio Ordega verflucht wegen dieses Meuchelmordes, den Namen des Märtyrers aber wird Ecuador segnen. Es war am 9. febrero 1879, um 5 Uhr Morgens, als man ihn an die Mauer stellte. Ich hatte mir von Ordega die Gunst erbeten, ihm die Augen verbinden zu dürfen. Aber er ließ sie sich nicht verbinden . . . und das war mein Unglück. Ich . . . Demonio! (Teufel!)". . .

Sie unterbrach sich plötzlich, ihre Haltung sank zusammen und sie suchte krampfhaft nach ihrer Tasche, welche sie in den weitläufigen Bauschen ihres Kleides nicht fand.

„Sie sind unwohl, Madame," rief der Vicomte besorgt und Herr von Pappe bückte sich, um die Tasche des schwarzen Meeres zu suchen. Er war so glücklich, sie zu finden, und griff hinein.

„Das Fläschchen," hauchte die Generalin, todtengelb, und riß es ihm aus der Hand.

Sie goß sich die wasserhelle Flüssigkeit auf die Hand und rieb sich damit Schläfen und Stirn. Dann lehnte sie sich einen Augenblick still zurück, mit geschlossenen Augen. Alles

Digitized by Google

war mäuschenstill, Rauenberg winkte sogar der Musik, welche eben das Lied begleitet hatte:

„Ja das is was für'n Weaner,
Für's Weanerische G'müat" . . .

Nun schwieg auch sie.

Nur der Sanitätsrath trat, auf den Fußspitzen schleichend, an die Leidende heran und ergriff das Fläschchen, das sie auf den Tisch gestellt hatte. „Elettricità verde," las er auf der Etikette, „rimedi Mattei, Bologna." Er verzog höhnisch den Mund und stellte das Wunderelixir wieder hin.

Da öffnete die Generalin die Augen.

„Valgame Dios, yo era muerta" (Gott steh mir bei, ich war todt), sagte sie, „aber dieses Mittel hilft augenblicklich."

„Grüne Elektricität, vom Apotheker Mattei in Bologna," sagte der Sanitätsrath spöttisch. „Natürlich, das weckt ja Todte auf."

„Wie schade," flüsterte die Sängerin dem Hausherrn zu, „sie war im besten Zuge."

„Sie macht es immer so," entgegnete er, ihr den Arm reichend. Man begab sich in die Bibliothek, den Kaffee zu nehmen.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die wissenschaftliche Ausstellung der Berliner Naturforscher-Versammlung.

Es ist das erste Mal, daß der Versuch gemacht worden ist, der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte durch eine planmäßig ausgeführte, wissenschaftliche Ausstellung einen neuen Anziehungspunkt zu geben, und es ist erfreulich, sagen zu können, daß diese Idee sich vortrefflich bewährt hat, und jedenfalls zu den Glanzpunkten dieser Versammlung gerechnet werden wird. Allerdings waren schon früher oftmals von einzelnen Theilnehmern dieser Versammlungen, sowie von einschlägigen Geschäftshäusern seltene Naturgegenstände, neue Apparate, Präparate und Sammlungen zu kleinen Ausstellungen vereinigt worden, allein ihr Charakter war ein zufälliger, improvisatorischer geblieben, während, wie erwähnt, die unter dem Vorsitz von Professor Bardeleben mit Unterstützung eines ausgedehnten Stabes von Fachcapacitäten im Akademiegebäude veranstaltete und am vorigen Freitag eröffnete Ausstellung als eine höchst sorgfältig vorbereitete und ausgeführte gelten darf. Die ausschlaggebende Grundidee war, nur das in irgend einer Weise Neue oder Verbesserte zuzulassen, um damit die gefürchteten Ahasvere der Ausstellungen, die immer wiederkehrenden Paradepferde einzelner Industriellen auszuschließen und so den hauptsächlichsten Charakter der Wissenschaft, als einer nie ruhenden, immer fortschreitenden, auch der Ausstellung zu wahren. Mit Ausnahme einiger ganz vereinzelten historischen Stücke, wie des Medicinkastens Stanley's, der ansehnlichen und in kunsthistorischer Beziehung höchst interessanten Sammlung japanischer Arzneidosen und weniger anderer Stücke ist dies auch streng durchgeführt worden. Historische Objecte, die den Ausgangspunkt einer neuen, jetzt im Glanze befindlichen wissenschaftlichen Richtung bezeichnen, wie die ersten mit farbenempfindlicheren Platten erzielten Photographien von Prof. H. W. Vogel, wird jeder Einsichtige sicherlich als eine höchst dankenswerthe Ergänzung betrachten.

Bestände die Versammlung, der diese Ausstellung gewidmet wurde, nur aus Naturforschern, so würde sich der gesammte Inhalt der letzteren leicht in die beiden Abtheilungen der Forschungs- und Lehrmittel gliedern lassen, allein da die Mediciner einen integrirenden Bestandtheil derselben bilden, so nehmen die Mittel und Wege, den Menschen gesund zu erhalten und den Kranken zu heilen, einen sehr großen, ja den überwiegenden Theil der Ausstellung ein, aber jeder, der sich in die Einzelheiten etwas vertieft hat, wird den Eindruck hinweggenommen haben, daß Naturwissenschaft und Medicin von Tag zu Tag enger miteinander verwachsen. Nicht allein, daß die ärztlichen Methoden und Instrumente in beständiger Wandlung begriffen sind, um auch von den letzten Fortschritten der Wissenschaften zu profitiren, so eröffnet auch die ärztliche Forschung beständig neue Beobachtungsmethoden und Gebiete, die, wie z. B. die Bakteriologie, der allgemeinen Wissenschaft zu Gute kommen.

Ob die Vorträge der öffentlichen Sitzungen und die Verhandlungen und Demonstrationen in den Sectionen außer der persönlichen Berührung mit Fachgenossen jeden Theilnehmer etwas gebracht haben, was er für neu und wichtig genug hält, um ihn für seine Theilnahme zu entschädigen, mag dahingestellt bleiben, auf dieser Ausstellung wird sicherlich Jeder in seinem eigenen Fache oder auf verwandten Gebieten einiges, was für ihn neu und interessant war, gefunden haben. Natürlich wird jedem Einzelnen von den Forschern sowohl wie von den Laien auch Vieles fremd und unverständlich gewesen sein, aber dieses unvermeidliche, in der Arbeitstheilung liegende Uebel wurde möglichst vermindert durch einen von Dr. Otto Lassar vortrefflich redigirten Catalog, mit Einleitungen für jede Abtheilung, die von Fachleuten verfaßt sind, sowie durch freiwillige Führer aus der Berliner Studentenschaft, die sich jedem Wißbegierigen zur Disposition stellten, während die Aussteller und ihre Vertreter gern noch genauere Auskunft ertheilten.

Natürlich kann im vorliegenden Bericht nicht auf Einzelnheiten eingegangen werden, was sowohl der verfügbare Raum, als die Eigenthümlichkeit der Ausstellung von vornherein unmöglich machen; es kann eben nur auf die leitenden Ideen und den Charakter der Abtheilungen mit wenigen Worten eingegangen werden. Den Mittelpunkt der Ausstellung nahmen, wie billig, die den allgemeinen Naturkräften und Erscheinungen gewidmeten Forschungsapparate ein und zwar vor allem diejenigen, welche den höchsten Ausdruck unserer Forschungsperiode, dem Messen und Wägen, Festhalten und Bestimmen der Naturkräfte dienen, Arbeiten, in denen früher nur Astronomen und Geographen und allenfalls die Chemiker ihre Hauptaufgabe suchten, in die aber jetzt mehr oder weniger auch alle anderen Naturwissenschaften, Physik und Physiologie voran, eingetreten sind. Nicht mehr die zeitlichen und räumlichen Ausdehnungen allein unterliegen jetzt der Messung, sondern auch die Intensitäten, die Geschwindigkeiten, mit denen sich die Wirkungen fortpflanzen, die Widerstände, denen die Kräfte auf ihren Wegen begegnen, die Ablenkungen, die sie veranlassen, ja nicht einmal mehr die Geschwindigkeit einer Flintenkugel, eines Sinneseindrucks oder Gedankens ist mehr vor einer Messung sicher. Um aber die höchste Genauigkeit und Zuverlässigkeit in diesen Arbeiten zu erzielen, oder Apparate zu construiren, welche genau die Bedingungen festhalten, unter denen gewisse Erscheinungen eingeleitet und beobachtet werden sollen, oder welche diese Erscheinungen mit einer den menschlichen Sinnen kaum möglichen Genauigkeit registriren, haben sich Theoretiker und Praktiker verbünden müssen, die einen, indem sie das Problem stellten, die anderen, indem sie den Vorrichtungen die sicherste, bequemste und wenn möglich eleganteste Construction gaben. Die neuesten und hervorragendsten Triumphe dieses durchaus modernen Zweiges, der Präcisionsmechanik, fand man hier vereinigt, und es darf gesagt werden, daß Berliner Forscher und Mechaniker auf diesem Gebiete eine Art Führerrolle übernommen haben.

Die Chemie muß sich auf solchen Ausstellungen mehr oder weniger auf Vorführung ihrer hauptsächlichsten Errungenschaften und Präparate beschränken, unter denen sich auch physikalisch interessante, wie die verschiedenen phosphorescirenden und fluorescirenden Substanzen befanden. In der pharmakologischen Abtheilung konnte man auch das neue, unlängst entdeckte „deutsche Element", das Germanium mit mehreren seiner Verbindungen bewundern, wir brauchen also Frankreich nicht mehr um sein Gallium zu beneiden.

An die physikalisch-chemische Abtheilung schließen wir naturgemäß zunächst die Apparate, die zur Erweiterung der sinnlichen Wahrnehmungsgrenzen dienen, und zwar nach der Richtung der kleinsten Dinge, die Mikroskope, da die Vorrichtungen, welche zur Beobachtung des Makrokosmos dienen, im Allgemeinen zu groß und schwerfällig sind, um in solchen Ausstellungen eine Rolle zu spielen. Unter den Mikro-

Digitized by Google

skopen schließt sich das Veraltete ganz von selbst aus, denn diese Instrumente haben in den letzten Jahren durch Einführung neuer Arbeitsmethoden und Hülfsapparate, namentlich durch die Immersions-Systeme eine solche Umwandlung erfahren, daß die vor wenigen Jahrzehnten gekauften, damals auf der Höhe der Technik stehenden Instrumente, für die neueren Untersuchungen, namentlich was Bakterienforschung u. dergl. betrifft, kaum noch brauchbar sind. Außer den verschiedenen Formen und Leistungsfähigkeiten der Mikroskope selbst, gewährten auch die Neben-Apparate z. B. zur Herstellung feiner Schnitte, die Meßvorrichtungen, Gesteinsschliffe und Sammlungen mikroskopischer Objecte ein reiches, schon einer größeren Theilnehmerzahl zugängliches Studienmaterial. Als einer für weitere Kreise anziehenden Neuheit mag hier eines von Klönne und Müller nach den Angaben von Professor Eilhard Schulze in Berlin construirten Aquarium-Mikroskopes gedacht werden, welches dazu dient, Wasserthiere, die sich an den senkrechten Parallelwänden eines gläsernen Wasserbehälters ansetzen, an jeder Stelle wohl zu beleuchten, und lebendigen Leibes zu beobachten.

Für den Laien dürfte die photographische Abtheilung, welche den Zweck hatte, die Anwendung der Photographie als Beobachtungs- und Forschungsmittel in ihren Apparaten, wie in ihren Leistungen vorzuführen, die interessanteste gewesen sein. Früher diente die Photographie nur als Ersatz oder Hülfsmittel des Zeichners, um Landschaften und Objecte, namentlich auch solche mikroskopischer Art, oder minutiöse Einzelnheiten im Gefüge und Aufbau organischer Körper aufzunehmen und von allen solchen Anwendungen waren Musterblätter vorhanden. Ebenso von den neueren Versuchen der Terrain-Aufnahmen und der Luftballon-Perspektive, und von der Photogrammetrie, die dazu dient, Bauwerke zugleich in ihren Maßverhältnissen zu fixiren und so die mühevolle Ausmessung der Einzelnheiten zu ersparen. Aber seit es nach Vogel's Entdeckungen gelungen ist, der photographischen Platte durch organische Farbstoffe eine gleichmäßigere Empfindlichkeit für die verschiedenen Strahlengattungen zu geben, und ihr durch das von Bennet eingeführte Verfahren mit Bromsilber-Gelatine eine Empfindlichkeit zu geben, die sie befähigt, momentane und äußerst schwache Eindrücke festzuhalten, ist die Photographie zum wirklichen Erweiterungsmittel unserer Beobachtungen geworden, sofern sie Bewegungsmomente und Lichteindrücke fixiren hilft, die dem menschlichen Auge bei aller seiner sonstigen Ueberlegenheit entgehen. Hier mögen nur kurz die neuen Aufnahmen von Sonne, Mond, Sternen und Nebelflecken und den Spectren derselben genannt werden, an deren sehr reicher Ausstellung auch Pariser Forscher betheiligt waren, und die uns wahrscheinlich dereinst ermöglichen werden, gewisse Veränderungen in der Form und gegenseitigen Lage von Weltkörpern, auf Grund von Documenten, die jede subjective Färbung ausschließen, festzustellen, sowie neue, bisher unmögliche Verstöße in den unendlichen Raum zu machen. Von bedeutender Anziehungskraft erwiesen sich auch die Nordlicht-Aufnahmen von Tromholt in Christiania, die von verschiedenen deutschen Forschern ausgeführten Blitzphotographieen und namentlich die ganz vorzüglichen Moment-Aufnahmen lebender Wesen in schnellster Bewegung von Anschütz in Lissa. Wir sahen die rapiden Bewegungen eines springenden, speer- oder diskuswerfenden Menschen in Dutzende von Momentaufnahmen zerlegt, die dennoch von solcher Schärfe der Wiedergabe sind, daß man das Spiel der Muskeln des nackten Körpers erkennen kann. Hoffentlich werden diese Aufnahmen von Menschen und Thieren in ihrer Bewegung den Künstlern zu Modellen dienen, und gewisse conventionelle Bewegungsmotive beseitigen helfen, die nichts als schöne Lügen sind.

Unter den Forschungsmitteln für Reisende, die eine besondere Abtheilung ausmachten, spielten leicht transportirbare photographische Apparate natürlich ebenfalls eine wichtige Rolle, und einige vorzügliche Aufnahmen hoher Berggipfel von schwer zugänglichen Punkten aus geben den Maßstab für die Leistungsfähigkeit dieser Reiseapparate. Ebenso sah man hier einzelne erstaunliche Erfolge der Bemühungen, größere Meßinstrumente, wie Barometer, Theodoliten u. s. w. unbeschadet ihrer Zuverlässigkeit in eine compendiöse Form zu bringen, eine Reiseausrüstung für anthropologische Zwecke nach Virchow, Apparate zur Meeresuntersuchung und vieles Andere. Ein „photogrammetrischer Theodolit" stellte in dieser Abtheilung wohl das Neueste vom Jahre vor.

Die sich hier anschließende geographische Abtheilung war jedenfalls die am schwächsten beschickte. Doch dürfen die vertretenen kartographischen Leistungen, auf denen zum Theil nicht bloß das Relief und die zu Tage tretenden Gesteine, sondern auch die Mächtigkeit der einzelnen Schichten und andere Einzelnheiten verzeichnet waren, als wichtige Neuerungen bezeichnet werden.

Auch die Anthropologie gehörte nicht zu den reicher vertretenen wissenschaftlichen Gebieten. Anthropologische Meßinstrumente nach Benedikt (Wien), Ranke (München), Rieger (Würzburg), Topinard (Paris), Virchow sen. und jun. (Berlin) machten neben zahlreichen photographischen Aufnahmen den Hauptinhalt dieser Abtheilung aus.

Dagegen hatte die junge Wissenschaft der Biologie einzelne sehr interessante Leistungen aufzuweisen, darunter die schon erwähnten Registrirungs-Apparate von Bewegungen am lebendigen Körper und die Beobachtungsvorrichtungen lebender Wesen von Professor Eilhard Schulze. Eine Zurückführung des Prachtgefieders der Pfauen und anderer Hühnervögel auf ihren gemeinsamen Ausgangspunkt von der gescheckten Feder in großen natürlichen Gruppirungen von Dr. Kersch in Graz zusammengestellt, erregte allgemeine Aufmerksamkeit.

Die Abtheilung der Lehrmittel war ziemlich reichlich vertreten, aber vielfach in den verschiedenen Räumen zerstreut. Unter anderen hatte die Stadt Berlin ihren vollständigen naturhistorischen Lehrapparat für die Gemeindeschulen ausgestellt. Die Wände bedeckten Tafeln für den Anschauungs-Unterricht und mehrere Buchhandlungen hatten einschlägige Werke ausgelegt. Das zoologische Institut in Neapel und das Berliner Aquarium führten Sammlungen in Spiritus aufbewahrter Meeresthiere, Dr. Dewitz (Berlin) eine sehr instructive Präparaten-Sammlung vor. Durch ihre biegsame, lebensvolle Beschaffenheit meist mit Erhaltung der natürlichen Farben unterschieden sich die nach einer neuen Methode von Dr. Johannes Frenzel (Berlin) präparirten Thiere im Ansehen sehr vortheilhaft von den starren, gebleichten Trockenpräparaten Sempers (Würzburg), denen allerdings durch aufgetragene Oelfarben theilweis eine größere Augenfälligkeit verliehen war. Die wundervollen Glasmodelle von Seeschwämmen, die Blaschka (Dresden) ausgestellt hat, und die mühsamen Demonstrationspräparate von Echinodermen-Skeletten, welche R. von Heider (Graz) ausgestellt hat, verdienen mit besonderer Anerkennung hervorgehoben zu werden. Unter den physikalischen Lehrmitteln machten sich namentlich instructive optische, unter den chemischen und mineralogischen Sammlungen künstlicher Krystalle und Edelsteine, sowie fluorescirender und doppelfarbig wirkender Glasflüsse bemerkbar. In dieser Abtheilung glänzten einige Perlen der Berliner Sammlungen, vor Allem die vielberühmte Archaeopteryx durch ihre Abwesenheit; denn wenn auch der Besuch aller wissenschaftlichen Sammlungen den Theilnehmern auf das Bereitwilligste gestattet wird, so wäre es doch wohl richtiger gewesen, gerade solche Stücke, die für alle Besucher ein gleiches Interesse darbieten, und neue Erwartungen von höchster Seltenheit darstellen, hierher zu bringen. Auch eine Sammlung von guten Beispielen der neuerlich in so weiten Kreisen bekannt gewordenen Mimikry-Erscheinungen würde als ein werthvoller Bestandtheil sowohl der biologischen, wie der Lehrmittel-Abtheilung begrüßt worden sein.

Gehen wir nunmehr zu der großen Abtheilung der Medicin und ihrer Unterabtheilungen (Hygiene, Chirurgie, Augen-, Ohren-, Zahnheilkunde, Orthopädie, Militair-Sanitätswesen u. s. w.) über, so mag erwähnt werden, daß die Stadt Berlin durch Vorführung ihrer weit und breit als vorzüglich anerkannten hygienischen Einrichtungen, in Präparaten vom Fleischschau-Amt, in Modellen, bildlichen und schriftlichen Darstellungen recht vielseitig und vortheilhaft vertreten war, während die anderen Aussteller in hygienischer Richtung sich vorwiegend auf die Gebiete der Desinfection und Wasserfiltration beschränkt hatten.

Die eigentliche medicinisch-chirurgische Abtheilung würde in ihrer Reichhaltigkeit selbst für einen so summarischen Bericht wie den vorstehenden, wenn auf die einzelnen Abtheilungen eingegangen werden sollte, einen bedeutenden Raum beanspruchen. Nur im Allgemeinen mag bemerkt werden, daß das im Eingange erwähnte Bündniß zwischen Medicin und Naturforschung dabei sehr eindringlich zur Empfindung gelangte,

Digitized by Google

nicht nur in den Apparaten zur elektrischen Beleuchtung der inneren Körperhöhlungen, zu Operationen und Aetzungen mit Hülfe durch den electrischen Strom glühend gemachter Drähte, in den mit Hülfe der Chemie gewonnenen Betäubungs- und Heilmitteln, sondern selbst in der Form und Beschaffenheit der chirurgischen Instrumente. Die neuen Methoden der antiseptischen Wundbehandlung haben deutlich gezeigt, daß die Gefahr durch unreine Instrumente bedenkliche Fäulnißerreger in eine Wunde zu bringen, mit dem Material und der Form der Instrumente zunimmt, sofern sich in Winkeln, Ritzen und Poren derselben leicht kleine Keime festsetzen, die einer flüchtigen Sterilisation widerstehen. Die neuere Instrumenten-Technik strebt daher dahin, die Werkzeuge möglichst aus Metall und aus einem Stück unter Vermeidung winkliger und rauher Oberflächen herzustellen.

An die medicinische Ausstellung schloß sich endlich noch eine pharmazeutische, welche die neueren Heilstoffe nicht nur in reinster Gestalt für sich, sondern auch in fertigen Zubereitungen von besonders annehmlicher und bequemer Form vor Augen stellt, womit dann die äußerste Grenze der Wissenschaftlichkeit erreicht schien, so nützlich auch die Kenntnißnahme solcher Arzneiformen für den Arzt sein mag.

Im Ganzen zählte die Ausstellung wenig über 400 Nummern, von denen aber die meisten Einzelnummern mehrere Stücke, und viele Dutzende von Apparaten oder Präparaten desselben Ausstellers in sich vereinten. Von diesen ca. 400 Nummern entfielen ca. 150 für die Naturwissenschaft und ihre Lehre, und ca. 250 für die Medicin und ihre Hülfswissenschaften, so daß sich schon in diesen numerischen Verhältnissen das Uebergewicht der Letzteren auf der Ausstellung ausspricht.

Unter allen Umständen dürfen die Veranstalter ihr Werk als ein verdienstliches und trotz mancher Lücken wohlgelungenes betrachten. Man darf nicht vergessen, daß es nicht ohne Schwierigkeiten war, leistungsfähige Firmen und Institute für eine nur acht Tage währende Ausstellung zu interessiren, zumal, soviel dem Unterzeichneten bekannt, keinerlei Prämiirung und offizielle Anerkennung dabei versprochen wurde.

Carus Sterne.

Die Jubiläumsausstellung.

(Schluß.)

Die Jubelausstellung naht ihrem Ende. Ursprünglich sollte sie schon am ersten October geschlossen werden, jetzt hat der Senat der Academie den Termin bis zum fünfzehnten hinaus geschoben. Wenn das Wetter anhaltend so günstig bleibt, wird man sich auch an diesen Tag nicht binden.

Noch lassen sich ja die Besuchsziffern nicht vergleichen, aber es scheint doch so viel sicher, daß Berlin noch keine so populäre Ausstellung gesehen hat, freilich auch keine, die das Wetter in gleichem Maße begünstigt hätte. Monatelang und bis gegen Ende des September warme oder doch milde Abende und Nächte bescheert uns das Klima nicht oft. Unzählbare Schaaren wanderten gegen Abend hinaus und das Gedränge war regelmäßig so groß, wie sonst nur bei ungewöhnlichen Anlässen. Kein Wunder, daß wieder von allen Seiten Klagen der großen Vergnügungslocale laut wurden, die sich gänzlich vernachlässigt sahen.

Es hatte einen ganz eigenen Reiz, sich nach einem Gang durch die elektrisch beleuchteten Säle in dem Gewühl des Parkes zu bewegen. Nirgend konnte man intensiver die Empfindung haben, daß man im Getriebe einer modernen Weltstadt stand als unter den Massen, die im grellen Bogenlicht die Promenade um den Teich machten oder im milderen Glühlicht vor dem Café saßen. Das Ganze mit der rauschenden Musik und den hellerleuchteten, unaufhörlich über die hohen Bögen vorübersausenden Züge der Stadtbahn, mit dem Zeustempel und dem Diorama der Colonien auf der einen und den mächtigen Kasernen auf der anderen Seite als Rahmen vereinte in großen Zügen Repräsentanten der wesentlichen Factoren unseres modernen Lebens. Wahrhaftig, es konnte einem passiren, daß man plötzlich von dem überwältigenden Gefühl, mitzuleben, gepackt wurde, wie es einen wohl an schönen Frühlings- oder Herbstabenden auf einer Fahrt über die Boulevards von Paris überkommt.

Aus diesem nervösen Getriebe unserer hastigen Zeit führt uns die letzte Abtheilung der Ausstellung in verflossene Perioden mit langsamerem Pulsschlage. In sechs Sälen ist zur Aufstellung gekommen, was an Werken der norddeutschen Malerschulen, die im letzten Jahrhundert geblüht haben, zu erreichen war. Daß dies Material nicht allzu reichlich ausgefallen, läßt sich an den Fingern abzählen. Nicht einmal für Berlin sind die wirklich bedeutungsvollen Werke ausreichend vertreten. Und doch fallen auf Berlin allein drei von den sechs Sälen. Danach kann man leicht abmessen, wieviel Raum für Düsseldorf, Weimar, Dresden u. s. w. übrig blieb.

Dennoch wurde die Idee, alle bedeutenden norddeutschen Künstler durch typische Werke bei dieser Jubelausstellung in Erinnerung zu bringen, auch in dieser nothwendiger Weise unvollkommenen Verwirklichung allgemein dankbar aufgenommen. Wie manche der großen Physiognomien war der lebenden Generation nur verwischt im Gedächtniß.

Der Löwenantheil in Berlin, das wir bei dem Bruchstückwesen der anderen Abtheilung hier allein berücksichtigen, hätte auf die drei großen originellen Meister fallen müssen, dir unsere Stadt in ununterbrochener Folge seit hundert Jahren hervorgebracht hat, Chodowiecki, Schadow und Menzel. Ludwig Pietsch hat zuerst auf das Gleichartige und specifisch Berlinische dieser drei Ingenien hingewiesen, um die sich eine ganze Schaar bescheidenerer Nachahmer gruppirt. Leider sind sie nicht so reich bedacht worden, wie man wohl hätte wünschen sollen.

Namentlich der liebenswürdige Chodowiecki ist etwas zu schlecht weg gekommen. Doch hat man zum Glück die köstlichen Blätter seines Skizzenbuches von der Reise nach seiner Heimatsstadt Danzig nicht vergessen. Sie befinden sich im Besitz der Berliner Academie, auf deren reiche Sammlung von Handzeichnungen einheimischer Meister diese Ausstellung wohl die allgemeine Aufmerksamkeit lenken wird. Es ist bekannt, daß die Berliner Kunsthandlung von Amsler und Ruthardt dieses gezeichnete Tagebuch vor einigen Jahren in Lichtdruck herausgegeben hat. Wir besitzen kein ähnliches Werk in unserer Kunst. Was der ehrliche alte Chodowiecki vermochte, ist in diesen geistreichen Tuschzeichnungen weit besser zu erkennen als in den kleinen Stichen, mit denen er die damals beliebten Duodezbändchen der schönen Literatur schmückte. Es ist ein bürgerlicher Roman ganz in der leicht gerührten Stimmung jener Zeit. Von dem Abschied in Berlin und den mannigfaltigen Abenteuern der weiten Reise wird kein wichtiger Moment vergessen. Es ist in der Reproduction ein Familienbuch, das neben den besten deutschen und englischen Romanen seinen Platz hat. Zugleich ist es sittengeschichtlich eines unserer wichtigsten Documente. Soviel Material auch das umfangreiche gestochene Werk des Künstlers bieten mag, es ist doch nirgend in dem Sinne Document wie diese einfachen Schilderungen der Reiseerlebnisse, in denen nicht nur die Menschen, sondern auch die Dinge Portraits sind. Sollte einer unserer Leser das Werk nicht kennen, der suche es sich zu verschaffen. Es ist eine Quelle des mannigfaltigsten Genusses.

Von dem alten Schadow werden eine Reihe vorzüglicher Zeichnungen, Modelle und ausgeführter Arbeiten geboten. Er ist doch der Riese. Wenn auch eine Zeitlang die Popularität Rauchs seinem Schaffen die volle Anerkennung entzog, so hat sich doch schon in der Generation nach seinem Tode der Umschwung zu seinen Gunsten vollzogen. Er ist unserer Zeit, die in Allem Natur sehen will, mit seinem energischen Zug und seiner kräftigen Charakteristik ungleich sympathischer als selbst Thorwaldsen. Sein Vorbild beherrscht die ganze norddeutsche Bildnerei unseres Jahrhunderts. Das Beste bei Rauch und in gewissem Sinne auch bei Rietschel geht auf ihn zurück. Noch ist in der älteren Generation der Berliner Künstlerschaft auch die Erinnerung an seine mächtige Persönlichkeit nicht erloschen. Kommt die Gelegenheit, so beginnen die, welche jetzt die Alten sind, köstliche Geschichten von dem originellen, willenskräftigen Mann zu erzählen und wissen nicht genug die selbstbewußten, aber von jeder Eitelkeit ferne Weise des Alten zu rühmen. Bei Gelegenheit der Menzelfeier zum Beispiel wurde der Schadowfeier gedacht. Als ihm damals die Schüler der Academie einen Fackelzug brachten und er schließ-

Digitized by Google

lich den vor seinem Hause Versammelten seinen Dank ausgesprochen hatte, trat er unter die erregte Jugend und sagte in seiner sarkastischen Art: Na, Jungen, das hat euch wohl riesigen Spaß gemacht. Daß er in solchem Augenblicke sich so frei über der Situation bewegen konnte, charakterisirt den Mann und seine unabhängige Kunst. Was für einfache und großartige Dinge sind doch seine Statuen Ziethens und des Leopold von Dessau! Er hat mit ihnen die Vorbilder für die ganze nachfolgende Kunst seines Vaterlandes geschaffen. Man erinnere sich wie unvergleichlich viel schwächer Thorwaldsen auf demselben Gebiete.

Menzel erlebt noch immer neue Triumphe. Sein Krönungsbild und das gewaltige Nachtstück der Schlacht bei Hochkirch schmücken den Ehrensaal. Friedrich auf Reisen, das Eisenwalzwerk, der Garten des Prinzen Albrecht, die Prozession in Gastein und der Markt in Verona, um nur die Hauptsachen zu erwähnen, hangen in der historischen Abtheilung. Auch seine Handzeichnungen sind nicht vergessen. Wir können uns hier nach den mannigfaltigen Gelegenheiten der letzten Jahre bei ihm wohl mit der bloßen Erwähnung begnügen.

Im Vorbeigehen sei noch der gute alte Meyerheim begrüßt, dessen Idyll mit dem Wasserthor zu Tangermünde noch heute seine alte Frische nicht eingebüßt hat, wo wir doch ganz anders sahen als er; Franz Krüger mit seinen energischen Portraits — eines der Feinsten das des Prinzen August von Preußen in einem höchst charakteristischen Inferieur im Empirestil —, mit seinen famosen Pferdebildern und der berühmten großen Parade von 1839 mit den Bildnissen aller derer, die damals in Berlin eine Rolle spielten; und vor Allen Karl Blecken.

Ihn hat die vor einigen Jahren von der Nationalgalerie veranstaltete Ausstellung den Lebenden, die ihn vergessen hatten, wieder ins Gedächtniß zurückgerufen. Daß die Jubelausstellung eine so große Zahl seiner Werke zusammenbrachte, muß dem Nichtberliner unter den Besuchern besonders angenehm sein. Trotz eines verfehlten Lebens das vor der Zeit in geistiger Umnachtung und Selbstmord endete, müssen wir ihn als einen der originellsten Landschafter des Jahrhunderts ansehen. Thatsächlich ist er der erste, der das moderne Italien gesehen hat. Und dazu war er im Stande, trotzdem er vorher an den Landschaften der großen Stilisten studirt, und während neben ihm Schinkel die ganz abstracte Ideallandschaft pflegte. Was für wunderbare Stimmungslandschaften bieten der Tereipark, die Abendlandschaft mit dem Mönch, die Teufelsbrücke (mit leuchtendem Himmel), der Palast der Königin Johanna in Neapel. Als ganz einziges Phänomen sei die Abendstimmung vor dem Walzwerk in Eberswalde erwähnt, wo er jenseits des Flusses die dunklen Silhouetten der qualmenden Fabrikschornsteine in den hellen Abendhimmel schwinden läßt. Wer hatte damals außer ihm diese moderne Welt als Maler entdeckt?

Mit einem Hinweis auf diesen seltenen und so wenig bekannten Künstler, von dem die Nationalgalerie einige vorzügliche Studien besitzt, nehme wir Abschied von der Jubelausstellung. Es sei nur noch erwähnt, daß das electrische Licht seine Probe in der Beleuchtung einer Gemäldeausstellung bei uns nicht übel bestanden hat. Zwar verschwindet häufig das Detail, aber der Gesamteindruck war bei manchen Bildern weit günstiger als am Tage. Nicht selten mußte man sich sagen: So dürfte das Bild wohl dem Künstler in seinem Atelier erschienen sein. Wir werden für künftige Kunstausstellungen mit dem Factum des Abendbesuches zu rechnen haben.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die höhere Töchterschule.

Sehr geehrter Herr!

Gegenüber dem in Nr. 34 der „Gegenwart" veröffentlichten Artikel „Ueber Töchtererziehung" erlaube ich mir zur Entkräftigung der dort aufgestellten Behauptungen auf die stetigen auf eine Verminderung des Unterrichtsstoffes gerichteten Bestrebungen hinzuweisen, wie sie in den Verhandlungen des Deutschen Vereins für das Höhere Mädchenschulwesen seit Jahren zum Ausdruck gekommen sind, sodann aber die Jahresberichte der Höheren Mädchenschulen zu Zeugen zu nehmen, um nachzuweisen, daß jene Bestrebungen heutzutage in dem bei weitem größten Theile dieser Schulen, ich kann sagen, fast in allen anerkannt und die Pensen demgemäß reducirt worden sind. Es ergibt sich daraus im Besonderen zunächst die Unrichtigkeit der Behauptung, daß die altdeutsche Literatur „gewöhnlich bis zum Ueberdruß getrieben würde, und daß Schiller und Goethe aus unangebrachter Prüderie selten die richtige Würdigung erfahren". Eine vergleichende Uebersicht der Berichte beweist vielmehr, daß sich die Behandlung der altdeutschen Literatur im Allgemeinen auf das Nibelungenlied, Gudrun, Parsifal, den Armen Heinrich und einige Lieder Walthers von der Vogelweide und Sprüche aus Freidanks Bescheidenheit erstreckt, und daß in der Lectüre Tell, die Jungfrau von Orleans, Wallenstein, Hermann und Dorothea, Iphigenie und Minna von Barnhelm bevorzugt werden. Die Stuttgarter Verhandlungen des obengenannten Vereins führten u. A. zu dem Beschluß, Lessing, Goethe und Schiller zum ausgesprochenen Mittelpunkt des Literaturunterrichts zu machen. Daß die Römischen Elegien, die Braut von Corinth und ähnliche Dichtungen nicht gelesen werden, daß wir keinen näheren Aufschluß über Goethe's Verhältniß zur Vulpius geben, daraus wird uns Herr Fr. L. wohl keinen Vorwurf machen wollen; ich denke zudem, Goethe kann auch ohne dies die richtige Würdigung erfahren, soweit dies überhaupt seitens 16jähriger Mädchen geschehen kann. Ebenso unrichtig ist ferner die Behauptung, es gäbe Anstalten, deren Schülerinnen gezwungen würden, drei fremde Sprachen zu erlernen. Für Privatschulen kann ich freilich nicht garantiren. Höchstens zwei fremde Sprachen werden obligatorisch betrieben, und wenn ich speciell dafür spreche, daß eine derselben facultativ gestattet werde, so glaube ich mit diesem Vorschlage von manchem meiner Collegen unterstützt zu werden. Auch in den übrigen Fächern können, ja müssen theilweise nach meiner Ansicht die Pensen noch beschnitten werden. Zum Schlusse will ich nur daran erinnern, daß die Höhere Mädchenschule ein erst im Beginn ihrer Entwickelung stehendes Institut ist, daß sie also nicht, wie andere Schulen, durch Jahrhunderte alte Erfahrungen gewitzigt ist, daß sie deshalb Nachsicht beanspruchen darf, wenn sie bisweilen Mißgriffe thut und nicht sofort das Richtige trifft, daß sie endlich seitens des Staates ein viel geringeres Maß von Pflege und Förderung genoß als die verwandten höheren Erziehungs- und Bildungsanstalten. So ist beispielsweise erst jetzt von der preußischen Regierung, der wir in Anbetracht der vorliegenden Schwierigkeiten daraus durchaus keinen Vorwurf machen können, ein Normallehrplan aufgestellt worden, der auf der Tagesordnung der in nächster Zeit in Berlin tagenden Hauptversammlung des genannten Vereins steht. Ueberhaupt ist der Wunsch wohl berechtigt, daß man endlich aufhöre, die Mädchenschule im Allgemeinen anzuklagen, wenn man an dem einen oder anderen Orte einen Mangel, eine Irrung wahrnimmt! Man richte seine Anklage gegen die einzelne Anstalt und nicht gegen die Mädchenschule im Allgemeinen.

In vorzüglicher Hochachtung

Chr. L.

Digitized by Google

Inserate.

— Verlag von Franz Hanfstaengl, München. —

Die Deutsche Malerei der Gegenwart

auf der Berliner Jubiläums-Ausstellung 1886.

Photogravüre-Ausgabe mit begleitendem Text von

Ludwig Pietsch.

Komplett in circa 12 Lieferungen.

Luxus-Ausgabe auf Japanpapier mit Avant la lettre-Drucken, Preis pro Lieferung ℳ 10.—
Ausgabe auf Kupferdruck-Papier, Vollbilder auf China, Preis pro Lieferung ℳ 6.—

Das Prachtwerk umfasst die vorzüglichsten Werke der Ausstellung und bietet gleichzeitig ein **Gesammtbild unserer heutigen deutschen Malerei.**

Zu beziehen durch jede Kunst- und Buchhandlung.

„Hackländers Humoristische Schriften“, illustriert von H. Schlittgen u. A., erscheinen in **36** Lieferungen à **50** Pf. Jede Lieferung enthält 3 Bogen Quartformat mit zahlreichen Illustrationen. — Alle vierzehn Tage erscheint eine Lieferung.

Bücher-Liebhaber.

Cataloge über neue u. alte Bücher (1870—86) **zu Gelegenheitspreisen** alle Wissensch. u. Sprachen sendet grat. frco.
H. Barsdorf, Leipzig, Neumarkt.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Der Materialismus

im Verhältniss zu

Religion und Moral.

Von

Dr. F. Wollny.

Preis M. 1,50.

Verlag von Theodor Thomas, Leipzig.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1,25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Gesucht

Agenten und Reisende zum Verkauf von **Kaffee, Thee, Reis** und **Hamburger Cigarren** an Private gegen ein Fixum von **500** Mark und gute Provision.

Hamburg. J. Stiller & Co.

Soeben erschien u. ist in allen Buchhandlgn. vorräthig:
Hugo Schuchardt, Prof. a. d. Univ. Graz,
Romanisches und Keltisches.
Gesammelte Aufsätze.
8°. VIII u. 438 S. Geh. M. 7,50, geb. M. 8,50.

Kürzlich erschienen:
Hillebrand, Karl, Culturgeschichtliches. Aus d. Nachlasse. (Zeiten, Völker u. Menschen. Bd. VII.) Mit Bildniß d. Verf. 8°. XII u. 335 S. geh. M. 6,00, geb. M. 7,00.

Mayer, Gustav Prof. (Graz), **Essays und Studien zur Sprachgeschichte u. Volkskunde.** 8°. VIII u. 412 S. geh. M. 7,00, geb. M. 8,00.

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken u. einzeln z. höchsten Preis! Kataloge m. Lagers liefere für 30 Pf. fro. L. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Buchholtzens in der Schweiz
Humoristischer Baedeker f. Schweizreisende
Lustigste Reise- u. Familienlektüre.
Preis 3 Mark. Verlag A. UNFRIED Leipzig

Bei einer weitverbreiteten Zeitschrift wird ein

Theilhaber und Redacteur

mit einer Baareinlage von 20,000 Mark gesucht. Man gibt den Vorzug einem jungen Manne von academischer Bildung, der sich als 2. Redacteur journalistische Routine und als Mitarbeiter schnell eine literarische Stellung erwerben könnte. Gefl. Anerbietungen unter **F. 32** vermittelt die Druckerei von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien:

Blutjung

und andere Erzählungen

von

E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. brochirt. Preis M. 3.

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder“** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen

Roman

von

Björnstjerne Björnson.

Deutsch von Wilhelm Lange.

1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis M. 4.

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben;* die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Hierzu eine Beilage von Carl Krabbe in Stuttgart.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 2. October 1886. Band XXX.

CORNELL UNIVERSITY
OCT 13 1886
Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ueber die Welthandelskrisis. Von Fritz Kalle, M. d. R. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Dichter und Naturforscher. Von E. W. Sievers. — Der Zolaismus in Deutschland. Von Julius Hart. — Vom Burgtheater. Von X. Wiener. — **Feuilleton:** Der Schlagschatten. Ein Wiener Gesellschaftsbild von Ludwig Hevesi. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Berlin. Von Carus Sterne. — Inserate.

Ueber die Welthandelskrisis.

Von Fritz Kalle, M. d. R.

(Schluß.)

Mit der Steigerung des Consums durch Verbilligung der Waaren geht es selbst im günstigsten Falle nur langsam voran und es führt überhaupt nicht jede Verbilligung zur Erhöhung des Verbrauchs. Es kommt ganz darauf an, wodurch das Sinken der Preise bewirkt wird. Die Bestrebungen der Herren Leroy-Beaulieu, den Consumenten die Waaren dadurch zu verbilligen, daß die vielen und großen Aufschläge der Zwischenhändler und Detailliſten möglichſt vermieden werden, erkenne ich meiſt als zweckmäßig und segensreich an, ich selbſt war in engerem Wirkungskreiſe in dieſer Richtung praktiſch thätig. Auch das iſt richtig, daß man ſuchen muß, durch Sparſamkeit im Staats- und Communalhaushalt die auf den Producten laſtenden Steuern möglichſt niedrig zu halten. Ganz anders aber liegt die Sache, wenn die Verbilligung daher kommt, daß der Producent, ohne daß er ſeine Selbſtkoſten durch rationellere Einrichtungen und Proceſſe erniedrigte (und auch das wird ſich in größerem Umfange ſelten oder niemals in ein paar Jahren erreichen laſſen), die Waare billiger abzugeben gezwungen wird. Ich meine, daß gerade die jetzige Kriſe am ſchlagendſten beweiſt, daß eine derartige Preisreduction den Conſum nicht vermehrt, ſondern umgekehrt drückt. Und daß dem ſo ſein muß, iſt ja auch klar, wenn man ſich die Verhältniſſe einmal etwas genauer anſieht. Schon Preisnachläſſe, welche die Capitalrente und den Unternehmergewinn ſtark ſchmälern, können recht gefährlich werden, beſonders wenn ſie die nach Millionen zählenden kleinen Grundbeſitzer und Handwerker treffen. Werden dieſe dermaßen in ihren Einnahmen verkürzt, daß ſie ſich gezwungen ſehen, ſich in ihrem Conſum Beſchränkungen aufzulegen, ſo wirkt das ſchon ſehr ſchlimm. Noch bedenklicher aber wird die Sache, wenn bei länger andauerndem Ueberangebote die Preiſe noch weiter ſinken und zu Lohnreductionen und Arbeiterentlaſſungen oder auch zu beiden nebeneinander zwingen. Da fallen weitere Millionen von Conſumenten gewiſſer Waaren aus und ziehen die jene Waaren producirenden Unternehmer und Arbeiter mit in das traurige Verhängniß, bei niedrigſtem Preiſe der Verbrauchsgegenſtände am bitterſten darben zu müſſen. So hat thatſächlich ſchon oft und insbeſondere jetzt wieder Ueberproduction die Preiſe der Waaren gedrückt, der Rückgang der Preiſe die Ueberproduction verſchärft und das Ende vom Liede, die traurige Folge des Ganzen, war „das Elend der Bevölkerung“.

Wenn auch ich eine baldige Beſſerung des jetzigen Zuſtandes erwarte, ſo iſt es nicht, weil ich mich der Illuſion hingebe, daß der Conſum durch Preisermäßigungen und durch Annahme neuer Gewohnheiten in nächſter Zeit bedeutend ſteigen wird, ſondern weil ich weiß, daß in den letzten Jahren wenig neue Productionsanſtalten entſtanden ſind und von den beſtehenden viele ihren Betrieb eingeſchränkt, einige ſogar ganz eingeſtellt haben. Alſo nicht raſch zunehmende Conſumtion, ſondern die unter dem Druck der Kriſe erfolgende Abnahme der Production, wird das Gleichgewicht zwiſchen Production und Conſumtion herſtellen und es wird, wenn wir uns dieſem Gleichgewichtszuſtand nähern und die übermäßigen Lager abnehmen, auch die Handelsſpeculation wieder erwachen und dem Geſchäfte erhöhte Lebhaftigkeit geben.

So feſt ich aber überzeugt bin, daß wir binnen Kurzem günſtigere allgemeine Verhältniſſe haben werden, ſo feſt bin ich auch überzeugt, daß auch die zu erwartende glücklichere Periode nicht von langer Dauer ſein wird; und zwar um ſo weniger, je ſtärkeren Antheil an der Hauſſe die Speculation hat, denn dieſer „ungeſtüme Achilles“ ſchießt leider meiſt weit über das Ziel hinaus und beſchleunigt und verſchärft dadurch den Rückſchlag. Ich glaube — und das habe ich ſchon früher wiederholt öffentlich ausgeſprochen —, daß die durch Ueberproduction hervorgerufenen Kriſen jetzt viel häufiger wiederkehren werden wie früher, daß wir vielleicht niemals mehr, jedenfalls auf einen langen Zeitraum hinaus nicht wieder einen Zuſtand dauernden Gleichgewichts zwiſchen Production und Conſumtion haben werden, denn die Verhältniſſe ſind jetzt derart, daß von den meiſten großen Artikeln bedeutend mehr hergeſtellt werden kann als thatſächlich verbraucht wird, ſo daß wenn hie und da die Conſumtion auch einmal einen Aufſchwung nimmt und die Preiſe in Folge der verſtärkten Nachfrage etwas ſteigen, auch die Production ſofort erweitert werden kann und erweitert wird und zwar, angeſtachelt durch die Speculation, meiſt über das richtige Maß hinaus, ſo daß ſehr bald das Angebot die Nachfrage wieder übertrifft und zu einer erneuten Kriſe führt.

Ich kann mich, um dieſe Behauptung zu begründen, auf die vorhin wörtlich citirten Sätze aus der Abhandlung der Herren Leroy-Beaulieu beziehen, in welchen er die dauernden Urſachen des Preisrückganges vieler wichtiger Waaren charakteriſirte, denn die dort für das Sinken des Waarenpreiſes angeführten Gründe, die Urbarmachung neuer Länder, die Vervollkommnung der Technik, die Verbilligung des Transports u. ſ. w. ſind ebenſowohl Gründe für die Ueberproduction. Es gibt

Digitized by Google

eine ganze Reihe bedeutender Industriezweige, die nach ihren Betriebseinrichtungen schon heute einer um 20, 30, 40 und mehr Procent steigenden Consumtion zu genügen vermöchten und jede einigermaßen günstige Conjunctur, bei der die Unternehmer etwas mehr wie gewöhnlich verdienen, läßt — dank dem starken Ueberschuß von nach Verwendung begierigen Menschen und Capitalien — neue Etablissements wie Pilze aus der Erde schießen. Man vergesse nicht, daß während früher nur wenige Völker, insbesondere Engländer und Franzosen Industrie in großem Stile trieben, heute beinahe alle civilisirten Nationen mit in die Concurrenz eingetreten sind und eine weitere Entwickelung ihrer wirthschaftlichen Unternehmungen noch zu erwarten steht. Dieser allgemeine Aufschwung der industriellen Thätigkeit ist in erster Linie die Frucht des überall erwachten Unternehmungsgeistes. Am deutlichsten zeigte sich das in unserem eigenen Vaterlande. Das deutsche Volk ist zu wirthschaftlicher Bedeutung gelangt, seitdem es sich seiner Kraft bewußt wurde und die Ueberzeugung in ihm erwuchs, daß es ebenso berufen und berechtigt wie die alten Industrienationen sei, bei dem friedlichen Wettbewerb der Production eine selbständige Rolle zu spielen. Die Annäherung der einzelnen Länder durch Verbesserung und Verbilligung der Verkehrsmittel und durch die Entwicklung des internationalen Handels, die großen Weltausstellungen und Anderes erleichterten und beschleunigten den eben angedeuteten Proceß.

Als zweiter Grund für die Entwickelung der Production in den einzelnen Ländern, und somit auch für die internationale Ueberproduction, kann und muß dann allerdings der staatliche Protectionismus der nationalen Arbeit bezeichnet werden, doch wird jeder Unbefangene zugeben, daß dies Moment gegenüber dem vorher angeführten vollkommen in den Hintergrund tritt. Aber auch wenn letzteres weniger der Fall wäre, kann man vernünftiger Weise einem einzelnen Staate nicht zumuthen, auf jede aktive Förderung der einheimischen Wirthschaftszweige zu verzichten, ebensowenig wie man einem Volke zumuthen kann, sich wegen der zu befürchtenden internationalen Ueberproduction auf die Dauer aller derjenigen Productionen zu enthalten, welche bisher von anderen Nationen betrieben wurden und auch ferner in einer dem Consum genügenden Weise betrieben werden könnten.

Die Forderung vollständiger Enthaltung von jeder staatlichen Wirksamkeit kann nur von ganz gedankenlosen Menschen gestellt werden. Herr Leroy-Beaulieu ist zu einsichtig dazu und führt er ja auch, wie bereits erwähnt, selbst einen Akt berechtigter staatlicher Thätigkeit als Beispiel an, er geht aber in seiner Abneigung gegen den Protectionismus entschieden zu weit und läßt sich durch seine Leidenschaft zu Aeußerungen hinreißen, die ihn der Gefahr aussetzen, des Mangels an ruhig erwägender Objectivität geziehen zu werden. Mit allgemeinen Sätzen zu wirthschaften, wie „die unbestreitbarsten Thatsachen" beweisen, „die schreiende Absurdität des Protectionismus"*), „man muß auf allen Staatssocialismus verzichten" und „jede Intervention des Staates auf wirthschaftlichem Gebiete ist wesentlich störend", Sätzen, wie sie sich in dem dritten Abschnitte der Leroy-Beaulieu'schen Arbeit finden, sollte man füglich jenen Pseudo-Nationalökonomen überlassen, die — zu bequem die schwer zu ergründenden, in ewigem Wechsel begriffenen thatsächlichen Verhältnisse zu erforschen — Volkswirthschaftspolitik auf Grund einiger theoretischer Lehrsätze treiben möchten. Herr Leroy-Beaulieu als ernster Gelehrter müßte sich präziser ausdrücken, er müßte, wenn er die Worte „Protectionismus", „Staatssocialismus" und „Intervention des Staates" brauchen wollte, wenigstens sagen, was er darunter versteht, denn es mußte ihm bekannt sein, daß mit diesen Worten der gräulichste Mißbrauch getrieben werden kann und thatsächlich getrieben worden ist, daß man sie als Schlagworte zur Bekämpfung auch der allergerechtfertigsten Thätigkeit des Staates auf wirthschaftlichem und socialen Gebiete benutzt hat.

Man kann sich dies Versehen bei einem so bedeutenden Schriftsteller nur dadurch erklären, daß man annimmt, daß er bei einer Tendenzschrift wie der vorliegenden, bestimmt auf die Masse der Gebildeteren zu wirken, um eminente Gefahren von Frankreich abzuwenden, mehr Werth auf eindringliche Lebhaftigkeit als auf die wissenschaftliche Genauigkeit der Ausdrucksweise legte.

Alle vernünftigen Leute werden mit Herrn Leroy-Beaulieu in der Verurtheilung eines Protectionismus, der einzelne Productionszweige auf Kosten der Gesammtheit fördert oder Industrien groß zu ziehen suchte, für die die natürlichen Unterlagen fehlen, einig sein. Er hat ganz recht, wenn er sich gegen das System der Ausfuhrprämien wendet. Dasselbe ist vom Finanz- wie vom wirthschafts-politischen Standpunkte aus auf das bestimmteste zu verurtheilen. Es kostet dem Staate große, oft vorher gar nicht zu bemessende Summen und es schädigt auf die Dauer auch unbedingt den prämiirten Industriezweig, denn sobald die Prämien bedeutender werden, wie das beim Zucker der Fall ist, wo zwischen den verschiedenen Staaten eine Art Wettrennen entstanden ist, wer seinen Zuckerindustriellen die höchsten Exportprämien zahlt, wird eine Ausfuhr um der Prämien willen erzeugt, die bald zu einer Ueberfüllung des Weltmarktes und damit zu allgemeinem Niedergang der Preise führt. Und wenn dann schließlich die Staaten zur Einsicht kommen, daß das Prämiensystem ihrer aller Schaden ist, und sich — wie auf die Dauer unvermeidlich — gleichmäßig zur Aufhebung entschließen, dann giebt es einen neuen Krach, bei dem alle schwächeren Existenzen erdrückt werden. Je länger es dauert, desto schlimmer wird es nach jeder Richtung, wir wollen daher hoffen, daß man bald überall zur Erkenntniß gelangt, daß mit dem System gebrochen werden muß. So sehr ich aber auch die Ausfuhrprämien verurtheile, besonders beim Zucker, auf den Herr Leroy-Beaulieu besonders exemplifizirt, so kann ich doch nicht zugeben, daß die Prämiirung der einzige, oder auch nur der Hauptgrund der jetzigen großen Zuckerkrise sind. Letzterer liegt vielmehr darin, daß die Zuckerpreise sich lange auf einer Höhe erhielten, welche den Producenten, ganz abgesehen von den staatlichen Prämien bedeutende Gewinne sicherten. Dadurch wurde die Landwirthschaft um so mehr zu übermäßiger Ausdehnung der Zuckererzeugung angeregt, als durch die auswärtige Concurrenz in Getreide dessen Preis dermaßen gedrückt wurde, daß sein Bau nicht mehr lohnte.

Ganz anders als die Prämien sind aber meines Erachtens die Schutzzölle zu beurtheilen, die finanziell umgekehrt wirken wie die Prämien (da sie dem Staat Geld eintragen), innerhalb gewisser Grenzen wirthschaftlich von großem Nutzen sein können und wie bereits angedeutet, heute nicht mehr ganz vermißt werden können, trotzdem sie etwas dazu beitragen, die internationale Ueberproduction zu fördern.

Man muß nicht vergessen, daß die Verhältnisse in den letzten zwanzig Jahren sich wesentlich geändert haben. Ausgiebige Preßberichte, Post und Telegraph unterrichten uns täglich von den Preisen der Waaren an allen Enden der Welt, die Frachten sind auf ein Minimum gesunken, so daß der speculative Kaufmann selbst bei kleinen Preisdifferenzen die Waare mit Profit auf weit entfernte Märkte zu werfen vermag. Dadurch gestalten sich die Concurrenzbedingungen der internationalen Production mehr und mehr wie diejenigen eines einzelnen Landes. Wie hier, wenn die Production genügt, oder gar Ueberproduction eingetreten ist, die unter weniger günstigen Verhältnissen Producirenden nach und nach zur Einstellung des Betriebes gezwungen werden (ich erinnere nur an die weit verbreitete Verdrängung der handwerksmäßigen Betriebe durch großindustrielle Unternehmungen und an das Erliegen einer Menge von Eisen- und andern Werken durch die Concurrenz der in den Kohlendistrikten belegenen gleichartigen Productionsanstalten), so werden diejenigen Nationen, welche durch geographische Lage, Bodenverhältnisse, Capital, althergebrachte Entwicklung der Technik und des Verkehrs, in

*) Herr Dr. v. Kalckstein übersetzt das Wort „Protectionnisme" mit „Schutzzöllnerei", es hat aber hier einen weitergehenden Sinn, der nur durch „Protectionismus" wiedergegeben werden kann.

Digitized by Google

der Lage sind, diese oder jene Waaren billiger herzustellen als ihre ausländischen Concurrenten, diese geschäftlich erdrücken.

Gegenüber innern Verschiebungen der Production, der Concentrirung gewisser Industriezweige in einzelnen, für sie besonders vortheilhafte Existenzbedingungen bietenden Landestheilen, kann der Staat, so bedauerlich diese Dinge sind, wenig thun; er muß sich nur hüten, die Verschiebungen noch zu vermehren und zu verschlimmern, wie z. B. durch den Bau von Kanälen, die ohne die Gesammtproduction des Inlandes erheblich zu steigern, nur ein Productionsgebiet auf Kosten des Andern fördern, den Eisenbahnen die bisher besorgten Transporte entziehen und zu alledem noch schweres Geld kosten. (Dies Beispiel liegt mir besonders nah, weil ich mit einiger Sorge bemerkt habe, daß in unsern deutschen parlamentarischen Kreisen sich allmählich eine Neigung zu Kanalbauten entwickelt, die mir den eben gekennzeichneten Bedenken wenig Rechnung zu tragen scheint.) Mehr wie leichtsinnig würde aber der Staatsmann handeln, der mit verschränkten Armen zusähe, wie die großen nationalen Productionszweige heute durch diese, morgen durch jene, zufällig — vielleicht sogar nur vorübergehend — unter besonders günstigen Verhältnissen arbeitende ausländische Concurrenz, zu Grunde gerichtet werden, indem ihnen selbst der einheimische Markt genommen wird.

Jede große Nation producirt in erster Linie für sich selbst, verzichtet sie auf diese Production, so geht sie ihrem wirthschaftlichen und socialen Ruin entgegen, denn der Arbeitsmangel, der jetzt nur örtlich und zeitweilig eintritt, wird dann allgemein und dauernd. Gilt dies von jedem Volke, so gilt es ganz besonders von dem so rasch sich vermehrenden deutschen, das mehr noch wie andre der Erhaltung der nationalen Arbeit bedarf, um die wachsende Zahl der Reichsangehörigen zu beschäftigen.

Das alles ist so natürlich einfach, so einleuchtend, daß man es nicht für möglich halten sollte, daß jemals Zweifel bestanden haben, und doch wagten es bis vor Kurzem nur Wenige dergleichen Ansichten auszusprechen. Die große Mehrzahl der Nationalöconomen und Staatsmänner sah die Quintessenz der Weisheit in der englischen Freihandelspolitik. Für die Engländer selbst war diese Politik auch wirklich weise und im höchsten Grade praktisch, denn sie waren, dank ihren reichen Naturschätzen, ihrem Gelde, ihren älteren technischen Erfahrungen und Handelsbeziehungen in den wichtigsten Industriezweigen, so besonders in der Eisen- und Baumwollen-Industrie allen andern Nationen voraus. Bei freier Concurrenz, wenn die einzelnen Staaten ihre schwächeren Industrien nicht einigermaßen durch Zölle schützten, blieb England für viele große Artikel dauernd der Lieferant der ganzen Welt. Daß die Engländer das wünschten, wer nähme es ihnen übel? Wunderbar erscheint nur, daß Nichtengländer nationale Wirthschaftspolitik zu treiben glaubten, wenn sie ein System unterstützten, daß ihre einheimische Production zu Gunsten der englischen gefährdete. Erst als unser großer Kanzler, der — frei vom Gäugelbande hergebrachter Theorien — die an ihn herantretenden Fragen, gestützt auf umfassende Kenntniß der Menschen und Thatsachen, mit scharfem Verstande erfaßt, sich als Gegner des Manchesterthums bekannte, durfte letzteres bei uns auch von gewöhnlichen Sterblichen angezweifelt werden, ohne daß sie befürchten mußten, von allen Seiten als Ignoranten, oder als unsaubere Interessenvertreter gebrandmarkt zu werden.

Wir Deutschen müssen unsre großen Productionszweige, unsern Landbau, unsre metallurgische und Textilindustrie so weit durch Zölle schützen, daß sie nicht vom heimischen Markt verdrängt werden, daß sie bei rationellem Betriebe einen guten Arbeitslohn, eine mäßige Capitalrente und einen genügenden Unternehmergewinn abwerfen. So weit muß der Schutzzoll gehen, weiter darf er aber auch nicht gehen. Abnorme Profite sollen dadurch dem Unternehmer nicht auf Kosten der Consumenten gesichert, es sollen keine Industrieen künstlich gezüchtet werden, die nicht naturwüchsig sind. Es sind alle Interessen sorgfältig gegen einander abzuwägen, nirgends kann nach der Schablone verfahren werden. So ist, wenn auch anerkannt werden muß, daß die Landwirthschaft als der älteste, mit der Scholle verwachsene und die meisten Menschen beschäftigende Productionszweig, hervorragendes Anrecht auf Schutz hat, doch nicht gesagt, daß jedes landwirthschaftliche Erzeugniß mit einem Schutzzoll belegt werden darf, nur die großen Artikel dürfen diesen Anspruch erheben und auch nur insoweit als dadurch nicht andere einheimische Industriezweige von Bedeutung, denen die betreffenden Artikel als Roh- oder Hülfsstoffe dienen, ernstlich geschädigt werden. So wäre es z. B. mehr wie unklug, wenn man bei uns dem Drängen einiger rücksichtsloser Agrarier nachgeben und die unverarbeitete Wolle mit einem Zolle belegen wollte, denn unsre Landwirthe würden, auch wenn sie die Schafzucht auf das denkbar höchste Maß ausdehnten, niemals in der Lage sein, den Bedürfnissen unsrer Wollfabrikation, welche zu den größten Exportindustrieen gehört, quantitativ und qualitativ annähernd zu genügen. Die der heimischen Industrie dienenden Rohstoffe wird man überhaupt nur ganz ausnahmsweise durch Zölle belasten und auch bei den Halbfabrikaten wird man nur mit der äußersten Vorsicht vorgehen dürfen.

Literatur und Kunst.

Dichter und Naturforscher.

Von E. W. Sievers.

An dieser Stelle wurde jüngst eine interessante Mittheilung gebracht von Ludw. Aug. Frankl über das Verhältniß Goethe's zu dem Grafen Sternberg und über die Anschauung, die sich dieser Naturforscher über Goethe als Dichter gebildet hatte. Herr Frankl nennt dieselbe „eine völlig andere als je eine über den Dichter bekannt geworden", und er hätte sie immerhin, ohne Widerspruch fürchten zu müssen, wie es übrigens schon Graf Sternberg selbst gethan hat, eine paradoxe nennen dürfen. Läuft sie doch darauf hinaus, daß Goethe eigentlich seinen Beruf verfehlt habe! „Ich verehre Goethe", hören wir den Grafen sagen, „doch scheint es mir eine Ablenkung seines Geistes, der wir freilich mehr danken, als dem geradesten Gange manches selbst ausgezeichneten Geistes, daß er dichtete, während er zum Forschen am organisirtesten war". Wenn etwa einem Leser der dann folgenden geistreichen Auseinandersetzung unter deren Eindruck ein Zweifel an dem Dichterberuf Goethe's aufgestiegen sein sollte, so wird er sich hoffentlich alsbald wieder beruhigt gefühlt haben in Erinnerung an die Seligkeit, die Goethe erfüllte, als er „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" empfing. Goethe wußte, daß er Dichter war, und ihm, der „das Bewußtsein eigener Gedanken und Gesinnungen, das Erkennen seiner selbst", nicht nur als „das Höchste" bezeichnete, „wozu der Mensch gelangen kann", sondern auch den charakteristischen Grundzug des Dichters in der von ihm „zu einem höheren, geistigen, allgemeinen Zweck" ausgebildeten „natürlichen Anlagen dazu" sieht — ihm also dürfen wir getrost das letzte Wort in dieser Frage einräumen.

Aber wenn denn auch jenem Ausspruch des Grafen eine offenbare und tiefgreifende Verkennung des Goethe'schen Geistes zu Grunde liegt, er ist doch insofern interessant, als er die Frage von der Geistesverwandtschaft zwischen Dichter und Naturforscher, die wir in unserer Literatur, außer in Goethe, noch in Albrecht von Haller vereinigt gesehen haben, in den Vordergrund rückt, und er ist es noch besonders, weil er von einem angesehenen Naturforscher herrührte, der sich auch hoher allgemeiner Bildung und eigener Auffassung rühmen durfte. Es lohnt sich wohl der Mühe, ihn etwas näher in's Auge zu fassen.

Gegen Eins muß man allerdings sofort Protest einlegen, gegen die Auffassung nämlich, daß „die nicht immer hinreißende Wirkung der Goethe'schen Dichtungen" — die That-

Digitized by Google

sache selbst ein Mal zugegeben — aus dem allzu sehr durchleuchtenden Verstande in ihnen zu erklären sei. Muß es schon seltsam berühren, daß hier allein der Faust ausgenommen wird, während gerade im Faust der Verstand, dem Goethe ja fast regelmäßig besondere Repräsentanten gibt — man denke an Carlos, an Machiavelli, Oranien und Alba, an Pylades, Antonio, Serlo u. s. w. — im Mephistopheles sogar recht eigentlich personificirt auftritt und noch ungleich wirkungsvoller in die Handlung eingreift, als in irgend einem anderen seiner Werke — so nöthigt die nähere Bestimmung jenes allzustarken Durchleuchtens des Verstandes in seinen Dichtungen zu dem Schluß, daß hier ein Mißverständniß gerade der eigentlichen Grundbedingung aller echten Poesie zu Grunde liege. Es ist nämlich im Vorhergehenden zur Motivirung dieser Auffassung einerseits auf die Thatsache hingewiesen worden, daß Goethe im Werther die Liebe, im Wilhelm Meister das Leben, in den Dramen Geschichte und Leben „zergliedern", andererseits auf die in seiner Darstellung, „in Vers und Prosa", herrschende „Systematik, Ordnung, Logik" — und was Anderes kann da dem Redenden als letzter Grund jenes Deficits der Goethe'schen Dichtung an unmittelbar packender Gewalt, das man in der Regel auf ihre plastische Klarheit, ihre antike Ruhe zurückführe, vorgeschwebt haben, als die hohe Geistesfreiheit, mit der Goethe über dem Stoff schwebt, den er gestaltet, und die ihn in den Stand setzt, die psychologischen Processe seiner Menschen sich rein aus sich selbst entwickeln zu lassen, aus den das Leben und das eigene menschliche Innere beherrschenden Gesetzen und realen Kräften? Und dieses streng objective Verhalten ist ja allerdings ein charakteristischer Zug seines Geistes, ein gerade bei ihm um so bewunderungswürdigerer Zug, als seine Dichtungen nach seinem eigenen Ausdruck Selbstbekenntnisse sind, Beichten, die er sich selber ablegt, ob es sich nun um Abwege handelt, auf die er wirklich gerathen ist, oder nur um die Gefahr, auf einen Abweg zu gerathen, also um das Bekenntniß der ihm wie dem Geringsten unter dem Menschen anhaftenden sittlichen Schwäche. Ist aber wirklich diese Objectivität Goethe's gemeint, so folgt von selbst, daß in der That ein Mißverständniß der Grundbedingung aller echten Poesie vorliegt, die ja immer nur da vorhanden ist und wirkt, wo sich der subjective Geist des Dichters zum objectiven, zum reinen Menschengeist oder zum Organ des Gottesgeistes selbst geläutert hat. Und daß dieser Schluß berechtigt ist, wird durch das dann folgende noch ausdrücklich bestätigt. Heißt es doch gleich darauf, freilich in seltsamem Widerspruch mit der dem Dichter abgesprochenen unmittelbaren Macht über die Gemüther: „Daher die Erscheinung, daß er den Leser so bewältigt, weil er fast mathematisch Alles beweist; da hängt Glied an Glied fest und aus der Kette ist kein Entrinnen möglich". Schärfer konnte die streng objective Darstellung Goethe's nicht charakterisirt werden und eben diese Objectivität derselben wird nun als Beweis hingestellt, daß Goethe eigentlich zum Naturforscher berufen gewesen sei. Alle die oben bezeichneten Eigenschaften seines Geistes, das Zergliedern des Menschen und des Lebens, die Systematik, Ordnung, Logik, endlich das Zwingende, Unentrinnbare der von ihm dargestellten psychologischen Processe — sie sollen „Eigenschaften des Naturforschers" sein und, wo sie uns an einem Dichter entgegentreten, seinen Schöpfungen die hinreißende Kraft rauben.

Wie deutlich hier das Mißverständniß der Poesie durchblickt, sieht man leicht. Wäre die Argumentation des Grafen begründet, so müßte man selbstverständlich auch Shakespeare, auch seinen gewaltigen Tragödien, diese Kraft absprechen; denn daß Shakespeare's Objectivität, gegen die bekanntlich Schiller, freilich in seinen jungen Jahren, sich empörte, weil sie ihm als Herzlosigkeit erschien, sicher nicht geringer ist als die Goethe'sche, ist ja unbestritten und wird noch durch die Thatsache veranschaulicht, daß z. B. noch der jüngste Biograph des großen Dichters*) sie geradezu — allerdings seltsam genug! — eine „verzweifelte" nennt.

*) Karl Elze, William Shakespeare, S. 538.

Natürlich ist nun dieses Mißverständniß der Poesie auch entscheidend geworden für das Mißverständniß, die völlige Verkennung des Goethe'schen Geistes selbst, die aus des Grafen Anschauung desselben spricht. Hier aber tritt uns nun das Interessante dieses zweiten Mißverständnisses entgegen. Der Naturforscher Sternberg, dem wir ein competentes Urtheil in diesem Punkt sicher nicht absprechen können, erklärt Goethe für einen Naturforscher wegen derselben Eigenschaften, die ihn uns zum großen Dichter machen. Dichter und Naturforscher müssen also diese Eigenschaften gemeinsam haben, oder mit anderen Worten: der große, der weltgeschichtliche Dichter muß immer auch Naturforscher sein.

Man fasse noch einmal die Objectivität des Dichters, wie sie Graf Sternberg in so beredten Worten an der Goethe'schen Darstellung schildert, in's Auge. Sie gerade ist ja die Form, in der, insbesondere der epische und dramatische Dichter sein eigenes Inneres ausspricht; sie ist die einzige Sprache, die ihm zu Gebote steht, wenn er seinen zunächst, wie die anderer Menschen, rein subjectiven Gedanken und Anschauungen den Stempel einer für Alle gültigen Wahrheit aufprägen und dadurch ihnen die Macht über die Gemüther geben will. Facta loquuntur ist seine Devise, und je reiner er die Thatsachen hinstellt, je überzeugender sie uns aus seinem Werk als das ausschließliche und nothwendige Product des Wirkens der die Welt von innen heraus beherrschenden Gesetze entgegentreten: um so verständlicher und eindringlicher verkündigen sie uns in der Beleuchtung, in der er von seinem idealen Standpunkt aus sie uns vorführt, seine Anschauung des Menschen und des Lebens und zwar verkündigen sie uns dieselbe dann nicht mehr als bloß subjective oder individuelle, sondern als allgemeine, von der Weltordnung selbst gleichsam besiegelte Wahrheit. Diese Form der Darstellung aber, in der nur die intensive Beleuchtung das tiefe subjective Interesse verräth, das er an seinem Werke nimmt, setzt natürlich voraus, daß er bis zu den Gesetzen vorgedrungen sei, durch deren Wirken der dargestellte Entwickelungsproceß sich vollzieht, oder mit anderen Worten, daß er es erreicht habe, das Leben und den Menschen selbst zu „zergliedern". Und damit stehen wir nun vor dem, was ihn zum Naturforscher macht und was auch Graf Sternberg in erster Linie für seine Ansicht anführt, daß Goethe von Haus aus Naturforscher gewesen sei.

Goethe selbst ist sich auch völlig klar gewesen über die Anologie, die zwischen dem Erforschen einerseits der Gesinnungen der Menschen und andererseits der Geheimnisse der Natur besteht. Er läßt in seinem Egmont Oranien nicht nur den Fürsten, der jene, und die „müssigen Menschen", die diese „mit der größten Sorgfalt" erforschen, in Parallele mit einander stellen, sondern er läßt ihn auch auf seine durch eindringendes Studium erlangte Kenntniß der letzten inneren Triebfedern seine Voraussicht der weiteren Entwickelung der Dinge wie am spanischen Hof, so in den Niederlanden selbst begründen, und wie sicher er alle für diese Entwickelung entscheidenden Factoren erkannt und ihr Wirken berechnet hat, dafür zeugt ja noch, daß, als er trotz Alba's Aufforderung nicht nach Brüssel kommt, dieser, wie er es vorausgesehen, „weil der Drache Nichts zu fangen glaubt, wenn er sie nicht beide auf ein Mal verschlingt", wirklich einen Augenblick schwankt, ob er Egmont den Proceß machen soll. Diese tiefe Kenntniß des Menschen und des Lebens, die Oranien hier zum Propheten macht, der das nothwendige Werden der Dinge voraus erkennt — sie ist ja gerade das Kennzeichen des Dichters, den schon die Alten deshalb Seher nannten, und sie erlangt er dadurch, daß er zum Naturforscher wird und die mit Nothwendigkeit wirkenden Gesetze erfaßt, die alles Werden, den Verlauf ebenso wie das Ziel jedes Entwickelungsprocesses beherrschen.

Auch Shakespeare berührt Graf Sternberg; in ihm aber hat er den Naturforscher nicht erkannt: „Goethe," sagt er, „secirt den Menschen, während z. B. Shakespeare ihn wie ein Krystall durchsichtig klar zeigt." Auch Goethe in seinem prächtigen Aufsatz: „Shakespeare und kein Ende" hebt vor Allem diesen Zug an ihm hervor: „die Welt wird für uns völlig

Digitized by Google

durchsichtig" bei ihm, heißt es gleich zu Anfang. Wie bald aber tritt uns die ganze Tiefe seiner Anschauung des großen Dichters auch nach der Seite seines Forschergeistes hin entgegen in dem berühmten Wort: „Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt wie jener; beiden ist Nichts verborgen; aber wenn des Weltgeistes Geschäft ist, Geheimnisse vor, ja, oft noch nach der That zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimniß zu verschwatzen und uns vor oder doch gewiß in der That zu Vertrauten zu machen." — Und einige Zeilen vorher: „Alles, was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säuselt, was im Moment ungeheurer Ereignisse sich in den Herzen der Menschen verbirgt, wird ausgesprochen; was ein Gemüth ängstlich verschließt und versteckt, wird hier frei und flüssig an den Tag gefördert: wir erfahren die Wahrheit des Lebens und wissen nicht wie." Auch hier betont Goethe ja allerdings noch die Krystallklarheit der Shakespeare'schen Darstellung; worauf er aber den Hauptnachdruck legt, das ist doch, daß wir durch ihn „die Wahrheit des Lebens" erfahren und darin liegt denn schon ausgesprochen, daß auch er Anspruch auf den Namen eines Naturforschers hat. In der That ist er sich dessen nicht minder bewußt, wie Goethe. Man erinnere sich nur der interessanten Stelle im zweiten Theil Heinrichs IV. — Act 3, 1 —, wo Warwik dem König erklärt, wie Richard II. ihm den Verrath Northumberlands habe prophezeien können. Sie lautet in Schlegel's Uebersetzung, die alle Hauptgedanken scharf wiedergibt:

Ein Hergang (history) ist in aller Menschen Leben,
Abbildend der verstorbnen Zeiten Art:
Wer den beachtet, kann, zum Ziele treffend,
Der Dinge Lauf im Ganzen prophezein,
Die, ungeboren noch, in ihrem Samen
Und schwachem Anfang eingeschachtelt liegen.
Dergleichen wird der Zeiten Brut und Zucht.

Auf die „nothwendige Form hiervon," sagt Warwik, habe Richard seine Prophezeiung gebaut. Und wie sicher läßt Shakespeare in seinem König Johann den großen Politiker Pandulpho auf Grund seiner Vorausberechnung einerseits der Furcht Johanns vor dem von ihm verdrängten legitimen Thronerben, anderseits des natürlichen Abscheues der Menschen vor jeder grausigen That, „mit prophetischem Geist" erst den Mord Arthurs und dann, falls der Dauphin mit einem Heer nach England gehen, den Abfall des englischen Volkes von Johann voraus verkündigen! Und die Wahrheit auch dieser beiden Prophezeiungen wird dann durch den Gang der Dinge selbst bestätigt; sie waren eben auf die sichere Erkenntniß der realen Factoren des Lebens begründet.

Wie bei Goethe also, so treffen wir auch bei Shakespeare die für den Naturforscher charakteristische Anschauung des Lebens als eines organischen Processes, der unter der Herrschaft mit Nothwendigkeit wirkender Gesetze steht, ja, Shakespeare spricht gerade diesen Gedanken in der Stelle aus Heinrich IV. sogar mit voller Schärfe aus. Ueberhaupt hat er — natürlich als Dichter — vielleicht noch größeren Anspruch auf den Namen eines Naturforschers als Goethe oder ist es doch in noch umfassenderen Sinne. Wenigstens ist schon seine künstlerische Methode die des Naturforschers. Denn so wird man doch wohl sagen dürfen, da sie dieselbe ist, vermittelst deren sein großer Zeitgenosse und Landsmann Baco von Verulam der Natur ihre Geheimnisse abringt. — Es ist bekanntlich Baco's Ruhm, daß er kein Resultat seiner Forschung anerkennt, das nicht durch die eigenen Processe des Naturlebens sich als wahr erwiese. Alles, was er selbst oder was der Naturforscher, der seinen Principien folgt, als wahr ausspricht, trägt seine Bürgschaft in sich selbst, und er erreicht diese absolute Sicherheit dadurch, daß er bewußt und consequent das Experiment in die Naturwissenschaft einführt. Durch das Experiment zwingt er die Natur, die Resultate seiner Forschung zu bestätigen und ihnen den Stempel thatsächlicher Gewißheit, realer Wahrheit aufzuprägen.

Ganz dasselbe gilt von Shakespeare auf dem idealen Gebiet der Kunst und der Ausspruch Baco's: „die Natur ist ein Proteus, der nur antwortet, wenn man ihn zwingt und bindet," er ist — natürlich unter Vorbehalt des idealen Ausgangspunktes des Dichters — so sehr im Geiste Shakespeare's, daß man sagen kann: seine ganze Compositionsweise und ebenso auch seine Gestaltung der Menschen, die er aufstellt, ist auf ihn begründet. Er gestaltet schon den ihm vorliegenden Stoff, wovon freilich die Masse seiner Interpreten keine Ahnung hat, durch Zurückführung der in ihm gegebenen Handlung auf ihre Quelle in der menschlichen Natur so um, daß diese ihm die neue Anschauung des Lebens, die ihm innerlich aufgegangen ist und deren Wahrheit es ihn drängt sich greifbar vor Augen zu stellen, durch den nun von ihr beherrschten Entwickelungsproceß gleichsam beglaubigen muß, und erst wenn ihm dies gelungen war, wenn der ihm zunächst ja rein abstracte Gedanke, von dem er ausgegangen war, als lebendige Macht vor ihm stand, hat er sein Werk gethan geglaubt. So gestaltet sich jede seiner Dichtungen — man wird den Ausdruck nicht mißdeuten — zu einem Experiment im Sinne Baco's; ausgehend von irgend einer der sittlichen Mächte des Lebens oder des menschlichen Bewußtseins, an deren Realität und Wahrheit sein Glaube an das Ideal gebunden ist, stellt er sich dieselbe an seinem Stoff vor die Seele, und immer ist es ihr Wirken, das er vor sich entfaltet; allseitig und in fortschreitender Entwickelung zwingt er sie, vor seinen Augen ihre Wirkungen hervorzubringen und so selbst den Beweis zu führen, daß sie in der That die bestimmende Macht der Lebenssphäre ist, an die ihn sein Interesse eben fesselt.

Zu demselben Resultat führt die Betrachtung seiner Menschen. Bis in ihre erste Schöpfung hinein läßt sich diese seine künstlerische Methode verfolgen. So volle Lebenswahrheit sie haben, es sind doch nicht Menschen, wie das wirkliche Leben sie bietet. Genau wie Bacon durch ein consequent wissenschaftliches Verfahren die Thatsachen erst rein darzustellen strebt, ehe er daran geht, das in ihnen wirkende Gesetz aufzusuchen, stellt Shakespeare mit dem genialen Griff des Künstlers Menschen hin, in denen alles Unwesentliche und Zufällige, alles bloß Individuelle, von vornherein getilgt ist, Normalindividuen gleichsam, die ganz sind, was sie sind, und ihm zugleich als vollberechtigte, ja erschöpfende und durchsichtige Vertreter einer Seite des menschlichen Wesens oder einer Geistesstufe dienen können. Und diesen Menschen gegenüber bringt er nun jenen Ausspruch Baco's in Anwendung, sie sind der Proteus, den er bindet und zur Antwort zwingt. Er bringt sie in Lagen, stellt sie in Verhältnisse hinein, läßt sie Schicksale erleben, die sie über ihr eignes Wollen hinaus dahinführen, daß sie Alles, was in ihnen ist, an's Licht herauskehren, und nicht nur das — er führt sie auch von dem ursprünglichen Standpunkt aus, auf dem er sie findet, stufenweise weiter, und jede Stufe, die sie unter dem Einfluß der von ihm über sie heraufgeführten Entwickelung durchlaufen, muß ihm den Zustand ihres Innern offenbaren; die Kraft, die in ihnen wirkt, treibt sie in förmliche, organisch entsprungene und organisch verlaufende Seelenprocesse hinein, er führt dieselben bis zu Ende, und wenn sie dann in voller Entfaltung vor ihm liegen, so hat er ihr Geheimniß in der Hand, er steht gleichsam vor den Früchten, die ihr Lebensbaum getragen, und „an den Früchten", heißt es, „sollt Ihr sie erkennen." — Schade! in der That, daß nicht schon Miß Delia Bacon, die jungfräuliche Mutter der Theorie von dem Baconischen Ursprung der Shakespeare'schen Dramen, daß ferner ihr Jünger und Prophet, der nordamerikanische Rechtsgelehrte Appleton Morgan, Verfasser des von Karl Müller-Mylius verdeutschten Shakespeare-Mythus und Müller-Mylius selbst und daß vor Allem die furchtbar gelehrte Herausgeberin des Promus of Formularies and Elegancies von Lord Francis Bacon, Mrs. Henry Pott in London, diese Uebereinstimmung der Methode Shakespeare's mit der Baco's, die ich übrigens schon vor mehr als 20 Jahren in meinem Buch über Shakespeare des Näheren zu begründen versuchte, erkannt haben. Sie würde in ihren Händen eine wahrhaft vernichtende Waffe gegen den abgefeimten Industrie-

Digitized by Google

ritter und Theaterdirector Shakespeare und seinen angemaßten Dichterruhm geworden sein!

Wie weit — um auf mein Thema zurückzukommen — das über Sakespeare's künstlerische Methode Gesagte auch auf Goethe Anwendung findet, überlasse ich dem Leser zu entscheiden. Nach meinem Gefühl schließt schon die Anmuth des Goethe'schen Geistes die Consequenz in der Durchführung derselben aus, wie man ja auch wird zugeben müssen, daß eben sie Shakespeare häufig dazu führt, extreme Aeußerungen der Menschennatur darzustellen, und daß darin einer der Gründe — allerdings nicht der letzte — liegt, warum seine trotzdem echt künstlerischen Schöpfungen nicht nur den romanischen Völkern, sondern selbst vielen, wenn auch nicht gerade literarisch, so doch darum nicht minder hoch gebildeten und fein empfindenden Männern unseres eigenen Volks, solchen, die sich durch Verwerthung ihrer Lebenserfahrung selbst gebildet haben — man kann das oft genug beobachten — im Innersten widerstreben. — Wie dem aber auch sein mag: über die nahe geistige Verwandtschaft zwischen Dichter und Naturforscher wird man nach dem Obigen nicht mehr im Zweifel sein, allerdings nur zwischen dem Dichter und dem Vertreter der organischen Naturwissenschaften, nicht der auf die Mathematik begründeten, und wirklich haben ja die beiden Dichter unserer Literatur, die sich auch als Naturforscher in engerem Sinne einen Namen gemacht haben, Albrecht von Haller und Goethe, ihren Ruhm auf diesem Gebiet erworben. Haller wird als der größte Physiolog des 18. Jahrhunderts bezeichnet, und der große deutsche Physiolog unseres Jahrhunderts sagt von Goethe — ich citire nach Lewes' mir gerade vorliegendem Werk über diesen —: ihm gebühre „der große Ruhm, die leitenden Ideen zuerst vorausgeschaut zu haben, zu denen der eingeschlagene Entwickelungsgang der Naturwissenschaften hindrängte und durch welche deren gegenwärtige Gestalt bestimmt wird." Was endlich noch die Bedeutung der Naturforscherbegabung für den Dichter betrifft, so wird dieselbe sich so aussprechen lassen: sie ist für ihn die Vorbedingung für die Lösung seiner hohen menschlichen Aufgabe. Wo der Dichter, wie in Goethe und Shakespeare, zum Oedipus wird, der der Menschheit seiner Weltepoche das Räthsel des Lebens löst, da wird er stets auch auf seinem, dem Gebiete des inneren, geistigen Lebens, Naturforscher sein. Der Naturforscher in ihm aber ist der Assistent des Dichters, sein beständiger Mitarbeiter, dessen Dienst er für die Erfüllung seiner Mission nicht entbehren kann.

Der Zolaismus in Deutschland.

Von Julius Hart.

In Zeiten, da sich ein neues Kunstideal emporringt, ein altes abstirbt, ist der literarische Ruhm wohlfeiler als zu anderen Zeiten. Wie viele „gottbegnadete" Poeten erschuf sich nicht die französische Romantik, die aber längst von der Welle des Tages verschlungen sind und deren Namen nur dem aufmerksamsten Literaturforscher in Zeitungen und Briefen aufstoßen. Die Kritik wird in solchen Tagen fast ganz Parteisache. Man sieht auf die gute Gesinnung, und wer ein dreister Parteigänger ist, darf getrost ein miserabler Poet sein: der Genietitel wird ihm von den Anhängern und Freunden gern zuerkannt. Zur Zeit des jungen Goethe, des jungen Victor Hugo war es leicht, begeistertes Lob zu ernten, wenn man nur in Shakespeare'schen Quibbles sprach und alle dramatischen Einheiten verspottete. Und so scheint es theilweise auch wieder heute zu sein. Nur daß diesmal ein Kreis deutscher Schriftsteller Zola zum Gott sich erkoren hat. Aber wie alle Nachahmung, so ist auch der deutsche Zolaismus zum großen Theil ein farbloser und verwaschener Abklatsch des Originals, dessen Fehler und Gebrechen er in noch ärgerer Vergrößerung und Verzerrung widergibt, während die Vorzüge fast ganz verloren gehen.

Es ist die ganz in Aeußerlichkeiten befangene, trockene und nüchterne Aesthetik des französischen Schriftstellers, welche uns mit einem Schwarm von Phrasen und leeren Begriffen überschwemmt hat. Wollte man nur näher diese Kunstanschauung in's Auge fassen und bedenken, was sie uns bringen muß, die Versandung und Verflachung, ja schließlich den Tod aller Poesie, so würde man doch in den Kreisen ihrer Verehrer ein wenig zusammenschrecken. Denn was uns aus ihr entgegenblickt, ist nichts weiter als der Geist des Gottschedianismus. Die Dichtung ist eine Wissenschaft! Dieser Kern der Zola'schen Aesthetik — wodurch unterscheidet er sich im Wesentlichen von den Nützlichkeitsanschauungen der Vorlessing'schen Zeit? Der Verstand macht nach ihm eigentlich alles in der Kunst; der Schriftsteller ist wesentlich Beobachter, Experimentator, das mit Fleiß zusammengestellte Notizenheft wird zur Bibel der Poesie. Ja, wenn die Dichtung Wissenschaft wäre! Fleiß, eifriges Studium, peinliche Beobachtungen und ganze Bände von Notizen werden für die Kleinwissenschaft stets einen brauchbaren Gelehrten zu Stande bringen, ... Aber alle Beobachtungen der Welt, Ahasverische Zeitalter hindurch fortgesetzt, machen auch noch nicht einen Gran Künstler aus.

Der andere große Hauptfehler des Zolaismus besteht in der Anerkennung der Natur und Wirklichkeit als unumschränkten Herrscherin in der Poesie. Letztere ist darnach nur ein Abklatsch, eine Wiedergabe der Außenwelt. Sie ist sclavisch an deren zufällige Erscheinungsformen gebunden. Damit wird das Subject des Künstlers einfach todtgeschlagen, und alles, was bis zum heutigen Tage für Kunst und Poesie gegolten hat, ist weder Kunst noch Poesie gewesen: oder aber die Zola'sche Aesthetik, welche zu der Erfahrung im nacktesten Widerspruche steht — die schärfste Verurtheilung für jede Wissenschaft! — ist auf ganz falscher Grundlage errichtet; daß sie es ist, beweisen nicht nur ihre Consequenzen, sondern auch die Unmöglichkeit, ein Kunstwerk darauf zu erbauen. Zola, der Dichter, schlägt Zola, dem Aesthetiker, in jedem Augenblick in's Gesicht.

Wie sehr diese falschen Tendenzen unsere Literatur auf Abwege bringen müssen, und die echte künstlerische Entwickelung unmöglich machen, zeigt das Beispiel Max Kretzer's, den man als den eigentlichen Führer und Hauptvertreter des deutschen Zolaismus bezeichnen muß. Er ist nicht nur das bedeutendste Talent in dieser Schriftstellergruppe, sondern man kann ihn wohl auch von allen den Einzigen nennen, welcher nicht auf dem Wege der reinen Nachahmung, des dilettantischen Nachäffens dem Zolaismus zutrieb, sondern durch eine ähnliche natürliche Beanlagung und seinen Entwickelungsgang, durch verwandtschaftliche Gefühle zu ihm sich hingezogen fühlte. Auch ohne Führerschaft des französischen Meisters wäre er wohl zu demselben Gebiete gekommen. Die dichterische Veranlagung tritt hinter die schriftstellerische entschieden zurück.

Der zeitgenössische Sittenroman ist das durchaus Zola'sche Ideal, welchem Kretzer nachstrebt. Die Darstellung des Lebens und Treibens der Gegenwart, unserer Sitten und Gewohnheiten ist seine Aufgabe. Der Dichter stellt sich an den Markt der Oeffentlichkeit und beobachtet mit scharfem Auge alles, was an ihm vorbei sich drängt: Arm und Reich, Hoch und Niedrig. Er ist kein Schönfärber, sondern gibt die Bilder, wie er sie gesehen hat, in ihrer vollen ganzen Wirklichkeit. Reformator und Agitator, Statistiker und Polizeimann, Gelehrter und Künstler: alles soll sich in seiner Person vereinigen. Dieses Programm enthält Wahres und Falsches zu gleicher Zeit. Die Darstellung zeitgenössischer Sitten, unseres kirchlichen, politischen und socialen Lebens, als eigentlichstes Ziel und wesentlichste Aufgabe einer Dichtung hingestellt, ist ein Tantalusapfel, nach dem vergebens der Poet seine Hände ausstreckt. Damit wird der Kunst der Zweck der Belehrung zugeschoben. Gerade die Vertreter des zeitgenössischen Sittenromans lieben es, unsere historischen und archäologischen Novellen und Erzählungen mit den Schalen ihres Spottes zu übergießen. Sie stehen aber ganz auf dem Boden derselben

Digitized by Google

falschen künstlerischen Anschauung. Ist es keine Aufgabe des Dichters, uns geschichtliche nnd ähnliche Belehrungen über das alte Egypten zuzuführen, so hat er auch nicht den Zweck, den Gelehrten der Zukunft culturhistorisches Material über uns zu übermitteln. Er pfuscht dem Sittenschilderer, dem Politiker, dem Geschichtsschreiber in's Handwerk; aber eine statistische Broschüre von zehn Seiten wird mehr Licht über unsere Zustände ausbreiten können, als ein dreibändiger Roman. Längst hat die Aesthetik unwidersprechlich mit aller didaktischen Kunst aufgeräumt, keine Dichtung hat die Belehrung jemals auf's Schild gehoben, aus dem einfachen Lessing'schen Grund: man soll das Holz nicht mit dem Schlüssel spellen und die Thür nicht mit der Axt öffnen. Die Kunst steht an der Seite der Natur; die naive Anschauung, als sei jeder Baum, jedes Wesen und Ding als ein moralischer Warnungspfahl aufgepflanzt, die Ameise nur für den Müßiggänger als eine zum Fleiß ermahnende Lehrerin geschaffen, spukt doch nur noch in Kinderbüchern. Unsere Zolaischen Poeten haben diese Weisheit aber noch nicht abgestreift.

Der nüchterne Gottsched'sche Geist des Zolaismus zerreißt das Kunstwerk. Man braucht nur einen Blick auf die völlige Compositionslosigkeit der Romane Kretzer's zu werfen. Das dichterische Vermögen macht hier nur ganz unsichere Tastversuche. Die Empfindung wird angedeutet, aber nicht erschöpft, die Gefühle der Leidenschaft treten etwas gewaltsam, kreischend, zu Tage. Von einer seelischen Entwickelung, einer Psychologie, wittert man nur wenig. Der Charakter nicht nur, das ganze äußere Leben der Hauptfiguren steht am Ende ebendort wo am Anfang. Das Innerliche ist ganz todt geblieben. Kretzer gibt nur eine Aufeinanderfolge von Bildern und Scenen, die aber durch kein geistiges Band zusammenfügt sind. Gerade das, was den großen Dichter ausmacht, bleibt verkümmert. Seine Stoffe, welche an und für sich die stärksten dämonischen Elemente bergen, sind überall nur oberflächlich gestreift, es liegt weit mehr in ihnen, als der Verfasser irgendwie hervorgeholt hat. Besonders die Motivirung ist schwach. Von der Wesenheit des künstlerischen Realismus ist Kretzer noch ziemlich entfernt.

Sicherlich hätte er übrigens weit mehr und besseres geschafft, wenn er seine dichterische Aufgabe fest in's Auge gefaßt hätte. Zola'sche Anschauungen aber haben ihm einen argen Streich gespielt. In bösen Augenblicken erinnert er sich immer wieder daran, daß er zeitgenössische Sittenromane schreiben will, daß es seine Aufgabe ist, das Berlin der Gegenwart darzustellen. Hier tritt nun seine eigentliche natürliche Beanlagung in's hellste Licht. Kretzer ist ein Feuilletonist, oder sagen wir besser ein Sittenschilderer von der Art der Petronius, der mit großer Anschaulichkeit weite und farbige Lebensbilder entwerfen kann. Betritt er dieses Gebiet, so wird er ein ganz Anderer. Man verspürt eine ordentliche Lust bei ihm, wenn er einmal den Dichter, den Romanschriftsteller bei Seite werfen und ganz Ich sein kann. Die Darstellung von „Trink- und Saufgelagen", des nächtlichen Treibens im Café National, des conservativen Clubs, satirische Randglossen zur Literatur des Tages u. s. w. überwuchern alles andere; sie nehmen schon an Umfang die erste Stelle ein. Freilich haben sie mit der Haupthandlung auch gar nichts zu thun; eine Fülle von Menschen tritt auf, die nirgendwo handelnd eingreifen; es ist eine Galerie von Charakterstudien, die ganz gut hätte wegbleiben können, aber ebenso gut um zehntausend noch durfte vermehrt werden. Das Werk geht aus Rand und Fugen.

Trotzdem erregt Kretzer seinen Zweck der zeitgenössischen Sittenschilderung nur zur Hälfte. Ist es wirklich sein Ziel, ein Bild des gegenwärtigen Berlins zu geben, so kann er dasselbe nur auf dem Wege des Geschichtsschreibers ohne Bruch und Abzug erreichen, indem er nicht wahllos einige Bilder herausgreift, sondern objectiv alle Erscheinungen nebeneinanderstellt. Daran scheitert ja alle didaktische Poesie, weil der Dichter immer nur einen Abschnitt aus dem Leben zu gestalten vermag. Unter dem Einfluß des pessimistischen Materialismus Zola's huldigt Kretzer im Wesentlichen einem trüben Menschenhaß, Verbitterung und Unzufriedenheit spricht aus seinen Werken. Diese Weltanschauung muß zu Tage treten, wenn er sich fälschlich dichterischer Formen bedient, um seine historische Aufgabe zu bewältigen. So darf denn ein Tissot ruhig nach der Lectüre dieser Romane ausrufen: „Was beschuldigt ihr Deutschen mich denn der Gehässigkeit? Ist das Bild, welches Euere eigenen Schriftsteller von Berlin und der Berliner Gesellschaft entwerfen, ein schmeichelhafteres, als das meine? Ihr bestätigt nur meine Anschauungen."

Hier sieht man so recht, wohin die Befolgung der Zola'schen Lehren führen muß. Es ist eine Aesthetik, welche von dem wahren Wesen der Poesie keine Ahnung hat, und Wissenschaft und Kunst durcheinanderwirft, den Gelehrten, den Schriftsteller mit dem Dichter verwechselt. Kommt dazu nun die einseitige Weltanschauung Zola's, für die ja unsere Zeit vielfach Sympathien hat, eine Weltanschauung, welche aus Schopenhauer und Darwin nur das Gift zieht, und an den hochethischen Folgerungen derselben fast blind vorübergeht, welche mit Büchner und Moleschott nur ein Stoffliches, Leibliches und Sinnliches kennt und das Geistige verwirft: so kann man sich ein Bild von dem deutschen Zolaismus machen.

Der Naturalismus in unserer Literatur beweist schroff die Unmöglichkeit dieser die Kunst zur Wissenschaft, den Dichter zum Schriftsteller stempelnden Aesthetik. Wie Kretzer, so kommt auch Karl Bleibtreu, der übrigens als directer Nachahmer Kretzer's und nur indirecter Schüler Zola's betrachtet werden muß, in seinen „realistischen" Novellen zur vollen Compositionslosigkeit; von einer seelischen Vertiefung, von einer folgerichtig sich entwickelnden Psychologie und Charakteristik, von tieferem Gemüths- und Geistesleben bekommen wir nichts zu sehen; aneinandergereihte Bilder geben nie und nimmer eine Dichtung, sondern eine Feuilletonsammlung. Gerade Bleibtreu ist auch ein Beweis, wie nur eine schwächliche, unproductive Nachahmungssucht den deutschen Zolaismus hervorgerufen hat. Jedes kräftig auftretende Talent schaart ja Schüler um sich, welche dem Meister nachahmen, wie er sich räuspert und spukt. Ueber Bleibtreu als selbständigen Dichter läßt sich bis jetzt kaum etwas sagen, so größenwahnsinnig er auch sein Frosch-talent aufzublasen sucht. Was er geschrieben hat, weist vielleicht Spuren einer gewissen lyrischen Begabung auf, ist aber als Ganzes stets völlig verfehlt, und reich an Dilettantischem, weil er offenbar stets einen raschen Erfolg, statt eines nachhaltigen, erstrebt und deshalb das Vielschaffen dem nur Bedeutendes Schaffen vorzieht. Er ist bis jetzt immer nur in Vers und Prosa Eklektiker gewesen und hat seine Vorbilder meist geradezu carikirt. Das Widersprechendste, wenn es nur augenblicklich an der Mode war, ahmte er nach. Von der Byroncopie sprang er ab zur Nachahmung der nordischen Dichter, und wenn er eben noch im Fahrwasser Björnson's trieb, warf er sich gleich darauf in die Spuren von Dahn, Scheffel, Wolff, um in der „Nibelunge Noth" die Ausschreitungen des historischen Romanes geradezu bis zum Absurden zu treiben. Dazwischen schrieb er novellistisch gefärbte Militaria, die offenbar auf Einflüsse Erckmann-Chatrians zurückweisen, aber als poetische Werke gar nicht gelten können; es ist für den Aesthetiker interessant, Bleibtreu's „Waffen in Spanien" mit Erckmann-Chatrian's „Erinnerungen eines Conscribirten" zu vergleichen, und die Grenzlinien zwischen Dilettantismus und Dichterthum festzustellen. Erckmann-Chatrian bleiben immer in den Grenzen der Kunst, über welche Bleibtreu in jedem Augenblicke hinwegsetzt, um ein Feuilleton für ein militärisches Fachblatt zu liefern. Es ist dieselbe trostlose Unreife und Abhängigkeit von anderen, welche auch der Kritiker Bleibtreu zur Schau trägt. Auch nicht eine Ansicht steht da fest. Jeden Tag huldigt er neuen Anschauungen, wie sie ihm eben von anderer Seite zugetragen werden. Heute behauptet er gerade das Gegentheil von dem, was er gestern sagte. Was er heute mit ernstestem Gesicht als unerschütterlichste Wahrheit verkündet, verlästert er morgen als den ungeheuerlichsten Unsinn, wie es ihm in seinen naiven Vertheidigungsreden pro domo gerade paßt. Eine Broschüre „Die Revolution der Literatur" ist deshalb gar nicht ernst zu nehmen; mit ihrem erschrecklichen Mangel an literarischen und ästhetischen Kenntnissen, mit ihren

Digitized by Google

vielen völlig unlöslichen Widersprüchen — bringt er es doch fertig, in einem Nachsatz das Gegentheil zu behaupten von dem, was er im Vordersatz ausgesprochen — kann sie als die Arbeit eines beachtenswerthen Schriftstellers nicht angesehen werden.

Mit Bleibtreu ist der Uebergang zu den Schriftstellern gemacht, welche in Zola vor allem die „pikanten" Situationen gelesen haben, und sich als Realisten rühmen, wenn sie mit mehr oder weniger Raffinement einige interessante geschlechtliche Nacktheiten schildern. Die Darstellung des Gemein-Sinnlichen wird um ihrer selbst willen betrieben. Man ärgert ein wenig die Moralisten, weiter hat es keinen Zweck. In diesen Büchern liegt ebenso wenig Geist wie Kunst. Vor allem ist da Oskar Welten zu nennen. Man geht mit der Erwartung an seine Werke heran, die herben Tragödien eines Zola zu lesen, und geht wieder weg mit dem erhebenden Gefühl, einen neuen Clauren angetroffen zu haben. Eine süßliche Lüsternheit, ein faunisches Grinsen, halbverhüllte Andeutungen, pikante Scenchen, wie sie die „Mimili" bringt, ... das ist der Charakter dieser nicht für Kinder geschriebenen Bücher der Unschuld und „Erkenntniß". Dabei verspürt man von Kunst nichts, noch viel weniger von Realismus. Aehnlich verhält es sich mit denen, welche in besonderer Freude nur das Häßliche darstellen. Auf die Schilderung einer Krankenstube läßt man sich mit allen Feinheiten ein, irgend eine viehische Rohheit wird in ausführlichsten Bildern geschildert ... aber das Frische, das Gesunde, Erhebende und Erquickende wird kaum mit ein paar Zügen angedeutet, auch wenn die Dichtung es nothwendig verlangt. Man sieht eben das Wesen des Meisters allein in der Wiedergabe des Abschreckenden, Realismus glaubt man zu besitzen, sobald man einige Nacktheiten oder Rohheiten anbringt. Wenn unsere Kritik sich nicht immer durch das Wort „häßlich" bestimmen ließe und, was ihr „häßlich" erscheint, schon deshalb verwürfe, sondern vom reinen Kunststandpunkte aus diese Erzeugnisse untersuchte, so würde sie bald entdecken, daß die eigentliche dichterische Kraft dieser Zolaisten ebenso gering ist, wie die unserer sogenannten idealisirenden, d. h. der schönfärberischen Romanschriftsteller.

Dennoch ist diese Strömung, welche bis jetzt fast nur Verfehltes, Dilettantisches, Kindisches und Dummes an den Tag gefördert — die Kretzer'schen Romane können eben als eigentliche Dichtung nicht gelten, sondern, wie gesagt, nur als Sittenschilderung im großen Stile, — aus unseren literarischen Zuständen heraus erklärlich. Und damit hat sie auch eine gewisse geschichtliche Berechtigung! Ich will das aus der Natur ihres kritischen Stimmenführers M. G. Conrad erläutern. Conrad, dessen Novellen allerdings ein eigentliches Dichtertalent nicht erweisen und darum auch über die bloße Nachahmung nicht hinaus kommen, — Conrad ist eine volle, ganz gesunde und kraftstrotzende Schriftstellernatur, vom derben Schlage der Scherr und Vischer, die immer erquicklich wirken, weil sie frisch von der Leber weg sagen, was sie fühlen und denken, kein Blatt vor den Mund nehmen, vor allem wahr sein wollen und am meisten die Heuchelei hassen. Alles Zärtliche und Verzärtelte, Engbrüstige, Conventionelle, alles Feigenblattwesen ist ihnen verhaßt. Dieser männliche Wahrheitssinn und Wahrheitsdrang, dieses burschikose unbekümmerte Wesen macht sie zu erfreulichen Erscheinungen, auch wenn das, was sie vertreten, völlig falsch ist; solche Naturen wirken angenehm, wäre selbst die Intelligenz nur schwach entwickelt. So ist denn auch Conrad zum Bannerträger des Zolaismus geworden, weil er hier den völligen Gegensatz sah zu der schwachen lyrischen Empfindelei, der in die Brüche gehenden Romantik, wie sie in unserer Literatur nur zu sehr noch herrscht. Die rosige Schönfärberei unserer Romandichtung mit ihren herrlichen Helden und Heldinnen, den idealischen schönen Menschen, deren Heimat offenbar der Himmel ist, die Weltabgewandheit unserer Literatur, die sich in allerhand Träumen einspinnt, ... mußte zuletzt den Widerspruch wachrufen. Sie bietet gar zu viel Zucker und Bonbon, ... da bekommt man plötzlich einmal Appetit auf einen derben Schluck Branntwein. Der Zolaismus ist solch eine Art Fuselcur.

Von langer Dauer wird er nicht sein. Ich glaube, seine Tage sind jetzt schon gezählt. Die Erzeugnisse der deutschen Zolaisten werden wenig gelesen, gar nicht gekauft, und ihre kritischen Organe erscheinen unter Ausschluß der Oeffentlichkeit. Man darf bereits die Zuversicht haben, daß unsere junge Dichterwelt wieder zu dem wahren Wesen der Kunst den Weg zurückfindet, ihr innerstes Sein erkennt. Wie der Gottschedianismus des vorigen Jahrhunderts die Entwickelung der Poesie nicht aufhalten konnte und sogar ein Heilsames im Gefolge hatte, so überwindet unsere Dichtung auch den Gottschedianismus des neunzehnten Jahrhunderts: die formale, trockene „Wissenschaftlichkeit" der Zola'schen Aesthetik. Noch pulsirt in den Adern des deutschen Volkes ein kräftiges Leben; es ist nicht eine Nation des Niederganges, sondern des Emporstrebens. Und darin liegt die Bürgschaft, daß ein gesunder Idealismus den trüben pessimistischen Materialismus des französischen Schriftstellers zu Nichte macht, daß aus der Literatur des bloß Häßlichen und Erdrückenden eine wahrhaft realistische Literatur des Wirklichen, Großen und Erhebenden wird.

Vom Burgtheater.

Wien, Ende September.

Mein langes Schweigen bedarf der Entschuldigung. Ein Brief im letzten Frühling und vor Beginn der Ferien hätte die angebliche Krise berühren müssen, die sich an die plötzliche Krankheitsreise des Directors geknüpft haben sollte, den vielfach colportirten Conflict mit dem Intendanten, und, was wohl das Schlimmste war, ich hätte die Candidaturen nicht umgehen können, die wie die Schwämme nach einem Regen aufschießen, sobald man erzählt, der Director des Burgtheaters stehe im Begriffe zu gehen oder gegangen zu werden. All' das ersparte ich aber den Lesern, ich habe sie nicht zwecklos aufgeregt. Der nervöse Director kam gestärkt aus Italien heim, führte seine Geschäfte mit der gewohnten Redlichkeit und Rechtlichkeit weiter und machte nach den Ferien auch diejenigen zu Schanden, welche, als die Weisesten, vorauswußten, daß Adolf Wilbrandt aus der Sommerfrische sein Absagebriefchen an den Baron Besecny gelangen lassen werde. Das fiel ihm nicht ein, er ist jetzt noch frischer als nach der Reise nach Riva und lebt seinem Amte. Die Schaar der Kläffer verstummt zwar nicht; man kann bald in diesem und bald in jenem Blättchen einen, wohlweislich mit einer unkenntlichen Chiffre gezeichneten Artikel finden, in welchem haarklein bewiesen wird, daß Wilbrandt der denkbar schlechteste Director des Burgtheaters sei, und es gibt in einer skandalsüchtigen Großstadt auch Leute, denen derartige Expectorationen Freude machen, obwohl sie von Unkenntniß strotzen und in ihren Angaben die Wahrheit auf eine harte Probe stellen; aber das vornehme Publikum Wiens hat längst seinen Rapport mit Wilbrandt hergestellt. Es kennt alle seine Vorzüge und seine Fehler, es hat gewogen und die letzteren zu leicht gefunden gegen die Tugenden dieses Mannes. Wien ist eine zu feinsinnige Stadt, um nicht seine Freude an einem Manne zu haben, der nach der prosaischen Technik eines Laube und der Gewöhnlichkeit eines Baron Hofmann seine Ideale hat und sie hochzuhalten weiß; Wien ist auch zu gerecht, um gegen einen Gerechten ungerecht zu verfahren. Wilbrandt ist ein Director, den Wien gerne im Amte sieht, und wenn es ihm manchmal eine strenge Mahnung oder sogar Zurechtweisung gibt, so hat es ihn doch lieben gelernt. Vielleicht kennt man in den Kreisen, die über oder um den Director stehen, noch gar nicht die Tiefe dieser Neigung, und meint, das Publikum werde sich gegen die Experimente nicht wehren, zu denen man Herrn Wilbrandt zwingen will. Aber man irrt darin. In den Fällen, in denen der Director den Richtspruch des Publikums anzurufen vermag, wird dieser zu seinen Gunsten ausfallen. Ich erwähne nur ein Beispiel. Von Oben her wird man demnächst ein Massengastspiel von Naiven in Scene setzen. Der Vorwand dazu ist, daß die geniale Künstlerin, welche sich nach langem Ringen in den unbestrittenen Besitz des Faches gesetzt hat, eine zu große Last auf ihren Schultern trage und mit dem kleinsten Unwohlsein eine arge

Digitized by Google

Störung des Repertoirs hervorrufen würde. In Wahrheit hat Frl. Hohenfels in vier Jahren ein einziges Mal abgesagt. Sie erfreut sich der Gesundheit der Jugend. Außerdem sind für dasselbe Genre von Rollen noch drei Repräsentantinnen da: Frau Schratt, die erst im „Tropfen Gift" ein sechszehnjähriges Mädchen spielte und in deren Händen sich die Katharina in „Der Widerspänstigen Zähmung" befindet, und in zweiter und dritter Reihe Frl. Tondeur und Frl. Sandrock, wobei bemerkt sein will, daß Frau Hartmann unter voller Zustimmung des Publikums noch im Besitze von Partien wie Beatrice in „Viel Lärm um Nichts" geblieben ist. Dazu kommt, daß das Publikum Frl. Hohenfels auf den Händen trägt. Es ist also ganz gewiß, daß das Fach der Naiven zu den bestbesetzten und mit Kräften genügend dotirten gehört. Wozu nun die geplanten Gastspiele? Wenn sie den Sinn hatten, talentvolle Anfängerinnen, deren es ja immerhin geben kann, heranzuziehen und an die noble Atmosphäre des Burgtheaters zu gewöhnen, so ließe sich die Sache noch ganz gut begreifen. Wenn man aber eine gewisse Rivalität hervorzurufen sucht, so ist der künstlerische Zweck unklar, die Intrigue verwerflich und die ganze Sache in ihrer Kostspieligkeit um so auffallender, als der Generalintendant seiner Carrière nach im Wesentlichen der Finanzminister der Hoftheater sein sollte und auch sein wollte.

Das Burgtheater hat allerdings in den letzten Jahren viel Geld unnöthig ausgegeben und thut das noch, wenn es z. B. an Bukovics allein jährlich viele tausend Gulden bezahlt, obwohl er an dem schweren Uebel leidet, nicht memoriren zu können. Doch wenn das Theater so reich ist — und seine diesjährigen Ergebnisse bis zum Beginne der Ferien sollen sehr befriedigend gewesen sein — warum denkt es nicht an seine dringendsten Bedürfnisse? Um nur ein Beispiel anzuführen, fehlt eigentlich seit dem Tode der Frau Rettich schon die Heldenmutter; nothdürftig füllte Frau Straßmann den Platz aus, nun diese pensionirt wurde, sollen sich Frau Gabillon und Frau Röckel darin theilen. Frau Gabillon wird sich jedenfalls aussuchen, was sie spielen will, und ganz gewiß keine einzige der Rollen spielen, die Frau Straßmann darstellte. Bleibt also Frau Röckel allein, die einst als junges Mädchen ein gewisses Interesse auf sich concentrirte, aber seitdem als Schauspielerin so gut wie vergessen ist, obwohl sie im Privatleben viel Sympathien genießt. Kann das Burgtheater im Ernste daran denken, auch nur eine Saison mit Frau Röckel als Heldenmutter und ältere Anstandsdame auszukommen? Man versuche es mit „Aus der Gesellschaft" oder „Wilhelm Tell", und man wird den klaffenden Riß sehen. Oder wartet man etwa auf Frau Wolter, wenigstens in gewissen Rollen? Auf dieselbe Frau Wolter, welche noch die „Sappho" und die „Clara" in „Maria Magdalena" spielt, und in der Gluth des heurigen September das Theater füllte? Das wäre zu fein speculirt. Man muß die fehlende Heldenmutter herbeischaffen, und man wird sie herbeischaffen.

Und wie sieht es mit den Sentimentalen aus? Wir haben ihrer zwei, Frl. Wessely und Frl. Barsescu. Ehedem schien es, als wären die häufigen Absagen der Ersteren Launen gewesen, heute weiß man, daß sie krank ist, es steht auf ihrem Gesichte geschrieben. Frl. Barsescu hatte vielleicht noch nie eine Laune, aber sie war schon sehr oft krank, und mußte im letzten Frühjahr für etliche Monate beurlaubt werden. Wäre es da nicht räthlich, eine gesunde Sentimentale zu requiriren? Man hat im Vorjahre eine dritte und sogar eine vierte gehabt, aber man schickte aus Budgetrücksichten Beide fort. Wo ist, um vorerst noch beim weiblichen Personale zu bleiben, die komische Alte für Frau Haizinger? Frau Kratz entrann nur durch einen Gewaltstreich ihrer Pensionirung, Frau Hartmann, dereinst ein Juwel von einer Haizinger, wird sich in den nächsten zwanzig Jahren noch hüten, das Terrain zu betreten, wo bleibt also die komische Alte? Meint man sich geholfen zu haben, wenn man, wie in „Schach dem König", die Rolle, die Frau Haizinger gespielt hat, der Frau Negro zutheilt, die für dieselbe nichts als die vielen Jahre mitbringt? Wo ist ferner die jugendliche Salondame geblieben, seitdem man das voreilige Frl. Heese voreilig weggeschickt hat? War es etwa schön, wie Frau Schratt die „Porzia" spielte?

Das ist nur eine kleine, keineswegs vollständige Musterung des Damenpersonals des Burgtheaters, bei der wir Viele sahen, die nicht da waren. Wollten wir die nämliche Revision in der männlichen Reihe vornehmen, da gelangten wir zu ganz merkwürdigen Wahrnehmungen. Im Allgemeinen lauten die Contracte des Burgtheaters dahin, daß Niemand ein bestimmtes Rollenfach zugesagt erhält, sondern Jeder muß spielen, was ihm der Director zutheilt. Das ist die Erklärung für das einzig dastehende Ensemble dieser Bühne, auf welcher der Triumphator von heute morgen in einer Rolle erscheint, die anderswo einem Statisten zugetheilt wird. Das heißt — das war so. Seitdem das Regiecollegium allmächtig ist, und bei der Schüssel sitzt und herauslöffelt, was ihm schmeckt, ist es nicht mehr ganz so. Zum Beispiel spielen Sonnenthal und Hartmann nur die großen Rollen, die einst Fichtner innehatte, die kleinen, in denen sie ebenso ihre ganze Kunst leuchten ließen, bekommen die Devrient und Hübner. Lewinsky und Gabillon verfahren mit der Erbschaft von Laroche ungefähr ebenso, der einzige Baumeister, der noch mit Haut und Haar in den alten Traditionen steckt, packt heute das Publikum als „Erbförster" und morgen als „Angelo" in „Emilia Galotti". Du lieber Gott, es ist die alte Geschichte, wer obenan steht, lebt besser und kann leichter thun, was er will, als die Anderen, die unter ihm sind. Ein Glück, daß wir nicht noch ein weibliches Regiecollegium haben, das wäre nicht zu ertragen. Gibt es doch Leute, welche behaupten, die Regisseursfrauen gäben schon einen kenntlichen Vorgeschmack dessen, was ein weibliches Regiecollegium zu bedeuten hätte!

Doch ich kehre zum Herrenpersonale zurück. Herr Hartmann war anderthalb Jahre krank, und man hat sich gehütet, andere als kleine unter seinen Rollen von Anderen spielen zu lassen oder einen neuen Liebhaber zu engagieren. Ebenso wird Niemand den eigentlichen Rollenkreis Baumeister's tangiren, der jetzt schon fünf Monate mit kaltem Wasser und Milch behandelt wird. Herr Lewinsky läßt sich ersetzen, wenn er unvermerkt einen Gastspielabstecher macht, die Anderen scheuen sich nach Möglichkeit, auch nur einen Abend zu verlieren. Alle? Das ist eine kleine Uebertreibung insofern, als Einige Abende verlieren, die ihnen gebührten. Wenn man z. B. sieht, wie Meister Meixner um des Herrn Bukovics willen zurückgesetzt wird, so könnte man sich wohl ärgern. Und warum kommt Herr Robert auf seinem eigentlichen Gebiete nicht zur Geltung, weshalb wird Herr Tyrolt's Aushilfe so hoch angeschlagen . . . es gäbe zu viel der Fragen, und ich bin von der wesentlichen ziemlich weit weggekommen. Ich meinte, daß wenn das Publikum zum Schiedsspruche zwischen dem Director und der Intendanz aufgerufen würde, es sich zu Gunsten des Herrn Wilbrandt ausspräche.

Nicht so ruhig möchte ich über seine Erfolge in der nächsten Saison sein. Die erste „Novität", welche schon in wenigen Tagen gebracht werden soll, ist Paul Lindau's „Maria und Magdalena". Alle Welt wundert sich über die Aufnahme derselben. Das Stück errang seinerzeit im Stadttheater einen mäßigen Erfolg, der aber daselbst jedenfalls bis zum letzten Tropfen herausgepreßt wurde. Der literarische Werth ist ein höchst bescheidener, die Witze sind veraltet — wozu die Ausgrabung? Aus Cameraderie? Dazu sollten ein Director und ein Oberregisseur des Burgtheaters zu stolz sein. Aus Respect vor dem deutschen Schriftstellerthum? Ich bezweifle, daß die Auszeichnung besonders glücklich ausgefallen und die Gelegenheit gut gewählt ist, es gab und gibt Besseres, z. B. Otto Ludwig's „Makkabäer", wofür freilich die Lea — die Heldenmutter! — fehlt, oder „Die Hexe" von Fitger u. s. w. Ebenfalls ziemlich bedenklich sind die Aspecten von Richard Voß, „Brigitte", einer dramatischen Bearbeitung von Hans Hoffmann's meisterhaften Novelle: Brigitta von Wisby. Ganz zweifellose Mißerfolge sind ferner Heyse's „Hochzeit auf dem Aventin", auf den man es übrigens abgesehen zu haben scheint, und „Tassilo" von Saar, für den Herr Sonnenthal schwärmt wie für „Brigitte", wie er für die total verunglückte „Natalie" von Turgengew (noch dazu in einer schülerhaften „Uebersetzung"!) und sogar für Wildenbruch geschwärmt hat. Wagt man einem Schauspieler — und Herr Sonnenthal ist doch gewiß der erste deutsche Schauspieler — ein Wort des Zweifels zu sagen, so spricht man mit dem traditionellen Neid und Gift des Schriftstellers. Daß der Blendschirm viel enger an der Stirne des Darstellers liegt, der sich wochenlang mit dem Studium einer Rolle plagt, als an der Schläfe des Kritikers, der fast immer viel objectiver zu urtheilen vermag, das bedenken die Theaterprinzen und -Prinzessinnen nicht.

Digitized by Google

Eine der allerschlimmsten Fährlichkeiten der nächsten Saison ist aber „Georgette" von Sardou, und hier gestatte man mir, ein offenes Wort mit Wilbrandt zu sprechen. Das Sujet des Stückes ist bekannt. Eine notorische Dirne, unter der Maske einer Soubrette, hat eine Tochter; einer der Liebhaber der Mutter attaquirt auch diese, und schließlich will es scheinen, daß er die Tochter heirathet oder auch — nicht heirathet. Das Stück ist in einzelnen Scenen gut gemacht, und insbesondere im französischen Urtexte auch meisterhaft pointirt, im Ganzen aber nicht mehr und nicht weniger als eine niederträchtige Zote. Dergleichen geht nicht nur weit über das Maß des Erlaubten, es ist geradezu unerhört, solche Dramen auf dem Burgtheater aufführen zu wollen. Ich weiß wohl, daß ich in gewissen Kreisen mit jedem Worte, welches ich jetzt noch schreibe, zugleich Reclame für die Novität mache. Immerhin! Aber es soll einmal klar und bündig herausgesagt werden, daß dieses Genre im Burgtheater verpönt sein muß. Nicht etwa, daß das Kaiserliche Schauspielhaus Rücksicht auf die kleinen Comtessen zu nehmen hätte, wie man uns spöttisch zuruft; diese ist in zahllosen deutschen und französischen Stücken, z. B. in Wilbrandt's „Arria und Messalina", längst aufgegeben; aber das Theater hat denn doch auf seine Würde zu achten. Unter den vielen Eigenthümlichkeiten Wilbrandt's ist die bedauerlichste die, daß er in einer seltsamen Naivetät nicht nur keinen Anstoß an Dergleichen nimmt, sondern in einem gewissen Grade sogar Gefallen daran findet. Er spricht nicht von den leichten Reizungen wie Laube, aber er liebt sie und bringt sie gerne auf die Hofbühne. Und er drückt damit unbewußt die stärkste und schneidigste Waffe in die Hände seiner Gegner, er erbittert große und mächtige Kreise, die sonst an dem Kampfe der im Amt Befindlichen nnd der darnach Strebenden gar keinen Antheil nehmen. Sie sind mit Recht erzürnt, denn jenes Burgtheater, von dessen Künstlern und Künstlerinnen Wilbrandt rühmend sagte, sie hätten Charakter, muß zunächst selbst Charakter haben. Es gab eine Zeit, wo das geflüsterte Wort eines Cavaliers, daß ihm das Gesicht einer Schauspielerin nicht mehr gefalle, zum Verhängniß für den Director ward, der diese Künstlerin nicht zurückstellte; um wieviel schwerer fällt die gerechte Klage in die Wagschale, das Burgtheater sei von „Denise" bis hinab zu „Georgette" gesunken! Schon am Schlusse der vorigen Saison hat man ein solches rüdes Stück „Die alten Junggesellen" wieder aufgenommen; man wählte dafür den geräuschlosen Moment vor dem Schlusse des Theaters. Aber „Georgette" würde nicht so hingenommen werden, dessen mögen sich die Herren im Burgtheater versichert halten. Dergleichen mag von einer Bühne, die nach Geld haschen muß, einem Publikum, das aus den Abgelebten beiderlei Geschlechts und aus aller Herren Länder zusammengewürfelt ist, vorgesetzt werden — das Burgtheater, das seine größten Einnahmen mit Shakespeare'schen, Goethe'schen und Schiller'schen Stücken erzielt, bedarf des Cayenne-Pfeffers nicht.

Wie man sieht, getraue ich mich auch an die Fehler Wilbrandt's heran. Nur möchte ich keine Gemeinsamkeit mit Denen haben, die seine Feinde sind. Er hat seine bösen Lehrjahre am Burgtheater durchgemacht und ist jetzt auch ein erfahrener Director. Unter Allen, die vor ihm da waren oder die als seine Nachfolger von Anderen gepriesen oder auch von sich selbst gerühmt werden, dünkt uns und dem Publikum des Wiener Burgtheaters Adolf Wilbrandt der beste und der liebenswürdigste. Notabene: die Wiener halten etwas auf Liebenswürdigkeit.

X. Wiener.

Feuilleton.

Der Schlagschatten.

Ein Wiener Gesellschaftsbild von Ludwig Hevesi.

(Schluß.)

Ein Duft von „kuhwarmem" Mokka, wie Herr Dr. Spitzfeder sich ausdrückte, von Martell 1850, Chocolat Boissier und egyptischen Cigaretten wogte durch die Thüren ab und zu. Um die Carrara-Venus von Pradier kräuselte sich blaues Gewölk, auf dem sie schien gen Himmel fahren zu wollen. Die kleine Bacchantenscene auf der Staffelei nahm glühendere Fleischfarben an und wurde für ein Stündchen ein unbezweifelbarer Rubens. Die lange Wand voll goldschimmernder Bücherrücken erschien durch den duftigen Silbernebel nur noch als vergoldete Silbertapete. In Schaukelstühlen und auf zweisitzigen S-Fauteuils, auf Gobelin-Tabourets und eingelegten alten X-Sesseln und in altdeutschen Armstühlen von geschnittenem Brettleder saßen und lagen die Gäste umher. Die Generalin hatte für ihre nachtschwarze Toilette den richtigen Hintergrund gefunden und sich auf ein von Julius Payer aus Spitzbergen mitgebrachtes Eisbärenfell hingestreckt, das vor dem Divan lag. Vicomte Roger de Bronze und Herr von Pappe hatten ihr rechts und links zwei seidene Kissen mit Eiderdunen unter die Taille gestopft, um ihr die Hingegossenheit bequemer zu machen. Wie ein schwarzes Pfauenrad ging ihr mächtiger Fächer unabläßig auf und zu, hin und her. In der sechseckigen Nische, deren fünf Panneaux Makart mit Coeur-, Carreau-, Pique- und Treffdame in Lebensgröße geschmückt hatte, zeigte Signore Fiorino Fiorini den Damen Kartenkünste, welche diese nicht begreifen wollten und man hörte ihn im reinsten Toskanisch-Deutsch versichern: „Errgott, das ist ja sehr heinfach, die heine Elfte nehmen Sie von hoben, die handere Elfte nehmen Sie von hunten"; die Damen brachen darauf in helles Gelächter aus, für welches sich der berühmte Volkssänger Kuchelbäcker, der auf der Thürschwelle stehend soeben seine besten Couplets vortrug und die Heiterkeit auf seine eigene Leistung bezog, sehr geschmeichelt verneigte. Von den verschiedenen schwatzenden Gruppen kamen, wie Altweibersommer, leichte Scherzreden durch die Luft dahergeschwommen, halbe Sätze, Wörter mit künstlichen Schnörkeln, ... hier ein Seufzer: „Ja, wem ein Anderer eine Grube gräbt, fällt selbst hinein," ... dort ein Kalauer über eine „wohlgedrehte Wahrheitsnase", ... noch weiterhin eine Bemerkung darüber, daß Herr von Dreyweber, auf dessen Frack sich gewisse ungewisse Flecke zeigten, einen „Bratenrock mit Sauce" trage, ... dann sah rechts Einer auf die Uhr und konnte nicht begreifen, warum man drei Viertel auf zwei sagen könne und nicht auch drei Zweitel auf vier, ... worauf ihm sein Gegenüber links sogleich ein analoges Problem hinwarf, nämlich warum man nicht auch die Handschuhe abwechselnd an beiden Händen tragen könne, wie er als Student die Schuhe abwechselnd an beiden Füßen getragen. Der Herr Sanitätsrath fand einen Spaß nicht fein genug und brummte mit seiner bekannten Lizenz: „Spiritus asini", und als der Beleidigte stirnrunzelnd „Was?" fragte, erläuterte er hurtig: „Spiritus anisi möchte ich, Anisette;" ... Fräulein Lilla Bandt und Herr Meyer von Meyerheim stießen auf Du an, jene mit einem Löffel voll schwarzen Kaffees, dieser mit einem halben Biscuit; ... der Hausherr verleitete mehrere rauchscheue Damen, es mit nikotinfreien Cigarren zu versuchen, welche die Firma Jacquemin Barena in Utrecht ausschließlich für den König von Holland fabricire, und als die eine derselben das Zeug zu fade fand und nach einer starken Cigarrette aus schwarzem Virginia-Tabak griff, äußerte Herr Dr. Spitzfeder: „Ja, wer A sagt, muß auch weiches B sagen" ... und Dr. Juften-Lennox bot der Dame die erste Cigarre der neuen Regie-Sorte „Desperados" an, welche der Finanzminister

Digitized by Google

gestern als besondere Primeur dem Minister des Aeußeren, dieser aber in gewohnter Vorsicht gestern dem Ministerialrath von Leisetritt, den er offenbar nicht mochte, verehrt hatte, welcher jedoch gewitzigt genug war, sie heute in der Parlamentssitzung dem Herrn Redacteur Dr. Juften-Lennox weiterzuverehren, der ja an starken Tabak gewöhnt sein dürfte ... Was den Signore Fiorino Fiorini betrifft, verlangte er nach „ruschißem Thee", was ihm Frau von Meyerheim dringend in „russischen" verbesserte, worauf Jener etwas gereizt erwiderte: „Sie wissen ja, gnädige Frau, ich kann das sch nicht aussprechen," worauf diese wieder nachwies, daß er ja thatsächlich ein sch ausgesprochen habe, nur seiner Gewohnheit gemäß am unrechten Orte, worauf Jener rundweg erklärte, jetzt verstehe er sie schon gar nicht ...

Und das Alles durcheinander, kreuz und quer, in einem allgemeinen Summsumm und Brummbrumm, als plötzlich unter den Klängen des berühmten Kakophon-Virtuosen John Bubble aus dem Orpheum, der sich soeben im Billardzimmer hören ließ, eine erstaunliche Gestalt unter die Gesellschaft trat. Eine Art marokkanischer Indier aus Algerisch-Syrien, mit einem gewaltigen, agraffenblitzenden, reiherbuschnickenden Musselinturban, einem weltumsegelnden Gürtel voll kostbarer Yatagans und Pistolen, und einem Schlafrock aus goldgestreiftem Kaschmir. Man hatte Mühe, in diesem Orientalen den Leinen-Mäcen Ritter von Dreyweber zu erkennen, den der Hausherr mit Rücksicht auf die obenerwähnten Flecke nach seinem etwas kühnen Ausdruck dergestalt „veröftlificirt" hatte. Dieses glänzende Beispiel wirkte wie eine Epidemie. Augenblicklich wollte Alles sich ähnlich verkleiden und die reiche Sammlung orientalischer Costüme, welcher Herr von Rauenberg angelegt hatte, wurde weidlich geplündert. Der Hausherr war unerschöpflich in malerischen Zusammenstellungen, überall legte er selbst Hand an, er umschlang die Damen mit den feinsten Shawls, daß sie aussahen wie Huris, mit Regenbogen umgürtet, er schmückte ihre Arme mit Filigranspangen und ihren Hals mit Goldmünzenschnüren, er steckte ihre Füßchen in goldgestickte Babuschen und besprengte sie mit Roseneſſenz. Er selbst trug den weißen Burnus und das kaffeebraune, gelb gestreifte Gewand eines algerischen Scheikhs. Den Sanitätsrath steckte er in ein mit Goldtressen kreuz und quer übersponnenes und durchwirktes griechisches Klephtengewand, dessen schneeweiße Fustanella ihm drollig um die etwas dünnen Beine baumelte, während seine große Butzenscheibenbrille, wie wir sie wegen ihrer runden Gläser nannten, immer erstaunt nach dem rothen Fez emporzuschielen schien. Herr Meyer von Meyerheim stellte mit geschwärztem Gesicht einen Kislar Aga dar, hatte aber keine Idee, was das für ein Thier sei, und begriff von dem ganzen Costüm nur den Tschibuk, an dessen Bernsteinspitze er unverdrossen sog. Signore Fiorino Fiorini ritt als indischer Rajah auf einem ebenhölzernen, mit Perlmutter ausgelegten Stecken, der als Elephant zu gelten hatte, und Herr Dr. Spitzfeder als Beduine feuerte unablässig eine lange, echte, glücklicherweise aber nicht geladene Flinte ab, an der er nur auszusetzen hatte, daß er aus Mangel an Kenntnissen in diesen technischen Künsten nicht sicher angeben konnte, ob die Arbeit dieses Schießgewehres eine aus- oder eingelegte sei. Höchst imposant sah Herr Dr. Juften-Lennox aus, dessen kugelrundes Ich in ein hemdartiges persisches Silbrokatgewand mit reichem Pelzbesatz eingekapselt war; auch die hohe Lammfellmütze fehlte nicht und es war ihm in diesem Costüme, wie er sagte, so original-heiß, als befinde er sich in Persien selbst, mitten im dortigen Hochsommer. Jedenfalls hatte er dabei mehr Perlen am Leibe, als Harun-al-Raschid, aber die seinigen waren nur tropfbar-flüssig und er mußte sich der Mühe unterziehen, sie selbst zu vergießen. Für Sennora Clemencia hatte Rauenberg aus einem Carton ein funkelnagelneues türkisches Brautgewand zu Tage gefördert, ganz aus schneeweißem Mousselin mit Spitzen und zartester Goldstickerei, aber sie zog es nicht an, denn sie hätte dazu erst ihren schwarzen Abendstaat von sich thun müssen.

Selbstverständlich saß kein Mensch mehr auf einem Sessel, Alles lagerte auf den Teppichen und Fellen umher, Tschibuk und Beduinenflinte kreuzten sich, man sah nichts als untergeschlagene Beine und war ein Ortswechsel nöthig, so mußte er wohl oder übel auf allen Vieren vor sich gehen. Ein tragikomisches Intermezzo ereignete sich, als Herr Dr. Juften-Lennox sich neben den bekannten Dichter, Herrn Leander Grasel hinwälzte, der schon zwei Dutzend Theaterstücke „nach einer fremden Idee" bearbeitet hatte. Dies führte zu folgendem fatalen Zwiegespräch: „Nun, lieber Herr Grasel, was thun Sie denn immer?" — „So allerlei; man schreibt ab und zu etwas ..." — „Zu auch?!" ... Das war Tusch. Der böse Stich ließ den Gestochenen vor Schmerz verstummen, aber seine Umgebung machte seine Sache zu der ihrigen und rief einstimmig: „Genugthuung!" Vergebens versicherte Herr Leander Grasel, ein durchaus friedfertiger Mann, das sei nicht der Mühe werth, er fühle sich keineswegs getroffen, die Gesellschaft rief nur um so lauter: „Genugthuung! Blut! Er muß Ihnen vor die Klinge!" Auch der Beleidiger war jedoch nicht in der Laune, sich zu schlagen oder gar schlagen zu lassen, und wollte sich vielmehr ganz sachte drücken, aber starke Arme ergriffen ihn und ehe Beide es hindern konnten, standen sie mitten im Gemach einander gegenüber, der Vicomte Roger de Bronze und Herr von Pappe als Sekundanten neben ihnen, der jetzt in's Türkische übersetzte Sanitätsrath aber als ärztlicher Beistand saß etwas abseits und hatte schon sein chirurgisches Besteck vor sich und kramte blutgierig unter den krummen Nadeln darin. „Los! Los!" schrie Alles, die Damen am lautesten. Die Situation war auf's Höchste gespannt. Da plötzlich ermannte sich Dr. Hans Juften-Lennox und schwang seinen halbkreisförmigen Türkensäbel so weit er konnte über seine Schulter zurück, — daß es aussah, als wollte er seinen Gegner mit einem einzigen Hiebe bis auf den Sattelknopf spalten. Allen stockte der Athem, einer solchen Berserkerwuth hatten sie sich gerade von dem Herrn Doctor bei seiner nach allen Richtungen so sehr abgerundeten Persönlichkeit am wenigsten versehen. Aber dieser spaltete seinen Gegner nicht. Im Gegentheil stieß er selbst einen durchdringenden Schmerzensschrei aus, ließ den Säbel fallen und griff mit der Hand nach einer entlegenen Stelle seiner dem Weltgetriebe abgewendeten Seite. „Ich bin verwundet! ich bin verwundet!" schrie er und hüpfte unter gar sauren Grimassen auf einem Beine umher, ohne die Hand von der verletzten Stelle zu nehmen. Der Sanitätsrath begriff zwar die Sache nicht, ließ aber den Verwundeten doch in ein einsames Cabinet schaffen, wo er gewissenhaft that, was seines Amtes war. Ein unerhörter Fall! Herr Leander Grasel hatte nicht einmal sein Schwert gezückt und dennoch war Herr Dr. Juften-Lennox thatsächlich verwundet. Als nämlich dieser Tapfere mit seinem krummen Türkensäbel gar so heftig ausgeholt, hatte er mit dessen Spitze hinten sich selbst gestochen, gerade unter dem Rücken ... „Nein," sagte der Sanitätsrath, als er ihm das Pflaster aufklebte, „eine solche Selbstverwundung ist mir in meiner ganzen Praxis, die Mensur mit eingerechnet, noch nicht vorgekommen." Draußen aber in der Bibliothek wurde unterdessen der Sieger in einem der blutigsten Duelle dieses Jahres mit Glückwünschen überhäuft und durch gemeinsamen Beschluß gezwungen zu gestehen, daß dies der stolzeste Tag seines Lebens sei. Sein großartiger Triumphzug um das Billard herum beschloß diese denkwürdige Episode.

* * *

Immer toller wurde die Stimmung. Im Nebenzimmer begannen Zigeuner zu geigen und die Hämmer des Cymbals tanzten ihren rasenden Czardas dazu. Die Damen hatten aus einem Dutzend großer Bonbonnièren die zur Ausfüllung dienenden weißen Seidenpapierstreifen, Handvoll um Handvoll, herausgegriffen und warfen sich nun mit diesen Steigreif-Schneebällen. Bald war die Schlacht allgemein und die Herren konnten ihr am wenigsten fern bleiben. Die weißen Knäuel flogen kreuz und quer, sie zerbarsten an den Frisuren und spießten sich an den Schnurrbärten, die Papierschnitzel wirbelten wie Schneeflocken in der Luft umher, bedeckten Teppiche und Divans, wurden wieder emporgerafft, zusammen-

Digitized by Google

geknäuelt und in das nächste lachende Gesicht geworfen. Das war wie eine Schaar lustiger Schuljungen im Winter, nach einem tüchtigen Schneefall. Der Schauplatz dieses Gefechtes sah aber auch danach aus. Es war Zeit, hier Frieden zu stiften. Rauenberg hatte ein gutes Mittel dazu. Er commandirte einen bereitgehaltenen Trompeter auf die Thürschwelle und der blies aus voller Brust den Zapfenstreich in den Saal hinein. Nichts bringt eine tolle Gesellschaft so rasch zur Besinnung. Lachend hielt sich alles die Ohren zu und Sennora Clemencia ... erwachte plötzlich.

Sie hatte nämlich all diese geräuschvollen Scenen verschlafen ... Martell 1850!

Darum also war es so toll hergegangen: der „Schlagschatten" hatte geschlafen.

„Meine Herrschaften!" rief Rauenberg, „auf, auf, zur Höllenbowle!"

Dieses unheimliche Wort konnte nicht verfehlen, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. „Zur Höllenbowle!" flüsterte man fragend rechts und links. Aber man ordnete sich in doppeltem Gänsemarsch, den Trompeter vorauf, und marschirte flott hinter dem Hausherrn drein.

Man gelangte in den orientalischen Salon zurück. Rauenberg hatte kürzlich den originellen Einfall gehabt, da dieser Salon bereits unter dreifachen Teppichen erstickte, auch an dessen Plafond in der Mitte einen reizenden kleinen arabischen Teppich auszuspannen, von dessen vier Ecken vier persische Bronce-Ampeln von feinster Ciselirung herabhingen. Jede Ampel trug in ihrem dünnen Schnabel ein ganz feines Flammenzünglein; das Gas mußte da mit Naphthaflämmchen brennen, welche nur Zwielicht verbreiteten.

Unter diesem Zeltdach stand ein schwarzer Tisch und auf diesem eine gewaltige englische Bowle mit tausend geschliffenen Krystallfacetten. Sie enthielt eine Flüssigkeit, die alle Farben spielte, als wären Topase und Rubinen in ihr aufgelöst. Ein geistvoller Duft ging von ihr aus und löste alle Zungen zu einem „Ah", der Hausher gebot jedoch unverbrüchliches Schweigen und stumm nahmen die Gäste ihre Plätze um den Tisch ein. Nur die Generalin murmelte: „Valgame Dios" und leerte, ohne zu fragen, geschwind noch eine Flasche Cognac in die Terrine. Ein Wink des Hausherrn und alle Thüren schlossen sich. Noch ein Wink und die vier Gasflämmchen erloschen. Schwarze Finsterniß umhüllte die Gesellschaft, bis plötzlich in deren Mitte eine feurige Lohe emporzüngelte, aus blauen und gelben Flammen gemischt, deren unstäter Widerschein die Köpfe ringsum geisterhaft phosphoresciren ließ. Im zuckenden Lichte schienen auch alle diese Gesichter schmerzlich zu zucken, als hätten sich hier lauter Verdammte zu einem tröstenden Pünschlein versammelt. Und die Statuen in den Ecken wurden lebendig und rührten eherne Arme, als langten auch sie nach einem Labetrunk; die marmorne Badende von Carrier-Belleuse schien sich immer von ihrem Sessel zu erheben und sich gleich wieder hinzusetzen, als sei sie noch unschlüssig, ob sie auch an den Tisch treten solle; und auf dem Kamin der Barye'sche Bronzelöwe, dessen Original im Tuileriengarten steht, schien mit dem gewaltigen Schweife aufgeregt in der Luft umher zu fuchteln, er oder sein Schatten an der Wand, im flackernden Feuerschein. Eine seltsam verworrene Musik begleitete das Schauspiel, es wurde nämlich hinter den geschlossenen Thüren gleichzeitig im Cabinet rechts Wagner's Feuerzauber und im Boudoir links Meyerbeer's Höllenballet aus Robert gespielt, was sich zu einer ganz schaurigen Discordanz vereinigte.

„Por amor de Dios! (um Gotteswillen)", rief Sennora Clemencia, „das ist ja wie in der Hölle. Ich habe Angst." Und da ihr zufällig eine Flasche in die Hand gerieth, goß sie immerhin auch deren Inhalt, ohne ihn zu kennen, in die Flammen, welche nur um so fürchterlicher emporschlugen.

Ein gellender Schlag auf ein Tamtam. Die Thüre sprang auf ...

„El Demonio!" schrie die Generalin entsetzt, denn sie glaubte, nun erscheine der Teufel, um mitzutrinken. Aber es war nur der Kammerdiener, der das Gas wieder entzündete und die Greuel der Hölle bannte. Bald war der Punsch fertig und dampfte in den bauchigen Gläsern, welche um die Wette leer und wieder voll wurden. Die Verdammten geberdeten sich immer lustiger.

„Caramba! wir haben noch den ganzen Abend nicht gespielt!" rief die Generalin, deren Augen brannten. „Sind keine Würfel da?"

„Würfel?" wiederholte der Hausherr, „warum gerade Würfel? In Wien spielt man das nicht."

„Das einzige Spiel, Würfel!" rief die Sennora. „Alles Andere ist nichts. Also keine Würfel da? ... Halt! Geben Sie mir Tinte und Feder!"

Man brachte ihr das Verlangte.

„Man muß sich zu helfen wissen," sagte sie und griff mit ihren langen gelben Fingern in die Zuckerdose, welche Würfelzucker enthielt. Sie suchte zwei ganz genaue Würfel heraus und begann mit Tinte die Punkte auf deren Flächen zu malen. Erstaunt sah man ihr zu und fand den Einfall äußerst praktisch. Als sie aber fertig war, sagte sie feierlich: „Vicomte!" und winkte den Vicomte Roger de Bronze an ihre linke Seite, und dann ebenso feierlich: „Monsieur!" und Herr von Pappe mußte sich an ihre rechte Seite stellen. Dann sagte sie jedem von ihnen etwas in's Ohr und rief: „Einen Becher!" ... da aber kein Würfelbecher vorhanden war, stürzte sie rasch den Inhalt ihres Glases hinab und warf die beiden Würfel in das leere Glas. Sie schüttelte es und warf die Würfel vor Herrn von Pappe hin. „Oh pobrecito (o Aermster)!" rief sie, „eins und drei; das ist schlimm für Sie." Dann warf sie für den Vicomte und rief: „Por Dios! Sechs und vier. Sie haben gewonnen." Und sie reichte ihm majestätisch die Hand, die der Vicomte inbrünstig küßte.

„Um was wurde denn gewürfelt?" fragte Frau Meyer von Meyerheim, welche der Fall nicht wenig zu interessiren schien.

„Quien sabe? (wer weiß?) Vielleicht um ... Alles," sagte Sennora Clemencia mit Pathos.

„Ich darf mit Ihnen nur wetten, Madame," warf Herr von Pappe etwas gereizt hin, „im Wetten gewinne ich, im Spiel verliere ich ... Apropos, da fällt mir eben ein ..."

Er trat zu dem großen Königstiger hin und griff in dessen Maul, unter die blutrothe Zunge. „Ah," rief er, „ich hatte dahier eine Banknote eingesetzt ... und sie ist nicht mehr da ... Sollte sie der Tiger verschlungen haben, oder ..."

„Sie muß da sein," unterbrach ihn der Hausherr, der ganz gut wußte, wer die Zehnernote genommen. „Ich will einmal selbst nachsehen ... Aber da ist sie ja, ganz unversehrt." Und er holte eine Zehnernote, die er erst geschickt hinein eskamotirt, aus dem Tigermaul. „Hier, mein Freund, nehmen Sie Ihr Eigenthum wieder."

„Sein Eigenthum?" rief jedoch die Generalin hitzig. „Nein! Mir gehört sie! Es waren also zwei Noten drin und ich habe nur eine genommen!"

„Sie, Madame?" entgegnete Herr von Pappe, der vor Eifersucht oder Punsch oder beidem taktlos wurde. „Eine fremde Banknote? ei ... ei!"

Der Hausherr ergriff seinen Arm und wollte ihn hinausführen, aber der Unglückselige wiederholte immerfort: „ei ... ei!" und zwar in immer bedenklicherer Betonung.

„Ei, ei?" fuhr die Generalin auf, „was heißt das? Habe ich die Wette gewonnen oder nicht? Muerte de Dios! (Gottes Tod!) ich habe gewonnen. Sind fünfzig Tropfen aus der Flasche gekommen? Nein, nein, nein! Also habe ich gewonnen."

„Die fünfzig Tropfen wären aber gekommen," entgegnete Herr von Pappe mit lederner Zähigkeit, „wenn man uns nicht im entscheidenden Augenblick zu Tische gerufen hätte."

„Quien sabe?" entgegnete die Sennora purpurroth, „siebenundvierzig Tropfen sind gekommen, auf fünfzig haben wir gewettet! Meine Herrschaften, ich frage Sie alle, ist das wahr oder nicht?"

„Ja ... ja ... ja," tönte es da und dort.

„Aber ..." begann Herr Dr. Spitzfeder.

„Sangre de Dios! was: aber?" fuhr die Generalin in

Digitized by Google

hellem Grimm auf ihn los. „Thatsache ist Thatsache! Ich will nicht jugar del vocablo (mit dem Worte spielen). Das Wort ist so gegeben worden und so genommen. Basta de esta cosa! (Genug davon.)"

„Jedenfalls," meinte der zähe Herr von Pappe, „ist das eine etwas sonderbare Auffassung des Wortlauts."

„Das will mir auch scheinen," sagte Herr Dr. Spitzfeder.

„Die Wette war nach meiner Ansicht nicht entschieden," rief Dr. Juften-Lennox, die Hand auf dem Schwertgriff, wie um diese Ansicht mit seinem bereits bewiesenen Heldenmuth zu vertheidigen.

„Das ist eine Rechtsverdrehung," fuhr Herr von Pappe fort. „Ist das etwa das Recht von Ecuador?"

„Ja, ja, und tausendmal ja!" rief die Generalin außer sich!" „Allerdings! El derecho de Ecuador! Das Wort gilt! Nichts als das Wort! . . . Oh, Senores, wenn auch noch etwas Anderes gelten würde, als das Wort, mit jeder Silbe und jedem Buchstaben . . .! Sangre de Dios, ich stünde jetzt nicht da und würde behandelt wie eine ladrona!" Sie stürzte ein Glas des heißen Trankes hinab, wie um sich die Zunge zu lösen, und stand hoch aufgerichtet hinter dem Hexenkessel, das halbgelöste schwarze Haar, in dem noch weiße Papierschnitzel hafteten, flog in schweren Massen um ihre Schultern, in ihren Augen brannte die vereinte Gluth von Martell 1850 und der Höllenbowle. Beide Fäuste auf den Tisch gestemmt, das krampfhaft zuckende Antlitz über die Bowle vorgeneigt, daß es von ihrem Dampfe umbrodelt war, entlud sie ihre ganze Leidenschaft mit einem Schwall von spanischen und deutschen Worten:

„Ja, meine Herren, das Wort allein ist entscheidend. La palabra, das Wort! Das Wort war es auch, das mich tödtete an jenem blutigen Tage des 9. febrero 1879, um fünf Uhr Morgens, zu San Cristobal, als Don José Pardo y Ponce starb, der Held von Pichincha, Aguasfrias und San Juan del Norte. Ich wollte mit ihm sterben, Ordega jedoch hatte mir nur gestattet, ihm die Augen zu verbinden mit meinem eigenen Taschentuch. Aber er nahm es nicht an, der Held, sondern ließ Ordega sagen, er wolle seinen Musketen bis ans Ende in die Läufe sehen und selbst Feuer commandiren . . . Madre de Dios, hätte er sich doch die Augen von mir verbinden lassen! Alles wäre dann anders gekommen, Alles! . . ." Sie schwieg eine Weile und fuhr dann mit gedämpfter Stimme eben so rasch fort: „Er stand aufrecht an der Mauer, welche er um den ganzen Kopf überragte. Er war ruhig wie ein Held und lächelte. „Hasta la vista!" (Auf Wiedersehen!) rief er mir zu, dann trat das Peloton an und mit lauter Stimme commandirte er: „Fuego!" (Feuer.) Ich hörte noch das Wort, aber nicht mehr die Schüsse; ich sank bewußtlos zusammen . . . Tags darauf reiste ich nach Guayaquil und ging in das Bureau der Compania general de seguros (Allgemeine Versicherungsgesellschaft), bei der mein Held und Gatte sein Leben auf 100,000 Pesos zu meinen Gunsten versichert hatte. Ich nannte dem Director meinen Nameu, er drückte mir in wohl gesetzten Worten sein Mitgefühl aus. Ich reichte ihm die poliza, die ich während des ganzen Krieges in meinem Busen verwahrt hatte, wegen der Unsicherheit; er nahm sie und wandte sie verlegen hin und her. Dann sagte er kalt: „Entschuldigen Sie, Sennora, aber die poliza ist ungiltig." Invalida, sagte er, nula! . . . Ich erbleichte und konnte ihn nur fragend ansehen. Er fuhr fort: „Ihr beweinter Gatte ist als Selbstmörder gestorben!" Ich fuhr ihm in's Gesicht wie eine wilde Katze, aber er wich zwei Schritte zurück und sagte ruhig: „Ihr Gatte hat mehrere Soldaten der Republik ausdrücklich und in ganz unabweislicher Form aufgefordert, ihn zu erschießen, und sie erschossen ihn; das ist qualificirter Selbstmord." — „Mensch!" schrie ich außer mir, „Ordega hat ihn ja zum Tode verurtheilt und erschießen lassen." — Kalt wie Eis entgegnete er: „Ihr unvergeßlicher Gatte, der Ruhm Ecuadors, starb wie ein Held; er selbst commandirte Feuer und erst auf sein Commando schoß das Peloton. Das ist Selbstmord, Semora. Auch hat demgemäß der consejo de administracion (Verwaltungsrath) beschlossen, die Polizze im Sinne des § 67e der Statuten für nichtig zu erklären und die Summe nicht auszubezahlen."

Ein Gemurmel ging durch die ganze Gesellschaft. „Unerhört! Unglaublich!" hörte man da und dort sagen. Der Vicomte Roger de Bronze küßte der Generalin die rechte Hand, Herr von Pappe küßte ihr reuevoll die linke.

„Ja, meine Herrschaften," fuhr sie stöhnend fort, „la palabra entschied, das Wort! Die administracion hielt sich an den Buchstaben des Wortes: mein Gatte hatte Feuer commandirt und erst daraufhin hatte man ihn erschossen. Das galt als Selbstmord . . . Ich fiel in Ohnmacht . . . Als ich zu mir kam, eilte ich zu den Freunden meines Gatten; sie übergaben die Sache dem ersten Advocaten unserer Partei. Ein Jahr lang dauerte der Proceß vor dem tribunal civil von Guayaquil; ich verlor den Proceß. Wir appellirten an das tribunal superior de apelacion zu Quito; zwei Jahre zög dieses die Sache hin, dann wies es mich ab, auch bei ihm behielt der Buchstabe Recht und in der zehn Bogen starken Urtheilsbegründung war es juristisch, philosophisch und logisch nachgewiesen, daß mein Mann durch seine unüberlegte Heldenthat sich unter § 67e jener Gesellschaft gestellt hatte. Noch einen Schritt that ich beim Justizminister; er konnte mir auch nicht helfen; übrigens ist er Ordegas Schwiegersohn . . . So, meine Herren, bin ich geworden, was ich bin: eine Bettlerin! Ich bin ein Opfer des Wortes."

„Schauderhaft! Welche Rechtszustände!" rief Dr. Spitzfeder.

„Der Schlagschatten . . . Ich hoffe, Sie sind zufrieden," raunte mir Rauenberg in's Ohr.

„Und darum will auch ich auf dem Worte bestehen, meine Herren," fuhr die Generalin fort. „Keinen Buchstaben davon lass' ich mir nehmen. Wenn ich mit unserer Wette Unrecht habe, dann hätte ich auch in Quito Recht behalten müssen! Da ich aber in Quito Unrecht behielt, muß ich wohl auch hier auf Grund des Buchstabens Recht haben!"

„Sie haben Recht, Sennora!" betheuerte Herr von Pappe und haschte wiederholt nach ihrer Hand.

Die ganze Gesellschaft drängte sich unter Zeichen der Theilnahme um die Generalin; die Damen küßten ihr die Wangen, die Herren die Hände. Sie netzte sich wieder die Stirne mit ihrer „grünen Electricität" aus Bologna und lag jetzt wie gelähmt auf dem Königstiger, der um ihretwillen noch sachter aufzutreten schien als zuvor.

„Ich will schon lange mein Leben versichern lassen," flüsterte Dr. Juften-Lennox der Sopransängerin zu, „ich werde zu der Gesellschaft in Guayaquil gehen."

Aber Fräulein Lilla Bandt lachte nicht, . . . sie aß eben ein Täßchen Eis, um sich nach dieser aufregenden Scene zu erfrischen. Draußen spielten die Zigeuner einen Walzer und mehrere Paare versuchten zu tanzen. Auf dem Tiger aber lag Sennora Clemencia regungslos. Sie schlief wieder.

Aus der Hauptstadt.

Die 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Berlin.

Es muß als eine durchaus verkehrte Auffassung mancher Kreise bezeichnet werden, zu meinen, diese Wander-Versammlungen sollten in erster Linie einer Fortsetzung der wissenschaftlichen Arbeit der Theilnehmer dienen, die sie ja viel besser zu Hause leisten können. Oken, der vor 64 Jahren die durchaus vortrefflichen Statuten dieser Vereinigungen entworfen hat, stellte vielmehr gleich nach dem Gründungs-Bericht als obersten Paragraphen der Statuten hin: „Der Hauptzweck der Gesellschaft ist, den Naturforschern und Aerzten Deutschlands Gelegenheit zu verschaffen,

Digitized by Google

sich persönlich kennen zu lernen", und Niemand wird leugnen, daß gemeinsame Ausflüge, bei denen sich die Einzelnen immer von Neuem begegnen, festliche Gelage, bei denen der befriedigte Magen das Herz zur Milde stimmt und gute Getränke die Zungen lösen, bessere Mittel sind, die Fachgenossen einander persönlich näher zu bringen, Bekanntschaften zu machen, Meinungsverschiedenheiten auszugleichen und auch eingetretene Spannungen wieder zu lösen, als selbst die collegialischen Verhandlungen in den Fachabtheilungen. Wir konnten auch diesmal die guten Wirkungen der geselligen Begegnung in mancherlei Beispielen constatiren; Virchow und Haeckel, die Antipoden der Münchener Versammlung, gingen mit gutem Beispiel voran, indem sie auf's Freundlichste mit einander verkehrten, nachdem sie einander versichert, daß es sich doch nur um principielle Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen handle, die sich überdem von Tag zu Tage mehr abschwächen.

Wenn man im „Tageblatte der Versammlung", welches sich in weiser Rücksichtsnahme auf die zu erwartende Ueberfülle des geistigen Stoffumsatzes diesmal von vornherein auf knappere Berichterstattung beschränken mußte als sonst, die tägliche Leistung überblickt, so wird man nicht umhin können, zuzugeben, daß in diesen acht Tagen außerordentlich viel an ernster, intensiver Arbeit geleistet worden ist, und daß Berlin in diesen Tagen noch viel mehr als gewöhnlich, der geistige Brennpunkt, das Gehirn des Reiches gewesen ist, ungeachtet der zahlreichen Angehörigen auswärtiger Staaten, unter denen sich die Träger berühmter Namen befanden. Die Zahl der Abtheilungen hatte wieder um einige neue vermehrt werden müssen, unter denen sich einige höchst zeitgemäße Neugründungen befanden, wie z. B. die für naturwissenschaftlichen Unterricht und die für medicinische Geographie und Tropen-Hygiene. Wenn man nun erwägt, daß jede der dreißig Sectionen fast täglich mehrstündige Sitzungen abgehalten hat, so ergibt sich eine höchst achtungswerthe Arbeitssumme, auch für die, welche nur, ohne selbst zu sprechen, den Vorträgen aufmerksam gelauscht haben.

Ob in den einzelnen Abtheilungen einer solchen an bestimmte Jahreszeit gebundenen Versammlung jedesmal neue, wichtige Entdeckungen oder weltbewegende Ideen mitgetheilt werden können, hängt von Zufälligkeiten ab, aber auch in dieser Richtung sind einige bemerkenswerthe Thatsachen vorgekommen, wie z. B. der erste Fall einer echten künstlichen Herstellung eines organischen Alkaloids, des Coniins oder Schierlingsgiftes durch Professor Ladenburg in Kiel, wodurch ältere unrichtige Vorstellungen über die Lagerung der Moleküle in diesem Stoffe beseitigt wurden. Bedeutungsvoller sind in der Regel die mündlichen Verhandlungen über epochemachende Probleme unter den nächstbetheiligten Forschern in den Sectionen, und in dieser Beziehung war namentlich die Discussion über die Localisation der Gehirnfunctionen in der physiologischen Section von tiefgehendem Interesse. Die berühmtesten Arbeiter auf diesem Gebiete waren zur Stelle, Hitzig und Fritsch aus Berlin, die Urheber der experimentellen Untersuchungs-Methode durch Reizung des Großhirns mittelst schwacher elektrischer Ströme, Meynert, der vom anatomischen Standpunkte früh die Sonderung der Gehirnfelder vertreten hat, Munk und Christiani aus Berlin, welche eigene Methoden und Theorieen zur Erklärung ersonnen haben, Ferd. Goltz aus Straßburg, der entschiedene Gegner der Annahme bestimmt gesonderter Felder für empfindende und motorische Thätigkeiten, Exner aus Wien, der eine mehr vermittelnde Stellung einnimmt u. A. Es gab ein hartes Aufeinanderplatzen der Meinungen und Gegensätze, aber der vorwiegende Eindruck war der, daß Goltz nicht berechtigt war, seinen Standpunkt mit solcher Hartnäckigkeit festzuhalten und als den alleinseligmachenden hinzustellen, und daß die Annahme einer ziemlich weitgehenden Arbeitstheilung zwischen den verschiedenen Gehirntheilen eine wohlberechtigte und experimentell erwiesene sei.

Ein Vorgang von ähnlicher Tragweite vollzog sich in der anatomischen Abtheilung, die sich wegen der zu erwartenden und eingetretenen starken Betheiligung hierzu ebenfalls im großen Hörsale des physiologischen Institutes eingefunden hatte. Professor Waldeyer (Berlin) hatte die Frage der Gastrulation der Wirbelthiere, d. h. denjenigen Theil der Haeckel'schen Gasträa-Theorie, welcher dem Verständniß im Allgemeinen und der Einigung der Forscher über einzelne Punkte bisher die meisten Schwierigkeiten dargeboten hatte, zur Discussion vorgeschlagen und dieselbe durch eine sehr klare Darlegung des gegenwärtigen Standes der Frage eingeleitet. An der Besprechung betheiligten sich namentlich Selenka (Erlangen), J. Rückert (München), van Beneden (Louvain, Belgien), Hatcheck (Prag) und Kollmann (Basel). Obwohl nun ein allgemeines Einverständniß über die Deutung der einzelnen Formen um so weniger erzielt werden konnte, als einzelne der heftigsten Gegner dieser Ansichten, wie Professor His aus Leipzig, sich nicht betheiligt hatten, so schienen doch alle Redner darin einig, den Gastrulationsvorgang als durchgreifendes und auf die ursprüngliche Form desselben bei niederen Thieren, auch bei höheren Thieren zurückführbares Entwickelungsmoment anzuerkennen, ein Ergebniß, mit welchem sich der Urheber der Theorie am Schlusse als wohlbefriedigt erklären konnte. Es scheint, daß der anfangs so heftige Widerspruch gegen diese Theorie allmählich aus den Fachkreisen verschwindet.

Neben der zoologischen Abtheilung mit ihren zahlreichen Annexen, waren von den rein naturwissenschaftlichen Sectionen, wohl die chemische und botanische die besuchtesten. In der letzteren war es namentlich die noch immer nicht zur allgemeinen Befriedigung gelöste Frage über die Rolle des Chlorophylls in den Oberflächenzellen der Pflanzen, welche die Geister beschäftigte. Natürlich fehlten dazwischen allerlei interessante Beobachtungen nicht, z. B. über eine neue auf lebenden Schildkröten schmarotzende Alge und über niedere Pilze, welche Saftausflüsse an lebenden Bäumen verursachen, dieselben in weinige Gährung versetzen, und so berauschende Getränke für Bienen, Käfer, Schmetterlinge und andere Liebhaber erzeugen. Von weitergehendem Interesse waren auch die in der Abtheilung für landwirthschaftliches Versuchswesen von den Professoren Landolt, Frank und Hellriegel gemachten Mittheilungen über die Stickstoffaufnahme der Pflanzen. Die Behauptungen französischer Forscher, daß es wesentlich gewissen niederen Pilzformen zu danken sei, daß der Stickstoffgehalt des Bodens durch ihren Lebensproceß in lösliche Form (Salpeterbildung) gebracht werde, wurde auf Grund sorgfältiger Nachprüfungen in Zweifel gezogen und den Hülsenpflanzen, wie Erbsen, Lupinen u. s. w. die Fähigkeit nachgerühmt, vermittelst einer eigenthümlichen Organisation den Stickstoff der Luft unmittelbar assimiliren zu können, während die Getreidepflanzen dazu nicht im Stande wären. Selbstredend sind auch in den anderen und namentlich in den medicinischen und chirurgischen Abtheilungen eine Menge mehr oder weniger wichtiger Beobachtungen, Entdeckungen und praktischer Neuerungen zur Sprache gekommen, aber es ist nicht möglich, in einem so kurzen Bericht auch nur andeutungsweise auf so viele Einzelnheiten einzugehen.

Ueber die allgemeinen Sitzungen, welche den Zweck haben, auch den außerhalb der Fachkreise stehenden Theilnehmern geistige Anregung und Genuß zu bieten, wichtige Tagesfragen von bedeutenden Autoritäten in leichtverständlicher Form vorführen zu lassen, und überall weiteres Interesse für die Forschung und ihre Ziele zu erwecken, schien anfänglich kein günstiges Gestirn leuchten zu wollen. Hermann Helmholtz, dessen tiefdurchdachte Vorträge schon wiederholt den Glanzpunkt solcher Versammlungen gebildet haben, hatte seines leidenden Zustandes wegen sich der Theilnahme enthalten müssen, ebenso zog der als ausgezeichneter Redner bekannte Chemiker Wislicenus aus Leipzig seinen angekündigten Vortrag aus denselben Gründen zurück, und es mußten noch in letzter Stunde Anstrengungen gemacht werden, Ersatz zu schaffen. Die Eröffnungsrede Virchow's war keine von einem einheitlichen Gedanken getragene oratorische Leistung. Zwischen geschäftlichen und geschichtlichen Betrachtungen hin und her schwankend, sich in Rückblicken auf die erste Berliner Naturforscher-Versammlung (1828), welche die berühmtesten Forscher des nördlichen Europa vereinigte, auf die Gründung der Gesellschaft und auf den Gang der Entwickelung naturwissenschaftlicher Bestrebungen zersplitternd, erhob sich seine Rede nicht zur fortreißenden Wirkung. Auch fehlten weder die Seitenhiebe auf dem Redner unsympathische Richtungen, noch die üblichen Ungenauigkeiten. So wurde, um nur eins zu erwähnen, wieder die berüchtigte Theorie von der Blaublindheit der alten Griechen den Darwinianern in die Schuhe geschoben, während doch ihr Urheber, der

Digitized by Google

englische Exminister Gladstone, ein Stockphilologe ist, und bei der Aufstellung derselben die Darwin'sche Theorie noch nicht einmal an die Oeffentlichkeit getreten war. Auch der spätere Prophet der Theorie, Lazarus Geiger, war seines Zeichens Philologe und Sprachforscher; kein namhafter Darwinist hat dieselbe vertheidigt, während umgekehrt ein ausgesprochener Darwinist, nämlich der Schreiber dieser Zeilen, den Irrthum der Sprachforscher und Aerzte zuerst in seinen Entstehungsursachen nachwies und ebenso zuerst die nachmals von Virchow selbst bestätigte Erklärung fand, daß es sich nur um eine Unvollkommenheit der Sprache, die selbst bei uns noch in gewisser Einschränkung fortbesteht, nicht der Sinnesfunction handelt. Es ist sehr verdrießlich, solche Irrthümer und Entstellungen immer von Neuem rügen zu müssen.

Auch der auf die Eröffnungsrede folgende Vortrag von Werner Siemens über das „naturwissenschaftliche Zeitalter" erfüllte die auf ihn gesetzten Erwartungen nicht; statt der großen Errungenschaften der Wissenschaft bildete die sociale Frage den Kernpunkt der Besprechung, und diese weltbewegende Frage wurde mit einem Optimismus behandelt, um welchen der berühmte Forscher allgemein beneidet werden dürfte. Von dem dritten Vortrage der ersten Sitzung, würde man nicht sagen können, daß er, obwohl von „Hand und Fuß" handelnd, weder Hand noch Fuß gehabt hätte; aber er stellte an die anatomischen Kenntnisse der Zuhörer viel zu starke Ansprüche und blieb deshalb dem allgemeinen Publikum durchaus unverständlich, so daß sich der Circus, dessen Akustik sich übrigens sehr vortheilhaft erwies, während desselben bedenklich leerte.

Auch die zweite Sitzung wurde mit dem Vortrage über „Lebensfragen", von Prof. Ferd. Cohn aus Breslau nicht viel glücklicher eröffnet. Zwar besitzt der Vortragende eine große Gewandtheit der Rede und Darstellung, aber er sprach nicht über Lebensfragen, sondern über die Frage nach dem inneren Wesen des Lebens und schloß, nachdem er Hoffnungen erweckt hatte, dasselbe verständlicher zu machen, mit dem Geständniß, daß alle bisher gemachten Versuche, die Kluft zwischen Leben und Tod, Organischem und Unorganischem zu überbrücken, weder Tragfähigkeit noch Dauer versprächen. Eine solche Hoffnungslosigkeit wirkt auf ein gewisses Publikum, welches nicht erscheint, um über den geringen Umfang unseres Wissens belehrt zu werden, immer sehr enttäuschend, und als beim Schlusse des Vortrages in meiner Nachbarschaft Jemand sagte: „Nun sind wir genau so klug wie zuvor," fand er ziemlich vielseitige Zustimmung. Dagegen gelang es dem berühmten Reisenden Georg Schweinfurth mit seinem Vortrage über „Europas Aufgaben und Aussichten im tropischen Afrika" in derselben Sitzung seine Zuhörer immer von Neuem zu jubelnden Beifall hinzureißen, indem er ausführte, es sei die verdammte Pflicht und Schuldigkeit Deutschlands, der neuen Colonialpolitik seiner Regierung rückhaltslos zuzustimmen, um die Afrikaner durch Schaffung gesicherter Zustände in ihrem Lande zur stärkeren Vermehrung und Arbeit zu erziehen, und dort für uns, wenn nicht mehr, so doch wenigstens Absatzgebiete für unseren Handel zu gewinnen. Sehr sympathisch berührte seine Inschutznahme der Afrikaner gegen die Branntweinvergiftung, aber als er zu der Nothwendigkeit kam, die Autorität der Deutschen in jenen Ländern durch stehende Besatzungen von zuverlässigen deutschen Soldaten zu befestigen, und der Frage nach der Acclimatisationsfähigkeit sorgfältig aus dem Wege ging, konnte doch bei aller Verehrung für den ausgezeichneten Forscher und Reisenden Mancher ein leises Kopfschütteln nicht unterdrücken.

Auf alle Fälle war dieser Vortrag ein Musterstück von elementarer, fortreißender Gewalt der Rede, wie sie vorhanden sein muß, wenn man große Zwecke erreichen, und die Begeisterung dafür in weite Kreise der Intelligenz tragen will. Die allgemeinen Sitzungen der Naturforscher-Versammlungen sind vorzügliche Centralstellen für solche agitatorische Reden, die in's ganze Volk dringen sollen, es ist eine Art Parlament der Wissenschaft, in welchem freilich das Vorrecht, ohne Widerspruch und Discussion zu sprechen, nicht zu Uebertreibungen ausgebeutet werden darf. Auch Professor His aus Leipzig, der in derselben Sitzung über die wachsende Nothwendigkeit wissenschaftlicher Centralanstalten, mit besonderer Rücksichtnahme auf die zoologische Station in Neapel sprach, hatte damit ein durchaus zeitgemäßes und passendes Thema für eine solche Versammlung gewählt, ebenso Professor Stricker aus Wien, mit seinen Darlegungen über den Werth des Anschauungsunterrichts und seinen Demonstrationen mit dem elektrischen Mikroskop.

Die wichtige Frage über die nothwendige Reform des naturwissenschaftlichen Unterrichtes kam leider nicht in einer allgemeinen Sitzung, sondern nur in der demselben gewidmeten Section zur Verhandlung. Zu den Universitätslehrern, welche an ihrer früheren Werthschätzung der Gymnasialbildung für Naturforscher und Aerzte durch fortgesetzte schlimme Erfahrungen irre geworden sind, gehört seit einiger Zeit neben du Bois-Reymond auch Haeckel, der einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über diesen Gegenstand in der erwähnten Section hielt. Es wurde beschlossen, diesen Vortrag als Agitationsmittel für die Gleichberechtigung der Realgymnasien drucken zu lassen und überdem die Geschäftsführer der nächstjährigen Naturforscher-Versammlung, die in Wiesbaden stattfinden soll, zu ersuchen, eine allgemeine Erörterung dieser Frage von einem berufenen Redner auf das Programm der allgemeinen Sitzungen zu setzen.

In der Schlußsitzung wurde den colonialen Bestrebungen unserer Tage noch durch einen zweiten Vortrag Rechnung getragen, in welchem Assistenzarzt L. Wolff (Dresden) in anregender Weise über seine eigenen Erfahrungen und Erlebnisse im südlichen Congo-Gebiete sprach. Nachdem dann noch Professor Neumayer (Hamburg) seinen mit vollstem Rechte immer von Neuem wiederholten Wünschen für die Inangriffnahme der Südpolar-Forschung — wo so viele Probleme ihrer Lösung harren — kräftigen Ausdruck gegeben, riß Professor von Bergmann (Berlin) durch seinen mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen Vortrag „über das Verhältniß der modernen Chirurgie zur inneren Medicin" zur Bewunderung der durch die Verbindung der Medicin mit der Naturwissenschaft erreichten Fortschritte hin, indem er zeigte, daß, wenn der Arzt seine Pflicht thut, heutzutage Verwundungen, welche dem Leben nicht von vornherein durch Verletzung edler Theile ein Ziel setzen, mit der gleichen Sicherheit und Schnelligkeit bei Kindern und Greisen, Leuten mit gesunden und „schlechten Säften" geheilt werden, so daß die Aerzte sich nicht einmal mehr scheuen, den lebendigen Körper aufzuschneiden, um hineinzuschauen, was freilich mitunter mit „anticipirter Section" gleichbedeutend sei. Sein zündender Vortrag über die beständige fruchtbare Wechselwirkung von Naturwissenschaft, innerer und äußerer Arzneikunde bildete einen glänzenden Abschluß der langen Reihe von Vorträgen und Verhandlungen dieser Versammlung.

In ihren Rückblicken und Abschiedsworten konnten sodann die beiden illustren Geschäftsträger der Versammlung, die Professoren Virchow und Hofmann mit vollstem Rechte ihrer Befriedigung Ausdruck geben, daß ihr Werk im Großen und Ganzen von einem reichen Erfolge gekrönt worden sei und daß die Theilnehmer sicherlich den günstigsten Eindruck sowohl von der Versammlung selbst, als von der Gastfreundschaft der Stadt und dem Entgegenkommen aller Behörden mit nach Hause nehmen würden. In der That schien dies dem allgemeinen Gefühl zu entsprechen und die Befürchtung, daß die Versammlung den Charakter der Zusammengehörigkeit in der großen Stadt verlieren würde, ist nicht eingetroffen. Um so seltsamer erscheint es, daß den Versammelten vorgeschlagen wurde, eine Commission zur Aenderung der seit länger als einem halben Jahrhundert bewährt gefundenen Statuten zu ernennen. Es liegt nämlich die Absicht vor, die Mitglieder zu einer Gesellschaft mit dauerndem Vorstande und corporativen Rechten zu vereinigen, und ihr somit den freien, zwanglosen Charakter zu rauben, der ihr so gut stand, und mit dem sie sich ihre Lebensfrische so lange bewahrt hat.

Carus Sterne.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erscheint in zweiter Auflage, von **Paul Heyse, Georg Ebers, Fr. von Bodenstedt, G. Brandes, Jul. Große, Rob. Waldmüller, Hieronym. Lorm, E. A. König, R. Dohn, L. Laistner** u. A. als ein höchst bedeutendes Werk anerkannt:

Raskolnikow, Roman von Dostojewsky

Nach der 5. Auflage des russischen Originals übersetzt von Wilhelm Henckel. Verlag von W. Friedrich in Leipzig. 3 Bände. 12 Mark, gebd. 15 Mark.

Georg Ebers schreibt: „Dieser Roman ist eine furchtbar schöne, gewaltige Dichtung.... Ich habe kaum etwas Ergreifenderes gelesen, als dieses furchtbare Buch, welches sich auf gemeinen Mord gründet, der doch nicht gemein ist, welches uns das Herzensbündniß eines Räubers mit einem gefallenen Mädchen vorführt, welches uns anmuthet wie eine reine, durch Hagelschlag beschädigte, weiße Blume. Mit fliegender Hand habe ich Seite um Seite gewendet, und als ich fertig war, athmete ich auf wie nach einer Wanderung über gähnende Abgründe. Dieses Werk, dieser Dichter sind groß und werth, daß man sie kennen lernt." **Paul Heyse** sagt: „Nun erst kann ich Ihnen danken, daß Sie mir dazu verholfen haben, dies höchst merkwürdige Buch kennen zu lernen, das in seiner Art vielleicht unerreicht dasteht, von einer psychologischen Kraft und Tiefe, wie sie selbst unter den Landsleuten des Verfassers sich selten finden wird." **Georg Brandes**: „Das Buch muß als ein Quellenwerk ersten Ranges für die Entstehungsgeschichte des modernen Rußland betrachtet werden." (N. fr. Pr.) — **Aehnliche Urtheile fällten die obengenannten Dichter und Schriftsteller.**

„Hackländers Humoristische Schriften", illustriert von H. Schlittgen u. A., erscheinen in 36 Lieferungen à 50 Pf. Jede Lieferung enthält 3 Bogen Quartformat mit zahlreichen Illustrationen. — Alle vierzehn Tage erscheint eine Lieferung.

Eau de Cologne Nr. 999 übertrifft die sog. echte an Feinheit und Nachhaltigkeit. à Fl. 1 Mk. Infolge des großen Umsatzes berechne jetzt 6 Fl. mit 5 Mk.

Chinawein und China-Eisenwein, unübertroffenes Fabrikat. Für Magen- und Nervenleidende ärztlicherseits warm empfohlen. à Fl. 3 Mk.

Enthaarungsmittel, garantirt unschädlich, entfernt spurlos Haare im Gesicht und an jeder anderen Körperstelle. à Fl. 3 Mk.

Apotheker Arnold Gaedke, Berlin N. 37.

Neu erschienen:

Natur und Sitte.

Zwei Novellen

von

Eugen Löwen.

I. Eine Künstlerehe. — II. Helene.

Eleg. broch. Preis 3 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und von der Verlagshandlung **Bruer & Co.**, Berlin.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft:

Goethe, Sämmtl. Werke m. Einleitung v. Gödeke. Cotta. 36 Bde. in 18 neuen Liebhaber-Halbfrzbdn. 35 M. — **Schiller**, Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Hlbfrzbdn. 12 M. — **Lessing**, Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in Liebh.-Bdn. 12 M. — **Briefwechsel** zwischen Schiller u. Goethe. 3. Aufl. Cotta. 2 Bde. geb. 3 M. — **Schlosser**, Weltgeschichte f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 9 Bde. u. Register in Orig.-Leinwbdn. 40 M. — **Spielhagen**, Werke. Leipz. 1872—77. 12 Bde. geb. 25 M. — **Kotzebue**, Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Or.-Leinwbdn. 4 M. — **Zola**, Romane (Todtschläger, Plassans, Bauch v. Paris, Medan, Blättl. Liebe, Hallali, Pastor Mouret, Erzählungen, Raquin) übers. v. Wohlfahrt u. A. 8 Leinwbde. 15 M. — **Scott**, Romane. Uebers. v. Richter u. A. Cabinet-Ausg. 9 Bde. geb. nebst: **George Sand**, Romane. Uebers. v. Johannes Scherr u. A. Cab.-Ausg. 11 Bde. geb. und dazu: **Wolff**, Pantheon des class. Alterthums. Berlin 1862, geb. zusammen 10 M. — **Thiers**, Gesch. d. Consulats u. Kaiserreichs u. Gesch. d. franz. Revolution. Uebers. von Burckhardt u. Steger. Mit vielen Ill. und Karten. gr. Lex. 6 Bde. geb. 15 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Administration der **„Gegenwart"**, Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Bei einer weitverbreiteten Zeitschrift wird ein

Theilhaber und Redacteur

mit einer Baareinlage von 20,000 Mark gesucht. Man gibt den Vorzug einem jungen Manne von academischer Bildung, der sich als 2. Redacteur journalistische Routine und als Mitarbeiter schnell eine literarische Stellung erwerben könnte. Gefl. Anerbietungen unter **F. 32** vermittelt die Druckerei von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Gesucht

Agenten und Reisende zum Verkauf von **Kaffee, Thee, Reis** und **Hamburger Cigarren** an Private gegen ein Fixum von **500** Mark und gute Provision.

Hamburg. J. Stiller & Co.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von Carl von Schlözer.

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Blutjung

und andere Erzählungen

von

E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. brochirt. Preis M. 3.—

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Hierzu eine Beilage von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin S. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 9. October 1886. Band XXX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Rußlands Ziele und Deutschlands Sicherheit. Von Karl Blind. — Zur Verfassung der höheren Schulen. Von R. — **Literatur und Kunst:** Ferdinand Fabre. Von F. Groß. — Erinnerungen eines Schlachtenmalers. — Ueber die Allsprache Pasilingua. Von Lector. — **Feuilleton:** Polikei. Von Graf Leo Tolstoi. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt:** Münchener Bilder in Schulte's Kunstausstellung. Von M. G. — Inserate.

Rußlands Ziele und Deutschlands Sicherheit.

Von Karl Blind.

Ist der Nachbar durch einen Brand bedroht, so begeht man keine Don-Quixoterie, indem man ihm zu Hülfe kommt. Das Feuer könnte uns ja sonst leicht in's eigene Haus fliegen.

Eine neuere hohe Staatskunst, die von dem Nachbar freilich solchen Pflichtdienst in Anspruch nimmt, will sich indessen der Gegenleistung unter Umständen gern entziehen. Man nennt dies dann „Realpolitik", und glaubt wunderbar klug zu handeln. Aber die Strafe bleibt selten aus; denn solche Realpolitik ist die kurzsichtigste Selbstsucht. Ganz Talleyrandisch gesprochen, kann man sagen, daß sich in gewissen Verhältnissen der Edelmuth schließlich noch am Besten bezahlt.

Wir Alle wissen, warum das Bündniß zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn gestiftet wurde. Es geschah, nachdem Gortschakoff sein: „Soyez forts! soyez forts!" vom Rhein aus über die Vogesen hinüber getrompetet hatte. Unsere Brüder in Oesterreich, welche 1866 aus einer tausendjährigen Verbindung ausgestoßen worden, waren von diesem russischen Versuche, einen Franzosenlärm anzuregen, nicht betroffen; die Ungarn ebensowenig. Das Bündniß gestaltete sich gleichwohl ohne Verzug; und nicht bloß alle politisch zurechnungsfähigen Deutschen waren darüber hoch erfreut, sondern auch in ganz Europa betrachtete man diese Abkunft zu Schutz und Trutz als eine Gewähr der Friedenserhaltung, als den Angelpunkt der allgemeinen Sicherheit.

Man konnte darauf zählen, daß im gegebenen Falle, wenn das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn gewaffnet zusammenhielten, Frankreich sich zehnmal besinnen würde, ehe es, inmitten seiner zerrissenen inneren Parteizustände, sich zu einem tollen Abenteuer entschlösse. Man konnte eben so darauf zählen, daß nach Osten, in solchem Falle, leicht die ganze Linie — ja, von Stockholm an bis Bukarest — fest geschlossen werden könnte, wenn anders man in Berlin und Wien zur entschiedenen That bereit war. Man konnte erwarten, daß das ottomanische Reich sich ebenfalls als streitbarer Bundesgenosse verwerthen ließ; und daß, wenn England nicht unter einem Ministerium Gladstone in auswärtigen Fragen mißleitet würde, auch der mächtige Dreizack nicht beim Waffengange fehlen würde.

Lockert nun das Bündniß zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn, und Alles verschiebt sich wieder und kommt in's Geröll. Mit Wucht wird dann das Czarenreich auf Osteuropa niederfahren, der nach Rache begehrende Theil der Franzosen aber die Zeit gekommen glauben, wo man mit „Preußen" abrechnen kann.

Nicht unnöthig Zank anzubinden, empfiehlt sich für ein Land, das, wie Deutschland, in der Mitte eines Welttheiles gelegen ist und der offenen und versteckten Feinde genug hat, ganz gewiß. Da bei ausbrechendem Kriege die reichste wissenschaftliche Geisteskraft der ganzen Erde zu Kanonenfutter mag dienen müssen, so ist Vorsicht doppelt empfehlenswerth. Andererseits nützt es nichts, straußenartig den Kopf vor den offenkundigsten Gefahren in den Sand zu stecken — nicht sehen zu wollen, daß russische Weltherrschaftsgelüste, im Verein mit slavistischen Zettelungen bis vor die Thore von Konstantinopel und bis nach Böhmen, das heißt, bis mitten in unser altes Reichsgebiet hinein, eine Lage geschaffen haben, welche die äußerste Entschlossenheit erheischt.

Das ist keine „Husarenpolitik"; nein, nur rechtzeitige Vorschau. Am allerwenigsten aber dünkt es uns gerathen, bei solcher Lage den deutschen Kopf demüthig unter ein angebliches nordisches Schutzdach zu ducken und unsere Zweidrittelseinheit als von Rußlands Gnaden bestehend zu erklären.

So wendet man keine Gefahr ab, so zieht man sie heran, indem man das eigene Volk entmuthigt, den Gegner mit Zuversicht erfüllt und ihm dadurch Bundesgenossen zutreibt.

Der Weg zwischen Berlin und Wien geht gerade aus über Prag; und dort sitzen die Freunde der Herren Katkoff und Zankoff. Man ist kein Reichsfeind, kein Ultramontaner, man braucht auch kein Pole zu sein, um im Hinblick darauf eine feste deutsche Orientpolitik, im Einklang mit Oesterreich-Ungarn, zu befürworten. Zur Noth ließe sich sogar auf den Großen Kurfürsten von Brandenburg hinweisen, der die Türkenherrschaft in Ungarn mit den Waffen brechen half. Oder glaubt man, die Festsetzung einer neuen Eroberermacht in Ost-Europa, einer Macht, deren Fürsprecher seit langer Zeit nach Byzanz oder „Zarigrad" begehren, sei heute weniger gefährlich?

Doch da kommen natürlich die falschen Rathgeber, die uns einzureden suchen: es sei für das Deutsche Reich am Besten, Hand in Hand mit der Regierung des Czaren zu gehen und Oesterreich-Ungarn fahren zu lassen. Gewiß wäre das sehr ersprießlich für die — Ausdehnung Rußlands; denn so ließen sich zuerst die noch etwas widerhaarigen Bevölkerungen der Balkanländer und das „bischen Türkei" niederkriegen. Darauf käme die Reihe an die Anderen, die etwas nördlicher liegen. „L'un après l'autre," wie Napoleon I. ganz unverfroren sagte. Und wahrlich es gelang ihm, obwohl er es so cynisch ankündigte.

Die berühmte Demarcationslinie galt auch eine Zeitlang

Digitized by Google

als große Realpolitik. Man vergnügte sich an dem Gedanken eines norddeutschen Kaiserthums. „Jena" war der vorläufige Schluß dieser hohen Staatskunst. Man hätte sich wohl die Demüthigung der Errettung durch Rußlands Hülfe, und Alles, was nachher in den bundestäglichen Zeiten damit zusammenhing, man hätte sich des Czaren Nicolaus hochmüthige Schutzherrschaft, die bis zu 1848 dauerte, ersparen können, wären Preußen und Oesterreich gegen den französischen Ansturm zusammengestanden.

Die deutsche Revolution von 1848—49 brach auf eine Zeitlang die russische Machthaberschaft innerhalb unseres Vaterlandes. Aber erst der Krimkrieg warf das Czarenreich ganz zurück. Der Krimkrieg gestattete Oesterreich, sich durch eine „großartige Undankbarkeit" von dem Albdruck zu befreien, der durch den Einmarsch der Kosaken nach Ungarn auf dem Donaureich gelastet hatte. Der Krimkrieg war, in Folge der Niederlage des Czarenthums, für das russische Volk selbst von Nutzen, insofern er die Aufhebung der Leibeigenschaft im Gefolge hatte, unter welcher bis dahin die ungeheure Masse geschmachtet. Der Krimkrieg, obwohl nur als „Cabinetskrieg" geführt und durch Napoleon's Willen plötzlich abgebrochen, bewies auch, wie leicht verwundbar der Koloß war, auf wie schwachen thönernen Füßen er ruhte. Hätte man 1854—56 Schweden, die Finnen, die Polen in Rußland, die kaukasischen Bergvölker aufgerufen: wie furchtbar wäre der Sturz der Czarenherrschaft gewesen!

Heute aber ist Rußland im Inneren von einer Bewegung durchwühlt, die, wenn starke Gegner im Felde ihm Widerstand leisteten, plötzlich ein Ereigniß nach Art des von den Russenfreunden in Sofia in's Werk gesetzten herbeiführen könnte. Dieser inneren Schwierigkeit ist sich das Czarenthum sicherlich sehr stark bewußt. Doch es ist eine alte Petersburger Politik, gerade dann vor Europa am Prahlerischsten aufzutreten, wenn die Dinge zu Hause grundfaul sind. So sucht man die Aufmerksamkeit abzulenken und die Anderen zu schrecken, während man selbst insgeheim zittert. Auch diese Politik hat, gleich dem frechen „L'un après l'autre", oft merkwürdigen Erfolg; doch nur weil sich so Wenige auf das Geheimniß verstehen.

Da sprachen wir soeben von den Vorgängen vom 21. August in Sofia. Eine „Revolution" hat unseres Wissens dort nicht stattgefunden; dies Wort heben wir für Ereignisse auf, wo Völker sich befreien, nicht aber, wo eine Bande von Werkzeugen einer tyrannischen Fremdmacht einen nächtlichen Räuberstreich ausführt.

Insofern möchten wir denn auch zum Voraus den Vergleich eines etwa in St. Petersburg einmal eintretenden plötzlichen Ereignisses, durch welches Rußland zu einer Verfassung gelangen würde, mit der Brigandenthat in Sofia durchaus nicht allzu wörtlich genommen sehen. Rußland besitzt keine Volksvertretung, kein Vereins- und Versammlungsrecht, keine freie Presse, wohl aber die Kibitka, die jeden freier gesinnten Mann bei nächtlicher Weile nach Sibirien schaffen kann. Wo solche Zustände herrschen, dürfte man sich über einen entsprechenden plötzlichen Gegenschlag nicht wundern.

Zwischen Europa und Asien gehen Rußlands Eroberungszüge unabläßig hin und her, Dank der Zersplitterung der Kräfte seiner naturgemäßen Widersacher, die sich kaum je rechtzeitig zu einigen wissen und daher der Reihe nach abgeklopft werden. Einem siegreichen russischen Vorstoße in Europa folgt ein Angriff in Asien. Die nichtbetheiligten Europäer empfinden dann manchmal eine kindische Freude darüber, daß sich eine Kriegswolke aus ihrem Welttheile bis an die Vorländer Indiens hin verzogen hat.

Aber kaum hat das Czarenthum in Asien einen neuen Erfolg errungen, so stellt es sich auch schon wieder beuteheischend in Europa ein. Dies Spiel wird zum Schaden Aller so lange getrieben werden, bis die kurzsichtige Selbstsucht zu Verstande kommt. „Laßt uns Alle einig zusammenhangen" — sagte ein amerikanischer Staatsmann im großen Unabhängigkeitskriege des vorigen Jahrhunderts, als Zersplitterung in den Reihen der Kämpfer einriß — „oder wir werden Alle zusammen gehängt werden!"

Wie weit die Dinge bereits gediehen sind, das zeigt eine vor ein paar Wochen in Katkoff's „Moskauer Zeitung" erschienene, in unserer schnelllebigen Zeit wohl schon wieder vergessene, zur Aufstachelung des russischen Volksgefühles berechnete Aeußerung. Es hieß da: die bisherigen jährlichen Reisen des russischen Ministers des Auswärtigen nach Kissingen seien mit den zwangsweisen Fahrten der Gesandten der Czaren in die Krim zu vergleichen, welche diese ehedem antraten, um den tatarischen Khanen während der Mongolenherrschaft über Rußland ihre Huldigung darzubringen!

Das war geschrieben, ehe Herr von Giers nach Franzensbad ging. Nachher wurde diesem der deutsche Besuch zuerst zu theil. Die bisherige Regel war somit umgekehrt. Seitdem erhielt Herr Katkoff seinen Orden nebst Belobungsschreiben. Sollte das Alles zufällig sein?

Nach Herrn Katkoff's Ansicht wären somit die Deutschen die „Goldene Horde", deren Joch abgeschüttelt werden muß! Der Vergleich ist ebenso unbesonnen, wie lächerlich falsch. Es werden da, sozusagen, mehrere Teufel ganz unnöthig an die Wand gemalt.

Zur geschichtlichen Richtigstellung der Thatsachen sei übrigens hier bemerkt, daß nicht nur Gesandte, sondern Russen-Fürsten selbst einst zu unterwürfiger Huldigung vor den mongolischen Khanen erschienen. Nicht bloß nach der Krim, sondern bis an die Wolga, nach Sarai (in der Nähe des heutigen Tsaritsyn), wo einst das Hauptlager des Kaptschak oder der Goldenen Horde war, ja, tief nach Asien hinein zum Groß-Khan, dessen Reich sich vom Amur bis an's Schwarze Meer ausdehnte, mußten russische Fürsten in Person wandern oder ihre Abgesandten schicken.

Damals krochen russische Fürsten vor dem Mogul im Staub. Erschien der Groß-Khan oder dessen Bevollmächtigter öffentlich, so boten Russenfürsten auf ihren Knieen die Schale mit Stutenmilch an. Fiel ein Tropfen auf die Mähne des Tatarenrosses, so bewiesen sie ihre Ergebenheit durch Ablecken der Milch. Wurde das Bildniß des Großmoguls umher getragen, so knieten sie nieder und beteten es an. Demüthigere Diener des Kalmückenthums gab es nicht.

Der russische Adel seinerseits schätzte sich glücklich, mit den Familien der wandernden Horde durch Heirath verwandt zu werden. Er äffte den Asiaten selbst in Sitte, Tracht und Manieren nach. Kein Wunder, daß nach dem Zusammenbruche der Herrschaft der Goldenen Horde — der wesentlich durch die Spaltungen innerhalb der mongolischen Stämme selbst, nicht durch russische Tapferkeit erfolgte — die ganze Bevölkerung Rußlands in einem Zustande der Entwürdigung sich befand, der es ihr nicht schwer ankommen ließ, sich einer Einrichtung ähnlichen Geistes zu unterwerfen: nämlich dem sich dann erhebenden Czarenthum von Moskau. Dieses war in jeder Beziehung der richtige Nachfolger des Khanats.

Das war nicht die einzige bittere Erfahrung, welche das finnisch-slavische Volk der großen Ebene im Lauf seiner traurigen Geschichte gemacht hat. Es ist seit Peter I. bis auf die neueren Panslavisten so viel von der „schwellenden Jugendkraft des russischen Volkes" und von dem „verderbten Blute der germanisch-romanischen Welt" gefaselt worden; und mancher Schwächling hat sich geistig von dem künstlichen Schreckgebilde ankränkeln lassen. Der Krimkrieg stach die hohle Blase indessen schnell genug auf; und wie ungeschickt wurde dieser doch von zwei schlecht zusammenpassenden Verbündeten geführt!

In Wahrheit ist Rußland ja kein junger Staat, sondern ein alter Despotismus. Das Reich wurde vor mehr als 1000 Jahren gegründet — und zwar nicht durch das angeblich jugendfrische, völkerwanderungslustige slavische Volk, sondern durch Fremdlinge, Waräger, germanische Nordmänner, unter welchen theils Skandinaven, theils Deutsche waren. Diese schweißten das nicht-arische Finnen- und das arisch-slavische Volk der nördlichen Ebene zu einem Reiche zusammen. Auf Fremdherrschaft ruhte also die Gründung Rußlands. Der „Russen"-Namen selbst ist kein slavischer, sondern ein nord-germanischer. Unter Fremdherrschaft standen damals auch die Slaven am Dnieper. Einem Türkenvolke — den

Digitized by Google

Khaczaren —, welches theils die israelitische Religion angenommen hatte, theils dem mohammedanischen Bekenntniß angehörte, das heutige Süd-Rußland bewohnte und byzantinische Cultur sich angeeignet hatte, waren die Slaven am Dnieper zinspflichtig.

Jene Waräger, die als Eroberer ihrem Reiche den Russen-Namen gegeben, sind es gewesen, welche einst ihren Schild an die Thore von Byzanz schlugen. Hinein („dedans") kamen freilich auch sie nicht. Mit diesem alten germanischen Waräger-Schilde sollten also der „Swjet" und andere gesinnungsverwandte Blätter nicht zu sehr rasseln. In dem Maße übrigens, wie die germanische Kriegersippe aus Rurik's Stamm sich unter dem finnisch-slavischen Volke mehr und mehr asiatisirte, ging die Kraft des Russenreiches durch innere Spaltungen seinem Niedergange entgegen. Dann kam jene drittehalbhundertjährige Tataren-Herrschaft über das unglückliche Land. Davon sang Chaucer als gleichzeitiger Dichter:

At Sarray in the land of Tartarye,
There dwelt a king that werreyed Russye.

(Zu Sarai in dem Land der Tatarei,
Da wohnt' ein König, der Rußland zerzauste.)

Als sich das Land, Dank den Kämpfen innerhalb der Goldenen Horde, aus seiner tiefen Schmach langsam erhob, war es den Blicken Europas fast entschwunden gewesen. Man hatte es gewissermaßen erst wieder zu entdecken. Georg Thurn (1492) und Herberstein (1516), die als deutsche Gesandte hingingen, bezeugen, wie fremd es dem Westen geworden. Noch aus des französischen Hauptmanns Margeret Schrift (1607) geht hervor, wie tief Rußkand der asiatische, der mongolische Stempel aufgedrückt war.

Nicht viel über 100 Jahre war Moskovien vom Joche des Khanats befreit worden, als es zeitweilig unter polnische Gewalt fiel. In Moskau herrschten die Polen; 1612 wurden diese vertrieben, und das Haus Romanoff erstand. Wer kennt nicht die dann anfänglich folgende Geschichte eines halb-mönchischen Byzantinerthums am Hofe zu Moskau? Wer nicht den vielhundertjährigen Jammer einer immer weiter ausgedehnten Leibeigenschaft? Wer nicht die Greuelgeschichte der Palast-Umwälzungen in Moskau und St. Petersburg?

Doch genug davon. Es sollte nur gezeigt werden, wie tief die zu so gewaltigen Eroberungen ausgreifende Czaren-Macht im Laufe der Geschichte oft gestürzt ist.

Deutsche und Russen haben in diesem Jahrhundert Waffenbrüderschaft gehalten, um Napoleons Versuch der Weltherrschaft abzuschütteln, Die Erinnerung daran hat Deutschlands und Rußlands Verhalten zu einander mehrmals bei neueren entscheidungsvollen Wendungen bestimmt. Aber wenn russische Blätter heute bald Deutschland und Oesterreich-Ungarn auf's Gröblichste beleidigen und bedrohen, bald das eigene Volk, das sicherlich keine nochmaligen Kriegsabenteuer wünscht, durch Spottreden, wie die in der „Moskauer Zeitung" enthaltenen, zu stacheln suchen: so thäten sie wahrlich klüger daran, der Geschichte ihres Landes von der Waräger- und Tataren-Zeit an bis zur Polen-Herrschaft und zum Tode des „allmächtigen Nikolaus", zu gedenken. Ihr Kriegseifer könnte kühlen.

Im Uebrigen wollen wir gern annehmen, daß die Katkoff'schen Thorheiten weder die Stimme des russischen Volkes, noch der sogenannten russischen „Gesellschaft" sind, so sehr auch diese schon vom Deutschenhaß angefressen sein mag. Was aber noth thut, das ist: daß wir zu unserem natürlichsten Bundesgenossen halten, zu welchem das Deutsche Reich sich hingezogen fühlte, als eine Gefahr aus Westen und Osten heraufstieg. Unser Verstand und unser Gefühl sagen uns da sofort das Rechte.

Zur Verfassung der höheren Schulen.

Die Bestrebungen, welche sich auf die sociale Hebung des höheren Lehrerstandes richten, haben das öffentliche Interesse seit einiger Zeit in immer steigendem Maße in Anspruch genommen. Was diesen Bestrebungen, deren Berechtigung heute wohl von den Wenigsten verkannt werden dürfte, lange Zeit hinderlich im Wege gestanden hat, ist der Umstand, daß der Oberlehrerstand sich erst im Laufe unseres Jahrhunderts allmählich gebildet hat, daß er mithin die jüngste unter unseren Beamtenklassen ist. Die Organisation unserer höheren Schulen ist in ihren wesentlichen Zügen älter als der Oberlehrerstand, sie stammt aus einer Zeit, in welcher der Gymnasialunterricht hauptsächlich von Theologen als eine vorübergehende oder zufällige Thätigkeit betrieben wurde und in welcher man bestimmte, staatlich geregelte Ansprüche an die Vorbildung des Lehrers nicht richtete. Dem ensprechend war denn auch die Lage des Gymnasiallehrers eine bescheidene. Man erwartete und fand in dieser Berufsklasse vielfach eine Anspruchslosigkeit, welche zugleich etwas von der bewußten Resignation des Geistlichen und von der selbstverständlichen Unterordnung des Subalternbeamten hatte. Seitdem nun aber gegen Ende des vorigen und in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts jene Reihe großer Philologen erstand, durch welche die bedeutenderen Universitäten zu Centren einer philologischen Bildung und zu Pflanzstätten einer zugleich wissenschaftlichen und pädagogischen Methode geworden sind, seitdem sich aus den Jüngern dieser Bildung der Oberlehrerstand entwickelt hat, seitdem sind naturgemäß auch die Ansprüche andere geworden, welche die Vertreter dieses Standes in Bezug auf ihre gesellschaftliche und materielle Lage erheben müßten. Dem billigen Verlangen den übrigen Beamtencategorien gleicher Vorbildung in der Hauptsache gleichgestellt zu werden ist die Erfüllung zwar nur schrittweise und in stetem Kampfe mit Vorurtheilen sowohl wie mit der Ungunst thatsächlicher Verhältnisse, aber dennoch stetig näher gerückt. Durch die nunmehr beschlossene Gleichstellung der Gymnasiallehrer mit den Richtern erster Instanz ist das wesentliche Ziel dieser Bestrebungen erreicht.

Neben diesen letzteren nun aber machen sich seit einiger Zeit innerhalb der betheiligten Kreise Bestrebungen geltend, welche ihrer Natur nach mehr interner Art sind, gleichwohl aber für die Gesammtlage des Lehrerstandes keine geringere Bedeutung haben. Sie haben zwei Punkte der jetzt herrschenden Zustände im Auge, deren Unhaltbarkeit von der überwiegenden Majorität der Fachkreise zugestanden wird: einmal ist es der Modus des Avancements, der bereits vielfach öffentlich discutirt und in letzter Zeit namentlich auch in der Berliner städtischen Verwaltung Gegenstand eingehender Berathung seitens der leitenden Behörde geworden ist; sodann ist es eine zweite Frage, welche nahe hiermit zusammenhängt und von nicht minderer Wichtigkeit ist, wiewohl sie die Oeffentlichkeit bisher noch nicht beschäftigt hat: es ist dies der Modus der Anstellung, welche ja die Grundlage für das weitere Avancement bildet. Beide Fragen waren nicht von praktischem Interesse, so lange an unsern höhern Schulen die Nachfrage größer war als das Angebot, so lange tüchtige Männer gesucht und daher einer raschen Anstellung und Beförderung sicher waren. Seitdem sich im Laufe des letzten Dezenniums das Verhältniß umgekehrt hat, seitdem wie fast auf allen Gebieten, so auch hier eine Ueberfüllung an Kräften sich geltend macht, haben diese Fragen sowohl überhaupt als auch insbesondere für die Berliner städtischen höheren Schulen eine actuelle Bedeutung erhalten und es erscheint daher angebracht, sie mit specieller Berücksichtigung dieser localen Verhältnisse einer principiellen wenn auch kürzeren Erörterung zu unterziehen.

Wenn ein Jurist seine zweite Staatsprüfung bestanden hat, so wird er nach der Nummer seiner Anciennität in die Liste der disponiblen Assessoren eingetragen und sein Einrücken in ein besoldetes Definitivum hängt im Wesentlichen von dieser

Digitized by Google

Nummer, d. h. von der Zeit seines Eintritts in den Staatsdienst ab. Ist er einmal in eine Richterstelle eingetreten, so avancirt er nach festen, für die ganze Monarchie gleichmäßig gültigen Normen, welche die Einwirkung des Zufalls zwar nicht ausschließen, aber doch nach Möglichkeit einschränken. Ein Hinderniß dagegen für das raschere Emporkommen des hervorragend Begabten und Tüchtigen bildet die Gleichmäßigkeit dieser Normen anerkanntermaßen nicht, da sie die Verwaltungsbehörde nicht unbedingt bindet.

Auch die Gymnasiallehrer werden wie die Richter durch die ganze Monarchie von der Staaatsbehörde angestellt: allein was eine entsprechende Gleichmäßigkeit der Praxis in der Unterrichtsverwaltung bisher verhindert hat, ist — abgesehen von inneren Bedenken, die weiter unten berücksichtigt werden sollen — zunächst ein äußerer Umstand: das Vorschlagsrecht des Patrons, welcher an höheren Schulen, soweit sie aus communalen Mitteln unterhalten werden, Anstellung und Beförderung wesentlich bestimmt. In der That, so lange es Schulen gibt, die auf Kosten städtischer Gemeinwesen unterhalten werden, wird man diesen letzteren eine Mitwirkung bei Personalfragen gerechter Weise nicht versagen können. Nicht minder naturgemäß ist es, daß an vielen Anstalten städtischen Patronats die Directoren in allen Personalfragen die ausschlaggebende Stimme haben; sind sie doch häufig genug zumal in kleineren Städten die einzigen Sachverständigen und pflegt doch auch die Staatsbehörde in Personalfragen den Wünschen ihrer Directoren Rechnung zu tragen. Andererseits wird für die meisten Provinzialgymnasien das Schulcollegium stets einen maßgebenden Einfluß ausüben. Mag die einzelne Provinzialstadt noch so energisch ihre Rechte als Patron ausüben: da die Anstalten local getrennt sind und die Aspiranten nur in beschränktem Maße die Möglichkeit haben, sich mit den einzelnen Directoren persönlich in Beziehung zu setzen, so bleibt die Provinzialbehörde die natürliche Vermittlerin zwischen Angebot und Nachfrage und sie ist somit im Stande, einen nach dem Maßstabe der Verhältnisse gerechten Ausgleich herbeizuführen oder doch zu einem solchen beizutragen.

Das städtische Schulwesen Berlins nun nimmt eine besondere Stellung für sich ein. Dasselbe bildet einen so umfangreichen Organismus, daß es nicht mit den Schuleinrichtungen sonstiger städtischer Patrone in Paralelle zu stellen ist, vielmehr nur mit der Schulorganisation einer ganzen Provinz verglichen werden kann. Es scheint somit die Möglichkeit gegeben, daß der Magistrat respect. sein Vertreter, der Stadtschulrath, auf dessen Vorschlag alle Anstellungen und Beförderungen erfolgen, den einzelnen städtischen Anstalten gegenüber die Stellung einer maßgebenden und activ regulirenden Centralbehörde einnimmt, umsomehr als die Aufsichtsbehörde in derartigen Personalfragen untergeordneter Art ihm keine wesentlichen Beschränkungen aufzuerlegen pflegt. Die Sache des Stadtschulraths würde es demnach sein, dafür Sorge zu tragen, daß bei Anstellungen und Beförderungen nach allgemeinen und gleichmäßigen Normen verfahren wird. In der That nun aber ist es in der Berliner Verwaltung zur herrschenden Praxis geworden, daß der Schulrath den Anstalten gegenüber, so lange es sich nicht um die Berufung des Directors handelt, wesentlich dieselbe Stellung einnimmt wie die staatliche Auffichtsbehörde: er begnügt sich mit einer controllirenden Kenntnißnahme der Leistungen der Candidaten und überläßt es den einzelnen Directoren, für die Ergänzung ihrer Collegien jedesmal den betreffenden Vorschlag zu machen, welcher den thatsächlichen Verhältnissen nach der Ernennung gleich kommt. Der Director ist es also, welcher bei der Anstellung seiner Lehrer de facto das Pratonatsrecht ausübt. In Folge dieser Praxis ist ein junger Mann, der unter den gegenwärtigen Verhältnissen nach absolvirtem Oberlehrerexamen in den Dienst der Stadt Berlin zu treten beabsichtigt, in all seinen Aussichten durchaus von der Frage abhängig, ob er einen Director findet, der sich hinreichend für ihn interessirt, um ihn zu beschäftigen, resp. anzustellen. Hat er nicht durch irgendwelchen Zufall persönliche Beziehungen oder Empfehlungen, so ist er genöthigt, die ganze Reihe der Berliner Directoren, einen nach dem andern, aufzusuchen und um Beschäftigung zu bitten. Diese „Tournée“ hat bei der herrschenden Ueberfüllung jeder Candidat durchschnittlich zwei- bis dreimal zu machen. Schon die Zulassung zum Probejahr kann erhebliche Schwierigkeiten bereiten; dieselbe wird der Praxis gemäß durchweg als eine Gefälligkeit des betreffenden Directors betrachtet. In gesteigertem Maße wiederholt sich die Schwierigkeit, wenn der Candidat sich die commissarische Beschäftigung suchen muß, welche zwischen Probejahr und Anstellung bereits zur Regel geworden ist. Am schlimmsten jedoch gestaltet sich die Sache bei der Anstellung selbst. Die Stadt Berlin verlangt mit Recht den Oberlehrergrad des Prüfungszeugnisses von jedem ihrer Angestellten: aber auch so noch übertrifft das Angebot die Nachfrage im ausgedehntesten Maße. In allen Berliner Gymnasien bilden die jungen Männer in Frack und weißer Binde, die sich gegen Herbst und Ostern „stellesuchend“ im Vorzimmer des Directors einfinden, eine regelmäßig wiederkehrende Erscheinung. Die Directoren, die sämmtlich viel beschäftigt, häufig überbürdet sind, haben natürlich keine Zeit auf solche Gesuche, zumal da sie meist von vornherein aussichtslos sind, umständlicher einzugehen; sie fertigen die Bittsteller kurz ab, in mehr oder minder höflicher Form, je nach ihrem individuellen Charakter. Wie wenig eine solche Art, durch Antichambriren Beschäftigung zu suchen, dazu beitragen kann, den Stand als solchen zu heben, liegt auf der Hand. Mag man noch so sehr die Gleichberechtigung bevorworten: die Thatsache, daß eine große Anzahl tüchtiger Philologen zu einer derartig herabwürdigenden Stellensucherei gezwungen wird, deren der Jurist von vornherein enthoben ist, reicht allein aus, um einen Unterschied im Standesbewußtsein zu begründen und aufrecht zu erhalten.

Ist denn nun das Ziel so vieler Mühen, die Anstellung, glücklich erreicht, so hängt das ganze fernere Avancement der Hauptsache nach vom Zufall, zu einem kleinen Theil von dem guten Willen und der Energie des Directors ab. Die schreienden Mißstände, welche das Avancement innerhalb der einzelnen Collegien hervorgerufen hat, sind in der letzten Zeit so häufig öffentlich besprochen worden, daß wir uns einer näheren Erörterung entheben können; nur auf einen Punkt, der bisher seltener hervorgehoben ist, soll ausdrücklich hingewiesen werden. Nach der bestehenden Einrichtung ist der Einzelne mit seinem Avancement gänzlich auf den Zufall angewiesen, der eine Vacanz innerhalb eines Kreises von zwanzig Männern, die durchschnittlich alle in gutem Mannesalter stehen, herbeiführen muß. Tritt nun die ersehnte Vacanz ein, so geschieht es nicht selten, daß der Leiter der Anstalt zwischen zwei sittlichen Verpflichtungen in Conflict kommt. Häufig genug macht das Interesse der Anstalt die Einschiebung einer bereits bewährten Kraft wünschenswerth. Nun aber tritt diesem Gesichtspunkt die Thatsache gegenüber, daß durch eine solche Einschiebung die sämmtlichen betroffenen Mitglieder eines Collegiums materiell und auch sonst in ihrer Laufbahn geschädigt werden und daß das Odium dafür unfehlbar den Director trifft, welcher den Einschub veranlaßt hat. Und welches Haupt eines Collegiums wird die Verantwortung dafür auf sich laden wollen, umsomehr, da der Schaden unberechenbar ist und jede Hoffnung eines künftigen Avancements von ganz unbestimmbaren Zufälligkeiten abhängt. In der That ist es unter den obwaltenden Umständen zur Regel geworden, daß ein Einschub in das Lehrercollegium eines städtischen Gymnasiums gar nicht oder doch nur im äußersten Nothfalle stattfindet. Und mag nun der Fall, daß das Interesse der Anstalt dem ihres Lehrkörpers direct widerspricht, im einzelnen Fall auch nicht allzuhäufig sein: im Allgemeinen ist ein zeitweiliger Austausch von Kräften zwischen so kleinen Organismen wie es die Lehrkörper unserer Gymnasien sind dringend geboten, wenn nicht Alle mit der Zeit in Erstarrung gerathen sollen. Beruht doch z. B. jede Möglichkeit eines außerordentlichen Avancements in einer Periode, wo so wenig Neugründungen erfolgen wie jetzt, auf einer derartigen Einschiebung. Gerade das aber, was als der Hauptvorzug des jetzigen Beförderungsmodus gerühmt und allen Aenderungs-

Digitized by Google

vorschlägen entgegen gesetzt wird, die Möglichkeit eines Austausches von Kräften, die Möglichkeit eines schnelleren Avancements für den außergewöhnlich tüchtigen Mann, das wird durch die bestehenden Verhältnisse thatsächlich illusorisch gemacht.

Aufgekommen ist diese Praxis offenbar in einer Periode wo das Verhältniß zwischen Kräften und Vacanzen das umgekehrte war wie heute. So lange der Zudrang zu dem Oberlehrerberuf ein schwacher war, so lange es für die Directoren galt, sich tüchtige Lehrkräfte zu suchen, konnte eine größere Unabhängigkeit in Personalfragen für die einzelnen Anstalten gestattet werden und sogar nützlich erscheinen. Allein ganz anders gestaltet sich die Sache bei der herrschenden Ueberfüllung der Carrière. Ist eine solche immer eine Calamität, so wird sie unerträglich, wenn die nothwendige Bevorzugung eines Theiles der Angebote nicht nach festen Normen vor sich geht, sondern von Zufall oder persönlicher Willkür abhängig ist. Solche Normen nun aber gleichmäßig und gerecht zu handhaben, vermag der einzelne Director auch beim besten Willen nicht; es kann das nur eine Centralbehörde, welche die sämmtlichen höheren Lehranstalten der Stadt gleichmäßig übersieht und in ihrem Ressort hat.

Wenn nun der Magistrat und seine Vertreter auch unter so veränderten Verhältnissen an dem Princip der „Nichtintervention" festgehalten haben, so geschah dies keineswegs in der Absicht oder auch nur mit dem Erfolge, die umfangreiche Last der Geschäftsführung, welche auf den Schultern des Stadtschulrathes ruht, zu erleichtern. Die Mühe, welche der Stadtschulrath seiner controllirenden Thätigkeit widmet und durch welche er sich schon jetzt über jeden anzustellenden Candidaten ein eigenes Urtheil bildet, würde sich kaum erheblich vermehren, wenn dieselbe die active Regulirung der Personalfragen im Gefolge hätte; nur daß das gegenwärtige Verfahren dem Vertreter des Magistrates eine Resignation auferlegt, welche zu dem Aufwand von Zeit und Mühe, die er diesen Angelegenheiten widmet, in keinem Verhältniß steht. Diese Resignation geht seitens des Stadtschulrathes aus der wohlmeinenden und wohlüberlegten Absicht hervor, der Individualität der einzelnen Lehranstalten und ihrer Leiter möglichste Rücksicht angedeihen zu lassen.

Daß es von Vortheil ist, wenn die verschiedenen Anstalten derselben Ordnung innerhalb bestimmter Grenzen eine gewisse individuelle Verschiedenheit wahren, wird allgemein zugestanden; eine solche ist aber nicht möglich, ohne daß der Persönlichkeit ihrer Leiter ein gewisser Spielraum gewährt wird. Ueberhaupt ist es gewiß das Richtige, dem Individuellen nach Möglichkeit Rechnung zu tragen, in einer Berufsarbeit, die so wesentliche Ansprüche an die Individualität ihrer Vertreter stellt, wie das Lehrfach. In ganz anderem Sinne als der Jurist hat ja der Gymnasiallehrer seine Persönlichkeit einzusetzen in einer Thätigkeit, die nicht unpersönlich gedacht werden kann. Auch sein Verhältniß zu seinem unmittelbaren Vorgesetzten sollte sich mithin normaler Weise von dem Verhältniß des Richters zu seinem Präsidenten unterscheiden und von einer tiefergehenden persönlichen Uebereinstimmung getragen werden. Es ist daher begreiflich, wenn man dem Director bei der Zusammensetzung seines Collegiums eine entschiedenere Mitwirkung gestattet hat, als das in entsprechenden Verhältnissen anderer Beamtenkategorien der Fall ist, ja man versteht es, wenn man auch in Fachkreisen selbst nicht selten den Widerwillen dagegen aussprechen hört, die „büreaukratische Schablone" auf das Unterrichtswesen übertragen und die Personalverhältnisse desselben „vom grünen Tische aus" geregelt zu sehen.

Die Berechtigung dieser Gesichtspunkte soll nicht geschmälert werden: nur fragt es sich einmal, ob ihnen nicht Rechnung getragen werden kann, ohne daß ein Zustand erhalten bleibt, durch welchen eine Reihe berechtigter Interessen beständig verletzt werden. Sodann aber wird man es mit Recht bezweifeln können, ob die gegenwärtigen Verhältnisse überhaupt so geeignet sind, jene individuelle Freiheit zu fördern, wie sie den äußeren Anschein haben. Es ist offenbar, daß die Directoren sehr viel weniger gebunden und eingeengt sein würden, wenn ihnen die Möglichkeit gegeben würde, ihr Collegium durch Einschub zu ergänzen, ohne daß sie dadurch wie jetzt die praktischen Interessen ihrer Lehrer verletzen müßten. Nun hat man freilich die Befürchtung ausgesprochen, daß kein Lehrer sich so leicht mehr dazu verstehen würde die Anstalt zu wechseln, wenn sein Avancement nicht mehr von diesem Wechsel abhinge; allein einmal hindert den Magistrat nichts, die Beförderung — wenigstens innerhalb gewisser Grenzen — mit derartigen Versetzungen zu verknüpfen, sofern sie ihm im Interesse der Sache wünschenswerth scheinen. Sodann wird der Ruf an eine andere Anstalt, soweit er aus persönlicher oder sachlicher Uebereinstimmung des berufenen Lehrers mit dem berufenden Director hervorgeht, nur vereinzelt auf Schwierigkeiten stoßen, da sich Gleichartiges ja naturgemäß gegenseitig anzieht. Soweit endlich die Eigenart der einzelnen Anstalten von der Individualität des Directors abhängig ist, wird man allgemein Folgendes behaupten können: wo der Director eine entschieden ausgeprägte Persönlichkeit besitzt und dieselbe zur Geltung zu bringen weiß, da wird er auch das verschiedenartige Material, das ihm der Zufall bringt, seinem Wesen gemäß zu formen und zu bilden verstehen (um so mehr, da er durch persönliche Verständigung stets die Mittel besitzen wird, sich geradezu widerstrebender Elemente zu entledigen). Wo andererseits, wie es bei der großen Ausdehnung der einzelnen Berliner Anstalten häufig der Fall ist, der Director wesentlich in der Thätigkeit des Aufsicht und Geschäfte führenden Verwaltungsbeamten aufgeht, da wird er durch das Recht, sich seine Candidaten zur Anstellung selber zu wählen, auch nicht in den Stand gesetzt werden, seiner Anstalt einen individuellen Charakter aufzuprägen, um so weniger, als er bei der Auswahl derselben doch immer vom Zufall abhängig ist. —

Den geschilderten Verhältnissen gegenüber wird man es begreiflich finden, wenn der Wunsch nach einer concentrirteren Organisation unseres städtischen höheren Schulwesens in den betheiligten Kreisen immer lebhafter wird. Ueber die einzelnen Grundzüge einer derartigen Reorganisation kann man verschiedener Meinung sein, im Wesentlichen würde sich dieselbe etwa folgendermaßen gestalten.

Die Candidaten des höheren Schulamtes, die in die Dienste der Stadt Berlin zu treten beabsichtigen, würden nicht mehr wie bisher mit den einzelnen Directoren über Beschäftigung und Anstellung verhandeln, sondern sich ausschließlich an den Stadtschulrath zu halten haben. Dieser, der einer Provinzialbehörde gegenüber den großen Vortheil hat, daß er in die Aspirantenliste nur diejenige Anzahl von Bewerbern aufzunehmen braucht, welche dem vorhandenen Bedürfniß entspricht, ordnet Beschäftigung wie Anstellung nach sachlichen Gesichtspunkten, d. h. nach Anciennität und dem Verhältniß der Lehrfächer zu den jedesmaligen Vacanzen. Persönliche Rücksichten auf die betheiligten Directoren und Candidaten brauchen darum ebensowenig ausgeschlossen zu werden, wie sie es z. B. in der Justizverwaltung sind; nur bilden sie augenblicklich, wenn nicht die einzigen, so doch die hauptsächlichen Gesichtspunkte, während sie bei der vorgeschlagenen Neuerung hinter den sachlichen zurücktreten würden.

Auch das Avancement findet nach Anciennitätslisten statt und zwar würde, um die Verfügungsfreiheit der Behörde zu wahren, auch hier am besten das Vorbild der juristischen Carière befolgt werden. Wie diese für die Richter beider Instanzen, so würde der Magistrat zwei Anciennitätslisten führen, eine für die ordentlichen, eine für die Oberlehrer. Innerhalb beider Listen würde streng nach Anciennität avancirt. Der Uebergang aber von der Einen auf die Andere könnte je nach dem Ermessen der Behörde und auf hervorragende Leistungen hin auch außer der Reihe vorgenommen werden, eine Einrichtung, welche dem Magistrat thatsächlich eine ausgedehntere Verfügungsfreiheit gewähren würde, als die ihm jetzt gewährte, aber durch persönliche Rücksichten und die factischen Verhältnisse illusorisch gemachte Möglichkeit durch Einschub außerordentlich zu befördern.

Die Anzahl der ordentlichen und der Oberlehrerstellen

Digitized by Google

wäre für jede Anstalt fixirt, nicht aber die Gehaltsstufe der einzelnen Lehrerstellen. Eine Versetzung von einer Anstalt zur anderen würde demnach nicht beim Aufrücken von einer Stelle in die andere, sondern nur beim Avancement in die Oberlehrerstelle, hier aber auch der Regel nach stets stattfinden. Durch eine solche Einrichtung würde zugleich der Befürchtung vorgebeugt werden, die man an maßgebender Stelle zu hegen scheint, daß die besonders dotirten Anstalten von den Lehrern bevorzugt und daher in die Lage kommen würden, den übrigen alle tüchtigen und bewährten Kräfte zu entziehen. Da die Verschiedenheit der Lehrfächer, sowie der principielle Unterschied zwischen Gymnasien und Realschulen es nicht immer möglich machen werden, daß der jedesmal vorhandene älteste ordentliche Lehrer in die nächste frei werdende Oberlehrerstelle einer beliebigen anderen Anstalt einrückt, so könnte — abgesehen von der bereits erwähnten Möglichkeit durch außerordentliche Beförderung zu reguliren, die Einrichtung getroffen werden, daß an jeder Anstalt ein bis zwei Stellen nicht fixirt sind, d. h. sowohl durch ordentliche, als durch Oberlehrer besetzt werden dürfen. Wird dann z. B. am Humboldtgymnasium eine philologische Oberlehrerstelle frei, während der nächstberechtigte Aspirant etwa ein Mathematiker des Falkgymnasiums ist, so würde dieser letztere zum Oberlehrer befördert werden, aber bis zum Freiwerden einer mathematischen Oberlehrerstelle an seinem jetzigen Platze verbleiben, während jene Vacanz als ordentliche Lehrerstelle durch den ältesten philologischen Aspiranten ausgefüllt würde, welcher der Regel nach ja nicht weit vom Oberlehrer entfernt sein kann.

Der hier in großen Zügen vorgezeichnete Plan ist ohne Zweifel in manchen Punkten der Verbesserung fähig, allein so viel ist gewiß, daß der Magistrat durch eine Reorganisation der Schulverwaltung in dem hier angedeuteten Sinne nicht nur den Wünschen einer überwiegenden Majorität der betheiligten Kreise entgegenkommen, sondern daß er auch der staatlichen Schulverwaltung — deren Vorgehen freilich durch eine beträchtlich größere und complicirtere Reihe von Schwierigkeiten hingehalten wird — auf das ehrenvollste vorangehen würde. Erst hierdurch würde das städtische höhere Schulwesen in der That zu einem einheitlichen Organismus zusammengeschlossen werden.

R.

Literatur und Kunst.

Ferdinand Fabre.

Von F. Groß.

Vor Kurzem ist ein neuer Roman: „Monsieur Jean“ von Ferdinand Fabre erschienen.*) Nach den bisher an den Werken dieses Autors gemachten Erfahrungen darf man blindlings voraussetzen, daß „Monsieur Jean“ keinen lärmenden Erfolg erringen wird, und nachdem wir das Buch kennen gelernt, sind wir um weitere Gründe für diese Voraussetzung wahrlich nicht verlegen. Fabre ist seit etwa dreißig Jahren eine unpopuläre Berühmtheit. Er, den Sainte-Beuve als den „Balzac des Clerus“ feierte, trägt seinen Lorbeer in einem stillen Winkel der französischen Literatur, wohin der Beifallslärm der großen Menge nicht dringt. Ein einziges Mal war in der vollsten Oeffentlichkeit — vor dem Forum der Nation — von ihm die Rede: als die Academie ihm für seinen Roman: „Les Courbezon“ einen Preis verlieh. Vorher und nachher hat Fabre sich damit begnügen müssen, auf eine kleine Gemeinde zu wirken. Keine seiner Schriften hat Auflagen erreicht wie die Producte der Mode-Autoren, keine ist von Hand zu Hand gegangen, keine hat helle Entrüstung auf der einen, jubelnde Zustimmung auf der anderen Seite wachgerufen. Eng wie der Kreis seiner Stoffe ist derjenige seiner Verehrer. Diese Aeußerlichkeit vermag aber nicht, uns den Blick für die Originalität von Fabre's Physiognomie zu trüben, uns in dem Glauben an seine Bedeutung zu beirren. Fabre ist durch und durch eigenthümlich — in seinen Vorzügen wie in seinen Mängeln, in der Unerschrockenheit, mit welcher er an den einmal gewählten Principien seines Schaffens festhält. Fabre brauchte dem herrschenden Geschmacke, den auf dem Gebiete der Erzählung vorhandenen Traditionen nur einige Zugeständnisse zu machen, und er könnte den vollen Freudenkelch einer allgemeinen Beliebtheit an die Lippen setzen. Aber starr und unentwegbar hält er zu seiner Fahne, und wer ihn nicht nehmen will so wie er ist, der muß darauf verzichten, sich ihm überhaupt zu nähern. Nachgiebigkeit liegt nicht in Fabre's Wesen, er thut uns keinen Schritt entgegen, er sucht uns nicht auf, er läßt uns an sich herankommen, ein echter Künstler, der die Ehrlichkeit in sich ausgebildet hat zu ihrem höchsten Grade.

In einem Dutzend Romane — einen davon hat er dramatisirt — finden wir die Summe seines Wirkens gezogen. Die bedeutendsten sind: „Les Courbezon“ und „L'abbé Tigrane“, zwei markante Proben seiner Art und Weise, den Clerus zu schildern. Wenn von seinen „Romanen“ gesprochen wird, so ist das, genau betrachtet, eine bloß conventionelle Benennung, denn „Romane“ in des Wortes gewöhnlichem Sinne pflegt Fabre nicht zu schreiben, und wo er den Versuch einmal unternimmt, da scheitert er und muß scheitern, weil sein Herz nicht bei der Sache ist. In „Mademoiselle de Malavieille“ — eben einem solchen Versuche — erkennen wir ihn nicht wieder. Um nur ja recht romanhaft zu sein, führt er einen nomadisirenden Schafescheerer vor, der ein durch die Christinos vertriebener spanischer Herzog von Barrameda ist, und in welchen eine reiche junge Erbin sich verliebt, als verriethe der Instinct des Herzens ihr die hohe Abkunft des einem so niedrigen Gewerbe Obliegenden. Eine ganze Reihe von Capiteln erinnert da an das falsche Pathos der italienischen Oper. Aber nur selten geräth Fabre in eine solche Verirrung. In der Regel bleibt er dabei, die Frauen als überflüssig für das erzählende Kunstwerk zu halten. In „L'abbé Tigrane“ kommt gar keine weibliche Gestalt vor. Sonst erscheinen Mütter, Schwestern, alte Haushälterinnen, und bringt Fabre einmal weibliche Jugend und Liebe, so hat letztere entweder einen sträflichen Hintergrund, einen Beigeschmack von Unziemlichkeit und Unheil, oder die Liebe haftet den Leuten als ein Uebel an, von welchem sie mit aller Kraft sich zu befreien suchen. Von der irdischen Liebe zur himmlischen überzugehen, gilt ihm als eine Genesung aus schwerer Krankheit, als eine leuchtende Reinigung. Die Liebe ersterer Gattung ist nicht die bewegende Triebfeder, als die sie gemeiniglich gilt. Sie muß bekämpft oder mindestens überwunden werden. Einen Leitstern darf sie beileibe nicht bilden, geschweige den Inhalt eines Menschendaseins ausmachen. In diesem Moment und nicht etwa in der Wahl seiner Stoffe liegt die Erklärung für Fabre's Unpopularität. Ludwig Anzengruber hat in dem Drama „Der Pfarrer von Kirchfeld“ einen Geistlichen so verwoben mit allgemein menschlichen Empfindungen, daß wir in diesem Fleisch von unserem Fleische, Blut von unserem Blute begrüßen. Ein neuer Wiener Autor, Emil Marriot, zeigt in dem Roman „Der geistliche Tod“ einen Priester in Conflicte verfangen, die wir Alle mitfühlen und mittragen. Der Kampf zwischen priesterlichen Gelübden und angeborenen Neigungen, Instincten, Schwächen und Leidenschaften kann immer auf unsere Theilnahme zählen ... Fabre weiß nichts von diesem Kampfe. Die Mehrzahl seiner Geistlichen lebt einzig und allein für den kirchlichen Beruf, findet dauerndes Glück in engen Grenzen, sieht sich ausgefüllt durch Uebung christlicher Milde, durch gemeinnütziges Handeln, durch Fürsorge für das Wohl der ihr anvertrauten Seelen. Ein Gelübde zu brechen, kommt Keinem in den Sinn. Die Kirche ist ihre Welt; über die Kirche hinaus haben sie nichts zu suchen. Und dabei meint Fabre es ehrlich und aufrichtig. Wollte er lügend beschönigen, wollte er seine Helden heuchlerisch hinaufschrauben, so würde

*) Paris. G. Charpentier & Cie.

Digitized by Google

er in „L'abbé Tigrane“ nicht dem Abbé Mical die Worte in den Mund legen: „O heilige katholische Kirche! Es muß etwas Göttliches in Dir wohnen, wenn Deine Priester nicht im Stande waren, Dich zu Grunde zu richten!“ Fabre geht in seiner Ehrlichkeit so weit, daß er in dem Buche, wo er die Schatten- und Nachtseiten des Priesterthums aufdeckt — in „L'abbé Tigrane“ — alle sträflichen Regungen nur daraus entstehen läßt, daß der Priester mit sämmtlichen Wurzeln seiner Existenz an der Kirche und nur an ihr hängt, alles Glück und alle Befriedigung einzig und allein von ihr erwartet. Aus dieser bedingungslosen Begrenzung auf dieses eine Feld erwachsen in leidenschaftliche Naturen ein zügelloser Ehrgeiz, ein Streben, mit Schädigung des Nebenmannes eine Sprosse höher zu steigen auf der Leiter der Hierarchie, eine nicht zu bändigende Sehnsucht nach den äußeren Zeichen und Würden, welche die Kirche zu vergeben hat: nach den „colifichets de la vanité sacerdotale“. Wir erschrecken, wenn wir sehen, wie viel Neid und gegenseitige Mißgunst sich in einer Sphäre geltend machen, wo wir Milde und Duldung erwarten. Fabre kann sich den Priester nur so denken, daß er absolut nichts Anderes ist als Priester, aber diese Umfriedung eines Lebens — Fabre gibt es zu — gebiert mitunter ein Streberthum, das sich bis hart an die Grenze des Verbrechens auszubreiten vermag. Fabre wäscht die Geistlichen von manchem landläufig gewordenen Verdachte rein. Indem er das thut, eröffnet er zugleich einen Ausblick hinter die Coulissen des Priesterthums und zieht den Vorhang hinweg von intimen Fehden, die wir Laien nicht geahnt.

Fabre — er wurde 1830 in Bédarieux geboren — kennt seit früher Jugend die Geistlichen aus eigener Anschauung. Er wurde bei seinem Onkel, dem Pfarrer Fulcran Fabre in Camplong, erzogen. Früh kam er in die Seminare von Saint-Pons und Montpellier, aber er erfuhr da so viele Enttäuschungen, daß er der priesterlichen Laufbahn entsagte. Seit Jahren lebt er in Paris als Conservator der Bibliothéque Mazarine, aber die Erinnerungen seiner Jugend hält er fest — seine Erzählungen spielen in der Diözese von Montpellier, und in seinem jüngsten Werke sind Camplong und der Abbé Fulcran ausdrücklich genannt. Fabre hat sich seine Geistlichen nicht am Schreibtische ausgeheckt, sondern mit ihnen und in ihnen gelebt, er hat sie nicht zu erfinden, nur zu finden gebraucht.

Wie gesagt: von den Elementen, welche sonst den modernen französischen Roman ausmachen, findet sich bei Fabre so viel wie nichts. Aus jedem Detail geht das hervor. Man erinnere sich nur, was anderen Romanciers die Beschreibung von Toiletten zu schaffen gibt. Wenn Fabre auf das Bekleidungscapitel zu sprechen kommt, so sehen wir verzeichnet: surplis, aube, mitre, tiare, chasuble, étole u. s. w. In der Kenntniß aller Details, welche zur priesterlichen Praxis gehören, wird er kaum von irgend einem Schriftsteller übertroffen. Insofern er einen Gottesdienst oder das Treiben in einem Pfarrhofe bis in die kleinste Einzelnheit mit photographischer Treue darstellt, mag man ihn zu den Realisten zählen. Realistisch ist auch seine Scenerie. Er läßt die Handlungen seiner Bücher in den Cevennen spielen; das Localcolorit ist treu eingehalten, und in den Figuren finden wir echte und rechte Cennevolen, genau nach der Natur gezeichnet. Sitten und Gebräuche, der Dialekt und die Küche, Alles, was der Oertlichkeit entspringt, muthet uns mit höchster Wahrhaftigkeit an. Im Uebrigen aber hat Fabre mit den Realisten und Naturalisten nichts gemein. Widerfährt es ihm einmal, daß er eine Situation zu schildern hat, welche seiner verschämten Feder widerstrebt — in „Mon oncle Célestin“ eine Entbindung — so erleichtert er sich die Aufgabe, indem er einen dreizehnjährigen Knaben zum Berichterstatter macht, vor dem alles Bedenkliche verhüllt und verschleiert wird, und der Vieles von dem, was er sieht und hört, noch nicht begreift. Indem der Autor sich hinter den Knaben steckt, erspart er sich so manches Wort, das er nur mit Widerstreben zu Papier bringen könnte. Oft ist er von einer geradezu rührenden, aufrichtigen Naivetät. Er glaubt daran und will deshalb, auch wir sollen daran glauben, daß die neunzehnjährige Marie Galtier (in „Mon oncle Célestin“), die durch einen Gewaltakt zu Falle gebracht wurde, nicht nur nicht ahnt, was ihr widerfahren ist, sondern sich auch kurz vor ihrer Niederkunft von einer wohlmeinenden Freundin überzeugen läßt, sie sei von einem — Magenleiden befallen worden. Diese Naivetät, die allen weltlichen Dingen gegenüber zum Vorscheine kommt, schwindet und weicht einer gewaltigen Darstellungskraft, sobald Fabre die Lieblingsobjecte seiner Studien: die Geistlichen, behandelt. Er spielt dann nur auf einer Saite, auf dieser einen aber mit vollendeter Fertigkeit. Er erweist sich von gleicher Gewalt, ob er ein idyllisches oder ein hochdramatisches Gemälde entwickelt. Sein Gebiet ist kein weltweites, aber er durchmißt es von Anfang bis zum Ende, und jeder Punkt desselben ist ihm geläufig. Hat er doch in seinen zwei Hauptwerken die grellsten Gegensätze bloßgelegt! In „Les Courbezon“ setzt er in das Centrum den Abbé Courbezon, den von einem unstillbaren Drange nach Wohlthun befallenen Landpfarrer, „ce grand coeur avide de dévouement“, den Mann der unbedachten, grenzenlosen Hingebung, der sein Hab und Gut, seine Ruhe und sein Ansehen opfert im Dienste hülfreicher, menschenfreundlicher, apostolischer Absichten und Ideen, den durch allen Schaden, auch durch den seiner Großmuth entgegengesetzten Geiz der Bauern, nie gewitzigten Seelenhirten, der sich durch die Stimme seines Herzens unzählige Male — trotz aller bitteren Erfahrungen — über seinen Mangel an materiellen Mitteln täuschen läßt, die im Guten allzueifrige Seele, den der ersten Zeiten der Kirche würdigen Charakter ... Auf alle Fälle, in der Schilderung des Hohen wie des Niedrigen, kämpft Fabre für den niederen Clerus gegen den hohen, nimmt er sich der Armen an, die für einen Bettel ein verantwortungsvolles Amt verwalten und von ihren Oberen moralisch mißhandelt werden. Fabre ist fromm (schon deshalb gilt er als unmodern), er hegt die höchsten Begriffe von dem Berufe des Geistlichen. „Man wird nicht Priester,“ sagt er einmal, „wie man Arzt, Staatsmann oder Ackerbauer wird, man ist es durch eine Gnade von oben.“ Aber das Verhältniß der kleinen Geistlichen zu den hohen Würdenträgern legt er unumwunden bloß. „Man wirft“ — so ist in „Mon oncle Célestin zu lesen — „den Priestern gewisse Arten, den Kopf zu tragen, um sich zu schauen, zu gehen, vor. Ihre demüthige und ergebene Haltung ruft den Unwillen, ja den Zorn vieler Leute hervor. Man findet ihr Wesen linkisch, ihre Gesten zweideutig, ihre Rede schüchtern. Man fragt, warum die Geistlichen, die doch auch Menschen sind, nicht gehen, blicken und sprechen wie alle Welt. Ach, wenn die Priester etwas Gezwungenes zur Schau tragen, wenn sie stammeln und den Kopf hängen lassen, so kommt das daher, daß sie in einer immerwährenden Furcht leben. Bei den Einen stammt diese Furcht aus den edelsten Skrupeln, bei den meisten aber aus einem Gefühle des Schreckens, welches die Diöcesanautorität ihnen einflößt; die Laien wissen nicht, wie weit die Macht eines Bischofs geht“ ... Mit wahrhaft bewundernswerther Meisterschaft lüftet Fabre in „L'abbé Tigrane“ den Schleier von den geheimen Kämpfen, von welchen eine geistliche Gemeinschaft durchwühlt ist. Abbé Rufin Capdefont wird mit seinem Spitznamen „Tigrane“ genannt, den man ihm schon in seiner Jugend wegen des Tigerhaften seiner ganzen Natur aufgebracht hat. Capdefont ist von verzehrendem Ehrgeize beseelt. Keine Würde erscheint ihm so hoch, als daß er sie nicht anstreben sollte. Am Ende seiner Wünsche steht der Stuhl Petri ... Capdefont hatte gehofft, Bischof von Lormières zu werden. An seiner Statt ist Monseigneur de Roquebrun auf diesen Posten berufen worden. Capdefont sieht ihn immer als einen Usurpator an, betrachtet sich als seinen präsumtiven Nachfolger und gelangt nach Roquebrun's Tode in der That auf den Bischofsitz. Was inzwischen sich abspielt, das sind Scenen voll packendster dramatischer Lebendigkeit, ergreifende und erschreckende Episoden; wir sehen, wie die Fäden geheimer Intriguen nach Paris und nach Rom spielen, wie Minen und Gegenminen sorgsam gelegt werden. Seinen Höhepunkt erreicht dieses Buch, das, trotz seines absoluten Mangels an jedem weiblichen Element, uns geradezu fieberhaft aufregt, in dem

Digitized by Google

Augenblicke, da Capdefont an dem offenen Sarge Roquebrun's seine Hand wie eine Geierklaue nach dem Hirtenringe des Verblichenen ausstreckt ... Und nicht etwa die sanfte Tugend siegt, sondern die geschäftige Brutalität. Capdefont wird Bischof, später Erzbischof, er träumt davon, Papst zu werden, und sein vertrauter Freund Mical nennt ihn unter vier Augen schon: „Euere Heiligkeit" ... In fein ausgeführten Zügen ist die Macht der Disciplin in der Kirche gekennzeichnet. Selbst der Cardinal, der über Capdefont's streitbaren Charakter unterrichtet ist und lieber einen seiner Schützlinge zum Bischofe ernannt sehen möchte, beugt sich resignirt, sobald die Ernennung Capdefont's erfolgt ist. „Die Achtung vor der Hierarchie," sagt er, „bleibt eine der Säulen der Kirche" ... Auch in diesem Buche findet sich manche schlagende Bemerkung über den inneren Organismus der Kirche. Hier eine Probe derselben: „Die Laien sind nicht genugsam darüber unterrichtet, was der Episkopat für einen Priester ist. Gestern bist du ein einfacher Soldat in einer Armee von achtzigtausend Mann gewesen — in Frankreich gibt es etwa achtzigtausend Geistliche —, heute bist du mit einem Male General, so rasch geht die Umwandlung vor sich. Der Pfarrverweser, der curé-doyen, der Canonicus, der Großvicar haben dieselben canonisch eingeschränkten Rechte; der Bischof allein besitzt das Priesterthum in seinem ganzen Umfange." Als Bischof nenne man sich „Monseigneur", der Papst schreibe Einem: „Ehrwürdiger Bruder", und wer weiß, ob man nicht eines Tages die Tiara erreiche. Urban IV. war der Sohn eines Schuhflickers in Troyes ... Einen gar scharfen Blick hat Fabre auch für die kleinen Schwächen der Geistlichen. Er weiß, daß Diese, denen so viele Freuden versagt bleiben müssen, sich an Kleinlichkeiten klammern. „Wer unter Priestern gelebt hat," schreibt er, „weiß, wie diese Leute, zumeist eingeschüchtert, den Katastrophen, die ihre materielle Existenz bedrohen, wenig Widerstand entgegenzusetzen haben. Viele sind im Stande, für ihren Gott zu sterben, wenige aber, nicht außer sich zu gerathen gegenüber der gewöhnlichsten Verwickelung des Lebens."

Fabre ist den Spuren, in denen er bisher mit Vorliebe wandelte, auch in „Monsieur Jean" treu geblieben. Der Verfasser führt sich als redend ein. Er erzählt eine Episode aus seiner Knabenzeit, die er bei seinem Oheim Fulcran in Camplong zugebracht. Trotzdem er erst dreizehn Jahre zählte, nannten die Dorfbewohner ihn aus Achtung vor dem Pfarrer: „Monsieur Jean" oder „Monsieur le neveu". Der dreizehnjährige Junge erlebt etwas Seltsames ... Erzogen in Scheu vor der „Schlange", genannt: Weib, geräth er für kurze Zeit in die Netze der Merlette, einer vierzehnjährigen Dorfkokette. Eines Tages wird er von seinem Oheim nach Graissesac geschickt, um dem dortigen Pfarrer Matheron fünf Francs für Meßgebühren zu überbringen, bei dieser Gelegenheit ihm zu beichten und sich damit für das Abendmahl vorzubereiten. Unterwegs nach Graissesac trifft er mit der Merlette zusammen; die raffinirte kleine Person läßt allen Zauber der Weiblichkeit so geschickt auf ihn einwirken, daß ihn eine Art Rausch umfängt und er die fünf Francs veruntreut, um für die Merlette von einem Hausierer ein schönes Mäntelchen zu kaufen. Nach langem Zögern beichtet er Matheron, was er gethan. Dieser verschiebt die Absolution auf später und schickt Jean mit einem Briefe an seinen Oheim wieder nach Hause. Jean glaubt natürlich, in dem Briefe stehe sein ganzes Abenteuer verzeichnet. Er liest das Schreiben. Es enthält nichts als die Nachricht, Matheron habe endlich, in Erfüllung der Wünsche Fulcran's, für Merlette — die schon lange eine strenge Zucht erforderte — die Aufnahme in das Waisenhaus zu Saint-Gervais erwirkt. Dort werde sie sich hoffentlich bessern. Durch einen Zufall erfährt Fulcran trotz Matheron's Verschwiegenheit, was sein Neffe gethan. Trotzdem Jean von tiefer Reue erfaßt ist, kann er sich noch immer nicht erwehren, Merlette reizend zu finden. Aber sie wird nach Saint-Gervais gebracht, und Jean hört nie wieder von ihr ... Unter den Händen eines minder bedeutenden Erzählers wäre dieser kleine Stoff zu einem Nichts zusammengeschrumpft. Es ist nicht übertrieben, wenn wir sagen, daß man Fabre's „Monsieur Jean" nicht ohne tiefes Interesse lesen kann. Die Vorgänge in der Seele eines in einem Pfarrhause erzogenen Knaben werden mit überraschender Genauigkeit auseinandergesetzt. Wie er einer momentanen Corruption verfällt, wie er zögert, dem Pfarrer Matheron Alles zu bekennen, wie er beschämt ist vor der Herzenseinfalt seines Onkels, wie er eifrig — aber zu seinem Entsetzen vergeblich — ankämpft gegen das Gefallen, das er an Merlette findet, das Alles ist mit Meisterschaft hingezeichnet. Ein Stück Humor liegt in dem Gegensatze zwischen dem Berichte Jeans über die Koketterie der Merlette und der Anschauung, welche Abbé Fulcran über die Frauen hat. „Monsieur le neveu" erzählt: „Sie lächelte. Dieses Lächeln war das liebenswürdigste, schönste, frischeste, das ich je gesehen. Auch im Presbyterium von Camplong wurde gelächelt, und nach einer ohne Fehler hergesagten Lection, nach einer Aufgabe ohne Barbarismen hatte mein Onkel mir oft zugelächelt. Aber göttliche Güte! Welch' ein Unterschied zwischen dem Lächeln Onkel Fulcran's, den ich liebte, und jenem der Merlette, welche ich nicht liebte!" ... Dagegen das Gespräch, das Abbé Fulcran mit seinem Neffen führt: „Glaubst du, mein Kind," sagt er, „daß ich die Mühe gespart habe, alle Mädchen von Camplong bis Les Passettes zu warnen und zu ermahnen! Meine Vorwürfe, meine Drohungen sind verflogen wie der Wind, die Mädchen sind nach wie vor mit den Burschen umgegangen, sie haben sie mit ihrem Lachen, mit ihrem ganzen Gebahren umstrickt wie Schlangen, um sie zu erdrücken. Diese Merlette, der ich so viel Moral gepredigt habe ... Ein alter Theologe hat es ausgesprochen, daß die Frau wie Feuer ist. Tanquam ignis mulier." Jean denkt dabei an die Küsse der Merlette, die noch auf seinen Lippen brennen. Der Oheim aber, erfreut darüber, daß Jean noch unberührt sei „von den Flammen der Hölle", warnt ihn, sich nie um die Weiber zu bekümmern. Um den Knaben auf eine Probe zu stellen, erlaubt er ihm, bei der Christabendmahlzeit Merlette, die auch eingeladen ist, ein Mal anzublicken ... man mag sich die Ueberraschung des guten Pfarrers vorstellen, da er erfährt, was sich zwischen Jean und der Merlette zugetragen hat ... Onkel Fulcran erscheint als eine köstliche Figur. Wie alle Idealpfarrer Fabre's, hat auch er „das Laster der Wohlthätigkeit". Wenn er gegen die Sparsamkeit seiner Haushälterin Prudence ankämpft, so gesteht er dabei: „Das ist stärker als ich; die Armen gehören mir, und man entreißt mir etwas, wenn man mir sie wegnimmt." Wohl wahrt er vor Prudence seine Würde. Er hält sich an das Gebot Papst Pauls IV., daß kein Geistlicher in Gegenwart einer Frau essen solle. Nie nimmt er, wenn Prudence zugegen ist, seine Mahlzeit ein. Trotzdem beherrscht sie ihn, und er wird schwach, wenn sie ihm seine Lieblingsspeise — die süßen „noeuds" — bereitet. Wie greift er zu und wie schämt er sich gleich darauf seiner Genäschigkeit, die er an sich selber als eine sträfliche Schwäche tadelt! Man muß ihn liebgewinnen, diesen Abbé Fulcran, man bleibt nicht kalt gegenüber diesem großen, frommen Kinde. Fabre malt ihn nach dem Leben. Aber „Monsieur Jean" ist doch mehr als eine bloße Copie der Wirklichkeit, es ist eine Tendenzschrift, welche darauf abzielt, die Gefährlichkeit des weiblichen Geschlechtes darzuthun. Fabre überläßt es uns, zu vermuthen, was aus „Monsieur le neveu" geworden wäre, wenn man die Merlette nicht nach Saint-Gervais gebracht hätte — dem umgarnten Knaben aus den Augen, aus dem Sinne.

Erinnerungen eines Schlachtenmalers.

Vor einigen Tagen ist in München der erste deutsche Schlachtenmaler neben Georg Bleibtreu Franz Adam gestorben. Dem hochbetagten Sprossen einer reichtalentirten Malerfamilie ist es noch wenige Wochen vor seinem Ableben vergönnt gewesen, die in seinem Hause wie ein Kleinod gehüteten Tagebücher und Aufzeichnungen seines 1862 gestorbenen Vaters Albrecht Adam, eines einst gefeierten Schlachtenmalers,

Digitized by Google

der Oeffentlichkeit übergeben zu dürfen. Solche Autobiographien bedeutender Künstler sind fast immer werthvoll, auch wenn diese wenig über ihr ideales Schaffen zu erzählen wissen. Es sind selten große Schriftsteller an ihnen verloren gegangen, aber ihr kunstloser, einfacher Vortrag wirkt erfreulicher, als manche mit allem Raffinement der Erzählungskunst verfaßte Lebensbeschreibung eines Berufsschriftstellers. Was aber der schreibende Maler vor dem Schriftsteller von Fach voraus zu haben pflegt, das ist die Kunst, das Malerische rascher herauszufühlen, mit künstlerischem Blicke die Welt zu erfassen und in farbiger, plastischer Anschaulichkeit wiederzugeben. Diese Gabe ist es ja in erster Linie, was den Aufzeichnungen eines Wilhelm Kügelgen so großen Erfolg bereitet hat, was uns in Eduard Hildebrandt's Lebensbeschreibung fesselt, und was wir erst noch vor Kurzem an den Erinnerungen von Ludwig Richter loben konnten. Auch die neuesten Maler-Memoiren, welche H. Holland unter dem Titel: „Albrecht Adam. Aus dem Leben eines Schlachtenmalers"*) herausgegeben hat, interessiren uns nach dieser Seite hin. Es sind ursprünglich kaum für die Oeffentlichkeit bestimmte, sondern nur für seine Kinder und deren Familien niedergeschriebene Aufzeichnungen, die der greise Maler in der Zeit von 1857 bis kurz vor seinem Tode verfaßte. Hier ist Alles frisch, aufrichtig, prunklos. Da und dort mußte sogar die feilende Hand angelegt werden. Mit der Interpunktion und Orthographie stand der Schreiber, wie uns sein Herausgeber verräth, zeitlebens auf gespanntem Fuße, und der sorglose Stil bedurfte einer Glättung, ehe man die Bogen in die Druckerei schickte. „Die Methode, welche A. Wolf bei Ueberarbeitung der Memoiren von Carl Blaas beobachtete," sagt der Herausgeber etwas dunkel, sei auch für ihn maßgebend gewesen. Nun, wir zweifeln nicht, daß diese „Ueberarbeitung" mit Pietät ausgeführt worden ist, so wie es den Anschein hat. Der alte Adam spricht offenbar nicht durch das Medium seines Herausgebers, sondern frei von der Leber weg zu uns, und selbst was da und dort als Kunstgriff gemahnen könnte, z. B. das Liebeszwischenspiel am Comersee nach den furchtbaren Kriegsscenen, ist nicht künstliches Arrangement des Erzählers, sondern Fügung einer schicksalsvollen Wirklichkeit, die manchmal ja auch für den Schriftsteller sorgt. Ueberall zeigt sich uns der Verfasser als ein edler, tüchtiger Mensch, und die Empfindung, daß er es ernst und streng nahm mit seinem Wollen und Können, verläßt uns keinen Augenblick. Heute, wo wir uns für seine malerische Behandlung, welche an die trockene und kühle Manier der vier ersten Jahrzehnte unseres malenden Jahrhunders, nur allzu sehr erinnert, nicht mehr erwärmen und die große Wirkung dieses Malers auf seine Zeitgenossen nicht mehr recht verstehen können, wird man doch von dem persönlichen Zauber des liebenswürdigen, echten Künstlers, der uns hier in seiner soliden Eigenart entgegentritt, lebhaft angesprochen. Um so mehr als er uns mit seinem Leben zugleich ein großartiges Stück Weltgeschichte entrollt, so daß neben dem Kunstliebhaber auch der Historiker, der Freund der Militär- und Culturgeschichte an dem Buche seine Lust haben kann.

Drei großen Kriegstragödien hat der just vor hundert Jahren im schwäbischen Nördlingen als Sohn eines Conditors geborene Albrecht Adam als Zuschauer beigewohnt: dem Kriege von 1809, dem Feldzug nach Rußland und dem italienischen Kriege von 1848. Der künstlerisch veranlagte Conditorlehrling empfing gleich anfangs starke militärische Anregungen, und nichts ist natürlicher, als daß er ein Schlachtenmaler wurde. Seine Jugendjahre im idyllischen Nördlingen waren voll von Kriegslärm. Unter den Kämpfen, welche gegen Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts in Folge der französischen Revolution ausbrachen, hatte auch seine Vaterstadt zu leiden, und die bald österreichischen, bald französischen Heereszüge fanden in dem aufgeweckten Knaben einen mit Stift und Pinsel rasch bereiten Augenzeugen. In Nürnberg, wo er erst conditionirte, dann mit kühnem Entschluß zur Kunst überging, war der Jüngling dem Kriegstheater noch näher. Die Katastrophe von Ulm zeigte ihm die Greuel eines fluchtartigen Rückzuges; er sah den Fürsten Wrede in der Nähe und schwärmte namentlich für die malerisch uniformirten bayrischen Chevauxlegers und die unbesiegbare französische Armee. Bei Beginn des Feldzugs von 1809 verläßt der Malerschüler sein ihm liebgewordenes München und wohnt im Gefolge eines hohen bayrischen Offiziers der Einnahme von Regensburg und Landshut und der Schlacht von Abensberg bei. Mehr als einmal ist er in nächster Nähe des gewaltigen Schlachtenlenkers.

Da saß er auf seinem kleinen arabischen Schimmel in etwas nachlässiger Haltung mit dem kleinen Hute auf dem Kopfe und mit dem bekannten staubfarbenen Oberrocke bekleidet, in weißen Beinkleidern und hohen Stiefeln, so unscheinbar, daß Niemand in dieser Persönlichkeit den großen Kaiser, den Sieger von Austerlitz und Jena, vor welchem sich Monarchen demüthigen mußten, vermuthete, wenn man ihn nicht schon so vielfältig in Abbildungen gesehen hätte. Er machte auf mich mit seinem bleichen Gesichte, den kalten Zügen, dem ernsten, scharfen Blicke, einen fast unheimlichen Eindruck; der Glanz der vielen Uniformen um ihn her erhöhte den Contrast dieser unscheinbaren Erscheinung. — Napoleon befahl, daß man aus den verschiedenen bayerischen Regimentern Offiziere herausrufen sollte, ließ diese einen Kreis um sich und den Kronprinzen schließen und hielt an sie eine Ansprache, welche der Kronprinz in's Deutsche übersetzte. Unter anderem sagte er, daß er sie in einem Monate nach Wien führen, und Bayern den Schaden, welchen ihm jetzt Oesterreich zufüge, reichlich ersetzen wolle. Ein lautes Vivat erscholl, als er geendet, der Kreis löste sich und Napoleon stieg vom Pferde. Er entfernte sich, nur von Wrede begleitet, ging in eifrigem Gespräche mit diesem auf und ab, stand still, sprach wieder im Gehen, die Hände auf den Rücken gelegt und den Kopf etwas gesenkt, stand abermals still und klopfte Wrede auf die Schulter. Man konnte sichtlich bemerken, daß er mit ihm sehr zufrieden und in guter Stimmung war. Napoleon sammelte darauf seine Generäle um sich, ließ eine große Karte auf dem Boden ausbreiten, setzte sich nieder und traf seine Dispositionen. Man sagte, er habe die Punkte bezeichnet, wo er die Oesterreicher schlagen wollte. Die vielen militärischen Größen hier auf dieser Anhöhe um den Mann, welcher bereits die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen hatte, versammelt und sich bewegen zu sehen, war für mich als stiller Beobachter von größtem Interesse.

Der interessanteste Theil des fesselnden Buches behandelt den russischen Feldzug, den der Verfasser als Hofmaler des Prinzen Eugen, Herzogs von Leuchtenberg, mitmachte. In großen Zügen zeichnet Adam die Etappen der unheilvollen Campagne und vergißt auch nicht kleine Genrebilder in Callot's Manier einzufügen. Ein historischer und culturgeschichtlicher Werth wohnt diesen Blättern bei. Schon des Malers Abschied von Frau und Kind kennzeichnet den heroischen Zug jener eisernen Zeit. Die Gatten setzen einen Werth darein, sich stark zu zeigen. Keine Thräne wird vergossen. „Bevor ich zu Pferde stieg, reichte ich ihr noch einmal die Hand und sagte: »In acht Monaten, wenn ich noch am Leben bin, komme ich zurück!« gab dann dem Pferde die Sporen und jagte davon." Kein Wort zu viel, die Gefühle niedergerungen, „stramm und schneidig", wie wir heute sagen würden, als wäre damals eine Ewigkeit seit der Gefühlsduselei der Rousseau- und Wertherzeit vergangen. In Dresden sieht er Napoleon, Marie Louise, deutsche Fürsten, militärische Größen. Fast zu schnell für den Leser geht es jetzt vorwärts. Ein Schriftsteller von Beruf hätte jedenfalls manchen charakteristischen Zug verzeichnet, den der schriftstellernde Maler als unwesentlich übergeht. Erst an der russischen Grenze ereilt der italienische Hofmaler das Hauptquartier des vierten Armeecorps, das Eugen befehligt, und die Bayern, die zu demselben gehören. Der mühselige Vormarsch durch unwegsame Wälder und Sümpfe wird mit dramatischer Anschaulichkeit geschildert. Viel Elend und Greuel bekommt der Verfasser schon zu Anfang des Feldzugs — Mitte Juli — zu sehen, und er freut sich auf die erste Schlacht. „Lieber will ich die Kugeln pfeifen hören", schreibt er an seine Frau, „als noch lange dieses trostlose Leben führen. Die Soldaten lechzen nach dem Kampfe, er wird heiß werden, wenn anders die Russen Stand halten! Sollte es ihnen aber belieben, uns noch lange Zeit auf ihrem

*) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

geräumigen Territorium diese amüsanten Promenaden machen zu lassen, so kann die Armee hübsch matt und müde werden, bis es zu einem entscheidenden Schlage kommt oder man einen glorreichen Einzug in die Hauptstadt hält, was doch unser Ziel ist." Wie man sieht, ahnte Adam damals, daß die Russen die altskythische Taktik der Verwüstung und des ewigen Rückzugs zu der ihrigen gemacht hatten. Ja, der Rückzug ins Unendliche — bis Sibirien! Am Ufer der Düna trifft Alles, was sich Monate hindurch mühevoll im Julisonnenbrande durch unwirthliche Steppen dahingeschleppt, auf einem Fleck zusammen, auch das Gros der Armee mit dem Kaiser. Jedes Corps steht dem andern im Wege, nichts als Soldaten und Train und Waffen, bunt durcheinander gewirbelt. Hier ein interessantes Bild! In der Tiefe am Ufer steht in dem gewaltigen Treiben der Kaiser, umgeben von seinen Marschällen. „Ich erblickte eine auffallende Persönlichkeit in einem hellblauen, über und über mit Gold verbrämten Rocke, in rothen, goldbordirten Hosen, auf dem Kopfe einen wunderlichen, ganz mit Federn bedeckten Hut tragend, kurz eine Persönlichkeit, aus der ich nichts zu machen wußte. Am auffallendsten war mir, daß er sich gar so viel um den Kaiser, welcher wie seine ganze Begleitung zu Fuß war, zu schaffen machte." Es ist Murat, der König von Neapel „tête d'âne, coeur de lion." Bald darauf sieht ihn der Erzähler, wie er, vom Pulverdampfe geschwärzt, in seiner ganzen Wildheit unter den gemeinsten Flüchen die Soldaten in die Feuerlinie hetzt. Aber noch immer befolgen die Russen die weise Vorschrift ihres Kriegslehrers Clausewitz: „Der Krieg muß sich ausbreiten." Wochen um Wochen vergehen, während welcher die Russen die ermüdete Große Armee im Lande herumführen, und, schon auf die Hälfte zusammengeschmolzen, kommt sie endlich auf der schauerlichen Wahlstatt von Borodino an, wo die Russen nach einem heftigen Kampf an einigen Punkten, vom Nebel begünstigt, abermals „in solcher Ordnung abmarschiren, daß man 24 Stunden lang keine Spur von ihnen entdecken kann." Und auch Smolensk ist kein entscheidender, vernichtender Schlag! Dann wird der verhängnißvolle Marsch nach Moskau im großen Kriegsrathe und gegen das Votum von Murat und Prinz Eugen beschlossen, der Zug zum Grabe von Napoleons Macht! Was war bisher nach acht Monaten mühevollsten Lebens mit dem Verluste der halben Armee erreicht worden? Die Eroberung einiger Kanonen und die Gefangennahme von etwa 500 Russen! Die tiefe Niedergeschlagenheit und das ahnungsvolle Gefühl, am Anfang vom Ende zu stehen, erfüllt hier jede Seite dieser Memoiren; nur die Erinnerung an die vielen gemeinsamen großen Waffenthaten von ehedem, hält das Heer noch zusammen. Die grandiose Kanonade von Borodino wird von Adam mitten im Pulverdampf gezeichnet, als wenn er zu Hause in seinem Atelier wäre, und der historische Kanonenschuß, von dem Ségur versichert, er habe dem Kaiser gegolten, der sich aber in jenem Augenblicke viel weiter zurück auf der Höhe von Borodino befand, soll, nach Adam's Versicherung, nur seiner eigenen „unbedeutenden Persönlichkeit" gegolten haben. „Glücklicherweise," bemerkt der Erzähler lustig, „war ich mit meiner Zeichnung und dem was ich erreichen wollte, so gut wie fertig und konnte es darum leicht verschmerzen, auf eine so unliebsame Art gestört worden zu sein."

Die Schilderung des Marsches nach Moskau, des dortigen Lebens und der Katastrophe muß man bei Adam selbst nachlesen. Der Brand, der Beginn der entsetzlichsten Kriegsgreuel, bricht aus. „Keine Feder, kein Pinsel sind im Stande, das tobende Element zu schildern. Der Ton, den es erregte, kann nur mit dem Brausen eines ungeheuren Wasserfalles verglichen werden, in dessen Nähe man ganz betäubt wird. Dazu denke man sich die verschiedenen Farben der Flammen, je nach den Stoffen, die sie verzehrten. Die wunderlich gestalteten und gefärbten himmelansteigenden Rauchsäulen, die öfters die Luft verdüsterten: das Alles bot ein schauerlich schönes Bild." Leider fehlt der Schilderer, da es sich um den furchtbaren Rückzug handelt. Er betrachtet sich als das Glied eines Körpers, welcher sich in einem abschreckenden Zustande befindet, der nicht durch bildliche Darstellung der Nachwelt überliefert zu werden verdient, und glaubt, seiner Ehre, seiner Pflicht Genüge geleistet zu haben. Militärische Verpflichtungen hatte er keine, sein Engagement bei Prinz Eugen war an keine bestimmte Zeit gebunden, er bittet also um Urlaub und reist unter unsäglichen Gefahren und Beschwerden allein in die Heimat zurück. Der egoistische Leser wird diese Fahnenflucht des tapferen Malers bedauern und dem Prinzen nicht ganz Unrecht geben, als dieser später in Monza Adam mit dem Ausruf: „Voilà mon déserteur!" empfängt. So interessant nun auch Adam's Schilderung seiner Heimreise ist, die grauenvolle Anabasis der Großen Armee würde sich doch mit weit größerem Interesse lesen. Auch die nachfolgenden Erinnerungen an den Feldzug von 1848 vermögen den Leser nicht mit dem Umstande auszusöhnen, daß die großartige Haupt- und Staatsaction von welthistorischer Beleuchtung hier wie ein privates Abenteuer ausklingt.

Es ist ungemein merkwürdig zu beobachten, wie hier der deutsche Patriot in Adam erwacht. Wenn er es auch nicht ausspricht, so erleidet es doch keinen Zweifel, daß er lange Zeit — „weß Brod ich eß, deß Lied ich sing" — französisch gesinnt blieb. Als angehender Künstler malt er am Liebsten die französischen Kriegertypen, und seine jugendliche Schwärmerei für die unbesiegbare Armee Napoleons bricht überall aus der objectiven Schilderung, so wenig er sich auch um die Politik kümmern mag. Dabei spielt der bayrische Localpatriotismus hinein. Es ist mehr als nur künstlerisches Wohlgefallen, wenn ihm vor allem die Königs-Chevauxlegers imponiren. Auch beim gefährlichen Uebergang über die Düna freut er sich, wie die Cavallerie mit so todesverachtender Präzision über den reißenden Strom setzt. „Mir lachte das Herz im Leibe, unsere Bayern und namentlich die Chevauxlegers, an denen ich so fest hing, so manövriren zu sehen." Für die Schmach der rheinbündischen Politik hat er nirgend ein Wort des Tadels, und das „treffliche Herz des guten Königs Max" preist er über die Maßen. Erst jetzt, als der vernichtende Winter von 1812 losbricht, den der einäugige General Kutusow in weiser Erkenntniß seinen Obergeneral nannte, da dämmert in Adam etwas wie deutscher Zorn auf, und mit Befriedigung liest man die namhaften Worte, die er beim Wiederausbruch der Kriegsfurie niederschreibt.

Nach dieser gewaltigen Tragödie will das kriegerische Nachspiel von 1848, das der greise Meister in Gesellschaft seines Sohnes Franz erlebte, nicht mehr viel bedeuten, obgleich da auch z. B. das Federportrait des alten Radetzky mit Meisterhand skizzirt ist. „Nicht Speculation, sondern Begeisterung trieb mich dorthin; es war mir, als hätte ich eine alte Schuld abzutragen." Und Adam erklärt sich deutlicher, als er einmal auf den ihm gnädigen König Ludwig I. zu sprechen kommt. „Es mußte diesem so ganz und gar deutsch gesinnten Fürsten widerliche Eindrücke erregt haben, daß ich fast 30 Jahre hindurch damit beschäftigt war, die Siege der Franzosen durch meine Bilder der Nachwelt zu überliefern; allein dies geschah nicht aus Mangel an guter deutscher Gesinnung, ich hatte mir in der glorreichen Zeit der Franzosen ein echt deutsches Herz bewahrt, aber ich besaß nun einmal eine große Anzahl der interessantesten Motive aus dem Kriegsleben der Franzosen." Im Garten zu Schönbrunn darf er 1851 seinen genialen Franz dem Kaiser Franz Joseph vorstellen, und feierliche Erinnerungen sind es, die da dem Alten durch die Seele ziehen.

„Hier sah ich vor vierzig Jahren den gefürchteten Kaiser Napoleon sehr oft in tiefem Nachdenken versunken, mit den Händen auf dem Rücken einherwandeln. . . . Damals kam ich auf meinem ersten größeren Ausflug in die Welt als ein armer Junge nach Wien und fand die erste Aufmunterung bei den Feinden Oesterreichs, den Franzosen; jetzt ruft mich der Kaiser Oesterreichs dorthin, um die Heldenthaten seiner tapferen, siegreichen Armee auf die Nachwelt zu übertragen. . . . Damals, bei Napoleons Gegenwart, herrschte ringsum Todtenstille, man sah nur die majestätischen Gestalten der Grenadiere und der kaiserlichen Garden, stets in Paradeuniform Schildwache stehen und alle Ein- und Ausgänge besetzt haltend — heute bewegten sich in buntem Gemisch Tausende von Lustwandelnden aus allen Ständen, was dem Ganzen ein recht heiteres, festtägliches Aussehen gab."

Digitized by Google

Und als Idylle endet auch das Buch und das Leben unseres Schlachtenmalers. Die letzten Jahrzehnte seines Erdenwallens verlebt er still und fleißig, anerkannt und gefeiert in München, umgeben von einer zahlreichen Familie: fünf Söhne, fünf Töchter, fünfundzwanzig Enkel — alles treffliche Menschen und zum Theil reich talentirte Künstler, wie sein Bruder Heinrich, seine Söhne Franz, Benno, Eugen und Julius und seine Enkel Emil, Joseph und Ludwig v. Langemantel. Vivat sequentes! Das vorliegende Buch ist ein würdiges Denkmal zur Feier des hundertjährigen Wiegenfestes des Meisters. Mit besonderem Genuß wird es der Kenner von Albrecht Adam's Schlachtenbildern, Portraits und Skizzenbüchern lesen, wozu die Aufzeichnungen gewissermaßen den erklärenden Text bilden. Vielleicht entschließt sich die Verlagshandlung, einer späteren Auflage eine Reproduction wenigstens seines „Voyage pittoresque et militaire" und der „24 Croquis" beizugeben. Dann dürften auch die bloß etwa Künstler interessirenden Kapitel über das Münchener Kunstleben ausgemerzt und die zwei letzten Capitel bedeutend gekürzt werden. Wir glauben, daß dieses Memoirenwerk alsdann Aussicht hätte, ein populäres deutsches Hausbuch zu werden, denn die Aufzeichnungen sind, wie gesagt, von großem culturgeschichtlichen Werth und einem manchmal romanhaften Reiz, der auch die weitesten Kreise fesseln müßte.

Z.

Ueber die Allsprache Pasilingua.

Die vor etwa zwei Jahren in dieser Zeitschrift*) bereits kritisch behandelte Weltsprache Volapük hat seitdem nicht nur, wie die Zeitungen versichern, auf deutschen Schulen als Unterrichtsgegenstand Eingang gefunden, sondern ist auch, wie uns unter Anderem mehrere Nummern des Journal amusant belehren, in Frankreich nicht unbekannt geblieben. Inzwischen ist, nicht etwa für jene Welt, die Mephistopheles kurz als „drüben" bezeichnet, sondern für unsern höchst sublunarischen Planeten eine zweite „Weltsprache" erfunden, die „Pasilingua oder Allsprache" getauft. Die Fertigkeit, die ich mir in dieser zweiten Weltsprache erworben, beabsichtige ich durchaus nicht unter dem Scheffel stehen zu lassen; mit Erlaubniß der Redaction führe ich sie vielmehr — die Abende werden ja jetzt schon lang — den Lesern dieses Blattes vor. Daß ich's indeß nur gestehe: sie ist, obgleich die betreffenden Lehrmittel („Eine Gemein- oder Weltsprache" und „Elementargrammatik nebst Uebungsstücken zur Pasilingua") schon über Jahr und Tag in meinem Besitz sind, eine ganz neu erworbene und nichts weniger als eine gründliche. Daß sie so leicht zu erwerben, ist nach Ansicht des Erfinders der Pasilingua, eines Herrn P. Steiner, deren allergrößter Vorzug, und darin ist ihm unbedingt beizustimmen.

Herr P. Steiner ist, wie sein College in der Weltsprachen-Erfindung, Herr Schleyer, der Volapük-Mann, Geistlicher, so daß man sich versucht fühlt, in Ummodelung eines bekannten Wortes des Fürsten Bismarck zu sagen: die Erfindung von Weltsprachen ist eine Thätigkeit, deren Ausübung auf deutsche Pastoren beschränkt ist. Während übrigens „Volapük" nach dem Satz „wenn schon — denn schon" den ganzen Erdkreis für sich zu erobern gedenkt, will „Pasilingua" trotz ihres stolzen Namens eine Allsprache nur für die germanischen und romanischen Völker werden. Oesterreich-Ungarn, das es vielleicht recht nöthig hätte, muß sich daher eine für die „im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder" und für die „Länder der Stephanskrone" berechnete k. k. österreichisch-ungarische Pasilingua erst ausarbeiten lassen, eine Aufgabe, deren Lösung sich die im Maximiliansthurm bei Linz wohnhaften, ja ebenfalls dem geistlichen Stande angehörenden Väter von der Gesellschaft Jesu gewiß gern unterziehen würden. Auf für Rußland und die Staaten der Balkanhalbinsel unter lebenslänglicher Einschließung des österreichischen Ejalets Bosnien und der anderen dortigen Staaten, die die Sympathieen Europas durch häufigen Thron- und Landesfarbenwechsel zu erringen bemüht sind, müssen noch geeignete Popen oder Ulema's für entsprechende Special-Allsprachen gesucht werden.

Zum Studium der Steiner'schen Allsprache für Germanen und Romanen hatte mich hauptsächlich die mir gewordene Mitteilung bestimmt, man könne, selbst wenn man weder Latein, noch Griechisch, noch Englisch verstände, die schriftliche Handhabung der Pasilingua in wenigen Stunden erlernen. Da ich im glücklichen Besitz eines, allerdings durch vierundzwanzigjähriges Verschlossenliegen stark beschädigten Englisch und eines, freilich auch einer „Grundreparatur" bedürftigen Latein und Griechisch mich befinde, so durfte ich auf noch geringere Lehr- oder Lernzeit hoffen. Ich nahte mich also — und zwar um 8 Uhr 20 Min. Morgens — dem freislichen Felsen der Pasilingua als furchtlos-freiester Held, und richtig, schon um 10 Uhr 40 Min., hatte ich beide obengenannten Schriften „durchaus" studirt und zwar nicht einmal „mit heißem Bemüh'n".

Aber nun denke man auch, was für Vortheile mir dieser Aufwand von 2 Stunden 20 Minuten bringt. Ich vermag mich schriftlich mehr oder minder gewandt in einer Sprache auszudrücken, die so leicht außer mir Keiner versteht. Während ich sonst, an einen französischen Bekannten etwa, in fröhlichem Leichtsinn ohne Lexikon geschrieben hätte, kann ich jetzt, wenn ich in Pasilingua an ihn schreibe, mich bei jedem Wort besinnen, ob es der deutschen und englischen, deutschen und französischen oder französischen und englischen gemeinsam ist, ob sein lateinischer Stamm in diesen drei modernen Sprachen vorkommt u. s. w. Ich darf ferner jede französische Conjunction gewissenhaft in's Lateinische übertragen und für eine ganze Anzahl von Worten muß ich die Pasilingua-Grammatik benutzen, z. B. für die Pronomina. Was ich früher als leichte Beschäftigung betrachtete, kann mir also jetzt zur ernsten Arbeit werden. Und nun erst mein französischer Freund! Ich nenne ihn Ernest. Ernest spricht ein wenig Englisch; in Bezug auf Latein befindet er sich im Stande der Unschuld und Deutsch hat er, da seine Schulzeit in die Jahre vor dem letzten Krieg fiel, dem die Verfertiger deutscher Lettern wegen des plötzlichen Massenconsums derselben so sehr zu Dank verpflichtet sind, ebensowenig gelernt. Ich theile Ernest in der neuern Weltsprache z. B. Folgendes mit: „Ante about una montha (septia septembra) ifir mr. consul A .... et mi in ta cellare curiade bremade kneipir; mis kneipafar vinan blancan. Il payafar, mi nassovaril non". Ich will Ernest's Scharfsinn nicht zu nahe treten, aber ich bin überzeugt, er versteht in diesem ganzen Satz nur die Worte, die ganz oder ungefähr französisch klingen; um hinter den Sinn zu kommen, bedarf er einer Pasilingua-Grammatik, eines englischen und eines deutschen Lexicons. Hätte ich ihm deutsch geschrieben, so hätte er — Ernest ist ganz vernünftig und ißt nicht zum Frühstück „Deutschenklein" — den Brief nicht etwa in das Feuer geworfen, sondern den Satz mit Hülfe eines deutschen Lexicons und allenfalls einer deutschen Grammatik enträthselt. Er heißt einfach: „Vor etwa einem Monat (7. September) gingen Herr Consul A ... und ich in den bremer Rathskeller kneipen; wir kneipten Weißwein. Er berappte, ich Nassauer nicht". Ich will den Leser mit Aufzählung der Uebersetzungsfinessen, die in diesem Satz stecken, nicht erst ermüden; nur auf zwei derselben sei es mir vergönnt hinzuweisen. Für kneipen brauche ich den deutschen Stamm, weil in dubio derjenigen Wortform der Vorzug zu geben ist, die, wie Herr Steiner sagt, „inhaltlich den Gedanken am präcisesten ausdrückt", und weil weder die Franzosen, noch die Engländer oder andere Angehörige der germanischen Stämme — mit Ausnahme der Schweden, deren Idiom ich aber ebensowenig beherrsche wie ihren Punsch — in unserem Sinne kneipen; dabei gebrauche ich einmal für das alleinige contemplative Trinken κατ ἐξοχήν die Intransitiv-Endung ir, für das transitive Weißwein-Trinken die Endung ar. Bezeichnete kneipen bei mir oder dem fingirten Consul einen Zustand, so hätte ich die

*) Band XXVI, No. 50.

Digitized by Google

Endung er wählen müssen. Nicht minder durchdacht ist das Hinzufügen des il hinter nassovar; denn die Eigenschaft des Nassauerns hat, wie jeder Potsdamer zugeben wird, eine „verächtliche Nebenbedeutung", und diese erfordert jene Endung il. — Erneſt gebraucht also, um den Pasilingua-Satz zu verstehen, mindestens ein Lexicon mehr, als wenn er einen völlig deutschen Satz vor sich gehabt hätte, und hat auf diese Weise unbedingt Gelegenheit erhalten, seinen Scharfsinn anzustrengen. Und ähnlich wie Erneſt würde es einem englischen Erneſt oder Fred ergehen, selbst wenn sie die Pasilingua-Grammatik schon in sich aufgenommen haben. Die glückliche Erfindung der Pasilingua nöthigt also — wennschon sie das Verständniß keiner der drei modernen Sprachen, deutsch, englisch oder französisch, erleichtert — jedenfalls zu fleißigen Studien, gewiß ein erkleckslicher Gewinn, allerdings der einzige.

Vielleicht wäre es belehrend, wenn ich die Uebungssätze, die ich mir als fleißiger Schüler selbst gebildet, hier durchginge. Allein sie behandeln fast ausschließlich Seine unfehlbare Heiligkeit den Papst und seine heilige Unfehlbarkeit den Abgeordneten Richter, und ich möchte es nicht mit deren Anhängern verderben. Nur einen Satz finde ich noch, der unverfänglich ist und daher zu Nutz und Frommen anderer Allsprache-Studirender hier durchgegangen werden kann. Er ist dem neuerdings so sehr erweiterten Gebiet des Skats entnommen und lautet kurz: „Sie reizen!" Sie, ein „mit dem Zeitwort als Subjekt verbundenes und ihm voranstehendes Fürwort", ist zu übersetzen mit einem der neuen Weltsprache selbst angehörenden Wort, nämlich tüs. Für reizen gebrauchen wir, da das lateinische Wort provocare der englischen, deutschen und französischen Sprache bekannt ist, provoc als Stamm mit der intransitiven Endung — hoffentlich ist diese und nicht die transitive anzuwenden, was ich als Nichtskatspieler nicht sicher zu entscheiden vermag — ir. Präsens, Indicativ und Plural lassen die Infinitiv-Endung unverändert; folglich heißt in einem Skat, der international unter Anwendung von Pasilingua gespielt wird, „Sie reizen!" — „tüs provocir!" — Und mit der Perspective auf solchen Zukunftsskat komme ich zum Ende, allsprachlich: finu. Lector.

Feuilleton.

Polikei.

Von Graf Leo Tolstoi.

Autorisirte Uebersetzung.

I.

„Wie Sie befehlen, gnädige Frau. Nur schade um die Dutlow's! So brave Leute! Sollte aber keiner von den Knechten gestellt werden, so bleiben nur Dutlow's, wie Sie wünschen!

Es war der Gutsverwalter, ein Leibeigener und weiland Knecht, der, wohlrasirt und in langem Ueberrocke von besonderem, für alle leibeigenen Gutsverwalter gebräuchlichem Schnitt, eines Abends vor seiner Gebieterin stand, um ihr Vortrag zu halten. Diese Berichterstattung bestand nach den Begriffen der gnädigen Frau darin, sich Rechenschaft von den Wirthschaftsangelegenheiten des verflossenen Tages geben zu lassen und Anordnungen für den folgenden zu treffen. Der Verwalter, Jegor Michailowitsch, jedoch sah darin eine Procedur, bei der es galt, gleich fest auf beiden auswärts gekehrten Füßen, mit dem Gesicht zum Divan gewandt, in einer Ecke zu stehen, jedes nicht zur Sache gehörende Geschwätz der gnädigen Frau ruhig anzuhören und sie endlich durch verschiedene Mittel dahin zu bringen, daß sie zu allen seinen Vorschlägen: „gut, gut!" sagte.

Soeben war die Rede von der Rekrutirung. Aus Pokrowski mußten drei Rekruten gestellt werden. Zwei waren durch Familienverhältnisse, von moralischen und ökonomischen Rücksichten vom Schicksal selbst dazu bezeichnet. In Bezug auf diese konnte kein Zweifel obwalten, kein Einwand erhoben werden, weder von der Gemeinde, noch von der gnädigen Frau, noch von der öffentlichen Meinung. Der dritte jedoch war streitig. Der Verwalter wollte alle drei Dutlow's frei machen und den Knecht Polikuschka stellen, der zwar Weib und Kinder hatte, aber in sehr schlechtem Rufe stand, weil er mehr als einmal bei Diebstählen, entweder von Pferdegeschirr oder Säcken oder Heu, erwischt worden war. Die gnädige Frau dagegen, die oft die in Lumpen gehüllten Kinder Polikei's liebkoste und auf Grund christlicher Ermahnungen an Polikei's eigener moralischer Besserung arbeitete, wollte ihn nicht hergeben. Dabei wünschte sie aber auch Dutlow's, die sie nicht kannte und nie gesehen hatte, nichts Böses. Sie konnte es durchaus nicht begreifen, und der Verwalter hatte nicht den Muth, es ihr ohne Umschweife zu sagen, daß, wenn Polikei nicht ginge, einer von Dutlow's gehen müsse.

„Kannst Du mich denn nicht begreifen? Will ich denn der Dutlow's Unglück? Habe ich etwas gegen sie? Gott ist mein Zeuge, daß ich Alles für sie zu thun bereit bin." (Sie blickte auf das Bild in der Ecke des Zimmers, aber besann sich, daß es kein Heiligenbild sei. „Nun, einerlei, darin liegt es ja nicht," dachte sie. Merkwürdig, daß sie nicht darauf verfiel, mittels 300 Rubel einen Ersatzmann zu kaufen.) „Was soll ich dabei thun? Weiß ich etwa, was und wie? Ich kann das nicht wissen. Darum verlasse ich mich auf Dich, Du weißt, was ich will. Entscheide nach Recht und Gesetz, daß Alle zufrieden sind. Da ist Nichts zu machen. Sie sind nicht die Einzigen. Ein Jeder hat schwere Zeiten durchzumachen. Polikei nur darf nicht fort. Du wirst einsehen, daß es unverantwortlich von mir wäre, wenn ich es zuließe."

Sie hatte sich in solche Aufregung hineingeredet, daß sie noch lange gesprochen hätte, wenn nicht in diesem Augenblicke die Zofe in's Zimmer getreten wäre.

„Was willst Du, Dunjascha?"

„Ein Bauer ist gekommen, Jegor Michailowitsch zu fragen, ob der Gemeindeausschuß noch warten solle," sagte Dunjascha und sah den Verwalter mit einem bösen Blick an. „Sieh einer diesen Menschen," dachte sie, „hat er mir da meine gnädige Frau so aufgeregt, daß sie mich wieder bis 2 Uhr Nachts nicht wird schlafen lassen."

„So gehe, Jegor," sagte die gnädige Frau; „thue so, wie es am besten ist."

„Zu Befehl. Und wen befehlen Sie, zum Gärtner nach dem Gelde zu schicken?" Er sagte schon nichts mehr von Dutlow.

„Ist Petruscha noch nicht aus der Stadt zurück?"

„Nein, noch nicht."

„Kann denn Nikolai nicht fahren?"

„Der Vater liegt an Kreuzschmerzen krank," sagte Dunjascha.

„Befehlen Sie, daß ich selbst morgen in die Stadt fahre?" fragte der Verwalter.

„Nein, Du bist hier nöthig, Jegor." Die gnädige Frau dachte einen Augenblick nach. „Wie viel Geld ist es?"

„1617 Rubel Banco."

„Schicke Polikei hin," sagte sie, indem sie Jegor Michailowitsch entschlossen in's Gesicht sah.

Dieser verzog die Lippen wie zum Lächeln, ohne jedoch die Zähne dabei sehen zu lassen und den Ausdruck seines Gesichtes sonst zu verändern.

„Zu Befehl."

II.

Polikei, ein unbedeutender und von je in schlechtem Rufe stehender Mensch, hatte bei Niemand Protection gefunden, weder bei der Wirthschafterin, noch beim Verwalter, noch der Zofe, und daher war sein „Winkel" der schlechteste, trotzdem seine Familie mit Weib und Kindern sieben Köpfe zählte. Die „Winkel" waren vom seligen Herrn folgendermaßen eingerichtet: in einer zehn Quadrat-Arschin messenden steinernen Hütte stand

Digitized by Google

in der Mitte ein russischer Ofen, rund herum lief der „Kolidor“ (wie die Knechte sagten) und in jeder Ecke war mit Brettern ein „Winkel“ abgetheilt. Platz war also wenig da, besonders in Polikei's Winkel, dem der Thür zunächst gelegenen. Ein zweischläfriges Bett mit gesteppter Decke und mit Kattun bezogenem Kopfkissen, eine Wiege für den Säugling, ein dreifüßiges Tischchen, auf welchem alle häuslichen Arbeiten verrichtet, Alles abgestellt, gewaschen, Speisen zubereitet wurden, und an welchem Polikei selbst arbeitete, Fässer, Kleidungsstücke, Hühner, ein Kalb und die sieben Familienglieder füllten den Winkel so aus, daß man sich darin nicht hätte umdrehen können, wenn nicht der gemeinschaftliche Ofen den vierten Theil seiner Oberfläche, auf welchem Sachen und Menschen Platz fanden, noch dazu gegeben hätte, und wenn nicht die Vortreppe gewesen wäre, welche jedoch augenblicklich wenig Vortheil bot; denn im October ist es kalt und an warmen Kleidungsstücken gab es nur einen einzigen Schafpelz für alle Sieben. Dagegen konnten sich die Kinder warm laufen, die Großen warm arbeiten und beide Theile sich erwärmen, indem sie auf den Ofen kletterten, wo eine Temperatur von 40 Grad Wärme herrschte. Es scheint entsetzlich, unter solchen Verhältnissen leben zu müssen; aber Polikei und seine Familie fanden das nicht: leben ließ sich's schon. Akulina nähte und wusch für den Mann und die Kinder, spann, webte und bleichte ihren selbstgezogenen Flachs, kochte und buk im gemeinschaftlichen Ofen, keifte und klatschte mit den Nachbarn. Das monatliche Deputat an Mehl reichte nicht nur für die Kinder aus, sondern es blieb auch noch etwas für die Kuh. Holz konnte man nach Belieben haben, Viehfutter ebenfalls und Heu fiel immer aus dem Pferdestall ab. Eigene Hühner hatten sie und eine Kuh, die ihnen ein Kalb warf, auch besaßen sie einen Streifen Gartenerde, wo sie ihren Bedarf an Gemüse zogen, und so ging es leidlich. Polikei selbst war Roßarzt und hatte, außer der Besorgung zweier Pferde im herrschaftlichen Stall, die ihm besonders anvertraut waren, Pferde und Vieh zur Ader zu lassen, die Hufen zu reinigen und Gaumengeschwülste abzuzapfen; auch verfertigte er eine Salbe seiner eigenen Erfindung, die er für Geld oder gegen Lebensmittel verabfolgte. Vom herrschaftlichen Hafer blieb immer noch etwas, und im Dorfe lebte ein Bauer, der für 2 Maß Hafer 20 Pfund Schaffleisch gab. Es hätte sich schon leben lassen, wenn es keinen Seelenkummer gegeben hätte, aber ein solcher bedrückte leider die ganze Familie. Polikei hatte in seiner Jugend bei einer Stüterei in einem anderen Dorfe als Stalljunge gedient; der Stallknecht, dessen Leitung er anvertraut gewesen, war der ärgste Dieb im ganzen Polizeibezirke und wurde später zur Ansiedelung nach Sibirien verschickt. Bei diesem Stallknechte hatte Polikei seine Lehrzeit durchgemacht und sich dabei, jung wie er war, so sehr an „gewisse Kleinigkeiten“ gewöhnt, daß er später, auch wenn er es gewollt, nicht mehr davon lassen konnte. Er war damals ein junger Bursche, schwach von Charakter und hatte weder Vater noch Mutter, noch sonst Jemanden, der ihn hätte zurechtweisen können. Er trank gern einen Schluck über den Durst und konnte es namentlich nicht mitansehen, wenn irgend etwas, seiner Meinung nach, nicht an seinem Platze lag. Alles wußte Polikei Iljitsch an guter Stelle unterzubringen, überall fanden sich Leute, die diese Kleinigkeiten nahmen und dafür entweder in Geld oder Branntwein, je nach Uebereinkommen, zahlten.

Polikei's treffliche Frau, eines Viehhändlers Tochter, war ein gesundes, kluges, arbeitsames Weib. Kinder schenkte sie ihm, eines immer stattlicher als das andere. Polikei jedoch ließ nicht von seinem Handwerk, und so ging denn eine Weile Alles gut. Plötzlich aber brach das Unglück über ihn herein, er wurde ertappt. Die ledernen Zügel eines Bauern waren verschwunden. Man fand sie bei ihm, prügelte ihn, brachte die Sache vor die gnädige Frau und fing an, ihn zu beobachten. Er wurde ein zweites, ein drittes Mal ertappt, die Leute zeigten mit Fingern auf ihn, der Verwalter drohte mit dem Militärdienst, die gnädige Frau machte ihm Vorwürfe, seine Frau weinte und grämte sich, Alles ging schief. Seine Frau pflegte ihn auszuzanken, sogar ihn zu schlagen, wenn er betrunken nach Hause kam, und er weinte dann höchst jämmerlich. „Ich Unglückseliger,“ sagte er: „was soll ich thun! Sollte ich meine Augen dabei verlieren, ich werde es nicht wieder thun, ich werde mich bessern!“ Ehe man sich's jedoch versah, ungefähr nach einem Monate, ging er eines Tages aus dem Hause, trank sich einen tüchtigen Rausch und verschwand für zwei Tage. „Von irgend wo muß er doch das Geld nehmen, um sich herumzutreiben,“ raisonnirten die Leute. Seine letzte Geschichte war die mit der Uhr aus der Amtsstube. Es hing dort nämlich eine alte Wanduhr, die schon lange nicht mehr ging. Einst traf es sich, daß er sich allein in der leeren, zufällig nicht verschlossenen Amtsstube befand. Die Uhr lockte ihn: er nahm sie, trug sie in die Stadt und schlug sie dort los. Nun geschah es wie absichtlich, daß der Krämer, an den er die Uhr verkauft hatte, mit einem der Hofsleute verwandt war. Eines Feiertages besuchte dieser Krämer seinen Verwandten und sprach von der Uhr. Man fing an nachzuforschen. Der Verwalter besonders konnte Polikei nicht leiden und ging ihm scharf zu Leibe. Man kam der Sache auf die Spur und meldete sie der gnädigen Frau. Diese ließ Polikei zu sich rufen. Er fiel ihr sogleich zu Füßen und gestand mit vielem Gefühl und großer Rührung Alles ein, wie es ihn seine Frau gelehrt hatte; er machte seine Sache, nach ihrer Anleitung, wirklich sehr gut. Die gnädige Frau begann ihn zu ermahnen, sprach und sprach, predigte ihm von Gott, von der Tugend, vom zukünftigen Leben, von seiner Frau, seinen Kindern und rührte ihn bis zu Thränen. Dann sagte sie:

„Ich verzeihe Dir, nur versprich mir, daß Du es nie wieder thun willst.“

„In alle Ewigkeit nicht! Möge die Erde mich verschlingen, das Herz mir brechen, wenn ich's je wieder thue!“ schwor Polikei und weinte sehr.

Dann kam er nach Hause, legte sich dort auf den Ofen und weinte dort noch den ganzen Tag wie ein Kalb. Von da ab hatte man Nichts mehr an Polikei auszusetzen gehabt. Aber sein Leben war nicht mehr heiter wie sonst. Die Leute sahen ihn für einen Dieb an, und als die Rekrutenaushebung begann, wurde er allgemein als ein zum Militärdienste taugliches Subject bezeichnet.

III.

An demselben Abend, wo vor der Amtsstube in der kalten, dunklen Octobernacht der Gemeindeausschuß geräuschvoll und eifrig über die Wahl eines Rekruten verhandelte, saß Polikei auf dem Rande des Bettes an seinem dreibeinigen Tische und rührte in einer Bouteille eine Pferdearzenei zusammen, von der er selbst nicht wußte, was deren Wirkung sein würde. Da war Queckſilberchlorid, Schwefel, Glaubersalz und ein Kraut darin, das Polikei selbst gesammelt hatte und von dem er fest glaubte, daß es sehr heilsam gegen den Bauchschlag und auch nicht überflüssig gegen andere Krankheiten sei. Die Kinder schliefen schon! zwei auf den Ofen, zwei im Bette und eines in der Wiege, an welcher Akulina saß und spann. Ein Lichtstumpf brannte in einem hölzernen Leuchter auf dem Fenster, und Akulina putzte, damit ihr Mann in seiner wichtigen Beschäftigung nicht gestört werde, von Zeit zu Zeit das Licht mit den Fingern. Es gab Freigeister, die Polikei für einen elenden Pferdearzt und einen einfältigen Menschen hielten. Andere und die Mehrzahl hielten ihn für einen schlechten Menschen, aber großen Meister in seiner Kunst. Akulina jedoch sah in ihm, trotzdem sie ihren Mann oft grob schimpfte und sogar prügelte, den unstreitig größten Roßarzt und bedeutendsten Menschen unter der Sonne. Polikei schüttete ein Häufchen irgend einer Ingredienz in seine hohle Hand. Gewichte brauchte er nie und sprach ironisch wegwerfend über die Deutschen, die sich deren bedienten. „Bei mir,“ sagte er, „ist keine Apotheke.“ Er wog diese Substanz in seiner Hand und schüttelte sie dnrch; aber es schien ihm zu wenig, und da schüttete er zehnmal so viel dazu. „Wir wollen Alles hineinlegen, es wird besser ziehen,“ sprach er leise für sich. Da ward die nur in einer Angel hängende Thür aufgestoßen und in den „Winkel“ trat eines der Dienstmädchen vom Herrenhause.

Digitized by Google

Arjuta, so hieß das Mädchen, flog immer wie eine Kugel, und dabei bogen sich ihre Arme nicht, sondern bewegten sich steif, wie Perpendikel je nach der Schnelligkeit ihrer Bewegungen nicht längs den Seiten, sondern vor dem Körper hin und her. Sie flog also in's Zimmer, und indem sie sich an den Ofen klammerte, als fürchte sie zu fallen, und sich dabei auf den Füßen hin- und herschaukelte, sprach sie, als wolle sie durchaus wenigstens zwei, wenn nicht drei Worte auf einmal herausbringen, hastig, außer Athem, zu Akulina gewandt:

„Die gnädige Frau befiehlt Polikei Iljitsch, sogleich, in diesem Augenblicke hinaufzukommen, sie befiehlt es." Hier hielt sie inne, um Athem zu holen. „Jegor Michailitsch war bei der gnädigen Frau, man sprach von den Rekruten, man sprach auch von Polikei Iljitsch ... Awdotja Mikolawna befiehlt ... im Augenblick zu kommen ... Awdotja Mikolawna befiehlt ... (wieder ein schwerer Seufzer) im Augenblick zu kommen."

Eine halbe Minute sah Arjuta abwechselnd Polikei, Akulina, die Kinder an, die ihre Köpfe unter den Decken herausstreckten, erhaschte eine Nußschale, die auf dem Ofen lag, warf sie Anjutka an den Kopf, und indem sie noch einmal wiederholte „im Augenblick zu kommen," flog sie wie ein Wirbelwind aus dem Zimmer und beide Perpendikel schaukelten mit gewohnter Schnelligkeit, die Linie ihres Laufes durchschneidend, hin und her.

Akulina stand wieder auf und langte die Stiefel des Mannes hervor, schlechte, zerrissene Soldatenstiefel, dann nahm sie den Kaftan vom Ofen und reichte ihn ihm, ohne ihn anzusehen.

„Iljitsch, wirst Du Dein Hemd nicht wechseln?"

„Nein," sagte Polikei.

Akulina sah ihm nicht ein einziges Mal in's Gesicht, so lange er sich schweigend ankleidete und seine Stiefel anzog, und sie that wohl daran; Polikei's Gesicht war bleich, sein Unterkiefer zitterte, und seine Augen hatten den weinerlichen, demüthigen, tief unglücklichen Ausdruck, den man nur an gutmüthigen, schwachen, schuldbewußten Menschen wahrnimmt. Er fuhr sich mit dem Kamm durch's Haar und wollte gehen, seine Frau aber hielt ihn noch zurück und setzte ihm die Pelzmütze auf.

„Nun, was, Polikei Iljitsch? Wozu läßt Euch denn die gnädige Frau rufen?" fragte die Tischlersfrau hinter ihrer Bretterwand hervor.

Diese Nachbarin hatte heute Morgen erst einen heißen Streit mit Akulina wegen eines Topfes mit Waschlauge gehabt, den ihr Polikei's Kinder umgeworfen haben sollten, und ihr war es im ersten Augenblick nur recht, zu hören, daß Polikei zur gnädigen Frau befohlen sei, was Gutes war es gewiß nicht.

Akulina verschluckte mühsam ihre Thränen, und um ihre Lippen zuckte ein böser Ausdruck. Wie gern hätte sie ihre Finger in die garstigen Haare dieses Lumpenpacks, dieser Tischlersfrau vergraben. Aber sie blickte auf ihre Kinder und bei dem Gedanken, daß diese bald Waisen sein würden und sie selbst eine arme Soldatenwittwe, vergaß sie die boshafte Nachbarin, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, setzte sich auf's Bett und barg ihren Kopf in den Kissen.

IV.

Es verging eine halbe Stunde. Der Säugling fing an zu schreien. Akulina stand auf und stillte ihn. Sie weinte schon nicht mehr, aber ihr noch schönes, mageres Gesicht auf den Ellbogen gestützt, sah sie unverwandt in das herunterbrennende Licht und dachte darüber nach, weshalb sie eigentlich geheiratet habe, weshalb so viele Soldaten nöthig seien, und wie sie es wohl anfangen solle, sich an der bösen Nachbarin zu rächen.

Ihres Mannes Schritte erschallten draußen; sie wischte die Thränenspuren von ihrem Gesicht ab, um ihn nicht zu erzürnen. Polikei trat stolz, mit erhobenem Kopfe herein, warf die Mütze auf's Bett, athmete tief auf und fing an sich loszugürten.

„Nun, was? Warum wurdest Du gerufen?"

„Hm, nun natürlich! Polikuschka ist der ärgste Taugenichts, aber wenn es ein Geschäft gilt, wen braucht man da? Polikei!"

„Was für ein Geschäft?"

„Geld soll ich holen vom Kaufmann aus der Stadt."

„Geld holen?" fragte Akulina.

Polikei lächelte und nickte mit dem Kopf.

„Versteht die gnädige Frau aber schlau ihre Worte zu drehen! Du stehst im Ruf, ein unzuverlässiger Mensch zu sein, sagte sie, nur ich traue Dir mehr, als sonst wem. (Polikei sprach laut, damit die Nachbarn es hören sollten.) Du hast mir versprochen, Dich zu bessern, sagte sie, und hier hast Du den ersten Beweis davon, daß ich Dir glaube: geh', sagt sie, fahre zum Kaufmann, nimm das Geld und bringe es mir. Ich — sage ich, — gnädige Frau, wir — sage ich — sind Alle Eure Knechte und müssen Euch dienen, wie dem lieben Gott; denn ich wenigstens fühle bei mir, daß ich Alles für der gnädigen Frau Wohl thun muß und keinen Dienst verweigern darf. Was die gnädige Frau befiehlt, das werde ich thun, denn ich bin Euer Sclave. (Wieder erschien das bebesondere, nur schwachen, gutmüthigen, schuldbewußten Menschen eigene Lächeln auf seinem Gesicht.) Also, sagt sie, wirst Du das ordentlich thun? Begreifst Du auch, daß Dein Schicksal davon abhängt? — Wie sollte ich nicht wissen, daß ich das Alles thun kann. Verleumden kann man Jeden, und wenn man Schlechtes von mir gesagt hat, so denke ich, habe ich doch nie gegen der gnädigen Frau Vortheil auch nur in Gedanken gesündigt. — Und so habe ich auf sie eingesprochen, daß meine gnädige Frau ganz weich wurde. — Du wirst noch der zuverlässigste Mensch bei mir werden, sagte sie." Er schwieg und wieder glitt dasselbe Lächeln über sein Gesicht.

„Und sollst Du viel Geld holen?" fragte Akulina wieder.

„Anderthalbtausend Rubel," antwortete nachlässig Polikei.

„Wann?"

„Morgen, sagt sie. Nimm, sagt sie, welches Pferd Du willst, geh' erst in die Amtsstube und dann fahre mit Gott."

„Gott sei gelobt!" sagte Akulina, indem sie aufstand und sich bekreuzigte. „Der Herr stehe Dir bei, Iljitsch," fügte sie flüsternd hinzu, damit man es hinter der Bretterwand nicht hören möchte, und hielt ihn am Aermel seines Hemdes fest. — „Iljitsch, höre mich an, um des Heilandes willen, ich bitte Dich, küsse das Kreuz darauf, daß Du, wenn Du fährst, nicht einen Tropfen in den Mund nehmen willst!"

„Wie werd' ich denn trinken, wenn ich solche Summe bei mir führe!" fuhr er sie heftig an. „Aber wie da oben Jemand Clavier spielte! So geschickt, wirklich ganz verrückt," sprach er weiter und schwieg dann lächelnd einen Augenblick. „Wahrscheinlich das gnädige Fräulein. Ich stand so vor ihr, vor der gnädigen Frau, am Thürpfosten, als das gnädige Fräulein da hinter der Thür loslegte. Das rollte nur so, immer schneller, und paßte Alles so prächtig zusammen, ein wahres Wunder! Wenn ich doch auch hätte spielen können. Es wäre gegangen, wahrhaftig, ich hätte es gekonnt. In solchen Dingen bin ich geschickt! Gib mir morgen ein reines Hemd!"

Und sie gingen glückselig zu Bette.

(Fortsetzung folgt).

Aus der Hauptstadt.

Münchener Bilder in Schulte's Kunstausstellung.

Es ist eine Reihe Münchener Künstler, die den größeren Theil der neuesten Ausstellungsobjecte in Schulte's Salon geliefert haben. Heffner, ein Maler, der hauptsächlich für den Export nach England arbeitet, hat drei Rahmen mit interessanten kleinen Oelskizzen gesandt. In leichtem Farbenauftrag, gouacheartig gemalt, sind sie vor Allem in der delicaten

Digitized by Google

Wiedergabe zarter lichter Luftstimmungen vorzüglich. Durchblicke in der Manier der Düsseldorfer, kahle Landstraßen, weidenumrahmte Wasserläufe, italienische Villen wechseln in bunter Reihenfolge. Jedes ist in seiner Art ein kleines Bijoux und doch wird man sich fragen müssen, ob der Künstler ein Recht hat, uns diese reizenden Miniaturlandschaften unter dem Namen von Skizzen aufzuschmeicheln. All diese Bildchen sind im Grade der Ausführung weit über die Grenze der Studie hinaus und unterscheiden sich dadurch wesentlich von einer ähnlichen Collection von van Beers, die vor mehreren Monaten bei Gurlitt ausgestellt war. Das waren Arbeiten, die uns einen Einblick in die Schaffensart des Künstlers gestatteten, die Skizzen von Heffner sind ausgeführte, vielfach mit spitzem Pinsel gemalte Bildchen, an denen man auch unter der falschen Factura seine Freude hat.

M. Todt gehört zu jenem besonderen Kreise unter den Münchenern, die, wie Claus Meyer und Harburger, mit Erfolg bei den niederländischen Kleinmeistern in die Schule gegangen sind. Was sie ihnen zunächst abgesehen haben, das ist die Luftfüllung des Raumes, die Fertigkeit, uns gewissermaßen um die Figuren herumblicken und auch hinter ihnen eine Luftschicht vermuthen zu lassen. Dazu gesellt sich bei verhältnißmäßig dünnem, vertriebenen Auftrag eine Leuchtkraft der Farbe, die beispielsweise bei Todt vielfach an die besten Leistungen Jan Steen's erinnert. Die größere der beiden bei Schulte ausgestellten Wirthshausscenen — vier Paare zur Linken, denen die Musik im Hintergrunde zum Tanz aufspielt, während die übrigen Gäste auf langen Bänken um einen Tisch gruppirt von rechts her zuschauen — wirkt besonders angenehm durch einen feinen silbergrauen Gesammtton, aus dem die Localfarben, unter anderen ein schönes lichtes Roth in der Jacke der einen Tänzerin, diskret und doch kräftig herausleuchten. Eine kleinere Kneipenscene, vier zechende Soldaten, die sich um die Gunst einer verschämten Schönen bemühen, verbindet mit den gleichen Vorzügen eine schärfere Charakteristik der einzelnen Personen. Warum greifen aber Claus Meyer sowohl, wie Todt fast ausnahmslos in die Vergangenheit und markiren ihre Vorliebe für die Niederländer auch äußerlich dadurch, daß sie ihnen Zeit und Costüme entlehnen? Harburger ist bei Weitem selbständiger, was er von der Technik seiner Vorbilder gelernt hat, überträgt er auf moderne Motive und versetzt die derbe niederländische Lustigkeit mit einem anheimelnden Gran deutscher Wirthshausgemüthlichkeit.

Werner Schuch's Domäne ist die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Er bringt einen Zug schwedischer Soldaten — die blaugelbe Schärpe und Feder ist unter der sonstigen Buntheit der Costümirung vorherrschend — der einen verwundeten, von seinem Diener gestützten Gefangenen mit sich führt. Das Ganze wirkt ein wenig trocken in der Farbe, auch fehlt jener romantische Zug, den der Künstler sonst ähnlichen Scenen durch düstere Beleuchtung der Landschaft zu geben weiß. Der beabsichtigte Eindruck der Oede und Trostlosigkeit wird nur zum Theil erreicht und entschädigt nicht für den Mangel der poetischen Stimmung.

Defregger ist bei Schulte um Vieles besser, als auf der Kunstausstellung vertreten und glänzt mit all seinen alten bekannten Vorzügen. Schon die Wahl des Gegenstandes — wir haben für den Historienmaler Defregger niemals viel übrig gehabt — hält sich in den Grenzen seines eigenartigen liebenswürdigen Talents. Ein jugendlicher Dörfler ist in städtischer Tracht zu den Schulferien nach Hause gekommen und begrüßt freudig erstaunt einen inzwischen eingetroffenen neuen Sprößling, während sich die übrigen Familienmitglieder lächelnd um diese erste Begegnung gruppiren. Defregger hat eine bestimmte Leinwandgröße, die er niemals ungestraft überschreitet und die er gerade hier ausnahmsweise mit einer Zahl neuer Typen — nur der Vater kommt uns bekannt vor — ungezwungen zu füllen weiß. Auch das Colorit zeichnet sich durch eine satte gesunde Frische aus, die ihm in vielen seiner neueren Bilder abhanden gekommen zu sein schien.

Eine coloristische Musterleistung ersten Ranges liefert A. Holmberg. In einem hohen luftigen Rococozimmer, dessen Fenster einen landschaftlichen Durchblick nach links hin gestattet, sind drei Geistliche versammelt. Ein Mönch in weißer Kutte liest aus einem Pergamentbande vor, während zwei höhere Würdenträger der Kirche, der Eine in rother Cardinalstracht am Fenster lehnend, der Andere dem Vorleser gegenüber im Armstuhl sitzend, aufmerksam zuhören. Das ganze Interieur mit seiner braunen Holztäfelung und reichen Vergoldung wirkt im milden geschlossenen Licht außerordentlich ruhig und vornehm. Besonders gelungen sind Pose und Gestikulation. Die dozirende Handbewegung des Mönches, das leicht aufgestützte Kinn des Cardinals, die über einander gelegten Arme des Prälaten ergänzen in glücklichster Weise die treffende Charakteristik der feinen Köpfe.

O. Gebler hat es von jeher verstanden, die intimen Beziehungen zwischen Mensch und Hausthier künstlerisch zum Ausdruck zu bringen. Wie sein kleiner Barfüßler auf dem bei Schulte ausgestellten Bilde den Alters- und Spielgenossen in dem Lämmchen begrüßt, das ihm aus der würdevoll zurückhaltenden Schafheerde lustig entgegenhüpft, das ist mit jenem naiven Humor dargestellt, der niemals seine Wirkung verfehlt. Menschliche und thierische Physiognomie sind Gebler in ihrer individuellen Durchbildung gleich geläufig.

Gabriel Max nimmt unter den zeitgenössischen Künstlern eine einsame Stellung ein. Das große Publikum mag er gelegentlich durch seine Absonderlichkeiten erschrecken, der Kenner wird immer wieder zu seinen Bildern zurückkehren und in ihnen eine stets frische Quelle eigenartiger Genüsse finden. Die milde, weltabgeschiedene, in sich selbst genügsame Frauen- und Mädchennatur ist sein Lieblingsvorwurf. Unter den drei Bildern der Schulte'schen Ausstellung befriedigt uns am meisten das lebensgroße Brustbild eines blonden jungen Mädchens. Mit niedergeschlagenen Augen, das Profil nach rechts gewendet, die Hände um einen im Schooße ruhenden Rosenstrauß geschlungen sitzt sie da, in weltferne Träume versunken. Die ganze Erscheinung wirkt außerordentlich wohlthuend, da ihr jener krankhafte Zug fehlt, der den weiblichen Gestalten Gabriel Max's häufig etwas unangenehm Unreifes verleiht. Auch in seinem zweiten großen Bilde, Gretchen im Zwinger, hat er ihn zu vermeiden gewußt. Das Arrangement hat etwas ungemein Ergreifendes in seiner Schlichtheit und Wahrheit. Das unglückliche Kind ist an der Mauer in die Kniee gesunken und streckt gesenkten Hauptes die zarten hülflosen Hände zu dem Bilde der Gottesmutter empor, die in der nur im untern Theile sichtbaren Nische thront. Andächtige haben vor dem Gitter derselben weiße Frühlingsblumen niedergelegt, aus deren kunstlosem Gewinde der Halsschmuck eines Perlmutterherzchens herabhängt. Die ganze Gestalt Gretchens athmet rührende Vereinsamung und Schutzbedürftigkeit. Aus dem Täschchen ragt das achtlos zugeschlagene Gebetbuch hervor, neben ihr liegt das zerknitterte Sacktuch auf dem mit Tausendschönchen geschmückten Rasen. Gabriel Max hat es absichtlich vermieden, ihren weichen unschuldigen Zügen den üblichen Ausdruck der Verzweiflung zu geben, das ist nicht die alt hergebrachte Theaterschuldige, sondern ein verlassenes, sich in seiner rückhaltlosen Hingabe keiner Schuld bewußtes Weib. Eine ebenfalls ausgestellte Madonna desselben Künstlers ist eine ältere, weniger erfreuliche Arbeit, die lange nicht an die vor etwa einem Jahre bei Gurlitt ausgestellte heranreicht. Das Gesicht der Mutter leidet an einer argen Verzeichnung in der Stellung des rechten Auges, das zu weit von der Nasenwurzel entfernt ist, ein Fehler, der die wunderbare Gewalt des Blickes nicht zur Geltung kommen läßt. Auch das schlummernde Kind macht einen peinlich verfütterten Eindruck!

Eine Reihe anderer Gemälde älteren Datums von Berliner und auswärtigen Künstlern — wir machen noch auf den bekannten Tod Mozart's von Hermann Kaulbach aufmerksam — lassen wir hier unbesprochen, da es uns darauf ankam, auf die dankenswerthe Ergänzung hinzuweisen, welche die Schulte'sche Collection zur Vertretung der Münchener Schule auf der Kunstausstellung bietet. Was von den Münchenern zu lernen ist, das ist vor Allem die Werthschätzung der Leistungen der alten Meister, die selten in sclavische Nachahmung ausartet und auf der Tradition fußt, um selbständig weiter zu bauen. G. M.

Digitized by Google

Inserate.

Neueste belletristische Erscheinungen

der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Geyern, Detlev von, Ein Feenschloß.
3 Bände. Geheftet 12 Mark; fein geb. 15 Mark.

Horn, Georg, Der Mohr von Berlin.
3 Bände. Geheftet 10 Mark; fein geb. 13 Mark.

In zweiter Auflage erschienen soeben:

Dewall, Johannes van, An der Grenze.
2 Bände. Geheftet 8 Mark; fein geb. 9 Mark.

Ompteda, Ludwig Freiherr von, Alte Schulden.
Geheftet 5 Mark; fein geb. 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In meinem Verlage ist erschienen:

Ritter, Neun Scenenbilder aus Parsifal.

Photogr. von Jos. Albert in München.

Cabinet in eleganter Mappe ℳ 10.—
Folio " " " " 25.—
Royal " " " " 50.—

Zu haben in allen Kunst- und Buchhandlungen und beim Verleger **Heinrich Heuschmann jun., Bayreuth.**

Im Verlage der **Dyk**'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rönnefahrt, Schillers dramatisches Gedicht Wallenstein, aus seinem Inhalt erklärt. gr. 8°. geheftet ℳ 2.80.

Wichtige kulturhistorische Novität.

Nordafrika im Lichte der Kulturgeschichte
von
Gust. Diercks.
26 Bogen gr. 8°. broch. ℳ 5.—
Vorrätig oder zu beziehen durch alle Buchhandlg.
Verlag von Georg D. W. Callwey, München.

Institut von M. Puppel & A. Heyroth
Berlin N.W., Kronprinzen-Ufer 27.
Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände.
Schulzirkel. Privatkurse f. erwachsene Mädchen.
Prospecte und Referenzen auf Wunsch.
Sprechstunden 11—1 Uhr und 5—6 Uhr.

Bücher-Ankauf!
Bibliotheken u. einzeln z. höchsten Preis! Kataloge m. Lagers liefere für 30 Pf. fro.
L. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Bücher-Liebhaber.
Cataloge über neue u. alte Bücher (1870—86) **zu Gelegenheitspreisen** alle Wissensch. u. Sprachen sendet grat. frco.
H. Barsdorf, Leipzig, Neumarkt.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft:

Goethe, Sämmtl. Werke m. Einleitung v. Gödeke. Cotta. 36 Bde. in 18 neuen Liebhaber-Halbfrzbdn. 35 ℳ. — **Schiller,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Hlbfrzbdn. 12 ℳ. — **Lessing,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. 12 ℳ. — **Briefwechsel** zwischen Schiller u. Goethe. 3. Aufl. Cotta. 2 Bde. geb. 3 ℳ. — **Schlosser,** Weltgeschichte f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 9 Bde u. Register in Orig.-Leinwbdn. 40 ℳ. — **Spielhagen,** Werke. Leipz. 1872—77. 12 Bde. geb. 25 ℳ. — **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Or.-Leinwbdn. 4 ℳ. — **Zola,** Romane (Todtschläger, Plassans, Bauch v. Paris, Medan, Blättl. Liebe, Hallali, Pastor Mouret, Erzählungen, Raquin) übers. v. Wohlfahrt u. A. 8 Leinwbde. 15 ℳ. — **Thiers,** Gesch. d. Consulats u. Kaiserreichs u. Gesch. d. franz. Revolution. Uebers. von Burckhardt u. Steger. Mit vielen Ill. und Karten. gr. Lex. 6 Bde. geb. 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart"**, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Majunke, Geschichte des **Culturkampfes.**
4. Lieferung zu 75 Pfg. soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.
Ferdinand Schöningh
in **Paderborn** und **Münster.**

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Hallwyl und Bubenberg.
Erzählung aus den Freiheitskämpfen wider Karl den Kühnen.
Von
Hans Blum.
8. Geh. Ladenpreis 7 Mark.

Eine vortrefflich geschriebene, geschichtliche Erzählung aus der Periode der Heldenkämpfe, welche Oberdeutsche und Schweizer in den Jahren 1474—1477 gegen Karl den Kühnen von Burgund siegreich bestanden.

Ein hervorragender schweizer Professor schrieb dem Verfasser s. Z. über dieselbe: „Ihre Erzählung wird ein **Volksbuch** werden im edelsten Sinne des Wortes, eine rechte Freude und Erholung für Jung und Alt".

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien:

Thomas Rendalen
Roman
von
Björnstjerne Björnson.
Deutsch von Wilhelm Lange.
1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis M. 4.

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben;* die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

— **Verlag von Franz Hanfstaengl, München.** —

Die Deutsche Malerei der Gegenwart
auf der Berliner Jubiläums-Ausstellung 1886.
Photogravüre-Ausgabe mit begleitendem Text von
Ludwig Pietsch.
Komplett in circa 12 Lieferungen.
Luxus-Ausgabe auf Japanpapier mit Avant la lettre-Drucken, Preis pro Lieferung ℳ 10.—
Ausgabe auf Kupferdruck-Papier, Vollbilder auf China, Preis pro Lieferung ℳ 6.—
Das Prachtwerk umfasst die vorzüglichsten Werke der Ausstellung und bietet gleichzeitig ein **Gesammtbild unserer heutigen deutschen Malerei.**
Zu beziehen durch jede Kunst- und Buchhandlung.

Gesucht

Agenten und Reisende zum Verkauf von **Kaffee, Thee, Reis** und **Hamburger Cigarren** an Private gegen ein Fixum von **500** Mark und gute Provision.
Hamburg. J. Stiller & Co.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 16. October 1886. Band XXX.

CORNELL UNIVERSITY
OCT 23 1886
Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Orientalische Probleme. Von Wilhelm Goldbaum. — Moralischer Irrsinn vor Gericht. Von Dr. med. Simon Scherbel. — **Literatur und Kunst:** Herzenspochen. Von Hieronymus Lorm. — Unsere Kunstturtheile. Ein Brief von Peter Jessen. — Neuere Forschungen über die Reformation. Besprochen von Georg Winter. — Die Idee einer Socialpsychologie. — **Feuilleton:** Polikei. Von Graf Leo Tolstoi. Autorisirte Uebersetzung. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Ein Großstädter, Lustspiel in drei Acten von Edmond Gondinet. Von B. — Notizen: Das neue Großherzogliche Hoftheater in Schwerin. Von H. E. — Inserate.

Orientalische Probleme.

Von Wilhelm Goldbaum.

Es geschah auf einem der berüchtigten Restaurations-Congresse — auf demjenigen von Verona, wenn wir nicht irren — daß zum ersten Male für den Todeskampf des ottomanischen Reiches die diplomatische Formel von der „orientalischen Frage“ zur Anwendung kam. Damals war Fürst Metternich der dominirende Staatsmann in Europa und alle Congresse, diejenigen von Carlsbad, Laibach, Verona, Troppau, fanden innerhalb der österreichischen Grenzen statt. Fürst Metternich aber betrachtete das Osmanenreich in Europa als einen Stützbalken für Oesterreich, an dem nicht gerüttelt werden dürfe, und deshalb war all sein Sinnen darauf gerichtet, dasselbe in seiner Integrität zu erhalten. Es war ein saures Stück Arbeit für den allmächtigen Staatskanzler, denn Rußland ließ sich schwer zur Ruhe weisen und die Türkei that selbst in reichlichem Maße das Ihrige, um ihre eigene Existenz zu untergraben; aber da Englands Interesse mit demjenigen Oesterreichs parallel lief, so gelang es eine Weile, von der Pforte schweres Unheil abzuwenden.

Mit Einem Worte, damals lautete das orientalische Problem: Erhaltung des europäischen Osmanenreiches um jeden Preis.

Jedoch die Probleme ändern sich mit den Umständen und die Geschichte läßt sich ihren unerbittlichen Gang nicht vorschreiben durch diplomatische Formeln, welche ein vorübergehendes oder einseitiges Interesse construirt. Fürst Metternich vermochte es nicht zu hindern, daß die russischen Heersäulen unter dem Feldmarschall Diebitsch in die Türkei sich wälzten und bei Adrianopel der Pforte einen demüthigenden Frieden aufnöthigten; er vermochte auch die Julirevolution nicht ungeschehen zu machen, die ihm selbst zwang, sein Augenmerk von der Türkei abzulenken und den häuslichen Sorgen mehr als denen des südöstlichen Nachbars nachzugehen. Der österreichische Einfluß in Konstantinopel und auf Europa ging dadurch auf England über; Peel und Palmerston nahmen Metternich seine Rolle ab, freilich um sie in ganz anderem Sinne zu spielen. Die Erhaltung der Türkei war auch ihnen das Ziel, dem sie nachstrebten, aber die Mittel, um dieselbe zu sichern, waren nicht die nämlichen. Hatte der österreichische Staatskanzler die Pforte nur gegen äußere Obmacht zu schützen gesucht, weil es ihm im Grunde gleichgiltig war, wie sie bestand, wenn sie nur bestand, so meinten die Engländer, die Türkei müsse von innen heraus durch Reformen gestärkt und durch Consolidirung ihrer financiellen und Verwaltungszustände Rußland gegenüber widerstandsfähig gemacht werden. Der Gedanke war augenscheinlich gut, er hatte nur den Fehler, daß es die Türkei war, auf die er zielte. Der Sultan Mahmud, der die Janitscharen vertilgt hatte, zeigte den besten Willen; er organisirte die Armee, aber sich selbst vermochte er den Türken und seinen Unterthanen nicht den Islam auszutreiben. Ja, es konnte dem Beobachter nicht entgehen, daß durch diese Reformspielerei, die sich bis zum Parlamentarismus erstreckte, der Verfall des Reiches nur beschleunigt werden konnte, weil die Existenzbedingung des Reiches im Islam wurzelte. Das Wort des Sallust, daß die Staaten der Türkei nur mit den Mitteln erhalten werden können, mit denen sie gegründet worden, kam hier wie im alten Rom zur vollen Geltung, denn in der Art der Entstehung ist zwischen dem alten Rom und dem osmanischen Reiche eine nicht abzuweisende Aehnlichkeit vorhanden.

Unter dem englischen Einflusse also hatte das modificirte orientalische Problem gelautet: Erhaltung der Türkei, aber vermittelst innerer Reformen, und bis zum Jahre 1853 blieb dasselbe herrschend.

Aber wieder war es Rußland, welches die Geduld verlor. Im Januar und Februar des Jahres 1853 führte der Czar Nikolaus seine berühmten Gespräche mit dem englischen Gesandten Sir G. H. Seymour. Da sprach er das bekannte Wort von dem „kranken Mann“ und trug den Engländern eine gemeinschaftliche Regulirung des türkischen Nachlasses an. Die Engländer ließen sich darauf nicht ein; der Krimkrieg brach los und die Türkei ging aus demselben, von Europa gegen Rußland vertheidigt, unversehrt hervor. Der Krimkrieg und der Pariser Frieden, der denselben beschloß, hatten aber von neuem eine Verschiebung der Suprematie in Europa zur Folge; Louis Napoleon war in den Vordergrund gerückt. Und dieser modificirte zum dritten Male das orientalische Problem. Die Erhaltung der Türkei wünschte auch er; aber da weder mit dem diplomatischen Schutze Metternichs, noch mit den auf englischen Betrieb vorgenommenen inneren Reformen irgend eine Bürgschaft gegen das russische Vordrängen erreicht worden war, so suchte er nach anderen Garantien.

Und wie formulirte nun Louis Napoleon das orientalische Problem? Aufnahme des ottomanischen Reiches in die europäische Staatenfamilie, in das europäische Völkerrecht.

Zum Glücke war Rußland tief geschwächt aus dem Krimkriege heimgekommen; es bedurfte der Ruhe, um sich zu sammeln. Der Sultan aber verstand die Aufnahme seines Reiches in die europäische Staatenfamilie auf echt türkische Weise; er erließ zwar den sogenannten Hatti-Humajum und verhieß den

Digitized by Google

Rajah eine an die Gleichberechtigung streifende Toleranz, aber während die Paschas in den Provinzen sich an diese Seite der Reichserneuerung nicht im Geringsten kehrten und ganz nach dem alten Recepte der Aussaugung fortwirthschafteten, benutzte der Großherr das Avancement der Türkei in die europäische Staatenfamilie, um Anleihen zu machen und die finanziellen Zustände seines Reiches noch mehr zu zerrütten. Inzwischen wurde Louis Napoleon in seiner europäischen Stellung schwächer, Rußland aber stärker; vor Allem jedoch trat eine neue Macht auf die europäische Bühne: das geeinte Deutsche Reich. Diese neue Macht hatte zunächst kein unmittelbares Interesse an der orientalischen Frage, sie ließ daher Rußland gewähren, als dieses mittelst der bekannten Pontus-Note im Jahre 1870 ein klaffendes Loch in den Pariser Friedensvertrag riß. Aber Würde macht Bürde. Rußland stürzte sich auf die Türkei und wurde erst knapp vor den Thoren Konstantinopels aufgehalten. Wer war nun in Europa, der die Autorität besaß, dem orientalischen Problem die erforderliche neue Fassung zu geben?

Metternich's Erhaltung um jeden Preis — Englands Erhaltung mittelst innerer Reformen — Louis Napoleon's Erhaltung mittelst der Aufnahme in die europäische Staatenfamilie: es waren lauter überwundene Experimente. Jetzt war Fürst Bismarck der herrschende Staatsmann in Europa, und an ihn wendete man sich um ein Recept.

Der Berliner Congreß ging ganz folgerichtig von der Ueberzeugung aus, daß die Türkei eigentlich nur noch in Konstantinopel zu halten sei, und auch diese Ueberzeugung floß nicht sowohl aus irgendeinem Interesse an dem Fortbestande des ottomanischen Reiches, sondern aus der Sorge, daß der Streit um Konstantinopel einen Weltkrieg zur Folge haben könnte. Konstantinopel also nebst einem Reste von Herrschaftsgebiet für den Sultan mußte aus dem Spiele bleiben. Serbien wurde unabhängig erklärt, Bulgarien zu einem in sehr lockerem Verhältnisse zur Türkei stehenden Vasallenfürstenthum erhoben, Ostrumelien in eine autonome Provinz unter mittelbarer Obhut Europas erhoben. Der Sinn des Berliner Receptes war demnach dieser: Die Türkei hat Serbien und Bulgarien (mittelst des europäischen Mandates auch Bosnien und die Herzegowina) — verloren, aber da Rußland von der Balkanhalbinsel ferngehalten werden muß, von Serbien und Bulgarien aber eine Gefahr für das türkische Wrack vorerst nicht droht, so bleibt der Halbmond am Goldenen Horn, bis — ja bis die Frage reif ist, wer als Nachfolger des Sultans die Herrschaft über Konstantinopel antreten soll. Man sprach im Jahre 1878 noch nicht von der „selbständigen Entwickelung der Balkanstaaten," wie man es heute thut, und man sprach davon auch später nicht, als das deutsch-österreichische Bündniß geschlossen wurde. Man dachte vielmehr an eine Theilung der Interessensphären zwischen Rußland und Oesterreich auf der Balkanhalbinsel. Der Osten dem russischen, der Westen dem österreichischen Einflusse, der russische Einfluß gewährleistet durch die Bulgaren, der österreichische durch Serbien und das Mandat in Bosnien. Dabei schien es, als würde Oesterreich eventuell nichts dawider haben, wenn Rußland in Konstantinopel einziehe, vorausgesetzt, daß ihm selbst der Besitz von Salonicht zufalle. Und England, meinte man, könne sich in Egypten schadlos halten. Die Geschichte von der Artischocke, die blattweise verzehrt wird!

Doch schließlich blieb auch dieses Exempel nicht richtig. Man hatte Rußlands guten Willen überschätzt. Oesterreich stand dank seinem Bündnisse mit Deutschland auf der Balkanhalbinsel nicht bloß mittelst seines Mandates auf Bosnien und die Herzegowina, sondern auch mittelst seines mühsam errungenen Einflusses in Serbien; Rußland war auf dem bloßen Einfluß in Bulgarien angewiesen, den es sich langsam, aber mit erstaunlicher Ungeschicklichkeit verscherzte. Der Putsch in Philippopel vom 18. September 1885 war ausreichend, um denselben fortzublasen, der Streich vom 21. August 1886 hat seine Erneuerung auf lange Zeit erschwert.

Wie stellt sich nun jetzt das Problem dar, das diesmal der deutsch-österreichische Bund unter Zustimmung Englands formulirt? Selbständige Entwickelung der Balkanstaaten ohne ein Protectorat oder den bleibenden Einfluß einer einzelnen Macht? So wenigstens ist das Problem von Koloman Tisza im ungarischen Reichstage proclamirt worden. Merkwürdigerweise hat schon der Czar Nikolaus im Jahre 1853 in seinen Gesprächen mit Seymour eine solche Lösung vorausgeahnt. Er sagte damals, er wolle sich zufrieden geben mit der selbständigen Entwickelung der Balkanstaaten, aber unter russischem Einflusse.

Da steckt der Haken. Oesterreich, von dem man annehmen muß, daß es sich der Zustimmung Deutschlands sicher weiß, schließt jeden bleibenden Einfluß einer fremden Macht in den Balkanstaaten aus, Rußland beansprucht einen solchen für sich. Und es ist auch gar nicht anders möglich. Für Rußland ist Bulgarien die Etappe nach Konstantinopel und diese Etappe muß ihm von Oesterreich streitig gemacht werden. Wie weit ein russischer Einfluß in Bulgarien ein bleibender ist und bis wohin man ihm einen vorübergehenden Einfluß einräumen kann, das sind diplomatische Doctorfragen ohne praktischen Werth. Wenn Rußland den Einfluß zurückgewinnt, den es bereits in Bulgarien gehabt, als der bulgarische Kriegsminister ein russischer General war und russische Offiziere die bulgarische Armee befehligten, wenn es diesen Einfluß auch auf das mit Bulgarien vereinigte Ostrumelien ausdehnt, so ist von einer „selbständigen Entwickelung" Bulgariens nicht die Rede, dafür aber steht Rußland vor den Thoren Konstantinopels.

Mit der neuesten Fassung des Problems ist es also wiederum nichts. Die „selbständige Entwickelung" ist eine Verlegenheitsphrase, wie sie es schon im Jahre 1853 im Munde des Czaren Nikolaus war. Man braucht, um dies zu erkennen, gar nicht die Art, wie mit dem Fürsten Alexander von Battenberg umgesprungen wurde, noch die famose Mission des Generals Kaulbars in's Auge zu fassen. Das sind Personalien, die auf die definitive Lösung des Orientproblems keinen Einfluß haben. Der Fehler liegt anderswo. Wenn man in Berlin immer wieder verkündet, daß das deutsch-österreichische Bündniß unter allen Umständen den Frieden erhalten werde, so gibt man damit den Russen Carte blanche. Ob man dann nur erläuternd hinzufügt, daß man wegen der Türkei oder wegen der Person des Battenbergers keinen Krieg führen wolle, ist gleichgiltig. Petersburg weiß, daß es ungefährdet die Bulgaren kneten und treten darf, und es macht von diesem Wissen ausgiebigen Gebrauch. Auf sich selbst angewiesen, werden die „selbständigen Balkanstaaten" den Russen nicht widerstehen.

In Wirklichkeit hat man nur in England den Muth, dem orientalischen Problem auf den Grund zu gehen. Dort verhehlt man nicht, daß man das Ende der europäischen Türkei als die nächste Phase betrachtet und daß der Besitz Konstantinopels das eigentliche Zukunftsräthsel bildet. In Berlin und Wien will man diese Perspective nicht oder noch nicht zulassen. Und auch dies ist aus der Natur des deutsch-österreichischen Bündnisses erklärlich, soweit der Orient in Betracht kommt, eine unmittelbar interessirte und eine gar nicht interessirte Macht vereinigt und daher eine Initiative nicht gestattet. Darum aber ist es auch eine höchst künstliche Zumuthung, wenn man die Welt glauben machen will, Oesterreich könne auf die Dauer stille halten, wenn Rußland in Bulgarien schalten darf wie bisher. Oesterreich kann es nicht, und England kann es auch nicht. Und zuletzt handelt es sich doch nur darum, wer in dem entscheidenden Augenblicke so nahe an Konstantinopel herangerückt sein wird, um als der Erste auf dem Platze zu sein. Ist es das „selbständige" Bulgarien unter russischer Vormundschaft, das den letzten Seufzer des Padischah hört, so hat Rußland das langwierige Spiel gewonnen.

Und allem Anschein nach wird Rußland das Spiel gewinnen. Die Geschichte selbst arbeitet ihm in die Hand trotz aller Fehler, die seine Diplomatie begeht. Wenn es so weit gekommen ist, daß das im Jahre 1853 gesprochene Wort des Czaren Nikolaus von der „selbständigen Entwickelung" der Balkanstaaten zur allgemeinen diplomatischen Losung werden konnte, so wird sich auch der Traum von dem russischen Kreuze

Digitized by Google

auf der Hagia Sofia erfüllen. Kaiser Nikolaus erklärte dem Engländer Seymour wenigstens noch, daß er auf Konstantinopel im Falle einer türkischen Nachlaßtheilung die Hand nicht legen werde, wenn England dasselbe verspreche. Aus dem Munde Alexanders III. hat schwerlich Jemand ein solches Wort des Verzichtes gehört. Die Zeiten haben sich geändert und der Moment der Entscheidung ist näher gerückt. Mögen die Diplomaten noch so viele Formeln ersinnen, um das Problem zu verhüllen; es lautet jetzt, von allem Beiwerk entkleidet: Wer ist der Erste in Konstantinopel?

Moralischer Irrsinn vor Gericht.

Von Dr. med. Simon Scherbel.

Unter den Criminalfällen, welche in jüngster Zeit die deutschen Gerichtshöfe beschäftigt haben, hat wohl keiner ein größeres Aufsehen und Interesse erweckt, als der in der Geschichte der Verbrechen wohl einzig dastehende Fall jener zwölfjährigen Mörderin in Berlin, welche zur Befriedigung ihrer Naschsucht ein kleines Kind beraubte und das unglückliche Wesen dann zum Fenster hinausstürzte. Die Verhandlung vor Gericht entrollte ein Bild, wie es erstaunlicher und erschreckender wohl noch nicht zur öffentlichen Kenntniß gekommen. Auf der einen Seite eine verhältnißmäßig große Intelligenz, ein scharfes logisches Unterscheidungsvermögen, ein vollkommen klares Bewußtsein über das Geschehene und seine Folgen, auf der anderen Seite bei demselben zwölfjährigen Individuum die tiefste moralische Verkommenheit, die Abwesenheit aller kindlichen Reinheit und Unschuld, der Mangel jeder Reue, jedes Mitleids, jedes Gefühls. Ein Mädchen, welches einmal „zum Zeitvertreib" einem kleineren Kinde die Finger derartig in die Augen gebohrt hat, daß eine Entzündung der letzteren eingetreten; welches ferner einem Kaninchen die Augen ausgestochen und dann dem armen Thiere den Leib aufgerissen hat, und welches wiederum jede Frage des Gerichtspräsidenten mit einer verblüffenden Genauigkeit und haarscharfer Unterscheidung beantwortet, wie wir es in solcher Weise oft kaum bei Erwachsenen finden, wobei wir freilich zugeben müssen, daß eine gewisse Schwachsinnigkeit, besonders in dem im Gefängnisse „mit Vergnügen" geschriebenen Briefe an die Eltern und in anderen Dingen nicht zu verkennen ist. Der Gerichtshof, dessen Vorsitzender die Verbrecherin ein „psychologisches Räthsel" nannte, hat angesichts jener Verstandesklarheit auf mehrjährige Gefängnißstrafe erkannt, obwohl die ärztlichen Sachverständigen die moralische Zurechnungsfähigkeit der Angeklagten in Zweifel zogen. Der Vertheidiger hat gegen dieses gerichtliche Urtheil die Revision angemeldet, indem er ebenfalls das Kind als geisteskrank in moralischer Hinsicht betrachtet wissen will.

Wie schon erwähnt, hat dieser Fall die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung in hohem Grade erregt, und der Stimmen, welche der Ansicht der Sachverständigen und des Vertheidigers in Bezug auf den moralischen Idiotismus der Mörderin beipflichten, sind nicht wenige. Wie weit denselben durch die Entscheidung der höheren Instanz Recht gegeben werden wird, haben wir abzuwarten; es würde in diesem Falle selbstverständlich sein, daß eine geistig Kranke, ein in gewissen Gehirnfunctionen gestörtes Individuum, nicht in's Gefängniß, sondern in die Irrenanstalt gehört. Wir wollen an dieser Stelle nur in kurzen Zügen die Krankheit darstellen, deren Vorhandensein bei der Angeklagten die Gerichtsärzte angenommen haben und wollen es dem Urtheile der Leser überlassen, inwieweit das Bild, welches sie aus jener Verhandlung gewonnen haben, in den einzelnen Punkten mit den Erscheinungen des „moralischen Irrsinns" übereinstimmt.

Der moralische Irrsinn (moral insanity) ist seit noch nicht langer Zeit als selbständige Krankheit in die Reihe der andern psychischen Erkrankungsformen aufgenommen worden. Während die pathologische Grundlage natürlich in's Gehirn gelegt wird, nimmt man an, daß eine Störung im Gefühlsleben, ein Gefühlsirrsinn, vorhanden, ohne Wahnideen, und ohne daß die intellectuelle Sphäre erheblich verändert ist. Das Leiden kann angeboren oder auch erworben sein und nicht selten spielt die Erblichkeit dabei eine große Rolle. Die Krankheit bietet hauptsächlich folgende Erscheinungen dar: Es machen sich schon frühzeitig sittliche Defecte bemerkbar, die sich namentlich in einem Hang zum Eigensinn, zur Bosheit, Widerspenstigkeit und zum Leichtsinn äußern. Mit einer hochgradigen Selbstsucht und Zornmüthigkeit verbindet sich oft ein Trieb zum Lügen und Denunciren (wir erinnern daran, daß in dem bekannten Processe von Tisza-Eßlar der jugendliche Ankläger seines Vaters und seiner Glaubensgenossen von mehreren competenten Seiten für „moralisch irrsinnig" erklärt wurde). Dabei besteht eine Neigung zur Gewaltthätigkeit, eine Gemüthsrohheit und Gefühllosigkeit, eine Lust zur Thiermarterei und zum Peinigen anderer Menschen. Beim Lernen begreifen diese Kranken entweder schwer oder, wenn sie leicht lernen, so haben sie wenig Fleiß und Ausdauer und sind nicht selten eine Qual für die Lehrer, Eltern und auch für ihre Mitschüler. Zuweilen ändern gut beanlagte, fleißige Schüler im Laufe der Schulzeit plötzlich ihr früheres lobenswerthes Verhalten; sie werden nachlässig, faul und gerathen auf sittliche Abwege. Sehr oft ist der Hang zu allerhand Ausschweifungen bei diesen jugendlichen Kranken zu finden, was sich jedoch noch häufiger bei erwachsenen Personen zeigt. Den Antrieben zum Genusse, zur Erreichung des gewünschten Zieles vermögen sie nicht einen genügenden Widerstand des Willens entgegenzusetzen, obwohl sie wissen, daß die beabsichtigte Handlung verboten ist, und gewaltsam pflegen sie es im Zustande der Aufregung zurückzuweisen, daß an ihr Thun irgend welcher sittliche Maßstab angelegt werde. So kommen sie denn schließlich auch zu verbrecherischen Handlungen, zu Diebstahl, Unterschlagung, Betrug, Mord, und hier liegen dann die Fälle vor, wo an den Richter und den Arzt die schwierige Frage herantritt, inwieweit eine Geisteskrankheit vorhanden ist oder nicht. Diese Kranken sind gewöhnlich nicht verlegen in Bezug auf die verschiedenartigsten, manchmal anscheinend logisch begründeten, bei näherem Zusehen aber stets auf hochgradig geschwächte Urtheilskraft hinweisenden Motivirungen ihres Thuns und Lassens. „In dem ganzen Krankheitsbilde," sagt Krafft-Ebing, „überrascht das unvermittelte Nebeneinanderstehen von Gesundem und Krankhaftem, ein gewisser Rest von Beurtheilungsfähigkeit für das Verkehrte, Krankhafte, Unsittliche, trotz aller Unfähigkeit, den Impulsen Einhalt zu gebieten, endlich das Erhaltensein oder Hervortreten gewisser artistischer und intellectueller Leistungen inmitten der allgemeinen Störung der Functionen. Doch fehlt neben dem so sehr hervortretenden sittlichen Defecte fast nie der intellectuelle, und oft ist ein unzweifelhafter intellectueller Schwachsinn vorhanden. Trotz aller sonstigen Schlauheit und Energie sind solche Kranke unproductiv zu einem wirklichen Lebensberufe, zu einer geordneten Thätigkeit unfähig, einseitig, verschroben in ihrem Ideengange, von beschränktem Urtheil."

Es ist nun bemerkenswerth, daß alle diese Erscheinungen, die wir hier als Symptome des moralischen Irrsinns hingestellt haben, sehr häufig als Vorzeichen vor offenem Ausbruch mancher anderer Geisteskrankheiten, sowie als Begleiter während des Verlaufs derselben zur Beobachtung kommen (z. B. bei der sogenannten Gehirnerweichung, bei Epilepsie u. s. w.). Daraus geht jedenfalls hervor, daß aus pathologischen Gehirnveränderungen eine Verkehrung der Rechts- und Sittlichkeitsbegriffe oder eine vollkommene Abschwächung ihrer früher im Individuum vorhandenen Herrschaft hervorgehen kann, ohne daß jedesmal gleich eine allgemeine psychische Störung oder Wahnideen in den Vordergrund treten.

Wenn wir nun aber fragen, wo bei dem moralischen Irrsinn als selbständiger Krankheit das specifisch Krankhafte liegt, welches ihn nicht nur von anderen Geistesstörungen, sondern auch von Vorgängen, die im Bereiche des Normalen, Gesunden liegen, unterscheidet, so wird eine jedesmalige sorgfältige

Digitized by Google

Untersuchung ergeben, daß wir es in den hierher gehörigen Fällen nicht bloß mit der moralischen Verkehrtheit, mit der Abstumpfung des moralischen Gefühls zu thun haben, sondern daß in der gesammten psychischen Function des Gehirns eine Abweichung von der individuellen oder durchschnittlichen Norm stattgefunden hat, die sich als mehr oder weniger ausgebildeter Schwachsinn äußert. Dabei kann die Intelligenz scheinbar sehr geweckt, z. B. es kann ein wissenschaftlich eifriges Streben vorhanden sein, und doch kann ein starker Schwachsinn vorliegen. Eine hervorragende Verwirrung in den Urtheils- und Vorstellungsfunctionen des Gehirns ist, wie wir nochmals ausdrücklich betonen wollen, in diesen Fällen ausgeschlossen, und eine Trübung der Intelligenz nicht sehr ausgesprochen, wenn sie auch zuweilen spurweise zu constatiren ist. Wir haben es neben der moralischen Verkehrtheit hauptsächlich mit einer Schwäche, nicht mit einer Störung in den psychischen Hirnfunctionen zu thun, wie diese letztere ja bei andern ähnlichen Geisteskrankheiten sich darbietet, während andererseits natürlich bei völlig normal entwickelten Individuen von jener Schwäche nichts zu bemerken ist. Daß dieser psychischen Entartung in ethischer Richtung und dem damit verbundenen Schwachsinn krankhafte Veränderungen im Gehirn zu Grunde liegen, ist zweifellos. Bei diesen Kranken werden nun in der Regel auch körperliche Abnormitäten schon bei Lebzeiten gefunden, und zwar sowohl anthropologischen wie pathologischen Charakters; so unregelmäßiger Schädelbau, Ungleichheit der Gesichtshälften, auffällig große oder kleine Ohren u. dergl. m.; ferner Wasserkopf, Lähmungen von Gesichtsnerven u. s. w.

Die Aussicht auf Heilung des moralischen Irrsinns ist sehr gering. Es kann sich nur um Beruhigung der Erregungszustände und um allmähliche Angewöhnung einer besseren Selbstbeherrschung als schwaches Surrogat der durch die gesunde Urtheilsfähigkeit geleiteten handeln. Dies wird aber hauptsächlich nur in einem Asyl für Geisteskranke sich erreichen lassen, wo solche Patienten freilich häufig lästig fallen und störend werden, indem sie vielen ihrer andersartigen Mitkranken und so manchen Laien als Gesunde, gewaltsam Festgehaltene imponiren und die milde Handhabung der Ordnung und die möglichste Freiheit der Kranken erschweren. Und doch sieht man oft genug, wie sie innerhalb der Anstalt in ihren moralischen Verirrungen mit der Zeit erheblich gebessert werden, während sie, sobald sie dieselbe verlassen, bald wieder in ihre früheren Fehler und Laster verfallen.

Daß bei dem moralisch Irrsinnigen die Strafbarkeit für begangene Vergehen oder Verbrechen ausgeschlossen ist, liegt auf der Hand; er kann nicht verantwortlich gemacht werden für die durch seine pathologischen Gehirnveränderungen bedingten Verletzungen der Sitte und der Gesetze. Man wird nicht einwerfen, daß schließlich jeder Verbrecher ein „moralischer Idiot" ist; denn nicht jeder Verbrecher bietet den Complex der Erscheinungen dar, wie sie den moralischen Irrsinn als eine besondere Krankheit charakterisiren, nicht jeder Verbrecher zeigt eine derartige moralische Unzurechnungsfähigkeit, einen solchen Mangel an Gefühl und Reue, wie sie diesen Kranken (zumal, wenn sie sich noch im jugendlichen Alter befinden) eigen sind, nicht jeder Verbrecher hat bei sonst ziemlich guter Intelligenz Spuren von Schwachsinn, nicht jeder Verbrecher zeigt in seinem körperlichen Bau gewisse Abweichungen vom Normalen und Gesunden, wie sie bei jenen Kranken so häufig sind.

Es bleibt der Zukunft vorbehalten, die Gesetze, welche die Strafbarkeit regeln, noch insoweit Veränderungen zu unterwerfen, als es die Rücksicht auf die Thatsachen verlangt, welche die naturwissenschaftliche Erkenntniß bezüglich der gesunden und krankhaften Geistesthätigkeit und ihrer Consequenzen festgestellt hat.

Literatur und Kunst.

Herzenspochen.

Im Schlaf selbst kann das Herz nicht ruhen,
Es pocht im Leben für und für,
Als müßt' sich auf sein Pochen öffnen
Des Glückes fest verschloss'ne Thür.

So will der Wahn uns überkommen,
Weil's Herz am Ende nicht mehr pocht,
Als hätt' des Todes Hand erlösend
Den Riegel aufzuthun vermocht.

Hieronymus Lorm.

Unsere Kunsturtheile.

Ein Brief von Peter Jessen.

Wir haben uns bei Ihrem Besuche in Berlin über das Ergebniß unserer Kunstausstellung nicht einigen können, gnädige Frau. Sie hatten sich schwer entschlossen, das gewohnte Dresden und Ihr eigenes kunstreiches Heim zu verlassen, in dessen Genuß Sie leben und weben; seit langem hatten Sie sich nicht von Ihrer kleinen Welt trennen mögen, den Landschaften Ludwig Prellers im Gartensaal, den Cartons von Genelli im Treppenhaus, den Zeichnungen Overbecks und Schwinds, welche die Wände Ihres Arbeitszimmers schmücken, und den hundert Wappen, aus denen Sie mir so oft die Stiche und Abbildungen nach Ihren Lieblingsmeistern hervorgeholt hatten. Sie kommen nach Berlin und kehrten mit der traurigen Empfindung zurück, die deutsche Kunst versinke immer mehr im Alltäglichen, Gemeinen, Abgeschmackten.

Es war ein Mißgeschick, daß Sie sich gerade Ihren Neffen zum Führer bestellt hatten, jenen jungen Maler aus Düsseldorf, der in allen Ateliers der jüngsten Kunstgeneration zu Hause war und den Pariser Salon der ganzen Dresdener Galerie vorzog. Für das Meisterwerk unserer Ausstellung erklärte er „Die letzte Aussage" seines Freundes Kampf, eine Leinwand, von welcher Sie sich mit innerstem Widerwillen abgewandt hatten; Gussow's „Weiße Dame" schien ihm das erste Portrait der Welt, und unter den Landschaften verwies er Sie auf eine grüne Wiese, auf welcher Sie nichts als störende Flecken entdecken konnten. Ich gab mir keine Mühe, Ihren Streit zu schlichten. Im Gegentheil, es schien mir lehrreich, wie unter demselben Dache zwei in ihrer Art tüchtige Persönlichkeiten an die Kunst so grundverschiedene Ansprüche stellen konnten, welche um Jahrhunderte auseinander zu liegen schienen. Nur fiel mir, wenn wir so entschlossen durch die Säle eilten, eine Mahnung unseres Anselm Feuerbach ein: Wer ein Kunstwerk verstehen und genießen will, der gehe womöglich ohne Begleitung und kaufe sich einen Stuhl, setze sich in richtiger Distance und suche, in Schweigen verharrend, wenigstens für eine Viertelstunde sein verehrliches Ich zu vergessen. Geht ihm nichts auf, dann komme er wieder, und ist ihm nach acht Tagen nichts aufgegangen, dann beruhige er sich mit dem Bewußtsein, das Seinige gethan zu haben. Fängt aber innerhalb dieser Frist der magnetische Rapport an zu wirken, wird es ihm warm um das Herz und fühlt er, daß seine Seele anfängt, sich über gewisse Alltagsvorstellungen und gewohnte Gedankenreihen zu erheben, dann ist er auf gutem Wege begreifen zu lernen, was die Kunst ist, und was sie vermag.

Sie waren ganz bereit, gnädige Frau, ihren erprobten Altmeistern diesen Gefallen zu thun. Wir gingen Rethels Zeichnungen Blatt für Blatt durch und entdeckten überall

Digitized by Google

Geberden, Gestalten, Ereignisse, welche uns schon im Entwurf zu erschüttern vermochten. Allein vor dem „Fischmarkt in Amsterdam“, dem duftigen Stimmungsbilde von Hans Herrmann, konnten wir Sie nicht festhalten; es fröstele Sie und rieche nach Fischen, meinten Sie; man verderbe sich die Lust auf das Frühstück. An einem solchen Regentage würden Sie die Magd allein auf den Markt schicken und hübsch warm und sauber daheim bleiben, um sich vor Ihrem Rottmann hinüberzuträumen unter einen ewig blauen Himmel. Der Neffe war unhöflich genug, zu äußern, er würde längst eingeschlafen sein, ehe er dort drüben ankomme, und ich bemerkte wohl, wie Sie sich beide mit Achselzucken jedes tiefere Kunstgefühl absprachen. Sollte ich beiden oder keinem Recht geben?

Obschon selbst nur als Nachahmer thätig, hatte ich oft genug beobachten können, von wie verschiedenen Antrieben der moderne Maler ausgehe. Dem Coloristen genügt ein auffälliger Farbenklang, etwa ein ungewöhnlicher Seidenstoff, ja eine zufällige Combination auf seiner Palette, um den Entschluß zu einem Bilde zu wecken. Nun sucht er den Kopf zu einer „Studie“, welchen er mit diesem Stoff, mit diesem Hintergrund umgeben könne; der Ehrgeiz treibt ihn weiter, zum Bilde, zur „Historie“. Braucht er für seinen Farbenaccord die breite Helligkeit des Nackten, so sieht er sich im mythologischen Bereich um; will er die Seide, den Sammet vorwiegen lassen, so genügt ihm die Geschichte, etwa die Gluth des alten Venedig; die einzige Bedingung ist, daß ihm der Vorwurf seinen Farbentraum ausreifen helfe; ob er reize oder erschüttere, anziehe oder abschrecke, wird höchstens durch die Rücksicht auf die Verkäuflichkeit bestimmt. So etwa, denke ich, ist Makart vorgegangen; in seiner Art durchaus als Genie, denn er ist keinem bewußten Nachstreber erreichbar. Sie erinnern sich, gnädige Frau, wie Sie vor der Katharina Cornaro nicht müde wurden, die Zeichenfehler zu tadeln, die Gestalten leer oder krank zu schelten, den Vorgang als hohle Maskerade zu verdammen. Und doch schwelgte der junge Wiener neben ihnen, der eben von seinen Farbenstudien in Venedig kam, in reinstem Entzücken und ließ sich durch alle Ihre Einwürfe nicht stören.

Wir besuchten an demselben Tage Ihre Freundin aus Dresden, von deren landschaftlichem Talent Sie sich so viel versprochen hatten, ehe sie ihr Atelier hier in Berlin aufschlug. Die Studien ließen Sie noch gelten: Baumstämme mit chromgelbem Streiflicht; ein Stückchen Unterholz aus flimmernden, flackernden Farbenklecksen; eine Wiesenecke im Mittagslicht, so giftig grün, daß die Augen Sie schmerzten; dort Wellen und wieder Wellen, an welche alle Töne der Palette verschwendet schienen. Aber diese Ausschnitte aus der Natur fast ohne Abstrich oder Zuthat als Bilder auf der Staffelei zu sehen, das größte ein Ackerfeld, von dem noch der frisch aufgestreute Mist dampfte, — welche Rohheit! Und Ihre Freundin schien doch noch heute ganz das sanfte, harmonische, lebensfrohe Wesen von ehedem. Sie erzählte von den beglückenden Tagen, welche sie da draußen unter ihrem Malschirm zugebracht habe; dort erst habe der Wald, das Laub, die ganze Natur zu ihr gesprochen, in welche sie so lange mit großen, sehnenden Augen hineingeschaut; jenes Ackerfeld sei ihr wie der Mutterschoß der Erde vorgekommen; alle jene großen Compositionen, die sie einst bewundert habe, seien wie ein wohlgesetzter Bericht über die Wunder des Mikroskops, wenn man selbst nie hineingesehen habe. Ihre Sehnsucht sei, aller Welt zugänglich zu machen, was ein gütiges Geschick ihrem Auge erschlossen habe; die Schöpferhand Gottes, das geheimnißvolle Weben und ewige Werden der Natur glaube sie wahrgenommen zu haben; jeder Sonnenstrahl, jedes sprießende Blümchen, jedes zitternde Blatt preise die unsichtbare Macht und heiße sie, solche Offenbarungen mit unermüdlichem Eifer festzuhalten zu Nutz und Frommen der weniger bevorzugten Seelen. Allein noch seien tausend Reize der Luft und des Lichtes ihrem Pinsel zugänglich; noch verzweifle sie an ihrem Anrecht an die Malerei, wenn sie sehe, welche Zauber die Engländer, die Franzosen und nach ihnen die jüngeren Deutschen den Sonnenstrahlen abgewonnen hätten; nicht Künstlerin, sondern Handwerker glaubte sie zu sein, wenn ihre Farben ihr immer wieder matt und stumpf, ohne Glanz, ohne Leuchtkraft, ohne Leben schienen. Was bedeutete Ihr zweifelndes Lächeln, gnädige Frau? Ich glaubte, Sie fragten, was denn die Kunst mit der Leuchtkraft der Farben zu thun habe. Der Landschafter, meinten Sie, suche aus einer Gegend alle wesentlichen Bestandtheile in wohlgeordneten Weisen zu einem großen Ganzen zu vereinigen, lege die Luft und den Himmel darüber, die ihm für seine Stimmung genehm schienen, stelle eine entsprechende Staffage hinein, und er müsse Barbaren vor sich haben, wenn er nicht eines künstlerischen Eindruckes sicher sei. Was thue es dabei, ob hier ein Baumstamm, dort ein Rosenbusch mehr oder minder leuchte, nur der große Gegenstand verbürge die große Wirkung. Das Größte könne überhaupt die Landschaft nicht erreichen, das sei der religiösen oder historischen Malerei vorbehalten. Der Idealismus werde doch endlich über den gemeinen Realismus Recht behalten.

Sie müssen mir heute gestatten, gnädige Frau, Ihre Folgerungen zu unterbrechen, die ich damals nicht stören wollte. Seien Sie vorsichtig mit Ihren Schlagworten. Sie sahen, wie begeistert Ihre Freundin ihre scheinbar so bescheidene Sendung auffaßte: wollen Sie ihrem Streben, ihren Hoffnungen den Idealismus absprechen? Und wollen Sie diese Wirklichkeit gemein schelten, wenn ein so reines Gemüth in ihr und an ihr vollauf Genügen findet? Oder woher fühlen Sie sich berechtigt, den Wonnerausch des Coloristen ohne Weiteres aus dem Gebiete der Kunst auszuschließen? Lassen Sie uns überlegen.

Jedes Gemälde stellt einen gewissen Gegenstand in einer gewissen Auffassung, so oder so angeordnet, in dieser oder jener Zeichnung und Farbe dar. Sie sehen, eine ganze Reihe von Gesichtspunkten, ohne welche alle ein Urtheil nicht fertig wäre. Weil aber die Malerei eine nachahmende Kunst ist, so wäre das Bild überdies mit der Wirklichkeit, seinem Vorbilde, zu vergleichen; es könnten die Auffassung des Ganzen, die Zeichnung, die Farbe mehr oder minder getreu sein. Das vollkommene Kunstwerk nun, welches Alle befriedigte, dürfte in keinen von all diesen Punkten einen Wunsch übrig lassen. Darf darum aber ein jeder für seinen Theil unbedingte Ansprüche stellen? Sie verlangen Hoheit und Würde des Gegenstandes, eine schöne, ideale Welt, wo möglich classische Typen. Ihr junger Neffe will moderne Lichteffecte, schattenlose Sonne oder lauschiges Helldunkel; dem Coloristen ist kein Bild recht, in dem er nicht neue Töne oder Farbencombinationen entdeckt. Soll ein und derselbe Meister Ihnen allen gerecht werden? Sie kennen aus Dresden die Schule der Caracci und wissen, wie völlig ihr Versuch mißglückte, die Grazie Rafaels mit der Wucht des Michelangelo, die Gluth eines Tizian mit Correggios Helldunkel zu vermählen. Sie fordern das auch heute nicht ernstlich. Nur urtheilen Sie nicht, als ob es möglich wäre.

Ja es waren glückliche Zeiten für die Kunst, als die Künstler, durch keine vorlaute Beurtheilung beirrt, ihre Entdeckungen in Muße verfolgen und den zutraulich Genießenden mittheilen konnten. Da entwickelten sich, wenige Meilen von einander getrennt, die Malerschulen der italienischen Städte zu gesunder, ganzer Eigenthümlichkeit: die Florentiner zu frischer Naturbeobachtung mit leis romantischem Anflug, die Umbrier zur gläubigen Devotion, die Venetianer zur glühenden Farbenpracht. Man kannte sich wohl und achtete sich gegenseitig; aber wehe dem Fremden, der da hätte hineinreden wollen. Und ebenso haben sich die Schulen in Holland großgezogen in sich selbst; dem Kleinmaler verrückte kein großspuriger Academiker das Concept, und unter seinen Mitbürgern gab es keine frondirenden Idealisten. So wurzelte er fest in seiner Kunstauffassung und ward, wonach wir heute so mühselig und scheinbar aussichtslos trachten, ein Classiker.

Es leben auch unter uns Meister, welche einst classisch heißen werden. Nicht Ihre idealistischen Cartonzeichner, gnädige Frau. Bei denen war der Kopf den Händen um Jahrzehnte voraus, und um ihre großen Visionen ins Leben zu setzen, täuschten sie sich über die mangelnde Kenntniß der Natur damit, daß das Studium der Wirklichkeit den Geist nur von

Digitized by Google

dem großen poetischen Zwecke entferne. Feuerbach litt an demselben Mißverhältniß; nur mit unsäglicher Mühe hat er sich in einzelnen Werken zur Harmonie durchgekämpft. Aber Menzel ist und bleibt ein ganzer Classiker, der nie einen fremden Blutstropfen in sich duldete. Ihn konnte kein falscher Anspruch von rechts oder links beirren. Es ist eine bewußte Reaction unter unserem jüngsten Künstlergeschlecht, wenn es allen kritischen Lehren oder Einwürfen mit Achselzucken antwortet. Das Kunstgeschwätz, fühlen sie, hat selten befruchtet, meist zersetzt.

Ich bin oft versucht, dem gelehrtesten Kenner den einfachen Menschen vorzuziehen, welcher genießt, was ihm faßlich und geläufig ist, und von dem Uebrigen denkt, es werde wohl andere Leute geben, die ihre Freude daran haben. So sollte jeder Laie nach seiner Begabung und Gewohnheit diese oder jene Seite unserer mannigfachen Kunstthätigkeit genießen und den Rest den anderen überlassen. Allein wie Vielen ist es garnicht um ihren Antheil zu thun, sondern eben um den Rest, der in ihre eigene Rechnung nicht eingeht. Ich kann weder Sie, gnädige Frau, noch Ihren stürmischen jungen Neffen von diesem Vorwurf ausnehmen, sofern Sie den Anspruch machen, gemeingiltig zu urtheilen. Die Gerechtigkeit wägt nur mit Einer Wage. Wer aber könnte sich anmaßen, diese Zauberschale zu besitzen?

Wem es dann durchaus nicht genügt, nur das Seinige zu genießen, wer sich des Urtheils nicht enthalten kann, der sollte sich wenigstens durch Selbstzucht dazu fähiger machen. Es ist keine leichte Aufgabe. Mitzusinnen mit den älteren Kunstweisen, welche wie aus der Vergangenheit noch in die Gegenwart hereinspielen, den tiefen Gedankenfolgen, den religiösen oder mythologischen Vorstellungen; nachzufühlen der deutschen Gemüthsmalerei, deren enger, philiströser Kreis mehr Geduld als Tiefe fordert; den Farbentraum des Coloristen nachzuträumen; zu beobachten, was der Realist der Natur in ihren tausend Formen mühsam abgelauscht hat, das Leben der Menschen, der Thiere und der Pflanzen, das Spiel von Luft und Licht im Freien und im Zimmer; gleich bereit zu sein für das Große und das Kleine, das Engste und das Weiteste, immer elastisch, sich zu erheben oder niederzusteigen, sich anziehen oder schrecken, sich reizen oder durchschauen zu lassen: wer sich das Alles und noch Vieles darüber zutraut, der versuche es, den Kunstrichter zu spielen. Ich würde mich mit der Rolle des Chronisten begnügen.

Sind Sie noch immer gewillt, gnädige Frau, die Freude am Wirklichen, welche Sie in der heutigen deutschen Malerei überwiegen sehen, als ganz geistesarm zu verurtheilen? Sie sehen nicht, welche Brücke aus den poetischen Himmelshöhen Ihrer Lieblingsmeister zu dieser einfachen, reichen Erde hinabführe? Ich weiß keinen besseren Rath, als den: Scheuen Sie einen schleunigen, derben Fall nicht, und setzen Sie sich hier unten mit Pinsel und Palette vor die Natur; da sehen Sie am schnellsten, ob Sie ihr je gerecht werden. Halten Sie den gelehrten Redner für musikbegabter, der über den Grundgedanken einer Symphonie eine Stunde lang spricht, ohne einen Ton daraus angeben zu können, oder jenen unscheinbaren Spieler, der sie nach einmaligem Anhören mit allen Accorden zu wiederholen weiß? Unsere Cornelianer verfuhren wie jener; daß aber da, wo Sie heute nur blöde Nachahmung sehen, auch eine ursprüngliche Gabe, etwas Geniales von Nöthen sei, werden Sie durch die eigene Probe am besten erfahren. Nur die Arbeit macht bescheiden.

Dieser Ausgleich zwischen den verschiedenen Anlagen wäre indeß nicht nur den Urtheilen der Laien, sondern gleich sehr der Arbeit unserer Künstler zu wünschen. Der Maler gehe vom Malerischen oder vom Poetischen, vom Colorit oder vom Helldunkel aus: nur wenn er seinen ersten Gedanken durch strenge Arbeit um alle die Glieder ergänzt, deren Kette erst ein vollständiges Gemälde ausmacht, steigt er zum Vollkommenen auf. Es mag einem Makart geradezu zuwider gewesen sein, am Körper, an Händen und Füßen auch die Formen und den Organismus zu studiren; er mag sich mit der Entschuldigung betrogen haben, er vergeude mit dem Stift in der Hand nur sein Talent, während jeder Pinselstrich ihn zu neuen, entzückenden Farbenentdeckungen weiter führe; dem Genießenden kann er trotzdem nicht die Beschränkung seiner Begabung aufdrängen, und wer sich unbehaglich fühlt in der Gesellschaft von Wesen, welche weder stehen noch greifen können, hat das Recht, dem großen Talent die Palme der Vollkommenheit, der Classicität vorzuenthalten. Hätte ein Makart auch in der Selbstzucht seine Herren und Meister, die alten Venetianer, erreicht!

Ganz ebenso steht es um so viele schätzbare Versuche unserer heutigen Luftmaler. Das junge, frische Auge entdeckt glänzende oder trauliche Lichtwirkungen im Freien oder im geschlossenen Raum; es ist ihm höchstes Bedürfniß, diesen Reizen nachzuspüren und sie festzuhalten. Das gibt erstaunliche Studien. Ein Bild entsteht erst, wenn dieser Effect durch eine passende Umgebung motivirt, sein Ursprung verdeutlicht wird; wenn eine gefällige Anordnung in dem gewählten Rahmen das Auge nicht ablenkt und verwirrt, sondern immer wieder auf das Hauptmotiv zurückführt; ja ein Beschauer, der sich mit dem Licht allein nicht zufrieden geben kann, darf wenigstens wünschen, auch in der Staffage, in den Figuren etwas zum Gemüth Sprechendes, einen gefälligen Zustand, vielleicht eine novellistische Spannung ausgedrückt zu finden. Für diese abrundende Selbstzucht soll die Schule, sollen die Academien eintreten, welche daher als Ganzes nur ein Kurzsichtiger verwerfen kann; wer ohne Vorurtheil Franzosen und Deutsche verglichen hat, hat es ja immer gestanden, welch unschätzbaren Vorsprung die strengere Zucht und Schule unseren Nachbarn gibt. In diesem Punkte hatten Sie Recht, gnädige Frau, wenn Sie in dem Bestreben der heutigen deutschen Schule so viel Unfertiges tadelten.

Sie hatten aber auch gegen eine andere Gruppe von Malern vieles einzuwenden, welche Sie die Sentimentalen, die Philister, die platten und süßlichen Hüter des deutschen Gemüthes nannten. Seit Jahrzehnten erkannten wir ihre Bilder durch drei Säle hindurch, die Kinderstube, den Klosterkeller, die Dorfkirchweih; immer dieselbe Welt mit denselben Modellen; das Kunstwerk werde zur Marktwaare, der Künstler zum Fabrikanten. Ich meine, es wäre gegen die Wiederholung der Vorwürfe nichts einzuwenden; haben sich nicht eben die größten Meister der Vorzeit ganz einseitig in der Welt ihrer Madonnen oder an ihren holländischen Bauern erzogen? Nur erzogen haben sie sich; an dem vertrauten Gegenstand suchten sie stets neue Reize der Natur, der unerschöpflichen Urquelle, zu entdecken und zu entwickeln, und wer es ernst mit seiner Kunst meinte, der bewahrte sich auch im Greisenalter die Spannkraft, den Besten seiner Zeit genug zu thun. Stillstand ist Rückschritt.

Das größte Publikum freilich wird der einmal bekannte und beliebte Selbstcopist immer haben, zumal wenn sein Gegenstand dem Alltagsbedürfniß alltäglicher Gemüther entgegenkommt. Hier gedeihen die verkäuflichen Bilder, deren Photographien schon zu Tausenden abgehen. Erinnern Sie sich jenes Husarenoffiziers aus Schleswig, der uns gestand, er habe eigentlich der Defregger'schen Madonna wegen die Reise nach Berlin gemacht? Er ziehe ihre Photographie auch heute noch allen seinen übrigen Schätzen vor: den „poetischen" Lebensmüden, dem „reizenden" Mädchenköpfchen mit dem himmlischen Augenaufschlag, selbst der „Venetianischen Novelle". Sie waren wenig erbaut, gnädige Frau; ich gestehe, mich versöhnte sein fachmännisches Interesse an den Schlachtenbildern und Reiterportraits, denn mit dem Gegenständlichen fängt nun doch einmal die Freude des primitiven Beschauers an. Nur sollte kein Gebildeter dabei stehen bleiben.

Also auch dem behaglichen Gemüthsmaler wünschen wir ein immer offenes Auge für die neuen Entdeckungen der Zeitgenossen, um seine Motive zum vollen Kunstwerk zu ergänzen. An Fleiß fehlt es nicht. Denn ich kann auch Ihnen, verehrte Frau, nicht zugeben, daß Ihre Freunde, unsere Cartonzeichner und Heroenmaler mehr gearbeitet hätten als die große Zahl der heutigen. Nur lag damals die Arbeit auf einem anderen Felde. Man bildete zuerst das poetische Vermögen, die schöne Seele aus. Dann kamen die Gesetze der monumentalen Com-

Digitized by Google

position, durch das Studium der alten Monumentalmaler ergründet. Die Zeichnung richtete sich auf die Antike und den lebenden Act, so weit seine Formen die klassischen Vorbilder ergänzten und erläuterten. Das höchste Ziel, die Meisterschaft bestand darin, die menschliche Figur soweit auswendig zu wissen, daß man keines Modells mehr bedurfte. Und derselbe Wahn verdammte die farbigen Studien nach der Natur wie ein unwürdiges Hülfsmittel, wie eine Beleidigung der reinen Kunst. So trennte man sich durch eine künstliche Kluft von dem ewigen Urquell aller Malerei. Was Wunder, wenn schon die Führer bei aller Größe des Inhaltes in allen Formen ärmlich und trocken waren; ihre Nachtreter sind unerträgliche Stümper geworden.

Verzweifeln Sie aber trotz aller Verschiedenheit der Ansprüche nicht, daß sich über das Beste Einstimmigkeit erzielen lasse. Kamen Sie mir nicht von vorne herein mit ihrem Entzücken über Herkomer's Mädchenbildniß entgegen? Wohin wir hörten, lobte es Jedermann; unser Husarenoffizier war bis über die Ohren verliebt, und selbst Ihr radicaler junger Neffe wagte nichts Ernstliches einzuwenden. Man war einig bis zur Ermüdung. In der That schließt sich hier in der ganzen Kette der malerischen Elemente ganz tadellos Glied an Glied. Ein bedeutender Charakter, in seiner ganzen Tiefe aufgefaßt; das Antlitz, das Auge, vor Allem die entschlossene, freie und selbstbewußte Stellung so völlig dieser Persönlichkeit angemessen; den Coloristen befriedigte das Problem, weiß gegen weiß zu setzen, obschon ohne jede Effectsucht gelöst; der Lichtmaler war entzückt, wie durch die dunkleren Handschuhe die Helligkeit der Arme verhüllt und der höchste Glanz für das Antlitz, für den Blick frei geworden war. Hier hatten wir ein classisches Kunstwerk, und ich freute mich, mit Ihnen einmal so bedingungslos einig zu sein.

Wir könnten es immer sein, wenn wir uns bei jeder Discussion über unsere Voraussetzungen Rechenschaft gäben. Niemand will der deutschen Kunst ihre Mannigfaltigkeit rauben; dann schlage man aber auch im Urtheil nicht Alles über Einen Leisten. Wir haben uns alle zu prüfen und zu erziehen; nur dann wird das viele Kunstgeschwätz zum ersprießlichen Gespräch werden.

Neuere Forschungen über die Reformation.

Besprochen von Georg Winter.

Seit dem Erscheinen von L. von Ranke's classischem Werke über die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation ist der unendlich schwierige Versuch einer zusammenfassenden Darstellung jener großartigen Epoche nur einmal unternommen worden, und in diesem Einen zusammenfassenden Werke wird die ganze Fülle von Ereignissen und Zuständen, wenn auch in durchdachter und echt populärer Form, so doch in so engem Rahmen geschildert, daß der tüchtige Verfasser, Egelhaaf, selbst kaum den Anspruch erheben wird, mit diesem Werke etwas Abschließendes in wissenschaftlichem Sinne geleistet zu haben. Sein Buch dient vielmehr ausschließlich dem Zwecke, weiteren Kreisen des gebildeten Publikums wenigstens einen ungefähren Ueberblick über den Fortgang der Resultate der wissenschaftlichen Forschung auf diesem Gebiete zu geben. In die Einzelheiten der Vorgänge einzugehen, konnte der Natur der Aufgabe nach gar nicht der Zweck des Verfassers sein. Immerhin ist es eine auch wissenschaftlich anzuerkennende Leistung, daß doch wenigstens einmal der Versuch gewagt worden ist, nicht bloß einzelne Gestalten oder Vorgänge aus jener reichbewegten Zeit, sondern ein Gesammtbild derselben zu zeichnen. Freilich ist dabei im Großen und Ganzen an dem genialen Bilde, welches Ranke dereinst in bisher unerreichter Meisterschaft von jener Epoche in kühnem Wurfe hingezeichnet hat, nur wenig geändert worden. Der eigentliche wissenschaftliche Fortschritt hat sich vielmehr in erster Linie durch eine fast unübersehbare Menge von Einzelforschungen, Publicationen von archivalischem Material und Darstellungen einzelner Partieen, vollzogen, welche vornehmlich aus einer weiteren Durchforschung der Archive erwachsen sind. Eine ganze Reihe dieser „Monographieen", wenn wir bei dem einmal gebräuchlichen Worte bleiben wollen, hat in Folge der hohen Bedeutung, welche den in ihnen verarbeiteten Material innewohnte, nicht nur in den Kreisen der Fachgenossen, sondern weit über dieselben hinaus allgemeine Beachtung gefunden. Denn bei einer so reichbewegten und für die Fortentwicklung des gesammten geistigen Lebens der Menschheit so entscheidenden und grundlegenden Epoche, wie die des Zeitalters der Reformation, sind für jeden Gebildeten, dem es mit der Erkenntniß des Wesens jenes Fortschrittes Ernst ist, auch die Einzelheiten von hohem Interesse. Wer sollte nicht mit lebhafter Theilnahme die Entdeckungen neuer und hochbedeutender Actenstücke verfolgen, welche in jüngster Zeit über den entscheidenden Wormser Reichstag ans Licht gekommen sind, über jenen Reichstag, auf welchem für alle Zeiten die Grundlage der Gewissens- und Forschensfreiheit des menschlichen Geistes gelegt worden ist? Wer sollte nicht mit Eifer und Interesse den neuen Forschungen nachgehen, welche über die Fortenwickelung jener Grundlage unternommen worden sind? In dem Streben nach Aufhellung jener Vorgänge sind seit lange alle religiösen Parteien, welche in der Reformation und ihrer Durchführung einen unendlichen Segen für unser Volksleben erblicken zu haben glauben, einig, und darum wird auch kaum einem andern Theile der in unseren Tagen so massenhaft hervortretenden geschichtswissenschaftlichen Forschungen eine so allgemeine Theilnahme von den weitesten Kreisen entgegengebracht, als den Arbeiten, welche der Aufstellung der Geschichte der Reformation dienen.

Einen besonders nachhaltigen Antrieb erhielt diese wissenschaftliche und populäre Bewegung durch das Luther-Jubiläum, welches wir vor nunmehr drei Jahren unter allgemeinster Theilnahme des deutschen Volkes begangen haben. So sehr man sich auch vorher wie nachher innerhalb des protestantischen Lagers im Einzelnen befehdete, so falsch man auch in manchen Kreisen der orthodoxen Theologie Kern und Wesen der weltgeschichtlichen That Martin Luthers auffassen und auslegen mochte: an jenem Tage begegnete sich doch die extrem-conservative Richtung mit allen denen, welche die wahre Bedeutung des Reformationswerkes in der Befreiung des menschlichen Geistes von den Fesseln des Buchstabenglaubens sehen, in dem einen Wunsche, darüber, „wie es," um mit Ranke zu reden, „nun eigentlich gewesen," die historische Wahrheit und nichts als diese zu erkunden. Freilich ist diesem Streben nicht überall die Erfüllung beschieden gewesen. Unter den massenhaften „Festschriften", welche zu jenem Jubiläum erschienen sind, — wir haben deren etwa 300 gezählt — waren doch eine ganze Reihe, welche in Folge der parteiischen Voreingenommenheit ihres Verfassers zu einer wahrhaft objectiven Erkenntniß des Wesens jener großen geistigen Bewegung nicht gelangen konnten. Aber daneben hat dann doch jenes Jubiläum auch die Veranlassung zu einigen Werken gegeben, deren Bedeutung weit über die einer Gelegenheitsschrift hervorragt. Wenn wir von den neuen Ausgaben absehen, welche damals von Köstlin's umfassender Luther-Biographie und von Gustav Freytag's prächtigem Charakterbilde des Reformators veranstaltet wurden, so war es namentlich ein Werk, welches, in dem bescheidenen Gewande einer Festschrift des Berliner Magistrats auftretend, als eine dauernde und in hohem Maße werthvolle Bereicherung unserer historischen Literatur angesehen werden muß; es ist das die prächtige, ebenso tiefdurchdachte als formvollendete Luther-Biographie von Professor Max Lenz, die, von jedem Eingehen in theologische Einzelheiten oder Streitfragen absehend, vom vornehm-objectivem Standpunkt des über den Parteien stehenden Forschers aus vor Allem ein lebensvolles Bild der weltgeschichtlichen Bedeutung des Reformators zu entwerfen mit schönem Erfolge bestrebt war. Doch wurde auch von theologischer Seite mancher werthvolle Beitrag zur

Digitized by Google

Charakteristik Luthers beigebracht und bald diese, bald jene Seite seines wunderbar vielseitigen Schaffens und Wirkens, bald seine Bedeutung als Liederdichter, bald seine pädagogische Wirksamkeit, bald sein Verhältniß zum Humanismus, insbesondere seine Bekanntschaft mit den alten Classikern, bald sein Verhalten zu der großen socialen Bewegung des Bauernkrieges, bald die epochemachende Bedeutung seiner Bibelübersetzung, bald sein Wirken für die Erweckung des deutschen Kirchenliedes zum Gegenstande eingehender Darstellung gemacht. Auf allen Gebieten der Forschung regte sich damals ein frisches, von Begeisterung getragenes Leben.

Der Antrieb, welcher der Geschichtsschreibung aus jener Jubiläumsfeier erwachsen ist, ist kein vorübergehender gewesen, er hat sich als bleibend und nachhaltig erwiesen, ja er wurde, namentlich in streng wissenschaftlicher Richtung hin, noch erheblich verstärkt durch die maßlosen und leidenschaftlichen Angriffe, welche kurz vor jenem Jubiläum und bei diesem selbst von katholisch-ultramontaner Seite gegen das Lebensprinzip des Protestantismus unternommen wurden.

Man erinnert sich des großen Aufsehens, welches einige Jahre vor jenem Jubiläum der außerordentlich scharfe Angriff gemacht hatte, welchen der ultramontane Historiker Johannes Janssen in seiner „Geschichte des deutschen Volkes“ gegen alle Resultate der bisherigen Geschichtschreibung über das Reformationszeitalter unternommen hatte. Der Katholik des 19. Jahrhunderts ging in seinen Behauptungen ganz erheblich weiter, als die Anhänger der alten Kirche, welche diese im Zeitalter Luther's selbst gegen dessen schneidige Angriffe vertheidigten. Während jene einem großen Theil der von Luther getadelten Schäden offen einräumten, während z. B. auf dem Reichstage zu Worms gerade die altgläubige Partei es war, welche eine umfassende Beschwerdeschrift der deutschen Nation gegen die römische Curie überreichte, während selbst der päpstliche Nuntius Alexander damals in seinen Berichten nach Rom immer und immer wieder die Abschaffung einer Anzahl eingerissener Mißbräuche verlangte, hat der ultramontane Historiker des 19. Jahrhunderts die kirchlichen, socialen und politischen Zustände vor der Reformation geradezu als eine Art von Ideal aufgestellt, als eine Periode nationaler und künstlerischer Blüthe, welche nur durch die frevelhafte „Revolution“ Luther's in ihrer Fortentwickelung gehemmt, ja völlig geknickt worden sei. Daß dieses Werk Janssen's trotz dieser alle bisherigen Anschauungen, auch die besonnenen und gemäßigten Katholiken auf den Kopf stellenden Geschichtsauffassung so ungeheures Aufsehen erregte, daß es nicht nur in katholischen Kreisen ungeheuren Anklang und einen bei wissenschaftlichen Werken bisher in Deutschland unerhörten Absatz fand*), sondern auch manchen gebildeten Protestanten in seinen bisherigen Anschauungen irre werden ließ, lag vor Allem daran, daß es sich in das Gewand scheinbar unbefangener Forschung hüllte und mit einem gelehrten Apparat ausgestattet war, der jedem minder Kundigen gewaltig imponiren mußte. War dieses Werk, so fragte sich mancher objectiv denkende, aber eigener wissenschaftlicher Erkenntniß ermangelnde Protestant, nicht wirklich geeignet, unsere protestantischen Ansichten in vielen wesentlichen Punkten zum wenigsten erheblich zu modificiren? Waren hier nicht in erdrückender Fülle und überall mit wörtlichen Quellenbelegen eine Masse von Aeußerungen von protestantischer Seite zusammengestellt, welche wirklich Janssen's Ansichten zu bestätigen schienen? Selbst an dem großen Reformator mochte mancher irre werden, wenn er die massenhaften wörtlichen Anführungen aus seinen Werken las, mit denen Janssen seine scharfen und scheinbar vernichtenden Anklagen gegen Luther belegte.

Die protestantische Geschichtschreibung befand sich diesem Werke gegenüber in einer schwierigen Lage. Jedem Forscher, der selbständig wissenschaftlich zu arbeiten berufen ist, wird es ja nach kurzem Einblick in diese tendenziöse Geschichtsforschung klar werden, daß die Methode, durch welche Janssen zu seinen Resultaten gekommen war, das Gegentheil einer wissenschaftlichen ist; daß Janssen in tendenziösester Weise entweder einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Aeußerungen in einem Sinne verwerthete, in welchem sie gar nicht gemeint waren, oder daß er an anderen Stellen einen Ausspruch von protestantischer Seite geradezu durch Auslassung irgend eines entscheidenden Wortes einen gegentheiligen Sinn unterschob, daß er in demselben Satze in wirrem Chaos Stellen aus einer Quelle des 16. Jahrhunderts und aus dem Zusammenhang gerissene Aussprüche eines Historikers des 19. scheinbar harmlos als Quellenbelege verwendete, als wenn beide als gleichwerthige Grundlagen für eine Darstellung der Ereignisse des 16. Jahrhunderts zu betrachten seien. Aber alles dieses kommt zum großen Theil auf Fragen rein fachwissenschaftlicher Technik und Methodik hinaus und ist dem Laien, dem die ungeheure Belesenheit Janssen's imponiren mußte, sehr schwer klar zu machen, wenn man nicht, um sein Werk zu widerlegen, ein mindestens ebenso dickes neues Werk daneben halten wollte. Das Werk wissenschaftlich für alle Zeiten als das gebrandmarkt zu haben, was es wirklich ist, ist das Verdienst desselben Historikers, dem wir die erwähnte werthvollste der Festschriften zum Luther-Jubiläum verdanken, des Professors Max Lenz, der in einer ebenso vornehm ruhig als vernichtend geschriebenen Recension in Sybel's historischer Zeitschrift das ganze „wissenschaftliche“ Verfahren Janssen's mit voller Klarheit aufdeckte. Aber diese wissenschaftliche Vernichtung des Janssen'schen Werkes, in der hervorragendsten fachwissenschaftlichen Zeitschrift veröffentlicht, war doch im Wesentlichen für die eigentlichen Fachgenossen berechnet und konnte über deren Kreise hinaus, eben weil sie methodisch fachwissenschaftlich gehalten war, nur eine beschränkte Wirkung ausüben. Dasselbe gilt von der Mehrzahl der anderen polemischen Schriften gegen Janssen, deren unsere historische Literatur schon eine stattliche Reihe aufzuweisen hat. Dem größeren Publikum gegenüber konnte das wahre Wesen der Janssen'schen Geschichtsschreibung nur klar gemacht werden, indem man seine Arbeitsmethode an einzelnen concreten Beispielen nachwies und zugleich, in positiver Weise über die bloße Polemik hinausgehend, seiner Darstellung eine zweite, auf objectiver Forschung beruhende, entgegensetzte. Da aber Janssen nach seiner eigenen Angabe an seinem Werke mehr als zwei Jahrzehnte gearbeitet hat, so würde zu einem solchen dem seinigen gegenüberzustellenden Werke zum Mindesten die gleiche Zeit erforderlich gewesen sein. Dadurch aber würde der Zweck der Widerlegung zunächst wenigstens illusorisch geworden sein. Darum scheint der einzige Weg, das größere Publikum über die tendenziöse Färbung des Janssen'schen Werkes wirksam aufzuklären, der zu sein, daß sich protestantische Specialforscher einzelne Theile der Janssen'schen Darstellung herausgreifen und mit Zuhülfenahme möglichst der von Janssen selbst benutzten Quellen nachweisen, in welcher Weise deren Angaben durch Janssen entstellt oder, sagen wir, falsch verwerthet worden sind.

Diese Art des Vorgehens mußte um so ersprießlicher und zugleich um so nothwendiger erscheinen, als von katholischer Seite derselbe Weg, wenn auch natürlich mit entgegengesetztem Endziel, beschritten wurde. Im Gefolge des Janssen'schen Werkes sind nämlich von ultramontaner Seite eine ganze Masse von kleineren Büchern, welche nur einzelne Theile der von Janssen behandelten Epoche darstellten, erschienen. Dieselben sind wissenschaftlich ohne jeden Werth, reine Nachbetereien Janssen's, zum größten Theil weiter nichts, als schlechthin Excerpte aus dessen Darstellung; natürlich ist dabei nicht versäumt worden, die von dem „wissenschaftlichen“ Führer verwertheten Quellenstellen auch in diese kleineren Elaborate herüberzunehmen. Daneben aber erschienen dann, von der höchsten katholischen Autorität veranlaßt, eine Reihe von Publikationen von unzweifelhaft wirklich wissenschaftlichem Charakter. Die lange Zeit der Forschung völlig verschlossenen Archive des Vatikans wurden in Folge der liberaleren Auffassung, welche zweifellos bei dem gegenwärtigen Inhaber der päpstlichen Würde herrscht, geöffnet, wenn auch freilich nur für die

*) Janssen's Werk (5 Bde. Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg i. B.) ist bisher in zwölf Auflagen erschienen, während Ranke's classisches Werk noch heute, 40 Jahre nach seinem Erscheinen, kaum die Hälfte dieser Zahl aufzuweisen hat.

Digitized by Google

Forscher, welche der päpstliche Stuhl selbst mit den betreffenden Arbeiten betrauen wollte.

So ließ zu derselben Zeit, da der hervorragende protestantische Kirchenhistoriker Brieger nach einer außerhalb des Vatikans befindlichen Abschrift die ungemein wichtigen Berichte des päpstlichen Nuntius Meander über den Wormser Reichstag herausgab, der ultramontane Historiker Petr. Balan mit Genehmigung der Curie eine größere Sammlung von Actenstücken zur Geschichte der Reformationszeit erscheinen, in welcher u. A. eben jene Berichte Meander's nach dessen eigener im Vatikan beruhenden Actensammlung enthalten waren. Die beiden gleichzeitigen Publicationen zeigten in Bezug auf jene Meander-Briefe vollkommene Uebereinstimmung (bis auf kleinere Abweichungen in der Lesart), und die protestantische Geschichtschreibung war und ist der Meinung, daß ihre Auffassung über Wesen und Geschichte der Reformation durch diese wichtigen Documente in keiner Weise umgestoßen, vielmehr in allen wesentlichen Punkten nur bestätigt werde. Aber von ultramontaner Seite wurde man nicht müde, diese Balan'sche sowie die wenig spätere Publication des Cardinals Hergenroether als epochemachende wissenschaftliche Leistungen hinzustellen, durch welche die „katholische" Auffassung Janssen's bestätigt werde. Und diese Behauptung konnte um so eher Glauben finden, als jene Publicationen zweifellos als wissenschaftliche, zuverlässige Leistungen anerkannt werden mußten, nur hatten sie eben mit dem Janssen'schen Werke nichts weiter gemein, als daß sie ebenfalls von katholischer Seite ausgegangen waren.

Ueber die Politik der Curie gegenüber der durch Luther hervorgerufenen Bewegung brachten diese Documente authentische und auch für den protestantischen Historiker höchst erwünschte Kunde, für die Janssen'sche Darstellung über die „gewaltsame" Art der Verbreitung der Reformation ꝛc. brachten sie keinerlei Bestätigung und konnten sie nicht bringen, weil jene Darstellung eben auf Entstellung der Thatsachen beruht. Im Gegentheil dürfte es für die späteren und von begeisterter Zustimmung des Volkes getragenen Ausbreitung der reformatorischen Bewegung kaum sprechendere Zeugnisse geben, als die von Balan mitgetheilten Aktenstücke. Wenn z. B. Meander in einem seiner Berichte wehklagend ausruft, neun Zehntel der deutschen Nation sei lutherisch, das letzte Zehntel aber immer noch antipäpstlich, so ist das gewiß ein bindender Beweis dafür, daß diese Bewegung nicht durch die „Interessenpolitik" der deutschen Fürsten Umfang und Verbreitung gewonnen. Freilich, daß Meander und die Curie die Bewegung als eine frevelhafte Revolution, als im höchsten Maße verdammenswerth ansahen, das geht unwiderleglich aus jenen Aktenstücken hervor, das wußten wir aber auch vor dem Erscheinen derselben; für die objective Auffassung ist das ohne jede Bedeutung. Wohl aber kommt es für diese in hohem Maße in Betracht, daß selbst ein sehr päpstlich gesinnter Mann wie der Nuntius Meander die in der Kirche bestehenden Mißstände nicht bloß anerkennt, sondern wiederholt und energisch auf deren Abstellung dringt.

Aber diese wirklich wissenschaftlichen Publicationen von katholischer Seite, die viel zur Widerlegung der Janssen'schen Auffassung beitragen könnten, existiren wiederum in der Hauptsache nur für den Gelehrten: sind doch sämmtliche hier rückgeschickten Acten entweder in lateinischer oder altitalienischer Sprache geschrieben. Für die Laienwelt blieb die Janssen'sche Auffassung, die noch zum Ueberfluß überall von maßgebender Seite als die gleichsam officielle katholische hingestellt wurde, die allein maßgebende. Der Eindruck, den Janssen und seine Nachbeter hervorgebracht hatten, blieb der herrschende und wird es in ultramontanen Laienkreisen wohl immer bleiben.

Um so tiefer und dringender mußte aber natürlich die protestantische Geschichtschreibung das Bedürfniß empfinden, den Laienkreisen, welche auf dem Boden protestantischer Weltauffassung stehen, zu zeigen, daß jene ultramontanen Angriffe auf dieselbe nur auf tendenziöser Entstellung und bewußt oder unbewußt unrichtiger Verwerthung der authentischen Quellen beruhen. Diese wesentlich populäre, aber nur mit den Mitteln exacter Forschung zu lösende Aufgabe in umfassendem Sinne in die Hand genommen zu haben, ist das große Verdienst eines Vereins, der sich recht eigentlich in Folge des Janssenschen Angriffes, zugleich aber im Hinblick auf das Luther-Jubiläum, ziemlich gleichzeitig mit demselben, constituirt hat: des Vereins für Reformationsgeschichte, der, von einer Anzahl hervorragender protestantischer Geschichtsforscher und Kirchenhistoriker begründet, gegenwärtig schon über 7000 Mitglieder zählt und damit den Beweis erbracht hat, daß er seine Aufgabe in einer Weise zu lösen versucht, die den Bedürfnissen der Laienwelt entspricht. Bald ist es irgend ein Ereigniß aus dem Leben des Reformators und seiner Schöpfung (so Koldes Schrift über den Reichstag von Worms, die von Benrath eingeleitete und erläuterte Schrift Luthers „An den christlichen Adel deutscher Nation"), bald die Einführung der Reformation in einem bestimmten Gebiete (so Sillems gediegene Arbeit über die Einführung der Reformation in Hamburg), bald sind es große Persönlichkeiten, welche an der großen geistigen Bewegung der Zeit auf der einen oder andern Seite hervorragenden Antheil genommen haben (so Ikens Biographie Heinrichs von Zütphen, Buddensiegs Biographie Wiclifs, Gotheins Schrift über Ignatius Loyola, Stähelins Biographie Zwinglis, Koldeweys Arbeit über Heinz von Wolfenbüttel), bald endlich einzelne bedeutende Ereignisse aus der Geschichte der Reformation überhaupt, welche zum Gegenstande eingehender und sorgfältiger Untersuchung und Darstellung gemacht werden. Wird in den bisher angeführten Publicationen der Janssenschen Auffassung dadurch entgegengearbeitet, daß einzelne Partien der von ihm behandelten Periode auf streng objective Weise neu dargestellt werden, so dienen einige weitere Schriften direct und unmittelbar der Polemik gegen Janssen, indem sie sein Verfahren an einzelnen besonders scharf hervortretenden Beispielen auch dem in der Forschung nicht Bewanderten klar und anschaulich vor Augen führen. So hat Gustav Bossert den Abschnitt Janssens, in welchem er eine die Wahrheit fast völlig auf den Kopf stellende Darstellung von der Einführung der Reformation in Württemberg gegeben hat, herausgegriffen, um nachzuweisen, in welcher Weise Janssen es verstanden hat, in die Quellen das Gegentheil von dem hineinzulegen resp. aus ihnen herauszulesen, was sie haben sagen wollen. Er verfährt dabei in sehr geschickter Weise so, daß er den betreffenden Abschnitt aus Janssen wörtlich wiedergibt und dann jede einzelne seiner Behauptungen an der Hand derselben Quellen, welche Janssen benutzt hat, widerlegt. In ähnlicher Weise ist Wilh. Walther in seiner Schrift „Luther im neuesten römischen Gericht" verfahren, nur daß er sich in seiner gewandten und überzeugenden Polemik nicht nur gegen Janssen, sondern auch gegen die hauptsächlichsten anderen ultramontanen Historiker, die in seinem Sinne gegen die Reformation geschrieben haben, wendete. Der Leser erhält, auch wenn ihm der Gang der Forschung in ihren Einzelheiten minder vertraut ist, einen klaren Einblick in denselben und in deren Resultate, der ihm eine eigene Prüfung und selbständige Entscheidung ermöglicht oder doch erheblich erleichtert.

Aber wie auf katholischer Seite der auf das größere Publikum berechneten Darstellung Janssen's auch rein gelehrte Arbeiten zur Seite stehen, so ist auch die protestantische Einzelforschung nicht unthätig gewesen, sondern hat durch eine stattliche Anzahl nie gelehrter Monographieen und umfassender Quellenpublicationen unsere Erkenntniß jener wichtigen Epoche um ein Wesentliches vermehrt. Wir können hier im Rahmen eines für weitere Kreise berechneten Zeitschrift-Aufsatzes nicht auf die Einzelheiten dieser gelehrten Forschungsthätigkeit eingehen, ein Werk aber darf auch an dieser Stelle nicht mit Stillschweigen übergangen werden, weil es das mächtigste und gewaltigste Rüstzeug im Kampfe gegen die Römlinge darstellt: es ist das die neue, von dem unermüdlichen Luther-Forscher Knaake bearbeitete kritische Gesammtausgabe der Werke Luthers, die, ebenfalls im Jahre des Luther-Jubiläums gleichsam als Abtragung einer alten Ehrenschuld gegen einen der größten Söhne Deutschlands begonnen, gegenwärtig bereits bis zum vierten Bande gediehen ist und in Zukunft die unbedingt zu-

Digitized by Google

verlässige Grundlage für jede wirklich wissenschaftliche Forschung über den großen Reformator bilden wird.

So herrscht auf allen Gebieten der Forschung über die Epoche der Reformation reges und frisches Leben. Je eifriger und unbefangener aber diese Thätigkeit gepflegt wird, um so größer wird der Nutzen sein, dem eine wahrhaft protestantische Weltauffassung aus derselben zu ziehen vermag, um so heller und unzweifelhafter wird von jedem Unbefangenen die Thatsache erkannt werden, daß der gesammte geistige und culturelle Fortschritt der deutschen Nation und im Grunde der gesammten civilisirten Welt mit der befreienden That des Wittenberger Mönches für alle Zeiten untrennbar verbunden ist; denn auch das, was der Katholicismus auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Erkenntniß geleistet hat, verdankt er in erster Linie den Waffen, welche ihm sein kühn andringender Gegner in die Hand gegeben hat.

Die Idee einer Socialpsychologie.

Der Sturm der Entrüstung, welchen anfänglich das bekannte Wort A. Lange's von der Psychologie „ohne Seele" seiner Zeit erregte, hat sich allmählich gelegt und einer ruhigeren Ueberlegung Platz gemacht; man gewöhnte sich an die Ueberzeugung, daß damit nur eine thunlichst objective Stellungnahme und Behandlung der einschlägigen Fragen gefordert werde, eine unbefangene Prüfung der bezüglichen Thatsachen ohne eine vorherige metaphysische Präjudicirung des zur Bearbeitung vorliegenden Materials. Vor Allem wurde es klar, wie verhältnißmäßig dürftig die Aufschlüsse seien, welche die übrigens schon bei Kant nicht immer sehr hoch geschätzte Selbstbeobachtung zu liefern im Stande sei, und wie die angestrengteste derartige introspective Betrachtung häufig nur das komische Resultat erzeuge, daß eben schlechterdings Nichts in der psychischen Sphäre vor sich gehe. Unter dem mächtigen Einfluß der Naturwissenschaft wurden sodann andere Gebiete der Forschung eröffnet, von denen bedeutsame Rückschlüsse auf die Entwickelung des menschlichen Bewußtseins möglich waren; dahin gehören, abgesehen von der exacten Psychophysik die vergleichenden Forschungen der Linguistik und Mythologie, die hauptsächlichen Fundamente der neuentstehenden Völkerpsychologie, wie sie Lazarus und Steinthal inaugurirten, und endlich die Thierpsychologie. Auf denselben, nur noch erheblich erweiterten Principien eines comparativen Studiums des psychischen Wachsthums menschlicher Intelligenz steht die jüngste, Philosophie und Naturwissenschaft unmittelbar berührende Disciplin der Ethnologie, welche, um mit Bastian zu sprechen, gerade in dem Völkergedanken ihren beherrschenden Mittelpunkt findet.

Alle diese Versuche, das Wesen der ominösen Seele besser als bisher zu ergründen, gehen von ein und derselben Voraussetzung aus, der nämlich, daß die Zergliederung unseres bewußten Ich für die Erklärung der psychischen Phänomene, wie sie sich anderweitig dem Blick darbieten, unzulänglich ist. Darüber wird wenigstens schwerlich ein Zweifel aufkommen können, daß die Thätigkeit unseres Bewußtseins nur einen kleinen und verschwindenden Bruchtheil des seelischen Lebens überhaupt ausmacht, welches wir in der Welt wahrnehmen; unsere individuelle Existenz taucht empor aus unbekannten Urgründen, um nach einer kurzen Spanne Zeit in pfadloser Nacht wieder zu verschwinden. Nur diese kleine Strecke des unendlichen Weges, auf dem sich die kosmischen Kräfte zu der uns bekannten Form des bewußten Ich verdichten, kann von der psychologischen Forschung, sofern sie sich einer weiteren Perspective entzieht, zur Deutung des psychischen Schaffens benutzt werden, offenbar ein unzulängliches Stückwerk. Nimmt man aber an (was nach der ganzen Sachlage unserer jetzigen wissenschaftlichen Erfahrung sich von selbst aufdrängt), daß unser Ich nur einen kleinen Ausschnitt des seelischen Lebens überhaupt darstellt, daß somit dieselben Kräfte, welche in uns, wenn auch häufig unbeachtet und unbewußt thätig sind, auch in den übrigen Erscheinungen und zwar besonders in den socialen Gebilden zum Ausdruck kommen, so ist damit eine schier unerschöpfliche Fundgrube von Analogien und Erklärungen entdeckt, die eine individualpsychologische Methode nicht anwenden kann. Diesen Standpunkt drückt ein um die Ethnologie, speciell um die vergleichende Rechtswissenschaft vielverdienter Forscher*) mit folgenden Worten ein: „Auch von denjenigen seelischen Thätigkeiten, welche uns bewußt werden, werden uns die meisten nur in fertigen Producten bewußt, während der Entstehungsproceß derselben im Unbewußten liegt. Nur der Denkproceß verläuft vollständig im Bewußten. Alle Gefühle und Begehrungen werden uns nur als Resultat bewußt, und eine Menge von Urtheilen sind nicht logische, sondern unvollständige, mit der Norm, auf Grund deren sie gefällt werden, im Unbewußten liegende. Ist alles dies richtig, so ist klar, daß unser Bewußtsein für die tiefere Erkenntniß des menschlichen Wesens durchaus nicht ausreicht, weil nur ein ganz kleiner Theil unseres Seelenlebens uns überhaupt unmittelbar bewußt wird. Was wir durch Hineinschauen in unsere eigene Seele ergründen können, ist bald erschöpft. Unendlich aber dehnt sich das Erkenntnißgebiet aus, wenn man neben der inneren Selbstbeobachtung die Beobachtung mittelst der Sinne zur Erkenntniß der menschlichen Seele heranzieht, mit anderen Worten, wenn man aus den Erscheinungen des unbewußten Seelenlebens in der Welt unserer Sinne Rückschlüsse auf die in uns wirksamen unbewußten Seelenthätigkeiten macht. Dazu bietet sich nun die ganze Sinnenwelt dar: denn unsere Sinnenwelt ist nicht die Welt an sich, sondern lediglich ein menschliches, durch menschliche Seelenthätigkeiten erzeugtes Weltbild. Wir können also einen großen Theil unseres unbewußten Seelenlebens aus ihr ablesen und auf diesem Wege dem Kernpunkte unseres Wesens uns unendlich mehr annähern, als dies bei introspectivem Beobachten der eigenen Seelenthätigkeiten möglich ist" (S. 14). Wie die vergleichende Sprachforschung in der Entwickelung eines Wortes uns die Geschichte der Vorstellung und des Begriffes enthüllt, der in diesem Laut sich offenbart, und die vergleichende Mythologie uns in den anscheinend so willkürlichen und rein phantastischen Gebilden der Götter uns den Verlauf des religiösen Bewußtseins veranschaulicht, das stufenweise in diesen Schöpfungen nach einem immer vollkommeneren Ausdruck ringt, so muß es auch einer vergleichenden Rechtswissenschaft möglich sein in den verschiedenen Sitten und rechtlichen Anschauungen uns die unablässige, sich stetig idealisirende Thätigkeit des Rechtsbewußtseins zu zeigen, dessen Entstehung und Fortbildung wir von dem Standpunkt unserer beschränkten individuellen Existenz und Anschauung niemals zu begreifen im Stande sind.

Ganz besonders eignet sich, wie gesagt, eine auf solchen breiten Grundlagen fundirende ethnologische Rechtswissenschaft dazu die Wirksamkeit derjenigen unbewußten Factoren kennen zu lernen, welche wir in unseren heutigen Rechtsanschauungen in Gestalt bestimmter Urtheile fortwährend zur Anwendung bringen. Durch ein derartiges genetisches Studium wird aber die landläufige Meinung in nicht wenigen Punkten erheblich verändert; zunächst ist es begreiflich, daß nicht mehr, wie bei dem individualpsychologischen Standpunkt, das immerfort als centrale Einheit von Ewigkeit her gegebene Ich der eigentliche Schöpfer dieser ganzen Entwickelung sein kann, da ja umgekehrt das Ich nicht als Ursache, sondern als sehr complicirte Wirkung eines, freilich uns letzten Endes verschlossenen, kosmischen Processes gilt. Vielmehr ist Recht und Sitte, wie auch schon Spinoza und Andere geahnt haben, erst ein Product des geselligen Zusammenlebens der Menschheit, so daß ein solitär aufwachsendes Individuum keine Regung eines Rechtsbewußtseins haben würde. Erst durch die unendlich verschiedenartige, wenn auch in ihren primitiven Grundzügen merkwürdig übereinstimmende Structur der socialen Organisation beginnt diese Entwickelung des rechtlichen und sittlichen Bewußtseins überhaupt einzusetzen, erst sie verleiht jenem den concreten In-

*) Post, Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz, Oldenburg 1886.

Digitized by Google

halt. Allerdings muß hierbei ein wichtiger Vorbehalt nicht vergessen werden; es wäre eine traurige Wiederholung des alten Locke'schen Irrthumes, die Seele als tabula rasa ansehen und Alles in ihr gleichsam durch mechanischen Druck und Stoß erzeugen zu wollen. Mag die ganze Signatur der bezüglichen Association für die Tiefe und Höhe der individuellen rechtlichen und sittlichen Empfindung entscheidend sein, muß ein auf der untersten Stufe, auf der Geschlechtsgenossenschaft, stehender Wilde anders fühlen und handeln wie ein civilisirter, im staatlichen Leben aufgewachsener Europäer, so bleibt doch für die Reproducirung dieser socialen Factoren im individuellen Geist eine Voraussetzung unumgänglich, daß dem Menschen die Fähigkeit angeboren ist, je nach dem Charakter der betreffenden Organisation Recht von Unrecht zu unterscheiden. Diese aprioriſche Function kann so wenig erst nachträglich durch die einzelnen Fälle der wirklichen Anwendung erzeugt sein, wie z. B. die räumliche Anschauung bei normalem sinnesphysiologischen Verhalten, weil ja eben dies Urtheil, und sei es auch noch so dürftig und unklar, den Grund zu irgend einer Handlung bildet. Aber über diese rein formale Thätigkeit des Individuums kann die exacte Forschung nicht vordringen, ohne sich in unwissenschaftliche kosmogonische Phantasiegemälde zu verlieren, andererseits jedoch ist sie gezwungen, wie schon angedeutet, von dem souverainen Schaffen eines bewußten Ich völlig Abstand zu nehmen, wenn es ihr um ein wirkliches Verständniß unserer moralischen Entwickelung zu thun ist. Ganz besonders wichtig ist für diese vergleichend-genetische Methode die Beobachtung und Zergliederung der Rechtsinstitutionen bei den sog. Naturvölkern, weil diese in vielen Fällen erst die unentbehrlichen Mittelglieder zu unseren eigenen, sonst eben unverständlichen Rechtsanschauungen bieten. „Die ethnologische Jurisprudenz," bemerkt Post, „muß gerade auf das Studium der Rechte der geschichtslosen Völker das erheblichste Gewicht legen, da nur in den Rechten dieser Völker die Keimbildungen des Rechtslebens aufgefunden werden können, und diese für eine allgemeine Entwickelungsgeschichte des Rechtslebens von der höchsten Bedeutung sind. Wie die Physiologie auf der Physiologie der Zelle steht, so wird die Rechtswissenschaft der Zukunft auf dem primitiven Geschlecht stehen, wie wir es als elementare Bildung nur noch bei reinen Naturvölkern vorfinden" (S. 51). Trotzdem nun unzweifelhaft die vergleichende Forschung, indem sie die organische Differenzirung der rechtlichen Formen versucht, diese verschiedenen morphologischen Bildungen auch untereinander in Beziehung setzt und z. B. der staatlichen Organisation in dieser aufsteigenden Stufenleiter den Vorzug gibt vor der patriarchalischen, so wird sie sich doch hüten mit diesen ganz allgemeinen Urtheilen zu vorschnell zu Werke zu gehen. Für unsere subjectiv bedingten Anschauungen bietet das heutige, sociale Leben größere Bürgschaften für die Realisirung der sittlichen Ideale, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte bei uns entwickelt haben, als diejenigen ethnischen Gebilde, welche den Werth der eigenen, voll entwickelten sittlichen Persönlichkeit kaum kennen. Wenn unser Autor sagt: „Es gibt in der Ethnologie und speciell also auch in der ethnologischen Jurisprudenz die Frage überhaupt gar nicht, ob irgend Etwas gut oder böse, recht oder unrecht, wahr oder unwahr, schön oder unschön sei, sondern es gibt nur die Frage, ob irgend eine Sitte, irgend eine Anschauung im Völkerleben existirt, und weshalb sie existirt oder weshalb nicht, ohne daß der individuellen Werthschätzung einer solchen Sitte oder einer solchen Anschauung irgend ein Gewicht beigelegt wird" (S. 52), so mag man diesen Verzicht auf jede individuelle Billigung und Mißbilligung zu hart finden, da eine solche Beurtheilung gleichsam unvermeidlich mit jeder socialethischen Untersuchung verknüpft ist; aber das wird man nicht bestreiten können, daß Nichts den Einblick in den wirklichen Hergang dieses Processes mehr erschwert, als das vorzeitige Einmengen subjectiver Gefühle und Stimmungen. Am unzweideutigsten findet diese schiefe und einseitige Behandlung ihren Ausdruck in der bekannten Formulirung des „An sich" Guten und Schönen, womit gewöhnlich anstatt des gewollten aprioriſchen Moments nur eine etwas vornehmere Bezeichnung der gerade für die bezügliche Zeit maßgebenden, im Uebrigen natürlich völlig historisch und topographisch bedingten Ideen gefunden ist. Das An sich ist auch für die praktische Philosophie ein caput mortuum, nur nicht für die erfahrungsledige Speculation.

Feuilleton.

Polikei.

Von Graf Leo Tolstoi.
Autorisirte Uebersetzung.

(Fortsetzung.)

V.

Jegor Michailowitsch trat aus dem Herrenhause in den versammelten Gemeindeausschuß. Als der Verwalter näher trat, entblößten sich alle diese grauen, graugesprenkelten, rothhaarigen, schwarzen und blonden Köpfe, und allmählich wurden die Stimmen leiser und verstummten endlich ganz. Jegor Michailitsch stellte sich auf den Hausflur und machte Miene zu reden.

„Hier, Kinder, ist der gnädigen Frau Bescheid: Von den Knechten will sie keinen hergeben, und wen Ihr selbst unter Euch bestimmt, der soll gehen. Meiner Meinung nach ist die Reihe entschieden an Chorjuschkin und Mitjuchin's Waßka. Das scheint vom lieben Herrgott selbst so bestimmt."

„Das ist wahr, so ist es," stimmten lärmend Mehrere bei.

„Der Dritte muß entweder einer von Dutlow's oder einer aus den Zweimännerfamilien sein."

„Dutlow!" entschieden die Stimmen; „Dutlow's sind ihrer drei."

Und wieder fing der Lärm an. Jegor Michailitsch hörte eine Viertelstunde den Streit mit an; dann plötzlich gebot er Schweigen und befahl, daß Dutlow's loosen sollten, wer von ihnen dreien sich zu stellen habe. Es wurden Loose geschnitten, in einen Hut geschüttet und Chrapkow zog darauf eins heraus. Es war dasjenige Iljuschka's. Alle verstummten.

„Ist es meines? Zeig' her!" sagte Ilja, und die Stimme versagte ihm.

Alle schwiegen. Jegor Michailitsch befahl nun, das Rekrutengeld, von jedem Bauerhof sieben Kopeken, am morgenden Tage zu bringen, erklärte die Berathung geschlossen und entließ die Versammlung. Der Haufe setzte sich in Bewegung, die Mützen wurden allmählich wieder aufgesetzt, und unter dem Gemurmel von Stimmen und dem Geräusch von Schritten löste sich die Versammlung auf. Der Verwalter blieb auf der Treppe stehen und sah den sich entfernenden Bauern nach. Als die jungen Dutlows hinter einer Biegung des Weges verschwunden waren, rief er den alten Dutlow, der zurückgeblieben war, zu sich und trat mit ihm in die Amtsstube.

„Du thust mir leid, Alter," sagte Jegor Michailitsch, indem er sich in den Lehnstuhl vor dem Tisch niederließ. „Aber die Reihe war an Dir. Wirst Du Deinen Neffen loskaufen, oder nicht?" Der Alte sah, ohne zu antworten, den Verwalter bedeutungsvoll an.

„Es war nicht zu ändern," erwiderte Jegor Michailitsch, auf diesen Blick.

„Wenn ich es auch thun wollte — womit, Jegor Michailitsch? Zwei Pferde sind mir in diesem Sommer drauf gegangen. Meinen Neffen habe ich verheirathet. Das ist nun einmal, wie es scheint, unser Lohn dafür, daß wir so ehrlich sind."

„Bah, Alter, lade keine Sünde auf Deine Seele," sagte Jegor; — „suche einmal unter Deiner Diele nach: vielleicht findest Du da ein paar Hunderte alter, harter Silberrubel. Ich kaufe Dir dafür einen Freiwilligen, daß es eine wahre Pracht ist. Vor Kurzem meldete sich einer."

Digitized by Google

„Aus der Provinz?“ fragte Dutlow, unter »Provinz« die Stadt meinend.

„Nun, nimmst Du ihn?“

„Gern, Gott ist mein Zeuge, aber . . .“

Jegor Michailitsch unterbrach ihn streng.

„Wohl, so merke Dir meine Worte, Alter: daß Iljuschka sich kein Leid anthun darf und daß er sofort in die Stadt geführt werde, sobald ich es Dir sagen lasse, sei es nun heute oder morgen. Du bringst ihn hin, stehst gut für ihn; und wenn, was Gott verhüten wolle, ihm etwas zustößt, so nehme ich Deinen ältesten Sohn an seiner Stelle. Hast Du verstanden?“

„Kann man denn nicht aus den Zweimänner-Familien einen nehmen, Jegor Michailitsch? Es ist doch wirklich ärgerlich,“ fügte er nach kurzem Schweigen hinzu, „mein Bruder ist als Soldat gestorben, und nun will man mir auch den Sohn nehmen. Weshalb muß solch' ein Unglück über mich kommen?“ schloß er fast schluchzend und schien bereit, sich dem Verwalter zu Füßen zu werfen.

„Nun geh', geh',“ sagte Jegor Michailitsch; „da ist Nichts mehr zu machen; es ist nun einmal so. Habe ein Auge auf Iljuschka; Du garantirst für ihn.“

Dutlow ging nachdenklich nach Hause.

VI.

Am anderen Tag in der Frühe hielt ein Leiterwagen mit einem starkknochigen, röthlich grauen Wallach bespannt, vor der Treppe des Gesindehauses. Das Pferd hatte aus unbekannten Gründen den Namen „Baraban“ (Trommel) erhalten. Nachdem Polikei, so gut es ging, alle Kleidungsstücke seiner Familie, mit Ausnahme der Kasaweika und der Pantoffeln, angelegt und, als er damit fertig war, sich in die Telega gesetzt, seine Rockschöße über einander geschlagen, das Heu zurechtgeschüttelt, die Zügel zusammengefaßt, zum zweiten Mal noch fester den Rock um seine Beine geschlagen, setzte er sein Gefährt in Bewegung.

Das Wetter war garstig, der Wind eisig und der mit Schnee und Hagel gemischte Regen schlug Iljitsch in's Gesicht und auf die bloßen Hände, die er mit den steif gewordenen Leinen so tief als möglich in die Aermel hereinzog, und klatschte auf die Lederklappe des Kummets und auf Baraban's alten Kopf, der die Ohren einzog und mit den Augen zwinkerte.

Trotzdem war Polikei in angenehme Gedanken versunken. Er, den man zur Ansiedelung hatte verschicken wollen, dem man mit dem Militärdienste gedroht, den man überall da hinsteckte, wo es am schlechtesten war, den nur jene nicht schimpften und schlugen, die zu faul dazu waren, er sollte jetzt eine Summe Geldes empfangen, eine große Summe, und die gnädige Frau traute ihm, und er fuhr in des Verwalters Wagen mit Baraban, den sogar die gnädige Frau benutzt, fuhr wie ein wichtiger Dwornik mit ledernen Zügeln. Und er richtete sich auf, stopfte die aus seiner Mütze hängenden Watteſtücke wieder ein und setzte sich voll Selbstbewußtsein zurecht. Ja, anderthalbtausend Rubel würde er in seinem Busen versteckt zurückbringen! Wenn er es wollte, so könnte er Baraban, anstatt nach Hause, nach Odessa lenken und Gott weiß wohin fahren. Er wird es aber nicht thun, sondern das Geld richtig der gnädigen Frau abliefern und sagen, er habe früher auch schon mehr in Händen gehabt. — Als er bei einer Schänke vorüberkam, zog Baraban am linken Zügel und wollte umkehren und stehen bleiben, aber Polikei, obgleich er das ihm für die Einkäufe gegebene Geld bei sich hatte, versetzte Baraban einen Schlag mit der Peitsche und fuhr vorüber. Dasselbe that er aber auch bei einer anderen Schänke. Um die Mittagsstunde endlich kletterte er von der Telega herunter, öffnete das Hofthor eines Kaufmannshauses, wo die Leute der gnädigen Frau stets einzukehren pflegten, führte den Wagen hinein, spannte aus, schüttete dem Pferde Heu vor, aß sein Mittagbrod mit den Arbeitern des Kaufmannes, wobei er sich nicht enthalten konnte, zu erzählen, welch' wichtigen Geschäftes wegen er in die Stadt gekommen sei, und begab sich dann mit dem Briefe in der Mütze zum Gärtner. Der Gärtner, der Polikei kannte, fragte, nachdem er den Brief durchgelesen, mit sichtlichem Bedenken, ob man wirklich ihm den Auftrag gegeben, das Geld zu empfangen. Polikei spielte den Beleidigten, verstand es aber nicht recht und lächelte nur wieder auf die ihm eigene Weise. Der Gärtner las den Brief noch einmal durch und händigte ihm dann das Geld ein. Polikei steckte es in den Busen und ging in sein Absteigequartier zurück. Weder durch Bier- noch Trinkhäuser ließ er sich verführen. Er empfand eine angenehme Aufregung seines ganzen Wesens und blieb mehr als einmal vor dem Kramladen stehen und ging dann mit dem erhebenden Gefühle weiter: er könne Alles kaufen, werde es aber nicht thun. Nachdem er zu Abend gegessen, Baraban getränkt und ihm Hafer vorgeschüttet hatte, kletterte er auf den Ofen; dann nahm er das Couvert heraus, besah es von allen Seiten und bat den lesekundigen Hausknecht, ihm die Adresse und die Worte „Einliegend eintausend sechshundert siebenzehn Rubel Banko“ vorzulesen. Der Umschlag war aus einfachem Schreibpapier, die Siegel, mit einem Anker darauf, waren aus braunem Siegellack, ein großes in der Mitte, und vier kleinere an den vier Ecken. Der Siegellack war noch nebenbei auf das Papier getropft. Iljitsch sah sich das Alles genau an und prägte es sich in's Gedächtniß. Er betastete auch die spitzigen Ecken der Banknoten; dann steckte er das Couvert wieder in das Loch der Mütze, that die Mütze unter seinen Kopf und legte sich hin; aber auch in der Nacht wachte er mehrmals auf und tastete nach dem Couvert, und jedes Mal, wenn er es an seinem Platze fand, überkam ihn wieder das angenehme Bewußtsein, daß er, Polikei, der mit Schande bedeckte, von Allen beleidigte Polikei so viel Geld bei sich führe und es richtig abliefern werde — so richtig, wie es der Verwalter selbst nicht besser hätte thun können.

VII.

Mitternachts etwa wurden sowohl die Arbeiter als auch Polikei durch ein Klopfen am Hofthor und lautes Sprechen geweckt. Es waren die Rekruten aus Pokrowski mit ihrer Begleitung, zehn Mann im Ganzen: Chorjuschkin, Mitjuschkin und Ilga (Dutlow's Neffe), zwei Ersatzmänner, der Staroſt, der alte Dutlow und die Fuhrleute. In der Hütte brannte die Nachtlampe, und die Köchin schlief auf der Bank unter den Heiligenbildern. Sie sprang auf und begann Licht anzuzünden. Polikei wachte auch auf, beugte sich vom Ofen vor und sah die hereintretenden Bauern an. Alle machten beim Uebertreten der Schwelle andächtig das Zeichen des Kreuzes und setzten sich dann auf die Bänke. Sie verhielten sich Alle vollkommen ruhig, so daß man nicht unterscheiden konnte, wer freiwillig und wer gezwungen kam. Sie begrüßten sich, sprachen mit einander und verlangten zu essen. Einige waren allerdings schweigsam und traurig, dafür aber andere ungewöhnlich heiter und gesprächig, sichtlich angetrunken. Zu den letzteren gehörte auch Ilja, der bisher nie getrunken hatte.

„Laß es gut sein mit dem Branntwein,“ antwortete leichthin der Staroſt und wandte sich dann wieder zu den Anderen: „Begnügt Euch mit Brod, Kinder, wozu die Leute aufwecken!“

Die Bauern befolgten den Rath des Staroſten, holten ihre Brode aus den Wagen hervor, aßen und tranken Kwaß dazu. Dann legten sie sich theils auf die Diele, theils auf den Ofen nieder.

Ilja wiederholte immer von Zeit zu Zeit: „Gib Branntwein her, sage ich Dir, gib her.“ Plötzlich fiel sein Blick auf Polikei. „Iljitsch, hier! Iljitsch! Du hier, theurer Freund? Ich geh' ja unter die Soldaten, habe schon von der Mutter, von meiner Hausfrau Abschied genommen. Wie sie schluchzte! Unter die Soldaten steckt man mich. Laß Branntwein geben!“

„Habe kein Geld,“ antwortete Polikei. „Vielleicht, so Gott will, wirst Du noch frei,“ fügte er als Trost hinzu.

„Nein, Iljitsch, nun ist's aus; ich will selbst nicht mehr zurückbleiben. Der Onkel hat mich ja eingesteckt. Hätte er etwa sich selbst nicht losgekauft? Aber ihn reute das Geld

Digitized by Google

um den Sohn und so muß ich d'ran. . . Mir thut nur die Mutter leid; wie sich die Arme gegrämt hat! Und meine Hausfrau. So um Nichts und wieder Nichts sie zu Grunde zu richten, das ist schlecht! Jetzt ist es aus mit ihr: eine Soldatenfrau — das sagt genug! Hätte ich doch nicht geheirathet! Warum hat man mich verheirathet! ... Morgen kommen sie her."

Da wurde die Hausthür geöffnet und hastig wieder zugeschlagen, und herein trat der alte Dutlow, mit riesigen Bastschuhen an den Füßen.

Ilja verstummte beim Anblick des Onkels, senkte wieder den Blick auf die Bank und sprach, zum Starost gewandt:

„Gib Branntwein her, Jermila; ich will Schnaps trinken." Die Stimme klang böse und finster.

„So rede ihm doch Vernunft zu," sagte der Starost zu Dutlow, der seine Laterne schon angezündet hatte, aber noch stehen geblieben war, augenscheinlich, um zu sehen, was aus dem Streit werden würde.

Ilja sprach noch einmal: „Gib Branntwein her, oder es geht schlimm."

„Laß es bleiben, Ilja," antwortete der Starost beschwichtigend. „Wirklich, laß es bleiben, es wird besser sein."

Aber ehe er die letzten Worte ausgesprochen, sprang Ilja auf, schlug mit der Faust eines der Fenster in Scherben und schrie aus allen Kräften:

„Wollt Ihr mir den Willen nicht thun, so, da habt Ihr's!" Dabei wollte er sich zum anderen Fenster stürzen, um auch dieses einzuschlagen.

In einem Nu hatte Polikei sich zweimal um sich selbst über den Ofen gerollt und versteckte sich dann hinter demselben in einem Winkel. Der Starost warf seinen Löffel auf den Tisch und lief zu Ilja. Dutlow stellte langsam und kopfschüttelnd seine Laterne hin; dann nahm er seinen Gurt ab, schnalzte mit der Zunge und trat auf Ilja zu, der sich schon mit dem Starost und dem Dwornik herumschlug, die ihn nicht zum Fenster gelangen lassen wollten. Sie hatten ihn an den Händen gefaßt und hielten ihn, wie es schien, ganz fest. Aber kaum gewahrte Ilja seinen Onkel mit dem Gurt in der Hand, als seine Kräfte sich verzehnfachten. Er riß sich los und trat mit rollenden Augen und geballter Faust Dutlow entgegen.

„Ich schlage Dich todt, bleib' mir vom Leibe, Barbar! Du hast mich in's Verderben gestürzt! Du und Deine Räuber von Söhnen! Bleibe mir vom Leibe oder ich schlage Dich todt."

Iljuschka sah schrecklich aus, sein Gesicht war feuerroth, seine Augen rollten, sein ganzer junger, gesunder Körper zitterte wie im Fieber. Es schien, als könne und wolle er in diesem Augenblicke die drei über ihn herfallenden Bauern niederschlagen.

Es blitzte etwas in dem ewig ruhigen Gesichte Dutlow's auf. Er trat einen Schritt vor:

„Du willst gutwillig nicht hören! Da nimm es denn!" sagte er, und mit einer Energie, die man ihm nicht zugetraut hätte, packte er mit einer raschen Bewegung seinen Neffen, warf sich mit ihm zur Erde und begann mit Hülfe des Staroſten ihm die Hände zu binden. Ungefähr fünf Minuten rangen sie mit einander; endlich machte Dutlow seinen Pelz aus den Händen Iljuschka's, der ihn krampfhaft festhielt, frei, stand mit Hülfe der Bauern auf, richtete auch Ilja, dem man die Hände auf den Rücken gebunden, auf, setzte ihn hinter die Lade in die Ecke der Stube und ging wieder hinaus zu den Pferden.

„Mein Schurke von Onkel hat mich so weit gebracht," wiederholte Ilja mit verbissener Wuth. „Es ist ihm leid um sein Geld . . . Die Mutter sagte mir, der Verwalter habe befohlen, einen Rekruten zu kaufen. Er will nicht und sagt, er habe kein Geld! Haben wir Beide, mein Bruder und ich, ihm etwa nichts eingebracht? Ein Schurke ist er!"

Dutlow trat wieder in die Isba und setzte sich, nach einem kurzen Gebet vor dem Heiligenbilde, zu dem Staroſt. Die Köchin brachte ihm Kwaß und einen Löffel. Ilja war still geworden und hatte sich, mit dem Kopf auf dem Armjäk, hingelegt.

Der Staroſt zeigte schweigend auf ihn und schüttelte mißbilligend den Kopf. Dutlow machte ein bedauerndes Zeichen mit der Hand.

„Thut es mir etwa nicht leid? Meines leiblichen Bruders Sohn. Wahrscheinlich hat ihm seine Hausfrau, ein schlaues Frauenzimmer trotz ihrer Jugend, eingeredet, wir hätten Geld genug, um ihn loszukaufen. Nun wirft er mir das immer vor. Und dennoch thut mir der Bursche leid!"

Nachdem er gebetet, warf er einen Blick auf den Neffen. Dieser schlief. Er trat zu ihm, löste ihm den Gurt von den Händen und legte sich dann nieder.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Ein Großstädter,

Lustspiel in drei Acten von Edmond Gondinet.

Was mag es den Uebersetzer dieses neuen Werkes des heiteren Dramatikers des Palais Royal wohl für Kopfzerbrechen verursacht haben, einen einigermaßen entsprechenden deutschen Ausdruck des prägnanten französischen Originaltitels: „Un Parisien" aufzufinden! Die Einsicht, daß es nach dem Inhalte des Lustspiels überhaupt unmöglich sei, drückt sich naturgemäß schon aus in der directorialen Maßregel des Residenztheaters, auf seinen Ankündigungszetteln hinter der gebrechlichen deutschen Bezeichnung den Namen, den Gondinet selbst seinem Werke gab, noch ausdrücklich einzuschalten. Am Besten wäre es gewesen, überhaupt den französischen Sinn: „Ein Pariser" ganz unverdeutelt beizubehalten, denn es ist einmal ein Pariser und nur ein solcher, der uns in dem Helden des Stückes geschildert wird.

Eigentlich müßte uns decentralisationssüchtige Deutsche ein solches Lustspiel seltsam anmuthen, und ich kann mir nicht denken, daß derselbe Stoff in das Berlinische übersetzt eine andere als die satyrische Behandlung vertrüge. Wenn ein deutscher Schwankdichter nach Gondinet's Muster „Einen Berliner" schildern wollte, so müßte er, wollte er Wirkung erzielen, den Localpatriotismus des Helden in's Komische ziehen und ihn lächerlich machen. Anders der französische Autor. Er nimmt die Hingebung seines Pariſers an die einzige Stadt und die fast abgöttische Verehrung derselben durchaus ernst: die Stellen des Lustspiels, in denen der junge Lebemann von dem ihn stets fesselnden und nie ermüdenden Zauber des großen Lebens in der modernen Lutetia redet, sind stimmungsvoll, warm und fast überzeugend geschrieben; sie nehmen uns gefangen, mag unser Urtheil sich anfangs auch gegen diese Ueberrumpelung sträuben, und erregen unsere Sympathie für den seltsamen Fanatiker und sein Idol.

Allerdings geschieht das nicht ohne die liebenswürdigsten dramatischen Hülfsmittel. Der junge Pariser — Brichanteau ist sein Name — ist nicht nur sympathisch durch die warme Hingebung an seine große Heimat, sondern er ist auch ein edler Mensch geblieben trotz dieser unbeschränkten Hingabe. Und hierin liegt der bezaubernde Reiz dieses Gondinet'schen Stückes. Es ist, als wollte uns der Dramatiker an der fein und geistreich gezeichneten Figur des Brichanteau beweisen, daß das Pariser Leben besser ist, als sein Ruf, daß die Lockungen und Genüsse der Weltstadt den guten Kern eines Menschen zwar mit einer schlimm erscheinenden Kruste bedecken, aber im Grunde nicht zernagen können, und daß die Gefühle des wahren Edelmuthes und der reinen Liebe selbst in einem so berühmten Lebemanne, wie es Brichanteau ist, nicht vernichtet zu werden brauchen. Eine gefährliche Klippe hatte Gondinet allerdings bei dieser Beweisführung zu umschiffen, die der Sentimentalität. Es lag die Gefahr nahe, den edelmüthigen Junggesellen allzugut zu machen und seine vortrefflichen Eigenschaften nur als den Ausfluß einer gewissen Beschä-

Digitized by Google

mung über sein bisheriges Leben hinzustellen. Mit viel Glück und Geschicklichkeit, mit unvergleichlicher Anmuth und Heiterkeit hat der Autor diese Gefahr vermieden. Der Standpunkt, daß das Pariser high life das einzig menschenwürdige sei, wird unverrückt festgehalten und erst recht betont, als der Held im Begriffe ist, seinem bisherigen Rufe als vollendetster Lebemann einen Stoß zu versetzen. Die Beziehungen aus dem früheren flotten Leben Brichanteau's werden leise und höchst graziös in den Umschwung seiner Junggesellengrundsätze mit hineinverflochten und bilden in ihrer zarten Andeutung die Folie für den Edelstein seiner echten Würde.

Brichanteau, der bis in sein 35. Lebensjahr sein Dasein auf die angenehmste Weise verträumt hat, läßt in seiner eleganten Junggesellenwohnung am Boulevard des Italiens ein junges Mädchen erziehen, das er einst hülflos auf der Straße gefunden hat. Geneviève wächst arglos unter der Obhut einer Gouvernante auf und ebenso arglos erfreut sich ihr Beschützer an ihrer unbefangenen Liebenswürdigkeit und kindlichen Hingabe, ohne dabei zu bedenken, daß das Kind schon 17 Jahre geworden ist, und daß ihr Aufenthalt in der Höhle des Löwen gefährlich für ihren Ruf zu werden beginnt. Eine verheirathete Cousine aus der Kleinstadt Montauban, die den „berühmten" Brichanteau gerne zum Gemahle für ihre Tochter Léonide gewinnen möchte, wirft zum ersten Male den beiden Arglosen den Zweifel an der Selbstverständlichkeit ihres Zusammenlebens in die Seele, und Brichanteau, der gerade höchst unglücklich und zum ersten Male ärgerlich über Paris ist, weil ihm sein Hauswirth seine schöne Wohnung gekündigt hat, entschließt sich, Geneviève unter die Obhut dieser Cousine nach der Kleinstadt zu schicken, gleichzeitig aber auch selbst zum ersten Male Paris zu verlassen und ebenfalls in Montauban den Sommer zu verbringen. Der zweite Act spielt nun in der kleinen Stadt. Der unbefangene Pariser erregt natürlich durch die großstädtische Freiheit seiner Handlungen und seines Benehmens das Entsetzen der Nachbarn in Montauban. Er compromittirt Léonide und Geneviève, ohne es zu wollen, und flieht, als ihm seine Cousine mit schwiegermütterlichen Zwangsmaßregeln droht, entsetzt nach Paris zurück. Geneviève ist unter die Obhut eines alten Ehepaares ebenfalls dorthin geschickt worden. Nun findet aber — im dritten Acte — der scheinbar eingefleischte Junggeselle Brichanteau, daß ihm seine Wohnung, die ihm von dem besänftigten Hauswirth wieder eingeräumt wird, langweilig ist ohne Geneviève. Er beschließt Geneviève zu adoptiren und an einen Freund zu verheirathen, um als Vater bei beiden zu hausen, aber als er eben dem Freunde dieses „Geschenk" angeboten hat, wird er inne, wie groß der Werth desselben ist, er nimmt wahr, daß er nicht nur ohne seinen Schützling nicht leben kann, sondern daß er das Mädchen liebt, und da seine Liebe schon längst heimlich erwiedert wird, schließt das Stück mit der Vereinigung glücklich ab.

Man sieht, daß der Inhalt höchst einfach ist; auch ist er nicht gerade neu. Aber die Art, in welcher er vor uns entwickelt wird, ist frisch und fesselnd und der Grundton des Lustspiels: die Freude des jungen Mannes an seinem schönen Paris, die Heiterkeit, die sein Leben und Wesen durch den Aufenthalt daselbst gewinnen, die Unbefangenheit der Anschauung und echte Menschlichkeit, die nur ein Großstädter — nein, nur der Pariser — völlig und rein in sich entwickeln kann, dieser Grundton klingt uns sympathisch, soweit man auch von der grundlosen Verhimmelung der Seinestadt entfernt sein mag. Das Stück ist mit großer Wärme geschrieben und athmet eine gesunde Heiterkeit, die weit verschieden ist von dem beißend scharfen Witze anderer moderner französischen Stücke.

Daß in der komischen Figur des eifersüchtigen Hauswirthes auch zuweilen dieser Art von Witz Rechnung getragen wird, verletzt nicht, wenn man Gondinet's anmuthige Satire kennt. Sie bleibt trotz mancher durchschlagenden Epigramme immerhin in den Grenzen der Schicklichkeit. Auch ist die Gestalt dieses Hauseigenthümers, diese Mischung von Grobheit gegen seine Miether, von Eifersucht und zugleich von Furcht vor der Lächerlichkeit, ein so trefflicher Typus der großstädtischen Wohnungstyrannen, daß auch wir Berliner dem Autor für diese Skizze dankbar sein müssen. B.

Notizen.

Das neue Großherzogliche Hoftheater in Schwerin.

Von H. E.

Vielfach und nicht mit Unrecht wird unsere Zeit als eine materialistische, den Idealen abholde bezeichnet, in welcher Gewalt und Geld als Hauptfactoren wirken. Nichtsdestoweniger haben die letzten zwanzig Jahre mehr neue Kunstinstitute, also dem Ideale dienende Einrichtungen und Hervorbringungen erzeugt, als irgend eine vorhergehende Periode. Kunstausstellungen jeglicher Art, neue Theatergebäude, Museen, Concertsäle, Conservatorien und Academien, Musikgesellschaften und Concertunternehmer; alle erfreuen sich günstigen Zuspruches. Gute Aufführungen älterer klassischer Werke üben fast dieselbe Anziehungskraft wie die Wagner'schen Musikdramen in der Oper und die modernen Sensationsstücke im Schauspiel. Allerdings findet das Gemeine die zahlreichsten Abnehmer — wann war das je anders? Der unbedingte Verehrer der „guten alten Zeit" lese die Theaterzettel der Hof- und anderen Theater aus den Jahren, als Goethe und Schiller noch lebten und wirkten, und er wird sich überzeugen, daß die Werke der großen deutschen Dichter damals nicht häufiger auf der Bühne erschienen sind als jetzt; er lese Schiller's Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen aus dem Jahre 1795 und dessen Artikel „Ueber das deutsche Theater", und es wird ihm klar werden, daß die Klagen über das Zurückdrängen des Idealen durch die materiellen Bestrebungen fast immer dieselben gewesen sind.

Die heftigsten Klagen werden selbstverständlich von jeher gegen das Theater geführt, aber lange bevor Aristophanes, der Liebling der Athenienser, Euripides als den Verderber der Dichtkunst verhöhnte, hatte ein Thespiskärner gegen die größeren Tragödien geeifert. Der unermeßliche allumfassende Goethe hat in seinem Vorspiel zum Faust in den Bemerkungen des Schauspieldirectors und der lustigen Person gegenüber dem Dichter am besten dargelegt, was die Leute, die das Theater besuchen, daselbst finden wollen.

Fast ebenso alt als die Klagen über das Theater ist der Streit, ob die Kunstpflege auf einem Hoftheater oder einem Privatinstitute heimischer sein könne, ob ihr die Einflüsse, die bei allen Hofeinrichtungen mitwirken, gefährlicher sind, als die Interessen und Neigungen eines Privatdirectors oder umgekehrt. Auch dieser Streit ist insofern ein unentschiedener, als die für und wider auf beiden Seiten von derselben Schwere sind. Eine Thatsache darf nicht unbetont bleiben: daß in kleineren Residenzen ein gutes Theater ohne Unterstützung des Hofes ganz unmöglich bestehen könnte. Aufführungen, wie die von Gluck's „Iphigenie in Aulis" und Schiller's „Maria Stuart", wie sie das neue Hoftheater in Schwerin bei der Eröffnungsfeier geboten hat, kann man nur von den größten Stadttheatern erwarten, und auch von diesen nicht mit solcher Pracht der Ausstattung!

Das alte Theater war im Frühjahre 1882 abgebrannt; dem energischen Willen des kunstsinnigen Großherzogs ist zu danken, daß der neue Bau, im Sommer 1883 begonnen, in so verhältnißmäßig kurzer Zeit dem gedeihlichen Ende zugeführt worden ist. Er ist nach den Entwürfen des Baurathes Daniel ausgeführt. Das Gebäude steht auf demselben Platze, an dem das alte sich befand, ist aber bedeutend größer; Decorationen und Maschinen sind in zwei eigenen, von dem Hauptgebäude getrennten Häusern untergebracht.

Dieses bietet eine Haupt- und zwei Seitenfronten im Renaissancestil. An der Hauptfront befindet sich eine Unterfahrt für die Wagen, die zwar unzweifelhaft einen praktischen Zweck erfüllt, dagegen den künstlerischen Eindruck der Fronte abschwächt. Es konnte überhaupt nach meinen ästhetischen Gefühlen den künstlerischen Verhältnissen des Raumes hier und da mehr Rücksicht gewidmet werden, dort besonders, wo die künstlerische Wirkung als Hauptbedingung zu betrachten, wie in der Eingangshalle und in den Foyers rechts und links vom ersten Range. Die erstere ist sehr schön, aber die Wölbung erscheint gedrückt, die Foyers sind für

Digitized by Google

den, der aus dem sehr schmucken Zuschauerraum eintritt, doch ein wenig zu sparsam decorirt.

Einen prächtigen und zugleich heiteren Anblick gewähren das innere Theater, die Bühne und der Concertsaal. Der Zuschauerraum, der tausend Menschen fassen kann, ist ganz in lichter Farbe im Rococostil ausgeschmückt, und mit Glühlicht beleuchtet; die innerhalb der Logenbrüstungen angebrachten Lämpchen erzeugen ganz eigenthümliche heitere Eindrücke. (Die Beleuchtung wird in dem oben erwähnten Maschinenhause, wo auch die Heizungsapparate liegen, bereitet.) Die Bühne, über 28 Meter breit und über 17 Meter tief, erscheint wie in einen Rahmen eingefaßt, da die Rampe, die Seitenwände und die obere Decke ganz gleichartig gestaltet sind. Das Orchester liegt tief, ist aber vom Parquet aus sichtbar. Ueber dem Orchester befinden sich rechts die Hoflogen, links die Fremden- und Intendantenloge. Außerdem befindet sich in der Mitte des ersten Ranges die große Galahofloge, wie in der Berliner Hofoper, in directem Zusammenhange mit der Hofloge des Concertsaales. Die Bühne selbst ist fast 20 Meter hoch, nach unten etwa drei Stockwerke tief; sie liegt gleich dem Parquet über eine Treppe hoch, da beim Baue von vorneherein auf die Beschaffenheit des Terrains geachtet werden mußte, das wegen des Grundwassers starke Tiefbauten nicht gestattet (Schwerin ist von Seen umgeben). Alle Vorrichtungen der Bühne sind, mit Ausnahme der „Bretter, welche die Welt bedeuten", aus Eisen geformt. Die Decorationen sind von den Wiener Hofmalern Brioschi und Burghardt, und vom Mecklenburger Hofmaler Wilbrandt angefertigt, und die Festaufführungen haben bewiesen, daß die Intendanz dem klassischen Schauspiele dieselbe sorgfältige Ausstattung widmet wie der Oper.

Die Feier begann mit einem Festspiel von Puttlitz „Die Weihe des Hauses", in welchem der Dichter offenbar dem Goethe'schen Muster folgte und mit glücklichem Griffe Thatsächliches und Allegorisches verband. Die sehr anregende Dichtung war von einer durchaus charakteristischen Musik des Hofkapellmeisters Schmitt unterstützt, von dem ich noch sprechen werde. Die Maschinerie erwies sich als ein wahres Meisterstück des bayerischen Obermaschinenmeisters Lautenschläger aus München und seines Schülers Dodell. Nach dem Festspiele folgte Gluck's „Iphigenie in Aulis", in vorzüglicher Aufführung. Auch die kleineren Rollen waren alle sehr gut besetzt, Chor und Orchester vorzüglich.

Der zweite Abend brachte Schiller's „Maria Stuart" in nahezu vollendeter Darstellung. Die Costüme und Decorationen, sowie die Leitung der einzelnen Gruppen waren über allen Preis erhaben, selbst die Meininger haben nie Schöneres geboten. Dem Festconcerte beizuwohnen, war mir leider nicht vergönnt, ich konnte nur eine kleine Probe einzelner Stellen vernehmen, mich des ungemein geschmackvollen Concertsaales und seiner guten Akustik erfreuen. Aber von dem Wirken in der Bedeutung des Hofcapellmeisters Schmitt habe ich während der zwei Tage volle Erkenntniß gewonnen und kann sagen, er gehört nicht allein zu den Orchesterleitern allerersten Ranges, sondern auch zu den sehr seltenen Männern, die einen Ueberblick Alles dessen besitzen, was zur Scene gehört, und die nöthige ausdauernde Entschlossenheit, ihre Ueberzeugung durchzuführen. Während der Generalprobe des Puttlitz'schen Festspieles kamen mehrfache Störungen vor, da der Edisonmaschinist, der die Beleuchtung anzuordnen hatte, mit dem Bühnenwesen nicht ganz vertraut war, und daher bei den Decorationsverwandlungen das richtige Zeitmaß nicht einhielt, so daß die Gruppen, die Beleuchtung und die Musik nicht im Einklang standen. Hier entwickelte Hofcapellmeister Schmidt wahrhaft erstaunlich rasche Auffassung alles Scenischen, selbst des rein Technischen, und größte Energie; und nicht wenig ist ihm von dem Erfolge der Hauptaufführung des Festspieles am folgenden Abende zuzuschreiben, an welchem, eine ganz kleine Verspätung abgerechnet, Alles auf's Beste gelang und allgemeine Bewunderung erregte. In der „Iphigenie" zeigte Schmitt den echten, wahrhaft künstlerischen Capellmeister, der mit unfehlbarer Sicherheit und mit Schwung Alles wie am Schnürchen leitet. Und das Programm seines Festconcertes, Bach, Brahms, Schumann und die „Neunte", bewies, wie richtig er die hohe Aufgabe der Tonkunst auffaßt. Allerdings wird er in seinen Bestrebungen von dem Hoftheaterintendanten Freiherrn von Ledebur unterstützt. Dieser ist ebenfalls ein wahrer Künstler seines Faches, der alles Scenische selbst anordnet und mit leitet, dem nichts entgeht, was zur Abrundung des Ganzen gehört — unstreitig einer der feinsinnigsten und gewandtesten deutschen Bühnenlenker. Wo solche Kräfte vereint wirken, da ist das Hoftheater die Stätte wahrer Kunstpflege, und diese Ueberzeugung haben alle Gäste der Festtage mitgenommen.

Novellen von Hermann Küchling. (Breslau, Verlag von Eduard Trewendt.) — Trotz der übermäßigen Breite, welche die Darstellung in diesen Novellen verunziert, verrathen dieselben doch durch die geschickt und spannend angelegte Handlung eine kundige Autorenhand. Die erste derselben, „Mephisto's Schwiegersohn", schildert die Liebe eines jungen Gelehrten zu der Tochter eines wandernden Schauspieldirectors, und behandelt das Problem der Dumas'schen „Denise": den Zweifel, ob ein schon gefallenes Mädchen, das die alte Schuld durch ein neues tugendhaftes Leben sühnte, zu rehabilitiren sei, in bejahender Weise. In der zweiten und gediegensten Novelle: „Wildauer", werden die Eifersuchtsqualen eines jungen Ehemannes dargestellt, der eine Wittwe geheirathet, mit welcher er früher selbst die Ehe gebrochen hatte. Sie ist ein tragisches Familiengemälde, in dem aber die Linien, die zu einem versöhnenden Schlusse führen, bereits in wohlthuender Weise vorgezeichnet sind. Ueber die letzte Novelle: „Liebesopfer" läßt sich das Urtheil fällen, daß die Handlung etwas zu complicirt erscheint, was bei der Ausführlichkeit der Darstellung besonders ermüdend in die Augen fällt, daß aber eine trefflich gezeichnete Mädchenfigur uns einigermaßen über diese Mängel tröstet.

Richard Wagner-Jahrbuch. Herausgegeben von Joseph Kürschner. 1. Band. (Stuttgart, Selbstverlag des Herausgebers.) — Dieses Jahrbuch will nicht im Gegensatz zu den „Bayreuther Blättern" stehen, sondern eine Ergänzung derselben bilden. Während jene in letzter Linie ästhetisch-ethische Tendenzen verfolgen, pflegt dieses das historische Interesse, während jene durch sofortige Mittheilung, durch unmittelbares Einwirken die Tradition des Meisters fortsetzen wollen, sucht dieses seinen Vorzug in der Einheitlichkeit und Abgeschlossenheit seiner Forschungen. „Es soll die Fülle der Wagner betreffenden oder durch ihn angeregten künstlerischen und kunstwissenschaftlichen Fragen gründlich, aber zugleich verständlich behandeln, literarischen Ernst mit populärer Propaganda verbinden." Der vorliegende erste Band wird durch die Reichhaltigkeit, durch die Auserlesenheit und Mannigfaltigkeit seines Stoffes diesem Zwecke durchaus gerecht. Nach einer ein weihevolles Festspiel „Zu Wagner's Gedächtniß" von Heinrich Bulthaupt und eine Darlegung der „Ziele und Zwecke" der Wagnergemeinde von Max Koch umfassenden Einleitung folgen zunächst eine große Anzahl von „Erinnerungen und Begegnungen", sowie „Annalen zur Familien- und Jugendgeschichte Richard Wagner's" (letztere zusammengestellt von C. Glasenapp) als nothwendiger Cultus der Persönlichkeit des Meisters. Hieran schließen sich eine Reihe von ästhetischen Aufsätzen, welche Wagner's Kunst im Allgemeinen behandeln, und nach einer Relation über das „Werk in Bayreuth" einige Essays über einzelne Werke Wagner's. Auch die „absprechende Kritik" gelangt in den letzteren (in einem Aufsatze Moritz Wirth's über die König Marke-Frage) zum Worte. Unter der Rubrik: „Das Ausland" finden wir ebenso einen sehr skeptischen Artikel von Paul Marsop über die Aussichten der Wagner'schen Kunst in Frankreich. — Eine sehr umfangreiche und eingehende „Chronik" beschließt das Ganze. Dieselbe behandelt auch die Bibliographie in sehr übersichtlicher, aber nicht vollständiger Weise.

Digitized by Google

Inserate.

Vierte Preisherabsetzung.

H. R. Mecklenburg in Berlin C. 2, Klosterstrasse 38

bietet **tadellos neu,** meist in reichverzierten Prachtbänden an:

Oberländer, Fremde Völker d. a. u. n. Welt. M. 280 Ill. (40 M) 20 M. — Salonbilder d. Archit., Sculpt. u. Malerei (30 M) 13 M. — Internat. Citatenschatz (Sentenzen u. Sprichw.) 5,50 M. — **Mannfeld,** Durch's deutsche Land. Orig.-Rad. (30 M) 15 M. — **Löwenstein,** Ehret d. Frauen (20 M) 10 M. — **Stillfried u. Kugler,** D. Hohenzoll. u. d. dtsch. Vaterld. 18 M. — D. Thüring. Wald n. Aquar. v. Köhler (30 M) 13 M. — **Carmen Sylva,** M. Rhein. M. 20 Radirgn. v. Döpler. 9 M. — Leben u. Streben in Wort u. Bild. M. Aquar. v. A. Schrödter (36 M) 19 M. — **Wessely,** D. weibl. Modell. M. 31 interess. Illustr. (40 M) 17 M. — **Gaertner,** A. K. Wilhelms Jugendz. (15 M) 9 M. — Münchener bunte Mappe. Orig.-Beitr. Münch. Künstl. u. Schriftst. 9 M. — Berliner bunte Mappe 1886. Gegenst. z. Mchnr. 10 M. — **Hoffweiler,** Sizilien. M. 25 Orig.-Z. (25 M) 8 M. — Dichter. Charakterb. 2 Bde. I. G. Freytag, s. Leben u. Schaffen. II. Jul. Wolff u. dess. Dichtgn., zus. 7 M. — **Wessely,** Klass. d. antik. Plastik. M. 82 Lichtdr. 10 M. — **Heyse's** Fremdwörterb. (6 M) 4,50 M. — **Merling,** Elektr. Beleuchtg. 1882. (16 M) 4 M. — **Weech,** Gesch. d. Deutsch. s. d. Reformat. 1879. (9 M) 5 M. — **Schaumann,** Erwerbg. d. Kr. Grossbrit. durch Kgr. Hannover (2,40 M) 1,50 M. — **Dohme,** Kunst u. Künstler Italiens. 3 Bde. M. e. Hundert Ill. (68 M) 27 M. — **Lübke,** Gesch. d. ital. Malerei. 4./16. J. (54 M) 20 M. — **Heine's** sämmtl. Werke. 6 M. — **Shakespeare's** sämmtl. W., hersg. v. Schlegel u. Tieck. 6 M. — Kulturb. a. deutsch. Kolon. M. zahlr. Abb. 4,50 M. — **Bodenstedt,** Kunst u. Leben. E. Alman. f. dtsch. Haus. 3 Bde. (30 M) 13 M, einz. je 5 M. — **v. Broglie,** Friedrich d. Gr. u. M. Theresia. 1884. (13 M) 7 M. — Reise w. Willen, ill. v. Doré. 4,50 M. — Ausgew. Lieder v. Bach, Haydn, Mozart, Schubert, Schumann, Mendelssohn u. A. 82 Notens. m. 11 Lichtdr. (15 M) 10 M. — **Polko,** A. d. Künstlerw. (6 M) 4 M. — **Rafael Sanzio's** W. in Umr. s. Gemälde in Kupfer gest. 235 Bl. Fol. in Mappe (30 M) 13 M. — **Gregorovius,** Ins. Capri. M. 18 Holzschn. (12 M) 6 M. — **Simons,** Spanien. M. 350 Illustr. (75 M) 36 M.

Bei einer weitverbreiteten Zeitschrift wird ein

Theilhaber und Redacteur

mit einer Baareinlage von 20,000 Mark gesucht. Man gibt den Vorzug einem jungen Manne von academischer Bildung, der sich als 2. Redacteur journalistische Routine und als Mitarbeiter schnell eine literarische Stellung erwerben könnte. Gefl. Anerbietungen unter **F. 32** vermittelt die Druckerei von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Institut

von M. Puppel & A. Heyroth

Berlin N.W., Kronprinzen-Ufer 27.

Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände.

Schulzirkel. Privatkurse f. erwachsene Mädchen.

Prospecte und Referenzen auf Wunsch.

Sprechstunden 11—1 Uhr und 5—6 Uhr.

Wichtige kulturhistorische Novität.

Nordafrika

im Lichte der Kulturgeschichte

von

Gust. Diercks.

26 Bogen gr. 8°. broch. M 5.—

Vorrätig oder zu beziehen durch alle Buchhandlg.

Verlag von **Georg D. W. Callwey,** München.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft:

Goethe, Sämmtl. Werke m. Einleitung v. Gödeke. Cotta. 36 Bde. in 18 neuen Liebhaber-Halbfrzbdn. 35 M. — **Schiller,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Hlbfrzbdn. 12 M. — **Lessing,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. 12 M. — **Briefwechsel** zwischen Schiller u. Goethe. 3. Aufl. Cotta. 2 Bde. geb. 3 M. — **Schlosser,** Weltgeschichte f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Register in Orig.-Leinwbdn. 40 M. — **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Or.-Leinwbdn. 4 M. — **Zola,** Romane (Todtschläger, Plassans, Bauch v. Paris, Medan, Blättl. Liebe, Hallali, Pastor Mouret, Erzählungen, Raquin) übers. v. Wohlfahrt u. A. 8 Leinwbde. 15 M. — **Goethe,** Werke. Ill. v. ersten deutschen Künstlern. Hrsg. v. Düntzer. Stuttgart, Hallberger. Neueste Auflage. 5 Prachtbände, ganz neu, als Festgeschenk geeignet. Statt 60 M nur 25 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken u. einzeln z. höchsten Preis! Kataloge m. Lagers liefere für 30 Pf. fro.

L. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Im Verlage der **Dyk'schen** Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rönnefahrt, Schillers dramatisches Gedicht Wallenstein, aus seinem Inhalt erklärt. gr. 8°. geheftet M 2.80.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Dramatische Werke

von **Lothar Clement.**

König Ludwig XI. von Frankreich.
Trauerspiel in 5 Akten.
1882. 105 S. u. 1 Musikbeilage.

Die vier Temperamente.
Lustspiel in 5 Akten.
1883. IV, 155 S.

Der Flibustier oder Seelenspiele.
Lustspiel in 5 Akten.
1886. IV, 119 S.
Preis geh. je 3 Mk., geb. je 4 Mk.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Novellen

von

Hermann Küchling.

Inhalt:
Mephistos Schwiegersohn. — Wildauer. — Liebesopfer.
Elegant brosch. Preis 6 Mark.

Neuer Verlag von **Carl Reißner** in **Leipzig.**

Abgründe des Lebens. Novellen von Ida Boy-Ed. Geheftet 3 M. Eleg. geb. 4 M.

Die Amerikanerin. Roman von Sophie Junghans. Geheftet 4 M 50 Pf. Eleg. geb. 5 M 50 Pf.

Dunkle Existenzen. Roman von Konrad Telmann. 4 Bände. Geheftet 14 M. Eleg. geb. 16 M.

In Vorbereitung:

Pia. Roman aus dem 13. Jahrhundert von Ernst Eckstein. Geheftet 6 M. Eleg. geb. 7 M.

Der große Kurfürst in Preußen. Vaterländischer Roman von Ernst Wichert.
Erste Abtheilung: **Konrad Born.** Geheftet 6 M. Eleg. geb. 7 M.
Zweite Abtheilung: **Der Schöppenmeister.** Geheftet 7 M. Eleg. geb. 8 M.

In meinem Verlage ist erschienen:

Ritter,
Neun Scenenbilder aus Parsifal.

Photogr. von **Jos. Albert** in **München.**

Cabinet in eleganter Mappe M 10.—
Folio " " " " 25.—
Royal " " " " 50.—

Zu haben in allen Kunst- und Buchhandlungen und beim Verleger **Heinrich Heuschmann jun., Bayreuth.**

Hierzu zwei Beilagen von S. Hirzel in Leipzig und Ferdinand Enke in Stuttgart.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 23. October 1886. Band XXX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die deutsch-französische Annäherung. Von Wilhelm Singer. — **Literatur und Kunst:** Neues aus alten Briefen. — Robert Schumann als Dichter. Von Oskar Bulle. — Zur populären Naturkunde. Von Carus Sterne. — **Feuilleton:** Politei. Von Graf Leo Tolstoi. Autorisirte Uebersetzung. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Gräfin Lambach. Schauspiel in vier Aufzügen von Hugo Lubliner. Von B. — Notizen. — Inserate.

Die deutsch-französische Annäherung.

Von Wilhelm Singer.

Paris, Mitte October.

Die beunruhigenden Vorgänge in Bulgarien haben den Blick der Welt vom Westen abgekehrt. Und doch bereitet sich hier eine Sachlage vor, anders interessant, als der Dampf der bulgarischen Schmerzenskinder gegen den wüthenden Heißsporn, General Kaulbars, dessen Auftreten mehr die eine rauhe Männlichkeit liebenden Poeten, als die vorsichtige Diplomatie zu Lobeserhebungen verführen wird. Es scheint, daß der bisherige unerquickliche und auf den Geist des ganzen Europa drückende, aus dem ungeklärten Verhältnisse Deutschlands zu Frankreich hervorgegangene Zustand eine Wendung zum Besseren erfahren soll. Wolle es ein gütiges Schicksal! Nichts wirkt lähmender auf die freie Entwickelung aller gesellschafterhaltenden materiellen wie geistigen Kräfte, als das gegenseitige Mißtrauen, womit sich die beiden Staaten betrachteten und die daraus entspringende Besorgniß, daß unerwartet eine giltige Ursache für einen schrecklichen Zusammenstoß entstehen könnte. Wir zweifeln nicht daran, daß man in Deutschland für diesen Fall bis an die Zähne gerüstet sei. Allein Niemand wird leugnen, das trotz dieses Bewußtseins, die Richtung der auswärtigen Politik Deutschlands keine so freie sein kann, als sie es wäre, hätte man über die Pläne und Absichten, über die Haltung Frankreichs in gewissen Eventualitäten mehr Beruhigung und Sicherheit, wie bisher und gelänge es, offenkundig darzuthun, daß trotz mancher nach Deutschland hinüber mißtönenden Stimmen man mit dem französischen Nachbar ganz gut im Frieden zu leben im Stande sei. Für Frankreich wiederum wäre es vom höchsten Werth, wenn es, mit Recht oder Unrecht, nicht von der beunruhigenden Annahme gequält würde, daß, alles was auf dem Gebiete der äußeren Politik herbeigeführt werde, nur den Zweck habe, Frankreich zu vereinsamen, es vom Rathe Europas entweder ganz auszuschließen oder es daselbst jedes bestimmenden Einflusses zu entkleiden; wenn ferner in Deutschland nicht mehr mit Vorliebe als Wortführer Frankreichs jene lärmenden und unbesonnenen Elemente angesehen würden, die mit ihrem tollen Geschrei die Stimmen der vornehmen Vertreter des Landes übertäuben: mit einem Worte, wenn das häßliche Wort „Revanche" auf seinen natürlichen Unwerth zurückgeführt, nicht mehr als Schreckgespenst umherwandeln dürfte.

Oft ist es schon vorgekommen, daß zwei Gegner einander auf Leben und Tod bekämpften, bis ein Zufall sie zusammenbrachte und sie aus dem persönlichen Verkehr erkannten, daß sie von einander eine viel zu schlimme Vorstellung hatten. Vielleicht wird sich Aehnliches zwischen Deutschland und Frankreich abspielen. Der Minister des Aeußeren, Herr v. Freycinet, hat als neuen Botschafter nach Berlin Herrn Jules Herbette geschickt, einen Mann, in den er volles Vertrauen setzt, der die intimsten politischen Ideen seines Chefs zu kennen in der Lage ist, der in die Richtung eingeweiht ist, welche die auswärtige Politik Frankreichs unter der Leitung des Herrn v. Freycinet genommen und der, ohne gerade Einer von den republikanischen „Kämpfern" zu sein, — seine amtliche Stellung, wenn nicht schon sein Temperament hätten ihn daran verhindert — doch von den Nothwendigkeiten, Eigenartigkeiten und besonderen Bedürfnissen einer republikanischen Regierung völlig durchtränkt ist. Bei aller ihrer großen Ehrenhaftigkeit und Geschicklichkeit waren die bisherigen Vertreter der französischen Republik in Berlin doch vermöge ihrer Vergangenheit und ihrer Anschauungen kaum im Stande, die Absichten, Nothwendigkeiten und die aus den besonderen Verhältnissen entspringende jeweilige Haltung einer republikanischen Regierung überzeugend darzuthun. Es ist vielleicht bloß eine irrige Annahme, die aber in Frankreich allgemein herrschte, daß in Deutschland seit längerer Zeit besondere Gründe vorwalten, der gegenwärtigen Regierung nicht dasselbe Entgegenkommen zu zeigen, wie der vergangenen und in den Frankreich interessirenden Angelegenheiten mehr deren Gegnerschaft zuzuneigen. Die nächste Aufgabe des neuen Botschafters wird es nun sein, sich der Sachlage vom Standpunkte eines republikanischen Beamten genau klar zu werden und die Aufklärung von Mißverständnissen, wenn sie wirklich vorhanden wären, nach bestem Wissen und Können zu versuchen. Soweit der Schreiber dieser Zeilen die Verhältnisse in Frankreich zu verstehen vermag, glaubt er, mit den vielen ruhigen und verständigen Politikern, die hier abseits vom Geräusch des offenen Marktes die Schicksale ihres Landes mit patriotischer Sorgfalt beobachten, behaupten zu dürfen, daß die Entsendung des Herrn Jules Herbettes, des Vertrauensmannes von Freycinet, ein entgegenkommender Schritt sei, die unzweifelhafte Bekundung des Willens Frankreichs, den Boden zu prüfen, auf welchem ein Zusammengehen der beiden Staaten möglich wäre. Wo die beiderseitigen Interessen es erheischen, soll nunmehr ein Gedankenaustausch hervorgerufen werden über die gegenseitige Achtung und Nichtbehinderung parallel laufender Interessen. Sicherlich, die Zeit der Abschließung von Verträgen und der besonderen Missionen ist noch nicht herangekommen. Es muß erst von der schroffen zur

Digitized by Google

freundschaftlichen Haltung ein Uebergangsstadium geschaffen werden, mit dem sich die öffentliche Meinung leicht vertraut machen kann: ein modus vivendi, mit dem gegenseitigen Willen, gute Nachbarschaft zu halten.

Wenn also politische Däumlinge, die Siebenmeilenstiefel anziehend, gleich von großartigen Plänen sprechen, welche Frankreich jetzt im Auge hat und wozu es die Mithülfe Deutschlands anrufen wolle, so verkaufen sie das Fell, ehe sie den Bären haben. Vor Allem weiß man ja gar nicht, welche Dispositionen die Reichsregierung dem neuen Abgesandten entgegen bringen wird, ob überhaupt deutscherseits ein Interesse vorhanden, an der bisherigen Haltung von Cabinet zu Cabinet, die im Großen und Ganzen ja eine höfliche war, eine Aenderung eintreten zu lassen. Wenn man daher schon von der neuerlichen Aufwerfung der ägyptischen Frage und von anderen Unternehmungen am Mittelmeer spricht, so verkennt man das zu Abenteuern sehr wenig geneigte Naturell Freycinet's. Die ägyptische Frage braucht nicht von Frankreich aufgeworfen zu werden. Es bestehen gewisse Verpflichtungen Seitens Englands, die ihren Verfallstag haben. Daß England diese Verpflichtungen genau ausführe, ist nicht bloß für Frankreich, sondern auch für ganz Europa von Werth. Die Engländer sind über die Ansichten Frankreichs in der ägyptischen Frage völlig unterrichtet. Sie wissen sehr wohl, daß eine weitere Ausbreitung ihrer Macht daselbst auf den entschiedenen Widerstand Frankreichs stoßen würde. Wenn also von einem Aufrollen der ägyptischen Frage die Rede wäre, so könnte bloß England es sein, welches sie aufwürfe. Dieses Argument soll aber nicht als Maßstab für das wahre Sachverhältniß dienen. Ja, durch eine besondere Verkettung von Umständen lastet die ägyptische Frage besonders auf der äußeren Politik Frankreichs. Und falls England sich in der Erfüllung seiner Verpflichtungen säumig zeigte, dann würde in Frankreich eine Erregung entstehen, deren sich vielleicht gewisse Staaten zu vorübergehendem Vortheil bedienen wollten. Subtile Politiker wird es geben, welche sich sagen: „Desto besser, wenn England und Frankreich eine einander lähmende Beschäftigung haben, wenn der Zwist um Aegypten auf diesen zwei Staaten lastet, desto vortheilhafter für Deutschland!" Wir glauben nicht, daß deutsche Politiker lange solch ein Raisonnement halten können. Je weniger Stoff zu Unruhen nnd Reibungen in Europa vorhanden, ein desto größerer Vortheil für die Welt. Man muß ja auch an die Gruppirungen denken, welche die ägyptische Frage im Gefolge haben könnte, Gruppirungen, welche dann ganz wo anders hin auslaufen würden, als in das Nilthal. Vom ägyptischen Alp einmal befreit, könnte die republikanische Regierung viel eher friedlichen Tendenzen zugänglich sein. Die Haltung Deutschlands in dieser Sache wird nun einen Gradmesser abgeben für die ernste öffentliche Meinung in Frankreich. Man wird hier daraus deutlicher erkennen, ob eine Annäherung der Politiker beider Staaten möglich war, als aus Zugeständnissen bei vorübergehenden Ereignissen, die wohl für einen Augenblick schmeicheln können, aber für das politische Leben der Nation von geringem Werthe sind. Und was will denn für die freundschaftliche Haltung Deutschlands, wird man fragen, Frankreich berathen? Mit dieser Frage braucht sich Niemand seinen Kopf zu zerbrechen. Diese überlasse man ganz dem Fürsten Bismarck. So schüchtern ist er nicht. Wegen der schönen blauen Augen des Herrn v. Freycinet allein wird er gewiß keine Complimente an Frankreich richten. Fürst Bismarck kennt Frankreich. Er weiß, was er begehren, wie weit er gehen darf, ohne die französische Regierung in die Unmöglichkeit zu bringen, die Forderung bei der öffentlichen Meinung des Landes durchzusetzen.

Die große Frage ist bloß, wird die französische Kammer die Regierung am Leben lassen, so daß sie eine gewisse Gewähr für ihre Anerbietungen und Verpflichtungen leisten könnte? Wenn nicht ein unvorhergesehener Streich auf das Ministerium fällt, so kann man nach aller menschlichen Voraussicht sagen, daß die Regierung länger leben werde, als die bisherigen Erfahrungen mit dem französischen Parlamente vorauszusagen erlaubten. Warum? Weil Herr v. Freycinet in letzter Zeit an Autorität viel gewonnen? Weil er durch seine Reise nach dem Süden und den dort gehaltenen Reden sich neue Titel für die Führerschaft der republikanischen Partei erworben? Nein! Das Prestige schützt einen französischen Staatsmann nicht vor jähem Niedergang. Sondern, weil er das Ergebniß ist aus zwei nach verschiedenen Richtungen laufenden Kräften. Wie die heutige Kammer besteht, ist nur ein Mann möglich, der im Großen und Ganzen von beiden einander widerstrebenden Parteien, den Opportunisten und den Radicalen, acceptirt ist. Stürzte er, dann müßte ja die neue Regierung nach der vorgeschrittenen oder nach der gemäßigteren Richtung hin Farbe bekennen, dann aber wäre das mühsam zusammengehaltene Lager der republikanischen Partei unheilbar getheilt und dann würde die Kammer ein trauriges Beispiel von Ohnmacht liefern — zur Freude der Reaction, die wieder auflebte und Muth gewänne. Das wissen die Republikaner, und darum müssen auch die ihm Heerfolge leisten, welche sonst seinen Sturz nicht als den größten Schmerz ihres Lebens empfinden würden. Um so gefestigter aber würde die gegenwärtige Regierung sein, je weniger Schwierigkeiten sie nach Außen hin fände. Derjenige Staat, der ein Interesse daran hat, daß in Frankreich die republikanische Staatsform besteht, muß auch mit Vorliebe die Stabilität seiner Regierungen sehen, und zwar mit um so größerer Vorliebe, je mehr er von der Friedensliebe derselben überzeugt sein kann. Daher ist es, unserer Meinung nach, irrig und ungeschickt, einerseits das republikanische System in Frankreich als wünschenswerth zu erachten und andererseits, wie es in auswärtigen Organen so häufig geschieht, die Regierung und die Republik bei jedem Anlaß zu verhöhnen und zu verspotten und der Reaction damit geschickt genug ausgebeutete Argumente für die Monarchie zu geben. Wir sind die letzten zu bestreiten, daß es an aufreizenden, der Mehrzahl nach lächerlichen Provocationen in einem gewissen Theil der französischen Presse nicht fehle. Aber in Deutschland ist man ja über Frankreich viel unterrichteter, als in Frankreich über Deutschland. Dort sollte man also besser wissen, welchen Werth die Hetzereien haben, wie tief sie gehen und welchen Einfluß jener Theil der Pariser Bevölkerung, auf deren Geschmack sie berechnet sind, auf die große Gesammtheit auszuüben vermag. Wirklich waren wir oft erstaunt, in sonst gut unterrichteten und geachteten deutschen Organen gewissen französischen Aeußerungen Wichtigkeit und Bedeutung beigelegt zu sehen, die hier gänzlich unberücksichtigt geblieben waren, ja auf die man erst durch die Würdigung, die sie in Deutschland gefunden, aufmerksam geworden. Wie oft sahen wir die erlustigenden Combinationen eines ungekämmten Geistes, der vor noch nicht langem eine Zierde der Bierwirthschaften des lateinischen Viertels war, in einem ernsten deutschen Blatte wörtlich citirt und mit freisinnigen Folgerungen ausgeschmückt! Ist das nicht geradezu eine Ermuthigung, auf dem Wege des Aufsehen-Machens fortzufahren? Lege man doch den Stilblüthen von Leuten, die die Freiheit der Presse für ihren Unfug mißbrauchen, nicht symptomatische Bedeutung bei und betrachte nicht Brochüren und Bücher von jeder ernsten Beziehung baren, Personen, auch wenn sie in einer bestimmten Welt des Boulevards einigen Anhang zählten, als den geheimen Wünschen und Gesinnungen des französischen Volkes entsprechend. Schließlich waren die Deutschen Sieger und brauchen also weniger empfindlich zu sein, als der Besiegte. Die ungeheure Mehrheit von Frankreich wünscht den Frieden, ebenso wie die ungeheure Mehrheit der Deutschen. Nicht den Unberufenen soll es ermöglicht werden, die Zwietracht zwischen den beiden Ländern zu erhalten. An den Regierungen ist es, den guten Willen, der sich in den maßgebenden, in den besitzenden, in den arbeitsamen, in den geistigen Schichten der Bevölkerung zeigt, zu benutzen und den gegenseitigen Beziehungen eine Form zu geben, welche aller Welt ein ruhigeres Aufathmen gestattet. In dem Bemühen zur Erhaltung des Friedens, des freundlicheren Verhältnisses von Frankreich zu Deutschland, von dem ein großer Theil des Wohlergehens von Europa abhängt, in der Anstrengung zur Ausgleichung von Gegensätzen und Zer-

Digitized by Google

streuung von Mißverständnissen liegt unseres Erachtens ein weitaus größerer Patriotismus, als in der entrüsteten Declamation über einzelne Aeußerungen und Vorkommnisse mandatsloser Personen und in einem nationalen Intransigententhum, das, man mag wollen oder nicht, gegen alle Erfindungen und Institutionen unseres Jahrhunderts streitet. Man kann sein Vaterland von ganzem Herzen lieben und braucht deshalb nicht der geschworene Feind des Nachbars zu sein.

Literatur und Kunst.

Neues aus alten Briefen.

Die Sitte, Handschriften hervorragender Menschen aufzubewahren, ist wohl so alt wie die Schreibkunst selbst, aber der Autographensammler ist ein Typus von wesentlich jüngerem Datum. Die Bezeichnung „Autograph" kann mit Sicherheit nicht weiter als bis zum Jahre 1733 zurückgeführt werden. Die erste bekannte Sammlung legte Loménie de Brienne an, und Ludwig XIV. ließ sie in seiner Bibliothek aufstellen. Die Liebhaberei wurde aber bald durch den Ausbruch der Revolution eingeschränkt, denn der Bildersturm der Patrioten erstreckte sich nicht nur auf die Pergamente und Familienpapiere des Adels, sondern auch auf harmlose Privatsammlungen. Vergeblich beschwor der Sammler Duplanil einen Sansculotten, daß er bloß Correspondenzen längst verstorbener Tyrannen aufbewahre: seine kostbaren Autographen wurden mit Beschlag belegt und zu Patronenhülsen verwendet. Erst nach der Revolution nahm der Geschmack am Autographensammeln wieder überhand und verbreitete sich von Frankreich auch über die anderen Länder. Deutschland, das den Erfinderruhm der Stammbücher für sich beanspruchen darf, folgte erst in diesem Jahrhundert. Die erste deutsche Autographenversteigerung wurde 1838 in Wien veranstaltet, während der erste Autographencatalog schon 1822 in Paris erschien. Trotzdem rührten sich da und dort geschäftige Sammler, die viele merkwürdige Blätter der Vernichtung entzogen und manches wichtige Document für die Zeit- und Culturgeschichte retteten. Varnhagen und Tieck in Berlin, Kräuter und W. von Maltzahn in Weimar, Dorow in Köln, Kraukling in Dresden, Röth und Kolb in Augsburg, Carl und Wilhelm Künzel in Heilbronn und Leipzig, Carl von Holtei in Breslau, General von Frank in Graz, Carl Meinert in Dessau — um nur die bedeutendsten zu nennen. Minister von Radowitz gab 1864 den dreibändigen Catalog seiner großartigen Sammlung heraus, und auf das erste deutsche Handbuch für Autographensammler (1856) folgte in unseren Tagen ein eigenes Organ für Autographenkunde. Der erste Catalog aber, der über eine nicht zum Verkauf bestimmte Sammlung in Deutschland erscheint, ist erst vor einigen Tagen fertig gestellt worden. Ein Berliner Sammler, Herr Alexander Meyer Cohn, der seit 20 Jahren Briefschätze aufzuspeichern wußte, sendet uns soeben einen prächtigen Quartband auf Büttenpapier, der sich neben den monumentalen wissenschaftlichen Verzeichnissen, die Charavay von den Sammlungen Fillon und Bovet in Paris und Thibaudeau von der einzig dastehenden Collection Morrison in London anfertigten, mit Ehren zeigen darf. Er behandelt ausschließlich die deutsche Literatur von Gottsched's Tagen bis auf unsere und enthält mehrere tausend Nummern, darunter vollständige Briefwechsel, wie den von Heinrich von Kleist mit seiner Braut, von Chamisso an Hitzig von der Reise um die Welt, von Wilhelm Hemsen, Vischer's Neffen, mit neueren Schriftstellern und Dichtern und ganze Serien von Briefen an Tieck, Holtei, Kolb und Freiherrn von Gall, den Hoftheaterintendanten zu Oldenburg und Stuttgart. Beim Durchblättern dieser Auszüge lernen wir so recht den schönen Eifer dieser stillen, sinnigen Sammler schätzen, begreifen wir Sainte-Beuve's begeistertes Lob von dem culte des vieux papiers. Es gewährt einen ganz eigenen Reiz, Einblicke in die geistige Werkstätte, in das Gemüthsleben hervorragender Menschen zu werfen. Das Wort, daß der berühmteste Mann für seinen Kammerdiener nichts Verborgenes hat, gilt noch mehr für den Autographensammler. Diese meist vertraulichen Blätter zeigen uns den Schreiber meist ohne die sorgfältige Stilisirung, die seinen Werken eignet, ohne rhetorischen Aufwand, ohne Vorbereitung und Affectation in seiner intimen Menschlichkeit. Es ist eine Art deutscher Literaturgeschichte in Schlafrock und Pantoffeln. Eine Zeile sagt uns da oft mehr, als eine lange kunstvolle Charakteristik, eine ganze Biographie. Am geringsten möchten wir den chirographischen Werth der Autographen bemessen. Die Deutung der Handschriften ist ja trotz Lavater, Henze, Michaud und Desbarolles eine Spielerei, „ein Grübelsang", wie der alte Jahn sagte, geblieben. Aber wie charakteristisch ist doch wieder z. B. die kleine, sorgfältige, zierliche Schrift des redseligen alten Wieland, der unnachahmliche Schwung in den Schriftzügen Schiller's, der Sturm und Drang in Klinger's und Grabbe's Sudeleien! Nicht selten aber wird der Autographensammler, der sich ja nicht nur mit Waschzetteln abgibt, geradezu der Hülfsarbeiter des Historikers.

Zahlreich sind die Fälle, wo die Geschichte die merkwürdigsten Aufschlüsse einem zufällig gefundenen alten Briefe verdankt. Lamartine schöpfte den Beweis, daß Robespierre im Hôtel de Ville nicht durch Selbstmord starb, aus den letzten Zeilen von seiner Hand. Auch die vorliegende Sammlung enthält nicht unwichtige Correcturen zur deutschen Literärgeschichte. Aus den zwei Briefen von H. L. Wagner und Klinger ist der Beweis geschöpft worden, daß nicht Goethe, sondern Wagner die Satire „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" (1775) verfaßt hat. „Wagner ist in Höchst", schreibt Klinger an Boje, „und so gewiß der Verfasser des Prometheus, als Goethe der Verfasser der „Reue nach der That" nicht ist. Ich war dabei, wie sich alles eclairirte. Ich sagte anfangs, Goethe hat's nicht gemacht und der ihn kennt, kann's nicht glauben. Doch verdacht ich's anfangs keinem." Ueber Lessing's verloren gegangenen Faust erfahren wir Interessantes aus einem Briefe des Malers Müller an Therese Huber vom 14. September 1820:

Bey dieser Gelegenheit erzählte der Treffliche mir, daß er zwey Schauspiele vom Faust angelegt, beyde aber wieder liegen gelassen habe, das eine, sagte er, mit Teufeln, das andere ohne solche, nur solten in dem letzten die Ereignisse so sonderbar auf einander folgen, daß bey jeder Scene der Zuschauer würde genöthigt gewesen seyn auszurufen: dies hat der Satan so gefüget.

Und wie viel erhellende Streiflichter fallen da von allen Seiten! Lessing's Vater beklagt sich (4. Juli 1770) über das lange Schweigen seines Sohnes. „Dein ietziges Amt bei einer so berühmten Bibliothec, wozu ich Dir allen Segen von Gott täglich anerwünsche, wird Dir doch so viele Zeit übrig lassen, daß Du an mir alle Viertel-Jahre ein weniges schreiben wirst." Ein wahrer Jammerbrief ist es aber, den Justina Salome Lessingin, des Vorigen Wittwe, an ihren berühmten Sohn (28. Febr. 1771) richtet. „Deinen Brief vom 7. Januari mit 25 thl. habe ich den 21. erhalten, wovor ich Dir hertzlich Danke aber noch fiel lieber wäre es mir wenn Du den Lebens-Lauff des Seeligen Vaters hättest mit geschicket... Das Lange Stilschweigen von seynem Leben nach seynem Tode wenn er es wüste würde ihm sehr nahe gehn, wenn hier um die Gegent ein Priester stirbt u. sint unerzogne Kinder da wenn es nur möglich ist lassen sie den Lebens-Lauff drücken einen Leichen Stein setzen u. in der Kirche zum Gedächt auch etwas." Eine dankenswerthe Notiz über den großen Mozart findet sich versteckt in einem Briefe des Lustspieldichters Jünger an den Theaterdirector Brockmann:

Du hast vergessen, daß ich das Stück „Er mengt sich in Alles" selbst zu Mozart getragen, es ihn lesen lassen und ihn um Composition eines kleinen Satzes gebeten habe: So wie auch, daß ich dir einmahl geklagt habe, ich sey zu verschiedenen Mahlen ohne Erfolg bey Mozart gewesen mit der ausdrücklichen Bitte, Du möchtest selbst an ihn schreiben

Digitized by Google

und das qua Theaterdirector von ihm verlangen, was ich als Autor nicht erlangen konnte.

Ueber Goethe schreibt Wilhelm Grimm am 5. Aug. 1816: „Goethe fand ich in Weimar sehr freundlich und theilnehmend, diese ewige Jugendlichkeit an der kein Rost haftet, ist etwas unglaublich herrliches an ihm zu sehen. Seine Frau war vor kurzem gestorben; es hatte ihn sehr betrübt und doch muß es ihm auch eine Erleichterung gewesen sein." Seltsam muthet es uns an, wenn Klopstock in gutem Französisch an Péthion schreibt, um ihm als „citoien français" taktische Lehren zu geben und die Franzosen vor dem beliebten Bajonettangriff zu warnen — hat er doch bekanntlich schon früher einmal Roland Vorschläge zur Kriegführung gemacht, denn er hielt sich, komisch genug, für einen großen Strategen. Um so wohlthuender berührt es uns, wenn der alte Körner 1814 an einen Freund schreibt: „Lassen Sie sich die Freude über den glorreichen Erfolg des Feldzugs durch den Verdruß nicht stören, den Ihnen die milde Behandlung des Hauptverbrechers verursacht. Es ist ein schöner menschlicher Zug in der Freude des Siegs die Rache zu vergessen. Genug, die deutsche Kraft ist erwacht, und wird nicht schlafen, wenn sie durch irgend einen Vorfall wieder aufgefodert wird." Grabbe schreibt (24. Juni 1831) an seinen Freund Kettembeil, daß er „eine Kritik der früheren und jetzigen, sowie eine Andeutung der noch zu erwartenden Revolutionen" zu schreiben gedenke. „Nicht bloß die politischen, auch die religiösen, wissenschaftlichen, selbst die Erd- und Himmelsrevolutionen könnten hineingezogen werden. . . Daß die Erde ein beseeltes Wesen, und das Meer ihr Auge ist, davon bin ich total überzeugt. Item auch davon, daß unten in der See Völker leben, Staaten sind — eben so wenig, wie wir aber oben in den Aether kommen können, weil dort die Luft zu dünn wird, können sie an die Oberfläche gerathen, weil das Wasser ihnen zu dünn wird." Von Schiller finden sich mehrere bisher ungedruckte Briefe. Am 8. November 1787 schreibt er an den Buchhändler Crusius in Leipzig, er wolle die „Niederländische Rebellion" um einen ganzen Bogen verlängern; am 4. Juni 1791 an den Hofcommissär Mauck in Jena von „einigen heftigen Anfällen auf der Brust, wodurch er einige Tage in Lebensgefahr geschwebt." Am 3. April 1805 meldet er Cotta, daß er einen einzigen Vers in der „Huldigung der Künste" geändert, der „den Russen hätte anstößig werden können." Am 13. April 1805 schreibt er an den Sohn Charlottes von Stein: „Leider war Goethe diesen Winter einige Male sehr hart krank, und es ist zu fürchten, daß gefährliche Rückfälle kommen. Auch ich habe viel gelitten, aber ich bin es schon gewöhnt und habe mich längst darauf eingerichtet, auch beim Krankseyn leidlich zu existiren." Besonders interessant ist der folgende Brief.

Jena, den 5. May 1795.

Das unglückliche Schicksal Ihres Freundes geht mir sehr zu Herzen und lebhaft fühle ich mit Ihnen das Peinliche dieser Lage, wo Sie zusehen müssen, wie ein Freund, dem Sie geholfen haben würden, das Opfer des Unverstandes wird. Doch nach Ihrer eigenen Beschreibung gebe ich noch nicht alle Hofnung auf, denn gerade deswegen, weil der ganze Anfall den Decursus einer hitzigen Krankheit hat, so kann man hoffen, daß er auch eher eine Crise heben und in keine eigentliche Manie übergehen werde.

Sind es denn die Menschen werth, daß ein gescheidter Mann ihrentwegen sich aufsetze, seinen Verstand zu verlieren? Wahrhaftig, sie sind es nicht.

Mich freut es sehr, mein Lieber, daß Ihre Denkungsart sich auf den gemäßigten und ruhig festen Ton gestimmt hat, den Ihre neuesten Arbeiten unverkennbar zeigen. Nach und nach denke ich mir sollen Sie Sich ganz und gar von dem Felde des praktischen Cosmopolitism zurückziehen, um mit Ihrem Herzen sich in den engeren Kreis der Ihnen zunächst liegenden Menschheit einzuschließen, indem Sie mit Ihrem Geist in der Welt des Ideals leben. Glüend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen, und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht — das ist mein Wahlspruch.

Wenn Sie mir erlauben, außer denjenigen Stellen, welche in Ihren Briefen über Platos Republik die ganze Correspondenz einleiten, noch hie und da einen Ausdruck zu ändern; der für die Leser der Horen zu fremd seyn könnte, so kann ich Ihren Beytrag ganz gut für die Horen gebrauchen.*) Einem andern Journal gönne ich ihn nicht. — Was meine Theorie betrifft, wie ich sie in Aesthetischen Briefen angefangen, so hoffe ich, daß nach und nach jede Zweydeutigkeit verschwinden soll. Ich bin auf ein ausführliches Urtheil vom alten Kant sehr begierig, der mir versprochen hat, die Briefe zu studieren und mir dann seine Meinung davon zu sagen. Beym ersten Durchlesen war er recht wohl damit zufrieden, wie er schreibt. Dem Verfasser des Aufsatzes über den Geschlechts Unterschied läßt er mehr Gerechtigkeit widerfahren als Sie, ob er gleich Zweifel gegen seine Behauptungen äußert.

Adieu lieber theurer Freund. Meine Frau grüßt Sie herzlich und wir beyde wünschen Ihnen Aufheiterung und guten Muth. Möchten wir einander bald wieder eine Zeit lang genießen.

Wer da glauben möchte, daß das Cliquenwesen in der Schriftsteller-Republik nur eine Krankheit von heute ist, der wird hier eines Besseren belehrt. Der alte Bodmer erhebt 1752 Wieland, aber nur auf Kosten Klopstock's, mit dem er auseinander gekommen; noch ein paar Jahre, und er wird nicht weniger schlecht auf Wieland zu sprechen sein. Alxinger verhimmelt Wieland als den größten aller neueren Schriftsteller, nennt die Horen eine höchst mittelmäßige Zeitschrift und Schiller's „Reich der Schatten" eine Unbegreiflichkeit. „Hängen will ich, wenn unter 100 Bewunderern es fünfe verstanden haben. Wie August nach der Niederlage des Varus ausrief: Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder! so möchte ich ausrufen: Kant, Kant, gieb mir Schillern wieder. Freylich ist Kant unschuldig, denn er verlangt nicht, daß man seine Kritik der reinen Vernunft in Verse bringe!" Archenholtz, der Geschichtschreiber des siebenjährigen Krieges sieht nicht ein, „wie der vortreffliche Schiller die Geschichte eines Krieges für Damen anziehend machen kann" — bekanntlich erschien aber doch die Geschichte des dreißigjährigen Krieges im Historischen Kalender für Damen . . . „Den Geist der Theorie, selbstanschauend zu erfahren," schreibt Fritz Jacobi an den närrischen Baggesen, „und ihren hohen Ernst vermisse ich in allen Schriften von Goethe, ohne Ausnahme. Er mißt Menschen, Kräfte und Dinge immer nur aneinander, ohne ein Grundmaß zu kennen, an welchem jeder für sich zuerst gemessen werden mußte; darum mußte auch sein „Meister" so endigen, wie er endigt."

Entmuthigung, Ueberdruß bricht da und dort in ergreifenden Accenten hervor. Selbst der tapfere Lessing klagt am 29. Juli 1771, daß er „vor allem, was schreiben heißt, eine ordentliche Wasserscheu" empfindet. Charlotte von Stein schreibt 1827: „Ich lebe immer mehr in mich hinein, da ich alle Tage blinder und tauber werde." — „Können Sie sich," schreibt Bürger am 14. Juni 1781 an W. G. Becker —

„Können Sie sich wohl Situationen und Stimmungen denken, in denen der Unglückliche, Unzufriedene alles, alles, sey es Leides oder Liebes von sich zu stoßen geneigt ist? Ist Ihnen nie ein Spieler vorgekommen, der, nachdem ihn das widrige Glück aufs äußerste cujonirt hatte, den letzten Ueberrest seines Beutels von sich warf? Was sind Sie glücklich gegen einen, der, an eine dunkle Stelle hingebannt, seine besten Kräfte unter dem Druck eines schmählichen undankbaren Joches verschwenden muß? Dies muß Ihnen ein Beweis seyn, wie unglücklich ich bin, daß ich fast jeden Reiz dieses kurzen Lebens seiner Mühseligkeit opfern muß .... Dichten Sie noch? Ich schon lange nicht mehr. Ich weiß nicht, manchmal stinkt mir die Poeterei ordentlich an .... Ich mache mir überall aus Versen und vornehmlich aus den meinigen wenig oder nichts mehr. Es würde eine gewaltige Revolution meines äußeren und inneren Ichs dazu gehören, wenn es in diesem Leben noch wieder anders in diesem Punkte mit mir werden sollte."

Ein stehendes Kapitel in diesen Briefen bilden namentlich die Nahrungssorgen. Melancholisch bedauert Fritz Stolberg, seinem Freunde Gerstenberg wegen eigener Schulden nicht aus der Geldverlegenheit helfen zu können. Schiller steckt fast lebenslänglich in dürftigen Verhältnissen. Sogar

*) Derselbe ist in den Horen nicht erschienen.

Digitized by Google

Goethe ist 1831 gezwungen, von seinem Freunde, dem „Kunscht-Meyer", dreihundert Thaler zu borgen. Der unglückliche Schubart klagt (13. Mai 1767), daß sein Amt und Haus und Nahrungssorgen ihn zur Erde beugen. „Bei elendem Brod, schaalem Bier und ohne den Trost eines Freundes (ich weine, indem ich dieses schreibe) muß ich die niedrigsten Geschäfte verrichten.

Von Clerisei und Haß umgeben
sing' ich von Zärtlichkeit und Ruh;
ich singe von dem Saft der Reben
und Wasser trink' ich nur dazu."

Heine lamentirt 1826 über die „große Sterblichkeit, die unter seinen Louisd'oren eingerissen" —, und in den drei Briefen Platen's an den Maler Moritz Rugendas (1829) entrollt sich das ganze deutsche Dichterelend:

Der Aufenthalt des Königs von Bayern in Rom würde mich eher genirt haben, da man Ansprüche an mich gemacht haben würde, und ich durch die Pension von 500 fl. nicht sonderlich begeistert worden. So viel verschwenden seine Baumeister in einer Stunde, von seinen Mätressen nicht zu reden. In 100 Jahren würde gewiß jeder deutsche Fürst das Vierfache geben, wenn er mich von den Todten auferwecken könnte. Einem Dichter muß man entweder gar nichts geben oder mehr als einem Kanzlisten.

Dazwischen fehlen aber auch nicht die freundlichen Seiten. Behagliches Glück athmen die Briefe des biederen Vater Gleim, welcher, immer liebevoll und seinen Freunden ein aufopfernder Freund, nur das Eine bedauert, daß ihn der neue Herr Domdechant so sehr beschäftigt. Rührend ist der innige Ton, womit Wieland sich mit seinem Schwiegersohne, dem Philosophen Reinhold, unterhält und alle Höhen und Tiefen des Lebens berührt — mit dem Schubart seiner Tochter schreibt: „Mein ganzes Leben ist ein Brief an Dich" und sie vor dem lockeren Theatervolk warnt. Zacharias Werner bittet eine Freundin, ihm eine „nicht ästhetisch gebildete Köchin zu verschaffen". Hölty und Miller plaudern lustig von Poeterei und Liebelei. „Das muß ein himmlisches Mädchen in Oschatz seyn," meint Hölty. „Ich wollte meinen ganzen Dichterruhm darum geben, wenn ich sie nur einmal zu sehen kriegen könnte. Ich las Deine Beschreibung gestern Abend im Bette, und diese Nacht erschien mir das Mädchen im Traume und streute Blumen über mich aus. Ich glaube, ich nehme die Stelle in Leipzig an, blos um das Mädchen zu sehen." Auch den „deutschen Homer", J. H. Voß, treffen wir in verwandter Stimmung. Er meldet einmal aus Flensburg, er habe es hier recht gut, könne küssen, wann und wie viel er wolle, habe den Plato und ein gutes Clavier und gute Musikalien dazu; einen schönen Garten mit einer Laube und Freiheit. „Da kam das holdselige Mädchen und bat, ich möchte sie einmal küssen. Nun nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich meinen Brief hier schließe." Auch wir wollen den Dichter nicht weiter stören.

Ein überaus schöner Brief von Wilhelm Hauff, dem Dichter des „Lichtenstein" verdient hier vollständig angeführt zu werden. Er ist doppelt ergreifend, wenn man bedenkt, daß der 25jährige Dichter noch in demselben Jahre starb. Er schreibt an seinen Freund den Referendar Moritz Pfaff in Ellwangen:

Stuttgart, 18. Februar 1827.

Mein Moriz!

Ich habe viele Bilder in diesem Leben gesehen, gedacht, auch wohl erfunden und niedergeschrieben, aber keines hat mir so gefallen, wie ein „Stillleben", das ich Dir beschreiben will. Denke Dir ein kleines (warmes) Stübchen; es ist tief am Abend und die Kerze auf dem runden Tisch beynahe abgebrannt. Eine Thüre ist geöffnet in ein Schlafzimmer (was an zwei Betten bemerklich) vielleicht um dort ein wenig warm zu halten. Auf dem Sopha hinter dem Tisch und dem Stümpfchen Licht sitzt ein Mann im Pelzschlafrock; er schreibt. Neben ihm sitzt eine junge Frau; sie hat das Strickzeug in den Schooß sinken lassen. Sie heftet ihr Auge voll Liebe auf den Schreibenden, sie scheint über ihn nachzudenken und das Licht, das auf ihre angenehmen Züge fällt, zeigt, daß ihre Gedanken ein zufriedenes, glückliches Resultat geben können. — Jetzt sieht der Mann von seiner Arbeit auf, er sieht die Frau voll Wonne an und — Du, wenn Du zufällig statt des Mondes ins Stübchen schautest, würdest Deinen glücklichen Freund erkennen. Mein Lieber! ich bin froh, daß ich um zweitausend Jahre nach Polykrates geboren bin und keinem Aberglauben mehr anheimfalle, sonst müßte mich mitten im Glück der furchtbar mahnende Gedanke traurig machen „noch keinen sah ich glücklich enden, auf den mit immer vollen Händen die Götter ihre Gaben streu'n". Ich bin so jung, ich habe viel Glück gehabt in der Welt. Oder ist es nicht ein Glück, daß ich bey so ausgezeichneter Anlage zum Leichtsinn, zum Trunk, Spiel und Lüge, bey einer Anlage, die sich so frühe Bahn brach, wo hundert andere zu Grunde gehen, ehe sie noch das eigentliche Leben kennen, lernten, in diesem Klosterpferch nicht zu Grunde ging, daß ich eine schwächliche, aber höhere Natur auf wunderbare Weise noch errettete? War ich nicht auf dem äußersten Rand, durch Rede und That gemein zu seyn, und hat mir nicht ein edlerer Sinn hin und wieder die Wagschale gehalten? Hab ich nicht mit Leichtsinn ein Band geknüpft, das mich fesselte, ohne zu überdenken, ob denn auch der Stand für mich passe, für welchen man mich erzog? Hätten nicht Andere das leichtgeknüpfte Band wieder zerrissen, wie man eine Ferien-Suite vergißt? Wer hat mich davor bewahrt? wer hat mir diesen Stern der Liebe erhalten, der über meinem Leben wie eine Sonne leuchtet? Ich fühle es, ich wurzelte vorher nicht auf dieser Erde, die Liebe erst zu diesem liebenswürdigen Wesen hat mich gelehrt über mich selbst zu denken, hat mir die Kraft gegeben, mir eine Bahn zu brechen, eine Kraft, die mir bis heute unerklärlich ist. In welch anderem Lande Europas, wenn es nicht Lappland ist, stehen dem jungen Manne so viele Hindernisse entgegen, öffentlich aufzutreten, als in diesem lieben Schwaben? Hergebrachte Vorurtheile und Erziehung machen uns furchtsam und schüchtern. Unsere Sprache, unsere Gewohnheiten, die Sitten unserer Männer und Frauen sind Schranken, die unüberwindlich scheinen. Ich darf sagen, ich habe sie wie ein Spielzeug zertrümmert und mit dem ersten Schritt, den ich gethan, habe ich mir einen nicht unwürdigen Platz und eine Stimme erworben, die gültig ist, soweit man unsere Sprache spricht. Und, damit ich nicht wie ein Drache aus Druckpapier gefertigt einige Ruthen hoch der Sonne zufahre, um eben so schnell zu sinken, hat mir das Glück die Möglichkeit bescheert, einen eigenen Heerd zu bauen und das Flügelroß im häuslichen Stall einzustellen. Und wenn ich dies alles so bedenke, wodurch habe ich so Schönes verdient? Woher die Kraft des Willens, etwas im Großen durchzusetzen, bey der sonstigen Schwäche meiner Natur? Woher dieses Glück, das mich zu Hause, wie aus entfernten Ländern jede Woche, jeden Tag besucht? — Es könnte noch einen Raum geben, der nicht ausgefüllt wäre: das Sprüchwort sagt: „getheilte Freud' ist doppelte Freude." Es könnten mir Freunde mangeln, die mit mir fühlen, mit mir sich freuen; ich könnte mit meinem lieben Weibe allein, verlassen stehen; und auch hier, wie gütig hat es ein wundervolles Schicksal mit mir gemeint? Wie manche Freundschaften bläst der Wind des Zufalls zusammen, um — um sie eben so schnell zu verwehen, und mir mußte es glücken, Freunde zu gewinnen, deren Liebe meine Asche überdauern wird! Du weißt, mein Moriz, welche Stelle Du unter diesen einnimmst, und Dir darf ich es ja nicht beschreiben, welche hohe Freude mich erfüllte, als dieser schöne Bund mir ein Vermächtniß seiner Liebe in meinen Hausstand übergab! Siehe, diese guten Leute, die mir es im Namen aller gaben, sind so gut, aber sie sind so nüchtern, als daß man bei ihnen weinen könnte, und weinen hätte ich mögen vor Freude, voll Wonne der Erinnerung und der Gegenwart ... Nein, er hatte einen unseligen Glauben, jener alte König von Samos! Nicht von mir werfen will ich die schönsten meiner Güter, um den Neid der Götter zu versöhnen, sondern an mich ziehen immer enger, um meines Glückes bewußter und würdiger zu seyn! Darum bitte ich den Himmel, er möge mir die theuersten Güter, mein Weib und Eure Freundschaft, erhalten. Und diese Bitte richte ich vor allen an dich selbst. Erhalte mir Deine brüderliche Liebe, schreibe oft an mich, gedenke meiner auch öfter. Nimm meine Hand darauf, daß dieses neue Verhältniß meine Anhänglichkeit an Dich nur bestärken kann; schlag ein und liebe immer Deinen treuen Freund

Wilhelm Hauff.

Eine noch zu schreibende Geschichte des Jungen Deutschland und der Revolutionslyrik von 1848 wird in den zahlreichen Briefen von Gutzkow, Laube, Herwegh, Freiligrath u. s. w. manchen Aufschluß finden. Es sind da viele kleinliche affaires de boutique, aber doch auch wahre Begeisterung und eine oft erschreckende Offenheit. Wer würde z. B. dem

Digitized by Google

sanften Adalbert Stifter ein so scharfes Urtheil über Hebbel zumuthen, wie er es am 21. August 1847 an Aurelio Buddeus, Laube's Schwager und Redacteur der Allgemeinen Zeitung, schrieb?

Was Hebbel anlangt, den Sie anregen, so kann ich gerade über diesen Dichter nicht leicht einen Aufsatz geben, weil ich ihm zu wehe thun müßte; denn nach meiner Individualität und nach meinen Kunststudien muß ich ihn in dem, was er bisher geleistet, völlig verwerfen und geradezu häßlich nennen, was, wenn die Kunst das Schöne darstellen soll, gerade das Allerärgste ist, was einem Künstler widerfahren kann. Er hat ein bestimmtes auffallendes Geschick in Handhabung rohen Materials, nehmlich der Quadern und Lasten, woraus ein Pallast werden soll, nur der Pallast wird nie. Darum sind oft große Bilder, scharfe Gedanken, selbst tragische Blitze da, die alle umsonst sind, und einem nur bange machen, weil das Letzte und Eine nicht da ist, zu dem sie harmonisch dienen sollen, die Darstellung der objectiven Menschheit als Widerschein des göttlichen Waltens ... In diese rohe und ungeklärte, auch niemals gemäßigte und gebändigte Last ist nicht der schwächste Strahl des Schönen gedrungen. Daher dies Ergehen im Ungeheuerlichen, im Absonderlichen, in ganz von jedem Maß abweichenden, was wie Kraft aussehen soll, aber in der That Schwäche ist; denn das Merkmal jeder Kraft ist Maß, Beherrschung, sittliche Organisirung. Daher seine Karaktere so erbärmlich schwache Menschen sind, und um so mehr, je mehr sie über sich selber bramarbasiren, wie Holofernes in Judith, der der größte Hanswurst ist, der mir je vorgekommen. Buben lärmen und wähnen dadurch Kraft auszudrücken, Männer handeln und drücken durch die Handlung die Kraft aus, und je größere Kraft vorhanden ist, desto sanfter und unscheinbarer, aber desto nachhaltender wächst die Handlung daraus hervor. Hebbel neigt zum Tragischen, erwischt aber, da ihm die sittliche Tiefe (Majestät der sittlichen Menschheit) als Widerlage fehlt, statt des Tragischen nur das Widerwärtige. Daher das trostlos unaufgelöste am Ende seiner Dramen und die Pein, die der sittlich einfache Mensch nach Lesung derselben empfindet, weil er unter so larvenhafte Gestalten gerathen. Desto unheimlicher und befangener wird einem Leser, je weniger er sich das polternde Handhaben des rohen Materials und das Herumwerfen der einzelnen Gedanken auf den wahren Gehalt zurück führen kann; (dies ist auch oft die Ursache der Ueberschätzung dieses Dichters) aber wer hinter dem Donnern dieser Massen die Hohlheit sittlicher Größe findet, den ekelt es als Schwäche an, und es beschleicht ihn, wie Verachtung gegen den Dichter; weil, was sich groß giebt, ohne es zu sein, anmaßend ist, und das wegwirft, was gerade Hochachtung bedingt: sittliche Würde. Das Große posaunt sich nie aus, es ist groß, und wirkt so. Es weiß das Große nicht, daß es groß ist, daher die höchsten Künstler der Welt die lieblichste kindlichste Naivetät haben, und dem Ideale gegenüber, das sie immer leuchten sehen, stets demüthig sind. Als ich Hebbels Sachen zuerst las, legte ich sie als unbedeutendes schwaches Gemache von Seiten einer Unkraft, die sich nur bläht, und sittlich widerwärtig thut, um groß zu sein, bei Seite; aber in welches Erstaunen gerieth ich, als ich hörte, daß man ihn einen Dichter nannte, ja als man Größe in ihm fand. Es kam mir eine Wehe an um meine Landsleute — aber ich begreif es, als ich jene Gattung Wiener kennen lernte, die ihn priesen. Meine Ansicht ist die aller meiner literarischen Freunde: Grillparzer an ihrer Spitze. Wenn man daher auswärts meint, Hebbel habe es Wien angethan, so irrt man sehr. Selbst manche Familien kenne ich, die nur ihr einfaches Gefühl fragen, und diese Dichtung entschieden von sich weisen, der größte Theil unserer Wiener, (der lesenden) ist zu gesund, um diese Verrenkungen anzunehmen. — Ich habe über Hebbel mehr geschrieben, als ich wollte. Ich verleze nicht gern ohne Noth, gebe also die Meinung nur als freundschaftliche Mittheilung.

Ueberhaupt sind viele Briefe voll harter Urtheile. Tieck gesteht, daß er den vortrefflichen Claudius nie für einen Dichter gehalten, Heine schmäht auf Gutzkow, Grabbe wettert wider Tieck und Freiligrath, und Gutzkow schimpft auf die ganze Welt. Auch die Buchhändler, die alten Prügeljungen der Literaten, kommen übel weg. Johann Gottwerth Müller, der Verfasser des „Siegfried von Lindenberg", erklärt seinem Altonaer Verleger großartig: „Sie stehen bey mir in dem Credit eines guten Mannes, obwohl Sie Buchhändler sind."

Die Briefe der Neuesten werden erst in einer späteren Zeit besonders werthvoll und der literarischen Ausbeute würdig sein — oder auch nicht, denn wie viele Tagesgrößen von heute werden bis dann noch Interesse finden! Viel Spreu enthalten die Briefe Auerbach's an Hemsen, doch findet sich auch manche hübsche Bemerkung, z. B. „Hebbel ist ein Grabbe ohne Suff". In den Briefen Freiligrath's frappirt uns eine Erwähnung der „Gegenwart": er wünscht, daß die Rubrik „Theater" mehr zurücktreten möge — ein Wink, der erst zehn Jahre später befolgt wurde. Interessant und werthvoll ist schon jetzt Alles, was Geibel, Strauß, Vischer, Mörike hier schreiben, und Heyses Freundesbriefe an Hemsen werden einst auch ihren Schatzgräber finden. Wir können es uns nicht versagen, einen schönen Brief unseres letzten Jubilars zum Schlusse hier anzuführen. Gustav Freytag schreibt aus Dresden am 5. Januar 1847 über sein Schauspiel „Graf Waldemar" vermuthlich an Tieck:

Meine Freunde vom Theater schreien mich beschwörend an, den letzten Akt zu ändern. Die Pistolenscene stelle Alles auf eine gefährliche, des Stückes unwürdige Spitze. . . In mir aber sprichts, sie haben doch Unrecht. Der fünfte Akt, die Pistolenscene ist die nothwendige Consequenz des ganzen Stückes, Georginens nervöse Heftigkeit, Waldemars desparater Humor führen nothwendig zu einer Krisis, wo die natürliche Position sämmtlicher Betheiligten gewonnen werden kann. Spielbar aber muß die letzte Scene und wirksam muß sie sein, wenn sie poetisch wahr ist; und wenn sie spielbar ist, so kümmert es mich sehr wenig, ob wir bei jetzigen Theaterzuständen einige Dutzend Georginen finden oder nicht . . . Deshalb flüchte ich zu Ihnen, hochverehrter Mann. Wenn Sie finden, daß die fragliche Scene etwas Manierirtes, also Unwahres hat, oder daß die Wahrheit unschön geworden, so werde ich ändern; und wenn sie mir gütigst andeuten wollten, in welcher Weise, so würde mich das vollends froh machen; sagen Sie mir aber, daß ich im Rechte bin, so kümmere ich mich um das Andere nicht. Werden Sie mir zürnen, daß ich dadurch Ihre Zeit in Anspruch nehme, Sie dränge, sich mit einem Unfertigen zu beschäftigen. Ich meine nicht. Ein weiser Kadi spricht mit Wohlwollen und Aufmerksamkeit auch über die Differenzen kleiner Leute, nicht ihretwegen, sondern des Rechteswegen. Und wie ein Kadi sind Sie mir, würdig, klar, einig mit dem Gesetz der Götter.

Robert Schumann als Dichter.

Von Oskar Bulle.

Einen Dithyrambus möchte man singen von der Schönheit und Größe des göttlichen Genius, und nicht nur eine Besprechung schreiben, wenn man Schumann's Jugendbriefe*) durchflogen hat. „Musiker und Poet zugleich" — wie richtig hat sich doch selbst der feurige Jüngling erkannt, als er diese Doppelnatur seines Wesens beklagt; nur ein Dichter kann solche Briefe schreiben, nur ihm stehen solche Laute der reichsten und tiefsten Empfindung, des geistreichsten Humors und der himmelweiten Ueberlegenheit über die Kleinigkeiten und Kleinheiten des Lebens zu Gebote. Ja, Schumann beklagt sich über die allzureiche Mischung seiner Seele: „Wäre mein Talent zur Dichtkunst und Musik nur in einem Punkte concentrirt, so wäre das Licht nicht so gebrochen, und ich getraute mir viel", so spricht der 21jährige Componist melancholisch in einem Briefe an seine Mutter, und das zu einer Zeit, als „es mit der großen Oper seine Richtigkeit" hat, er „in Feuer und Flammen ist und den ganzen Tag in süßen fabelhaften Tönen wüthet", zu einer Zeit, als der Entschluß, sich ganz und allein der Musik zu widmen, schon in ihm gefestigt war und „der Amtmann" — d. h. der Gedanke an eine juristische Laufbahn — vor dem Gedanken an Ruhm und Unsterblichkeit „sich furchtsam zurückgezogen hatte". Er beklagt sich über den Reichthum seiner Natur; wie seltsam! und doch ist dieser allein es gewesen, der seine musikalischen Schöpfungen so tief und so süß, so räthselvoll und so empfindungsreich gestaltet hat.

Es wird vielleicht bald der große Aesthetiker auferstehen, der über die Grenzen der Poesie und der Tonkunst — über

*) Nach den Originalen mitgetheilt von Clara Schumann. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Digitized by Google

dieses actuellste Thema unserer zukunftmusikleriſchen Theoretiker — ein entscheidendes Urtheil ausspricht; ob er dabei die phänomenale Künſtlernatur Schumann's, diese seltsame Mischung von rein poetiſchen und rein muſikaliſchen Empfindungen, berückſichtigen oder gar zum Ausgangspunkte nehmen wird? Ich bezweifle es. Schumann war ja nicht Dichter, wird er ſich ſagen. Daß er ein gedankenreicher und formgewandter Schriftſteller war, größer vielleicht als ſelbſt der „Meiſter", iſt freilich längſt bekannt. Aber Poet? Nein! Ja, hätte er wirklich eines der Lieder, die er componirte, ſelbſt gedichtet, hätte er eine Oper hervorgebracht, zu der er ſelbſt den Text gefunden, empfunden und in Worte geſetzt, hätte er „Motive" „und ewige Melodien" geſchaffen zur Umhüllung dieſes Textes mit Tönen, dann ließe ſich wohl über ihn reden; ſo wird der Aeſthetiker argumentiren. Aber weiter wird er nicht wagen hinabzuſteigen in die unendlichen Tiefen dieſer reichen Seele, um den Punkt zu entdecken, in dem muſikaliſche und poetiſche Beanlagung innig vereint liegen, aus dem der eigenthümliche Zauber emporquillt, mit dem gerade die Schumann'ſchen Tongebilde unſere Seele umfangen und feſthalten in räthſelvollem, ſüßen Ahnen. Sie unterſcheiden ſich ja ſo ſeltſam von aller anderen Muſik, ſelbſt von der Beethoven's; aus der kleinſten „Kinderſcene" ſpricht eine ſonderbare Seele, ſchaut ein dunkles Auge heraus, das uns in ſeinem Banne feſthält. Es iſt als ob es Schumann verſtanden hätte, die Stimmung, die ſeine Töne erregen wollen und aus der ſie ſelbſt entſtanden ſind, körperlicher und plaſtiſcher zu geſtalten, als es andere Componiſten vermochten. Er ſelbſt weiß es: „Manchmal iſt es mir doch", ſo ſagt er in einem dieſer Jugendbriefe, „als käme ich auf ganz neue Wege in der Muſik". Und ein anderes Mal ſpricht er ſich noch ausführlicher über dieſe ſeine dichteriſche Art, Muſik zu machen aus:

„Es afficirt mich alles, was in der Welt vorgeht, Politik, Literatur, Menſchen; über Alles denke ich nach meiner Weiſe nach, was ſich dann durch die Muſik Luft machen, einen Ausweg ſuchen will. Deshalb ſind auch viele meiner Compoſitionen ſo ſchwer zu verſtehen, weil ſie an entfernte Intereſſen anknüpfen, oft auch bedeutend, weil mich alles Merkwürdige der Zeit ergreift, und ich es dann muſikaliſch wieder ausſprechen muß. Darum genügen mir auch ſo wenig (neuere) Compoſitionen, weil ſie, abgeſehen von allen Mängeln des Handwerkes, ſich auch in muſikaliſchen Empfindungen der niedrigſten Gattung, in gewöhnlichen lyriſchen Ausrufungen herumtreiben. Das Höchſte, was geleiſtet wird, reicht noch nicht bis zum Anfang der Art meiner Muſik. Jenes kann eine Blume ſein, dieſes iſt das um ſo viel geiſtigere Gedicht; jenes ein Trieb der rohen Natur, dieſes ein Werk des dichteriſchen Bewußtſeins. Dies alles weiß ich auch nicht während des Componirens und kömmt erſt hinterher —"

Und wie deutlich ſpricht ſich dieſes Gefühl, Muſik auf eine ganz abſonderliche, dichteriſche, einzige Art zu treiben, in der Bitte an Clara aus:

„nenne mich bei Leibe nicht mehr Jean Paul den Zweiten oder Beethoven den Zweiten; da könnte ich Dich eine Minute lang wirklich haſſen; ich will zehn Mal weniger ſein als Andere, aber nur für mich etwas."

Jeder Componiſt muß überhaupt ein Dichter ſein, gewiß! und die Beethoven, Mozart und Wagner waren es auch, wie wären ſie ſonſt geworden, was ſie waren? Und doch iſt Schumann ein anderer als ſie und will ein anderer ſein? Iſt er mehr Poet, iſt er ausdrucksvoller und bewußter in ſeinem dichteriſch-muſikaliſchem Schaffen, hat er die Gebilde, die er in Tönen zum Leben bringen will, anſchaulicher, gleichſam plaſtiſcher vor der Seele ſtehen als Jene? — Wer wollte eine ſolche das innerſte Leben und die geheimſten Schaffensvorgänge betreffende Frage entgültig beantworten! Wozu überhaupt Vergleichungen! Daß Robert Schumann ſich als Dichter fühlte, mag uns ſchon genug ſein; und wir müſſen es freudig und dankbar begrüßen, daß uns die Veröffentlichung ſeiner „Jugendbriefe" Gelegenheit gibt, zu beobachten, wie „der Dichter ſpricht", — nicht in Tönen, ſondern auch in Worten.

Es ergreift uns ein gewiſſer Enthuſiasmus, wenn wir einige der ſchönſten aus dieſen Briefen leſen; und es geht uns mit dem Schreiber beinahe wie dem Grafen Sternberg mit Goethe: derſelbe meinte auch im Anſtaunen der „Metamorphoſe der Pflanzen", daß Goethe ſeinen Beruf verfehlt habe und eigentlich Naturforſcher hätte werden müſſen; wir rufen unwillkürlich aus: warum hat dieſer Jüngling nicht Dramen und lyriſche Gedichte geſchrieben! Aber dann fluthet wieder die Erinnerung an ſeine herrlichen Tonſchöpfungen uns voll und reich durch die Seele, und wir bewundern ſtumm die Vielſeitigkeit einer genialen Menſchennatur. Die Vielſeitigkeit — und die Geſchloſſenheit! Wie aus einem Guſſe erſcheint Schumann's reiches Weſen ſchon in den erſten brieflichen Aeußerungen; noch träumt der eben den engen Schulfeſſeln entfliehende Knabe in unbeſtimmtem und übergrenzten Kraftgefühle ſeine ahnungsreichen Zukunftsbilder, aber er träumt ſie ſchon als Dichter, den die Muſik nur erſt leiſe an der Hand leitet. Später beklagte er einmal, daß er allzulange geſchwankt habe, ehe er ſich ganz der Muſik in die Arme geworfen; „die Mutter ließ es nicht zu" ... „in ähnlichen Verhältniſſen wie er (nämlich Mendelsſohn) aufgewachſen, von Kindheit zur Muſik beſtimmt, würde ich Euch ſammt und ſonders überflügeln ..."; als ob er es nicht auch ſo gethan hätte! Als ob nicht gerade die dichteriſchen Jugendträume — er ſchwärmte damals in Jean-Paul'ſchen Regionen — den beſten und wahrſten Untergrund für ſeine „tiefe" Muſik bildeten. Man kann ſich eigentlich dieſe Muſik nicht ohne dieſe holden Schwärmereien denken, man verſteht ſie nicht, wenn man nicht den enthuſiaſtiſchen Dichterjüngling kennen gelernt hat.

„Die Mutter ließ es nicht zu ..." Iſt das richtig? Wollte der Jüngling, als er „eximio dignus" das Gymnaſium verließ, wirklich ſchon Muſiker werden? Die Briefe enthalten keine Andeutung dieſes Wunſches. Dichter wollte er werden — aber nicht Componiſt. Er wollte Jean-Paul'ſche Frühlingsträume dichten und dichtete ſie in den zuerſt mitgetheilten Briefen an ſeine Schulfreunde und in dem herrlichen Geburtstagsbriefe (vom 25. November 1828) an ſeine Mutter: „.... und nichtsdeſtoweniger ſchicke ich Dir doch ein Gedicht, einen Traum, eine Viſion, oder wie Du es ſonſt nennen magſt." — Er dachte damals gewiß an eine freie, künſtleriſche Laufbahn, aber nicht auf ſein herrliches Clavierſpiel legte er bei dieſen Gedanken den Hauptwerth. Mit Unluſt ging er von Anfang her an das ihm aufgedrungene juriſtiſche Studium:

„Die kalte Jurisprudenz," ſo klagt er, „die einem bei dem Anfang ſchon niederſchmettert durch ihre eiskalten Definitionen, kann mir nicht gefallen; Medicin will ich nicht und Theologie kann ich nicht ſtudiren. In ſo einem ewigen Streite mit mir ſelbſt befind' ich mich und ſuche vergebens einen Führer, der mir ſagen könnte, was ich thun ſoll. Und doch — es geht nicht anders. Ich muß an die Jurisprudenz, ſo kalt und trocken ſie auch ſein mag, ich will überwinden: und wenn der Menſch nur will — er kann ja Alles. Philoſophie und Geſchichte ſoll jedoch ebenfalls eines meiner Hauptſtudien werden."

Philoſophie und Geſchichte! das wollen gewöhnlich junge Dichter ſtudiren, wenn ihnen das Fachſtudium zu trocken erſcheint. Die Muſik trieb damals Schumann, trotz des Clavierunterrichtes, den er bei Wieck genoß, doch wohl mehr aus Paſſion denn als ein ſchon im Hinblick auf ſpätere Thaten unternommenes Studium. Sie diente ihm als Erleichterungsmittel in dem „ewigen Streite" und als Tröſterin: „was mir die Menſchen nicht geben können, gibt mir die Tonkunſt, und alle hohen Gefühle, die ich nicht ausſprechen kann, ſagt mir der Flügel." Aber ſie bildet nicht den Mittelpunkt ſeiner Thätigkeit und ſeiner Träume. „In einem benachbarten Dorfe Zweinaundorf in der ſchönſten Umgebung um ganz Leipzig bin ich oft ganze Tage allein geweſen und habe gearbeitet, gedichtet..." ſo ſchreibt er über ſein Leipziger Leben.

Erſt in Heidelberg bildet ſich in ihm der Entſchluß feſt und rund aus, ſich ganz und allein der Muſik zu widmen. Wie ſchön ſind ſeine Heidelberger Briefe aus den Jahren 1829 und 1830! Während er in Leipzig noch ganz im Jean-Paul haftet, redet er von dort aus in einer Sprache, die friſch und ungekünſtelt, ſelbſtändig und unmittelbar aus dem Herzen

Digitized by Google

geflossen klingt. Es ist, als ob er schon auf der Reise nach Süddeutschland, rheinaufwärts, alle Anlehnungen und vermittelten Gefühle aus seiner Brust herausgeworfen hätte. Er ist erwacht, und der Ton, in dem er in einem langen, langen Briefe seiner Mutter diese Reise beschreibt, ist so lustig und übermüthig, daß man seine Freude daran haben kann. Daneben zeugt gerade dieser Brief von einer so guten Beobachtungsgabe und von einer Kunst, die gesammelten Eindrücke kurz und treffend darzustellen, daß mancher heutige Feuilletonist sich ihn zum Muster nehmen könnte. Und alle anderen Heidelberger Briefe thuen ihm nach. Was ist aus dem Leipziger Jean-Paul-Schwärmer mit seiner etwas melancholisch angehauchten Stimmung doch für ein frischer Geselle dort am Neckarstrande geworden! Er lebt in einem heiteren, großen geselligen Kreise, während in Leipzig sein „übriges Leben höchst simpel und einförmig war und den Schneckengang gemächlich fort schlich"; er macht eine Reise nach Italien, aus derem Schweizer Anfang wieder entzückende Briefe stammen, während das durch Geldnoth und Krankheit traurigere Ende stiller abgehandelt wird; er lebt im Winter, trotz des öfteren Schreiens aus tiefster Geldnoth, auf einem ziemlich flotten Fuße und ist der „Liebling des Heidelberger Publikums" durch sein prächtiges Clavierspiel; er verkehrt in der besten Gesellschaft, bei Thibaut und am Hofe der Großherzogin, und gibt Concerte in einem „glänzenden Cirkel von englischen Damen". Ein Brief an seinen Lehrer Wieck in Leipzig (vom 6. November 1829) gibt uns ausführliche Kunde, wie ernst er es dort mit der Musik nahm. Und doch schreibt er schon am 11. November in ganz anderem Sinne an seine Mutter:

„Du sprichst von Musik und meinem Clavierspiele. Ach! Mutter, mit diesem ist es fast ganz aus und ich spiele selten und sehr schlecht und die Fackel des schönen Genius der Tonkunst ist in mildem Verlöschen und mein ganzes musikalisches Treiben kommt mir vor wie ein herrlicher Traum, der einmal war und an den ich mich nur noch dunkel entsinnen kann, daß er war. Und doch glaube mir, hätt' ich jemals Etwas auf der Welt geleistet, es wäre in Musik geschehen; ich habe in mir von jeher einen mächtigen Trieb für die Musik gefühlt, auch wohl schaffenden Geist, ohne mich zu überschätzen. Aber — Brodstudium! — Die Jurisprudenz verknorpelt und vereist mich noch so, daß keine Blume der Phantasie sich mehr nach dem Frühling der Welt sehnen wird."

Die Mutter ist erschreckt darüber. Da antwortet er:

„Zum Geburtstagsgeschenk mach' ich Dir — — mein Clavierspiel; da Alles, was ich Dir im vorigen Briefe darüber schrieb, eine Studentenflause war, und da ich Nichts gleich zum Geschenke finden konnte, so wählte ich diesen — Witz."

Und nun fährt er fort, ihr von seinen ungeheuren Erfolgen als Virtuos in der Heidelberger Gesellschaft und am Hofe der Großherzogin von Baden vorzuplaudern; daß er in vierspänniger Equipage an den Hof nach Mannheim abgeholt wird und im großen Heidelberger Concert als Solospieler figurirt.

„Stolz macht mich dies wenig," fügt er hinzu, „obgleich ich mir hie und da etwas einbilde, weniger auf meine reellen wirklichen Verdienste, als auf meine innere besiegende Kraft und das Bewußtsein, daß ich noch mehr könnte, wenn ich wollte."

Man sieht aus dem so eigenthümlich vorbereiteten Geburtstagsgeschenke, wie sehr ihn gerade der Heidelberger Aufenthalt und die Erfolge, die er dort geerntet, mit dem Bewußtsein seines musikalischen Könnens erfüllt haben. Er dichtet in Heidelberg nicht mehr in Worten, er geht auch nicht mehr einsam schwärmend spazieren, seine Ideale finden jetzt in Tönen ihre Gestaltung. Jener schon erwähnte Brief an Wieck beweist uns in jeder Zeile, wie ernst er gerade dort, wo ihm die äußere Anregung und der Lehrer fehlen sich in das eigentliche Studium der Musik vertieft, und er zeigt uns auch — den ersten musikalischen Schaffensdrang des Jünglings. Zunächst äußerte derselbe sich jedoch auch wieder literarisch:

„Schon seit Jahren, fing ich eine Aesthetik der Tonkunst an, die ziemlich weit gediehen war, fühlte hernach aber recht wohl, daß es mir an eigentlichem Urtheil und noch mehr an Objectivität fehlte, so daß ich hie und da fand, was Andere vermißten und umgekehrt. — Aber wüßten Sie, wie es in mir drängt und treibt und wie ich in meinen Sinfonien schon bis zu op. 100 gekommen sein könnte, hätte ich sie aufgeschrieben und wie ich mich so eigentlich im ganzen Orchester recht wohl befinde, auch die Feinde gegenüber stellen könnte und sie führte und bändigte, einengte und zurücktrieb. Ich bin wenig stolz, weniger aus Grundsätzen, als aus Umständen (denn vor manchen Menschen, die ihn verdienen, affektir' ich einen) — aber ich bin manchmal so voll von lauter Musik und so recht überfüllt von nichts als Tönen, daß mir es eben nicht möglich, Etwas niederzuschreiben . . ."

„So voll von lauter Musik!" Die Wendung in seiner Laufbahn bereitete sich vor und kurz darauf sehen wir ihn in der That den entscheidenden Schritt thun und die große Frage an die Mutter stellen: Soll ich mich nicht ganz und entschieden der Musik zuwenden? — Es scheint schwer gewesen zu sein, der Mutter sorgliche Bedenken zu überwinden; denn drei lange, innige Briefe, die diese Frage enthalten (in dem Zeitraum vom 1. Juli bis 22. August 1830 geschrieben), finden wir in der Sammlung. Wie überzeugend sind dieselben gehalten, der Sohn weiß die durchschlagendsten Gründe aus seiner Brust und aus dem praktischen Verstande zu holen, und er siegte. Denn die nächsten Briefe (aus Leipzig) beschäftigen sich schon mit der Vorbereitung auf die musikalische Laufbahn.

Der Abschied von den Heidelberger Briefen wird uns so schwer, wie dem jungen Dichtercomponisten das Scheiden aus der „Feinen" geworden sein mag: sie sind die schönsten und frischesten der Sammlung und erst später, als Schumann sich durch den schweren und mühseligen Anfang seiner Componistenlaufbahn durchgerungen hatte, finden wir denselben Schwung, dieselbe Freudigkeit und das stolze Selbstbewußtsein in seiner Correspondenz wieder, erst an dem Schluß des Buches, in seinen Briefen an Clara Wieck.

Wir beschreiten mit der Uebersiedlung des jungen nunmehrigen Tondichters von Heidelberg nach Leipzig das engere und doch noch so weite Feld seines Berufslebens: es ist als führen wir mit ihm aus dem stolzen, herrlich glänzenden Meere der Jugend in den beschränkten Hafen der Mannesthätigkeit. Andere bestimmtere Aussichten eröffnen sich an Stelle des suchenden, aber hoffnungsreichen Ausblicks auf unbegrenzte Flächen, und ein reiches Innenleben mit allen seinen Schaffensqualen und Erfolgesfreuden enthüllt sich nun den theilnehmenden Verwandten und Freunden. Die Zweifel an der rechten Wahl seines Berufes haben Robert Schumann nach diesen Briefen niemals gepeinigt, wohl aber die mancherlei bedrängenden und bedrückenden Aeußerlichkeiten des Lebens, die durch seine geringen Mittel, durch die vielen Krankheiten im elterlichen Hause und schließlich durch den Tod seiner Mutter und mancher Geschwister hervorgerufen wurden. Schumann hing auf's Zärtlichste an seiner Familie und besonders an seiner Mutter. Aber was muß das auch für eine Frau gewesen sein! In den Briefen des Sohnes, die die schönsten sind, welche überhaupt ein Sohn an seine Mutter schreiben kann, spiegelt sich ihr edles und fast möchte ich sagen großes Wesen auf's Deutlichste wieder. Der Sohn zeigt voll Stolz den Heidelberger Freunden die Briefe seiner Mutter und wird von ihnen beglückwünscht. Es widerspräche nicht nur dem Zwecke einer Besprechung, wollte ich durch Mittheilung mancher Stücke aus diesen zärtlichen, offenen, das ganze Herz enthaltenden Briefen an die Mutter ein Bild von dem Verkehre zwischen beiden zu geben suchen, sondern es wäre auch eine Versündigung an der Schönheit dieser Schriftstücke. Man muß sie ganz lesen, im Zusammenhange lesen und immer wieder lesen, um ihren Zauber ganz in sich aufzunehmen. Sie werden gewiß einen dauernden Platz in unserer Brief-Literatur behalten und sie würden es durch ihren selbständigen Werth, auch wenn sie nicht der „berühmte" Mann geschrieben hätte. — Und das Gleiche ist der Fall mit den Briefen an Clara Wieck. Welche Theilnahme, welche Innigkeit, welche ruhige Heiterkeit in ihnen allen! Wohl suchen wir auch in ihnen eifrig nach den thatsächlichen Mittheilungen, die uns jene Lebensperiode Schumann's aufhellen sollen — wer thäte das

Digitized by Google

nicht zunächst in solchen Briefsammlungen! — aber dann bleiben wir doch immer wieder an dem herzlichen Tone, an dem Geiste, der alles durchdringt, haften, gefesselt durch die Anmuth und die Größe dieses Geistes, begeistert durch die dichterischen Inspirationen, die er Zeile für Zeile, fast Wort für Wort, ausströmt, geblendet durch das eminent glänzende Wesen dieser Dichternatur. — Ja, Schumann war ein Dichter in seinem Herzen und auch in seinen Worten. Der Inhalt seiner Seele war zu reich, als daß er ihn ganz in Töne hätte ausströmen können; dem Reste lieh er die Sprache, seine edle und schöne Sprache. Und es war eine Pflicht gegen den großen Todten, diese selbstgeschaffene Ergänzung und Erläuterung seines Wesens der Nachwelt nicht vorzuenthalten, eine Pflicht, für deren Erfüllung wir der großen Genossin des Meisters gleichwohl noch Dank schuldig sind.

Zur populären Naturkunde.

Von Carus Sterne.

Man kann nicht oft genug wiederholen, daß dem natürlichen Verlangen des Menschen nach Naturerkenntniß in unsern Volks- und Mittelschulen zu wenig Rechnung getragen wird. Auf den höheren Schulen geht es beinah noch schlimmer zu. Eine oder gar mehrere todte Sprachen, denen man zwar keinerlei Werth für das praktische Leben beimessen kann, dafür aber eine geheimnißvolle, wahrhaft magische oder kabbalistische Wirkung auf die Ausbildung des Geistes nachrühmt, nehmen den Löwenantheil der Kraft, Zeit und — Geduld der Lernenden auf den höheren Lehranstalten in Anspruch. Kaum, daß der Chemie und Physik, die der Mensch im praktischen Leben fast ebenso nothwendig braucht, wie das Einmaleins, ein paar Stunden eingeräumt werden. Dem Boden, auf dem wir stehen, der Erdgeschichte, dem eigenen und dem uns umgebenden Leben, wird „naturgemäß" keine oder nur eine sehr oberflächliche Beachtung geschenkt. Es wurde eben der Lehrplan der alten Klosterschulen aus den Zeiten, in denen die Kenntniß des Lateinischen noch wirklichen Werth hatte, fortgeschleppt bis in unsere Tage, und die für sie wichtigeren Lehrgegenstände müssen darüber vernachlässigt werden. Daher haben die meisten jungen Leute, wenn sie die Schule verlassen, oder die Universität bezogen haben, nichts Eiligeres zu thun, als all' jenen überflüssigen Wust aus der griechischen und römischen Grammatik, von dessen Nutzlosigkeit sie schon jetzt eine Ahnung bekommen, schleunigst wieder zu vergessen und zu — vertrinken.

So wenig aber auch zu ihrer Pflege gethan worden ist, so erweist sich die ursprünglich allen Menschen eingeborene Liebe zur Natur doch bei den meisten stärker, als daß sie sich ganz hätte unterdrücken lassen, und sehr Viele suchen, sobald es ihnen der Kampf um's Dasein erlaubt, in der Blumenzucht, im edlen Weidwerk, oder wenigstens im Umgange mit Hunden, Pferden, gefangenen Vögeln u. s. w. Befriedigung und Verschönerung ihres Daseins. Diejenigen, welche noch tiefer empfinden, was ihnen fehlt, greifen begierig nach naturwissenschaftlichen Schriften, welche sie aber, aus Mangel der nöthigen Vorkenntnisse, oft unbefriedigt wieder aus der Hand legen müssen. Dieser Sündenschuld unseres Unterrichtswesens wird eine spätere Zeit jedenfalls ausreichende Sühne zu Theil werden lassen, ja ich zweifle nicht daran, daß die Naturwissenschaften dereinst als vornehmstes und edelstes Bildungsmittel von Geist und Gemüth die erste Stelle im Jugendunterricht einnehmen werden, während die todten Sprachen in nicht allzuferner Zeit sorgfältig zum Privatgebrauch der Sprach- und Alterthumsforscher bei Seite gestellt werden dürften.

So lange aber diese Reinigung unseres Unterrichtstoffs nicht vollzogen ist, werden populäre Werke über alle Zweige der Naturkunde dem vorhandenen Mangel und Bedürfniß, so gut es angeht, abhelfen müssen. Denn soviel fühlt auch der „Diplomat der alten Schule" bereits, und die Anwendungen der Naturkunde im eigenen Hause und auf der Straße zwingen ihn dazu, daß er diese Welt nicht mehr versteht, und daß heutzutage Allgemeinbildung ohne Kenntniß der Naturkräfte und Naturvorgänge eine leere Form und Schale bleibt. Mit dem durch die socialen Verhältnisse sowie durch erleichterte Verkehrsbedingungen geweckten und gesteigerten Reise- und Erholungsbedürfniß verbindet sich eine Rückkehr zum Umgange mit der Natur; die Bergformen, Gletscher und Gesteinsarten des Hochgebirges, der Seestrand mit seinem eigenartigen Thier- und Pflanzenleben, Alles das befördert den Drang „doch etwas davon zu erkennen".

Die Bücher „von Nostradamus eigner Hand" sind dazu in der Regel nicht tauglich, mitunter selbst dann nicht, wenn sie eigens zu dem Zwecke, dem Laien verständlich zu sein, geschrieben wurden. Sie setzen entweder zu viel oder zu wenig Vorkenntnisse voraus, und es hat sich eine besondere Schriftstellerzunft herausbilden müssen, die ihre Stärke darin sucht, für bestimmt in's Auge gefaßte Leserkreise verständlich zu schreiben, und ihnen die schwierigeren Verhältnisse durch allerhand Umschreibungen und Erläuterungen mundgerecht zu machen. Die Zahl derer, welche es vermocht haben, gut für die große Menge zu schreiben, ist nicht sehr groß; wenn man Buffon und Arago in Frankreich, Faraday und Huxley in England, Uhle, Roßmäßler und Bernstein in Deutschland nennt, so hat man die Besten beisammen. Solche Schriftsteller, welche das Sensationsbedürfniß des Laien durch romanhafte Schilderungen ausbeuten, wie Jules Verne in Frankreich, und der in Deutschland noch immer vielgelesene Zimmermann, sind keinenfalls zu ihnen zu rechnen.

Einem andern Gebiete gehört diejenige naturwissenschaftliche Literatur an, welche von den Kritikern gewöhnlich als „im besten Sinne populär" bezeichnet wird, die sich aber meist ausschließlich an die gebildeten Kreise wendet. Gewöhnlich wird als mustergiltig für diese Literaturgruppe Humboldt's Kosmos angeführt, der aber thatsächlich mehr gerühmt und gekauft als gelesen worden ist. Wenn man gerecht sein will, so muß man sagen, daß er in seiner sorgsam gefeilten Sprache und gewählten Ausdrucksform mehr einem ästhetischen Genusse als der Lernbegierde gedient hat. Besser dem allgemeinen Bedürfniß und Geschmack entgegenzukommen verstanden Carl Vogt und Schleiden, die aber allzusehr ihren Launen und Liebhabereien die Zügel schießen ließen, um nachhaltig wirken zu können. Natürlich ist die Zahl der auf diesem Gebiete mit einigem Erfolge wirkenden Kräfte viel größer, als unter den eigentlichen Volksschriftstellern, denn in den Gesichtskreis und das Fassungsvermögen des Gebildeten einzutreten, vermag in den meisten Fällen auch der Fachmann, wenn er die Vorurtheile seines Standes und Ranges in der Wissenschaft überwunden hat.

In der Neuzeit haben nur wenige Volksschriftsteller einen so bedeutenden Erfolg erzielt, wie der unlängst verstorbene Vogelkundige A. Brehm. Sein „Thierleben" ist unzähligen Naturfreunden, namentlich Jagdliebhabern, zum liebsten Hausfreunde und zur Zierde ihrer Bibliothek geworden. Allerdings haben an dem Erfolge dieses Werkes die fast durchweg vortrefflichen, von sehr geschickten Künstlern gemalten und sehr sorgsam in Holzschnitt wiedergegebenen Abbildungen, von denen ein Theil zuletzt in Farbendruck ausgeführt wurde, einen sehr wesentlichen Antheil; sie unterstützen auf das Vortheilhafteste die lebensvollen Schilderungen der äußeren Erscheinung, des Gebahrens und Benehmens, auf welche es in diesem Werke fast ausschließlich abgesehen ist. Als vor ca. zehn Jahren die zweite Ausgabe von Brehm's Thierleben ausgegeben war, wurden die Abnehmer durch die Ankündigung erfreut, daß sie eine Fortsetzung des liebgewonnenen Werkes in Form einer ähnlichen Behandlung der Erdgeschichte, des Pflanzenlebens, und des Menschen in anthropologischer, ethnologischer und prähistorischer Beziehung erhalten würden.

Der Gedanke einer „Allgemeinen Naturgeschichte für Gebildete", wie ihn einst Buffon erfaßte und für seine Zeit mustergiltig ausführte, wie ihn später Oken in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte für alle Stände" nach-

Digitized by Google

ahmte, mußte eine buchhändlerische Anstalt reizen, die über alle zu einem so großartigen Unternehmen nöthigen Kräfte und Mittel verfügt, wie das Bibliographische Institut in Leipzig. Wie viel große Mühe und Enttäuschung mag schon die Aufgabe, die richtigen Bearbeiter dafür zu finden, mit sich gebracht haben! Aus der vollendeten Harmonie in Text und Ausstattung dreier nunmehr fertig vorliegender Bände vermag der Kundige leicht zu erkennen, daß er ein durch mancherlei Klippen glücklich hindurchgesteuertes Werk vor sich hat, in welchem mancher Abschnitt, manche Tafel und Textabbildung schon vor der ersten Ausgabe mannigfache verbesserte Auflagen erlebt haben muß, der zu den Todten geworfenen nicht weiter zu gedenken. Wohl jedem, dem der Zweck eines solchen Werkes am Herzen liegt, muß es eine stolze Freude gewähren, eine so vollkommene Verwirklichung eines trefflichen Programmes zu sehen, und er wiegt sich gern in den Hoffnungen, welche sich an den Einfluß eines solchen Werkes auf den in letzter Zeit sehr gesunkenen Geschmack des Publikums knüpfen lassen. Auf den ersten Augenblick mag es befremden, daß der Naturgeschichte des Menschen mehr als die Hälfte des in Aussicht genommenen Umfangs gewidmet ist, denn von neun Bänden werden sich fünf ausschließlich mit ihm beschäftigen. Aber eingedenk des so spät zur Anerkennung gekommenen Sokratischen Satzes, daß der Mensch stets das wichtigste Studienobject des Menschen bilden müsse, wollen wir uns darüber nicht beklagen, und das Gebotene dankbar hinnehmen.

Der zuerst ausgegebene Band gehört der von Professor Friedrich Ratzel verfaßten Völkerkunde an und behandelt die zur Zeit für uns in den Brennpunkt des geographischen Interesses getretenen „Naturvölker Afrika's". Die Autorität des Verfassers auf diesem Gebiete ist so anerkannt, daß wir an seiner Schilderung nur die flüssige Form und das selbstständige Urtheil hervorheben wollen, und uns sogleich dem illustrativen Apparat zuwenden. Wie bei einem naturwissenschaftlichen Werke recht und billig spielt derselbe eine dem Texte völlig ebenbürtige Rolle; die 494 Holzschnitte und zehn Aquarelltafeln sind durchgängig für dieses Werk nach Photographieen oder nach den in den ethnographischen Sammlungen enthaltenen Objecten, von den besten Künstlern neu gezeichnet und gemalt worden, während einer getreuen Wiedergabe der Vorlagen die größte Sorgfalt gewidmet wurde. Eine erfreuliche Berücksichtigung hat dabei auch Kleidung, Wohnung, Geräth und Bewaffnung erfahren, und die Farbentafeln, welche den Kunstprodukten dieser Naturvölker gewidmet sind, können malerisch und technisch als kleine Kunstwerke gelten.

Eine Aufgabe von nicht zu unterschätzender Schwierigkeit war dem Verfasser des zweitausgegebenen Bandes, Professor Johannes Ranke in München zugefallen, sofern er unternommen hatte, Entwickelung, Bau und Leben des menschlichen Körpers zu schildern. Er hat sich und der Benutzung seines Buches in der Familie die Aufgabe wesentlich dadurch erleichtert, daß er allem, was ihm bedenklich erschien, namentlich auch allen theoretischen Auseinandersetzungen über Abstammung und Verwandtschaft des Menschen aus dem Wege gegangen und den menschlichen Körper und sein leibliches Leben rein für sich und ohne Zusammenhang mit der übrigen Natur zergliedert und dargestellt hat, wobei er ebenfalls durch einen vorzüglichen Bildapparat unterstützt wurde. Seine Darstellung bietet außerordentlich viel des Wissenswerthen, zumal sie auch auf einige äußere Lebensbedingungen (Nahrungsmittel), sowie auf die physiologischen Vorgänge der Ernährung und Athmung, des Wachsthums, der Muskelthätigkeit und des Sinnenlebens näher eingeht. Durch den zweiten Theil, welcher die Rassenmerkmale der vorgeschichtlichen und jetzt lebenden Völker in allgemeiner Vergleichung und die Culturentwickelung der prähistorischen Menschen schildern soll, wird dieser Band zu einer allgemeinen Naturgeschichte des Menschen ergänzt werden.

Als eine ganz besonders vorzügliche Leistung will mir die Erdgeschichte von Professor Melchior Neumayr in Wien erscheinen, soweit sich dies nach dem gegenwärtig allein vorliegenden ersten Band (Allgemeine Geologie) beurtheilen läßt. Wir besitzen zwar eine ganze Reihenfolge populärer Werke über dieses für den Laien seit jeher anziehende Thema, aber keines, welches den neueren geologischen Arbeiten mit gleicher Umsicht und Beherrschung des Stoffes Rechnung trägt. Die neuesten Arbeiten über Gebirgs- und Seebildung, Erdbeben und Vulkanismus, die geologischen Aufnahmen Amerikas, die Studien Richthofens über Lößbildung in China und anderswo, was Nordenskjöld im hohen Norden erforscht hat, Alles ist gleichmäßig berücksichtigt und selbst ein vergleichender Blick auf die anderen Welten fehlt hier nicht. Dabei ist die Darstellung in einer gemächlichen, nichts überhastenden Form gehalten und alles wird dem Leser gleichsam zu eignem Urtheil vorgelegt.

Von der vierten (botanischen) Abtheilung haben wir noch nichts gesehen, aber wir dürfen von dem Verfasser derselben, Professor Kerner von Marilaun in Wien, der es wie wenige versteht, anschaulich und feinsinnig zu schildern, mit Sicherheit erwarten, daß er ein dem Brehm'schen Thierleben ebenbürtiges Pflanzenleben schaffen werde, soweit es der ihm zugemessene Raum von zwei Bänden gestattet. Auch die Künstler, die an der Illustrirung des großartigen Werkes thätig sind, verdienen mit höchster Anerkennung genannt zu werden, aber es ist deren eine große Zahl, und wir möchten nicht einzelne hervorheben, da sich die Gesammtleistungen ziemlich auf derselben hohen Stufe halten, wenn auch die Leistungen der Aquarellisten meist mehr bestechen als die vielleicht mühevolleren der getreuen Wiedergabe ethnographischer Züge und anatomischer Einzelnheiten in einfacher Druckerschwärze durch Holzschnitt. Im Ganzen aber darf unser Urtheil zum Schlusse dahin zusammengefaßt werden, daß es sich hier um eine ungewöhnliche Leistung handelt, die dem deutschen Buchhandel zur höchsten Ehre gereicht und in ihrer Eigenart kaum ihres Gleichen haben dürfte.

Feuilleton.

Polikei.

Von Graf Leo Tolstoi.

Autorisirte Uebersetzung.

(Schluß.)

VIII.

Als Alles still geworden, kletterte Polikei, wie wenn er ein schlechtes Gewissen hätte, leise vom Ofen und fing an, sich zur Abfahrt zu rüsten. Es war ihm peinlich, hier mit den Rekruten zusammen zu übernachten. Die Hähne hatten schon mehrere Male gekräht, aber es war noch ganz dunkel. Baraban hatte all' seinen Hafer aufgefressen und verlangte nach der Tränke. Iljitsch spannte ihn an und führte ihn mit dem Wägelchen vorsichtig zwischen den Bauertelegen durch hinaus. Die Mütze nebst ihrem Inhalte war unversehrt. Polikei setzte sich in den Wagen, und bald rasselte derselbe wieder auf der gefrorenen Landstraße Porkowski zu. Polikei athmete erst auf, als er die Stadt im Rücken hatte. Bis jetzt schien es ihm immer, als seien ihm die Verfolger auf den Fersen, als werde man ihn abfassen, ihm an Ilja's Stelle die Hände auf den Rücken binden und morgen vor Gericht führen. Halb vor Frost, halb vor Angst lief es ihm kalt über den Rücken, und er trieb Baraban mit der Peitsche zu immer größerer Eile an. Der Weg wurde immer deutlicher sichtbar, und Baraban verfiel in einen gemüthlichen Schritt. Iljitsch nahm die Mütze ab und betastete wieder das Geld. „Sollte ich es vielleicht lieber in den Busen stecken?" dachte er, „aber dazu muß ich mich losgürten. Na, wir wollen noch bis unter den Berg fahren; da werde ich aussteigen und mich zurecht-

Digitized by Google

machen. Die Mütze ist ja von oben fest zugenäht, und unten aus dem Futter kann es doch nicht herausfallen. Und bis nach Hause nehme ich auch die Mütze nicht mehr ab!" Am Fuße der Anhöhe angelangt, fing Baraban aus eigenem Antriebe an, den Berg hinaufzugaloppiren, und Polikei, dem es ebenso wie Baraban daran lag, so rasch als möglich nach Hause zu kommen, ließ ihn gewähren. Alles war in Ordnung, so kam es wenigstens Polikei vor, und er gab sich angenehmen Träumen hin, dachte an die Dankbarkeit der gnädigen Frau, an die fünf Rubel, die sie ihm schenken würde, an die Freude seiner Hausgenossen. Wieder nahm er die Mütze ab und betastete nochmals den Brief; dann drückte er sie sich tiefer auf den Kopf und lächelte. Der Pelz auf der Mütze war mürbe wie Zunder, und eben weil ihn Akulina am Tage vorher so sorgfältig an der zerrissenen Stelle zugenäht hatte, war er an einer anderen Stelle aufgerissen, und die Bewegung hatte das Loch erweitert, so daß das Couvert mit einer Ecke herausguckte.

Der Tag brach an, und Polikei, der die ganze Nacht nicht geschlafen hatte, fielen die Augen zu. Er drückte die Mütze noch tiefer auf die Stirn, wodurch das Couvert ein Stück weiter herausgeschoben wurde und nickte ein, wobei sein Kopf bei jedem Stoß des Wagens an die Seitenstangen der Telega stieß. Kurz vor Porkowski wachte er auf. Seine erste Bewegung war, nach der Mütze zu fassen; sie saß fest auf seinem Kopfe, daher nahm er sie auch nicht ab, ganz überzeugt davon, daß das Couvert darin stecke. Er versetzte Baraban einen Schlag mit der Peitsche, schüttelte das Heu zurecht, gab sich wieder das Ansehen eines behäbigen Verwalters und, mit wichtiger Miene um sich schauend, rollte er der Heimat zu. Ungefähr hundert Schritt vor dem Hause machte sich Polikei zurecht, brachte seinen Gurt, seinen Pelzkragen in Ordnung, nahm die Mütze ab, strich das Haar zurück und steckte, langsam und bedächtig, die Hand unter das Mützenfutter. Aber was ist das? Die Hand durchstöbert unruhig die Mütze, hastig, immer hastiger sucht sie darin, auch die andere fährt hinein. Das Gesicht wird bleich, immer bleicher, die eine Hand bohrt sich durch. . . . Polikei springt auf die Knie, hält das Pferd an, durchstöbert den Wagen, das Heu, die Einkäufe, fühlt im Busen, in den Pluderhosen nach, — das Geld ist nirgends.

„Himmlischer Vater! Was soll denn das? Was wird daraus werden?" schreit er auf, indem er sich verzweiflungsvoll in die Haare fährt. Dann aber fällt ihm ein, daß man ihn vom Dorfe aus sehen könnte, und er wendet Baraban um, stülpt die Mütze wieder auf den Kopf und jagt den verwunderten und unzufriedenen Baraban den Weg, den er eben gekommen, wieder zurück.

IX.

Den ganzen Tag sah in Pokrowski Niemand den Polikei. Die gnädige Frau fragte nach Tisch mehrmals nach ihm, und Arjutka flog zu Akulina; aber Akulina sagte, er sei nicht gekommen, der Gärtner habe ihn gewiß aufgehalten, oder es sei mit dem Pferde etwas passirt. Akulina suchte, um sich zu beruhigen, nach allen möglichen Gründen für das Ausbleiben ihres Mannes, aber umsonst! Das Herz war ihr recht schwer und keine Arbeit zum morgenden Feiertage ging ihr heute von der Hand. Sie quälte sich um so mehr, weil die Tischlersfrau versicherte, sie habe selbst einen Menschen, ganz wie Iljitsch, auf der Landstraße heranfahren und plötzlich wieder umkehren sehen. Auch Jegor Michailowitsch, welcher der gnädigen Frau den Tagesbericht abstattete, lächelte, indem er auf die Frage: ob Polikei schon gekommen sei und wo er wohl stecken könne? antwortete: „Ich weiß es nicht," und es war ihm augenscheinlich eine Genugthuung, daß seine Voraussetzungen wahr geworden. „Er hätte zu Mittag hier sein müssen," meinte er bedeutsam. Erst später erfuhr man, daß ihn benachbarte Bauern ohne Mütze auf der Landstraße hatten laufen sehen, und daß er Alle, die ihm begegneten, gefragt habe, ob sie nicht einen Brief gefunden hätten. Ein Anderer hatte ihn neben dem an einen Pfosten angebundenen Pferd und Wagen am Rande des Weges schlafend gesehen. Akulina schloß die ganze Nacht kein Auge und horchte nur immer auf jedes Geräusch; aber auch in der Nacht kam Polikei nicht. Wenn sie allein gewesen wäre und einen Koch und ein Mädchen zu ihrer Bedienung gehabt hätte, so wäre sie noch unglücklicher gewesen; so aber, sobald die Hähne zum dritten Male krähten und die Tischlersfrau sich regte, mußte sie aufstehen und sich an's Backen und Kochen machen. Es tagte bereits, es wurde zur Frühmesse geläutet, die Kinder standen schon auf und Polikei, war noch immer nicht da. Den Tag vorher hatte es zum ersten Mal geschneit, und die Felder, der Weg und die Dächer waren stellenweise mit Schnee bedeckt; aber heute, wie zur Ehre des Feiertages, war das Wetter klar und sonnig und es fror, so daß man aus weiter Ferne jedes Geräusch hören, jeden Gegenstand sehen konnte. Aber Akulina, die vor dem Backofen stand und ihren Kopf in die Oeffnungen desselben hineingesteckt hatte, war so mit dem Backen der Mehlkuchen beschäftigt, daß sie nicht hörte, wie Polikei vorfuhr, und nur am Geschrei der Kinder merkte sie, daß ihr Mann gekommen sei.

Anjutka, als die Aelteste, hatte sich das Haar selbst mit Talg geschmiert und sich allein angekleidet. Sie kam sich sehr schön vor in einem etwas zerdrückten, jedoch ganz neuen rosa Kattunkleide, einem Geschenk der gnädigen Frau. Maschka, die noch in der Kasaweika und im Schmutz steckte, durfte nicht in ihre Nähe kommen, um sie nicht zu beschmieren. Maschka befand sich gerade auf dem Hofe, als der Vater vorfuhr. „Das Väterchen ist gekommen," kreischte sie und stürzte blindlings zur Thür hinein, an Anjutka vorüber, deren Kleid durch diese Berührung einige Schmutzflecke davontrug. Iljitsch trat mit der Pferdedecke in der Hand in den Hausflur und ging gerade durch in seinen Winkel. Akulina kam es vor, als sei er bleich, und als habe sein Gesicht einen halb weinerlichen, halb lächelnden Ausdruck, aber sie hatte keine Zeit, darauf zu achten und ihn auszufragen.

„Nun, Iljitsch, ist Alles gut gegangen?" fragte sie nur vom Ofen her.

Iljitsch murmelte etwas in den Bart hinein, was sie nicht verstand.

„Was?" schrie sie. „Warst Du bei der gnädigen Frau?"

Iljitsch, der sich auf's Bett gesetzt hatte, sah sich scheu um und wieder erschien das ihm eigene, schuldbewußte, tief unglückliche Lächeln auf seinem Gesicht. Er antwortete lange Nichts.

„Na, Iljitsch, warum dauert es so lange?" erscholl endlich Akulina's Stimme.

„Ich habe das Geld der gnädigen Frau abgegeben, Akulina. Wie sie mir dankte!" sagte er plötzlich rasch und hastig und musterte mit scheuem Blick und unruhigem Lächeln den kleinen Raum. Zwei Gegenstände fesselten besonders seine unstäten, fieberhaft glänzenden, weit geöffneten Augen: der an der Wiege befestigte Strick und das Kind. Er trat zur Wiege und begann mit seinen langen, dünnen Fingern hastig die Knoten an dem Stricke zu lösen. Dann blieben seine Augen auf dem Kinde haften. Aber da trat Akulina mit einem Brette voll Mehlkuchen in den Winkel. Iljitsch versteckte rasch den Strick in seinem Busen und setzte sich wieder auf's Bett.

„Was ist Dir, Iljitsch? Du bist ja wie nicht recht bei Troste?" fragte Akulina.

„Ich habe nicht geschlafen," antwortete er ausweichend.

Da blitzte etwas beim Fenster vorüber und herein flog, wie ein Pfeil, Arjutka, das Mädchen vom Herrenhause. „Die gnädige Frau befiehlt Polikei Iljitsch, sogleich heraufzukommen," sagte sie.

„Gleich, was will sie denn noch von mir? Wahrscheinlich die Belohnung," antwortete er so ruhig und unbefangen, daß Akulina's Besorgnisse dadurch beschwichtigt wurden. „Sage, ich komme gleich!"

Er stand auf und ging hinaus.

Im Hausflur lehnt an der Wand eine Leiter, die auf den Boden hinaufführte. Als Polikei aus seinem Winkel auf

Digitized by Google

den Hausflur trat, blickte er sich vorsichtig nach allen Seiten um, und da er Niemanden gewahr wurde, kletterte er rasch und geschickt die Leiter hinan. — —

X.

„Das hat etwas zu bedeuten, daß Polikei nicht kommt," sagte ungeduldig die gnädige Frau zu Dunjascha, die ihr das Haar kämmte. „Wo ist er, warum kommt er nicht?"

Axjutka flog wieder durch den Hof in den Gesindeflügel und forderte Polikei vor die gnädige Frau.

„Er ist schon lange hinauf," antwortete Akulina, welche eben die kleine Akulina im Waschtrog badete.

In diesem Augenblicke ging die Tischlersfrau ungekämmt, mit entblößter Brust, ihre Röcke mit einer Hand zusammenhaltend, auf den Boden, um ihr dort zum Trocknen aufgehängtes Kleid herunter zu holen. Plötzlich stieß sie einen Schreckensschrei aus und flog die Leiter herunter, eher wie eine Katze, als wie ein Mensch, mit geschlossenen Augen und halb wahnsinnig.

„Iljitsch!" schrie sie.

Das Kind glitt Akulina aus den Händen.

„Hat sich erhängt!" brüllte die Tischlerin.

Ohne zu bemerken, daß das Kind wie ein Knäuel rücklings in den Waschtrog rollte und mit dem Kopf unter dem Wasser verschwand, während die Füßchen krampfhaft in der Luft zuckten, lief Akulina auf den Hausflur hinaus.

„Am Balken hängt er!" sagte noch die Tischlersfrau, hielt jedoch inne, als sie Akulina sah.

Akulina stürzte zur Leiter und lief, ehe man sie daran hindern konnte, hinauf; aber kaum auf die oberste Sprosse gelangt, fiel sie mit einem markerschütternden Schrei die Leiter herunter und hätte ihren Tod dabei gefunden, wenn nicht das von allen Seiten herbeigelaufene Volk sie aufgefangen.

Es war lange nicht möglich, sich in dem allgemeinen Lärm und Gewirr zurecht zu finden. Eine unzählige Menge Volkes war zusammengelaufen; Alle schrieen, Alle sprachen zu gleicher Zeit, Kinder und alte Weiber weinten. Endlich stiegen mehrere Männer, unter anderen der Tischler und der herbeigeeilte Verwalter, auf den Boden, und die Tischlersfrau erzählte zum zwanzigsten Mal, wie sie ganz arglos hinaufgegangen sei, um ihren Kragen zu holen und so ganz einfach vor sich hingesehen habe. „Plötzlich ist da ein Mensch," sagte sie, „nebenbei liegt eine Mütze, auf die linke Seite gekehrt. Wieder sehe ich hin und die Beine baumeln. Wie mit kaltem Wasser übergoß es mich. Ist das auch eine Kleinigkeit! Hat sich da ein Mensch erhängt! und ich muß es zuerst sehen! Wie ich heruntergepoltert bin, ich weiß es selbst nicht. Ein wahres Wunder, daß mich Gott beschützt hat. Wahrhaftig, der Herr ist mir gnädig gewesen! Ist das ein Spaß! Zu Tode hätte ich mich fallen können!"

Akulina, die zu sich gekommen war, wollte wieder zur Leiter stürzen, aber man ließ es nicht zu.

„Mamuf—ka, Ssemka ist ertrunken," piepte plötzlich das lispelnde kleine Mädchen aus einer Ecke hervor.

Akulina riß sich los und lief in ihren „Winkel". Das Kind lag bewegungslos rücklings im Waschtrog, und die Füßchen rührten sich nicht mehr. Akulina zog es hastig heraus, aber das Kind athmete und regte sich nicht mehr. Sie warf es auf's Bett, beugte sich, auf beide Arme gestützt, darüber und brach in ein so lautes, schallendes, grauenerregendes Lachen aus, daß Maschka, die anfangs mitgelacht hatte, sich die Ohren zuhielt und weinend auf den Flur hinauslief. Die Menschen drängten haufenweise mit Geschrei und Heulen in den „Winkel". Man brachte das Kind heraus, begann es zu reiben; aber es war Alles umsonst. Akulina wälzte sich auf dem Bette und lachte, lachte so, daß Allen, die dieses Lachen hörten, die Haare zu Berge standen. Jetzt erst, wenn man den bunten Haufen der sich in den Flur drängenden Leute, Verheirathete, Greise, Kinder, sah, konnte man sich einen Begriff von der Menge und Beschaffenheit des Volkes machen, das im „Flügel" wohnte. Alle liefen hin und her, Alle sprachen, und Niemand that etwas. Da erscholl plötzlich der Ruf: „Die gnädige Frau, die gnädige Frau!" und Alle blieben stehen und drängten sich zusammen, um ihr Platz zu machen; zugleich wollte aber ein Jeder auch gern sehen, was die gnädige Frau thun würde.

Diese trat bleich, mit verweinten Augen über die Schwelle der Isba und ging geradezu in Akulina's „Winkel". Ein Dutzend Köpfe drängten sich ihr nach in die Thür, um zu sehen. Die gnädige Frau trat auf Akulina zu und faßte ihre Hand; diese aber riß sie ihr fort. Die älteren Hofsleute schüttelten mißbilligend die Köpfe. „Akulina", sagte die gnädige Frau, „Du hast Kinder, schone Dich für sie."

Die gnädige Frau wandte sich zu den Umstehenden und befahl, Senf zu holen und nach dem Arzte zu schicken. „Gebt kaltes Wasser her!" sagte sie und begann selbst sich darnach umzusehen. Da fiel ihr Blick auf das todte Kind, bei welchem die alte Anna stand, und sie wandte sich ab, bedeckte das Gesicht mit dem Tuche und weinte. Akulina aber lachte noch immer und sprach unzusammenhängendes Zeug. Sie wurde in ein anderes Zimmer gebracht, man ließ ihr zu Ader, bedeckte ihren Körper mit Senfpflastern, legte ihr Eis auf den Kopf, aber es half Alles nichts; sie kam nicht zum Verständniß ihrer Lage, und fand keine Thränen; sie lachte nur in einem fort und that und sagte so närrische Dinge, daß die guten Leute, die sie pflegten, sich auch des Lachens nicht erwehren konnten.

XI.

Das war ein trauriger Feiertag in Pokrowski. Jeder saß in seinem Winkel, und wenn man sich etwas zu sagen hatte, so sprach man nur flüsternd, als wäre der Böse in der Nähe und könne Einen hören. In Polikei's Winkel war Niemand von der Familie geblieben; die Kinder und die Wahnsinnige hatte man anderwo untergebracht. Da lag nur die kleine Leiche des Säuglings von zwei alten Mütterchen und einer Wallfahrerin bewacht, welch' letztere in ihrem Eifer die Psalmen laut hersagte, nicht um des todten Kindes willen, sondern nur so, zu Ehren des ganzen traurigen Vorfalls. So hatte es die gnädige Frau befohlen. In dem Zimmer derselben aber roch es nach Eau de Cologne und Arzenei. Dunjascha schmolz gelbes Wachs und bereitete eine Salbe.

„Schläft die gnädige Frau oder nicht?" fragte plötzlich neben Axjutka, der Zofe, eine tiefe Männerstimme. Sie öffnete die Augen und gewahrte neben sich eine Gestalt, die, wie es schien, größer als der Gesindeflügel war. Sie kreischte auf und flog zurück, so daß ihre Röcke wie Fahnen flatterten. Es war Dutlow. Ohne auf den Schreck der Mädchen zu achten, suchte er mit den Augen nach dem Heiligenbilde, und da er das kleine in einer Ecke hängende Gottesbild nicht sah, so bekreuzigte er sich vor einem Schränkchen mit Steinzeug, legte seine Mütze auf's Fenster und langte einen Brief mit fünf braunen, den Abdruck eines Ankers tragenden Siegeln hervor.

„Hast Du mich erschreckt! Und die gnädige Frau sogar ist gestört worden," sagte Dunjascha. „Wie kommst Du auch, ohne zu fragen, die Dienstttreppe herauf."

Dutlow, ohne sich zu entschuldigen, sagte nur, er müsse die gnädige Frau durchaus sehen.

„Sie ist krank!" sagte Dunjascha.

„Es ist eine sehr wichtige Sache," fuhr Dutlow fort. „Sagt nur, daß ein Bauer einen Brief mit Geld gefunden hat."

„Was für Geld?"

Dunjascha las, bevor sie ihre Meldung machte, die Adresse durch und fragte Dutlow aus, wie und wo er dieses Geld, das Iljitsch aus der Stadt habe bringen sollen, gefunden habe. Als sie Alles ausführlich erfahren, begab sie sich zur gnädigen Frau; aber zu Dutlow's äußerster Verwunderung empfing ihn diese doch nicht und hatte auch Dunjascha nichts Vernünftiges geantwortet:

„Ich weiß nicht und will auch nicht wissen, was das für ein Bauer und was für ein Geld ist," hatte sie gesagt. „Ich kann und will Niemanden sehen. Er soll mich in Ruhe lassen."

„Was soll ich denn jetzt machen?" fragte Dutlow, indem er das Couvert zwischen seinen Fingern herumdrehte. „Es ist

Digitized by Google

doch keine Kleinigkeit, so viel Geld! Was steht darauf?" fragte er Dunjascha, die ihm die Adresse noch einmal vorlas.

Es kam ihm etwas dabei ganz unglaublich vor. Er hoffte immer, daß das Geld vielleicht nicht der gnädigen Frau gehörte und daß man ihm die Aufschrift nicht richtig vorgelesen habe; aber Dunjascha hatte sie ihm eben noch einmal bestätigt. Er seufzte, steckte das Couvert in seinen Busen und schickte sich zum Fortgehen an.

„Ich werde es also dem Stanowoi geben," meinte er.

„Warte, ich versuche es noch einmal; vielleicht wird sie jetzt darauf hören," sagte Dunjascha, nachdem sie aufmerksam dem Verschwinden des Couverts in dem Busen des Bauern zugesehen hatte, und hielt ihn in der Thür noch fest. „Gieb den Brief her!"

Dann ging sie noch einmal zu der gnädigen Frau hinein.

„Ach, mein Gott, Dunjascha!" sagte diese mit vorwurfsvollem Tone: „Sprich mir nicht mehr von diesem Gelde! — Wenn ich an das Kindlein denke . . ."

„Der Bauer weiß nicht, gnädige Frau, wem er es geben soll," sagte wieder Dunjascha.

Die gnädige Frau erbrach den Brief, und ein Zittern überlief sie beim Anblick des Geldes; dann verfiel sie in Nachdenken.

„Ich mag dieses Geld nicht. Es hat nur Unglück gebracht. Was hat es nicht schon angerichtet! — Sage ihm, er könne es behalten, wenn er will," sagte sie plötzlich, indem sie nach Dunjascha's Hand tastete, um das Couvert hineinzulegen: „Ja, ja, ja," wiederholte sie der verwunderten Dunjascha, „er soll es nehmen und damit machen, was er will."

Dunjascha ging zurück in's Mädchenzimmer.

„Ist es richtig?" fragte Dutlow.

„Zähle selbst nach," sagte Dunjascha, indem sie ihm das Couvert einhändigte. — „Dir soll ich es geben."

Dutlow steckte die Mütze unter den Arm, bückte sich vor und begann zu zählen.

„Hat sie kein Rechenbrett?" Er glaubte, die gnädige Frau verstehe nicht zu zählen und habe es deshalb ihm übertragen.

„Du kannst es zu Hause zählen! Es gehört Dir, ist Dein Geld!" sagte Dunjascha ärgerlich. „Ich will es nicht sehen, sagte die gnädige Frau; gib es dem, der es gebracht hat."

Dutlow heftete, ohne sich aufzurichten, seine Augen auf Dunjascha.

„Was fällt Euch ein, Ihr spaßt!"

„Fällt mir nicht ein. Sie hat befohlen, es Dir zu geben. Nun, nimm das Geld und geh! Des Einen Tod ist des Anderen Brod!"

Dutlow fing an zu begreifen, daß es kein Scherz sei, und begann das zum Zählen bereitgelegte Geld wieder zusammenzuraffen und in's Couvert zu stecken; aber seine Hände zitterten dabei, und er warf ängstliche Blicke auf das Mädchen, um sich davon zu überzeugen, daß es nicht Spaß mit ihm trieb. Dann verließ er eilig das Zimmer.

XII.

Dutlow ging, leise die Lippen bewegend, nach Hause. Sein Weib hatte sich schon hingelegt; sein ältester Sohn und sein Enkel schliefen auch schon auf dem Ofen, sein zweiter Sohn schnarchte in einem Holzverschlag. Nur Iljuschka's Weib schlief nicht, sondern saß in beschmutztem Feiertagshemde unbedeckten Hauptes auf der Bank und jammerte. Sie ging dem Onkel nicht entgegen, um ihm die Thür zu öffnen; sie fing nur lauter an zu jammern und zwischen den Zähnen etwas zu murmeln, sobald er hereintrat.

Die Frau stand auf, um ihrem Manne ein Abendessen aufzutragen. Nachdem er ganz leise ein Dankgebet gesprochen und sich die Hände gewaschen, räusperte er sich laut und spuckte aus; dann nahm er das Rechenbrett von der Wand und ging damit in den Verschlag. Dort flüsterte er anfangs eifrig mit seiner Alten: darauf ging diese fort; er aber begann mit den Rechenbrett zu klappern; endlich schlug er den Deckel eines Koffers zu und stieg in eine Art Kellerraum unter der Diele hinab. Lange wirthschaftete er im Verschlage und Dielraum umher. Als er herauskam, war es in der Isba schon dunkel, und der Kienspahn brannte nicht mehr. Dutlow betete, warf dann einen Blick auf Iljuschka's Weib, schüttelte bedenklich den Kopf, löschte den Kienspahn, den er aus dem Verschlage mitgebracht, aus, spie noch einmal aus und kletterte dann auf den Ofen, wo er sich neben seinem Enkelsohn hinstreckte. Er konnte lange nicht einschlafen. Böse Träume ängstigten ihn. Besonders deutlich glaubte er den an der Diele aufgehängten Polikei zu sehen. Endlich brach der neue Tag an.

Im Morgengrauen fuhr er in die Stadt, um seinen Neffen loszukaufen. Das junge Weib begleitete ihn.

Der Hauswirth, für den Jegor Michailitsch ihm einen Brief mitgegeben, hatte einen ganz annehmbaren Rekruten in Bereitschaft, der schon seine dreiundzwanzig Harte durchgebracht und von der Behörde für tauglich befunden worden war. Er verlangte vierhundert Rubel für ihn, und sie wurden handelseinig. Man weckte den Freiwilligen, der seinen gestrigen Rausch noch ausschlief, und begab sich dann mit ihm in die Behörde. Dort wurde er mit einer gewissen allgemeinen Freudigkeit vom Gerichtsdiener an bis zum Präsidenten empfangen und entkleidet, endlich geschoren und eingekleidet. Fünf Minuten später zahlte Dutlow die bedungene Kaufsumme aus, empfing die Quittung und begab sich, in das Quartier zum Kaufmann, wo die Rekruten aus Pokrowski standen. Ilja saß mit seiner jungen Frau in einer Ecke der Küche; sobald der Alte hereintrat, hörten sie auf zu sprechen und sahen ihn mit feindseligen und doch demüthigen Blicken an. Wie immer sprach der Alte beim Eintreten ein kurzes Gebet; dann gürtete er sich los, langte ein gewisses Schreiben hervor und rief seinen ältesten Sohn Ignaz und Iljuschka's Mutter, die draußen geblieben waren, herein:

„Du, versündige Dich nicht, Iljucha," sagte er, indem er auf den Neffen zutrat. „Gestern hast Du mir ein schreckliches Wort gesagt. Habe ich denn kein Mitleid mit Dir? Ich weiß, wie mein Bruder Dich mir an's Herz legte. Läge es in meiner Macht, hätte ich Dich wohl fortgegeben? Jetzt hat mir Gott Glück geschenkt, und da habe ich das Opfer nicht gescheut. Da ist das Schreiben! Vierhundert harte Rubel habe ich dafür gegeben. Mache Deinem Onkel keine Vorwürfe mehr."

Iljucha war aufgestanden, aber schwieg; er wußte nicht, was er sagen sollte, seine Lippen zitterten vor Aufregung. Seine Mutter und sein Weib weinten vor Freude. In der Menge wurden Ausrufe des Beifalls laut.

Zwei Stunden später fuhren die zwei Telegen Dutlow's zur Vorstadt hinaus. Im ersten Wagen, vor den die schmutziggraue Stute mit dem eingefallenen Bauch und von Schweiß triefenden Halse gespannt war, saßen der alte Dutlow und Ignaz. Im zweiten Wagen, den Niemand lenkte, saßen glücklich und würdevoll die junge Frau und ihre Schwiegermutter, beide mit Tüchern um den Kopf gewunden, dem Kopfputze der verheiratheten Bauerfrauen. Auf dem Vordersitz saß Iljuschka mit hochgeröthetem Gesicht. Seine Hausfrau hielt vorsichtig versteckt ein vierkantiges Fläschchen auf ihren Knieen. Und das Stimmengeräusch, das Wagengerassel, das Schnauben der Pferde, Alles das verschmolz zu einem unentwirrbaren, fröhlichen Lärm. Die Pferde fächelten sich mit den Schweifen Kühlung zu und liefen aus eigenem Antriebe immer rascher; sie witterten, daß es nach Hause ging. Die Vorübergehenden und Fahrenden sahen sich unwillkürlich nach der glücklichen Familie um.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Gräfin Lambach.

Schauspiel in vier Aufzügen von Hugo Lubliner.

Erst mit der Verzichtleistung auf wirklich dichterische Genüsse findet man den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung einer modernen Novität des „Deutschen Theaters", erst dann wird man lernen — nicht zu grausam zu sein. In ihrer Art sind ja diese Novitäten gar nicht schlecht; sie bilden eine Gattung in der Literatur, wie einstens Ifflands „bürgerliche Schauspiele" eine solche bildeten, und sie unterhalten ihre Zeitgenossen, wie man aus den stets vollen Häusern und dem lebhaften Beifalle ersehen kann, vortrefflich. Warum sie also geradezu tadeln? Wenn noch fünfzig Jahre in's Land gegangen sein werden, werden unsere Nachkommen allerdings gerade so ihr Haupt über unseren seltsamen Geschmack schütteln, wie wir es schütteln über die sonderbare Begeisterung unserer Vorfahren für Iffland. Nun, lassen wir sie schütteln!

Vielleicht bewundern sie sogar dann noch einen Vorzug dieser gegeringwerthigen dramatischen Gattung: ich meine die vortreffliche und überaus geschickte und künstliche Mache. — „Wer hat nur dieses ganz abscheuliche Wort in unsern Sprachschatz eingeschmuggelt?" frug mich neulich entrüstet ein moderner „Dichter", dem es ein Kritiker wie eine Bombe entgegengeschleudert hatte. „Gefällt es ihnen nicht?" frug ich dagegen. „Ich verstehe es nicht", antwortete er wüthend. „Und Sie haben doch ein paar »Poetiken« durchstudirt?" sagte ich lachend. „Was in ihnen gelehrt wird ist die Mache: Formen ohne Gedanken, Knochengerüste ohne Fleischfüllung, mit einem Worte: die Anatomie der Dichtung." — Die Poetik unserer modernen Autoren ist bewunderungswürdig ausgebildet; von den Classikern und den Nichtclassikern, von den Franzosen und von ihren eigenen Genossen haben sie genau gelernt, wie Alles „gemacht" werden muß; es erforderte also nur einen kurzen Entschluß, es auch wirklich zu „machen" und sie „machen" es; sie formen und modeln und „pösteln" — wie man in Süddeutschland sagt — und setzen ihre kleinen Gedankensteinchen recht mühsam, aber auch recht geschickt zu einem kunstvollen Mosaik zusammen; nur Schade, daß diese anatomische Kunstfertigkeit immer nur Gerippe, diese musivische Gewandtheit immer nur Gemälde mit Rissen und Fugen erzeugt.

Doch genug des Allgemeinen; ich wollte ja von Lubliner's neuestem „Schauspiel" reden. Es bleibt übrigens der kritischen Betrachtung gar nicht viel zu thun übrig; wir haben ja von vorneherein resignirt. Nur einige von den vielen kleinen Glasstückchen, aus denen der dramatische Salviati sein Kunstwerk zusammengebaut hat, wollen wir mustern.

Personen des Stückes: 1) Graf Lambach in Mesalliance lebend mit Frau Hedwig Niemann-Rabe geborenen Sievers. Der letzteren diesmaliger Bühnenname, Klarissa, thut nichts zur Sache: Frau Hedwig Niemann, und nur diese, wie sie weint und lacht, als helden- und edelmüthige Ehefrau steht vor uns. Sie besiegt alle ihrer friedlichen Ehe im Wege stehenden Hindernisse spielend, wie Frau Hedwig Niemann es ja in allen für sie geschriebenen Stücken — wie viele sind es doch schon? — thun muß. 2) Herr Fabrikant Förster gen. Sievers, schwerreicher Schwiegervater, sehr ehrenhafter Kaufmann und Starrkopf, aber höchst zärtlich gesinnt gegen seine Tochter. 3) Freiherr von Nordheim und seine Frau. Letztere, frühere Sängerin und Geliebte des Grafen Lambach, hat noch Briefe von diesem in den Händen, was natürlich zu einigen höchst neuen Verwickelungen Anlaß gibt. Ihr nunmehriger Mann ist professioneller Spieler und Hochstapler, darum spielt ihn auch Herr Pohl. 4) Junges Liebespaar. Er führt den geschmackvollen Namen Birkowitz und ist ein armer Edelmann, jedoch braver Junge; sie ist das bekannte drollige Backfischchen, welches Fräulein Sorma immer so gut darstellt, und erklärt ihre Liebe diesmal vermittelst eines Tagebuches. 5) Mehrere Edelleute und ein Amerikaner, die alle nichts im Stücke zu thun haben, aber doch in demselben herumlaufen.

Einige Handlungen des Stückes, denn mehrere sind es und müssen es sein — nach der Lubliner'schen Poetik: 1) Frau Niemann geb. Sievers belauscht ihren gräflichen Gatten bei einer stürmischen Unterredung mit der früheren Geliebten, die zur Rehabilitirung ihres Rufes in das gräfliche Haus eingeführt zu werden begehrt. Hieraus folgt Kriegszustand zwischen Frau Niemann und jener Dame. 2) Graf Lambach läuft Gefahr in einen Hochverrathsproceß verwickelt zu werden und seine Unschuld kann nur erwiesen werden, wenn er seine frühere Geliebte an den Pranger stellt. Seine Frau und sein Schwiegervater dringen in ihn, dies zu thun, sein adeliger Sinn sträubt sich aber dagegen; seine Frau wird plötzlich angesteckt von der Größe dieses adeligen Sinnes und nimmt ihn nun auch sofort an, indem sie das Document, welches allerdings den Ruf ihres Mannes retten, aber zugleich jene Nebenbuhlerin vernichten würde, dennoch zerreißt. Ihr Mann erstirbt deshalb von nun an in Hochachtung und Liebe zu ihren Füßen. 3) Die Gefahr, welche durch jenen Hochverrathsproceß über dem Haupte des Grafen Lambach schwebte, wird durch eine Bemerkung des Backfischchens in jenem Tagebuche, welche zugleich ihre Liebesgeständnisse enthält, und durch eine wahrhaft komische Bereitwilligkeit des Autors, dem Stücke noch ein ganz und gar triviales Ende zu geben, glücklich aber höchst künstlich abgewandt. 4) Der Autor nennt trotz dieses beruhigenden Ausganges sein Stück doch nicht „Lustspiel", was gegen alle Regeln der modernen Poetik verstößt und infolgedessen mit zu den seltsamen „Handlungen" gerechnet werden muß.

Weiteres wäre eigentlich dem Berichte über dieses „Schauspiel" nicht hinzuzufügen. Herr Lubliner hat versucht, ein „Problem" mit diesem Stücke zu lösen und formulirt dasselbe folgendermaßen: darf ein Mann, um eine Gefahr von seinem Haupte abzuwenden, ein Weib, welches er einst geliebt hat, auch wenn dasselbe unwürdig ist, moralisch vernichten? Die Antwort ist: nein! Aber wie seltsam windet und drückt er sich um dieses entschiedene Nein!, welches in der That zu einem tragischen Conflikte führen könnte, herum, nur um noch zu einem glatten Ausgange zu gelangen! Diese Scheu vor einem großen, kräftigen Schritte, dieses Vermitteln und Sich-schlängeln kennzeichnet die ganze Art seiner Dramatik und macht sie schwächlich, wie sie auch sein neuestes Stück total entstellt. Fügen wir noch hinzu, daß die Figuren dieses „Schauspiels" allzutypisch, d. h. den Künstlern des „Deutschen Theaters" auf den Leib geschrieben und geklebt sind, und daß der Dialog oft von einer Verworrenheit und Unverständlichkeit ist, wie man sie an dieser Stelle selten gehört hat, so wird man ein Urtheil über den „unvergänglichen Werth" dieses Kunstwerkes sich wohl bilden können. Die wenigen guten Scenen und Bemerkungen, welche natürlich auch mit unterlaufen, entschädigen nicht für diese Mängel, oder sollen wir uns etwa an der „Groschenbibliotheks-Weisheit" des Autors, die er in langweiligen Darlegungen über den Unterschied zwischen Ehre und Ehrenpunkt oder über den Seelenzustand eines weiblichen Wesens vor und in der Ehe und ähnliche tiefe Probleme auskramt, begnügen?

Die Darstellung im „Deutschen Theater" war vorzüglich. Aber wie sollte das auch anders sein, da das Stück gerade für diese Bühne von Anfang an angelegt und eingerichtet gewesen zu sein scheint?

B.

Digitized by Google

Notizen.

„Leidvoll und Freudvoll", Novellen von Ludwig Ziemssen. Zweite Auflage. (Norden 1886, Hinr. Fischer Nachfolger.) — Nicht bloß leidvoll und freudvoll, auch gedankenvoll sind diese beiden anmuthigen Erzählungen des bekannten Novellisten, welche das unerschöpfliche und stets von Neuem reizvolle Thema von den Kämpfen des Menschenherzens behandeln. Wenn auch nicht kräftige Leidenschaften uns entgegenlodern, so erfreut er doch durch die Feinheit der psychologischen Beobachtung und die Frische seiner Schilderung. Nur scheint er durch allzu reichliche Einstreuung von Citaten Concessionen an den Geschmack des weiblichen Lese-Publikums gemacht zu haben, welche sein liebenswürdiges Talent nicht nöthig hat. A. St.

Lappländische Märchen, Volkssagen, Räthsel und Sprichwörter. Von J. C. Poestion. Mit Beiträgen von Felix Liebrecht. (Wien, Gerold.) — Mir müssen dem unablässig forschenden Gelehrten Poestion unsern vollsten Dank sagen, daß er uns durch sein Buch Gelegenheit gibt, einen tieferen Einblick in die Poesie der Lappländer zu thun, von der wir wenig oder nichts gewußt haben, und die doch von eigenem Reiz und Werthe ist. Man denke nur an die beiden lappländischen Lieder „Das Brautlied" und „An das Rennthier", welche Herder in seine „Stimmen der Völker in Liedern" aufgenommen hat. Das Buch Poestions hat ein doppeltes Interesse, sowohl für den Leser wie für den Gelehrten. Ersterer ergötzt sich an den oft ganz eigenthümlichen Gebilden lappländischer Volkspoesie, letzterem werden die genauen Untersuchungen Poestion's große Dienste leisten.

Richard Wagner's Parsifal illustrirt von C. Ritter. (Bayreuth, Heinrich Heuschmann.) — Diese neun vom Hofphotographen Albert in München geschmackvoll ausgeführten Blätter nach C. Ritter's Gemälden werden jedem Besucher der Bayreuther Festspiele eine willkommene Erinnerung sein. Der Maler hat zwischen Theater- und Phantasiebild die richtige Mitte zu finden gewußt. Seine Auffassung hält sich zwar ziemlich genau an die Bühnendarstellung, vermeidet aber doch wieder in wahrhaft freier künstlerischer Art alles Theatralische. Das Decorative ist immer treu wiedergegeben. Am Besten hat uns das vierte und sechste Blatt gefallen, wo Figuren und Scenerie harmonisch in einandergreifen. Weniger gelungen ist die Balletscene der Blumenmädchen. Besonders stimmungsvoll dagegen das letzte Blatt, das die Enthüllung des Grals durch den neuen König Parsifal im Tempel darstellt. Wir können diese geschmackvollen, von echt künstlerischem Geiste beseelten Bilder allen Freunden der Wagner'schen Muse bestens empfehlen.

Justinus Kerner und die Seherin von Prevorst. Von Carl du Prel. (Leipzig, Th. Griebens Verlag.) — Diese kleine Schrift hatte zunächst den Zweck, zu der vor Kurzem stattgehabten Feier des 100jährigen Geburtstages des Weinsberger Dichters auch den „Geisterseher" Kerner wieder in die Erinnerung unserer Tage zu bringen, was zu thun allerdings von mancher „feiernden" Stimme an diesem Jubiläum geflissentlich vermieden wurde. Dann bringt sie, unter Mittheilung der für das Leben Kerners sowie der „Seherin von Prevorst" wichtigen Thatsachen eine Reihe von Zeichnungen aus dem Skizzenbuche des Professor Gabriel Max, welche der Broschüre eine auch über die Zeit des Festes hinausdauernde Bedeutung verleihen. Gabriel Max hat „in gerechter cultureller Würdigung" aller Erscheinungen, welche Kerner von dieser Seherin in seinem merkwürdigen Buche aufzeichnete, seit langer Zeit Bildnisse der merkwürdigen Frau gesammelt und gibt einige derselben wieder. Daran fügt er eine Abbildung, welche sie so darstellt, „wie sie zu ihren besten Stunden in warmen Tagen in Kerners Garten stets umherzuwandeln pflegte . . . aus ihren Augen ging ein ganz eigenes geistiges Licht . . ." Wer schon bewundernd empfunden hat, wie packend Max das „eigene geistige Licht" solcher Augen wiederzugeben weiß — man sehe nur seine „Astarte" in der Jubiläumsausstellung — wird den seltsamen Zauber dieser Abbildung ahnen. B.

Schillers Wallenstein aus seinem Inhalte erklärt von J. G. Rönnefahrt. (Leipzig, Dyk.) — Der bekannte feinsinnige Versuch Rönnefahrts, Schillers Trilogie aus ihrem eigenen Inhalt und objectivem Bestande zu erklären, erscheint hier bereits in zweiter Auflage, ein Beweis, daß er die verdiente Anerkennung bereits gefunden. Gern hätten wir indeß auch die Ergebnisse der neuesten Wallensteinforschung eines Hallwich, Schebek und Gindely hier verwerthet gesehen. Vielleicht füllt der für seinen Helden warm begeisterte Verfasser diese Lücke ein nächstes Mal aus.

Ich und Nicht-Ich. Von Mathilde Gräfin Luckner. (Leipzig, Verlag von Eugen Peterson.) — Mehrere Novellen, eine allegorische Skizze, die des Componisten Franz von Holstein Leben betrifft, eine „Sonnenwendskizze" und ein Feuilleton über eine Reise nach Paris bilden den Inhalt dieser Sammlung mit dem so philosophisch und räthselhaft klingenden Titel. Man erwarte nicht in den Novellen einen Bezug auf diesen Titel zu finden, es müßte denn sein, daß die (übrigens jüngst verstorbene) Autorin mit einem Theile ihres Selbst diese starken Frauenherzen ausgeschmückt habe. Daß unter der Tendenz, welche hierin liegt, die Frische und Natürlichkeit der Handlung leiden mußten, erscheint natürlich, zudem ergeht sich auch die Verfasserin sehr gerne in lang ausgesponnenen und deshalb oft sentimentalen Liebes- und Eifersuchtsscenen, welche den Eindruck ihrer Dichtungen noch um ein Beträchtliches herabstimmen. Kaum die Hauptfiguren ihrer Novellen, die großherzigen, aufopferungsvollen Frauen, vermögen unsere Theilnahme zu gewinnen, noch viel weniger ist dies der Fall mit den Nebenfiguren männlichen und weiblichen Geschlechtes. Unter ihnen finden sich manche arg verzeichnete Gestalten. Die „Sonnenwendskizze" ist ein knapp durchgeführtes, artiges Stimmungsbild, die „Reise nach Paris" ein flott geschriebenes Tagebuchsblatt, das mit der Veröffentlichung als Feuilleton eigentlich schon seine Bestimmung erfüllt hatte.

Nebelland und Themsestrand. Studien und Schilderungen aus der Heimath John Bull's von Leopold Katscher. (Stuttgart, Verlag von G. J. Greschen.) — Der Verfasser dieser Sammlung ist als ein „Specialist" für das englische Leben, das er aus langjähriger Anschauung kennt, in journalistischen Kreisen bekannt. Seine „Bilder aus dem englischen Leben" und sein Buch „Aus England" haben diesen Ruf wohlbegründet. Auch in den vorliegenden Aufsätzen bietet er uns manche interessante Aufschlüsse über das auf dem Continente oft noch so falsch beurtheilte Treiben in der Millionenstadt an der Themse dar. Eine umfangreiche und eingehende Studie über die „Heilsarmee" eröffnet den Reigen der Schilderungen; die „Deutschen in England" und das „Zeitungswesen in England" schließen sich hieran an und ein Artikel über den projektirten unterseeischen Canal zwischen England und dem Festlande bildet den Beschluß der „Studien". In den „Bildern und Skizzen" betrachtet Katscher zunächst das englische Frauenleben nach verschiedenen Seiten hin und schildert dann den durch Dickens' „Pickwickier" so bekannten, jetzt zum Abbruch verurtheilten Kerker von Newgate, den Lesesaal der „British Museum", sowie einige für London besonders charakteristische Volksfeste, die Lordmayorsschau, das Derbyrennen und die Bankfeiertage. Ein kunsthistorischer Artikel über Malerei und Bildhauerei in England schließt diese Abtheilung, auf welche unter der Rubrik: „Fliegende Blätter" noch einige kurze Skizzen aus dem Londoner Straßenleben folgen. Katscher schreibt gewandt und beobachtet scharf; seine Aufsätze sind deshalb als gute Lectüre zu empfehlen.

Berichtigung. In dem in Nr. 42 veröffentlichten Aufsatze „Neuere Forschungen über die Reformation" sind einige Druckfehler stehen geblieben. S. 247, Sp. 2, Z. 28 ist statt „haben" zu lesen „sollen"; Z. 32 statt „Aufstellung" „Aufhellung". S. 249, Sp. 1, Z. 58/59 statt „rückgeschickten" „mitgetheilten"; Sp. 2, Z. 59 statt „nie" „rein"; statt „Alexander" und „Meander" ist stets „Aleander" zu lesen.

Digitized by Google

Inserate.

Hochinteressantes Reisewerk!

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Sibirien.

Geographische, ethnographische und historische Studien von A. Jadrinzew.

Autorisirte Bearbeitung.

Aus dem Russischen. Von Dr. Ed. Petri, Professor in Bern.

gr. 8. In eleg. Ausstattung mit 14 Tafeln Illustr.

broch. ℳ 14.—, eleg. geb. ℳ 16.—

Professor Petri bietet uns hier eine zeitgemäße und durch zahlreiche wissenschaftliche und kritische Zusätze **wesentlich vervollständigte Bearbeitung** des im Osten so hochgeschätzten Werkes von Jadrinzew. Es ist das ein Buch, welches uns endlich die **„Wahrheit über Sibirien"** bringt. Das Werk wird einen vollständigen Umschwung der herrschenden Anschauungen über Sibirien im westlichen Europa hervorrufen.

Institut

von M. Puppel & A. Heyroth

Berlin N.W., Kronprinzen-Ufer 27.

Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände.

Schulzirkel. Privatkurse f. erwachsene Mädchen.

Prospecte und Referenzen auf Wunsch.

Sprechstunden 11—1 Uhr und 5—6 Uhr.

Soeben erschienen (Köthen, Schettler):

Die Leiter. Liederbuch v. Hermann Buchholtz. Br. 4 ℳ. Fein geb. 5 ℳ.

Neue zarte Gedichte. Anhang: Aus 50 Spr. u. Mundarten übersetzte Lieder. Schön ausgestattet, als Geschenk sehr geeignet.

Bei einer weitverbreiteten Zeitschrift wird ein

Theilhaber und Redacteur

mit einer Baareinlage von 20,000 Mark gesucht. Man gibt den Vorzug einem jungen Manne von academischer Bildung, der sich als 2. Redacteur journalistische Routine und als Mitarbeiter schnell eine literarische Stellung erwerben könnte. Gefl. Anerbietungen unter **F. 32** vermittelt die Druckerei von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Soeben erschienen u. durch alle Buchhdlgn. zu beziehen:

Alois Brandl, Prof. a. d. Univ. Prag,
Samuel Taylor Coleridge
und die Englische Romantik.
8°. 28½ Bogen. geh. M. 7,50, geb. M. 8,50.

Karl Elze, Prof. a. d. Univ. Halle,
Lord Byron.
Dritte verbesserte Auflage.
gr. 8°. 32¾ Bogen. geh. M. 7,00, geb. M. 8,50.

August Reißmann, Dr. phil., **Carl Maria von Weber.** Sein Leben u. seine Werke. Mit Porträts u. Notenbeilagen.
Jubel-Ausgabe z. 18. Decemb. 1886. Webers 100 jähr. Geburtst. 8°. 16¼ Bog. geb. M. 3,50, f. geb. M. 5,00.

Früher erschienen: **Brandes**, Holberg. M. 4,50. **Druskowitz**, Shelley. M. 6,00. — **Druskowitz**, Drei Englische Dichterinnen. M. 4,00. — **Laun**, Wash. Irving. M. 7,00. — **Schipper**, Dunbar. M. 7,00. Literaturgeschichten: Englische von **ten Brink**. Bd. I. M. 8,00. — Italienische von **Gaspary**. Bd. I. M. 9,00. — Jüdische von **Karpeles**. 2 Bde. M. 18,50.

Karl Hillebrand, Culturgeschichtliches. Aus d. Nachlasse. (Zeiten, Völker u. Menschen. Bd. VII.) Mit Bildniß d. Verf. 8°. 22 Bogen. geh. M. 6,00, geb. M 7,00.

Gustav Mayer, Prof. (Graz), **Essays und Studien zur Sprachgeschichte u. Volkskunde.** 8°. 26½ Bogen. geh. M. 7,00, geb. M. 8,00.

Hugo Schuchardt, Prof. (Graz), **Romanisches und Keltisches.** Gesammelte Aufsätze. 8°. 28 Bogen. geh. M. 7,50, geb. M. 8,50.

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und **durch alle Buchhandlungen** zu beziehen:

Wer schrieb das „Novum Organon" von Francis Bacon?

Eine kritische Studie von **Eugen Reichel.**

Gr. 8°. Geh. ℳ 1. 20 ord., ℳ —. 90 netto und bar (11/10).

Der Verfasser gelangt nach Prüfung der unter Bacons Namen überlieferten Schriften, namentlich des „Novum Organon", zu dem Ergebnis, daß Bacon einen unerhörten litterarischen Betrug verübte und demgemäß aus der Reihe der Philosophen ausgeschieden werden muß. Der „Vater des Materialismus" heißt nicht Bacon. — Zugleich weist der Verfasser auf Stellen im „Novum Organon" hin, die es offenbar machen, daß der Original-Autor in der Vereinigung von Deduktion und Induktion das neue Werkzeug der Wissenschaft erblickt hatte. Die induktive Methode verliert somit jeden autoritären Halt.

Stuttgart. **Ad. Bonz & Comp.**, Verlagsbuchhandlung.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Deutscher Pitaval.

Vierteljahrsschrift
für merkwürdige Strafrechtsfälle des In- und Auslandes.

Herausgegeben von **Hans Blum.**

Erster Jahrgang. Drittes Heft.

Inhalt: Die ultramontanen Verbrechen im Kanton Tessin (1876—1881). — Der Fall Ittner.

8. geh. Ladenpreis 3 Mark.

Festschrift.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Justinus Kerner

und die

Seherin von Prevorst.

Von

Carl du Prel.

Mit Zeichnungen aus dem Skizzenbuche von **Gabriel Max.**

Preis 1 Mark.

Leipzig. **Th. Griebens Verlag.** (L. Fernau.)

Im Verlage von **F. & P. Lehmann** in **Berlin** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anno Zweitausend.

Posse mit Gesang und Tanz in drei Akten

von

Karl Bilk.

Zweite Auflage. Preis 2 ℳ.

Der Fürst von Raiatea.

Posse mit Gesang und Tanz in zwei Akten

von

Devophilus.

Preis 1 ℳ 50 ₰.

Die in unserer Litteratur noch wenig vertretene Gattung der eigentlichen Komödie oder höheren Posse erhält durch diese feinen und geistvollen Stücke eine wesentliche Bereicherung.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Gesammelte Werke

von

Gustav Freytag

in 22 Bänden oder circa 48 Lieferungen zu ℳ 1. 50.

Erste Lieferung:

„Erinnerungen aus meinem Leben."

ℳ 1. 50.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch welche auch Prospecte zu beziehen sind, nehmen Bestellungen entgegen.

Neuer Verlag von
Breitkopf & Härtel in **Leipzig.**

Kirchengeschichte.

Lehrbuch, zunächst für akademische Vorlesungen,
von **Dr. Karl August Hase.**
Elfte, verbesserte Auflage.
gr. 8. XXII, 762 S.
Pr. geh. 10 ℳ, geb. 11 ℳ 50 ₰.

Die neue Auflage dieses Lehrbuches, welches in der Fortbildung eines halben Jahrhunderts selbst als ein Stück Kirchengeschichte gelten mag, ist vom Verfasser bis zur Gegenwart vervollständigt worden; auch weiteren Kreisen wird die lichtvolle Darstellung des Deutschen Kirchenstreites bis zum Friedensschlusse dieser Tage aus der Feder des unparteiischen Kirchenhistorikers willkommen sein.

Hierzu eine Beilage von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 30. October 1886. Band XXX.

NOV 11 1

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Ueber Staats- und Volkspolitik in Rußland. Von Irenius. — Die ostindische Lebensmittelconcurrenz. Von Max Valentin. — **Literatur und Kunst:** Moderne Probleme. Von Hieronymus Lorm. — Eine neue französische Schmähschrift. Von Wilhelm Berger. — **Feuilleton:** Das neue Gebot. Von August Strindberg. Aus dem Schwedischen. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Daniela. Schauspiel in vier Acten von Felix Philippi. Von Z. — Das neue Gebot. Schauspiel in vier Acten von Ernst von Wildenbruch. Von B. — Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Inserate.

Ueber Staats- und Volkspolitik in Rußland.

In letzter Zeit hörte man zuweilen von Kundgebungen aus Rußland, welche in Bezug auf Vorkommnisse der auswärtigen Politik von einer „öffentlichen Meinung in Rußland", von Wünschen der „russischen Nation" u. dergl. redeten. Kundgebungen und Stimmungsbilder dieser Art haben von dem russischen „Volke" mitunter in solcher Weise gesprochen, als ob letzteres z. B. für die Balkanangelegenheiten ein besonderes Interesse hätte.

Bei der Stellung, welche Rußland im Concerte der europäischen Mächte einnimmt, erscheint es uns als nothwendig, gewisse Verhältnisse im Czarenreiche klar zu legen, über welche Mancher sich zu täuschen scheint. Zunächst ist bei jeder Correspondenz oder Kundgebung aus Rußland, welche von „öffentlicher Meinung" oder „Volksstimmung der russischen Nation" u. dgl. spricht, scharf nach der sachlichen Basis solcher Redewendungen zu fragen. Nach unserer Ansicht kann auch für den versirtesten Petersburger oder Moskauer Correspondenten unter den obwaltenden Verhältnissen absolut keine objective Legitimation gefunden werden, im Namen des russischen Volkes Etwas zu sagen. Es kann Jemand in subjectiver Weise bona fide eine Ansicht für den Ausdruck der „öffentlichen Meinung des russischen Volkes" halten, weil er diese Ansicht durch Gespräche seiner Bekanntenkreise, durch diese oder jene Zeitung oder vielleicht selbst durch Freunde aus officiellen Kreisen vertreten findet oder weil sie bei diesen Kreisen als russische Volksmeinung betrachtet wird — aber was folgt daraus für die Objectivität solcher Anschauung?

Man muß selbst fragen, was Publicisten, die von einem russischen „Volke" reden, sich darunter denken? Welche von den circa 50 verschiedenen Nationalitäten, die Rußland bewohnen, haben solche Publicisten dabei im Sinne? Denken sie dabei an eine der Zahl nach große, aber ihrer Wesenheit nach politisch nahezu indifferente Nationalität, oder an kleinere, aber in mancher Beziehung politisch regsamere Volksstämme? Bei Nationalitäten in Rußland, unter welchen in mehrfacher Beziehung bekannte Gegensätzlichkeiten obwalten, dürfen letztere doch auch nicht übersehen oder vergessen werden. Denken die von einem russischen „Volke" sprechenden Publicisten an Großrussen oder an Tataren, an Polen oder an Tscheremissen, an Deutschbaltiker oder an Kleinrussen, an Kaukasier oder an Tungusen? Selbst wenn man die großrussischen Mushiks (Bauern) als russisches „Volk" ansehen wollte, würde sich ein ganz anderes Bild darbieten, je nachdem man unter solchen, die mit zwei Fingern das Kreuz schlagen, oder unter solchen, welche sich mit drei Fingern bekreuzen, sich bewegen würde.

Was diejenigen betrifft, welche in Rußland zu Gunsten der großrussischen Bauern den Begriff des russischen „Volkes" zu monopolisiren geneigt sind, so möchten wir doch daran erinnern, in welchem primitiven Entwickelungsstadium sich gerade dieser Theil der Unterthanen des russischen Czaren befindet. Die Kunst des Lesens und Schreibens ist unter den großrussischen Bauern verhältnißmäßig wenig, der Enthusiasmus für den Schnaps verhältnißmäßig sehr stark verbreitet — wo sollen da Einflüsse herkommen, welche einen russischen Kaiser zu einer bestimmten Politik, z. B. in Bulgarien, in den baltischen Provinzen oder in Centralasien anleiten könnten? Es ist auch nicht recht zu begreifen, wie manche Publicisten oder Politiker in Rußland zu glauben vermocht haben, die Regierung des Czarenreiches könnte von den großrussischen bäuerlichen Schnapsconsumenten Anregungen zur Wahrung der politischen Ehre Rußlands erhalten!

Wir bezweifeln es durchaus nicht, daß vorkommendenfalls und unter gewissen Bedingungen die urtheilslosen russischen Volksmassen nach dieser oder jener Richtung aufgehetzt und wie eine wilde Horde losgelassen werden können. Aber was sollte das in positiver Hinsicht beweisen? Die großrussischen Volksmassen sind daran gewöhnt, daß man sie leitet, nicht aber, daß die Regierung von ihnen geleitet wird. Für diejenigen Elemente des russischen Volksthums, welche selbständigere Ansichten haben, liegen die Fragen, von denen sie erfüllt sind, nicht auf dem Gebiete auswärtiger Politik oder innerer Administration, sondern auf dem Gebiete religiöser Secteninteressen, und die scharfen Gegensätzlichkeiten in dieser Richtung sind durch Maximen und Tendenzen à la Katkow, Aksakow, Pobedonoszew oder Meschtscherski in keiner Weise zu mildern.

So bleiben, soweit es sich um Nationalrussen handelt, als diejenigen Elemente in Rußland, welche über innere und äußere Politik reden oder dem Czaren Ansichten an die Hand geben könnten, nur die Offiziere und Beamten und eine verschwindend kleine Zahl sonstiger Gebildeter. Wenn der Czar die Reden seiner Offiziere und Beamten bändigen und in den nöthigen Schranken halten will, so hat er unzweifelhaft die Macht dazu. Ebenso vermag der russische Czar, wenn er den Willen dazu hat, auch die Reden der anderen wenigen Gebildeten unter den Nationalrussen nach Belieben zu zügeln. Nur in Moskau und St. Petersburg gibt es in Rußland unter gewissen Bedingungen Freiheit von der Präventivcensur. Aber auch den „ohne Präventivcensur" in Rußland erscheinenden Zeitungen gegenüber hat die Regierung ein solches Arsenal

Digitized by Google

von Circularen, Verordnungen und Maßregelungen zur Verfügung, daß Kundgebungen der russischen Presse, die im Gegensatze zum Willen der russischen Regierung erschienen wären, auf letztere in keinem Falle bestimmenden Einfluß auszuüben vermöchten.

Wenn also in Rußland Kundgebungen der russischen Presse mitunter sich geltend zu machen scheinen, welche zu dem politischen Verhalten oder zu politischen Aeußerungen der czarischen Regierung einen Gegensatz bilden — so wäre dafür nach unserer Ansicht die russische Regierung allerdings als verantwortlich zu betrachten, wenn sie keine Remedur eintreten ließe. Ebenso wäre unseres Erachtens die czarische Regierung als verantwortlich anzusehen, wenn dem Czaren gegenüber Stadthäupter oder Vorsitzende von anderen Körperschaften in Rußland Reden bedenklicher Tendenz halten, und wenn von Seiten der russischen Regierung entsprechende Remedur unterbliebe. Ein bloßes Desavouiren solcher in Rußland etwa gehaltenen Reden würde uns im Hinblick auf die russische Regierung nicht für genügend erscheinen, falls solche Reden einen für Europa präjudicirlichen oder mißliebigen Charakter hätten. Wir verstehen es eben nicht, was Jemand sich dabei denken könnte, der etwa sagen wollte, der russische Kaiser wäre Herr in seinem Lande, müsse aber die Empfindlichkeiten etlicher Zeitungsredacteure oder einer Handvoll „nationalgesinnter" Gebildeter in Rußland, die diese oder jene Ansicht hätten, schonen! Hat man sich überhaupt eine Vorstellung davon gemacht, was Alles in Bezug auf das Czarenreich in einer solchen Sachlage enthalten wäre, wenn irgend ein russischer Kaiser wirklich so viel an Autorität in Rußland eingebüßt haben sollte, daß er in seinem Reiche redelustige Offiziere und Beamte oder journalistische Agitatoren nicht mehr in die gehörigen Schranken zu verweisen vermöchte?

Als der verstorbene Kaiser Alexander II. der slawophilen Agitation gegenüber eine Connivenz zu zeigen anfing, hat das ihn weder populärer gemacht, noch auch dem Nihilismus irgend welchen Einhalt gethan. Eine Reihe von nihilistischen Kundgebungen fand während der Kriegsrüstungen gegen die Türkei und während und nach der Niederwerfung der türkischen Streitkräfte statt. Was das angebliche Interesse der russischen Volkskreise für die Befreiung der Balkanvölker anlangt, so verstehen wir auch nicht, was man sich darunter denkt. Die ausgehobenen und einberufenen russischen Soldaten sind gegen die Türken gegangen, weil der Czar sie gegen die Türken geschickt hat: wenn man ihnen über die Bedeutung des letzten türkischen Krieges in erbaulichen Reden mehr gesagt haben sollte, so wäre das jedenfalls nicht sehr opportun gewesen. Denn der Wohlstand der von den Türken gedrückten Bulgaren mußte den einmarschirenden Russen gegenüber nur um so mehr in die Augen springen. Jeder Vergleich der materiellen Lage der serbischen und bulgarischen Bauern mit der der moskowitischen mußte so sehr zum Nachtheil der Letzteren ausfallen, daß der letzte türkische Krieg die Popularität Alexanders II. allem Anschein nach hätte vernichten müssen — wenn man in Rußland auf solche Popularität dabei zu achten gehabt hätte.

Wie man vielfach annimmt, scheint die gegenwärtige russische Regierung sich gewissermaßen auf „nationalrussische" Bahn begeben zu haben. Es dürfte aber schwer zu sagen sein, was das Wesen des „Nationalrussischen" ausmacht oder vorstellt. Die russische Sprache hat bekanntlich so wenig Ausbreitungskraft, daß der Großrusse im Contact mit andern Nationalitäten sein Idiom mit Vorliebe gegen ein anderes vertauscht; dazu kommt das geringe Geschick, welches nationalrussische Sprachmeister für die Unterweisung in ihrem Idiom der Mehrzahl nach gewöhnlich bethätigen. Die russische orthodoxe Staatskirche ihrerseits zeigt sich so wenig wirksam, daß diejenigen nationalrussischen Volkskreise, welche ein lebhafteres religiöses Bedürfniß empfinden, in immer größerer Anzahl zu den Secten übergehen.

Wo bleibt also dasjenige, was als feste Basis des „Russisch-Nationalen" angesehen werden könnte? Der Agrarcommunismus der großrussischen Bauern, welchen gewisse Schwärmer in Rußland als eine Art neuer Formel der Civilisation betrachten, dürfte kaum als etwas Anderes anzusehen sein, denn als Ueberrest von Gewohnheiten aus den Zeiten vorhistorischer Culturlosigkeit. Thatsächlich richtet der großrussische Agrarcommunismus in Rußland, wo und soweit er besteht, neben dem faulen Ackerbauer auch den intelligenten und fleißigeren nach und nach zu Grunde; es zerstört diese Einrichtung in ihrem Bereiche successive die Zukunft des Ackerbaues in Rußland und ist außerdem eine Schule zur Pflege und Ausbildung des Radicalismus.

Eine positive Definition vom Wesen des „Nationalrussischen" in staatspolitischer Beziehung zu geben oder zu gewinnen, ist daher äußerst schwierig. Was man unter gegenwärtiger Regierung in Rußland bisher als Kennzeichen eines nationalrussischen Regimes aufgefaßt hat, beruht auf höchst unsichern Fundamenten. Neben der Unsicherheit der Fundamente fragt es sich auch noch sehr, ob ein etwaiges Zurückgehen auf Nationalrussisches vorkommendenfalls für das Czarenreich auch noch ersprießlich wäre. Gerade weil auf die bis dahin bestehende Art es mit Rußland nicht weiter fortgehen konnte, zog Peter der Große so viele nichtnationale Kräfte herbei. Das Czarenreich, wie es Peter der Große überkommen hatte, war total desorganisirt, verwahrlost und unhaltbar: ein Räuber, wie Stenka Rasin, hatte das russische Reich seiner Zeit in Gefahr gebracht, und ein einziges Kloster (Solowetzk am Weißen Meere), das sich den Sectirern angeschlossen, trotzte sieben Jahre lang der czarischen Macht, bis es endlich durch Verrath von den Truppen des Czaren Alexis Michailowitsch eingenommen wurde.

Daß die Bewegung des Räubers Stenka Rasin bei einem Theile des russischen Volkes unvergessen geblieben, beweisen manche Lieder, die in gewissen russischen Volkskreisen noch cursiren. Bezeichnend ist es auch, daß der bekannte Pugatschew (unter der Kaiserin Katharina II.) nach wiederholten Niederlagen, und dabei manchmal nur mit wenigen Begleitern fliehend, die Volksmassen der verschiedensten Gegenden wieder zu fanatisiren und zur Empörung fortzureißen verstand. Diese wiederholte Aufwiegelung gewisser Volkskreise durch Pugatschew gegen Katharina II. ist um so auffälliger, als die genannte Kaiserin zu Zeiten ihrem Gemahle gegenüber mit ihrer Anhänglichkeit an die russische Kirche und mancherlei soi-disant russische Volksgebräuche gewissermaßen Ostentation getrieben.

Man spricht manchmal von dem Patriotismus der Nationalrussen — doch hat es damit eine eigene Bewandtniß. Kriegerische Erfolge haben weder Peter den Großen noch Katharina II. in russischen Volkskreisen populär gemacht, und die Volkserhebung gegen Napoleon I. im Jahre 1812 hatte ihr Gelingen besonderen Umständen zu verdanken, so daß daraus für die Zukunft gar keine sicheren Schlüsse zu ziehen sein dürften. Es ist unseres Erachtens noch gar nicht ausgemacht, ob unter Umständen Napoleon I. damals nicht vielleicht auch gegen die czarische Regierung in Rußland eine Volkserhebung ins Werk zu setzen vermocht hätte, falls er auf bezügliche Gedanken reflectirt und zu ihrer Ausführung zweckentsprechende Wege eingeschlagen hätte.

Insbesondere ist nicht zu vergessen, daß in manchen nationalrussischen Volkskreisen die Verehrung für die Idee einer starken Czarengewalt sich vollkommen verträgt mit einer vollständigen Gleichgiltigkeit für die Person oder die Dynastie, welche zu einer bestimmten Zeit der Träger der Idee des Czarenthums ist. Ob die gegenwärtige russische Regierung mit ihrem bisher befolgten System es vermocht hat oder auch im Stande gewesen, bei den nationalrussischen Volkskreisen für sich einen besondern Stein im Brett zu gewinnen — das erscheint uns zum Wenigsten als höchst ungewiß.

Wenn nun aber zu einer Zeit die russische Regierung in Bezug auf ihre Principien oder in Bezug auf die präsumirten Stimmungen der nationalrussischen Volkskreise im Unklaren ist oder sich Illusionen zugänglich zeigt — so kann das in mancherlei Richtung bedenkliche Consequenzen haben. Je mehr in der erwähnten Beziehung ein russischer Kaiser einer Illusion nachgibt, um so weniger vermag er es vorauszusehen, wo

Digitized by Google

seine Nachgiebigkeit einmal aufhören wird — wir erinnern an die Entstehungsgeschichte des letzten russisch-türkischen Krieges. Wenn die russische Regierung die Sachlage nicht klar überschaut, wenn sie slawophile Redereien frei walten läßt, wenn sie auf gewisse „nationalgesinnte" Blätter, Kreise oder Agitatoren in Rußland glaubt Rücksicht nehmen zu müssen — was hilft da auf die Dauer der Gedanke, die betreffende russische Regierung sei aus Neigung oder aus finanziellen Gründen für eine Friedenspolitik eingenommen?

Selbstverständlich reden wir hier nur hypothetisch, und in demselben Sinne glauben wir auch darauf hinweisen zu müssen, daß es auch in Bezug auf die inneren Verhältnisse des Czarenreiches augenscheinlich nicht ohne bedenkliche Folgen bleiben könnte, wenn der russische Kaiser den soi-disant „nationalrussisch gesinnten" Agitatoren gegenüber sich gefügig zeigen würde oder wollte. Im bestehenden russischen Kaiserreiche gibt es viele Nationalitäten, deren Assimilirung durch die großrussische Nationalität nicht möglich ist. Ein Nationalismus aber, der sich auf die großrussische Nationalität stützen will, negirt die Principien, unter welchen seit Peter dem Großen das russische Czarenreich ein mächtiger Staat geworden ist.

Die Elemente, welche in Rußland die nationalrussische Hetzpolitik betreiben oder befürworten, sind keineswegs alle von denselben Motiven oder Ideen geleitet. Es gibt unter ihnen Elemente, welche glauben, es sei nun für die Slawen die Zeit gekommen, eine Weltrolle zu spielen; sie glauben solches, weil bisher die Slawen niemals eine derartige Weltrolle gespielt haben, und nun müßten sie — wie sie denken — desto gewisser jetzt oder bald an die Reihe kommen. Fanatiker oder Schwärmer dieser Kategorie sind mehr oder weniger davon überzeugt, daß sie allen Widerstand leicht überwinden würden. In solchen Kreisen sind auch die Redensarten vom angeblich „faulen Westen" (gniloi sapad) entstanden. Wenn von der Möglichkeit oder von den Gefahren eines europäischen Krieges geredet ward, hat man aus solchen Kreisen zu Zeiten Aeußerungen wahnwitzigster Selbstüberhebung gehört. Viele aus diesen Kreisen wären auch nicht einmal im Stande, sich eine Vorstellung von dem Unheil zu machen, das unter Umständen ein von ihnen veranlaßter unglücklicher Krieg über Rußland heraufbeschwören würde.

Bei Anderen ist das Bewußtsein oder der Instinct der Unfähigkeit zu culturellen Leistungen dasjenige, was sie in Rußland nach Innen oder nach Außen zu ultranationalen Hetzpolitikern macht. Weil man fühlt, daß alle Anläufe zu nationalrussischen culturellen Leistungen scheitern oder sich kläglich verflüchtigen, deshalb macht es den betreffenden Gemüthern Freude, andere Nationalitäten so viel wie möglich ihre Gewalt fühlen zu lassen.

Endlich gibt es unter den nationalrussischen Agitations- und Hetzpolitikern neben andern Elementen auch solche, welche augenscheinlich die Geschäfte des Nihilismus besorgen. Wenn gewisse russische Panslawisten zu Zeiten irgendwo eine zersetzende Politik betreiben, wenn sie Dinge thun würden, welche eine Auflösung der militärischen Disciplin involviren oder sonst die Autorität untergraben — so arbeiten sie doch offenbar den russischen Nihilisten in die Hände. Ebenso liegt es klar zu Tage, daß der russische Nihilismus nur zu gewinnen hoffen kann, wenn es diversen Panslawisten gelänge, Rußland in Unternehmungen zu stürzen, welche das Czarenreich in Wirrwarr und Störungen versetzen würden.

Demgemäß scheint es uns, daß eine Regierung des bestehenden russischen Kaiserreiches ein sehr gewagtes Spiel spielt, wenn sie die Vertreter des russischen Panslawismus aller Schattirungen und andere russische Agitatoren und Hetzpolitiker ungehindert schalten und walten läßt, während und so lange sie ihrem Treiben ein Ende zu machen im Stande wäre.

Irenius.

Die ostindische Lebensmittelconcurrenz.

Von Max Valentin.

Aehnliche Umwälzungen, wie sie in der Gütererzeugung der industriellen Länder die Maschine hervorgerufen hat, knüpfen sich im Verkehr, im Güteraustausch an die Ausdehnung der Dampfschifffahrt und der Eisenbahnen. Es ist noch nicht lange her, daß die billigen Transportmittel es zum ersten Male gestatteten, Getreide aus den fruchtbaren Tiefländern des Czarenreiches und der Donaustaaten herbeizuführen, und heute sind es bereits überseeische Lebensmittel, welche innerhalb unserer Grenzen unseren eigenen Producten den Markt streitig machen. Die Zone der Getreideversorgung, welche sich im Mittelalter noch in engem Kreise um die städtischen Centren legte, die dann weiter und weiter in die Provinz hinausrückte und endlich gar das Landesgebiet überschritt, ist heute bereits über den Continent hinausgewachsen, die fernen Gefilde Amerikas, Indiens und Australiens sind zu einer Kornkammer für Europa geworden.

Die amerikanische Concurrenz bildete bis in die letzten Jahre den Gegenstand der lebhaftesten Besorgnisse der europäischen Landwirthe. In den parlamentarischen Kämpfen um die Getreidezölle, in den Versammlungen der Landwirthe, in der gesammten agrarischen Literatur, überall ertönten die Klagen über den gefährlichen und vernichtenden Wettbewerb der billigen amerikanischen Production. Jetzt gewinnt es fast den Anschein, als ob die letztere selber in arge Bedrängniß gerathen sollte und zwar durch die überraschend schnellen Fortschritte des indischen Getreidebaues. Nicht daß indischer Weizen direct den amerikanischen in dessen Heimathsland unterböte und verdrängte, aber er unterbietet und verdrängt ihn auf den Märkten, welche bisher vorzugsweise amerikanische Sendungen aufnahmen; er schmälert den Export, auf den die amerikanischen Landwirthe zu ihrem Gedeihen angewiesen sind.

Stehen wir hier im Anfange einer neuen großen Umwälzung der internationalen Lebensmittelversorgung? Wird Indien die Stellung auf dem europäischen Getreidemarkt sich erobern, welche der großen überseeischen Republik theils schon zugefallen war, theils für die Zukunft vorbehalten schien? Oder handelt es sich hier nur um eine vorübergehende, rasch zu überwindende Entwickelung? Es fehlte bisher in der deutschen Literatur an einer eingehenden Würdigung dieser für die alte, wie die neue Welt gleich bedeutsamen Frage, und um so verdienstlicher ist darum ein Werk Julius Wolf's, welches auf Grund eines reichen statistischen Materials eingehend die ostindische Concurrenz zu behandeln sucht.*)

Bis zum Jahre 1873 hatte Ostindien eine geringe Weizenausfuhr. Zum Schlusse der sechziger und im Anfange der siebziger Jahre hat sie im Durchschnitt 300,000 Centner nicht überschritten. Dann trat aber sehr rasch eine beständige Steigerung ein, die nur 1878/80 durch Mißernten und Hungersnöthe zeitweilig unterbrochen wurde. Der Weizenexport Indiens erhob sich nämlich von 1,8 Millionen Centnern im Jahre 1873/74 auf 2,5 Millionen im Jahre 1875/76, er stand in den beiden nächsten Jahren auf 5,6 Millionen und 6,4 Millionen. Unter dem Einflusse der Mißernte sank er 1878/79 und 1879/80 auf 1 Million und 2,2 Millionen zurück, um dann aber in raschen Sprüngen auf 7,4 Millionen in 1880/81 und 19,9 Millionen in 1881/82 empor zu gelangen. Es betrug endlich 1882/83 14,1 Millionen, 1883/84 21 Millionen, 1884/85 15,8 Millionen und 1885/86 wiederum 21 Millionen Centner. Ein kleiner Theil dieser Ausfuhrmengen geht nach Mauritius, Zanzibar, Aden und Arabien, Ceylon und in die Strait Settlements, weitaus der größte Theil wird nach Europa verschifft und vertheilt sich hier zu ungefähr gleichen Theilen auf Großbrittanien und den Continent (besonders Frankreich und Italien).

*) Thatsachen und Aussichten der ostindischen Concurrenz im Weizenhandel. Von Dr. Julius Wolf. Tübingen, Laupp 1886.

Digitized by Google

1884 nahm Indien unter den Weizen nach England importirenden Ländern bereits den zweiten Rang ein, bloß gegen die Vereinigten Staaten steht es nach dieser Seite noch zurück.

Es sind verschiedene Ursachen gewesen, welche in ihrem Zusammenwirken den großen Aufschwung des indischen Weizenexportes hervorgerufen haben. Ein großes Hemmniß desselben fiel z. B. durch die Aufhebung des Weizenausfuhrzolles, der als eine Art Besteuerung der Production in der Höhe von 6 Pence pro Centner bis zum Jahre 1873 bestanden hatte. Nicht zu unterschätzen in ihrem Einfluß ist sicherlich auch die Erniedrigung des Silberpreises, wie sie im Gefolge der europäischen Währungspolitik seit dem Beginn des vorigen Jahrzehntes eintrat. Indien ist bekanntlich Silberland, und da es eine alte Erfahrung ist, daß in Ländern mit sinkender Valuta die Inlandspreise nur langsam dem Sinken der Valuta entsprechend steigen, und daß sie dies um so langsamer thun, je weniger das Land bis in seine innersten Tiefen hinein vom Weltverkehr berührt ist, — so ergab sich in Indien für den Ausfuhrhandel nach Goldländern eine Exportprämie, welche mächtig zur Ausdehnung des Weizenexportes beitragen mußte. Wolf übertreibt unseres Erachtens diesen Einfluß des Silberpreises, vorhanden war und ist er aber zweifellos.

Ein weiterer Hebel für die Förderung der indischen Concurrenz lag in dem Ausbau des Eisenbahnnetzes. Es ist kein Zufall, daß der indische Weizenexport in denselben Jahren seinen Aufschwung beginnt, in denen die wichtigsten Schienenstränge für die Zufuhr nach Bombay und Calcutta vollendet wurden. Im Jahre 1853 wurde die erste Schiene auf indischen Boden gelegt, 1860 umfaßte das indische Eisenbahnnetz bereits 839 englische Meilen, 1870 4775, 1880 9308 und 1884/85 12,004 Meilen. Der Weizentransport hat natürlich von dieser Entwickelung große Vortheile gezogen; selbst die Schifffahrt ist durch die Eisenbahnen verdrängt worden, soweit letztere in den Thälern der Flüsse laufen. Den Weizen bauenden Gebieten Indiens kommt es auch zu gute, daß sie für den Export nicht auf eine einzelne Bahn angewiesen sind, also nicht auf Gnade und Ungnade sich für die Frachten der Preisfeststellung einer durch keine Concurrenz eingeschränkten Bahnverwaltung unterwerfen müssen. Gerade im Hauptkern jenes wichtigen Stückes des Weizenlandes, welches sich durch das Gangesthal in das Punjab hinüberzieht, an der Grenze der Nordwestprovinzen und des Punjab laufen die von den drei Exporthäfen Calcutta, Bombay und Kurrachee ausgehenden Bahnlinien der East Indian, Rajputana Malwa and Sind, Punjab and Delhi zusammen; nach je zwei Häfen sind hier von verschiedenen Punkten ziemlich gleiche Entfernungen zurückzulegen; jede der Bahnen bewirbt sich daher durch niedrige Transportpreise um die Frachten. Seit 1873 berechnet man zudem die Ermäßigung dieser Preise auf rund 40 Procent.

Ungemein bedeutsam für die indische Landwirthschaft ist auch die Anlage von Kanälen zur Bewässerung gewesen. Die Engländer haben hier neuerdings die größten Kraftanstrengungen gemacht. Die auf Irrigationswerke aufgewendete Summe betrug etwa 30 Millionen Pfund Sterling (600 Millionen Mark), für die Weiterführung dieser Werke werden jährlich 700,000 Pfund (14 Mill. Mark) — aus der Jahresverwilligung von früher $2^1/_2$, jetzt $3^1/_2$ Millionen Pfund „für öffentliche Arbeiten" — verwendet.

Diesen Fortschritten des Verkehrswesens und der Bewässerungsanlagen entspricht aber leider nicht die Verbesserung des indischen Landbaues. Derselbe ist heute noch ungemein primitiv. Die Ackergeräthe sind von größter Einfachheit; der Pflug hat lediglich eine Scharfspitze ohne Koltermesser und Streichbrett, er wirft die Erde nur auf, er stürzt sie nicht und geht selten tiefer als acht Centimeter; das ganze Geräth ist so leicht, daß der Arbeiter es auf den Schultern auf das Feld hinaus und abends wieder heim trägt. Geschnitten wird das Getreide mit einer kurzen Sichel; ein voller Monat wird für die Erntearbeit benöthigt; das Ausdreschen erfolgt entweder vermittelst Austreten durch das Vieh oder in der Weise, daß man die Garben gegen einen Holzklotz schlägt. Der Dünger wird meist gar nicht auf das Feld geführt, sondern zu häuslichen Zwecken, insbesondere als Brennmaterial verwendet. Fütterung und Pflege des Viehes sind erbärmlich schlecht, es stirbt in Massen hinweg. Bei nur einigermaßen rationeller Wartung wäre der indische Boden einer erheblichen Steigerung der Erträge fähig; ein Plus von 30 bis 70 Procent könnte nach dem Ausspruch des Chefs des Landwirthschaftsdepartements der indischen Regierung durch besseres Pflügen und Düngen erzielt werden.

Trotz alledem rechnet Julius Wolf für den indischen Weizen heraus, daß er schon jetzt um 5 d. pro Bushel, also um 3 s. 4 d. pro Quarter billiger auf den englischen Markt geliefert werden könne, als der amerikanische Weizen (im Durchschnitt wurden 1884/85 in England etwa 34 s. pro Quarter gezahlt). Freilich wird das indische Product heute dem amerikanischen noch nicht für gleichwerthig erachtet, aber eine ähnliche Zurücksetzung erfuhren auch der ungarische und russische Weizen, als sie in den fünfziger Jahren zum ersten Male auf die französischen und englischen Märkte gelangten. Manche schätzen bereits heute den indischen Weizen ungemein hoch. So heißt es in einem an die indische Regierung abgegebenen Gutachten: „Der bisher noch unerreichte Mehlausfall, wie wir ihn bei indischen Weizensorten erlangt haben, zwischen 77,46 und 80,52 Procent gegen 65,2 Procent bei englischem und 72,2 Procent bei amerikanischem Weizen, spricht außerordentlich zu seinen Gunsten. Daß für die besten indischen Weizensorten an dem Tage, an dem man sie am Mark-lane-Markte schätzte, ein Preis geboten wurde, der jenem für American Winters, für Weizen von Neuseeland und für englischen Weizen fast gleichkam, zeigt, daß der hohe Werth des indischen Productes bereits erkannt wird. Der bohnenartige Geschmack ist kein wesentlicher Uebelstand, da die guten Durchschnittssorten, wenn gehörig gereinigt und richtig behandelt, im Verhältniß von 25 bis 50 Procent mit englischem und anderem Weizen, wie etwa mit dem amerikanischen, der einen feinen, süßen, milchigen oder nußartigen Geschmack hat, verwendet werden können."

Aus dem Gesagten geht wohl zur Genüge hervor, daß es keine vorübergehenden Ursachen waren, welche dem indischen Weizen plötzlich die europäischen Märkte erschlossen. Die Exportprämie im Gefolge des schwankenden und sinkenden Silberpreises mag vorübergehend sein; dauernd aber ist die Aufhebung der Ausfuhrzölle durch die britisch-indische Regierung, dauernd ist die Erschließung der inneren Districte Indiens durch die Eisenbahnen, dauernd sind ferner die großen Staatsanlagen, welche der dortigen Landwirthschaft eine ganz andere Entwickelungsfähigkeit verliehen haben. Dazu vergesse man nicht, daß es in Ostindien dem Anbau zugängliches Land noch in großer Ausdehnung gibt, im Punjab, in den Centralprovinzen und der Bombaypräsidentschaft. Weiter erwäge man, daß eine große Verminderung der Productionskosten noch zu erzielen ist, daß die indische Verwaltung mehr wie je für den raschen Ausbau des Eisenbahnnetzes eintritt — allein von den jetzt im Bau befindlichen oder doch schon projectirten Linien erwartet man eine Steigerung des Weizenexportes um ein Drittel gegen den Stand von 1883/84. Ferner ist nicht zu vergessen, daß auch die Frachten bei manchen Bahnen wegen der hohen Differenz zwischen Tarifpreis und Kosten noch eine sehr bedeutende Ermäßigung ertragen. Faßt man das alles zusammen, so gewinnt man in der That den Eindruck, daß die ostindische Concurrenz zunehmen wird und daß insbesondere die weniger ertragsfähigen Landstriche der Vereinigten Staaten wohl wieder dem Pfluge entzogen werden könnten, weil man auf ihnen nicht so billig zu produciren vermag, als es dem durch die ostindische Concurrenz beeinflußten Weltmarktpreis des Weizens entspricht. Die Klagen und trüben Prophezeiungen der amerikanischen Farmer sind also recht wohl verständlich und auch die europäischen Landwirthe werden gut thun, sich zu rechter Zeit auf den neuen Wettbewerb vorzubereiten.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Moderne Probleme.

Von Hieronymus Lorm.

Es gehört gewiß zu den modernen Problemen, wenn auch nicht gerade zu denjenigen, die ich hier kritisch beleuchten will, daß eine neue und durch ihre Wohlfeilheit nach Popularität strebende Ausgabe von Ed. v. Hartmann's ausgewählten Werken*) mit Hoffnung auf Erfolg angekündigt werden kann. Die Hauptwerke dieses Autors gehören dem Bereich der speculativen Metaphysik an. Wie gleichgiltig sich unsere Tage gegen diese Sphäre des Menschengeistes verhalten, soweit sie in Systemen objective Gestaltung gewonnen hat — dafür wird den richtigsten und kräftigsten Ausdruck nicht der mit dieser Abneigung unserer Tage Einverstandene finden, dieser Ausdruck steht vielmehr nur dem darüber Erzürnten zu Gebote. Ein solcher ist aus Ueberzeugung, wie im Interesse seines Schaffens Ed. v. Hartmann und er spricht es aus und zwar mit den Glossen des Grimmes, was der Unbefangene mit Beistimmung gutheißt, daß die Mehrzahl der Universitätsphilosophen, die sonst über gar nichts einverstanden, doch darin einig ist, daß die speculative Metaphysik veraltete phantastische Mythologie ohne irgend welchen wissenschaftlichen Werth ist, und daß die Hauptaufgabe der Universitätsphilosophie darin besteht, die Metaphysik mit Fanatismus bis zur endlichen Vernichtung zu bekämpfen.

Was aber hier den Universitätsphilosophen nachgesagt wird, das gilt von allen Kreisen der Gebildeten, die, je höher sie im Denken und Wissen emporsteigen, immer deutlicher die Systeme speculativer Metaphysik vor und nach Kant als fossile Ungeheuer erkennen, antediluvianische Reste, die nach den Ueberfluthungen durch practische Strömungen auch in der Wissenschaft noch übrig geblieben sind. Man muß sie historisch oder naturwissenschaftlich studiren, Niemand aber unternimmt dies mit der Hoffnung, in den Versteinerungen organisches Leben aufzuspüren, welches er zur Ernährung und Kräftigung seines eigenen geistigen Organismus in sich aufnehmen könnte.

Wie sollte dem auch anders sein! Der Himmel bewahre uns davor, daß wir unter den eben genannten practischen Strömungen der Zeit die Aufopferung der Wissenschaft für rein utilitarische Zwecke verstünden, daß wir die Metaphysik verdammten, weil aus ihr weder für die politischen Ziele der Nation noch für das sittliche Leben in Haus und Familie bisher ein Nutzen ersichtlich geworden ist. Das Unnütze kann unter Umständen das Erhabenste und es ganz und gar zu begreifen das Wünschenswertheste auf Erden sein. Allein die practische Strömung, die wir meinen, hat Klarheit darüber mit sich geführt, daß man sich unter bloßen Begriffen zwar alles wirklich Lebendige denken kann, aber nicht vermag, wie es die unkritische Metaphysik von jeher versucht hat, diese Begriffe selbst für wirklich und lebendig auszugeben.

Es ist der verhängnißvolle und unheilschwangere Irrthum der philosophischen Speculation, seit sie von Kant abgefallen ist und besonders seit Hegel diesem Irrthum das Pantheon seines Systems erbaut hat, die Synthese der Dinge, insoweit sie eine bloß gedachte sein kann, für der Dinge eigene reale Vereinigung und Einheit zu halten, nicht anders, als ob diese bloß vorausgesetzte, diese bloß zur sprachlichen Bequemlichkeit ersonnene Verbindung der Dinge selbst ein Ding wäre. Solche Begriffe ohne empirische und logische Realität und dennoch ohne weiteren Beweis als Wirklichkeit angenommen und wie wirkliche Dinge behandelt, wie z. B. „Welt", „Menschheit", „All", „Pantheismus", Panthelismus", „Panlogismus" sind bloße Vernunftideen, die nach Willkür behauptet oder bestritten als Hülfsmittel des Denkens gebraucht oder verworfen werden können; sie sind aber nie und nimmermehr Erkenntnisse, deren Merkmal ihre in unserem Verstande selbst liegende Evidenz und unumstößliche Gewißheit ist.

Als bloße Vernunftideen können sie Postulate des sittlichen Lebens sein, welches ja auf anzustrebenden Idealen beruht. Jeder familienhaften Verbindung, jedem Verein, jeder Institution für öffentliche Zwecke, in größerem Maße der Gesellschaft und endlich dem Staate selbst liegt ein sittliches Ideal als anzustrebendes Ziel vor Augen, d. h. eine Vernunftidee. Sie ist im Gefühl lebendig vorhanden, sie ist im praktischen Handeln in lebendiger Thätigkeit, niemals aber kann sie zu metaphysischer Erkenntniß werden, niemals offenbart sie dem Gedanken die höchste Wahrheit, nach welcher das Streben der Vernunft geht. Mit anderen Worten, Vernunftideen bringen es nicht zu der Evidenz und Gewißheit wie die Ergebnisse der Mathematik oder Naturforschung, weil Vernunftideen nicht wie diese von den angeborenen Bedingungen unseres subjectiven Erkennens abhängig sind und folglich nicht nothwendig und allgemein eingesehen werden müssen. Vernunftideen können Veränderungen und Widersprüchen ausgesetzt sein, Erkenntnisse bleiben ewig und unbestreitbar, so lange der menschliche Verstand selbst nicht untergeht. Mathematik und Naturforschung sind ein Wissen, Vernunftideen sind ein Meinen, und damit hört für die letzteren jede Berechtigung auf, als Wissenschaft zu gelten und weil ihnen nicht einmal Poesie innewohnt, auch jede Berechtigung, unsere mit dem Ernst des Lebens so schwer belastete Zeit zu beschäftigen.

Lange genug ist Deutschland von den in die Luft gebauten Meinungen zu dem Glauben bethört worden, als ob dieselben reale Wissenschaft wären. Endlich mußte es mit diesem Irrthum zum Bruche kommen und dies ist durch nichts so entschieden bewirkt worden, als durch Ed. v. Hartmann's eigene speculative Metaphysik. In ihren Früchten und letzten Resultaten sind wahre Excesse zu Tage getreten, zu welchen die Vernunft hingerissen wird, wenn sie sich anmaßt, jeglichen Boden der Erfahrung zu überfliegen und rein aus speculativen Schlüssen ein neues Weltganzes zu gründen, zu erklären und fertig zu bauen.

Der Kern dieses Systemes ist die Synthese zwischen dem Schopenhauer'schen „Willen" und dem Hegel'schen „absoluten Geist", zu dem Zwecke, daß die Objectivation des Willens, die Natur, gänzlich im Geiste aufgehe und die Welt damit ein Ende habe. Getrieben wird der Wille zu dieser Selbstaufopferung durch die Hypothese einer schranken- und ausnahmslosen pessimistischen Gestaltung des Natur- und Menschenlebens. Die Culturarbeit ist nach diesem System weiter nichts als das sich mit diesem Pessimismus in immer höheren Graden und Stufen erfüllende Bewußtsein der „Menschheit", wobei natürlich dieser Begriff als eine Realität angenommen wird, ganz nach dem oben bezeichneten Irrthum, als ob der Mensch, der wirkliche lebendige Mensch, eben nur ein minimaler Bruchtheil der doch eigentlich nur gedachten Menschheit wäre. Philosophen dieser Art fällt es im Traume nicht ein, daß jeder Einzelne berechtigt ist, zu sagen: ich bin nicht ein Theil der Menschheit, sondern die Menschheit ist ein Theil von mir, denn sie ist ein Begriff von mir und nichts weiter. Einzig und allein im praktischen Handeln ist der Einzelne nicht berechtigt, von der Allgemeinheit, von der Menschheit abzusehen, ohne daß es ihm jemals beifallen könnte, das sittliche Gefühl, das ihn dazu antreibt, sich als Glied eines Ganzen zu betrachten, für eine in Begriff und Wort zu fassende metaphysische Erkenntniß auszugeben.

Für Hartmann jedoch sind die Welt, die Menschheit, das Weltwollen und das Weltlogische lauter Realitäten, lauter unbestreitbare metaphysische Erkenntnisse, durch irgend einen transcendenten, d. h. jenseits aller möglichen Erfahrung liegenden Telegraphen ihm unter Garantie der Zuverlässigkeit offenbart. So ist er denn kraft dieser Bürgschaft ermächtigt, uns den Verlauf des Weltprocesses folgendermaßen mitzutheilen: „Das Logische leitet den Weltproceß auf das weiseste zum Ziele der möglichsten Bewußtseinsentwicklung, wo anlangend das

*) Berlin, C. Duncker.

Digitized by Google

Bewußtsein genügt, um das gesammte actuelle Wollen in das Nichts zurückzuschleudern, womit der Proceß und die Welt aufhören."*)

Wie wird die Welt unmittelbar vor diesem Aufhören gestaltet sein? Auch darüber weiß der transcendente Telegraph Auskunft zu geben. Da ihm die Menschheit nicht ein Begriff, sondern eine leibhaftige, greifbare und wirkliche Person ist, so ist sie natürlich nach vollendeter Culturarbeit, das will sagen, auf der höchsten Spitze der Bewußtseinsentwicklung, ein todessehnsüchtiger „Greis", der nach nichts mehr als nach dem Untergang verlangt. In diesem „Greise", weil er doch einmal die Menschheit ist, müssen auch heißblütige, von Lebens- und Liebeslust strotzende Jünglinge und Jungfrauen repräsentirt sein, allein in dieser letzten Generation ist die Natur auf den Katheder gestiegen und statt sich zu umarmen, fliehen sich die schönsten Jünglinge und Jungfrauen wie die Pest. Schiller hat in seinem Distichon „Columbus" die erhabene Voraussetzung ausgesprochen, daß mit dem Genius die Natur in ewigem Bunde sei und was jener verspräche, diese gewiß leiste. Da nun Niemand, der nicht ein verrenktes Gehirn besitzt, sich einbilden kann, die Natur werde leisten, was Ed. v. Hartmann nach Ueberwindung aller Stadien der Illusion durch die Cultur von ihr verspricht, so kann man diese Versprechungen keineswegs als solche betrachten, die vom Genius eingegeben wären. Hier wird die Synthese von Natur und Geist, Willen und Idee, Panthelismus und Panlogismus brüchig und die Theile fallen auseinander. Dies ist jedoch noch immer nicht der Gipfel des Krassen und Schaudererregenden, zu welchem die speculative Metaphysik endlich gelangt ist. Dieser Gipfel ist vielmehr die harmlose Forderung, daß zu einer Culturarbeit, die kein anderes Motiv und kein anderes Ziel hat als den selbstmörderischen Untergang einer greisenhaft gewordenen Menschheit, das Individuum mit Hingebung, mit Aufopferung, mit Freude beitrage. Jede neue Errungenschaft oder Entdeckung, jede Stufe geistiger Befreiung des Menschengeschlechtes diene dazu — den Marasmus, die Verzweiflung am Sein, kurz den Pessimismus mit immer größerer Ueberzeugungskraft in der Menschheit zu verbreiten und sie dadurch anzuspornen, mit den Illusionen nicht bloß des Glückes, sondern auch nur der Erträglichkeit des Daseins, also mit der Welt selbst ein Ende zu machen. Die ethische Forderung dieser speculativen Metaphysik besteht also darin, daß die Menschheit mit Freude den Weg ihrer Hinrichtung beschreite. Dieser Freude wegen ist nach Hartmann der Pessimismus „nicht trostlos"!!

Darf man sich wundern, daß diese groteske Verzerrung alles natürlichen Empfindens zu dem oft in Journalen laut gewordenen Mißverständniß Anlaß gab, Hartmann predige die Auflösung der Ehe, der Familie, der Gesellschaft und zuletzt den individuellen Selbstmord? Er hat darauf immer geantwortet, daß er im Gegentheil die Erhaltung aller Institutionen lehre, welche zur Culturentwicklung nothwendig seien und weit entfernt, den Selbstmord des Einzelnen gutzuheißen, vielmehr die Aufbietung aller seiner Kräfte zur Förderung des höchsten Culturzweckes verlange. Dabei blieb immer nur verschwiegen — weil ja in Journalen nicht Raum zu größerer Darlegung vorhanden — was dieser höchste Zweck eigentlich bedeute, und daß der Einzelne nur deshalb vom Untergang gerettet werden solle, um — den Untergang aller künftigen Menschen vorzubereiten.

Ich darf es demnach gewiß als ein modernes Problem bezeichnen, daß die in dicken Hauptwerken sich ausbreitenden Prämissen einer zu solchen Consequenzen führenden speculativen Metaphysik dem Publikum mit der Voraussetzung angeboten werden können, daß es mit Lust und Liebe an die Anschaffung gehen werde. Eingeleitet wird diese neue Ausgabe mit der „Kritischen Grundlegung des transcendentalen Realismus". Von dieser Schrift heißt es in der buchhändlerischen Ankündigung, daß damit sowohl ein Fortbildungsversuch der Kant'schen Erkenntnißtheorie als eine dem realistischen Zug unserer Zeit nachdrücklich entgegenkommende Rückkehr zum Realismus gegeben sei. Diese letztere, dem Modegeschmack in der schönen Literatur dargebrachte Huldigung zur Bestechung der Flachköpfe hat nur den Fehler, daß sie der denkbar vollkommenste Widerspruch zum angeblichen Fortbildungsversuch der Erkenntnißtheorie ist.

Das wahre Wesen dieser Schrift kenntlich zu machen wäre ich hier nur berechtigt, wenn sie mir zur Einzelbesprechung vorliegen würde. Ich will hier nur erwähnen, daß wenn die Unerkennbarkeit eines Dinges an sich und seiner Beschaffenheit das unverrückbare Fundament der Kant'schen Erkenntnißtheorie bildet, diese angebliche Fortbildung derselben ursprünglich den aufrichtigen Titel führte: „Das Ding an sich und seine Beschaffenheit."

War es im Hinblick auf die angekündigte Gesammtausgabe nothwendig, den Gesichtspunkt des Philosophen zu erörtern, so gibt auch manche seiner Einzelschriften dazu einen nicht zu umgehenden Anlaß, auch wenn sie, wie seine neueste: „Moderne Probleme"*) im Ganzen keinen ausgesprochen philosophischen Inhalt hat, in einzelnen Theilen aber immer wieder an einen solchen anknüpft. Eduard v. Hartmann ist durch Verstandeskraft und prägnante Ausdrucksweise ein glänzender Schriftsteller und überall dort anzuerkennen und hochzuhalten, wo seiner Denkungsweise nicht die Hegel'sche Gicht in den Gliedern steckt, wo er nicht vergebliche Versuche macht, concretes Leben mit Abstractionen zu zermalmen, d. h. in „Begriffe" aufzulösen. Solche Anknüpfungen an seine Schule tritt stellenweise auch aus der vorliegenden Schrift hervor und dies muß kritisch erledigt werden, bevor man sich der Befriedigung über die davon gereinigten Theile hingeben kann. In diesem Sinne ist aus dem vorliegenden Buche zunächst die Abhandlung „Das Philosophie-Studium" in Betracht zu ziehen. Der Verfasser meint mit Recht, daß das Princip der Arbeitstheilung, welches sich auf industriellem Gebiete nützlich erwiesen hat, auf wissenschaftlichem Gebiete zu schädlichen Uebertreibungen drängt. „Selbst die praktische Heilkunst droht sich in lauter Specialheilkünste aufzulösen und die Naturwissenschaften arten immer mehr zu einem zusammenhanglosen Sammelsurium kleinkrämerischer Detailnotizen aus." Daran schließen sich beherzigenswerthe Mahnungen, das aufgehäufte empirische Material, das an und für sich werthlos ist und Bedeutung nur durch die Verwendung zu einem Ganzen erhalten kann, stets mit der Wissenschaft, der die Detailforschung dienen soll, in lebendigen Zusammenhang zu bringen.

So weit können die Ausführungen Hartmann's und seine daran geknüpften Warnungen nur der aufmerksamsten Berücksichtigung aller Betheiligten empfohlen werden. Allein der Verfasser geht noch weiter und unmittelbar an den erwähnten Zusammenhang mit der Specialwissenschaft schließt er als Forderung einen noch größeren, den Zusammenhang mit der einheitlichen Totalität der Wissenschaften überhaupt. Er sagt darüber: „Die einheitliche Totalität des Erkenntnißsystems hat man von jeher Philosophie genannt; die Ueberschätzung der Empirie hatte zur Kehrseite eine Unterschätzung der Philosophie, insbesondere ihres einheitlichen Centrums: der speculativen Metaphysik."

Wir haben jedoch bereits oben gesehen, was demjenigen, der diese Worte spricht, speculative Metaphysik bedeutet und es ist in diesem Punkte nur noch nothwendig, zu erwähnen, wie Ed. v. Hartmann dem ursprünglichen Zerstörer aller dogmatischen Traum-Philosophie, wie er Kant mit gelegentlicher Malice begegnet und ihn dadurch beseitigt zu haben glaubt. Die Abhandlung „Das Philosophie-Studium" läuft auf die wohlberechtigte Meinung hinaus, daß es nach der Art, wie gegenwärtig Philosophie auf den deutschen Universitäten betrieben wird, besser wäre, diesen Gegenstand von der Liste der pflichtmäßig zu hörenden Collegien abzusetzen. Wie die Sachen jetzt stehen, wird dem Studenten gerathen, sich bei der Prüfung nur in den „negativ-dogmatischen" Partien Kant's belesen zu zeigen.

Was kann man sich nun unter dieser Bezeichnung denken?

*) Philosophie des Unbewußten. 2. Auflage. Berlin. 1870.

*) Wilhelm Friedrich. Leipzig, 1886.

Digitized by Google

Nichts Anderes, als die spitzfindig schlaue Unterstellung, daß die Verneinung (Negation) des Dogmatismus durch Kant selbst ein Dogma wäre. Nun ist unter einem solchen eine unbewiesene und unbeweisbare Voraussetzung zu verstehen, welche sich mit der Gewalt eines aus überirdischer Erkenntniß geflossenen Gebotes zu behaupten hat. Dogmen in diesem Sinne sind neben der kirchlichen Dogmatik beispielsweise Schopenhauer's „Wille" oder das „Unbewußte" in Hartmann's Philosophie. Unter dem Negativ-Dogmatischen ist die Kant'sche Verurtheilung der reinen Vernunft verstanden, soweit sie sich der Anmaßung schuldig macht, aus sich selbst heraus ohne die Werkzeuge der Erfahrung, also entfernt von jeder Beihülfe des Irdischen schöpferisch überirdische Erkenntnisse ins Leben rufen zu wollen, oder mit anderen Worten, der Ausdruck „negativ-dogmatisch" verwirft die Kritik der reinen Vernunft als einen überwundenen Standpunkt. Daß wir „nichts wissen können", das will dem Goethe'schen Faust „schier das Herz verbrennen"; wenn er aber die Hartmann'sche Synthese von Panthelismus und Panlogismus in sich aufgenommen hätte, dann hätte er sich nicht dem Teufel zu verschreiben gebraucht. Faust würde durchschaut haben, daß das Nichtwissenkönnen bloß ein negatives Dogma ist und Mephistopheles wäre höchstens so teuflisch gewesen, zu fragen, was wir denn von den verschiedenen metaphysischen Dingen mit solcher Gewißheit wissen, wie etwa daß $2 \times 2 = 4$ ist. In der Kritik der Urtheilskraft sagt Kant zwar in ästhetischer und nicht direct metaphysischer Beziehung, aber vollkommen auf diese anwendbar: „Das Unendliche ohne Widerspruch auch nur denken zu können, dazu wird ein Vermögen, das selbst übersinnlich ist, im menschlichen Gemüthe erfordert." Dieses Vermögen, wo es vorhanden, ist stumm; es kann seine übersinnliche Wahrheit symbolisch als Dichtung, niemals aber als Wissen, als Lehre offenbaren. Denn Wissen, Erkenntniß, geht ausschließlich von der aprioriischen Function des Verstandes aus, Verstand aber ist kein übersinnliches Vermögen.

Berührungspunkte mit dem Innersten seiner Denkungsart zeigt Hartmann auch in den zwei mit einander verwandten Abhandlungen seines Buches: „Was sollen wir essen?" und „Unsere Stellung zu den Thieren." Hier tritt sogar noch eine andere charakteristische Seite dieses Autors zu Tage. Die ganze Auffassung, die Verhöhnung des Mitleids und der Barmherzigkeit und der befehlshaberische Ton erinnern an die glücklicherweise dahin gegangene Zeit, als noch die „preußische Schnauze" in Deutschland berühmt war. Alles in dieser Hartmann'schen Welt muß durch disciplinarische Vorschriften erzwungen und es darf ja um des Himmelswillen nichts durch das Gemüth oder den subjectiven Geschmack bestimmt werden. Mitleid und Barmherzigkeit sind nur übertriebene Empfindsamkeit, nur „Sentimentalität". Unser Verhältniß zu den Thieren soll nicht auf Mitleid, sondern nur auf „Gerechtigkeit" fußen.

Der individuelle Gerechtigkeitssinn ist jedoch den Thieren gegenüber gegenstandslos, weil er nur ein Vernunftwesen zum Object haben kann, eine Intelligenz, die ein angeborenes oder verliehenes Recht schon durch ihre bloße Existenz darstellt und behauptet. Man kann nicht gerecht gegen Steine, Pflanzen und unvernünftige Thiere sein, weil es einzig und allein vom subjectiven Belieben abhängt, ob sie als Sachen, oder als Individualitäten zu betrachten seien. Der staatliche Gerechtigkeitssinn aber zeigt sich, so lange die kümmerlichen Thierschutzgesetze nicht principiell erweitert werden, den Thieren gegenüber nur in Gestalt des Eigenthums- und Verfügungsrechtes über Sachen.

Daß unser Verhältniß zu den Thieren auf Gerechtigkeit fuße, ist daher eine sinnlose Forderung, die Hartmann nur dadurch einigermaßen zu begründen sucht, daß er die Menschenwelt als Concurrenten der Thierwelt im Kampf um's Dasein darstellt, als einen Concurrenten, der um jeden Preis mit aller Gewalt, und wäre es selbst durch Grausamkeit, den Sieg in diesem Kampfe behalten muß. Jedes Stück Nahrungsmittel, einem Thiere dargereicht, das für die Production der Nahrung nicht nutzbar und nicht selbst eßbar ist, wäre demnach ein Verrath an der Aufgabe der Menschheit. Allein der Kampf um's Dasein ist ein Proceß, der sich von selbst vollzieht, den die Natur unter allen Umständen durchsetzt, ohne des Menschen Verhalten und Belieben dazu abzuwarten, weil die Selbsterhaltung der Natur in diesen Kampf mit eingeschlossen ist. Man braucht einem Hungrigen das Essen nicht erst vorzuschreiben. Die ganze Gerechtigkeitsforderung Hartmann's in diesem Betracht hat keinen rechten Sinn und die Abhandlung dient nur dazu, die buddhistische Quelle der Ethik, das Mitleid, wieder einmal, wie er es schon in seinen früheren Schriften gethan, aus der Welt zu schaffen.

Mitleid und Barmherzigkeit sind viel zu willkürliche, viel zu subjective Regungen, als daß ihnen in der Hartmann'schen Welt Raum gegönnt werden dürfte, in der sich Alles vorschriftsmäßig, wie in der Caserne, vollziehen muß, oder, in's Philosophische übersetzt, wo Alles teleologisch dem höchsten Culturzweck — des allgemeinen Untergangs — zu dienen hat.

Die erwähnte Hegel'sche Gicht, die diesem System in allen Gliedern steckt, ist eben die Lähmung des Gefühlslebens zu Gunsten der „Entwickelung", die Verachtung und Hinopferung des Individuums, die Auslieferung aller Creatur an die todbringenden Arme des Molochs, der absoluten Substanz. Indessen hat Hartmann seinen Meister in dieser Beziehung noch überhegelt und ist dadurch zu einer Consequenz gelangt, deren widerspruchsvolle Absurdität nicht verdeckt bleiben darf.

Hegel's „Entwicklung" nämlich ist unabsehbar, weil sie auf die dem Denken noch verhüllte Vollendung, auf die Totalität des in sich zurückkehrenden absoluten Geistes abzielt. Der Weg dahin kann einzig und allein der geschichtliche Proceß der zu immer höhern Stufen, d. h. Begriffen aufsteigenden Cultur sein. Diesem Idealismus gegenüber ist Hartmann's „Entwicklung" real und wohl zu übersehen, weil sie im selbst sich zum Untergang bestimmenden Menschengeschlecht und dem dadurch bedingten Aufhören alles Erdenlebens einen anschaulichen, sozusagen plastischen Abschluß verheißt. Ist aber nun einmal nichts erstrebens- und wünschenswerth als das pure nackte Ende ohne weitern Inhalt — dann ist es der hellste Widerspruch, zu diesem armseligen Ziele, das selbst keinen Geist hat, den langsamen, beschwerlichen und am meisten problematischen Weg des Geistes aufzuthun, den Weg der Cultur. Die Auflösung der Familie, der Gesellschaft, des Staates, die Wiederherstellung des Faustrechts, die Beseitigung von Wissenschaft und Kunst, kurz die Anarchie würde die Völker unter einander aufreiben und folglich das pure, nackte Ende schneller und sicherer auf dem Wege der Uncultur herbeiführen. Dennoch wird Hartmann nicht müde, alles menschliche Streben und Wollen dem Culturzweck zu unterwerfen. Woher aber nimmt er bei der Bestimmung, die er der Menschheit anweist, den Imperativ zu ihrer sittlichen Verpflichtung? Er predigt den Kampf um's Nichtdasein und fordert die Menschheit unausgesetzt auf, im Kampf um's Dasein Sieger zu bleiben; er verheißt die Erlösung durch den Untergang und verwirft die Religion des Mitleids, den Buddhismus, weil dieser durch die absolute Schonung des Thieres den Untergang des Menschengeschlechtes herbeiführte; er preist die Seligkeit des Hinsterbens nachdem auch jene Stadien der Illusion, die man Wissenschaft und Kunst nennt, überwunden sein werden und vertheidigt die Vivisection, weil ohne dieselbe die Wissenschaft nicht zu ihrer höchsten Bedeutung und Kraft gelangen könnte. Alle Wendungen und Windungen in seiner „Phänomenologie" vermögen weder die Absurdität des barbarischen Zieles, das er der „Menschheit" steckt, zu beseitigen, noch den flagranten Widerspruch, daß er zu diesem barbarischen Ziel den ganz entgegengesetzten Weg, den der Cultur, einzuschlagen gebietet.

Lassen wir den Philosophen Hartmann auf dem Gebiete seiner speculativen Metaphysik einsam und allein der Verschollenheit entgegengehen und nehmen wir ihn dafür freudig in die Arme, wo er das Gebiet des unmittelbaren Lebens betritt. Ueberall dort, wo er sich mahnend und berichtigend den Verirrungen der Zeit entgegensetzt, ohne sich metaphysischer Waffen zu bedienen, kann die Vernunft mit ungetrübtem Wohlgefallen seine verstandesklaren und scharfgefaßten Ausführungen in sich

Digitized by Google

aufnehmen. In diesem Betracht ist auch Ed. v. Hartmann nicht auszuschließen, wenn man unseres lieben Deutschlands zeitungstrunkene Vernachlässigung seiner besten Schriftsteller beklagt. Schon in Hartmann's vor Jahren erschienenen „Gesammelten Studien und Aufsätzen" sind einzelne Stücke, die zu den werthvollsten Besitzthümern unserer Literatur gehören und von denen z. B. „Dichters schönstes Denkmal" umsomehr beachtet werden sollte, je hirnloser die Zeit, die epidemisch wuchernde literarische Heuchelei, unter dem Vorwand monumentaler Huldigungen mit dem Andenken und den wahren Interessen der Dichter und der Nation selbst verfährt.

Ich hebe aus den „Modernen Problemen" zwei Aufsätze besonders hervor, weil sie durch ihren Gegenstand nicht specifisch-literarische oder wissenschaftliche Interessen berühren, sondern durch Thema und Behandlung allgemeinen Antheil beanspruchen dürfen. Der Aufsatz „Die Gleichstellung der Geschlechter" drückt der Stirne der socialen Verlogenheit Wahrheiten wie mit glühenden Eisen auf und namentlich die weiblichen Klagen, daß der Ehebruch je nach dem Geschlecht des Schuldigen mit verschiedenem Maße gerichtet werde, finden in der Darstellung der socialen Folgen der Untreue ihre richtige Würdigung.

Mit bei Hartmann ungewohnter Laune ergeht sich die kleine Abhandlung: „Die epidemische Ruhmsucht unserer Zeit" in einer allgemein gewordenen Verirrung der Phantasie, welche noch immer an dem Schiller'schen Ausspruch festhält, daß der Ruhm das höchste der Erdengüter wäre. Zwar verspricht der Titel noch etwas mehr, nämlich die psychologische Untersuchung der wachsenden Ruhmsucht in unsern Tagen, allein man kann an der Darstellung vollauf Genüge haben, welchen Leiden der Mann von Ruhm oder auch nur von Ruf heutzutage ausgesetzt ist, wie Celebritäten-Jäger und Autographen-Sammler ihn molestiren, wie einmal festgewurzelte Schlagwörter seine wahre Bedeutung niemals mehr aufkommen lassen, wie endlich die an ihn sich drängende gedankenlose Eitelkeit nicht eine Spur richtiger Würdigung oder auch nur genügender Kenntniß seiner Leistungen besitzt. Der Ruhm hat aufgehört, die Lebenslust zu fördern und ist ein Beitrag zur Lebenslast geworden.

Nirgends aber sind die verschiedenen Studien Ed. v. Hartmann's über die Erscheinungen des unmittelbaren Lebens nach Verdienst genannt und gewürdigt worden. Die Geschmacksrichtungen, welche heutzutage über den Ernst und den Werth solcher Arbeiten schweigend hinweggehen, sind selbst moderne Probleme.

Eine neue französische Schmähschrift.

Von Wilhelm Berger.

Im Laufe dieses Sommers kaufte ich mir in Paris ein daselbst neu erschienenes Buch, das es in wenigen Wochen zu mehreren Auflagen gebracht hatte. Der Titel war verführerisch: „Deutschland, wie es ist".*) Da hatte ich endlich einmal Gelegenheit, über mein Vaterland die Wahrheit zu erfahren. Denn daß wir Deutsche, in nationalen Vorurtheilen befangen, uns selbst nicht so zu sehen vermögen, wie wir eigentlich sind, schien mir leidlich gewiß. Dazu nannte sich der Verfasser des Buches Jacques Saint-Cère, ausgesprochen sincère, also Jacob Aufrichtig — noch ein Grund mehr, seinen Eröffnungen mit Neugierde entgegenzutreten.

Die Vorrede fängt nicht übel an: „Es scheint fast, daß der Krieg von 1870 uns der Fähigkeit beraubt hat, richtig über Deutschland zu urtheilen." Und weiter, in Kürze: „Die Einen tadeln, die Anderen bewundern alles bei unseren Nachbarn. Die Einen wie die Anderen sind oberflächliche, voreingenommene Beobachter. Nach kurzem Aufenthalte im Lande der Milliarden haben sie lügenhafte Zeitungsartikel und Bücher verfertigt. Ich aber, ich, Jacob Aufrichtig, der ich sieben lange Jahre unter den Deutschen gelebt habe, der ich ihre Sprache rede, der ich mit Leuten aller Stände umgegangen bin, — ich bin der Mann, der die Wahrheit sagen kann und sagen wird."

Allerdings hätte ich nun gern gewußt, wo dieser wahre Jacob uns sieben Jahre lang beobachtet hat. Wir sind doch keine gleichartige Masse; wir bestehen aus Volksstämmen, die sich noch durchaus nicht verschmolzen haben, deren Ungleichartigkeit eben unser specielles Charakteristikum ist. Der Rheinländer und der Märker, der Sachse und der Bayer, der Schlesier und der Friese: wer könnte sie verwechseln, der sie kennt? Wir besitzen — glücklicherweise — keine Hauptstadt, die den Ton angibt, nach deren Geboten sich das ganze Land richtet. Bräuche und Sitten, Geschmack und Lebensweise, Denkart und Neigungen — das alles ist bei uns unendlich verschieden. Wer uns gründlich studiren will, Herr des Himmels! in wie viele Beobachtungsfelder müßte der das deutsche Reich zerlegen und wie lange müßte er Notizen sammeln, ehe er nur die Feder zu einem Buche ansetzen könnte! Gewiß eher siebenmal sieben Jahre als sieben!

Freilich weiß Herr Aufrichtig sich zu helfen. Er behauptet, Deutschland sei eine riesige Kaserne und jeder Deutsche vor allen Dingen Soldat. Damit wären wir denn allerdings in eine übersichtliche Gruppe gebracht. Aber Aehnliches ist schon öfter behauptet worden und darum doch nicht zutreffend.

Weiter. Hier ist eine andere Stelle:

„Das Café spielt im Leben der Deutschen eine sehr große Rolle. Den Frauen der Mittelclassen ist der Salon ein unbekannter Begriff; an seine Stelle ist das Café getreten. Die Frauen gehen allein dorthin, oder vereinigen sich daselbst mit mehreren zu einem Kaffeekränzchen. Dies „Kaffeekränzchen" ist eine rein deutsche Institution. An einem bestimmten Nachmittage jeder Woche vereinigen sich die Frauen einer gewissen Coterie in einem Café. Sie bringen ihr Strickzeug mit, und während sie Strümpfe stricken und Kaffee schlürfen, hecheln sie die ganze Stadt durch. Und dies Vergnügen kostet jeder Theilnehmerin nur fünfundzwanzig Pfennig, so gut wie nichts. — So sehr hat sich diese Sitte eingebürgert, daß es in vielen Städten Cafés gibt, in denen, der Damen wegen, nicht geraucht wird."

Wo liegen in Deutschland die Städte, die durch diese Beschreibung sich getroffen fühlen könnten? —

Mehrfach finden sich in dem Buche directe Hinweise auf das Deutschland jenseit des Mains. Z. B. in der Behauptung, summarisch wie alle übrigen, der Gebrauch des Tischtuches sei in sämmtlichen süddeutschen Restaurants unbekannt. Ferner in den Vornamen, die der Autor in einem Capitel über weibliche Dienstboten anführt. Da finden wir Katti, Reusi, Lotti und Babette. So tauft man die Mädchen nur in den Ländern des ehemaligen Rheinbundes. Endlich erzählt Herr Aufrichtig: „In den kleinen Südstaaten und durchaus in den katholischen Theilen Bayerns verabscheut der Bauer die Preußen. »Preuß« ist ein Schimpfwort." Und er fährt listig fort: „Dies ist ein Symptom, welches wohl beachtet werden muß und welches, mit der Zeit, von Wichtigkeit sein kann." — Man sieht, noch immer der naive Glaube, ein dereinstiger Nachfolger Boulanger's brauche nur tüchtig Deutschland zu rütteln und dabei: „Verfluchter Preuß!" zu schreien, um einige Stücke abfallen zu machen. Wahrhaftig, Herr Saint-Cère hat Recht in seiner Vorrede: der Krieg vor sechszehn Jahren ist der politischen Einsicht der Franzosen nicht zu gute gekommen!

Ich habe nun die Gegend festgestellt, in welcher Aufrichtig seine Kenntnisse von Land und Leuten gesammelt hat, und wende mich zu dem eigentlichen Inhalte des Buches. Derselbe ist höchst mannigfaltig. Zunächst läßt Herr Aufrichtig unsere Fürsten und Staatsmänner Revue passiren, dann bespricht er in einer langen Reihe von Capiteln die Offiziere, die Studenten, die Künstler, die Kinder, die jungen Mädchen, die Frauen, die Gelehrten, die Bauern, die Dienstboten, die Vereine, die Nahrungsmittel, den Reichstag, die Presse, die

*) L'Allemagne telle qu'elle est. Par Jacques Saint-Cère. Paris, Ollendorff.

Digitized by Google

Theater u. s. w. Nach allen Richtungen hat er seine Forscherblicke geworfen; das Kleine wie das Große hat ihn gleichmäßig interessirt. Ja, ich möchte behaupten, er habe auf das Kleine mit Vorliebe Jagd gemacht und großes Wild nur durch Hörensagen kennen gelernt.

Sehen wir näher zu, was sich in seiner Jagdtasche vorfindet.

Ueberschrift: „Der Kaiser". — Jacob Aufrichtig spricht:

„Ihr Gott! — »Unser Kaiser!« Dies hört man von der Oder bis zum Rhein, von der Ostsee bis zur Donau! Dies ist die einzige Fahne, unter welcher sich alle Parteien vereinigen, der einzige Gott, den sie alle anbeten, Katholiken, Protestanten und Juden! Er ist die Personification des Ideals, das ihnen Jahrhunderte lang vorgeschwebt hat, und in späteren Tagen werden die Kinder von dem Reiche des Kaisers Weißbart reden, das ebenso mächtig war und ebenso rasch verschwunden ist als dasjenige des weiland Kaisers Rothbart."

Das Weitere verschweig' ich, aus triftigen Gründen. Nur noch eine charakteristische Stelle aus dem Schlusse des Capitels. Der Kaiser sei von einer Französin erzogen worden, erzählt Herr Aufrichtig. Der Einfluß dieser Französin sei derart gewesen, daß unser Kaiser heute noch als der am meisten französische Deutsche bezeichnet werden könne. Unglaublich! aber unstreitig ein großes Compliment nach der Meinung des Herrn Aufrichtig!

Nach einer süßsauren Anerkennung des Reichskanzlers, des „Deutschesten der Deutschen", wirkt es einigermaßen komisch, wenn es, einige Seiten weiter, heißt: „Er liest wenige deutsche Bücher, hält sich aber über neue französische Publicationen auf dem Laufenden. Seine Lieblingslectüre ist der Criminalroman und man kann in seiner Bibliothek die vollständige Sammlung der Romane von Gaboriau und Boisgobey finden."

Aber weiter. Es folgt allerlei Klatsch über hohe Persönlichkeiten, wahrscheinlich am Biertische von „demokratischen" Lästermäulern dem Autor zum Besten gegeben. Vorüber!

„Die Offiziere". — Böse Dinge sagt Herr Aufrichtig über sie. Landsknechte aus dem Mittelalter sind sie ihm, deren Fehler den Firniß der Civilisation sprengen, der auf ihnen liegt. Aber dennoch: „die einzigen »Gentlemen« in Deutschland sind die deutschen Offiziere."

„Die Studenten" — nicht übel — als Caricatur von Zuständen, welche einst waren. So etwa mochte der Student vor fünfzig Jahren einem oberflächlichen Ausländer erscheinen, der von Stubenmädchen, Barbiergehülfen und ähnlichen beschränkten Geistern sich erklären ließ, was er sah. Aber heutzutage? — Wie? unsere Studenten wären faul, wären ungesittet? — Eitel Verleumdung! — Eher könnte man sagen, jeder Jüngling bringe schon zur Universität den glühenden Wunsch mit, möglichst rasch Carrière zu machen, möglichst bald in das praktische Leben einzutreten, wo es Honorare und Beförderungen und Orden gibt. Wo ist der idealistische Schwung geblieben, der ehedem der academischen Jugend eigen war? — Die jungen Herren Studenten von heute, zum erstenmale frei, gönnen sich einige materielle Genüsse, die ihnen bis dahin versagt waren; im Uebrigen aber liegt ihnen das Brotstudium viel zu sehr am Herzen, als daß sie die Zeit, die kostbare Zeit, zu vergeuden wagen. Die Species der bemoosten Häupter ist längst ausgestorben. Wir begreifen sie noch und lachen gutmüthig über sie, wenn sie uns in alten Romanen oder Theaterstücken vorgeführt werden; die nächste Generation wird sich wahrscheinlich voll moralischer Entrüstung von ihnen abwenden.

Die Heranbildung unserer männlichen Jugend zu Soldaten, meint Saint-Cère, sei das Hauptziel unserer Schulen. Sobald der Knabe im ersten Tornister seine Fibel und seine Schreibtafel zur Schule trage, werde damit begonnen, ihm Achtung vor der Autorität, unbedingten Gehorsam gegen seine Vorgesetzten einzuflößen. Jetzt vor dem Lehrer, später vor dem Unteroffizier. Und so weiter. „Kein Wunder," ruft Saint-Cère aus, „daß man mit dieser Methode vortreffliche Soldaten gewinnt!"

Indem ich weiter schreiben will, befinde ich mich in der That in Verlegenheit. Es folgen nämlich einige Capitel über das deutsche Mädchen und die deutsche Frau, welche von Verleumdungen wimmeln, die sich nicht wiedergeben lassen. Es ist nämlich Herrn Saint-Cère's Meinung, daß die Frauen in Deutschland durchaus nicht sittsamer seien als diejenigen anderer Nationen, wohl aber verständen sie besser, es zu scheinen. Diese Behauptung ist der rothe Faden, der sich durch seine Ausführungen zieht. Welcher Art diese Ausführungen sind, mag man sich denken.

Und nun erst die Familie! — Herr Aufrichtig sagt:

„Sie existirt in den deutschen Romanen und Theaterstücken, auf den deutschen Bildern, aber nirgendwo anders. Die deutsche Familie, wie man sie auf den Umschlägen ihrer illustrirten Zeitschriften abgebildet findet, ist ein Erzeugniß ihrer Phantasie, ein Resultat ihrer heuchlerischen Sentimentalität, — eine Lüge, um das richtige Wort zu gebrauchen . . . Die deutsche Familie ist eine Verbindung, welche in guten Zeiten zusammenhält, in schlechten auseinanderfällt . . . Noch weniger gibt es ein Familienleben in Deutschland. Der Deutsche ist des Abends niemals zu Hause . . . Liebt er denn nicht wenigstens seine Kinder, namentlich wenn sie klein sind? Er liebt sie vielleicht, aber er verzieht sie nicht. Er sieht in ihnen seine Nachfolger und nicht seine Kinder. Er liebt sie, weil ihre Arbeitskraft ihm von Wichtigkeit ist. Er erwartet von ihnen, daß sie späterhin das Vermögen vermehren helfen, das er erworben hat; daß sie einst in seinen alten Tagen seine Pfleger sein werden, kommt ihm nicht in den Sinn."

Von unseren Gelehrten heißt es, sie hätten den Fehler übermäßiger Gründlichkeit. „Sie graben so tief, daß sie dabei den Gegenstand ihrer Studien aus den Augen verlieren." Und sie ermangeln gänzlich der französischen Klarheit in ihren Werken; sie vermeiden dieselbe absichtlich, um dem Vorwurf der Nachahmung des Auslandes zu entgehen! — „O diese Goetheforscher!" ruft Saint-Cère aus. „Einer dieser Sippe würde sechs Jahre seines Lebens und die Hälfte seines Wissens darum geben, wenn er ausfinden könnte, wie Goethe in der Nacht vom 30. auf den 31. December 1806 geschlafen hat."

Ist es wirklich so schlimm?

„Der deutsche Schriftsteller arbeitet nicht, um die Bewunderung seiner Zeitgenossen zu erwerben, auch nicht, um Geld zu verdienen. O nein! er arbeitet nur, um Hofrath zu werden. Ein Titel und dann sterben! . . . Der Unsterblichkeit auf Erden glaubt er sich sicher. Wenn er für seine Wäscherin die Liste anfertigt, ist er mit ganzer Seele bei der Sache und unterläßt niemals, das Geschriebene wieder durchzulesen — der Zettel könnte ja nach seinem Tode gedruckt werden! . . . Während seiner Jugend hat er Herzensstürme gehabt; im Alter wird er Einsiedler und versteht die Jugend nicht mehr . . . Zuweilen ist er nebenbei ein Gelehrter, dann werden seine Werke ungenießbar: ein deutscher Gelehrter, der seinen Geist spielen lassen will — ein Elefant, der zu tanzen versucht . . . Von der französischen Literatur spricht er mit Verachtung; im Geheimen bewundert er sie und beneidet seine Pariser Collegen um ihre hohen Honorare."

Herr Aufrichtig unternimmt es auch, einige deutsche Zeitungen kurz zu charakterisiren. Hier einige seiner epigrammatischen Urtheile. Berliner Tageblatt: „Sehr große Auflage, 80,000 Exemplare. Ein politisches Petit Journal." — Norddeutsche Allgemeine: „Verarbeiterin hoher Inspirationen." — Kölnische: „Gehülfin der vorigen." — Börsen-Courier: „Ein beschnittener Figaro." — Freisinnige Zeitung: „Organ des Herrn Richter: liberal und langweilig." — Münchener Allgemeine: „Fünfzig Jahre zurück." — Gartenlaube: „370,000 Abonnenten; der Tod der deutschen Literatur; hat die Literatur für die höhere Tochter erfunden." — Deutsche Rundschau: „Ein Versuch, die Revue des Deux Mondes nachzuahmen; die Nachahmung beschränkt sich auf den Umschlag."

Unsere moderne schöne Literatur — es ist nichts damit. Nur den „Trompeter von Säkkingen" läßt Saint-Cère gelten als ein „exquisites Gedicht, nur vielleicht ein wenig zu sentimental". Von „Ekkehardt" dagegen, der „das traurige Verdienst hat, den historischen Roman in die Mode gebracht zu haben," sagt er, daß er nichts Langweiligeres kenne, es seien denn die Romane, welche auf ihn gefolgt sind. Am schlimmsten

Digitized by Google

kommt Freytag weg, der „die schreckliche Idee gehabt hat, in einem Cyclus von zwölf Romanen die Schicksale einer deutschen Familie im Laufe der Jahrhunderte zu schildern". Saint-Cère empfiehlt Morphiumsüchtigen den Gebrauch von „Ingo und Ingraban"; das Resultat sei unfehlbar. — „Spielhagen hat an Stelle der Feder ein Krähnchen, aus welchem eine unerträgliche Prosa fließt. Was er geben konnte, hat er in seinem ersten Werke gegeben." — „Paul Heyse, welcher einmal so wahr gesagt hat, das Ideal des deutschen Publikums sei Siegmund in der Uniform eines Gardelieutenants — Heyse . . . ist unstreitig der erste Novellist Deutschlands, als Stilist unvergleichlich, ein Virtuose der Feder. Nur kann man ihm etwas Unentschiedenheit in der Composition vorwerfen: er ist unklar! Er getraut sich nicht, die Romane zu schreiben, die er schreiben möchte. Sie würden für das deutsche Publikum zu gewagt sein, — dies Publikum, welches nur moralische Erzählungen will . . ."

Ich glaube, diese Auszüge genügen, um zu zeigen, wie ein gebildeter Franzose im Jahre 1886 über Deutschland urtheilt, das er zu verstehen glaubt, weil er sieben Jahre auf deutschem Boden geweilt hat.

Herrn Saint-Cère's Meinung von uns kann uns vollständig gleichgültig sein, so gut wie diejenige irgend eines anderen Ausländers. Nur von einem einzigen Gesichtspunkte aus ist sein Buch von wirklichem Interesse. Es vermag nämlich Niemand ein Urtheil über ein fremdes Volk abzugeben, ohne daß er damit den Geist seines eigenen verriethe. Die Subjectivität des Herrn Saint-Cère ist das Interessante in seinem Buche. Er wäre in Deutschland gewesen, sagt er? Nun ja; er glaubt es. Eine Vision von fremdartigen Dingen ist an ihm vorübergezogen, — wie in einem Traume hat er Gestalten sich in buntem Wechsel bewegen sehen, in denen er die lebendige treibende Kraft, die Seele, nicht zu erkennen vermochte. In Wirklichkeit hat er das Asphalttrottoir der Pariser Boulevards niemals verlassen. Wo er gewesen zu sein sich auch einbilden mag: die eigenthümliche Atmosphäre, in welcher zwischen Madeleine und Bastille das Selbstbewußtsein des französischen Flaneurs zu krankhafter Größe anschwillt, hat ihn immer umgeben. Er hat sich das Pseudonym Jacob Aufrichtig beigelegt. Mit vollem Rechte. Aufrichtig ist er gewesen in Bezug auf sich selbst. Er hat nicht Deutschland geschildert, wie es ist, sondern sich, wie er Deutschland gesehen hat. Und es ist nicht daran zu zweifeln, daß Hunderte seiner Landsleute, die auch Deutschland zu kennen glauben, mit Saint-Cère übereinstimmen, weil sie eben mit der nämlichen Muttermilch getränkt sind wie er. Die übrigen Franzosen aber, die das Buch lesen — nun ja, sie werden sagen: So haben wir uns diese Leute immer vorgestellt. Gute Soldaten, aber — Barbaren. Es gibt nur ein Frankreich. Gott sei Dank, daß er uns des Vorzugs gewürdigt hat, daselbst das Licht der Welt erblicken zu dürfen!

Ich kann Niemandem empfehlen, das Buch zu lesen. Die Lectüre ist nicht gesund; sie wirkt auf die Galle. Und dann noch eins. Wenn man längere Zeit durch verschliffenes Glas in die Welt hineingesehen hat, so dauert es eine Weile, bis das Auge sich wieder an die natürlichen Proportionen der Dinge gewöhnt. Bis dahin hat man die Neigung, alles verzerrt zu sehen. Und es ist nicht angenehm, durch die Brille des Herrn Saint-Cère um sich zu blicken.

Feuilleton.

Das neue Gebot.

Von August Strindberg.*)

Aus dem Schwedischen.

I.

Der Schnee war geschmolzen; in der Erde gährte es von Trieben. Das Pfarrhaus der Gemeinde Rasbo lag in einer wüsten Ebene Uplands. Soweit das Auge blickte, sah es nur steinigen Boden, lehmige Aecker mit einigen Wachholdersträuchen und fern am Horizonte die höchsten Spitzen einiger Bäume, die wie ein im Meere versinkendes Schiff gemahnten. An der Südseite hatte der Pfarrer einige Bäume gepflanzt und einige Blumen und Kräuter gezogen. Ein Flüßchen, das gegen Norden zu einem Wald emporführte, floß am Pfarrhaus vorbei; es war so breit, daß man zur Noth einen Kahn darauf treiben konnte.

Der Pfarrer war mit der Sonne aufgestanden; er hatte seine Frau und die Kinder geküßt und war dann nach der Kirche gegangen, die nur einige Steinwürfe weit lag. Er hatte die Frühmesse gelesen, die Arbeit des Tages gesegnet und war wohlgemuth heimgegangen. Die Lerchen, die sich sicherlich nicht auf Naturschönheiten verstanden, sangen über dem Acker, als wollten sie die spärlichen Halme segnen. Das Wasser rauschte in den Gräben, und der Lattich am Rande spiegelte sich darin. Der Priester war nach Hause gekommen, hatte sein Frühstück eingenommen und seinen Hausrock angezogen und stand nun im Garten, um die Blumen aus der Strohdecke zu befreien, womit sie im Winter eingehüllt gewesen. Er nahm eine Schaufel und begann die Erde umzuwühlen. Die Sonne brannte, und die ungewohnte Arbeit jagte ihm das Blut rascher durch die Adern. Er zog die Frühlingsluft in vollen Zügen ein und fühlte ein Wohlbehagen, als ob er zu neuem Leben erwacht wäre. Die Frau hatte auf der Sonnenseite die Fenster geöffnet und sah halbangekleidet der Arbeit ihres Mannes zu.

„Ja, das ist was Anderes, als hinter den Büchern zu hocken," sagte er.

„Du hättest Bauer werden müssen," antwortete sie.

„Ich durfte ja nicht, Liebe! O welch herrliches Gefühl im Rücken und in der Brust! Zu welchem Zwecke glaubt man wohl, daß Gott uns zwei lange Arme gegeben hat, wenn wir sie nicht gebrauchen sollen!"

„Zum Studiren braucht man sie freilich nicht."

„Nein, aber um Schnee zu schaufeln, Holz zu hacken, die Erde umzugraben, Kinder zu tragen und sich zu vertheidigen: dazu hat man sie bekommen, und es rächt sich, wenn man sie nicht dazu braucht. Wir Männer des Geistes sollen uns jedoch mit dieser sündigen Erde nicht abgeben."

„Still," sagte sie und legte einen Finger auf den Mund, „die Kinder könnten es hören."

Er nahm seine Mütze ab und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, heißt es. O wie herrlich ich jetzt schwitze! Ja, das ist was Anderes, als wenn Einem die Angst um den Sinn eines dunklen Textes die kalten Schweißtropfen aus den Poren treibt oder wenn die Dämonen des Zweifels das Blut zum Sieden bringen, so daß es einem wie heißer Sand durch den Körper rollt. Da schau, wie die Muskeln sich freuen, daß sie sich anstrengen dürfen, wie die blauen Adern schwellen gleich dem

*) Es wird unsere Leser interessiren, wie ein schwedischer Novellist das nämliche mittelalterliche Problem behandelt hat, das den Vorwurf zu dem heute von uns besprochenen neuen Trauerspiele von Ernst von Wildenbruch bildet. D. Red.

Digitized by Google

Bach im Frühling bei der Schneeschmelze. Und die Brust wird so weit, daß es in den Nähten unseres Kleides kracht; ja, das ist wirklich was Anderes. . ."

„Still!" rief die Frau wieder warnend, und um dem gefährlichen Gespräche eine andere Wendung zu geben, fügte sie hinzu: „Du hast jetzt die Blumen aus der Hülle befreit, aber du hast die armen Thiere vergessen, die den Winter hindurch im dunklen Stalle angebunden stehen."

„Du hast Recht," sagte der Geistliche und stellte die Schaufel beiseite, „aber da müssen die Kinder dabei sein."

Sofort begab er sich nach dem Viehstall, der am äußersten Ende des Pfarrhofes lag. Dort band er die beiden Kühe los, öffnete das Schafhaus und den Kälberstall und ließ die Schweine aus ihrem Verschlage hervor. Zuerst kam die Leitkuh mit der Glocke; breitspurig stellte sie sich in die Stallthür, und obwohl das Licht sie zu blenden schien, so streckte sie doch witternd der Sonne die Nüstern entgegen. Dann that sie vorsichtig einige Schritte auf die Brücke hinaus, schnaufte noch ein paarmal, daß ihr der Bauch anschwoll, beschnüffelte das neu keimende Feld und streckte wie überwältigt von den Erinnerungen des Vorjahres plötzlich den Schwanz in die Luft, und fort ging es über Stock und Stein dem Feldbrunnen zu. Dann kamen die zweite Kuh, die Kälber und Schafe und zuletzt die vergnüglich schmunzelnden Schweine. Hinter ihnen her aber folgte der Herr Pfarrer mit einem Baumast, den er hoch in der Luft schwang. Er hatte nämlich vergessen, die Gartenthür zu schließen, und es entstand nun ein Wettrennen, an welchem die Knaben sich eifrig betheiligten. In diesem Augenblicke aber erschien die alte Köchin, und als sie den Herrn im Hausrock und mit erhobenem Knüppel auf dem Hofe herumlaufen sah, da fragte sie voller Entrüstung, was wohl die Leute zu so weltlichem Treiben sagen würden. Weil aber der Geistliche auch seine Frau auf der Treppe stehen und von ganzem Herzen lachen sah, vergaß er die Köchin, die Gemeinde, den Bischof und die ganze Clerisei und stürmte den Thieren nach auf die Landstraße hinaus.

Doch kaum hatte er sich einige Schritte vom Hofe entfernt, als das Vergnügen durch den Ruf seiner Frau unterbrochen wurde. Er wandte sich um und sah eine fremde Frau auf der Treppe stehen. Beschämt und ärgerlich rückte er seine Kleidung zurecht, strich sich das Haar unter die Mütze, legte das Gesicht in feierliche Falten und ging langsam dem Hause zu.

Als er näher kam, erkannte er die kleine Frau, die er neulich in der Kirche zum friedlichen Zusammenleben mit ihrem Manne ermahnt hatte. Er wußte, daß sie eine Unterredung mit ihm wünschte, und hieß sie näher treten. Er selbst werde gleich nachkommen, sobald er erst einen anderen Rock angezogen habe.

In anderem Rock und mit anderem Sinne trat er nach einem Weilchen in die Stube, wo die Hülfesuchende seiner wartete. Er frug nach ihrem Begehr. Sie erklärte, daß sie ihren Mann heimlich zu verlassen gedenke, da die Kirche nur unter dieser Voraussetzung eine Scheidung bestätigen wolle. Dem Geistlichen riß die Geduld. Er wollte eben den Brief an die Korinther und die Decretalien citiren, als er durch das offene Stubenfenster den Sand im Garten knirschen hörte. O, er kannte sie nur zu gut, diese leichten Schritte, und jedes Knirschen der Sandkörner drang ihm wie ein Stich in's Herz.

„Euer Vorhaben, Frau," sagte er, „zeugt zwar von Muth, ist aber ein Verbrechen."

„Es ist kein Verbrechen; nur Ihr nennt es so," antwortete die Frau tapfer, als ob sie in langen verzweiflungsvollen Tagen und Nächten ihre Handlung überlegt hätte.

Der Geistliche wurde heftig und suchte nach einigen kräftigen Worten, als er plötzlich wieder das scharfe Geknirsch im Gartensande hörte.

„Aber Ihr geht der Gemeinde mit schlimmem Beispiel voran," sagte er.

„Mit einem schlimmeren, wenn ich bleibe," gab sie zurück.

„Euer Mann braucht Euch dann nicht zu unterhalten."

„Weiß ich."

„Ihr verliert Euren guten Ruf."

„Weiß ich auch; aber ich werde es ertragen, denn ich bin unschuldig."

„Und Euer Kind?"

„Nehme ich mit."

„Was wird Euer Mann dazu sagen? Ihr habt kein Recht auf Euer Kind, wenn Ihr Haus und Herd verlaßt."

„Nicht? Auf mein eigenes Kind?"

„Das Kind gehört ebensogut Eurem Manne."

„Dann reicht selbst Salomo's Weisheit nicht, um diesen Streit zu lösen. Aber ich werde es thun, es muß jetzt ein Ende haben. Ich kam zu Euch, um Licht zu begehren, aber Ihr leitet mich in einen dunklen Gang, löscht das Licht aus und geht Eurer Wege. Doch Eines weiß ich: wo die Liebe verschwunden, da bleibt nur noch Sünde und Schande; ich will aber nicht in Sünde leben, und drum geh' ich."

Vom Garten her kamen tiefe Athemzüge, als ob Jemand Mühe hätte, seine Gefühle niederzuzwingen. Der Geistliche hörte es, und nach kurzem inneren Kampfe begann er:

„Als Diener Christi habe ich mich einzig an die Worte der heiligen Schrift und an die Satzungen unserer alleinseligmachenden Kirche zu halten. Und diese sind hart wie der Fels. Als Mensch kann ich sagen, was mir das Herz eingibt, aber das ist wohl Sünde, denn das Menschenherz ist ein schwaches Ding. Geht also in Frieden und trennet nicht, was Gott vereinigt hat!"

„Nicht Gott hat uns vereinigt, sondern unsere Eltern. Habt Ihr kein Wort des Trostes für mich auf meinem schweren Gange?"

Der Geistliche schüttelte verneinend den Kopf.

„Dann wünsche ich Euch nur, daß Euch nicht auch einmal Steine geboten werden, wenn Ihr nach Brot verlanget," antwortete sie in fast drohendem Tone. Dann ging sie.

Der Priester zog den Amtsrock wieder aus, that einen Seufzer und suchte den unangenehmen Eindruck der Unterredung zu verwischen. Als er in den Garten kam, beeilte er sich, seiner Frau zu versichern, daß ihm die Aermste herzlich leid thue.

„Warum hast du ihr das nicht gesagt?" fragte sie, denn sie kannte wohl den Gang der Unterredung.

„Es gibt Dinge, die man nicht sagen darf," antwortete der Mann.

„Wer verbietet sie?"

„Wer? Die Kirche und der Staat, liebe Frau, sind göttliche Gedanken, aber von schwachen Menschen verwirklicht und darum in der vorliegenden Form unvollkommen. Das darf man freilich sündigen Menschen gegenüber nicht zugeben. Ich glaube wahrlich, die Dämonen des Zweifels haben heutzutage die ganze Luft vergiftet! Weißt Du nicht, daß durch das Fragen die Menschheit in's Verderben gestürzt wurde? — Der päpstliche Legat hatte wahrhaftig allen Grund, als er auf dem letzten Concil unser Land verderbt nannte."

Die Frau blickte ihn an, als ob sie sich vergewissern wollte, daß er nur scherze, doch der Mann antwortete mit einem Lächeln, daß die Sache nicht so ernst gemeint sei.

„Auf diese Weise sollst Du nicht scherzen," sagte sie; „ich könnte sonst glauben, daß es wirklich Dein Ernst. Man kann ohnehin oft kaum wissen, ob Du Ernst oder Spaß machst. Zum Theil glaubst Du wohl, was Du sagst, aber nicht ganz; es kommt mir gerade vor, als ob Du auch selbst von diesen Luftdämonen geplagt wärest."

Um nicht weiter auf dieses Thema eingehen zu müssen, schlug der Pfarrer eine Kahnfahrt nach einem hübschen Plätzchen vor, wo einige Laubbäume standen und man das Mittagmahl einnehmen könnte.

Bald saß die Familie in dem Kahne, und die Kinder bestrebten sich, den alten, vorjährigen Schilf herauszureißen, dessen vergilbte Blätter von der Auferstehung aus dem Winterschlafe flüsterten. Der Geistliche hatte den Hausrock abgelegt und eine Jacke angezogen, die er selbst als „seinen alten Adam" bezeichnete; er führte die Ruderstangen mit solcher Wucht, als ob er sein ganzes Lebenlang Ruderknecht gewesen, und bald war man an dem kleinen Gehölze, das wie eine Oase im Stein-

Digitized by Google

meere dalag. Während die Frau das Mittagmahl bereitete, sprang der Herr Pfarrer mit den Knaben umher, pflückte Anemonen und Ranunkeln, fabricirte Stöcke und Weidenpfeifen, kletterte mit den Knaben an den Bäumen empor, wälzte sich mit ihnen im Grase und lief schließlich unter schallendem Gelächter der Kinder auf allen Vieren umher. Er wurde immer ausgelassener, und als schließlich die Knaben seinen Rücken als Zielscheibe für ihre Schießübungen benützten, verfiel er in ein solches Lachen, daß er im Gesichte ganz blau wurde. Die Frau aber sah sich scheu nach allen Seiten um, ob Niemand sie beobachten könnte.

„Ach lasse mich wenigstens in Gottes Natur Mensch sein," sagte er. Und die Frau fand nichts dagegen einzuwenden.

Als endlich der Tisch gedeckt war, da waren Hochwürden so hungrig, daß der Mittagssegen vergessen wurde. Die Kinder lachten, daß ihnen das Essen fast in der Kehle stecken blieb. Nie hatten sie sich so gut amüsirt, denn nie war der Vater so lustig gewesen, und noch nie hatte er so viele Scherze gemacht.

Allein der Abend rückte heran, und man dachte an die Heimfahrt. Man packte zusammen und bestieg den Kahn. Eine Weile scherzte und lachte man noch, bald aber wurde es still, und die Kinder schlummerten ein auf dem Schoße der Mutter. Der Pfarrer wurde schweigsam, wie man es wird, wenn man viel gelacht hat, und immer ernster, je näher man dem Hause kam. Freilich versuchte er noch von Zeit zu Zeit etwas Munteres zu sagen, aber es klang gequält. Die Sonne warf ihre Strahlen schräg über das weite Feld, der Wind hatte sich gelegt, und eine fast unheimliche Stille lagerte über der Natur, nur dann und wann unterbrochen durch das Brüllen der Thiere oder den Ruf des Kukuks.

„Kukuk im Nord, Freude verdorrt!" sagte der Geistliche, als wollte er seiner gedrückten Stimmung einen lange gesuchten Ausdruck geben.

„Das gilt nur, wenn man ihn zum erstenmale hört," tröstete die Frau, „und heute Morgen rief er ja im Osten. Kukuk im Ost, bringt Jedermann Trost, so heißt es."

Jetzt kam das Dach des Pfarrhauses und dahinter der Kirchthum zum Vorschein. Sie legten bei der Brücke an, und der Vater nahm die beiden schlafenden Kleinen und trug sie ins Haus. Dann küßte er seine Frau und ging nach der Kirche, wo er noch die Abendmesse lesen sollte.

II.

Als er auf die Landstraße kam, läutete die Vesperglocke. Er beschleunigte seine Schritte. Schon von weitem bemerkte er, daß Leute auf dem Kirchhofe versammelt waren. Es war dies etwas Ungewöhnliches, denn sonst pflegte nur der Küster bei der Abendmesse anwesend zu sein. Er dachte darüber nach, ob ihn wohl Jemand im Gehölze gesehen oder ob Jemand sein Gespräch mit seiner Frau gehört haben könnte. Und als er dem Kirchhof näher kam, wurde ihm noch schwüler ums Herz, denn er bemerkte nun deutlich zwei Pferde mit glänzendem Geschirr und einen Archidiaconus nebst Gefolge aus dem Erzbischoffitze Upsala. Der Diaconus schien gewartet zu haben, denn er ging sofort auf den Geistlichen zu und kündigte ihm an, daß er ihm nach der Messe eine Mittheilung zu machen habe.

Noch nie hatte der junge Geistliche so innig das Abendgebet gesprochen wie heute. Voll Angst rief er alle Heiligen an und bat um Schutz vor unbekannten Gefahren. Er warf von Zeit zu Zeit einen Blick nach der Thüre, wo er den Diaconus stehen sah wie einen Büttel, der sein Opfer erwartet, und als er Amen gesagt, ging er schweren Schrittes auf ihn zu, den Schlag zu empfangen. Denn er wußte, daß irgend ein Unglück bevorstehe.

„Ich wollte meinen Besuch nicht im Pfarrhause abstatten," begann der Abgesandte des Erzbischofs, „denn mein Auftrag erfordert einen geheiligten Ort und die Nähe heiliger Dinge, damit das Herz stark werde. Ich bringe nämlich von der Kirchenconferenz eine Mittheilung, welche tief in die innersten Verhältnisse des Privatlebens eingreifen wird."

Hier stockte er, da er die Angst des Opfers sah, und übergab ihm ein Pergament, welches der Geistliche entfaltete und las:

„Dilectis in Christo fratribus! — Episcopus Sabinensis, apostolicae sedis legatus . . ."

Die Augen flogen über die geschnörkelten Buchstaben, bis sie endlich bei einer Zeile stockten, welche mit höllischem Feuer geschrieben schien. Der Geistliche war wie vor Schreck gelähmt.

Der Diaconus schien Mitleid zu haben und sagte:

„Wie aus diesem Schreiben hervorgeht, sind die Forderungen der Kirche hart: vor Jahresschluß sollen die Ehen aller Priester gelöst sein, denn ein Diener des Herrn kann nicht in Gemeinschaft mit einem Weibe leben, und sein Herz darf nicht getheilt werden zwischen Christus und einem sündhaften Nachkommen des ersten Weibes."

„Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden," antwortete der Priester, nachdem er zur Besinnung gekommen.

„Das gilt nur für die Gemeinde . . . Und achtet auf den Wortlaut: soll der Mensch nicht scheiden. — Es ist also nur der Mensch, der nicht eine Ehescheidung vollziehen kann; hier aber ist es Gott, der durch seinen Diener das auflöst, was er selbst vereinigt. Also gilt für diesen Fall nicht, was sonst für alle Fälle."

„Aber Gott hat selbst die Ehe gestiftet," entgegnete der Priester.

„Ja, und darum kann er sie auch auflösen."

„Dieses Opfer fordert Gott nicht von seinen schwachen Dienern."

„Er forderte von Abraham, daß er seinen einzigen Sohn opfern sollte."

„Die Herzen werden brechen."

„Sie sollen brechen, um so glühender werden sie sein."

„Das kann niemals die Absicht des Gottes sein, der selbst die Liebe ist."

„Derselbe Gott schlug seinen eigenen Sohn ans Kreuz! Die Welt ist Eitelkeit und Vergänglichkeit! Ihr könnt Euch damit trösten, daß die Decretalien . . ."

„Nein, beim allmächtigen Gott, nur keine Decretalien! Gebt mir, Herr Diaconus, um Christi Willen einen Funken Hoffnung; taucht Eure Fingerspitzen in Wasser und löscht die Flamme, die Ihr entzündet. Sagt, daß es nicht möglich ist; zwingt Euch selbst, zu glauben, das Ganze sei ein Vorschlag, der nicht angenommen werde."

Der Diaconus deutete auf das Siegel und sagte:

„Praesentibus consulentibus et consentientibus . . . es ist bereits entschieden und bestätigt. Und was die Decretalien anbetrifft, mein Freund, so finden sich dort solche Schätze von Weisheit, daß sie einem verblendeten Sinne wohl zur Erleuchtung dienen können. Ich will Euch als Freund den Rath geben: lest die Decretalien, lest sie früh und spät, und Ihr werdet sehen, daß Ruhe und Zufriedenheit bei Euch einkehren."

Der Geistliche dachte an die Steine, die er erst heute jener verzweifelten Frau geboten, und beugte sein Haupt unter dem Schlage.

„Also", schloß der Diaconus, „nützt die kurze Frist. Frühlingslüfte wehen, die Blumen keimen, und die Schwalbe ist wieder im Land. Am Sanct Sylvestertag ultimo mensis Decembris komme ich wieder, und dann sei Euer Haus gesäubert und geschmückt, als ob Christus selbst seinen Einzug hielte — bei Strafe des Bannes. Derweil könnt Ihr dies Diplom genauer studiren. — Lebt wohl! — Und vergeßt nicht die Decretalien!"

Er bestieg einen Schimmel und ritt davon, um noch vor Einbruch der Nacht das nächste Kirchspiel zu erreichen. Wie der Reiter der Apokalypse verbreitete er auch dort Sorgen und Elend.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Daniela.

Schauspiel in vier Acten von Felix Philippi.

De mortuis nil nisi bene. Wer doch dieses empfindsame Sprichwort, das jede Schufterei oder Dummheit nachträglich beschönigen oder vertuschen heißt, erdacht haben mag? Es soll schon bei Plutarch und Thukydides vorkommen, aber selbst der allwissende Büchmann kennt seinen Urheber nicht. Wenn wir dem Münchner Dramatiker Felix Philippi glauben, so war es einer gewissen Daniela v. Leucken vorbehalten, die Absurdität dieses geflügelten Wortes zu demonstriren, denn diese von Edelsinn überfließende Dame entehrt sich lieber selbst durch den Schein des Ehebruchs, als das Andenken an eine wirklich ehebrecherische Todte zu beflecken. Freilich motivirt der Verfasser diese sentimentale Schrulle anders, als mit einer krankhaften Pietät gegenüber Verstorbenen. Es geschieht, um den betrogenen Ehemann zu schonen, daß die schöne Lüge über eine unwürdige Todte durch das heroische Opfer einer edlen Lebenden erhalten werden soll. Die Verstorbene, die jedenfalls eine seltene Virtuosin in der Verstellungskunst war, hat nämlich während ihrer dreijährigen Ehe ihren unerlaubt kurzsichtigen Mann unausgesetzt hintergangen, „Schuld auf Schuld gehäuft", wie es von ihr heißt, und erst fünf Jahre nach ihrem Tode, derweil der Ueberlebende vor ihrem lebensgroßen Bilde seine Andacht zu verrichten pflegte, wird die längst mitbegrabene Geschichte, an deren Aufwärmung Niemand ein Interesse hat, zum Zweck eines Rührstückes an die Lampen gezerrt. Die Todtenverehrung hat den Herrn v. Leucken freilich nicht abgehalten, nach drei Jahren nochmals in den Stand der heiligen Ehe zu treten, allein Daniela gelingt es trotz ihrer Liebe nicht, seine Zuneigung, die ganz der Todten gehört, zu erringen. Sie ist es nun gerade, welche die Beweise der Schuld ihrer Vorgängerin in die Hände bekommt. Sie hat in deren Nachlaß compromittirende Liebesbriefe gefunden, und gewinnt seltsamerweise daraus sofort die Gewißheit, daß der Schreiber der ihr sonst unbekannte Advokat Arndt ist. Neue Unwahrscheinlichkeiten: sie gibt diesem zwei nächtliche Stelldichein im Hause ihres Gatten bei verschlossenen Thüren, um die Liebesbriefe der Verstorbenen zu empfangen und sich von ihm, der als Mitschuldiger ja ohnehin schweigen würde, feierlichst schwören zu lassen, unter keinen Umständen sein Geheimniß zu verrathen. Selbstverständlich kommt der Ehemann dazu, aber der Advokat entwischt, da ja sonst der dritte Act unmöglich wäre. Ihre Schuld liegt für ihn klar am Tage, doch sie gesteht sie nicht ein. Er schleppt sie vor das Bild seiner ersten Frau, wie vor einen Altar, und beschwört sie bei dem Andenken an jenen keuschen Engel, ihre Schande reumüthig zu bekennen. Man sollte meinen, daß es nun ihr Erstes sein sollte, das schändliche Ideal in seiner wahren Gestalt zu zeigen und der Verworfenheit des „Vorbildes" die eigene Reinheit entgegenzuhalten. Aber nein, sie hat dem Mitschuldigen Schweigen angelobt, und darum bleibt sie auch jetzt dem falschen Götzenbilde gegenüber stumm und öffnet ihrem Manne die Augen nicht. Ja, sie vergiftet ihm lieber die Gegenwart und Zukunft, als die längst verjährte Vergangenheit, und verläßt ihn und sein Kind, um bei einer Freundin Unterkunft zu suchen. Gleich darauf folgt ein neuer Theatercoup. Der Ehemann klopft im dritten Acte just bei dem Rechtsanwalt Arndt an, damit dieser die Scheidungsklage einleiten soll. Die Situation ist wieder unwahrscheinlich genug, denn Leucken kennt den Schänder seiner Ehre ebenso wenig, als Arndt den Gatten seiner todten Geliebten je gesehen hat. Nicht einmal im Bilde! Wie einem Fremden erzählt nun Leucken dem Anwalt sein häusliches Mißgeschick, und ist nicht wenig erstaunt, daß dieser mit warmen Worten die Partei seiner Gegnerin ergreift. „Erlauben Sie mir," sagt er ordentlich erstaunt, „führen Sie eigentlich meine Sache, oder die meiner Frau?" Nach langem Hin und Her bricht der Anwalt seinen überflüssigen Schwur. „Ja, ich war der Geliebte Ihrer ersten Frau." Aus diesem Wirrsal wissen wir keinen Ausweg. Der Verfasser auch nicht. Das „unausweichliche" Duell wird durch den Selbstmord Arndt's hinfällig. Die längst verjährte Schuld ist „gesühnt"; Daniela stürzt sich, von jähem Mitleid für den „armen Mann" und sein Kind erfaßt, in seine reumüthig geöffneten Arme, und dem Porträt der ersten Frau dürfte es gerade so ergehen, wie es in der erbaulichen Ballade vom tröstlichen Wittwer heißt:

„Das Fenster öffnet sich, und Emma fliegt hinaus."

Felix Philippi ist ein gelehriger Schüler der Franzosen und zugleich ein feiner Kenner unseres Publikums. Am liebsten hätte er uns ohne Zweifel eine echte Ehebruchskomödie, wie sie an der Seine wild wachsen, vorgesetzt, wenn er nicht die Empfindlichkeiten des deutschen Publikums hätte schonen müssen. Also wählte er keinen actuellen Ehebruch, sondern einen längst verjährten, so etwa wie in Dumas-Girardin's „Supplice d'une femme" oder Belot's „Miß Multon" oder Alphonse Daudet's ergreifendem Einacter „La dernière idole." Die Schuldige wird nicht vor unsere Augen gestellt, sondern bleibt in den Coulissen, in effigie, eine Todte. Das ist minder kraß. Für die Ausführung und Motivirung wurde die Technik unserer „Gartenlaube"-Romane zu Rathe gezogen. Es ist so etwas wie die herrliche „zweite Frau" der Marlitt, „die Andere" der Heimburg. Das Schlimme ist nur, daß die sämmtlichen Voraussetzungen unhaltbar, unwahr sind. Eine vernachlässigte Frau, der jeden Augenblick ein verlogenes Ideal als Muster entgegen gehalten wird, würde ihrem Manne gewiß den Staar stechen, sein Heiligenbild zertrümmern, ihn mit ihrer großen reinen Liebe für die Unwürdigkeit der „Anderen" entschädigen und durch aufopfernde Liebe beweisen, daß es trotzalledem noch edle Weiblichkeit gibt Hätte Philippi wenigstens aus der Todten etwa Daniela's leibliche Schwester gemacht, so wäre ihr schöner Eifer, ihre Geheimthuerei, ihre Opferwuth um Vieles verständlicher, denn dann würde es die Ehre nicht mehr einer Fremden, sondern ihrer Familie, ihres eigenen Blutes gelten. Vielleicht könnte dann auch das Kind erster Ehe, das nur zuletzt einmal genannt wird, wo es sich um einen Rühreffect, einen wirksamen Actschluß handelt, zum „Motor" gemacht werden, um einen Lieblingsausdruck Philippi's zu gebrauchen. Wenn dieses Kind als eine Frucht des ehebrecherischen Verhältnisses hingestellt würde, dann müßte das Mitleid mit dem Leucken's Hasse überantworteten Geschöpfe das Vorgehen Daniela's vollauf entschuldigen. Damit ständen wir aber wieder mitten im Stoffkreise der rüdesten französischen Ehebruchskomödie, der unser großes Publikum zum Glück niemals sympathisch berühren wird.

Wie Philippi nun einmal vorbereitet und ausführt, ist kein gedeihliches Ende möglich. Der Bau steht auf schiefem Grunde und hängt wie der Thurm von Pisa nach einer Seite. Daß er nicht einstürzt, ist allerdings schon ein Verdienst. Ein großer Sinn für das theatralisch Wirksame hält ihn aufrecht. Der stimmungsvolle Accord der Exposition, die Steigerung der Mittel, die packenden Actschlüsse verrathen überall den Dramatiker. Rein technisch betrachtet wird man den frischen, kräftigen Wurf der Hauptscenen nur loben können. Da ist Wärme des Ausdruckes, anschauliche Prägnanz, echt theatralische Schlagkraft. Dabei sprechen die Personen wie gebildete Leute, nicht gerade geistvoll, aber auch nicht in den banalen Schlagwörtern der Sensationsstücke. Wenn man bedenkt, daß manche Scenen auf der verhängnißvollen Schneide zwischen Erhabenem und Lächerlichem balanciren, so muß man bewundern, wie der Zuschauer stets gefesselt und ernst gestimmt wird. Wir wollen nur wünschen, daß der Verfasser ein anderes Mal auf einen weniger peinlichen und unwahrscheinlichen Stoff verfällt.

Die Aufnahme war freundlich. Trotzdem dürfte das übrigens an mehreren Provinzbühnen bereits gegebene Stück in Berlin schwerlich lang am Leben bleiben. Das liegt auch zum guten Theil an der durchaus ungenügenden Darstellung. Es ist die erste Novität seit der Ernennung des neuen Generalintendanten. Nicht leicht könnte Graf von Hochberg, dessen Wahl überall sympathisch begrüßt wurde, eine bessere Gelegenheit finden, um die reformbedürftigen Seiten der Hofbühne kennen zu lernen. De mortuis nil nisi bene, sagen Plutarch und Philippi, aber wohin das System des Herrn von Hülsen geführt hat, zeigt die noch von ihm angeordnete Aufführung der „Daniela" deutlich. Eine schäbige Inscenirung, eine meist verkehrte und

Digitized by Google

ungenügende Rollenbesetzung, kein Schwung, kein Feuer, die liebe Mittelmäßigkeit. So wie Frau Kahle, der immer spinösen Salondame, eine gemüthliche alte Mutterrolle niemals „liegen" wird, so kann auch Fräulein Meyer nun einmal über die Majorsecke der „sentimentalen Liebhaberin" nie herumkommen; auch hier mühte sie sich vergeblich mit Daniela's leidenschaftlichen Wallungen ab. Herr Keßler war nüchtern und gewöhnlich als Arndt, Herr Ludwig als Leucken ein linkischer, hohl declamirender Hamlet, den man nachgerade mit modernen Salonrollen verschonen sollte, und die Uebrigen, mit Ausnahme des Herrn Müller-Hanno, boten die reine Unzulänglichkeit; ein Sonntagskomiker aber, der einen zudringlichen Clienten spielen mußte, hätte eher auf eine „Meerschweinchen"-Bühne gepaßt. Herr v. Hülsen, dem wir von Herzen ein längeres Leben, aber eine kürzere Amtsdauer gewünscht hätten, hat es glücklich verstanden, den Militärstaat im Gebiete der Kunst aufzurichten. Es wird die erste Aufgabe seines Nachfolgers sein, das „stramme Dienstverhältniß", das sein Vorgänger in seiner einzigen literarischen Leistung als sein Ideal gepriesen hat, durch einen freien künstlerischen Geist zu ersetzen und aus bloßen Beamten wieder Künstler zu machen. Dann wird auch das Berliner Kgl. Schauspiel endlich auf's Neue den ihm gebührenden Rang der ersten deutschen Bühne erobern können. Z.

Das neue Gebot.

Schauspiel in vier Acten von Ernst von Wildenbruch.

Nur im Ostend-Theater konnte dieses Schauspiel in Berlin zur Aufführung gelangen. Wie bezeichnend ist doch diese Thatsache für die theatralischen Zustände unserer Reichshauptstadt! Die beiden vornehmen, der klassischen Kunst gewidmeten Schauspielhäuser, die wir besitzen, müssen Scheu tragen, einer wirklich dichterischen Schöpfung Aufnahme zu gewähren, aus Gründen — nun, sie mögen sein, welche sie wollen; sie sind vorhanden, und das schon wirkt niederdrückend.

Es sind eigentlich zwei Schauspiele, die Wildenbruch hier neben einander gelegt — nicht ineinander verflochten — hat, zwei Zweiacter, aber beide von einem großen Gedanken durchflossen, dessen verschiedene Modificationen sie darstellen. Dieser Gedanke ist derselbe, welcher auch die Reformation erzeugt hat, und es ist traurig, daß gerade er es nur sein mußte, welcher diesem Stücke den Einzug in's Königliche Schauspielhaus zu Berlin verwehrte: es ist der einfache und doch in seinen historischen Wirkungen so mächtige Gedanke, daß der Papst nicht Stellvertreter Gottes ist, daß Papsteswort nicht Gotteswort ist. Und ihn darf ein Dichter in einem protestantischen Staate, in einer protestantischen Stadt nicht laut an bevorzugter Stelle aussprechen!

Zweimal kreuzt sich in diesem Schauspiele der Befehl des Papstes mit dem Willen Gottes, wie derselbe sich in dem Gewissen eines trefflichen, gerade denkenden Mannes kund thut, und zweimal wird hierdurch der schwere Conflict erzeugt

„wo unsere Pflicht sich trennt von unsrem Herzen."

In dem ersten Falle — der Papst gebietet jenem Manne, seinem Könige die Treue zu brechen — siegt die vermeintliche Pflicht über das Herz, als aber, im zweiten Falle, das Papsteswort dahin geht, daß der Priester sein Weib verlasse, daß er die pflichttreue Genossin, die ihm dreißig Jahre zur Seite stand, wie eine Buhlerin verstoße, bäumt sich sein Herz auf und schüttelt das unnatürliche Joch des Menschenwortes ab.

Der historische Hintergrund, von dem dieses in seinen Grundzügen so einfache Seelengemälde sich abhebt, ist auf das Glücklichste gewählt: die an gewaltigen Kämpfen und Umstürzen so reiche Zeit des Königs Heinrich IV. und des größten aller Päpste, Gregor's VII., entrollt sich vor unseren Augen, und jene beiden mächtigen Kämpfer ragen mit ihren Schatten in jede Scene herein. Gewiß bedurfte es, um dieser großen Zeit gerecht zu werden, eines Aufwandes von fast übermenschlicher Leidenschaft und eines gewaltigen Zwiespaltes, wie ihn nur der Glaube in der Menschenbrust entfachen kann. In der Zeichnung der Hauptfigur des Schauspiels, des Wiemar Knecht, Pfarrers von Volkerode, hat nun Wildenbruch diese Anforderungen durchaus erfüllt und hiermit seinem Werke den großen Zug verliehen, der es zu einer wirklichen Dichtung stempelt.

Wiemar Knecht ist eine tief und gewaltig angelegte Natur mit den germanischen Eigenschaften der Treue, der Unerschrockenheit und Wahrhaftigkeit. Er ist der wahre Hirt und Leiter seiner Gemeinde und des ganzen Eichfeldes. Deshalb verlangen die aufrührerischen Grafen, welche soeben den jungen König aus dem Harze vertrieben und seine Burgen zerstört haben, auch gerade von ihm, daß er, der einflußreichste Mann seiner Landschaft, die Bauern ihres Treuschwures für den König entbinde. Er weigert sich in mannhafter Weise. Da erscheint der Legat des Papstes, der heilige Bruno von Magdeburg, und verkündet, daß Heinrich in den Bann gethan und mitsammt seiner Sippe an den „Pfahl des Fluches" geschnürt sei. Gewaltiger Kampf in des Priesters Gemüth:

„Der Papst ist Gott; aus Strömen ew'ger Wahrheit
Entquillt sein Wort . . . ."

so sagt er sich; und doch:

„Furchtbarer Gott, was habe ich verbrochen,
Daß Du mich in die Irre so geschickt?
Alles was hier in meinem Herzen sprach,
Es klang, als müßt' es Deine Stimme sein —
Und Deine Stimme ist es nicht gewesen
Die zu mir sprach: „sei Deinem Kön'ge treu?"
. . . . . es ist schwer zu fassen
Wenn Gott so plötzlich seinen Willen ändert.

Aber der „Papst ist Gott," noch glaubt er daran und spricht mit verwirrtem Herzen den Fluch über den König nach.

Mit diesem echt dramatischen Seelenkampfe und seiner Lösung schließt der erste Act. Im zweiten erfährt der Priester, daß die schwerkranke Königin ein Asyl in seiner Kirche gefunden hat. Er will sie, nun dem Gebote des Papstes treu, hinwegtreiben, aber sein Weib wirft sich ihm entgegen und beschwört ihn, Barmherzigkeit zu üben an der hülflosen Frau, und Wiemar gewährt die Freistatt, ja, er rettet, als die Verfolger die Königin entdecken, dieselbe auf den Altar und schützt sie mit dem Cruzifixe vor dem Tode.

Im dritten Acte sehen wir ihn ob dieser That mit dem Banne bedroht. Die einst getreuen Leute aus Volkerode wenden sich von ihm und den Seinen ab, wie von Verpesteten. Und wiederum erscheint der päpstliche Legat und verkündet dem Gequälten, daß des Papstes Wort die Ehelosigkeit der Priester gebiete und daß er deshalb sein Weib verstoßen müsse, „denn Eure Ehe ist Greuel vor Gott." Da bricht die lange verhüllte Wahrheit donnernd los in Wiemar's Herzen:

„Herr der Welt,
Straf' mich um meines Aberwitzes nicht!
Dich habe ich ein Leben lang gesucht
Und einen Menschen hab' ich angebetet."

Mit dieser sich endlich durchringenden Erkenntniß von der Menschlichkeit des Papstes ist eigentlich der Gedanke der Dichtung erschöpft und der sich hieran noch fügende vierte Act bietet in der That nur einen äußerlichen harmonischen Abschluß; er klingt wie friedliches Glockengeläute nach dem lauten Brausen des Wetters.

Der Grundgedanke des Stückes ist groß und in fortwährender Steigerung durchgeführt: zunächst das Ringen des gläubigen Mannes mit dem aufleuchtenden Zweifel im ersten Acte, dann der erneute Kampf der einfachen Menschenliebe mit der widerwillig übernommenen Pflicht im zweiten Acte, und schließlich im dritten Acte der Sieg des Gewissens und der klaren Stimme Gottes über die Unnatur des Papstthums:

„Unnatur hat von der Heiligkeit
Kleid sich geraubt, Antlitz geraubt, Lehre geraubt,
Lechzend nach Herrschaft der Welt
Steigt sie herauf, schreitet sie hin
Fühllos über der Menschen Gefühl,
Herzlos über die Herzen der Menschen,
Da wo sie hintritt, welket die Saat!"

Digitized by Google

Die Treue des Unterthanen gegen den König, die Treue der Gemeinde gegen den Priester und die Treue des Mannes gegen das Weib sollte durch diese Unnatur vernichtet werden; zum Schlusse siegt das einfache, wackere Gewissen.

Es ist zu bedauern, — und hiermit kommen wir auf die Schwächen des Stückes — daß Wildenbruch diesen Gedanken nicht genug für sich durchgeführt hat, er verbrämt ihn mit theatralischen Zuthaten, die ihn zuweilen verhüllen und das gespannte Interesse ablenken. Als solche müssen wir zunächst das lyrische Intermezzo bezeichnen, welches durch die Liebesscene des Pfarrtöchterleins mit dem Volkeroder Burgvogt erzeugt ist: dieser, ein Ritter wie der Hauff'sche Georg von Sturmfeder und sie, ein Eigendorff'sches Mägdlein, passen durchaus nicht zwischen die gewaltigen Kämpfe des Stückes. Ebenso ist der verrätherische Bauernjüngling, der in Liebe zu des Pfarrers Tochter entbrannt ist und, als er sich verschmäht sieht, der lächerliche Theaterbösewicht wird, vollständig überflüssig und störend. Diese drei Figuren könnten unbedenklich ausgemerzt werden. Ferner wird der Dichter zuweilen im Dialoge zu breit und — was wir bisher noch nie an ihm bemerkt haben — zu sentimental. Striche, viele Striche wären hier am Platze, besonders im letzten Acte. Rasch und knapp muß diese Dichtung sich vor uns entwickeln; auf die Gestalt des Pfarrers muß das Interesse unverrückt concentrirt bleiben, dann wird auch die Abspannung verschwinden, die gegen das Ende hin sich der Zuschauer nothwendig bemächtigen mußte. Dann wird der reformatorische und überwältigende Grundgedanke in seiner ganzen Größe hervortreten.

Die Darstellung im Ostend-Theater erfüllte naturgemäß keineswegs die Anforderungen, die dieses Stück — wohl eines der besten Wildenbruchs — stellt; aber in Herrn Ranzenberg hatte sich doch wenigstens ein Künstler gefunden, der, trotz des oft zu weinerlichen Tones, die Gestalt des Wiemar Knecht glaubhaft verwirklichte. B.

Opern und Concerte.

Eine neue Operette. Marcella Sembrich.

Die „Saison" steht erst im ersten Monate, hat aber bereits mehr Operettenneuheiten und Concerte gebracht, als ein halber Winter vor zwanzig Jahren; es kommen schon jetzt beiläufig zehn Concerte auf die Woche, also fast anderthalb auf den Abend, und wenn die Fluth so fortwächst — wie es allem Anscheine nach geschehen wird — so muß jeder Berichterstatter zwei bis drei Stellvertreter finden, denn der eine bereits vorhandene genügt nicht mehr.

Der freundliche Leser wird mir gewiß erlauben, nur das Wichtigste und Neue zu besprechen, dem bekannten Bedeutenden einige Worte zu weihen, das Andere zu übergehen. Ich kann die neue Operette in der Friedrich-Wilhelmstadt „Der Nachtwandler" mit gutem Gewissen nachsichtigem Vergessen empfehlen, dagegen von der „Komischen Oper" des Herrn Richard Genée „Die Piraten" (Text von Zell und Genée) im Walhallatheater mit aufrichtigem Lobe berichten. Sie zeigt sich nach jeder Richtung als ein entschiedener Schritt zum Besseren. Der Text ist der Scribe-Auber'schen Oper „Marco Spada" nachgebildet, doch ist eigentlich nur der zweite Act benutzt, im Uebrigen haben die Textdichter viel Selbständiges beigesteuert, und der dritte Act, der beste der Oper, kann als eigene Erfindung gelten. Die Handlung bietet recht viel lebhafte Momente. Sie spielt in Corsica, als die Einwohner dieser Insel sich noch von der französischen Herrschaft befreien wollten. An der Spitze der Patrioten steht Baron Roccaserra, die Patrioten sind aber zugleich Piraten, und der Baron ist ihr Anführer, und heißt als solcher Mariano Mariani. Der französische Gouverneur verirrt sich mit seiner Nichte und dem Capitain Trümeau auf der Jagd, und kommt in das Schloß Roccaserras, wird von ihm sehr gut aufgenommen, und ladet ihn als Gast zu einem Maskenballe im Gouvernementsgebäude. Er hat einen Preis auf den Kopf des Piratenhäuptlings gesetzt, dieser läßt ihm sagen, er werde dem Balle beiwohnen. Um diesen gefürchteten Mariano Mariani zu entdecken, läßt der Gouverneur heimlich einen Eremiten kommen, der einmal mit Jenem verkehrte. Der fromme Mann soll bei den Gästen für sein Kloster sammeln, und in dieser Weise den Piraten erkennen. Roccaserra weiß immer geschickt auszuweichen, zuletzt aber trifft ihn der Mönch doch in dem Momente, als er, allein mit seiner Schwester Leona im Saale zurückgeblieben, und sie beschwört, mit ihm zu fliehen; diese ahnt selbstverständlich nicht, daß ihr Bruder der geächtete Piratenhäuptling ist, und liebt einen jungen Italiener in französischen Diensten. Der Mönch wird im Momente, als er Roccaserra erkennt, von zwei versteckten Piraten weggeschleppt, Leona ist zuerst von der Entdeckung ganz erschüttert, im nächsten Momente entschließt sie sich jedoch, des Bruders Schicksal zu theilen, und verzichtet auf die Hand ihres Geliebten, der im ersten Aerger über diese unerquickliche Wandlung nunmehr um die Nichte des Gouverneurs wirbt. Die Piraten dringen in das Schloß, nehmen den Gouverneur, die Nichte und den Capitain Trümeau gefangen. Da inzwischen in Frankreich die Republik gegründet wurde, mithin der königliche Gouverneur seine Bedeutung verloren hat, so löset sich Alles in Freude und Wohlgefallen auf.

Wie aus dieser flüchtigen Darstellung des Inhaltes zu entnehmen, bietet die Handlung recht viele wirksame Momente; auch sind die Verse viel sorgfältiger gearbeitet, als die der früheren „Operetten", und die Gespräche sind frei von allen jenen Beigaben, welche ehedem als für das Amüsement unerläßlich galten. Die Musik des Herrn Genée zeigt im ersten Acte und in der Hälfte des zweiten noch das Gepräge der Operettengewohnheiten, erhebt sich aber von da ab immer höher, und steigt zuletzt in die Region der wahrhaften komischen Oper. Und sie brachte die sehr seltene Erscheinung eines im letzten Acte wachsenden Erfolges; die letzten Jahre hatten uns schon gewöhnt, über den zweiten Act hinaus Unterhaltung und Anregung nicht zu erwarten.

Die Darstellung war eine ganz vorzügliche. Das Walhallatheater hat besonders an Fräulein Ahrens (die bisher in New-York wirkte) eine Sängerin und Darstellerin gewonnen, die weit über der gewohnten Gattung der Operette steht, und in Stimme, Vortrag und Spiel den besten Ton mit großer Lebendigkeit verbindet. Auch die anderen Darsteller, Fräulein Seebold, die Herren Philipp, Klein, Hermann verdienen Lob. Die Zusammenstellung der Costüme und Decorationen sind ausgezeichnet. Der Erfolg war ein sehr günstiger und ist ein dauernder geblieben.

Unter den Concerten sind die beiden von Marcella Sembrich hervorzuheben. Die außerordentliche Künstlerin hat in denselben eine neue ungeahnte, hochzupreisende Eigenschaft offenbart: sie hat sich als klassische Mozart- und Liedersängerin die vollste Anerkennung der strengsten Beurtheiler erworben. Sie trug im ersten Concerte eine Arie aus der fast unbekannten „dramatische Cantate: Il Re pastore" und im zweiten die bekannte Susanna-Arie aus Figaros Hochzeit vor, mit einer Einfachheit und Innigkeit, daß die erstaunten und entzückten Hörer sich fragten: Ist das die Sembrich, die wir bisher als die unvergleichliche Gesangsvirtuosin bewunderten? Sie ist ja auch eine Musikkünstlerin allerersten Ranges! In zwei altitalienischen Liederchen von Buononcini und Salieri entwickelte sie einen Reiz der Anmuth und der Lustigkeit, in einem Wiegenlied von Ries eine so liebenswürdige Gemüthlichkeit, daß der Beifall gar kein Ende nahm. Daß sie in der Bravourarie in der höchsten Kunst der Technik, in der Sicherheit, und im Wohllaut der höchsten Töne alles Dagewesene übertraf, war ja nach ihren Sommertriumphen im Krolltheater vorauszusehen; daß sie aber mit solchem Glanze auch eine durch und durch musikalische tiefe Empfindung ohne alle Empfindelei verbindet, das hat ihr alle Herzen gewonnen, und ihr den dauernden künstlerischen Erfolg und die Verehrung aller Kenner gesichert.

Heinrich Ehrlich.

Berichtigung. In dem Leitartikel „Die deutsch-französische Annäherung" in letzter Nr. ist zu lesen Z. 3 Kampf statt Dampf; S. 258 1. Sp. Z. 16 v. u.: bieten statt berathen; 2. Sp. 23 Z. v. u.: tiefsinnigen statt freisinnigen.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Expedition nach den Seeen von Centralafrika
in den Jahren 1878 bis 1880
im Auftrage der königl. brit. geogr. Gesellschaft.
Von **Joseph Thomson,**
Befehlshaber der Expedition.
Autorisirte Ausgabe. Aus dem Englischen. Mit 2 Karten in Farbendruck.
2. Aufl. Wohlfeile Ausgabe. (Bibliothek geograph. Reisen 14. Bd.)
8°. eleg. broch. 6 ℳ, geb. 8 ℳ.

Das hochinteressante Werk Thomsons ist reich an merkwürdigen Enthüllungen über die im Gange befindlichen Expeditionen in Ostafrika und liefert durch die sehr treuen Schilderungen von Gegenden, neu entdeckten Völkerstämmen, der vorgefundenen Producte, der Sitten und Gebräuche der Einwohner ein sehr reichliches Material für die Geographie Afrikas.

Unbetretene Reisepfade in Japan.
Eine Reise in das Innere des Landes und nach den heil. Stätten von Nikko und Yezo.
Von **Miß Isabella L. Bird.**
Aus dem Englischen.
2. Aufl. Wohlfeile Ausgabe. (Bibliothek geograph. Reisen 15. Bd.)
8°. eleg. broch. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

In sehr fesselnder Darstellung beschreibt die Verfasserin das Volk Japans in seiner Heimath im Innern des Landes, in seinem tägl. Leben und seiner Umgebung und wird das Buch durch die Schilderungen des **Familienlebens** eine **höchst anziehende** Lectüre besonders auch für die **Damenwelt. Dasselbe erlebte in England binnen wenigen Monaten fünf Auflagen.**

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und **durch alle Buchhandlungen** zu beziehen:

Wer schrieb das „Novum Organon" von Francis Bacon?
Eine kritische Studie von **Eugen Reichel.**
Gr. 8°. Geh. ℳ 1. 20.

Der Verfasser gelangt nach Prüfung der unter Bacons Namen überlieferten Schriften, namentlich des „Novum Organon", zu dem Ergebnis, daß Bacon einen unerhörten litterarischen Betrug verübte und demgemäß aus der Reihe der Philosophen ausgeschieden werden muß. Der „Vater des Materialismus" heißt nicht Bacon. — Zugleich weist der Verfasser auf Stellen im „Novum Organon" hin, die es offenbar machen, daß der Original-Autor in der Vereinigung von Deduktion und Induktion das neue Werkzeug der Wissenschaft erblickt hatte. Die induktive Methode verliert somit jeden autoritären Halt.

Stuttgart. **Ad. Bonz & Comp.,** Verlagsbuchhandlung.

! Wichtige Preisermässigung !
Goethe's Gespräche mit Eckermann. 3 Bde. 5. Aufl. Brockhaus' Originalausgabe. **Statt 9 ℳ für 3 ℳ. In 3 Prachtbänden 4 ℳ.**
Antiquar.-Cataloge versende gratis frco.
H. Barsdorf, Buchhandl., Leipzig.

Hervorragendes Geschichtswerk.
Brehm, Dr., Das Inkareich.
gr. 8. 842 S. mit 1 Karte u. Holzschn. 16 M.
Jena. **Fr. Mauke's Verlag.**

Der
Spiritismus
vor dem Richterstuhl des philosophischen Verstandes.
Von
Dr. Adolf Steudel.
gr. 8°. Geh. ℳ 1. 20.
Verlag von **Ad. Bonz & Comp.** in **Stuttgart.**
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bei einer weitverbreiteten Zeitschrift wird ein
Theilhaber und Redacteur
mit einer Baareinlage von 20,000 Mark gesucht. Man gibt den Vorzug einem jungen Manne von academischer Bildung, der sich als 2. Redacteur journalistische Routine und als Mitarbeiter schnell eine literarische Stellung erwerben könnte. Gefl. Anerbietungen unter **F. 32** vermittelt die Druckerei von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Im Verlage von **F. & P. Lehmann** in **Berlin** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anno Zweitausend.
Posse mit Gesang und Tanz in drei Akten
von
Karl Bitz.
Zweite Auflage. Preis 2 ℳ.

Der Fürst von Raiatea.
Posse mit Gesang und Tanz in zwei Akten
von
Demophilus.
Preis 1 ℳ 50 ₰.

Die in unserer Litteratur noch wenig vertretene Gattung der eigentlichen Komödie oder höheren Posse erhält durch diese feinen und geistvollen Stücke eine wesentliche Bereicherung.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Soeben erschien:
Kritik
der
deutschen Parteien.
Ein
volkswirthschaftlicher und politischer Essay
von
Dr. Karl Walcker,
Docenten der Staatswissenschaft an der Univ. Leipzig.
XII und 280 Seiten. Preis 6 Mark.

Der Verfasser wird vom Geheimrath Professor W. Roscher in seiner Geschichte der Nationalökonomie als „vielseitig und [illegible] bezeichnet. Die Londoner Contemporary Review sagt im Januarheft von 1886, [illegible] fünfbändiges, 1884 vollendetes Handbuch der Nationalökonomie sei a very serviceable introduction to the whole subject, alike in principles, history and applications. Der [illegible] Professor J. Lehr bezeichnet im 20. [illegible] Meyer'schen Konversationslexikons [illegible] „Arbeiterfrage" (1881) als „eine größere [illegible], welche auf dem neutralen Boden einer [illegible] genen Untersuchung steht."

Leipzig. **Roßberg'sche Buchhandlung.**

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 6. November 1886. Band XXX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Theures Geld und wohlfeiles Capital. Von H. Nordmann. — Beust. Von Dr. G. J. Guttmann. — **Literatur und Kunst:** Der Humor und sein Preiscourant. Von Wilhelm Goldbaum. — Lyrische Novitäten. Von Ernst Ziel. — Zur persischen Literaturgeschichte. Von Ferdinand Justi. — **Feuilleton:** Das neue Gebot. Von August Strindberg. Aus dem Schwedischen. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Zum Schluß der Jubiläumsausstellung. Von G. M. — Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Theures Geld und wohlfeiles Capital.

Von H. Nordmann.

Das Wort Capital wird in so verschiedenen Sinne gebraucht, daß man seiner Anwendung in jedem Falle eine besondere Erklärung beifügen muß. In dem Streite zwischen Capital und Arbeit bedeutet es den dinglichen Werth im Gegensatz zur Arbeitskraft, an welchem die letztere erst zur Arbeit werden kann, denn Arbeit ist die nützliche Verwendung von Kraft auf eine Sache. Gegenüber dem unbeweglichen Vermögen nennt man das bewegliche, in Zinspapieren, Hypotheken und Wechseln ꝛc. bestehende Vermögen Capital, obwohl solche Werthe nur Capitalanlagen sind und um eigentliches Capital zu werden, erst flüssig gemacht, d. h. in Münze umgesetzt werden müssen. Der ungenaue Sprachgebrauch stammt aus der Rechtspflege, welche diese Dinge zum Capitalvermögen rechnet. Bei unseren jetzigen Betrachtungen nehmen wir das Wort im engeren und eigentlichen Sinne und verstehen darunter freien, unverwendeten Werth in der Form des allgemeinen Werthträgers, des Geldes. Die in unserer Ueberschrift bezeichnete wirthschaftliche Erscheinung ließe sich auch in die Worte fassen: das Geld ist theuer zu kaufen und wohlfeil zu miethen; bei dem Umtausch gegen Waaren gilt es viel, bei der Anlage zur Nutzung wenig.

Bis zu einen mäßigen Grade erklärt sich der anscheinende Widerspruch aus sich selbst. In dem Haushalt des Einzelnen wie der Gesammtheit ist ein gewisses Betriebscapital zur Bestreitung der laufenden Bedürfnisse nöthig, dessen Betrag von dem Werthe der letzteren abhängt, welcher die Größe der im Umlauf befindlichen Münzmenge bestimmt. Sinken die Preise der großen Verbrauchsgegenstände, so vermindert sich das allgemeine Münzbedürfniß und es wird Geld zu anderer Verwendung frei. Unterstützt wird dieser Vorgang noch durch die in neuerer Zeit immer mehr sich entwickelnden Erleichterungen im Geldverkehr, welche die Ausgleichung von Guthaben und Schulden ohne Zahlung von Münze befördern und diese im großen Handel zum Theil entbehrlich machen. Vielleicht ist auch das in vielen Culturstaaten neuerdings eingerissene Schutzzollsystem nicht ganz ohne Einfluß geblieben, insofern es den internationalen Verkehr beschränkt. Allein alle diese Ursachen reichen nicht hin, um eine so anhaltende und so einschneidende Wirkung auszuüben. Das auf diese Weise überflüssig gewordene Geld würde doch nicht so große Summen erreichen, um mehr als vorübergehend den Capitalsmarkt zu drücken. Es würde auch dem Werth der übrigen Münze Concurrenz machen und dadurch die Waarenpreise wieder steigern. Auch die Zunahme der Münzmenge durch die fortgesetzte Production von Edelmetallen erklärt die Erscheinung nicht, denn sie würde ebenfalls zunächst auf den Werth der Münze vermindernd wirken und die Waarenpreise erhöhen. Gewöhnlich findet man sich mit der Sache ab durch die Annahme von Ueberproduction an Waaren gegenüber einer verminderten Verbrauchsfähigkeit auf der einen Seite und beklagt auf der andern, daß durch den geringeren Zinsertrag die Neubildung von erspartem Capital geschädigt werde. Was den ersten Punkt anbetrifft, so spricht die fortwährende Erhöhung der Arbeitslöhne, wie sie abgesehen von einzelnen Ausnahmen im Allgemeinen vor sich geht, gegen eine solche Annahme, auch findet die Production noch immer Absatz ihrer Erzeugnisse, wenn auch zu niedrigen Preisen, welche wohl hauptsächlich in den leichteren Productionsbedingungen ihren Grund haben. Wir wollen das dahin gestellt sein lassen. Das Uebel des geschmälerten Zinsgenusses aber verwandelt sich bei näherer Betrachtung in einen Vortheil.

Adam Smith meint, daß nur die Arbeit Reichthum schaffe und die neue socialistische Schule nennt das Capital krystallisirte Arbeit, indem sie der letzteren — soll eigentlich heißen: der Arbeitskraft — den Gewinn an der Production zuweisen will. In solcher Ausdehnung ist das offenbar unrichtig. Ein gefundener Goldklumpen bereichert weit über das Verhältniß der angewendeten Mühe, ebenso wie ein gewinnendes Lotterieloos oder eine glückliche Speculation. Vor fünfzig Jahren fast werthlose Bauplätze in Berlin sind ohne alle darauf verwendete Arbeit zu großen Vermögen geworden. Man kann daher nicht sagen, daß die Arbeit die alleinige Quelle des Reichthums sei und ihr muß in jedem Falle die Besitzergreifung vorhergehen, denn ehe der erste Mensch arbeiten konnte, mußte er sich einer Sache bemächtigen, um seine Kraft zu verwenden. Die häufigste Form der Besitzergreifung ist jetzt, wo die Welt vertheilt ist, die Erbschaft und zwischen den Erben und den Erblosen hat sich der Gegensatz des dinglichen zu dem dynamischen Vermögen, oder, nach dem modernen ungenauen Ausdruck, von Capital zur Arbeit herausgebildet. Allein es ist klar, daß auch die durch Arbeit hervorgebrachten Werthe gemeinschaftliches Product von Sache und Kraft sind, also beiden ein verhältnißmäßiger Antheil an denselben zukommt. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge ist bei dieser Theilung die Arbeitskraft jedoch der schwächere Theil, denn von ihrer Verwerthung hängt das Leben des Arbeiters ab, und sie geht unwiederbringlich verloren, wenn sie ruht, während die Sache auch bei unterlassener Verwendung ihren Werth behält. Für die Arbeiter handelt es sich daher um das Leben, für den

Digitized by Google

Arbeitgeber um den Vortheil, welchem hauptsächlich die Concurrenz das Maß vorschreibt. Da nun auch der aus dem Zusammenwirken von Sache und Kraft hervorgegangene Arbeitsgewinn freies Capital, also nutzbare Sache wird und als solche der Arbeitskraft gegenübertritt, so ist es der letzteren nützlich, wenn dieser laufende Gewinn sich wohlfeiler anbieten muß, d. h. einen bescheideneren Theil an der Arbeitsnutzung verlangt. Von noch viel größerem Nutzen für den Antheil der Arbeitskraft aber ist der Umstand, daß das neue, sich billig anbietende Capital das unendlich bedeutendere bereits angelegte zur Ermäßigung seiner Ansprüche zwingt. Was der Capitalist an Zinsen einbüßt, fließt dem Arbeiter und dem Unternehmer zu und das ist dem allgemeinen Interesse dienlicher. Wenn die Lebenshaltung einzelner hülfloser und auf ein kleines Zinseinkommen angewiesener Personen durch die Verminderung desselben gefährdet wird, so kommt dies für das große Ganze wenig in Betracht: die kleinen Rentner aber, welche sich vor der Zeit zur Ruhe gesetzt haben, verdienen keine besondere Rücksicht.

Wenn man bedenkt, daß die Mittel zur Verzinsung der Staatsschulden hauptsächlich aus dem Arbeitseinkommen des Volkes aufgebracht werden müssen, und wenn man sich die ungeheure Menge dieser und anderer Zinspapiere, wie Prioritäten, Hypotheken, Wechsel ꝛc. vergegenwärtigt, so wird es klar, von wie günstiger Wirkung auf das thätige Erwerbsleben eine allgemeine Erniedrigung des Zinsfußes sein muß und eine wie dringende Verpflichtung die Regierungen haben, mit der Ermäßigung desselben für ihre Schulden bis an die äußerste Grenze vorzugehen.

Unser ganzes Erwerbsleben krankt an den zu großen Antheil des Zinscapitals, was schon darin sich zeigt, daß neues sich bildendes Capital nicht mehr eine gleich vortheilhafte Anlage als früher findet. Der sichere Theil der Werthserzeugung ist bereits vom Zinscapital in Anspruch genommen und das neue muß, um überhaupt Platz zu finden, mit dem bisherigen theilen: derselbe Gewinnantheil muß zur Verzinsung beider ausreichen. Die Verschuldung aber bringt für jede Unternehmung eine Lebensgefahr mit sich. Der Gläubiger nimmt den sicheren Theil des Nutzens vorweg und läßt dem Unternehmer den unsicheren Rest, welcher zur Ueberstehung ungünstiger Schwankungen oft nicht ausreicht. Wenn von zwei Geschäftsleuten in gleichen sonstigen Verhältnissen, der eine sich die nöthigen Mittel durch Eintritt eines Gesellschafters, der andere durch Credit beschafft, so wird der Erstere schlechte Zeiten überwinden, die den Letzteren zu Grunde richten. Durch die Ausbildung leichter Creditformen ist das Capital, wenigstens bei uns, äußerst arbeitsscheu geworden und zieht die Zinsanlage bei weitem der directen werbenden Verwendung vor. Es kauft lieber Prioritäten als Actien, lieber Hypotheken und Pfandbriefe als Grundstücke und betheiligt sich lieber an Banken als an Fabriken. Diese Arbeitsscheu des Capitals entzieht dem ganzen Gewerbsleben den sicheren Boden. Die vorzugsweise übliche Zinsanlage birgt aber noch andere Gefahren in socialer Beziehung. Die Vermehrung des in gewerblichen Unternehmungen arbeitend verwendeten Vermögens findet ihre Grenzen theils in der Person des Unternehmers, dessen Kraft und Fähigkeiten weder unendlich sind, noch sich unverändert forterben, theils setzen ihr ungünstige Conjuncturen und veränderte Umstände Schranken. Hat aber ein in sicheren Zinspapieren angelegtes Vermögen eine solche Höhe erreicht, daß die Rente vernünftiger und bequemer Weise nicht verzehrt werden kann und das Capital durch die jährlich zurückgelegte Ersparniß in solchem Maße vergrößert wird, daß auch bei gelegentlichen Erbtheilungen die einzelnen Erbtheile wieder einen ähnlichen Ueberschuß gewähren, so geht das Anwachsen in das Unendliche. Bei vier Procent Zinsen zum Capital geschlagen vermehrt sich das letztere auf das Vierfache in 35 Jahren, bei fünf Procent in 28 und auf das Fünffache in 41 resp. 33 Jahren: also in Zeiträumen, die ungefähr der durchschnittlichen Wahrscheinlichkeit der Erbfälle entsprechen. Derartige Vermögen sind in neuerer Zeit bereits vielfach entstanden und es ist zu fürchten, daß sie sich mit wachsender Schnelligkeit in das Unabsehbare vermehren und ihre Inhaber dann die Drohnen der Gesellschaft bilden werden, welche dem Verkehr das Mark aussaugen, ohne andere Arbeit als die mit der Couponscheere. Die Extreme von Reichthum und Armuth werden sich dann gegenüberstehen und die drückende Geldherrschaft die Revolution gegen das Eigenthum hervorrufen. Diese Entwickelung wird durch das Herabgehen des Zinsfußes verlangsamt, welches die Ersparniß des Zinsnießers erschwert und Angesichts der drohenden Thatsachen wird man versucht, in dem Zinsverbot des canonischen Rechtes einen gesunden socialpolitischen Kern zu vermuthen, wenn es auch das Kind mit dem Bade ausschüttet.

Es steht zu hoffen, daß der Rückgang der Zinsnutzung die Arbeitsscheu des Capitals vermindern, das übertriebene Creditwesen beschränken und an seine Stelle die Betheiligung setzen werde, welche dem natürlichen Verhältniß besser entspricht. In dieser Beziehung muß man bedauern, daß die neuere Gesetzgebung die Bildung von Actiengesellschaften mehr erschwert, als die Ordnung durchaus erfordert. Sollte diese Wendung zum Besseren aber nicht eintreten und das System der Verschuldung weiter fortschreiten, so kann gerade der niedrige Zinsfuß zur Quelle schlimmer zukünftiger Uebel werden, weil er die Grenze des Credits erweitert. 1000 Mark Rente aus einem Grundstücke verzinsen zu 5 Procent ein Capital von 20,000 Mark, zu 3 Procent aber ein solches von 33,333 Mark und dieser Erhöhung folgt bei entsprechendem Zinsfuß der Credit. Nun sind die wirthschaftlichen Verhältnisse bei uns durchaus nicht so sicher vor äußeren, gewaltsamen Störungen, wie in Nordamerika oder auch in England, in welchem letzteren Lande der Zinsfuß für dauernde Anlage seit Anfang des Jahrhunderts nur wenig geschwankt hat. Auf dem europäischen Continent droht fortwährend die Gefahr großer Kriege. Schon wenn diese Gefahr auch nur zeitweise näher tritt, wird sie das ängstliche Capital zur Flucht nach einem sichereren Platz anregen. Das Geld wird sich dann aus allen Anlagen möglichst herauszuziehen suchen, der Zinsfuß steigen und die belasteten Sicherheiten zur Deckung der höheren Zinsansprüche nicht mehr ausreichen. Die nothwendige Folge wäre eine Zerrüttung aller Verhältnisse, die um so tiefer gehen müßte, je weiter der Credit benutzt wurde. Und dazu wäre gar nicht einmal nöthig, daß es zu wirklichem zerstörenden Kriege käme. Wenn man die Credit- und Werthverhältnisse in Deutschland vor 1870 mit der darauf folgenden Zeit vergleicht, so wird es ersichtlich, welchen Druck die Erinnerung an die Napoleonischen Kriege früher ausgeübt hat und wie der spätere Aufschwung sich auch auf das Gefühl vermeintlicher politischer Sicherheit in Folge der neuen Machtstellung Deutschlands stützte. Auf wie schwachen Füßen aber diese Zuversicht steht, haben wir in neuester Zeit merken können, selbst wenn die unzählbaren Bajonette, von denen Europa starrt und die doch nicht zum Scherz unterhalten werden, nicht eine ernste Warnung wären. Wenn daher auch die Weltwirthschaft im Allgemeinen auf billige Zinsen hinweisen sollte, so darf man doch die Möglichkeit localer Rückschläge bei uns nicht außer Acht lassen. Wie sie wirken würden, davon gibt die Bewegung in den Berliner Hauswerthen von 1873—1880 ein lehrreiches Beispiel. Der Zinsfuß hatte sich zwar in jenem Zeitraum nicht erhöht, aber die übertriebenen Miethserträge waren zurückgegangen und in Folge dessen kam mehr als das fünfte Haus zum Zwangsverkauf und ungezählte Millionen gingen verloren.

Man hat auch die Befürchtung geäußert, der niedrige Zinsfuß werde das Capital veranlassen, eine bessere Nutzung auf Kosten der Sicherheit zu suchen und wegen der höheren Zinsen die zuverlässigere Anlage mit einer gefährlicheren zu vertauschen. Diese Befürchtung beruht auf unklaren Gedanken. Im Einzelnen mag ein solcher Umtausch hin und wieder stattfinden, aber zu einer allgemeinen Bedeutung kann er nicht gelangen, denn die verlassenen guten Anlagen müßten neues Capital suchen und würden durch die Nachfrage nach demselben, wenn sie einen erheblichen Umfang erreichen sollte, den Zinsfuß wieder steigern: also den Umtausch unnöthig machen. So lange der Geldbedarf guter Sicherheiten zu niedrigen Zinsen

Digitized by Google

Befriedigung findet, beweist dies, daß das Capital im großen Ganzen die sichere Anlage vorzieht — andernfalls könnte der niedrige Zinsfuß nicht eintreten und noch weniger sich behaupten.

Beust.

Von Dr. G. J. Guttmann.

Ai posteri l'ardua sentenza!

Kein anderes Motto kann geziemender einen Versuch einleiten, von Friedrich Ferdinand von Beust zu sprechen, als die Zeile, die Manzoni gedichtet, um die Pflicht abzulehnen, dem großen Corsen, der auf Sanct Helena gestorben war, das Urtheil zu sprechen. Der Nachwelt bleibe die schwere Aufgabe überlassen! Die Mitwelt, in der der sächsische und österreichische Minister gewirkt und gestrebt, geliebt und gehaßt hat, sie besitzt noch nicht die volle Unbefangenheit. In ihrem Gemüth schwankt noch, von ihrem eigenen Haß und ihrer eigenen Gunst zerrissen, sein Bild. Shakespeare läßt seinen Brutus vom todten Cäsar sagen, daß seine Thaten aufgeschrieben und die Schrift auf dem Capitol niedergelegt sei. Seine Großthaten seien nicht verkleinert, seine Fehler nicht beschönigt worden und kann es wer anders wollen? Aber so unbefangen kann das heutige Geschlecht noch nicht sein. Nicht nur das Andenken an Beust's Thaten, diese selbst leben noch in Vielem fort und so lange das der Fall ist, können wir uns zur vollen Objectivität nicht durchringen.

Louis Blanc hat von der Kaiserin Marie Louise das schnöde Wort geschrieben, sie sei mit der Bagage einer geschlagenen Armee nach Frankreich gebracht worden. Das gleiche hätte man von Beust sagen können. Er, der „Held" des deutschen Fürstentages von 1863 und der Londoner Conferenzen von 1864 kam als Besiegter nach Wien, als der zum Sturz reife Minister eines halbgestürzten Staates. Vier Monate später war er der erste Minister einer Großmacht, durch vier Jahre ihr politischer Spiritus rector, den seine Schmeichler mit Richelieu und Cavour verglichen. Wer mit so unbedeutenden Machtmitteln, unter so ungünstigen Verhältnissen, so relativ Großes zu erreichen weiß, ist kein unbedeutender Mensch. In ihm muß jenes „Hochgefühl des Sehnens" stecken, das nach des Dichters Wort „zu Götterthaten weiht". Und das war der Fall bei Beust, nur daß — Verhängniß seines Lebens! — sein Wissen unendlich größer war als sein Wollen, sein Wollen unendlich ausgedehnter als sein Können. Man hat ihn einen Diplomaten der alten Schule genannt. Ganz richtig ist das nicht, aber doch zum Theil. Er war kein Politiker im Sinne der Schule Metternich's; über Worte, wie sie der greise Staatskanzler schrieb: „Das Metternich'sche System ist kein System, sondern ein Theil der sittlichen Weltordnung" würde er gelächelt haben, aber der moderne Realismus eines Palmerston, eines Cavour, eines Bismarck ging ihm nicht minder ab. Er war, wenn man das Wort passiren lassen will, eine Treibhauspflanze, als Mensch, wie als Staatsmann, mehr schlau als kräftig, mehr gewandt als kühn. Er erinnerte an jenen Bogen, von dem, wenn ich nicht irre, der heilige Augustinus erzählt, an dem man, um ihn zu verzieren, so viele Schnitzereien angebracht hatte, daß als man ihn das erste Mal wieder ernsthaft spannte, der Bogen zerbrach. So war Beust, fein, durchgeistigt, raffinirt, „accomplished" wie die Engländer das heißen, aber der Fond hatte gelitten vor lauter „accomplishments". In einem Cavour, in einem Bismarck schlug und schlägt der starke Puls ihrer Nation. Sie empfinden mit ihr, sie lieben und hassen mit ihr, sie triumphiren und — fehlen mit ihr. Sie sind mit ihr, wie's im Volkslied heißt, „verbunden und fest geknüpfet ein." Das war bei dem Todten nicht der Fall. Ein nationaler Staatsmann war er nicht, ein Staatskünstler war er, ein Virtuose der Politik. Er hat in Dresden gastirt, er hat in Wien concertirt, er hätte auch in Petersburg Gastrollen gegeben, wenn man ihn dorthin gerufen hätte und immer und überall hätte man die Technik und Bravour seines Spieles bewundern müssen. Selbständig componiren aber hat er nicht können.

Persönlich war er ein Charmeur. Vom Tage an, da er nach Wien kam, captivirte er die Meisten, mit denen er in Berührung kam. Damals war der Banquier Eduard von Todesco sächsischer General-Consul. Dieser führte ihn in die Finanzwelt ein und unsere Banquiers, die gewohnt waren von einem Buol oder Rechberg über die Achsel angesehen, von einem Mennsdorff vornehm ignorirt zu werden, waren entzückt einen Minister zu finden, der es an Lächeln und Händedrücken nicht fehlen ließ. Die Wiener hohe Finanz wurde seine festeste Stütze und zum nicht geringen Theil durch sie die Wiener Presse. Beide Factoren wußte er zu schätzen. Zeitungslob war ihm allezeit ein Bedürfniß. Es zu erkaufen scheute er keine Anstrengung. Er drückte ihm zu Liebe manche Hand, die er sonst wohl kaum berührt hätte. Die Preß-Inspiration wurde unter ihm zu einer wahren Kunst erhoben. Hierin war er groß, nicht die kleinste Notiz entging ihm und „seine Leute" mußten unermüdlich sein im Inspiriren und Polemisiren. Als ein damals florirendes Witzblatt, der „Kikeriki", eine allerdings erbärmlich schlechte Caricatur von ihm gebracht hatte, benutzte er die erste Gelegenheit, um dem Redacteur desselben seine Photographie zu verehren. Joseph II. hat Mozart gebeten, eine seiner Compositionen zu kritisiren, Beust fand keinen Mozart zur Beurtheilung seiner Walzer und Gavotten, aber er war schon zufrieden, wenn ihm Johann Strauß Lob spendete. Man konnte ihn gar nicht genug loben, der kleinste Tadel verstimmte ihn. Er sprach gut im Parlamente, fließend, correct, gewählt, aber das Organ war schwach. Eines Tags erwähnte der Stenographen-Director dies und beklagte, daß Se. Excellenz auf der Galerie fast unvernehmlich sei. Beust war einen Tag lang unglücklich darüber, und ein halb Dutzend mal kam er auf den Gegenstand zurück. So kränkte es ihn sehr, daß er als Protestant nicht Ritter vom goldnen Vließ werden konnte; vierzig bis fünfzig Großkreuze hätten, sollte man meinen, ihm genügen können. Er hatte es gern, wenn die Zeitungen seine elegante Tournure, seine allezeit geschmackvolle Toilette lobten. Alles was zu ihm gehörte sollte bewundert werden, er und sein getreuer Sectionschef Hofmann, der „Père Joseph" des Richelieu österreichischer Währung, die Reden, die er hielt, die politische Schwenkung von Giskra zu Hohenwart, die er — mit Retourbillet von links nach rechts und zurück — vollzog, sein Krönungsschimmel, die Katze, die in seinem Arbeitscabinet herumzuschleichen pflegte und die er gern liebkoste, während er über die ernstesten Dinge sprach, mit einem Wort alles. Vielleicht ist sie typisch für ihn, diese Voliebe für die Katzen, Das Glatte, das Feine, das Zarte war seine Passion. Bismarck hat einmal gesagt, daß ihm als Garten eine Kiefernschonung gerade recht sei, Beust konnte sich, seit er aufgehört hatte activ zu sein, Stunden und Tage mit seinem Blumengarten abgeben, und die Ordnung eines Rosenbeets beschäftigte ihn so eifrig, als einstens die des deutschen Bundes. Ich glaube nicht, daß er viel gehaßt hat, der Haß kommt aus der Tiefe. Seine Abneigung war immer politirt, ciselirt, abgeschwächt, ein Salonhaß. Ich glaube es hat nur einen Menschen gegeben, den er wirklich glühend gehaßt hat, einen jungen Schriftsteller, der in Paris eines Morgens zu ihm in sein Toilettezimmer gedrungen war, bevor er noch die Perrücke aufgesetzt hatte. Il-y-a des choses, qui ne se pardonnent jamais! Darum meine ich auch, daß man in Deutschland ihm insofern oft unrecht gethan, als man seine undeutsche Gesinnung als eine antideutsche genommen hat, als Zeichen des Hasses. Du lieber Himmel! So weit ging er gar nicht, Deutschland störte ihm den „Cirkel" und so war er antideutsch im Handeln.

Nationales Empfinden war ihm völlig unbekannt, war ein fremder Tropfen in seinem Blut. Von rechtswegen hätten seine diplomatischen Noten und seine Zeitungsartikel nicht in deutscher Sprache, sondern im „Volapük" abgefaßt sein sollen. Eine Universalsprache, die keine Spur nationalen Gepräges an sich trägt, das wäre für ihn das rechte gewesen. Sein

Digitized by Google

Haß gegen Deutschland, wenn ich schon das Wort gebrauchen soll, war daher nicht der Haß des tiefgekränkten oder tiefgebeugten Mannes, er war mehr der „dépit“ einer nervösen Frau. Und wer anders als eine weibische Natur würde die famosen Worte von der „dankbaren Seele und dem französischen Herzen“ gesprochen haben? Es war die Rache für die verschmähte Liebe.

Seine politische Wirksamkeit hörte an dem Tage auf, da er als Botschafter nach London ging. Als er vom Ballplatz ziehen mußte, hätte er mit dem „Pilgrim von Sanct Just“ sagen können:

„Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich.“

Die heutige Generation in Oesterreich hat ihn ganz vergessen. Mit Unrecht! Er war nicht der Schöpfer des Dualismus, denn dieser war zur zwingenden Nothwendigkeit geworden, aber er war doch derjenige, der ihn in's Leben rief. Die Fehler der Schöpfung fallen ihm nicht zur Last. Daß Beke, der Finanzminister, der für Oesterreich unterhandeln sollte, dem Ungar Lonyay nicht gewachsen war, ist nicht Beust's Schuld. Er mußte Pfeile schnitzen aus dem Holz, das er fand; auf die Details der Vereinbarungen konnte er, der Fremde, Landesunkundige, keinen Einfluß nehmen. Die Männer in der reichsräthlichen Linken begingen damals den ersten verhängnißvollen Fehler: anstatt mitzuwirken beim Ausgleich, zogen sie sich schmollend zurück, jede Verantwortung ablehnend und wollten erst in die Regierung treten bis der Ausgleich fertig war. Bei allen Irrungen im Einzelnen, die Beust begangen haben mag während seiner Ministerschaft, bleibt ihm doch der Ruhm zur Wiederherstellung der ungarischen, zum Wiederaufbau der österreichischen Verfassung mächtig mitgewirkt zu haben und man kann ihm aus der Zeit seiner Ministerschaft nicht einen Act der bewußten Ungerechtigkeit oder Härte zur Last legen. Für den inneren Frieden und für das, was er unter Freiheit und parlamentarischem System verstand, hat er stets gearbeitet. Wenn Oesterreich, das tiefgebeugte, sich so überraschend schnell erhob, wenn es heute in erneuter Kraft, neben dem deutschen Bruderstaat stehen kann, als dessen treuester Freund, so ist das zum guten Theil das Verdienst des Verblichenen. Keiner hat mehr für den inneren Wiederaufbau des Reiches gethan. Heinrich von Sybel meint, dem Erzherzog Karl eine der höchsten Feldherrneigenschaften absprechen zu können. Er habe, so sagt der große Geschichtsmeister, zu wenig den Willen auf die Vernichtung des Feindes gerichtet gehabt, zu wenig Freude am Kampf verspürt, zu viel das mathematische Problem des Sieges im Auge gehabt. War das Rechenexempel gelöst, sei er befriedigt gewesen, auch, wenn der Feind entkam. Etwas davon paßt auf Beust. Die starken Leidenschaften, die großen Züge haben ihm gefehlt. Er hat die Politik nicht siegreich beherrscht, sondern behandelt wie ein zu lösendes mathematisches Problem. Und so ist er ein politischer Problematiker gewesen und darum ein problematischer Politiker geblieben. Aber was immer Jene, die ihn besiegt, über ihn denken oder sagen mögen, eine österreichische Feder, wenngleich oder vielmehr, weil in einem deutschen Blatte schreibend, muß ihm doch an der Bahre dankbar den Tribut für vieles zollen, was er geleistet. Ueber seine Irrthümer ist die Geschichte ehernen Schrittes zur Tagesordnung gegangen, aber kein Oesterreicher darf vergessen, daß dieser Todte in den schwersten Stunden an Oesterreich nicht verzweifelt hat.

Literatur und Kunst.

Der Humor und sein Preiscourant.

Von Wilhelm Goldbaum.

Mit Verlaub, es ist eine ernste Sache um den Humor. Viele geistreiche Leute, darunter Friedrich Theodor Vischer, behaupten sogar, der Humor sei der Bruder der Hypochondrie. Letzteres mag die ästhetische Genealogie vertreten; daß aber im echten Humor mehr Ernst steckt, als zahlreiche Schulweise sich träumen lassen, kann auch Einer zu sagen sich erdreisten, der nicht schlechthin sich zu der Formel bekennt, daß der Humor dort beginne, wo „der Witz am Witz sich reibt“. Wenn beispielsweise Wippchen in den allersublimsten Wandlungen, die ein Sterblicher zu ersinnen vermag, immer wieder um Vorschuß petitionirt, so ist zweifellos ein tiefer Ernst in diesem anmuthigen Spiele, denn Vorschuß zu brauchen und lächelnden Mundes um ihn betteln zu müssen, ist kein Vergnügen, und wenn damit Spitzer einmal die Wiener Gründer mit der unvergeßlichen Klimax „Eiserne Stirn, eiserne Kasse, eiserne Krone“ charakterisirte, so that er es nicht, weil er an besagten Gründern eine Freude empfand. Dem Humoristen blutet eben immer das Herz, auch wenn er selbst dies gar nicht zu wissen scheint; er besitzt nur zum Unterschiede von anderen Menschenkindern die unschätzbare Gottesgabe, nicht bloß nicht daran zu sterben, sondern die dunklen Blutstropfen sogar in funkelnde poetische Edelsteine zu verwandeln, und weil die Kurzsichtigen dies nicht erkennen, deswegen vermeinen sie, der Humor sei eine lustige Sache. Seht Euch nur diese Quintus Fixlein und Siebenkäs ein bischen näher an! Wie unermeßlich traurig ist dieses lachende Elend! Und hat den armen Jonathan Swift der Humor etwa vor dem Wahnsinn bewahrt? Das ist doch noch etwas Anderes, als wenn der Witz — um mit den Aesthetikern zu sprechen — sich am Witze reibt oder die humoristische Persönlichkeit sich selbst unter das Komische subsumirt oder endlich der Witz sich bewußt wird, daß er sich selber ausgelassen.

Nun sollte man freilich meinen, daß die Menschen demgemäß vor dem Humor eine gewisse respectvolle Scheu wie vor einem Martyrium empfinden müßten. Aber dies ist gottlob nicht der Fall. Und warum? Weil, wie ebenfalls Friedrich Vischer richtig bemerkt, auch „das Schnäuzen, Niesen, Spucken, Hinken“ den Menschen tief unglücklich und zum Humoristen machen kann. Ja, es ist sogar nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, der Humor, der so gut wie das Tragische, nur in anderem Sinne, seine Katharsis hat, übe gerade dadurch seine befreienden Wirkungen auf die Menschen, daß er das Kleine und Kleinliche nicht minder als das Große und Erhabene seiner Betrachtung unterzieht, es mit Thränen reinwäscht und lächelnd abstraft. Ludwig Börne, der fürwahr kein geringer Humorist war, hat dies in seiner Denkrede auf Jean Paul mit unvergleichlicher Beredtsamkeit dargethan, denn er war ein Aesthetiker, der sich seine Formeln von seinem Gemüthe dictiren ließ, und Heinrich Heine hinwiederum hat kichernd, wie es in seiner Art lag, in den Reisebildern gezeigt, was der Humorist aus dem Kleinen und Kleinsten für unvergängliche Schätze zu heben vermag.

Wenn aber weise Thebaner mit völkerpsychologischem Tiefsinne gefunden haben, daß der Humor ausschließlich ein germanisches Besitzthum sei, so sollte man sich hüten, ihnen diesen Fund zu danken. Sind Rabelais, Ariost, Cervantes keine Humoristen? Ist Don Quixote weniger eine humoristische Figur als Gottwalt im dünnen Nankingröckchen oder der Jean Paul'sche Dorfschulmeister oder der grundliederliche Fallstaff? Wir Deutsche haben, als wir noch in unserer staatlichen Zerrissenheit und politischen Ohnmacht unter unsäglich philisterhaften Zuständen seufzten, uns dadurch schadlos zu halten gesucht, daß wir uns mit unserem literarischen Besitzstande trösteten und daher ist es gekommen, daß wir uns einbildeten, der Humor sei unsere und unserer englischen Vettern ausschließliche Domäne. Auch von Volksliedern bildeten wir uns

Digitized by Google

eine ähnliche Illusion. Und freilich, wenn man an dem Humor mehr die Thräne, als das Lächeln wahrnehmen wollte, so war ja auch der deutsche Humor etwas ganz Apartes, denn wir hatten auch durch lange Zeit ein ganz apartes Schicksal unter den Nationen, das den Patrioten mehr zum Weinen als zum Lachen reizte. Aber wie war es denn mit Dickens, den das blühende, machtstrotzende England sich erzeugte? Es ist schnell ein allgemeines Urtheil abstrahirt, wenn man durchaus und unter jeder Bedingung zwischen den öffentlichen Zuständen eines Volkes und seiner Literatur eine Wechselwirkung annehmen will, und noch leichter kann man auf diese Weise sich die Erklärung zurechtschnitzen, warum uns Jean Paul heute veraltet oder Börne's Eßkünstler abgeschmackt erscheint. Aber der Humor in der Literatur läßt sich mit solchen schematischen Allgemeinheiten nicht abthun, weil er seiner ganzen Natur nach von öffentlichen Wandelungen oder nationalen Auf- und Niedergängen nicht abhängig ist. Das Menschenherz ist die Wiege und der Sarg, zwischen denen seine Lebensläufe liegen, und weil das Menschenherz so unendlich empfindsam ist, weil es in dem nämlichen Augenblicke lachen und weinen kann — „Himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt" — deshalb ist auch der Humor so kindisch lustig und so ergreifend traurig zugleich, so frei und unbefangen wie die Kindheit, so weise und wunschlos wie das Alter. Nicht also zu einem nationalen Patrimonium sollte man ihn degradiren; er hat mit Stammesunterschieden, Raceneigenthümlichkeiten und geographischen Grenzen so wenig zu schaffen, wie der Weltschmerz, sein Vetter und Antagonist, der Byron, Musset, Heine, Leopardi ergriff, ohne zu fragen, weß Glaubens oder Stammes sie seien. Wahr ist nur soviel, daß, wo der Schmerz nicht ist, auch der Humor sich nicht einstellt. Die Lieblosigkeit erzeugt den Witz, das Mißvergnügen die Ironie, der Unwille die Satire, das Weh den Humor. Ob es öffentliche oder persönliche Zu- und Umstände sind, die das Weh bewirken, hängt von der geistigen Organisation des Humoristen ab. Vergänglicher aber ohne Frage ist der Humor, der den Zuständen einer bestimmten Zeit zugewendet ist, und daraus erklärt es sich, daß Fischart uns Heutigen fast fremd geworden, während Cervantes uns nahe geblieben.

Ganze Epochen unseres Schriftthums erscheinen bar und ledig des Humors. Von Fischart geht ein Intervall — wofern man nicht den Simplicissimus zu den Humoristen rechnen will — bis Lichtenberg, dann wieder an den ironischen Romantikern vorbei bis Jean Paul und von diesem an Heine und Börne vorüber bis zum Jahre der letzten Revolution. Es leuchtet wohl auch während dieser Pausen da und dort humoristisch auf; die Dunkelmännerkreise sind fast Humor, Gryphius, Rabener, Liscow scheinen von ihm gestreift; aber die geistige Ueberlegenheit, deren Merkmal es ist, daß sie lächelnd den Schmerz überwindet, die individuelle Freiheit, die gesichert genug ist, um Andere lächeln zu machen, während sie selbst die eigene Thräne zerdrückt, sucht man vergebens. Das Schriftthum und das Volksthum, die Literatur und das Leben stehen einander noch halb fremd gegenüber. Oder ist es Humor, wenn Abraham a Sancta Clara predigend seinen Zuhörern im Stephansdom zudonnert: „Luam heißt: ich werde büßen. Kehrt das Wort luam um, so heißt es Maul, und mit dem Maul begeht ihr die meisten Sünden, die ihr büßen werdet?" Ist selbst Lichtenberg's Wort von dem „Messer ohne Klinge, dem der Stiel fehlt," ein humoristisches Wort? Von Thomas Murner's Narrenteufel oder Grimmelshausen's „Landstörzerin Curasche" ganz zu schweigen, von denen nichts humoristisch ist, als das Costüm und die Sprache der Zeit. Kann man darum sagen, dem deutschen Volke sei, bis Jean Paul erstand, die gnadenvollste aller Gottesgaben vorenthalten gewesen? Gewiß nicht. Der Humor ist ein großer Zauberer, der durch alle Ritzen schlüpft. Er war im Volksliede und schlich sich in das Märchen; er bemeisterte sich der Humanisten und kroch über die Flugblätter des sechzehnten Jahrhunderts; er offenbarte sich Lessing in den Gestalten Just's, Werner's, Franziska's, er begleitete den Hanswurst auf die Bühne und zauste den deutschen Philister als Mephisto an der Zipfelmütze. Nur was er sei und wodurch er sich vom Komischen unterscheide, zeigte Jean Paul in seinen Werken, lehrte Jean Paul in seinen Untersuchungen, wie einst Lessing zugleich gezeigt und gelehrt hatte, was das Drama sei.

Das war Jean Paul's Sendung in dem deutschen Schriftthum.

Und seitdem zählt sich in der That eine neue Epoche des deutschen Humors. Aus dem Hülfsgeiste, der er bis dahin gewesen, ist ein Souverän geworden. Zunächst freilich kam die Theorie, um ihn auszuforschen. Weiße, Arnold Ruge, Friedrich Vischer definirten ihn, und kein Aesthetiker hätte sich unterfangen dürfen, an ihm vorüberzugehen, ohne ihm ein Signalement anzuheften. Wie hatte es auch geschehen können, daß dieser verzauberte Prinz gleichsam incognito jahrhundertelang durch die deutsche Literatur wanderte, bis ihn Einer, der nicht Professor war, sondern Poet, entdeckte und auf den ihm gebührenden Thron setzte? Du lieber Gott, die Definitionen kamen dem Geheimnisse nicht auf die Spur, sie vermochten nicht einmal zu ahnen, was ebenfalls ein Poet geahnt hatte, daß der Humorist vor Allem begnadet sei, zu empfinden und zu verkünden „die Lust und auch den Schmerz". Die Katheder-weisen, die Lazarus, Planck, Zimmermann kritisirten sich schließlich unter einander und ob Selbstverlachung schon Selbstbefreiung, das Mysterium, ob der Humorist ein Künstler oder ein Dichter, ob er bewußt oder naiv sei, war der Streit. Mittlerweile aber ging der Königliche Erlöser, der Jean Paul sein Geheimniß abgelauscht hatte, auf neuen Wegen durch die deutschen Lande. Zuerst zur Jugend, zu den armen, gehetzten Burschenschaftern, zu dem jungen Leibe, das singend die Thräne verbiß. In der Kerkerzelle bei Einen, der Fritz Reuter hieß, kehrte er ein, um ihn nicht verkommen und verderben zu lassen unter übermächtiger Gewalt. „Das Haus ist zerfallen, was hat es für Noth, der Geist lebt in uns Allen, und unsere Burg ist Gott." Zu dem Actuar in die Frankfurter Polizeistube, Leopold Baruch genannt, schlich er sich sodann, denn der Humor fürchtet sich vor der Polizei nicht, und weiter zu dem jungen Doctor juris Harry Heine, den sie kürzlich in Göttingen promovirt hatten: Und sie Alle bestellte er als seine Apostel. Sie aber gingen aus und verbreiteten ein großes Lachen. Ein gemüthliches, schadenfrohes, blutiges Lachen. Wer lacht da? herrschte Metternich auf, und seine Gesellen geriethen in fieberhafte Bewegung. Bücher wurden verfolgt und confiscirt, Menschen gehetzt und eingesperrt. Aber was vermochte der Minister in seinem Palais auf dem Rennwege zu Wien gegen den Humor? Seine Hand langte nicht hinüber nach Paris, wo Heine so herzhaft lachte, daß alle Welt mitlachen mußte, und Börne schalt, daß das deutsche Volk schamroth wurde. In dem farbigen Bändchen, das der Student verstohlen unter dem Rocke trug, steckte mehr Humor, als die Metternich, Gratz, Kamptz mitsammt der famosen Mainzer Centralcommission sich träumen ließen, und in den Kerkern, wo sie Alle saßen — die Gutzkow, Laube, Auerbach — hockte auf der Pritsche als unsichtbarer Gast der große Zauberer, der Verzweifelnde hoffen, Weinende lachen lehrt.

Man hat es vielleicht noch nicht genügend hervorgehoben, daß in dem Augenblicke, da auf einem Heidelberger Blatte die Vignette des schlafenden deutschen Michel in der Fischelmütze erschien, der Proceß der Selbstbefreiung des deutschen Volkes durch den Humor begann. Wenn ein Volk über sich selbst zu lachen anfängt, ist es bereits innerlich frei. Die Bitterkeit Lessings, der daran verzweifelte, den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, das Pathos Schillers, die Flucht der Romantiker in das Mittelalter hatten das Volk nicht gereift und nicht befreit. Der Humor mußte ins Gedicht, wie bei Heine, in den publicistischen Artikel, wie bei Börne, von da auf die Bühne in das Lustspiel, die Posse sich den Weg bahnen, er mußte mit Hoffmann v. Fallersleben am Biertische sitzen, mit Robert Prutz aristophanische Reminiscenzen wecken, ja sogar mit Bernstein in das Ghetto hinableuchten, kurz, dieses ganze ausschließlich literarische deutsche Leben sonnenstaubartig durchdringen, um es aus sich selbst emporzureißen, über sich selbst zu erheben. Und Bücher zwar kann man con-

Digitized by Google

fisciren, Schriftsteller einsperren oder drangsaliren, aber wer confiscirt, verhaftet, die Sonnenstäubchen, die in ihren schrägen Linien unablässig auf- und niedergehen, der Hand spottend, die sie zu erhaschen trachtet? Es ist wahr, die Aesthetiker hatten allen Anlaß, den Kopf zu schütteln zu dieser seltsamen Vielgestaltigkeit des Humors, der alle gelehrten Definitionen sprengte und sich auch um die Praktik nicht kümmerte, wie er vordem an die Restauration sich nicht gekehrt hatte. Was sollten sie auf ihrer Lehrkanzel mit dem Couplet anfangen, das die Leute und die Leierkasten aus der Berliner Posse von der Bühne auf die Gasse trugen? Wie fügte sich, wenn schon der Kater Hiddigeigei sich ästhetisch classificiren ließ, der maulfertige Saphir in ihr System? Und war nicht Konrad Bolz, der braune Knabe aus dem Pfarrhause, der einen leibhaftigen Professor verführte und zum Journalisten machte, ihr geschworener Feind? War der lustige Fink, der das ehrbare alte Kaufhaus Schröder & Co. auf den Kopf stellte, nicht ein gottverlassener Sünder an alten Ueberlieferungen deutschen Philisterthums? Und Wilhelm Busch? ... Aber wenn alte Zwingburgen niedergebrochen, wenn Dämme, die dem Auge den Blick zum Himmel wehren, abgetragen werden sollen, dann fragt man nicht viel, ob hübsch in Reih und Glied marschirt wird; wer die Hacke führt, ist willkommen. Witz, Satire, Ironie — komisch, bizarr, grotesk — das Ziel gleicht die Unterschiede aus; eine einzige große Kameradschaft ist es, an deren Spitze der Humor einherschreitet, wie bunt sich im Uebrigen auch der Troß ausnehmen mag, in welchem Kladderadatsch und Fliegende Blätter mit Hiddigeigei und Atta Troll, Eisele und Beisele mit Nante und Bellmaus sich zusammenfinden.

Der sociale Umschwung, die geistige Mündigung der Nation ist nicht zum geringen Theile das Werk des Humors, und wie dieser Proceß bei der academischen Jugend, den Burschenschaftern begonnen hatte, so ist es bezeichnend, daß gegen das Ende des Processes hin der Humor zur academischen Jugend wieder zurückkehrte, ihr Scheffels „Gaudeamus“ als jubelnd willkommen geheißenes Angebinde bringend.

Heute blicken wir mit einer gewissen anmaßlichen Ueberlegenheit auf jene glorreichen Tage zurück. Haben wir ein Recht dazu? Gewiß, dem Humor bleiben wir nichts schuldig; ein Menschenalter, das den Füsilier Kutschke und den Kriegscorrespondenten Wippchen erzeugte, das sich des „Wiener Spaziergängers“ rühmen kann und im Norden an den humoristischen Romanen Wilhelm Raabe's, im Süden an den humoristischen Novellen Ludwig Hevesi's sich erfreuen darf, ist in dieser Richtung genügend legitimirt. Und doch, es ist, als ob der Humor viel, sehr viel von seiner früheren Herrlichkeit eingebüßt hätte, als ob die Brücke zwischen Volksthum und Schriftthum, zwischen Literatur und Leben, auf der er steht, den Einsturz drohte. Oder um es knapp zu sagen, zwischen der „Idylle des Schulmeisters Wuz“ und uns liegt eine Entwicklung des Humors, an deren Ende — der Cynismus kauert. Es ist eine Zeit der Kriege, der Gährung, des Mißvergnügens, in der wir leben; der Kampf ums Dasein, durch erschwerte Lebensbedingungen verbittert, schwächt das fröhliche Lachen von unseren Lippen, das Weh um die Anderen aus unsern Herzen. Wir wissen kaum mehr, was das Ideal ist, und unser Realismus hat mit der Wirklichkeit mehr als mit der Wahrheit zu schaffen. Das ist der Weg zum Galgenhumor, zum Cynismus. Denn wenn die humoristische Persönlichkeit dem Eigennutze verfällt, wenn ihr das Weh und die Lust der Anderen gleichgiltig wird, dann ist der Humor nicht mehr er selbst, sondern sein eigenes Zerrbild. Ueber die Wolken hinweg kann er greifen, aber nicht mehr im Jean Paul'schen Sinn, sondern im Sinn jenes Yankees, der auf dem Mount Washington in New-Hampshire, 6000′ über der Meeresfläche eine Zeitung herausgibt und, weil die Touristen, welche die Zahnradbahn den Berg hinauffahren, in ihrer namenlosen Langeweile gezwungen sind, seine Zeitung von dem ersten bis zum letzten Buchstaben durchzulesen, an Annoncen fett wird, die ihm aus ganz Amerika zuströmen. Humor ist dies auch, aber von verzweifelter Aehnlichkeit mit dem Cynismus, der nicht mehr die Welt in sich, sondern ganz allein nur sich in der Welt empfindet.

Gibt es ein Mittel, diese häßliche Entwicklung zu wenden? Oder soll man sich mit der Phrase getrösten, daß unsere Zeit eine Uebergangszeit, ein Provisorium sei? Der Humor, sagt wohl Mancher, müsse auf seine Vielgestaltigkeit verzichten, nicht, wie vordem, der Hans Dampf in allen Gassen, der Eindringling in allen Dichtungsgattungen, in Poesie und Prosa sein, sondern sich beschränken, in Reih und Glied zu gehen, sein eigenes Feld zu bestellen. Das Lyrische gehöre dem Lied, das Epische dem Roman, das Dramatische der Scene, das Beschauliche der Idylle; so ziehe sich auch der Humor als Kategorie in den Kreis als Gleicher unter den Gleichen. Nicht mehr im Roman, im Lied, in der Tragödie wolle er der stets und auch ohne Visitkarte gerngesehene Gast sein, sondern der Roman sei entweder ein historischer oder ein socialer oder ein humoristischer, das Drama entweder ein tragisches oder ein humoristisches u. s. w. Der Humor soll also ein Souverän bleiben, aber in partibus. Er soll mit Einem Worte seinen Preiscourant haben. Kann man aber zum Menschen sagen: sei ein Humorist und sonst nichts? Kann man eine Stimmung, ein Weh- oder Lustgefühl classificiren, kategorisiren, tarifiren? Ist der Humor noch frei, wenn er nicht überall ein Obdach suchen und finden kann? Es muß wohl geglaubt werden, daß es einer Rettung des deutschen Humors vor der Abgunst der Zeit bedürfe und zwar durch Einschränkung seines Geltungsgebietes, denn nur in diesem Sinne kann jene von einem literarischen Institute in Berlin veranstaltete Preisausschreibung verstanden werden, welche für den besten humoristischen Roman Sechstausend, für die beste humoristische Novelle Viertausend, für das beste humoristische Feuilleton Eintausend Mark als Preis aussetzt. Und da dieser Schritt von einem höchst löblichen Motiv dictirt ist, da er zum Mindesten dem guten Willen entspringt, der humoristischen Production eine heilsame Anregung zu geben, so wird kein Einsichtiger an ihm eine abfällige Kritik üben. Sicherlich sind Nachweisungen vorhanden, aus denen ersehen werden könnte, mit welchen Honoraren sich Jean Paul begnügen mußte; sechstausend Mark sind ihm schwerlich für eines seiner Bücher in sein Bayreuther Schneckenhäuschen geströmt. Wäre er aber nicht auch ohne Preisausschreibung der Humorist geworden, der er war? Geht der echte Humor der goldenen Spur nach, die zu einem mit Markstücken gepflasterten Wege leitet? Die Antwort mögen Jene geben, welche ein fertiges Urtheil über den Werth oder Unwerth von Preisausschreibungen in der Tasche haben.

Für mich, der ich — abermals mit Verlaub — einer der Preisrichter bin, hört hier der Humor auf. Es wäre schon eine ausgewachsene Indiscretion, wenn ich auch nur die Kleinigkeit verrathen wollte, daß der Eifer der Bewerbung im höchsten Grade preiswürdig ist, und mich im verflossenen Sommer nach Kissingen, nach Ostende, nach Triberg und Gastein unerbittlich verfolgt hat. Ich verüble es Niemandem, daß er sich berufen glaubt, das beste humoristische Feuilleton, den besten humoristischen Roman, die beste humoristische Novelle zu schreiben. Es hat schon größere Waghälse gegeben, zum Beispiel Maurus Jokai, den magyarischen Victor Hugo, der auf der vorjährigen Landesexposition in Budapest seine sämmtlichen Schriften — etliche hundert Bände — in Druck und Manuscript ausstellte. Aber wenn es den sehr ehrenwerthen Bewerbern zur Belebung ihrer Hoffnungen dienen kann, so darf ich ihnen sagen, daß der Anblick der Unteren Saline in Kissingen, in der bekanntlich Fürst Bismarck zu wohnen pflegt, der stärkende Hauch der nordischen Salzfluth, der bezaubernde Gruß des schneebedeckten Schareck in den Tauern nicht mächtig genug waren, um mich auch nur einen Moment vergessen zu machen, daß die Würde des Preisrichterthums auf meiner armen Seele lastete.

Und nun, mit Verlaub, ist es nicht eine ernste, eine überaus ernste Sache um den Humor?

Digitized by Google

Lyrische Novitäten.

Von Ernst Ziel.

Alle Achtung vor dem Sänger des „Mirza Schaffy", dem Nestor der gegenwärtigen orientalischen Dichtung in Deutschland! Aber seine neue Gedichtsammlung: „Neues Leben" (Breslau, Schottländer) erinnert stark an das lucus a non lucendo, canis a non canendo. Bodenstedt ist nie ein emphatischer Dichter gewesen; eine tiefere, auf große Ziele gerichtete Leidenschaft war nie seine Sache; er ist eine vorwiegend gemessene Natur, und sein Lied konnte daher niemals eine hinreißende Wirkung ausüben. Aber so lange seine liebenswürdige Didaktik sich in die tändelnden Formen orientalischer Erotik kleidete, so lange er im bunten, luftigen Gewande des Georgiers durch die Straßen von Tiflis schlenderte und uns lächelnd den perlenden Wein westöstlicher Lebensweisheit kredenzte, so lange war er doch eine Dichtergestalt von eigenartigem Reiz und Glanz. Seitdem er nun den Turban des Orientalen abgenommen und im abendländischen Filzhut unter uns seine Straße wandelt, ist ihm leider ein gut Stück Zauber abhanden gekommen. Es thut mir in der Seele weh, das sagen zu müssen — aber Ehrlichkeit ist auch solchem wackeren Veteranen unserer Lyrik gegenüber erstes und höchstes Gesetz. Machte sich ein Ermatten von Ton und Farbe schon in „Aus Morgenland und Abendland" (1882) ziemlich fühlbar, so tritt dies in der neuesten Bodenstedt'schen Sammlung noch empfindlicher hervor. Wo unser Dichter nicht als reiner Gnomiker auftritt, wo die Lyrik der Empfindung oder der Anschauung in ihre Rechte treten sollte, da macht sich in diesem „Neuen Leben" eine erkältende Nüchternheit der Weltanschauung geltend, die alles Begeisterte und Begeisternde ausschließt und die durch die häufig durchbrechenden Prosaismen der Darstellung um so störender markirt wird. Ich erinnere hier nur an Gedichte wie „Wahn und Welt" und „Draht und Dampf", welch' letzteres in die Zeilen ausläuft:

„Der Dampf hat heute nicht mehr Kraft
Als immer ihm war eigen,
Doch zwingt ihn heute die Wissenschaft
Den Nutzen der Kraft zu zeigen."

Prosaischer war der Gedanke wahrhaftig nicht auszudrücken. Solchen Flauheiten gegenüber bilden dann die „Sprüche" eine erquickliche Oase in dem Buche. Hier haben wir noch den Bodenstedt früherer Tage; hier kommt eine geläuterte Lebensanschauung in oft feingedachten, stets sicher geprägten Sentenzen und Aphorismen zum Ausdruck, wie wir sie an unserem gefeierten Dichter-Philosophen längst zu bewundern gewohnt sind. Auch die „Sonette" und die Gedichte aus Italien enthalten viel des Werthvollen, wie z. B. das Erinnerungsbild „Pästum" echten dichterischen Wurf hat. Die „Vorklänge" dagegen, eine Rubrik verschiedenartiger Poesien, gemahnen oft recht matt, und „Aus der Thüringer Sommerfrische" kennzeichnet sich durch die absolute Flachheit der gewählten Themata, wie die Farblosigkeit der Darstellung. Für die Ballade sodann, die mit einigen Proben vertreten ist, fehlt unserem Sänger die stimmungsvolle Knappheit der Composition und das Seelenvoll-Traumhafte der Conturen, Eigenschaften, die ja für die typische Ausprägung dieser Dichtform unerläßlich sind. „Vater und Sohn" ist das einzige wirkungsvolle Gedicht dieser Abtheilung, während das flache „Ein Grab am Wiesenbach", das triviale „Ein Weihnachtsabend im Försterhaus" und das barocke „Seeliges Sterben" unser gerechtes Erstaunen über die hier herrschende völlige Abwesenheit von Poesie herausfordern. Unter den „Gedächtnißblättern" endlich befindet sich eines auf den Tod Emanuel Geibel's, das durch die weiheloseste Stimmung — bei solchem Anlaß! — und den pietätlosen Vers: „Die gute Laune war mir ganz verdorben" befremdet und verstimmt, während die letzte Rubrik „Verschiedene" wieder einiges Erfreuliches enthält wie „Peter der Große auf dem Sterbebett", „Beim Grabmal Heinrichs des Löwen" und „Aus der Krankenstube". — Bei allen ihnen anklebenden Schwächen geht indessen auch durch diese neuesten Gedichte Bodenstedt's ein idealer Zug. Unser Altmeister kennt das Leben in seinen Höhen und Tiefen, aber höher als das Leben steht ihm die Idee.

„Ob ruhig schlägt sein Herz, ob stürmisch wild,
Der Dichter sei der Spiegel seines Innern —"

singt er in bewußter Abwehr der sogenannten „Realisten" unserer Tage, und wir müssen ihm danken für sein treues Ausharren im Lager des Idealismus.

Die „Realisten"! Durchaus zur Satellitenschaft des allerjüngsten „realistischen" Deutschland gehört der Dichter, zu dem ich mich jetzt wende — Hermann Friedrichs. Er ist nicht ohne Talent, aber er huldigt in seinen der Madame Acriby de Makéew „aus Athen" gewidmeten „Gedichten" (Leipzig, Wilhelm Friedrich) einem stark einseitigen Sensualismus (das nennt man heute „Realismus"), einer Neigung zum Sinnlich-Krassen und Unschönen, die oft genug das feinere Empfinden verletzt. Daneben stellt er sich mit Vorliebe in eine forcirte Positur, die mit dem Kraftvollen und Herben, dem Feurigen und Leidenschaftlichen kokettirt, just als wollte sie sagen: „Seht doch, wie forsch diese Geste, wie markig diese Wendung — wir haben nichts zu schaffen mit Eurer maßvollen Classicität, die ein längst überwundener Standpunkt ist." Die Friedrichs'sche Sammlung setzt sich aus den Abtheilungen „Octavia", „Erloschene Sterne" und „Gestalt und Empfindung" zusammen, von denen die beiden ersten bereits vor etwa zwei Jahren separat erschienen. Ich habe mich damals (in Nr. 7 von 1885 d. Bl.) eines längeren über dieselben ausgesprochen und beschränke mich heute darauf, einen flüchtigen Blick auf die letzte dieser drei Rubriken, auf „Gestalt und Empfindung" zu werfen, in welcher die Empfindung hinter die Gestalt zurücktritt. Das Sensuelle und Kraftsüchtige wiegt, wie gesagt, in den Friedrichs'schen Dichtungen vor. Beispiele für Ersteres sind die Allegorie „Die Leidenschaft", das frech sinnliche Sonett „Die Steinträgerin von Anacapri" und das geradezu unanständige Gedicht „Ländlich-sittlich", wogegen das Sichbrüsten und Kokettiren mit dem Kraftvollen sich am aufdringlichsten in dem blasphemistischen „Casamicciola II." und dem brutalen „Und dennoch Weib!" ausprägt. Diese Herren „Realisten" neuesten Datums wollen alles herausbeobachten, nichts herausfühlen und herausahnen, was doch ewig das eigentlich Dichterische bleibt, und auf diesem Wege gerathen sie zu einem Standpunkte, der den Hochflug wie den Tiefblick unmöglich macht; sie verrennen sich in den Kleinkram und das Gerümpel der Beobachtung und bleiben am äußerlichen Tand — oder soll ich sagen: an der gefährlichen Klippe? — des Grob-Sinnlichen jämmerlich hängen; sie sehen die Welt, wie sie aussieht, aber nicht, wie sie ist. Bei Hermann Friedrichs tritt dieses Mißverstehen der künstlerischen Aufgabe namentlich in einer Reihe genrebildlicher Gedichte aus dem Leben des Volkes — Genrebilder sind seine Passion — hervor. Er verfolgt dabei unverkennbar die Tendenz, die socialen Fragen der Zeit dichterisch, d. h. im Geiste seines mißverstandenen Realismus zu illustriren. Das mißlingt ihm aber vielfach, um so mehr, als er einerseits meistens kleinliche Stoffe wählt, andererseits aber auch nicht über das zu solchem bildnerischen Schaffen nöthige plastische Gestaltungsvermögen verfügt. Zu den besseren uns hier gebotenen Genrebildern gehören übrigens das freilich outrirte „Der Dampf", das ziemlich sentimentale „Der Erntekranz", das echt balladeske „Vereinigt" und das wirklich kraftvolle „Doch sie hilft nicht!" Merkwürdig ist, wie in Friedrichs so gegensätzliche poetische Richtungen, wie einerseits die soeben bezeichnete Gattung des „realistischen" Genrebildes, andererseits die des Mysteriums und der Allegorie (diese beiden freilich nur in nuce) friedlich neben einander hergehen. Außer der bereits angezogenen „Leidenschaft" gehören zu diesen letzteren Gattungen u. a. die ganz unklaren Gedichte „Ein Traum" und „Nebelphantasie". Vorläufig weiß man nicht, ob dieses Nebeneinander so heterogener Gebiete inneren Reichthum oder

Digitized by Google

bloß jugendliche Gährung bedeutet. Das Unausgereifte, das sich nach beiden Richtungen hin hier und da fühlbar macht, gestattet noch nicht, ein abschließendes Urtheil zu fällen. Jedenfalls liegen in Hermann Friedrichs nicht gewöhnliche dichterische Keime, und es wird interessant sein, deren Weiterentwickelung in den ferner zu erwartenden Veröffentlichungen zu verfolgen.

Nicht weit seitab von den Ideenkreisen der jüngstdeutschen „Realisten" bewegt sich die Dichtung Ernst Wechsler's, jenes Parnaßaspiranten, der sich durch sein Mysterium „Der unsterbliche Mensch" vor kurzem in die Literatur eingeführt hat. Seine relative Zusammengehörigkeit mit jenen „realistischen" Heißspornen bekundet er gleich durch den Titel seines neuesten episch-lyrischen Sammelwerkes. „Orgien und Andachten" (Leipzig, Wilhelm Friedrich) nennt er seine Karl von Thaler gewidmeten, soeben erschienen Dichtungen verschiedenen Inhalts. Begegneten wir bei Friedrichs der bedeutungsvollen Gattung des Mysteriums nur in andeutungsweisen und wenig glücklichen Anfängen, so finden wir bei Wechsler ein groß ausgeprägtes Stück dieses Genres in der Dichtung „Das entschleierte Bild zu Sais". Die Gegenüberstellung einer Vestalin und jenes Jünglings, der das Bild zu Sais entschleierte, d. h. die Contrastirung der Askese und des Wissens durch Schuld, ist trefflich. Wie Beide, Opfer der Unnatur dieser Welt und des eigenen Wissensdranges, untergehen und wie der Fluch der Profanen und geistig Blinden sie trifft, das ist ebenso wahr wie schön gezeichnet. Wenn der Dichter aber am Schlusse des Mysteriums des Lebens höchstes Ziel darin erblickt:

„Mit jenem Weib, das sich das Herz erkoren
In treuer Lieb' und edler Sinnenwahl,
Des Daseins Schöpfungsfeier zu begehen
Und diesem Bunde Leben einzuhauchen,
Ein neues Leben, Theil von unserm Wesen,
Doch schöner und noch herrlicher als wir —"

so ist das nicht erschöpfend gesagt. Nicht bloß in der Sinnenwelt soll unsere Sehnsucht wurzeln und wurzelt sie wirklich — nein, auch in der Welt des Geistes. Heinrich von Kleist's höchste Sehnsucht war, ein vollendetes Kind zu erzeugen, aber auch — ein vollendetes Gedicht. Das Mysterienhafte klingt auch sonst in dieser Sammlung Wechsler's durch — es ist sein eigenstes Feld. So spielt das Gedicht: „Ahasvers Ende" in diesen Kreis hinüber, aber es ist halb Mysterium, halb Legende. Der Schluß ist übrigens unklar und unpräcis; denn wenn es da heißt: Ahasvers Wesen —

„wird der Winde Spiel,
Wird von ihnen durch das All getragen,
Hemmt der Erdenkinder frohen Pulsschlag,
Trägt des Zweifels Gift in ihre Herzen,
Spott und Hohn und schnöde Gottverleugnung,
Bannend frommes Glück, der Seele Frieden —"

so ist das eine allzu willkürliche Deutung der Sage, als daß man ihr eine allgemein packende Ueberzeugungskraft beimessen könnte. — Etwas Mysterienhaftes hat endlich die Dichtung „Im modernen Hörselberg", ohne Frage das schwächste Produkt der Sammlung; es stellt Phantastik, Realismus und Allegorie in unerquicklicher Dreieinigkeit neben einander, indem es mit einer romantischen Anknüpfung an den Tannhäuser im Hörselberg anhebt, dann als Mittelstück die wollustschwüle Schilderung eines modernen Freudenhauses folgen läßt, um endlich in eine blasse Allegorie auszulaufen. In der Wollustmalerei, die viel zu breit ausgefallen und den ethischen Kern erdrückend überwuchert, streckt Wechsler einen Arm zur neuesten pseudo-realistischen Schule hinüber. Außer den erwähnten drei Dichtungen enthalten die „Orgien und Andachten" noch die etwas sentimentale Novelle in Versen „Angelika", das heinesirende lyrische Intermezzo „Sonntag im Prater" und zwei philosophisch durchtränkte Episoden aus dem Leben Michelangelos und Giordano Brunos. Ernst Wechsler gehört zu den meist versprechenden jüngeren Vertretern unserer episch-lyrischen Gedankendichtung, und es ist kein schlechtes Vorbild, dem er mit verwandtem Geistesfluge kräftig nachstrebt — Robert Hamerling.

Eine überaus erfreuliche Erscheinung im heutigen singenden Deutschland ist der bekannte Karlsruher Lyriker Heinrich Vierordt, von dem „Neue Balladen" (Heidelberg, Winter) vorliegen. Vierordt ist im Widerspruche mit dem Titel seines Buches kein eigentlicher Balladendichter; er ist ein Ideendichter im Gewande der Historie. Seine Muse hält den Blick mit Vorliebe auf große geschichtliche Entwickelungen gerichtet; sie greift aus der Kette der Weltereignisse leuchtende oder dunkle Momente hervor und prägt sie entweder in Einzelbilder eindrucksvoll aus oder reiht sie in Cyclen beziehungsvoll aneinander. Vierordt ist ein historischer Ideendichter und zwar ein moderner; denn er entnimmt seine Stoffe vorzugsweise der Gegenwart. Er hat ein Herz für die Geschicke der Menschheit wie des Einzelmenschen, aber er sieht das arme Einzelgeschick im welterschütternden Menschheitsgeschick wie das Menschheitsgeschick im Einzelgeschick; er hebt das Gefühl des Herzens in eine höhere Sphäre, in die Sphäre des weltgeschichtlichen Gedankens hinauf. Besonders hervorgehoben werden muß das ethische Moment in diesen Dichtungen. Die geschichtliche Nemesis — um einige Beispiele anzuführen — spricht aus dem Gedicht „Die Rache des Tempels", welches uns das tragische Ende Ludwigs des Sechszehnten vorführt; „Die Tuilerienkinder" lehren uns an den Schicksalen dreier Sprossen vom Throne Frankreichs, wie nichtig alle Erdengröße: der Knabe Ludwig Capet stirbt unter den rohen Händen des Schusters Simon; der König von Rom wird zu Schönbrunn „vom frühen Tod bezwungen", und „Prinz Lulu" vergießt sein Blut im Wüstensande Afrikas. In ähnlicher Weise stimmt „Der Traum von Miramare" ein weltgeschichtliches Klagelied über den trügerischen Glanz der Kronen an, indem er uns die herzbewegende Geschichte singt, die mit der Idylle im Adriaschloß begann, um mit dem Trauerspiel von Queretaro zu enden, „Die Lüge vom Glück" aber reißt dem gleißnerischen Czarenthum die Maske vom Gesicht und zeigt uns an den Beispielen Iwans des Schrecklichen, Katharinens der Zweiten und Alexanders des Dritten, wie die russischen Gewalthaber ihr Volk mit dem Märchen vom Glücke belügen, wie man sie belügt und wie sie sich selbst belügen; das Gedicht läuft in die beherzte Apostrophe an Alexander den Dritten aus:

O Czar, Du wandelst überall
Auf eines Gluthbergs Krater,
So lang Du nicht den Geist befreit,
Wie einst den Leib Dein Vater."

Es sind besonders drei Momente, auf welchen die Wirkung dieser Pseudo-Balladen Vierordt's beruht, die Kühnheit in der Wahl so bedeutsamer Stoffe, die realistische und doch feurige Behandlung derselben und die schlichte und eben darum um so ergreifendere Form der Darstellung. Das Talent Vierordt's muß in einer Zeit ziel- und programmloser Massenproduction freudig willkommen geheißen werden.

Zwanglos an die Vierordt'schen Dichtungen reiht sich „Der Weiße-Hirsch-See. Ballade nach einer amerikanischen Volkssage" von Hermann Riotte. Die schon häufiger poetisch behandelte und namentlich unter den Jägern von Pike County in Nordamerika weit verbreitete Sage, daß ein unabwendbares Unglück den treffe, der einen weißen Hirsch tödte, gibt den Stoff her: Im Lackawaxenthale lebt der tapfere junge Indianer Kanakarossen; er liebt die Tochter eines mächtigen Häuptlings und wird von ihr wieder geliebt, aber der auf den Thatenruhm des Jünglings eifersüchtige Machthaber beschließt, die Liebe Kanakarossens als Mittel zu dessen Vernichtung zu benutzen. Er verspricht ihm die Hand seiner Tochter unter der Bedingung, daß er einen weißen Hirsch erlege und diesen der Geliebten als Hochzeitsangebinde darbringe. Karakarossen schreckt vor diesem Ansinnen anfangs zurück, aber als ein sogenannter Zauberer ihm auf Befehl des Häuptlings einen wunderthätigen Pfeil mit silberner Spitze bringt, beschließt er, die ihm auferlegte That zu vollstrecken. Er erlegt wirklich einen weißen Hirsch. Die Folge davon ist sein sofort eintretender Tod, der Selbmord der Geliebten und der Untergang des ganzen Indianerstammes. — Abgesehen von der breiten

Digitized by Google

Ausführung, hinterläßt die Dichtung einen wohlthuenden Eindruck.

Dies gilt auch in vollem Maße vom „Buch der Leidenschaft“ von Emil Rittershaus. Unser rheinischer Anakreon trifft in seinen Liedern das Element des Sangbaren, wie neben ihm nur wenige Andere im deutschen Dichterwald, und warme Empfindung athmet in allem, was von seiner Leier tönt. So auch in diesem seinem neuesten Liederkranze. Aber von Leidenschaft, von jener aufflammenden Gluth des Gefühls, die ihr Alles, Leib und Leben, an den Gegenstand setzt, auf den sie sich richtet, von einem feurigen Gehobensein durch die Idee, das die Schranken des Ichs durchbricht und einen menschheitlichen, kosmischen Inhalt gewinnt, von dieser Leidenschaft, die alle großen Dichter beseelt, ist in dem Rittershaus'schen „Buche der Leidenschaft“ freilich nichts zu spüren. Es sind lediglich subjectiv gefärbte Lieder, meistens erotischen Inhalts, und selbst innerhalb dieser subjectiven Sphäre erheben sie sich nur selten zu wahrhaft leidenschaftlichem Schwunge; sie streifen sogar häufig genug geradezu an den Ton der Idylle, wofür unter anderem das treffliche Lied „Abendglocken“ Zeugniß ablegt, in dem sich der Sänger im ruhigen Vollbesitze des erreichten Ideals wiegt. Die leidenschaftliche Aufwallung ist hier wie fast überall völlig ausgeschlossen, und dieses Mißverhältniß zwischen Titel und Inhalt ist das Einzige, was an der sonst so harmonischen Sammlung stört und verstimmt.

Zur persischen Literaturgeschichte.

Von Ferdinand Justi.

Jedes Schriftthum, welches wenigstens in einer Anzahl von Werken von dem Banne nationaler Beschränktheit befreit ist und dem ausgebildeten Geschmack späterer Zeitalter und fremder Völker gerecht zu werden vermag, hat Anspruch auf eine Stellung in der Weltliteratur. Das persische Schriftthum ist zu einer solchen schon durch das Interesse legitimirt, welches die gebildete abendländische Welt an ihm genommen hat und noch nimmt, seit zum ersten Male Saadi's Gulistan von A. du Ryer 1634 in's Französische, von Gentius 1651 in's Lateinische, von Olearius 1654 in's Deutsche übersetzt worden ist, und seitdem Dichter wie Goethe, Rückert, von Schack, Bodenstedt die Ghazelen und Vierzeilen eines Hafiz und Saadi, die Heldenlieder eines Firdusi übertragen haben oder von ihnen zu Nachbildungen inspirirt worden sind. Freilich sind auch die besten Dichter der Perser nicht frei von Zuthaten, welche uns nöthigen, auf fremdartige Vorstellungen einzugehen. Selbst der Dichter, welcher das Distichon sang:

Schenke, bring den Rest des Weines, denn im Paradies nicht schauen
wirst du Roknabad's Gestade und Mosella's Rosenauen

oder:

Morgenwind, wenn du vorüberwandelst an dem Land der Freundin,
O so bring mir Ambradüfte von dem Lockenband der Freundin!

oder:

Ein Thron ist's von Smaragden, darauf die Rose sitzt,
drum bringe Wein, der feurig gleich dem Rubine blitzt!

selbst Hafiz hat sein liebendes Herz mit einem Hammelbraten verglichen, welcher im Feuer der Leidenschaft schwitzt, und hat die Schönen, welche die Herzen rauben, verglichen mit den Türken, die am Beiramfest, einer Art Kirchweih, über die ihnen dargebotenen Pillauschüsseln herfallen, und er schminkt seine Augen mit dem Staub der Schwelle, auf welcher er liebeflehend, das Antlitz am Boden, vergeblich harrt, ob sie heraustreten werde. Auch geschmacklose Buchstaben- und Wortspiele unterbrechen nicht selten das Pathos der Begeisterung; doch werden diese Mängel hinlänglich aufgewogen durch eine Diction, deren ganze Schönheit und Fülle von Beziehungen nur eine genaue Analyse des persischen Textes erkennen läßt, und vielfach liegt selbst in jenen Seltsamkeiten ein exotischer Reiz, der auch auf anderen Gebieten der Kunstübung zu bestricken pflegt.

Wenn wir von persischer Literatur reden, so fassen wir meistentheils diejenigen Werke in persischer Sprache in's Auge, welche die Perser seit ihrer Bekehrung zum Islam hervorgebracht haben; und unter diesen Werken sind wiederum die lyrischen eines Hafiz und Saadi uns am bekanntesten und durch deutsche Aneignungen näher gerückt, unter den epischen nur das Schahnameh des Firdusi, welches allerdings die sonstigen Heldengedichte, deren es nicht wenige von sehr großem Umfang gibt, so sehr überragt, daß man diesen letzteren nicht leicht Geschmack abzugewinnen vermag. Die historischen Bücher sind nur den Gelehrten bekannt und für deren Forschungen äußerst schätzbar; andere wissenschaftliche Werke sind, abgesehen von geographischen, grammatischen und lexicalischen noch überhaupt wenig bekannt; viele und gerade sehr werthvolle Prosawerke sind von den Persern in arabischer Sprache verfaßt, weil es namentlich in den ersten Zeiten nach der Eroberung Irans durch die Araber guter Ton und vortheilhaft war, auch weite Verbreitung im Morgen- und Abendlande versprach, wenn man sich im Idiom der Weltbeherrscher ausdrückte; in der wissenschaftlichen arabischen Literatur lieferte Iran hervorragende Schriftsteller. Die persische Lyrik, schon äußerlich an die Form arabischer Metra gebunden, ist diejenige unter den schönen Redekünsten, welche sich in ihrer Ausdrucksweise und im Gedankenkreise am meisten dem echt persischen ab-, und dem arabischen zuwendet, während das Epos weit mehr national erscheint; es mag dies seinen Grund darin haben, daß bereits vor der moslemischen Eroberung große Heldengedichte, deren Umdichtungen in die neuere Sprache wir stellenweise noch besitzen, oder deren Titel uns in den bibliographischen Werken der Perser und Araber aufbewahrt sind, als Muster für die den Arabern unbekannte Epopöe vorhanden waren, während die lyrische Poesie, wenigstens die künstliche oder höfische, nicht in dem Grad ausgebildet war, daß sie der arabischen gegenüber sich hätte in der herkömmlichen Form behaupten können.

Die persische Literatur der Neuzeit, d. h. seit dem 10. Jahrhundert etwa, ist nun scheinbar durch eine große Kluft von der jenseits des 7. Jahrhunderts liegenden mittelalterlichen und altpersischen getrennt, weil sie sich ebenso wie die von ihr abhängige türkische entsprechend ihrer soeben bezeichneten Richtung ganz in der Anschauungsweise der moslemischen Nationen, speciell der arabischen bewegt; selbst die Dichtungen der Sufis oder Mystiker, welche eine von den Persern ausgehende, mit ihrem auf die alte persische Naturanschauung begründeten Pantheismus in Gegensatz zur Orthodoxie stehende tief religiöse Weltbetrachtung enthalten, vermögen nicht, sich von dem Ideenkreise des Islam gänzlich loszumachen. Der Turiner Professor Italo Pizzi, den Fachgenossen vortheilhaft bekannt durch gediegene Arbeiten über das persische Epos, sowie durch verschiedene grammatische Untersuchungen, hat nun in einem eben erschienenen Handbuch der persischen Literatur*), welches wenig umfangreich, dabei bündig und sehr verständlich geschrieben ist, seit Hammer's „Schönen Redekünsten“ den ersten Versuch gemacht, die persische Literatur im Zusammenhange darzustellen. Er zeigt, daß der Unterschied jener muhammedanischen von der zoroastrischen und altpersischen Literatur weit geringer erscheint, sobald man berücksichtigt, daß wir aus der vorislamischen Zeit Schriftgattungen nicht mehr besitzen, welche in der spätern Zeit vorwiegend ausgebildet worden sind, daß mit andern Worten die Aehnlichkeit beider Zeiträume weit bedeutender sein würde, wenn uns die Stürme der Weltgeschichte mehr übrig gelassen hätten, als es leider der Fall ist. Die altpersischen Denkmale der Achämenidenzeit bestehen nur aus den historischen, nach dem Muster der assyrischen in Lapidarstil, also nicht volksthümlich verfaßten Inschriften zu Persepolis und an einigen anderen Orten Persiens; die Bibel erwähnt königliche Chroniken, und Ktesias behauptet, seine persischen Geschichten aus dem königlichen Archive ge-

*) Manuale di Letteratura persiana di Italo Pizzi, Professore nella R. Università di Torino. Milano 1887. Ulrico Hoepli.

Digitized by Google

schöpft zu haben. Die religiöse Literatur, welche unter dem Namen Awesta auf uns gekommen ist, und welche in den Gâtha oder Hymnen Werke des Zarathustra (Zoroaster) und seiner Schüler enthält, ihrem größern Theile nach jedoch spätern achämenischen und parthischen Zeiten angehört, wird von Pizzi mit Recht nach Medien als ihrem Ausgangspunkt verwiesen, woselbst wegen der schon alten Verbindung mit den semitischen Nachbarländern der in Gegensatz zum alten persischen Polytheismus getretene semitische Monotheismus dieser Gâthas erklärlich ist. Das Awesta ist noch in vieler Hinsicht ein dunkles Buch, und die Interpreten desselben sind theilweise in einem lebhaften Streit begriffen, dessen Gründe hier auseinanderzusetzen nicht geeignet sein würde; es ist erfreulich, die von Prof. von Spiegel zu Erlangen in Deutschland inaugurirte und ursprünglich von E. Burnouf in Paris begründete Forschungsmethode von einem so hervorragenden Kenner des Persischen wie Pizzi als die allein zum Ziel führende bezeichnet zu sehen. Der Verfasser führt dem Leser die Uebersetzung der altpersischen Grabinschrift des Dareios und zweier Stücke des Awesta vor, das eine der letztern in gebundner Rede. Die mittelalterliche Literatur, welche die Periode der Parther und Sasaniden umfaßt, aber noch nach der arabischen Eroberung von den Bekennern der zoroastrischen Religion künstlich, d. h. mit Beibehaltung der inzwischen veralteten Pahlawi-Sprache fortgesetzt wurde, ist wie die awestische hauptsächlich theologisch, doch enthält sie auch zahlreiche noch vorhandene Werke über Geographie, Naturkunde, Recht und Sittenlehre; aus ihr gibt Pizzi Uebersetzungen aus einem Buch über das zukünftige Leben und aus dem Bundehesch, einer Kosmographie in Pahlawisprache.

Die neupersische Literatur wird gemäß ihrem großen Umfang am ausführlichsten behandelt. Der Verfasser hat die Schriftsteller und ihre Werke meisterhaft charakterisirt und in der Auswahl des besten und wissenswerthesten nicht allein gründliche Sachkenntniß, sondern auch Urtheil und ästhetischen Takt gezeigt. Von allen namhaften Schriftstellern gibt er kurze Biographien und Würdigungen ihrer Werke, und zahlreiche Uebersetzungen in Prosa und italienischen Versen beleben diese Darstellung. Die letztern führen dem Leser folgende Stücke vor: von einem der ältesten Lyriker, Rûdegi († 954) eine Schilderung der Reize der Stadt Buchara; eine Ode auf die Geschicklichkeit Mahmûd's von Ghazna in Sagen, von Farruchi († 1078), eine Beschreibung des Frühlings von Katrân aus Tebrîz († 1072), ein Liebeslied Anwari's († 1191) und zwei von Châkâni († 1199). Sodann handelt ein Capitel von Firdûsi's († 1020) Schâhnâmeh oder Königsbuch, dessen Uebersetzung in italienische Verse der Verfasser zu veröffentlichen im Begriff steht. Die literaturgeschichtliche Stellung dieses Epos zu dem alten Pahlawi-Königsbuch oder Chudâinâmak und den sonstigen aus diesem abgeleiteten Darstellungen der persischen Geschichte hätte der Verfasser etwas näher erörtern können, weil das Verhältniß dieser Literaturgeschichte von großer Wichtigkeit für die Entstehung großer Heldengedichte auch bei andern Nationen ist. Wir erhalten metrische Uebersetzungen einer Stelle der berühmten Satire Firdûsi's auf seinen Gönner Mahmûd, der ihm statt der für die Vollendung des Gedichts versprochenen goldnen Tomane solche von Silber gegeben hatte, und mehrere umfangreiche Fragmente jenes mit einem persischen Riesenteppich verglichenen Heldenliedes. Von sonstigen Epikern wird uns Nizâmi († bald nach 1200) mit einer Stelle aus dem Alexanderbuch (Zug des Eroberers nach dem Quell des Lebens), Djâmi († 1495) mit dem Traum, in welchem Zuleicha (die Gattin Potiphar's) den schönen Joseph erblickt, vorgeführt; von den Mystikern oder Sûfis Saadi († 1291) mit einer Stelle aus dem abwechselnd prosaisch und metrisch geschriebnen Gulistan (Rosengarten) und mit einer poetischen Erzählung aus dem Bostan (Fruchtgarten), ferner Djelâl ed-dîn Rûmi († 1272), der noch neuerdings eine treffliche englische Uebersetzung von Redhouse erfahren hat; auf diesen gottbegeisterten Mystiker folgen einige Proben der Skepsis des Omar Chajjâm († 1124), vor einigen Jahren vom Grafen von Schack (Stuttgart 1878), von J. B. Nicolas (Paris 1867) und von Ed. Fitzgerald (London 1859. 1879), auch von Bodenstedt und Whinfield übersetzt, sowie von dem berühmten Hafiz († 1389), seit Hammer-Purgstall und Goethe der deutschen Lesewelt vertraut.

Pizzi läßt noch Stücke aus Djâmi's Ghazelen folgen, um sodann die Novellen und didaktischen Gedichte zu besprechen, von welchen manche in andere Werke verwebt sind, wie die Sprüche des Chosro Anoschirwan und seines Wezirs Buzurdjmihr, welche Firdusi nach einem alten, neuerdings durch den Parsen Destur Behramdji Sandjana zu Bombay veröffentlichten Pahlawistück seiner Sasanidenchronik eingefügt hat; eine Novelle des Husain Wâiz, Verfassers des Fabelbuches Anvâr-i-Suhaili (Lichter des Kanopussternes), und ebenfalls des Djâmi gibt der Verfasser als Proben dieser Dichtungsart. Aus der historischen Literatur, welche viel Rhetorik enthält, aber eine reiche Fundgrube nicht allein für die persische, sondern auch für die indische Geschichte ist, wird die Erzählung vom Tode Sezdegerd's, des letzten Sasaniden, nach Ibn Aathem Kûfi und eine Anekdote aus der Geschichte der Samaniden (893 nach Chr.) aus Mirchondi's († 1504) Rauzat us-safâ (Garten der Reinheit) mitgetheilt, endlich noch ein Blick geworfen auf die allerdings noch bescheidenen Anfänge des Dramas, sowie auf die moderne religiös-sociale, auf eine bessere Moral und allgemeine Menschenliebe, auf die Unterdrückung der Polygamie und die Gleichstellung der Frau mit dem Manne hinwirkende Bewegung der Bâbi, welche zwar äußerlich durch die Bemühungen der Geistlichkeit grausam unterdrückt worden ist, aber desto mächtiger durch eine stets anwachsende Literatur sich ausbreitet.

Feuilleton.

Das neue Gebot.

Von August Strindberg.

Aus dem Schwedischen.

(Schluß.)

III.

Der Pfarrer war wie vernichtet. Er wagte nicht, gleich nach Hause zu gehen, sondern stürzte in die Kirche und warf sich vor dem Altar nieder. Die Thüren des vergoldeten Altarschrankes standen offen, und die rothen Strahlen der Abendsonne beleuchteten den Leidensweg des Herrn nach Golgatha. In diesem Augenblicke war der Priester nicht mehr der drohende und strafende Richter des Herrn; er lag jetzt selbst wie die so oft von ihm gezüchtigte Gemeinde auf seinem Antlitz und flehte um Gnade. Von Zeit zu Zeit blickte er zum Christusbilde empor und bemerkte kein Mitleid in den blassen Zügen. Doch Christus nahm ja auch seinen Kelch und leerte ihn bis auf den Grund; er nahm sein Kreuz auf den zerfleischten Rücken und trug es den steilen Hügel hinan, wo die Henker seiner warteten, aber über dem Gekreuzigten that sich der Himmel auf. Es gab also etwas, das über und hinter all diesen Leiden stand. Er begann die Gründe für dieses Menschenopfer zu suchen, welches jetzt überall vollzogen werden sollte. Die Kirche hatte offenbar bemerkt, daß die Menschen anfingen, an der geistlichen Machtvollkommenheit zu zweifeln. Sie wollten die Diener Christi nicht mehr als göttliche Richter und Büttel gelten lassen, denn sie sahen, daß die Geistlichen selbst voll menschlicher Schwächen waren. Nun sollte die Priesterschaft zeigen, daß sie um Christi Willen selbst das Herz aus der Brust reißen und auf dem Altar der Kirche opfern könnte. Aber, entgegnete seine auffätzische Vernunft, das Christenthum hat ja die Menschenopfer abgeschafft! Seine Gedanken gingen wieder ihre eigenen Wege: vielleicht lag dennoch dem altheidnischen Opfer ein vernünf-

Digitized by Google

tiger Gedanke zu Grunde. Abraham war Heide, denn Christus war damals noch nicht geboren, und dennoch war er bereit, seinen Sohn auf Gottes Befehl zu opfern. Christus selbst wurde geopfert, alle heiligen Märtyrer wurden geopfert — warum sollte denn gerade er verschont bleiben? Dazu lag kein Grund vor, und wenn die Gemeinde fortfahren sollte, an seine Predigten zu glauben, dann müsse er ihr freilich auch beweisen, daß er im Stande sei, sein Liebstes dahinzugeben. Eigentlich opferte er ja auch nur sich selber, denn er und seine Frau waren Eins. Er konnte sich nicht verhehlen, daß ein neuer eigener Genuß in den zukünftigen Leiden liegen müsse, und dazu kam noch der Hochmuth und winkte ihm mit der Märtyrerkrone, die ihn mit Einem Schlage hoch über die in letzter Zeit schon wiederholt störrige Gemeinde erheben würde.

Stark in diesem Gedanken und zufrieden mit der Macht seiner Logik, stand er auf und betrat den Hochaltar. Er war nicht mehr der zerknirschte Sünder, sondern der Gerechte, welcher so leiden wollte, wie Christus, und ihm zur Seite gestellt werden wollte. Er fühlte, daß er unter der Gewalt des Leidens wuchs, und seine überreizte Phantasie versetzte ihn in eine solche Verzückung, daß er der Sinnenwelt vollständig entrückt war und wähnte, er und Christus seien Eine Person. Als der Küster aber hereinkam, um die Kirche zu schließen, brach er zusammen, wie ein vom Winde niedergeworfenes Segel.

Auf dem Heimwege bedauerte er nur, daß sich die Begeisterung verlor. Er wäre gerne umgekehrt, wenn ihn nicht ein unbestimmtes Gefühl davon abgehalten hätte. Je näher er dem Hause kam, desto frostiger wurde ihm ums Herz und desto kleiner kam er sich vor. Und als er gar ins Haus trat und sein Weib ihn mit geöffneten Armen und mit der unruhigen Frage empfing, warum er so lange fortgeblieben, als er den warmen Schein des Kamins ihm entgegenstrahlen und die beiden schlafenden Kinder sah, die friedvoll und blühend dalagen: da fühlte er den ganzen Werth dessen, was er aufgeben sollte — er öffnete das übervolle Herz und fühlte von neuem die ganze Macht der ersten Liebe, die Alles ertragen, Allem entsagen kann und dennoch lebt; und er schwor, möge kommen, was da wolle, nie und nimmer die Geliebte seines Herzens zu opfern. Und die beiden Gatten dachten sich wieder in die ersten Tage ihrer Ehe zurück und saßen zusammen bis nach Mitternacht, plaudernd von vergangenen und zukünftigen Tagen und berathend, wie die drohende Gefahr zu beschwören sei.

IV.

Der Sommer verstrich den Glücklichen wie ein schöner Traum, in dem sie vollständig vergaßen, daß das Erwachen zur grausamen Wirklichkeit näher rückte. Unterdessen war der Inhalt des päpstlichen Sendschreibens auch der Gemeinde zur Kenntniß gelangt. Sie nahm dasselbe mit einer gewissen Schadenfreude auf, denn sie gönnte den geistlichen Beherrschern gern ein kleines Fegefeuer, auch hoffte man, daß sich jetzt die Gehälter derselben vermindern würden, da keine Familie mehr zu ernähren sei. Und am Ende fanden sich in der Gemeinde auch einige Fromme, die jede Anordnung des Bischofs oder gar des Papstes als ein directes Gebot des Himmels betrachteten. Sie discutirten die Frage gründlich und einigten sich jedesmal in der Ueberzeugung, daß der Bund zwischen einem Priester und einem Weibe eine himmelschreiende Sünde sei. Diese Frommen hatten erwartet, daß das Pfarrhaus gleich nach der Verkündigung des Decretes gesäubert werde, und als nun der Geistliche keine Miene machte, der Verfügung nachzukommen, begannen sie zu murren. Wie nun gar einmal der Blitz in den Kirchthurm schlug, wurde das Murren immer lauter. Und dann kam der Herbst und brachte eine Mißernte. Kein Zweifel, daran trug einzig und allein die Sündhaftigkeit des Priesters die Schuld! Die Frommen thaten sich zusammen und schickten eine Deputation nach dem Pfarrhause, um dem Geistlichen zu eröffnen, daß man, so lange er noch in der Sünde verbleibe, das Sacrament nicht von ihm annehmen werde, und wenn das Pfarrhaus bis zum Sylvester nicht entweibt sei, so würden sie es mit Feuer und Schwert reinigen.

Der Priester verschloß sein Ohr diesen Mahnungen nicht, und bald schien eine sonderbare Veränderung in ihm vorgegangen zu sein. Er besuchte häufiger die Kirche, als nöthig, und blieb dort oft bis zum späten Abend. Gegen seine Frau wurde er verschlossen und kalt, und es schien ihm fast unangenehm, wenn er mit ihr zusammentraf. Die Kinder hielt er oft stundenlang auf dem Schooße und herzte und küßte sie wortlos.

Zur Martinsmesse im November kam der Diaconus des Domcapitels auf Besuch. Er hatte eine lange Unterredung mit dem Pfarrer, und von nun an wurde dieser noch kälter und abstoßender. Die Frau sagte nichts, aber sah, was kommen würde. Ihr Stolz verbot ihr, eine Annäherung zu versuchen, und als der Mann seine Mahlzeiten allein zu nehmen begann, trafen sie sich nur noch selten. Seine Gesichtsfarbe wurde aschfahl, und die Augen sanken ihm tiefer in den Kopf; er aß nie zu Abend, und während der Nacht schlief er auf der bloßen Erde.

So wurde Weihnachten. Da kam er eines Abends, zwei Tage vor dem Christabend in die Stube und setzte sich an den Kamin. Seine Frau flickte die Kleider der Kinder. Eine zeitlang herrschte eine unheimliche Stille; endlich sagte er:

„Die Kinder müssen eine Bescheerung haben. Wer soll zur Stadt?“

„Ich,“ sagte die Frau, „aber ich nehme die Kinder mit. Du bist doch einverstanden?“

„Ich habe zu Gott gebetet, daß dieser Kelch an mir vorübergehe, aber er hat mich nicht erhört, und ich sagte ihm: Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe.“

„Bist Du sicher, daß Du seinen Willen kennst?“ fragte die Frau muthlos.

„So sicher, wie ich es sein kann!“

„Dann reise ich morgen zu meinen Eltern, die mich erwarten,“ sagte die Frau mit tonloser, aber fester Stimme.

Der Geistliche erhob sich und eilte hinaus, als hätte er sein Todesurtheil empfangen. Der Abend war eisig kalt, die Sterne flimmerten am blaugrünen Himmel, und die schneebedeckte Ebene lag unabsehbar vor dem hastigen Wanderer. Er wanderte und wanderte und kam sich doch vor wie ein angebundenes Pferd, das immer im Kreise herumläuft, weil es von dem Strick festgehalten wird. Er ging an erleuchteten Häusern vorbei und sah, wie man scheuerte und fegte, kochte und buk für die nahende Weihnachtszeit. Und die Gedanken an seinen eigenen Christabend wurden in ihm wach. Er dachte sich sein Heim leer, kalt, ohne Licht, ohne sie, ohne die Kinder. Die Füße brannten ihm, aber der Körper fror. Er ging und ging, ohne zu wissen wohin. Endlich stand er vor einem Hause. Die Fensterläden waren zu, aber ein Lichtstrahl drang heraus und warf auf den Schnee einen gelben Schein. Er trat näher und blinzelte durch eine Spalte. Vor ihm lag ein Zimmer, dessen Bänke und Tische mit Kleidern, Kinderwäsche, Strümpfen und Tüchern belegt waren. Eine Kiste stand geöffnet, und am Deckel hing ein weißes Kleid, dessen schlanke Taille seine Aufmerksamkeit fesselte. War es ein Todtenkleid oder ein Brautkleid? Wie eigenthümlich, daß man Todte und Bräute in Weiß kleidet! An der Wand zeichnete sich ein Schatten ab; bald war er so lang, daß er sich oben an der Decke brach, bald kroch er am Fußboden hin. Schließlich warf er sich über das weiße Kleid. Ein kleiner Kopf mit einer Morgenhaube zeichnete sich scharf auf dem weißen Hintergrunde ab. Diese Stirne, diese Nase, diesen Mund hatte er früher gesehen. Wo war er? Der Schatten verschwand in die Kiste hinein, und vor das Auge des Geistlichen trat ein Gesicht, so schmerzerfüllt, so bleich, daß es unmöglich einer Lebenden angehören konnte. Es sah ihm in die Augen, so daß sie ihm wie Feuer brannten, und er fühlte, wie ihm die Thränen rannen, und den Schnee auf dem Fensterbrette schmolzen. Und dann wurden die Blicke drinnen so weich, so flehend, daß er die selige Katharina zu sehen glaubte, wie sie den Kaiser Decius um Gnade anrief. Ja gewiß, sie war es, und er war der Kaiser. Ob er sie erhörte? Nein; „gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist,“ sagt die Bibel, und „Himmel

Digitized by Google

und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen." Keine Gnade! Aber er konnte diesen Blick nicht aushalten; wenn er stark bleiben sollte, mußte er gehen. Er ging in den Garten, wo sich der Schnee über die Beete gelegt hatte, so daß sie aussahen wie Kindergräber. Wer wohl in diesen kleinen Gräbern liegen mochte? Seine Kinder! Seine frischen, fröhlichen Kinder, die er Gott hatte opfern müssen, wie einst Abraham den Isaak. Aber Abraham kam mit dem Schrecken davon! Da schoß ihm das Blut durch die Adern. Fieber pochte an seine Schläfen. Er ging aus dem Garten und kam auf den Hof. Hier stieß er gegen einen ungeheuren Sarg, einen Sarg für zwei. Doch nein, es war ein Bett, bedeckt mit frischem Schnee, weiß wie Eiderdunen und warm wie die Federn eines lebenden Vogels. Jäher Zorn faßte ihn; er taumelte und biß in die Bettstelle wie ein junger Hund, dem es in den Zähnen juckt. Dann watete er weiter durch den tiefen Schnee und stieß auf eine kleine Tanne. Das war ein Christbaum; um einen solchen würden seine Kinder getanzt haben, wenn sie noch gelebt hätten! Nun war es vorüber mit dem Restchen Vernunft. Er wandte sich dem Kirchhof zu und brach mit der Kraft eines Wahnsinnigen eine junge Linde ab. Mit dieser Waffe griff er die Grabkreuze an, welche sich seiner Phantasie als eine Heerschaar darstellten, die mit ausgestreckten Armen gegen ihn anrückte. Sie wichen nicht, aber er ging vor, wie der Tod mit seiner Sense, und ruhte nicht eher, bis er jedes zu Boden gestreckt hatte, so daß das Feld mit Splittern bedeckt war.

Allein seine Kräfte waren noch nicht erschöpft. Jetzt wollte er auch die Todten und Verwundeten zusammentragen und die Leichen plündern. Kreuz um Kreuz stapelte er unter einem Fenster der Kirche auf. Als er damit fertig war, rüttelte er an der Kirchenthüre. Sie war verschlossen. Da kletterte er hinauf und stieg durch das Fenster hinein.

Im Inneren war sie voll erleuchtet durch ein Nordlicht, welches ihm bis dahin durch das hohe Dach verdeckt worden war. Ein neues Gefecht gegen die angreifenden Betstühle, welche er in einen Trümmerhaufen verwandelte. Seine Blicke wendeten sich dann dem Hochaltar zu, wo Gott auf einer Wolke thronte. Der Wahnsinnige kreuzte die Arme über der Brust und schrie voll Hohn:

„Komm herunter, wir wollen sehen, wer der Stärkere ist."

Als seine Herausforderung nicht angenommen wurde, ergriff er ein Scheit und warf es wider das Bild. Er traf ein Gypsornament, das krachend niederfiel und eine Wolke von Staub emporwirbelte.

Noch einen Holzklotz und noch einen! Seine Fehlwürfe steigerten seine Raserei. Die Wolken, auf denen Gott thronte, stürzten hohnlachend nieder, und endlich fiel auch das schwere Bild mit schrecklichem Krachen auf den Altar und zertrümmerte im Fallen Alles.

Da aber wurde der Rächer vom Schrecken ergriffen, und er sprang eiligst zum Fenster hinaus.

V.

Am Morgen vor Weihnachten hatte ein Gemeindemitglied beim Pfarrhause merkwürdige Dinge gesehen. Ein Schlitten mit einer Frau, zwei Knaben und einem Knechte war in größter Hast davongefahren. Außerhalb des Dorfes war ihnen der Priester nachgelaufen und hätte aus Leibeskräften geschrien, der Schlitten sollte anhalten. Dieser aber hätte seinen Weg fortgesetzt, bis man ihn nicht mehr gesehen. Der Priester aber sei in den Schnee gestürzt, die Faust gen Himmel geballt.

Einige Stunden später wußte man zu berichten, daß der Pfarrer an einem hitzigen Fieber erkrankt sei, und daß der Teufel, aus Wuth darüber, daß der Diener des Herrn über ihn gesiegt, die Kirche in entsetzlicher Weise verwüstet habe. Um hineinkommen zu können, habe er vorher alle Kreuze auf dem Kirchhofe zerbrochen. Das Alles stellte nicht nur das Ansehen des Herrn Pfarrers wieder her, sondern verlieh diesem noch einen gewissen Heiligenschein. Die Frommen aber waren nunmehr zufrieden, denn sie wußten, daß der Geistliche nur in Folge ihrer Dazwischenkunft Sieger geblieben war.

Drei Monate lag er krank darnieder — erst im April durfte er wieder ausgehen. Er hatte gealtert: das Gesicht war spitz, die Augen hatten ihren Glanz verloren, der Mund war halb geöffnet, der Rücken krumm. Auf der Südseite des Hauses hatte er sich eine Bank herrichten lassen; dort saß er, sonnte sich und träumte von der Vergangenheit, die für ihn umsoweniger mehr Wirklichkeit besaß, als er noch immer nichts von seinen Lieben erfahren hatte.

Und dann kam der Mai mit Blumen und Vogellied. Der Priester ging in den Garten und sah das Unkraut wuchern. Seine lieben Blumen waren erfroren, denn Niemand hatte sich im Winter um sie gekümmert. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, etwas Neues zu säen, denn er hatte jetzt Niemand, den er damit erfreuen konnte. Er ging an den Zaun heran und überblickte die Landschaft. Die Ebene lag sonnig da, das Flüßchen plätscherte lustig; er spürte plötzlich einen unwiderstehlichen Drang, den Wellen zu folgen bis in's Meer hinaus. Er band den Kahn los, setzte sich hinein und ließ sich von der Strömung treiben. So vergingen ein paar Stunden.

Plötzlich witterte er den Duft knospender Birken und blühender Blumen. Er sah sich um; die Ebene war zu Ende, und er befand sich am Fuße des kleinen Birkenhügels. Erinnerungen stiegen vor seinem Geiste empor; leichte, lichte Bilder, umrankt von Ranunkeln und Anemonen. Er stieg an's Land und ging den Hügel hinan. Hier hatten sie ihr Mittagsmahl eingenommen; hier an diesem Baume stand er, als die Knaben ihn als Zielscheibe benutzten. Er sah das Bohrloch in der Birke, wo er den Saft herausgezapft und wo die Kinder mit ihrem Mäulchen geleckt hatten. Die Weide zeigte noch die Stelle, wo er den Zweig für die Pfeifen abgeschnitten hatte. Er fand im Grase einen Pfeil — ach, wie lange sie damals nach diesem Pfeile gesucht hatten, dem besten, den er jemals geschnitzt, dem einzigen, der auch über die höchsten Birken flog. Er suchte weiter im Grase und im Gebüsche wie ein Spürhund; er wälzte Steine um, hob Zweige empor, bog die Büsche zur Seite und scharrte das Laub hinweg. Was er suchte, wußte er nicht, aber wollte etwas finden, etwas, das an sie erinnerte. Endlich blieb er vor einem Weißdorn stehen; hier hing auf einem Dorn ein Fetzen eines rothen Wollstoffs; er flatterte im Winde wie ein kleiner Schmetterling zwischen weißen Blumen — nein, wie ein gespießter Schmetterling. Und dann kam der Wind und spielte damit, so daß er aussah, wie ein blutendes Herz, ein Herz, das aus der Brust herausgerissen und zwischen Dornen aufgehängt worden ist. Er nahm den Fetzen herunter, hielt ihn an den Mund, küßte ihn und verbarg ihn sorfältig in der Hand. Dann warf er sich in's Gras und weinte bitterlich. Er rief ihren Namen, den Namen der Kinder. Er weinte so lange, bis er ermattet einschlief.

Als er erwachte, blieb er noch eine Weile liegen und übersah mit halbgeöffneten Augen den dunkelgrünen, duftigen Rasen. Sein Blick blieb an einem großen Weidenbusche haften, dessen gelbe Fransen wie goldene Kornähren im Sonnenscheine hingen. Ein schwacher Wind setzte die Zweige in eine leise schaukelnde Bewegung, was auf sein verweintes Auge mildernd einwirkte. Plötzlich zitterten die Zweige nicht mehr, es raschelte und eine Hand bog die Aeste zur Seite. Ein sonnenbestrahltes Frauenbild erschien, eingefaßt in das Gold der Weidenblüthen und das zarte Blättergrün. Er lag eine Weile und staunte so hin. Dann begegneten seine Blicke den ihrigen, welche aus dem Strauche hervorschossen wie zwei Strahlen, die in seinem erloschenen Geiste das Feuer wieder entzündeten. Sein Körper erhob sich, seine Füße trugen ihn vorwärts — er wußte nicht wie — seine Arme streckten sich aus, und im nächsten Augenblicke fühlte er ein warmes Wesen an seiner Brust, und in einem langen Kusse schmolz das Eis, das so lange seine Seele gefangen gehalten.

VI.

Acht Tage später kam der Archidiaconus zu einem Besuche nach Rasbo. Er fand den Pfarrer heiter und zufrieden. Der Diaconus hatte eine Bestellung, die ihm etwas schwer

Digitized by Google

auszurichten schien und ihn augenscheinlich um den richtigen Ausdruck verlegen machte.

Man habe bemerkt, äußerte er, daß in der Gemeinde Gerüchte umliefen, die auch dem Erzbischofe zu Ohren gekommen. Man müsse freilich nicht viel auf derlei Geschwätz geben, aber schon, daß solches Gerede entstehen könne, sei von Uebel. Der Herr Pfarrer — um gerade auf die Sache loszugehen — solle zuweilen irgendwo ein Stelldichein haben. Man habe jedoch den Sturm vorausgesehen, den die Bulle über das Cölibat hervorgerufen, und das Grausame des neuen Gebotes wohl erkannt . . . daher Erleichterungen, licentia occulta, stillschweigende Zugeständnisse . . .

Hier stockte seine Rede, und mit kaum hörbarer Stimme flüsterte der Archidiaconus dem Pfarrer etwas ins Ohr. Dieser wurde feuerroth, ein furchtbarer Zorn blitzte ihm aus den Augen. Also ein Eheweib war ihm nicht gestattet, wohl aber eine Buhlerin. Nie hatte er auf der Kanzel gegen die sündige Gemeinde mit so heiligem Zorn gepredigt, wie jetzt gegen den heuchlerischen Pfaffen. Plötzlich aber beruhigte er sich und lächelte still vor sich hin. Ein seltsamer Gedanke stieg in ihm auf und glättete die stürmischen Wogen: waren die Götter, die seine Väter einst in den Wolken und der Sonne verehrten, nicht viel größer und reiner, als diese römischen und semitischen Gotteslästerer, und war nicht die Zeit für ihn gekommen, zum Glauben seiner Vorfahren, der noch da und dort im Lande lebte, zurückzukehren?

„Nun aber," herrschte er den zitternden Diaconus an, „packt Euch, bevor ich Euch dabei helfe und nehmt meinen Fluch mit: brecht Euch die Beine, ersauft im Graben, laßt Euch vom Blitze treffen oder von Räubern plündern; mögen Eure verstorbenen Angehörigen Euch jede Nacht aus dem Schlafe schrecken, mögen Mordbrenner Euer Haus anzünden, denn ich schließe Euch hiermit aus der Gemeinschaft aller edlen Menschen aus, so wie ich mich selber ausschließe aus Eurer Gemeinschaft. Hinweg!"

Der Diaconus zögerte nicht länger. Der Pfarrer auch nicht, denn seine Frau und die Kinder erwarteten ihn schon im Birkengehölze. Dann machten sie sich auf den Weg nach einer neuen Heimat, die sie droben im Walde an der Grenze von Westermannland begründen wollten.

Aus der Hauptstadt.

Zum Schluß der Inbiläumsausstellung.

Die Pforten des Ausstellungspalastes am Lehrter Bahnhof sind nach einem feierlichen Act definitiv geschlossen. Gewichtige Worte sind von maßgebender Seite vor einer hochansehnlichen Versammlung gesprochen worden, und wenn auch wir der Stätte so vielfacher Augenweide einige Scheideworte nachrufen, so werden wir Feierlichkeit und Gewicht durch wohl gemeinte Aufrichtigkeit zu ersetzen suchen müssen.

In weiser Selbstbeschränkung möchten wir zunächst die Stadtbahnbögen als ideale Grenze betrachten und das, was jenseits derselben liegt, so kurz als möglich behandeln. Ob Dreher'sches Bier, Damen- und Knabencapellen mit der Vornehmheit einer hundertjährigen Jubelfeier eines academischen Instituts in Einklang zu bringen sind, mag streitig sein. Jedenfalls haben sich Freunde und Gegner besagter Vereinigung nach der anstrengenden Bilderschau dort oft und gern erholt. Der Zweck heiligt die Mittel, und sollten sich unter hunderttausend Besuchern auch nur tausend daran gewöhnt haben, gelegentlich — etwa bei plötzlich eintretendem Regen — ein Bild anzusehen, so ist das Resultat als ein erfreuliches zu betrachten.

Ein Theil des Dreher'schen Bierparks präsentirte sich in ägyptisch-griechisch-westafrikanischem Gewande. Von dem Obelisk, dem problematischen Wahrzeichen des Potsdamer Platzes aus, konnte man mehrere Jahrtausende der Kunstentwickelung — übersehen, um sich schließlich eine weite Perspective in die Zukunft unserer Colonisationsbestrebungen zu eröffnen. Hinter der Kyllmannsnadel erhob sich auf hohem pergamenischem Unterbau der Tempel des olympischen Zeus, und die Frage der Polychromie der Giebelgruppe entzog sich so dem Verständniß des kurzsichtigen Publikums. Mögen die Herren Archäologen ihre Differenzen unter sich ausmachen, die Fernerstehenden haben an der Parodie der Giebelgruppe in der Osteria ihre Freude gehabt.

Was diesseits der Stadtbahnbögen lag, war ein ernstes, anerkennenswerthes Stück Arbeit, dem wir zunächst die Lösung der Berliner Ausstellungslokalsfrage verdanken. Die gleichmäßige Beleuchtung großer Wandflächen durch Oberlicht war in den fünf Mittel- und den sechs Seitensälen in glücklichster Weise gelungen, und diese Räume werden unter gewöhnlichen Verhältnissen für das Bedürfniß einer jährlich wiederkehrenden Ausstellung genügen. Nach der Richtung der Decoration hin — abgesehen von dem Kuppel- und den drei Ehrensälen — wird sich von der einfach-vornehmen Ausstattung der österreichischen Abtheilung lernen lassen. Wann das traditionelle Roth der Wandflächen einer neutralen Farbe Platz macht, ist eine Frage der Zeit, die ja noch immer mit den ehrwürdigsten Ueberlieferungen fertig geworden ist.

Die Seitengalerien mit ihren schrägen Wandeinsätzen haben sich für die Unterbringung von Bildern als durchaus unbenützbar erwiesen. Diese kleinen Nebenräume werden bei künftigen Ausstellungen für architektonische Zeichnungen und kunstgewerbliche Erzeugnisse reservirt werden müssen. Besonders für die letzteren wäre nicht nur eine principielle Zulassung, sondern liebevollste Berücksichtigung wünschenswerth. Das deutsche Kunstgewerbe hat in den letzten zehn Jahren einen so erfreulichen Aufschwung genommen, es hat den verlorenen Zusammenhang mit den vornehmeren Schwestern so eifrig gesucht und zum Theil gefunden, daß es die Anerkennung einer gewissen Gleichberechtigung wohl verdient. Die Pflege der innigsten Wechselbeziehungen zwischen Kunst und Kunsthandwerk ist der kürzeste und beste Weg zur Popularisirung der Gesammtkunstbestrebungen. Man gebe dem größeren Publikum Gelegenheit, zu sehen, wie beide sich gegenseitig durchdringen und ergänzen, und das Verständniß für die Verschönerung des Lebens durch die Kunst mit bescheidenen Mitteln wird sich von selbst einstellen und auf immer weitere Schichten ausdehnen.

Ein Gesammtüberblick der ausgestellten Leistungen lebender Maler ergibt ein überraschend hohes Durchschnittsniveau des technischen Könnens. Unsere Künstler haben unter dem Einfluß ernsten Naturstudiums wieder mit eigenen Augen sehen gelernt; überall Licht und Luft in den Bildern, Muskel und Knochen in den Sculpturen! Damit ist der Boden für eine gedeihliche Entwickelung gegeben. Jede neue Kunstepoche hat noch mit dem Naturalismus, mit treuester Wiedergabe des Gesehenen begonnen, und erst nachdem sie ihre Darstellungsmittel an den beobachteten Einzelobjecten gemessen, ist es ihr gelungen, den idealen Gehalt ihrer Zeit zum künstlerischen Ausdruck zu bringen. Wenn man bei Beurtheilung dieser Ausstellung vielfach über den Mangel an tieferem Gehalt, an gedanklichem Erfassen und Durchdringen des gewählten Gegenstandes geklagt hat, so ist das ungerechtfertigt in einer Uebergangsepoche, die überall mit dem Alten bricht, ohne sofort Neues an seine Stelle setzen zu können. Die Götter der Vergangenheit sind gestürzt, die der Gegenwart sind noch nicht gefunden, können also auch nicht in der Kunst greifbare Gestalt gewinnen. Hat man nur erst wieder die Einzeldinge in ihrer äußeren Erscheinung wahr und wirklich darstellen gelernt, dann wird sich auch mit der Zeit das geistige Band finden, das sie zusammenfaßt und sie zu einem Mikrokosmos verbindet.

Technisch genommen äußert sich der Naturalismus durchgehend in einer scharfen Betonung der Localfarben, die man in einem Gesammtcolorit aufzulösen verschmäht. Die dadurch hervorgerufene Buntheit mag das durch die alten Meister verwöhnte Auge beleidigen, aber sie ist berechtigt, weil sie aus dem Streben nach Wahrheit hervorgeht. So, wie man sie heutzutage malt, sehen die Gegenstände im vollen Lichte wirklich aus. Wenn sich der junge Nachwuchs erst daran gewöhnt haben wird, seine Licht- und Farbenfreude zu mäßigen und an den abtönenden Ein-

Digitized by Google

fluß der umgebenden Luft zu denken, dann wird auch jene aufdringliche Buntheit einer ruhigeren Vornehmheit der Farbengebung Platz machen.

Der kräftige, nationale Zug, der durch die neuere Production geht, macht sich auch in der Wahl und Behandlung der Motive bemerkbar. Es ist überraschend, wie schnell die glatt gemalten Familienintérieurs voll charakterlosen internationalen Eheglücks, die stilvollen Salons mit triumphgewohnten Lieutenants und minneseligen Backfischen von der Bildfläche verschwunden sind. An ihrer Stelle bemerkt man überall die gesunden Ansätze zu einer ernsten Sittenschilderei. Mag sie noch bisweilen in der Wahl des Gegenstandes fehlen und in dem berechtigten Streben nach Anerkennung das Sensationelle mit dem Ergreifenden verwechseln, ihr gehört die Zukunft, weil sie mit der Gegenwart fortschreitet und lebendige Menschen für lebendige Menschen malt. Auf wie günstigen Boden der sich entwickelnde moderne Realismus stößt, das beweist die kühle Aufnahme, welche die nachträglich ausgestellte letzte Arbeit Piloty's gefunden hat. Sie gehört selbst in ihrer Unfertigkeit zu dem Besten, das der Vater der neueren Historienmalerei geschaffen hat, und doch ist der Kreis der Verehrer, den „Der Tod Alexanders" in den ersten Tagen um sich versammelte, mit der abnehmenden Neugierde immer kleiner geworden. Die Größe der Leinewand, die plastisch herausgearbeiteten lebensgroßen Figuren der Diadochen, das satte und doch nicht dunkle Colorit wirkten frappirend, bis man sich bei wiederholtem Sehen überzeugte, daß man es auch hier mit einer theatralischen Costümscene im Stil der Meininger zu thun hatte, mit einem wohlarrangirten Gruppenbilde, in dem die Hauptacteurs nicht genügen, weil auch ihre Aufgabe sich in der wohlstudirten Pose erschöpft. Roxane oder Thusnelda, das Costüm wechselt, die Pose bleibt. Der Tod Alexanders ist eine interessante Erwerbung der Nationalgalerie als Wahrzeichen eines abgeschlossenen Kunstabschnittes. Man hat den Vorschlag gemacht, das Bild von begabten Schülern Piloty's fertig malen zu lassen, aber wir glauben nicht, — abgesehen von der kunsthistorischen Entwerthung, — daß sich eine geeignete Persönlichkeit finden wird, die sich selbstverleugnend in die Absichten des Meisters hineinlebt. Es gibt eben noch Pilotyschüler, aber keine Pilotyschule mehr.

Einen internationalen Charakter hat die nunmehr geschlossene Kunstausstellung nicht gehabt. Wir können uns somit eines Abwägens und Vergleichens der ausländischen Leistungen mit den einheimischen enthalten. Keine der fremden Sectionen war geeignet, uns einen Ueberblick der betreffenden Kunstbestrebungen zu gewähren. Frankreich glänzte leider ostentativ durch Abwesenheit. Berechtigtes Aufsehen hat die englische Ausstellung erregt, die an dieser Stelle bereits Würdigung fand. Die Italiener und Spanier sind gut vertreten gewesen, wenn auch nicht durch eine größere Anzahl von Koryphäen. An Farbenfreude sind sie unseren Künstlern zur Zeit noch überlegen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß sie unter einem anderen Himmel, in einer Lichtfülle arbeiten, die wir nicht kennen. Was dort wie eine großartige Farbenharmonie zusammenklingt, würde sich bei uns in disharmonische Buntheit auflösen. Liegt beispielsweise bei den Spaniern die Gefahr vor, in trockene und harte Farbengebung zu verfallen, so weist die mildere Luftstimmung des Nordens uns auf die zarteren Uebergänge, auf die gegenseitige Abstimmung der Localtöne hin. Was die Belgier und Niederländer, die Russen und Scandinavier ausgestellt haben, ist einerseits von den Franzosen abhängig und zeigt andererseits zuviel nationale, von natürlichen Einflüssen bedingte Eigenart, als daß wir von ihnen eine merkliche Beeinflussung unserer Kunstübung erwarten dürften. Sie haben uns durch Beschickung der Jubiläumsausstellung eine Höflichkeit erwiesen, deren Anerkennung sich in der Preisvertheilung genügend äußert, da der Löwenantheil derselben verhältnißmäßig dem Auslande zufällt. Es handelt sich hier um einen Act der Courtoisie, der sich der Kritik schon deshalb entzieht, weil ein eigentlicher Wettstreit durch den nationalen Charakter der Ausstellung von vornherein ausgeschlossen war.

Im Uebrigen dürfte in der Preisvertheilung so ziemlich das Urtheil des kunstverständigen und kunstliebenden Publikums zum Ausdruck gekommen sein. Die Lichtfreunde unter unseren Malern werden nicht ganz befriedigt sein, aber sie müssen sich mit dem Bewußtsein trösten, daß ihnen trotzdem und alledem die Zukunft gehört. Daß sich Künstler, wie Schennis, Skarbina und A. Kampf mit der neuerdings eingeführten ehrenvollen Erwähnung begnügen müssen, will uns als ein Mißgriff erscheinen. Die von ihnen ausgestellten Bilder bedürfen keiner ehrenvollen Erwähnung, sie nehmen auch ohne den Zettel mit Goldschrift das Auge gefangen.

Fassen wir die in der Jubiläumsausstellung gehabten Eindrücke noch einmal zusammen, so ergibt sich ein Gesammtresultat, das uns mit freudiger Hoffnung in die Zukunft blicken läßt. Der Kunstmessias ist noch nicht erschienen, aber der fruchtbare Boden ist durch eine ganze Anzahl neuernder Vorläufer genügend vorbereitet. G. M.

Opern und Concerte.

Eine neue Operette und ein neues Ballet.

Daß die Operette auf dem Aussterbeetat befindlich, habe ich schon öfters bemerkt, und jede neue Erscheinung auf dem Gebiete bestärkt meine Ueberzeugung. Entweder muß das gemüthliche Singspiel wieder eingeführt werden, oder die wirkliche komische Oper ganz hervortreten. Ersteres hat, wie ich fürchte, keine Aussichten auf günstige Aufnahme beim Publikum; die gemüthlichen Zeiten sind vergangen. Es bleibt also nur die komische Oper, die allerdings auch mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat bei dem Publikum, das sich an der bisher herrschenden Operette ergötzt hat. Als natürliche Beigabe dieser Uebergangsperiode zeigt sich das schwankende Streben der Modecomponisten einerseits im Stile der komischen Oper zu schreiben, andererseits dem Operettenpublikum die nothwendigen Zugeständnisse entgegen zu bringen. Dieses Schwanken bekundet auch die neueste Operette des Herrn Millöcker, „Der Viceadmiral", Text von Zell und Genée. Dieser letztere ist mit Geschick entworfen, bringt auch im ersten Acte mehrere wirksame Scenen, verflacht aber in den beiden anderen. Der junge Herzog Villeneuve, Viceadmiral der französisch-spanischen Flotte (1804), soll sich, zufolge Testamentsklausel, mit 25 Jahren verheirathen. Zu diesem Zwecke will er von seinem Schiffe (auf diesem spielt die erste Scene) nach Cadix fahren, sich daselbst einem spanischen Granden, Don Mirobolante, und dessen Töchtern vorstellen; er kennt zwar Niemanden aus der Familie, steht aber bereits in Briefwechsel mit ihr und weiß, daß die Damen sehr schön sind. Sein Vorgesetzter, der Admiral, gibt ihm Urlaub, aber nur unter einer Bedingung: da vor Cadix feindliche englische Schiffe kreuzen, so soll der Herzog als Matrose verkleidet ans Land gehen, dagegen ein wirklicher Matrose die Viceadmiralsuniform tragen; im Falle eines Ueberfalles würde dann der Letztere als Gefangener betrachtet, den Matrosen wegfenden können, um seine Befreiung, resp. Austausch zu erwirken. Der Herzog geht anscheinend auf den Befehl ein; der Admiral benachrichtigt den Don Mirobolante von der bevorstehenden Ankunft des hochgeborenen und reichen Freiers und von dessen Verkleidung. Diese hat jedoch nicht stattgefunden, der junge Herzog will sich nicht vor der Gefahr verstecken, und erscheint in seiner wahren Gestalt vor dem Granden und dessen Töchtern. Die glauben nicht an die Wahrheit; der bescheidene Herzog gilt ihnen als der verkleidete Matrose, der freche, witzige Matrose als der „originelle" große Herr. Es ergeben sich nun eine Masse Quiproquo, die damit enden, daß der Herzog eine junge Waise, die er im Hause Don Mirobolante's kennen lernte, ehelicht, und die beiden schönen, aber eiteln und herzlosen Damen zweien früher zurückgewiesenen Freiern ihre Hand reichen.

Die Handlung nimmt im ersten Acte und in der ersten Hälfte des zweiten raschen Verlauf, und ist unterhaltend; von da ab jedoch ermattet sie, und mit ihr die Theilnahme des Zuschauers. Die Musik des Herrn Millöcker ist im ersten Acte in vornehmerer Haltung componirt, mit Sorgfalt gearbeitet, und enthält manches sehr wirksame Stück. Aber vom zweiten Acte ab gewannen die alten Gewohnheiten die Oberhand, die abgebrauchtesten Rhythmen und Harmonien treten hervor, und die anfangs sehr lebhafte Aufnahme ward immer kühler; zuletzt erscholl der Beifall nur von den Hinterbänken und von einigen Logenplätzen; dieser letztere galt viel weniger der Musik als den Darstellerinnen. Diese — die Fräulein Wrada, Stubol, Drucker, El. Schmidt waren vortrefflich; die Herren

Digitized by Google

Steiner, Wellhof und Steinberger sangen und spielten ebenfalls vorzüglich. Die Ausstattung, die glänzenden Costüme und Decorationen gehen weit hinaus über den Rahmen der Operette. Unwillkürlich erinnerte ich mich an die Erfolge von „Fledermaus", „Lustiger Krieg", „Boccaccio", „Fatinitza"; und wie wenig Ausstattung diese Operetten verlangten — während die meisten der neuen und bald von der Bühne verschwundenen „Werke" der Gattung mit enorm viel Aufwand aufgetreten waren.

Wir haben ein erfreuliches Ereigniß auf einem anderen Gebiete der Nebenkunst zu verzeichnen: Ein neues Ballet, von wirklichem Werthe, in welchem nicht die Sprünge und die Fußfertigkeit der Solisten als die Hauptsache erscheinen, sondern die mimische Handlung, die Gruppen, die Chortänze, die Decorationen, also diejenigen Momente, welche auf künstlerischer Grundlage beruhen. „Deutsche Märsche" heißt das Ballet, von Herrn Holzbock erdacht, von Herrn Frappart, dem Balletmeister des Wiener Hoftheaters, ausgeführt, von Herrn J. Bayer aus Wien musikalisch illustrirt. Die Handlung bringt vier verschiedene Scenen aus der preußischen Kriegsgeschichte. Am Hofe des alten Dessauer, dann 25 Jahre später nach der Schlacht bei Hohenfriedberg; 1813 zur Zeit der Einberufung, 1873 ein Soldatenfest in der Nähe von Berlin. Die beiden ersten Bilder stehen insofern im Zusammenhange, als der junge Page am Dessauer Hofe, von Seidewitz, der eine Hofdame liebt, um ihretwillen in Streit geräth, und nur auf die Fürbitte der Kameraden und des Fräuleins vom Schloßcommandanten begnadigt und in den Krieg gesendet wird, nach der Schlacht bei Hohenfriedberg als siegreicher Major auf seinem Gute erscheint, wo ihm jene geliebte Dame, nunmehr seine Frau, mit der Tochter erwartet, und die Bewohner ihm und seinen braven Soldaten zu Ehren ein großes Fest veranstalten. Im dritten Bilde muß ein eben getrauter aus der Kirche kommender Ehemann sich von seiner jungen Frau trennen; 60 Jahre später überrascht er seine Soldaten im Bivouak als alter General, der sich mit ihnen freuen will.

Die Grundidee dieses Ballets ist eine sehr glückliche; sie verdankt ihre Entstehung den „Wiener Walzern", Herr Holzbock hat sie mit so viel Geschick ausgeführt, daß er eine gewisse Selbständigkeit beanspruchen kann. Die verschiedenen Tänze und Gruppirungen sind von Herrn Frappart ganz meisterhaft zusammengestellt, mit wahrhaft künstlerischer Erfindung; die Ausstattung und Costüme waren glänzend. Die Musik des Herrn Bayer enthält viele hübsche Nummern, besonders in den Walzer- und Polkarhythmen; den norddeutschen strammen Marsch thematisch zu behandeln gelang ihm weniger. Die Ausführung war vorzüglich, der Erfolg ein glänzender. Freilich hat das patriotische Gefühl dabei eben so viel Antheil als das ästhetische Gefallen; aber auch von dem letzteren Standpunkte allein betrachtet, kann man diesem Ballette alles Lob spenden.

Heinrich Ehrlich.

Notizen.

Geschichte der christlichen Ethik von Theobald Ziegler. (Straßburg, Trübner 1886.) — Die Hochfluth des Materialismus hat gleich dem Wasser des Nilstromes befruchtend auf das Erdreich gewirkt und uns namentlich eine Lehre zurückgelassen, die wir nie und nimmer vergessen können. Wir wissen jetzt, daß die höchsten Probleme der theoretischen wie der praktischen Wissenschaften, also auch die Frage über das Verhältniß von Religion und Sittlichkeit, auf dem Wege der Speculation nicht zu lösen sind. Beobachtung und Versuch heißt heute die Losung, und wo, wie in unserer Frage, das Experiment nicht gut möglich ist, um so schärfere und eindringendere Beobachtung. Hier muß sich dieselbe naturgemäß zunächst auf die Vergangenheit richten und wird so zur Geschichte. Nur die Geschichte kann uns darüber Aufschluß geben, wie die Religion auf das sittliche Leben der Menschen gewirkt hat, und erst wenn wir das wissen, können wir daran gehen, die Grundfragen zu stellen und vielleicht zu beantworten. In diesem Sinne wird in obigem Buche die Geschichte der christlichen Ethik dargestellt. Dasselbe bildet den zweiten Band von des Verfassers „Geschichte der Ethik", deren ersterer die griechisch-römische Zeit darstellt, während der dritte die moderne Ethik darstellen wird. Unser Buch ist also, wie der Verfasser selbst sagt, das Mittelstück einer Trilogie, kann aber doch als selbständiges Werk für sich betrachtet und beurtheilt werden. Das Christenthum enthält eben sehr wenig Nationales und Traditionelles, es wendet sich an alle Menschen und sucht dem innersten Herzensbedürfniß zu genügen. Deshalb ist es auch siegreich durch die Welt gezogen, und deshalb ist seine Moral aus sich selbst heraus zu begreifen. Das Werk entspricht allen Anforderungen, die an eine solche Darstellung gestellt werden und gestellt werden müssen. Es ist geschrieben sine ira aber cum studio, ohne Fanatismus, aber mit liebevoller Hingabe an den Stoff, leidenschaftslos, aber mit dem Muthe der Wahrheit. Der Verfasser scheut sich nicht, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Er schildert mit großer Wärme die hohe sittliche Bedeutung des Christenthums, aber er zeigt uns auch mit unerbittlicher Deutlichkeit die Abwege, auf welche die christliche Kirche zuweilen gerathen ist. So entwirft er in markigen und kraftvollen Zügen ein Bild christlicher Lehre und christlichen Lebens in ihren wichtigsten Entwicklungsphasen von Jesus bis zu den Jesuiten und hat ein Werk geschaffen, das nicht nur wissenschaftlich bedeutend, sondern nach dem oben Gesagten von geradezu actuellem Interesse ist. Die geradezu meisterhaft geschriebene Einleitung gibt einen kurzen Ueberblick über die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Christenthums und hebt gleich die Hauptfragen hervor, welche sich dem Geschichtsschreiber der christlichen Ethik aufdrängen. Der Verfasser ist der Ansicht, daß man in unseren Tagen rein christliches Leben vergebens suchen würde. Seit dem fünfzehnten Jahrhunderte ist das Christenthum nicht mehr der einzige allbeherrschende Factor, sondern einer neben vielen. Sie alle muß man aber kennen, um das sittliche Leben der Neuzeit zu begreifen, und auch die Theorien muß man kennen, welche unabhängig vom Christenthum für die Moral aufgestellt wurden. Diese hat aber nicht die Geschichte der christlichen, sondern die der modernen Ethik darzustellen, welche dem dritten Bande vorbehalten ist. Die Frage aber, ob das Christenthum als Sittlichkeit so vollkommen sei, wie als Religion, ob Religion und Sittlichkeit, jede in ihrer höchsten Form gedacht, nebeneinander bestehen können, will uns der Verfasser nicht beantworten. Die Geschichte fürchtet er, gibt sie nicht, denn Räthsel lösen sei ebensowenig ihre Sache, wie die des Richters in der Fabel von den drei Ringen. Nun wir wollen nicht weiser sein, als der Geschichtsschreiber der christlichen Ethik, aber es will uns scheinen, daß hier die Frage selbst fast wichtiger ist als die Antwort. Schon in der Frage liegt der Gedanke ausgesprochen, daß Sittlichkeit das Ziel ist, welches der Mensch erreichen muß, ob er sich dazu der Religion bedient oder nicht, darauf kommt weniger an. Wenn also die Geschichte der christlichen Ethik uns dahin bringt, daß wir fragen müssen, ob Sittlichkeit mit Religion möglich sei, dann hat sie auch schon darauf geantwortet.

W. J.

Bündner und Schwaben. Eine Geschichte aus Schiller's Jugendzeit von Paul Lang. (Stuttgart, Bonz & Co.) — Paul Lang erzählt uns die Schicksale Schiller's zu jener Zeit, als er seine „Räuber" veröffentlichte und durch einen darin vorkommenden Passus die Republik Graubünden beleidigte, was ihn in ziemlich fatale Situationen versetzte. Die Personen sind mit Ausnahme des Tanzmeisters und „Aufsehers" Colombazzo sämmtlich historisch und mit unleugbarem Erzählertalent gezeichnet. Am interessantesten für uns war die Art und Weise, mit der Lang uns Schiller's damaliges Ideal Laura in der Hauptmannswittwe Vischer vorführt. Wir sind sonst keine Freunde von derlei novellistischen Darstellungen gewisser Zeitepochen berühmter Männer, da sie die Leser meistentheils verwirren, aber in vorliegendem Falle, wo ungemein geschickt das Zeitcolorit gewahrt wird, machen wir gern eine Ausnahme.

E. W.

Digitized by Google

Inserate.

Ein vortreffliches Geschenkbuch höherer Art.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Griechische Frühlingstage

von

Ed. Engel.

Ein Band. Groß 8. broch. 7 M., eleg. geb. 8 M. 50 Pf.

Das Werk ist keine Sammlung oberflächlicher Reisebriefe, sondern eine selbstständige Darstellung von Land und Leuten des **neuen** Griechenland in fesselndster Form, oft mehr wie **eine spannende Erzählung,** dann wie eine Schilderung sich lesend.

Bei dem durch die letzten und die noch bevorstehenden Ereignisse auf der Balkan-Halbinsel neu erregten **Interesse an Griechenland,** wird dieses Werk über die **Kulturzustände** des immer noch recht unbekannten Landes in den weitesten Kreisen Aufsehen machen.

In **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung** in **Berlin** ist erschienen:

Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus herausgegeben von **Eduard Ippel.** 2 Bde. 8°. geh. I. Bd. 544 S. u. VIII. II. Bd. 594 S.

Preis für beide Bände 20 M.

Verlag von Karl J. Trübner, Strassburg i. E.

Soeben erschien:

Geschichte

der

Christlichen Ethik

von

Dr. Theobald Ziegler,

ord. Professor der Philosophie in Strassburg.

gr. 8°. XVI u. 593 S. Preis M 9. —

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg** sind erschienen:

Lieder und Balladen

von **Heinrich Vierordt.** Zweite Ausgabe. 16°. brosch. 4 M., eleg. geb. mit Goldschnitt 5 M.

Neue Balladen von **Heinrich Vierordt.**

16°. brosch. 2 M., eleg. geb. mit Goldschnitt 3 M.

„Zu den liebenswürdigsten und zugleich mannhaftesten Dichtern der neuesten Zeit gehört unstreitig Heinrich Vierordt. Man weiß nicht, was man an seinen Dichtungen mehr anerkennen soll, die sichere Handhabung der Form oder den sittlich reinen, markigen und kräftigen Gehalt seiner Dichtung. ..."

(Staatsanzeiger f. Württ.)

Verlag von **E. L. Morgenstern** in Leipzig.

Dänisch 20 Briefe 10 M	**Unterrichtsbriefe für das Selbststudium fremder Sprachen** nach der Methode **Toussaint-Langenscheidt.** Brief 1 liefern alle Buchhandlungen, sowie die Verlagshandlung franco gegen Einsendung von **50 Pfennigen für jede Sprache. Ausführliche Prospecte gratis.**	**Portugiesisch** 20 Briefe 10 M
Holländisch 20 Briefe 10 M		**Russisch** 36 Briefe 16 M
Italienisch 40 Briefe 16 M		**Schwedisch** 20 Briefe 10 M
Alt-Griech. 36 Briefe 16 M		**Spanisch** 40 Briefe 16 M
Lateinisch 40 Briefe 16 M		**Ungarisch** 30 Briefe 12 M

Im Abonnement jeder Brief 50 Pfennige.

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Menger, Prof. **Anton, Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag.** Octav. IV u. 166 Seiten. Eleg. brosch. M 3. —

Roscher, Wilhelm, System der Finanzwissenschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende. Des Systems der Volkswirthschaft vierter Theil, erste Hälfte. Octav. X u. 670 Seiten. Erste und zweite unveränderte Auflage. Eleg. brosch. M 10. —

Stein, Privatdocent Dr. **K. Heinrich von, Die Entstehung der neueren Aesthetik.** Octav. VI u. 422 Seiten. Eleg. brosch. M 8. —

Riehl, W. H., Musikalische Charakterköpfe. Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch. Erster Band. 7. Auflage. Octav. XX u. 306 Seiten. Eleg. brosch. M 5. — Zweiter Band. 6. Auflage. Octav. VIII u. 376 Seiten. Eleg. brosch. M 5. —

Vitzthum, Carl Friedrich Graf von, Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe. 2. Auflage. Octav. XXVI u. 362 Seiten. Eleg. brosch. M 5. —

Erdmann, Prof. **Oskar, Grundzüge der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt.** Erste Abtheilung: Gebrauch der Wortklassen. Die Formationen des Verbums in einfachen Sätzen und in Satzverbindungen. Octav. XII u. 196 Seiten. Eleg. brosch. M 3. 50.

Ein j. Mann, **Dr. juris,** mit volkswirthsch. Kenntnissen, wünscht an einer namhafteren Zeitung oder Zeitschrift Beschäftigung.

Offerten unter Q. 489 an **Rudolf Mosse, Breslau.**

Institut

von M. Puppel & A. Heyroth

Berlin N.W., Kronprinzen-Ufer 27.

Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände.

Schulzirkel. Privatkurse f. erwachsene Mädchen. Prospecte und Referenzen auf Wunsch. Sprechstunden 11—1 Uhr und 5—6 Uhr.

Neueste Romane und Novellen

aus der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Hugo Klein, Blinde Liebe.
Geheftet 4 Mark; fein gebunden 5 Mark.

Kurt von Walfeld, Auf Irrwegen.
Geheftet 4 Mark; fein gebunden 5 Mark.

In zweiter Auflage erschienen soeben:

Johannes v. Dewall, Die Erbtante.
2 Bände. Geheftet 8 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Emile Erhard, Turf und Parket.
Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Hervorragendes Geschichtswerk.

Brehm, Dr., Das Inkareich.

gr. 8. 842 S. mit 1 Karte u. Holzschn. 16 M.

Jena. **Fr. Mauke's Verlag.**

Ausserordentliche Gelegenheit

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schiller,** Werke m. Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Hlbfrzbdn. nebst: **Lessing,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. zus. 20 M. — **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. 40 M. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Or.-Leinwbdn. zusammen 15 M. — **Zola,** Romane (Todtschläger, Plassans, Bauch v. Paris, Medan, Blättl. Liebe, Hallali, Pastor Mouret, Erzählungen, Raquin) übers. v. Wohlfahrt u. A. 8 Leinwbde. und **Geibel's** Ges. Werke, Stuttg. 1883, 8 Bde., geb. neu, zusammen 30 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Sechsmal prämiirt mit ersten Preisen

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent).

Zithern in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Tua** u. v. a. Ausf. Preiscour. werden gratis frc. zugesandt.

Gebrüder Wolff,

Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

Hierzu eine Beilage von der Rieger'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 13. November 1886. Band XXX.

CORNELL UNIVERSITY NOV 30 1886 LIBRARY

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur bulgarischen Frage. Von Spiridion Gopčević. — Die Vollendung von Wilhelmshaven. — **Literatur und Kunst:** Der Pantheismus und die moderne Wissenschaft. Von M. Carriere. — Wie groß soll ein Bildwerk sein? Von Peter Jessen. — Neue Romane. Besprochen von Georg Malkowsky. — **Feuilleton:** Erinnerungen aus dem päpstlichen Rom. Von Hermann Goverts. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der schwarze Schleier. Schauspiel in vier Acten von Oscar Blumenthal. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Zur bulgarischen Frage.

Von Spiridion Gopčević.

Die bulgarische Frage hat in den letzten Wochen eine Wendung genommen, welche jeden besonnenen Politiker und jeden Freund des europäischen Friedens beunruhigen muß. Es scheint, daß die russischen Staatsmänner, gleich den Bourbonen, „nichts gelernt und nichts vergessen" haben. Anders könnte man die Haltung Rußlands seit der Abdankung des Fürsten Alexander nicht verständlich finden. Man konnte den Haß des Czaren gegen den Battenberger wohl begreifen und billigen; ebenso den Unwillen Rußlands über den Undank des bulgarischen Volkes; beidem wurde aber der Boden entzogen durch die Abdankung des Fürsten und das Entgegenkommen der provisorischen bulgarischen Regierung. Wäre die russische Politik von einsichtsvollen, kaltblütig überlegenden und billig denkenden Männern geleitet, so wären uns die unerquicklichen Ereignisse erspart geblieben, welche die Mission Kaulbars mit sich brachte.

Untersuchen wir vor Allem das Verhältniß Bulgariens zu Rußland. Ersteres wurde durch die Russen unter ungeheuren Opfern aus 500jähriger Knechtschaft befreit, hat also alle Ursache seinen Befreiern dankbar zu sein. Diese Dankbarkeit könnte sich dadurch äußern, daß Bulgarien von allen Mächten Rußlands Rathschläge (nicht Befehle) in erster Linie berücksichtigt und auch befolgt, falls sie nicht gegen das Interesse des Landes verstoßen; ferner dadurch, daß Bulgarien den Russen mehr als irgend einer andern Nation commercielle Vorteile einräumt; daß es russische Offiziere oder Beamte von anerkannter Tüchtigkeit in seine Dienste nimmt; daß es sich nicht den notorischen Feinden Rußlands anschließt und überhaupt — soweit nicht die eigenen Interessen darunter leiden — russophile Politik treibt.

Einen so legitimen Einfluß Rußlands in Bulgarien könnte Niemand verübeln, und keine Macht brauchte sich deshalb beunruhigt zu fühlen. Ich bin überzeugt, daß auch der deutsche Reichskanzler mit einem solchen Verhältnisse Bulgariens zu Rußland einverstanden wäre. Was sehen wir aber statt dessen? Rußland, nicht gewitzigt durch die traurigen Erfahrungen der Jahre 1880—85, benützt seinen Sieg über den Battenberger und dessen anglophile Politik dazu, sich abermals in brüskester Art in die innern Angelegenheiten des verwaisten Fürstenthums einzumengen und in Bulgarien in einer Weise aufzutreten, als sei dieses eine russische Provinz. Die Männer, welche gegenwärtig die provisorische Regierung Bulgariens bilden, genießen mein Vertrauen durchaus nicht, aber dennoch begreife und billige ich vollkommen ihren Widerstand gegen Rußland. Eine bedingungslose Unterwerfung unter den Willen des Czaren wäre mit dem Untergange der bulgarischen Selbständigkeit gleichbedeutend. Die Anmaßung, mit welcher Rußland jetzt schon in Bulgarien auftritt, gibt uns einen Begriff von dem, was der Balkanstaat zu erwarten hätte, wenn er sich zum Vasallenstaat Rußlands erniedrigte. Auf diese Weise ist Rußland auf dem Wege sich um den Rest bulgarischer Sympathien zu bringen, den Argwohn aller übrigen Slavenstämme zu erregen, sich in Westeuropa verhaßt zu machen und mit Oesterreich, vielleicht auch mit Deutschland, in Zwist zu gerathen. Und wozu dies Alles? .... Um sich schließlich in Bulgarien ein zweites Polen zu schaffen!

Es ist aber sehr zweifelhaft, ob Rußland so weit kommt, denn schwerlich dürfte Oesterreich der Eroberung Bulgariens durch Rußland ruhig zusehen — Beweis die jüngste Thronrede des Kaisers Franz Josef und Tisza's und Smolka's Ansprachen in den Delegationen! — England würde gewiß Oesterreich so viel als möglich beistehen und wahrscheinlich auch die Türkei und Rumänien. Ja im Nothfalle könnte Oesterreich sogar die Bundesgenossenschaft Italiens gegen Abtretung Südtyrols erwerben. Da Deutschland wahrscheinlich neutral bliebe, stände dann Rußland allein gegen Oesterreich, Italien, England, die Pforte, Rumänien, Bulgarien und vielleicht auch Serbien. Einer solchen Coalition gegenüber könnte es sich schwerlich Lorbeeren holen.

Man wird vielleicht staunen, daß ich Serbiens Anschluß an eine antirussische Allianz für möglich halte. Dies wäre aber nicht so wunderbar, als es auf den ersten Blick aussieht. Allerdings hegt das serbische Volk für das stammverwandte Rußland mehr Sympathien als für Oesterreich. Aber Jedem ist schließlich das Hemd näher als der Rock, und wenn Serbien vor die Wahl gestellt würde: die nationale Selbständigkeit mit den Waffen zu vertheidigen oder russische Provinz zu werden, so würde jeder echte Serbe sich ohne Bedenken für Ersteres entscheiden. Den leitenden Staatsmännern Serbiens ist aus der Geschichte des Landes nur zu gut bekannt, wie oft Rußland Serbien als Werkzeug mißbraucht und dann rücksichtslos im Stich gelassen hat; sie thun daher wohl daran, stets auf der Hut zu sein, und man kann es ihnen wahrlich nicht verargen, wenn sie in die redlichen Absichten Rußlands Mißtrauen setzen. Was Rußland jetzt in Bulgarien thut, kann daher nicht anders als die serbische Regierung besorgt machen. Wenn die nordische Großmacht Bulgariens Selbständigkeit vernichtet, dann ist es sicherlich auch um jene Serbiens geschehen, und Niemand dürfte

Digitized by Google

sich dann wundern, wenn die verzweifelten Serben den Versuch machen, ihre bedrohte Selbständigkeit durch innigen Anschluß an Oesterreich zu retten. Darin liegt auch das Geheimniß der bisherigen austrophilen Politik der serbischen Regierung. Sie weiß, daß Oesterreich Serbiens nationale Selbständigkeit nicht bedroht, wohl aber fürchtet sie dies von Rußland, das noch jederzeit, so oft in Serbien russophile Politik getrieben wurde, in Serbien so herrisch und anmaßend auftrat, wie jetzt in Bulgarien. Wollte sich Rußland darauf beschränken, seinen Einfluß in Belgrad nicht stärker geltend zu machen, als dies gegenwärtig seitens Oesterreichs geschieht, so würde dort sicherlich nicht der österreichische, sondern der russische Einfluß überwiegen. Leider begreift man derlei in Petersburg nicht und blickt auf die Kleinstaaten mit souveräner Geringschätzung herab.

Es fragt sich nun, wie am besten Bulgariens und Serbiens bedrohte nationale Selbständigkeit gewahrt werden könnte, ohne daß dabei der europäische Friede erschüttert würde. Ich glaube durch eine Personalunion zwischen Serbien und Bulgarien in der Person des Königs Milan. Dieser Ausweg dürfte auf den ersten Blick unausführbar erscheinen, doch eine Personalunion zwischen Serbien und Bulgarien wäre schon deshalb noch leichter zu bewerkstelligen, als z. B. jene zwischen Schweden und Norwegen, weil die serbische und die bulgarische Sprache mit einander noch mehr verwandt sind als die schwedische und die norwegische unter sich (das Gleiche gilt von den beiderseitigen Nationalitäten); ferner weil Serben und Bulgaren gleich demokratisch und in ihrem Nationalcharakter einander ähnlich sind. Serbien und Bulgaren sind überdies mit einander durch das Bindeglied der Schopen verbunden, und wenn auch der Antagonismus zwischen beiden Völkern gegenwärtig in Folge des letzten Krieges ein großer ist, so muß man doch andererseits berücksichtigen, daß jener Antagonismus künstlich geschaffen wurde, daß die politische Nothwendigkeit und die gemeinsamen Interessen beide Völker zur Union zwingen würden und daß schon oft die erbittertsten Gegner bald nach blutigen Kriegen zu Freunden wurden. In der Politik richten sich eben Freundschaft und Feindschaft nicht nach nationalen Sympathien oder Antipathien, sondern nach der Nothwendigkeit, wie sie durch die eigenen nationalen Interessen bedingt wird.

Einzeln genommen ist jeder der beiden Staaten zu schwach, um Rußlands oder Oesterreichs Einfluß energisch widerstehen zu können. Ueberdies begünstigt die Rivalität zwischen Serben und Bulgaren die russisch-österreichischen Kabalen; beide Völker werden von ihren mächtigen Nachbarn als Werkzeuge benutzt und gegeneinander ausgespielt. Das Ende dieses Schaukelspieles dürfte wahrscheinlich sein, daß Rußland der Selbstständigkeit Bulgariens und Oesterreich jener Serbiens ein Ende macht. Anders wenn die beiden Balkanstaaten durch Personalunion miteinander verbunden sind. Dann repräsentiren sie einen Staat von $4^3/_4$ Millionen Einwohnern, welche Ziffer sich durch die — nur eine Frage der Zeit bildende — Erwerbung Altserbiens und Macedoniens auf $7^1/_2$ Millionen Seelen heben würde. Dieser Staat könnte mit Rumänien eine Schutz- und Trutz-Allianz eingehen, weil beide Reiche dieselben Interessen hätten und würden dann beide mit ihren 12 Millionen Seelen bereits stark genug sein, Rußlands und Oesterreichs Einfluß von sich abzuhalten. Denn daß auch Rumäniens Selbständigkeit verloren ist, sobald Rußland Bulgarien zu seiner Provinz macht, liegt auf der Hand.

Außer den Vortheilen, welche beiden Balkanstaaten in politischer Beziehung durch eine Personalunion erwachsen würden, sind noch jene in finanzieller und commerzieller zu berücksichtigen. Die Administration wäre wegen der gemeinsamen Vertretung im Auslande u. s. w. vereinfacht und das Wegfallen der serbisch-bulgarischen Zollgrenze würde dem Handel zu Gute kommen. Endlich wäre auch durch die Personalunion der Rivalität ein Ende gemacht, welche gegenwärtig beide Staaten an den Rand des Verderbens zu bringen droht.

Nun fragt es sich: weshalb soll gerade der wenig populäre Milan Unionskönig werden?

Ich gestehe zu, daß ich in König Milan nicht das Ideal eines Monarchen erblicke, aber dennoch bin ich überzeugt, daß die Personalunion nur in seiner Person möglich wäre. Bulgariens Thron ist gegenwärtig verwaist, Serbiens Thron wird von König Milan eingenommen: es ist also schon a priori das Natürlichste, daß Letzterer Unionskönig wird. Aber auch in anderer Beziehung empfiehlt sich diese Wahl. In der Union würde Serbien den kleineren Staat bilden; das natürliche Uebergewicht, welches Bulgarien seine größere Einwohnerzahl verleiht, könnte nur dadurch wett gemacht werden, daß der Unionskönig ein Serbe ist, von dem nicht zu besorgen wäre, daß er jenes Uebergewicht noch begünstigte und dadurch Serbien in jene Nebenrolle herabdrückte, welche in der skandinavischen Union Norwegen spielt. Endlich darf man nicht übersehen, daß König Milan, wenn er auch in seiner früheren Regierung irregeleitet wurde und viele Fehler beging, seit dem letzten Kriege ernstlich bestrebt ist, seine Vertrauensmänner sorgfältiger auszuwählen und sich bei seinen Regierungsmaßnahmen ausschließlich von dem nationalen Interesse leiten zu lassen. Fährt der König auf diesem Wege fort, so kann er es noch zu derselben Popularität bringen, welche sein Vorgänger genoß. Auch Fürst Michael beging während seiner ersten Regierung einen Fehler um den anderen, machte sich verhaßt und wurde gestürzt. Als er später zum zweiten Male zur Regierung gelangte, war er, durch das Exil geläutert, ein anderer Mensch und wurde in kürzester Zeit wegen seiner weisen Regierung der populärste Monarch der Balkanhalbinsel.

Eine Personalunion läge zwar nicht im Interesse Rußlands, wohl aber in jenem aller übrigen Mächte, ja selbst Oesterreichs, falls letzteres den thörichten Plänen auf Saloniki und Albanien entsagt; denn in diesem Falle würde der Unionsstaat den Riegel gegen Rußlands Vordringen auf der Balkanhalbinsel bilden. Sollte dies nicht für Oesterreich vortheilhafter sein, als die Ausdehnung des russischen Reiches über die Balkanhalbinsel?

Die Vollendung von Wilhelmshaven.

Die für die nächste Zeit geplante Einweihung der neuen Hafeneinfahrt des deutschen Kriegshafens an der Nordsee gilt im Wesentlichen auch der Vollendung der dortigen Hafenanlagen überhaupt; denn wenngleich die Werkstätten, Magazine, Casernements- und Befestigungsbauten des Etablissements den Fortschritten des Seekriegswesens und der ihm dienenden Technik entsprechend stets noch Veränderungen und Erweiterungen erfahren werden, so sind doch nunmehr die eigentlichen Hafenbauten als abgeschlossen anzusehen. Es ziemt sich daher wohl jetzt ein Rückblick auf das, was energische und intelligente deutsche Männer innerhalb eines Zeitraumes von etwa 33 Jahren dort geschaffen haben. Die bloße Aufzählung der einzelnen großen Bauobjecte — zwei Hafeneinfahrten mit Molen, zwei großartige Seeschleusen als die eigentlichen Seebauten, und, im deichumschlossenen Binnenland gelegen, ein Vorhafen, noch eine große Schleuse, ein Ausrüstungshafen, zwei breite, großentheils mit Quaimauern eingefaßte Canäle und ein Bauhafen mit drei Trockendocks, zwei Hellingen und einem kleinen Bootshafen — genügt nicht im Entferntesten, um ohne Pläne einen Begriff von dem Geleisteten dem Nichttechniker zu geben; ebensowenig etwaige Angaben über die Millionen Cubikmeter Boden, die ausgeschachtet und forttransportirt, oder die Hunderte von Millionen Ziegel, die vermauert sind. Dagegen dürfte eine kurze Betrachtung der Entstehung der Hafenanlagen und des sie umgebenden, in mehr als einer Beziehung merkwürdigen Ortes Wilhelmshaven eher geeignet sein, über die Arbeit, die an Deutschlands Nordseekriegshafen gewandt worden ist, einigen Aufschluß zu geben.

Preußen, dessen maritime Schwäche der erste deutsch-dänische Krieg nur zu klar bewiesen hatte, empfand es nach dessen Beendigung als eine dringende Aufgabe, seine Wehrkraft

Digitized by Google

zur See zu stärken. Die langgestreckte deutsche Ostseeküste bot nirgends Plätze, die zur Anlegung eines für große Kriegsschiffe practicabelen Seehafens geeignet erschienen; auch durfte Preußen nicht darauf rechnen, die von Dänemark beherrschte Passage von der Ost- nach der Nordsee forciren zu können, und mußte schon deshalb, wollte es nicht auf jede Action außerhalb der heimischen Gewässer verzichten, seinen Kriegshafen an die Nordseeküste legen. Von den hier in Betracht kommenden Strommündungen aber waren die der Elbe und Ems nur auf einem Ufer deutsch, auf dem anderen dänisch resp. holländisch. Es blieb also nur die Wahl zwischen der Weser und der Jade. Ganz abgesehen von allen anderen zu Gunsten der letzteren sprechenden Umständen mußten hierbei schon allein die nautischen Verhältnisse zur Wahl der Jade, und zwar des westlichen Ufers derselben, führen. Denn während in der Jade ein in Lage und Gestalt zwar wechselnder, in seiner Tiefe — in minimo 8 Meter zur Niedrigwasserzeit — aber constanter Stromschlauch bis etwa 5000 Meter südlich des jetzigen, eben am westlichen Jadeufer angelegten, Kriegshafens reicht und dicht an dessen Einfahrten herantritt, hört in der Weser sowohl das westliche (Fedderwarder), wie das östliche (Wurster) Fahrwasser etwa 14,000 Meter nördlich Bremerhaven auf für große Kriegsschiffe bei Niedrigwasser passirbar zu sein; überdies bleiben beide Fahrwasser mehr als 3000 Meter vom Land entfernt. Mußten doch die von der Weser zur Feier der Taufe des Hafens Juni 1869 abgehenden Schiffe dort die Fluth abwarten, während die weit tiefer gehende Panzerfregatte „König Wilhelm" mit Niedrigwasser in die Jade lief.*)

Auf diese günstigen nautischen Verhältnisse unermüdlich hingewiesen zu haben, ist das Verdienst des früheren preußischen Admiralitätscommissars in Oldenburg, Geh. Regierungsrath Kerst. Unter seiner Mitwirkung schloß Preußen am 20. Juli 1853 — ein Jahr, nachdem die Reste der deutschen Flotte unter Hannibal Fischer's Hammer gekommen waren — mit Oldenburg einen Staatsvertrag, durch den es gegen Zahlung von 1,500,000 Mark und Zusicherung einer Reihe von sonstigen Leistungen die Territorialhoheit über die östlichste Spitze von Jeverland und die westlichste von Butjadingerland, zwischen welchen die See in einem Stromschlauch von 5000 Metern Breite zweimal täglich ihre Fluthen in den Jadebusen wälzt, erwarb; am 23. November 1854 wurde das „Jadegebiet" an den preußischen Prinzadmiral Adalbert feierlich übergeben, merkwürdigerweise unter den Wällen einer unter Napoleon I. zur Ueberwachung der Continentalsperre angelegten kleinen Batterie, auf der nun die preußische Flagge hochging, während gleichzeitig die in der Außenjade zu Anker gegangenen preußischen Kriegsschiffe salutirten. — Inzwischen waren, um das Project nicht vorzeitig in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen und übertriebenen Forderungen möglichst vorzubeugen, die nöthigen privatrechtlichen Terrainerwerbungen vom Domainenfiscus in aller Stille und Heimlichkeit bewirkt worden; um die Wahrheit nicht merken zu lassen, hatte man ausgesprengt, ein russischer oder schlesischer Magnat beabsichtige den Ankauf eines größeren Gütercomplexes in dortiger Gegend; auch hatte man an ziemlich entlegenen Stellen Käufe vorgenommen. — Als weitere unbedingt nothwendige vorbereitende Maßnahmen war die Herstellung einer chaussirten Verbindung zwischen dem künftigen Hafenplatz und der Straße nach Oldenburg erfolgt; die gleichfalls rasch bewirkte Schüttung von Steindämmen rings um jene östlichste Spitze des Jeverlandes hingegen war weniger baulicher Rücksichten wegen geschehen, als vielmehr einer harten Clausel des Vertrages halber, nach welcher Preußen schon gleich nach dessen Abschluß zur Ausgabe erklecklicher Summen für den Hafenbau verpflichtet war. Im Uebrigen wurden nun die definitiven Projecte für die Anlagen ausgearbeitet, wesentlich unter Mitwirkung des späteren Oberlandesbaudirector G. Hagen, der auch einen Theil der nothwendigen Vermessungen selbst leitete. Die systematische Ausführung der Bauten begann erst 1856. Und zwar unter den denkbar größten Schwierigkeiten.

Wiederholte Sturmfluthen früherer Jahrhunderte hatten das Dörfchen Dovens, das einst nahe der mehrerwähnten Spitze gestanden, zerstört; mehr und mehr hatten dort die das Land gegen Ueberfluthung schützenden Deiche zurückgelegt werden müssen, so vorzüglich auch die jeverischen und oldenburgischen Deichordnungen waren. „Des Reiches Baumeister an der Wasserkante" nannte man die oldenburgischen Grafen. Und gerade diese Stelle, ein wüster, jeder Hochfluth schutzlos preisgegebenes Land, war es, wo die hauptsächlichsten Seebauwerke auszuführen waren. Von der Arbeit, die es kostete, sie mit Deichen in einer Länge von 1600 Metern zu umschließen, mag die Thatsache einen Begriff geben, daß 1859 in dem sogenannten Fangedamm, der die im Bau begriffenen Molenköpfe umgab, zwei in sich selbst auf's Solideste verbundene und untereinander durch schwere Eisenstangen verankerte Spundwände von etwa 40 Centimeter Stärke nebst dem dazwischen befindlichen Thondamm in einem einzigen Sturm durchbrochen wurden, so daß die See sich durch die Lücke brausend in die Baugruben und das hinter ihnen liegende Land ergoß, um monatelange Arbeit zu vernichten. Derartige Vorkommnisse, die sich übrigens wiederholten, waren für den Bau um so gefährlicher, als die Höhe der Sturmfluthen mitunter enorm ist. Im December 1883 noch schlug die See — nicht das Spritzwasser, sondern die Wellen selbst — bis auf die reichlich 5 Meter über dem normalen Hochwasser liegende Brustwehrkrone einer an dem Deich erbauten Batterie. Wer damals die Wogen donnernd auf die gemauerten Vorbarmen der Molenköpfe sich stürzen hörte und im sicheren Schutz der starken Deiche stand, konnte schwerlich nachfühlen, welche Schreckniſse in jener ersten Bauzeit die verantwortlichen Baubeamten empfanden.

Auch die innerhalb der alten Deiche herzustellenden Bauten wurden durch die Wasserverhältnisse nur zu oft gehemmt. Denn auch das Binnenland lag damals etwa 60 Centimeter unter dem Niveau des normalen Hochwassers; lief einige Tage lang, etwa nach anhaltenden West- und Südweststürmen, das Wasser bei Ebbe nicht tief genug weg, so konnten die das Land entwässernden Siele nicht geöffnet werden, die Fangedämme der oft bis zu 9 Meter tiefen Baugruben konnten dem gewaltigen Wasserdruck nicht widerstehen, und die schlammigen Fluthen brachen in die Baugruben.

Auch die Bodenverhältnisse waren ungünstig. Unter einer kaum 1,30 Meter starken Schicht von Humus und Thon (Klay) folgten weiche, vom Grundwasser gänzlich durchtränkte Schichten, die etwa wie Mörtelbrei auseinanderflossen und nicht den geringsten Druck aushielten. So mußten denn alle einigermaßen schweren Gebäude auf Pfahlrost fundirt, die Baugruben mit unglaublich flachen, allerwärts abgesteiften und dennoch keinen Augenblick sichern Böschungen hergestellt werden; Schwierigkeiten, welche die Arbeiten gewaltig verzögerten und besonders auch auf den Fortschritt der Festungsbauten, deren Gräben

*) Es sei gestattet, gleich hier anzuschließen, daß die Ems und mehr noch die ja jetzt in deutschem Besitz befindliche Eider in dieser Beziehung noch ungünstigere Verhältnisse haben, als die Weser. Aber auch selbst die Elbe hat etwa 6000 Meter nördlich Cuxhaven eine für große Kriegsschiffe zur Niedrigwasserzeit nicht passirbare Stelle in ihrem Fahrwasser aufzuweisen und außerdem auf der kurzen, überhaupt in Betracht kommenden Strecke keine auch nur annähernd so gute Rhede, wie sie sich sowohl nördlich, wie südlich Wilhelmshaven vorfindet. Endlich ist — was für einen Kriegshafen doch mit in erster Linie wichtig — der unmittelbare Angriff auf Wilhelmshaven von See und von Land aus so schwierig, wie an wenigen Punkten der ganzen Nordseeküste. — Noch mag ein anderer Tadel berührt werden, der in Laienkreisen viel verbreitet ist: der Kriegshafen an der Jade verschlicke oder, wie gewöhnlich gesagt wird, versande. Die von allen Küstengewässern der Nordsee geführten Schlickmassen fehlen natürlich auch in der Jade nicht, und da sich das für gewöhnlich durch die Schleußenthore abgesperrte Jadewasser bei jeder Oeffnung der Thore mit dem Hafenwasser vermischt, müssen die einzelnen Hafenbassins von Zeit zu Zeit gebaggert werden. Dies ist aber in jedem Nordseehafen der Fall, in Wilhelmshaven keineswegs in Bedenken erregendem Maße.

Digitized by Google

jene nicht tragfähigen Schichten durchschnitten, während ihre hohen Erdwälle sie belasteten, ungünstig einwirkten.

Dabei bot das Marschland, das den werdenden Hafen umgab, so gut wie gar keine Baumaterialien. Nur feiner Mauersand und Ziegel — diese übrigens von vorzüglicher Qualität — waren auf der nahen Geest zu haben. Alles Andere mußte aus weiter Ferne herbeigeschafft werden: Tuffstein und Basaltlava vom Rhein, Kalk aus dem Osnabrück'schen, Cement aus England, grober Mauersand von der Weser, Granit, der in kolossalen Mengen gebraucht wurde, aus Carlskrona, Sandstein von der Porta, Bauholz — und in Wilhelmshaven stecken ganze Wälder in der Erde — aus Rußland, Polen und Skandinavien. Der Transport mußte über See, also verhältnißmäßig langsam und wenig sicher, erfolgen, theils wegen der Lage der Bezugsquellen, theils weil die großentheils auf preußische Kosten erbaute Bahn Bremen-Wilhelmshaven erst 1867 fertig wurde. Auch mangelte es anfangs an Handwerkern. Die ersten größeren Gebäude wurden in Geestemünde fertig abgebunden, über See transportirt und in Wilhelmshaven aufgestellt. Schmiedearbeiten konnten erst in dem 23 Kilometer entfernten Städtchen Varel ausgeführt werden u. s. w.

In Anbetracht dieser enormen Schwierigkeiten ist es jedenfalls erstaunlich, daß es gelungen ist, die anfangs projectirten Anlagen soweit fertig zu stellen, daß König Wilhelm dem Hafen — „der Morgengabe Preußens an den Norddeutschen Bund", wie ihn der beredte Mund des Marineministers von Roon nannte — und der nunmehrigen „Stadt" den jetzigen Namen geben konnte. Freilich war nach dem Ausdruck von Roon's damals Manches „erst vor dem geistigen Auge vollendet", indeß konnten doch im Kriegswinter 1870 schon die größten Kriegsschiffe in den Hafen gelangen.

Vielleicht noch erstaunlicher als die rasche Fertigstellung jener ursprünglich projectirten Anlagen ist die geringe Höhe ihrer Kosten. Dieselben betrugen 1869 noch nicht 30 Millionen Mark, also wenig mehr, als eine einzige der heutigen Centralbahnhofsanlagen. Die englischen Marineoffiziere und Ingenieure, welche damals zur Einweihung mit dem riesigen Panzer Minotaur dort waren, wollten absolut nicht glauben, daß mit einer derartig geringen Summe die Bauten fertiggestellt worden seien; in England, meinten sie, würden sie das Doppelte gekostet haben.

Allerdings erwiesen sich nach der Ingebrauchnahme der Anlagen mancherlei kostspielige Erweiterungen als nothwendig, deren wichtigste, neben den inzwischen im Wesentlichen vollendeten Befestigungen und dem Anschluß des Ems-Jade-Canals, sowie dem Neubau eines Handelshafens, unstreitig eben die jetzt vollendete zweite Hafeneinfahrt ist, welche der ersten parallel liegt, aber leichter als diese anzusteuern ist und durch eine der größten Seeschleusen der Welt mit den älteren Anlagen in Verbindung steht. Indessen haben auch diese, vom ganzen deutschen Reich getragenen Erweiterungsbauten viel weniger Geld verschlungen, als etwa die in jeder der letzten Jahre allein vom preußischen Staat erbauten Secundärbahnen kosten. Die Anerkennung, die den Baubeamten für ihre umsichtige und im Ganzen sparsame Leitung der Bauten an Wilhelmshaven gebührt, muß wachsen, wenn man die höchst ungünstigen persönlichen Verhältnisse bedenkt, unter welchen sie anfangs ihre Arbeiten zu leisten hatten.

An städtische Verhältnisse und städtischen Comfort gewöhnt, kamen sie in ein von nur wenigen Bauern — etwa fünf Höfe waren im Jadegebiet vorhanden — bewohntes, zwar äußerst fruchtbares, aber so gut wie unwegsames Marschland. Außer der einen obenerwähnten Chaussee war kein zur Regenzeit praktikabeler Weg vorhanden; mit Springstangen mußten die breiten Gräben, welche die einzelnen Weideparzellen von einander trennen, übersprungen, in hohen bis an die Hüften reichenden Stiefeln die tiefen Klaywege und die aufgeweichten Baustellen durchschritten werden. Auf langen Strecken brannte Nachts nicht ein einziges Licht. Nur nothdürftige Unterkunft boten die eilends zu Wohnungen eingerichteten Scheunen der jeverländischen, theilweise weit entlegenen Bauernhäuser. Nur eine kleine Dorfschule — in dem auch nach den späteren Erweiterungen des preußischen Gebiets oldenburgisch verbliebenen Heppens — war für den Unterricht der Kinder da, und diese waren, ehe Gräben, Weiden und Wege durch Anlage von Stegen und Ziegelpfaden passirbar gemacht waren, oft genug ebenso zum Zuhausbleiben gezwungen, wie ihre Mütter. Für unverheirathete Beamte und Offiziere mußte, da es kein Wirthshaus gab, eine kleine Speiseanstalt, für die Arbeiter eine Barackenstadt erbaut werden. Schutz vor dem Winde boten nur die Deiche, die wenigen Häuser (Feinfühlende hielten sich sogar durch Stacketenzäune für „geschützt") und die Bäume, deren es aber damals nur wenige gab, während jetzt die Straßen mit zum Theil schon recht stattlichen Bäumen bestanden sind und selbst die erst etwa vor 15 Jahren gepflanzten Bäume des 14 Hektar großen, sehr hübschen Parks schon eine Höhe von gegen 10 Meter erreicht haben. Was es aber heißt, in dortiger Gegend dem Winde schutzlos preisgegeben zu sein, mag daraus ermessen werden, daß der Wind — und durchschnittlich sind nur 12 Tage im Jahr windstill — gewöhnlich 3—4, häufig 9, gelegentlich auch 14 mal stärker weht, als im Binnenlande, etwa in Leipzig. Daß dem gegenüber Regenschirme in jedem Sinne „unhaltbar" waren, ist klar, und auch dies war ein empfindlicher Mißstand; denn wenn auch die Regenmengen in Wilhelmshaven nicht allzubedeutend sind (715 Millimeter des Jahres gegen 560 in Berlin oder 588 in in Cöln), so ist doch die Heftigkeit der Regengüsse so groß, daß bei Regenwetter wenigstens früher Niemand ohne Südwester und Oelrock das Haus verließ. — Verhältnißmäßig sehr trocken sind Frühjahr und Spätsommer. Dieser Umstand gerade aber führte damals, als die Ausschachtungen in dem jungfräulichen Marschboden vorgenommen wurden, ein anderes Uebel mit sich: die Austrocknung des Bodens machte zahlreiche Fieberkeime frei, und in den gedachten Jahreszeiten trat die in allen Marschgegenden endemische Malaria so ungemein heftig auf, daß mehr als ein Drittel der Bevölkerung des Gebiets bettlägerig krank war.

Auch war zeitweiser Regenmangel in einer Gegend sehr empfindlich, die ihr Trinkwasser eben nur dem Regen verdankte, der — natürlich mit Kohlenstaub vermischt — in Tonnen und gemauerte Cisternen geleitet wurde. Noch im Frühjahr 1868, als bereits zwei artesische Brunnen, die gutes Trinkwasser lieferten, erbohrt waren, schöpften die Bewohner der von diesen entfernt gelegenen Häuser ihr Koch- und Trinkwasser mit Löffeln von der Sohle der fast gänzlich ausgetrockneten Straßengräben, und noch 1875 mußte ein Dampfer täglich das nöthige Trinkwasser von Geestemünde nach Wilhelmshaven schleppen.

Daß unter derartigen Verhältnissen nur die Hoffnung auf reichen und raschen Verdienst dorthin locken konnte, liegt auf der Hand, und, daß nicht gerade die solidesten Elemente solchen suchten, ebenso; eine verhältnißmäßig große Anzahl katilinarischer Existenzen wandte sich Wilhelmshaven zu. Ein Theil von ihnen hat dort sein Glück gemacht, um dann schleunigst fortzuziehen; ein anderer Theil, durch raschen und verhältnißmäßig mühelosen Verdienst verdorben, speculirte weit über seine Mittel und ohne genügende Capitalsbasis. So erfolgten zahlreiche Fallissements, die einem der durch solche mehrfach in Mitleidenschaft Gezogenen den zu einer gewissen localen Berühmtheit gelangten schriftlichen Stoßseufzer: „Keine Pleite ohne Wilhelmshaven" entlockt hat. Ziemlich gut prosperirten die Wirthe, deren einige mit kleinen hölzernen Schänkbuden begonnen haben und jetzt große Wirthschaften mit Tanzsälen besitzen. Indeß sowohl die Wirthe wie andere Gewerbtreibende blieben lange der eigentlichen Stadt fern, weil Preußen sich Oldenburg gegenüber verpflichtet hatte, Ansiedelungen in dieser zu erschweren, was durch theuren Verkauf des fiscalischen Terrains und durch strenge, der Berliner Baupolizeiordnung entnommene (!) Bauvorschriften geschah. Erst als die betreffende Vertragsclausel außer Wirksamkeit trat und als gleichzeitig — seit 1870 — die Marine dauernd nach Wilhelmshaven kam, konnte sich in der Stadt ein reges Leben entwickeln und es erfolgte nun ein Aufschwung, an dem das ganze Jadegebiet nebst näherer Umgebung theilnahm und der am besten durch

Digitized by Google

die Thatsache illustrirt wird, daß jetzt da, wo 1853 etwa 300 Menschen wohnten, eine Bevölkerung von rund 25,000 Seelen — allein das preußische Gebiet zählt gegen 14,000 Einwohner — vorhanden ist.

Dieses in Deutschland wohl beispiellos rasche Wachsthum, sowie der Umstand, daß die männliche Bevölkerung mehr als doppelt so stark ist wie die weibliche, auch wohl jener oben berührte Zug von Unsolidität, der früher in allen Verhältnissen sich geltend machte, erinnern an amerikanische Zustände. Aber auch die Frische und der Unternehmungsgeist, der Behörden und Bewohnerschaft daselbst beseelt. Es gehört immerhin etwas dazu, aus dem Nichts eine Stadt mit großen, theilweis eleganten Gebäuden, mit einer guten Gasbeleuchtung, geraden und breiten, sehr reinlichen Straßen, Badeanstalten, eigener Dampferverbindung und Wasserleitung zu schaffen. Und Das ist geschehen. Das frühere „Fieberneſt" ist jetzt, wo eine eigene 13 Kilometer lange, von einem hohen Geestrücken kommende Wasserleitung neben den früheren beiden Bohrbrunnen für gutes Trinkwasser sorgt, wo die Excavationen aufgehört haben, die niedrig gelegenen Terraintheile gut entwässert und mit Seesand aufgehöht, Straßen und große weite Plätze mit Bäumen und Buschwerk bepflanzt sind, eine der hübschesten und absolut gesundesten Städte der deutschen Nordseeküstengegenden. In den geschützten Straßen der Stadt hat der Regenschirm aufgehört eine Sage zu sein und der Südwester und Oelrock würden anfangen, eine zu werden, wenn Beides nicht von der zahlreichen Wasserbewohnerschaft des Ortes, den Bagger-, Schauer- und Prahmleuten, Schiffern u. s. w. unzertrennlich wäre.

Für die Gesundheit der Stadt spricht auch das geradezu auffallend frische, kräftige Aussehen der Kinder, das allerdings von Manchen auf die „glückliche Blutmischung" der Bevölkerung, in der sich friesische und bajuvarische, niedersächsische und polnische, rheinische und schlesische, sowie — last not least — berlinische Elemente vereinen, zurückgeführt wird. Was die übrigen Vorzüge Wilhelmshavens vor mancher anderen Stadt — das frische Treiben, den lebhaften Gemeinsinn, die rege Geselligkeit, das ungebundene fröhliche Leben des jüngeren Theiles der Bevölkerung, die recht guten materiellen Verhältnisse — anbetrifft, so darf man freilich nicht immer erwarten, in Marinekreisen, die eben nur Berlin, Kiel und Danzig als Standorte kennen, ein völlig unbefangenes Urtheil zu hören. Jedenfalls darf gehofft werden, daß mit der Eröffnung der zweiten Hafeneinfahrt eine neue Garantie für das weitere Wachsen und Gedeihen des Ortes gegeben ist.

Literatur und Kunst.

Der Pantheismus und die moderne Wissenschaft.

Von M. Carriere.

Diese Frage ist in Nordamerika aufgeworfen worden, und von verschiedenen Standpunkten aus sind Antworten erfolgt, deren mehrere als besondere Schriften oder als Aufsätze im Journal of speculative philosophy zu Newyork vorliegen; sie verdienen unsere Beachtung, denn es handelt sich hier nicht bloß um rein academische Fragen, sondern um eine Lebensfrage der Menschheit. Wissen, Erkennen und Handeln stehen in untrennbarem Zusammenhange, und wie wir über Grund und Zweck des Daseins denken, darnach thun wir auch. Der Einzelne, erwachsen in einer religiös-sittlichen Atmosphäre, kann wohl für sich den Glauben an Gott und Unsterblichkeit mit einem theoretischen Atheismus vertauschen und dabei der noble rechtschaffene Mann bleiben, der er war und ist; aber wenn die Kinder einmal hören: der Mensch sei was er esse, es gebe keine Freiheit, kein Sittengesetz, alles sei nur die Folge blindwirkender Stoffe und Kräfte, wie sollen sie da im Kampf um's Dasein nicht jedes Mittel für recht halten, nicht einzig der Selbstsucht und Sinnenlust huldigen? Wie der theoretische Materialismus in den praktischen umschlägt, wie aus der theoretischen Selbstverthierung die gemeine Bestialität rasend hervorbricht, ich meine die Pariser Commune und die Anarchisten zeigen es uns mit erschreckender Deutlichkeit. In wissenschaftlichen Kreisen wird das Ungenügen der Stoff- und Kraftlehre mehr und mehr eingesehen; sie kann die Thatsachen des organischen Lebens, der Empfindung, des Selbstbewußtseins, des Freiheitsgefühles und Gewissens aus bloß mechanischer Bewegung materieller Atome nicht erklären, aber durch die Halbbildung ist der Materialismus bis zu den ungebildeten Massen durchgesickert, und diese nehmen ihn für Wahrheit; er schmeichelt ja doch den niederen Trieben, über die wir uns in das Reich des Idealen erheben müssen, um dies selbstkräftig aufzubauen; und die rohen Massen ziehen dann die praktischen Folgerungen. Darum soll man immer wieder in öffentlicher Rede dem Volk wiederholen: der Naturalismus ist nicht das letzte Wort der Wissenschaft; Geist, Freiheit, sittliche Weltordnung behaupten das Feld!

Folgen wir darum unseren amerikanischen Genossen in ihren Untersuchungen, die mannigfach einander ergänzen.

Andrew Peabody spricht zunächst von einem idealen Pantheismus, der in Gott das eine, allumfassende Sein erkennt, das alles aus sich hervorbringt und in sich hegt und sich selbst als Freiheit und Liebe weiß und will; seltsamer Weise fügt er hinzu: hier werde die Existenz der Materie geleugnet, sie sei bloß eine Vorstellung des Bewußtseins, und Gott müsse gleichartiger Natur sein. Ist dann der Mensch nicht auch Eins, und schließt unser Selbstbewußtsein die Leiblichkeit aus, oder ist es vielmehr die Innerlichkeit des Aeußeren? Der ganze wahre Gott muß ebenso gut Naturkraft und Naturgesetz wie Geist und sittliche Weltordnung sein, wenn er der einwohnende Grund der materiellen und geistigen Welt sein soll. Aber wenn wir erkennen, daß er sich nicht bloß in beiden entfaltet, daß er sich nicht in sie verliert, sondern über ihnen bei sich selbst ist, wie unser Ich in und über unseren Gliedern und Vorstellungen lebt und webt, dann ist diese Auffassung nicht mehr Pantheismus, sondern die Ueberwindung und Versöhnung desselben mit einem einseitigen Deismus; man könnte dann eher Theopanismus sagen, wenn es nicht besser wäre, die mannigfaltigen Ismen nicht noch zu vermehren, und sich einfach an den lebendigen Gott zu halten.

Peabody sieht mit Spinoza im Pantheismus die Lehre, daß Gott als die eine Substanz die nothwendige Ursache aller Dinge, das alleinige Sein, aber ohne Selbstbewußtsein und Wille sei, ein unpersönliches allwaltendes Gesetz, wie die Neuern gern sagen. Er wendet sich gegen dies letztere: das Gesetz ist keine Ursache, sondern eine Weise des Seins oder Wirkens; es setzt die thätigen Kräfte voraus, bringt sie nicht hervor.

Die Wissenschaft unserer Zeit, sagen wir mit Peabody, lehrt die allgemeine Entwickelung des Lebens; in aufsteigender Stufenreihe geht das Höhere aus dem Niederen hervor. Das scheint gut zu stimmen mit dem gemeinsamen dunklen Grund aller Dinge, und widerspricht der semitischen Darstellung, daß Gott einmal in sechs Tagen die Welt geschaffen habe. Diese Auffassung gibt er preis, aber er fragt: ob die Sonderung des einen Seins in die chemischen Elemente, in die Atome, welche die Wissenschaft annimmt, rein zufällig oder planmäßig gewesen sei? Die verschiedenen Atome stehen in gegenseitigem Zusammenhang, sie wirken nach bestimmten Gesetzen auf einander, sie sind, wie schon die Gravitation beweist, alle aufeinander bezogen, sie bilden ein System, und dies ist nicht das Werk des Zufalls, des blinden Ungefährs, sondern der Einsicht, des Wissens und Wollens. Damit lichtet sich der dunkle blinde Naturgrund zu einem sehenden. Und wenn aus den einfachen Atomen oder Lebenskräften und ihrem Zusammenwirken die aufsteigende Reihe des Lebendigen bis zum Menschen mit seinen Ideen, sowie sittlichen Bestrebungen hervorgehen konnte, so lag dies in den ersten Keimen und setzt wieder einen Geistesblick voraus, der dies Ziel ersah, eine Schöpferkraft, die es den Keimen einpflanzt. Diesen höchsten

Digitized by Google

Willen und seine Vorsehung hat Darwin nie geleugnet, sondern bekannt; sein Genosse Gray ist ein gläubiger Christ. An der Stelle der Mosaischen Kosmogonie tritt die fortschreitende Weltentwickelung, aber ihr Grund und Leiter ist nicht die bewußtlose Substanz des Pantheismus, sondern eine selbstbewußte zielsetzende Wesenheit. Darauf deutet auch die Schönheit der Welt, die als ein Ueberschuß über das zum Dasein Nothwendige aus den Dingen hervorstrahlt im Glanz der Sterne, in den Farben der Blumen, im Gesang der Vögel, wie in der Gestalt des Menschen, und auf ein ästhetisches Princip der Liebe und der Lieblichkeit im Weltall hinweist. Der Hervorgang des organischen Lebens aus dem unorganischen, des Selbstbewußtseins, der sittlichen Handlungen, der Gottesidee selbst aus materiellen Atomen und ihrer Bewegung bleibt vom Pantheismus unerklärt, und so werden wir auf ein ursprüngliches Wesen hingewiesen, welches nicht bloß Naturmacht, sondern auch Geist und sittlicher Gesetzgeber ist und so sich offenbart, als das Gute, Wahre, Schöne die Menschheit zu sich erhebt.

Edmund Mongomery beginnt seine Abhandlung mit einer Erklärung, die sehr erfreulich wäre, wenn sie wahr wäre. Oder ist sie's für Amerika? In Europa klafft der Spalt zwischen der officiellen Theologie und der wissenschaftlichen Bildung viel weiter, und hält die ultramontan römische, wie die orthodoxe protestantische Kirche viel zäher an den Formeln des sechzehnten Jahrhunderts. Er sagt: „Unparteiliche Richter werden schwerlich leugnen, daß das Christenthum der Gegenwart sich selbst mehr und mehr von den Satzungen der Autorität befreit, mehr und mehr den Aussprüchen des vernünftigen Selbstbewußtseins vertraut und dazu gekommen ist im innersten Herzen die übersinnliche Einheit alles wahrhaft Wirklichen anzuerkennen, in ihr die ewige Macht zu erkennen, von welcher alles entspringt, in welcher wir leben, weben und sind. Und so ist das Christenthum der Vernunft eins mit der auf unseren Universitäten gelehrten Philosophie, die in einer höchsten und universalen Intelligenz den Grund und die bestimmende Macht aller Wirklichkeit erfaßt."

Im Pantheismus sieht Mongomery das Bestreben, alle Dinge zu vereinen und ihre Einerleiheit zu verkünden. So sage die höchste Macht bei den Indern — aber nicht im Veda, wie er behauptet, sondern in der Upanischaden —: Ich bin das Licht in Sonne und Mond, der Klang in der Luft, die Güte im Guten, Anfang, Mitte und Ende, Geburt und Tod; so nennt der ägyptische Hymen den einen Gott mit den Namen aller Götter, Himmel und Erde, Feuer und Wasser ist er. So stellt das Buddhistenthum der Vergänglichkeit und dem Elend aller irdischen und zeitlichen Dinge das eine ewige Sein und seine Ruhe gegenüber; in die sollen wir als in das wahre Wesen eingehen. Aber, fragt Montgomery, ist die Sinnenwelt wirklich nur ein Schein, und sind alle Wesen nur vorübergehende Manifestationen von einer und derselben Wesenheit, wie die auf- und abtauchenden Wellen des Meeres? Wenn die Naturwissenschaft die Erhaltung und Metamorphose der Kraft lehrt und in Licht, Wärme, Elektricität verschiedene Formen der Bewegung erkennt, so scheint dies für den Pantheismus zu sprechen; aber man vergißt zu leicht, daß die Bewegung nicht für sich, sondern als die Thätigkeit der Massen vorhanden ist, daß die Materie nicht einerlei ist, daß Kohle nicht zu Schwefel, Sauerstoff nicht zu Stickstoff wird, daß an der Stelle der Einerleiheit aller Dinge vielmehr die durchgehende Unterschiedenheit steht, daß die Naturwissenschaft die Körper aus Atomen, aus individuellen Kraftcentren aufbaut, und daß diese in allem Wechsel ihrer Verbindungen bestehen. So ist Pantheismus nicht das Ergebniß der Wissenschaft. Montgomery hätte erwähnen können, wie schon Leibniz erklärte: „Spinoza würde Recht haben, wenn es keine Monaden gäbe." Individuell von einander unterschiedene Kräfte sind das Beständige im Wechsel, sind das Reale, kein flüchtiger Schein!

Allerdings das unmittelbar Gewisse und Wirkliche für uns ist unser Selbstbewußtsein, sind unsere Empfindungen und Gedanken; aber es ist ein ungeheurer Sprung nun beide für unsere Empfindung und Vorstellung zu erklären. Vielmehr bilden wir unsere Empfindungen und Vorstellungen unter der Einwirkung realer Kräfte und Wesen außer uns, und unsere Innenwelt ist die symbolische Abspiegelung einer realen Außenwelt, und es ist nicht unsere Aufgabe, eine Erscheinungswelt in das eine ewige Sein und seiner Ruhe aufzulösen, sondern uns in der wirklichen Welt zu behaupten, unsere persönliche Kraft und Realität zu bethätigen. Unser menschliches Wesen ist die Verdichtung schwer gewonnener Errungenschaft vieljähriger Arbeit. Von der niedersten Lebensform drängen wir uns empor, wir sind die Erben einer tausendjährigen Geschichte, wir sind der Zukunft verpflichtet, und sollten uns nun versenken und auflösen wollen in die unterschiedlose Einheit, in das Nichts? Das ist keine Forderung der Wissenschaft; Pantheismus ist nicht ihr Ergebniß.

Die Wahrheit und das Wohl der Menschheit können einander nicht widerstreiten, das ist die freudige Ueberzeugung von G. H. Howison. Er sieht im Deismus und Pantheismus zwei geschichtlich hervortretende Auffassungen der Welt, denen er eine dritte gegenüberstellt, und Theismus nennt er die Lehre von einem persönlichen Gott, welcher schöpferisch sich selbst in der Welt offenbart, ihr innewohnt und durch die sittlichen Mächte, durch die Freiheit selbst sie zu seinem Bilde gestaltet, zu einem Reich sich selbst bestimmender Persönlichkeiten, die seinen Willen verwirklichen. Gott ist das All, das lautet doch anders als: das All ist Gott; hier ist Gott eins mit dem Universum, nichts anderes als die Summe der weltlichen Dinge, dort ist er der in allem sich Offenbarende. Daß Gott allgegenwärtig der Welt innewohnt, ist die Wahrheit des Pantheismus; aber daß er die Freiheit und Unsterblichkeit des Menschen leugnet ist sein Mangel und Irrthum; der Deismus behauptet diese, aber er trennt Gott von der Welt und verendlicht das Unendliche. Der Glaube an die Herrschaft und den Sieg des Guten in der Welt ist die Seele der Religion und der sittlichen Thätigkeit; er setzt aber einen Willen der Liebe, keine bewußte und willenlose Substanz als Princip der Welt und setzt die Freiheit und selbständige Persönlichkeit des Menschen voraus. Sollte aber die Wissenschaft dies leugnen und damit die edelsten Bestrebungen der Menschheit, alles was dem Leben Werth und Glanz verleiht, für falsch erklären und zerstören?

Allerdings, die zwei großen Gedanken der Naturwissenschaft, die Erhaltung der Kraft und die aufsteigende Entwickelung des Lebens im Kampf um's Dasein durch die natürliche Zuchtwahl, scheinen zum Pantheismus hinzuführen. Alle Veränderungen in der Welt sind Bewegungsvorgänge, alle Bewegungsformen können in einander übergehen, in einander verwandelt werden, aber beständig und unwandelbar bleibt dieselbe Summe von Bewegung und bewegender Kraft; das scheint auf eine erste Energie, eine Grundform bewegender Thätigkeit hinzuweisen, von der alle besonderen Formen und Bewegungen nur Modificationen sind, denn die Grundkraft selbst ist der Summe der besonderen Bewegungen immanent, nicht transscendent. Das Gemälde der Welt ferner, wie es die Entwickelungslehre entwirft, zeigt alle Lebewesen in ununterbrochenem Zusammenhange, als Entfaltungen, Differenzirungen einfacher Wesen in kleinen Unterschieden, alle einander verwandt und desselben Ursprunges; verschiedenen Bedingungen passen sie sich an, und diejenigen bestehen, welchen das am besten gelingt, welche im Kampf um's Dasein sich behaupten und vervollkommenen. Und so besteht das Ganze als ein Proceß im Ringen und Streben seiner Glieder, und erhält sich über ihren Untergang hinaus in rastloser Thätigkeit, wie die Urkraft im Wechselspiel der besonderen Kräfte. Ob diesem Weltbild, wie es die Naturwissenschaft zeichnet, ein übersinnliches Princip schöpferisch und leitend vorsteht, kann auf dem Wege der Beobachtung und des Experimentes nicht ausgemacht werden; das ist auch nicht Sache der Naturforschung. Sie ist an sich weder atheistisch, noch pantheistisch, noch deistisch; die Frage nach dem Grund und Zweck des Lebens überläßt sie der Philosophie. Und wenn die Geisteswissenschaft, füg' ich hinzu, nun die Thatsachen der Freiheit, des Rechtes, des Guten, Wahren, Schönen heranzieht und neben der Naturordnung auf die sittliche Weltordnung hinweist, und wenn dann zur Er-

Digitized by Google

klärung dieser Thatsachen der Materialismus, der Pantheismus nicht ausreicht, dann wird die Naturwissenschaft um dieser Theorien willen jene Thatsachen nicht leugnen, sondern die Theorien für unzulänglich zum Verständniß der ganzen vollen Wirklichkeit erkennen. Die Ergebnisse der Naturwissenschaft selbst aber widerstreiten dem Theismus nicht, — die Erhaltung der Kraft, die aufsteigende Entwickelung der Lebewesen, die systematische Ordnung der Stoffe selbst und ihre Wechselwirkung weist auf eine ordnende Weisheit, auf eine Intelligenz hin; nur daß der Theismus sich nicht in dogmatische Formeln bannt, sondern die Errungenschaften der Wissenschaft anerkennt, daß er gerade auf sie sich aufbaut!

Am ausführlichsten und methodisch voranschreitend hat der Herausgeber der Zeitschrift selbst, Harris, die Frage beantwortet. Ihm handelt es sich nicht bloß darum, ob die Naturwissenschaft zum Glauben an einen persönlichen Gott oder an eine blinde Macht führt, sondern auch darum, ob sie einzig Dinge und Kräfte im Universum findet, ohne Einheit in einem ersten Princip. Dies letztere ist Atheismus; der Pantheist erkennt die Nothwendigkeit der Einheit des Mannigfaltigen, aber es entsteht und vergeht ihm in einer willen- und bewußtlosen Substanz; der Theist sieht nicht bloß die Nothwendigkeit der Einheit, sondern diese ist ihm auch für sich selbst seiend, sich selbst erfassend als Persönlichkeit.

In der Gottesidee bestimmt der Mensch seine Ansicht vom Grund und Zweck der Welt; ob ihm dieser ein blindes Geschick, eine bloße Naturkraft, oder Vernunft und Wille der Liebe ist, das wirkt auch auf sein Handeln ein, seine Thaten und Gedanken kommen zur Uebereinstimmung. Wenn die bewußten Wesen aus dem Unbewußten hervorgehen, so sind sie bloß auftauchende und zerplatzende Wasserblasen. Für bewußtlose Dinge ist es gleichgiltig, woher sie kommen, was mit ihnen wird, anders ist's bei vernünftigen Wesen. Sie arbeiten sich zu Bewußtsein und Freiheit empor, und wenn diese Arbeit umsonst ist, wenn ihr Kampf um's Dasein keine dauernde Frucht bringt, wenn alles Ideale nur Illusion ist, dann werden sie sich zum Pessimismus wenden und das Elend des Daseins im Untergange spüren.

Für den Atheismus ist alles wie es ist, ohne Grund und Zweck, zufällig oder nothwendig. Aber so wie er mehr als eine bloße Vielheit von Dingen annimmt, sowie er die Beziehung derselben zu einander anerkennt, setzt er schon eine Gemeinsamkeit und Einheit des Seins voraus. Für den Pantheismus ist diese das Wesen, und alle Dinge sind nur Erscheinungen, vergänglich, wechselnd, nur das Wesen dauert; es ist bestimmungslos, alle Bestimmtheit soll nur dem Endlichen zukommen. Der Theismus faßt aber die Einheit als sich selbst bestimmend, als selbstthätig, als bewußten Willen, als Vollendung, nicht als Verneinung von Form und Bestimmtheit. Die unendliche Persönlichkeit offenbart sich nur in endlichen Persönlichkeiten, in freien und unsterblichen Wesen. Das Endliche wird durch anderes bestimmt, das Unendliche ist nicht bestimmungslos, wie bei Spinoza, sondern es bestimmt sich selbst. Subjectivität, füg' ich hinzu, ist kein Mangel, sondern die Fülle des Seins, aber als Fürsichsein, als Selbstsein; Selbstlosigkeit ist Mangel, ist so gut wie gar nicht da, oder bloß für Andere; nur Selbstsein ist wahres Sein. So wird das Unendliche als Persönlichkeit nicht verendlicht, es trägt ja die ganze Fülle des Seins, alle Wesen an sich, aber es verliert sich nicht an sie und in ihnen, sondern es erfaßt sich selbst als Einheit in und über ihnen, und nur diese bei sich selbst seiende Einheit ist wirkliche und daher wahre Einheit.

Die Wissenschaft, fährt Harris fort, verlangt beides: Sinneswahrnehmung und Erforschung des Besonderen, wie Zusammenfassung des Mannigfaltigen im Gedanken. Unser Denken hat seine ursprünglichen Gesetze und Formen, wie Identität, Causalität, und die Anschauungen von Raum und Zeit; die Wahrnehmung bietet ihm den Stoff zu seiner Bethätigung. Erst im Zusammenhang erkennen wir etwas, wie die Eichel oder das Blatt in Bezug auf den ganzen Baum und seine Entwickelung, seine Geschichte. Die niedrigste Stufe des Erkennens nimmt alle Dinge für isolirte und unabhängige Gegenstände; es ist der Atomstandpunkt des Denkens. Die zweite Stufe sieht wie alle Dinge in Beziehungen stehen, wie darin ihr Wesen sich ausprägt, wie sie Theile eines Ganzen sind. Die höchste Stufe erfaßt sie als Glieder dieses Ganzen im geschichtlichen Verlauf seiner Entwickelung, seines Lebens. Das Ganze ist Selbstthätigkeit, der Quell aller Kräfte und Thätigkeiten, ist Selbstbestimmung und der Grund aller Bestimmtheit.

Die erste Stufe ist atheistisch, die zweite pantheistisch, die dritte theistisch. Das Studium aller Dinge im Licht der Geschichte, der Entwickelung entdeckt den Fortschritt zur vollendeten Form, zum Selbstbewußtsein; gegründet auf das Gesetz der Erhaltung des Zweckmäßigsten und Geschicktesten ertheilt das Universum selbst den Preis der Freiheit und Vernunft. Das wäre unmöglich auf pantheistischer Grundlage.

Der Mensch erkennt sich als Glied der Menschheit. Er thut seine Werke, er arbeitet für sich und gibt die Frucht seiner Arbeit der Gesellschaft hin, um dafür an der Frucht der Arbeit allen Anderen Theil zu gewinnen. So erweitert sich der Einzelne zur Gattung. Er lernt von dem anderen und forscht für sich und theilt die Ergebnisse seiner Erkenntniß mit, und die geistigen Güter werden durch Mittheilung nicht vermindert, sondern sie wachsen. Das gesellige, das sittliche, das wissenschaftliche Leben setzen persönliche Wesen voraus, und die Persönlichkeit gestaltet sich in ihnen. Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung vollenden sich in der Persönlichkeit, und wenn das Endliche nicht mehr sein soll als das Unendliche und Göttliche, wenn Liebe, Freiheit, Vernunft nicht aus dem Nichts hervorgehen sollen, so ist Theismus das Ziel der Wissenschaft.

Ziehen wir die Summe unserer Betrachtungen, so können wir schließen: Die Naturwissenschaft zeigt uns überall individuelle, für sich seiende und dauernde Kraftwesen, und insofern ist sie nicht pantheistisch; die Welt ist kein Schein, das Besondere nichts Vergängliches, die Welt ist Wirklichkeit und unser subjectives geistiges Leben bedarf einer objectiven Realität. Aber alle Weltwesen sind auf einander bezogen, ihre Wechselwirkung läßt sie als ein System von Kräften erscheinen, und wie die Bewegung der Welt in mannigfaltigen Metamorphosen sich kund gibt, so deutet dies alles auf einen gemeinsamen Lebensgrund, so offenbart sich in allen Unterschieden ein einiges Sein, und diese Einheit ist die Wahrheit des Pantheismus. Allein die Einheit unterscheidet sich in sich selbst zu dauernden Einheiten, und diese entwickeln sich in ihrer Wechselwirkung auf der Basis des Unorganischen oder Selbstlosen zu einer stufenförmig aufsteigenden Reihe der Organismen, der selbst seienden, wollenden, wissenden Wesen, zu einem Reich des Geistes und der Freiheit und so offenbart sich die ursprüngliche und innenwaltende Einheit selbst als Selbstbestimmung, Wille, Vernunft und Liebe; so erkennen wir sie als Subjectivität, nicht außer und neben der Welt als der Vielheit und dem Endlichen, sondern ihre Urkraft und Thätigkeit in allen Kräften und Bewegungen entfaltend, aber sich selbst auch als Einheit in und über allem Besonderen erfassend, als das Ich des Universums, das All-Eine als Selbst.

Wie groß soll ein Bildwerk sein?

Von Peter Jessen.

Hundert Mal hören wir von einer Statue oder einem Gemälde: Recht hübsch, nur leider für den Gegenstand viel zu groß! Damit ist das Werk gerichtet; der Künstler ist ein anmaßlicher Prahler, ein aufdringlicher Effecthascher. Woher nimmt man sich das Recht, ihn so zu verdammen?

Wir haben uns fast entwöhnt, Kunstwerke anders als in der Ausstellung zu sehen. Wie selten nehmen wir uns Muße für die Büste eines Freundes im Winkel seines Zimmers, für ein Bild an der Wand seines Salons; uns scheint erst

Digitized by Google

wohl zu sein, wenn hundert Eindrücke um uns werben, wenn der hastige Blick von Fläche zu Fläche, von Marmor zu Marmor eilt. Uns behagt und belebt derselbe bequeme Nervenreiz, an welchen wir vom Zeitungslesen her gewöhnt sind.

In den Sälen der Ausstellung drängt sich zusammen, was tausend Köpfe im einsamen Atelier ersonnen, tausend Hände in stiller Werkstatt gefertigt haben. An einer und derselben Wand findet neben der Riesenleinwand auch das Miniaturbildchen einen Platz. Jene läßt sich vielleicht erst aus einem Abstand von zwanzig Schritten auf einen Blick übersehen; stehen wir näher davor, so können wir nur Stück für Stück betrachten und müssen uns begnügen, uns mit Hülfe der Erinnerung das Ganze aus seinen Theilen zusammenzusetzen. Man prüfe sich nur: wie ungern suchen wir selbst vor einem Architekturbild den Punkt, auf welchen die Perspective des Bildes berechnet ist; wie überrascht uns oft die überzeugende Raumwirkung eines Gemäldes, wenn wir zufällig in den rechten Horizont, an den richtigen Augpunkt gerathen; die Kunst des Panoramenmalers ruht auf dieser Illusion. Gesetzt aber, wir haben uns in der Ausstellung die Mühe genommen, vor einem großen Bild bis an die Gegenwand des Saales zurückzutreten: werden wir jetzt nicht ungeduldig, wenn der kleine Rahmen daneben uns wieder um zwanzig Schritte näher treten heißt? Die Hängecommission hat ihr Bestes gethan, um uns diese Plage zu ersparen, um das gleich Große beisammen zu stellen, das Riesige in die Riesensäle, das Kleine in die Seitenkabinette zu vertheilen; alles hat sie nicht gruppiren können, und so macht uns unter der an sich schon verwirrenden Menge der Wechsel der Maßstäbe doppelt ungeduldig.

Der Plastik geht es nicht viel besser. Hier eine lebenswarme Büste, so liebevoll und ausführlich behandelt, als sollten wir uns ihr nähern, um den Hauch der bewegten Lippen zu spüren und das Herz unter dem wogenden Busen schlagen zu hören; gleich daneben ein Recke von zehn Schuh, dessen Geberden und Blicke den Armen zu zermalmen drohen, der ihm ahnungslos zu Füßen steht. Diese sitzende Victoria wird, wenn sie sich erhebt, das Glasdach zersprengen; den Gipfel jener gewaltigen Gruppe können wir auch aus den Thüren der Nebensäle nur in Froschansicht fassen. Auf Schritt und Tritt stört und erbittert uns dieses Mißverhältniß. Wir sind von vorne herein geneigt, uns über vergriffene Maßstäbe zu beschweren. Wo aber das Uebel liegt, halten wir uns nicht immer vor Augen.

Es ist ja klar, keines dieser Werke ist für seinen jetzigen Platz geschaffen worden. Der Bildhauer, der jene ungeheuren Thonmassen aufbaute, träumte sich einen weiten, freien Platz, von mächtigen Gebäuden umrahmt; die Victoria hätte hoch auf einem lichten Hügel thronen sollen, ein Wahrzeichen in die Ferne, über Häuser und Gassen weg; der wuchtige Krieger könnte ein Palastthor bewachen, den Zugang zu einer Brücke hüten, über einen Festungsgraben hinweg den Feind erschrecken. Hier der geplagte Faun, in dessen vollen Weinschlauch ein paar neckische Pfeile ein Leck machen, ist als Brunnenfigur gedacht, für einen fröhlichen Hof oder eine kühlende Vorhalle; die weiche Büste will im traulichsten, engsten Heim genossen sein. Ebenso verschieden waren die eigentlichen Zwecke der Maler. Die umfangreichen Cartons, die großen historischen Friesbilder sind für eine Kuppel, eine Halle, eine Hausfacade bestimmt und sollen auf weiteste Entfernung wirken. Dort der Kaiser und sein Gefolge, lebensgroße Reiterfiguren, werden den Festsaal eines Casinos schmücken. Jene großen Stillleben hat ein wohlhabender Privatmann für die Täfelung seines geräumigen Speisesaales bestellt; mit der colossalen Ansicht von Neapel will er, ein Freund des Südens, die ungeheuren Wandflächen seines weiten Treppenhauses beleben. Die mäßig große Scene aus der Kaisergeschichte des alten Roms hofft dagegen ihr Erfinder einst in der Bibliothek dieses classisch gebildeten Kunstfreundes wiederzusehen, indeß der Kleinmaler nichts dagegen hätte, wenn sein Bildchen, kaum zehn Zoll im Quadrat, auf desselben Schreibtisch einen Platz fände.

Zu so verschiedenen Aufgaben sind also die Kunstwerke berufen, welche in der Ausstellung gleichwerthig neben einander stehen. Der künftige Beschauer wird vor jedem auch einen verschiedenen Standpunkt einnehmen, bald fern, bald nah, bald auf gleicher Höhe, bald von unten aufwärts; zu dem Kaiserbildniß im Bürgersaal wird er von der Festtafel aus emporsehen; der feinen Miniatur auf seinem Arbeitstische wird er selbst mit der Lupe nachspüren. Wonach wird sich also ihr verschiedenener Maßstab bestimmen?

Uns dünkt, ganz allein nach den Bedürfnissen des Auges, nach den Gesetzen der Optik.

Es giebt einen bestimmten Gesichtswinkel, mithin einen bestimmten Abstand, bei welchen das Auge nicht mehr das Ganze eines Gebildes übersehen kann. Der Maler rechnet etwa das Anderthalbfache der größten Ausdehnung seines Rahmens. Wir wissen ferner alle, wie sich bei einer gewissen Entfernung auch die sichersten Umrisse verlieren, die kräftigsten Farbencontraste zu trüben, neutralen Gesammttönen verschwimmen. Das eine Auge sieht weiter und schärfer, das andere schwächer; der Künstler, welcher für alle bildet, hält sich an das Normale. Er überschlägt, von welchem Abstand, von welchem Standpunkt aus die Mehrzahl sein Werk werde zu genießen haben; für ihr Auge hat er den Maßstab seiner Gegenstände und den Gegensatz von Licht und Schatten zu bemessen. Den Maßstab aller seiner Gegenstände: der Figuren so gut wie der Bäume, des todten Gethiers im Stillleben wie der Blumen im plastischen Ornament. Denn Deutlichkeit, Sichtbarkeit ist das oberste formale Erforderniß des Kunstwerkes; der Künstler arbeitet für die Menschen, nicht für die Vögel unter dem Himmel.

Der Maßstab also, die Größe des Bildwerkes, ist eine rein formale Frage: was die Gruppe oder das Gemälde vorstelle, kommt dabei mit keinem Worte in Betracht. Oder wie groß darf oder muß ein Portrait sein, um als Kunstwerk zu gelten? In den Fresken der alten Italiener sind auch die Bildnisse meist über Lebensgröße; oft zwar mit den Scenen fester oder lockerer verbunden, könnten sie doch an den Häuserfronten oder Kirchenwänden auch abgetrennt nicht kleiner sein. Für das Portrait auf der Leinwand ist das Lebensgroße nicht einmal ausschließliches Herkommen, oder wären Mommsen und Helmholtz darum weniger groß aufgefaßt, weil Knaus seinem gewohnten Maßstab treu blieb? Es gibt Miniaturbildnisse aus der Zeit der Ludwige, die an Lebensfrische und eleganter Verve keinem Rigaud etwas nachgeben. Mit den Statuen steht es nicht anders. Verrocchio hatte das Glück, den Bandenführer Colleoni in riesigem Erzbild auf ein gewaltiges Postament setzen zu können; sollen wir ihm nicht zutrauen, daß er einen gleich kräftigen Ton angeschlagen hätte, wenn die Dankbarkeit der Venetianer nur für ein Drittheil der Höhe gereicht hätte? Wer weiß anzugeben, wie hoch Rietschel's Lessing ist? Und wer einmal vor den ersten Skizzen zum wormser Lutherdenkmal gestanden, hat aus jedem dieser Figürchen gelernt, wie das Erhabene sich auch im Kleinsten äußert. Dagegen kann der riesigste Reitergeneral wie ein Ackerknecht auf einem Karrengaul sitzen.

Man gönnt also wohl dem Portrait sein Recht. Aber dem Genrebild soll doch nicht etwa auch jedes Maß erlaubt sein? Schon mit Widerstreben hat man ihm hie und da Lebensgröße zugebilligt; die sei eigentlich dem Historienbild vorbehalten; wo es aber gar darüber hinaus will, gilt es für ganz ungezogen.

Das unklare Begriffspaar „Genre und Historie" tragen wir wie ein fast lieb gewordenes Erbübel; ob noch Hoffnung sei, sie zu klären oder gar zu ersetzen, gehört in ein anderes Capitel. Halten wir uns also nur an ein nächstes Beispiel: dürften Werner's Genrescenen aus dem antiken Rom im Café Bauer an diesem Platze kleiner sein? Oder wenn ein Wirth in München den Muth gehabt hat, an ähnlicher Stelle freundliche Bilder aus dem heutigen Volksleben einzufügen, sind darum die Vorwürfe der großen Leinwand unwürdig? Und die erhabenen Wirkungen der sogenannten Historie wären wirklich unter einer gewissen Zahl von Quadratmetern nicht zu erreichen? Jeder im Classischen Bewanderte wird hier Rafael's Vision des Ezechiel nennen: auf etwa einem Fuß im Geviert

Digitized by Google

schwebt Gottvater auf den vier Symbolen seiner Herrlichkeit allmächtig und allgewaltig über der weiten Landschaft. Meissonnier hat mit der gewohnten Feinheit seines Pinsels den großen Napoleon mit Gefolge nach seinen Niederlagen von 1814 gemalt, einen durchaus tragischen Moment; und den glücklicheren Neffen stellt er auf den Höhen von Solferino mit ganzem Stabe vor ein unabsehbares Schlachtfeld, auch hier als echter Geschichtsmaler, in dem engen Rahmen unvergleichlich größer als alle die breiten Erzähler, welche die geräumigen Wände der historischen Galerie von Versailles bemalten.

Diese dürfen allerdings auf ein weiteres Publikum rechnen. Auch wer die Säle nur durchrennt, muß ihnen einen Blick gönnen. Zu einem Meissonnier muß man allein und mit Muße herantreten. Er scheint uns also nicht deswegen klein, weil er Historie darstellt, sondern weil wir Geschichtsbilder nur an der Wand, nur im großen Rahmen zu sehen gewohnt sind.

Aus unserer Gewohnheit entspringt unser Irrthum. Warum ist dem kritischen Spaziergänger dieses oder jenes Bild zu groß? Ein solche Leinwand, sagt er, würde ich in meinem Zimmer nicht dulden. In meinem Zimmer! Da sitzt der Haken.

Wir gehen, ohne zu fragen, von dem Gedanken aus, der Maler müsse sein Bild für unseren Hausgebrauch zugeschnitten haben. Gewisse Gemälde freilich scheinen durch Maßstab und Inhalt von vornherein nur auf eine Galerie berechnet. Wer hätte in seinem Salon Platz für zwanzig Quadratmeter? Und wer sein Heim schmückt, denken wir, der will unterhalten, gerührt, vielleicht gereizt, nicht aber durchschauert und erschüttert werden. An ihn also wendet sich recht eigentlich das Genrebild, bald behaglich und gemüthlich, bald durch Naturwahrheit packend. Nothwendig wird auch der Umfang dieses Genrebildes dem engen Bedürfniß des erhofften Käufers entgegenkommen. Wer soll ein lebensgroßes Sittenbild kaufen? Welch verfehlter Kostenanschlag, welch waghalsige Speculation! Und der Philister bildet sich bald das ästhetische Gesetz: ein Genrebild darf nicht lebensgroß sein.

Allerdings ist der Maßstab seines Werkes eine bange Wahl für den Künstler. Wer etwa als praktischer Freund zu Rathe gezogen wird, kann bei den heutigen Verhältnissen des deutschen Kunstmarktes kaum anders als einschränken und dämpfen. Allein ein Bildhauer fühlt nun einmal, er könne seine Kenntniß der Natur nur an der lebensgroßen Statue ausreifen und an's Licht stellen oder gar seiner auf das Mächtige und Gewaltige gerichteten Phantasie nur im Kolossalen Genüge thun: wollt ihr ihn in die kleinen Verhältnisse der Zierbronce oder der Porzellanfigur festnageln? Und der Maler sagt sich: die spitze Pinselei, welche uns Deutschen seit Dürer's Zeiten anklebt, überwinde ich nur auf der großen Fläche, sei mein Vorbild nun eine Landschaft, ein Alltagsmotiv oder ein großes Drama: habt ihr den Muth, die Achseln zu zucken? Ich meine, wir sollten alle froh sein, wenn unsere Kunst sich aus der überkommenen Enge frei machen will. Der preußische Staat wenigstens thut, was in seinen Kräften steht, um durch monumentale Aufträge in der Hauptstadt und in den Provinzen die Künstler und das Publikum an große Maßstäbe zu gewöhnen. Die große Auffassung freilich läßt sich nicht von Amtswegen vorschreiben; aber ohne Gelegenheiten kann sie sich nirgends erziehen. Hat man nicht einen Meister wie Geselschap für weitere Kreise der deutschen Kunst gleichsam erst entdecken müssen? Und ein Maler, dessen Talent wir kaum anders als aus Neujahrskarten kannten, schafft uns an der Kuppel unserer Ausstellung einen Himmel voll urweltlich großer Gestalten. Von unseren Städten ist manche Anregung ausgegangen: das Beispiel, welches Erfurt in seinem Rathssaal mit Peter Janssens Wandgemälden gab, sollte besser beherzigt werden. Ein wahrhaft patriotischer Gedanke liegt auch der Stiftung des Barons von Biehl zu Grunde, durch welche alljährlich in irgend einem deutschen Privathause ein Freskobild geschaffen werden kann, deren sechstes kürzlich in Ochsenfurt vollendet wurde. Es wäre beschämend, wenn sich nicht unsere Kunstfreunde um so eifriger bemühten, nun auch mit eigenen Mitteln das eigene Haus so zu schmücken. Auch in diesem Punkte haben wir von Frankreich zu lernen.

Die Stadt Paris läßt eben jetzt mehrere Standesamtsäle ihrer Mairien mit großen Oelgemälden schmücken, auf denen sich, mehr oder minder idealisirt, das tägliche Leben, die Arbeit und die Familie darstellen. Man sah einige im letzten Salon: Scenen und Gestalten, zum Theil wahrhaft typisch, heroisch, ideal gedacht und doch trotz ihrer großen Art nicht nur für den weihevollen Amtssaal, sondern auch für das ernsthafte Haus geeignet. Die Männer in allgemeiner, zeitloser Tracht, hier sich mühend im Schweiße des Tages, hinter dem Pfluge und beim Handwerk, am Bau und am Eisenhammer; dort im frohen Verein der Ihrigen, mit den Kindern spielend, mit den Gattinnen sinnend; die abendliche Heimkehr des Jägers, des Landmannes, — einfache und ewig neue Motive, denen wir in den kleinen Blättchen unseres Ludwig Richter so gerne nachgehen, und die wir im Gemälde so selten über das zufällige Beiwerk des Alltäglichen herausgehoben finden. Das wäre eine monumentale Kunst für's Haus.

Der französische Kunstfreund ist weit mehr gewohnt als wir, auch den frischen Luftzug der großen Kunst in seinen vier Pfählen zu dulden. Selbst in seinen meist engeren Räumen findet er einen Platz für ein umfangreicheres Bild, wenn ein kräftiges Motiv, eine energische Ausführung ihn gepackt hat. Vor allem geht er nicht, wie der deutsche Philister, jeder Darstellung, die ihn „unangenehm berühren" könnte, so ängstlich aus dem Wege. Das Widerwärtige und Gemeine meidet jeder Mann von Takt: aber gegen die ernsten Seiten unseres Lebens und der Gesellschaft, das Leid des Armen, den Kampf mit dem unerbittlichen Schicksal, gegen das Tragische und Dramatische glaubt der Franzose auch bei sich zu Haus die Augen nicht verschließen zu müssen. Wir hätten einen modernen Roman, ein modernes Drama, wenn wir unser ererbtes Spießbürgerthum schon hätten abthun können. Hüten wir uns wenigstens, ihm den Mantel ästhetischer Grundsätzlichkeit umzuhängen.

Oder sollen wir wirklich die Engländer um die Beschränktheit ihrer Malerei beneiden? Dort drüben hat es nie an Käufern gefehlt; allein man will nur für sein Speisezimmer, seinen Salon bedient sein. Die heimische Landschaft mit all' ihren Reizen an Ton und Licht hat darum dort früher als auf dem Continent Liebhaber und Darsteller gefunden; auch das Sittenbild ist nicht arm an überraschenden Zügen der Wirklichkeit. Dagegen kein einziger Monumentalmaler von großer Auffassung oder großer Zeichnung hat Gelegenheit gehabt, sich zu entfalten; ich gestehe, auch unter den gepriesenen Bildnissen der älteren englischen Schule, nur etwa bei Lawrence, tiefere Charakteristik mit männlichem Vortrag vereint zu finden. Die vorzüglichen Portraits auf der Jubiläumsausstellung können nicht als Schultypen, sondern nur als vereinzelte glückliche Treffer gelten.

Man versuche auch nicht, uns auf das Kleinräumige und das bürgerlich Wirkliche zu verweisen, weil darauf die deutsche Kunst von jeher beschränkt gewesen sei im Gegensatz zu den auf das Monumentale gerichteten Italienern. Ganz recht, im kalten Norden standen dem Maler nicht die weiten Höfe und Hallen zur Verfügung, an deren Wänden sich die Florentiner von Giotto bis Michelangelo zu großer Anschauung erzogen. Die van Eycks mit ihrer ganzen Schule bleiben bei der wettersicheren, beweglichen Holztafel; auch die Altargemälde oder die phantastischen Unterhaltungsbilder der Deutschen reichen ganz selten in's Lebensgroße. Geläufig sind uns nur Dürer's gewaltige Apostel in der Münchener Pinakothek: aber eben deren Ursprung ist bezeichnend für die Tendenz unseres volksthümlichsten Meisters. Auf der Höhe seines Könnens und Wollens, bald nachdem er sich in den Niederlanden mit Quinten Matsys befreundet, dem ersten Flamländer, der mit Vorliebe in großen Maßstäben arbeitete, zog Dürer gleichsam zur Selbstprüfung die Summe seiner Kraft; er hatte nicht auf einen Besteller gewartet und hielt erst dieses Werk für würdig, als Stiftung an seine Vaterstadt zu dienen. Er bot es dem Rath dar mit

Digitized by Google

der Verwahrung, er habe mit seinen früheren „geringschätzigen Werken“ vor ihrer Weisheit nicht zu bestehen gehofft.

Und ähnlich alle Besten. Holbein hat Hausfaçaden bemalt und hielt Bauerntänze nicht zu gemein für diesen Zweck und diesen Maßstab. In ihm saß das Zeug zum größten Monumentalmaler. Und Rubens, in Italien und am geräuschvollen Katholicismus seiner Zeit geschult, fand erst im Gewaltigen sein volles Genüge: ist er darum kein germanischer Geist? Und was hätten Feuerbach und Rethel uns werden können, wenn ihnen die Zeitgenossen so zu Hülfe gekommen wären, wie die Nachwelt sie ehrt.

An der Anlage also fehlt es nicht. Man beglückwünsche daher die deutsche Kunst, wenn sie ihre Ziele weiter steckt als das enge Salonbild, nicht nur den Geschichtsmaler, sondern gerade den Beobachter der Gegenwart und Wirklichkeit, der durch seine Vorwürfe auf ein weiteres Publikum hoffen darf. Wagt es nur, euch mit Kunstwerken zu umgeben, die man auch ohne Brille übersehen kann. Eine kräftige, männliche Malerei erzieht ihr euch sonst so wenig, wie mit Nipsfigürchen eine Plastik.

Denn auch dem Bildhauer würde nicht so oft der unklare Vorwurf gemacht werden, die Größe seiner Figuren stehe nicht im Verhältniß zu der Unwürde des Gegenstandes, wenn er seine Absicht jedesmal fest bezeichnen und für jeden Zweck auf einen einsichtigen Käufer rechnen könnte. Wir wünschen ihm noch lieber einen Besteller als einen Käufer. Wären wir reicher an jenen klugen Patrioten, welche sich selbst das beste Denkmal zu setzen glauben, wenn sie in unseren öffentlichen Anlagen und auf unseren Plätzen dem Gemeingenuß eine Statue, eine Gruppe stiften; erwüchse uns etwa in Berlin in unserem Thiergarten auf den weiten Rasen und im lauschigen Dickicht ein Heer von Statuen, wie es der Garten der Tuilerien beherbergt; wünschte erst jeder wohlhabende Besitzer, an dem Springbrunnen seines Gartens, in der begrüßenden Statue seiner Vorhalle nicht die bequeme Nachbildung dessen, was allen zugänglich ist, sondern etwas eigenes zu besitzen, dessen Sinn und Gestalt seinen persönlichen und eigenthümlichen Geschmack ausspräche: dann könnten wir hoffen, daß auch die Entwürfe unserer Bildhauer nicht nach der Wahrscheinlichkeit des Absatzes, sondern nach ihrem innersten Werthe geschätzt würden.

Dann wäre auch der Künstler nicht mehr in Versuchung, den Umfang seines Werkes nur deshalb zu übertreiben, um in der Ausstellung aufzufallen. Dieser Uebermuth ist bei uns zum Glück noch nicht so häufig, wie es scheint. Groß zu malen und zu bilden ist vielmehr ein unentbehrliches Hülfsmittel für den Künstler, der, in welchem Fache es sei, groß zu denken strebt. Oder er müßte eben ein Menzel sein.

Neue Romane.

Besprochen von Georg Malkowsky.

Der historische Roman ist das Aschenbrödel der neuesten Literatur und nicht mit Unrecht. Keine andere Dichtungsgattung ist wie der Roman dazu berufen, mit seinen vielseitigen Darstellungsmitteln, mit seiner breiten Schilderungsfläche ein Spiegelbild seiner Zeit zu sein. Dem historischen Roman darum die Existenzberechtigung absprechen, hieße das Kind mit dem Bade ausschütten, aber man wird den Versuch, Mumien dichterisch zu beleben, so lange mit Kopfschütteln ansehen dürfen, als lebendige Modelle der Verkörperlichung harren. Gustav Freytag mit seiner culturhistorischen Romanserie hat festen, nationalen Boden unter den Füßen, er verliert den Zusammenhang mit der Gegenwart niemals, weil er zielbewußt zu ihr fortschreitet. Der liebenswürdige Scheffel dichtet geschichtliche Genrebildchen, in denen er uns mit lächelndem Humor zu Gemüthe führt, wie Männlein und Weiblein trotz fremdartiger Sitten und Trachten doch stets in Freud und Leid dieselben gewesen sind. Selbst Georg Ebers wird für seine ägyptischen, assyrischen und römisch-christlichen Productionen die gelehrten Anmerkungen als Entschuldigung anführen und mit pädagogischem Stolz ausrufen können: ich will unterhaltend belehren. Die Ziele des Schaffens eines Felix Dahn jedoch werden von Werk zu Werk unverständlicher; was er in letzter Zeit geliefert hat, sind mehr oder minder werthlose Abfälle seiner geschichtsschreiberischen Thätigkeit.

Die Specialität des Königsberger Professors ist die Völkerwanderung, und seine Darstellung derselben für Oncken's Allgemeine Geschichte gilt in ihrer Quellentreue als dankenswerthe Arbeit. Aber historische und poetische Wahrheit mögen sich gegenseitig ergänzen, in ihrem Wesen sind sie total verschieden. Der Historiker Felix Dahn mag seinen Hauptgewährsmann Gregor von Tours so oft als Zeugen anrufen wie ihm beliebt, sobald er sich auf das Dichten verlegt, glauben wir ihm nur das, was er uns aus eigenen Mitteln als Dichter glaubhaft zu machen weiß. Wir geben ihm gern zu, daß die Beschäftigung mit dem bischöflichen Chronisten des Frankenreichs die Versuchung nahe legt, das blutbefleckte Gespenst der Fredigundis heraufzubeschwören und ihm abzufragen, wie es wohl in dem Herzen einer solchen Megäre ausgesehen haben mag, aber er hätte besagter Versuchung in weiser Selbsterkenntniß widerstehen sollen. Die Darstellung eines Mannweibes, dessen einziger Trieb rücksichtslose, mit Menschenleben wie mit Zahlen rechnende Herrschsucht ist, verlangt eine kräftiger gestaltende Hand, als sie Felix Dahn zu Gebote steht.

Zunächst vermissen wir in seinem neuesten*), wie in seinen früheren Romanen aus der Völkerwanderung, die in großen Zügen hingeworfene culturhistorische Decoration. Die Zahl der historischen Persönlichkeiten in der Umgebung der Fredigundis ist Legion, all diese Landerich, Prätextatus, Felix, Sigila und wie die Herren sonst heißen mögen, sind chronistisch beglaubigt, aber sie können sich für ihre Existenzberechtigung nur auf Gregor von Tours berufen, der Dichter Felix Dahn läßt sie erbarmungslos im Stiche. Selbst von der äußeren Erscheinung dieser Statisten erfahren wir wenig oder nichts — nur der Skramasachs, ein fränkischer Dolch, erscheint immer wieder als mit vergifteten Runen bedeckte Mordwaffe auf der Bildfläche — ihr seelischer Organismus bleibt unerklärt. Und doch ist eine Schreckgestalt wie die der Fredigundis nur auf kräftig gemaltem Hintergrunde erträglich, nur in einer gleichartigen Umgebung verständlich. Felix Dahn hat ihr in ihrem feigen, heimtückischen Gatten Chilperich ein Repoussoir geben wollen, und auch das ist ihm mißlungen. Das Interesse an dem heuchlerischen Schurken erlahmt, weil dichterische Feinfühligkeit den Verfasser abgehalten hat, die Sinnlichkeit, und damit das einzige Band, das den König an Fredigundis fesselt, genügend zu betonen. Chilperich ist eine Sacher-Masoch'sche Figur, die sich vom Weibe peitschen läßt, Felix Dahn macht aus ihm höchstens einen Pantoffelhelden. Die wenigen Scenen, die einer eingehenden Charakteristik Chilperich's dienen sollen, verdanken ihre Entstehung ebenfalls Gregor von Tours. Vor Allem die versuchte Bekehrung eines Juden, in welcher der religiöse Wahn der Zeit nur der Bestechlichkeit weicht und die Intoleranz sich mit einem Beutel Goldes abfinden läßt.

Die Handlungen der Fredigundis selbst sind alle historisch, aber Felix Dahn hat nichts zur Historie hinzugethan, es macht sich überall das Fehlen der psychologisch vermittelnden Glieder bemerkbar. Gregor von Tours erzählt, und der Königsberger Professor dichtet seine Erzählung in Dialoge um, die unwirksam bleiben, weil sie nur auf die folgenden Handlungen vorbereiten, ohne sie zu motiviren. Fredigundis ist und bleibt, was sie auch ohne den Dahn'schen Roman gewesen wäre, eine weibliche Abnormität, an der unser Interesse erlahmt, weil wir sie sich nicht entwickeln sehen. Der ganze Roman ist ohne Höhepunkt und darum in der Composition verfehlt. Er schließt mit dem partiellen Wahnsinn und Tod der Fredigundis, aber auch hier läßt sich der Ver-

*) Fredigundis. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

fasser die Geschlossenheit der Motivirung durch das Einfügen eines Zufalls entgehen. Die Königin hat sich am Kopfe verletzt und ihre Gehirnfunctionen haben seitdem bedenklich Einbuße gelitten. Und doch lag es so nahe, ihren religiösen Wahn, daß die Gutthaten der Heiligen, die sie reichlich beschenkt, ihre Sünden aufwiegen, in sich selbst zusammenbrechen und das Weib unter dem plötzlich auftauchenden Bewußtsein ihrer unsühnbaren Schuldlast hinsinken zu lassen. Der Verfasser hat etwas Aehnliches angedeutet, aber das starke Motiv durch jene zufällige Verletzung abgeschwächt und unwirksam gemacht. Es fehlt ihm die Haupteigenschaft des wahren Dichters, die poetische Gestaltungskraft, die scharf umrissene, nur so und nicht anders mögliche Figuren schafft. Daß er uns am Ende durch die Einführung der Familie der künftigen Frankenkönige eine bessere Zukunft ahnen läßt, ist recht hübsch, für die Blutlachen, durch die er unsere Phantasie zwecklos geschleift, kann er uns unmöglich entschädigen.

Wie der wahre Dichter aus der Berührung mit dem heimischen Boden der Gegenwart neue Kraft schöpfen, wie er durch das Anknüpfen an dem modernen Empfinden nahe liegende Conflicte, seiner poetischen Eigenart neue Seiten abgewinnen kann, das beweist der jüngst erschienene Roman Wilhelm Jensen's: In der Fremde.*) Jensen's Muse hat sonst etwas weltfernes, sie sucht ihre Stärke in der Schilderung des unlösbaren Zusammenhanges des Menschen mit der Natur und verlegt daher den Schauplatz ihrer Handlung meist auf ein einsames Fleckchen Erde, wo die Menschen an der Scholle kleben und den Charakter des Vegetativen, von der Eigenart des Bodens Abhängigen, nicht recht loswerden. Auch sein neuester Roman ist vom Erdgeruch der westdeutschen Marschen durchweht, aber nur in seiner ersten Hälfte, in der zweiten ist der Parfum des Salons vorherrschend. Es gibt Naturen, die schon durch die Geburt in eine ihnen heterogene Umgebung hineinversetzt ewig „in der Fremde" bleiben, niemals den ihnen zuträglichen Boden findend, sich im Sehnen nach einem unerreichbaren Glück verzehren — das ist der Satz, den Jensen an einem weiblichen Wesen dieser Gattung demonstrirt.

Als Pfarrerstochter geboren, an einen Pfarrerssohn verlobt, ist Heloise äußerlich und innerlich eine Fremde in ihrem Kreise. Ein glänzender Cavalier tritt in ihr Leben ein, sie entflieht mit ihm am Vorabend ihres Hochzeitstages. Edgar von Rivarol ist ein Ehrenmann, er führt sie in das Haus der Eltern zurück, sucht deren Verzeihung und vermählt sich mit ihr. Als vollendete Gesellschaftsdame finden wir die Pfarrerstochter wieder, schön und kühl bis ans Herz hinan. Ihr Ueberschuß an Gefühlswärme concentrirt sich allein auf ihr Töchterchen, ihrem Gatten steht sie pflichtbewußt, ohne Glücksempfindung, aber auch nicht unglücklich gegenüber. In einem hocharistokratischen Salon begegnet sie ihrem ehemaligen Verlobten. Aus dem schüchternen Candidaten der Theologie ist ein ernster Mann der Wissenschaft geworden, der überall hochgeschätzt wird. Sie fängt an, das unthätige Genußleben ihres Gatten mit der fruchtbringenden Arbeit des Gelehrten zu vergleichen, und mit dem Augenblick, wo der Letztere in der Lage ist, ihr zurufen zu können: „Du bist nicht glücklich durch den Verrath an mir!" gehen ihr die Augen auf, sie ist auch in dem selbstgewählten Kreise eine Fremde. Sie schöpft aus dieser Erkenntniß den Muth, ihren Gatten um Lösung ihrer Ehe zu bitten. Edgar von Rivarol verweigert ihr dieselbe unter Hinweis auf seine sociale Stellung und seine Tochter. Das Kind stirbt an einer Epidemie. Als die vor Schmerz wahnsinnige Mutter sich über den eben geschlossenen Sarg stürzen will, tritt ihr der Gatte im Rausche entgegen, er hat seinen Kummer im Wein zu ertränken gesucht. Da packt sie Ekel und Verzweiflung, sie stürzt aus dem Hause in die naheliegende Wohnung eines ihr gleichgültigen jungen Offiziers, läßt sich absichtlich dort überraschen und erzwingt durch den Skandal die Scheidung. Von einer Krankheit, deren Keime schon lange in ihr gelegen, niedergeworfen und nach langem Kampf zwischen Leben und Tod genesen, bittet sie ihre Eltern brieflich um Wiederaufnahme im Vaterhause, und nimmt gleichzeitig von dem einst Verrathenen, nun heiß Geliebten Abschied. Es gelingt ihr, den Vater von ihrer Unschuld, so weit es den jungen Offizier angeht, zu überzeugen, er ist bereit, ihr zu verzeihen, wenn sie ihm versichert, daß keine andere sündhafte Liebe sie zu jenem unbesonnenen Schritte veranlaßt hat. Das kann sie nicht, der Vater schleudert ihr seinen Fluch nach und stirbt in derselben Nacht an einem Schlagfluß. Zwischen sie und den ihr nachgereisten Geliebten stellt sich das Gespenst des Verstorbenen und die Entscheidung des Gerichtshofes, der ihr, als dem schuldigen Theil die Wiederverheirathung untersagt. Das letztere Hinderniß wird durch den Tod ihres Gatten, der im Duell mit jenem jungen Offizier gefallen, beseitigt, aber eine furchtbare Scene auf dem Kirchhof, in der sich die eigene Schwester von ihr, als der Mörderin des Vaters, abwendet, läßt ihren letzten Rest an Kraft zusammenbrechen, sie stirbt am Herzschlage in den Armen des Mannes, dessen Werth sie zu spät erkannt.

Daß Jensen ein Meister der poetischen Schilderung ist, bedarf keines neuen Beweises, aber wir wissen uns keiner Dichtung zu erinnern, in der er so die Poesie der Darstellung mit gesundem Realismus zu verbinden wußte. Dazu gesellt sich eine überaus scharfe Charakteristik der Nebenpersonen, die sich überall zu kräftig herausgearbeiteten Individuen gestalten. So sind die beiden Landpfarrer, der Vater Heloisens und der Vater ihres Verlobten, ein paar prächtige Figuren, die sich gegenseitig ergänzen und heben. Mit der Composition sind wir weniger einverstanden, da macht sich gegen Ende ein gewisses Ueberhasten, ein Zusammendrängen von Ereignissen bemerkbar, die meist auf Zufälle zurückzuführen sind. Krankheit und Tod, besonders Schlaganfälle spielen eine zu große Rolle und greifen gewaltsam in die Geschlossenheit der Motivirung ein.

Aehnliche Conflicte behandelt ein jüngerer Romanschriftsteller, K. von Perfall in seiner Erzählung: Die Langsteiner*). An dichterischer Begabung steht er Wilhelm Jensen bei Weitem nach, aber sein hausbackener Realismus erhebt ihn bedeutend über das Durchschnittsniveau des modernen Salonromanciers, der von der Gesellschaft spricht wie der Blinde von der Farbe. Er begnügt sich mit der Schilderung kleinstädtischen Lebens, und weiß aus demselben, wenn auch keine Individuen, so doch Typen herauszuarbeiten, wie wir sie alle einmal gesehen haben. Auch hier handelt es sich um das Aufgeben eines in Aussicht stehenden soliden Eheglückes zu Gunsten einer plötzlich auftauchenden Leidenschaft. Aber Perfall führt nach einer Reihe von Prüfungen die Verirrten doch schließlich zusammen, die durch die Leidenschaft Verbundenen lernen dem erträumten Himmel entsagen und versprechen schließlich ein relativ vernünftiges Ehepaar zu werden. Es gehört ein gewisser Muth dazu, seiner Heldin kurz vor der Wiedervereinigung mit dem verlassenen Gatten das Geständniß in den Mund zu legen, daß sie doch eigentlich einen Anderen, ihren ersten Verlobten, liebt, aber wir haben unsere Freude an diesem Muth. Von ungemischten Romangefühlen haben wir übergenug, sie verdanken ihre Entstehung dem zersetzenden Destillirkolben des denkenden Schriftstellers, was man im Leben Empfindung nennt, ist ein vielfach zusammengesetztes Gebräu, das wir auch einmal gern in seiner ursprünglichen Mischung beobachten. Wenn Perfall sein Streben nach derber Charakteristik ein wenig mäßigen und die Grenze, wo die Caricatur anfängt, vermeiden gelernt hat, verspricht er ein nützlicher Mitarbeiter an dem Gebäude des modernen Realismus zu werden, den wir um Himmelswillen nicht mit dem talentlosen jungdeutschen Naturalismus zu verwechseln bitten.

*) Verlag von B. Elischer in Leipzig.

*) Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf.

Digitized by Google

Feuilleton.

Erinnerungen aus dem päpstlichen Rom.

Von Hermann Goverts.

Wenn man heute durch die Straßen Roms schlendert und über die sieben Hügel streift, so kommt man aus dem Staunen gar nicht heraus und ruft wohl ein Mal über das andere: Wie hat sich doch Alles so verändert? Wo ist das gute alte päpstliche Rom geblieben? Wo sind die alten schönen Zeiten hin, als noch tiefe Grabesstille in der ewigen Stadt herrschte, als noch gescheiterte Leute aus allen Ländern, in bunte Röcke gesteckt und mit Waffen versehen, die guten stillen Römer bewachten! Wo sind die Zeiten hin, als es nur eine Zeitung in Rom gab und noch Niemand an aufgeflitterte Blumenfräuleins dachte, als noch Pius IX. in goldstrotzendem Prunkwagen sechsspännig durch die Straßen fuhr und des Zahlenlottos auf hohem Balkone ein Priester der heiligen Kirche öffentlich waltete! Wo sind sie hin die Zeiten, als man noch die Nachttöpfe zum Fenster hinaus auf die Straße goß und den weltgeschichtlichen Gestank des Ghetto mit Wollust bewunderte! Wo sind sie hin? Der 20. September 1870 hat alle diese Herrlichkeiten verschlungen. Aber der, der so glücklich war, diese Herrlichkeiten noch mit eigenen Augen gesehen, mit eigener Nase gerochen und am eigenen Leibe erfahren zu haben, der denkt mit unbezwinglicher Wehmuth an die gute alte Zeit zurück und vermißt zu seinem bitteren Schmerze die alten Gemüthlichkeit und den alten Zauber.

Zur Erinnerung an diese unwiderbringlich vergangene gute alte Zeit, die uns doch noch so nahe liegt, will ich hier einige Züge aus meinen Erlebnissen im päpstlichen Rom erzählen. Ich hoffe, daß dieselben einem andern Mommsen, der nach Jahrtausenden seine „Römische Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" schreiben wird, von unberechenbarem Nutzen sein werden. Ich sage unberechenbar mit vollem Bedachte. Denn könnte ich diesen Nutzen auch nur annähernd berechnen, so würde ich nicht unterlassen, schon jetzt meine berechtigten Ansprüche, gestützt auf mein unzweifelhaftes geistiges Eigenthumsrecht, gebührendermaßen anzumelden.

Die Schlacht von Mentana mit ihren berühmten Wundern war am 3. November 1867 geschlagen, die Thore Roms, von denen man die Hälfte aus Furcht vor Garibaldi vermauert hatte, waren wieder dem Verkehre freigegeben, und wir zogen eines schönen Sonntags nach Tische bei freundlich strahlender Herbstsonne hinaus in das offene Land und über die salarische Brücke, und kehrten erfrischt und gestärkt durch die Porta del popolo heim. Aber diese Erfrischung verhinderte nicht den Ausbruch des Kaffeedurstes, dessen Stunde gekommen war und der nun angesichts der erleuchteten Kaffeehäuser am Corso mit neuem Triebe erwachte. Wir betraten eines dieser Häuser, wo wir öfter verkehrten, und da es sehr voll war, so setzten wir uns an einen Tisch, an welchem nur noch zwei päpstliche Schutzleute — carabinieri oder gendarmi genannt — sich niedergelassen hatten. Die Herren unterhielten sich sehr eifrig und sehr leise, und wir machten ihnen nur einen leichten stummen Gruß, als wir Platz nahmen. In unserer Gesellschaft befand sich ein junger Herr aus Dresden. Als er seinen Kaffee bekommen hatte, sah er, daß der Löffel fehlte, und rief nun laut nach dem Kellner, der Francesco hieß aber der Kürze wegen Checco genannt wurde. Als Checco wieder herankam, sagte er im reinsten sächsischen Tonfall: „Gheggo, tademi un gogghiäre". Alles platzte in demselben Augenblicke mit ganz unbändigem Gelächter los, denn außer dem fremdartigen, komisch entstellenden Klang seiner Rede, hatte er auch statt des Wortes cucchiaio, was Löffel bedeutet, cocchiere angewandt, was Kutscher heißt. Sobald er also den Kutscher zum Kaffeeumrühren verlangt hatte, war es um ihn geschehen, und das Spaßhafteste war, daß er natürlich gar nicht merkte und ahnte, welchen unfreiwilligen Witz er gemacht hatte. Ganz verblüfft saß er da, und als Checco den Löffel brachte und ihm denselben mit den Worten „Ecco Signore, il cocchiere" anmuthig überreichte, fing das Gelächter noch einmal aus vollem Halse an, und sogar die beiden Schutzmänner lachten redlich mit.

Da ging's nun an unserem Tische bald hoch her. Der Scherz hatte die Witzader geöffnet, der Eine erzählte diese, der Andere jene lustige Geschichte, aber so sehr wir auch lachten, die beiden Päpstlichen lachten nicht mit. Sie kümmerten sich anscheinend um uns gar nicht und schienen nicht ein Wort von unseren Reden zu verstehen. Da kamen denn auch politische Sachen in's Gespräch. Es wurde von Franzosen und Päpstlichen, vom Papst und Garibaldi, von Napoleon und Victor Emanuel geredet, und dabei des besonderen und großen Glückes gedacht, das der Papst durch die französische Dazwischenkunft erfahren hatte. „Ja, der Papst kann nicht umkommen," sagte Einer und ein Anderer sagte: „Der päpstlichen Wirthschaft ist nicht beizukommen, — das hat schon Goethe gesagt," und dann begann wieder ein Anderer von der Laune getrieben das schöne Lied „Der Papst lebt herrlich in der Welt" zu singen, aber ein Vierter fuhr dazwischen und suchte das zu verhindern. Doch der Sänger ließ nicht nach, bis wir ihm den Mund zuhielten. Denn es mochte wohl nicht schicklich erscheinen, dieses sonst so erbauliche Lied im päpstlichen Rom, in einem öffentlichen Kaffeehause, am lieben Sonntage zu singen, und es mochte auch damals recht gefährlich sein, denn es konnte uns leicht eine Bekanntschaft mit den Gefängnissen von Monte Citorio oder S. Michele einbringen. Und dafür bedankten wir uns Alle. Nach einer Weile standen die beiden päpstlichen Schutzleute auf und wünschten uns mit verbindlichem Lächeln im reinsten Westphälisch Gutenabend. Wir machten lange Gesichter, trösteten uns aber bald, denn die beiden Männer sahen nicht wie Verräther aus, die ihre Landsleute um einer ausgelassenen Laune willen in die Hände der Priester überantworten würden. Und wir haben uns nicht getäuscht.

Bald danach hatten wir auch den Entschluß gefaßt, einmal einer Opernvorstellung im Apollotheater beizuwohnen, und ich hatte dazu einige mir bekannte deutsche Damen aufgefordert, die ihrerseits einen ihnen verwandten jungen Römer mitgebracht hatten. Wir saßen in einer Loge hinter den Sperrsitzen und da der junge Römer vom Deutschen nichts weiter verstand als „Halt's" oder vielmehr „Alt's Maul" und „Donnerwetter", so wurde die Unterhaltung in italienischer Sprache geführt. Ich erzählte unter Anderem von meiner Wirthin, einer sorgsamen vortrefflichen Frau, daß dieselbe in einem Athem die armen Priester und die armen Garibaldiner bedauerte, daß sie in feierlichen Augenblicken die „camiccia rossa Garibaldina", das hohe Lied vom rothen Hemde mit inniger Begeisterung sang und dabei jeden Morgen zur Messe ging und für den heiligen Vater aus vollem Herzen betete. Da tauchte über der Brüstung der gewaltige, furchtbar beschnauzbartete Kopf eines päpstlichen Schutzmannes auf und sogleich noch einer, und beide blickten uns an, als wollten sie unsere armen Seelen durchbohren, denn das bloße Aussprechen des Namens Garibaldi war schon Hochverrath. Wir guckten sie wieder, aber ganz gelassen, an, und da ich gerade am Erzählen war, sprang ich sofort in's Deutsche um, fragte dies und das und im nächsten Augenblicke war das lebhafteste deutsche Gespräch im Gange. Sie tauchten wieder unter, und nur von Zeit zu Zeit blickte Einer hervor, um zu sehen, ob wir auch noch da seien. Als das Stück zu Ende war, und wir hinaustraten, hatten sich vor unserer Thüre sechs solcher Carabinieri bis an die Zähne bewaffnet aufgestellt, und wir mußten spießruthenlaufartig durch ihre Reihen gehen. Als sie den Letzten genau gemustert hatten, verkündete Einer im Tone einer gewissen verbissenen Verächtlichkeit das Urtheil: „Non sono Italiani", — es sind keine Italiener. Und mit Ausländern band man nicht gerne an, wenn die Sache nicht völlig klipp und klar war, denn man scheute sich vor den dann unvermeidlichen Erörterungen mit den Gesandtschaften.

Digitized by Google

Ich hatte mich auch, um mich dieses werthvollen Schutzes für alle Fälle zu versichern, sogleich auf unserer Gesandtschaft im Palazzo Caffarelli vorgestellt, und hatte das Glück, mich dort eines gewissen Vertrauens zu erfreuen. Als ich abreiste und meinen Paß in der Gesandtschaftskanzlei vorlegte, fragte mich der Vorsteher derselben, ob ich nicht einige Schriftstücke an die Gesandtschaft in Florenz mitnehmen wolle, da man gerechte Bedenken trüge, dieselben der päpstlichen Post anzuvertrauen. Demgemäß wurde auf meinen Paß geschrieben, daß ich „porteur de dépêches" sei, und ich war nicht wenig stolz, auf diese ehrenvolle Weise in die diplomatische Laufbahn einzutreten. Mit diesem Gefühle berechtigten Stolzes ging ich nach Monte Citorio und legte den Paß der päpstlichen Polizei vor. Da wurde ich aber sehr kühl aufgenommen und der Schreiber herrschte mich an, die schuldigen fünf Franken für die geehrte Visirung auf den Tisch zu legen. Ich bemerkte dagegen, daß er wohl den Vermerk in der Beglaubigung meiner Gesandtschaft übersehen habe, ich sei „porteur de dépêches", folglich Diplomat und folglich sei die päpstliche Paßvisirung für mich kostenfrei. Da zerstampfte er im Zorne seine Feder auf meinem Passe, um den Vermerk über die Zahlung der fünf Franken, den er voreilig bereits gemacht hatte, auszutilgen, zu vernichten und ungeschehen zu machen, verbiß seine Wuth bis auf einige zwischen die Zähne gemurmelte Flüche, streute ganze Berge von Sand auf das Papier und reichte mir endlich mit puterrothem Gesichte, ohne mich eines Wortes weiter zu würdigen, den Paß hin. An der Grenze beim Austritte aus dem päpstlichen Gebiete wiederholte sich etwas Aehnliches, indem auch hier der Beamte beim Anblicke des verhängnißvollen Vermerkes ein ganz verteufeltes Gesicht schnitt und sich von mir wie von einem Aussätzigen abwandte. Ich begriff das übrigens vollkommen, denn die Herren kannten das Mißtrauen und das Verfahren der fremden Gesandtschaften, und empfanden es natürlich jedesmal als eine empfindliche Beleidigung, wenn ihnen durch diese diplomatische Blume zu verstehen gegeben wurde, daß man ihrer Post und ihren Staatseinrichtungen nicht traute. Jenseits der Grenze erheiterte sich natürlich der Himmel, und die italienischen Beamten waren angesichts meines Passes die Zuvorkommenheit selbst. Sie standen sogar alle, ihrer fünf oder sechs, bei der Weiterfahrt des Zuges vor meinem Wagen und entblößten mit ehrerbietigem Gruße ihre edlen Häupter.

Die Verkommenheit des päpstlichen Staatswesens trat Einem fast jeden Tag handgreiflich entgegen. Man konnte hinblicken wohin man wollte, überall war dieselbe lahme und elende Wirthschaft: auf der Post und der Eisenbahn, im Heere wie in der Verwaltung. Mit das Abscheulichste, was man im Vorbeigehen jeden Samstag sehen konnte, war der Unfug des Zahlenlottos, der öffentlich im Freien durch Priester und Waisenknaben in's Werk gesetzt wurde. Er nannte sich „Lotteria pontificia" und huldigte der leichtfüßigen, auf einem Glücksrade tanzenden und Geld aus einem Füllhorne streuenden Fortuna, deren Abbild jedem Loose aufgedruckt war. Ueberall sonst wurde das Zahlenlotto als etwas Unsittliches und Verwerfliches angesehen: hier aber blühte es als eine Unternehmung des Statthalters Christi und seiner Priester unter dem Schutze einer alten heidnischen Göttin. Und dann das Bücher- und Zeitungswesen in Rom! und Handel und Wandel, und Gewerbe und Verkehr! Ueberall Versumpfung und Verkommenheit. Die öffentliche Sicherheit war sehr gering; in den kleinen Nebengassen am Corso sogar ereigneten sich mehrfach Ueberfälle und Morde; — die massenhaft vorhandene Polizei betrachtete das als Nebensache und arbeitete eigentlich nur in politischer Riecherei und Ueberlieferung der Verräther in die Hände der Priester.

Ich merkte diese Verkommenheit gleich bei meiner ersten Ankunft in Rom an einem sehr bezeichnenden Zuge. Unter der Halle des Bahnhofes fragte ich einen der dort aufgestellten zahlreichen Schutzleute, wo wohl eine Bedürfnißanstalt sei. Er aber antwortete kühl: „Vada fuori" — Gehen Sie auf die Straße hinaus und machen Sie es sich nach Belieben bequem. Das war ganz natürlich, denn man goß vielfach in Rom noch die Nachttöpfe aus den Häusern von hoch oben herab auf die Straße aus. Ein anderes Mal, als ich von Neapel zurückkehrte, wimmelte der Bahnhof, trotz des geringen Verkehres wie gewöhnlich von Polizeibeamten. Das Gepäck wurde ausgeladen und in die Gepäckkammer gebracht, aber ich konnte meinen Koffer nicht erhalten. Ich fragte und bat verschiedene Packträger, erkundigte mich bei mehreren Bahnbeamten, bat die Schutzleute um Beistand: Alles vergeblich. Alle standen herum, Keiner hatte Etwas zu thun, aber Niemand bequemte sich zur Ausgabe des Gepäckes. Da riß mir die Geduld. Ich hatte die Oertlichkeit genau kennen gelernt, ging flugs in die Packkammer, wo Niemand anwesend war, fand auf den ersten Blick meinen Koffer und schleppte ihn ganz gemüthlich hinaus zum Wagen. Meinen Gepäckschein aber habe ich natürlich als Siegeszeichen und als Denkmal päpstlicher Eisenbahnverwaltung behalten. Da rief der Kutscher schon: „Mussju!" und ich rief wieder dagegen: „Mussju, hier bin ich, nehmen Sie einmal den Koffer hin." Seit dem Einzuge der Franzosen kurz vor der oben erwähnten Schlacht von Mentana gehörte es nämlich zum guten Tone, statt Signore Mussju zu sagen, was ich auch immer that, sobald ich so angeredet wurde. Meistens merkten dann die Leute den spöttischen Beigeschmack und lachten den Mussju-Affen weidlich aus. Auch war es sehr beliebt geworden, französisch zu sprechen, sobald man nur irgend ein bischen konnte. Und selbst wenn man fast gar nichts konnte, bestrebte man sich doch ein aufgeschnapptes französisches Wort, das ja der Italiener bei der nahen Verwandtschaft beider Sprachen leicht behält, in seiner Rede zu verwerthen. Diese Unart ist übrigens heute noch in fast allen größeren Städten Italiens verbreitet und die Fremden werden heute noch mit Fragen wie: „Vuole quelque chose? — Voulez-vous vettura?" und dergleichen mehr belustigt. Als ob das verständlicher wäre als „Vuole qualche cosa? — oder Vuole vettura?" Aber so schlimm und allgemein, wie es damals in Rom war, war und ist es nirgends wo anders. Ich erinnere mich noch der Gewohnheit eines Wirthes sehr lebhaft, eines liebenswürdigen und tüchtigen Mannes, bei dem ich regelmäßig verkehrte. Der hatte diese Unart in sehr hohem Maße und fing immer und immer französisch an. Ich antwortete beharrlich immer und immer italienisch und bat ihn mehrere Male, doch seine Muttersprache zu gebrauchen, die ich vollkommen verstünde. Aber er that es nicht. Endlich eines Tages, als mir die Sache zu bunt wurde, fuhr ich ihn an: „Ma, per Dio, siete Francesi o Italiani?" — zum Henker, seid Ihr Franzosen oder Italiener? — Er aber antwortete mir mit kläglichem Gewimmer: „Caro Signore, siamo Romani," — wir sind Römer —: wahrlich ein stolzes Wort! Civis romanus sum. Verkommenheit, Verkommenheit, dein Name war Rom.

Nichts ging ordentlich und glatt, auf Nichts konnte man sich verlassen, mit unsäglich kindischen Plackereien, wie sie nur ein müßiges Priestergehirn aushecken kann, wurde man geplagt. Man litt unter den launenhaftesten Veränderungen und Schwankungen der Anordnungen, selbst in den gleichgiltigsten und allerunschuldigsten Dingen. Heute erhielt man einen Erlaubnißschein — einen sogenannten permesso — auf vier oder sechs Monate giltig für diese oder jene Sehenswürdigkeit, und wenn man morgen dahin kam, so wurde man angedonnert: „Zurück! Der Zutritt ist verboten." — „Aber mein Gott, das ist ja nicht möglich," sagte man, nach dem Schein in die Tasche greifend. — „Ein Befehl vom Oberhofmeister Seiner Heiligkeit" — dem „maggiordomo di Sua Santità Edoardo Borromeo Arese," der, wenn ich mich nicht völlig irre, üblichermaßen auch Cardinal war. — „Ja, aber ich habe gestern erst den Erlaubnißschein, von demselben Herrn eigenhändig unterschrieben, zum Zutritt erhalten. Hier! Sie sehen also: es kann nicht richtig sein." — „Es ist richtig, der Zutritt ist verboten," erwiderte er, ohne das Papier des geringsten Blickes zu würdigen. — „Ja, aber seit wann?" — „O, seit so und so vielen Wochen!" — „Und da gibt man mir gestern den permesso. Das ist doch unerhört. Ist da nichts zu machen?" Der Wärter, der sogenannte Custode, zuckte mit den Achseln und sah sich den Fremden schlau prüfend von oben bis unten

Digitized by Google

an. „Ueberlegen Sie es sich — fuhr dieser nun fort — machen Sie eine Ausnahme". Oft machte er diese Ausnahme nicht, bisweilen machte er sie, wie ihm die Fremden schienen, aber natürlich nicht ohne zuvor eine Fluth von Einwänden vorgebracht zu haben, um den Werth seiner Leistung zu erhöhen. Aber für Geld war schließlich Alles zu erlangen. „Romae omnia venalia esse." Solche Umstände und Weiterungen wurden Einem gemacht, ganz ohne Sinn und Zweck.

Und nicht allein dem Fremden wurden sie gemacht, auch der betreffenden Gesandtschaft, denn nur durch deren Vermittelung erhielt man diese Scheine. Ich habe noch fast ein Dutzend dieser wunderlichen Urkunden. Da stand Alles genau darin: Ordnungsnummer und Seite des Listenbuches, Name des Fremden und Angabe seiner Zwecke, Dauer der Erlaubniß mit der Bedingung: „unter Beobachtung der Gesetze und bestehenden Ordnungen, sowie unter Aufsicht der dienstthuenden Wärter." Dann hieß es: „Aus dem Vatikan" den so und so vielten und es stand darunter „Il maggiordomo di S. S." mit der Unterschrift: „Ed. Borromeo Ar" und beigedrucktem Schlüsselwappen. Oben darüber aber stand mit großen Buchstaben: „Sagri palazzi apostolici" — die heiligen apostolischen Paläste. Und das Wunderlichste an dieser wunderlichen Urkunde war, daß sie so oft eben ganz wirkungslos war, daß sie so oft eben von den eigenen Beamten dieser heiligen apostolischen Paläste, die unter dem unmittelbarsten Befehle dieses selben Oberhofmeisters standen, nicht angesehen und geachtet wurden. Man fühlte an diesen und unzähligen anderen großen und kleinen Zügen, daß die päpstliche Wirthschaft aus den Fugen wich. Nun, sie hat auch nur noch drei Jahre gehalten! Heute sieht Alles anders aus und die Zustände Roms in jener Zeit erscheinen wie ein Mährchen oder Traum aus einer anderen Welt. Nur im Vaticane schleppt sich noch das Alte, so gut es kann, weiter. Da hat man auch noch jene ganz zwecklose Einrichtung der Erlaubnißscheine beibehalten, und zwar genau in der alten Form, nur daß die Scheine jetzt von Augusto Theodoli unterzeichnet sind. Ihr Ansehen ist aber noch ebenso zweifelhaft und fragwürdig wie damals, denn sie helfen Einem nichts, wenn man an die vielen verschlossenen Thüren kommt, mit denen die vaticanischen Sehenswürdigkeiten trotz der öffentlichen Besuchsstunden verwahrt werden: man muß zahlen. Und wenn man nur, mit gutem Vorwande, gehörig zahlt, so braucht man überhaupt keinen Erlaubnißschein und spart sich all' die lästigen Scherereien. In dieser Hinsicht ist es im Vaticane gerade noch wie sonst, ja es ist schlimmer geworden, denn man sieht die Fremden jetzt mit noch größeren Mißtrauen an als sonst und bereitet ihnen, um sie möglichst fern zu halten, noch mehr Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten als sonst. Beim Besuche des Vaticans kann man sich noch ganz in die guten alten päpstlichen Zeiten zurückversetzen — und nach Herzenslust schwärmen. Ich schwärme aber nicht mit.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der schwarze Schleier.

Schauspiel in vier Acten von Oscar Blumenthal.

Ein Thesenstück. Der zu vertheidigende Satz lautet: Es ist einer Frau gestattet, den Mörder ihres Gatten zu heirathen. Wir werden da gleich an die vielberufene Werbungsscene Richards III. erinnert, und wie hat dort der tollkühne Dichter die Hindernisse gehäuft, das Problem auf die Spitze getrieben! Die schamlose Verlobung erfolgt am offenen Sarge des jungen und schönen sechsten Heinrich, und Richard ist ein verworfener Krüppel, und Anna Warwick, die sich von ihm den Ring an den Finger stecken läßt, verfluchte ihn noch eben wie eine Furie.

„Ward je in dieser Laun' ein Weib gefreit?
Ward je in dieser Laun' ein Weib gewonnen?"

Aber das Unmögliche ist auch dem incommensurablen Dichtergenie nicht gelungen; die Scene bleibt ein unglaubliches Virtuosenstück und ist selbst dann nicht zu retten, wenn man sie, wie ihre Vertheidiger fabeln, bloß symbolisch auffassen will. Schade, daß der Dramatiker Blumenthal jene grandiose Warnungstafel nicht beachtet hat, wie sehr er sich auch über die zu bewältigenden Schwierigkeiten seines Vorwurfs klar gewesen sein mag. Begreifen läßt es sich schon, daß es einen durch drei wohlverdiente große Erfolge kühn gemachten Autor voll Geist, Talent und Ernst reizen mußte, einmal den Kampf gegen eines unserer heiligsten Vorurtheile aufzunehmen. Aber Blumenthal ist doch wieder zu schlau, um den Stier bei den Hörnern zu packen, wie Shakespeare es wagte. Er gibt sich zufrieden, wenn er nur das Publikum so weit gebracht hat, daß er die These für einen ausnahmsweisen Specialfall gelten läßt: angesichts solcher Verhältnisse und derartiger Personen. Ja, er nimmt dem Problem durch ein Aufgebot von mildernden Umständen und beschönigenden Motiven die Schärfe und bricht ihm vorweg die Spitze ab, denn sein Held ist eigentlich gar kein Mörder, wie schon aus dem ersten Aufzug hervorgeht.

Gerhard von Brügge steht vor Gericht, unter der Anklage, den Grafen Wolfshagen im Zweikampfe getödtet zu haben. Er bestreitet seine Schuld, denn er hat seinen Gegner auf dem Terrain nur unbedeutend am Handgelenke verletzt; wenn dieser dennoch einige Tage später starb, so muß eine Verschlimmerung etwa in Folge einer Unvorsichtigkeit des Verwundeten oder durch irgend eine „dämonische Macht" eingetreten sein. Und in der That bestätigt die als Zeugin auftretende Wittwe, daß der Verstorbene gewissermaßen durch Selbstmord verschied, indem er „im Fieber des Jähzorns" den Verband abriß und verblutete. Brügge ist also nicht der Mörder und kann nur noch wegen Zweikampfs mit tödtlichen Waffen bestraft werden. Für anderweite Entlastung sorgt schon reichlich sein geschickter Vertheidiger Oscar Blumenthal . . . Man höre nur! Der leidenschaftliche Gegner hat den Angeklagten, den er kaum persönlich kannte, mit seinem ebenso glühenden als räthselhaften Hasse verfolgt und ihn auf rüde Weise zum Duell gezwungen; auf dem Kampfplatze schoß Brügge, um ihn zu schonen, zweimal sozusagen in die Luft, und erst als er bemerkte, daß der rabbiate Gegner nach dem ersten Kugelwechsel auf sein Herz zielt, macht er ihn kampfunfähig durch jenen ungefährlichen Kernschuß ins Handgelenk. Also auf der einen Seite nur Leidenschaft, Haß, grundlose Rachsucht, auf der anderen Schuldlosigkeit, Verzeihung und Edelmuth und erst der Selbstmord verwandelt die beabsichtigte Lection in ein tragisches Ereigniß. Aber der „Herr Gerichtshof", wie die Angeklagten wenigstens in der Gerichtszeitung zu sagen pflegen, ist noch so wenig überzeugt, als der Zuschauer im Deutschen Theater, und verlangt die Aufklärung noch eines dunklen Punktes. Wie in einem jüngsten Meineidsprocesse bereichert auch hier die Staatsanwaltschaft ihr Belastungsmaterial durch Tagebuchaufzeichnungen und lyrische Ergüsse des Angeklagten. Aus den vorgelesenen Gedichten nicht minder als aus den Protesten und Schmerzausbrüchen des moralisch auf die Folter gespannten Angeklagten geht hervor, daß er die Frau seines Gegners heimlich liebt, also in Letzterem wohl nur den Nebenbuhler aus dem Wege geräumt hat. Hier folgt ein überaus glücklicher Einfall des Dichters. Die Gräfin erfährt erst vor Gericht, daß sie von Gerhard geliebt wurde, und sie verräth ihm erst vor den Schranken ihre Gegenliebe. Ja, er war ihr „erster Traum", und der Graf erhielt nur ihre Hand, nicht ihr Herz; daher seine Eifersucht, sein Haß. Man sieht, wie der Autor bestrebt ist, uns die beiden Liebenden Zug für Zug menschlich näher zu bringen, so daß der Zuschauer den trennenden Schatten des Todten vergessen und ihrer Verbindung am Schlusse zujubeln soll.

Noch sind wir aber nicht so weit, und der Verfasser ist viel zu scharfblickend, um schon jetzt die Partie für gewonnen zu halten. Mit feinem Spürsinn geht er allen Klippen aus dem Wege. Ja, er verzichtet lieber auf effectvolle Scenen, auf die Mitwirkung der sympathischen Gräfin, auf eine stramm zum Ziele gehende Handlung und eine geschlossene Composition, als seine Zuhörer voreilig zu brüskiren. Fast zwei lange Acte hindurch läßt er seine fatale These unberührt, um uns

Digitized by Google

die Schicksale des Socialpolitikers v. Brügge zu schildern, seine hochfliegenden Volksbeglückungspläne und ihre grausame Zerstörung. Ein ganz neues Drama hebt mit dem zweiten Acte an, so daß uns der packende Auftritt vor Gericht nur noch wie ein überflüssiges Vorspiel gemahnt, dessen Inhalt sich mit ein paar Worten nachholen ließe. Auch im Weiteren stehen wir auf dem glühenden Boden der Gegenwart. Klingen im Gerichtsact eine süddeutsche und eine Berliner cause célèbre nach, so findet der actualitätenlüsterne Zuschauer auch ferner reichliche Beziehungen und Anspielungen: wenn „der leitende Staatsmann" sich als gelehriger Schüler der socialpolitischen Pläne Brügge's bekennt, so wird im Parquet wohl „Lassalle!" oder „Schäffle!" geflüstert, und wenn von der Berufung Brügge's auf einen eigens für ihn geschaffenen Posten in der Regierung und von der heftigen Opposition in Abgeordnetenkreisen gesprochen wird, dann ist die Affaire Schweninger auf Aller Lippen. Ueberfeine Seelen mag diese Fructificirung sensationeller Tagesereignisse unangenehm berühren, aber sie bildete von jeher ein Vorrecht der dramatischen Dichter, ich selbst möchte nur darin eine Ausschreitung erblicken, daß Herr Höcker die Episodenfigur des jesuitischen Reichstagsabgeordneten Menck in der Maske Windthorst's gibt.

Erst am Ende des vierten Aufzugs kommt Blumenthal wieder auf sein Grundthema, und vorsichtig werden abermals Vorurtheile des Publikums geschont! Monate sind seit des Grafen Tode vergangen, vielleicht sogar schon das vorgeschriebene züchtige Wittwenjahr. Brügge ist ihr tapfer fern geblieben, ahnungslos geht er auf der Straße an ihrem Wagen vorbei, und nur seine Aufregung, da er zufällig ihre Visitkarte findet, läßt uns erkennen, daß er sie noch immer und inniger als je liebt. Ein komisches Liebespaar, dem die Aufheiterung der oft sehr ernsten Handlung mit Glück anvertraut ist — ein ewiger Corpsstudent, der immer „gerade nichts zu thun hat", und der übliche Backfisch — nimmt es auf sich, die zwei Liebenden wider Willen zusammenzuführen. Aber das Publikum wird vom Verfasser auch jetzt noch nicht — man verzeihe das harte Wort — mürbe genug befunden. Der Liebeserklärung folgt die Entsagung auf dem Fuße — wozu wäre überdies noch ein vierter Act da? Wohl spotten einmal die Liebenden über das Urtheil der Welt, die Satzungen der Philister, aber sie haben offenbar selbst nicht den Muth, dem cant Trotz zu bieten. Der Verfasser schickt sie ins Ausland, wo sie sich ungestörter heirathen und lieben können, und damit gesteht er, ohne es auszusprechen, daß für die Verwirklichung seiner These unter deutschem Himmel kein Boden ist. Das wird freilich mit ganz anderen Motiven bemäntelt. Das deutsche Vaterland ist für Brügge's Utopien noch nicht reif. Er erleidet nur als Socialpolitiker Schiffbruch. Die Scheelsucht der Parteien benützt seltsamer Weise die Erinnerung an sein Duell mit dem Gemahl seiner Jugendgeliebten als ätzenden „Tropfen Gift", um seine Anstellung unmöglich zu machen, und sogar sein Anhang, das Volk, das er beglücken und befreien wollte, sagt sich von ihm los, so daß er am Ende froh ist, sein Wrack an Schottlands Küste bergen zu können. Ein englischer Lord, der zwar das Deutsche radebrecht, aber mit seinen feinsten Wendungen vertraut ist, ein Lord, wie er leider nur auf der Bühne vorkommt, stellt unserem redseligen Schwärmer — und wie unnatürlich declamirte Herr Kainz! — seine Güter und Fabriken als Versuchsstation für seine socialistischen Theorien zur Verfügung. In Schottland treffen wir also den bei uns gescheiterten Reformer wieder und zwar in glücklichster Thätigkeit. Er wird mit den Millionen Sr. Lordschaft wohl fertig werden.

Es ist dem immer gewandt motivirenden Dramatiker ein Leichtes, die beiden Liebenden fern von der Heimat zusammenzuführen, allein durch ihre Weltflucht ist ihre Vereinigung kaum annehmbarer geworden. Legt Länder und Meere hinter euch, ihr entgeht dem Schatten zwischen euch doch nicht! Blumenthal scheint diesen Einwurf zu fürchten und setzt noch ein letztes Motiv ein. Acheronta movebo! Er bietet gegen den Todten noch einen Todten auf. Der alte Graf Wolfshagen, von dem wir bisher wenig gehört und nichts gesehen, ist vor Kurzem gestorben, von seiner Schwiegertochter mit Aufopferung gepflegt. Sein letzter Wille in Form eines Briefes kommt zur Verlesung. Er hat in dem tödtlichen Jähzorne seines gefallenen Sohnes nur das Erbtheil und die Sünden der Väter erkannt und fordert als Sühne — die Vermählung der Wittwe mit demjenigen, der die Ursache zum Tode seines Sohnes war!... Mit schwungvollen Worten wird diese Beschwörung des Schattens durch einen Schatten als prächtige Lösung aller Schwierigkeiten angepriesen, allein unser Publikum, das schon vorher in jeder Liebesscene zwischen der Gräfin und Brügge sein Unbehagen durch eine symptomatische Unruhe verrieth, zeigt auch zum Schlusse jenes skeptische Schütteln des Kopfes, das schon dem Candidaten Jobs das Urtheil gesprochen. Und ich fürchte, so wird es nicht nur in der ersten und zweiten, sondern auch in den folgenden Aufführungen und überall in deutschen Landen bleiben. Der Dichter wollte beweisen, was nicht zu beweisen war, sympathisch machen, was nur verletzen kann, und alle theatralische Kunst, alle fein ausgedachten Motive und Nuancen, der Glanz vieler warmherziger, geistreicher und witziger Worte, das Aufgebot einer geschmackvollen Inscenirung und Darstellung, das Alles kann den kranken Kern des interessanten Stückes doch nicht vergessen machen.

Z.

Notizen.

Katalog einer Richard Wagner-Bibliothek von Nikolaus Oesterlein. (Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.) Derselbe umfaßt zwei starke Bände und bildet ein „nach den vorliegenden Originalien systematisch-chronologisch geordnetes und mit Citaten und Anmerkungen versehenes authentisches Nachschlagebuch durch die gesammte Wagner-Literatur" (die hiernach schon 5567 Nummern umfaßt) dem Musikhistoriker dar. Dieser Katalog ist vortrefflich ausgestattet und besonders mit ausführlichem Index versehen, so daß er für die Wagner-Forschung äußerst handlich sein dürfte.

Offene Briefe und Antworten.

Wer ist M. Jacques Saint-Cère?

Geehrte Redaction,

In einer letzten Nummer der „Gegenwart" bemüht sich Herr Wilhelm Berger zu bestimmen, wo der Verfasser von „L'Allemagne telle qu'elle est" seine Studien zu dem Pamphlet gemacht haben will. Wir können ihm und Ihren Lesern mit einer pikanten Enthüllung dienen. Der unter dem Pseudonym Jacques Saint-Cère sich verkriechende Federheld, der „sieben lange Jahre" in Deutschland gelebt haben will, stammt aus der Stadt Fürth, ist aber glücklicherweise nicht rein germanischen Ursprungs. Es hat derselbe in Gemeinschaft mit Herrn v. Sacher-Masoch eine Weile in Leipzig die Revue: „Auf der Höhe" geleitet und sich im vorigen Jahre unter dem Namen eines Monsieur Armand in München herumgetrieben. Hier sind mehrere Künstler und Schriftsteller von Ruf, wie Lenbach, Paul Heyse, Hermann Lingg, Richard Voß u. A. diesem vermeintlich echten Pariser freundlichst entgegengekommen, bis endlich die „Süddeutsche Presse" sich veranlaßt sah, alle anständigen Menschen öffentlich vor dem edlen „Fremdling" zu warnen, der bald darauf aus München verschwand. Wie wir übrigens vernehmen, soll der Herr in einem weiteren Pamphlet auch seine Münchener Erlebnisse schildern wollen. Auch seinen schmählichen Exodus? Das fragt sich doch noch sehr.

Genehmigen Sie ꝛc.

Immanuel.

Berichtigung. In Wilhelm Goldbaum's Leitartikel „Orientalische Probleme" in Nr. 42 ist Sp. 2 Z. 12: der Türkei zu streichen und in dessen Artikel: „Der Humor und sein Preiscourant" ist zu lesen Sp. 1 Z. 14 Daniel st.: damit; Sp. 2 Z. 47 Dunkelmännerbriefe st.: Dunkelmännerkreise, Sp. 3 Z. 50 Gentz st.: Gratz; Z. 57 Zipfel- st.: Fischel-, Sp. 4 Z. 7 Reaction st. Praktik.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **B. Elischer** in **Leipzig.**

Wilhelm Jensen's neuere Dichtungen:

Am Ausgang des Reiches. Ein Roman. Zwei Bände. Geh. 12 ℳ, gebunden 15 ℳ.

Die Pfeifer vom Dusenbach. Eine Geschichte aus dem Elsaß. Zweite Auflage. Zwei Bände. Geh. 8 ℳ, gebunden 10 ℳ.

Die Heiligen von Amoltern. Novelle. Geheftet 5 ℳ, gebunden 6 ℳ.

In demselben Verlage erschien kürzlich die bisher

= bedeutendste Dichtung Jensen's: =

In der Fremde.

Roman in zwei Büchern

von

Wilhelm Jensen.

Dritte, durchgesehene Auflage.

Ein starker Band von 30 Bogen (in Format und Ausstattung von Gustav Freytags „Ahnen"). Preis geheftet 6 ℳ, fein gebunden 7 ℳ.

Mit diesem großartig concipirten Lebensbild aus der Gegenwart, einem in allen seinen Theilen harmonischen und edel durchgeführten Kunstwerk von bleibendem poetischen und literarischen Werth, hat Wilhelm Jensen sich die Herzen der Leser im Sturm erobert. Vor kaum drei Wochen erschienen, hat diese herrliche Dichtung bereits **drei starke Auflagen** hinter sich.

= Vorräthig in allen Buchhandlungen. =

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Die Wehrkraft Oesterreich-Ungarns in der zwölften Stunde.

gr. 8°. Preis 1,50 ℳ.

Soeben ist erschienen:

Schulthess' Geschichtskalender.

Neue Folge. Erster Jahrgang. 1885. (Der ganzen Reihe XXVI. Band). Herausgegeben v. **Ernst Delbrück. II. (Schluss-) Abteilung.** 21 Bogen. 6 ℳ.

Jahrgang 1885 liegt nun abgeschlossen vor (Preis: 9 ℳ).

Preis der ersten 25 Jahrgänge (1860—1884 incl.) dieses einzigartigen zeitgeschichtlichen Jahrbuches ermässigt (von 200 ℳ) auf 80 ℳ.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in Nördlingen.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in den Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Entwickelung.

Eine sozialphilosophische Darstellung

von

Leopold Jacoby.

Zweite Auflage.

I. Theil 2 ℳ 50 ₰. II. Theil 3 ℳ.

Zürich 1886.

Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

= Neueste Romane und Novellen =

aus der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart und Leipzig.**

E. Erhard, Zwischen Havel u. Spree. Novellen. Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

In **neuer** Auflage erschienen soeben:

J. v. Dewall, Der rothe Baschlik. Novelle. 3. Aufl. Geheftet 3 Mark; fein gebunden 4 Mark.

Karl Frenzel, Nach der ersten Liebe. Roman. 2. Aufl. 2 Bände. Geheftet 8 Mark; fein gebunden 9 Mark.

D. v. Geyern, Die Domschenke. Roman. 2. Aufl. Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schiller,** Werke m. Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Hlbfrzbdn. nebst: **Lessing,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. zus. 20 ℳ. — **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. 40 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Or.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ. — **Zola,** Romane (Todtschläger, Plassans, Bauch v. Paris, Medan, Blättl. Liebe, Hallali, Pastor Mouret, Erzählungen, Raquin) übers. v. Wohlfahrt u. A. 8 Leinwbde. und **Gelbel's** Ges. Werke, Stuttg. 1883, 8 Bde., geb. neu, zusammen 30 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Hervorragendes Geschichtswerk.

Brehm, Dr., Das Inkareich.

gr. 8. 842 S. mit 1 Karte u. Holzschn. 16 M.

Jena. **Fr. Mauke's** Verlag.

Verlag von **E. L. Morgenstern** in **Leipzig.**

Dänisch 20 Briefe 10 ℳ	**Unterrichtsbriefe für das Selbststudium fremder Sprachen** nach der Methode **Toussaint-Langenscheidt.** Brief 1 liefern alle Buchhandlungen, sowie die Verlagshandlung franco gegen Einsendung von **50 Pfennigen für jede Sprache. Ausführliche Prospecte gratis.**	**Portugiesisch** 20 Briefe 10 ℳ
Holländisch 20 Briefe 10 ℳ		**Russisch** 36 Briefe 16 ℳ
Italienisch 40 Briefe 16 ℳ		**Schwedisch** 20 Briefe 10 ℳ
Alt-Griech. 36 Briefe 16 ℳ		**Spanisch** 40 Briefe 16 ℳ
Lateinisch 40 Briefe 16 ℳ		**Ungarisch** 30 Briefe 12 ℳ

Im Abonnement jeder Brief **50** *Pfennige.*

Zu haben in den meisten Conditorien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Institut von M. Puppel & A. Heyroth

Berlin N.W., Kronprinzen-Ufer 27.

Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände.

Schulzirkel. Privatkurse f. erwachsene Mädchen.

Prospecte und Referenzen auf Wunsch.

Sprechstunden 11—1 Uhr und 5—6 Uhr.

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Menger, Prof. **Anton, Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag.** Octav. IV u. 166 Seiten. Eleg. brosch. ℳ 3. —

Roscher, Wilhelm, System der Finanzwissenschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende. Des Systems der Volkswirthschaft vierter Theil, erste Hälfte. Octav. X u. 670 Seiten. Erste und zweite unveränderte Auflage. Eleg. brosch. ℳ 10. —

Stein, Privatdocent Dr. **K. Heinrich von, Die Entstehung der neueren Aesthetik.** Octav. VI u. 422 Seiten. Eleg. brosch. ℳ 8. —

Riehl, W. H., Musikalische Charakterköpfe. Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch. Erster Band. 7. Auflage. Octav. XX u. 306 Seiten. Eleg. brosch. ℳ 5. — Zweiter Band. 6. Auflage. Octav. VIII u. 376 Seiten. Eleg. brosch. ℳ 5. —

Vitzthum, Carl Friedrich Graf von, Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe. 2. Auflage. Octav. XXVI u. 362 Seiten. Eleg. brosch. ℳ 5. —

Erdmann, Prof. **Oskar, Grundzüge der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt.** Erste Abtheilung: Gebrauch der Wortklassen. Die Formationen des Verbums in einfachen Sätzen und in Satzverbindungen. Octav. XII u. 196 Seiten. Eleg. brosch. ℳ 3. 50.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 20. November 1886. Band XXX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Wahrheit über Oesterreich-Ungarns Wehrmacht. Von einem k. k. Stabsoffizier a. D. — Die Uebervölkerung der Erde. Von Moritz Alsberg. — **Literatur und Kunst:** Richard Wagner in Paris 1839—42. Nach bisher ungedruckten Quellen. — Max Haushofer's „Ewiger Jude". Besprochen von Karl von Thaler. — Zur darwinistischen Ethik. Von Wilh. Bolin. — **Feuilleton:** Der Ochsenknecht. Federzeichnung von E. von Dinklage. — **Aus der Hauptstadt:** Eine neue Operette und eine neue Oper. Von Heinrich Ehrlich. — Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die Wahrheit über Oesterreich-Ungarns Wehrmacht.

Von einem k. k. Stabsoffizier a. D.

Die Vorgänge auf der Balkanhalbinsel und die Haltung Rußlands rücken die Wehrmacht Oesterreich-Ungarns dem allgemeinen Interesse näher. Daher ist das Aufsehen begreiflich, welches die vor kurzem bei Otto Wigand in Leipzig erschienene Brochüre: „Die Wehrkraft Oesterreich-Ungarns in zwölfter Stunde" auch in Deutschland hervorgerufen. Nicht ohne Unrecht könnte man zumal geltend machen, daß ein Offizier, der so leidenschaftlich und rücksichtslos, ja in offener abstoßender Gehässigkeit gegen seine Generale und seine Waffengefährten auftritt, ein verdächtiger Zeuge ist, dessen Angaben den Stempel der Befangenheit an der Stirne tragen. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde also die öffentliche Meinung an der in Rede stehenden Flugschrift, die mit allen Kriterien eines Pamphlets ausgestattet ist, schon aus dem Grunde achtlos vorbeigehen, weil dieses Opus nicht einmal jenen prickelnden Reiz der Pikanterie besitzt, durch den „Enthüllungen" sonst zu fesseln vermögen.

Die österreichische Armee befindet sich nämlich in der ungünstigen Lage, daß an ihr noch die peinlichen Erinnerungen der zwei rasch auf einander gefolgten Niederlagen von 1859 und 1866 haften. Jede skeptische Ausstreuung über diese Armee findet daher in der öffentlichen Meinung einen vorbereiteten Boden. Und so folgert man vielleicht auch jetzt aus den Ereignissen einer trüben Vergangenheit auf einen unverläßlichen Zustand in der Gegenwart, wenn Anklagen, wie die in der mehrerwähnten Brochüre vorgebrachten, laut werden. Man sagt sich vielleicht: Mag die Brochüre in ihrer Form noch so mangelhaft sein, das schließt die Richtigkeit des Inhaltes noch keineswegs aus. Und wenn das geradezu vernichtende Urtheil, welches über die Truppen, die Heeresleitung, die militärischen Einrichtungen und die Kriegsbereitschaft in Oesterreich-Ungarn gefällt wird, zum Theil durch die persönliche Verbitterung eines Unzufriedenen eingegeben wurde, so genügt der andere als Wahrheit und Wirklichkeit erscheinende Theil vollauf, um das Mißtrauen in die militärische Potenz Oesterreich-Ungarns zu begründen.

Nun steht aber die Sache keineswegs so, und mit den thatsächlichen Verhältnissen vertraute Personen sind sich vollkommen klar über die absolute Grundlosigkeit, wenn auch nicht aller, so doch der weitaus meisten, und zwar der wesentlichen Beschuldigungen, die seitens der Brochüre gegen die Wehrmacht der Habsburger Monarchie erhoben werden. Wenn da z. B. gleich im Beginne der gegenwärtigen Heeresorganisation „der innere Zusammenhang aller Waffentheile und Anstalten" abgesprochen wird, so sagt der Verfasser entweder absichtlich eine krasse Unwahrheit oder aber er kennt die Gliederung der Armee nicht. Er scheint gar nicht zu wissen, daß statt der früheren Eintheilung der Monarchie in hinsichtlich der Ausdehnung ungleiche sieben General- und acht Militärkommandos seit Ausgang des Jahres 1882 eine einheitliche, gleichförmige militärisch-administrative Territorialeinheit in Kraft getreten ist. Oesterreich-Ungarn ist also schon seit vier Jahren in 15 Militärterritorialbezirke, und zwar in 14 Corpsbezirke und 1 Militärkommandobezirk (Dalmatien) eingetheilt. Außerdem bildet noch das bosnisch-herzegowinische Occupationsgebiet einen besonderen Corpsbezirk. Die militärische Territorialabgrenzung gründet sich auf die Ergänzungsbezirks- und die im Kriege und Frieden congruente taktische Eintheilung der Truppen in Einheiten höherer Ordnung. Der von dem Verfasser vermißte „innere Zusamuenhang" in der Organisation der verschiedenen Waffengattungen und Heeresanstalten ist unseres Erachtens durch den Umstand hergestellt, daß die technischen Waffen und die Hülfsbranchen, und zwar die Artillerie, die Geniewaffe, das Pionierregiment mit den Kriegsbrücken-Equipagen, das Eisenbahn- und Telegraphenregiment, die Sanitätstruppe mit den entsprechenden Sanitätsanstalten, die Traintruppe mit den entsprechenden Trainanstalten in solcher Zahl vorhanden und derart gegliedert sind, daß die Einheiten höherer Ordnung, d. h. die Divisionen, Corps und Armeen, bezw. deren Stäbe und Hauptquartiere mit denselben ausreichend dotirt werden können. Ferner sind in jedem Corpsbezirke alle jene Commandos und Truppen nebst ihren gesammten Augmentationsvorräthen an Waffen, Monturen, Rüstungen, Lager- und Feldgeräthen u. s. w., sowie die wohlgefüllten Magazine und Depots aller jener Heeres-(Verpflegungs-, Sanitäts-, Train- u. s. w.) Anstalten vorhanden, aus denen im Mobilisirungsfalle das Corps formirt wird. Wir können uns begreiflicherweise an dieser Stelle nicht in Details einlassen, wir müssen uns daher auf die vorstehende allgemeine Andeutung beschränken, der wir noch die Bemerkung beifügen, daß organisationsgemäß Alles derart vorbereitet und eingetheilt ist, um im Falle der Mobilisirung, ohne etwa erst besondere Weisungen nothwendig zu machen, normal aus den Truppen des Heeres und der beiden (der österreichischen und der ungarischen) Landwehren 42 Infanterie-Truppendivisionen (darunter zwei mit Gebirgsausrüstung) und 8 Cavallerie-Truppendivisionen aufzustellen. Das macht eine Feldarmee von 760,000 Mann, 193,000 Reit- und Zugpferden, 1100 Feldgeschützen und 38,000 Wagen.

Digitized by Google

Diese organisationsgemäße Feldarmee, für deren Mobilmachung Alles in Bereitschaft gehalten wird, stellt aber nur einen Bruchtheil der Wehrmacht Oesterreich-Ungarns dar. Wir entnehmen zur Orientirung des Lesers den amtlichen Wiener und Budapester statistischen Ausweisen folgende Hauptsummen: Bei Ausgang des Jahres 1884 waren im Grundbuchsstande des Heeres und der österreichischen, bezw. ungarischen Landwehr vorhanden:

Offiziere des Soldatenstandes	19,326	Mann
Militärärzte, Militärbeamte, Auditore u. s. w.	7,829	"
Mannschaften des Heeres	880,514	"
Beide Landwehren nebst dem Landsturm in Tyrol und Vorarlberg	398,016	"
Zusammen	1,305,685	Mann

Seither ist, entsprechend der Zunahme der Bevölkerung Oesterreich-Ungarns, die jetzt 38,6 Millionen beträgt (das bosnisch-herzegowinische Occupationsgebiet mit 1,4 Millionen nicht gerechnet), dieser Grundbuchstand wahrscheinlich noch gestiegen. Das Menschenmaterial, und zwar kein rohes, sondern ein solches, welches im Heere oder bei den Cadres der Landwehr bereits eine genügende militärische Ausbildung empfangen hat, ist also vorhanden, um über die oben ausgewiesene organisationsgemäße Feldarmee hinaus je nach Bedarf im Kriegsfalle neue Formationen zu bilden. Daß letztere in Aussicht genommen sind, erhellt schon aus der Vorrathhaltung der erforderlichen Mengen von Waffen, Monturen und Rüstungen. Die 14 Corpsartillerie-Regimenter und die 28 schweren Batteriedivisionen haben zusammen 1628 Feldgeschütze und außerdem ist noch die nöthige Anzahl von Berggeschützen für die Gebirgs-Truppendivisionen vorhanden.

Aber selbst der oben angegebene Grundbuchsstand von 1,3 Millionen erschöpft noch keineswegs die in Wirklichkeit verfügbaren personellen Streitmittel der österreichisch-ungarischen Monarchie. Diese 1,3 Millionen repräsentiren lediglich die 12 Jahrgänge der Wehrpflichtigen des Heeres und der Landwehr. Nun stellt aber das neue Landsturmgesetz die erste Kategorie der Landsturmpflichtigen, d. h. alle im Heere oder in der Landwehr nicht dienenden, aber tauglichen Personen vom 19. bis zum 37. Lebensjahre der Ersatzreserve des Heeres und der Landwehr zur Verfügung. Sonach gelangen alle im Frieden ihrer Familienverhältnisse wegen zeitlich Befreiten im Kriege unter dem gesetzlichen Titel der Landsturmpflicht in die Ersatzreserve der verschiedenen Truppenkörper. In Wahrheit ist durch die Systematisirung der „ersten Landsturm-Categorie" die Militärdienstpflicht von 12 auf 16 Jahre verlängert worden. Die Männer, die 12 Jahr im Heere und in der Landwehr gedient haben, müssen im Kriegsfalle bis zum 37. Lebensjahre der Einberufung zu ihrem früheren Truppenkörper gewärtig sein, wenn derselbe im Laufe eines Feldzuges größere Verluste erlitten hat und der Kriegsstand ergänzt werden soll. Zieht man hiebei in Betracht, daß jedes Jahr bei der regelmäßigen Stellung durchschnittlich 138,000 Mann in das Heer und in die Landwehr gelangen (bekanntlich besteht in Oesterreich-Ungarn die Landwehr keineswegs bloß aus den Soldaten des 11. und 12. Dienstjahres, sondern da in jeder Landwehrregiments- [in Ungarn Halbbrigade-] Station eigene Cadres activirt sind, erhalten auch letztere Rekruten, und zwar den ganzen über das limitirte Contingent des Heeres und der Ersatzreserve vorhandenen Ueberschuß an kriegsdiensttauglichen Wehrpflichtigen), so repräsentiren die vier Altersclassen vom 33. bis zum 37. Lebensjahre nach Abrechnung der innerhalb zwölf Jahre sich ergebenden natürlichen Abgänge noch immer rund 300,000 gediente Soldaten, die eventuell zur Verstärkung jener 1,3 Millionen Kämpfer herangezogen werden können, beziehungsweise für die Zwecke der Ersatzreserve disponibel sind, so daß die 2. Categorie des Landsturmes, d. h. die Männer bis zum 42. Lebensjahre für den Garnisonsdienst und die Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit im Innern des Landes verwendet werden können.

Numerisch besitzt also Oesterreich-Ungarn eine seiner Großmachtstellung vollkommen angemessene Wehrkraft. Was aber die Organisation und militärische Ausbildung der verfügbaren Massen, sowie deren Kriegsbereitschaft betrifft, so sind die bestehenden Mängel, die übrigens sachlich entsprechender Unvollkommenheiten genannt werden müssen, nur auf finanzielle Rücksichten zurückzuführen. Kein österreichisch-ungarischer Kriegsminister ist in der Lage, seine Ideen ganz und so durchzuführen, wie es ihm vom militärischen Standpunkte aus am zweckmäßigsten erscheint. Man weiß, daß die Vertretungskörper den militärischen Ansprüchen gegenüber sich sehr schwierig zeigen und daß sie in Oesterreich und noch mehr in Ungarn von ausschlaggebendem Einflusse auf die Entscheidungen der Regierungen sind. Der gemeinsame Kriegsminister wie die beiden Landesvertheidigungsminister sind daher in vielen Fällen genöthigt, die militärischen Bedingungen vor den wirthschaftlichen Rücksichten in die zweite Linie zurücktreten zu lassen. Diese Bedachtnahme auf die ökonomischen Interessen ist aber in keinem Falle so weit gegangen, daß dadurch wesentliche Forderungen der militärischen Potenz vernachlässigt worden wären. Als die empfindlichste Unvollkommenheit in der Organisation der Armee ist vielleicht der geringe Friedensstand der Compagnien bei der Infanterie und Jägertruppe zu betrachten. Derselbe beträgt bei der Infanterie 3 Offiziere, 1 Kadetten-Offiziersstellvertreter und 82 Mann; bei den Jägern 3 Offiziere, 1 Kadetten-Offiziersstellvertreter und 91 Mann. Wenn dieser Friedensstand in Wirklichkeit auch vorhanden wäre, so ginge es noch an. Aber der Bedarf an Commandirten als Schreiber oder Ordonnanzen in den verschiedenen Kanzleien, sowie zuweilen auch an Arbeitern und Handwerkern bei den verschiedenen Magazinen und Heeresanstalten muß diesem Präsenzstande entnommen werden. Und da ist es denn freilich keine Seltenheit, daß die Compagnie kaum 50 Mann stark zur Uebung ausrückt und daß manche Leute während des Winters kaum einige Male in die Schule kommen. Dieser Uebelstand wird nun allerdings einigermaßen dadurch ausgeglichen, daß nach dem gegenwärtigen Territorialsystem die meisten Truppen in ihrem eigenen Ergänzungsbezirke oder doch in dessen Nähe liegen. Die zu den zwei- bis dreiwöchentlichen Waffenübungen einberufenen Reservemänner rücken daher bei dieser Gelegenheit zu ihren Stammcompagnien ein und verstärken diese in der Periode der intensivsten Arbeit, der großen Uebungen, auf 120 Mann und darüber.

In die gleiche Kategorie wären die 27 schweren Batterien auf „vermindertem" Friedensstande zu zählen, die für die Landwehr bestimmt sind und nur 3 Offiziere, 40 Mann und zwei 9-Centimeter-Geschütze haben.

Bei der Cavallerie ist der Friedensstand der Schwadronen dem Kriegsstande beinahe gleich, wie denn diese Waffe nach jeder Richtung überhaupt als die vorzüglichste des Heeres gilt. Nur ist sie nicht zahlreich genug, namentlich im Hinblicke auf die speciellen Erfordernisse eines eventuellen Krieges mit Rußland.

Alle diese Mängel sind den leitenden Kreisen keineswegs unbekannt, und die wünschenswerthen Bestandserhöhungen, beziehungsweise die Vermehrung der Cavallerie wären binnen Kurzem durchgeführt, wenn die Situation der Finanzen eine Erhöhung des Kriegsbudgets zuläßig machte. Da aber diese und ähnliche Mängel oder Unvollkommenheiten denn doch nicht wesentlicher Natur sind und in der Hauptsache weder die Ausbildung der Truppe merklich beeinträchtigen, noch auch die Schlagfertigkeit, d. h. den raschen Uebergang vom Friedens- auf den Kriegsstand behindern, so ist es erklärlich, daß die machthabenden Kreise sich mit den minder kostspieligen Behelfen und Auskunftsmitteln vorläufig zufrieden geben.

Bei alledem steht aber die Thatsache fest, daß Oesterreich-Ungarn heute über eine achtunggebietende Wehrmacht verfügt, wie die Monarchie kaum je eine besessen, vielleicht selbst nicht in den großen Kriegsjahren 1809 und 1813—14. Der Verfasser der Brochüre mag dagegen an Einzelheiten was immer vorbringen, aber entweder versteht er es nicht, oder benimmt ihm die persönliche Verbitterung die objective Erkenntniß, daß in allen Truppenkörpern mit geradezu beispielvollem Eifer, mit tiefem Ernst und mit selbst-

Digitized by Google

verleugnender Hingabe an die Sache gearbeitet, gelernt, geübt wird. Was insbesondere die Thätigkeit der Offiziere anbelangt, so wird Jeder, der Vergleiche anzustellen in der Lage war, uns beipflichten, wenn wir sagen, daß in keiner zweiten Armee der Truppenoffizier einen so anstrengenden, einen mitunter bis zur Aufreibung gehenden Dienst zu besorgen hat, wie in der österreichisch-ungarischen. So hat z. B. in der deutschen Armee der Offizier gleich von vorneher nach zwei Richtungen einen leichteren Stand: einmal kommt in den häufigsten Fällen ein vorgebildeteres Rekrutenmaterial zu den Fahnen, und zweitens kennt man in keiner deutschen Truppe, vielleicht die wenigen aus den Ostseeprovinzen sich ergänzenden Truppentheile ausgenommen, die aus der Verschiedenheit der nationalen Muttersprache der Mannschaft und der deutschen Dienstsprache erwachsenden Schwierigkeiten. Und trotzdem wird allenthalben ein ganz befriedigender Grad der Ausbildung und Schulung erzielt, und mit Strenge wird die von den Reglements geforderte Gleichförmigkeit und Gleichmäßigkeit der Ausbildung in allen Corpsbezirken angestrebt. Es ist klar, daß nur durch eine Vereinigung genauer Pflichterfüllung mit verständiger Arbeit dieses Ziel erreicht werden kann, und daß daher an den sittlichen und intellectuellen Gehalt der Offiziere große Anforderungen gestellt werden müssen.

Das Reichs-Kriegsministerium hat als das wirksamste Mittel, diesen Anforderungen gerecht zu werden, die Hebung der Militär-Bildungsanstalten betrachtet, in denen der Nachwuchs für das Offizierscorps erzogen wird, sowie der Fachbildungsanstalten, in denen Offiziere eine höhere Fachbildung für die verschiedenen Dienstzweige als Stabsoffiziere, für den Generalstab, für das Artillerie- oder das Geniewesen, für die Intendantur u. s. w. empfangen. Es würde übrigens den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechen, wenn man den vorzüglichen Stand und die segensreiche Wirksamkeit der Militärbildungs-, sowie der höheren Fachbildungsanstalten in Oesterreich-Ungarn, die heute den Vergleich mit den ähnlichen Instituten jeder anderen europäischen Großmacht ruhig aushalten, erst von der nach 1866 eingetretenen Reformbewegung datiren wollte. Die Grundlagen der höheren Fachbildung des Offizierscorps wurden schon in den Fünfziger Jahren gelegt. Damals schon hat der gegenwärtige Feldzeugmeister Baron Kuhn, die hervorragendste und geistig bedeutendste Persönlichkeit in der k. k. Generalität, noch als Generalstabsoberst seine glänzenden Vorträge der Strategie an der Kriegsschule gehalten. In den Feldzügen von 1859 und 1866 standen die Jünger der modernen Wiener Kriegsschule noch in untergeordneten Verhältnissen, während sie heute schon in die wichtigsten Posten vorgerückt sind. Man erinnert sich ja an den bekannten Ausspruch Napoleon Bonaparte's über Henri Jomini's „Traité des grandes opérations militaires". Als dieses Buch 1804 bekannt wurde, betrachtete man es in der Umgebung Napoleons als einen unerhörten Versuch, das gewissermaßen als ein geheimes Privilegium gehütete Wesen militärischer Operationen nun in einem Buche aller Welt, also auch dem Feinde zugänglich zu machen. General Berthier wollte die Verbreitung des „Traité" verbieten lassen, Napoleon aber sagte: „Lassen Sie das Buch gehen, denn die jungen Offiziere, die es lesen, haben nichts zu befehlen, die Generale aber, die was zu befehlen haben, sind alt und lesen nichts mehr."

Die Thätigkeit des Generalstabes ist eine so umfassende und vielgestaltige, daß dieselbe in dem knappen Rahmen eines Artikels auch nicht in flüchtigen Umrissen gewürdigt werden kann. Das Generalstabscorps hat das beste Avancement und genießt auch sonst sehr ansehnliche materielle Vortheile. Es ist daher natürlich, daß dessen Thätigkeit scharf beobachtet und kritisirt wird, und zwar um so mehr, als die Mißerfolge von 1859 und 1866 dem Generalstabe zur Last gelegt werden. Inwiefern von letzterem in einem künftigen Kriege eine bessere Vorbereitung, Anlage und Leitung der Operationen zu gewärtigen ist, darüber lassen sich im Friedensverhältnisse nur Vermuthungen anstellen, aber keine sicheren Anhaltepunkte gewinnen. Beim Generalstabe treten die Ergebnisse des Schaffens und Wirkens nicht so augenfällig hervor, wie bei der Truppe. Darum liegt aber auch kein vernünftiger Anlaß vor, in einer Weise über den Generalstab abzuurtheilen, wie dies in der Brochüre geschieht. Es muß vielmehr anerkannt werden, daß das Generalstabscorps viele ausgezeichnete und hochgebildete Offiziere in seinen Reihen zählt, von deren Talent und Energie im gegebenen Falle sogar Außerordentliches zu erwarten ist. Ferner steht die Thatsache, daß der Generalstab das geistige, impulsive Element im Heere, wir wollen nicht gerade sagen, repräsentirt, weil das zu sehr einem unzulässigen Monopol ähnlich sähe, aber doch in hervorragender Weise zur Geltung bringt. Eine Reihe von technischen und administrativen Maßnahmen, sowie von wissenschaftlichen Studien rechtfertigt vollauf die Annahme, daß der Generalstab aus den Fehlern und Versäumnissen der Vergangenheit gelernt hat. Die in der Brochüre bezüglich der Mobilisirung und des Aufmarsches der Armee, sowie des operativen Dienstbetriebes schwarz in schwarz entworfenen Skizzen erscheinen als ganz willkürliche und übelwollende Darstellungen, die mitunter sogar eine völlige Unkenntniß thatsächlicher Verhältnisse bekunden. So erwähnen wir z. B., daß der Armee für den Aufmarsch in Galizien nicht zwei, sondern vier*) Eisenbahnlinien aus Ungarn nach Galizien zur Verfügung stehen. Die Brochüre macht sich auch darüber lustig, daß im Eisenbahnbureau des Generalstabes schon mitten im Frieden minutiös ausgearbeitete Kriegs-Fahrpläne für die Beförderung der Truppen nach den Kriegsschauplätzen bereit gehalten werden. Wir glauben, daß diese im Einvernehmen mit den verschiedenen Bahndirectionen getroffene Vorsichtsmaßregel nicht nur keinen Tadel, sondern vielmehr offene Anerkennung verdient. Der Verfasser sagt, wenn ein plötzlicher Unfall oder eine Störung erfolgt, sei die ganze mühselige Arbeit umsonst gemacht worden. Auf diese Art würde man im Frieden auch keine Fahrordnungen benöthigen, da ja eine unerwartete, den Fahrplan umstoßende Störung auch im Frieden nicht ausgeschlossen ist.

Der ökonomisch-administrative Dienstbetrieb hat Manches von seiner vormaligen bureaukratischen Schwerfälligkeit abgestreift. Die Intendantur setzt sich aus Beamten zusammen, die früher als Offiziere in der Front gedient haben, und in einem zweijährigen Cursus für ihr besonderes Fach ausgebildet wurden. Man ist streng in der Auswahl der Bewerber und gestattet nur gediegenen Kräften den Zutritt zur Intendantur. Diesem Umstande ist es zu danken, daß die Vorsorge für die Verpflegung des Heeres eine umfassende und alle Verhältnisse überschauende ist. Die in den Jahren 1883 und 1884 erschienenen zwei Theile der „Vorschrift für die Verpflegung des k. k. Heeres" (im Frieden und im Kriege) sind von Fachmännern als mustergiltige Arbeiten anerkannt worden. Nach Willisen's „Theorie des großen Krieges" liegen die Armeen auf dem Magen und ihre erste Eigenschaft ist, daß sie Bedürfnisse haben. Darnach ist es von großem Belange für die Generale, den auf die Feldverpflegung bezüglichen Theil ihrer Sorgen in den Händen einer verläßlichen und praktisch geschulten Intendantur zu wissen.

Und schließlich noch Eins! Indem die Brochüre der Centralleitung des Heeres alles mögliche Ueble und Häßliche nachsagt, richtet sie die sinnlosesten Angriffe gegen den Kriegsminister Feldzeugmeister Grafen Bylandt-Rheidt. Nun — man mag über die Person dieses Generals denken wie man will, die Anerkennung, daß er auf seinem Posten eine außergewöhnliche militärische Begabung mit staatsmännischer Klugheit zu vereinigen versteht, versagen ihm auch seine Gegner nicht. Der Feldzeugmeister verwaltet nun im elften Jahre das Kriegsportefeuille Oesterreich-Ungarns, und er hat in dieser Zeit eine große Sendung erfüllt: er hat, unterstützt von trefflichen Gehülfen und Beiräthen, Oesterreich-Ungarns Wehrmacht auf ein Niveau gehoben, von dem dieselbe mit Ruhe auf die Vergangenheit herab-, und mit Zuversicht in die Zukunft hinausblicken kann. Trotz einiger nicht zu leugnender Mängel, die jedoch vorwiegend in der Unzulänglichkeit der materiellen Mittel

*) Eine derselben (Munkács-Strij) ist zwar theilweise noch im Bau, wird aber in kurzer Zeit vollendet sein.

Digitized by Google

ihren Grund haben, und trotz der Entwickelungsbedürftigkeit mancher Einrichtungen besitzt die aus dem Heere und den beiden Landwehren sich zusammensetzende Wehrmacht der Habsburgischen Monarchie alle Bürgschaften der Siegfähigkeit. Der Geist im Offizierscorps ist ein vornehmer, zugewendet der ernsten Arbeit. Die Mannschaften sind brav, gehorsam und unberührt von den nationalen Agitationen der politischen Parteien. Die Parteiblätter haben zwar zuweilen ein Interesse, anders lautende Schilderungen zu bringen und einzelne Zwischenfälle, die gewiß bei einer über die ganze Monarchie vertheilten großen Armee nicht zu vermeiden sind, in ihrem Sinne aufzubauschen und auszubeuten. Die Behauptung ist aber unanfechtbar, daß das moralische und streng militärische Element, und zwar insbesondere im Heere und in der ungarischen Landwehr eine Festigkeit besitzt, welche durch die Leidenschaften der politischen Parteien in keiner Weise erschüttert zu werden vermag.

Die Uebervölkerung der Erde.

Von Moritz Alsberg.

Daß der Mensch bezüglich seiner Existenz abhängig ist von der ihn umgebenden Natur, daß unter den Einflüssen, die auf ihn einwirken, die physikalische und chemische Beschaffenheit des Erdbodens eine hervorragende Rolle spielt — diese den Philosophen des Alterthums bereits bekannte Thatsache ist durch die Lehre Darwin's neubegründet und in den Vordergrund gestellt worden. Dagegen gibt es zwischen der Erde und dem auf derselben wohnenden Menschengeschlecht noch gewisse andere Beziehungen, welche bisher nicht in dem Maße Beachtung gefunden haben, wie sie es wohl verdienen — Beziehungen, welche darauf beruhen, daß ein gegebenes Areal der Erdoberfläche nur eine gewisse Anzahl von Menschen zu ernähren vermag und daß ebensowohl die allzudünne Vertheilung von Menschen auf der Oberfläche unseres Planeten, wie das allzudichte Zusammenwohnen derselben in einem Raume von beschränkter Ausdehnung sich als der menschlichen Cultur nachtheilige Umstände erweisen. Die nachfolgenden Betrachtungen, denen wir die Untersuchungen eines auf geographisch-statistischem Gebiete rühmlichst bekannten Autors*) zu Grunde legen, werden demjenigen, dem nur das Wohlergehen der jetzt lebenden Generation von Menschen am Herzen liegt, vielleicht als unwichtig oder als überflüssig erscheinen; sie dürften aber wohl demjenigen ein Interesse abgewinnen, der mit dem Schreiber dieser Zeilen der Ansicht ist, daß die Sorge um das Wohl kommender Geschlechter nicht nur zu den Obliegenheiten des Politikers und Staatsmannes gehört, daß es vielmehr eine eines jeden denkenden Menschen würdige Aufgabe darstellt, jene Gefahren kennen zu lernen, welche in nicht allzuferner Zukunft das Wohlergehen einzelner Völker sowie dasjenige der ganzen Menschheit bedrohen.

Wir deuteten im Vorhergehenden bereits an, daß nur innerhalb gewisser Grenzen der Bevölkerungsdichtigkeit eine hochentwickelte menschliche Cultur bestehen kann und wollen zur Motivirung dieser Behauptung hier zunächst daran erinnern, daß in jener fernentlegenen Epoche, in welcher die Menschheit in kleine Stämme oder Horden zerspalten vom Sammeln jener Nahrung lebte, welche die Natur freiwillig hervorbringt — daß damals von einer menschlichen Cultur noch nicht die Rede sein konnte. Wir haben vielmehr, wie Julius Lippert**) neuerdings wieder nachgewiesen hat, die menschliche Lebensfürsorge als die eigentliche Triebfeder aller culturellen Entwickelung zu betrachten und dementsprechend anzunehmen, daß erst die mit dem Anwachsen der Bevölkerung sich steigernde Schwierigkeit der Nahrungsbeschaffung, sowie die Ausbreitung des Menschengeschlechts aus den die Urheimath desselben darstellenden, an Nahrungsquellen reichen Tropenländern in weniger begünstigte, relativ nahrungsarme Gebiete — daß diese Umstände dadurch, daß sie den Menschen nöthigten zur Erhaltung seiner Existenz seine körperlichen und geistigen Fähigkeiten auf's Höchste anzustrengen und auszubilden, als die Hebel jedes menschlichen Culturfortschritts zu betrachten sind. — Ergibt sich aber aus dem Gesagten, daß die zu dünne Bevölkerung eines Landes bezw. der ganzen Erde, insofern sie das Dasein des Menschen zu einer verhältnißmäßig mühe- und sorglosen gestaltet, auf die Entwickelung der Civilisation einen ungünstigen Einfluß ausüben, bezw. dieselbe verzögern muß, so liefert uns andererseits China einen Beweis dafür, daß in einem Lande, welches zahlreiche natürliche Hülfsquellen und eine geistig hochbeanlagte Bevölkerung besitzt, durch das Zusammengedrängtsein einer sehr bedeutenden Anzahl von Menschen auf einem relativ wenig ausgedehnten Terrain — indem nun der Gesammtertrag der nationalen Arbeit zur Ernährung einer unverhältnißmäßig großen Menschenzahl dienen muß — Pauperismus erzeugt wird und daß nach Millionen zählende Klassen der Bevölkerung dazu verurtheilt werden, ein Dasein zu führen, welches als ein menschenwürdiges nicht bezeichnet werden kann und zu den anderwärts vorhandenen Culturzuständen in schroffstem Gegensatze steht. — Doch davon später. Untersuchen wir zunächst, welche Aussichten in dieser Beziehung dem Menschengeschlecht sich eröffnen, so werden wir dadurch auf die Frage gelenkt, wie in Zukunft das Verhältniß der Menschenzahl zu dem für dieselben verfügbaren Erdenraum sich gestalten wird, sowie darauf, ob die Gesammtbevölkerung der Erde als solche stationär oder ob dieselbe im Ab- oder Zunehmen begriffen ist. Was die Beantwortung der letzteren Fragen anlangt, so muß von vornherein daran erinnert werden, daß bis jetzt nur bei den Culturvölkern die Bevölkerungsbewegung durch in regelmäßigen Zwischenräumen vorgenommene statistische Erhebungen festgestellt wurde und daß selbst in dem in dieser Hinsicht am Weitesten fortgeschrittenen Europa einzelne Länder (wie z. B. die Balkanstaaten) bezüglich der Bevölkerungsstatistik noch sehr erhebliche Lücken aufweist. Immerhin haben die in der Mehrzahl der europäischen Staaten seit vier bis fünf Decennien — in einzelnen Ländern schon seit längerer Zeit — vorgenommenen Zählungen eine Anzahl von mit großer Sicherheit festgestellten Daten geliefert, welche letztere dazu berechtigen bezüglich der Bevölkerungsbewegung in den einzelnen Staaten Europas ganz bestimmte Schlüsse zu ziehen. Diese Daten beweisen nun auf's Unzweifelhafteste, daß bei allen Völkern, bei denen bisher statistische Erhebungen vorgenommen wurden, die Bevölkerungsziffer im fortschreitenden Wachsthum begriffen ist, wobei wir noch bemerken wollen, daß wenn auch die Vermehrung innerhalb verschiedener gleicher Zeitabstände nicht in ganz gleichmäßiger Weise erfolgt — insofern die Zahl bald schneller, bald langsamer sich steigert und aus leicht aufzufindenden Ursachen manchmal sogar eine zeitweise Verminderung aufweist — das besagte Gesetz im Ganzen doch seine Richtigkeit bewährt. Auch ist zu bemerken, daß selbst scheinbare Ausnahmen die soeben erwähnte Regel nur bestätigen, daß wenn z. B. in Irland die Seelenzahl innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte sich immer mehr verringert hat, diese Abnahme durch die abnorm starke Auswanderung hervorgerufen also nur eine scheinbare ist und daß es sich in Wirklichkeit hierbei nicht um eine Bevölkerungsverminderung, sondern nur um die Uebertragung einer großen Anzahl Menschen von einem Erdtheil auf einen anderen handelt. — Was die Gesammtzunahme der europäischen Bevölkerung anlangt, so wird dieselbe von Oppel auf Grund der besagten statistischen Erhebungen gegenwärtig auf 0,87 Procent (87 Köpfe auf je 10 000 Einwohner) pro Jahr berechnet, was — die gegenwärtige Bevölkerung Europas auf 320 Millionen Menschen angenommen — eine jährliche Vermehrung von rund $2^3/_4$ Millionen ergibt, ohne daß die per Jahr nahezu eine Million

*) Dr. Alwin Oppel, die progressive Zunahme der Bevölkerung Europas in Dr. Petermann's Mittheilungen Band 32 Heft 5 (Mai 1886).

**) Culturgeschichte des Menschen in ihrem organischen Aufbau. Stuttgart. F. Enke 1886.

Digitized by Google

betragende Auswanderung bei dieser Berechnung mit in Anschlag gebracht worden wäre. Mit anderen Worten: der der Gesammtheit aller europäischen Staaten gegenwärtig in einem einzigen Jahre aus der Volksvermehrung entstehende Zuwachs ist so bedeutend, daß aus dem Ueberschusse eines Jahres ein Staat, dessen Bevölkerungsziffer derjenigen der Schweiz oder des Königsreichs Sachsen ungefähr gleichkommt, gebildet werden könnte. Auch hat, wie wir im Anschluß an das Gesagte hier noch bemerken wollen, die Berechnung des Coefficienten für die jährliche Volksvermehrung zu dem interessanten Schlusse geführt, daß letztere in Europa in der Richtung von Norden nach Süden abnimmt, daß während das Wachsthum der Bevölkerung Großbritanniens, des nördlichen Rußlands und der skandinavischen Länder ein sehr rapides ist, Deutschland, Holland und Belgien eine nicht ganz so schnelle, aber immerhin noch sehr beträchtliche Volksvermehrung aufweisen und daß bei den Südeuropäern — insbesondere bei Franzosen und Spaniern — ein erheblich langsameres Zunehmen der Bevölkerungsziffer constatirt werden kann. Zu bemerken ist ferner, daß die am Meisten südlich wohnenden Zweige der Germanen — wie die Bewohner der deutschen Schweiz und Deutsch-Oesterreichs — bezüglich der Volsvermehrung auf wesentlich gleicher Stufe stehen wie einige romanische Völker (Italiener und Portugiesen), woraus also mit großer Wahrscheinlichkeit der Schluß zu ziehen ist, daß nicht sowohl ethnische Momente als vielmehr klimatische Verhältnisse, sowie die durch Klima und Nahrungserwerb bedingte Lebensweise für den größeren oder geringeren Zuwachs der Bevölkerung ausschlaggebend sind.

So viel über die Volksbewegung der europäischen Länder. — Werfen wir ferner die Frage auf, ob das für Europa als unzweifelhaft bewiesene Gesetz von der im Allgemeinen von Jahr zu Jahr sich steigernden Volksvermehrung auch für andere Erdtheile seine Gültigkeit bewährt, so sind allerdings bis jetzt nur in einem Theil der von Europäern colonisirten überseeischen Gebiete Volkszählungen vorgenommen worden, welche unseren Erörterungen zur Grundlage zu dienen geeignet sind; indessen wurden auch in diesen Ländern gewisse Beobachtungen gemacht, welche zu Schlüssen bezüglich der Volksbewegung in den betreffenden Gebieten berechtigen. Hier ist nun zunächst hervorzuheben, daß nach dem Urtheil der competentesten Reisenden und Geographen die früher allgemein verbreitete Theorie von dem gänzlichen Aussterben der Naturvölker nicht mehr aufrecht zu erhalten ist. Wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß einzelne Naturvölker — wie z. B. die Eingeborenen Australiens, ein Theil der Bevölkerung Polynesiens, die Buschmänner Südafrikas und gewisse Theile der amerikanischen Urbevölkerung — im Verschwinden begriffen sind, so ist andererseits doch zu erwägen, daß die besagten Völker resp. Stämme von der Gesammtbevölkerung der außereuropäischen Erdtheile einen zu geringen Bruchtheil ausmachen, als daß durch ihr Aussterben das Gesammtergebniß unserer Berechnung erheblich beeinflußt werden könnte. Zu bemerken ist ferner, daß bei gewissen anderen Völkern (Eskimo's, Papua's und einzelnen mittelasiatischen Stämmen) zwar ebenfalls Anzeichen für diesen Vorgang vorliegen, daß jedoch bei diesen aus lebens- und widerstandsfähigen Individuen sich zusammensetzenden Völkern zur Zeit sich noch nicht mit Sicherheit feststellen läßt, ob die in Rede stehende Bevölkerungsabnahme in der Gesammtheit oder lediglich in den peripherischen Theilen (unter denjenigen Individuen, die mit fremden Volkselementen am häufigsten in Berührung kommen) erfolgt. Ferner daß in sehr vielen Fällen das Verschwinden der Eingeborenen einfach darauf beruht, daß dieselben mit den ihnen in cultureller Hinsicht weit überlegenen Europäern oder Colonisten von europäischer Abstammung sich vermischen, woraus sich also ergibt, daß die als ethnische Einheit nicht mehr existirende Urbevölkerung als numerischer Factor immer noch fortbesteht und daher als Beweis für die etwaige Behauptung, daß die Bevölkerung der betreffenden Länder als solche sich vermindert habe, nicht angeführt werden kann. Andererseits sprechen auch zahlreiche hier nicht im Einzelnen zu erörternde Umstände zu Gunsten der Annahme, daß gerade solche Völker resp. Rassen, welche über weite Erdräume verbreitet sind — wie die Mehrzahl der mongolischen Völker, die Malayen und die Bewohner der afrikanischen Mittelmeerländer — in stetigem Zunehmen begriffen sind und ebensowenig kann ein Zweifel darüber bestehen, daß die von Negern bewohnten Gebiete seit Aufhebung des Sklavenhandels im Allgemeinen eine beträchtliche Bevölkerungszunahme aufweisen. Daß gerade die zuletzt erwähnte Rasse ohne decimirt zu werden einer höheren Cultur Stand zu halten vermag — dies beweisen ebensowohl die in der Capcolonie sowie in Port-Natal in fünfjährigen Zwischenräumen vorgenommenen Volkszählungen, welche eine sehr beträchtliche Zunahme des farbigen Bevölkerungselementes der betreffenden Länder*) ergeben haben, wie die in den Vereinigten Staaten Nordamerikas vorgenommenen Erhebungen, denen zufolge die bei der Sklavenemancipation im Jahre 1865 in der Republik vorhandene Zahl von vier Millionen Negern im Jahre 1880 auf rund $6^1/_2$ Millionen — also innerhalb 15 Jahren um $2^1/_2$ Millionen (= 62 Procent) — gestiegen war. Selbst wenn wir die zuletzt erwähnte enorme Zunahme der schwarzen Bevölkerung Nordamerikas zum Theil auf Rechnung der aus anderen amerikanischen Gebieten dorthin erfolgten Einwanderung setzen und wenn wir eine solche Vermehrung der malayischen Bevölkerung, wie sie für Java und Madura nachgewiesen ist (von 1871 bis 1881 stieg auf diesen beiden Inseln die Volkszahl von $16^9/_{10}$ auf $20^1/_{10}$ Millionen ohne daß eine erhebliche Einwanderung dorthin stattgefunden hätte), als einen Ausnahmefall betrachten, so kann doch nach dem Gesagten darüber kein Zweifel bestehen, daß auch in den außereuropäischen Ländern im Allgemeinen dasselbe Gesetz gilt, welches oben betreffs der Bevölkerung Europas constatirt wurde, daß auch außerhalb unseres Erdtheils eine mehr oder weniger beträchtliche Vermehrung der Bevölkerungsziffer anzunehmen ist — eine Vermehrung im Vergleich zu der, wie bereits angedeutet wurde, das Verschwinden einzelner, besonders ungünstig situirter und zusammen nur einen geringen Bruchtheil der Gesammtbevölkerung unserer Erde repräsentirender Naturvölker nicht in Betracht kommen kann.

Angesichts der soeben erwähnten Schlüsse drängen sich aber weiterhin die Fragen auf: Ist es wahrscheinlich, daß die Menschheit auf der Bahn der progressiven Vermehrung, die sie gegenwärtig verfolgt, auch in Zukunft beharren werde und wann wird, wenn dieses der Fall, unsere Erde übervölkert sein? — Was erstere Frage anlangt, so möchten wir, falls von irgend einer Seite die Vermuthung ausgesprochen werden sollte, daß jener Zuwachs, um den die Bevölkerung Europas und der meisten außereuropäischen Länder jetzt Jahr für Jahr vermehrt wird, durch verheerende Seuchen oder blutige Kriege wieder vertilgt werden könne — als Entgegnung gegen solche Einwürfe möchten wir bemerken, daß dank jenen sanitären Einrichtungen, welche man gegenwärtig überall da herstellt, wo die Civilisation festen Fuß faßt, gefährliche Seuchen in Zukunft wohl kaum jemals eine gleich große Anzahl von Menschen dahinraffen werden, wie ihnen in früheren Jahrhunderten zum Opfer gefallen sind. — Was ferner die etwa durch Kriege zu bewirkende Vernichtung menschlichen Daseins anlangt, so wollen wir nur darauf hinweisen, daß dasjenige, was die Verwendung großer Heeresmassen und die verderbliche Wirkung der modernen Schußwaffen im Vergleich zu den in den Schlachten früherer Feldzüge erlittenen Verlusten an Opfern vielleicht mehr erheischen sollte, wieder ausgeglichen wird durch die kürzere Dauer des kriegerischen Conflikte, den

*) Wie beträchtlich die für Südafrika constatirte Vermehrung des farbigen Bevölkerungselementes ist, beweist u. A. die Thatsache, daß schon vor mehreren Jahren in der Cappresse allen Ernstes die Frage erörtert wurde, ob nicht das durch die Verfassung der Capcolonie festgestellte Wahlrecht, welches unter gewissen Voraussetzungen den Farbigen das Recht der Abstimmung zugesteht, unter Umständen dazu führen könne, daß ein der Mehrzahl nach aus Schwarzen bestehendes Parlament über die Geschicke Südafrikas zu entscheiden habe.

Digitized by Google

wegen seiner enormen Kostspieligkeit kein Staat auf längere Zeit zu ertragen vermag, ohne vollständig zu verarmen. Auch ist hierbei mit in Betracht zu ziehen, daß die auf dem Gebiete der Chirurgie, des Sanitätswesens und der freiwilligen Krankenpflege in neuerer Zeit gemachten Fortschritte dahin geführt haben, daß gegenwärtig ein weit bedeutenderer Procentsatz von Verwundeten im Kriege Erkrankten wieder hergestellt wird, als noch vor einigen Jahrzehnten der Fall war. — Andererseits liegt es auf der Hand, daß der jedem Menschen innewohnende Trieb, das eigene Dasein angenehm zu machen und möglichst zu verlängern, sowie das Bestreben das körperliche Gedeihen der Nachkommenschaft sicher zu stellen, durch die moderne Cultur — deren Institutionen dahinzielen in Staat und Gemeinde Rechtssicherheit und dadurch Schutz des individuellen Lebens herzustellen, durch humanitäre Einrichtungen Noth und Elend zu erleichtern, das Familienleben zu befördern und den Weltfrieden möglichst lange zu erhalten — in höchstem Grade begünstigt wird. —

Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß es den besagten durch die sich immer mehr vervollkommnende Heilkunde unterstützten Bestrebungen bereits gelungen ist, das menschliche Leben in nicht unerheblicher Weise zu verlängern — eine Thatsache, welche aus der Vergleichung der während des vorigen Jahrhunderts sowie im Laufe dieses Jahrhunderts von den Lebensversicherungsgesellschaften gemachten Erfahrungen mit Sicherheit sich ergibt.*) Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß mit der Ausbreitung der Cultur Europas über die anderen Erdtheile die das Leben erhaltenden und verlängernden und dadurch die Volksvermehrung befördernden Einrichtungen Völkern zugeführt werden, welche von solchem Einflusse bisher entweder gar nicht oder nur in sehr beschränktem Maße berührt wurden, sowie daß die europäische Colonisation der Volksvermehrung in überseeischen Ländern dadurch Vorschub leistet, daß sie bei wilden Stämmen geordnete Rechtsverhältnisse herstellt und daß sie jenen gegenseitigen Befehdungen der Eingeborenen, durch welche zahlreiche Menschenleben hingeopfert werden, ein Ziel setzt.

(Schluß folgt.)

*) Daß die durchschnittliche Lebensdauer Hand in Hand gehend mit der Verbesserung der Lebensbedingungen, mit der Herstellung von hygienischen Einrichtungen und dem wachsenden Verständniß für die Gesetze der Gesundheitspflege im Zunehmen begriffen ist — dies erhellt aus dem Faktum, daß diejenigen Lebensversicherungsgesellschaften, welche die Sterblichkeitstafel der 17 englischen Gesellschaften (eine Tafel, welche auf Grund der Erfahrungen im vorigen Jahrhundert von 17 englischen Gesellschaften zusammengestellt ist) ihren Berechnungen zu Grunde gelegt haben, faktisch in der Gegenwart eine längere durchschnittliche Lebensdauer unter ihren Versicherten erzielen, als jene Tafel dies erwarten läßt und ebenso bestätigt die vor einigen Jahren herausgegebene Sterblichkeitstafel, welche auf den Erfahrungen deutscher Lebensversicherungsgesellschaften aus diesem Jahrhundert beruht, die Annahme, daß die durchschnittliche Lebensdauer des Menschen jetzt eine größere ist als in früherer Zeit.

Literatur und Kunst.

Richard Wagner in Paris 1839—42.

Nach bisher ungedruckten Quellen.

Im Frühling 1839 fuhr der Rigaer Kapellmeister Richard Wagner in Gesellschaft seiner Frau auf einem Segelschiffe durch die norwegischen Scheeren, wo ihm das Phantom des fliegenden Holländers erschienen sein mag, durch Meer und Sturm im Hafen von London ein. Nach kurzer Rast in dieser ihm wenig zusagenden Stadt ging es zurück über den Kanal. Seine spärlichen Geldmittel waren schon arg zusammengeschmolzen, als er französischen Boden betrat, und er freute sich sehr, in ein, wie er meinte, weniger kostspieliges Land zu kommen. Die Enttäuschung blieb nicht aus. Schon in Boulogne, wo er vier Wochen verweilte, fühlte er seinen Irrthum, doch war der dortige Aufenthalt schon darum kein verlorener, weil er daselbst Meyerbeer traf, der in dem beliebten Seebad zu übersommern pflegte. Dieser kam dem ungeduldigen jungen Landsmann, der sich schon 1837 aus Riga brieflich unter seinen Schutz gestellt, auf das Liebenswürdigste entgegen, ließ sich von seinen ganz oder halbvollendeten Musikwerken, seinen Plänen und Hoffnungen erzählen und schüttelte bedenklich den Kopf, als er von Wagners baldigster absoluter Mittellosigkeit erfuhr. Der gefeierte Componist, dessen „Kanzlei" bekanntlich die Reclame für ihren Meister zur höchsten Virtuosität ausgebildet hatte, wäre allerdings der Mann gewesen, die ersten Schritte des unbekannten Musikers zu guten Zielen zu leiten. Der Zufall wollte jedoch, daß Meyerbeer während Wagner's über zweijährigem Aufenthalt immer nur vorübergehend an der Seine weilte und ihn aus der Entfernung wenig fördern konnte. Er begnügte sich damit, das — Textbuch zum „Rienzi" zu loben und dem Landsmann einige Empfehlungen an Pariser Künstler mitzugeben. Vielleicht, daß der Zweifel an Wagner's Begabung oder die Furcht, in diesem einen unbequemen Concurrenten zu erhalten, ihn von eindringlicher Förderung abhielt — sicher ist, daß seine Gönnerschaft ihm in Frankreich wenig nützte. Der schlaue Fuchs Heinrich Heine bemerkte damals zu einem deutschen Musiker: Wagner's Talent erscheine ihm verdächtig, gerade weil es vom „Bärenmeyer" empfohlen werde. Und so mochten auch die Anderen in Meyerbeers Aufrichtigkeit Zweifel setzen. Gleich eine der ersten Empfehlungen erwies sich als verhängnißvoll. Der Director des Renaissance-Theaters, von dem die Pariser spotteten, es führe seinen Namen mit Recht, denn es sterbe jährlich dreimal, um immer wiedergeboren zu werden, nahm zwar Wagner's Oper: „Das Liebesverbot", deren Text Dumersan einer französischen Bearbeitung unter dem Titel: „La Novice de Palerme" unterzog, zur Aufführung an, aber nur um bald darauf endgültig Bankerott zu machen.

Einen größeren Rückhalt fand Wagner an zwei anderen Deutschen. Der Eine war Heinrich Heine, der damals einem „feisten Abbé" glich und eben sein Verhältniß mit Mathilde legitimirt hatte. Der Andere war Heinrich Laube, der seit 1839 mit seiner Iduna Paris bewohnte. Auch sie wunderten sich nicht wenig über den verwegenen Künstler, der da „mit einer Frau, mit anderthalb Opern, mit kleiner Börse und einem furchtbar großen und furchtbar viel fressenden Neufundländer" von der Düna bis in die Seine gefahren, um in Paris berühmt zu werden. Laube erzählt 1843 in der Zeitung für die elegante Welt, daß „Heine, der sonst so sorglose, andächtig die Hände faltete ob dieser Zuversicht eines Deutschen". Auch an Scribe wurde Wagner ohne Zweifel empfohlen, obgleich er einer Einführung bei dem Librettisten der „Hugenotten" nicht bedurfte. Er hatte sich nämlich schon 1836 in Riga mit ihm in Verbindung gesetzt, indem er ihm einen vollständigen Entwurf des nach einem Romane H. Königs gearbeiteten Textbuches „Die hohe Braut" — freilich ohne Erfolg zugesandt hatte. Und später scheint er ihm auch das Libretto des „Rienzi" unterbreitet zu haben; in welcher mangelhaften Uebersetzung läßt sich aus den folgenden offenbar an Scribe gerichteten Zeilen schließen, die ins Frühjahr 1839 fallen dürften. Sie sind uns in einem von Correcturen wimmelnden Concepte von Wagners Hand erhalten geblieben.

Monsieur. J'espère bien, que vous eussiez la bonté de finir votre travail pris pour moi et pour mon avantage de corriger ma mauvaise traduction de mon sujet d'un grand opéra: Rienzi. En c'espérant je vous prie Monsieur bien fort de m'envoyer cette ouvrage à Mitau sur mon adresse si bientôt que possible.

Es währte nicht lange, und Wagner's Ersparnisse waren aufgezehrt. Von den ewigen hoffnungsvollen Redensarten seiner Pariser Connexionen konnte er nicht leben. Es ging ihm bald recht schlecht. „Mit allem Jammer und in Noth" wandte er sich nach dem abschlägigen Bescheid des Renaissance wieder brieflich an Meyerbeer — ohne Erfolg. Im Sommer 1840 kam zwar

Digitized by Google

dieser abermals zu kurzem Aufenthalt nach Paris und empfahl den Freund wirklich dem Director der Großen Oper, aber nicht für seinen „Rienzi", sondern für ein werdendes Werk, den „Fliegenden Holländer". Auch diesmal half die Protection wenig. Léon Pillet erklärte sich bereit — den Operntext abzukaufen. In seiner Noth willigte Wagner ein — bekanntlich hat später das „Vaisseau fantôme" mit der Composition von Dietsch an der Großen Oper nur mäßigen Beifall gefunden. Der Librettist Paul Fouché hatte Wagner's Vorlage durch eine Fülle romantischer Zuthaten verballhornt . . . Kurz, keine Demüthigung blieb Wagner erspart. Sogar zu einem „gassenhauerischen" Vaudeville von Dumanoir sollte er Couplets componiren, doch die Sache zerschlug sich. Um überhaupt leben zu können, arrangirte er im Solde des Musikalienhändlers Schlesinger beliebte Opernarien für cornet-à-piston und lieferte Klavierauszüge aus Halevy's Opern und was derlei Handlangerdienste sonst sind. Damals schrieb er auch den sarkastischen Aufsatz: „Das Ende eines deutschen Musikers in Paris", denn er sah nur eine tragische Lösung voraus. Ein Bild seiner grauenhaften Noth bietet erst das neulich aufgefundene Tagebuch. Da heißt es im Juni 1840: „Ein kranker deutscher Handwerksbursche war da; — ich bestellte ihn zum Frühstück wieder; Minna erinnerte mich bei dieser Gelegenheit, daß sie eben für Brod das letzte Geld würde wegschicken müssen. . . Alle Quellen sind erschöpft; meiner armen Frau halte ich immer noch geheim, daß es so schlimm steht. . . Es ist ein trauriger Accord! — Will arbeiten!" Er wird Journalist und schreibt französische Musikberichte für Schlesinger's Gazette musicale und deutsche Kunstbriefe für Winkler's Dresdener Abendzeitung, Lewald's „Europa", endlich auch für Schumann's Neue Zeitschrift für Musik. Der Leser findet eine Auswahl dieser journalistischen Anfänge im ersten Band seiner Gesammelten Schriften. Will man freilich Wagner's innerste Meinung über die Pariser Musikzustände wissen, so muß man diese in der Sorge um's tägliche Brod geschriebenen Journalaufsätze nicht befragen. Sie sind voller Zurückhaltungen, Rücksichten, Beschönigungen, und nur die Sänger Rubini und Duprez bespricht er mit voller satirischer Laune. Sonst fühlt man zwischen den Zeilen überall heraus, daß er es mit Niemand verderben möchte. Besonders mußte Berlioz geschont werden, denn der gefürchtete Kritiker der Débats war ihm niemals offen entgegengetreten und hatte sogar seine „Pilgerfahrt zu Beethoven" — eine Erzählung! — gelobt! In einem handschriftlich erhaltenen Artikel über Berlioz' Symphonie phantastique beginnt er: „Wenn ich Beethoven wäre, so würde ich sagen: wenn ich nicht Beethoven und ein Franzose wäre, so möchte ich Berlioz sein". Besonders eifrig aber machte Wagner für seinen Gönner Meyerbeer journalistische Propaganda. Am 22. Februar 1841 schreibt er u. A. an die Dresdener Abendzeitung: „Zunächst eine Todesnachricht! Die Pariser große Oper wird nächstens sterben. Sie erwartet ihr Heil vom deutschen Messias — von Meyerbeer; zögert dieser noch lange mit der Rettung, so wird der Todeskampf sehr bald eintreten." Im selben enkomiastischen Tone ist der bisher unbekannte Aufsatz über Meyerbeer verfaßt, der um die nämliche Zeit geschrieben sein mag. Er ist viel sorgfältiger stilisirt, als die gewöhnlichen Berichte für Lewald und Heil, und wir können uns kaum vorstellen, daß es dem Componisten des „Rienzi" damit nicht ernst gewesen. Der Aufsatz lautet:

„Die Erscheinung der Musik Meyerbeer's, zumal in seinem letzten Werke die Hugenotten, hat eine so feste und abgerundete Consistenz gewonnen, daß endlich die Aufgabe entstanden ist, dieser Musik ihren Standpunkt in der Geschichte der Musik anzuweisen. Der Versuch sei hiermit gethan, das noch frisch Lebende in die Geschichte einzureihen. Betrachten wir die Erscheinung Meyerbeer's, so werden wir sowohl ihrer Tendenz, als zumal auch in ihren äußeren Zügen nach unwillkürlich an Händel und Gluck erinnert und selbst ein wesentlicher Theil in der Richtung und Bildung Mozart's scheint sich hier wiederholt zu haben. Vor allen Dingen ist nie aus dem Auge zu verlieren, daß jene Deutsche waren, wie dieser es ist; denn in jenem elenden, denationalisirten Zustande Deutschlands ist zumal der Grund der äußeren Schicksale, Verhältnisse, Züge jener Kunsterscheinungen zu finden, die mit ihrer inneren Bedeutung so sehr zusammenhingen.

So neu und frisch auch noch die Siege sind, die den Namen Meyerbeer zu einem der glänzenden am musikalischen Himmel erhoben, so schnell haben sie doch auch die civilisirte Welt durchdrungen und erobert; sie haben selbst da, wo sie noch kein civilisirtes Terrain vorfanden, den Boden geebnet, um sich die Tempel darauf errichten zu lassen, in denen man die göttliche Kunst zum ersten Mal feierte, die diese Siege verherrlichen.

Meyerbeer, durch eine vortreffliche Erziehung, sowie durch eine allseitige wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung bei Zeiten in den Stand gesetzt, sich Meister des technischen Theiles seiner Kunst zu fühlen, lernte gewiß früher und schärfer, als es selbst bei Anderen der Fall war, erkennen, was ihm sein Mutterland versage und was er von außen her zu erobern habe, um in dem Vollgenuß seiner Kunst schwelgen zu können. In frühester Jugend hatte er bereits Italien gesehen, er hatte es gehört; sein glücklicher Sinn hatte vollkommen die Schönheit der Formen begriffen, die, mögen sie nun auch in dem neueren Italien eine zu sinnliche Richtung bekommen haben, einem wahrhaft künstlerischen Gemüth doch immer noch nirgends üppiger sich zeigen, als eben in jenem glücklichen Lande.

Der sonderbar eigenthümliche Zug der Deutschen hat gewiß auch Meyerbeer belastet; der dadurch verursachte Kampf fesselte seinen Genius und man muß annehmen, daß er auf demselben Punkte war, auf dem Viele verkümmern. Aber Meyerbeer war so deutsch, daß er bald in die Fußstapfen seiner alten deutschen Vorfahren gerieth; diese zogen mit der vollen Kraft des Nordens über die Alpen und eroberten sich das schöne Italien, Meyerbeer ging nach Italien, er machte selbst die üppigen Söhne des Südens in seinen Tönen schwelgen und dies war sein erster Sieg. Muß es nicht mit Stolz erfüllen, sich nicht nur das Fremde, Schöne zu eigen machen zu können, sondern selbst die, denen wir es entnehmen, sich der Veredlung desselben erfreuen lassen zu können? Aber selbst damit sehen wir den deutschen Genius sich noch nicht begnügen, in diesem Siege wollte er ja erst nur noch lernen. Die verschwimmenden, unbestimmten Nebel des Spiritualismus haben sich zu Formen schönen, warmen Fleißes gestaltet, das reine, keusche deutsche Blut fließt aber in seinen Adern; die Gestalt des Mannes ist fertig und tadellos — nun kann er schaffen und Thaten für die Ewigkeit verrichten.

Daß Meyerbeer hier noch nicht stehen blieb und sich behaglich in die Schatten seines Ruhmes streckte — das ist es, was ihn vollkommen machen mußte.

Es war nun aber Meyerbeer, der diese Manier erweiterte, ja der sie dann zu einer allgemein gültigen classischen Schreibart erhob. Von gewissen gebräuchlichen und populären Rhythmen und Melismen hat er die moderne Schreibart zu einem grandios einfachen Stil geführt, der den unendlichen Vorzug besitzt, daß er seine Basis in den Herzen und Ohren des Volkes hat — und nicht bloß als eine raffinirte Erfindung eines neuerungssüchtigen Kopfes vague und ohne Grund und Boden in der Luft herumschwimmt.

Mit vortrefflicher Taktik wählte Meyerbeer auf seinem neuen Terrain die Sujets seiner Werke; hier war es eine Volkssage, die in dem Munde des Volkes lebte, dort ein erschütterndes Stück seiner Geschichte; denn nehmen wir an, daß ein nationaler Schwung bei Werken größerer Art unerläßlich ist, so mußte Meyerbeer diesen Impuls aus der Nationalität des Volkes entnehmen, das in dieser Periode die vornehmlichste Sympathie der Welt genoß. Das, was Meyerbeer nun aber auf diesen Grund baute, war nicht eine Huldigung einer National-Eitelkeit, sondern die Erhebung derselben zum Gefühl der Universalität.

Meyerbeer schrieb Weltgeschichte, Geschichte der Herzen und Empfindungen, er zerschlug die Schranken der National-Vorurtheile, vernichtete die beengenden Grenzen der Sprach-Idiome, er schrieb Thaten der Musik, Musik, wie sie vor ihm Händel, Gluck und Mozart schrieben, und diese waren Deutsche und Meyerbeer ist ein Deutscher.

Er hat sein deutsches Erbtheil bewahrt, die Naivetät der Empfindung, die Keuschheit der Empfindung. Diese jungfräulich verschönten Züge tiefen Gemüthes sind die Poesie, das Genie Meyerbeer's; er hat ein unbeflecktes Gewissen, ein liebenswürdiges Bewußtsein bewahrt, das neben den riesigsten Productionen oft selbst raffinirter Erfindungen in keuschen Strahlen erglänzt, und sich bescheiden als den tiefen Brunnen erkennen läßt, aus dem alle jene imposante Wogen des königlichen Meeres geschöpft wurden.

Ist nicht jener fast heftige Drang nach religiösen Ergüssen in Meyerbeer's Werken eine auffallende Kundmachung dieser tief-innerlichen Inten-

Digitized by Google

tion des Meisters? Und ist das nicht gerade ein Zug, der seine deutsche Geburt so rührend in unser Gedächtniß ruft?

Es ist auch nicht mehr nöthig, große, gelehrte und ritual-mäßige Messen und Oratorien zu schreiben, wir haben durch diesen Sohn Deutschlands erfahren, wie auch auf der Bühne Religion gepredigt werden kann, wenn unter diesen Massen von Pracht und Leidenschaft ein so edler, einfacher und jungfräulicher Sinn erhalten blieb, wie er in Meyerbeer als der Quell aller seiner berauschenden Schöpfungen zu Grunde liegt.

Bei den Franzosen erhielt die Rossini'sche Richtung Charakter und gewann durch Nationalstätigkeit ein würdigeres Ansehen. Zu welcher Höhe die Franzosen diese Periode führten, haben wir schon berührt und es bleibt nur noch übrig, vollkommen inne zu werden, daß sie durch Meyerbeer als auf ihren höchsten Punkt angelangt und bis zu universeller Bedeutung betrachtet werden müßte.

Dies anzunehmen, berechtigen uns ferner auch alle äußeren Merkmale der Meyerbeer'schen Musik; der Stil, der anfänglich unter dem Einfluß verschiedener Schulen rang, hat sich zur edlen, idealen Selbständigkeit erhoben, frei von den Schwächen der einzelnen Manieren und doch alle ihre Vorzüge vereinigend. Die riesenhafte, fast schon erdrückende Ausdehnung der Formen, haben die reinsten und wohlthuendsten Verhältnisse gewonnen; ja, besonders ist dies ein Punkt, in dem sich die Meisterschaft Meyerbeer's fast am auffallendsten herausstellt; diese Besonnenheit, ja Kaltblütigkeit in der Anlage und Anordnung charakterisirt Meyerbeer vor Allem und erhebt ihn somit von vornherein auf den objectiven und einzig richtigen Standpunkt, von welchem aus eine solche Fülle von Massen, wie wir sie in seinen Werken finden, klar geordnet und zur Anschauung gebracht werden kann. Um diesen Ausspruch auf das Thätigste zu bekräftigen, führe ich hier vor Allem das Großartigste an, was in diesem Betreff nur je geleistet worden ist, dies ist die berühmte Verschwörungs-Scene des vierten Actes der Hugenotten. Wer staunt nicht über die Anlage und Durchführung dieses Riesenstückes! Wie ist es dem Componisten möglich geworden, bei der erstaunlichen Ausdehnung dieser Nummer, eine fortwährende Steigerung zu unterhalten, die nie erschlafft und die nach einem Gewühle der rasendsten Leidenschaften zum Schluß endlich auf dem äußersten Punkt, wie auf dem Ideal des Fanatismus angelangt!

Und hier sehe man die Einfachheit der Mittel, die Meyerbeer anwendet, um sein Ziel zu erreichen. Wie klar und einfach, edel und gehalten ist jenes Hauptthema, mit dem die Nummer beginnt und schließt; wie besonnen und würdig läßt der Meister den Strom anschwellen, den er keineswegs in einen wirren Strudel sich verlieren, sondern in ein imposantes Meer auslaufen läßt! — Man kann hier nicht mehr begreifen, wie in dieser Richtung noch Höheres geleistet werden soll; wir fühlen, daß der Culminationspunkt derselben im eigentlichsten Sinne erreicht worden ist, und so wie das größte Genie sich zersplittern würde, wollte es in der eigenen Richtung Beethovens dessen letzte Symphonie nicht einmal zu überbieten, sondern nur von da aus weiter zu gehen suchen, so erscheint es unmöglich, in der Richtung, die Meyerbeer auf den letzten Grenzpunkt führte, noch weiter vorschreiten zu wollen.

Wir müssen bei der Ansicht verharren, daß sich diese letzte Epoche der dramatischen Musik mit Meyerbeer geschlossen habe, daß nach ihm so gut wie nach Händel, Gluck, Mozart, Beethoven das für die jedesmalige Periode erreichte Ideal als vollendet und als nicht mehr zu überbieten zu betrachten sei — sondern daß die Zeit in ihrer rastlosen Schöpfungskraft eine neue Richtung hervorbringen muß, in der dasselbe wieder zu leisten sein würde, was jene Heroen geleistet haben. Jedoch — noch lebt Er ja und steht in der Fülle seiner Kraft — greifen wir deshalb nicht vor, erwarten wir, welches Neue sein Genius noch gebiert!"

So weit der 28jährige Zukunftsmusiker. Wer weiß, warum er diesen Aufsatz nicht veröffentlicht hat, ob dessen Erscheinen durch irgend einen Zufall verhindert worden, ob es nur ein Concept für die spätere Uebersetzung in's Französische sein sollte und ob diese etwa in einer Pariser Musikzeitschrift erschien ... Jedenfalls ist es nicht ohne pikanten Reiz, den Artikel mit seinen Auslassungen über Meyerbeer in der Broschüre „Das Judenthum in der Musik" zu vergleichen. Beide Kritiken stehen hinsichtlich ihrer Entstehungszeit nicht gar so weit auseinander. Zwar ist die vielberufene Broschüre erst 1869 herausgekommen, aber sie war in der Hauptsache bereits vor achtzehn Jahren entstanden und hatte schon 1850, als sie in Brendel's Neuer Zeitschrift für Musik erschien, viel Staub aufgeworfen.

Am Gipfel seiner Bedrängniß sah endlich Wagner ein, daß der Kampf gegen das von Anderen eroberte und ausgebeutete Paris vergeblich war und daß er da nur zu Grunde gehen würde. Er richtete wieder die Blicke nach der Heimat und nahm auf's Neue die halb schon zerrissenen Fäden auf. Er schickte „Rienzi" nach Dresden, begleitet von Briefen an den König Friedrich August II. und den Intendanten Freiherrn von Lüttichau.*) Er trug sich auch mit größeren schriftstellerischen Plänen, falls es ihm mit seinen Opern nicht glücken sollte. Mit Laube, der Paris wieder verlassen, unterhielt er lebhafte Verbindung. Am 13. März 1841 sendet er ihm eine Auswahl französischer Theaterstücke und bemerkt dabei: „Das Geld habe ich mir von Heine geben lassen". Auch sonst ist jener jetzt gelegentlich einer Autographenauction aufgetauchte Brief nicht ohne Interesse. Wir erfahren sogar daraus, daß Wagner eine zweibändige Biographie Beethoven's in Gemeinschaft mit dem Bibliothekar Anders in Paris schreiben wollte.

„Es soll ein Buch in zwei Bänden à 30 Bogen und ausführlich und erschöpfend, wenn auch leicht dargestellt und allgemein genießbar werden. Es wäre eine schöne Arbeit, die einen selbst erheben müßte und jedenfalls auch eine gute Buchhändlerspeculation abgeben würde. Anders will, ich soll es Brockhaus anbieten. Ein anderer wäre mir lieber. — Im Uebrigen fängt es an, mir wieder schlecht zu gehen. Die Arbeit geht zu Ende und ich habe keine neue zu hoffen. Dabei bin ich aber noch nicht aus meinen Schulden heraus ... Von Brockhaus habe ich noch keine Antwort. Oh, ich kenne die Leute! — Meine hiesige Schriftstellerei bringt mir blutwenig ein. — Dabei ist es ein Elend, daß ich so gar nichts vor mir sehe, was mich als Musiker reussiren lassen könnte. Ich muß durchaus einen großen entscheidenden Schritt wagen. — Ich muß ein großes Concert mit dem Conservatoire-Orchester und -Chor geben, worin ich meine besten Sachen aufführe, sonst lernt man mich hier nie kennen."

Auch in Berlin knüpft er an, und Meyerbeer leistet ihm diesmal wirkliche Freundesdienste. In seinem Tagebuche findet sich das Concept zu einem an den damaligen Intendanten der Kgl. Hoftheater Graf Redern gerichteten Brief, worin er ihn um Annahme der übersandten Partitur zum „Fliegenden Holländer" ersucht.

„Nicht leugnen kann ich, daß, indem ich dieses Gesuch ausspreche, dieses mit der leicht begreiflichen Befangenheit geschieht, in welche mich der Umstand versetzt, daß Ew. Excellenz mein Name sowie meine Fähigkeiten bis jetzt höchst wahrscheinlich noch völlig unbekannt sein werden. Um diesem Uebelstande einiger Maaßen abzuhelfen, hatte ich bereits in meinem früheren Schreiben mir die Freiheit genommen, Ew. Excellenz auf die gütige Nachfrage bei Herrn Meyerbeer hinzuweisen, dem ich das Glück habe näher bekannt zu sein. Es bliebe nichts weiter übrig als die in diesem Bezug ausgesprochene Bitte hier zu wiederholen, sobald Ew. Excellenz es nicht als eine Art von Gewährleistung genügen sollte, wenn ich darauf aufmerksam mache, daß die Generaldirection der Hoftheater zu Dresden in diesem Augenblicke die Aufführung meiner großen Oper in fünf Acten betitelt: Rienzi vorbereitet."

Und für einen Brief an Meyerbeer verfaßt er um die gleiche Zeit das folgende Concept:

Mein hochverehrter Herr und Meister.

Zwei Worte von Ihnen haben mich auf's Neue glücklich und gründlich mit meinem Schicksale ausgesöhnt! Eben hatte der gottlose Chef der gazette music. Sie willkürlich nach Baden versetzt, wodurch ich verleitet worden war, Ihnen dorthin eine demüthige Bitte zu adressiren, als er mir die Nachschrift Ihres letzthin an ihn gerichteten Briefes zeigte, worin Sie mir abermals zu meiner innigsten Rührung bezeugten, daß sie nicht aufhörten, mit schützender Sorgfalt meiner eingedenk zu sein. Ach, wenn

*) Beide Briefe sind abgedruckt in dem eben erscheinenden interessanten Sammelwerk von La Mara: Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten, das ein halbes Tausend erstmalig nach den Originalien herausgegebener Autographen enthält. (Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.) Sie finden sich übrigens schon in Jos. Kürschner's trefflichem Wagner-Jahrbuch für 1886.

Digitized by Google

Sie wüßten, welche unermeßliche Wohlthat Sie mir dadurch angedeihen ließen! Wenn Sie empfinden könnten, zu welch überschwenglichem Dankgefühle Sie mich durch diesen so einfach an den Tag gelegten und deshalb so hoch ehrenden Beweis Ihrer Theilnahme hinreißen! Ich werde in alle Ewigkeit nichts anderes gegen Sie aussprechen dürfen, als Dank! Dank!

Ihre beglückenden Zeilen haben in und um mir eine ganze Revolution bewirkt. Ich armer Narr, der ich immer nur in die Zukunft hineinarbeite, in der Gegenwart aber nichts höre und sehe, ja kaum darin existire — saß nun in meinem Stübchen bei meiner armen, von mir und von äußeren Sorgen gequälten Frau, und sah auf die Früchte des letzt verlebten oder vielmehr durchgemarterten Sommers. Diese Früchte, ein dummes Textbuch und ein ziemliches Stück Partitur, lagen vor mir, und frugen mich, was mit ihnen werden sollte? Mir fiel nichts Gescheuteres ein, als sie einzupacken, nach Berlin zu schicken, und ihnen einen unterthänigsten Brief an den Grafen v. Redern mitzugeben: — ich wußte, sie würden dort verfaulen, und doch fiel mir nichts Besseres ein. Da ging mir das Evangelium auf, denn von Ihrer gepriesenen Hand geschrieben stand: ich werde dasselbe bei dem Grafen v. Redern zu erlangen suchen. — —

Gott mache Ihnen jeden Tag Ihres schönen Lebens zur Freude und trübe Ihr Auge nie mit Kummer, dies das aufrichtige Gebet

Ihres alleraufrichtigsten Schülers und Dieners

R.

Endlich erhellen zwei Hoffnungssterne zugleich das undurchdringliche Dunkel seiner Pariser Leidenszeit. „Rienzi" ist in Dresden, der „Fliegende Holländer" in Berlin zur Aufführung angenommen. Jetzt hält es ihn nicht mehr in der ewig fremden Stadt. Am 7. April 1842 verläßt er Paris, um seinen ersten Triumphen entgegenzuziehen. Doch waren seine Pariser Lehrjahre keine verlorenen. In der lärmenden, rücksichtslos wilden Jagd nach dem Ruhm, die Paris damals für jeden Strebsamen zu einem aufreibenden Aufenthalte machte, konnte der knorrige deutsche Musiker unmöglich zur Geltung kommen, und es ist schon erstaunlich, daß er den fruchtlosen Anstrengungen nicht erlag. Aber schließlich urtheilte doch Laube ein paar Jahre später ganz richtig, indem er constatirte, daß es Wagner damals in Paris „nicht gelang, aber doch auch nicht mißlang, denn außen ärmer innen reicher kam der fahrende Musikus wieder nach Sachsen, das sich seines Sohnes ruhmwürdig angenommen hat."

Max Haushofer's „Ewiger Jude".*)

Besprochen von Karl von Thaler.

Aus einem finsteren Geklüfte Karmels
Trat Ahasver. Er schüttelte den Staub
Aus seinem Barte; nahm der aufgethürmten
Todtenschädel einen, schleudert ihn
Hinab vom Karmel, daß er hüpft' und scholl
Und splitterte.

Genau hundert Jahre sind verflossen, seit Christian Friedrich Daniel Schubart diese Verse veröffentlichte. Die „lyrische Rhapsodie" vom Ewigen Juden, die sich allzusehr in der Ausmalung des Gräßlichen gefällt, steht im zweiten Bande der ersten Originalausgabe von Schubart's Gedichten, dessen vom Hohenasperg datirte Vorrede mit den berühmten Worten schließt: „Nur die Gebirgshöhe der Freiheit weitert die Seele, und der Knechtschaft Geklüft verengt sie." Der Schubart'sche Ahasver, der aus der Höhle des Berges Karmel hervortritt, symbolisirt das Erscheinen des Ewigen Juden in der deutschen Poesie. Bis dahin lebte er in alten Folianten und Quartanten verborgen, Schubart aber führte ihn in den Salon der schönen Literatur ein. Daß hier seit einem Jahrhundert seine Glaubensgenossen eine so große Bedeutung erlangt haben, ist ein merkwürdiger Zufall; mit dem Ewigen Juden rückte Israel überhaupt in die deutsche Kunst und Poesie ein. Ahasver gibt sich für viel älter aus als er ist, denn er zählt zu den verhältnißmäßig jungen Sagengestalten. Zwölf Jahrhunderte wußte man Nichts von dem hartherzigen Schuster von Jerusalem, und erst um die Mitte des dreizehnten entdeckte ihn ein frommer und gelehrter Mönch. Er war der Erfinder des Ewigen Juden, wie Brentano jener der Loreley; nicht nur das Volk, auch der Einzelne schafft manchmal Wesen, die dann im Sagenglauben fortleben. Ahasver verdankt sein Dasein schwerlich einer mißverstandenen Auslegung zweier Verse im Schlußcapitel des Evangeliums Johannis, wie ich kürzlich irgendwo gelesen, sondern er ist ein letzter Rückschlag alter, halbvergessener Erinnerungen. Dieser Semit dünkt mir nicht echt, sondern arischen Ursprunges zu sein. Ein Mönch war sein unmittelbarer Vater; der persische Chidder, der ewig Junge, der alle drei- oder sechshundert Jahre die Welt durchschweift, zeigt unverkennbare Verwandtschaft mit ihm, und wenn wir dem Ewigen Juden recht scharf in's Gesicht sehen, so entdecken wir bekannte Züge. Gebt ihm einen breiten Hut und blauen Mantel, und der wegwandernde Germanengott Odhin-Wuotan hat einen Doppelgänger. Wer weiß, ob nicht ein schelmisches Wichtelmännchen oder gar eine als Nonne verkleidete Schwanjungfrau in die Zelle des ehrwürdigen Paters Matthäus Parisiensis schlich und ihm den Gedanken eingab, den Ahasverus zu ersinnen, damit der längst abgesetzte deutsche Gott in neuer Verkleidung die Welt durchziehe!

In der deutschen Literatur ist der Ewige Jude seit Schubart nicht mehr zur Ruhe gekommen, und während sich unter den Romanen fast nur Eugen Sue seiner annahm, kann man die deutschen Dichter, in deren Phantasie er sich einnistete, kaum aufzählen. Großartig und gewaltig hat ihn Robert Hamerling in seinem „Ahasver in Rom" geschildert. Die eigenthümliche Idee, den Ewigen Juden mit Kain zu identificiren, gibt der alten, oft benutzten Figur einen ganz neuen Charakter; der einzige Mensch, der nicht sterben kann, verwandelt sich in den ersten, überhaupt geborenen Menschen, der alle Jahrtausende von Anbeginn überschaut. Nach Hamerling einen Ewigen Juden zu dichten, war ein Wagestück, dessen sich nur Einer der Besten unterwinden durfte. Daß man von dem neuen Werke Max Haushofer's sagen kann, es dürfe sich kühn neben Hamerling's Ahasver stellen, ist wohl das schönste Lob für den Münchener Poeten. Nicht minder originell als Hamerling, faßt Haushofer den Ewigen Juden als den personificirten Unsterblichkeitsgedanken. Statt der epischen hat er die dramatische Form gewählt, aber den Stoff in drei Theile getheilt. Mit reicher Kenntniß der deutschen Sagen- und Märchenwelt ausgerüstet und voll inniger Liebe zu den Spuren alten Glaubens, die im Herzen des Volkes fortleben, hat Haushofer um die Gestalt des Ewigen Juden ein so üppiges poetisches Rankenwerk geschlungen, daß Ahasver selbst fast darunter verschwindet. Sein Werk ist eine Art Divina Commedia, nur daß es auf der Erde bleibt und uns, statt in die Hölle, das Fegefeuer und das Paradies, in das Alterthum, das Mittelalter und die Neuzeit führt. Haushofer hat in seine Dichtung so viel hineingelegt und hineingeheimnißt, daß er manchmal dunkel und unverständlich wird; besonders im dritten Theil, wo seine Phantasie in tolles Jagen geräth, sich überschlägt und Wirklichkeit und Spuk so wild durcheinander mengt, daß man an Faust's Worte in der Hexenküche gemahnt wird: „Mich dünkt, die Alte spricht im Fieber." Aber wie reich an Schönheit, an Blüthen der echtesten und tiefsten Poesie ist seine Dichtung; welcher Schatz von tiefen Gedanken, welche Melodie der Verse entzückt uns an hundert Stellen! Man kann das Buch, wenn man darin zu lesen begonnen, nicht aus der Hand legen, und nicht mehr schlafen, wenn man sich Abends in seinen märchenhaften Schilderungen vertieft. Es erfaßt uns mit ursprünglicher, unwiderstehlicher Gewalt; aus seinen Seiten steigen wie aus dem Zauberbuch des Magiers die von dem Dichter beschworenen Geister empor und umkreisen uns in lieblichem Reigen, daß wir der nüchternen Gegenwart vergessen und uns in eine Feenwelt versetzt wähnen. Wer das vermag, wer so die Seelen der Menschen zu berücken weiß, daß sie ihm folgen wie die Kinder von Hameln dem Rattenfänger,

*) Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Digitized by Google

der gehört zu den Auserwählten und darf mit Horaz die Hoffnung aussprechen: „Non omnis moriar ... usque ego postera crescam laude recens.“

Der erste Theil des „Ewigen Juden“ spielt in der Umgebung von Salzburg, meist am sagenreichen Untersberge, in dessen Schooß Kaiser Karl verzaubert schläft, die schönen „wilden Frauen“ und die klugen Zwerge wohnen. Im Anfang sind wir in der Zeit der Völkerwanderung. Sextus Aurelius befehligt die römische Besatzung in Juvavia, das die Germanen unter Widumar überfallen und erobern; neben diesen Beiden steht der fromme Walafried, ein Schüler des heiligen Severinus, im Vordergrunde. Walafried soll nach Rom pilgern, um seinen Urahn Ahasver von dem Fluche zu lösen. Von diesem, der ihn nicht kennt, wird er an den Untersberg gelockt und hier — durch den Anblick der holden Minne, die mit ihren Schwestern Saelde und Aventiure im Gefolge der Götterkönigin Perachta im Berge hauft, von seiner Pilgerfahrt abwendig gemacht. Ganz ebenso ergeht es Sextus Aurelius, den die Reize Saeldens fesseln, und dem tapferen Widumar, der sich in Aventiure verliebt. Alle drei „gehen in den Berg“, wie es in den alten Sagen heißt, und müssen nun tausend Jahre dort schlafen. Während des langen Zwischenactes wandert Ahasver durch die Welt; der Dichter zeigt ihn uns auf der Höhe des Sinai, wo er einen grimmigen Commentar zu den zehn Geboten spricht und die Gesetztafeln Mosis in den Abgrund wirft, in den Tiefen des Meeres, im Innern des Aetna, auf den Trümmern des von den Türken eingenommenen Konstantinopels. Alle diese Bilder sind groß gedacht und bis auf die Reden des Giganten Empedokles, der etwas zu viel mit verbis sesquipedalibus um sich wirft, prächtig durchgeführt. Als die tausend Jahre um sind, erscheint Ahasver wieder am Untersberg, gerade rechtzeitig, um die drei Schläfer bei ihrem Erwachen zu begrüßen. Sie sehen mit Staunen die verwandelte Welt, die sie nun kennen lernen wollen, und trennen sich mit dem Versprechen, nach zwanzig Jahren wieder an derselben Stelle zusammenzutreffen. Walafried, dem Minne in treuer Liebe in das irdische Leben folgt, verläßt sie in Rom; dennoch mißglückt seine Sendung, und wir finden ihn nach zwanzig Jahren als Burgvogt in Salzburg. Aurelius und Widumar, die sich unterdessen, der Eine zu Lande, der Andere zur See, in allen Theilen der Welt herumgeschlagen haben, sind seine Gäste. Der Römer ist todtkrank, eine eifersüchtige Geliebte hat ihm ein langsam wirkendes Gift gegeben, und wie dies seinen Leib, verzehrt seine Seele die Sehnsucht nach der geliebten Saelde, die er nicht vergessen kann. Da naht ein Bote und meldet, daß der Räuber Wolfhart, auf den man schon lange fahndet, am Untersberg umstellt sei. Walafried, von Widumar begleitet, zieht aus, um den Landfriedensbrecher zu fangen. Aurelius bleibt zurück — Saelde erscheint, und er stirbt im Glück des seligen Wiederfindens. Die Scene ist von ergreifender Schönheit und rührender Einfachheit, eine der Prachtpartien des Werkes. Widumar findet in den Schluchten des Untersberges seine geliebte Aventiure, die mit ihm in den Abgrund springt; Walafried fällt von dem Pfeil Wolfharts, der sein und Minnes Sohn ist. Den Sterbenden entrückt Minne in den Berg und Perachta spricht den Epilog:

Schlaft Ihr im Felsengrabe tiefgeborgen!
Die Zwischenwelt des Todes hält euch fest,
Bis euch an einem Auferstehungsmorgen
Der Berg in eine junge Welt entläßt.
Bis dahin lebt ihr still im Schooß der Sage —

„Und ich?“ frägt klagend Ahasver, — und die Göttin antwortet:

Du wanderst bis zum jüngsten Tage.

Der zweite Theil, den Haushofer eine Tragödie nennt, ist im Gegensatze zu dem ersten, wenn wir Ahasver und den Doctor Theodor Thanatos ausnehmen, von wirklichen Menschen bevölkert und als regelrechtes Trauerspiel entworfen. Zum Helden hat der Dichter den Arzt und Alchymisten Ernst von Weerth gewählt, der ein zweiter Doctor Faust, alle Geheimnisse der Natur ergründen will. Ihm hat Ahasver ein wundersames Buch gegeben, das er einst mit eigener Hand aus dem Brande der alexandrinischen Bibliothek gerettet. Nach einem Recept, das in diesem Buche steht, braut Weerth den Trank des Lebens, der Unsterblichkeit verleiht und selbst Todte erweckt. Lange Jahre hat er über der Tinctur gebrütet; nun ist sie endlich fertig und im Nebengemach liegt der Leichnam eines Gehenkten, den der Arzt vom Galgen gestohlen hat, um an ihm die Wirkung des Trankes zu erproben. Er wird aber fortwährend an dem Experiment gehindert. Zuerst besucht ihn der Kaiser, der seiner Kunst zu mißtrauen anfängt, dann kehrt seine Adoptivtochter Else zurück, die vor Jahren, verführt und betrogen, davongelaufen und eine leichtfertige Dirne geworden war. Ihr Verderber ist eben an den Hof gekommen, wo er als Nebenbuhler Weerths auftritt und großes Ansehen genießt. Er nennt sich Doctor Thanatos — und Weerth begeht die arge Unvorsichtigkeit, ihn zu sich zu laden. Daß auch hier ein uraltes Sagenmotiv hereinspielt, brauchen wir kaum zu erwähnen: Wer den Tod zu Gast bittet, der ist ihm verfallen. Den Kaiser richtet derselbe Fehler zu Grunde; er lädt Thanatos zur Jagd ein und stirbt vor Grauen über die Geisterbeschwörung, die dieser in einer verfallenen Kirche vollzieht. Die Rede des verkörperten Todes, in welcher er die dahingegangenen Geschlechter anruft, hat etwas so Gewaltiges, daß wir überzeugt sind, sie würde, von einem guten Sprecher öffentlich vorgetragen, einen geradezu erschütternden Eindruck auf ein halbwegs empfängliches Publikum üben. Sie gehört zu den großartigsten Stücken moderner Poesie, wie einzelne Lieder des ersten Theils zu den Perlen deutscher Lyrik. Nach der Jagd begegnet Thanatos der mit sich und der Welt zerfallenen Else, die ihn anfleht, ihr wieder ein klein wenig Liebe zu schenken. Er stößt sie hohnlachend von sich und nun beschließt sie zu sterben. Sie besteigt den Thurm des Domes, um sich aus der Glockenstube zu stürzen; ihr Abschiedsbrief trifft Weerth in dem Augenblick, da er endlich die Kraft seines Lebenselixirs an dem Todten prüfen will und er eilt hinweg, um Else womöglich noch zu retten. Kaum hat er sein Laboratorium verlassen, so dringt Thanatos ein. Er bemächtigt sich des Trankes, erweckt den Todten und gibt ihm dann die ganze Phiole. Nun trinkt der Galgenvogel zu viel und stirbt noch einmal; sterbend aber schleudert er das Glas von sich, daß es zerspringt und das ganze Haus in Brand steckt. Weerth kommt zu spät; — Else — das letzte Reis vom Stamme Ahasvers — liegt bereits zerschmettert auf dem Kirchhof; neben ihr der Ewige Jude, der sie vom Selbstmorde abhalten wollte und ihr verzweifelt nachsprang. Vor Beiden steht sinnend Thanatos. Als Weerth heranstürmt, sagt er ihm: Ich bin ihr Mörder. Der Arzt dringt mit dem Degen auf ihn ein und fällt zu Tode getroffen. „Bring' mir das Lebenselixir“, bittet er seinen Neffen Hugo, der ihn begleitet, und spöttisch erwidert Thanatos, das sei bereits ein Raub der Flammen. Da seufzt der todtwunde Mann:

„So stirbt das glänzendste Geheimniß heute!
Die Arbeit langer Jahre ist vergebens,
Der Keim, der Urquell tausendjährigen Lebens,
Der Hauch der Weltenseele ist befreit“ —

und verathmet. Ahasver aber erhebt sich und nimmt den Stab, den ihm Thanatos mit den Worten reicht:

„Die Zeit verbraust; wir Beide werden bleiben,
Bis Alles kirchhofsstill ist, öd' und leer;
Steh' auf und wandre wieder, Ahasver!“

So schließt die Tragödie, deren Wirkung eine einheitliche und bedeutende ist, obwohl sie ohne Rücksicht für die Bühne geschrieben ward und für das heutige Theater nicht passen würde. Sie enthält auch eine sehr heitere und witzige Scene, jene zwischen Ahasver und dem Finanzminister Grafen Wittgenstein, in der ein Staatsanlehen abgeschlossen wird und alle Kobolde des Humors ihr Wesen treiben.

Sie spuken und rumoren auch im ganzen dritten Theile, welcher in der unmittelbaren Gegenwart spielt und gegen die beiden ersten stark abfällt. Der Autor nennt ihn eine phan-

Digitized by Google

tastische Komödie und dieser Titel ist nur allzusehr gerechtfertigt, denn in der eingeflochtenen Festvorstellung der Künstler, die beinahe zwei Acte währt, mischen sich zuletzt wirkliche Gespenster und Dämonen ein, so daß dem Leser über dem Höllenbreughel in Versen angst und bange wird. Dennoch enthält auch der dritte Theil viel Schönes. Er ist reich an tiefempfundenen lyrischen Stellen und satyrischen Schlaglichtern, die wie aus einer Blendlaterne auf allerlei Unarten und Gebrechen der Jetztzeit fallen, aber der Pegasus Haushofers verliert hier manchmal Zaum und Zügel und die Handlung ist dünn. Der Maler Ekbert von Ardey liebt Ada Eltenspiel aus tiefster Seele, will aber seine Leidenschaft unterdrücken, weil er von dem Fluche seines alten Geschlechtes ereilt zu werden fürchtet, dessen männliche Mitglieder mit vierzig Jahren alle dem Wahnsinn verfallen. Glücklicherweise für die Liebenden hat Ahasver, der als Markus Schwarz, Rentier aus Leyden auftritt und als unschädlicher Narr gilt, auf einer seiner Wanderungen in Sibirien den dorthin verbannten Markwart aufgetrieben und mitgebracht. Es ist Ekberts eigentlicher Vater, und nun darf dieser froh in die Zukunft blicken. Daß ihm die beglückende Enthüllung mitten in dem Festspiel zu Theil wird, ist eine der wunderlichen Launen Haushofers, die sich hier übermüthig und fesselllos breit machen. Zu ihnen kann man auch die Einkleidung des ganzen Werkes rechnen. Nach dem Vorspiel liest der Dichter Kurt Westphal die beiden ersten Theile seinem Freunde Eckbert vor, im dritten wirkt er gleich dem Maler als handelnde Person mit, und im Nachspiel, als er mit Markus Schwarz und dem Director Graumann vom Feste nach Hause geht, erwidert er der Frau Perachta, die ihm plötzlich entgegentritt und fragt, ob er Ahasver erfaßt habe, mit den Versen:

„Zwei Bücher hab' ich von ihm geschrieben;
Unfertig ist nur das dritte geblieben.
Das hab' ich selber erlebt heut' Nacht,
Die anderen waren erträumt, erdacht."

Das ist jedenfalls eine starke poetische Licenz, allein sie mag gestattet sein, wo alle möglichen Gestalten der Sage und eine ganze Reihe von Allegorien verkörpert erscheinen. Mit den letzteren hätte Haushofer wohl etwas sparsamer sein können, denn ihre Menge wirkt beinahe erdrückend. Indeß sprechen sie meist tiefsinnig und darum wollen wir ihnen gegenüber die Ermahnung beherzigen, die Perachta bei dem Festspiel den Zuschauern gibt:

„Es kommen die Kinder der Sagenwelt,
Die zaub'rischer Bann umfangen hält,
Manchmal hervor
Aus dem schattigen Thor
Der Vergessenheit.
Dann behandelt sie gut
Und bedenkt, daß ihr selber
Nach lang, langer Zeit
Solche vergessene
Märchen seid."

Haushofer selbst rechnet kaum auf eine so liebenswürdige Aufnahme seiner Dichtung. In dem poetischen Vorwort an die Leser ironisirt er sein Streben mit gemüthlicher Schalkhaftigkeit. Er meint, die Menge werde von ihm sagen: „Was will der Mann von unserem Jahrhundert?" Wir brauchen Modernes, vom Geist der Zeit Durchdrungenes, brauchen die Darstellung des Lebens, wie es ist. „Alltagsgeschichten und Alltagsgesichter verlangt die Gegenwart von einem Dichter." Der Poet sagt Nichts zu seiner Vertheidigung, er meint nur:

„Laßt einmal Unerhörtes euch erzählen; —
Weltfremd und bittend komm ich zu den Seelen."

Zu den Seelen — ja wohl. Wer noch Herz und Sinn für Poesie hat, wer in der Literatur Schönes und Edles sucht und nicht den treuen Abklatsch der gemeinen Wirklichkeit oder gar gewaltsamen Reiz für abgestumpfte Nerven, wer gern den Flügelschlag des Idealismus über seinem Haupte rauschen hört, der wird Haushofers Dichtung dankbar begrüßen und ohne kritische Nergelei rückhaltlos anerkennen. Man hört so oft und von geistreichen Leuten den Satz aufstellen, die Production der Gegenwart tauge im Allgemeinen nicht viel und im Besonderen werde in Deutschland nichts Bedeutendes geschaffen. Wenn die Herren, die vom hohen Richterstuhl dies leichtfertige Verdammungsurtheil aussprechen, in den Tagen Goethe's und Schiller's gelebt hätten, so würden sie es genau ebenso wie ihre kritischen Genossen in jener Zeit gemacht und die Werke der beiden Meister für schlecht erklärt haben. Solche Unerbittlichkeit verleiht ein großes Ansehen, und je härter Einer kritisirt, desto mehr steigt der Respect vor ihm bei der Masse der sogenannten Gebildeten, deren Bildung keine Prüfung verträgt. Mir aber ist es stets ein wahres Herzensvergnügen, so oft ein deutscher Dichter die ungerechte Behauptung, daß über unser Volk eine künstlerisch unfruchtbare, dürre Epoche herausgebrochen sei, durch ein Werk widerlegt. Das geschieht glücklicherweise häufig genug, aber selten so wirksam wie durch Haushofers: „Ewigen Juden". Es war mir eine Freude, ihn zu lesen.

Zur darwinistischen Ethik.

Von Wilh. Bolin.

Der wohlfeile Spott, womit man zuerst der von Darwin begründeten Entwickelungslehre entgegentrat, hat sich längst abgenutzt. Für die gesammte Naturforschung ist sie zu einer Größe geworden, mit welcher unbedingt gerechnet werden muß, wenn anders eine Berücksichtigung seitens der Wissenschaft beansprucht werden soll. Daß aber der Darwinismus auch innerhalb der sogenannten geistigen Erscheinungen, oder mit anderen Worten auf dem Gebiete der specifisch menschlichen oder weltgeschichtlichen Entwickelung eine eben so durchgängige Giltigkeit habe, dürfte dem Standpunkt der allgemeinen Bildung einstweilen noch wenig einleuchten. Für diesen ist mit dem Schlagwort „Kampf um's Dasein" die Grenzscheide zwischen der Natur als solcher und dem Bereich des Reinmenschlichen unabweislich gezogen. Allerdings hätte dies seine Richtigkeit, wenn besagtes Schlagwort innerhalb jener Lehre den von der vulgären Vorstellung ihm zugeschriebenen Sinn eines rücksichtslosen Krieges Aller gegen Alle, einer zwischen den Einzelnen in endloser Wiederholung betriebenen gegenseitigen Ausrottung hätte. Wer sich mit der Lehre selbst vertraut gemacht, statt sie nach bloßem Hörensagen schlechtweg zu verurtheilen, kennt auch die tiefe und zutreffende Bedeutung jener Formel, und bei solcher Voraussetzung gibt es auch kein Befremden, wenn von einer darwinistischen Ethik — oder wenn man lieber will, von einer Auffassung des Darwinismus in ethischem Betracht — geredet wird. Gerade in seiner Anwendung auf das specifisch Menschliche und dessen gleichsam im Gegensatz zur Natur entstandenen und aufrecht gehaltenen Beziehungen, erweist sich der Darwinismus in seiner allumfassenden Bedeutung: den Proceß des Lebens in seiner Gesammtheit dem Verständniß zu erschließen.

Um die Begründung der Darwinistischen Ethik hat sich innerhalb der deutschen Wissenschaft namentlich ein Denker verdient gemacht, dessen hierher gehörende Schriften wir bereits vor einigen Jahren in dieser Wochenschrift anzeigten.*) Es ist dies der durch seinen Freimuth und seine vorzüglichen Reden rühmlichst bekannte Abgeordnete im österreichischen Reichsrath, B. von Carneri, der kürzlich wiederum einen Band ethischer Essays unter dem Titel „Entwickelung und Glückseligkeit" veröffentlicht hat.**)

*) In dem Artikel „Ethik als Naturphilosophie", Gegenwart Bd. XIX, 9. April 1881 (Nr. 15).

**) Stuttgart 1886, E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung.

Digitized by Google

Ein Theil der hier vorliegenden Aufsätze behandelt evolutionistische Probleme, andere sind kritischen Inhalts, während die überwiegende Mehrzahl unmittelbar Ethisches zum Gegenstande hat. Dieses selbst ist aber mehr oder minder in sämmtlichen Abhandlungen berücksichtigt, indem dieselben, wie der Autor in der Einleitung sagt, aus dem Bestreben hervorgegangen, die wichtigsten Punkte seiner früheren Schriften klarer darzustellen oder einer erneuten Prüfung zu unterwerfen, diese Schriften selbst aber, wie erwähnt, lediglich dem Ausbau der darwinistischen Ethik gewidmet sind. Jeder einzelne der größeren und kleineren Essays bildet ein selbständiges Ganze, während zugleich alle — und zwar durch die Einheitlichkeit der Grundanschauung — als Theile eines weiteren Ganzen sich herausstellen. So geordnet und für die Gesammtausgabe stellenweise überarbeitet, bilden diese Abhandlungen eine fortschreitende Kette, welche füglich als eine Art „Einleitung in das Studium einer monistischen Ethik" bezeichnet werden kann. Das letztlich angeführte Fremdwort, dem Hauptwort Monismus entstammend, bezieht sich, wie wir wohl den geneigten Leser erinnern dürfen, auf den der Lehre Darwin's nachgerühmten Vorzug der Einheitlichkeit ihrer Verwendbarkeit und besagt somit inhaltlich nur das, was mit der Benennung der Theorie nach ihrem Begründer gemeint ist. Der Verfasser hofft, und mit Recht, daß seinen Essays aus ihrer Verbindung ein Werth erwächst, den sie vereinzelt nicht haben könnten. Sie bilden einen wesentlichen Beitrag zur Vollendung der Welt- und Lebensanschauung, die er in seinen vorhergehenden Werken niedergelegt hat.

Zum vollen Verständniß dieser Essays sind allerdings nicht unwichtige Vorkenntnisse erforderlich. Außer den schon erwähnten Schriften des Verfassers selbst und einer gewissen Vertrautheit mit dem Darwinismus, wird vor allen Dingen eine richtige Auffassung von Kant's Vernunftkritik vorausgesetzt. Der angeblich wahrhaften Ausleger derselben gibt es heutzutage hinlänglich viele; für uns besteht nur eine einzige, die den Anspruch auf wissenschaftliche Giltigkeit hat: die nämlich, wonach die uns Menschen zugängliche Erkenntniß ausschließlich innerhalb der durch unsere Sinnesauffassung bedingten Erfahrung fällt. Wie diese Auffassung allein der kritischen Untersuchung unseres Erkenntnißvermögens entspricht, hat auch nur durch sie eine Fortführung der Lehre Kant's in völliger Uebereinstimmung mit der gleichzeitig erfolgten Entwicklung der Wissenschaft überhaupt stattfinden können. Den Nachweis dafür erbringt das neue Buch von Carneri namentlich in den Abhandlungen, welche er der Würdigung einer philosophischen Leistung allerersten Ranges aus der Neuzeit widmet. Wir meinen das erkenntnißtheoretische Kardinalwerk von Aloys Riehl: „Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft",*) ein Werk, das bisher in diesen Blättern noch niemals genannt worden, aber hiermit der Beachtung aller für echte Philosophie interessirten Leser bestens empfohlen sei. An der Hand Carneri's über dessen Wichtigkeit orientirt, wird man sich begierig diesem Werke selbst zuwenden, das zweifellos dazu bestimmt ist, die bisher von Kant's Vernunftkritik innegehabte Führerschaft in dem philosophischen Denken der nächsten Forschungsepoche zu übernehmen. In dieser wie auch sonst in vielfacher Beziehung bieten Carneri's Essays eine reichhaltige Uebersicht der bedeutendsten wissenschaftlichen Erscheinungen, soweit sie dem von ihm vertretenen Darwinismus unmittelbar oder in der von ihm angestrebten Anwendung gehören. Solchenfalls sind nicht nur die Abhandlungen wichtig, welche sich auf wahlverwandte Forschungsergebnisse beziehen; nicht minder lehrreich sind auch die Artikel, welche das Bekämpfen abweichender Ansichten zum Gegenstande haben. Muß man dem Verfasser die kritische Umsicht hoch anrechnen, womit er über Leistungen der ihm zusagenden Autoren berichtet, so wird man ihn wegen seiner musterhaften Polemik und dem gelassenen Eindringen in die ihm als irrig geltenden Theoreme geradezu bewundern.

Wir müssen es uns leider versagen, Carneri's ethische Grundanschauungen zu charakterisiren und ihrer wissenschaftlichen Bedeutung nach zu würdigen. Den allgemeinsten Zügen nach haben wir es in dem vorhin angeführten früheren Artikel versucht, welcher jedoch, wie auch die gegenwärtige Besprechung, ausschließlich eine nähere Bekanntschaft mit den Schriften des Autors selbst zu vermitteln bestimmt ist. Wer unserer damaligen Aufforderung gefolgt, wird unserer heutigen Anzeige freudiges Gehör schenken, und wäre es auch nur um sich die Befriedigung einer stilistisch höchst ansprechenden Lectüre zu gönnen, bei der man immerhin Manches lernt und noch mehr zu denken findet. Denn der Autor bringt nicht nur theoretische Fragen allgemein wissenschaftlicher Natur zur Sprache, sondern zieht auch solche von tiefster Lebensbedeutung, wie sie unsere heutigen Culturbestrebungen erfüllen, in das Bereich seiner Betrachtungen. In dieser Hinsicht werden unsere Leser für die Abhandlungen „Staat und Sittlichkeit", wo die Verirrungen des Socialismus nachgewiesen werden, sodann „über die Stellung und Bedeutung des Weibes", welche die Genesis der sittlichen Entwicklung unseres Geschlechts darlegt, ferner die treffliche geschichtsphilosophische Skizze „Zur Geschichte der Moral", und namentlich den die gegenwärtige Stellung der Kirche beleuchtenden Artikel „Die Moral in der Volksschule" dem Verfasser ganz besonders Dank wissen.

*) Leipzig 1876 erschien der erste Band. Dem später ebenda veröffentlichten zweiten fehlt leider noch der nöthige Abschluß, der wohl baldigst in Druck kommen dürfte.

Feuilleton.

Der Ochsenknecht.

Federzeichnung von E. von Dincklage.

Vor der Kinderheilanstalt tummelten sich, im Glanz der lustigen Sommersonne, gegen achtzig Kinder umher, sangen, in langer Reihe angefaßt, ihre Ringelspiele oder unterhielten sich einzeln und in kleineren Gruppen. Die fröhliche Schaar war leider keine gesunde Menschengruppe, alle sollten im Soolbade von scrophulösen Leiden genesen, und der weitaus größere Theil dieser Kinder gehörte zu den Knochenfressern, d. h. sie litten am Knochenfraß oder zehrenden Wunden. Die jungen Dulder stimmten hellen Tones, wohl zum zwanzigsten oder dreißigsten Male das Lied von dem alten Butzemann, der auf unserem Boden „rum geht" an, dieses Mal wurde der alte Butzemann mit besonderem Eifer dargestellt, denn das freundliche kluge Antlitz der Frau Oberin, von der Diakonissenhaube zierlich eingerahmt, lächelte auf die Sänger hernieder und die runden Hände der hochwürdigen Dame schlugen den Takt zu der Melodie. Da erklang das Geräusch eines anfahrenden Wagens, die Kinder sahen eine elegante Kalesche die Anhöhe hinaufkommen, ließen sich los und riefen: „Sie kommt, sie kommt und bringt uns was mit."

Aller Augen hafteten gespannt an einer schlanken, bleichen Dame, die mit Hülfe ihres Bedienten ausstieg, dann wurde ausschließlich der Letztere beobachtet, der zwei riesige Papierbeutel aus dem Wagen nahm und mit denselben seiner Herrin folgte, welche die Oberin begrüßte. Die Kinder mußten sich neben einander aufstellen und die Fremde vertheilte das mitgebrachte Zuckerwerk in die erwartungsvoll ausgestreckten Hände. Zwei kleine Fäustchen aber schoben sich sehr entschieden in die Taschen des groben und schlecht gearbeiteten Höschens. Die Fäustchen gehörten einem dreijährigen kleinen Burschen mit entschlossenen Gesichtszügen. Der junge Knabe schüttelte abweisend den Kopf, als die zierliche Rechte der „Wohlthäterin" ihm seinen Antheil bot und sagte: „Ick will kien Schleckerhans werden!" Die Dame wechselte vor Ueberraschung die Farbe, indeß die anderen Kinder sagten: „Ja der Ochsentreiber hat seinen harten Kopf." Des kleinen Jan's Vater war nämlich Ochsentreiber. —

Digitized by Google

Schon an dem nächsten Tage erschien die Wohlthäterin wieder, diesmal ohne Zuckergebäck, und erkundigte sich nach Jan's Familienverhältnissen. Der Junge war mutterlos und wurde von einem Fall, den der Unbeaufsichtigte gethan, hier im Soolbade geheilt. Sein Vater diente auf einem Gute als Ochsenknecht, einer nicht eben angesehenen Stellung. Der Alte und sein Sohn bewohnten eine kleine Miethskammer.

„Liebe Oberin," sagte die Wohlthäterin — das war sie der Kinderheilanstalt! — „liebe Oberin, Sie wissen, daß ich seit dem Tode meines lieben Mannes ganz vereinsamt dastehe und meinen einzigen Trost darin finde, Anderen Gutes zu thun — als ich neulich das Kind so fest entschlossen sah, kein Schleckermaul zu werden, da kam mir der Gedanke, ihn zu adoptiren, um meinem Alter eine Stütze zu erziehen. Sein Vater wird, arm wie er ist, sich freuen des Kindes Zukunft gesichert zu sehen."

„Vielleicht," entgegnete die Diakonissin, „wennschon ich vermuthe, der Vater eines solchen Dreijährigen fürchte sich nicht vor Arbeit und Entbehrung."

„Jeder Mensch hat den natürlichen Trieb, das fördernde Streben, seine Lage sorglos und bequem zu gestalten!" entgegnete die Gnädige mit Nachdruck. „Rufen Sie mir den kleinen Mann und veranlassen Sie, daß ich seinen Vater sehen und sprechen kann!"

Jan wurde gerufen. Er stand unbefangen und ohne Neugier da. Mit bewegter Stimme forschte die reiche Frau: „Kleiner Jan, möchtest Du mit mir fahren in meinem Wagen!"

Er nickte: „Wenn daß ich groß genug bin vor Kutscher."

„Ich meine," erläuterte die Wohlthäterin, „zu Deinem Vergnügen, so wie ich!"

„Nee — ein Faulwamms will ich nicht werden!"

„Ich würde Dir hübsche feine Kleider geben und Dir Unterricht ertheilen lassen!" fuhr sie fort.

„Diese Kleider sind fest und groß, Vater sagt, sie thun's zwei Jahre."

„Aber Du würdest in einem schönen Hause wohnen!" rief mit erregtem Antlitz die Dame.

„Vater sagt," erwiderte nach einigem Nachdenken der junge Weltbürger, „Vater sagt: Zur Sommerszeit braucht ein ordentlicher Kerl kein Haus, für den Winter haben wir eine Kammer."

Die Oberin strich lächelnd über den kurz geschorenen Blondkopf des unentwegt sprechenden Kindes. Die Wohlthäterin zitterte vor nervöser Aufregung: „Wie alt, sagten Sie, daß der Junge sei, Frau Oberin?"

„Noch keine vier Jahr — er ist schon so fertig, nicht wahr? der enge Kreis seiner Erfahrungen unerschütterlich wie ein Felsenwall — ein philosophischer Urgermane!"

„Hochwürdige Frau — ich muß ihn haben!" sprach fast weinend die Wohlthäterin. „Ich, die in steter Rath- und Hülflosigkeit ihren Weg sucht und zumeist das Falsche wählt, ich muß diese junge Eiche zu einem Schattenbaum heranziehen. Helfen Sie mir seinen Vater überreden."

„Ich kann es nicht, und wenn ich es könnte, es würde nicht helfen, diese Plattdeutschen sind auf Mannslänge in ihren Ansichten festgewurzelt. Vater Ochsenknecht marschirt die ganze Nacht von Sonnabend auf Sonntag, um nach dem Kinde zu sehen, und Sonntag Nachmittag 6—7 Stunden weit zurück — Sie treffen ihn hier nach dem Gottesdienste."

Selbstredend kamen am Sonntag der Ochsenknecht sowie die reiche Dame. Ersterer war mehr breit und knorrig als lang gewachsen; seine Züge nicht unschön aber durchaus theilnahmlos, gewannen nur dann einen seligen Ausdruck, wenn er seinen Jungen ansah.

Von der lang einstudirten Rede der reichen Frau verstand Abel so gut wie gar nichts, denn Vater und Sohn redeten nur plattdeutsch, hochdeutsch war in ihren Augen die Feiersprache, in welcher man zu und von Gott redet. Die Oberin erklärte ihm die Absicht der Dame.

Der Ochsenknecht verzog keine Miene, er strich mit seiner mächtigen harten Faust über den Aermel seines Tuchwammses und sagte dann: „Ich habe auch gesessen."

„Gesessen — wie kam das?"

„Ich sagte einem hohen Beamten die Wahrheit, hat mir auch nie leid gethan, denn Recht hatte ich."

„Natürlich!" bestätigte die Wohlthäterin.

Der Ochsenknecht nickte mit dem Kopfe und schritt mit einem: „Komm Jan!" der Thür zu.

„Laßt Ihr mir den Jungen!" rief die Dame, ihn mit ihren weißen Händen festhaltend.

„Wenn er bei Euch bleiben will — ja!"

„O Jan, lieber süßer Jan, bleibe bei mir!" flehte die Dame.

„Nee — das geht nicht!" erwiderte der Junge ungerührt.

„Jäncken weiß, daß es nicht geht," bestätigte wohlgefällig sein Vater. „Warum geht es nicht? weil er den Kopf zum Ochsenknecht hat. Das Ochsenfahren ist wie eine Wette auf Tod und Leben, wessen Willen am längsten aushält, die Thiere vermerken's, wenn der Knecht auch nur einen anderen Gedanken hat, um gleich ihrem eigenen Sinne zu folgen. Ein Ochsenknecht muß geduldig sein wie ein Lamm und stark wie sonst keiner, gegen ihn ist ein Pferdekutscher ein wahres Spielkind. So lange Jan auf der Welt ist, habe ich getrachtet, ihn zu einem guten Ochsenknecht aufzuziehen, so daß wir zwei immer als Muster gerechnet werden. Hilft Euch schon nichts mehr, seinen Sinn herum zu bringen! Komm, Jan."

Die beiden Thierbändiger schritten ab, und die Wohlthäterin sagte: „Wissen Sie, daß ich mich vor den zwei Männern fürchte?"

„Wir haben es verlernt, ein ganzes Dasein mit aller Kraft des Leibes und der Seele auf einen Punkt, in einen winzigen Berufskreis gedrängt zu sehen," bemerkte die Oberin, welche ihren aufgeregten Gast beruhigen wollte. „Wenn wir aufrichtig sein wollen, so beneiden wir die Wunschlosigkeit dieser Pflichterfüllung. Wieviel Lebensthätigkeit geht uns in nutzlosen ja schädlichen Berufsbedingungen verloren? Ihm, dem Abel, nicht ein Gedanke."

„Ja," meinte die Wohlthäterin demüthig, „wieviel Zeit habe ich Ihnen mit meinem, nicht lebensfähigen Plane verdorben — und doch, die Erfahrung, daß es unkäufliche Naturen gibt, wird mir fortan ein Compaß sein — der kleine Jan hat mich auf eine neue Bahn gelenkt."

„Nicht der kleine Jan, liebe Frau, der große Gott, der ihr schwankendes Herz ansah, der feste alte deutsche Nationalsinn, der diese rechtschaffenen harten Köpfe erfüllt, welche ihre Stirn gegen eine Ochsenstirn verwetten."

Aus der Hauptstadt.

Eine neue Operette und eine neue Oper.

Am 13. brachte das Walhallatheater eine neue Romantisch-komische Operette „Rip-Rip" von Planquette, Text von Meilhac und Gille, deutsch von Jacobson und Gumbert; am 15. führte die Königl. Oper „Donna Diana" vor, von H. Hofmann, Text nach dem gleichnamigen Lustspiel des Moreto von Wittkowsky bearbeitet. Beginnen wir mit dem kürzer abzufertigenden, mit der „romantischen" Operette. Schon seit einiger Zeit sind deutsche Directoren von der Manie befallen, derartige „Werke" vorzuführen, die in Paris hunderte Vorstellungen erlebt haben, und sich zu wundern, wenn diese in Deutschland nicht ein halbes Hundert durchbringen können. So war es mit den „Glocken von Corneville", so mit dem „Großmogul", und so wirds mit dem „Rip-Rip" sein. Daß die Localverhältnisse bei solchen Theatererfolgen eine sehr gewichtige Rolle spielen, daran scheinen die Directoren und die literarischen Verpflanzer und Uebersetzer nie zu denken. Die großen Ausstattungsstücke, die „féeries", die phantastischen Märchengeschichten finden in Paris noch immer ein zahlreiches Publikum. Dort bemächtigen sich die verschiedenartigen illustrirten Zeitungen gleich der Gelegenheit, ihre Spalten mit Zeichnung der Haupt-

Digitized by Google

scenen zu füllen; die Witzblätter bringen zahlreiche Caricaturen; und das Boulevardpublikum, die Provinzler, die da kommen, um sich zu amüsiren, dann die eingeborenen Müßiggänger, die sich die Langeweile vertreiben wollen, sehen einige Wochen hindurch allerlei Bilderchen aus dem neuen phantastischen Stücken; die Schauluft wird auf's Höchste angestachelt, und das Theater erzielt glänzende Einnahmen. Solche Hebel fehlen in Berlin; sie wären auch gar nicht so wirksam, da die örtlichen Geschmacksrichtungen sich doch in vielen Dingen von denen der Pariser unterscheiden.

Rip-Rip ist gar keine komische Operette, sondern eine sentimentale Feerie, der ein uraltes Märchen zu Grunde liegt, das eigentlich ursprünglich von Deutschland nach Amerika gekommen ist, von dort aber als Original zurück importirt wurde. Die Handlung spielt 1763 in Nordamerika zur Zeit des Befreiungskampfes. Ein liederlicher, aber sonst gutmüthiger Kerl (mit herberen Worten ausgedrückt ein empfindsamer Lump), der, anstatt für Weib und Kind zu arbeiten, in die Berge läuft und Jagd treibt, hat sein bischen Habe ganz verschuldet. Ein Zufall läßt ihn die Höhle finden, in welcher ein längst verschollener Pirat einst seine Schätze vergraben hatte. Er nimmt eine Hand voll Gold, um eine Schuld an den Bürgermeister zu bezahlen, der ihn pfänden lassen will, dieser, der schon gehofft hatte, das gepfändete Haus und die Felder um hohen Preis an die englische Militärverwaltung zu verkaufen, bemerkt, daß die Goldstücke französische sind und denuncirt Rip-Rip der obenerwähnten Behörde als von Frankreich bezahlten Rebellen. Rip-Rip entflieht in die Höhle, will nunmehr den ganzen Schatz heben und dann mit Weib und Kind auswandern. Die Geister des Piraten überraschen ihn bei der Arbeit und versenken ihn in Schlaf; zwanzig Jahre muß er nunmehr in der Höhle weilen, erst dann erwacht er, um eine ganz veränderte Welt zu finden. Der Spruch erfüllt sich; als Millionär, aber als gebeugter Greis kehrte er in seine Heimath zurück; Niemand will ihn erkennen, seine Frau ist gestorben, seine Tochter, die der Mutter vollkommen gleicht (sie wird von derselben Person dargestellt), hält ihn gleich den Anderen für einen armen Geistverwirrten; erst als er das Liedchen anstimmt, das er sie und einen kleinen Gespielen, nunmehrigen Liebesfreund, gelehrt hatte, erkennt sie ihn; alle anderen Schwierigkeiten glätten sich nunmehr, er findet endlich Ruhe und Freude.

Das ist ein recht sentimentaler Stoff für ein Weihnachtsmärchen mit melodramatischer Musikbegleitung, nimmermehr ein Vorwurf für eine Operette, in welcher auf die Musik der Schwerpunkt zu legen war.

Und so ist denn ein Mischmaschding entstanden, das in der deutschen Bearbeitung noch das bischen Reiz verloren hat, das ihm vielleicht die französische fantastische Diction verlieh. Ich will damit vorderhand nicht etwa einen Tadel gegen die deutsche Uebersetzung aussprechen, sie ist vom Stoffe abgesehen sehr gut, im ersten Acte sehr witzig; meine Bemerkung soll nur feststellen, daß die ganze Gattung nur für die französische Sprache taugt; hier mag das sentimentale Pathos selbst in der Operette nicht störend wirken, im deutschen ist es fast unerträglich. Und so will ich denn nunmehr aufrichtiges Bedauern aussprechen, daß der sehr thätige Director des Walhallatheaters soviel Mühe und Ausgaben an Decorationen, Costümen und Beleuchtungseffecten gewendet hat, ohne eine Belohnung seiner Mühe zu erlangen. Das Publikum der ersten Vorstellung zeigte eine Kälte, die zuletzt selbst in die Hände der Claque gedrungen ist. Die Vorstellung war wie immer trefflich. Die Frl. Seebold, Roman und die Hrn. Philipp und Herrmann sangen und spielten vorzüglich.

Wenden wir uns nun zur Donna Diana des Hrn. Hofmann. Der Text ist recht geschickt gemacht, und hat nur den einen Fehler, daß er überhaupt componirt ward; denn er ist unmusikalisch, das heißt er regt keine musikalischen Empfindungen an. Ein Intriguenspiel, und das ist doch die Hauptgrundlage der Moreto'schen Dichtung, bietet keinen Vorwurf für die Entfaltung der Tonkunst. Vielleicht wenn der ganze Text durchwegs als komische Oper behandelt ward, ließe sich Beweglichkeit der Melodien erzielen; in dem Augenblicke, als auch Ernsthaftes beabsichtigt wurde, als auch leidenschaftliche Scenen dem Componisten unterbreitet wurden, als verschiedenartigste Stimmungen zum Ausdruck kommen sollten, war die Erfüllung der Hauptbedingung, die Einheitlichkeit des Stiles, unmöglich. Nur einem göttlichen Genie wie Mozart war es verliehen, auch in der musikalischen Wiedergabe unwahrer Empfindungen die größte Schönheit der Tonkunst walten zu lassen, eine pikante verlotterte Gesellschaft wie die in „Figaros Hochzeit" mit dem Glanz der herrlichsten, melodischen und harmonischen Kunst zu umgeben; aber das vermochte auch allein Dieser! Rossini konnte in seinem genialen barbiere doch nur immer Burlesken, allerdings in dieser Gattung Vollendetes schaffen.

Auch Herrn Hofmann gelang Alles in der Oper, wo der Text Fröhliches oder Komisches angibt, weitaus am besten. Er hat schon früher in seiner Oper „Aennchen von Tharau" bewiesen, daß ihm für derartiges, für das gemüthlich Heitere entschiedenes Talent gegeben ist, während er für Dramatisches, Pathetisches weder die reiche Erfindung besitzt, noch auch die orchestrale Färbung handhabt. So oft er pathetisch sein muß, fliegen seine musikalischen Gedanken um Wagner herum, wie die Mücken um das Licht, bis sie hinein fallen. Die Ouverture ist ein wahres Wagner-Reminiscenzen-Muster. Auch die meisten Arien sind entweder Wagnerisch oder matt, dagegen ist fast alles lustig Gehaltene lebhaft interessant. Das Finale des ersten Actes bietet reine Operettenmusik, und paßt zu dem vorhergehenden wie eine Harlekinsjacke zu einer Rüstung; Diana und Cesar sprachen eben höhnisch-höflich untereinander, und im Finale erklären sie ein Jeder für sich, daß die Ehre Gelingen des Vorsatzes gebietet, fünf Hofdamen und -Herrn stellen dieselbe Betrachtung an; ein lustiger Galopp ist also vom dramatischen Standpunkte recht unpassend — aber wenn man vergessen will, welche Personen ihn singen, und unter welchen Umständen, dann muß man eingestehen, daß er ungemein lebhaft frisch und wirksam ist. Auch ein Serenadenchor und ein Quartett im dritten Acte sind reizend, und fast alle die kleinen launigen Zwischengespräche sind geistreich und anregend componirt. Ich kann nur wiederholen, Hrn Hofmann's Talent neigt entschieden nach dieser Richtung hin, und wenn er es einmal dahin zusammenfassen wird, kann ihm ungetheilter Erfolg nicht fehlen. Anderes möge er nicht mehr versuchen.

Die Aufführung war vortrefflich. Frl. Beeth in der Titelrolle sang und spielte ausgezeichnet in allen lyrischen Momenten. Pathetisches, Leidenschaftliches liegt außerhalb ihrer Individualität. Die Fräul. Menard und Pattini, die Herren Ernst (Don Cesar), Oberhauser und besonders Herr Krolop, dem die komische und dankbarste Partie zugefallen war, sangen und spielten mit Lust und Liebe. Das Publikum zeigte sich sehr freundlich, rief Darsteller und Componisten nach jedem Actschlusse.

Heinrich Ehrlich.

Dramatische Aufführungen.

„Von Schrot und Korn". Volksstück mit Gesang von Riedt und Ely. — „Die Sternschnuppe". Schwank in 4 Acten von G. v. Moser und Otto Girndt.

Den höchst anerkennenswerthen Versuch einer theatralischen Emancipation macht jetzt das kleine Königsstädtische Theater unter der Direction von Emil Thomas. Es handelt sich dabei nicht etwa um die Beseitigung irgend welcher für die Entwickelung unseres Dramas schädlichen ästhetischen Grundbegriffe, sondern nur um die Bekämpfung einer Einwanderung, die unseren Berliner Bühnen allmählich jedes eigenthümliche Gepräge zu rauben droht: der Einwanderung des Wienerthums.

Keinen aufmerksamen Theaterbesucher wird die Ueberschwemmung verborgen bleiben, die über unsere Theater mit wahren Hochfluthen von Wiener Künstlern und „Kunstwerken" hereingebrochen ist. Man braucht, um sie zu bemerken, gar nicht erst den Stammbäumen unserer Schauspieler und Soubretten in Theateralmanachs nachzuspüren, die schnarrenden R's, die breite Aussprache der Diphthonge und die Unmenge von Austriacismen in jedem Couplet und in jedem Dialoge verrathen von selbst die Nationalität der Künstler, die dieselben meistens auch gar nicht zu verbergen suchen. Wahrhaftig, man könnte manchmal glauben, im Theater an der Wien oder im Carltheater zu sitzen, so wienerisch ist unsere Bühne geworden. Nicht nur in den Operettentheatern — da ver-

Digitized by Google

steht es sich bei dem vorwiegenden Wiener Ursprung der Directoren und der Stücke ja von selbst —, sondern auch in der sogenannten „Berliner" Posse des Centraltheaters oder in den Schwänken bei Wallner, ja sogar nicht selten von den Brettern der beiden vornehmen Schauspielhäuser herab werden wir „angeheimelt" durch die Klänge von der Donau. In der That, es ist schon so weit gekommen, daß der Berliner Theaterbesucher durch diesen südlichen Jargon und durch die wienerische aufdringliche Spielweise sich „angeheimelt" fühlt. Auch hier macht sich der Zug nach dem Fremden geltend.

Wenn nur das Fremde in diesem Falle zugleich das Bessere wäre! Aber was haben wir durch diesen Massenzuzug aus Südosten gewonnen? Hat er wirklich ein flotteres und — was wohl zu beachten ist — wirklich ein feineres Spiel, eine bessere und lebendigere Darstellungsweise im Gefolge gehabt? Ich möchte es bezweifeln. Das Leben, welches er erweckt hat, trägt das Gepräge der Nervosität und Künstlichkeit an sich und ist nicht kräftig genug, den aufmerksameren und eindringenderen Beobachter über den Verfall der volksthümlichen Schauspielkunst hinwegzutäuschen.

Das Berliner Volksstück ist, nicht am wenigsten unter dem narkotischen Zauber dieser Einwanderung, sanft entschlummert. Die Wiener Autoren und Darsteller können es nicht erwecken; sie mühen sich ja schon vergebens damit ab, für ihre Vaterstadt wieder das echte Volksstück ins Leben zu rufen. Und die autochthonen Berliner Autoren und Künstler? Sie sehen sich aus dem Walhalla-, dem Friedrich-Wilhelmstädtischen, ja theilweise selbst aus dem Wallner-Theater zurückgedrängt auf die Bühnen zweiten und dritten Ranges, in die vorstädtischen Winkel der Schauspielkunst.

Freilich kann auch aus solchen Winkeln Gutes kommen und der jetzige Versuch des Königstädtischen Theaters ist wenigstens als ein bedeutsamer Anlauf nach dieser Richtung hin freudig zu begrüßen. Herr Emil Thomas hat die Direction jener Bühne mit der ausgesprochenen Absicht übernommen, das Berliner Volksstück zu pflegen und wieder zur Geltung zu bringen. Es ist zu bedauern, wenn auch als ein Zeichen der österreichischen Ueberfluthung leicht erklärlich, daß er nur seine eigene schauspielerische Kraft als schwereres Gewicht einsetzen konnte und sich im Uebrigen mit einem Personale begnügen mußte, welches zum mindesten noch sehr viel lernen muß; auch waren seine anfänglichen Ausgrabungen älterer Berliner Possen und Volksstücke nicht sehr vom Erfolge begünstigt; aber trotzalledem muß sein Versuch als gelungen bezeichnet werden. Die vollen Häuser, welche er jetzt erzielt, haben Beweiskraft, besonders wenn man bedenkt, daß das neugeschaffene Volksstück: „Von Schrot und Korn", welches jene Anziehungskraft auf die Umwohner des Alexanderplatzes ausübt, noch sehr viele von den Vorzügen eines eigentlichen Volksstückes vermissen läßt. Es ist seinem Inhalte nach auch schon veraltet und würde gut in die Gründerzeit gepaßt haben, denn seine Tendenz, der Sieg der soliden, ehrlichen Arbeit über die hastige und arbeitsscheue Speculationswuth, bildet jetzt nicht mehr so sehr wie damals das Motiv für moralische Erregungen der Volksseele. Jetzt müssen in einem Volksstücke schon Beziehungen auf den alle Gemüther beherrschenden Klassenkampf Platz ergreifen. Aber gleichwohl hat der eigentliche Verfasser, Herr Niedt, in den Einzelheiten viele Saiten anzuschlagen gewußt, deren Klang in den mittleren Schichten der Berliner Bevölkerung immer einen Wiederhall findet. So ist die sarkastische Schilderung der oberflächlichen und heuchlerischen Art, in welcher die Frau Geheimräthin im zweiten Acte ihre „höheren Töchter" auf den Mann dressirt, echt volksthümlich, ebenso wird die edle Ueberwindung adliger Vorurtheile, wie sie der Liebhaber, ein Officier a. D., bei seiner Bewerbung um des Tischlermeisters Töchterlein in sich vollziehen muß, in Kreisen, auf die dieses Stück berechnet ist, tüchtig wirken. Die dramatischen Mittel, mit denen der Autor arbeitet, sind natürlich grob und oft gewaltsam, aber nicht übertrieben, so daß auch ein verwöhnterer Geschmack sich befriedigt fühlen kann. Die Couplets — leider geben diese so oft allein den Ausschlag für den Erfolg solcher Stücke — sind sehr geschickt gemacht und doch dabei harmlos, und die Figur des alten Tischlergesellen Wulkow, welche im Mittelpunkte der ganzen Handlung steht und durch Emil Thomas dargestellt wird, ist echt berlinerisch und wirklich erheiternd.

So ist ein guter Anfang gemacht in der Wiederaufnahme des Berliner Volksstückes. Möchten doch auch andere gewandte Berliner Autoren auf ihm fortbauen in der Erwägung, daß diesmal das Bessere nicht der Feind des Guten ist.

Auch im Wallnertheater ist jetzt mit der Aufführung der Moser-Girardtschen Schwankes: „Die Sternschnuppe" ein glücklicher Anlauf genommen worden, um der alten, harmlosen Heiterkeit wieder eine bleibende Stätte zu schaffen. Das Stück selbst ist wieder einmal ein echter Moser als stammte es aus der besten Zeit dieses Autors. Eine unbedeutende und zuweilen verworrene Handlung, aber umwoben mit einem Humor, der über alle Schwächen der Scenenführung hinwegtäuscht! Ein alter bärbeißiger Stadtverordneter eines kleinen Nestes — wie wirksam ist schon diese Figur auch ohne alle Zuthaten! Sein Tyrannenzorn, mit dem er in dem kleinen Kreise seiner Stadt- und Familienglieder herrscht, seine Gutmüthigkeit und menschliche Schwäche daneben, sind wahre Eigenschaften einer gelungenen Schwankfigur. Schweighofer gab diesen Stadtverordneten. Er hätte die nach Meggendorfer'scher Manier grotesk ausgestattete Maske nicht nöthig gehabt, um erheiternd zu wirken, auch seine echt wienerischen Mätzchen und Uebertreibungen bedürfen wir hier in Berlin nicht, jedoch wollen wir ihm diese Aeußerlichkeiten um der guten Grundauffassung der ganzen Rolle willen gerne verzeihen, wenn er sie nur in Zukunft lassen will. Herr Blencke, welcher die „Sternschnuppe" gab, einen vorübergehend in jenem Krähwinkel auftauchenden jungen Mann, der sich schließlich durch die Tochter des Stadtverordneten für immer fesseln läßt, und ebenso Herr Guthery, dieser in der Rolle eines überaus geschwätzigen und mit ungeheurer Conversationslexikons-Weisheit ausgestatteten Bürgermeisters-Candidaten, legten mit ihrem gemäßigteren, ruhigeren Humor, der gleichwohl stets wirksam blieb, ein gutes Zeugniß gegen die übertriebene Spielweise des Wiener Gastes ab. Ueberhaupt bewies das wirklich glänzende und flotte Zusammenspiel der ganzen Truppe, daß auch unsere einheimischen Berliner Künstler keiner Nachhülfen und Anweisungen von der Donau her bedürfen, wenn nur eine gute Aufgabe ihnen Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Kräfte giebt. O. B.

Notizen.

Der deutsche Buchhandel rüstet sich für die Weihnachtsfeste und verschickt schon seine literarischen Sendboten auf die Redactionstische. Das feiernde Volk in Waffen wird jedenfalls gerne zu den prächtig erzählten Soldatengeschichten Hackländer's greifen, die der Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart mit einem reichen Schmuck pikanter und charakteristischer Illustrationen versehen ließ. Die zwei letzterschienenen Bände sind der beliebten Erzählung: Der letzte Bombardier gewidmet. Die humorvollen Gestalten und Scenen aus der Schule und Kaserne und vom Manövrirfeld lesen sich noch amüsant und frisch wie am ersten Tag, und was uns etwa antiquirt anmuthen möchte, das hat der Stift der beiden Illustratoren Bergen und Haug mit neuem, actuellem Leben zu erfüllen gewußt. Auch die „Erzählungen eines alten Tambours" von Edmund Hoefer (mit 115 Illustrationen von Emil Rumpf) entstammen dem Krabbe'schen Verlag und bilden mit ihrem schönen Bilderschmuck ein würdiges Seitenstück zu Hackländer's Geschichten. Von einer gewaltigen, herzergreifenden Tragik sind diese schlicht und einfach erzählten Geschichten erfüllt. Schließlich sei noch auf die neuen Auflagen (in je einem handlichen Bande) hingewiesen, in denen Krabbe die bekannten Biographien Goethe's und Schiller's von Lewes und Palleske erscheinen läßt. Kein Geringerer als Prof. Ludwig Geiger, der Herausgeber des Goethe-Jahrbuchs, hat es unternommen, den vielfach bemängelten Text dieser noch immer besten Lebensbeschreibung Goethe's kritisch durchzusehen und zu einem echt deutschen Werke zu machen, und auch Palleske, der leider oft ungenau und unzuverlässig ist, hat einen Bearbeiter gefunden, der die neuesten Ergebnisse der Schillerforschung in er mit Recht allbeliebten Biographie nachgetragen.

Digitized by Google

Inserate.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Historische und Politische Aufsätze.

Von

Heinrich von Treitschke.

Fünfte vermehrte Auflage.

3 Bände. gr. 8. Preis: ℳ 18.—

In 3 elegante Halbfranzbände gebunden Preis: ℳ 24.—

Inhalt:

I. **Band: Charaktere, vornehmlich aus der neuesten deutschen Geschichte.** Milton. Lessing. Heinrich von Kleist. Fichte und die nationale Idee. Hans von Gagern. Karl August von Wangenheim. Ludwig Uhland. Lord Byron und der Radicalismus. F. C. Dahlmann. Otto Ludwig. Friedrich Hebbel. Karl Mathy.

II. **Band: Die Einheitsbestrebungen zertheilter Völker.** Das deutsche Ordensland Preußen. — Bundesstaat und Einheitsstaat. — Cavour. — Die Republik der vereinigten Niederlande. — Unser Reich.

III. **Band: Freiheit und Königthum.** Die Freiheit. Politische und sociale Freiheit. Das Recht der freien Persönlichkeit. — Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus. 1. Das erste Kaiserreich. 2. Alte und neue besitzende Klassen. 3. Die goldenen Tage der Bourgeoisie. 4. Die Republik und der Staatsstreich. 5. Das zweite Kaiserreich. — Das constitutionelle Königthum in Deutschland. Historischer Rückblick. Die conservativen Kräfte im preußischen Staate. Falsche Ideale. Erreichbare Ziele. Das deutsche Reich. — Parteien und Fractionen. Politische Lehren des deutsch-französischen Krieges. Wesen der Parteiung. Englische Parteien. Deutsche Parteien. Unser Fractionstreiben — Parlamentarische Erfahrungen der jüngsten Jahre.

Verlag von **August Hirschwald** in Berlin.

Soeben ist erschienen:

Die Zimmer-Gymnastik.

Anleitung und Ausübung activer, passiver und Widerstands-Bewegungen ohne Geräthe

nebst Anweisung

zur Verhütung von Rückgrats-Verkrümmungen

von Geh. San.-Rath Dr. **B. Fromm.**

Mit 71 in den Text gedruckten Figuren.

1887. gr. 8. In Callico gebunden. 3 ℳ.

Fromm's Zimmer-Gymnastik soll neben den activen, auf welche sich die bisher existirenden Schriften beschränken, auch die passiven und Widerstands-Bewegungen grösseren Kreisen in leichtverständlicher Form für den Selbstgebrauch zugänglich machen; dieselbe dürfte sowohl dem Arzte, welcher geeignete Uebungen dem Patienten aussucht und verordnet, als auch dem Laien willkommen sein, welcher zu seiner Gesundheit Gymnastik im Hause treiben will und dazu einer Anleitung bedarf.

Hervorragendes Geschichtswerk.

Brehm, Dr., Das Inkareich.

gr. 8. 842 S. mit 1 Karte u. Holzschn. 16 M.

Jena. **Fr. Mauke's** Verlag.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in den Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Entwickelung.

Eine sozialphilosophische Darstellung

von

Leopold Jacoby.

Zweite Auflage.

I. Theil 2 ℳ 50 ₰. II. Theil 3 ℳ.

Zürich 1886.

Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Gallerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1,25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Neuer Verlag von

Breitkopf & Härtel in **Leipzig.**

La Mara, Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten.

Nach den

Urhandschriften erstmalig herausgegeben.

Mit den Namenszügen der Künstler.

Zwei Bände.

I. Band: **Bis zu Beethoven.**

II. Band: **Von Beethoven bis zur Gegenwart.**

XIV, 354 u. X, 392 S.

Preis geh. 7 ℳ, geb. 9 ℳ.

Ein Werk, wie sich bisher ein ähnliches in der Musiklitteratur nicht findet. Die berühmtesten Musiker der letzten fünf Jahrhunderte mit Einschluss der Gegenwart werden in Briefen vorgeführt, die, bisher in deutschen und ausländischen Archiven, Bibliotheken, wie Privathänden verborgen, zu diesem Behufe erstmalig an's Licht gezogen, übersetzt, erläutert und mit biographischen Nachweisungen, sowie mit den Namenszügen der Meister versehen wurden. Als ein gewiss nicht unwillkommener Beitrag zur Geschichte der Musik und zur Charakteristik der Künstler, wendet sich das Buch nicht nur an den Musiker, sondern an das ganze musikliebende Publikum.

Eugen Dühring.

Es werden bald 25 Jahre, dass **Eugen Dühring** für Vermehrung und Reform der Wissenschaft in mehreren Gebieten als Denker und Philosoph, als Nationalökonom, als Mathematiker und Naturwissenschafter und nicht zum wenigsten als populärer und nationaler Schriftsteller und zwar mit immer neuer Hervorkehrung frischer Kräfte des Geistes und Charakters gewirkt hat. In jedem der letzten zehn Jahre sind entweder neue Auflagen früherer oder ganz neue Werke von ihm erschienen. Den abgesetzten circa vierzigtausend Bänden entspricht eine ansehnliche Zahl von überallhin zerstreuten Anhängern. Eine **Beglückwünschungsadresse** zu dem 25jährigen Wirken wird an ihm erlassen werden, nicht in der Absicht einer Ceremonie, sondern als Gelegenheit für Viele, aus der gegenseitigen Isolirung herauszutreten.

Wer sich in diesem Sinne, sei es zunächst durch Unterzeichnung, sei es durch Aufsuchung anderer Anhänger betheiligen will, wird ersucht, namentlich behufs Uebermittelung von Exemplaren der bereits gedruckten und in weiter Circulation begriffenen Adresse, dem Correspondenten der unterzeichneten Gruppe, **Dr. Emil Döll,** Mittheilung zu machen.

S. Steinhauser, Oberamtspfleger in Waldsee i. W.

Hermann Regen, Bankkassirer in Berlin, Waldemarstr. 14.

Fritz Krull, Civilingenieur und Maschinenfabrikant in Helmstedt i. Br.

Johannes Leonhardt, Oberlehrer am Realgymnasium zu Dortmund.

Dr. Karl Rübel, Oberlehrer am Realgymnasium zu Dortmund.

Georg Bert, Oberlehrer am Realgymnasium zu Dortmund.

Professor Dr. Ludwig Külp in Darmstadt.

Dr. Emil Döll, ordentl. Lehrer an der Handelsschule zu Leipzig, Sidonienstr. 40.

Hierzu zwei Beilagen von Adolf Titze in Leipzig und von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 27. November 1886. Band XXX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Statistik im Parlament. Von Robert Simson. — Die Uebervölkerung der Erde. Von Moritz Alsberg. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Stilles Wandern. Von Wilhelm Jensen. — Gustav Heine. Von Wilhelm Goldbaum. — Humanistische Studien. Von Oskar Bulle. — Eine neue Shakespeare-Biographie. Besprochen von Martin Greif. — **Feuilleton:** Sarah Walker. Von Bret Harte. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Georgette. Schauspiel in vier Acten von Victorien Sardou. — Neue Monumentmalereien. Von J. — Notizen. — Inserate.

Die Statistik im Parlament.

Von Robert Simson.

Zu keiner Zeit ist so häufiger und harter Tadel über statistische Leistungen gefällt worden, als in unseren letzten Parlamentssitzungen. Hieran ist jedoch nicht die „statistische Krankheit" schuld, von welcher Riehl in einem seiner geistreichen Essays scherzweise erklärt, daß sie epidemisch und von ihr eigentlich unbewußt jeder verständige Mensch befallen sei, indem er sein Soll und Haben geistiger oder materieller Natur in leicht faßliche und erkennbare Formen zu bringen bestrebt sei und dabei nicht wisse, daß er Statistik treibt.

Ohne Zweifel liegt der Wunsch, über irgend eine fortgesetzte Thätigkeit sich Rechenschaft abzulegen, in der menschlichen Natur. Daher ist jeder Mensch Statistiker und der oft behauptete Abscheu des normalen Durchschnittsmenschen vor statistischen Tabellen mag öfter an der Beschaffenheit dieser Tabellen, als an dem Mangel statistischen Sinnes liegen. Jüngst wurde bei der Etatberathung des Ministeriums des Inneren im Herrenhause geklagt über die Ueberhäufung der unteren Verwaltungs- und Selbstverwaltungsbehörden mit statistischen theils völlig überflüssigen, theils zu durchaus unzuverlässigen Resultaten führenden Erhebungen, und der Abgeordnete Herr von Manteuffel scheute nicht vor dem Ausspruche zurück: „Bei der Ernteстatistik wird ganz unglaublich gelogen," während ferner bei anderer Gelegenheit der Abgeordnete Graf von Kanitz behauptete, nach seiner Berechnung sei in der Ein- und Ausfuhrstatistik die Wolleinfuhr um achtzig Millionen Mark zu niedrig und die Ausfuhr der Wollwaaren um zwanzig Procent zu hoch veranschlagt. Inwieweit die letzte Behauptung irgend zutrifft, mag unerörtert bleiben, da die Ein- und Ausfuhrstatistik ihrer Natur nach kaum jemals zu dem Grade von Verläßlichkeit gelangen wird, den andere Gebiete der Statistik beanspruchen dürfen, und sich überdies die amtlichen Organe über die Mängel unserer Handelsstatistik mit den ähnlichen — wie wir indeß meinen, nicht gleich großen — Fehlern der vielbelobten englischen Handelsausweise zu trösten und hinwegzusetzen gewillt scheinen und zwar auch Angesichts der bezüglich der Hauptzahlen unserer deutschen Handelsstatistik für die Jahre 1880—1884 mannigfach geäußerten Mängel.

Anlangend jedoch die mit so starken Worten bezeichnete Unzuverlässigkeit der Ernteстatistik, so erfordert das hohe Interesse und die Bedeutung der Sache eine nähere Erörterung, zumal in Hinblick auf die zu irrthümlichen Schlußfolgerungen stets allzu bereiten agrarischen Kreise.

Allerdings ergeben sich für den preußischen Staat überaus bemerkenswerthe Abweichungen in der üblichen Ermittelung, welche durch die landwirthschaftliche Vereinigung im October 1884 über den Ernteertrag der wichtigsten feldmäßig im Jahre 1884 angebauten Früchte bewirkt ist, von dem endgültigen Resultat, das von den einzelnen Gemeinden und Gutsbezirken im Februar 1885 über den Ernteertrag von 1884 in gewohnter Weise gewonnen ward.

Die Gegenüberstellung dieses sogenannten vorläufigen und des endgültigen Gesammtertrags für 1884 ergibt beispielsweise:

	(an Doppelcentnern) nach der Einschätzung im October 1884:	Februar 1885:
Winterweizen	15,328,190	12,494,238
Winterroggen	51,767,782	38,399,033
Kartoffeln	193,446,787	141,800,105.

Fragt man, wie ungeachtet gründlicher Vorbereitung für die methodische Aufmachung der Ernteстatistik, für welche bereits im Jahre 1870 so anerkennenswerthe Arbeiten, wie die des Geheimrath Dr. Meitzen mit dem Titel „Grundzüge für die periodische Ermittelung des Ernteertrags in den Zollvereinsstaaten", vorlagen, hinterher doch solch' auffällige Fehler entstehen konnten, so ist die Ursache wohl darin zu suchen, daß von jeher landwirthschaftliche Erhebungen am meisten auf Widerstand stießen und zwar weniger wegen des Nichtkönnens, als wegen des Nichtwollens der Betreffenden. So waren von den für das Jahr 1878 erwarteten Nachweisungen des Ernteertrags aus den 54,588 Gemeinden und Gutsbezirken des preußischen Staates 449 oder 0,82 Procent überhaupt nicht zu erlangen und 9403 Nachweisungen oder 17,23 Procent gänzlich unbrauchbar, mithin nur 44,726 oder 81,95 Procent brauchbar gewesen. Dabei sah sich Engel, welcher die im Jahre 1878 in Preußen zum ersten Male unternommenen Ermittelungen der landwirthschaftlichen Bodenbenutzung und des Ernteertrags mittheilte, zur Klage über zahlreiche charakteristische Verunglimpfungen veranlaßt, mit welchen solche Bestrebungen des Königlich preußischen statistischen Bureaus damals zu kämpfen hatten, und führt Engel als Beispiele von solchen schriftlichen Ergüssen nachstehende an: „Diese statistische Erhebung über Bodenbenutzung und Ernteertrag ist eine der tollsten Ideen, die je am grünen Tische ausgeheckt sind." — Ferner: „Im Hinblick darauf, daß ich mich nach dem Gesetz nicht für verpflichtet halte, Dinge auszuarbeiten für Andere, die nur für mich Interesse haben, habe ich die mir zugekommenen

Digitized by Google

Formulare als Maculatur behandelt." Trotzdem hoffte Engel darauf, daß die Anerkennung des Nutzens der Statistik immer weiter um sich greifen und damit das Vorurtheil schwinden werde, als ob die vielen mühevollen und aufreibenden Arbeiten, die davon unzertrennlich sind, nur als eine Art Sport unternommen würden. Diese Hoffnung erfüllte sich jedoch um so weniger leicht, als nach dem Scheiden dieses geistvollen und um unsere Statistik verdientesten Mannes aus dem preußischen Staatsdienste die befruchtende Belebung der an sich trockenen Materie auf diesem umfangreichen Gebiete vermißt wird. Daß Statistik ihren Zweck zu erfüllen vermag, wenn das Ziel nicht zu weit gesteckt wird und die Dinge in kleinerem Umfange überschaut und erfaßt werden können, beweisen Leistungen der „Statistischen Aemter" etlicher Großstädte, so namentlich von Berlin, Leipzig und Breslau. Es lassen sich mit den zum Theil vorgebildeten Kräften der städtischen statistischen Aemter meist möglichst verläßliche Erhebungen erzielen. Anders verhält sich's in kleinen Städten und auf dem flachen Lande, woselbst die landräthlichen Erhebungen eine nur sehr geringe Verläßlichkeit beanspruchen. In Deutschland betrug nun nach der Zählung vom December 1885 die Einwohnerzahl in den Städten mit mehr als 20,000 Bewohnern nur 18,09 Procent oder 8,472,012 Personen, während in den kleineren Städten und auf dem Lande 81,91 Procent oder 38,368,894 Personen wohnten. Hiernach dürfte nur für einen sehr geringen Bruchtheil der Gesammtbevölkerung von 46,840,906 Personen auf verläßliche Resultate zu rechnen sein. Aehnlich stellt sich das Verhältniß für Preußen. Darauf wird demnach der größte Werth zu legen sein, daß für die Organisation der Statistik ein allmählicher Aufbau der Erhebungsstellen, und zwar von der Gemeinde zum Kreise, von diesem zum Regierungsbezirk und von letzterem zur Provinz als Grundsatz Platz greift. Die Errichtung provinzial-statistischer Aemter für ein so ausgedehntes Staatsgebiet, wie Preußen, thut um so mehr Noth, als die Landestheile überaus eigenartig gestaltet sind und auf sehr verschiedener Culturstufe stehen.

Wenn dann zum Schlusse die provinziell gewonnenen Ermittelungen in Aufzeichnungen für den Gesammtstaat vereinigt und das Endresultat in möglichst kurzen Zeitfristen und in knapper Form veröffentlicht würden, so wäre darin eine bedeutende Förderung für die Weiterbildung der Statistik zu erblicken, während gleichzeitig auch darauf zu denken wäre, die so überaus zahlreichen, vortrefflichen und für die Volkswirthschaft nicht zu entbehrenden Ermittelungen und Anschreibungen anderer Behörden und Verwaltungsorgane auf dem großen Gebiete des Handels, des Verkehrs und der Industrie in geeigneter Form an die erwähnte Statistik anzureihen.

Die Uebervölkerung der Erde.

Von Moritz Alsberg.

(Schluß.)

Daß also die gegenwärtig fast überall zu beobachtende Volksvermehrung auch in Zukunft fortdauern werde — dieses dürfte angesichts der im Vorhergehenden erwähnten Tendenzen der allmählich in die entlegensten Winkel unserer Erde vordringenden Civilisation wohl kaum zu bezweifeln sein, wobei vor Allem der Umstand in Betracht kommt, daß in jenen außereuropäischen Ländern, in denen wir heutzutage nur ein verhältnißmäßig langsames Wachsthum der Volksziffer beobachten, allmählich Bevölkerungen sich herausbilden, die Hand in Hand gehend mit der zunehmenden Akklimatisation voraussichtlich einen immer größeren Coefficienten der Volksvermehrung aufweisen werden. Die Thatsache, daß von den Pionieren der europäischen Colonisation ein verhältnißmäßig sehr hoher Procentsatz dem Einflusse der mit ungewohnten klimatischen Verhältnissen sich combinirenden Entbehrungen und Anstrengungen erliegt — dieser Umstand, der keinerlei Beweis dafür liefert, daß die betreffenden Gebiete für Europäer nicht bewohnbar seien, wird nur zu oft von den Gegnern der Colonisation als Waffe gehandhabt und dabei übersehen, daß der Mensch den mächtigen Vorsprung, den er in seiner Entwickelung vor der gesammten Thierwelt erlangt hat, nicht zum geringsten Theil dem Anpassungsvermögen an die verschiedensten Lebensbedingungen verdankt, daß das höhnische Wort Mephisto's:

„— dem verdammten Zeug, der Menschenbrut,
Der ist nun gar nichts anzuhaben;
Wie viele hab' ich schon begraben
Und immer circulirt ein neues frisches Blut;" —

ebensowohl in der Sonnengluth der Tropenländer wie im Eis der Polargegenden seine Richtigkeit bewährt. — Ergibt sich aber aus den vorhergehenden Betrachtungen der Schluß, daß das gegenwärtige Wachsthum der Erdbevölkerung voraussichtlich auch in Zukunft fortdauern und wahrscheinlich ein immer mehr beschleunigtes Tempo annehmen wird, so drängt sich uns nun mehr die Frage auf: Wann wird die Erde übervölkert sein? oder mit anderen Worten: Wann wird der Zeitpunkt eintreten, wo die Menschheit die Grenzen ihres Wachsthums erreicht haben, wo der für das Menschengeschlecht zur Verfügung stehende Erdboden zur Erzeugung der für dasselbe erforderlichen Nahrung nicht mehr genügen wird? — Was letztere Frage anlangt, so wollen wir von vornherein bemerken, daß wenn auch eine exakte Beantwortung derselben zur Zeit noch nicht möglich ist, wir doch im Stande sind aus den gegebenen Faktoren: nämlich aus dem Umfang der für die Erzeugung von menschlicher Nahrung zur Verfügung stehenden Erdoberfläche, sowie aus der Berechnung dessen, was ein gegebenes Areal unter den günstigsten Bedingungen an Nahrungsmitteln zu erzeugen vermag, sowie aus der Zahl der gegenwärtig auf der Erde lebenden Menschen und dem mit Wahrscheinlichkeit für die Zukunft anzunehmenden Coefficienten des Volkswachsthums jenen Zeitpunkt mit annähernder Genauigkeit festzustellen. Indem wir bezüglich aller Einzelheiten dieser Berechnung auf die Eingangs erwähnten Arbeiten Oppel's verweisen, sei hier nur bemerkt, daß die Gesammtbevölkerung der Erde, die gegenwärtig auf 1434 Millionen Menschen geschätzt wird, sich auf 136 Millionen Quadrat-Kilometer — so viel beträgt nach den zuverlässigsten Berechnungen die Gesammtoberfläche des festen Theiles unserer Erde — vertheilt, demzufolge wenn wir uns die Menschheit gleichmäßig über die ganze Erdoberfläche ausgebreitet denken, auf jeden Quadrat-Kilometer etwas mehr als 10 Menschen (genau 10,52) kommen würden, oder wenn man sich die ganze Menschheit zu Familien von je fünf Personen geordnet und unter diese die ganze Erde gleichmäßig vertheilt vorstellt, so würden jeder Familie etwa 0,5 qkm zufallen. Daß aber dieses Verhältniß an und für sich noch eine sehr beträchtliche Vermehrung der Bevölkerungsziffer gestattet und daß insbesondere die außereuropäischen Gebiete fähig sind, eine sehr viel dichtere Bevölkerung aufzunehmen als sie gegenwärtig beherbergen — diese Thatsache bedarf keiner Auseinandersetzung; dagegen müssen bei der uns beschäftigenden Berechnung zwei andere Punkte mit in Betracht gezogen werden. Einerseits ist nämlich zu berücksichtigen, daß nicht die gesammte Erdoberfläche für den Anbau sich eignet, daß während in Europa nur etwa $9^1/_2$ Millionen Quadrat-Kilometer (= 27 Procent der gesammten Oberfläche unseres Erdtheils) als unproductives, für die Erzeugung menschlicher Nahrung nicht geeignetes Territorium zu bezeichnen sind, bei den übrigen Erdtheilen für vegetationslose Wüsten, Salzsteppen, Tundren und völlig unbebaubare Felsen- und Gebirgsabhänge ein noch weit bedeutenderer Abzug gemacht werden muß, daß ferner auch die Polargegenden mit $4^1/_2$ Millionen Quadrat-Kilometer Erdoberfläche abgezogen werden müssen und daß selbst, wenn wir die Möglichkeit berücksichtigen, daß ein Theil der gegenwärtig als uncultivirbar betrachteten Länderstrecken später noch von der Cultur in Beschlag genommen werde — daß selbst für

Digitized by Google

diesen Fall die Gesammtheit des produktiven Gebietes nicht mehr als 90 Millionen Quadrat-Kilometer betragen dürfte. — Nun ist aber noch ein anderer Punkt zu berücksichtigen, nämlich der, daß das besagte Areal nicht ausschließlich zur direkten Erzeugung von Nahrungsmitteln verwendet werden kann, daß vielmehr ein beträchtlicher Theil desselben für Forstcultur (die Wälder sind bekanntlich die Regulatoren des Regenfalls und ihre vollständige Abholzung würde nach den in den verschiedensten Gegenden der Erde gemachten Erfahrungen ungünstige Veränderungen des Klimas zur Folge haben), für Viehweiden, sowie zur Erzeugung von Industriepflanzen und Genußmitteln reservirt werden muß und daß mit der zunehmenden Verdichtung der Bevölkerung eine entsprechend größere Bodenfläche für Wohnungen, Arbeitsgebäude, Verkehrsanstalten u. dergl. in Anspruch genommen werden muß. Legen wir der Schätzung des nach Abzug des für andere Zwecke zu benutzenden Areals für die Agricultur übrig bleibenden Terrains die gegenwärtig in Europa bestehenden Verhältnisse zu Grunde, so kommen wir zu dem Schlusse, daß von den oben herausgerechneten 90 Millionen Quadrat-Kilometer im äußersten Fall nur 54 Millionen Quadrat-Kilometer für die Getreideproduction Verwendung finden könnten. Ziehen wir ferner in Betracht, daß nach den Angaben des „statistischen Jahrbuchs für das Deutsche Reich" (herausgegeben vom Kaiserlich statistischen Amt zu Berlin 1884) der jährliche Getreideertrag (nach den Jahren 1878—1882 geschätzt und die einzelnen Getreidearten unter einander verrechnet) auf jeden Hektar durchschnittlich 1200 Kilogramm (1,20 Tonnen) beträgt und nehmen wir ferner noch hinzu, daß nach Scheel (Handbuch der Statistik) jeder Bewohner des deutschen Reiches von heimischen Getreidearten — von Kartoffeln gänzlich abgesehen — jährlich durchschnittlich 300 Kilo verbraucht, daß also durchschnittlich jeder Hektar Ackerland vier Personen ernährt — legen wir diese auf durchaus zuverlässigen Statistiken beruhenden Thatsachen unserer Berechnung zu Grunde, so ergibt sich daraus mit zwingender Nothwendigkeit, daß mit einer durchschnittlichen Bevölkerung von 250 Menschen per Quadrat-Kilometer wohl so ziemlich das äußerste Maß dessen erreicht sein dürfte, was der Erdboden zu ernähren vermag. Dann gelangen wir, wenn wir diesen Maßstab auf die zuvorerwähnten, für den Ackerbau zu verwendenden 54 Millionen Quadrat-Kilometer anwenden, zu dem Schlusse, daß 34 000 Millionen Menschen ungefähr als jene Population betrachtet werden müssen, die unsere Erde gleichzeitig zu ernähren vermag oder doch wenigstens, daß wenn als unausbleibliche Folge der progressiven Volksvermehrung die Gesammtbevölkerung unserer Erde bis zu dieser Zahl fortgeschritten ist — daß dann jenes Verhältniß der Gesammtmenschenzahl zur Erdoberfläche, welches man als Uebervölkerung bezeichnen muß, nahezu erreicht ist. Daß aber der Moment, wo dieses Verhältniß eintritt, keineswegs in ganz unabsehbare Ferne zu rücken ist — dies läßt sich wiederum durch eine einfache Rechnung beweisen. Vergleicht man nämlich die 1434 — oder sagen wir rund 1450 — Millionen der jetzt lebenden Menschheit mit jenen 34 000 Millionen, die wir im Vorhergehenden als Grenze jener Bevölkerung, welche die Erde noch zu ernähren vermag, bezeichnet haben, so ist der Abstand zwischen diesen beiden Ziffern anscheinend ein sehr großer. Wir sagen: anscheinend; denn setzen wir den Fall, daß von den besagten 1450 Millionen nur 1000 vermehrungskräftig seien und daß bei ihrer Progression der mäßige Satz von durchschnittlich ein Procent im Jahre — also Verdoppelung innerhalb 100 Jahren — stattfände, so würde, wenn man mit dem Jahre 1900 beginnt, der Fortschritt folgender sein:

im Jahre	1900	nach	Christus	—	1000	Millionen	Menschen,
" "	2000	"	"	—	2000	"	"
" "	2100	"	"	—	4000	"	"
" "	2200	"	"	—	8000	"	"
" "	2300	"	"	—	16000	"	"
" "	2400	"	"	—	32000	"	"

was also zu dem Schlusse führt, daß im Jahre 2400 der nachchristlichen Aera — also in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von fünf Jahrhunderten — derjenige Zustand, den wir als Uebervölkerung der ganzen Erde bezeichnet haben, nahezu erreicht sein würde. Daß übrigens die Annahme einer Volksvermehrung von durchschnittlich 1 Procent pro Jahr (Verdoppelung der Volkszahl in einem Jahrhundert) keineswegs zu hoch gegriffen ist — dies ergibt sich aus der Thatsache, daß die Bevölkerung Deutschlands, die im Jahre 1816 24$^3/_4$ Millionen schon innerhalb 70 Jahren ohne Hinzurechnung der innerhalb dieses Zeitraumes ausgewanderten 5—6 Millionen Deutschen sich nahezu verdoppelt hat und daß die Bevölkerung der britischen Inseln, wenn man die Auswanderung mit in Anschlag bringt, sich innerhalb eines Jahrhunderts ungefähr verdreifacht hat. Aber selbst wenn man der Ansicht wäre, daß das unserer Berechnung zu Grunde gelegte Wachsthum von 1 Procent pro Jahr zu hoch gegriffen wäre und nur $^1/_2$ Procent pro Jahr — also eine Verdoppelung der Bevölkerungsziffer erst nach Ablauf von 200 Jahren — annehmen wollte, so würde man zu dem Schlusse kommen, daß die als Maximum dessen, was die Erde zu ernähren vermag, bezeichnete Ziffer in etwa 1000 Jahren erreicht sein würde. — Daß aber 1000 Jahre — ein Zeitraum, der zwischen der Regierung der letzten Karolinger und der Jetztzeit liegt — im Leben der Völker sehr wenig bedeuten — dies bedarf keiner Auseinandersetzung und ebensowenig bedarf es eines Beweises, daß, schon ehe jenes Maximum auch nur annähernd erreicht sein wird, jene Uebelstände, welche die excessive Volksvermehrung mit sich bringt, sich bemerkbar machen werden. Kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß gewisse Schattenseiten unseres Volksthumes auf das zuvor constatirte Wachsthum der Bevölkerung im Deutschen Reiche zurückzuführen sind, daß der Wunsch, Carrière zu machen, sich um jeden Preis vor den zahlreichen Mitbewerbern in gewissen Lebensstellungen auszuzeichnen, als die wesentliche Ursache jenes „Streberthums" zu bezeichnen ist, welches sich neuerdings in vielen Verhältnissen des deutschen öffentlichen Lebens breit macht und daß der neuerdings in die Parlamente hineingetragene Interessenkampf eben nur als ein Theil jenes Kampfes um's Dasein zu betrachten ist, der in Folge der Volksvermehrung und der damit in Zusammenhang stehenden erhöhten Concurrenz auf dem Gebiete der Erwerbsthätigkeit von Jahr zu Jahr heftiger entbrennt.

Was aber lehren uns — so müssen wir zum Schlusse fragen — die im Vorhergehenden enthaltenen Ausführungen, welche darin gipfeln, daß — wenn nicht schon früher — so doch in 1000 Jahren unser Planet für die immermehr anwachsende Menschenzahl kaum noch genügende Nahrung bieten wird*) und daß, ehe noch dieser Zeit-

*) Falls von der einen oder anderen Seite auf die Fischzucht und den Fischfang als event. Ersatz für die unzureichende Getreideproduction gewiesen werden sollte, so möchten wir erwidern, daß das Anwachsen der Bevölkerung die Anlegung neuer Städte und Ortschaften, sowie die Herstellung neuer industrieller Etablissements bedingen und daß dementsprechend das Einleiten der Abfallstoffe der Fabriken, sowie des Kloakeninhalts der Städte in die Wasserläufe (nicht alle Communen dürften in der Lage sein, kostspielige Rieselfelder anzulegen) eine kaum zu umgehende Maßregel sein wird, woraus sich dann von selbst die Unmöglichkeit ergibt, in den besagten Wasserläufen Fische zu züchten. — Was ferner die Frage anlangt, ob der Fischfang auf dem Meere die unzulängliche Getreideproduction zu ersetzen im Stande sein wird, so darf die Thatsache nicht übersehen werden, daß mit dem Steigen des Fischconsums den von sich zersetzenden organischen Substanzen lebenden niederen Organismen des Meeres, die ihrerseits wieder von den Fischen verzehrt werden, die Nahrung entzogen wird, sowie der Umstand, daß schon jetzt in einzelnen Meeren eine Abnahme des Fischreichthums sich bemerklich macht. — Wenn ferner gegen unsere Anschauung, daß als nothwendige Folge der Volksvermehrung Nahrungsmangel zu befürchten sei, geltend gemacht werden sollte, daß es der Chemie vielleicht in Zukunft gelingen dürfte, menschliche Nahrung aus anderen Stoffen herzustellen, als es gegenwärtig geschieht, so sind Zweifel an der Lösung dieses Problems zur Zeit wohl

Digitized by Google

punkt erreicht ist, die von der Uebervölkerung nicht zu trennenden Uebelstände sich fühlbar machen werden? — Aus denselben ergeben sich einige Folgerungen, die uns nicht ohne Besorgniß der Zukunft entgegenblicken lassen, nämlich die Wahrscheinlichkeit, daß, indem die Erträge der nationalen Arbeit in vielen Ländern nicht in gleichem Maße wie die Bevölkerungsziffer steigen werden, ein Anwachsen des Pauperismus und Proletariats — wie wir es heutzutage in den volksreichen Verkehrscentren besonders vertreten finden — die unausbleibliche Folge sein wird und daß dementsprechend die sociale Frage keineswegs ihrer Lösung entgegengehen, sondern von Jahr zu Jahr größere Dimensionen annehmen und zu einem der menschlichen Cultur anhaftenden chronischen Uebel sich heraus bilden wird. Ferner ist aus den obigen Betrachtungen zu folgern, daß die Zukunftsträume von der Verbrüderung der Nationen — wie sie heutzutage noch von zahlreichen Personen geträumt werden und wie sie besonders in den von kosmopolitischen Ideen erfüllten Köpfen vieler Deutschen spuken — sich schwerlich jemals verwirklichen werden, daß vielmehr ebenso, wie der von dem einzelnen Menschen um die Erhaltung des Daseins zu führende Kampf ein immer schwierigerer werden wird, so auch der unter den Völkern und Rassen um Machtstellung, politischen Einfluß, Absatz für die Industrieerzeugnisse, sowie um anderweitige commercielle Vortheile geführte Streit immer heftiger entbrennen wird. Was wir in dieser Beziehung von der Zukunft zu erwarten haben, das können wir schon heutzutage aus jener der chinesischen Einwanderung und chinesischen Arbeit in den Vereinigten Staaten Nordamerikas sich entgegenstellenden privaten und legislativen Opposition ersehen, sowie aus jener feindseligen Stimmung, welche den für niedrigen Lohn sich verdingenden italienischen Arbeitern von den Arbeitsklassen in Frankreich entgegengebracht wird. Andererseits liegt es auf der Hand, daß in dem Daseinskampf der Nationen, bezw. Rassen dasjenige Volk, resp. diejenige Rasse, welche einen möglichst großen Flächenraum des Erdbodens beherrscht und in Folge dessen in der Lage ist, in überseeischen Gebieten seinem Bevölkerungszuwachs neue Quellen der Ernährungs- und Erwerbsthätigkeit zu erschließen, die Oberhand behaupten wird, daß die nachtheiligen Folgen der excessiven Volksvermehrung von denjenigen Staaten weniger werden empfunden werden, denen in ihren Colonien ein Abzugskanal für den Bevölkerungsüberschuß sich eröffnet, die im Stande sind, einen Theil ihres Volkszuwachses an weniger dicht bevölkerte Gebiete abzugeben, ohne daß dem Mutterland die Arbeitskräfte, welche die Auswandernden repräsentiren, sowie die Kapitalien, welche sie mit sich über den Ocean nehmen, gänzlich verloren gehen. Kein Staatsmann wird sich in dem besagten Wettkampf der Völker in Zukunft der Pflicht entschlagen dürfen, der eigenen Nation alle jene Vortheile zu verschaffen, die für dieselbe erreichbar sind und wenn die eigene Lage es dringend erheischt, dann dürfte ein Colonien besitzender Staat sich gewiß nicht scheuen, Bestimmungen zu treffen, die dahin zielen, dem eigenen Handel in den ihm angehörigen bezw. unter seinem Einfluß stehenden überseeischen Gebieten gewisse Vortheile zu verschaffen, den Handel rivalisirender Völker aber auf diese Weise lahm zu legen. Wird doch schon heute in England und den englischen Colonien die Herstellung eines engeren Bündnisses geplant, welches Großbritannien und seine über die ganze Erde zerstreuten Besitzungen zu Schutz und Trutz vereinigen würde und wobei auch gewisse, dem eigenen Handel gegenseitig einzuräumende Vorrechte — was gleichbedeutend ist mit einer Schädigung der Interessen anderer Völker — mit in Betracht gezogen werden. Unter solchen Umständen und angesichts der oben erwähnten Thatsache, daß im Deutschen Reiche die Bevölkerungsziffer rasch anwächst, ist es aber geradezu unbegreiflich, daß es in Deutschland noch Personen gibt, die, obwohl in anderer Beziehung urtheilsfähig, der deutschen Colonisation feindlich gegenüber stehen oder wenigstens, wenn sie die Richtigkeit der Idee auch theoretisch anerkennen, der praktischen Ausführung derselben doch Hindernisse in den Weg legen. Statt der fortwährenden unfruchtbaren Erörterungen, ob dieses oder jenes Land für deutsche Colonisation sich besser eigne — Betrachtungen würdig jenes langohrigen Thieres, das, obwohl schon halbverhungert, „doch zwischen zweien Bündeln Heu noch grübelt, welches wohl von Beiden das allerbeste Futter sei“ — statt dieses Verhaltens ist es wohl rathsamer, die sich bietenden Gelegenheiten nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, möglichst viele überseeische Gebiete — (auch jetzt wenig verheißungsvolle Gegenden, wie Angra Pequena, dürften, wenn ihnen genügende Capitalien zugewandt werden, mit der Zeit einen nicht zu unterschätzenden Werth für die Ernährung der Menschheit erlangen) — dem Deutschthum dienstbar zu machen und auf diese Weise jene Gefahren, die als unausbleibliche Folgen der excessiven Bevölkerungszunahme unser Volksthum für die Zukunft bedrohen, so viel wie irgend möglich abzuwenden.

noch gestattet und ebenso ist es in höchstem Grade fraglich, ob, falls es wirklich gelingen sollte, geeignete Nährstoffe künstlich herzustellen, dieselben billig genug sein würden, um den unbemittelten Classen der Bevölkerung zur Nahrung zu dienen. — Wenn endlich noch angenommen werden sollte, daß das durch die Bevölkerungszunahme bedingte Ueberhandnehmen des Pauperismus wieder zu einer Herabsetzung des Volkswachsthums führen, daß also Ursache und Wirkung sich gegenseitig aufheben würden, so wollen wir hier nur anführen, daß zufolge den in Schweden, Irland, sowie im Deutschen Reiche gemachten statistischen Erhebungen das Wachsthum der Bevölkerung auch bei ungünstiger wirthschaftlicher Lage fortschreitet.

Literatur und Kunst.

Stilles Wandern.

Wie lieb' ich jene kleinen, schlichten Thäler,
Die seitwärts von der Völkerstraße liegen,
Drauf rastlos Rad und Roß vorüberfliegen.
Kein Weltruf prunkender Gedächtnißmäler
Verlockt den Schautrieb in die tiefe Ruhe.
Kein Schleier weht um schöngedrehte Locken,
Nicht schwirrt's von rother Bücher Phrasenbrocken,
Es klappern Bergstock nicht und Nägelschuhe.
Ein Mühlrad nur geht blinkend in die Runde,
Barfüßig huscht mit sonnenbrauner Stirne
Am schmalen Wegrand blondbezopfte Dirne,
Der Bach zieht plätschernd fort im Erlengrunde.
Und mählich steigt der Pfad, die Hügelwellen
Zur Seite wölben näher sich zusammen,
Drauf Aklei nickt und Ginsterblüthen flammen,
Aus moosiger Steinwand rieseln kühle Quellen.
Nun schlängelt über letzten grünen Wipfeln
Ein Steig sich nur noch auf; es zirpt die Grille
In dürrem Halm, kein Laut sonst regt die Stille,
Und Sonnenschein liegt einsam auf den Gipfeln.
Sie bieten nichts, um staunend drauf zu schauen,
Nichts Wundersames trifft der Blick von ihnen,
Vor dem sich Menschen mit verzückten Mienen,
Den Lohn des heißen Weg's zu ernten, stauen.
Nur wechselnd liegen Berg und Thal im Kreise,
Ein schweigend Bildniß, friedenüberbreitet;
Die weiße Wolke leuchtet, kommt und schreitet
Darüber hin, der Windeshauch geht leise
Am Schläfenrand vorbei, und in die Weiten
Zieht er den Sinn mit sich durch Raum und Zeiten.

Zuweilen glückt es auf des Lebens Wegen,
Zwar selten nur, noch Wandrer zu erreichen,
Die solchen einfach stillen Höhen gleichen.
In ihren Arm magst Du den Deinen legen
Und Besseres nicht begehren mehr vom Leben,
Als daß sie bis an's Ziel Geleit Dir geben.

Wilhelm Jensen.

Digitized by Google

Gustav Heine.

Von Wilhelm Goldbaum.

Vorbei sind die Kinderspiele
Und Alles rollt vorbei —
Das Geld und die Welt und die Zeiten
Und Glaube und Lieb' und Treu.

An seine einzige Schwester Charlotte hat Heinrich Heine diese Verse gerichtet, und nun ist diese Schwester, eine Matrone von vierundachtzig Jahren, allein übrig geblieben; ihre drei Brüder stiegen vor ihr in das Grab.

An Gustav Heine, der jüngst auf dem Wiener Centralfriedhofe bestattet wurde, hat der Bruder unseres Wissens niemals einen Vers gerichtet, und dies wird wohl seine guten Gründe gehabt haben. Gustav hat erst in sehr spätem Alter den richtigen Maßstab für die Bedeutung seines Bruders gefunden. Eine Anecdote aus früheren Jahren ließ ihn einem gesprächigen Gaste, der sich des Besitzes der gesammelten Werke Heinrich Heine's berühmte, mit selbstgefälligem Hinweise auf seinen eisernen Geldschrank erwidern: „Dies sind Gustav Heine's gesammelte Werke."

Nichtsdestoweniger hat es Gustav Niemandem als dem dreißig Jahre vor ihm dahingegangenen Bruder zu verdanken, daß jetzt über seinem frischen Grabe ein gewisses Interesse für ihn wach ist. Durch seine Millionen und durch seine öffentliche Thätigkeit hätte er sich schwerlich ein solches Nachleben auch nur auf etliche Tage verdient; es ist das Andenken an den armen Dulder der Rue d'Amsterdam, das jetzt sich abermals wirksam erweist, da dessen Bruder als Millionär, als Baron, als nie getäuschter Günstling des launenhaften Glückes von der Lebensbahn abtritt. „Und Alles rollt vorbei — das Geld und die Welt und die Zeiten". In unseren Tagen ist es fast eine Vermessenheit, zu sagen, das unvergänglichste Erbe, das ein Mensch hinterlassen könne, sei Unsterblichkeit. Der Millionär und Carrièremacher aber, welcher dem armen Bruder, der nur ein Poet war, das bischen Lichtschein über seinem Grabe zu danken hat, ist ein lehrreiches Paradigma von Materialismus und Streberthum. Alle erben sie von der Gloriola, die über dem Dichtergrabe von Montmartre schwebt, die Mutter Betty, der Vater Samson, die Schwester Charlotte, die Brüder Max und Gustav — sie selbst sind nichts ohne dieses Erbe des Einen, der doch, so lange er lebte, um so Vieles unglücklicher war als sie Alle.

Wie Gustav Heine emporgekommen, ist bald erzählt. Er besuchte das heimische Lyceum in Düsseldorf, und damit war sein Lernbedürfniß abgeschlossen. Studirt, wie seine Brüder Heinrich und Max, hat er wohl nicht; es lag auch nicht in der Richtung seiner Interessen und Bedürfnisse, die von Jugend auf wesentlich practischen Inhaltes waren. Wenn er in späteren Jahren, einer heiteren Anecdote gemäß, gesprächsweise einmal sagte: „Als ich noch auf der Universität in Hamburg studirte ..." so kann man daraus allenfalls entnehmen, wie gern er zu dem Besitze der Millionen und der Baronie auch noch des Besitzes einer academischen Bildung sich hätte rühmen mögen, aber daß Hamburg jemals eine Universität gehabt hätte, ist nicht bekannt, wohl aber war in Hamburg allezeit eine der ersten europäischen Börsen, und gegen die Thatsache, daß Gustav Heine nach absolvirtem Lyceum als Geschäftsmann in Hamburg sein Glück versucht hat, ist kein Zweifel vorhanden. Auch Heinrich war vorher trotz der Aegide des reichen Oheims Salomon mit einem solchen Versuche gescheitert; nur daß er, als gestrandeter Importeur oder Bankier, nach Berlin and Göttingen studiren ging, während Gustav in der nämlichen Lage sich anders besann und in österreichische Militärdienste trat, in denen er bis zum Jahre 1847 als Dragoneroffizier verblieb.

Bis 1847 also ist von Gustav Heine wenig zu erzählen. Er trägt seine neununddreißig Lebensjahre und sein Heine'sches Familiengesicht offenbar mit leichtem Sinn, wie es für einen Offizier sich schickt. Da kommt ein gewisser literarischer Ehrgeiz über ihn, wie es ebenfalls bei einem Bruder Heinrich Heine's erklärlich; er wird Zeitungsherausgeber. Zuerst ist es nur ein Blättlein mit der Fremdenliste, dann erweitert sich der Annoncenbestand und schließlich — es sind Jahre darüber vergangen — bringt das „Fremden-Blatt" auch politische Zeitungsausschnitte, Entrefilets, am Ende gar eigene Artikel. Nicht zu hoch darf man dabei Gustav Heine's literarische Mitwirkung veranschlagen; selbst geschrieben hat er wohl nie, auch keine Theaternotiz, obwohl er speciell seine Theaterliebhaberei auf sein Blatt übertrug und durch sie dasselbe zu einer Art Theatermoniteur erhob. Er hat auch noch in den Sechziger-Jahren ganz aufrichtig und in zweifelloser Erkenntniß dessen, was er selbst unter einer Zeitung verstand, gesagt: „Ich hätte Artikel von Heinrich Heine in mein Blatt gar nicht aufgenommen, denn sie hätten für dasselbe nicht gepaßt." Gleichwohl verstand er sich auf seinen Posten, so zwar, daß er der Wiener Reaction geraume Zeit zum Chef des Preßbureaus geeignet erschien, und trotzdem er seinen Redacteuren bisweilen die unglaublichsten Trivialitäten zumuthete — einem schrieb er ohne dessen Wissen an den Schluß eines schwungvollen Leitartikels den Satz: „Man wird wieder das Thor zumachen, wenn die Kuh aus dem Stalle ist" — machte er das „Fremden-Blatt" doch zu einem sehr geachteten publicistischen Organ, das besonders wegen seiner freiwilligen Beziehungen zu dem Wiener Auswärtigen Ministerium eine gewisse Wichtigkeit erlangte. Selbstverständlich war bei alledem die Voraussetzung, daß er Mitarbeiter fand, welche das geistige Capital, über das er selbst nur in sehr bedingtem Maße verfügte, in seinen Dienst stellten. Und solche Mitarbeiter hat er gefunden. Millionär und Baron aber ist von diesen keiner, nur er ganz allein geworden, und wenn er nun mit einer Ernte, die in keinem Verhältnisse zur Aussaat stand, aus dem Leben abberufen wurde, so möchte er fast als der Letzte jener Wiener „Macher" erscheinen, welche in einer anderen Epoche Blätter gründeten, dann aber an der Spitze derselben als „Unternehmer" sich des Erfolges erfreuten, ohne selbst jemals Journalisten gewesen zu sein. Zang („Presse"), F. J. Singer („Extrablatt"), Gustav Heine („Fremden-Blatt") waren derartige „Unternehmer", aber es bestand doch auch zwischen ihren Individualitäten ein weiter Unterschied, und man würde Gustav Heine schweres Unrecht thun, wenn man ihn so schlechthin mit Zang oder F. J. Singer in Einem Athem nennen wollte. Er hat doch niemals ganz vergessen, daß er dem Gedächtnisse seines Bruders eine gewisse höhere, eine literarische Weltbetrachtung schuldig sei.

Wie diese zum Ausdruck kam, da das Naturell Gustav Heine's im Wesentlichen ein banausisches, ein jeder idealischen Schwungkraft bares und von abstracten Interessen absichtlich abgewendetes war, kann man sich ungefähr denken. Die Millionen wuchsen, die Baronie kam in's Haus and da meinte Gustav den Zusammenhang mit seinen Ahnen pietätvoll in seinem Namen erneuern zu sollen, indem er sich nach dem Familiennamen seiner Mutter Heine von Geldern nannte, wobei nur das alte bürgerliche „van" in ein adeliges „von" verwandelt ward. Er empfand auch das Bedürfniß, von dem Andenken seines unsterblichen Bruders einen Schimmer auf sich hinüberzuleiten, und wie ihn in jüngeren Jahren die Erwähnung des Bruders gedrückt, gedemüthigt hatte, so brachte er während seiner alten Tage im Gegentheil ziemlich oft das Gespräch auf Heinrich, um sich die fröstelnde Greisenzeit an dem Lichte der brüderlichen Unvergeßlichkeit zu erwärmen. Da muß es ihn denn auch tiefschmerzlich berührt haben, daß anläßlich der Veröffentlichung von Heinrichs Memoiren auf ihn selbst heftige Angriffe niedersausten. Unleugbar hatte Heinrich ihn nicht sehr geliebt; „eher einer Katz', als meinem Bruder Gustav möchte ich ein Geheimniß anvertrauen," hatte er gesagt. Aber was konnte denn dieser selbige Gustav dafür, daß nun trotzdem in seinem Besitze Memoiren, Briefe, Geheimnisse Heinrichs vermuthet wurden, die er wahrscheinlich nie besessen, daher auch der österreichischen Regierung schwerlich verkauft hat? Er war nach den socialen Wiener Verhältnissen auch ohne einen solchen Liebesdienst zur Ritterschaft, zur Baronie

Digitized by Google

empfohlen. Das „Fremden-Blatt" war unter ihm — unter seiner Leitung, wäre hier eine unzutreffende Redefigur — zu einem Journal aufgestiegen, dessen Dienste der Regierung sehr ersprießlich und werthvoll erscheinen mußten, das in Theaterdingen eine autoritative Stellung einnahm; Beust, Hofmann waren für Beides, für die Unterstützung der äußeren Politik, wie für diejenige des Theaters sehr dankbar und Gustav Heine darum persönlich zugethan; Gustav war ehemaliger Offizier und war Heinrich Heine's Bruder, warum brauchte man sich zu wundern, daß er Baron wurde? Ritter war ja auch der ehemalige Colporteur und spätere Zeitungsunternehmer Singer geworden, der von einem seiner Redacteure einst verlangte, daß er „belgisch" spreche, und seine mangelhafte Orthographie hinter seinen Millionen verbarg.

Freilich, der Widerspruch zwischen einer so ideal gerichteten Lebensauffassung wie der literarischen und einer so ausschließlich dem practischen Interesse zugewendeten wie der des Zeitungsunternehmers hob sich auch in Gustav Heine's Persönlichkeit nicht auf; er hatte Mancherlei von dem Freytag'schen Zeitungschef, der von dem armen Schmock „lauter Brillanten für fünf Pfennige die Zeile" begehrt, und oft genug soll es geschehen sein, daß er einem seiner Redacteure zurief: „das ist zu hoch; das verstehe ich nicht, wie sollen es die Leser verstehen?" In solcher Stimmung konnte er die wunderlichsten Banalitäten — ein altes Sprichwort aus seiner Jugendzeit, eine abgedroschene Sentenz — mitten in einen Leitartikel, in eine Theaterkritik, in eine Landschaftsschilderung hineincorrigiren, ohne daß irgendwer sich die Nothwendigkeit einer solchen Correctur hätte erklären können. Er war ein Fanatiker der „gemeinen Deutlichkeit der Dinge", ein Priester des Inseratencultus, und an jenem zweckssicheren Menschenverstande, der ohne großen geistigen Aufwand, den gradesten Weg zu einem bestimmten Ziele findet, konnte er es mit Jedermann aufnehmen. Carrière, Reichthum — das waren die Fanale, auf die er lossteuerte, und er hätte vielleicht auch die ersehnte Pairie noch erlangt, wenn ihm nicht der Herzschlag im achtundsiebzigsten Lebensjahre den gefürchteten Strich durch alle seine Rechnungen gemacht hätte.

Es ist im Allgemeinen kein Glück, wenn eine Zeitepoche derartige Lebensläufe hervorbringt; aber diesen selbst dient es zur Entschuldigung, daß sie etwa das Product ihrer Zeit sind. Gustav Heine war in verkleinertem Maßstabe, was Bennett in New York ist, ein Zeitungsherausgeber, der die öffentliche Meinung geschäftsmäßig exploitirt oder, wie ein Dritter von diesem Schlage sich ausdrückte, „öffentliche Meinung feilhält". Eine gewisse Unerbittlichkeit gegen alle sentimentalen Regungen, gegen das, was andere Menschenkinder Mitleid, Liebe, Großmuth nennen, gehört untrennbar zu diesen Lebensläufen. In Gustav Heine hatte diese Unerbittlichkeit noch eine ganz besondere Form angenommen; er hat, sagt man, etwa hundertundzwölf Hinrichtungen persönlich beigewohnt und noch als sechsundsiebzigjähriger Greis ließ er sich am frühen Morgen wecken, um die Hinrichtung des Mädchenmörders Schenk nicht zu versäumen. Unwillkürlich erinnert man sich dabei an eine gewisse mystisch-romantische Schrulle Heinrich Heine's, an sein Verhältniß zu den Töchtern des Scharfrichters, an das Lied mit den Schlußversen:

Sie aber früh um achte
Trank rothen Wein und lachte.

Ist hier ein Familienzug, vielleicht von dem ärztlichen Metier des Großvaters her, der den beiden Brüdern gemeinsam gewesen?

Daß Gustav Heine eine charakteristische Figur in der Wiener Gesellschaft gewesen, kann man nicht eigentlich sagen. Er war nach keiner Richtung hin geartet, sich populär zu machen, weder im guten noch im schlimmen Sinn. Alle Qualitäten des modernen Geldadels besaß auch er, vor Allen das fieberhafte Bestreben, seine Familie durch ältere Wappen als das seinige aufzuputzen. Als Zeitungsunternehmer gehörte er aber der gottlob absterbenden Generation an, welcher die Journalistik sich in der „Mache" erschöpfte und der geistige Inhalt des Metiers als nothwendiges Uebel erschien. Seine eigene Zeitung hat ihn auf die Dauer mit sich fortgerissen; er konnte, so sehr er sich auch sträubte, sich dem Zwange nicht entziehen, sie geistig auszustatten und den Schwerpunkt aus der Administration in die Redaction zu verlegen. Bei dieser Entwickelung kam er dann freilich als der leidende Geist zu kurz; er stemmte sich wider das Neue, auf das er persönlich, weder mit seiner Bildung noch mit seinen Anschauungen eingerichtet war, aber es war umsonst. Das Bedürfniß der Gegenwart war stärker als er, und bisweilen mochte er mit Hebbels Tischlermeister Anton sagen: „Ich verstehe die Zeit nicht mehr". Sie hat im Grunde auch ihn nicht verstanden. Er ging an uns Jüngeren hin wie etwas Vorweltliches, mit seinen ungeheuren materiellen Erfolgen einer Carrière, die anscheinend eine journalistische, aber von unserer Auffassung des journalistischen Berufes himmelweit entfernt gewesen war. Ein Journalist, der nicht schreibt, ist ein curioser Gesell; ein Journalist aber, der schreibt, wird selten Millionär und Baron. Und es ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß Heinrich Heine seinen Bruder für einen schlauen Geschäftsmann, aber nie und nimmer für einen Journalisten gehalten hat. Worin er denn auch bis weit über sein Grab hinaus recht behalten haben wird, denn das einzige psychologische Interesse, das die Gestalt Gustavs irgendwann dargeboten hat, war der Contrast zwischen dem, was er war, und dem, was er erreichte, dieser Contrast aber war ein Zeichen der Zeit, eines von jenen Zeichen, bei deren Anblick man erleichtert die Verse Heinrichs citirt:

Und Alles rollt vorbei —
Das Geld und die Welt und die Zeiten.

Humanistische Studien.

Von Oskar Bulle.

Man erwarte nicht mit dieser Ueberschrift etwa einen abermaligen pädagogischen Streifzug in das so vielumstrittene Gebiet unserer modernen höheren Bildung eingeleitet zu sehen. Die ganze Bewegung in dieser Frage: ob gymnasiale, oder reale oder realgymnasiale Ausbildung das Heil für das zukünftige junge Deutschland in sich berge, ist ja doch nur das Symptom eines Widerstreites, in dem die Grundbedingungen unserer ganzen Cultur sich begegnen, und der Versuch in dem Raume einer kurzen Abhandlung diese Grundzüge bloß zu legen oder gar ein entscheidendes Wort über ihren höheren oder niederen Werth auszusprechen, wäre Anmaßung. Aber einige Gedanken mögen hier Platz finden, welche bei der immerwährenden und immerwiederholten Betrachtung jener Grundlagen unseres modernen geistigen und gesellschaftlichen Lebens emporgetaucht sind und welche auf's Neue sich lebhaft regten, als ich vor kurzer Zeit das soeben erschienene Buch: „Humanities"*) des englischen Schriftstellers Thomas Sinclair las.

Dieses Buch ist so merkwürdig, daß es nur von einem Engländer geschrieben und nur auf dem Boden der englischen Universitäts- und Collegebildung entstanden sein konnte. Obgleich der Verfasser ein Dichter ist — und zwar ein recht wohl angesehener in England — und obgleich er als Journalist, der zum Stabe des „Standard" gehört, sich einen Namen gemacht hat, glaubt er doch sein aus mehreren zerstreuten Abhandlungen bestehendes Buch mit keinem besseren Capitel eröffnen zu können, als mit der kritischen, philologischen Untersuchung über einen Tractat, welcher dem Marcus Valerius Messala Corvinus, einem zur Zeit des großen Augustus Cäsar lebenden und schreibenden Redner zugeschrieben wird. Er füllt mit dieser Studentenarbeit, welche die Echtheit jenes „Libellus Messalae Corvini ad Octavium Augustum de progenie sua, in quo simul et prima urbis regimina ab exordio

*) Verlag von Trübner & Co., London. Deutsche Uebersetzung von Hans Schiffert-Müller, Verlag von K. Trübner, Straßburg.

Digitized by Google

brevissime exponuntur" darthun soll, ein Viertel seines ganzen Buches, er verwendet eine nicht gewöhnliche Beredtsamkeit und einen frischen Witz auf die Erörterung dieser Specialfrage und zeigt uns eine Belesenheit und eine Schärfe des Argumentirens, die einem Professor der Philologie für seine Habilitationsschrift wohl anstehen würden. Aber was soll das Alles, so fragen wir verwundert, in einem Buche, das für die breitere Oeffentlichkeit bestimmt ist, in einer Sammlung von Aufsätzen, die durch einen derselben, ein feuilletonistisch geschriebenes Reisetagebuch, auch dem oberflächlichen Zuge, der durch unsere Tagesliteratur geht, Rechnung zu tragen scheint? Der seltsame Autor bleibt uns die Antwort nicht schuldig. In einer kleinen Abhandlung, die sich den anderen anfügt und von der humanity — d. h. dem Humanismus im wissenschaftlichen Sinne — handelt, setzt er sich mit seinen Lesern auseinander und erklärt ihnen, warum er Untersuchungen, wie die oben erwähnte, und die weiteren ebenso speciellen „über den Ursprung der römischen Rasse" und über „lateinische Verse und lateinische Aussprache", für allgemein interessirend und für besonders bildend ansieht und als solche veröffentlicht. Schon der Eingang dieser Abhandlung ist paradox genug:

„Wenn man fragte, welches der Hauptsitz des Humanismus war, würde ohne Zweifel die große Mehrzahl cultivirter Menschen mit Rom antworten. Daß Athen thatsächlich höhere Beispiele auf einigen Gebieten geistiger Arbeit aufweist, dürfte man anerkennen, ohne daß dadurch der Behauptung widerstritten würde, daß die Stadt der sieben Hügel der Verwirklichung individueller und nationaler Cultur am nächsten kam. . . . Es ist etwas sehr Bezeichnendes in der Benennung lateinischer Studien durch das Wort humanity; denn darin liegt, weil es gleichbedeutend ist mit Civilisation und höherer politischer Entwickelung, ein großer Fortschritt menschlicher Wohlfahrt ausgedrückt. . . . Es würde nicht übertrieben sein zu behaupten, daß seit dem Verfall des römischen Reiches die jeweilig herrschende intellectuelle Welt nur ein Theilleben gelebt hat" . . .

Und nun fährt er fort zu schildern, wie entsetzlich der Hereinbruch der „hebräischen Civilisation", d. h. des paulinischen Christenthumes („die nazarenische Anschauungsweise in ihrer ursprünglichen Reinheit stand auf der höchsten Höhe des besten griechischen Humanismus") für diese schöne römische Blüthe der reinen Menschlichkeit gewesen sei.

„Das Unglück nur für die Menschheit war, wie Jahrhunderte der Schmach darthun, daß gothische Barbarei durch rein physische Kraft den Humanismus zersetzte, und die Völker eine Beute der stärksten unmittelbaren Richtungen wurden, gleichviel ob letztere gesund, krankhaft oder oberflächlich waren . . . Und doch, so fährt er an einer anderen Stelle fort, gibt es Tag für Tag immer noch verblendete Menschen, welche alles Ernstes behaupten, daß der Verfall und Untergang Roms ein Gutes für die Menschheit bedeutete . . . So lange Europa sich nicht demüthig anschickt, von Neuem zu erlernen, was Humanismus war und ist, so lange muß es in der Sclaverei einer fremden und niedrigen Cultur kriechen. Durch die Pforten moderner Wissenschaft kann der unterdrückte Lebensgeist in das alte Paradies, zu welchem Griechenland und Rom Eintritt hatten, geleitet werden. Dies allein ist die wahre Civilisation und der wahre Fortschritt. Der Humanismus bietet sich als höchster Führer zu einem künstlerischen Leben . . . er kann aus dem Leben des Menschen vertrieben werden, wie wiederholt geschehen ist; aber möge man nie vergessen, daß solch dunkle Zeiten die Eklipsen menschlichen Daseins sind und das Uebergewicht der höllischen Horden bedeuten. . . . Daß Griechisch und Lateinisch allein im Stande wären, sich zum Humanismus zu erheben würde nur ein erneuerter Ausspruch von Intoleranz sein. In jedweder eingeborenen, wachsenden Sprache liegen alle Möglichkeiten der Entwickelung im Keime gegeben: aber gleich Individuen sind Sprachen das Spiel politischer Zufälle, und die wenigsten gedeihen bis zu einer wirklich civilisirten Literatur, welche die Benennung Humanismus verdient. Mögen diejenigen, welchen es gelang, die Höhen des Gedankens und der Kunst zu erreichen, den ihnen zukommenden Platz als Führer zum Himmel und auf Erden einnehmen, und mögen Männer und Frauen, welche innerhalb des englischen Lebens geboren sind, ihr Ziel darein setzen, durch Gewicht und Schönheit des Gedankens unsere Sprache an die Spitze jenes ewigen Humanismus zu stellen, dessen Verfolgung Gegenstand aller großen Geister ist, welcher Art auch die Hindernisse seien, welche nur theilweise das Leben umfassende Religionen und zerbröckelte Culturen entgegenstellen."

Ich habe den Engländer ausführlich sprechen lassen, den Sohn jenes Landes, welches allerdings einen Shakespeare hervorgebracht hat, sonst aber gerade in der Bildung seiner jetzigen Söhne so wenig Spuren jenes idealen Humanismus zeitigt. Glauben wir nicht an Ironie, wenn wir den hohen Ton hören, in dem dieser Autor redet? Oder wenn wir im Reisetagebuche lesen:

„Jeder Schritt über italienischen Boden erweckt dem Geiste mehr Vertrauen auf England, welches im Stande sein dürfte, die von allen Anhängseln schlangenhafter Barbarismen freieste Kunst hervorzubringen?"

Freilich, bis jetzt ist es noch nicht im Stande gewesen. Der Verfasser seufzt selbst:

„Wenn doch nur Jemand mit einer gewissen Gehirnsorganisation auf dieser glücklichen Insel des Westens zur Welt käme! Dann würde die Herrlichkeit in einer Vollendung, die keine der voraufgegangenen Nationen auch nur annäherungsweise geahnt hat, erblühen!"

Ja, wenn! Und würde ein einziger Jemand im glücklichen Besitze jener „gewissen Gehirnsorganisation" allein die goldenen Zeiten über sein Vaterland und die Welt heraufzaubern können? Gehören nicht Generationen und ganze Völker, die so glücklich organisirt sind, dazu, um ein solches neue Paradies zu schaffen? Und glaubt Sinclair etwa durch philologische Rückblicke auf das nach seiner Meinung glückliche Rom, auf jene faule, nach seiner Meinung aber vollkommene, Cultur dieses Paradies schaffen zu können? O, seltsame Verblendung, so einseitig, wie sie nur auf dem geistigen Auge eines Engländers sich bilden konnte!

Jedoch entkleiden wir einmal diese Behauptungen ihres paradoxen Aeußeren und ihres übertrieben patriotischen Schimmers — finden wir dann in ihnen nicht einen Inhalt, der kosmopolitischer ist, als jener Autor, und besonders in unseren deutschen Köpfen und Herzen manche verwandte Saiten klingen lassen wird? Wird nicht seit Schiller's und Goethe's Tagen, seit der erneuten, aber nur kurzlebigen Anknüpfung unseres geistigen Lebens an die ästhetischen Ideen des klassischen Alterthums, bei uns immer und immer wieder die Klage laut, daß die humanistischen Studien nicht mehr den alleinigen, ausschlaggebenden Einfluß auf die höhere Volksbildung habe, und wird nicht gerade in unserer Zeit, die eines wuchtigen geistigen Gegengewichtes gegen den „Herzen und Köpfe überwuchernden Realismus" zu bedürfen scheint, immer und immer wieder der Hinweis auf die Vertiefung in die läuternden und veredelnden Sprach- und Kunstschätze Athens und Roms in's Feld geführt? Was ist der pädagogische Kampf zwischen unseren Realschul- und Gymnasialmännern anders als ein auf die Oberfläche tretendes Anzeichen dieses in den Tiefen unserer Cultur jetzt so mächtigen Ringens zwischen den Gewalten des Naturalismus und des Humanismus.

Jener Engländer hat in seiner unbegrenzten Gläubigkeit an die Vortrefflichkeit der antiken Cultur, der er auch sittliche Momente vindicirt, welche niemals in ihr lagen, das Wesen der historischen Potenz, welche die römische Welt erdrückte, wahrhaftig übel verstanden. Warum forscht er nicht nach den Gründen, die die „hebräische Civilisation" den „Gothen" mit unwiderstehlicher Gewalt aufnöthigte? Welcher Widerspruch überhaupt schon in seinem Ausdrucke: „hebräische Civilisation"! Das war keine „Civilisation", was die ersten Christengemeinden in das römische Reich hineintrugen, das war keine langsam sich ausbildende, durch die stetige Aufnahme und Ausbildung geringfügiger Lebensverhältnisse emporwachsende gesellschaftliche und geistige Lebensform, wie man wohl „Civilisation" erklären darf, sondern das war eine Naturgewalt, die die Herzen der Völker im Sturme eroberte und vor der das morsche Gebäude des sogenannten Humanismus in Trümmern auseinanderflog. Nur vor einer solchen beugten sich die „Gothen", die als Naturvolk, vor die Wahl gestellt, ob sie sich einer Lebensform fügen, wie sie die römische Cultur ihnen bot, oder ob sie einen Lebensinhalt annehmen wollten, wie das Christenthum ihn den Herzen brachte, schon durch die Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit ihres Fühlens sich für das letztere entscheiden

Digitized by Google

mußten. Denn was war schließlich der Humanismus, wenigstens der römischen Dichter und Künstler, anders als eine bloße Form, eine Schaale, die nach der Verflüchtigung des ursprünglichen mythologischen Kernes ihres geistigen Lebens noch übrig geblieben war? Diese Schaale ist von einer unvergleichlichen Schönheit, wer wollte es leugnen? Und sie ist tausendmal schöner und vollendeter als die Hülsen, die die christliche Cultur nach Erstarrung ihres Inhalts unserer Zeit zurückgelassen hat. Aber haben wir es wirklich nöthig, wie Sinclair es will, in der Verzweiflung über die Dürftigkeit und Unschönheit unserer „christlich-gothischen" Cultur unseren ganzen Gedankeninhalt wieder in die Formen jenes Humanismus einzufügen, um ihn zu veredeln und zu erweitern? Ich glaube doch, daß es ein gewaltiger geschichtlicher Irrthum sein würde, an Formen anzuknüpfen, deren Inhalt erloschen ist, wenn auch dieselben noch in ihrer Jahrhunderte alten Mumificirung von unendlicher Schönheit und Größe sind. Es würde nicht nur ein Irrthum, ja sogar eine Unmöglichkeit sein.

Denn weitab von ihnen, auch weitab von dem Grundgedanken der christlichen Cultur hat die Entwicklung unseres modernen geistigen Lebens sich nunmehr den selbständigen Weg geschaffen, denn weder der Humanismus noch der enge, rein psychologische Inhalt des dogmatischen Christenthums mehr werden verschütten können. Dieser Weg hat seine Anfänge in den beiden großen Culturen, der antiken und der christlichen, aber er zweigt sich von beiden ab zu selbstgewonnener Höhe. Es ist eine schöne und trostreiche historische Thatsache, daß keiner der unendlichen vielen Lebenskeime spurlos und wirkungslos in dem Werden und Vergehen des Ganzen verloren geht. Wie in dem biologischen Processe der Organismen, so werden auch in dem geistigen Werden der Menschheit die untergehenden oder schon untergegangenen Lebensformen nicht eingesargt und in Winkel verpackt, sobald ihre Zeit vorüber ist, wo sie dann, wie zurückgelegte Akten, verstauben und höchstens später einmal einem neugierigen Forscher von Nutzen sind, sondern sie wirken fort durch die Macht der Continuität, dieser ewigen Gewalt. Aber sie wirken nur, weil sie einmal waren, nicht etwa, weil sie je einmal wiederkommen. Vergebliches Bemühen, durch das Ausgraben der fossilen Reste ihre Wirkung erhöhen zu wollen! Sollen wir etwa Maskeraden anstellen und uns mit aller historischen Genauigkeit in den Traum einer vergangenen Zeit versetzen, aus dem uns schon das kommende Morgen zu entsetzlicher Nüchternheit erweckt?

Deshalb berührt es nur wie ein krasser Archaismus, wenn man die vergeblichen Anstrengungen sieht, durch „humanistische Studien", wie sie Sinclair in seiner paradoxen Weise fordert und beispielsweise sogar schon anstellt, und wie sie mancher Gymnasialdirector in unserem Vaterlande herbeiwünschen mag, unserem modernen Leben einen höheren und edleren Zug einzuhauchen. Jener Engländer sieht in seiner begeisterten, aber deshalb blinden Vorliebe für den Classicismus den ärgsten Feind des Idealismus in dem Christenthume, das mit Hülfe der „gothischen Gewalt" die römische Cultur zerstört und ihre bis auf unsere Zeit fortlaufende Wirkung verhinderte. Als ob nicht auch ohne das Christenthum diese Wirkung schon von selbst einer noch auf Jahrtausende sich erstreckenden Kraft beraubt gewesen wäre! Und hätte das Christenthum auch wirklich nur zerstörenden Einfluß geäußert, eine Meinung, die unsere ganze Culturgeschichte Lügen straft, lagen denn nicht schon in jenem Humanismus die Keime, die die Entwicklung einer von einem realeren Lebensinhalte erfüllten Weltansicht aufsprossen lassen mußten? Es würde ein leeres Phantasiren sein, wollte man sich ausmalen, wie etwa auf dem Grunde der antiken Kosmogonien eine naturalistische Weltanschauung herausgeblüht wäre, wie sie unser modernes Denken beherrscht, aber die Nothwendigkeit ihrer Ausbildung liegt schon ebenso sehr in jener Cultur begründet, wie sie in der auf dem Boden des Christenthums erwachsenen Philosophie der letzten Jahrhunderte wurzelt. Man soll und kann hier nicht durch kühne Schnitte die Anschauung eines Jahrtausends von der des folgenden trennen; die eine ist in der anderen eingekapselt, und wie, die Söhne unserer Zeit dürfen nicht dadurch, daß wir, wie es Sinclair thun will, die ganze christliche Cultur aus der Weltgeschichte streichen, uns anmaßen wollen, wieder „edle Römer" zu werden. Man versuche doch, nur die Vergangenheit eines Menschen oder eines Volkes zu ignoriren, man wird sehen wie weit man in ihrer Beurtheilung gelangt. Wie viel unmöglicher ist es aber, die Vergangenheit einer Weltanschauung ganz streichen zu wollen um die letztere wieder gleichsam in integrum zu restituiren.

In der That, ebenso wie die „humanistischen Studien" Sinclair's sich über die christliche Cultur Europas hinwegsetzen möchten, scheinen sie auch den Zusammenhang mit der Gegenwart gerne verlieren zu wollen. Das ist der Grundfehler, der allen unseren Bestrebungen für die Erweckung des „Humanismus" anhaftet. Zu Accomodationen ist man wohl bereit, soweit sie eben unumgänglich erscheinen, aber eine vollständige Einfügung des Vergangenen in die geistigen Strömungen unserer Zeit soll vermieden werden. Das ist ein historischer Fehler der ärgsten Sorte. Als ob nur Rom und Hellas geschichtlich seien, nicht auch England und Deutschland. Und an diesem Fehler werden diese falschen „humanities" zu Grunde gehen! Schaut Euer Leben in seiner dauernden und unlöslichen Verknüpfung mit dem Alterthume an, so kann man diesen „Humanisten" zurufen, dann werdet Ihr Früchte für Euren Geist und Euer Leben sammeln; trennt Ihr Euch aber von dem Boden, in dem Ihr haftet, so werdet ihr vergehen, wie Antäus in der Luft.

Eine neue Shakespeare-Biographie.

Besprochen von Martin Greif.

Es ist eine der merkwürdigsten Thatsachen, daß wir über den größten Dichter der neuen Zeiten, über Shakespeare, fast ebenso wenig wissen als über den größten der alten Welt, über Homer, und daß es dabei doch keine für uns ausgeprägteren Dichter-Charaktere giebt, als diese beiden unübertroffenen Lehrer und Seher der Menschheit. Hält man diese unser historisches Wissen ebenso wie unsere natürliche Pietät gleichmäßig beschämende notorische Unkunde mit dem minutiösen Sammeleifer unserer Gelehrten zusammen, der auf dem Gebiete insbesondere der Literaturgeschichte gegenwärtig herrscht, so muß der absolute Werth solcher sich vielfach in's Einzelne verlierenden Forschungen überhaupt uns durch diesen Vergleich sehr herabgedrückt erscheinen und wir müssen in diesem argen Mißverhältniß geradezu eine Ironie des Schicksals erblicken, in der für uns eine Anmahnung liegt, uns mehr mit den Werken der großen Dichter selbst als mit deren vergangenen Lebensschicksalen zu beschäftigen. Gleichwohl ist auch hier wiederum unsere Neugier nach dieser Hinsicht eine in der menschlichen Natur so tief begründete und vermöge der dabei maßgebenden Gesichtspunkte auch so berechtigte, daß jeder neue und glückliche Versuch, das tiefe Dunkel der unverbürgten Ueberlieferung zu erhellen, jederzeit unser Interesse im höchsten Grad erwecken wird. An solchen biographischen Versuchen hat es aber einem Shakespeare gegenüber selbstverständlich niemals gefehlt und mit der fortschreitenden Entwickelung der kritischen Methode und Darstellungskunst sind dieselben nicht nur stets reichhaltiger, sondern auch dem Inhalte nach und trotz kühnen und vielfach verwegenen Muthmaßungen im Ganzen zuverlässiger geworden. Dabei sind wir Deutschen keineswegs im Rückstand geblieben, sondern wir haben bei der auf unserer nationalen Verwandtschaft beruhenden Vorliebe für diesen universellen Dichtergeist an der Shakespeare-Forschung den fruchtbarsten Antheil genommen, was auch in der Heimath des gewaltigen Briten nicht minder anerkannt wird als in unserer eigenen Mitte. Weil zudem unserer Vertrautheit mit den hier einschlägigen Fragen ein populär zu nennendes Verständniß für dessen Schöpfungen zur Seite steht und die uns zur Gewohnheit gewordene Darstellung derselben von der Bühne

Digitized by Google

herab unsere Einsicht mächtig unterstützt, so dürfen wir uns nicht nur für vollkommen competent gelten, in Allem mitzureden, sondern wir vermögen uns eines praktischeren Blickes in Ansehung des Dramatikers Shakespeare zu rühmen, als die Engländer selbst. Was Wunder, wenn wir auch diese Ueberlegenheit in uns fühlen und die Entscheidung in den verschiedenen Controversen zum Theil selbst in unsere Hand genommen haben? Eine höhere Instanz dabei jenseits des Canals anzurufen, wird dem deutschen Shakespeare-Kundigen höchstens bei philologischen Untersuchungen einfallen und auch da wird er sich selbst von der Richtigkeit des Schiedsspruches nachträglich erst überzeugen und denselben niemals blindhin und ohne bedächtigen Vorbehalt annehmen. Dieser erfreuliche Stand unserer Shakespeare-Kenntniß offenbart sich in, nach unserem Dafürhalten, kaum vorher erreichter Sicherheit auf allen Seiten der eben erschienenen Shakespeare-Biographie von Max Koch.*) Nach dem von Goethe für jeden modernen Künstlerbiographen aufgestellten Grundsatz „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu prüfen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt und inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie wieder nach außen abgespiegelt", hat Max Koch es unternommen Shakespeare in Beziehung auf seine Zeit und die ihn umgebende Volksgemeinschaft zu schildern und in einem möglichst getreuen Culturbilde seine historische Gestalt sozusagen als geistigen Mittelpunkt der großen Composition vorzuführen. Dabei hat er es streng vermieden, seiner Phantasie irgend die Zügel schießen zu lassen und von eigener Erfindung mehr hinzuzuthun als zur künstlerischen Ausgestaltung des Gemäldes nothwendig war. Auch erinnert er nicht nur stets an die Quellen, aus denen er sein Material geschöpft, sondern er führt, so weit es bei einer für einen weiten Leserkreis berechneten Darstellung möglich, diese selbst in schlagend und gutgewählten Citaten und Auszügen an. Und da staunt man denn darüber, wie trotz der dürftigen Zahl beglaubigter Nachrichten über die Lebensverhältnisse Shakespeares, seiner Familie sowie in weiterer Hinsicht auch seiner Berufsgenossen und Mitstrebenden gleichwohl eine solche Fülle von Details und dadurch so viel Stoff zur Charakteristik der in Frage kommenden Verhältnisse und Personen gewonnen werden konnte. Nur wer so aus dem Vollen zu schöpfen vermochte, kann es übernehmen, eine ganze Epoche in ihrem Wesen und ihrer Gestalt so anschaulich zu schildern und dabei doch die Hauptsache nie aus den Augen zu verlieren. In diesem Streben haben den Verfasser sein kritischer Blick und seine Unbestechlichkeit im Urtheil wohl unterstützt. Dadurch, daß er dem mächtigen Menschendarsteller in voller Unabhängigkeit gegenübersteht und dabei doch ihm niemals die eigene oder eine angenommene Meinung unterlegt, war es Koch allein möglich, Shakespeare's unerschöpfliche Natur, die sich von keinem Vorurtheil oder leidenschaftlichen Hang bei ihrem Schaffen je einmal beeinflussen ließ, in ihrer ganzen Größe und Reinheit darzustellen und das Proteusartige und an das Wunderbare grenzende seines Wesens überall in seinen poetischen Gebilden aufzuzeigen. Wie weit der wie jeder große Genius zur rechten Zeit erweckte Dichter gleichwohl von seinen unmittelbaren Vorgängern wie auch von sonstigen hervorragenden Zeitgenossen angeregt war, das erfahren wir aus der ebenso gerechten als scharfsinnigen Würdigung dieser Mitarbeiter an dem großen Werke, in welcher sich uns die sich in natürlichem Wachsthum entwickelnde Dramatik Shakespeare's, im Zusammenhang mit den Producten der früheren und späteren Bühnendichter Englands und daher nur um so interessanter darstellt. Ingleichen wird uns auch der Einfluß aller übrigen Geistesströmungen und Culturerscheinungen der damaligen an Lebenskeimen und Früchten so reichen Epoche auf den größten Sohn derselben in beweiskräftiger Schilderung dargethan. Wir erfahren, welche Richtung die Gedankenwelt der Renaissancezeit und insbesondere die der italienischen Kunst und Dichtung seinem jeder Anregung befähigten Geiste gegeben und insbesondere, in welchem Maß die in verjüngten Formen wieder erwachte Antike auf seine Gestaltung sowohl als auf die Wahl und Behandlung seiner Stoffe eingewirkt hat, wobei wir den Proceß verfolgen, der sein selbständiges Denken und Dichten aus dem Widerstreit mit diesen Elementen nur um so erstarkter und in sich befestigter hervorgehen ließ. Auch die Stellung Shakespeare's zur Reformation und die diese begleitende Herrschaft der humanistischen Ideen kommt zur Abschätzung und die unvergleichliche Geistesfreiheit des allen starren Satzungen und aller kirchlichen Uebertreibung abholden Dichters wird an dessen Schöpfungen uns überzeugend nachgewiesen. Aber nicht bloß auf den Gedankeninhalt, auf die innere Natur seiner Dichtungen wird unsere Aufmerksamkeit gelenkt, sondern auch auf deren äußere Gestalt und ihre von der damaligen Bühne abhängigen Structur und Besonderheit in der technischen Anlage und Durchführung. Die englische Bühne und das englische Schauspielerwesen in seiner beruflichen wie gesellschaftlichen Eigenart wird ausführlich erörtert und Shakespeare als Schauspieler uns vorgeführt, so weit uns hierzu Anhaltspunkte aus zeitgenössischen Ueberlieferungen und aus gelegentlich in seine Stücke eingestreuten Bemerkungen über die Aufgabe und Stellung des Schauspielers gegeben sind. Wie endlich derselbe Dichter, dessen Innenleben ein so beispiellos vertieftes war, gleichwohl sich als einen so thätigen und gewiegten Geschäftsmann erwies, wie er, dessen eigentliche Besitzthümer wo anders lagen, als in der Welt realer Dinge, diesen doch ihren vollen Werth bis zu dem Grad zumaß, daß er reich und begütert in seinem Geburtsort verstarb, der ihn einst in dürftigen Verhältnissen zur Welt kommen sah, die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs bildet eine fernere Glanzseite des Buches. Hoffentlich wird dasselbe bald in keinem deutschen Hause fehlen und umsomehr überall Eingang finden, als es ja den Einleitungsband zu den sämmtlichen Werken Shakespeare's in der Cotta'schen Bibliothek der Weltliteratur bildet, welche Werke uns hier in zum Theil neuen oder doch noch wenig bekannten Uebersetzungen dargeboten werden. Während nämlich Max Koch die von Schlegel herrührenden Uebertragungen, deren Zahl siebzehn beträgt, beibehielt, hat er die übrigen von Baudissin und Tiek in jener Ausgabe übersetzten Stücke durch die Arbeiten von Philipp Kaufmann und von Heinrich und Abraham Voß ersetzt, mit Ausnahme von „Troilus und Cressida", das er selbst verdeutscht hat. Wir erachten uns nicht für competent genug auch in dieser mehr philologischen Frage ein erschöpfendes Urtheil abzugeben und begnügen uns bescheidendlich zu constatiren, daß wir das Unternehmen für ein im Ganzen sehr dankenswerthes halten, das zur Festsetzung eines kanonischen Uebersetzungstextes zu ganz erheblichem Theil beitragen wird.

*) Stuttgart, J. G. Cotta & Gebrüder Kröner.

Feuilleton.

Sarah Walker.

Von Bret Harte.

Es war sehr heiß. Kein Lüftchen regte sich im ganzen Westflügel des Greyport-Hotel, und die gewohnte fieberhafte Lebendigkeit seiner vierhundert Bewohner war dem Wetter unterlegen. Menschenleer war die große Terrasse, menschenleer die endlos langen Gänge, kein Schritt hallte im Vorhaus, und das Rauschen eines Kleides oder der Klang eines Seufzers, der mehr einem Aechzen glich, vergrößerte nur die nachfolgende athemlose Stille. Eine trunkene Biene mit unsicheren Flügeln und Beinen hatte in einer Ecke meiner Fensterscheibe ein lustiges Selbstgespräch gehalten, war dann eingeschlafen und schnarchte nunmehr ruhig. Ein Märchenprinz hätte die in Zauberschlummer versunkenen Hallen betreten können, und wäre er in eines der verdunkelten Zimmer gegangen, deren

Digitized by Google

Thüren nach Luft schnappend offen standen, sein Gruß hätte auch die koketteste Schöne von Greyport nicht geweckt. Ab und zu schlug aus weiter Ferne eine schläfrige Stimme, ein von unberechtigten Gedankenstrichen unterbrochener Satz, ein unzusammenhängender Widerspruch, ein in die Länge gezogener Satz, der mit einem Stöhnen endigte, ans Ohr, und verrieth das Vorhandensein eines halb erstorbenen Lebens in der Nähe, ohne den Anspruch zu erheben, ein Gespräch genannt zu werden. In all diese Stille hinein erklang mit einemmale das laute Weinen eines Kindes.

Ich sah von meiner Arbeit auf. Durch die sorgsam herabgelassenen Jalousien drang ein schmaler Streifen der blendenden Himmelsbläue, der glitzernden Unendlichkeit des Oceans, der langen unbeweglichen Blätter des Kastanienbaumes auf der Straße, lauter Gegenstände, die in ihrer Unbeweglichkeit gegen das laute Geschrei protestirten. Ich schritt zur offenen Thür hinaus in die leere Halle.

Der Lärm hatte offenbar Aufsehen auch bei meinen Nachbarn erregt. Ein unbestimmter Chorus bezeichnete die Störung mit den Worten: „Sarah Walker!", und „Du lieber Gott! Schon wieder das Kind!" war die hoffnungslose Klage, die leise aus verschiedenen Zimmern drang. So wie das Weinen näher kam, schloß sich eine Zimmerthür nach der andern, dann hallten eilige Fußtritte im Vorderhause, an meiner Thür vorbei huschte ein erhitztes Kindermädchen, dessen Arme einen Mischmasch von Kleidern, Bändern, strampelnden Beinen und wallenden Locken umschlossen; zuletzt noch ein kurz andauernder Kampf vor dem gegenüberliegenden Zimmer, und die Vision verschwand hinter einer rasch zugeworfenen Thüre. Es war „Sarah Walker"!

Jedermann kannte sie; selten hatte man mehr als ihre vorübergehende Erscheinung beobachtet. War es nun in der großen Vorhalle, im Speisesaale, in den Salons, im Garten, in der Allee oder am Strand — überall war die Erscheinung von denselben Klagelauten begleitet. Gab es unter den Tänzern, die an dem allabendlichen „Tanzbeinschwingen" theilnahmen, ein Durcheinander oder verstummte jäh die Baßgeige, so folgten als Erklärung für die Störung nur die zwei Worte: „Sarah Walker". Fuhren die Badenden am Strande wild durcheinander, so flüsterte man sich zu: „Sarah Walker". Entstand ein panischer Schreck unter den aufwartenden Kellnern, wurde die Kirchenmusik im Sonntagsconcerte gestört oder entstand Unordnung unter den Spaziergängern auf der Terrasse, sofort wußte man, daß Sarah Walker an Allem schuld sei. Auch beschränkte sich ihre Thätigkeit nicht nur darauf. In lauschigen Winkeln hielten gedämpfte Männerstimmen mitten in der beabsichtigten Liebeserklärung ein, um unmuthsvoll den Namen Sarah Walker's zu nennen; verschämte Lippen, die noch lange stumm geblieben wären, öffneten sich wüthend für den Namen Sarah Walker. Niemand hatte je daran gedacht, ihren Namen abzukürzen. Die zwei in demselben Hotel lebenden Personen, die wohl selbständige Individuen sein mochten, hier aber nur „Sarah Walker's Vater" und „Sarah Walker's Mutter" und niemals Herr und Frau Walker genannt wurden, auch sie bedienten sich keiner anderen Bezeichnung als Sarah Walker. Zwei Thiere, welche von Zeit zu Zeit in der kläglichen Procession zu bemerken waren, hießen „Sarah Walker's Hund" und „Sarah Walker's Katze", und später wurde es mein Vorrecht, keinen eigenen Namen und keine eigene Individualität zu besitzen und nur als „Sarah Walker's Freund" zu gelten.

Man darf nicht meinen, daß sie diese verdächtige Berühmtheit erlangt hatte, ohne der Kritik ausgesetzt zu sein. Da waren keine Herren Eltern im ganzen Greyport-Hotel, die nicht eine Theorie über die Mängel in Sarah Walker's Erziehung aufgestellt hätten; jede Jungfrau und jeder Junggeselle hatten laut verkündigt, wie man ihrer Herr werden könnte. Wäre die vorgeschlagene Disciplin zur Anwendung gelangt, so hätte Sarah Walker die ersten neun Jahre ihres Lebens in einem Schrank bei Wasser und Brot zugebracht; wären dagegen die Erziehungs-Theorien der zahlreichen Herren Eltern durchgedrungen, so mußte Sarah Walker schon lange den himmlischen Heerschaaren beigesellt sein. In jedem Falle hätte sie aufgehört, als Plagegeist auf Erden zu weilen. Ein in unserem Lesecirkel gehaltener Vortrag über „Sarah Walker und andere Kinderkrankheiten" stand im Catalog unter der Rubrik „Walker Sarah, Abhülfe und Radicalcur", während unsere humoristische Sommergesetzgebung ein Gesetz festgestellt hatte, das die Abschaffung der Sarah Walker gebieterisch erheischte. Eine merkwürdige Thatsache bleibt es immerhin, daß ihre Urheber nicht nur dem bedauerlichen Rufe ihrer Tochter nicht widersprachen, sondern sich als die beklagenswerthen Opfer derselben hinstellten. Herr und Frau Walker waren reiche, geachtete Leute, die ihrem einzigen Kinde Alles nachsahen. Sie stammten von einer Familie, die ihren Besitz auf mannigfache Weise erworben hatte, und sie waren friedliebend, wie alle Leute, die von Geburt begütert; bei Sarah hingegen kam das alte Blut wieder zum Vorschein, und sie war die Verkörperung des Altvordern, der zu Anfang des Jahrhunderts auf einem Auswandererschiff über den Ocean gesegelt war, um sein Glück zu machen.

So war das Kind, das durch seine merkwürdige Vergangenheit durch einen schmalen Gang und eine verschlossene Zimmerthüre von mir getrennt war. Nach einer Weile wurde jedoch die Thüre zum Theil wieder geöffnet, wohl um frische Luft einzulassen. Das Weinen hatte zwar aufgehört, aber die eintönige Stimme des Gewissens — in diesem Falle die der Kindsfrau — ließ die Sünden Sarah Walker's vorderhand noch nicht in Vergessenheit fallen.

„Nu siehst Du," sagte die Stimme, „wie schrecklich es ist, wenn ein kleines Mädchen sich so aufführt! Ich kann mich nicht genug über Dich wundern, Sarah Walker. Die Anderen auch nicht; die guten Damen nebenan wundern sich, der freundliche Herr gegenüber wundert sich, Alle wundern sich. Wo Du auf diesem Wege hingeräthst, weiß der Himmel allein. Wenn Du glaubst, daß Dir dereinst verziehen wird, so irrst Du sehr. Aber so ist es immer, und Du sorgst dafür, daß es nicht anders wird. Möchtest Du es denn nicht anders haben, Sarah Walker? Wäre Dir nicht lieber, wenn Dich Jedermann gern hätte? Wenn die guten Damen nebenan und der freundliche Herr gegenüber sagen würden: „O was für ein liebes, herziges kleines Mädchen ist die Sarah Walker!" Hier wurde ein Schwatzen der Lippen laut, wie wenn die Kindsfrau sich am Vorgeschmacke von Sarah Walker's künftiger Tugend erlabte, und dann folgte der Schlußsatz: „O was für ein liebes, herziges, süßes, prächtiges kleines Mädchen ist doch Sarah Walker!"

Darauf trat eine Todesstille ein. Es war möglicherweise nur meine Einbildung, aber ich glaubte zu hören, daß mehrere Thüren leise knarrten, als lauschte man erwartungsvoll. Dann wurde die athemlose Stimme durch einen Seufzer unterbrochen. War Sarah Walker schmählich unterlegen? O welch' übereilte und der Wirklichkeit wenig entsprechende Schlußfolgerung!

„Nein!" sagte Sarah Walker, deren Stimme langsam in die Höhe ging, bis sie sich wie eine schaumgekrönte Welle auf der Höhe eines krampfhaften Schluchzens brach. „Ich — will — gar — nicht — daß — Sie — mich — lieben. Ich — will — gar — nicht — daß — Sie — sagen — was — für — ein — liebes — herziges — kleines — Mädchen — ist — Sarah — Walker." Hier schnappte sie nach Luft. „Sie — sollen — sagen — was für ein schlimmes — garstiges — schmutziges — ekliges — kleines Mädchen ist doch Sarah Walker — das sollen Sie sagen!"

Im Corridor fielen sämmtliche Thüren klirrend in's Schloß. Die Katastrophe war also keineswegs hinter den Erwartungen zurückgeblieben. Ich schritt leise über den Gang und blickte durch Sarah Walker's Thüre.

Durch die halbgeöffnete Jalousie fiel ein greller Lichtstreif auf die widerstrebende kleine Figur. Sie saß steif und reglos in einem großen Lehnstuhl, offenbar in derselben Lage, in der sie die Kindsfrau darauf niedergelegt hatte — die Schürze, die sie ihr entrissen, hielt sie noch in der einen starren Hand. Ihre niedlichen Beinchen streckte sie gerade vor sich hin, als wären sie bis zu den winzigen Schuhen steif und unbeweglich. Diese Stellung wurde von der französischen Puppe auf dem

Digitized by Google

Boden mit großer Treue nachgeahmt. Ihre ganze Haltung mußte höchst unbehaglich sein und wurde wohl nur ermöglicht durch die unbestimmte Hoffnung, das Kindermädchen zu beleidigen, und weil sie die unschickliche Blosstellung der in seidene Strümpfe gehüllten Beinchen amüsirte. Ein erschrockenes Kätzchen, das unzertrennlich war von Sarah Walker, wurde mit derselben Energie unterm Arme festgehalten. Kopf und Oberkörper waren stark zurückgebogen. Schimmerndes seidiges Haar von dunkler Kupferfarbe wogte über Hals, Schultern und Sessel. Ihre Augen hatten dieselbe Farbe, nur waren sie dunkler, und die Pupillen schienen vom häufigen Weinen erweitert. Auch die Wimpern sahen in Folge dessen länger aus. Das Alles stimmte gar nicht übel zu ihrem Verruf, merkwürdigerweise aber waren ihre übrigen Züge zart und fein, und der Mund, dieses stark gebrauchte und von Allen gefürchtete Organ, war klein und schön, wenn auch an den Winkeln abwärts gezogen. Meine Erscheinung wirkte nur auf die Kindsfrau. Sie stürzte sich auf Sarah Walker's allzugroßes Négligé und versuchte durch energische Handbewegungen dem Anstand wieder zu seinem Rechte zu verhelfen; aber das Kind, Ursache und Wirkung sofort erkennend, sah mich von der Seite an und behielt seine steife Haltung bei.

„O Sarah Walker, ich schäme mich für Dich!"

„Es ist nicht sein Zimmer!" schrie Sarah mit einem bösen Blicke. „Was will er da?"

Es lag so viel Wahrheit in diesen Worten, daß ich unwillkürlich beschämt zurücktrat. Das Kindermädchen rief nur: „Sarah!" und erhob die Augen verzweifelt gen Himmel.

„Und Dich braucht er auch nicht zu besuchen," fuhr Sarah fort, ihren Kopf an der Rücklehne ihres Stuhles scheuernd, „das erlaubt Papa nicht, er hat Dich erst neulich wegen der anderen Herren ausgezankt."

„Sarah Walker!"

Ich empfand das Bedürfniß, etwas zu sagen. „Willst Du nicht mit mir gehen und das Meer ansehen?" fragte ich. Zu meinem größten Erstaunen wurde sie nicht handgreiflich, sondern stand auf, schüttelte sich die Locken aus dem Gesicht und ergriff meine Hand.

„Mit dem zerzausten Haar!" schrie die Zofe. Aber Sarah Walker hatte mich schon in die Vorhalle gezogen. Ich errieth gleich, daß dieses schnelle Eingehen auf meinen Vorschlag eine besonders beleidigende Form des Widerstandes gegen die Autorität des Kindermädchens war. Von mir wußte ich, daß ich ihr wie ein Schwindler erscheinen mußte. Was sollte das Meer aufzuweisen haben, das Sarah Walker interessiren konnte? Einen Augenblick sendete ich heiße Gebete zum Himmel um eine Wasserhose, einen Schiffbruch, einen Walfisch oder was sie sonst in Erstaunen versetzen und mir ihre Achtung erwerben konnte. Ich schritt schuldbewußt durch die Halle und hielt ihre Hand verlegen in der meinen. Ich bemerkte, daß ihre Brust sich convulsivisch hob und senkte; brachte sie es bis zum Weinen, so war kein Zweifel, daß sich meine Thränen mit den ihrigen mischen würden. Unter düsterem Schweigen kamen wir auf die Terrasse. Es war so, wie ich erwartet: das Meer lag vor uns da: flach, leblos, starr, hoffnungslos und entschieden uninteressant.

„Ich habe es ja gewußt," sagte Sarah Walker und senkte ihre Mundwinkel, „daß nichts zu sehen ist. Ich weiß schon, warum Sie mich hieher geführt. Sie wollten mir sagen, daß, wenn ich brav bin, so nehmen Sie mich auf eine Segelfahrt mit. Sie wollten sagen, daß, wenn ich unartig bin, mich das Meer verschlingen wird. Sonst wollen Sie ja ohnehin nichts, Sie häßlicher Mensch!"

„Still!" sagte ich und deutete nach der Terrasse. Ich hatte einen verzweifelten Ausweg gefunden. In einer Fensternische saß kerzengerade ein Kindermädchen, das mit seinem hülflosen Schützling im danebenstehenden Wägelchen fest eingeschlafen war. Ich hatte sofort den Säugling erkannt — es war ein populäres Wunderkind, das man „Baby Buckly" nannte, der Liebling der edlen Weiblichkeit des Greyport-Hotels. Dick und ausdruckslos, glich es einem Rosa-Nadelpolster und wurde von empfindsam thuenden Jungfrauen ausgeborgt, von dummen Müttern gegen die eigene Nachkommenschaft eingetauscht, und so war es von den Küssen und Umarmungen des halben Hotels schmierig und aufgedunsen. Sogar im Schlafe trug es noch den feuchten Ueberzug zahlreicher Liebkosungen.

„Wir wollen uns Baby Buckly ausbitten," sagte ich, zu jeder Schandthat bereit.

Sarah Walker hörte gleich auf zu weinen. Ich kann mir nicht erklären, wie sie es fertig brachte, aber die Wirkung war ganz so, als hätte sie irgendwo einen Hahn abgedreht.

„Und wir legen ihn dann in Mister Peters' Bett," fuhr ich fort.

Da Peters als ein mürrischer alter Junggeselle bekannt war, mußte der Vorschlag wie etwas Entsetzliches wirken. Sarah Walker's Augen erglänzten. „Das ist nicht Ihr Ernst! Gehen Sie weg!" sagte sie mit verstellter Verschämtheit.

„Aber ja, komm' nur!"

Wir zogen das Kind leise aus dem Wagen — das heißt, Sarah Walker that es mit weiblichem Geschick — trugen es vorsichtig über den Gang nach Nummer 27 und legten es in Mister Peters' Bett, wo es sich ausnahm wie eine frisch geöffnete Auster. Wir kehrten darauf Hand in Hand auf mein Zimmer zurück und betrachteten am Fenster das Meer. Es war leicht zu errathen, daß Sarah Walker jetzt von lebhaftem Interesse erfüllt war.

Keine fünf Minuten später, als wir noch in unsere Seestudien vertieft waren, kam schon Jemand athemlos an meiner offenen Thür vorübergeeilt. Gleich darauf wurden Schritte in umgekehrter Richtung vernehmbar, dann folgte ein ununterbrochenes Rauschen weiblicher Gewänder, so daß sämmtliche auf unserem Flügel des Hotels untergebrachten Frauenzimmer an meiner Stube vorbeigejagt sein mußten. Unten sahen wir einen unregelmäßigen Strom von Kindermädchen und Müttern, und Alles wälzte sich aus dem Schatten der Lauben, Bäume und Zelte auf's Hotel zu. Unser Interesse war noch lange nicht erschöpft, als Sarah Walker von ihrem Mädchen abgeholt wurde, das dabei die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, daß, wenn Alles nach Recht und Billigkeit zuginge, Baby Buckly's Zofe und Mister Peters heute Nacht noch das Hotel verlassen müßten. Sarah Walker ließ sich mit trockenen, aber ausdrucksvollen Augen fortführen. Der Abend verging ohne Weinen, und als sie wegen einer Störung, die sie verursacht, aus dem Salon entfernt werden mußte, war ihr Gesicht dunkelroth vor schelmischer Freude.

Das war der Anfang meines Verhältnisses zu Sarah Walker. Ich konnte nicht daran zweifeln, daß ich meinen Einfluß nur dem Umstande verdankte, ihr Mitschuldiger zu sein; aber sie selbst schien einzusehen, daß der öfter wiederholte Kinderraub vielleicht gefährlich und jedenfalls sehr einförmig sei. Sie gab sich also mit dem Gedanken zufrieden, daß ich von nun an nicht ohne die schamloseste Heuchelei meine moralische Ueberlegenheit bei ihr behaupten werde. Ich glaube nicht, daß sie jemals eine Anklage gegen mich erhoben hätte, aber ganz ohne Hintergedanken war ihre Anhänglichkeit nicht. In den folgenden Tagen kam sie öfter heimlich mit mir zusammen, um lustige Erinnerungen über unser gemeinsames Verbrechen auszutauschen, aber sie schlug keine Wiederholung vor. Auch störte ihr Verhältniß zu mir keineswegs die Beziehungen, die sie mit den anderen Kindern des Hotels unterhielt. Ich hätte vielleicht schon früher bemerken sollen, daß ihr bedauerlicher Ruf ihre Popularität bei denselben in keiner Weise beeinträchtigte. Während sie jedoch von allen heimlich bewundert wurde, hatte sie kaum einen offenen Anhänger und gar keinen eigentlichen Spielkamerad. Es läßt sich nicht feststellen, ob die wenigen, welche sie in ihre gefährliche Nähe zog, von ihren angsterfüllten Hütern ihr wieder entrissen wurden, ob ihre zweideutigen Rathschläge dieselben ins Unglück stürzten, oder ob sie ihnen selbst den Laufpaß gab. Ihre Amtszeit war kurz, ihrem Rücktritte wurde keine Thräne nachgeweint. Ein glücklicher Umstand ermöglichte es mir, den Schlüssel zu ihrer Ungeselligkeit zu finden.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Georgette.

Schauspiel in vier Acten von Victorien Sardou.

Eine stehende Figur der französischen Komödie, der geistvolle, allwissende „Raisonneur", der auch in Sardou's neuem Stück eine allzugroße Rolle spielt, überhebt uns der Mühe, eine umständliche Lebensbeschreibung und Charakteristik der Titelheldin zu geben. Im zweiten Act äußert er sich auf die Frage, wer eigentlich die Herzogin von Carlington sei, etwa folgendermaßen:

„Sie heißt mit ihrem Mädchennamen Georgette Coural — geboren in Toulouse, wo ihr Vater Tischler war. Im sechzehnten Jahre debutirte sie in Lyon als Tänzerin. Im einundzwanzigsten sang sie in einer Singspielhalle in Marseille, wo sie unter dem Namen Geogeotte eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte. Ihr erklärter Liebhaber war mein Freund der Offizier Paul de Cardillac, und aus diesem Verhältnisse ging eine Tochter hervor, die der Vater nicht mehr legitimiren konnte, denn er fiel im deutsch-französischen Kriege. Die Mutter lebte darauf mit einem Belgier, der sie nicht heirathete, dann mit einem Millionär von Cincinnati, der sie nur halb geheirathet, und endlich traf sie einen an Leib und Geldbeutel ruinirten, aber authentischen Lord O'Donnor, Herzog von Carlington, der sie in aller Form zu seiner Gattin erhob. Aber diese Sünderin, deren Vergangenheit so voller Makel, ist heute die würdigste, liebevollste, aufopferndste Mutter, und aus ihrer Tochter hat sie das keuscheste und reizendste junge Mädchen gemacht."

Also die bekannte Theaterlüge, daß die Liebe, hier die Mutterliebe, zu entsündigen und ein verworfenes Weib in ein Muster ihres Geschlechtes zu verwandeln vermöge. Nichts, gar nichts im Wesen, in den Manieren, in der Sprache der Herzogin von Carlington erinnert an die Chansonnettensängerin und Prostituirte von Lyon und Marseille. Wer daran zweifelt, stößt das ganze complicirte Gebäude Sardou's, das auf diesem fragwürdigen Fundament sich erhebt, über den Haufen. Georgette erschließt sich durch ihre glänzende Heirath, durch ihr nunmehr musterhaftes Leben den Zutritt in die vornehmen Kreise des Faubourg Saint-Germain. Sie ist überall acceptirt, wird von Gräfinnen und Marquisen als ihresgleichen angesehen und ihrer Wohlthätigkeit, ihrer Mutterliebe wegen hochgeachtet, allein wir wissen zum voraus, daß früher oder später ihre todt und vergessen geglaubte Vergangenheit wieder aufleben und sie vernichten wird. Wir ahnen auch, bei welcher Gelegenheit dies geschehen wird. Wie in Delpit's Roman und Schauspiel: „Le fils de Coralie" der kritische Moment eintritt, als der Sohn der Cocotte sich in ein vornehmes Mädchen verliebt, so auch hier als Paula, die von dem Vorleben ihrer Mutter natürlich nichts weiß, sich mit dem jungen Grafen Gontran zu verloben im Begriffe steht. Chabreuil, der oben erwähnte Raisonneur, besorgt die peinliche Mission, dem Bräutigam und dessen Mutter den Staar zu stechen. Er ist ein alter Freund Georgette's und zugleich der einstige Waffenbruder von Paula's Vater. Nach langen Weltreisen ist er in Paris eingetroffen, und Georgette die von ihm verrathen zu werden fürchtet, will sich seines Schweigens versichern. Aber sein leicht gegebenes Versprechen, ihre Vergangenheit keinem Menschen zu enthüllen, wird hinfällig, als er erkennt, daß seine eigene Familie es ist, in welche Geogeotte sich mit Hülfe ihrer Tochter drängen will, denn der Verlobte Paula's ist sein Neffe Gontran. Das ändert die Sache gründlich. Nach dem Moralcodex der Gesellschaft muß er jetzt sprechen. Er vertheidigt die Heiligkeit der Familie. Er ist ja gar nicht der spöttelnde, stutzerhafte Dreißiger, als den Herr Reicher ihn gibt, sondern ein ehemaliger Offizier in den Vierzigen, etwas väterlich*), streng im Ehrenpunkt, bei allem weltmännischen Humor stramm und schneidig, eine Figur für den höchst gesetzten Bonvivant Dupuis vom Pariser Vaudeville. Als Folge seiner Eingangs angeführten Enthüllung, die allerdings nicht sehr ritterlich ist, erklärt die alte Gräfin voller Entsetzen, von einer Verbindung ihres Sohnes mit der Tochter der Abenteurerin könne unter solchen Umständen keine Rede sein. In dieser Auseinandersetzung folgt Sardou offenbar verwandten Scenen des jüngeren Dumas. Aber dieser operirt doch ganz anders. In scharfen, brutalen, von Witz und Sarcasmus funkelnden Sätzen zerstört Dumas alle Vorurtheile, reißt den Widerstrebenden durch den Glanz seiner Dialektik mit sich fort und läßt ihn erst dann zur Besinnung kommen, wenn der Vorhang zum letztenmale fällt. Sardou macht ihm nur Aeußerlichkeiten nach, z. B. den auf die republikanischen Pariser berechneten Einwurf Gontran's, daß gewisse Ahnfrauen seines erlauchten Hauses nicht viel besser als Geogeotte gewesen seien, dieweil sie sich eine Ehre daraus gemacht, die ganz besondere Aufmerksamkeit des zwölften, vierzehnten und fünfzehnten Ludwig zu erwecken. Die brillanten Tiraden von Olivier de Jalin im „Demimonde", der ähnlich handelt wie Chabreuil, oder im „Fils naturel" stehen theatralisch hoch über Sardou's kühlem Dialog und dessen liebenswürdigen Pointen und vorsichtig abgewogenen Sophistereien. Bei alledem ist die dialektische Führung in dieser Scene voller Gewandtheit. Sardou hat sogar den Muth, die schlagendsten Argumente gegen seine „Heldin" aussprechen zu lassen.

Die alte Gräfin ironisirt sogar die beliebte Heiligung der Courtisane durch die Mutterliebe. „Ihr habt die Geogeottes unserer Zeit so eifrig besungen, erhoben, gerechtfertigt, gerettet, glorificirt, daß sie heute auf offener Straße triumphiren, und daß wir bald genöthigt sein werden, uns vor ihnen zu demüthigen. Nicht genug, daß wir die Unverschämtheit ihres Luxus, den Schmutz ihres Contacts, die Ansteckung ihres Beispiels erduldeten, daß wir um unsere Väter, Brüder, Gatten, Kinder mit ihnen kämpfen mußten, jetzt rüsten sie sich, nachdem sie uns unsere Männer im Ehebruch genommen, unsere Söhne mit Hülfe der legitimen Liebe zu stehlen. Und zu diesem Zwecke haben sie wunderliebliche, engelhafte Töchter, deren Aufgabe darin besteht, unsere Söhne zu verführen und zu heirathen und unsere Thüren weit aufzureißen, damit ihre schamlosen Mütter ihren Einzug halten können. Und die von den Geschäften zurückgezogene Dirne läßt sich häuslich nieder an meinem Heerd und wird die Großmutter Deiner Kinder sein, so gut wie ich. Und wenn sie »Großmama!« rufen, wird man in Zweifel sein, ob sie mich oder die andere meinen!" Nicht minder beredt verficht Gontran die entgegengesetzte Ansicht, indem er nicht nur seine Geliebte, sondern auch deren Mutter vertheidigt. „Ihre fatale Vergangenheit liegt weit zurück, ist unbekannt und zählt also nicht. Längst hat Georgette der Herzogin von Carlington Platz gemacht, die ihren Namen voller Würde trägt. Sie ist heute Herzogin, wie Emma Lyon Lady Hamilton wurde, nachdem sie Schenkmamsell gewesen, und wie Katharina von Rußland Kaiserin ward, nachdem sie Soldatendirne war (!!). Ich kenne viele Damen der Gesellschaft, deren Vergangenheit offenkundig um nichts besser ist, und welche dennoch eine große Rolle spielen. Für alte Sünden tritt Verjährung ein. Und wenn die Mutter ihre Liebe feilbot, so berührt das die Tugend der Tochter nicht. Paula bleibt immer der Neigung eines Ehrenmannes würdig. Um wen handelt es sich für mich? Um die Mutter? Nein, die Tochter. Und wen soll ich heirathen? Die Mutter? Nein, die Tochter. Du sagst, man heirathe nicht nur seine Frau, sondern mit ihr zugleich ihre Mutter*), ihre Familie, ihre Ehre, ihr Vermögen, aber wenn dies Vermögen wirklich aus schmutziger Quelle stammt, dann läßt man es liegen, und wenn das Mädchen brav ist, so heirathet man es. Ja, wenn ein Ehrenmann auf der Straße ein edles Mädchen findet, das von ihrer Mutter aus deren Schmutz gezogen wurde, so ist es seine Pflicht, sich an diesem edlen Werke der Barmherzigkeit zu betheiligen und der socialen Moral zum Trotz aus dem braven Mädchen ein braves Weib zu machen. Es ist menschlich, hochherzig und christlich". Chabreuil

*) Nur so ist es erklärlich, daß Paula ihn nach der ersten Begegnung um die Erlaubniß bittet, ihn umarmen zu dürfen. Da das arg sentimentale Fräulein Wolf überdies das leicht Emancipirte in Paula's Wesen, eine Folge der englischen Erziehung, gar nicht zum Ausdruck brachte, so erscheint jene Frage als eine Naivetät, die dem Publikum des Residenztheaters immer ein verwundertes Lachen abnöthigt.

*) Hier lächelte das Publikum abermals.

Digitized by Google

jedoch, der ohne Zweifel den vermittelnden Standpunkt des Verfassers vertritt, gibt Beiden Recht. „Die Mutter verschließt mit Fug ihr Haus einer so compromittirten Frau, aber ich finde es von dem Sohne vortrefflich, daß er es einem so reinen Mädchen öffnen will. Sie vertheidigt die Familie, er plaidirt für die Menschlichkeit. Sie spricht mit der Vernunft, er antwortet mit dem Herzen. Und die Lösung? Il n'y en a pas!" — Oder auf deutsch:

Und die Moral von der Geschicht'?
O suche sie bei Sardou nicht.

Paula entlockt in einer bewunderungswürdigen Scene am Klavier halb plaudernd, halb musicirend, ein Lächeln auf dem Mund, „den Tod im Herzen", einer alten Dienerin das Geheimniß ihrer Abkunft. Noch schöner ist aber der folgende Auftritt, wo Chabreuil, der Freund ihres Vaters, den ersten Schmerz der trostlosen Tochter mildert, ihr den Weg der Pflicht zeigt und sie in die Arme der Mutter zurückführt. „Diejenige, die Sie verurtheilen", sagt er zu ihr, „existirt nicht mehr; Sie kennen Sie nicht; Sie haben sie nie gekannt; es bleibt nur eine opferfreudige Frau, der Sie Ihre Ehre, Ihre Tugend verdanken, die Sie zu einem braven, reinen Mädchen gemacht hat, eine liebevolle Mutter, deren Tochter Sie sind".

Mittlerweile findet man einen Ausweg. Die jungen Leute sollen sich doch heirathen, aber die Mutter muß verschwinden — ganz wie in „Odette", einem der letzten Stücke Sardou's. Die Form ist hier viel annehmbarer: Georgette soll sich auf die englischen Güter ihres im letzten Acte sterbenden Gatten zurückziehen und ihre Tochter bloß alljährlich während der Sommersaison ein paar Monate wiedersehen. Allein Sardou ist so sehr Sclave seines Publikums, daß er diese einfache, aber den Parisern mißliebige Lösung verwirft. Nein, sie sollen sich nicht kriegen! Uns kann es freilich gleichgültig sein, denn der Verfasser hat mit Absicht sehr wenig gethan, uns diese zwei kühlen Liebenden so werth zu machen, daß wir ein Interesse an ihrer Vereinigung nehmen. Wenn sie sich wirklich liebten, so wäre Sardou's Lösung unmöglich. Wenn sie sich aber nicht lieben, wozu dann all' die Aufregung, das ganze Stück? Darum lächeln wir denn auch, als Georgette, uneingedenk des naturgemäßen Gesetzes: „Du sollst Vater und Mutter verlassen", auf das Unverständigste gegen ihre doch nur vorübergehende und mit der Zeit leicht zu modificirende Trennung von ihrer Tochter protestirt. Nicht minder zu der letzten Auseinandersetzung zwischen Gontran und Paula. Diese treibt mit einemmale eine merkwürdige Prinzipienreiterei. „Wollen Sie", fragt sie den Verlobten, „und können Sie auf die Einwilligung Ihrer Mutter verzichten?" — „Nein", erwidert er, „ich darf nur mit ihrem Einverständniß handeln". — „Wie, und Sie fordern, daß ich meine Mutter opfern soll, um Ihre Thür zu überschreiten, die Sie vor ihr verschließen? Meine Kindesliebe kann das nicht zugeben. Unsere Heirath ist unmöglich". Und der saubere Liebhaber drückt ihr die Hand, nicht als Verlobter, sondern als ihr Freund. Er wird jetzt ohne Zweifel seine Cousine heirathen, Paula's Freundin, die schon zu dem schweren Opfer bereit war, auf ihn zu verzichten. Die Schlußworte aber geben uns zu verstehen, daß Paula früher oder später den wackeren Kriegsgefährten ihres Vaters mit ihrer Hand beglücken wird. Auch dies ist ja längst vorbereitet, indem Chabreuil schon im zweiten Act auseinandersetzt, daß für Gontran, der in's Leben trete und Verpflichtungen gegen alle Welt, zumal gegen seine Mutter, zu erfüllen habe, die Heirath mit Paula unmöglich sei. „Ich aber bin ein alter Junggeselle, unabhängig, brauche keinem Menschen Rechenschaft über mein Thun und Lassen abzulegen und frage den Teufel um die Meinung der Welt." Die wunderliche französische morale mondaine soll mit dieser Lösung zufrieden sein. Unser deutsches Gefühl weniger.

Das hindert nicht, daß das Drama, welches trotz seines meisterhaft einfachen Aufbaues und einer Reihe packender Scenen ohne Zweifel eines der schwächsten Stücke von Sardou ist, im Residenztheater großen Beifall fand und wohl lange Zeit auf dem Repertoire bleiben wird. Die Inscenirung ist geschmackvoll, die Besetzung gut, besonders Frau Frohn fand ergreifende Accente, welche für den Augenblick mithelfen, uns über die Unnatur der Titelheldin und die Nichtigkeit des Conflicts angenehm hinwegzutäuschen. Die Bedenken kommen eigentlich erst, wenn wir nicht mehr unter dem Banne des Pariser Theaterhexenmeisters stehen. Z.

Neue Monumentalmalereien.

Die Ruhmeshalle in unserem Zeughaus ist seit Kurzem dem Publikum geöffnet worden und soll auch während der noch ausstehenden Arbeiten nicht wieder geschlossen werden. Von dem Hauptschmuck des Kuppelsaales, den Fresken von Geselschap, sind bisher nur der Fries und zwei der gewaltigen Wandbilder fertig; allein sie geben die Gewißheit, daß hier nicht nur etwas Ungewöhnliches, sondern weitaus das Bedeutendste an Freskomalerei in Berlin zu Tage tritt. Gleichzeitig ist eine bescheidene Aufgabe, der Festsaal im Architektenhause, vollendet worden: Hermann Prell hat seinen Wandbildern ein Deckenbild hinzugefügt, und es lohnt der Mühe, zu verfolgen, wie auch die jüngere Hand in dem engeren Rahmen echt monumental erfindet.

Die deutsche Malerei hat sich seit hundert Jahren in so schroffen Gegensätzen bewegt, wie kaum unser politisches Leben. Hier galt doch immer als letztes Ziel die nationale Einheit, wie bitter man sich auch über die Wege befehdete. Allein die großen Heroenmaler, mit denen die neuere deutsche Kunst anhebt, strebten so einseitig nur in's Gewaltige und Erhabene, nur auf Tiefe der Gedanken und Reinheit der Linien, daß schon die Düsseldorfer Romantiker und mehr noch die Coloristen aus Piloty's Schule sich nicht als Nachfolger, sondern nur als Gegner fühlten, und daß heute die Kluft zwischen Cornelius und den Realisten ganz unausfüllbar scheint. Wenige haben es ausgesprochen, aber viele denken es, daß es endlich Zeit sei, die beiden größten und hellsten Säle der Nationalgalerie für die Gemälde des neuen Geschlechts frei zu machen. Die farblosen Cartons seien eine ganz unfruchtbare Reliquie.

Man wird besonnener urtheilen, wenn erst die Fresken unserer Ruhmeshalle künstlerisches Gemeingut sein werden. Es wäre doch ein langer Weg gewesen, wenn sich ein Künstler rein aus der Wirklichkeitsmalerei herauf zu so großer Auffassung großer Themata hätte durcharbeiten müssen. Man stelle sich nur die Aufgabe vor: Vier mächtige Wände eines quadratischen Saales, oben durch einen weiten Bogen überspannt, unten von je drei Arkaden durchbrochen; darüber rings um die flache Kuppel ein breiter Fries; in den vier Zwickeln Raum für große Medaillons mit allegorischen Figuren. Der Fries war zuerst begonnen und ist schon länger bekannt. Ein lebhafter schwebender Zug kriegerischer und sieghafter Gestalten: der Feldherr auf dem Triumphwagen, hinter ihm die Genossen mit Trophäen und friedliche Gottheiten, die seinen Preis verkünden; eine schwermüthige Gruppe leidender und klagender Weiber und Greise; der Sieger zur See auf stolzem Bug; das Alles zieht über Wolken einher vor goldenem Hintergrunde; als Rahmen schön gespannte Teppichborten. Man staunte über die Fülle der Motive und die unerschöpfliche Schönheit der Bewegung und ahnte, was von den Wandbildern zu erwarten sei.

Vollendet sind jetzt die Hinterwand, dem Eingang gegenüber, wo Barbarossas Erwachen die Wiedergeburt des deutschen Reiches verkörpert, und die Wand zur Rechten: der Krieg. Beide von ganz einziger Wirkung.

Im feierlichen Kaisermantel tritt dort in der Mitte der greise Herrscher an's Licht, ein Bild der Victoria in der Rechten, auf blinkender Wolke, von blitzenden Goldstrahlen umspielt. Zwei Knaben stützen seinen Mantel, und neben ihm schweben zu jeder Seite drei herrliche Engel hervor mit den Zeichen des Kampfes und des Friedens. Wie eine Offenbarung ist er erschienen aus dem weiten Thore seiner Kaiserpfalz im Hintergrunde; und mit freudigem Staunen begrüßen ihn vorne und seitwärts auf den Stufen die edlen Frauen, welche hier die deutschen Stämme versinnlichen. Laut verkündigend zur Rechten die stolze Bavaria, ihren Rautenschild und den Löwen zu Füßen; gegenüber die Gruppe der preußischen Länder und umher die anderen Schwestern, zum Theil durch ihre Wappen bezeichnet. Ganz im Grunde einige Recken, welche die Majestät gehütet oder den Bann gelöst haben; erkennbar die Züge von Bismarck, Moltke und Roon. Im Ganzen nur wenige, große Gestalten, durch Linienzug, Licht und Farben so deutlich und harmonisch geordnet und so unmittelbar begreiflich, ohne ängstliche Deutelei, daß man hoffen darf, sie werden bald auch dem bildscheuen Sinn der Massen zu Herzen gehen.

Digitized by Google

Wir glauben, noch populärer wird die Darstellung des Krieges zur Rechten werden. Denn auch hier keine gequälte Allegorie, sondern eindringliche Gestalten, die uns packen, ehe wir ihre Namen und ihren Ursprung suchen. Wieder bricht aus der Mitte eine bewegte Gruppe hervor, hier mit ganz urwüchsiger Gewalt. Die Kriegsgöttin im leuchtenden Panzer mit dem Flammenschwert hoch in der Rechten, auf einem Streitwagen, welchen gräßliche Schlangenweiber in unwiderstehlichem Fluge tragen und zerren; ihren Arm stützt eine wehrhafte Frau mit mächtiger Keule; scheu schmiegt sich an ihre linke Seite eine sanfte, fast mahnende Göttin mit der Wage. Und wiederum sprengen daneben als Begleiter des sausenden Gefährtes vier unheimliche Reiter hervor: das Schwert und den Bogen oder die schaurige Sense führen sie mit grausiger Wucht. Jeder Widerstand wäre vergeblich gegen diese Mächte. Umsonst haben die urweltlichen Kämpfer im Vordergrund sich widersetzt; nur einer steht noch aufrecht, um den letzten Felsblock ihnen in den Weg zu schleudern; neben ihm sind seine Genossen über einander gestürzt, ein Riesenpaar zur Linken rücklings über das blaugrüne, vielköpfige Ungeheuer, das sich schon verloren am Boden krümmt; über alles Gewaltthätige und Häßliche wird die strahlende Siegerin hinwegfegen.

Wir haben mit Absicht vermieden, den Gestalten Namen zu geben. Darin liegt ihre Kraft, daß sie dessen nicht bedürfen. Warum die Siegerin Bellona taufen, die Schlangenweiber Furien, die Kämpfer Giganten? Der Kundige weiß, daß ihre Wiege im alten Griechenland stand; aber deutscher Volksbesitz werden sie nur, wenn sie für sich selbst sprechen. Selbst die Reiter könnten zur Noth der Erinnerung an die Apokalypse entbehren.

Man hat an diesen vier Reitern getadelt, daß sie dem Cornelius entlehnt seien. Ganz im Gegentheil, dünkt uns, gäbe es kein schöneres Zeugniß für den Beruf eines echten Meisters, als wenn er das Unfertige, Unvollendete seiner Vorgänger in blühendes Leben umzusetzen weiß. Der Entwurf von Cornelius ist Carton geblieben, aber als seine gewaltigste und meist geschlossene Erfindung ist er am weitesten bekannt geworden: eben darum heißen wir nun die schon vertrauten Gestalten in der völlig anderen Umgebung wie liebe Freunde willkommen. So mögen die Kämpfer aus der Ilias des älteren Meisters Motive für diesen Gigantenkampf geliefert haben, so finden sich in dem Friese Reminiscenzen, die uns anmuthen: daß sich die oft spröden Gedanken des Cornelius nun wirklich zu so warmem Leben ausreifen könnten, hatte kaum die kleine Gemeinde seiner Verehrer gehofft. Es werden sich auch die Spötter überzeugen müssen, daß er nicht umsonst gelebt. Und seinen Cartons lasse man ihren Platz.

Wie gern würden wir Zug um Zug verfolgen, wenn sich in Worten darthun ließe, wie sicher und mächtig die Zeichnung, wie leuchtend die Farben, wie reich und sinnig die Gegensätze der Composition sind. Und anziehend wäre es, zu verfolgen, wie sich aus dem schöpferischen Verständniß des Rafael und Michelangelo die vier erhabenen Frauen ergeben haben, welche in den Rundbildern der Zwickel die vier Tugenden darstellen, durch welche ein Fürst und ein Volk groß werden, die Weisheit und Gerechtigkeit, die Mäßigung und Stärke. Wer Augen hat zu sehen, kann sich nicht sträuben: diese Fresken werden alle Monumentalbilder auf deutschem Boden hinter sich lassen; sie treten dem Größten aller Zeiten an die Seite.

Es ist eine Freude, zu beobachten, daß neben so großen Problemen auch einfachere Aufgaben der Monumentalmalerei gelöst werden. Die Staatsregierung hat von Hermann Prell ein Deckenbild auf Leinwand ausführen lassen, welches im Festsaal des Architektenhauses seine Fresken vervollständigen soll. Die Wandbilder scheinen sich allmählich durchzusetzen; man willigt ein, diese Scenen aus der Geschichte der Baukunst auch ohne klingende historische Namen als echte Historienbilder zu würdigen. Nur empfand man mit Recht einen Widerspruch zwischen diesen hellen, leuchtenden Fresken und dem todten Grau der Decoration des Saales. Es ist gekommen, wie die Einsichtigen voraussagten: man hat das Ganze aufgefrischt, als jetzt in die Decke ein farbensattes Oelgemälde eingefügt wurde.

Im Interesse unserer jungen Malerei müßten wir wünschen, daß unser Publikum an derartigen Aufgaben und Lösungen größeren Antheil nähme. Wenn Prell's Erfindungen als Tafelbilder auf einer Ausstellung bekannt geworden wären, so würde man ihre Photographien in jedem Schaufenster sehen. Das Deckenbild freilich hat in der großen Kunstausstellung Aufsehen gemacht; sein voller Werth aber kommt erst an Ort und Stelle zur Geltung.

Die Leinwand nimmt in der Mitte der flachen Decke ein großes Rechteck ein. Man sieht in einen tiefblauen Himmel; darin hoch oben die „siegreiche Kunst" auf einer lichten Wolke, einen Adler und Amoretten mit Lorbeerkränzen über sich; unter ihr zwei gewaltige Posaunenbläser, an mächtigen Schwingen in den Lüften kreisend, um den Sieg nach allen Seiten zu künden. Im Schatten der Wolke wird der Pegasus zum Fluge angeschirrt.

Man sagt sich leicht, daß eine solche Himmelsmalerei an der Flachdecke ihre Bedenken habe. Der Maler hat sich hier durch ein Compromiß geholfen: die thronende Figur erscheint in Schräganſicht, das schwebende Bläserpaar nahezu in Untersicht. So wird er die Zuschauer an ihren verschiedenen Standorten immer noch besser befriedigen, als durch eine nur ideale, teppichartige Fläche oder durch ganz consequente perspectivische Täuschung. Wer überhaupt alle Figurenmalerei an der Decke verwirft, mag auch dieses Deckenbild verurtheilen.

Wir hoffen aber, daß die Meisten sich unbefangen dem klaren Sinn, der gesunden Körperbildung und dem reinen, leuchtenden Colorit hingeben werden. Die Einheimischen werden sich bald bei günstigerem elektrischen Licht damit vertraut machen können; die Fremden mögen nicht versäumen, das Monumentale aufzusuchen, auch wenn die Reisehandbücher noch davon schweigen. Erst dann trägt der Aufwand des Staates seine Früchte.

J.

Notizen.

Der Treppenwitz der Weltgeschichte von W. L. Hertslet. 3. Auflage. (Berlin, Haude & Spener [F. Weidling].) — Wie Büchmann's „Geflügelte Worte" dem in Frankreich populären Buche Ed. Fournier's L'Esprit des autres nachgebildet sind, so erhielt auch das bereits in dritter Auflage erscheinende Seitenstück den ersten Anstoß von dem Werke L'Esprit dans l'Histoire des nämlichen Pariser Feuilletonisten. Auch der Ausdruck Treppenwitz für einen nachträglichen Einfall ist dem Französischen entnommen. Ohne Zweifel wird Hertslet's Buch, das seit seinem ersten Erscheinen um das Dreifache an Umfang gewonnen, mindestens ebenso populär werden wie Büchmann's Vademecum, denn es entspricht wirklich dem bekannten „tiefgefühlten Bedürfniß" und ist entschieden unterhaltend und voller Anregungen. Freilich bietet es einen ziemlich traurigen Anblick, wie unsere liebsten Gestalten, wie z. B. Tell, der edle Don Carlos, Posa vor der scharfen historischen Forschung sich zu sagen- und lügenhaften Schemen verflüchtigen, und wie die erhabensten und witzigsten Anecdoten und Repliken der Geschichte hier als fables convenues dargestellt werden. Sehr hübsch weist der Verfasser nach, wie so Manches bloße Allegorie und dichterische Zuthat für locale Merkwürdigkeiten ist. Hat man doch schon versucht, Julius Cäsar's Leben als einen Sonnenmythus zu erklären; die Höhlen der Martinswand und bei Stanz riefen Kaiser Max als gotterlösten Gemsjäger, den Drachentödter Winkelried und Bruder Klaus hervor, und heute werden in Heilbronn nicht weniger als zwei Geburtshäuser des Käthchens von Heilbronn gezeigt, das doch, wie wir nachgewiesen, nur eine rein erdichtete Gestalt Kleist's ist. Namentlich die Klerisei hat von je eine große mythen- und legendenschaffende Phantasie entwickelt. Es ist vorauszusehen, daß das Buch mit der Zeit immer mehr an Umfang gewinnen wird, hoffentlich auch an Vollständigkeit und Zuverlässigkeit. Für manche Sagenzerstörung ist das angeführte Beweismaterial nicht schlagend und vollständig genug. Die Citirung von ganzen Actenstücken würde natürlich zu weit führen, aber in mehreren Fällen sind doch die Quellen nicht ganz geschickt ausgezogen. Rochholz' Buch über die Tell-

Digitized by Google

tage z. B. ist denn doch allzu summarisch verwerthet. Auch vermissen wir Mirabeau's berühmte Donnerkeil-Rede, die nicht in der meist citirten Weise gesprochen wurde u. A. m. Jedenfalls können wir aber das mit Fleiß und Geist geschriebene Buch unseren Lesern bestens empfehlen.

De Paris à Berlin, mes vacances en Allemagne. Par Victor Tissot. (Paris, Fetscherin & Chuit.) — Aus dem Saulus ist ein Paulus geworden! Victor Tissot, der Verfasser der berüchtigten „Reise in's Miliardenland", welcher noch vor 15 Jahren herzlich wenig Gutes über Berlin zu sagen gewußt hat, bietet hier eine Würdigung der deutschen Reichshauptstadt, die man sich wohl gefallen lassen kann. Ist der Reisende ein Anderer und reifer, überlegter, gründlicher und aufrichtiger geworden, oder hat sich Berlin gebessert? Jedenfalls bemüht sich der Verfasser redlich, deutsches Wesen und Leben zu verstehen, und wenn er auch noch immer von echt französischen Voraussetzungen ausgeht, so weiß er doch jetzt das Gute und Schöne neidlos anzuerkennen, auch wenn er es diesseits der Vogesen findet. Wenn wir sein Buch mit dem in einer letzten Nummer besprochenen Pamphlet von Saint-Cère vergleichen, so steigt das Werk Tissots unendlich in unserer Werthschätzung, und mit Recht kann der Autor in der Vorrede gerade im Hinblick auf jene Schmähschrift sich rühmen: daß sein Buch die Franzosen mehr belehren als ihnen gefallen will et qu'on y trouvera de la sincérité autre part que sur la couverture. Diesmal hat also Tissot sein Object ordentlich studirt und scharf in's Auge gefaßt; auch ist er in der Auswahl seiner Gewährsmänner vorsichtiger gewesen und hat sie seltener falsch aufgefaßt. Daß noch genug drolliger Mißverständnisse mitunterlaufen, schadet dem durchaus schmeichelhaften Abbilde Berlins weiter nicht. Namentlich die Eigennamen sind in einer späteren Auflage mehrfach zu corrigiren. Als Darstellerin der Theodora im Residenztheater wird eine Frau Directorin Asher gefeiert (statt Frl. Frohn), in dem Societär Tarsler erräth gewiß niemand Herrn Förster vom Deutschen Theater u. s. w. Noch schlimmer steht es um die literarische Charakteristik. Hieronymus Lorm als Verfasser von Dorfgeschichten, Richard Voß als Nachahmer von Ebers, Hopfen's „grobe Intriguen und brutaler Stil", einige tactlose Klatschgeschichten aus der Literatenwelt u. A. Naiv ist auch Tissot's Versicherung, daß er seine Osterferienreise incognito unter einem falschen Namen gemacht habe, um nicht von der preußischen Polizei aufgegriffen zu werden, denn auch unter seinem Namen hätte er gewiß nicht die geringste Behelligung erfahren. Immerhin braucht es schon einen gewissen Muth, seinen Landsleuten einzugestehen, daß Berlin eine schöne und interessante Weltstadt geworden sei, deren Einwohnerzahl in zehn Jahren die von Paris überflügelt haben werde. Möge er nur für seine späte Anerkennung nicht dem Ostracismus der Revancheschreier verfallen!

Flögel's Geschichte des Grotesk-Komischen, bearbeitet von Friedrich W. Ebeling. 3. Auflage. (Leipzig, H. Barsdorf.) — Das bekannte Werk des alten Flögel ist hier kaum wiederzuerkennen. Der neue Herausgeber hat nicht nur den Text von allem Antiquirten, woran das Original keinen Mangel litt, gründlich gesäubert und in Einklang mit dem Geschmack unserer Zeit gebracht, er hat ihn auch bis zur Unkenntlichkeit der inzwischen so sehr vorgerückten einschlägigen Kritik adäquat gemacht. Ganz neu ist namentlich der letzte Abschnitt, der die Musik, die bildenden Künste und das Costüm behandelt, mit besonderer Berücksichtigung der Caricatur, doch hätte gerade diese eine noch eingehendere Betrachtung verdient. Besondere Anerkennung gebührt dem Verleger für die schöne Ausstattung des Buches. Wir meinen damit nicht nur den blauen Druck auf gelb getöntem Papier, sondern auch die zahlreich hinzugekommenen Abbildungen. Während der alte Flögel nur drei dürftige Kupfer enthielt, finden wir hier 40 zum Theil farbige Darstellungen, welche in sauberer Ausführung u. A. die Masken der commedia dell' arte, sowie antike und moderne Caricaturen wiedergeben, die zum Theil höchst frei und ausgelassen, aber fast immer wahrhaft komisch empfunden sind. Das Buch wird im Cabinet des Amateurs und in der Bibliothek des Literaturfreundes eine bevorzugte Stelle einnehmen.

Karl Bilß, der Verfasser der dreiactigen Posse: Anno Zweitausend (Berlin, F. & P. Lehmann), ist wohl auch der Urheber der zweiactigen Posse: Der Fürst von Raiatea, die im nämlichen Verlag erschienen. Wir haben es hier mit zwei modernen Nachahmungen der aristophanischen Komödie zu thun, wobei freilich weniger dem souveränen Witz des ungezogenen Lieblings der Grazien, noch der wundervollen Form Platen's, seines ebenbürtigen Schülers, nachgeeifert wird, sondern von vornherein ähnliche burleske Behandlungen unserer Witzblätter zum Vorbild genommen sind. In einzelnen Chorliedern ist manchmal wirklich Poesie, um so trivialer sind durchgängig die Knittelverse des Dialoges ausgefallen, obwohl auch sie des Witzes nicht gänzlich ermangeln. Echt komisch ist der Vorwurf des weinseligen „Fürsten von Raiatea", dem wir überhaupt den Vorzug geben. Feenmärchenstücke wie „Anno Zweitausend" brauchen wirklich einen größern Aufwand von Phantasie und wahrem Humor. Statt im 2. Act eine Schlacht der Berliner Amazonen im Monde zu sehen, wären wir lieber auf der Erde, in Berlin geblieben, uns am dortigen Zukunftsbilde von Anno 2000 zu ergötzen.

Unser Mitarbeiter Karl Pröll, der unermüdliche Vorkämpfer des Deutschthums in Oesterreich, hat im Verlage von E. Pierson in Dresden eine Broschüre herausgegeben: Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz. Wir empfehlen diese warm und überzeugend geschriebene patriotische Flugschrift des verdienstlichen Agitators umso mehr, als ihr Reingewinn dem Deutschen Schulverein bestimmt ist, der so segensreich für deutsche Art wirkt. Also eine doppelt patriotische That! Welcher Deutscher unterschriebe nicht die von Pröll ausgegebene Losung: „Das Deutschthum in den Alpen, Karpathen, an der Donau und Elbe ist ein unverletzbares Glied unseres Volksthums, das wir retten müssen, wenn Oesterreich zu einem geographischen Begriff, zu einem Schauplatz der Völkerverwesung herabsinkt."

Der Spiritismus vor dem Richterstuhle des philosophischen Verstandes. Von Adolf Steudel. (Stuttgart, Ad. Bonz u. Comp.) — Eine streng philosophische Kritik des Spiritismus ist es allerdings gerade nicht, welche der Verfasser dieser Broschüre liefert, vielmehr gründen sich seine Einwürfe, wie er selbst oft genug betont, lediglich auf den „besonnenen, gesunden Verstand", der sich nicht in metaphysische Tiefen verliert. Deshalb werden seine oft heftigen Angriffe weder auf die Vertreter des Spiritismus einen besonderen Eindruck machen, noch für die große Zahl derer, welche skeptisch und abwartend jener Bewegung gegenüberstehen, irgend ein neues, Ausschlag gebendes Moment herbeibringen. Dafür aber hat die kleine Schrift das Verdienst, daß sie den Stand des heutigen Spiritismus genau und sorgfältig registrirt. Eingehende Beschäftigung mit der großen Fülle des literarischen Materials, welches bis jetzt schon über diese Frage, sei es von gegnerischer, sei es von befreundeter Seite, geliefert worden ist, gewährt dem Verfasser die Möglichkeit, die spiritistischen Phänomene und Theorien übersichtlich und nach klaren Unterscheidungen geordnet zu entwickeln. Er schaltet überall eine besonnene, wenn auch nicht besonders tiefgehende Kritik ein, so daß seine Schrift wenigstens lehrreich sein wird, wo sie noch nicht überzeugend wirkt.

B.

Zu Ludwig Uhland's Gedächtniß. Mittheilungen aus seiner academischen Lehrthätigkeit von Wilhelm Ludwig Holland. (Leipzig, S. Hirzel.) — Eine neue literarische Ausgrabung liegt in dieser Schrift vor. Uhland richtete während seiner kurzen academischen Thätigkeit in Tübingen als Lehrer der deutschen Literatur (1830—1833) „stilistische Uebungen" für einen kleinen Kreis von Studenten ein. Selbständige Arbeiten der Letzteren wurden vorgelesen, besprochen und von Uhland kritisirt. Einiges aus diesen Kritiken, die sich Uhland vorher niederschrieb, veröffentlicht jetzt der Verfasser vorliegender Broschüre. Man findet — wie wäre es auch anders möglich! — manches treffende und bedeutsame Wort, besonders über die zahlreichen jugendlichen Dichtungen, die schließlich in den „stilistischen Uebungen" die Hauptrolle gespielt zu haben scheinen, in dieser Sammlung, nur schade, daß sich dabei die Gegenstände dieser Kritik uns ganz entziehen. Jedoch wird auch das Vorliegende genügen, um ein Bild von dem bisher gänzlich unbekannten wissenschaftlichen Kritiker Uhland zu geben.

B.

Digitized by Google

Inserate.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Die nachstehenden, in unserem Verlage erschienenen Werke von **Hans Blum** empfehlen wir als eine wirklich gediegene und äußerst anregende Lectüre der allgemeinsten Beachtung auf's Angelegentlichste.

Herzog Bernhard. Eine Geschichte vom Oberrhein aus den Jahren 1638, 1639. 8. geh. Preis 5 Mark, gebdn. 6 Mark.

Hallwyl und Bubenberg. Erzählung aus den Freiheitskämpfen wider Karl den Kühnen. 8. geh. Preis 7 Mark, gebdn. 8 Mark.

Zwei mit großer Frische und Anschaulichkeit geschriebene, im Geiste **G. Freytags** und **Scheffels** gehaltene, kulturgeschichtliche Erzählungen, welche von der gesammten Kritik mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurden.

Aus dem alten Pitaval. Französische Rechts- und Culturbilder aus den Tagen Ludwigs des XIII., XIV. und XV. 8. geh. Preis à Band 5 Mark, gebd. à Band 6 Mark.

Dieses Werk vermittelt dem deutschen Leser eine Auswahl der culturhistorisch, rechts- und sittengeschichtlich interessantesten Fälle der „Causes célèbres" des alten Gayot de Pitaval (starb 1743 als Advokat zu Paris), welcher der Stammvater aller modernen Sammlungen berühmter Criminalfälle geworden ist.

Inhalt des ersten Bandes: Einleitung: Der alte Pitaval. Ein Opfer des Cardinals Richelieu. Der falsche Herr von Caille. Ein geheimnißvoller Mord. Auf den Spuren der Frau von Maintenon. Die Geschichte des Fräulein von Sfrondate. Die Tragödie der Juden von Metz. Eine Gespenstergeschichte.

Inhalt des zweiten Bandes: Um einen Sitz der Unsterblichen. Don Juan im Schleier. Der Bankier und die Tanzfee. Die Heirath des Fräulein von Kerbabü. Der letzte Montmorency. Die Verschwörung des Cinq-Mars und de Thou. Saurin und Rousseau (Nachtrag zum ersten Fall).

Vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, resp. durch dieselben zu beziehen.

Neuigkeiten der Musik-Litteratur

im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig.

Lampadius, Dr. W. A., Felix Mendelssohn Bartholdy. Ein Gesammtbild seines Lebens und Wirkens. Mit dem Portrait und einem Facsimilebriefe Felix Mendelssohn Bartholdy's. Geheftet n. ℳ 4.— Gebunden n. ℳ 5.—

Langhans, Wilhelm, Die Geschichte der Musik des 17., 18. und 19. Jahrhunderts in chronologischem Anschlusse an die Musikgeschichte von A. W. Ambros. Vollständig in 2 starken Bänden, geheftet à netto ℳ 10.— Elegant gebunden à netto ℳ 12.—

Lussy, Mathis, Die Kunst des musikalischen Vortrags. Anleitung zur ausdrucksvollen Betonung und Tempoführung in der Vokal- und Instrumentalmusik. Nach der fünften französischen und ersten englischen Ausgabe von Lussy's „Traité de l'Expression musicale" mit Autorisation des Verfassers übersetzt und bearbeitet von Dr. Felix Vogt. Mit zahlreichen Notenbeispielen. Geheftet n. ℳ 4.— Gebunden n. ℳ 5.—

Reinecke, Carl, Was sollen wir spielen? Briefe an eine Freundin. Taschenformat. Eleg. cartonirt netto ℳ 1.—

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in den Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Entwickelung.

Eine sozialphilosophische Darstellung

von

Leopold Jacoby.

Zweite Auflage.

I. Theil 2 ℳ 50 ₰. II. Theil 3 ℳ.

Zürich 1886.

Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Soeben erschien als 25er Band der **Grote'schen Sammlung**

Julius Wolff.

Lurlei.

Eine Romanze.

Preis eleg. geb. 6 ℳ.

Berlin. **G. Grote'scher Verlag.**

Georg Weiß, Verlag in Heidelberg.

Moderne Versuche eines Religionsersatzes.

Ein philosophischer Essay

von

Dr. H. Druskowitz.

Preis broch. 1 ℳ 60 ₰.

Wie ist Verantwortung und Zurechnung ohne Annahme der Willensfreiheit möglich?

Eine Untersuchung

von

Dr. H. Druskowitz.

Preis broch. 1 ℳ.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

La Mara, Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten.

Nach den Urhandschriften erstmalig herausgegeben. Mit den Namenszügen der Künstler.

Zwei Bände.

I. Band: **Bis zu Beethoven.**
II. Band: **Von Beethoven bis zur Gegenwart.**

XIV, 354 u. X, 392 S.

Preis geh. 7 ℳ, geb. 9 ℳ.

Ein Werk, wie sich bisher ein ähnliches in der Musiklitteratur nicht findet. Die berühmtesten Musiker der letzten fünf Jahrhunderte mit Einschluss der Gegenwart werden in Briefen vorgeführt, die, bisher in deutschen und ausländischen Archiven, Bibliotheken, wie Privathänden verborgen, zu diesem Behufe erstmalig an's Licht gezogen, übersetzt, erläutert und mit biographischen Nachweisungen, sowie mit den Namenszügen der Meister versehen wurden. Als ein gewiss nicht unwillkommener Beitrag zur Geschichte der Musik und zur Charakteristik der Künstler, wendet sich das Buch nicht nur an den Musiker, sondern an das ganze musikliebende Publikum.

Im Verlage von **Georg H. Wigand** in Kassel erschien soeben:

Allzeit getreu.

Historische Erzählung aus dem 17. Jahrhundert

von

H. Brand.

32 Bogen.

Broschirt 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark.

Die beiden früher erschienenen historischen Romane: „Das Kind von Hessen" in 2. Auflage und „In Lehnspflicht" sind von der gesammten Presse den hervorragendsten Erscheinungen der letzten Jahre auf diesem Gebiete an die Seite gestellt worden. Einstimmig sind alle Kritiker darin, daß H. Brand einer unserer besten Kenner und zugleich liebevollsten und tüchtigsten Darsteller der deutschen Vorzeit ist. Ferner wird bei den Brand'schen Schriften die ungemein fesselnde Darstellung sowie Schönheit der Sprache hervorgehoben.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

Rob. Schumann's Briefe.

Neue Folge.

Herausgeg. von **F. Gustav Jansen.**

Erste Abtheilung: 1828—1840.
Zweite Abtheilung: 1840—1854.
Dritte Abtheilung: Briefe an Verleger.

Das Recht zur Herausgabe haben die Verleger von der Familie Robert Schumann's erworben.

X, 406 S. Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Nach der freudigen Aufnahme, welche die „Jugendbriefe" Schumann's gefunden haben, bedarf es für diese neue Sammlung kaum einer Empfehlung. Sie bringt vieles Neue aus der Jugendzeit Schumann's, erstreckt sich dann aber weiter über das ganze Mannesalter bis zum Jahre 1854. Sie stellt nicht nur die in Zeitschriften und Büchern überall verstreuten interessanteren Briefe zusammen, sondern fügt diesen zahlreiche bisher ungedruckte, so namentlich die an Mendelssohn gerichteten, hinzu. Man gewinnt danach ein ungemein fesselndes Bild des ganzen Lebens und Wirkens des edlen Künstlers. Durch häufige Anmerkungen und ein sorgfältiges Register hat der Herausgeber für das Verständniss der Briefe gesorgt. Der Name des Verfassers der „Davidsbündler" bürgt für die Gediegenheit der Arbeit.

Hierzu zwei Beilagen von G. Grote in Berlin und von Fr. Mauke's Verlag in Jena.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 4. December 1886. Band XXX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Staatslotterie. Von Argus. — Castelar's lateinische Träumereien. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst:** Angewandte Aesthetik. Von Eduard von Hartmann. — Friedrich Spielhagen's neuester Roman. Von Gustav Karpeles. — Lectüre. Von Wilh. F. Brand. — **Feuilleton:** Sarah Walker. Von Bret Harte. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Spitzweg-Ausstellung. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Staatslotterie.

Die Staatslotterie ist aus dem fiscalischen Interesse hervorgegangen, wird aber aus sittlichen Rücksichten vielseitig angefochten, und zwischen diesen Gegensätzen hat sich in Preußen eine eigenthümliche Art von Waffenstillstand gebildet. Die Zahl der Loose der bestehenden Klassenlotterie reichte bei weitem nicht mehr zur Befriedigung der mit der vermehrten Bevölkerung gewachsenen Nachfrage aus, so daß sich ein äußerst gewinnbringender Zwischenhandel entwickelt hatte, welcher die Loose soviel als möglich aufkaufte und dann oft zum doppelten Preise oder höher in ganzen oder kleinen Antheilen wieder absetzte, wobei er, ganz abgesehen von mitunterlaufendem Betruge, einen unvergleichlich größeren Vortheil als der Fiscus zog: so daß eine viel höhere Lotteriesteuer thatsächlich erhoben wurde, als sie nach dem Lotterieplan dem allgemeinen Säckel zufloß. Der Fiscus wollte die hergebrachte Einnahme nicht aufgeben, aber es hatte den Anschein, als hindere ihn eine gewisse Scheu, das nächstliegende Mittel zur Abwehr des schädlichen Zwischenhandels zu versuchen und vom Landtage die Genehmigung zu hinreichender Vergrößerung der Lotterie und entsprechender Erweiterung dieser Finanzquelle zu verlangen. Dagegen setzte man eine lebhafte Verfolgung des Spielens in ausländischen Lotterien in das Werk, obwohl der Fiscus durch dasselbe keine Einbuße erlitt, da er keine eigenen Loose an Stelle der fremden anzubieten hatte. Es schien fast, als erkenne man das Lotteriespielen als sündhaft an, wenn der Fiscus keinen Gewinn dabei mache. Zugleich aber gestattete man Privatlotterien, bei welchen in der Regel ein schamloser Betrug mit den Gewinnen den eigentlichen Zweck der Unternehmer bildet und die gemeinnützige oder wohlthätige Absicht nur als Vorwand dient.

Wir theilen die Ansicht von der Verwerflichkeit der Lotterie nicht. Die landläufige Redensart von der Unsittlichkeit der Glücksspiele überhaupt ist nur bedingungsweise richtig und paßt nicht auf die Lotterie, welche sich wesentlich von den gesellschaftlichen Hazardspielen unterscheidet. Bei diesen stehen die Spieler sich persönlich gegenüber, der Einsatz ist dem möglichen Gewinn gleich und die Entscheidung erfolgt sofort, so daß das Spiel immer auf's Neue wieder versucht werden kann. Die Spieler gerathen dadurch leicht in Aufregung, welche sich zu einer Art Rausch steigert und die Hoffnung, durch einen glücklichen Treffer den erlittenen Verlust wieder auszugleichen oder den gehabten Gewinn noch weiter zu vermehren, wird zur unwiderstehlichen Versuchung. Mit der Zeit entwickelt sich dann bei dem Spieler ein Bedürfniß nach dieser Aufregung, ähnlich wie bei dem Trinker, nur daß der Trinker seinen Rausch ausschläft, während der Spieler Ehre und Leben wagt. Wenn man also auch zugeben muß, daß Spielen noch gefährlicher sei als Trinken, so darf man doch ebensowenig jedes Glücksspiel verdammen, als jedes unschuldige Glas Wein. Die Lotterie in der bei uns bestehenden Form ist frei von den gefährlichen Uebelständen der gesellschaftlichen Hazardspiele. Der Einsatz ist im Verhältniß zum möglichen Gewinn verschwindend klein, der Vorgang bei der Ziehung ganz ohne dramatisches Interesse; der Spieler steht nicht lebendigen Personen, sondern einer todten Wahrscheinlichkeit gegenüber und das Resultat wird ihm erst durch die Ziehungsliste bekannt. Mag er dieser auch mit einer gewissen Spannung entgegensehen, eine Niete wird die Erregung gewiß abkühlen, ein Gewinn aber ihn in den Stand setzen, ohne Schaden weiterzuspielen — wozu er eine geraume Ueberlegungsfrist bis zur nächsten Ziehung hat. Daß das Lotteriespiel zum Laster werden und den damit Behafteten in das Verderben treiben könne, ist äußerst unwahrscheinlich, wenn wir auch nicht leugnen wollen, daß mancher Einsatz hätte nützlicher verwendet werden können. Aber ob dies wirklich geschehen wäre, bleibt eine offene Frage und wenn die Wahl zwischen überflüssigem Bier oder einem überflüssigen Loose steht, so halten wir das letztere doch für das bessere. Ganz ohne Sinn und auf Principienreiterei hinauslaufend erscheint uns die Behauptung, daß die Staatslotterie schädlich sei, weil sie den Gedanken in den Leuten errege, das Glück könne die Arbeit ersetzen, welche doch die einzige sichere wirthschaftliche Grundlage bilde. Dann müßte man auch das Vaterunser verbieten, denn es würde sich nicht ziemen, Gott um das tägliche Brot zu bitten, das man sich einzig und allein erarbeiten dürfte. Jedes Gebet ist eigentlich nur eine Bitte um Glück, insofern es auf Etwas geht, dessen Eintreffen wir nicht sicher vorhersehen können. In der Berechnung jedes menschlichen Unternehmens aber bleibt eine Lücke für den Zufall, nämlich für Ereignisse, deren ursächlicher Zusammenhang zwar unzweifelhaft, uns aber unbekannt ist. Deshalb hoffen wir bei allen Geschäften auf Glück und kaufen uns von dem Unglück, soviel als thunlich, durch eine Versicherungsprämie los. Warum sollen wir nicht eine Prämie an den glücklichen Zufall wenden, daß auf unser Loos ein Gewinn falle? Die Meinung, daß der Arbeiter in der Hoffnung auf das Glück seines Looses faul und liederlich werde, widerspricht der Erfahrung und beweist eine geringe Kenntniß der menschlichen Natur. Jeder Spieler und beinahe jeder Mensch — auch der gebildete — ist abergläubisch und sieht in dem Glück eine höhere Macht, die ihre Wohlthaten nach

Digitized by Google

Willkür spendet und auf die eine oder andere Art gewonnen werden kann. Für den Armen ist die Devise „Gottes Segen bei Cohn" nicht eine bloße Frivolität, sondern sie hat für ihn einen tiefen Sinn. Das Glück erhofft er als Segen Gottes, der bei der Ziehung die Hand des Waisenknaben lenkt, und sucht sich dessen würdig zu machen. Wenn er längst das Beten vergessen hatte: vor der Ziehung lernt er es wieder, und diese Stimmung theilt sich der ganzen Familie mit. Es mag freilich hin und wieder auch vorkommen, daß die Hoffnung auf den Gewinn zu leichtsinnigen Ausschreitungen verführt, aber solche Fällen gehören zu den seltensten Ausnahmen. Man hat die Schädlichkeit der Lotterie dadurch beweisen wollen, daß in Frankreich im Jahre 1836 nach Aufhebung derselben die Sparkassen-Einlagen 525,000 Francs mehr betragen haben, als im Jahre vorher. Allein diese Summe ist viel zu unbedeutend und erklärt sich viel einfacher durch die voraufgegangenen reichen Ernten und die dadurch herbeigeführten billigen Preise der Lebensmittel.

Das führt uns zu dem eigentlichen Gesichtspunkte, aus welchem eine Staatslotterie betrachtet werden muß. Es ist dies nicht der fiscalische, sondern der socialpolitische.

Der Mensch bedarf der Hoffnung um leben zu können und, wie Schiller sagt, „noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf". Auf diese „Hoffnung am Grabe" stützt sich die Kirche und vertröstet die Menschen auf ein besseres Jenseits, wodurch sie nicht nur ihren Gläubigen einen wesentlichen Dienst leistet, sondern auch die Uebrigen vor ernster Gefahr schützt. Allein vor der Dämmerung, welche das anbrechende Licht besserer Naturerkenntniß auch über die Massen verbreitet, fängt die jenseitige Hoffnung allmählich an, zu verblassen und es taucht die Frage auf, ob ein gutes Leben nicht besser sei, als ein seliger Tod. Wenn aber der Werth der kirchlichen Anweisung auf das Paradies zweifelhaft wird, woran soll der Arme, welcher Nichts als seine Gliedmaßen auf die Welt bringt und letztere bereits vergeben findet, seine irdische Hoffnung knüpfen? Es ist müßig, ihn auf seine Arbeitskraft zu verweisen, welche kaum ausreicht, das nackte Leben zu fristen, weil die Concurrenz es nie darüber hinauskommen läßt. Die auf die bloße Arbeit angewiesene Bevölkerung befindet sich in einem fortwährenden Kampfe mit der Noth und sieht dem Hunger täglich in das Gesicht: wie aber soll es werden, wenn den Arbeiter seine Kräfte verlassen und er nicht mehr arbeiten kann? Es bestehen zwar hin und wieder Versorgungskassen, aber vielleicht haben ihm die regelmäßig zu zahlenden Beiträge gefehlt und dann sind ihre Leistungen bestenfalls weit entfernt, eine freudige Aussicht zu eröffnen. Auch sind diese Anstalten nicht Jedem zugänglich. Wenn man sich in ihre Lage versetzt, muß man die Geduld bewundern, mit welcher die Armen ihr Schicksal ertragen und die sich nur durch die Unausrottbarkeit der Hoffnung aus dem Menschenherzen erklären läßt. Es ist nicht überraschend, daß unter solchen Umständen phantastische Vorstellungen von besseren Zuständen nach Abschaffung der herrschenden drückenden Gesellschaftsordnung entstehen und die Verlockung dieser fata morgana unwiderstehlich wird. Als die Socialdemokraten sich noch frei äußern durften, betonten sie ihr Mißtrauen gegen die kirchlichen Verheißungen des Jenseits ausdrücklich und mit Vorliebe: auch behauptet andererseits die katholische Kirche, welche über eine bessere Gläubigkeit in ihrer Gemeinde verfügt, daß sie der Socialdemokratie wirksamen Widerstand leiste. Soll man es nach alle dem nicht für zweckmäßig halten, daß die Hoffnung, wo sie nicht mehr der Kirche in den Himmel folgt, vom Staate auf seinem Gebiet, in dem irdischen Leben gepflegt werde und ist es nicht besser und gefahrloser, wenn sie von dem Umsturz der Gesellschaft auf einen Lotterietreffer abgeleitet wird? Einen deutlichen Fingerzeig gibt der Umstand, daß die Lotterie hauptsächlich von armen Leuten benutzt wird, welche dem Glück auf irgend eine Weise die Hand bieten wollen, während der Reiche die Wahrscheinlichkeit berechnet und die Rechnung unvortheilhaft findet. Das Elend kann man nicht aus der Welt schaffen und es wird bestehen, so lange es Armuth und Reichthum gibt, auch ist es wohl ein nothwendiger, wenn auch trauriger Culturfactor. Aber man kann ihm einen Trost gewähren, wie der Arzt eine schmerzstillende Arznei verordnet. Natürlich liegt uns der Gedanke fern, daß man die Socialdemokratie mittelst der Lotterie ausrotten könne, denn höchstens wird man eine kleine Ableitung und Beschwichtigung erreichen. Allein auch das hat seinen Werth, und man hat ja einen ähnlichen Versuch mit der obligatorischen Krankenversicherung gemacht, der freilich seinen Zweck verfehlt, denn der Beitragszwang wird von der großen Menge der Gesunden als unbilliger Eingriff in ihren Arbeitsverdienst empfunden, während die verhältnißmäßig wenigen Kranken mit der Leistung unzufrieden sind. So lange man es ablehnt, die Frage offen zur Discussion zu stellen, bleiben nur kleine Mittel übrig. Verschwörungen Einzelner kann man mit Gewalt niederschlagen, Gedanken aber, welche die Massen bewegen, wollen sich ausleben und ihnen läßt sich nur beikommen durch möglichst freie Erörterung, bei welcher der Irrthum zu Tage tritt und die verführerischen Schlagworte sich abnutzen. Sie mit einer Repressivgesetzgebung bekämpfen heißt nur, die Discussion aus den Köpfen in die Fäuste verlegen — und das ist das Gefährlichste.

Faßt man die Lotterie als eine Staatsanstalt zum Handel mit Hoffnung auf, so ergibt sich das Urtheil über die neue Einrichtung und Erweiterung der Preußischen Klassen-Lotterie von selbst. Sie entspricht ganz dem alten einseitigen fiscalischen Princip. Man hat einfach die Zahl der Loose verdoppelt um die ausländische Concurrenz zu verdrängen und den an der Spiellust des Publikums möglichen Gewinn ungeschmälert einzuheimsen. Die Eintheilung in Klassen ist beibehalten, welche so berechnet sind, daß die Gewinnwahrscheinlichkeit in den ersten Ziehungen äußerst ungünstig ist und erst durch die letzte zu der versprochenen und von dem Spieler bezahlten ergänzt wird. Dadurch wird dieser gezwungen, wenn er die erste Klasse besetzt hat, alle folgenden durchzuspielen und um ihm dazu guten Muth zu machen, hat man sogar das große Loos der letzten Klasse auf 600 000 Mark erhöht. So zweckmäßig uns die Erweiterung erscheint, so wenig können wir die Beibehaltung des alten fiscalischen Kunstgriffes loben, dem Spieler zur Fortsetzung des Spieles zu zwingen, wenn ihm vielleicht die Mittel für die späteren Einsätze fehlen und er dieselben nur durch Opfer beschaffen kann. Wenn dieser Kunstgriff zur besseren Unterbringung der Loose dienen soll, so ist er überdies jetzt unnöthig, denn es fehlt nicht an Absatz. Ebenso überflüssig sind die Collecteure mit ihrer hohen Provision von zwei Procent, welche letztere ursprünglich wohl dazu dienen sollte, sie für den Vertrieb der Loose zu interessiren und bei dem Ruf „faites votre jeu, Messieurs!" nicht heiser werden zu lassen. Eine zweckmäßige, von höheren Gesichtspunkten ausgehende Staatslotterie darf nur aus einer Ziehung bestehen und auf den Spieler keinen Zwang zum Weiterspielen nach dem ersten Einsatz ausüben, sowie sie sich aller Anreizung zum Spiel zu enthalten hat. Deshalb ist auch die Ausgabe von Freiloosen als Gewinn verwerflich. Der Spielplan müßte hauptsächlich für die kleinen Leute berechnet sein und vielleicht ein „großes" Loos von 200,000 Mark, im Uebrigen nur kleinere Gewinne von 1000 oder 3000 Mark einschließen, die Loose aber in Zehntel getheilt sein, für welche der Einsatz dann ungefähr drei Mark betragen und also innerhalb des Bereichs auch des Unbemittelten liegen würde. Der eine große Gewinn reicht zur Beschäftigung der Phantasie aus, denn jeder Spieler hofft, daß er ihm beschert sein werde, in Wirklichkeit aber ist die Vermehrung kleinerer gleichmäßiger und doch verhältnißmäßig nicht unbedeutender Treffer nützlicher. 300 Mark auf das Zehntel sind für den Armen eine wirkliche Hülfe und die Wahrscheinlichkeit, sie für drei Mark Einsatz zu gewinnen, brauchte nicht viel geringer als ein Procent zu sein. Legte man aber Gewinne von 1000 Mark auf das ganze Loos, so hätte der Spieler eines Zehntels die Aussicht, für drei Mark mit der Wahrscheinlichkeit von annähernd 1 zu 30 einen Gewinn von 100 Mark zu machen. Wir wollen hier diese technischen Fragen nicht weiter erörtern, sondern nur andeuten. Die Ziehungen könnten sich

Digitized by Google

monatlich wiederholen und einen solchen Umfang erhalten, daß sie der bei billiger Bemessung des fiscalischen Gewinnantheils ohne Zweifel zunehmenden Nachfrage genügen und die ausländische Concurrenz verdrängen — auf welches letztere wir übrigens nicht ein besonderes Gewicht legen, denn wer die Hoffnung am besten liefert, verdient den Vorzug. Eine so einfache Einrichtung würde die Kosten des Betriebes sehr ermäßigen. Es handelt sich nur um den jedesmaligen Verkauf der Loose und die Auszahlung der darauf gefallenen Gewinne. Beides könnte die Post ohne übermäßigen Zuwachs der Arbeitslast besorgen, wie sie ja andere Werthzeichen verkauft und in England sogar die Sparkasse verwaltet. Der größte Theil des jetzigen Apparates wäre unnöthig, und allein an den Collecteuren könnte der Staat jährlich weit über eine Million Mark ersparen. Argus.

Castelar's lateinische Träumereien.

Von Karl Blind.

Nur zu oft vergißt man heutzutage, daß England einst über hundert Jahre lang (1640—1746) die verschiedenartigsten Regierungsformen und die heftigsten inneren Kämpfe durchmachte, ehe es sich in verfassungsmäßigen Zuständen festsetzte. Stuart'sche Willkürherrschaft; Freistaat; Wiederherstellung der Stuarts; abermaliger Sturz der Stuarts; Berufung eines fremden Herrschers; Niederwerfung des von Schottland bis nach Süd-England hin vorgedrungenen Stuart'schen Kronbewerbers: so wickelte sich das lange blutige Schauspiel ab. Während dieser hundert Jahre zeigten sich in dem allmählich immer verderbter werdenden öffentlichen Leben des Landes, in der unsteten Sinnesart seiner hervorragenden Männer, ähnliche, tief widerwärtige Erscheinungen, wie später in Frankreich.

Letzteres hat seit bald hundert Jahren zwischen Bourbonischer Willkürherrschaft, verfassungsmäßiger fürstlicher Regierung, Republik, Direktorat, Consulat, Kaiserthum, Wiederherstellung der Bourbonen, Erhebung der Orleans, Republik, Kaiserthum und wiederum Republik abgewechselt. Pharisäisch auf Frankreich herabzusehen, ziemt indessen Engländern aus dem angeführten Grunde nicht. Die geschichtsphilosophisch denkenden Männer unter ihnen behalten in der That die erwähnten Thatsachen gut im Gedächtniß.

Spanien befindet sich jetzt in einer ähnlichen andauernden Drehung. Um nicht auf die Abwechselung zwischen Bourbonen, Napoleonischem Königthum, und wiederum Bourbonen, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts zurückzugreifen, hat das Land seit 1867 die plötzlichsten Wendungen von der priesterlich beeinflußten Regierung Isabellens zum Sturz der Bourbonen, zur verfassungsmäßigen Monarchie unter einem fremdgeborenen Herrscher, zur Republik, zur Generals-Herrschaft, und dann, mittelst eines zweiten Staatsstreiches, zur Wiedereinsetzung eines Bourbon-Prinzen vollzogen.

Wo solche Zustände einmal eingetreten sind, da bleiben stets unter den zeitweilig Besiegten starke Parteireste übrig, welche bei günstiger Gelegenheit den Kampf wieder urplötzlich aufnehmen — manchmal unter Abschluß von Nothbündnissen zwischen entgegengesetzten Gruppen, wie dies in Frankreich wiederholt beim Sturze von Regierungen vorgekommen ist. Kein aufmerksamer Beobachter der spanischen Dinge wird sich daher über den unlängst erfolgten republikanischen Soldaten-Aufstand in Madrid gewundert haben.

Die soeben mit gleicher Plötzlichkeit von der Regierung ergriffene Maßregel der Entlassung sämmtlicher Feldwebel aus dem wirklichen Heeresdienste, und ihrer Versetzung zu den Ersatzmannschaften, zeigt auch, daß man sich einer andauernden großen Gefahr wohl bewußt ist. Alle Feldwebel unter Verdacht, für Aufstandsbestrebungen ein offenes Ohr zu haben! Das malt die Lage zur Genüge.

Gleichviel, welcher politischen Richtung man huldigt, mit neuen Möglichkeiten einer abermaligen unerwarteten Wendung in Spanien wird man daher zu rechnen haben.

In das Getriebe der Vorgänge zwischen 1867—70 ist mir vor Jahren persönlich ein genauer Einblick geworden. Es geschah dies theils hier in London, wo General Prim eine Zeit lang weilte, über den mir mancherlei Mittheilungen wurden; theils durch Briefwechsel mit dem greisen Haupte der republikanischen Partei in Spanien, Don Jose Maria Orense, Grafen von Albaïda. Die Beziehungen zu Orense, vor Ausrufung des Freistaates begonnen, führten zu mannigfachem Verkehr. Für die nachherige Regierung Emilio Castelar's ein Wort in England einzulegen, ergab sich dann öfters Anlaß — sei es, daß wir den in der Londoner Presse durchschimmernden Ränken des mit General Serrano befreundeten, der spanischen Republik nicht gut gesinnten englischen Gesandten Layard zu Madrid entgegentraten; sei es, daß wir diejenigen bekämpften, welche unter menschenfreundlichem Vorwande dem jungen Freistaate ein Bein in Cuba zu stellen suchten. Von diesen Bemühungen zu Gunsten seiner Sache hat wohl auch Castelar Kenntniß.

Hätte die Republik sich in Spanien halten können, das deutsche Volk und die Regierung des Deutschen Reiches wären gewiß in dieselben freundlichen Beziehungen zu ihr getreten, welche man mit der Französischen Republik erhält oder zu unterhalten trachtet. Indessen sind andere Regierungen nach einander zu Madrid erstanden; und gemäß völkerrechtlichem Grundsatze hat man mit ihnen die diplomatische Verbindung angeknüpft.

Heute nun, wo die spanische Königsherrschaft auf den zwei Augen eines Säuglings zu ruhen scheint, und die republikanischen Wortführer entweder auf gesetzlichem Wege, oder durch gelegentliche Aufstandsversuche, ihre Sache wieder in den Vordergrund bringen, erachtet es Castelar für angezeigt, innerhalb der sogenannten „Griechisch-Lateinischen Vereinigung" einen Gegensatz gegen einen angeblichen „Pan-Germanismus" aufzustellen und bei diesem Anlasse die Wiederabtretung von Elsaß-Lothringen als eine der nothwendigsten Bedingungen des großen Völkerfriedens der Zukunft zu befürworten. Deutschland soll Elsaß-Lothringen herausgeben; wohl auf Grund — so dürfte man hier fragen — der von Castelar so hoch gehaltenen Einheit des Volksthumes und der Sprache?!

England seinerseits soll Gibraltar an die Spanier, Malta an die Italiener, Cypern an die Griechen, die Kanal-Eilande an die Franzosen abliefern. Daß die Malteser keine Italiener, sondern eines der zusammengewürfeltsten Mischvölker mit eigener Mundart sind, welche viele arabische Bestandtheile enthält, und daß sie, wenn befragt, wahrscheinlich lieber nur sich sebst gehören würden: das verschlägt offenbar bei dem schönen Plane nichts. Ebensowenig, daß das doppelsprachige Volk der Kanal-Inseln nichts weniger wünscht, als mit Frankreich verbunden zu werden. Zu England gehören die Kanal-Inseln bekanntlich nur insofern, als sie durch Personal-Union mit der Krone, aber keineswegs verfassungsmäßig mit dem Vereinigten Königreiche verbunden sind: eine Einrichtung, mit welcher man auf jenen Eilanden vollkommene Zufriedenheit empfindet.

Und da will nun Castelar, im Namen des zukünftigen ewigen Friedens, mit diesem Volke, das nicht französisch werden will, in eigenmächtigster Weise verfahren sehen!

Triest und Süd-Tyrol, von denen das eine sich vor Jahrhunderten freiwillig an Deutschland anschloß, das andere seit mehreren Jahrhunderten mit Deutschland vereinigt gewesen ist — Triest, der einzige Hafen einer deutschen Macht am adriatischen Meere; Süd-Tyrol, von wo aus unser, ohnedies im Westen bedrohtes Vaterland durch denselben Feind in die Zwickmühle genommen werden kann und einst von Frankreich genommen worden ist, sollen an Italien fallen. Hören wir aber etwa, aus den heiligen Hallen der Lateinischen oder Griechisch-Lateinischen Vereinigung, wo Castelar sprach, von der Rückgabe Helgolands an Deutschland? Kein Wort?

Oder von der Rückgabe Nizza's durch die Franzosen an

Digitized by Google

Italien — Nizza's, der Geburtsstadt Garibaldi's? Oder von einer wünschbaren Abtretung Korsika's, das doch eher italienisch, als französisch ist? Davon wiederum kein Wort!

Von „Pan-Germanismus" will man reden. Wo wäre er denn aber zu finden? Panslavismus ist gewiß das Ziel derer, die den Herrschaftsgelüsten des Czarenthums vorarbeiten. In diesen all-slavischen Sack möchte man Völker stecken, die in ihrer ganzen geschichtlichen Entwickelung und in ihrer Sprache so auseinander gegangen sind, sich so wenig unter einander verstehen, wie die Russen und die Polen, die Tschechen und die Serben, die ungarischen Nord- und Süd-Slaven und die Bulgaren. Der dazwischen liegenden nicht-slavischen Völker von litthauischem, deutschem, magyarischem, rumänischem und anderem Stamme gar nicht zu gedenken; denn diese werden selbstverständlich von den Panslavisten einfach als zu verspeisende Nebengerichte betrachtet.

Gegen den Panslavismus mag Castelar sich mit Fug wenden. Einen Pan-Germanismus gibt es nicht. Dieser schlösse ja in sich: die Vereinigung aller Deutschen bis nach Ungarn und Siebenbürgen und bis in die russischen Ostsee-Länder hinein; ferner die Verbindung der Deutschen mit den Dänen, Schweden, Norwegern, Isländern; mit den Holländern und Flamländern (welch' letztere nahezu zwei Drittel der Belgier bilden), auch mit einem flämischen Volksbestandtheile in Nordfrankreich; mit dem größeren Theile der Schweizer; sodann mit England und Schottland, und auf Grund der Sprache auch mit Irland; mit den Vereinigten Staaten von Amerika; endlich mit den verschiedenen Ansiedelungen in Süd-Afrika und Australien!

Hat man je irgendwo von diesem Pan-Germanismus gehört?

Oder sollen wir uns „Pan-Germanisten" nur darum schimpfen lassen, weil Deutschland, welches eine tausendjährige Reichsgeschichte „vom Fels zum Meer" hinter sich hat, sich in neuerer Zeit, unter Ausstoßung eines Drittheils seiner Bundesbevölkerung, wieder staatlich etwas enger zusammenschloß?

Emilio Castelar ist Gelehrter, Professor von Beruf. Aber wir fürchten, er hat sich in der Geschichte, wie in der Völkerkunde, nicht sehr genau umgesehen. Er behauptet: Lateinerthum bedeute den Grundsatz der freien Wahl bei Bildung einer Regierung; Germanenthum das Gegentheil — den Feudalismus. Ein Blick in den Schwabenspiegel („Von teutscher Männer Ehren"), wo es sich um die Königswahl handelt; oder in die Geschichte der Eidgenossenschaft; oder auf eine Karte Deutschlands, welche seine hundert freien Städte im alten Reiche zeigt, hätte den spanischen Parteimann von dieser Aeußerung zurückhalten müssen.

Worin besteht nun aber, vom Standpunkte der Völkerkunde, das sogenannte Lateinerthum?

Sind denn Spanier, Portugiesen, Franzosen, Italiener, Rumänen u. s. w. von lateinischem Stamme, weil sie Tochtersprachen der römischen Zunge reden? Die Spanier mit ihrer iberischen, nicht-arischen Unter- und ihrer arisch-keltischen Oberschicht, über welche sich dann Gothen und Mauren lagerten — sie wären wohl „Lateiner"? Oder die iberisch-keltisch-germanisch durcheinander gemengten Franzosen wären Lateiner? Könnte man etwa die Angelsachsen, welche Britannien eroberten, heute in ihren Nachkömmlingen als „Lateiner" bezeichnen, wenn jene die Römer-Sprache angenommen hätten? Oder sind die Engländer vielleicht zu Lateinern geworden, weil ihre ursprünglich rein deutsche Mundart durch die sprachlich romanisirten Normannen französisch durchsetzt wurde? Oder sind die Neger in Amerika, welche nur Englisch reden, jetzt als Angelsachsen zu bezeichnen?

Welcher politische Unfug wird doch mit mißverstandenen Schlagworten getrieben!

Es thut uns um Castelar leid, aber er bewegt sich in den sonderbarsten Widersprüchen. Der Sache, die er zu verfechten meint, fügt er den schlimmsten Schaden durch seine deutschfeindlichen Aeußerungen zu. Ganz widerspruchsvoll wird er auch bei seinen Bemerkungen über England. Bekanntlich ist er für sein eigenes Vaterland — und mit vollkommenem Recht — ein entschiedener Vertreter des Grundsatzes der Staatseinheit. Was dagegen England betrifft, so spricht er sich, gemäß seiner, wenn auch mehr nach gewisser Künstlerart katholisirenden Richtung für die Bestrebungen der „irischen Partei", für das Dubliner Sonderparlament, für Gladstone's Politik aus.

Wie? wenn er etwa von den, bekanntlich nichtspanischen, eine eigene Sprache redenden, stets etwas sonderbündlerisch aufgelegten Basken beim Wort gefaßt würde?

Seinen seit vielen Jahren angekündigten Besuch in England erklärt er wieder verschieben zu wollen, bis Gladstone abermals im Amte sei. Da handelt er wahrlich als „lateinischer" Cunctator, und damit verschiebt er den Besuch wohl auch auf die — „griechischen" Kalenden.

Literatur und Kunst.

Angewandte Aesthetik.

Von Eduard von Hartmann.

Wohl auf keinem Gebiete herrscht eine größere Unklarheit über die Bedingungen richtiger Urtheilsbildung als auf demjenigen des Schönen. Die idealistische Aesthetik der spekulativen Epoche der deutschen Pilosophie ist in Mißcredit gerathen, weil sie zu vornehm auf die Erfahrung herabsah und aus Principien deduciren und absprechen wollte, deren Gewinnungsweise ebenso dunkel wie uncontrolirbar schien; insbesondere eine Zeit, welche alle Metaphysik mit Haß verfolgt oder mit Verachtung bei Seite schiebt, muß allzu geneigt sein, eine Aesthetik zu mißachten, welche sich als Ausfluß der Metaphysik geberdet, wenn sie auch thatsächlich zum größeren Theile auf unvermerkten Induktionen aus der Erfahrung beruht. Je größer die Mühe war, die Dunkelheiten dieser Aesthetik zu durchdringen, desto froher konnte man sein, durch die Abhängigkeit derselben von der spekulativen Metaphysik dieser Mühe enthoben zu werden; je weniger bisher eine Einstimmigkeit unter den sich bekämpfenden Richtungen der philosophischen Aesthetik erzielt war, desto zuversichtlicher konnte man die Zumuthung ablehnen, sich durch mühsame Studien ein eigenes Urtheil über diese Streitigkeiten zu bilden.

Die Künstler legen am meisten Gewicht auf diejenige Seite ihres künstlerischen Vermögens, deren Gewinnung ihnen am meisten Arbeit gemacht hat, d. h. auf die Beherrschung der künstlerischen Ausdrucksmittel durch virtuose Technik; diese allein kann gelehrt und gelernt werden, und über die technische Virtuosität der Darstellung und des Vortrags läßt sich ein von individuellen Geschmacksrichtungen ziemlich unbeeinflußtes Urtheil fällen. Was dahinter steckt, bleibt den Künstlern entweder in ihnen selbst unbewußt, oder, soweit sie es fühlen, ahnen oder schauen, bleibt es ihnen doch unsagbar in Worten und nur in ihren Kunstwerken selbst aussprechbar, oder aber es ist ihnen zu weihevoll, um es profanen Blicken zu entschleiern und damit eine Diskussion darüber herauszufordern. Die Mehrzahl der Künstler kommt überhaupt über technische Virtuosität oder Routine gar nicht hinaus, behilft sich in Bezug auf das Dahintersteckende mit Nachahmung der Natur oder vorhandener Kunstwerke, und ist dann von der festen Ueberzeugung durchdrungen, daß damit überhaupt die Kunst erschöpft sei, und die sogenannten Genies bloß durch mehr Glück oder schlauere Berechnung der Effekte ihnen den Rang abgelaufen haben. Daraus erklärt es sich, daß die Künstlerschaft die denkbar beste Aesthetik mit tausend Freuden in den Kauf geben würde für den kleinsten technischen Handgriff, der ohne Weiteres praktisch verwendbar ist.

Die Kunsthistoriker durchforschen mit exakter Akribie das zugängliche Material der Kunst der Vergangenheit und sehen mit Recht die minutiöse Genauigkeit in der Feststellung des

Digitized by Google

Thatsächlichen für ihre erste und wichtigste Aufgabe an; denn das anscheinend Kleinste und Unbedeutendste ist oft von der entscheidendsten Bedeutung für die Feststellung eines ästhetischen Urtheiles. Daß dieses Eingehen in philologische und historische Details oft auch dem Gleichgültigsten eine übertriebene Wichtigkeit beimißt, durch Breitspurigkeit trocken und langweilig wird und das unmittelbare Interesse am Schönen unbefriedigt läßt, kann ihm dabei wohl in Laienkreisen zum Nachtheil angerechnet werden; die Fachkreise sind gerade stolz auf diesen Nimbus von Gelehrsamkeit, mit dem sie sich dadurch umgeben, und vergelten den dilettantischen Laien ihr Kopfschütteln durch Verachtung ihres ungeschulten Interesses am Schönen. Leider sind nur die Kunsthistoriker außer Stande, auf die Dauer bei dem bloß Thatsächlichen stehen zu bleiben; sie sind zur Erfüllung ihrer geschichtlichen Aufgabe geradezu gezwungen, zum ästhetischen Urtheil über die registrirten Facta fortzuschreiten. Hierzu nutzt ihnen aber die historische Gelehrsamkeit nichts; sie müssen entweder als Laien über das thatsächlich festgestellte Material urtheilen, oder als Aesthetiker. Sie sind fortwährend genöthigt, bei ihren Urtheilen mit ästhetischen Kategorien zu operiren, über welche sie sich keine Rechenschaft geben können, weil sie die Aesthetik als ein unwissenschaftliches Phantasiegespinnst geflissentlich von sich fernhalten und es dadurch versäumt haben, sich eine ästhetische Schulung anzueignen.

Sie urtheilen deshalb über das ermittelte Material in ästhetischer Hinsicht in der Regel als reine Laien, ohne dies einzugestehen, weil sie sich bewußt sind, bei der Ermittelung desselben mit höchster Gelehrsamkeit zu Werke gegangen zu sein, und der günstigste Fall ist noch der, wenn sie durch vielseitige Kunsterfahrung ihr ästhetisches Laienurtheil unvermerkt und unwillkürlich durch empirische Uebung gebildet haben. Dieser günstige Fall tritt aber um so seltener ein, je mehr die Forschungsgebiete sich durch Arbeitstheilung specialisiren, und je kleiner und enger der Bezirk wird, innerhalb dessen ein Forscher seine Erfahrungen gesammelt hat. Die immer fühlbarer werdende Hülflosigkeit solcher Kunstgelehrten vor der Aufgabe einer ästhetischen Urtheilsbildung legt es dann immer näher, sich dieser Aufgabe als einer den Gelehrten nichts angehenden, angeblich unwissenschaftlichen zu entziehen, und diese Auskunft ist jedenfalls achtungswerther und des ernsten Gelehrten würdiger als der Versuch, durch Einstreuen geistreich schillernder Phrasen, rhetorischen Pomps oder unklar schwärmender Gefühlsergüsse den falschen Schein einer in Wahrheit nicht vorhandenen ästhetischen Urtheilsfähigkeit vorzuspiegeln und dem Laienpublikum Sand in die Augen zu streuen. Die ernsteren Gelehrten denken deshalb mit Recht geringschätzig über solche Abtrünnige ihrer Zunft, die durch derartige wohlfeile Concessionen an den ästhetischen Heißhunger des Publikums gleichsam literarischen Bauernfang treiben. Wenn die strengeren Forscher ja noch das Bedürfniß fühlen, ihre einseitige Gelehrsamkeit durch eine Anleihe aufzufrischen, so machen sie eine solche nicht bei der phraseologischen Popularästhetik, sondern bei den Künstlern und deren Handwerksgriffen und Pfiffen; wenn man z. B. über eine gewisse Art der Lasur oder des Firnißauftrags oder der Meißelführung in den Ateliers etwas aufschnappen kann, so läßt sich das unter Umständen auch auf die technische Beurtheilung der alten Kunstwerke trefflich anwenden.

Am haltlosesten in ihrem Urtheil sind natürlich die Laien, die etwas von unklarer Popularästhetik haben in sich einsickern lassen, etwas von künstlerischer Technik aus der Ferne läuten gehört haben und einige Proben kunsthistorischer Behandlungsweise in Journalen oder sonst wo gelesen haben. Mit allen dreien können sie natürlich nichts anfangen, als höchstens das bereits gewonnene Urtheil äußerlich ausstaffiren und so ihm gleichsam einen Verputz vielseitiger Bildung geben. Thatsächlich hängt das Laienurtheil vorwiegend von einem außerästhetischen Interesse an den Sujets, von actuellen Zeitströmungen und Geschmacksrichtungen, kurz von Zufälligkeiten und Moden ab, ohne daß es sich dieses Einflusses bewußt ist. Reflectirt der Laie auf die Ursachen seiner Urtheilsfällung, so kann er bei der Unbewußtheit aller maßgebenden Factoren und dem anscheinend unmittelbaren Gegebensein des Resultats kaum zu einer andern Ansicht gelangen, als daß er sein ästhetisches Urtheil aus seiner Erfahrung schöpft. Und wie gut paßt nicht dieses Ergebniß zu der empirischen Richtung und der Metaphysikscheu unsrer Zeit, wie bequem ist es nicht, sich auf dieses Faulbett zu legen, und wie wohlthuend und schmeichelhaft muß nicht der Gedanke für den Herrn Müller oder Schultze sein, daß seine Erfahrung der letzte Quell der ästhetischen Werthschätzung ist! Und geht man selbst über das Urtheil des einzelnen Individuums hinaus, wie gut paßt es nicht zu dem demokratischen Grundzug des jetzigen Zeitalters, daß alle ästhetischen Werthverhältnisse eigentlich durch allgemeines gleiches Wahlrecht, durch Urabstimmung aus der Erfahrung Aller ermittelt werden müßten! Daß dabei allemal Minoritäten überstimmt werden, das geschieht denselben ganz recht; warum sind sie auch so dumm und so anmaßend, gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu schwimmen!

Nun ist es ja unzweifelhaft richtig, daß alles größere oder geringere Gefallen am Schönen und Mißfallen am Häßlichen in letzter Instanz auf Thatsachen der Erfahrung beruht. Aber zunächst sind dies keine äußeren Thatsachen des Daseins, sondern innere Thatsachen des Bewußtseins, deren Erfahrung bloß eine subjective, d. h. ausschließlich für das sie erfahrende Subject gültige ist. Kommt das Subject zum Nachdenken darüber, wie es möglich sei, daß andre Individuen denselben Objecten gegenüber andre, zum Theil entgegengesetzte Erfahrungen machen, so muß es sich davon überzeugen, daß die psychologischen Thatsachen des Gefallens und Mißfallens Producte aus einer Reihe unbewußter Factoren sind, von denen nur ein Theil ästhetisch, ein andrer Theil außerästhetisch ist, und daß das Auseinandergehen der Urtheile wesentlich durch die Verschiedenheit der außerästhetischen Factoren bedingt ist. Insofern nun die subjectiven Erfahrungsthatsachen des Gefallens oder Mißfallens sich ganz und gar für ästhetische Werthurtheile ausgeben, bilden die außerästhetischen Factoren ihrer Entstehung eine Verfälschung des reinen ästhetischen Urtheils. Soll das empirische Gefallen oder Mißfallen zu rein ästhetischen Urtheilen geläutert und abgeklärt werden, so muß es von den außerästhetischen Factoren seiner Entstehung gereinigt werden. Geschieht dies, so gewinnen die ästhetischen Urtheile trotz ihres subjectiv individuellen Ursprungs eine objective Bedeutung und Allgemeingültigkeit, weil die rein ästhetischen Factoren eine relative Constanz und praktisch ausreichende Gleichmäßigkeit in den Individuen besitzen.

Alles Streiten über entgegengesetzte ästhetische Urtheile dreht sich also wesentlich um die Frage, welches derselben rein ästhetisch, und welches durch außerästhetische Factoren verfälscht sei. Es ist kein Wunder, daß dieser Streit wenig fördert, so lange er sporadisch und unsystematisch betrieben wird. Die systematische Bemühung, aus den empirischen Thatsachen des ästhetischen Bewußtseins die außerästhetischen Factoren auszuscheiden und die rein ästhetischen Factoren in ihrem Zusammenhang und ihrer Gesetzmäßigkeit wissenschaftlich zu begreifen, nennt man Aesthetik. Alle Aesthetik, die etwas andres sein will, versteht sich selbst nicht, und hat nur insoweit wissenschaftliche Bedeutung, als sie eben dies ist, ohne es zu wollen, und trotzdem sie etwas andres sein will. Alle empirischen Geschmacksurtheile haben nur insoweit objective Bedeutung, als sie unvollständige Inductionen im Sinne einer wahren Aesthetik sind; alle Kunstleistungen haben nur in dem Maße künstlerischen Werth, als in ihnen unbewußt den Gesetzen Rechnung getragen ist, welche die Aesthetik sich zum Bewußtsein zu bringen bemüht ist.

Der Laie hat natürlich nicht nöthig, Aesthetik zu treiben, so lange er sein empirisches Geschmacksurtheil als ein bloß subjectives ohne allen Anspruch auf objective Gültigkeit hinstellt; der Künstler hat ebensowenig nöthig, Aesthetik zu treiben, so lange er auf Kunsturtheile gänzlich verzichtet und bloß Kunstleistungen dem Urtheil des Publikums darbietet. Natürlich kann der Laie wie der Künstler aus Liebhaberei Aesthetik treiben, so gut wie Kunstgeschichte; aber er hat keinerlei Verpflichtung dazu, so lange er kein Kunstrichteramt, auch nicht

Digitized by Google

im engsten Kreise, beansprucht. Der Laie wird, wenn er Aesthetik treibt, immerhin seine Genußfähigkeit für das Schöne mit der Unterscheidungsfähigkeit für dasselbe steigern; der Künstler wird zwar keinen positiven Gewinn für sein Schaffen davontragen, aber doch den nicht unerheblichen negativen, daß er die Vergeudung seiner Schaffenskraft in ästhetisch verfehlten Richtungen vermeidet, und dieser Gewinn wird um so mehr in's Gewicht fallen, je geringer sein Genie ist und je mehr sein Talent mit Reflexion auf den ästhetischen Effect arbeitet. Der Kunsthistoriker kann das Studium der Aesthetik nur dann entbehren, wenn er sich freiwillig zum gelehrten Handlanger erniedrigt und Anderen die Verwerthung des von ihm zusammengeschleppten Materials überläßt; so wie er sich erlaubt, selbst ästhetische Urtheile über sein Material abzugeben, ist er als Gelehrter auch verpflichtet, sich über die Bedeutung, den Zusammenhang und die Gesetzmäßigkeit der benutzten ästhetischen Kategorien wissenschaftlich Rechnung abzulegen. Dasselbe gilt von dem Kunstkritiker, sofern derselbe beansprucht, mehr als ein bloßes Laienurtheil ohne alle objective Gültigkeit abzugeben. Kunstkritiker und Kunsthistoriker haben gar keine Entschuldigung, wenn sie ohne gründliche ästhetische Schulung urtheilen; denn sie müssen durch ihre Bildung zur Vertiefung in die Aesthetik und zur Ausdauer in schwieriger Lectüre befähigt sein, was man nicht von jedem Laien und Künstler erwarten und verlangen kann. Da kein System der Aesthetik unbestrittene Alleinherrschaft behauptet, so sind sie darauf angewiesen, sich auf Grund der bisherigen geschichtlichen Entwickelung der ästhetischen Wissenschaft schließlich eine eigene Ansicht über die wahre und stichhaltige Aesthetik zu bilden, und da sie nicht Zeit haben, zu dem Zweck alle Systeme in den Originalwerken durchzustudieren, so müssen sie sich an eine Geschichte der Aesthetik halten, insbesondere an Auszüge der neuesten Systeme, welche am meisten Fühlung mit den ästhetischen Problemen der Gegenwart haben. Leider sind gerade diese neuesten Systeme in den bisherigen Geschichtswerken von Ed. Müller, Zimmermann, Lotze, Schasler, Hermann, v. Stein u. s. w. wenig oder gar nicht berücksichtigt, was mich veranlaßt hat, „die deutsche Aesthetik seit Kant" mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Werke noch einmal im Zusammenhange kritisch darzustellen.*)

Diejenigen Laien und Künstler, deren Vorbildung und Ausdauer für eine solche Lectüre nicht ausreicht, die aber doch das lebhafte Bedürfniß haben, ihr ästhetisches Urtheil irgendwie zu bilden, brauchen zu ihrer Schulung anstatt der reinen Theorie die Anwendung derselben auf concrete Beispiele, anstatt der abstract wissenschaftlichen Reflexion die Entwickelung des ästhetischen Urtheiles aus der kritischen Vergleichung von Kunstwerken. Die vergleichende Kunstgeschichte muß ihnen die ästhetische Theorie ersetzen; sie kann dies aber nur, wenn sie von solchen Männern vorgetragen wird, welche selbst die ästhetische Theorie vollständig beherrschen und die vergleichende Kunstgeschichte nur im Sinne einer „angewandten Aesthetik" treiben. Von einer zusammenhängenden vergleichenden Kunstgeschichte in diesem Sinne sind wir leider noch fern; eine solche würde auch den Laien schon wieder durch ihren bloßen Umfang zu viel Ausdauer zumuthen. Es müssen also einzelne Ausschnitte derselben, in sich abgerundete Essays dem Publikum dargeboten werden, welche an möglichst hervorragende und bedeutungsvolle Beispiele aus der Kunstgeschichte anknüpfen. Am besten sind diese Ansprüche bisher auf dem Gebiete der Poesie erfüllt worden, während im Bereiche der übrigen Künste ein fühlbarer Mangel an solchen Leistungen herrscht, die in anziehender Form und doch ohne unklare Phraseologie und hohle Schönrednerei dieser Aufgabe genügten.

Unter diesen Umständen freut es mich um so mehr, auf ein soeben erschienes Werk**) aufmerksam machen zu können, das seine Tendenz schon im Titel und Vorwort deutlich genug ausspricht und in einer Reihe von wohlabgerundeten Essays Proben einer „angewandten Aesthetik" liefert. Von den 22 Aufsätzen sind sechs der Plastik, fünf der Malerei, vier der Musik, zwei dem Naturschönen, und je einer der Architektur, Gartenkunst und decorativen Kunst gewidmet, während zwei sich mit allgemeineren ästhetischen und culturgeschichtlichen Fragen beschäftigen. Diese Uebersicht zeigt schon, daß der Verfasser sich auf den Gebieten der meisten Künste in gleichem Maße heimisch fühlt. Die Poesie hat er absichtlich nicht hereinbezogen, deutet aber im Vorwort darauf hin, daß von allen seinen in Hamburg gehaltenen Vorlesungen diejenigen über Shakespeare's Dramen am stärksten besucht waren. Die eingehende kunstgeschichtliche Sachkenntniß erhellt noch mehr aus den vergleichenden Uebersichten über Kunstwerke von gleichem Sujet, welche in der Regel der ästhetischen Zergliederung des untersuchten Kunstwerkes vorangeschickt sind, sowie aus der vielfachen Berücksichtigung abweichender kunstgeschichtlicher und kunstkritischer Ansichten in der Literatur, noch mehr aber aus den früher veröffentlichten Monographien des Verfassers, welche zum Theil dieselben Fragen wie die hier gesammelten Aufsätze behandeln. Letztere stellen sich dadurch großentheils als die reife Frucht und die Quintessenz umfassenderer literarischer Studien dar; einige sind aber auch selbständige Abhandlungen von mehr eindringender und umfangreicher Art, und andere endlich sind wieder abgedruckte Vorträge, die bei festlichen Gelegenheiten gehalten wurden. In formeller Hinsicht scheinen mir die auf größere Vorarbeiten gestützten Essays den Vorzug zu verdienen, da sie Gründlichkeit der Durcharbeitung mit abgerundeter Eleganz verbinden. Die längeren Abhandlungen (z. B. über Gartenkunst und Baukunst) rechnen schon auf ein etwas tiefer gehendes Interesse und etwas weiter reichende Geduld des Lesers, während die Gelegenheitsvorträge stellenweise etwas mehr rhetorischen Pomp in das Druckwerk mit herüberbringen, als der nüchterne Leser wünschen mag.

Als Aesthetiker folgt der Verfasser den Bahnen der idealistischen deutschen Aesthetik, in welcher er offenbar wohlgeschult ist. Manche Anzeichen deuten darauf hin, daß er, ähnlich wie Lotze, die stärksten Anregungen von Weiße empfangen hat; glücklicher Weise beziehen sich dieselben nicht auf den principiell rückständigen abstrakten Idealismus Weiße's, sondern auf dessen Stellung zu den Epochen der Kunstgeschichte. Der letzte Aufsatz des ersten Bandes, welcher „das Wesen der Antike" behandelt, warnt nachdrücklich vor deren Ueberschätzung und der künstlichen Uebertragung ihrer Formen in die Gegenwart, und wo die vergleichende Betrachtung sich auf eine ältere und eine moderne Bearbeitung des gleichen Sujets bezieht, wird überall die principielle Bevorzugung des Modernen ersichtlich. So stellt er z. B. die Venus von Thorwaldsen über die Venus von Milo, die Pieta von Rietschel über die von Michel Angelo, den Gottvater des Cornelius über den von Michel Angelo, den Christus von Thorwaldsen über alle früheren Christusstatuen, die hohe Messe von Beethoven über die von Bach. Nur bei Richard Wagner hört seine Vorliebe für das Moderne auf, und malt er hier ein recht dunkles Bild, in welchem die positiven Verdienste Wagners um die Fortbildung des Opernstils nicht zu ihrem Rechte kommen. Bei dem Vergleich von antiken und christlichen Kunstwerken mag auch die Stellung des Verfassers zum Christenthum für die Entscheidung mit von Einfluß gewesen sein, welche an verschiedenen Stellen deutlich aber nirgends störend markirt ist; vor einer Ueberschätzung des Mittelalterlichen im Vergleich zum Modernen ist derselbe durch seinen sehr entschiedenen freisinnige Protestantismus geschützt. Im Ganzen zeigt sich ein anerkennenswerthes Streben, die Höhenpunkte der Kunstgeschichte zum Gegenstand der ästhetischen Erörterung zu machen, weil diese in der That die fruchtbarsten Anknüpfungspunkte für dieselbe bilden; nur wird man die Vertheidigung von „absoluten Höhen" der Kunst denn doch in einem mehr relativen Sinne nehmen müssen, als der Verfasser sie meint. Dies folgt schon daraus, daß das Ideal des Künstlers im Kunstmaterial ebenso gut eine mangelhafte Ausprägung findet, wie die Naturidee im Naturmaterial; ob aber das Ideal des Künstlers einen absoluten Höhepunkt innerhalb der geschicht-

*) Berlin, Carl Duncker's Verlag, C. Heymons.

**) Angewandte Aesthetik in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Essays von Gustav Portig. 2 Bde. Hamburg, Verlag von J. F. Richter.

Digitized by Google

lichen Epoche, oder nur einen relativen darstellt, vermöchte nur ein absoluter Geist zu entscheiden, und sind wir auf die bloße Vermuthung angewiesen, daß selbst in der Phantasie des größten Genies das Ideal nur eine psychologisch mehr oder weniger gehemmte Entfaltung findet. Beim Laokoon erkennt der Verfasser am Schluß seiner Erörterung an, daß die plastische Behandlung des Laokoonmythus ein Mißgriff ist, ohne jedoch hieraus die vollen Consequenzen in der ästhetischen Beurtheilung zu ziehen; bei Raphael's Schule von Athen dagegen vermißt man jede Andeutung von der hier stattgehabten Ueberschreitung des der Malerei Darstellbaren.

Besonders hervorheben möchte ich noch die beiden längeren Abhandlungen über Baukunst und Gartenkunst. Der Werth der ersteren wird dadurch sachlich nicht geringer, daß die Erörterung der Baustile und ihrer Bedeutung für die Gegenwart an das Leben und die Schriften Semper's angeknüpft ist; im Gegentheil wird die allgemeine Betrachtung durch diese Beziehung auf die besondere hervorragende Künstlerpersönlichkeit für das Laienpublikum nur um so anziehender. Der Aufsatz über die schöne Gartenkunst, ihre Geschichte, gegenwärtige Entfaltung und ästhetische Gesetze kann als eine Ergänzung zu allen Systemen der Aesthetik bestens empfohlen werden, da diese sämmtlich diese Kunst sehr stiefmütterlich behandeln, wo nicht ganz ignoriren. Leider vermißt man in des Verfassers Vertheidigung der Gartenkunst als einer *selbständigen* schönen Kunst gegenüber allen anderen Künsten die Aufstellung und Beantwortung der Frage, ob dieselbe zu den freien oder unfreien Künsten gehöre. Das begeisterte Loblied, welches der Verfasser der ästhetischen und ethischen Bedeutung der decorativen Kunst anstimmt, dürfte ihm jedenfalls die Befürchtung gegenstandslos machen, durch Zuzählung der Gartenkunst zu den unfreien Künsten deren ästhetische und ethische Bedeutung unter das ihr zukommende Maß zu schmälern.

Ein Princip für die den Aufsätzen gegebene Reihenfolge ist nicht erkennbar und würde meines Erachtens eine Anordnung nach den Künsten der Vorzug verdient haben. Jedenfalls bietet die gewählte bunte Reihe den praktischen Vortheil, dieselbe ohne Störung einer sachlichen Anordnung in weiteren Bänden beliebig fortsetzen zu können, was im Interesse der Sache wie des Publikums nur gewünscht werden kann.

Friedrich Spielhagen's neuester Roman.

Von Gustav Karpeles.

„Ich habe den Essay mit dem größten Interesse gelesen," so schrieb mir vor etwa vier Jahren ein sehr angesehener deutscher Romanschriftsteller, als Spielhagen's Artikelserie „Der Ich-Roman" erschienen war. „Mit dem Meisten bin ich auch einverstanden. Aber, du lieber Gott, erst einmal die Probe auf das Exempel gemacht. Gelingt sie, dann rufe ich mit Euch: Hurrah, und zwar so stark, als es meine schwachen Kräfte gestatten."

Ich für meinen Theil habe schon damals nicht einen Augenblick daran gezweifelt, daß Spielhagen uns auch diese „Probe" nicht schuldig bleiben werde, ja, daß er dieselbe bereits im Kopfe mit sich umhertrage, und endlich, daß eine solche Theorie gar nicht in der ausdrücklichen und vollständigen Weise klar zu legen sei, wenn man sie nicht vorher schon an einem großen und weitgreifenden „Exempel" Schritt für Schritt erprobt hat.

Nun denn, Spielhagen hat die „Probe auf das Exempel" geliefert. So glänzend und vollwichtig geliefert, daß dem obencitirten verehrten Schriftsteller in der That nichts übrig bliebe, als von seiner hohen Warte aus in alle Lande „Hurrah!" zu rufen, wenn er nicht — inzwischen gestorben wäre. Aber wer den theuren Mann je gekannt, wird mit mir überzeugt sein, daß *Alfred Meißner* — denn er war jener Correspondent — keinen Augenblick angestanden hätte, dem Collegen neidlos die Palme der Anerkennung zu reichen, wenn er die Probe so mathematisch richtig wie das Exempel befunden hätte.

Für literarische Feinschmecker wird es sicher ein eigenthümlicher Genuß sein, an der Hand jenes Essays — gewissermaßen wie mit einem zuverlässigen Führer — den neuesten Roman Spielhagen's zu lesen.*) Für weitere Kreise wird es ausreichen, den Extract jener kritischen Studie zum Verständniß der neuesten Schöpfung des Dichters hier in Kurzem wiederzugeben.

Der Ich-Roman, also eine Dichtung, in der der Held als Selbsterzähler auftritt, hat eine eigenthümliche Technik. Es ist ein Irrthum zu glauben, daß der Dichter diese Form nur nach Belieben oder gar aus Bequemlichkeit wähle. Letzteres ist allerdings bei Anfängern der Fall, denen die Ateliergeheimnisse der Romantechnik noch nicht aufgegangen sind; jeder Novize im Romanfach beginnt sicher mit einem Ich-Roman. Die Species hat aber im modernen Leben eine so hohe Bedeutung, daß, gelangt der Poet zu seiner reifsten Entwickelung, er zuverlässig wieder die Form des Ich-Romans wählen wird. Denn diese Form entspricht am meisten dem modernen Zeitbild, so wie die absolute Objectivität und Ichlosigkeit dem antiken Epos, den homerischen Helden, entsprochen hat. Dabei ist natürlich die Voraussetzung, daß jenes geheimnißvolle „Ich" des Romans kein Anderer ist, als der Dichter selbst oder doch irgend ein „Jemand, der dem Dichter so weit gleicht, als ein stark benutztes Modell dem nach ihm geschaffenen Bilde gleichen wird". Allen Einwänden, die erfahrene Aesthetiker gegen diese Identificirung des Dichters mit seinem Helden erheben wollten, bricht aber Spielhagen dadurch die Spitze ab, daß er als die letzte Consequenz seiner Theorie den Satz aufstellt und zu beweisen unternimmt: Im tiefsten Grunde finde in jedem modernen Roman eine Congruenz von Dichter und Helden statt und somit sei jeder von diesen, auch wenn er die Maske der Objectivität und absoluten Ichlosigkeit noch so streng festzuhalten suche, verglichen mit dem uralten epischen Halbbruder, ein — Ich-Roman.

Das Gemeinsame, das Ziel aller epischen Poesie, bleibt das Weltbild, das aus der scharfen Beobachtung der realen Welt hervorgehe, gleichviel ob „Ich" oder „Er" sie anschaut, wobei dann freilich das Bild, je nach der Lage aus, von welcher es gesehen wird, eine veränderte Gestalt wird annehmen müssen. „Wenn ich die Augen ordentlich aufmache, so sehe ich so ziemlich Alles, was zu sehen ist," sagte Goethe einmal. Und allerdings konnte er mit einer solchen Sehkraft den „Werther" schaffen, von dem er dann noch im hohen Alter sagen durfte, er sei ein Geschöpf, das er gleich dem Pelikan mit dem Blut seines eigenen Herzens gefüttert habe.

Um wie viel schwerer wird es aber dem modernen Dichter, ein solches Weltbild, in dem die ganze Zeit sich spiegelt, zu gestalten! Wie einfach und klar lag das Bild des Makrokosmus vor dem Homeriden, wie mächtig zitterte die einzige große Bewegung der Zeit — der Weltschmerz — durch die Seele Goethe's, so daß er sie nur zu fassen und zu bannen hatte! Und wie weit auseinanderliegend sind die Strömungen dieser Tage, in denen wir leben, und die zu schildern der Dichter unternehmen möchte! Welche ungeheure Massen sind in beständigem Fluß, welche dämonische Kräfte in rasender Bewegung! Welche Formen und Stoffe, wie viele Bewegungen und Richtungen hat die Gegenwart in sich aufgenommen, die „in den stillen Frieden unseres Kunstlebens" wild hereingebrochen, und die nun alle in einen Guß zu bringen sind, soll das Bild der Zeit, das moderne Weltbild, ein treues, ein gutes und wahrhaftiges sein! Alle Bande religiöser Scheu sind längst gelockert, alle Kräfte der Natur scheinen entfesselt und von ihrem ewigen Geheimniß die sieben Siegel fast gelöst, alle politischen Räthselfragen, die je aufgetaucht, erschrecken die Gegenwart von Neuem und unaufhörlich; der Windstille halbvergangener Tage ist eine ewige Unruhe gefolgt, das Klappern der Maschine, das Schnauben des Dampfes,

*) „Was will das werden?", Roman in neun Büchern. Von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staakmann. 1887. 3 Bde.

Digitized by Google

das Zittern des elektrischen Drahts, der durch das Herz der Zeit zu gehen scheint — und wie eine grauenhafte Sphinx steht an der Eingangspforte zu diesem Zeitbild das hohläugige Gespenst der socialen Frage, drohend, mahnend und warnend...

„Was will das werden?" So fragen sich auch heute, wie in jenen Tagen, die mit den unsrigen eine so verweifelte Aehnlichkeit haben, alle Leute, die irre geworden an den Erscheinungen der Zeit und die ängstlich nach dem „ruhenden Pol" suchen. Ihnen möchte der Poet, der von seiner einsamen Bergeshöhe aus dies Treiben und Jagen, alle diese Strömungen und Bewegungen verfolgt hat, eine Antwort geben, indem er noch einmal das ganze Bild der Gegenwart einheitlich zusammenfaßt. Habt Ihr es gesehen und erkannt, habt Ihr den Lauf der Strömungen verfolgt, habt Ihr die Kräfte gefühlt, die hier wirken und weben, habt Ihr die Mächte gefunden, die den „sausenden Webstuhl" bewegen, habt Ihr die Erscheinungen beobachtet, die maßgebend sind für die Gestaltung der Zukunft — — nun denn, so ist es an Euch, Ihr guten Leute, der drohenden Gefahr muthig zu begegnen oder das Kommende mit jener Resignation zu ertragen, die am Ende das einzige Erbtheil solcher wildbewegter Zeitepochen bleiben dürfte. Der Dichter hat seiner Aufgabe gewaltet; er hat die Gefahr gezeigt, er hat den Sturm verkündet, der nahen muß — an den Zeitgenossen ist es, diese Zeichen zu verstehen und darnach zu handeln.

Es kann für den einsichtigen Leser kein Zweifel mehr obwalten, daß dieser Poet Friedrich Spielhagen heiße. In der That, wie kein Anderer war dieser Dichter gerade berufen, das objective Bild unserer Zeit zu schaffen. Von seinem ersten Auftreten an, vor mehr als einem Vierteljahrhundert, ist er der Zeitdichter par excellence geworden. In seinen „Problematischen Naturen," hat er das Bild jener Tage geliefert; in seinem neuesten Roman hat er das Culturgemälde unserer Zeit zusammengefaßt, in deren Mittelpunkt das deutsche Leben steht. So kann man sagen, daß der Dichter zu seinem Ausgangspunkt zurückgekehrt ist. Nur daß er auf diesem Wege an Kraft und Verständniß, an Form und Geist gewonnen und nun, auf der Höhe seines Lebens und Schaffens angelangt, nicht einen Zeitroman, sondern den Roman der Zeit seinem Volke gegeben hat.

Und ein kühner Meister mußte es allerdings sein, der an einen solchen Wurf sich wagen durfte! Bis in das innerste Mark hat der Dichter diese Zeit getroffen; fast keine Seite in ihr hat er ihr unberührt gelassen, und der Zug auf das Große, Volle und Ganze, der sie durchbebt, ist auch der Grundzug seiner Dichtung. Sogleich die ersten Seiten führen uns, indem sie das innerste Wesen des Helden zeigen, sein reiches und reines Gemüthsleben, auch in das Leben der Epoche, der der Held angehört. Wieder befinden wir uns in der alten pommerschen Hafenstadt mit den engen Straßen und hochgegiebelten, von den Wogen der See umspülten Häusern, die fast stets der Ausgangspunkt der Schilderungen unseres Dichters bildet. Es ist ja seiner Jugend Stadt, wir kennen sie, und so ist uns auch der junge Lorenz bald lieb und vertraut, dem wir nun durch ein halbes Leben zu folgen haben. Denn er ist es, den der Dichter sich zum Helden erkoren, daß er das Wandelpanorama dieser sturmbewegten Tage vor unseren erstaunten Blicken aufrolle. Eine wehmüthig bewegte Stimmung ist der Grundzug seines Wesens; diese Stimmung verläßt ihn nie, sie ist wohl ein Familienerbe aller Helden des Geistes und der Empfindung. Und daß Lorenz nicht nur der natürliche Sohn eines deutschen Herzogs, sondern auch ein legitimer Enkel — von Goethe's Werther ist, das haben wir bald herausgefunden, wenn wir seinen Weltschmerz, sein Grübeln über die Bestimmung des modernen Menschen, seine Irrfahrten und Schicksale, seine Rettung endlich in den Hafen der Liebe mit aufmerksamer Theilnahme verfolgen. Ja, er ist ein moderner Werther — und wir hören ihn ebenso gern sein Leid erzählen und fühlen ebenso tief das unselige Leid der Zeit aus seinem Berichte heraus, wie die Zeitgenossen seines hohen Ahns den seligen Empfindungsüberschwang jener Tage in dem Leben Werthers mitgelebt haben.

Früh schon gelangt unser Held zu den großen und bewegenden Fragen der Zeit; früh auch entscheidet er sich für diejenige Richtung, welche der brausenden Jugend die einzig wahre, die einzig zum Ziele führende scheint. Und ebenso früh macht er jene Wandlungen durch, die Alle erlebt und wohl auch durchgemacht haben, die mit dem Jahrhundert groß geworden, die des Vaterlandes Schmach und Zerrissenheit mit erlebt, die aber auch seine Kriege und Siege mitgefochten und aus den Trümmern das einige Deutschland haben erstehen sehen. Alle diese Kämpfe streitet er in seinem Herzen durch, da das stille, idyllische Leben des Vaterhauses seinen Abschluß erlangt und er hinaustritt in die feindliche Welt, wo schon der erste Schritt ihn mit zwei großen und mächtigen Richtungen in Conflict bringt, die den Fortschritt hemmen, dem er sein Herzblut weihen möchte.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den Helden weiter durch das Leben zu geleiten. Es genügt uns, anzuerkennen, daß er das Wichtigste von dem, was das Leben der Gesammtheit erfüllt, miterlebt, beurtheilt, darstellt. Sein Ich ist ein Spiegelbild der Zeit; er ist eben ein moderner Werther, der als der Repräsentant unserer Zeitepoche auftritt und den der Dichter deshalb auch mit allen Gaben des Herzens und Geistes überreich ausgestattet, ja zum Liebling der Götter und Menschen erkoren hat. So bleibt ihm die Wirrniß unserer politischen und socialen Zustände nicht fremd; er wird in sie hineingezogen und muß Stellung zu ihnen nehmen. Die conservative und die Fortschrittspartei, der Militarismus und die Socialdemokratie, der Antisemitismus und der Nihilismus — das sind die Hauptströmungen — dann aber kommen noch viele kleinere Unterströmungen, die alle in diese Zeit und ebenso in das Leben des Helden eingreifen, die also folgerichtig auch alle in dieser Dichtung zur Erscheinung und Ausgestaltung kommen.

Und hier zeigt sich der Dichter denn auch in seiner vollsten Objectivität, die ihn über den weiten Raum der Jahrtausende hinweg seinem epischen Bruder nahebringt. Viel leeres und böses Gerede, das weiß er, wird ihm folgen; denn sein Held und dessen Genossen spiegeln so getreu die Fehler der Zeit wieder, daß Alle, die sich davon getroffen fühlen, unwillkürlich aufschreien werden. „Das ist ein socialdemokratischer Roman," werden die Einen sagen, „die liberalisirende Tendenz und der Haß gegen den Adel ist unverkennbar," werden die Anderen behaupten; und sicher wird es auch nicht an Solchen fehlen, die einen Hauch „antisemitischer Gesinnung" werden zu wittern vermeinen. Ihrer Aller spottet von der errungenen Höhe seiner Weltanschauung aus der Poet. Gerade aus ihrem bunten Chorus hört er das höchste Lob heraus, das seiner Dichtung zu Theil werden konnte, den großen Triumph, den seine Kunst gefeiert hat: In der subjectivsten Form die möglichst objective Darstellung gegeben zu haben!

Eine so objective Darstellung, daß kein ehrlicher Kunstrichter zu sagen vermöchte, welche von diesen weitauseinanderliegenden Richtungen er, der Poet selbst, begünstige, welcher er den Sieg wünsche und welche auch nach Allem zum Siege gelangen müsse. Es sei denn, die große Sache des Fortschritts — nicht etwa als Bezeichnung eines Parteibegriffs — sondern als die Sache der Menschheit, als das urewige Ideal aller Poesie, der unser Dichter von je und je gehuldigt und die ihm hoch erhaben über allen Wirren der Zeit steht. Im Uebrigen aber hat er das Empfinden aller Parteien, die sich um die Zukunft streiten, zum treuesten und charakteristischsten Ausdruck gebracht, und so seines dichterischen Amtes der Objectivität mit treuer Mühe, mit großer Kunst gewaltet.

Und dazu nun noch die bewundernswerthe Kunst der Composition und der dichterischen Darstellung, die diesen in seiner Art einzigen Ich-Roman auszeichnet! Diese künstlerische Zusammenfassung, diese geschlossene Einheit, dieser reiche Zauber der Phantasie, diese scharfe Anatomie des Herzens und der Leidenschaften, diese psychologische Feinheit der Charakteristik und — zuletzt, doch ja nicht zuletzt — diese markige Kraft der Sprache, die, mag sie auch hier und da in eine gewisse pathetische Manier ausarten, doch immer von einer wunderbaren Fülle und Klangfarbe ist und in jedem Satze den

Digitized by Google

begnadeten Poeten verräth, den epischen Dichter, der in alle Höhen und in alle Tiefen des Lebens geschaut und der alle Erscheinungen des Lebens im dichterischen Bilde eines Menschen zu erklären weiß, den er „von aller individuellen Beschränktheit befreit und zu einem für die Zeit typischen, für die actuelle Welt repräsentativen Menschen", gewissermaßen zum Träger der Zeitideen, umgebildet und erweitert hat.

Die Kenner des Essays über den „Ich-Roman" werden wissen, daß diese Forderung von dem Aesthetiker selbst an den Dichter gestellt worden. Er hat sie reich und voll in diesem reinsten und reifsten Werk seiner Muse erfüllt, in dem Werk, zu dem er berufen und das man recht eigentlich von ihm auch zu erwarten berechtigt war. In dem ergreifenden Epilog seiner Dichtung, in dem er noch einmal Alles zusammenfaßt, was diese Zeit durchwogt und erfüllt, zeichnet sein Held die Aufgabe, deren Lösung er von einem Dichter heischt, der dies Weltbild zu schaffen unternehmen wolle.

„Und ich hatte ihn wohl verstanden," heißt es da einmal, „und mir geschworen, ich wolle, wenn die Himmlischen mir gnädig seien, an diese Arbeit gehen, nach meiner besten Einsicht, mit meinen besten Kräften, mich im voraus gern bescheidend, so es mir auch nur gelänge, ein paar Bausteine herbeizuschaffen für den Meister, der nach mir kommen wird."

So Lorenz, der Held, so Spielhagen, der Dichter. Es ist der höchste Triumph seiner Kunst, daß wir Beide auf den weiten Wegen durch den ganzen Roman zu trennen vermochten und daß erst, da dieser uns entläßt, der intime Connex des Dichters mit seinen Helden uns auffällt, in welchem er sich und doch wieder ein ganz anderes Bild mit Meisterkraft dargestellt hat.

Lectüre.

Von Wilh. F. Brand.

Sir John Lubbock, der bekannte Politiker, Philanthrop und Ameisengelehrte hielt vor einiger Zeit in London einen Vortrag über „the pleasures of reading" und gab am Schluß desselben eine Liste der besten hundert Bücher, die die Welt hervorgebracht und deren Lectüre er seinen Zuhörern besonders anempfahl. Die „Pall Mall Gazette" mit der ihr eigenen Sucht für das Absonderliche nahm die Frage auf und führte sie weiter aus, indem sie sich an die hervorragendsten Männer Englands wandte mit dem Ersuchen, auf Grund der von Sir John aufgestellten Liste sich über diesen Punkt auszusprechen, und das Resultat war eine Reihe zum Theil recht interessanter Zuschriften von Männern, wie dem Prinzen von Wales, Mr. Gladstone, Mr. Chamberlain, dem Lord Chief Justice von England, Professor Ruskin, Professor Max Müller, Professor Blackie, dem amerikanischen Gesandten, Lord Wolseley und anderen hervorragenden Persönlichkeiten, welche die Original-Liste hier beschränkend, dort ergänzend, vielfach mit der Empfehlung des einen oder anderen Lieblingswerkes sich begnügend, immerhin hinreichend klar darthaten — wenn anders irgend jemand daran gezweifelt hätte —, daß es ein heikles Unterfangen ist, um die Auswahl der lesenswerthesten hundert Bücher, daß die Ansichten darüber naturgemäß weit aus einander gehen. Gleichwohl aber sind derartige wohldurchdachte Listen nicht ohne Interesse und practischen Nutzen. Denn wir brauchen nur die richtigen Bücher auszuwählen, um in ihnen unsere besten, zuverlässigsten, selbstentäußersten, nutzbringendsten Freunde zu finden.

Aber wählen wir auch die rechte Lectüre? Bringt sie uns auch Nutzen? Lassen wir uns unter der Fülle des Gebotenen nicht die Perlen auf dem großen Felde der Literatur verschütten? Was sollen wir lesen? Was zunächst? Alles das sind wohlbegründete Fragen und Erwägungen, zu deren Beantwortung Sir John Lubbock zwei Autoritäten in's Feld führt; und wir können kaum besser handeln, als indem wir seinem Beispiel folgen. Darwin antwortete ihm einmal auf eine solche Frage, wir sollten das lesen, was uns am meisten interessirte. Lust und Liebe zu einer Sache sind allerdings auch die Hauptmotive in der Auswahl unseres Berufes, wie in unserem Handeln im Allgemeinen. Die individuelle Neigung hat, auf dem persönlichen Ermessen, den Fähigkeiten und Bestrebungen eines jeden basirt, bis zu einem gewissen Grade ihre vollste Berechtigung und wird, dafern sie sich mit gewissen allgemeinen Vorschriften und Weisungen nicht im Einklang befindet, ihnen zum Trotz sich Bahn brechen. Allein selbst wenn wir uns auf unseren Geschmack und unsere Neigung in solchen Dingen unbedingt verlassen könnten, setzt doch die Ausführung dieses Princips der eigenen Wahl bereits eine gewisse Kenntniß des großen Feldes der Lectüre in seinen weitesten Umfängen voraus. Wo es an dieser mangelt, da erinnert jenes Princip an den Rath, nicht in das Wasser zu gehen, bis man zu schwimmen gelernt hat. Gleichwohl aber hat die einfache Weisung Darwin's innerhalb sich von selbst ergebender Beschränkungen viel für sich, einmal, weil es gerade diejenige ist, der wir am ehesten folgen, und sodann, weil wir im allgemeinen wenig Nutzen ziehen aus der Lectüre von Büchern, die uns kein Vergnügen gewähren. Aber auch das sollten wir nicht zu leicht als Entschuldigung uns einreden, wenn es sich darum handelt, uns mit „tieferen Schriften" zu befassen, sei es, daß unsere Bequemlichkeit sich dagegen sträubt oder daß wir unseren eigenen Fähigkeiten nicht recht trauen. Denn viel weniger Menschen brauchten über ihr mangelndes Verständnißvermögen, das sie doch sonst nicht so bereitwilligst einräumen, in dieser Hinsicht sich zu beklagen, wenn nur ihrer mehr ernstlich den Versuch machen wollten, zu erproben, wie weit dieses Vermögen sich erstreckt.

Die andere Weisung geht von Lord Brougham aus, derzufolge wir everything of something and something of everything lesen sollten, also „alles von dem, was wirklich etwas ist und etwas von allem", ein weises Wort, das uns nur leider auf der Suche nach diesem „Etwas", dem vornehmlich Lesenswerthen, in seiner ersteren Hälfte unserem Ziele nicht näher rückt und in seiner letzteren zu mancherlei Bedenken Anlaß geben könnte. Selbstverständlich dürfen wir über der Befolgung des Princips „von allem etwas" nicht zu viel Zeit verlieren, und ein strebsamer Mensch mit einem auf die eigene Vervollkommnung gerichteten Sinn wird auch diesem „Allem" gegenüber von dem Gesichtspunkt eines jeden Einzelnen aus mehr oder weniger weit sich erstreckende Grenzen ziehen. Dieses vielseitige Lesen schützt uns selbst vor einseitigeren Begriffen und erwächst uns daraus nicht immer ein rein literarischer Genuß, so schöpfen wir daraus um so öfter lehrreiche Lebensanschauungen. Wir ersehen daraus vielleicht nicht sowohl wie das Leben sein sollte, aber doch wie es thatsächlich ist. Das gilt insbesondere von der zeitgenössischen Presse, die vor der klassischen Literatur jedenfalls den einen Vortheil voraus hat, daß sie, ob gut geschrieben oder nicht, ein Bild zeitgenössischer Ereignisse der Welt, in der wir selbst leben, in einem, wenn auch nicht immer tadellos blinkenden Spiegel reflectirt. Wir brauchen durchaus nicht dem Urtheil jenes modernen Staatsmannes beizupflichten, der da meinte, „die Lectüre einer einzigen Seite einer Zeitung unserer Tage sei von mehr practischem Nutzen, als alle die viel gepriesenen Schriften des Alterthums zusammen genommen" und können deshalb doch von dem Werthe der modernen Presse durchdrungen sein. Nur müssen wir uns da vor einem Fehler hüten, dem das große Publikum so häufig verfällt, nicht mit der Lectüre von Aufsätzen uns begnügen, die über die Heroen der Literatur geschrieben sind, über ihre Gewohnheiten und vielleicht ihre häuslichen Einrichtungen oder auch über — ihre Großmütter, und müssen auf unserer Hut sein, daß wir dabei nicht die Werke dieser großen Männer, wir wissen selbst nicht recht, wie es kommt, einfach als gelesen betrachten.

Bei Befolgung der Lehre, „von allem etwas" zu lesen, werden uns oft genug Bücher vor die Augen kommen, in Bezug auf welche wir mit den Worten eines diplomatisch gewandten Lesers dem Autor zurufen möchten: „Ich werde keine Zeit verlieren, Ihr Buch zu lesen". Es fragt sich nur, in welchem Sinne wir das meinen. Zu häufig gewiß nur

Digitized by Google

im sarkastischen Sinne. Allein wenn wir so „something of everything“ lesen, so kann es nicht fehlen, daß wir dann auch zuweilen auf etwas stoßen, was wirklich „something“ ist und wovon wir dann auch wieder everything lesen werden oder doch lesen sollten. In Anbetracht dessen aber, daß dieses Verfahren oftmals recht umständlich werden könnte, sollten wir auf der Suche nach diesem „etwas“ nicht das allgemeine Naturgesetz von dem Kampf um's Dasein außer Acht lassen, das nicht nur in Bezug auf lebende Wesen und Pflanzen, sondern auch auf Bücher seine Geltung hat. Nach einem alten Wahrspruch ist „das Alter eine Empfehlung für vier Dinge — altes Holz zu brennen, alte Weine zu trinken, alten Freunden zu trauen und alte Bücher zu lesen“. Das bezieht sich nun aber wahrlich nicht auf den alten Druck und die alten Einbände, auf die seltenen Bücher, wie so manche Raritäten-Sammler uns und sich selbst einreden möchten. Wohl mag sich an ein altes Buch, das vielleicht vor Jahrhunderten gedruckt und seither niemals wieder, ein gewisses historisches Interesse mit Recht knüpfen, wie etwa an ein ebenso altes Gewand oder ein Schießgewehr; allein vom literarischen Standpunkte aus gereicht demselben der Umstand, daß es in der langen Zeit niemals wieder gedruckt worden, an sich gerade keineswegs zur Empfehlung, und wenn wir es recht prüfen, werden wir seine Existenzberechtigung nur zu oft lediglich in der Entschuldigung begründet finden: „ein Buch ist ein Buch, wenn auch nichts darin ist“. Diese alten Bücher sind nicht gemeint, sondern die alten, die immer jung bleiben und deshalb meistens auch in ihrem Aeußeren stets wieder sich verjüngen. Wohl enthalten die neuesten Werke, z. B. über Geschichte und Naturwissenschaften, die genauesten Informationen — oder sollten sie jedenfalls enthalten —; auch liegen die Schriften unserer Zeit und unseres Volkes — die wir ja auch durchaus nicht vernachlässigen sollen — uns näher und wir genießen schon mancherlei Nebenumstände darin, die uns jene gar nicht zu bieten vermögen; und doch übt schon das Alter klassischer Schriften an sich, das sie ihrer Jugendkraft nicht beraubt hat, eine besondere Anziehungskraft auf uns aus, und der Umstand, daß sie wenigstens schon viele Millionen von Menschen verschiedener Zeiten und Lande unterhalten und gebildet, hat schon einen eignen Reiz, wie er ein Beweis davon ist, daß dieselben im „Kampfe um's Dasein“ sich als besonders lebensfähig erwiesen und somit als in hervorragendem Grade lesenswerth anzusehen.

Von diesem, wenn nicht unbedingt zuverlässigen, so doch höchst praktischen Gesichtspunkte ausgehend, hat auch Sir John Lubbock seine Liste entworfen, die wir jetzt mehr im einzelnen in's Auge fassen wollen.

Nächst der Bibel hebt er unter anderen religiösen und moralischen Schriften, zuweilen nur die Autoren, zuweilen nur ihre Werke nennend, namentlich hervor:

Marcus Aurelius.
Epictet.
Confucius: „Le Bouddha et sa Religion“ (St. Hilaire).
Aristoteles: „Ethik“.
Mohamed: „Koran“.
Augustinus: „Confessiones“.
Pascal: „Pensées“.
Spinoza: „Tractatus theologico-politicus“.
Comte: „Catéchisme positiviste“.

Schon aus diesen wenigen Beispielen dürfte es zur Genüge erhellen, wie heikel ein Unterfangen ist, eine solche Liste zu entwerfen, daß kaum ein anderer, der den Muth dazu hätte, genau jene selbigen Werke, wie groß dieselben auch an sich alle sein mögen, nun gerade als die größten aufführen würde, daß die Liste also keineswegs Anspruch darauf machen kann — auch thut sie das in der That durchaus nicht! — für jedermann maßgebend zu sein. Es kommt uns indessen ja hier nicht sowohl darauf an, selbst ein derartiges Lese-Programm aufzustellen, als vielmehr es von möglichst competenter Seite entworfen zu sehen, und wer ist da unter uns der sich rühmen könnte, schon die angeführten Werke alle ohne Ausnahme gelesen, eingehend genug gelesen und studirt zu haben. Gewiß Sir John selbst nicht! Und haben wir sie auch alle durchgelesen, verdienen sie nicht sämmtlich, daß wir wieder und immer wieder zu ihnen zurückgreifen?

An die angeführten Werke auf der Liste schließt sich eine lange Reihe der bekanntesten griechischen und römischen Dichter und Schriftsteller, die wir auf Schulen und Universitäten vielleicht mit Eifer studiren, die später aber in so vielen Fällen — nicht wieder angesehen werden, Werke, die aber hier nicht einzeln aufgeführt zu werden brauchen. Unter den älteren Dichtungen nimmt in der Sammlung einen hervorragenden Platz ein: „Das Nibelungenlied“ und von orientalischen Dichterwerken sind genannt u. a. „Mahâbhârata“ (deutsch von Bopp, Rückert, Meyer ꝛc.), Firdûsi's „Schahnameh“ (übersetzt von Schack).

Zu den mehr modernen Werken großer Männer übergehend, stellt sich Sir John Lubbock begreiflicher Weise auf einen mehr nationalen Standpunkt, doch müssen gerade wir Deutschen, vollends in Anbetracht der in Bezug auf die Literatur des Alterthums bewiesenen weitgreifenden Unparteilichkeit, diesen als ein wenig engherzig bezeichnen. Werden doch auf dem Gebiet der deutschen Literatur außer dem schon erwähnten Nibelungenlied nur Goethe's „Faust“ und „Wilhelm Meister“, Alexander Humbold's „Reisen“ und Heine, der letztere ohne genauere Angabe von Werken, genannt. Es dürfte ein verdienstliches Unternehmen sein, diese Lücke für einen deutschen Lesekreis auszufüllen; doch habe ich kaum den Muth dazu, nicht sowohl weil ich nicht wüßte, wen ich anführen, als vielmehr, wen ich unter einer Menge hervorragender Meister fortlassen sollte. Das würde aber auch hier ein wenig zu weit führen und schließlich aus jedem Leitfaden der deutschen Literatur mindestens ebenso gut ersichtlich sein.

Auch weiß der deutsche Leser im Allgemeinen auf dem Gebiet der deutschen Literatur sich schon eher auszufinden. Wir könnten indessen die Lubbock'sche Liste noch insofern ausnutzen, als wir sie als Wegweiser verwenden könnten, die Perlen auf dem Felde der englischen Literatur aufzufinden. Unter den englischen Geschichtsschreibern sind angeführt:

Gibbon: „Decline and fall of the Roman Empire“.
Hume: „England“.
Grote: „Greece“.
Carlyle: „French Revolution“.
Green: „Short History of England“.

Von englischen Philosophen sind der Liste eingefügt: Bacon, Mill, Darwin, Berkeley und Locke; von Reise-Schriftstellern Cook und Darwin; von Dichtern: Shakespeare, Milton, Spenser, Dryden, Chaucer, Gray, Burns, Scott, Wordsworth, Pope, Southey; und von hervorragenden Prosaikern: Goldsmith, Swift, Defoe (der Verfasser von „Robinson Crusoe“), Burke; ferner die Feuilletonisten: Bacon, Addison, Macaulay, Emerson, und schließlich die mehr oder weniger modernen Romanschriftsteller mit Ausschluß allerdings derer die noch leben, wie denn überhaupt auf der ganzen Liste kein Schriftsteller, der noch am Leben, Aufnahme gefunden:

Miß Austen: „Emma“.
Thackeray: „Vanity Fair“ und „Pendennis“.
Dickens; „Pickwickier“ und „David Copperfield“.
George Eliot: „Adam Bede“.
Kingsley: „Westward Ho!“
Bulwer Lytton: „Last Days of Pompeii“.
Scott: Romane.

Es mag nicht ganz gerechtfertigt erscheinen, bei einem Aufsatz über Lectüre im Allgemeinen so lediglich die englische mehr im Einzelnen zu berücksichtigen. Es geschah nicht, weil ich von der Ueberlegenheit derselben über die literarischen Erzeugnisse anderer Völker durchdrungen, als vielmehr, weil der Anlaß zu den vorstehenden Betrachtungen von England ausging, und vornehmlich weil die Liste Lubbock's von seinem Standpunkte aus, in gerader Richtung fortgeführt, zu interessant und nutzbringend erschien, als daß ich dieselbe, selbst wo sie für uns einen Seitenweg einschlug, aus den Augen verlieren mochte.

Digitized by Google

Feuilleton.

Sarah Walker.

Von Bret Harte.

(Schluß.)

An einem Nachmittage war die Hitze so groß, daß Erde, Himmel und Meer förmlich in Erstarrung lagen. Eine Gewitterlandschaft in den Wolken hatte die nach oben gekehrten Augen Greyports stundenlang gehänselt, bis sie sich endlich schwarz färbte und näher kam. Die Luft verdichtete sich und die Finsterniß nahm zu; der Staub, den Obdach suchende Füße aufwirbelten, blieb in der Luft hängen. Plötzlich erhob sich ein Wirbelwind und jagte ihn nach allen Richtungen, während er die im Schatten der Bäume Schutzsuchenden zerstreute. Einige Minuten lang verschwand die Allee hinter fliegenden Staubwolken, dann kam sie öde wieder zum Vorschein. Regentropfen fielen lautlos wie riesige Sterne und Rosetten auf den Weg; sie schienen nicht aus den Wolken zu fallen, sondern in der Luft selbst entstanden zu sein. Dann trat wieder wetterschwüle Stille ein.

Ich befand mich eine halbe Stunde vom Hotel entfernt zwischen den Felsen und suchte Schutz unter dem Eingange einer Art Höhle, wo ich den Sturm auf dem Meere beobachten konnte. Nach einer Weile erweckten mehrere Stimmen meine Aufmerksamkeit. Ich sah, daß die Höhle in eine Art Grotte mündete, in welcher sich mehrere Kinder befanden, die, von ihren Wärterinnen getrennt, hier gegen die Heftigkeit des herannahenden Sturmes Schutz gesucht hatten. Während die Finsterniß zunahm, verstummten sie, bis plötzlich eine mir wohlbekannte Stimme das Schweigen unterbrach. Sie war nicht zu verkennen — es war die Stimme Sarah Walker's. Doch erhob sie sich nicht etwa zur Klage, sie schien im Gegentheile an eine unterbrochene Erzählung wieder anzuknüpfen.

Sarah Walker begann mit grausiger Betonung: „Sie hieß Kribbelkrabbel, war das einzige Kind verwaister Eltern und sehr schön, aber schlecht, grundschlecht, und Gott liebte sie nicht. Eines Tages entfernte sie sich von ihrer Zofe auf einer wüsten Insel, wie diese, und da brach ein entsetzlicher Sturm los, ein großmächtiger Blitzstrahl polterte hinterdrein. Und er holte sie ein und wickelte sich um sie herum — so! Und dann drehte er sich herum und fing sie wieder und wickelte sie noch einmal um — so! Und als man sie aufhob, war nicht so viel von ihr da. Alles war futsch!"

„Ist nicht ein kleines Stück von ihrem Schuh übrig geblieben?" fragte ein pedantischer Zuhörer.

„Nicht das kleinste Stück," sagte Sarah Walker mit Energie. Alle anderen Kinder riefen empört im Chor: „Nicht das kleinste Stück!" offenbar mit der vernichtenden Wirkung der Katastrophe sehr zufrieden. In diesem Augenblicke aber erfüllte ein bläulicher Blitzstrahl die Höhle; während eines Augenblicks sah ich das tiefschwarze Meer, den finstern Horizont, die flimmernde Sandfläche, die feuchten Wände der Höhle und die erschreckten Gesichter der dicht zusammengedrängten Kinder, dann folgte ein dumpfes Krachen, und Alles war wieder finster wie zuvor.

Nun wurde ein leises Weinen vernehmbar. Sarah Walker mußte sich auf den Schuldigen gestürzt haben, denn der Ton hörte sofort auf.

„Das Heulen zieht die Elektricität an," sagte sie sentenziös.

„Du hast aber gesagt, Gott sei es gewesen," stammelte ein siebenjähriger Casuist.

„Das ist dasselbe," bemerkte Sarah scharf, „und das viele Fragen ist auch gefährlich."

Diese geheimnißvolle Behauptung wurde offenbar verstanden, denn der Casuist ließ sich nicht mehr hören. „Eine Menge Dinge ziehen den Blitz an," fuhr jetzt Sarah Walker fort, „Gold und Silber und Metall und Messer und Ringe."

„Und Nickel?"

„Und Nickel mehr als alles Andere! Kribbelkrabbel war so eitel, daß sie Schmucksachen trug und damit die Vorsehung herausforderte."

„Aber Du hast ja gesagt —"

„Willst Du schweigen? Da! Hört Ihr's?" Wieder hatte es geblitzt, und der rollende Donner wälzte sich das Gestade entlang. „Mich wundert nur, daß es Euch nicht erwischt. Es hätte Euch auch getroffen, wenn ich nicht hier wäre."

Allgemeine Stille folgte, aber aus gewissen leisen Anzeichen ließ sich entnehmen, daß man eine Sammlung der gefährlichen Gegenstände veranstaltete, die dem unglücklichen Kribbelkrabbel so verhängnißvoll geworden. Ich hörte Münzen und Schmucksachen klirren. Daß sich Sarah zur Schatzmeisterin gemacht, wurde bald klar. „Wird jetzt der Blitz aber nicht Dich treffen?" fragte eine ängstliche Stimme.

„Nein," sagte Sarah entschieden, „weil ich mich nicht fürchte. Da seht nur!"

Die Kinder erhoben einen entsetzten Ruf der Beschwörung, aber schon im nächsten Augenblicke erschien ihre Gestalt am Eingange der Grotte und eilte über die Felsen hinab zum Meer. Leichtfüßig hüpfte sie über die Felsen, bis sie die Stelle erreichte, wo sie steil abfielen und wo jetzt die tosenden Meereswogen heraufdrangen. Dann wandte sie sich halb herausfordernd, halb triumphirend der Grotte zu. Die unheimliche Gewitterbeleuchtung zeigte uns das kecke Figürchen, im Schmuck der zahlreichen Ketten, Ringe und Spangen ihrer Gespielen glänzend. Die kleine Hand hatte sie zur Herausforderung der Elemente erhoben. Dann plötzlich erkrachte der Himmel, gegen den sie sich abhob, drei feuerspeiende Risse thaten sich auf und unheimliche Flammen hüpften über den Sand, indem aus der Grotte ein Schrei des Entsetzens kam, der am Ufer, wo die Kindermädchen standen, einen Widerhall fand. Dann folgten strömender Regen und ein furchtbarer Windstoß nach dem andern — und dann — gewiß war Sarah Walker verschwunden! Warum nicht gar! Als ich beim Felsenabhange anlangte, was mir nur nach anstrengendem Kampfe mit dem Sturm gelang, fand ich Sarah auf der windstillen Seite, ganz durchnäßt, aber entzückt. Ich hielt sie fest in meinen Armen, während wir auf ein Nachlassen des Sturmes warteten, um das Ufer wieder zu erreichen.

Ich benutzte die günstige Gelegenheit, indem ich flüsterte: „Du hast Dich aber doch gefürchtet, Sarah! Du mußtest gewiß daran denken, wie es dem armen Kribbelkrabbel ging."

„Weißt Du, wer das war?" fragte sie vertraulich.

„Nein."

„Nun," flüsterte sie, „ich habe Kribbelkrabbel und das Donnerwetter und den Blitz und das Verbrennen Alles aus meinem Kopfe."

Die einzige unmittelbare Folge des ganzen Abenteuers war eine schon früher keimende Leidenschaft für Sarah Walker, wo sie Niemand vermuthet hatte. Ihr Verehrer war ein sanfter, stiller Knabe von zwölf Jahren, der allgemein unter dem Namen „Warze" bekannt war, weil er eine ganze Anzahl dieser Auswüchse zur Schau trug. Am Tage nach diesem Abenteuer gab er seiner Leidenschaft zum erstenmale Ausdruck, indem er einen ganz unlogischen Ausfall auf Sarah's Eltern und Kindermädchen, die des Kindes Benehmen laut beklagten, ausführte und sie mit Händen und Füßen tractirte. Es ist schwer zu entscheiden, ob er sie auf irgend welche Art mit der Ursache ihrer schnell überstandenen Gefahr in Verbindung brachte oder ob er ihr durch Nachahmung der ihr eigenen Art schmeicheln wollte. Seine Liebeswerbung war überhaupt eigenthümlich. Einige Tage später kam er an meine offene Thür und sah mich ein Weilchen verschämt an. Tags darauf fand ich ihn, verlegen lächelnd, hinter meinem Stuhle auf der Terrasse, auch machte er nicht den geringsten Versuch, sein Benehmen zu erklären. Am Schluß eines Spazierganges am Strande wandte ich mich erschrocken um und fand den keuchenden und völlig erschöpften Knaben, der mit seinen kurzen Beinen mit mir Schritt zu halten versucht hatte, hinter mir. Endlich wurde mir die Bedeutung seines unheimlichen Benehmens klar, und

Digitized by Google

es drängte sich mir eine schreckliche Vermuthung auf. Warze machte mir für Sarah Walker den Hof. Und doch war es unmöglich, die Aufmerksamkeiten, mit welchen er mich überhäufte, auf Sarah Walker zu übertragen. „Die soll ich gewiß Sarah Walker geben?“ fragte ich eines Nachmittags, nachdem er einige besonders unappetitliche Schalenthiere, die den Auswüchsen an seinen Händen nicht unähnlich waren, auf meinen Schreibtisch gelegt hatte. Er schüttelte mit großer Entschiedenheit den Kopf. „Ich verstehe schon,“ sagte ich zutraulich, „ich soll sie für Sarah Walker aufheben.“

„Nein,“ sagte Warze hartnäckig. — „Dann soll ich ihr am Ende nur sagen, wie schön sie sind?“ Die unerhörte Vermuthung traf so das Richtige, daß er tief erröthend verschwand und mich in Zukunft mit seinen Liebesgaben verschonte. Jeder Versuch, ihn mit seiner Angebeteten zusammenzubringen, blieb erfolglos. Das geschickteste Complot, ihn in mein Zimmer zu locken, so lange sie drinnen war, wurde an seinem Widerstande zu nichte. Und dennoch mußte er zu irgend einer Zeit in ihrer Nähe geschwelgt haben! „Hast Du Warze gern?“ fragte ich sie eines Tages. „Ja,“ sagte Sarah Walker aufrichtig und ohne Umschweife, „der hat aber auch genug Warzen! — obgleich ich glaube, daß er früher noch mehr gehabt hat. Aber,“ setzte sie nachdenklich hinzu, „kennst Du den kleinen Ilsey?“

Ich mußte zugeben, daß ich ihn nicht kannte. „Nun!“ und sie freute sich noch nachträglich über das interessante Erlebniß. „Der hat nur zwei Zehen am linken Fuß — er hat sie mir selbst gezeigt.“ Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß mir diese Worte zur Genüge kundgaben, wie hoffnungslos Warze's Liebe sei. Seine besondere Eigenthümlichkeit hatte keinen Reiz mehr für Sarah Walker. Was waren seine Auswüchse, die allmählich abnahmen und ganz vertrieben werden konnten, neben den unabänderlichen Mißbildungen seines glücklichen Nebenbuhlers!

Ein einzigesmal gelang es Sarah Walker während des Sommers, die allgemeine Theilnahme, die Sympathie der Einwohner von Greyport-Hotel zu erwecken. Es war gegen Ende der Saison, als der herannahende Herbst sich in den Abend eines vollkommen schönen Sommertages eingeschlichen hatte, an einem Tage, wo sogar ein Anflug der alten Sommerhitze den Eindruck hektischer Röthe hervorbrachte; an einem solchen Tage wurde zugleich mit den Bienen und Schmetterlingen auch Sarah Walker vermißt. Seit achtundvierzig Stunden hatte man ihre Stimme weder in der Vorhalle noch im Corridor gehört, und das rothe Gold ihres Haares hatte uns nirgend mehr geleuchtet. Jene zwei Tage hatten uns eine Erholung verschafft, die nur durch die Befürchtung beeinträchtigt wurde, Sarah Walker werde wieder erscheinen — wer weiß, wie sehr zu ihrem Nachtheile verändert. Diese Befürchtung griff so sehr Platz, daß ein unglückseliges Wickelkind, das just sein Geschrei erhob, große Gefahr lief gelyncht zu werden. „Von Dir lassen wir uns das schon gar nicht gefallen,“ sagte ein brutaler Junggeselle und verlieh damit unser Aller Gedanken Worte. Es war ein Geständniß, daß man sich an Sarah Walker gewöhnt hatte. Da wurde plötzlich im Flüstertone die Nachricht verbreitet, Sarah Walker sei gefährlich erkrankt, und ihr Leben schwebe in der allergrößten Gefahr.

Nun ereignete sich eine unvorhergesehene Umwandlung menschlichen Gefühls, die die trägen Pulse der Gesellschaft rascher schlagen ließ und der Theilnahme für Sarah Walker einen Stempel grober Uebertreibung aufdrückte. Morgen- und Nachmittagbesuche in ihrem Zimmer, bei denen die kraussesten Geschenke mitgebracht wurden, gehörten zur Tagesordnung; es wurde dreimal des Tages ein Bulletin ausgegeben; kurze Anspielungen auf ihren Zustand bildeten die Eröffnung eines jeden Gesprächs; Rathschläge und Hülfeleistungen zur Erhaltung und Wiederherstellung der verpönten Existenz wurden mit derselben Freigebigkeit angeboten, wie früher zu deren Abschaffung, bis endlich eines Nachmittags der schwarze Schatten sich so dicht zusammengezogen hatte, daß auch die Thorheit ihren Fuß hemmte.

„Wie ich den Engel so da liegen sah,“ erzählte Sarah Walker's Zofe, „so weiß, als sei all das liebe Blut aus ihren Adern geströmt und leuchte in ihrem rothen Haar, da glaubte ich einen Wunsch in ihren Augen zu lesen, obgleich kein Wort über ihre Lippen kam. „Willst Du etwas, Sarah, mein Herzchen?“ fragte ihre Mutter mit zitternder Stimme, „ehe Du von uns gehst? Soll der Pfarrer zu Dir kommen, mein liebes Kind?“ Sarah sah mich an, und wenn es mein letztes Wort auf Erden sein soll, ich bleibe dabei, sie flüsterte mir zu: „Scotty.“ Da seufzte die Mutter: „Ihr Geist irrt — ach Du mein armes Engelchen!“ Denn wissen Sie, der Scotty, das war der Oberkellner des Hotels. „Sie erlauben schon, gnädige Frau, aber das arme Kind, das wirklich bereits ein halber Engel ist, weiß gewiß, was es will — sie will den Scotty.“ Und wie ich das sage, winkt mir mein Engel mit den schwarzen Augen zu, als wollte er Ja sagen. „So bringen Sie ihn sofort,“ befiehlt der Arzt. Und sie brachten ihn mit seinem gewichsten Schnurrbart und seinen herrlichen gebräunten Locken und seinen Diamanten und Ringen und Busennadeln, die ebenso glänzten wie seine Augen, als sie auf unsere leidende Heilige fielen. „Willst Du etwas von mir, Sarah?“ fragte er und gab sich Mühe, seiner Stimme einen festen Ton zu verleihen. Und Sarah Walker sah zuerst ihn an und dann das Glas auf dem Tische. „Möchtest Du vielleicht ein Glas von dem, was ich Dir heimlich vorigen Sonntag gebraut habe, einen steifen Whisky?“ fragte er, sich ängstlich nach ihren Eltern umblickend. Sarah Walker's Augen schienen zu sagen: „Das ist's!“ Der Pfarrer stöhnte laut, aber der Doctor sprang auf und rief: „Bringen Sie es sofort!“ und zum Pfarrer gewendet: „Kein Wort, wenn Sie ein guter Christ sind.“ Und dann brachte er es. Nach dem ersten Schluck stützt sich das Kind auf einen Ellbogen und sagt mit süßem Lächeln und das Glas kaum merklich erhebend: „Prosit, Scotty!“ Und damit trinkt sie das Glas aus, legt sich auf die andere Seite, schläft ein und erwacht mit einem rosigen Schimmer auf den Wangen, und die Todeskrankheit war wie weggeblasen.“

So wurde Sarah Walker wieder gesund.

* * *

Ich stand auf der Terrasse des Hotels zum „Kronprinzen“ in Rolandseck an einem heißen Sommernachmittag und beobachtete träge die Touristen, welche gruppenweise auf der Straße wandelten, die sich vom Hotel zum Rhein hinzog. Es lag weder in der Atmosphäre noch in dem Orte selber etwas, das mich an meine Erlebnisse in Greyport, die sich vor zwanzig Jahren zugetragen, erinnern konnte, als ich plötzlich beim Klange des Namens Sarah Walker auffuhr.

Auf der Straße unter mir gingen drei Personen vorüber, eine Dame, ein Herr und ein kleines Mädchen. Indem letzteres sich der Dame, die es angesprochen, zuwandte, erkannte ich sogleich die kupferfarbigen Locken, das niedliche Figürchen, die zarte Hautfarbe, die feinen Züge meiner Jugendfreundin. Ich griff nach meinem Hut, aber als ich die Straße erreicht hatte, waren sie längst verschwunden.

Die Unmöglichkeit, daß es Sarah Walker selbst sein könne, und die sich mir aufdrängende Thatsache, daß der Name allein schon zum Beweise genügte, es könne kein gesetzlicher Abkömmling der ursprünglichen Sarah sein, brachte mich aus der Fassung. Ich schlug im Fremdenbuch des Hotels und in denen anderer Gasthöfe nach und nahm meinen Portier in's Gebet.

„Nein, in ganz Rolandseck gibt es keine Miß und keine Madame Walker. Aber vielleicht meint der Herr das kleine Fräulein, welches dort auf's Hotel zukommt? Dies ist die Tochter des italienischen Prinzen und der Prinzessin Monte-Castello, welche im Hotel wohnen. Die Dame ist nicht die Prinzessin, sondern eine Freundin derselben. Der Herr ist der Prinz. Soll ich demselben Ihre Karte überreichen?“

Sie traten nun Alle in's Hotel. Der Prinz war ein kleiner, harmloser Mann, die Dame offenbar meine Landsmännin, und das Kind war und war doch wieder nicht Sarah. Es war wohl ihr Gesicht, die Umrisse — allein es fehlte das

Digitized by Google

Leben, die Verve, der kecke Muth! Ich konnte nicht mehr an mich halten.

„Verzeihen Sie einem neugierigen Landsmanne, gnädige Frau," sagte ich, „aber vor wenigen Minuten glaubte ich zu hören, daß Sie dieses kleine Fräulein mit dem Namen einer mir sehr theuren jungen Freundin, die ich seit zwanzig Jahren nicht gesehen, nämlich Sarah Walker ansprachen. Habe ich richtig gehört?"

Der Prinz blieb stehen und sah uns Beide entsetzt an; dann schien ihm plötzlich einzuleuchten, daß mein Benehmen eine wilde amerikanische Formlosigkeit bedeute, so daß er sich berechtigt fühlte, grob zu werden. Sein Benehmen vermehrte die Freundlichkeit der Dame mir gegenüber durchaus nicht, und sie erwiderte kalt:

„Die kleine Prinzessin wurde auf den Mädchennamen ihrer Mutter Sarah Walker getauft."

„So ist sie also doch die Tochter der Sarah Walker!" rief ich freudig aus.

„Sie ist die Tochter des Prinzen und der Prinzessin von Monte-Castello," lautete die frostige Erwiderung.

„Ich hatte einst das Vergnügen, mit ihrer Mutter sehr gut bekannt zu sein."

Ich hielt inne und erröthete. War ich wirklich mit Sarah Walker so gut bekannt gewesen? Und würde Sarah Walker mich heute noch erkennen? Würde sie nicht vielmehr in ihrer Eigenart mich verleugnen? Die schwachköpfige Copie der Sarah Walker, welche vor mir stand, war jedenfalls nicht vielversprechend, und ich zögerte noch, als der Prinz, vielleicht unterdessen vom Portier beruhigt, vortrat nnd stotterte, die Prinzessin würde ohne Zweifel zu einer andern Stunde entzückt sein, meinen Besuch zu empfangen. Dann hüpfte er die Treppe hinauf. Das machte mir den Eindruck, als gedenke er seine Rechnung sofort zu bestellen. Ich hatte nun keinen Vorwand mehr, um die Unterhaltung fortzusetzen. „Verabschiede Dich von dem fremden Herrn, Sarah," sagte ihre Gesellschafterin mit Würde. Ich sah das Kind an in der Hoffnung, die Anzeichen eines Trotzes gegen diese Zumuthung beobachten zu können, in denen ich die verlorene Sarah meiner Jugend wiedergefunden hätte, aber nicht im mindesten!

„Adieu, mein Herr," sagte das affectirte kleine Geschöpf mit einer mechanischen Verbeugung. „Ich danke Ihnen, daß Sie sich meiner Mutter erinnern."

„Adieu, Sarah!" Es war ein Lebewohl auf ewig.

Als ich die Treppen hinaufstieg, entdeckte ich den Prinzen, der in einer Nische des obern Vorsaales stand und mit Jemandem durch die offene Thüre sprach. „O es ist eine ganz ernste Sache," sagte er. „Wir haben hier Hunderte von Socialisten, Emissäre aus gesetzlosen Ländern und ganz unmöglichen Gegenden, die Tausende von Meilen zurücklegen, um uns zu umarmen. Sie richten einen Spionierdienst ein, eine Unzahl ihresgleichen verfolgt uns auf Weg und Steg, ganze Schaaren hängen sich an unsere Fersen, der Himmel allein bewahrt uns vor einer offenen Mordthat! Sie behaupten vor aller Welt, daß sie uns noch kürzlich auf ihren Knien geschaukelt haben, daß sie uns einst wuschen und ankleideten und es auch heute noch mit Vergnügen thun würden. Unser Glück, unsere Sicherheit —".

„Unsinn, Prinz, beruhige Dich!"

Der Prinz knickte zusammen und schlich sich davon, und ich schritt an der offenen Thür vorbei. Eine große, prachtvoll gebaute Frau stand vor dem Toilettespiegel und ordnete ihr herrliches rothes Haar. Das Gesicht, welches sie wohl soeben ungeduldig der Thür zugewendet hatte, war nun im Profil sichtbar, eine finstere Falte lag noch auf der hohen Stirne. Unsere Blicke kreuzten sich, als ich vorüberging. Im nächsten Augenblicke fiel die Thüre klirrend in's Schloß, und ich hatte Sarah Walker zum letztenmale gesehen.

Aus der Hauptstadt.

Die Spitzweg-Ausstellung.

Auf dem Gebiet der bildenden Künste wie auf dem der Literatur sind die Humoristen stets wenig zahlreich gewesen. Es gehört eben ein gut Theil Muth dazu, im Gegensatz zur Menge das Große klein und das Kleine groß zu finden und es so zur Darstellung zu bringen. Auf allgemeine Anerkennung ist dabei selten zu rechnen, am wenigsten für den Maler, dessen Ruhm zunächst von sensationellen Ausstellungserfolgen bedingt wird. Auch der Künstler, auf den wir hier aufmerksam machen möchten, hat bei Lebzeiten nur auf einen engen Kreis von Verehrern gewirkt, wenn auch seine Zeichnungen Manchem, der nicht einmal seinen Namen kannte, ein Lächeln entlockt haben.

Es scheint für die Humoristen charakteristisch zu sein, daß man von ihren persönlichen Erlebnissen nicht viel zu erzählen weiß. Vielleicht bedarf es einer gewissen Abgeschiedenheit von dem, was man gemeinhin die große Welt nennt, zur Ausbildung jenes feinen Sinnes für das Kleine, der es dem Großen als gleichwerthig erkennen und schildern läßt. Carl Spitzweg, ein Münchener Kind, ist im Jahre 1808 in einem Colonialwaarengeschäft geboren und in einem Apothekerladen zum Manne gereift. Als er sich, nachdem er noch zwei Jahre die Münchener Universität besucht, endlich entschloß, sich ganz der Malerei zu widmen, war er beinahe dreißig Jahre alt. Das erste Bild, das er in seiner Vaterstadt zur Ausstellung brachte, errang einen unbestrittenen Mißerfolg, und seitdem schuf er ganz im Stillen weiter für eine kleine Zahl von Freunden, die sich für den intimen Reiz seiner Bildchen einen empfänglichen Sinn gewahrt hatten. Draußen in der Welt konnte man bisweilen seinen Namen als den eines der begabtesten Mitarbeiter der Fliegenden Blätter nennen hören. Am 23. September 1885 ist er gestorben an einem Schlagfluß, wie ihn das Glück seinen Lieblingen bescheert, er wurde sogar in den Nekrologen der Zeitungen erwähnt, und seit Mitte November machen seine nach Quadratzoll zu bemessenden Bildchen in einer Seperatausstellung der Berliner Nationalgalerie neben den riesigen Leinwandflächen Piloty's Figur.

Eduard Grützner hat den liebenswürdigen Künstler ein Jahr vor dessen Tode bei der Arbeit gezeichnet, und Spitzweg hat höchsteigenhändig unter sein Conterfei geschrieben:

Da bin ich wie ich leib' und leb',
Doch leider sehr geschmeichelt,
Was hier viel an Apoll gemahnt,
Ist offenbar erheuchelt.

Schön ist er allerdings nicht, der Mann im langen Flausrock, der da vor der Staffelei sitzt und mit zierlich gefaßtem Pinsel an einem Bilde seltsamsten Formates malt. Der wenig gepflegte Bart, der den gekniffenen Mund umrahmt, hat etwas schneiderhaft-dürftiges, dafür entschädigt ein erkleckliches Uebermaß an Nase. Aber um die Augen herum, in den vielen kleinen Fältchen, da spielt es so neckisch, daß man darüber den Ernst der kahlen Denkerstirn schier vergißt. Man gewinnt den Mann lieb, noch ehe man seine Bilder gesehen.

Spitzweg gehört zu den Sonderlingen, die ihre Motive am Wege suchen, wo sie Andere unbeachtet liegen lassen. Er hat sich kaum, und dann niemals ungestraft über die landschaftlichen Reize seines engeren Vaterlandes hinausgewagt und sich selbst da selten in das Hochgebirge verstiegen. Einsame Waldinterieurs, Baumschatten, ein Bach, hier und da eine Kapelle, eine Hütte oder eine Mühle, das sind die Motive, die er immer neu und immer reizvoll variirt. Und mit wie anspruchslosen Mitteln arbeitet er! Klare Luft und ein wenig Sonnen- oder Mondschein, meist ungehemmt über das Bild hinfließend oder auch gelegentlich sich über eine Kleinigkeit Architektur fortstehlend, genügt ihm. Klein ist Alles bei ihm, aber niemals kleinlich. Es ist ganz merkwürdig, mit wie breitem Pinsel, stellenweise toquirend, er über eine Leinwand von 1 : ½ Fuß hinfährt. Keine seiner Miniaturlandschaften verträgt die Lupe, man muß wie bei

Digitized by Google

einem Bilde von dreifacher Größe um mehrere Schritt zurücktreten, um alle Feinheiten der Luftstimmung, das Zittern des Sonnenlichtes, und den an den Dächern herabgleitende Mondschein zu genießen. Auf die Fläche eines Quartblattes bringt er „eine Landschaft mit Städtchen im Hintergrund" und das Ganze sieht doch lebensgroß aus. Ein- oder zwei Mal hat er es sogar mit einer heroisch-romantischen Landschaft in demselben Format versucht, aber besonders an den Felsen — und die gehören doch nun einmal zum Heroisch-Romantischen, — ist er regelmäßig gescheitert.

Hätte der Humor nicht einen universellen, verallgemeinernden Zug, der sich über die Schranken von Raum und Zeit fortsetzt, dann hätte Spitzweg einer der berufensten Sittenschilderer der vor- und kurz nachmärzlichen vierziger und fünfziger Jahre werden müssen. Er hat einen ganz ausgeprägten Sinn für die Philisterhaftigkeit jener Zeit. So malt er einen alten Herrn, der Meerschaumpfeife und Zeitungsblatt in der Hand auf der Terrasse seines Gartens spazieren geht und über den Welthändeln weit draußen sein Frühstück vergißt, das inzwischen einem kecken Spatzen zu Gute kommt. Oder er läßt einen Gelehrten mit weit aufgerissenen Augen in einen Riesenfolianten hineinstarren, während auf dem Fensterbrett ein Fink sein Frühlingslied anstimmt. Auf die Gelehrten ist er überhaupt nicht gut zu sprechen, und sein langer dürrer Collaborator, der bei einem Straßenantiquar ein interessantes Buch prüft, streift hart an die Caricatur. Auch dem grotesken Zuge seiner Zeit hat er seinen Tribut dargebracht, indem er beispielsweise einen alten Herrn in Hemd und Zipfelmütze das Dach seines Hauses besteigen läßt, um auf dem First reitend im Mondschein die Zeitung zu lesen. „Der arme Poet" — es ist das erste Bild, das er ausstellte, und wurde erbarmungslos von der Kritik abgefertigt — zeigt noch eine gewisse Unfertigkeit in der Technik, weist aber schon alle Vorzüge des harmlosen Spitzweg'schen Humors auf. Auf einer Matratze sitzt er, durch eine Wolldecke gegen die grimmige Kälte geschützt, und skandirt, von Folianten umgeben mit zitternden Fingern seine Verse. Ueber seinem olympischen Haupte hat er einen Schirm aufgespannt, um sich gegen den durch das schadhafte Dach eindringenden Regen zu schützen. Für das ewig Weibliche hat Spitzweg offenbar wenig Sinn. Seine Liebesscenen haben meist einen Stich in das Komische, der vorzugsweise dem männlichen Betheiligten zu Gute kommt. Eine weibliche Schönheit ist auf seinen Bildern kaum zu finden, und die beiden eleganten Damen, denen ein betrübter Wittwer mit breitem Trauerflor um den grauen Hut verlangend und zweifelnd nachsieht, drehen dem Beschauer unhöflicher Weise den Rücken zu.

Der tapfere Friedenskrieger besonders in seiner Metamorphose als Stadtsoldat oder Bürgergardist ist natürlich vor Spitzweg's Pinsel nicht sicher. Da steht er auf den wehrhaften Wällen und gähnt Gewehr im Arm die dort zum Trocknen aufgehängte Wäsche an. Oder er stattet mit dienstlichem Ernst dem Herrn Kommandanten, der zum bequemen Schlafrock schnell den Czako aufgesetzt hat, einen dringlichen Rapport ab. Ja er pfuscht sogar Frau Themis in's Handwerk, die als Statue an einem Treppenaufgang gestellt pflichtvergessen über die Binde schielt und die eine Waagschale verloren hat, während er den Bakel in der Hand lauernd um die Ecke guckt.

Mit merklicher Vorliebe hat Spitzweg den geistlichen Einsiedler in sein Herz geschlossen, er ist ihm das Symbol jener ruhigen Beschaulichkeit, die trinkend und liebend, gelegentlich auch gähnend aus sicherer Klause auf der Welt Händel hinabsieht. Er weiß ihm sein Heim mit allen Reizen der Waldeinsamkeit zu umgeben, die nur gelegentlich durch die nicht unwillkommene Erscheinung einer frischen Bauerndirne unterbrochen wird. Im Uebrigen tröstet sich der gute Einsiedler mit Speise und Trank! Er rupft sich selbst seine Gans und verschmäht es nicht, von einer Bettelreise vor der Dorfschenke rastend, einem auf einer Tonne reitenden Bacchus zuzutrinken, der mit einem Heiligenbilde verzweifelte Aehnlichkeit hat. Daß ihm übrigens auch die Arbeit nicht fremd ist, beweist er durch das eigenhändige Stricken seiner Strümpfe.

Spitzweg war eine selbständige, eigenartige Künstlernatur, deren liebenswürdige Schöpfungen sich zunächst dem Empfinden anschmeicheln, um sich dann dem Gedächtniß unvergeßlich einzuprägen. Er weiß in seinen Bildchen überall noch irgend ein kleines Motiv anzubringen, das man erst nach längerem Hinsehen entdeckt und das unser Interesse immer von Neuem erregt. Die Kleinheit seines Formats ist keineswegs aus dem Bewußtsein des Unvermögens hervorgegangen, wie seine sich der halben Lebensgröße nähernden, breit und kräftig gemalten Studienköpfe beweisen. Ein winziger Lebensausschnitt in winzigem Rahmen und doch überall eine freie Lebensanschauung, so ist er der berufenste Vertreter des süddeutschen Humors, wie er in den Fliegenden Blättern noch immer seine Triumphe feiert und selbst dem weniger zugänglichen Norddeutschen ein behagliches Lächeln abnöthigt. **Georg Malkowsky.**

Notizen.

Berliner Bunte Mappe 1886. Originalbeiträge Berliner Künstler und Schriftsteller. (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft [vormals Fr. Bruckmann].) — Sowohl in illustrativer als textlicher Hinsicht ist die diesjährige Berliner Bunte Mappe ihrer Münchner Collegin vollkommen ebenbürtig. Das wieder prächtig lebenswahr entworfene Titelbild A. v. Werner's, die herrliche Zeichnung Meister Menzel's von den japanischen Stickkünstlern, die geistreiche Portraitskizze Conrad Ferdinand Meyer's von Carl Stauffer-Bern und etwa Gentz' Patriarchengräber, Knaus' drolliges Kinderportrait, Skarbina's realistisches Pariser Foyer, ein paar hübsche Studienköpfe von Gussow und Becker und eine espritreiche Zeichnung von Schlittgen haben uns am besten gefallen. Auch der Text bringt manches Ansprechende. Nur Schade, daß so mancher erfolgreiche Berliner Autor durch Abwesenheit glänzt, z. B. Oscar Blumenthal, Carl Frenzel, Fanny Lewald, Seidel, v. Roberts, Herrig, Wildenbruch, E. v. Hartmann u. A. Statt ihrer werden Schriftsteller wie Richard Voß und Grisebach — letzterer obendrein mit einem längst veröffentlichten, übrigens sehr schönen Gedicht an Schopenhauer! — herbeigezogen, die weder in Berlin wohnen, noch überhaupt je zu den Berliner Schriftstellern gehörten. Weniger Gelungenes, wie die anspruchsvolle Geist- und Stillosigkeit, die „Hugo Lubliner" unterzeichnet ist, oder die jämmerlichen Gedichte von Helene v. Hülsen und Bleibtreu, wird durch die wirklich werthvollen Beiträge von Fontane, Spielhagen, Hopfen, Rodenberg u. A. reichlich wett gemacht. Hoffentlich findet dieses Künstleralbum der Reichshauptstadt die weiteste Verbreitung, die es in hohem Maße verdient. Es ist ein gediegenes Bilderbuch mit durchaus unterhaltendem und anregendem Lesestoff.

Offene Briefe und Antworten.

Eine Ergänzung zu Gustav Heine's Nekrolog.

Den höher begabten Schriftstellern Wien's war keine Persönlichkeit verhaßter und man könnte sagen, schreckhafter, als die des Gründers und Eigenthümers des Wiener „Fremden-Blattes": Gustav Heine. Den journalistischen Glücksrittern gegenüber haben die Wenigen, welche in Wien Literatur mit Ernst betreiben, zwar ein Lächeln der Verachtung, aber es schließt immerdar eine milde Verzeihung mit ein, weil jenen Buchstaben-Wucherern, wie man die hauptsächlich oder ausschließlich auf das Inserat sich stützenden Zeitungsgründer nennen kann, jede Beziehung zum Geiste absolut fehlt. Nun hat allerdings Gustav Heine, der Besitzer von Millionen, nichts weniger besessen als die geringste thatsächliche Beziehung zum Geiste. Im geselligen Literatenkreise kam der Scherz vor, Gustav Heine beweise, daß der Geist in Wien heimisch sei, weil er niemals im „Fremden-Blatt" vorkomme. Allein es existirte die neue verwandtschaftliche Mahnung an den Geist, an das Genie, an den Bruder Heinrich Heine. Darin lag für die jugendlichen Gemüther, welche den idealen

Digitized by Google

Maßstab an die Welt legen, etwas Empörendes, die bittere Einsichtnahme in die gräßliche Ironie des Schicksals. Zwei leibliche Brüder und zugleich zwei geistige Antipoden! An zwei Brüdern die Bethätigung der uralten Tragödie, nach welcher gerade die Lieblinge der Götter die Stiefkinder des Schicksals, und umgekehrt, die von allen Göttern Verlassenen an Geist und Kunstsinn, an Großmuth und Güte Verwaisten, die wahren Böotier, die in Glücksgaben fast erstickenden Günstlinge des Schicksals sind! Man rächte sich dafür — nicht etwa durch erfundene Anecdoten, sondern nur durch die wahrheitsgetreue Verbreitung der thatsächlich vorgekommenen Beweise der Bildung Gustav Heine's. Allein, was ich nirgends wieder erzählt finde, in keinem Nekrolog und selbst in keiner Geschichte Wiens, das ist der wahre Grund und Ursprung des ungeheuern lucrativen Erfolges, des Aufschwunges, welchen das „Fremden-Blatt" zwei Jahre nach seiner Gründung erlebte. Ich kann G. Heine nicht einmal den Ruhm lassen, daß der Geist auch nur in der Abstufung als technische Geschicklichkeit dies bewirkt hätte.

Im Jahre 1846 gegründet, blieb das „Fremden-Blatt" genau, was sein Titel besagte, eine Liste der Angekommenen und Theaterzettel und Vergnügungsanzeigen waren beigedruckt. Wenige kümmerten sich um das Blättchen und nun gar außerhalb Wiens konnte Niemand daran ein Interesse nehmen. So blieb es bis zur Einnahme des aufständischen Wiens durch den Feldmarschall Windischgrätz im October 1848. Die erste geistige That dieses modernen Alba war das Verbot sämmtlicher in Wien erscheinenden Zeitungen, sogar die kaiserliche Wiener Zeitung, seit hundert Jahren das officielle Organ der Regierung, nicht ausgenommen. G. Heine hatte als ehemaliger Dragoneroffizier Beziehungen zu Windischgrätz, dem Inhaber eines Dragonerregimentes. Dank diesen Beziehungen bewirkte sich G. Heine die Erlaubniß zum Wiedererscheinen des „Fremden-Blattes". Nun denke man sich die Spannung, mit der ganz Europa auf das todtenstille Wien blickte, aus welchem seit der Einnahme kein gedrucktes Blatt mehr in die Welt hinausgedrungen war, und man wird begreifen, mit welcher Gier Wien, die Provinzen, ganz Deutschland auf das Blatt abonnirten. Aus den 800 Abnehmern waren im Nu 80,000 geworden. Dazu gesellten sich die Inserirenden, die im Augenblicke absolut kein anderes Organ für ihre geschäftlichen Interessen hatten!

So war das Glück des „Fremden-Blattes" gemacht und es war fortan für Wien und Oesterreich ein Bedürfniß oder eine Gewohnheit geblieben. Windischgrätz war der Schöpfer des Blattes und dieses dankte ihm dadurch, daß es sich in der ersten Belagerungszeit zum Moniteur der Hinrichtungen und Verhaftungen und zum Anzeiger noch versteckter Opfer der Blutgerichte machte. Man spreche also nicht von Geschicklichkeit und Unternehmungsgeist oder überhaupt von intellectuellen Eigenschaften, welchen G. Heine seine Millionen und seine Baronie verdankt hätte.

—s —m.

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Kaiser Wilhelm und sein Reich

von

Ed. Simon.

Autorisirte Bearbeitung.

Aus dem Französischen.

Ein starker Octavband 6 M., eleg. geb. 8 M.

Das Werk enthält viel Neues und eine große Anzahl noch gänzlich unbekannter werthvoller Documente aus den französischen Archiven **und wird darum das gleiche Aufsehen erregen wie in Frankreich, wo in kurzer Zeit drei Auflagen verkauft wurden.**

Was sollen wir uns zu Weihnachten schenken lassen?

Die denkbar sinnigste Festgabe für Frauen und Jungfrauen ist unstreitig das neueste und schönste Prachtwerk

Für's Frauenherz,

mit künstlerisch ausgeführten Illustrationen von Rich. Gutschmidt, neun fesselnden Gedichten neuerer Meister und einer reizenden poetischen Einleitung von Frida Schanz. Mit prächtigem Einbande ausgestattet, eignet sich das Werk als ein vortreffliches Geschenk für jede deutsche Frau, Braut oder Schwester und sollte in keinem Salon fehlen.

Preis in reichstem Prachtband 20 Mark. — Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag der Haude- & Spener'schen Buchhandlung (F. Weidling) in Berlin.

Der Treppenwitz der Weltgeschichte. Von **W. L. Hertslet.**

3. vermehrte Auflage. Geh. 4 M., sehr elegant geb. 5 M. „Ein Gegenstück und Ergänzungswerk zu Büchmann" — so bezeichnete sie der Verfasser der „Geflügelten Worte" selbst — wird diese hochinteressante Arbeit einen dem ihres Vorgängers gleichen litterarischen Erfolg haben.

Antiquarkataloge gratis und franco:

XXX. **Deutsche Sprache u. Literatur** (enthält viele d. **neuesten** Erscheinungen) 1441 Nrn.
XXVIII. **Philosophie, Pädagogik etc.** 1166 Nrn.
XXVII. **Medicin. Natur- u. exacte Wissensch.** 1483 Nrn.
XXVI. **Auswahl aus verschied. Wissenschaft.** 1877 Nrn.

Carl Steyer, Antiquariat,
Cannstatt bei Stuttgart.

H. Barsdorf, Verlag in Leipzig.

Floegel's Geschichte des Grotesk-Komischen, bearbeitet, erweitert u. bis auf die Gegenwart fortgeführt v. Ebeling. 4. Aufl. m. 41 Bild-Tafeln, darunter 24 in in Gold u. Farbdruck. Lex.-8°. 1886. Complet in 6 Lieferungen à 3 *M*. Elegant geb. à *M* 1.20 mehr.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Für Lehrer und Schulbibliotheken.

Soeben erschien

Parallel-Ausgabe.

Shakespeare's sämtliche Werke

in englisch-deutscher Parallel-Ausgabe.

Bevorwortet und eingeleitet von **Prof. Dr. Karl Sachs.**

Eleg. brosch. 37 Bände. Preis per Band 60 Pfennig.

Der **Englisch treibende Deutsche** sowohl wie der **Deutsch treibende Engländer,** — mögen sie beide erst Schüler sein, oder bereits Lehrer, mögen sie als Engländer das Studium des Deutschen, oder als Deutsche das Studium des Englischen, aus Liebhaberei oder als Fachwissenschaft betreiben, — vornehmlich aber der specielle Shakespearefreund werden diese **Parallel-Ausgabe** willkommen heissen.

Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schiller,** Werke m. Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Hlbfrzbdn. nebst: **Lessing,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. zus. 20 *M*. — **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. 40 *M*. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Or.-Leinwbdn. zusammen 15 *M*. — **Zola,** Romane (Todtschläger, Plassans, Bauch v. Paris, Medan, Blättl. Liebe, Hallali, Pastor Mouret, Erzählungen, Raquin) übers. v. Wohlfahrt u. A. 8 Leinwbde. und **Geibel's** Ges. Werke, Stuttg. 1883, 8 Bde., geb. neu, zusammen 30 *M*.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Gratis und franco.

Katalog No. 200. Werthvolle Werke aus allen Wissenschaften. 592 Nummern.

Breslau, 16—18 Schweidnitzer Strasse.

Heinrich Lesser,
Antiquariat und Buchhandlung.

Digitized by Google

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Neuigkeiten des Jahres 1886.

Mark Aurel's Meditationen. Aus dem Griechischen von F. C. Schneider. 4. Aufl. Leinenband 3 Mk.

Rudolf v. Gottschall, Schulrösschen. Erzählung. 2. Aufl. Illustrirter Leinenband 5 Mk. 50 Pf.

Rudolf v. Gottschall, Verschollene Größen. Roman in 3 Bänden. Leinenbände 18 Mark.

Karl v. Holtei, Die Vagabunden. Roman in 3 Bänden. 7. Auflage. Illustrirter Leinenband 5 Mk.

Hermann Küchling, Novellen. Inhalt: Mephistos Schwiegersohn. Wildauer. Liebesopfer. Eleg. geb. 6 Mk.

Georg v. Oertzen, Aus den Herbergen des Lebens. Leinenband 3 Mk. 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gediegene Festgeschenke.

Dierks, Nordafrika im Lichte der Kulturgeschichte. Gemeinverständlich dargestellt. eleg. in Halbfrz. geb. ℳ 6.—

Große, Jul., Mimosen. 3 Theaternovellen. eleg. geb. ℳ 6.—

Pichler, H., Genrebilder aus dem Seeleben. 3. Aufl. eleg. geb. ℳ 4.—

Pichler, H., Aus der Brandung des Lebens. eleg. geb. ℳ 4.—

Schmidt, M., Hochlandsbilder, geb. ℳ 4. 50; **Die Blinde von Kunterweg,** geb. ℳ 5.—; **Die wilde Braut; Der Trankelsimmel,** geb. ℳ 5.—; **Der Georgi-Thaler; Die Knappenlisl; Johannisnacht; Die Fischerrosl,** geb. à ℳ 3.—; **Die Schwanjungfrau,** geb. ℳ 2.50.

Beta, O., Peregrine. Novelle. eleg. geb. ℳ 3.—

Wohlmuth, L., Gedichte. 5. Aufl. eleg. geb. ℳ 3.—

Verlag von Georg D. W. Callwey, München.

Im Verlage von **Alphons Dürr** in **Leipzig** erschien als

Festgabe zu Carl Maria von Webers 100jährigem Geburtstag:

Reise-Briefe von Carl Maria von Weber an seine Gattin.

Herausgegeben von seinem Enkel.

Eleg. brosch. 4 ℳ 50 ₰. Gebunden in Leinwand 6 ℳ.

Der Schöpfer unserer nationalen romantischen Oper tritt uns in diesen Briefen, welche ein abgerundetes Lebens- und Stimmungsbild von zwei der bedeutungsvollsten Ereignisse seiner kurzen Laufbahn entrollen, in seinen edelsten und liebenswertesten Eigenschaften menschlich nahe. Durch ihre gediegene Ausstattung eignet sich diese Festgabe, deren Inhalt in den Herzen aller Leser, weit über die engeren musikliebenden Kreise hinaus, einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hinterlassen wird, vorzüglich als **Weihnachtsgeschenk.**

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

St. Petersburg und London

in den Jahren 1852—1864.

Aus den Denkwürdigkeiten

des damaligen k. sächsischen ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers am k. grossbritannischen Hofe

Carl Friedrich Graf Vitzthum von Eckstädt.

Oktav. Zwei Bände. XXXIV u. 746 Seiten. ℳ 12.— Elegant gebunden ℳ 14.—

Surinam.

Sein Land, seine Natur, Bevölkerung und seine Kulturverhältnisse mit Bezug auf Kolonisation.

Von

August Kappler,

früherem holländischen Kolonialbeamten.

Mit Holzschnitten und einer Karte.

Oktav. IV u. 384 Seiten. ℳ 5.—

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in den Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Entwickelung.

Eine sozialphilosophische Darstellung

von

Leopold Jacoby.

Zweite Auflage.

I. Theil 2 ℳ 50 ₰. II. Theil 3 ℳ.

Zürich 1886.

Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Weihnachts-Kataloge

der **reichen Geschenk-Litteratur** ihres Verlages liefert **gratis u. franco**

Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhdlg.

Neuer Verlag von

Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Rob. Schumann's Briefe.

Neue Folge.

Herausgeg. von **F. Gustav Jansen.**

Erste Abtheilung: 1828—1840.
Zweite Abtheilung: 1840—1854.
Dritte Abtheilung: Briefe an Verleger.

Das Recht zur Herausgabe haben die Verleger von der Familie Robert Schumann's erworben.

X, 406 S. Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Nach der freudigen Aufnahme, welche die „Jugendbriefe" Schumann's gefunden haben, bedarf es für diese neue Sammlung kaum einer Empfehlung. Sie bringt vieles Neue aus der Jugendzeit Schumann's, erstreckt sich dann aber weiter über das ganze Mannesalter bis zum Jahre 1854. Sie stellt nicht nur die in Zeitschriften und Büchern überall verstreuten interessanteren Briefe zusammen, sondern fügt diesen zahlreiche bisher ungedruckte, so namentlich die an Mendelssohn gerichteten, hinzu. Man gewinnt danach ein ungemein fesselndes Bild des ganzen Lebens und Wirkens des edlen Künstlers. Durch häufige Anmerkungen und ein sorgfältiges Register hat der Herausgeber für das Verständniss der Briefe gesorgt. Der Name des Verfassers der „Davidsbündler" bürgt für die Gediegenheit der Arbeit.

Soeben erschien:

Was will das werden?

Roman in 9 Büchern

von

Friedrich Spielhagen.

3 Bände, brosch. ℳ 15.—, eleg. geb. ℳ 18.—

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Allgemeine Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Band XI. Geschichte der Gegenreformation und der Religionskriege.

Zweite Auflage.

gr. 8. geh. ℳ 9.—; einfach geb. ℳ 10.25; elegant geb. ℳ 11.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Hierzu zwei Beilagen von Carl Reißner und Otto Wigand in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 11. December 1886. Band XXX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Kampf um die Schwurgerichte. Von Ludwig Fuld-Mainz. — Löwe-Calbe. Eine persönliche Erinnerung. Von Julius Duboc. — **Literatur und Kunst:** Literarische Plaudereien. Von Hieronymus Lorm. — Zur Geschichtswissenschaft. Von Bruno Gebhardt. — Zum Jubiläum des Königlichen Schauspiels in Berlin. Nach handschriftlichen Quellen. Von Z. — **Feuilleton:** Das Ende einer Jugendliebe. Novelle von H. Nyblom. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von M. Mann. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Noch einmal Monsieur Saint-Cère. — Inserate.

Der Kampf um die Schwurgerichte.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß das Institut der Schwurgerichte außerordentlich viel von seiner Beliebtheit eingebüßt hat. An Stelle der Begeisterung und des Enthusiasmus, mit welchem die Männer von Achtundvierzig die Einführung dieses sogenannten Volksgerichts begrüßten, ist eine Abneigung und ein deutliches Mißtrauen gegen die Rechtspflege desselben getreten, mit peinlichster Sorgfalt spürt man seinen Fehlern und Mängeln nach, und der jüngern Generation erscheint der leidenschaftliche Cultus, welchen unsere Väter mit dem Schwurgerichte trieben, als eine durchaus unverständige Idolatrie. Theils fordert man mit Energie einschneidende Reformen des schwurgerichtlichen Verfahrens und der schwurgerichtlichen Zuständigkeit, wie der Berliner Rechtsanwalt Dr. Fritz Friedmann in seiner Schrift „Ueber die Schwurgerichte“ (Berlin, A. Dressel), theils verlangt man in leidenschaftlichster Weise die Beseitigung der ganzen Institution, wie der Verfasser der anonymen Schrift „Gegen die Schwurgerichte“. Welchen Umfang die Abneigung gegen das Schwurgericht zur Zeit in Deutschland besitzt, hat sich auf dem deutschen Juristentag in Wiesbaden deutlich gezeigt. Die dritte Abtheilung desselben nahm mit großer Majorität das scharfe Tadelsvotum an, daß die Schwurgerichte das ihnen bisher noch geschenkte Vertrauen nicht mehr verdienten; freilich wurde dieses Votum bei der Plenarberathung beseitigt und durch den minder scharfen Beschluß ersetzt, daß im schwurgerichtlichen Verfahren Reformen dringend erforderlich erscheinen. Allein auch aus diesem erhellt die Ungunst, in welcher das Schwurgericht bei den Rechtsgelehrten steht. Es ist interessant, daß nicht nur in Deutschland sich in den letzten Jahren eine solche Abneigung gegen die Schwurgerichte zeigt, sondern auch, freilich in viel geringerem Grade, in dem Lande, in welchem diese Institution zu den Errungenschaften der „großen“ Revolution gerechnet wird, in Frankreich. (Vgl. Desjardins, la jury et les avocats, Revue des deux mondes v. 15. Juni 1886.)

Bei einer Erörterung der Frage, welche Uebelstände und Mängel die schwurgerichtliche Rechtspflege in den letzten Jahren konstatiren ließ, muß man vor Allem vermeiden, politische Gesichtspunkte in die Discussion mit hereinzuziehen. Dies fällt dem Deutschen allerdings sehr schwer, weil wir unglücklicherweise die Schwurgerichte im Gefolge einer politischen Umwälzung und nicht auf dem Wege spontaner Rechtsentwickelung erhalten haben. Mußten wir es doch in Wiesbaden erleben, daß ein Redner als Hauptargument seiner Apologie der Schwurgerichte den Umstand anführte, man werde bei einer abfälligen Aeußerung des Juristentags sagen, daß wieder einmal mit einer der liberalen Errungenschaften gebrochen worden sei. Man kann sehr conservativ und dennoch ein fanatischer Anhänger der Schwurgerichte sein, und umgekehrt verträgt es sich sehr gut mit einer wahrhaft liberalen Gesinnung, daß man von der Laienjustiz Nichts wissen will. Dem Kenner der Rechtsgeschichte sollte man das nicht erst zu sagen brauchen, und es ist deshalb ein recht bedauerliches Zeichen eines Mangels an Verständniß für das Wesen des Schwurgerichts, wenn man sogar seitens höherer Richter — auch dies ist leider in Wiesbaden geschehen — die längst zu Tode gerittene Quintanerweisheit von dem Zusammenhang der gegenwärtigen Antipathie gegen dieses Gericht mit der politischen Reaction stets auf's neue zum Besten gibt.

Der Verfasser der anonymen Schrift, Herr Ω. Σ., wirft den Schwurgerichten in erster Linie den großen Procentsatz von Freisprechungen vor, der bei ihrer Rechtspflege nachweisbar sei. Sodann behauptet er, daß der Geschworene mit Rücksicht auf die mangelnde juristische Vorbildung unfähig sei, juristisch zu denken, was bei der Thatsache, daß der Geschworene nicht nur zur Entscheidung der Thatfrage, sondern auch der Schuldfrage im vollen Umfange berufen ist, doch unbedingt gefordert werden müsse. Der Geschworene lasse sein Urtheil durch persönliche Eindrücke bestimmen, er sei nicht im Stande, sich von der Herrschaft dieser und den Einflüssen frei zu machen, welche die der Verhandlung vorhergegangenen Erörterungen in der Presse auf ihn ausübten. Hierzu komme die Neigung, das Gesetz zu kritisiren und anstatt Recht zu sprechen, Gnade walten zu lassen. Weiter sei bei dem Mangel einer Begründung des Wahrspruchs die Entscheidung der Geschworenen völlig uncontrollirbar, ein Rechtsmittel gegen das auf ihrem Verdicte beruhende Urtheil so gut wie ausgeschlossen und daher sei der Geschworene der absoluteste Richter, der sich unter den heutigen Verhältnissen denken lasse. Alle diese Mängel sind nach Ansicht des Verfassers nicht etwa nur mit der jetzigen Organisation und dem geltenden Verfahren verbunden, sondern sie sind Folgen der Principien, auf denen die Schwurgerichte aufgebaut sind und darum weiß der Verfasser, der im Vorübergehen, wo er nur kann, den Vertheidigern einen heimtückischen Stoß versetzt, gegen die Schwurgerichte nur das Radikalmittel vorzuschlagen: écrasez l'infame. Man braucht nun noch lange kein Anhänger der Schwurgerichte und der Mitwirkung von Laien bei der Strafjustiz überhaupt zu sein, um in diesen Behauptungen des anonymen Verfassers maßlose Uebertreibungen zu finden. Die Vorwürfe,

Digitized by Google

welche der Verfasser gegen die Schwurgerichte richtet, sind größtentheils nicht neu, sondern im Grunde sind es dieselben Anklagen, mit welchen man schon vor einem halben Menschenalter gegen ihre Wirksamkeit zu Felde zog. Es ist wohl richtig, daß die Freisprechungen bei den Schwurgerichten zahlreicher sind, als der Erhaltung der Rechtssicherheit entspricht, allein bedeuten dieselben etwa ein größeres Uebel für die staatliche Ordnung als die milden Strafsätze, welche seitens unserer Berufsgerichte in schrankenlosestem Umfange ausgesprochen werden? Die Antwort hierauf dürfte dem unbefangenen Beobachter nicht gerade zweifelhaft sein. Wir geben weiter zu, daß die von L. S. so leidenschaftlich urgirten Uebelstände in der That heute zu Tage vorhanden sind, allein wo wäre von ihm der Nachweis erbracht worden, daß dieselben mit dem Schwurgericht an sich zusammenhängen! Die Bestimmungen des geltenden deutschen Rechts, die sich auf das Schwurgericht beziehen, sind so ziemlich der am mindesten gelungene Theil der Reichsjustizgesetzgebung. Da hat man den Einfluß des Vorsitzenden auf die Geschworenen völlig beseitigt, indem man die bindende Kraft der Rechtsbelehrung in Wegfall brachte und dennoch der Geschworenenbank die Entscheidung nicht nur über die That-, sondern über die ganze Schuldfrage einräumte, eine der unseligsten Bestimmungen, die man sich denken kann. Kann es da fehlen, wenn die Jury sich um die Ausführung des Vorsitzenden vielfach nicht einen Pfifferling kümmert und demgemäß Wahrsprüche erläßt, die das positive Recht geradezu auf den Kopf stellen! Der Vorsitzende mag sich immerhin eine Stunde lang abquälen, den Geschworenen auseinanderzusetzen, daß ein Versuch mit absolut untauglichen Mitteln strafbar sei, es ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß die Angeklagte, welche beschuldigt wird, einen Versuch zur Abtreibung ihrer Leibesfrucht mit irgend einem unwirksamen Getränk gemacht zu haben, freigesprochen wird. Hierzu kommt das System der Fragestellung, das für jede That und für jeden Angeklagten eine genau nach den gesetzlichen Thatbestandsmerkmalen des in Frage stehenden Verbrechens formulirte Frage verlangt und zur Verwirrung der Laienköpfe wie kein zweites System geeignet ist. Wäre nun wenigstens eine materielle Begründung des Wahrspruchs vorgeschrieben und die Anfechtbarkeit der Rechtsbelehrung des Vorsitzenden zugelassen, so daß das Reichsgericht in der Lage wäre, auf eine eingelegte Revision hin rechtswidrige Wahrsprüche zu vernichten und gegen rechtsirrthümliche Belehrung des Vorsitzenden die Staatsanwaltschaft und den Angeklagten zu schützen und damit den gröbsten Unfug zu verhüten. Aber nein! Es ist nun einmal Tradition bei uns, daß der Wahrspruch ohne Angabe von Gründen abgegeben werden muß, — ob dies vernünftig, ist gleichgültig, und so muß es bleiben, mag auch der größte Nachtheil daraus entstehen, car tel est notre plaisir, und „es ist bei uns so Sitte, es ist so Tradition". Was die Rechtsbelehrung des Vorsitzenden anlangt, so hatte seiner Zeit auf Antrag des unvergeßlichen Generalstaatsanwalts von Schwarze die Reichsjustizcommission beschlossen, daß dieselbe bei der Revision anfechtbar sein solle, allein die Regierungen wehrten sich mit Händen und Füßen dagegen und im Interesse des Zustandekommens der nationalen Gesetzgebung entschloß man sich, auf diese Bestimmung zu verzichten. In diesen und andern Fehlern des Gesetzes sind die hauptsächlichsten Ursachen dafür enthalten, daß die schwurgerichtliche Rechtspflege in der Gegenwart unbefriedigender ist, als früher. In England findet man einen weitgehenden Einfluß des Lordrichters auf die Jury nur natürlich, kein Mensch hat dagegen Etwas einzuwenden, wenn Mylord der Jury sagt, er erwarte, daß ihr Verdikt so oder anders ausfallen werde. Allein in Deutschland sollte es einmal ein Vorsitzender wagen, die Geschworenen zu apostrophiren, daß es dem positiven Recht entspräche, wenn sie den Angeklagten verurtheilten, wahrlich die Presse würde sich vor Aufregung kaum zu fassen wissen, und der Chef der Justizverwaltung dürfte sich darauf gefaßt machen, daß bei der nächsten Etatsberathung der Vorfall erörtert würde. Unter solchen Umständen ist es gar nicht anders möglich, als daß seitens der Geschworenen Verdikte erfolgen, die dem Juristen Haarsträuben verursachen. Allein suchen wir doch die Ursachen auch da, wo sie sind und nicht in andern Momenten. Es ist freilich zuzugeben, daß auch die beste Gesetzgebung nicht im Stande ist, zu bewirken, daß die Geschworenen sich von allen persönlichen Einflüssen und äußern Einwirkungen freimachen. Allein die Hand auf's Herz, gelingt dies vielleicht stets dem Richter oder dem Staatsanwalt? Wir möchten den Juristen kennen lernen, welcher während der letzten fünf Jahre nicht geschlafen hat und gleichwohl die Stirne hätte, dies zu behaupten. Oder weiß L. S. wirklich Nichts von einem Staatsanwalte, der in dem Neustettiner Synagogenbrandprozesse zum Schlusse seiner Ausführung an die Geschworenen die Aufforderung richtete, sie sollten als deutsche Männer ihren Wahrspruch abgeben? Wir wollen auf dieses Thema nicht weiter eingehen, obschon sich eine Fülle interessanter Thatsachen gegen L. S. anführen ließe.

Friedmann, dessen Schrift sich im Ganzen durch eine ruhige Objectivität vortheilhaft kennzeichnet, erkennt ebenfalls die von L. S. hervorgehobenen Mängel und Uebelstände zum Theil als berechtigt an. Friedmann will die Hinzuziehung des Laienelements in der Form von Geschworenen nicht entbehren, aber lediglich bei Kapitalverbrechen. Er will demgemäß der schwurgerichtlichen Competenz eine Reihe von Verbrechen überwiesen haben, welche jetzt von den Strafkammern abgeurtheilt werden, beispielsweise die Unzuchtsverbrechen, welche unter Mißbrauch eines Vertrauensverhältnisses begangen werden, Verleitung zum Meineid u. dgl. ein Vorschlag, gegen welchen wir uns mit aller Energie erklären. Er verlangt ferner Erweiterung der Gründe, welche die Unfähigkeit zum Amte der Geschworenen rechtfertigen, Beseitigung des Rechts der Ablehnung, Mitwirkung der Geschworenen bei der Entscheidung aller Zwischenfragen, Trennung der Fragen in solche über die That und die Schuld, Begründung der Verneinung der Schuldfrage durch schriftliche Angabe der Strafausschließungsgründe, sofern die Thatfrage bejaht wurde, endlich Zulassung der Revisibilität dieser Gründe. Wie sich aus der obigen Darstellung ergibt, stehen wir den meisten dieser Forderungen durchaus sympathisch gegenüber, wennschon wir dieselben nicht für genügend halten, um eine befriedigende Rechtspflege der Schwurgerichte zu sichern. Es ist wenig wahrscheinlich, daß die im Vorstehenden geäußerten Wünsche in der nächsten Zeit erfüllt werden, allein auf die Dauer wird sich die Reichsregierung dem immer lauter geäußerten Verlangen nach einer einschneidenden Reform des Strafprozeßrechts, soweit es sich auf das Geschworenengericht bezieht, nicht entziehen können. Hoffen wir, daß dieselbe alsdann so ausfällt, daß man von dem Schwurgerichte nicht mehr das sagen kann, was heute leider nur allzu wahr ist, es sei das Schmerzenskind der deutschen Gesetzgebung, und daß bis dahin die einseitigen Gegner und die einseitigen Freunde dieser Institution eingesehen haben, daß auch hier die Wahrheit in der Mitte liegt.

Löwe-Calbe.

Eine persönliche Erinnerung.

Von Julius Duboc.

Wir waren Vollblutrepublikaner um 48, wenn auch kaum flügge geworden, da wir noch als Penäler die Schulbank, übrigens die Schulbank der Prima des Gymnasiums, beschwerten. Wir hatten nach einander für Simon von Trier, Moritz Hartmann, C. Vogt, Jordan von Berlin, den Liebling der Damen, späteren Marinerath und Rhapsoden geschwärmt, hatten uns mit Zitz, Schlöffel u. A. zum revolutionären Pathos erhoben gefühlt, hatten mit Robert Blum „das brechende Himmelsauge der Freiheit" beweint und dann am 17. September als jugendliche Volksversammler wegen des Waffenstillstandes von Malmö die Majorität von 258, welche die Sistirung desselben wieder aufgehoben hatten, für „Verräther des deutschen Volkes, der deutschen Freiheit und Ehre"

Digitized by Google

erklärt — das Alles hatten wir erlebt, hatten dann die Sturmfluthen steigen sehen, die das Parlamentsschiff in's Wanken brachten und in den Abgrund zu ziehen drohten, wir sahen vom Mai 49 ab, wo die Führer des rechten Centrums, der tonangebend gewesenen Partei, ihre Mandate niederlegten und eine allgemeine Fahnenflucht einriß, die Rathlosigkeit auf's Höchste steigen und unwillkürlich richteten sich nun die suchenden Blicke nach einem Steuermann, der den Sturm beschwören oder der wenigstens bis zum Untergang des Schiffs auf seinen Posten auszuharren gesonnen sei. Von unseren bisherigen Matadoren und feuersprühenden Parlamentsrednern schienen nur Wenige nach dieser Ehre zu geizen, um so mehr lenkte sich die Aufmerksamkeit einem bis dahin äußerlich wenig in den Vordergrund getretenen Manne zu, den jetzt in der Stunde der Gefahr das allseitige Vertrauen ehrte: W. Löwe. Er prägte sich uns Jüngeren bald unvergeßlich ein. Höchst unreif im Urtheil hatten wir doch ein instinctives Gefühl davon, daß mit den glänzenden rednerischen Attaquen allein die Schlacht nicht mehr gewonnen werden könne, daß andere, in gewissem Sinn solidere Qualitäten von nun ab den Ausschlag geben mußten. Und diese soliden Qualitäten, von denen wir uns allerdings nur eine sehr unbestimmte Vorstellung machten, schien der Mann mit der ruhigen bedächtigen Rede, die er etwas schnarrenden Tones vorbrachte, der Mann, der überlegt, gemäßigt, aber gleichwohl entschlossen und gewichtig sprach, dessen Aeußeres schon, der gedrungene Wuchs, die breiten Schultern, die mächtige Stirn, eine überlegene Festigkeit ankündigte, in hervorragendem Maße zu besitzen.

Bald wurde er mit der Verlegung des Parlaments nach Stuttgart unseren Blicken entführt. Aber die Kunde von seinem unerschrockenen Ausharren an der Seite von Schott und Uhland, von seiner Verurtheilung und seinem Exil prägte unserem Gedächtniß den letzten Präsidenten des deutschen Parlaments unvergeßlich ein.

Sehr viel später sollte ich ihn wieder sehen und ihm persönlich näher treten. Der vormalige Penäler war mittlerweile zum Manne herangewachsen, Löwe nach 14jähriger Verbannung in die Heimath zurückgekehrt. Es war 1863, die Zeit des schwersten Verfassungsconflicts, der Verwarnungen, der Zeitungssuspensionen u. s. w. Eine Neuwahl im Wahlkreise Dortmund für das Abgeordnetenhaus stand bevor. Die Stimmungen und Meinungen waren getheilt, ein lebhafter Kampf entbrannte, die Stimmen drohten sich zu zersplittern. Dieser Zersplitterung gegenüber proponirte ich als damaliger Redacteur der dortigen Provinzialzeitung die Wahl Löwe's. Aber unbekannt wie derselbe den dortigen Wählern war, schien mein Vorschlag ziemlich aussichtslos, ihm wurden locale Candidaturen entgegengestellt und selbst der damals einflußreichste Mann des Wahlkreises, der sogenannte rothe Becker, später Oberbürgermeister von Cöln, stemmte sich gegen ihn. Das Einzige, was ich für Löwe anrufen konnte, war das ideale Moment aus seiner Vergangenheit. „In dem gegenwärtigen Moment der ernsten Krisis unseres Verfassungslebens," rief ich damals den Wählern zu, „muß ebenso wie bei der unglücklichen Wendung einer Schlacht, die in Gefahr geräth, verloren zu gehen, der Ruf ergehen: die alte Garde vor! und derjenige Wahlkreis erwirbt sich ein Verdienst, welcher eins der Mitglieder dieser alten Garde in den Kampf führt." Dies ideale Moment schlug zu meiner großen Freude durch. Trotzdem Löwe wegen Erkrankung den Wahlkreis nicht hatte bereisen können, trotzdem daß das ihm ungünstige irrige Gerücht, er sei jüdischer Abkunft, in Umlauf gesetzt worden war, wurde er mit 333 von 549 Stimmen zum Abgeordneten gewählt und so im Februar 63 zum erstenmal der parlamentarischen Thätigkeit wiedergegeben, der er von da an bis zum Schluß seines Lebens ununterbrochen angehört hat.

Ich war mit Löwe bei Gelegenheit dieser Wahl, über die er mir seine aufrichtigste Freude aussprach, mehrfach in Berührung getreten. Aeußerlich wie innerlich hatte ich ihn wenig verändert gefunden. Der 48jährige Mann stand noch wie der 34jährige, als den ich ihn zuerst kennen gelernt hatte, in der ungebrochenen Fülle fast jugendlicher Kraft. Nur hatte der Blick des Politikers noch an Weite, sein Urtheil an Bedeutung und Einsicht gewonnen. Immer erschien er mir in solchen Momenten, wenn er den Blick auf die Vergangenheit zurückwandte, die mich bei den lebhaften Eindrücken, die ich in meiner Jugend davon getragen, am meisten interessirte, als der berufene Biograph derselben und ich habe dann in späteren Jahren oft bedauert, daß die parlamentarische und Berufsthätigkeit dem vielbeschäftigten Mann für diesen einen Zweck keine Muße übrig ließ. Um so mehr erfreute es mich, als vor etwa zwei Jahren die Nachricht, Löwe arbeite an einem geschichtlichen Memoirenwerk plötzlich die Runde machte. Hier war in der That eine Lücke auszufüllen und die Reihen der wenigen dazu Tauglichen lichteten sich, nachdem schon fast 40 Jahre nach jenen denkwürdigen Ereignissen vergangen, mehr und mehr. Auf meine an ihn gerichtete Anfrage erhielt ich von Löwe alsdann folgende Auskunft:

Westend bei Charlottenburg, 8. Juni 1884.

Verehrtester Herr!

Für den erneuten Beweis Ihres freundlichen Interesses für mich, den Sie mir mit der Anfrage nach der Herausgabe meiner politischen Erlebnisse gegeben, danke ich Ihnen bestens.

Leider ist die Sache noch in weitem Felde. Ich bin in der Arbeit durch eine schwere Krankheit und nachfolgende längere Kränklichkeit unterbrochen und die Mittheilung von meiner Absicht war zu meinem Leidwesen durch den Eifer der Journalisten so früh in die Oeffentlichkeit gekommen, daß ich kaum begonnen hatte, als die Sache zu meinem Schrecken schon in der Zeitung stand. Nun wissen Sie gewiß schon aus eigener Erfahrung, wie sehr Einem eine solche Arbeit unter den Händen wächst. Mir ist es nun dabei ganz besonders schlimm gegangen. Mein Vorhaben war, das zu erzählen, was ich selbst mitgemacht, erlebt, unmittelbar gesehen und erfahren habe und zu beginnen mit der Zeit, in der ich selbst mehr in den Vordergrund getreten. Das war die Zeit der Kaiserwahl im Frühjahr 1849, die Erlebnisse der Kaiserdeputation, die Krisis des Parlaments nach der Ablehnung der Krone, meine Präsidentschaft, die Katastrophe in Stuttgart u. s. w. Davon habe ich nun auch ein gut Theil erzählt, was aber der Umarbeitung um so mehr bedarf, als mir doch bei der Arbeit klar wurde, ich müßte die politischen Erlebnisse und Bestrebungen, die dem Jahr 48 vorhergingen und das Parlament selbst, wenn auch knapper gefaßt, hineinbringen, wenn ich dem Leser der späteren Generation, in der wir jetzt leben, das Verständniß für die Menschen und Dinge möglich machen wollte. Nun kamen aber die literarischen Freunde, Spielhagen und ganz besonders Fanny Lewald, und behaupteten, ich müßte mein Herkommen und mein Leben vorher erzählen, kurz oder lang, denn der Leser müßte wissen, mit wem er es zu thun habe, wenn er sich für den Erzähler, für das, was der erlebt, mitinteressiren solle. Das hat mich in der That stutzig gemacht. Denn wenn das auch nur einigen Werth haben soll, so gehört dazu ein Geschick in der Darstellung, besonders auch in der Auswahl dessen, was man bietet, das ich nicht besitze. Mitten in diese Zweifel fiel nun meine Krankheit und jetzt habe ich nur die Materialien mir zusammentragen und ordnen können und werde nächstens an der Stelle fortfahren, wo ich aufgehört, werde meinen ursprünglichen Plan ausführen und, wenn ich fertig bin, sehen, was daraus geworden und was damit anzufangen ist. Sie schreiben von sich nichts. Hoffentlich geht es Ihnen gut. Bestens grüßend bin ich

hochachtungsvoll Ihr ergebenster

W. Löwe.

Löwe hat trotz der Hemmungen, welche ihm aus den schweren Leidenszuständen seiner letzten Lebenstage erwuchsen, seinen Plan durchgeführt. Wenn die Angaben richtig sind, welche bald nach seinem Tode in den Zeitungen zu lesen waren, so hat er die von ihm hinterlassenen Memoiren bis zu seiner Rückkehr aus Amerika vollendet. Wir würden damit nicht allein ein theueres Vermächtniß aus der Hand des Verstorbenen und einen allen seinen persönlichen Freunden unschätzbare Erinnerung, sondern gleichzeitig ein Werk erhalten, welches den dreifachen Vorzug besäße von einem Augenzeugen und hervorragenden Theilnehmer der großen Tage von 48, von einem Liberalen der alten Schule und von einem charakterstarken und gerechten Manne verfaßt zu sein.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Literarische Plaudereien.

Von Hieronymus Lorm.

Wenn man an einen Buchhändler die Frage richtet, was es Neues gebe, so wird er selbstverständlich nicht mit den Neuigkeiten der Zeitungen, sondern mit den Neuigkeiten antworten, die er gerade auf dem Lager hat. Als ein beschaulicher Beobachter der kleinen literarischen Bewegungen des Tages habe ich mir oft das Vergnügen bereitet, an mir befreundete „Sortimenter" jene Frage zu stellen, worauf dem Commis ein Wink gegeben wurde und dieser schwere Bücherballen auf den Verkaufstisch legte. Immer gab ich mich der Illusion hin, neue Talente, neue Stoffe, neue Wirkungen vor mir zu haben, die in kurzer Zeit aus diesen schweren Ballen mit leichten Flügeln in die Welt dringen werden. Sorgfältig habe ich mir dann die Titel und die noch unbekannten Autornamen aufgezeichnet und ein Jahr vorübergehen lassen, ehe ich wieder einen Blick auf die Liste warf. Verglich ich dann meine Notizen mit den inzwischen gelesenen Recensionen oder forschte ich vergebens in meiner Erinnerung nach einer Berücksichtigung der Zeitgenossen für diese neuen Werke und neuen Autoren, so überkam mich oft und zwar mit der Steigerung durch ein geistiges Motiv dasselbe Gefühl der Trauer und der Wehmuth, wie beim Brausen des Herbstwindes, der eine ungeheure Anzahl von Baumblättern in's Unabsehbare mit sich fortwirbelt, in den spurlosen Untergang. Die Blätter aber sind Geister, die blühen wollten und schon nicht mehr sind, Namen, die vergessen wurden, bevor man noch ihrer gedacht hatte, die verschollen sind, bevor sie noch geschallt haben.

Das Gefühl der Trauer und der Wehmuth ist aber dem geistigen ebenso wenig wie dem atmosphärischen Herbststurm gegenüber gerechtfertigt. Hier wie dort waltet die Natur mit unerschütterlicher Nothwendigkeit. Blickt man in vergangene Literaturepochen zurück, so sieht man das Bedeutende durch Decennien von einander getrennt und denkt so wenig der leeren und unfruchtbaren Zeiträume, die dazwischen liegen wie der blühenden Aloe gegenüber der hundert blüthenlosen Frühlinge, die hinter ihr liegen. Wir sind aber arme sterbliche Menschen, wir leben unsere kurze Lebenszeit Minute nach Minute und weil sie doch am Ende nicht viel ausmachen, so möchten wir für jede einen Inhalt haben.

Rufen wir vergebens nach einer entsprechenden Fülle neuer Talente, so würden wir uns annähernd auch schon mit einer erklecklichen Anzahl neuer Stoffe begnügen. Zwar kann der Philosoph dieses Begehren verlachen, aller Stoff ist schon beim Weltanfang für alle Zeiten gegeben und um ihn für neu anzusehen, müßte man die bloße Veränderungen seiner Formen selbst für Stoff ansehen. Adam und Eva sind ziemlich bejahrte Liebesleute und der Roman, der zwischen ihnen spielte, wird schon lang nicht mehr in der Leihbibliothek verlangt. Dennoch ist er derselbe Stoff, den erst in diesem Jahre Sardou in einem Sensationsdrama oder Tolstoi in einer russischen Salongeschichte behandelt. So meint der Philosoph, der Alles versteht, nur nicht, was er eben durch Philosophie erklären will: das Leben.

Die Freudigkeit des unmittelbaren Lebens enthält das Neue; sie ist das unveräußerliche Eigenthum eines rechten Menschen, der sich in seiner Art niemals wiederholt, der selbst das einzige Neue in der Schöpfung ist. Hat man etwas Geist im Kopfe und viele ungedichtete Poesie im Gemüthe, so verwandelt sich Einem jede Erdenscholle in einen neuen Stoff. Was kann älter sein als der Hunger, der Urvater des Weltgetriebes, und verschlingt er nicht täglich die Speise, als ob sie ein neuer Stoff wäre und als ob er noch niemals gegessen hätte? War der jüngste Frühling nicht so beglückend, als ob vor ihm noch niemals ein Frühling existirt hätte, war er nicht etwas ganz Neues? Gesteht der Liebende zu, daß in den dreitausend Jahren, seit das Menschengeschlecht die Thorheit begeht, zu lieben, schon irgend Jemand so geliebt hätte wie er, daß seine Liebe nicht etwas ganz Neues wäre? In der Literatur aber ist der neue Stoff sogleich vorhanden, mag er so alt sein wie die Genesis, wenn er nur nicht den veralteten, ausgelebten Traditionen unseres gesellschaftlichen Lebens unterworfen ist.

Ich nahm mir deshalb jüngst vom Sortimenter ein Büchlein nach Hause, das solchen Stoff versprach: „Hinemoa". Eine neuseeländische Sage von Hans Schoen.*) Neuseeland! Das eigentlich Verführerische an diesem Worte war für mich eine Jugenderinnerung. Nachdem ich Campe's „Robinson" so oft gelesen hatte, daß nichts mehr von dem Buche übrig geblieben war, als der Deckel, gab man mir Campe's Reisebeschreibungen in die Hand, Coke's und anderer kühner Seefahrer erstaunliche Weltumsegelungen. Seitdem ist mir eine stille Sehnsucht nach den polynesischen Völkern im Herzen geblieben und oft noch in den Träumen meiner Mannesjahre sah ich Gänseblümchen von tätowirten Jungfrauen gepflückt. Sie trugen Federn in den Haaren, natürlich keine Bettfedern, und wenn sie mir besonders günstig waren, dann wendeten sie mir das in Schneckenlinien bemalte Kinn zu. Leider hatte ich niemals Gelegenheit, zu einer Landpartie nach Australien und so mußte es mir die Seele ernsthaft ergreifen, als ich bei einem Blick in die Vorrede des genannten Büchleins erfuhr, daß ein junger Deutscher in der That auf den vielen Inseln des fünften Welttheils langen Aufenthalt genommen und allem Anschein nach wonnige Tage unter den unschuldigen Cannibalen verlebt hatte. Der Student in Auerbach's Keller wußte also, was er sprach, als er sich „ganz cannibalisch wohl" befand.

Der große Eindruck, den der junge Deutsche Hans Schoen von den Naturschauspielen auf Neuseeland empfangen hat, ist ernsthaft zu nehmen. Dafür sprechen die guten und kräftigen Verse, in denen er den Schauplatz seiner Erzählung entrollt. Die Schönheiten und selbst die Schrecken der großartigen Landschaft auf jenen Inselgruppen haben für ihn auf die Werthschätzung der Poesie eingewirkt, die er in den Mythen und Sagen der polynesischen Völker vorfinden will. Unter diesen haben die Maori, die Bewohner von Neuseeland, die Sage von der schönen Hinemoa, von der ich nichts verrathen will, um dem Leser die Anschaffung des Gedichtes nicht zu ersparen. Denn in Deutschland liest man lieber zwei Bücher über ein Buch, als dieses selbst und setzt sich die vier Bogen eines kleinen Epos aus vier Recensionen darüber zusammen.

Der Dichter zieht den Schluß, daß viele, die bisher die Maori nur als entmenschte Cannibalen gekannt haben, erstaunt sein werden, die zarte Blume der Poesie bei ihnen zu finden. Die Maori wohnen am See Rotorua, der dadurch weit berühmt ist, daß er zum Theil aus heißen Quellen besteht. Der See liegt im Mittelpunkt des vulkanischen Gebietes der Nordinsel, wo man noch die Spuren der früheren Maori findet, eines tapferen, wilden, aber unverderbten Volkes. Die jetzigen Maori leiden unter den Folgen der aufgedrängten christlichen Religion. Denn englische und französische Missionäre schleppten mit ihren Lehren europäische Laster mit ein und die einst alle Kinderherzen entzückenden Maori sind jetzt entartet und dem Untergang nahe gebracht. Zwar haben sie damals, zur Zeit, die noch Campe beschrieb, in aller Unschuld Menschen gefressen, allein es war in ihren Hôtels nichts Anderes vorhanden. Denn nach der Hypothese, der sich der Dichter anschließt, geschah es nur, weil ihnen durch Tödtung der Riesenvögel jede thierische Nahrung versiegt war. Wenn sie sich jetzt vielleicht in Büchsen versendeten Hummer aus Hamburg kommen lassen, so entschädigt dies den Menschenfreund nicht dafür, daß, wie gesagt, eine übel angebrachte, von Pfaffen ausgehende Civilisation die gänzliche Vertilgung eines ursprünglich guten und kräftigen Volkes vorbereitet. Durch Einführung einiger Episoden aus dem Leben und Treiben der Maori, ehe dieselben mit europäischer Cultur in Berührung kamen, hat der

*) Leipzig, Albert Unflad.

Digitized by Google

Dichter versucht, dem dürftigen Rahmen der ursprünglichen Sage mehr Schmuck zu verleihen.

Dem kleinen Epos „Hinemoa" ist noch eine poetische Erzählung beigegeben: „Auf hoher See allein". Das Gedicht ist auf dem Titelblatt des Büchleins nicht genannt. Es schließt sich also gleichsam verschämt und verstohlen der größeren Dichtung an. Ein Schiffscapitän wird von der meuterischen Mannschaft ermordet und der zweite Steuermann, der sich dem Complot nicht angeschlossen hatte, in ein kleines Boot gebracht, das man den Wellen preisgibt, während der große Schooner seinen Weg fortsetzt. Der Bootsmann ist also auf hoher See allein, allen Schrecken des Oceans, dem Zufall und seinen eigenen Gedanken überlassen. Dies wäre in seiner Einfachheit ein großer Stoff für einen großen Poeten. Dazu wäre jedoch zunächst erforderlich, daß der Mann im Boote kein simpler Bootsmann sei, daß das Meer seiner Gefühle und der Horizont seines Denkens die Unendlichkeit theilten mit dem ewigen Meer und dem unermeßlichen Horizont. Einen solchen Inhalt umschließen diese Verse nicht, aber für die Sage reicht die poetische Kraft des Verfassers vollkommen aus. Niemals darf man von einem Schriftsteller mehr fordern als er selbst bieten will und was der Dichter von „Hinemoa" wollte, spricht er in den Worten aus: „Der Zweck, den ich mit dieser kleinen Arbeit verfolge, wird völlig erreicht sein, wenn es mir gelingen sollte, bei einem weiteren Kreise das Interesse an Neu-Seeland und seinen Bewohnern wachzurufen und den Dichtungen derselben einige neue Freunde zu gewinnen". Ueber das Erreichen dieses bescheidenen Zieles darf der Dichter beruhigt sein, man wird der Neuheit des Stoffes wegen „Hinemoa" stets zum Inventar der poetischen Literatur zählen.

Läßt man die durch eine fremdländische Natur erregte Stimmung ausklingen, so vermischt sie sich mit den nächstliegenden Interessen des Tages und man gelangt unwillkürlich zu der Frage, weshalb die Theorien eines socialistisch und communistisch gestalteten Staates nicht auf dem Boden einer fernen Insel wie Neu-Seeland ihre erste Verwirklichung suchen. Ein Probestaat, dessen primitive Beschaffenheit Arbeit genug böte für eine ganze Bevölkerung von Arbeitern, und ein Volk wie die Maori, bei welchem das Capital nicht erst ausgerottet zu werden braucht, weil es schon von Anfang an verbannt war! Kein vernünftiger Mensch jedoch wird heutzutage noch glauben, daß jene Theorien nichts weiter als Spott verdienten.

Das Unglück in der Sache besteht in dem eigenthümlichen Umstand, daß Fragen, welche zu ihrer Lösung der strengsten wissenschaftlichen Arbeit bedürfen und daher ihrer Natur nach ganz aus dem Gesichtskreis des nur materiell schaffenden Volkes gerückt sein sollten, zugleich mit einem so brennenden Interesse für dasselbe Volk erfüllt sind, daß es nicht nur alle seine materiellen Kräfte, sondern auch die schlechtesten Leidenschaften der Menschennatur an die Lösung setzen möchte. Der langsamen Geistesarbeit, die dazu gehörte, nicht fähig, hofft der Bedrängte, den Geist durch Gefühle, das Denken durch Leidenschaften ersetzen zu können. Zu diesem Zweck bemächtigt er sich der Theorien, unbekümmert darum, daß die solide geistige Grundlage, auf der sie bestehen könnten, von der Wissenschaft noch nicht vollendet ist, so daß, was vielleicht einst ein stolzes Gebäude der praktischen Vernunft werden könnte, sich vorläufig zur reinen Unvernunft gestaltet. Wer das Verhalten der Massen zu jenen schwierigen Fragen erschöpfend beurtheilen wollte, der müßte eine Kritik der reinen Unvernunft schreiben.

Die „Kritik der reinen Vernunft" hat es nach hundertjährigem Bestehen endlich so weit gebracht, daß man wenigstens — das Titelblatt ziemlich allgemein versteht. Man weiß, daß es sich darum handelt, das Verfahren der Vernunft zu kritisiren, d. h. zu verurtheilen, sobald sie darauf verfällt, rein aus sich selbst, aus ihrem eigenen Vermögen, erkennen zu wollen, was hinter der Erfahrung steckt, während alles Erkennen sich naturgemäß auf die Erfahrung selbst beschränken muß. Gleichwohl bleibt dieses Vermögen, wenn es auch seine Tragweite überschätzt, immer noch Vernunft, reine Vernunft, weil es mindestens mit seinen imaginären Bestrebungen den gegebenen Dingen, der Erfahrung einen höheren Sinn und Zweck unterschieben will, als der gemeine Erdenlauf darbietet. Diesem Bestreben entgegen hat es die reine Unvernunft bei gleicher Ueberschätzung ihres Vermögens mit noch außerhalb aller Erfahrung liegenden Gebilden und Gestaltungen zu thun, zu dem Zweck, den Lauf der Erdendinge nicht zu erhöhen, sondern zu erniedrigen und sie in ein ganz gemeines, aller geistigen Förderung und aller Ideen beraubtes Gleichmaß zu bringen.

Eine Kritik der reinen Unvernunft versprach ich mir von Karl Munding's „Die Lügen des socialistischen Evangeliums und die moderne Gesellschaft".*) Die Schrift ist hoch interessant und in ihrer schlagenden Opposition zuweilen ergötzlich, aber nur so lange, als sie nicht selbst in einen Gedankengang geräth, der den Gegenstand einer Kritik der reinen Unvernunft bilden könnte. Als vortrefflich hebe ich zunächst die scharf umgrenzte Charakteristik Ferdinand Lassalle's hervor. Wenn Fürst Bismarck in der Sitzung des Reichstages vom 17. September 1878 von dem großen Agitator sagte, er sei ehrgeizig gewesen im großen Stil, aber monarchisch gesinnt durch und durch, und nur darüber sich nicht ganz klar gewesen, ob das deutsche Kaiserthum mit der Dynastie Hohenzollern oder der Dynastie Lassalle abschließen solle; — so wird dieses Urtheil hier nach allen in Lassalle's Leben und Wirken gelegenen Richtungen hin begründet und bestätigt. Man gelangt zur Ueberzeugung, daß dieser moderne Alcibiades, ein Aristokrat seinem Charakter nach, eine Dictatur anstrebte, bei der Geburt und Abkunft nicht in Frage kommen können, die Dictatur des Geistes. Die Democratie, das Proletariat sollten, von diesem Geist entflammt werden, der sich deshalb zu ihrem Verständniß und zu ihren Bedürfnissen herabließ, ihm ihre Schultern zum Aufsteigen leihen. Er selbst stand noch immer hoch über den Ideen, die er dem Volke predigte. — Und wer weiß, ob nicht ein längeres Leben viel schrecklichere Conflicte zwischen den zwei Richtungen seines Innern, zwischen der mit aristokratischer Genußsucht verbundenen dictatorischen und der zur Welterlösung gestimmten democratischen, hervorgerufen hätte als die zufälligen äußeren Conflicte waren, an denen er so früh zu Grunde ging. Dies liest sich aus der Schilderung Munding's heraus, wenn er es auch ausgeführter und detaillirter vorbringt. Der Grundgedanke seiner Beurtheilung ist: daß kein anderer Agitator so zielbewußt wie Lassalle dem Terrorismus des Pöbels zusteuerte, obgleich sein Charakter entschieden aristokratisch angelegt war. Aus einer in sich uneinigen Natur kann keine Wahrheit hervorgehen, und wenn darum Munding den großen Agitator als einen Repräsentanten der Lüge darstellt, so kann sich kein Unbefangener den Beweisen dafür entziehen. Mit großem Geschick ist Lassalle zunächst beim unerschütterlichen Dogma des „ehernen Lohngesetzes" stehen geblieben und er hat den Arbeitern in öffentlicher Versammlung Stellen aus den bewährtesten und conservativsten National-Oeconomen verständlich gemacht, welche die Unerschütterlichkeit des Verhältnisses zwischen Lohn und Arbeit darthun. Allein ein Factor ändert sich in dem Maße, als sich der andere ändert, wenn die Beziehung die gleiche bleiben soll. Beim Auftreten Lassalle's war sich der deutsche Arbeiterstand der Nothwendigkeit einer Aenderung noch gar nicht bewußt und als darum Lassalle aus dem ehernen Lohngesetz zunächst die Consequenz zog, daß „die verdammte Bedürfnißlosigkeit" der Arbeiter zu bekämpfen sei, hat er sich selbst für immer das Urtheil gesprochen. Die Worte, in denen er dies in Frankfurt seinem „Heerhaufen" gegenüber that, sind die folgenden: „Ihr deutschen Arbeiter seid merkwürdige Leute: vor französischen und englischen Arbeitern, da müßte man plaidiren, wie man ihrer traurigen Lage abhelfen könne, Euch aber muß man erst noch beweisen, daß Ihr in einer traurigen Lage seid. Solange Ihr nur ein Stück schlechte Wurst habt und ein Glas Bier, merkt Ihr das gar nicht und wißt gar nicht, daß Euch was fehlt. Das kommt von Eurer ver-

*) Stuttgart, Levy & Müller.

Digitized by Google

dammten Bedürfnißlosigkeit. — Möglichst viel Bedürfnisse haben, aber sie auf anständige und ehrliche Weise befriedigen, das ist die Tugend der heutigen Zeit".

Die Charakteristik Lassalle's macht umso größern Eindruck auf den Leser als sie die höchste Anerkennung für das außerordentliche Genie, die Beredtsamkeit und das ungeheure Wissen Lassalle's in sich schließt. Munding selbst sagt: „Wenn man sich in einen Streit einläßt, so muß man auch den Muth besitzen, die wahren Principien des Gegners in Kauf zu nehmen."

Eines der kräftigsten Bewegungsmittel des Agitators war sein Begriff vom vierten Stande und der Verfasser beginnt darum seine Schrift mit einer Abhandlung über „Die Lüge vom vierten Stande". Man mag nun eine so scharfe Bezeichnung richtig finden oder nicht, immer bleibt es anziehend, die originelle Begründung zu lesen. Sie beruht auf dem Gedanken, daß, wenn man unter dem vierten Stande das Proletariat versteht, dieses keineswegs dem Arbeiterstand vindicirt werden dürfe. Der vierte Stand in diesem Sinne habe vielmehr seine eigentlichen Repräsentanten in den übrigen Ständen. Der verarmte Edelmann, der zuletzt dahin gelangt, mit seinem Namen und Titel Geschäfte machen zu wollen und sich darum in Inseraten reichen Mädchen zur Ehe anbietet; der absolvirte Doctor, der sich als Arzt keine Patienten, als Advocat keine Clienten verschaffen kann und in der Verzweiflung alle erdenklichen Berufszweige ergreift, die mit seiner Wissenschaft keinen Zusammenhang haben; die zu Grunde gegangenen Kaufleute, die gescheiterten Existenzen überhaupt — laufen sie nicht durch alle Stände und sind sie nicht die eigentlichen Proletarier? Der Verfasser weiß eine lange Reihe von Mustern dafür anzuführen und hat vollkommen Recht zu sagen: „Sie sind die Mächte des vierten Standes, Producte des Zeitgeistes, Kinder der modernen Cultur. Wohl wenige wissen, wie sie geworden, was sie sind, in der Brust aber schlägt ein hoffnungsvolles Herz, hier in dem Fiebertakt wilder zügelloser Leidenschaft, dort ruhig und gemessen, halb verlangend, halb still resignirend wie die Sehnsucht. Einen Zug haben diese Candidaten des vierten Standes mit einander gemein. Alle sind sie stille Feinde der bestehenden Ordnung, ob bewußt oder unbewußt, ob ideal oder praktisch. Es sind aber isolirte Proletarier."

Das ist gewiß eine interessante Ansicht, eine objective Betrachtung des modernen Lebens, die sich dem beschaulichen Standpunkt einer literarischen Plauderei vollkommen anschließt. Einer solchen kann es nicht aufbehalten sein, in die Tiefen der socialistischen Bestrebungen einzudringen und das Haltbare und Brüchige daran zu ermessen. Gleichwohl ist es erlaubt, von der vorliegenden Schrift, wie wichtig auch ihr Thema ist, nur zu plaudern, weil sie selbst die eigentliche Deduction erst für die Zukunft verheißt. Wenn sich daran keine frohe Erwartung schließt, so verschuldet dies der schon erwähnte Gedankengang, in welchen der Verfasser zuletzt geräth und welcher, wie gesagt, Gegenstand für eine Kritik der reinen Unvernunft bilden könnte. Sie gestaltet sich hier zur Opposition gegen den Liberalismus, dem alles Uebel, von dem die Geschichte erzählt, in die Schuhe geschoben wird. Man müßte ihn nach dieser Ansicht für den Vater des Socialismus und für den Großvater der Anarchisten halten. Er ist nach Munding unhistorisch, wahnsinnig, und sollen die Mächte des Socialismus jemals überwunden werden, so müßte zuerst der politische und religiöse Liberalismus bluten. Mit dieser rasenden Feindschaft steht zwar im Widerspruch, daß dem Liberalismus zugleich die vollständigste Ohnmacht zugeschrieben wird, denn, was nichts thun kann, das kann auch nicht schaden und braucht daher nicht vertilgt zu werden. Allein der blinden Raserei ist jede Waffe recht, wenn sie nur verletzen kann. Die Wurzel dieser Unvernunft ist die weitverbreitete Verkennung der Wahrheit, daß dem Liberalismus absolut keine andere Bedeutung zukommt als die einer unerläßlichen Negation.

Ganz derselben Wurzel entspringt in entgegengesetzter Richtung die idealisirende Ueberschätzung des Liberalismus, die Freiheitsschwärmerei, der so viele edle Jünglinge ihren Geist, ihr Schicksal, ihr Leben zum Opfer gebracht haben. Der Liberalismus ist weder für die Liebe noch für den Haß ein geeignetes Object; beide gehen von der falschen Voraussetzung aus, daß er schöpferisch zu leisten vermöchte, nur daß ihm die Liebe die höchsten und der Haß die verdammlichsten Thaten zumuthet. Der Liberalismus ist jedoch etwas Positives zu schaffen weder vermögend noch verpflichtet, denn er ist nichts weiter als die pure, simple, bürgerliche Ehrlichkeit, deren Wesen einzig und allein in der Negation des Unrechts, der Veruntreuung, des Betruges besteht. Als Staatsprincip hat der Liberalismus nichts weiter zu thun als darüber zu wachen, daß das Geld des Volkes nicht gegen den Willen und gegen die Interessen des Volkes ausgegeben werde; er ist nichts weiter als ein braver Schutzmann, dem gegenüber sich nur die Unvernunft zur Begeisterung oder zur Verwünschung entflammen lassen kann und dem auch nur die Unvernunft zumuthen darf, den Codex des Rechtes, über den er zu wachen hat, erst aus seinem eigenen Geiste heraus schöpferisch in die Welt zu setzen.

Denn wie keine Thaten, so darf man auch keine Ideen vom Liberalismus verlangen, weil dies nicht in der Natur des bloß negativen Begriffs der Freiheit liegt. Sie bewacht das Gut und Blut des Volkes, damit nicht die uncontrollirbare Willkür der absoluten Machtvollkommenheit sich räuberisch daran vergreife. Wie viele blutige Kämpfe der Liberalismus auch durchgefochten hat, sie waren immer nur das Niederreißen von Bastillen, niemals der Aufbau auf neuen Fundamenten; sein Feldgeschrei, sein Fahnenspruch, welche schreckliche Masse von idealen Phrasen man auch dazu verwendete, hatte niemals einen positiven Inhalt. Daß der Liberalismus die sociale Frage nicht lösen wird, können ihm nur diejenigen zum Vorwurf machen, welche thöricht genug sind, vom bloßen Beschützer des vorhandenen Volkseigenthums die Herbeischaffung eines noch nicht vorhandenen zu fordern. Uebrigens ist heutzutage kein Einsichtiger mehr darüber in Zweifel, daß einer wirklichen Lösung der socialen Frage nothwendig die Selbstvernichtung des Socialismus, das Scheitern seiner Ideen in einem großen weltgeschichtlichen Processe vorhergehen muß.

Man staunt, daß Munding, der den Esprit eines Franzosen hat, uns die Auskunft darüber schuldig bleibt, durch welche Mittel er sich die Volksinteressen, um die es ihm doch angeblich zu thun ist, unter dem Fittig des absoluten Staates geborgen denkt. Er sagt zwar, der Staat müsse schon seiner Selbsterhaltung willen daran denken, dem Arbeiter zu geben, was ihm die Parteien nicht geben können und die Gegensätze zu versöhnen; — allein dieses Vertrauen auf den Selbsterhaltungstrieb des absoluten Staates ist im Angesicht der geschichtlichen Thatsachen des Alterthums wie der Neuzeit eine hohle Phrase. Niemals hat der absolute Staat, um sich selbst zu erhalten, an Concessionen, an Versöhnung der Gegensätze früher gedacht als bis ihm das Messer der Revolution an der Kehle saß, und wenn er dann im letzten Augenblicke die Hand zum Frieden ausstreckte, schlug sie der grinsende Dämon der Völkergeschichte zurück mit dem markerschütternden Rufe: „trop tard!"

Viel gerechtfertigter als gegen den Liberalismus kehrt sich Munding gegen die in das socialistische credo mit eingeschlossene Frauen-Emancipation. Von jeher war zu beklagen, daß man die „Frauenfrage" mit allen möglichen geistreichen Theorien, niemals aber auf dem trockenen Standpunkte des Pathologen, Physiologen und der medicinischen Wissenschaften überhaupt erörtert hat. Die reactionäre alte Schachtel, die Natur, will nun einmal absolut nichts von einer Gleichstellung der Geschlechter wissen und mit den Thatsachen, die Munding anzuführen in der Lage ist, hätte er sich sogar manche seiner eigenen Deductionen ersparen können. Im Telegraphendienst hat sich die Unzulänglichkeit der weiblichen Nerven oder die Emancipation auf Kosten der Gesundheit und des Lebens bereits überzeugend dargethan. Sieht man aber zu Ehren des Princips, welches den gleichen Nutzen für die Geschäfte behauptet, über die Menschenopfer hinweg, die es kostet, so hat man doch noch immer nicht den Nutzen gerettet. Die Chefs der amerikanischen Druckereien, die sich blutwenig um den physischen Zustand ihrer Arbeiter kümmern, wenn nur die Arbeit selbst nichts zu wünschen übrig läßt, haben erklärt, daß von den Weibern auf die Dauer das Nöthige nicht geleistet

Digitized by Google

werden könnte. Der weibliche Organismus widerstrebt einer fortgesetzten gespannten Aufmerksamkeit, und mit Recht sagt Munding, daß, was bei der mit physischen Kräften producirenden Frau körperlichen Schaden zufügt, in höheren Berufsständen den Geist desorganisiren, zu Stumpfheit und Blödsinn führen würde, Zustände, aus denen sich recht nette Generationen entwickeln müßten.

Ich möchte wohl auch einen medicinischen Bescheid darüber haben, wie die weibliche Schriftstellerei auf das künftige Geschlecht wirken dürfte. Sie ist schon so außerordentlich verbreitet, daß die Untersuchung keine müßige wäre. Indessen ist die Schriftstellerei der Frauen theilweise auch eine Lösung der socialen Frage, denn es ist ein hier und da auf keine andere Weise zu ersetzender Erwerb damit verbunden. Heilig aber muß uns in dieser schwer bedrückten Zeit jedes Stück Brot sein, das einen Hunger stillt, gleichviel von welcher Beschaffenheit die ehrlichen Mittel sind, durch die es erworben wurde. In gewissen Grenzen und Gebieten verdirbt uns die weibliche Feder in der That nicht die Literatur. Roman und Novelle bleiben ohnehin nach deutschen Begriffen und nach der herrschenden Mode bei der Zusammenrechnung unserer geistigen Nationalschätze ziemlich unberücksichtigt. Sie werden von Frauen geschrieben, von Frauen gelesen, zuweilen sogar von Frauen recensirt, so daß im doppelten Sinne des Wortes Frauen über Frauen schreiben.

Ein Gebiet schöngeistigen Schaffens jedoch möchten wir den Frauen gerne verschließen: das Feuilleton. In seinem Ursprung ist es der Chorus in der Tragödie der Zeit, der lustige Epilog, der in alten Tagen dem Trauerspiel zu folgen pflegte, kurz, das Feuilleton ist die Philosophie des Tages. Darum müßte es seiner wahren ursprünglichen Bedeutung nach gerade von den täglich erscheinenden Blättern, von der eigentlichen Tagespresse aufrecht erhalten werden. Eben diese führt jedoch täglich den Namen und fast niemals die Sache vor. Theater- und Kunstberichte, literarische Recensionen und Stadtneuigkeiten werden sämmtlich in das „Feuilleton" geworfen, als ob dieses nur ein gemeinsames Gefäß für die verschiedensten Abfälle des öffentlichen Lebens wäre. Wo aber der Ernst der Politik und der materiellen Tagesfragen die objective und schon dadurch versöhnende Betrachtung des Weltweisen geradezu herausfordert, da fehlt sie überall in den Blättern und mit ihr das eigentliche Feuilleton.

Zur Geschichtswissenschaft.

Von Bruno Gebhardt.

In einem früheren Aufsatze dieser Zeitschrift*) hatte ich Gelegenheit auf die Klage Droysens hinzuweisen, daß in den Kreisen der Historiker die Beschäftigung mit den Fragen der Historik so wenig beliebt scheint. Außer Droysen selbst und vor ihm Gervinus verzeichnet die Literatur dieses Faches bloß ein paar inhaltreiche und gediegene, aber nimmermehr erschöpfende Gelegenheitsreden von Ranke, Sybel, Maurenbrecher, ein paar Aufsätze von Hillebrand, Fournier, Georg Weber — sonst würde kaum etwas Erwähnenswerthes zu nennen sein, was von historischer Seite über die einschlägigen Fragen geschrieben ist. Und doch ist es ebenso wünschenswerth wie nothwendig und interessant, in eine Discussion derselben einzutreten, um so mehr, als selbst über principielle Fragen von eminenter Bedeutung noch die gegensätzlichsten Urtheile zu Tage treten. Wir erinnern nur an den jüngst unternommenen Versuch, die Nothwendigkeit künstlerischer Gestaltung historischer Werke zu bestreiten; wenn ein solcher Versuch überhaupt noch ernsthaft unternommen werden kann, so ist der Beweis gegeben, daß die geschichtsschreibende Welt die elementarsten Sätze ihrer Wissenschaft noch nicht festgestellt hat. In dieser Ansicht stimmen wir gänzlich Ottokar Lorenz bei, der soeben eine Sammlung von Aufsätzen*) erscheinen ließ, die in losem Zusammenhang Beiträge zur Geschichtswissenschaft bieten.

Die ersten vier Aufsätze wollen vier Arten der Historiographie an den entsprechenden Vertretern charakterisiren: Die philosophische Geschichtschreibung an Schlosser, die politische an Dahlmann, die naturwissenschaftliche an Du Bois-Reymond und die culturgeschichtliche an Riehl. Zweifellos die werthvollste dieser Abhandlungen ist diejenige über Schlosser; sie ist eine schöne Würdigung des Mannes und seiner Arbeiten und entbehrt auch der allgemeinen Resultate, die sich aus der Betrachtung ergeben, nicht. Schlosser ist heut vergessen, seine Wirksamkeit längst überholt und seine Werke werden kaum mehr gelesen, denn das, was im großen Publikum als Schlosser's Weltgeschichte gekannt und verbreitet ist, gehört nur zum geringsten Theile ihm selbst an. Aber gerade weil seine Wirksamkeit abgeschlossen ist, kann die Frage erledigt werden, welche Stellung nimmt er in der Geschichte der Historiographie ein? Welches sind seine Verdienste und seine Schwächen? Was war er seiner Zeit und was ist er aller Zeit?

Bald nach Schlosser's Tode erhob sich ein heftiger Streit über seine Bedeutung. Gervinus Panegyrikus fand in Löbell's anonymer Schrift eine heftige Entgegnung, der sich aber doch die spätere Beurtheilung weit mehr anschloß als der ersteren. Lorenz sucht nun eine möglichst objective Schätzung herbeizuführen und strebt zu diesem Zwecke, die Einflüsse und Richtungen, die jenen bildeten, zu verstehen. Und dabei ist von ausschlaggebender Bedeutung Schlosser's Verhältniß zu Kant. In eingehender und überzeugender Weise legt Lorenz dar, wie gänzlich Schlosser in Kant's Philosophie wurzelte, wie dort „die Quelle der von Gervinus so oft und so volltönend gepriesenen »sittlichen Kritik«, welcher »ganz innerliche mit seinem Charakter tief zusammenhängende Motive« zu Grunde liegen sollen," zu suchen sei. Er ist unter den Historikern der Vertreter des kategorischen Imperativs, seine „Identificirung von Politik und Moral" geht auf Kant zurück, die „demokratische Färbung" seiner Werke erklärt sich aus dem Einfluß Kant'scher Ansichten, kurz, Schlosser's Schöpfungen werden nur verständlich im Nachfühlen jener geistigen Atmosphäre des 18. Jahrhunderts, die von den umwälzenden Lehren des Königsberger Philosophen ausgingen. Und dennoch, glauben wir, ist es verfehlt, Schlosser als Vertreter der philosophischen Geschichtschreibung hinzustellen. Leider hat Lorenz nirgends erklärt, was er darunter versteht oder verstanden wissen will. Denn daß Schlosser einen moralisirenden Maßstab anlegt, kann ihn doch nicht zum philosophischen Geschichtsschreiber erheben. Im übrigen hat unser Autor selber trefflich das verurtheilende Wort über jenen ausgesprochen: „Will man den geschichtlichen Dingen wirklich gerecht werden, so muß man sich aller Voraussetzungen entschlagen, welche der Darstellung eine Zuthat des Geschichtschreibens verleihen. Was man gemeiniglich als subjective Aeußerung des Erzählers empfindet oder tadelt, ist nichts als jenes Urtheil, welches aus einer vorgefaßten Meinung von den Werthen des menschlichen Wollens und Handelns entstand." Damit ist vom geschichtswissenschaftlichen Standpunkte aus der Stab über jenen gebrochen, und wir verstehen nun nicht, wie der dauernde Platz Schlosser's in der Geschichte der Historiographie der sein soll, „daß er für die wirkliche Aufgabe des Geschichtsschreibers eine concrete Empfindung geschaffen hat, die man vergeblich bemüht sein wird, noch einmal hinwegzuraisonniren." Soll diese concrete Empfindung die Werthbeurtheilung sein? Und wiederum die Werthbeurtheilung die wirkliche Aufgabe des Geschichtsschreibers? Lorenz wird mit „ja" antworten und mit dieser Auffassung von der Aufgabe der Geschichte hängt seine Verurtheilung dessen, was man objective Geschichtsschreibung nennt, hängt seine Ueberschätzung Treitschke's zusammen. Bei aller Hochschätzung des Letzteren müssen wir doch gestehen, daß erst eine Zukunft entscheiden wird, ob Treitschke einen Fortschritt gegen Schlosser

*) Band XXVI, S. 39.

*) Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben kritisch erörtert. Berlin 1886.

Digitized by Google

— natürlich vom Standpunkt der Historik aus — bedeutet. Wir fühlen in Treitschke's Werken allzusehr den mächtigen Pulsschlag, der uns selbst bewegt, und werden hingerissen; einer kühleren Nachwelt möge das Urtheil bleiben.*) Dagegen kann es nicht zweifelhaft sein, daß Ranke's „er wolle bloß sagen, wie es eigentlich gewesen" den gewaltigsten Umschwung in der Historiographie, den fruchtreichsten Fortschritt herbeigeführt habe. Was Ranke als Princip hinstellt, ist nur durchführbar, wenn der innere geistige Zusammenhang in der Folge der historischen Thatsachen aufgewiesen und so, wie Sybel sagt, zu ihrer sittlichen Würdigung vorgedrungen wird. Ja aber „die sittliche Würdigung", das Droysen'sche x. — erregt bei unserem Autor Anstoß. Er fragt wiederholt: woher nehmen wir es? aus der Bibel? aus Aristoteles? aus Kant? Nein, nimmermehr, kein Denker hat es in Worte gefaßt, kein System hat es eingereiht, keine Schule hat es formulirt, und dennoch lebt es in jedem Menschen als ein ewiges Gesetz, das ihm den Maßstab für sein Urtheil gibt, das „seinen ganzen und einzigen Werth umschließt". Und weil es in jedem Menschen lebt, wird die historische Thatsache, in ihrer inneren Verknüpfung mit anderen dargestellt, im Lichte ihrer Zeit erleuchtet, ohne Voreingenommenheit, ohne Hinzufügung außer ihr liegender Dinge erzählt, auf dieses in ihm ruhende Gesetz gleichsam wirken, es zur Reaction zwingen und das echte und rechte und wahre Urtheil hervorrufen. Es ist nicht Aufgabe des Historikers, auf Grund eines Paragraphen irgend eines Sittencodex sein „gut" oder „schlecht" anzuhängen, es ist nicht seine Aufgabe, schulmeistermäßig Lob und Tadel zu ertheilen, sondern das, was geschah, zu erzählen, wie es geschah, und Raum zur Wirkung offen zu lassen.

Wir möchten diese Methode des Urtheils die universelle nennen; daneben gibt es natürlich noch specielle Urtheile, die dem Historiker freistehen. Das sittliche Urtheil ist das universelle, und so verschieden die Zeiten und die Menschen sind, dieses bleibt stets dasselbe. Man wird dem entgegenhalten, daß unzählige Male die widersprechendsten Urtheile über ein und dieselbe Persönlichkeit und Handlung abgegeben worden sind, gewiß, unter politischen, kirchlichen, literarischen und anderen Gesichtspunkten, nie unter sittlichen. Was verworfen ist, was gemein ist, das stand allezeit fest und galt allezeit als verworfen und gemein, und wenn scheinbar Schwankungen im sittlichen Urtheile vorhanden waren, so lag es an dem Mangel der Kenntniß, nicht des sittlichen Bewußtseins. Dagegen kann es nicht Wunder nehmen, wenn specielle Urtheile abweichend erscheinen; was politisch gerechtfertigt, politisch gut ist, darüber urtheilen verschiedene Zeiten und verschiedene Menschen verschieden. Aber auch für diese Urtheile gibt es ein Princip, das geeignet ist, Sicherheit in das Verfahren zu bringen, ein Princip, das in dem Satze culminirt: man solle jede Persönlichkeit und jede That, nach genauer Kenntnißnahme und kritischer Prüfung, aus ihrer Zeit heraus beurtheilen. Das ist das maßgebende Gesetz zur „Auffindung der relativen Werthe", wie Lorenz sie nennt, und zur Theorie dieser Fragen hat er in dem Aufsatze über Schlosser einen erwähnenswerthen Beitrag geliefert, der zwar in den von uns berührten Punkten und auch in anderen bei Seite gelassenen Widerspruch erfahren wird, aber zweifellos anregend und klärend wirkt.

Die beiden Aufsätze über Dahlmann und gegen Du Bois-Reymond können wir unbesprochen lassen; über den ersteren ist die Literatur so überaus reich an trefflichen Würdigungen und seine Stellung in der Geschichte ist so sicher fixirt, daß ein näheres Eingehen auf die allerdings sehr lesenswerthe Arbeit unseres Autors unnöthig ist. Und Du Bois Versuch, Principien für eine naturwissenschaftliche Geschichte aufzustellen, ist, im Grunde genommen, eher als launenhafter Einfall eines geistreichen Kopfes zu betrachten, denn als ernsthaftes reformatorisches Bestreben, und was die Geschichtswissenschaft dagegen zu sagen und dennoch daraus lernen kann, ist bei früheren Gelegenheiten — ich erinnere an die staubaufwirbelnden Controversen, die Buckle und Lecky hervorriefen — genügend discutirt worden.*) Dagegen hält uns die Betrachtung Lorenz's über Riehl einen Moment noch auf, da darin wiederum schwerwiegende principielle Fragen zur Erörterung kommen. Es handelt sich um die Begrenzung des Gebietes der Culturgeschichte und um Feststellung ihres Verhältnisses zur politischen Historie. Wie vor ihm Maurenbrecher und Fournier sieht auch Lorenz die Aufgabe der Geschichte nur in der sogenannten Staatshistorie erfüllt und definirt: „Die Geschichte ist jene Erfahrungswissenschaft, welche die auf unsere staatlich gesellschaftlichen Zustände in bewußter Weise hinzielenden Handlungen der Menschen nach allen ihren inneren und äußeren Gründen in zeitlicher Abfolge entwickelt und darstellt." Daneben gibt es natürlicherweise noch mannigfach andere Arten von Geschichte, aber „gerade in dieser bewußten Beschränkung auf die politischen Thatsachen liegt die Stärke der Disciplin." Und für sie ist die Culturgeschichte oder besser „das ganze Gebiet dessen, was man als Culturgeschichte mehr zu ahnen und zu wünschen, als zu besitzen pflegt," immer nur ein Hülfsmittel, um ihre eigene Aufgabe zu lösen, „denn wenn selbst alle natürlichen und geistigen Entwickelungsgesetze der Welt und Menschheit erkannt worden wären, so bliebe noch immer etwas übrig, was die Geschichte speciell zu lösen und zu erklären hätte. Immer noch stände man vor dem ungeheuren Räthsel, auf welchen Wegen und durch welche Umstände jene Naturgesetze, jene Geistesbilder im Staat und in der Gesellschaft mächtig geworden und als politische Machtfactoren zur Wirksamkeit kamen."

Aus dieser Darlegung scheint hervorzugehen, daß, nach Lorenz, die Culturgeschichte die Aufgabe hat, die natürlichen und geistigen Entwickelungsgesetze der Welt und der Menschheit zu erkennen. Nach unserer Meinung wäre das Aufgabe einer Philosophie der Geschichte, während die Culturgeschichte ganz andere Zwecke und Ziele hat. Sie hat es mit dem Individuum zu thun, wie die politische Geschichte mit jener Zusammenfassung von Individuen, die den Staat bilden; sie hat den Einzelmenschen von der Wiege bis zum Grabe zu begleiten, hat ihn in allen Richtungen seines materiellen, intellectuellen und moralischen Seins darzustellen; sie hat dann die concentrischen Kreise zu ziehen, indem sie die Individuen zusammenfaßt in Familie, Gesellschaft, religiöse Gemeinschaft, politische Vereinigung, Menschheit. Die politische Geschichte behandelt den Staat in seinem inneren Leben und seinen Beziehungen nach außen, zu anderen Staaten. Die Culturgeschichte sieht in dem Staat ein organisches Wesen und verzeichnet dessen Entwickelungen und Umgestaltungen. Nicht im Dienstverhältniß stehen beide Disciplinen, sondern sie sind getrennte Gebiete, die einander allerdings unterstützen sollen und können.**) Ob dies Ideal einer Culturgeschichte erreichbar ist, muß dahingestellt bleiben; principiell sind das die Aufgaben, die ihr obliegen.

Es ließe sich noch außerordentlich viel gegen manche von unserem Autor ausgesprochene Ansicht sagen, wenn der Rahmen dieser Zeitschrift es erlaubte. Noch mehr aber wird sich die Kritik gegen den letzten Abschnitt „Ueber ein natürliches System geschichtlicher Perioden" wenden, in dem der Versuch gemacht

*) Den Meister des historischen Essays wird jedenfalls auch die Nachwelt sehr hoch stellen. Wir verweisen hier auf die neu erscheinende fünfte Auflage der „Historischen und politischen Aufsätze von Heinrich von Treitschke" (Leipzig, S. Hirzel, 3 Bde.), die neben mancher Berichtigung zwei bedeutsame neue Abhandlungen „Unser Reich" und „Parlamentarische Erfahrungen der jüngsten Jahre" enthält.

*) Der geistvolle Vortrag: „Culturgeschichte und Naturwissenschaft" ist im ersten Bande der eben erschienenen Reden von Emil Du Bois-Reymond (Leipzig, Veit & Co.) wieder abgedruckt. Das hochinteressante Sammelwerk ist ein Abbild seiner organisatorischen und wissenschaftlichen Thätigkeit aus vier Jahrzehnten und zeigt überall den großen Physiologen in seiner Weltanschauung, seinem vielseitigen Schaffen, seiner fascinirenden Dialektik, sowie auch als geistvollen Polemiker und gewandten Hofmann.

**) Ausführlicher habe ich mich über diese Fragen in einem Aufsatze für die „Zeitschrift für allgemeine Geschichte" (1886, Heft 11) schon vor Erscheinen des Lorenz'schen Buches ausgesprochen.

Digitized by Google

ist, statt der bisherigen Epochentheilung eine solche auf Generationen, deren drei ein Säculum, neun eine grundlegende Periode von dreihundert Jahren bilden, zu basiren. Wir hoffen noch in anderem Zusammenhange auf dieses Capitel zurückkommen zu dürfen.

Von dem ganzen Buche Ottokar Lorenz's gilt das, was wir oben vom Abschnitt über Schlosser sagten: Es wird vielen und großen Widerspruch erfahren und gibt auch Anlaß dazu; die positiven Resultate, die es bietet, sind weniger werthvoll, als die Anregung, die man daraus empfängt. Es enthält geistreiche Darlegungen und treffende Ausführungen, mit denen Jeder, der den einschlägigen Fragen Interesse schenkt, sich wird auseinandersetzen müssen, wobei mancher zu manchem anderen Resultate kommen dürfte. Doppelt willkommen aber soll es uns sein, wenn es die Beschäftigung mit der Wissenschaft von der Geschichte in frischen Fluß bringt. Denn nur die Discussion der verschiedenen Meinungen kann zur Klarheit und Wahrheit führen.

Zum Jubiläum des Königlichen Schauspiels in Berlin.

Nach handschriftlichen Quellen.

Am 5. December wurden es hundert Jahre, seit die Gesellschaft des „Principals" Karl Theophil Döbbelin aus dem Hofgebäude in der Behrenstraße in das von Friedrich dem Großen den französischen Schauspielern erbaute Haus am Gensdarmenplatz übersiedelte, und nicht mit Unrecht feiern die Königlichen Schauspiele in Berlin diesen Umzug als ihren Geburtstag. Eine Festvorstellung vor geladenem Publikum, womöglich noch etwas mittelmäßiger als gewöhnlich, feierte diesen Merktag der deutschen Schaubühne durch die Aufführung eines herzlich unbedeutenden Festspieles von Putlitz: „Die Unterschrift des Königs" und der hundertjährigen Eröffnungskomödie: „Verstand und Leichtsinn" von Jünger. Wir wollen uns und unsere Leser mit den Unzulänglichkeiten, die da in Schinkel's klassisch-schönem Bau geboten wurden, nicht verdrießlich stimmen und lieber den Blick von der unerfreulichen Gegenwart in jene Anfänge deutscher Schauspielkunst zurücklenken, da es dieser vergönnt war, in der Stadt des großen Friedrich endlich eine eigene Heimstätte und königliche Gunst zu finden.*)

Die Anfänge der dramatischen Muse in Berlin sind verhältnißmäßig noch sehr jung und lassen sich nur sprungweise und mit Mühe bis in's Mittelalter verfolgen. Die ersten Schauspieler waren fromme Franciskanermönche, und Pater Ambrosius Helmich hieß ihr Poet. Dann folgten die energischen Bibeldramen von Paulus Rebhuhn, und bald sah man auch den gewaltigen Mönch von Wittenberg und sogar den Kaiser im Krönungsornat auf den Brettern agiren. Aber vor den kaiserlichen „Tribulirsoldaten", die verwüstend durch die Mark zogen, sank die Kunst in den Staub. In der allgemeinen Noth des dreißigjährigen Krieges wurden die heimathlosen Schauspieler den Marodeurs gleichgeachtet, die man, nach des Kurfürsten Sigismund Decret, nicht dulden durfte, „maßen sie den Leuten die letzte Baarschaft ablocken." Es ist bezeichnend, daß Dr. Lassenius, der von ganz Berlin belachte Pickelhering, in jenen schlimmen Zeitläuften fromm und wohlbestallter Hofprediger zu Kopenhagen wurde. Nur zwei Schauspielergesellschaften überdauerten kümmerlich die Kriegsstürme. Magister Johannes Veltheim kam mit seinem Thespiskarren öfter nach Berlin und führte die Stücke von Corneille, Molière, und anderer Classiker auf, aber die Zeloten eiferten von der Kanzel so wüthend gegen „die Theatermauer des Komödianten-Jericho", daß „aus dem Siechbett der Histrionen" in der That „ein Siegbett der Kirche" wurde, wie ein damaliger Abraham a Santa Clara kalauerte. Erst nach langer, banger Zeit wurde die Schauspielmuse hoffähig. Das Berliner Schloß erhielt sein Theater, und Fürst, Thronfolger und Adel agirten in Balletten, lebenden Bildern und Festspielen, zu denen der Oberceremonienmeister von Besser seine schlechten Verse schmiedete. Allein Friedrich Wilhelm I., der schon als Prinz nur wider Willen Komödie spielte und einmal aus dem Ballet, in dem er mitwirken sollte, entfloh, — seltsam, daß noch kein Maler diese hübsche Anecdote in Farben verkörperte! — zog die Riesengrenadiere den Schauspielern vor, verlieh das Theaterprivilegium dem Athleten Eckenberg und amüsirte sich höchstens bei grobschlächtigen Stücken wie „Der Förster im Schmalzkübel". Erst sein Sohn, der große Friedrich, nahm sich der Kunst an, wenn es auch nicht eben die deutsche war. Es hat einer byzantinischen Geschichtsschreibung beliebt, eine ganze Epoche deutscher Literarhistorie nach dem Zeitalter des großen Königs zu nennen. Jedenfalls ließ Friedrich der deutschen Schauspielkunst nicht die geringste Förderung angedeihen. Er erbaute zwar ein schönes Theater, aber nur für die Oper und das französische Schauspiel, wodurch die mit Paris rivalisirende Dresdener Bühne in Schatten gestellt werden sollte, jedoch von einer deutschen Komödie mochte er nichts hören. Capellmeister Graun in Italien, Voltaire in Paris fahndeten für ihn auf geeignete fremde Künstler. Er selbst verfaßte u. A. einen Operntext „Montezuma", der voller Ausfälle gegen die Kirche war, ließ seine Compositionen aufführen, schrieb wie ein gewöhnlicher Theaterberichterstatter Notizen für die Spener'sche Zeitung und hielt auch in seiner Theaterarmee auf strenges Commando. Für Contractbruch, Schuldenmachen und Primadonnenlaunen gab es ein probates Mittel: Spandau. Doch der anscheinend ganz und gar in seinen Theaterfreuden schwelgende König überraschte eines Tages die Welt durch seinen kühnen Sprung auf das Kriegstheater, wo er Schlesien eroberte. Dann fristete die Hofbühne in den langen Kriegswirren nothdürftig ihr Dasein, aber schon war der Retter da: Lessing. Seine kritische Dictatur reinigte die Luft, und der Geburtstag der deutschen dramatischen Muse — nicht nur in Berlin — ist eigentlich der 21. März 1768, da „Minna von Barnhelm" in der Behrenstraße zum erstenmal aufgeführt und von den Berlinern stürmisch bejubelt wurde. Bald darauf ward die Muse seßhaft und trat in Staatsdienst. Friedrich Wilhelm II. ließ die Franzosen aus dem Komödienhaus am Gensdarmenmarkt ausquartiren und dieses der Döbbelin'schen Gesellschaft überweisen, welcher er zudem eine Subvention von 5000 Thalern und wichtige Privilegien bewilligte. Alle Decorationen und die Garderobe der Franzosen sollten der Döbbelin'schen Truppe zur Verfügung gestellt werden; auch durfte diese „bey großen Stücken die Statistenkleider aus der Garderobe des Operntheaters" entlehnen. Die Decorationen sollten ferner auf königliche Kosten durch den Operndecorateur Verona gemalt und das nunmehr dem deutschen Schauspiel eingeräumte Gebäude das „Nationaltheater" genannt werden. Die Anschlagzettel zu Berlin verkündeten vor hundert Jahren nicht mehr, daß „die Döbbelin'schen von Sr. Königl. Majestät von Preussen allergnädigst generalprivilegirten und Herzoglich Braunschweig-Lüneburgischen Hofschauspieler", sondern daß die Königl. preussischen allergnädigst generalprivilegirten National-Schauspieler eine Vorstellung geben werden. Mit Feierlichkeit wurde vom alten Hause, wo unter Anderem die Lessing'schen Dichtungen und der „Götz von Berlichingen" des „D. Göde in Frankfurt a. M." aufgeführt worden, Abschied genommen.

Die Eröffnungsfeier am 5. December 1786 brachte die erste Vorstellung eines Preis-Lustspiels: „Verstand und Leichtsinn" von Jünger, dem natürlich ein Prolog voranging. Der große Versifex Ramler sollte ihn liefern, kam aber damit zu spät, so daß der schreibselige Döbbelin für ihn einspringen mußte. Auffallenderweise sattelte er aber diesmal nicht seinen

*) Nach dem Vorgange von Eduard Devrient, Teichmann, Brachvogel u. A. hat nun auch Rudolph Genée die Theatergeschichte dieses Zeitraumes bis zu dem unseligen Amtsantritte Botho von Hülsen's in einer ebenso fesselnden als belehrenden Festschrift: Hundert Jahre des königlichen Schauspiels (Berlin, A. Hofmann & Co.) zu schildern unternommen.

Digitized by Google

lieben Hippogryphen — wahrscheinlich verbot es die knappe Zeit — sondern begnügte sich mit poetisch angehauchter Prosa, worin viel von „Hermanns Barden und Druiden" die Rede war. „Schenket der Kunst und Natur ein gnädiges aufmerksames Gehör und erwäget, daß Rom nicht an einem Tage erbauet ist". In dem folgenden Festspiele war der Altar mit den Büsten von Euripides, Sophokles, Plautus, Terenz, Shakespeare und Lessing geschmückt. Leider hatte Jünger's Novität trotz guten Spieles der Tochter Döbbelin's und des trefflichen Fleck nur mäßigen Erfolg, was uns jetzt, da wir das kindliche Stück in einer Bearbeitung kennen gelernt, gar nicht Wunder nimmt.

Er war jedenfalls ein merkwürdiger Mann, der erste Director des nachmaligen Königlichen Schauspiels. Academisch gebildet, ideal angelegt, aber seine gutgemeinten künstlerischen Absichten scheiterten fast immer an den unzureichenden pecuniären Mitteln und an der Ungunst der Zeit. Erst jetzt, da er die Unterstützung des Hofes gefunden, hatte er Aussicht, seine Ideale zu verwirklichen. Er konnte sich aber als Director nicht lange halten, wurde bald den Professoren Ramler und Engel, dem Verfasser der „Mimik", als Regisseur beigegeben, dann abgefunden und starb bald darauf. Lessing, für den er viel gethan, war nicht immer gut auf ihn zu sprechen und sah für die deutsche Muse wenig Heil voraus, wenn sie es von Döbbelin erwarte. Als Schauspieler scheint er nicht ohne Begabung gewesen zu sein, wenn wir anders den gern überschwenglichen Urtheilen zeitgenössischer Gewährsmänner Vertrauen schenken dürfen. „In ihm", heißt es in der Zeitschrift „Die Logen" von 1772, „sah Berlin den ersten deutschen Acteur auf seiner Bühne. Man erstaunte, bewunderte und fühlte zum erstenmal in einer deutschen Komödie, und das Publikum, das sonst nichts als Possenspiele sehen mochte, sah ihn jetzt einigemal hintereinander mit Vergnügen als Zamor in „Alzire" (einem französischen Vaudeville). Bald darauf erschien er als Richard (in Weisse's Bearbeitung): auch dieser wurde vor der zahlreichsten Versammlung mit allgemeinem Beifall mehreremal widerholt. Er war der erste Acteur der in Jamben declamirte." Von der ständigen Journalkritik ward er oft heftig befehdet, und einmal schrieb er auch an den Recensenten der Vossischen Zeitung einen sackgroben Brief. Seine Verdienste um die Schauspielkunst unterschätzte er mit nichten. „Als ich im Jahre 1766 nach Berlin kam," erzählt er, „fand ich die Bühne in einem eigenen Zustand: Hanswurst und wieder Hanswurst und alle Tage Hanswurst; wie erstaunte ich aber, als ich auch Nicolai, Ramler, Mendelssohn, Lessing unter den Zuschauern fand. Wie, sagte ich zu Lessing, ihr, die Schöpfer, die Säulen des guten Geschmacks, könnt das mit ansehen? — Macht's besser, wenn ihr könnt, erwiderte Lessing. — Das will ich, versetzte ich, in vier Wochen soll der Held herrschen und der Hanswurst vertrieben seyn. — Dann setze ich euch eine Ehrensäule, erwiderte Lessing. Nun, ich habe Wort gehalten, habe das Theater gereinigt, den Hanswurst vertrieben; aber Lessing ist mir die versprochene Ehrensäule schuldig geblieben. Und doch glaube ich sie mir selbst dadurch gesetzt zu haben, daß ich seinen Nathan den Weisen auf die Bühne gebracht habe."

Wir selbst können zu der Jubelfeier einen kleinen Beitrag geben, denn wir sind im Besitze des bisher noch unveröffentlichten Stammbuches von Döbbelin's Tochter, Carolina Christiana Maximiliana Döbbelinin, wie sie sich auf dem Titelblatt nennt. Diese Tochter aus erster Ehe war 1758 in Köln geboren. In ihrer Erziehung unverantwortlich vernachlässigt, betrat sie die Bühne im blühendsten Alter. Sie muß sehr hübsch gewesen sein, und lieblich ist auch das Rococoprofil, das eine Silhouette in Reichard's Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1777 zeigt. In ihrem Stammbuch schwärmt der Theaterdichter J. G. Schick am 23. April 1777:

Glut im Auge; jede Wange
Wie von Rosenmilch genährt;
Alles lieblich, frei des Tadels!
Ah! der Tempel ist des Adels
Der unsterblichen Bewohn'rin werth!

Ihr dramatisches Talent wurde von den Zeitgenossen sehr gefeiert, und auch in ihrem Stammbuch sprechen mehrere Zeugen ihrer Triumphe begeisterte Bewunderung aus. Unter diesen fehlen auch nicht die Herren von der Geistlichkeit. Ein besonders ergebener Verehrer, der Canonicus von Prämonstrat in Prag Anton Haas schreibt der Künstlerin folgende „Fabel" in's Stammbuch:

„Bethaut noch mit den kostbaren Thränen, die jüngst an seinem Grabe die Clairon der Bremer vergoß, kam der unsterbliche Lessing in's Elysium hinüber, und würde sogleich den verdienten Lorbeerkranz aus den Händen der deutschen Thalia empfangen haben, wenn er selben ganz für sich behalten und nicht vielmehr mit seiner treuen meisterhaften Schülerin in Berlin hätte theilen wollen. Die schöne gefühlvolle Seele, sagte er, war zu arm, meine Urne mit Blumen zu zieren und netzte sie dafür mit Thränen. Laßt mich dankbar, laßt mich für Blumen zu einem Kranze für meine Orsina, meine Minna besorgt seyn. Eilends liefen die Altermänner des deutschen Parnasses zusammen, jeder wollte das seinige dazu beytragen, Weisse seine Julia, Gotter seine Medea, Brandes seine Ariadne, Goethe seine Stella, Elmire, Unger seine Leonore, Leisewitz seine Blanca, Gemmingen seine Lotte Lebok krönen zu helfen. Der Kranz war kaum zu Stande gebracht, so wurde auch schon ein Streit unter den Barden erhoben, wer unter allen der schönen Künstlerinn selben aufsetzen sollte. Da schlich ein Fremdling, der Gallier Le Mierre, herbey, floh mit dem geraubten Kranze seiner Malabarischen Wittwe*) entgegen und rief, indem er ihr schönes Haar damit schmückte: Lanassa! drücke, so geschmückt, einen Bramin an deinen freundschaftlichen Busen."

Die Schauspielerin Magdalena Pippo apostrophirt die Mademoiselle Döbbelin:

Die Zaubereyen deiner Kunst
Erwarben dir schon längst auf deutscher Bühne
Des Kenners wahren Dank und aller Musen Gunst.
Doch sie, sowie dein Herz verdienen
Noch mehr als das — vom lieben Glück
Auch immer holden Segensblick.

Hoffentlich sind diese Stimmen der Kunstbegeisterung minder verdächtige Zeugnisse, als jene anderen, welche Carolinens Tugend preisen, denn über diese erfahren wir aus der Scandalchronik der Döbbelin'schen Bühne sehr wenig Erbauliches. Der „unbesonnene lose Vogel", wie die „Berliner Clairon" in einer damaligen Flugschrift genannt wird, hat ihrem von Nahrungssorgen und überdies durch häusliches Unglück, z. B. den Selbstmord eines Sohnes, gebeugten Vater manchen Gram bereitet. Gleichwohl schreibt ein Verehrer in ihr Album: „Welches ist rühmlicher, eine große und edle Rolle oder seine Rolle groß und edel zu spielen? Sie, beste Mademoiselle, beantworten diese Frage durch Ihr Spiel sowohl, als durch ihr Leben auf das rühmlichste. Sie zeigen, daß man edle Rollen noch mehr, und mittelmäßige ganz erheben könne." Schon vorsichtiger warnt der treffliche Komiker Hempel kurz vor seinem Tode:

Wenn der Schauspieler nicht nur Tugenden mahlt, sondern auch Tugenden ausübet, dann ruht sanfter Friede in seinem Herzen. Freundin! sey ferner, was du warst, dann wird Ruhe und Glück dein Loos seyn!

Der Vater der Gefeierten aber scheint das gefährliche Temperament seiner Tochter frühzeitig erkannt zu haben, denn er schreibt ihr folgende Ermahnung in's Stammbuch:

Beste Tochter! wahre Tugend
Sei Gefährtin Deiner Jugend,
Weisheit, Witz und Redlichkeit.
Führe stets mit Leidenschaften,
Wodurch Mädgens sich vergafften,
Bis zum Siege edlen Streit.
Diderot, der große Dichter,
Unsrer Kunst erhabner Richter,
Spricht, und sein Orakelspruch,
Merk ihn wohl, er sagt genug:

*) Das von Plümicke aus dem Französischen übersetzte fünfactige Melodrama: „Lanassa", Musik von André, wurde in Berlin öfter aufgeführt.

Digitized by Google

Die Trunkenheit vergeht, man sieht sich wie man würklich ist, man verachtet sich, man klagt sich an, und das Elend nimmt seinen Anfang.

Diderot's Natürlicher Sohn.

Diese Zeilen, da Du Dir ein Stammbuch angeschafft, schrieb Dir zu Deiner Warnung für jeden Fehltritt, meine gutdenkende Tochter,

Potsdam, d. 10. April 1775. Dein wohlmeinender zärtlichster Vater Doebbelin.

Auch sonst ist das trefflich erhaltene Stammbuch nicht ohne Interesse. Die meisten Collegen und Colleginnen von Schuch's, Koch's und Döbbelin's Truppen haben sich hier verewigt: Opitz, Böheim und Frau, das Ehepaar Langerhans, Witthöft und Frau, Sophie, Reinecke, Henke und Gattin, Scholz (der erste Carl Moor in Berlin), Stegmann, Broemel — sie alle finden wir durch Aufzeichnungen und Silhouetten vertreten. Nicht immer sind es eigene Herzensergüsse, sondern meist Citate aus Gellert, Young, Lessing, und auch das Wertherfieber spricht sich in schwermüthigen Nachempfindungen aus. Der vielgefeierte Brockmann, der „deutsche Garrick", dem kurz zuvor die bis dahin noch keinem deutschen Künstler geschehene Ehre, auf offener Bühne hervorgerufen zu werden, in Berlin als Hamlet wiederfuhr, hat mit großen energischen Zügen eine weltschmerzliche Stelle aus Werther eingetragen und seine Silhouette beigefügt. Sie zeigt hohe Stirn, Stumpfnase, Doppelkinn, im Ganzen einen ausdrucksvollen Kopf, und wir glauben jetzt der Versicherung eines Zeitgenossen, daß ihm „seine auffallende Aehnlichkeit mit Lessing bei Kunstrichtern gern das Wort redete."

Die meisten Freunde sind noch vor der Besitzerin des Albums heimgegangen, denn wo man auch blättert, überall findet man einen von Caroline beigefügten grausigen Todtenkopf oder ein Kreuz oder ein trauriges: „Ruhe mit ihrer Seele!" oder „Der ist auch hinüber!"

Caroline Döbbelin blieb noch lange Zeit Mitglied des Berliner Schauspielhauses. Reichard's Theateralmanach erzählt, sie sei, obgleich sie zu den schönsten Hoffnungen berechtigte und auch wirklich in den ersten zehn Jahren ihrer Laufbahn der Liebling des Publikums war, dennoch wegen ihres mißtönenden Organs und einer zunehmenden Corpulenz frühzeitig gezwungen worden, in das altkomische Fach überzugehen. 1812 feierte sie ihr Jubiläum, bei welchem sie von der berühmten Bethmann bekränzt wurde. Bei ihrem späteren Abtreten vom Theater erhielt sie vom König eine Pension und starb 1828 gänzlich erblindet in Berlin.

Z.

Feuilleton.

Das Ende einer Jugendliebe.

Novelle von H. Nyblom.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von M. Mann.

„Sage mir doch, daß Du es nicht so meinst! — nicht wahr, Du meinst es nicht so?"

Er sah sie gespannt und ängstlich mit seinen großen, grauen Augen an. Es waren ein Paar gefährliche Augen, graublau mit schwarzen Wimpern; — ein Paar Augen, die so unendlich viel Liebe und Schmerz ausdrücken konnten.

Sie senkte ihre Augen vor diesem Blicke, aber sie sagte nichts und rührte sich auch nicht.

Er legte seine Hand fest auf ihren Arm und preßte ihn heftig, aber es war ihm, als habe er etwas Lebloses berührt, denn nicht die geringste Bewegung, weder des Unwillens noch des Einverständnisses antwortete seinem starken Druck. Der weiße Arm ruhte so still und gefühllos auf dem gelben Seidenkleide, als sei er aus Marmor gemeißelt.

„Du hast es nicht so gemeint", sagte er wieder, „Du warst es nicht selber, die mir eben so deutlich und klar sagte, daß es mit Deiner Liebe vorbei sei." Sie schlug die Augenlider auf und sah ihn ruhig an.

„Du weißt recht gut," antwortete sie, „daß ich es niemals sagen würde, wenn ich es nicht wirklich so meinte. Du siehst, ich bin weder erregt noch hastig."

„Ja, weiß Gott," rief er aus, „Du bist kalt wie Eis. Und nicht wahr, nach reiflicher Ueberlegung hast Du mir gesagt, daß es zwischen uns vorbei sein soll."

„Ja," antwortete sie deutlich und senkte wieder ihren Blick.

Er bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen und saß einen Augenblick unbeweglich da.

Sie waren ganz allein in dem kleinen Boudoir neben dem Salon, und da drinnen saß nur ein alter Herr, der über einem Album eingenickt war. Alle Andern waren in dem großen Saale, wo die Jugend tanzte.

Die Portièren des Boudoirs waren geschlossen, aber das Geräusch aus dem Tanzsaal drang deutlich bis hierher; bald hörte man die rauschenden Klänge eines Strauß'schen Walzers, bald das fröhliche Durcheinander zahlreicher Stimmen. Von der Decke des kleinen Boudoirs hing eine rothe Ampel herab, die ein gedämpftes Licht über die dunklen Möbel warf. Hyazinthen, Veilchen und Goldlack duftcten, Alles war so lauschig, farbenreich und harmonisch in dem kleinen Gemache.

Draußen war kalte Winternacht. Ein rauher, wilder Nordwind trieb den Schnee gegen die Fenster. Die Laternen auf der Straße flackerten unruhig im Sturm, die Schlitten flogen in rasender Fahrt vorüber, die Kutscher hatten den Rockkragen hoch über die Ohren gezogen und ihre Mützen tief in die Stirn gedrückt; die Pferde jagten schnaubend über die Schneefläche dahin voller Ungeduld, den warmen Stall zu erreichen.

Es war, als hätten sich alle Stürme vereint, um Stockholm zu überfallen. Da draußen peitschte der Sturm die schwarzen Wogen vor sich her, und Himmel und Erde verschwammen in einander. Drinnen im duftenden Gemach schien Alles so wohl beschützt zu sein, daß selbst der heftigste Windstoß hier erlahmen mußte.

Die junge Dame, die auf dem niedrigen Sopha so kalt und regungslos dasaß, war die Tochter des Hauses. Sie stand nicht mehr in ihrer ersten Jugendblüthe, und mochte schon 25 Jahre zählen. Sie hatte keine jugendlich rosigen Farben mehr, sondern jenen bleichen matteren Taint, der sich einstellt, wenn die Wangen nicht mehr so leicht zu erröthen pflegen. Ihr Haar war hochblond, kurz und lockig und im Nacken war es ohne jeglichen Schmuck in einem losen Knoten zusammengeschlungen. Die Wimpern und Augenbrauen waren gleichfalls hell und die Augen waren dunkelgrau, doch konnte man sie für schwarz halten, — so groß waren die Pupillen.

Sowohl der Blick wie der ziemlich große Mund hatten einen müden Ausdruck, — einen Ausdruck, der von langen, bangen Kämpfen spricht. Ueber der Stirne lagerte eine düstere Wolke, und um die Mundwinkel spielte ein schmerzvoller Zug, der sich dort schon eingebürgert zu haben schien und der den feinen Lippen etwas zu strenges verlieh. Die Farbe ihres gelbseidenen Kleides war nur einen Schatten dunkler, als ihr Haar, und Hals und Arme waren von einem schimmerndem Weiß, jenem Perlmutterweiß, welches man nur mit hochblondem Haar zusammenfindet.

Noch immer saß der junge Mann an ihrer Seite vornübergebeugt, mit den Händen sein Gesicht bedeckend. Das dichte Haar war ihm in die Stirne gefallen.

Ohne aufzublicken sagte er hastig und leise: „Womit habe ich das verdient? Sage mir doch, was habe ich eigentlich verbrochen?

„Ich habe kein Zutrauen mehr zu Dir," antwortete sie tonlos.

„Und warum hast Du kein Vertrauen mehr zu mir?" Vermuthlich weil sie Dir immer und immer wieder vorerzählt haben, wie viel zu gut Du für mich seiest, — daß Du reich bist und ich nur arm bin, daß Du Jeden bekommen kannst, den Du nur willst, und daß ich in diesen sieben bis acht Jahren einhergegangen bin und nach Dir geseufzt habe, ohne

Digitized by Google

weiter irgend etwas auszurichten — ohne einmal so viel erworben zu haben, um daraufhin heirathen zu können."

„Das habe ich ja lange gewußt," antwortete sie.

„Aber auf die Länge wurde es Dir doch zu viel."

„Du sagst ja selbst, daß ich, wenn ich nur will, jeden vornehmen oder reichen Mann bekommen kann; — warum habe ich denn bis dahin keinen genommen?"

„Weil Du mich nicht unglücklich machen wolltest. Du konntest es nicht vergessen, daß Du mir so unendlich oft mit den Augen und mit dem Munde gesagt hast, daß Du mich liebst und nur mich allein!"

„Ja, weil ich Dich nicht vergessen konnte, und weil — ja, weil es mir ganz unmöglich gewesen wäre."

„Aber jetzt ist es Dir möglich! Jetzt merkst Du, daß die Jahre schwinden, und Du willst keine alte Jungfer werden, willst nicht auf einen armen Freier warten."

„Ja, ich bin wirklich des Wartens müde," antwortete sie und sah ihm gerade in's Antlitz. „Ich bin dieses leeren, inhaltslosen Lebens müde, und ich möchte wie andere Frauen endlich auch einmal in meinem eigenen Heim schaffen; — ich möchte Frau werden, ehe ich zu alt dazu bin." —

„Und Du weißt, daß es nur ein kümmerliches Dasein ist, das ich führe, so von meiner Feder leben zu müssen! nicht zu reden von all' dem Widerstand, den Du in Deiner Familie finden würdest, wann Du mich nähmest."

„Ja, das weiß ich," antwortete sie. „Aber ich bin des Wartens müde, und wenn ich Dich jetzt noch liebte, würde ich Dich an die Hand nehmen und sagen: Jetzt wollen wir die Hintertreppe hinabgehen, in den Schnee hinaus. Ich habe nichts weiter, als dies seidene Kleid, aber ich habe meine Hände und meinen Kopf und ich habe eine starke Willenskraft — und ich liebe Dich und folge Dir, wohin Du gehst und will Freud' und Sorge mit Dir theilen."

„Aber warum sagst Du denn das nicht?"

„Ich habe Dir ja schon gesagt, daß ich kein Zutrauen mehr zu Dir habe."

„Wer hat Dir schlecht von mir gesprochen?", fuhr er heftig auf. „Wie kann eine Freundschaft, eine Liebe, die so lange Jahre bestanden, so plötzlich verschwinden?"

„Sie ist nicht so plötzlich verschwunden," sagte sie und schüttelte das Haupt. „Es geschah nach und nach, so ganz allmählich und jetzt ist nichts mehr davon zurück. Siehst Du," rief sie aus, „ich habe Dich vertheidigt, und ich habe sie Alle zum Schweigen gebracht! In meiner Nähe wagt Keiner mehr, etwas Schlechtes von Dir zu sagen! Das Schlechte, was jetzt von Dir gesagt wird, sitzt hier drinnen, und das ist viel schlimmer."

„Aber in Gottes Namen, was habe ich denn gethan," rief er aus, „mir däucht, ich bin noch jetzt so, wie ich immer gewesen bin. Vielleicht etwas älter, etwas weniger heißblütig; aber sonst, — worin habe ich mich denn so verändert, daß Du mich nun von Dir stoßen willst?"

„Nein, Du hast Dich gewiß gar nicht verändert. Du bist wohl immer so gewesen, wie Du nun bist. Ich habe Dich nur nicht gleich richtig verstanden, und das ist ja meine eigene Schuld. Jetzt, wo ich Dich verstehe, liebe ich Dich nicht mehr!" Er wollte sie wieder unterbrechen, aber sie warf sich plötzlich in's Sopha zurück und sagte heftig: „Ich will Dir das Ganze erzählen und erklären, so gut ich kann, und Du mußt mir zuhören. Ich habe so lange geschwiegen, daß ich mich jetzt endlich einmal aussprechen muß; es ist besser so!"

„Wie es stürmt," sagte er. „Ich glaube, die Scheiben zerspringen!"

„Ach nein, die halten es wohl aus," antwortete sie, ohne hinzusehen. Sie war leichenblaß geworden; ihre Lippen bebten.

„Nun, was habe ich denn verbrochen?" fragte er.

„Erinnerst Du Dich noch, als wir uns zum ersten Male sahen? An dem Abend, als ich bei Anna Lindberg eingeladen war?" begann sie. „Vater gab mir nur ungern Erlaubniß, dahin zu gehen. Er kannte die Familie nicht, und er war ja immer bange, daß ich mit Menschen von geringerem Stande zusammenkommen könnte. Aber schließlich erhielt ich doch die Erlaubniß, und ich war gar nicht wenig neugierig, einen Einblick in ein gewöhnliches, bürgerliches Haus zu bekommen. Der Vater war Kaufmann gewesen, und die Mutter, die jetzt Wittwe war, führte mit ihren Söhnen und der einen Tochter das glücklichste Familienleben von der Welt."

„Ja, ich erinnere mich noch ganz genau, ich glaubte Anfangs, Du seiest in den einen der Söhne verliebt," unterbrach er sie.

„Ich hatte ihn vor jenem Abend nie gesehen, aber ich wußte, daß der Aelteste als Theaterkritiker für die Zeitung schrieb, und das imponirte mir sehr. Der Andere war ein großes musikalisches Talent, und die ganze Familie beschäftigte sich mit allen möglichen geistigen Interessen, die für mich eine ganz fremde Welt waren.

Sie hatten über Dich gesprochen, ehe Du kamst. „Kennst Du Erik Sjött nicht. Hast Du wirklich niemals etwas von ihm gelesen?" fragten sie mich Alle, ganz starr über meine Unwissenheit. Sie wußten ja nicht, wie wenig überhaupt in unserem Hause gelesen wurde, und wie fremd mir Alles war, was sich in der literarischen Welt zutrug. Gerade als Du kamst, zeigten sie mir Deine Photographie und erzählten mir, wie hübsch Du seiest, wie lebhaft, wie warmherzig, wie unbekümmert um die Meinung der Menschen, wie wenig Du dir aus Popularität machtest, und wie sicher und bestimmt Du Deinen eigenen Weg einschlügest zu dem Ziele, das Du dir nun einmal gesteckt habest."

„Und wahrscheinlich warst Du schon vom ersten Augenblicke an mißtrauisch. Du liebtest das Phantasiegebilde, das Du dir von mir geschaffen und nicht mich selber." —

Sie saß ganz still und sah ihn von der Seite an, und ihre Augen hatten einen wunderbaren Glanz. „Nein, Du warst viel schöner, als ich Dich mir vorgestellt hatte," sagte sie mit einem Seufzer. „Es waren nicht allein Deine Augen, Dein Lächeln und Dein schönes Haar, nicht nur Deine Haltung und Dein liebenswürdiges Wesen, was mich sofort bezauberte, — nein, es lag etwas so unendlich Jugendliches in Deiner ganzen Erscheinung. Die Herren, die ich bis dahin kennen gelernt hatte, kamen mir so blasirt vor; sie waren Alle schon mit 25 Jahren lebensmüde. Ich hatte mich daran gewöhnt, sie Alle ungefähr dasselbe sagen zu hören, mit demselben einförmigen, langweiligen Tonfall. Und da kamst Du denn zum Vorschein mit Deinen neuen Ideen und Gedanken und mit der für mich so ganz fremden Art und Weise der Unterhaltung. Im Anfang glaubte ich, Du sagtest das Alles nur, damit wir über Dich lachen sollten; aber dann sprachst Du so überzeugend und konntest so herzlich lachen: Du warst ein verführerischer Mensch."

Er lächelte ein wenig, als wenn es ihm wohl thäte, eine so vortheilhafte Beschreibung seiner Person aus diesem stolzen Munde zu hören, und doch wußte er ganz gut, daß dies Alles ihm längst nicht mehr galt, sondern einer Persönlichkeit, die für die Sprecherin längst nicht mehr existirte.

Vom Tanzsaal her drang rauschende Musik in $^3/_4$-Takt zu ihnen herüber, und der Sturm rüttelte an den Fenstern, daß die Scheiben klirrten.

„Ja, ich sah es, daß Du mich damals gern hattest," sagte er.

„Und Du machtest wohl große Anstrengungen, um Eindruck auf mich zu machen?"

„Vielleicht," antwortete er; „ich weiß das nicht mehr! Aber, wenn dem so war, kannst Du Dich darüber wundern? Ganz Stockholm kannte ja die schöne Mary Wrode! Ich hatte Dich nur auf der Straße und im Theater gesehen, aber an jenem Abend sah ich Dich zum ersten Male in der Nähe; — und Du warst entzückend! — Niemals hatte ich so weiße Hände, so bezaubernde, leuchtende Augen mit einem so verwunderten Ausdruck gesehen."

„Ja, ich war auch ganz verwundert," antwortete sie; „und je öfter wir zusammenkamen, desto mehr verwundertest Du mich. Du kritisirtest Alles so scharf, was mich bis dahin entzückt hatte. In Deinen Augen war die ganze vornehme Welt so komisch —"

Digitized by Google

Als ich noch ganz klein war, stand eine alte Vase im Speisezimmer, und die konnte mein Bruder nicht leiden; sie hatte dort gestanden, so lange er denken konnte und er sagte oft, daß das alte Rumpelzeug ihm schrecklich sei. Darum beschloß er, sie bei Seite zu schaffen, und als wir eines Tages vom Frühstück aufstanden, rüttelte er ganz sachte und unbemerkt daran, — und die Vase lag am Boden. — Und so machtest Du es auch. Du rütteltest und rütteltest so lange an meinen alten Vorstellungen, bis sie eines Tages in tausend Stücken am Boden lagen und nicht wieder gekittet werden konnten!" —

„Und jetzt grollst Du mir, weil ich Dir Deine Augen öffnete für all' den Humbug, in dem Du lebtest?"

„Ich werde es Dir stets danken, was Du an mir gethan hast," antwortete sie. „Ich lebte wie in einer verschlossenen, von hohen Mauern eingefriedigten Burg und bildete mir ein, da drinnen läge die ganze Welt. Und da kamst Du und brachst ein Loch in die Mauer, so daß der goldene Sonnenschein hindurch scheinen konnte, und ich sah weit hinaus über unendliche, grüne Triften mit Bergen und Flüssen, über Felder mit säenden und erntenden Menschen, auf große Städte und dunkle Wälder. — Ja, darum liebte ich Dich! Du reichtest mir die Hand und führtest mich hinaus in das unbegrenzte Land der Freiheit!"

„Und wenn Du doch einmal dort bleiben willst, warum willst Du dann meine Hand nicht mehr fassen", fragte er. „Warum willst Du mir jetzt nicht mehr folgen?"

„Weil Du ein Führer bist, auf den man sich nicht verlassen kann," antwortete sie. „Du kannst schön und gut reden, Du erzählst uns Andern, wie wir sein sollten, aber wie bist Du denn selber? Was kümmerst Du Dich um Deine Freiheit, von der Du soviel redest? Du, der Du nicht die geringste Geduld mit einem Menschen haben kannst, der anderer Meinung ist, als Du selber, Du willst die Freiheit haben, zu denken und zu handeln, wie es Dir beliebt, aber sonst räumst Du Niemand ein, nach seiner eigenen Ueberzeugung zu leben. Du bist der größte, geistige Despot, dem ich jemals begegnet bin!!"

„Wenn ich gegen gewisse Menschen tyrannisch bin," antwortete er, „so geschieht es nur, weil ich die Partei der Unterdrückten vertrete. Zu lange habe ich es mit angesehen, wie Herrschaft, Macht und alle Lebensfreude auf der einen Seite der menschlichen Gesellschaft waren, während auf der andern nur Arbeit, Noth und Sorge herrschten, — ich konnte es nicht länger ertragen zu schweigen, ich mußte dagegen in's Feld ziehen!"

„Und wie recht thatest Du daran," antwortete sie ihm. „Sollten doch Alle, die ein menschliches Herz haben, sich dahin vereinigen, alle ihre Mitmenschen als Brüder zu behandeln; und wie feige und jämmerlich sind wir im Grunde selber Alle, daß wir nicht stets die Partei der Armen und Nothleidenden nehmen, für sie das Wort ergreifen, und ihnen die Hand zur Hülfe bieten."

„Aber gerade das habe ich ja immer gethan!" erwiderte er.

„Ja, für sie gesprochen hast Du, und zwar in sehr wohltönenden Ergüssen. Aber, was hast Du je im Leben für sie gethan? Ich sah Dich niemals freundlich, nicht einmal höflich gegen irgend Jemand aus der arbeitenden Klasse. Du machst Dich über die Bauern lustig, wenn Du uns auf dem Lande besucht; Du kümmerst Dich um keinen unserer Bedientesten; ja, ich habe gesehen, wie Du Dich eines armen Jugendfreundes schämtest, der sich durch seiner Hände Arbeit ernähren mußte; Du wolltest durchaus nicht an seiner Seite über die Straße gehen."

(Schluß folgt.)

Notizen.

Culturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. IV. Band. (München, G. Hirth.) Dieses monumentale Bilderwerk, dessen hohen Werth für die Kunst- und Culturgeschichte wir bereits einmal hervorgehoben, schreitet langsam, aber sicher vor und beweist auch mit dem eben vollendeten vierten Bande, der an reichhaltiger und gediegener Auswahl und sorgfältigster Ausführung seine Vorgänger womöglich noch übertrifft, daß der Herausgeber keine Opfer scheut, um sein einmal gestecktes hohes Ziel zu erreichen. Wir bekommen hier in der That ein den besten Originalien nachgebildetes Sammelwerk über die großen Meister der Illustrationskunst im 15., 16. und 17. Jahrhundert. Der vorliegende Band, der die Zeit von 1630 bis 1650 behandelt, gibt ein reiches Bild von der in diese Epoche fallenden französischen und niederländischen Kunstblüthe, die von den großen Maler-Radirern Rubens und Rembrandt beeinflußt wird. Das Mittelalter ist abgestreift, die Technik frei und graziös, und die Treue geht so weit, daß man diese Bilder als vollwerthige culturhistorische Documente betrachten kann. Die großen Sittenschilderer Callot und Abraham de Bosse, die über den naheliegenden Kriegsbildern doch das häusliche Genrebild nicht übersehen, fesseln uns nicht minder als der biedere Merian mit seinen zuverlässigen Städteansichten oder Hollar mit seinen Costümbildern; Haupt- und Staatsactionen, wie Terbuch's bekanntes Portraitgemälde vom Westfälischen Frieden, bringen künstlerische Abwechselung und historisches Interesse; vor Allem aber glänzt das Portrait, wo der große Van Dyk, wie billig, den Vortritt hat. Welches Meisterwerk an physiognomischer Charakteristik ist nicht auch Franz Hals' Descartes oder Hoye's Christian IV.! Hier finden wir die Helden des dreißigjährigen Krieges, und unsere Schauspieler, die so gern in historischer Maske auftreten, sollten z. B. vor einer Aufführung des „Wallenstein" nicht versäumen, diese Galerie authentischer Charakterköpfe zu durchmustern. Dem Scharfblick des Herausgebers entgeht so bald kein wichtiges Document. Während wir z. B. vor Jahresfrist die ersten zu sein glaubten, die auf das hugenottenfreundliche Genfer Bilderbuch weitere Kreise aufmerksam machten, hatte Hirth schon die Hauptblätter dieses seltenen Werkes hier reproducirt. Hoffentlich wird Hirth's Publikation auch noch bei uns so populär, wie die ebenfalls von ihm besorgte französische Ausgabe in Frankreich. Der gelehrte Herausgeber, der ja keine buchhändlerische Speculation treibt, sondern nur darum sein eigener Verleger geworden ist, weil er dann seine Prachtbände ganz nach seinem Sinn ausführen kann, verdient im höchsten Maße nicht nur die Unterstützung aller Liebhaber und Sammler, sondern auch den Antheil des großen Publikums.

Ein ähnliches Werk, das aber mehr populäre Zwecke verfolgt und namentlich dem Anschauungsunterricht der Schule dient, ist der Culturhistorische Bilderatlas von E. A. Seemann in Leipzig, von dem bis jetzt die zwei ersten Bände, Alterthum und Mittelalter behandelnd, vollständig vorliegen. Auch in dem von A. Essenwein herausgegebenen neuen Bande findet man eine reiche Uebersicht aus noch erhaltenen Denkmälern und Bildquellen, lauter authentische Belege von wirklichem historischen Werth. Es ist ein überreich zusammengehäufter Stoff von absoluter Treue und darum viel belehrender und anregender, als die sogenannten historischen Phantasiebilder unserer Butzenscheibenromanciers.

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. (Leipzig, Grunow.) — Eine durchaus originelle Idee liegt diesem entzückenden Büchelchen zu Grunde. Es ist eine Sammlung von zu Volksliedern gewordenen Kunstdichtungen bis etwa zum Jahre 1840 reichend. Die Lieder und Gedichte unserer Eltern und unserer eigenen Jugend klingen uns da entgegen, und nur allgemein Bekanntes, wie etwa Uhland's Guter Kamerad oder Der Wirthin Töchterlein,

Digitized by Google

die man noch heut auf allen Straßen singt, ist ausgelassen. Nicht minder verdienstvoll ist die sorgfältige Textrevision und der Quellennachweis am Schluß aus der Feder des Oberbibliothekars an der Leipziger Stadtbibliothek Dr. Gustav Wustmann, des bekannten ausgezeichneten Literarhistorikers und Kritikers. Zu dem gemüthlichen Antheil, den das liebe Büchlein weckt, kommt also noch ein wissenschaftlicher Werth, der es auch dem Culturhistoriker und Literaturfreund empfiehlt.

Das Inka-Reich. Von Reinhold Bernhard Brehm. (Jena, Fr. Mauke [A. Schenk].) — Diese wichtigen Beiträge zur Staats- und Sittengeschichte des altperuanischen Kaiserreiches sind nach den ältesten spanischen zum Theil handschriftlichen Quellen und in angenehmer Form bearbeitet. Ein Trauerspiel im Paradiese, nennt der Verfasser sehr treffend sein Thema, und es sind blutrünstige Blätter, die er da vor uns entrollt. Der Leser zögert auch keinen Augenblick, wem er seine Sympathien zuwenden soll: ob den aus gräßlichster Barbarei zum ersten amerikanischen Culturvolk sich entwickelnden Indianern und ihrer trefflichen Dynastie oder der Rotte blut- und goldgieriger Conquistadoren. Dort Glück, Gesittung, Milde, Vertrauen, hier Verrath, Tyrannei, Habsucht, fanatisches „Christenthum". Wie das Scheusal Pizarro mit seinen 200 Mordgesellen ein großes blühendes Reich erobern konnte, wird hier actenmäßig dargelegt, und den Leser ergreift wohl mehr als einmal ein Schauder ob der im Namen des Christengottes verübten Greuel. Ohne Zweifel ist die Eroberung von Peru eines der häßlichsten Capitel der Weltgeschichte. Der Verfasser schildert Land und Leute, Sage und Vorgeschichte der Inkas, geht dann zur Entdeckung und Eroberung des Inkareiches über und schließt mit einem Ueberblick über die ersten Jahrzehnte spanischer Herrschaft, welche mit Bürgerkriegen zwischen den Eroberern und Verwüstungen des ehedem blühenden Reiches ausgefüllt sind. Schade, daß auf diese Bürgerkriege, die doch eigentlich zu dem Nachtgemälde gehören, nicht näher eingegangen wird; die dramatische Episode von der Ermordung Pizaro's durch seine Landsleute dient kaum als hinreichendes Motiv der Sühne in dieser entsetzlichen Tragödie. Wir empfehlen das schön ausgestattete Geschichtsbuch, das neben dem Werke Prescott's seinen Rang behaupten wird.

Falad. Kleine Bilder aus der Zeit der Völkerwanderung von Ludwig von Mertens. (Wien, Konegen.) — Nach langer Schaffenspause ist der österreichische Poet mit einer größeren epischen Dichtung in die literarische Arena getreten, um wieder einen schönen Sieg davonzutragen. Mertens, dessen ganzes poetisches Streben dahin ging, Wien's großartige Vergangenheit und landschaftliche Schönheit zu verklären, verlegt auch diesmal den Schauplatz der Begebenheiten nach Wien; der Dichter versucht im Bilde der alten römischen Stadt Vindobona ein Zeitbild der jetzigen Wirren in Oesterreich zur Anschauung zu bringen. Es ist ihm dies vollkommen gelungen. Glückliche Charakteristik, schöne landschaftliche Schilderungen und seelen- wie phantasievoller Wechsel der Scenerie sind die besten Eigenschaften dieser Dichtung. Daß einige Weitschweifigkeiten und Prosaismen die Conturen der Charakterzeichnung verwischen und den strengen Charakter der epischen Kunst überhaupt schädigen, kann angesichts der Vorzüge der Dichtung unser günstiges Urtheil nicht beeinträchtigen. W.

Die im Verlage von Gebr. Henninger in Heilbronn unter dem Titel: „Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts" erscheinende Sammlung interessanter Neudrucke ist schon bis zum 25. Bande gediehen, der Heinrich Meyer's Kleine Schriften zur Kunst enthält. Auch diese Ausgabe ist mit aller philologischen Akribie ausgeführt, und P. Weizsäcker hat dazu eine warm für Goethe's Freund eintretende Einleitung geschrieben, die das ganze Material in streng wissenschaftlicher Weise kritisch sichtet und beleuchtet. Es ist Mode geworden, den trefflichen „Kunscht-Meyer" als kunstgeschichtlichen Handlanger des Altmeisters etwas geringschätzig zu behandeln, jedenfalls zeigen ihn diese ideenreichen Aufsätze als feinsinnigen Künstler und Gelehrten der Winckelmann-Mengs'schen Schule und des innigen Freundschaftsbundes mit Goethe in jeder Beziehung und vor allem als Mensch würdig.

Von A. von Düring's ausgezeichneter Uebersetzung der Werke von Geoffrey Chaucer (Straßburg, K. J. Trübner) ist soeben der dritte Band erschienen, der die Canterbury-Tales zu Ende führt. Diese vollständigste deutsche Ausgabe der berühmten Dichtung im Geschmacke Messer Boccaccio's, welche auch alle meist aus zimperlichen Gründen unterdrückten Stellen wieder in ihr gutes Existenzrecht einsetzt, sieht in dem blühenden Gewande Düring's wie ein deutsches Originalwerk aus. Ohne unnöthig zu alterthümeln, gibt der Uebersetzer Chaucer's altes Englisch in Wort und Stimmung vortrefflich wieder, und das will bei der außerordentlichen Schwierigkeit der Aufgabe sehr viel heißen. Er fällt nirgends modern aus dem Ton und bleibt doch überall klar, fließend und natürlich. Auch die technische Vollendung dieser gereimten Blankverse, die in den früheren Bänden da und dort an Glätte und Wohllaut zu wünschen übrig ließ, erregt jetzt unsere ungetheilte Bewunderung. Wie drollig liest sich nicht des Freisassen Parenthese über das bis in den Tod standhafte Magdthum, wie denn überhaupt der eigenartige Humor des fröhlichen Altengland frisch und erwärmend zum Ausdruck gelangt. Auch die angehängten Noten geben dem großen Publikum jede wünschenswerthe Auskunft über diese culturhistorisch wie literarisch merkwürdige Dichtung; sie folgen meist den Forschungen ten Brink's.

Die Bürgermeisterwahl. Ein humoristisches Epos mit lyrischen Einlagen von Hugo Söderström. (Leipzig, Verlag von L. A. Kittler.) — Daß Scheffel's „Trompeter von Säkkingen" Nachahmungen erfahren würde, war eigentlich denkbar, und so finden wir auch hier etwas von dem leichten, gefälligen Zauber der Scheffel'schen Poesie, einen Anklang an den herzerquickenden Humor des Urbildes, einen Hauch von der ergreifenden Wehmuth mancher Lieder. An Stelle des Trompeters ein verliebter Referendar, für Margrethe ein sentimentales Wirthstöchterlein und als Ersatz für den prächtigen Kater Hiddigeigei ein pessimistischer Rathhaushund, dessen Selbstbetrachtungen ebenfalls nicht ohne Humor sind! Daneben die etwas carikirten Figuren einiger Stadtverordneten Krähwinkels oder die derb gezeichnete Gestalt eines groben, protzigen Wirthes. Freilich klingen die vierfüßigen, so leicht und reizend dahinfließenden Trochäen Scheffels hier ein Bischen holperig nach. Wir haben manche Seite in dem unterhaltenden Epos gefunden, die mit wirklichem Behagen, und mehr als ein Lied, das mit wirklichem Genusse zu lesen ist.

Kunstgeschichte des Mittelalters von Franz v. Reber. Mit 422 Abbildungen. Leipzig, T. O. Weigel. — Ein in jedem Betracht würdiges Seitenstück zu den einschlägigen Werken Lübke's, das auch eine gleich große Verbreitung verdient. Malerei, Plastik und Baukunst der romanischen und gothischen Kunst, welche der Verfasser einer scharfen Trennung unterzieht, finden hier eine ebenso feinsinnige Kritik als bei aller Knappheit schöne und übersichtliche Schilderung. Von anderen Behandlungen zeichnet sich die vorliegende des verdienstvollen Directors der Münchener Pinakothek zumal dadurch aus, daß weniger der ästhetisirende Kritiker als der Historiker in den Vordergrund tritt, der die künstlerischen Erscheinungen immer am Faden des geschichtlichen Prozesses darstellt und den jeweiligen Antheil der Epoche und Nation genau präcisirt. Ein besonderes Lob verdient auch der erläuternde Commentar trefflich ausgewählter Illustrationen.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal Monsieur Saint-Cère.

Der uns persönlich bekannte Pariser Verleger Herr Paul Ollendorf ersucht uns um die Aufnahme einer längeren Berichtigung, welche Jacques Saint-Cère gezeichnet und in auffallend gutem Deutsch geschrieben ist. Leider müssen wir uns wegen Raummangels auf eine auszugsweise Berührung der Hauptpunkte beschränken.

Digitized by Google

1) Herr Saint-Cère, der übrigens auch uns gegenüber seine Pseudonymität nicht ablegt, was doch dem journalistischen Gebrauch widerstreitet, behauptet „in Paris geborener Franzose und guter Franzose" zu sein und sein Militärpaß stehe Herrn Immanuel zur Einsichtnahme zur Verfügung (ist aber dem Briefe nicht beigelegt).

2) Er sei nicht identisch mit Herrn Armand (recte Rosenthal), doch nennt er diesen: „mon meilleur ami!"

3) Wohl habe die „Süddeutsche Presse" am 8. Januar eine „Warnung" vor seinem „besten Freund" abgedruckt, aber am 10. und 12. Januar auch eine — (übrigens ziemlich zweideutige) — Berichtigung folgenden Inhalts:

„Die in unserer Nr. 8 vom 10. ds. erschienene Berichtigung, in welcher die Mitarbeiterschaft des Herrn R. Armand an sieben der bedeutendsten Pariser Zeitungen constatirt war, ist, wie wir erläuternd bemerken, zur Richtigstellung der in unserer Nummer vom 8. ds. unter dem Titel: „Vorsicht!" gebrachten Notiz bestimmt. Wir hatten dieselbe (??) auf Grund einer den Schein der Richtigkeit tragenden Mittheilung gebracht, die sich jedoch jetzt als eine irrthümliche erwiesen hat."

4) Herr Armand soll Briefe von Paul Heyse, Lenbach, Grützner besitzen (was Herr Ollendorf bestätigt), in welchen die Hetze der angeblich durch ein künstlerisches Project Armand's beunruhigten „Münchener Verleger und Photographen" gegen ihn als ein „infames Vorgehen", eine „Schande für München" bezeichnet sein soll.

5) In dem nächsten Buche von Saint-Cère sollen allerdings seine Münchener Freunde und Widersacher, sein dortiger Aufenthalt und seine Abreise „wahrheitsgetreu" beschrieben werden.

Die Redaction der „Gegenwart".

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Inserate.

Deutscher Kalender.

30 Originalzeichnungen von Emil Doepler d. J. und einleitender Text von

Preis 1 Mark. **Julius Wolff.** Preis 1 Mark.

Verlag von Reinhold Kühn in Berlin W., Leipziger Str. 115.

Kleine antike Büsten

in brillanter Ausführung von getönter Elfenbeinmasse:

Venus von Milo und Antinous,
Apollo von Belvedere und Diana von Versailles,
Bacchus und Ariadne,
Jupiter von Otricoli und Juno Ludovisi

mit schwarz polirten Holzuntersätzen, im Ganzen hoch 22 cm. Preis Stück 6 ℳ empfiehlt

G. Micheli in Berlin, Schlossfreiheit 8|9.

Firma und Wohnung genau zu beachten.

Kiste für 2 Büsten 50 ₰, für 4 Büsten 60 ₰, Porto 50 ₰.

Bücher, einzelne werthvolle, sowie ganze Bibliotheken kauft stets das Braunschweigische Antiquariat v. Rich. Sattler, Braunschweig.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Gallerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Weihnachts-Kataloge
der **reichen Geschenk-Litteratur**
ihres Verlages liefert **gratis u. franco**
Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhandlg.

Neueste Romane
aus der **Deutschen Verlags-Anstalt**
in **Stuttgart und Leipzig.**

G. Samarow, Auf der Brautschau.
Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

C. E. Tittmann, Das Ideal.
Geheftet 4 Mark; fein gebunden 4 Mark.

In **zweiter** Auflage erschienen soeben:

J. von Dewall, Der Kommandant.
Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Emile Erhard, Die Rose vom Haff.
3 Bände. Geheftet 12 Mark; fein gebunden 15 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben erschien:

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. in Neudrucken herausg. von *Bernhard Seuffert.*

Band 25: **Kleine Schriften zur Kunst** von Heinrich Meyer. Preis geh. ℳ 4.20 (für Abonnenten der Sammlung nur ℳ 3.20), in Ganzleinenband 50 ₰ mehr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gebr. Henninger in Heilbronn.

Digitized by Google

Verlag von **Eugen Peterson, Leipzig.**

Empfehlenswerthe Festgeschenke.

Für's Dämmerstündchen.

Erzählungen für junge Mädchen
von
Erna Velten.
Eleg. cart. 2 ℳ 50 ₰, eleg. geb. 3 ℳ.

Blau-Blümchen.

Erzählungen für die reifere Jugend
von
Erna Velten.
Eleg. geb. 3 ℳ.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

St. Petersburg und London
in den Jahren 1852—1864.

Aus den Denkwürdigkeiten
des damaligen k. sächsischen ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers am k. grossbritannischen Hofe
Carl Friedrich Graf Vitzthum von Eckstädt.
Oktav. Zwei Bände. XXXIV u. 746 Seiten. ℳ 12. — Elegant gebunden ℳ 14. —

Surinam.

Sein Land, seine Natur, Bevölkerung und seine Kulturverhältnisse mit Bezug auf Kolonisation.
Von
August Kappler,
früherem holländischen Kolonialbeamten.
Mit Holzschnitten und einer Karte.
Oktav. IV u. 384 Seiten. ℳ 5. —

Soeben ist im Verlag der Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Shakespeare-Litteratur
von
Eugen Reichel.

Inhalt: Wer schrieb das „**Novum Organon**" von Francis Baron? — Shakespeares Nachlaß. — Shakespeares Dramen. — Der Denker und Künstler. Anhang: Einiges über die Anti-Shakspereianer.

Gr. 8°. ℳ 8. 50.

Das widerspruchsvolle Geheimnis, das die Welt seit mehr als hundert Jahren immer aufs neue beschäftigte und durch die widerspruchsvollen Veröffentlichungen der sogenannten „Baconianer" in eine unheimliche Beleuchtung gerückt war, wird hier an der Hand von unwiderlegbaren Beweisen und gestützt auf die streng kritische Durchforschung des „Novum Organon", der Dramen und Sonette enthüllt. **Bacon ist nicht der Verfasser des „Novum Organon", der „süße Schwan vom Avon" ist nicht der Verfasser der Shakespeare-Dramen und Sonette.** Die Untersuchungen der Baconianer sind insofern von Bedeutung gewesen, als sie die Aufmerksamkeit der Forscher auf Bacon lenkten; denn dieser ist zwar nicht der Schöpfer der „größten Wunder der Welt", ebensowenig wie er der Schöpfer des „Novum Organon" ist, aber er ist an den 36 auf uns gekommenen Dramen und den Sonetten allerdings in unmittelbarer Weise beteiligt, sowohl als „Originaldichter" wie auch als Betrüger und Verstümmler des Nachlasses **eines Genius, den die Welt in ihrer Blindheit elend hatte verkommen lassen.** Es ergeben sich durch die Kritiken des Verfassers **ganz neue** historische, wissenschaftliche und ästhetische Gesichtspunkte, **die eine Revolution auf den verschiedensten Gebieten zur Folge haben werden.**

Stuttgart, den 27. November 1886. **Adolf Bonz & Comp.**

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Festgeschenke. Nova.

Preise für Expl. in **Orig.-Einbänden:**
Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. ℳ 4.
— Röm. Schlendertage. 5. Aufl. ℳ 6,50.
— Marschenbuch. 2. Aufl. illustr. ℳ 7,50.
Appell, Werther u. seine Zeit. 3. Aufl. ℳ 6.
Bulthaupt, Eine neue Welt. Drama. ℳ 3.
— Dramaturgie. 2. Aufl. * Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. ℳ 6. ** Shakespeare. ℳ 6.
Burns, Dichtungen. Deutsch von **A. Laun.** 3. Aufl. ℳ 3.
Allmers-v. Dörnberg, Bilder a. d. Nordsee-Marschen. Lichtdruck-Prachtwerk ℳ 9, in Pracht-Mappe ℳ 15.
Lord Byron's Marino Faliero. Uebers. u. Bühnenbearb. v. A. Fitger. ℳ 3.
Droste's Kochbuch f. alle Stände. 2 Aufl. ℳ 2.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 3. Afl. ℳ 5.
— Winternächte. Gedichte. 2. Aufl. ℳ 5.
— Die Hexe. Trauersp. 4. Aufl. ℳ 3.
— V. Gottes Gnaden. Trauersp. 2. Afl. ℳ 3.
Frater Hilarius, Maipred. 6. Aufl. Einl. von **L. Steub.** ℳ 2,25.
Kaden, Ital. Gypsfiguren. 2. Aufl. ℳ 6,50.
Löhn-Siegel, Vom Oldenburger Hoftheater zum Dresdner. ℳ 4.
Murad Efendi, Ost u. West. Gedichte. 3. A. ℳ 5.
— Nassred. Chodja. Osm. Eulensp. 3. Afl. ℳ 3.
— Balladen u. Bilder. 3. Aufl. ℳ 3.
Neumann-Strela, Thron u. Reich. 3. Afl. ℳ 3.
Partisch, Sylvesterglockenklang. 2. Aufl. ℳ 2.
Ritterhaus, E., Buch d. Leidenschaften. 2. Aufl. Prachtausgabe. ℳ 3.
— Aus den Sommertagen. Mit Portrait des Dichters v. L. Knaus. Prachtausg. ℳ 5.
Shakespeare's Imogen (Cymbelin). Bühnenbearb. v. H. Bulthaupt. ℳ 2,60.
Spaeth, Samenkörn. d. Wahrh. 32 Predigt. ℳ 8.
Stahr, Ad., Italien. 5 Thle. 4 Aufl. ℳ 18.
— Oberitalien. 2 Thle. 3. Aufl. ℳ 7,50.
Stern, Ad., Wanderbuch. 2. verm. Aufl. ℳ 4.
Wöbcken, Am Wege. Christl. Sprüche. ℳ 1,50.
Volksbote. Volkskal. 50. Jahrg. reich ill. 50 ₰.
Geschenklitteratur-Verzeichn. gratis.
Verl.: **Schulzesche Hofbuchh. Oldenburg.**

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**
Vorräthig in den meisten Buchhandlungen oder binnen Kurzem zu beschaffen.

Stimmen des Weltleids.
Eine neue Anthologie.

Herausgegeben von
Zdenko Fereus.
Miniatur-Format, 32 Bogen in hochelegantem Einband mit Goldschnitt.
Preis 8 Mark.
Eine Zusammenstellung von Gedichten der Weltliteratur nach Völkergruppen geordnet, welche der pessimistischen Weltanschauung (dem Weltschmerz) Ausdruck geben.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München (vormals Friedrich Bruckmann).

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 18. December 1886. Band XXX.

CORNELL UNIVERSITY
JAN 5 1937
Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Unsere Hoffnungen auf Afrika. Von Max Buchner. — **Literatur und Kunst:** Gedanken zur Weberfeier. Von Paul Marsop. — Brennende Stilfragen. Von Peter Jessen. — Paul Heyse's neueste Dichtung. Besprochen von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Das Ende einer Jugendliebe. Novelle von H. Nyblom. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von M. Mann. (Schluß.) **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Unsere Hoffnungen auf Afrika.

Von Max Buchner.

Eines der Hauptmotive im Leben des Menschen und der Völker ist von je die Unzufriedenheit gewesen. Es ist das kein schönes, kein angenehmes Motiv, aber es ist da und es wirkt. Unzufrieden mit dem, was die nächste Umgebung bietet, glaubt der Mensch in fernen Erdräumen die Verwirklichung seiner Wünsche erhoffen zu müssen. Wenigen gelingt es, sich zu überzeugen, daß auch draußen weit über dem Meere das Paradies nicht zu finden ist, und diese wenigen kommen schließlich zu jener geduldigen, ruhigen Resignation, daß unser Planet überhaupt viel zu wünschen läßt, von wo aus man ihn auch betrachten möge. Ich gehe noch weiter und behaupte: Europa ist der schönste und beste Theil unserer Erde. Aber leider können wir nicht alle in diesem bevorzugten Erdtheile bleiben, denn er ist uns zu eng geworden. Wir müssen hinaus, auch die weniger guten Länder zur Fristung des Lebens auszunutzen. Oder mit andern Worten: Die Colonialpolitik ist eine harte Nothwendigkeit, nicht etwa ein Vergnügen, sie ist kein Spielzeug für Enthusiasten, sondern einzig ein Gegenstand ruhiger, kalter, hartherziger Ueberlegung.

Wenn man als Schiffbrüchiger auf dem Meere herumtreibt und kein Proviant mehr vorhanden ist, frißt man sich gegenseitig auf. Dabei fragt es sich für den Einzelnen nur darum, wer dem Anderen zuvorkommt. Ganz dasselbe gilt auch für die gesammte Menschheit auf unserem im Weltall vorwärts sausenden Erdball, der immer enger wird. Je mehr der vorhandene Stoff die Form von Menschen annimmt, desto mehr schwindet er aus der Form von Nahrung. Das Deficit heißt Hunger. Wir stehen zwar noch nicht unmittelbar vor dem wirklichen Auffressen. Aber es wird doch gut sein, schon jetzt eine Stellung zu wählen, die uns günstig ist, wenn es einmal losgeht. Jene eigenartige Erregung, die erst kürzlich durch die deutsche Nation ging und die von Spöttern nicht ganz unpassend als Colonialrausch bezeichnet wurde, war vielleicht weiter nichts, als ein kleiner, weit vorausgeworfener Schatten des dereinst kommenden Hungerdeliriums der gesammten Menschheit.

Jene goldenen Zeiten, in denen man Volksvermehrung als ein Glück betrachten konnte, haben aufgehört, und zwar nicht bloß im nationalen, sondern auch im allgemein menschlichen Sinne. Noch haben wir für den Ueberfluß unserer Massen Nordamerika. Aber auch Nordamerika wird im Jahre 1900 voll besetzt sein. Dann wird auch dort die bisherige extensive Bewirthschaftung sich in eine intensive verwandeln müssen, und dann wird dort drüben die Reibung, die Noth noch viel schlimmer sein, als sie je bei uns war. Auch jene Zeiten haben längst aufgehört, in denen das Colonisiren so einträglich war, daß sich dadurch ganze Nationen rasch bereichern konnten. In den Jahren 1815 bis 1849 vermehrte das englische Volk seine Zahl um 47 Procent, zugleich aber auch den Werth seiner Ausfuhr um 63, die Tonnenzahl seiner Handelsschiffe um 55, das bewegliche Vermögen um 78 Procent. Dieses Ideal fortschreitender Prosperität wird niemals wieder erreicht werden können.

Unzweifelhaft ist die Vertheilung der Erde zwar bereits zu einem gewissen Abschluß gelangt, aber doch noch mancher Aenderung fähig. Blieben die Gruppirungen des Besitzes so wie sie jetzt sind, wären wir Deutsche sicherlich übel daran. Es bliebe uns dann weiter nichts, als das völlige Aufgehen in anderen Völkerschaften, wie es hier und dort kleineren Maßstabs schon länger vor sich geht, aber dann überall auf der ganzen Erde, ausgenommen allein unser altes Deutschland, das besten Falles zum Bodensatz der schwerer beweglichen Reste herabsinken würde. Früher in den romantischen Zeiten der ersten Entdecker war es die günstige Lage am Meere, die den Wagemuth der Nationen hinauslockte. Heute, im Angesichte des näher rückenden Hungers, ist es der prosaische Schrei nach Brod, der sie unruhig macht und herumtreibt. Diese Frage wird nicht mehr durch kühne Conquistadores, sondern durch die Massen entschieden werden. Und das ist einer der wenigen Vortheile, die wir für uns haben. Was jüngst in Afrika sich vollzog, ist an sich nur wenig, ein Nichts im Vergleich zu dem, was wir brauchen. Aber es kann doch der erste kleine Anfang zu größerem sein, wenn die Zukunft uns wohl will. Für unseren leidigen Ueberfluß an Bevölkerung, also für eigentliche Auswanderer ist im tropischen Afrika allerdings nichts zu holen. Jene Zeitungsartikel, die einmal sogar die Niger- und Congoländer als Auswanderungsziele empfahlen, waren weiter nichts, als Massenmordversuche aus Unvernunft, wenn nichts Schlimmeres.

Von den europäischen Nationen kommen an der Westküste Afrika's nur mehr Engländer, Franzosen, Portugiesen und Spanier mit in Betracht. Der belgische Congo-Staat ist ein zu zweifelhaftes Gebilde, als daß man ihn ernsthaft mit aufführen könnte. Die Dänen und die Holländer haben ihre ehemals vorhandenen westafrikanischen Hoheitsrechte an die Engländer abgetreten, die Spanier und die Portugiesen werden wohl auch noch eines schönen Tages im Beerbtwerden an die Reihe kommen, und auch was die Franzosen haben, dürfte in

Digitized by Google

guten Händen sein. Demnach blieben schließlich nur mehr die unvergleichlichen Engländer als die übermächtigen Concurrenten.

Es geht ein eigener Zug festerer Gruppirung durch die Geschichte, ganz das Gegentheil kosmopolitischer Lockerung. Die Einheit der Heerde kommt wieder mehr zur Geltung. Die Völker und Staaten schließen sich gegeneinander ab, neue Zollschranken werden errichtet, der Interessenkampf der Nationen verschärft sich. Da wäre es denn mehr als je geboten, enger zusammen zu treten und kleinere Unterschiede zu vergessen, sich zu freuen, wenn dem Genossen Vortheile erstehen oder erhalten werden. Jeder, der sich selbst bereichert, bereichert auch seine Nation. Es darf nur nicht auf Kosten der Gesammtheit geschehen. Wie die Ausgleichung oder Austheilung später stattfinden wird, ist eine Frage für sich. Wahren wir vorläufig was wir haben.

Mit einer gewissen Berechtigung wird von colonialfeindlicher Seite geltend gemacht, daß Colonien heutzutage überhaupt ein überwundener Standpunkt seien, daß es sich nicht mehr lohne, Colonien zu besitzen, daß es überhaupt viel besser sei, niemals Colonien gehabt zu haben. Die traurigen Zustände, die selbst über Java, das Musterland der Colonialschwärmer, hereingebrochen sind, scheinen diese Anschauung zu bekräftigen, und sicherlich leben wir gerade in einer kritischen Zeit, die für Colonialbesitz ungünstig ist. Es ist das dieselbe Krisis, unter der auch das landwirthschaftliche Grundeigenthum schwer zu leiden hat. Wer vermöchte aber daraus den Satz abzuleiten, daß Grundeigenthum überhaupt nichts mehr taugt und aufzugeben sei. Diese unterste erste Basis unseres ganzen Lebens wird niemals entbehrt werden können. Wenn auch gegenwärtig die Erzeugung der Nahrungsstoffe wegen allzu großer Concurrenz nicht mehr sonderlich rentirt, künftige Generationen werden die Ueberproduction schon noch aufzehren, und dann werden die Preise der Nahrungsstoffe auch wieder lohnender werden. Und ganz das gleiche wird mit den Erträgnissen der Colonialgebiete, die momentan so sehr im Werthe gesunken sind, schließlich wieder der Fall sein. Das eben ist ja die große Aufgabe des modernen Nationstaates, daß er seine Ideen und Pläne nicht nach vorübergehenden Conjuncturen, sondern nach weit in die Zukunft blickenden Interessen einzurichten hat.

Nebst dieser allgemein irdischen Krisis sind zu den mancherlei Schwierigkeiten einer Colonialpolitik heutzutage noch einige weitere, gleichfalls ganz neue hinzugetreten: Zunächst die Ausbreitung besserer Waffen durch den Handel und dann aber auch die Humanität. Niemand kann leugnen, daß die Humanität in ihrem Uebereifer dazu beigetragen hat, die sogenannten Wilden selbstbewußter und gefährlicher zu machen. Es wird allmählig Zeit, daß wir aufhören, jene anderen Rassen mit allzuviel platonischer Liebe und mit zu wenig egoistischer Vorsicht zu betrachten. Wir sind gewohnt, sie als niedriger stehend zu bezeichnen. Aber vergessen wir nicht, daß auch sie als Concurrenten im Kampf um's Dasein mitringen, und daß nicht bloß in Europa ein beständiges Empordrängen der unteren Menschenschichten vor sich geht, sondern daß diese sociale Bewegung in größerem Maßstab über der ganzen Erde herrscht. Wir werden ja den Lauf der Geschichte nicht aufhalten können und sollte es bestimmt sein, daß im kommenden dritten Jahrtausend dem afrikanischen Neger die Führung der Rassen zufällt, so läßt sich dem wenig vorbeugen. Aber den Selbstvernichtungsproceß geradezu beschleunigen brauchen wir doch sicherlich auch nicht. Das wäre denn doch eine etwas gar zu große Concession an die schöne Menschenliebe. Die Machdi-Wirren im südlichen Egypten, der Kaffernkrieg, die Katastrophe der Italiener in Harrar, der indische Aufstand, Afganistan, Tonkin und Birma sind nur die ersten Anfänge jenes allgemeinen Rassenkampfes gewesen, dem noch mehrere und größere Ereignisse gleicher Art folgen werden.

Wohl keine einzige Colonie, wie überhaupt kein einziges Staatsgebilde ist ohne Sünden gegen die schöne Menschenliebe groß geworden. Mit der sogenannten Humanität lassen sich Colonien eine gewisse Zeit lang halten, nicht aber schaffen. Die glücklichen Besitzenden haben deshalb gut reden, wenn sie dieselben Sünden, durch die sie reich wurden, den anderen einfach verbieten.

Ein nicht minder bedenklicher neuer Feind für die Colonialpolitik ist viertens der Enthusiasmus. Diese lustige Benebelung der gesunden Vernunft hat es dahin gebracht, daß man ernsthaft über Afrika gar nichts mehr äußern kann, ohne erst in dem Wirrsal der Phrasen aufgeräumt zu haben, die über dieses neueste Eldorado hereingebrochen sind. Da schlummert zum Beispiel im dunklen Continent der so sehr beliebte „Reichthum an unbekannten Schätzen." Ein köstliches Wort! Der Reichthum eines armen Teufels besagt ungefähr dasselbe. Man versuche einmal einen hungrigen, frierenden Menschen ungefähr so zu trösten: „Du bist ungeheuer reich, in deinen Taschen steckt eine Menge Geld. Du weißt es nur nicht. Und je öfter du nachsuchst und nichts findest, um so reicher bist du." Das klingt wie Wahnsinn. Die Afrikaschwärmer aber konnten ganz ungestraft wirklich solches Zeug schwatzen. Da hofft man dann auch auf die „ungeheuren Absatzgebiete" die sich dort uns eröffnen, auf die „Consumptionsfähigkeit ungezählter Millionen von Negern". Allerdings consumptionsfähig ist Afrika ganz gewiß, der Neger nimmt alles, was man ihm gibt. Es bleibt nur die große Frage, was er seinerseits dafür zurückliefern kann. Absatzgebiete sind in Afrika zweifellos vorhanden. Absatzgebiete sind auch die Meere, drei bis vier Fünftel der gesammten Erdoberfläche. Man braucht bloß unsere Erzeugnisse hineinzuwerfen. Absatzgebiete allein nützen aber unserer Industrie sehr wenig, wenn sie nicht zugleich Zahlgebiete sind. Und ein Zahl-, ein Gewinngebiet von Bedeutung ist Afrika nicht, kann es vielleicht noch werden, aber sicher nur langsam und spät.

Der „Reichthum an unbekannten Schätzen" besteht zum Theil aus Edelmetallen und Edelgestein, zum Theil aus einer großartigen Fruchtbarkeit des Bodens. Was wir von diesen beiden angenehmen Dingen bis heute gehört haben, ist über das Stadium leerer Behauptungen noch nicht hinweggelangt, ausgenommen allein die Hinterländer der Goldküste und die südafrikanischen Diamantenfelder. Von dem Vorkommen werthvoller Minerale in Afrika außerhalb der genannten Distrikte läßt sich mit einiger Ernsthaftigkeit gar nicht reden. Wir wissen darüber einfach nichts.

Auch die große Fruchtbarkeit des afrikanischen Bodens ist eines der leersten Schlagwörter, mit denen jemals Unfug getrieben wurde. Auch über diese Frage wissen wir noch zu wenig, um ein festes Urtheil zu fällen, und auch hier läßt das Wenige was wir wissen, eher das Gegentheil vermuthen. Ganz besonders gilt das von dem rothen Lateritboden, der vier Fünftel des ganzen tropischen Afrika überzieht. Wie ich glaube, bin ich der einzige Reisende geblieben, der Lateritproben mitgebracht und chemische Analysen derselben veranlaßt hat. Es ergab sich daraus ein auffallender Mangel an Phosphaten, die doch zum Gedeihen von Körnerfrüchten so nothwendig sind. Körnerfrüchte spielen denn auch in der Ernährung des Negers nur eine zweite Rolle und werden durch Bananen und Maniokwurzeln ersetzt. Die afrikanischen Gräser vermehren sich fast immer bloß durch Rhizome und nur ausnahmsweise durch Samen. Innerafrika ist zum größeren Theil ein Hungerland, das dichte Bevölkerungen niemals ernähren könnte, und in dem selbst die spärlich zerstreuten Stämme ein halb nomadenhaftes Dasein führen, um immer wieder neuen Urboden aufzusuchen und auszubeuten.

Die zuversichtlichen Aussprüche über stupende Fruchtbarkeit, denen man bei manchen Reisenden begegnet, und die in der öffentlichen Meinung so sehr gefielen, haben meistens keine reellere Basis als das Staunen über die Üppigkeit des Baumwuchses und der Gebüschentwickelung, wie man sie hie und da an der Küste und in den Thälern der Flüsse findet. Der verstorbene Pogge hat einmal geschrieben, daß eine Stunde landwirthschaftlicher Arbeit in Afrika zehnmal mehr Resultate als in Norddeutschland brächte. Hätte Pogge geahnt, zu welchem Mißbrauch nun diese flüchtig hingeworfene Meinung, deren Richtigkeit ich bestreite, herhalten muß, er würde sich besser

Digitized by Google

besonnen haben. Und wäre er nicht gestorben, so würde er wahrscheinlich selber gegen die Folgerungen protestiren. Man schreibt auf Reisen unter dem Einfluß momentaner Stimmungen manchen Satz in's Notizbuch oder sogar in Briefe, den man später bei ruhiger Ueberlegung rasch wieder ausstreicht.

Pogge, der Optimist, ist nun leider todt, selbst ein Opfer des afrikanischen Innern, das er immer so sehr belobte. Lebte er noch, so könnte man seine Behauptung mit ihm ausfechten. Aber gerade die Thatsache seines Todes muß nun dazu dienen, jene Behauptung mit dem Nimbus eines treu zu wahrenden Testamentes auszustatten. Das zeigt doch deutlich, wie sehr viel mehr die Optimisten schaden können als die Pessimisten. Schließlich ist eben ein gemäßigter Pessimismus auf diesem schnöden Planeten immer das Richtigere und sicherlich viel näher verwandt mit Klugheit und Vorsicht als dessen Gegentheil.

Literatur und Kunst.

Gedanken zur Weberfeier.

Von Paul Marsop.

Die Märtyrer der Kunst haben es nicht so gut, wie die der Religion. Das tragische Geschick der letzteren endet mit ihrem Tode; die Leidensgeschichte der ersteren währt länger als ihr Leben. Niemals wird ihnen der rechte Dank zu Theil. Die Mitwelt, selbst wenn sie sich ihnen freundlich gesinnt zeigt, ergötzt sich meist nur an den Früchten des Genius, die sie mühelos am Wege aufrafft — Fallobst vom Lebensbaume der Künstler. Die Nachwelt hingegen, welche die volle Einsicht darin hat, wie das Schaffen jener aus der Vergangenheit herauswuchs und wie es wiederum für die Zukunft maßgebend wurde, vermag es allerdings, ihr Verdienst in ganzem Umfange zu würdigen. Aber sie hat für sie mehr Bewunderung als Liebe. Das ist menschlich. Darf man es dem Enkel verargen, daß er für den Ahn, den er nie gekannt hat, dessen Leiden und Freuden, Dulden und Streben einer verflossenen, ihm fremden Epoche angehört, bei aller dankbaren Verehrung, die er ihm widmet, doch nicht in allem warm fühlen kann? Nur dasjenige, mit dem uns keine persönlichen Bande verknüpfen, sind wir annäherungsweise „objectiv" zu beurtheilen im Stande. Damit ist aber auch ausgesprochen, daß die Meister der Vergangenheit uns nicht mehr das sind, was sie ihrer Zeit — hätten sein können. Alles in allem: die Geschichte gelangt schließlich zu ihrem Recht, nicht aber der Künstler. Auch nicht — post festum.

So geht es Carl Maria von Weber; so wird es denen ergehen, die nach ihm gekommen sind und fernerhin noch kommen werden.

Eine absonderliche Jubiläumsbetrachtung, wird Mancher ausrufen. Läßt sich das vielleicht wie Festesworte und Feierklänge an? Mit Verlaub: es ist nicht allzuschwer, eine Jubel-Ouverture zu schreiben, wenn die weihevolle Schlußhymne, in welche alles ausmünden soll, bereits fertig vorliegt. Das Glockengeläute der Superlative, die geschriebenen kritischen Trinksprüche auf den „Schöpfer der romantischen Oper" — welche nicht selten auf eine mehr oder weniger bewußte Herabsetzung des „Fidelio" zu Gunsten des „Freischütz" hinauslaufen —, das patriotische Böllerschießen mit dem Namen des „ersten vaterländischen Componisten", die Weißwaschung des „liebenswerthen Menschen" — — all' das möge denen überlassen bleiben, deren erster Gedanke es an einem solchen Ehrentage der Nation ist, nach alter deutscher Sitte „wenigstens im Geiste das Glas zur Hand zu nehmen". Wir unsererseits verzichten darauf, auf das Grab des unsterblichen Meisters ein Trankopfer auszugießen — aus einer Schale, die heute zu diesem und morgen zu einem anderen Zwecke benutzt wird. Für uns bringen Gedenkfeste Stunden der inneren Einkehr mit sich, in denen wir uns an die Vergänglichkeit alles Irdischen in der Kunst erinnern. Auch in dieser handelt es sich um ein stetes Werden und Vergehen. Es ist gut und nützlich, sich davon Rechenschaft abzulegen; wer dies thut, wird auch für die Kritik der Gegenwart, so bedeutende Werke sie nur immer aufweisen mag, einen richtigen Maßstab gewinnen. Eine Spanne Zeit — und das, was uns heute theils neugewonnener Besitz, theils noch Zukunftshoffnung ist, wird verblaßt sein und Anderes, Neues, heute noch Ungeahntes in frischen Farben schimmern, um dann seinerseits im Kreislaufe der Jahre wiederum nachzudunkeln. Nicht nur der Leib zerfällt in Staub; auch die Schöpfungen des Geistes müssen den ewigen Naturgesetzen ihren Tribut zahlen. Doch der „große Name" lebt — und das tröstet uns.

Es bedarf auch eines solchen Trostes. Denn was gäbe es sonst entmuthigenderes als die Wahrnehmung, daß von der Fülle dessen, was ein so begnadetes Genie wie Weber schuf, nur ein kleiner, sehr kleiner Theil noch lebensfähig ist? Wenige Clavierstücke, eine geringe Anzahl von Liedern, eine noch geringere von Chorgesängen, einige Ouverturen und — eine Oper: damit ist die Liste erschöpft. Das ist der Todtentanz der Musikgeschichte. Wer getraut sich, Weber's Sonaten zu neuem Leben zu erwecken? Auch Rubinstein hat es bei einem Versuch, den er vor Jahr und Tag machte, bewenden lassen. Wer ist so pietätvoll, das F-moll-Concertstück, die E-dur-Polacca noch in der Originalgestalt und nicht gemäß den Liszt'schen, in Rücksicht auf ihren musikalischen Werth sehr fragwürdigen Ueberarbeitungen zu spielen? Wer unternimmt es, eines der Concerte für Clarinette oder eine der anderen zahlreichen Compositionen unseres Tondichters für dieses sein Lieblingsinstrument öffentlich vorzutragen? Wer hat den Muth, sofern es sich nicht gerade um eine Gedenkfeier handelt, die Waterloo-Cantate, den „ersten Ton" oder den ganzen Cyclus aus „Leyer und Schwert" zur Aufführung zu bringen?*) Wie viele unserer Concertsängerinnen setzen noch ein Weber'sches Lied auf ihr Programm und welche von dieser Minderzahl ein anderes als die „Unbefangenheit" und „das Mädchen an das erste Schneeglöckchen"? Endlich die wichtigste aller aufzuwerfenden Fragen: Beweist das fortdauernde, in Rücksicht auf den ästhetischen Gewinn wie auf den äußeren Erfolg gleich wenig befriedigende Experimentiren mit der „Preciosa", der „Euryanthe", dem „Oberon" nicht, daß diesen Werken — und das ist entscheidend für jede auf eine scenische Vorführung hin angelegte Kunstschöpfung — nicht mehr die rechte Bühnenwirksamkeit innewohnt? Man liebt es, von dem „unverwüstlichen Freischütz" zu sprechen; damit wird stillschweigend anerkannt, daß an seinen Geschwistern bereits deutliche Merkmale des Alters wahrzunehmen sind. „Preciosa" und „Oberon" haben schon so viele Runzeln und Falten auf Stirn und Wangen, daß man solche kaum noch wegschminken kann, und „Euryanthe" — war niemals jung. Sie ist mit einem altklugen Gesicht auf die Welt gekommen.

Was wird damit gewonnen, wenn man es versucht, diesen Werken außerhalb des Theaters, etwa in „Symphonischen Abenden" ein Obdach zu bieten? Opern, welche in den Concertsaal hinübergerettet werden müssen, sind gesungene Buchdramen.

Wir denken darüber nach, daß vergangene Geschlechter an der Bilderbogenpoesie der „Preciosa" ihr aufrichtiges Vergnügen gehabt haben. Der Gegenwart wird die Freude an der naturfrischen, in allen Farben musikalischer Romantik schillernden Musik durch die Albernheiten, durch die unendliche Philistrosität des „verbindenden" Schauspieles vergällt. Die nur allzu vollblütige „Carmen" hat dem Publikum den Geschmack an der unechten „Pretentiosa" des Pius Alexander Wolff verdorben. Die Sentimentalität ist todt — es lebe der

*) „Lützow's wilde Jagd" wird freilich noch gesungen, erfreut sich indessen keineswegs derselben Beliebtheit, wie die „Wacht am Rhein". Nichtsdestoweniger nennt man Weber noch immer den „populärsten deutschen Tondichter". Vielleicht gibt es verschiedene Arten von Popularität.

Digitized by Google

Haut-goût! So schnell gelangt ein Jahrhundert, welches sich in Sprüngen fortbewegt, von einem Extrem zum anderen.

Wir grübeln darüber, wie sich das Geschick der Euryanthe „wohl" gestaltet haben würde, wenn Weber nicht mit Helmine von Chézy — einer femme incomprise der zwanziger Jahre — sondern mit einem Dichter in Verbindung getreten wäre. Das Werk in der Gestalt, in welcher es vorliegt, bleibt deshalb als Ganzes nicht weniger unerquicklich. Daß es gelegentlich hier und da im Repertoir noch auftaucht, beweist nur, daß man auch mit einem Herzfehler zu Jahren kommen kann. Aber der Anblick eines so verkümmerten, durch Pietät und Fleiß von Generation zu Generation mühsam fortgepflegten Lebewesens, ist kein erfreulicher. Da sitzen wir vor diesen herrlichen melodischen Offenbarungen, vor dieser Partitur voll der feinsten Züge musikalischer Charakteristik und jammern: Wenn uns doch Weber einen zweiten „Freischütz" geschenkt hätte! Wie wunderlich! Als ob von einer zweiten „Iphigenie auf Tauris", einem zweiten „Don Juan", einem zweiten „Barbier" zu berichten wäre. In der Kunst gibt es keine Zwillinge!

Gesetzt jedoch, Theodor Körner wäre mit dem Schwert an seiner Linken, der Leyer in seiner Rechten und einer Abordnung des Tugendbundes als Gefolge Weber einmal im Traum erschienen und hätte zu ihm gesprochen: „Verehrter Kampfgenosse, Du bist jetzt auf dem besten Wege, den Deutschen zu einer nationalen Kunst zu verhelfen, zu einer Kunst, die sie verstehen, die auf ihrem eigenen Boden erwächst, die nicht nur schönempfunden und wohlgereimt, sondern lebendiger, schlichter, dem Herzen entquellender Ton ist" — so würde der also Angeredete erwiedert haben: „Mein Lieber! Wenn die Könige bau'n, haben die Körner zu thun. Deshalb ist auch für Dich aus der Schiller'schen Vorrathskammer etwas abgefallen. Von der Oper aber verstehst Du nichts. Die Kritik hat gesagt, daß man mir etwas Durch- und Durchcomponirtes nicht zutrauen dürfe. Das will ich mir nicht bieten lassen; ich kenne die Herren und dies um so besser, als ich selbst, Gemüthsmensch wie ich bin, eine der schneidigsten Federn führe, mit der jemals ein von seinem Ideal erfüllter Musiker seinen Gedanken Ausdruck verliehen hat. Ich bin davon überzeugt, daß ich meinen schriftstellernden Collegen von der unproductiven Seite nur durch die That imponiren kann; ich muß die »Euryanthe« schreiben."

Er schrieb sie! Der fromme Jagdgesell verirrte sich und kam in ein finsteres, wildes Thal, in welchem allerhand Unholde ihr spukhaftes Wesen trieben. Die einen nannten es „die Wolfsschlucht des deutschen Theaters", die anderen „die große Oper". Dort zog er einen mystischen Kreis und rückte sich einen Kessel heran, in welchen er Verschiedenes hineinwarf: das rechte Auge eines Zigeunermädchens und das linke eines Jägerburschen, etliche verminderte Septimen, die schon getroffen hatten, ein Stück Metall von einem verbogenen Horn und einige „deutsche" Coloraturen. Hierauf beschwor er ein räthselhaftes Gespenst, welches er Emma nannte; Emma aber zeigte sich ungeberdig, wuchs ihm über den Kopf und machte ihm so viel zu schaffen, daß er krank wurde und für kurze Zeit das Bewußtsein verlor. Die Sandkiefern indessen aus dem Paradies der Intelligenz des heiligen römischen Reiches, welche zuvor von dem allgemeinen Frühlingsrausch, in den der „Freischütz" alles versetzte, sich mit ergreifen ließen und gewähnt hatten, sie gehörten auch zum deutschen Walde, wurden jetzt wieder hübsch vernünftig und stachen die „Euryanthe", als sie ihnen nahe kam, mit ihren spitzen Nadeln.

In diesem Falle, wie in so manchem anderen, bewährte sich die Kritik als ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und wenigstens mitunter das Gute schafft. Ohne die „Euryanthe" hätten wir keinen „Lohengrin", ohne „Lohengrin" hinwiederum keine „Meistersinger". Weber mußte fehl gehen, damit Wagner den richtigen Weg fände. Der Weg zur Wahrheit führt durch den Irrthum. Was dem einen Schaden bringt, gereicht dem anderen oft zum Segen. Das ist die Causalität der Historie.

Wir plagen uns endlich mit Sinnen und Sorgen darüber ab, ob dem „Oberon" ein weniger schattenhaftes Dasein beschieden gewesen sein würde, wenn Weber, seiner Absicht gemäß, dazu gekommen wäre, ihn für Deutschland umzuarbeiten. Er ist nicht dazu gekommen — und der Zuhörer mußte mit einer Concert- und Ausstattungsoper vorlieb nehmen. Er that dies, so lange er den Librettisten willig die Macht einräumte, ihn durch einen Wink mit dem Liliencepter des Elfenkönigs vom Geisterreich auf die Erde und umgekehrt von dieser in jenes zurück zu führen. Heute stemmt er sich gegen eine solch' naive Auffassung der dramatischen Technik. In unseren Tagen spielt der „Oberon" meist vor halbleeren Bänken. Es nützt nichts, daß die Decorationsmaler und Maschinisten alle ihre Künste zum Besten geben; es hilft nichts, daß bewährte Dramaturgen und vortreffliche Musiker sich darum bemühen, der bunten, glänzenden, mit lauterem Goldschmuck und unechtem Theaterflitter gleich reich behangenen Puppe den Anschein musikalisch-dramatischen Lebens zu verleihen. Sie singt, wenn man sie aufzieht, und wahrlich nicht die schlechtesten Stücke; aber dazwischen hört man immer und immer wieder unangenehme Mißtöne, wie das Knarren einer schlecht eingeölten Walze. Auf der Bühne jedoch brauchen wir Menschen und selbst wenn der Schöpfer des Werkes seine Figuren in der Retorte noch einmal umgeschmolzen haben würde, so wären es auch in diesem Falle nur Homunculi geblieben. Die Feen darf man nicht berühren. Der Genius kann sie mit seinen Augen bannen — und er wird stets ihren luftigen Reigen schauen, ihre zarten, süßen Weisen vernehmen — — wie Shakespeare, Mendelssohn, Schumann. Aber wehe dem Sterblichen, der sie greifen will! Sie schwinden unter seinen Händen zu blutlosen Schatten und er muß sein Vergehen mit dem Tode büßen. Weber streckte die Hand nach den Elfen aus — und starb.

Seit sechzig Jahren deckt ihn die kühle Erde. Doch sein „Freischütz" lebt in unvergänglicher Frische und wird leben, so lange es eine deutsche Jugend gibt. — —

Nein und dreimal nein. Das hieße, die Lebensfülle unseres Kleinodes zu gering anschlagen. Denn, wenn es so sein sollte, dann dürften wir uns mit Nächstem gerade so vergeblich nach ihm umsehen, wie nach der — deutschen Jugend. Hoffen wir vielmehr, daß er sie überdauern, daß er im Weltbrande des Materialismus nicht zu Grunde gehen wird. Wie, diesem praktischen, nüchternen Geschlecht, welches nicht irrt, so lange es strebt, sondern „strebt", so lange es irrt, welches schon von der Schulbank die Weisheit mitbringt, daß es bei Schiller mehr auf „schöne Worte" als auf dramatisches Feuer hinauslaufe, daß Goethe's Gestalten „eigentlich nicht so recht bühnenfähig seien" — diesem sollten wir Verständniß und Liebe für die Poesie des sinnigsten deutschen Waldmärchens zutrauen? Das hieße dem „Freischütz" eine schlechte Ehre erweisen. Wenn ehedem in unserem Volke der Idealismus zu schwinden drohte, dann durfte man erwarten, daß die Jugend ihn wieder erstarken lassen würde. Heute muß man, wie es scheint, auch auf diese Hoffnung verzichten. Bei einer Gedenkfeier Weber's sollte die Jugend im Vordergrunde stehen. Schulen und Universitäten müßten darin wetteifern, das Andenken des großen Volksdichters würdig zu ehren. Eine Zumuthung, welche der moderne „deutsche Jüngling" mit spöttischem Lächeln aufnehmen dürfte! „Das fortgeschrittene Zeitbewußtsein," meint der heutige Primaner, „weiß mit der Romantik nichts mehr anzufangen. Was soll uns Weber und sein guter, altväterischer Friedrich Kind? Was soll uns überhaupt die Bühne, die, wenn ihr auch ordentlich aufgeholfen würde, doch immer lügen muß, doch das Leben in seiner nackten Realität nie vollkommen erfassen kann? Turgenieff, Tolstoi, Dostojewski — das sind unsere Männer." Wie sagt doch der Erbförster Kuno: „Schweig', vorlauter Bube!"

Das ist der Kunstpatriotismus des jüngsten Deutschlands. Dem gegenüber veranstaltet der Deutsche Schulverein allerdings eine Reihe von Weberfeiern. Es erscheint uns jedoch fraglich, ob das Opfer derjenigen dem Geiste des großen Tonmeisters wohlgefällig sein wird, welche in einer chauvinistischen Aufwallung oder gar aus reinem Uebermuthe den so hinreißenden Interpreten einer Euryanthen-, einer Oberon-Ouverture aus-

Digitized by Google

pfeifen. Sollten die Herren — deren Bestrebungen ja gewiß der höchsten Anerkennung werth sind — nicht im Begriff sein, denselben Fehler zu begehen, den sie an anderen mit so scharfen Worten zu rügen wissen, nämlich: aus einem künstlerischen Ereignisse politisches Capital zu schlagen? Die Kunst hat es nicht nöthig, irgendwelcher Tendenz, und sei es selbst der alleredelsten, Vorschub zu leisten. Sie ist lediglich um ihrer selbst willen da.

Das „bedrängte Deutschthum" möchte seinerseits sicherlich ein verwundertes Gesicht machen, wenn es von der bedrängten Kunst um Hülfe angesprochen werden würde. Dazu wäre mehr als hinreichender Grund vorhanden. Jawohl, unsere Kunst ist in Aengsten und Nöthen; ein Feind ist wider sie aufgestanden, der uns schlimmer dünkt, als alle slavischen Gespenster zusammengenommen: der „moderne Geist". Er will „Berg und Thal vergleichen"; er haßt das Herzliche, das Schöne, das Erhabene, weil er nur dem Nützlichen fröhnt. Im Leben: die Naturwissenschaft, in der Kunst: der Naturalismus; das ist die Signatur der Zeit. Nur von der „Natur" selbst will man nichts mehr wissen. Sie ist ja voller Poesie — und diese hat durchaus nichts Vernünftelndes an sich und in sich. Die Farbe der Blume der Romantik ist eben nicht das Berliner Blau. Dennoch wäre es vielleicht rathsam, darauf hinzuhorchen, was sich der deutsche Wald, der Wald Weber's, gegenwärtig erzählt. Es geht ein banges Rauschen durch seine Wipfel; wie lange noch — und die moderne Forschung wird mit ihrer Blendlaterne in das geheimste, traulichste Dickicht hineinleuchten und entdecken, daß dort, wo wir Kinder einer früheren Zeit heimliches Liebesraunen und zauberkräftiges Geisterwirken zu erlauschen vermeinten, doch eigentlich nur ein gutes Schlagholz stünde. Das wird dann eiligst „capitalisirt" werden und Mendelssohn's oftgesungene Quartettfrage fernerhin ebenso überflüssig sein wie Weber's Jagdchöre. Nur die Wolfsschlucht bleibt übrig. Inmitten derselben möge sich dann die Eule der Wissenschaft auf einen dürren Ast setzen und darüber nachdenken: wie die Kunst verschwand.

Inzwischen jedoch hat sich Jemand daran erinnern lassen, daß es Anstandspflicht sei, den Manen Weber's eine Ehrengabe zu widmen. Er sah sich eilig nach einigen Lorbeerzweigen um. Aber nicht ein einziges Reis war mehr feil: Berufenere hatten das edle Laub bereits zu schmucken Gewinden verflochten. Da blieb ihm denn nichts übrig, als sich bald da, bald dort aus den fertigen Guirlanden Stücke und Schnitzel zu erbetteln, welche er dann mit einem dicken Strange veilchenblauer Seide zu einem ungefügen Kranze verband. Wohl paßten die Blätter nicht zusammen: das eine war klein, das andere groß, das dritte schon etwas vergilbt, das vierte noch leidlich grün. Doch dafür befand sich an der unteren Seite eine Riesenschleife aus starrem, schwerem Atlas, auf der mit fettgedruckten Buchstaben die Worte standen: „Seinem geliebten Carl Maria von Weber — das deutsche Publikum."

Brennende Stilfragen.

Von Peter Jessen.

Die behagliche Sicherheit des kunstgewerblichen Käufers und Liebhabers wird neuerdings stark erschüttert. Man hatte seit Beginn des Jahrhunderts mit Worten und Thaten, theoretisch und praktisch, bald hier, bald dort getastet und versucht; allein weder der strenge Classicismus, noch die romantischen Streifzüge in das Romanische und das Gothische hatten auf die Dauer befriedigt. Erst nach dem Kriege ward die nationale Kunstweise der deutschen Renaissance aller Orten mit dem stolzen und patriotischen Bewußtsein aufgegriffen, daß hier endlich das langersehnte Allheilmittel gefunden sei. Altdeutsch und stilvoll galten als gleichbedeutend.

Gegner wurden kaum laut. Nur die Spötter hatten leichtes Spiel. Das Bedenkliche jeder künstlerischen Reproduction, die Gefahr, mehr die Schale als den Kern, mehr die Formen als die künstlerischen Grundgedanken zu wiederholen, hat Anlaß genug zu oft billigen Witzen gegeben; am wirksamsten haben die lustigen Carikaturen der „Fliegenden Blätter" gepredigt, in welchen die eigentlichen Erfinder und Förderer des Renaissancestils, die Münchener Künstler selbst, sich mit köstlicher Selbstironie verspotteten.

Irre geworden ist aber das Publikum erst, als es in den letzten Jahren anerkannte Künstler in die bis dahin verschrieenen Formen des Barock und des Rococo überspringen sah und ernsthafte Kenner dazu Beifall klatschen hörte. München war auch hier die Wiege: Gedon hatte die Saite angeschlagen und begabte Nachfolger stimmten ein. In Dresden machte eine kleine, rührige Schaar für die Kunstweise Augusts des Starken Propaganda, ohne weit über ihr Weichbild hinaus gehört zu werden. Endlich gaben auch in Berlin verschiedene muthige Kräfte dem allgemeinen Zuge nach. Kopfschüttelnd stand der stilgerecht erzogene Bürger vor dem bewegten Tafelsilber des Prinzen Wilhelm, vor den Proben, welche ihm aus dem neuen Speisezimmer des Kronprinzen zu Gesicht kamen, vor den kecken Modellen der aufstrebenden Berliner Porzellanmanufactur. Auch besonnene Freunde des Alten fragten sich, wo das hinaus wolle.

Es fehlt nicht an anderen Zeichen der Zeit. Möbelgeschäfte, welche bisher das Schlagwort „Deutsche Renaissance" im Firmenschild geführt hatten, gingen zu allgemeineren Titeln über, um auch für ihre Versuche mit den lange zurückgesetzten geschweiften Schränken, Tischen und Stühlen Raum zu haben; und eben jetzt erscheint das bekannte, reich ausgestattete Sammelwerk von Georg Hirth, „Das deutsche Zimmer der Renaissance" in dritter Auflage nicht mehr unter diesem engeren Namen, sondern umfaßt als „Das deutsche Zimmer der Gothik und Renaissance, des Barock-, Rococo- und Zopfstils" *) auch Beispiele der wesentlich französischen Kunstweisen des 17. und 18. Jahrhunderts, die auch bei uns meist nach den drei Ludwigen bezeichnet werden.

Was wird der Patriot und Kunstfreund den beunruhigten Fragern antworten? Wären der Sturm und Drang der Neuerer nur als eine tolle Laune, als Modewillkür zu verachten und zu verurtheilen, oder sollen wir mit den Radicalen der neuen Generation von der Aufnahme des Rococo die endgiltige Verklärung des jungdeutschen Kunstvermögens erhoffen?

Unsere kunstgewerblichen Aesthetiker haben uns auf diese Fragen wenig vorbereitet. Ihre Lehren waren anfangs aus dem strengen Formenkreis der Antike abstrahirt, später mit etwas größerer Freiheit dem spielenden Wesen der Renaissance angepaßt; weiter zu gehen, hatte man um so weniger Anlaß, als der große Gottfried Semper, dessen „Stil" Jedermann im Munde führte, für seine eigene Werke in eben dieser Renaissance sein Genüge gefunden hatte. Man glaubte, nur seine etwas spröden Gedanken zu populariſiren, wenn man in erster Linie empfahl, beschränkende Rücksicht auf den Stoff, das Material des Kunstwerkes zu nehmen, des Weiteren nichts Zweckwidriges zu bilden und diesen beiden Bedingungen die Zierformen anzubequemen. Der Aesthetiker gab also wesentlich Verbote: das Positive, die eigentlichen Gebote, müsse der Künstler hinzuthun.

Allein wer den Semper aufmerksamer liest, stößt doch auf eigenthümliche Widersprüche gegen seine angeblichen Schüler. Diese stehen noch zum guten Theil unter dem Bann der älteren, gothischen Lehrmeister. Sie bewundern und loben z. B. an den gothischen Schränken mit ihrem nackten Gerüst geradliniger, ungemalter und unpolirter Eichenscheite eben diese Einfachheit und Verständlichkeit, während Semper's ganzes Werk wie ein Pamphlet eben gegen die Gothiker, gegen die Freunde der kahlen Construction, gegen die phantasielosen Verstandeskünstler gelten kann. Sein Grundgedanke ist ja, historisch zu erweisen, wie sich alle Schmuckformen aus uralten Bekleidungen entwickelt haben. Die ältesten Völker behängten die Wand mit wirklichen Teppichen; dann übertrug man diese Teppichmotive auf den Metallbeschlag, die Stuckatur, die Bemalung

*) München, Verlag von G. Hirth.

Digitized by Google

der Flächen; und diese ererbte Gewohnheit hat sich durch das ganze Alterthum, das Mittelalter, ja den besten Theil der neueren Kunst fortgesetzt. Bekleidung und Bemalung waren natürlich ungebrochen vielfarbig: so begegnet sich Semper's zweites Schlagwort „Polychromie" mit dem ersten. Man sieht also leicht, daß ihm ein nacktes Gerüst, sei es der Stein der Wände, sei es das Holz der Möbel, in der Seele zuwider ist; wo keine schmückende Zier das eigenthümliche Wesen dieser tragenden oder lastenden Theile andeutet und ausdrückt, da, meint er, trete die Kunst überhaupt nicht in's Leben. Die Gothiker hatten ganz im Gegentheil eben nur in dem kahlen Gerüst, in den unverhüllten Steinmassen ihrer Dome, in den schmucklosen Pfosten ihrer Schränke, die echte, unbeirrte Kunst gesehen; sie wenden sich mehr an den rechnenden Verstand, als die empfindende Anschauung und haben darum noch heute selbst unter vermeintlichen Semperschülern und Renaissancefreunden mehr Anhänger, als uns gut thut.

Natürlich können sich diese strengeren Lehrer mit den bunteren, wenig berechneten, aber überreich erfundenen Formen der späteren malerischen Stilarten sehr schwer abfinden. Wenn sie ehrlich wären, hätten sie längst dem eindringenden Barock nach Kräften Halt gebieten müssen. Oder sahen sie, daß der Kampf doch vergeblich sei? Haben sie nach und nach empfunden, daß man auch die scheinbare Willkür des Rococo an ihrer Stelle gelten lassen könne, gerade wie Semper selbst ihr hie und da ihr volles Recht gelassen? Und was dürften wir uns davon versprechen, wenn sich nun die neu aufgenommenen Stilarten trotzdem durchsetzten?

Es gibt Propheten, welche meinen, der eigenthümliche Stil unserer Zeit werde sich erst bilden, wenn wir alle Phasen der älteren Kunstgeschichte nach einander durchlaufen hätten. Danach also käme es jetzt darauf an, mit allen Segeln aus dem schon überholten Altdeutschen in das Fahrwasser des Barock und des Rococo einzulenken. Allein was weiter? Soll auf diese schwellende Ueberfülle wieder die Ernüchterung, der mattherzige Classicismus folgen, welcher schon um den Anfang unseres Jahrhunderts sich so lähmend und tödtend auf die Phantasie der modernen Völker gelegt hat? Und wäre dann dieselbe Reihe der historischen Kunstweisen nur in schnellerem Tempo zu wiederholen, bis man auch aus ihr abermals in denselben verhängnißvollen Kreislauf in immer rascherer Folge einträte? Hätten wir uns wirklich die Quintessenz der geschichtlichen Stillehren angeeignet, wenn sich schließlich dieser Zirkel im Laufe eines Jahrzehntes abspielte?

Es wäre doch wohl weiser, uns einen anderen Weg zu wünschen. Wenn wir schon heute nach und nach alle Stilarten zu wiederholen gelernt haben, warum sie dann nicht auch ergründen? Wenn wir uns überzeugten, daß für diesen Zweck, für dieses Material, ja für diesen persönlichen Geschmack die eine, für jenen die andere Kunstweise vorzüglich geeignet sei, warum dann nicht einer jeder an ihrem Orte ihren Willen lassen? Es würde Künstler geben, welche mit klarem Blicke an den reineren Formen der Antike oder der italienischen Renaissance ihr Genüge fänden; derbere Phantasien würden diesen engen Kreis um die wuchtigen Erfindungen unserer deutschen Vorzeit erweitern; Geister, welche auf das Gewaltige und Prächtige veranlagt sind, würden sich an Schlüter halten, und bewegliche Naturen würden dem feinen Spiel des Rococo nachgehen und dessen dehnbares Liniengefüge in diesem Sinne bereichern und beleben. Ebenso könnte jeder Stoff sein bevorzugtes Formengebiet behalten. In der Baukunst werden wir uns nicht wünschen, ganz und gar zu dem Kommodenstil des Borromini zurückzukehren; der Schreiner mag sich, wenn er sein Holz sparen und schonen will, an die knappen Formen des Mittelalters halten; das Porzellan hat nur in ungesunden Zeiten auf die bewegten Massen und Umrisse verzichtet, welche seiner technischen Eigenart so vollkommen entsprechen, welche im Feuer des Ofens ungestraft sich verziehen und schwinden dürfen, und welche in China und Japan wie in Alt-Meißen und Sèvres als sein besonderes Bereich gegolten haben.

Dann gäbe es also keinen ausschließlichen Zeitstil mehr; dann dürfte die Reproduction eines einzigen historischen Formenkreises nicht mehr alle Gebiete des Kunstvermögens beherrschen. Keine Wiederholung eines noch unbekannten Vergangenen könnte uns überraschen oder die Phantasie in Banden schlagen, und ein guter Theil erfinderischer Kraft wäre frei, um auch in die ewig junge Quelle der Natur hinabzusehen und aus ihr den frischen Thau zu schöpfen, mit dem sich alle historischen Saaten erst zu selbständiger Blüte befruchten lassen.

Allein wo bleibt die Mode, wird der Zweifler fragen. Traust Du dem Publikum wie den Künstlern die Kraft der Entsagung zu, das Gute aller Zeiten nicht nach augenblicklicher Zeitlaune, nach den Empfehlungen der Neuigkeitskrämer zu schätzen, sondern nach seiner eigenthümlichen Schönheit, nach der Harmonie mit Stoff und Zweck, vor allem nach der persönlichen künstlerischen Eigenart des Käufers oder Bestellers? Wäre es zu hoffen, daß man den verschiedenen Geschmack nicht nur zu Worte kommen, sondern auch gewähren ließe, wie man etwa an einem und demselben Familientische Verehrer von Zola und Julius Wolff beisammen sitzen sieht?

Wir wissen wohl, es ist ein langer, mühsamer Weg bis dahin. Die landläufigen Kunstanschauungen müßten sich erweitern und vor allem vertiefen, alle Mittel öffentlicher und privater Kunstpädagogik müßten arbeiten, bis wir in diesem Sinne eine öffentliche und private Meinung in Kunstfragen haben können. Allein wir sehen keinen anderen Ausschlupf aus dem tödtlichen Kreistanz der Modelaunen.

Wer Paris kennt, wird diese Lösung für vielleicht sehr fern, aber nicht für unmöglich halten. Der französische Geschmack hat diesen Weg längst genommen. Je mehr Läden oder Ausstellungen man dort sähe, um so schwieriger ließe sich entscheiden, welcher Stil jetzt eben an der Tagesordnung sei. Uns Deutsche überrascht die vollendete Nachahmung des Rococo und des zierlichen Louis XVI.; allein der Pariser ist daran seit Jahrzehnten gewöhnt. Und die Renaissance ist darum nicht in Verruf gethan und wird je nach Ort und Geschmack bevorzugt, so gut wie die reine Antike, wie hier und da die Weisen des Mittelalters, wie das Orientalische. Auf alle Formen prägt der französische Kunstgeist nur den eigenthümlichen Stempel der nationalen Eleganz und Grazie.

Wenn es gelänge, den deutschen Geschmack analog zu entwickeln, so würden wir alle unsere Werke mit unserem künstlerischen Volkscharakter stempeln. Das wäre sicherlich mehr das Phantastische, Reiche, Schwere, eben das, was unsere Renaissanceformen vor den italienischen und französischen kennzeichnet. Im üblen Sinne neigen wir zum Plumpen, und der Ausländer sieht häufig nichts weiter an den Mustern, welche wir verehren. Aber eben deshalb wäre es so verhängnißvoll, wenn wir nun unseren Weg nicht nach Art der Franzosen, sondern als ihre Nachahmer machen wollten. Es gibt unter uns viele Freunde des Pariser Geschmacks, welche uns nichts Besseres glauben empfehlen zu können, als uns von dorther Muster der speciell französischen Stilarten zu verschaffen. Was wäre der Gewinn? Das Schlanke, Zierliche, Dünne des Louis XVI., etwa die entzückenden Möbel des Riesener oder die Decorationen der Marie Antoinette, würden wir nur vergröbern können. Auch dem Rococo gegenüber ist die größte Vorsicht geboten. Der Stil Louis XV. mit seiner fein abwägenden Unsymmetrie, mit der zart bewegten Linienführung der Schnörkel und Voluten, mit dem feinen Blumenwerk, das sich so graziös in den Roll- und Muschelformen einfügt, ist in Paris auf der Höhe des französischen Decorationsvermögens geschaffen worden; nach Deutschland anfangs durch gewandte Franzosen übertragen, haben seine Formen unter den Händen unserer einheimischen Künstler nur selten die ursprüngliche Feinfühligkeit bewahrt; die derbere Phantasie der Deutschen springt sehr bald mit dem fügsamen Material nach ihrer derberen Art um, verrückt das zarte Gleichgewicht, krümmt und verdickt die schlanken Linien und muß sich noch heute den Vorwurf gefallen lassen, sie habe schon im 18. Jahrhundert den Stil zu Tode gehetzt. Könnten wir im 19. Jahrhundert bessere Erfolge erhoffen, wenn sich heute die Gesammtheit der deutschen Kunstkräfte, im feineren Rococo nicht geschult, von der derben Renaissance

Digitized by Google

geradeswegs der neuen Weise in die Arme würfe? Nur wenn sich einzelne, besonders dafür begabte Meister ganz diesem Formenkreis widmen, werden sie unseren Bestand um wirklich Giltiges bereichern.

Für die heutigen Zwecke unseres Kunstgewerbes hätte die unbedingte Nachahmung der Erfindungen des 18. Jahrhunderts noch ein anderes Bedenken. Das Altdeutsche macht sich im Guten wie im Schlimmen vorzugsweise im Schmuck unserer Zimmer geltend. Wir haben die Holztäfelung unserer Vorfahren nachgeahmt, wo wir konnten; bald nahm sie die ganze Wand ein, bald als Panneel nur die untere Hälfte; in größeren Anlagen spannte sich eine kräftige Holzdecke darüber. Man hatte für das Einfachere und das Reichere Vorbilder, und schon jetzt hat sich die größte malerische Mannigfaltigkeit herausgebildet. Der Decorateur weiß nicht nur den Schloßsaal, sondern selbst das Miethszimmer gefällig zu schmücken; auf den geradlinigen Hintergrund passen auch solche Möbel, welche nicht für ihn erfunden sind.

Die Decoration des französischen Zimmers im 18. Jahrhundert ist nicht so dehnbar zu handhaben, denn sie geht nicht vom Bürgerhause, sondern vom königlichen Prachtsaal aus. Barock wie Rococo verlangen ursprünglich hohe, regelmäßige Gemächer mit regelmäßiger Wandtheilung, sei es durch großfeldrige Holztäfelungen oder weite, ausgespannte Teppiche. Schon in die prächtige, glänzende Harmonie eines Schlüter'schen Saales fügen sich nur Geräthe und Möbel, deren Verhältnisse, Umrisse, Gliederungen den mächtigen Linien des Ganzen entsprechen. Die Meister des Rococo aber zogen erst völlig auch die kleinsten Stücke in die bewegliche Formenwelt von Wand und Decke hinein; es entzückt und überrascht uns an allen gut erhaltenen Decorationen der Zeit, wie jedem Sopha, jedem Stuhl sein fester Platz in der Gesammtdecoration angewiesen ist, wie sich die geschweifte Rücklehne der Bank im Rahmenwerk der Täfelung selbst wiederspiegelt, wie hier jeder Zug in den anderen eingreift und es scheint, als sei das Ganze vernichtet, sobald auch nur eine Lücke gerissen wird. Man sieht aber, daß sich eben diese Harmonie von Wand und Möbeln, Plafond und Fußboden nur in ganz glücklichen Fällen, im Hause vornehmster Gönner herstellen lasse. In der wechselnden Miethswohnung ist sie ausgeschlossen. Wird der neue Bewohner dieselben Möbel mitbringen, welche sich der frühere Miether etwa zu dem gewählten Linienspiel der Wände hat zeichnen lassen? Werden nicht alle die feinen Schweifungen dann nur ganz willkürlich in einander einschneiden, wird also der eigenthümliche Reiz des Rococozimmers nicht in sein gerades Gegentheil verkehrt werden? Zum Universalmittel wäre diese Decoration am allerwenigsten geeignet.

Allein wir wünschen darum das Rococomöbel als solches keineswegs verbannt. Im Gegentheil sollten wir dem Pariser Decorateur und Privatmann absehen, wie leicht ein erfinderischer Geschmack in demselben Raum das Allerverschiedenste einheitlich zusammenfügen kann. Da rühmt sich Niemand, in seinem Zimmer nun auch jedes Stück „stilgerecht", über einen Leisten, von derselben Form und Farbe zu haben; den höchsten Ruhm sucht man vielmehr darin, das Beste jeder Art zu vereinigen, neben dem geradlinigen, unpolirten Eichenholzschrank einen keck bewegten, blanken Schreibtisch des 18. Jahrhunderts aufzustellen, wofern beide nur, durch entsprechende Umgebung ausgezeichnet, sich auf harmonischem Hintergrunde zu einer malerischen Gruppe fügen. Und wenn wir einmal mit dem überlieferten Stoffe so zu schalten gelernt hätten, so brauchten wir auch von dem Stil der Zukunft nicht eine radicale Revolution zu erhoffen oder zu fürchten, sondern könnten darauf vertrauen, daß er das Vorhandene verwerthen und mit seinen Neuerungen in unseren Bestand hineinwachsen werde.

In diesem Sinne scheint es uns willkommen, wenn wir über die ausschließliche Herrschaft des Altdeutschen hinauskommen: ersprießlich aber wäre der Schritt nur, wenn wir nicht einen neueren Stil an die Stelle setzen, sondern ihn nebenher an seinem Platze zu würdigen und zu üben wüßten. Hier ist das Rhodus für Künstler und Lehrer.

Paul Heyse's neueste Dichtung.

Besprochen von Oskar Bulle.

Die Kunde, daß Paul Heyse wieder einen Roman geschrieben habe, erging vor wenigen Wochen bedeutungsvoll in die literarische Welt. Man war gespannt auf das neue Werk, man erwartete, ein Seitenstück zu dem farben- und beziehungsreichen Tendenzgemälde der „Kinder der Welt" oder wenigstens die Bewältigung eines großen Stoffes zu finden wie in dem anderen der beiden einzigen Heyse'schen Romane, in dem „Paradiese". Und nun erscheint das Buch, so anspruchslos und bescheiden, einbändig, was von vorneherein ja ein „großer Roman" nicht sein darf, und mit dem bezeichneten Titelvermerk: „eine Lebensgeschichte". Also kein Roman? fragen die etwas enttäuschten Kritiker, deren schon hochgezogene Augenbrauen sich nur langsam wieder senken. „Der Roman einer Stiftsdame", und doch kein Roman, nur eine einfache Lebensgeschichte?

Ja, es ist so; Heyse's neues Buch ist kein Roman in dem richtigen Sinne dieses Wortes, kein groß angelegtes Werk von kühner, weitausschauender und vielumfassender Composition und farbenprächtiger Ausführung; es ist eine stille, aber tief ergreifende Geschichte, von der Art, wie sie einst Adalbert Stifter ersann und jetzt noch Wilhelm Raabe erzählt. Man sollte eigentlich diese Art, etwa unter der Bezeichnung „Geschichte" oder „Lebensbild" oder, wie es Heyse ja thut, „Lebensgeschichte" als besondere Gattung, die sich ihre speciale Existenzberechtigung innerhalb der Kategorien der Literaturgeschichte schon längst errungen hat, nunmehr endgiltig anerkennen. Die Unterscheidung zwischen Novelle und Roman steht längst fest, wenn sie auch oft genug von unklaren Autoren unberücksichtigt gelassen wird, aber die „Geschichte" führt noch ihr Vagabundendasein, indem sie zwischen den beiden Hauptgattungen der poetischen Prosa haltlos hin- und herirrt und bald hier bald dort eine bleibende Unterkunft beansprucht. Laßt uns ihr endlich ein sicheres Domizil gewähren in Gestalt einer literarischen Einordnung, ohne die nun einmal so ein poetisches Findlingskind sich nicht recht sicher fühlen und nicht recht gedeihen kann. Wie wird es aufblühen in seinem selbständigen Kraftgefühle und in seiner unbewußten Entwickelungsfähigkeit, dieses bisher nicht anerkannte Kind der Muse, wenn es fühlt, daß es den festen Boden einer „eigenen Gattung" unter den Füßen hat!

Die „Geschichte" hat mit dem Romane die künstlerische Entwickelung gemeinsam, welche der eigentlichen Novelle fehlen muß. Die Fäden, welche in der letzteren schon verwebt und zu einem Gesammtbilde vereinigt vor unseren Augen erscheinen, werden in dem Romane erst gesponnen, langsam und stetig aneinandergereiht und schließlich zu dem beabsichtigten Zwecke vereinigt. Dort entrollt der Künstler ein schon fertiges Gemälde vor unseren Blicken und enthüllt uns mit kundiger Hand den Sinn und die Bedeutung des Dargestellten; hier sehen wir ihn noch malen, wir lauschen mit Spannung, wie Zug um Zug, Strich um Strich entsteht, wie dort ein Licht aufgesetzt und hier eine Fläche vertieft wird und wie schließlich aus dem vorher noch unklaren Gewirre mit Deutlichkeit und Wärme die künstlerische Absicht herausspringt. Deshalb wird der Roman uns ein intimeres, innerlicheres und anheimelndes Leben enthüllen, während die Gestalten der Novelle, die wir nicht entstehen sahen und die nur für einen kurzen Moment, der immer schon die Katastrophe der Dichtung umfassen muß, vor uns handelnd auftreten, uns nicht so lieb und vertraut werden können.

Hat nun die „Geschichte" mit dem Romane diese entwickelnde und deshalb vertiefende Darstellungsweise überein, so unterscheidet sie sich doch wesentlich von ihm durch die Größe und Weite des Stoffes und vor Allem durch die Absichtlichkeit der Composition, also durch die Tendenz. Einen echten Roman

Digitized by Google

ohne Tendenz kann ich mir eigentlich nicht denken. Wenn gleichwohl unsere Leihbibliotheken und Zeitungsspalten täglich „Romane" bringen, deren einzige Anziehungskraft auf der mehr oder wenig geschickten, aber ganz zwecklosen Erfindungsfähigkeit der Autoren beruht, so muß man zum mindesten dabei gegen den Mißbrauch der Bezeichnung „Roman" protestiren. Diese ohne jeden anderen Zweck als den, die Leser für einen Augenblick anzuregen, erzeugten Erfindungskunststücke sind eben nur in's Breite gezogene „Geschichten", wie sie auch sehr bezeichnend von der Mehrzahl der Leserinnen häufig so genannt werden. Was kommt es bei diesen Geschichten auf die Ideen an, die der Held oder die Heldin vertreten? Meistens sind solche Ideen gar nicht vorhanden oder nur flüchtig angedeutet. Wenn die Figuren der Handlung nach allen möglichen Unmöglichkeiten nur glücklich werden, d. h. „sich kriegen" oder würdevoll auf Liebesglück resigniren, dann ist der Stoffkreis dieser „Geschichten" erschöpft. Wie anders in dem echten Romane, also dem Tendenzromane! So lange der humanistische oder socialistische oder philosophische Grundgedanke, den der Autor entwickeln oder vertheidigen will, in allen seinen persönlichen oder sachlichen Beziehungen nicht klar gelegt, hin- und her erwogen und mit Siegesgewißheit an den Hauptfiguren der Handlung erprobt ist, kann man bei dieser Gattung der Prosadichtung nicht von einer Bewältigung des Stoffes, geschweige denn von einer künstlerischen Composition reden. Das persönliche Schicksal der Vertreter oder Gegner dieses Grundgedankens bleibt dabei im Romane bedeutungslos, soweit es nicht unlöslich mit der eigentlichen Tendenz des Autors verknüpft ist, und hierin liegt der Unterscheidungspunkt zwischen „Roman" und „Geschichte"; denn bei der letzteren interessirt uns, wie wir oben sahen, das Loos der Gestalten an und für sich, ohne daß dieselben als Personifikationen auf einem gedankentiefen Hintergrunde auftreten.

Der neue Roman Spielhagen's „Was will das werden?", der vor Kurzem hier besprochen wurde und die vorliegende „Lebensgeschichte" von Paul Heyse mögen meinen Lesern als typische Erläuterungen für diese eben theoretisch entwickelte Unterscheidung zwischen „Roman" und Geschichte dienen. Ich brauche dabei nicht nochmals auf den groß gefaßten und groß durchgeführten socialen Grundgedanken des Spielhagen'schen Werkes einzugehen, sondern kann mich auf eine Besprechung der Heyse'schen Dichtung beschränken.

Heyse hat derselben in richtiger ästhetischer Würdigung seines Stoffes durch die hinzugefügte Bezeichnung: „Eine Lebensgeschichte" die Berechtigung, als Roman vor das Publikum zu treten genommen, wie er sie andererseits, in Erwägung der künstlerischen Composition, auch nicht seinen „Novellen" einverleibt hat. Er war sich wohl bewußt, daß das Lebensbild, welches er mit ebenso zarter als geschickter Hand vor uns entrollt, ganz individuell und ohne durchgreifende Berührung mit den Zuständen und Stimmungen einer Zeit zu haben, gezeichnet sei und daß er ihm irgend eine Tendenz nicht unterlegen konnte. Wenigstens gilt dies von dem Leben der Hauptfigur dieses Werkes, welche nicht, wie nach dem Titel zu vermuthen, die Stiftsdame, sondern ein ehemaliger Candidat der Theologie, Johannes Theodor Weißbrod, ist. Der Dichter fingirt in einer kurzen Einleitung, daß ihm „Lebenserinnerungen" dieses alten Candidaten, den er bei dem feierlichen Begräbniß einer Stiftsdame in großer, wahrer Betrübniß angetroffen, im Manuscript vorgelegen haben und theilt dieses Manuscript verbotenus mit. Es würde diese Dichtung also wie die Spielhagen'sche ein Ich-Roman sein, wenn sie überhaupt ein Roman wäre. Aber gerade dadurch, daß die Lebensgeschichte dieses Selbsterzählers nur soweit zur Entwickelung gelangt, als jene Stiftsdame in sie eingreift, charakterisirt sie sich als bloße „Geschichte" und nicht als Roman. Der ganze Lebensinhalt des Candidaten ist ohne Bedeutung, bis er das adlige Fräulein kennen gelernt hat und ist erschöpft, als ihm das treu und uneigennützig geliebte Weib wegstirbt, er beruht lediglich auf dem Verhältniß zu ihr, also auf einer individuellen Thatsache, nicht auf einer Tendenz.

Die große Kunst Heyse's als Erzähler einer solchen auf das innerste Gefühlsleben eines Menschen beschränkten Geschichte zeigt sich in der Motivirung eines scheinbar unnatürlichen Zustandes des menschlichen Herzens, also in der künstlerischen Entwicklung des Stoffes, und hierin wieder liegt der Unterschied dieser „Geschichte" von einer Novelle. Unnatürlich würde aber gewiß der kurze, nackte Inhalt der Erzählung uns erscheinen, wenn nicht des Dichters Talent unser Fühlen alle Sprünge über die Wahrscheinlichkeit hinweg mitmachen ließe: denn daß ein bis dahin streng orthodoxer und glaubenshoffärthiger Candidat der Theologie seine dogmatischen Grundsätze, ja später sogar seine Existenz aufgibt, um ein adliges Fräulein, das in seltsamer Verblendung einem fahrenden Schauspieler nachgelaufen ist, in's Elend zu begleiten, dürfte ohne des Dichters versöhnende und vermittelnde Kunst immerhin eine bedenkliche Unwahrscheinlichkeit bleiben. Mit einem Anfluge von Humor ist die erste Begegnung dieses Fräuleins, der Stiftsdame, mit unserem armen Candidaten geschildert. Er ist frisch von der Universität weg, wo er als großes und glaubenseifriges Kirchenlicht schon geleuchtet hatte, als Hauslehrer zu einem sehr frommen, aber trotzdem sehr sündenschwachen adligen Herrn gekommen, in dessen Familie das Stiftsfräulein als Nichte lebt. Sie hat viel Kümmerniß und strenge Erfahrung schon hinter sich und hat in werkthätiger Liebe den echten, innerlichen Gottesglauben gewonnen, mit dem sie nun unseren im starrsten äußerlichen Dogmatismus befangenen, jungen Gottesgelehrten entgegentritt und schließlich bekehrt. Eine romantische Neigung zu einem genialen Schauspieler bildet den dunklen Punkt ihres Lebens und führt die tragische Wendung herbei. Als Jener mit seinem Thespiskarren die Gegend berührt und bei dieser Gelegenheit in ihres Oheims Hause Beschimpfungen und Mißhandlungen erfährt, flieht sie mit ihm und wird sein Weib. Der Candidat verläßt auch bald das adlige Haus und — verbummelt, rein aus Liebe zu jenem in's Elend gegangene, geliebte Weib. Er findet ihre Spuren nach Jahren erst wieder und bleibt nun in ihrer Nähe, als treuer Diener sie bei dem erfolglosen Kampfe gegen die unheimliche Lebensnoth, gegen die Trunksucht ihres Mannes unterstützend und als liebender Freund ihr zur Seite stehend beim Verluste ihres einzigen Gutes, ihres Kindes. Dann trennen sich wieder für Jahre ihre Wege. Er findet einen Unterschlupf als Gemeindelehrer in einem kleinen Städtchen, sie fristet ihr Dasein als Gesellschafterin einer Dame, und erst, als sie diese Stellung wieder aufgeben muß, flüchtet sie zu ihrem treuesten alten Freunde. Krank kommt sie in jenem Städtchen an; sie wird in ein kleines, abgelegenes Spitalhaus gebracht, wo sieben alte, sieche Mütterchen sie pflegen und als sie gesundet, entschließt sie sich, für immer an dieser Stätte, in der Nähe des alten Candidaten, zu haften. In werkthätiger Frömmigkeit bringt sie ihre Tage hin, bis ein plötzlicher Tod sie dahinrafft.

Einfach genug ist dieser Stoff, aber welch' schöne Gebilde weiß der Dichter aus ihm zu schaffen! die drei Schauplätze der Handlung, zunächst das adlige Herrenhaus, dann das pommersche Städtchen, in welchen die Schauspielertruppe gastirt und schließlich das alte verfallende Spittelhaus sind mit einer Fülle von Gestalten belebt, die den beiden Hauptfiguren einen reizenden und abwechselungsreichen Hintergrund geben. Im Schlosse neben dem hochmüthigen, heuchlerischen Gutsherren und seiner grundguten Frau der Onkel Joachim, der derbe aber brave Junggeselle und Beschützer seiner übel angesehenen Nichte, bei der Schauspieltruppe neben den einzelnen trefflich gezeichneten Histrionen der geniale aber liederliche Director und im Siechenhause die sieben alten eifrigen Mütterchen! nur ein großes Talent vermag allen diesen Gestalten Leben und Blut einzuflößen, so daß sie sich wirklich nothwendig dem Ganzen einfügen.

Die Stiftsdame selbst ist freilich nach meiner Meinung allzusehr idealisirt. Ihr treffliches, selbständiges und echt frommes Wesen konnte ebenso hervorgehoben werden, und vielleicht noch besser, wenn ihrer Herzensverirrung das Moment der Sinnlichkeit zu Grunde gelegt wurde, während Heyse lediglich Großmuth, Mitleid und künstlerische Begeisterung als Motive einführt. Warum soll gerade nicht ein so starkes Weib, wie sie es ist, auch sündigen können und sündigen

Digitized by Google

müssen! Sie bleibt nach der Heyse'schen Schilderung ein Engel, auch dann noch, als sie mit dem Schauspieler durchgeht; er hätte sie doch auch einen moralischen Fall erleben lassen müssen, um sie später moralisch wieder aufrichten zu können.

Des braven Candidaten Lebensverwirrung ist natürlicher und deshalb ansprechender entwickelt. Hier findet der Dichter, vielleicht unbewußt, die rechte gradatio a minore ad majus. Wie sich aus dem liebestrunkenen Hauslehrer der helfende und doch so uneigennützige Freund in schwerem Entsagungskampfe herausbildet, wie er selbst später, nachdem seine Freundin Witwe geworden, nochmals den heißen Lebenswunsch, sie ganz zu besitzen, in sich niederringt und wie ihm dies gelingt, das ist ergreifend und tief ausgedrückt. Hierin hat Heyse auch den rechten Grundton für eine „Lebensgeschichte" angeschlagen, und wir möchten sagen, daß, wie Spielhagen's neueste Schöpfung das Muster eines Ich-Romans, diese Dichtung das glänzende Beispiel ist für die Autobiographie eines liebeerfüllten und doch entsagungsvollen Mannesherzens.

Feuilleton.

Das Ende einer Jugendliebe.

Novelle von H. Nyblom.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von M. Mann.

(Schluß.)

Er stutzte einen Augenblick und sah sie dann halb ärgerlich an.

„Aber begreifst Du denn nicht," rief er aus, „daß es auf der einen Seite mein glühendster Wunsch ist, eine Verbesserung in dem Leben der dienenden Klassen herbeizuführen, aber so, wie die Sachen nun einmal liegen, scheidet uns eine zu große Kluft von ihnen, als daß ich als Ihresgleichen mit ihnen verkehren könnte. In dem Zustande, in dem sie sich jetzt befinden, sind sie mir nicht angenehm."

„Und darum willst Du lieber warten, bis Andere sie gebildet haben, bis Andere sie kleideten und Luft und Reinlichkeit in ihren dumpfen Wohnungen schafften? Dann wirst Du ihnen wohl Deine Visite abstatten?"

„Du Spötterin!" war seine ganze Antwort.

„Ja, ich fasse das Leben nun einmal anders auf, als Du," sagte sie. „Ich kann nicht still sitzen und warten und denken, so sollte es sein, so muß es kommen, so wird es kommen in 20—100 Jahren! Ich muß aufspringen und hinausgehen und freundlich gegen meine Kammerjungfer sein, — ich kann eben nicht anders!" —

„Ja, das hast Du von Deinem Vater," antwortete er, „der hat ja auch dieses wohlwollende Wesen mit seinen Untergebenen."

„Dieses wohlwollende Wesen!" wiederholte sie verächtlich. „Er respectirt eben seine Mitmenschen und thut es in viel höherem Grade als Du, trotz aller Deiner humanen Principien."

„Und ich wiederhole, daß dieses wohlwollende Wesen, welches Dir und Deinem Vater eigen ist, gleichsam zu gewissen aristokratischen Kreisen gehört, die von Kindesbeinen an darauf dressirt sind. Wenn man selber Alles im Ueberfluß besitzt, Essen und Trinken, schöne Kleider und elegante Wohnungen, so ist es wohl nicht besonders schwer, höflich gegen Diejenigen zu sein, die Nichts haben."

„Und weil Du nichts von all' diesem besitzt, legst Du vielleicht einen so übertriebenen Werth darauf," antwortete sie und ihre Augen funkelten.

„Ich weiß recht gut, wie Du Alle lächerlich machst, die im Glück geboren sind, und wie es Dein größtes Vergnügen ist, die Leiden der Armuth auszumalen, und das Volk gegen Alle aufzureizen, die Rang, Besitz oder Geld haben; und dabei verkehrst Du selber doch am liebsten mit solchen Familien! Du magst gern gut essen und trinken und Dein weiches Lager haben, und ich habe nie gesehen, daß Du nur eine Stunde Deiner Bequemlichkeit geopfert hast, um einem armen Nebenmenschen zu dienen! — Das ist eine äußerst bequeme Manier, den Reformator zu spielen!"

„Du redest, als wenn Du etwas davon verständest," antwortete er. „Begreifst Du nicht, daß ein jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist? Und wenn ich die Kraft besitze, so kann ich nicht hingehen und hungern oder die Zeit damit hinbringen, Gevatter Schneider und Handschuhmacher den Hof zu machen."

„Das habe ich auch gar nicht von Dir verlangt. Aber ich weiß sehr wohl, daß nicht nur Einzelne, sondern ganze Schaaren von Menschen gelebt haben, die um der Sache willen, die sie vertraten, litten und entsagten, Menschen, die ihre Lehren durch ihr Leben bekräftigten — kurz, wahre Menschen, ohne alle Eitelkeit."

„Und nun scheinst Du ja zu glauben, daß ich aus lauter Eitelkeiten zusammengesetzt bin," sagte er halb ironisch.

„Ja, Du bist sehr eitel," antwortete sie. „Nicht gerade, daß Du weißt, wie hübsch Du bist oder fühlst, wie begabt Du bist, — das meinte ich gerade nicht mit Eitelkeit. Das ist nur eine Freude über etwas Vorhandenes! Nein, aber Du buhlst förmlich um die Gunst des Publikums und zitterst vor seinem Zorn! Du wirst mir antworten, daß Du doch eine Oppositionspartei geschaffen, aber Du weißt ebenso gut, wie ich, daß diese Opposition heut zu Tage am Ruder ist, und daß Du des Beifalls sicher bist, wenn Du die Leidenschaften Deiner Partei entfesselst!"

„Meiner Partei?" antwortete er; „meine Partei ist der Ausdruck alles dessen, was ich selber bin!"

„Immer?"

„Fast immer! Es gibt ja stets eine Menge Idioten, die unsere Gedanken mißverstehen und unser Wort übertreiben. Aber in den Hauptpunkten bin ich immer Eins mit meiner Partei."

„Ja, Du darfst jetzt gar nicht mehr anders, das weiß ich wohl!" antwortete sie. „Du hast Mächte heraufbeschworen, vor denen Du jetzt selber zitterst! — Hast Du jetzt noch den Muth, eine einzige Wahrheit auszusprechen, von der Du zwar selbst durchdrungen bist, die aber dem großen Publikum mißfallen könnte?" —

„An Muth dazu fehlt es mir nicht", antwortete er; „ich habe aber gar keine Lust dazu. Es würde eine große Thorheit sein, meine Gedanken auszusprechen, wenn dieselben nicht zu gleicher Zeit auch die der großen Menge sind. Für die Gegenwart müssen wir sprechen und arbeiten!"

„Im Anfang," unterbrach sie ihn, „standest Du doch sehr allein da!"

„Ja, das heißt allein in der lauten Kundgebung; aber ich verkündete nur, was die Andern in den Ecken flüsterten. Nur Einer brauchte es auszusprechen, um ein tausendfaches Echo zu erwecken! Du hast Recht, die frühere Opposition ist jetzt die tonangebende Partei, — und soll ich jetzt meine eigene Partei im Stich lassen?" —

„Nein, aber Du sollst sie erziehen! Du hast ja aber nicht den Muth, auch nur einer Einzigen von allen den unverdauten, vorurtheilsvollen, unselbständigen Aeußerungen der unwissenden Menge entgegenzutreten; sie sprechen Deine Worte nach und verdrehen sie und berufen sich auf Dich bei ihren thörichten Reden. Du hast aber nicht den Muth einzuräumen, daß irgend Jemand außer Eurer Partei Recht haben kann, nur weil er nicht Eure Uniform trägt?"

„Wir müssen aber Einigkeit haben, Einigkeit in allen Dingen. Ein Mensch richtet Nichts aus, zehntausend können aber vielleicht etwas ausrichten, und deshalb soll man keine Unzufriedenheit, kein Mißvergnügen unter die Menge bringen und seine Parteigenossen nicht vor den Kopf stoßen."

Sie seufzte tief, und ihr Seufzer fand ein Echo in dem Heulen und Brausen des Sturmes da draußen.

Digitized by Google

„Ja," sagte sie, „es muß etwas ganz Wunderbares sein bei Allem, was im öffentlichen Leben geschieht, — etwas, was wir Frauen doch nicht verstehen! Ich könnte zum Beispiel mein Gewissen nicht mit zehntausend Andern theilen."

„Nein, Du hast Recht!" sagte er, „das ist etwas, was die Frauen selten verstehen. Ihr seid so beschränkt, so kleinlich; Ihr habt ein so lächerlich zartfühlendes Gewissen. Ihr vergeßt beständig, daß es hier in dieser Welt überhaupt keine absolute Wahrheit gibt; die Wahrheit ist ein absoluter Begriff, und wer darf sich rühmen, ihrer im höchsten Grade theilhaftig zu sein? Man muß nachgiebig sein, und wenn man etwas mit Andern gemeinsam ausrichten will, darf man es sich nicht so sehr zu Herzen nehmen, wenn ein geringer Theil des eigenen, privaten Gewissens dabei verloren geht."

Sie fing an zu lachen; es war ein so unheimliches Lachen, daß ihm ganz bange wurde.

„Findest Du es vielleicht so thöricht?" fragte er unsicher.

„Nein, im Gegentheil! Du sprichst ja so klug, als wenn Du Kammerdiener bei Sr. Majestät in der Unterwelt seiest. Es war die richtige Hofsprache! Bei Hof, weißt Du wohl, spricht man auch alles Das nicht aus, was die Majestäten vor den Kopf stoßen könnte, obgleich es ihnen oft wohl recht dienlich wäre, es zu erfahren und wenn man sich dem großen Publikum in die Arme geworfen hat, das noch ein viel mehr grausamer und despotischer Herrscher ist, da muß man auch schweigen und zustimmen, wo man eigentlich zum Messer greifen sollte!"

„Wie ich schon vorhin sagte," rief er aus, „will man etwas ausrichten, so muß man kein so übertrieben enges Gewissen für die Einzelheiten haben."

„Du magst Recht haben," sagte sie, „man kann fast Alles erreichen, was man will, wenn man nur klug zu Werke geht! — — Wer hat Dir das gegeben?" unterbrach sie sich selber und berührte mit der Fingerspitze eine Miniaturdecoration, die er im Knopfloch trug. „Dienst Du vielleicht damit auch dem großen Publikum, dem unterdrückten?" Er wurde dunkelroth und zog an seinem Schnurrbart.

„Du weißt sehr gut, wofür ich das erhielt! Wenn man gewisse öffentliche Aemter bekleidet, so ist dieses ja der gewöhnliche Lohn dafür! Ich lege übrigens nicht den geringsten Werth auf diese Auszeichnung!"

„Und doch schmückst Du Dich so getreulich damit bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten?"

„Findest Du es vielleicht bei mir lächerlicher, als bei all' den goldbetreßten Herren da drinnen, die so stolz einhergehen und sich mit diesem Firlefanz brüsten?"

„Das muß ich doch wohl finden," antwortete sie. „Für Jene hat es eine Bedeutung — für Dich dürfte es keine haben, und wäre es auch nur aus Rücksicht auf alle Diejenigen, denen Du so viel von dem gesellschaftlichen Humbug vorgeredet hast. Ihnen dürftest Du ein solches Aergerniß nicht bereiten. Wie können sie dann noch ein Wort von alledem glauben, was Du sagst?"

„Wenn ich nach Deinen Grundsätzen leben wollte," fuhr er heftig auf, „so müßte ich mich in Kameelshaare kleiden, mich von gelben Wurzeln nähren und zwischen den Thieren des Feldes schlafen!"

„Das wäre wenigstens consequent, und ich würde Dich deswegen nicht weniger lieben," sagte sie ganz tonlos.

„Dürfte ich vielleicht fragen, ob Du immer ganz genau Das thust, was Du für das Richtige hältst? Bist Du nicht manchmal von einer Sache ganz fest überzeugt und handelst doch nicht strikte danach?"

„Das thu' ich wahrscheinlich oft, denn wir sind Alle schwache, irrende Menschen, — aber, wenn ich es bemerke, bin ich wenigstens so ehrlich, mich selbst zu verachten."

„Ja, Ihr Frauen habt es auch wirklich sehr bequem," entgegnete er. „Eure ganze Welt liegt zwischen Euren vier Wänden und ist bald überschaut. Wir Männer, die wir beständig in so großen, verwickelten Verhältnissen leben, können unsern Weg nicht so schnurgrade inne halten. Hier etwas nachgeben, dort etwas einräumen, kann nur oft mehr nützen als schaden. Wenn man nur im Grunde ein ehrlicher Mensch ist."

„Ein ehrlicher Mensch?!" wiederholte sie langsam.

„Nun, das willst Du mir doch wohl wenigstens nicht abstreiten," fragte er mit ironischer Stimme.

„Ja, Du sagtest vorhin ja selber, daß der Begriff der Wahrheit ein sehr relativer sei," antwortete sie.

„Du kannst einen Menschen wirklich zur Verzweiflung bringen!" rief er aus und sprang auf. „Wahrlich all' mein Glaube an die großen Eigenschaften des weiblichen Geschlechts geräth in's Schwanken. Du weißt, welch' eifriger Vorkämpfer ich in der Frauenfrage gewesen bin! Aber ich weiß wirklich nicht, ob ich Recht hatte, so gut über Euch zu urtheilen, jetzt, wo ich sehe, daß Eine, die so klug, so gut ist wie Du, so merkwürdig bornirt sein kann."

„Ach, wir haben ja auch unsere Moral für uns, wie Du weißt," antwortete sie.

„Ja, eine Moral, die ich niemals genug bewundern und allen Männern nur zur Nachahmung empfehlen konnte!"

„Und dabei hast Du selbst eine Geliebte!" sagte sie.

Er blieb mitten im Zimmer stehen, die Hände in den Taschen. Dann wurde er leichenblaß und kam mit langsamen Schritten auf sie zu.

Sie saß regungslos da, hatte die Augen gesenkt und sah auf ihren Fächer.

Er trat dicht an sie heran, faßte sie unter's Kinn und hob ihren Kopf in die Höhe. Seine Zähne waren fest zusammengebissen und die Augen in dem bleichen Antlitz funkelten unheimlich.

„Das war es also," stieß er leise heraus, und dann ging er wieder rastlos im Zimmer auf und ab. Sie saß eine Weile ganz stille, zuletzt sagte sie: „Nein, das war es nicht! Das wußte ich lange. Ich habe es seit drei Jahren und drei Monaten gewußt, und ich kann Dir gestehen, als ich es zuerst erfuhr, war ich nahe daran, wahnsinnig zu werden. Ich bin nicht besser als alle andern Frauen, und es gibt eine Art von Treulosigkeit, die wir nur schwerlich verzeihen können. Zuerst wollte ich Dich niemals wiedersehen, niemals wollte ich mich verheirathen. Ich wollte mich nie wieder auf einen freundschaftlichen Verkehr mit irgend einem Manne einlassen. Ich hatte bis dahin ja nicht geahnt, bis zu welchem Grade ein Mann ein solch doppeltes Leben führen kann."

„Und Du hast niemals mit mir darüber gesprochen," unterbrach er sie. Er hatte sich in die eine Ecke des Sophas geworfen, hatte die Arme über dem Kopf gekrenzt, und seine Brust arbeitete mächtig.

„Nein," antwortete sie. „Entweder wollte ich Dich verlassen, oder ich wollte Dir ganz vergeben! — und ich konnte mich so weit begnügen, das Letztere zu thun!"

Er sagte nichts, und sie fuhr fort.

„Die Verhältnisse kamen mir zur Hülfe. In den Tagen, als ich jenen ersten, harten Kampf mit mir durchkämpfte, warst Du verreist, und darauf zogen wir vom Lande wieder nach Stockholm hinein. Du warst noch mehrere Wochen fort, und in der Zeit besuchte ich sie."

„Du, Du hast mit ihr gesprochen?"

„Ja, ich habe mit ihr gesprochen, und es gibt überall und in jeder Sache Milderungsgründe für die Sünden der Menschheit. Ich zwang mich selber, diese Milderungsgründe zu verstehen und zu begreifen, — und als ich Dich wiedersah, liebte ich Dich wieder!" —

„Ebenso wie vorher?" wandte er ein.

„Ja, nein — ja, ich weiß wirklich nicht! Ja, vielleicht ebenso, wie vorher. Aber in meiner Liebe lag ein großes Mitleid, welches ich vorher nicht für Dich gefühlt hatte."

„Und dann?"

„Ja, dann lebte ich mit Dir und für Dich, vielleicht mit zärtlicheren, ängstlicheren Gefühlen als vorher. — Ich war ja nun einmal die Deine, und man verschenkt sein Herz nicht so leicht wie einen beliebigen anderen Gegenstand!"

„Und dann?"

„Ja, dann kam etwas, was mich gänzlich erschütterte. —

Digitized by Google

Das war Dein Stück! — Jenes kleine Stück, welches so viel Glück machte, und worin Du so überzeugend das Unrecht aufdeckst, das die menschliche Gesellschaft begeht, indem sie eine gefallene Frau so hart beurtheilt und den Mann frei ausgehen läßt."

„Aber so meine ich es ja," rief er aus. „Ich schwöre es Dir zu, ich meine es so. Darf denn ein Mann, der selber einmal gesündigt hat, das Unrecht nie beim Namen nennen? Gerade wir, die wir selbst der Versuchung unterlagen, haben wohl ein Recht, einen Grund, andere davor zu warnen."

„Ja," antwortete sie, „wenn man einmal gesündigt hat, aber Du hattest damals das Verhältniß mit jenem Mädchen noch nicht gelöst."

Er schlug die Augen nieder und sagte:

„Ich weiß es, und es schmerzt mich mehr, als ich sagen kann. Glaube mir, meine Empörung über den Leichtsinn der Männer war stärker gegen mich selber gerichtet, als gegen die Anderen."

„Was hat eine solche Empörung für einen Zweck, wenn sie keine Folgen in sich trägt?" antwortete sie. „Wer den Stab so hart über Andere bricht, muß selber nicht fortfahren, ein so trübes, doppeltes Leben zu führen."

„Aber Du mußt bedenken, es handelt sich dabei nicht um mich allein, es handelt sich dabei um einen Menschen, der um meinetwillen geopfert werden müßte."

„Dann sind wir ja einig! Du darfst sie nicht opfern! Du sollst sie heirathen und Dein Kind selbst erziehen."

„Und das sagst Du mir," rief er aus.

„Ja, ich sage es Dir jetzt, wo ich Dich nicht mehr liebe," antwortete sie. — „Als Du für mich noch das Theuerste auf der Welt warst, habe ich mir dasselbe auch oft gesagt, aber ich gestehe Dir, damals war ich zu schwach, das Rechte zu wollen und zu vollbringen. Eins war mir schon damals klar, daß entweder sie oder ich geopfert werden müsse, und ich fragte mich in langen, thränenvollen, schlaflosen Nächten wieder und immer wieder: »Wer von uns soll es sein?« Es schien mir eine Unmöglichkeit, Dich verlieren zu müssen; ich versuchte mir einzureden, bis ich es schließlich selber glaubte, daß nicht bloß ich, sondern auch Du einem sicheren Untergang entgegen gingest, wenn wir uns trennen müßten, — und damals hatte ich vielleicht Recht. Die größte Liebe hat ein Recht auf Vieles, und damals, glaube ich, liebte ich Dich am heißesten. — Jetzt habe ich kein Recht mehr auf Dich, — denn ich habe Nichts mehr für Dich übrig. Wenn Du in mein Herz blicken könntest, würdest Du schaudern, wie leer es darin aussieht; — und darum kann ich heute sagen, was mir damals unmöglich war: »Gehe hin und thue Deine Pflicht!«"

„Und Du glaubst wirklich, daß ich mich mit diesem Mädchen verheirathen will? Sollte ich für eine Jugendsünde so hart bestraft werden, daß ich nicht nur mein eigenes Leben, sondern auch das Ihrige ganz zerstören muß? Du kannst mich wohl auf ewig verlassen, aber dazu kannst Du mich denn doch nicht zwingen! Eine so große Sünde werde ich nie begehen — mich ohne Liebe zu verheirathen!"

„Wenn Du es mit ruhigem Gewissen ansehen kannst, wie ein Mensch, dessen ganzes Lebensglück Du zerstört hast, nun völlig seinem Untergange entgegen geht, — dann mußt Du eine solche Heirath allerdings für eine Todsünde halten! Denkst Du denn nicht an Dein Kind, das Du dann der Schande und dem Elend in die Arme treibst?"

„Darum brauchst Du Dich überhaupt gar nicht zu bekümmern," antwortete er heftig. „Du kannst fest überzeugt sein, daß ich meine eigenen Angelegenheiten auf's Beste für alle Betheiligten zu arrangiren weiß! Dein guter Rath bezweckt doch weiter nichts, als daß Du ganz sicher sein willst, mich für immer los zu werden."

„Das könnte ich auch ebenso leicht erreichen, ohne Dich zu dieser Ehe zu überreden," erwiderte sie und erhob sich langsam. „Aber darin hast Du Recht, ich will mich ganz frei machen von Dir. Ich will Dich nie wiedersehen, und am liebsten will ich Alles vergessen, was zwischen heute und dem Abend liegt, als wir uns zum ersten Mal sahen. — — Wie gern behielt ich Dich in meiner Erinnerung, so wie Du damals vor mir standest, als Du selber und Deine Worte noch Eins für mich waren."

„Ist es denn wirklich möglich," sagte er mit seiner weichen, einschmeichelnden Stimme, „ist es denn wirklich möglich, daß alle die Liebe, die Du für mich gefühlt, ganz erloschen ist? Kannst Du es über's Herz bringen, mich so von Dir zu stoßen?"

Sie verbarg ihr Antlitz in beide Hände und antwortete nicht.

„Ach, Du hast mich ja niemals geliebt," fuhr er fort.

Sie ließ die Hände sinken und machte eine Miene, als wolle sie ihm eine heftige Antwort geben. Aber sie besann sich, schwieg und sah ihn lange, lange an. Alles Blut war aus ihrem Antlitz gewichen, die bleichen Lippen bebten.

„Ja," sagte sie zuletzt, „ich habe Dich von ganzem Herzen geliebt, — so wie man wohl nur einmal im Leben lieben kann! — Vielleicht habe ich aber Unrecht, das zu glauben, vielleicht erkenne ich noch einmal, daß nur eine solche Liebe von Bestand sein kann, die auch auf vollkommenem Vertrauen begründet ist! — Jetzt weiß ich nur das Eine, daß, wenn ich heute Abschied von Dir nehme, ich auch meiner Jugend Lebewohl sage, sowie Allem, was meinem Leben bis dahin seinen Reiz verlieh, — seit jener Zeit als meine Seele aus ihrem Schlaf erwachte, als ich anfing, ein Mensch zu werden!"

Sie ging ein paar Schritte auf den Eingang zu, dann blieb sie stehen und wandte sich nach ihm um.

„Willst Du mir nicht die Hand zum Abschied geben?" fragte sie.

„Nein," sagte er kurz.

„Wir können doch nicht von einander scheiden, als ...."

„Als Freunde," unterbrach er sie ironisch. „Nein, weißt Du, nach Allem, was Du mir heute gesagt hast, wirst Du doch begreifen, daß wir nicht länger Freunde sein können."

„Du hast vielleicht Recht," antwortete sie sanft; „aber so will ich Dir nur noch sagen, daß ich, wenn ich einmal von Dir hören sollte, daß Du etwas recht Gutes und Edles nicht nur gesagt oder geschrieben, sondern auch gethan hast! — daß ich dann Deiner mit Freude gedenken werde, daß ich Dir dann von Herzen dafür danken will!"

Er antwortete nichts, er saß auf dem Sopha, das eine Bein über das andere geschlagen, und blickte starr vor sich hin.

Sie blieb bei der Portière stehen und sah ihn an; es schien, als wolle sie ihm noch etwas sagen, aber ihre Lippen bewegten sich nur tonlos und sie nickte mehrmals leise mit dem Kopfe; dann öffnete sie die Portière und trat hinaus. Schwer fielen die Gardinen hinter ihr zusammen.

Durch die entgegengesetzte Flügelthür strömte nach eben beendetem Tanze ein Schwarm heiterer, junger Menschenkinder ihr entgegen. Man redete sie von allen Seiten an, man wollte wissen, warum sie nicht getanzt habe, sie schiene so angegriffen und blaß; aber den nächsten Walzer müsse sie doch mittanzen ꝛc. ꝛc.

Sie antwortete Allen freundlich, wie es ihr als Tochter des Hauses geziemte; — Niemand wußte, daß sich da drinnen soeben der Schlußact eines Dramas abgespielt hatte. Der Inhalt des Dramas war — ihre Jugendliebe.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Es ist die erfreuliche Thatsache zu berichten, daß eine neue Operette nicht durchgefallen ist, und die merkwürdige Nachricht beizufügen, daß der Componist dieser glücklichen Operette nicht Fachkünstler, sondern ein höherer Beamter desjenigen Theiles des österreichischen Ministeriums ist, der jedenfalls der Operette am fernsten steht: Herr Zeller ist Sectionschef im Cultusministerium. „Der Vagabund" ist „nach einer Idee des Souvestre" von den Herren M. West und L. Held gedichtet. Eine „Idee" aus diesem Texte herauszufinden, wird auch dem bestwollenden Berichterstatter nicht möglich sein. Schon der Titel ist unrichtig, denn es sind zwei Vagabunden in immerwährender Thätigkeit. Das Ganze ist ein Flickwerk von Scenen ohne den mindesten inneren Zusammenhang, aber mit einigen höchst komischen Zwischenfällen. Daß zwei Vagabunden, die von Zigeunerinnen erzogen worden, in unmittelbarer Reihenfolge von verschiedenartigsten Personen (Polizeimeister, alte Gräfin ꝛc.) für ihren Sohn gehalten werden, daß sie mitten in ihrer Glückseligkeit durch die Eifersucht einer hübschen Wahrsagerin, die der eine nicht heirathen will, wieder in das Vagabundenthum zurückgeschleudert werden, bis endlich dennoch (durch die versöhnte Wahrsagerin) ihre hohe Geburt unwiderleglich zur Anerkennung gelangt, ist ja an und für sich eine komische Grundlage, und da noch dazu die Handlung in Tiflis und Moskau 1812 spielt, so erträgt der Zuhörer gerne manchen Unsinn, weil er doch oft lachen muß.

Die Musik des Herrn Sectionschef ist so ausnehmend frisch und anmuthig und manchmal so fein gearbeitet, daß man fast wünschen möchte, Herr A. und B., Operettencomponisten vom Fache, würden in's Cultusministerium berufen unter der Bedingung, nunmehr nichts mehr zu componiren und Herr Zeller müßte sich ganz der Operette widmen; er würde frischen Zug hineinbringen. Daß auch seine Musik manche alte Bekannte erkennen läßt, ist nicht zu leugnen. Aber wo wäre denn heutzutage die Opern- oder Operettenmusik zu finden, die durchweg mit neuem Gewande aufträte? Jedenfalls kann Herr Zeller für sich, und mit vollem Rechte, die Anerkennung beanspruchen, daß sein „Vagabund" mehr frische wirksame Nummern gebracht hat, als fast alle neuen „Werke" der Gattung. Die Vorstellung war eine treffliche. Die Fräulein Seebold, Ahrens, die Herren Philipp, Klein, Herrmann sangen sehr gut und spielten sehr lustig. Der Erfolg war ein vollkommener. Das Publikum ward gleich vom Anfange an durch die ersten Scenen in die beste Laune versetzt, und verlangte die Wiederholung vieler Nummern; es ist endlich einmal eine Operette zu verzeichnen, welche die Theatercasse füllt; die bisherigen haben nur das Gegentheil zu Stande gebracht.

Im Königlichen Opernhause feiert jetzt Marcella Sembrich Triumphe, wie sie seit der Glanzzeit der Gerster und der Patti nicht gefeiert wurden. Die Schönheit und Gleichheit der Stimme bis in die höchsten Lagen, die ganz unvergleichliche Sicherheit in den schwierigsten Passagen und der Reichthum der Coloratur sichern dieser Künstlerin überall die allseitige Bewunderung. Und so wollen wir denn uns ihrer Erscheinung freuen, und die ganz greuliche Sprachverwirrung übersehen, welche bei solchen Vorstellungen auf der Hofoper der deutschen Reichshauptstadt herrscht; die Herren Kalisch und Betz singen italienisch in der Scene mit der Sembrich, in den anderen deutsch; nur in der „Violetta" (Traviata) sangen sie alle italienisch, mit Ausnahme des Chores. In Wien, der Hauptstadt des vielsprachigen Oesterreichs, darf in der Hofoper keine andere als die deutsche Sprache erklingen; nur in Berlin ist solches babylonisches Gemengsel erlaubt. Wir wollen abwarten, ob der neue Generalintendant, Herr Graf Hochberg, diesen Mißbrauch abschaffen wird; es gibt übrigens so viel abzuschaffen und so viel anzuschaffen, bis die Königliche Oper einigermaßen auf den Punkt der von ihr zu verlangenden Leistungen gelangt, daß wir heute dieses Capitel nicht weiter erörtern wollen, jedenfalls aber uns bald damit beschäftigen werden.

Die diesjährige Musikwinterzeit hat neben zwei bis drei Concerten täglich auch mehrere neue Compositionen gebracht. Der Vortritt sei der Symphonie von Max Bruch gegeben, weil diese breite Form auch mit größerem Maßstabe zu messen ist. Herr Bruch hat viel Verdienstliches geleistet in größeren Chorwerken; sein Frithjof, Odysseus u. A. haben weite Verbreitung gefunden. Er ist keine eigenthümliche künstlerische Individualität, aber jedenfalls der beste Epigone Mendelsohn's; er schreibt wohllautend und anregend für Sänger und Hörer, und instrumentirt sehr geschickt; in Chören zeigt er ein bedeutendes Talent. Es ist weitaus der begabteste Vertreter jener Gattung Werke, für die ich keine bessere Bezeichnung weiß, als den Ausdruck „Concertoper". Nun aber verlangen Symphonien einen ganz anderen fundus instructus als Chorwerke. Was diesen zum Vortheil gereicht, das bringt jenen manchmal Schaden. Dem Wohllaut, dem Gleichmaße, den gefälligen Formen, die am Chorwerke immer sehr angenehm wirken, gibt man beim Anhören einer Symphonie viel weniger Bedeutung als den prägnanten eigenthümlichen Themen, den interessanten Rhythmen, der geistreichen Harmonisation, der charakteristischen Durchführung. Man verträgt in der Symphonie viel lieber Brahms'sche Herbheit, als Bruch's Gefälligkeit. Jene ist der Ausdruck einer starken künstlerischen Wesenheit, die bei aller Reflexion doch eine gewaltige Schaffenskraft mitbringt; bei Bruch's Symphonie, die von Prof. Joachim in einem Philharmonischen Concert vorgeführt wurde, erinnerte ich mich immer an die Worte von Rosenkranz in der „Aesthetik des Häßlichen", daß die Abwesenheit aller positiven Incorrectheiten, die Anwendung bekannter edler Formen im Einzelnen, die Enthaltung jedes Ueberschwungs u. s. w. nicht über die Gehaltlosigkeit des Inneren täuscht. Die Aufnahme von Seiten des Publikums war eine sehr kühle, obwohl dieses gewiß gerne Gelegenheit ergriffen hätte, dem Dirigenten alle Sympathie zu erweisen, und ihm Freude zu bereiten durch Anerkennung seiner Wahl.

Viel besser hat uns eine Symphonie von Rob. Fuchs gefallen, die viel anspruchsloser auftrat, im Concerthause von Herrn Meyder und seiner Capelle aufgeführt ward, und ganz bestimmt noch die Würdigung erlangen wird, die ihr bisher noch nicht im verdienten Maße zu Theil geworden ist. Der Componist lebt in Wien, und hat sich einen guten Ruf erworben durch Kammermusikwerke, die von sehr achtbarer Erfindungsgabe und von sehr sorgsamer feiner Arbeit Zeugniß geben. Seine Symphonie ist knapp und frisch gehalten, und gehört zu den sehr seltenen Erscheinungen der Gattung, in welcher das Rondo eine Steigerung des Eindruckes hervorbringt und nicht abschwächend wirkt. Die Symphonie ist im Concerthause öfters und mit immer steigendem Beifalle vorgeführt worden. Ebendaselbst — in einem Abonnementconcert des Herrn Xaver Scharwenka — hörten wir eine „Arkadische Suite" von Philipp Scharwenka (Bruder des eben genannten); nach dem Programme*) soll diese Composition idyllische Liebesscenen zwischen einem Schäferpaare darstellen. Die ersten drei Stücklein sind sehr hübsch und angenehm wirkend; der Componist zeigt entschiedene Begabung für angenehme Melodien und orchestrale Färbung; nur das Finale, den Hochzeitsmarsch muß er entschieden noch umarbeiten, weil der übergroße Lärm der Blasinstrumente, Pauke und türkische Trommel den angenehmen Eindruck der ersten Stücke verjagt. Eine Suite von Moritz Moszkovsky wurde durch Herrn Klindworth in einem Philharmonischen Concerte eingeführt und hat allgemein gefallen. Sie ist geistreich, lebhaft, sehr geschickt instrumentirt, und leicht faßlich. Mit ihrer geistreichen Eleganz wird sie überall sehr gute Aufnahme finden.

Heinrich Ehrlich.

*) Es ist jetzt in den meisten Orchesterconcerten Mode, gedruckte erläuternde Programme zu vertheilen, ich werde über diesen Mißbrauch nächstens schreiben.

Digitized by Google

Notizen.

Von empfehlenswerthen Kinderbüchern für die nahe Festzeit nennen wir: Kindergedanken von Rudolf Löwenstein (Berlin, A. Hofmann & Co.), worin die gemüthvollen Gedichte und Kinderlieder des ehemaligen Redacteurs des „Kladderadatsch" mit zahlreichen hübschen Illustrationen von Mathilde Cöster und H. Scherenberg versehen sind, und endlich die zwei neuen Bücher des bewährten Kinderschriftstellers Julius Lohmeyer: König Nobel (C. T. Wiskott, Breslau) und Jugendwege und Irrfahrten (Stuttgart, Gebr. Kröner). Ersteres ist ein urkomisches Bilderbuch, ein flott gereimtes Thierepos in der Art des „Reineke Fuchs", und mit den classischen Illustrationen Kaulbach's brauchen auch die köstlichen Zeichnungen von Fedor Flinzer den Vergleich gar nicht zu scheuen. Sie sind in vollfarbigen Lithographien wiedergegeben, und von so prachtvollem Humor, so charakteristisch und geistreich, daß sogar wir Erwachsenen heiter gestimmt werden. Geradezu ein Meisterstück dieser lustigen Vermenschlichung der Thiere ist das große Blatt, das einen Circus darstellt, wo Parforcekünstlerin und Clowns von Fröschen, die Pferde von Hirschkäfern und das Publikum von gravitätischen Eulen, beschaulichen Doggen, lebhaft applaudirenden Katern gebildet wird. An die reifere Jugend wenden sich dagegen „Jugendwege und Irrfahrten", worin Lohmeyer mit seinem bekannten Tact unterhaltend und doch anregend, belehrend und doch nicht lehrhaft ist. Sechs Farbendruckbilder von E. Klimsch sind diesen hübschen Erzählungen aus dem Leben der Gegenwart beigegeben.

Aus dem neuen Weihnachtsverlag von E. Twietmeyer in Leipzig empfehlen wir das schöne Bilderbuch: Aus der Kinderzeit, Gedichte für die Kinderwelt von Franz Dittmar, gemüthvolle Verse, unseren Kleinen trefflich anempfunden und mit großen, farbigen Bildern von J. Kleinmichel geziert, fein in der Zeichnung und in glänzendem Buntdruck. Welche treffliche und unvergleichliche lyrische Jugendliteratur wir Deutschen besitzen, wird uns so recht durch die im selben Verlage erschienene feinsinnige Kinder-Anthologie: Für kleine Leute, herausgegeben von M. Bern vor Augen geführt. Es ist eine sorgsame, aus alten und neuen Quellen geschöpfte Auswahl der besten Gedichte für kindliche Leser von 6—12 Jahren, mit zahlreichen Holzschnitten von L. Richter, Pletsch, Flinzer u. A. geschmückt. Auch Erwachsene können an diesen aus der Kinderseele heraus und in diese hineingesungenen Liedern ihre Freude haben; wir selbst lasen die entzückende Schneewittchenscene von Th. Storm und mehreres uns Unbekanntes von C. F. Meyer, R. Leander, J. Sturm mit großem Vergnügen.

Unter den Jugendschriften-Novitäten bleibt uns vor Allem noch der neue Verlag von K. Thienemann (Gebrüder Hoffmann) in Stuttgart zu empfehlen übrig. Emma Biller bietet in „Ulli" die erbauliche Besserung eines reizenden kleinen Trotzkopfs als Lectüre für junge Mädchen; Otto Hoffmann erzählt für Knaben die nach historischen Quellen geschriebene Geschichte von Prinz Eugen und M. Barack die nach Scott's Ivanhoe bearbeitete Mähr von Richard Löwenherz, Beides spannend und belehrend und mit gefälligen Farbenbildern geschmückt. Mit dem „Buch der Jugend", einer Art modern verbessertem „Jugendfreund", schießt aber die Verlagshandlung den Vogel ab. Hier werden nicht obsolete Indianergeschichten und lehrhafte Erzählungen ausgekramt, sondern namentlich unsere Knaben in die Geheimnisse der Naturkräfte spielend eingeweiht. Den durch zahlreiche Bilder veranschaulichten theoretischen Erörterungen schließen sich praktische Experimente und Anleitungen zu Sammlungen aller Art an; auch die Körperausbildung in Bewegungsspielen wird berücksichtigt, sowie Denkaufgaben in Form von Bilderräthseln, geometrischen Aufgaben u. s. w. vorgelegt. Es ist ein warm zu empfehlendes Vademecum für Knaben und wird rasch beliebt werden.

Ist kein Hebel da? möchten wir angesichts unserer heutigen Kalender-Literatur fragen. Gewiß fehlen uns die Talente nicht, die wie Rosegger, der geniale Anzengruber und einige Mitarbeiter des trefflichen Lahrer hinkenden Boten gediegen volksthümlich zu schreiben verstehen, aber unsere norddeutschen und specifisch Berliner Kalender sind doch in der Regel in schriftstellerischer Beziehung ziemlich schlecht berathen. Eine Ausnahme macht nur der schon im 50. Jahrgange erscheinende „Volksbote" (Oldenburg, Schulze), dem Emil Rittershaus einen poetischen Festgruß gewidmet hat. Hier ist zuerst W. Schröder's klassisches Märchen vom Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Swinegel erschienen, und der 1860 verstorbene Pfarrer Friedrich Gröning, der „norddeutsche Hebel", hat diesen Kalender jahrzehntelang meisterhaft redigirt und zum großen Theil selbst geschrieben. Auch der neue Jahrgang ist überreich an wahrem Humor, echter Volkskost, trefflichen Illustrationen. — Auch der neue Kinder-Kalender Buntes Jahr (Berlin, Hofmann & Comp.) verdient aus der literarischen Fluth der Jahreswende herausgehoben zu werden. Lohmeyer, Löwenstein, M. v. Olfers, A. v. Roberts, Frida Schanz, die Herausgeberin Dora Duncker u. A. haben fleißig mitgearbeitet und sehr hübsche Erzählungen und Gedichte beigesteuert, und die vielen gefälligen Bilder von E. Elias (meist reizend colorirt) gereichen dem reizenden Büchlein wirklich zum Schmuck. — Und endlich verdient noch der Deutsche Kalender von Reinhold Kühn in Berlin eine Erwähnung. Einer Münchener Anregung folgend, hat der jüngere Döpler 30 stilvolle Originalzeichnungen geschaffen, welche in reichem Ornamentschmuck die deutschen Kaiser und ihre Stammsitze darstellen. Neu ist diesmal ein einleitendes Gedicht von Julius Wolff, das in klangvollen Octaven die „zwölf stolzen Häuser an des Reiches Firmament" besingt. Man braucht wahrlich nicht gerade eine Renaissance-Einrichtung zu haben, um in seinem Hause diesen altdeutschen Kalender gern an die Wand zu hängen oder darin zu blättern. Er ist in gutem Sinne „stilvoll".

Es war ein glücklicher Gedanke der Verlagshandlung von Raimund Mitscher in Berlin, die große Ausgabe von Julie v. Kahle's Die schönste Rose der Welt in einer billigeren Quartausgabe, welcher jedoch die ganze Farbenpracht der ersteren eignet, auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Das bekannte Andersen'sche Märchen von der schönsten Rose, die am Stamme des Kreuzes aus dem Blute des Heilandes entsprossen, wird in neun sinnigen Farbencompositionen künstlerisch paraphrasirt. Alles hier ist poetisch, fromm und erhebend. Die Künstlerin eifert mit Glück ihrem offenbaren Vorbild, der trefflichen Hermine Stilke und ihren duftigen Arabesken- und Blumenaquarellen, nach. Als eine Festgabe für Damen wird das sinnige Buch auf dem Weihnachtstisch gewiß willkommen sein.

Aus dem Leben eines Taugenichts. Von Josef v. Eichendorff. Illustrirte Prachtausgabe. Leipzig, C. F. Amelang. — Der unsterbliche Taugenichts hätte es sich gewiß nicht träumen lassen, daß seine Abenteuer jemals in so ausgewähltem Gewand vor das Publikum treten würden. Die 38 Heliogravüren nach Originalen von Philipp Grot Johann und Prof. Edmund Kanoldt gehören zum Schönsten, was der deutsche Büchermarkt im Illustrationsfach hervorgebracht. Während Kanoldt nicht müde wird, uns die mondbeglänzte Zaubernacht der Romantik in stimmungsvollen Landschaftsbildern vor das Auge zu führen, hält sich Grot Johann mehr an die Figuren und Scenen dieses köstlichen Märchens. Die entzückende Faulheit und Harmlosigkeit des Helden sind mit nicht geringerer Drolligkeit charakterisirt, als der Dichter es mit seiner genialen Schilderungskunst verstanden hat, und wie dieser greift auch der Künstler uns an's Herz. Da ist ursprünglicher Humor, reizende Schalkhaftigkeit und überall wahre Empfindung und Poesie. Wie allerliebst ist z. B. in der Tarantella die „ehrpusselige" Steifheit der deutschen Zwanzigerjahre und die natürliche Grazie der südlichen Naturkinder wiedergegeben! Der Leser wird den komischen Irrfahrten des gemüthlichen Müssiggängers jetzt mit erhöhtem Interesse folgen, wo sich zwei treffliche Künstler dem Dichter beigesellt haben. Wir haben selten ein Prachtwerk gesehen, bei dem die Kunst des Illustrators so fein mit dem Ton des Erzählers zusammenklingt.

Stimmen des Weltleids. Herausgegeben von Zdenko Fereus. (Leipzig, Otto Wigand.) — Endlich einmal eine Anthologie, der ein wirklich origineller Gedanke zu Grunde liegt. Mit dem Aufgebot einer

Digitized by Google

stupenden Belesenheit hat der Verfasser einen überwältigenden Chorus von poetischen Stimmen der Weltliteratur versammelt, die sämmtlich, mit Grisebach zu reden, „das Leid der Welt im Lied verklären". Besonders berücksichtigt ist natürlich die deutsche Literatur, aber auch das chinesische, indische, hebräische, arabische, persische, griechische, englische, nordamerikanische, französische, italienische, spanische, slavische Schriftthum ist durch charakteristische Dichtungen, Aphorismen und kürzere Citate in Vers und Prosa vertreten. Ist auch der pessimistische Duft, den diese Blüthenlese ausströmt, weder besonders stärkend, noch erfreulich, so bewundern wir doch den Ernst, die Tiefe und den Scharfblick, womit auserwählte Geister den ewigen Fragen des Daseins sinnend oder gestaltend näher getreten sind.

Einer der zuletzt erschienenen Bände des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur bringt von Eduard Hanslick: „Concerte, Componisten, Virtuosen", eine Sammlung der trefflichen Musikfeuilletons der Neuen freien Presse. Bekanntlich urtheilt der geistvolle Musikästhetiker nicht nur fein, schneidig und gerecht, sondern schreibt auch unterhaltend, witzig und in vollendetem Stil. Meisterhaft werden hier namentlich die Liszt'schen Compositionen satirisch charakterisirt. Spiegelt sich in diesem Buche das Wiener Concertleben der Jahre 1870—75, so gibt der Musikdirector Hermann Kretzschmar in seinem „Führer durch den Concertsaal" eine Sammlung von Aufsätzen, die er im Laufe der Jahre für die von ihm geleiteten Concerte geschrieben hat, um die Zuhörer auf die Aufführungen unbekannter oder schwierig zu verstehender Sinfonien und Suiten vorzubereiten. Geschichte und Kritik sind in diesen kurzen und treffenden Charakteristiken mit einander vereinigt, und wir finden Bach, Brahms, Beethoven, Bizet, Gluck, Goldmark, Händel, Haydn, Hiller, Lachner, Liszt, Mehul, Mendelssohn, Mozart, Raff, Reinecke, Schubert, Schumann, Spohr, St. Saens, Taubert, Volkmann, Weber und viele minder Bekannte behandelt. Der Verleger A. G. Liebeskind in Leipzig, dessen Publicationen durch den Geschmack der Ausstattung wahrhafte Zierden des deutschen Büchermarktes sind, hat auch diesen ersten Band typographisch überaus reizend ausgestattet und durch eine Fülle von Notenmotiven, welchen den Text unterbrechen, gleichsam illustrirt. Das ebenso zierliche wie gediegene Buch sollte in keiner musikalischen Bibliothek fehlen.

Blutjung und andere Erzählungen. Von E. von Dincklage. (Berlin, Georg Stilke.) — Wir möchten im Hinblick auf die nahende Weihnachtszeit unseren Lesern diese neue Sammlung von Schöpfungen der gemüth- und geistvollen Erzählerin aus dem Emslande ganz besonders empfehlen. Durch die ebenso tiefen als kunstvollen Erzählungen „Die Armenhäuslerin" und der „Weiberleuthof", welche in unserem Blatte zuerst erschienen, sind sie bereits mit dem eigenartigen und ergreifenden Talente dieser Schriftstellerin bekannt geworden. Die vier anderen Novellen, welche in diesem Buche den beiden genannten beigesellt sind, werden das gewonnene Urtheil nur erweitern und erhöhen: sie gehören zu denen, die sich einen festen Platz in dem Bücherschatze der deutschen Familie erobern müßten und auch erobern werden.

Handzeichnungen von Gottfried Schadow, herausgegeben von der Königl. Akademie der Künste zu Berlin, Text von E. Dobbert. Vierzig Tafeln Farbenlichtdruck von Albert Frisch. (Berlin, P. Bette.) — Aus der historischen Abtheilung unserer Kunstausstellung hat sich keine Gestalt dem Publikum so überraschend erschlossen und so dauernd eingeprägt, wie der Altmeister Schadow. Neben dem Großen König hat der Bildhauer, welcher ihm zum ersten Mal dauernde künstlerische Gestalt geliehen, den schönsten Lorbeer davongetragen. Wie wenige selbst der heutigen Berliner wußten bisher, mit welch sicherem, echt norddeutschem Blick er in die Natur hineingesehen hatte, mit welcher Selbständigkeit er sich aus den Banden der Zopfmanier losgerungen, ohne doch durch die klassischen Vorbilder der neuen Zeit gelähmt zu werden. Und der Bildner des Alten Fritz und seiner Generale, der feinfühlige Erfinder des edlen Grabmals von der Mark zwang uns überdies vor seinen Handzeichnungen durch ganz ungewöhnliche Sicherheit, Treue und Vielseitigkeit die lauteste Bewunderung ab. Nicht nur die Kenner, sondern das ganze Publikum ist der Königl. Akademie verpflichtet, wenn sie es jetzt unternommen hat, diesen ihren Schatz durch vorzügliche Nachbildungen der Gesammtheit zugänglich zu machen. Sie bietet vor der Hand eine glückliche Auswahl, welche nicht nur Jedem etwas, sondern Vielen vieles bringt. Farbige Studienköpfe in Aquarell oder mehreren Kreiden nach schönen Frauen mit offenem Blick und runden Wangen; lebensfrische Zeichnungen von Zeitgenossen, eine Kaffeegesellschaft, preußische Soldaten im Kampf und Frieden; Entwürfe für Denkmäler und figürliche Erfindungen von weichem Linienfluß; solide Studien für die „Völkertypen"; der Portraitsammler wird eine Skizze nach Wilhelm von Humboldt schätzen; ein Kopf des alten Dessauers sieht wie ein unmittelbares Vorbild Menzel's aus. Nicht nur der Kunstfreund, sondern auch der Patriot werden bei dem schönen Werk ihre Rechnung finden; möge nur die Unternehmerin nicht zu kurz kommen. Die Blätter verdienen auch unter der Rubrik „Geschenkliteratur" aller Theilnahme: oder wird man der gesunden Kost wirklich die kokette Lüsternheit der modischen Pastellzeichnungen vorziehen? J.

Die G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin hat im Laufe des Jahres ihr großes Prachtwerk: Geschichte der deutschen Kunst um ein gutes Stück gefördert. Die Baukunst von R. Dohme und die Plastik von W. Bode sind beide zum Abschluß gebracht worden. Die Geschichte der Malerei von H. Janitschek reicht bis zum 12. Jahrhundert, und es sollen nun auch Das Kunstgewerbe von Julius Lessing und Der Kupferstich und Holzschnitt von F. Lippmann an die Reihe kommen, so daß das in seiner Art einzig dastehende Werk, im nächsten Jahre vollendet sein wird. Die heuer erschienenen Lieferungen 8—17 halten reichlich, was die ersten verheißen haben, sowohl hinsichtlich der Gediegenheit des Textes als namentlich auch der illustrativen Pracht. Holzschnitte, Tondrucke und farbensatte Aquarellen wechseln mit einander ab und bringen ein künstlerisches Material herbei, wie es in dieser Fülle und Gediegenheit in keinem ähnlichen Werke bislang zu finden ist. Was aber den Werth dieser Illustrationen noch erhöht, ist die fast durchgängige Neuheit der dargestellten Denkmäler. Das sind nicht mehr die allbekannten Beispiele, welche sich durch Handbücher und Bildersammelwerke bis zum Ueberdrusse fortschleppen, sondern eine Fülle fast noch unbekannter Zeugen deutscher Kunstbethätigung. So sind für die Geschichte der Plastik mehrere noch nicht veröffentlichte Schöpfungen wiedergegeben, die an Eigenart hoch über den bekannten Typen stehen, z. B. Bauwerke aus dem so interessanten mecklenburgischen Wismar. In Folge dessen ließen sich auch für den Text ganz neue Gesichtspunkte gewinnen. Wir werden auf das glänzende Werk nach dessen Vollendung jedenfalls zurückkommen.

Dagegen ist Henne am Rhyn's Culturgeschichte des deutschen Volkes, das ebenfalls im Grote'schen Verlag erscheint, nahezu vollendet. Auch hier fesselt uns neben dem gediegenen Text eine verschwenderische Fülle von künstlerischem Schmuck. Von verwandten Publicationen zeichnet sich dieses Werk in erster Linie dadurch aus, daß es keine Phantasiebilder, sondern nur streng historisches Anschauungsmaterial enthält, das den besten zeitgenössischen Kunst- und Literaturdenkmälern entnommen ist. Prachtvoll sind z. B. die Farbendrucktafeln nach Burgkmaiers Turnierbuch und ebenso instructiv die treuen Facsimiles aus Handschriften, Incunabeln und fliegenden Blättern; auch für die Costümkunde findet sich hier mancher noch nicht gehobener Schatz.

Im Verlage von Robert Oppenheim in Berlin ist soeben die dritte umgearbeitete Auflage von Karl Elze's Lord Byron erschienen. Dieses meisterhafte Buch gehört zu jenen biographischen Werken, die wie Lewes' Goethe internationale Anerkennung genießen und in Uebersetzungen ebenso beliebt und verbreitet sind wie das Original im Lande seiner Entstehung. Ein genauer Kenner Englands und seiner Literatur, ein geschmackvoller Kritiker und ausgezeichneter Stilist, weiß der Hallenser Professor Byrons Stellung in Leben und Schriftthum so treffend und fesselnd zu schildern, daß die Monographie den Eindruck eines Kunstwerks hinterläßt. Zwar bringt er für den Dichter Byron jene Liebe und Begeisterung mit, die jeder gute Biograph für seinen „Helden" empfinden muß, aber dem Menschen steht er nicht mit der blinden Verehrung gegenüber, die das Problematische und vielfach Unerquickliche seiner Natur verkennen oder vertuschen möchte. Ganz neu ist das 12. Kapitel: Nachträge und

Digitized by Google

Abschlüsse. Doch hätten wir den Inhalt desselben lieber in das Buch hineingearbeitet gesehen. Immerhin wird man auch hier überall die feilende Hand des Verfassers erkennen, die das Quellenmaterial stets vollständig zu verwerthen trachtet und dabei doch nirgends die künstlerische Abrundung, die übersichtliche Klarheit, das sub specie aeterni außer Acht läßt. — Auch die im nämlichen Verlag erschienenen Aufsätze, welche der Grazer Universitätsprofessor Hugo Schuchardt unter dem Titel: Romanisches und Keltisches gesammelt herausgibt, gehören jenem gelehrten Kosmopolitismus an, der nirgends schöner blüht als bei uns. Rechnet man zu der tiefen Kenntniß fremdländischer Literatur aus Vergangenheit und Gegenwart die den englischen und französischen Meistern abgelauschte Kunst des populärwissenschaftlichen Essays, welche in blühender Form aus der Tiefe Geschöpftes darzubringen versteht, so wird man diesen gewichtigen Feuilletons Interesse und Anerkennung nicht versagen. Die antike Cultur- und Literärgeschichte berührt die Abhandlung über die pompejanischen Grafitti und Virgil, die romanische Renaissance lebt in den geistvollen Aufsätzen über Boccaccio, Ariost, Camoens und Calderon auf, die Anzeigen von Belli's Sonetten, einer portugisischen Dorfgeschichte von Diniz und Lorenzo Stecchetti zeigen uns den Verfasser auch in moderner Literatur wohlbewandert, und die Keltischen Briefe, ein Reisetagebuch aus Wales, bieten manche geistreiche Bemerkung und wichtige Erforschung in anmuthig plauderndem Gewande.

Kaiser Wilhelm und sein Reich von Ed. Simon. Aus dem Französischen. (Jena, Hermann Costenoble.) — Da wir dem französischen Original bereits eine eingehende Würdigung zu Theil werden ließen, so können wir uns jetzt darauf beschränken, das Erscheinen dieser wohlgelungenen Verdeutschung all denen zu empfehlen, die nicht in der Lage sind, das Original zu lesen. Der ungenannte Uebersetzer hat an der verdienstlichen Vorlage manche Unrichtigkeiten verbessert und einige allzu sehr für französische Leser berechnete Ausführungen gestrichen, so daß das Buch fast den Eindruck eines deutschen Originalwerkes macht. Jedenfalls ist es merkwürdig, daß die beiden besten Werke über unseren Kaiser und über Bismarck von Franzosen herrühren: Simons obiges Buch und des Polen Klaczko Deux Chanceliers.

Peregrine. Novelle von Ottomar Beta. (München, Georg D. W. Callwey.) — Ein packender Vorwurf ist in dieser Novelle mit großem Geschick und echt dramatischer Schärfe behandelt: das Erwachen des Ehrgeizes in dem Gemüthe eines Findelkindes, das in einem reichen Hause erzogen wird. Der Kampf dieses Strebens nach Gleichberechtigung, welches durch die Liebe zu der Tochter des Hauses geweckt wird, mit der Dankbarkeit gegen die Wohlthäter ist ausgezeichnet motivirt. Ein Schluß, welcher sowohl jenen Ehrgeiz befriedigt werden läßt, als auch der Dankbarkeit und Liebe erlaubt, im hellsten Lichte zu strahlen, bringt eine wohlthuende Lösung des Problems. Die Sprache und Composition des Ganzen sind ebenso zu loben wie der geschilderte Vorwurf.

Zwischen Havel und Spree. Novellen von Emile Erhard. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) — Die Verfasserin, von der schon mehrere Romane und Novellensammlungen vorliegen, bietet uns einige kleine, zum Theil humoristische Skizzen aus dem intimeren Leben der Höfe. Eine Sommerfrische in Glienicke bei Potsdam, eine Reiseanekdote aus dem Leben Friedrich Wilhelms IV. und eine Ostergeschichte, welche das alljährliche Eiersuchen der Damen aus dem Kaiserin-Augusta-Stift im kaiserlichen Palais zum Mittelpunkt hat, werden das Berliner Publikum besonders interessiren. Mit treffender Satire ist ferner in den „Küchenarabesken" das aufopferungsvolle Leben einer Kochfrau geschildert, auf die die Chefs de cuisine alle Arbeit und alle Aufgaben abladen, während sie selbst die Ehren und die Vortheile einheimsen. „Vandalenfürst" ist eine anmuthige Posse, deren Inhalt ein kecker Pagenstreich bildet, während in „Benedetta" der Versuch einer tiefer eindringenden Charakterschilderung mit gutem Gelingen unternommen ist.

Die Frithjofs-Sage. Von Emil Engelmann. (Stuttgart, Paul Neff.) — Tegner's anmuthiges Gedicht gehört zu den am häufigsten in's Deutsche übersetzten ausländischen Dichtungen, aber noch immer ist es bei uns nicht so populär und der Jugend geläufig, wie es dies verdiente. Der neueste Uebersetzer, dessen Umdichtungen des Gudrun- und Nibelungenliedes einen schönen Erfolg hatten, versucht nun nach den nämlichen Principien auch Tegner's Dichtung für das deutsche Haus zu bearbeiten. Er wendet an seine Arbeit viel Fleiß, Geschmack und ein nicht zu unterschätzendes poetisches Gestaltungsvermögen, indem er Tegner frei umdichtet und noch daneben aus den alten isländischen Quellen schöpft, also hinzudichtet. Ersteres ist ihm durchgängig wohl gelungen, und die Uebersetzung liest sich flüssig und angenehm. Daß er sich Abweichungen vom Versmaß erlaubt und den Reim einführt, ist entschieden zu loben. Ob er aber nicht klüger gethan hätte, sich ausschließlich an das Original zu halten und Neudichtungen zu vermeiden, diese Frage dürfte die Kritik nicht überall in einem dem Verfasser günstigen Sinne bejahen. Doch appellirt er ja mit Recht an den „Volksthing der öffentlichen Meinung", und wenn dieser ihm Recht gibt und das Frithjofslied in solcher freien Form populär bei uns wird, so kann auch die Kritik damit zufrieden sein. Die reiche künstlerische Ausstattung, bestehend in sechs Lichtdruckbildern und zahlreichen schönen Holzschnitten von Kepler, Th. Hoffmann u. A., wird jedenfalls der Verbreitung des Epos nur förderlich sein.

Ein Buch vom Bier. Von Ed. Maria Schranka. 2 Bde. (Frankfurt a. O., Waldmann.) — Eine „feuilletonistisch-wissenschaftliche" Studie über das edle Getränke, wobei die Etymologie und Mythologie des Wortes, die Gambrinussage, das Verhältniß des Gerstensaftes zum Wein und Tabak, zur Volkssage, zum Märchen, zur vierten (medicinischen) Facultät, zum Sprichwort und zur Dichtung erörtert wird. Das Buch liest sich unterhaltend, wenn nur nicht vielfach ein Czechisch-Deutsch vorwaltete, das so schlecht zu dem kerndeutschen — Stoffe paßt.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Inserate.

Soeben erschien und ist durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Der Führer durch den Concertsaal

von **Herm. Kretzschmar.**

I. Band (Sinfonien und Suiten).

19 Bog. mit über 400 in den Text gedruckten Notenbeispielen. ℳ 3.—

Das Werk erläutert im geschichtlichen Zusammenhang alle auf dem Repertoir befindlichen Tonwerke alter und neuer Zeit. Es wird den Concertbesuchern vor wie nach den Aufführungen nützliche Dienste erweisen. **Band II** (Vocalmusik) und **Bd. III** (Ouvertüren, Concerte etc.) sind in Vorbereitung.

Leipzig. **G. A. Liebeskind.**

Verlag von **Karl J. Trübner, Straßburg.**

Geoffrey Chaucers

Werke

übersetzt von

A. von Düring.

I. Band: Das Haus der Fama.
Die Legende von guten Weibern.
Das Parlament der Vögel.
ℳ 3.— geb. ℳ 5.—

II. Band: Die Canterbury-Erzählungen. I. Teil.
ℳ 3.— geb. ℳ 5.—

III. Band: Die Canterbury-Erzählungen. II. Teil.
ℳ 5.— geb. ℳ 7.—

Die Canterbury-Erzählungen erscheinen zum erstenmal in ungekürzter deutscher Uebersetzung.

Digitized by Google

Verlag von **Paul Bette, Berlin SW. 12.,** Charlottenstr. 96.

Bernhard Mannfeld's Original-Radirungen.

Dom zu Limburg a. d. Lahn — Albrechtsburg zu Meissen. Plattengr. 91:67 cm.; Papiergr. 121:90 cm. — Japandrucke à 150 Mk., Drucke vor der Schrift, chin. à 80 Mk., Drucke mit der Schrift, chin. à 40 Mk.

Lange Markt (Rathhaus und Artushof) **zu Danzig — Rathhaus zu Breslau.** Plattengr. 65:47 cm., Papiergr. 95:74 cm. — Pergamentdrucke à 120 Mk., Japandrucke à 75 Mk., Drucke vor der Schrift, chin. à 40 Mk.; Drucke mit der Schrift, chin. à 20 Mk.

Marienburg. Plattengr. 53:90 cm., Papiergr. 80:110 cm. — Pergamentdrucke 300 Mk., Japandrucke 150 Mk., Drucke vor der Schrift, chin. 60 Mk., Drucke mit der Schrift 30 Mk.

Grabstätte Friedrich des Grossen in der Garnisonkirche zu Potsdam. Plattengr. 55:37 cm., Papiergr. 85:60 cm. — Pergamentdrucke 100 Mk., Japandrucke 60 Mk., Drucke vor der Schrift, chin. 30 Mk., Drucke mit der Schrift 15 Mk.

Handzeichnungen
von
Gottfried Schadow.
Herausgegeben von der königlichen Akademie der Künste.
Text von **E. Dobbert.**
Vierzehn Tafeln mit 54 Farbenlichtdrucken. In Mappe 50 Mark.

Soeben ist im Verlag der Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Shakespeare-Litteratur
von
Eugen Reichel.

Inhalt: Wer schrieb das **„Novum Organon"** von Franzis Baron? — Shakespeares Nachlaß. — Shakespeares Dramen. — Der Denker und Künstler. Anhang: Einiges über die Anti-Shakspeerianer.

Gr. 8°. ℳ 8.50.

Das widerspruchsvolle Geheimnis, das die Welt seit mehr als hundert Jahren immer aufs neue beschäftigte und durch die widerspruchsvollen Veröffentlichungen der sogenannten „Baconianer" in eine unheimliche Beleuchtung gerückt war, wird hier an der Hand von unwiderlegbaren Beweisen und gestützt auf die streng kritische Durchforschung des „Novum Organon", der Dramen und Sonette enthüllt. **Baron ist nicht der Verfasser des „Novum Organon", der „süße Schwan vom Avon" ist nicht der Verfasser der Shakespeare-Dramen und Sonette.** Die Untersuchungen der Baconianer sind insofern von Bedeutung gewesen, als sie die Aufmerksamkeit der Forscher auf Bacon lenkten; denn dieser ist zwar nicht der Schöpfer der „größten Wunder der Welt", ebensowenig wie er der Schöpfer des „Novum Organon" ist, aber er ist an den 36 auf uns gekommenen Dramen und den Sonetten allerdings in unmittelbarer Weise beteiligt, sowohl als „Originaldichter" wie auch als Betrüger und Verstümmler des Nachlasses **eines Genius, den die Welt in ihrer Blindheit elend hatte verkommen lassen.** Es ergeben sich durch die Kritiken des Verfassers **ganz neue** historische, wissenschaftliche und ästhetische Gesichtspunkte, **die eine Revolution auf den verschiedensten Gebieten zur Folge haben werden.**

Stuttgart, den 27. November 1886. **Adolf Bonz & Comp.**

Preisermäßigung.
Braun (Wiesbaden)'s Schriften.

Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers. Kulturbilder und Studien. 3 Bände. Lex.-8°. 1874. (Mk. 22.50) für Mk. 4.—

Inhalt: Band 1: An den Grenzen des deutschen Reiches. — Das deutsche Reich sonst und jetzt. — Die Wahlprüfungen und die Constituierung des Hauses; ein Beitrag zur Kenntniß der parlamentar. Praxis.
Band 2: Am deutschen Herd: Briefe über die deutsche Küche. — Etwas über den deutschen Wein. — Etwas über deutsche Vornamen. — Volkswirthschaftliche Streifzüge auf dem Gebiete des Rechtes und der Gesetzgebung.
Band 3: Centrifugale Gewalten (Dr. Jacoby in Königsberg. — Bischof von Ketteler in Mainz). — Kulturgeschichtliche Versuche.

Bilder aus der Deutschen Kleinstaaterei. 5 Bände. 8°. 3. Aufl. 1881. (Mk. 30.—) für Mk. 6.—
Band 1: Bilder aus 4 Jahrhunderten 1570—1870.
Band 2: Kriegsbilder 1866—67. Parlamentsbilder 1866—67.
Band 3: Bilder aus Nassau, Württemberg und Hessen-Darmstadt.
Band 4: Bilder aus Kurhessen, Hannover und Bayern.
Band 5: Kleine Kulturbilder und große Ruhmesbilder.

Mordgeschichten. 2 Bände. Gr. 8°. 1875. Mk. 15.—), für Mk. 2.—
Inhalt. Band 1: Ziobá (Venedig 1525). — Der Menschenhandel der deutschen Fürsten im 18. Jahrhundert. — Der Menschenhandel des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. — Der Tod des General Marceau. — Burschenschafter und Schwarze, deutsche Studentenbilder und Mordgeschichten aus dem tollen Jahre Neunzehn.
Band 2: Ein Bauer an der Spielbank (Bad Schwalbach 1835). — Ein Untersuchungsrichter (Nassau 1863). — Der Spionensang (Nassau 1866). — Preußischer Wind (1866—67). — Deutsche in Paris (1865—70).

Der Diamantenherzog (Carl II. von Braunschweig). Ein deutscher Prinzenspiegel. Mit 2 Portraits. 1881. (Mk. 3.—), für Mk. 1.50.

Alle 4 Werke — 11 Bände — zusammen für 10 Mark.

Rich. Sattler, Verlag und Antiq.
Braunschweig.

Soeben erschien:
Was will das werden?
Roman in 9 Büchern
von
Friedrich Spielhagen.
3 Bände, brosch. ℳ 15.—, eleg. geb. ℳ 18.—
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

CACAO-VERO
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
350 200 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Bei **Raimund Mitscher** in **Berlin** erschien soeben, zu beziehen durch jede Buchhandlung;
Die schönste Rose der Welt.
Ein Märchen von Andersen, illustrirt von
Julie von Kahle.
Pantographie-Ausgabe mit 9 Farbendrucken.
Kl. 4. In reichstem Prachtband **10** ℳ.
Als Festgeschenk für christlich gesinnte Frauen u. Jungfrauen bestens empfohlen.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in den Buchhandlungen zu haben:
Die Idee der Entwickelung.
Eine sozialphilosophische Darstellung
von
Leopold Jacoby.
Zweite Auflage.
I. Theil 2 ℳ 50 ₰. II. Theil 3 ℳ.
Zürich 1886.
Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Tanagrafiguren.

Den Originalen der Museen von Berlin, London, Paris und St. Petersburg in bemalter Terracotta auf das Getreueste nachgebildet.
„Sie sind Weihnachtsgeschenke im besten Sinne des Wortes, an welche die Mode nicht rührt, weil das Ewig „Schöne über ihr steht."
G. Ebers.
Illustr. Cataloge gratis u. franco.
Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstr.

Hierzu zwei Beilagen von A. G. Liebeskind und Theodor Huth in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 25. December 1886. Band XXX.

CORNELL UNIVERSITY JAN 18 1887 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Diplomatische Reminiscenzen. Von Wilhelm Goldbaum. — **Literatur und Kunst:** Erlösungssehnen. Von Hieronymus Lorm. — „Hamlet" in Paris. Von Ed. Ferdinand Frey. — Gottfried Keller's „Martin Salander". Besprochen von Theophil Zolling. — Radirung und Kupferstich. Von Wilhelm Lübke. — **Feuilleton:** Die Christnacht des Archäologen. Skizze von Wilhelm Bergsöe. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt:** Die Concurrenz um das Lessingdenkmal. Von J. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Noch einmal „die Uebervölkerung der Erde". Von Dr. med. Landsberger. — Inserate.

Diplomatische Reminiscenzen.

Von Wilhelm Goldbaum.

Zweimal, soweit die Geschichte zurücklangt, war es der Menschheit beschieden, den letzten Athemzügen gewaltiger Reiche zu lauschen. Des weströmischen, als der Knabe Romulus Augustulus von dem Germanen Odoaker seines Scheinkaiserthums entkleidet wurde; des byzantinischen, als die Herrschaft des letzten Paläologen unter den Streichen der Osmanen zusammenbrach. Jetzt ist dem Anscheine nach die dritte Katastrophe dieser Art im Anzuge, denn schwerlich wird es noch sehr lange dauern, bis das Kreuz auf der Sophienkirche dem europäischen Türkenreiche sein Ende verkündet; aber es ist merkwürdig, mit wie geringer Spannung wir Mitlebenden dem letzten Acte der türkischen Tragödie entgegensehen, deren erste Acte Interesse und Spannung vorwegnahmen. Als Westrom niedergegangen war, begann das große Völkerwandern; als Byzanz zerstört war, wälzte sich der Islam verheerend gegen Westen. Ist es deshalb, weil solche weltaufwühlende Folgen von dem Verschwinden des europäischen Türkenreiches nicht zu gewärtigen sind, daß wir den letzten Augenblick des türkischen Chalifates in Europa mehr mit Neugierde als mit Bangen herankommen sehen? Oder täuschen wir uns, wenn wir meinen, es werde über den Besitz Konstantinopels keine welterschütternde Auseinandersetzung zwischen den Mächten stattfinden und der Panslavismus nicht zu der Rolle berufen sein, welche den Germanen über den Trümmern Westroms und den Türken nach dem Falle von Byzanz zufiel? Haben wir recht zu glauben, daß, weil weder die Culturmission Roms, noch diejenige von Byzanz zugleich mit der politischen Existenz dieser Reiche beendet, diejenige des Islam aber lange vor seinem politischen Verlöschen ausgespielt war, eine Fortwirkung des letzteren auf die Geschicke Europas, wie sie von Rom und Byzanz auch nach deren staatlicher Zertrümmerung noch ausging, nicht zu befürchten sei?

Wie dem auch sei, wir haben von unserer ruhigeren Betrachtung der Dinge, die sich sichtbar am Goldenen Horn vorbereiten, den Vortheil, daß wir mit einiger Muße die letzten Stadien überschauen können, welche die niedergehende Türkei bisher zurückzulegen hatte, und dabei vermag sich unser Blick auch der türkischen Diplomatie zuzuwenden, die, einst als Erbfolgerin der byzantinischen im Rufe überlegener Staatskunst stehend, zuletzt das triste Abbild des Reiches geworden ist, dessen Geschicke sie lenkt.

Datirt man die moderne Türkei — wenn es erlaubt ist, diese Contradictio in adjecto zu gebrauchen — von Sultan Mahmud, dem Janitscharenvertilger, also etwa von der Erhebung und Befreiung der Hellenen, so erscheint zuerst der lahme, habsüchtige Alttürke Chosrew Pascha, der erbitterte Feind aller Europäer, der Beachtung werth. Er zeigt sich als Großvezier verschlagen und hinterlistig, er ist der letzte Typus jenes Alttürkenthums, dessen Kraft nur darin sich noch offenbart, daß es jeder vom Westen importirten Neuerung unerbittlich den Krieg macht. Nichtsdestoweniger kann Chosrew es nicht verhindern, daß Sultan Mahmud als der erste der Chalifen sich von dem Gebote des Koran emancipirt, welches den Türken untersagt, sich von der Hand eines Malers oder Bildhauers ein Abbild ihrer Person fertigen zu lassen. Sultan Mahmud läßt sich malen, aber als sein Bildniß den Truppen in Konstantinopel gezeigt wird, entsteht unter diesen schier eine ähnliche Gährung wie unter den Janitscharen, bevor das Blutbad auf dem Atmeidan dieselben vertilgte. Sultan Mahmud steht auf jenem Bildnisse, das ihn in ganzer Gestalt zeigt, auf den Säbel gestützt, ein weiter Mantel umhüllt seine Figur, ein Turban bedeckt sein Haupt. Das Antlitz ist düster, der Mund leidenschaftlich zusammengezogen und von dem stereotypen dichten Schnurrbarte überschattet, von dem auch in früheren Jahrhunderten das Angesicht eines Chalifen untrennbar gedacht wurde, wie dies beispielsweise ein deutscher Holzschnitt Suleimans des Großen und eine von einem Italiener geprägte Münze Muhammeds, des Eroberers Konstantinopels, darthun.

Nach Chosrew gewinnt als Großvezier vor allem Reschid Pascha eine große diplomatische Bedeutung. Reschid, der Rathgeber des Sultans Abdul Medschid, ist der ausgesprochenste Gegensatz Chosrews. Er hat das Alttürkenthum resolut von sich abgestreift und beschreitet mit einer gewissen Ueberzeugtheit den Weg der Reform. Nur fehlt ihm das Verständniß für die westeuropäischen Muster, denen er nachstrebt. Als er, um den Gesandtschaftsposten in Paris zu übernehmen, über Wien reist und hier zur Hoftafel zugezogen wird, bricht er in Thränen aus, weil er, der französischen Sprache nicht mächtig, sich eines Dolmetschers bedienen muß, um die Fragen des Kaisers zu beantworten. Reschid hat den ersten Versuch mit einem türkischen Parlamente gemacht, der natürlich scheitern mußte, da zu seiner Zeit die nothdürftigsten Elemente zu einem solchen Experimente in der Türkei fehlten. Eine colorirte Lithographie von Kriehuber in Wien zeigt ihn als einen behäbigen, europäisch gekleideten Mann, den fast nur der Fez auf dem Haupte als Türken verräth, mit breitem, bartlosem, lächelndem Gesichte und gutmüthigen Augen. Es ist nicht mehr sündhaft von einem Türken, sich malen zu lassen, denn inzwischen hat auch der Sultan Abdul Medschid selbst sein Bildniß dem Könige

Digitized by Google

Ludwig Philipp zum Geschenke gemacht, lange vor demjenigen von Gustav Richter, das erst viel später entstand.

Reschid wird von Fuad Pascha abgelöst, dem erbitterten Russenfeinde, der dem Czar Nikolaus so verhaßt war, daß derselbe im Jahre 1853 durch den General Mentschikow seine Entfernung fordern ließ. Fuad gilt den Türken nebst dem kleinen Ali Pascha, der nach ihm kam, als der letzte große Vertreter alttürkischer Staatskunst. Er darf, wenn auch momentan kaltgestellt, den verglimmenden Glanz des Osmanenthums im Krimkriege noch einmal aufleuchten sehen; aber Ali Pascha hat schon alle Hände voll zu thun, um den Niedergang aufzuhalten. Ali ist unvergleichlich als kluger Zauderer und als Repräsentant jenes diplomatischen Notenstiles, der im Verschweigen den Meister zeigt. Er ist Alttürke, aber mit ihm stirbt die Tradition des Alttürkenthums, wie diejenige der Diplomatie des Divans aus. Ein dünnes, schmächtiges Männchen mit verhärmten Zügen, der Großvezier und zeitweilige Pariser Botschafter Safvet Pascha, sucht später diese Tradition noch einmal zu erneuern, aber ohne Erfolg. Inzwischen haben die Zeiten sich geändert, die Willkür der Sultane hat zu-, die Bedeutung des Großvezierats abgenommen. Schon unter Ali's Regiment ist es zu Tage getreten, daß die auswärtigen Vertreter der Pforte ihren Aufgaben nicht mehr gewachsen sind. Man muß dieselben zum Theil aus nichttürkischen Elementen recrutiren, wie den Griechen Musurus Pascha, der, ein schöner, gewandter, sprachfertiger Mann, mit goldener Brille auf den freundlichen Augen, durch dreißig Jahre die Pforte bei dem Londoner Hofe repräsentirt und dann dem Italiener Rustem Pascha den Platz räumt. Diese Degeneration der türkischen Diplomatie kann schrittweise verfolgt werden; sie ist auch psychologisch sehr begreiflich. Der Halt ist diesen Staatsmännern abhanden gekommen, da sie das Alttürkenthum in Anschauung, Lebensweise, Bildung von sich abgestreift haben, ohne sich von der europäischen Cultur durchdringen zu lassen. Sie tragen den Fez wie ein lästiges Emblem, während sie sich am Glanze ihrer Orden auf dem französischen Rocke weiden. Am deutlichsten läßt sich diese Decadenz an den Wiener Botschaftern der Pforte wahrnehmen, die eine zeitlang vorzugsweise berufen sind, zum Vezierate aufzusteigen. Ein flüchtiger Rückblick, so weit unsere persönlichen Erinnerungen reichen, ist in dieser Beziehung lehrreich genug.

Die Türkei besitzt in Wien kein eigenes Botschaftspalais. Ehedem bewohnte ihr Vertreter die auf dem Schwarzenbergplatze gelegene Dependance des Hauses, das sich der „Kassen-Wertheim" erbaut hatte; jetzt begnügt er sich mit zwei Stockwerken eines Miethhauses in der Schwindgasse. Auch der in anderen Staaten geübte Brauch, die auswärtigen Vertreter im Hinblicke auf die Repräsentationszwecke mit Vorliebe den reichen Beamten- oder Adelskreisen zu entnehmen, ist in der Türkei niemals nachgeahmt worden. Mit seinem Jahresgehalte von 120,000 Francs, der nicht einmal immer pünktlich einlief, mußte der Botschafter allen Anforderungen seiner Stellung gerecht werden. Doch geschah es bisweilen, daß einer oder der andere sich eines großen Privatvermögens zu erfreuen hatte, wie Khalil oder Aarifi Pascha. Khalil war ein Millionär, der auf dem Pariser Boulevard seine Lebensschule durchgemacht hatte und in Wien mit den Finanzkreisen in lebhafter Fühlung stand. Er verspielte am Hazardtische ungeheure Summen und starb als ein geistig und körperlich zerrütteter Mann. Aarifi ging haushälterischer mit seiner Habe um, legte einen Werth darauf, als moderner Cavalier zu erscheinen, kleidete sich bei Frank und ließ sich nicht ohne die exquisiteste Chaussure sehen; aber seine diplomatische Begabung war herzlich gering. Immerhin machten Beide mindestens Figur in der Wiener Gesellschaft. Nach ihnen aber kam die „schlampete" Wirthschaft in der Botschaft. Der bulgarische Phanariot Vogorides Pascha, spätere Generalgouverneur von Ostrumelien, war geizig mit seinem Gelde wie mit seinen Talenten; er frondirte gegen die Pforte und verschwand eines Tages ohne Abschied nach Paris. Man wußte nie genau, ob er mehr die Geschäfte des Sultans oder des Czars besorgte. Edhem Pascha, als Knabe von der Insel Chios nach Stambul gekommen und zum Ingenieur ausgebildet, machte als Botschafter den Eindruck eines schläfrigen Philisters. Dazu war er arm wie eine Kirchenmaus, und als ihn der Sultan Abdul Hamid abberief, um ihn zuerst zum Großvezier zu ernennen und dann sich seiner als eines Specialrathgebers zu bedienen, mußte er ihm ein Haus am Gestade des Bosporus schenken. Tagtäglich konnte man Edhem Pascha durch den Stadtpark wandeln sehen, wo er Bäume und Blumen sinnend betrachtete; er lernte nothdürftig deutsch, indem er, Lexicon und Grammatik zur Hand, deutsche Bücher las, und ließ den einen seiner Söhne zum Maler ausbilden, die Enkel von deutschen Lehrern erziehen. Eine diplomatische Leuchte aber war er nicht, und es geschah wohl bisweilen, daß er bei Journalisten sich um den Gang der politischen Dinge erkundigte. Die Geschäfte der Botschaft besorgte unter ihnen allen der seither verstorbene schlaue Elsässer Falcon Effendi, der Sohn der Tänzerin Falcon, als erster Botschaftsrath. Wie dieser, so waren es auch sonst zumeist Renegaten, welche noch hie und da dem türkischen Dienste eine gewisse Autorität verschafften; man denke an den Deutschen Mehemed Ali, an den Slaven Omer Pascha, den Engländer Hobart. Aber das eigentliche Türkenthum offenbart alle Begabungen und Talente in Krieg und Frieden nur noch in einzelnen Fällen. Man darf vielleicht sagen, daß es, zerrieben in dem rivalisirenden Kampfe der Mächte um den Einfluß am Goldenen Horn, hin- und hergeschleudert zwischen russischen und englischen Versuchungen, sich schließlich zu dem thatlosen Fatalismus flüchtete, der ohnedies in dem Koran eine nimmer versagende Stütze findet.

Wenige Gestalten nur heben sich während der letzten zwanzig Jahre aus diesem allgemeinen Verfall hervor. In gutem wie in bösem Sinne. Der Russenfreund Mahmud Pascha, von den Türken „Mahmudow" genannt, führt zwischen der Gnade und Ungnade der Sultane einen wahren Seiltanz auf; er ist zähe, habgierig, ein Großvezier, der nöthigenfalls auch die Geschäfte eines Eunuchen besorgt haben würde und sich demonstrativ zum Alttürkenthum bekennt, obwohl er bei dem habituellen Genusse geistiger Getränke auch den Wein nicht verschmäht. Der würdige Mehemed Ruschdi, ein Mann von abgeklärter Weisheit, der als Großvezier im Jahre 1877 die Konstantinopeler Conferenz, welche den Russen vergeblich Halt gebot, mit einer ironisch pointirten Rede auf die Gerechtigkeit eröffnete. Midhat Pascha endlich, der tragische Mann, der im Exil zu Taif seine müden Augen schloß. Midhat ist die letzte hervorragende Erscheinung unter den osmanischen Staatsmännern. Ein gedrungener, mittelgroßer Mann mit weißem Vollbarte, fahler Gesichtsfarbe und scharfen kleinen Augen, steht er vor meiner Erinnerung. Es ist mir, als hörte ich noch seine harte, tonlose Stimme, das wunderlich gebrochene Französisch, in dem er, ein Heimathloser, seine Schicksale erzählte. Midhat war ein glühender Russenfeind und geradezu ein Verwaltungsgenie, aber auch als Staatsmann offenbarte er große Eigenschaften, die nur ein abgünstiges Geschick und das unabwendbare Verhängniß der Türkei an ihrer vollen Entfaltung hinderte. Er hatte weder Glück noch Ehr', er ist gestorben, verdorben. Mit Achselzucken haben europäische Staatsmänner auf seinen letzten Versuch, die Türkei zu retten, herabgesehen und das von ihm wieder aufgenommene parlamentarische Experiment erregte lauten Spott. Aber er war durchdrungen von der Reformbedürftigkeit der Türkei und er glaubte rechtschaffen an die Reformfähigkeit der Türken. Wer aber hätte einen Sultan Abdul Aziz auf solche Wege zu drängen vermocht? Midhat rechnete auf England und dies war der Fehler seines Exempels, den er mit seinem Leben büßte. Im Beginne des Jahrhunderts hätte ein Mann wie Midhat die Türken noch mit sich fortreißen können; er besaß zu einem Regenerator seines Volkes alle persönlichen Erfordernisse, eine unbezähmbare Energie, einen unerschütterlichen Glauben an seine Ziele, eine phänomenale Arbeitskraft. Aber er kam zu spät, und diejenigen, welche, als er flüchtig durch die Welt fuhr, an einem zu seinen Ehren veranstalteten kleinen Diner in Weidlingau bei Wien theilnahmen, werden sich erinnern, daß er selbst kopfschüttelnd und mit einem unsäglich verbitterten Blicke wieder-

Digitized by Google

holt die beiden Wörtchen „trop tard“ vor sich hinmurmelte, wobei er nicht bloß sein eigenes Geschick, sondern auch das Geschick der Türkei in seinen Gedankenkreis hineinzog.

Heute gibt es in Konstantinopel, den Padischah im Yildiskiosk nicht ausgenommen, wohl keinen einzigen denkenden Türken mehr, dem nicht bisweilen wirre Träume von dem Exodus aus Europa die Nachtruhe störten. Diese diplomatischen Pygmäen, welche einander im Großvezierate wie Drahtpuppen ablösen, verhehlen sich das Ende des Weges nicht, so wenig sie auch sonst der Zukunft vorzudenken vermögen. Said Kutschuk (der Kleine) oder Said Inglish, der Anglomane, Essad Pascha oder Gadban Effendi — sie und die anderen sind allesammt diplomatische Eintagsfliegen, ohne Glauben an den Halbmond, ohne Willen und ohne Thatkraft. Die europäische Cultur hat sie entmannt. Ihr Herr aber sitzt einsam und zitternd im Sternenkiosk, von böser Ahnung des Geschicks gefoltert und ohne die Größe, die im Unglücke der letzte Paläologe zeigte, indem er, dem Tode trotzend, den Konstantinopel erstürmenden Schaaren Mohammeds des Zweiten sich entgegenstellte.

Literatur und Kunst.

Erlösungssehnen.

Gelehnt an dichtbelaubten Bergesrücken
Erhebt verborgen sich die Waldkapelle,
Und immer faßt von neuem mich Entzücken,
Gedenk' ich jener vielgeliebten Stelle.

Den Altar schmückt das Bild der Schmerzensreichen,
Der Gnadenmutter mit den Todeswunden,
Der Jungfrau, starrend auf des Sohns Erbleichen,
Das Sinnbild, dran der Glaube sich gebunden.

Die selbst an's Kreuz geschlag'ne, dorngekrönte,
Gequälte Menschheit kann ihr Leid nicht fassen,
Sodaß ihr Ruf durch alle Zeiten tönte:
„Mein Gott, mein Gott, was hast Du mich verlassen!“

So träumt sie, hoffnungslos umhergetrieben,
Beständig todt, beständig auferstehend,
Der reinsten Jungfrau mütterliches Lieben
Zum eh'rnen Himmel um Erlösung flehend.

Sie träumt die Mutter, deren Liebesschimmer
Uns nicht verläßt, wie dunkel sonst es nachte,
Indeß Natur, die falsche Mutter, immer
Mit ihrem Glanz zu unf'rer Trauer lachte.

Doch scheint's, als ob beim Bild der Waldkapelle,
Der Gnadenmutter Bild, Natur bereute,
Nur weinend durch das Dickicht dräng' die Quelle
Und hell zu jubeln sich die Lerche scheute.

Wie rauscht der Wald mit Seufzern wilden Dranges!
Wehklagend wirft der Herbst sich auf die Fluren!
Natur empfindet tief im Kern ein banges
Erlösungssehnen ihrer Creaturen.

Hieronymus Lorm.

„Hamlet“ in Paris.

Von Ed. Ferdinand Frey.

Jüngst las ich im „Temps“ eine Besprechung von Francisque Sarcey über die erste Aufführung des „Hamlet“, welche im October d. J. in der Comédie-Française in Paris stattgefunden. Der blonde, melancholische Hamlet auf der französischen Bühne? Ich erstaunte über dieses seltsame Experiment — denn als etwas mehr konnte die Aufführung doch wohl nicht angesehen werden — und war gespannt auf den Eindruck, welchen der Dänenprinz bei den leichtlebigen Parisern gemacht habe. Unser Gewährsmann, der darüber berichtet und gleichzeitig sein eigenes als frei und unbestechlich anerkanntes Urtheil ausspricht, Francisque Sarcey, ist als ein geistreicher Kritiker, der das Theater gründlich studirt hat, als eine Autorität auf diesem Gebiete seit 20 – 30 Jahren geachtet. Es gewährt nicht nur ein hohes Vergnügen seine Chroniques théatrales zu lesen, sondern man lernt auch stets dabei, denn man wird zum Nachdenken angeregt und sagt sich: der Mann ist vollkommen vertraut mit allen Erfordernissen der Bühne; er versteht mit ebensoviel Geschmack und Sachkenntniß über den Bau und den Inhalt eines Stückes zu reden, wie über die dazu gehörigen Arrangements und die Kunst der Darstellung. Freilich ist und bleibt er trotz aller Objectivität seines Urtheils, durchaus Franzose, und als *solcher* spricht er über die Eindrücke, welche „Hamlet“ von der Bühne der Comédie-Française herab gemacht hat und *weil* sich in diesen Eindrücken der Unterschied zwischen französischer und deutscher Geschmacksrichtung und gleichzeitig eine gewisse Uebereinstimmung in die Bühne betreffende Aeußerlichkeiten auf's Neue scharf manifestirt, deshalb erscheint mir diese Hamlet-Besprechung von erhöhtem Interesse und besonderer Beachtung werth.

Shakespeare gilt bei uns mit Recht als einer der größten Dramatiker aller Zeiten; seine Werke verehren wir als zu dem Bedeutendsten gehörig, was wir in unserer dramatischen Literatur besitzen; sie bilden einen festen Bestandtheil unseres Repertoires, werden von den Schauspielern mit Vorliebe dargestellt und vom Publikum mit Beifall aufgenommen. Bei den Franzosen ist das anders! Die erleuchtetsten Köpfe unter ihnen werden Shakespeare als ein Genie anerkennen, aber er ist ihnen im Allgemeinen nicht sympathisch, und alle Versuche, ihn in Frankreich auf der Bühne einzubürgern, mißglückten bisher. Im Odéon hat man den „Othello“ gegeben, aber man hat sich weder mit dem schwarzen Feldherrn befreunden, noch seine leidende Desdemona begreifen können, und das Stück hat geradezu mißfallen. Der reizende „Sommernachtstraum“, mit exquisiter Ausstattung und der lieblichen Mendelssohn'schen Musik — „a fait un fiasco lamentable!“ Nur *ein* Stück Shakespeare's wird in Paris wiederholt mit Erfolg aufgeführt: „Macbeth“, weil es — und darauf legt der Franzose das Hauptgewicht — das bestcomponirteste Shakespeare'sche Trauerspiel ist. Aber Hamlet! Mit seinem lockeren Bau und seinen gedankentiefen Reflexionen? Aufrichtig gestanden, das Pariser Publikum hat sich bei diesem Drama — gelangweilt. — „Ce qui est beau l'est partout également; mais il est différemment goûté selon les tempéraments et les esprits“, sagt Sarcey, und man muß ihm beipflichten.

Shakespeare ist nicht nur seiner Abstammung und seinem Charakter nach Germane, seine unsterblichen Werke — das dürfen wir ja mit Stolz sagen — sind im deutschen Geiste geschaffen und deutsche Männer waren es, welche auf dem Continent auf die hohe Bedeutung des großen Briten zuerst hinwiesen. Das, was wir im Shakespeare als uns verwandt und sympathisch begrüßen; die großartige, jede Künstelei verschmähende Natur; die gewaltigen, wild dahinstürmenden Leidenschaften; die geniale Vermischung des Tragischen mit dem Komischen, alles dieses was uns zur Begeisterung hinreißt, erregte — und erregt noch heute — bei den Franzosen zum Theil nur staunende Bewunderung, ohne ihr Innerstes zu

Digitized by Google

erwärmen, zum Theil ist es ihnen aber geradezu antipathisch. Voltaire, der in England Shakespeare'sche Stücke darstellen sah, berichtete bekanntlich seinen Landsleuten von den Wundern des „betrunkenen Genies". Shakespeare war den Franzosen nicht akademisch genug, um die von ihren Klassikern pedantisch beobachteten und falsch verstandenen „Dreieinheiten" kümmerte er sich nicht, gegen die ängstlich bewahrten Schulregeln verstieß er in oft grausamer Weise und man nannte seine Stücke roh und formlos. Hört man diese harten Urtheile in Frankreich nun gegenwärtig auch seltener, ja vernimmt man ab und zu dortselbst sogar Stimmen, die dem großen Briten volles uneingeschränktes Lob zollen und seine universelle Bedeutung anerkennen: ein Liebling des großen Publikums kann dieser Heros der dramatischen Literatur in Paris nicht werden, und von einer Shakespeare-Schwärmerei, von einem Shakespeare-Cultus, wie bei uns in Deutschland, wird in Frankreich wohl nie die Rede sein.

Sarcey sagt u. A.: „Ich verstehe den Hamlet auf der Bühne nicht, ich weiß nicht wer er ist, noch was er will." Und dann erörtert er die auch bei uns schon oft aufgeworfene Frage: Ist Hamlet wirklich ein Narr oder spielt er den Narren? Oder wenn er ihn spielt, fängt er sich nicht in seiner eigenen Schlinge, da er bald den Narren simulirt, bald ein wirklicher Narr ist, ohne daß man genau weiß, wo der simulirte Narr aufhört und der wirkliche Narr anfängt? „Man hat Bände geschrieben um den Hamlet zu erklären, und je mehr man ihn erklärt, je unverständlicher wird er," fährt Sarcey fort. „Die vielen Auslegungen machen mich über den Charakter nur verwirrt. Wenn man ihn auf so viele, und sich widersprechende Art und Weise zu erklären versuchen kann, so liegt darin schon der Beweis, daß der Charakter nicht klar ist. Auch habe ich im Theater weder Muße noch Neigung, alle diese Reflexionen zu machen." — Mit voller Anerkennung spricht er dann über die große Schönheit einer Scene, welche nicht allein die Bewunderung des Philosophen errege, welche auch dramatisch sei und das große Publikum hinreiße; das ist der Auftritt zwischen Hamlet und seiner Mutter. Die weitere Besprechung dieser Scene hat mich nicht nur hoch erfreut, sie hat mich auch mit großem Respect erfüllt vor dem scharfen gesunden Blick Sarcey's und hat mich seine Bedeutung als Theaterkritiker recht erkennen lassen. Sarcey fragt: „Wer sind in diesem Auftritte die Hauptpersonen? Doch wohl ohne Zweifel Hamlet und seine Mutter. In der Comédie-Française macht aber eine geistreiche Direction das in der besagten Scene erscheinende Gespenst zur Hauptsache und die beiden Personen, auf die sich eigentlich das ganze Interesse der gebildeten Zuhörer concentriren soll, Hamlet und seine Mutter, werden durch die vollständige Finsterniß, die während ihres Gesprächs auf der Bühne herrscht, in den Hintergrund gedrängt." Tout comme chez nous! dachte ich mir, als ich dies las. Ich weiß, wie ich als Kind auf den Augenblick mich freute, in welchem das Gespenst wieder auf der Bühne erscheinen werde; später habe ich im Theater das gleiche wonnig-gruselige Gefühl — welches mir abhanden gekommen war — bei so und so viel kindlich denkenden erwachsenen Menschen beobachtet. Diesen Menschen, allerdings dem gros des Publikums, zu Liebe wird auch heute noch bei uns in Deutschland das Gespenst im Hamlet mit einer übertrieben bewunderungswürdigen Hochachtung behandelt, und Maschinist und Beleuchtungsinspector — vom Director, resp. Regisseur pflichtschuldigst unterstützt — warten mit Eifer auf die Momente, in denen sie den nachtwandelnden grauen Schatten von Hamlet's Vater vor die neugierigen Blicke der gaffenden Menge in's gehörige, möglichst grelle, elektrische Licht (ein Gespenst und — elektrisches Licht!) hinaufschieben, -winden oder stellen können. Während man diesen Theatercoup ausführt und das volle Licht — wie ein Heiligenschein — sich auf das Gespenst ergießt, wird es plötzlich um Mutter und Sohn (die sich im ernstesten, hochwichtigen Gespräche befinden), tiefe Nacht, — das Gespenst verschwindet — und die dringend nothwendige Beleuchtung für Mutter und Sohn ist wieder da, jedoch ohne daß die Mutter mit einem Wort ihr Befremden über diese eigenthümlichen Beleuchtungsvorgänge ausspricht. Ich habe selbst dieses unwahre Experiment auf einer bedeutenden Bühne Deutschlands — wo man jetzt so sehr die sogenannte Naturwahrheit anstrebt — ausführen und die Hauptpersonen eines der großartigsten Meisterwerke zur Staffage des Maschinisten und Beleuchtungsinspectors herabsinken gesehen. Wo bleibt denn da die „Naturwahrheit"? Wo bleibt der Respect vor dem Dichter?

Die Ausstattungskosten des Hamlet haben große Summen verschlungen, die allerdings eine würdige Darstellung des Dramas nicht erforderten, jedoch M. Perrin, der Vorgänger von Jules Claretie, dem gegenwärtigen Director der Comédie-Française, hat sich Jahre lang mit der „Idee", den Hamlet glanzvoll auszustatten, herumgetragen; sie war, bevor er starb, sein letzter Gedanke und das Théâtre-Français ist ja reich genug um sich derartigen Luxus gestatten zu können. M. Perrin war früher Directeur de l'Opera und hat von jeher eine Leidenschaft für schöne Costüme, Decorationen und Requisiten gehabt und Hamlet bot ihm, nach seiner Meinung, eine treffliche Gelegenheit jener Leidenschaft zu fröhnen. Besonders schwärmte er dafür, dem König Claudius einen kostbaren, innen wie außen goldgestickten Mantel umzuhängen, der die Kleinigkeit von 5000 Francs kostete, auf daß dieser mit dem berühmten Mantel Sarah Bernhardts in der Théodora rivalisiren könne. M. Silvain, der Schauspieler welcher den König darstellte, besitzt, wie Sarcey versichert, glücklicherweise starke Schultern genug, um diesen mit Geräusch lang dahinwallenden Mantel zu tragen, unter dessem Gewicht minder robuste Gliedmaßen wären erdrückt worden. O, wie traurig ist es, daß die Augen Perrins den Effect dieses Mantels auf der Bühne nicht mehr bewundern konnten! — Doch zum Glück besitzt Claretie den gleich hohen Sinn für alles Aeußerliche und verwaltet die Erbschaft seines Vorgängers nach dieser Richtung hin mit rührender Gewissenhaftigkeit. So hat er, die Intentionen des M. Perrin zu erfüllen, einen Zeichner nach Nürnberg geschickt, um — man staune! — dort (wahrscheinlich im Germanischen Museum), genau die Schaufeln copiren zu lassen, deren sich die Todtengräber für ihre Arbeit bei der Gruft in der Kirchhofsscene bedienen! Erinnert diese puérilité nicht an diesen oder jenen fürstlichen Vorgang in unserem Vaterlande?

Doch von diesen Niedlichkeiten auf etwas Ernsteres und Erfreulicheres zu kommen. Sarcey rühmt bei Beurtheilung der Darstellung außerordentlich Mounet-Sully als Hamlet. Aber einen Tadel spricht Sarcey dem Künstler, wie fast ohne Ausnahme den übrigen Pariser Schauspielern aus, denn dieser Tadel berührt einen nicht nur in Frankreich, sondern auch bei uns allgemein verbreiteten Fehler, den man fast als eine Krankheit, als eine Modekrankheit bezeichnen darf. Es ist die Sucht: so einfach und natürlich auf der Bühne zu sprechen, wie man im gewöhnlichen Leben spricht und diese führt sehr oft zur Unverständlichkeit und — Unnatur. Und nun schildert er, wie er diesen Fehler jetzt in allen Theatern gefunden habe und in denselben auf allen Plätzen darunter leiden müsse, und wie die besten und berühmtesten Schauspieler sich desselben schuldig machen: Mounet-Sully, selbst Coquelin: nur einige Künstler des Théâtre-Français treten dieser Mode entgegen, an ihrer Spitze der ausgezeichnete Künstler Got, und halten noch fest an den alten vortrefflichen Ueberlieferungen des Hauses Molière: gut zu sprechen. Im „Hamlet" hat man in den Zwischenacten vom Publicum nur die eine Klage vernommen: „On n'entend pas, on n'entend pas!" Ganz gewiß, es ist nichts abscheulicher auf der Bühne als der gespreizte Comödiantenton, der jedes Wort, jede Silbe langsam und bedächtig uns zuzählt, den man früher hier und da besonders auf kleinen Bühnen in der Tragödie zu hören bekam und als krasseste Unnatur verurtheilt. Aber zwischen jener Unnatur und der heute allgemein Mode gewordenen Natur des Sprechens, die Sarcey so entschieden rügt und die auch bei uns in Deutschland jetzt überall verbreitet ist, gibt es doch wohl noch einen goldenen Mittelweg.

Der Schauspieler soll auf der Bühne einfach und natürlich auch die poetisch bilder- und blumenreichsten Verse sprechen

Digitized by Google

er soll in den leidenschaftlichsten und erhabensten Empfindungen wahr sein, darin bestehen seine Verdienste, die wir dankbar anerkennen, darin besteht seine Kunst, die wir bewundern. Wenn ich aber in den jetzigen großen Theaterräumen anstatt des Auges stets mein Ohr nach der Bühne richten und spitzen muß, um die von den Darstellern mir im Fluge hingeworfenen Worte mit Seiltänzergeschicklichkeit aufzufangen, da hört meine Bewunderung auf und mein Vergnügen wird mir zur Anstrengung, für welche man doch unmöglich obendrein von mir verlangen kann, daß ich den Parquetsitz mit 3—4 Mark bezahle. Die alten feststehenden Kunstregeln, die doch nicht Laune und Willkür in's Leben gerufen haben, die aus der Natur der Sache entsprungen sind, berücksichtigt man jetzt fast gar nicht mehr: daß z. B. die Exposition eines Stückes stets etwas langsamer gesprochen werden muß als das folgende, daß die Tempi je nach dem Inhalte des Gesprächs und nach den Charakteren wechseln sollen, daß Pausen, Steigerung, Höhepunkt nöthig sind, kurz und gut: ein Aufbau der Dialoge, der einzelnen Scenen und Akte beobachtet werden muß. Jetzt ist es Sitte — und ich nehme nur sehr wenige Bühnen davon aus, und an diesen Bühnen nur einzelne Künstler, die noch an den alten Traditionen festhalten, — daß man die Stücke, besonders Schau- und Lustspiele vom Anfange bis zum Schluß im raschesten Tempo, ohne Pausen, ohne Uebergänge, ohne Wechsel der Tonfarben herunterjagt, als ob der Stallmeister mit der Hetzpeitsche daneben stehe; und diesen Wirbelwind des Redeflusses, der dem Hörer jeden Genuß raubt und der — in unserer naturalistischen Zeit, — gegen alle Natur- und Kunstwahrheit verstößt, nennt man stolz: Temperament, künstlerisches Ensemble!

Es ist seltsam, daß wir Menschen viel leichter die Unarten und Untugenden unserer Mitmenschen annehmen, als ihren Tugenden und Vorzügen nacheifern. Franzosen und Deutsche könnten in Beziehung auf ihre dramatische Kunst manches von einander lernen, aber ich fürchte, sie folgten bis jetzt nur darin unserem Beispiele, daß sie wegen der historischen Treue der Todtengräber-Schaufeln mit großen Kosten einen Gesandten in weit entlegene Städte schicken. Wir hingegen glauben das gerühmte französische Ensemble gewonnen zu haben, wenn wir im Stande sind mit Pariser Zungen-Volubilität, bas et vite, ein modernes Lustspiel sowohl wie eine „Braut von Messina" oder einen „Torquato Tasso" in möglichst kürzester Zeit herunterzuspielen und einen „Hamlet" wie die Comédie-Française mit 150 000 Francs auszustatten.

Die Vorzüge der französischen Bühnenschriftsteller bestehen besonders darin, daß sie mit großem Respect vor ihrer Sprache die Feder führen und aus einem mitunter ganz geringfügigen Stoffe mit bedeutendem Geschick ein amüsantes Stück zu schaffen verstehen, an dem, wenn sonst nichts an ihm zu bewundern wäre, wir immerhin noch den kunstvollen Aufbau rühmen müßten. Als Vorzüge der französischen Bühnendarsteller müßten wir anerkennen, daß die in ihrer leichterregbaren, lebhaften Nation häufiger als bei vielen andern Völkern erscheinenden „geborenen Schauspielertalente" einer strengen Schulung sich unterziehen bevor sie die Bühne betreten dürfen und auf dieser durch eine sehr große Anzahl von Proben für ein und dasselbe Stück zu einer so feinen Ausarbeitung ihrer Rollen und zugleich der Gesammtdarstellung gelangen, wie man sie außerhalb Frankreichs kaum wiederfindet und die — abgesehen von der in diesen Zeilen gerügten Modekrankheit, „Sprachfieber" könnte man sie nennen, — als das mit Recht berühmte französische Ensemble bekannt ist. Vermöchten unsere Bühnen-Schriftsteller und Schauspieler die eben genannten Vorzüge sich zu erwerben — sollte ihnen ihr individuell-nationales Gepräge dabei nicht hinderlich sein, — so könnte man die gegenwärtig wieder sehr verbreitete Neigung für französisches Theater, als einen Gewinn für uns, erklärlich finden. Nur wünschen wir von ganzem Herzen, daß dabei die guten deutschen Charaktereigenschaften auf unserer Bühne nicht ganz verschwinden möchten: deutscher Gemüthsreichthum; Vertiefung in das Wesen der Kunst und Hochhaltung unserer dem Idealen zugewandten Meisterwerke deutscher Poesie!

Gottfried Keller's „Martin Salander".

Besprochen von Theophil Zolling.

Seit einiger Zeit ist unsere Keller-Gemeinde in nicht geringer Aufregung. Ein neuer Roman ihres Meisters ist erschienen, erst zögernd, oft unterbrochen und in homöopathischen Dosen in Rodenberg's Deutscher Rundschau und nunmehr in schöner Buchausgabe bei W. Hertz in Berlin. Man hat sich mit leicht begreiflicher Spannung dieser neuesten Emanation des Züricher Dichters zugewandt, aber die freudige Erregung ist bereits einer gelinden Enttäuschung gewichen: das Buch wird meist unbefriedigt bei Seite gelegt, man spricht nicht darüber, man kauft es nicht und, in den Leihbibliotheken, diesen bureaux d'esprit unserer lieben Deutschen, ist nur geringe Nachfrage. Auch was man bisher in der Presse darüber gelesen, zeugt davon, daß sogar die Kritik, der sonst Alles furchtbar klar ist, sich keinen Vers daraus machen kann, und unsere jungen Aristarche, die sich gerne die Miene geben, als hätten erst sie Gottfried Keller entdeckt, beweisen mit ihren Auslassungen nur, daß sie mit dem neuen Buch nichts anzufangen wissen. Sie loben das, was alle Welt loben muß, die Charaktere, die reizenden humoristischen Episoden, die edle Tendenz, den klassisch-einfachen Stil, aber ... Aber allgemein hatte man doch etwas ganz Anderes erwartet. Mit Unrecht. Denn wer Gottfried Keller's literarische Physiognomie kennt, die schon vor einem Jahrzehnt Friedrich Vischer wie in Erz gegraben hat, der muß nicht erstaunt sein, wenn er hier einen Roman vor sich hat, der keiner ist, schlecht componirt, ohne Spannung, von fast ausschließlich localem Interesse, denn Keller ist vor Allem ein schweizer Nationaldichter und nur in der Novelle groß. Und doch ist „Martin Salander" ein Meisterwerk.

Seldwyla, wo Keller's erste Novellen spielen, wird man vergeblich auf der Schweizerkarte suchen. Es ist eben das typische Züricher Landstädtchen. Münsterburg aber, wo Martin Salander und seine Familie lebt, ist unabweisbar die Stadt des ehrwürdigen Großmünsters, Herz und Kopf der Schweiz: Zürich. Wer dort Bescheid weiß, wird die Localitäten dieser Geschichte ohne Mühe erkennen. Die „reichgegliederte, kaum zu übersehende Steinmasse" des monumentalen Bahnhofs mit den umliegenden neuen Quartieren, das alte vornehme Rathhaus, die grünen Halden ringsum mit dem Ausblick auf Limmathal, See- und Hochalpenkranz; das Wirthshäuschen der Frau Salander muß am Abhang des Zürichberges in Unterstraß liegen, wo Arnold Böcklin sein Atelier aufschlug und wo sie Kinkel und unlängst Johannes Scherr hinweggetragen haben. Hierher kehrt auch nach siebenjähriger Landesabwesenheit der einstige Volksschullehrer und nachmalige Kaufmann Martin Salander aus Amerika zu Weib und Kindern zurück, wunderlicherweise erst nach einer Station im Wirthshaus und anderen wohl aufschiebbaren Gängen. Er liebt eben in der unempfindsamen Schweizerart die Seinen, die mittlerweile, freilich ohne daß er es ahnt, Hunger leiden. Wie Frau Salander die Rückkehr ihres Mannes mit ruhiger Gewißheit erwartet, wie sie die letzten Batzen zur Bewirthung einer gefräßigen und überdies augenblicklich zahlungsunfähigen Professorenfamilie verausgabt und wie sie ihre hungernden Kinder mit der Erzählung eines lieblichen Märchens von ihren Kümmernissen abzulenken sucht, und dann endlich die phrasenlose Begrüßung des Vaters, das Freudenmahl, der Heimweg, die schalkhafte Auffindung des Stiefelknechts beim Schlafengehen, — das sind Alles farbenfrische Bilder, die kein Leser wieder vergißt. Aber die Freude der guten Familie Salander wird vergällt. Mit unglaubwürdiger Naivetät hat der Vater sein in der Fremde mühselig erworbenes Vermögen auf einen einzigen Wechsel gesetzt, welchen eine Münsterburger Firma einlösen soll, deren Inhaber sich als derselbe Wohlwend entpuppt, der ihn schon einmal zum armen Manne machte und zum Auswandern zwang. Mit schwerem Herzen eröffnet Salander der eben noch so glücklichen Frau seine Lage und reist bald dar-

Digitized by Google

auf wieder nach Amerika zurück, um noch einmal sein Glück zu versuchen. Das ist der Inhalt der ersten fünf Kapitel, einer künstlerisch abgerundeten Novelle von unvergänglichem Reiz.

Drei Jahre vergehen bis zum nächsten Kapitel. Mit märchenhafter Geschwindigkeit ist Salander wieder ein wohlhabender Mann geworden und kehrt zu seinen Penaten zurück. Das freundliche Bild einer behäbigen schweizer Bürgerfamilie rollt sich auf. Die „einfachen Leute vom Land" ziehen in ein Patricierhaus, der Sohn studirt und geht in's Ausland, die Töchter gedeihen zu „stattlichen Hochjungfrauen". Salander entdeckt der Letzteren Liebe zu einem jüngeren Zwillingspaar und stört ihr nächtliches Stelldichein. Ganz ohne Wunderlichkeiten geht es auch hier nicht ab: die Brüder Weidelich sehen sich zum Verwechseln ähnlich, so daß die Bräute, um in der Dunkelheit nicht den Unrechten zu erwischen, erst deren verschiedenartig geformte Ohrläppchen befühlen müssen. Die Trefflichkeit dieser Familiengeschichte leuchtet jedem fühlenden Leser ein. Sie bedarf keines Commentars. Welches lieblich erzählte Idyll, welche humorverklärte Weltanschauung, welch reiche Charakteristik! Kein Wort zu viel, jeder Strich unentbehrlich und auch über dem Kleinsten der schöpferische Hauch der Liebe. Da ist vor Allem der doctrinäre Optimist Martin Salander selbst, trotz echt schweizerischer Nüchternheit ein Phantasiemensch, so daß er noch in seinen alten Tagen ein „unruhiges Herz" hat und sich zu seiner „Verjüngung" in ein „schönes Stück Weiberfleisch" vergafft, in die blitzdumme Ungarin oder Griechin, welche Wurstdüfte haucht (ein häßliches Motiv!). Dann die gediegene Marienfrau, der herrlichen Regula Amrain von Seldwyla verwandt, die ihres Mannes politische Grillen so sarkastisch kritisirt und in deren Gesicht „jeder Zug in seiner Ruhe und Zufriedenheit der Herold einer wohl geborgenen Seele ist." Und neben dem deutschen Kernweib ihr Abbild, der treffliche Sohn Arnold, die treue Seele von Magd, die zwei im Unglück gestählten Töchter. Dann der ehrliche alte Weidelich und seine obenhinaus wollende Frau, deren Mutterliebe uns mit ihren Schwächen versöhnt und deren Tod uns erschüttert. Und die drei humoristischen Schufte: das Zwillingsstreberpaar und vor Allem Louis Wohlwend. Welcher prächtige Kauz ist doch dieser Bankerottier aus Beruf, der immer eine Specialität als Tarnkappe und Kurzweil haben muß: Heraldik, Krebsfang oder Gottesstaatsidee. Und endlich Moni Wighart, der joviale „Schoppenstecher", der mehr als einmal des Dichters eigenste Meinung aussprechen darf. Alles unvergeßliche Menschen!

Doch der Rahmen erweitert sich. Ein schweizer Lebensbild ohne etwas Politik wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Jeder biderbe Eidgenosse hat ja das Recht und die Pflicht thätigen Antheil an der Regierung und Verwaltung seines Landes zu nehmen. Kauft sich doch selbst der oft allzu grüne Heinrich Lee in Basel eine Flinte, um ein wehrhafter Bürger zu werden. Was aber in Keller's fragmentarisch abbrechendem Jugendroman — wenigstens in dessen erster Fassung — nur angedeutet bleibt, die politische Erziehung des Helden zum schweizer Staatsbürger und seine Entwickelung zum Manne des öffentlichen Wirkens, das ist hier der eigentliche Zweck und Inhalt des Buches. Ja, man könnte „Martin Salander" in diesem Sinne eine Fortsetzung des „Grünen Heinrich" nennen, wenn der grillenhafte Künstler und der kernhafte Secundarlehrer nicht so grundverschiedene Naturen wären. Leider ist der politische Theil die Achillesferse des Werkes — wenigstens für den deutschen Leser, der da einer fremden Welt gegenübersteht und diesen nicht einmal eidenössischen, sondern nur Züricherischen Haupt- und Staatsactionen bloß ein bescheidenes Interesse entgegenbringt. Kommt dazu noch die feine weltüberlegene Ironie, die der Humorist Keller wie einen rosafarbigen Schleier über Personen und Zustände breitet, so hat der Deutsche die Empfindung, als schilderte der Dichter ein komisches Mikrokosmus, märchenhafte Curiosa, „was sich nie und nirgends hat begeben". Und doch ist es ein lebenswahres Abbild und Vorbild kommender allgemeiner Ereignisse, die schon jetzt auch anderwärts ihre Schatten oder Lichtstrahlen vorauswerfen, ein bedeutsam und lehrreich Stück politischer Zukunftsmusik: die Demokratisirung des öffentlichen Lebens. Die Zeit dürfte nicht ausbleiben, da man mit erhöhtem Interesse zu Keller's „Salander" greifen wird, um ihn ganz zu verstehen, sich der uns jetzt fremdartigen Bilder und der staatsmännischen Weisheit des Erzählers zu erfreuen und daß wieder einmal ein Dichter ein Prophet war.

Ueberall steht Keller auf dem actuellen, festen Boden seiner Heimat, so daß es dem Kenner schweizerischer Verhältnisse ein Leichtes ist, die Ereignisse des Romans chronologisch zu fixiren. Während Salander's zweitmaligem Aufenthalt in Amerika geschehen die Züricher Verfassungskämpfe von 1867 bis 1869. Der Rechtsanwalt Dr. Friedrich Locher brachte nämlich damals durch seine Pamphlete, welche mit beißendem Witz das herrschende „liberale" System der öffentlichen Verachtung preisgaben, die Züricher Regierung zu Fall. Die demokratische Partei, die namentlich auf dem Lande die breiten Schichten des Volkes für sich gewann, setzte eine Verfassungsrevision durch. Es wurde eine constitutionirende Körperschaft gewählt, der u. A. auch der Literarhistoriker J. J. Honegger angehörte. Am 18. April 1869 wurde die neue Verfassung vom Züricher Volk angenommen. Alle Gesetze und die Beschlüsse der Legislative werden seither dem Volksentscheid (Referendum) unterstellt. Einer Zahl von 5000 Votanten und jedem Einzelnen, der von einem Drittel der Mitglieder der Legislative unterstützt wird, ist das Recht der gesetzgeberischen Initiative eingeräumt, kurz, eine Verfassung auf breitester demokratischer Grundlage, wie sie nur in der Schweiz möglich ist. Da Salander als unabhängiger Mann zurückkehrt, ist das Volk im Besitz und Genuß der sauer erkämpften Rechte. In diesen „glorreichen Anfängen" will nun auch der unverbesserliche Idealist Salander helfen und nützen. „Ringsum", äußerte er einmal, „ringsum hat sich in den großen geeinten Nationen die Welt wie mit vier eisernen Wänden geschlossen; zugleich aber hat sich mit dem moralischen Schritt, den wir gethan, eine tiefste Quelle neuen Freiheitsmuthes und Lebensernstes geöffnet, welche das Aeußerste ertragen und das Härteste überdauern läßt und am Ende die Welt überwindet, wäre es auch im Untergang. Ein solches Gefühl der Selbstbestimmung, der Furchtlosigkeit und der Pflichtliebe schützt stärker, als Repetirgewehre und Felswände." Hier haben wir zugleich die Grundidee des Werkes.

Salander studirt förmlich cantonale Politik und blickt mit scharfem Auge um sich. Das souveräne Volk gefällt ihm in der Ausübung seiner Regentenpflicht nicht ganz, denn er erwartete, daß schon die Thatsache eines solchen Ereignisses Land und Himmel eine andere Physiognomie geben würde. Noch tröstet er sich damit, daß alle großen Veränderungen einen Uebergang haben, „und am Ende werde es wohl die angeborene Bescheidenheit des Volkes, seine schlichte Gewöhnung sein, welche es nicht leicht die anspruchsvollere Toga umwerfen läßt." Dann kommen herbe Enttäuschungen. Schon die Arbeiterfrage wirft einen flüchtigen Schatten in das erst mit sonnigem Optimismus entworfene Bild und durfte auch in einem Gemälde von Zürich nicht fehlen, wo das vaterlandslose Socialistengesindel sein „Organ" erscheinen läßt und im Schützenhaus gegen die bestehende Ordnung zu declamiren und conspiriren pflegt. Auch das Treiben der Parteien und ihrer Stimmführer behagt Salander nicht. „In diesen ersten Jahren summte es wie ein Bienenkorb von Gesetzesvorschlägen und Abstimmungen, und er sah mit Verwunderung, wie im Halbdunkel eines Bierstübchens zwei Projectenmacher den Entwurf eines kleinen, Millionen kostenden Gesetzes oder Volksbeschlusses fix und fertig formuliren konnten, ohne daß die vom Volke gewählte Regierung ein Wort dazu zu sagen bekam. Dazu erhielten die massenhaften Wahlen aller kleinen und großen Beamten in Verwaltung, Gericht, Schule und Gemeinde, sich in kurzen Zwischenräumen drängend, die stimmberechtigte Bevölkerung unaufhörlich auf den Beinen." Diese Figuren und Genrebilder aus der Münsterburger Republik sind zum Theil nach dem Leben gezeichnet, wie jener „große Diätenfresser", der mit seinem Nachthemd in der Actenmappe im Land herumreist oder der betrügerische Financier, der sein Portefeuille dem Verwaltungsrath auf den Tisch legt; falls

Digitized by Google

dieser so frei wäre, es zu öffnen, könnte er nur constatiren, daß es leer ist — in Locher's „Freiherrn von Regensburg" findet man das Original porträtirt. Und wie treffend schildert Keller das Leben und Treiben einer Rathssitzung, wo man die Säumigen aus den umliegenden Wirthshäusern zur Abstimmung herbeiholt, oder die Allotria der beiden würdigen Großräthe Weidelich! Wie der Eine das schöne saubere Papier kunstvoll zerreißt und der Andere seine großartige Unterschrift leistet — das hat der Herr Alt-Staatsschreiber gewiß aus seiner langen Beamtenerfahrung geschöpft. Aber schon mehren sich die Anzeichen, daß auch die demokratischen Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Chancen der Altliberalen steigen, und es ist daher sehr schlau von den Zwillingen Weidelich, daß sie ihren Parteistandpunkt verschieden wählen. Folgt ein Genrebild von Shakespeare'schem Humor, wie die beiden edlen Jünglinge ihre Gesinnung „ausknobeln"; Julian wirft 18 Augen und wird Demokrat, Isidor deren 13 und wird „Altliberaler vulgo Zopfius". Und Salander? Er folgt offenbar dem Beispiele seines Dichters, des von den Altliberalen gewählten Staatsschreibers, der in den Revisionswirren sich ebenfalls ganz still und neutral verhielt. So ist auch Salander mit dem Herzen Demokrat, doch hält er es für ebenso klug als billig, den Altliberalen wieder mehr Raum zu gönnen, denn er ist ein Freund von Minoritätenvertretung. Er verbietet seiner Frau das Verschließen der Hausthüre als aristokratischen und volksfeindlichen Brauch, selbst auf die Gefahr hin, den Münsterburger „Hausschleichern" das Handwerk zu erleichtern. Als seine Töchter heirathen, arrangirt er eine echt demokratische Doppelhochzeit. Und wenn er auch nicht gerade zur Volksleitung oder dem „Personal der Ober-, Mittel- und Unterstreber gehört, so wird er doch ein Theil der „unterschlächtigen" Regierung, die in Gestalt von Wanderlehrern dem Volke die schwierigen Punkte seiner Selbstbestimmung zu erklären haben, „obgleich er kein Vagant war". Es hängt das wohl mit dem stark lehrhaften Zug des ehemaligen Schulmeisters zusammen. Am Ende entgeht er auch dem officiellen Amt nicht. Nachdem er früher schon den Rathssessel abgelehnt, weil er ihn nicht der hinterlistigen Gunst seiner zukünftigen Schwiegersöhne verdanken will, überlegt er doch die Sache reiflich mit seiner klugen Frau, wird Großrath und arbeitet gewissenhaft am Volkswohle mit. Allein die schweren Enttäuschungen folgen erst jetzt. Der hoffnungsreiche „Erzdüftler" erkennt überall Lug und Trug und sinnt der Möglichkeit der traurigen Thatsache nach, daß die Uebel der Zeit nicht an den Grenzen der Republik stehen bleiben. Soll er die großartigen Unterschleife höchster Beamten, die dunklen Zustände im Leben öffentlicher Vertrauenspersonen als Symptome auffassen? Schon sucht die schier allgemeine Schlechtigkeit seine eigene Familie heim. Neuerliche Unterschlagungen, die sich Züricher Landschreiber und Notare zu Schulden kommen ließen, haben dem Dichter das Motiv nahegelegt. Auch seine Schwiegersöhne, die beiden Herren Landschreiber Weidelich, vergreifen sich an den ihnen anvertrauten Geldern, werden festgenommen und in's Zuchthaus gesperrt. Jetzt freilich bricht Salander in die Klage aus: „Es kommt mir vor, wie wenn wir auf einer hohlen Stelle der Erdrinde säßen," allein seine Frau richtet ihn auf mit den schönen Worten: „Nur nicht gleich so verzweifelt! wenn die Köpfe hohl sind, so kann die Erde doch noch ein Weilchen vorhalten." Er faßt also die beiden Schufte von der humoristischen Seite auf, läßt die Ehe trennen und nimmt seine Töchter wieder zu sich. Den besten Trost findet er in seinem aus der Fremde heimkehrenden kreuzbraven Sohne, einem verwünschten Doctrinär, „der eingeschlagene Eier den Thermometer in der Hand backen will". Dieser ist nicht nur ein tüchtiger Jurist und besonnener Weltmann geworden, sondern findet in Münsterburg auch ebensolche Freunde voll wahren Bürgersinnes, so daß der alte Salander im Hinblick auf den „unverlierbaren guten Ackergrund des Volkes, der stets wieder geradegewachsene hohe Halme hervorbringe", hoffnungsfroh in die Zukunft blickt.

„Martin Salander" ist ein schweizer Volksbuch, ein Buch für das Schweizervolk. Nicht ohne Absicht wird einmal Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud" genannt. Keller's Roman ist ebenso wahrhaftig, echt volksthümlich, voll goldener Lehren und obendrein ein Kunstwerk. Allerdings wird nur der Schweizer es ganz verstehen, denn es ist das localste Werk des Dichters. Auch die Sprache in ihrer schlichten Klarheit und Schönheit schmiegt sich enger an den heimathlichen Volksmund, als es in Keller's bisherigen Schriften der Fall ist. Wenn der Verfasser einen gewissen Wein „Purligeiger" nennt oder von einem spricht, der nicht den „Rank" finden kann, so versteht der deutsche Leser den Witz nicht mehr. Gut allemannische Idiotismen sind hier mit Absicht stehen geblieben. Da wird „gekündet" für gekündigt, „ersorgt" statt eine Sorge empfunden, anvertraute Gelder „veraberwandelt", ein willkommener Anhalt ist „kommlich"; da finden wir „allfällig", „gewunken", „minder" (untergeordnet), „es thut's (es reicht hin) und die trefflichen Provinzialismen: „Umgelände" für Umgegend, „Anschicksmann" (auch ein Lieblingswort Scherr's). Echt altdeutsche Ausdrücke und derbe Formen, an denen Fischart seine Freude hätte, haben sich im schweizer Volksmund erhalten, und eine Dame wird noch in allen Ehren ein „Frauenzimmer" genannt. Der Dialog im „Martin Salander" gemahnt überall in Syntax, Tonfall und Ausdruck wie aus der „heimeligen" Sprache Usteri's übersetzt. In der umständlichen Art, wie z. B. das Ehepaar Salander von dem Statthalter Kleinpeter Abschied nimmt, klingen beinah die drollig altfränkischen Wendungen der Frau Basamtmann und ihrer Freundinnen im „Herr Heiri" nach. Damit contrastiren lustig ein paar niederdeutsche Wörter, die dem Dichter aus seinen Wanderjahren im Gedächtniß geblieben sein mögen: „Häppchen", „knuffen" und der von Gutzkow in Acht und Bann gethane Berolinismus: „drängeln". Wenn hinwieder Keller von einer „Localität" spricht, wo wir von „Ort" oder „Stätte" reden würden, oder sogar einen Gallicismus braucht wie „es handelt sich für ihn", so werden wir daran erinnert, daß das Grenzvolk am Alpenrand seine Sprache gegen welsche Einflüsse vertheidigen muß und leicht einmal wie Hamlet mit fremder Waffe ficht. Ist nicht „Fazenetli" — „Augentröckner" bei Keller! — das italienische Fazzoletto und „Puntenöri" das französische point d'honneur? Das hindert keineswegs, daß diese im festen Grund eines unschönen aber reichen und urwüchsigen Dialektes ruhende Sprache ein kerndeutsches Bollwerk ist, welches das anstürmende Welsch nimmermehr erobern wird. Besonders dann nicht, wenn Dichter vom ersten Range wie Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer die feste und treue Wacht an der Limmat halten.

Radirung und Kupferstich.

Von Wilhelm Lübke.

Seit meinem letzten Bericht ist das große Prachtwerk über die Belvedere-Galerie in Wien in Radirungen von William Unger mit Text von Carl von Lützow mit seiner 25. Lieferung zum Abschluß gekommen und damit ein Werk vollendet worden, wie es in so großartiger Anlage und so glänzender Durchführung in unsrer Zeit einzig dasteht. Die herrliche kaiserliche Sammlung, eine der reichsten an Meisterwerken der verschiedenen Schulen und Epochen vom 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, ist mit ihren erlesensten Schöpfungen auf 100 Tafeln und fast eben so vielen kleineren dem Text eingedruckten Bildern in kaum zu übertreffender Weise geschildert. Ungers Radirnadel hat in glänzender Weise dabei die Feuerprobe bestanden, denn was dazu gehört, alle diese verschiedenen Meister in der Besonderheit ihrer Auffassung, ihres technischen Verfahrens und ihrer geistigen Bedeutung treu und wirkungsvoll wieder zu geben, das braucht kaum auseinander gesetzt zu werden. Der Künstler aber hat sich in diese großartige und schwierige Aufgabe mit so bewundernswürdiger Geschmeidigkeit und so geistreicher Beweg-

Digitized by Google

lichkeit hinein gearbeitet, daß selbst dem verwöhntesten Auge kaum etwas zu wünschen bleibt. Von der strengen, fast herben Kunst eines Dürer und der alten Flandrer bis zu der kecken Bravour eines Tiepolo, von der Hoheit Rafaels bis zur lebenstrotzenden Kraft eines Rubens ist kein Akkord in dem vielstimmigen Concert der christlichen Kunstgeschichte, der hier nicht anzuschlagen gewesen wäre, Keiner der großen Meister des 16. und 17. Jahrhunderts, der nicht in dieser herrlichen Galerie auf würdige Weise vertreten wäre und in diesem Prachtwerk eine meisterliche Wiedergabe gefunden hätte. Eine schwierigere Aufgabe hat sich wohl niemals ein Radirer gestellt; ihre glänzende Bewältigung aber beweist, daß dem Künstler nicht zu viel zugemuthet worden ist. Denn in der That zeigt er sich der Zartheit einer mehr zeichnenden Darstellungsweise ebenso gewachsen, wie der mächtig dahin brausenden Tonfülle, in welcher die kühne Malweise der Meister des 17. Jahrhunderts ausklingt. Den höchsten Glanz freilich, die gewaltigste Kraft und malerische Freiheit entfaltet seine Nadel, wo es gilt, die Schöpfungen eines Rubens, Rembrandt, van Dyck und der übrigen großen Niederländer, eines Ribera, Velasquez, Murillo wiederzugeben.

Dem Text von Carl von Lützow muß man nachrühmen, daß er wissenschaftliche Zuverlässigkeit mit anziehender Lebendigkeit verbindet. Es ist alles Material herbeigezogen worden, um über die aufgenommenen Werke jeden wünschenswerthen und erreichbaren Aufschluß zu geben. In einem Nachwort kommt der Verfasser noch einmal auf den berühmten Ildefonso-Altar von Rubens zurück, und betont mit Recht, daß nach den neueren Untersuchungen von Castan die bisher angenommene Frühdatirung des Bildes wohl kaum noch aufrecht zu halten ist. Gleichwohl läßt sich nicht verkennen, daß auch die durch Castan behauptete späte Entstehung (nach 1630) schwerlich Billigung finden kann. Das ganze großartige Werk, sowohl die Haupttafel wie die Flügelbilder mit den knieenden Gestalten der Stifter, ist mit einer Sorgfalt und Feinheit ausgeführt, die eher auf eine frühere Zeit des Meisters deutet. Vollends aber die Gestalt des Erzherzogs Albert verräth solche Unmittelbarkeit und Lebenswahrheit, daß der Gedanke, sie sei erst nach dem Tode des Fürsten (1621) entstanden, auf schwere Bedenken stoßen muß. Da nun aber der hinter dem Stifter stehende Schutzheilige der h. Albert von Lüttich ist, welchen dieser erst Ende 1613 zu seinem Patron erwählt hat, so dürfte die Ausführung des Werkes zwischen die Jahre 1614 und 1621 zu setzen sein.

Beim Abschluß dieses unvergleichlichen Prachtwerkes, das an Vornehmheit der Ausstattung in der heutigen Kunstliteratur schwerlich seines Gleichen findet, ziemt es sich vor Allem, dem muthigen und hochsinnigen Verleger (H. O. Miethke in Wien) die vollste Anerkennung für diese großartige Schöpfung auszusprechen. Daß ein Privatmann ein Unternehmen von so großem Stile wagt, wie es sonst nur gestützt auf den Beistand von Regierungen unternommen wird, erinnert an die glänzendsten Beispiele edlen Unternehmungsgeistes, von denen die Geschichte des Buchhandels zu berichten weiß. Und gegenüber den Wundern der heutigen Photographie, deren große Leistungen in der Wiedergabe alter Meisterwerke wir dankbar zu würdigen wissen und für das Studium nicht entbehren möchten, muß doch auch wieder betont werden, welch hohen Genuß Nachbildungen jener Meisterwerke darbieten, die selbst wiederum Kunstwerke sind, und als solche unvergänglichen Werth behaupten.

Wie solch schöner Vorgang geeignet ist, in rühmlichem Wetteifer zur Nachfolge anzufeuern, beweist das von P. Kaeser in München herausgegebene Werk über die Pinakothek in München in Radirungen von J. L. Raab, mit Text von F. v. Reber. In demselben großen Folioformat angelegt, ist es bis zur neunten Lieferung fortgeschritten, und bietet in den 36 großen Blättern drei Viertheile des auf 48 Tafeln geplanten Werkes. Von dem imposanten Wiener Unternehmen unterscheidet es sich also durch seinen mäßigeren, aber doch auch schon sehr stattlichen Umfang, sowie dadurch, daß der Text in demselben Format, deutsch und französisch, beigegeben ist und der besonderen Illustrationen entbehrt. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß aus den reichen Schätzen der Pinakothek nur Vorzüglichstes auserlesen ist, und so finden wir in den letzten drei Lieferungen die durch feinste Luftstimmung ausgezeichnete „Pferdetränke" von Wouwerman, die köstliche heilige Familie von Andrea del Sarto, das großartige Portrait Karls V. von Tizian, das gemüthliche „Tischgebet" von Gerhard Dow, das ernste fein durchgeführte Portrait Sir Bryan Tuke von Holbein, das feine Genrebild „der Arzt" von Jan Steen, die sonnig heitere Landschaft von Jan Wynants, das mächtige und effectvolle Martyrium des h. Andreas von Ribera, das coloristische Meisterstück des Bauerntanzes von A. van Ostade, die ergreifende Pietà von Botticelli mit dem wunderbaren Schmerzensantlitz der Madonna, das köstlich gemalte todte Wild von Weniz, und die edle Madonna van Dyck's, in welcher man noch die Inspiration Tizians erkennt.

Raab ist diesen unendlich mannigfaltigen Aufgaben in bewundernswürdiger Weise gerecht geworden, und zeigt in dem liebevollen Eingehen auf die Eigenart jedes Meisters, in der unübertrefflichen Sorgfalt und Feinheit der Ausführung sich als der vorzügliche Meister, den die Kunstwelt schon lange hoch verehrt. Besonders aber erkennt man sofort, daß man es nicht mit einem Künstler zu thun hat, der ausschließlich in der Radirung zu Hause ist, sondern der auch in der strengen Grabstichelarbeit als einer der vorzüglichsten Meister unserer Zeit dasteht. Man empfindet dies bei seinen Radirungen an der großen Sorgfalt der Behandlung, bei welcher im Sinne des Kupferstichs Gediegenheit der Zeichnung und Schärfe der plastischen Formgebung die Grundlage bildet, die sich jedoch mit der vollsten malerischen Wirkung verbindet. Ob er nun die subtilen Feinheiten eines Holbeinschen Portraits in ihrer unübertrefflichen Gediegenheit, oder ob er die breiten Lichteffecte eines Ribera wiedergibt, überall zeigt er die volle Beherrschung und die glänzende Lösung seiner Aufgaben. In Rebers Text erhalten wir von competentester Seite Alles, was zur Erklärung der Bilder und zur Charakteristik der Meister wünschenswerth ist, in einfach klarer sachlicher Weise, und so dürfen wir uns glücklich schätzen, auch über diese herrliche Sammlung durch den muthigen Unternehmungsgeist eines tüchtigen Verlegers ein Werk von vornehmer Pracht und künstlerischer Schönheit zu erhalten.

Ein drittes Galeriewerk, „Kupferstiche nach Werken neuerer Meister in der königlichen Galerie zu Dresden", herausgegeben auf Veranlassung des königlich sächsischen Ministeriums des Innern und der Generaldirection der königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, verfolgt, wie schon der Titel zeigt, bei ähnlicher Anlage doch eine andere Tendenz. Die Absicht ist, die modernen Gemälde der Galerie in Stichen zu publiziren und dadurch den Kupferstich sowie überhaupt die heutige Kunst zu fördern und zu pflegen. Dies ist nun gewiß ein würdiges Ziel und man erkennt daraus wieder mit Freuden die Sorgfalt, welche gerade die sächsische Regierung seit längerer Zeit dem künstlerischen Leben zu Theil werden läßt. Dennoch habe ich schon früher die Frage aufgeworfen, ob nicht bei einem solchen Werke der Kupferstich an die höchsten Aufgaben zu verweisen sei, zumal da unter den alten Meisterwerken der Dresdner Galerie aus den großen Epochen des 16. und 17. Jahrhunderts gar manche sind, denen eine würdige Wiedergabe durch den Grabstichel noch nicht zu Theil geworden ist. Ich meinte, die Wiedergabe moderner Bilder könne man füglich den Kunstvereinen und der Privatspeculation überlassen, und die Mittel des Staates lieber auf die höchsten Aufgaben concentriren. Diese Frage wurde allerdings hauptsächlich durch den Inhalt der ersten Lieferungen veranlaßt, wo sowohl die Wahl der zu reproducirenden Kunstwerke, wie der Stecher nicht immer eine glückliche war.

Dem gegenüber ist mit Anerkennung zu betonen, daß der Inhalt der neuesten vierten Lieferung ein durchaus erfreulicher und wohlthuender ist. Zunächst begrüßen wir in einem großen Stich von Eduard Büchel eine treffliche Wiedergabe der Madonna von Anselm Feuerbach, die in der fast schwermuthvollen Tiefe des Ausdrucks und der rührenden Naivetät des sich halb

Digitized by Google

ängstlich an den Busen der Mutter drückenden Kindes, so wie der musicirenden Engelknaben liebenswürdig zur Erscheinung kommt. Das Poetische in allen Schöpfungen dieses eigenartigen, selbständig seine Wege gehenden Künstlers ist in dieser edlen Schöpfung ergreifend zum Ausdruck gekommen, und von dem Stecher mit feiner Nachempfindung namentlich auch in der Wiedergabe des tiefen coloristischen Reizes unübertrefflich zur Darstellung gebracht.

Das zweite Blatt bringt einen Stich von E. Mohn nach dem Gemälde von H. Hofmann, die Ehebrecherin vor Christo. Hofmann gehört zu den wenigen modernen Künstlern, die in solchen Aufgaben die großen Traditionen der klassischen Epochen nicht verschmähen, und dieselben zugleich durch manche Züge scharf individueller Charakteristik zu beleben wissen. Sein Christus fällt nicht in die Kategorie der schwindsüchtigen Hungerleider, in welche die modernste Kunst die erhabene Gestalt gern travestirt; es ist eine vornehme bedeutungsvolle Gestalt, deren edle Gesichtszüge von dem Ausdruck erhabenen Unwillens leicht umflort werden, die Köpfe der umgebenden Schriftgelehrten und Pharisäer variiren ohne Uebertreibung den Ausdruck von Hochmuth und Hohn, und nur die Hände dürften hie und da charaktervoller gezeichnet sein. Die schöne Sünderin endlich, die sich reuevoll ergriffen zeigt, bildet mit ihrer blühenden lichtumflossenen Gestalt einen prächtigen malerischen Gegensatz zum Uebrigen. Der Stecher hat die reiche, wohl durchdachte und wirksam aufgebaute Composition nicht in strenger Linienmanier, sondern mit geschickter Anwendung aller Hülfsmittel einer mehr malerischen Behandlung wiedergegeben, und ist in diesem schönen trefflich durchgeführten Blatt auch den coloristischen Vorzügen des Originals vollauf gerecht geworden.

Einen humoristischen Gegensatz bildet das dritte Blatt, von R. Petzsch nach dem Thierstück von O. Gebler „Zwei Wilderer" mit großer Feinheit zur Anschauung gebracht. Wem die beiden ersten Blätter zu ernst sein sollten, der findet hier in einem heiteren Satyrspiel aus der Thierwelt volles Genügen.

Der Text, für das letztere Bild von C. A. Regnet, im übrigen aber von dem Nachfolger Roßmann's, Woldemar von Seidlitz bearbeitet, bringt eine ziemlich eingehende biographische Skizze über Anselm Feuerbach, sowie Nachrichten über H. Hofmann und Mohn, Mittheilungen, welche werthvolle Beiträge zur modernen Künstlergeschichte enthalten. Die gesammte Ausstattung des prächtigen Werkes ist in künstlerischer wie typographischer Hinsicht auf der Höhe der besten heutigen Leistungen.

Mit dem Galeriewerk der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, welches als besondere Publikation neben den übrigen Veröffentlichungen dieses ungemein rührigen Vereins hervorgeht, stehen wir wieder auf dem Boden der alten Kunst. Die X. Lieferung bringt zwei treffliche Grabstichelblätter, und zwar zunächst den Stich von J. Lindner, nach der Judith von Paolo Veronese in der Belvedere-Galerie. Es ist eine jener Halbfiguren, in welchen die großen Venezianer eine üppige sinnliche Schönheit mit großer Auffassung und vornehmer Formgebung zu freier malerischer Wirkung zu verbinden wußten. Der in strenger Linienmanier mit großer Sorgfalt durchgeführte Stich bringt die malerische Wirkung des schönen Bildes glänzend zur Geltung, zugleich durch die Feinheit der Töne, die Kraft des Helldunkels und die Zartheit der Lichter erfreuend. Das zweite Blatt ist ein Stich in welchem F. Schirnboeck ein jugendlich männliches Bildniß des älteren Cranach vorführt. Die Unterschrift, welche den jüngeren Cranach nennt, ist ein Schreibfehler, denn dieser war 1524, aus welchem Jahre das Bild datirt, eben neun Jahre alt. Die schlichte, anspruchslose Art der Darstellung, das Ruhige, Stille im Ausdruck dieses Kopfes ist durch den Grabstichel mit großer Feinheit wiedergegeben. Es handelte sich hier nicht um Herausarbeiten coloristischer Effecte, sondern um bescheidene plastische Modulation der Gesichtsform, und dieser Aufgabe hat der Stecher vortrefflich genügt.

Werfen wir noch einen Blick auf die weiteren Publikationen der Gesellschaft, so tritt uns wieder der außerordentliche Reichthum, die Gediegenheit und Schönheit aller uns von dort her kommenden Erscheinungen in wahrhaft erstaunlicher Weise vor Augen. Von der Zeitschrift „die Graphischen Künste" liegen uns das vierte Heft des VIII. und das fünfte des IX. Bandes seit Kurzem vor, beide in vortrefflicher Ausstattung und auf's Reichste mit prächtigen Illustrationen versehen. Aus dem IV. Heft heben wir einen Aufsatz des Herausgebers Oskar Berggrün über Rudolf Weyr und seine Bildhauerwerke hervor. Keine Frage, daß dieser höchst begabte Künstler ein eminentes Talent besonders für die decorative Plastik hat, allein seine mehrfach gerühmte starke Vorliebe für den Stil des Barocco gibt doch zu ernsten Bedenken Anlaß. Gleichwohl ist eine Composition wie der große Fries „der Triumphzug des Bacchus und der Ariadne" für das neue Hofburgtheater von einer sprühenden Macht des Lebens, und von einer hinreißenden Gluth orgiastischer Bewegung. Man wird diese glänzende Schöpfung bewundern dürfen, und gern zugeben, daß darin die stark sinnliche Anmuth des Wiener Localgeistes einen ihrer höchsten Triumphe feiert. Sollte aber diese bacchantisch überschäumende Composition für den Geist, der künftig im Burgtheater herrschen wird, als Symbol gelten, dann dürfte es um die Zukunft dieser berühmten Bühne nicht zum besten bestellt sein.

In wildeste Stillosigkeit verirren sich die Reliefs zu dem Grillparzer-Denkmal, welche Scenen aus den Werken des Dichters in einem so übertrieben malerischen Stil enthalten, daß man Gemälde, nicht aber Reliefs vor sich zu haben glaubt. Wohl habe ich vor Zeiten unserer Plastik zugerufen, sie müsse „einen Schritt in's Malerische thun", aber damals galt es, sie aus der leer gewordenen Nachahmung einer akademischen Formenwelt zu befreien. Wenn dagegen die Plastik, so wie es hier geschehen, mit beiden Füßen, Hals über Kopf, in die stillose realistische Malerei hinein stolpert, dann ist es bald um ihre eigentliche Mission geschehen. Wohl sind die großen Meister der Renaissance in ihren plastischen Schöpfungen durchaus malerisch gewesen, aber ihre Gestalten waren, so malerisch auch die Gesammtcomposition ist, vom feinsten plastischen Leben erfüllt. Man vergleiche doch Ghiberti's berühmte Thür mit dem was diese modernste Plastik anstrebt!

Aus dem ersten Heft des neunten Jahrganges sei der Aufsatz von Dr. A. Klemt über Gabriel Max und seine Werke hervorgehoben. Der eigenartige poetische, nicht selten auch phantastische Künstler ist hier eingehend gewürdigt und sein Entwickelungsgang durch eine Anzahl trefflicher Illustrationen, worunter sich auch mehrere interessante Jugendarbeiten befinden, veranschaulicht. Doris Raab gibt einen fein empfundenen Stich nach dem „Geistesgruß", jener jungen Wittwe, die, vor dem Klavier sitzend, von einer Geisterhand berührt wird und mit bangem, ahnungsvollem Blick hinauf schaut, während die feinen Hände wie in schmerzlichem Ringen sich falten. Noch ergreifender ist die „Kindsmörderin", von L. Kühn gestochen, während „Gretchen im Kerker" zu ihren Füßen der von Reue durchschütterte Faust, sodann das unheimliche Bild des Judas Ischarioth in markigen Holzschnitten von W. Hecht vorliegen. Reich illustrirt ist auch der Aufsatz über die Goethebildnisse von Dr. H. Rollett, der namentlich durch das von Unger radirte Bildniß Goethe's nach Stieler besonderen künstlerischen Werth erhält.

Digitized by Google

Feuilleton.

Die Christnacht des Archäologen.

Skizze von Wilhelm Bergsöe.

Autorisirte Uebersetzung.

Ja, es war Weihnachtsabend! Aber nicht wie bei uns in der Heimath, neblich, naßkalt oder mit Eis und Schnee. Nein, es war ein echt römischer Weihnachtsabend mit goldenem Sonnenschein, milder Wärme und sommerlich gekleideten Fremden auf dem Monte Pincio.

Es war den ganzen Vormittag sehr schwül gewesen, dann war ein erfrischender Gewitterregen gekommen, und der Archäologe hatte den Nachmittag zu einer Wanderung zwischen den Ruinen des Forums, im Colosseum und zwischen den Trümmern der alten Kaiserburg benutzt, dort hatte er Veilchen, Rosen und Schneeballen gepflückt, so üppig und frisch, als seien sie im Treibhaus gezogen. Noch ganz erfüllt von den großartigen Eindrücken, war er heimgekehrt, hatte sich umgekleidet und saß nun als Ehrengast — denn er war ein sehr angesehener Archäologe — zur Rechten des Consuls und bereitete sich in Gedanken auf ein Wohl vor, welches er auf Rom auszubringen gedachte, auf das mächtige, alte Rom, das er besser kannte, als jeder Andere. Das ganze Fest kam ihm vor wie ein antikes Symposion. Es war ihm, als müsse sowohl Bacchus, als auch Horatius Flaccus im Saale anwesend sein, — er konnte sie nur nicht sehen — und er machte den Vorschlag, die Fässer auf den Tisch zu stellen, sie mit Weinlaub zu bekränzen, und eine Dithyrambe zu Ehren des Gottes zu singen. Voller Jubel ging man auf diesen Vorschlag ein. Da erhob er sich und brachte das Wohl der ewigen Roma aus, der Stadt der Erinnerungen, der Weltbeherrscherin, die noch einmal aus ihrem Schlafe erwachen, das Joch der Kirche von sich abschütteln und ganz Italien zu Sieg und Glück führen würde. Er wußte selber nicht, was mit ihm vorgegangen. Es war ihm, als sei ein mächtiger, fremder Geist über ihn gekommen, der durch ihn rede, bald schneidend, sarkastisch, bald in klingenden Rhythmen, die sich zu den herrlichsten Versen reihten, so daß er selber darüber staunen mußte.

Die Rede war beendet, Händeklatschen und lautes Bravorufen erschallte, man löste einen Lorbeerzweig vom Baume und wand ihm den um's Haupt. Im selben Augenblick, als der Kranz seine Stirne berührte, erblickte er in der Nähe des Fensters eine togaumhüllte Gestalt, deren wohlgeordnete Locken ebenfalls ein Lorbeerkranz zierte, freilich ein goldener.

Er erhob sich und näherte sich dem Fremden. Aber im selben Augenblick verschwand dieser hinter den lang herabhängenden Gardinen, welche die Fenster verdeckten.

Starr über dies unerklärliche Verschwinden, machte er einen Schritt vorwärts und schlug die Gardinen zurück, — aber Niemand war zu erblicken, nur die milde, laue Abendluft drang blumenduftgeschwängert durch das geöffnete Fenster.

Grübelnd starrte er in die Nacht hinaus. Da, — was war das? Warum wollte er seinen eigenen Augen trauen: dort draußen auf der anderen Seite der Straße stand abermals die Gestalt und sah ihn schweigend, ernst und fragend an. Aber es war nicht die Via de' Pontefici, die er vor sich sah — die Straße war breiter und stieg terassenförmig auf, gerade vor ihm lag ein Marmortempel, und in der Vorhalle desselben, an eine der blankpolirten Säulen gelehnt, stand die Gestalt in weißer, purpurverbrämter Toga. Aus der Höhe fiel ein heller Lichtschimmer auf die Erscheinung herab. Man konnte deutlich sehen, wie die Lichtstrahlen auf den goldenen Blättern des Lorbeerkranzes glitzerten. Ein wunderbares Geräusch durchzitterte die Luft. Es klang wie Seufzer, Wehruf und Klagen, dazwischen tönte Waffengeklirr, schmetterten Kriegstrompeten.

Die Gestalt winkte heftig, fast drohend. Er that einen Schritt vorwärts, stieß an das Fensterbrett, — zu seinem maßlosen Entsetzen gab dies nach, nicht mit Gepolter, — nein, es wich vor der Last seines Körpers zurück, wie ein weicher, elastischer Stoff, der sich leicht wie ein Spinngewebe zerreißen läßt. Wie das Ganze zuging, wußte er nicht. Er fiel nicht, er schwebte, ohne zu fliegen, eine unsichtbare Macht trug ihn durch die Luft, bis er an der Seite der togagekleideten Gestalt stand.

„Folge mir!" sagte diese und ergriff seine Hand. In demselben Augenblick hatte er ein Gefühl, als höre Alles für ihn auf: seine Erinnerung, seine Gedanken, sein Körper, Alles schwand, Alles blieb dort unten zurück in dem nebligen, dämmerigen Halbdunkel, — er aber schwebte verklärt an der Seite der leichten Gestalt mit den ernsten Blicken dahin.

„Wer bist Du?" flüsterte er.

„Fühltest Du nicht, daß ich vorhin durch Deinen Mund redete, hörtest Du nicht meine Verse auf Deinen Lippen? Erkanntest Du nicht den Sänger Deiner Jugend, der Dich so oft begeistert hat?"

Beschämt senkte er den Blick, und sie schwebten langsam weiter, bis sie Halt machten, um sich auf den silberklaren, mattbeleuchteten Wolken zu ruhen. Tief unter ihnen, im hellen Mondlicht lag das ewige Rom.

„Blick hinab!" sagte die Gestalt. „Bald ist es vorbei!"

Er gehorchte und schaute niederwärts. Welch' seltsame Veränderung! Rom war nicht mehr die heilige Stadt mit Kreuzen, Kirchen und Kuppeln: Alles war wie verzaubert, er kannte es, und doch kannte er es nicht. Die Häuser waren klein, bedeckte Säulenhallen bildeten den Eingang, hier und da erhoben sich größere Tempel, deren vergoldete Statuen im Mondlicht schimmerten. Am Ende eines weiten Platzes, den er als den Campus Martius erkannte, ragte ein gewaltiges, marmorbekleidetes Gebäude empor, das alle die anderen durch seine Größe und Pracht überstrahlte. Hoch über den Thüren wölbte sich eine glänzende Marmorrotunde, aus deren zahllosen Nischen griechische Statuen im Mondlicht gleichsam hervorzutreten schienen, die hellen Strahlen ließen jeden Zug, jeden Faltenwurf, jede Bewegung deutlich erkennen. Und wiederum über dieser Rotunde lag ein großer Grabhügel, reich bepflanzt mit Cedern und Cypressen, die ihre dunklen Schlagschatten über das sammetweiche Gras und die im Zickzack zum Gipfel führenden, kiesbestreuten Wege warfen. Hier oben, hoch über dem ewigen Rom schwebend, auf Tempel, Paläste und Häuser hinabschauend, stand eine goldene Statue, den Imperatorstab in der Hand.

Auf diesem breiten Wege zog ein wunderbarer Zug daher. Herolde, die mit lauter Stimme den Namen „Augustus" verkündeten, eröffneten denselben, dann folgten Flöten- und Trompetenbläser, die die Luft mit dumpfen Trauertönen erfüllten, dann Klageweiber mit aufgelöstem Haar und endlich die Ahnen des julischen Geschlechtes, Masken, die von Roms ersten Schauspielern getragen, so meisterhaft ausgeführt waren, daß man glauben konnte, die Todten seien wirklich aus den Gräbern auferstanden, um ihren großen Sprößling zu seiner letzten Ruhe zu geleiten. Umwirbelt vom Qualm der Fackeln und der Weihrauchbecken, umgeben von Rittern, Senatoren und Allem, was Rom an Würdenträgern besaß, sah er die Leiche des Kaisers langsam vorüberziehen, auf einem purpurnen Thronsessel getragen, geschmückt mit der purpurnen Toga und dem goldenen Siegerkranze, den Abzeichen der Würde, die der mächtige Beherrscher nun zurücklassen mußte. Dem Tragsessel folgten die vornehmsten römischen Geschlechter, sowie die Legionen in ihren schweren, blitzenden Rüstungen mit gesenkten, florumhüllten Adlern. Hinter diesen her wogte das große, unermeßliche Rom, ein unabsehbarer Schwarm, Kopf an Kopf gedrängt; wirr klang es tausendstimmig durcheinander: „Wehe uns, wehe! der Vater des Vaterlandes ist todt! Der große Augustus stieg hinauf zu den ewigen Göttern, — wir werden ihn nie wieder sehen!"

„So enden alle Herrscher!" sagte die Gestalt.

„Laß uns höher steigen! Der Weihrauchqualm und die

Digitized by Google

Lobgesänge haben uns fast schon erreicht. Sie sind es, die Rom vernichten werden!"

Und er fühlte, wie sie stiegen, wie sie aufwärts schwebten in dem lichten unendlichen Raum. Wie hoch oder wie lange, das wußte er nicht. Er empfand eine freudige Sicherheit im Steigen, er fühlte, daß ihm jedes Sinken Schmerzen bereiten würde. Tief unter ihm ballten sich die Wolken dichter und dichter zusammen. Plötzlich brachen Blitz und Flammen hindurch. Jammergeschrei und Hülferufe erfüllten die Luft, und er ahnte, daß eine mächtige Stadt in der äußersten Noth sich zu seinen Füßen befand.

„Was bedeutet dieses Angstgeschrei?" fragte er zitternd.

„Willst Du es sehen?" versetzte die Gestalt in ernstem Ton, und ohne eine Antwort abzuwarten, richtete sie den Flug abwärts: Es war wie ein erschütternder Fall zur Erde. Der Nachtwind umsauste ihn, die Kälte machte seine Glieder erstarren, und von Entsetzen erfüllt, schrie er: „Nicht tiefer, nicht tiefer!"

„Niemand stirbt, ehe seine Zeit um ist, weder ein Mensch, noch ein Reich," erwiderte die Gestalt.

Unter ihm lag Rom, das große, ungeheure Rom der Kaiser, weit größer und prächtiger, als er es vorhin gesehen. Den Palatin krönten Marmorpaläste, Tempel und Triumphbogen reihten sich aneinander vom Capitol hinab über das Forum mit seinem Wald von Säulen, und die Via Appia zog sich im Mondschein gleich einem schimmernden Silberstreifen bis hinaus in's Albinergebirge, dessen weiße Marmorvillen den Jupitertempel auf dem Gipfel des Monte Cavo wie frischgefallenen Schnee umgeben.

Die alten Tempel standen geschlossen. Die vergoldeten Broncedächer der meisten waren geschleift, so daß die Mondstrahlen ungehindert die Altäre umspielten, deren Götterbilder geraubt waren, oder zertrümmert am Boden lagen. Andere Tempel waren in christliche Basiliken verwandelt, dort erschallten Hymnen und Gebete, während bleiche Bischöfe beim Gesang der Mönche die Messe lasen. Ueberall herrschte Unruhe und Verwirrung. In großen Scharen wogte das Volk in den Straßen auf und ab. Viele eilten bewaffnet an die Mauern, die meisten aber verbargen sich in den Häusern, vergruben ihre Schätze oder harrten in dumpfer Verzweiflung der Dinge, die da kommen sollten.

Gerade unter sich gewahrte er noch das mächtige Mausoleum des Augustus. Die Cypressen, Cedern und Pinien waren jetzt uralte Bäume, die dasselbe wie ein Wald umschlossen, gegen dessen dunkelgrüne Blätterwand sich die weißen Marmorstatuen doppelt deutlich abhoben. Von dem Gipfel herab funkelte noch die Kaiserstatue in ihrer glänzenden Rüstung; aber das Mausoleum wollte ihm nicht mehr so mächtig erscheinen, denn jenseits des Tiber erhob sich ein cirkelrunder Berg von Marmor, Porphyr und Bronce, — Hadrian hatte Augustus überstrahlt!

Weit hinaus, an dem äußersten Ende der östlichen Stadt gewahrte er plötzlich einen schimmernden Strom, der sich in unruhigen Wogen, bald steigend, bald fallend auf die verschanzten Thore der Stadt zu bewegte.

Rüstung funkelte neben Rüstung, Schild neben Schild, die Pfeile schwirrten, die Schwerter klirrten, die Sturmböcke sausten gegen die Steinmauern der Stadt. Ein Kampfesruf, ein Schrei des Entsetzens tönte durch ganz Rom.

„Alarich kommt!" hieß es, und in wilder Flucht stürzte Alles, Männer, Weiber und Kinder über das Forum, auf das Capitol, durch den Campus Martius, verfolgt von den siegreichen Scharen der Westgothen. Ha! wie sie vordrangen, wie sie plünderten und mordeten, Jeden niedermetzelnd, der sich zur Wehr setzte. Gleich der Lava, welche die wehrlosen Hütten und Dörfer auf ihrem Wege entzündet, verbreiteten sie Mord und Brand, wohin sie kamen.

Mit Stangen und Stricken holten sie die Statue von dem Gipfel des Mausoleums herab, und als das Kaiserbild mit dumpfem Krachen gegen die beiden Obelisken stürzte, und so noch im Tode den Eingang zu seiner eigenen Grabkammer sperrte, wichen die Barbaren entsetzt zurück. Aber nach Osten zu, wo der Lavastrom durch die klaffende Lücke in der Mauer eingedrungen war, bezeichnete die Lohe ihren Weg. Wilder und wilder schlug die Gluth aus den Fenstern der Paläste, aus den Dächern der Tempel in die Höhe. Vom Esquilin leckten die Flammen bis zum Forum herab, sich dann wieder wie Schlangen durch die engen Gassen zwischen den Tempeln des Capitols windend, aus den Portalen und Frontispicen hervorbrechend, den weißen Marmor mit brandrothem Schimmer färbend, und das Ganze mit schweren, pechschwarzen Rauchwolken krönend, die in dichtem Wirbel von dem Nachtwind dahin getrieben wurden.

„Hilf mir! ich ersticke!" bat er.

Wieder fühlte er, wie die Gestalt mit ihm aufwärts schwebte, wieder umwogte ihn die silberklare Luft, und wieder sah er, wie der Rauch des brennenden Rom's gleich einer schweren, nachtschwarzen Wolke über der Stadt hing und dieselbe seinen Blicken entzog.

Die Gestalt zeigte hinab und sagte: „Das ist kein Weihrauchsqualm mehr, aber es ist die Folge desselben. Jetzt wollen wir ruhen, bis sich die Nebel vertheilt haben."

Und die Gestalt trug ihn aufwärts in ätherklare Lüfte, wo Alles in ewiger Ruhe, in ewigem Frieden dalag.

Die Wolken unter ihm lagen hell beleuchtet da. Sie waren nicht mehr schwer und drohend wie vorhin. Plötzlich aber ertönte ein dumpfes, lärmendes Geräusch, das durch die Wolkenschicht zu ihnen herauf zu dringen schien.

„Laß' mich nicht sinken, ich will nicht mehr sehen", bat er.

Die Gestalt schüttelte ihr Haupt und sagte: „Die Kinder der Erde müssen sehen, um zu lernen, selbst wenn die Erkenntniß ihnen Schmerzen bereitet."

Er fühlte, daß er sank, und indem sie sich der Wolkenschicht näherten, verdünnte sich diese mehr und mehr, bis sie nur noch wie ein leichter Abendnebel, durch den hindurch man Alles deutlich erkennen kann, über der Stadt lag.

Wie sehr aber hatte sich jetzt Rom verändert! Kaum wollte er seinen eigenen Augen trauen. War das dieselbe Stadt, die er vorhin erblickt? Ueberall enge, schmutzige, stinkende Gassen, wie in einem Ghetto; wohin man schaute, Klöster und Kirchen, Kreuze und Glockengetön, Scharen von Priestern und Mönchen! Aller Marmor war verschwunden, die Tempel waren fort, das Forum nur noch eine traurige Wildniß von zertrümmerten Säulen, eingestürzten Giebeln und kleinen grünenden Hainen, in denen Hirten ihre Ziegenheerden weideten oder plaudernd in den Strohhütten saßen, die sie wie Schwalbennester an die Wände der Tempel oder an die Säulen geklebt. Das Colosseum war in eine Festung verwandelt, der Titusbogen bildete das Vorwerk derselben, und durch diese ganze Stadt hindurch, die unter dem Kreuze stöhnte, reihte sich Mauerzinne an Mauerzinne, Ritterburg an Ritterburg, Alles aber übertönte der Glockenklang und der Gesang geistlicher Lieder.

Es herrschte kein Friede in dieser Stadt, in der die Pest die Geißel schwang. Mit wildem Geschrei und in dichten Schaaren strömte das Volk abermals auf den Campus Martius, abermals zu dem Grabmal des gefallenen Kaisers.

Wer konnte das aber in seiner jetzigen Gestalt wieder erkennen? Das Kaiserbild und die griechischen Statuen waren verschwunden, eine drohende Ringmauer mit Schießscharten und Wachtthürmchen hatte ihren Platz eingenommen, und von dem hohen Thurm, auf dem harnischgekleidete Kriegsknechte Wache hielten, wehte das Banner der Colonna schwer herab über die Burg, welche die Stadt Rom und deren Bewohner wie ein Alp bedrückte.

Das von der Pest geplagte Volk konnte es nicht länger ertragen, durch alle Straßen und Gassen strömte es herbei, ein verzweifeltes Volk, das zu jeder Waffe gegriffen hatte, welche es nur finden konnte.

„Nieder mit den Verräthern, nieder mit den Freunden der Tusculaner!" brüllten die empörten Volksmassen, und schwer rasselte die Zugbrücke hinter dem letzten der flüchtenden Ritter in die Höhe.

Aber ein empörtes Volk ist auch ein Lavastrom, der nicht

Digitized by Google

ruht, bis er seine Wuth in den Wogen der Rache gekühlt hat. In Booten und auf Brücken stürzte der Pöbel hinüber in die Burg der Colonna. Die Sturmböcke prallten gegen die Mauern von pariſchem Marmor an. Pechkränze und Pechfackeln wurden hinüber geſchleudert, und bald ſtand die Burg in Flammen, die Mauern ſanken, die Thürme ſtürzten, der Rauch zog ſchwarz und drohend zum Himmel auf.

Und an allen Enden der Stadt flammten andere Feuer auf, ſie waren nicht ſo gewaltig und doch waren ſie weit ſchrecklicher als die, welche die letzten Reſte des Kaiſergrabes verzehrten. Auf dem Platze vor dem alten Minervatempel im Ghetto, und vor St. Peter brannten die Scheiterhaufen der Dominikaner; Juden und Ketzer, Hexen und Abtrünnige wurden dort zu Ehren Gottes, zur Verherrlichung der Religion verbrannt. Der Rauch ſtieg qualmend und übelriechend unter Jammergeheul und dem Geſange geiſtlicher Lieder zum dunklen Nachthimmel auf und vermiſchte ſich mit dem Rauch, der der Burg der Colonna entſtieg. Die Luft war gleichſam geſchwängert mit Räucherwerk, Peſtgeruch und dem Geſtank brennender Leichen.

„Entſetzlich,“ ſtöhnte er! „Erbarme Dich meiner, führe mich fort von dieſem raſenden Volke!“

„Das iſt Weihrauch, der zu Ehren Gottes zum Himmel aufſteigt, Rom iſt eine heilige Stadt geworden,“ antwortete die Geſtalt. „Aber dieſer Weihrauch wird das Verderben der ewigen Stadt ſein!“

Und abermals ſchwebten ſie aufwärts, abermals ward er von den ſchweren, erſtickenden Erddünſten hinweg in das reine Himmelslicht geführt, das den Aether wie einen fließenden Strom erfüllte. Er fühlte, wie eine neue Lebenskraft ſeine Nerven durchſtrömte. Die Luft war kühl und friſch wie Morgenthau, und er flüſterte ſeinem Begleiter zu:

„Trag mich höher, mir ekelt vor dieſer Erde zu meinen Füßen!“

Aber die Geſtalt lächelte ſchwermüthig und zeigte hinab auf den großen dunklen Sündenfleck, der wie eine ſchwimmende Meduſe bald ſeine Wolkenwölbung zuſammenzog, bald dieſelbe erweiterte.

„Verſchone mich,“ rief er wieder. „Laß mich nicht mehr von dieſem Jammer ſehen! Heb' mich hinauf zu den ewigen Wohnungen des Lichts und des Lebens!“

„Dorthin gelangſt Du, ſobald Deine Zeit gekommen iſt,“ antwortete die Geſtalt. „Erſt ſollſt Du aber Deine eigene Zeit kennen lernen: Schau' nieder!“

Und wiederum war Alles verändert. Diesmal aber war ihm der Anblick bekannt.

Er ſah Rom im Abendſonnenglanz daliegen, genau ſo, wie er es vor wenig Tagen aus der Laterne in St. Peter geſehen. Die Nacht breitete ihren Schleier über die heilige Stadt. Auf dem Corſo war ein ſtarkes Gedränge. Reihenweiſe ſtanden die Römer da, um die adligen Schönen aus ihren Wagen ſteigen zu ſehen; aber die Mehrzahl derſelben rollte weiter, bogen links ab und hielten vor einem großen, grauen Gebäude, vor welchem qualmende Talgfackeln brannten, die einen rothen, flackernden Schimmer auf die gegenüber liegenden Häuſer warfen.

Da erkannte er die Stätte wieder. Es war das Kaiſergrab, das ſtolze Mauſoleum des Auguſtus, die Burg der Colonna, — wer aber hatte dies Alles ſo zu ſchänden gewagt?

Neue Häuſer mit flachen Dächern und unregelmäßigen Fenſtern lehnten an den nackten Mauern aus Tuffſtein — das Grabmal glich einem ungeheuren Brunnen, der in eine Arena verwandelt war. Der Boden war mit Sand beſtreut, und hinter den Barrièren, an denen junge Stutzer mit Glasſcheiben im Auge ſtanden, hoben ſich, amphitheatraliſch bis zur Mauer aufſteigend, Bänke, die Kopf an Kopf mit Menſchen beſetzt waren, — es war eine hirnloſe, gelangweilte Menge, die bald gähnte, bald lachte, bald ſchwatzte oder auch aß, — ganz nach dem Belieben eines Jeden.

Nun erſcholl eine Fanfare; eine der Thüren zu dem Grabgewölbe der Cäſaren that ſich auf, und eine als Bachantin gekleidete Kunſtreiterin ſprengte in die Arena auf einem kohlſchwarzen Pferd, das unter Zuruf und Peitſchengeknall den Circus umkreiſte. Bei jedem Sprung, den ſie machte, knallten die Peitſchen, brüllten die Clowns, klatſchte das Publikum raſenden Beifall, als handelte es ſich hier um einen Gladiatorenkampf.

Wie dumpfer Donner rollte der Applaus durch die öden Tiefen der Grabkammer, und die Geſtalt preßte ſeine Hand heftig, zeigte hinab und rief ſpottend: „Sieh dort hin! Das iſt Deine Zeit, dahin gehörſt auch Du!“

Dann ließ ihn die Geſtalt los, — es war, als ſchwände alles unter ihm, als ſtürze er aus einer entſetzlichen, ſchwindelnden Höhe mit krachendem Fall hinab zur Erde.

Er ſtieß einen lauten Schrei aus, faßte nach ſeinem Kopf und — lag in der Fenſternische hinter den herabgelaſſenen Gardinen. Der Saal war leer, — Niemand hatte ihn vermißt.

So kann es Einem gehen, wenn man Weihnachten in Rom feiert, und wenn man den Vorſchlag macht, das Weinfaß auf den Tiſch zu ſtellen!

Aus der Hauptſtadt.

Die Concurrenz um das Leſſingdenkmal.

Für die Concurrenz um das Leſſingdenkmal iſt in weiteren Künſtlerkreiſen nicht viel Stimmung vorhanden geweſen. Gewitzigt durch die Erfahrungen der letzten Bewerbungen, hatte das ausſchreibende Comité nicht mehrere verlockende Preiſe, ſondern nur für den Sieger die beſcheidene Summe von 2000 Mark ausgeſetzt; und um bei zweifelhafter Entſcheidung ſich dennoch freie Hand zu behalten, hatte man ausdrücklich erklärt, ſich für die Ausführung nicht an das Urtheil der Preisrichter binden zu wollen. Das ſind Grundſätze, gegen welche die Künſtler mehrfach zu Felde gezogen ſind; allein der Mißmuth, welchen erſt jüngſt der Ausfall der Lutherconcurrenz bei ſcheinbar günſtigeren Bedingungen vielfach erregt hatte, rechtfertigt den Entſchluß. Man hält die Menge derer ab, welche zwar nicht auf den erſten, aber doch einen zweiten oder dritten Preis Hoffnung machen, und wenn es wahr iſt, daß man ſich vorher der Theilnahme einiger hervorragender Bewerber verſichert hatte, ſo wäre bei einem Privatunternehmen auch dagegen ſchwerlich etwas einzuwenden. Die Künſtler treten mit ihrem vollen Namen ein; macht ſich etwa gegen die bevorzugten älteren Meiſter ein ungeahntes, jüngeres Talent geltend, ſo bleibt den Preisrichtern ein ganzer Monat, um auch mit Rückſicht auf den Spruch der öffentlichen Meinung ſich auf ihr eigenes Verdict nach Recht und Gewiſſen zu beſinnen.

Nur 26 Bewerber treten auf; Berlin wiegt vor. Von den bekannten Namen ſtechen Otto Leſſing, Eberlein, Siemering, Encke hervor, von Auswärtigen etwa Donndorf aus Stuttgart. Daneben aber noch eine Reihe tüchtiger Leiſtungen.

Für das Denkmal iſt ein weihevoller Platz am Rande des Thiergartens vorgeſehen, nicht fern von unſerem Goethe. Ein grüner Hintergrund iſt alſo geſichert; es war verlockend, vor ihm das Denkmal zu einer Art von Gartenarchitektur zu erweitern, die Terraſſe mit einer Sitzbank und Säulenhalle zu umgeben, gleichſam ein beſonderes Heiligthum zu ſchaffen. Das iſt Siemerings Gedanke geweſen. Wer darauf verzichtete, konnte verſuchen, dem Sockel durch allegoriſche Figuren Umriß und Fülle zu geben, wie die meiſten der modernen Denkmäler. Sichtlich haben das Beiſpiel des Schiller von Begas und des Schaper'ſchen Goethe gerade auf ihre Schüler in dieſem Sinne gewirkt; mit freierer Gruppirung haben auch Encke und Eberlein ihre Sockel umgeben. Otto Leſſing dagegen hat ſich ganz auf die Statue concentrirt, und nur den Körper des Poſtaments durch kleine Niſchen mit Portraitbüſten unterbrochen.

Allein es kann kein Zweifel ſein, daß in dieſer Statue der Nachkomme das Weſen ſeines Urgroßonkels glücklicher als alle Mitbewerber getroffen hat. Daß der Leſſing ſtehen, nicht ſitzen ſolle, war im Programm vorgeſchrieben. Die knappe Tracht des Rococo iſt nicht ungünſtig

Digitized by Google

für den Bildhauer; in unserer Mitte war ihr Schaper in seinem Goethe sehr glücklich gerecht geworden. Doch mußte man wünschen, daß die bewegliche, thätige, regsame Gestalt des Kritikers Lessing des prächtigen Mantels werde entbehren können, der dem Dichterkönig so wohl steht. Auch hatte ihn ja Rietschel schon vor dreißig Jahren ganz rein in den knappen Umrissen des Kleiderschnitts geschaffen, der im Ganzen noch heute unser Ideal ist. So greift ihn auch Otto Lessing auf. Ganz frei und sicher und gerade vor sich hin, die rechte Hand keck in die Seite gestemmt, die gesenkte Linke hält mit festem Griffe ein geschlossenes Buch; weder Sockel noch Säule; den nöthigen Halt gibt dem Marmor nur ganz unten ein kaum sichtbarer Gewandzipfel, wie ein in frischer Bewegung abgeworfener Mantel. In Haltung und Stellung, Richtung und Ausdruck liegt die ganze bewußte Männlichkeit, die unerschrockene Wahrhaftigkeit des großen Streiters: man ahnt den Ritter ohne Furcht und Tadel, den Kämpfer und den Sieger auch ohne alle symbolische oder allegorische Zuthaten. Es könnte kein Fremder an dieser Gestalt vorbeigehen, ohne mit Achtung zu fragen, was dieser ganze Mann für uns gethan habe. Das hat kein Anderer unter den Concurrenten erreicht.

Nicht Jedermann wird dem Sockel so bedingungslos beipflichten. An seinen vier Seiten fassen schlichte Eckpilaster die Mittelfelder ein: vorne die Namensinschrift im Lorbeerkranze, an den Seiten in ovalen Nischen die Büsten von Nicolai und E. Chr. von Kleist, hinten ebenso den geistreichen Kopf von Moses Mendelssohn, alle schon in der Skizze ganz meisterhaft modellirt. Allein auch wer auf reichere Zuthaten verzichten wollte, könnte fürchten, daß sich die Büsten, nicht ohne störende Ueberschneidungen aus den Nischen und unter dem im Rococostil profilirten Gebälk herausheben werden, kurz, daß die Fernwirkung des Postaments den großen Linien der Natur nicht ganz gewachsen sein werde. Und so wenig auch die Bewerber diesen Lessing selbst erreichen, so hat doch wenigstens einer einen Aufbau von höchst bestechendem Liniensluß zu Wege gebracht.

Eberlein's Statue steht nicht so schlicht und in sich geschlossen, sondern lehnt mit gehobenem Haupte und pathetisch aufgeworfener Brust; der künstlerische Nachdruck liegt auf den Gestalten, welche nicht regelmäßig vertheilt, sondern in zwangloser Erfindung den runden Sockel umgeben. Vorne auf den Stufen eine Gruppe: ein Weib mit der Fackel mit begeistertem Aufblick zum Himmel; über ihrem Schoße reichen sich knieend ein Mann und ein Knabe mit stürmischem Drängen, wie von langer Knechtschaft erlöst, die glücklichen Hände: auch ohne des Bildhauers Beischrift fühlen wir den Hauch der Freiheit und der Aufklärung, der „Toleranz", wehen. Sehr schön ist es nun, wie über der gefälligen Gruppe, reliefartig an den Sockel geschmiegt, zwei Genien von hinten die schützenden Palmenzweige des Friedens breiten; noch weiter zurück deuten auch hier zwei Portraitmedaillons auf Nicolai und Mendelssohn, die Genossen des Meisters: an der Rückseite hocken auf den Stufen zwei Knaben mit der tragischen Maske und der lyrischen Leier, die Genien des Dichters Lessing. Das Ganze in Dramatik und Charakter, Liniensluß und Massenbau so ungewöhnlich wirksam, so unbefangen von all der lahmen, abgegriffenen deutschen Denkmalstradition, daß wir weder die Preisrichter, noch das Comité um die Verantwortung beneiden, der Berliner Kunst entweder Otto Lessing's Statue oder Eberlein's Gruppen vorenthalten zu müssen. Oder sollte sich eine Einigung erzielen lassen?

Erdmann Encke ist neben diesen Concurrenten weniger glücklich inspirirt gewesen. Auch er hat es gewagt, das Denkmal eines Dichters aus der Zeit des Rococo nach den freieren tektonischen Grundsätzen dieser Zeit zu gestalten: er läßt den runden Sockel ringsum von den drei Grazien mit Blumengehängen umkränzen. Man würde sich des Formenreizes dieser holden Göttinnen freuen und auch die Kühnheit zugeben können, daß die schlankeste von ihnen an der Vorderseite sogar über das obere Gesims des Sockels hinausragt: wenn nur die Grazien allein genügten, uns Lessing's Wesen und Wirken zu verkörpern, und wir nicht den Anspruch machten, viel stärkere Mächte schützend und huldigend an der Seite des Kämpfers und Kritikers zu sehen. Immerhin beobachtet man an diesem und einer ganzen Reihe weiterer Werke der neueren Berliner Schule mit größter Genugthuung, wie frisch und hoffnungsvoll sich der Sinn für bewegte Formenschönheit, für charakteristische Bewegung und Erfindung entwickelt. Wir müssen es leider den Tagesblättern überlassen, auch an den Kräften, welche diesmal im zweiten Treffen geblieben sind, etwa bei Hilgers, Schott, N. Geyger, Hundrieser u. A., die mannigfachen glücklichen Züge aufzuweisen. Woran es zumeist fehlt, ist die scharfe Charakteristik der Hauptfigur.

Außer Gomansky), der sein Denkmal mit einer Säulenhalle im Geschmack der Gontard'schen Colonnaden an der Spittelbrücke und der Königsbrücke umgibt, wird vor Allem Siemering für seine Terrasse Freunde finden. Die Statue steht auf schlichtem Sockel, an welchem die drei Ringe ein schönes Symbol bilden: der rednerische Nachdruck ist in die Reliefs zweier Tabernakel gelegt, welche an den Seiten des Ovals die Säulenreihe und ihren geplanten Blumenbehang unterbrechen. Einerseits der Jüngling, der nach Lessing's Worten den Gott nur um den Trieb nach Wahrheit bittet, da doch die Wahrheit selbst, für den Allwissenden allein bestimmt, in ihrer Felsenkammer schlummert; auf jener Seite ein Ringer, der die Hydra der Heuchelei bezwingt, wie es nach Herder's schönem Zeugniß, dem beweinten Lessing selbst gelungen. Feinsinnig gedacht, bleiben indeß die Erfindungen doch nur Illustrationen zu den langen Inschriften; sie werden schwerlich dort vollen Eindruck machen, wo es Anderen ohne Worte gelungen ist, durch eine Portraitstatue allein oder durch lebhafte Dramatik der Nebenfiguren die Sinne und den Verstand zugleich gefangen zu nehmen.

Man darf gespannt sein, wie am 22. Januar das Urtheil der Preisrichter und später der Entscheid der Auftraggeber fallen wird. J.

Notizen.

Weber-Gedenkbuch. Erinnerungsblätter zum 100jährigen Geburtstage Carl Maria von Weber's am 18. December 1886. Von Adolph Kohut. Mit einem Portrait Weber's. (Leipzig-Reudnitz, Verlag von Oswald Schmidt). — Manche intime, bisher nicht allgemein bekannte Charakterzüge und Beziehungen Weber's weiß der Verfasser dieser kleinen Gedenkschrift mitzutheilen, sei es aus Briefwechseln, die ihm zur Verfügung standen, sei es aus persönlichen Mittheilungen mancher überlebenden Zeitgenossen des Tondichters. Ueber die Gattin Webers verbreitet sich ein Kapitel, während ein anderes von dem Textdichter des Freischütz, Friedrich Kind, und ein drittes, besonders hervorzuhebendes von den Beziehungen Weber's zu Spontini handelt. Auch die anderen Beiträge sind ähnlicher Art. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß diese Nachträge zu einer Biographie den Verehrern des großen, echt deutschen Componisten sehr interessant sein werden.

Sina. Eine Erzählung für junge Mädchen von Johanna Spyri. Mit Illustrationen von R. Pötzelberger. (Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe.) — Wir haben die fruchtbare und überaus segensreiche Wirksamkeit dieser Jugendschriftstellerin, die in weitesten Kreisen bekannt zu werden verdient, schon einmal ausführlich besprochen und benützen das Erscheinen des vorliegenden Buches, um nochmals auf sie hinzuweisen. Niemand, der dasselbe liest, wird sich trotz der Einfachheit und Schlichtheit der Erzählungsweise gegen den Zauber verschließen können, den die Herzlichkeit und Wahrhaftigkeit dieser Schriftstellerin über ihre Werke ausbreitet. Frau Spyri behandelt in diesem Buche ein ernstes Problem der weiblichen Erziehung: die Frage nach der Zukunft eines sich nicht verheirathenden, mittellosen Mädchens. Sie tritt mit Nachdruck in ihrer Darstellung für die echt weiblichen Berufsarten, als da sind: Krankenpflege, Uebernahme häuslicher Verpflichtungen, Kindererziehung u. s. w. ein und weiß die Heldin ihrer Geschichte durch Trübsal und Irrungen zu der rechten Erkenntniß ihrer eigentlichen Lebensaufgabe zu führen. Für heranwachsende Mädchen wird deshalb dieses Buch nicht nur eine treffliche Unterhaltung bieten, sondern auch eine Quelle für ernstes Nachdenken werden, so daß wir es sehr angelegentlich empfehlen können.

Digitized by Google

Schiller's Jungfrau von Orleans neu erklärt von G. F. Eysell. (Hannover, Carl Meyer [Gustav Prior].) — Der bewährte Schulmann und Gymnasialdirector a. D. gibt eine feinsinnige und warmherzige Erklärung des Gedichtes, die manches Neue enthält. Wenn wir auch der stark opernhaften Dichtung nicht dieselbe Begeisterung widmen, so würdigen wir doch den schönen Eifer des Erläuterers, der den geheimsten Schönheiten liebevoll nachspürt. Daß Vieles zu breit, Unwichtiges zu eingehend behandelt ist und ermüdende Wiederholungen nicht überall vermieden sind, läßt uns das Verdienstliche dieser Interpretation, welche weniger doctis als docendis geschrieben ist, nicht vergessen.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal „die Uebervölkerung der Erde".

Sehr geehrter Herr!

Der Schluß des in Nr. 47 und 48 der „Gegenwart" erschienenen, interessanten Artikels über das obige Thema, vollendete in mir den schon während der Lectüre aufgekommenen Entschluß, die Achillesferse jener pessimistischen Prognose klarzulegen und drückte mir die Feder in die Hand. Gestatten Sie mir vor Allem eine ganz, ganz kleine Gegenrechnung. Wenn ich ebenfalls verallgemeinern darf, so ist die jetzt lebende Menschenziffer stets aus der halb so großen des voraufgegangenen Jahrhunderts hervorgegangen. Ich will eben so liberal rechnen wie Herr Alsberg; es soll mir auf ein paar Millionen zu meinen Ungunsten nicht ankommen. Gesetzt, es seien am Schlusse des laufenden Jahrhunderts sogar 1500 Millionen „vermehrungskräftige" Menschen (Herr Alsberg rechnet nur 1000) vorhanden, so gab es:

im	Jahre	1800	nach	Christus	nur	750 Millionen
„	„	1700	„	„	„	375 „
„	„	1600	„	„	„	187 „
„	„	1500	„	„	„	94 „
„	„	1400	„	„	„	47 „
„	„	1300	„	„	„	24 „
„	„	1200	„	„	„	12 „
„	„	1100	„	„	„	6 „
„	„	1000	„	„	„	3 „

Ich glaube, der Leser stutzt schon lange, ehe er bei dieser Schlußziffer angelangt ist. Man denke: die Welt, die ganze bewohnte Erde hätte darnach vor 900 Jahren, als Otto III. schon den Weltuntergang herangenaht glaubte, nur eine solche Handvoll Menschen beherbergt! Und wenn wir uns den Spaß machten, weiter zurückzurechnen, so müßte das ganze Römerreich nur eine kleine Schachtel Spielsoldaten dargestellt und die bereits mehrtausendjährige Cultur der Aegypter sich in einer einzigen Hütte abgespielt haben! Doch das Unstichhaltige dieses Exempels ist zu rasch durchsichtig, als daß man es durch Beispiele, die in seiner Consequenz liegen, carrikiren müßte. Aber ich erlaube mir den Herrn Verfasser darauf aufmerksam zu machen, daß man mit demselben Rechte annehmen könnte, im Jahre 900 nach Christus sei die ganze bewohnbare Erde von $1^1/_2$ Millionen Menschen bewohnt gewesen, — als Herr Alsberg berechnet, daß sie im Jahre 2400 von 32,000 Millionen bewohnt sein wird! Denn von den $1^1/_2$ bis zu den 32,000 führt die jeweilige Verdoppelung während 15 Jahrhunderte. Und Herr Alsberg wird doch, bei der opulenten Art unserer Berechnung, dem „schwarzen Tode", dem männermordenden dreißigjährigen Kriege ꝛc. keine wesentlich aufhaltende Bedeutung zusprechen wollen? Mindestens kämen sie für die Vergleichung nicht in Betracht! Jede einseitige Verallgemeinerung einer sonst richtig erkannten naturwissenschaftlichen Thatsache rächt sich eben und führt zu ungeheuerlichen Irrthümern.

Und wer sagt uns, daß die jetzige, für die letzten Jahrzehnte giltige Vermehrung der Bevölkerung im gleichen Maßstabe in allen Erdenräumen und für alle Zeiten fortbestehen muß? Beweist nicht vielmehr schon die einfache Rechnung nach rückwärts, daß das bestimmt nicht der Fall ist? Muß die Eheschließung, der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle in allen Stadien einer Volksentwickelung stets auf der gleichen Höhe verweilen? Die oberflächlichste Erwägung spricht für das Gegentheil, und wenn wir auch die Factoren, welche bald eine raschere Zunahme, bald einen Stillstand, bald gar einen Rückgang der Bevölkerungsziffer herbeiführen, nicht immer wissenschaftlich genau greifen können, — die Thatsache steht fest, daß es eine Fluth und Ebbe in dieser Bewegung gibt. Ich brauche nur an die Dichtigkeit der Bevölkerung Kleinasiens zur Zeit des classischen Griechenlands — und an die jetzige Verödung derselben Striche zu erinnern, die man nur mangelhaft mit Aussaugung des Bodens, Ausrodung der Wälder zu erklären versucht hat. Und wenn wir zwei Hauptreiche der Gegenwart mit einander vergleichen: — ist der Culturstandpunkt in Frankreich und Deutschland etwa irgend verschieden genug, um die notorischen, sehr beträchtlichen Unterschiede beider Länder hinsichtlich ihres Volkswachsthums zu erklären? Weshalb beträgt der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle in den letzten fünf Jahren in Berlin 1,22 auf 100 Einwohner und in Paris nur 0,19? Sodaß Berlins Einwohnerschaft sich ohne jede Zuwanderung in einem Jahrhundert mehr als verdoppele, die von Paris aber nur unwesentlich vergrößern würde? Will man das mit kurzen Bemerkungen über öffentliche Sitten und die Verschiedenheit des Familienlebens abthun, — Bemerkungen, denen selten ein Versuch inductiver Beweisführung zu Grunde gelegt wird? Nein. Die Schwankungen und das Wachsthum der Erdbevölkerung sind local und zeitlich durchaus verschieden, und man baut deshalb auf Sand, wenn man momentane Ergebnisse in kühnen Rechnungen verallgemeinert. In den Literaturen von China und Indien finden sich Angaben, nach denen die Bevölkerung dort vor Jahrtausenden schon die gleiche Dichtigkeit gehabt haben muß wie jetzt. Und hat etwa Auswanderung irgend für Abfluß gesorgt? Erst in unserer Zeit fangen die Chinesen an zu wandern, und den Hinduh trifft man bis jetzt nirgends anderwärts.

Und noch in einem anderen Punkt stimme ich nicht ganz mit meinem Herrn Collegen überein. Er taxirt die Hülfsmittel der Zukunft ganz nach den gegenwärtigen. Ja, hat denn nicht die zunehmende Cultur, die bessere Kenntniß des Erdballs, die entwickelte Wissenschaft, der gewachsene Verkehr, — meinethalben auch die gesteigerte Noth, welche sicherlich anspornend und erfinderisch wirkt, Hülfsquellen erschlossen, an deren Möglichkeit untergegangene Generationen noch gar nicht haben denken können? Producirt derselbe Hektar Landes, nach modernen Grundsätzen agricultivirt, nicht viel Mal mehr als bei alter Bewirthschaftung? Es ist noch gar nicht lange her, da berechnete man ängstlich, wie lange wohl die Wälder, deren Holz man zur Erheizung der Wohnungen benöthigte, noch ausreichen könnten. Da entdeckte man die Kohlenlager, und — das Holz wird völlig für andere Zwecke reservirt. Aengstliche Ingenieure berechneten nunmehr, wie lange Englands Kraft und Macht, die auf seinen Kohlenbeständen beruhe, wohl noch gesichert seien, und sie fanden eine kurze Frist von drittehalb Jahrhunderten, nach deren Ablauf bei in bisheriger Weise andauerndem Consum die Kohlenbecken Englands erschöpft sein würden. Aber die Regeneratoren, welche die Physiker zu erfinden sich beeilten, lehrten die Kohle besser ausbeuten, und neue Bergwerksschürfungen in fernen Gegenden ließen die einheimische Ausbeutung vermindern. Beim Petroleum, beim Gas, — überall ähnliche Erfahrungen: dem geringeren Ertrag der pennsylvanischen Quellen folgte die Nutzbarmachung der ungeheuren Ströme, welche das Erdreich um Baku in sich enthielt, und welche bei der Anbohrung durch gewaltige Ueberschwemmung mit Milliarden von Litern des nutzbaren Stoffes weithin Zerstörungen anrichteten. Schon heizt man die Dampfer, statt mit Kohlen, mit Petroleum, — und der Reichthum des Materials ist so ungeheuer, daß man nur darauf sinnt, ihm neue Abflußwege zu ermöglichen. Und kaum gelang es den Kohlen, diese gewaltige Veränderung unseres Verkehrs, unserer Maschinenkraft, unserer Cultur herbeizuführen, wie wir es erlebt haben, da erfährt schon, Dank der Dynamoelektricität, eine alte, riesenmächtige, bisher ungenutzte Kraft: die des fallenden Wassers — Nutzen und Verwerthung. Und wer kann sagen, wie bald uns das Wasser durch seinen Hauptbestandtheil, den Wasserstoff, neue unerhörte Heizkraft und damit Kraft überhaupt zur Verfügung stellen wird?

Digitized by Google

Aber die Nahrungsmittel? diejenigen Stoffe, welche einer vergrößerten Menschenzahl am meisten fehlen würden, am wenigsten entbehrlich wären? Herr Alsberg bespricht diesen Punkt in einer Anmerkung, indessen ohne ihn unbefangen zu prüfen. Denn nur so kann ich es begreifen, daß er die Fundgrube an Nahrung, welche das „ewige" Meer in sich birgt, so gering taxirt, als wäre die Erschöpfung der Meere, deren Reichthum an Lebewesen immer mehr erkannt, wenn auch vorläufig noch fast ganz unbenutzt gelassen wird, jemals auszudenken! Daß unsere jetzige Agricultur noch nicht der Weisheit letzten Schluß erreicht hat und sicher noch beträchtlicher in-, wie extensiver Steigerung fähig ist, läßt er ganz unerwähnt! Und nur damit beschäftigt er sich, der Zukunft der Chemie es abzusprechen, daß sie einmal „menschliche Nahrung aus anderen Stoffen herstellen" könnte. Ich gebe zu, daß „Zweifel an der Lösung dieses Problems zur Zeit wohl noch gestattet" sind, — aber eben nur zur Zeit, vielmehr ist eigentlich ein Zweifel daran, daß es später einmal dazu kommen wird, nicht gestattet. Mag es auch Zukunftsmusik sein, sogar recht ferne, — ganz wird man es nicht von der Hand weisen können, was der Botaniker Ferd. Cohn in seiner auf der letzten Naturforscherversammlung zu Berlin gehaltenen Rede „Lebensfragen" sehnsuchtsvoll darüber ausspricht. „An dem Tage, wo es der Chemie gelingen wird, was die einfachsten Algen und Meerpflänzchen verstehen, aus Kohlensäure und Wasser Stärkemehl darzustellen, wird auch die Brotfrage .... gelöst sein. So lange wir auf den Anbau der Getreidegräser angewiesen sind, vermag eine bestimmte Bodenfläche nur eine bestimmte Anzahl Menschen zu ernähren; Kohlensäure und Wasser aber sind überall genug vorhanden, um für eine unendliche Volksmenge Brot zu schaffen, und da ohne Zweifel, wenn erst die künstliche Darstellung der Kohlenhydrate gelungen, ein viel kleinerer Schritt erforderlich ist, um aus ihnen in Verbindung mit Stickstoff Eiweiß zu erzeugen, so wird es dann auch leicht sein, Milch und Fleisch künstlich zu fabriciren ..." Der gelehrte Botaniker glaubt sogar, daß damit „alle Nahrungssorge, aller Kampf um's Dasein mit einem Schlage beseitigt sein werde," aber auch wer nicht so phantastische Hoffnungen hegt, wird zugestehen, daß die Möglichkeit, auch weit größere Volksmengen als gegenwärtig zu ernähren, nach unseren heutigen Kenntnissen bereits vollkommen begriffen werden kann.

Mir scheint also dafür gesorgt, daß auch auf diesem Gebiete die Bäume nicht in den Himmel wachsen werden, und daß wir heutzutage noch keine Veranlassung haben, einer etwaigen künftigen „Uebervölkerung", gegen welche das Bischen Colonialpolitik wahrlich nicht lange schützen würde, entgegenzuarbeiten. Sollte sie einmal kommen — jedenfalls weit, weit, weit später, als Ihr Herr Mitarbeiter, und auch als das „Gesetz" von Malthus annimmt, dessen mathematische Antithese durch Nichts bewiesen ist —, so mag sich in jenen späten Jahrtausenden die Menschheit, die sicherlich damals viel illustrer und kenntnißreicher geworden sein wird, selber helfen. Dann bleibt es immer noch möglich, statt des rohen Kampfes um das Leben ihm durch weise prophylaktische Gesetzesmaßregeln vorzubeugen, — wie es auch heute schon Viele gibt, die ein Eheverbot für alle Schwindsüchtigen und ein Ehehinderniß für alle wirthschaftlich Schwachen wünschen oder befürworten.

Posen, im December 1886. Dr. med. Landsberger.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Inserate.

Soeben erschien und ist durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Der Führer durch den Concertsaal

von **Herm. Kretzschmar.**

I. Band (Sinfonien und Suiten).

19 Bog. mit über 400 in den Text gedruckten Notenbeispielen. ℳ 3.—

Das Werk erläutert im geschichtlichen Zusammenhang alle auf dem Repertoir befindlichen Tonwerke alter und neuer Zeit. Es wird den Concertbesuchern vor wie nach den Aufführungen nützliche Dienste erweisen. **Band II** (Vocalmusik) und **Bd. III** (Ouvertüren, Concerte etc.) sind in Vorbereitung.

Leipzig. **G. A. Liebeskind.**

Antiquarkataloge gratis und franco.

Katalog I. Schriften zur Geschichte Berlins, Brandenburgs, Ost- u. Westpreussens, von und über Friedrich den Grossen.
Katalog II. Genealogie und Heraldik, Geschichte, Kunst.
Katalog III. Numismatik.
Katalog IV. Werthvolle Werke aus allen Wissenschaften.

Berlin W., Mohrenstr. 63/64.
Rosenstein & Hildesheimer,
Buchhandlung und Antiquariat.

Soeben erschien:

Was will das werden?

Roman in 9 Büchern
von
Friedrich Spielhagen.

3 Bände, brosch. ℳ 15.—, eleg. geb. ℳ 18.—

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Arthur Schopenhauer's

Die Welt als Wille und Vorstellung

— Sechste Auflage —

erscheint soeben zum ersten male in einer wohlfeilen Ausgabe, in 12 Lieferungen à 1 M.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in den Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Entwickelung.

Eine sozialphilosophische Darstellung
von
Leopold Jacoby.
Zweite Auflage.

I. Theil 2 ℳ 50 ₰. II. Theil 3 ℳ.

Zürich 1886.
Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Tanagrafiguren.

Den Originalen der Museen von Berlin, London, Paris und St. Petersburg in bemalter Terracotta auf das Getreueste nachgebildet.

„Sie sind Weihnachtsgeschenke im besten Sinne des Wortes, an welche die Mode nicht rührt, weil das Ewig „Schöne über ihr steht."
G. Ebers.

Illustr. Cataloge gratis u. franco.

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstr.

In **E. Pierson's** Verlag in **Dresden** u. **Leipzig** erschienen soeben nachstehende gediegene belletristische Neuigkeiten:

Eine Stimme. Roman von **August Becker.** 3 Bde. 10 ℳ. eleg. geb. 12 ℳ.
Souverän. Roman von **A. v. d. Elbe.** 3 1/2 ℳ. eleg. geb. 4 1/2 ℳ.
Potpourri. Gesammelte Novellen von **Nataly von Eschstruth.** 3 1/2 ℳ. eleg. geb. 4 1/2 ℳ.
Der Spion. Historischer Roman aus dem heutigen Rußland von **Julius Große.** 6 ℳ. eleg. geb. 7 ℳ.
Über den Wolken und andre Novellen von **Otto Roquette.** 5 ℳ. eleg. geb. 6 ℳ.
Alte Gefährten. Zwei Novellen von **Clara von Sydow.** 6 ℳ. eleg. geb. 7 ℳ.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Schmidt, Alex.. Shakespeare-Lexicon. A complete dictionary of all the english words, phrases and constructions in the works of the poet. Second edition. **2 Vols.** Mk. 24.—, geb. Mk. 29.—

Neuigkeiten für die Jugend aus K. Thienemann's Verlag in Stuttgart.

Das Buch der Jugend. Ein Jahrbuch der Unterhaltung u. Belehrung für unsere Knaben.

Mit Beiträgen von Marinepfarrer **Heims**, Dr. **K. May**, Dr. **M. Wildermann**, Prof. Dr. **Koch**, Hof-Gartendirektor **Jäger**, **Karl H. Fitz**, Dr. **A. Weilbrecht**, **J. Infresne**, **E. Fischer**, **Alex. Ortleb** u. a.
400 S. Text mit 300 Illustrationen und vielen farbigen Bildern, eleg. geb. Preis ℳ 6.50.

Ulli, Geschichte eines unerzogenen Mädchens von **Emma Biller.** In elegantem Leinwandband ℳ 4.—
Für unsere Backfische können wir uns keine anziehendere Lectüre wünschen als „Ulli", ein Buch, das mit echt weiblichem Takt und tiefer Kenntnis das eigenartige Leben und Weben, welches ein Mädchenherz durchflutet, künstlerisch darstellt. Eine fesselnde kleine Welt: Die Leiden und Freuden des kleinen wilden Trotzkopfs, das Sichaufbäumen gegen den Zwang großstädtischer Sitte, die Kämpfe und Leiden in der Pension und in der Fremde, endlich die Klärung und die Entwicklung des groß angelegten Charakters.

Prinz Eugen, der edle Ritter u. seine Heldenthaten. Nach geschichtl. Quellen bearb. von **Otto Hoffmann.** 170 Seiten Text u. 4 Farbenbilder. ℳ 3.—

Richard Löwenherz, nach Scott's Roman Ivanhoe bearb. von **Max Barack.** 184 S. Text u. 4 prächt. Farbenbilder. ℳ 3.—

Deutscher Kalender.
30 Originalzeichnungen von **Emil Doepler d. J.** und einleitender Text von
Julius Wolff.
Preis 1 Mark. Preis 1 Mark.

Verlag von **Reinhold Kühn** in Berlin W., Leipziger Str. 115.

Sechsmal prämiirt mit ersten Preisen
Violinen
sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Tua** u. v. a. Ausf. Preiscour. werden gratis frc. zugesandt.
Gebrüder Wolff,
Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

Soeben erschien:
Dante Alighieri
der
Dichter der göttlichen Komödie.
Ein Lebensbild
von
J. Sander,
Regierungs- und Schulrat.
Mit Dantes Brustbild nach Giotto.
Zweite, erweiterte Auflage.
Elegant gebunden 5 ℳ 50 ₰.

Schillers
Jungfrau von Orleans
neu erklärt von
Dr. **Georg Friedrich Eysell,**
Königl. Gymnasialdirektor a. D.
Elegant gebunden 4 ℳ.
Verlag von **Carl Meyer (Gustav Prior)** in Hannover.

☛ Soeben erschien im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in **Erfurt** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Von der roten Erde.
Westfälische Dorfgeschichten und andere Erzählungen
von
Otto Weddigen.
Preis elegant broschiert 3 Mark.
Der durch seine Dichtungen schon in weiteren Kreisen bekannte Verfasser bietet in seinem vorliegenden neuesten Werke eine Sammlung trefflicher Erzählungen, die nicht verfehlen wird, das Interesse jedes Freundes der „roten Erde" zu erregen und sich recht sehr als **passendes Weihnachtsgeschenk** eignen dürfte.

Eduard Kühl's Verlag in Bautzen.
Soeben erschien:
Dämmerstunden.
Gedichte von **Clemens Drache.**
Eleg. brochirt 1 ℳ 50 ₰. Eleg. geb. 2 ℳ 40 ₰.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XXX. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

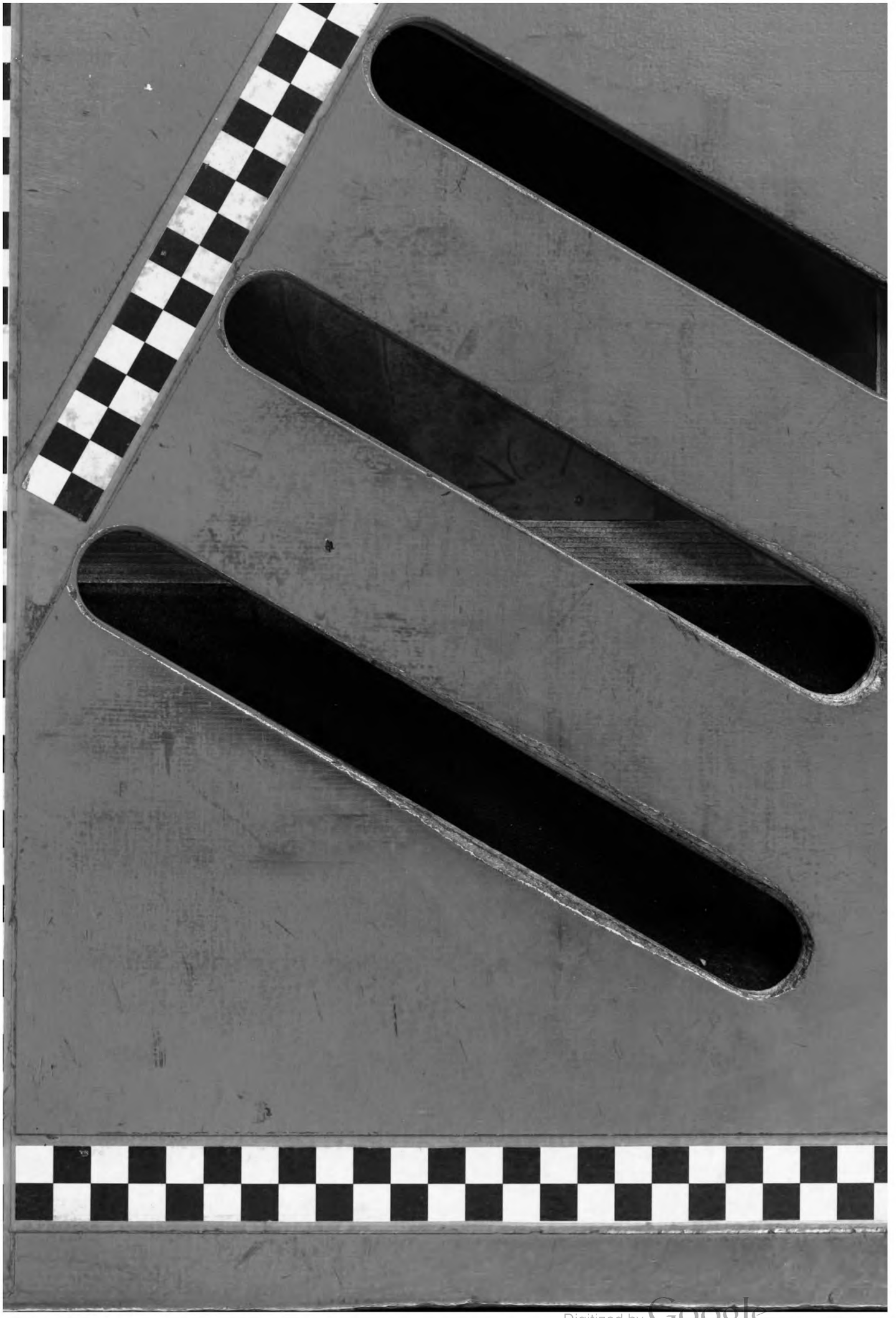
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google